Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Erſter Band.

Regina.

Zweite, verbeſſerte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1854.

Regina.

Eine Novelle

von

Heinrich Koenig.

Zweite, verbeſſerte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1854.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Es iſt eine eigens gemiſchte Stimmung, in der ich meine „Geſammelten Schriften“ hiermit ankündige. Mitten nämlich in der Ausarbeitung eines neuen Romans, der die nächſten Bände dieſer Sammlung bilden ſoll, begriffen, finde ich mich, ſo zu ſagen, beim Tagewerke des Ausſtellens durch die Beſchäftigung mit vergangenen Ernten unterbrochen, und das Frohgefühl über geborgene Garben miſcht ſich unter die Erwartungen arbeitſamer Morgen, die über den wachſenden Halmen aufgehen, und nachdenklicher Abende, die auf den ſproſſenden Aehren entſchlummern. Und ebenſo eigens verbinden ſich Gegenwart und Vergangenheit in der vorliegenden Novelle, die den Anfang der Sammlung macht; indem ſie in der neuen Auflage zu denſelben Frühlingstagen wiedererſcheint, in denen ſie ſelber ſpielt, und vor zwölf Jahren aus verwandten Empfindungen, wie ſie in ihr athmen, niedergeſchrieben wurde.

Möge ſich mit dem Wiedererſcheinen dieſer Herzensgeſchichte auch die Gunſt der Leſer erneuern, mit welcher ſie zum erſten mal aufgenommen wurde! Nur im Vertrauen auf ſolche Gunſt habe ich mich zu einer Sammlung meiner Schriften entſchloſſen, bei welcher begreiflicherweiſe mehr auf die Zukunft fortdauernder, wachſender Theilnahme, als auf das augenblickliche Bedürfniß einer neuen Auflage gerechnet wird. Das Bewußtſein Deſſen, was ich mit meinen Schriften gewollt und wonach ich mit Ernſt getrachtet, würde mir zu einem ſolchen Unternehmen nicht zureichend erſchienen ſein. Allerdings galt es mir, ich darf es ſagen, um Höheres, als müßigen Leſern über langweilige Stunden hinauszuhelfen; ſo viel beſſere Geſchäfte auch gerade mit ſolcher Gefälligkeit gemacht werden können. Vielmehr habe ich mir allezeit gern vor Augen gehalten, was Tieck mit den treffenden Worten bezeichnet: „Das feſte Beſtehen auf Wahrheit und Natur, die Freude am großartigen Scherze, die Freiheit der Geſinnung, die ſich keinen Convenienzen beugt, ein geläutertes Gefühl, das ſich durch keinen Schwulſt blenden läßt, dies, mit einem ernſten Streben zu einer echten und tiefſinnigen Kunſt, iſt, in höchſter Bedeutung aufgefaßt, unſere wahre deutſche Natur."

Einem ſo hochgeſteckten Ziele kommt natürlich der Einzelne nur nach dem Maß der ihm verliehenen Kraft und Ausdauer mehr oder weniger nahe. Ich ſelbſt habe mich auf dem mühſamen Wege der Selbſtzurechtfindung, der mir durch Lebensverhältniſſe beſtimmt war, wenigſtens in der Richtung nach demſelben zu halten geſucht, und ſeit Heinrich Laube's Trompetenſtoß vom 11. Juli 1833 zum erſten Auftreten meiner Schrift „Hohe Braut" (a flourish, enter the King, wie es in den

Shakſpeare'ſchen Dramen heißt) haben die öffentlichen Stimmen der Kritik mir vielfach erfreuliche Beweiſe ihrer Anerkennung meines Beſtrebens gegeben. Und, was ich dabei beſonders in Anſchlag bringen darf, ſo waren es in der Regel die Stimmen der Jüngern, die nicht einem Altersgenoſſen, ſondern dem Sohn einer frühern Generation die Zufriedenheit erweckten, daß er im friſchen Schritt der Gegenwart marſchire, und obgleich ein Aelterer, auf einſamen Wegen Verſpäteter, doch nicht danach ausſehe, den Nachzüglern der ſtrebenden Zeit zuzufallen.

Und nun ich daran gehe, meine Schriften zu ſammeln und für Altes und Neues die Gunſt und Theilnahme der Zukunft zu erwarten: ſoll ich es mir nicht zur Aufmunterung dienen laſſen, daß ſogar die dritte und jüngſte Generation mich in erſter Reihe — wie ſie ſagen — mit ſich fortführt oder freundlich auf ihren Lanzen trägt? Ich beziehe mich hierbei auf eine mit umfaſſender Kenntniß, mit Kritik und Geiſt geſchriebene Abhandlung: „Der neue deutſche Roman", im neunten Bande des von F. A. Brockhaus herausgegebenen encyklopädiſchen Werkes: „Die Gegenwart", woſelbſt auch meine bisherigen Productionen ihrer Stellung und ihrem Gehalte nach charakteriſirt ſind; gedenke hier aber dieſes Artikels von einem, mir nur ſeinem ausgezeichneten Namen nach bekannten Verfaſſer blos des Umſtandes wegen, daß gerade das Rühmlichſte, was noch von meinen Sachen im Ganzen geſagt worden, von einem unſerer Jüngſten herrührt.

Am Ende aber bringt doch ein Autor auch die beifälligſten Stimmen der öffentlichen Kritik weniger um ſeiner Selbſtbefriedigung willen, als dafür in Anſchlag, daß Urtheile der Kenner vor allem auf das leſende Publicum wirken und ſchätzbaren Schriften eine Theilnahme erwecken ſollen. Auch in dieſer Hinſicht darf ich bekennen, daß mir von Wohlwollen des Publicums für meine Schriften und ſelbſt für meine Perſon die erfreulichſten Beweiſe von Zeit zu Zeit zugekommen ſind. Bin ich nun aber auch nicht ſo glücklich geweſen, daß meine Romane und Novellen zu den verbreitetſten gehören, ſo läßt doch auch der Umſtand, daß dieſelben ſich mehr in einem höhern, gebildetern Kreiſe von Leſern halten ſollen, wie man ſagt, für eine Sammlung dieſer Schriften die gute Erwartung übrig, daß die zuwachſende Bildung der Zeit auch den Kreis der Theilnehmenden erweitern werde; wenn freilich auch in anderm Betracht Autor und Verleger weniger bei Dem gewinnen, wonach man reichen muß, als was der fahrigen Menge zwiſchen die Füße fällt.

Zu den Beweiſen von Theilnahme rechne ich auch, daß mehre meiner Schriften wiederholt aufgelegt worden ſind und andern dies bevorſteht. „Regina“ ſelbſt, die an die Spitze der„ Geſammelten Schriften“ tritt, erſcheint in neuer Geſtalt. Durch Dasjenige, was ſich an ihr verjüngt und theilweiſe umgewandelt leicht entdecken läßt, will ſie zugleich nachweiſen, wie Ernſt es dem Verfaſſer iſt, ſeinen hochgeſchätzten Leſern immer Vollendeteres darzubieten. Indem aber „Regina“ in ihrer Verjüngung auf neues Glück ausgeht, wird man ihr nicht verargen, wenn ſie ſich etwas auf Das weiß, was ſie von alter Gunſt hinter ſich hat. Zu den angenehmſten Erinnerungen aus der Zeit ihres erſten Erſcheinens gehört für mich die briefliche Aeußerung eines hochverehrten und in jeder Hinſicht competenten Mannes über den erſten Eindruck, den die Novelle auf ihn gemacht hatte. Nach mehr als zehn Jahren wird es weder gegen den Brieferlaſſer noch für den Empfänger indiscret erſcheinen, wenn die betreffenden Zeilen hier mitgetheilt werden, um Denjenigen, denen das Büchlein *neu* begegnet, ein freundliches Vertrauen zu demſelben zu erwecken.

Varnhagen von Enſe ſchrieb aus Berlin unterm 2. December 1842:

— — — — — — „Laſſen Sie mich alſo nur kurz ſagen, daß ſeit langer Zeit kein Buch mich ſo bewegt, gereizt und feſtgehalten hat, wie dieſes! Ich hätte immer ſo weiter leſen mögen, durch die von Ihnen geſchilderte und aufgeſchloſſene Welt immer ſo weiter wandern, zahlreiche Bände hindurch; mir war wohl zu Muthe, während ich las; der Lebenskreis, in den Sie mich geführt, hatte mich ganz aufgenommen. Gleich auf den erſten Seiten wehte mich ein Hauch der Wirklichkeit ſchauerlich an, ich fühlte lebendigen Boden, ſah durch die Dichtung den thatſächlichen Grund. Sie ſind immer am glücklichſten in Behandlung des von Ihnen Erlebten, des Ihnen Nächſten und Bekannteſten geweſen; aber dies mal, dünkt mich, haben Sie das Höchſte geleiſtet. Wunderbar haben Sie dieſen Stoff verarbeitet, die Folge der Scenen, Sie dieſen Stoff verarbeitet, die Folge der Scenen, die Geſtaltung der Perſonen, ihre Sprechweiſe und Coſtümirung, Alles iſt vortrefflich, mit keckem Wurf und mit beſonnenem Maß. Was Ihnen am eigenſten iſt, nach meiner Meinung, iſt die ſinnvolle Verflechtung des Aeußern und Innern, die glückliche Art, wie Sie dem Bilde und Gleichniſſe einen Gedankengehalt zu tragen geben, wie Sie für dieſen jenes finden. Die Lebensbewegung in Ihrer Novelle iſt meiſterhaft; aber höher noch als dieſes poetiſche Verdienſt muß ich die Weltbetrachtung ſchätzen, den ethiſchen, religiöſen, pſychologiſchen Kern, die zwiſchen jenem Aeußern durchblicken. Genug, ich bin entzückt und von Dank für Ihre herrliche Gabe durchdrungen. Und es Ihnen zu ſagen, Ihnen herzlich die Hand dafür zu drücken, iſt mir dringendes Bedürfniß!“ u. ſ. w.

Die ſo gedrückte, ſo geſegnete Hand ſei hiermit allen freundlichen Leſern dargeboten!

Hanau, im März 1854.

Heinrich Koenig.

I.

Liebe.

Gevatter Auguſtin.

Ein deutſcher April pflegt ſelten anders als launenhaft zu ſein; nur iſt es einer auf liebenswürdigere Weiſe als der andere. So mitten zwiſchen Winter und Sommer, für die Einflüſſe beider empfänglich, gefällt ſich dieſer Monat im Wechſel der Stimmung und zuweilen am trübſeligen Witze, Schneeflocken unter die Obſtblüten zu miſchen. Anmuthiger und wahrhaft reizend kann er ſein, wenn er mit Sprühregen die grünen Thäler und mit Sonnenſchimmern die duftigen Höhen zu gleicher Zeit durchſtreift.

Aehnliche ſanfte und fruchtbare Stimmungswechſel machen auch einzelne Menſchen intereſſant, — geniale, die zugleich kränklich ſind. Solch' Einer war der junge Arzt Auguſtin, der nicht weit vom Thomasthore der reichen Handelsſtadt in der neuen Straße, die nach dem Kai hinabzog, den Gartenbau eines anſehnlichen Vorderhauſes bewohnte. Auguſtin war in dem Alter Ausgangs der Zwanzige. Die Erinnerungen und die Erſchöpfungen einer etwas wild durchlebten Frühjugend vertrugen ſich nicht immer mit dem Ernſt und der Anſtrengung einer ausgebreiteten Berufsthätigkeit, die der junge Mann jetzt gefaßt hatte. Dieſer Widerſtreit ſeines Strebens mit ſeiner Vergangenheit machte ihn bei ſonſt edler Geſinnung und hoher Geiſtesbildung ſehr reizbar. Seine Stimmungen wechſelten wie Aprillaunen; doch ſo, daß der Trübſinn nicht ſelten die Oberhand behielt. Aber auch in anderm Sinne war Auguſtin ein Aprilmenſch: er war in der erſten Woche dieſes Monats geboren, und der April, der ihn gebracht hatte, ſchien ihm etwas von ſeinen Launen als Pathengeſchenk eingeknüpft zu haben.

Heut, zum erſten mal dieſes Tages uneingedenk, war Auguſtin in der Frühe zu ſeinen zahlreichen Kranken ausgefahren, und lag jetzt, müde von dieſen Beſuchen, ſchlank und ſchmächtig auf das Sopha hingeſtreckt. Er athmete kurz und ſeine Hand ſpielte auf dem Tiſche mit einer alten Piſtole, oder es regten ſich vielmehr nur, wie von träumeriſchem Zucken der Nerven, ſeine zarten Finger über dem Piſtolenſchloß. Doch ſchlummerte er nicht, ſondern hielt das vergeiſtigte Geſicht nach dem offenen Fenſter gerichtet, das beinahe bis auf den Boden des Zimmers herabging. Sein großes dunkles Auge folgte bald den leiſen Bewegungen der ſeidenen Vorhänge, in denen der laue Wind ſpielte, bald blitzte es hinaus nach den Obſtbäumen des Hausgartens und nach den Lindenbäumen auf dem Wall, durch deren Zweige der Spiegel des Stroms heraufſchimmerte. Die ſchöne Stirn voll ſchwärmeriſcher Gedanken glänzte unter dem zurückgeſchlagenen, üppig gelockten ſchwarzen Haare.

Einige mal öffnete ſich hinter ihm die angelehnte Thür des Seitenzimmers, und ein Schelmengeſicht ſchielte herein. Es war Friedrich, der Bediente. Er ſchnitt Fratzen nach ſeinem daliegenden Herrn, wagte aber nicht, ihn anzurufen, wiewol er offenbar etwas zu melden hatte. Bald darauf klopfte es vom Hausgange her an die Thür. Auguſtin wendete ruhig den Blick dahin, ohne herein zu rufen. Eine hübſche junge Frau in bürgerlichem Anzuge öffnete leiſe und eilte lächelnd mit einem etwa fünfjährigen Knaben herein.

Ha! ihr ſeid's? rief der Ruhende, ohne aufzuſtehen, höchſt freundlich. Die ganze Familie! Es iſt alſo Niemand krank von euch. Und was will denn das geſunde Pack ſo früh beim Doctor und — ſo geputzt?

Die junge Frau ſtieß lächelnd und erröthend ihren Kleinen an, der aus Befangenheit nicht vortreten wollte. Sie flüſterte ihm in's Ohr und zog ihm die Hand vom Rücken weg, mit welcher das Kind einen mit Frühlingsblumen durchflochtenen Lorberkranz an ſich hielt.

Ach, mein Geburtstag! ſeufzte der junge Mann, indem er ſich jetzt zum Sitzen aufrichtete. Ein feuchter Blick fiel in das Lächeln des Mundes, als ob die Aprillaune, die eben im Freien draußen Regen und Sonnenſchein miſchte, auch im Antlitze Auguſtin's widerſchimmern wollte.

So komm' denn her, Auguſtin! rief er dem Kinde herzlich zu. Nicht wahr, die Mutter hat dir ein Verschen eingetrichtert, und du haſt es vergeſſen? Gib mir wenigſtens eine Patſchhand und einen rechten Bubenkuß!

Nein! hielt ihn die Mutter zurück. Wie heißt es? Nun, einfältiger Junge? Eben hat er's drüben noch ganz freimüthig geſagt. Nun?

Aber der Arzt winkte dem Kinde, und es ſprang mit vorgeſtrecktem Kranze auf ihn zu, indem es ſehr ernſthaft ſagte: Da, lieber Pathe, ich gratulire dir einen ſchönen Kranz zum Geburtstag!

So iſt's recht! So kommt es aus dir ſelbſt heraus! lachte der Arzt, herzte das Kind und nahm es auf ſein Knie. Dann reichte er mit liebevollem Blicke der jungen Frau die Hand, und wollte ſie neben ſich auf das Sopha ziehen. — Das mußt du nie, Thereſe, ſagte er, dem Kinde Verslein einbläuen. Mach' ihm begreiflich, um was es gilt und was er ſoll: dann überlaß ihm ſelbſt die Worte, oder hilf ihm drauf. So kommen die Kindergedanken, wie die Frühlingsblumen, aus ihren eigenen Stielen gewachſen. Nun ſetze dich doch! Erſt aber hole mir aus dem Schränkchen den Teller und dort die Flaſche mit der Aufſchrift.

Die hübſche Frau ſchien hier einigermaßen zu Hauſe zu ſein. Sie holte die Flaſche Malaga, die noch verſiegelt unter angebrochenen und geleerten Flaſchen ſtand, und brachte den Porzellanteller mit Marzipan, Lebkuchen und Zuckerwerk. Auguſtin ſchenkte ihr ein Glas ein, und fragte den Kleinen, deſſen Augen auf die Süßigkeiten brannten: Willſt du davon, Burſche?

Der Knabe nickte und erröthete.

Willſt Du aber auch hübſch einnehmen, wenn dir der Doctor Bitteres verſchreibt?

Ja, lieber Pathe, das nehm' ich Alles, — ſo ein Glas voll!

Er ſtreckte ſein Aermchen zum Zeichen der Größe des Glaſes, und biß dann wacker in den Honigkuchen.

Auguſtin ſtieß mit dem Mütterchen an, und trat dann, das Kind auf dem Arme, vor den großen Spiegel. — Nein, ſagte er nach einer Weile, der Mund iſt doch anders, viel edler, ganz wie der deine, Thereſe; nur ohne dein ſchmerzliches Lächeln. Blos Stirn und Auge. Je nun, ſetzte er bitter hinzu — wie ſich Brüder gleichen! Ach meine gute Mutter —! Sie kommt doch manchmal noch zu dir, Thereſe?

Ach ſie iſt gut und großmüthig! flüſterte dieſe in brennender Rührung. Sie hat dem armen, wilden Mädchen vergeben, und ich denke — auch Ihrem Vater, Auguſtin.

Dann iſt es gut! verſetzte er. Vergib, daß ich immer wieder auf dieſe alten Geſchichten komme. Es iſt genug! Die Leute mögen immerhin reden. Es iſt doch immer noch beſſer, ſie halten mich für den Vater — des lieben Jungen, als daß ſie den rechten Vater kennen.

Er küßte den Kleinen recht zärtlich, und ſagte dann halblaut: Schade, daß ich den Buben nicht groß werden ſehe!

Ach lieber Herr Doctor! rief Thereſe ängſtlich. Warum ſollten Sie denn das nicht? Das iſt ja meine einzige Hoffnung im Leben. Er ſoll ein Arzt werden wie Sie, — ſo ein Menſchenengel, ſo ein Segen der Armen! Wenn auch nur ein Wundarzt! Warum wollten Sie ihn denn nicht groß werden ſehen?

Weil heute mein letzter Geburtstag iſt, flüſterte er, und ſchob die Piſtole von ſich.

Die junge Frau ward leichenblaß, und ſprang mit einem Schrei auf. Das erſchrockene Kind weinte. Sie beruhigte es und blickte dabei mit ihren braunen Augen voll Licht und Geſundheit in die bleichen Züge des Arztes, als wollte ſie ſeine Meinung erforſchen, oder auch als begreife ſie ſolche mit Leid.

Er fuhr mit ſeiner zarten weißen Hand über ihr ſchmerzlich bewegtes Geſicht und lispelte ihr zu: Sei ſtill, davon, Thereſe, und ſag' es Niemanden! — Und im Tone des Arztes ſetzte er hinzu: Laß das Kind in deinem ſonnigen Blumen- und Gemüsgarten nur recht umherlaufen, den lieben langen Tag. Der Burſche iſt ein wenig zärtlich ausgefallen. Waſche und bade ihn tüchtig kalt; ſeine feine Haut iſt reizbar. Wenn er nur dem ſchurkiſchen Scharlachfieber entgeht. Das iſt doch für die Kinder, was die Peſt für die Völker — ein verhängnißvolles Uebel. Und wir haben ja da ein verhängnißvolles Kind! Ein Kind verwilderten, ruchloſen Frevels an der Unſchuld! ſetzte er in Gedanken hinzu, während er des Knaben Stirn und Locken ſtreichelte.

O er ſoll gedeihen, wie mein Blumenkohl, wie meine Zuckererbſen! rief Thereſe gerührt und mit feuchtem Blicke. Ihr Vater, mein lieber Doctor, — oder, heut darf ich Sie auch wieder einmal Auguſtin nennen wie ſonſt, wenn Sie, ein kecker Student, mit mir, dem Kinde des Gärtners, Ihre Poſſen trieben. So haben Sie ſich meiner auch ſpäterhin ſtets angenommen; haben mir — den armen Buben aus der Taufe gehoben und Ihre Mutter dazu vermocht, mich in die Gärtnerei zu ſetzen, die mich ſo ſchön ernährt. Der Himmel ſegnet die Wohlthaten Ihrer Familie, und das Kind wird grünen, wie mein Geſchäft. Ihr Vater —

Sprich heute nicht von meinem Vater! fiel Auguſtin finſter ein. Der Geburtstag erinnert mich ſchon genug an ihn. Sprich von meiner Mutter, von meiner Schweſter: Dieſe ſchaffen Gedeihen, wo meines Vaters Geiſt wie Wüſtenhauch zerſtörte.

Seit Thereſens Aufſchrei hatte der Bediente verſchiedene mal durch die nur angelehnte Thür mit einem Auge hereingeſchielt. Auguſtin, der es gegenüber im großen Spiegel bemerkt hatte, ließ jetzt das Kind vom Knie gleiten, faßte langſam die Flaſche Malaga am Hals, und ſchleuderte ſie raſch und heftig nach dem Lauſchenden. Zum Glück brach ſie ſich praſſelnd an der Thürkante, ohne den Menſchen zu treffen, der ſonſt übel weggekommen wäre. Das Kind lief ängſtlich zu der Mutter, und dieſe ſah den Arzt betroffen an.

Der Schurke! ſagte Auguſtin entrüſtet. Du haſt es nicht bemerkt, wie höhniſch er horchte. Ich muß mir den Menſchen vom Halſe ſchaffen. Er bedient mich ſchlecht, und reſpectirt mich ſchlecht. Er wird nie begreifen, daß ich der Alte nicht mehr bin. Er dürfte mich hundert mal nach der Kirche gehen ſehen, und würde jedes mal nachſchielen, welches luſtige Haus ich wol beſuchte.

Thereſe ſchwieg verlegen und nachdenklich. Während deſſen trat Friedrich ziemlich barſch herein. — Sie thun mir ſehr Unrecht, Herr Doctor! ſagte er. Ich wollte nur zuſehen, ob ich Ihnen jetzt das Briefchen da, von der Sängerin Fanny, abgeben dürfte. Sie hat's vorhin geſchickt. Sie wiſſen ja — die Fanny an der Liebfrauenkirche, — zu der man den Kirchenweg geht.

Er ſagte dieſe letzten Worte mit ſehr bezüglichem Tone, an der Thür, durch die er mit boshaftem Lächeln ſchnell entſchlüpfte.

Auguſtin betrachtete ſtumm das hingelegte Briefchen, das ſich durch eine weiche Einlage zu einem länglichen Kißchen aufbauſchte. Zwiſchen der roſenfarbenen Verzierung des Couverts erkannte er wirklich an ſeiner Adreſſe Fanny's kritzliche Handſchrift. Träumeriſch ſah er das niedliche Päckchen an, das ſo reizend da lag, und ihn doch ſo wenig anzulocken ſchien. Mit weit vorgeſtrecktem Zeigefinger wälzte er es um. Ein zierliches Siegelblättchen ſchloß aufgeklebt den Brief, — auf himmelblauem Grunde das Bild eines Windhundes mit einem Brief im Maul und der Umſchrift: Reviens vite!

Reviens vite! ſeufzte Auguſtin laut. An ſeiner Stimme beſann er ſich auf Thereſe, und reichte ihr, aus ſeiner Zerſtreuung ſich herauslächelnd, die Hand zum Abſchied. Er dankte ihr ſehr herzlich für ihren Beſuch, hob den Kleinen noch ein mal auf, ihn zu küſſen, und ſchenkte ihm aus der Weſtentaſche einen Friedrichsdor mit den Worten: Da haſt du auch eine Piſtole, du Held, der vorhin gleich zum Mütterchen lief! — Hüte mir ja den zarten Jungen, und verzärtle ihn nicht noch mehr! ſetzte er gegen Thereſen hinzu.

Nun allein, öffnete er das Päckchen. Eine geſchmackvolle ſeidene Börſe enthüllte ſich aus einem darum geſchlagenen Roſablättchen. Er las:

„Heute, mein treuloſer Freund, erhältſt du einen Glückwunſch zum Geburtstage von meinen Fingern. Sonſt hatteſt du ihn wärmer von meinem Munde. Mit Lippen und Kehle kann ich aber mehr ausrichten als mit Feder und Nadel. Aber was du dir nicht holſt, kann ich nicht ſchicken. Ich wollte ſchon krank werden, und den Doctor Auguſtin rufen laſſen; aber man darf bei Leibe nicht freveln. Gebrauche wenigſtens mir zu Liebe das Beutelchen. Dein Geld in bloßer Taſche — huſch da flattert's hin! Schließ' es hinter dieſe goldenen Ringe; bis du dieſe zuſammenziehſt, und Gold oder Münze vorſchüttelſt, kannſt du erſt überlegen, ob ſich dein gutes Herz nicht übereile. Dies Herz konnte ich nicht feſſeln, und will wenigſtens deine oft verſchwenderiſchen Finger an goldene Ringe gelegt wiſſen. Lebe wohl, treuloſer Haushammel!

Ewig die alte Fanny.

N. S. Ueber das flatternde Geld fällt mir dein Lieblingslied ein. Wer ſingt dir denn jetzt: «Flattre, flattre, kleiner Vogel?» — Wenn du das Siegel betrachteſt, — das Windhündchen bin ich nicht; denn meinem Kummer zum Trotz werde ich alle Tage corpulenter; aber in der Ueberſchrift lies meinen Seelenwunſch."

Auguſtin betrachtete mit zunehmendem Wohlgefallen die feingehäkelte Börſe. Er hatte Fanny niemals bei einer weiblichen Arbeit getroffen, und verwunderte ſich über ihre Geſchicklichkeit. Der Gedanke, ſie habe doch wol die Börſe machen laſſen, ſtörte ihn nicht, ebenſo wenig als das Räthſel, warum ſie ihn jetzt anzulocken ſuche. Er betrachtete nur die Arbeit, und indem er die Ringe hin und her zog, bemerkte er an einem feinen Spalt derſelben, daß ſie ſich öffnen ließen. Die runde Höhlung war mit umflochtenen Haaren ausgefüllt. Er küßte die ihm bekannten blonden Härchen, und ſchloß das niedliche Geheimniß wieder zu. Nun füllte er beide Säckchen der Börſe mit ſeinem Weſtengeld, und ſang, indem er das Geſchenk einſteckte: „Flattre, flattre, kleiner Vogel, tändle durch des Lebens —“ April! Mit dieſem Worte fiel er unter ſchallendem Lachen aus der Melodie.

Aus der Bundeslade.

Da ging leiſe die Thür auf. Eine hohe, volle Mädchengeſtalt trat herein und eilte in ſeine Arme. Sie hielt ihn ſtumm, ſie küßte ihn mit Thränen auf die Stirn.

Helene! rief er, beſte Helene! Schweſterherz! Allen Dank der Welt, liebevolle Seele!

Helene entzog ſich dem ſtürmiſchen Gefühle des Bruders, um an der Stubenthür dem Dienſtmädchen einen Korb abzunehmen, den ſie dann mit erwartungsvollem Lächeln öffnete. Mein Angebinde! ſagte ſie, und zog — leinene und wollene Windeln, Wickelſchnüre, Hemdchen, Strümpfchen, Häubchen, Jäckchen, wollene Röckchen, baumwollene Halstüchlein und dergleichen Kinderſachen, ſo einfach wie ſauber, Stück vor Stück hervor.

Ach Gott, Helene! O mein Gott, Helene! ſeufzte und lachte abwechſelnd der Bruder; indem er mit gefalteten Händen die Sächelchen aus dem Deckelkorbe hüpfen ſah.

Ich wußte nicht, was ich dir Liebes ſchenken ſollte, ſagte Helene. Du haſt das Nöthige und machſt dir aus dem Ueberflüſſigen nichts. Da bringe ich dir denn, was wir Sonnabends im Kränzchen zuſammengeſchneidert haben, und du ſo gern verſchenkſt.

Lumpen für mein Lumpenvolk! jubelte der Arzt, und umarmte die Schweſter. Nun ſei Gott gedankt, daß doch die armen Würmer nackt geboren werden! Wie oft hab' ich's beklagt. Aber nun — meine Helene kleidet ſie! Kommt, ihr nacktes Geſindel, nur immer an: Da iſt die Hülle und die Fülle! — Sieh', beſte Helene, die Reichen wiſſen nicht, was ſie Alles voraus haben. Kaum regt ſich der geheimnißvolle Sprößling unter dem Mutterherzen, ſo wird das Beſte im Ueberfluß herbeigeſchafft: — zartes, ſchon gebrauchtes Leinen, feiner Flanell, geſtrickte Wickeln, zartwollene Strümpfchen, die Häubchen werden mit theuern Spitzen beſetzt, Trоddelchen angenäht, und der duftende Schrein füllt ſich mit den zarten Hüllen, die der Mutter Hoffnung, des Vaters Ungeduld, die Erwartung der Familie, die Freude der Verwandten abwechſelnd durchwärmt. Was hat dagegen die Taglöhnersfrau? Die Angſt ums tägliche Brot, bis die Angſt der ſchmerzvollen Stunde kömmt, da der arme Säugling auf ein dunkles, kaltes Strohpfühl fällt, und nackt mit Schreien und Zappeln ſich gegen ſeine dunkle Zukunft wehrt. Sieh', dann fallen Deine Geburtstagsgeſchenke vom Himmel nieder; ein ſeliger Mutterblick überſtrahlt und durchſonnt ſie, und der nackte Erdenwurm liegt nun von Engeln bekleidet da und lächelt. Und dieſe Engel ſeid ihr, ihr Sonnabendsjungfrauen, die ihr beim Thee Kinderzeug näht. So läutet Ihr mit wohlthätigen Händen den Sonntag ein! Komm', laß dich für Alle küſſen, die mitgenäht haben, deine Mine, deine Luiſe und Lotte, Deine Agathe und die herzliche Jeanette!

Ungeſtüm umarmte und küßte er Helenen, ſodaß die von Natur ruhige und gelaſſene Schweſter ihn abwehrend warnte, ſich ſo aufzuregen, Alles ſo heftig zu nehmen. — Wir wollten dich nur ſtrafen, ſagte ſie. Wie oft haſt du nicht über uns geſpottet, wenn Sonnabends das Kränzchen bei mir war und wir den Sammelkorb unterm Nähtiſche hatten, unſere Bundeslade, wie Du die Kiſte nannteſt.

Ja doch, ſtraft mich nur, ſchüttet nur eure Bundeslade über mich aus! erwiderte Auguſtin. Dabei legte er die Sachen mit einer Pünktlichkeit zurecht, die ſeltſam genug gegen die Unordnung in ſeinem Zimmer abſtach. Helene entſetzte ſich, als ſie ſich umſah. Da lagen Kleidungsſtücke und Wäſche auf den Stühlen und dem Sopha durcheinander; Staub ſaß auf den ſchönen Mahagonimöbeln; die hübſchen Schmuckſachen auf dem Kaunitz und dem Stufengeſtelle lagen wild durcheinander und hörten auf, ein Schmuck zu ſein. Leere und angebrochene Flaſchen, Gläſer aller Art ſtanden auf den zerſtreuten Schriften und Büchern, und zwiſchen offenen Cigarrenbüchſen und Aſchentellerchen ein Licht, das mit dickem Butz herab brannte.

Ueber das bei Tag brennende Licht und die zertrümmerte Flaſche war die Schweſter am ungehaltenſten. Doch tadelte ſie den Bruder nicht, ſondern rief Friedrich herein und ſchalt ihn nachdrücklich aus.

Was hilft mein Säubern und Putzen? murrte der Bediente. Ich werfe mir keine Flaſche Wein nach dem Kopf!

Sie hieß ihn die Scherben zuſammenleſen und bat den Bruder, ja nicht zu dulden, daß ſo viel Flaſchen ſtehen blieben und Licht am Tage brenne, das ſähe gar zu liederlich aus.

Auguſtin ſah müd' und lächelnd drein, wie unter Helenens Schelten Ordnung um ihn her entſtand. Die Sonne fiel nun auch voll durch das offene Fenſter herein, als ob ſie dies echtweibliche Schaffen verklären wolle. Wie ſich dann aber Helene zu ihm ſetzte und mit einem bittenden Blicke ſeine Hand faßte, verzog ſich ſeine lächelnde Miene. So leitete die Schweſter gewöhnlich ihre betrübenden Anliegen ein. Dies mal war es nur die Einladung ins elterliche Haus zum Mittagstiſche. Auguſtin ſpeiſte nämlich im Gaſthofe.

Ihr wohnt ſo weit draußen! ſagte er mit aller Freundlichkeit. Der lange Kai, die unruhige Brücke, die Strecke der Vorſtadt bis zu euerm Garten — ich habe den Weg ſchon in der Frühe gemacht.

Du haſt ja Wagen und Pferde, erwiderte Helene ſchmeichelnd. Es iſt wahr, der Weg iſt lang und unruhig. Mir iſt er vorhin recht lang geworden; ich war zu Fuß und hatte alle die guten und ſchweren Wünſche für dich, lieber Bruder, und obendrein die Bitte, du möchteſt doch ja kommen — und gern.

Ja doch! warf Auguſtin hin. Wenn mir's nur beſſer ſchmeckte neben dem Vater.

Die Mutter kocht aber heute ſelbſt, damit es dir ſchmecken ſoll!

Sie ſtand auf, eine Thräne wegzuwiſchen, und ſah durch das Fenſter in den Garten.

Ach ja, die Mutter kocht! rief Auguſtin, und umſchlang die Schweſter, ſie zu beruhigen. Siehſt du, Lenchen, wie ein neuer Frühling ankömmt? Mit glänzenden Knospen und nie anders, als daß wir dieſe feuchten Augen mit ein paar Thränchen begrüßen. Ich denke aber, der Frühling ſoll mir wohl thun; ich werde bald ganz geneſen.

Er wendete ſich um und warf ſein gelbſeidenes Taſchentuch über die alte Piſtole. Dann fragte er, ob auch Karl geladen ſei. Die Schweſter erröthete und verneinte mit bloßer Kopfbewegung.

Wer von euch will ihn denn nicht mehr haben? fragte er. Wol ihr alle Drei nicht? Aber, wer mag ſagen, wer Schuld iſt! Karl verſteht des Vaters Witze nicht, und widerſpricht ihm, wenn er ſpottet. Die Mutter aber — die gute Mutter nimmt die Partie deines Herzens, ohne doch dies Herz recht zu lenken. Es iſt wahr, Karl kommt dir nicht näher. Er ſchien von deinem Herzen angezogen. Dies Herz aber verſteckte, je mehr er ſich ihm näherte, deſto tiefer die jungfräuliche Neigung für ihn. Ach wie entzückte mich der Gedanke an die Zukunft, die der Schweſter und dem Jugendfreunde gemeinſam zu werden verſprach! Und, wie man oft das Widerſprechendſte zuſammen fühlt, — was mir eben dieſe Zukunft doppelt theuer machte, tröſtete mich doch auch darüber, daß ich ſie für mich verlieren ſollte.

Ach ja, ſeufzte ſie, es war damals, als Du das unglückliche Bruſtleiden —

Aber gerade dieſer Blutſturz kam mit in meine Berechnung, fiel Auguſtin ein. Ich führte nun den Freund in meine ausgedehnte Praxis. Die wunderlichen Menſchen, die mir leidenſchaftlich anhangen, trugen einen ſchönen Theil ihres Vertrauens auf den jungen Arzt über, den ich ihnen zuführte, weil ſie mich zu verlieren fürchteten. Und hier drinnen, beſte Schweſter, findeſt du noch mein Teſtament, in welchem ich dem Freunde meine koſtbaren Inſtrumente, die in London und Paris theuer angeſchafften, ferner die Präparate im Schranke drüben, dieſe mir ſo werthen Studien ſowie meine zahlreiche Bücherſammlung vermache. Ich bitte dich, Helene, halte dies Teſtament aufrecht gegen den Vater, wenn ſich ein unerwarteter Fall ereignen ſollte. Karl weiß davon; ich habe ihm mein Vermächtniß nicht verborgen, wie du ihm dein Herz.

O mein Bruder, wie konnte ich denn auch anders? Als wir dich gemeinſam pflegten, gehörte meine Sorge, meine ganze Seele dir.

Und hernach —? —

Hernach? Ei hernach wendete ſich ja Karl immer mehr dieſer Jüdin zu. Sollte ich ihm etwa auch dann noch —?

An dieſer Heftigkeit, Schweſter, erkenne ich deine fortdauernde Liebe. Ob du aber mit dieſer Liebe, mit dieſer — Eiferſucht nicht zuviel ſiehſt, Helene? Die Hertz ſoll ein exaltirtes, ſchwärmeriſches Mädchen ſein. Man hat gar kein bürgerlich-deutſches Wort für eine „exceptionelle“ Jüdin der Art. Wer aber wird ſich um eine ſolche, zumal in unſerer wieder ſo rechtgläubigen Zeit, bewerben, als entweder ein Speculant auf Geld und Gut, oder ein Menſch, der einen geiſtigen oder ſittlichen Hautgout angenommen hat, — abſtändig und ausgeſchieden in der bürgerlichen Geſellſchaft wie das Judenthum ſelbſt. Zu dieſen rechneſt du wol unſern geſetzten, anſtändigen Karl Gilbert nicht; daß er aber auf Reginens Vermögen ſpeculire, glaube ich nicht. Nein! Er iſt Hausarzt des alten Hertz und von der pikanten Tochter augenblicklich angezogen. Warum haſt du ihn nicht früher feſtgehalten? Regine iſt erſt ſeit wenig Wochen aus England wieder zurückgekehrt und vorher war eine ſchöne Zeit, einander näher zu kommen. Genug! Wer auch Schuld ſein mag, du oder Karl oder alle Beide! ſo bleibſt du die Teſtamentsvollſtreckerin, was auch mein Vater —

O ſprich nicht davon! rief Helene. Sprich nicht in deiner jetzigen Stimmung vom Vater! Und du — du lebſt, ich halte dich! Du wirſt ja immer geſünder und — immer ordentlicher. Was kann dir da geſchehen? Nicht wahr, immer ordentlicher? —

Willſt du von Karl hier angetroffen ſein? fragte er haſtig. Ich höre ihn auf der Treppe.

Ohne zu antworten, ergriff Helene Hut und Halstuch und entfloh nach dem Zimmer Friedrich's, durch welches ſie auf den Hausgang gelangen und die Wohnung verlaſſen konnte.

Die alte Piſtole.

Karl Gilbert kam jeden Tag um dieſe Zeit auf ſeinen Krankenbeſuchen bei Auguſtin vor. Er verſah einen Theil der Kranken ſeines noch nicht völlig erkräftigten Freundes, ſtattete Bericht über deren Befinden ab und empfing weitere Winke, ja, man darf ſagen, Vorſchriften. Denn aufmerkſam und eifrig für ſeine Kranken und in ſeiner Wiſſenſchaft, ordnete er ſich doch dem Freunde willig unter, deſſen genialen Blick und umfaſſende Kenntniß der Heilmittel er anerkannte und benutzte.

Karl war, was man einen hübſchen Mann nennen konnte, blond und blühend, von kräftigem Ausſehen. Er hatte die Miene des Frohſinns und eines heitern Lebensgenuſſes, ohne jene ſtürmiſche Leidenſchaftlichkeit, die er ſtets an Auguſtin zu tadeln fand. Ruhigen Sinnes und ſtreng erzogen, griff Karl nach keinen Lebensfrüchten, die von der Sitte und Schicklichkeit eingehegt ſind. Er liebte ein wenig die Genüſſe, die ſich mit dem Gaumen erreichen laſſen, während ein feuriges Herz ſeinen Freund Auguſtin gar oft rechts und links ins Ungemeſſene trieb.

Helenens leidenſchaftliche Flucht hatte den jetzt ſo reizbaren Bruder augenblicklich gegen den Freund verſtimmt, weil er ihm eben die Schweſter verſcheucht hatte, die ja auch gegen ihn verſtimmt war. Er nahm Karl's Umarmung und Glückwünſche mit einer gewiſſen Ungeduld auf. Um ſich aber des Widerwillens zu erwehren, da er ſein Unrecht fühlte, beſchäftigte er ſich um den Angekommenen. Er trug ihm ſelbſt ein leckeres Frühſtück zuſammen, öffnete die Cigarrenbüchſe und zündete das Licht wieder an. Im Geſpräche mit dem Freund, der ſich das Dargebotene mit Behagen gefallen ließ, hängte Auguſtin den ſchönen Kranz Thereſens unter ſeinem großen Oelbilde auf, und brachte mitten darin an demſelben Nagel die alte Piſtole an. Dieſe fiel dem frühſtückenden Freunde auf. — Wie bringſt du nur da zwei ſo unverträgliche Dinge zuſammen, fragte er, — den friſchen, ſinnig gewundenen Kranz und das alte, ausgediente Fauſtrohr?

Auguſtin trat, ohne zu antworten, vom Bilde zurück und betrachtete ein Weilchen mit verſchränkten Armen die beiden angehefteten Stücke. Wie ſie zuſammenkommen? verſetzte er dann. Je nun — wie ein ausgedienter Leichnam in ein Aurikel- und Hyacinthenbeet vergraben wird.

Karl legte Meſſer und Gabel weg, ſtand auf und umarmte Auguſtin mit den Worten: Heute wollen wir dieſen Trübſinn abſchließen, Freund. Zeige dich uns von heute an neu geboren! Das bedenkliche Frühjahr iſt überwunden; nun überwinde du nur dieſe Verſtimmungen. Verſprich mir, daß du dieſe Launen —

Es ſind keine Launen, fiel Auguſtin ein. Es ſind Betrachtungen aus dem Leben, die am allerwenigſten einen Arzt ſtören dürfen. Um das Abſterbende, Ausgediente, wie du ſagſt, erblicken wir immer neue, blühende Verbindungen, die das Leben ſchließt. Das Leben nimmt und gibt, es iſt Alles ſein Eigen. Sieh' da! Nun wird mir ſelber erſt klar, was ich mit einem träumeriſchen

Handgriffe Bedeutſames ausgeführt. Der Lorber weiſt auf die ewig grüne, ſiegende Naturkraft, die fort und fort junge Frühlingstriebe um ihren Lebenskreis zieht. Das alte, lahme Piſtol verbildlicht die menſchlichen Anordnungen und Anſtalten, die eben auch ausdienen, wie die Naturbildungen. Geh, ſetze dich, Karl! Laß dich bei der Paſtete und dem Burgunder nicht ſtören! Wir ſind Männer von Fach, mein Beſter, und wenn wir oft, wo wir es nicht wollen, tödten: warum ſollen wir nicht ſterben können, wo wir es wollen? Die menſchlichen Geſellſchaften halten ſo zäh über ihren faul und hinfällig gewordenen Inſtitutionen: ſo lieb iſt mir mein elender Körper nicht! Ich möchte ihn jede Stunde wegwerfen.

Er brachte den Freund zum Sitzen, ſchenkte ihm ein, und fuhr fort:

Es gibt nichts Alltäglicheres, als wie ich zu dieſer Piſtole gekommen bin, und doch kommt mir dies Morgenbegebniß nicht aus den Gedanken und umnebelt mein Herz mit wunderlichen Schauern. Du kennſt den alten Juden, der den lieben langen Tag um den Eckſtein am Eingang der Brücke hockt und irgend einen Trödel feil bietet. Er iſt eigentlich Bettler und gibt ſich das Anſehen eines Händlers. Nun macht es mich immer, wenn ich alte Juden mit alten Kleidern oder morſchem Hausrathe handeln ſehe, nachdenklich in der Betrachtung, wie die beiderſeitigen Abfälle des Völker- und des Familienlebens einander noch finden, faſſen und wechſelſeitig zu halten ſuchen. Da zeigt ſich denn auch im bürgerlichen Leben wieder, was wir aus dem Zerfall vieler Naturkörper entſtehen ſehen, — eine Afterbildung, wie Pilze auf faulenden Baumſtrünken wachſen Genug! Dieſer alte Jude, der mich bisher im Vorüberfahren nur zu grüßen pflegte, ſtürzt heute, da ich des Gedränges wegen langſam fahren mußte, an meine Droſchke, erhebt ſich auf den Tritt, und bietet mir in der andern Ecke Liegenden dieſe Piſtole zum Kauf. — „Es iſt ein uraltes Stück“, ſchreit er, „vielleicht aus der Römerzeit, denn man hat es drüben im alten Römerbade gefunden. Ein Engländer gäbe viel Geld für die Rarität; Sie ſollen ſie für zwei Brabänter haben. Sammeln Sie keine alten Sachen, lieber Herr Doctor? Alte Sachen ſind doch die jüngſte Narrheit. Legen Sie die Seltenheit dazu. Haben Sie noch keine Sammlung, ſo fangen Sie eine damit an! Sie können das Ding auch zu Ihren alten Recepten legen: es iſt ein probates Hausmittel, wenn Einem gar nicht mehr zu helfen iſt.“ — Ehe ich nur zu Worte kam, hatte er das Ding ſchon auf den Sitz neben mich gelegt und hielt die Hand auf. Ich greife in die Weſte und reiche ihm einen Dukaten. Erſt als mir die kleine Gärtnerin den Kranz bringt, fällt mir ein, daß mein Geburtstag iſt, und ich kann nun die Gedanken an dies wunderbare Zuſammentreffen nicht los werden.

Zuſammentreffen? lachte Karl.

Ja, Zuſammentreffen! erklärte Auguſtin feſt. Dieſer Tag hat mich ins Leben eingeſetzt, dieſe Piſtole kann mich jede Stunde wieder hinaus ſetzen.

Karl warf Meſſer und Gabel heftig auf den Teller. Auguſtin! rief er ärgerlich und ſchmerzlich zugleich. Du hatteſt dieſes Brüten aufgegeben. Ich bitte dich, wehre ſolchen Vorſtellungen! Erſt hing dein Trübſinn an der

Phiole mit Blauſäure, die ich dir abgeſchwatzt; nun iſt es wieder dieſe alte Piſtole.

Blauſäure? Nein, da hatteſt du Recht! erklärte Auguſtin mit geſteigerter Aufregung. Ein Arzt ſoll kein Gift nehmen: ſeine Kunſt iſt eine heilige, ſeine Kenntniß eine höhere Erleuchtung, ſeine Mittel ſind ein Segen der Natur, für den Menſchen, das Neſtküchlein der Mutter. Auch das Gift müſſen wir Aerzte dem Leben dienſtbar machen, wie die Gottheit das Böſe in der Welt zum Heil wendet. Nein, ich darf mit keiner Sünde gegen meinen Beruf, gegen meine Wiſſenſchaft — das einzige Heilige, dem ich im Leben gedient habe, hinübergehen, wenn's einmal ſein muß. Dazu iſt das Pulver gut. Der Knecht der Zerſtörung mag dann als raſcher Genius der Auflöſung an mich herantreten und ſeine blitzende Fackel vor meinem brechenden Auge ſchwingen. Da! rief er noch lauter, indem er ein Glas haſtig mit Wein füllte, halb trank und den Reſt an die Piſtole ſprengte, daß der Wein an der Tapete herabrieſelte, — da, dies zum Willkomm' in meinem Hauſe! Mein Gaſtzutrunk!

Er ſank ermattet in die Sophaecke.

So erſchöpfſt du dich! ſagte Karl gelaſſen; indem er ſich neben ihn auf einen Stuhl ſetzte und die Hand auf des Freundes kurz-athmende Bruſt legte. So zerſtörſt du dich heillos. Ich beſchwöre dich bei allem Guten, Freund Auguſtin, bezwinge dieſe kranken Phantaſien, dieſe freventlichen Einbildungen, in denen dich ein tückiſcher Augenblick überraſchen und zur unſeligen That hinreißen könnte.

Darüber wollen wir nicht rechten, mein Freund!

liſpelte Auguſtin. Die Auflöſung in dieſer morſchen Hülle greift ſehr um ſich. Ihr ſeht es nicht, und wollt es nicht ſehen. Und ich will euch nicht auf Trennung vorbereiten. O laß die welke Frucht, deren Kern reif zu anderer Ausſaat iſt, vom Lebensbaume herabgeriſſen werden, ehe ſie abfallend euerm Auge das Bild ekler Fäulniß darbietet. Die Hand einer Jungfrau pflückt Nachmittags eine reife Pfirſche, zerdrückt ſie an den heißen, durſtigen Lippen und bewahrt den edeln Kern; ſo jungfräulich und durſtig mag die Minute nach mir greifen, die mich abbricht. Laß mich dabei, mein Freund! Weißt du doch, daß es keine Verzweiflung einer muthloſen, düſtern Seele iſt. Ich glaube jetzt, — und dieſer Glaube iſt mitten in meinen ſo frühen Verirrungen zu einem edeln Kern gereift, — ich glaube an eine perſönliche Gottheit und an die ewige Dauer der eigenen Perſönlichkeit; ich liebe die Welt; aber ich habe mein Herz von ihrer Weisheit nicht verhegeln noch verhageln laſſen. Wenn auch nur kurze Zeit, habe ich mit deſto heißerm Drange dem Heiligen meiner Wiſſenſchaft gedient, und hoffe es bald auf höhern Altären zu finden. Bald ſage ich, ohne daß ich den Augenblick weiß oder beſtimmen will. Auch ein feſter Entſchluß wartet auf die Weihe der Minute. Und ich habe jetzt noch bedenkliche Kranke, die ich nicht verlaſſen darf, Kranke, die zu leben berufen ſind und verdienen. Aber genug davon! Ich bin erquickt durch dieſe Gefühle, die ſich heute ſo ungeſtüm aus meinem Herzen drängen, wie die Quellen im Frühling reicher fließen. Aber, mein Freund, was ich dir jetzt ausgeſprochen, laß es hier in deiner Bruſt verſiegelt ruhn, — unter dieſem Siegel!

Er küßte den Freund, der bewegter daſtand, als er ſonſt zu fühlen pflegte.

Komm'! fuhr dann Auguſtin fort, indem er ſich umkleidete. Laß uns in die Frühlingsnatur hinausfahren, dieſe Lüfte ſchlürfen, die auch mich erneuern, wenn auch löſend, auflöſend.

Er hieß Friedrich anſpannen, rückte das Licht und die Cigarren herbei und ſagte lächelnd: Wenn du angebrannt haſt, Karl, ſo löſche das Licht: brennendes Licht bei Tage ſoll gar zu liederlich ausſehen.

Ich errathe, wer das geſagt hat! verſetzte Karl. Eine, die auch ſchön hier aufgeräumt und geordnet hat. Helene, deine Schweſter war hier.

Haſt du ſie hereingehen ſehn? fragte Auguſtin haſtig.

Nein! Aber ich ſehe ihre Spuren hier, ihre waltende Hand, ihren ordnenden Sinn!

Auguſtin umarmte gerührt den Freund.

O, fuhr Karl lebhaft fort, ich kenne deine Schweſter ganz. Ihr Weſen iſt einfach und durchſichtig; ihr Walten fließt in ſtillen, klaren Wellen. Viel ſchwerer iſt Regina Hertz zu begreifen. Ich kann ihr Thun und Laſſen nicht mit einem Bach vergleichen: ihr Herz iſt eher eine Quelle, bald ſteigend, bald fallend, im Zuſammenhang mit unterirdiſchen Bewegungen.

Es ſcheint, du ſtudirſt jetzt mehr die Fährten weiblicher Herzen. Gehſt du dort auf — Unternehmungen aus?

Karl überhörte in ſeinem Eifer den bittern Ton des Freundes. Er fuhr fort, von Regina mit Wärme zu ſprechen und mit jener Selbſtgefälligkeit, die ſich den gerühmten Gegenſtand im Stillen aneignet. Man zeigt dann gern die noch heimlich geliebte Perſon von einer Seite, die nicht für Jeden zugänglich iſt, und in einer Höhe, in der man einſt neben ihr beneidet zu werden träumt. Vor Allem pries er die reiche und geſchmackvolle Einrichtung beim alten Baruch Hertz, den Aufwand, in welchem der Vater mit Tochter und Sohn lebe. Er müſſe ein außerordentliches Vermögen beſitzen.

In dieſen Geſprächen fuhren die Freunde durch das Thomasthor ins Freie. Auguſtin erquickte ſich an der milden Luft, an dem hellen Grün und den durchbrechenden Obſtblüten. Er überhörte den Vorſchlag des Freundes, der ihn bei Reginen einführen wollte, und die Verſicherung, ſie intereſſire ſich für ihn nach Allem, was ſie über ihn gehört habe.

Das Schweſterherz.

Mit ſolcher Beruhigung einer weichen, wohlthuenden Luft nach den ſtürmiſchen Empfindungen des Morgens kam Auguſtin heiterer, als ihn die Schweſter erwartete, zum Mittagstiſche.

Die Familie wohnte jenſeit der Brücke und der Vorſtadt Hauſen in einem Garten. Daran vorüber zog die lebhafte Landſtraße nach Süden. In den obern Zimmern der Gartenſeite hatte man eine reizende Ausſicht nach den Hügeln, die mit Gärten und Landhäuſern prangten. Der Garten ſelbſt war mit Aufwand angelegt und unterhalten. Der alte Heimbold hatte unter andern koſtſpieligen Neigungen auch die Liebhaberei für fremde Pflanzen und Bäume, zu deren Pflege er einen Theil ſeiner Früh- und Abendſtunden verwendete. Den Tag brachte er größtentheils in der Stadt zu, wo er als Rechtsconſulent mitten im Strudel des Handels und Verkehrs ſeine Schreib- und Anfrageſtube hielt. Er war als ausgezeichneter Anwalt geſchätzt und geſucht, ein genialer Mann, voll Geiſt und ſarkaſtiſchen Witzes, zum Spotte gegen alles Ueberſinnliche ſtets aufgelegt, keck und zügellos im Denken und ein wenig cyniſch im Genuß. Er galt auch als politiſch-ſatiriſcher Schriftſteller und hatte ausgebreitete Verbindungen, die ihm in der beſuchten Handelsſtadt oft genug alte Bekanntſchaften oder neue Empfehlungen zuführten, ſodaß die Seinigen ſich täglich auf Gäſte bereit halten mußten, die der gaſtfreie und genußfrohe Mann zu Tiſche mitbrachte. War ihm an einzelnen Gäſten beſonders gelegen, ſo ließ er es nach Hauſe ſagen, und dann wurden paſſende Freunde aus der Stadt dazu geladen. Man konnte hier die intereſſanteſten Bekanntſchaften machen und nicht ſelten die bedeutendſten Literaten und Künſtler kennen lernen. Jedermann kam daher gern, zumal zu guten Schüſſeln.

Heute aber meldete ſich im Gegentheil der Vater ſelbſt in einem Billet ab. Ein Freund aus Paris war krank angekommen und wünſchte Heimbold's Geſellſchaft bei Tiſch im Gaſthauſe zu einer Berathung von Belang, die ſich nicht verſchieben ließ. Dafür trafen andere, zum häuslichen Feſt gebetene Freunde aus der Stadt ein. Eine herzliche Fröhlichkeit kam auf. Mutter, Sohn und Tochter blickten einander mit leuchtenden Mienen an, heimlich vergnügt, wie es ſchien, daß eine ſo trauliche Stimmung durch des Vaters oft übermüthigen und rückſichtloſen Humor nicht geſtört ward. Man liebt es nicht, daß es in die Blüten der Obſtbäume blitze: ebenſo fürchten ſich beſonders die Frauen, wenn ihre Herzen in Rührung aufbrechen, vor dem ſpöttiſchen Witz eines Mannes.

Bei ſo milder Luft konnte man den Kaffee im Garten trinken. Während die Gäſte ſich an den Frühblumen erfreuten, wandelten Auguſtin und Helene mit verſchlungenen Armen traulich umher. Er unterhielt die Schweſter von ſeiner Spazierfahrt mit Karl, wohl wiſſend, wie gern ihr grollendes Herz doch von ihm hörte. — Ich glaube nicht, ſagte er, daß ein ausgeſprochenes Verhältniß zwiſchen ihm und der Jüdin Hertz beſteht. Er ſcheint von dem Glanze des Hauſes, von dem Reichthum der Familie mehr als von Reginens Liebenswürdigkeit eingenommen. Denn an dieſer weiß er doch nur das bedeutſame Aeußere und den Hang zur Wohlthätigkeit zu rühmen.

Darin iſt ſie auch ausgezeichnet, bemerkte die Schweſter. Sie beſucht die dürftigen Familien ſelbſt. Beſonders wird die Art gerühmt, wie ſie gibt: kein baares Geld nämlich, das die Juden doch ſo lieben, und das ihnen auch beim Verſchenken noch eine klingende Freude machen muß. Regina ſoll mehr fürſorgen, als geben. Sie hilft hier einer Noth ab, entfernt dort einen Mangel und bereitet den Verlaſſenen Mittel und Wege, ſich ſelbſt zu helfen.

O dieſe chriſtliche Jüdin! rief Auguſtin lebhaft aus. Das nenne ich ein ſchaffendes Herz, ein Leben bereitendes. In dieſem Herzen muß ein heißer tiefer Quell von Liebe ſein. So tief hat unſer Karl noch nicht geblickt. Um ſo mehr wundert es mich, daß er deine Seeleneigenheiten ſo genau kennt, daß er für dies blöde Herz einen ſo ſcharfen Blick hat. Ja, Schweſter, du biſt nicht ohne Schuld, wenn er ſich von dir zurückhält. Um ſich ja nicht voreilig zu verrathen, will ſich deine Neigung für ihn auch nicht errathen laſſen. Eine Hyacinthe muß ſich öffnen, ſtill und ruhig auf ihrem Stengel. Niemand kann ihre Farbe und ihren Duft in der verſchloſſenen Knospe erkennen. Entgegenkommen mag nicht jungfräulich ſein; aber fliehen kann ein Unrecht werden am eigenen und fremden Herzen. Ich gebe zu, Karl iſt ein wenig kalt: aber dir gefällt ja das Leidenſchaftliche an Männern nicht.

Mit einem bedeutenden Blick und Handdruck entfernte ſich Auguſtin, als eben neue Gäſte zum Thee in den Garten kamen. Es war ſein heimlicher Wunſch, den Bund der Schweſter mit dem Freunde noch zu Stande kommen zu ſehen, ehe ihm etwas Verhängnißvolles begegnen möchte.

Unterwegs kam ihm in den Sinn, nach dem Abendbeſuche ſeiner Kranken wieder ein mal zur Sängerin Fanny zu gehen, um ihr für den Glückwunſch des Morgens zu danken. Er fand es Unrecht, daß er den ganzen Winter dort weggeblieben war, ohne das Mindeſte von ſich hören zu laſſen, und ohne doch auf anſtändige Weiſe mit ihr gebrochen zu haben. Es gefiel ihm, daß ſie doch nicht die Beleidigte ſpielte, ſondern ſeiner ſo heiter gedachte. Um ſo mehr hoffte er, das abgewelkte Verhältniß auf anmuthige Weiſe ein für alle mal zu löſen.

Fanny wohnte der Liebfrauenkirche gegenüber an einem lebhaften Platze, der mit einem Springbrunnen geziert war. In den Erdgeſchoſſen der hohen Häuſer reihte ſich Laden an Laden zu einem glänzenden Bazar. Die obern Geſchoſſe waren von reichen und vornehmen Familien bewohnt. Das einzelne ſchmale Häuschen in einer Ecke des Platzes, das keine bequeme Familie aufnehmen konnte, bot für ledige Perſonen einige Wohnungen, die verhältnißmäßig theuer bezahlt wurden. Fanny ließ ſich aber durch keine ſteigende Miethe aus den drei Zimmerchen vertreiben, die ſie mit ihrer Tante eine Treppe hoch inne hatte. Das wirbelnde Leben des Platzes war dem unruhigen Herzen des Mädchens eine zu liebe Unterhaltung. Müßig, wie eine Cicade im Laube, konnte ſie Stunden lang durch die Blumen auf ihrem Fenſterbret herab den Müßigen zuzuſehen, die ſich an den hohen hellen Fenſterſcheiben der prächtigen Läden umhertrieben und die aufgelegten Gold-, Silber- und Juwelenſchätze, die ausgebreiteten neuen Stoffe, Hüte und Shawls, die ausgehängten Bilder, Kupferſtiche und Schriften muſterten oder begafften. Gegen Mittag fuhren die Equipagen an. Es gehörte zum Zeitvertreib der vornehmen, unbeſchäftigten Welt, die Läden zu beſuchen, und die geſchniegelten Ladendiener nach den Neuigkeiten und Mode-Artikeln zu hetzen, die man nicht kaufen wollte. Spätere Wagen brachten die Gäſte zu den Mittagsmahlen in den obern Stockwerken derſelben Häuſer. Oder das Poſthorn kündete fremde Herrſchaften an, die im neuen Gaſthofe, im Hôtel von Europa, einkehrten. Zu beſtimmten Stunden fuhren auch die neuen Eiſenbahn-Omnibus ab und zu. Dazwiſchen die Muſikanten, Sänger und Gaukler, die ſich abwechſelnd auf dem Platz einfanden und Lärm und Unruhe vermehrten. Ja Sonntags ſogar, wenn vor den geſchloſſenen Läden all' dies Toſen verſtummt war, blieb der Platz nicht ohne Intereſſe. Es gehörte nämlich zum guten Ton, die Meſſe in der Liebfrauenkirche zu hören, und die elegante Welt drängte ſich zu. Vielleicht weckte ſchon der Name der Kirche bei alten und jungen Herren den Eifer, wenigſtens galant zu thun, wenn ſie nicht fromm ſein konnten; denn zahlreich ſtanden ſie vor der Thür und muſterten die Andächtigen wie die Gefallſüchtigen. Zuletzt mußte ſogar noch der Springbrunnen das Seinige zur Belebung des Platzes beitragen. Die Aerzte hatten dies Waſſer für das lauterſte und leichteſte in der Stadt erklärt, und von allen Seiten trafen nun Hausknechte und Mädchen, ſteinerne Krüge und geſchliffene Flaſchen, an dieſem weiten Kumpf zuſammen, um das Liebfrauenwaſſer zu holen und Liebesworte zu wechſeln.

Alles Dieſes war recht gemacht für Fanny's luſtige Augen und beobachtende Laune. Aber es diente ihr noch mehr, daß ſie ſelbſt mitten in dieſen Wirbeln der öffentlichen Aufmerkſamkeit entzogen war. Sie hatte ſo den Vortheil, den edlere Frauen ſuchen, indem ſie ſich der Klatſcherei der Menge entziehen. Die Geſellſchaft einer üppigen Stadt iſt ein ſchaumtreibender See. Nur in heitern Stunden, wenn der reine Himmel darin widerſcheint, fährt ein edles Frauenbild unbeſpritzt und ungefährdet darüber hin. Dieſelbe Gunſt wußte Fanny ſich durch Klugheit zuzueignen. Sie beſchränkte ſich mit ihrer Mädcheneitelkeit auf die glanzvollen Stunden der Oper, in denen ſie mit ihrem reinen Sopran und anmuthigen Weſen in idealem Licht erſchien. Sie war ein Stern der Nacht, der bei Tage vor dem Glanze des Reichthums und der Pracht, oder auch hinter den Wolken der Erwerb- und Genußſucht verſchwand.

Fanny verdankte ſo viel und frühe Klugheit der Leitung ihrer Tante. Dieſe beſorgte das Hausweſen. Sie hatte in frühern Jahren der Wirthſchaft eines reichen, abgelebten Herrn vorgeſtanden und ihn ſo gut beſorgt, daß ſie ſelbſt nicht übel dabei weggekommen war. Die viel einfachere Wirthſchaft der Nichte ließ ihr Zeit übrig, an den Himmel zu denken, mit dem ſie ſich eben jetzt vertrauter zu machen anfing. Doch liebte ſie ſchroffe Uebergänge nicht, und gab darum auch nicht auf den Stutz die irdiſchen Vortheile auf. Zumal gönnte ſie ihrer Nichte die Anſprüche der Jugend und Schönheit, und wie ſie ſelbſt in frühern Jahren der ſchwärmeriſchen Liebe die lohnende vorgezogen hatte, ſo ſuchte ſie jetzt dieſe „ſolide Geſinnung“, wie ſie es nannte, auch ihrer Nichte beizubringen und, ſoweit dieſelbe dafür zu leichtſinnig war, ſie ihr zu erſetzen. Daher verwaltete ſie nicht blos das Haus, ſondern auch die Herzensneigung der Nichte. Da indeß die Menſchen in dieſem Punkte verſchieden denken, pflegte ſie ihrer Nichte zu ſagen: ſo muß man vorſichtig ſein. Daher hielt ſie keine Magd, ſondern begnügte ſich mit einem Laufmädchen, das zu beſtimmten Stunden aus der Vorſtadt kam, um die nöthigen Gänge und Beſtellungen zu machen. Die Tante pflegte es nur ihren „ſchleppenden Beitrag" zu nennen. Einem ſolchen Dienſtboten konnte ſie eher den Einblick ins innere Hausweſen und allen Stoff entziehen, der in Erzählungen hätte verſchleppt werden können. Verſchleppt, wenn auch nur hinab zum Liebfrauenbrunnen, wo die geſchliffenen Flaſchen und die ſteinernen Krüge ihre Neige ausgoſſen.

Bei einer ſo weltklugen Tante blieb Fanny ſtets in einem für ſolche Sängerinnen höchſt ſeltenen guten Ruf. Die bedeutſamen Zuwinke, die mit Fingerſpitzen nach den Fenſtern aufgeſchnellten Küſſe ihrer Verehrer und Vertrauten, ihr eigenes Kichern und Herabdrohen, — aller dieſer offene Verkehr und dieſe Zeichenſprache blieb im Tumult des Platzes unbemerkt oder unbeachtet. Zwiſchen dieſen Blicken und Zeichen blühte Cactus und Camelie, duftete Reſeda und Heliotrop auf dem ſonnigen Fenſterbret. Selbſt zu heimlichen Beſuchen hätte Fanny nicht beſſer wohnen können. Das Erdgeſchoßzimmer war zu einem nachbarlichen Putzladen vermiethet, ſodaß die Hausthür zu einem der Läden rechts oder links zu führen ſchien. Die Beſitzerin des Häuschens, die fromme und kränkliche Witwe eines Stadtſchreibers, bekümmerte ſich nicht darum, wer bei Tag oder Nacht eine Treppe unter ihr einkehren mochte, wenn es nur ohne Lärm geſchah. Auch hielt es Fanny mit ihren Abendbeſuchern ſehr vorſichtig. Nur ein paar beſonders freigebige Freunde waren dazu durch Hausſchlüſſel berechtigt, mit denen die Tante ſie belehnte, ohne daß ihre „Schlüſſelträger" —

wie ſie dieſelben nannte — ſelbſt voneinander wiſſen ſollten, indem jeder Schlüſſel nur für beſtimmte Wochentage galt.

Einen dieſer Schlüſſel hatte Auguſtin inne, den mit einem lateiniſchen D. — für Dienſtag und Donnerſtag — bezeichneten. Mittels deſſelben ſchlich er heute kurz vor Ende der Oper ins Haus. Er kannte das Eckchen, in welchem die Tante beim Ausgehen den Stubenſchlüſſel zurückließ, und ſetzte ſich nun im vordern Zimmer harrend in die Sophaecke.

Die Gaslampen aus den nahen Läden, die Laternen auf dem Platze warfen ihren Schein durch die noch unverhüllten Fenſter und ſetzten Möbel und Bilder um ihn her in ſanftes Licht. Der Flügel mit Muſikalien belegt, ſtand gegenüber, und neben der Etagère hing die Guitarre an grünem Band. An dieſen Gegenſtänden, die in der Dämmerung wie aus Nacht und Vergeſſenheit hervorkamen, erwachte jetzt Erinnerung auf Erinnerung in der Seele des Freundes. Seit vier Monaten war er nicht hier geweſen, — ſeit jenem gefährlichen Blutſturze, von dem er nach ſeinem letzten Beſuche zu Hauſe überfallen wurde. Aber auch die Erinnerung an ſeine damalige Reue und Vorſätze tauchte hervor, als ob ſie ihn vor Erneuerung ſeiner alten Leidenſchaft warnen wollte. Ueberflüſſig! Er fühlte ſelber nur zu lebhaft, wie ſehr er ſeitdem in ſeiner tiefſten Seele verwandelt war. Eine Wehmuth legte ſich wie Abendduft über die Vergangenheit, die ſo lebhaft um ihn her werden wollte. Es war heute Donnerſtag, und vor zwei Jahren auf einen Dienſtag hatte er den erſten Abend hier zugebracht und eine ſchwärmeriſche

Nacht hindurch ſeinen Geburtstag gefeiert. Seitdem waren wenige Dienſtage und Donnerſtage vergangen, die er nicht — und oft in welcher tollen Thorheit — hier beſchloſſen hätte! — Sein Herz zuckte ſchmerzlich bei dieſer Betrachtung. Wie oft ſchon hatte ſein Friedrich ihn hier zu einem Erkrankten, zu einer Wöchnerin abgerufen. Doch dieſe Erinnerung brachte etwas Erquickendes für ihn mit ſich: er war ſich bewußt, daß er auch den Aermſten nie hatte warten laſſen. Heißathmend, mit ungeſtümen Pulſen der Liebe war er oft in rauheſter Winternacht fortgeſtürmt und keuchend in die qualmige Stube des Leidenden getreten. — Nein! rief er aus, nicht die tolle Liebe hat mich zerſtört, nicht ſie allein; auch einer edlern Glut, dem Eifer für meine Wiſſenſchaft, der Andacht zu meinem Beruf, dem Wohlwollen für die Menſchen habe ich den beſſern Theil meines Lebens geopfert!

Er erſchrak vor ſeiner Stimme, die in dem leeren, geſpenſterſcheinigen Gemach widerhallte.

Die alte Fanny.

Nach einer ſtillen Weile fuhr ein Wagen an, die Hausthür ging auf, und Frauenſtimmen wurden auf der Treppe laut. Tante Guſtel ſah beim Schein ihres Laternchens den Stubenſchlüſſel ſtecken und rief: Doctor Heimbold, ſo wahr ich lebe! Dennoch erſchrak ſie, als der

Erwartete im Strahl der Laterne grüßend aufſtand, und ſetzte hinzu: oder ſein Geiſt!

Fanny lachte auf. Nein, er iſt es leibhaftig, aber — ſchmalleibig! rief ſie aus. Man kann ſagen: Mit Haut und Haar! — Sie umtanzte ihn anmuthig und eilte dann in Hut und Mantel, wie ſie war, an den Flügel, um die Melodie des Liedes: „Flattre, flattre, kleiner Vogel!“ anzuſtimmen.

Wahrlich, Freund, fuhr ſie fort, indem ſie ihm die Hand reichte, das Flattern muß dir jetzt leichter werden. Du haſt dir eine ſtarke Portion Geiſterhaftigkeit angeſchafft und ich habe dafür Fleiſch angeſetzt. Sieh mich ein mal an!

Sie drehte ſich einige mal im Kreiſel um und ſprach weiter:

Iſt es nicht fatal, ſeh' ich nicht ganz abſcheulich aus? Setze dich ein mal, du Hopfenſtange, und mache deine langen Beine zu Wagebalken!

Sie drückte ihn auf den Sopha und hockte ſich mit muthwilligem Schaukeln auf ſein Knie, ſprang aber gleich wieder auf und rief: Du wirſt mich unerträglich finden, Auguſtin. Kein Wunder, wenn wir auseinander kommen: Du ſchickſt dich an zum Himmel aufzufliegen, und ich werde immer erdenſchwerer. Aber — ich will nicht, nein, nein! Hilf Samiel, hilf Doctor! Habt ihr kein Mittel, keinen Apothekertiegel, mich auszuſchmoren? Du kannſt mich abſchöpfen. Sieh nur an! Könnte ich jetzt nicht eine ordentliche Judenfrau agiren, im Schabbesſtaat?

Die Tante lachte wie über einen bezüglichen Einfall, und ließ die Vorhänge herab.

Sieh nur, wie ich jetzt watſcheln muß, fuhr Fanny fort, und du Glücklicher kannſt flattern!

Und flattert er denn nicht auch? verſetzte die Tante, indem ſie den kleinen runden Tiſch deckte und die Lampe anzündete. Wer weiß denn, wo er ſeitdem herumgeflattert iſt. December, Januar, Februar, März, April, — in den fünften Monat ausgeblieben! Gratulire übrigens zum fünften April, Herr Doctor!

Euch muß ich danken, verſetzte Auguſtin, — wie hübſch ihr mich beſchenkt habt! Darf ich meinen letzten Geburtstag bei euch beſchließen?

Ihren letzten —? fiel die Tante ein und ſah ihre Nichte bedenklich an.

Ei dann, liebe Tante, ſagte Fanny mit komiſchem Ernſte, wenn's ſein letzter iſt, ſo hole auch unſere letzte Flaſche Champagner herbei. Sie iſt ja noch von ihm. Aber ach! unſer lieber Auguſtin —. Und da ihr bei dieſen Worten das gemeine Lied einfiel, wiederholte ſie ſingend und lachend: Unſer lieber Auguſtin — Alles iſt hin! Er hat ausmuſſirt, er ſteigt und brauſt nicht mehr.

Dabei kicherte ſie ſchalkhaft und fuhr dann fort:

Und — nicht wahr, beſte Tante, er ſelber iſt nicht ſo treu wie ſein Champagner? Denn er war uns viel früher ausgegangen als ſein guter Wein. Aber nein, ſüßer Freund, du biſt ein grundedler Menſch, und wie eben dein Wein ausgehen will, kommſt du wieder. Gewiß willſt du uns eine neue Sendung anbieten. Wollen wir ſeinen Champagner annehmen, Tante?

Ach, mit Champagner ſind wir nicht glücklich gemacht! verſetzte dieſe, indem ſie Wein und kalte Küche auf den

Tiſch brachte. Laß dir lieber ein Legatchen vermachen, oder — wenn ſich der Herr Doctor wegen des Abſlatterns eines Beſſern beſinnt, — eine Ausſteuer.

Sie winkte der Nichte hinter Auguſtin's Rücken.

Richtig, eine Ausſteuer! rief Fanny. Und den Champagner ſpäter, wenn wir Beſchneidung —

Sie und Tante Guſtel brachen in unmäßiges Lachen aus.

Der Freund, der die ſpaßhaften Bezüglichkeiten nicht errieth, war tief verletzt und verſtimmt. Er fühlte den alten bittern Hohn wiederkehren, mit dem ſein edles Herz ſtets zu kämpfen gehabt hatte. Er ſah beide Lachenden mit der ſpöttiſchen Miene an, die ſeinem etwas derben Mund eben keinen verſchönernden Ausdruck gab. Ich ſehe, ſagte er, wie ſehr ich in den paar Monaten zurückgeblieben bin. Euer Witz hat erſtaunliche Fortſchritte gemacht.

Tante, — er wird böſe! flüſterte Fanny mit komiſcher Beſorglichkeit. Und zu ihm gewendet: Geh', du Närrchen, du ärgerliches Paviänchen! ſchmeichelte ſie. Merkſt du denn nicht, daß es Anſpielungen ſind, daß ich einen Freier habe, über den wir ſo lachen? Aber denke dir einmal, wen? Rathe? Du haſt ja einen ſo genialen Blick, wie die Leute ſagen; ſo rath's einmal!

Sie ſchmiegte ſich mit ſo bezaubernder Anmuth an den Freund, daß ſein Groll und Spott nicht Stand hielten, und er ſich wirklich aufs Rathen einließ. Nur beſchränkte er ſich ſchalkhaft auf die Namen der von Fanny heimlich begünſtigten Liebhaber, wobei er zugleich auf die ausgegebenen Schlüſſel anſpielte. Sie ſtieß bei jedem dieſer Namen nur ein kurzes, wegwerfendes Lachen aus, und rief endlich: Du räthſt ja nur ins Neue Teſtament.

Je nun, der Herr Doctor iſt von jeher ein ſehr eifriger Chriſt geweſen, ſtichelte die Tante; indem ſie ſich bei einem friſchen Glas Burgunder behaglich machte.

Du mußt in's Alte Teſtament rathen! rief Fanny. Haſt du denn unſere vorhinnigen Anſpielungen gar nicht verſtanden?

Ein Jude? Nein, dann rathe ich's nicht, verſetzte Auguſtin. Dazu finde ich keinen Schlüſſel. Denn das kann nur ein reicher Speculant in Staatspapieren ſein; einen ſolchen aber zu einem ſo ſoliden Waarengeſchäfte zu bringen (er klopfte bei dieſem Wort auf Fanny's üppigen Nacken), das bringt nur Tante Guſtel zuwege, die ſo fein lächelt.

Wir haben es hier mit ſoliden Geſinnungen zu thun, erwiderte die Tante gereizt, nicht aber mit —

Ich will dir ihn nur nennen, fiel ihr Fanny ins Wort. Es iſt Julius Hertz.

Auguſtin war in der That überraſcht, hier auf eine Verbindung mit Regina's Bruder zu ſtoßen, deren Namen und Lob er heute ſchon aus dem dritten Munde vernahm. Denn auch Fanny pries ihr edles Weſen und ihre Wohlthätigkeit. Es erklärte ſich nun, daß Regina bei Fanny Geſangſtunden nahm und bei dieſer Gelegenheit der für Muſik ſehr eingenommene Bruder die Bekanntſchaft der Sängerin gemacht hatte. Wie flüchtig oder ernſtlich dies Verhältniß gemeint ſei, konnte Auguſtin nicht einmal vermuthen, da er die Denkungsart und Lebensweiſe des reichen jungen Mannes nicht kannte, ſondern ihn nur einige mal geſehen hatte.

Man ſetzte ſich indeß um den kleinen Tiſch, und die Champagnerflaſche ward angebrochen. Fanny kam wieder auf die Familie Hertz zu reden. Man hörte ihr an, daß ſie dort ſehr beliebt war. Auguſt empfahl ihr für Reginens Unterſtützung einige dürftige Familien. Beſonders beklagte er die junge Witwe eines vor kurzem am Strom verunglückten Taglöhners. Arm und ganz entblößt von Allem, ſehe ſie ihrem nahen Wochenbett mit Angſt entgegen. Er nahm ein Blatt aus ſeinem Receptbüchlein und ſchrieb den Namen und die Wohnung der armen Unglücklichen auf. Fanny ſagte im voraus die Unterſtützung zu.

Hiermit war der gute Humor auch der Tante wieder hergeſtellt. Sie brachte ſogar einige Geſundheiten aus, denen Fanny mit ihrem Glaſe muthig genug beiſtimmte. Dies beſonders, als es auf das Glück der Familie Hertz zu trinken galt. Und unſern braven Julius wollen wir noch apart leben laſſen! rief ſie, und rückte dabei dem Freunde vertraulich näher. Er meint es ehrlich mit unſerer zärtlichen Fanny, ſagte ſie. Und Fanny muß das nicht blos durch ihr vorſichtiges Betragen, ſondern auch durch ein anſtändiges Auftreten anerkennen. Der Monſieur Hertz iſt zwar ſehr reich, doch ganz ohne Ausſteuer kann Fanny ſchicklicher Weiſe nicht erſcheinen. Geräth' und Schmuck muß wenigſtens in Ordnung ſein. Mit einem Bündelchen kann ſie nicht das reiche Haus beziehen. Wie ſagt ſchon Goethe?

„Und er hält ſie als Magd, die als Magd mit dem
Bündel ins Haus kam.“

Sieh, ſieh! lachte Auguſtin, ziemlich verſtimmt. Die

Tante hat ſchon claſſiſche Belege für ihr modernes Anliegen herbeigeſchafft!

Ernſtlich, lieber alter Freund, fuhr die Tante fort. Ich ſehe die Sache auch von der chriſtlichen Seite an. Hertzens ſind ſchon halbe, doch ziemlich unentſchloſſene Chriſten. Und wenn die Zuneigung des jungen Mannes die Veranlaſſung würde, daß nicht nur er, ſondern gewiß die ganze Familie zum Chriſtenthum —

Ja wohl, ja wohl, gottſelige Guſtel! rief Auguſtin mit vertraulicher Miene der Tante ins Ohr. Unſere liebe, reizende Magdalene Fanny hat viel geliebt und ſeit kurzem — viel Embonpoint angenommen. Was können wir mit dieſem ſündhaften Gewinn Beſſeres anfangen, als ihn zum Köder für ungläubige Seelen brauchen!

Er ſchlug ſein bitterſtes Lachen auf, da ihn nichts mehr anzuwidern pflegte als überfrömmelte Niederträchtigkeit.

Haſt du wieder den Mephiſtopheleston angenommen? ſchrie Fanny und erhob ſich. Die Spannung, die ihr der raſch getrunkene Wein gab, lag ſelbſt in ihren Augen und Zügen. Höhne nicht, fuhr ſie fort, und wirf mir nicht dieſe leidige Fülle vor! Du ſprichſt von Sünde, — du? O ich weiß es, — eine Sängerin ſollte, wie die Nachtigal, nur Töne der Sehnſucht anſchlagen, und in den lauen Mainächten nichts als — ſingen und ſchmachten. Dann bliebe ſie vielleicht auch mager und leicht, und verlernte nicht himmelwärts zu fliegen. O ſtill von allem Dem, undankbarer Menſch! Aber ſo treibt ihr's mit uns. Die Liebe des jugendlichen Augenblicks iſt euch recht: um unſere Zukunft kümmert ſich Keiner. Und heute hat meine Zukunft angefangen. Heute habe ich einen Fall gethan, der mein Ende vorbedeutet. Du haſt es gehört, Tante, Mutter, wie ich im zweiten Acte über das zwei mal geſtrichene b ſtolperte. Man lachte im Parterre. Nicht höhniſch, nicht wie Der da lacht, Mutter; nein, ſo ſtehe ich hier noch nicht, ſo nicht! Freundlich lachte man, ermunternd. Ich aber dachte in dieſem Augenblick an Julius Hertz. In meiner Phantaſie trat er wieder vor mich hin und ſprach: Da iſt meine Hand, Beſte! Mit Ihrer Kehle geht's abwärts. Ich will Sie in meine ſchönen Gemächer führen, in meinen halbrunden Salon. Dort brauchen Sie ſich nicht bis zum drei mal geſtrichenen c zu verſteigen. Und fallen Sie ſchon beim zwei mal geſtrichenen b, ſo fallen Sie in die Arme Ihres Sie liebenden Gemahls, und wir laſſen dann unſer Töchterchen Eſther ſo hoch trillern, als es kann, — ich will ſagen unſer Elischen. Entſchließen Sie ſich! Reichen Sie mir Ihre Hand und laſſen Sie meinen Arm Ihre melodienreiche Kehle umſchlingen. Darauf reichte ich ihm meine Hand, ſehen Sie, dieſe da! Und mit derſelben gebe ich Ihnen jetzt, Herr Doctor, Ihr altes vertrauliches Du zurück, und verbitte mir jede fernere Anſpielung auf mein Embonpoint. Wir kennen uns nicht mehr. „Flattre, flattre, du biſt frei!“ Leben Sie wohl, Herr Doctor Heimbold!

Sie nickte vornehm über die Achſel und ſchritt nach dem anſtoßenden Zimmer, indem ſie die Thür hart hinter ſich zuſchlug.

Auguſtin, aufs äußerſte gereizt, klatſchte Beifall und rief: Bravo, bravo! Madame Hertz heraus!

Die Tante erhob ſich heftig und ſtieß einige harte, anzügliche Worte aus. Der Doctor ziſchte Stille. — Kein Nachſpiel, alte Guſtel, rief er, keine Poſſe nach Fanny's Heldenſcene! Sie beſitzen ſo wenig zum Komiſchen als zum Edeln einiges Talent.

Er griff nach Hut und Ueberrock. Die Tante bezwang ſich, um Auguſtin in guter Stimmung zu entlaſſen und mit einigem Anſtand den in ſeinen Händen befindlichen Hausſchlüſſel zurück zu fodern. — Sie werden und — Sie können nicht mehr kommen, ſagte ſie. Fanny muß ſehr vorſichtig ſein, — um Julius willen. Sie, Herr Doctor, — wir haben das Vertrauen — werden wie ein edler Mann an Fanny handeln, ihren Ruf ſchonen und — das Glück ihrer Zukunft nicht zu Grunde richten wollen.

Ihr Vertrauen rührt mich, verſorglichſte der Tanten! erwiderte Auguſtin. Ich werde Sie in Ihren guten Abſichten nicht ſtören. Aber den Schlüſſel laſſen Sie mich noch ein Weilchen behalten, — nicht gebrauchen. Ich bin ſehr vergeſſen, und er ſoll mich nur an die Schuld erinnern, in der ich noch für die Börſe bleibe, die Sie haben häkeln und mir durch Fanny ſchicken laſſen.

Solche Sachen können bei Tag und können brieflich abgemacht werden, wendete die Tante, immer an ſich haltend, ein.

Ganz recht, daran ſoll er mich erinnern! verſetzte er. — Ziehen ſie einſtweilen die andern Schlüſſel ein, Beſte! Die Wegbleibenden ſchaden Ihrer Fanny weniger als die Beſuchenden. Fodern Sie den M-Schlüſſel zurück, den für Montag und Mittwoch ausgegebenen und den S-Schlüſſel für Samſtag und Sonntag. Der Freitagſchlüſſel iſt ja vacant: geben Sie den dem guten Julius Hertz und feiern Sie Schabbes-Eintritt. Gute Nacht! Und — Morgen iſt ja Freitag.

Nach- und Vorempfindungen.

Wie ein Zecher, der eben noch mit feſtem Schritt einen Weinkeller verließ, oben an friſcher Luft von ſeinem Rauſche gepackt wird, ſo ward unſer Freund erſt auf der nächtlichen Straße ſeiner Gemüthsbewegung inne. Wie oft hatte er früher Fanny's Leichtſinn und die Gemeinheit der Tante erfahren; allein noch nie waren ihm beide Frauen ſo verächtlich vorgekommen wie jetzt. Sein Gefühl war durch die größere Körperſchwäche reizbarer geworden; zugleich aber hatte ſich auch ſein Herz in der beſchaulichen Zurückgezogenheit der letzten vier Monate veredelt. In dieſem Augenblicke lag es natürlich dem Freunde ſehr entfernt, ſich ſelbſt darüber klar zu machen. Deſſen aber beſann er ſich doch, wie leicht es ihm ſonſt geworden war, wenn ſein Herz und ſein Verſtand durch Leichtſinn und Eigennutz verletzt wurden, mit einem bittern Auflachen oder einem ſpöttiſchen Witze darüber hinaus zu kommen. Nun aber ſchien ſein krankhaftes Herz nicht mehr prall genug, um ſolche Eindrücke leicht und lachend abzuſtoßen. Ein Druck blieb in ſeinem Gemüthe zurück;

das verworrene Ungeſtüm ſeiner Empfindungen wollte ſich nicht löſen, und ebenſo heftig ſtürmte er ſelber durch die verſchlungenen Gäßchen. Endlich gewann eine Betrachtung, die ſeit einiger Zeit in ſeiner Seele herrſchend geworden war, die Oberhand.

Natur und menſchliches Leben erſcheinen uns gern unter Bildern, die der Lage und Stimmung unſers eigenen Herzens zuſagen. Ein froher Bräutigam erblickt die Pflanzen und die Singvögel, die Bewegungen der Geſtirne wie die Kräfte der bürgerlichen Geſellſchaft immer nur im Streben, ſich zu vermählen. So hatte der kranke, innerlich hinſchmachtende Auguſtin ſich in die Vorſtellung von Auflöſung und Neugeſtaltung alles Vorhandenen ganz und gar eingelebt. Unter dieſem Bilde, zu dem ihn freilich ſein ärztlicher Beruf immer wieder hinführte, traten ihm gern alle Lebens- und Weltverhältniſſe, alle Tagesereigniſſe und Geſchichtsentwickelungen vor die Seele. Dadurch ſetzte ſich mittels lebhafter Phantaſie das Gemeingefühl ſeiner zerſtörten Nerven in Harmonie mit der ganzen Welt. — Ja, rief er, indem er unter einer Straßenlaterne raſtete, ja dies faule Verhältniß mußte ſich auflöſen, dieſe tolle Leidenſchaft von mir abſpringen wie eine der Schalen, in denen mein Kern reifte. Wie war ich nicht von Thorheit beſtrickt in jenen Tagen, da ich mir dies: „Flattre, flattre!“ wieder und wieder vorſingen ließ, und es nicht ſatt haben konnte! Doch jetzt erſt bin ich wirklich frei, wenigſtens von ihr und von Dem, was ich für Liebe hielt. Nein, Liebe im wahren Sinne habe ich auf meiner nun bald durchſtürmten Bahn nicht kennen gelernt. Zwar ich habe geliebt, meine Liebe war das

Mark Deſſen, was in ſo feuriger Sinnlichkeit blühte und ausſchlug. Nur die Erwiderungen dieſes Gefühls waren keine Liebe, — erfahren habe ich keine Liebe, nein! In meiner eigenen Glut habe ich mich verzehrt, wahre Gegenliebe hätte mich gerettet. — —

So war denn eine früher leidenſchaftliche Verbindung raſch und unerwartet abgebrochen, wenn auch noch nicht völlig abgethan. Auguſtin hatte noch den Hausſchlüſſel zurückbehalten. Was ihn aber ſchwerer drückte als dies Stückchen Eiſen in der Taſche, war das Geſchenk der heute empfangenen Börſe. Die Arbeit war offenbar nicht von Fanny, er wußte ja, daß ſie für Dergleichen nicht Sinn und Geduld genug hatte. Auch fielen ihm jetzt die mitgekommenen Zeilen auf, die das Beutelchen als Mittel der Sparſamkeit empfahlen. Er ſah dieſen Gedanken nur für einen Hohn der habſüchtigen Tante an und entſchloß ſich, die Börſe zurückzugeben, aber mit Golde gefüllt. Hierin ſollte, bei der eigenthümlichen Anſicht, die der Freund vom Gelde hatte, eine rechte Verachtung liegen. Geld nämlich ſchwand in ſeinen Augen vor jedem geiſtigen Anſpruch und ſittlichen Werth in ein Nichts zurück. Bei ſeines Vaters großartiger Lebens- und Denkweiſe hatte es ihm nie daran gefehlt; er war ſtets leichtſinnig damit umgegangen und hatte ſich gewöhnt, mit blank und klingend hingeworfenem Geld eine Verachtung gegen falſche Anſprüche oder niedrige Geſinnung auszudrücken. Nur das geiſtig Hohe, das ſittlich Edle galt ihm für unbezahlbar und für unkäuflich. Wenn es ihm dann bei einem ſolchen Trumpf des Spottes begegnete, daß man gierig danach griff oder ihn gar als generös pries, ſo blieb ihm freilich nur noch ſein bitterſtes Lachen übrig.

Beruhigt durch ſolche Betrachtungen und Vorſätze kam Auguſtin nach Hauſe, fühlte nun aber auch die Abſpannung von den Wechſelſtimmungen des Tages. Er legte ſich mit dem Gefühle nieder, daß er mehre Tage das Bett nicht werde verlaſſen können.

So kam es denn auch wirklich. Auguſtin fühlte ſich am nächſten Morgen unbeſchreiblich elend. Seine Gedanken nahmen die finſterſte Richtung oder — wie er glaubte die muthigſte, indem er ſich ſtillſchweigend in dem Vorſatze befeſtigte, eine ſo morſche Hülle, wie ſeinen Körper, eheſtens ganz von ſich zu werfen. Er verweilte mit Wohlgefallen bei dem Worte: „ſich entleiben", und fand dieſen Ausdruck unſerer herrlichen Sprache ungemein ſchön und tiefſinnig. Er buchſtabirte daraus nicht nur den Muth einer Selbſtthat, ſondern zugleich auch das Bewußtſein, außerhalb ſeines Körpers das eigentliche, unſterbliche Selbſt zu bleiben. Müde ſeines Tagwerks ſich entkleiden, — müde ſeines Lebens ſich entleiben: Beides ſchien ihm verwandt, ſchien ihm gleichbedeutend. Ich kleide mich nur tiefer aus, rief er, weil ich mich tiefer betten will.

Doch der Freund behielt das Reſultat dieſer wunderlichen Sprachforſchung ſtill für ſich, wohl fühlend, daß ihm zu einer tiefern Entkleidung, als der jetzigen in ſeinem Bette, die Kraft ſogar fehlte. Ueberdies hütete ihn ſein Freund Karl, der ihn wenig verließ und in der Pflege mit Helenen abwechſelte. Dieſe betrug ſich merklich freundlicher und zutraulicher gegen den jungen Arzt, und Karl war ſehr aufmerkſam für ſie; daher er denn auch unbemerkt die alte Piſtole aus dem Geburtstagskranze entfernte, nur weil Helene bei dieſem Anblicke ſo ſehr erſchrocken war.

Liebespuls.

Unter den mancherlei Neuigkeiten, die Karl ſeinem Patienten an das Bett brachte, unterhielt er ihn wiederholt auch von der Familie Hertz und von dem herrlichen Landſitze, den der alte Baruch eben an ſich gebracht hatte und einrichten ließ, um mit den Seinigen die ſchöne Jahreszeit aufs angenehmſte hier zu verleben.

Es war unſtreitig der anmuthigſte Sitz von den vielen, die eine ſo reiche und üppige Stadt ausgeſtrahlt hatte. So konnte man es in der That nennen, da vor allen Thoren neue glänzende Gartenhäuſer und Landſitze zu beiden Seiten der Straßen während der Friedenszeit raſch entſtanden waren und nach allen Seiten auslaufend zugleich den dunkeln Kern der alten Stadt wie mit einem lichten Ring umſchloſſen. Der Hertz'ſche Landſitz hatte den Vorzug, auf einem Hügel hoch über dem Stromthale zu liegen. Der Garten ſtieß an die Landſtraße. Hinter der niedern Mauer und einem Gußeiſengitter zog ſich ein Raſenplatz mit Buſchwerk und Blumenbeeten einen ſanften Hügel hinan bis zur breiten Treppe eines geſchmackvoll erbauten Hauſes. Dieſe Treppe ſelbſt ſollte ſpäter, wenn keine Nachtfröſte mehr zu befürchten wären, mit Blumenſcherben und Gewächskübeln beſetzt werden, bis zu den vier Säulen hinan, die den Altan des obern Stockwerks trugen. Dann ward die Halle dieſer Säulen in das anmuthigſte Halbverſteck umgewandelt, ganz gemacht, um frei und ſchattig zwiſchen wehenden Wohlgerüchen zu arbeiten oder zu leſen und dazwiſchen über die Landſtraße hinweg ins Thal zu blicken. Denn von hier aus, und noch beſſer vom Altan herab, überſah man eine ſchöne Strecke des Stroms aufwärts, wo er ſich hinter fruchtbaren Hügeln verlor, und abwärts bis zur Brücke, die, hochſchwebend auf weiten Bogen, Stadt und Vorſtadt verband. Durch die Bogen ſah man Schiffe und Kähne ziehen, auf der Brücke ſelbſt, über der Brüſtung hervor, das ununterbrochene Gewühl Rennender und Reitender, Güter- und Poſtwagen, Kaleſchen und Omnibus. So war dieſer ſchöne Landſitz — im Anblick und doch in rechter Entfernung von der Unruhe des Tages gelegen — ſelbſt einem Kahne zu vergleichen, in dem man ſich auf den Wogen des großen Lebens ſchaukeln ließ, ohne von dieſen Wellen ſelbſt berührt zu werden.

Doch dies Getümmel auch ganz zu vergeſſen, war der Landſitz wohl gelegen. Der Garten breitete ſich um den Hügel aus mit Lauben und Sitzen, wo man nur noch das Rufen der Schiffer, das Raſſeln der Wagen vernahm, bis zum hintern Abhang, wo ſich auch dies verlor und ein ländliches Thälchen aufging. Dort lag ein Meierhof, hinter welchem die Thürme einiger ferner Dörfer hervorragten. Ein Pförtchen des Parks führte auf einen Pfad hinaus, auf dem man zu einem nahen Wäldchen gelangte.

Regina Hertz fühlte ſich bald ungemein wohl in dieſem neuen Aufenthalte. Mit der ihr eigenen ſtillen Innigkeit wandelte ſie in dem neuen Gebiete umher, jedes anmuthige Plätzchen — und von jedem Plätzchen aus die Umgegend beſchauend, um ſich ſo in jede Stelle des Hauſes und Gartens einzuleben. Frühling, Sommer und Herbſt lagen mit einer ſeligen Unendlichkeit vor ihr. Sie wollte ſich zu keiner Reiſe, zu keinem Ausflug in die Bäder und nirgendshin bewegen laſſen, um ja nichts von allen den friſchen Morgen, den träumeriſchen Nachmittagen und ſchwärmeriſchen Abenden einzubüßen. — Ach, und wenn ich nur auch wachend ſchlafen könnte, ſagte ſie lächelnd, um es gewahr zu werden, wie lieb es ſich in dieſen rein durchlüfteten und durchſonnten Zimmern ſchlummern läßt!

Ihr Vater dagegen hatte ſeinen Einſtand in den neuen Beſitz mit einer Unpäßlichkeit bezahlen müſſen. Heute am dritten Tage war er wieder wohl und ließ ſich eben von Karl Gilbert, ſeinem Arzt, überreden, nach der Stadt zu fahren und ſeiner Gewohnheit nach die Börſe zu beſuchen. Karl wollte ihn begleiten, um den ängſtlichen Mann vollends zu beruhigen. Während der Alte ſich dazu ankleidete, wandelte der junge Arzt mit Regina im Garten umher und ließ ſich zum dritten mal ihre Lieblingsplätze zeigen.

Regina war, was man im beſten Sinne des Wortes eine ſchöne Jüdin nennt, — von Geſtalt ſchlanker, als man es ſonſt bei ſo üppigen Formen findet; der Teint glänzend von durchſchimmernder Geſundheit; Haar, Stirn und Augen völlig orientaliſch, Naſe und Mund etwas gemilderter. Beim Sprechen gewann ihr Geſicht eine höchſt einnehmende Miene: bald drückte ſie nämlich bei einer geſcheidten Bemerkung die langen Wimpern ein wenig über die glanzvollen Augen, bald lächelte ſie einer naiven Aeußerung aus ihren rothen Lippen und blendenden Zähnen ſo unbefangen nach, daß der offene Mund mit dem Ausdruck einer über ſich ſelbſt verwunderten Einfalt bezauberte. Mit einem ganz wunderlichen, zerſtreut befangenen Lächeln hörte Karl der reizenden Schwärmerin zu. Man konnte es ihm anſehen, daß er etwas auf dem Herzen hatte, jetzt ein wenig ungeduldig, zu Wort zu kommen, jetzt wieder froh, noch nicht ſprechen zu müſſen. Gerade dies zutrauliche Weſen der Jüdin machte ihn ſo unſicher: er legte es zu ſeinen Gunſten aus und konnte doch nicht eben ſo offen und gerade vorbringen, wozu er ſchon mehre Tage den Anlauf genommen. Ihre Art, etwas anzuſehen und ſich über ihre Empfindungen auszuſprechen, kam ihm oft ſeltſam und manchmal drollig vor. Es wich zu ſehr von der gewöhnlichen, ſogenannten „guten“ Geſellſchaft ab, in der Herr Gilbert für einen artigen Mann galt. Ja, er war ſchon mit ſich in Ueberlegung gegangen, ob ſo eigene Geſinnungen und Gedanken, allerdings reizend an der Jungfrau, doch nicht vielleicht ſtörend an der Verheiratheten werden und das eheliche Verhältniß unbequem machen könnten. Indeß wollte er es ein mal darauf wagen und ſuchte jetzt nur mit einer ihm geläufigen Artigkeit oder mit einer ſchon anderwärts wohl aufgenommenen Schmeichelei an die Schwärmerin heranzukommen. Sie aber, die ſeine Verlegenheit und Abſicht gar wohl bemerkte, wies jedes Compliment mit derſelben Wendung von ſich: Sagen Sie mir doch desgleichen nichts, beſter Herr Doctor! Das geht ja mich an und von mir iſt doch eben die Rede nicht! Und jetzt, als der befangene junge Mann ihrer ſchönen, ſeelenvollen Augen gedachte, erwiderte ſie: Bemühen Sie ſich nicht, Herr Doctor! Meinen Sie, ich wüßte nicht ſchon lang, daß ich ſchöne Augen habe? Ein geſcheidter Mann, wie Sie, muß Einem immer 'was Neues ſagen. Da ſehen Sie ein mal dieſe Staude an! Sehen Sie, wie ihre feuchtglänzenden Knospen ſchwellen und treiben. Knospen nennt man ja ebenfalls Augen. Sagen Sie mir etwas von den ſchönen Augen dieſer jungen Staude, Doctor!

Da fiel er denn mit aller ſeiner Lebhaftigkeit ein: Ja wohl, liebenswürdige Regina, nennt man die Knospen eben wol Augen und auch ſie verrathen eine Seele, in der ein Frühlingstrieb erwacht iſt. Auch in ihr ſchlagen die Pulſe der Natur, aber ruhig und ſchaffend, ein erweitertes Leben treibend. Alle dieſe Knospen gehen auf, treiben junge Zweige und erweitern das Daſein der Mutter. Dieſelben Pulſe der Natur ſchlagen in andern Geſchöpfen auch wieder ungeregelt, zerſtörend. Ich meine auch in Menſchen. Der Frühling, der in geſunden Herzen Unruhe, Sehnſucht, Verlangen erweckt, bringt zugleich die bedenklichſten Krankheiten mit ſich. Die Frühlingstriebe verjüngen oder zerſtören. Sagen Sie mir, theure Regina, wie wirkt der Frühling auf Sie? Ich finde Sie ſo wohl, ſo heiter ausſehend. Ja, Ihr Herz ſchlägt mit den ſchaffenden Pulſen des Lebens, bewegt von den neuen Hoffnungen des Jahres. O könnte ich Ihr liebevolles Herz aus den Keimblättern ſeiner Triebe errathen! Wenn Sie hier um ſich her jede Staude, jedes Hälmchen in Liebe treiben ſehen, fragen Sie ſich nicht ſelbſt im Stillen, was Ihr Herz, ich meine, was Sie denn treiben wollen?

Er ergriff und hielt bebend ihre Hand.

Ich —? lächelte ſie. Nun ja, das kann ich Ihnen ſagen, Herr Doctor, ich denke hauptſächlich Muſik zu treiben. Sehen Sie — ſo!

Sie entzog ihm ihre Hand, um mit den Fingern die Bewegung des Klavierſpielens zu machen.

Wie boshaft Sie ſein können! flüſterte der verletzte, verlegene Arzt. Aber ſo weit herausgegangen, mochte er ſich doch nicht ſogleich zum Rückzuge wenden und ſagte: Aber gut! Was werden Sie denn ſingen? Der Frühling ſollte Ihrer tiefen, ſeelenvollen Stimme auch ein neues Gefühl einhauchen, das aus Ihrer Kehle jubelte, wie dort — hören Sie die Lerche? Wie ſie jauchzet in neuer Liebe! Errathen Sie es, was in ihrem kleinen Herzen pulſirt? Und errathen Sie es nicht, ſo folgen Sie ihr ein mal, wenn ſie, herabgeſtiegen, in der jungen Saat verſchwindet. Dort in traulicher Furche baut ſie ein Neſt — für eine kleine Familie! — Sie lächeln? Verſtehen Sie mich?

Ich lächle, verſetzte ſie, weil Sie heute Alles ſo pulſiren laſſen. Eben pulſirte wieder ein Lerchenherz, vorhin die ganze Natur. Wenn doch die Doctoren aller Welt an den Puls fühlen könnten!

Sie lachte laut und ſchalkhaft.

Aller Welt? O nein! rief immer gepreßter der junge Mann. Nur Ihnen möchte ich ihn heute fühlen. O geben Sie —. Wenn jetzt Ihr Herz nicht bewegt iſt —! Laſſen Sie mich jetzt an dieſe zarte Handwurzel meinen bebenden Finger legen und — an Ihr Herz das zitternde Bekenntniß, daß ich Sie liebe!

Ohne die vom Arzt ergriffene Hand zurückzuziehen, wendete Regina ein wenig um, als wollte ſie in ihrer Verlegenheit eine Ausflucht, eine Antwort erſpähen. — Ach, mein Gott! rief ſie auf ein mal aus, und wies nach einer entfernten Seite der Vorſtadt, wo man durch die nahen Baumzweige hindurch ein hohes ſteinernes Monument und ein Stück Mauer im Sonnenſchein erblickte. Zum erſten mal bemerke ich, ſagte ſie, daß man von hier aus den Todtenhof erblicken kann.

Und erſchrecken darüber? fragte er.

Ich weiß nicht, ob ich erſchrocken bin, erwiderte ſie bewegt. Aber zwiſchen dieſem jungen Grün, zwiſchen allen den aufbrechenden Knoſpen hindurch den Todtenhof zu erblicken und — auf Ihre Frage —! Vielleicht bin ich aber auch nur über Ihre Frage erſchrocken. Ja, ich glaube!

Inzwiſchen war an der Hinterthür des Hauſes ein eleganter Wagen mit zwei Apfelſchimmeln angefahren und der alte Hertz rief eben: Regine, mein Kind, wo bleibſt du denn!

Sie antwortete und eilte dem Hauſe zu. Der Arzt hing ſich an ſie und bat, da ſie ja doch ſeine Frage anerkenne, um eine Antwort darauf.

Antwort? flüſterte ſie. Ueberlegen Sie ſich noch einmal Ihre Frage. Sie ſind mir ein ſehr lieber Mann; ich weiß aber noch nicht, ob vielleicht — als Arzt. Sie wiſſen, wir Juden ſind ein wenig ängſtlich um unſere Geſundheit. Den Arzt und den Briefträger ſehe ich immer gern. Nun, der Briefträger iſt verheirathet; aber Sie — wollen mir doch gewiß nicht blos um Ihrer Recepte willen lieb ſein?

Sie lachte ihn ſeelenvoll an und eilte zu ihrem Vater, den ſie ungeſtüm küßte und in den Wagen hob. — Die Luft iſt prächtig, ſie wird dir wohl thun, Vater! ſagte ſie. Aber denke dir nur, man ſieht den Kirchhof aus unſerm Garten!

Regine! ſchrie der Alte ſo heftig, daß die Pferde auffuhren. Mußt du mir das ſagen, da ich juſt zum erſten mal ausfahre nach meiner Krankheit? Nein, ich bleibe doch lieber daheim.

Mit komiſcher Behendigkeit verließ er den Wagen. Der Arzt lachte, Regina war erſchrocken. Aber keine Vorſtellung half: Baruch Hertz war nicht wieder in den Wagen zu bringen. Er bat den Arzt, ſich deſſelben nach der Stadt zu bedienen, um ſeinen Aufenthalt wieder einzuholen. — Ich bin ganz wohl! verſicherte er und will den Nachmittag ausfahren; nur nicht dort hinaus. Warum mußt du denn auch auf den Kirchhof kommen? rief er nochmals. Kommen unberufen! Ich meine, mit deinen Gedanken kommen.

Verzeih', lieber Vater, verſetzte ſie. Ich war juſt ſo voll davon. Wir ſtanden nämlich dort und ſprachen — von der Lerche und von der Liebe und wie ich mir eben eine Frage des Doctors überlege, werde ich den Kirchhof gewahr und —

Ueberlege dir die Frage nicht weiter, Regine! rief Baruch lachend. Die Lerche, nun die mag immerhin crepiren; aber die Liebe und — der Kirchhof! Laß dich davon! Laß dich!

Verlegen beſtieg Doctor Gilbert den Wagen und Regine gab dem Kutſcher auf, die Sängerin Fanny abzuholen.

Ja, ja! rief Baruch. Ihr ſollt mir 'was vorſingen. Es iſt mir recht lieb, daß die luſtige Fanny herauskommt. Es iſt ein angenehm Frauenzimmer.

Die Familie Hertz.

Er begleitete die Tochter zum Pianoforte im Geſellſchaftszimmer, um die Sängerin zu erwarten. Heiter plauderte und ſcherzte er mit der Tochter, ohne ſich weiter nach des Arztes Unterhaltung mit ihr zu erkundigen. Bei ſeinem Scharfblicke für Menſchen und Lebensverhältniſſe hatte er die Annäherung des jungen Mannes zu Reginen längſt durchſchaut und war keinen Augenblick ungewiß, von welcher Liebe derſelbe mit ſeiner Tochter geſprochen habe. Allein er ängſtigte ſich nicht um ſie. Ueberhaupt war ein eigenthümlicher Ton zwiſchen dem Vater und ſeinen beiden nun freilich erwachſenen Kindern.

Man hätte glauben ſollen, in der zärtlichſten Wechſelliebe und Innigkeit füreinander habe ſich nur das Naturgefühl veredelt und vergeiſtigt. Denn in allem Andern, was Geſchmack, Ueberzeugungen, Gefühlsſtimmung, Lebensabſicht, ja Neigungen und Schwächen betraf, gingen Vater und Kinder, Jedes in ſeiner Richtung, aufs unbefangenſte miteinander um, ohne daß aus den Jahren der Erziehung her etwas von väterlichem Uebergewicht oder von kindlicher Scheu zurückgeblieben ſchien. Seine Glaubensgenoſſen tadelten ſolche Erweiterung des bei Israeliten ſonſt ſtraffern häuslichen Bandes an dem alten Baruch, oder brachten dieſelbe vielmehr mit ſeiner religiöſen Gleichgültigkeit in Verbindung. Baruch's Ueberzeugungen gingen nämlich neben der Synagoge hin ins gänzlich Freie. Dort aber hatte er ſich einen eigenthümlichen Aberglauben ausgebildet. Es war nämlich ſeinem lebhaften Weltverſtande nicht entgangen, daß gar oft im Leben die Berechnungen der Menſchen im Kleinen und der Zuſammenhang der Begebenheiten im Großen durch unerwartete und unbegreifliche Einflüſſe geſtört und abgeändert werden. Sein gutes Gedächtniß bewahrte ihm eine Menge kleiner Vorfälle, die vielleicht in keinem Zuſammenhange ſtanden, aber von Phantaſie und Scharfſinn durcheinander gewürfelt, zuletzt bedeutſame Zahlen und geheimnißvolle Bezüge zu verrathen ſchienen. So ſpann ſich der ganze Stoff ſeines Glaubens zuletzt in Ahnungen, Vorbedeutungen nnd Warnungen aus, ſodaß ein Witzbold aus der Judengaſſe nicht ganz Unrecht hatte, zu ſagen, der alte Baruch Hertz habe die Thora weggelegt, um die Thorheit dafür aufzunehmen. Den Frauen gefiel er ſchon beſſer, denn er konnte ſehr gefällig ſein, und hatte zur rechten Zeit einen guten Witz oder ein paſſendes Geſchenk in Bereitſchaft.

So empfing er auch jetzt die ankommende Sängerin ſehr artig, ſagte ihr einige Schmeicheleien und beſchenkte ſie zum Willkommen im neuen Hauſe mit einer werthvollen Buſennadel, die er ihr mit täppiſcher Galanterie ſelbſt anſteckte. Ihr Singen wartete er aber nicht ab, ſondern ſagte lachend zu ſeiner Tochter. Ich fahre nun doch noch auf die Börſe. Die Warnung mit dem Kirchhof galt ja nicht mir, ſondern der Frage des Doctors wegen der Lerche, nicht wahr wegen der Lerche? *Meinethalben* kann ich ganz ruhig ſein, Reginchen. Wer ſich aber in Acht zu nehmen hat, das weißt *du* am beſten.

Er begleitete dieſe nachdrücklich geſprochenen Worte mit einem Blick, der keinen Zweifel ließ, daß er Reginen gewarnt haben wollte. Und doch gab er dieſe Warnung nicht der Perſon des Arztes wegen, ſondern der vermeintlichen Vorbedeutung halber. Hinter ihm her kamen beide Sängerinnen nicht ſobald ans Klavier. Auch Fanny wollte erſt Alles beſehen; denn jeden Tag wurden noch in der Einrichtung des Hauſes und des Gartens kleine Veränderungen vorgenommen. Ueber die geſchmackvollen Gemächer, über die reizenden Ausblicke ins Thal und nach der Stadt entzückte ſie ſich, und im Garten ward ſie vollends ausgelaſſen. Sie tanzte, trällerte und lachte ſo laut, daß es Julius Hertz auf ſeinem Zimmer endlich hören mußte. Er öffnete das Fenſter, rief ihren Namen und kam herunter. Nun zeigte ſich Fanny mit einem male wie verwandelt. Still und ängſtlich drückte ſie ſich feſt an Reginen und verſtummte bei den Artigkeiten des Bruders. Ja, man glaubte ſie manchmal erröthen zu ſehen. Regina lächelte zu dieſen und dergleichen Zeichen mädchenhafter Neigung. Sie fielen ihr inſofern auf, als ſolche verſchämte Befangenheit den gewöhnlichen Vorausſetzungen von einer gangbaren Theaterſängerin zu widerſprechen ſchien und auch dem gewöhnlichen Betragen Fanny's nicht entſprach. Daher faßte ſie die beſte Meinung von ihr, und gab ſich einem ſchweſterlichen Wohlwollen um ſo raſcher hin, als ſie des Bruders Leidenſchaft für Fanny kannte.

Julius ſchwärmte für Muſik. Er unterhielt mit den berühmten jüdiſchen Componiſten und Virtuoſen Bekanntſchaft und ſpielte ſelbſt nicht ohne Fertigkeit das Pianoforte. Dabei war er nicht unbeleſen und nicht ununterrichtet. Wenn er es auch nicht laſſen konnte, dann und wann etwas in Staaspapieren zu machen, ſo blieb er doch bei ſeinem Vorhaben, nicht eigentlich den Geſchäften, ſondern der Kunſt zu leben. Er träumte gern von ſeiner künftigen Einrichtung. Da ſollten wöchentlich kleine Concerte gegeben werden. Daß dieſe an einer muſikaliſchen und als Sängerin ausgezeichneten Hausfrau ihren Mittelpunkt hätten, war ihm ein ſo glänzender Gedanke, daß neben demſelben der ſtille Wunſch nach einer zugleich reichen „Gemahlin“ nach und nach verblich.

In ſeiner Neigung für Muſik, wie überhaupt in ſeinem Thun und Laſſen, blieb er nicht ohne Affectation und ohne jene vorlaute Lebhaftigkeit, die lieber eigene Behauptungen ausgibt, als fremde Meinungen annimmt.

So war ihm auch mehr ein ſelbſtgefälliges als entgegenkommendes Lächeln eigen. Sein Aeußeres war hübſch, ohne gerade einnehmend zu ſein. Groß und gut gebaut, wie es bei Juden nicht gewöhnlich iſt, hielt er ſich doch in den Lenden eingeknickt, und ſchlug bei haſtigen, kurzen Schritten mit den ziemlich auswärts gehaltenen Ferſen auf. Vor der geiſtreichen und hochſtrebenden Stirn ſchien ſich das ſchlaffe Kinn ängſtlich zu verſtecken und der ſinnlich derbe Mund nichts von der Schwärmerei des ſchönen Auges zu wiſſen. Im Umgang mit Frauen war er ſehr aufmerkſam, aber nicht zart. So hatte er von Fanny die beſte Meinung, hegte für ſie eine ernſte, ehrliche Neigung und dachte nicht daran, ihr nachläſſig und unachtſam zu begegnen; dennoch ſah man, daß er ſich ganz dicht an ſie drängte, bei jeder Gelegenheit ihre Hand faßte und was er an ihr oder ihrem Anzug beſprach, auch mit dem Finger antippte. Und Fanny nahm ſelten Anſtoß daran. Denn ſo gut ſie auch ein ſittſam-zärtlich Mädchen darzuſtellen ſuchte, ſo ging ihr doch die mädchenhafte Empfindung gegen manches Begegnende gänzlich ab. Sie hatte nicht blos den jungfräulichen Schreck vor wirklicher Berührung, ſondern auch die Bänglichkeit vor der möglichen eingebüßt.

Als dieſe Drei aus dem Garten ins Haus zurückkehrten, verſetzte Regina auf Fanny's Entzücken über den „herrlichen Landſitz“: Ach, ich fürchte auch wieder das Einnehmende unſers Aufenthalts. Am Ende vergeſſe ich darüber meine Armen in der Stadt, und werde zu bequem ſie aufzuſuchen.

Das würde ich überhaupt nicht! fiel Fanny ein.

Schicken Sie doch Ihre Geſchenke hin, wenn Ihnen das Almoſen ſo viel Vergnügen macht. Wer möchte denn dieſe Spelunken ſelbſt aufſuchen und betreten.

Aber gerade darauf kommt es an! erwiderte Regine. Man kann nur der Noth abhelfen, deren Mutter und Großmutter man kennt. Meinen Sie, die Armen könnten mit Gelde ſich ſelbſt helfen? Selten oder nie! Glauben Sie mir, Fanny, die Elenden thun ſich immer ſelbſt am weheſten, wenn ſie die Mittel dazu haben. Es iſt Niemand kindiſcher und lüſterner nach Allem, als wer gar nichts hat. O Sie wiſſen nicht, was die Armuth ſo ungeſchickt, ſo eigens reizbar und kränklich iſt! Auch kann eine Wohlthat ſehr plump ſein und ebenſo leicht zerſtören als beleben. Geld iſt immer eine metalliſche Arznei, die man höchſt vorſichtig anwenden muß, und das Schicken, meine Gute, iſt juſt der krummſte Weg zur Armuth.

Dann haben Sie jetzt die Vorſtadt deſto näher! lenkte die ſchlaue Fanny ein, die Reginen nicht misfallen wollte. Da gibt's noch mehr Noth als drüben. Ha, was ich ſagen wollte! Da iſt die arme Witwe Dillig, deren Mann jüngſt bei einem Strombau verunglückt iſt. Eine ſehr bedürftige Perſon, liebe Regine! Doctor Heimbold hat ſie mir empfohlen.

Wie, Sie kennen Doctor Heimbold? fragte Julius. Dieſen ausgezeichneten Mann?

Er iſt unſer Arzt! antwortete ſie wegwerfend. Eigentlich meiner Tante Arzt, muß ich ſagen; denn ich habe ihn Gott Lob! noch nicht gebraucht.

Gott Lob? verſetzte Regine. Er ſoll der vorzüglichſte

Arzt ſein, voll Eifer, und einen merkwürdigen Blick haben. Oder wären Sie nie krank geweſen?

Ich meine, als Menſch iſt er mir nicht angenehm, ſagte Fanny. Er kann ſehr zudringlich ſein.

Wie? Er hat ſich erlaubt, beſte Fanny —? Wie konnte er das gegen Sie wagen? rief Julius.

Ach nein, lieber Herr Hertz! Ich meine nur, man kann ihm nicht genug ſingen! erklärte Fanny. Hundert mal habe ich ihm das alberne Liedchen: „Flattre, flattre, kleiner Vogel!“ ſingen müſſen. Es iſt ſein Lieblingslied. Welcher Geſchmack!

Hundert mal! Iſt Ihre Tante ſo leidend? fragte Julius. War er ſo oft bei Ihnen? —

So ließ alſo Fanny ſich von der erſten Erwähnung Auguſtin's im Hertz'ſchen Hauſe eben nicht vorbereitet finden. Jede Frage ſetzte ſie in neue Verlegenheit, und jede ihrer übereilten Antworten zog ihr eine noch klemmendere Frage zu. Ihre Verwirrung entging Reginen nicht, und Fanny empfand hinwieder das ruhig forſchende Auge des edeln Mädchens. Jetzt erkannte ſie, daß es doch gerathener ſei, gut und rühmend von dem ſo geachteten Arzte zu reden. Ja ſie war ſchlau genug, von Auguſtin's Intereſſe für die Familie Hertz zu erzählen, und wie angelegentlich er ſich öfter um Reginen erkundigt habe.

Ich kenne ihn nicht, fiel Regine ein. Aber ich habe ſo viel Sonderbares von ihm gehört, daß er mir unbekannter Weiſe doch ſehr intereſſant iſt. Gerade Das, was man an ihm ſonderbar findet, hat Etwas, was mich ſehr anſpricht. So hör' ich, wenn er bei reichen Damen etwas Abgetragenes liegen ſieht, ſteckt er es ohne Weiteres ein, — Tücher, Strümpfe, Binden, ja ganze flanellene Röcke, und ſchleppt es ſeinen armen Patienten zu. Manche legen ihm Spaßes halber allerlei in die Nähe, und er ſoll immer mit bauſchenden Taſchen von und zu ſeinen Kranken gehen, — von den reichen zu den armen. Seh'n Sie, Fanny, ſolchen Dieb könnt' ich ſehr gern haben!

Dann, lachte Fanny, vergeſſen Sie ja die Witwe Dillig nicht! Heimbold hat mir ſie gerade für Ihr wohlthätiges Herz empfohlen. Ja, ja, wahrhaftig!

Für mich? Was? Kennt er mich denn dafür? fragte Regine betroffen und verſank in Nachdenken. Sie fragte nach der Wohnung der armen Witwe und ergriff haſtig und bewegt das von Fanny mitgebrachte Zettelchen von des Doctors Hand.

Regine las es wieder und wieder und lächelte ſtill in ſich hinein.

Eine Geburtsſtunde.

So kommt denn zuweilen auch Kummer und Noth der Menſchen in die Geſellſchaft der Leichtſinnigen und Reichen. Glücklich, wenn ein edles Herz darunter iſt, das von fremdem Elende nicht blos berührt, ſondern auch in Bewegung geſetzt wird!

Dieſe arme Witwe Dillig befand ſich an demſelben Tage unwohl. Eine dunkle Angſt hielt ſie zum erſten mal ab, ihrem Tagewerk außer Haus nachzugehen. Die Regungen, die den Aufbruch eines jungen Weſens unter dem Mutterherzen anzukündigen pflegen, waren ihr neu. Auch entſchlug ſie ſich gern jeder Erinnerung an ihren Zuſtand, wie es ungebildeten Menſchen eigen iſt, ſich vor dem Unvermeidlichen in Gedankenloſigkeit zu flüchten. Freilich kam bei der Unglücklichen dazu, daß für ſie eine neue, unermeßliche Sorge war, was für Andere die ſchönſte Hoffnung iſt. Sie hielt ſich alſo lieber für krank und ſchickte eine Nachbarin zum Doctor Heimbold, an den ſich alle Vorſtädter zu wenden pflegten, die für einen Arzt mehr Vertrauen als Geld hatten.

Es war ſchon gegen Abend und Auguſtin, ſo ſchwach er ſich noch von ſeinem erſten Wiederausgehen fühlte, eilte nach der Vorſtadt. Er hatte ſich für den ihm bekannten Zuſtand der Kranken vorgeſehen, und ſtieg mit einem Bündelchen aus dem Wagen. Auch hatte er ſich nicht geirrt; es war die höchſte Zeit, zur Hebamme der Vorſtadt zu ſchicken. Dieſe war aber bereits in die Stadt gerufen und Auguſtin mußte ſich ſelber zur Hülfeleiſtung bequemen. Er ſchickte die Nachbarin an den Herd und öffnete ſein mitgebrachtes Päckchen. Da fielen von der Beſcherung ſeiner Schweſter Hemdchen und wollene Tücher, Wickeln und Windeln auf die alte Truhe in der Fenſterecke. Die Kranke weinte vor Angſt und Rührung zugleich, als ſie wie vom Himmel gefallen ſah, was ſie in ihrer Betrübniß vergeſſen und bei ihrer Dürftigkeit nicht hatte beſchaffen können.

So ſaß denn der Freund vor der angſtvollen jungen Frau, während die Nachbarin am Herd beſchäftigt war. Der Abendhimmel fiel aus dem Gärtchen in das ſtille Gemach, deſſen entſetzliche Armuth er röthete. Die Frau lag im anſtoßenden Kämmerchen gerade in der rechten Dämmerung, für welche der Vorhang am Fenſter fehlen durfte. Wenn ſich auch keine Seele auf den Ankömmling freute, ſo ließen es ſich wenigſtens die Sperlinge nicht nehmen, auf dem hohen Birnbaum vor dem Fenſter zu jubeln. Plötzlich erhob ſich der Arzt von ſeinem Schemel, die Kranke ächzte lauter und in den verblaſſenden Abendſchein ertönte der erſte Aufſchrei des Neugeborenen.

Die Nachbarin war mit dem Nöthigen herbeigeeilt und unterſtützte den Arzt. Kurz hinter ihr trat eine weibliche Geſtalt in die Kammerthür. Beim Anblicke des Vorgangs zog ſie ſich in die Stube zurück, fragte aber nach einer Weile: Kann noch Jemand helfen?

Auguſtin ging hinaus, empfing einen freundlichen leiſen „guten Abend“, und rief aus: Regina Hertz?

Sie kennen mich, Herr Doctor Heimbold? Ich denke Sie ſind es doch?

Ja, ich bin's! Ich kenne Sie nicht, aber ich errathe Sie. —

So ſahen nun Beide einander in der Dämmerung mit der Unbefangenheit zweier Menſchen an, die voneinander wußten, ſich füreinander intereſſirten, ohne ſich perſönlich zu kennen, und die nun mit dem Gefühl achtungsvollen Wohlwollens ſich dem angenehmen Eindruck überließen, den Eins auf das Andere machte. Es war vor einem Altare der Humanität, der einzigen Stelle, auf welcher zwei ſo verſchiedene Herzen ſich in gleichem Bekenntniß begegnen konnten.

Sie haben mir dieſe Frau durch die Sängerin Fanny empfehlen laſſen, Herr Doctor, hob Regine zuerſt an, und ich wollte daher gleich zuſehen, wie ihr am beſten zu helfen ſei. Jetzt wird ſie von der Arbeit nach Hauſe kommen, dachte ich und ſiehe, ſtatt der Arbeit hat ſie den ſchweren Kampf der Mutter beſtanden und iſt reicher geworden um ein Kind, das ſo tapfer ſchreit.

Ja, ſehen Sie ein mal den herrlichen Buben an! rief Auguſtin und nahm der Nachbarin das eben gebadete und in ein wollenes Tuch geſchlagene Kind ab. Sehen Sie dieſe kräftigen Glieder zu der tapfern Stimme, auf die Sie ſchon geachtet haben. Welch' ein Schatz wäre nicht mit dieſem Neugeborenen in den Palaſt eines Kaufherrn oder eines Fürſten gekommen, von ſeidenen Wärterinnen empfangen, von Glückwünſchenden begrüßt! Reiche Vorhänge rauſchten um ſein Lager; auf ſchwellenden Kiſſen, in feinſter Leinwand ruhte er, immer und immer trocken gelegt, in ſeiner kleinen Wanne gebadet, aus ſilbernem Becken getauft, tauſend Genüſſen und einer glänzenden Beſtimmung entgegen ſchlummernd. Dort bekommen ſie vielleicht ein welkes Quakelchen oder gar nichts. Immerhin, wenn ſie nichts Beſſeres werth wären! Aber warum fällt nun ſolch' eine Freude der Natur auf den Schoos der Noth? Schon die erſte Quelle, an der ſich der Wurm feſtwühlt, entſpringt aus vergiftenden Kohlenlagern von Gram und Sorgen unter ſpärlichen Zuflüſſen des Taglohns. Womit wird er dann aufgefüttert und bekleidet werden, auf welch' modrigem Strohpfühle wird er ſchlummern? Wie knufft ſpäter an dem fröhlichen Läufling die Ungeduld und der Mismuth fremder Menſchen, indeß die Mutterliebe auf Taglohn ausgegangen iſt! Und wenn ſeine gewiß ebenfalls geſunde Seele wach wird, — an welchen niedrigen Eindrücken erlahmt ſie, ſtatt ſich zu ermuthigen, zu begeiſtern, und verkümmert oder verwildert! So geht ein rüſtiger Körper im Schmuz, ein muthiger Geiſt im Elend zu Grunde, ein voller Menſch, zum Glück geſchaffen, zum Wohl der Welt ausgeſtattet. Ach, ach! welche Einrichtung hat das menſchheitliche Leben!

Auguſtin reichte das Kind ungeſtüm der Mutter hin und ſank erſchöpft auf den hölzernen Stuhl, wie ihn denn alle Betrachtungen und Gefühle, frohe wie trübe, immer auf's ungeſtümſte bewegten und durchſchütterten.

Regina trat zu ihm heran und ſagte mit ſanfter Faſſung:

Thun Sie ſich doch ſelbſt nicht ſo viel Leid an, lieber Mann! Glauben Sie ja, die Vorſehung läßt die Burſche nicht zu Grunde gehen, auf die ſie für ihre Welt rechnet, mögen ſie auf Roßhaaren oder auf Häckerling ſchlafen. Und für dieſen tüchtigen Jungen wollen denn wir thun, was die Mutter nicht vermag. Laſſen Sie mir dieſe Sorge; ich bin doch jetzt ſo froh und glücklich und will's ihm an nichts fehlen laſſen.

Regina! rief Auguſtin in freudigem Ungeſtüm und drückte ihre Hand. Ja, ich ſeh's eben, Regina: Die Vorſehung ſorgt, ſie ſchickt ihre Engel! Aber nun Licht herbei!

Die Nachbarin und Regina verließen zugleich die

Kammer; worauf die Wöchnerin ſich unruhig erhob und laut und hart ſagte:

Was will die Jüdin, Herr Doctor, mit meinem Kind? Sie will mir's verwechſeln, mir einen rothköpfigen Wechſelbalg —

Undankbares Geſchöpf! fuhr Auguſtin heraus, bezwang aber aus Rückſicht auf den Zuſtand der Kranken ſeine Aufwallung und ſagte blos vor ſich hin: Ach, wie ſchwer iſt es, den Menſchen zu helfen! Jede Wohlthat iſt ein Heiland und muß ſich die Dornenkrone gefallen laſſen.

Indem kam die Nachbarin mit einer Oellampe allein herein. Auguſt, beunruhigt, daß Regine nicht mitkam, blickte in die Stube hinaus und ſah ſie gedankenvoll am geöffneten Fenſter ſtehen. Er trat zu ihr und fragte befangen, ob ſie nicht mit draußen geweſen, um Licht zu holen?

Nein! lächelte ſie wehmüthig. Aber Ihren ſchönen Gedanken von der Wohlthat habe ich gehört.

O hätten Sie ihn nicht gehört, edle Regina! Sehen Sie es der rohen Frau nach; auch iſt ſie jetzt in gereiztem Zuſtand des Schmerzes.

Gewiß! verſetzte ſie. Der Schmerz iſt ein Mörſer und ſtampft auch Bitteres aus dem menſchlichen Herzen, aber freilich nur, wenn es ſelbſt ein bitterer Kern iſt. Ich vergeb' ihr auch ſo. Ach! ich habe dergleichen mehr erfahren und von feinen, gebildeten Menſchen, von Chriſten, die mich wahrſcheinlich überzeugen wollten, ſie hätten allein die Religion der Liebe. Wiſſen Sie nicht, lieber Herr Doctor, wir Juden haben im chriſtlichen Abendlande noch ein elftes Gebot erhalten: „Sei nicht empfindlich, Israel, damit du froh lebeſt auf Erden!“ Uns trifft ja nicht blos die bornirte und die häßliche Geſinnung; auch das Wahre und Schöne verletzt uns oft und erinnert uns daran, daß wir Fremdlinge ſind in dem Lande, wo es eigenthümlich — neu erwachſen iſt. Sogar Ihr eigenes ſchönes Bild von der Wohlthat mit der Dornenkrone iſt ja aus unſerer unglücklichen und ſchuldvollen Geſchichte genommen. Nicht wahr?

Sie ſah ihm mildlächelnd dicht in die Augen und drückte ihm die Hand, wie um Verzeihung bittend.

Regina! Königin! rief er begeiſtert, indem er ihre Hand an ſeine heiße Lippe drückte.

Sanft entwand ſie ſich und ſagte: Die Mutter muß eine Wärterin haben, lieber Doctor. Laſſen Sie auf meine Koſten eine rufen. Wir haben auch zu Hauſe noch Kindergeräth von meinem ſpät geborenen Brüderchen, das ſehr bald der in Wochen geſtorbenen Mutter folgte. Das darf ich doch wol mit der Armuth der Frau „verwechſeln“? Sorgen Sie dafür, daß auch hier manchmal die Luft gewechſelt werde. Das Kind wollen wir ihr unverwechſelt laſſen. —

Dieſe Beſorgniß der Wöchnerin, ein alter gehäſſiger Aberglaube, ſchien Reginen tief zu ſchmerzen. Doch lächelte ſie bei ihren wiederholten Anſpielungen darauf und fuhr dann fort: Ich ſelbſt kann nun nicht mehr kommen, — um die Mutter nicht zu ängſtigen; aber Sie ſind ja dafür da. Bitte, ſagen Sie mir's immer, wenn 'was zu zu thun iſt. Wir wohnen hier nahe bei.

Indem ſie nach ihrem Tuche griff, ſich zu entfernen, ſetzte ſie lächelnd hinzu: Erſt aber geben Sie mir die

Hand drauf, Doctor, daß Sie mich nicht für verdroſſen halten.

O gute Regine! rief Auguſtin, indem er ihre Hand ergriff und küßte, verdroſſen? dazu ſind Sie zu edel, nein — zu erhaben! — Welche ſchöne, weiße Hand! flüſterte er dann, indem er ſie ſpielend zwiſchen ſeinen beiden Händen behielt. Noch iſt es blos eine ſegnende Hand, für wen wird ſie ein mal eine beglückende werden?

Segnen, Herr Doctor, iſt ja mehr als beglücken, verſetzte ſie, Prieſterin mehr als Braut! Nur eine Mutter iſt Beides.

Herrlich, Herrlich! rief er. Aber, Regine, dem Manne Braut bleiben und den Kindern Prieſterin werden, ach! das iſt zu ſchwer, zu viel für die Meiſten!

Er flüſterte der Nachbarin in der Kammer zu, daß er wiederkommen werde und begleitete Regine nach ihrer Wohnung.

Herz Trumpf.

Auguſtin hatte mit der ſchönen Regine beim Abſchied an ihrer Wohnung einen Beſuch auf den andern Vormittag verabredet. Nun war er nach einer ſehr unruhigen Nacht in muthloſer Stimmung aufgeſtanden und bereute ſein Verſprechen. Er machte ſich Vorwürfe darüber, daß er ſich von einem ſeelenvollen Weſen ſo raſch hatte einnehmen laſſen. Seit länger war er dem heimlich gefaßten Vorſatze treulich nachgekommen, ſeine Verbindungen mit lieben Menſchen nach und nach zu löſen, um endlich deſto gefaßter und für Wenigere kränkend das letzte Band zu zerreißen, das ihn an das Leben ſelbſt knüpfte. So hatte er eben noch das altleidenſchaftliche Verhältniß mit Fanny abgeriſſen und war vergnügt, dieſer ihm zuletzt doch ſo wenig nahe gelegenen Rückſichten für immer quitt zu ſein. Warum ſollte er nun eine neue Bekanntſchaft eingehen, die ſo feſſelnd für ihn zu werden drohte? Denn noch nie war ihm ein weibliches Weſen begegnet, das in Haltung und Ton, in Gefühl und Gedanken den eigentlichſten Accord ſeiner Seele ſo rein und tief angeſchlagen hatte. — Geſtehe dir, unglücklicher Wicht, ſprach er zu ſich ſelbſt, das iſt Liebe, oder muß Liebe werden! Liebe —? rief er laut und ſchlug wieder ein mal ſein altes bitteres Lachen auf. Doch erſchrocken über dieſen Ton, hielt er inne und fuhr dann mit ſchmerzlich weichem Accent fort:

Ach, liebſte Liebe, nach der ich ſo lange durſtig ſuchte und aus Pfützen ſchöpfte, warum wirſt du mir ſo ſpät und in einer ſo herrlichen Tempelurne dargeboten? Und was ſollſt du mir jetzt noch? Mein vertrocknetes Herz noch ein mal aufquellen? Und wäre es denn recht, ein edles Weſen zur Liebe, falls ich es noch könnte, verlocken, da ich nichts mehr zu bieten habe, ich in der letzten Lebensgährung Begriffener? Nein! Die Liebe reicht nach der vollen, reifen Traube eines geſunden Menſchenweſens; ſüßen Geiſt ſucht ſie in ſchwellender Beere. Ich —?

Bald werde ich aus der ſchmuzigen Kelter ausgelaufen ſein; mein Geiſt verdunſtet hinüber und die Treſter dieſes kranken Körpers müſſen vergraben werden, damit ſie nicht —.

Er verſank in Nachdenken, aus welchem ihn ein Anpochender weckte. Es war Julius Hertz, der ihm einen Frühbeſuch abſtattete. Mit etwas ſchlürfendem Ton und unſteten Bewegungen, wobei er ſich an den Tiſch anlehnte, brachte der junge Mann viel Freundliches und Artiges vor. Auguſtin nahm Alles mit der ihm eigenen anmuthigen Nachläſſigkeit auf, indem er ſich lächelnd an der etwas geſuchten Einkleidung dieſer Höflichkeiten ergötzte. Der reizbare Freund, den raſcheſt-wechſelnden Stimmungen preisgegeben, plauderte jetzt ſchon wieder heiter und neckiſch mit dem Beſuchenden. Es war ihm aus ſeiner muthwilligen Zeit noch eigen, geſuchte Redensarten eines Andern wie heranfliegende Bälle gewandt zurückzuſchleudern. So wurde unter andern das Wort „Aufſchluß“ und „Aufſchluß geben“, das Julius ſich angewöhnt hatte, in der kurzen Viertelſtunde ſeines Beſuches beiderſeits ſo viel gebraucht, daß man hätte glauben ſollen, es könne ſich nirgends mehr ein Geheimniß bergen, ein Räthſel verſchloſſen halten.

Eins blieb nun in der That auch unſerm Freund Auguſtin nicht verborgen, die verſteckte Aufmerkſamkeit Reginens für ihn. Aus Dem, was Julius von der Schweſter vorbrachte, merkte Auguſtin ſehr ſchnell, daß dieſe den Bruder nur geſchickt hatte, um dem neuen Bekannten den Beſuch ihres Hauſes zu erleichtern. Er legte ſich dieſes heimliche Entgegenkommen aufs günſtigſte aus.

Und wie denn auch der klarſte und ehrlichſte Menſch dann und wann ſich ſelbſt betrügt, ſo hielt ſich der eben noch einem erſten Beſuche verzweiflungsvoll abgeneigte Freund nun durch die Rückſichten der Schicklichkeit zu einem Gegenbeſuch im Hertz'ſchen Hauſe genöthigt.

Der Ruf, in welchem Auguſtin als genialer Arzt und intereſſanter Mann ſtand, bereitete ihm den aufmerkſamſten Empfang im Hauſe Baruch Hertz'.

In dieſer wenn auch kleinen Familie vereinigte ſich Vieles, was einen Mann wie Auguſtin anziehen mußte. Durch die verſchwenderiſche Erziehung, die ihm ſein Vater gegeben, durch Reiſen und Umgang in der Fremde war Auguſtin ſo gewöhnt, daß er ſich in einer großartigen und geſchmackvollen Hauseinrichtung wie in ſeinem rechten Element wohlig fühlte, ohne doch ausdrücklich einen Werth darauf zu legen. Anders als ſein Freund Karl, der das größte Aufheben von Dem machte, was ihm doch unbequem war, ihn in Befangenheit verſetzte. Im Hertz'ſchen Hauſe fand ſich daher Auguſtin gleich heimiſch und angeregt. Auch der alte Baruch ſprach ihn ſehr an. Mit ruhigem und klarem Verſtande vereinigte derſelbe jenen feinen Spott über die Verkehrtheiten der Menſchen und Staatseinrichtungen, an dem Auguſtin einſt ſo viel Behagen gefunden hatte und der ihm ſtets das angenehme Gefühl ſeiner frühern Rüſtigkeit und Schlagfertigkeit wieder erweckte.

Zum jungen Hertz kam Auguſtin bald in ein vertrauteres Verhältniß, als er bei deſſen erſtem Beſuch erwartet hätte. Julius war ein Anempfindler der jüngſten kränklichen Anſichten und weltverdroſſenen Unzufriedenheit.

Er wußte viel moderne Lieder, beſonders auch von Heine, auswendig und recitirte einzelne Schlagworte und Stichreime mit eigenthümlich ſchlürfendem Ton, in welchem ſich Spottverſe oft wie ſüße Schwärmerei ausnahmen. Bald aber fand unſer Freund hinter dieſem angenommenen und geſuchten Weſen den geſunden Verſtand und die tüchtige Geſinnung des jungen Mannes heraus und erwiderte mit ehrlichem Wohlwollen die gemüthliche Annäherung deſſelben.

Auguſtin gewöhnte ſich nach und nach daran, von ſeinen Krankenbeſuchen in der Vorſtadt ziemlich früh auf ein Viertelſtündchen im nahen Hertz'ſchen Landhauſe einzukehren und ſich auszuruhen. Dieſe Gewohnheit ward für ihn immer feſſelnder und um daher länger zu bleiben, entſchloß er ſich, die Ordnung ſeiner Krankenbeſuche umzukehren, um Reginen am Schluſſe derſelben zu beſuchen. Bei ſeiner oft bizarren Denkweiſe führte er dieſen Entſchluß nicht ohne Kampf mit ſich ſelbſt aus. Dies verrieth ſich gleich den erſten Morgen, an dem er nach dieſer neuen Ordnung zu Reginen kam und ſich ziemlich erſchöpft in den tiefen Lehnſtuhl fallen ließ, den ſie ihm zu lieb neben ihren Nähtiſch an das Fenſter zu rücken pflegte.

Ich dachte ſchon, Sie kämen heute nicht, ſagte ſie lächelnd.

Mein Herz hat heute eine Schlacht verloren, erwiderte er mit etwas geſpanntem Ton, verloren um eines andern Herzens willen.

Und als Regine bei dieſen Worten die ſtickenden Hände in den ſeidenen Schoos fallen ließ und den Freund groß anſah, fuhr er fort:

Das Alltägliche und Gemeine hat ſich breit bei mir gemacht, hat ſich das reinſte, wärmſte Plätzchen in meinem Lebenskreis erſchlichen. Es thut mir leid, ich geſteh' es, leid um meinetwegen und auch Ihrethalben, Regine!

Ich würde erſchrecken, mein Freund, ſagte ſie, wenn ich Ihre neckiſche Weiſe nicht ſchon kennte. Am Ende läuft's doch nur wieder auf einen Spaß hinaus, wie gar oft, wenn Sie ſo hoch anfangen und auf dem Kothurn eintreten. Man ſagt doch „Kothurn", nicht wahr?

Auf einen Spaß, Regine? Immer nur auf einen Spaß?

Nun ja, lieber Doctor, ich weiß, daß der Spaß manchmal auch raſch linksum macht zu einem bittern Ernſt, und wenn ich vor dem Spaß erſchrocken war, überläuft mich hinter demſelben her eine Gänſehaut. Nun, was iſt es denn?

Sehen Sie, liebe Regine, bisher hatte ich meinen Stolz darauf geſetzt, daß ich immer meine zahlreichen Armen in der Vorſtadt zuerſt beſuchte und die reichen Vornehmen in der Stadt warten ließ. Bei mir ſollten ſie wenigſtens nicht als „Vornehme" gelten, mich ſollten immer die Armen vorher nehmen. Sie ſehen, ich ſpiele gern mit unſerer ſinnreichen Sprache. Und nun habe ich plötzlich die alte liebe Ordnung umgekehrt und beſuche die Vorſtädter zuletzt.

Sie haben ſie alſo zu Nachſtädtern gemacht. Erlauben Sie, daß ich ein bischen mitſpiele, Doctor!

Ja, Regina, dies Armenherz unter meinen Rippen hat ſich zu dieſer Alltagsordnung der Welt bequemt und zwar — um eines reichen Herzens willen.

Darf man's wiſſen, Doctor? Ja doch, ſpielen Sie Herz aus, bitte!

Trumpf, meine Freundin, die Herz-Königin, Regina Herz! Zu ihr komme ich nach der Vorſtadt, weil ſie eben vor der Vorſtadt wohnt. Aber thue ich auch recht gegen Andere, weil ich mir lieb thue und — natürlich auch mir allein?

Regina erröthete und ſchwieg. Doch nur eine Minute lang ließ ſie den gerührten Blick in ihrem Schooſe ruhn, dann ſchlug ſie ihn glänzend zum Freunde auf und ſagte lächelnd, indem ſie mit dem Zeigefinger an ſeine Stirn tippte: Dacht' ich's doch, es würde heiter ausgehen! Lieb aber thun Sie nicht ſich allein, ſondern auch mir. Warum ſollte ich's nicht ſagen? Und — wiſſen Sie — die Armen verlieren ja nichts dabei, lieber Doctor, und wir gewinnen ein mal etwas von den Armen, — wir Beide.

Verlieren nichts, Regina? Dann ſind Sie noch nicht recht krank geweſen. Das Antlitz des Arztes iſt wie die Erſcheinung eines Engels: es bringt Erquickung, Hoffnung, Erhebung. Freilich nur den Armen, die dem Arzte von Minute zu Minute entgegenharren; weniger den Reichen, die ihn herbeicommandiren und mit Gold und Silber, auf das ſie ſo frech ſind, den Zauber lähmen, der ſich, wie eine heilige Prieſterbinde, um des Arztes Schläfe zieht, die Heilkraft verſcheuchen, die aus ſeinen Augen auf den Kranken thaut. Dafür kann ich dann freilich für die Reichen theure Recepte ſchreiben und mich durch den Apotheker ergänzen.

Ja, ja, ich fühle, was Sie den Armen entzogen haben, ſagte Regine gerührt, wie weh Sie ſich ſelbſt thun und — wie viel ich Ihnen werth bin. Wiſſen Sie was? Ich will Sie recht lieb haben, unter der Bedingung, daß Sie die alte Ordnung wieder herſtellen. Gelt? Dann kommen Sie auch deſto beruhigter hierher. Nein, liebſter Freund, Regina Hertz iſt nicht ſtolz darauf, daß ſie ein edles Armenherz verkehrt machen könnte.

Beide, wie voneinander angezogen, erhoben ſich und hielten einander in ſtummer Umarmung feſt.

O das dacht' ich wohl, rief Auguſtin, daß ich Reginens Herz nicht auf alltäglichen Wegen gewinnen müßte!

Und wenn du es nun darauf gefunden, flüſterte ſie, ſo ſollſt du es doch nicht auf gewöhnliche Weiſe behalten und beſitzen. —

Ein ſeliges Stündchen wurde noch ſo hingeplaudert, bis der Freund mit der Verabredung ſchied, von jetzt an Nachmittags oder Abends herauszukommen, wozu die Tage ſo lang und lieblich geworden waren.

II.

Tod.

Verwickelungen.

Durch dieſe ſonderbare Wendung hatten ſich zwei ſo eigenthümliche Herzen ſchnell gefunden oder vielmehr erklärt. Die nun ausgeſprochene Wechſelneigung wirkte ſehr verſchieden auf Beide. Auguſtin fühlte ſich anfangs kräftiger, heiterer und mehr als in der letzten Zeit ins Leben eingehend. Er befand ſich Nachmittags nicht mehr ſo angegriffen und erſchöpft, ſondern munter und aufgelegt genug, um faſt jeden Tag nach dem Hertz'ſchen Landhauſe zu fahren oder zu ſchlendern. Zurückkehrte er ohnehin meiſt zu Fuß. Nur früh Morgens war ihm deſto elender zu Muthe, — ſo zerſtört und verzweifelt, als ob alle früher durch den langen Tag vereinzelte Misſtimmungen nun ſich auf dieſe Stunde ſammelten, um ihn an ſeinem Berufe zu hindern. Es war aber begreiflich, wenn man bedachte, daß der Freund, den Tag über von ſeinem neuen Intereſſe gehoben und manchmal in größter Aufregung ſpät nach Hauſe kehrend, in den unruhigſten Schlaf verfiel, und nur herabgeſtimmt, nicht aber auch neu erquickt wurde. Auguſtin ſelbſt blieb nicht unklar über dieſen Zuſtand. Er verwünſchte dieſe Liebe, die ihn, wie er ſich ausdrückte, hinter ſeiner Erbärmlichkeit her, überſchlichen habe, um ihn zu verhöhnen. War er dann wieder milder geſtimmt, ſo ſegnete er die Flammen, die ihm beſchieden ſeien, den kleinen Reſt ſeines elenden Daſeins mit einer reinern Lohe aufzuzehren. — So zu enden, ſagte er zu ſich ſelbſt, iſt doch ſüßer und heiliger, als daß ich mich ſelbſt —. Er blickte nach dem ſchon vertrockneten Kranze und der alten Piſtole, die von ſeinem Friedrich blank geputzt und probirt, wieder aufgehängt war. Wenn er dabei aber Reginens gedachte, ſo überſchauerte es ihn kalt und eine ſteigende Angſt vor ſeinen frühern Gedanken begleitete ihn zu ſeinen Patienten.

Anders war es um Reginen beſtellt. Der Kreis ihrer Theilnahme zog ſich jetzt enger um ihr träumendes Herz mit ſeiner tief wühlenden Leidenſchaft. Sie ſang jetzt mehr und oft bis in die tiefe Nacht hinein. Auch für ſie ſchien die Zeit und die jubelnde Sehnſucht der Nachtigal gekommen zu ſein. Ihre herrliche Altſtimme hatte einen neuen, bebenden Klang und ſchmelzenden Ausdruck gewonnen, ſeltſamer Weiſe aber einige Töne in der Höhe verloren. Man hätte glauben ſollen, in ihrer Bruſt habe ſich ein Abgrund aufgethan und die Tonleiter ſei davon eingeſunken. Fanny bemerkte dieſe Veränderung zuerſt und bald genug ſollte ſie auch die Erklärung dazu finden.

Sie kam nämlich jetzt drei mal die Woche zu Singübungen heraus und zwar, eben des Singens wegen — vor Tiſche. Sie hatte ſolche Tage gewählt, an denen ſie nicht verhindert war, ſich um Julius willen zu Tiſche halten zu laſſen und ſelbſt bis zum Abende zu bleiben.

So mußte Auguſtin bald genug die alte Geliebte antreffen. Ein ſolches Begegniß hatte ſie nicht voraus geſehen, als ſie des Freundes Empfehlung der armen Witwe angenommen und ausgerichtet hatte. In der That blieb ſie beſonders das erſte mal nicht unbefangen. Sie hatte ſich leichtfertig über Julius gegen den Freund — über dieſen gegen die Familie Hertz geäußert. Was konnte nun nicht zwiſchen den jetzt Befreundeten zur Sprache kommen? Dabei wußte ſie nicht gleich, wie ſie dem alten Verehrer am richtigſten zu begegnen habe. Sie hätte ihn gern um Julius willen ſo kurz und kalt behandelt, als ſie früher wegwerfend über ihn geurtheilt hatte; allein ſie fürchtete zu ſehr die oft ſpringenden Launen des Freundes, vor denen ſie keinen Augenblick der unerwartetſten Wendung ſicher war. Darüber verlor ſie mehr, als man es von einer auf der Bühne abgefeimten Sängerin hätte vermuthen ſollen, die Faſſung und Haltung. Ihr ganzes Weſen verrieth dieſe innere Unſicherheit. Auguſtin bemerkte die Verwirrung, fühlte aber nur Fanny's ſchnödes Fremdthun gegen ihn heraus. Dies reizte ihn, ſein Spiel mit ihr zu treiben. Er begegnete ihr bald übertrieben aufmerkſam, bald höchſt nachläſſig, mit leiſen Anſpielungen, bis ſie einen freundlichen artigen Ton gegen ihn annahm. Nun wendete er ſeine feine und zarte Seite heraus, indem er ſagte: Wie liebenswürdig können Sie ſein, ſchöne Fanny! Ich war untröſtlich darüber, daß Sie über meinen Freund Julius Ihren alten Doctor ganz hintanſetzen wollten. Und ich möchte noch immer behaupten, daß die Frauen vergeßlicher ſind als die Männer. Erröthen Sie nicht, Beſte; ich will Sie nicht beleidigen! Ich meine nur, ich werde Ihnen ewig dankbar bleiben für die Gefühle, die mir Ihre Töne und Melodien erweckt haben. Wahrlich, edle Regina, wendete er ſich an dieſe, ich habe es erfahren, wie ſehr die Glut der Leidenſchaften durch die edeln Gefühle, die denſelben zu Grunde liegen, unſer Herz zeitigt und vergeiſtigt. Mag man immer ſagen, die Leidenſchaften zerſtören, ſie ſterben aber vorher oft ſelbſt damit ab und die Liebe, die befreiende, Neues ſchaffende, folgt uns in die Ewigkeit.

Er ſah Reginen mit einem ſchwermüthigen Blick an und wendete ſich dann raſch zu Fanny: Dafür dürfen Sie mir aber auch nicht vergeſſen, daß ich Ihnen doch auch Angenehmes erwieſen habe mit meinen Recepten.

Unſere liebenswürdige Fanny befindet ſich zwiſchen uns Beiden in einer ihr neuen und eigenen Situation, verſetzte Julius. Ich begreife es, ich, und kann Ihnen Aufſchluß geben, mein Freund. Ein ſo ehrliches, einfaches Herz, wie Fanny's, befindet ſich auf ein mal zwiſchen zwei Polen. Verſtehen Sie mich nur recht, Fanny! Ich meine nicht Polaken; der Doctor verſteht mich, was man Pole in der Phyſik nennt, Anziehung, Abſtoß. Ich will lieber ſagen, zwiſchen zwei Pole verſetzt. Sie ſind nämlich ein Verehrer unſerer ausgezeichneten Sängerin und ich erkläre mich für den Anbeter der liebenswürdigen Fanny. Der Verehrer darf lauſchen und ſich Alles zuwenden, was er erlauſchen kann; dem Anbeter gebührt aber auch ein Antheilchen von den Regungen des Herzens, die dem bloßen Verehrer fern bleiben, wie — wie Schaubrote.

Herrlich und treffend! lachte Auguſtin. Schaubrote!

Sehr bezeichnend, mein Freund! Aber nicht wahr, Julius, die Schaubrote waren ehemals — ungeſäuert? So ſollen wir Sie denn ins gelobte Land ſcheiden ſehen, ſchöne Fanny mit ungeſäuerten Broten?

Julius bemerkte Fanny's glühende Verlegenheit nicht. Er ſtand einige Augenblicke nachdenklich da, bis er Auguſtin unterm Arme faßte und durch das offene Fenſter auf den Altan hinaus führte, während ſich Regina zum Flügel ſetzte.

Die Abendſonne lag gegenüber auf dem hohen Kai und der prachtvollen Häuſerreihe; der glänzende Strom wimmelte von Kähnen und kleinen Segelfahrzeugen; der graue Dom ſtieg zwiſchen neuen Plattdächern und alten Giebeln empor und die belebte Brücke zog ein ſchillernd Band zum diesſeitigen Ufer herüber.

Auguſtin war ergriffen von dieſen glänzenden und heitern Bildern, bis Julius, an ſeine Schulter gelehnt, ihm zuflüſterte:

Ich habe Ihre Anſpielung verſtanden, lieber Doctor — ich ſage Freund, wie Sie mich genannt haben, und worauf ich ſtolz bin.

Welche Anſpielung meinen Sie, lieber Hertz?

Die auf die Schaubrote und das gelobte Land. Es iſt Ihnen nicht entgangen, daß ich Fanny liebe und ich ſage — ernſtlich und ehrlich liebe, mit den beſten Abſichten, glauben Sie mir!

Darum möchte ich nicht, lieber Julius, daß Sie mich doch etwa misverſtanden hätten und ich Ihre Empfindung für Fanny —

Misverſtanden? O nein! Ich misverſtehe nicht leicht; ich darf ſagen, ich habe einen gewiſſen Scharfblick. Sie wollten mich erinnern, daß ich Jude bin und Fanny's Gegenliebe — ich habe das Bewußtſein von dieſer Gegenneigung — Fanny's Liebe könnte ſich ſäuern, bildlich geſprochen! wenn ich zur Heirath ſchreiten wollte, was Sie unter gelobtem Land verſtehen, — ſich ſäuern an den bürgerlichen Hinderniſſen unſerer Ehe. Hab' ich Sie begriffen? Was? Ein Mann von orientaliſcher Abkunft und ſollte mich nicht auf die Bilderſprache verſtehen? Nicht wahr?

Nun, angenommen, ich hätte ſo —?

Dann will ich Ihnen als Freund vertrauen, fuhr Julius fort, indem er die Glasthüre des Balkons feſt zuzog, daß ich damit umgehe, Chriſt zu werden, eben weil in unſerer Stadt ſich doch Jude und Chriſt nicht heirathen können. Ich ſchwöre es Ihnen, Doctor, um Fanny könnt' ich Alles thun. Das ſei Ihnen Beweis meiner Leidenſchaft. Alles! Es iſt mir eigen, lebhafte Gefühle zu haben. Nun ja, ich wollte, etwas ſo Auffallendes ließe ſich vermeiden. Wir ſind ohnehin ſchief angeſehen von unſern jüdiſchen Eiferern, von den Wächtern der Synagoge. Man ſtichelt ſchon auf unſern Uebertritt. Doch, davon ein ander mal! Ihre Anſicht gilt mir etwas. Sie haben Blick, Sie haben Menſchenkenntniß: ſagen Sie mir, was Sie von Fanny halten! Mit aller Offenheit!

Halten, mein Lieber? antwortete Auguſtin mit heiterer Laune. Ihre Frage iſt zu wenig beſtimmt. Ich weiß nicht, was Sie eigentlich meinen. Fanny iſt Sängerin, lebt auf der Bühne, gefällt, entzückt, iſt zu ihrem Talent auch reizend und in unſerer Stadt gibt es reizbare Leute, reiche, geldverwegene Müßiggänger, auch enthuſiaſtiſche Kunſtkenner, die dem eigentlichen Sitze eines weiblichen Talents auf dem Wege der Naturforſchung nachſpüren. Ich weiß nicht, lieber Julius, wie weit Ihre Beſorgniſſe, Ihre Vorausſetzungen gehen, was Sie von einer Braut verlangen, einer Gattin nachſehen können!

Sie haben Recht, Doctor! Die Theaterwelt hat ihre eigene Atmoſphäre, in der es einem weiblichen Weſen ſchwerer zu athmen und zu leben wird, weil zu viel Stickluft darin iſt. Sagen Sie, Doctor, wie viel Procent Lebensluft nimmt man an in unſerer Atmoſphäre?

Einundzwanzig — vingt et un! lachte Auguſtin.

Nun ja, die Theaterluft hat keine 21 Procent; ich garantire! Aber hören Sie, wie ich denke! Fanny ſteht im beſten Ruf und iſt daher — ich will wenig ſagen, — ſehr glücklich geweſen. Wäre ihr Ruf weniger gut, ſetzte ich doch noch kein unbedingtes Mistrauen in ihre Tugend, ich meine wegen des böſen Theater-Dunſtkreiſes, wegen der Stickluft, die ausgehaucht wird in übler Nachrede, — eigentlich Kohlenſtoff. Nicht wahr? Da ihr Ruf aber gar nicht gelitten hat, ſo habe ich einen deſto höhern Begriff von ihrer weiblichen Tugend und ihrem Takt. Sehen Sie, ſo iſt mein Raiſonnement! Ich laſſe mich darin auch nicht irre machen, durch nichts anfechten. Ich werfe aller Welt den Handſchuh hin!

Und kaufen ſich ein andres Paar. Gut mein Freund! Und —?

Und, ſehen Sie, Tugend iſt die einzige Mitgift, die ich von einer ſolchen Frau verlange, deren Juwel gefaßt iſt in Talent. So denkt Julius Herz! Und wiſſen Sie, wie ich weiter denke? Was bei Fanny die Faſſung iſt, iſt bei mir der Juwel — Talent und die Faſſung dazu iſt — Geld. So hätten wir Beide zuſammen Alles — fürs gelobte Land, wie Sie's nennen. Wie glücklich werden wir ſein!

Wenn Sie deſſen ſo gewiß ſind —.

Ja, ich bin's, Doctor! Halten Sie mich nicht für unbeſcheiden; aber ſo viel Menſchen- und Lebenskenntniß fehlt mir nicht. Wahrlich nicht!

Sie kennen alſo Fanny beſſer als ich und wollen doch wiſſen, was ich von ihr halte?

In Ihrem Fach, Doctor! Sie ſprachen nämlich von Recepten —! Ich wünſche mir auch eine geſunde Frau, keine kränkliche. Sie wiſſen ja, die Juden ſind ein wenig ängſtlich und rechnen auf die Nachkommenſchaft und ich, ich bin eben noch nicht getauft.

Julius lachte herzlich über dieſe feine Wendung, worauf Auguſtin ſchalkhaft verſetzte:

O darüber ſeien Sie unbekümmert! Fanny iſt geſund und kräftig. Wegen der Nachkommen können Sie ruhig ſein, wenn Ihnen die Vorfahren keine Sorge machen —!

Sie haben doch immer einen köſtlichen Witz, Doctor! Freund, will ich ſagen. Nicht wahr, Freund, auf du und du, he?

Und da Auguſtin lächelnd anſtand, flüſterte ihm Julius dicht ins Ohr: Um Reginens willen — du!

Hiermit riß er die Glasthür auf und ſchrie nach dem

Bedientenzimmer hinaus! Peter, eine Flaſche Champagner, vier Gläſer!

Und wie die Kelche ſchäumten, rief Julius:

Wir trinken Freundſchaft auf du und du! Der Doctor thut's um deinetwillen, Regine!

Die Freunde tranken in hergebrachter Weiſe. Dann rief Julius, aufgeregt, wie er war:

Fanny, auf du und du und der Doctor ſegnet den Bund!

Wie Auguſtin eben über Kuß und Trunk des fröhlichen Paars ſein Glas ſchalkhaft, wie zum Segen hob, faßte ihn Regine ſo haſtig am Arme, daß der Wein herausſchwankte. — Kommen Sie, lieber Heimbold, ſagte ſie, ich will noch ein mal apart mit Ihnen anſtoßen!

Auf du und du! rief der ausgelaſſene Bruder.

Nein! verſetzte ſie entſchieden. So nicht, hier nicht, jetzt nicht! Nicht ſo im Ungeſtüm — im Vorhofe der Freundſchaft. Nein, laſſen Sie uns trinken — fuhr ſie, auf Fanny und den Bruder blickend, feierlich fort, auf jeglichen Bund eines edlen Herzens mit einem reinen!

Nun denn — auf meines und Ihres! fiel Auguſtin laut und ſtolz ein!

Beide tranken langſam, während ihre Augen ſich ineinander verſenkten.

Moſaismus.

In Reginens leidenſchaftlichem Benehmen lag offenbar eine verſteckte Misbilligung des Vorgangs, und, wie es ſchien, um Fanny's willen. Fanny mochte es auch ſo empfinden und war verlegen. Sie hatte ſich ſchon an Reginens zutrauliche Behandlung gewöhnt, die des Bruders Neigung für ſie begünſtigte, und die jetzt zu ſchwinden oder doch zu ſchwanken ſchien. — Um ſo räthſelhafter war dem Freunde Reginens Aeußerung. Er hätte ſie gern um dies Räthſel befragt; es gab ſich aber den Abend keine Gelegenheit mehr zu einem vertraulichen Worte. Vater Hertz kam früher aus dem Caſino und zerſtreute mit ſeiner heitern und ſcherzenden Geſprächigkeit die trüben Regungen, die ſich auf des Sohnes ausgelaſſene Stimmung eingeſchlichen hatten.

Ich habe heute auch eine Einladung zu einem politiſchen Mittagseſſen für dich angenommen, Julius, ſagte der Alte. Nun, was ſtarrſt du mich an? Erſchrickſt du vor einem politiſchen Mittageſſen? Es iſt freilich ein fallender Artikel und ſteht auf Ausverkauf. Dennoch hab' ich für dich angenommen. Ihr wißt ja, daß drüben im Ländchen der Zwiebel und gelben Rüben das reactionäre Miniſterium die Juden-Emancipation wieder zurücknehmen will, die früher bei Gelegenheit eines Anlehns von den Landſtänden durchgeſetzt worden iſt. Unſere Juden gaben damals Geld, und die drüben bekamen ein Papier, das aber — wie ich's gleich vorausgeſagt — niemals auf pari kommen wollte. Jetzt hat nun unſer Advocat Stiebel ein groß Mittageſſen arrangirt, wobei viel geſprochen und zuletzt eine Petition ans Miniſterium vorgelegt werden ſoll. Man verſpricht ſich Berückſichtigung, weil ſie drüben wieder Geld und viel Geld brauchen, und wo werden ſie's herkriegen, als von unſern Leuten! Drüben konnte das Eſſen nicht unternommen werden: dort wär's für Aufruhr und Hochverrath erklärt worden. Das iſt die Sache! Für mich hab' ich abgelehnt; mein ſchwacher Unterleib verträgt kein Zweckeſſen. Mit Zwecken beſchlägt man die Abſätze der Stiefel, und — weißt du Julius — unſer Stiebel geht gern auf hohen politiſchen Abſätzen. Da kannſt du nun einen geſchriebenen Toaſt zu dir ſtecken und ableſen, wie's unſere Leute machen.

Ableſen? rief Julius. Ich kann auch noch einen aus dem Stegreif bringen und — mit einer Sardellen-Sauce. Aber du haſt Recht gethan, für mich anzunehmen: man ſieht uns ohnehin ſchon übel darauf an, daß wir nicht judeneifrig genug thun.

Jetzt kannſt du beim Stiebel Alles wieder gut machen! lachte der alte Herz. Aber weißt du, was ich an deinem Platze thäte? Ich würde zum Schluß einen Spaß anbringen, der deinen politiſchen Scharfblick in Renommé ſetzte. Daß der Schritt zu nichts führt, iſt ganz gewiß. Es hat ſeine beſondere Bewandtniß, daß man wieder überall hinter den Juden her iſt, — es iſt ein Hepp, hepp! von oben. Da würde ich nun, um ſo zu ſagen einen

Wink zu geben, beim Deſſert das ſchöne Studentenlied anſtimmen:

„Ach, wenn der Abſatz wüßt',
Daß der Stiefel ſterben müßt!“

Aber das iſt herrlich, das iſt prächtig! fiel Julius ein, und klatſchte in die Hände. — Ich ſing's, Vater, weiß Gott! ich ſing's.

Und indem er umherſpringend den Arzt wie zum Mittanzen an beiden Händen faßte, ſang er:

„Stiefel, Stiefel du mußt ſterben,
Biſt noch ſo jung, jung, jung —.“

Da ſprang Regine zwiſchen Beide, zog Auguſtin zurück, indem ſie ängſtlich ausrief:

Julius! Biſt du wahnſinnig? Unberufen! Sterben unberufen!

Alle ſahen einander betroffen an, während ſie Auguſtin zu ſeinem Seſſel zurück führte, und ſeine Hand faſſend ſich vertraulich neben ihm niederließ. Eine verlegene Stille trat ein, die der alte Hertz endlich mit klugen Bemerkungen über die judenfeindlichen Tendenzen der Zeit unterbrach. In ſcharfen, treffenden Gedanken verrieth ſich Baruch in der eigenthümlichen Stellung, — nicht mehr an der jüdiſchen Weltanſicht mit ihren Satzungen und Gebräuchen feſtzuhalten und doch den Groll über die uralte Mishandlung ſeiner Glaubensgenoſſen nicht ganz fahren zu laſſen. Er hatte wenig religiöſes Bedürfniß und alle religiöſen und kirchlichen Zwiſte hatten für ſeinen Verſtand etwas Lächerliches; in Geſinnung und Handlungsweiſe traf man ihn aber ſtets ehrenhaft und menſchenfreundlich. Schwankender zeigte ſich Julius Hertz.

Er mochte gern dafür gelten, daß er die Herrlichkeit und Tiefe chriſtlicher Anſichten und Gebräuche anerkenne, konnte aber, ſo gern er — jetzt auch um Fanny's willen — Chriſt geworden wäre, ſich nicht ſo leicht über den Eifer der jüngern gebildeten Juden hinausſetzen, die einen Ehrenpunkt daraus machten, ihre Glaubensgenoſſen nicht zu verlaſſen, ſondern in offenem Bekenntniß für deren bürgerliche und religiöſe Freiheit mitzukämpfen.

Auguſtin hatte an Reginens Seite mit getheilter Aufmerkſamkeit zugehört, und nahm jetzt, um ſeine Meinung befragt, das Wort, indem er ſagte:

Ich ſtimme mit euch überein und auch wieder nicht. Daß der Einzelne nicht um bürgerlicher Freiheit willen oder gar aus Eitelkeit und Ehrgeiz für ſeine Perſon zum Chriſtenthum übergehen will, finde ich rechtſchaffen gedacht. Es iſt ein altes Unrecht und eine ſich immer erneuernde Schmach, dem in unſern Staaten eingewachſenen Judenthum die politiſchen Rechte ganz oder theilweiſe zu verſagen. Albernheit, euch für aſiatiſche Fremdlinge zu erklären, da unſere germaniſchen Vorfahren aus noch tieferem Aſien, nur früher als ihr in dieſe Länder gezogen ſind. Und was die Verfaſſung des ſogenanten chriſtlichen Staats angeht, ſo kann und ſoll ſich jeder Staat dergeſtalt einrichten, daß ein Glaubensbekenntniß, das ja ohnehin aufwärts nach dem Himmel geht, ſeinen Weg niemals durch den Bürger- und Unterthaneneid zu nehmen brauche. Dagegen kommt es mir wunderlich vor, wenn der einzelne Israelit ſich aus äußern Urſachen von ſeinen Glaubensgenoſſen nicht losſagen will, während er innerlich ihr Glaubensgenoſſe gar nicht mehr iſt. Wie Viele kenne ich, die nach Weltanſicht, nach Geſinnung, ja nach geſellſchaftlicher Bildung keine Juden mehr ſind. Ja, wem der Moſaismus mit ſeinen Satzungen und Gebräuchen noch eine innerliche Beruhigung und Ueberzeugung gibt, für den iſt er noch lebendig und man muß ſeine ehrliche Religioſität achten. Ihr aber, die ihr nicht mehr glaubt, nicht mehr betet, nicht mehr faſtet, euch nicht mehr ins geſetzlich gemiſchte Leinen und Wollen kleidet und nicht mehr waſcht wie die Andern, warum macht ihr's zum Ehrenpunkte, Juden zu ſcheinen und zu heißen? Um das Judenthum erhalten zu helfen? Warum ſoll es denn weiter erhalten werden, als es wirklich lebt? Etwa als Mumie oder zum bloßen Trotz? Ei dann pflanzt es wieder in den ſteinigen Boden Judäas, an die öden Geſtade des Todten Meers. Richtet dort den Tempel wieder auf, nöthigenfalls mit gewaffneten Händen, wie nach der babyloniſchen Gefangenſchaft eure Väter thaten; ruft den Hohenprieſter auf und heftet ihm den glänzenden Schild mit den Namen der zwölf Stämme an die Bruſt. Setzt einen König! Iſt kein Rothſchild da? Hier aber liegt die Palme des Judenthums, von einem weltgeſchichtlichen Orkan entwurzelt und nach Europa geſchleudert, in einem fremden Culturklima da; ſie grünelt noch für einzelne Gläubige von eingeſchloſſenem Leben; ſie verwittert langſam, denn ſie iſt ein Kerngewächs der Urzeit. Die Pilze aber, die auf ihr wachſen, die Schwämme, Pfifferlinge und dergleichen wurzeln nur in ihrer angefaulten Rinde, aber ſie nähren ſich aus unſerer Atmoſphäre. Auflöſung iſt die Beſtimmung des Moſaismus. Sie würde raſcher gehen, läge der entwurzelte Stamm in freier Atmoſphäre.

Und Auflöſung iſt ein heiliges Werk, iſt das Einathmen des Schöpfers zu neuem Ausathmen. Eben ihr gebildeten, geiſtig-unbeſchnittenen Juden ſeid die Partikel jener Auflöſung, die vor andern in langſamer Entwickelung nach und nach abberufen werden. Warum folgt ihr nicht dem Zuge der geiſtigen Atmoſphäre, ſondern wollt, innerlich abgeſchieden, dem Abſterbenden noch äußerlich anhangen? Vielleicht iſt es Frevel, jedenfalls iſt keine Wahrheit darin!

Ehe noch Julius auf dieſen heftigen Angriff die rechte Widerlegung fand, denn der Alte lächelte blos, war Regina raſch aufgeſtanden und auf den Freund zugeeilt, als ob ſie ihm an die Bruſt fallen wollte. Aber ſie hielt an ſich und tippte blos mit verlegener Freude mit dem rechten Zeigefinger mehrmal lebhaft an ſeine Stirn. Er hat Recht, er hat Recht! Bin ich nicht Chriſtin ohne es zu heißen? rief ſie wiederholt, und blieb dann, die weißen Händchen feſt auf der Bruſt gefaltet, ſteh'n und nickte ihm freundlich zu.

Julius hatte gegen die Behauptungen des Arztes Vieles einzuwenden. Darüber gerieth Auguſtin nur noch tiefer in ſeine Lieblingsanſchauung, die Erſcheinungen der Geſellſchaft wie der Natur aus dem Geſichtspunkte des Werdens und Verfallens zu betrachten. In dieſer Betrachtungsweiſe war er ſo heimiſch, daß er den Gegner leicht befremden und verblüffen konnte. Aber er war nicht rechthaberiſch bei Einwendungen, wie ſie nun aus Regina's Munde kamen. Mit Wärme ſprach ſie gegen die ablehnende und oft verachtende Behandlung, die auch gebildete und edelgeſinnte Israeliten in der chriſtlichen

Societät zu erdulden hätten. Sie ſchilderte den verlaſſenen Zuſtand einer Jüdin, die mit chriſtlicher Bildung und oft auch mit chriſtlicher Geſinnung weder unter Juden noch unter Chriſten eine Stellung gewinnen könne, vom jüdiſchen Eifer verſtoßen, vom chriſtlichen Vorurtheil nicht aufgenommen, und die von beiden Seiten immerhin — eine getaufte Jüdin genannt werde. Regina ſprach in ſo lebenskenntlichen Zügen, ſo wahr und doch ſo mild, daß der Freund tief bewegt war. Das gekränkte Herz eines edeln Weſens hatte ſich ihm aufgethan, das, aus der Geſellſchaft verſcheucht, nur in heimlicher Wohlthätigkeit einigen Halt finden konnte. Dies ihm neue, ſchmerzliche Zucken unſerer ſo vielfach gereizten bürgerlichen und religiöſen Verhältniſſe beſchäftigte ſein Herz, das gerade an dem leidenden Weſen einen ſo liebevollen Antheil nahm. Schnell fand er auch hier wieder ſeine Anſicht beſtätigt. Er ſah nämlich, wie durch Regina's Wohlthätigkeit eine ſtille Schöpfung aus der Fäulniß unſerer geſellſchaftlichen Vorurtheile entſprang. Aber er ſchwieg, ärgerlich darüber, daß ein Phantaſiebild die Gefühle ſeines Herzens ſtören wollte. In dieſem Unwillen über ſeine eigene Weisheit empfahl er ſich. Regine konnte ihm beim Weggehen nur noch zuflüſtern, daß ſie ein Anliegen habe und ihn morgen beſtimmt erwarte.

Liebeszeichen.

Der andere Nachmittag ward aber wieder durch Karl Gilbert geſtört. Karl wußte von Anfang und durch Auguſtin ſelbſt von des Freundes Beſuchen im Hertz'ſchen Hauſe. Beide waren aber in Hinſicht auf Regine nicht offen gegeneinander: Karl verſchwieg ſeine ausgeſprochene Bewerbung und Auguſtin ſein vertrautes Verhältniß. Ein ſolches Intereſſe verräth ſich aber ſelbſt; Karl wurde bald aufmerkſam und ein wenig unruhig. Er fing an zu bedenken, zu erwägen. Daß Auguſtin in der verzweiflungsvollen Richtung ſeiner Gedanken ernſtliche Abſichten, oder bei ſeiner körperlichen Erſchöpfung auch nur eine muthige Neigung faſſen ſollte, kam dem jungen Arzte nicht glaublich vor. Noch unwahrſcheinlicher war es ihm, daß dieſe blühende, kräftige Regine einen ſo kranken, reizbaren Mann wirklich lieb gewinnen könnte. So gern er ſich dem umfaſſendern Geiſte ſeines Freundes unterordnete, ſo lebhaft ſchätzte er doch ſeine eigenen äußern Vorzüge. Allein er geſtand ſich auch, daß ihm Regina's eigenthümliche, oft auf das Seltſame gerichtete Seele noch nicht ganz verſtändlich ſei und daß in Auguſtin's ſchwungvollem Geiſte Etwas liege, was gerade ein ſo ſonderbares Mädchen einnehmen und beſchäftigen könnte. Dabei überlegte er, daß ihm bei des Freundes allenfallſiger Schwäche doch über Reginens möglichen Irrthum am Ende ihr

Herz und ihre Hand verloren gehen könnten, an die er ſo manchen Traum und Plan zu einer höchſt behaglichen Zukunft geknüpft hatte.

Dieſe Unruhe, wenn es nicht Eiferſucht zu nennen war, trieb Karl'n nach dem Hertz'ſchen Gartenhauſe. Er wollte den Freund dort antreffen, wollte beobachten, wie Regine ſich zwiſchen ihnen Beiden benehmen, wen ſie auszeichnen werde. Er glaubte im täglichen Leben bemerkt zu haben, daß liebende Mädchen oft unter vier Augen befangener und rückhaltender, als unter ſechſen oder noch mehren ſeien, und daß eine ſolche Conſtellation ſelten ohne entſcheidenden Einfluß auf das Geſchick der Liebe bleibe. Die Abſicht, ſich als Hinderniß einer Annäherung des Freundes und Reginens geltend zu machen, lag dem gutmüthigen und bequemen Karl nicht nahe genug.

Karl trat ſehr befangen auf; allein Regine wußte ihn bald behaglich zu ſtellen. Sie widmete ihm eine vorzügliche Aufmerkſamkeit, ſcherzte mit ihm, wie nie vorher, neckte ihn und ging im Garten ſtets an ſeiner Seite, während Auguſtin Arm in Arm mit Julius ein lebhaftes Geſpräch führte. Karl war ſehr vergnügt, und ſchied, als er zu einem Kranken gerufen wurde, von Auguſtin mit der ſtummen Abbitte eines warmen, wiederholten Händedrucks. Regine rief ihm noch von der Terraſſe nach, er möchte das Wiederkommen nicht vergeſſen.

Nach einigen Tagen traf es Auguſtin beſſer. Nur der alte Hertz war mit Reginen im Geſellſchaftszimmer, im Begriff nach dem Caſino zu gehen. Die Ankunft Auguſtin's hielt ihn auf. Der Freund, auf Reginens

Mittheilung ungeduldig, fuhr mit einer Liſt zwiſchen das behagliche Plaudern des Alten. Er erzählte von gefährlichen Kranken, die jetzt in der Vorſtadt lägen. Solche Gegenſtände hatten für Baruch etwas Beängſtigendes. Der Alte wandelte ohne Erwiderung im Zimmer auf und nieder, hoffend, das nicht unterſtützte Geſpräch fallen zu ſehen. Als es der Arzt aber nur deſto nachdrücklicher aufrecht hielt, wendete er ſich nach der Thür mit den Worten:

Reden Sie das Uebrige mit meiner Regine! Sie ſind ein vortrefflicher Doctor, Herr Doctor, und meine Regine hat die beſte Luſt, eine barmherzige Schweſter zu werden, auch in der Liebe. Nehmt daher nur in Gottes Namen das Zimmer zu einem Privat-Spitälchen eurer Unterhaltung; es hat Sonne und Luft, und das daran ſtoßende Cabinet will ich euch auch noch laſſen zur Apotheke. Aber das Uebrige vom Hauſe laßt mir ja geſund, ich bitte ſehr darum!

Er entfernte ſich mit einem halb böſe gemeinten Kichern.

Aus Beſorgniß vor Beſuch drängte Regine zu einem Gang ins Freie. An der hintern Gartenthür lief ein Pfad nach dem nahen Wäldchen und führte durch ein heimliches Thal nach der Vorſtadt zurück. Dieſen Weg nahmen ſie.

Ich wollte von meinem Bruder mit dir reden, mein Freund! ſagte ſie draußen. Du ſiehſt, Julius liebt Fanny, und ſo ernſtlich, daß er ſchon alle Anſtalten zur Heirath getroffen hätte, wäre nicht die erſte, ſich taufen zu laſſen. Dazu fehlt es ihm nicht an Glauben, aber an Muth.

Doch wird er es thun, müßte er auch von hier wegziehen. Ich ſah es anfangs gern, und habe ihn beſtärkt. Ach! ich liebe meinen Bruder ſo herzlich, und kann ihn nicht bald genug vergnügt mit Frau und Kindern ſehen. Was gibt es denn Glücklicheres für uns Frauen, als Kinder, wenn man ihren Vater liebt! Und eine Schweſter für mich — o mein Freund! So fühlte ich, bis du letzthin mit Fanny bei uns zuſammentraffſt. Seitdem hat ein entſetzlicher Argwohn gegen dieſe Fanny mein Herz vergiftet. Auguſtin —!

Sie faßte ſeine Hand und blickte ihm groß und feſt eine Frage in die Augen, die ihr bewegter Mund nicht hervorbringen konnte.

Was meinſt du, Regine? fragte der befangene Freund.

Ich dachte, du ſollteſt mich ſo verſtehen, flüſterte ſie. Wie kann ich das ſagen, es iſt ſo entſetzlich viel? Sieh, du kennſt nun Julius genug. Wie freute ich mich, daß ihr Freunde geworden ſeid! Der Vater hat ihn ſo glücklich geleitet, erzogen läßt es ſich eigentlich nicht nennen; Julius liebte ſo früh und heftig die Muſik, daß er bis jetzt den Gefahren eines ſchwärmeriſch ſuchenden Herzens glücklich entgangen iſt. Er hat ſich nicht verirrt, wie viele unſerer Judenbuben, die wenigſtens *heimlich* den Weg der Sünde gehen. Eine Kinderei mit ein paar hellen Stimmchen in der Judengaſſe — einer Roſe und einem Veilchen abgerechnet, hat er eine erſte, ernſte Leidenſchaft für Fanny gefaßt. Ich glaube faſt, er liebt nach der Scala und hat ſich auf ein mal ins zwei mal geſtrichene as verſtiegen. Ach — ach! wenn er herunterfällt!

Sie ſagte dieſen Scherz mit einem ſo feierlichen Ernſte, daß Auguſtin lächelnd eine ſcherzhafte Fortſetzung des Vergleichs unterdrückte.

Wie grauſam biſt du nicht! fuhr Regine fort, daß du mich Alles ſagen läſſeſt und verſtehſt mich doch gewiß ſchon genug. Ich habe zum erſten mal recht gefühlt, daß es ein wunderbares Schauen der Seele gibt. Wie man mit den Augen, ohne auf die künſtliche Lichtbrechung darin zu achten, einen Gegenſtand klar erblickt, ſo habe ich aus Fanny's und deinen Mienen, Bewegungen, Blick und Stimme auf ein mal geſchaut, daß Fanny unwürdig iſt, und daß ſie dich zu fürchten hat, dich — weil du wahrſcheinlich als Arzt ihr Leben kennſt. Und du haſt gegen ſie Etwas in deinem Mund, in deinen Blicken, was mir ſagt, daß du ſie nicht achteſt. Jetzt antworte mir kurz: Iſt Fanny werth, daß mein Bruder ſie heirathet? Iſt ſie würdig, ſeiner Kinder Mutter zu werden?

Sie ſtanden mitten im dichten Wäldchen. Alles war menſchenſtill umher; nur die Finken ſchlugen und eine gefaßte Quelle murmelte aus einer Röhre ihren klaren Waſſerſtrahl in ein ſteinernes Becken. Regine hielt Auguſtin an beiden Händen feſt. Der Freund war in der ſonderbarſten Verlegenheit, und wenn man ſein früheres Verhältniß zu Fanny kannte, mußte man es eine Pein nennen. Er ſollte jetzt gegen Fanny's Unſchuld zeugen im Bewußtſein von Mitſchuld. Seine Hand ſollte gegen das der Tante ſo ſtolz hingeworfene Verſprechen die ſchimmernde Hülle über Fanny's unreinen Lebensverhältniſſen lüpfen und das ſchwankende Bret unter ihren

Füßen wegziehen im Augenblicke, da ſie zu einer rettenden und rechtſchaffenen Zukunft übertreten wollte! Dazu kam, daß der Freund, dem Myſtiſchen im Naturleben vielfach hold, doch von dem Myſtiſchen in der Liebe das Meiſte eingebüßt hatte. In höhern und niedern Kreiſen der Geſellſchaft waren ihm Beiſpiele vorgekommen, daß der Mann bei einer reumüthigen Sünderin die Fülle und Innigkeit häuslichen Glücks gefunden hatte, für welche die bloße Jungfräulichkeit der Liebe keine Bürgſchaft gibt. Wie ja, nach einem heiligen Ausſpruche, manchem verirrten Herzen, wie viel es geliebt, auch viel vergeben werden ſoll.

Dieſen und ähnlichen ſtürmiſchen Gedanken ſeiner Seele folgte mit forſchenden Blicken Regine. — Vielleicht, ſagte ſie, hältſt du des Arztes Pflichten höher als des Freundes? Aber — gelte ich dir etwas, glaubſt du an mein Herz, an meine Liebe zu dir?

O meine Regina, meine Königin! rief er heftig aus. Was hat denn dein gottloſer Freund Höheres als dieſen Glauben? Dein Herz und meine Kunſt ſind das Heiligſte, was ich hienieden habe.

Gut! verſetzte ſie feierlich, ſo fodre ich hier in dieſer Kapelle der Natur ein Zeichen von dir, daß ich dir etwas ſei, daß du mir etwas ſein wolleſt. Bei der Wahrheit unſerer Liebe, beim Glück unſerer Zukunft antworte mir: Iſt Fanny werth, meine Schweſter zu ſein?

Nein! rief er hingeriſſen aus.

Und wenn du und ich einander jemals angehören werden, möchteſt du ſie als Schwägerin haben?

Auch das nicht!

Sie drückte ſeine beiden Hände an ihre Bruſt, und reichte den wehmüthigen Mund zum Danke hin.

Aber, fuhr ſie betrübt fort, nun muß ich das meinem Bruder ſagen. Unrecht thue ich alſo der Betrügerin nicht, wohl aber dem Bruder. Denn ich kann ihn nicht überzeugen; ich kann nur Zweifel in ſein ſchwärmeriſches Herz werfen, und dieſe werden entweder ſich für Fanny's Unſchuld bewaffnen oder den heitern Frieden ſeines Gemüths vernichten. Ach! das wird eine wirre Zeit werden, die uns Alle ſtört! Wie ſoll man den Bruder retten? Ach, ich fühle, daß ich ſelbſt dem Geliebten mehr glauben würde als der Schweſter. Fanny wird ihn täuſchen, wird ihn mit weinender Kränkung nur noch mehr beſtricken oder verwirren. Wie verächtlich ſind mir ſolche Geſchöpfe! Wie widerlich ein Mann, der —. Du, mein Freund, könnteſt vielleicht ſchnell überzeugen und löſen! O bitte, Auguſtin, hilf, ehe es zu ſpät iſt!

Ja, ich werde dir helfen! verſetzte der Freund dumpf und gedankenvoll. Ich werde den Bruder überzeugen, dich froh und erleichtert ſehen. Habe ich denn eine andere Liebe als dich, als für dich?

Regine umſchlang ſeine Schulter und zog ihn mit Ungeſtüm an ihre Bruſt. Dann eilte ſie aus dem Gebüſch ins Freie.

Eine Strecke wandelten Beide ſtumm in zudringlichen Gedanken, bis ſie durch ein blühendes Obſtbaumſtück an eine Hecke kamen, unter der ein tiefer Fahrweg hinzog. Ueber die Hecke hinaus erblickte man den nahen Kirchhof.

Ach mein Gott! rief Regine. Das iſt der Kirchhof, den ich von unſerm Garten aus geſehen, als mich Herr Gilbert fragte —

Sie ſchwieg mit unbefangenem Lächeln.

Ob du ihn liebteſt, nicht wahr? verſetzte der Freund.

Woher weißt du —? fragte Regine.

Je nun, auch ich habe ſo wunderbar geſchaut wie du, antwortete er neckiſch, letzthin, als du zwiſchen mir und ihm ſo artig, ſo zuthunlich, ſo ſchelmiſch gegen Karl thateſt und gegen mich, als ob ich gar nicht vorhanden ſei.

Geh, geh! erwiderte ſie, erröthend vor des Freundes Einblick in ihre Liſt. Da kau're ein mal hinter der Hecke! fuhr ſie mit ſcherzhafter Wendung fort, und eilte, als ſich Auguſtin gebückt hatte, hinab in den Fahrweg. Von da rief ſie feierlich hinauf: Nun, Herr, ſprich aus dem Dornbuſch, und ich will meinen Bruder Aaron rufen, mit dir zu reden, Herr, denn ich — ſtammle!

Laut lachend lief ſie voraus, ein wenig mühſam, und ſetzte ſich ermüdet auf einen Steinſitz an der Kirchhofsmauer.

Dieſer Kirchhof war mit Sorgfalt angelegt. Er hing nach vier Seiten von einem Hügel ab, auf welchem ſich ein großartiges Steinbild erhob, Chriſtus, wie er mit der Siegesfahne in der Linken aus ſeinem Grabe ſteigt, und mit gehobener Rechte ſeine umherſchlummernden Scharen zu wecken ſcheint. Die Gräber lagen in Felder getheilt. und Pfade mit hochgelbem Sande führten dazwiſchen hin. Einzelne ſchöne Monumente und viel Gußeiſenkreuze mit goldener Schrift und goldenen Schmetterlingen ſtanden umher. Welke und friſche Kränze hingen an ſchwarzen

Kreuzen oder an Stäben längs der Grabhügel. Mit lebendigen Blumen geſtickt, mit Raſen oder Buchs eingefaßt, lag manche Grabdecke. Einzelne ſchwarze Geſtalten ſtanden mit gefalteten Händen vor den ſchon ſo oft geleſenen lieben Namen. Um den Eingang waren Gruppen von Fichten und Weißtannen zu einem ſchattigen Gebüſch um ein Leichenhaus und eine Kapelle angepflanzt.

Eine Weile ſtand das Paar auf dem Steinſitze, Regine vorgebogen, Auguſtin halb abgewendet, Beide ſtillſchweigend, und ſahen über die Mauer in den Kirchhof. In ſolcher träumeriſchen Verſunkenheit, in der das menſchliche Herz oft ans Ueberſinnliche und Zukünftige anklopft, hatten Beide ohne Ueberlegung ihre Hände ineinander verſchlungen, wie man ſie vor einem Traualtare ineinander zu fügen pflegt. Ebenſo ſtillſchweigend entfernten ſie ſich dann, wie gebeugt von dem empfangenen Segen.

Sie begegneten vielen Menſchen aus der Stadt und Vorſtadt. Regine konnte bemerken, wie geſchätzt und geliebt ihr Freund war. Alt und Jung grüßten ihn mit Namen, ſeine beiden Hände waren dem Zudrang der Vorübergehenden preisgegeben. Selbſt Vorüberfahrende ließen halten. Hinter ihm blieben die Nachſchauenden mit verklärten Blicken ſtehen Auch Regine kam an des Freundes Seite zu einem Theil ungewohnter Freundlichkeit der Menge und einen noch beſſern Theil wendete ihr Auguſtin zu. Indem er nämlich hier und da Winke und Rathſchläge gab, wies er die Armen geradezu an Regine. — Schickt nur zu Fräulein Hertz, ſagte er, die hat alten Wein im Hauſe; trinkt Mittags und Abends ein Glas, Alter!

Oder: Schickt doch nur zu Fräulein Hertz, Mütterchen, die ſchenkt Euch einen alten Flanellrock und wollene Strümpfe; Ihr müßt Euch wärmer halten!

Mit welchem Hochgefühl betrat Regine nach dem Abſchiede von ihrem Freunde ihr abendliches Zimmer! Eine Stelle in Goethe's Fauſt fiel ihr ein; ſie ſchlug den Band auf und las Wagner's, ihrem augenblicklichen Gefühl ſo verwandte Worte:

Welch' ein Gefühl mußt du, o großer Mann,
bei der Verehrung dieſer Menge haben!
O glücklich, wer von ſeinen Gaben
ſolch' einen Vortheil ziehen kann!
Der Vater zeigt dich ſeinem Knaben;
Du gehſt, in Reihen ſtehen ſie,
die Mützen fliegen in die Höh'.
und wenig fehlt, ſo beugten ſie das Knie,
als käm' das Venerabile.

Sie wiederholte die Worte laut, ſie declamirte ſie feierlich. Dann ſtand ſie lang in gehobener Stimmung am Fenſter und ſah hinab nach der Brücke, wie die Bogen in abendröthlicher Flut ihre fehlende Hälfte abſpiegelten. Es zeigten ſich koloſſale Trauringe, die zur Hälfte in der Luft, zur Hälfte im Waſſer, den Schein mit der Wirklichkeit zu vermählen ſchienen.

Aufſchluß.

Nicht ſo gehoben, wie die ſchöne Jüdin, war ihr Freund Auguſtin nach Hauſe gekehrt. Fanny und Julius kamen ihm nicht aus dem Sinn; die alten Bedenken kehrten zurück, die Zweifel, was ihm zu thun oder zu laſſen ziemte, quälten ihn mehre Tage. So ängſtlich im Moraliſchen war jetzt der junge Mann geworden, der früher rückſichtslos genug gelebt hatte. Allein eben darin lag es: er hatte ſich übernommen, und achtete jetzt auf jede kränkliche Empfindung, wie ein durch Schlemmerei Erkrankter, von jeder Wallung geängſtigt, nicht mehr weiß, was er auch bei der beſten Eßluſt wagen darf. Indeß war doch auch weniger das eigentlich Moraliſche, als das Ehrenhafte in Frage, für welches Auguſtin ſtets einen ſehr reizbaren Sinn hatte. Sein rüſtiger Geiſt kam aber, wie gewöhnlich, auch jetzt über ſeine Scrupel bald hinaus und kehrte mit deſto beſſerer Ueberzeugung zu ſeinem Vorhaben zurück. War dann ein mal ſolch' ein Muth wieder gewonnen, ſo hatte der Freund ſich eher vor Rückfällen in den alten Uebermuth zu hüten. Daher regte ſich auch jetzt bald genug ein faſt muthwilliger Reiz, ſeinen Freund Julius von der ſo ſchwärmeriſch erflogenen Geliebten abfallen zu ſehen. Nur fand er nicht gleich das rechte Mittel, den ſo ſehr Eingenommenen raſch und ohne Ausflucht von ſeinem Irrthum zu überzeugen.

Er wollte gern auch hier als Arzt ſchnell und ſicher heilen.

Wie es ſich aber im Leben manchmal recht ſpöttiſch fügt, ſo brachte Fanny ſelbſt, durch ihre muthwillige Laune, den verlorenen Geliebten auf den beſten oder vielleicht auch auf den unglücklichſten Gedanken, ihr den neuen Freund zu entreißen.

Als nämlich Auguſtin einige Tage darauf wieder nach dem Hertz'ſchen Landhauſe kam, traf er Fanny in jener ausgelaſſenen Stimmung an, in der ſie ſich ſelbſt fibel zu nennen pflegte. Ein bekannter Sänger aus Wien war angekommen und wollte eine Reihe von Gaſtrollen mit dem Don Juan beginnen. Dieſe Oper hatte ſeit dem Abgang einiger einſtudirten Mitglieder des Theaters gelegen und ſollte nun mit neuem Aufwand in Scene geſetzt werden. Fanny freute ſich auf die Rolle der Donna Anna. In ihrem Vergnügen rannte ſie im Zimmer umher, ſang einzelne Stellen und machte die leidenſchaftlichen Bewegungen, wie ſie mit Don Juan aus dem Hauſe ſtürzt und wie ſie den ermordeten Vater findet. Und wie freute ſie ſich auf ihr weites fliegendes Gewand!

Während deſſen hatte Regine den Freund an das offene Fenſter gezogen, unwillig über Fanny's ausgelaſſene Art. Julius ging in dieſe Fröhlichkeit ein. — Du wirſt einen Triumph feiern, Fanny, ſagte er, und ich werde ihn mitgenießen in unſerer Loge. Ja, ich werde ſogar mitſpielen!

Wie das? lachte Fanny.

Julius zog ſie neben ſich auf das Sopha, und ſagte, wie er denn in ſeiner Verliebtheit manchmal kindiſch werden konnte: Ich werde ſtarr ſein vor Bewunderung, und alſo den ſteinernen Gaſt ſpielen.

Fanny lachte ihn aus.

Und weißt du, was mich wieder beleben wird, Fanny? Kein frevelhafter Don Juan, kein Champagner, nein, aber der Gedanke, daß dieſe bewunderte Donna Anna für ihren verlorenen Vater, den Gouverneur, einen liebenden Gemahl gewinnt an Julius Hertz, der nicht von Stein ſein wird, Fanny, ich garantire!

Fanny ſchlug ihn auf den Mund.

Aber werben um dein Herz und deine Hand werde ich immer nur als ſtaunender Bewunderer, und ſo doch gewiſſermaßen als ſteinerner Gaſt zu dir kommen.

Auf ein Glas Champagner, nicht wahr? ſcherzte ſie mit einem ſchalkhaften Blick nach Auguſtin. Nur nicht, wie der todte Gouverneur, bei Licht, das bitte ich mir aus!

Bin ich zudringlich, Fanny? Bin ich unbeſcheiden? rief Julius.

Nein! Dafür ſollſt du aber auch nicht zum verſteinerten Gaſt werden!

Dieſer lachend ausgeſtoßene, ſo arg bezügliche Muthwille entfuhr der Leichtfertigen ohne Ueberlegung, ſodaß ſie ſelbſt darüber erſchrak, aufſprang und ängſtlich nach Auguſtin blickte.

Der Freund hatte das kecke Wort wirklich gehört; ein wilder Gedanke ging ihm durch den Kopf und nahm ihn ſo ſehr ein, daß Fanny den Lauſcher für zerſtreut anſah und ſich beruhigte.

Folgenden Sonntags wurde die Oper bei überfülltem Hauſe gegeben. Regina hatte ſich nicht entſchließen können, Fanny zu ſehen; ſie wollte überhoben ſein, ihr irgend etwas über ihr Spiel zu ſagen. Auguſtin ging allein mit Julius in die Hertz'ſche Loge und nahm ihn dann als Gaſt mit in das neue, jetzt ſehr beſuchte Hôtel zur Eiſenbahn. Der Zudrang der Gäſte im Speiſeſaal, der Lärm, die allgemeine Begeiſterung über Oper und Sänger hatten etwas Aufregendes ſelbſt für Einen, der nicht ſchon von eigener Luſt und Schwärmerei ſprudelte, wie Julius Hertz. Er griff in ſolcher Stimmung gleich zum Champagner. Ich will das Glas perlen ſehen, mein Freund, wie mein Herz perlt! flüſterte er dem Doctor ins Ohr. Und dieſer warnte mit den Worten: Möge dein Herz nicht ſo bald ausſchäumen wie der Wein!

Ausſchäumen? rief Julius. Oho! Ruhig werden kann es; aber wie dann Fanny nur einen Schlag thut auf ſeinen Rand, ſo ſchäumt neues Leben auf, Gefühle und Gedanken perlen empor. Donna Anna hoch!

Auf dieſen lauten Ruf erſcholl ein Echo an den nachbarlichen Tiſchen; die Gläſer erklangen, der Jubel ward immer lauter. Bald kam noch eine kleine Geſellſchaft umherziehender Muſiker dazu, und ſpielte auf Verlangen einzelne Melodien aus Don Juan, was die Luſt der Zechenden völlig über das Maß hinaustrieb.

In lebhaftem Geſpräche mit den Tiſchnachbarn nahm Julius nicht wahr, daß Auguſtin wegging. Der Freund wollte auch nur an dem nicht ſehr entfernten Hauſe des Grafen Huneck anfragen, ob der Graf anweſend ſei. Er erfuhr vom Pförtner, Excellenz ſeien nach der Oper im

Mantel ausgegangen. Bei ſeiner Rückkehr fand Auguſtin den Freund in heftigem Wortwechſel mit einigen Franzoſen. Sie waren über den Vorzug mouſſirenden Rheinweins und mouſſirenden Champagners ſelbſt ins Brauſen gerathen. Die leidenſchaftlichen Worte ſtreiften bereits ganz nahe an Beleidigungen; auch rief ein hetzender Nachbar ſchon dazwiſchen: Es muß mit Piſtolen ausgemacht werden, den echten Mouſſeux erkennt man am Knall der Stöpſel! Doch gelang es Auguſtin noch, die Gährung ſo weit niederzuſchlagen, daß er Julius mit Ehren wegführen konnte.

Auguſtin lenkte den von Wein und Streit aufgeregten Freund, der auch auf der Straße noch in franzöſiſchen Floskeln ſtritt und ſchäumte, unvermerkt nach der Liebfrauenkirche, und blieb vor dem, Beiden wohlbekannten ſchmalen Hauſe ſtehen. Sieh, ſagte er, Fanny hat noch Licht!

Mon dieu, oui! rief Julius, indem er vergnügt die Hände rieb.

Begreiflich! fuhr Auguſtin fort. Wie könnte ſie auch ſo bald zu Bette gehen in dieſem Aufſchwung aller Gefühle, in dieſer Gedankenſchwebe über ihrem Triumph! Ob ſie wol noch in dem koſtbaren weiten Gewande daſitzt? Wie wol eine ſo reizende Künſtlerin die Brandung in ihrer Bruſt, ja die hohen Wogen ihrer Bruſt ſelbſt, verathmen und bewältigen mag? Ich denke mir ſie noch immer hin- und herſchreitend, ſchwebend. Oder denkſt du dir, mein Freund, deine Holde auf dem Sopha ruhend?

Ha, mon ami! wer darüber Aufſchluß geben könnte!

Aufſchluß, mein Freund? Meinſt du mit dem Schlüſſel?

Diable! Wie verſtehſt du das?

Fragſt du nicht, wer aufſchließen kann? Ich, mein Beſter, ich kann's!

Doctorchen —?

Hier, da! Das iſt der Hausſchlüſſel. Komm, du ſollſt Aufſchluß haben, ein für alle mal. Julius muß gelten, ſchon Ende Aprils! Julius mein Freund, der Freundſchaft halben.

Himmel! Wie kommſt du nur dazu? Doctor? he?

Doctor! Sag' Leibarzt! Zum Schlüſſel meinſt du? Doctor Fauſt's Hausſchlüſſel! Was kümmert's dich jetzt, wie ich dazu komme? Biſt du ein Deutſcher und fragſt nach dem Woher, wenn das trunkenſte Wohin vor dir liegt? Du ſiehſt hier ein D. darauf: bedeutet Dietrich, Nachſchlüſſel, Nachtſchlüſſel für kranke Fälle — der Tante. Biſt du Componiſt und kannſt den D-Schlüſſel nicht brauchen? „Als ich noch im Flügelkleide in die Märchenſchule ging". Komm, ich zeige dir, wie man ihn braucht.

Ich beſchwöre dich! Was würde Fanny —?

Fanny? Lachen würde ſie, dich noch einige Minuten zu ſehen. Die ſchönſte Ueberraſchung als ſteinerner Gaſt!

Eben das hat ſie mir ja verboten! Sie will nicht verſteinert ſein.

Heute, Freundchen, wird Alles vergeben! Einem ſteinreichen Bewerber wird Alles vergeben! Du biſt vom Champagner, ſie iſt vom ſchäumenden Beifall berauſcht. Ein ungewöhnlicher Triumph fodert eine ausnahmsweiſe Huldigung. Ein Entzücken, das die Uhr nicht vergißt, iſt kein Entzücken. Geh, laß dich umarmen, und beruhige ihre wallende Bruſt! Jetzt iſt ſie eine gnädige Göttin, und kann nicht in ambroſiſchen Schlaf ſinken, ohne wenigſtens einen Sterblichen beglückt zu haben. Komm, Julius, und ſieh zu, ob du der Glückliche biſt!

Ein ſolcher Schlich war für Julius ſo neu als lockend; ſeine Pulſe ſtürmten, ſeine Gedanken waren von dem haſtig genoſſenen Weine getrübt. Er wußte kaum, wie er auf ein mal in die Hausflur gekommen war. Auguſtin ſtrich mit einem Zündhölzchen Licht an der nächſten Wand und ſteckte ein Wachsſtümpfchen an. So ſah nun Julius die ſtille Treppe vor ſich. Nur leiſe! flüſterte Auguſtin, damit der Spaß zur Ueberraſchung werde. Da, nimm den Schlüſſel zu dir, und gib ihn mit dieſer Börſe der Tante. Sag' nur, von mir! Das dient dir auch als Anlaß zu deinem Beſuch!

Julius nahm Beides zerſtreut, unter Herzklopfen. Er hörte Fanny lachen, und das gab ihm Muth. Leiſe eilte er hinauf und öffnete die Stubenthür.

In dieſem Augenblicke vernahm Auguſtin an der Treppe unten einen Aufſchrei Fanny's und erkannte die einfallende Stimme des Grafen Huneck. Er blies ſein Licht aus, und eilte mit Angſt und Zittern auf die Straße.

Alte und neue Freunde.

Dieſe Angſt und Unruhe hatte den Freund auch am andern Morgen noch nicht verlaſſen. Er misbilligte ſein Benehmen mit ſchmerzlichem Unwillen. Statt den Freund auf die ſchonendſte Weiſe über ſeinen Irrthum aufzuklären, hatte er ihn geblendet. Er hätte ihn fragen ſollen, ob er von Fanny's Unwerth überzeugt zu ſein verlange. Statt deſſen hatte er ihn mit der unvermuthetſten Ueberzeugung überrumpelt und zu Boden geſchmettert. Auguſtin ſah das jetzt zu ſpät ein, es quälte ihn; er verwünſchte ſeine Uebereilung und Ungeſchicklichkeit. Ganz troſtlos war er über die — er nannte es ſelbſt heimtückiſche Art, wie er, des Freundes Rauſch und Aufregung benutzend, ihn unter falſchen Vorſpiegelungen ins Haus geſtachelt und getrieben hatte. — O Doctor Fauſt, rief er aus, wie haſt du dich in den Mephiſtopheles verwandelt! Auguſtin überzeugte ſich wieder, daß er in ſittlicher Gährung begriffen, ruhig und abgeſchloſſen ſeiner eigenen Läuterung leben müſſe, ohne in das leidenſchaftliche Treiben der Menſchen einzugreifen, damit er dieſen nicht ſchade und ſich ſelbſt nicht verderbe.

Als er von ſeinem Krankenbeſuche zurückkam, fand er zwei Briefe vor, einen von der Poſt, den andern aus der Stadt überbracht. Er griff zuerſt nach jenem. Das Schreiben kam von einer Jugendfreundin, die jetzt in

Schleſien auf einer ſchönen Beſitzung verheirathet war. Ton wie Inhalt erheiterte ihn. Sie hatte ein eigenes Anliegen. In den beſten Vermögensumſtänden kinderlos, wollte ſie ein armes Kind annehmen und wünſchte eins aus der Gegend ihrer Vaterſtadt zu haben. Auguſtin ſollte ſich danach umthun. Nur geſund und wohlgebildet ſollte es ſein, von Aeltern, denen kein Verbrechen zu Schuld liege. Denn — ſchrieb ſie — ein verwildertes Temperament vererbt ſich gewiß, und ich glaube ſelbſt, daß manche Unnatur und Schuld ihre Folgen und Verhängniſſe auf die armen Kinder und Enkel fortwälzt.

Der Freund lächelte bei dieſen Gedanken; nicht weil er ſolchen Glauben tadelte, ſondern weil er ihn im Stillen theilte. Die liebenswürdige Frau wollte dann das ihr beſtimmte Kind bei ihrer Rheinreiſe in Empfang und mit ſich nehmen.

Die Erinnerung an eine freundliche Jugendgeſpielin, die heitere Betrachtung, wie eine wohlthätige Frau ſich ſo weit hin nach ihrer Vaterſtadt — in gute Hoffnung ſetze und ihn auf dieſe neue Weiſe zum Geburtshelfer nehme, ſtimmte den Freund ganz vergnügt. Mit dieſer guten Laune öffnete er den andern Brief. Er war von ſeinem Freunde Julius. Aber gerade dieſe Freundſchaft wurde ihm in den haſtiggeſchriebenen Zeilen aufgekündigt und unter den härteſten Vorwürfen ihm der Beſuch des Hertz'ſchen Hauſes unterſagt.

Auguſtin geſtand ſich, daß ihm recht geſchehe. Die Entſchloſſenheit des jungen Mannes gefiel ihm, dieſe Art von Groll und Rache erleichterte vielmehr ſein Herz; die bittern Vorwürfe nahm er als verdiente Buße ohne

Entrüſtung hin. — O, rief er aus, wie gern hätte ich ihm, wenn auch mit zitterndem Arm, noch andere Genugthuung gegeben! Dieſe alte Piſtole wäre kein übles Recept geweſen, meine Dummheit zu heilen. Freilich, Julius iſt ein wenig ängſtlich, „er iſt noch nicht getauft“.

Dieſe ſcherzhafte Wendung des jungen Mannes ſelbſt, die dem Freunde plötzlich einfiel, machte ihn laut lachen, und kam ihm zu Statten.

Wie wunderlichen Umſtimmungen ſind nicht ſo reizbare Menſchen unterworfen!

Dies Lachen, das ſich mehrmal wiederholte, gab zweien Mädchen guten Muth, die vor ſeiner Stubenthür ängſtlich lauſchten und nun raſch hereinkamen.

Gott ſei Dank, daß du ſo gefaßt und munter biſt! rief ſeine Schweſter Helene, ſelbſt viel munterer, als ſie ſich ſeither gezeigt hatte. Wir wiſſen Alles, lieber Bruder.

Sie haben es — ich will ſagen du haſt es nicht gar zu geſchickt angefangen, lieber Freund, verſetzte Regine. Allein unſer Aller Gewinn iſt ſo groß, daß der Misgriff dabei nicht hoch anzuſchlagen iſt. Mein Bruder wird zur Ueberlegung kommen und ſich zu Dank beruhigen. Wir müſſen ihm jetzt Alles zu gut halten. Hat er nicht Alles verloren? Wie ein Blitzſtrahl uns ſelbſt wegſchleudert und den baaren Schatz vor unſern Augen wegſchmelzt, iſt es ihm mit ſeinen Träumen ergangen, mit ſeinen edeln Abſichten, ſeinem ſchwärmeriſchen Liebesvertrauen und, ich fürchte, auch mit ſeinen chriſtlichen Vorſätzen. Wir hätten zarter zu Werke gehen können. Allein ich habe dich auch zu heftig gedrängt, ſodaß du dich übereilen mußteſt. Ich habe alle Schuld.

Auguſtin erfuhr nun die ſchnelle Bekanntſchaft der Schweſter mit der Freundin. Beide duzten ſich ſchon, und Alles war im Thau des Morgens geſchehen. Auf des Bruders leidenſchaftliche Mittheilung über den geſtrigen Abend war nämlich Regine, von den Vorwürfen und Drohungen des Beleidigten geängſtigt, zur Schweſter Auguſtin's geeilt, hatte ſie im Garten getroffen, ſich ſelbſt und den widerwärtigen Vorfall ihr entdeckt, und die Mädchenfreundſchaft war raſch geſchloſſen worden. Daß es ſo ſchnell und rückhaltlos geſchehen, hatte freilich noch andere Gelenke. Seitdem Regine durch ihren Freund von der Neigung der Schweſter für Karl Gilbert wußte, hatte ſie ſich ſchon vorgeſetzt, Helenens Bekanntſchaft zu machen und ſie bei Karl's jetzt ſo häufigen Beſuchen unvermerkt zwiſchen ihn und ſich ſelbſt einzuſchieben. So finden liebende Mädchen, auch wenn ſie ſonſt nicht gerade der Schlauheit leben, doch in dergleichen Lagen immer eine Klappe für zwei Fliegen. Für Helene konnte aber nichts erwünſchter ſein, als die gefürchtete Nebenbuhlerin ſo unvermuthet nicht mit Karl'n, ſondern mit dem Bruder im Liebesbunde zu finden. Mußte das ſie nicht doppelt heiter ſtimmen?

Nun wurde das Weitere verabredet. Helene ſollte Reginen ganz unbefangen beſuchen, der Freund aber vorerſt nicht ins Haus, ſondern durch die Hinterthür in den Garten kommen.

Dergeſtalt hatte der Kreis der Freunde ſich über Nacht anders gezogen: Fanny war ausgeſchieden und Helene eingetreten, Auguſtin hielt ſich ein wenig zurück und Julius verreiſte auf kurze Zeit.

Es lag dem jungen Manne natürlich Alles daran, daß der Vorfall bei Fanny und ſein Verhältniß mit ihr nicht leutſprächig würde. Abgeſehen von ſeiner gekränkten Eitelkeit war in der That ſein Herz zu wund, um nicht vor jeder Berührung des Spottes voraus zu ſchaudern, ſeine Leidenſchaft für Fanny zu tief gewurzelt, als daß die leidige Vorſtellung von ihrem ſittlichen Unwerthe den plötzlichen Verluſt ohne weiteres hätte ausgleichen können. Dazu kränkte ihn noch die Erinnerung an ſein muthloſes Benehmen gegen den Grafen Huneck. Er hatte nämlich Fanny im leichteſten Nachtkleide an ihres Liebhabers Seite und von ſeinem Arm umſchlungen auf dem Sopha gefunden. Sie hatte aufſchreiend entfliehen wollen, der Graf ſie aber feſtgehalten. Mit dem Geſicht an ſeine Seite gepreßt, hatte ſie die zaghaften Worte des ganz verdutzten Julius und die Scheltrede des Grafen ſtillſchweigend ergehen laſſen. Wie aber der unglückliche Liebhaber nicht weichen wollte, hatte der heftige Graf ein volles Glas Champagner nach ihm ausgeſprengt. Erſt draußen, wo ihm die Tante aus dem Hinterſtübchen bebend entgegengekommen war, hatte Julius ſich ermannt und ihr den Schlüſſel und die Börſe und einen ſehr anzüglichen Namen hingeworfen. Während nun Julius überlegte, ob er den Grafen fodern müſſe, oder ob es nicht klüger ſei, mit der Beleidigung auch das ſonſt unvermeidliche Stadtgeſpräch zu begraben, ſchloß er ſich enger und freundlicher der gegen ihn gereizten iſraelitiſchen Partei, den Orthodoxen und Eiferern der Synagoge an, um für alle Fälle nicht ohne Freunde zu ſein.

Bewerbungen.

In dem Hertz'ſchen Gartenhauſe entſpann ſich, nach des kummervollen Julius Abreiſe, bei Karl Gilbert's Beſuchen ein ſtiller und heiterer Verkehr. Zwiſchen zwei ſo liebenswürdigen und ihm angenehmen Freundinnen befand der junge Arzt ſich ſehr wohl. Zwei zarte Fäden des Intereſſes wickelten ſich zweifarbig um ihn allein auf, was jüngere und ältere Männer immer gern haben. Die Eigenthümlichkeit beider Freundinnen, angeregt durch die Anweſenheit des jungen Mannes, trat ſchärfer hervor, wie es wol bei Mädchen geſchieht, wenn ſie ſich aneinander ermuthigen können.

Helene ward geſprächiger und heiterer; ihr frohes Herz gab ihr lauter gefällige und gutmüthige Gedanken ein. Regine dagegen fühlte ſich zu lauter Sprüngen und ſeltſamen Einfällen getrieben. Unvermerkt war der junge Arzt in ſeinem Innern getheilt, ſeine Neigung war für Helene, während ſeine Berechnung noch auf Regine ging. Bald aber machten ihn auch darin die vielen und wunderlichen Projecte irre, die Regine für ihre Zukunft laut werden ließ, nur um den kühlen Liebhaber zu ängſtigen, den ſie gar wohl durchſchaute. Von nun an ſchien Karl auch mehr Aufmerkſamkeit auf die äußere Erſcheinung beider Mädchen zu richten. Regine behandelte meiſt zerſtreut und unachtſam manche Aeußerlichkeiten des häuslichen Lebens, an denen gerade Helene die liebenswürdigſte Kleinmeiſterei übte Ebenſo ſorgfältig kleidete und hielt ſich Helene, ſaß ſo gemeſſen und trat mit zierlichen ſchmalen Füßchen auf. Regine hatte nur in ihren warmen und begeiſterten Augenblicken eine höchſt edle und getragene Haltung, und ließ ſich außerdem, beſonders wenn ſie ſcherzhaft wurde, mit dem Oberleib ein wenig hangen, lehnte ſich gern wider, und trat dann mit etwas einwärts gekehrtem Fuße auf das Oberleder der Schuhe. Sie ging gern ohne Schnürleib und Karl ſchien für ſeinen Geſchmack zu vermiſſen, was er doch als Arzt zu verdammen pflegte. An die Schönheit einer freien weiblichen Geſtalt ſchien ſein Auge weniger gewöhnt zu ſein, und im Stillen ſprach er zu ſich ſelbſt: Helene ſieht aus, als ob ſie an den Traualtar treten wollte, und Regine, als ob ſie — aus den Wochen käme.

Während Karl auf dieſer Schaukel der Liebeswahl ſchwebte, die ihn bald vor- bald rückwärts in die Höhe trug, ließ ihn Fanny rufen. Sie war zu Bett, infolge einer Alteration, die ſie auf der Bühne gehabt zu haben vorgab. Karl fand ſie eben nicht ſehr angegriffen, und nahm ihr Unwohlſein für eine gewöhnliche Theaterkrankheit eigenſinniger Sängerinnen. Er fragte lächelnd, für welche Rolle ſie denn unwohl geworden ſei. Doch darin irrte er ſich. Fanny wollte nur Nachrichten aus der

Hertz'ſchen Familie auskundſchaften. Karl wußte aber nichts zu berichten, als daß Julius abgereiſt ſei. Fanny ſah darin einen entſchiedenen Bruch. Sie hatte gehofft, er werde noch ein mal kommen, wenn auch nur um ſeine Vorwürfe zu wiederholen. Sie hatte mit Hülfe der Tante ein Hiſtörchen von einem Misverſtändniß, von einem unſchuldigen Spaß, einer luſtigen Theaterwette zurechtgelegt, mit welchem ſie ſich zu beſchönigen und den Verwirrten zu ködern gedachte. Nun aber ſchien der gutmüthige Bewerber gar keine Erklärung mehr zu verlangen, und ſie überzeugte ſich, was ſie immer noch bezweifelt hatte, daß Auguſtin nicht unbeſonnen und blos neckend, ſondern abſichtlich und verrätheriſch an ihr gehandelt habe. Ihre Wuth brach angeſichts des jungen Mannes aus. — Er ſoll an mich denken, dieſer Doctor Heimbold! rief ſie unter Anderm. Er hat vergeſſen, daß er Daſſelbe zu verlieren hat, um was er mich gebracht, daß er an derſelben Stelle, mit derſelben Waffe verwundbar iſt, wo ich es war. Aber — Auge um Auge! Durch mich iſt er zu Reginen gekommen: durch mich ſoll er —.

Dieſer ſchlechte Menſch, rief die Tante, misbraucht noch ſeine Zunge gegen uns, auf der ſchon der Tod ſitzt.

Sie, Herr Doctor, als ſein Freund, wiſſen doch, wodurch er ſich zu Grund gerichtet hat, fiel Fanny ein; ſagen Sie ihm —

Das können Sie ihm viel deutlicher ſagen, gute Fanny verſetzte Karl, empört über dieſe giftigen Weibsperſonen.

Fanny verſtummte vor dieſem bittern Worte. Aber Tante Guſtel erklärte:

Wenn meine Nichte den Undankbaren geliebt hat, ſo iſt ſie deſto mehr in ihrem Recht, andere unſchuldige Herzen vor ihm zu warnen. Und ſie wird es thun.

Ich weiß gar nicht, was ihr meint, was euch mein Freund gethan! rief Karl.

O ſagen Sie nicht, daß Sie das nicht wüßten! ließ ſich Fanny wieder hören. Sollte er Ihnen aber ſeinen boshaften Streich wirklich verſchwiegen haben, ſo iſt es nur, weil er Sie zu fürchten hat. Hören Sie mich an, beſter Doctor! Wenn ich nicht irre, ſo iſt Ihnen Regine nicht gleichgültig? Helfen Sie mir, ſo helfe ich Ihnen! Es wird eine Stunde kommen, wo Regine ſich glücklich preiſen dürfte, einen Freund zu finden, wie Sie ſind. Jetzt hangt ſie noch dieſem Heimbold an, weil ſie ihm traut, weil ſie ſein vergangenes Leben nicht kennt. Aber wiſſen Sie, welches die reizbarſten und abſpringendſten Schwärmerinnen ſind? Gerade jene edeln Mädchen, die unter keuſcher, reiner Geſinnung eine heiße, ihnen ſelbſt noch unbekannte Sinnlichkeit und Leidenſchaft verbergen. Und ſo iſt Regine. Einen Funken werde ich ihr ins Herz ſchleudern, und alle Neigung für den Undankbaren wird weggezehrt ſein. Verlaſſen Sie ſich darauf, und ſeien Sie mein Freund, liebſter Doctor!

Zu dieſen und dergleichen heftigen Ausfällen gab die Tante aus ihrem breiten Lehnſeſſel her das Echo, einen berichtigenden, bald einlenkenden, bald verſchärfenden Widerhall. Offenbar waren Beide nur um einen Nebenbuhler Auguſtin's zu gewinnen, mit ihren böſen Geſinnungen und Abſichten ſo weit herausgegangen. Aber es war ein Fehlgriff.

Der junge Mann lachte nur, hin und her wandelnd, manchmal bitter auf. Er war in ſeiner gewohnten Gemüthsruhe überrumpelt, und fand nicht gleich das rechte Wort. Wie er die Umſtände kannte, kam Fanny's Wuth ihm verächtlich vor. Dennoch hatte ſie über Regine ein Wort aus tiefer Lebenswahrheit geſprochen. So konnte wol Regine fühlen. Dabei war ihm die Beſtätigung, daß dieſe ſeinen Freund liebe, ein Stachel, wenigſtens für ſeine Eitelkeit und Eigenliebe. Dennoch empörte ihn die Zumuthung der Zürnenden, ihr zur Rache an Auguſtin beizuſtehen, und dafür Reginen als Siegesbeute in Empfang zu nehmen. Aus dieſer verſchiedenartigen Empfindlichkeit und Uneinigkeit mit ſich ſelbſt nahm ſich Karl endlich in edelm Zorn zuſammen, indem er Hut und Stock ergreifend ſagte: Ich ſehe, was eine edle Aufwallung zu thun fähig iſt. Sie wollen, wenn ich Sie recht verſtehe, ſich für mein Glück bei Reginen ſelbſt opfern, wollen durch Ihr früheres Verhältniß mit Heimbold Reginen überzeugen, wie — leichtſinnig Auguſtin einſt gelebt hat? Wie generös! — Ich weiß in der That nicht, wodurch es mein Freund ſo ſehr bei Ihnen verdorben hat. Undankbar aber dürfen Sie ihn nicht nennen. Ich weiß, was er ſeine Leidenſchaft zu Ihnen ſich hat koſten laſſen — außer ſeiner Zeit und Geſundheit. Andere Anſprüche an ihn finde ich unbillig. Der Beichtvater Ihrer Frau Tante mag Ihnen ſagen, welche Art von Liebe ihren Lohn vorausnimmt. So 'was iſt des Doctors Sache nicht. Ich bin hier überhaupt ſehr überflüſſig. Sie haben mich als Arzt rufen laſſen und ich will Ihnen gern als Medicin gedient haben, als Ausſcheidungsmittel für Ihre Galle. Ich gratulire Ihnen zu Ihrer guten

Natur, die ſich ſelber hilft! Die wird Ihnen auch in Ihrer Rache beiſtehen. Adieu, meine Damen.

Grün und Blau.

Der Mai entfaltete ſeine wundervolle Herrlichkeit. Laue Regen des Nachts, bei Tage Sonnenſchein und kühle Luft verbreiteten eine liebliche Friſche über die junggrünen Gefilde. So kam der Himmelfahrtstag herbei.

Regine ſaß in der Frühe leſend auf dem Balkon unter geſenktem Zelttuche, und ſah die jungen Leute in einzelnen Haufen nach dem Wald hinausziehen, um Maiblumen zu holen. Nach dem Frühſtücke mit dem Vater ſuchte ſie daſſelbe traute Plätzchen wieder auf. Wie gern hätte ſie einen gläubigen Antheil am heutigen Feiertage genommen! Sie gedachte ihrer ſchönen jüdiſchen Feſte, — der Oſtern und Pfingſten, Tiſri's, des Lauberhüttenfeſtes und der Tempelweihe. Allein es fehlte denſelben der tauſendfache Widerhall in einer mitgläubigen Bevölkerung; ihr ſüßer Duft fiel meiſt in den Werkeltag der Chriſten, ihre heilige Feier ward vom achtungsloſen Lärm des Lebens verſchlungen. — Ach! und ſo geht es mit unſerm Lieben, wie mit unſerm Beten! ſeufzte ſie. Was wäre der Frühling, wenn nur da und dort zwiſchen blätterloſen Bäumen und ſaatloſen Feldern ein Strauch, eine Staude blühte! Aber ſieh nur! Ueber und über grünt und blüht es, alle Vögel ſingen, alle Menſchen ſchmücken ſich, und über der dunkeln Synagoge ſchlagen alle Glocken zuſammen.

Wirklich ertönte von der Stadt herüber das feierliche Geläut; die hellen und dumpfen, die ſchnellen und ernſten Klänge ſprudelten durcheinander, wie hundert Frühlingsquellen zu einem reißenden Quall zuſammenbrauſen. Die früher nach dem Walde Gezogenen eilten jetzt in Kähnen den Strom herab und glitten unter den Bogen der Brücke hin.

Regine ging in den Garten hinab und ſchloß das Pförtchen auf. Sie erwartete den Freund auf dem Sitze unter einer blühenden Syringenbaumgruppe, einem Traume nachhangend, den ſie die Nacht von ihm gehabt hatte. Ihre Seele mochte wol bisher fortwährend mit dem Eindrucke beſchäftigt geweſen ſein, den die Liebe und Anhänglichkeit der Menſchen für Auguſtin auf ſie gemacht hatte. Ihrem oft gekränkten Herzen hätte ſo viel Vertrauen und Bewunderung auch als fremdes Eigenthum ſchon wohlgethan. Aber dieſe Zeichen hatten ja dem geliebten Freunde gegolten, und ſie ſelbſt mit im Kreiſe der Frohen geſtanden. Dieſe Eindrücke waren nun in einem Traume wieder lebhafter geworden. Sie hatte ſich von Alten und Armen und beſonders von einer Kinderſchar umgeben geſehen, denen ſie Liebes und Gutes erzeigte. In dieſer Seligkeit war ſie nach dem Kirchhofe gewandelt, und plötzlich aus dem aufrauſchenden ſchwarzen Thore der Freund ihr entgegengetreten, blaß ausſehend, — wie er eben jetzt leibhaftig durch das Gartenpförtchen hereinkam.

Ein hochrother Schmetterling hatte mitten auf ſeiner Stirne geſeſſen. — Hier, hier ſaß er! rief ſie, als der

Freund, ſtumm-lächelnd und nickend, ſich an ihre Seite geſetzt hatte, hier mit ſeinen ausgebreiteten Flügeln ſaß er!

Die vergoldeten Schmetterlinge auf der Spitze der Kreuze und Grabſteine mögen ſich dir damals ſo tief eingedrückt haben, lächelte Auguſtin. Es iſt das gewöhnliche Sinnbild der Unſterblichkeit.

Unſterblichkeit! rief Regine. Welche ſchöne Loſung deines Beſuchs und meines Traums für den Tag, an welchem ihr die Himmelfahrt des heiligſten Mannes feiert aus dem Stamme Juda, an den wir Juden nicht glauben!

Sieh, da rührſt du eben an euer welthiſtoriſches Misgeſchick! verſetzte Auguſtin. Als das Kreuz nach dem Abendlande auswanderte, um inmitten einer neuen Weltcultur zu glänzen, ward ihm, damit es nicht ohne Schatten ſei, der entwurzelte Stamm Juda nachgeſchleudert. Dabei ward eurem zerſtreuten Volke eine neue Weltgabe zu Theil. Hatte es nämlich früher mit ſeinen *Leidenſchaften* ſich gegen ungläubige Nachbarn nie recht behaupten können, ſo gedieh es nun durch ſeinen *Verſtand* unter allen Verfolgungen der Gläubigen. Der Schatten ſollte ebenſo unvergänglich ſein als das Kreuz ſelbſt. Ihr habt viel erduldet durch Jahrhunderte. Und doch kann man nicht verkennen, daß dieſem Unrecht ein tiefbedeutſames Volksgefühl zu Grunde liegt, das in Grauſamkeit ausſchlägt, nur weil es zu dunkel iſt, um ſich ſelbſt ſobald recht zu verſtehen. Je eifriger die Chriſten nämlich an ihre blutige Erlöſung glaubten, deſto heftiger verfolgten ſie die Werkzeuge dieſer ewigen Wohlthat, ſelbſt an den ſpäteſten Nachkommen. Finden wir nicht dieſelbe Erſcheinung — ohne allen weitern Vergleich ſei es geſagt! — in der Verachtung, mit der man die Scharfrichter und ihre Familien behandelte, mit denen bekanntlich kein ehrlicher Menſch verkehren mochte, die außerhalb der Gemeinde wohnen mußten; Alles nur, weil ſie den Richterſpruch des Rechtes an einem Menſchen zu vollziehen hatten, wie einſt die Juden einen ewigen Rathſchluß der Gottheit an dem Menſchenſohne. In ſolchem Haß, möchte man ſagen, läßt das menſchliche Gefühl ſeinen Unwillen gegen ſich ſelbſt darüber aus, daß zum ewigen Heil, wie zum bürgerlichen Beſtehen des Menſchen, Blut erfoderlich war. Aber dieſe geheimſinnige Erſcheinung bietet auch ihren ſcherzhaften Vergleich. Wie man nämlich bei recht bösartigen Uebeln, an denen die Aerzte verzweifelten, ſein letztes Vertrauen auf ein Pflaſter oder eine Salbe des Nachrichters ſetzte, ſo wenden ſich auch heute noch die Mächtigen der Erde in ihren Haus- und Staatsverlegenheiten an das Geld der Juden. Dieſe haben nun die Satisfaction, das mit zweckmäßigen Judenſchutz- und Freiheitsgeſetzen nicht bedruckte Papier zu den Obligationen zu verwenden, zu welchen ihnen die beſten Realitäten der Mächtigen verpfändet ſind.

Auguſtin ſchloß mit einem Lachen die Betrachtung, über der Regine in Nachdenken verſunken war. Sie faßte nach einer Weile des Freundes Hand und flüſterte ihm zu: Heute ſprich es aus, mein Auguſtin, ob ich Katholikin oder Proteſtantin werden ſoll. Zwar — du biſt ja Katholik und — die gemiſchten Ehen werden nicht gern geſehen.

O meine Regine! rief er. Darin iſt ſchwer zu rathen. Wie ich dich kenne, deinen Geiſt, dein Herz, würdeſt du als gute Katholikin viel zu viel glauben und mitmachen müſſen; als Proteſtantin des neueſten Stils aber viel zu wenig forſchen dürfen und ſchwärmen können. Gerade der reinſten Religioſität, der gebildeten Frömmigkeit, wird es heute zu ſchwer, ſich zu irgend einer Kirche zu bekennen; da ja dem darin Geborenen nichts übrig bleibt, als nach und nach wieder herauszuwachſen. Es ſcheint, der Baum des Chriſtenthums treibt jetzt an den vom Stamme getrennten Aeſten ſeine vereinzelten Zweiglein und Reiſer, in denen ſich aus den geläutertſten Säften die urſprünglich einfache Blüte der Religioſität und der neue Same der Zukunft bereitet. Weißt du was, mein Herz? Beſtimme dir erſt den Kreis deiner Wirkſamkeit, und danach wähle dir eine Glaubensgemeinſchaft, wenn du eine brauchſt. Hat ſich ja die Kirche ſelbſt gerade ſo ausgebildet, wie ſie weltwirkſam ſein ſollte; ſo wähle nun auch du jene Form, die deine edle Wirkſamkeit am ſchönſten unterſtützen mag. Am beſten, meine ich, würdeſt du mit deinem gläubigen Herzen allein ſein.

Auguſtin kam heute mehr und mehr in ſeine milde, aber lebensmüde Stimmung. Zum Glück nahm es Regine auch nur für Stimmung, und faßte keine Beſorgniß. Sie gehörte zu jenen liebenswürdigen weiblichen Geſchöpfen, die an geliebten Angehörigen nur Liebes und Gutes ſehen, für ſie nur Frohes und Glückliches erwarten. Wie ſie keinen Argwohn in Auguſtin's vergangenes Leben ſetzte, ſo hatte ſie um ſeine Zukunft keine Angſt. Sie lebte ganz in ihm und trug ihn ganz in ſich: ſo konnte ſie an ihm nur den froheſten und geſundeſten Menſchen beſitzen.

In ſolcher weichen Stimmung fielen des Freundes Gedanken gern in ſeine Vergangenheit. Auch wich er abſichtlich in Geſprächen mit Regine ſolchen Erinnerungen nicht aus, vielmehr ward in dieſem für ſein Herz ſo beglückenden Verhältniſſe zweierlei mehr und mehr peinigend für ihn, daß nämlich Regine ſeinem Jugendleben das Beſte zutraute, und daß ſie ſich immer ausgeſprochener dem Gedanken an ihre eheliche Verbindung mit ihm hingab. Heute kam der Freund auf ſeinen Vater zu reden. Er hatte bisher gegen Regine nichts von Bitterkeit über ihn geäußert, und that es auch jetzt auf ſchonende Weiſe. Er beklagte es, daß des Vaters rückſichtsloſe Aeußerungen, verwegene Gedanken, frivole Scherze und lüſterne Reden den Knaben frühzeitig verwirrt und irre gemacht hatten. — Ja, ſagte er, ein ſo geiſtvoller Mann konnte ſo ſehr — möchte ich ſagen — von Gott verlaſſen ſein, daß er ſich freute, den Knaben in Glauben und Genuß leichtfertig zu ſehen. Ja, er belobte mein unbändiges Weſen, lachte meiner loſen Reden, nickte zu meinen ruchloſen Verſuchen. Ach! auf welchen Umwegen, mit welchen Einbußen habe ich mich zurechtfinden müſſen! Doch von Geburt aus war ſchon der ſchlimme Zwieſpalt in mir. Denke dir auch, beſte Regine, meine Mutter, das liebreiche Herz, mit enger, ängſtlicher Seele, und den Vater mit ausgebreitetem Geiſt und wüſtem Gemüth! Bringe a moll und gis dur in Zuſammenklang; was kann Beſſeres herauskommen als die ſchauderhafteſte Diſſonanz? Da haſt du mich! So mußt du mich nehmen, ſo, wenn du willſt — mich löſen, mich in den Accord deines edeln Herzens hinüberleiten!

Er ſank vom Sitze mit den Knien in den Sand und legte ſein Haupt auf Reginens zuſammengefaßte Hände. — Hier laß mich ausklingen! rief er. Die Liebe iſt ja der Accord, der alle Misklänge auflöſt, und ſelbſt die auseinanderweichenden Elemente des Verweſenden zu neuer, jugendlicher Schöpfung bindet.

Eine lange Stille entſtand. Regine weinte ſanft. Der Wind regte ſich lebhafter und ſchüttelte den Duft der Syringen herab. Auguſtin erhob ſich gefaßter. — Vergib, Herz Regine, daß ich dich ſo betrübe! ſagte er. Ich bin heute ſo körperlich matt; es iſt wahrſcheinlich Gewitter in der Luft, dann werd' ich immer ſimpel. Wüßteſt du, wie krank ich bin! Du bemerkſt blos meine ſo raſch wechſelnde Stimmung; allein, die liegt eben darin, daß ich von zwei verſchiedenen Atmoſphären bewegt werde, im Uebergang aus einer in die andere Exiſtenz. Sieh, ich umfaſſe dich, ich halte alle Schönheit, allen Reiz der Liebe im Arm; doch nur in meiner Phantaſie gaukeln die Freuden der Liebe; meine Gefühle und Gedanken ſchwärmen ins Ueberſinnliche. So habe ich hier ausgelebt; die Wurzeln des ſinnlichen, für die Welt fruchtbaren Daſeins trocknen mitten im üppigſten Boden der Liebe ein. Ach! indem ich dich ſo an meiner Bruſt halte, kann ich wohl ſagen, daß ich mit blühendem Fleiſch und Blut Himmelfahrt feiere.

Er lachte nicht ohne eine leiſe Bitterkeit im Tone.

Regine fühlte nicht heraus, was ihr der Freund mit dieſen Worten andeuten wollte. Sie ſuchte ihn zu erheitern, ihn aus ſeiner himmelblauen Höhe herabzulocken, wie ſie ſcherzte. Sieh, Liebſter, ſagte ſie, um Blau und

Grün ſind wir auseinander. Denn mich lockt dies lebensfriſche Grün der Raſen, der Stauden und Bäume. Ach, könnte ich ein mal in dieſe Stämme hineinfahren! O wie wollte ich meine Fliederbüſchel ſchütteln, dich mit Wohlgerüchen zu überſchütten! Wie wollte ich meine Aepfel treiben, wenn die Bübchen und Mädchen emporreichend um mich hüpften!

Sie ſtand bei dieſen Worten mit leuchtenden Blicken nach den umherblühenden Zweigen, wobei ſie die kleinen weißen Hände feſt auf ihrer Bruſt ausbreitete.

O meine Regine! lächelte der Freund. Wir haben zu ſeltſame Gelüſte, als daß wir hoffen dürften, ein recht frohes Paar zu werden. Um Grün und Blau ſind wir auseinander, ſagſt du? Ja wohl! Friſches Grün für dich, helles Blau für mich in der Bedeutung des franzöſiſchen Ausdrucks: verd gai und bleu mourant. O möchteſt du lange, heitere Jahre Grün und Glück um dich haben! Allein — bereite dich darauf, was uns das Leben jede Stunde lehrt: Das Reine und Edle verkommt oder vereinſamt, nur das Alltägliche findet ſich zum Gewöhnlichen und ſchließt die irdiſch-feſten und fruchtbaren Bündniſſe. Für dich und mich bleibt, daß wir uns und die Welt begreifen, uns nicht in der Welt, ſondern die Welt in uns lieben. Und das, meine einzige, herrliche Freundin, iſt ein Verlöbniß für die Ewigkeit.

Mutterliebe.

Auguſtin theilte Reginen das Anliegen ſeiner leipziger Freundin mit. Sie bezeichnete ihm eine arme Witwe im nahen Dorfe mit fünf Kindern. — Die Frau hat ſich uns zum Taglohn im Garten angeboten, ſagte ſie, eine muntere, muthige Frau, noch recht hübſch, und die Kinder ſind das Bild der Geſundheit, alle der hübſchen Mutter ähnlich. Auch ihr verſtorbener Mann war ehrlich und rechtſchaffen. Wie froh könnte die Frau ſein, ſich um eins oder das andere dieſer ihr ſo ſchwer aufliegenden Geſchöpfe erleichtert zu wiſſen!

Da ſich nun auf Erkundigung auch kein eigentliches Unheil in der armen Familie finden ließ, ſondern alle Nachrichten nur ſehr günſtig ausfielen: ſo ging folgenden Sonntags gegen Abend Auguſtin mit Regine nach dem nahen Dorfe. Sie fanden die Hütte am Ende des Orts auf einem etwas abſchüſſigen Grasrain erbaut. Hier unter den Obſtbäumen ſpielten die Kinder. Die Mutter, die zum Sonntagsſchmaus einen ſchwarzen Pfannkuchen bereitete, ſtand an den Thürpfoſten der kleinen Küche gelehnt, und ſchwang unter poſſierlichen Geberden den langſtieligen hölzernen Löffel nach dem Kleinſten, der im Graſe ſaß und hellauf der Mutter und ihrem wackelnden Kopfe zulachte. Sie trug nun den Beſuchenden ſchnell ein paar hölzerne Stühle aus der Stube heraus auf den Grasplatz, und Auguſtin verſammelte mit einigen Stücken mitgebrachten Kuchens die kleine Schar ſehr ſchnell um ſich her.

Das älteſte Kind war ein Mädchen von etwa ſechs Jahren, und ſo ſtiegen die übrigen abwärts bis zum dreivierteljährigen Jüngſten. Wie ſie nun alle munter einbiſſen und ſelbſt der Kleinſte an einem Schnittchen nagte, rief Auguſtin der Mutter zu, daß ſie doch ſehr viel Sorge mit ſo fünf Mäulern und zehn Beinen haben müſſe.

Gewiß, Herr, antwortete die Frau. Wenigſtens hat's ſeine Noth für eine Mutter, die auf Taglohn ausgehen muß. Mitnehmen kann man die Bälge nicht, und bei Fremden ſind ſie oft ſo wenig gut aufgehoben, als gern geſehen. Ich ſuche mir deshalb gern Arbeit in der Nähe.

Wenn ſie wenigſtens erſt älter und größer wären! meinte Auguſtin. Die Frau aber ſchüttelte den Kopf und ſagte:

Ach, Herr, mit den Kindern wachſen auch die Sorgen, und nicht die Mühen der Mutter, ſondern nur ihre Kräfte nehmen ab. Auch nimmt ſich der Erwachſenen unſer Herrgott weniger an als der Kleinen. Es geht ihm wie den Großvätern, die auch die kleinſten Enkel gewöhnlich am liebſten hätſcheln. Sie werden's ja wol auch bemerkt haben, daß die Unmündigen bei weitem weniger Unglück als die Großen nehmen. Das macht, jene haben noch ihre Schutzengel; die erwachſenen Schlingel und Dirnen verderben's aber gar zu leicht mit den guten und reinen Geiſtern, und da laſſen die ſie im Stich.

Auguſtin freute ſich an den wunderlichen Gedanken wie an dem lebhaften und entſchloſſenen Weſen der Frau. Man merkte ihr an, ſie hatte den religiöſen und Schulunterricht eifrig gefaßt, hielt dieſe Begriffe feſt, miſchte und verwebte ſie aber mit ihren Lebenserfahrungen und Beobachtungen, ſodaß ſie bei viel natürlichem Verſtande ganz eigenthümliche Anſichten und Meinungen zu Stande brachte. Nach und nach rückte der Freund mit ſeinem Anliegen hervor. Wenn auch die Erleichterung um eins von fünf Kindern nicht ſehr groß ſei, meinte er, ſo habe das Glück, das ein ſolches Kind für ſich und einſt für ſeine Geſchwiſter mache, deſto mehr auf ſich. Es bahne den übrigen einen Weg durchs Leben, da die Pflegeältern reiche und menſchenfreundliche Leute ſeien, bei denen das Kind eine gute und gottesfürchtige Erziehung erhalte.

Die Frau war bei Auguſtin's Vorſchlag überraſcht; doch, wie es ſchien, nicht unangenehm. Sie nickte ihm bei ſeiner Auseinanderſetzung lebhaft zu, und fiel endlich mit den Worten ein: O ich kenne das, Herr Doctor. Ich habe vor meiner Verheirathung drüben in der Stadt bei Frau Hoppe-Hornung als Hausmädchen gedient. Die war ſolch ein angenommenes Kind geweſen, hatte aus ihrer Pflegemutter Haus die reiche Heirath gethan, beſuchte manchmal ihre armen Aeltern mit Extra-Poſt und nahm die ſchönſten Geſchenke mit dahin. Ach, was war das für ein Engel von 'ner Frau! Man gibt ſeine Kinder gewiß nicht gerne her; wenn ſie aber ſo glücklich werden —!

Auguſtin war höchſt vergnügt über dieſe Erfahrung und Bereitwilligkeit der guten Frau.

Es käme alſo nur darauf an, liebes Mütterchen, ſagte er, welches von Euern Kindern wir für meine Freundin beſtimmten. Und da er die Frau ein wenig erblaſſen ſah, ſetzte er hinzu: Es bliebe dann noch bei Euch, bis meine gute Leipzigerin ankäme, da Ihr Euch dann ſelbſt überzeugen würdet, was es für eine herzliche Frau iſt. Ich ſollte meinen, Euer älteſtes iſt ein hübſches Mädchen, das prächtig in die langen Kleider wachſen würde. Wie?

Die Gretel, Herr Doctor? verſetzte die Frau kleinlaut. Die kann ich doch am wenigſten entbehren. Die muß das Haus hüten, wenn ich auswärts arbeite. Auch kann ſie mir ſchon in manchen Stücken beiſtehen, die Gretel.

Ein Bube iſt vielleicht auch Ihrer Freundin lieber! meinte Regine.

Das iſt wahr! Alſo der da, der Andres. Komm 'mal her, Andreschen, gib mir 'ne Patſchhand. Willſt du mit mir gehen, und alle Tage Kuchen eſſen?

Der Bube lachte verlegen nach ſeiner Mutter hin, die ſehr unruhig an ihrer Schürze zog und zerrte.

Nein, Herr Doctor, den Andres muß ich doch behalten! ſagte die Bäuerin. Der holt's Waſſer am Brunnen, drunten vor dem Backhaus. Er macht's auch ganz geſchickt; nicht wahr, Andres? Waſſer, wiſſen ja der Herr Doctor, kann man keine Stunde entbehren. Und der Andres holt's.

Lächelnd verſetzte der Freund: Je nun! der dritte iſt ja auch ein Bub'. Konrädchen heißt er?

Ja, Konrädchen! antwortete die Frau mit ſteigender Angſt. Und hilft dem Andres das Waſſer holen. Die Buben ſind noch zu gering; es muß einer dem andern beiſtehen, lieber Herr Doctor, und ſie ſind auch zu Allem williger, was ſie gemeinſam verrichten können.

Alſo auch der iſt nicht zu entbehren? ſagte mit zurückgehaltenem Lachen der Freund.

Nein, 's Konrädchen nicht. Das gehorcht mir auch am beſten und hat mir von jeher am wenigſten Schererei gemacht. Gelt, Konrädchen?

Je nun, mein Freund, lächelte Regine, dann müſſen wir uns doch zu einem Mädchen bequemen. Wie heißt die vierte da?

Prunellchen, rufen wir ſie. Ihre Pathe hieß Margrethe. Der Herr Pfarrer aber meinte, weil wir ſchon 'ne Gretel hätten, ſo wollte er ſie nach der Tagesheiligen taufen. So iſt ſie zu dem Namen Petronella gekommen, der für uns geringe Leute ein wenig ſtolz klingt. Sie hat da meinen kleinen Dicken zu hüten. Der rutſcht noch. Und darin kann ich mich auch ganz auf ſie verlaſſen. Sie ſpielt mit ihm: „Rupfe, rupfe Näschen!“ ſie führt ihn unter den Aermchen, ſie ſchleppt ihn hin und her und hält ein Aug' auf ihn. Ich wäre ſehr geſchlagen mit dem Kleinſten, wenn ich mich nicht ſo ſehr auf mein Prunellchen verlaſſen könnte.

Ums Prunellchen dürfen wir alſo gar nicht freien, liebe Frau? lachte der Freund.

Es geht nicht, Herr Doctor, von wegen des Kleinſten geht's nicht.

Auguſtin und Regine lachten einander an; indeß die Frau ſich mit der Schürze den Angſtſchweiß von der Stirn wiſchte.

So müſſen wir Euch denn die kleinſte Laſt abnehmen! fuhr Auguſtin fort. Meine Freundin rechnet zwar gewiß auf ein größeres Kind; allein ſo jung eignet ſie es ſich deſto eher an, und gewinnt es lieber durch die Laſt, die ſie mit ihm hat. Nicht wahr?

Meinen Dicken? Ach! allerbeſter Herr Doctor, nein! den Dicken nicht!

Aber das Kind kann Euch ja doch noch gar nichts als Sorge machen, liebe Frau!

Aber — es iſt doch mein Dicker, Herr Doctor! Nein, nein, meinen Dicken muß ich behalten! Meinen Dicken geb' ich nicht her!

Sie ſprang nach dem Kinde, nahm es küſſend und herzend auf und lief ins Haus, als ob ſie es in Sicherheit bringen müßte.

Hinter ihr brach Auguſtin in ſchütterndes Lachen aus. Er ließ ſich vom Stuhl ins Gras ſinken, und lachte ſo aus kindlichem, herzlichem Wohlgefallen, daß Regine hingeriſſen ward, ſich zu ihm ins Gras zu ſetzen und mit zu lachen.

Endlich kam der Freund zu ſich, ſtand auf und rief die Frau heraus. Er ſchenkte ihr ein Goldſtück und herzte die Kinder. Behaltet Euer Glück beiſammen, gutes Mütterchen! rief er, und der Himmel laſſe ſie Euch alle groß und glücklich werden!

Auf dem Heimwege konnte der Freund nicht ſatt werden, die Angſtausflüchte der Mutter zu wiederholen. Er freute ſich daran zum Kind, und rief endlich aus: Da ſchleppen wir uns nun mit fünf Körben, Regine, die wir auf unſerer Kinderwerbung abgekriegt haben, alle voll blühender Mutterliebe, kein einzig Stiefmütterchen darunter! Aber was fangen wir nun für unſere gute Leipzigerin an?

Ich habe ſchon ein Project, lieber Kindskopf! antwortete ſie. Eine Speculation. Du ſollſt ſehen, daß ich die wohlgerathene Tochter eines jüdiſchen Handelsmanns bin. Waiſenkinder muß man aufſuchen, mein herzlicher Freund. Die kriegt man ohne Mutterweh. Ich werde mir drei Buben und drei Mädchen anſchaffen, und deine leipziger Freundin ſoll dann die Auswahl haben. Wenn der Artikel ſogar aus Leipzig begehrt wird, ſo iſt gewiß ein gut Geſchäft zu machen. Was riskirt man auch? Der Artikel verbeſſert ſich ja mit jedem Tag, wenn er nicht abgeht. Das Capital wächſt. Finde ich gar keine Abnehmer, ſo ſind die Kinder mein. Ich laſſe ſie erziehen; was ſind ein paar hundert Thaler des Jahrs? Könnten andere Jüdinnen ihren Schmuck ſo wohlfeil ſtellen, mit dem ſie ſich dick behängen, als wären ſie Juweliergeſtelle auf der Meſſe? Ich behänge mich mit Kindern. Ein Gretel iſt mein Collier, Konrädchen ſind meine Ringe, ein Prunellchen nehm' ich zum Armband, und den Dicken ſteck' ich mir als Broche an die Bruſt. Siehſt du, Auguſtin, wenn ich heirathe, nehme ich doch keinen andern Mann, als der juſt ſo denkt und fühlt wie der Doctor Heimbold, wenn du ihn kennſt. Der nimmt die Kinder dazu, und bildet ſich ein, er habe eine verwitwete Jungfrau geheirathet. Wär's nicht ein köſtlicher Spaß, wenn es hieße: Regine Hertz iſt eben getraut worden; ſie hat ihrem Manne ein halb Dutzend Kinder zugebracht!

Dies waren nun Scherze ganz in Auguſtin's Geſchmack, an denen er ſich aufs innigſte ergötzen konnte.

So kamen ſie am Hertz'ſchen Garten an. Die Sonne ging eben unter; eine Nachtigal ſchlug im Gebüſche.

Beide hörten ihr ein Weilchen zu, indem ſie wahrnahmen, daß der ſonnige helle Tag hinter ein dickes, trübes Gewölk verſank. Sie konnten ſich immer nicht trennen, und ſchieden endlich mit unbeſchreiblichen Gefühlen für einander.

Brief und Antwort.

Fromme Gemüther, wenn ihnen eine recht luſtige Stunde zu Theil geworden iſt, pflegen vor einem tückiſchen Begegniß zu bangen, das gern hinter ausgelaſſ'ner Freude lauern ſoll. Hatte ſich etwas von ſolcher Ahnung in das zögernde Abſchiedsleid unſers liebenden Paares gemiſcht, ſo wurden ſie deſſen wenigſtens nicht inne, auch als es eintraf.

Regine fand auf ihrem Nähtiſche einen Brief. Die kritzliche Schrift der Adreſſe ſah aus wie manche, die uns gleich bekannt ſcheint, wenn ſie am Ende auch jemand ganz Unbekanntem angehört. Dieſe Zeilen waren wenigſtens nicht unterzeichnet und lauteten:

„Verzeihung, mein geſchätztes Fräulein Hertz, daß eine Namenloſe ſich in Ihre Herzensangelegenheiten miſcht. Aber Dem Sie Ihr Vertrauen und Wohlwollen zugewendet, iſt deſſen zu unwürdig und Sie ſind mir zu ſchätzenswerth, um Sie nicht mindeſtens zu warnen, ſelbſt wenn ich keinen Dank dabei verdiene. Mit ſeinen vergangenen

Ausſchweifungen hintergeht zwar Doctor Heimbold keinen Menſchen, denn in ſeinem ſiechen Körper trägt er die Partitur derſelben vor aller Welt offen, und auch das Finale davon iſt ſchon für Jeden aufgelegt, der vom Blatte leſen kann. Vielleicht wiſſen Sie aber nicht, welchen Umgang derſelbe noch neben Ihnen pflegt, zu der reinen Melodie Ihrer Liebe die niederträchtigſte Begleitung. So mögen Sie ſich nur nach der hübſchen Gärtnerin Thereſe Fröhlich erkundigen, wohnhaft im Gartenfeld der Vorſtadt, erſtes Häuschen links. Dort werden Sie einen kleinen Buben antreffen, deſſen Züge Ihnen den Vater verrathen werden, obgleich das Mütterchen auch des Papa's gar kein Hehl hat. Im Gegentheil! Einen Vorwand des Beſuchs finden Sie ja leicht zu einer Perſon, die Blumenkohl, Spargel und Artiſchocken verkauft, auch mit Sämereien und Blumen handelt. Sie verſtehen mich wol, wenn ich ſelbſt durch die Blume ſpreche. Wäre Ihnen aber das Alles vielleicht nichts Neues, und hätten es generöſer Weiſe wol gar ſchon verziehen, ſo bitte ich um Vergebung und meines Namens bedarf es dann nicht; andern Falls wäre bei der unmittelbaren Ueberzeugung, die Sie ſo nahe haben, ebenfalls meines Namens Bürgſchaft überflüſſig, bis ich Gelegenheit habe, Ihnen perſönlich zu ſagen, daß Sie an mir beſitzen

Ihre
aufrichtigſte Verehrerin.

Regine mußte ſich niederſetzen; es wurde ihr trübe vor den Augen. Gedankenlos faltete ſie das Papier und ſteckte es in den Buſen. Sie wußte nicht, daß es eine Natter war, die an der warmen Stätte ſich mit hundert giftigen Biſſen anſaugen würde. Ihre Jungfer kam, ſie zu Tiſche zu rufen. Regine nahm ſich zuſammen und fragte, woher der Brief gekommen ſei. Ein Auslaufmädchen habe ihn gebracht, antwortete Mariechen, und ſetzte hinzu: Es war auch eine Vorſtädterin da, und fragte nach Herrn Doctor Heimbold. Er möchte doch eiligſt zu Thereſe Fröhlich kommen, der Kleine ſei plötzlich erkrankt.

Thereſe Fröhlich? rief Regine heftig aus, und ſetzte nach einem Weilchen träumeriſch hinzu: So? Der Kleine!

Dies zufällige Zuſammentreffen bekräftigte die briefliche Warnung, ſodaß auch keinen Augenblick ein verſtändiges Mistrauen gegen einen anonymen Schreiber aufkam. Doch lag es nicht in Reginens Denkweiſe, in dem unerwarteten Ereigniß etwa einen myſteriöſen Bezug auf die plötzliche Enttäuſchung ihres Bruders zu finden. —

Dieſe Thereſe Fröhlich war zu ſelbiger Zeit von anderer Hand getroffen. Ihr Kleiner hatte ſich den Tag über wunderlich und unluſtig an ſie gehängt, und war Nachmittags nicht mehr zum Stehen und Gehen zu bringen geweſen. Er klagte über Halsweh. Die ängſtliche Mutter ſchickte nach Heimbold, der erſt bei ſeiner Heimkehr von Regine auf der Straße gefunden wurde. Er erkannte Scharlachfieber im Anzug, verſchwieg es aber der beſorgten Mutter, bis der ausbrechende Scharlach ſich ſelbſt verrieth. Das Uebel fing ſehr heftig an.

Auguſtin verließ das Haus nicht mehr; er richtete ſich im Manſardſtübchen ein und beſuchte von hier aus die wenigen Kranken, die er jetzt hatte. Das Kind litt ſehr; der Hals war heftig entzündet, der Kopf auf bedenkliche Weiſe mit ergriffen. Die ſtete Anweſenheit des Arztes gereichte Thereſen zum Troſt, wenn auch nicht zur Beruhigung; denn daraus erkannte ſie die Gefahr, in der ihr Kind und ihr Alles ſchwebte.

Es gab keine ängſtlichere Mutter als Thereſe. Alle Faſſung und Entſchloſſenheit, ihr im Leben ſo eigen, verließen ſie am Krankenbette des Lieblings, für den allein ſie lebte und ſchaffte, ſodaß Auguſtin nicht blos mit dem bedrohlichſten Kinderleiden, ſondern auch mit der hinderlichſten Mutterliebe zu kämpfen hatte. Ja, er mußte manchmal, wenn Thereſe auf Anfragen ihrer Taglöhner oder Kunden ſich nicht ſammeln und Beſcheid geben konnte, mit Anordnungen in ihr Gartengeſchäft eingreifen. Wie ſehr war ſolche Anſtrengung, bei mangelhafter Nachtruhe, gemacht, den ſchwachen Mann zu erſchöpfen! Und er blieb ja ſelber nicht ohne die angſtvolle Theilnahme für das ihm ans Herz gewachſene Kind und für die Mutter, die er nicht weniger, ſondern nur wehmüthiger, als ſeine Schweſter liebte. Sie war ſeine Knabenliebe geweſen. So litt er als Menſch, während er als Arzt ſtritt.

Bei allem Dem war Auguſtin nie gleichmüthiger geweſen als jetzt. Er ſaß heiter im Lehnſtuhl, wandelte lächelnd im Zimmer hin und her, das mit ſeiner dumpfen Luft verſchloſſen bleiben mußte. Er winkte und wehrte ſtillſchweigend; das Sprechen griff ihn ſelbſt an. Wollte er Thereſen beruhigt ſehen, ſo zog er ſie neben ſich auf einen Stuhl und behielt ihre Hand feſt in ſeiner. Dann war ihre Unruhe wie gebannt; eine geiſtige Gewalt beherrſchte ihre Seele. Sie ſah ihm mit Andacht ins Angeſicht und ſeine Augen blitzten ihr zu. In ſolchen Augenblicken der Faſſung und Ruhe beklagte ſie wol des Freundes Anſtrengung, und hieß ihn hinauf zu Bette gehen. — Sei nur ruhig, Thereſe! lächelte er dann matt. Ich werde ſchon ausruhen. Sobald das Kind außer Gefahr iſt, werde ich mich tief ſchlafen legen und nicht wecken laſſen.

Manchmal ſaß der Freund in tiefes, unruhiges Nachdenken verſunken. Wunderlich genug war ihm gerade in dieſen Tagen zum erſten mal jenes bittere Wort des alten Baruch Hertz wieder eingefallen: „Meine Regine hat die beſte Luſt, eine barmherzige Schweſter zu werden, auch in der Liebe.“ Dieſer lang vergeſſene Gedanke, unter den bedenklichſten Umſtänden erwacht, ſchien den Freund jetzt ſehr zu beſchäftigen; ſeine reizbaren Züge verriethen raſch wechſelnde Empfindungen des Schmerzes und des Stolzes. — — —

Von allen dieſen Vorgängen und Leiden hatte Regine Hertz keine Ahnung. Sie hätte kaum auch Raum für dieſelben neben ihrem eigenen Kummer gefunden. Eine Seele, die vom Glauben an das Edle ſo hoch getragen werden kann, begreift vielleicht das Gemeine nicht, auf das ſie ſo ſchmerzlich niedergefallen iſt; aber gerade weil ſie es ſo hart empfindet, kommt ſie nicht ſobald darauf es zu bezweifeln. Ja, eine auftauchende Erinnerung drohte Reginens Argwohn und Kummer vollends zu rechtfertigen. Sobald nämlich ihr Gemüth ſo weit frei geworden war, daß ſie die Beſchuldigungen des Briefes gegen das Bild halten konnte, das ſie von dem geliebten Freund im Herzen trug, fiel ihr die Unterhaltung ein, die ſie am Himmelfahrtstage im Garten mit ihm gehabt hatte, da er denn auch auf die Ausſchweifungen ſeiner Jugend zu reden gekommen war. Aber wie lebhaft ſtand ſein zuckender Mund von damals vor ihr, klang ſein ſchmerzlicher Ton in ihrer Seele nach! Solch' reumüthiges Erkenntniß — tilgt es nicht alle Verirrungen wenigſtens als Schuld Deſſen, der ſie begangen, wenn auch nicht im Andenken der Welt, die oft genug ein Misverſtändniß und eine Schadenfreude daran findet?

Mit dieſer Betrachtung eines verſöhnlichen Herzens kam endlich doch Reginens guter Weltverſtand raſch und unerwartet auf ein Mistrauen, auf ein Bedenken über die Abſicht und den Inhalt des Briefes, und fand in dieſem Zweifel einen Troſt, eine Erhebung. Wie gern hätte ſie einer bloßen Betheuerung geglaubt, Alles ſei unwahr oder böſe gemeint. Allein der Freund blieb von Tag zu Tag aus, und mit ihm ſolche Betheuerung. Thereſen Fröhlich aufzuſuchen, widerſprach ihrem Gefühl. Sie las den Brief wiederholt, bis es ihr ſchien, ſie müſſe doch wol um Auguſtin's willen hingehen, ihn gerechtfertigt zu finden. Sie wartete die Dämmerung ab, und dann noch wich ſie den Begegnenden aus, als ob man ſie auf dieſen verſtohlnen Gang anſähe.

Sie betrat den Garten hinter einigen Taglöhnerinnen, die ihn eben verließen. Auf das Haus geradezu gehen, konnte ſie nicht, ſie bückte ſich über die Blumenbeete, beſah Dies und Jenes, in der Erwartung, von der Gärtnerin bemerkt und angeſprochen zu werden. So kam ſie bis an die Rabatte, die, mit Reſeda und Federnelken eingefaßt, um das Haus lief. Hier wagte ſie es, durch die Weinranken am Fenſter in die Stube zu blicken, in welcher die Magd eben eine Nachtlampe hinter den Ofen ſetzte. Bei dieſem Schimmer ſah ſie Auguſtin und die nachläſſig gekleidete Thereſe Hand in Hand nebeneinander ſitzen, und ſchlummernd nicken. Plötzlich ſchrie das Kind ängſtlich und richtete ſich im Bettchen auf. Die Lampe ward näher gebracht; aber beim Anblicke des kranken Geſichtchens verließ Regine ſchnell das Fenſter, bog um das Haus und wollte eben raſch am offenen Küchenfenſter vorüber, als ihr der Strahl des Herdfeuers ins Geſicht fiel. Sie bückte ſich, um nicht etwa von der Küche aus geſehen zu werden: da ſchob ſich der mitgebrachte Brief aus dem lockern Halstuche und fiel, ihr unbemerkt, auf das Gartenbeet.

Dieſer Brief, den die Magd beim Schließen der Fenſterläden fand, trug wie ein Weberſchiffchen den Faden des Leidens von jener zu dieſer Seite. Auguſtin erkannte Fanny's Handſchrift, und die Schreiberin hatte ihre Abſicht, dem alten Liebhaber weh zu thun, ſo vollſtändig erreicht, daß er nicht blos die Wunde weg hatte, ſondern auch wußte, von welcher Hand er getroffen war. Er kränkte ſich um Regine und um Thereſe. Dieſer theilte er den Inhalt nicht eher mit, bis das Kind nach erleichtertem Halſe und Kopf ruhige Nächte fand. Da war die Mutter geſammelter und der Freund gefaßter in ſeinem Entſchluß. — Ich werde dieſe Verwirrung nicht löſen, ſagte er, nicht mit Worten, nicht mit Erklärungen löſen.

Wo ich auch in letzter Zeit ins Leben Anderer eingegriffen habe, ging es immer mit Verletzung und Zerſtörung aus. Nur als Arzt hatte ich eine glückliche Hand, und ſo mag denn mein letztes Recept mit allem und allem Leid auch dieſe Wirrniß heben. Ich habe in dieſen Tagen viel und mit reiner Seele über mich und meine Zukunft nachgedacht. Es iſt wahr, die liebevollſten und glücklichſten Stunden habe ich mit Regine Hertz gehabt; dennoch war es ein Irrthum, daß ich dem erſten dunkeln Zuge zu ihr folgte. Ich hätte mich fragen ſollen: Was bringſt du ihr mit, Menſch, der ſein Leben ausgegeben hat? Wozu wollte ich denn nur Liebe wecken in der Bruſt eines lebensvollen Weibes? Ich dachte mir eine Flamme zu finden, die mich vollends läutere und als Sühnopfer wegzehre. Aber welches Mädchen wird ihr Herz hergeben, blos zum Altarfeuer für einen Sünder? Regine gewiß noch am eheſten; aber kann ich es fodern? Und wie ſollte es ihr von ſelbſt einfallen, da ihr dann nur die Wahl bliebe, mich nicht zu begreifen oder nicht zu ſchätzen! Ach! ihr Sinnen geht ja nur, wie jedes lebensfrohen Weibes, auf ein Herdfeuer, von lockigen Kindern umſprungen. Du verſtehſt mich, Thereſe! Der Gegenſtand iſt heilig; ich darf ihn nicht platt anfaſſen. Nach einem Blitzſtrahle des Himmels hätte ich mich umſehen ſollen, nicht nach einem Funken der Liebe, wie er — jedem Weſen eingeſprengt, nur herausgeſchlagen wird, um Leben zu ſchaffen und die Schöpfung des Ewigen fortzuſetzen, nicht aber der Zerſtörung zu dienen und die Auflöſung zu bähen. Nun ja! Wie Liebesfunken in die lebendigen Weſen — ſo ſind auch Blitzſtrahlen in die lebloſen Stoffe gelegt; —

ich werde ſchon einen finden! Ach, Regine! Mein letzter Wunſch wird für dein Glück ſein! Gern wäre ich mit muthigem Wort und warmer Hand von ihr geſchieden; nun dieſer Brief dazwiſchen gefallen iſt, mag es anders ſein, und die mir an der Ferſe nachgehinkte Schuld, über meine Achſel hervorreichend, uns ſchmerzlich auseinanderreißen. Ich will es als eine Buße hinnehmen, und ſcheide um ſo entſchloſſener. — —

Thereſe fühlte im Allgemeinen, was der geliebte Freund ſagen wollte. Da er aber Alles, was ſie zu ſeiner Widerlegung und Aufrichtung vorbrachte, nur mit lächelndem Kopfnicken unerwidert ließ, ſchwieg ſie endlich auch, und nahm ſich vor, ohne ihm ein Wörtchen zu ſagen, das Misverſtändniß bei Regine Hertz auszugleichen. Das wollte ſie auch gleich ausführen, ehe er das Haus verließe, um alsdann mit freierm Gemüthe nur ihres Kindes zu warten.

Abſchiede.

Thereſe hatte gegen Auguſt einen letzten dringenden Ausgang vorgeſchützt, und eilte dem Hertz'ſchen Gartenhauſe zu. Die Einfahrt ſtand offen, und hinter dem Haus ein Reiſewagen. Julius war eben zurückgekommen, und Regine ließ die Kaſten und Taſchen ausleeren.

Julius rannte dabei ab und zu. Er that ſehr geſchäftig und ſprach ſehr laut. Thereſe verſah ſich des Augenblicks, wo er wieder ins Haus geſtürmt war, um an Reginen heranzutreten. Dieſe erkannte von jenem Blicke durch das Fenſter die Gärtnerin wieder und erblaßte.

Ein Wort abſeits! flüſterte Thereſe, von Eifer und Eile athemlos. Ein dringendes Wort an Regine Hertz.

Regine folgte ihr nach dem nächſten buſchigen Gang in den Garten.

Sie haben einen Brief der Sängerin Fanny erhalten, flüſterte Thereſe mit einiger Haſt. Ja, ja, er iſt von ihr! Ein Brief der Rache gegen Doctor Heimbold. Ich bin Thereſe Fröhlich, mit der Herr Doctor verleumdet wird. Mir iſt kein Unrecht geſchehen; ich habe leider! ein Kind, und Gott Lob iſt es mir glücklich erhalten worden. Allein, es iſt nicht Auguſtin's Sohn, es iſt — ſein Brüderchen. Mein Vater war nämlich Gärtner bei Auguſtin's Vater, ich war ein wild aufgeſchoſſenes Mädchen, und angewieſen, dem alten Herrn zur Hand zu gehen, da —. Seitdem ſind über ſechs Jahre vergangen —

Thereſe brachte dies ſtockend mit feucht niederblickenden Augen und gefalteten Händen vor. Dann ſagte ſie mit weicher Stimme: Nicht wahr, Sie wiſſen's nun?

Verlegen und zerſtreut fragte Regine:

Wie kommt's aber, daß Sie mir das ſagen?

Ei, wir haben den Brief gefunden, unter dem Küchenfenſter. Und er muß von Ihnen hingekommen ſein; Auguſtin kennt den Wohlgeruch Ihrer Kleider und Wäſche. Er grämt ſich um Sie, will aber nicht kommen und ſich nicht rechtfertigen auf Koſten ſeines Vaters. Er will lieber das Unrecht tragen, das ihm geſchehen. Ach er hat die traurigſten Gedanken in ſeinem wunden Herzen, — Gedanken, die Alle bang machen müſſen, die ihn lieben! Da habe ich mich entſchloſſen, herzulaufen und die Sache zu verrathen. Ich bin ja auch eigentlich Schuld. Und er hat mir das Kind gerettet. Ach mein Kind! Ich muß fort! Sie wiſſen ja nun Alles. Handeln Sie nun! Ach! und geniren Sie ſich ja nicht, etwas recht Liebes für Auguſtin zu thun! Recht viel Liebes! Gleich morgen!

Sie huſchte fort. Regine blieb noch lange in Gedanken lächelnd ſtehen. — —

In dem ſtillſeligen Gefühl, das Beſte gethan zu haben, reichte Thereſe dem ſcheidenden Arzt ihre Hand. Er faßte noch ihre andere dazu, und ſagte: Leb' wohl, Thereſe! Dein Kind iſt glücklich durch; danke dem Himmel dafür. Nach dieſer böſen Entwickelungskrankheit wird's nun gewiß recht wacker gedeihen. Wie ich über ſeine Zukunft denke, weißt du; wir haben genug d'rüber geſprochen. Thu und laß, wie ich dir geſagt! Ich entſchlage mich nun aller Sorgen. Ihr werdet mich Jahre lang nicht nöthig haben. Für's Erſte weißt du aber, wie ſehr das Kind noch eine Weile, ſelbſt vor der bloßen Luft, zu hüten iſt. Das geringſte Verſehen kann ihm den Tod oder lebenslange Leiden zuziehen. Vergiß es nicht! Was du auch morgen hören könnteſt, welcher Lärm draußen vorgehen möchte; verlaß dein Kind nicht! Weiche nicht von ſeinem Bettchen. So lebe wohl!

Er drückte ſie zärtlich an ſich, und blickte lange in ihr wehmüthiges Geſichtchen nieder. Ihre Thränen brachen aus, und ſie lachte dazwiſchen vor Freude. — Auguſtin! rief ſie, und ſtreckte ſich an ſeinen Schultern empor. Dank dir, Engels-Doctor! Dank, du Kinderengel! Und tauſendmal Dank! Ich bin ſo arm, und dir ſo viel ſchuldig! Heiß' mich doch etwas für dich thun! Ins Waſſer für dich ſpringen? Ich reiche dir mein Kind, und ſpringe. Ach! was haben wir nicht miteinander gelebt; dieſe ſchöne, ewige Woche! Schlafloſe Sorgen, Jammerängſte und dazwiſchen das ſelige Plaudern mit dir Hand in Hand! Wie reich iſt doch das Leben! Und die herrlichſten Freuden blühen mit ſtachligen Blättern. Das weiß ich, das kenne ich als Gärtnerin! Ach und welches Glück, ſo zwei Menſchen, die zuſammen Eins ſind! Ich hatte es noch nie empfunden. Nun hab ich's gehabt! Ach —!

Er wendete ſich, zu gehen. Sie glitt an ihm herab auf die Knie und küßte den Saum ſeines Ueberrocks. Und wie er durch die Thür verſchwand, fiel ſie lang auf den Boden hin, mit dem Geſicht auf die gefalteten Hände. Sie weinte und betete laut. Wie ſie ſich endlich erhob, ſagte ſie erſchrocken: Ach! Ich wollte ihm ja erſt noch ſagen, daß ich ihn ſo lieb habe!

Der Weg führte Auguſtin am Gartenhauſe der Aeltern vorüber. Er ging hinein und wankte nach dem Sopha. Gott Lob, mit dem Kinde geht's gut, ſagte er. Aber ich bin recht erſchöpft. Ich habe nun keine Kranken mehr, und kann lange ſchlafen.

Die Mutter ſchickte nach ſeinem Wagen, und Helene holte eine Erfriſchung. Er genoß ein Weniges, wobei er ſeine Aeltern rechts und links neben ſich zog. Stillſchweigend fügte er ihre Hände ineinander und küßte Beide. Der Schweſter reichte er darüber hinweg ſeine Rechte. Wie ſeine Droſchke kam, erhob er ſich, umarmte Alle lang und ſtumm. Nur dem Vater fiel dies Benehmen auf. Als daher Mutter und Schweſter voraus eilten, einige gute Biſſen in den Wagen zu packen, faßte er Auguſtin an der Hand, und ſagte ernſt und leiſe: Auguſtin, bedenke, was du thuſt!

O mein Vater, verſetzte er raſch, hätteſt du dir ſelbſt dieſe Warnung gegeben, als ich noch unter deiner Zucht ſtand. Jetzt mach' es an denen wieder gut!

Er deutete nach Mutter und Schweſter, die ihn am Wagen erwarteten. Was mag Regine haben? ſagte leiſe die Schweſter. Sie hat mich drei mal nicht angenommen.

Geh' morgen Abend hin, erwiderte er, dann wirſt du ihr willkommen ſein. Und ſteh' ihr dann mit Liebe bei! Sag' ihr Alles und hilf ihr über Alles hinaus!

Aus dem Wagen breitete er noch ein mal ſeine Arme nach der Mutter aus, und ſank dann erſchöpft von der Anſtrengung ſeiner Abſchiedsgefühle in die Wagenecke. —

Welch' eine herrliche Mainacht jetzt kam! Tief am Abendhimmel reichte über den Horizont herauf der Saum einer Gewitterwolke und wechſelte in unaufhörlichem Wetterleuchten Schwarz und Gold. Gegenüber ging der Vollmond auf und ſtieg hinter leichten Wolkenſtreifchen wie über ſilberne Staffeln empor. Die Luft war feuchtſchwül; ſie löſte und miſchte die Düfte der Gärten mit der wehenden Würze des Waldes zu einem betäubenden Maitrank.

Die Nachtigal ſchlug im Hertz'ſchen Garten, und der dumpfe Chor der Fröſche war weit genug hinter die Scene gerückt, um die Solo-Partien der Primadonna nicht zu ſtören. Regine Hertz ſaß auf dem Balkon, ſobald die Ihrigen ſchlafen gegangen waren. Sie ſelbſt war nicht ſchläfrig, ſondern voll Sehnſucht nach dem nächſten Tage, da ſie ſich mit Auguſtin verſtändigen wollte. Ihr Herz zuckte wie das Wetterleuchten, ihre Hoffnung war ſo ſtill und groß aufgegangen wie der Mond. Sie konnte ſich nicht halten, wenn ja die Nachtigal ein paar Secunden ſchwieg, ſelbſt zu ſingen, und ſang leiſe:

„Flattre, flattre, kleiner Vogel,
Tändle durch des Lebens Mai!"

Dann fielen ihre Blicke über den nachtglänzenden Strom hinüber auf jene Schieferdächer am Ende des Kai, die, vom Monde beſchienen, wie eines Trauergewandes ſilbergraue Seide ſchimmerten.

Unter einem jener Dächer ſaß Auguſtin und ſchrieb. Er hatte vier ſilberne Armleuchter mit Wachskerzen angezündet. Geſchenke reicher Familien, deren Arzt er war. Vor ihm ſtand, mit altem Rheinwein gefüllt, ein goldener Pokal — ein Andenken der ſeligen Gräfin Huneck. Er trank, ſich von ſeiner Erſchöpfung aufzurichten und wach zu halten, ließ Friedrich zu Bett gehen, und ſchrieb Briefe, die er verſiegelt adreſſirte. Einen an die Freundin in Schleſien, voll jenes Humors, aus dem ein tiefer Seelenſchmerz mit feuchten Augen lächelt, — Worte, die erſt hinter der That her in ihren Räthſeln verſtanden werden. Er wies ſie mit ihrem Kindesanliegen an Regine Hertz und empfahl die ſeelenvolle Geliebte ihrer theilnehmenden, thätigen Freundſchaft. Dazwiſchen faltete er manchmal die weißen Hände über der Bruſt und ſchlug, zurückgelehnt, die dunkeln Augen nach dem Fenſter auf. Ahnungen eines unendlichen Lebens in unbeſtimmbaren Wandlungen, durch geheimnißvolle Wiedergeburten, überſchauerten ihn; die Bilder alles des Herrlichen und Edeln, das man auf dieſer Erde verläßt, zogen an ihm vorüber; ſein Herz ſchwamm in kreiſenden Gefühlen wie die goldgelbe Seeroſe auf der gekräuſelten Flut eines Weihers. Und wenn liebreiche Gedanken an die Seinigen, Freude am Wohl der Welt und Wünſche für das Glück der Menſchheit, nach oben gerichtet, ein Gebet heißen dürfen, ſo war es das des Freundes. Zuletzt überlas er noch ein mal ſeinen bereits niedergeſchriebenen letzten Willen, und ſiegelte ihn neben ſeiner Unterſchrift. Das frühere Vermächtniß an ſeinen Freund war ſtehen geblieben; Wagen und Pferde ſollte die alte Mutter brauchen; Silbergeräth und Möbel der Schweſter zufallen, und der Vater war gebeten, an ſeiner Statt das Kind der Gärtnerin Thereſe Fröhlich in die Miterbſchaft treten zu laſſen.

So kam der frühe Tag herbei. Friedrich fragte an, ob er den Kaffee bereiten ſolle. Nein! ſagte der Freund. Oeffne jenes Fenſter, geh' hinab in den Garten, und ſieh' unverwandt herauf, ob ein kleiner Vogel hinausfliegt. Dann laufe ſchnell zum Doctor Gilbert und melde es ihm!

Friedrich ging kopfſchüttelnd hinab. Er winkte mit lächerlichen Geberden die Dienſtboten aus dem Hauſe herbei und ſagte: Meiner droben laborirt friſch am Ueberſchnappen. Seine Blicke ſind ſchon anderswo, und eben ſoll da durchs Fenſter heraus ein kleiner Vogel kommen. Ja, ja! Wenn die Zechbrüder erſt Mäuſe und Vögel ſehen, dann — gute Nacht, Lisbeth!

Indem hörte man ſchon den Doctor feierlich ſingen:

„Flattre, flattre kleiner Vogel,
Tändle durch des Lebens Mai.
Sieh dein Käfig iſt zerbrochen —.“

Ein Augenblick Pauſe, und ein Schuß fiel im Zimmer. Aus dem Fenſter wirbelte ein Rauchwölkchen.

Zerſtörung und Erkenntniß.

Julius war ziemlich früh ausgegangen, unruhig, ſeine Bekannten zu begrüßen. Schon von der Brücke aus bemerkte er ein ängſtliches Rennen der Menſchen auf dem Kai. Er fragte, was es ſei. Doctor Heimbold hat ſich erſchoſſen! hieß es. Julius erſchrak, und eilte keuchend hinter den Keuchenden her. Wer dieſe Neuigkeit vernahm, rannte ohne Weiteres der Wohnung zu, mochte es Zweifel oder Theilnahme der Menſchen ſein, was ſie nach dem Schauplatze des Unglücks trieb. Das Haus war ſchon vor dem Zudrang verſchloſſen und die Straße füllte ſich mit Menſchen. Julius bemerkte Weinende und Händeringende beſonders aus den niedern Claſſen. Dieſe laute wie die allgemeine ſtumme Betrübniß umher erſchütterte ihn; er gedachte ſeines Grolles nicht mehr. Nachbrütend, wie das in ſeiner Abweſenheit nur gekommen ſein möchte, kehrte er zurück, und brachte die Nachricht in die Vorſtadt hinüber. Es iſt ein mal der wunderliche Trieb in uns, das Erſtaunliche wie das Entſetzliche weiter zu verbreiten, der überraſchende Bote deſſelben zu ſein, und Andere dafür erſchüttert zu ſehen, daß man es ſelber war. So erblickte der Unbedachtſame jetzt auch ſeine Schweſter, die gegen Morgen auf dem Balcon eingeſchlafen ſaß. Regine! ſchrie er, und ſie ſchrak empor. Haſt du ſchon das Unglück gehört? Doctor Heimbold hat ſich erſchoſſen. Die ganze Stadt iſt in Bewegung.

Regine hatte das Geländer erfaßt, ſich zu halten; aber ſie ſank ohnmächtig in die Knie. Hülferufend eilte der Bruder hinauf. Man brachte ſie vom Balcon aufs Bett, und rief ſie mit Eſſenzen ins Bewußtſein. Sie blieb aber in ſich gekehrt, und ſprach nur einzelne Worte. Eine dumpfe Unruhe trieb ſie umher, und endlich auch in den Garten. Der Vater winkte Alle zärtlich hinweg, und begleitete ſie mit zärtlichen, ermunternden Worten. Sie hörte ihn nicht, ſie ſchauerte nur, wie von Froſt. Baruch lief, ihren Mantel zu holen, hinauf, und wie er wiederkam, fand er ſie nicht mehr. Er rannte angſtvoll rufend im Garten umher.

Regine war indeß nach der Vorſtadt gelaufen, um — wie es ſchien — Troſt bei Thereſe Fröhlich zu ſuchen. Sie war vielleicht ſelbſt nicht klar darüber, was ſie wollte, oder was ſie forttrieb. Dort vor der Haustreppe ſtand ein Haufen Menſchen um das todte Kind der armen

Mutter. Am Bette des Schlafenden ſitzend, während die Magd auf den Markt geſchickt war, hatte Thereſe die Klagen der zuſammengelaufenen Nachbarn gehört, und war, um das Fenſter nicht zu öffnen, hinausgetreten. Das Unglück vernehmen und in dem erſten Entſetzen fortrennen, war Eins. Inzwiſchen erwacht das Kind, ruft ängſtlich und immer ängſtlicher nach der Mutter, bis es eine Arbeiterin im Garten hört, den Spaten wegwirft, und nach dem Hauſe ſpringt. Da eben ſtürzt der Kleine im Hemd heraus, und ſchreit noch ein mal: Mutter! Es war ſein Letztes geweſen. Denn barfüßig auf die Treppenſteine tretend, war das Kind in ſeiner Angſt durch plötzliche Hemmung der Hautthätigkeit von einem Schlagfluß zuſammengeſunken. So fand es Thereſe, die jetzt athemlos und ſchon ſehr verwirrt zurückkam. Eine Todtenſtille entſtand umher. Die Mutter ſchien den Fall nicht gleich zu begreifen. Sie blieb lange, mit den Händen auf ihre Knie gebückt, ſtehen, und ſtarrte das Kind an. Endlich ſtreckte ſie ſich empor und flüſterte den Umſtehenden unter jähen Handbewegungen zu: Ja, ja, er hat mir's abgeholt, er hat's mit ſich genommen! Der Doctor hat's von ſeiner ſchlechten Mutter geheilt. Oh —! Er iſt mir ja auf der Brücke begegnet, mitten auf der Brücke, hat mit dem Finger gedroht, ſeine Stirne war blutig. Ja er hat's mit ſich genommen!

Sie hob die kleine Leiche auf und trug ſie ins Haus auf das Bettchen. Durch das Fenſter ſah man ihr zu, wie ſie die Haare des Kindes über der Stirn glatt ſtrich, und dann die ihrigen wild auseinander zog. Plötzlich ſchrie ſie entſetzlich auf, ſtürzte aus dem Hauſe und rannte der Brücke zu. Ein beſonnener Mann ſetzte ihr nach und war ſo glücklich, ſie im Augenblicke zu packen, als ſie — wahrſcheinlich an der Stelle, wo ſie ſich ihres Kindes beſonnen hatte — über die Brüſtung in den Strom ſpringen wollte. Man mußte ſie in Verwahrung nehmen.

Regine wankte jetzt zurück. Eben kam ihr Vater von der einen Seite und Karl Gilbert von der Brücke her, und führten ſie nach Hauſe. Der Doctor hatte ſie vorbereiten wollen, und mußte ſie nun in Behandlung nehmen. Sie war nicht zu Rede und Antwort zu bringen, und lachte krampfhaft zu allen Fragen.

Suchen wir über dieſe Verwirrung ſchnell hinwegzukommen.

Friedrich hatte ſeinen Herrn todt gefunden. Die Kugel war ſcharf durch die Mitte der Stirn gegangen. Der entſetzte Diener hatte den Arzt Gilbert herbeigerufen, dieſer mit Beſonnenheit das Schickliche angeordnet, die Briefe und das offene Teſtament an ſich genommen, und war ins älterliche Haus geeilt, um die Angehörigen ſchonend zu benachrichtigen. Er machte ihnen begreiflich, wie nach der letzten Anſtrengung Auguſtin's bei ſolcher Erſchöpfung ein Nervenſchlag unvermeidlich geweſen wäre. Er pries das Geſchick des Seligen, das ihn, ſtatt vom bevorgeſtandenen Siechbette, mitten aus ſeinem Beruf als Sieger hinweggenommen habe.

Nur der Vater entſetzte ſich bei dieſer Nachricht. Leichenblaß und zitternd verließ er die Seinen und ſchloß ſich in ſeinem obern Zimmer ein. Man hörte ihn den langen

Tag und die Nacht hindurch unruhig auf- und niederſchreiten, bis Helene das Gemach erbrechen ließ und ſich des verzweiflungsvollen Mannes bemächtigte.

Ueberhaupt bewährte ſich in dieſen Tagen das verſtändige, hülfreiche Weſen des liebenswürdigen Mädchens. Auch wegen Reginens wendete ſich Karl an ſie. — Die Arme! rief er aus. Sie verſinkt ganz in ſich. Nur mit einer übermächtigen Erſchütterung wäre ſie vielleicht noch vor zerſtörendem Tiefſinn zu retten. Helfen Sie, meine liebe, liebe Helene! Vater Hertz verzweifelt ſonſt. Sollen wir denn auch *ſie* noch verlieren? Wollen uns denn alle wohlthätigen Genien auf ein mal verlaſſen?

Er eilte weiter. Es war überall zu thun. Das Unglück drohte viel zu verwirren.

Helene konnte keine Gelegenheit ausdenken, um auf Reginen einzuwirken, wie es der Arzt wünſchte, als etwa durch die Todtenfeier, die man dem Bruder bereitete.

Vergebens hatte ſich nämlich Karl bemüht, ein ſolennes Begräbniß für ſeinen unglücklichen Freund bei der Behörde durchzuſetzen. Auguſtin mußte, als Selbſtmörder, ſtill in der Frühe des Tages begraben werden. Gern aber erlaubte man den Vorſtädtern, die Hülle ihres verlorenen Wohlthäters auf *ihrem* ſtatt auf dem ſtädtiſchen Kirchhofe beizuſetzen. Indeß ward der Verluſt des edeln, ausgezeichneten Mannes doch zu lebhaft gefühlt; das Leid der Bevölkerung, der Jammer ſo vieler Armen foderte eine fromme Befriedigung. Da erhielt der Singverein der Stadt die Erlaubniß, eine Abendfeier mit Fackeln am Grabe zu bringen.

Man verſammelte ſich bei Anbruch der Nacht vor der Marienkirche der Vorſtadt, um von da mit Fackeln nach dem Todtenhofe zu ziehen. Den Sängern ſchloſſen ſich zahlreiche Freunde, ebenfalls mit ſchwarzen Fackeln an. Der Pfarrer ging außer Amtstracht mit, um am Grabe zu ſprechen. Helene hatte mit Vater Hertz Abrede genommen, und führte kurz vor dem Zuge die arme willenloſe Freundin nach dem Kirchhofe. Ein Stuhl und ein Fußbänkchen wurden für die Kranke mitgenommen. Man ſetzte ſie unter den Fichten am Eingange ſo, daß ſie ſich an die ſtehende Helene und von dieſer umfaßt, anlehnte. Von hier aus hatte man einen Blick nach dem entfernten Grabe an der Mauer, wo ein ungeweihter Platz gelaſſen war.

Welch' ein anderer Maiabend für die jammervolle Regine Hertz war dieſer heutige! Das Säuſeln der Fichten und Tannen, der Athem der erwachten Nachtviolen war eine zu leiſe Sprache für ihre tiefe Vergeſſenheit. Erſt als der endloſe Zug der brennenden Fackeln und das dumpfe Toſen der Menſchen an ihr vorüberging, regte ſie ſich unruhig und ihr Krampflachen ließ nach. Die Fackeln bildeten einen drei- bis vierfachen zitternden Kranz um die Grabſtätte, und die Blasinſtrumente hoben ihre Klagen an. Sie begleiteten dumpf den gewaltig anſchwellenden Männergeſang:

„Wie ſie ſo ſanft ruh'n, alle die Seligen,
zu deren Wohnplatz jetzt meine Seele ſchwebt.“

Wie dann die Melodie nach b moll hinging bei den wiederholten Worten:

„Wie ſie ſo ſanft ruhn,“

ſtieß Regine ein tiefes, erſchütterndes Ach aus.

Unter den Sängern war ein ausgezeichneter Tenor, der die Worte des Textes, aus dem Chor und der Begleitung heraus, ganz vernehmlich vortrug. So verſtand man deutlich die Verſe:

„Und nicht mehr weinen, hier wo die Klage ſchweigt,
und nicht mehr fühlen, hier wo die Freude blüht.“

Ach! ach! ſeufzte Regine ſchmerzlich, und erhob ſich von ihrem Sitze. Nun ſchien ſie mit Blick und Ohr nach den wankenden Lichtern und den ſchwebenden Tönen hingeſpannt; ihre Bruſt arbeitete tief, bis beim fünften mal wiederholten b moll die Worte:

„Wie er ſo ſanft ruht“

vernommen wurden. — Auguſtin, Auguſtin! ſchrie da Regine laut auf, und warf ſich an Helenens Bruſt. Ein Stöhnen und Jammern brach aus, aber ſo heftig, als könnte es die Bruſt zerſprengen, in der ſich das entſetzliche Leid ſo tief angeſammelt hatte. Sobald der Geſang verſtummte, führte Helene die zum Schmerz erwachte Freundin fort. — Ach ja, meine Schweſter, ſagte ſie, Reginen feſt an ihre Bruſt ſchließend, laß uns gemeinſam, aber ſanfter weinen um Den, der — ach ſo ſanft ruht!

Und indem ſie auf einem ſtillen Umwege nach Haus lenkte, ſetzte ſie hinzu:

Wir dürfen in unſerm gerechten Schmerze nicht vergeſſen, Regine, daß uns eine kleine Welt von Armuth und Noth nahe liegt, die an ihm ihren Helfer, ihren

Heiland verloren hat. Dort müſſen wir Beide eintreten, einen Mädchenbund der Hülfe ſchließen, — ein lebendiges in ſeinem Sinne fortwirkendes Denkmal ſtiften. — —

Durch ſolche Hinweiſe gelang es Helenen wirklich, die in ihr dumpfes Leid verſinkende Seele immer wieder zu wecken und zu einem äußerlichen Beſtreben anzuregen. Sie brachte daher auch Reginens Vorhaben, Chriſtin zu werden, in Erinnerung, nur um die troſtloſe Freundin gegen Rückfälle in Trübſinn zu beſchäftigen, da ſie, obgleich ſelbſt ſehr religiös und eifrig, doch aller Bekehrungsſucht abhold war.

Wirklich faßte Regina den kirchlichen Gedanken lebhaft auf, und brachte ihn bei den Ihrigen zur Sprache. Vater Hertz, noch immer in Beſorgniß um ſein Kind, widerſprach zuerſt nicht, und lächelte nur gutmüthiger, als es ſonſt in ſeinem ſpottenden Munde lag. Späterhin aber, als er Reginen außer Gefahr eines Rückfalls wußte, ſagte er: Uebereile dich damit nur nicht, Reginchen! Du weißt, der Glaubensartikel iſt dermal wieder ſehr geſucht, und die Concurrenten aller chriſtlichen Parteien werden ſich um dich reißen. Mache dir nur jetzt gute Bedingungen! Sagteſt du nicht ſelbſt, ein wirklich gebildeter Jude, paſſe in keine der chriſtlichen Confeſſionen? Du mußt dir ausbedingen, daß du ab- und zugeben darfſt, wie's für deine israelitiſche Taille paßt. Uebrigens wirſt du immerhin ein guter Zeitungsbiſſen werden. Du weißt, das hab' ich immer gern gehabt. Regine Hertz, mit Schwabacher Schrift gedruckt, — in der Augsburger und Leipziger Allgemeinen, — ſoll mich freuen!

Der kluge Mann wußte wohl, daß er mit dieſer

Ironie ſeine Tochter bedenklich machen, und abſchrecken würde, da ihr nichts entſetzlicher war, als in den Zeitungen beſprochen zu werden.

Auch Julius widerſprach dem Vorhaben der Schweſter nur dadurch, daß er ſich täglich enger und eifriger den Altgläubigen der Synagoge anſchloß, bis Fanny den Ruf an ein entferntes Hoftheater angenommen und ſchnell die Stadt verlaſſen hatte; da er ſich denn der Oper etwas mehr näherte. — —

In dieſen Tagen verwirrender Schmerzen und kämpfender Zweifel erwies ſich Karl Gilbert durch beſonnene Theilnahme und verſtändige Thätigkeit Allen wohlthuend. Er gewann ſich hingebendes Vertrauen von allen Seiten. So blieb ihm denn auch Helenens Geſinnung für ihn und das bedeutende Vermögen ihrer Aeltern nicht unbemerkt, und er entſchied ſich nun für die liebenswürdige Schweſter des unglücklichen Freundes, der er ſich, ſobald es die Schicklichkeit erlauben würde, zu entdecken gedachte.

Hinſichtlich Thereſens, die man in die Irrenanſtalt gebracht hatte, gab er die beſte Hoffnung zur Herſtellung und baldigen Rückkehr in ihren Garten.

Nun ja, ſagte Regine, die Gärtnerin wird ihre Gemüsbeete, ihre Obſtrabatten und Blumenſcherben wiederfinden: aber die Mutter —? Ach, ach! rief ſie plötzlich aus. Auguſtin wollte ja eine Bewahranſtalt für arme Kinder der Vorſtadt gründen? Ei nun — Thereſens Garten, das große Zimmer im Haus, und — ich gebe das Capitälchen zur Einrichtung. Thereſe wird Pflegemutter, ſie findet Kinder, — viele für eins. Ja, ja! Nicht wahr, Vater?

Indem ſich ſo Regine hülfreich gegen Andere bethätigte, kam ihren eigenen innern Kämpfen ein unerwarteter Beſuch zu Hülfe. Auguſtin's Freundin aus Schleſien erſchien mit ihrem Manne. Der Brief, den er hinterlaſſen und Karl Gilbert's beigefügte Zeilen hatten ihre Reiſe beſchleunigt. Sie war von dem unglücklichen Freund an Regine Hertz gewieſen, und ward daher als Gaſt des Hauſes aufgenommen. Die ausgezeichnete Frau gewann ſehr raſch Reginens Vertrauen, und da ſie mit ihrem Gatten religiöſe Kämpfe und kirchliche Verfolgungen, wie ſie jetzt gewöhnlich ſind, ſeit Jahren beſtanden und eine freie Einſicht in die höchſten Angelegenheiten des Lebens ſich erworben hatten: ſo kamen Beide wie gerufen, um einer jugendlichen Zweiflerin zur Klarheit und Ruhe zu verhelfen. — Begleiten Sie uns in die Schweiz, ehe Sie irgend etwas über Ihre Zukunft beſtimmen! ſagte der einſichtsvolle Mann. Es iſt ein mal die verhängnißvolle Lage gebildeter Juden überhaupt, daß ſie mit aufrichtigem Herzen keine Juden bleiben und keine Chriſten werden können. Nur das eine gelobte Land bleibt ihnen übrig daß ſie ſich aus den tollen Widerſprüchen der Gläubigen, aus den Gehäſſigkeiten der Zeloten auf rein menſchlichen Boden retten. Bald werden ihnen auch die Auswanderungen aus den chriſtlichen Tempeln folgen. Erkenntniß und Liebe geben jetzt allein noch Troſt und Glück allen bedürftigen Herzen. Kommen Sie mit uns, Regine! Wir wollen Sie mit der Geſchichte der Kirche bekannt machen, und Sie werden mit Ihrem unbefangenen Geiſte und reinem Herzen aus dem Aberglauben und den Thorheiten der Jahrhunderte die chriſtliche Wahrheit, aus dem Haß und Fanatismus der Sekten die chriſtliche Liebe kennen lernen. Mit dieſem Segen werden Sie dann auch Ihrer Zukunft eine Seite ſchöner und beglückender Thätigkeit abgewinnen.

Und ſo trat eines Morgens Regina mit der Miene erhabener Entſchloſſenheit in den Kreis der Familie und der Gäſte. — Ich bin zur Erleuchtung gekommen! ſagte ſie feierlich. Warum, Helene, ſollte ich Chriſtin werden? Um meinen Schmerz zu beſiegen? Aber nein, ich will ihn behalten. Ich bin ja hinausgeſtoßen in die Wüſte des Lebens und der Schmerz iſt mein Ismael. Ich bin Hagar und mein Herz iſt der Krug, mit dem ich meinen Durſt zu löſchen und meinen Ismael zu erquicken, aus dem ewigen Born des ächt Menſchlichen ſchöpfe. Dort quillt auch mein Taufwaſſer, ohne daß ich eine getaufte Jüdin heiße. Wo iſt denn auch Chriſtlich? Hier iſt Katholiſch, da Lutheriſch, dort Reformirt. Sie haben Recht, Mann aus Schleſien: Die Offenbarung des Gottmenſchen iſt zu einem babyloniſchen Thurm geworden, an dem ſich die Völker misverſtehen und entzweien. Dem Gott zu Liebe, der Menſch geworden iſt, werfen ſie die Nächſtenliebe von ſich und ſchmähen die Welt. Was bleibt uns übrig, uns Ungläubigen, als eine neue Menſchwerdung für jeden Einzelnen, und daß wir uns den Stoff und den Zuſchnitt gefallen laſſen, in den ſich eine Gottheit gekleidet hat!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Zweiter Band.

König Jerôme's Carneval.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

König Jerôme's Carneval.

Geſchichtlicher Roman

von

Heinrich Koenig.

In drei Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1855.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt des erſten Theiles.

Erſtes Buch.

Seite
Erſtes Capitel. Ein Student von der Garde 3
Zweites Capitel. Ein Spitzl, ein Spitz und ein Dreiſpitz 12
Drittes Capitel. Ausſichten 20
Viertes Capitel. Im Vorzimmer und auf der Treppe 40
Fünftes Capitel. Eine alte Trauer 57
Sechstes Capitel. Der Spion wider Willen 64
Siebentes Capitel. Zweierlei Bräute 77
Achtes Capitel. Eine Frage an die Zukunft 99
Neuntes Capitel. Eine bedenkliche Einladung 110
Zehntes Capitel. Stimmung und Störungen 121
Elftes Capitel. Ein Polterabend 126
Zwölftes Capitel. Ob lehren oder lernen? 147
Dreizehntes Capitel. Ein bedenklicher Bericht 165
Vierzehntes Capitel. Neue Bekanntſchaften 177
Funfzehntes Capitel. Eine Fledermaus 196

Zweites Buch.

Erſtes Capitel. Ein Lever Jerôme's 207
Zweites Capitel. Congreß über den Polizeiſpion 223
Drittes Capitel. Hercules am Scheidewege 232

Seite

Viertes Capitel. Ein Ausflug aufs Land 248
Fünftes Capitel. Horizont der Zeit 262
Sechstes Capitel. Hermann als Unkraut 277
Siebentes Capitel. Ein verkehrtes Paar 284
Achtes Capitel. Ein Maßliebchen 300
Neuntes Capitel. Vor der Polizei 310
Zehntes Capitel. Eine Warnung 329
Elftes Capitel. Ein Doppelblick aus der Höhe 343
Zwölftes Capitel. Im Theater 362
Dreizehntes Capitel. Der Frühſtücksmann und der Abendſchleicher........................ 371
Vierzehntes Capitel. Beſuche 385
Funfzehntes Capitel. Ueberraſchungen 399
Sechzehntes Capitel Ein Geheimniß des Boudoirs.. 410

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Ein Student von der Garde.

Gegen Abend eines heitern Frühlingstages näherte ſich ein junger Wanderer dem Ziel einer mehrtägigen Fußreiſe. Er erblickte in einiger Entfernung die Stadt, die am öſtlichen Rücken eines Waldgebirges, hoch über dem baumreichen Flußthale, recht wie eine beherrſchende Reſidenz, gelegen war. Die Pracht alter Kirchenthürme fehlte zwar, deſto erhabener nahmen ſich die Gebirgsgipfel des nahen Hintergrundes aus; zumal auf dem höchſten derſelben ſich das Monument einer Rieſengeſtalt gegen den glänzenden Abendhimmel dunkel abzeichnete.

Indem nun bei dieſem ſtolzen Anblicke der ermüdete Wanderer ſich unwillkürlich ſtreckte und ſeine Schritte beſchleunigte, kam ihm der Abendgruß einer ſchweren Glocke entgegen. Dieſer Klang, der ihn an die Kirche und an das Pfarrhaus ſeines Vaters erinnerte, ſtimmte ihn ernſt, ja feierlich. Die Abſicht ſeiner Reiſe fiel ihm jetzt, ſo nahe dem Ziele, ſchwerer auf das Herz, als er unterwegs ſich damit getragen. Bald aber lächelte ihn die nächſte Umgebung der Stadt, das ausgebreitete Thal mit Grün und Sonnenſchein an; ſeine Rührung verlor ſich mit dem ſchwärmeriſchen Blick über die Wieſen nach den nahen Dörfern und Hügeln. Seine Phantaſie regte ſich, die glänzende Stadt, die reizende Umgebung zu bevölkern. Er träumte ſeine Perſon, ſeine Morgen und Abende in dies anmuthige Weichbild hinein, wozu ein langer Sommer mit ungemeſſenen Erwartungen vor ihm lag. Zu Fuße, zu Pferd und Wagen kamen jetzt Männer und Frauen heiter und geſchmückt an ihm vorüber. Auch ſie verfielen dem Zauberſpiele ſeiner räthſelnden Einbildungskraft. Wer mögen ſie ſein? In welche Bezüge wirſt du vielleicht mit dieſen und jenen kommen? fragte er ſich ſelbſt, und las nach dem Wohlgefallen ſeines Herzens diejenigen aus, von denen er Gunſt und Förderung, Umgang und Erheiterung, Freundſchaft und Liebe zu empfangen ſich geſtimmt fühlte. Sein ſchönes braunes Auge glänzte von zufriedenen Erwartungen, wobei jedoch was um den kräftigen Mund lächelte nur edle Regung zu ſein ſchien.

Unter ſolchen Empfindungen hatte er an einem anſehnlichen Hoſpital und einer kleinen Kirche mit Anbauten vorüber eine Reihe gleichförmig gebauter Häuſer erreicht, die, mit Wetterbrettern bekleidet, nach Kneipen und Fuhrmannswirthſchaft ausſahen. Soldaten und Mädchen trieben ſich luſtig aus und ein; ein paar grelle Inſtrumente ſpielten zum Walzer, und zwiſchen den Weidenbäumen des Wieſenabhangs tanzten noch luſtiger die Mückenſchwärme in der Abendſonne.

Mit dieſen Eindrücken fröhlichen Lebens und heiterer Witterung kam unter günſtigen Vorzeichen der junge Wanderer an das belebte Thor. Der Wachtoffizier, bei dem er ſich auszuweiſen hatte, maß ihn mit wohlgefälligen Blicken. — Das iſt ein Student von der Garde, Corporal! ſagte er hinter dem Fortgehenden. Und wirklich erregte der Ankömmling weniger durch ſeinen ſtudentiſchen Anzug mit Stock und Ränzchen, als durch Wuchs und Haltung die Aufmerkſamkeit vieler Menſchen auf dem Platz vor der Brücke. Ein hübſches Frauenzimmer von ſchöner Geſtalt und auffälligem Putz ſah ihn ſo freundlich an, daß er ſie nach dem Gaſthofe zur Stadt London befragte. Sie erbot ſich ihn zurechtzuweiſen, und wandelte ſehr vertraulich neben ihm her. Als er auf der Brücke ſich rechts und links umſah, ſagte ſie:

Sehen Sie dort, mein Herr, das alte Schloß! Da wohnt unſer junger König Hieronymus oder Jerôme, und den großen Park an der Fulda nennt man die Au. Da werden Sie ſchöne Spazieranlagen finden. Aber hier rechts, — vor dem alten Bau hüten Sie ſich! Man nennt ihn das Caſtell. Hier können Sie eingeſteckt werden, und man ſteckt ſehr unangenehm in den Löchern, beſonders des Erdgeſchoſſes.

Erſchrocken blickte er ſie an.

Sind Sie etwa eine Wahrſagerin? fragte er lachend.

O nein, mein Herr! lachte auch ſie. Sonſt könnte ich Ihnen viel eher Glück prophezeien. Aber nicht wahr, Caſſel macht Ihnen einen guten Eindruck.

Sehr! erwiderte er. Es ſcheint hier luſtig genug zuzugehen, und da verſpricht man ſich denn auch ſein

Theil, nämlich das Beſte. Der Menſch ſieht gewöhnlich nach ſeiner Stimmung aus, und ſo nimmt auch eine Stadt leicht die Miene ihres geſellſchaftlichen Lebens an. Ich laſſe mir darum gern die erſten Begegniſſe an einem mir neuen Ort als bedeutſame Vorzeichen gelten. Das Caſtell nehme ich aus.

Während ſie jenſeit der Brücke über den belebten Altſtädter Markt gingen, und der junge Fremdling an dem angenehmen Organ und der weichen Mundart ſeiner geſprächigen Begleiterin noch mehr Wohlgefallen, als an ihrem freundlichen Ausſehen fand, war ihnen ein Mann in guter bürgerlicher Kleidung mit einem großen dreieckigen Hut bis an die Judengaſſe gefolgt. Hier trat er dem Frauenzimmer dicht an die Seite mit der leiſen Frage:

Wohin denn, Mamſell Lenchen, mit der guten Priſe?

Betroffen, mit einem Blicke nach dem jungen Mann, aber ſchnell beſonnen, erwiderte ſie laut:

O Herr Commiſſar, verſchonen Sie mich mit Ihrer Spaßhaftigkeit! Ich nehme keine Priſen, wiſſen Sie doch!

Es geht nichts über 'ne gute Wendung! lachte der Mann, indem er das kupferige Geſicht zu einem Lächeln verzog, und aus einer alten Tabacksdoſe ſchnupfte, wobei unter dem Rock ein ſilbernes Schild hervorblickte.

Der fremde Herr will nach der Stadt London. Kommen Sie, mein Herr, wir ſind ganz nahe! ſagte die Genannte, und nahm, um loszukommen, einen lebhaftern Schritt. Der Commiſſar aber hielt ſie mit dem leiſen ſpöttiſchen Wort am Arme zurück:

Nur langſam, Lenchen! Ueberlaſſen Sie mir die Gefälligkeiten bei Tage. Gehen Sie nur immer voran und hängen Sie ſich in der Hausthür als Schild für Ihre Kunden aus. Wir kommen vorüber, und der Herr wird ſehen, wo Sie wohnen. Sie vergeſſen immer, ſetzte er leiſer hinzu, daß Sie aufs Abwarten und nicht aufs Einfangen patentirt ſind, und zurücktreten müſſen, wo unſer Einer ſich einmiſcht.

Der junge Wanderer war indeß, ohne dieſer gemeinen Zwieſprache weiter zuzuhören, ſtolz vorausgeſchritten, und wendete ſich eben einem Bürger mit der Frage nach dem Gaſthofe zu, als der ſogenannte Commiſſar ihn einholte.

Kommen Sie, mein Herr, ſagte er. Ich führe Sie zurecht. Aber, verzeihen Sie, wie kommt's, Sie haben ſich da einen etwas entlegenen Gaſthof gewählt?

Er iſt mir von Halle aus empfohlen, antwortete der junge Mann.

Ah! Kommen alſo von Halle? Hm, hm! Aus dem ehemals preußiſchen Halle!

Auch iſt mein Koffer dahin adreſſirt, — in die Stadt London, meine ich.

Koffer? Ei! Werden alſo einigen Aufenthalt nehmen? Haben gewiß auch Empfehlungsbriefe?

Der lauernde Ton und Blick, das ganze Ausſehen des Mannes, misfiel dem Reiſenden. Ohne zu antworten, ſchritt er etwas raſcher das enge, abſchüſſige Gäßchen entlang, das auf einen kleinen lebhaften Platz auslief.

Das iſt der Brink, bemerkte der Commiſſar etwas artiger, und dies hübſche Eckhaus — da haben Sie die Stadt London!

Der junge Mann dankte, und der Andere empfahl ſich auf Wiederſehen, wobei er nachblickend vor ſich hinbrummte: Preußiſcher Spion? Den Vogel müſſen wir im Auge behalten. Stadt London — iſt eben das Neſt, wo die Altkurfürſtlichen brüten!

Ein gelaſſener, einfach höflicher Mann von ſtattlichem Ausſehen empfing den Ankömmling.

Ich bin der Wirth Kerſting, ſagte er auf deſſen Anfrage, und —

Ha! Da ſteht ja auch ſchon mein Koffer! fiel der junge Mann ein.

Sind alſo der Herr Doctor Hermann Teutleben. Seien Sie mir willkommen! Dieſen Morgen hat der Fuhrmann Ihre Sachen abgeliefert.

Folgen Sie mir! Mattheſ! Die Sachen herauf!

Mit dieſen Worten führte er den jungen Gaſt eine Treppe hoch, und öffnete ein freundliches Zimmer auf die Pauligaſſe. Koffer und kleinere Päcke wurden heraufgeſchafft, und ſobald der Wirth nach einigen Fragen der Höflichkeit das Zimmer verlaſſen hatte, warf ſich Hermann in den ledernen Polſterſtuhl, indem er die müden Beine ausgeſtreckt, ſich dem Behagen des Ausruhens und dem Frohgefühl ſeiner glücklichen Ankunft hinträumend überließ. Lärm und Lachen um den alterthümlichen Brunnen des kleinen Platzes begünſtigte dieſe gemüthliche Einkehr, bis aus der Nachbarſchaft ſich eine gute Clarinette hören ließ und in die Melodie eines ihm gar lieben Liedes von Brentano: „Komm' heraus, komm' heraus, o du ſchöne, ſchöne Braut“, überging. Er ſprang auf und wandelte, aller Müdigkeit vergeſſen, die Stube auf und ab, vom Tacte der Clarinette bewegt und die Melodie mit den Worten begleitend. Ein ausgezeichneter Bariton von ſüßeſter Fülle und ſeltenem Umfang gab ſich kund, und das Geſicht leuchtete von jugendlicher Schwärmerei. Auch ließ ihm das aufgeregte Herz die Ruhe des Zimmers nicht länger; es war, als ob Alles, was er hier am Ziel der Reiſe vorhatte, ihm in die Glieder gefahren ſei. Er öffnete den Koffer, und nahm einen Ueberrock heraus, um noch in der Dämmerung durch ein paar Gaſſen zu ſchlendern; wie ihn denn das eigenthümliche Leben und Treiben einer Stadt ohnehin lebhaft anzuziehen pflegte.

Unten an der Treppe ſtieß er abermal auf den Wirth, der in ſeinem Hauſe wie allgegenwärtig war.

Sie wollen noch ausgehen, Herr Doctor? ſagte er. Dürfte ich Sie auf ein Wörtchen — ?

Er führte Hermann durch das Gaſtzimmer in ein Hinterſtübchen, rückte ihm einen Stuhl, und ſetzte ſich vertraulich zu ihm, indem er ſagte: Mit Ihren Sachen habe ich ein Schreiben des Herrn Pfarrers, Ihres Vaters, erhalten, worin er mich erſucht, Ihnen mit Rath und That an die Hand zu geben. Ein nach Halle verſetzter hieſiger Beamter habe mich ihm empfohlen, und da wolle er mir denn in gutem Vertrauen etwas von ſeinen väterlichen Rechten übertragen haben. So müſſen Sie es nehmen, geehrter Herr Doctor, wenn ich einmal über den Gaſtwirth hinausgehe und Ihnen mit einem Rath oder Wink läſtig falle Sie werden in unſerm deutſch- und franzöſiſchgemiſchten Caſſel auf mancherlei ſtoßen, was für einen jungen, gebildeten Mann gar anziehend iſt. Aber — nur vorſichtig, und — wonach

Sie mir eben nicht ausſehen — rechtſchaffen mistrauiſch zu Werk' gegangen! Polizeiſpione ſchleichen in allen Geſtalten um, auch in ſolchen, worin man ſie am wenigſten vermuthet. Seien Sie daher in Ihren Aeußerungen vorſichtig! Und ſo oft Sie nach Hauſe ſchreiben, denken Sie daran, daß Ihre Briefe auf der Poſt geöffnet werden könnten. Ich weiß nicht, wie Sie vom Kaiſer Napoleon denken, ob Sie die Franzoſen lieben, und was Sie von unſerm König Jerôme halten; aber Sie dürfen Keinen von beiden Napoleons und überhaupt nichts Franzöſiſches auch nur mit einem Achſelzucken haſſen. Trauen Sie aber auch keinen deutſchpatriotiſchen Reden aus unbekanntem Munde. Es ſind oft nur Herausfoderungen. Zweitens hat ſich ein junger Mann, beſonders von Ihrem Ausſehen, vor verführeriſchen Frauensperſonen zu hüten. Auch dieſe gehen in täuſchenden Geſtalten mit allerlei Anerbietungen um. Viele ſind überdies im Dienſte der geheimen Polizei. Der Herr Doctor ſuchen eine Stelle als Hauslehrer oder Erzieher in einer vornehmen Familie? Was ſoll ich Ihnen da ſagen? Da iſt voraus gar ſchwer zu rathen. Unſere vornehmen Damen leben auf leichten Füßen: Liebesintriguen ſind ihr Strickzeug, und bei einem hübſchen Faden fragen ſie nicht leicht nach dem Garn, aus dem er gedrillt iſt. Soviel im Allgemeinen. Wollen Sie mir bei beſondern Vorkommenheiten Ihr Vertrauen ſchenken, ſo werden Sie mich immer als ehrlichen Mann finden, auch wenn Sie demnächſt eine Privatwohnung nehmen.

Mit dieſen Worten erhob ſich der freundliche Kerſting, indem er, nochmal um Entſchuldigung bittend, dem jungen Gaſte die Hand bot. Hermann ergriff ſie lebhaft, dankte und verſprach vorſichtig zu ſein. Er war nachdenklich geworden bei dieſem Vorausblick in das caſſeler Leben, und kehrte in dieſer Stimmung lieber auf ſein Zimmer zurück. Hatte vorhin der Rückblick auf eine heitere Pilgerfahrt ſein Herz aufgeregt, ſo erſchien ihm jetzt die nächſte Zukunft für ein ungebahntes Unternehmen bedenklich genug. Er kannte ſich ſelbſt hinreichend, um ſich auf eigene Vorſicht und Klugheit nicht ſehr zu verlaſſen. Seinen unbeſtimmten Beſorgniſſen lieh die eingebrochene Dämmerung ihre ängſtlichen Schatten. Er foderte Licht und packte, Zerſtreuung ſuchend, Einiges von ſeinen mitgebrachten Büchern aus. Es waren Schriften von Goethe und Fichte, von Schelling, Tieck und Novalis. Das Büchlein von Steffens über die Idee der Univerſitäten fehlte nicht. Aber weder Dichtung noch Wiſſenſchaft fanden zu dieſer Stunde Anklang in ſeiner Stimmung, bis hinter dem Nachtmahl und einigem Nachträumen her zuletzt die Ermüdung des Tages einen guten Schlaf herbeiführte, der allen Mismuth und Zweifel, alle Aengſtlichkeit vor dem wirklichen Leben der großen Geſellſchaft auszugleichen verſprach.

Zweites Capitel.

Ein Spitzl, ein Spitz und ein Dreiſpitz.

Wirklich war auch, als Hermann erwachte, die alte frohmuthige Stimmung, der leichte Schwung ſeines Herzens, wieder zurückgekehrt. Er theilte beim erſten Frühſtücke ſeinen Tag ein, und da er im Gaſthofe nur ſo lange wie nöthig zu bleiben dachte, ſo ſchien es das Nächſte, den Empfehlungsbrief an den Mann zu bringen, von dem er neben der Hauptſache, der Bewerbung um eine paſſende Stelle, auch wegen einer ſchicklichen ökonomiſchen Einrichtung den beſten Rath erwarten durfte. Es ging ihm wie andern jungen, unerfahrenen Leuten, die in ihrem Drang, Etwas zu leiſten und zu gelten, die Welt für ebenſo aufgelegt halten, ihr Anerbieten und Bewerben zu empfangen und anzuerkennen. Hermann ſah in Gedanken ſchon mehr als eine Hauslehrerſtelle bei vornehmen, deutſchen oder franzöſiſchen Familien offen, wohin er gleich aus dem Gaſthof überziehen könnte. Nicht, als ob er es beſonders nöthig gehabt hätte: denn ſeine Aeltern waren in guten Vermögensverhältniſſen; auch nicht, als ob er beſonders eitel auf ſein vielfaches Wiſſen oder gar auf ſein höchſt vortheilhaftes Aeußere geweſen wäre; vielmehr achtete Hermann hinſichtlich des letztern kaum weiter auf ſich ſelbſt, als die häusliche Angewöhnung reichte, ſchicklich und anſtändig in der Geſellſchaft zu erſcheinen. Sondern es war der Schwung einer hochgeſtimmten Seele, die mehr ſich ſelbſt fühlte, als auf die äußerlichen Lagen der Welt achtete.

In jener Zeit ſchwärmte die begabte Jugend einer höhern Schule und Bildung mit dem erſtaunlichen Aufſchwung unſerer Poeſie und Wiſſenſchaft — mitbegeiſtert, ihrer ſelbſt vergeſſend, und noch nicht, wie dermal, zerſtreut durch den hundertfachen Aufwand einer nur mit ſich ſelbſt beſchäftigten eiteln Welt. Allein mit ſo träumeriſchen Vorſtellungen vom Leben einer fremdartigen Reſidenz, wie unſer Candidat ſie mitbrachte, ſchien ihm auf jedem Pfade, den er einſchlagen möchte, das wartende Glück zu ſitzen. Es wäre ihm nicht eingefallen zu fürchten, daß für ſo ungemeſſene Anſprüche oder Erwartungen ein Einſtand von ihm dürfte gefodert werden. Eine Warnung that ihm noth, und ſein gutes Verhängniß beſchied ſie ihm bei guter Zeit.

Noch war er nämlich über den vor ihm liegenden Tag nicht ganz einig mit ſich ſelbſt, als auf hartes Anpochen der Mann von geſtern, den großen Dreimaſter auf dem Kopf, ins Zimmer trat. Er hatte, bereits etwas angetrunken, die auflauernde Miene von geſtern mit einem hochfahrenden Amtstone vertauſcht, der für Hermann nur noch unangenehmer war. Der junge Mann empfing ihn daher nicht ſehr zuvorkommend.

Ich bin der Polizeicommiſſar Steinbach, ſagte er, und bitte mir Ihren Paß aus.

Paß? erwiderte Hermann. Wie kommen Sie mir vor? Und haben Sie mich denn überhaupt ſchon im Fremdenbuche geleſen?

Weiß ich Ihre Ankunft nicht ſeit geſtern Abend? erklärte Steinbach barſch genug.

So? Sie kommen alſo auf eigne Fauſt? verſetzte der junge Mann, indem er aufſtand, ſeine Brieftaſche zu holen. — Dann wiſſen Sie aber auch, daß ich aus Halle bin, und mithin als weſtfäliſcher Unterthan keines Paſſes bedarf. Hier haben Sie meinen Heimatſchein!

Er nahm einen ſtarken Brief heraus, den er auf den Tiſch legte, und reichte ſeinen Nachweis hin. Statt aber dieſen zu ergreifen, riß der Commiſſar den Brief an ſich, von deſſen Adreſſe er ſchon den unterſtrichenen Namen Reichardt geleſen hatte, wendete ihn um und rief: Verſiegelt! Wiſſen Sie, daß Sie 50 Dukaten Strafe zu zahlen haben?

Jetzt erinnerte ſich Hermann leider! zu ſpät der ihm ſchon in Halle mitgegebenen Warnung; that aber fremd und patzig mit der Ausflucht, daß es blos ein Empfehlungsbrief ſei. Worauf Steinbach verſetzte:

Und wenn nichts darin ſteht als „Schönen guten Morgen! Wünſche wohl geruht zu haben!" Oder „Geſegneten Kaffee, und empfehle ich Ihnen den Ueberbringer zu einer Taſſe", ſo koſtet der Brief mit einem Petſchaft, neben der Poſt hergelaufen, 50 Dukaten. Werde ihn daher an den Generaldirector der hohen Polizei, Herrn Ritter Legras de Bercagny, gehorſamſt abliefern.

Das werden Sie bleiben laſſen! rief Hermann, dem es einfiel, daß ihm das Schreiben wegen vertraulichen Inhalts ſehr empfohlen war. Dabei ſchlug aus dem Geängſtigten der Univerſitätsburſche noch einmal ſo ſtark hervor, daß er den Polizeimenſchen hart am Arme faßte und den Brief herausverlangte, den dieſer zwiſchen Rock und Weſte flüchtig eingeſteckt hatte.

Nun laſſ' ich Sie arretiren! ſchrie der Geſchüttelte. Sie haben mich im Amt inſultirt! Wiſſen Sie das?

Worauf Hermann betroffen, mit Höflichkeit erwiderte:

Verzeihen Sie meine Uebereilung, Herr Commiſſar! Nehmen Sie hier meinen Ausweis, und geben Sie mir gefälligſt meinen Brief zurück! Ich bin unerfahren in den Vorſchriften der Behörde und — werde Ihnen erkenntlich ſein.

Einen Augenblick ſah ihn Steinbach mit erwartender Miene an; als aber nichts von einer Erkenntlichkeit erfolgte, rief er:

Was? Sie wollen mich beſtechen? Auch Das werde ich anzeigen. Wofür halten Sie mich? Mich in meinen aufhabenden Pflichten? Das ſind Zumuthungen, die die —

Er reichte dabei wiederholt die geſticulirende Hand hin. Da jedoch Hermann nun noch weniger eine Miene machte, den Bramarbas wirklich abzufinden, ſo ſchlug dieſer den dreiſpitzigen Filz auf den Kopf, und ſtieß mit vorgeſtreckter Fauſt die Drohung aus:

Sie ſollen erleben, Sie vorlauter Monſieur, mit wem Sie es zu thun haben — Sie!

Jetzt aber gehn Sie zum Teufel! fiel Hermann entrüſtet ein, indem er dem Abgehenden die Stubenthür öffnete. Draußen ſetzen Sie den Hut auf!

Ein Schlag mit der Hand und der Dreiſpitz flog auf den Vorplatz, dem Spitzhunde des Wirthes zur Beute.

Ha, gilt's ein Tänzchen! rief Kerſting, faßte und ſchwenkte den Commiſſar auf der Diele umher. Der

Hund verließ den Hut, und zerrte bellend den Polizeirock am fliegenden Zipfel. Selbſt Hermann, in die Thür getreten, konnte, Angſt und Aerger vergeſſend, ſich des hellen Lachens nicht erwehren, wie der Wüthende nach dem Hunde trat und fluchte, vom Wirthe loszukommen ſtrebte und ſchimpfte. Darüber glitt der dicke Brief zwiſchen den Kleidern hinab auf den Boden. Raſch, mit geſchickter Fußſpitze, ſtieß ihn der Wirth unter einen ſchweren Kleiderſchrank, ließ ſeinen Mann los und hob ihm den Hut auf, den der Spitz eben nach der Treppe ſchleppte. Indem er den ſchlappen Deckel lachend abſtäubte, ſuchte er den ſcheltenden und von Schwindel verwirrten Steinbach zu begütigen.

Kommt, Steinbach! ſagte er in leiſe-vertraulichem Ton. Auf ſolche Motion gehört ein gutes Glas, und der Monſieur Student muß es bezahlen. Es ſoll ihm ein hübſches Stück Geld koſten.

Mit dieſem und andern Geſpräch faßte er ihn unterm Arm und nöthigte ihn mit ſich hinab ins Hinterſtübchen zu einem Verſöhnungstrunke.

Kerſting war ein kluger, erfahrener Mann. Wenn ihn ſeine Bekannten ſcherzweiſe den Commandanten der Stadt London nannten, ſo verriethen ſie damit ſchon, daß er gewöhnlich ein ernſthafter Altheſſe, doch auch auf einen Juks eingehen konnte, falls er damit beſſer durchzukommen dachte. Wie er dieſen habſüchtigen Polizeikundſchafter kannte, traute er ihm, als er nach Hermann fragte, gleich keine gute Abſicht zu, und war ihm nachgeſchlichen, um nöthigenfalls zwiſchen deſſen Finten und eines jungen Gaſtes Unerfahrenheit einzutreten.

Nun ſaß er beſchwichtigend mit dem gefährlichen Menſchen und ſchenkte ihm Wein und Worte ſo fleißig ein, daß in Steinbach's ödem Kopfe auf den Tanzſchwindel bald ein Burgunderſchwindel folgte. Doch blieb demſelben noch Beſinnung genug, ſich des erbeuteten Briefes zu erinnern, den er in allen Taſchen ſuchte.

Sapperment! lachte Kerſting, ich habe den verfluchten Hund ſich mit zerriſſenen Papieren umherſchleppen ſehen, eben als ich den Wein holte. Gewiß habt Ihr den Brief verloren und der Spitz hat ihn verarbeitet. Ei nun, — ſo braucht Ihr's nicht, Steinbach! Einer hat ihn doch. Drum beruhigt Euch! Der junge Mann wird die Ohren an den Kopf drücken und über den confiſcirten Brief ſein Maul halten. Wir wollen's denn auch, und — ſo wär' der Handel ausgeglichen! — An wen war denn der Brief? Oder habt Ihr ihn auf Gerathewohl —?

An dieſen verdächtigen Kapellmeiſter Reichardt, fuhr Steinbach ſich vergeſſend fort. Den haben wir ohnehin auf dem Korn: er hat preußiſche Verbindungen, und iſt ein Franzoſenhaſſer. Den Teucker auch! Wer weiß, hinter was wir durch den Brief gekommen wären. Und wie hätt' ich mich pouſſirt durch ſolchen Fund! Oder hätte allerwenigſtens einen ſchönen Antheil an den Strafgeldern. Der Brief war verſiegelt! Daß dich, daß dich! Der verfluchte Köter! Wo war der Hund, Kerſting, mit den Papieren? Vielleicht läßt ſich aus den Fetzen noch etwas — Die Hunde geben manchmal eine Beute auf, wenn's kein Knochen iſt.

Ja wohl! Drum gebt den Fang auf, Steinbach, und bleibt ſitzen! Ich bin eben dran, Euch einen burgundiſchen Spitz anzuſchaffen. Trinkt und laßt Eure Spitzbübereien!

Aber der junge Menſch wird ſehr verdächtig durch ſolche Empfehlung! bemerkte der Commiſſar. Ich werd' ihn im Auge behalten und ihn bei meinem oberſten Chef bezeichnen. Ja, das werd' ich!

Ihr ſeid ganz auf dem Holzweg, Steinbach! ſchalt Kerſting. Ich weiß, daß der junge Herr an den franzöſiſchen Geſandten empfohlen iſt, an Baron von Reinhard, und Ihr habt Reichardt geleſen. Es hat Euch vor den Augen geflimmert. Nehmt Euch aber in Acht! Der Geſandte Napoleon's, wißt Ihr, ſpricht ſelbſt mit unſerm König Jerôme ein Wörtchen, wenn der Kaiſer mit ſeinem Bruder — Nun was weiß ich! Macht Euch ja keine Ungelegenheiten, Steinbach! Und das Paßweſen iſt ohnehin Eure Sache gar nicht. Ich werde den Ausweis des jungen Mannes aufs Bureau beſorgen, und Ihr — ſchweigt und trinkt aus!

Der Wein that denn auch das Uebrige. Kerſting wußte ſeinen Mann zu behandeln, der dafür bekannt war, daß er im Rauſche den Gegenſtand ſeiner Angeberei zuweilen ganz und gar vergeſſen konnte. Es wurde ihm daher auch manches Gute zu Theil, wie jetzt der Burgunder, der ihn wirklich dahin brachte, daß er beim Weggehen den Wirth verſicherte, er habe ihm etwas Wichtiges mitzutheilen gehabt, und werde wiederkommen, ſobald es ihm einfalle.

Inzwiſchen hatte Hermann mit Hülfe ſeines Reiſeſtocks den Brief ziemlich beſtäubt unter dem Schrank hervorgeſchoben, und er ſchien jetzt nicht ohne Verlegenheit dem Wirthe zu danken.

Danken Sie es Ihrem Glücke, ſagte Kerſting, daß es gerade dieſer Spitzbube war, der noch mit Spaß und Wein zu bewältigen iſt, und laſſen Sie ſich den Fall zur Warnung dienen. Wie konnten Sie nur mit ſolchem Brief ſo unachtſam umgehen?

Wie leicht vergißt man eine ſo ungewohnte Vorſicht! antwortete Hermann erröthend. Es kommt Einem auch gleich ſo vielerlei vor, und macht Einen zerſtreut. Ich ſehe wohl, ich werde ganz neue weſtfäliſche Studien machen müſſen.

Sie ſind, wie ich ſehe, an den Kapellmeiſter Reichardt empfohlen?

Mit dieſen Worten nahm Kerſting die Einleitung zur vertraulichen Mittheilung der bedenklichen Aeußerungen Steinbach's, indem er Hermann bat, ſeinen Landsmann davon in Kenntniß zu ſetzen. — Ich weiß ſchon, er gilt für einen Mann, der den Mund gern frei ſpazieren läßt, ſagte er. Wir kennen uns nicht ſo, daß ich ihm ſelbſt einen Wink geben dürfte. Er iſt ein Altpreuße, ich bin ein Althesse; aber von Caſſel bis Königsberg leiden wir ja unter demſelben fremden Druck und an dem gleichen vaterländiſchen Haſſe. So ſind wir Landsleute. Und die Rechtſchaffenen müſſen einander ebenſo heimlich beiſtehen, als die Schurken verſtohlen gegen ſie verbunden ſind. Sie ſehen mich verwundert an? Die Adreſſe des Briefes, der Sie empfehlen ſoll, gibt mir Ihre Farbe. Das Vertrauen knüpft in Zeiten gemeinſamer Noth viel raſcher aneinander.

Wie ich Sie nun kenne, wüßte ich Ihnen auch eine achtbare Familie zu empfehlen, wo Sie gut aufgehoben wären, wenn Sie eine Privatwohnung ſuchen. Wir ſprechen dann davon.

Hermann dankte einſtweilen und zog ſich nachdenklich über des Wirthes leiſe, aber nachdrückliche Rede auf ſeine Stube zurück.

Drittes Capitel.

Ausſichten.

Mit dem Gange zum Kapellmeiſter wollte nun Hermann den erſten Schritt in einer neuen Lebensrichtung verſuchen. Die erſte Verlegenheit, da ſie ſo glücklich vorübergegangen, ließ eine deſto aufgeräumtere Stimmung in ihm zurück.

Hermann war eine jener eben nicht ſeltenen Naturen, deren geiſtvoller Tiefſinn ſich mit einem gewiſſen Leichtſinn geſunder, überkräftiger Jugend recht wohl verträgt. Er hatte viel gelernt, und hielt ſich gründlich in ſeiner Wiſſenſchaft; er war in ſittlicher Umgebung erzogen, und nahm es ernſt mit den Grundſätzen der Moral und geſellſchaftlicher Sitte; aber die übrigen Begegniſſe des alltäglichen Lebens behandelte er leicht, unachtſam, oft ohne Vorſicht und Klugheit. Man konnte ſagen — er war ſo ideenreich, daß er ordentlich gedankenlos ſein konnte. Schon in der Frühe des Tages hatte er den leichten, ſtudentiſchen Anzug, worin er noch ſeine Fußreiſe gemacht, nicht ohne lächelnde Rührung zuſammengewickelt, und hielt nun dem Bündel, ehe er es beiſeite legte, eine etwas übertriebene Standrede, die mit den Worten ſchloß:

Ich habe dich, Lumpenpack einer leichten luſtigen Freiheit, im wahren Sinne des Wortes — abgelaufen. Nun ſtecke ich mich in das knappe Beinkleid, das meine künftigen Schritte zügeln ſoll, und mich durch die Furcht vor unanſtändigem Platzen von allen ungemeſſenen Sprüngen abhalten wird. So komm und laß dich abbürſten, patentirter Viſitenfrack, der ſich an feuchter Nachtluft aus den Falten ſeiner Verpackung gezogen hat, um einen Burſchen zu ſchmücken, der ſich mit glattem Lächeln darſtellen muß, weil er dienſtbar zu werden ſucht. Wie glücklich waren doch bei den alten Römern die Candidaten, die in ihrer weißen Toga, nach der ſie eben — Weißlinge hießen, ohne Modeſten feſt auftraten und auch ohne viel Worte als Amtsbewerber ſogleich erkannt wurden. Wenn wir, auch mit modeſten Redensarten, gebückt und bettelnd, vor einflußreichen Männern erſcheinen, ſo ſieht man es unſerm Frack nicht an, ob wir kommen, uns um eine Anſtellung oder vielleicht um die Hand der Haushälterin zu bewerben oder zu Gevatter zu bitten. Vielleicht hangen ſogar bei mancher Excellenz Amt und Haushälterin zuſammen, und die Gevatterbitte iſt dem Bewerber ſchon implicirt, prädeſtinirt, und er wird dreifach beglückt. — — Der wackere Schneidermeiſter in Halle, der ſich nicht wenig darauf weiß, mit der Reſidenz, ja mit Paris, in geheimnißvollem Rapport zu ſtehen, hat mir bei Zeus — ſeinem Ziegenbocke — betheuert, daß ecorce de palmier und dos de puce die Modefarben des Tages ſeien. Ich habe mich für erſtere entſchieden, für palmengrün. Palmen des Friedens mögen mich anfächeln, wenn ich nach verdrießlichen Gängen und Bücklingen mich aus dieſer Palmenrinde ſchäle! Wie hätte ich auch dos de puce nehmen können, und mich unbekannten jungen Bengel flohfarben in Damengeſellſchaft wagen dürfen! Ich würde gewaltig gerippelt worden ſein. — — Ach, ich werde ohnehin gerippelt werden! Ueberdies bedeutet auch ecorce nicht blos Rinde, ſondern äußern Schein überhaupt. Und wie wollte ich ohne dieſen gut fortkommen? Ja, Sanct Schein, beſchirme mich, ohne mich gerade zu Einem deiner Heiligen zu machen, und führe mich glatt und glücklich durch die luſtige Welt, die Jerôme Napoleon beherrſcht! — — —

Das Geſicht, das dem Sprechenden beim Umlegen des weißen Halstuches und Auszupfen der künſtlichen Schleife aus dem Spiegel entgegen ſah, war eben kein regelmäßiges. Was es aber ſehr angenehm machte, waren außer den ſchönen braunen Augen die heitern Züge einer feinen, friſchen Geſichtsfarbe, und eine hübſche Reihe Zähne in dem etwas kräftigen Munde. Vollendeter war der Wuchs. Die Weſte von gedrucktem Ribbs mit federartigen Streifen und das kurze Beinkleid von Caſimir zu den Umſchlagſtiefeln umſchloſſen knapp eine hohe, vollendete Geſtalt, die vielleicht nur durch etwas ſtarken Gliederbau vom claſſiſchen Geſchmack abwich, an Händen und Füßen aber zu ſchönem Maße zurückkehrte.

Wie Hermann, den breitſchößigen grünlichen Frack angezogen, in der Stube auf- und abwandelte, fühlte er ſich in den engen Kleidern nicht ſo bequem, als er ſich doch für Andere darſtellte, und hielt ſich für ſteif, was Andere vielleicht für ſtolz angeſehen hätten. So verließ er das Haus, und ſuchte ſich nach den Andeutungen des Wirthes zur Wohnung des Kapellmeiſters Reichardt zurecht zu fragen.

Dies war eben nicht ſo leicht; denn je weiter er an der Martinikirche hinaufkam, deſto mehr glaubte er in einer ausländiſchen Stadt zu ſein. Man hörte in den belebten Straßen faſt nur franzöſiſch reden, und durch Ausſehen, Kleidung und lebhaftes Weſen verrieth ſich die Unzahl der Fremdlinge, die ſich dem franzöſiſchen Hofe nachgezogen hatten. Neue Läden mit franzöſiſchen Ueberſchriften waren theils ausgeſtellt, theils im Entſtehen: hier eine Marchande de modes et de nouveautés, dort ein Traiteur oder Cafetier, da ein Tailleur bréveté, hier ein Marchand de comestibles et liqueurs oder ein Maitre de langue française. Hermann ließ ſich manche vergebliche Anſprache nicht verdrießen, bis er endlich zu Reichardt's Wohnung gelangte. Hier ſtieß er, eine Treppe hoch, vor einem offenen Zimmer, in deſſen elegante, wohlriechende Unordnung er eben einen flüchtigen Blick warf, auf eine mit dem Staubbeschen beſchäftigte Frauensperſon, die ihn beſchied, daß der Geſuchte in einer Probe auf dem Theater ſei. Hermann übergab ſeinen Brief, den er angelegentlich empfahl. Er werde nach Tiſche wiederkommen und das beſchmuzte Couvert entſchuldigen.

Indem er nun ohne weiteres Vorhaben auf Gerathewohl durch die Straßen wandelte, überraſchte ihn die Ausſicht vom Friedrichsplatz ins Freie, und er ſchlenderte unter den Linden und Kaſtanien über den friſch aufgefahrenen Kies hinab. Welch' eine herrliche Landſchaft, mitten aus der hochgelegenen Stadt überſchaut, breitete ſich hier unter ſeinen Blicken aus! Südöſtlich der lange Zug ſanfter Bergkuppen mit thalwärts geſenkten Waldzipfeln bis zu dem verſchlungenen Bergſpalt, durch welchen der junge Wanderer geſtern ins Thal hereingekommen war, da wo der Hirſchberg vortritt und der Meißner ſeine blaſſe Stirne zeigt. Links heranziehend knüpfen ſich die mächtigen Kaufunger Berge und der Höhenzug des Reinhardswaldes an. Tiefer hängt ein Eichenwäldchen zur Landſtraße herab. Ueber die hügelige Niederung breiten ſich Felder um ein paar halb verſteckte Dörfer aus, und ſchließen ſich an die weitgeſtreckten Wieſen und den Augarten am Ufer des Fuldafluſſes. Die Gipfel der gewaltigen Bäume dieſes Parkwaldes und ſeiner Alleen bleiben tief unter dem Beſchauenden, und nur die Obſtbaumterraſſen, die Gemüſe- und Blumenrabatten ſteigen bis zur niedern Mauer empor, die den Garten von der Straße trennt.

Hier wandelte Hermann lange und in gehobener Stimmung auf und nieder, indem er den Blick abwechſelnd über die ſonnige Landſchaft ſchweifen ließ oder nach den ſchönen Häuſern wendete, die er ſich im Ausblick auf eine ſo bezaubernde Natur von den glücklichſten Familien bewohnt dachte. Klavier und Geſang, die er aus offenem Fenſter vernahm, eine ſchlanke Mädchengeſtalt, die auf einem Altane zwiſchen blühenden Gewächſen erſchien, ſtimmten ſein Herz und ſeine Phantaſie ins Ungemeſſene jugendlicher Wünſche und Erwartungen. Er träumte ſich geehrt und geliebt, und die nächſte Equipage, die glänzend an ihm vorüber zum alten Schloß hinabrollte, weckte die lebhafteſte Vorſtellung von Macht und Reichthum in ſeiner Seele.

Dieſe beiden gewaltigſten Realitäten der bürgerlichen Geſellſchaft, um die ſich Hermann bisher in der Zurückgezogenheit ſeiner Studien wenig bekümmert hatte, traten jetzt zum erſten mal feſt, wiewol noch ziemlich phantaſtiſch, vor ſeine Betrachtung. Er war eben an einem Wendepunkte ſeines Lebens angelangt, wo er für ſich ſelbſt eine wirkſame Stellung in der Geſellſchaft ſuchte, während die Umgebung, in welcher er darnach ausging, ſelbſt phantaſtiſch und räthſelhaft in ihrer Erſcheinung, ſich noch ganz an ſeine bisherige Anſchauungsweiſe der Welt und Menſchen anſchloß.

Als Hermann des Nachmittags wieder beim Kapellmeiſter zufragte, erwartete ihn dieſer ſchon angekleidet und den Hut aufgeſetzt, mit freundlicher Ungeduld.

Sie bleiben lange aus, Herr — Treuleber! ſagte er. Kommen Sie nur gleich mit! Meine Familie iſt vorausgefahren; wir wollen die heißen Stunden in der Au zubringen. Es iſt heut juſt ein Tag für dieſen herrlichen Platz, der Ihnen gefallen wird.

Auf der Haustreppe ſtießen ſie auf einen ziemlich verlumpten Franzoſen, der ſich Hunde zu ſcheren und zu dreſſiren erbot.

Gehen Sie zum Teufel mit Ihrer Schererei! ließ ihn Reichardt franzöſiſch an und ſetzte dann deutſch hinzu:

Dies fremde Geſindel glaubt, alle Welt müſſe ſeine Sprache reden. Und ſo iſt, ſage ich Ihnen — wie Sie da gleich auch ein Pröbchen haben —, unſerm von Gott beſcherten Hieronymus ein ganzes Heer verlumpter Franzoſen nachgezogen, wie dem Hund die Flöhe. Sie ſcheren oder dreſſiren Hunde, verkaufen Schminke und Waſchwaſſer, repariren ſeidene Strümpfe und dergleichen. Immer noch beſſer, als es der große kaiſerliche Bruder macht! Das Glied der großen Nation dort ſchert doch nur Hunde, ſein Kaiſer — ließe der doch die Deutſchen ungeſchoren, oder wären die Deutſchen nur nicht wie Hunde, die es ſich gefallen laſſen.

In dieſer Weiſe ließ Reichardt ſich leicht gehen, — laut, rückſichtslos, abſpringend mit einer Unruhe, die an einem tiefen Funfziger auffallen konnte, deſſen vollſtändige Glatze, mit Puder und Pomade geſchützt, bis zu den wenigen Nackenlöckchen reichte. Sonſt war ſein geiſtreiches Ausſehen, ſein weltläufiges Benehmen und eine gewiſſe Vernachläſſigung ſeines übrigens feinen und ſaubern Anzugs an dem ſo vielſeitig gebildeten Componiſten nicht unangenehm, ja es bezeichnete ihn. Nach ſeinen Ausfällen gegen die Franzoſen kam er auf Hermann zurück.

Mein Schwiegerſohn, ſagte er, der wandernde Profeſſor — beinahe hätte ich Prophet geſagt! — ſchreibt mir — Prophet wäre übrigens auch ganz treffend geweſen! — viel Schönes von Ihnen, Herr — — Dreileber. Er hat Ihren Vater gekannt, als dieſer noch — Apropos! Er will wieder nach Halle ziehen, mein Schwiegerſohn Steffens, meine ich, nachdem er den Winter in Holſtein und Hamburg zugebracht. Wiſſen Sie, warum er ſich ſo zwiſchen Preußen und Weſtfalen einklemmen will? Wiſſen Sie's?

Bei dieſer Frage blickte Reichardt den jungen Gaſt durchdringend an, und fuhr, als dieſer unbefangen verneinte, fort:

Ich weiß es. Aber von dergleichen ſpäter, — von der Politik ein andermal! Ja viel Schönes von Ihnen, und das will von Henrik Steffens etwas heißen. Wie ſehr ich ihn ſchätze, können Sie daraus ſehen, daß ich ihm meine liebſte Tochter gegeben habe. Liebſte? Nun, die Sie jetzt finden werden, habe ich nicht weniger lieb, — meine herrliche Luiſe, meine älteſte von meiner erſten Frau! Dieſe war, wiſſen Sie, eine Tochter des berühmten Benda, und meine Luiſe iſt ganz die prächtige Sängerin, die ihre ſelige Mutter war. Von mir hat ſie das Talent der Compoſition, doch mehr im Geſchmacke des mütterlichen Großvaters. Zu alldem hat ſie Schickſale gehabt — o meine edle Luiſe!

Sie waren inzwiſchen durch das Author, die gewundene Treppe tief hinab, und durch Alleen in einen Seitengang des Parks gewandelt. Reichardt machte ſeinen Gaſt auf die großartigen Anlagen und auf die prachtvollen Bäume aufmerkſam.

Da ſehen Sie die alte Landgrafengarde, ſagte er, die der Kurfürſt zurückgelaſſen, als er vor anderthalb Jahren, am Jahrestage ſeines Regierungsantritts, mit ſeinen Schätzen Reißaus nahm, und das Land im Stiche ließ. Dem jungen Manne fiel hierbei der Brief wieder ein, und er erzählte den Vorfall mit dem Polizeicommiſſar und deſſen feindſelige Aeußerung über Reichardt. Dieſer ſchwieg eine Weile und ſchien doch nachdenklich geworden. Indeß winkte ihnen ſchon die Familie begrüßend entgegen, und ſie betraten einen couliſſenartig von Bäumen umfaßten Hügel, das ſogenannte Grüne Theater, wo Reichardt den jungen Mann mit den Worten vorſtellte:

Herr — Dings — Hermann Weißleber aus Halle, ein junger Freund unſers theuern Steffens!

So heißt er nicht, Papa! bemerkte ein intereſſant ausſehendes Frauenzimmer.

Wer heißt nicht? Wie heißt er nicht? fragte Reichardt.

Ich heiße Teutleben! verſetzte mit angenehmen Lächeln der junge Gaſt.

Teutleben? Ja, ja ganz recht! rief Reichardt. Aber hören Sie, Liebſter, ſchaffen Sie den Namen ab! Er klingt viel zu geſucht für unſere Zeit. Denn — Teutleben hat keine Bedeutung mehr, oder iſt eine Drohung, eine Verſchwörung gegen die Franzoſen. Teut, der Gott der Deutſchen, iſt todt. Wiſſen Sie das nicht? Nennen Sie ſich Todtleben! Oder nein, das wäre ein Widerſpruch in ſich ſelbſt — eine contradictio in adjecto, wie ihr Philoſophen ſagt —, und Sie ſind auch noch zu jung, und ein hübſcher Menſch: nennen Sie ſich Lebemann; damit machen Sie Glück in Weſtfalen. Uebrigens todtleben, — ſich zu Tod leben können Sie hier mit hundert Gelegenheiten!

Still, Mann! lachte eine nette Frau, die unſerm Hermann bekannt vorkam. Weißt du nicht, daß einzelne Bäume zur geheimen Polizei gehören?

Oh! Die ſchönen Bäume, liebe Frau? Nein! Die ſind zu ſtrack dazu, die ſind noch altkurfürſtlich.

Es ſind auch räudige darunter, Papa, durchfaulte, bemerkte jenes intereſſante Mädchen. Worauf Frau Reichardt mit ſchalkhaftem Lächeln den jungen Gaſt anredete:

Wir kennen uns ſchon, junger Herr! Sie haben ſich dieſen Morgen bei Ihrem Beſuche gleich überzeugen können, daß eines Kapellmeiſters Frau ſo geſchickt, wie ihr Mann das Tactſtäbchen, ihren Staubbeſen führen muß, um die Hauskapelle zu dirigiren.

Ich muß geſtehen, antwortete er flüchtig erröthend, daß ich auf eine ſo liebenswürdige Familie gefaßt war, daß anmuthige Bewegung und Wohlklang der Stimme mich auch an der vermeintlichen Haushälterin nicht befremdeten.

Sie hieß ihn mit ſolcher Artigkeit willkommen in Caſſel, und nannte ihm ſodann die verſchiedenen Anweſenden, unter denen ihm jenes Frauenzimmer, die ſchon vermuthete Tochter Reichardt's, gleich einen ſo ungemeinen Eindruck gemacht hatte.

Luiſe war ſchlank von Geſtalt und edel gebaut. Ihre Haltung hatte etwas Schwebendes, zuweilen Feierliches. Dann ſah ſie wol wie verklärt oder wie abweſend aus, doch mit ſprechenden Mienen, als vernehme ſie Töne von oben oder führe mit Abweſenden Unterredung. Aber auch im gewöhnlichen Verkehr, für den es ihr an Verſtand und Beſonnenheit nicht fehlte, war Blick und Ausdruck des Geſichts höchſt bedeutend und einnehmend; obgleich feine Pockennarben Das ſtörten, was man im glatten Sinne ſchön zu nennen pflegt. Hermann erinnerte ſich jetzt, ſchon in Halle gehört zu haben, ſie ſei eine geiſtreiche Schönheit und beſonders für bedeutende Männer immer ſehr anziehend geweſen. Er ſelbſt empfand nach und nach dieſen geheimnißvollen Zauber, und wenn er ſich darum auch nicht für einen bedeutenden Mann hielt, ſo ward er darüber doch nicht inne, daß Luiſe über die erſte Jugend hinaus und älter als er ſelber war. Auch hätte man ihr das dreißigſte Jahr kaum angeſehen, und Hermann erfuhr zum erſten mal, daß die geiſtige Schönheit oft über den Spuren der Jahre ſchwebt, und daß ein junges Herz, ſolange es dieſer Macht verfällt, dem Zug und Banne der Sinnlichkeit entrückt iſt. Dies leiſe, klangvolle Sprechen, dieſe Feierlichkeit in jeder Bewegung, dieſe Güte und Hoheit in jedem Blick hatten nichts mit den gewöhnlichen Reizen weiblicher Jugend gemein, die der junge Hermann, ſo beſchränkt auch bis jetzt ſein Verkehr in der Geſellſchaft geweſen war, doch mit ſeinen friſchen Sinnen gewiß ſchon empfunden hatte.

Der Park war an dieſem ſchwülen Nachmittage ſehr beſucht. Es war der Wochentag, an welchem eine Regimentsmuſik vor dem Wirthſchaftsgebäude ſpielte. Doch ſuchten die Spazierenden lieber die entferntern Bänke unter den herrlichen Baumgruppen auf, von wo man den kleinen mit Schwänen beſetzten See überſchauen konnte. Noch tiefer im Parke lag der eigenthümliche Hügel, auf dem die kleine Geſellſchaft des Kapellmeiſters um ſo unbefangener verkehrte, als ſie ſich abgeſchloſſener empfand.

Es iſt wirklich ein freies Theater, erklärte Luiſe dem jungen Gaſt, und Landgraf Friedrich, der Vater des vertriebenen Kurfürſten, hat hier Schauſpiele aufführen laſſen; wie er denn auch ſchon eine gar luſtige halbfranzöſiſche

Wirthſchaft, gleichſam als Vorſpiel der Jerôme'ſchen, geführt haben ſoll. Vater liebt dieſen etwas erhöhten und abgeſchloſſenen Platz, wo wir gewöhnlich auch ein wenig muſiciren.

Plötzlich rief Reichardt:

Geh' zum Teufel mit deiner Drehorgel! Wir haben unſere eigenen Inſtrumente und ſind unſere eigenen Polizeiſpione.

Die Scheltworte galten einem Burſchen, der hinter einer Hecke lauſchend bemerkt worden und dann mit ſeiner Orgel ſchnell hervorgetreten war. Hinter dem Weggegangenen ſchalt Reichardt:

Kann man ſich doch dieſes Hunde ſcherenden, Orgel und Schnurrpfeifereien treibenden Spitzbubenpacks nicht mehr erwehren! Und ich, wie es ſcheint, habe etwas apart Anziehendes für Polizeiſpione, wie für — du weißt ja, liebe Frau — für Wanzen.

Lieber Papa, flüſterte ihm Luiſe zu, in der nahen Faſanerie iſt Geſellſchaft, Graf Fürſtenſtein mit Anhang.

Das ſind gute Freunde und verſtehen kein Deutſch! lachte Reichardt. Die ſuchen jetzt ländlichen Zeitvertreib, dieweil der König fort iſt. Sie wiſſen ja, lieber Doctor, daß Jerôme eben das Land bereiſt, und ſich den Bürgern und Bauern ſeines Reichs präſentirt und recommandirt. Sonſt hat er dieſen gefürſtenſteinten Le Camus auf allen Reiſen und Unternehmungen um ſich; diesmal hat er aber kluger Weiſe lauter alten Landesadel mit ſich genommen. Apropos, Luiſe! General Salha ſucht ja für ſeine Tochter Melanie einen deutſchen Sprachmeiſter: wie wär's, wenn du den jungen Freund da zur Madame brächteſt?

Er ſpricht das Franzöſiſche gut, und käme ſo alsbald in die erſte Geſellſchaft. Wie?

Der Vorſchlag ſchien der Tochter zu misfallen. Mit einem flüchtigen Blick auf Hermann ſagte ſie noch leiſer als gewöhnlich:

Ach, lieber Vater, gerade dieſer Kreis —!

Ja, gerade dieſer! fiel Reichardt ein. Es ſind die einflußreichſten Familien für das Fortkommen eines jungen Mannes. Und ſodann — Sie müſſen nur wiſſen, lieber Doctor, dieſer Fürſtenſtein gehört zur deutſchen Partei, vielleicht nur, weil er deutſch geadelt iſt, und bewirbt ſich um die Tochter des Generals Salha. Er wünſcht, daß dieſe deutſch lernen möchte, und die Generalin, der Alles an dieſer glänzenden Partie gelegen iſt, begünſtigt dies Vorhaben.

Aber daß die Empfehlung gerade von dir, — ich will ſagen, von uns kommt —! erinnerte mit bedeutendem Blick oder Wink Luiſe.

Nun, warum nicht? fragte er. Ich denke, wir kennen ſie hinreichend, und Hermann iſt eben an uns empfohlen. Wir haben ihn zu empfehlen, und wir können ihn empfehlen. — Doch genug für jetzt! Andere Accorde, Luiſe!

Er reichte der Tochter die Guitarre und ſtimmte ſeine Violine. Luiſe ſang einige Lieder Goethe's nach ihres Vaters Compoſition. Ihre Stimme war voll und tief, ihr Ausdruck ebenſo ergreifend als eigenthümlich. Hermann, von ihrer ganzen Erſcheinung eingenommen, war überraſcht und bewegt.

Dieſe gehobene Stimmung kam ihm zu Statten, als ihn jetzt Reichardt zum Singen mit den Worten auffoderte:

Steffens ſchreibt uns von Ihrer ausgezeichneten Stimme und Ihrem guten Vortrage.

Wäre ich nur nicht voraus gelobt! lächelte Hermann und ergriff die Guitarre.

Geben Sie's nur von ſich! lachte der Kapellmeiſter. Von einem Burſchen, der zwiſchen dem häuslichen Klavier eines Pfarrers und den Orgelpfeifen eines Cantors aufwächſt, darf man 'was erwarten.

Gut! So will ich's denn nach Ihren eigenen Noten wagen, verſetzte Hermann, und ſang das Lied von geſtern Abend, das ihm gleichſam noch in den Ohren lag:

Komm' heraus, komm' heraus, du ſchöne, ſchöne Braut,
Deine guten Tage ſind nun alle, alle aus,
Dein Schleierlein weht ſo feucht und thränenſchwer,
O wie weint die ſchöne Braut ſo ſehr!
Mußt die Mägdlein laſſen ſtehn,
Mußt nun zu den Frauen gehn!

Ein räthſelhafter Eindruck auf ſeine Zuhörer war zu bemerken: hier beifällige Bewegung, dort ängſtliche Unruhe; jene vom Geſang, dieſe, wie es ſchien, von dem Liede hervorgerufen. Und während die Mutter Reichardt ſich leiſe um die erblaßte Luiſe bemühte, konnte der Kapellmeiſter kaum den Schluß erwarten, um den Sänger mit Ungeſtüm zu umarmen. In ſeiner Lebhaftigkeit fand er wieder den Familiennamen nicht ſchnell genug, und rief:

Ei was! Wir nennen Sie Hermann kurzweg und familiär, ein für alle mal. Hört Ihr's, Mütterchen, Luiſe! Hermann heißt er und verdient —

Indem er jetzt aber beim Anblick ſeiner Tochter zur Beſinnung über das Lied kam, entſtand eine Stille der

Verlegenheit, die nachgerade den jungen Freund zu verwirren anfing, als eine ältere Frau mit der Geberde, ihm zu Dank etwas Freundliches zu ſagen, hervortrat und ihm zuflüſterte:

Laſſen Sie ſich nicht beunruhigen! Es gilt nicht Ihnen: Sie haben charmant geſungen; aber das Lied iſt von Luiſen ſelbſt, nicht von ihrem Vater componirt, wie Sie glauben, und hat für ſie ſchmerzliche Erinnerungen. Sie wußten das nicht und müſſen es auch jetzt ignoriren. Thun Sie ganz unbefangen!

Recht wie erwünſcht kam ein unerwarteter Beſuch und half über die verheimlichte Verwirrung vollends hinaus. Graf von Fürſtenſtein, Melanie Salha am Arm und von ſeiner Schweſter, Mademoiſelle Le Camus, einer niedlichen Creolin, ſowie vom Vater Melaniens, General Salha, begleitet, traten unvermuthet durch die grünen Couliſſen herein. General Salha, vormals Schiffslieutenant, etwas roh und unbehülflich in Ton und Manieren, entſchuldigte in ſeinem Marinefranzöſiſch die Störung mit ihrem Verlangen, den neuen vortrefflichen Sänger zu ſehen, den ſie aus der Ferne gehört hätten.

Es iſt Zeit, Herr Kapellmeiſter, daß wir einen andern Tenor aufs Theater bekommen, ſagte er. Unſer Monſieur Theodore iſt recht abfällig; er hat manchen conträren Wind überſtanden; Alter und Klima haben ihn mürbe gemacht, und ſeine Kehle iſt nicht mehr zu kalfatern. Ha, ha!

Herr General, antwortete Reichardt, hier habe ich die Ehre, Ihnen den Sänger vorzuſtellen, — Hermann —

Teutleben, ein junger Freund, an uns empfohlen. Seltener Bariton, Herr General! Geht aber auf- und abwärts weit über ſeine Grenzen, — kreuzt nach dem Baß und nach dem Tenor hin. Leider kein Sänger von Profeſſion; will vielmehr Profeſſor werden, und wäre als ſolcher gar wohl zu engagiren. Ei — da fällt mir eben ein —! Nehmen Sie ihn einſtweilen zum Sprachmeiſter für Mademoiſelle Melanie! Sie ſuchen ja Jemanden für das Deutſche? Hab' ich wenigſtens gehört.

Die Franzoſen blickten einander fragend und den jungen Mann muſternd an, wobei die lebhaften Augen der Creolin auch für ihre Perſon keine Abneigung vor dem deutſchen Unterricht verriethen. — Spricht der Herr franzöſiſch? fragte Graf von Fürſtenſtein. Worauf Hermann lächelnd verſetzte:

Ich würde wol die Grammatik expliciren können, wenn ich das unerwartete Glück hätte, Sprachmeiſter zu werden.

Wahrlich, Graf, er ſpricht gut! bemerkte Salha.

Unſer junger Freund iſt allerdings kein gewöhnlicher Sprachmeiſter, fiel Reichardt ein, ſucht auch darin keinen Erwerb, keine Exiſtenz. Er hat Studien für einen höhern Beruf im Dienſt gemacht. In dieſer Erwartung würde er es ſich aber zur Ehre rechnen, eine ſo liebenswürdige Schülerin leicht und angenehm in die deutſche Sprache und Literatur einzuweihen, und ſich dadurch die Gunſt und Förderung ſo einſichtvoller Hof- und Staatsmänner zu verdienen.

Führen Sie uns den jungen Mann zu, ſagte Fürſtenſtein. Ihre Freundſchaft für ihn gereicht ihm zur beſten Empfehlung!

Nach kurzer Unterhaltung mit Mutter und Tochter Reichardt empfahl ſich der Beſuch; worauf der Kapellmeiſter, während man ſich zu den mitgebrachten Erfriſchungen ſetzte, zu Hermann ſagte:

Ich habe Sie, mein lieber junger Freund, allerdings zu etwas empfohlen, ohne Sie darum befragt zu haben. Ich weiß aber, was Ihnen dient. Sie müſſen zu Anfang nicht das Geſchäft anſehen, ſondern den Platz, wo Sie Ihre Springfedern anſetzen. Vor allem dürfen Sie hier nicht zu beſcheiden auftreten. Die Franzoſen verſtehen den Tiefſinn deutſcher Beſcheidenheit nicht. Sie müſſen doch mit ſich hinauswollen, zuerſt ſich ſelbſt begründen, um dann deſto wirkſamer unſer deutſches Leben und Leiſten geltend zu machen. Der Stolz auf uns ſelbſt iſt der beſte Gegendruck gegen dieſe erniedrigende Fremdherrſchaft. Sie glauben nicht, wie ſich dieſe Deutſchen wegwerfen und in Niederträchtigkeit wetteifern.

Ich habe mir dieſen zum Grafen erhobenen Herrn Le Camus älter gedacht, bemerkte Hermann.

Nein, erwiderte Reichardt, er war doch immer ein Vertrauter und guter Kumpan Jerôme's, nur ſoviel älter, um zugleich ſein Rathgeber und Führer zu ſein. Jerôme hatte ihn auf Martinique kennen gelernt, wo er Pflanzer oder auch Gewürzkrämer war. Sie kennen ja unſers Königs Vorgeſchichte, nicht wahr?

Ich weiß gerade nicht, wieviel Wahres oder Falſches an Dem iſt, was ich davon weiß, lächelte Hermann. Unſer Jerôme hat eine etwas mythiſche Vorgeſchichte, die ſich an die Krämerelle und Ladenwage knüpft.

Ei was! fiel Reichardt ein. Nein, ich kann Ihnen kurz das Richtige ſagen. Jerôme, der jüngſte und verzogenſte Sohn der Madame Lätitia Buonaparte, war auch der Letzte, der ſeiner Familie von Corſica nach Frankreich folgte. Nachdem er das Colleg zu Juilly beſucht hatte, beſtimmte ihn Napoleon wider ſeinen Willen für die Marine, und er machte als Cadet, als Schiffsfähnrich und Schiffslieutenant einige Expeditionen nach Sanct-Domingo und dergleichen. Von jener Schiffskameradſchaft ſtammt auch dieſer General Salha her. Von den Engländern verfolgt, rettete Jerôme ſich auf ein Handelsſchiff, das dem Kaufmann Patterſon in Baltimore gehörte. Dadurch kam er ins Haus dieſes Handelsherrn und lernte die ſchöne, liebenswürdige und gebildete Tochter Eliſabeth kennen. Es kam zu einer Heirath, die den großen Abſichten ſeines Bruders, des erſten Conſuls Buonaparte, widerſprach, und daher von dieſem nicht anerkannt wurde. Später, als Napoleon Kaiſer geworden war, hoffte Jerôme den mächtigen Bruder, der ſeine übrigen Brüder zu franzöſiſchen Prinzen gemacht hatte, durch die Liebenswürdigkeit ſeiner Eliſabeth mit der Heirath zu verſöhnen, und kam mit ihr im Frühling 1805 nach Europa. Aber alle Landungsplätze des weſtlichen Continents von den Niederlanden bis nach Portugal hin waren auf Napoleon's Befehl für die gute Frau geſperrt. Jerôme eilte mit Le Camus durch Portugal und Frankreich nach Mailand, wo ſich Napoleon eben zum König von Italien krönen ließ. Aber der Kaiſer gab nicht nach. Er bediente ſich gerade dieſes Le Camus, um Jerôme zu einer Trennung von ſeiner Frau zu beſtimmen. Der ſchwache Patron gab nach, ſo lieb er ſeine Eliſabeth hatte, und unterwarf ſich dem kaiſerlichen Bruder. Er wurde jetzt zum Schiffscapitän befördert und nach Genua geſchickt, das ſich unter den Schutz Frankreichs geſtellt hatte. Le Camus, der treue Rathgeber und Nothhelfer, übernahm es, die ſo geſchiedene Frau nach England zu bringen, wo ſie in der Nähe von London mit einem Söhnchen niederkam, das auch Jerôme getauft wurde, ſodaß ſie doch mit einem Jerôme wieder nach Baltimore zurückkommen konnte. Vielleicht war ihr ſogar das Jerômechen lieber als der Jerôme. — Für all' dieſe guten Dienſte wurde nun Le Camus zum Grafen erhoben, und — hören Sie, wie artig! Als Jerôme im vorigen December zuerſt nach Caſſel kam, war kurz vorher der letzte Abkömmling der begüterten Familie Diede zum Fürſtenſtein mit Tode abgegangen und die ſchönen Beſitzungen dem Lande heimgefallen. Jerôme ordnete zum Chriſtfeſt auf deutſche Weiſe einen Chriſtbaum an und beſcherte ſeinen Günſtlingen einzelne Beſitzungen jener reichen Hinterlaſſenſchaft. Unter ihren Couverten fanden ſie beim Feſtſchmauſe ihre gräflichen und freiherrlichen Diplome. Wie lieb! Nicht wahr? Sehen Sie, nun möchten gern einige dieſer Männer in ihren hohen deutſchen Namen ein wenig deutſch erſcheinen. Beſonders gefällt ſich dieſer Fürſtenſtein darin, nicht blos deutſch betitelt, ſondern für ein deutſches Original zu gelten, und ſchließt ſich gern den Deutſchen an. Der König begünſtigt dieſe Richtung und ſucht ſich die Sprache anzueignen, wie er es auch der erſten weſtfäliſchen Deputation in Paris verſprochen hat. Dabei, ſehen Sie, müſſen wir dieſe Leutchen faſſen und für unſere deutſchen Abſichten von *der* Seite benutzen, wo ſie ganz nichtsnutzig ſind. Das iſt meine Politik, und darum möchte ich Sie gleich unter dies Volk bringen, wo Sie unſerer deutſchen Sache ehrlich dienen und ſich ſelbſt raſch vorwärts bringen können.

Gut! lachte Hermann. Ich kann mir ja die deutſche Grammatik als Leiter gefallen laſſen und ſehen, wie hoch ſie mich bringt.

Glück auf! rief Reichardt mit gehobenem Glaſe. Es iſt eine Braut — wenigſtens in spe, in der Erwartung — bei der Sie die Leiter zuerſt anſetzen, mithin eine gute Vorbedeutung ohne Gefahr für Ihr Herz.

Und indem er ſich über den Tiſch gegen den jungen Gaſt vorbeugte, flüſterte er:

Deutſche Grammatik — ein großes Wort, junger Freund! Wir liegen unter ſchmachvollem Druck einer fremden, feindlichen Nation; wir müſſen nicht blos deutſche Worte, das ganze deutſche Weſen müſſen wir decliniren, abändern; nicht blos die Zeitworte conjugiren, die ganze Zeit abwandeln. Helfen Sie an Ihrem Theile mit, und die ſchönſte Conjugation, das glücklichſte Conjugium mag ſich für Sie daran knüpfen.

Und ſich aufrichtend, ſein Glas füllend, rief er aus:

Conjugium, meine Freunde, bedeutet Ehebund! Hoch!

Ein plötzlicher Gewitterſchlag ſchreckte die Geſellſchaft auf. Der Nachmittag war ſo heiter geweſen, die Luft freilich ein wenig gewitterſchwül, und ein Pfau hatte von der Faſanerie her, Regen verkündigend, ſeine widerliche Stimme hören laſſen. Muſik hatte in der Ferne geſpielt, Luſt und Lachen fröhlicher Geſellſchaften war immer lauter geworden. Nun war dieſe Fröhlichkeit plötzlich erſchüttert. Ein ſchweres Gewölk zog hinter den Bäumen herauf; alle Welt ſetzte ſich in Bewegung: Spazierende, Reiter, Wagen eilten aus dem Park, um vor dem Unwetter nach der Stadt zu kommen.

Viertes Capitel.

Im Vorzimmer und auf der Treppe.

Mit den erſten großen Regentropfen hatte Hermann die Fürſtenſtraße und, hinter dem Marſtalle hinabeilend, ſein Gaſthaus erreicht. Nun, in ſeinem breiten Seſſel ausgeſtreckt, ließ er ſich dieſen heftigen Abſturz des Regens, dieſen Schlag auf Schlag des Donners ganz wohl gefallen. Der Aufruhr des Wetters erleichterte ihn, indem derſelbe den Drang der Gedanken und Empfindungen durch ſein Gegengewicht in einen ruhigern Strom der Betrachtung ſetzte. Es war für ein jugendlich erregbares Gemüth faſt zuviel Neues, was der Freund gleich beim erſten Ausgang auf einmal erfahren und empfunden hatte, und zwar nicht blos Neues, was, erlebt und abgethan, ihn blos erfüllt und durch Nachbetrachtung beruhigt hätte, ſondern Neues, was ihn da- und dorthin auf Entwickelung ſpannen mußte und ſeine Ueberlegung und Thätigkeit in Anſpruch nahm. Wie anders als geſtern, da er hier um dieſelbe Stunde ſaß, nahm ſich die Welt um ihn her aus! Dies Caſſel, dem Ankömmling nur als herrliche Knospe erſchienen, hatte ihn bereits in den aufgehenden Kelch blicken laſſen. Das vielfältigſte Intereſſe blätterte ſich darin mit geſprenkelten Farben auf und drohte ihn mit ſeinem fremden Dufte zu betäuben. Wie glücklich hatte er es bei dieſer Familie Reichardt getroffen, von der er ſo herzlich aufgenommen war! Wie dankbar gedachte er des Profeſſors Steffens, der ihn dahin empfohlen! Natürlich, daß er ſich über die Perſönlichkeiten und ihre Verhältniſſe klar zu machen ſuchte.

Den Kapellmeiſter erblickte Hermann in den einflußreichſten Verbindungen. Das laute, abſprechende, zudringliche Weſen des Muſikers konnte läſtig werden; aber es ſtieß den jungen Freund nicht ab, vielmehr regte es ihm, als Neuling in der Welt, Muth und Zuverſicht an. Es lag eine Aufmunterung darin, nicht allzu ängſtlich und beſcheiden zu ſein, und ſich etwas herauszunehmen. Die unbefangene Freimüthigkeit des Muſikers ſchien Alles niederzuſchlagen, was Hermann in Warnungen vor der geheimen Polizei vernommen hatte. Es klang wie Ironie, wenn ein ſo kecker Mund gerade gegen Polizeiſpione loszog, wie eben ein Ungläubiger ohne alles Grauſen böſe Geiſter beſchwören mag.

Als reizendes Gegenſpiel des lauten Mannes und ſeiner politiſchen Geheimniſſe erſchien ſeine Tochter Luiſe. Ihr leiſes, feierliches Weben verrieth ebenfalls eine myſteriöſe Beziehung, aber mehr ins eigene Innere. Das Brautlied fiel ihm wieder ein. Er hatte es für eine der vielen Liedercompoſitionen Reichardt's gehalten; wenn es nun aber von Luiſen war, warum erblaßte ſie bei ihrer eigenen Melodie? War ſie Braut geweſen und verlaſſen worden? Oder welch ein ſchmerzliches Erinnern tönte für ſie aus ihren eigenen Noten?

Zwiſchen beiden räthſelbietenden Menſchen bewegte ſich deſto heiterer, herzlicher und hingebender die Mutter Reichardt. Ihr Ausſehen erinnerte noch lebhaft daran, daß ſie einſt eine anerkannte Schönheit geweſen. Von ihrem erſten Manne, dem Dichter Hensler, war ſie, wie jetzt von ihrem zweiten, dem Muſiker, ſehr verwöhnt worden. Ein Leben in glücklichen Verhältniſſen, durch das Wohlwollen der Ihrigen vor allem Unangenehmen bewahrt, hatte ihr Herz etwas verweichlicht; ſie war ohne Muth gegen Leiden, aber nicht ohne Anſprüche an die Menſchen, dagegen aber auch gefällig, wohlwollend, zart und gütig gegen Alle, und gewöhnt, ins Große zu wirthſchaften.

Es läßt ſich denken, daß Hermann eine ſo anziehende Familie nicht vernachläſſigte. Er war von Natur und von häuslicher Gewöhnung zur Geſelligkeit getrieben und jetzt auch noch ohne alle Wahl für ſeinen Umgang. In ſeinem Gaſthauſe lernte er verſchiedene Mittag- und Abendgäſte kennen, höhere oder untergeordnete Beamte, die ſich ihm ſehr höflich erwieſen, aber ſich höchſt vorſichtig unterhielten. Die Stadt London war das Abſteigequartier für die Angeſtellten vom Lande, wenigſtens für altheſſiſche, und es entging ihm nicht, daß bei ſolchen Beſuchen ſich mancherlei ſonſt ſeltene Gäſte aus der Stadt einfanden und ſich mit den Angekommenen in einer unzugänglichen Hinterſtube vereinigten. So zog ihn denn nichts ab, ſeine nächſten Tage ausſchließend bei Reichardt zu verbringen. Er war Gaſt, Genoſſe dieſer liebenswürdigen Familie. Er hieß kurzweg Hermann, und nahm einigermaßen die Stelle des Sohnes ein, des republikaniſchen Richard Hensler aus erſter Ehe, der als Chaſſeur in der Pyrenäenarmee diente. Dieſem Umſtande maß es Hermann auch bei, daß Vater Reichardt mit ſo aufgeregtem Intereſſe den Volksbewegungen in Spanien folgte, die den Franzoſen bereits ſoviel zu ſchaffen machten und im weſtfäliſchen Moniteur ſoviel declamatoriſche Spalten füllten.

Nach jenem Gewitter hatte ſich wieder das ſchönſte Maiwetter eingeſtellt. Die Familie Reichardt benutzte es, ihren jungen Gaſt in der Stadt, an den öffentlichen Vergnügungsorten und in der reizenden Umgegend einzuführen, und zwar bei der geringſten Entfernung, der Frau Reichardt wegen, zu Wagen. Dabei kam es ihm zu Statten, daß er als angenehmer Sänger ſich an den muſikaliſchen Abenden mitbethätigen konnte, zu denen an beſtimmten Tagen ſich einige deutſche Familien bei Reichardt einzufinden pflegten. Beſonders ſetzte ſich Hermann bei einigen angeſehenen Frauen in Gunſt, und dies Wohlgefallen half ihm zu mehr Selbſtvertrauen für die höhere Geſellſchaft.

An einem der leeren Abende mahnte Reichardt den jungen Freund, ſeine Aufwartung bei General Salha nicht länger zu verſchieben.

Meine Luiſe, die der Familie nicht fremd iſt, hat einmal die Grille, Sie nicht einzuführen, ſagte er. Führen

Sie ſich daher nur ſelber ein. Ich habe Sie angekündigt und empfohlen. Der ziemlich unfähige und matroſenhaft ungeſchliffene Mann ſteht zwar Ihren perſönlichen Abſichten ſehr fern; aber er iſt der Mann einer ſehr feinen und tiefblickenden Frau von kaltem, verſtecktem Charakter. Er ſelbſt gilt beim König, ſeinem ehemaligen Marinekameraden, und hat vielfachen Einfluß. Uebrigens bezieht ſich ja Ihr Beſuch auf den Unterricht der Tochter, und man wird ſie artig empfangen. Helfen Sie uns immerhin die Leutchen germaniſiren und für unſere Politik neutraliſiren!

Verwirrt mich nur durch eure Politik nicht! lachte Hermann. Es iſt mir fürerſt Aufgabe genug, die hieſigen Menſchen und Verhältniſſe kennen zu lernen. Gönnt mir dazu meinen unbefangenen Blick ohne parteigefärbtes Glas! Aber ich laſſe mich morgen früh melden und handle als Miſſionär unſerer Sprache und Literatur.

Gehn Sie nur im Namen der neun Muſen; wir aber werden ſchon drauf fußen! rief Reichardt mit Lachen. Luiſe ſchwieg und ſchüttelte nur ſanft mit dem Kopfe. Sie, die nur in beſondern Fällen laut widerſprach, hatte zwei verſchiedene Zeichen ihrer Misbilligung: ſie pflegte ausgeſprochene Geſinnungen und Abſichten, die ihr misfielen, mit Kopfſchütteln zu verwerfen, bloße Anſichten oder Meinungen aber, die ihrer Ueberzeugung entgegen waren, mit graziöſem Lächeln abzuweiſen oder fallen zu laſſen.

Am andern Morgen, als Hermann ſein Aufwarten bei Salha überdachte, fand er ſich bald durch die Erinnerung an des Generals Benehmen in der Au, ſowie durch Alles, was er von deſſen Unbeholfenheit gehört hatte, gefaßt und über die Aengſtlichkeit hinausgehoben, mit der gewöhnlich ein junger Menſch von untergeordneter Herkunft den verhängnißvollen Uebergang aus der Studentenkneipe zum Vorzimmer eines hochgeſtellten Mannes unternimmt. Zur ſchicklichen Stunde fand er ſich in der Wohnung des Generals ein und traf das Vorzimmer von Wartenden beſetzt. Der Bediente beſchied auch ihn zu warten, der Herr General nehme ein Bad. Ein nach der Seitenthüre ſchielender Blick deutete dabei das Badezimmer an, und dieſe Nähe des Mannes ſchien eben den Anweſenden die reſpectvolle Stille aufzulegen, die hier herrſchte. Ein junger Mann von ariſtokratiſchem Ausſehen, ſchlank gewachſen und von edeln Zügen, ſtand in der Fenſterniſche, ſtolz auf die Brüſtung gelehnt. Doch mochte dieſe bewußte Haltung mehr nur angenommen ſein, um damit ſeiner verſchämten Befangenheit zu imponiren; denn es ſchien ihm ſehr angenehm, als Hermann grüßend zu ihm trat.

Es iſt ja ſehr viel Aufwartung hier! bemerkte unſer junger Freund.

Ja, warf der Andere hin, Handwerker, die mit Rechnungen warten, Supplikanten, die ſich mit Bittſchriften gedulden. Der General war vor kurzem noch Pagengouverneur und empfängt Rechnungen; jetzt iſt er Großmeiſter des Hauſes der Königin und nimmt Suppliken an.

Er lächelte dabei, als ob er ſagen wollte: Zu beidem gehört ein ſo feiner Mann, wie dieſer Matroſe iſt. Einige mal hörte man die barſche, rauhe Stimme des Badenden, bis endlich die Thür aufging und Salha im bloßen, kurzen Hemde heraustrat. Er warf einen Blick über die Anweſenden und rief, als er Hermann bemerkte:

Ah! Sie, Herr — Dings, — Herr — Tenor, Sprachmeiſter! Kommen Sie mit!

Der junge Mann war aus der Fenſterecke vorgetreten und übergab unter verlegenen Bücklingen ein Geſuch.

Ich habe mich dem Herrn Kriegsminiſter präſentirt, ſagte er in gutem Franzöſiſch, wollte mich aber der Gunſt des Herrn Generals noch beſonders empfohlen haben.

Salha maß den jungen Mann über die Schulter, durchlief die franzöſiſch abgefaßte Schrift und fragte hochmüthig geſtreckt:

Baron von Mirbach?

Zu Befehl, Herr General!

Alte heſſiſche Familie?

Wir ſind auch im Hannoverſchen verzweigt, Herr General.

Sie haben auch ſtudirt?

Wie hierin bemerkt, in Marburg und Göttingen.

Ah bah! Alles ſtudirt in Deutſchland! erwiderte Salha wegwerfend. Können alſo Latein?

Gewiß, Excellenz! lächelte der junge Baron. Worauf Jener mit ſpöttiſcher Miene verſetzte:

So ſagen Sie mir 'mal auf lateiniſch: „Jetzt zieh' ich meine Hoſen an!“

Der Baron ſchwieg, verletzt und erröthend.

Sehen Sie, Herr Baron, daß Sie kein Latein können! rief Salha mit rohem Lachen.

Die Umſtehenden, die ein wenig Franzöſiſch verſtanden und für ihre verſchiedenen Anliegen etwas im Voraus thun wollten, lachten beifällig mit. Salha, ſehr vergnügt, wendete ſich, nach ſeinem Zimmer ſchreitend, gegen Hermann und winkte ihm zu folgen. Dieſer, indem er eben den jungen Baron unwillig forteilen ſah, murrte, von dem ganzen Auftritt verletzt, in gutſtudentiſcher Aufwallung ſich vergeſſend, dem glücklicherweiſe ſchon in ſein Zimmer Getretenen nach:

Erlauben Herr General, daß ich warte, bis Sie die franzöſiſche Hoſe angezogen haben.

Er nahm, von den Umſtehenden mit Staunen angegafft, den Platz im Fenſter ein und kämpfte ſehr mit ſich ſelbſt, zu bleiben oder zu gehen, wie der Baron. Er empfand die Beſchämung des jungen Mannes lebhaft mit, weniger vielleicht als einen Beweis franzöſiſchen Uebermuthes, als vielmehr aus perſönlicher Theilnahme an einem Altersgenoſſen, der gleich ihm den ſauern Weg einer Amtsbewerbung ging. Im rechten Augenblicke beſann er ſich noch Reichardt's, um keine Unbeſonnenheit auf fremde Rechnung zu begehen.

Hermann hatte von Natur ein reges und meiſt richtiges Gefühl, das ſich aber mehr lebhaft als nachhaltig erwies. Auch gerieth ihm nicht ſelten, aus einer Art von Mutterwitz, eine treffende Antwort, und er war dabei glücklich genug, wenn ſie etwas vorlaut ausfiel, daß es ihm um des Tones und ſeines guten Geſichts willen meiſt leicht hinging.

Nicht lange, ſo ward er gerufen. Der General, halb angekleidet, empfing ihn mit Lachen.

Iſt der lateiniſche Baron fort? fragte er.

Ja wohl, Herr General! antwortete Hermann mit trockener Höflichkeit. Er war ſehr gekränkt. Sie müſſen ihm ein Offizierpatent auf die Wunde legen helfen.

Oho! lachte Salha. Ein ſehr geſuchtes Pflaſter, das! Die ganze heſſiſche Ritterſchaft möchte es auf ihre Lappen ſtreichen. Aber man muß dieſen ſteifen, eingebildeten Adel kurz halten. Sie wiſſen das nicht, mein Herr! Es ſteckt ein dummer, anſpruchvoller Hochmuth in ihnen, ja ſie ſinnen auf Empörung. Ueberdies hat Se. Majeſtät der König ein für alle mal beſchloſſen, Offizierſtellen nur ſolchen Individuen zu ertheilen, die entweder alle militäriſchen Grade durchlaufen, oder unter Ihren Pagen geſtanden, oder in der Militärſchule ihre Bildung erhalten haben. Der lateiniſche Baron hat nichts von dem allen. Aber er iſt ein hübſcher junger Mann und kann ſich bei den Damen verſuchen. Hier bei Hofe macht man ſein Glück oft weniger durch den Degen, als — durch die Scheide. Ha, ha! Auf Ehre! Ha, ha!

Was Sie betrifft, mein Herr, Sie ſprechen das Franzöſiſche ſehr gut. Sie haben darin einen Vorzug vor vielen heſſiſchen Baronen. Meine Tochter ſpricht auch ſchon ein wenig deutſch. Der König fragt ſie manchmal: Wie geht's, Mademoiſelle Salha? Und ſie antwortet gleich: Gut, Eure Majeſtät! O ja, Sie bekommen eine talentvolle Schülerin. Aber meine Frau will den Sprachmeiſter erſt ſehen. Verſtehen Sie — ich bin Herr im Hauſe, ich; aber Das betrifft eine Sache der Tochter.

Jacot! wendete er ſich an den Bedienten, der ihn ankleiden half, melde meiner Gemahlin, ich wolle ihr im

Augenblicke den deutſchen Sprachmeiſter bringen, wenn's ihr gefällig wäre.

Jacot eilte fort; der General ging ins Nebenzimmer, aus dem er nach einer Weile in voller Uniform, den Hut in der Hand, hervorkam, und Hermann einlud, ihm zu folgen. Unterwegs ſagte er:

Sie müſſen ſich vor allem dem Generaldirector der Polizei, Ritter v. Bercagny, präſentiren. Verſtehen Sie, durch ihn will der König die Perſonen kennen, die in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft erſcheinen. Es hat weiter keine Bedeutung!

Hermann war nicht argwöhniſch, ſonſt würde ihm vielleicht gerade dieſe letzte Verſicherung aufgefallen ſein. Noch weniger konnte er das Mistrauen ahnen, das gerade Reichardt durch ſeine zudringliche Empfehlung auf ihn gezogen hatte. Er dachte nur an die Generalin, die nach der Art ſeiner Einführung eine ſtolze, gebieteriſche Dame erwarten ließ. Auch erinnerte er ſich jetzt, daß Luiſe ſie kalt von Charakter, aber tiefblickend und ſchlauer als ſie es merken laſſe, genannt hatte.

Der General öffnete ein reich geſchmücktes, mit pariſer Möbeln beſetztes Zimmer. Die Dame ruhte auf einem ſogenannten Pommier, einem Ruhebette mit einer ſanft zurückgebogenen, in einen Schwanenhals verlaufenden Seitenlehne, die Füße gegen eine kurze, gerade Seitenwand geſtreckt. Sie war in einem eleganten Hauskleide, die Mütze von Petinet mit kleinem Schleier und Garnirung von Grosgrainband. Als Hermann gegen ſie vorſchritt, machte ſie — vielleicht von ſeiner Geſtalt und Haltung betroffen — eine unwillkürliche Bewegung, ſich ein wenig zu erheben, beſann ſich aber ſchnell zu einem kurzen, ſtolzen Gruße. Ein vornehmes Weſen war ihr nicht durch ihre Herkunft anerzogen: die gewandte Franzöſin hatte es ſich mit ihres Mannes Emporkommen angeeignet, und konnte es daher auch einmal vergeſſen. An der niedern Seitenlehne des Pommier ſitzend, empfing den Eintretenden die Creolin, Mademoiſelle Le Camus, mit ihren großen, ſtrahlenden Augen. Sie ſaß in einem einfachen Morgenbeſuchkleide mit Hut und Fächer.

Der General ſtellte Hermann mit wenig Worten vor, erkundigte ſich nach dem Befinden ſeiner Frau, die etwas leidend ausſah, und empfahl ſich mit einem plumpen Handkuſſe, wie Einer, der hinter vorgeſchobenen Geſchäften vor einer ſchon gefaßten Entſcheidung oder vor der Gefahr, ſeine Autorität bloßgeſtellt zu ſehen, ſich zurückzieht.

Inzwiſchen hatte die Dame ihre Füße zu einer mehr ſitzenden Lage herabgleiten laſſen. Sie winkte dem jungen Mann, auf einem für Beſuch daſtehenden Seſſel Platz zu nehmen, wobei ſie ihn mit ihren ſchlauen Blicken muſterte. Ihre Manieren gaben ſich übrigens bei allem Stolze doch ſehr einfach. Wie ſie unter den gewöhnlichen Fragen nach ſeiner Herkunft, ſeiner Wohnung und ſeinen Abſichten die Blicke bemerkte, die er immer wieder nach der Creolin gehen ließ, ſagte ſie mit feinem Lächeln:

Meine kleine Freundin beunruhigt Sie! Ich hab' auch ganz vergeſſen, ſie Ihnen zu nennen — die Schweſter des Grafen Fürſtenſtein, unſere liebe Adele Le Camus! — Aber woher haben Sie Ihr gutes Franzöſiſch, mein Herr? Sie haben das in Caſſel nicht gelernt?

Sie ſagte dies ſo ſchalkhaft bezüglich, daß Adele laut darüber lachte.

Nein, nicht in Caſſel, antwortete er. Ich bin aus Halle, einer Stadt, die vordem zu Preußen gehörte. Schon mein Vater liebte dieſe Sprache, und hatte als Erzieher in einem gräflichen Hauſe zu Berlin Gelegenheit, ſie zu üben. Der Graf war Diplomat und ſprach gewöhnlich nur franzöſiſch auch in Familie. Die Erzieherin der Tochter war eine junge Schweizerin aus Lauſanne. Mein Vater lernte ſie von Seiten ihres gebildeten Geiſtes und Herzens kennen, ſie ihn; beide faßten Neigung für einander und verbanden ſich, als mein Vater ein Pfarramt erhielt, für das Leben. Sie gaben im deutſchen Pfarrhauſe die gewohnte Sprache nicht auf; ſie übten ſie fort und hielten ſich mit der laufenden franzöſiſchen Literatur vertraut. So wuchſen wir Kinder, eine jüngere Schweſter und ich, in den Klängen und Wendungen dieſer Sprache auf, und ich mußte lernen, auch eigenthümlich deutſche Ideen in den fremden Accenten auszudrücken.

Die Generalin ließ, freundlich zuhörend, doch auch Adelen nicht unbeobachtet.

Das iſt ſchön! Recht intereſſant! nickte ſie. Dieſe Sprache wird Ihnen hier zugute kommen; ſie wird Ihnen forthelfen. Mein Mann, der General, intereſſirt ſich ſehr für Sie. Er wird ſeinen Einfluß für Sie verwenden. Aber, wiſſen Sie, was Sie vor allem thun müſſen? Sie müſſen ſich dem Ritter Legras de Vercagny vorſtellen.

Der Herr General hat mich auch ſchon aufmerkſam gemacht, verſetzte Hermann; und ſie ſprach weiter:

Nicht weil Bercagny Chef der Polizei iſt; aber er hat das beſondere Vertrauen des Königs für alles Perſönliche. Se. Majeſtät lieben es, Jeden, der zu einem Poſten vorgeſchlagen wird, durch Bercagny voraus zu kennen. Gehen Sie alſo bald hin und laſſen — Er weiß auch ſchon von Ihnen, und wird Sie freundlich empfangen.

Hermann dankte für die gütige Theilnahme, und die Generalin fuhr fort:

Meine Tochter freut ſich ſehr auf Ihre deutſche Lectionen. Nicht wahr, Adele?

Ein neckiſcher Bezug war aus den begleitenden Mienen der Fragenden zu merken. Auch erröthete die Creolin, und winkte mit ihrem Fächer der Generalin, zu ſchweigen. Hermann bemerkte dies Mienenſpiel; es war aber ſeine Art nicht, mistrauiſch zu ſein und ſo leicht etwas Unverſtändliches auf ſich zu beziehen.

Meine Tochter liebt dieſe originelle Sprache, fuhr die Generalin fort, und Graf Fürſtenſtein begünſtigt dieſe Vorliebe. Auch hat Melanie bereits einen Anfang gemacht, und unterhält ſich zuweilen deutſch mit dem König. Der König fragt ſie, ſo oft er ihr begegnet: Wie geht's, Mademoiſelle Salha? Und ſie antwortet: Gut, Eure Majeſtät! Die Ausſprache fällt ihr nur ſehr ſchwer. Aber ſie wird bei Ihnen gute Fortſchritte machen. Ich werde nun mit dem Grafen Fürſtenſtein das Weitere verabreden. Der Graf intereſſirt ſich für Melaniens Ausbildung.

Ein bedeutſames Lächeln gab dieſen Worten eine weitere Beziehung, als die vorſichtige Dame in Beiſein der Schweſter Fürſtenſtein's ausſprechen mochte. Dabei fielen ihre Blicke wieder ſo anzüglich und bedrohlich auf die Creolin, daß dieſe immer unruhiger wurde. Das leidenſchaftliche Mädchen war in ſeiner Erregbarkeit wie ein Kind, von jeder Empfindung abwechſelnd beherrſcht. Hermann hatte keine Ahnung davon, wie nahe es ihn ſelbſt betraf, was die Situation ihm ſo peinigend machte. Adele, die bei der erſten Begegnung im Auparke ein lebhaftes Wohlgefallen an dem jungen Deutſchen gefaßt zu haben ſchien, war nämlich, wie ſchon einige mal, gekommen, um der Generalin vertraulich anzudeuten, der junge Sprachmeiſter ſei von ſo einnehmender Perſönlichkeit, daß Melanie ſich gar leicht mehr für ihn intereſſiren dürfte, als es ihrem Bruder bei ſeiner Bewerbung um ihre Zuneigung angenehm ſein werde.

Die Generalin, die ihrer Tochter ſehr wenig reizbares Gemüth beſſer kannte, und wußte, wie ſehr dieſelbe, gleich ihr, einer beſtimmten Erklärung des Grafen entgegenſah, durchblickte leicht die kleine Liſt der unbeſonnenen Adele; und dieſe Anzüglichkeit war es, die aus ihren Blicken und Worten Adelen nicht wenig ängſtigte.

Hermann hatte ſich auf die letzte Aeußerung der Generalin erhoben. Wenn er ſich auch zu dem verhandelten Unterrichte nur ungern verſtanden hatte, ſo war ihm doch jetzt, nach dem Aufwand einer ſo umſtändlichen Aufwartung bei der etwas brutalen Familie, dieſe Art von Abfertigung nicht wenig empfindlich, ſodaß er ziemlich lebhaft erwiderte:

Sie haben das ganz zu beſtimmen, Madame, — ob Lectionen und wann Lectionen Ihren häuslichen Verhältniſſen zuſagen. Hoffentlich behalte ich auch bei andern

Geſchäften, die ich zu finden denke, für ſpätern Sprachunterricht noch Zeit übrig. So wenig ſolcher Unterricht in meinen Abſichten lag, werde ich mich doch ſtets glücklich ſchätzen, Ihnen zu dienen.

O nein, mein Herr, Sie misverſtehen Madame! fiel, ſich ſelbſt vergeſſend, Adele ein. Man will Sie nicht beleidigen. Im Gegentheil — Sie ſollen die Lectionen einſtweilen mit mir anfangen. Ich kann noch gar nichts deutſch, bis Melanie —

Sie wurde von ſchallendem Lachen der Generalin unterbrochen, und ſchrak zuſammen. Ihre großen, dunkeln Augen flammten auf, eine höhere Röthe leuchtete aus dem feinen Gewebe ihrer Wangen. Doch die Generalin, gegen Hermann gewendet, fuhr lächelnd fort:

Wahrhaftig, mein Herr, Sie glauben nicht, was unſere liebe, kluge Adele für ein excellentes Herz hat! Ma foi, ſie wäre im Stande, ſich mit dieſem Herzen in eine Gefahr zu ſtürzen, von der ſie Andere mit der naivſten Schlauheit abhält.

Adele, die ſich ſo in ihrer tiefſten Empfindung durchſchaut, und in ihrer kleinen Liſt verlacht, ja verrathen ſah, war einen Augenblick wie vernichtet. Dann ſtand ſie raſch auf, ſchlug ihren Fächer zuſammen und eilte ohne Adieu der Thüre zu.

Mademoiſelle, ein Wort! rief gebieteriſch die Generalin. Und als das Mädchen ſtehen blieb, ſagte ſie artig zu Hermann:

Bitte, mein Herr, begleiten Sie das liebe Kind durch die Gefahren des Corridors und der Treppe! Adieu, auf Wiederſehen!

Hermann verneigte ſich und ging. Adele, mit der Bewegung vergnügten Trotzes gegen die ſpöttiſche Frau, ergriff ſeinen Arm und blickte triumphirend zurück. Die Generalin rief mit Strenge:

Die Lectionen werden aber nicht angefangen, Mademoiſelle Le Camus! Ich erwarte keine Unklugheit von Ihnen!

Hermann wußte nicht, wie er als ein aus dem Stegreife galanter, ja zur Galanterie gepreßter Menſch, mit der anmuthigſten Geſtalt eines creoliſchen Mädchens am Arm, über den Corridor einer ſo vornehmen Wohnung gekommen war, als Adele auf dem Abſatz der Stiege ſtehen blieb und ihm ihren Arm entzog.

Nicht wahr, fragte ſie geſenkten Blicks, Sie glauben nicht, was Madame von mir geſagt hat?

Daß Sie, Mademoiſelle, ein excellentes Herz hätten?

Ach nein! Sie haben's nicht verſtanden! jubelte ſie mit dem vollen Aufſchlag ihrer ſtrahlenden Augen. Aber es iſt eine böſe Frau. Und, wiſſen Sie, ich will doch deutſch lernen. Auch mein Bruder will's. Ich wohne bei ihm; wollen Sie zu uns kommen? Sie müſſen ſich ihm vorſtellen; er iſt Miniſter und wird wegen meiner Stunden mit Ihnen verabreden.

Hermann verneigte ſich verlegen. Sie hatte in befangener Aufregung und mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit ihren rechten Handſchuh ausgezogen und ſpielend um den Fächer auf- und abgewickelt. Jetzt reichte ſie, ſein Verſprechen zu empfangen, das entblößte Händchen hin, das wie Wachs ausſah und wie Sammet ſich anfühlte, ſodaß es Hermann wunderbar überſchauerte, als er es gedankenvoll erfaßte. Er wußte in ſeiner erſten Verwirrung nicht, wozu es gegeben war, und noch weniger, was er damit anfangen ſollte. In Gedanken rollte er mit bebenden Fingern die zarte Fläche zu einer niedlichen Walze zuſammen, ſpielend, als ob er das warme Wachs zu etwas Anderm umkneten wollte. Sie lächelte zu ihm auf, und er beſann ſich jetzt, wie er von ſeiner Mutter gewöhnt worden war, bei empfangenen Geſchenken die Hand artig zu küſſen. So machte er es auch jetzt, nur ein wenig ungeſchickt, und Adele zuckte die Hand von den heißen Lippen ab.

Ich habe alſo Ihr Wort, und Sie dürfen's nicht vergeſſen! ſagte ſie, wobei ſie den Zerſtreuten mit dem Handſchuh auf ſeine Rechte ſchlug. Er war nun durch ſeine gelungene Artigkeit ſchon ſo kühn geworden, das zarte Ledergebild an den Fingern zu erhaſchen. Sie hielt es an der Oeffnung feſt und zog an ſich; er zog zurück. Unter ſolchem Hin- und Herwiegen kam er dazu, ſie lächelnd anzuſehen. Das Licht des Treppenfenſters fiel auf die unbeſchreiblich zarte und doch reizende Geſtalt, auf die feine bräunliche Geſichtsfarbe, an den Wangen durchwebt von dem duftigen Roth, das die Luft der Antillen anhaucht. Dies lebendige Spiel der Züge, dieſe durchſchimmernde Glut des Naturells ward ihm erſt in ſolcher Nähe recht bemerklich. Unter den wunderbaren Regungen, die er empfand, flüſterte ſie:

Mein Bruder liebt die Deutſchen, und ich — o ich liebe meinen Bruder ſehr, und Alles was er ſelbſt ſchätzt.

Aber, mein ſchönes Kind, ſtotterte Hermann, die Dame rief Ihnen doch nach: „Keine Lectionen, Mademoiſelle Le Camus!“

Und doch Lectionen, mein unartiger Herr! erwiderte ſie. Was, Mademoiſelle Le Camus! Ma foi, c'est elle qui restera camuse!

Bei dem unbeſchreiblich ſchalkhaften Lächeln, als ob ſie es verbergen wollte, lehnte ſich die Kleine gegen ihn, und er war eben im Begriff, den Handſchuh fahren zu laſſen und ſich des unwiderſtehlichen Geſchöpfs mit beiden Armen zu bemächtigen, als auf dem obern Gang eine Thür aufging und Adele zurückfuhr. Darüber behielt Hermann das Handſchuhchen in ſeinen Händen und ſtürzte in größter Verwirrung fort.

Der ganze Treppenabſatz hatte übrigens in raſchem Halbflüſtern kaum drei Minuten gedauert.

Fünftes Capitel.

Eine alte Trauer.

Die Ordonnanz, die mit einer ledernen Schriftentaſche in der Hausthür ſtand, ſah den Forteilenden verwundert an, mochte wol aber daran gewöhnt ſein, verwirrt ausſehende junge Männer von dem barſchen General kommen zu ſehen, ſodaß es ihr nicht beikam, Hermann mit dem Damenhandſchuh etwa als einen verſcheuchten Hausdieb anzuhalten.

Auf der belebten Straße eilte der Glückliche in ſeiner aufgeregten Gedankenloſigkeit weiter, bis er auf der Treppe zu Reichardt's Wohnung, betroffen über ſich ſelbſt, ſtehen blieb. Jetzt beſann er ſich, daß er ſchon im Zimmer der Generalin den Vorſatz gefaßt hatte, ihren und des Generals Rath wegen einer Aufwartung bei dem Polizeiminiſter nicht ohne Reichardt's Vorwiſſen zu befolgen, und daß dieſe Abſicht ihn wahrſcheinlich des Wegs getrieben hatte. Lächelnd ſteckte er den wohlriechenden kleinen Handſchuh zwiſchen Weſte und Hemdkrauſe ein, und da dies mit der rechten Hand geſchah, ſo fügte es ſich von ſelbſt, daß der ſüße Raub auf das pochende Herz zu liegen kam, es vor den Freunden zu beſchwichtigen.

Er ward nach Luiſens Zimmer gewieſen, da die Aeltern auf Ehrenbeſuchen aus waren. In ſeiner Verwirrung bemerkte er nicht gleich, daß er eigentlich etwas ungelegen kam. Luiſe ſah feierlich aus und ſchien geweint zu haben. Sie ſaß in einem Lehnſtuhle vor einem aufgeſchlagenen, nicht gedruckten, ſondern von ſorgfältiger Hand beſchriebenen Buche in himmelblauem Saffianeinbande. Dahinter, gegen eine Blumenvaſe gelehnt, ſtand ein kleines Bild im Schattenriß, über welches ſie bei Hermann's Eintritt ihr Taſchentuch geworfen hatte. Eine Näharbeit war beiſeite gelegt.

Sie wies dem grüßenden Freund einen Stuhl an, und fragte mit angenommener Heiterkeit:

Nun, was iſt denn geſchehen? Sie ſehen ja wie der Gott des Sturmwindes aus!

Nichts, liebe Luiſe! antwortete er. Das heißt — ich will ſagen, mit dem deutſchen Unterricht iſt es nichts. Ich komme eben von Generals.

Wirklich? erwiderte ſie. Wiſſen Sie, daß mir das lieb iſt? Recht lieb!

O mir auch! Sehr recht! warf er zerſtreut hin. Ich bin ordentlich erleichtert! Wahrhaftig! Beſonders da auch Sie Manches dagegen haben.

Sie ſehen mir nicht gerade darnach aus, lieber Freund, als ob Sie ſo ganz zufrieden damit wären, lächelte ſie, indem ſie ihn ſchärfer betrachtete. Beruhigen Sie ſich aber! Wer einen Weg durch die Welt ſucht, muß bei Zeiten darauf gefaßt ſein, auch einmal fehl — ja irre zu gehen. Und Sie ſind ja noch jung genug, um ſich auch bei einem oder dem andern Abweis für Ihr Glück nicht zu verſpäten. Meinem Vater müſſen Sie aber offen mittheilen, was Ihnen Verletzendes widerfahren iſt.

Verletzendes? fiel er verwundert ein. Ich wüßte nicht — nein, im Gegentheil —!

Er ſchwieg über dem Gedanken an das mit der Creolin Vorgefallene, deſſen er um keinen Preis gegen Luiſen hätte erwähnen mögen.

Im Gegentheil? erwiderte ſie. Das hieße — Angenehmes? Nun ja, ich kann mir denken, daß man Sie auf artige Weiſe ablehnen wird, wenn einmal — Aber, guter Freund, daß etwas Schmeichelhaftes von Franzoſen, von dieſen Franzoſen Sie ſo aufregen könnte, das hätte ich mir nicht gedacht. Sie ſind jünger, als ich glaubte.

Er erröthete, beſann ſich aber ſchnell des Auftrittes im Vorzimmer des Generals und erzählte denſelben ſo, daß Luiſe darin den Grund ſeiner Aufgeregtheit finden mochte.

Ja! rief ſie aus, da haben Sie ein Pröbchen von der Brutalität und dem Uebermuthe dieſer Fremdlinge! Aber iſt ſolche Behandlung nicht die verdiente Folge unſerer Uneinigkeit und Unterwürfigkeit? Da haben Sie die Söhne unſers Adels, der ſich ſtets allein die Tugenden des Muthes und der Vaterlandsliebe angemaßt hat. Und nachdem ſie in unſerm Preußen ſchändlich geflohen ſind, und die Feſtungen des Landes ſchmachvoll überliefert haben, betteln ſie bei dem übermüthigen Feind um Degenquaſten. Sitzt doch dieſer alte Schulenburg-Kehnert auch im weſtfäliſchen Staatsrathe — er, der als Miniſter-General Berlin ſo ſchmählich verließ und — Unterwerfung die erſte Adelspflicht ſein läßt! Und wie werfen ſich erſt dieſe deutſchen Frauen weg! Pfui der Schmach! O dieſe Auflöſung aller Charaktere, alles Gefühls ſittlicher Würde iſt wie ein gelbes Fieber, eine aus Fäulniß entſtandene Peſt, die in Deutſchland wüthet. Könnte ich mich doch in die ſtille Einſamkeit unſers Giebichenſtein retten und verbergen, in jenes Paradies verlorener Jugendhoffnungen!

Ihre innere Bewegung zu verbergen, ſchloß ſie das vor ihr liegende Buch und wollte es in ſeine Kapſel verwahren. Hermann fragte, was es für ein Werk ſei.

Kleine Gedichte, ſagte ſie, und Ueberſetzungen verſchiedener Oden des Horaz.

Von wem, Luiſe?

Sie ſtand auf und trat ans Fenſter, ſich zu faſſen, ehe ſie den Namen nennen konnte. Endlich ſagte ſie ſehr leiſe:

Hat Ihnen mein Schwager Steffens nichts vom jungen Eſchen mitgetheilt? Oder wiſſen Sie ſonſt von ihm?

Nein! antwortete er. Ich weiß nur, daß dieſer viel verſprechende junge Poet zu früh für ſein Talent geſtorben iſt. Beſinne ich mich recht, ſo lebte er in der Schweiz. Ich kenne nichts von ihm, und — ich glaube auch, es iſt ſchon Jahre her?

Luiſe trat an ihre Commode, ein friſches Sacktuch herauszunehmen, das ſie verſtohlen an die Augen drückte. Dann öffnete ſie wieder das Buch, ſuchte eine Seite auf und deutete in den ſchöngeſchriebenen Versſtrophen eine Stelle an, die ſie dem Freund hinreichte. Hermann erkannte die Ode des Horaz an Manlius Torquatus und las laut die angeſtrichenen Worte:

> Sankſt du einmal hinab und ward ein glänzendes Urtheil
> Schon dir von Minos gefällt:
> Führt nicht Geſchlecht, o Torquatus, Beredtſamkeit nicht und biedere
> Seele zu uns dich zurück.

Die Worte, „o Torquatus“, waren leicht durchſtrichen, und von weiblicher Hand mit „o mein Eſchen“ überſchrieben.

Luiſe war von den ihr ſo bekannten Worten, indem ihr dieſelben aus fremdem Mund ertönten, heftig erſchüttert, ſodaß ſie das Zimmer verließ.

In Ueberlegung, ob er gehen oder ſie zurückerwarten ſollte, und was es mit ihrer Stimmung für eine Bewandtniß haben möchte, durchblätterte Hermann ziemlich zerſtreut das ſo ausgezeichnete Buch und fand hinter dem Titel eine zärtliche Widmung an Luiſen aus Bern, vom 20. Mai 1800 datirt, und mit dem Namen F. A. Eſchen unterzeichnet. Es war alſo heute der achte Jahrestag jener Niederſchrift. Nachdenklich über dies myſteriöſe Verhältniß und durch Luiſens Empfindſamkeit faſt ein wenig verſtimmt, ſchloß er das Buch und wollte ſich entfernen, als ſie zurückkehrend ihm an der Thür begegnete, gefaßt, ja gehoben.

Sie wollen gehen? ſagte ſie mit ihrer milden Freundlichkeit, und — ich darf Sie auch nicht zurückhalten. Ich feiere heut' Erinnerungen der Einſamkeit. Ein andermal ſage ich Ihnen, was mich bei jenen Verſen ſo bewegt hat und worauf ſie ſich beziehen. Der lateiniſche Ausdruck ſoll in der Ueberſetzung nicht erreicht ſein, ſagte man mir. Verſuchen Sie ſich einmal daran, und — kommen recht bald wieder. Schon dieſen Abend würden Sie mich anders gefunden haben.

Hermann bat um Verzeihung, daß er die Stunde geſtört habe; er ſei nur gekommen, in einer dringenden Angelegenheit ihre Entſcheidung zu holen.

Und —? fragte ſie mit all' ihrer beſonnenen Theilnahme. Worauf er der Treppe zuwandelnd fortfuhr:

Beide, Salha und ſeine Frau, legten mir ſehr nahe, mich dem oberſten Polizeimenſchen Vercagny zu präſentiren. Nur durch ihn könnte ich —

St! unterbrach ſie den Lautredenden, und flüſterte ihm über das Treppengeländer zu:

Ja, lieber Freund, das müſſen Sie nun durchaus; das ſcheint mir — abgekartet.

Er erwartet mich auch ſchon, wie mir die Generalin ſagte, ſetzte Hermann hinzu.

Um ſo eher; aber — dann auch um ſo vorſichtiger, lieber Hermann! Ich begreife nun, daß man Sie abgewieſen hat; man mistraut Ihnen. Mein Vater iſt ein wenig zu raſch mit ſeiner Empfehlung geweſen. Laſſen Sie ſich das nicht anfechten! Geben Sie ſich unbefangen, aber — vorſichtig! Gehen Sie auf nichts ein, was Ihnen nicht klar und ehrlich ſcheinen ſollte. Behalten Sie ſich dann Ueberlegung vor. Gehen Sie hin, und Gott mit Ihnen! Aber — noch Eins! Von meinem Vater dürfen Sie gar nichts wiſſen, als daß wir über Alltäglichkeiten plaudern, daß wir zuſammen leſen, muſiciren u. dergl. Weiter nichts! ja nichts!

Mit dieſem geſteigerten Worte verſchwand ſie in ihr Zimmer.

Welch' andere Empfindungen, als aus der Wohnung der Generalin, begleiteten Hermann aus dieſem Hauſe! Das Geheimniß der Trauer, worin er Luiſen gefunden, wollte ihm nicht aus den Gedanken kommen. Selbſt der kleine ſüße Handſchuh, der ihm auf ſeiner Stube aus der geöffneten Weſte entgegenduftete, ſtörte ihn nur die wenigen Augenblicke, bis er ihn unter ſeine Wäſche verſteckt hatte und hinab zum Mittagstiſche ging. Von da zurückgekehrt, ſuchte er ſeinen Horaz hervor und ſchlenderte nach der Au, wo er im Schatten einer Baumgruppe am großen Teiche die ihm ſo liebe Ode: Diffugere nives, mit neuem Intereſſe las. Er fand auch, daß die ihm von Luiſen bezeichnete Stelle in Eſchen's Ueberſetzung hinter dem Original ſehr zurückblieb, und beſchäftigte ſich damit, einen treffendern deutſchen Ausdruck zu finden, um durch dieſen Beweis von Theilnahme Luiſen gelegentlich zur Mittheilung über das für ſie ſo wehmüthige Geheimniß zu veranlaſſen. Er machte ſich nicht klar darüber, daß dies räthſelhafte Verhältniß mit einem längſt dahingegangenen Poeten ihm doch mit einer gewiſſen Eiferſucht im Gemüthe lag. Reichardt's Aeußerung, ſeine Luiſe habe Schickſale gehabt, und der Eindruck ſeines Geſangs in der Au fielen ihm wieder bei. Der Ueberſetzungsverſuch nahm ihn ſo ſehr ein, daß ihn ſelbſt bei ſeiner Rückkehr die Nachricht des beſorgten Wirthes, Herr von Bercagny habe ihm auf morgen früh eine Anmeldeſtunde beſtimmt, ſo wenig zerſtreute, daß er noch am Abende ſeine Uebertragung zu Papier brachte. Sie lautete:

Sankſt du einmal hinab, und ward ein glänzendes Urtheil
Schon der von Minos gefällt:
Bringt kein Geſchlecht, o Torquatus, kein Flehen und keine fromme
Treue zu uns dich zurück!

Sechstes Capitel.

Der Spion wider Willen.

Als am andern Morgen Hermann im Vorzimmer des Generalpolizeidirectors erſchien und dem Bedienten ſeinen Namen nannte, redete ihn ein Mann, der eben mit Schriften aus den innern Zimmern kam, in deutſcher Sprache an, indem er ſagte:

Herr Ritter von Bercagny iſt mit einer wichtigen Depeſche an Se. Majeſtät den König beſchäftigt. Ich will Sie lieber ſelber melden und fragen, ob er Sie jetzt annehmen kann. Sie ſind ja doch einmal da!

Hermann, von dieſer Zuvorkommenheit überraſcht, erkundigte ſich bei dem Bedienten nach dieſem artigen Beamten und erfuhr, daß es der Generalſecretär der hohen Polizei, Herr Savagner, ein Elſaſſer ſei, und beide Sprachen mit gleicher Gewandtheit ſpreche. Er war klein, athletiſch gebaut und von dem blühenden Ausſehen der kraftvollſten Jahre.

Dieſer Mann, ſo gefällig gegen Hermann, war inzwiſchen ebenſo dienſtbeeifert bei ſeinem Chef mit den Worten eingetreten:

Der junge Mann aus Halle, nach dem Sie geſtern ſich bei mir erkundigten, Herr Ritter, iſt im Vorzimmer.

Iſt er? erwiderte Bercagny. Nun ja! Ich habe ihn vorladen laſſen. Er iſt dem General Salha und dem Grafen Fürſtenſtein von dieſem verdächtigen Kapellmeiſter Reichardt faſt aufgedrungen worden. Sie, Savagner, wußten mir nichts von ihm zu ſagen, hatten ihn noch nicht einmal auf Ihrer Liſte; ich muß ihn nun ſelber ſprechen, wenn ich ihn auch ein andermal lieber gehabt hätte, als im Augenblick. Ich vermuthe nämlich einen der preußiſchen Zwiſchenträger hinter ihm, den dieſer fatale Kapellmeiſter gegen uns in Noten zu ſetzen denkt. Aber — der Menſch denkt, die Polizei lenkt. Wie ſieht der Burſche aus, wie finden Sie ihn?

Ein ſehr hübſcher junger Mann, antwortete Savagner; gut gewachſen und von einnehmendem Blick, — ganz gemacht, die Tugend unſerer Damen zu prüfen; doch nach preußiſchem Tugendbunde ſieht er mir nicht aus, vorausgeſetzt, daß Bart unterm Kinn wirklich ein Abzeichen der Mitglieder dieſer Verſchwörung iſt.

Ei was! Albernheit! fiel Vercagny ein. Das iſt ja eine ganz übliche Tracht, ſolche Ziegenbärte. Es wäre mir viel werth, könnte ich dem Kaiſer zuerſt etwas Genaues über die Sache berichten. Unſer Geſandter in Berlin, Baron Linden, dieſe beeiferte Spürnaſe, hat doch auch die eigentliche Trüffel noch nicht gefunden. Nun, ſchicken Sie den Burſchen herein!

Im Weggehen ſagte Savagner:

Ich, Herr Ritter, würde ihn lieber für einen Träumer, für einen Ideologen nehmen. Er hat etwas Schwärmeriſches im Blick.

Deſto beſſer! rief ihm Vercagny nach. Wollen ſehen, was wir mit ihm anfangen.

Im Vorzimmer ſagte Savagner ungemein höflich:

Herr von Vercagny will Sie doch ſehen. Sie müſſen ſehr gut empfohlen ſein. Von unſerm genialen Kapellmeiſter? À la bonne heure! — — À propos! Wenn Sie vielleicht von einer neuen Tondichtung deſſelben wiſſen: halten Sie damit gegen den Herrn Generaldirector nicht zurück; er iſt Kenner und großer Freund der Reichardt'ſchen Melodien. Adieu! Wollen Sie nur durch das nächſte Zimmer hindurchgehen!

Dies Empfangzimmer und das folgende Arbeitszimmer waren ſo reich und geſchmackvoll wie bei Salha eingerichtet, trugen aber mehr das Ausſehen nach einem auf Künſte und Kenntniſſe gerichteten Manne. Wenigſtens lagen Zeitungen, Zeichnungen, Landkarten und Flugſchriften umher; Modelle, Inſtrumente, Antiken in Nachbildungen ſtanden theils zum Schmuck, theils zur Prüfung auf Tiſchen und Simſen. Hermann faßte einen hohen Begriff von dem Geſchäftsmanne und ſuchte ſich recht zuſammen zu nehmen.

Legras empfing ihn vornehm artig, — ein ſchöner Mann über mittleres Alter. Dies war ſein Familienname, zu dem er noch den Namen ſeiner reichen Frau, einer geborenen von Bercagny, angenommen hatte. Er ſprach nur franzöſiſch, aber gewählt und — wenn er ſich geltend machen wollte — mit einem leiſen Hauche von Salbung, die er mit aus dem Kloſter gebracht haben mochte. Er verrieth Verſtand und Kenntniſſe.

Ihre dem Bureau vorgelegten Papiere bezeichnen Sie als Studioſen und Doctor der Philoſophie, redete er ihn an. Ich habe deshalb gewünſcht, Sie perſönlich zu kennen; zumal Sie des Franzöſiſchen mächtig ſein ſollen. Solche Leute thun uns noth, wo wir jetzt ſo Vieles in dem neuen Königreiche zu ſchaffen haben, — in dieſem Royaume de deux nations, möcht' ich ſagen, wie man ein Dictionnaire de deux nations hat. Ueberdies intereſſirt mich ſehr die deutſche Wiſſenſchaft, zu der mir leider! der Schlüſſel der Sprache abgeht.

Er fragte ſodann nach den Studien und Abſichten Hermann's, nach dem Leben der deutſchen Studenten, nach den Namen einflußreicher Profeſſoren, nach den Tendenzen der Burſchenſchaften und dergleichen, raſch, lebhaft, hin-

und herſpringend, ſodaß ein junger Mann, wenn er nicht ganz gewandt und verſchlagen war, ſich in den Anſichten, der Denkart und Geſinnung leicht verrathen mußte. Ein ſo geübter Blick für die Menſchen, wie Bercagny beſaß, entdeckte denn auch ſehr bald Hermann's ſchwache Seite, ſeinen Mangel an Weltkenntniß, ſeine ſchwärmeriſche, idealiſtiſche Richtung. Bercagny überlegte, wie er es am beſten angreifen könnte, um einen ſo unbefangenen Ideologen, der ganz gewiß kein preußiſcher Zwiſchenträger ſei, als weſtfäliſchen Spion zu brauchen. Er hatte ſich bis jetzt vergebens nach einem für literariſche Spionerie brauchbaren Menſchen umgeſehen.

Ich muß Ihre Einſichten, Ihre Urtheile mit Achtung anerkennen, mein Herr! ſagte er. Solche junge Männer fehlen uns in Caſſel. Ich überzeuge mich jeden Tag mehr, daß die deutſche Literatur einen unermeßlichen Stoff darbietet, dem nur geſchickte Baumeiſter fehlen, um daraus ein erſtaunliches Denkmal nationaler Bildung zu ſchaffen — monumentum aere perennius, wie es Horaz nennt. Die Begründung eines franzöſiſchen Hofes inmitten Deutſchlands verſpricht daher die ſchönſten Gewinnſte für Ihre Literatur; zum deutſchen Gedankenſtoffe bringen wir Franzoſen die Anordnung, die Durchſichtigkeit, die Anwendbarkeit. Beide Literaturen würden ſich viel raſcher genähert und durchdrungen haben, wenn uns nicht die Kenntniß Ihrer Sprache gefehlt hätte, einer Sprache, die ſo ungemein ſchwer zu lernen und für uns faſt nicht möglich zu ſprechen iſt. Sehen Sie, dieſe Sprache hat bis jetzt die deutſche Nation in Europa vereinzelt und zurückgehalten. Daß nun unſere Sprache ſich ihr aufnöthigt, iſt ein Gewinn für die Literatur und Bildung in Deutſchland. Ein großer König, Friedrich von Preußen, hat einſt die Franzoſen ſein Schwert fühlen laſſen; aber er las nur franzöſiſche Bücher, er huldigte unſern Geiſtern. Jetzt haben wir Deutſchland beſiegt, aber wir werden die deutſche Literatur anerkennen. Nur, mein Herr, bedarf es einer Vermittelung! Wir ſuchen eben Männer, die ein ſo großes Werk zur Hand nehmen können, — Männer, wie Herr Villiers in Göttingen iſt. O Sie kennen gewiß ſeine Arbeiten! Mein König will ſolche Vermittelung; er ſieht ſie für eine ſelbſt über die Grenzen ſeines Reiches hinaus reichende Aufgabe an, und unſer Budget hat Mittel, ſie zu fördern. Ich ſelbſt habe die Pflicht, dieſen Intentionen meines Souverains zu dienen. Nun, was ſagen Sie dazu, mein junger und gelehrter Doctor? Sehen Sie, wie zur rechten Zeit Sie hierhergekommen ſind, nach Caſſel, und welch' eine ſchöne Laufbahn Ihnen winkt?

Solche Meinungen und Anſichten waren für Hermann nicht gerade neu und überraſchend. Sie waren in jener elenden Zeit ſehr im Schwung, und gingen theils von gefälligen Gelehrten und unterwürfigen Politikern aus, theils waren es Träume, in denen trauernde, reſignirende Herzen, die an eine beſte Welt glaubten, Troſt und Zuflucht ſuchten. Hermann ſelbſt war noch nicht über jene glückliche Jugend hinaus, in der ein ſchwungvolles Herz mit jedem glänzenden Gedanken ausſchwärmt, ohne zu fragen, wo er ausgebrütet worden, und mit welchem Futter er ſich unterhalten will. Nur von dem Franzoſen kamen ihm ſolche Aeußerungen überraſchend. Indem er ſie aber als ein Anerkenntniß deutſcher Denkweiſe und Verdienſte hinnahm, faßte er ſchnell eine vertrauensvolle Meinung von dem vorher nicht wenig gefürchteten Manne, und erwiderte mit Lebhaftigkeit und ſogar mit Wärme:

Mein Herr Director, ich bin höchſt erfreut über die hohen Abſichten der weſtfäliſchen Regierung und die erhabene Geſinnung des Königs. Unſere deutſchen Fürſten haben uns durch beſondere Gunſt für Sprache und Literatur der Nation nicht verwöhnt. Wenn Friedrich der Große ſich berühmte, niemals ein deutſches Buch geleſen zu haben, ſo hat er vielleicht bei den Franzoſen unſere Literatur in Miscredit geſetzt, ſie aber nicht abgeſchreckt, groß und mächtig zu werden. Kein despotiſcher Hof eines Ludwig XIV. hat ſie zur Hofmäßigkeit erzogen und ihren Stil zu einer Uniform gebildet; dafür aber paßt der ſchöne Ausdruck Ihrer Sprache: la Republique de lettres, auf keine Literatur beſſer, als für die unſerige. Uebrigens können allerdings beide Literaturen durch wechſelſeitige Annäherung nur gewinnen. Wenn unſerer Literatur etwas mehr Form nöthig thut, ſo könnte der franzöſiſchen mehr Tiefe und Gehalt nicht ſchaden. Beide große Nationen, die das ſchimmernde Band des Rheinſtroms verknüpft, ſind reif und berufen, einander zu verſtehen und zu ergänzen. Daß beide, wie Sie erwähnten, ſich mit dem Schwert in der Fauſt getroffen haben, darf uns nicht irre machen. In dieſer Feindſeligkeit liegt eine verborgene Liebe, die durch Kampf zur Erkenntniß kommt.

An dieſem letzten Gedanken hätte ein Anderer einen Schüler des Profeſſors Steffens erkennen können; auf Bercagny ſchien er einen komiſchen Eindruck zu machen; denn Hermann ſprach fortfahrend:

Lächeln Sie nicht, mein Herr Ritter! Fängt die heftigſte Liebe, jene der Geſchlechter, nicht damit an, daß Knabe und Mädchen ſich raufen? Oder hätten Sie noch nicht beobachtet, daß die Schale mancher Früchte ſich in dem Maße verbittert, als ihr verſchloſſener Kern reift? Ein erhabener Kaiſer, unſer Karl der Große, den die Franzoſen ihren Charlemagne nennen, herrſchte in der That ſchon über beide Nationen, wie Sie wiſſen. Er hatte ſchon die Vorahnung eines großen Reiches zweier Nationen, das ein Jahrtauſend ſpäter durch Napoleon zu Stande kommen dürfte. Ich könnte mir denken, Napoleon habe mit großer Abſicht dies gemiſchte Königreich Weſtfalen als den Herd weſelſeitigen Verſtändniſſes geſchaffen.

Wie tief Sie die Sache auffaſſen! Wie gründlich Sie zu Werke gehen! rief Bercagny, dem jeder Andere, als Hermann, die innere Ungeduld angeſehen hätte.

Das Verhältniß beider Völker zu einander liegt auch gar tief, fuhr der junge Docent fort. Und nicht blos hiſtoriſch, auch metaphyſiſch, möcht' ich ſagen, — im innerſten Weſen beider. Franzoſen und Deutſche verhalten ſich zu einander wie Muth und Gemüth. Wenn Sie unſere Sprache kennten, Herr von Bercagny, würden Sie ſich freuen, wie bedeutſam im Deutſchen beide Worte aus einer und derſelben Wurzel treiben, — bedeutſam auf die Tugenden und Fehler beider Nationen.

Es iſt zum Erſtaunen, was man in Deutſchland nicht Alles vernimmt! rief Bercagny mit ironiſchem Lächeln. Ich beklage ſehr, daß ſoviel leidige Geſchäfte mich abhalten, Sie öfter und länger bei mir zu ſehen. Aber Sie dürfen dem Katheder in Göttingen nicht verloren gehen.

Rechnen Sie auf meine Empfehlung beim König! Bis dahin aber ſollten Sie angemeſſen und — lohnend beſchäftigt ſein.

Doch Hermann, wie er einmal angeregt war und ſich fühlte, unterbrach ihn, indem er ſagte:

Nur Eines noch laſſen Sie mich hinzufügen, — daß mir nämlich gerade unſer Weſtfalen als das ſchlagende Herz des neuen Völkerkörpers erſcheint. Es liegt auf deutſcher Seite, aber es pulſirt von franzöſiſcher Adminiſtration.

À la bonne heure! fiel der Polizeichef ein. Auf dieſem Grund und Boden bin ich ſchon ein wenig mehr zu Hauſe. Wiſſen Sie aber, mein vortrefflicher junger Doctor, daß Sie mir durch Ihre geiſtreichen Geſichtspunkte die Befehle meines Königs verflucht ſchwer machen? Ja, Sie! Ich ſoll die deutſche Literatur überwachen — Verzeihung! Ich drücke mich falſch aus: ich ſoll darauf achten, wie die Literatur mit der Politik — des Volksglückes harmonire. Auch der Kaiſer Napoleon ſieht ein, daß die deutſchen Gedanken diesſeit des Rheins eine Macht ſind, mit denen die franzöſiſchen Waffen in gutem Einverſtändniß ſtehen müſſen. Kennen Sie das erhabene Wort des Kaiſers? „Denkfreiheit iſt die Eroberung des Jahrhunderts“, ſagt er, „und ich will Preßfreiheit in meinen Staaten haben; aber ich will wiſſen, was für Gedanken und Ideen in den Köpfen umgehen.“

Ei nun! lächelte Hermann. Das „Aber“ iſt leicht: der Kaiſer ſoll nur eben die Preſſe gewähren laſſen, und er wird's erfahren, was in den Köpfen umgeht.

Bercagny, einen Augenblick betroffen, verſetzte dann deſto lebhafter:

Sehr richtig bemerkt! Wenden Sie nur die Sätze um! Der Kaiſer will die Gedanken kennen und zu dem Ende Preßfreiheit. Aber, Sie ſehen ein, er ſelbſt kann dieſe Gedanken doch nur erfahren durch Jene, die der Bewegung der Preſſe folgen. Sie, mein Herr, müſſen mir in dieſer Aufgabe beiſtehen. Endlich find' ich doch ein Talent, wie ich es lange vergebens geſucht. Ja, mein Herr! Sie gehen ganz in meine Ideen ein, nur mit Kräften, die mir abgehen.

Sie ſind ſehr gütig, verſetzte Hermann; aber ich verſtehe nicht, was Sie verlangen.

Sie ſollen mir Ueberſichten über den Gang der deutſchen Literatur, über den Inhalt und die Tendenz jener Schriften geben, die einen Einfluß auf das Volk, eine Richtung für die Gedanken und Empfindungen der Menſchen haben. Verſtehen Sie mich?

Schriftliche Ueberſichten? fragte Hermann bedenklich — nicht ſowol aus Argwohn gegen die Abſichten des Franzoſen, als aus Mistrauen in ſich ſelbſt.

Schriftliche! bejahte Vercagny, — kurz gefaßt, bezeichnend, in Hauptgedanken auszüglich, mit Nachrichten über die Verfaſſer, ihre Stellung, ihr Beſtreben, ihre u. dergl.

Sie verlangen etwas ſehr Schweres! wendete Hermann ein, etwas, was meine Kräfte —

Iſt es nicht unbegreiflich, wie man ſo kühne Gedanken und ſo unentſchloſſene Hände haben kann! rief Vercagny. Die Ausgleichung beider Nationen, wiſſen Sie, muß ſich vor allem auch auf das Reich der Schwierigkeiten erſtrecken. Die Franzoſen übereilen oft alle gerechten Bedenklichkeiten, aber die Deutſchen baben zuviel Unmögliches. Nehmen Sie Villiers zum Vorbild. Ha, welch' ein Mann von Geiſt und von Ehre! Und der in Deutſchland wie in Frankreich hochgeſchätzt iſt. So meine ich es! Fangen Sie nur unbedenklich an! Bei Dem, was Sie mir übergeben, kann ich Ihnen am beſten ſagen, wie ich es wünſche. Sie machen ſich verdient um Ihr Vaterland, in dem Maße, als Sie mich in Stand ſetzen, zu deſſen Wohlfahrt an Se. Majeſtät zu berichten. Sie treten nun in die Jahre, wo Sie ein Vaterland haben müſſen. Bisher hatten Sie nur eine Schule, eine Univerſität, und früher gehörten Sie zu einer Familie. Nicht wahr, ſo iſt es? Ich laſſe Ihnen eine Summe anweiſen zu Ihrer ruhigen Exiſtenz. Ueber Bücher, Journale, Correſpondenz, die Sie nöthig haben, übergeben Sie mir Rechnung. Es ſind die ſchönſten Vorarbeiten für Ihren Univerſitätsberuf. Ich ſpreche dann Ihrethalben zu ſeiner Zeit mit dem Staatsrathe Müller, Ihrem großen Hiſtoriker. Er hat, wiſſen Sie, kürzlich ſeinen Abſchied aus dem Miniſterium genommen, und behält nur die obere Leitung der höhern Schulen. Sie gehen alſo auf meinen Vorſchlag ein?

Hermann verneigte ſich, und Jener fuhr fort:

Adieu denn! Ich hoffe Sie bald wieder zu ſehen und mich durch ſpecielle Fragen zu unterrichten. Auch erhalten Sie eine ſchriftliche Inſtruction, aus der Sie genauer ſehen werden, was wir wünſchen.

Hermann verneigte ſich und ging. Aber er hatte das nächſte Zimmer kaum erreicht, als ihm Vercagny folgte und mit freundlicher Vertraulichkeit ſagte:

Ich rechne auf Ihre abſolute Verſchwiegenheit, vor allem Ihrer ſelbſt wegen. Denn — es gilt ja für erſt nur eine Probe, und wenn Sie wirklich nicht zufrieden mit ſich ſelbſt wären, oder Ihre Leiſtungen uns nicht genügten, ſo würden Sie, einmal als Verfaſſer bekannt, ſchadenfrohe Widerſacher Ihrer Anſtellung und Beförderung finden. Bedeutende Männer haben ſich mir zu dieſen Arbeiten empfohlen; ſie gehören aber politiſchen Parteien an, und ich will keine politiſch-gefärbten Berichte. Sie, mein Herr, ſind noch — was der Lateiner integer nennt. Halten Sie ſich auch ja von aller Politik entfernt, um der Reinheit Ihres Berufes willen. In heiterer Verborgenheit werden Sie dann auch aller Zudringlichkeit leichter entgehen, und wo Sie manches Buch auch einmal verwerfen müſſen, ſich keine Feinde machen. Seien Sie beſonders vorſichtig bei Reichardt, der ſich Ihrer annimmt. Der lebhafte Mann hat allerlei auswärtige Verbindungen, die ihm leicht ſchaden können, und ſpricht ſich ſehr unvorſichtig aus. Ich ſelbſt ſchätze über Alles ſein großes Talent und werde ihn gegen ſeine Feinde zu halten ſuchen. Alſo Verſchwiegenheit! Beſonders auch über meine Vorliebe für Reichardt, die ich von Polizei wegen gar nicht haben dürfte.

Er reichte ſeine Hand hin, in welche Hermann ſein Gelöbniß niederlegte.

Kaum hatte Bercagny ſich lächelnd an ſeinen Schreibtiſch geſetzt, als auch Savagner wieder erſchien und einen großverſiegelten Brief mit den Worten übergab:

Eine Depeſche von Sr. Majeſtät aus Braunſchweig!

Unter dem Leſen ſagte Bercagny:

Auch dort große Feſtlichkeiten. Vorgeſtern früh großes

Lever, bei welchem auch Oberſt von Dörnberg als Commandant der Jäger-Carabiniers den Eid in die Hand Sr. Majeſtät abgelegt hat.

Als er das Schreiben geendigt, fuhr er lachend fort:

Nun, wiſſen Sie, Savagner, den jungen Philoſophen haben wir mit Haut und Haaren. Setzen Sie ihn auf die Liſte unſerer Kundſchafter; geben Sie ihm aber einen Ehrenplatz! Und laſſen Sie ihn nie das Scheltwort Mouchard hören! Er iſt ein Träumer, ein Nachtwandler, und würde, beim Namen gerufen, vom Dache ſtürzen.

Savagner lächelte. — Mit welchem Gehalt? fragte er.

Das iſt noch zu überlegen, verſetzte Bercagny. Ich will auch erſt Arbeiten von ihm ſehen. Schicken Sie ihm einſtweilen 300 Francs Vorſchuß. Geld muß er bei Zeiten ſehen; Geld lockt und feſſelt. Ueberdies ſpeculirt er noch zu ſehr ins Blaue, und wir können nur Leute brauchen, die nebenher auch in ihre Taſchen ſpeculiren. Aber, Savagner, Sie hätten das tolle Zeug hören ſollen, das er wie vom Katheder vorbrachte! Und doch hatte es Sinn, und ich bin erſtaunt, daß der Menſch die närriſchen Sachen ſo gut franzöſiſch ausdrücken konnte.

Gerade dieſe Gabe wird ihn uns ſehr brauchbar machen! meinte Savagner; worauf Bercagny verſetzte:

Ich wünſche es ſehr. Der Kaiſer dringt fortwährend auf Ueberwachung der deutſchen Schriftſteller. Man geht offen und insgeheim damit um, der Nation einen neuen Sporn, eine politiſche Richtung und muthigen Aufſchwung zu geben. Das wird bedenklich. Es beunruhigt den Kaiſer, und er erwartet Alles von unſerer Thätigkeit gerade aus Weſtfalen. Wir dürfen nichts vernachläſſigen, und ich denke, er wird uns loben, wenn uns der junge Philoſoph in aller Unſchuld ein halb Dutzend dieſer deutſchen Federfuchſer und Ideologen für das Kreuz der Ehrenlegion und ein anderes Halbdutzend zu Füſiladen liefert. — Doch jetzt laſſen Sie mich allein, und fragen in einer Stunde wieder nach. Die hungerige deutſche Philoſophie hat mir die beſte Stunde verſchlungen.

Siebentes Capitel.

Zweierlei Bräute.

Hermann war von dem Polizeiminiſter mit einer Zuſage geſchieden, die ihn unterwegs beunruhigte. Er hatte noch ganz vergnügt das Arbeitszimmer deſſelben verlaſſen; aber ſchon der Nacheilende hatte ihn erſchreckt, und im Augenblick, als er das Gelöbniß des Stillſchweigens in deſſen Hand ablegte, war Luiſens Warnung vor ſeine Seele getreten. Dies fremde Mistrauen begleitete ihn auf ſein Zimmer, wo er ſehr unzufrieden mit ſich ſelbſt ankam.

Allein, wie Verdacht und Mistrauen immer nur als fremde Tropfen in ſein argloſes Gemüth fielen, die es wieder auszuſcheiden ſtrebte, ſo beruhigte er ſich bald wieder mit einem bloßen Vorwurf, den er ſich über ſeine unentſchloſſene Nachgiebigkeit gegen einen imponirenden Mann machte. Dieſer Mann hatte ihn aber eben erſt durch ſeine Beredtſamkeit und ſeine großartigen Anſichten hingeriſſen, und er ſelbſt hatte ſich an dem Gedanken entzückt, welche ſchöne Gelegenheit ihm geboten war, deutſchen Geiſt in unſerer Poeſie und Wiſſenſchaft gegen die politiſche Uebermacht der Franzoſen in Geltung und Gewicht zu ſetzen. Jetzt beſann er ſich auch eines übereinſtimmenden Ausſpruches von Reichardt, der vielleicht jenen Gedanken Hermann's erſt geweckt hatte. Dieſen Ausſpruch ſetzte er dem Mistrauen Luiſens entgegen. War ſie doch auch ihres Vaters wegen ſo beſorgt geweſen, und wie großgeſinnt hatte ſich dagegen Bercagny über den talentvollen Kapellmeiſter geäußert und über deſſen unvorſichtige Reden weggeſehen! Dies Eine ſagte ihm gut für Alles. Luiſe hatte gefürchtet, Bercagny werde ſie wegen ihres Vaters ausforſchen, und nun zeigte es ſich, daß er ihn ſehr genau kannte und ſchonend beurtheilte.

Durch alles Dies beruhigt und mit ſich ſelbſt bald wieder einig, faßte ſich Hermann in dem nur um ſo höher geſtimmten Selbſtgefühle der Jugend, etwas zu leiſten, und durch einen reſoluten Anlauf zu einem erwünſchten Lebensberufe auch ſelbſt etwas zu werden.

Sein Erſtes war nun, eine Privatwohnung zu nehmen und ſich zu ſeinen Studien und Arbeiten bequem einzurichten. Wirth Kerſting, den er nun an ſein Verſprechen erinnerte, bezeichnete ihm ein Haus am ſogenannten Steinwege, wo er bei der Witwe eines ehemaligen guten Bekannten, des verſtorbenen Burggrafen

Wittich, ein artiges Zimmer mit Schlafcabinet miethen könnte.

Bisher war es unvermiethet, und die Tochter hat es bewohnt, ſagte er; ſie würden es auch, obgleich ſich Lina nächſtens verheirathet, gar nicht vermiethen, wenn ſie nicht der ewigen Zufragen von Seite franzöſiſcher Employé's, Commis und wie die hungerigen Heuſchrecken alle heißen, ſich erwehren wollten. Sie ſehen ja, was für ein ſumſendes Geſchmeiß unſerm guten König Jerôme nachzieht. Dies franzöſiſche Pack vermehrt ſich ſo ſehr, daß es an Miethwohnungen zu fehlen anfängt und die Polizei ſich einmiſcht. Sie, junger Herr, werden daher auf meine Empfehlung freundliche Aufnahme finden; es ſind wohlhabende und gebildete Menſchen, und gehen mit ſolchen um. Wittich war Kammerdiener des Landgrafen Friedrich geweſen, als ihn unſer jetziger Kurfürſt zum Burggrafen in Wabern machte. Zuletzt war der kränkliche Mann mit Penſion hierher gezogen.

Als Hermann am Nachmittage das erfragte Haus betrat, wurde er von den Miethleuten des untern Stocks durch ein feuchtes Höfchen nach dem Hinterbau und über eine ſteile, ſchwach erleuchtete Treppe an die Beſitzerin gewieſen, die ihn eine zweite, noch ſteilere Treppe emporführte. Schon hatte er bei ſich den Entſchluß gefaßt, ein Logis von ſo unfreundlichem Zugang nicht zu nehmen, als die muntere, geſprächige Frau eine Thür öffnete und durch ein breites Bogenfenſter die weite herrliche Landſchaft, von der Sonne beſchienen, ihm entgegenlachte.

Ha, rief er überraſcht aus, wie herrlich! und trat an das offene Fenſter. Dieſelbe Landſchaft, die ihn ſchon bei ſeinem erſten Ausgang von der Bellevüe-Straße aus entzückt hatte, und ihn an den ſchönen Abend ſeiner Einwanderung erinnerte, breitete ſich, von oben angeſehen, noch reizender vor ihm aus; eine friſche Luft wehte über die walddichten Wipfel des tiefliegenden Auparkes herein.

Nicht wahr, Das lohnt ſchon die ſteile, finſtere Treppe! bemerkte die freundliche Frau. Der Herr Pfarrer Wittich, ein Vetter meines ſeligen Mannes, pflegt zu ſagen, das Gemach ſei ein Vorbild, wie man durch das dunkle, mühſelige Erdenleben zum himmliſchen Licht gelange. Das Angenehme iſt, man hat hier Morgens die weckende Sonne und Nachmittags den ſchattigen Blick in die beleuchtete Landſchaft. So ſagt meine Tochter, die das Zimmer gar lieb hatte.

Das Zimmer war anſtändig möblirt; es fehlte nicht an einem Secretär im rechten Lichte von der linken Hand, nicht an einem alten Kanapee an der traulichen Schatten- und Ofenſeite der vertieften Wand; ſelbſt ein Klavier ſtand gegenüber, und Hermann vernahm, daß die Tochter ſinge, ihr Inſtrument aber zurücklaſſe, da ihr Verlobter ein koſtbares Streicher'ſches Fortepiano in die neue Wohnung angeſchafft habe. Wie erwünſcht war ihn auch Das zu ſeinen Singübungen!

Herr Heiſter, mein künftiger Schwiegerſohn, beſitzt von Haus Vermögen, ſagte ſie. Er iſt Bureauchef im Miniſterium des Innern. Wir haben jetzt gar ſonderbare Titel, an die ein altheſſiſches Burggrafenohr ſich ſchwer gewöhnt. Aber er gilt für einen ſehr geſchickten Mann, der ſich emporbringen wird.

Hermann legte ſich ins Fenſter, um die nächſte Umgebung der Wohnung zu betrachten. Links, in der Entfernung eines Büchſenſchuſſes, lag die alte graue Burg der Landgrafen, die jetzige Reſidenz des Königs — ein imponirender, vierſeitiger Bau, der einen Hof umſchloß —, tief abgeſenkt hinter einem Wall. Vor demſelben der freie Paradeplatz mit der koloſſalen Statue eines Pferdebändigers in Stein. Den Platz unter ſeinem Fenſter nahm eine Colonnade ein, die rechts nach der katholiſchen Kapelle laufend am Ende der Häuſerreihe ſich in länglichem, in der Mitte offenen Bogen herüberwendete, und an den Häuſern wieder herabkam, wo ſie einſtöckige Ladenräume zu gleicher Erde und über denſelben Altane für die Wohnungen im zweiten Stock bildete. Auf dieſe Söller des Hauſes und der Nachbarn fiel zunächſt der Blick aus Hermann's Fenſter — anmuthige Räume, an freier Luft zu ſitzen, Blumen zu ziehen, oder die Kinder ſpielen zu laſſen. So bot dem jungen Freunde dieſe Wohnung, vom Fenſter aus, auch noch die Annehmlichkeit einer erlaubten Loge oder Lauſche auf die Bühnen eines nachbarlichen Familienlebens.

Dies Alles war ſo traulich und zog ihn mit geheimnißvollem Behagen an. Er ging raſch die ohnehin nicht unbilligen Miethbedingniſſe ein, und wünſchte nur, die Wohnung gleich morgen zu beziehen. Darüber aber wollte die Frau erſt ihre Tochter hören, die hier noch bis zu ihrer Trauung wohnte, und führte ihn hinab.

Lina! rief ſie, und die ſchönſte jungfräuliche Erſcheinung, aus der Küche kommend, überraſchte den Freund. Eine ſchlanke Geſtalt und edle Formen, roſiger Teint unter dunkler Fülle des ſozuſagen indigoblauen, etwas welligen Haares, tiefer Blick bei heitern Mienen, jungfräuliche Haltung mit dem unbefangenſten Benehmen waren hier in nicht gewöhnlicher Weiſe vereinigt. Hermann glaubte noch nie ein ſo reingeſchnittenes Profil geſehen zu haben. Das Kinn trat in ſanftem Schwung hervor, und um den Mund ſpielte ein unbeſchreiblicher Liebreiz. Man ſetzte ſich hinaus auf den Altan, den Wunſch des Miethers zu überlegen.

Ich könnte mich die paar Tage ganz gut im gelben Cabinet einrichten, meinte Lina, und Ludwig wird wol nichts dagegen haben.

Ich ſollte denken —! verſetzte die Mutter mit einem prüfenden Blick auf den jungen Gaſt.

Sie haben alſo auch noch einen Ludwig? fragte Hermann, heiter angeregt.

Mein Bräutigam! erklärte Lina, nicht ohne etwas von jener koketten Befangenheit, mit der ſich eine hübſche Braut, einem liebenswürdigen jungen Manne gegenüber, als verſagt und vergeben darſtellt.

Ah! das hätte ich mir denken ſollen, verſetzte er mit einer artigen Verneigung. Ich wußte ja, warum Sie hier ausziehen. Ich wünſche dem unbekannten Herrn Ludwig Glück, und behalte mir vor, wenn ich ihn erſt kenne, auch Ihnen zu gratuliren.

Es wäre noch artiger, lächelte ſie, wenn Sie mir einſtweilen auf die Vorausſetzung meines guten Glücks oder Geſchmacks hin gratulirt hätten.

Sie ſehen, erwiderte er, ich bin lieber gründlich als artig. Es gilt alſo darum, Sie zu vertreiben, Mademoiſelle? Offen geſtanden: ich thu' es gern, wir gewinnen Beide dabei.

Ich auch? fragte ſie ſchalkhaft.

Ja wohl! Sie gewinnen eine kleine Vorübung zu einem größern Auszug, und ich das Glück, noch einige Tage mit Ihnen zu ſein und mich nach meinem Einzug ein wenig heimiſcher zu fühlen. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß ich zu Hauſe, in Halle, eine Schweſter habe, die zufällig auch Lina heißt und einige Aehnlichkeit mit Ihnen hat, ja, beinahe auch ſo ſchön iſt. Ich ſage beinahe!

Wirklich? rief Lina. Nun iſt mir's doch lieb, daß Sie gründlich ſind! Oder wären Sie diesmal artig?

Ernſt und gründlich! verſicherte er,

Alſo auch Lina? fuhr ſie fort. Ach, wenn Sie nur zu meiner Hochzeit kommen könnte! Schweſterlich! Aber ich höre Ludwig's Tritt!

Sie eilte ihm entgegen und indem ſie ihn mit herzlicher Umarmung empfing, ſagte ſie, Hermann vorſtellend:

Du kommſt wie gerufen zu einer Berathung, bei der du Präſident ſein ſollſt.

Ludwig war ein hübſcher, etwas ernſthafter Mann, von geſetztem Bau und Weſen, dem man am ſorgfältigen Anzug und gemeſſenem Benehmen den accuraten Kanzleimann, an ſeinem blaſſen, etwas nervöſen Ausſehen den überladenen Arbeiter anſah. Er hatte ſich vom Geſchäft losgemacht, um über die fertige Einrichtung ihrer künftigen Wohnung zu berichten, und Lina abzuholen, weil der Tapezirer die Vorhänge aufmachen wollte.

Es iſt mir lieb, daß wir ſo weit ſind, ſagte er, mehr gegen die Mutter gewendet. Der König wird am 26. von ſeiner Reiſe zurückerwartet, und da wollen wir, denk' ich, in unſerm lieben ländlichen Verſteck ſein. Nicht wahr, es geht, Mütterchen? Und dir, liebe Lina, iſt es hoffentlich auch recht?

Lina lehnte ſich bei dieſem Vorſchlage mit der Miene vertrauender Hingebung an Ludwig's Bruſt, indem ſie ihm mit ſeelenvollem Blick in die Augen nickte. Ach, wie freue ich mich auf jene trauten Maiwochen der ländlichen Wohnung! ſagte ſie. Auch die Mutter fand nichts zu erinnern, und brachte nun das Anliegen des jungen Miethers zur Sprache. Ludwig billigte Lina's Auskunft zur Räumung der Wohnung. Er ließ ſich mit Hermann in eine flüchtige Unterhaltung ein, und ſchien durch die Art, wie dieſer ſich über ſeine Studien und ſeine nächſten Abſichten unbefangen und mit einer gewiſſen Wärme ausſprach, ſchnell ein gutes Vertrauen zu ihm zu faſſen. Ja, es boten ſich ſchon Anknüpfungen zu näherm Umgang. Ludwig nämlich, wiſſenſchaftlich und in Sprachen gebildet, vernahm mit Intereſſe, daß der junge Mann auf den Univerſitäten einige Männer gehört hatte, die er ſelbſt, mehre Jahre älter als Hermann, nur aus ihren Schriften kannte und verehrte.

Lina, während ſie Hut und Halstuch nahm, hörte mit geſpannter Theilnahme zu. Ein geſundes, fröhliches, vertrauendes Naturell blickte aus ihrem ganzen Weſen. Obgleich ihres bräutlichen Glückes überfroh, erſchien ſie doch weder ſentimental noch ſchwärmeriſch, ſondern eher etwas übermüthig und das Leben herausfodernd.

Als das Paar ſich zum Gehen wendete und Ludwig dem neuen Bekannten zum Abſchiede die Hand reichte, ſagte ſie etwas ſchalkhaft:

Wir dürfen ihn gewiſſermaßen als Bruder anſehen, lieber Ludwig; denn er hat eine Schweſter, die auch Lina heißt und beinahe ſo hübſch iſt wie ich. Aber nur beinahe!

Wenigſtens gehört er nun zum mütterlichen Hauſe, erwiderte Ludwig mit ſeinem ruhigen, klugen Lächeln; und da haben wir Gelegenheit, uns öfter zu ſehen und näher kennen zu lernen.

Hermann verabredete nach dem Abgang des Paares ſeinen morgenden Einzug, und fand die muntere Alte gutmüthig und gefällig. Als er ſich empfahl, begleitete ſie ihn an die Treppe und ſagte:

Sie werden bemerkt haben, Herr Doctor, daß Heiſter die Trauung beeilt. Er ſcheut das Gerede bei Hof. Der König, müſſen Sie wiſſen, iſt ein großer Liebhaber von Frauenzimmern und hat ein paar leichtfertige Franzoſen um ſich, die Jagd auf alle hübſchen Frauen machen. Meine Tochter hat bisher ſehr zurückgezogen gelebt, und ihr Mann bringt ſie nun zuerſt in die Welt. Er iſt nicht eiferſüchtig und hat's auch gegen Lina nicht Urſach; aber Sie glauben nicht, wie's an unſerm Hofe zugeht. Die adeligen Frauen und die Hofdamen haben den König gar ſehr verwöhnt. Sie reißen ſich ordentlich um ſeine Zumuthungen, und denken Sie ſich nun, in welche Verlegenheit ein bürgerlicher Beamter kommen kann, der mit einer ſchönen Frau dem König oder deſſen Freiwerbern in die Augen fällt! Die laſſen nichts unverſucht, die Frau zu gewinnen. Und wie kränkend für eine rechtſchaffene Frau ſind nicht ſchon bloße Anträge der Art!

Aber, was wird Ihnen die ſtille Trauung helfen? Beſuche müſſen Sie doch machen und ſich dem Gerede ausſetzen. Nicht wahr?

Hermann lächelte unterwegs über dieſe gutmüthige Vertraulichkeit und über die vorſichtige Aengſtlichkeit, die ihm übertrieben ſchien. Aber ſeine Gedanken blieben um das liebenswürdige Paar. Er betrachtete mit einer wehmüthigen Freude das ſchöne Glück, dem ſie entgegeneilten und das ihm ſelbſt zum erſten mal mit einer ängſtlichen Frage nach ſeiner eigenen Zukunft ans Herz rührte. Mit welch' unbefangenem Vertrauen hatten ihn Beide gleich aufgenommen! Er empfand eine lebhafte Befriedigung darüber und nahm ſich vor, um ihre Freundſchaft zu werben. Heiſter, ſo männlich, ſo beſonnen und lebenserfahren ſchien ihm ganz der Mann, wie er eines Freundes an dem neuen fremden Wohnorte bedurfte.

Mit dieſen Gedanken und Vorſätzen kam er in Reichardt's Wohnung an. Es war der gewöhnliche muſikaliſche Wochenabend, und Hermann wollte abſichtlich etwas früher da ſein, um der Familie von ſeinem Logis zu berichten. Jetzt erſt fiel es ihm zu ſpät ein, daß es ſchicklich geweſen wäre, nicht ohne Vorwiſſen der bisher für ihn ſo fürſorglichen Freunde feſt zu miethen. Es war ihm daher lieb, ſoviel Gutes von dem Geſchäft ſagen zu können. Auch fand er unbedingte Zuſtimmung, und Luiſe lobte ſogar ſeine Entſchiedenheit. Deſto lebhafter fragte man nach ſeiner Audienz beim Oberpolizeimenſchen. Hermann, obgleich er ſich ausgedacht hatte, wie er zwiſchen der zugeſagten Verſchwiegenheit, mit der er es ſehr pedantiſch nahm, und den Rückſichten, die er der Familie ſchuldig war, geſchickt hindurchkommen wollte, blieb doch nicht unbefangen bei ſeiner abſichtlich leicht und gleichgültig hingeworfenen Mittheilung; wie er denn unruhig im Zimmer auf- und abwandelte und in ſeiner Verlegenheit dann und wann auf dem offenen Fortepiano einen Accord anſchlug.

O, dieſer Bercagny! rief er mit etwas erzwungenem Lachen, der doch eigentlich Legras heißt, ſcheint mir ein ziemlich eitler Mann zu ſein.

Gewiß iſt er das! fiel Reichardt ein, wie Sie ſchon daraus ſehen, daß er eben den adeligen Namen ſeiner reichen Frau dem ſeinigen beifügt. Will wahrſcheinlich am Namen der Frau gutmachen, was er an der Treue gegen ſie ſelbſt fehlen läßt. Nehmen Sie ſich in Acht, Hermann! Er iſt heftig von Temperament bis zur Unbeſonnenheit, deſpotiſch als Polizeichef. Er war früher Mönch; hören Sie es nicht noch immer an ſeinem Ton? Sehen Sie ihm das Kloſtergepräge nicht noch in jeder Bewegung an? Eine Mönchskutte verwächſt mit der Menſchenhaut. Dabei nennt er ſich Ritter. Chevalier Capucin! Ha! ha! Aber weiter, Hermann! Was will er denn mit Ihnen?

Da hat er mir denn ſeine Ideen ausgekramt über Literatur, über deutſche Wiſſenſchaft und ihre Bedeutung, über —

Was? ſchrie Reichardt. Er, der kein Wort deutſch kann und ſelbſt als Generalpolizeidirector von den franzöſiſchen Berichten ſeiner nichtswürdigen Commiſſare abhängt?

Aber Geiſt und Kenntniſſe kann man ihm nicht abſprechen, wendete Hermann ein. Er brachte über die Bedeutung beider Nationen auch hinſichtlich ihrer Geiſtesproducte Manches vor, was ſich hören ließ. Natürlich wollte er von meinen Abſichten, von meinem Vorhaben wiſſen, obſchon er bereits, ich glaube durch Salha, unterrichtet ſchien. Er rieth mir, mich dem Staatsrathe von Müller bekannt zu machen und mir Villiers zum Muſter für literariſche Arbeiten zu nehmen, damit eine geiſtige Vermittelung der Franzoſen und Deutſchen erzielt werde.

Indem Hermann, als ob er fertig ſei, ſchwieg, verſetzte Luiſe in ihrer leiſen Art:

Seien ſie ja vorſichtig, Hermann! Bercagny hat ganz gewiß noch andere Abſichten im Hinterhalt. Er gibt Ihnen keine Audienz, nur um mit Ihnen von Literatur zu ſprechen. Auf den Sack klopft man —

Oho! lachte Reichardt. Da bringſt Du einen ſchönen Vergleich vor. Hermann wird der Eſel ſein, ſich täuſchen zu laſſen!

Erröthend und verlegen wendete Hermann raſch ein:

Einmal ward auch Ihrer flüchtig gedacht, Herr Kapellmeiſter. Der Generalſecretär Savagner, der ab- und zuging, fragte nach Ihren Arbeiten und bemerkte, der Herr Generaldirector liebe ſehr Ihre Melodien.

So? lachte Reichardt. Sehr verbunden! Man liebt nie recht, was man nicht verſteht. Nun? Liebt meine Melodien! Ha! ha! Er wird meine politiſchen Paſſagen meinen! Was weiter?

Ich ſchwieg, und Bercagny fragte nicht weiter.

Was meinen Sie denn nun wegen Müllers? ſetzte Hermann, raſch ablenkend, hinzu.

Wir wollen uns erkundigen, wann er von Göttingen zurück ſein wird, erwiderte der Kapellmeiſter. Er iſt hin, den König an der Univerſität zu empfangen. Sie wiſſen, er war ſchwer erkrankt; das Staatsſecretariat des Miniſteriums, freilich das höchſte Amt im Reiche, hatte ihn erſchöpft. Er trug zuviel von der kleinen Genauigkeit des Geſchichtsforſchers auf die ſtürmiſchen Geſchäfte einer neuen Staatsſchöpfung über, und behandelte die wechſelnden Perſönlichkeiten des Beamtenlebens wie die Charaktere, die die Weltgeſchichte tragen. So brachte er ſich völlig auf den Hund, und nahm, als er genas, ſeinen Abſchied. Doch der König, der ihn gern behalten wollte, zog ihn in den Staatsrath und übertrug ihm die Direction der Studienanſtalten im Königreich. Wäre nur aber der brave, gelehrte Müller ein ebenſo guter Geſchäftsmann, als er ein liebenswürdiger, kindlicher Menſch und vortrefflicher Geſchichtsſchreiber iſt! Er hat aber den durchgreifend ſtarken Charakter und den thätigen Willen für das erkannte Gute ebenſo wenig, als das kluge Savoir faire und die ſicherleitende Menſchenkenntniß, ohne welche, zumal bei uns, nicht durchzukommen iſt.

Der arme Menſch, voll Widerſpruch in ſich ſelbſt! bemerkte Luiſe. Seit er vor 25 Jahren hier in Caſſel an der Karlsſchule ſtand und das ſchweizer Heimweh bekam, hat er ſich von ſeinem Ehrgeiz nach hohen Staatsposten in Mainz, in Wien, nach Berlin und wieder hierher treiben oder locken, oder von Napoleon befehlen laſſen, nur um dann die Welt wegen des Verluſtes zu beklagen.

den ſie durch ſeine nicht zu Stand kommenden Werke erleiden müſſe. So hat er auch jetzt wieder das Heimweh nach ſeiner unvollendeten Schweizergeſchichte, und fühlt ſich unglücklich durch verfehlte Exiſtenz.

Du haſt Recht, Luiſe! ſagte Reichardt, ſo hart es klingt. Darum wollen wir auch unſern Hermann da nicht mit Gewalt in die Politik ziehen, ſo lange er ſich blos in der Literatur heimiſch fühlt. Auch hier kann er ja unſer gebeugtes Volk aufrichten helfen, indem er demſelben durch das Bewußtſein deutſcher Geiſtesthaten Stolz und Muth zur Erhebung aus dem ſchmählichen Druck der Fremdherrſchaft erwecken hilft. Die Deutſchen ſind durch ihre Leſeluſt bei Gemüthsruhe, Neigung zur Innerlichkeit und Mangel an öffentlichem Leben in hohem Grad zugänglich für den Schriftſteller, empfänglich für das ſogenannte Schwarz auf Weiß. Vor allem muß auf die um ſich greifende Genußſucht, kalte Theilnahmloſigkeit und verzweifelnde Verdroſſenheit eingewirkt werden. Aber ein unſterbliches Pfui über die niederträchtigen deutſchen Gelehrten, beſonders auch jenſeit der Elbe, — elende Burſche, die unſers Vaterlandes Schmach mit Sophismen und gelehrten Schnörkeln verzieren wollen. Ziehen Sie, wenn nicht von Leder, doch von Feder gegen das ſchlechte Geſindel, Hermann!

Das heißt, ſchreiben auch Sie wieder, Hermann! rief Luiſe mit bitterm Lächeln. Wir haben ja nichts mehr übrig, woran wir uns erfreuten, als unſer Leſen und Träumen. Wir thun ſtolz damit, daß unſere Poeſie, unſere Wiſſenſchaft gerade jetzt die glanzvollſte Höhe erreicht haben. Iſt es denn aber nicht eine Flucht ins

Reich der Gedanken, da uns die Welt des Wirkens verſperrt iſt, ein Flug ins Blaue oder Graue der Luft, während Gewehrkolben und Pferdehufen und Stückwagenräder einer fremden Nation unſere Hausfluren zerſtampfen, unſern vaterländiſchen Boden einnehmen und zerſtören und das ſittliche Leben unſerer Familien entweihen?

Du haſt ganz Recht, Luiſe! erwiderte in weichem Tone Reichardt, indem er ſie umarmte; aber faſſe dich, überſpanne dich nicht, meine Tochter!

Und gegen Hermann gewendet, ſetzte er hinzu:

Wir haben Briefe von Hauſe, Nachrichten aus Preußen erhalten, von einem Durchgereiſten mitgebracht: dieſe haben unſere warme, ſeelenvolle Luiſe ſo aufgeregt.

Sie wurden von Ankommenden unterbrochen, und die kleine Geſellſchaft fand ſich raſch zuſammen. Es waren nur wenige vertraute Familien, die zu dieſen muſikaliſchen Abenden erſchienen, und heut hatten einige auch noch abgeſagt. Ein paar Frauen kamen ohnehin regelmäßig ohne ihre Männer, weil dieſe theils durch ihre Geſchäfte zu ſehr in Anſpruch genommen wurden, theils ihrer amtlichen Stellung Rückſichten ſchuldig waren, die ſich mit dem Ton und der Achtloſigkeit des ohnehin von der franzöſiſchen Polizei beargwohnten Kapellmeiſters nicht vertrugen. Es war die Frau des Finanzminiſters, Barons von Bülow, und die des franzöſiſchen Geſandten am weſtfäliſchen Hofe, Barons von Reinhard. Jene, die zuerſt erſchien, war eine anmuthige gebildete Berlinerin, eine Tochter des Geheimen Juſtizraths Schmucker, eine hübſche

Frau von etwa 26 bis 27 Jahren, heiter geſprächig und etwas berliniſch in Manieren, der hohen geſellſchaftlichen Stellung bewußt, zu der ſie gelangt war. Ernſter, gehaltener, vielleicht auch 8 bis 9 Jahre älter, trat die Baronin Reinhard auf, die gelehrte und literaturliebende Tochter des Arztes Reimarus in Hamburg, eine Frau von hoher Geſtalt und einfachem wohlwollenden Benehmen, nicht ſchön, etwas blatternarbig und nach Krampfleiden ausſehend.

Hermann war Beiden ſchon früher vorgeſtellt, und genoß um ſeiner angenehmen Erſcheinung, ſeiner unbefangenen und doch beſcheidenen Haltung willen ihres freundlichen Vertrauens. Man begegnete ihm wie einem jungen Manne von der beſten Familie, und da die Unterhaltung an dieſen Abenden ſich faſt ausſchließlich um Muſik und Literatur bewegte, ſo entging ihm auch die Befriedigung einer angemeſſenen Theilnahme nicht, und er konnte ſtolz auf die Aufmerkſamkeit ſein, die man ihm ſchenkte. Die wenigen anweſenden Herren waren Angeſtellte aus den ehemals preußiſchen Provinzen. Vom eigentlichen Sängerperſonal war nur Madame Schüler da, eine geborene Bonaſeglia, Kammerſängerin, ſowol durch ihre Herzlichkeit gegen Frau Reichardt, als durch ihr Talent im Hauſe geltend.

Sie machte dieſen Abend den Anfang mit ein paar deutſchen Liedern von Louis Spohr. Woher es auch rühren mochte, von körperlichem Befinden oder von Verſtimmung, ſo fiel heut ihr Ton und ihre Manier nicht ſo günſtig wie gewöhnlich auf, ſodaß Reichardt den kühlen Eindruck, den ſie hinterließ, durch ſeine liebenswürdigſte Lebhaftigkeit zu decken ſuchte, wobei er den Anweſenden für das nächſte mal eines der genialen und wohlgearbeiteten Quartette Spohr's verſprach.

Er iſt noch Concertmeiſter in Gotha? fragte die Bülow.

Ja, meine Gnädige, antwortete er. Aber ich wollte, Sie könnten ihn ſelber hören! Sein großes Spiel, ſein voller herrlicher Ton und ſeine vollkommene reine Intonation bleiben ſich bei den allergrößten Schwierigkeiten ſo treu, wie bei dem edeln großen Vortrage ſeines Cantabile und ſeines Adagio. Er ſoll auch ein vortrefflicher Anführer des Orcheſters ſein. Ich kann mir's von ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Kraft denken, und ſelbſt ſeine anſehnliche Geſtalt und ſein ernſter, ruhiger Charakter ſtimmen dazu.

Während einige Erfriſchungen herumgereicht wurden, kam das Geſpräch auf die Reiſe des Königs.

Es iſt ja ganz erſtaunlich, mit welcher Huldigung Se. Majeſtät allerwärts im Land empfangen wird! bemerkte mit feinem Lächeln Frau von Bülow. Städte und Dörfer, durch die der König kommt, ſind mit Triumphbogen geziert, überall drängt ſich das Volk auf die Straße, die Häuſer ſtehen leer; zehn Meilen weit hat man nur ein ununterbrochenes Feſt geſehen. Die Gebirge hallen vom Ruf: Es lebe unſer guter König! wieder. So lauten wenigſtens die amtlichen Berichte.

Gebirge? fragte Reichardt lächelnd. Ach ja, der Harz! Es wird der Blocksberg gemeint ſein! Wir ſind ja noch im Mai: vielleicht ein Nachhall aus der Wallpurgisnacht!

Ja, fiel Frau von Reinhard ein, General Rewbel, der den König als Adjutant begleitet, ſchreibt meinem Manne, wahrſcheinlich um es in ſeinem Bericht an den Kaiſer aufzunehmen, die unterſtrichene Floskel: „Notre marche est celle d'un triomphe, où le vainqueur est adoré." Herr Lefèvre, der Secretär, den mein Mann die Reiſe begleiten läßt, wird uns mündlich genauern Bericht geben.

Aber auch ein König wie unſer angebeteter Jerôme! fiel ein ältlicher Preuße mit trockener Miene ein. In Göttingen auf der Bibliothek, heißt es im Moniteur, erkundigte ſich Se. Majeſtät ſorgfältig über den Gang der Studien. Alle Profeſſoren waren über die Richtigkeit der Bemerkungen und über das Gehaltreiche der Fragen des Königs in Erſtaunen.

Wer war denn wol Souffleur bei dieſer — Farce? fragte Reichard. Der Andere aber fuhr ruhig fort:

Die Profeſſoren erwarteten keine ſo poſitiven Kenntniſſe von einem jungen Fürſten, der unaufhörlich mit den Waffen beſchäftigt war. Se. Majeſtät bezeigten ſich mit den gelehrten Arbeiten zufrieden und geruhten, den Profeſſoren zu ſagen, Sie wären mit ihrem Eifer zufrieden.

Wahrhaftig? rief Reichardt. Nun, was wollen denn dieſe Profeſſoren, dieſe hochdemüthigen Hofräthe mehr? Hat man denn noch keinen weſtfäliſchen Hymnus auf dieſe Reiſe? Daß doch die Polizei nicht vorſorglicher iſt! Donnerwetter noch einmal! Hör', Luiſe! Haſt du nichts Paſſendes zu ſingen? Geſtern habe ich dich eine neue Melodie probiren hören. Hm? Es ſchien mir ſehr eigenthümlich. Geh', laß uns 'was hören, dies oder was du willſt!

Luiſe, die den ganzen Abend ſtill und in ſich gekehrt geſeſſen, erhob ſich feierlich und nahm mit ſichtbarer innerer Bewegung den Sitz vor dem Fortepiano ein. Sie ſchien eine ſtumme Weile mit ſich zu kämpfen, ehe ſie die ſchwebenden Hände auf die Taſten ſinken ließ. Nachdem ſie dann eine Reihenfolge ergreifender Accorde angeſchlagen, ſang ſie mit bebender Stimme:

Was ſagſt du denn zu allen meinen Leiden,
Geliebter Geiſt im ſtillen Schattenland,
Wenn ſie mir hier den Buſen wild durchſchneiden,
Weil er von rein'rer Flamme früh entbrannt?

Vermagſt du nicht in mir emporzuheben
Was der gemeine Tag mir kalt zertritt —
Den heil'gen Kern, der ſich zu höherm Leben
Aus all' den Schmerzen löſte, die ich litt?

Daß nicht erſtarre mir das Herz zum Steine,
Das ſchwerer ſchon im ſchweren Buſen ſchlägt;
Daß ich noch einmal und geſund mich weine
Zur Lebensflut, wenngleich vom Schmerz erregt.

Die Welt, ſie ahnet nichts von unſerm Bunde,
Und wie du mein und wie ich dein geblieben;
Sie wiſſen nicht, wie ſich in ſel'ger Stunde —
Sie ahnen nicht, wie ſich die Geiſter lieben!

Nach einem wunderbar verſchwebenden Nachſpiele ſtand Luiſe raſch auf. Indem ſie aber beim Anblicke der verſtummten Geſellſchaft zur Beſinnung kam, ſank ſie der Stiefmutter, die ſich mit leiſer Aengſtlichkeit genähert hatte, an die Bruſt und ließ ſich fortführen. Der Vater war tief bewegt und ſagte, um die verlegene Stille auszugleichen, mit einer ungewöhnlichen Weichmüthigkeit:

Es greift meine Luiſe immer ſehr an, wenn ſie etwas componirt hat und ſelbſt vorträgt. Sie vergißt ſich auch ganz darin. Ich habe mein edles Kind immer zu beklagen, wenn ich die Componiſtin loben möchte. Was war das für eine neue, ergreifende Melodie, für eine charakteriſtiſche Begleitung! Sie hat erſtaunlich viel von ihrem Großvater Benda. Er beſaß ein tiefes, glühendes Gefühl, welches doch auch oft für die feinſten Nüancen empfänglich war, eine feurige Imagination, die in reichen lebhaften Bildern ſchwelgte. Und ſollten Sie glauben, daß er dabei ein freier, kecker Denker blieb und das Leben mit ſcharfen Blicken anſah?

Mich hat immer ſeine geniale Ariadne ſehr ergriffen, bemerkte Frau von Reinhard. Worauf er fortfuhr:

Dieſe, wie ſeine „Medea“ und ſeine herrliche Oper „Romeo und Julie“ werden ſein Andenken erhalten, ſo lange Muſik als Kunſt wird geübt werden! Im höhern Alter beſchäftigte er ſich weniger mit Muſik, als mit ſeinem Leben, das er niederſchrieb.

Als er ſchwieg, zeigte es ſich doch bald, daß die Befangenheit nicht gehoben und die Geſellſchaft zu ſchwach war, einen tiefen Eindruck zu verwinden und eine neue Unterhaltung in Fluß zu bringen. Die Damen brachen auf; da jedoch ſo früh noch kein Wagen oder Bedienter da war, die Herrſchaften nach Hauſe zu bringen, ſo begab ſich Frau von Reinhard noch zu Luiſen, der ſie ſehr befreundet war, aufs Zimmer, ihr Gutenacht zu ſagen, und Frau von Bülow foderte Hermann auf, ſie zu begleiten. Unterwegs ſagte ſie:

Die gute Luiſe, das edle Weſen, hat ſich doch wieder einmal von ihren ſchmerzlichen Erinnerungen hinreißen laſſen. Nicht wahr, es gab doch eine ziemliche Verlegenheit?

Ich geſtehe, gnädige Frau, daß für mich noch ein Geheimniß dahinter liegt, erwiderte Hermann. Ich habe ſchon einmal durch ein Lied Anſtoß gegeben, und noch keine Gelegenheit gehabt, mich des Genauern zu unterrichten.

Geheimniß iſt es eigentlich nicht, oder es iſt ein ziemlich öffentliches, fuhr die Baronin fort. Und als Hausfreund von Reichardts müſſen Sie das Verhältniß auch wiſſen. Es bezieht ſich auf den jungen Eſchen aus Eutin, den Sie wol beſſer als ich, aus ſeinen Gedichten kennen.

Wenigſtens aus ſeinen Ueberſetzungen der Horaz'ſchen Oden, erwiderte er. Der junge Eſchen erregte ſeiner Zeit die lebhafteſten Erwartungen als Dichter, nahm aber ein Unglück, — in der Schweiz, nicht wahr? Es iſt mir nur im Allgemeinen erinnerlich; es fällt vor meine Studienzeit.

Es ſind auch ſchon acht Jahre, fuhr ſie fort. Ich habe ihn nicht gekannt; aber man rühmt ſeine ſeltenen Geiſtes- und Herzensgaben. Er ging von Jena nach Bern, um die Erziehung eines jungen Menſchen zu übernehmen. Von dort machte er im Sommer 1800 eine Reiſe nach Genf, um den über 9000 Fuß hohen Büet zu beſteigen. Unterwegs von Genf bietet ſich ihm ein Mann zum Führer an, der den rechten Weg nicht kennt, auf dem man ſonſt bequem und ohne Gefahr hinaufgelangt. Eſchen folgt ihm über einen Gletſcher und —

verſchwindet. Der Führer, ohne alle Rettungsmittel, eilt nach dem Orte Servoz, um Hülfe zu holen. Aber es ſind ſechs Stunden Wegs, und bis er dahin- und mit vier Männern zurückkommt, die ſich an Stricken in die Eisſpalte hinablaſſen, finden ſie den Verunglückten eingeklemmt und erfroren. Er war unverletzt, hatte ſich aber mit den Händen überm Kopf in der Verzweiflung die Nägel der Finger abgekratzt. Iſt es nicht entſetzlich?

Schauderhaft! rief Hermann; ſchauderhaft! Arme Luiſe! Denn ich errathe nun wol den Bezug, den das Unglück auf ſie hat?

Nun ja, — Eſchen war ihre erſte Liebe, und ſoviel ich weiß, waren ſie verlobt.

Arme, arme Luiſe! wiederholte Hermann ganz erſchüttert. Das iſt für eine ſo lebhafte Phantaſie ein Gletſcherbild, an dem das Herz erſtarren muß, ſo oft es ſich ihm erneuert. Ein ganzes Leben wird daran zum Gletſcher.

Aber, wiſſen Sie, das iſt noch nicht ihr ganzes Schickſal, ſprach die Baronin weiter. Später verlobte ſich Luiſe noch einmal mit dem Maler Gareis, und auch dieſer ſtarb plötzlich, ich weiß nicht woran, in Florenz. Seitdem liegt eine ſtille Trauer auf ihrem ganzen Daſein, und es kommt mir bei mancher ihrer Aeußerungen vor, als ob das geheimnißvolle Mädchen an dem wunderlichen Aberglauben hange, daß der plötzliche Tod des Malers eine Strafe für die Untreue ſei, die ſie an dem unglücklichen Dichter begangen habe.

Sie ſtanden bei dieſer letzten Mittheilung ſchon an der Treppe des Finanzminiſteriums. Hermann war ſo bewegt und in ſich verſunken, daß er kaum das dankende Wort der Baronin hörte und ihr freundliches Gutenacht erwidern konnte.

Achtes Capitel.

Eine Frage an die Zukunft.

Auch kam der junge Freund den ganzen Abend hindurch nicht aus ſeiner nachdenklichen Stimmung, ja der Schlaf brachte ihm noch einmal die beängſtigenden Bilder von dem in der Eisſpalte erfrorenen jungen Poeten in fieberhaften Träumen zurück. Beim Erwachen wendeten ſich dann ſeine Betrachtungen mehr auf Luiſen. Ihr früheres Geheimniß war nun für ihn auf eine Art durchlichtet, daß es wie ein Strahlenkranz um ihre ſo anziehende Perſönlichkeit fiel. Was Hermann empfand, war nicht ſowol Mitleid um einer längſt überſtandenen Schickung willen, als vielmehr Bewunderung einer Seele, die in ihren verhängnißvollen Erinnerungen wie in einem tiefgewundenen Gehäuſe fortlebte, es mit ſich durch das Leben trug, und aus dieſer Heimlichkeit heraus mit deſto empfänglicherer Empfindung die Erſcheinungen der menſchlichen Geſellſchaft betaſtete. Nun war ihm auch ihre politiſche Richtung erklärlicher. Man weiß ja, dachte er bei ſich ſelbſt, daß ein edles Herz durch Unglück und Leiden empfänglicher wird für die Zuſtände und Schickſale unſers Geſchlechts. Der Menſch gleicht dann einem kranken Glied unſers Körpers, das durch eine ſchwere Verletzung reizbar für die Einflüſſe und den Wechſel der Atmoſphäre geworden iſt.

Hermann hing dieſer Betrachtung nach. Der Zug ſeines empfänglichen Herzens zu dieſer edeln, ja erhabenen Geſtalt nahm, ihm ſelbſt unbemerkt, einen noch idealern Schwung. Sie erſchien ihm als eine Prieſterin, vor welcher er all' ſein Denken und ſein Beſtreben ausbreiten, bei der er für alle Unternehmungen ſeiner Zukunft die leitenden Orakel ſuchen möchte.

In ſolchen Anwandelungen erkennen wir immer wieder den jungen Freund. Er gehörte zu jenen Schwärmern, die in ihren Empfindungen und Vorſätzen über die wirklichen Fälle hinauszugehen pflegen, auf die ſie dieſelben anwenden könnten, die, nach umgekehrtem Sprüchworte, vor lauter Wald die Bäume nicht ſehen. So fiel ihm nicht ein, daß er gerade für ſeine dem Polizeiminiſter zugeſagte Arbeit eines ſolchen prieſterlichen Orakels vielleicht bedürftig wäre. Und doch hatte ihn eben dieſe Prieſterin ſo feierlich gewarnt!

Mit dieſer Eingenommenheit ſeines Gemüths ging er nun doch an den Ueberzug in die neue Wohnung, indem er Wäſche, Bücher, Schriften, Kleider theils in Koffer und Kiſte packte, theils ungepackt dem Hausknecht übergab, der Alles aus dem Gaſthofe nach dem Steinweg zu ſchaffen hatte.

Als Hermann ſich bei Kerſting, dem ſogenannten Commandanten der Stadt London, verabſchiedete, drückte dieſer ihm die Hand mit den Worten:

Glück auf, junger Herr, für Ihren erſten Wechſel in Caſſel! Es freut mich, daß Sie meinem Rathe gefolgt ſind. Schließen Sie ſich nur mit vollem Vertrauen an die Familie an! Sie werden dort auch manche ältern Hausfreunde kennen lernen, gegen die Sie ja kein Mistrauen faſſen dürfen, wenn ſie Ihnen etwas zurückhaltend vorkommen ſollten. Wir ſind eben behutſame Caſſelaner, beſonders dermal, und Sie werden ſchon ſelbſt bemerkt haben, daß wir unter lauernden Fremden leben und unſere ehrliche deutſche Haut ein bischen fremdthueriſch gerben müſſen.

Die Morgenſonne ſchien noch heiter ins Zimmer, als Hermann in der neuen Wohnung ſeine Sachen auskramte. Nicht lang, ſo erſchien Lina mit der Mutter bei ihm. Sie bot ihm zum Willkommen die Hand und ſagte mit der heitern Unbefangenheit, die ſo einnehmend an ihr war:

Ich komme denn auch, Herr Doctor, Ihnen bei Ihrer Einrichtung behülflich zu ſein. Sie haben eine Schweſter Lina, und ſind gewiß ein wenig ungeſchickt in Wäſchebeſorgung und Allem, was Ihnen zu Hauſe die Schweſter in Ordnung gehalten hat.

Sie vergeſſen, ſchöne Braut, daß ich auch auf der Univerſität war! erwiderte er, heiter angeregt, wie er ſich immer in ihrer Gegenwart fühlte.

So? lachte ſie. Meinen Sie, ich hätte einen ſo hohen Begriff von einer Studentenwirthſchaft? Wenn Sie dort ſo niedliche Ordnung gehalten haben wie mein Ludwig —! Ich ſage Ihnen, aber ganz im Vertrauen: Er heirathet mich ausdrücklich nur, weil er mit ſeinem Geräth nicht fertig werden kann, neben den vielen Acten! Merken Sie ſich Das, wenn Sie einmal in den Fall kommen! Nun ja, ich ſehe da ſchon, wie Sie in der Commode Kraut und Rüben anrichten! Kommen Sie nur her und laſſen mich einmal als Ihre Schweſter Lina Hand anlegen. Sehen Sie, ins oberſte Gefach gehört Alles, was Sie im Laufe des Tages und der Woche brauchen und wechſeln, was Sie, aus- und eingehend, ab- und wiederanlegen, von Weſte, Sacktuch, Handſchuhen, Halsbinde und dergleichen. Fort da mit den Schreibſachen! Wozu haben Sie dort den Secretär von ſchönem Kirſchholze? Dies da gehört in den Waſchtiſch. In die mittlere Commode kommt dann das Weißgeräth, die feinen vorräthigen Halsbinden. — Ei, was die Zipfel hübſch geſtickt ſind! Iſt Ihre Schweſter ſo geſchickt mit der Nadel? Dann auch die Strümpfe, die Sacktücher und was Sie nur wochenweiſe wechſeln. Ah, da haben Sie ja auch ſchon eines der weißen Perkaltücher mit aufgedruckter Landkarte des Königreichs Weſtfalen! Aber wiſſen Sie, das müſſen Sie ſchonen, das wäſcht ſich aus, das *hält ſich nicht*!

Meinen Sie das Taſchentuch oder das Königreich Weſtfalen? fragte er lächelnd.

Ich meine nur das Tuch, verſetzte ſie; ich ſtecke meine Naſe nicht in Politik. — Hier die Weſten von piqué matelassé gehören auch noch ins Mittelfach. Die wollenen Weſten, die Sommerpantalons, die von Eſpagnolette oder Caſimir, die Röcke, da der grasgrüne Carrik mit drei Krägen dorthin, in den Wandſchrank! Das iſt eine große Bequemlichkeit, ſo ein Wandſchrank im Zimmer, und der auch ſo feſt gegen den Staub ſchließt. Unten darin, ſehen Sie, iſt Platz für Schuhe, Umſchlagſtiefel, Hutfutteral, oben ein Sims für allerlei, was Einem im Weg iſt. Sehen Sie, ſo wirds ſauber und nett bei Ihnen ausſehen! Und — daß Sie's nur wiſſen: die Tage, die ich noch hier bin, werde ich Reviſion halten. Bedenken Sie, Bruder Hermann, daß ich hier gewohnt habe, und bringen Sie nur ja durch keine Studentenwirthſchaft das Brautſtübchen in Verlegenheit!

Die launige Stimmung der Haustochter war raſch auf den jungen Anſiedler übergegangen. Er ließ ſie geſchäftig walten, und da — vielleicht von ihrem letzten Morgengeſange — das Klavier offen ſtand, ſetzte er ſich daran, indem er ſagte:

Ich will Ihnen Eins zum Dank für Ihre ſchweſterliche Bemühung ſingen.

Was? Sie ſingen auch? rief ſie überraſcht aus.

Und wie, ſchöne Lina, lachte er.

Das „Schön“ geb' ich Ihnen zurück: verbrauchen Sie's zu Ihrem Singen! erwiderte ſie.

Das alte Lieblingslied fiel ihm ein, und begierig, ob es bei dieſer Braut anders als bei der erinnerungsvollen Luiſe anſchlagen werde, ſang er: „**Komm' heraus, komm' heraus**, du ſchöne, ſchöne **Braut**“ u. ſ. w.

Kaum hatte er die erſten Töne geſungen, als Lina, zuhörend, ihre Beſchäftigung einhielt, bis ſie am Schluß der erſten Strophe ausrief:

Ei, welche artige Stimme haben Sie! Das iſt ja charmant! Da können Sie mich manchmal auf unſerm neuen Streicher'ſchen Piano begleiten. Ich habe einen

Vorrath von Duetten, und die zweite Stimme fehlt mir nur immer. Aber laſſen Sie das alberne Lied! Meine guten Tage ſollen mir als Braut nicht aus ſein, und mein Schleierlein gar nicht thränenfeucht wehen. Einem naſſen Schleier vergeht auch das Wehen, ſo gut wie dem Betrübten das Tanzen. Singen Sie lieber das Goethe'ſche: „Beim Glanz der Abendröthe ging ich ſtill den Wald entlang.“

Indem ſie ſich dabei wieder ans Einräumen gemacht hatte, rief ſie plötzlich:

Ach, welch' ein wunderniedlicher Handſchuh! Und wie köſtlich duftend!

Hermann ſprang hinzu, nicht ohne flüchtige Verlegenheit über Adelens kleinen Handſchuh, den er zwiſchen ſeine Sacktücher verſteckt und heut ganz vergeſſen hatte.

Ei, rief Lina, hat Ihre Schweſter eine ſo niedliche Hand? Mir wäre er zu knapp.

Hermann ſchwieg, und ſie ſuchte nach dem Seitenſtücke deſſelben.

Es iſt nur die rechte Hand davon da! ſagte er kleinlaut.

Aha! verſetzte ſie, und ſah ihn mit ihren lachenden Augen an, dann iſt es gewiß ein verliebter Raub! Wie ſieht's aus? Schöne Geſchichten bringen Sie uns ins Quartier!

Die ſchalkhafte Art, wie ſie ihm das zarte Lederwerk drohend entgegenhielt, benahm ihm ſeine erſte Verlegenheit durch erregtes Lachen. Doch war er durchaus nicht gemeint, die Wahrheit zu bekennen, ſondern ſuchte eine Ausflucht.

Meinen Sie denn, ſagte er, ich hätte keine artigen

Bekanntſchaften, von denen ich ein Muſter geliehen bekäme, um meiner Schweſter hübſche Handſchuhe zu kaufen? Doch iſt das niedliche Ding da nicht von der einzigen Freundin, die ich hier — ich darf nicht ſagen beſitze, ſondern zu bewundern habe. Ich erzähle Ihnen ein andermal die ſchmerzlichen Schickungen einer hohen, verehrten Freundin, die noch nicht einmal weiß, daß ich ihre Vergangenheit mit ſchmerzlicher Andacht kenne.

Aber ſo bewegt, man möchte ſagen ſchwärmeriſch er noch dieſen Morgen für Luiſen geſtimmt geweſen war, hatte ſich doch durch die Gegenwart einer ſo ſchönen und glücklichen Braut das Herz des jungen Mannes ſoweit beruhigt, daß es ſelbſt der jugendlichen Eitelkeit ein Wörtchen gönnte. Mit einem gewiſſen Selbſtgefühl ſetzte er hinzu:

Erſt geſtern Abend vernahm ich die merkwürdige Herzensgeſchichte des intereſſanten Mädchens aus dem Munde der Frau Baronin von Bülow, die ich die Ehre hatte, nach Hauſe zu begleiten.

Drum, drum! rief Lina ſchalkhaft und etwas feierlich zurücktretend, es kam mir doch gleich vor, als wären Sie heut einen Zoll größer!

Sie warf den Handſchuh in die Commode und eilte lachend fort, weil ihr die Mutter rief, die ſchon vor einer Weile das Zimmer verlaſſen hatte.

Nun war es nicht zu verwundern, daß dieſer jugendliche Stolz, obgleich eben ein wenig geneckt, ſich im Selbſtgefühl des aufſtrebenden jungen Mannes dennoch gefiel und befeſtigte. Hermann empfand mit lebhafter Befriedigung das Wohlwollen ſo vornehmer Frauen, wie der

Baronin von Bülow und von Reinhard, ſowie die freundliche Zutraulichkeit einer ſo liebenswürdigen Braut, wie Lina war. Zu dieſem befriedigenden Bewußtſein ſtimmte von außen die ſaubere Ordnung des Zimmers, die Fernſicht in eine ſonnige Landſchaft, ja vor Allem auch der Blick von ſo hoch hinab. Mit welchem Behagen wandelte er nicht hin und her, lachte und ſang durch das offene Bogenfenſter, horchte nach der nahen königlichen Burg hin! Seine Zufriedenheit, von den jugendlichſten Erwartungen getragen, ſteigerte ſich zu einem üppigen Muthwillen des Herzens, wie er noch nie empfunden. Da ſah er denn freilich auch den kleinen Handſchuh, der aus blödem Verſteck unter den Händen einer Braut hervorgeſprungen war, mit andern Empfindungen an. Der leiſe Wohlgeruch deſſelben erſchien nur als Träger eines andern Zaubers, der auf den Freund überging, als er das zarte Ledergebild an die Lippen drückte und mit Ungeſtüm unter die Weſte ſchob, da wo das Herz mit ängſtlichen Schlägen klopfte. Lebhaft und lockend ſtand die kleine Creolin vor ſeiner Seele mit dieſen großen, leuchtenden Augen und mit dem wunderbaren, über Wangen und Hals gehauchten Teint. Er machte ſich Vorwürfe über ſein bisher ſo unachtſames Benehmen, und überzeugte ſich, wie nothwendig es ſei, dem Miniſter, Grafen Fürſtenſtein, aufzuwarten und ſich der Gunſt eines ſo einflußreichen Mannes für künftige Amtsbewerbung zu empfehlen.

Bei dieſer Gelegenheit dachte er wegen des von Adelen, der Schweſter des Miniſters, gewünſchten deutſchen Unterrichts anzufragen, und hoffte auch den Handſchuh verſtohlen abzugeben. Ja, verſtohlen! Wie oft war nicht ſchon aus einer Vertraulichkeit das ſüßeſte Geheimniß entſtanden?

Bei dieſem Gedanken regten ſich die heimlichſten Wünſche, die der junge Freund ſich nicht klar machte und die er ſich vielleicht auch nicht einmal eingeſtanden hätte. Alle dieſe Antriebe kamen doch eigentlich aus dem kleinen Stolz auf das Wohlwollen zweier hochgeſtellter Damen, zum Beweiſe, daß nicht ſelten auch edle Frauen, indem ſie mit reinem zarten Sinn für die Unverdorbenheit eines liebenswürdigen Jünglings ihn zu ſich heranziehen, doch in dem geſunden Herzen deſſelben leicht Empfindungen und ein Verlangen anregen können, das ihn weit über jene untadelhafte Gunſt hinaus verlocken will.

Am andern Morgen, beim erſten Frühſtück in der neuen Wohnung, erſchien durch wunderliche Fügung derſelbe widerwärtige Menſch, der Hermann am erſten caſſeler Morgen heimgeſucht hatte — der Polizeicommiſſar Steinbach, jetzt etwas ſorgfältiger und weniger nach dem Polizeiſchnitt gekleidet. Auch hatte er ſein barſches Benehmen von damals abgelegt und benahm ſich eher unterwürfig; wie dergleichen Geſellen nicht leicht zwiſchen Brutalität und Kriecherei ſchicklich durchzukommen wiſſen.

Ich hatte ſchon früher die Ehre, ſagte er. Erinnere mich nicht mehr genau, was ich bei Ihnen holen wollte; aber dermal bringe ich. Hier!

Er legte einen verſiegelten Brief und ein Päckchen Geld auf den Tiſch.

Hermann erbrach haſtig das amtliche Siegel, und fand einen ſchwer leſerlichen Brief des Generaldirectors Bercagny mit Inſtructionspunkten für ſeine Arbeit, und die

Nachricht: daß abſchläglich auf das noch nicht feſtgeſetzte Honorar und den demnächſt zu beſtimmenden Gehalt 300 Francs beilägen.

Ah, lachte Hermann, heut kommen Sie in angenehmen Geſchäften und — ſehen auch anders aus?

Stehe jetzt mehr in vertraulichem Dienſt, ſchmunzelte Steinbach; in unmittelbaren Aufträgen des Herrn Generaldirectors. O, Sie glauben nicht, was das für ein umfaſſender Mann iſt, der Herr Ritter v. Bercagny! Und wie er mich ſchätzt! Zum Beweis darf ich Ihnen im Vertrauen ſagen, daß ich in kurzem ſeine junge Haushälterin heirathe: Mademoiſelle Betty Brenzel.

Nun, dann nehmen Sie meinen Glückwunſch! ſagte Hermann, indem er ihm ein artiges Trinkgeld zuſtellte.

Steinbach dankte mit tiefen Verneigungen und verſicherte wiederholt, daß Betty eine ſehr ehrenwerthe Perſon von guter Familie aus Braunſchweig ſei, daß aber die Frau v. Bercagny mit einem allerliebſten Töchterchen von Paris ankomme, eine ſehr eigene Frau, und die mithin — ihre eigenen Leute mitbringe.

Sehen Sie, ſagte Hermann unüberlegt, ſo macht der Ueberfluß des Einen das Glück des Andern.

Des widerwärtigen Geſellen endlich ledig, durchlief Hermann die Inſtruction, deren verfängliche Abfaſſung ihm in ſeiner heitern Stimmung noch weniger auffiel, als es bei ſeiner natürlichen Unbefangenheit ohnehin wol der Fall geweſen wäre. Er überzählte nicht ohne Behagen die mit ihrem Inhalt überſchriebenen Geldrollen. Wenn er auch in keinen bedrängten Verhältniſſen aufgewachſen und von ſeinem nicht unvermögenden Vater auf ruhiges Abwarten einer Stellung hin mit dem Nöthigen verſehen war, ſo kam doch der Anblick einer Summe, der erſten, die er eigenem Leiſten zu verdanken haben ſollte, ſeinem eben erregten Selbſtgefühl ſehr entgegen.

Ja, rief er, im Zimmer auf- und niederſchreitend aus, jetzt empfinde ich zum erſten mal mit unſerer ſinnreichen Sprache bei dieſem Gelde, daß ich eben — etwas gelte. Ich trete von nun an in ganz andere Beziehungen, und war ich bis jetzt nur beſtrebt, für mich ſelbſt etwas zu ſein, ſo habe ich nun den Beruf, für Andere, für die Welt etwas zu *können*. Ich habe meine Lehre gemacht und bin in die *Fremde* gewandert, — noch kein angeſeſſener Meiſter, aber ein bezahlter Geſell. Ich werde manches *durchzukämpfen* haben, denke aber nicht, daß ich im Sinn eines wandernden Handwerksburſchen zu *fechten* brauche. Eines aber weiß ich gewiß: wenn ich auch werde zu *dienen* haben, *dienſtbar* laſſe ich mich nicht machen. Die jetzige Zeit hebt ja ſelbſt Hand- und Spanndienſte auf; wenn ſie dafür aber die Geſinnung, die Seele der Menſchen, frohnbar machen will, ſo ſoll ſie mir geſtohlen ſein. Nein, bei Gott! misbrauchen laſſe ich mich nimmermehr!

Unter dieſer nun auch innerlichen Erhebung kleidete er ſich mit Sorgfalt an, zum Grafen Fürſtenſtein zu gehen, der in der Frankfurter Straße wohnte. Indem er Adelens gedachte, rief er, ſich betrachtend, mit Lächeln aus:

Wo wird's denn am Ende mit dem *Geſellen* hinauslaufen? Wird er eine Meiſtertochter heirathen, oder ſich mit einer Meiſterwitwe in ein gemachtes Geſchäft ſetzen? Hätte ich doch einen jener Augenblicke, von denen Schiller ſagt:

> Es gibt im Menſchenleben Augenblicke,
> Wo man dem Weltgeiſt näher iſt, als ſonſt,
> Und eine Frage frei hat an das Schickſal.

Wäre ich ein Judenjüngling, ſo würde die freie Frage lauten: Schickſal, was beſcherſt du mir für ein — Schickſel?

Neuntes Capitel.

Eine bedenkliche Einladung.

Le Camus, der Vertraute und Rathgeber Jerôme's ſchon aus Amerika her, war diesmal, wo der König ſeine Provinzen abſichtlich in der Umgebung von altem deutſchen Adel bereiſte, nicht wie ſonſt im Gefolge, und machte es ſich daher zu Hauſe bequem mit den Geſchäften des auswärtigen Amtes. Als vormaliger amerikaniſcher Pflanzer, wofür er ſich gelten ließ, oder gar, wofür ihn ſeine Gegner ausgaben, als ehemaliger Gewürzhändler in Baltimore ein luſtiger Kumpan Jerôme's, während dieſer als franzöſiſcher Marineoffizier dort mit Eliſabeth Patterſon verheirathet geweſen, verdankte Le Camus doch dieſen auswärtigen Beziehungen das Miniſterium des Aeußern. Aber auch in dieſer ihm ſo fremden Stellung, die durch Hof- und Parteiränke, ſowie durch den fortwährenden

Einfluß des Kaiſers Napoleon ſchwierig genug war, wußte ſich Graf Fürſtenſtein zu behaupten, was doch immerhin beſondere Fähigkeiten, große Gewandtheit und Weltkenntniß vorausſetzte. Auch verrieth ſeine Erſcheinung einen nicht unbedeutenden Mann. Hübſch und ſtattlich von Ausſehen, trat er nicht nur ſehr freundlich, ſondern auch mit feinem Anſtand und, wenn nicht mit eigentlich vornehmen — doch mit behaglichen Manieren auf. Das Vornehme ſuchte er durch eine gewiſſe Gravität beim Empfang und durch die leicht bemerkliche Sorgfalt zu erſetzen, mit der er ſich eines gewählten und ſprachlich correcten Ausdrucks befleißigte. Seine nähern Bekannten hielten ihn übrigens für ziemlich kalt, theilnahmlos und in ſeinen Ausgaben ſehr berechnend. Dieſe Gemüthsſtimmung war vielleicht auch ſchuld, daß es mit ſeiner Heirath der Tochter Salha's nicht recht vorwärts gehen wollte; wenn er es nicht etwa ſeiner hohen Stellung angemeſſener fand, in Verbindung mit einer Familie von altem deutſchen Adel zu kommen.

Heut war Fürſtenſtein noch gegen Mittag in ſeinem eleganten pariſer Morgenanzuge und eben beſchäftigt, mit einem Gabelfrühſtück auf Porzellan von Sevres einen Militär zu bewirthen, der es ſich in großer Uniform mit Orden auf dem Sofa bequem machte. Brigadegeneral und Kriegsminiſter Morio, ein Liebling des Königs, mit dem er als Adjutant aus Frankreich gekommen war, ein Mann von Talent und militäriſcher Bildung, ließ ſich gern gehen, und zeigte in ſeinen Zügen, wie in ſeinem Benehmen, einen leichtgeſinnten, aber ſehr reizbaren und ziemlich brutalen jungen Mann, gegen den daher das luſtige Völkchen am Hofe ſich ſehr vorſichtig zurückhielt. Auch jetzt verrieth er eine lebhafte Ungeduld, die Le Camus durch berechnete Unterhaltung zu beruhigen ſuchte. Er hatte ſich nämlich ſchon länger um Adelen bemüht, und da er nach ihrem bisherigen Benehmen ſich ihrer Neigung verſichert hielt, ſo war er heut in großer Uniform gekommen, ſich im Beiſein ihres Bruders förmlich zu erklären und um ihre Hand zu bitten. Inzwiſchen war aber in den letzten Tagen durch das Begegniß mit Hermann nicht blos eine Umſtimmung Adelens geſchehen, ſondern der ganze Trotz ihres leidenſchaftlichen Herzens war dadurch hervorgerufen worden, daß ihr der Bruder, auf einen Wink der Generalin Salha, es abgeſchlagen hatte, deutſche Lectionen bei dem jungen Manne zu nehmen.

Le Camus, der den Beſuch Morio's nicht abwenden konnte, hatte dieſen Morgen durch den freundlichſten Zuſpruch die widerwillige Schweſter nur mit Mühe dahin gebracht, den Bewerber zu empfangen und ihn wenigſtens nicht geradezu abzuweiſen, ſondern ſich eine ſo glänzende Zukunft offen zu halten, wie er ſie ihr in der Verbindung mit Morio darlegte.

Unter dieſen Umſtänden war es dem Miniſter wie erwünſcht, daß die Großhofmeiſterin der Königin gekommen war, Adelen, ihren Liebling, zu ſehen und, wie es ſchien, Einiges mit ihr zu beſprechen. Denn die Gräfin verweilte länger, und dieſer Aufenthalt, der den verliebten General ungeduldig machte, gab dem Miniſter Zeit, den Bewerber vorzubereiten, daß er vielleicht nicht ſogleich ein ausdrückliches Ja, ſondern eine hinhaltende Antwort erhalten werde. Er brachte dies ſogar in Verbindung mit dem längern Beſuch, indem er ſagte:

Wer weiß, was die Gräfin für eine Angelegenheit hat! Sie liebt Adelen, und bereitet vielleicht gerade für Ihre Bewerbung, General, die Gunſt der Königin vor, die meiner Schweſter nicht ſehr gewogen iſt, wie Sie wiſſen. Und mir wär's doch gar lieb, wenn Adele, nach der Verbindung mit Ihnen, Hof- oder Ehrendame würde. — — Apropos! Wiſſen Sie ſchon, General, daß der König ſich der Großhofmeiſterin nähert, ſeit die Gräfin B. zu Beſuch bei ihren Verwandten iſt?

Wahrhaftig? rief Morio. Nähert ſich der Gräfin Antonie? Ah! ich finde ſie ſehr liebenswürdig. Sie iſt vielleicht nicht ſo reizend wie die Gräfin Franziska —

Nicht ſo üppig, wollen Sie ſagen, fiel der Miniſter ein; ſie hat das Incarnat nicht wie dieſe; aber ſie iſt auch nicht ſo übermüthig, ſo brutal. Für uns, General, iſt ſie traitabler, und wird den König mehr durch Geiſt und durch ihre fürſtliche Geſinnung feſſeln.

Freilich etwas älter als der König! meinte Morio.

Iſt das nicht auch die Gräfin Franziska? Und ebenſo die Königin? verſetzte Fürſtenſtein. Wiſſen Sie, das hat ſeinen Reiz, ſo lange man ſo jung iſt wie Jerôme.

Und es hat wol auch etwas Anziehendes für ihn, daß ſie von fürſtlichem Blut iſt — eine Prinzeſſin von — Dings da — verwünſchte deutſche Namen!

Weiß ja wohl! lachte der Miniſter des Aeußern. Aber Sie wiſſen nicht, wie ſehr die Oberhofmeiſterin mit Herrn von Bülow befreundet iſt. Und das bringt mich wieder auf mein Geſtriges: Sie müſſen ſich wahrhaftig mit Bülow wieder verſtändigen, General! Er iſt ein vortrefflicher Kopf — ein homme universel, ſage ich Ihnen. Wir können uns gratuliren, daß wir ihn ſtatt Beugnot's erhalten haben. Dieſe lange finſtere Geſtalt, dies Geſpenſt der Revolution — nun ja, Talent, Genie hatte Beugnot; aber Kenntniß der Finanzquellen des Landes fehlte ihm, und die deutſchen Verhältniſſe waren ihm fremd. Dagegen iſt Bülow der Mann, der die Kaſſen zu füttern verſteht. Sie kennen unſere Bedürfniſſe, Morio, und ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß Bülow unſer gutes Verhängniß iſt. Er iſt der Mann der abſoluten Nothwendigkeit für Weſtfalen. Dem König iſt er zugleich perſönlich höchſt angenehm. Keiner hat, wie er, das Talent, unſerm guten Jerôme jedes Geſchäft, jedes deutſche Verhältniß faßlich darzulegen, wodurch Se. Majeſtät Zeit zum Vergnügen gewinnen.

Auf dieſe mit Lächeln begleitete Schilderung erwiderte Morio:

Es iſt wahr, leicht und liebenswürdig iſt dieſer Bülow, ein artiger Preuße, nicht ſo kalt und vornehm geiſtlos wie dieſe heſſiſchen und braunſchweigiſchen Barone; aber ich traue ſeiner preußiſchen Geſinnung nicht. Und ſehen Sie nicht, Le Camus, welchen Anhang er ſich macht, der ſich wirklich ſchon — die deutſche Partei nennt?

Ei was, Morio! rief der Graf. Wir nennen ſie ſo, heißt das, eine franzöſiſche Partei nennt ſie ſo. Iſt Weſtfalen nicht ein deutſches Reich? Sind die Deutſchen hier eine Partei? Sie ſind le tout! Was bleibt uns übrig, Morio? Wollen wir hier Fremde bleiben — wir, die Miniſter eines deutſchen Königreichs? Hat der König nicht ſelbſt den erſten Abgeordneten des Landes in Paris das Verſprechen gegeben, ſich die Sprache ſeiner Unterthanen anzueignen? Und wirklich gewinnt er Vorliebe für das Deutſche. Und darin wird ihn die Oberhofmeiſterin beſtärken. Bedenken Sie, welchen Einfluß durch die Gräfin und durch Bülow dieſe ſogenannte deutſche Partei gewinnt. Soll ich Sie, meinen künftigen Schwager, auf der entgegengeſetzten Seite finden, wo Bercagny einen feindſeligen Anhang zuſammenzuballen ſucht? Sie waren früher mit Bülow auf dem beſten Fuß; vergeſſen Sie ihm —!

Mein Gott, wenn Ihnen ein Gefallen damit geſchieht! rief Morio und reichte dem Miniſter die Hand, ſo geh' ich zu ihm. Baſta!

In dieſem Augenblicke hörte man einen Wagen anfahren.

Nun, wer kommt noch? ſagte mit neuer Ungeduld der General, indem er mit dem Grafen anſtieß, der auf das ihm gegebene Verſprechen die Gläſer gefüllt hatte. Der Bediente, ein Franzoſe, trat ein, und meldete verlegen und lächelnd einen jungen hübſchen Doctor, deſſen Namen er nicht ausſprechen könne.

Iſt angefahren? Ein Doctor? fragte Fürſtenſtein nachdenklich.

Verzeihung, Excellenz! Angefahren iſt der Wagen der Gräfin Oberhofmeiſterin, ſie abzuholen, antwortete der Bediente.

Während Morio, vergnügt des bei Adelen beendigten Beſuchs, ſich erhob, befahl der Miniſter, den jungen Doctor eintreten zu laſſen. Doch wie betroffen blickte er auf, als er in dem Eintretenden Hermann erkannte, der deutſche

Sprachunterricht ihm einfiel, und juſt Morio anweſend ſein mußte, den die Angelegenheit mit anging! Er würde noch betroffener geweſen ſein, wenn er hätte ahnen können, daß ſein Empfang des jungen Mannes hinter dem Thürvorhange belauſcht würde, der mit ſchweren ſeidenen Falten das Zimmer von einem Cabinet ſchied, an welches ein Salon ſtieß.

In dieſen Salon nämlich hatte Adele aus ihrem Zimmer die Gräfin Antonie geführt, die von ihrer Stadtwohnung zu Fuß gekommen, ihren Wagen erwartete, um zur Königin nach Napoleonshöhe zu fahren. Beide traten, als der Wagen heranfuhr, ans offene Fenſter, und bemerkten zu gleicher Zeit Hermann, der dem Wagen zuvor ins Palais eilte. Adelens Bewegung und Unruhe entging der Oberhofmeiſterin nicht, und ſie fragte, wer der hübſche junge Mann ſei.

Ich kenne ihn, antwortete ſie haſtig und halblaut; aber ich muß Ihnen Alles erzählen — es iſt eine intricate Geſchichte. Der Bruder wird ihn unfreundlich empfangen, und gar Morio! Ach, verzeihen Sie einen Augenblick! Ich begleite Sie dann hinab.

Mit dieſen Worten, unter unruhigen Geberden, ſchlüpfte ſie in das Cabinet und an die Portière.

Ah, Sie ſind es, Herr —! Der Bediente konnte mir Ihren Namen nicht nennen!

Mit dieſer Anſprache empfing Graf Fürſtenſtein den jungen Doctor, deſſen Namen ihm ſelbſt vergeſſen war, und ſagte dann weiter:

Sie kommen anzufragen wegen der Lectionen im Deutſchen? Adele, meine liebe Schweſter, hat mir ſchon geſagt, — aber freilich, mein Herr —

Verzeihung, Excellenz! fiel Hermann ein. Ich komme eigentlich von der mir ertheilten Erlaubniß Gebrauch zu machen, und Ihnen meine Ehrerbietung zu bezeigen. Ich wollte mich dem Wohlwollen Eurer Excellenz empfohlen haben, das mir zu meinem Fortkommen im Dienſte Sr. Majeſtät des Königs höchſt wünſchenswerth iſt.

Die angenehme Art, wie Hermann ſich darſtellte, beſonders aber die gute Wendung, wodurch der Graf ſich einer abſchlägigen Antwort wegen der Lectionen überhoben ſah, ſtimmte ihn aufs angenehmſte. Er ſagte ihm einiges Artige nicht ohne Feinheit, und gab ihm die beſten Zuſagen für Alles, was er in ſeiner Stellung und durch ſeine Verwendung beim Könige zur Beförderung eines — wie er ſich ausdrückte — ſo vortrefflichen jungen Mannes zu thun vermöge. Und indem er die ungeduldigen Bewegungen des Generals bemerkte, ſtellte er Hermann mit den Worten vor:

Lieber General, Sie ſehen hier den gelehrten jungen Mann, der wegen der deutſchen Stunden —

Ah bah! unterbrach ihn Morio, auf den in Gedanken an Adelen gerade die gewinnende Perſönlichkeit Hermann's einen eher verſtimmenden Eindruck machte. — Mit den Lectionen iſt es nichts, mein Herr! Müſſen ſich nach andern Schülerinnen umthun.

Le Camus, nicht wenig betroffen, ſuchte mit den Worten einzulenken:

Sehen Sie, mein Herr, die Stunden waren eigentlich für Mademoiſelle Salha beſtimmt. Man wird Ihnen geſagt haben, ſie ſei Braut; aber — das iſt mehr bei Adelen der Fall. Sie iſt ſo gut wie verlobt, und kann erſt ſpäter —

Abermal unterbrach ihn Morio mit den barſchen Worten:

Eigentlich, Herr Graf, iſt ja der Monſieur auch nur gekommen, ſich zu einer Anſtellung zu empfehlen. Setzen Sie ihn auf die Liſte der Candidaten! — Es iſt freilich eine Unzahl von Subjecten, die von allen Enden der Welt hierhergelaufen kommen — Eh bien, mein Herr — Excellenz wird Sie notiren, oben an!

Er machte dabei mit der Hand eine verabſchiedende Bewegung.

Hermann, indem er des Miniſters Verlegenheit bemerkte, nahm ſich gegen ſeine Aufwallung zuſammen und ſagte mit etwas bebender Stimme, doch mit Faſſung:

Verzeihung, Excellenz, wenn ich geſtört habe! Ich erlaube mir nur noch zu bemerken, daß ich aus Halle bin — einer Stadt, die zum Königreiche gehört. Ich bin mithin keiner der hergelaufenen Fremden, die ihr Glück in Weſtfalen ſuchen. Ich heiße in der Landesſprache Teutleben, und bin wol für den Herrn General ſchwer auszuſprechen.

Er verneigte ſich und ging mit ruhigem Anſtand, war aber kaum hinaus, als Morio, der aus Ungeduld an ein Fenſter getreten war, auffuhr und mit den Worten: Was war das? Den Burſchen ſoll der Teufel —! nach der Stubenthür eilte. Le Camus trat ihm entgegen, faßte ihn am Arm und ſagte in gereiztem Ton:

Was wollen Sie, Morio? Noch mehr Beleidigung machen?

Beleidigung machen? Ich? fuhr Jener auf. Haben Sie nicht verſtanden, daß der Kerl mich als hergelaufenen Fremden — mich beleidigt, mich?

So? Hat er das? entgegnete der Miniſter. Ich hab's überhört, — in der Verlegenheit darüber, daß Sie einem achtbaren Manne, der mir die Aufwartung macht, Beleidigendes auf meinem Zimmer ſagen, ihn mit Handbewegung fortſchicken, als ob Sie hier im Hauſe — Ja, das haben Sie, Herr General! Mich compromittirt, das haben Sie! Nehmen Sie dafür ſeine Antwort hin! Seien Sie ruhig, lachen Sie! Die Replik war gut. Und wiſſen Sie — Aber, baſta! Laſſen wir das! Ich denke, wir gehen hinüber. Kommen Sie! Machen Sie bonne mine. Die Gräfin wird fort ſein. Ah ça! Allons!

Er rieb die Hände, lachte etwas gezwungen, klopfte Morio auf die Schulter und wiederholte:

Laſſen wir's! Kommen Sie!

Als Hermann die Stiege hinabgekommen war, erblickte er Adelen in lebhaftem Geſpräche mit einer Dame von bedeutendem Ausſehen. Adele hatte nämlich nur einige Augenblicke gelauſcht, und war zurückgeeilt, die Gräfin nach ihrem Wagen zu begleiten. Sie trat Hermann entgegen und ſagte mit einer gewiſſen Würde:

Sie ſind unfreundlich empfangen worden, mein Herr, und ich bin ſchuld daran: ich habe Sie eingeladen zu kommen. Ich muß Ihnen Erklärung geben, und hier die Frau Gräfin erlaubt, daß es bei ihr geſchehe.

Sie wird Ihnen eine gelegene Stunde beſtimmen, und Sie —?

Verzeihung, Mademoiſelle! erwiderte er. Ich bin gekommen, mich dem Herrn Miniſter zu empfehlen, und bin ſehr freundlich empfangen worden. Nur der Herr General —

Was es auch ſei — ich will Sie ſprechen, wendete Adele ein, und Sie haben mir auch noch den Handſchuh zurückzubringen, den ich damals fallen ließ —

Hermann griff nach ſeiner Weſte, aber Adele verſetzte:

Nicht hier, mein Herr, das ſchickt ſich nicht! Wann erlauben Sie, Gräfin?

Die Oberhofmeiſterin nannte gegen Hermann gewendet ihren Namen und ihre Wohnung, und bezeichnete ihm Tag und Stunde, wo ſie ihn erwarte. Hierauf gab ſie Adelen noch einen warnenden Wink, und beſtieg ihren Wagen. Adele flog die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer, wo ſie von Morio und dem Bruder bereits erwartet wurde.

Als Hermann hinter dem dahinrollenden Wagen das Palais verließ, war er durch alles in ſo raſchem Wechſel ihm Begegnete ſo aufgeregt und zerſtreut, daß er in Gedanken den Weg nach ſeiner alten Wohnung einſchlug. Die Einladung zu der hochgeſtellten Dame ward ihm zu einem Räthſel durch das ſo ſtolze Benehmen Adelens, das ihm an ihrer naiven, niedlichen Perſon überraſchend vorkam. Er überlegte das Verſteckte dabei hin und her, bis zuletzt, als er mit heiterm Lächeln ſeines Irrweges inne wurde, auch das Schmeichelhafte der Intrigue über den Verdruß ſiegte, den er durch Morio genommen hatte und für den ihm eine ſo anmuthige Vergeltung geboten war.

Den kleinen Handſchuh brachte er nun wieder mit zurück. Er betrachtete ihn lange und — da er Adelen für wirklich verlobt hielt — nicht ohne heimliche Betrübniß als die abgewelkte Hülle eines verlorenen allerliebſten Händchens. Und doch ſchienen dieſe gekrümmten Finger zu winken, daß er doch ja kommen möchte.

Zehntes Capitel.

Stimmung und Störungen.

Hermann dachte nun ernſtlich an die übernommene und gewiſſermaßen ſchon voraus honorirte Arbeit für Bercagny. Die Aufgabe lag aber ſo unbeſtimmt und zugleich ſo umfaſſend vor ihm, daß er ſie nicht gleich recht anzugreifen wußte. Er wendete ſie ſo und ſo, wie ein Maler hin- und herwandelnd den beſten Augenpunkt ſucht, eine reiche und reizende Landſchaft treu und doch künſtleriſch als ein Ganzes aufzunehmen. So ſah er ſich bald nach den neuen großen Gedanken um, von denen die deutſche Gegenwart bewegt werde, bald nach den bedeutenden Männern, von denen dieſe Gedanken ausgegangen waren oder getragen wurden. Natürlich traten ihm vor allen die würdigen Lehrer und Gönner, die er im Herzen hegte, für die er ſchwärmte, mit jener Wehmuth vor die Seele, die ſich wie ein dunkelblauer Duft um entfernte liebe Geſtalten und Namen zu legen pflegt. Ihre großen Ideen, ihre edeln Beſtrebungen lebten in ſeinem warmen Andenken. Er hatte in Halle mit ihnen verkehrt, und als dieſe Univerſität durch einen Gewaltſpruch Napoleon's aufgehoben worden, war er Denen gefolgt, die ſich nach Berlin zurückzogen. Es erſchien ihm als ein Opfer der Dankbarkeit, wenn er ihre wiſſenſchaftlichen Arbeiten, ihre Lehrverdienſte um Deutſchland, ihre Umgeſtaltungsabſichten für das Volk in den Augen Derer geltend machte, die ihre Eroberung durch Anerkennung, ihre Uebermacht durch ehrende Gunſtbezeigungen zu verſöhnen und auszugleichen die Abſicht verriethen. Wie viel mußten ſolche Männer erſt in den Augen der Deutſchen gewinnen und Muth erregen, wenn ihnen ſelbſt die Fremden eine Huldigung nicht verſagen konnten!

München

Die ganze Seele Hermann's ward von ſolchen Betrachtungen erfüllt; ſein Herz quoll über von heimwehlichen Erinnerungen an ſeine Studentenzeit, von ſchwungvollem Verlangen, weiter zu ſtreben, zu wirken, zu ſchaffen, — Empfindungen, die ihn immer wieder auf ſeine gegenwärtige Aufgabe zurückführten, ähnlicherweiſe wie ſeine Blicke, die während ſeiner worteſuchenden Ueberlegung hinaus in die Landſchaft ſchwärmten, ſobald er nach der Feder griff, raſch wieder ins Zimmer zurück auf das gefaltete Papier fielen.

Zu dieſen Störungen aus dem eigenen Innern, zu dieſer Fülle des Herzens, die ſich nicht bewältigen ließ, kamen auch äußere Unterbrechungen durch Mutter und Tochter des Hauſes, die ſehr geſchäftig waren, die Hochzeit vorzubereiten. Lina beſonders, nachdem ihre Ausſtattung in die neue Wohnung geſchafft war, erſchien voll ungewohnter Unruhe nicht mehr recht hier, und noch nicht dort zu Hauſe, ja ſelbſt von ängſtlichen Erwartungen umhergetrieben.

Ja, ja! Sie kommen mir nun doch ein wenig träumeriſch und gerührt vor, liebe Lina! ſagte Hermann neckend. Sie haben erſt das thränenfeuchte Schleierlein gar weit weggeworfen; geben Sie Acht, es wird nun doch noch dicke Thränen abſetzen, ſo dick wie Gurkenkerne!

Ich denke nicht! lächelte ſie. Aber es geht mir ein wenig im Kopf herum, daß ich meinen Ludwig ſo ernſt, ſo nachdenklich ſehe. Ich weiß, es ſind Geſchäftsſachen, Acten, und auch noch andere Dinge gehen ihm durch den Kopf; ich weiß das, und doch ängſtige ich mich auch wieder einmal, und ſteigen mir allerlei Zweifel auf. Es fällt mir manchmal ein, ob's an mir liege, daß er vielleicht kein volles Vertrauen auf eine glückliche Zukunft faſſen kann. Doch nein! Ich weiß ja — ich habe ſo viel Liebe für ihn, ſo viel allerbeſten Willen, daß ich ihn gewiß zufriedenſtellen werde. Und was mich angeht, ſo habe ich ſo mein Alles und Alles an ihm, daß ihn ſchon der Anblick meiner Glückſeligkeit, als ſeines Werkes, erfreuen muß, denke ich. Ach ja, ich habe auch wieder recht ſelige, hoffnungsvolle Stündchen! Kommen Sie, lieber Freund, wir wollen ein paar Noten ſingen, da wird's ſchon heller in mir werden. Laſſen Sie Ihre Arbeiten! Arbeiten bleibt Ihnen noch übrig, wenn auch Ihre neue Schweſter fort iſt.

Sie ſangen dies und das, bis die Unruhe der ſchönen Braut ſich auch gegen die Noten behauptete. Sie ſtand auf und ſagte weggehend:

Alſo übermorgen iſt unſer Polterabend, und da rechnen wir auf drei Stücke von Ihnen: erſtens auf Ihre Liebenswürdigkeit beim kleinen, häuslichen Feſt, dann auf Ihr Klavier für hinab in die große Stube, wo ſich das junge Volk beluſtigt, und drittens auf Ihre Stube hier für die ſogenannten alten Herren, heißt das — Ludwig's Freunde und des ſeligen Vaters Bekannte. Sie mögen dann zuſehen, wo Sie ſich am beſten behagen, bei Jung oder Alt. Unten finden Sie für die Augen meine hübſchen Brautjungfern, oben einige Leckerbiſſen, womit die Alten bewirthet werden. Die Jugend ſoll's nämlich nach der altcaſſeler Einfachheit haben, damit dieſe nicht ganz in Vergeſſenheit komme; die Alten aber ſollen damit geneckt werden, daß ſie ſich an den üppigen neufranzöſiſchen Geſchmack gewöhnen müſſen; denn es ſind meiſt Anhänger des alten Herrn, getreue Heſſen. Verkehrte Welt, lieber Freund: die Jugend kriegt Altes, das Alter Neues vorgeſetzt.

Und Sie helfen ſie noch verkehrter machen, Schweſter Lina, wendete Hermann ein; denn Sie geben mir unten für die Augen, oben für den Mund: in unſerer Phyſiognomie ſtehen aber Mund und Augen umgekehrt.

O Sie — Spitzfindiger! lachte Lina, indem ſie ging.

Am andern Abende begab ſich Hermann zur beſtimmten Stunde nach der Wohnung der Gräfin. Er hatte ſich ſehr ſorgfältig gekleidet, wie er denn durch ſeine hofmeiſterlichen Aeltern mehr als andere Studenten damali=

ger Zeit zu äußerlichem Erſcheinen angewieſen worden war. Dabei ſtreckte er ſich etwas geſpannt, als ob er die ſchlottrige Aengſtlichkeit bei der räthſelhaften Einladung durch das Selbſtgefühl auffſteifen müſſe, ein ſo geſuchter Menſch zu ſein. Aber er ſollte gleich, vielleicht zu belehrender Warnung, erfahren, daß man es in dieſen höhern Kreiſen auch mit beeiferten Dingen doch nicht ſehr genau nehme, oder wol auch nicht immer ſein eigener Herr ſei. Statt der Gräfin empfing ihn nämlich eine franzöſiſche Zofe, die ſeinem guten Auge eine ſchalkhafte Wahrnehmung erregte. Im Gegenſatze der falſchen preußiſchen Groſchenſtücke, die ihren Umlauf durch Rothwerden verriethen, ſchien nämlich die Franzöſin ihren Cours durch aufgelegtes Roth verbergen zu wollen. Sie beſchied ihn zuerſt etwas ſchnippiſch-kokettirend, die Gräfin ſei bei der Königin und erwarte ihn morgen Abend.

Ich bedauere, verſetzte Hermann, morgen Abend bin ich verſagt.

Die Zofe machte große Augen über einen jungen Mann, der den Erwartungen einer Großhofmeiſterin der Königin gegenüber verſagt ſein dürfe, ward aber gerade dadurch artiger, und da ſie etwas Empfindlichkeit in ſeinem Ton und Geſicht bemerkt haben mochte, erklärte ſie ihm ſehr freundlich, man würde ihm gern den vergeblichen Gang erſpart haben, wenn man ſeine Adreſſe gehabt, ſeine Wohnung gekannt hätte.

Die Gräfin, ſagte ſie, hat einer Berathung wegen einiger Vorkehrungen zum Empfang Sr. Majeſtät des Königs beizuwohnen, der in dieſen Tagen zurückkehrt und in deſſen Gefolge auch der Herr Graf, ihr Gemahl, zurückkommt. Es wird der Gräfin nicht lieb ſein, daß Sie nicht kommen. Und was ſoll ich zu Ihrer Entſchuldigung ſagen?

Daß ich zum Polterabend der Tochter des Hauſes eingeladen ſei, wo ich wohne.

Qu'est ce que c'est que ça — Polterabend? fragte die Zofe, und es machte Hermann Spaß, der gezierten Perſon flüchtig und neckiſch die Gebräuche eines deutſchen Brautabends zu erklären. Sie fand es charmant, beſonders daß man auch zu Ehren einer neuen Wirthſchaft die alten Töpfe zerſchlage.

Fünfundzwanzig Jahre ſpäter, ſagte er, wird die ſilberne Hochzeit gefeiert; dann ſchminkt man ſich junge Geſichter und kocht in alten Töpfen. So wechſelt Alt und Jung, Mademoiſelle!

Er übergab ſeine Adreſſe und erklärte, daß er die weitern Befehle der Gräfin erwarten wolle.

Ich werde die Artigkeiten des Herrn beſtellen! antwortete ſie mit einer vornehmen Kopfbewegung.

Elftes Capitel.

Ein Polterabend.

Ein heiterer Maitag ging zu Ende. Es dämmerte bereits in der engen, vom ſinkenden Abenddufte etwas feuchten Steinweggaſſe, als die zum Polterabend Geladenen, Einer um den Andern, ſich im Hauſe der Frau Wittich einfanden, und von Braut und Bräutigam empfangen wurden. Am früheſten waren Lina's Freundinnen erſchienen, und umgaben mit der anſchmiegendſten Zuthätigkeit die morgen aus ihrem Mädchenkreiſe Scheidende. Es waren lauter recht hübſche Mädchen, obgleich ſich keines derſelben in Geſtalt, Anmuth und ſeelenvollen Zügen auch nur von fern mit der Braut vergleichen mochte. Am nächſten kam ihr eine allerliebſte Blondine, über zwanzig alt, blühend, lebhaft und ausgeſprochen verſtändig, dabei mit ihrem friſchen Mund alle Welt anlachend.

Es iſt meine liebe Thereſe Engelhard, ſagte Lina auf Hermann's Befragen, die zweite Tochter der bekannten Dichterin Philippine Engelhard, geborenen Gatterer. Dieſe Profeſſorstochter kam vor etwa achtundzwanzig Jahren von Göttingen herüber, um ſich von dem berühmten Tiſchbein malen zu laſſen, und machte bei demſelben die Bekanntſchaft eines jungen Freundes deſſelben, des damaligen Secretärs Engelhard, der ihr Mann wurde, jetzt Oberappellationsrath iſt, und dem ſie ſieben blühende Töchter ſchenkte.

Einer ſchalkhaften Bemerkung Hermann's kam Lina mit der Auffoderung zuvor:

Kommen Sie und lernen das kluge Dichterkind kennen!

Sie ſtellte ihn jetzt noch einmal beſonders dieſer Freundin vor und überließ ihn der angenehmen Unterhaltung. Denn eben kamen wieder Brautgeſchenke zur Ausſteuer an, und wurden zu den ſchon überbrachten auf den Tiſch verſammelt.

Auch die alten Hausfreunde ließen nicht auf ſich warten. Hermann wurde ihnen vorgeſtellt, und an der Art, wie ſie ihn mit einer pedantiſchen Vertraulichkeit, mit höflicher Freundlichkeit empfingen, hätte er wahrnehmen können, daß ſie bereits von ihm wußten und eine gute Meinung gefaßt hatten. Dieſe alten Heſſen hielten ſich mit einer geheimnißvollen Aufmerkſamkeit auf den Regierungsrath Schmerfeld gerichtet, der zwar als vortragender Rath des franzöſiſchen Gouverneurs von Caſſel in der neuen Ordnung der Dinge ſtand, insgeheim aber die verdeckten Beziehungen leitete, die der nomadiſche Hofhalt des vertriebenen Kurfürſten mit ſeinem Anhang in der Reſidenz unterhielt. Jeder von den Alten, auf den Schmerfeld zufällig den Blick richtete, erſchien wie von einer beſondern Erwartung durchzuckt. Einer ſchoß auch gleich auf ihn zu, empfing aber einen ablehnenden Wink. Doch bemerkte Hermann, der unter Unbekannten ſehr achtſam zu ſein pflegte, daß der ſo angeſehene Mann, ſo oft im Zimmer etwas Neues eintrat, was die Aufmerkſamkeit auf ſich zog, einem oder dem andern von den Vertrauten etwas zuflüſterte, was derſelbe mit aufgeſpannten Augenbrauen und vorgeſchobenen Lippen aufnahm. Der junge Freund vermuthete, daß es wol hinter den hergebrachten Ceremonien des Polterabends, die eben vor ſich gingen, auf eine beſondere Ueberraſchung abgeſehen ſei.

Die beiden Stuben, die geöffnet ſtanden, waren nicht ſehr geräumig, ſodaß die Geſellſchaft ſich ein wenig drängte, beſonders als man etwas ſpäter für die jungen Freunde und Freundinnen des Brautpaares Platz zum Tanzen zu machen ſuchte. Ehe es aber zu den ſo ſehr erwünſchten Sprüngen kam, machte ſich ein Fremder, den Schmerfeld mitgebracht und als Baron von Rehfeld eingeführt hatte, durch die Lebhaftigkeit bemerklich, mit der er, unter den jungen Leuten umherſpringend, allerlei Spiele in Vorſchlag brachte, von denen aber keines verfangen wollte; ſodaß er ſich endlich lachend unter die Zuſchauer zurückziehen mußte. Er ſelbſt blieb für Manche das Räthſel des Abends. In der ängſtlich befangenen Stimmung, die damals die altheſſiſchen Lebenskreiſe mehr und mehr durchdrang, fiel jeder Fremde ſchwer auf, indem man denſelben bald als einen geheimen Agenten der neuen Gewalt mit Argwohn, bald als einen Theilnehmer an den öffentlichen Vortheilen der Fremdherrſchaft nicht ohne Misgunſt anſah. Aus dieſem Grunde hatte Schmerfeld ſeinen Gaſt gleich dadurch in ein günſtiges Licht zu ſtellen geſucht, daß er ihn als guten deutſchen Baron einführte, der einige Zeit in Caſſel zubringen, hieß das, ſein Geld verzehren wolle. Dennoch blieb es befremdlich, wie ein Mann von ſo geckenhafter Art an den ernſten, ſteifen Schmerfeld gerathen ſei.

Baron Rehfeld war nämlich ein Mann in den Dreißigen, nicht groß und nicht ſtark ausſehend gebaut; dennoch verrieth ſein Gang und jede ſeiner Bewegungen, wenn er ſich vergaß, eine biegſame, ſprungfertige Kraft der Muskeln, eine Lebhaftigkeit und Gewandtheit, die er unter einem etwas geckenhaften Benehmen verſtecken zu wollen ſchien. Mit dieſem Betragen ſtimmte der Anzug des Sonderlings überein, indem er heut wie immer ſorgfältig gekleidet, aber in auffallenden Farben und öfter im Nachtrabe der Mode ging. Dieſen Abend war er in einem feſtlichen Frack von übertriebenem Modezuſchnitt, ſonſt trug er gewöhnlich einen weißgelben Ueberrock. Dabei ſchien er ſich doch nicht wenig als Mann von Geſchmack zu wiſſen, gab ſich gern als Kenner von Gemälden und Weinſorten, als guten Techniker für feine Schüſſeln und als echten Weltweiſen, der kein höheres Anliegen kenne, als die Wechſel der Politik in Geldwechſel zu verwandeln, kein erhabeneres Luſtgefühl, als auf der Schaukel der Börſe auf- und niederzuſchweben.

Nach jenen misrathenen Spielverſuchen war der erſte Walzer glücklich abgetanzt, und der zweite wurde angeſtimmt, als vom Gang herein, durch die etwas geöffnete Stubenthür, die Saiten einer Harfe erklangen. Solche Erſcheinung war etwas Ungewöhnliches und erregte große Spannung. Alles ſchwieg lauſchend, worauf gleich eine angenehme männliche Stimme die Goethe'ſche Ballade anhob:

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen,

und nach den Worten: „Laßt mir herein den Alten“, der Harfner ſelbſt im vollen Romancoſtüm eintrat, in dem langen dunkelbraunen Gewande, den kahlen Scheitel von wenig grauen Haaren umkränzt, und den langen weißen Bart die Bruſt herabwallend. Der Bräutigam, den Schluß voraus berechnend, hatte ſich fortgeſchlichen, um dem Alten im rechten Augenblick in einem ſilbernen Familienpocal den begehrten Becher Weins darzureichen, was die lauteſte Heiterkeit erweckte.

Wie er mit zitterndem Arme den Becher vom Munde nahm, trat die Braut hervor und ſagte mit ſchalkhaftem Zunicken:

Wie kommt das, guter Alter, nur mit den Fingern auf der Harfe biſt du alt geworden; deine Stimme aber iſt dabei ſo friſch geblieben, wie deine muntern Augen!

Worauf der Sänger, die ſchönen Augen niederſchlagend, ein gar anmuthiges Lied anſtimmte, das Allen neu und, wie im Augenblick eingegeben, das Glück der Jugend pries — einer ſtillen Wechſelliebe, einem häuslichen Glück und einer treuen Freundſchaft nicht fremd zu bleiben.

Wie er ſich dann verneigend zum Fortgehen wendete, rief Lina:

Hier bleiben! Hier bleiben! ruft man einem lieben Sänger zu. Komm her, Alter! Auch du ſollſt uns nicht fremd bleiben, und die ſchönen Wünſche deines Liedes verdienen es, daß auch du dreifach glücklich werdeſt. Kommt, ihr Mädchen, helft mir ihn verwandeln, ihn verjüngen!

Schnell und doch mit aller Anmuth ward ihm die künſtliche Scheiteldecke abgenommen, der lange Bart abgelöſt, und Hermann ſah lachend aus dem Mönchsgewande, das er nun ſelbſt raſch abſtreifte; worauf er mit einem Winke nach dem harrenden Geiger Lina's Hand ergriff und den Walzer anhob.

Sie hatten Recht mit der Harfe, ſagte er; ich hatte die begleitenden Accorde erſt in den letzten Tagen bei Reichardt eingelernt.

Lina drückte ihm dankbar die Hand.

Während nun das junge Volk ſich nach der ſchreienden Violine des altcaſſeler Geſellſchaftsmuſikanten abtobte, richtete die Mutter Wittich mit Hülfe der Magd in einem Hinterſtübchen die einfache Bewirthung an, die in ſüßem

Kuchenwerk und einem Kumpf heißen Rothweins beſtand.

Es iſt nicht zu beſchreiben, ſagte ſie, was der Aufwand in Caſſel zunimmt, Katharine. Wo hat man ſonſt an etwas Anderes gedacht, als an eine Schüſſel Aepfelmuß mit Kartoffelſtücken! Oder man kam zum Kaffee zuſammen, und wenn dazu der Tiſch mit einer Serviette belegt und eine Strohmatte darüber gerollt war, auch die chineſiſchen Taſſen um die mürben Wecken auf dem zinnenen Teller ſtanden, ſo blickte das ſtaunende Vergnügen aus allen Augen heraus! Wir haben's nun heut ganz altcaſſeliſch halten wollen, aber es iſt nicht mehr zu machen. Und mein Schwiegerſohn wollte es nicht. Freilich haben ſich auch meine Aepfel nicht über den Winter gehalten, und an den Kartoffeln iſt auch kein guter Biſſen mehr im Mai, wenn ſie ellenlang gekeimt haben. Den Kaffeezahn muß man ſich aber vollends ausreißen laſſen, ſeitdem der Kaiſer Napoleon die große Sperre angeordnet hat. Mein Herr Schwiegerſohn aber ſagte: Kommen Sie mir ja nicht, liebe Mama, mit Ihren Cichorien! Was nun aber draus werden ſoll, wenn das junge Blut zu den hitzigen Sprüngen auch noch den heißen Würzwein trinkt? Nun, nun! Der Himmel mag ſie behüten! — Aber, Katharine! Hat Sie droben Alles beſorgt? Ich ſehe, die alten Herren ſchleichen ſich ſchon fort und hinauf. Begreiflich! ſagte mein ſeliger Mann. Die arbeiten nicht mehr mit den Tanzbeinen, ſondern mit den Kinnladen.

Als nachher auch Hermann etwas erhitzt von ſeinen Walzern aus dem ſchwülen Zimmer hinauf in ſeine Stube kam, fand er die Herren ſchon recht munter bei kalter

Küche und feurigen Flaſchen. Zu den ältern Hausfreunden waren noch ein paar jüngere Amtsgenoſſen des Bräutigams gekommen. Zwiſchen dieſen und jenen ſetzte die Weinlaune bald auch, in lauter Unterhaltung, Sticheleien auf die alte und neue Zeit ab. So äußerte einer der Alten, als ihn der Bräutigam zu trinken nöthigte, um ihm wieder einzuſchenken:

Ja, ja, man ſieht, daß unſer glücklicher Bräutigam im neuen Dienſte ſteht, wo das große franzöſiſche Faß fließt!

Worauf ein Freund des lächelnden Heiſter erwiderte:

Bei euch Altkurfürſtlichen tröpfelte es freilich aus einem andern Faß. Man nannte es — Refas. Wer erinnert ſich noch des Gardelieutenants von Leſtoque mit dem ſteifen Zopfe, der ſpäter als Zollcontroleur nach Rumbeck an der Weſer kam? Hier beſtand ſein Einkommen hauptſächlich aus ſehr bedenklichen Sporteln und Abfällen, aus ſogenanntem Refas, ſodaß er gewiſſensängſtlich ſelbſt einmal den Kurfürſten perſönlich um Zulage oder um ausdrückliche Ermächtigung das Refus zu nehmen bat, ohne das er ja nicht leben könne. Da gab ihm der Kurfürſt, mit gnädigem Klopfen auf die Schulter, den Beſcheid: Nehmen Sie nur das Refas, lieber Leſtoque! Zulage kann ich Ihnen nicht geben.

Man lachte, und war nun auf die Zöpfe gekommen.

Ja, ſagte Einer von der Präfectur, der Zopf war eigentlich der Pendel, der in Geſchäften wie in der Geſellſchaft Alles in Bewegung ſetzte. Das ganze Leben war Zopf, war gewickelt — in Wollenſchnur oder in Floretſeide, bürgerlich oder adelig. Was ſich Das, wie über

Nacht, durch den leichten franzöſiſchen Ton geändert hat. Ich erinnere mich noch, wie ich bei meiner erſten kleinen Anſtellung nach Wilhelmshöhe fuhr, mich zu bedanken. Der Kammerdiener ſtand an einer der koloſſalen Säulen der Schloßtreppe, wo man den prachtvollen Ausblick nach dem waldigen Höhenzuge des großen Chriſtoph hat. — „Der Herr iſt in den Park gegangen", ſagte er, „wird aber bald zurückkommen. Wahrhaftig, treten Sie herein! — er iſt ſchon in der Nähe, ſein Hündchen haben eben gebellt!"

Herr von Rehfeld brach in ſchallendes Gelächter aus.

Wie war's denn aber, als der Marſchall Mortier, der Bullenbeißer, vor den Thoren Caſſels bellten, rief er aus. Nicht wahr, da gingen die Wickelzöpfe auf?

Um ſo bedenkliche Erinnerungen ſelbſt zu lenken und auf der ſchmalen Linie des Geſchichtlichen, ohne Anſtoß durch parteiliche Gehäſſigkeiten, ruhig vorüber zu führen, fiel Schmerfeld raſch ein:

Gott, wenn ich jener angſtvollen Wochen gedenke! Der ſchöne fruchtbare Sommer des Jahres **1806** war vorüber, als mit Anfang Octobers das preußiſche Hauptquartier nach Naumburg vorrückte und Blücher ſein Corps durch Caſſel über Wabern und Fritzlar gen Frankfurt vorſchob. Ihr könnt euch denken, wie der franzöſiſche Geſandte Bignon nach dem Eindruck ſpähte, den dieſer franzoſenfeindliche Zug in einem neutralen Lande machte.

Neutral? fiel Rehfeld ein. War denn euer Kurfürſt damals nicht ſelbſt im preußiſchen Hauptquartier? Und ſollte ſogar das Obercommando des rechten Flügels der Preußen angenommen haben.

Mit einiger Befangenheit verſetzte Schmerfeld:

So genau bin ich nicht unterrichtet. Aber Sie müſſen bedenken, Herr Baron, daß wir mit Preußen in Erbverbrüderung ſtanden, und daß die Lage des Landes, Familienverwandtſchaft und Religion den Kurfürſten zur preußiſchen Politik zogen.

Ich habe gar nichts dagegen, lachte der Baron, im Gegentheil! Aber er hatte Napoleon's Einwilligung zu einer Neutralität, die Truppen auf dem Friedensfuße! Sehen Sie!

Nun ja! fuhr Schmerfeld fort. Daher kam denn auch der Herr in der Nacht des 4. October aus dem Hauptquartier herbeigeeilt mit dem Befehl an Blücher, ſeine Truppen ſofort aus Heſſen zurückzuziehen.

Aber — die heſſiſchen Beurlaubten wurden ja doch eingezogen, die Cavalerie verproviantirt, hm?

Das mag denn freilich mit veranlaßt haben, entgegnete etwas kleinlaut der Erzähler, daß nach der Schlacht bei Jena der franzöſiſche Geſandte Bignon nach Berlin berufen wurde und ſich mit dem Verlangen verabſchiedete, der Kurfürſt möge zum Rheinbunde treten und ſeine Truppen mit der franzöſiſchen Armee vereinigen.

Das war nun freilich blos auf den Buſch geklopft, wie man ſagt, wendete Rehfeld ein, oder es war auf die Zinne des Tempels geführt; aber es war conſequent. Napoleon merkte wohl, daß, wenn er geſchlagen worden wäre, eure bewaffnete Neutralität ſich an die ſiegenden Preußen angeſchloſſen hätte; nun war er Sieger und begehrte das Gleiche für ſich. Nun, und der Kurfürſt?

berief ſich auf die ihm zugeſtandene Neutralität. Allein —

Nun ja, nur heraus damit! lachte Rehfeld. Die Neutralität wurde nicht mehr reſpectirt, wollen Sie ſagen. Sehr begreiflich! Doch, misverſtehen Sie mich ja nicht, meine Herren! Ich bin, auf Ehre, kein Franzoſenfreund, nein! unter ſo braven Heſſen darf ich ſagen, ich bin den Franzoſen ſo abgeneigt, wie euer Kurfürſt; aber, kann man ſich der Politik freuen, wie ſie jetzt von unſern kleinen Fürſten geübt wird, eben weil ſie klein ſind? Zu klein für das Glück Deutſchlands! Sie haſſen und — heucheln, oder ſie huldigen und — laſſen ſich hudeln. Da habt Ihr Alles mit h, mit vier — ha, ha, ha, ha!

Einige der Gaſtfreunde lächelten zu dieſer bitter erzwungenen Spaßhaftigkeit; mehre ſahen einander mit räthſelnden Blicken an, und Schmerfeld fuhr fort:

So kam es denn, daß der zurückgebliebene franzöſiſche Geſchäftsträger St. Geneſt am Abende des 31. October, während Marſchall Mortier ſeine Vorhut gegen das Leipziger, der König von Holland die ſeinige gegen das Holländiſche Thor unſerer Reſidenz vorſchoben, dem Kurfürſten im Schloſſe Bellevue nur die Ausſicht auf den Rheinbund oder auf feindliche Beſetzung des Landes übrig ließ.

Eine fatale belle vue! rief dazwiſchen Rehfeld, und der Andere ſprach weiter:

Da entſchloß ſich der Herr, ſeine hohe Perſon auf eine herſtellende Zukunft für ſeine treuen Heſſen in Sicherheit zu bringen. Zum erſten mal in ſeinem Regentenleben im Civilkleide ward er nebſt dem Kurprinzen vor dem Leipziger, ward vor dem Holländiſchen Thor zurückgewieſen, und eilte durch das Kölner Thor über Arolſen nach Itzehoe, wo er jetzt noch bei ſeiner Schweſter-Aebtiſſin verweilt. Dies geſchah am 1. November, dem Tag ſeines Regierungsantritts vor 21 Jahren.

So verlor er alſo das vingt-un ſeiner Regierung! rief Rehfeld. Und ſein Hündchen haben nicht gebellt und den Mortier gebiſſen?

Aber ſeine Armee hat geknurrt! wendete ein jüngerer Gaſt ein. Glauben Sie ja nicht, daß wir Heſſen das ſo hingehen ließen. Da war Keiner, der an die Straßenecken „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht“ geſchrieben hätte.

Die Ruhe war ohnedies da, nicht wahr? lächelte Rehfeld.

O nein! fuhr jener fort. An dem ſtillen düſtern Morgen hätten Sie, Herr Baron, auf dem Königsplatze den Unwillen, den Ingrimm der treuen Soldaten ſehen ſollen, als ſie, für ihren Fürſten und das Land Alles zu wagen bereit, jetzt die Waffen ſtrecken mußten. Sie zerſchlugen in knirſchendem Zorn ihre Gewehre, und der wackere Major von Müller zerbrach mit edeln Verwünſchungen ſeinen Degen, ging zum franzöſiſchen Gouverneur Lagrange und nahm franzöſiſche Dienſte.

Der Baron lächelte zu dieſen erſtaunlichen Wagniſſen, aber er hielt an ſich und ſagte blos:

Ominöſer Name Lagrange nach einer Occupation! Wahrſcheinlich wollte man die berühmten Schätze des Kurfürſten einſcheuern. Aber die hatte der Herr im Civil wol nicht zurückgelaſſen, wie ſeine treuen Soldaten: nicht wahr, nein?

Gott ſei Dank, daß dies Vermögen für eine beſſere Zukunft, für eine glückliche Herſtellung der Dinge gerettet iſt! verſetzte Schmerfeld. Aber einzuſcheuern blieben noch werthvolle Gegenſtände genug zurück. Das Zeughaus wurde geleert und nach Mainz gebracht, die beſten Kunſtwerke, die herrlichen Claude-Lorrains, die Rembrands, die derben Viehſtücke Paul Potters wurden aus der Galerie nach Paris eingepackt.

Ha! Von dieſem Denon, fiel der Baron ein, der ſchon der Expedition Bonaparte's nach Aegypten folgte, und jetzt hinter den franzöſiſchen Heeren durch Deutſchland zieht, wie ein Geier auf die Kunſtſchätze zu ſtoßen, die für die mit prahleriſchem Uebermuth angelegten Kunſtſammlungen nach Paris geſchleppt werden!

Und welche Lumperei, die dafür einzog! rief ein alter Heſſe, den der gute Wein ermuthigt hatte. Damals ſahen wir Bretagner in Holzſchuhen, Provençalen in Strohhüten einmarſchiren, und all' das Geſindel wurde auf unſere Koſten uniformirt.

Aber, nicht wahr, es rumorte doch auch hier und da im Lande? fragte Rehfeld.

Allerdings gab's einige Aufſtände, erzählte Schmerfeld. Die Einquartirung war drückend, und es ſollten heſſiſche Regimenter für die Franzoſen gebildet werden. Da wurden die Bauern wild, requirirten Gewehre, wo ſie zu haben waren, und wählten einen Herrn von Uslar zum Anführer. Es ſpukte da und dort: das Schloß zu Marburg wurde von den Aufſtändiſchen genommen, Italiener in Hersfeld gefangen u. dergl., bis Lagrange Truppen aus Mainz herbeizog und der Kurfürſt ſelbſt aus der Ferne Ruhe gebot. Hiermit und mit einigen Deportationen und Hinrichtungen war's aus.

Bei dieſen Worten ging die Stubenthür auf, und ein weſtfäliſcher Stabsoffizier trat ein.

Müller, Müller! rief Schmerfeld, und erhob ſich, ihn zu begrüßen. Man rückte zuſammen und Heiſter ſetzte ihm mit freundlicher Einladung einen Stuhl.

So feierlich? fragte der Offizier, ſo ernſt bei einem Verlobungsſchmauſe?

Schmerfeld verſetzte:

Die Erinnerungen dieſes Augenblicks ſtimmen uns ſo. Das Verhängniß unſers Vaterlandes war über uns gekommen, und da treten Sie unerwartet ein, wie eine Erſcheinung, wie —

Ihn unterbrechend, erwiderte der Oberſt ruhig, aber ſehr ernſt:

Ich komme Abſchied zu nehmen, meine Freunde. Es iſt mir lieb, euch hier ſo beiſammen zu finden; ich hätte euch kaum Alle beſuchen können. Ich habe kurzen Befehl erhalten, morgen früh mit einer Abtheilung der für Spanien beſtimmten Truppen auszurücken. Der Kaiſer drängt ſehr; wir ſind noch nicht fertig mit dem ganzen Contingent, und ſo machen wir wenigſtens eine Bewegung.

Nach Spanien? riefen Etliche, und eine ängſtliche Stille entſtand, in die Rehfeld etwas exaltirt ausrief:

Ja, von dort, über die Pyrenäen herüber, reicht eine edle Nation in begeiſtertem Aufſtand unſerm unterdrückten deutſchen Vaterlande die Hand. Auf denn, Germania! Trinken wir auf unſere Erhebung!

Auf dieſe ungeſchickten Worte, die des Offiziers weſtfäliſche Uniform nicht berückſichtigten, ſetzte Müller ſein Glas nieder, indem er den Sprecher ſcharf und befremdet anſah, und dann einen fragenden Blick auf die Freunde warf.

Schmerfeld nahm raſch das Wort:

Verzeihung, lieber Herr Oberſt, daß wir Ihnen einen fremden Herrn nicht gleich vorgeſtellt haben. Herr Baron von Rehfeld, ein braver preußiſcher Gutsbeſitzer, mir anempfohlen und von mir hier eingeführt, ein heiterer Geſellſchafter!

Zu dienen! antwortete Rehfeld. Und ein Mann, der manchmal ſo glücklich iſt, einen ungeſchickten Trinkſpruch auszubringen. Denken Sie, ich hätte nur eine patriotiſche Redensart zum Beſten geben wollen. Fort mit der Politik bei ſo köſtlichem Chambertin! Laßt uns aber lieber zum Abſchied eines braven Soldaten vom Vaterlande edeln Rheinwein einſchenken, und mit ihm anſtoßen, der ſich bald mit feurigen ſpaniſchen Sorten herumſchlagen wird!

Es wurde auf dieſe heitere Wendung zu den weißen Flaſchen gegriffen und lebhaft mit Müller angeſtoßen. Aber auch ſolche Aufmunterung zur Fröhlichkeit wollte nicht verfangen. Die Meiſten ſchienen auf dem Herzen von Etwas bedrückt, was nicht laut werden durfte. Die trüben Augen der ältern Herren hingen an dem tief ernſten Geſichte Müller's. Dieſer trank bald dem Einen, bald dem Andern zu, mit Blicken, die das geheimſte Verſtändniß der Freunde ſuchten. So trank man auch ihm entgegen, und es wurde immer ſtiller unter ihnen. Endlich erhob ſich der Offizier, umarmte die ihm angehörigſten Freunde; bei jedem klang das Lebewohl ſchmerzlich leiſer, und als dem Scheidenden die Thränen kommen wollten, eilte er, von Mehren begleitet, der Thüre zu.

Lina begegnete ihnen mit einer Bleifigur in der Hand.

Noch ein guter alter Freund erſcheint, ſagte ſie lachend, und will wenigſtens — wie heißt's? — in effigie, in Figur beim Feſte ſein. Was, und Sie wollen ſchon fort, Herr Oberſt?

Müller hatte ihre Hand gefaßt. Adieu, Töchterchen! ſagte er beklommen, und zu Heiſter: Adieu, du Glücklicher! Dir wird ſie ein eben ſo liebes Frauchen werden, und Gott ſegne eure Zukunft!

An der Treppe flüſterte er den Vertrauteſten zu:

Lebt wohl, ihr lieben Alten! Wiederſehen werden wir uns nicht. Ich bringe jetzt dort, jenſeit der Pyrenäen, mein blutig Sühnopfer dafür, daß ich meinen heſſiſchen Degen zerbrach, und dieſen vaterlandsfeindlichen an die Seite ſteckte; daß ich im Zorn über einen Fürſten — des Volkes vergaß. Und es iſt mir lieb, wenn ich zu einem ſolchen Weiheopfer noch gut und würdig genug gefunden werde. Oder, hätte ich dieſe Klinge vielleicht gegen euch führen ſollen, wenn ihr eines Tags euch erhebt, wie dies ſpaniſche Volk? Mein Leben, als Opfer gebracht, komme dann euch und euerm Wagniß als Segen zugute! Lebt wohl! Still, ſagt mir nichts! Der Himmel ſegne eure Zukunft, euern Bund, euern Kampf. Eines nur haltet vor Augen: Denkt dabei an das Heil der Zurückgebliebenen, nicht an das Vivat für die Fortgelaufenen!

Müller eilte fort, und die gerührten Freunde kehrten zu den Luſtigen zurück, die Lina's Bleifigur von Hand zu Hand gaben.

Der dicke Operappellationsrath Lennep, den dieſe Figur ziemlich treffend vorſtellt, wird zu den caſſeler Sehenswürdigkeiten gezählt, erklärte Heiſter den beiden Fremden, Hermann und Rehfeld. Der gutmüthige Mann hat ſich ſelbſt dazu bekannt, als er vor einigen Jahren dem Augenglaſe eines Engländers Stand hielt, den ein ſchelmiſcher Lohnbedienter zu dem corpulenten Manne brachte, um ihm eine Rarität der Reſidenz zu zeigen. So findet der ſonſt wackere und tüchtige Mann auch ſeinen Spaß daran, in Blei gegoſſen den Kindern zum Spielzeug zu dienen und zum Chriſt beſchert zu werden.

Er fängt aber an, gewaltig abzumagern, bemerkte der Gäſte Einer.

Ja, und aus purem Patriotiſmus! verſetzte Lina. Er nämlich und die Cabinetskaſſe des Kurfürſten haben ſich unter der altheſſiſchen Einrichtung am beſten bekommen. Die Cabinetskaſſe war ſo glücklich, ſich mit ihrem allergnädigſten Herrn davon zu machen; Lennep aber mußte Stand halten, und magert nun in einer Zeit ab, die nur den Fremden gut anſchlägt.

Prächtig! rief Rehfeld, indem er Lina's Hand küßte. Der Bräutigam ſoll leben, der ein Frauchen bekommt, das nicht blos einen Rehziemer, wie er uns hier ſchmeckt, ſondern auch ihre Rede geziemend ſpicken kann! Aber, wißt ihr auch, ihr Herren, daß jene Cabinetskaſſe ein Gegenſtand der Beſorgniß für Napoleon iſt? Ja doch! Sie ängſtigt ihn mehr als des Kurfürſten Zopf und

Degenſcheide. Er berechnet, welche Macht der Kurfürſt an den Millionen beſitzt, ihm Feinde durch Subſidien zu erregen, Feldſchützen, Landſtürmer, Volksaufſtände, um ein Land, das Mortier nicht mit Bayonneten, ſondern blos mit den Beinen eroberte, mit umlaufendem Geld wieder zu gewinnen.

Dieſe Rede wurde mit allgemeinem Stillſchweigen vernommen, wobei die Einen mit Lächeln tranken, die Andern ſich verlegen die Gläſer füllten. Rehfeld aber ſchlug ein helles Gelächter auf.

Nicht wahr, rief er, was ſo ein Napoleon für eine unnütze Furcht haben kann!

Hermann, von dem raſch genoſſenen Weine träumeriſch eingenommen, war an das offene Fenſter getreten und blickte in die mondhelle Nacht. Unter den Arkaden gegenüber ſchwärmten verliebte Paare; eine Serenade aus der Ferne kam dazu, ſein ſehnſuchtvolles Herz noch höher zu ſtimmen. Sehr ungern ſah er ſich in dieſer Empfindſamkeit durch Rehfeld geſtört, der ſich zu ihm ins Fenſter legte.

Ich höre, Sie haben in Halle ſtudirt, ſagte er; waren Sie vielleicht dort, als auf Napoleon's Befehl die Univerſität aufgelöſt und die Studenten vertrieben wurden?

Hermann bejahte kurzweg, und der Fremde fuhr in vertraulichem Tone fort:

Wahrhaftig? Dann geben Sie mir die Hand, dann ſind wir in einer verhängnißvollen Erinnerung befreundet. Auch ich war dort, nicht als Student, wie Sie mir wol anſehen, wenn Sie mich nicht für ein bemooſtes

Haupt halten wollen, ſondern zufällig war ich dort, und ich darf mich Ihnen im Vertrauen ſogar als Mitſchuldigen an jenem unglücklichen Befehle bekennen. Ich war nämlich am Spätabende des 19. October in die Kneipe der Studenten gerathen, aus der wir in der Aufregung des Weines und des jenaer Verhängniſſes die öden dunkeln, beim letzten Gefecht geplünderten Gaſſen durchzogen. Und als wir auf dem großen Berlin das Meckel'ſche Haus, worin Napoleon Quartier genommen, in ſtrahlender Beleuchtung erblickten, ſehen Sie, da war's, wo wir unſer tolles, burſchikoſes Pereat brachten. Sie waren alſo nicht dabei? Nein? Aber Sie mußten wol auch fort, wie die übrigen Studenten der alsbald vernichteten Univerſität?

Ja wol, antwortete Hermann, ich ging mit andern nach Berlin. Mein Vater war damals noch Pfarrer auf dem Lande; als er aber ſpäter nach Halle verſetzt wurde, kehrte ich auch dahin zurück.

Ha! rief der Baron, dann haben Sie auch jene traurigen Tage mit durchlebt, — die Nahrungsloſigkeit der geplünderten Bürger, die Verlegenheit der ihres Einkommens beraubten Profeſſoren, die Trauer der beſten Studenten, die jenen ausgezeichneten Geiſtern anhingen, dem genialen Wolf, dem geiſtvollen Reil, dem begeiſternden Steffens und wer ſie alle waren — Schleiermacher, Kurt Sprengel u. A. Wer jene Zeit einmal ſchildert, darf der ſtillen Zuſammenkünfte, der vertrauten Abende bei jenen Männern nicht vergeſſen, an denen ſich Alt und Jung über Das verſtändigten, was in Preußen und Deutſchland gelitten, gewünſcht, geträumt, gehofft und — verabredet wurde.

Indem er das letzte Wort dem jungen Mann ins Ohr flüſterte, ſetzte er hinzu:

Wiſſen Sie von Fichte's Reden, vom Tugendbunde?

Hermann verneinte.

Aha! Sie ſind nicht für Politik. Sie haben Recht! verſetzte der Andere mit ſcharfem Seitenblick. Nichts Thörichteres als Politik treiben! Mich intereſſirt ſie auch nur ſoweit ſie Ebbe und Flut an der Börſe macht. Geld iſt jetzt die Sache. Sie geben ſich alſo mit Patriotismus nicht ab, ſonſt würde ich Sie fragen, wieviel Sie wol auf die Oden unſers preußenſtolzen Stägemann wagen würden? Hören Sie z. B. nur den einen Vers:

Doch trifft von niemals fehlendem Bogen doch
Der Rache Pfeil die Ferſe Napoleon's u. ſ. w.

Antik, nicht wahr, und burſchikos wie unſer halliſches Pereat! Aber — laſſen wir das, und beſuchen Sie mich einmal! Ich kann Ihnen mancherlei mittheilen, woran wir unſern Spaß haben, oder — nach und nach auch Geſchmack finden. Nicht wahr? Wir ſind beide fremd hier, und haben beide gute alte Erinnerungen, um gute Bekannte zu werden. Hier meine Adreſſe!

Eben wurde er von Schmerfeld angerufen. Man war im Aufbruche. Im untern Stockwerke war die Geige längſt verſtummt, das junge Volk nach Hauſe gekehrt.

Hinter den Abgegangenen erſchien die Mutter mit der Magd, um Ordnung im Zimmer herzuſtellen. Während deſſen ſtand Hermann neben Braut und Bräutigam am offenen Fenſter, durch das ein friſcher Nachtwind aus der Au herauf die heißen Wangen fächelte. Ueber das liebende

Paar kam, beim Ausblick in die mondhelle Landſchaft, die lebhafte Empfindung, daß es die letzte Nacht ſei, die ſie getrennt erlebten. Aus erregtem Blut, aus bewegtem Herzen dämmerten heißes Verlangen, ängſtliche Erwartungen, wehmüthige Erinnerungen auf. Hermann, ein Zeuge ihrer Zärtlichkeit, ihrer Liebkoſungen, und von dieſen wie vom genoſſenen Weine hoch geſtimmt, rief, indem er Beider Hände faßte, mit Rührung aus:

O ihr Beneidenswerthen! Doch nein, die Seligen beneidet man nicht, man fleht zu ihnen um einen kleinen Antheil ihres Glückes. Ja, wiſſet nur — ein Zeuge, ein Mitgenoſſe ſolcher überſtrömenden Augenblicke kann euch ſein Leben lang nicht mehr fern erſcheinen, nicht mehr fremd bleiben. Nehmt mich alſo nur immerhin und — auf immer nehmt mich als nähern Freund in euern Lebensbund auf! Ich werde mich deſſen werth, ich werde mich treu finden laſſen. Wie ich mich eures Glückes freue, gehöre ich mit in eure Zukunft. Könnte ich euch ausdrücken, wie voll mein Herz vom Ueberfluß eurer Liebe iſt, von Wünſchen für euch, von Erwartungen für mich. Seid mir gut! O wie hab' ich euch lieb!

Er umſchlang Beide, und ſie drückten ihn an ſich.

Ja, wir wollen Freunde ſein! rief ungewöhnlich aufgeregt der ſonſt etwas kühle, raſch beſonnene Heiſter. Kommt, wir wollen den Bund mit den hergebrachten Ceremonien ſchließen! Mütterchen, wo ſind die Flaſchen?

Er eilte nach Wein und brachte drei Gläſer herbei.

Keinen Burgunder, rief er, der auf entfremdeten Rebenhügeln wächſt. Hier iſt Hochheimer, deſſen Domdechanei freilich auch auf Mainz und das verlorene linke Rheinufer hinüberſchaut, aber — mit heimlichem Feuer zu Muth und Hoffnung entflammt — zum Wiedererobern!

Er hatte die Gläſer gefüllt und reichte ſie dar. Alle drei, die Arme in einander verſchlungen, ſtießen auf Du und ewige Freundſchaft an, tranken und umarmten ſich.

Nun mußt du morgen auch als Mitzeuge uns zum Traualtar begleiten! ſagte Ludwig, und Lina wiederholte die Einladung. So ſchieden die neuen Freunde, indem Lina zum letzten mal dem Bräutigam aus dem Hauſe leuchtete.

Hermann warf ſich ins Fenſter, und während die magiſche Landſchaft in ſeinen feuchten Blicken immer magiſcher verſchwamm, überließ er ſich dem Ungeſtüm ſeiner Empfindungen und Gedanken, bis es längſt von der Martinikirche Mitternacht geſchlagen hatte.

Zwölftes Capitel.

Ob lehren oder lernen?

Aus kurzem, aber tiefem Schlaf erwachte Hermann mit dem Gedanken — an Halle. Von ſoviel Erfreulichem und Aufregenden des geſtrigen Abends ſchien alſo doch gerade die ihm am wenigſten erwünſchte Unterhaltung mit dem Sonderling von Baron Rehfeld ſeine träumende

Seele beſonders beſchäftigt zu haben. Es ſtand ihm vor, als habe er in ſeinem Traume mit Niederſchreiben von Erinnerungen an jene verhängnißvollen Tage zu thun gehabt, und nachdem er ſich vorher ſo lange auf einen guten Anfang ſeiner Berichte an Bercagny hin und her beſonnen, überraſchte es ihn, daß er gerade im Schlaf darauf gefallen war, ſeine Arbeit mit Dem einzuleiten, was er ſelbſt erlebt und unmittelbar vernommen hatte. Wie er ſich damit ſogleich unter den jüngern und ſtrebſamſten Geiſtern Deutſchlands bewegte, mußte auch ſeine Darſtellung an Lebhaftigkeit und Intereſſe gewinnen. Er ſuchte Bercagny's Brief, der ſeine Inſtruction enthielt, hervor, und las gerade die verfänglichſte Stelle mit lebhafter Befriedigung. Es hieß nämlich darin: „Vor allem, mein Herr, halte ich mich an Ihren vortrefflichen Gedanken, daß beide Nationen, die ſich mit dem Schwerte des Kriegs begegnet ſind, zu ihrer Feindſeligkeit nur von verborgener Wechſelneigung getrieben werden, die eben durch Kampf zur Erkenntniß kommen ſoll. Zum Beweiſe, daß ich Sie verſtanden habe, möchte ich nur an die einfache Naturerſcheinung erinnern, daß zwei Körper, hart an einander gerieben, ſich erwärmen, ja Licht geben. Wohlan, thun Sie nun das Ihrige dazu; wirken Sie mit zu ſolcher Erkenntniß und Wärme, indem Sie uns mit den deutſchen Männern bekannt machen, die ihre patriotiſchen Empfindungen, Gedanken, Beſtrebungen in der kraftvollen und aufrichtigen deutſchen Sprache laut werden laſſen. Wir haben Deutſchland mit dem Schwerte getroffen, und verlangen ſehr darnach, wie man ſich mit der Feder und mit der Batterie der Wahrheit wehren kann. In Deutſchland bewundert man unſere Marſchälle, unſere Kriegsfürſten: wohlan! machen Sie uns mit den Herzögen der Gedanken und des Wortes bekannt, die in Deutſchland die öffentliche Meinung commandiren und die Gemüther der Nation entflammen. Auch wir haben das Bedürfniß der Anerkennung und die ſchwere Schuld der Anerkennung. So werden wir uns verſtändigen und einen fruchtbaren Frieden ſchließen!"

Herrlich! rief Hermann aus. Welche hochherzige Geſinnung in dieſem Franzoſen lebt! Und wie ließe ſich behaupten, daß Bercagny der einzige wäre, der ſo dächte, wenn man auch annehmen darf, daß Napoleon, vermöge ſeines Herrſcherblickes, für jeden Platz die geeigneten Männer zu finden weiß, mithin auch für Weſtfalen — dieſen von ihm geſchaffenen Einigungspunkt von Frankreich und Deutſchland — neutrale Geiſter auf neutralen Boden ſendet, wo entzweite Politik, zwieträchtiges nationales Intereſſe ſich die Hände reichen, verbinden und zu einer neuen Zukunft einander ergänzen. Das nenne ich mir denn doch eine andere Neutralität, als der entflohene Kurfürſt ſich ausgedacht hatte: keine — möcht' ich ſagen — Zwiebelneutralität mit dem langen Hohlblatte des Zopfes, und die ſich nach Umſtänden häutet, wobei ſie dem eigenen Volke Thränen in die Augen zieht.

Hermann war von ſeinen Betrachtungen und ſeinem mit Stolz gefaßten Vorſatze ſo hingeriſſen, daß er ſich auf der Stelle zur Abfaſſung ſeines Berichts geſetzt haben würde, wäre die Trauung nicht geweſen, zu der er ſich bei Zeiten bereit halten mußte. Unter dem Ankleiden fielen ſeine Gedanken wieder auf den räthſelhaften Herrn von Rehfeld. Der wunderliche Kauz hatte doch etwas Anziehendes für ihn. Daß derſelbe bei ausgebreiteten Bekanntſchaften in Preußen von den wiſſenſchaftlichen Männern ſo warm und mit Einſicht geſprochen, flößte ihm Vertrauen ein.

Seine Unterhaltung bewegt ſich in Widerſprüchen, ſagte Hermann zu ſich ſelbſt. Am entſchiedenſten ſcheint er ein Lebemann zu ſein, mithin ein großer Egoiſt. In der Küche, auf der Börſe iſt er zu Hauſe. Wußte er nicht ganz genau, daß die öſtreichiſchen 4procentigen Obligationen auf 41 Papier und die heſſiſchen 5procentigen Etats für Papier und Geld ohne Ziffer im Börſenblatte ſtehen? Und zählte er nicht die Fiſche und die Gemüßeſorten an den Fingern her, die der Monat Mai als Leckerbiſſen bringt? Dieſe ſchleckende Zunge, mit der er von der Küche ſpricht, dieſe geldzählenden Finger, an denen er den Cours abmißt, gehören keinem Spion an, worauf ihn geſtern einige Gäſte anzuſehen ſchienen — für einen franzöſiſchen Spion, von dem ſelbſt Herr von Schmerfeld getäuſcht werde. Bewahre! Aber in preußiſchen Verbindungen mag er ſtehen. Daß er von Politik ſpricht und doch wieder über Politik ſpottet, ſcheint doch nur auf ein Taſten oder auf Täuſchen abgeſehen.

Hermann ſetzte ſich vor, den Baron zu beſuchen und kennen zu lernen. Er iſt hier fremd, wie ich, dachte er, und ich kann von ihm lernen, wie man ſich in die Fremde ſchickt. In Bercagny's Briefe war auch angelegentlich nach dem Verfaſſer einer deutſchen Schrift: „Napoleon Buonaparte und das franzöſiſche Volk“, gefragt, und — vielleicht, daß Rehfeld dies Buch kannte und etwas Näheres vom Verfaſſer wußte, was dem Bericht zu ſtatten käme.

Mit dieſem Vorſatze begab ſich Hermann hinab, begrüßte das feierlich geſtimmte Paar und fuhr mit zur Kirche.

Die Trauung geſchah unter großem Zudrang von Menſchen aus allen Claſſen. Lina galt für eine große Schönheit, und Alles wollte ein ſo anmuthiges und glückliches Paar am Altare ſehen. Man war ſtolz darauf, daß Beide aus altcaſſeler Bürgerfamilien ſtammten. Der Anzug der Braut, nach dem neuen franzöſiſchen Geſchmack, war ein Gegenſtand der Muſterung für die Frauen. Der Bräutigam wurde geprieſen, daß er bei anſehnlichem Vermögen und guten Ausſichten im Dienſte nicht im Kreiſe der hohen fremden Beamten, ſondern im caſſeler Bürgerſtande gewählt habe.

Möge er ſich nur auch immer vom Hofe fern halten, flüſterten Einige, damit Ihm ſein ſchöner Hausſtand unangefochten und ungetrübt bleibe!

So klug iſt Herr Heiſter wol! lautete die Erwiderung. Er weiß, wie's bei uns zugeht und wie verführeriſche Jagd auf ſchöne Frauen gemacht wird.

Aber er iſt auch ehrgeizig und weiß, daß man durch eine ſchöne Frau am ſchnellſten vorwärts kommt.

Vergeſſen Sie aber nicht, daß er ein Ehrenmann iſt und — ein Altkurfürſtlicher! Sonſt freilich iſt es für einen weſtfäliſchen Beamten, zumal im Miniſterium, ſchwer, Ehrgeiz und eine ſchöne Frau beiſammen zu haben, ohne eins von beiden dran geben zu müſſen.

Schwer, ſagen Sie? Wie man's verſteht! Mancher macht großes Spiel: er ſpielt Aß aus und ſticht mit ſeiner Dame den König.

Und den Buben, den er gewinnt, läßt er Jerôme taufen!

Oh! Das nennt man aber auch Sauglück haben! Wer kann darauf rechnen?

Unter ſolchen ſchalkhaften Wechſelzuflüſterungen war die Trauung vorübergegangen, und Alles eilte vor die Kirche, das Paar in den Wagen ſteigen zu ſehen.

Zu Hauſe fand Hermann eine Einladung zur Gräfin. Dieſe Erwartung ſetzte, nach dem Frühſtücke des kleinen häuslichen Kreiſes und nach der Abreiſe des ſtillen Paares, den übrigen Tag, der nach den bewegten Vorgängen des Morgens ſehr leer und öde geblieben ſein würde, in eine gelinde Spannung.

Als der junge Freund ſich bei der Gräfin melden ließ, ward er durch einen Salon in ein ſehr behagliches, ſüßduftendes Zimmer von einem einzigen Fenſter geführt. Die Dame ſchien ſich eben von ihrem Pommier erhoben zu haben und hielt noch das „Journal des Luxus und der Mode“ in Händen. Sie empfing ihn mit vornehmer Freundlichkeit und lud ihn mit anmuthiger Handbewegung auf ein freiſtehendes Tabouret. Sie hatte viel Gehaltenes bei etwas ſchwankendem Gang. Nicht groß, und nicht mehr in der erſten Jugend, erſchien ſie mehr intereſſant als eigentlich ſchön; ihre Augen waren weniger lebhaft, als ihr Mund edel und einnehmend. Ihren Manieren fehlte nicht, was die Franzoſen groß und bequem — grandes et aisées — nennen. Aber der eigenthümliche ſüddeutſche Schmelz von Natürlichkeit ihres Betragens erſchien Hermann neu. Dennoch lag eine kleine Befangenheit in ihrem Empfang. Der Gegenſtand oder die Abſicht ihrer Einladung hatte ſich nämlich geändert. Adele, die inzwiſchen bei ihr geweſen, hatte ihr eine Geſchichte erzählt, die für eine ſo heitere und geiſtreiche Frau den Reiz einer Verlockung mit ſich brachte. Ihrem Blick entging es nicht, was das Herz ihres Lieblings beſchäftigte, als ihr Adele eine wunderliche Zumuthung machte. Das launenhafte, trotzige Mädchen wollte nämlich, Morio zum Poſſen, in der Wohnung und unterm Schutze der Gräfin heimliche deutſche Stunden nehmen. Die Gräfin fühlte lebhaft das Unpaſſende einer ſolchen Begünſtigung, beſonders in ihrer Stellung; doch bei dem Reiz des Unterhaltenden, den die kleine Intrigue für ein lebhaftes Frauenherz bei müßigen und öden Stunden hatte, ließ ſie ſich halb und halb überreden; wozu es allerdings beitrug, daß Morio, dem der Trotz galt, bei den Hofdamen und bei der Gräfin beſonders nicht in Gunſt ſtand. Sie wollte nur noch den Eindruck abwarten, den der äußerlich intereſſante junge Mann durch Geſinnung und Benehmen auf ſie machen würde, um auf einen Scherz einzugehen, der ſein Gutes hatte, und den ſie ja jeden Augenblick abbrechen konnte.

Sie ſtimmte daher auch gleich die Verhandlung mit dem jungen Manne ins Scherzhafte, indem ſie ihn diesmal deutſch, mit etwas ſchwäbiſcher Zunge, anredete:

Es wird Ihnen Spaß g'macht haben, Herr Doctor, daß Sie überall Bräute gefunden, wo Sie Schülerinnen erwartet haben. Wenn das unſere guten Familien wittern, daß Ihnen ſolch' ein Verwandlungszauber vorausgeht, ſo werden Sie bald noch viel Schülerinnen zu verlieren bekommen.

Hermann, durch dieſen launigen Empfang ſchnell auf ſeinen leichteſten Fuß geſtellt, fragte lächelnd, ob Fräulein Le Camus wirklich Braut ſei.

Doch noch nicht, antwortete die Gräfin. Sie ſteht noch vor Morio's Bewerbung, die damals, wo Sie beim Miniſter — und nachdem Sie wieder fort waren, feierlich geſchah. Aber Adele hat ihn noch hingehalten. Sie ſcheint jetzt zuviel Luſcht — fürs Deutſche zu haben. Die Partie iſcht gut, und ihr Bruder, der ſich gern ſelbſt verheirathen möchte, hat ihr zugeredet, den General nicht abzuweiſen. Ich glaube, er hält's für gut, daß Adele nicht mit ihrer künftigen Schwägerin [illegible] — er, oder ſeine kluge Schwiegermutter, deß will ich die Wahl laſſen. Wenn überhaupt noch etwas aus Fürſtenſtein's Heirath mit der Salha wird!

Mademoiſelle Le Camus ſcheint demnach mehr ihren Vortheil als ihr Herz zu Rathe zu ziehen? bemerkte Hermann.

Ei nun, wir Frauen, wiſſen S', haben nicht immer Wahl für unſere Hand, und müſſen uns dann das Herz als Sondergut reſerviren, lächelte die Dame.

Aber, gnädige Gräfin, iſt das kein Unglück?

Lieber Himmel, was wäre nicht über Glück und Unglück in der Ehe zu ſagen! rief ſie ernſtlich aus. Und — bleibt es denn immer ein Glück, wenn auch einmal günſtigerweiſe auf den Hochzeittag Herz und Hand in der einen Wagſchale zuſammenfallen? Plumps! da liegt's Glück feſcht für eine lange Lebenszeit, heißt das für die

Lebenszeit der langen Weile, und erſcht wenn das Herz in die andere Wagſchale fällt, und die Hand für ſich allein liegen bleibt, kommt die Wage der Ehe in jenes anmuthige Schweben, wobei beiden Theilen wieder wohl wird. Denn's Schweben iſcht ein Hauptreiz im Leben.

Beſonders wenn dabei das Publicum das Zünglein der Wage führt! lächelte Hermann.

Charmant! rief die Gräfin. Ich ſehe ſchon, man kann ein munteres Wort mit Ihnen plaudern. Aber ich muß Sie doch ſchnell mit unſerm Vorhaben bekannt machen, eh' Adele kommt. Sie hat alſo den General hinausgeſchoben, und will ihm zum Trotz erſcht deutſch lernen. Und da hab' ich ihr den Spaß nachgegeben, daß wir hier bei mir insgeheim Lectionen haben. Das iſcht, kurz geſagt, die Sach'!

Alſo Lectionen zum Spaß? erwiderte etwas empfindlich Hermann. Aber — dürfte der Spaß nicht mit gerechten Vorwürfen des Miniſters und mit Verdruß ablaufen?

Da hör' mir Einer den Sauertopf! fiel die Gräfin etwas erröthend ein. Hören Sie, wenn Sie hier in Caſſel Ihr Glück machen wollen, müſſen Sie ein wenig leichtfüßig werden. Rechtſchaffen können S' doch dabei bleiben. Auch müſſen Sie ſich gegen Ränke und Kniffe vorſehen, und müſſen ſie daher kennen lernen. Das iſcht aber eine ganz unſchuldige und anmuthige Intrigue, die wir vorhaben. Geben Sie Acht, — am Ende wiſſen Sie gar nicht, ob Sie hier gelehrt oder gelernt haben! Freilich, Sie ſind Doctor; aber Sie können vielleicht noch in manchem Stück promoviren. Was aber den gefürchteten

Verdruß betrifft, ſo müſſen Sie nur wiſſen, daß eine Truch=Waldſeß ſich keinen Spaß auf fremde Koſten und Gefahr macht.

Ehe noch Hermann auf dieſe Zurechtweiſung um Verzeihung bitten konnte, meldete der Kammerdiener den Herrn Baron von Bülow, Excellenz.

Die Gräfin öffnete das Seitenzimmer und bat Hermann, auf einige Minuten einzutreten.

Der Finanzminiſter verweilt nicht lange, ſagte ſie. Da nehmen Sie zu Ihrer Unterhaltung das Journal mit und beſehen Sie ſich die Modedamen. Es iſt das Neueſchte.

Sie zog hinter dem Eingetretenen die Thür wieder zu und gab dem Bedienten einen Wink.

Hermann betrat das Ankleidezimmer der Gräfin. Es war aufs üppigſte eingerichtet und durchduftet. Ein tiefes Lotterbett ſtand gleich neben der Thür, ein beweglicher großer Spiegel gegenüber, in welchem man ſich ſelbſt und das über dem Ruhebette hangende Gemälde einer Suſanna im Bade widerſcheinend erblickte. Die Gefäße, die Büchſen und Gläſer, kurz, alle die Sachen und Sächelchen auf dem Waſch= und Putztiſche hatten etwas Aufregendes für einen jungen Mann, indem ſie die Phantaſie mit den heimlichſten Bedürfniſſen und Verwöhnungen einer reizenden vornehmen Frau beſchäftigten.

Der inzwiſchen von der Gräfin freundlich empfangene Finanzminiſter war ein lebhafter Mann in Mitte der Dreißig, angenehm und heiter von Ausſehen, leicht und bequem in Manieren. Er ſprach klar und gefällig, nur daß er an einzelnen Worten einen leichten Anſtoß der früher ſtotternden Zunge merken ließ.

Ich wollte nur der durchlauchtigen Großhofmeiſterin berichten, ſagte er, daß die von der Königin verlangte Summe angewieſen iſt.

Schönen Dank, lieber Baron, erwiderte ſie. Die Königin wollte doch gar zu gern ihrem rückkehrenden Gemahl ein häusliches Feſcht bereiten. Sie wird's Ihnen ſehr gnädig vermerken.

Das wird mich unendlich glücklich machen, lächelte er, beſonders wenn Ihre Majeſtät recht lange damit ausreichen.

Das heißt — nicht ſobald wieder ein ſolches Anliegen hat. Nicht wahr? Ich kann mir denken, was Sie für eine Laſcht haben mit unſern Finanzen, lieber Freund.

Wahrlich, Durchlaucht, ſeit ich Excellenz bin, ſeit dem 8. dieſes, bin ich ein geſchlagener Mann. Excellire einmal Einer mit einer Staatskaſſe, die ein Sieb zum Boden hat! Eben ſind auch wieder ſehr ungnädige Befehle des Kaiſers wegen Abtragung der rückſtändigen Kriegscontributionen eingelaufen. Quellen, die bei uns ſchon wie im Sande der Wüſte, ich meine — des wüſten Lebens verſickern, ſollen auch noch bis Paris ſtrömen! Dazu noch dieſe Sündflut verlumpter Franzoſen — Abenteurer, Taugenichtſe, die mit jedem Tag ankommen und hier ihr Glück, das heißt Geld oder Stellen ſuchen. Aber — Baſta! Warum ſage ich das meiner liebenswürdigen Gönnerin? Verzeihung, daß ich mit dieſem Portefeuille-Geruche in Ihr trauliches Sansſouci —!

Er erhob ſich zu gehen; die Gräfin nahm ihn aber durch einen Wink mit in die Fenſterniſche und ſprach ſich ebenfalls ſehr lebhaft gegen dieſen Zudrang bettelhaft-anmaßenden Franzoſenvolkes am Hof und in der Stadt aus.

Auch die Königin wird vielfach angegangen, ſagte ſie, und zeigt ſich leider! um ihres Gemahls willen gerade den Franzoſen nur allzu hold. Iſcht denn da gar kein Einhalt zu thun? Sagen Sie, lieber Freund, was Sie davon denken!

Ich bin's entſchloſſen, ſoviel in meinen Kräften ſteht, Einhalt zu thun, verſetzte Bülow, und freue mich, Sie auf ſolchen Gedanken zu finden. Was könnte man nicht durch Einverſtändniß und Zuſammenwirken ausrichten — hemmen, abſchrecken! Sie wiſſen, Durchlaucht, daß ich nicht allzu gern nach Caſſel gegangen bin, als ich in Folge des Tilſiter Friedens mit der Provinz Magdeburg an das neue Weſtfalen fiel. Ich habe Ihnen auch, glaube ich, ſchon geſagt, daß ich damals bei meinem alten König bat, mich in preußiſchem Dienſte zu behalten. Allein der unglückliche Monarch, der ſein halbes Reich verloren hatte, konnte nicht auch noch die treuen Diener übernehmen, die zu den verlorenen Provinzen gehörten. Als hierauf Jerôme nach Magdeburg kam, hatte ich in einer längern Unterredung mit ihm das Glück, ihm zu gefallen. Er berief mich in ſeinen Staatsrath und übertrug mir nach Beugnot's Abgang die Finanzverwaltung. Ich habe mich aber — im Vertrauen geſagt! — dem ſorgenvollen Amte nur unterzogen, um für das Beſte des unglücklichen Landes, beſonders des ehemals preußiſchen Antheils, zu wirken. Ich werde nur Deutſche befördern und ſoviel ich vermag die Fremden abwehren. Wollten Sie mir darin beiſtehen —

Mit Freuden! flüſterte ſie, ihm ihre Hand reichend. Was kann aber ich dabei thun?

Wenn wir nur erſt einmal einverſtanden ſind, wird es ſich ſchon finden! antwortete er. Wir theilen uns mit, was wir beobachten, überlegen, was Jedes an ſeinem Platze thun kann, und wie wir uns in die Hände arbeiten. Vor der Hand wachen Sie nur bei der Königin! Die franzöſiſche Partei drängt ſich allzu ſehr an die hohe Frau. Und Katharina hat leider! ſchon zuviel Vorliebe für das Franzoſenthum. Nimmt ſie doch keine Bittſchriften an, die nicht franzöſiſch abgefaßt ſind, während der König ſelbſt verſprochen hat, deutſch zu lernen, und wir fort und fort gegen das Eindringen dieſer Sprache in das Staatsgeſchäft kämpfen. Erinnern Sie Ihre Gebieterin doch daran, daß ſie eine Würtembergerin und Königin in Weſtfalen iſt, und daß die Würtemberger und Weſtfalen die rechten deutſchen Kernvölker ſind.

Haben Sie Dank, lieber Bülow! erwiderte mit nachdenklicher Miene die Gräfin. Ja, wir wollen gute Freundſchaft und Bündniß halten und einander beiſtehen. Geben Sie mir nur bei allen Gelegenheiten Wink und Rath!

Er verneigte ſich auf die dargebotene Hand, indem er ſagte:

Ich darf es für einen verhängnißvollen Antrieb halten, daß ich in dieſer Stunde hierher gekommen bin. Soviel Geiſt und Herz iſt ein anderer Zuwachs, als ich dieſen Morgen erhalten habe. Vor allem wollen wir unſere edle Sprache, wollen deutſche Sitte und ſtille Hoffnung aufrechthalten. Dies Weſtfalen — hält ſich nicht, Gräfin! Glauben Sie mir! Einiger franzöſiſcher Einſchlag in den deutſchen Zettel des weſtfäliſchen Gewebes kann inzwiſchen nichts ſchaden, wenn wir nur das Deſſin deutſch halten.

Ha, ha! lachte ſie; deutſches Deſſin! — Aber gut: Muſter und Abſicht zugleich, nicht wahr? Aber was ſagten Sie von Zuwachs?

Fürſtenſtein hat mir Morio für die deutſche Partei zugeführt, antwortete er. Aber, Sie mögen Morio nicht, Gräfin? Wie?

Nein, lieber Freund, der Morio iſcht mein Mann nicht. Er iſcht ein — Grobian, wo ihn's Hemd anrührt. Verzeihen Sie den ordinären Ausdruck!

Der Beſuch iſt ihm wol auch ſchwer genug angekommen, fuhr Bülow fort. Wir waren früher ganz gute Freunde, allein — wiſſen Sie, ehe der König ſein Land betrat, ſchickte er Morio, ſeinen Adjutanten, voraus, die öffentliche Meinung zu prüfen. Auf dieſer Umreiſe nahm er auch über die Einnahmsquellen des neuen Reichs Notizen auf — ich denke mir in Wirthshäuſern, bei Schafhirten, Handelsjuden, Chauſſéegelderhebern u. dgl. — das originellſte Budget von der Welt. Der König aber, dem die hohen Ziffern gefielen, hielt darauf, bis ich ihm die Albernheit begreiflich machte. Morio erfuhr hernach, wie ſehr ich über ſein Machwerk gelacht hatte, und grollte mir ſeitdem. Er iſt übrigens durchaus nicht ohne Talent und hat in ſeinem Fach ſehr gute Kenntniſſe. Er ſoll Bräutigam ſein: iſt es ſo weit?

Noch nicht, lieber Baron; aber er bewirbt ſich eifrig. Die kleine Le Camus hält ihn noch hin. Das voreilige Gerücht ſcheint von ihm ſelbſt ausgegangen zu ſein. Er iſcht ſo von ſeiner ſiegreichen Liebenswürdigkeit eingenommen, daß man ihm einen kleinen Poſſen von Herzen gönnen möchte.

Während ſie bei dieſen Worten lächelnd einen Blick der Erinnerung nach der Thür warf, hinter welcher Hermann, der Gehülfe eines ſolchen Poſſens, harrte, trat unangemeldet Adele ganz leiſe herein. Bülow begrüßte ſie mit einigen ſcherzenden Artigkeiten und empfahl ſich.

Kaum war die Thür hinter ihm zu, als Adele der Gräfin in die Arme hüpfend flüſterte:

Er iſt noch nicht gekommen?

Noch? erwiderte die Gräfin ebenſo leiſe. Wo wär er längſt hin, wenn ich ihn nicht eingeſperrt hielte!

Morio hat mich aufgehalten, verſetzte Adele. Wir haben ihm erlaubt, mich zu beſuchen, und nun meint er, meine Hand küſſen hieße ſich um meine Hand bewerben. Da ſehen Sie nur wie roth! Der General hat einen ſehr harten Bart.

O wie unzärtlich! bedauerte die Gräfin im Scherz. Man ſollte glauben, der Herr Stallmeiſter hätte die Striegel gebraucht. Geben Sie Acht, daß er die zarte Kleinigkeit nicht nach und nach wegküßt, um ſie gewiß zu bekommen. Jetzt will ich Einen rufen, der keinen ſo harten Bart, aber rauhe deutſche Worte für Sie im Munde hat.

Indem ſie die Seitenthür öffnete, ſagte ſie:

Kommen Sie, Herr Doctor, das Staatsbudget iſt fort, und wir können zur Grammatik übergehen.

Nach einer ziemlich befangenen Begrüßung, und als die Damen auf dem Pommier, Hermann neben Adelen auf einem leichten Seſſel Platz genommen, entſpann ſich ein nach Tact und Tonart ſehr eigenthümliches Terzett von Unterhaltung. Adele ging aus ihrer anfänglichen Geziertheit gar bald in ihre muthwilligſte Stimmung über. Sie ſah in dem leichten Kleidchen, nach damaliger Mode eng und tief ausgeſchnitten, ſehr reizend aus, und ſaß keinen Augenblick ſtill. Daß Manches, was ſie in dieſer Unruhe und Spannung ſprach, unbedacht, aber oft auch naiv und unbefangen herauskam, ſetzte den jungen Freund anfänglich ebenſo ſehr in Verlegenheit, als es ihn nach und nach unterhielt und anregte. Es kam ihm zu ſtatten, daß die Unterhaltung franzöſiſch geführt wurde: dieſe leichten, abgeſchliffenen Worte widerſtrebten nicht, wenn er einmal auch etwas nach ſeiner guten Erziehung — Leichtfertiges erwidern wollte. In der fremden Sprache fiel es ihm leicht, manchen Scherz, manche Empfindung hinzuwerfen, die in deutſchen Worten ſchwerfällig oder zuvielſagend erſchienen wären; ja er fühlte ſich mit franzöſiſcher Zunge im Stande, dies und jenes zu berühren, was ihm in der Mutterſprache zu ehrwürdig für ſolche Unterhaltung geweſen wäre. Hätte er mehr Sammlung und Reflexion gehabt, er würde ſich ſelbſt darüber verwundert haben, wie leicht ſeine hergebrachte Sentimentalität ſich in ſolcher Atmoſphäre zum Muthwillen umſtimmen konnte.

Die Gräfin ihrestheils ergötzte ſich an dieſem Spiele des Neckens und Verſteckens zweier geſunder, einander anziehender Herzen. Sie brachte mit anſcheinender Wichtigkeit und nicht ohne Geiſt immer neue reizende Bemerkungen oder Fragen aufs Tapet. So ſagte ſie, als Hermann einleitungsweiſe über das Naturell und die Eigenthümlichkeiten der deutſchen Sprache geredet hatte:

Ich denke, lieber Doctor, die ſchweren Conſonanten und tiefen Klänge unſerer Mutterſprache ſollen der lieben Schülerin da, die noch ſo unruhig im Leben iſt, etwas Aplomb geben. Und da ſich ihr Herz jetzt mit Liebes- und Heirathsgedanken beſchäftigt, ſo laſſen Sie ja keines unſerer tiefen und ſinnreichen Worte vorübergehen, ohne ſie auf die Geheimniſſe des Lebens aufmerkſam zu machen, die oft in ſinnreichen Worten, wie in Keimaugen, ſich andeuten. Um nur beiſpielsweiſe einer Kleinigkeit zu erwähnen, ſo können Sie ihr beim Zeitwort lieben — ich liebe, du liebſt u. ſ. w., den außerordentlichen Unterſchied im Begriffe dieſes Wortes gegen das franzöſiſche aimer — j'aime, tu aimes etc. begreiflich machen. Mein Gott, welch' eine unermeßliche Kluft liegt nicht zwiſchen zwei anſcheinend gleichbedeutenden Worten! In dieſem luſtigen aimer ſchwimmen Goldfiſchchen, und Niemand ſcheut ſich, dieſelben öffentlich mit Broſämchen aus der Taſche, das heißt aus dem Herzen, zu füttern; im deutſchen lieben aber ſchwimmen, wie aus den Tiefen des Oceans herauf, Elefanten — nicht doch, Walfiſche wollt' ich ſagen'

Sie brach über ihren Misgriff in herzliches Lachen aus, und die beiden Andern lachten noch lauter mit, froh, wie es ſchien, daß ſie ſich einmal von ihrer innern Spannung recht auslachen konnten.

So waren einige Stündchen hingegangen und die Dämmerung eingetreten. Hermann ſagte ſich, daß er gehen müſſe, ſo ſehr ihm noch die ſtrahlenden Augen der Creolin leuchteten. Die Lectionen wurden auf zwei Wochentage verabredet, auf Montag und Freitag, als die mit den Hofbeziehungen dermal verträglichſten.

Da wir aber, zumal ich, durch meine Stellung bei der Königin, hundert Zwiſchenfällen und Abhaltungen ausgeſetzt ſind, erklärte die Gräfin: ſo wollen wir es ſo halten, daß ich Ihnen in ſolchen Fällen hier die kleine kornblumenblaue Vaſe auf das Fenſterſims hinausſtelle. Dann iſt es nichts mit der Lection, und Sie brauchen ſich nicht herauf zu bemühen. Steht aber das Ding an einem andern Tage als den beiden regelmäßigen vor dem Fenſter, ſo ſoll es ausnahmsweiſe das Gegentheil bedeuten, und Sie können heraufkommen. Nicht wahr, das verſtehen Sie? Wir haben, wie die Grammatik, Regel und Ausnahme!

Hermann bejahte mit ſo feierlichem Ernſt, daß es die Gräfin zum Lächeln brachte. Er holte jetzt den kleinen Handſchuh hervor und warf ihn, ſeinen Hut ergreifend, Adelen — wie er glaubte unbemerkt — hin. Die Gräfin aber, die es wahrgenommen und jetzt von dem Raub wußte, ſagte an der Thüre deutſch zu ihm:

Sie ſind ein rechter Deutſcher — nehmen den Handſchuh hin, damit ein Franzoſe nach dem freien Händchen greife. Aber machen wir's nicht in größern Dingen auch ſo? Der Deutſche ſchafft immer mit heiligem Ernſte die Verſchalungen, die Verpackung hinweg, und die andern Nationen nehmen dann die Güter ſelbſt in Empfang mit dem zufriedenen Lächeln: Wohlconditionirt angekommen!

Dreizehntes Capitel.

Ein bedenklicher Bericht.

Es folgten nun einige ſtille Tage häuslicher Einſamkeit, an denen Hermann ſich in ſeiner nachträumenden Aufregung mit der von Bercagny erwarteten Arbeit verſuchte. Ein Verſuch blieb es noch immer, und einen gründlichen Ernſt konnte er noch nicht faſſen. Denn wenn er nun auch einen Ausgangspunkt dafür an ſeinen Erinnerungen aus Halle gefunden hatte, ſo wollte es doch auch damit nicht recht vorwärts gehen. Jüngere, nähere Erlebniſſe durchkreuzten ihm jene ältern. Das liebe Halle ward ihm zwar durch die Briefe ſeines Vaters und ſeiner Schweſter im Gedächtniß aufgefriſcht, aber Adele ſchlug zu fieberhaft in ſeinen Pulſen. Eine Unruhe, ein Verlangen ſtürmten in ſeinem Blute, und regten ihn mit üppigen Phantaſien und wol auch mit ungeordneten Wünſchen auf. Zum erſten mal waren in ſeiner Bruſt die ruhig angeſeſſenen Grundſätze mit neu eindringenden Begierden in Kampf gerathen.

Von einem einſichtsvollen Vater mit Sorgfalt, auch für geſellſchaftlichen Verkehr erzogen, und voll edlen Beſtrebens, hatte Hermann ſeine laufenden Stunden mit eifrigen Studien, ſeine Zukunft mit hohen und weitausſehenden Entwürfen ausgefüllt. Was ihm dazwiſchen — einem ſo geſunden, empfindſamen und lebensfriſchen Jüngling — von Regungen der Liebe gelegentlich begegnet war, hatte doch mehr durch ſchwärmeriſche Vorſtellungen, als — wie diesmal — durch aufgeregte Sinne ſein Herz berührt. Nun war ihm dieſe reizende Creolin wie ein Zauber angethan. Er konnte ſich ſeiner Phantaſiebilder durch keine Zerſtreuung entſchlagen, und rief er ernſte Betrachtungen in ſich auf, ſo trat gleich die lächelnde Gräfin hervor und ſagte: Du ehrlicher Deutſcher, begnügſt dich mit dem ledernen Ueberzug und läſſeſt das allerliebſte Händchen ſelbſt einem Andern. O was biſt du doch für ein lederner Burſche!

Wenn dann dieſe fieberhaften Wallungen ſo mächtig wurden, daß ſie ſeinen Gedankenkreis trübten und verwirrten, ſo mußte er die Feder wegwerfen; es ward ihm zu heiß und enge im Zimmer; er rannte fort — den Eliſabetherplatz hinauf, über die Raſenecke des Friedrichsplatzes hinab in die kühle Au, wo er ſich mehr als einmal nicht anders helfen konnte, als daß er einen glatten Lindenbaum oder ſchlanken Fichtenſtamm umarmte, und den ſüßen Namen Adele in die Luft hauchte.

Allerdings waren Aufregungen dieſer Art dem jungen Freunde neu; aber es war auch der erſte Lebensmai, der ihn aus den Gehegen der Studien in den freien Kreis thätiger Beſtrebungen geführt hatte, — neu dieſe nahe Berührung mit einer Tochter der Antillen, die noch vom Dufte jener heißen Klimate umhaucht ſchien und faſt nur in jenen Duft gekleidet war. Und wer weiß, welchen unmerklichen Einfluß die Atmoſphäre einer Geſellſchaft, wie jene in der Jerôme'ſchen Reſidenz war, auf jugendliche Pulſe ausüben konnte!

Beruhigter zurückgekehrt, überredete er ſich, daß es ihm eigentlich noch an poſitivem Stoffe zu ſeiner Arbeit für Bercagny fehle. Er überlegte hin und her, bis ihm Rehfeld's Einladung an Lina's Polterabend einfiel. Der Baron hatte ſich ihm als ein Mann von ausgebreiteten Bekanntſchaften und Verbindungen in Berlin und in Norddeutſchland überhaupt verrathen, und Hermann war unbefangen genug, ſich die vertrauteſten Mittheilungen von ihm zu verſprechen.

Der Baron hatte vor dem Thor, in der Allee nach Napoleonshöhe, eine artige Wohnung gemiethet. Er ſaß eben in einer bequemen Piquéjacke, aus einer langen Pfeife rauchend, auf dem kleinen Altan des Hauſes, als der junge Freund gegen Abend ſeinen Beſuch machte. Er eilte ihm entgegen, empfing ihn ſehr aufgeräumt, wie es ſchien aus vergnügtem Nachträumen über die Briefſchaften, die durcheinander auf einem Tiſchchen lagen. Er ſetzte dem jungen Freund einen zweiten Stuhl hinaus auf den Balcon und machte ihm eine Pfeife zurecht, wobei er dem herbeigeſchellten Bedienten Wein zu bringen befahl.

Es iſt mir ſehr lieb, ſagte er unter wiederholtem Händedruck, daß Sie mich endlich beſuchen. Ich dachte ſchon, Sie hätten jenen Abend Anſtoß an mir genommen. Man iſt manchmal ein närriſcher Kerl, und — kommt in Caſſel auch als närriſcher Kerl am beſten fort. Sehen Sie, hier können wir den ſchwülen Abend angenehm verplaudern und — vertraulich. Denn wenn in Caſſel auch die Wände Ohren haben, die Lindenbäume da vor uns ſind verſchwiegene Geſellen und meine treuen Nachbarn. Sie ſcheinen aber auch von der geheimen Polizei zu wiſſen, denn ſie flüſtern nur untereinander. Ich bin geſtern Abend vom Land herein zurückgekommen. Ich habe einige angenehme Bekanntſchaften in der Umgegend, da nach Homberg hin. Der Adel hat artige Landſitze zwiſchen koſtbaren Waldungen. Ich denke den Winter fleißig zu jagen, wenn ich bis dahin — nicht ſelber gejagt bin. Ha, ha! Dies Caſſel nimmt ſich von auswendig — aus einiger Ferne, ganz anders aus, als von inwendig. Das junge Reich hat einen ſteifen, rauhen Landesanzug über einem weichen, üppigen Reſidenzunterfutter. Inwendig wohnt die Luſt und der Leichtſinn, auswendig Groll und — Muth. Aber — wie haben Sie's getrieben? Brav Bekanntſchaften gemacht? 'was Neues gelernt?

Hermann ging kurz und mit gleichgültiger Miene über ſeine letzten Tage hinaus, und brachte dann auch ſein Anliegen wie einen zufälligen Unterhaltungsſtoff aufs Tapet.

Aha! rief Rehfeld mit einem ſchalkhaften Lächeln. Ich dachte mir's wohl, daß ein junger Mann von Ihrem Sinn und Streben ſich den großen Angelegenheiten und — den Beſtrebungen der Zeit nicht für immer fremd halten kann. Man muß ſie wenigſtens kennen — lenkte er mit einem beobachtenden Blick auf Hermann ein — und ich will auch nicht mehr ſagen, als daß ich mich ein wenig um die Dinge bekümmert habe und — einem ehrlichen, verſchwiegenen Freunde Manches vertrauen kann. Sie ſagten mir damals, daß Sie vom Tugendbund, von Fichte's Reden und andern preußiſchen Bewegungen nichts Genaueres wüßten. Allerdings iſt der Tugendbund auch erſt im Werden, beunruhigt aber ſchon die Franzoſen gewaltig. Aeußerlich will er auch gar kein Geheimniß ſein, und der

König hat ihn durch eine Cabinetsordre öffentlich genehmigt. Ein Verein bildet ſich nämlich von Königsberg aus durch Preußen — angeblich für ſittlich-wiſſenſchaftliche Zwecke, um die ſchweren Verluſte des Staats an Geld und Ländergebiet durch geiſtige und moraliſche Kraft des Volks zu erſetzen. Kraft und Tüchtigkeit auf der einen — Muthloſigkeit oder Ueberſpannung auf der andern Seite ſollen an dieſem Bunde für eine tüchtige Zukunft Preußens einen ſtarken Anhalt und eine rechtſchaffene Leitung finden. Ein Unternehmen, das die Folgen des jenaer Unglücks, das Elend des Kriegs, die Noth der Zeit zu mildern ſucht, könnte den Franzoſen, die das Land noch beſetzt halten, nicht unſtatthaft, nicht als Verſchwörung erſcheinen; aber — ſie glauben an geheime, dem König vielleicht ſelbſt verheimlichte Artikel des Bundes; ſie träumen von einer Volksoppoſition nach dem Vorbilde der jetzigen Aufſtände in Spanien; ſie fürchten ein ſtilles Unternehmen zur Befreiung des Vaterlandes von franzöſiſchem Druck und Einfluß, und — die geheimen Zwecke des Bundes, die Mittel und Wege dazu, Das iſt es, was ſie zu erforſchen ſtreben.

Hermann fragte nach den Stiftern und Mitgliedern des Bundes. Der Baron nannte ihm verſchiedene Männer, die dem jungen Freunde zum Theil perſönlich bekannt waren.

Die angeſehenſten und berühmteſten Mitglieder ſind es vielleicht dem Namen nach nicht, bemerkte Rehfeld. Sie wollen, ihrer amtlichen Stellung nach, nicht namentlich dem Bund angehören, ſind aber vielleicht im Geiſte deſſelben die wirkſamſten, einflußreichſten Kräfte.

Ich kann mir denken, ſagte Hermann, was das Geheimnißvolle des Bundes, der zuſammenhaltende Eifer, das Vorbereiten der Hülfsmittel nützen, wie ſehr das Bewußtſein von einem ſolchen Bunde, die Ahnung von wirkſamen Genoſſen alle Gleichgeſinnten weit und breit in Deutſchland ermuthigen muß. Das iſt eine geiſtige Macht, die wir der Waffengewalt Frankreichs entgegenführen können.

Ja! rief der Baron vergnügt, indem er, lebhaft einſchenkend, mit Hermann auf das Glück und Ziel des Bundes anſtieß. Und dieſer Muth hat ſich ſchon in den Reden Ihres großen Lehrers Fichte verkündigt, und — ſehen Sie — daß aus dem Kreiſe ſeiner Zuhörer aus allen Ständen nichts verrathen worden, iſt ſchon eine ſtillſchweigende Verſchwörung.

Letzten Winter hat er ſie gehalten? fragte Hermann.

Sagen Sie — losgelaſſen! lachte Rehfeld, und zwar inmitten der franzöſiſchen Beſatzung von Berlin, oft unterbrochen von der Janitſcharenmuſik der an der Akademie vorüberziehenden Truppen. Man hat es eine hohe That genannt. Nun freilich! Den Thron Napoleon's haben ſie noch nicht umgeworfen, wie Joſua's Poſaunen die Mauern von Jericho. Doch hätten ſie leicht zu einer Probe führen können, ob franzöſiſche Kugeln durch ein philoſophiſches Ich unſchädlich durchgehen, wie durch blauen Dunſt, und ob alſo unſer deutſcher Idealismus kugelfeſt ſei.

Sind die Reden gedruckt? fragte Hermann.

Noch nicht! erwiderte der Baron; aber — ſie circuliren in Abſchriften, einzeln. Und — — da liegt Einiges davon, was mir eben geſchickt worden.

Er holte aus den Briefſchaften ein feingeſchriebenes Heftchen hervor und ſagte:

Ich will Ihnen eine Stilprobe geben, keine gerade der gewaltigſten Stellen, aber eine für mich ſehr anſprechende Anſicht. Fichte redet von der Vaterlandsliebe und ſpricht dabei über die Liebe überhaupt einen Gedanken aus, der — glaube ich — bei uns hier in Caſſel nicht hoffähig iſt. Er bezeichnet ein Volk als die geiſtige Natur der menſchlichen Umgebung, aus welcher der Einzelne mit all' ſeinem Denken und Thun und mit ſeinem Glauben an die Ewigkeit deſſelben abſtammt und ſeine Bildung empfängt. Unter derſelben Naturordnung, behauptet er, werden, ſo lange dies Volk beſteht, auch alle fernere Offenbarungen des Göttlichen in demſelben eintreten und in ihm ſich geſtalten. Und nun ſagt er —

Der Baron hatte in dem Heft hin- und hergeblättert, und las dann:

„Der Glaube des edeln Menſchen an die ewige Fortdauer ſeiner Wirkſamkeit auch auf dieſer Erde gründet ſich demnach auch auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er ſelbſt ſich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeit deſſelben nach jenem verborgenen Naturgeſetz, ohne Einmiſchung und Verderbung durch irgend ein fremdes, in das Ganze dieſer Geſetzgebung nicht gehöriges Volk. Dieſe Eigenthümlichkeit iſt das Ewige, dem er die Ewigkeit ſeiner ſelbſt und ſeines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er ſein Ewiges legt. Ihre Fortdauer muß er wollen, denn ſie allein iſt ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne ſeines

Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben ausgedehnt wird.“

Und nun, fuhr Rehfeld fort, leitet der Redner aus dieſer großen Anſicht vom Verhältniß des Einzelmenſchen zu ſeinem Volke zweierlei ab: die Liebe zum Volke, es achtend, ihm vertrauend, ſeiner ſich freuend, mit der Abſtammung aus ihm ſich ehrend; und zweitens die Pflicht, ſich thätig, wirkſam, aufopfernd für daſſelbe zu erweiſen. Bei dieſer Gelegenheit ſagt er dann —

Der Baron las wieder:

„Die Liebe, die wahrhaft Liebe und nicht blos eine vorübergehende Begehrlichkeit iſt, haftet nie auf Vergänglichem, ſondern ſie erwacht, entzündet ſich und ruht nur in dem Ewigen. Nicht einmal ſich ſelbſt vermag der Menſch zu lieben, es ſei denn, daß er ſich als etwas Ewiges erfaſſe; außerdem vermag er ſich ſogar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer ſich zu lieben, außer alſo, daß er es aufnehme in die Ewigkeit ſeines Glaubens und ſeines Gemüths, und es anknüpfe an dieſe.“

Edle, herrliche Gedanken! rief Hermann hingeriſſen, als ihm der Baron mit fragender Heiterkeit in die Augen blickte. Aber, lieber Herr von Rehfeld, Sie müſſen mich Alles leſen laſſen. Nicht wahr?

Da nehmen Sie das Heft zu ſich! antwortete der Baron. Ich hab’s zwar ſelbſt noch nicht ganz geleſen; aber Sie bringen mir’s dann bald wieder. Und morgen geht mir ohnehin der Tag auf Beantwortung der Briefe ganz darauf: denn morgen Nacht ſpricht der Bote ein, der —

Er hielt inne, und ſagte raſch:

So! Stecken Sie's zu ſich!

Hermann dankte mit herzlichem Wort und Handdruck und erhob ſich zu gehen. Der Baron, indem er ihn bis vor das Haus begleitete, ſagte leichthin:

Es ſind freilich nur Gedanken eines Philoſophen, eines Idealiſten; aber wie — wenn ſie befruchtend in den Schoos eines Bundes, wie des Tugendbundes, und in die Herzen eines unterdrückten Volks fallen und als Thaten geboren werden? Wenn, wie Fichte darlegt, die Eigenthümlichkeit eines Volks keine Einmiſchung eines fremden, in ſeine Geſetzgebung nicht gehörigen Volks verträgt, — ſagen Sie: Iſt dann eine Erhebung gegen Fremdherrſchaft nicht eine nationale Pflicht?

Hermann ſtutzte über dieſe Frage. Er behielt ſich vor, dieſelbe ernſtlich zu erwägen, wünſchte Gutenacht und wandelte nachdenklich dem Thore zu.

Dämmerung lag unter den Lindenbäumen; aus den Gärten zog mit der feuchten Abendluft die Würze der blühenden Stauden und der Blumenbeete über die hohen grünen Hecken; in den Gebüſchen des ſogenannten Weinbergs ſchlug eine Nachtigall. Die Allee war von Spazierenden belebt, und auf der Thorwacht ſtimmten die Soldaten ein luſtiges Lied an.

Unter dieſen Eindrücken kam der aufgeregte junge Freund nach Hauſe, und warf ſich ſogleich über das mitgebrachte Heft, bis er es tief in der Nacht durchgeleſen hatte. Aus demſelben fielen auch, von gleicher Hand geſchrieben, ein paar Blätter, die bedeutende Notizen über geheime Unternehmungen in Preußen und Norddeutſchland und über die dabei betheiligten Perſonen — Männer zum Theil von hoher Stellung und berühmtem Namen, enthielten. Wahrſcheinlich hatten ſich dieſe Blätter in das Heft verſchoben; denn ſie waren doch zu wichtig, als daß Rehfeld ſie, auch bei dem guten Vertrauen, das er für Hermann gefaßt zu haben ſchien, mit Abſicht eingelegt haben ſollte.

Hatte nun der vermeintliche Mangel an Stoff den jungen Freund zum Baron getrieben, ſo ſaß er am andern Tage in der noch größern Verlegenheit des Ueberfluſſes. Von all' den mündlichen und ſchriftlichen Mittheilungen hochgeſtimmt, und dazwiſchen doch von manchem Inhalt auch wieder unbegreiflicherweiſe beunruhigt, griff er wieder zu ſeiner Arbeit. Bei der edeln Unbefangenheit ſeines Herzens, und unter der hohen Meinung, die er von Bercagny's Abſichten einmal gefaßt hatte, war ſo wenig Ahnung als Gedanke von Verrath in ſeiner Seele. Was ihn dennoch in der Freiheit ſeiner Abfaſſung hemmte, ſchien ihm in der Form einer für ihn ganz neuen Darſtellung zu liegen. Es ſollte doch, ſeiner Meinung nach, keine eigentlich gelehrte, ſondern eine geſchäftliche — was man ſagt praktiſche Arbeit ſein, die ihre eigenthümliche Handhabe verlangte. Er überdachte ſeinen Gegenſtand, ordnete ſeinen Stoff; aber aus dieſem ſelbſt, wie es ſchien, ſprang Einiges hervor, was ſich wie gefliſſentlich gegen die Feder des Berichterſtatters ſperren wollte. Die Abſicht ſchwebte ihm zwar im Allgemeinen vor, daß er die innere Macht deutſcher Ideen und den Einfluß deutſcher Geiſter auf das nationale Leben darzulegen habe; ſobald er aber nach Worten, namentlich für dieſen Einfluß, ſuchte, und um die Gedanken an Fremdherrſchaft und Volkserhebung herumging, überfiel ihn eine Angſt, über die er ſich keine Rechenſchaft geben konnte, und die er für Verdruß über ſeine mangelhafte Entwickelungs- und Darſtellungsgabe zu nehmen geſtimmt war. Er hätte einſehen ſollen, daß es bloße Ungeduld war, und daß es ihm an Ernſt und innerer Sammlung fehlte.

In dieſer Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt ſtand er mehr als einmal auf, die Feder wegwerfend und entſchloſſen, die ganze Arbeit zu unterlaſſen. Dann überlegte er aber wieder, daß jeder Weg zu einem Lebensberuf ihm einen mühſamen Anfang bieten werde; daß es ſeine Pflicht ſei, zu ringen und ſich anzuſtrengen, und daß ſeine Ehre erfodere, die zugeſagte und ſogar voraus honorirte Arbeit zu liefern. Nun wurde ihm auch klar, daß es ja ſeine Aufgabe nicht ſei, den Gegenſtand in einem einzigen Bericht zu erſchöpfen, ſondern daß er den reichen Stoff in einer Reihe von Berichten abhandeln dürfe. Er ſetzte alſo wieder an, und wollte ſich das erſte mal ganz im Allgemeinen halten. Fichte's Ideen boten einen Schatz von Betrachtungen, beſonders auch über deutſche Nationalität und Volkserziehung. Um aber auch Vercagny's Verlangen nach Perſonalkenntniß nicht leer ausgehen zu laſſen, ſchilderte Hermann eine kleine Reihe der einflußreichſten Schriftſteller, unter denen er mit dankbarer Anerkennung Henrich Steffens aufführte, deſſen Schrift: „Ueber die Idee der Univerſitäten", er als ein theures Handbuch der Studenten bezeichnete. Die erhebende Empfindung, mit welcher er dieſe Schrift zuerſt geleſen hatte, mochte ihm gegenwärtiger ſein, als der Gedankengang derſelben, der in den Augen der Franzoſen ſchwerlich Gnade gefunden hätte.

Der fertige und reingeſchriebene Bericht befriedigte freilich den ſo hoch geſpannten Freund auch nicht; ja, er erklärte ihn für das Mühſamſte und zugleich Oberflächlichſte, was wol noch aus ſeiner zerkauten Feder gefloſſen oder vielmehr zuſammengetröpfelt ſei. Allein er wollte die Sorge einmal vom Herzen haben, und glaubte am beſten darüber hinaus zu kommen, wenn er die Arbeit nur nicht perſönlich überbrächte, ſondern ſie überſchickte. Raſch packte er die ſaubern Bogen ein, verſiegelte und übergab ſie dem Lohndiener zur Beſtellung.

Die Laſt vom Herzen geſchüttelt, rieb er ſeelenvergnügt die Hände. Und wie man aus einem anhaltenden hohen Schwung der Seele leicht auf eine Plattheit fällt, ſo ging es Hermann mit dem ziemlich froſtigen Witze, den er ſeinem fortgebrachten Packete lachend nachſchickte.

Ungenügend mag Bercagny den Bericht finden, rief er, aber leichtfertig darf er nicht genannt werden, denn er iſt ſchwer genug fertig geworden!

Vierzehntes Capitel.

Neue Bekanntſchaften.

Nun überließ ſich der junge Freund ganz dem innern Behagen, von einer Sorge frei zu ſein, mit der man doch etwas zu Stande gebracht hat; denn es währte nicht lange, ſo ſchlich ſich doch einige Zufriedenheit mit der ihm erſt ſo ungenügenden Arbeit bei ihm ein. In ſolcher Stimmung iſt ein junger Mann doppelt empfänglich für etwas Neues, was ihn beſchäftigt, indem es ihn ergötzt. Er ſehnte ſich recht nach Menſchen. Wieviel wär' es ihm werth geweſen, wenn er heut eine Abendlection mit Adelen bei der Gräfin in Ausſicht gehabt hätte! Aber es war keiner der beſtimmten Tage, und als er an der Wohnung der Gräfin vorüberging, ſtand auch die cyanenblaue Vaſe nicht vor dem Fenſter, eine Ausnahme zu geſtatten. Das junge Ehepaar Lina und Ludwig waren auf dem Land, und zu Reichardts trieb es ihn heute nicht. Die Erinnerung an ſeine Arbeit trat zwiſchen ihn und Luiſen mit einem flüchtigen Misbehagen, oder wie er es ſonſt nennen ſollte, worüber er ſich keine Rechenſchaft gab.

Indeß kam der Sonntag heran, und einem heitern Sonntag im Mai kann es nicht an Luſtbarkeit fehlen. Hermann folgte dem Zug der Menſchen, die ſich geputzt nach dem Frankfurter Thor bewegten, und kaum war er auf der breiten Chauſſée an der Felſenwand des Weinbergs abwärts eine Strecke gewandelt, als ſich von nahe herauf eine rauſchende Tanzmuſik vernehmen ließ, was um ihn her die Schritte der jungen Mädchen beflügelte. Es war der Schaumburg'ſche Garten, woher die Lockung kam, an der Landſtraße gegen die Au hin gelegen, ein Vergnügungsplatz, der Sonntags von den anſtändigen Mittelclaſſen der Bewohner ſtark beſucht wurde.

In dem damals ſo luſtigen und üppigen Caſſel war doch der Schaumburg'ſche Saal und einfache Garten faſt der einzige öffentliche Vergnügungsort für die mittlern Stände; wie denn überhaupt, was die Anſtalten zu offenen Luſtbarkeiten und die breite, behagliche Einrichtung des häuslichen Lebens betrifft, jene kriegeriſche Zeit bei weitem nicht ſo ungenügſam und verwöhnt war, als wir es während eines langen Friedens durch den Aufſchwung des Luxus und durch den Wetteifer erwerbſüchtiger Hausbeſitzer und Gaſtwirthe geworden ſind. Caſſel, damals noch ohne die Zubauten der letzten vier Jahrzehnde, war doch eine königliche Reſidenz, in der ein glänzender Hofſtaat, eine zahlreiche Staatsdienerſchaft, eine ſtarke Garniſon und die ungezählten berufenen und bettelhaften Abenteurer aus Frankreich untergebracht waren.

Der junge Freund war bisher noch nicht dazu gekommen, die Schaumburg'ſche Wirthſchaft zu beſuchen. Er fand hier die gewöhnliche Geſellſchaft der Sonn- und Feſttage, — hübſche Bürgerfamilien mit ihren Töchtern, Handlungsdiener, Putzmacherinnen, Employes, Subaltern=

offiziere und dergleichen. Heiter beobachtend, wie er umherwandelte, erfreute er ſich beſonders im Büffet mancher charakteriſtiſchen Erſcheinung. Der Schenktiſch der Wirthin war von Begehrenden in zwei Sprachen und in verſchiedenen deutſchen Mundarten umdrängt, und dazwiſchen klangen ebenſo verſchiedenartig die hingeworfenen Geldſtücke aus den zum neuen Reiche zuſammengefügten deutſchen Provinzen. Zwiſchen den altheſſiſchen Thalern, Groſchen- und Albusſtücken rollten die braunſchweigiſchen Speciesthaler und Mariengroſchen ſowie die preußiſchen Thaler und Groſchen; das Reichsgeld von Conventionsthalern, Kopfſtücken und Brabäntern, meiſt von den durchmarſchirenden Truppen eingebracht, begegnete den franzöſiſchen Franken- und Fünffrankenſtücken, und kein braunſchweigiſcher Carlsd'or, der zum Wechſeln kam, ſchrak vor einem goldenen Napoleon zurück. Ein Tarif hing deutſch und franzöſiſch an der Wand und ſtellte alle geltenden Gepräge auf den franzöſiſchen Fuß des Franken. All' dieſe Geldſorten klangen ſo laut, als ob aus Eiferſucht ſich neben einander zu behaupten; ſie rollten ſo luſtig, als ob ſie mitergriffen von den Tacten der Françaiſe, die eben im Saal angeſpielt wurde, ſich in den fremden Sprüngen zeigen wollten. Leichtſinnig hingeworfen, flüchtig gewechſelt wurde Gold und Silber von der gewandten Wirthin, ebenſo gleichgültig eingeſtrichen und in einen irdenen Topf geworfen, der hinter ihr zwiſchen Flaſchen und Schüſſeln auf einem Simſe ſtand. Zum Einnehmen und Ausgeben mit Händen und Augen beſchäftigt, achtete ſie ihrer loſen Knaben, die ſie „Plagen" betitelte, nur mit Scheltworten; indeß die Schelme, emporkletternd, ihre frechen kleinen

Hände abwechſelnd in den Geldtopf und in ihre Taſchen ſteckten. Höchſtens, wenn die geſchäftige Mutter am aufmunternden Zunicken der Gäſte Unrath merkte, fuhren ihre hin- und herreichenden Hände auch einmal rechts und links an die Ohren beider Rangen, die dann höhnend davonliefen.

Im ſchwülen Saale trat Hermann, einer Françaiſe zuzuſehen, ans offene Fenſter. Hier hatte man zur friſchen Luft einen erquickenden Ausblick über die Landſtraße hinweg ein Thälchen entlang, das mit Bleichen und Wieſenſtücken nach dem Dorf Wehlheiden zog, von der baumreichen Halde des Weinbergs überragt. Am Fuße dieſes Höhenzugs bemerkte der Freund einen Garten bergaufgeſtreckt und mit einigen kleinen Zelten beſetzt, die eine anmuthige Ausſicht verſprachen. Er vermuthete ein Familienfeſt, da eine ſo zahlreiche Geſellſchaft ſich darin bewegte. Ein junger Menſch aber, der, fein und modiſch gekleidet, ebenfalls die friſche Luft des offenen Fenſters ſuchte, verneinte dieſe Vermuthung.

Haben Sie noch nichts von der neuen Reſtauration Sansſouci gehört, Herr Doctor? fragte er.

Doch! erwiderte Hermann; aber ich wußte nicht, daß ſie dort iſt.

Nun ja, es iſt auch noch ein ganz neues Ding, fuhr jener fort, — erinnert an Preußen, an die Nähe von Berlin, und wirklich hat ein Berliner, ein Herr Dufresne, früher im Finanzminiſterium placirt, das Unternehmen gemacht, nachdem er ſich mit einer alten Bekanntſchaft aus Berlin, einer Madame Witter, verheirathet hat, die vorher Garderobière beim Theater war. Unſere vornehme Welt hat die Einrichtung für ſich in Beſchlag genommen; es hat ihr bisher an einem ſolchen exquiſiten Platz im Freien gefehlt. Sie müſſen einmal hingehen; es wird Ihnen gefallen. Ich habe vorhin die Generalin Salha mit ihrer Tochter herauskommen ſehen: wahrſcheinlich haben Beide den Geſuchten, den Rechten, dort nicht gefunden. Sie kennen wol die Dame?

Der junge Menſch that dieſe Frage mit einem etwas verſchmitzten Lächeln, als wiſſe er von Hermann's Beſuche bei derſelben. Und als dieſer, in Erinnerung daran, leichthin bejahte, fuhr er fort:

Eine durchtriebene Frau, die Alles abweiſt, was im Verhältniß zu ihrer verlobten Tochter dem Bräutigam Vorwand geben könnte, zu brechen.

Hermann ſtutzte. Die abgelehnten deutſchen Lectionen fielen ihm ein.

Iſt die Tochter ſo wenig feſſelnd? fragte er.

Kalt, ohne Imagination, hausbacken von Verſtand und Bildung, und ökonomiſch — hm! flüſterte kopfſchüttelnd der Fremde; das ganze verlobte Verhältniß lahmt.

Hermann konnte ſich nicht beſinnen, ob er dem jungen Menſchen, der ihn genau zu kennen ſchien, irgendwo ſchon begegnet ſei. Es war ein Jüngling von kaum zwanzig Jahren, ſchmal aufgeſchoſſen, etwas blatternarbig, mit lebhaften Augen und ſehr artigen Manieren.

Sie verwundern ſich wol, daß ich Sie kenne? ſagte er lächelnd. Das iſt ganz unbezüglich. Sie ſind mir gelegentlich gezeigt und genannt worden. Nun müſſen Sie mich freilich auch kennen. Ich heiße Wilke, und bin beim General, Baron von Bongars, auf dem Bureau.

Es iſt mir lieb, daß mich der Zufall nun näher mit Ihnen bekanntmacht. Ich bin hierher gekommen, um mit luſtigen Menſchen fröhlich zu ſein. Es war mir Bedürfniß, mich zu freuen und ein Glas Wein darauf zu trinken. Wir haben nämlich gute Nachrichten aus Spanien erhalten. Die Aufſtände beruhigen ſich. Der General Dupont hat in Toledo die Ruhe und Ordnung hergeſtellt. Man war dort ſchon mit der neuen lieben Freiheit bis zu Scheiterhaufen und Galgen gekommen. Unter dem Vorwande, die Anhänger des Friedensfürſten aufzuſuchen, hatte man die Reichen geplündert. Sehen Sie, das iſt der wahre Kern der Freiheitsnuß!

Wilke ſprach dies mit einem Feuer, das zugleich aus den unruhigen Augen, aber mit kalten Flammen, zu ſchlagen ſchien. Hermann empfand etwas Unheimliches in dieſen Blicken, etwas Uebertriebenes in den Worten, und hörte ihm mit lächelndem Schweigen zu, als der junge Menſch fortfuhr:

Sehen Sie, es war ein Unglück, daß Spanien an das Haus Oeſtreich überging. Die Kräfte des Landes wurden da nur für die öſtreichiſchen Familienzwecke ausgebeutet. Die allgemeine Meinung iſt, Spanien von einem franzöſiſchen Prinzen beherrſcht, würde den höchſten Gipfel des Glücks und des Glanzes erſtiegen haben. Auf der einzigen ſchwachen Seite, der Grenze Frankreichs, geſichert, würde es alle Kräfte auf die Vergrößerung ſeiner Seemacht verwendet haben. Seine Lage gab ihm alsdann die Herrſchaft zur See; die Schätze der Neuen Welt, die Colonien, die es dort angelegt hätte, ſetzten es in den Stand zu den rieſenhafteſten Unternehmungen, durch die es ſowol an Kraft als an Reichthum England und den

Continent überboten hätte, und vielleicht das geſetzgebende Haupt Europas geworden wäre.

Der Freund fühlte ſich unbehaglich bei dieſer Erörterung. Er traute dem begeiſterten Sprecher nicht. Dieſe zuverſichtliche Staatsweisheit in einem neunzehnjährigen Munde kam ihm wie eine aufgeſagte Lection, faſt lächerlich vor, und doch fand er ſich außer Stand, etwas Schlagendes einzuwenden. Glücklicherweiſe gab ein Wortwechſel im anſtoßenden Zimmer Anlaß, ſich der Politik ab und dorthin zu wenden.

Zwei Unteroffiziere von den Garden, ein Jäger-Carabinier und ein Grenadier ſtritten ſich — wie ein Zuhörer dem jungen Wilke zuflüſterte — über eine Geliebte, die Zofe der Gräfin Pappenheim. Der Jäger war nicht groß, aber zierlich gewachſen, bräunlich und von heiterer Lebhaftigkeit; der Grenadier — was man einen ſchönen Mann nennt: groß und ſtattlich, nur ein wenig ſteif.

Allerdings iſt Henriette ſchlank wie ein Reh, ſagte der Grenadier eben, mit Stolz den Schnurrbart drehend; aber ſie hält ſich doch außer der Schußweite eines gelernten Jägers mit Namen Steiß.

Quälen Sie Ihren dünnen Schnurrbart nicht ſo, Monſieur Quenſel! erwiderte der Andere. Sie wollen ſagen, Sie hätten das Vöglein unter Ihrer Bärenmütze gefangen. Oho! Wer Ihnen das geſagt, hat Ihnen einen Bären aufgebunden.

Hören Sie, Steiß, — keine Beleidigungen! rief der Grenadier. Ich werde Ihnen einen ſchlagenden Beweis führen, den mir zwar Jette verboten hat, den ich ihr aber nun ſchuldig bin gegen einen Mann, der ſich hier berühmt, mit ihr auf dem Fuß einer Amourſchaft zu ſtehen. Hier!

Mit dieſem aufpochenden Worte legte er, aus der Taſche gezogen und aus einem Zeitungsblatt entwickelt, eine halbe Brezel auf den Tiſch. Die Umſtehenden brachen in Lachen aus.

Lachen Sie nicht! rief der Soldat. Das bitt' ich mir aus! Hören Sie erſt die ſympathetiſche Bedeutung. Henriette hatte heut ihren freien Tag nicht, als ich ſie geſtern auf heut zu einer Promenade invitirte, und ſpedirte mir dieſe Halbe da, ich ſollte ſie, ſagte ſie, heut Schlag fünf Uhr — aha! es iſt juſt die Zeit! unterbrach er ſich, indem er ſeine ſilberne Uhr zog — Kellnerin, eine halbe Flaſche Rothen! — zu meinem Wein genießen, ſagte ſie, und in derſelben Minute wollte ſie die andre Hälfte in ihren Kaffee tunken, und Jedes ſollte dabei an das Andere denken. Sehen Sie, das iſt die Sympathie, oder, wie ſie ſagte — der Seelenrapport. Nun, was Rapport iſt, das wiſſen wir Subalternoffiziere, und Jette — o Jette iſt ein Weſen —! „Und wie die Brezel, theile ich mein Herz mit dir, einziger Baſtian!“ ſetzte ſie hinzu.

Er zwinkerte mit den Augen, und um es nicht merken zu laſſen, daß er mit ſeinem prahleriſchen Ton ſich ſelbſt in eine Rührung hineingeſprochen, wendete er ſich, über Stirne und Augen ſtreichend, raſch an ſeinen Gegner.

Nun, Steitz, Sie ſind ja mäuschenſtill, pipen nicht einmal, und — ſind ja ganz blaß geworden. Kreuz Bataillon! Sind Sie geſchlagen? Aha! Sie geben klein bei! Wollen Sie Pardon?

Geſchlagen — ja, gewiſſermaßen! verſetzte der Jäger, halb wehmüthig, halb bitter. Niedergeſchlagen, — allerdings, wenn ich ſo bedenke, was ſo einer Mädchenſeele menſchenmöglich iſt! Oh — menſchermöglich, muß ich ſagen. Donnerwetter! Da haben Sie die andre halbe Brezel, und juſt daſſelbe hat ſie mir dabei vorgeſagt.

Er hatte ſeine halbe Brezel ohne Papier aus der Taſche geholt und noch härter damit auf den Tiſch geſchlagen.

Iſt das wahr, Steitz? rief der Grenadier feierlich. Auf Parole?

Der Jäger fügte ohne Weiteres die beiden Hälften zuſammen, die am ſcharfen Durchſchnitte eine unverkennbar frühere Einheit bildeten, und — da haben Sie die gräflich-pappenheimer Brezel! lachte er.

Der Grenadier drehte verlegen an ſeinem Bart, während der junge Wilke mit Lächeln in feierlichem Ton ſprach:

Ja, ſo 'ne Brezel hat doch nicht umſonſt eine myſteriöſe, wahrhaft ägyptiſche Figur. Zwei Hälften gegen einander gebogen, ſind in der Mitte innig verſchlungen, wie man mit verſchlungenen Armen Schmollis trinkt.

Alſo dieſe Mademoiſelle Henriette führt eine Doppelbüchſe, um ſicherer zu treffen! lachte der Jäger mit Bitterkeit. Aber, ich denke, Kamerad, das Zündkraut ſoll ihr fehlen! Hm?

Sagen Sie, Steitz — wendete der Grenadier ein —, war die Brezel noch ganz, als Ihnen Jette —?

Nein, Quenſel, ſie holte die ſchon abgeſchnittene halbe aus ihrem Arbeitsbeutel, antwortete er.

Aber mir hat ſie abgeſchnitten: die Brezel war noch ganz! fuhr der Andere etwas heiterer fort. Ich hatte alſo die Vorhand, aber Sie haben mich abgetrumpft. Einerlei.

Und als eben die Kellnerin ihm den beſtellten Wein ſetzte, rief er aus:

„Aha! meine halbe Flaſche! Zwei Gläſer, Mädchen! Kommen Sie, Steitz, die zerſchnittene Brezel ſoll unſere Kameradſchaft nicht entzweien. Wir trinken die halbe Flaſche zuſammen, verzehren Jeder ſeine halbe Gebacknes, und denken dabei, wie's verabredet war, an die ſchlaue Jette, indem wir ſie verlachen.

Beide ſtießen an, und Steitz rief:

Aber Revange müſſen wir haben.

Hören Sie, Kameraden, fiel der junge Wilke ein. Ich thue Ihnen von wegen Revange eine Propoſition. Laſſen Sie eine große mürbe Brezel backen und ſchicken Sie ſie an Jette: Empfehlung von Herrn Fourier Quenſel und Herrn Feldwebel Steitz, und die beiden halben wären einander begegnet, hätten ſich durch Seelen- oder Hefenrapport erkannt und vermählt. Sie wünſchten Mademoiſelle Jette einen geſegneten Erinnerungskaffee und Verlobungskaffee — au laid.

Jetzt brachen die Umſtehenden in ſchallendes Gelächter aus. Der drollige Witz des jungen Wilke bezog ſich nämlich auf das Schild an einem eleganten Café-restaurant in der Königsſtraße. Auf dieſem Schilde war ein häßliches altes Männchen abgebildet, mit dem auf das Ohr berechneten Wortſpiel umſchrieben: Café au laid, ſtatt au lait — Kaffee zum garſtigen Männchen, ſtatt Kaffee mit Milch.

Beide Soldaten reichten dem glücklichen Berather lachend die Hand, und dieſer fuhr fort:

Und damit Sie gar keinen Zweifel übrig laſſen, werthe Kameraden, ſo wählen Sie gleich hier eine andere Herzensſympathie. Da finden Sie ja die allerliebſten Mädchen beiſammen, z. B. das charmante kleine Blondchen da! Allons! Setzen Sie ſich in Rapport!

Er faßte nach einem anmuthigen Bürgermädchen, das aber ſeine Hand ſchnöde zurückwies.

Der Grenadier, in der gereizten Stimmung ſeines heimlichen Verdruſſes, faßte das liebliche Kind ins Auge, ſetzte ſeine hohe Mütze auf, trat vor, und ſprach, die flache Hand ſalutirend an die Mütze gelegt:

Ein Grenadier von König Jerôme's Garde weiſt keine Auffoderung zum Angriff von ſich ab, Mademoiſelle. Wie ſchaut's? Dürft' ich in Ihrem allerliebſten Herzen — Garniſon machen?

Es iſt ſchon Beſatzung drin, Herr Grenadier! verſetzte die Kleine ſchnippiſch genug.

Wie? Was? Schon? rief der Soldat betroffen und empfindlich.

Warum ſchon? erwiderte die Kleine, ebenfalls verletzt. Das Schon paßt ebenſo gut auf Sie: Sie haben ja die alte Brezel noch nicht verdaut, und wollen ſchon wieder —? Meinen Sie ſchon — weil ich noch zu jung wäre? Meinen Sie? Ein jedes Spätzchen hat ja ſein Schätzchen. Wiſſen Sie Das nicht?

Ah! rief der Grenadier, das iſt 'was Anderes! Das heißt man — ein Spatzenleben. Da muß ich alſo Kehrt machen vor der — Friſchgebacknen! Nun, nichts für ungut! Adieu, Spätzchen! Kommen Sie, Steitz, ich will mir eine Wachtel ſuchen.

Oder ein Schwarzköpfchen! meinte der Jäger, indem Beide das Zimmer verließen.

Beim Ballet gibt's auch Nachtigallen! rief ihnen mit dünner Stimme ein Handlungsdiener nach.

Aber der traf es ſchlecht bei dem verſtimmten Manne. Raſch umkehrend, rief der Grenadier über die Schulter:

Das ſind Vögel für Comptoir-Gimpel, für Staarmatzen, die auf blaues Zuckerpapier hoſiren. Suchen Sie ſich dort eine Ladenjungfer, Sie Gelbſchnabel!

Hermann hatte mehrmal den auf ihn gerichteten ſchalkhaft triumphirenden Blick des jungen Wilke bemerkt, und fürchtete deſſen abermalige Annäherung. Er ſtahl ſich aus dem Zimmer, verließ das Haus und dachte einen Spaziergang durch das Thälchen unterm Weinberg hin zu machen, als er durch die Gartenthür des neuen Sansſouci wandelnde Damen bemerkte, und eine nicht ungeſchickte Harfeniſtin ſingen hörte. Er trat hinein und durchſchlenderte den Garten mit der Zuverſicht ſeiner guten Stimmung, ob er ſich gleich unter den ihm fremden Familien ein wenig verloren vorkam. Der höhere Theil des Gartens war weniger beſetzt und verſprach einen reizenden Ausblick. Hermann wandelte von Strecke zu Strecke, bis er ſich unerwartet von einer Dame angenickt ſah, die in der Oeffnung eines kleinen Zeltes ſitzend ein vor demſelben Ball ſpielendes Kinderpaar überwachte. Er erkannte die Baronin von Reinhard, und näherte ſich, ſie zu begrüßen. Sie ſtellte ihn ihrem Manne vor, den er jetzt im Innern mit einem Buch in der Hand ſitzend erblickte. Hermann nahm auf deſſen Einladung mit einer gewiſſen Feierlichkeit Platz, die einem Manne galt, der durch ſeine Stellung als Geſandter Napoleon's und perſönlich viel Imponirendes hatte. Er fühlte ſich anfangs befangen, und ſeine Blicke hingen mit ſtiller Ehrerbietung an dem merkwürdigen Diplomaten, der aus einem Pfarrhauſe in Würtemberg einen ſo bedeutenden und hohen Lebensweg genommen hatte. Hermann kannte die Vorgeſchichte deſſelben umſtändlich aus Luiſens Munde.

Es war ein wechſelvolles Leben geweſen. Aus dem tübinger Stifte, wo er Theologie ſtudirt, war der junge Reinhard nach Bordeaux in das Haus eines reichen Kaufmanns als Erzieher der Kinder, und ſpäter nach Paris gekommen, wo er eine Stelle im Bureau des Miniſteriums des Auswärtigen erhielt. Die Revolution, die ihn ergriff, förderte ihn. Er wurde Geſandter in Hamburg und Florenz, unter Sieyès' Directorium Miniſter des Auswärtigen, bis ihn Talleyrand erſetzte, und er dafür bevollmächtigter Miniſter bei der helvetiſchen Republik in Bern und dann beim niederſächſiſchen Kreis wurde. Hier heirathete er ſeine jetzige Frau in Hamburg und wurde von Napoleon, der ihn nicht leiden, aber doch nicht entbehren mochte, nach Jaſſy geſchickt. Auf dieſem unerfreulichen und gefährlichen Poſten traf ihn das politiſche Misgeſchick, daß er von den Ruſſen aufgehoben und mit den Seinigen durch manche Länderſtrecken geführt wurde. Von dieſem Zuge hatte Frau von Reinhard eine Beſchreibung abgefaßt, die ein lebhaftes Bild jener verwickelten und ängſtlichen Zuſtände gab. Hermann hatte die Handſchrift durch Luiſen mitgetheilt erhalten. Zuletzt doch, auf geeignete Vorſtellungen, in Freiheit geſetzt, war Reinhard zum Baron erhoben und nach Caſſel geſchickt worden, um einen Geſandtſchaftsposten der delicateſten Art einzunehmen.

Hier ſaß er nun, ein Mann in Mitte der Vierzig, hoch gewachſen, mager, etwas gelb von Farbe. Raſirt, und das Haar in Taubenflügeln gepudert, in Schuhen und Strümpfen, wie er ſich gewöhnlich trug, erinnerte er an einen altfranzöſiſchen Marquis. In ruhig gehaltenem Aeußern, den Zeigefinger in ſein Buch eingeklemmt, führte er die Unterhaltung, die ſeine Frau deutſch angehoben, in dieſer Sprache mit etwas ſchwerer Zunge gelaſſen, nicht geſucht, aber gemeſſen fort.

Meine Frau hat mir von Ihren ſchönen muſikaliſchen Gaben erzählt, ſagte er, und ich muß Sie loben, daß Sie neben Ihren philoſophiſchen Studien, wie ich höre Sie gemacht haben, die Muſik nicht fahren laſſen, wie weit uns auch die Ideen von den Tönen, die Hirngeſpinſte von den Melodien der Bruſt entfernen. Ich kenne das auch ein wenig, denn ich habe mich eben wohl mit Philoſophie, beſonders mit Kant beſchäftigt, und ſelbſt verſucht, ſeinen erſtaunlichen Gedankenbau für die Franzoſen in einem leichten Umriß anſchaulich darzuſtellen. Jetzt freilich gebe ich mich mehr an unſere Poeten hin, da ich denn neben unſerm Goethe auch den deutſchen Lafontaine gar nicht verſchmähe.

Doch vor allem Goethe, lieber Karl, wie du da gleich mit ſeinem „Hermann und Dorothea" in der Hand beweiſen kannſt, bemerkte die Baronin.

Goethe! rief der junge Freund etwas exaltirt. Wie man doch bei ſolchen Namen, als ob in andere Region entrückt, tief aufathmet.

Geht's Ihnen auch ſo? fragte lebhaft die Dame. Ja, wol fühlt man ſich hier in Caſſel zuweilen niedergeſchlagen, wie in der Fremde, wie in verſetzter Luft, bis man ſolche Namen hört oder ſolch' ein Buch lieſt. Dann athmet man aus tiefſter Bruſt eine Erquickung ein, wie manchmal — kennen Sie das auch? — wenn bei Thau- und Sturmwetter des Nachwinters eine Luftſchicht, vielleicht aus den Tropenländern, weich und würzhaft bei uns niedergeht.

Wir haben Goethe'n vorigen Sommer perſönlich kennen gelernt, lenkte der vorſichtige Reinhard das Geſpräch ab. Wir trafen ihn in Karlsbad, wo er mich denn auch in ſeine Farbenlehre einweihte, die ihn ſo lebhaft beſchäftigt. Kennen Sie ihn auch?

Nicht von Perſon, antwortete Hermann; aber Lafontaine kenne ich von Halle her.

Dieſer Name übt ſchon keinen ſolchen Zauber aus, lächelte die Baronin. Der gehört ſchon mehr nach Weſtfalen in ſeinem Beiderwand von franzöſiſchem Namen und deutſchem Stil.

Wie ſieht er denn aus, dieſer fleißige Romanfabrikant, dieſer — Profeſſor? fragte der Geſandte, indem er ſeiner Frau freundlich mit dem Finger drohte.

Verzeihung, Excellenz! Kanonicus, antwortete Herman[illegible], und ſieht aus, als ob er ſein Kanonicat um die Rippen trüge. Er hat die Taille eines mäßigen Weinfaſſes.

Was Sie ſagen! lächelte Reinhard. Jedenfalls ein Fäßchen von der Sorte, denk' ich mir, die man am Rhein — eine Zulaſt nennt. Nun, ſchlägt ihm das Kanonicat ſo gut an, oder die Honorare von 4 Louisd'or per Bogen, wie man ſagt?

Beides, Excellenz, und ein Drittes dazu, — die Pfründe nämlich, die er von ſeinen allerhöchſten Leſern bezieht, — vom preußiſchen Königspaare, dem das Waſſer aus dieſer — Fontaine beſonders zuſagt.

Ja wol Waſſer, lächelte die Baronin, oder Sand. Aber er ſchüttet auch wie der Sand des Meeres Romane von ſich. Drei ſind auf einmal erſchienen, unter aller Kritik.

Reinhard, von des jungen Mannes gewinnendem Aeußern und offenen Weſen angezogen, fragte nach deſſen Studien und Vorhaben. Seine Gemahlin lockte durch Zwiſchenfragen den Sprechenden mehr und mehr heraus, da ſie die Abſicht ihres leicht etwas rückhaltenden Mannes merkte, den jungen Freund von Seiten ſeiner Brauchbarkeit kennen zu lernen.

Für's Politiſche ſind Sie nicht, ſagte ſie ſcherzend. Ich weiß es von unſerer lieben Luiſe Reichardt. Doch iſt die Politik der Teig des Jahrhunderts, in den Alles die Arme ſteckt, um die neue Welt, den Stollen der Freiheit, die Brezel der Gleichheit backen zu helfen.

Hermann lachte überlaut. Am Ende werden Matzen draus, ſagte er. Aber der Vergleich iſt vortrefflich, gnädige Frau. Obgleich aus der Küche genommen, trifft er doch Kirche und Staat. Erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, warum. Napoleon der Kaiſer ſcheint mir die aus der Gährung der Revolution ausgeſchiedene, zu ihrer Beruhigung ausgeſchäumte Subſtanz mit der Kraft, das noch nicht revolutionäre Europa ebenwohl in Gährung zu ſetzen, kurz — die Hefen der Revolution, womit das Backwerk einer neuen Zukunft angerichtet wird.

Ein flüchtiges, unbeſtimmtes Lächeln zuckte über Reinhard's Geſicht. Er war ſchon etwas früher aufgeſtanden, anſcheinend nach den Kindern zu ſehen, wahrſcheinlich aber nur ſich zu überzeugen, daß kein Lauſchender in der Nähe des Zeltes ſei. Inzwiſchen ſprach der unachtſame Hermann weiter:

In der That habe ich mich bis jetzt der Politik ziemlich fremd gehalten. Ich bin eben auf keinem politiſchen Feld aufgewachſen, — wenn Sie mir erlauben wollen, mich über mich ſelbſt zu erklären. Dem häuslichen Boden waren keine politiſchen Beſtandtheile beigemiſcht. Mein verehrter Vater, ein guter Preuße, liebte doch zu ſehr die franzöſiſche Sprache und Literatur, um Partei gegen das Franzoſenthum überhaupt zu nehmen, und hielt ſich daher auf der Kanzel, ich glaube auch mit Recht, in einer religiöſen Neutralität über allen Zwiſtigkeiten der Welt. Im Kreiſe der Familie ſprach er nie von Politik, und unter ſeinen Freunden galt er ein wenig für indolent. Was ich nun aus dieſem Boden nicht eingeſogen, trieb dann auch nicht in den verſchiedenen Zweigen meiner Univerſitätsſtudien: Philoſophie, alte Literatur, unſere Poeſie und Muſik athmete und rauſchte in den mit Buchſtaben und Noten bezeichneten Blättern, die mich umgaben. Nun aber, muß ich geſtehen, werde ich doch ein wenig in die politiſche Zeitbetrachtung gezogen, und es beſchäftigt mich ſeit kurzem die innere Macht der deutſchnationalen Ideen und ihrer Vertreter gegenüber der Waffenübermacht der Franzoſen. Der Gedanke einer wechſelſeitigen Verſtändigung und Ausſöhnung beider feindlichen Gewalten auf wiſſenſchaftlichem Wege ſcheint mir wichtig und folgenreich. Ich ſpreche das aus, weil ich eben die Ehre habe, mich auf ſo bedeutſame Weiſe einem Manne von deutſchem Geiſte und franzöſiſcher Miſſion gegenüber zu befinden. Was halten Ew. Excellenz von einer ſolchen — iſt es nicht auch Politik?

Dieſer treuherzigen Frage ausweichend, verſetzte Reinhard freundlich:

Wenn es an Dem iſt, was ſchon die Alten angenommen haben, daß ſtürmiſche Meereswogen ſich durch Oel beruhigen laſſen, ſo darf es ja wol auch ein Philoſoph mit ſeiner Studirlampe einmal gegen eine welterobernde Revolution verſuchen. Am Ende kann er ſich ja mit dem antiken Spruch tröſten: Oleum et operam perdidi. Vorab aber iſt es mir lieb, Herr Doctor, in Ihnen einen Pfarrersſohn zu finden. Sie wiſſen vielleicht, daß auch ich einer bin, wenngleich ein misrathener. Hierüber aber tröſte ich mich ſeit vorigem Sommer. Da traf ich bei Goethe'n mit dem berühmten Kanzelredner meines Namens in Karlsbad zuſammen. Dieſer dresdener Oberhofprediger iſt wol ein zehn Jahre älter als ich, dabei eine ſchöne ſittliche Natur mit ausgebildetem Geiſt, redlichem Wollen und praktiſcher Einſicht, und da ſagte ich im Stillen zu mir: Der iſt dir mit Fug und Recht zuvorgekommen. Was brauchte denn Deutſchland nun noch einen zweiten Reinhard auf der Kanzel? — Und ſo bin ich wol durch höhere Fügung ſtatt eines wandernden Apoſtels ein umhergeworfener Diplomat geworden. — Aber, ſiehe, da kommt ja ſchon unſer Lefèvre! Er ſucht uns. Monsieur Lefèvre!

Mit dieſen Worten ging er einem jungen hübſchen Manne entgegen, der im Reiſeanzuge mit umherſpähenden Blicken herankam. Während er ihm die Hand bot und insgeheim mit ihm ſprach, ſagte die Baronin zu Hermann:

Es iſt der Legationsſecretär meines Mannes, und hat den König auf der Umreiſe begleitet, um meinem Manne von Allem Nachricht zu geben. Ich habe zu Haus hinterlaſſen, wo wir ſind. Mein Mann hat ihn erwartet.

Jetzt kehrte Reinhard mit den Worten zurück:

Sa Majesté va arriver ce soir! Komm', liebe Chriſtine, wir müſſen nach Hauſe.

Sie erhob ſich und begrüßte Lefèvre, der ihre Hand küßte. Hermann empfahl ſich, und Reinhard ſagte mit freundlicher Handbewegung:

Bon soir, Monsieur le docteur!

Funfzehntes Capitel.

Eine Fledermaus.

Lefèvre hatte ein umſtändliches Tagebuch über des Königs Reiſe mitgebracht. Reinhard übergab es alsbald einem vertrauten Employé ſeines Bureaus zu ſchneller Anfertigung einer Reinſchrift, die mit der regelmäßigen Militärpoſt an den Kaiſer abgehen ſollte. Gegen den jungen Legationsſecretär ſprach er ſeine Zufriedenheit aus; er lobte ſeinen Eifer, ſeine gute Beobachtung und die richtigen Bemerkungen, die er über den Eindruck der Perſönlichkeit des Königs auf die Bewohner in den Provinzen eingeſchaltet hatte. Er verſprach ihn von Seite ſeiner Brauchbarkeit und Verdienſte dem Kaiſer mit günſtigſter Note zu bezeichnen.

Dies that nun der Geſandte auch in dem Bericht, den er bereits im voraus entworfen hatte, und den er ſich nun zu vollenden niederſetzte, da Jerôme, der zu Pferd ankommen und ſeine Gemahlin überraſchen wollte, den Empfang der hohen Beamten und der Geſandten auf Napoleonshöhe hatte abſagen laſſen. Reinhard empfahl ſeinen Secretär, den er ungern verloren hätte, nicht ausdrücklich zur Beförderung, ſondern zur Auszeichnung durch das Kreuz der Ehrenlegion.

Lefèvre war nämlich ein gebildeter, liebenswürdiger junger Mann von guter Familie, allerdings in der Kenntniß der franzöſiſchen Geſchichte und Literatur mehr zu Hauſe, als der deutſchen Verhältniſſe, Ideen und Sitten kundig. Reinhard kannte aber ſehr wohl den Vortheil, den er davon hatte, indem er dadurch den Secretär, der ihn wahrſcheinlich in ſeinem Thun und Denken zu beobachten und zu controliren angewieſen war, deſto abhängiger von ſich und von ſeiner Leitung erhielt. Daran mußte ihm aber um ſo mehr gelegen ſein, als er ſich von Seite der leidenſchaftlichen franzöſiſchen Partei in Caſſel mistrauiſch angeſehen wußte. Denn die Geſinnung und Handlungsweiſe, die dem Baron von Reinhard auf allen Poſten ſeiner wechſelvollen Laufbahn den Ruf der Rechtſchaffenheit und der Popularität erworben hatte, fiel gerade in die entgegengeſetzte Schale der Wage, auf welche jene Partei ihre Berechnungen legte. Auch war ihr Mistrauen nicht gerade aus der Luft gegriffen. Es ließ ſich denken, daß der franzöſiſche Geſandte ſich eben nicht beeifern werde, dem Kaiſer, der ihn nicht liebte, irgend eine Gegenliebe aufzudringen. Die Pfahlwurzel ſeines Weſens ſtak noch tief genug in Schwaben und im tübinger Stift, daß er es im Stillen gern ſehen mochte, wenn die deutſche Partei dem Einfluſſe der Franzoſen entgegenarbeitete. Seinem Blick entging es nicht, was in Preußen und in Heſſen, auf den Sturz der Fremdherrſchaft abgeſehen, unter günſtigen Sternen dem Franzoſenthum und dem weſtfäliſchen Gouvernement gefährlich genug werden konnte; wieviel er aber davon amtlich an ſeinen Kaiſer berichten müſſe, und was er als perſönliche Muthmaßung für ſich behalten dürfe, war eine Frage an Gewiſſen und Ehre, wobei er nicht blos den feinen Verſtand des Diplomaten, ſondern auch den umfaſſenden Blick des hochherzigen Weltbürgers zu Rathe zog.

Dieſe etwas wehmüthige Empfindung über ſeine Stellung in Caſſel kam gerade dieſen Abend wieder lebhafter über ihn, als er ſich nach abgethanem Berichte noch bei einem Brief an Goethe aufhielt. Seit ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft mit dem Dichter aus Karlsbad ſchrieben Beide zuweilen an einander, und Reinhard benutzte gern jede Gelegenheit, neben der Poſt her freimüthiger ſchreiben zu können. Eine ſolche Gelegenheit durch einen über Weimar Reiſenden war es eben, die ihn jetzt drängte. Eine Stelle dieſes verrieth auch dem Dichter, und vielleicht dieſem ſelbſt zur Warnung, welche Rückſicht er wegen ſeiner Briefe zu beobachten hatte. Es hieß nämlich:

> „Die hohe Polizei unſerer hieſigen Poſten hat ſeit einiger Zeit in Theorie und Praxis ſich ſo vervollkommnet, daß eigentlich nicht mehr das Verlorengehen, ſondern das Ankommen der Briefe eine Unregelmäßigkeit iſt."

Und wie rührend lautete die folgende Betrachtung über ſein Leben und ſeine Stellung:

> „Die Nation, unter der ich lebte, verdeckte mir die übrige Welt, und je tiefer ich fühlte, daß ich ihr nicht angehörte, um ſo mehr verzweifelte ich, anderswo Grund und Boden zu finden. Ich erſchien mir in jedem Sinn als ein Menſch ohne Vaterland. — — Meine Lage iſt hier ſehr delicat. Was ſoll ich an dem jungen, leichten luſtigen Hof? Man ſupponirt folglich irgend einen andern Zweck, und es gibt deren, durch die man ſich genirt fühlt."

So war es dämmerig geworden, als der Geſandte ſein Arbeitszimmer verließ, um den übrigen Abend mit ſeiner Familie zu verbringen. Kaum aber ſaß er gemüthlich im weichen Hausrocke, als er noch eine Anmeldung erhielt, die er in ſeine Schreibſtube beſcheiden ließ.

Der Mann im Mantel, der ihn abſichtlich ſo ſpät heimſuchte, verneigte ſich tief, als Reinhard eintretend ihn mit Bon soir, Monsieur Savagner! anredete. Sie bringen mir Ihrer Miene nach etwas Wichtiges. Aber legen Sie vor allem Ihr blaues Deckblatt ab, Ihre Fledermaushaut!

Während Savagner ſeinen Mantel ablegte, ſagte er leiſe und haſtig, wie er denn ſeinen verſtohlenen Nachrichten viel Gewicht beizulegen pflegte:

Ja, Excellenz, die wichtigſten Mittheilungen! Wir ſind nun dem Tugendbund am Bindriemen, und haben den Schacht zu — wer weiß allen denkbaren berliner Geheimniſſen.

Das iſt viel auf einmal, Herr Savagner! Reden Sie!

Mich kurz zu faſſen, Excellenz, ſo hat Bercagny einen jungen Gelehrten aus dem vormals Preußiſchen gefunden, der ſehr eingeweiht ſcheint und der ihm ſchriftliche Mittheilungen macht. Hier iſt der erſte Bericht deſſelben. Bercagny findet ihn noch nicht ſpeciell genug, noch nicht erſchöpfend, und hat ihn heut mit verfänglichen Fragen zurückgegeben, deren Beantwortung er ſehr preſſirt.

Verfänglich, ſagen Sie? Warum verfängliche Fragen? fiel Reinhard geſpannt ein.

Weil der junge Gelehrte nicht ahnt und nicht wiſſen ſoll, wozu ſeine Berichte beſtimmt ſind, antwortete Savagner. Ich weiß nicht genau, was ihm Bercagny als Zweck derſelben vorgeſpiegelt hat; aber ich ſehe dem Herrn „Ritter“ an, mit welcher Ungeduld er darauf brennt, dem König und — hinter Eurer Excellenz Rücken her — auch dem Kaiſer ſeine Enthüllungen zu machen, durch die er ſich emporzuſchwingen hofft. Verzeihen Eure Excellenz die unleſerliche Copie! Ich konnte nur in verſtohlenſter Eile — Bercagny gab das Original kaum aus der Hand.

Und wer iſt der junge Menſch? fragte Reinhard mit einer innern Unruhe.

Dr. Teutleben ſchreibt er ſich, — an den Kapellmeiſter Reichardt empfohlen. Da dieſer Reichardt ſelbſt aber bei uns übel angeſchrieben und im Verdacht preußiſcher Verbindungen ſteht, ſo hat Bercagny den jungen Ankömmling vorladen laſſen, um ihn perſönlich zu prüfen.

Der Geſandte war bewegt und überlegend mit dem Papiere nach einem Tiſche gegangen, und fragte jetzt mit angenommener Gleichgültigkeit:

Da hat ſich alſo der junge Menſch gewinnen laſſen?

Verzeihung, Excellenz! Meine Ueberzeugung iſt, wie bereits geſagt, daß er ſich eigentlich nicht hat gewinnen, ſondern nur täuſchen laſſen. Er iſt etwas Schwärmer, etwas Phantaſt, wenigſtens was wir ſo nennen, und Bercagny war bekanntlich im Kloſter, war lang genug Pfaff, um — ſo zu ſagen — Excellenz verſtehen mich! Der junge Philoſoph, glaube ich, iſt Polizeiſpion malgré lui.

Und Sie glauben, Savagner, er wird dieſe — Irrlichterfragen Bercagny's, dieſe verfänglichen — wie

Sie mir ſagen — Specialitäten — treuherzig beantworten?

Warum ſollte er nicht, Excellenz? Dieſelben ſind ſehr ſchmeichelhaft für ihn abgefaßt, ſehr überzuckert.

Sie ſchaffen mir dann ſchnell genug die Antworten? Ich erwarte das, Savagner!

Dem ungewöhnlich lebhaften Tone des Geſandten war es anzumerken, welchen Werth er auf die Mittheilung legte, und Savagner, ſehr zufrieden mit dieſer Wirkung, verſetzte:

Ich werde mich bemühen, Excellenz. Denn ich weiß, wie ungeduldig der Kaiſer auf dieſe Enthüllungen iſt, und was damit zu verdienen ſteht. Für meine gewagten Bemühungen dabei ſchmeichle ich mir von der Generoſität Eurer Excellenz —

Während er ſich bei dieſen Worten, die Hände auf der Bruſt gefaltet, tief verneigte, warf ihm Reinhard über die Schulter einen Blick der bitterſten Verachtung zu, indem er ſagte:

Ihr Verdienſt dabei werde ich Ihnen mit doppelter Kreide zugute ſchreiben.

Unterthänigſt verbunden! rief Savagner! Ja, mein ſehnlichſter Wunſch iſt es, von hier hinweg — befördert zu werden. Ich habe eine ganz unwürdige Stellung, — meiner Herkunft, meinem Charakter, und vielleicht darf ich auch ſagen, meinen Fähigkeiten nicht angepaßt. Und nun wird Bercagny auch täglich noch verdrießlicher, worunter ich ſehr leide. Als ob ich eine Schuld dabei hätte, daß ſeine Frau durchaus von Paris hierher kommen will. Er wird immer trotziger auf das franzöſiſche Intereſſe in Weſtfalen und feindſeliger gegen die deutſche Partei, beſonders gegen Herrn von Bülow. Ich glaube zu bemerken, Excellenz, daß er den Staatsrath Malchus gewonnen hat, um dem Finanzminiſter einen Gegner, vielleicht einen Nachfolger zu erziehen.

Glauben Sie? erwiderte Reinhard. Bülow gilt aber nicht blos beim Könige: er wird von meinem Kaiſer ſehr geſchätzt, ich darf wol ſagen, gewürdigt! Alſo, auf baldiges Wiederſehen, Herr Savagner! Danke nochmals!

Kaum hatte, in den weiten Mantel gehüllt, und die Mütze tief in die Stirne gedrückt, Savagner ſich fortgeſtohlen, als Reinhard mit großen Schritten zu ſeiner Gemahlin zurückkehrte.

Es gibt doch bedeutſame Zufälle, Fügungen, oder wie ich's nennen ſoll, ſelbſt auch im Alltagsleben, Chriſtine! rief er lebhafter, als ihn ſeit lange die verwunderte Frau geſehen. Muß uns juſt heute der junge Mann, dein Günſtling, ins Zelt gelaufen kommen, als ob er eiligſt mit ſeiner Perſönlichkeit Verwahrung einlegen wolle, ehe ich ihn aus einer unglücklichen Arbeit vielleicht falſch beurtheilen möchte. Bei ihm trifft es nicht zu, daß man den Vogel an ſeinen Federn erkenne. Hier hab' ich nämlich ſeine Politik in Händen, wegen der er heut die naive Frage an mich richtete. Dieſe Unbefangenheit beſtätigt mir nun, daß dieſer Vercagny wirklich — Es iſt doch ein verwünſchter Kapuziner-Ritter-Mephiſtopheles! Doch ich bin dir unverſtändlich, Chriſtine. Höre nur!

Er erzählte nun der betroffenen Frau den Fall, den er nach Savagner's Mittheilung ſcharf durchſchaute. Am Schluſſe rief er aus:

Wie ziehen wir nun den unbeſonnenen jungen Mann aus der Patſche? Wie retten wir den Getäuſchten, den forcirten Politiker, den Nationenvermittler aus ſeiner ungeahnten Selbſtentwürdigung, aus ſeiner enthuſiaſtiſchen Denunciation? Wie? frage ich, ohne Gefahr für ihn, und ohne daß ich mich bloßſtelle? Es iſt nicht ſo leicht, wie es ſcheint, liebe Frau! Der Hallunke Savagner, der mir die geheimen Mittheilungen aus der Region der hohen Polizei liefert, hat mich von dieſer Sache in Kenntniß geſetzt, um ſich dadurch verdient zu machen, und darf nun ſchlechterdings nichts an mir oder von mir wahrnehmen, was er auch wieder gegen mich gebrauchen könnte. Und was den jungen Verräther betrifft, ſo fürchte ich, daß ein in der Welt ſo fremder, in der Beurtheilung der Menſchen ſo kurzſichtiger junger Mann jede Mittheilung oder Warnung falſch benutze, und gerade aus edler Entrüſtung über die Art, wie man ihn misbraucht hat, entweder ins Zeug hineinſtürme, oder für immer argwöhniſch und entmuthigt werde.

Ja wohl, beſter Mann, verſetzte ſie, die Sache iſt zu bedenken, und doch müſſen wir eine Auskunft finden, ehe er ſeine ſo-beeilten Antworten ertheilt. Wahrlich, es iſt recht zu beklagen, daß gerade ein ſo edler, für Höheres begeiſterter junger Mann von trefflicher Begabung gleich mit dem erſten Schritt auf ſeiner neuen Bahn in die Schlinge des Verſuchers fällt. Indeß, — es hat jedenfalls Zeit bis morgen, und bis dahin fällt mir gewiß ein guter Gedanke ein, ein diplomatiſcher Fund des Herzens, mit dem ich dem franzöſiſchen Geſandten unter die Arme greifen kann.

Lächelnd umfaßte ſie den hohen Mann unter den Armen, und ſtreckte ſich an ihm hinauf, ihm Gutenacht zu ſagen.

Geh' nur zu Bett, liebes Kind! ſagte er, ihre Wangen ſtreichelnd, mit ſeinem ironiſchen Lächeln. Ich muß ja erſt noch die politiſche Denkſchrift unſers unpolitiſchen Philoſophen leſen! Ich denk' aber künftighin viel ruhiger zu ſchlafen, wenn ich erſt einmal hinter das Geheimniß gekommen bin, wie zwei feindſelige und erbitterte Nationen zur Raiſon zu bringen ſind. Und hier hab' ich das Recept dazu, — meinen Schlaftrunk!

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Ein Lever Jerôme's.

Eine große militäriſche Morgenmuſik verkündete in der Frühe des 27. Mai die Ankunft des Königs auf Napoleonshöhe. Eigentlich war er ſchon am Spätabende zu Pferd eingetroffen, hatte aber Alles unterſagt, was durch Vorkehrungen zu ſeinem Empfang oder durch Verkündigung ſeiner Rückkehr die Reſidenz in Bewegung ſetzen konnte. Statt der Ueberraſchung aber, auf die er es dabei für ſeine Gemahlin abgeſehen, erfuhr er ſelbſt einen unvermutheten Empfang durch ein artiges häusliches Feſt, das die Königin zu ſeiner Ankunft bereit gehalten hatte.

Schon ſeit einigen Tagen war die Rede davon geweſen, daß am Abende nach der Rückkehr eine Beleuchtung der Stadt gewünſcht werde. Caſſel, hieß es, könne hinter ſo vielem Jubel, womit der König auf ſeiner Umreiſe empfangen worden ſei, nicht kalt zurückbleiben. Wirklich ſah man nun in aller Frühe Diener der Mairie von Haus zu Haus eilen, die Illumination anzuſagen. Die

Vorkehrungen dazu machten den Morgen in den Straßen ſehr lebhaft. Und da man wußte, daß gegen Mittag Alles, was den Rang dazu hatte, zum Lever des Königs, zur Morgenaufwartung, nach dem Sommerſchloß hinauffahren werde, ſo trieben ſich Neugierige und müßiges Volk genug vor das Thor.

Es hatte die Nacht geregnet; eine erquickende Luft wehte, und das friſche Grün der aufgeſchoſſenen Saaten, die feuchten Hecken und nachblühenden Bäume glänzten im milden Schein der Sonne, die allmälig wieder das abziehende Gewölk durchbrach. Alles das belebte die Menſchen, ſelbſt die unachtſamen und gedankenloſen. Man ging bis Wehlheiden, Manche bis Wahlershauſen. Das kleine Gartenlocal des Herrn Keilholz, der das deutſche Theater verlaſſen und eine angenehme Wirthſchaft an der Chauſſée eröffnet hatte, war dieſen Morgen ſehr beſucht; der Kaffee, der hier beſſer und billiger als in den Reſtaurationen der Stadt gegeben wurde, fand guten Abgang. — Einzelne, die bis zur Einfahrt in den dem Publicum verſchloſſenen königlichen Park wandelten, konnten vom Bergſchloß herab die Wecktrommeln, die Morgenmärſche der Gardemuſik hören.

Um dieſe Zeit waren der König und die Königin ſchon aufgeſtanden, und ſaßen zärtlich neben einander im Ankleidezimmer der Monarchin.

Katharina bewohnte die untere Etage des majeſtätiſchen Schloſſes, die häuslich eingerichtet war und zugleich die Bequemlichkeit darbot, daß die wohlbeleibte, etwas ſchwerfällige Fürſtin, wenn ſie aus dem herrlichen Park und vom Blumenrevier um die ſpringende Fontaine zurückkam, nicht höher als über die breite, bequeme Treppe zu ſteigen brauchte, die zu den Rieſenſäulen des Vorbaus führte. Ihr Ankleidezimmer war in Blaßblau mit Orange, und man blickte in das weiß und blaue Schlafzimmer, das im Halbcirkel gebaut, Draperien aus weißer Seide mit gewirkten Borden in Blau um die Fenſter und den Alkoven hatte, das erhöhte antike Bett aber ohne Vorhänge ließ.

Es war eine zärtliche Liebhaberei des Königs, ſeiner Gemahlin die Nägel der Finger zu beſchneiden. Dazu hatte er ſich auch jetzt neben ſie geſetzt, während ſie im eleganten Morgenüberwurf in der Ecke des niedern Divans ruhte.

Aber, mein Gott, Cataut! rief er aus, als er ihre Hand ergriff. Wie finde ich dieſe Finger verwildert! Haſt du den Geſchmack einer Chineſin angenommen, oder —? Sacré, welche allerliebſte kleine Krallen!

Dabei küßte er die feinen weißen Finger, gegen die er ſeine kleine engliſche Zange erhob.

Ei, wie wenig erkenntlich biſt du, Jerôme! lächelte ſie ſchalkhaft verſchämt. Ich habe ſie ja für dich wachſen laſſen. Und wie hab' ich ſie vor Biegen und Brechen gehütet! Du ſollteſt gleich an meinen Händen bemerken, an meinen Fingern abzählen, wie lange ich deiner Fürſorge entbehrt habe.

Fürſorge! Ja wohl! Ich fürchte, du haſt dich ſelbſt nicht damit geſchont, Cataut, und haſt deinen ſchönen Hals, der mir gehört, mit dieſen ſcharfen, grauſamen Auswüchſen — Laß gleich einmal ſehen —!

Willſt du artig ſein, Jerôme! kicherte ſie mit einer Bewegung, als ob ſie den freien Hals unter den runden Armen verſtecken wolle, wobei ſie zugleich zurückgelehnt mit den drohenden Nägeln der geſpreizten Finger den zudringlichen Händen und Küſſen des galanten Gemahls zu wehren ſuchte.

So rangen ſie lachend mit einander, bis Katharina, die leicht ermüdete, mit dem ernſten Wort: Willſt du jetzt gleich Ruhe halten! den ausgelaſſenen Gemahl auf ſeinen Seſſel bannte.

Die Prinzeſſin von Würtemberg nahm, auch ohne Abſicht, in Ton und Kopfbewegung leicht etwas Gebieteriſches an — ein Erbſtück ihres ſtrengen Vaters, oder eine Angewöhnung ihrer fürſtlichen Abkunft, die Jerôme mit ſeiner jugendlichen Gutmüthigkeit zu reſpectiren pflegte. Aber dieſe ſtolze Art von Abwehr war heut nicht ſo gemeint, ſondern nur eine unbeherrſchte Zugabe zu der weiblichen Empfindſamkeit über die Situation — eine ängſtliche Rückhaltung, während ſie ſich innigſt glücklich fühlte bei dieſer lebhaften Hingebung und verſchwenderiſchen Zärtlichkeit ihres Gemahls, wofür ſie die ganze Empfänglichkeit ihres geſunden, heißen fünfundzwanzigſten Jahres hatte. Und obſchon Jerôme, bei allen Nebengängen ſeines für weibliche Reize ſo empfänglichen Herzens, es gegen ſeine Gemahlin nicht leicht an Aufmerkſamkeit und an Beweiſen einer leidenſchaftlichen Neigung fehlen ließ, ſo mußte doch in ſeiner heutigen Feier des Wiederſehens etwas Beſonderes gelegen haben, was Katharinen an den heitern Sommermorgen erinnerte, der ſie zum erſten mal in ſo vertrautem Zuſammenſein mit ihm gefunden hatte. Es waren eben neun Monate geweſen, und ſie war ſo lebhaft von dieſer Erinnerung bewegt, daß ſie es mit verſchämtem Lächeln gegen Jerôme ausſprach.

Ich weiß nicht, ſagte ſie, wie mir eben der Morgen des vorjährigen 24. Auguſt einfällt, Jerôme!

Aha! erwiderte er, du meinſt, wie uns der alte Geck von Fürſten Primas in der Tuilerienkapelle getraut hatte, und — die folgende Nacht und den Morgen darauf, Cataut?

Ja, verſetzte ſie ausweichend, die herrlichen Feſte, die uns der Kaiſer in Fontainebleau gab, wollten kein Ende nehmen und ließen uns kaum zur Ruhe kommen.

Gewiß! Es waren recht erſchöpfende Freuden, ſeufzte er. Ich meine nämlich, liebe Katharina, durch den Verdruß, den mir der Kaiſer hineinmiſchte, waren ſie mir fatal.

Mein Gott, ja! lachte ſie. Du konnteſt ihm nichts recht machen. Du warſt in allen Bewegungen nur der liebende, fröhliche Jerôme, und nach ſeinem Willen ſollte doch aus all' deinen Mienen und Geberden ein König von Weſtfalen herausſehen. Votre Majesté, ſagte er ſtets mit Nachdruck zu dir.

Und da ſollt' ich mit Campacères, Regnault, dem alten elſaſſer Publiciſten Koch und den andern langweiligen Geſellen zuſammenſitzen, während ſie die Verfaſſung des neuen Königreichs beriethen und entwarfen. Mußte ich denn aber nicht mit dir ſein, Cataut? Da lag mir eine ſchon vollendete Conſtitution vor, und ich hatte zu ſtudiren, wie ich immer verfaſſungstreu regieren wollte. Und hab' ich nicht auch, Cataut?

Die Königin lächelte mit drohend gehobenem Finger. Aber es war nur verliebte Schalkheit, die ſo drohte, kein Zweifel an ſeiner Treue. Sie glaubte mit liebevollem Herzen an den Anſtand, hinter welchem Jerôme ſeine ſogenannten écarts verbarg, und die öffentlichen Huldigungen, die er ſeinen begünſtigten Damen bei Hof erwies, erſchienen in ihren Augen nur als ritterliche Artigkeit eines Königs, dem nun einmal mehr gefällige Anmuth, als eigentliche Majeſtät angemeſſen war. Kein Mistrauen hätte zumal dieſen Morgen den Nimbus der Freude trüben können, der ihren ſchönen Kopf und die einnehmenden Züge ihres hochgefärbten Angeſichts umleuchtete. Ihr blaues Auge ſtrahlte von innerer Befriedigung und leuchtete in Entzücken, als Jerôme auf ihren etwas blöde vorgebrachten Wunſch einging, die Aufwartungen zu ſeinem Lever in ihrem prächtigen Saal zu empfangen. Er merkte, ohne es ſich merken zu laſſen, welchen weiblichen Triumph ſie für die Augen des Hofes und der Stadt in ſolcher Darlegung ihrer ehelichen und häuslichen Vertraulichkeit ſuchte.

Wir ſind ſo glücklich hier oben, liebe Katharina, wie dieſer Sommeraufenthalt ſelbſt groß und herrlich iſt, ſagte er. Ich habe auch wieder auf meiner Umreiſe, beſonders in Braunſchweig, das doch auch eine Reſidenz war, recht lebhaft empfunden, daß dies Schloß und ſeine Umgebung einzig, unvergleichlich ſind. Ich habe deshalb auch daran gedacht, um dieſer Beſitzung willen Caſſel unter allen Umſtänden als zweite Reſidenz — als Sommerreſidenz beizubehalten. Was wäre Sansſouci bei Berlin, wenn dort auch der große Friedrich zu wohnen liebte, gegen dieſe Napoleonshöhe?

Unter allen Umſtänden, Jerôme? Wie iſt das zu verſtehen? fragte die Königin? Was meinſt du damit?

Hab' ich dir nicht geſagt, Catant, daß es die Abſicht des Kaiſers iſt, das Königreich Weſtfalen bis an die Oder auszudehnen? Dann müßte doch Berlin unſere Reſidenz werden. Verſteht ſich!

O mein lieber Jerôme, verſetzte ſie nachdenklich, daran habe ich noch nie ernſtlich geglaubt. Der unglückliche König von Preußen ſoll noch mehr verkleinert werden?

Verkleinert? Nein! fiel Jerôme etwas heftig ein. Aber der Kaiſer wird kein Preußen dulden, auf das er ſich nicht verlaſſen kann. Preußen iſt auch in ſeiner Demüthigung noch immer hochmüthig geblieben. Statt durch Treue und feſten Anſchluß an des Kaiſers Macht ſeine Wiederherſtellung zu verdienen, geht es mit Planen zur Rache und Empörung um. Wir wiſſen, was dort insgeheim betrieben wird. Der König — nun ja, er mag ein guter ehrlicher Mann ſein; aber er wird mit Schreck gewahr werden, in weſſen Händen er iſt. Der Kaiſer wartet nur, bis er vor aller Welt gerechten Anlaß nehmen kann, eine Macht vollends zu vernichten, die ſich tückiſch und treulos ſeinen weltumfaſſenden Abſichten widerſetzt.

Ich glaube nicht Alles, Jerôme, was euch über Preußen eingeflüſtert wird, entgegnete Katharina. Leute, die als Spione gut bezahlt werden, wollen doch ihren Sündenlohn auch mit etwas verdienen. Und da ihr unzählige Leute der Art haltet, ſo wird jede Kleinigkeit wichtig durch die unzähligen Anzeigen, womit ſie einander überbieten. Geh', lieber Mann, und gib dich ſolchen Inſinuationen nicht ſo unbedingt hin, weil du vielleicht gern an Berlin denkſt! Ich glaube gar nicht, daß der Kaiſer ernſtlich ſo viel Gewicht auf Preußen legt, das ihm ja zu widerſtreben außer Stand iſt. Mein Vater und die andern deutſchen Souveraine des Rheinbundes —

Ah, Madame! fiel Jerôme ein. Sie verſtehen ſich wenig auf Politik. Je nachdem die Ereigniſſe in Spanien fallen und Oeſtreich ſich gegen uns ſtellt, kann Preußen eine große Entſcheidung geben, beſonders wenn es ihm gelänge, den Norden von Deutſchland in Aufruhr zu bringen.

Er ſprach dies mit der Ungeduld eines reizbaren Mannes, der in einem Lieblingstraum nicht geſtört ſein will.

Eben fuhren die erſten Wagen an, und Jerôme eilte, ſein tägliches Bad zu nehmen, das ihm mit Zuguß einer Quantität kölniſchen Waſſers bereitet wurde. Im Publicum wollte man auch von Bädern in rothem Wein und in Bouillon wiſſen, zu welchen täglich ein Kalb geſchlachtet würde.

Hinter ihm her erhob ſich die Königin zu ihrer Toilette, worauf bereits zu ihrem Beiſtande eine bevorzugte Hofdame wartete — die Baronin von Otterſtedt, der Königin liebwerth durch die verſchwiegenen Dienſte, die ſie als früheres Hoffräulein in Stuttgart der Prinzeſſin in einer verrathenen und verwickelten Herzensangelegenheit mit Hingebung geleiſtet hatte. Sie war die vertrauteſte, wie die Gräfin Antonie die befreundetſte Dame der Königin aus der würtemberger Zeit.

Die Toilette der Königin brachte ihre beſondern Umſtändlichkeiten mit ſich. Die Prinzeſſin von Würtemberg, die bei ihrer erſten Ankunft in Frankreich durch einfachen, altmodiſchen Anzug den Pariſern ſo ſehr aufgefallen war, hatte ſeitdem eine ausgeſuchte Eleganz mit etwas eigenſinnigem Geſchmack angenommen. Beſonders aber gebot ihr abweichender Wuchs verſchwiegene Berückſichtigung, und eine vertraute Kammerfrau behandelte, als Prieſterin des Corſets, mit feierlicher Miene ein Geheimniß, das in den Augen der Damen am Hofe keines mehr war.

Während dieſer Vorgänge in den innern Räumen verſammelte ſich Alles, was zur Aufwartung angefahren kam, im Saale der Königin. Es war ein ſehr geſchmackvoll decorirter Raum — die Wände mit ſchwerem, purpurfarbenen und goldbeſternten Seidenſtoffe überkleidet, die Fenſter mit Vorhängen aus purpurfarbigem Zeug auf der einen Seite, und auf der andern von weißem Atlas mit gewirkten purpurnen Borden umgeben.

Die verſchiedenſten Uniformen und Hofkleider miſchten ſich in bunten Gruppen zu leiſer Unterhaltung, Militär und Civil, Geſandte und Hofchargen, Herren und Damen. Zuweilen führte vor dem Auge des Beobachters der Wechſel der einander Begrüßenden die abſtechendſten Perſönlichkeiten zuſammen. So, als die groteske Geſtalt des Chevalier Borel-Duchambon, des Schatzmeiſters der Civilliſte, zu des Barons von Wendt biſchöflichen Gnaden trat — der bekannte Spaßmacher des Königs zu deſſen Almoſenier. Von Fremden, die vorgeſtellt ſein wollten, war heut nur Baron von Rehfeld da. Der Generalpolizeidirector, der dem König die nähere Kenntniß der Perſönlichkeiten zu vermitteln pflegte, hatte dieſem Fremden eine Audienz zugeſagt, und verabredete ſie mit dem Oberkammerherrn.

Des Königs Erſcheinen verzögerte ſich durch eine längere Berathung mit dem Leibarzte Zadig.

Dieſer Abraham Zadig war ein jüdiſcher Arzt aus

Schleſien. Jerôme hatte ihn im Herbſte 1806, als er neben Vandamme im Feldzuge gegen Preußen das neunte franzöſiſche Armeecorps nach Schleſien führte, in Breslau kennen gelernt. Hier nämlich, in luſtigem Garniſonsleben beſonders auch mit Schauſpielerinnen, wo Jerôme an den langen Abenden Geld und Geſundheit aufs Spiel geſetzt, fand er endlich auch Gelegenheit, Abraham Zadig's gute Recepte zu verſuchen. Als ſodann der glückliche Arzt ſpäter an den Hof des neuen Königs kam, ſich nach dem Gedeihen ſeines ehemaligen Patienten zu erkundigen, ward er als ordinirender Arzt angenommen, und gewann bald auch das Vertrauen der Königin.

Nach ihm wurden zu beſonderer Audienz der Gouverneur, Brigadegeneral von Rewbel und der Polizeichef Bercagny vorgelaſſen. Der Gouverneur kam bald wieder zurück, als aber Bercagny etwas ſpäter wieder erſchien, und mit bedeutendem Lächeln ſeinen Platz nahm, entſtand unter den Männern, mit denen er ſich vorher vertraulich unterhalten, ein Flüſtern, das um ſich griff und ſich bis zu Herrn von Rehfeld verbreitete. Man ſei einer Verſchwörung, einem Geheimbund in Preußen, auf der Spur, hieß es; aufrühreriſche Reden an die deutſchen Völker ſeien in Abſchriften unter einer Fichte gefunden worden u. dgl. Eine ängſtliche Erwartung entſtand, die durch das längere Ausbleiben des Königs ſich noch mehr ſpannte. Endlich öffneten ſich die Flügelthüren, und die Majeſtäten traten ein.

Jerôme, von dem dienſtthuenden erſten Kammerherrn, Grafen von Pappenheim, begleitet, erſchien, wie am gewöhnlichſten, in der Oberſtenuniform der Grenadiergarde, weiß mit orangefarbenem Kragen, Aufſchlägen und Brandebourgs. Er war von mittler Statur, mager, blaß, etwas olivenfarbig von Teint und ſchwarz von kurzem, glattem Haar. Das Auge hatte keineswegs das Feuer eines Jünglings von 24 Jahren, die Wangen waren eingefallen, das Kinn vortretend. Er hielt ſich ein wenig ſchlaff, und trat eher etwas ſchwankend als feſt auf. Bei alledem umgab ein myſteriöſer Reiz des Ungewöhnlichen und Fremdartigen ſeines Ausſehens, ſeiner Abkunft und Schickſale dieſe wenig mit Majeſtät angethane Geſtalt eines jungen Königs, dem es dagegen nicht an eigenthümlicher Anmuth in der Darſtellung und an gewinnendem Ausdruck eines verſtändigen Blicks und wohlwollenden Lächelns fehlte.

Die über ein Jahr ältere Königin ſah im Gegenſatze zu ihrem Gemahle feurig, ja in Blick und Miene aufgeregt aus. Sie trat bei aller Schwerfälligkeit ihres Körperbaues nicht ohne majeſtätiſche Haltung auf, wobei ſie den Kopf auf kurzem Hals etwas ſteif und hoch hielt. Man fand ſie, die ſonſt um Stirn und Mund einen hochmüthigen Ausdruck hatte, heut ungemein gnädig, ſodaß ſie ſich auch freundlicher als je gegen Adele Le Camus zeigte, der ſie ſonſt nicht hold ſchien. Dieſe Abneigung erklärte man ſich aus dem Umſtande, daß Adele eine Vertraute von Eliſabeth Patterſon, der durch einen Gewaltſtreich des Kaiſers von Jerôme getrennten Frau aus Baltimore, geweſen war. Heut ſchien die Königin ſogar auf Morio's Bewerbung anzuſpielen, als ſie mit feinem Lächeln die gnädige Aeußerung that:

Der König liebt ſeinen General Morio ſehr und meint, wenn der ſich einmal verheirathe, würde ich dabei eine angenehme Palaſtdame gewinnen.

Während deſſen unterhielt ſich der König ſehr angelegentlich mit dem franzöſiſchen Geſandten, Baron von Reinhard. Dieſer, in der ehrerbietigſten Stellung, ſchien doch Manches vorzubringen, was für Jerôme verdrießlich war, oder ihn doch nachdenklich machte. Er ging zerſtreut weiter und überſah Manchen, der ſich auf die gewohnte Gunſt der Anrede geſpannt hielt. Erſt als er den neuangekommenen holländiſchen Geſandten, Chevalier van Huygens, erblickte, nahm er ſich zuſammen und ſchien von deſſen Geſpräch ſehr befriedigt. Mit voller Heiterkeit nahm er den Baron Rehfeld auf, als ihm derſelbe zur Vorſtellung zugeführt wurde. Er erwartete — nach Bercagny's Signalement — ein durchaus ſeltſames Original, deſſen ſich der preußiſche Bund vielleicht als Agenten bediene. Beides war ihm angenehm, indem er durch Spaß hinter einen erwünſchten Ernſt zu kommen hoffte. Als ihm der Baron genannt war, fragte er lächelnd, ob er ein Preuße ſei.

Ich habe dort Beſitzungen, antwortete Rehfeld; aber ich zähle mich zu Eurer Majeſtät Unterthanen: mein Stammſchloß liegt am Harz in einem wilden Strich.

Gute Jagd dort, Baron?

Das will ich meinen, Sire! Jagd mit allen Sorten von Hunden, Trüffelhunden, Dachshunden, Hühnerhunden und Saubellern. Ich könnte die Hofküche mit den ausgezeichnetſten Trüffeln und Morcheln verſehen, und wenn ein glücklicher Jagdzug Eure Majeſtät einmal bis an meine Grenze führte, würde ich meinen königlichen Herrn durch Wälder bringen, denen es an Wildſchweinen ſo wenig als an wilden Katzen fehlt.

Der Schalk, indem er ſich bei dieſen Worten tief verneigte, warf einen prüfenden Blick über die Geſtalt des Königs, wobei er ſelbſt über die ungeſuchte Zweideutigkeit ſeiner Courtoiſie lächeln mußte. Denn ſeine geheimſte Abſicht ging dahin, ſich bei einem zu erregenden Aufſtande der Perſon des Königs zu bemächtigen, wozu er ſich ebenſo kräftig als aufgelegt fühlte.

Jerôme, ſo gern er ſich an den linkiſchen Verneigungen und an dem zwar geläufigen, aber höchſt drolligen Franzöſiſch des Barons ergötzte, fand ſich doch durch den kühnen Ton und die pralle Haltung des kraftvollen Mannes ein wenig beirrt. Um ſich dagegen geltend zu machen, ſuchte er ihn durch die ernſte Anſprache zu überraſchen:

Sagen Sie mir, Baron, was iſt das mit dem preußiſchen Tugendbunde? Sie ſind in Preußen bekannt: was iſt der eigentliche, der nicht ausgeſprochene Zweck des Bundes, und woran erkennt man — —

Er unterbrach ſich ſelbſt, indem er umblickend rief:

He! General Bongars!

Ein Militär in der Gendarmerieuniform eilte herbei — ein Sechziger von hoher, magerer Geſtalt und etwas vorgebückter Haltung, kurzem grauem Haar bei bedeutenden Geſichtszügen und freundlichem Aeußern. Er trug den holländiſchen Ritterorden.

Dieſe Wendung des Königs, die doch eigentlich etwas Verlegenes hatte, ließ dem Baron Zeit, ſich aus ſeiner wirklichen Betroffenheit zu faſſen. Ja, er nahm ſich, beim Anblicke des Legionschefs der Gendarmerie, zu einem ſtolzen Selbſtgefühl zuſammen.

Woran erkennt man die Mitglieder des Tugendbundes, General? fragte Jerôme.

Sire, am Bart unterm Kinn! war die Antwort.

Der König wendete ſich wieder mit fragendem Blick nach dem Baron, der einen ſolchen Bart trug.

Verzeihung, Herr General! erklärte Herr von Rehfeld, ich glaube, Ihre Signalements ſind nicht ganz richtig. Solche Bärte werden ja von jeher viel getragen, und eignen ſich darum ſchwerlich zum Abzeichen eines Bundes, der — ja auch gar keines Geheimzeichens bedarf. Er iſt ja etwas Oeffentliches — der Tugendbund. Solchen Bart, Ew. Majeſtät, haben ſchon in der Schlacht bei Jena und in den belagerten Feſtungen preußiſche Generale getragen, die gar keine Tugend beſaßen. Auch ich trage ſolchen Bart; aber ich werde ihn abnehmen laſſen, weil der Herr General vermuthlich ſeine Gendarmerie auf dieſe Bärte detachirt hat, und ein ehrlicher Mann in Ungelegenheiten kommen könnte. Ich trage ihn übrigens noch aus der Zeit des *erſten* preußiſchen Tugendbundes.

Wie, Herr Baron? Gab's ſchon einen ältern preußiſchen Tugendbund? fragte raſch der König.

Ja, Sire, — von der bekannten Gräfin Lichtenau, der Freundin des vorigen Königs geſtiftet. Damals wurden auch von dieſer merkwürdigen Dame *Geſpenſter* als Mitglieder aufgenommen; es war der Bund von Sansſouci. Aujourd'hui on ne s'en soucie pas!

Jerôme lachte; und an Sansſouci erinnert, mit welchem ſich dieſen Morgen ſchon ſeine Gedanken beſchäftigt hatten, fragte er, woher es komme, daß nach dem großen Monarchen, der jenen hohen Sitz unſterblich gemacht habe, in Preußen ſo ſchwache Zeiten hätten folgen können.

Sire, antwortete der Baron, die Uebel des preußiſchen Staats rühren aus dem Mangel an Regierungsform her. Friedrich der Große trug dieſe Form in ſeinem Geiſt, der alle Zweige der Adminiſtration belebte und durch ſeine Miniſter ausführte. Aber er fixirte den Maßſtab nicht feſt, er kurbte ihn dem preußiſchen Scepter nicht ein, und ſo wurde dieſer Maßſtab im Sarge des großen Mannes mit begraben. Die Miniſter, an einen ſtarken und furchtbaren Impuls gewöhnt, fanden ſich nach des Königs Tode verlaſſen, rath- und hülflos, und regierten nun mit der Feder, in die ihnen früher dictirt worden — Jedem die Hand küſſend, der ihnen nur — aus Oſten oder Weſten — dictiren will.

Und der jetzige König — er iſt ſo wortkarg, ſagt man —, beſinnt er ſich vielleicht auf jenen Maßſtab, um mit demſelben die Franzoſen aus Deutſchland zu vertreiben?

Auf dies ſpöttiſche Wort Jerôme's verſetzte der Baron mit ernſter Verneigung:

Der jetzige König, Sire? Ich reſpectire ſein Unglück in Gegenwart eines ſo glücklichen Königs!

Sie ſind ein kluger Mann, Baron, lächelte Jerôme, und indem er weiter wandelnd an Bercagny vorüberkam, ſagte er zu dieſem:

Laſſen Sie den überwachen, Bercagny! Er iſt nicht, wofür er ſich ausgibt, er iſt kein Narr, ſage ich Ihnen!

Als bald darauf die Majeſtäten den Saal verließen, bemächtigte ſich der Baron im Gedränge des Herrn von

Schmerfeld, und zog ihn eine Strecke mit ſich fort in einen Seitenweg des Parks.

Hier geben Sie mir eine Ohrfeige, Schmerfeld! keuchte er in verbiſſenem leidenſchaftlichen Unwillen. Ich habe meiner Narrenrolle Schande gemacht, — ich habe mich vergeſſen, ich war ein Eſel und einfältig genug, ſtolz zu ſein. O ich möchte —!

Ruhig, ruhig, mein Freund! mahnte leiſe der vertraute Schmerfeld. Ich erſchrak allerdings auch nicht wenig, als der König nach der erſten Unterredung mit Ihnen den Commandeur der Gendarmen herbeirief.

Das war's eben, Schmerfeld! verſetzte der Andere. Weiß der Satan, was mir dabei durch den Kopf ſchoß, was mir ins Herz hineinfuhr. Furcht war's nicht, obſchon ich eben, ſo dicht vor ſeiner corſiſchen Naſe, den Gedanken hatte laufen laſſen: O dieſe pariſer Puppe trägſt du auf deinen Armen fort, Rehfeldchen, und ſteckſt ſie in einen guten Kornſack von Garn aus beſtem Werg geſponnen. Nicht Furcht, nein, oder Beſorgniß, Schmerfeld! Aber es kam mir vor, ſie hätten's auf mich abgeſehen, und ich müßte mich geltend machen, ich wäre mein Narr, und wollte nicht der ihrige ſein. O Dummerjahn, daß dich doch ein Schock —

Um des Himmelswillen, Herr Baron! Kommen Sie! Vergeſſen Sie nicht, daß Sie die Aufmerkſamkeit der ganzen Lever-Genoſſenſchaft auf ſich gezogen haben?

Ich habe ſelbſt Lever gehalten, rief der Baron, und mich im Hemd ſehen laſſen.

Kommen Sie! Dort ſteht noch Alles unter den Bäumen. Munter, Baron! Machen wir ein Paar lachende

Geſichter durch den Park. Dort ſteht auch noch Bongars. Im Wagen erzählen Sie mir dann —! Ei, wiſſen Sie nicht, — der beſte Schauſpieler fällt einmal aus der Rolle; aber er ſpielt den folgenden Act deſto beſſer!

Ganz recht! lachte Rehfeld. Ich bin dann wieder Peter in „Menſchenhaß und Reue“ und — „hole Pfeifen für uns!“

Zweites Capitel.

Congreß über den Polizeiſpion.

Baron Reinhard traf bei ſeiner Rückkehr von Napoleonshöhe Luiſe Reichardt in vertrauter Unterredung mit ſeiner Gemahlin.

Zwiſchen ihm und Luiſen beſtand ſchon länger her eine edle Freundſchaft. Durch die Muſik eingeleitet, als der Geſandte noch die Abende des Kapellmeiſters beſuchte, erweiterte ſich die neue Bekanntſchaft durch geſchmacksverwandte Theilnahme Beider an unſerer Literatur zu einem Einverſtändniß ihrer Anſichten und Denkungsart, bis durch die zuwachſende Herzlichkeit Luiſens mit der Baronin die ſchöne Freundſchaft auch in das politiſche Geheimniß gezogen wurde. Er begrüßte ſie daher ſehr freundlich, indem er ihr beide Hände entgegenreichte, und die Baronin ſagte heiter:

Siehſt du, herziger Mann, daß ich die richtige Auskunft gefunden hatte! Luiſe hat bereits mit zwei Zeilen den jungen Verräther vor Uebereilung ſeines weitern Berichts gewarnt, und auf den Abend zu ſich eingeladen, wo ſie ihm unter der allgemeinen Illumination ein beſonderes Licht aufſtecken wird. Der junge Herr war ſchon von Hauſe fort, und ſcheint es daher auch mit ſeiner Arbeit nicht ſo eifrig zu nehmen.

Gut! erwiderte Reinhard. Aber erlaubt mir nur erſt das ſteife Kleid mit dem geſtickten Halsbande und den Federhut wegzulegen. Die ſtehen im Dienſte Napoleon's, und dürfen nichts von unſerm Congreß erfahren.

Er ging nach dem Nebenzimmer, aus dem er ſehr bald wieder im bequemen und feinen Hausrocke zurückkam.

Sie wiſſen, liebe Luiſe, ſagte er, daß ich Ihrem Verſtand und Herzen unbedingtes Zutrauen ſchenke; in dieſem abſonderlichen Fall müſſen Sie mich aber vor dem Ausſpielen in Ihre Karten ſehen laſſen, als ob ich Moitié mit Ihnen hätte. Der König weiß bereits durch dieſen Vercagny von der Sache und iſt ſehr erwartungsvoll. Er dachte mich mit ſeinen Neuigkeiten zu überraſchen, da er ſonſt ein wenig Scheu vor meinem Vorauswiſſen hat. Ich lächelte aber nur ſo geheimnißvoll ablehnend zu ſeinen kleinen Trümpfen, und ſetzte ihm dagegen einige Honneurs vom Kaiſer ein, ſo einen Surcoup, einen Ueberſtich; was denn auch Sr. Majeſtät das Spiel ein wenig derangirte. Sehen Sie nun, liebe Freundin, — da die Enthüllungen durch mich kommen, können ſie leicht auch auf mich zurückſchlagen, und — wenn Sie auch unter

Umſtänden Ihre Karten remis geben können: ich — könnte das Spiel leicht Codille verlieren.

Nur unbeſorgt, beſter Freund! fiel nicht ohne eine gewiſſe Aufregung Luiſe ein. Kenne ich Ihre Stellung nicht? Und gerade heute fühle ich zum erſten mal ſo lebhaft und ſo dankbar, daß die diplomatiſchen Nebenwege doch zuweilen auch ein Rettungspfädchen, einen heimlichen Schlich ins Haus einer ſtillen Familie haben. Nun meine ich ſo: ich entdecke dem jungen unpolitiſchen Freunde geradezu, wohin er ſich durch Unbeſonnenheit und durch ſeine ſehr undankbare Rückhaltung gegen unſer Haus hat verleiten laſſen. Woher ich das wiſſe, — mit dieſer Frage darf er mir gar nicht kommen; ja, dies Räthſel hinter der für ihn ſo erſchreckenden Offenbarung her mag ihn nur immer ein wenig peinigen. Er hat's nicht beſſer verdient. Eine zweite Unbeſonnenheit aber — ſeiner Entrüſtung etwa, oder des Misbrauchs unſerer Mittheilungen beſorgen Sie nicht; ſo viel Einfluß hab' ich auf ihn, dies abzuwenden. Die Hauptſache iſt aber, was er zu thun habe, um ſich zurückzuziehen. Da nun — ja, da hapert's! Was rathe ich ihm, Herr Diplomat? Darüber bin ich mit mir ſelbſt nicht einig. Was?

Das will ich Ihnen ſagen, Luiſe! lächelte er. Wie mir Savagner mitgetheilt, ſo hat der junge Mann bereits 300 Francs Vorſchuß angenommen. Nun ſoll er thun, als ſei Alles in der beſten Ordnung, ſoll den ihm zurückgegebenen Bericht alsbald vernichten und einen andern ſchreiben — über Das, was Tacitus von den alten Deutſchen und Julius Cäſar von den Galliern ſagt, ſoll dann auf Fichte's Idealismus überſpringen, Mittheilungen über die romantiſche Schule machen — „Röslein, Röslein, Röslein roth, Röslein auf der Haiden!“ Auch wird es ſich ſehr artig machen, etwas beizubringen über die Befriedigung der deutſchen Geiſter, die ſie in den Ideen, in der Abſtraction vom alltäglichen Leben und in der Religion des Weltbürgerthums finden. Und eben fällt mir ein, wie er zum Schluß von ſolcher kleinen Excurſion ſchicklich wieder hier in Caſſel eintreffen kann, — durch das nichtsnutzige Buch des Friedrich Schlegel, die „Lucinde“, das uns belehrt, wie wir den liederlichen Realismus unſerer guten Geſellſchaft ſublimiren und zur Religion der Liebe hinaufläutern können. Sehen Sie, das iſt ja wie für unſern Hof gemacht, Liebſte! Schlagen Sie ihm das Wort Inbrunſt vor: das wird von der Andacht gebraucht und hat nur eine Vorſatzſilbe mehr, als was wir ſchon haben. Aber kurz! Euer Hermann ſoll dem Polizeichef einen ſolchen deutſchen Dunſt auf gut franzöſiſch vorpuffen, daß ihm ſchwindelig davon wird; er ſoll ſchreiben, bis ihn Bercagny für den unbrauchbarſten Polizeiſpion erklärt. Das Geld ſteckt er natürlich ein, wenn's noch nicht verputzt iſt; denn er hat Arbeit dafür geliefert. Er darf aber um Alles nicht thun, als habe er Bercagny's Schelmerei gemerkt. Verſtehen Sie? Darauf kommt Alles an.

Sie ſind ein rechter Spötter, lieber Freund, verſetzte Luiſe. Doch mögen Sie Recht haben. Aber Bercagny fragt noch ausdrücklich nach gewiſſen Perſonen, unter denen auch mein edler Schwager, Profeſſor Steffens, genannt iſt: wie denn damit?

Ei, Liebſte, fiel die Baronin ein, Hermann wird doch ſo einfältig nicht ſein, auch da noch etwas wiſſen zu wollen wo die Gefahr des Wiſſens anhebt. Muß er denn den Hanf ſo genau kennen, wenn ihm ein Strick daraus gedreht werden ſoll?

Richtig, liebe Chriſtine! lachte Reinhard. Er muß den Ignoranten ſo geſchickt ſpielen, wie Bercagny den Intriganten.

Im Laufe der Unterredung nahm Reinhard wieder das Wort; wie denn der bei öffentlichem Auftreten ſehr vorſichtige Mann ſich in vertrautem Kreiſe gern gehen ließ, ja gegen die Art der Schwaben ſich mit Gemüthlichkeit gern reden hörte.

Meine Frau, ſprach er, wird Ihnen geſagt haben, Luiſe, wie ſehr mir der junge Mann gefallen hat. Selbſt der Misgriff, mit dem er uns jetzt zu ſchaffen macht, ſpricht für ihn — für ſeinen Enthuſiasmus, für ſein edles Streben. Wir dürfen eben nicht vergeſſen, daß er ein guter Deutſcher von heute iſt, und wollen nur dafür ſorgen, daß ihm ſein Unbedacht blos wie dem unerfahrenen Kinde das Feuer ſei, an dem er ſich ohne weitern Schaden den Schreibfinger verbrannt hat, und daß ihm damit ein Licht für ſeinen weitern Weg aufgehe. Sehen Sie, an dieſem preußiſchen Tugendbunde iſt eigentlich nichts Geheimes, da ihn ja der König öffentlich genehmigt hat; die Franzoſen wittern aber gar wohl, daß mehr dahinter ſteckt, als der gute Friedrich Wilhelm denkt. Auch der Kaiſer Napoleon iſt voll Mistrauen gegen Preußen und gegen Deutſchland überhaupt. Ich habe alle Wachſamkeit nöthig, daß mich ſeine Spione nicht mit wahren oder falſchen Berichten überflügeln. Und vorab dieſer Bercagny, der ſich beim

Kaiſer emporzuarbeiten ſucht. Meine Stellung iſt eine doppelt ſchwierige, wie Sie ja wiſſen: mir als einem geborenen Deutſchen traut man mehr Einblick in die Verhältniſſe und Bewegungen zu, mistraut zugleich aber auch mehr meinen Geſinnungen für Frankreich. Ich habe darum den Kaiſer doppelt zu beſchwichtigen: einmal über Deutſchland, ſodann über mich ſelbſt. Ich wiederhole Ihnen meine alte Klage, um Ihnen etwas Neues daran zu knüpfen. So hab' ich denn in einem jüngſten Berichte mit Rückſicht auf Spanien einen umfaſſenden Geſichtspunkt geltend zu machen geſucht. Im Norden, Sire, hab' ich ihm geſagt, iſt das Leben auf mühſamen Erwerb gepflanzt: die Natur ſchenkt nichts; daher jeder Umſturz nicht blos mit vorübergehendem Mangel, ſondern auch mit dauernder Armuth droht. Wie wäre da wol an einen ſpaniſchen Guerillaskrieg zu denken, der am nächſten Winter erlahmte! Ich habe ihm dann begreiflich zu machen geſucht, daß er ſelbſt durch ſeine Continentalſperre, womit er es nur auf den Ruin Englands abſehe, zugleich jedem Aufſtand in Deutſchland zuvorkomme, indem durch dieſe Abwehr fremder Induſtrie die praktiſchen Kräfte Deutſchlands auf ein neues Feld großer, ſchaffender Thätigkeit gelockt würden. Auch die Hoffnungen ſolchen ordnenden Fleißes würde man ſo wenig als die mühſamen Früchte des Bodens einer Empörung preisgeben wollen, ſodaß alſo Treue und Hingebung doppelt verbürgt ſeien. Sollten Sie glauben, Luiſe, daß dieſer Napoleon, der fortwährend auf die deutſchen Ideologen oder Gedankenaushecker ſchilt, ſich die Ideologie ſeines Geſandten hat gefallen laſſen?

Ich glaub's, antwortete ſie; denn vielleicht haben Sie damit weniger ihm etwas weis gemacht, als uns geweiſſagt, Sie Unglücksprophet! Wir wollen uns aber empören, ſo gut wie die Spanier, wir wollen dieſe Fremden vertreiben, wollen wieder ein freies, ſtolzes, ſittliches Volk werden!

Recht, meine Freundin! Ich wünſche es mit Ihnen. Mit meiner Prophezeiung aber hat es gute Wege; denn der Krieg mit ſeinen Einquartirungen, Verwüſtungen, Requiſitionen, Contributionen, kurz die Habſucht Napoleon's und ſeiner Gewaltträger entziehen ja dem unglücklichen Deutſchland alle Mittel zur Induſtrie, ja nur zur Hebung des Landbaus. Das könnte ſich der Kaiſer ſelbſt am beſten ſagen: er dürfte nur einen Blick in ſeine franzöſiſchen Provinzen thun. Inzwiſchen bewahrt aber der ſtille Zorn der Preußen die Erinnerungen an das große Unglück der jüngſten Vergangenheit als ein Heiligthum; der häusliche Herd wird ein patriotiſcher Altar, an welchem die ſcheinbare Selbſtſucht der Familien ſich zu einem Kampfe vorbereitet, der mit den entſchloſſenſten Aufopferungen verbunden ſein wird. Ja, Luiſe, wir leben in einer ſchmachvollen Zeit; aber der Enthuſiasmus des Schwertes reinigt am ſchnellſten eine Nation von Entſittlichung und Verweichlichung, von Feigheit und Aberglauben. Der nationale Krieg ſcheidet alles Edle vom Egoismus aus, wie man an den ſchmuzigen Borden des Luxus das reine Gold von der zähen Seide ausbrennt.

Ja, rief Luiſe, wenn Sie mich an die Aufopferungsfähigkeit unſerer ſelbſtſüchtigen Zeit glauben laſſen: dann, mein edler Freund, ja dann —'

Apropos ſelbſtſüchtig! fiel Reinhard lächelnd ein. Hören Sie, Luiſe, eine wunderliche Combination, die mir neulich in der Nacht den Kopf einnahm, den der Magen nicht ſchlafen ließ. Es war nach dem großen Schmauſe, den der holländiſche Geſandte van Dedem zu ſeinem Abſchiede gab, als Huygens ihn ablöſte. Ich weiß nicht, hatte ich mich an ſeinen Lampreten oder an den fetten Wachteln verdorben. Napoleon, der Kaiſer, erſchien mir als das gewaltigſte, rieſenhafteſte Ich unſerer Ichzeit. Sein erſtaunliches, unwiderſtehliches Glück liegt doch wirklich nur in dem Umſtande, daß er mit ſeinem koloſſalen Egoismus gerade in die Zeit der Selbſtſucht und Indifferenz der europäiſchen Menſchheit gefallen iſt. Indem jede Macht, neidiſch auf die andere, nur für ſich ſorgt, verſchlingt er eine um die andere. Wie hätte er Deutſchland bewältigen können, wenn Oeſtreich und Preußen gegen einander das gute Sprüchwort befolgt hätten: Es iſt beſſer, dem Nachbar den Stiefel putzen, als dem Fremden den Fuß küſſen? Gut! Aber haben Sie denn ſchon bedacht, daß wir neben dem franzöſiſchen realiſtiſchen Napoleon noch einen deutſchen idealiſtiſchen haben? Ja, ſchauen Sie mich nur groß an! Ich meine aber nicht Ihren verehrten Freund Schleiermacher. Hören Sie nur! Während dieſer Napoleon nur die gekrönten Iche benagt oder verzehrt, ſtellt uns der Philoſoph Fichte ein abſolutes Ich auf. Der koſtbare Mann offenbart uns, daß die reale Welt eigentlich gar nicht wirklich, ſondern nur im Ich exiſtirt; er verſchlingt uns alſo den Napoleon mit allen ſeinen Eroberungen.

Nein, lieber Mann, wendete die Baronin ein, wir müſſen dieſen Fichte als den verheißenen Tröſter betrachten. Denn wenn ſich derzeit die ganze Welt ſo unglücklich, ſo arm und unterdrückt fühlt, ſo braucht ſie ja zu ihrer Beruhigung nur zu begreifen, daß ſie gar nicht vorhanden iſt.

Man lachte, und Luiſe verſetzte:

Nachdenklich darf es uns immerhin machen, das realiſtiſche Frankreich und das idealiſtiſche Deutſchland, beide zu gleicher Zeit, auf ihren Höhepunkt zu erblicken.

Nun, da ſehen Sie ja, Luiſe, daß doch unſer junger Polizeiſpion eine ganz gute Wahrnehmung davon hat, wie es an der Zeit ſei, beide Nationen zu einem Wechſelverſtändniß zu bringen, ſie auszugleichen! ſagte Reinhard lächelnd, und Luiſe erwiderte:

Ich denke, er ſoll dabei wenigſtens zum Verſtändniß ſeiner ſelbſt kommen, und ſich vor allem der Zeit accommodiren.

Nehmen wir die Sache heiterer, Luiſe! wendete die Baronin ein. Die Zeit führt ein großes Schauſpiel auf; der Wendepunkt iſt noch nicht da: wie es ausgeht, errathen wir noch nicht; aber wir ſind ſehr geſpannt darauf. Hier, in unſerm Caſſel, ſitzen wir ſo zu ſagen in der Fremdenloge, in einer Mittelloge zwiſchen Deutſchland und Frankreich, die wir da, wie man's nennt, agiren ſehen.

Und wo wir ſelbſt ein luſtiges Intermezzo mit aufführen, und während der großen Tragödie zum Lachen gekitzelt werden!

Mit dieſem Seufzer nahm Luiſe Hut und Halstuch, und empfahl ſich mit der Zuſage, morgen über die Verhandlung mit Hermann weiter zu berichten.

Reinhard, indem er ſie nach der Thür begleitete, ſagte mit warmem Nachdruck:

Ihrem jungen Freunde machen Sie aber begreiflich, wohin eine Verſchmelzung der deutſchen mit der franzöſiſchen Bildung führen würde, und daß die Nation, wenn ſie nicht ihrer geſunkenen Selbſtändigkeit vollends verluſtig gehen wolle, ſich in Geiſt und Geſinnung und in dem eigenthümlichen Ausdrucke beider, in der Literatur, vielmehr zuſammen zu nehmen habe. Welche Träger ihrer Einheit und Unabhängigkeit hat ſie denn ſonſt? Und wohin hat es geführt, Luiſe, daß euer Adel und eure Höfe ſich der franzöſiſchen Sprache und Bildung ſo ſehr accommodirt haben? Er ſoll das Accomodiren den Haarkräuslern und Perückenmachern überlaſſen, der junge Philoſoph!

Drittes Capitel.

Hercules am Scheidewege.

Solcher Sorgen um ihn ohne Ahnung war auch Hermann an dieſem Morgen vor das Thor hinaus gewandelt, früh, und in der Abſicht, ſeinen Kaffee im Keilholz'ſchen Garten einzunehmen und von hier aus die feſtliche Bewegung zum königlichen Lever zu beobachten.

Der Garten war ſo früh nur erſt von drei Gäſten beſucht. Aus Vorſicht aber vor den nachfolgenden wählte ſich der Freund den einſamſten Sitz aus, der zugleich einen Blick auf die vorüberziehende Straße bot. Er wollte ſein Frühſtück in ungeſtörter Gemüthlichkeit genießen, und brachte dazu ein Buch mit, daß ihn jetzt ſehr feſſelte. Er hatte „Romeo und Julie“, dieſe ewige Tragödie der Liebe, früher mit poetiſchem Sinn geleſen, mit prüfendem Geiſte gemeſſen, noch keinmal aber den Zauber empfunden, der ihn ſeit ein paar Tagen einnahm, nachdem ihm das Buch zufällig oder, wie er zu glauben geneigt ſchien, durch ſympathetiſche Anziehung in die Hände gefallen war. Und allerdings mochte es in einer verwandten Seelenſtimmung liegen, daß dieſe Sprache der Leidenſchaft und der ſeligſten Jugendliebe ihn jetzt mächtiger als ſonſt bewegte. Es war nicht mehr jene flüchtig und von weitem angeregte oder ganz gegenſtandloſe Sehnſucht des Herzens, die er wol früher empfunden hatte, ſondern die naive Hingebung und die vertrauliche Annäherung dieſer ihm neuen und fremdartigen Reize der Creolin hatten das brennendſte Verlangen in allen Pulſen angefacht. Hermann hätte in ſeiner caſſeler Zurückgezogenheit und Lebensrichtung in keine gefährlichere Berührung kommen können, als mit einem Mädchen von ſolcher ſinnlichen Unbefangenheit bei untadelhaftem geſellſchaftlichen Benehmen und hoher bürgerlicher Stellung. Selbſt die Art und Weiſe, wie das lebhafte Geſchöpf ſeine Ungeduld über die Schwierigkeiten der Sprache, die es lernen wollte, in verliebtem Aerger gegen den Lehrer ausließ, hatte etwas Verführeriſches. Sie gab dem jungen Mann eine Ueberlegenheit, eine Freiheit verliebten Gegenneckens, womit er zwar in Beiſein der Gräfin an ſich halten mußte, die ihn aber in günſtigen Augenblicken hinriſſen, oder nur deſto tiefer in ſein Inneres zurückſchlugen, und hier Empfindungen, Wünſche anregten, die er ſich kaum ſelbſt hätte eingeſtehen mögen. Und dieſen heimlichſten Regungen lieh nun die Sprache der Tragödie einen ſo unſchuldigen als feurigen Ausdruck. Hierin lag der Zauber und das Entzücken, womit er Verſe las, wie:

Ein Spiel, wo Jedes reiner Jugend Blüte
Zum Pfande ſetzt, gewinnend zu verlieren.

Oder das aufmunternde Wort:

Bis ſcheue Liebe kühner wird, und nichts
Als Unſchuld ſieht in inniger Liebe Thun.

Waren nicht mit dieſer ſeligen Wahrheit alle Aengſtlichkeiten des Herzens und alle Vorurtheile einer einſchüchternden Erziehung vollſtändig überwunden? Und lag nicht, was eine Julie vor ſich ſelbſt ausſprechen konnte, vielleicht ſtumm in jeder Mädchenſeele?

Jene drei Gäſte, die vor Hermann ſchon daſaßen, waren Muſiker aus dem deutſchen Orcheſter. Sie ſaßen um eine Flaſche Burgunder, und ließen ihre geſteigerte Stimmung in einer Jagd nach Witzen und in kecken Reden aus. Sie hatten Verdruß mit dem Generalintendanten gehabt und Unrecht bekommen; der feurige Wein gab ihnen Recht; der Wirth Keilholz, vormals auch beim deutſchen Theater, hielt es mit ihnen und mit dem Wein, — ein zuverläſſiger Kerl, wie er war, und die Einſamkeit ihres Tiſches hob alle polizeiliche Rückſichten auf. So kamen ſie vom Hundertſten ins Tauſendſte und endlich auch auf des Königs frühere Lebensverhältniſſe. Man ſprach ziemlich wegwerfend von ſeinen Dienſten in der Marine, in die er aus dem Erziehungscollège zu Juilly getreten war, — von der Expedition, die er als Schiffslieutenant nach Domingo, und als Fregattencapitän nach Martiniaue gemacht hatte, bis er, von den Engländern verfolgt, auf einem amerikaniſchen Schiffe glücklich entkam, und in Baltimore ſich mit Eliſabeth Patterſon verheirathete.

Sagen Sie mir nun, Clarinette, unter welchem Himmelszeichen lag der berühmte Seeheld dort vor Anker — unter dem Zeichen der Wage oder der Elle? fragte Einer von den Dreien.

Die luſtigen Geſellen pflegten ſich nämlich unter einander bei ihren Orcherinſtrumenten, ſtatt bei ihren Namen, zu nennen. Sie hießen Beneke, Stöpler und Grosbom. Auf Beneke's Frage antwortete jetzt Stöpler:

Darüber, gute Bratſche, ſind die Hiſtoriker noch nicht einig. Die Einen berichten, dem jungen Jeröme ſei ein hohes Glück zugewogen geweſen, wogegen Andere ſich ausdrücken, das Verhängniß hätte ihm einen neuen Purpur zugemeſſen. So ſchwanken ſie zwiſchen Wage und Elle.

Ei was! fiel Grosbom ein. Ihr ſeid Beide irre. Patterſon war Wechsler, und hatte es weder mit Wage, noch mit Elle zu thun.

O Poſaune, wie kannſt du ſo einen falſchen Ton geben! verſetzte Beneke. Patterſon wäre kein Narr geweſen, und hätte ſeinem Schwiegerſohn einen Wechſel auf Heſſen-Caſſel geben laſſen, wovon ſeine Tochter als Proteſt zurückkam.

Bratſche, das war ein Fehlgriff! rief Grosbom. Patterſon, der famoſe Negotiant, dachte mit ſeinem hübſchen Töchterchen ein gutes Geſchäft zu machen. Er gab ſie doch dem nach Frankreich zurückberufenen Jerôme mit, wißt ihr. Aber das Project fiel leider dem größten Chemiker unter die Hände, und verdarb.

Chemiker? Wie ſo? fragte Keilholz.

Ei, wie ſo? Wißt ihr nicht, daß Kaiſer Napoleon der größte Scheidekünſtler iſt? Sie wurden geſchieden, wie ſehr auch der Papſt den Kopf und ſeine dreifache Krone, Tiara benamſt, dazu ſchüttelte.

Alle lachten, und der Sprecher fuhr fort:

Und die Scheidung ging ſo ſcharf vor ſich, daß die gute Eliſabeth mit ihrem bald darauf in England geborenen Bübchen ganz niedergeſchlagen nach Baltimore zurückkam, und Jerôme, obgleich katholiſch, wieder heirathen und ſogar von einem Erzbiſchof getraut werden konnte.

Apropos Bübchen! wendete Keilholz ein. Hört! Glaubt ihr wol, wenn unſer König aus zweiter Ehe keinen Erben bekäme, daß das Patterſöhnchen König von Weſtfalen werden könnte?

Gewiß! Es iſt ja königlich Blut! rief die Bratſche.

Bratſche, Bratſche, was für Fehlgriffe! verſetzte Stöpler. Das väterliche Blut iſt ja erſt durch den Tilſiter Frieden purpurroth geworden!

Nun, dann ſuccedirt der kleine Amerikaner, wie ſein Vater, nach Wechſelrecht! rief Grosbom.

Willſt du dich dämpfen, Poſaune! mahnte Stöpler. Piano! Oder du wirſt die Poſaune deines eigenen Gerichts! Dort ſitzt Einer, der ſteckt die Augen in ſein Buch, aber ſtreckt ſein rechtes Ohr hierher!

Jerôme hoch! ſchrie der ſchlaue Wirth, und die Gläſer erklangen.

Eben traten noch drei Muſiker, die ſich verſpätet hatten, in den Garten, und Einer ſang:

Kaffeechen, Kaffeechen, du lieblicher Trank,
Dir weihe ſich jetzo mein ſchönſter Geſang:
Dein wallendes Feuer, das Nerven durchglüht,
Durchglühe, durchzittre, begeiſtre mein Lied!

Keilholz, eine Taſſe Martini!

Heut gibt's keinen de la Martinique, heut gibt's Mocca — moquanten Kaffee! verſetzte Keilholz.

Mit Polizeiſchmant?

Nichts! Ohne! Schwarz!

Schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle, ſüß wie die Liebe muß der Kaffee „ſind"! declamirte jener Sänger, und Beneke verſetzte:

Süß wie die Liebe? O wie bitter ſteigt die den Meiſten auf!

Beneke, entgegnete der Andere feierlich, Sie kennen die Liebe vom echten Zuckerrohr nicht. Sie reden von der Runkelrübenliebe, die jetzt freilich viel fabricirt wird — auf Patente! Der Teufel hole die Continentalſperre und die Cichorien! Cichorium, Wegwart! Genuß, der auf allen Wegen wartet. Erhitzt das Blut, ſagt der Arzt; gutes Kuhfutter, ſagt der Oekonom: nichts für uns, ſag' ich! — —

Hermann verließ bei dieſer Luſtigkeit den Garten und ſchlenderte der Stadt zu. Die erſten Wagen begegneten ihm. In einem derſelben erblickte er Adelen mit ihrem

Bruder, Grafen Fürſtenſtein, und dem General Morio. Er ſelbſt wurde nicht bemerkt, weil alle drei einen Gegenſtand nach der andern Seite der Gegend ins Auge gefaßt hatten. — „Bis ſcheue Liebe kühner wird", tönte es in ſeinem Herzen, und er dachte an den Abend. Er war nämlich von der Gräfin Antonie in der letzten Lectionsſtunde für den Illuminationsabend eingeladen worden. Sie wollte von Napoleonshöhe herunterkommen, um ſpäter mit der Königin aus dem alten Schloß durch die Stadt zu fahren und die Beleuchtung anzuſehen.

Als er in ſeine Wohnung zurückkam, fand er Luiſens Billet, und las:

„Uebereilen Sie ſich, lieber Freund, um des Himmelswillen nicht mit dem weitern Berichte, den Bercagny von Ihnen erwartet, und verwahren Sie auch den zurückgegebenen, bis Sie mich dieſen Abend um 7 Uhr, und zwar auf meiner Stube, geſprochen haben. Ich erwarte Sie unfehlbar! Luiſe."

Es läßt ſich denken, wie überraſcht der Freund war, daß Luiſe ſo genau von ſeinem Geheimniß wußte. Zuerſt empfand er eine kleine Beſchämung über ſeine Zurückhaltung gegen die ihm ſo wohlwollende Familie. Doch, er hoffte ſich zu rechtfertigen und räthſelte nur, wie die Sache gegen den eigenen Wunſch Bercagny's, und doch nur durch ihn ſelbſt ausgekommen ſein könnte.

Schwerer noch fiel ihm die doppelte Einladung auf eine und dieſelbe Stunde aufs Herz. Luiſe war ſehr preſſant, und die Gräfin durfte, Adelen mochte er nicht aufgeben. Nach langer Unruhe fand er den Ausweg, etwas vor 7 Uhr zu Luiſen zu gehen, ſie um Aufſchub ihres Anliegens zu bitten und dann nach der Wohnung der Gräfin zu eilen.

Mit dieſem guten Entſchluß ſchlenderte er nach Reichardt's Wohnung, und fand Luiſen auf ihrem, im Seitenbau nach hinten gelegenen Zimmer ſeiner ſchon wartend. Sie hatte ihre anfängliche Empfindlichkeit gegen ihn überwunden, und dachte den jungen unerfahrenen Freund mit aller Milde und Schonung zu behandeln, als ſie ihn jetzt mit ſo ſelbſtzufriedener Miene eintreten ſah, und ſich plötzlich umgeſtimmt fühlte. Sie hatte ihn wenigſtens doch von ihrer Mitwiſſenſchaft überraſcht, oder wegen ſeines Heimlichthuns befangen erwartet, und fand ſich nun durch den Ausdruck heitern Leichtſinns in ſeinem Geſichte ſo gereizt, daß ſie ihn auffallend ernſt und gemeſſen empfing.

Hermann, an freundliche Aufnahme gewöhnt, ſah ſie betroffen an, indem er ſagte:

Sie erſchrecken mich, Luiſe! Sie ſehen ſo ernſthaft aus, ſo —

Ich bin es! antwortete ſie. Und daß Sie dagegen ſo heiter und — ſeelenvergnügt kommen, iſt mir dennoch lieb; ich kann mich deſto unumwundener mittheilen.

Ich bin ſehr geſpannt, erwiderte er, und ſeines Vorſatzes, die Sache vorläufig abzuthun, ganz vergeſſend, nahm er den ihm angewieſenen Stuhl ein.

Ja, ich bin irre an Ihnen geworden, Herr Doctor! ſagte ſie. Doch — davon wollt' ich jetzt nicht reden; ſondern von dem Bericht, den Sie an Bercagny erſtattet haben, über — —, nun Sie wiſſen ja ſelbſt am beſten worüber?

Sie ſah ihn mit einem Blick an, der etwas ganz

Anderes zu erwarten ſchien, als das Lächeln, womit er ſagte:

Ja, Luiſe. Aber es iſt mir ein rechtes Räthſel geweſen, woher Sie in aller Welt nur —

Davon wiſſen? unterbrach ihn das heftige Mädchen. Von Ihnen ſelbſt nicht, nein; ſonſt würde ich jetzt — Doch nichts von mir! Sie haben alſo gar keine Ahnung davon, wozu ſo bedenkliche Mittheilungen misbraucht werden können?

Sie erſchrecken mich, Luiſe, aber — ich verſtehe Sie nicht!

Alſo deutlicher! Wenn Sie wollen — ganz deutlich! Sie ſtehen beim Polizeiminiſter auf der Liſte der Polizeiſpione erſter Claſſe, das heißt der ſublimen, intelligenten; Sie haben ein Handgeld von 300 Francs aus der Kaſſe der geheimen Polizeiagenten angenommen —

Hermann ſprang entſetzt mit geballten Fäuſten auf.

Wer ſagt das? Wer wagt — ſchrie er.

Still, um des Himmelswillen! Rufen Sie keine Zeugen unſerer Verhandlung herbei! gebot ſie. Sie kommen immer noch nicht auf ſich ſelbſt. Ich muß Ihnen alſo noch ſagen, wo's mit der Sache hinaus will. Sie haben jetzt nur den zurückgegebenen Bericht noch zu vervollſtändigen, noch die Fragen des Herrn Ritters, beſonders auch in Betreff meines edeln Schwagers Steffens, der Sie uns empfohlen, zur polizeilichen Zufriedenheit zu beantworten, und es wird dann an den Kaiſer Napoleon Bericht erſtattet, und Sie können's erleben, daß einige der von Ihnen bezeichneten Männer mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet, und Einem oder dem Andern der

Palmenorden verliehen wird — ich meine den Orden, den zuerſt vor anderthalb Jahren der Buchhändler Palm mit ſechs Bleikugeln auf die Bruſt erhalten hat.

Heiliger Gott! ſchrie Hermann mit erſtickender Stimme, und ſank blaß auf ſeinen Stuhl zurück.

Luiſe, von dieſem Eindruck ihrer leidenſchaftlichen Worte erſchüttert, ging nun zur ängſtlichſten Theilnahme über. Sie faßte ſeine Hand, ſie ſtrich ihm über die kalte Stirne, und bat, daß er ſich faſſe, daß er ſich beruhige.

Ich weiß, Sie habens ſo nicht gemeint, lieber Hermann, flüſterte ſie, ich weiß es! Und die Gefahr iſt ja nun auch abgewendet.

Bei dieſen Worten ſchlug Hermann den ſchmerzvollen Blick zu der über ihn gebeugten Freundin auf, indem er misverſtehend mit leiſem Kopfſchütteln verſetzte:

Wie konnten Sie mir aber ſo heftige Schreckniſſe ſagen, Luiſe, — mich dennoch mit ſolchen blos eingebildeten Gefahren entſetzen? Und Sie haben mir ſtets das edelſte Herz gezeigt! Luiſe?

Es iſt daſſelbe Herz, Hermann, das Sie durch unbedachtes Handeln in ſoviel Angſt und Betrübniß um Sie geſetzt haben. Ruhig, lieber Freund! Es iſt ja nun Alles gut, der Himmel hat's abgewendet; aber — was er abgewendet, ſind keineswegs eingebildete Gefahren, lieber Hermann! Vercagny hat es ſo gemeint, hat es noch ſo in Abſicht.

Es iſt nicht möglich, beſte Luiſe! Glauben Sie mir! Sie ſelbſt haben keine Verbindungen mit Vercagny: ſagen Sie mir, von wem Sie die Kenntniß haben, damit ich begreiſe, wie eine ſolche Misdeutung hat entſtehen können, damit ich mich rechtfertige!

Ich darf Ihnen jetzt nur ſagen, fiel Luiſe ein, daß Ihr Bericht durch glückliche Fügung in die Hände Ihrer wohlwollendſten Gönner gekommen iſt. Es ſind nur zwei Ihnen wohlgeſinnte, herrliche Menſchen, die außerhalb der Polizei Kenntniß von Ihrer Schrift haben, und durch ſie unterrichtet, bin ich die dritte. Aber Sie ſind bei uns gerechtfertigt, gänzlich!

Gerechtfertigt? rief Hermann lebhaft aus. Alſo haben mich doch dieſe herrlichen Menſchen der Niederträchtigkeit für fähig gehalten, daß ich als Agent der Polizei — Herr des Himmels —

Ich beſchwöre Sie, Hermann, ſprechen Sie ruhig! Mein Vater darf nichts von dieſer Verhandlung hören und erfahren. Gerechtfertigt heißt, — wir glaubten, ja wir wußten alsbald, daß Sie ſich nicht — wie ſoll ich es ausdrücken? — zu Vercagny's Abſichten verſtanden haben, ſondern von ihm getäuſcht worden ſind. Eins von beiden war ja auch nur denkbar.

Getäuſcht! rief Hermann unwillig aus. Herrliche Gönner Das, die mich entweder für einen Schurken oder für einen Pinſel halten müſſen! Alſo Eines oder das Andere! — Nein Luiſe, es iſt noch ein Drittes: jene Mitwiſſenden kennen Vercagny's großartige Denkweiſe nicht und beargwohnen ſeine Abſichten. Oder — meinethalben, ſei es auch Theilnahme für mich, Beſorgniß, daß Ungelegenheiten für mich aus der Sache erwachſen könnten. Auf dem Verkehr mit Polizeibeamten ruht einmal Mistrauen.

Luiſe erwiderte hierauf mit wehmüthigem Kopfſchütteln und leiſer, beſchwichtigender Handbewegung:

Nein, mein Freund! Woher jene Wohlwollenden von dieſer heimlichen Angelegenheit wiſſen, kennen ſie auch die geheime Beſtimmung jener Arbeit. Ich muß Ihnen das ſagen, Hermann. Sie müſſen um Ihres eigenen edeln Selbſt willen wiſſen, in welchen Händen Sie ſind. Glauben Sie mir — und Sie ſollen ſich demnächſt überzeugen —, Bercagny hat Sie getäuſcht, er hat das Schlimmſte mit Ihrem Vertrauen vor.

Aber dann ſei Gott dieſem Schurken gnädig! rief Hermann empört, mit drohend gehobenen Armen. Solche Entwürdigung ertrage ich nicht! So wahr der Himmel über uns ſteht, Luiſe, — dieſer reine blaue Himmel draußen! Und ſollt' ich mein Leben, mein Alles dran ſetzen —

Halt, Hermann! fiel Luiſe mit warnender Geberde ein. Keine Betheuerungen, keine thörichten Vorſätze! Nehmen Sie Ihre gute Vernunft zuſammen! Iſt das denn das ganze Unglück, daß Sie gekränkt, daß Sie misbraucht worden ſind? Und zwar nicht ohne Mitſchuld. Oder gilt es darum, Das zu retten, was durch Sie in Gefahr gerathen iſt? Ueberlegen Sie einmal: Was wollen Sie thun? Iſt hier ſtudentiſche „Touche", die ſich mit jenaer Schlägern ausfechten läßt? O mein Freund, ſeit der Schlacht bei Jena leben wir in einer andern Welt! Oder wollen Sie einen ſchlauen Polizeiminiſter bei einem Tribunal belangen, daß er Ihr edles Selbſt verletzt habe? Lieber, guter Hermann! — fuhr ſie mit weichem Tone fort, indem ſie ſeine beiden Hände zuſammenfaßte — nehmen Sie ja Ihre ganze Ruhe und Beſonnenheit zuſammen! Wenn Sie unklug, wenn Sie übereilt handeln, läßt dieſer gewalthabende Menſch Sie feſtnehmen und auf Mitwiſſenſchaft von den Verbindungen in Preußen unterſuchen, von denen Sie ihm ſo übereilte Andeutungen gegeben haben.

O mein Gott! ſeufzte der Freund, der nun ſeine ganze Verwickelung überſah, und ſchritt mit gefalteten Händen wie nach Rath und Hülfe ſuchend, unruhig durch das Zimmer.

Aber jetzt laß auch nicht gleich den Muth ſinken, Hermann! ſprach Luiſe, die ihm folgte. Mit Klugheit kannſt du noch aus der Sache herauskommen. — Nun ja, laß mich in ſo erſchütternden und vertrauten Augenblicken du ſagen, und vergib, daß ich dir ſolche Erſchütterung nicht erſparen konnte. Und ich bin freilich auch etwas unzart zu Werk gegangen. Ich will dir nur geſtehen, daß ich ein wenig ärgerlich über dich war: einmal, weil du meine Warnung vor dieſem Vercagny ſo wenig beachtet haſt, und dann, weil du einen ſo bedenklichen, ſo offenbar verfänglichen Schritt ohne Vertrauen zu mir oder meinem Vater thun konnteſt. War das recht von dir gegen uns?

Vertrauen zu Ihnen — zu dir, Luiſe? rief er, ihre beiden Hände faſſend, tief bewegt aus. Mit ſo gemeinem Vertrauen, mit ſolchem Hinwurf ungeduldiger, unbeachteter Stunden ſoll ich dir nahen? Wüßteſt du, in welcher Stimmung von Zweifeln, Unmuth, Unzufriedenheit mit mir ſelbſt und zuletzt von Hohn über mich ſelbſt ich den verwünſchten Bericht hingeſudelt habe: du würdeſt es gerecht finden, daß ich dich damit nicht aus deiner großen, heiligen Trauer herabziehen durfte. Wohnſt du nicht wie in einem durch ewige Erinnerungen geweihten Tabernakel des Schmerzes, und ich ſoll hinantreten, ohne die Schuhe abzulegen, mit denen ich den Unrath des Lebens trete? Vertrauen? O nenne es nicht Vertrauen, was ich zu dir habe! Meine Bruſt iſt erfüllt von Andacht, von Anbetung zu dir, du erhabene Luiſe!

Träumer und kein Ende! lächelte ſie. Aber — laß uns ſelbſt zu Ende kommen, und glaube mir, Hermann, du mußt die Welt behandeln lernen wie ein Mann, der in der Welt weder unter Thoren, noch unter Schelmen fremd bleiben darf. Und anſtatt dich über Vercagny's Liſt gegen dich zu erbittern, betrachte du die ſchiefe Poſition dieſer Menſchen in unſerer deutſchen Welt, worin ſie nothgedrungen auf alle Lebenslagen um ſich her drücken. Dieſe Fremdlinge haben Grund genug zum Mistrauen gegen eine Nation, die von ihnen Schmach, Mishandlung, Armuth erfahren hat und täglich erduldet. Sie bangen vor Dem, was ſie mit Recht zu fürchten haben — die Rache, die ſich auch ſchon gegen ſie rüſtet. Wer kann ihnen verargen oder es doch nicht begreiflich finden, daß ſie auf geraden oder krummen Wegen hinter Das zu kommen ſuchen, was eines Tags ſie Alle mit Vernichtung überraſchen könnte? Doch genug davon! Jetzt gilt es vor allem, deinen Bericht zu vernichten, damit das gefährliche Papier aus der Welt komme.

Gut! Das iſt gleich geſchehen, erwiderte Hermann, aber das Geld von Vercagny, dieſen bitterſten Vorwurf, der mich kränkt, kann ich doch nicht vernichten, und werde es ihm, — o ich könnte es ihm vor die Füße werfen!

Werfen nun gerade nicht, und noch weniger vor die Füße, lächelte ſie. Ich glaube, nicht einmal zurückgeben darfſt du es, um dich nicht zu verrathen. Doch darüber ſprechen wir noch. Ich werde dir den Rath eines Mannes von großer Weltkenntniß mittheilen. Du darfſt weder deine Würde, noch deine Zukunft in die Gefahren einer Aufwallung, einer wenn auch noch ſo gerechten Entrüſtung bringen. Und ſo lange dir dies ſchwer wird, verlange ich unbedingte Hingebung an meine Anweiſungen. Hältſt du mich einmal ſo hoch, ſo vernimm mich auch von oben herab! Alſo zieh' nur immerhin deine Schuhe wieder an, und wandle heiter und vorſichtig durch den Unrath der caſſeler Welt!

Hermann, etwas empfindlich auch über dieſen Scherz, verſetzte:

Ja doch! bevormundet nur immerhin einen Menſchen, der ſo täppiſch in eine grobe Falle gehen konnte. O ich ſchäme mich meiner Albernheit!

Schäme dich keiner Lehre, die dich zum Meiſter macht, Hermann, entgegnete Luiſe. Du, träumender Schüler Fichte's, wirſt an dieſem polizeilichen Nicht=Ich dein ehrliches deutſches Ich deſto beſſer kennen lernen. Und wie ſehr ich dieſem vertraue, gebe ich dir zum Abſchiede noch den Beweis. Eine der Fragen Bercagny's betrifft den Verfaſſer des Buches: „Napoleon Buonaparte und das franzöſiſche Volk.“ Wie würdeſt du die Frage beantwortet haben?

Mit: Ich kenne weder das Buch noch den Verfaſſer, antwortete er.

Der Verfaſſer iſt — mein Vater! flüſterte Luiſe.

Hermann bebte zurück. Eine Stille entſtand, und als er Luiſens Hand erfaßte, fühlte ſie, daß er zitterte und wie er keines Wortes mächtig war. Vom Hausgange her hörte man Luiſe! rufen, und ſie eilte an die Thür:

Ich komme den Augenblick, lieber Vater!

Noch einmal ergriff Hermann ihre Hand, und ſprach mit dem weichſten Tone ſeiner angenehmen Stimme:

An welchem Abgrunde bin ich hingetaumelt, Luiſe! Ich kenne das Buch nicht, und die ſataniſche Frage iſt ſo geſtellt, daß ich ſtolz geweſen wäre, den Verfaſſer zu nennen — Gott im Himmel, deinen Vater! Was hätte ich noch feſthalten können von meinem verſchuldeten Daſein! O wohin kann der thörichte Menſch mit aller Liebe und Wärme des Herzens — oder auch durch dieſe ſelbſt gerathen! Du haſt mich demüthig gemacht, Luiſe. O laß mich dir knieend danken! Nun auch Das noch zu deinem Geheimniß, zu deinem ganzen Weſen, das ſchon meine Seele erfüllt!

Still Hermann, ſtill! flüſterte ſie, weil ſie fühlte, daß ihre innerſte Bewegung laut werden wollte. Still von all' dergleichen! Was du mein Geheimniß nennſt, iſt ja kein Geheimniß: es iſt eine Weihe, iſt die Weihe des Unglücks für eine höhere Beſtimmung als die iſt, glücklich zu werden. — Aber genug! Es iſt Zeit, daß du gehſt. Ich heiße dich nicht mit hinüberkommen; denn das Dringendſte des Augenblicks iſt, daß dein Bericht vernichtet werde. Dann aber kehre zurück, hinüber zu den Aeltern. Wir gehen, die Illumination zu ſehen: du begleiteſt uns, und ich nehme Gelegenheit, dir das Weitere wegen deines Benehmens gegen Vercagny mitzutheilen. Es iſt der Rath eines Gönners, dem du blindlings folgen würdeſt, wenn ich dir ihn jetzt nennen dürfte. Doch du wirſt an dem Rathe ſelbſt den Mann von Welt, den Eingeweihten in unſere Verhältniſſe erkennen. Adieu!

Indem ſie ihn über den Gang begleitete, ſagte ſie leiſe:

Uebrigens, Hermann — dieſe Stunde und unſere Verhandlung bleibt unter uns, und das Du gilt nur für dieſe Stunde!

Lächelnd und mit ſeelenvollem Blicke drückten ſie dieſe Zuſage einander in die Hände, und ſchieden an der Treppe.

Viertes Capitel.

Ein Ausflug aufs Land.

Die Lampen und Lichter des Illuminationsabends waren erloſchen, die nachqualmenden Gelage und Abenteuer der Nacht verrauſcht, als in der Frühe des Tages ein junger Mann über die Fuldabrücke und durch das Leipziger Thor trabte, und auf dem ſogenannten Forſt rechts in die Straße nach Melſungen einlenkte. Die Sonne fiel knapp über die Gipfel des Söhrewaldes dem Reiter entgegen ins weite grüne Thal, und durchröthete den ſilberweißen Duft, der den weſtlichen Höhenzug des Habichtswaldes und die grotesken, nackt abfallenden Bergkegel umwebte. Bäume und Hecken ſtanden noch ſtrichweiſe in der Nachblüte; doch wehte der Morgen ſo friſch, daß der junge Reiter ſeines grünen Carricks froh war, den er als Redingote über ſeinen leichten Sommeranzug geworfen hatte. Wie er mit dem Oſtwinde den duftenden Wald von weitem athmete, und rückwärts die Stadt im Frühſchein am Abhange des Gebirges hoch und herrlich daliegend erblickte, glichen ſich raſch die leidenſchaftlichen Erinnerungen von geſtern mit den friedlichen Erwartungen des heutigen Tages aus. Er ſegnete ſich mit dieſem Morgengruße der Natur, die mit ihrem pax tecum, mit ihrem „Friede ſei mit dir!“ ſein grollendes, zweifelhaftes Herz durchhauchte. Er konnte ſich nicht enthalten, als er das Kirchdorf Waldau hinter ſich hatte, einigen Bauerburſchen nachzujauchzen, die eben in den kleinen Gärten die Erde um die Obſtbäume auflockerten, oder im Feld ein Kartoffelbeet behackten. Dann ſang er friſchweg das ihm früher in Erinnerung gebrachte Lied:

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferin und ſang,
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Wälder klang.
So la la, le ralla!

In ſo aufgeräumter Stimmung, erquickt durch den Ritt im Walde, erreichte er bei guter Zeit das traulich in ſeinem engen Bergkeſſel gelegene Melſungen; er ritt über die Fuldabrücke und durch die uralte Ringmauer, zwiſchen den hohen freundlichen Häuſern nach dem Wirthshauſe, wo er ſein Frühſtück einnehmen wollte und dem Miethgaul ein gutes Futter geben ließ. Er traf den Gaſthalter im Streit mit einigen Unteroffizieren. Franzöſiſche Einquartirung der Nacht waren eben im Abmarſche, und der Wirth widerſetzte ſich den geſteigerten Anſprüchen der Frühſtückenden ſo reſolut, daß einer derſelben bereits den Säbel gezogen hielt. Der eintretende junge Gaſt ſprang dazwiſchen, und brachte durch ſeine Haltung und ſein gutes Franzöſiſch die brutalen Soldaten zur Beſinnung. Dem lebhaften Hin- und Herreden, während draußen die grelle Trommel das zweite Zeichen zum Abmarſche ſchlug, machte der junge Vermittler durch einen kecken Einfall ein unvermuthetes Ende.

Der Wirth, ſagte er, behauptet ſchon mehr gegeben zu haben, als das Reglement vorſchreibt. Ich verſtehe das nicht, meine Herren, ich bin hier fremd; aber hinter mir her kommt der Kriegsminiſter, General Morio, aus Caſſel, zu Pferde. Ich will ihn anreden, und er wird die Sache entſcheiden.

Alle ſahen betroffen auf; nur der Eine, der ſeinen Säbel bereits eingeſteckt hatte und jetzt die Arme unter die Riemen des Torniſters zwängte, rief ziemlich barſch:

Komm' Escalon, kommt Alle! Wir müſſen die Compagnien gleich vorrücken laſſen, um den General zu ſalutiren, den uns der Herr da, der fremd hier iſt, aus dem Aermel geſchüttelt hat.

Lachend, aber mit artigem Gruß, eilten ſie nun Alle fort; worauf der Wirth, nachdem er dem jungen Gaſte für ſeine Vermittelung gedankt hatte, ſeinem Verdruß und ſeinen Klagen Luft machte.

Bald wird man nicht mehr aufathmen können unter dem zunehmenden Druck! rief er. So lange das verfluchte Volk Preußen beſetzt hält, iſt des Hin- und Hermarſchirens kein Ende. Und ſie wirthſchaften auf ihren Durchzügen, und verderben Gottes Gaben und der Menſchen Schweiß, als ob ſie die Erſten oder die Letzten wären, die hier freſſen und ſaufen thäten, und nichts iſt ihnen gut genug. Gott im Himmel weiß es! Und wenn Die nicht noch einmal mit Hunger und Hinfälligkeit heimgeſucht werden —! Und zu alledem nun noch die alten und die neuen Abgaben, die einheimiſchen Neuerungen und Quälereien, die wälſchen Namen und Titel. Der Himmel weiß, wo das hinaus will!

Ei, wenn ihr klagt —! rief der Frühſtückende. Ihr ſeid doch noch durch eure Lage und Verbindung mit der Reſidenz begünſtigt, wo ihr für all' eure Erzeugniſſe und Arbeiten einen guten Markt habt, und es nie an Geld fehlt.

Teufelsgeld! rief der Wirth aus, und ſchob ſeine baumwollene Mütze von einem aufs andere Ohr. Es iſt wahr, es fehlt nicht; beſonders kommen von den Durchmärſchen viel ganze und halbe Laubthaler in Umlauf. Aber es iſt und bleibt Teufelsgeld, ſage ich Ihnen: es iſt kein Segen drin. Ich habe mich lange drüber gewundert, jetzt begreif' ich's! Ein reſpectabler Reiſender, der neulich hier ſaß, gerade da, wo Sie jetzt ſitzen, junger fremder Herr, der wollte behaupten, der Teufel habe Marktgerechtigkeit erhalten, und ſeine große Meſſe, heißt das Jahrmarkt, nach Deutſchland verlegt, weil ihm das heilige römiſche Reich längſt ein Dorn im Auge geweſen. Da ſchütte er nun ſeine rothglühende Truhe aus, die armen Seelen zu kaufen; es ſei eben ein Handel und Wandel zwiſchen Ueppigkeit und Niederträchtigkeit, Alles feil, was ſonſt keinen Preis gehabt — Weibertugend und Manneswort. Der Herr Metropolitan Martin von Homberg, der juſt dort in der Ecke ſaß, lächelte dazu, und als der Fremde fortgefahren war, ſagte der Herr Metropolitan: Hambach, ſagte er, der Herr hat ſehr wahr geſprochen, bildlich zu nehmen!

Läßt ſich allerdings hören, verſetzte der junge Gaſt. Sonſt hätt' ich gedacht, das Geld käme vom Kurfürſten her; dem ſeien etwa auf ſeiner Flucht die Kiſten aufgegangen.

Das eben nicht! wendete der Wirth mit Eifer ein, und lüpfte ſeine Mütze; aber wär's der Fall, ſo hätte er es dann nur bei ſeinen treuen Unterthanen niedergelegt, bis er wiederkommt.

Bei dieſen Worten erſchrak er ſichtlich über ſeine Unbedachtſamkeit gegen einen Fremden, der ſo gut franzöſiſch ſprach. In der Verlegenheit rief er, halb ſingend:

Ei, Kurfürſt hin, Kurfürſt her!

Richtig, Herr Wirth, das iſt der rechte Ausdruck, lachte der junge Mann, das bezeichnet den Herzſchlag des Landes, — die Zuſammenziehung und die Erweiterung des Herzens, den Schmerz und den Jubel der treuen Heſſen: Kurfürſt hin, Kurfürſt her! Kurfürſt fort, Kurfürſt zurück!

Eben wurde der Gaul vorgeführt. Der junge Gaſt erhob ſich, bezahlte und ließ ſich der Seitenſtraße und der Entfernung nach Homberg beſcheiden.

An dem Gedanken dorthin, an der Vorfreude ſeiner überraſchenden Ankunft hatte der junge Reiter einen Sporn mehr für ſeinen ſchwerfälligen Klepper. Bald erblickte er etwas von Ruinen auf einem freien Bergkegel, der ſich ſteil und kahl aus dem Grund des Flüßchens Efze erhob, und — näher gekommen — gewahrte er, wie von deſſen ſüdweſtlichem Fluß das alte Städtchen herabhing. Es war Homberg. Eine ſchöne alte Kirche ragte hervor; neben der Stadt lagen verſchiedene Gebäulichkeiten mit Terraſſengärten, und lebhaft gingen die Mühlen an der Efze. Der Reiter lenkte an der Stadt hin nach den Häuſern des ihm genannten Neuhofs, eine ziemliche Strecke neben der Stadt, und ritt eben auf eine Bäuerin zu, ſich des Nähern zu befragen, als er von bekannter Stimme ſeinen Namen rufen hörte. Lina, aus einer Gartenlaube getreten, eilte nach dem Stacket und ſtreckte ihm die Hand über das Gitter entgegen. Sie beſchied ihn nach dem nahen Hauſe und rief, dahin eilend, ihrem Ludwig zu, daß Hermann da ſei.

Ludwig kam von ſeinen Bienen herbei, als der Reiter ſich eben vom Gaul geſchwungen hatte, und nun vom jungen Ehepaare mit Jubel bewillkommt ward.

Goldener Menſch! rief Lina, daß du die herrliche Eingebung hatteſt, noch ein Reſtchen vom Mai mit uns zu genießen!

Habt ihr, Herr und Madame Heiſter, noch ſoviel Honig aus euerm Honigmonat übrig, daß ich ein Honigbrot davon haben kann? ſagte Hermann ſcherzend, mit reſpectvoller Verneigung.

Honigbrot? Das ſollſt du aber auch gleich in Natur haben, Bruder Hermann, verſetzte Lina, und kannſt es dann ſo reell oder ſo ſinnbildlich genießen, wie du willſt. Komm', Ludwig, bring' ihn hinein! Ich bereite ein zweites Frühſtück. Es iſt noch nicht Mittag, und heut wird's ein wenig ſpäter werden; denn ohne eine Gaſtſchüſſel thun wir's heut nicht.

Und — wie roſig du ausſiehſt, Lina! rief Hermann vergnügt aus. Die prächtige Luft hat dich mit einem neuen Frühling angehaucht. Der Ludwig da —

Iſt ein Stubenhocker mit Stubenhockern! fiel ſie ein. Der Himmel weiß, was ſie aushecken!

Ludwig warf ihr einen misbilligenden Blick zu, und ſie eilte erröthend ins Haus.

Ein Knecht hatte inzwiſchen den Gaul in Empfang genommen und führte ihn nach dem Stalle. Ludwig ſah mit der Miene des Kenners dem Pferde nach, und bemerkte lächelnd:

Und auf ſolcher Roſinante biſt du bei ſo guter Zeit herübergekommen? Wetter noch einmal, das heißt geritten! Haſt doch — keinen Wolf hinter dir gehabt?

Beide lachten, und Hermann, die Stirne mit dem Tuche wiſchend, verſetzte:

Mein Entſchluß kam geſtern Abend, wie ich ſchon zu Bett gehen wollte, und unſere Margreth hat die Beſtellung eines Pferdes beſorgt.

Aha! Du haſt alſo das nächſte beſte zu reiten bekommen! lachte Ludwig, und führte ſeinen Gaſt ins Haus.

Es war eine einfache, ländliche Wohnung, aber mit ſo gutem Sinn und Verſtande geplant und ausgeführt, daß mit der bequemſten Einrichtung für irgend eine nicht allzu ſtarke Familie ſich jenes Behagen verband, zu dem man am ſchönſten Tage aus einer reizenden Natur ebenſo gern zurückkehrt, als man bei ſchlechtem Wetter nach Berg und Thal hinausblickt. Das Erdgeſchoß war zu getrenntem und geſelligem Bewohnen eingerichtet; der obere Stock enthielt die Schlaf- und Beſuchzimmer. Eines derſelben, mit einem Bettverſchlag hinter einem kattunenen Vorhang verſehen, wurde gleich für Hermann angewieſen.

Und jetzt erzähl' uns von der Illumination! ſagte die junge Frau, als man ſich zum zweiten Frühſtück geſetzt hatte. Wir haben den Widerſchein der leuchtenden Herrlichkeit am Himmel geſucht; das war aber auf acht Stunden Entfernung doch zu viel verlangt.

Zumal vom Himmel! verſetzte Hermann. Es iſt aber auch wenig zu erzählen. Es war ziemlich viel an Oel, an ganzen und halben Unſchlittlichtern — aber wenig Witz und Wahrheit aufgewendet. Einige Franzoſen hatten bombaſtiſche Sprüche und ſchmeichleriſche Sinnbilder durch ölgetränktes Papier beleuchtet. Ein franzöſiſch geſinnter Altheſſe machte das meiſte Aufſehen, bekam aber, als es ſtill in der Gaſſe wurde, das beleuchtete Fenſter eingeworfen. Er hatte nämlich aus dem Singſpiele Hieronymus Knicker den parodirten Vers illuminirt:

Nichts verändert ſeinen Schluß:
Dem Knicker folgt Hieronymus.

An Lärm und Lebehoch auf den Straßen fehlte es auch nicht, und bei den franzöſiſchen Traiteurs und Cafetiers, leider auch unter meinem Fenſter bei Conditor Möhlt und dem Reſtaurateur Lelong, lärmte es die ganze Nacht durch. Offen geſtanden, war ich nicht geſammelt und aufgelegt, auf Alles zu achten und meinen Spaß daran zu finden. Auch bin ich eigentlich gekommen, euch von dieſem meinem Trübſinn, ſtatt von der caſſeler Beleuchtung zu unterhalten.

Die mit dieſer Abſicht verbundenen Erinnerungen bemächtigten ſich ſeines Gemüths wieder ſo lebhaft, daß ſein Ausdruck das junge Paar in Beſorgniß ſetzte.

Was iſt es, Hermann? Du erſchreckſt uns! fragte Ludwig.

Es muß dir etwas ſehr Widerwärtiges begegnet ſein! ſetzte Lina hinzu.

Vergebt mir, wenn ich euch etwas Wermuth in euern Honig bringe, erwiderte Hermann, indem er Beiden die Hände über den Tiſch hinreichte. Es gilt mir mehr darum, bei euch das Glück zu fühlen, daß ich Freunde von ſolchem Werth habe und ihres Troſtes, ihres Rathes froh werde. Dieſer Vercagny iſt mir ſchmählich begegnet. Im erſten Augenblick, als ich es erfuhr — o ich hätte ihm das Entſetzlichſte anthun können! Aber, ich muß euch im Zuſammenhang erzählen.

Dies that er nun auch. In dem Grade jedoch, als ſich mit jedem Wort ſein leidenſchaftlicher Unmuth ſteigerte, erheiterte ſich das junge Ehepaar und wechſelte lächelnde Blicke.

Und das bewegt und entſetzt dich ſo, lieber Freund?

rief Ludwig zum Schluß. Verſtehſt du die Menſchen ſo wenig, deren Sprache du ſo geläufig ſprichſt? Es iſt wahr, der Bercagny iſt ein feiner Spitzbube; aber was kann er dafür, daß du es nicht merkſt? Und dann denk' dich einmal in ſeine Lage und in die Verantwortlichkeit ſeiner Stellung, unter dem Vertrauen ſeines Königs und gegenüber den Anfoderungen ſogar des Kaiſers! Das iſt die Qual für jede Fremdherrſchaft, daß ſie ſo Vieles zu fürchten und darum ſo Vieles zu wiſſen nöthig hat, um weniger zu fürchten; das iſt ihr Fluch, daß ſie das unterdrückte Volk geiſtig verwirren und ſittlich verderben muß, um ſich gegen daſſelbe zu behaupten. Bedenke, was ihnen in Spanien begegnet, und daß ſie gerade jetzt Grund genug haben, auch im kältern Deutſchland auf der Wacht zu ſein. Sei vielmehr froh, daß du für dein edles Zutrauen früh genug dieſe Warnung erhalten haſt. Du hätteſt ſchlimmer wegkommen können. Daß es deine Warnerin nur aus der zweiten oder dritten Hand wiſſen kann, zeigt dir, welches Gewicht man auf die Sache legt, aber auch, welche Gönner du in höhern Kreiſen haſt, ohne es zu ahnen, ohne ſie zu kennen. Nun aber gilt es vor allem darum, was du zu thun gedenkſt: denn du ſteckſt ja noch mit dem Fuß in der Schlinge, wenn du auch den Kopf herausgezogen haſt.

Auch darum bin ich zu euch gekommen, erwiderte Hermann. Die mir ertheilten Rathſchläge widerſtreben mir zu ſehr; ich muß erſt noch eure Meinung hören. Mein erſter Bericht iſt im guten Herdfeuer der Mutter aufgegangen, Lina.

So? lächelte ſie. Hat dich ſelbſt aber doch mehr erhitzt, als den Suppentopf, wie's ſcheint.

Hermann nickte und fuhr fort:

Nun ſoll ich thun, räth man mir, als ob es um gar nichts weiter gelte, als ſtatt eines ungenügenden Berichts einen andern zu ſchreiben, und dieſer müſſe nun erſt recht unbrauchbar für Vercagny's Zweck ausfallen, ohne ſeinem Inhalte nach gerade bedeutungslos zu ſein. Wie Vieles ließe ſich z. B. über deutſches und franzöſiſches Leben und deren Literatur ſagen, was einem Polizeichef, zumal von Vercagny's Vorhaben, keinen Birnſtiel werth wäre.

Vortrefflich! rief Ludwig. Ein ſehr kluger Rath. So würdeſt du auf die unſchuldigſte und zugleich ſchalkhafteſte Weiſe dieſem Schalk abkömmlich und ſeiner los werden.

Was? Auch du räthſt mir, daß ich mich compromittiren ſoll? wendete Hermann lebhaft ein.

Compromittiren? Wie ſo?

Mich als unbrauchbaren Menſchen hinſtellen, ich ſelbſt?

Nun, du willſt ja doch hier eben unbrauchbar ſein, — das heißt, willſt dich nicht brauchen laſſen! lachte Ludwig.

Ich denke, da iſt nichts zu lachen, verſetzte Hermann. Es iſt doch ein Unterſchied, ob ich mich unbrauchbar zeige, oder ob ich erkläre, ich wolle mich nicht brauchen laſſen, ich hätte ſeine Argliſt durchſchaut, und werfe ihm das Judasgeld vor die Füße.

Sieh' da, Freund, das wäre eine Heldenthat, einer

Romanze werth! rief Ludwig aus. Biſt du denn in des Kuckuks Namen ſo drauf verſeſſen, mit Polizeihunden gehetzt zu werden? Ich begreife wohl deine Entrüſtung, aber deine Unklugheit wahrhaftig nicht. Ja, hätteſt du den Vercagny gleich auf der Stelle mit ſeinem Antrage zurückgewieſen —! Aber du biſt darauf eingegangen, haſt dafür gearbeitet, und würdeſt dich gerade durch deine Entrüſtung erſt compromittiren. Nur mit gleicher Feinheit, wie du verlockt worden biſt, kannſt du jetzt noch dich zurückziehen, und dabei ſogar noch als Diplomat, als Pfifficus erſcheinen.

Und noch Eins, lieber Hermann! fiel Lina ein, — iſt denn dieſer Mann deiner edeln Entrüſtung werth? Wirfſt du ihm denn in dieſer Faſſung nicht einen Juwel deines Herzens hin, den er gar nicht zu ſchätzen weiß?

Hermann hatte ſchon alle dieſe mit Unmuth ausgeſtoßenen Einwendungen auch gegen Luiſen vorgebracht, als er mit ihr durch die beleuchteten Straßen wandelnd die Rathſchläge der Freundin vernahm. Er war auch widerlegt worden, wie eben tiefgekränkte Herzen widerlegt werden, die ſich vernünftiger Einſicht immer aufs neue widerſetzen. Er hatte ſich zuletzt gegen Luiſen Ueberlegung auf den andern Tag vorbehalten. Als ihm aber ſeine Hauswirthin beim Löſchen ihrer Lichter aus einem Brief ihrer Tochter vom Neuhof erzählte, hatte ihn eine faſt wehmüthige Sehnſucht nach dem Freundespaar ergriffen. Es ward ihm zu Muth, als könnte er dorthin all' ſeiner Verwirrung entfliehen; wobei er im Stillen hoffte, dort auch andere Anſichten und mehr Zuſtimmung für ſeine Empfindungen zu finden.

Nun erfuhr er das Gegentheil, und ſchwieg eine Weile, weniger überzeugt als widerlegt, bis er, um doch in Einem Stücke Recht zu haben, ausrief:

Das Geld aber kann ich doch nicht behalten!

Im Gegentheil, du kannſt es nicht mehr zurückgeben! betheuerte Ludwig. Du würdeſt damit deine erſte Klugheit wieder aufheben, und deinen maskirten Bericht entlarven. Siehſt du denn das nicht ein?

Sie ſprachen noch hin und her, ohne daß Hermann, wenn auch mit ſeinem Verſtand überzeugt, doch über ſein widerſtrebendes Gefühl hinausgekommen wäre. Ludwig, dem dies nicht entging, ſuchte ihn daher von alsbaldiger Rückkehr nach Caſſel abzuhalten. Er machte den Vorſchlag, Hermann ſollte über die letzten Maitage bleiben, um die rechte Faſſung zu gewinnen, damit er nicht durch irgend eine Uebereilung ſeine Stellung und Zukunft verderbe. Auch Lina redete ihm ſo ſchmeichelhaft zu, daß er um ſo lieber nachgab, als ihn bei dem innern Widerſpruche mit ſich ſelbſt ein eigenthümliches Bangen vor jedem Schritt in der fatalen Sache überſchlich. Ein Knecht wurde angewieſen, den Miethgaul zurückzureiten und die kleinen Bedürfniſſe auf ein paar Tage für Hermann von der Mutter Wittich mitzubringen.

Man machte nun gleich den Plan für den lieben Tag, und da der halbbedeckte Himmel mildere Wärme erwarten ließ, ſo wollte man nach Tiſche bei Zeiten die Ruinen des Hombergs beſuchen, von wo man dem Freunde die herrliche Ausſicht über das Hochgefild der Roſenberge, über das fruchtbare Hügelland der Ohe, nach den zahlreichen Mühlen des Thalgrundes und den weit umherliegenden Ortſchaften bis zur Amöneburg hin verſprach. Am Rückwege wollte man einen Abendbeſuch im adeligen Damenſtifte in der Stadt machen.

Was iſt das für ein Stift? fragte Hermann, und Ludwig machte ihn kurz mit dem Urſprung und der Einrichtung deſſelben bekannt.

Es iſt das ſogenannte Wallenſtein'ſche Stift, ſagte er. Dieſe, beſonders an der Schwalm angeſeſſene ritterſchaftliche, früher gräfliche Familie erloſch nämlich vor etwa ſechzig Jahren im Mannsſtamme, und die letzte Erbin, eine verwitwete Freifrau von Görz, gründete von ihrem Vermögen eine Stiftung für adelige Fräulein deutſcher, nicht etwa blos heſſiſcher Stammbäume. Im untern Stadttheile von Homberg, die Freiheit genannt, liegt, mit ſchönen Gärten an die Stadtmauer reichend, das — möchte ich ſagen Mutterhaus des Stiftes. Die Damen dürfen aber auch auswärts wohnen und ihre Jahrgelder verzehren, ja ſie können nicht einmal Alle im Stiftshauſe unterkommen. Du darfſt dir aber keinen eigentlich geiſtlichen Orden vorſtellen, obgleich ſie mitunter Hochwürden betitelt werden. Nur an die beſtimmte Ordnung des Hauſes und des jährlichen Capitels ſind ſie gebunden, im Uebrigen aber frei, an den Vergnügungen der Geſellſchaft Theil zu nehmen und ſelbſt einen ehelichen Bund einzugehen. Die Aebtiſſin, eine Heſſin, geborene von Gilſa, finden wir eben nicht anweſend: ſie iſt zu Beſuch bei ihrem Bruder in Caſſel; aber in der Frau Dechantin wirſt du eine intereſſante Dame kennen lernen, eine Schweſter des preußiſchen Miniſters von Stein, ſeine geliebte Marianne.

Der Reſt des Vormittags ging damit hin, daß Hermann mit Ludwig den Garten und die Umgebung des Hauſes beſichtigte, und mit Lina bei einem alten Klavier ein paar Duette ſang.

Fünftes Capitel.

Horizont der Zeit.

Nach ausgeruhtem Mittagmahle führte das junge Ehepaar ihren Gaſt nach den Ruinen des Hohenbergs hinauf. Während ihn hier Lina mit den reizenden Fernſichten in die Landſchaft, Ludwig mit Rückblicken in die alten Geſchichten des Ortes unterhielten, kam ihrem beabſichtigten Beſuch im Damenſtift ein Militär zuvor, der ſich eben durch den Diener des Hauſes bei der gnädigen Frau Dechantin anmelden ließ.

Es war eine ritterliche Geſtalt, in der Uniform der neuen Chaſſeurs-Carabiniers des Königs — grün mit gelb. Sein ariſtokratiſches Soldatengeſicht zeichnete ſich unter dünnem ſchwarzen Haar durch eine Adlernaſe und einen eigens eindringlichen Blick aus tiefen ſchwarzen Augen aus. Mit jener beſonnenen Ruhe, die von einem zugleich umfaſſenden und ſtolzen Bewußtſein getragen wird, muſterte er die Bilder und Möbel des Vorzimmers, bis nach wenigen Minuten der Diener ihm mit tiefer Verneigung die Thür öffnete. Der Oberſt trat ein, und eilte auch gleich auf eine Dame zu, die ihm mit vorgeſtreckten Händen entgegenkam, — eine kleine, feine, etwas verwachſene Geſtalt mit angegrautem Haar, eine Funfzigerin.

Herzlich willkommen, mein lieber Dörnberg! rief ſie, und die ſchönſten blauen Augen eines geiſtreichen Geſichts leuchteten von ihrem freudigen Willkommen.

Der Oberſt verneigte ſich, ihre Hand zu küſſen; ſie kam ihm aber mit einer Umarmung zuvor, indem ſie ausrief:

Freund meines theuern Bruders Karl, Vertrauter unſers vaterländiſchen Unglücks, vielleicht — Hoffnungsbote?

Hoffnungserwecker, Hochwürden-Gnaden, Hoffnungsbereiter! flüſterte er.

Geſegnet in unſern ſtillen Mauern! erwiderte ſie, und winkte ihm, ſich niederzulaſſen. Sie nahm die Sofaecke, Dörnberg ein vertraulich nahegerücktes Seſſelchen ein.

Vor allem, was wiſſen Sie von meinem ſorgenvollen Bruder Miniſter? fragte ſie.

Ich dachte ihn von Braunſchweig aus zu beſuchen, antwortete Dörnberg. Dort hatte ich das dritte Infanterieregiment und die Chaſſeurs-Carabiniers zu organiſiren, zu deren Oberſten mich der reiſende Jerôme eben gemacht hat.

Sie warf einen Blick über ſeine Uniform mit den neuen, dicken Achſelbändern, und ſagte mit ſcherzendem Lächeln:

Ah ſo! Ich gratulire auch, Freund Oberſt!

Bedanke mich auch! antwortete Dörnberg mit ähnlichem Lächeln; worauf er fortfuhr:

Ich wollte Urlaub nach Berlin nehmen, merkte aber bald, daß man in des Königs Umgebung ein geheimnißvolles Mistrauen gegen preußiſche Verbindungen gefaßt hat, und hab' Urſach, mich hinter aller argwöhniſchen Aufmerkſamkeit zurückzuhalten. Außerdem erhielt ich vertrauliche Nachricht, daß Stein von ſeinem Monarchen nach Königsberg berufen ſei, und an demſelben Tage von Berlin abreiſen werde, an welchem Jerôme nach Caſſel zurückgekehrt iſt. So gab ich mein Vorhaben auf.

Nach Königsberg berufen? Mein Bruder Karl? verwunderte ſich die Dechantin. Alſo denkt der gute König noch immer nicht nach Berlin zurückzukehren?

So lange es die Franzoſen noch nicht geräumt haben —

Freilich! Ich bekomme jetzt ſo ſelten eine Nachricht vom Bruder. Ich weiß aber wohl, — der Miniſter iſt mit Geſchäften überhäuft, und was noch mehr iſt, ſo darf er dem Poſtgeheimniß der Franzoſen und unſerer weſtfäliſchen Polizei nichts anvertrauen; da ſchreibt er denn ſeiner lieben Marianne lieber nicht, als nichts. Alſo wirklich nach Königsberg?

Ja, meine gnädige Freundin, antwortete er mit leiſer Rede. Es bereiten ſich nämlich große Dinge vor. In Preußen und in Deutſchland überhaupt wird der Druck und die Schmach der Fremdherrſchaft nachgerade unerträglich, eben als in Spanien die Nation ſich mit entſchloſſenem Stolz erhebt. Preußen zumal liegt in einem Zuſtande zum Verzweifeln darnieder. Das Unheil des Kriegs, ein jammervoller Frieden, überſtandene Plünderung, fortdauernde Einquartirung, unerſchwingliche Kriegscontributionen und Daru's herzloſe Adminiſtration erſchöpfen das Elend noch nicht einmal. Die Sperre gegen England hemmt auch noch die Ausfuhr preußiſcher Producte und dadurch den fremden Geldzufluß. Zum Mangel der unentbehrlichſten Lebensmittel, einer Folge der Verheerung und Aufzehrung des Kriegs, kommt die Unerſchwinglichkeit der einmal zum Bedürfniß gewordenen Colonialwaaren, ſowie des Salzes; und was alledem die Krone aufſetzt, ſo haben die Franzoſen Millionen falſcher preußiſcher Scheidemünzen geprägt, die nun im Auslande verrufen ſind, ſodaß das Geld im Werthe tief geſunken iſt. Ein Volksauflauf hat bereits in Berlin ſtattgefunden, und ſelbſt den kalten, harten Daru in Schreck und Verlegenheit geſetzt. Und nun fodert dies Spanien mit empörten Waffen jede edle Nation, die vielleicht noch tiefer als es ſelbſt entwürdigt wird, zur Erhebung heraus. Kann man da wiſſen, was über Nacht in Deutſchland ausbricht? Sehen Sie, für den Eintritt ſolcher möglichen Fälle braucht der König von Preußen den Rath eines Mannes, der mit ſeinem Charakter über den Verlegenheiten der Zeit, mit ſeinem Muthe über der allgemeinen Verzagtheit ſteht. Begreifen Sie, wozu Ihr Bruder nach Königsberg berufen worden?

Die Dechantin konnte vor innerer Bewegung kein Wort hervorbringen. Ihr ſeelenvolles Auge leuchtete feucht, hr Mund bebte. Nur durch einen innigen Händedruck gab ſie dem befreundeten Manne ihr Verſtändniß, ihre Theilnahme und Zuſtimmung — Alles mit dem einen Zeichen zu erkennen. Endlich, als ob die Hauptabſicht auch unter vier Augen nicht laut werden dürfte, ſagte ſie nur:

Ich ſehe ſchon, Sie haben gute Verbindungen, und ohne Zweifel auch — ganz ſichere Wege?

Ich bin ausdrücklich hierhergekommen, liebe gnädige Frau, um nebſt einigen hieſigen Vertrauten auch Ihnen mündlich über unſere Lage und Abſichten Mittheilung zu machen, und Ihnen, wenn Sie es anfaſſen wollen, ein Fädchen des geheimnißvollen Gewebes in die Hände zu geben.

Ob ich will? Lieber, beſter Dörnberg! Ich denke, Sie kennen mich! Sie wären ja ſonſt auch gar nicht zu mir gekommen, nicht wahr? Und mein Bruder weiß von Allem und — iſt mit der Sache einverſtanden.

Muß ſich aber freilich, um ſeines Königs willen, unſern Verbindungen und Beſtrebungen noch etwas fremd halten, antwortete er mit abſichtlicher Umgehung von Ja oder Nein. Der ehrliche, verzagte Friedrich Wilhelm muß erſt ſelber wiſſen, was er will. Nun habe ich Ihnen zu ſagen, daß wir verſchiedene Verbindungen haben. Die Verbrüderung einer Anzahl preußiſcher Offiziere, gegen den Kaiſer Napoleon und auf Rache und Genugthuung für die große Schmach von 1806 gerichtet, ſagt mir wenig zu. Allerdings ſtehen Scharnhorſt und Gneiſenau im Hintergrunde, leiten die Sache und ſuchen auf die Umgebung des Königs, ja auf ihn ſelbſt zu wirken.

Allein nur Einzelne unter dieſen Männern beſitzen Umſicht und Kenntniſſe der Verhältniſſe. Auch gilt es ihnen um nichts Höheres, Allgemeineres, als ihrem einſeitigen, gekränkten Ehrgefühle eine Befriedigung zu verſchaffen, und dieſer — Egoismus, darf ich wol ſagen, treibt ſie zu den tollkühnſten Wagniſſen; man iſt vor keiner Unbeſonnenheit ſo recht ſicher. — Sodann iſt ein geheimes Comité unter Leitung des Grafen Chaſſot. Mit dieſem ſtehen wir durch Umherreiſende in Verbindung. Die Correſpondenz wird durch Boten aus der unterſten Volksclaſſe und mittels Geheimſchrift betrieben.

Daß dergleichen Verbindungen beſtehen, habe ich mir wohl gedacht, erwiderte ſie, und daß ſie mit aller Klugheit geführt werden, bezweifle ich nicht; was iſt aber das beſtimmte Ziel, und fehlt es nicht an den Mitteln zu demſelben?

Um es mit einem Worte zu ſagen, flüſterte Dörnberg, ſo iſt es auf einen allgemeinen Aufſtand, auf eine Volkserhebung gegen die Franzoſen, wenn auch nur in Norddeutſchland abgeſehen. Spanien zückt uns — als Flügelmann von Europa, mit ſeiner Guerillasflinte die Bewegungen zugleich mit den Geſinnungen vor.

O es iſt ein edles Volk! rief Marianne Stein. Aber ich fürchte nur, wir ſind in Deutſchland nicht ſo einmüthig als Volk für ein getheiltes Vaterland, und als Menſchen nicht ſo heißblütig in unſerm Enthuſiasmus. Meinen Sie nicht?

Ja! Und leider haben wir außer Dem, was uns fehlt, noch Einiges auch zuviel, was uns hemmt, ſagte der Oberſt, — ich meine unſere Phantaſterei, unſern träumeriſchen Idealismus, unſern ſcherwenzelnden Weltbürgerſinn bei ſehr eingebildetem Eigenſinn. Allein dafür bekommen wir ja eben unſere Schläge, unſere Züchtigung, unſern Ochſenziemer vom Univerſalprofoſen Napoleon. Und, gute Schüler, wie wir ja in andern Stücken immer geweſen, — werden wird dann durch Schaden und Leiden nicht klüger werden? Eines kommt uns dabei zu ſtatten: in der franzöſiſchen Armee ſelbſt bilden ſich Entzweiung, Verſchwörung, geheime Geſellſchaften gegen den Kaiſer. Sogar die Werkzeuge ſeiner geheimen Polizei ſind, wenigſtens theilweiſe, darein verwickelt. Wenn Spanien nun von vorn, Deutſchland im Rücken ſich erhebt, ſo fallen dieſem Ungeheuer, das jetzt die Welt verwüſtet, die eigenen Schuppen und Krallen ab, durch die es bisher ſo unverwundbar erſchien.

Die Dechantin war über dieſe Mittheilung höchſt erſtaunt. Einen Zweifel an der wörtlich genauen Wahrheit dieſer Nachricht mochte ſie nicht ausſprechen; aber es verrieth ſich etwas davon durch die Frage, woher man denn ſo Geheimes nur wiſſen könne, wie z. B. die Geſinnung im franzöſiſchen Heere ſei.

Unſere Nachrichten kommen von der franzöſiſchen Armee in Spanien und zwar über England und Helgoland, erklärte Dörnberg. Dieſe einſame Inſel iſt ſeit Napoleon's Continentalſperre eine Weltangel für Handel und Wandel geworden. Der mercantiliſche und der politiſche Verkehr mit England ſpinnt ſich um jenen Felſenblock der Nordſee mit engliſchen Kuttern, Briggs und Fregatten in den Jahdebuſen der norddeutſchen Küſte. Auf Helgoland haben jetzt die europäiſchen Kaufleute ihre Comptoirs;

3 bis 400 Schiffe gehen dort täglich ab und zu; die franzoſenfeindlichen Diplomaten und Generale halten dort ihre verſchwiegenen Congreſſe. Jener Fels bildet den Widerhalt für die Hebel, die Napoleon's Herrſchaft zu ſprengen angeſetzt werden, und der Leuchtthurm auf Helgoland wird zur Oriflamme eines heiligen Kampfes für unſere Erlöſung und für die Freiheit der Welt.

Lieber, edler Dörnberg, ich könnte aufjauchzen bei Ihrer guten Botſchaft! rief die Dechantin. Aber freilich bleibt zu bedenken, daß der Leuchtthurm uns nicht zum Einlaufen in den Hafen, ſondern zum Sturm winkt, den wir erſt durchzumachen, ja ſelbſt zu erwecken haben. Bei alledem muß ich an den Grafen Münſter denken, — nicht wahr?

Ja wohl, meine Gnädige! Durch ihn eben erhalten wir von London jene Nachrichten aus Spanien, die uns über Frankreich entweder verfälſcht oder gar nicht zukämen. Ueberdies bietet Graf Münſter Alles auf, die britiſchen Miniſter zu Geldhülfe und zu einer bewaffneten Diverſion in die Elbe und Weſer zu vermögen. Einem ſolchen Unternehmen müſſen wir nun von Preußen, Braunſchweig und Heſſen aus entgegenzukommen uns bereit halten. Mit engliſchem Gelde beſtreiten wir auch ſchon die geheime Correſpondenz, die wir weit und breit hinführen, und die Boten, die jene nicht poſtfähigen Briefſchaften umhertragen. Ein umfaſſender, ein überraſchender Schlag muß vorbereitet werden, eine allgemeine Erhebung reif ſein für den günſtigen Augenblick, der das Signal dazu gibt. Hiermit deute ich Ihnen aber freilich blos die allgemeinſten Umriſſe unſerer Abſichten, Mittel und Wege an, und werde in beſonderer Berathung mit den hieſigen Einverſtandenen auf das Einzelne kommen. Meine Rolle dabei können Sie ſich denken: es gilt einen Aufſtand in Heſſen, auf den beſonders gerechnet wird. Iſt ja doch das Königreich Weſtfalen, dieſer franzöſiſch-deutſche Miſchmaſch, ſo recht als Sauerteig des fremden Weſens in unſer Nationalleben eingemährt. Dieſer Thron muß fallen, — vielleicht als das Signal zum allgemeinen Angriff.

Die Dechantin war nachdenklich geworden. Das leuchtende Auge geſenkt, erwog ſie in bewegter Seele ein Unternehmen, das aus der Ferne ſo freudig zuwinkend plötzlich ſo hart an ſie herangetreten war, daß es im erſten Augenblicke die Bruſt beklemmte. Was in der Weite wie ein jubelvoller Sieg ausgeſehen, hatte ſich in einen vorzubereitenden Kampf verwandelt, in ein Aufgebot, dem ſich die Schweſter Stein's mit ihrem hochfühlenden Herzen und die Mitvorſteherin eines adeligen Damenſtifts mit ihrem ſtolzen Sinn nicht entziehen durfte. Dörnberg's tiefer Blick ruhte auf der kleinen etwas zuſammengeſunkenen Geſtalt, als ob zu erſpähen, wie viel Angſt oder Antheil ſich in dieſer bewegten Bruſt abwöge. Endlich richtete ſie ſich auf, reichte dem Oberſten die Hand und ſagte:

Ja ja, es iſt ein folgenreiches Verhängniß, das uns zuerſt hier in Heſſen heimſuchen will; aber es beruhigt mich gar ſehr, daß es an Ihrer Hand kommt, lieber Dörnberg. Ihre einflußreichen Verbindungen, Ihr Soldatenmuth und Ihre diplomatiſche Beſonnenheit geben uns gute Bürgſchaften für das richtige Anfaſſen und mithin für das Gelingen. Dennoch, oder gerade deshalb, wollen wir dieſe Angelegenheit vorerſt doch noch für uns behalten. Einmal muß ich erſt Rückſprache mit unſerer lieben Aebtiſſin nehmen; dann aber würde das Vertrauen, das gerade Sie erwecken, lieber Freund, unſern jüngern Damen vielleicht zuviel Sorgloſigkeit einflößen, um das jubelnde Herz lange zu bewahren. Denn für dieſe vaterländiſche Sache ſind Alle gleichbegeiſtert, von gleichem Haß, von gleichem Muthe beſeelt. Nur nicht gleich in Selbſtbeherrſchung und Bedachtſamkeit, und wir wiſſen ja, wie es um uns her von Horchern, Aufpaſſern, Verräthern in allen Geſtalten wimmelt. Ich ſelbſt aber möchte recht gern Ihren weitern Berathungen beiwohnen. Wie lange bleiben Sie bei uns?

Nur noch morgen, antwortete Dörnberg. Mein Urlaub geht zu Ende.

Nun ja! fuhr ſie fort. Sie ſind ja wol beim Oberforſtmeiſter eingekehrt, und werden mit ihm und Herrn Martin Alles beſprechen. Ich höre dann das Weitere. Kommen Sie morgen zu Tiſche, und nehmen Sie mich dann mit zum Kaffee bei Buttlars!

In dieſem Augenblicke wurde das vom Spaziergange zurückkehrende Kleeblatt, Herr Heiſter mit Frau und Freund angemeldet.

Ins Geſellſchaftszimmer! Ich komme gleich! befahl die Dechantin.

Heiſter? Wer iſt dieſer Heiſter? fragte Dörnberg etwas mistrauiſch.

Er iſt Chef einer Abtheilung im Miniſterium des Innern, der Sohn eines wohlhabenden Maurermeiſters, jetzt ohne Aeltern, aber nicht ohne Vermögen, ſonſt ein ſtudirter und gebildeter Mann, und unſer Nachbar durch eine neue, artige Beſitzung, einen Anbau zu den Sanct-Georgshöfen. Er hat ſich eben verheirathet mit einer charmanten Bürgerstochter. Ein kluger, zuverläſſiger Menſch; hält mit Schmerfeld zur Partei der Kurfürſtlichen, und geht mit Martin und dem Oberforſtmeiſter um. Soviel ich weiß, iſt er im Einverſtändniß, und Sie können ihm vertrauen. Er iſt ein Mann, wie geſagt, von Charakter und ſtiller Klugheit.

Sie erhob ſich, lud ihn zu einer Erfriſchung und nahm ſeinen Arm.

Das Stiftshaus, ein altes, nicht ſehr umfangreiches Gebäude, war gewöhnlich außer der Aebtiſſin und Dechantin nur noch von zwei Stiftsfräulein bewohnt. Es fehlte aber ſelten an Beſuch aus der Stadt oder von den adeligen Landſitzen der Nachbarſchaft. Auch heut war Beſuch da, und es ging eben im Geſellſchaftszimmer eine laute, lachende Unterhaltung, die durch Dörnberg's Eintritt augenblicklich unterbrochen wurde. Doch wußte die Dechantin den Druck ſeiner räthſelhaften Erſcheinung ſchnell zu heben, indem ſie ihn zu Mittheilungen über des Königs Reiſe veranlaßte. Wirklich brachte er mit guter Laune einige recht ergötzliche Misgriffe vor, die bei Empfang und Bewirthung Jerôme's in Braunſchweig ſtattgefunden. Da er ſelbſt nicht über Caſſel, ſondern über Göttingen und Witzenhauſen gekommen war, ſo wußte er von des Königs Ankunft in Caſſel nichts zu melden. Lina ſuchte daher Hermann zu einem Bericht über die Illumination vorzuſchieben. Und nun fiel auch ihm noch ein heiteres Erlebniß ein. Man fragte nämlich, ob recht viel Vivats verſchwendet worden ſeien.

Ziemlich viel jugendliche Stimmen ließen ſich hören, erzählte er. Ich ging mit der Familie Reichardt, und wo wir in eine Straße eintraten, bemerkten wir einen Haufen Knaben oder junger Burſche, geſpannt, wie es ſchien, auf des Königs offenen Wagen. Sobald dieſer in die Straße einlenkte, erſchollen die hellen Vivats, gewöhnlich drei mal. Einmal, an der Martinikirche, hörten wir, als etliche Stimmen zum vierten mal anhoben, einen Burſchen laut ſagen: Schweigt! Es iſt genug für einen guten Groſchen!

Die Damen lachten herzlich, und Lina war ſehr vergnügt. Wie es ſchien, war ſie in der kurzen Zeit ihres ländlichen Aufenthalts ein Liebling der ältern und gute Freundin der jüngern Damen geworden. Hermann bewunderte im Stillen, mit wieviel unbefangener Lebhaftigkeit und liebenswürdigen Manieren ſie, die Bürgertochter, unter dieſen Abkömmlingen alter guter Familien verkehrte. Sie beherrſchte die hergebrachten Formen, und hatte vielleicht in der Behandlung derſelben noch etwas bürgerlich Friſches voraus. Da das Theewaſſer noch nicht gebracht war, ließ ſie ſich zum Klavier bewegen, nahm aber Hermann mit, den ſie, nachdem er als Erzähler gefallen hatte, nun auch als Sänger geltend machen konnte. Sie blätterte in den Muſikheften und fand das Duett aus Haydn's Schöpfung: „Holde Gattin.“

Ging's wohl? fragte ſie ihn mit lachenden Augen, da es keine Baritonſtimme iſt.

Je nun, verſetzte er, wenn Sie mir ein wenig beiſtehen, ſo will ich ſuchen, den für mich zu tiefen Baß zu mir heraufzuheben.

Der Ausdruck, mit dem Lina ſang, war für die Damen nichts Neues; die Stimme Hermann's aber überraſchte, und der ſeelenvolle Einklang des ſingenden Paares war ſo hinreißend, daß ſogar Johann, der eben das Theewaſſer gebracht hatte, ſich vergaß und zuhörend ſtehen blieb.

Nicht wahr, Johann, das iſt ſehr feſſelnd? erinnerte die humane Dechantin; worauf der Diener, den Wink überhörend, mit beiden gehobenen Armen eine Bewegung des Erſtaunens machte.

Was denkſt du dir denn bei „holde Gattin", Johann? fragte das ſchalkhafte Fräulein von Uslar.

O Ihro Gnaden meinen auch —! erwiderte Johann empfindlich. Ich werde doch verſtehen, wenn ſich Einer eine Gattin holen ſoll — Hol' die Gattin.

Da brach aber das heiterſte Lachen aus, und Fräulein Mathilde rief:

Johann, Johann, wie biſt du auf dem Holzweg! Da iſt nichts mehr zu holen. Weißt du nicht, daß Frau von Heiſter ſchon geholt iſt?

So rückte man denn in heiterſter Stimmung um die duftenden Taſſen, und die Unterhaltung ließ ſich freier gehen. Man bemerkte kaum, daß der Oberſt mit Heiſter in eine entfernte Fenſterniſche getreten war: denn alles

Strick- und Stickgarn der Unterhaltung häkelte ſich an Hermann, der das Vertrauen der Damen raſch erobert hatte. Er ſaß neben einem hübſchen, friſchen Mädchen, Fräulein Karoline von Baumbach, die nicht zum Stift gehörte, ſondern vom nicht ſehr entfernten Baumbachshofe zu Beſuche da war. Sie benahm ſich aber wie das Kind im Hauſe, und ſchien das Herzblatt der Dechantin zu ſein. Sie wurde heut ein wenig mit ihrer Liebe zu allem Feder- und vierfüßigen Vieh geneckt. Man erzählte ſogar, daß ſie letzten Winter einen jungen, kränklichen Eſel durch flanellne Modeſten vor Kälte geſchützt hätte. Etwas Enthuſiaſtiſches, aber entfernt von aller Coquetterie, gab ſich in ihrem ganzen Weſen kund, hatte aber dabei eine geſunde und kräftige körperliche Unterlage mit lebhaftem Incarnat. Sie war für Muſik mehr empfänglich als begabt, und fragte ihren Nachbar, ob Haydn noch lebe.

Ja wohl, in Wien! antwortete Hermann. Der kindliche Mann iſt aber faſt kindiſch geworden. Unſer Kapellmeiſter Reichardt hat ihn beſucht, ſehr erfreut, von dem großen Meiſter gekannt und geſchätzt zu ſein. Zwei Wienerinnen, wie er uns erzählte, vertraute Bekannte des lieben Alten, führten ihn bei demſelben ein. Sie fanden ihn in einer der entfernteſten Vorſtädte, in einem kleinen, aber ganz artigen Gartenhauſe, das ihm gehört, eine Treppe hoch in einem kleinen Zimmer, an einem mit grünem Tuch überdeckten Tiſche. Steif und ſtarr, dicht an den Tiſch gerückt, und beide Hände darauf gelegt, einem Wachsbilde nicht unähnlich, ſaß er da, in einem grauen Tuchkleide mit weißen Knöpfen und einer zierlich friſirten und gepuderten Lockenperücke. Die jüngere Dame, um ihn aus ſeiner Apathie zur Erinnerung zu bringen, trat voraus bei ihm ein, und nannte des Gaſtes Namen. Reichardt? rief Haydn, die blitzenden Augen weit geöffnet. Ein vortrefflicher Mann, wo iſt er? Reichardt trat ein, und der Greis, beide Hände ihm entgegenſtreckend, rief: Beſter Reichardt, komm doch, ich muß dich ans Herz drücken. Und ſo küßte er ihn mit heftigem, krampfigem Händedruck. Dann fuhr er ihm drei bis vier mal mit der dürren Hand über die Backen, und ſagte zu den Damen: Was mich das freut, daß der brave Künſtler auch ſolch ehrlich, gutes Geſicht hat. Reichardt ſetzte ſich zu ihm, Haydn behielt ſeine Hand, ſah ihn gerührt an und ſagte: Noch ſo friſch! Ach, ich hab' zuviel den Geiſt angeſtrengt, ich bin ſchon ganz Kind. Dabei weinte er bittere Thränen. Die Damen wollten, ihn zu ſchonen, den Beſuch mit ſich fortnehmen, Haydn aber rief: Nein, laßt mich Kinder, das thut mir wohl, es ſind wahrhaftig Freudenthränen über den Mann da, dem wird's beſſer ergehen! — —

Eine gerührte Stille war auf dieſe Erzählung eingetreten, als Ludwig, leiſe herbeigekommen, ſeine Frau bat, mit Hermann vorauszugehen, weil er den Oberſten zum Oberforſtmeiſter begleiten wolle. Beide Männer empfahlen ſich denn auch, und Lina ſtand ebenfalls auf, den Heimweg anzutreten. Die Dechantin lud alle Vier auf nächſten Mittag zu einer einfachen Suppe ein, was denn auch von Allen angenommen wurde.

Sechstes Capitel.

Hermann als Unkraut.

Der Abendhimmel ſtand mit Federwölkchen über der untergehenden Sonne; die Luft war lau und ſtill; eine ſpäte Lerche ſchwang ſich noch mit Geſang empor, und aus der Ferne klang die helle Stimme einer Magd, die einen Schubkarren mit friſchem Klee belud. Lina ging eine Strecke ſchweigend neben ihrem Begleiter den ſanften Pfad am Berge hin, etwas verſtimmt gegen ihren Ludwig. Sie konnte nicht mehr zweifeln, daß er tiefer, als ſie bisher geglaubt hatte, in das politiſche Geheimniß eines regierungsfeindlichen Unternehmens gezogen war. Sie misbilligte gerade dieſe Verbindung mit einigen ſonſt ſehr achtbaren Männern in und um Homberg nicht, weil ſie ſich überhaupt kein Urtheil über ihres klugen Ludwig's Angelegenheiten zutraute, dagegen das heiterſte Vertrauen in ſeine Einſichten und Beſtrebungen ſetzte; aber um ſo mehr kränkte es ſie, daß er ſich dennoch gegen ſie ſo rückhaltend benahm, und ihr aus ſeinen täglichen Abendbeſuchen beim Oberforſtmeiſter, beim Metropolitan und beim Friedensrichter Martin, oder vielmehr aus den Verhandlungen in dieſen Verſammlungen, ein Geheimniß machte. Seit ſie mit ihm verlobt geweſen — und das datirte von Jerôme's Einzug. alſo vom 7. December vorigen Jahres — hatte ſie den ſtets ſehr beſchäftigten Ludwig nur in der einfachen Bemühung um ihr Herz und für ihre gemeinſame Häuslichkeit beſorgt geſehen. Nun endlich mit ihm verbunden, war ſie ihm aufs Land gefolgt, um die glücklichſten Stunden ſchöner Maitage in traulichſter Gemeinſamkeit zu verleben. Und gerade jetzt konnte er ſich dieſem innigen Zuſammenſein ſo leicht entziehen, und gab ſich einer Geheimthätigkeit hin, die er durch ſein Schweigen noch **über** ihre gemeinſame Liebe zu ſetzen ſchien, indem ſie ihn wenigſtens mehr als dieſe einnahm und beſchäftigte.

Dieſe flüchtige Betrachtung durchzuckte ihr Herz und bebte um ihren wehmüthigen Mund. Aber nur wenige Minuten lang, und der Gedanke, daß Hermann nichts von dieſer Unzufriedenheit ahnen dürfe, half ihr ſchnell wieder zu einer heitern Faſſung. Sie hätte den Freund beim Abſchied nach ihrer Trauung zum Beſuch auf dem Lande nicht einladen mögen, weil ſie eben ausſchließend ihrem Ludwig zu leben dachte. Nun war ihr Hermann unerwartet ein lieber und tröſtlicher Gaſt und von Ludwig ſelbſt ihr zugewieſener Begleiter. Es freute ſie, daß er Ludwig's Unachtſamkeit nicht übel nahm. So wendete ſie ihm, ohne alle Ueberlegung, jenen Theil der Hingebung und ihres bedürftigen Herzens zu, der für ihren Ludwig überflüſſig ſchien. Mit aufgeregter Heiterkeit ſagte ſie:

Heut warſt du ſehr lieb, Bruder Hermann, und haſt meiner Einführung im Stift alle Ehre gemacht. Ich habe in der That zum erſten mal empfunden, was man an einem Bruder hat. Du kennſt das nicht, Hermann, denn du haſt wenigſtens eine Schweſter. Wenn man aber ohne Geſchwiſter aufwächſt, ſo behält, ſo zu ſagen, das Hausgärtchen des Herzens einige unbeſtellte Rabatten.

Wo dann leicht Unkraut wächſt, nicht wahr? lachte Hermann.

Ja, du könnteſt Recht haben, erwiderte ſie neckend; denn ich ſagte ja eben, daß du da zum Vorſchein kamſt, als eine Art von Stiefbruder. Wie ſich die Damen nämlich an deinem Erzählen, an deinem Geſang entzückten, war ich ordentlich ſtolz auf dich. Dennoch glaube ich, daß eine wirkliche Schweſter noch anders empfinden muß.

Und wie denn, Frau Schweſter? fragte er, indem er mit einem gewiſſen eiteln Behagen ihre linke Hand ergriff, und im Gehen die ſo verbundenen Arme ſchlenkerte.

Einmal durfte ich meinen Stolz auf dich nicht verrathen, antwortete ſie, aus derſelben Schicklichkeit, die auch dich mit Recht abhielt, mich vor den Damen zu duzen.

Gut, das begreif' ich, erwiderte er, wenn ich's auch ohne beſondere Ueberlegung that.

Sodann aber, fuhr ſie fort, bin ich dir auch darin noch keine ganze Schweſter, daß ich dir nicht ſagen kann, was mir die Damen Schmeichelhaftes über dich zugeflüſtert haben.

Ei, lachte er vergnüglich, das begreiſe ich aber nicht.

Ich auch nicht, verſetzte ſie flüchtig erröthend. Schade, daß keine darunter iſt, die für dich paßte und der du ein wenig den Hof machen könnteſt, wenigſtens ſo lange du hier biſt. Du weißt ja, die Stiftsdamen ſind zwar hochwürdig, dürfen aber auch liebenswürdig ſein und ſich lieben laſſen.

Keine darunter? ſcherzte Hermann. Was hätteſt du denn gegen Fräulein von Baumbach? Sie heißt ja ſogar auch Karoline, wie du!

Die iſt ja keine Stiftsdame! entgegnete ſie. Alſo die gefällt dir? Nun ja, ſie iſt nicht übel, und hat auch einen gewiſſen Schwung der Seele; ſchade nur, daß gerade ſie am wenigſten über dich geäußert hat.

O das iſt kein ſchlimmes Zeichen; im Gegentheil, es iſt mir lieb, fiel er lachend ein; ſie hat's alſo für ſich behalten, ein Geheimniß, und das will mehr ſagen, als was die Andern ſo leicht von ſich gegeben. Meinſt du nicht auch —? O wir kennen euch Mädchen!

Seht doch! An guter Meinung von ſich fehlt's dem Bruder Doctor nicht! meinte ſie. Aber es iſt ſchon recht, daß du als Bruder ſo offenherzig gegen mich biſt. Ich kann alles Rückhaltige nicht leiden unter Menſchen, die ein Herz für einander haben.

Ludwig fiel ihr bei dieſen unbedachten Worten ein, und ſie ſchwieg erſchrocken.

Das Abendlüftchen, das mit Sonnenuntergang ſich erhoben, war ſo frühlingswürzig, daß Beide, zu Hauſe angekommen, und nachdem Lina das Abendbrot angeordnet hatte, noch im Garten verweilten.

Weißt du, Lina, ſagte Hermann, was mir an einigen dieſer Damen aufgefallen iſt? Daß ſie in ihrer Art von eigentlich doch geiſtlicher Stellung, und ſogar auf dem Lande, ſich nach dem Hofſchnitt der Kleider tragen, was freilich auch jetzt die Mode der Zeit und in der hohen Geſellſchaft nicht mehr auffallend iſt.

Es iſt mir eine recht fatale Mode, dieſe ausgeſchnittenen Kleider, ſagte Lina. Decolletirt nennen ſie's; und freilich iſt's auch ein franzöſiſcher Geſchmack, aber häßlich!

Warum? wendete er ein. Ich finde das nicht. Es iſt blos ſo bürgerlich angenommen; es iſt nur unſchicklich durch Vorurtheil. Die Gewohnheit würde Das zu einem reinen, natürlichen Wohlgefallen machen, was durch Verhüllung ein Reiz für die Einen und ein Aergerniß wird für die Andern. Was die Sitte, die Vorausſetzung, der reinen Natur für Zwang anthun, ſiehſt du daraus, daß z. B. die türkiſchen Frauen ſogar auch das Geſicht verhüllen müſſen, und durch zwei Löcher gucken, die man in die Hülle ſchneidet, weil ſonſt die feurigen Augen ſolche doch einbrennen würden. Vielleicht darf man in guter türkiſcher Geſellſchaft das Geſicht gar nicht Geſicht nennen, wie man bei uns auch das Edelſte an der weiblichen Geſtalt mit dem Worte Büſte bezeichnet. Ich muß immer dabei an die Italiener mit den Gipsfiguren denken: dieſe verkaufen Büſten. Oder will man etwa durch die Vorſtellung von dem rauhen und kalten Gips —

Schweig' und ſei nicht unartig! gebot Lina, indem ſie gebückt einige Maßliebchen von der Einfaſſung eines Blumenbeetes pflückte.

Erlaube mir nur noch die eine kunſtgelehrte Bemerkung, bat Hermann. Die Bildhauer wollen wahrgenommen haben, daß nur bei ganz vollendeten weiblichen Geſtalten der Schulterbau und der Hüftenbau gleichmäßig ſchön entwickelt ſeien, in den meiſten Fällen aber der eine ſich auf Koſten des andern hervorthue.

Jetzt aber ein- für allemal genug, Hermann, mit kunſtgelehrten und leichtfertigen Bemerkungen! rief Lina mit Ernſt, und ſetzte dann ſcherzend hinzu:

Hörſt du nicht aus der Küche das Brätſeln? Laß uns hineingehen! Ich will deiner Naturforſchung einen Pfannkuchen als Doctormäntelchen umſchlagen, und deine gelehrte Zunge auf das grüne Feld eines Lattichſalats führen. Nun weißt du, was du zu erwarten haſt!

Lachend eilte ſie voraus, die zwei Tritte der Hausthür hinauf. Hermann folgte mit dem neckiſchen Ausrufe:

Daß man dich für herrlich gewachſen anſieht, kannſt du mir doch und keinem Menſchen verwehren, Lina!

Das ländliche Abendgericht wurde ziemlich ſtill eingenommen, nachdem Lina, ohne es gegen Hermann auszuſprechen, ängſtlich auf ihren Mann gewartet hatte. Mit der zunehmenden Dämmerung legte ſich eine heimliche Trauer über ihr Herz. Hermann brachte allerlei aufs Tapet, was nicht anſchlug; auch die Bitte, noch etwas zu ſingen, wurde mit vorgeſchützter Müdigkeit abgelehnt.

Der Freund empfahl ſich endlich mit einer herzlichen Gutenacht, und ſuchte ſein Zimmer auf. Nachdem er hier den Vorhang auseinander geſchlagen, der das Bett des Alkovens verdeckte, legte er ſich ins offene Fenſter und überließ ſich beim Ausblick in die ſanft athmende Mainacht den Empfindungen, die mit den lauen Luftſtößen zu kommen und zu wechſeln ſchienen.

Der Nachthimmel war mit Wölkchen durchſetzt, zwiſchen denen einzelne Sterne hervorſchimmerten. Aus dem Gebüſche ſchlug eine Nachtigall durch das eintönige Rauſchen der entfernten Mühlen. Mit dem Nachtthau ſank die Würze nieder, die unter brütender Sonne des Tages aus Gärten, Wieſen und Wäldern aufgeſtiegen war. Bald ließ ſich auch durch die weiche, wehmüthige Stille noch eine menſchliche Stimme hören; eine weibliche Kehle, wahrſcheinlich aus der Schlafkammer einer Magd, ſang nicht ohne Empfindung das einfache Lied:

Arm und klein iſt meine Hütte,
Aber Ruh' und Einigkeit
Finden ſich auf jedem Schritte,
Folgen der Zufriedenheit.
Laß die Liebe bei uns wohnen,
Die uns Blumenkränze flicht;
Dann beneiden wir die Kronen
Auch der größten Fürſten nicht.

Hermann war bewegt, und hing einer unbeſtimmten Sehnſucht nach, bis er männliche Schritte vom Wege her vernahm, und Ludwig erkannte, der mittels eines Hausſchlüſſels einkehrte. Das lenkte ſeine Betrachtung auf das liebe, befreundete Paar. Ludwig erſchien hier auf dem müßigen Lande ſogar noch ernſter und zerſtreuter, als er ihn vor der Trauung, zwiſchen Geſchäften und häuslichen Vorkehrungen, gekannt hatte. Was konnte ihn nun hier innerlich ſo beſchäftigen, wo er frei von Sorgen war? Dagegen kam ihm Lina blühender, roſiger vor, vielleicht weil er ſie zuletzt, in den Stunden der Trauung und des Abſchieds, doch ziemlich blaß und gedankenvoll geſehen hatte. Ihrem innern Weſen nach war ſie noch ſo friſch und unbefangen wie vorher; doch ſchien etwas eigenthümlich Sinniges, eine gewiſſe feinere und zartere Empfindſamkeit bald der eigenen Hingebung, bald der fremden Auffaſſung, hinzugekommen. Der junge Philoſoph brachte ſeine Wahrnehmung mit der bekannten Erfahrung in Uebereinſtimmung, wornach das Geheimniß der Liebe ſich einer reinen Mädchenſeele ſelten ohne wunderbare Verwandlungen offenbart. Da wird oft die Aengſtliche muthvoll, die Schüchterne tritt hervor, die Beſchränkte zeigt Einſicht und Urtheil, die Ausgelaſſene gibt ſich ſanft und zärtlich hin, die Trübſelige blickt heiter in die Welt, wogegen die Eitle oder Leichtfertige wol nicht ſelten auch einen edeln Ernſt für das Leben annimmt.

Und könnte es auch anders ſein? rief Hermann aus. Wenn die echte Liebe ſich darin hervorthut, daß ſie eine verlaſſene Seele in Verbindung mit einer andern, verwandten zur Empfindung und Wahrnehmung des Unendlichen und Harmoniſchen erhebt, ſo kann Das nicht ohne Erweiterung ihres eigenen ewigen Weſens bleiben. Sagt doch ſchon der alte Plato, die Liebe ſei die Tochter der Armuth, die den Ueberfluß zum Vater habe.

Siebentes Capitel.

Ein verkehrtes Paar.

Andern Morgens, während Frau Lina im hübſchen Hauskleide das Frühſtück bereitete, ging aus der Unterhaltung mit ihrem Manne hervor, daß er ihr doch, um auch ſein Ausbleiben bis in die Nacht zu entſchuldigen, Mittheilungen über die politiſche Berathung einiger Vaterlandsfreunde gemacht hatte. Es lag nicht in Lina's heiterm Naturell, ſich empfindlich zu zeigen, oder verdroſſen zu thun; ſie beſchwerte ſich nicht einmal über ſein bisheriges Schweigen, ſondern nahm ſeine Nachrichten mit freundlicher Aufmerkſamkeit hin, ohne gerade ein beſonderes Intereſſe an dem Geheimniß zu nehmen, ſodaß ſie nicht einmal nach einer Erklärung des Widerſpruchs verlangte, der ihr in Dörnberg's Stellung zu einem Vorhaben zu liegen ſchien, das doch ganz nach einer Verſchwörung gegen ſeinen König ausſah. Ihre geſtern empfundene Kränkung warf ſich, wie ein gehobener Krankheitsſtoff, von ihrem Ludwig hinweg auf den Gegenſtand, dem er ſich mit ſo beeifertem Geheimthun hingab. Sie überlegte nicht, daß ihre Gleichgültigkeit gegen etwas, was Ludwig's Gemüth in ſo hohem Grad und mit ſolchem Ernſt einnahm, ihn nur immer wieder zurückhaltend machen müſſe, oder daß ſie durch Theilnahmloſigkeit ebenſo leicht, wie Ludwig durch Schweigſamkeit, eine Störung in ihr herzliches Verhältniß bringen könnte. Die höhere Einſicht ging ihr noch ab, daß im engſten Bunde zweier Herzen eben Alles, auch das Geringſte, von Beiden getheilt, durchwärmt und in ihr gemeinſames Leben verwandelt werden muß, wenn dies Bündniß für ein ganzes Leben ſich geſund und beglückend erhalten ſoll. Die junge, liebenswürdige Frau befriedigte ſich mit dem herzlichen Vertrauen, das ſie unbedingt in die Rechtſchaffenheit und in die Klugheit ihres Ludwig ſetzte.

Als man jetzt Hermann die Treppe herabkommen hörte, erklärte Ludwig, daß der Freund von der Sache noch nichts erfahren dürfe; man ſetze kein Mistrauen in ſeinen Charakter, wolle aber vor allem abwarten, wie er ſich aus der mislichen Verwickelung mit Vercagno los machen werde.

Gut, lieber Ludwig! ſagte ſie. Aber mir gefällt es, und ich finde es ordentlich lieb von ihm, wie er ſich ſo ehrlicherweiſe von polizeilichen Kniffen fangen laſſen konnte. Uebrigens hätteſt du, däucht mich, den Herrn noch gar nichts davon mittheilen ſollen, und — weißt du was, lieber Ludwig? Laßt ihn ganz aus euern Heimlichkeiten weg!

Eben trat der Beſprochene ins Zimmer und machte auf einen fremd ausſehenden Mann aufmerkſam, der auf dem Wege ſtehend das Haus betrachtete, und eine eben vorübergehende Bäuerin nach dem Bewohner zu fragen ſchien. Es war ein ſchmächtiger Mann mit ſchneeweißem, aber noch ſtarkem Haar, das Geſicht dunkel und wie von klimatiſchem Wechſel gefärbt, das Auge lebhaft, keck und unruhig blickend. Das auffallende Ausſehen des Fremden, der ein geſunder Siebenziger ſein mochte, lag zum Theil auch in ſeinem Anzuge, der beſonders an Hut, Rock und Umſchlagſtiefeln nach engliſchem Zuſchnitt ebenſowol einen geweſenen Soldaten, als einen Jäger vermuthen ließ. Als er, ein thönernes Pfeifchen im Munde und die Hände auf dem Rücken gekreuzt, weiter ging, verriethen die Bewegungen einen noch lebenden, kraftvollen Mann, der nur die Schultern, wie ein bequemer Reiter, etwas überhangen ließ.

Lina und Hermann waren ans Fenſter getreten, ihm nachzuſehen. Ludwig, der ſich gefliſſentlich zurückgehalten, ſagte jetzt mit einer eigenthümlichen Befangenheit, die ſeiner Frau nicht entging:

Ich kann euch verrathen, wer es iſt. Er war geſtern Abend beim Oberforſtmeiſter, und ſeine anziehenden Erzählungen haben mich eben ſolange aufgehalten. Es iſt Oberſtlieutenant Emmerich, ein berühmter Parteigänger und höchſt merkwürdiger Menſch, der ein ſehr wechſelndes, zum Theil waghalſiges Leben geführt hat. Ein Förſterſohn aus dem Hanauiſchen, ward er, etwa 19 Jahre alt, vom Grafen Iſenburg, als derſelbe vor nun bereits 52 Jahren ein heſſiſches Truppencorps nach England führte, mitgenommen, und trat als Jäger in die Dienſte des Herzogs von Cumberland. Dieſer übernahm ein Jahr darauf das Commando der verbündeten Armeen in Deutſchland, und hier trat der junge Emmerich als Freiwilliger in das neuerrichtete Jägercorps des Grafen von Schulenburg. Eine Reihe tollkühner Handſtreiche und glücklicher Unternehmungen machten ihm als Parteigänger während des Siebenjährigen Kriegs einen Namen, ſodaß ihn Friedrich der Große nach dem Frieden als Forſtmeiſter und Domänenrath anſtellte. Der unruhige Mann hielt ſich aber nicht, ſondern ging nach England, um ein altes Guthaben einzutreiben. Statt deſſen gab man ihm eine Stelle in des Königs Forſten. Aber der ausgebrochene amerikaniſche Krieg lockte ihn bald wieder zu Waffenunternehmungen, und auch drüben, in der Neuen Welt, ward er durch ſeine raſch und unerwartet ausgeführten Wagſtücke ein gefürchteter, ja ein fabelhafter Mann. Er kehrte zurück mit neuen Foderungen an die engliſche Regierung, konnte dieſelben aber ſo wenig wie die ältern geltend, heißt das — zu Geld machen. Seitdem lebt er, wie mir ſcheint in dürftigen Umſtänden, zu Köln, oder führt vielmehr von dort aus ein unſtätes Leben, — alt, aber noch immer voll Unruhe und auf Abenteuer ausgehend.

Hermann hatte mit Verwunderung, Lina nicht ohne einige Beſorgniß zugehört. Der Gedanke beunruhigte ſie, daß der Fremde eben auch Antheil an der Berathung und den Abſichten der homberger Freunde nehme. Wohin konnte aber ein ſolcher abenteuerlicher Mann, der ſein Leben, aber nicht ſeine Tollheiten hinter ſich hatte, auch die beſte Sache wenden, und ſelbſt die Klugen und Beſonnenen mit ſich fortreißen? Sie nahm ſich vor, ihren Ludwig zu warnen oder ſich von ihm beruhigen zu laſſen.

Unter dem Frühſtück überbrachte die Bötin des Orts einen Brief an Lina von ihrer Mutter. Es betraf einige bei Hermann's eiliger Abreiſe vergeſſenen häuslichen Beſtellungen, und als Hauptanliegen die Nachricht, daß von der Polizei aus ſehr dringend nach dem Herrn Doctor geſchickt worden ſei. Ein fein gekleideter, aber ſehr unangenehmer Mann ſei da geweſen, und habe ſehr wichtig gethan. Wenn's nur kein Verdruß für den lieben jungen Herrn iſt, ſchrieb die Mutter. Der Herr von der Polizei ſchnitt gar bedenkliche Geſichter, und hinterließ mir die ganze Stube voll Geruch von „O der Bougre“.

Was iſt das? fragte Hermann, und Lina, nach einigem Räthſeln in herzliches Lachen ausbrechend, verſetzte:

Nein, das iſt aber köſtlich! Die gute Mutter! Hört nur die drollige Verwechſelung! Ich habe jüngſt einmal einer hauſirenden Franzöſin, einer ſehr hübſchen Perſon, ein Fläſchchen Eau de bouquet abgekauft, und das hat die gute Mutter dem Gehör nach in „O der Bougre“ verwandelt.

Aber der Misverſtand iſt zufällig treffender als ihr denkt, lachte Ludwig. Ich errathe, daß es der geheime Polizeiagent Würtz iſt, der ſich gewöhnlich parfümirt, ein recht widerwärtiger Schurke!

Hermann war doch in einiger Unruhe und wollte gleich morgen früh zurückkehren. Lina ſuchte ihm die Sache leicht zu machen.

Laßt uns hinaus in den Garten gehen! ſagte ſie. Ich will dir ſagen, Hermann, warum es beſſer iſt, daß du noch ein paar Tage bleibſt und dieſen Bercagny zappeln läſſeſt. Ich beſorge, du haſt noch immer die freie Faſſung und Laune nicht, den Mann recht ſchlau und geſchickt abzufertigen. Dein Gemüth iſt noch zu ſehr gegen ihn eingenommen; jedes Wort von ihm kann dich aufbringen und über deine Abſicht hinausreißen.

Lina hat Recht, fiel Ludwig ein. Du darfſt dir um Alles den Mann nicht zum Feind machen.

Während ſie im Garten die Sache weitläufig verhandelten, kam Oberſt Dörnberg auf ſeinem Morgenritt von Homberg her vorüber, grüßte und wechſelte einige freundliche Worte über das Stacket. Weiter reitend zog er die Unterhaltung nach ſich. Hermann erhob das ſtattliche und bedeutende Ausſehen des Mannes, und fragte nach deſſen Familie und bisheriger Stellung.

Es iſt eine altritterliche heſſiſche Familie, berichtete Ludwig, ſchon früh von Einfluß und Vermögen. Unſer Oberſt diente in der preußiſchen Armee und ward 1806 mit dem Blücher'ſchen Corps gefangen genommen. Nachmals frei gelaſſen, kehrte er nach Heſſen zurück, und kam nach Allendorf, wo ein kleiner Aufſtand zu Gunſten des

Kurfürſten erhoben, aber bald unterdrückt worden war. Er brachte dann Frau und Kinder zu ſeinem Schwager Laffort nach Wittorf, und ging über Schleswig nach England. Hier knüpfte er einflußreiche Verbindungen an — mit Lord Caſtlereagh und Cathcart, mit dem ruſſiſchen Miniſter von Alopeus, dem hannöverſchen Grafen von Münſter und andern hochgeſtellten Staatsmännern. Bis er von dort zurückkehrte, war die preußiſche Armee bekanntlich ſehr vermindert worden, und da auch der neue König Jerôme alle Eingeborenen ſeines Reichs bei Verluſt ihrer Güter einberief, ſo kam Dörnberg wieder nach Heſſen. Im Stillen entſchloſſen, unter der Fremdherrſchaft für das Beſte ſeines Vaterlandes thätig zu ſein, wollte er Maire in Hauſen werden, wo in ſchöner Bergumgebung ein Dörnberg'ſches Schloß liegt. Er ſtellte ſich dem Könige vor, gefiel begreiflicherweiſe durch ſeine ausgezeichnete Perſönlichkeit, und ließ ſich bewegen, die Stelle eines Bataillonschefs in der Grenadiergarde anzunehmen. Soeben iſt er zum Oberſten der gelernten Jäger, der Chaſſeurs-Carabiniers, befördert worden, und kehrt morgen zu ſeinem Regiment zurück.

Lina nahm des Augenblicks wahr, um darauf hinzudeuten, welch' ein wirkſamer Platz ihr dies für einen Mann von Dörnberg's Verbindungen und Abſichten ſcheine.

Nicht wahr, Ludwig, ſetzte ſie mit bezüglichem Blick hinzu, bei einem Mann wie Dörnberg iſt auch nicht zu fürchten, daß er ſich von dem alten Emmerich zu einem tollen Wagſtück hinreißen laſſe?

Ludwig, indem er ihr Stillſchweigen zuwinkte, verſetzte nur ſcherzend:

Ein Oberſt, liebe Lina, ſteht nicht unter einem Oberſtlieutenant, weißt du, und Dörnberg ſieht nicht darnach aus, ſich reißen zu laſſen!

Er lenkte die Unterhaltung auf andere Gegenſtände, bis Lina nach ihrem Zimmer ging, ſich zum Mittageſſen im Stift anzukleiden.

Als eine Weile darauf beide Freunde zu gleichem Zweck den Garten verließen, fand Ludwig ſeine Frau im quadrillirten grünen ſchottiſchen Taffitkleide, das in Stoff und Zuſchnitt nach der Mode des Tages ganz neu und ein Geſchenk ſeines Geſchmacks war.

Ha! rief er vergnügt aus, endlich kommt's doch einmal dran!

Still nur Ludwig, ſtill! verſetzte ſie etwas haſtig und befangen. Ich weiß ſchon, daß du das ausgeſchnittene Kleid meinſt. Aber — haſt du mir's nicht ſelbſt wider meinen Willen eingepackt? Ich kann die Mode nicht leiden, weißt du; da jedoch ſogar die ältern Stiftsdamen — Oder — meinſt du, ich ſoll's lieber nicht anziehen? Sag's nur!

Ei, du haſt ja ganz Recht, und es iſt mir lieb, lachte er, daß du es endlich einmal anziehſt! Wozu die Erklärungen? Hab' ich dich nicht ſchon oft gequält, daß du dich jetzt mehr nach dem Geſchmack und der Mode des Tages und unſers Standes richten müſſeſt? Es freut mich, und du gefällſt mir ſo, und — kannſt dich auch ſehen laſſen, Herzens-Linchen! Zeig' einmal!

Geh' fort, Ludwig! rief ſie erröthend und mit vorgeſtrecktem Arm den Schmeichler abwehrend. Nur bitt' ich mir's aus — du darfſt mich nicht vor Hermann — und vor gar Niemand damit necken, daß ich das Kleid zum erſten mal heut —

Sie ſchwieg, indem ſie unruhig und heftig an der Halsſchnur von Perlen häkelte, die ſich — vielleicht aus Eiferſucht auf den glänzenden Nacken — nicht ſogleich fügen wollten.

Wie kommſt du nur darauf, liebe Lina? fragte er lachend.

O mein Schatz, wir kennen uns! rief ſie unruhig und verlegen. Du kannſt mich manchmal mit Kindereien necken. Ich weiß — du meinſt es lieb; aber — es ſetzt mich doch in Verwirrung!

Geh', geh' doch, Linchen! Das iſt meine Art gar nicht, verſetzte er. Das Kleid, ſcheint's, macht dich ein wenig verwirrt

Das Kleid? Ich glaube du biſt nicht klug! erwiderte ſie lebhaft.

Sie warf dann ihr Tuch um, und umarmte ihn, indem ſie freundlich hinzuſetzte:

Ich bin jetzt fix und fertig! Nun ſtaffire dich einmal heraus! Ich denke, mit dem grünen Frack und der zweifarbig geſtreiften Cordelineweſte, — Jabot heraus, und den Haarbuſch des Titus ſeitwärts aufgebürſtet — ein coup de vent, wie's der Friſeur nennt! — —

Die geputzten Drei verließen zeitig die Wohnung, um bei etwas ſchwüler Luft gelaſſenen Schrittes die Stadt zu erreichen. Eine günſtige Wolke vor der Sonne begleitete ſie mit ihren Schatten, ein ſchmeichelndes Mailüftchen umfächelte ſie. So kamen ſie nach Homberg.

Das Stift mit ſeinem ausgedehnten Garten — ſeitdem von den Damen verlaſſen und in ein Schullehrerſeminar verwandelt — lag in der untern Stadt an der ſogenannten Freiheit, zwiſchen dieſer und der nach dem nahen Stadtthor führenden Straße. Der leichte Bau mit ſeinen drei einander überragenden Stockwerken und zwei Seitenerkern wendete ſeine Vorderſeite dem kleinen Hof und den Gartenterraſſen zu. Die unterſte Terraſſe, mit dem untern Stock des Hauſes von gleicher Höhe, führte ihre Blumenſtücke, Raſenplätze und Lauben längs der Freiheiterſtraße hin. Der folgende Erdwall erhob ſich mit Bosketen und einem Gartenhauſe, und die beiden noch höhern dienten zu reichlichem Gemüßbau, und reichten an die breite Stadtmauer, die von neugierigen Nachbarn zuweilen zur Promenade benutzt wurde. Es fehlte nicht an Obſtbäumen und Weinreben, die an Mauern und Spalieren gezogen wurden. Die eigentlichen Oekonomiegebäude ſtörten die Ruhe und das Behagen der Damenwohnung nicht, indem ſie ſeitwärts und durch die nordöſtliche Thorſtraße getrennt lagen — Remiſen, Scheuern und Stallungen für Wagenpferde und Milchvieh.

Die Freunde wurden von der Frau Dechantin im untern Garten empfangen. Sie hatten von der obern Stadt herab ein auffallend gekleidetes Paar kommen ſehen, das die lächelnde Aufmerkſamkeit der Menſchen hinter ſich zurückließ.

Es werden auch liebe Gäſte ſein, ſagte Marianne Stein, und da in dieſem Augenblicke das Paar zum Vorſchein kam, ſetzte ſie lächelnd hinzu:

Richtig! Sie ſind's — Philippine von Calenberg aus dem Stifte Fiſchbeck und Otto von der Malsburg, zur weſtfäliſchen Geſandtſchaft in München gehörig —, liebe Menſchen, aber eine etwas wunderliche Freundſchaft! Sehen Sie nur, wie viel ſie ſich zu ſagen haben!

Während Beide in traulichem Geſpräch alle paar Schritte ſtehen blieben, ließen ſie ſich genauer betrachten. Die Dame ging in einem modiſchen weißen Filochekleide mit geſtickten Streifen, die aus lauter in einander laufenden rothen und ſilbernen Herzen beſtanden; ihr weißer Hut war mit Stroh wie ein Blumenkörbchen voll eingelegter Roſenguirlanden eingefaßt. Sie mochte einige und vierzig alt ſein, ſtark und breitſchulterig gebaut, mit antik geformtem Kopfe, geiſtreichen Augen, kluger Stirne und lebhaften Geſichtszügen. Auffallend war die Oberlippe durch einen Schmuck dunkler Härchen ausgezeichnet, wie ſolche kaum ſo ſtark bei Frauen ſüdlicher Länder vorkommen. Ihr Begleiter, vielleicht ſoviel in die zwanzig, als ſie in die vierzig alt, ſah blaß und ſchmächtig aus, beſonders in der dicken weißen Halsbinde mit aus einander gezupfter Schleife. Seine ariſtokratiſchen Formen hatten etwas Zartes, Schmachtendes, ja Frommergebenes; ſeine Züge verriethen Herzensgüte und unter dem Sprechen ein ſchalkhaftes Lächeln des Witzes.

Beide führen einen poetiſchen zärtlichen Briefwechſel, ſagte die Dechantin, und haben ſich kürzlich zu einem Rendezvous in Caſſel zuſammengefunden, woher ſie jetzt einen Ausflug zu befreundeten Familien auf dem Lande machen.

Eben traten ſie ein, und in der Art, wie ſie ſich darſtellten, gingen ſie ſehr aus einander. Dem jungen Diplomaten fehlte es nicht an Weltmanieren, die aber etwas zart Befangenes hatten. Die Calenberg ſtürmte dagegen, ſüßlich exaltirt, in ungraziöſen Bewegungen auf die Begrüßten los.

Die Unterhaltung bei Tafel, nachdem ſich der Oberſt von Dörnberg ebenfalls eingefunden, lief anfangs in lebhaftem Wechſel über verſchiedene Gegenſtände, bis das fremde Paar ſich der artigen Aufmerkſamkeit der kleinen Geſellſchaft bediente, um in ſeiner Sentimentalität ſich des Geſpräches faſt ausſchließend zu bemächtigen. Otto Malsburg erzählte von München und wie ſehr ihn anfänglich der allzu freie Ton der leichtfertigen Societät entſetzt habe.

Es hat aber gar nichts an unſerm lieben Otto verdorben, beſte Marianne! verſicherte die Calenberg gegen die Dechantin. Ich finde noch ganz die alte Reinheit und Innigkeit in ſeinen Briefen, wie in ſeinem Umgang.

Dank dem Himmel, der mich auch bei Zeiten in einige edle und zartgebildete Familien jener luſtigen Stadt gerettet hat! erwiderte der junge Legationsſecretär.

Und liebenswürdige Frauen walten darin, mein theurer Otto? fragte ſie mit einem Tone, der nicht ganz frei von Eiferſucht der Freundſchaft ſchien.

Bin ich nicht von Kindesbeinen auf von Frauenhänden geführt, an das edle, ſorgendtreue, liebebildende Geſchlecht gewieſen, theure Philippine? entgegnete er. Ich rede nicht blos von meiner amerikaniſchen Mutter, der wackern Tochter Sir Ch. Eggerton-Leights, deren kränkliches Kind ich war; nicht von der ſeligen Tante, jener in ihrer ſteten Leichenbläſſe mir unvergeßlichen Frau meines edeln Oheims, die durch ihre wunderbare Stimme früh die Liebe zum Geſang in meiner Seele weckte. Mit dieſer

Liebe regte ſich ebenſo bald in mir der Trieb zu dichten. So darf ich wol mein Träumen während der langwierigen Drüſenleiden meiner Kindheit nennen. Ausgeſchloſſen von den wilden Spielen der Knaben war ich in mein Inneres, zu denken und zu dichten, getrieben. Eine ſchwere, ſchmerzliche Cur gab meinem jugendlichen Geiſte die ernſte Stimmung, die zu mildern Sie, theure Philippine, mir vom Himmel zugeführt wurden.

Nun ja, mein Otto, verſetzte die Calenberg. Ein eigenes Verhängniß trat mit den reinſten Bezügen des Familienlebens zwiſchen uns, und vermittelte das herzliche Vertrauen; Ihnen fehlte nämlich die Schweſter, ich hatte keinen Bruder.

Bei dieſen Worten begegneten ſich die lächelnden Blicke Lina's und Hermann's, die einander gegenüber ſaßen; Lina rechts dem Oberſten, Hermann links der Stiftsdame von Uslar. Ueberhaupt ging ein lebhaftes Kreuzfeuer ſchalkhafter Blicke zwiſchen den zuhörenden Gäſten; denn bereits fuhr der Geſandtſchaftsattaché fort:

Aber Sie vergeſſen ein Zweites, Philippine: unſere poetiſche Verwandtſchaft. Wir laſen zuſammen, wir tauſchten unſere lyriſchen Verſuche aus. Und zuletzt haben Sie mir noch die befriedigendſte Aufgabe für meine ganze poetiſche Zukunft geſtellt; Sie haben mich zu Calderon geführt, und ich verdanke Ihnen meine ſeligſten Stunden. Wie entzückt, wie erfüllt mich dieſe von Wundern getragene, vom Glauben verklärte Welt jenes poetiſchen Genius, der ſeine Bühne zwiſchen dem Theater und der Kirche ſchwebend erhält! Seitdem lebt und webt mein Geiſt in Spanien und im Dienſte dieſes „Königs der ſpaniſchen Bühne“, wie ihn ſeine Landsleute ſo treffend bezeichnen.

Mit vergnügtem Lächeln verſetzte hierauf Philippine gegen die Tiſchgenoſſen gewendet:

So erkennt manchmal ein weibliches Herz das wahre Geiſtesbedürfniß eines lieben Freundes beſſer als er ſelbſt. Die oft angefachte Andacht zu Goethe wollte doch bei Otto immer nicht recht verfangen. Die Welt unſers Dichters lag ja auch nicht unter ſo chriſtlichem Himmel, wie Calderon's. Damals, als ich Sie mit dieſem erhabenen Genius bekannt machte, lieber Otto, mit Calderon, kannte ich ihn nur aus den wenigen Stücken, die Auguſt Wilhelm Schlegel ſo vortrefflich überſetzt hat; jetzt leſe ich ihn in ſeinem eigenen herrlichen Spaniſch.

Und werden mir bei meiner Ueberſetzung rathen und beiſtehen können. Sie ſind ſo glücklich in Reimen und Aſſonanzen, theure Philippine!

Mit vergnügtem Lächeln wendete die Belobte ſich an die Dechantin:

Sie kennen wol noch nichts von Calderon, liebe Marianne?

Und als dieſe verneinte, fuhr ſie fort:

Es iſt auch eine ganz neue Eroberung, die wir in Spanien gemacht haben. Aber Sie denken ſich gar nicht, welche wunderbare Dramen dieſer göttliche Poet gedichtet hat. Ich werde Ihnen die Schlegel'ſche Ueberſetzung mittheilen. Ich lebe und webe ganz in Spanien.

Wir auch, meine Gnädige, nur in andern Stücken! bemerkte Dörnberg ironiſch.

Wirklich? erwiderte ſie, in ihrem Eifer misverſtehend.

O ja, die Spanier ſind außerordentlich reich an dramatiſchen Sachen. Auch über Calderon's Stücke kann man verſchiedener Meinung ſein, indem einige „Die Andacht zum Kreuz", andere „Die Brücke von Mantible" oder „Der ſtandhafte Prinz" vorziehen; ſoviel iſt aber gewiß, daß in Deutſchland „Das Leben ein Traum" das größte Glück machen muß.

Das war aber für Dörnberg's Geduld zuviel. Sonſt von ritterlicher Artigkeit gegen die Damen und mit ſeinen Gedanken ſchweigſam wie ein Oranien, konnte er mit ſeinem Spott nicht mehr an ſich halten.

Was Sie ſagen, gnädige Calenberg! rief er aus. Das Leben ein Traum? Was doch unſer alter Adel ſich ſo verdient um die Welt macht durch ſo zeitgemäßes Ueberſetzen! Wir beſitzen ein altes deutſches Original- oder Nationalſtück — „Träumerei ein Leben" geheißen. Damit iſt es aber nun aus, ſeitdem uns die dickſte, derbſte Wirklichkeit mit Küraſſirregimentern und Vierzigpfündern über den Nacken ſtürmt, und unſere ſentimentale Haut zu ihren Trophäen verarbeitet. Wie gut, wenn Sie uns nun dies harte Leben zu einem Traum überſetzen! Irre ich aber nicht, ſo zieht dies Stück in Spanien ſelbſt nicht mehr. Sie haben jetzt dort ein ganz neues, das ſie aufführen: *Das Leben ein Kampf*. Nun ja, das wäre nun ſchon eher nach *meinem* rohen Geſchmack. Was meinen Sie, gnädige Dechantin, wir ſind ja doch auch von Adel, und ſollten etwas für die unglückliche Zeit thun: wollen wir uns nicht etwa ins Spaniſche überſetzen?

Die Dechantin hoffte durch einen Scherz den guten Ton wieder herzuſtellen, und ſagte lächelnd:

Sie vergeſſen, lieber Oberſt, daß ja ſchon mit einem weſtfäliſchen Bataillon leichter Infanterie der Anfang gemacht iſt. Vielleicht folgen die Chaſſeurs-Carabiniers nach, und ich wäre ſelbſt verlangend zu vernehmen, ob der Oberſt derſelben gereimt oder ungereimt ins Spaniſche käme.

Jedenfalls in Aſſonanzen! rief Dörnberg, und müßte ich den Beiſtand unſerer darin ſo glücklichen Stiftsdame Calenberg in Anſpruch nehmen. Sind Sie auch für das Spaniſche, oder für — Leben ein Traum, Herr Heiſter?

Verzeihung, Herr Oberſt! verſetzte Ludwig. Ich bin vielmehr der Meinung, daß es an der Zeit wäre, zu erwachen, und wenn wir nicht ganz für verſchlafen gelten wollen, — daß wir aufſtehen.

Eine augenblickliche Pauſe der Verlegenheit entſtand, bis die Dechantin halb ernſthaft, halb ſcherzhaft ſagte, indem ſie ſich erhob:

Wie die Herren befehlen; ja, wir wollen aufſtehen. Das Deſſert iſt zwar noch zurück, wir können es aber auch im Garten nehmen, wohin ich ohnehin zum Kaffee bitten wollte. Es iſt auch gar ſchwül hier geworden; das macht etwas ungeduldig!

Sie befahl dem aufwartenden Diener, das Deſſert in den Garten zu ſchaffen, gab dem Oberſten den Arm und ging mit einladender Bewegung gegen die Uebrigen voraus.

Unterwegs ſagte ſie:

Sie ſind ein wenig zu rauh mit der guten Calenberg umgegangen, lieber Dörnberg. Ich habe Sie gar nicht wieder erkannt.

War's denn auch zum längern Aushalten? verſetzte er. Sagen Sie mir, was iſt das für ein Verhältniß zwiſchen dieſen zwei ſo ungleich ausſehenden Menſchen, die ſich gefunden zu haben ſcheinen, um ein verkehrtes Paar zu ſpielen? Muß denn die alte Schwärmerin den jungen, unzeitigen Menſchen mit ſüßen Redensarten verzärteln, wie man unreife Wallnüſſe mit Zucker einmacht? Erkräftigen ſollte ſie ihn mit ihrer Freundſchaft. Du Sprößling einer alten Ritterfamilie, ſollte ſie ihm ſagen, laß die Andacht zum Kreuz jetzt, wo ſoviel hoher Adel vor dieſen übermüthigen Franzoſen zu Kreuz kriecht; laß die Brücke von Mantible und werd' ein Mann, oder — ich, ich übernehme den Bart!

Herr von Dörnberg! rief mit verweiſendem Tone die kleine Dechantin, und der Oberſt neigte ſich auf ihre Hand, indem er artig ſagte:

Verzeihung, meine gnädige Freundin! Aber — ich dachte, eine ſo ungewöhnliche Naturgabe, wie der Calenberg verliehen iſt, dürfte für eine höhere Beſtimmung gelten wollen, als für das Zeichen eines Talents zum Ueberſetzen!

Achtes Capitel.

Ein Maßliebchen.

Im Garten wandelten die Gäſte, der Dechantin folgend, über die Blumenterraſſe hinauf durch das Buſchwerk nach dem Gartenhauſe, wo man einen artigen Ausblick hatte und das Deſſert aufgetragen wurde. Dörnberg war wieder Herr ſeiner Unbefangenheit, und unterhielt die noch etwas verſtimmte Geſellſchaft. Den Kaffee wartete er aber nicht ab, da er ſelbſt mit der Frau Dechantin und Herrn Heiſter beim Oberforſtmeiſter zu ſolchen Taſſen erwartet wurde. Nachdem er durch einige artige Reden den Eindruck ſeiner diesmal gegen Damen ſo unbewachten Hitze wieder gut zu machen geſucht hatte, empfahl er ſich mit dem Auftrage der Dechantin, ſie zu entſchuldigen. Gegen die Calenberg gewendet, ſagt er, in den zuweilen nach Witz jagenden Ton der poetiſchen Dame eingehend:

Ich hoffe, meine Gnädige, daß ich nicht mit Ihrem zürnenden Nachſehen, ſondern mit Ihrer gütigen Nachſicht ſcheide.

Beſter Oberſt, verſetzte ſie, ich weiß ſchon von länger her, daß man nur durch Dörner zu Ihrem Berg gelangt.

Charmant! rief er, und ſetzte mit ſehr ſchalkhaftem Blick hinzu:

Den Berg haben wir mit einander gemein, aber Calenberg hat freilich andern — hat poetiſchen Bezug, indem man mit der erſten Silbe Ihres Namens ebenſo wol nach Calenberg als zu Calderon kommt.

Aber das iſt höchſt liebenswürdig bemerkt, beſter Oberſt! rief Philippine, in die Hände klatſchend. Das geht über Alles! Kommen Sie, das verdient eine Patſchhand.

Sie küßte ihre Rechte und reichte ſie ihm hin. Dörnberg drückte ſie an ſeine Lippen, und verneigte ſich im Halbkreiſe mit einem feurigen Blick nach der ſchönen Frau Heiſter, ſeiner Tiſchnachbarin. Ludwig begleitete ihn.

Um nun den gewiſſermaßen aufs Trockene geſetzten jungen Geſandtſchaftsattaché wieder in den Fluß der Unterhaltung zu ziehen, fragte die Dechantin nach jener blaſſen Frau ſeines Oheims, deren er anfangs gedacht hatte.

Ich habe ſo viel Herrliches von ihr gehört, ſagte ſie, daß es mir recht leid thut, nicht zu ihrer Bekanntſchaft gekommen zu ſein. Und ſie iſt es, ſagten Sie, die zuerſt Ihr poetiſches Talent geweckt hat?

Ja wohl, gnädige Frau! antwortete er mit dem Ausdruck von Empfindſamkeit. Jene geiſt- und ſeelenvolle Frau gab ſich auf des Oheims Schloſſe viel mit mir kränklichem Knaben ab. Und ich, leidend wie ich war, hing an der Leidenden mit ahnungsvoller Seele. Durch manche Täuſchungen im Leben hatte ſie endlich den Troſt edler Poeſie gewonnen. Sie glaubte in meinem Auge, in dem Aufblicke des blaſſen Knaben, etwas von dichteriſcher Weihe zu erkennen, und ſegnete mich in gerührter Stunde zu dieſem hohen Beruf ein. Dies Alles, und jene Stunden auf Eſcheberg, wurde jüngſte Nacht ſo lebhaft in mir, daß ich es halb träumend in Reim und Reihen zu faſſen ſuchte. Wenn Sie mir erlauben, leſe ich Ihnen die eine Strophe, die ſich auf jene Liebe der Seligen bezieht, vor.

Er nahm aus einem geſtickten kleinen Notizbüchlein ein Blättchen Papier und las:

Du ſiehſt mich an ſo mild wie immer,
Weil ich mitleidig aufgeſchaut,
Und führeſt mich mit auf dein Zimmer,
So heimatlich, ſo reich und traut.
Dort drückſt du an die Bruſt mich Kleinen,
Und deine Thränen rinnen ſtill;
Ich muß ſo innig mit dir weinen,
Und weiß nicht was es ſagen will.

War nun ſchon die Calenberg, die ebenſo leicht in Sentimentalität fallen, als mühſam nach Witz jagen konnte, von dieſer Strophe ſehr ergriffen, ſo wurde ſie durch Otto's weitere Zeilen —

Du litteſt viel, und im Geſange
Verſöhnteſt du der Erde Leid;
Ich ſinge noch, wer weiß wie lange,
So theil' ich deine Seligkeit —

aufs tiefſte erſchüttert, und brach über dieſe vermeintliche Todesahnung ihres jungen Freundes in ſchluchzende Thränen aus.

Dieſer unverhoffte Zwiſchenfall erſchwerte die Bemühung der guten Dechantin um eine gemeinſame Unterhaltung ihrer kleinen Geſellſchaft. Sie ſaß in wahrer Pein zwiſchen dem doppelten, aber ſo verſchiedenen Paar. Und hatte früher die heitere Liebenswürdigkeit des bürgerlichen Paares bei dem adeligen Sinn des ariſtokratiſchen nicht verfangen, ſo wollte jetzt die adelige Sentimentalität wieder nicht in die bürgerlichen Herzen eindringen. Ueberfluß und Trockenheit wollte ſich in der Converſation nicht ausgleichen. Lina empfand dieſe Mißſtimmung, winkte Hermann und erhob ſich zum Fortgehen. Die Dechantin faßte ihre beiden Hände, und umarmte ſie mit der ſchalkhafteſten Güte ihrer ſchönen blauen Augen. Und Hermann, der noch vor kurzem in Verlegenheit war, was er mit dem allerliebſten Händchen einer Creolin anfangen ſollte, hatte nun ſchon eine recht anſtändige Fertigkeit erlangt, ſich auf die Hand einer Stiftsdame zu verneigen.

Beide, Hermann und Lina, kamen auf dem ſchwülen Heimwege leicht und heiter über die Erlebniſſe des Mittags hinaus. Früher als geſtern, und von innen wie von außen bewegter an der Wohnung angelangt, lenkte Hermann nach der Gartenlaube. Lina bat ihn aber, erſt einen Augenblick mit ins Haus zu treten. Ohnehin dachte ſie erſt ſich umzukleiden. In dem kühlern Zimmer zog ſie ihren Levantin-Fichu dichter um die Schultern, und ſagte mit herzlichem Tone:

Du willſt alſo morgen wirklich nach Caſſel zurück, Hermann?

Er bejahte, und ſie fuhr fort:

Mein Gedanke war, du bliebeſt, bis du zu einer Erklärung gegen Bercagny recht gefaßt und frei im Herzen wäreſt. Das ſcheint mir noch nicht der Fall zu ſein. Nun dich aber, auf der Mutter ihr Brieſchen, ein längeres Bleiben nur noch mehr beunruhigt, will ich dir nicht weiter zureden. Doch darf ich wol fragen, was du nun in der Sache thun willſt? Du biſt gewiß mit dir ſelbſt einig: darf ich's im ſchweſterlichen Vertrauen wiſſen?

Du vor Allen, liebe Lina, ſagte er, beim Gedanken an ſein Scheiden weicher geſtimmt. Ich werde Ludwig's Rath in einem Stück befolgen, nämlich thun, als merkte ich die falſche Abſicht Bercagny's nicht, und ſo mit Taubenliſt der Argliſt begegnen. Das Geld aber zu behalten kann ich mich durchaus nicht entſchließen, — unbrauchbare Arbeit blos zum Schein liefern, nein, das kann ich nicht; es widerſtrebt meinem tiefſten Gefühl. Ich bring' auch nichts zu Stand.

Das iſt mir lieb, fiel ſie heitern Blicks ein; — folge darin deinem Herzen!

Ich weiß zwar noch nicht, fuhr Hermann fort, unter welchem Vorwand ich das Geld zurückgebe, ohne mich zu verrathen. Ludwig hat Recht, daß Vercagny dadurch aufmerkſam und mistrauiſch werden könnte. Warum ſollte ich das Geld nicht behalten, und doch Arbeit liefern wollen? Aber, ich finde gewiß noch eine Auskunft dafür.

Ja wohl, Hermann, entgegnete Lina herzlich. Wenn ich aber deinem Gefühl darin Recht gebe, ſo will ich nicht ſagen, daß Ludwig's Rath nicht gut oder nicht ehrlich wäre: nein, er iſt gewiß der Vorſicht und Klugheit ganz gemäß. Ludwig hat einen außerordentlichen Scharfſinn für den Augenblick, für irgend eine überraſchende Verlegenheit, und handelt überhaupt mit großer, oft raſch durchblickender Umſicht. Im erſten Augenblicke muß man ihm auch folgen, ſo ſehr überwältigt ſein Verſtand unſer hülfloſes, oft ſogar widerſtrebendes Gefühl. Du haſt aber Zeit gehabt, deine eigene Anſicht zu Rath zu ziehen; auch iſt ja Eines nicht für Alle, weißt du. Und die Klugheit gilt uns ja nicht für das Höchſte und Unbedingteſte. Nicht wahr? Gewiß, mit Klugheit gewinnt man vielleicht die ganze Welt; allein, wenn man ſich ſelbſt dabei verliert, was iſt dann der Reſt noch werth? Nicht wahr, Hermann?

Wie wahr und ſchön ſagſt du das, beſte Lina! rief er hingeriſſen. Sieh', da bringſt du mich gleich auf einen Gedanken, oder vielmehr nur auf einen Vergleich zu deinem herrlichen Gedanken. Wo uns auch immer die Welt nach ihrer Urgeſtalt — im Kleinſten wie im Größten —

erſcheint, ſei's in einem Tröpfchen Maithau, oder in den Sphären einer ſternhellen Winternacht, in den heißen Blutkügelchen, die ein liebendes Menſchenherz durch ſelige Pulſe treibt, oder in den kühlen Perlen, die deinen reinen Hals ſchmücken, Schweſter Lina: überall nimmt ſie die Form an, die wir unſern Nullen geben, denen erſt eine Ziffer, die für ſich ſelbſt zählt, vorgeſetzt werden muß, wenn ſie mitzählen und etwas bedeuten ſollen. So iſt es mit allen Erſcheinungen der unendlichen Welt: ſie ſind erſt vorhanden, ſie gewinnen erſt eine Bedeutung, wenn ein erkennender Geiſt vor ihnen ſteht. So meint es auch mein großer Lehrer Fichte, wenn er ſagt, die Welt ſei gar nicht anders vorhanden, als durch das Ich, — durch den Geiſt. Und ſo ſinken die tauſend Dinge, die wir erleben, für ſich ſelbſt zu Nullitäten herab, die erſt durch ein menſchliches Selbſt eine Bedeutung gewinnen.

Wie prächtig, Hermann! rief ſie und drückte ihm die Hand. Aber ich denke, nicht blos ein erkennendes, ſondern auch wollendes Selbſt. Beim bloßen Erkennen kommen wir Frauen leicht zu kurz. Ich meine daher immer, der Wille macht unſern Werth. Nicht wahr?

Eigentlich ja, Lina. Der Wille macht unſer Ich, und das Ich ſetzt ſeine Welt. — —

Sie blickten einander innig lächelnd an, bis Hermann mit einer gewiſſen Verlegenheit oder Verſchämtheit ausrief:

Du biſt ſo lieb, ſo herrlich, Lina! Weißt du, was ich mir wünſche? Ich bekäme einmal eine Frau, die halb ſoviel werth wäre, wie du!

Wie galant das Brüderchen iſt! rief ſie, wobei ſie, ihre Bewegung zu verbergen, die Handſchuhe auszog und glatt zupfte. Jetzt bekomme ich in der Geſchwindigkeit noch, was du für Fräulein von Baumbach mitgebracht hatteſt, die heut leider nicht ins Stift kam.

Geh', Lina, ſtöre mir den ſeelenweichen Augenblick nicht! lächelte er. Lieber laß mich dir aus der Fülle meines Herzens, das deiner und deines Glückes ſo froh iſt, jetzt ſtatt morgen früh Lebewohl ſagen. Morgen früh — bin ich zu nüchtern, oder ihr ſchlaft noch, wenn ich fortreite. Könnt ich dir ſagen, du liebe, herrliche Frau, wie innig beglückt ich mich fühle, daß ich euch gefunden habe, und daß ihr mir ſoviel Vertrauen ſchenkt, ſoviel Antheil an euerm ſeligen Frühlingsbunde gönnt. Wie verlaſſen würde ich ohne euch in dieſem Caſſel ſein, wo es ſo luſtig und ſo liſtig zugeht, daß mir oft angſt und bange wird vor meiner Tölpelhaftigkeit! Nun hab' ich durch euch ein Haus, wo ich wie daheim bin, und eine Schweſter Lina durch dich, und wo ich luſtig und traurig ſein darf, wie's eben kommt, und — allen Dank der Welt, Lina! Und ſag's deinem Ludwig, Lina: Du verſtehſt mich beſſer, als ich's ihm ſagen könnte. Und — ſo lebe wohl! Und kommt recht bald nach, und — denke gut von mir, Lina!

Er drückte ihre beiden Hände an ſeine Lippen, wobei von ſeiner innern Bewegung ein heißer Tropfen darauf fiel.

Da haſt du einen Kuß, weil du ſo gut und ehrlich biſt! ſagte ſie leiſe, und hielt mit niedergeſchlagenen Augen den Mund hin. Ihr Halstuch fiel ihr dabei von der Schulter, und Hermann, der es raſch aufhob und es ihr darreichend beſcheiden zurücktrat, ſagte mit verlegenem Lächeln:

Noch Eines könnteſt Du mir zum Abſchied verſprechen!

Und —?

Zieh' dies Kleid nicht mehr an, — ſo überhaupt keines, Lina!

Nicht wahr, es ſteht mir nicht gut? fragte ſie betroffen.

Das nicht; im Gegentheil —! ſtotterte er verlegen. Ich weiß eigentlich nicht warum.

Geh' doch, ſagte ſie, und machte ſich mit ihrem Fächer und den feinen Handſchuhen zu thun, du biſt ein Philoſoph, und wirſt nicht wiſſen warum!

Nun — ſo thu's deinem Manne nicht zu leid! flüſterte er. Der Dörnberg hat dich immer ſo keck angeſehen.

Meinem Ludwig? rief ſie. Ei, der will's ja gerade. Warum hätt' ich's denn ſonſt angezogen? Er verlangt's ja, er hat's ja den Morgen von mir verlangt?

Bei dieſen Worten erſchrak und erröthete ſie, als ob ſie ſich eben in eine kleine Unwahrheit verrannt hätte. Denn eigentlich war es doch mehr um Hermann's willen, auf ſeine geſtrige Aeußerung geſchehen. Und Hermann verſetzte:

Ludwig? Wahrhaftig? Nun dann — mußt du freilich thun, wie's deinem Manne gefällt, und — wie du's vielleicht auch gern thuſt.

Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, um nach dem Garten zu gehen. — Lina blieb eine Weile wie träumend ſtehen, indem ſie langſam ihr Tuch ſo feſt zuſammenzog, daß ihre Hände ſich auf der tiefathmenden

Bruſt überkreuzten. Dann langſam aufblickend, ſtrahlten ihre Züge ein ſeliges Lächeln. Vielleicht war es blos Zufriedenheit darüber, daß der werthe Freund nun doch auf ihren Geſchmack zurückgekommen war. In dieſem Augenblicke ſah ſie Hermann am offenen Gartenfenſter vorüberwandeln, eilte hin und rief ihm nach:

Hermann!

Lina?

Da haſt du meine Hand darauf: ich zieh's nicht mehr an.

Er hatte eben ein Maßliebchen gepflückt in der Hand, und hielt es ihr mit den Worten hin:

Weißt du, wie das auf Franzöſiſch heißt?

Nein, Hermann.

Marguerite, Margrethchen. Paßt ſo nicht für Lina. Nimm's deutſch, — da! — Ein ganzes Maß voll —!

Danke! ſagte ſie erröthend. Es wächſt ja mit dieſem Namen auch für Bruder und Schweſter.

Sie drückte, ins Zimmer zurücktretend, das hochrothe Blümchen an die Bruſt, ließ es hinabgleiten, und zog ſinnend ihr Tuch darüber, als ob es gelte, ein eingeſchlüpftes Geheimniß zu verhüllen. Aber ſie dachte nichts dabei, ſondern ging ſtill und lächelnd, ſich in ihr Hauskleid umzuwandeln.

Neuntes Capitel.

Vor der Polizei.

Hermann, mit grauendem Tag auf einem muntern Pferde vom Neuhof ausgeritten, traf bei guter Zeit in Caſſel ein. Nachdem er Lina's Aufträge an die Mutter beſtellt und die lebhafteſten Fragen der guten Alten befriedigt hatte, ruhte er von ſeinem ſcharfen Ritt aus, indem er ſein Vorhaben noch einmal überdachte, und ſich in dem Vorſatze befeſtigte, Vercagny und den denkbaren Vorwürfen deſſelben gegenüber ein unbefangenes, aber würdevolles Benehmen aufrecht zu erhalten. Dann kleidete er ſich um und erwartete den beſtellten Lohndiener, der ihm das Geldpacket nachtragen ſollte. Denn obgleich das Polizeipalais, wie das eben nicht ſehr anſehnliche Haus im franzöſiſchen hohen Stil genannt wurde, nur eine kurze Strecke von ſeiner Wohnung, an der Ausweitung des ſogenannten Steinwegs in die Fürſtenſtraße lag: ſo mochte Hermann doch nicht mit dem Packet vor Vercagny treten, und mit der Zurückgabe ſeine Unterhandlung anheben. Ueberdies verſchlug es gegen ſeinen jugendlichen Stolz, ſich in eigener Perſon mit Geld, zumal mit dieſer ihm ſo fatalen Summe, zu ſchleppen.

In dieſem Palais bewohnte Vercagny den erſten Stock, pflegte aber zu gewiſſen Stunden in ſeinem Bureau im Erdgeſchoß die laufenden Sachen abzuthun. Heut war er von ſeinem Frührapport beim König auf Napoleonshöhe ſpäter als ſonſt zurückgekommen, und gleich unten eingekehrt. Seine Miene verrieth keine ganz glücklich abgelaufene Audienz. In der großen Uniform, finſter und in ſich gekehrt, ſaß er vor ſeinem Schreibtiſche, einen Haufen Ausfertigungen zu unterzeichnen. Er ſuchte ſeinen Mismuth zu unterdrücken, um ſeine Untergebenen die ungnädige Quelle deſſelben nicht errathen zu laſſen, während er doch eigentlich Anlaß zur Unzufriedenheit ſuchte, um ſeinen Aerger mit einigem Fug loszuſchlagen. — Savagner, der Generalſecretär, ſtand neben ihm, und wagte bei dieſer Stimmung ſeines Chefs nicht, ihn zu den Unterſchriften zu drängen, wie er zu thun pflegte, wenn er einige eigenmächtige Polizeierlaſſe unter die Ausfertigungen gemiſcht hatte. Denn wenn dieſer verſteckte Mann manches Polizeigeheimniß, z. B. für den franzöſiſchen Geſandten, entwendete, ſo ſchleppte er auch wieder auf noch verwegenere Weiſe manches Papier ein, was für den Polizeipräfecten, während es durch deſſen Hände ging, doch ein Geheimniß bleiben mußte. Savagner hatte ſo manche ſtille Beziehung in der Stadt, ja im Lande, der zu Lieb oder zu Leid er gern eine höhere Gewalt in Bewegung ſetzte, als ihm perſönlich verliehen war. Heut hatte er einen verfälſchten Zuſchlagsbeſcheid und ein eigenmächtiges Arreſtationsdecret unter den Signanden, und bangte bei der Wahrnehmung, daß Bercagny die Ausfertigungen vor der Unterzeichnung ſo ſcharf durchſah. Vergebens brachte er piquante Rapporte vor; es half nichts, bis ihm ein Petſchaft in der Taſche einfiel, das der geheime Siegelſtecher Chenard abgeliefert hatte. Dies wirkte auf Beſchleunigung der Unterſchriften, weil Bercagny das Petſchaft zu vergleichen eilte. Es beſtand nämlich im Polizeilocal eine ſogenannte ſchwarze Kammer, in welcher die von der Poſt eingelieferten Briefſchaften geöffnet und bei ſehr anſehnlichen oder ſehr fleißigen Correſpondenzen mit nachgeſtochenen Siegeln wieder geſchloſſen wurden. Das neue Siegel enthielt das Wappen des Grafen von Hardenberg, der ſeit kurzem viel nach Berlin und Königsberg ſchrieb, mitunter an ſeine Tochter Adelaide, die noch als Hoffräulein bei der Königin Luiſe von Preußen ſtand.

Die Prüfung des Petſchafts geſchah ſehr vertraulich ſelbſt gegen den ab- und zugehenden geheimen Agenten Würtz, wie denn bei dem ganzen Geſchäft nur etliche Perſonen im Vertrauen waren, und Savagner ſelbſt ſtatt eines Abſchreibers die nöthigen Copien machen mußte. Bei der Poſt ward das Geſchäft vom Generalpoſtdirector Pothau, einem Schwager des Miniſters Fürſtenſtein, perſönlich beſorgt. Dieſer ſchon bejahrte Mann, feiner Intrigant, der ſeine Unkenntniß des höhern Poſtdienſtes unter einer vornehmen Miene zu verbergen ſuchte, hatte ſich von ſeinem Schwager nur zum Schein für die deutſche Partei gewinnen laſſen, war aber mit Leib und Seele Bercagny ergeben, — homme souple et madré, wie ihn der rechtſchaffene Eblé ſpäter als Kriegsminiſter zu bezeichnen pflegte, um Pothau's verſchmitzte Geſchmeidigkeit damit auszudrücken

Nach dieſem Geſchäft berichtete Savagner über die Beſetzung einiger untergeordneten Polizeiſtellen, zu denen ſich deutſche und franzöſiſche Subjecte gemeldet hatten. Savagner ſchlug zwei Franzoſen vor: Bercagny aber erklärte, daß er auf dergleichen Poſten lieber Deutſche habe.

Die von mir empfohlenen Franzoſen Ducrot und Fourmont ſind des Deutſchen mächtig genug, wendete der Generalſecretär ein.

Mag ſein, was die Sprache betrifft, verſetzte der Chef; aber ich rede vom Charakter. Die Deutſchen ſind eifriger im Denunciren, im Angeben und Verrathen; ſoll ich ſagen — die Deutſchen apportiren beſſer. Sie kennen ja doch Ihre Stammesgenoſſen, Savagner? — —

Leider ſprach Bercagny aus einer Erfahrung, die damals von den Franzoſen in Deutſchland überhaupt gemacht wurde. Die Polizeiagenten im Königreich Weſtfalen waren lauter Deutſche, und hatten es, als die unbedingteſten Diener der Franzoſen, durch ihren Eifer ſoweit gebracht, daß ſogar im Polizeilocal das Wort Mouchard für das ärgſte Schimpfwort galt, und daß keiner derſelben ohne beſondere Erlaubniß eines der Expeditionszimmer betreten durfte. Daß ſich Bercagny aber jetzt ſo ſtark ausdrückte, lag in ſeiner Verſtimmung und in einem heimlichen Widerwillen gegen Savagner, den er, wenn er gerade nichts Schlagenderes hatte, wol auch mit ſeiner deutſchen Abſtammung neckte. Denn dieſer verſteckte Mann, allerdings ein Elſaſſer, war ſo ſehr darauf erpicht, für einen Stammfranzoſen zu gelten, daß er ſeinen eigentlichen Namen Silveſter Alois (S. A.) Wagner in — Savagner zuſammengezogen hatte.

Auf jenen Einwand des Polizeipräfecten verſetzte mit einiger Bitterkeit der Generalſecretär:

Es iſt wahr, die Deutſchen ſind oft übertrieben dienſteifrig, ich möchte aber ſagen, aus eingefleiſchter Gerechtigkeitsliebe und Pflichttreue. Sie ſind dabei aber nicht ſo pfiffig und ſo ſpitzbübiſch auf ihren Vortheil, wie unſere Franzoſen auf andern, auch höhern Poſten, und ſie ſuchen ſich gefällig zu erweiſen, wo unſer hergelaufenes Geſindel bettelhaft und brutal zugleich erſcheint. Ich kenne einen unſerer Agenten, der Ihnen, Herr Ritter, ſehr fleißig apportirt, ſeinen Pudel aber von einem Franzoſen ſcheren läßt.

Brav, lieber Savagner, rief Vercagny, brav, daß Sie Ihre Race ſo zu ſchätzen wiſſen. Vergeſſen Sie eine gute Eigenſchaft derſelben nicht: ſie greifen auch da zu, wo der Franzoſe ſeine Hand ſelbſt im Handſchuh zurückzieht. So ſcheinen mir auch dieſe beiden, Ducrot und Fourmont — ſie waren bei mir —, gar ſubtil. Wir wollen ſie lieber in die Livrée einiger der deutſchen Familien bringen, aus denen wir Nachrichten brauchen. Für dergleichen hat ein Franzoſe ein feineres Auge und Ohr. Beim Grafen Oberkammerherrn — wie? Haben wir denn da —?

Ja, die Kammerjungfer, die alte, geſchminkte Perſon. Würtz macht ihr den Hof.

Wie befehlen —? rief hier, als er ſeinen Namen hörte, der Agent, der mit Vercagny's Aufträgen beſchäftigt, eben wieder herein und an den Spiegel getreten war.

Sie bearbeiten die Kammerjungfer bei Oberkammerherr — heißt das, bei der Oberhofmeiſterin? fragte Vercagny.

Nun ja, Herr Ritter! ſchmunzelte Würtz. Diesmal klopfe ich auf den Eſel, aber ich meine den Sack.

Ich weiß wohl, Würtz, ſtichelte der Chef, es ſind keine herzlichen, ſondern — geſchminkte Sympathien!

Und gegen Savagner gewendet, fuhr er fort:

Aber der Oberſt, Prinz von Salm, ſucht einen franzöſiſchen Kammerdiener. Sprechen Sie mit Fourmont. Ein gewandter, hübſcher Burſche! Schicken Sie ihn hin, und wenn er angenommen wird, weiſen Sie ihn gehörig an. Und wie heißen die beiden Deutſchen?

Schädtler und Henzerling, antwortete Savagner.

Gut! Alſo Schenzerling und Hädtler! Nehmen Sie diesmal dieſe braven Deutſchen! Aber — ſcharf inſtruirt! Sie verſtehen mich, Savagner! Und nun Sie, Würtz! Ich bin ſehr unzufrieden mit Ihnen!

Würtz, der ſich eben vor dem Spiegel in ſeine künſtlich geordneten Stirnlöckchen vertieft hatte, ſchrak zuſammen. Es war eine lange, ausgetrocknete, gichtiſche Geſtalt, das Geſicht von Liederlichkeit geſtempelt, geſchminkt, worauf Vercagny eben geſtichelt hatte, und an Kinn und Naſe ſcharf ausgeſpitzt. Das matte Auge ſchwamm in ſcheuen, unſichern Blicken; der breite Mund war mit ſchwarzen, morſchen Zähnen beſetzt. Ein braunes, glanzloſes Haar umgab noch dicht einen kleinen Kopf, und fiel mit ſorgfältig gekräuſelten Tituslöckchen auf die öde, lederne Stirne. Wie er auf Vercagny's Schreckwort herbeiſtürzte und ſich tief verneigte, verbreitete ſich aus dem feinen modiſchen Anzuge der ſtarke Duft wohlriechenden Waſſers um ihn her.

Unzufrieden mit Ihrem eifrigſten, unbedingteſten Diener? rief er mit kriechenden Geberden aus. Sie verdammen mich zum unglückſeligſten Menſchen, Herr Ritter!

Ich muß bei Ihnen verleumdet worden ſein. O ich habe Feinde, mein Gebieter! Alle ſind wider mich unter meinen Collegen, denen ich es an Pünktlichkeit und Eifer zuvorthue.

Würtz, ein Deutſcher, ſprach das Franzöſiſche geläufig, aber in Accent und Ausdrücken der niedern Volksclaſſen, unter denen er es aufgeleſen und geübt hatte; wogegen ſein Deutſch, wenn er es ſprach, affectirt-fein und geſucht herauskam.

Eifrig nennen Sie ſich? fuhr ihn Vercagny an, und ſein verhaltener Mismuth fand jetzt einen Durchbruch. Zum Teufel mit Ihrem Eifer! Kommen Sie mir nicht immer mit Ihren Floskeln, die Sie bei Marketenderinnen aufgeleſen haben. Legen Sie meinethalben Roth auf, ſo dick Sie wollen, nur keine hochtrabenden Betheuerungen! Leiſtungen rechtfertigen den Polizeiagenten; und wo ſind Ihre Thaten, Würtz? Ich dächte, Sie müßten ſich doch beſſer kennen, denn Sie verſäumen keinen Spiegel, dem Sie nahe kommen. Was haben Sie in jüngſter Zeit an den Tag gebracht? Spiegeln Sie ſich einmal in den Polizeiſtrafregiſtern! Apropos! Das geht auch Sie an, Savagner! Die Polizeiſtrafen vermindern ſich auf eine ſchreckliche Weiſe, wie ich aus den Tabellen geſehen.

Die Geſetze fangen an, heilſam zu wirken, Herr Ritter! entſchuldigte der Generalſecretär. Die Gewohnheiten der Ordnung und des Gehorſams durchdringen immer mehr die verbrecheriſchen Schichten der Geſellſchaft und die ſonſt ergiebigen Claſſen der Bewohner; ſo kommen die Verbrechen und Vergehen in Abnahme.

Iſt uns aber damit gedient? ſchalt Vercagny. Gewohnheiten der Ordnung, ſagen Sie; wo ſoll's denn aber mit den Gewohnheiten der Strafkaſſe hinaus? Man muß Verbrechen ſchaffen, Vergehen improviſiren, inoculiren, wenn's daran fehlt. Die Strafgelder können wir einmal nicht entbehren, das wiſſen Sie doch. Ha, ich werde einen Theil der feſten Gagen auf Procente der Strafgelder ſetzen müſſen, um den Herren dieſen Gegenſtand mehr ans Herz zu legen. Und nun, Würtz, ſpecificiren Sie mir einmal Ihren Eifer! Was haben Sie z. B. über den Baron Rehfeld ausgemacht?

O ich bin ihm jetzt an den Hacken, mein Gebieter! prahlte Würtz. Er beſucht ſeit kurzem auch den Kapellmeiſter Reichardt, und ich habe geſehen, wie er ſchon auf der Haustreppe Briefe unter der Weſte hervorzog. Alſo ſehr brennende, ſehr preſſante Papiere! Hinter ſeine Geheimniſſe zu kommen, wollte ich erſt durch meine eigene Frau —, die in ſolchen Operationen — nun bekanntlich! Sie ſehen, wie *abſolut* ich in meinem Beruf zu Werke gehe! Aber ich beſorgte, er möchte ſie kennen. Meine Gattin iſt aus Halle — nun ebenwohl bekanntlich! — und ſie erinnert ſich, Herrn von Rehfeld dort geſehen zu haben.

In Halle? Alſo aus Halle? Da, wo die Studenten dem Kaiſer das Pereat —? fragte nachdenklich Bercagny, und Savagner, vorhin im Beiſein dieſes Würtz dienſtlich gehudelt, ergriff die Gelegenheit, ſeine Autorität gegen denſelben durch Spott und Späße an ihm wieder herzuſtellen, indem er einfiel:

Ja, Herr Generaldirector, die Dame Würtz iſt aus Halle, und heißt noch jetzt im Publicum die „Halliſche

Rike". Nämlich Friederike, eine geborene Wanz, cela veut dire „punaise"; ſehr gewandt, ſehr geübt, und Mancher, den ſie heimgeſucht, juckt ſich noch heut nach ihr.

Bei dieſen loſen Worten warf ſich Würtz in die Bruſt und erwiderte mit Gravität:

Beſagte Friederike iſt derzeit meine Gattin, und die hohe Polizei hat alle Urſach, mit ihren Verdienſten zufrieden zu ſein. Dies bekanntlich! Hat ſie in ihrer dann- und wannigen Miſſion ihre Tugend einmal in die Schanze ſchlagen müſſen, ſo war es auf große Effecte abgeſehen. Unſer gebietender Herr Chef weiß, daß ſie, ohne Ruhm zu melden, noch jüngſt ganz artige Enthüllungen aus den erſten Familien beigebracht hat, und ich darf bitten, daß man ſie reſpectire!

Alſo Halle! ſprach Bercagny vor ſich hin. Auch Reichardt iſt aus Halle. Die Complote ſammeln ſich. Aber — was weiter, Würtz? Fächeln Sie nicht ſo heftig mit dem Taſchentuche! Ihre Parfüms ſind etwas zu ſtark. Auch darin verſehen Sie es. Ein geheimer Agent darf in keinem Geruche ſtehen. Sie brauchen zu vorlaute Waſſer. Ihre Eſſenzen eilen Ihrer liebenswürdigen Perſon zu weit voraus, und verſcheuchen Alles, was Sie nur durch Ueberraſchung entdecken könnten. Warum lecken und waſchen ſich die Katzen ſo fleißig? Damit ſie nicht von den Mäuſen gerochen werden. Nehmen Sie ſich ein Beiſpiel! Ein geheimer Polizeiagent muß in einer Wolke wandeln, wie die antiken Götter; aber — riechen darf man ihn nicht.

Ihre Winke ſollen mir Befehle ſein! gelobte Würtz, wobei er unter tiefen Verneigungen das Taſchentuch einſteckte.

Ich habe nun die ſchöne, reizende und ſehr durchtriebene Perſon, die als Mademoiſelle Lenchen Willig von uns patentirt iſt, engagirt, ſich dem Herrn von Rehfeld zu nähern, ſich ihm gefällig zu machen, und die wird Alles von ihm herauskriegen.

Ich halte ihn für einen wirklichen Gecken, Herr von Bercagny, fiel Savagner ein. Ich habe ihn verſchiedentlich und unbemerkt beobachtet, reden hören, handeln ſehen. Doch will ich Ihrem Scharfblicke nicht vorgreifen.

Ich muß Gewißheit über ihn haben. Auch Se. Majeſtät der König hält ihn für verkappt, und will, daß ich ihn überwache. Machen Sie, daß die genannte Perſon hinter ſeine Correſpondenz kommt. Es iſt mir verdächtig, daß die Poſt faſt gar nichts an ihn bringt. Und Sie haben doch geſehen, Würtz, daß er Briefe zu Reichardt getragen hat. Auch an andere verdächtige Perſonen kommt nichts mit der Poſt. Welche Schleichwege der Correſpondenz beſtehen noch? Es iſt abſcheulich, was im untern Dienſt Alles lahm und träge geht. Dieſer zähe weſtfäliſche Boden hängt ſich auch an die beſten franzöſiſchen Inſtitutionen und hemmt ſie. Es beſtehen hier Verbindungen mit den preußiſchen Patrioten, es gehen Nachrichten aus England ein, es wird mit dem Kurfürſten correſpondirt, wir wiſſen das beſtimmt, und Keiner von unſern Leuten kann dahinterkommen, Keiner entdeckt eine Spur, nur ein Fadenendchen. Iſt das Eifer, iſt das polizeiliches Talent! Soll man euch nicht Alle zum Teufel jagen? Alles, was ihr ermittelt, Würtz und Conſorten, dreht ſich um liederliche Häuſer, um beſoffene Wirthshausreden, die keinen Hintergrund, keine Perſpective haben; um unſchuldige Liebſchaften vornehmer Ehemänner, um Abendgeſellſchaften in der Euterpe oder Harmonie, im Appellationsclub; um die ſtillen Beſucher unſerer patentirten Amoretten u. dgl. Dorthin lauſcht ihr, überraſcht, ſteckt die baaren Abfindungen und Beſtechungen ein, und mir bringt ihr ausgedroſchene Berichte, taube Nüſſe, die ich erſt noch aufknacken muß, um nichts darin zu finden. Aber von Verſchwörungen, von geheimen Verbindungen auch nicht ein Pip. Nicht einmal vom offenkundigen Tugendbund etwas Beſtimmtes, etwas Geheimes. Ich glaube, ihr geht dem bloßen Wort aus dem Weg, wie der Teufel dem Weihwaſſer! Und nun müſſen wir uns von unſerm Geſandten in Berlin Winke erbitten, müſſen ſogar uns vom Marſchall Davouſt den Hohn bieten laſſen, daß er uns von ſeinen Officianten ſchicken wolle, wenn wir nur Spürhunde mit ſtumpfen Naſen hätten. Ein Donnerwetter ſoll euch in den Boden ſchlagen, wenn ihr nicht in aller Kürze ſolche Mittheilungen ſchafft, die den Kaiſer Napoleon zufrieden ſtellen und Se. Majeſtät, unſern gütigen König, beruhigen. Selbſt ſoviel aufrühreriſche Schriften. — Apropos! Der Doctor — Detlef noch immer nicht zu Hauſe?

Im demſelben Augenblicke wurde Doctor Teutleben angemeldet, — wie ja der Haſe, von dem man ſpricht, aus den nächſten Hecken zu ſpringen pflegt. Bercagny nickte, winkte den beiden Anweſenden, ſich zu entfernen, und ſtreckte ſich, die Beine über einander geſchlagen, in ſeinem Seſſel mit kalter Vornehmigkeit aus. So empfing er Hermann, der durch die den Abgegangenen entgegengeſetzte Thür eintrat, über die Schulter blickend, mit ironiſcher Freundlichkeit:

Ha, ſieh da, glücklich zurück? Haben ſich angenehm amüſirt und mich hübſch warten laſſen?

Hermann fühlte raſch heraus, daß er unartig behandelt werden ſollte, faßte ſich aber in ſeinen guten Vorſätzen, ſchob mit artigen Geberden ſeinen Hut neben Vercagny's Federhut auf den Tiſch, und nahm einen Stuhl.

Verzeihung, ſagte er, wenn ich fragen muß, worauf Sie gewartet haben?

Vercagny, von Ton und Haltung des jungen Mannes etwas betroffen, rückte ſich unwillkürlich aufrecht und ihm zugewendet, indem er ſagte:

Worauf? Wunderliche Frage! Ich denke auf Ihre Arbeit? Meinen Sie nicht auch?

Meine Arbeit? Wenn ich mich recht erinnere, Herr Ritter, hatte keinen Termin, verſetzte Hermann.

Wetter noch einmal! brach Vercagny aus. Der König, Seine Majeſtät, hat ſchon zum dritten mal darnach gefragt!

Der König? fragte Hermann, alles Ernſtes etwas erſchrocken. Ich bin in Erſtaunen! Sind Sie doch nicht in meiner Perſon irre? Verzeihung! Ich meine, — Sie reden doch von der Abhandlung, die — zum Verſtändniß beider Nationen, wie Sie mir ſagten, beitragen ſoll, — verſteht ſich, nach meinen geringen Kräften!

Vercagny fühlte, daß er ſich in ſeiner Aergerlichkeit übereilt hatte, was aber ſeine Stimmung eben nicht verbeſſerte.

Ganz recht! verſetzte er. Und davon habe ich Sr.

Majeſtät berichtet. Finden Sie das nicht in der Ordnung?

Ich habe kein Urtheil über Das, was Ihres Amtes iſt, Herr Generaldirector! antwortete Hermann mit beſcheidenem Tone. Aber ich konnte das doch nicht wiſſen. Und — ſo ſchmeichelhaft es für mich iſt, daß Se. Majeſtät nach dieſem Verſuche verlangen: ſo konnte ich mich doch nur nach der zwiſchen uns verabredeten Beſtimmung meiner Arbeit ſelbſt richten. In dieſer Beſtimmung aber liegt durchaus keine Eile, — wenigſtens wie mir ſcheint. Gedanken der Art, wiſſen Sie ſelbſt, dringen nur in ruhigen Zeiten in die Gemüther ein, gehen wie Samenkörner nur beim rechten Wetter auf, und es kommt daher, wenn ich nicht irre, mehr darauf an, daß etwas Rechtes und Wirkſames geleiſtet werde, als daß es auf den Stutz fertig ſei. Die Zeit zur Verſöhnung der Nationen durch Schriften ſcheint noch nicht ſehr dringend zu ſein.

Auf dies letzte Wort blickte Bercagny den jungen Mann raſch und ſcharf an, weil er im erſten Augenblicke die innerliche Bewegung deſſelben, die ſich im bebenden Ton der Stimme verrieth, auf politiſche Geſinnung deutete.

So? Glauben Sie? ſagte er mit argwöhniſchem Lächeln. Aber auch dann durften Sie in der Rolle, die ſie einmal übernommen haben, nicht zögern. Se. Majeſtät kennt die Beziehungen nicht, aus denen Sie, mein Herr, die Arbeit für nicht eilig halten, ſondern verlangt darnach, und Sie wiſſen, daß die Ungeduld der Könige reſpectirt werden muß.

Gewiß, Herr von Bercagny, — allen Reſpect vor den Befehlen Seiner Majeſtät! Aber dieſer Beweggrund meiner Arbeit wird mir ja eben erſt bekannt; es iſt ein Novum, etwas neu Hinzugekommenes.

Die ſchlagenden Antworten Hermann's, denen man doch den Kampf der Selbſtbeherrſchung anmerkte, ſetzten den hochmüthigen Franzoſen, weil ſie ihn an ſeine Ungeduld erinnerten, etwas außer Faſſung; ſodaß er in dem Grad, als er dieſelben mit ſeiner Autorität überbieten wollte, in die Unbeſonnenheit gerieth, zu der ihn ſein heftiges Temperament nicht ſelten hinriß.

Dieſe Dringlichkeit hätten Sie, Herr Doctor, auch ohne dies „Novum" aus der Abfaſſung meiner Bemerkungen und Fragen zu Ihrer — übereilten Arbeit errathen können, ſagte er, und Sie würden ſolche ausdrücklich vernommen haben, wenn Sie nicht gegen alle Geſchäftsordnung ohne Urlaub aufs Land gegangen wären.

Urlaub? fragte haſtig der Getadelte, nahm ſich aber raſch zuſammen und erwiderte:

Verzeihung! Aber ich hätte wahrhaftig nicht gewußt, Herr Ritter, wo ich Urlaub zu einem Beſuch lieber Freunde holen müßte. Urlaub ſetzt doch einen Vorgeſetzten voraus.

Ha, ha! lachte Bercagny. Wie jung Sie in Geſchäften ſind! Von wem Sie Geld und Gehalt beziehen, von Dem haben Sie Urlaub nöthig. Iſt Ihnen das auch ein Novum, Sie homo novus?

Daß gerade die ihm ſo fatale Geldſache auf ſo unzarte Weiſe zur Sprache kommen ſollte, hatte Hermann nicht erwartet. Er erhob ſich daher ſo raſch von ſeinem Stuhl, daß auch Bercagny mit der Bewegung, ſich gegen einen perſönlichen Anfall zu ſchützen, aufſprang. Als er aber Hermann heftig gegen die Thür ſchreiten ſah, ſprang er nach dem Schellenzuge. Doch ſchon kehrte der junge Mann mit dem Päckchen zurück, das er dem Aufwärter vor der Thür abgenommen hatte. Bercagny, ſeines Schrecks beſchämt, ging ihm, die Hände rückwärts überkreuzt, mit verbiſſenen Lippen entgegen.

Was iſt das? fragte er.

Hermann hatte ſich ſchon für die Zurückgabe des Geldes eine, wie ihm ſchien, ganz gute Wendung ausgedacht, und fand nun nach der erſten ihn ſo verletzenden Ueberraſchung den Anknüpfungspunkt; war aber doch innerlich ſo bewegt, daß ſeine Erklärung mit bebender Stimme etwas feierlich ausfiel.

Ich bin nach Caſſel gekommen, Herr Generaldirector, ſagte er, mich um eine Stelle zu bewerben, die mir eine würdige Beſchäftigung und durch dieſe ein angemeſſenes Einkommen gewähre. Allein dies Geld da, dieſe 300 Francs, dieſe Bezahlung vor dem Verdienſt hat mich ſo geſtört, daß dadurch meine Arbeit ſelbſt hinter allem Werth geblieben und durch meinen beſchämten Eifer übereilt, wie Sie ſelbſt ganz richtig geſagt, ja wirklich übereilt worden iſt. Empfangen Sie daher vor aller weitern Arbeit die Summe unangegriffen zurück, die ich erſt zu verdienen ſuchen werde.

Nichts hätte dieſem Napoleon'ſchen Polizeimanne überraſchender kommen können. Ja, es verwirrte ihn, in ſeiner Art zu denken und die Menſchen zu nehmen, ſo ſehr, daß er im erſten Augenblicke nichts zu erwidern wußte, und in ſeiner Ueberlegung abwechſelnd das Packet und

Hermann betrachtete. Endlich ſagte er mit einer gewiſſen halb ſpöttiſchen Freundlichkeit, hinter der er ſeine Anerkennung verſteckte:

Sie denken ſehr uneigennützig, mein lieber Doctor; aber Sie müſſen ſich doch ein wenig acclimatiſiren, wenn Sie bei uns gedeihen wollen. In Handel und Wandel muß man ſich doch an etwas Poſitives halten, und da Sie zuerſt das Geld angenommen, ſo habe ich auch meine Erwartungen darauf geſtellt. Indeſſen hoffe ich, wir werden uns künftig beſſer verſtehen. Kommen Sie her, wir wollen die Sache nun anders faſſen. Ich werde nun auf Ihre Arbeiten nicht mehr pränumeriren, aber ich bin vielleicht im Stande, etwas zu Ihrer Beförderung zu thun. Nehmen Sie gefällig Platz! Haben Sie vielleicht Ihre Beantwortungen mitgebracht?

Hermann, ohne ſich wieder zu ſetzen, weil er fühlte, daß es jetzt brechen müſſe, erwiderte:

Verzeihung! Aber ich muß, wenn nicht auf die ganze Arbeit verzichten, mir wenigſtens eine längere Friſt erbitten. Ich fühle zu lebhaft, daß mir Ihre Aufgabe jetzt noch etwas fremd liegt. Bei der guten Abſicht, die Sie für mich gefaßt haben, wünſche ich nur, daß Sie mich nicht für ebenſo unbrauchbar in einem andern Berufe anſehen möchten, — in einem Berufe, für den ich mich mehr vorbereitet habe.

Aufgeben? rief Bercagny. Nicht möglich! Kommen Sie mir doch nicht wieder mit Ihrer übertrieben deutſchen Beſcheidenheit! Sie ſprechen viel zu gut franzöſiſch. Setzen wir uns noch ein Halbſtündchen zuſammen; ſagen Sie mir zu jeder Frage, was Sie darüber wiſſen und denken, und ich bringe es ſelbſt zu Papier. Allons! Wo haben Sie Ihren erſten Bericht?

Ich habe ihn vernichtet.

Was? Vernichtet? Wie können Sie mir ſo 'was ſagen?

Weil es ſo iſt! lächelte Hermann.

So iſt? Sie haben in der That? Wie durften Sie das? fuhr der kaum ſo artige Mann wieder auf.

Ich glaubte, daß ich mich über eine Arbeit erzürnen dürfte, die ein ſo unterrichteter Mann, wie Sie, ungenügend, übereilt gefunden hat. Ich habe mir das ſchon früher ſelbſt geſagt, und daher den unnützen Wiſch den Flammen übergeben.

Vercagny zitterte vor Wuth. Er wollte eben losbrechen, als der Anblick des Geldpäckchens ſeinen Gedanken eine andere Richtung gab. Er durchſchritt einmal das Zimmer, trat ſodann dicht vor Hermann, und ſagte mit gedämpfter Stimme und durchdringendem Blicke:

Wiſſen Sie, daß Sie ſich verrathen haben?

Und worin? fragte Hermann ſehr gelaſſen.

Sie ſind ſelbſt in die Verbindungen verwickelt, die Sie angedeutet haben, ſagte er, ſind mit den Perſonen vertraut, den rebelliſchen Schriften nicht fremd, die Sie mir bezeichnet haben. Sie ſind ein Eingeweihter und ziehen ſich jetzt zurück, um kein Verräther zu werden. Haben wir Sie?

Dieſe Wendung, ſo unerwartet ſie für Hermann kam, erſchreckte ihn doch am wenigſten. Sie verrieth ſich ihm, da er ruhiger war, raſcher in ihrem innern Widerſpruch, und berührte überdies die Betrachtungen, die er über die

Angelegenheit mit Luiſen und beſonders mit Ludwig gehabt hatte. Er ſagte daher ruhig, ja lächelnd:

Es thut mir recht leid, Herr von Vercagny, daß Sie das hohe Vertrauen in mein Talent ſo ſchnell mit der Erklärung vertauſchen müſſen, daß ich ein Dummkopf, ein Einfaltspinſel ſei. Denn nur ein ſolcher könnte nach freiwilliger Uebernahme und mit tagelanger Ueberlegung Dinge niederſchreiben, bei denen ſein eigener Kopf auf dem Spiel ſteht, könnte ſich erſt als Verräther erkennen, nachdem er ſchon verrathen hat. Ein ſolcher Tölpel, dächte ich, würde ſchwerlich Aufnahme bei einer Verſchwörung finden, oder gar als ihr Agent gebraucht werden. Nein, aber Eines überraſcht mich, Herr von Vercagny. Sie haben alſo in meinem Berichte Enthüllungen von Verbindungen, von aufrühreriſchen Schriften und verſchworenen Perſonen geſucht? Dergleichen habe ich freilich nicht gemacht, und nach unſerer Abrede auch nicht zu machen gehabt. Ich ſollte ja blos zur Verſtändigung beider Nationen ſchreiben, die deutſche Feder gegen das franzöſiſche Schwert abwägen. Sie ſehen nun ſelber ein, daß ich Ihre Abſicht ganz verfehlt, daß ich ſie nicht einmal richtig gefaßt habe, und — werden es ſelbſt in der Ordnung finden, daß eine ſo ganz verfehlte Arbeit vernichtet worden iſt. Aber — ich werde nun auch eine neue Arbeit und überhaupt das ganze Unternehmen aufgeben müſſen. Sie ſelbſt, Herr Ritter, werden mich zu ſolchen Zwecken unbrauchbar finden, und in der That — ich bin es.

Vercagny verneigte ſich mit dem ironiſchen Ausdruck einer Genehmigung dieſes Selbſttadels. Hermann aber nahm es für ein Zeichen ſeiner Entlaſſung, empfahl ſich mit einigen artigen Worten und verließ ruhigen Schrittes das Zimmer und das Haus.

Vercagno war ihm bis an die Stubenthür gefolgt, ohne ſelbſt zu wiſſen, ob aus einer Anwandlung von Höflichkeit oder um dem Abgehenden noch etwas Bitteres zu ſagen. Er hätte gern die eigene Beſchämung auf ihn zurückgewälzt, oder den Aerger gegen ihn ausgelaſſen, den er jetzt nur gegen die alten Dielen der Stube ausſtampfen konnte.

Savagner und Würtz traten ungerufen und ihrem Chef ſehr ungelegen wieder ein. Doch die Bitterkeit, die er gegen ſich ſelbſt empfand, hielt ihn von allen Aeußerungen ab, die ſeinen Unmuth hätten verrathen können. Er nahm ſich zuſammen, und ſagte nach einer Pauſe gelaſſen, mit geheimnißvoller Zurückhaltung:

Würtz, laſſen Sie mir den jungen Doctor nicht aus den Augen. Ich traue ihm nicht ganz. Er hat mir zwar gute Zuſagen gegeben, aber — man muß ihn controliren. Er iſt ein geſcheiter und gewandter Menſch, ſcheint auch ehrlich und hat 'was Nobles. Indeß — geben Sie Acht, wo er aus- und eingeht, mit wem er verkehrt, welche Häuſer oder Familien er beſucht, ob er etwa eine vornehme Liebſchaft hat. Dazu iſt er ganz der Mann. Verſteht ſich, daß Sie ihm ſtets artig begegnen. Es wäre mir angenehm, wenn ich mich auf ihn verlaſſen könnte. Jetzt gehen Sie, ich habe noch mit Savagner zu arbeiten.

Zehntes Capitel.

Eine Warnung.

Hermann kam in großer Aufregung nach Hauſe. Der Zwang, den er ſeinen Empfindungen angethan, war unerwartet in einen wahren Triumph umgeſchlagen. Ohne den Rath ſeiner Freunde aus den Augen zu ſetzen, hatte er doch ſeinen eigenen Sinn geltend gemacht. Dieſem ſchmeichelhaften Ausgang hing er mit lebhafter Selbſtzufriedenheit nach, indem er mit großen, feſten Schritten im Zimmer auf- und niederwandelte. Beſonders ergötzte er ſich an der Erinnerung, wie Vercagny, im Augenblicke, wo er ihn auf geheimen Verbindungen zu ertappen dachte, ſich ſelbſt in ſeiner verſchlagenen Abſicht verrathen hatte.

Du haſt auch diesmal Recht, guter Sancho Panſa, lachte er: Mancher geht auf Wolle aus, und kommt geſchoren zurück.

Aus dieſen Nachträumen wurde er zu Tiſche gerufen. Er aß nämlich jetzt mit ſeiner Hauswirthin, nach einer Veranſtaltung Lina's, die bei ihrem Scheiden befürchtet hatte, die alte gute Mutter möchte für ſich allein zu ſorgen nicht der Mühe werth halten, und wenn ihr das liebe Kochen und Backen keine Freude mehr machte, nach und nach verdrießlich werden. Und Hermann, von Natur und durch das Vielerlei, was aus der neuen Umgebung auf ihn eindrang, etwas träumeriſch geſtimmt, ließ ſich gern gefallen, eine Treppe unter ſeiner Wohnung Das mit Bequemlichkeit zu finden, was ihn ſonſt zur Stadt London zu gehen genöthigt hatte.

Bei Tiſche mußte er noch mehr von Homberg erzählen. Mutter Wittich fragte nach Allem und Jedem, und ſo auch nach dem Friedensrichter Martin. Hermann hatte von ihm reden gehört, ihn aber nicht kennen gelernt. Die Alte war einen Augenblick bedenklich ſtill. Doch das einſame Schweigen der letzten verlaſſenen Tage war ihr ſo drückend geworden, daß ihre zurückgehaltene Redſeligkeit ſich nun auch über die kleinen Geheimniſſe ergießen mußte, die ihr anvertraut waren.

Dieſer Martin, ſagte ſie leiſer, als ob es Jemand hören könnte, iſt auch ein guter Kurfürſtlicher. Er war Auditeur, als der Herr fliehen mußte, und hat ihm die Regimentskaſſe heimlich nach Holſtein nachgebracht.

Das wird den Herrn ſehr gefreut haben, meinte Hermann.

Ja, antwortete ſie, er war nur ein wenig ungnädig darüber, daß es blos die Eine war. Aber, um Gotteswillen, das Alles iſt ein Geheimniß!

Als ihr Hermann lächelnd verſicherte, daß er ihr Vertrauen heilig halten würde, fuhr ſie fort.

Ich weiß, Sie ſind ein braver, ehrlicher Menſch, und zumal ein Pfarrersſohn. Sie können denken, daß der Kurfürſt hier einen geheimen Anhang hat, von welchem eine Verbindung der treuen Altheſſen mit dem angeſtammten Landesherrn unterhalten wird. Mein Mann ſelig, wenn er noch lebte, würde dabei nicht fehlen; denn mehre ſeiner beſten Freunde gehören dazu. Ich weiß auch, daß Alles gethan wird, ihn wieder ins Land zurückzubringen. Aber die Sache iſt ein tiefes Geheimniß, und hat ihre heimlichen Schleichwege. Mein Schwiegerſohn weiß Alles, und gehört zu den Vertrauten; aber er theilt mir gar wenig davon mit und ſagt nur immer: Mamachen, viel Wiſſen macht Kopfweh. Auch möcht' ich gar nicht Alles wiſſen; es beſchwert Einem oft das Herz, wenn es auch gerade kein Kopfweh macht. Soviel iſt mir aber doch bewußt, daß eine geheime Commiſſion beſteht, die Alles beſorgt. Der Herr Regierungsrath Schmerfeld, den Sie ja auch kennen, gehört dazu, und der frühere Cabinetskaſſirer Kautz und der Kriegsrath Buders. Ein merkwürdig geſchickter Mann, dieſer Buders, beſonders in Ziffern! Dieſe Männer führen eine Correſpondenz mit dem Kurfürſten.

Aber ſchwerlich durch die Poſt? fragte Hermann.

Bei Leibe nicht! antwortete ſie. Die Poſt wollte, noch ehe unſer König angekommen war, mit den Briefen aus und nach Itzehoe gar nichts mehr zu ſchaffen haben. Denken Sie ſich, ich komme einmal mit meiner Tochter etwas ſpät nach Hauſe, es wird ſo zu Anfang Decembers vorigen Jahrs geweſen ſein, und finde einen verſiegelten Brief zwiſchen die Klinke der Stubenthür geſteckt. Wir erſchraken erſt und dachten, es wäre auf Schmähung oder Kränkung gemeint; aber es waren Wechſelchen auf meine rückſtändige Penſion. Das ließen wir uns ſchon gefallen! Wie und woher aber — ja, das weiß ich zur Stunde noch nicht. Jetzt geht Alles regelmäßig durch einen gewiſſen Herrn Kriegsrath und einen ehemaligen

Hofagenten Moſes. Die verſammeln ſich auch regelmäßig und halten Berathung, verſteht ſich ſelten, und von wegen der vielen heimlichen Polizeiſpione mit der größten Vorſicht. Begreiflich! wie mein ſeliger Mann ſagte. Aber, bei Kriegsrath fällt mir ein, muß ich Ihnen doch vom alten Lennep, — oder war's der Kriegsrath Engelhard, ein drolliges Geſchichtchen erzählen. Der hatte einen immer wiederkehrenden Heißhunger, konnte für drei Mann eſſen, und blieb doch immer mager dabei. Als Vorſitzender im Kriegscolleg hatte er einmal einen Regimentsauditeur zu beeidigen. Ich muß aber vorausſchicken, daß der Herr Gouverneur, General von Wurmb, Mitglied war, und ſein zweites Frühſtück im Sitzungszimmer einzunehmen pflegte. Juſtement nun, wie der Vorſitzende dem Verpflichteten vorſagt: „Ich gelobe und ſchwöre" — wird für den Gouverneur ein großes Stück warmen Speckkuchens hereingebracht; der Herr Engelhard, oder war's Herr Lennep, bekommt den Geruch davon, der Heißhunger iſt da, und der offene Mund bringt kein Wort mehr hervor. Erſt als der Pedell den Speckkuchen wieder hinausgebracht hat, kommt das Geloben und Schwören wieder in Gang. Iſt das nicht ſpaßhaft?

Hermann lachte ihr beifällig zu. Solche Geſchichtchen und Anekdoten, die den frühern Zuſtand in Caſſel charakteriſirten, waren ihm ſchon des Contraſtes wegen intereſſant, den ſie zur Gegenwart darboten.

Inzwiſchen fuhr die plaudernsvergnügte Alte fort:

Mein ſeliger Mann hätte Ihnen erſt Geſchichtchen erzählen können, zumal vom Hofe des Landgrafen Friedrich. Damals war ſchon einmal ein gar luſtiger Hof in

Caſſel. Alles ſprach auch franzöſiſch in den adeligen Familien; denn der Landgraf liebte die Sprache, und zog franzöſiſche Gelehrte und Künſtler um ſich her.

Ja, Friedrich war in dieſem Punkt, nach Allem, was ich gehört habe, ein kleiner preußiſcher Fritz! bemerkte Hermann.

Ja, ſie lebten ja auch zu gleicher Zeit und in guter Freundſchaft, ſprach die Alte weiter. Damals gab's Luſtbarkeiten bei Hof und Verdienſt in der Stadt. Hatte der Herr Geld, ſo hatte es die ganze caſſeler Welt. Und das iſt immer erfreulicher, als wenn's der Fürſt allein hat, wie es bei ſeinem Sohn, dem jetzigen Kurfürſten, der Fall war. Der lebte mit ſeiner Gemahlin in getrennter Hofhaltung ſtill und dunkel, ſparte, und haßte alles Franzöſiſche. Und nun muß doch eben er es erleben, was mein ſeliger Mann öfters ſagte: Was die großen Herren franzöſiſch einbrocken, ſagte er, wird das Volk einmal franzöſiſch aufeſſen müſſen.

Der einfache Tiſch war bald abgethan, und es drängte den jungen Freund, Luiſen nicht länger über den Ausgang ſeiner Angelegenheit mit Bercagny in Ungewißheit zu laſſen. Er konnte ſich ihr Befremden denken, daß er, ſtatt die Sache nach ihrem Rath am Morgen nach der Illumination zu erledigen, einem Einfalle des Spätabends gefolgt und auf's Land geeilt war. Sie hatte nämlich die Anſicht gehabt, Hermann müſſe nach klar gefaßter Ueberlegung raſch zu Werke gehen, ehe er durch wiederholtes Bedenken zweifelhaft oder ängſtlich werden könnte; während im Gegentheile die Freunde auf dem

Land ſeine Schritte zu verzögern ſuchten, weil ſie ihn freilich ſchon unſicher und uneinig mit ſich ſelbſt fanden.

Hermann traf die Familie Reichardt noch bei Tiſche und zu ſeiner Verwunderung den Baron Rehfeld als Gaſt.

Aha! rief der Kapellmeiſter mit angeglühtem Geſicht, da kommt er doch noch zum Nachtiſche, der geheime Ausreißer! Wir hörten, daß Sie dem Herrn Baron bekannt ſind und wollten Sie drum auch zur Suppe mit ihm haben; aber — fort waren Sie, auf's Land gelaufen!

Geritten, Herr Kapellmeiſter! erwiderte Hermann aufgeräumt. Ich komme mich zu entſchuldigen, daß ich es ſo verſtohlen gethan. Ich konnte die Illuminationsnacht nicht ſchlafen, und hatte einen großen Sprung vor, zu dem ich einen weiten Anlauf für räthlich hielt, und — es hat gut gethan!

Er begleitete das letzte Wort mit einem bedeutſamen Blick für Luiſen, die freilich ſchon aus ſeiner vergnügten Stimmung ſich das Beſte gedeutet hatte.

Hermann betrachtete den Baron und konnte nicht gleich finden, was ihn an demſelben ſo befremdete. Er ſah jünger und angenehmer aus und war geſchmackvoller gekleidet, ſodaß man ihn einen hübſchen Mann nennen mußte. Hatte er früher in Haltung und Bewegung ſich etwas läppiſch gehen laſſen, ſo war jetzt im gewählten Civilkleide der Militär nicht zu verkennen.

Reichardt, der Hermann's Verwunderung bemerkte, rief lachend aus:

Nicht wahr, Sie finden es auch? Der Herr Baron hat einen neuen Menſchen angezogen, er hat ſich den

Tugendbund abraſirt, und bekennt ſich zum Orden der Hieronymiten. Heißt das, er wird ein Tugendprüfer werden.

Rehfeld erzählte dem jungen Freunde mit wenigen Worten die Aeußerung Jerôme's und des Legionschefs der Gendarmen über die Bedeutung des Kinnbartes, und ſagte dann lachend:

Nun bleibt mir allerdings nichts übrig, als mich zu tragen und zu geberden wie Diejenigen, die in Caſſel — zu keinem Tugendbund gehören.

Bravo! rief der Kapellmeiſter. Nehmen Sie Revanche, Sie ausgetriebener Tugendbündler, und machen Sie es wie der ausgetriebene böſe Geiſt im Evangelium, der um Erlaubniß bat, unter die — Hofdamen zu fahren. Geben Sie Acht, lieber Hermann, der Baron verführt dem guten Jerôme jetzt die Liebſte von ſeinen Tugendloſen!

Er ſoll jetzt nur nicht mit allzu kühner Zunge trotzen! warnte Luiſe.

Durch Hermann's Eintritt war ein vertrautes Geſpräch unterbrochen worden. Reichardt nahm es nun wieder auf, indem er dem eingerückten Nachgaſte zu den ihm von der Hausfrau angebotenen Deſſertſchüſſelchen ein Glas alten Rheinweins einſchenkte.

Der kann uns ſchon mitanhören, Herr von Rehfeld, wenn wir raiſonniren, ſagte er. Er iſt zwar kein Politicus, aber als Philoſophus doch ein ehrlicher Burſche und kein Haſenfuß.

Sie ſprachen über Spanien und über die Fortſchritte der Aufſtändiſchen. Denn die Stürme, die zuerſt in

Madrid gegen den wetterwendiſchen König Karl ausgebrochen waren, als er erſt zu Gunſten ſeines Sohnes Ferdinand reſignirt und dann unter Beiſtand der Franzoſen ſeine Thronentſagung widerrufen hatte, breiteten ſich jetzt, nachdem er die Regierung vollends mit allen Rechten ſeines Hauſes an Napoleon abgetreten, zu einem allgemeinen Aufſtande der Nation mit jedem Tage weiter aus.

Und wer hat dieſen entſetzlichen Krieg veranlaßt? rief Reichardt. Ein ſogenannter Friedensfürſt, dieſer Günſtling Godoy, dieſer Hörnerlieferant des Königs. Ein hübſch gewachſener Menſch, der zur Guitarre einnehmend ſang, ſchlüpft durch Ohr und Auge in der Königin Herz, und ſetzt, zu Macht und Einfluß gelangt, ein ganzes Land in lauter Diſſonanzen. Verfluchter Muſikant, der Klimperer! Ganz Spanien wird eine Vendée, der Krieg des Volks gegen die Fremden ein Kreuzzug, vencer o morir die Loſung, wenn nicht etwa der jüngſte lächerliche Erlaß — den Patriotismus niederſchlägt. Gebt einmal her!

Luiſe reichte ihm das jüngſte Blatt des weſtfäliſchen Moniteurs, in welchem ein Circular des Inquiſitionsconſeils an die Gerichtshöfe des Reichs abgedruckt war. Der aufgeregte Mann las bald in der linken franzöſiſchen, bald in der rechten deutſchen Spalte dieſer in Caſſel erſcheinenden Zeitung die Erklärung jener hohen ſpaniſchen Behörde, daß es der Regierung allein gebühre, auf eine gleichmäßige Weiſe die Vaterlandsliebe des Volks zu leiten. Aufrühreriſche Bewegungen, weit entfernt, die Wirkung einer richtig geleiteten Volkstreue hervorzubringen, würden nur dazu dienen, das Vaterland ins Verderben zu ſtürzen, weil das Band des Gehorſams, auf dem das Glück der Staatsgemeinden beruhe, aufgelöſt und das Vertrauen, welches man in die Regierung ſetzen müſſe, zerſtört werde.

Iſt das nicht köſtlich? rief Reichardt; hat man je ſolch' eine geſchminkte Naivetät erlebt? Denkt euch einmal, daß der preußiſche Patriotismus von den elenden Burſchen in Berlin geleitet werden ſollte, die alles Heil des Landes im engſten Anſchluß an die Franzoſen erblicken, — in einer Hauptſtadt, die noch in franzöſiſchen Händen iſt, und von der ſich der gute König ſelbſt noch ſo weit entfernt hält, als Königsberg von der Spree liegt? Denkt euch, daß die Verſchwörung zu einem begeiſterten Aufſtand unſers unterdrückten heſſiſchen Vaterlandes ihre Inſtruction bei Männern einholen wollte, wie dieſer Schulenburg-Kehnert iſt, der hier in Caſſel noch einmal als Referent für Kriegsſachen im Staatsrathe ſitzt, nachdem er vor anderthalb Jahren, als die Franzoſen über Jena gegen Berlin heranrückten, als Miniſter-General das preußiſche Pulver und Blei zurückgelaſſen und die bekannte gute Ermahnung publicirt hatte: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht“. Das preußiſche Volk wird ihnen den Teufel thun, und ſich zum Aufſtande gegen die Franzoſen von Denen leiten laſſen, die unter der Gewalt derſelben ſtehen. Wie heißt es hier? Diriger avec uniformité le patriotisme! Oho! Heißt das ein Patriotismus in Uniform? Schöne Uniform! Es würde ein ganz einfaches Halsband ſein, aus gleichdickem Hanf geſponnen; le grand cordon gris de l'ordre publique!

Reichardt wurde ſo laut und überſpannt, daß Luiſe mit der Gewaltthätigkeit, die ſie zuweilen im Hauſe annahm, das Geſpräch von ſo bedenklichen Gegenſtänden abzulenken ſuchte. Sie brachte es auf den bevorſtehenden Reichstag, dem man in Caſſel mit den lebhafteſten Erwartungen entgegenſähe.

Der Hof wird ſchon eine artige Feſtivität daraus zu machen wiſſen, meinte Baron Rehfeld; man beſpricht ja ſchon die großen Ceremonien der Reichstagseröffnung. Der König zeigt ſich gar gern öffentlich und feſtlich, ſo wenig Figur er dazu hat, und ſein kaiſerlicher Bruder ſteht ihm dabei immer als Muſter vor Augen, wie er ihm freilich auch als Mahner in den Ohren liegt.

Es ſind bis jetzt ſchon manche ausgezeichnete Männer gewählt, bemerkte Hermann; auch wiſſenſchaftliche Namen, wie Profeſſor Wachler, Niemeyer in Halle, Henke zu Helmſtädt. Ich bin recht begierig, auch einmal politiſche Redner in Deutſchland zu hören.

Verſprechen Sie ſich nicht zu viel, lieber Freund, lachte Reichardt. Die Deutſchen haben für das öffentliche Sprechen die ſeltſame Begabung, daß ſie entweder nicht zur rechten Zeit anfangen, oder nicht zur rechten Zeit aufhören können.

Und erwarten nicht zu viel von der politiſchen Komödie! ſetzte der Baron hinzu. Der Hauptfehler der weſtfäliſchen Verfaſſung ſcheint mir in Dem zu liegen, was andern Fabrikaten und Productionen einen Vorzug gibt: ſie iſt muſterhaft. Das heißt, ſie ſollte für die Rheinbundsſtaaten ein Muſter abgeben. Und glauben Sie, daß Napoleon die deutſchen Fürſten, ſeine ſouverain genannten

Vaſallen, durch die Volkskraft einer guten Verfaſſung ſtärker und ſelbſtändiger machen wolle?

Credat Judaeus Apella! lachte Reichardt.

Und der Baron ſprach weiter:

Während der glänzenden Feſte, die der Kaiſer zur Vermählung ſeines Bruders Jerôme mit der würtemberger Prinzeſſin zu Fontainebleau gab, mußten ſich die Herren Staatsräthe Cambacérès, Regnault, der ſiebzigjährige ſtraßburger Staatsrechtslehrer und Geſchichtskenner Koch zuſammenſetzen, und die Landesverfaſſung für das neugeborene Königreich zuſchneiden. Dieſe Geburtsſtunde hangt gewiß der Conſtitution nach, und unter Hochzeitsfeſten geboren, wird ſie gern mit Prunk und Pracht auftreten. Ohne Zweifel wird auch ein artiges Coſtüm für die Abgeordneten vorgeſchrieben.

Haben Sie nicht geleſen, — die Gage für die Acteurs iſt ſchon beſtimmt, fiel Luiſe ein: 18 Francs Tagegelder während der Sitzungen für den Deputirten, und ebenſo viel für die Reiſetage, die, hin- und hergerechnet, nach Lage der Departements aus denen ſie kommen, von vier bis zehn Tage gutgethan werden.

Zehn Tage! rief Reichardt. Man ſollte Wunder glauben, wie groß das Reich ſei!

Inzwiſchen war Frau Reichardt an ein Nebentiſchchen getreten, den Kaffee zu bereiten. Wie ſich der Duft davon verbreitete, rief Hermann:

Ei das riecht einmal wie richtiger, wahrhaftiger Kaffee, ohne Cichorie, ohne gedörrte Rüben oder geröſtete Gerſte, — wie Mokka!

Nichts Mokka! lächelte die freundliche Hausfrau. Café de la Martinique! Haben Sie das kleine Lädchen in der untern Königsſtraße noch nicht bemerkt, das ſich mit dieſem Aushängeſchild ſeit mehren Tagen aufgethan hat?

Café de la Martinique? verwunderte ſich Hermann.

O Sie Doctor! fiel Reichardt ein. Wiſſen Sie nicht, daß die Inſel Martinique unter den Kleinen Antillen den Franzoſen gehört, und beſonders auch Kaffee producirt? Nun, dies franzöſiſche Gut unterliegt, verſteht ſich, der Continentalſperre nicht, ſondern geht frei ein, und deckt zugleich mit ſeinem guten Namen den verbotenen Kaffee, der über Helgoland auf engliſchen Fahrzeugen eingeſchmuggelt wird. Sie wiſſen wol auch nicht, daß außer dem Kaffee auch reizende Creolinnen von Martinique gekommen ſind, die den Zucker dazu abgeben, — lebendiges Zuckerrohr, wenn Sie wollen, das hier unter die Preſſe kommt.

Hermann, der im erſten Augenblick in dem Scherz eine Anzüglichkeit fand, erröthete. Aber Niemand bemerkte es; denn Frau Reichardt war eben zu ihrem Manne getreten und ſagte:

Lieber Friedrich, du wirſt ja ganz ausgelaſſen. Komm, gib mir einmal dein Glas her, und nimm hier die Taſſe dafür!

Reichardt erfaßte die Forteilende am Kleid und rief:

Halt, mein Schatz! Du biſt meine Creolin, und ſo bitt' ich mir den Zucker aus zu deinem Kaffee!

Er umarmte ſie, und ſie, mit der Bewegung, als wolle ſie ihm einen nachdrücklichen Schlag verſetzen, ſtreichelte ſeine glühende Wange.

Nun, ihr Freunde, rief Reichardt, thut dem koſtbaren

Trank die Ehre an! Prüft vor allem, wenn ihr feine Zungen habt, wieviel Martinique, wieviel Mokka oder Java, wieviel geſchmuggelter und wieviel confiſcirter Kaffee darunter iſt! Welche Rolle hat nicht ſchon die Kaffeebohne in der Geſchichte geſpielt! Uns zunächſt liegen verſchiedene Verfolgungen dieſer paradieſiſchen Bohne. Der Alte Fritz von Preußen hatte den Kaffee verboten; es war Finanzſpeculation; ihm that's der heſſiſche Landgraf Friedrich nach: aus Fürſorge für ſeine tapfern Heſſen, die ſich nicht verwöhnen ſollten; aber man lief damals das Stündchen Wegs von hier nach dem hannöverſchen Spiekershauſen, jenſeit der Fulda, um ein wohlfeileres Täßchen zu trinken, und jetzt führt der große Napoleon Krieg mit England mittels der Kaffeebohne. Wahrſcheinlich nennt man darum auch die Bleikugeln — blaue Bohnen. Wie manches Patrioten letzter Schluck wird noch dieſe blaue Bohne ſein! Doch fort mit dieſen knallenden Mühlen der Füſilladen! Liebe Frau, gib uns den idylliſchen Ton der Kaffeemühle! Laß die Lisbeth zu den duftigen Taſſen die Kaffeemühle vorſpielen!

Und als die freundliche Hausfrau erwiderte: Geh' doch, lieber Fritz! Sei doch ruhig! erhob Reichardt ſeine Obertaſſe und ſang eine Strophe des Goethe'ſchen Tiſchliedes parodirend:

Von der Quelle bis ans Meer
Knarrt die Kaffeemühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Iſt's, worauf ich ziele!

Unter dieſer lauten Munterkeit hatte ſich Luiſe mit Hermann ins offene Fenſter gelegt, und ließ ſich ſein Abkommen mit Bercagny erzählen. Hermann, ſo kurz er ſich in der Eile faſſen mußte, konnte doch die Selbſtzufriedenheit nicht unterdrücken, daß die Sache mehr zu ſeiner Genugthuung ausgegangen ſei, als er ſich von den ihm ertheilten klugen Rathſchlägen habe verſprechen können.

Luiſe lächelte dazu, ſchien aber über die letzte Aeußerung doch ein wenig empfindlich, und der junge Freund fiel wieder etwas tiefer in ihrem Vertrauen und in ihrer leicht reizbaren Hingebung.

Sie haben mehr Glück als Recht gehabt, guter Freund, ſagte ſie. Sie können, wenn Sie wieder einmal auf's Land oder in die Nähe einer Metzgerei kommen, dem Gott Zufall ein Lämmerſchwänzchen opfern, um ihn gnädig zu erhalten, ſonſt ſpielt er Ihnen auch wieder einmal einen Poſſen. Der Zufall leiht nur, Freunde ſchenken guten Rath. Und halten Sie ja beſonnene Klugheit nicht für geringer, weil Sie diesmal auch ohne ſolche aus der Klemme gekommen ſind. Je mehr Sie aber Mann werden, lieber Hermann, und beſonders in dieſem weſtfäliſchen Leben durchkommen wollen, deſto mehr müſſen Sie ſich ſelbſt in die Hand nehmen, nicht aber von Zufälligkeiten führen laſſen. Uebrigens dürfen Sie jetzt doppelt vorſichtig ſein. Wenn Sie glauben, Bercagny werde Ihnen den ſchwachen Augenblick ſeiner leidenſchaftlichen Uebereilung ſo leicht vergeſſen, ſo kennen Sie dieſe Franzoſen nicht. Wir ſprechen noch darüber. Kommen Sie jetzt, ich höre den Vater einen Spaziergang vorſchlagen. Und — helfen Sie ihn auf andere Dinge bringen, ſonſt ſpricht er noch über die Straße von Politik!

Mutter Reichardt, die ihnen entgegenkam, fragte ob

Hermann ſchon wiſſe, daß jetzt auf die Sonntage Napoleonshöhe dem Publicum geöffnet werde.

Ja, ſagte er, der König hat es verordnet, um der guten Stadt Caſſel, wahrſcheinlich für die Illumination, einen Beweis ſeines Wohlwollens zu geben. Um 3 Uhr ſollen dann jedesmal die Waſſer ſpringen.

Als der Baron hörte, daß Hermann noch nicht dahin gekommen ſei, ſagte er:

Dann will ich Sie einführen. Holen Sie mich den Sonntag ab; ich wohne ja an der Straße, und wir gehen behaglich hinauf!

Elftes Capitel.

Ein Doppelblick aus der Höhe.

Als Hermann nächſten Sonntags, kurz nach Tiſche, beim Baron einſprach, um ihn nach Napoleonshöhe abzuholen, traf er eine ſchöne Frauensperſon im Zimmer, die ſich bei ſeinem Eintritt raſch abwendete, als ob ſie erkannt zu werden ſcheue. Wirklich beſann er ſich ihrer, als derjenigen, die ihn bei ſeinem Einzug in Caſſel über die Brücke begleitet hatte, ihn nach der Stadt London zu beſcheiden. Und als der Baron ſie ihm Mademoiſelle Helene Willig nannte, erinnerte er ſich auch wieder des Namens Lenchen, unter dem der Polizeimenſch Steinbach ſie ſo ſchnöde behandelt hatte. Er ſah ſie jetzt weniger günſtig an, als damals vor der Brücke, und zog es daher vor, ſie nicht zu kennen. Auch ſie that desgleichen, und benahm ſich fremd und ſpröde. Der Baron hatte Hermann mit ſchalkhaftem Lächeln gebeten, ſich einige Augenblicke zu gedulden, und verhandelte weiter mit der hübſchen Mamſell, die, wie ſich jetzt ergab, Wäſche und weibliche Arbeiten übernahm. Herr Rehfeld beſtellte Jabots von indiſchem Mouſſelin mit zart und ſauber geſtickten Käntchen.

Dieſe find' ich am beſten bei Madame Chopinet, marchande lingère, die ſich eben aus Paris hier niedergelaſſen hat, verſetzte die Schöne, und Hermann erinnerte ſich jetzt des angenehmen Organs und der weichen norddeutſchen Mundart, die ihm gleich damals an ſeiner Führerin aufgefallen waren.

Und dann ein Paar ſchottiſch-quadrillirte ſeidne Halstücher, mein Schätzchen! ſagte Rehfeld.

O die hat Monſieur Rivière in ſeinem Magazin d'etoffes de soie in vorzüglicher Qualität, direct aus Paris.

Aus Paris? So iſt's recht. Nur aus Paris! erwiderte er ironiſch. Nie anders! Aber — wieviel Mühe ich Ihnen mache, mein Engel!

Hermann war ſehr befremdet über die Art und Weiſe, wie ſich der Baron benahm. Er begegnete der hübſchen Perſon durchaus anſtändig, machte aber bis ins Lächerliche den Charmanten oder vielmehr den verliebten Fant, indem er ſie, die ſich übrigens ſehr gehalten und gemeſſen betrug, mit lächerlichen Geberden umtänzelte, mit verſchämtthuender Blödigkeit auf die Schulter oder die Wange klopfte, und — vergnügt ſeine Hände reibend —

bald Engelchen, bald Schätzchen oder Tauſendſchönchen nannte. Hermann fand bald ſein Ergötzen an der komiſchen Verliebtheit und lächelte in ſich hinein, heimlich ſtolz auf ſeinen beſſern Weltblick, mit dem er den ſo eingenommenen Baron durch einen Wink über den Charakter des reizenden Geſchöpfs nicht wenig zu verblüffen dachte. Denn daß er ihn vor einer ſolchen Perſon warnen müſſe, ſtand bei ihm feſt; es war Pflicht der Nächſtenliebe, wenn nicht einmal der Freundſchaft.

Und nicht wahr, ich bekomm's recht bald? rief Rehfeld, als das Mädchen ſich zu gehen anſchickte. Ich kann's nicht erwarten, Sie wieder bei mir zu ſehen, ſo — bedenklich es für mein Herz iſt! Aber ich bin Cavalier, ich trotze der Gefahr, Eliſe! Baſta!

Helene, Herr Baron! lächelte ſie, nicht Eliſe.

Ach Gott, ja wohl — Helene! lachte auch er. Ich bin ein wenig verwirrt, Sie — Tauſendſaſa! Aber — Sie ſollten wirklich lieber Eliſe heißen; denn Sie erinnern doch zu ſehr an Elyſium! Und — müſſen ſolche untergeordnete Geſchäfte —? Mein Gott! Und welchen Anfechtungen ſind Sie nicht in dieſem Caſſel bei feinem und grobem Leinen ausgeſetzt, das Ihnen durch die Hände geht! Sie — ſo reizend, ſo —! Auf Cavalierparole! Sie verdienten ein Loos würdig Ihrer hohen Liebenswürdigkeit. Ja — ſetzte er mit unterdrücktem Seufzer halblaut hinzu —, wer kein ſo alter Kerl wäre! — Noch einen Augenblick, liebes Kind! Beſorgen Sie denn auch —. Aber, wie ſoll ich mich darüber gegen eine elyſiſche Helene ausdrücken? Warten Sie! Und nehmen Sie mir's ja nicht übel!

Er riß einen Tapetenſchrank auf und nahm ein Paar leinene Unterkleider heraus, die er hoch emporhielt:

Wie nennen Sie ſo was mit Schicklichkeit vor Damen?

Innere Modeſten! antworte ſie mit unterdrücktem Lachen.

Innere Modeſten! rief er erſtaunt aus. Was eine Sprache nicht vermag! Man iſt doch und bleibt ein rechter Pappendeckel, wenn man aus Pommern und Preußen ſtammt! Ja, komm' Einer nach Caſſel, da kann er 'was lernen! Und — mich ſoll der Kuckuk, wenn ich noch einmal Unterhoſen ſage! Alſo auch zwei Paar von dieſen modeſten Innerlichkeiten, Helene! Aber fein! Von Paris, nicht wahr?

Von Madame Chopinet! antwortete Helene, und konnte ihr Lachen nicht mehr zurückhalten.

Nicht wahr, ich bin ein närriſcher Kerl? Finden Sie, Helene, — ein närriſcher Kauz? verſetzte er ſehr ernſthaft. Aber — Sie aber auch —! Ja, wären Sie nur nicht ſelbſt ſo modeſt, und ich nicht ſo verteufelt moderat! — Aber — Adieu, adieu! Ich darf nicht daran denken! Auf Wiederſehen! Kennen Sie, lieber Doctor das ſchöne Lied:

Wiederſehen, Wiederſehen,
Wenn Erd' und Himmel rings vergehn,
Wiederſehn!

Helene hatte die Stubenthüre noch nicht geſchloſſen, als der Baron ihr nacheilend ſagte:

Helene! Gehn Sie vielleicht an der Poſt vorüber?

Ja wohl, Herr Baron! antwortete ſie ſehr entgegenkommend.

Aber, Sie nehmen es doch nicht übel? Ich habe da einen Brief, dringendes Schreiben und — mein Bedienter iſt aus, und wir Beide wollen eben nach Napoleonshöhe; würden Sie wol —?

Sehr gern und auf der Stelle! erwiderte ſie, ergriff raſch den Brief und eilte fort.

Als Hermann ſich jetzt vom Fenſter umwendete, an dem er ſtand, erblickte er den Baron gebückt, die flachen Hände zwiſchen den zuſammengedrückten Knien reibend, und kichernd, bis er die Hausthür zuſchlagen hörte, worauf er in ein ſchallendes Gelächter ausbrach.

Nun, was denken Sie, lieber Doctor? fragte er.

Ich wundere mich, offen geſtanden, daß ein ſo kluger Mann, wie Sie, einen wichtigen Brief einer ſo unſichern Beſorgung anvertraut, ſagte Hermann mit Nachdruck. Ich erlaube mir als Freund Sie aufmerkſam zu machen. Darf ich Ihnen ſagen, wofür ich die ſchöne Perſon halte?

Ei nun, ich denke wofür ich ſie auch anſehe, antwortete er, für ein Perſönchen, das auf der Wage der Tugend in der Luft ſchwebt und mir von der Polizei auf den Hals gehetzt iſt.

Von der Polizei? rief Hermann ganz verdutzt; er, der eben zu verblüffen gedacht hatte.

Gewiß! lachte Rehfeld. Drum iſt der Brief auch in keiner unſichern Beſorgung, wie Sie glauben; er wird richtig auf die Polizei geliefert. Haben Sie nicht bemerkt, wie raſch das Schätzchen auch darnach griff? Sie bot ſich geſtern ſchon mit ihrem Dienſte an; ich roch gleich den lockenden Speck der Falle, die mir geſtellt war, beſtellte ſie aber auf heute, um erſt mein Manoeuvre zu überlegen. Abweiſen durfte ich die Falle nicht, ſonſt hätten ſie mir eine geſtellt, die ich vielleicht nicht ſo glücklich bemerkt hätte. Sie trauen mir einmal nicht, und — haben's auch nicht Urſache. Sehen Sie, drum benutze ich gleich die Falle, — nicht um hineinzugehen, um anzubeißen. ich bin keine Maus für ſo gemeinen Speck; auch wollen ſie mich ja nicht moraliſch verführen, ſondern nur politiſch aushorchen laſſen; ich benutze ſie, um Die zu fangen, die ſie mir geſtellt haben, das heißt — ſie zu täuſchen, ſie Das erwiſchen zu laſſen, was ſie gerade erwiſchen ſollen. Dazu dient der Brief und was ich der modeſten Mamſell noch weiter unter die Hände kommen laſſe. Daß der Brief pfiffig abgefaßt ſein muß, daß etwas darin ſtehen, daß ſie etwas über mich und meine Verhältniſſe erfahren müſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Aber es ſtehen auch Dinge darin, wozu ſie den Schlüſſel nicht haben. In der Nachſchrift beſtelle ich pommerſche Gänſebrüſte, und wenn dieſe ankommen, weiß ich, daß auch mein Brief angekommen iſt. Ob die Polizei an mein Schreiben, ob die Mamſell an meine Verliebtheit und Blödigkeit glauben wollen, muß ich hingeſtellt ſein laſſen. Was ſagen Sie dazu?

Hermann, ſtatt, wie der Baron erwartete, in Beifall und Bewunderung ſolcher Klugheit auszubrechen, ließ ſich ſehr kleinlaut vernehmen.

Mein Gott! ſagte er, Sie machen mich ganz ängſtlich. Was gehört nicht dazu, um ſich hier durchzuſchlagen, durchzuwinden! Wie käme ich nur auf ſolche Vermuthungen, wie dächte ich nur bei jedem Schritt an ſolche Fallſtricke, woher ſoll ich nur all' die Vorſicht nehmen!

O lieber Doctor! verſetzte Rehfeld, ſtellen Sie ſich das nicht ſo ſchlimm vor, beſonders hinſichtlich Ihrer ſelbſt! Was wollen Sie hier? Ihr Ziel liegt offen vor Ihnen, der Weg dahin auch; Sie haben muntre Füße, einen guten Blick, einen höflichen Gruß für die Begegnenden. Nehmen Sie noch ein bischen Vorſicht und Mistrauen dazu, wenn Sie einmal einen kleinen Seitenpfad einſchlagen, was man die Umwege abſchneiden nennt — und es kann Ihnen nicht fehlen. Sie ſehen mich bedenklich an? Sie wollen jetzt Ihrer Logik Ehre machen und mir ſagen: Du alſo, Barönchen, haſt Pfiffe und Kniffe nöthig, mithin —? Nun ja, mithin! Aber ſehen Sie, was die Menſchen laufen! Kommen Sie, wir wollen ja auch mit hin! Sehen Sie 'mal dies geſchmackvolle Guigne à Capote, das dahinfährt!

In der That war die Lindenallee, die vom Thore bis nach Napoleonshöhe, ein Stündchen Wegs, ſanft emporführt, ungewöhnlich belebt. Jedermann, ſo ſchien es, wollte von der neuen Gunſt des Königs ſeinen Antheil in Empfang nehmen. Ein leiſer Wind, von einem entfernten Gewitter der letzten Nacht, fächelte unter halbbedecktem Himmel den Nachmittag. In den beiden Dörfern ſaßen die Menſchen geputzt vor den Thüren; rechts und links erweiterten ſich mehr und mehr die Ausblicke nach dem ländlichen Schlößchen Schönfeld, nach Kirchditmold und längs dem Gebirge hin. Unſer Paar kam auf Reichardt zu reden, und Hermann fragte den Baron, ob er ihn ſchon früher gekannt habe.

So ziemlich, antwortete er. Er iſt übrigens weit älter und ſteht an den ſechzigen, ſo unruhig der tollköpfige Burſche noch ſein kann. Er iſt ein Königsberger, hatte ſchon ſo früh die Muſik ergriffen, daß er im zehnten Jahre als Virtuos auf der Violine und dem Pianoforte reiſte. Aber er wollte kein gewöhnlicher Muſicus bleiben, ſondern ſich durch umfaſſende Bildung hervorthun, und ſtudirte daher unter Kant und in Leipzig. Seitdem — heißt das ſeit mehr als dreißig Jahren — wechſelte er unter drei preußiſchen Königen mit Muſik, Staatsdienſt, Schriftſtellerei und Reiſen. Er durchſchweifte Deutſchland, war wiederholt in Italien, vier mal in Paris, in England beiläufig. Im Staatsdienſte hat er ſchon ſehr früh als Secretär bei der Domänenkammer geſtanden, und ward ſpäter Salinendirector in Halle. Von daher hängt es ihm, glaub' ich, noch nach, daß er ſeine Politik gern verſalzt. Wenn eine Köchin die Suppe verſalzt, gilt ſie für verliebt; wofür ſoll man's aber von ſo einem alten Burſchen nehmen? Ich fürchte ſehr, er wird ſich ſeine hieſige Direction auch verſalzen. Seine frühern Stellungen verdarb er ſich wiederholt durch ſeine mehrmaligen „Vertrauten Briefe“ aus Paris, die er herausgab, und die ihm den Verdacht revolutionärer Sympathien zuzogen. Sie wiſſen ja, lieber Doctor, es gibt Männer, die gerade ſoviel unpolitiſches Temperament als Leidenſchaft für Politik haben. Dazwiſchen war er auch einmal Journaliſt in Hamburg. Als Muſiker wurde er zuerſt Kapellmeiſter an Graun's Stelle ſchon unter dem Alten Fritz. Eine glanzvolle Periode erlebte er dann unter dem vorigen, dem dicken König, als Director eines ausgezeichneten Orcheſters. Unter dem jetzigen Könige kam er an die italieniſche Oper und an das Nationaltheater. Seine zahlreichen Compoſitionen, beſonders auch der Goethe'ſchen Lieder, kennen Sie wol beſſer als ich?

So ziemlich, antwortete Hermann. Man rühmt an ihm, daß er in ſeinem Stil mit der Wahrheit in Gluck's Declamation Schönheit und Reichthum des italieniſchen Geſangs und deutſche Gründlichkeit zu vereinigen ſtrebe.

Als nach dem Unglück bei Jena die Franzoſen nach Halle vordrangen, ſprach der Baron weiter, ängſtigte unſern alten Freund ſein ſchriftſtelleriſches Gewiſſen; er zog ſich von ſeinem reizenden Beſitz in Giebichenſtein nach Danzig, Königsberg und Memel zurück. Wie aber Jerôme alle auswärts lebenden weſtfäliſchen Unterthanen ins Land berief, kam er wieder, und erhielt ſtatt der inzwiſchen beſetzten Stelle eines Salinendirectors die Direction des franzöſiſchen und deutſchen Theaters hier in der Reſidenz mit einem Gehalt von 9000 Francs.

Unter dieſer Mittheilung und daran geknüpften Unterhaltung hatten ſie im Zuge der mitwandernden Menge den Park betreten, und gelangten rechtsab der breiten Chauſſée, durch Buſchwerk und Gehölz ſteil empor, und an der Militärwacht vorüber, vor das Wirthshaus. Die Säle und Zimmer des untern Stocks leerten ſich eben. Alles trieb ſich auf den waldigen Steigen durch die großartigen Anlagen zu den verſchiedenen Stationen der Waſſerkünſte hinauf. Der Baron zog es vor, den hier noch fremden jungen Freund unter die Bäume der erhöhten Esplanade zu führen, die ſich nach dem nördlichen Flügel des Schloſſes hinzieht, und eine herrliche Ausſicht auf die tiefer gelegene Stadt und das ausgebreitete Thal, nach den öſtlichen und nördlichen Bergzügen darbietet. Sie lenkten um den Schloßflügel, und der majeſtätiſche Mittelbau in ſeinen großen Formen ſtand vor ihnen — mit der breiten ruhigen Treppe, den koloſſalen Säulen, die am Hauptbau und den beiden Nebenflügeln die Eingangsgiebel tragen, bis zur Kuppel hinauf, die das Hauptgebäude krönt.

Selbſt die beiden Wachtpoſten, Küraſſiere zu Pferd, paßten zu dem großen Stil; während die geſchäftigen Livréen zwiſchen den Säulen und im Innern des offenen Portals die Ruhe anſchaulicher machten, die der Ausdruck des erhabenen Baues iſt.

Sehen Sie, ſagte Rehfeld nach einer Weile ſtummer Betrachtung, ſo impoſant mußte ſich das Rieſenſchloß hinſtellen, wenn es dieſer erhabenen Natur gegenüber einiges Anſehen behaupten wollte.

Sie wendeten ſich um, und der ihnen nun gegenüber aufſteigende waldige Bergzug, mit dem rieſigen Standbilde des Hercules auf dem Karlsgipfel des Gebirgskammes ſetzte den jungen Freund vollends in Erſtaunen.

Gerade auf unſerm Standpunkte, fuhr der Baron fort, ſo nahe dem Bau, ſo entfernt vom Berge, treten Kunſt und Natur ins rechte Verhältniß; auf dieſe Höhe und Ferne ſind auch die Maße jener Heroengeſtalt berechnet. Sie gehen ins Koloſſale, ſodaß acht Menſchen Raum in der Keule haben, auf welche geſtützt jener Hercules die Landſchaft überherrſcht. Sehen Sie, Doctor, eben brauſen die Waſſer aus den Grotten und Becken des achteckigen Steinbaues unter der hundert Fuß hohen Spitzſäule, die den ſogenannten großen Chriſtoph trägt. Sie ſtürzen ſich die breite Caſcadentreppe herab. Ein andermal empfangen wir ſie droben und begleiten ſie auf ihrem abſinkenden Zug zu den verſchiedenen Stationen ihrer kunſtvollen Sprünge und Stürze. Jetzt kommen Sie!

Der Baron führte ſeinen Gaſt den breiten Sandweg links an den herrlichen Baumgruppen vorüber, die den geboſſelten weiten Raſenplatz, dieſe friſchgrüne Zwiſchenlage von Gebirg und Schloß, umgeben. Links über die hohen Waldgipfel ragte überraſchend die alterthümliche Löwenburg; rechts einlenkend kamen ſie an dem Baſſin hin, um das ſich die Menge drängte, und wanden ſich bis zu der Stelle durch, wo ſie zwiſchen den grünen Baumwänden emporſchauend eben den Schleier der ankommenden Gewäſſer hundert Fuß hoch ſich herabſenkend erblickten. Jetzt — ein Rauſchen ſeitwärts, ein Aufſchrei der Menſchen, und aus einem kleinen Steinkegel im Baſſin ſteigt ein mächtiger Waſſerſtrahl, ſich hoch und höher kuppelnd, ſeine Schaumwellen abregnend, bis zu 190 Fuß empor. Die wehende Luft wiegte dieſe luſtige Trauerweide des Springquells hin und her, und die Sonne gaukelt Farben des Regenbogens in die ſprühenden Zweige.

Der Baron, bei aller Wunderlichkeit ſeines halb verſteckten, halb vorgeſpiegelten Weſens, gehörte zu jenen gemüthvollen Menſchen, die etwas Merkwürdiges, was ſie einem lieben Angehörigen zuerſt zeigen, wie ihr Geſchenk empfinden, es ihm gönnen, und wenn er ſich daran entzückt, es mit friſcher Luſt, wie etwas Neues noch einmal mitgenießen. So nickte er beifällig und erfreut, als Hermann ausrief:

Wie groß und herrlich iſt das Alles! Man wird, glaube ich, ſeinesgleichen nicht ſobald wiederfinden. Ja, es hat etwas Ueberwältigendes, die erhabenſte Natur mit der Macht einer würdig nachſtrebenden Kunſt des Menſchen im Bunde zu bewundern. Die Seele des Beſchauers verliert alle Macht über ſich ſelbſt, und empfindet deſto inniger das erhebende Glück, von Bewunderung hingeriſſen zu werden.

Herr von Rehfeld führte auf einem beruhigenden Umwege den jungen Freund dem Gaſthauſe zu, und bot eine Erfriſchung an. Hermann konnte es nicht ablehnen, ſoviel lieber er auch nach der gegenüber gelegenen Esplanade zurückgekehrt wäre, wo die vornehme Welt auf ſchattigen Bänken ruhte oder in Unterhaltung umherwandelte.

Folgen Sie mir, bat der Baron, dort ziehen ſich eben doch die intereſſanteſten Perſonen, die ich Ihnen namhaft machen könnte, nach dem Schloſſe hin, wo heut große Tafel iſt. Laſſen Sie uns in den Gaſtzimmern die bunte Geſellſchaft ein wenig muſtern.

Und in der That wären auch wol ſo abſtechende Gruppen, wie ſie hier in den geräumigen Zimmern ſich um die vertheilten Tiſche ſammelten, weit und breit nicht anzutreffen geweſen. Beamte aus dem Braunſchweigiſchen, Preußiſchen und Heſſiſchen, aus dem Bisthum Osnabrück und Paderborn, aus dem Lande Halberſtadt, dem Eichsfelde und der Grafſchaft Rietberg-Kaunitz ſaßen zuſammen, miſchten ihre verſchiedenen Dialekte über einerlei Actengeſchäfte, und mährten die franzöſiſchen Bureaubezeichnungen ein. Dort geſellten ſich zu Scribenten, zu Commis d'ordre und andern Bureauiſten auch junge Comptoiriſten, Commis und Buchhalter aus dem Handels= und Gewerbſtande, ſprachen ſchlechtes Franzöſiſch und gemeines Deutſch. Zuweilen trat ein Stockfranzoſe hinzu, als Bekannter des Einen oder des Andern am Tiſche, und ein Wechſelgerede entſpann ſich, höchſt ergötzlich durch den Wetteifer des Franzoſen das Deutſche zu radbrechen, wie jene ihr Franzöſiſch zerhaspelten.

Je lauter dieſe ſich hören ließen und luſtig umherblickten, deſto behutſamer und zum Theil verbiſſen ſteckten an einem andern Tiſche Männer die Köpfe zuſammen, deren fremde Phyſiognomien, verlebtes Ausſehen und abgetragene Kleidung keine Glücklichen, ſondern franzöſiſche Glücksjäger bezeichneten, — Juden aus dem Elſaß, verdorbene Advocaten, weggejagte Kriegscommiſſare, verarmte Händler, verunglückte Lieferanten, kurz, Bodenſatz der Revolution, Abſchaum der kriegsbrodelnden Zeit. Mit ihren lebhaften Mienen und leidenſchaftlichen Blicken mochten ſie wechſelſeitig ihre Verſuche und Hinderniſſe, ihre franzöſiſchen Empfehlungen und deutſchen Abfertigungen, oder auch ihre Ausſichten und erhaltenen Zuſagen austauſchen. Einmal hörte man den halblauten Ausruf: Ce sacré vilain de Bulow!

In umgekehrter Ordnung hatte der Zufall um einen wohlbeſetzten Tiſch im anſtoßenden Zimmer ein halbes Dutzend ſehr vergnügter und funkelneu gekleideter Franzoſen zuſammengeführt, deren Lachen und prahlendes Plaudern den Nachbarn ein Aergerniß war, — jenen Altcaſſelanern, Händlern und Handwerkern, die zunftweiſe umherſaßen, die Ellbogen des Sonntagsrockes auf ihre untergelegten Taſchentücher geſetzt, und mit ſchweigſamer Verdroſſenheit nach jenen Fremdlingen ſchielend, die mit königlich weſtfäliſchen Patenten als Kaufleute, Modehändler, Gewerbtreibende, Zahn- und Haarkünſtler den gelaſſenen Erwerb der Stadt zu durchkreuzen und immer mehr an ſich zu reißen drohten. Und doch ſchienen dieſe guten Bürger mit ihrem zähen Sinn bereits vom Strom des neuen Luxus mitergriffen: ſie ſaßen an dieſem ganz gewöhnlichen Sonntag in ihren beſten Anzügen da, einige in dem violettſammtnen ſogenannten Bratenrock mit beſponnenen Knöpfen zur gelben Plüſchweſte und zum gleichen kurzen Beinkleide, — in jenem Staate, den ſie bisher, blos für hohe Kirchen- und Familienfeſte, im Kleiderſchranke mit eingeſteckten Kienholze gegen die Motten verwahrt, neu oder unverſehrt im alten Zuſchnitt zu erhalten gewußt hatten.

Zwiſchen dieſen Gruppen fehlte es nicht an Frauensperſonen, die mit ihren Männern oder Liebhabern zuſammenſaßen und ſchäkerten, oder hochgeputzt paarweiſe durch die Stuben und draußen um die Esplanade ſchwebten, kichernd und coquettirend, — Putzmacherinnen, Modehändlerinnen, Erzieherinnen, Tänzerinnen, Kammerjungfern, oder auch einzelne jener leichtherzigen, leichtfüßigen Geſchöpfe, die im Gedränge des ſonnigen Tages Blicke ausſäen, von denen ſie bis zum mondhellen Abende die verſtohlene Ernte erwarten. Auch erregten dieſe Zugvögel die Aufmerkſamkeit der jüngern und ältern Herren an den Tiſchen, und erweiterten die Unterhaltung, die ſich eben um Equipagen, Reitpferde und andere Luxusartikel eines vornehmen Hauſes bewegt hatte. Aber auch die Mode kam an die Reihe der Unterhaltung. Man ſtritt über Grün oder Braun eines Fracks und über die Geltung eines mit Virginie gefütterten Sammetrockes. Ob Cordelin, gedruckter Ribbs oder piqué matelassé der geſchmackvollſte Stoff für Weſten ſei, darüber war man nicht einig; auch ob zum Caſimirbeinkleid hellgrau oder ſilbergrau oder verre d'eau den Vorzug verdiene, blieb Sache des Geſchmacks, und man war nur darin einverſtanden, daß ein ſolches Beinkleid in jeder Farbe mit Bändern getragen werden müſſe, indem Schnällchen nur bei Seide anwendbar ſei. Auch hinſichtlich der Filzhüte, was ſchmalen Rand und hohen Kopf betraf, herrſchte eine merkwürdige Uebereinſtimmung, vielleicht ſchon darum, weil auch alle die jugendlichen Häupter, denen dieſe Hüte aufgeſtülpt wurden, das Haar von der Mitte des Kopfes gegen die Stirne lang und buſchig aufgebürſtet trugen. Dieſer Haarbuſch ſelbſt gab den bildſamſten Stoff ab, der einer liebenswürdigen Schönen gegenüber zum anmuthigen Spiel des Träumens und Schmachtens diente, oder ſich nach Umſtänden zum Ausdruck der Verwegenheit wie der Verzweiflung aufwühlen ließ. Nur der in ſich ſelbſt beruhigte Stutzer trug ihn hoch aufgebürſtet und etwas zur Seite gelegt — mit einem coup de vent, wie's der Friſeur nannte.

Hermann und der Baron, von dieſem Treiben doch endlich ermüdet, und um das Theater noch mitzunehmen, traten den Heimweg an. Mit einem Rückblick auf die erhabene Natur des waldigen Bergzuges verließen ſie den

Park, und ſobald ſie aus dem Bereich der Zuhörer waren, ſagte Rehfeld:

Sehen Sie, mein junger Freund, das ſind Hörſäle, wo Sie als angehender Weltmann zuweilen ihre kleinen Studien machen müſſen. Aber auch zu den größern, ernſtern finden Sie, auf mein Wort! keine belehrendere Schule, als Ihnen dies Caſſel da drunten in ſeiner ſo reizenden landſchaftlichen Umgebung darbietet. Solche Miſchung von Menſchen, Intereſſen, Beſtrebungen iſt noch nicht dageweſen. Dieſe Verſchmelzung der verſchiedenſten, zum Theil zerſchlagenen deutſchen Provinzen zu einem franzöſiſchen Staatsgebilde bietet einen Proceß dar, höchſt anziehend für den Beobachter, wenn er nicht etwa den Freund des Vaterlandes zur Zerſchlagung des Schmelztiegels reizt. Zu dieſer Bewegung im Staatsleben kommen ſodann die Spannungen in der Geſellſchaft. Sie, lieber Doctor, müſſen mehr Verkehr mit den verſchiedenen Kreiſen ſuchen, um einmal dieſe piquante Mixtur zu verkoſten. Wahrhaft amüſant ſind noch immer dieſe alten adeligen Familien, die ſich bisher noch in den Ueberlieferungen des ehemaligen halbfranzöſiſchen Hofes unter dem Landgrafen Friedrich gefielen. Freilich war ihre vererbte franzöſiſche Bildung, die leichte Chauſſure altfranzöſiſcher Courtoiſie, zuletzt von franzöſiſchen Tanzmeiſtern und Kinderwärterinnen nur nothdürftig in Sohlen und Rüſtern, in Riemchen und Flicken erhalten worden. In dem Jargon, mit dem ſie ſich beſonders gegen Bediente und Handwerker auf hohen Abſätzen hielten, ſprach ſich, der derben bürgerlichen Ehrlichkeit gegenüber, etwas abgeſtandener Eſprit aus. Die franzöſiſche Sprache war ihnen ein ziemlich vergriffengetrübtes Flacon, das ſchon viel erſchöpfende Naſenzüge ausgehalten hatte, und gleichſam ausgerochen war. Auf jenen hohen Abſätzen empfingen ſie nun die vielen Parvenus des neuen Parvenu-Königs. Mit ihrer Kenntniß des altechten Hofceremoniels dachten ſie den noch nicht einſtudirten neuen Hof unter ihre Regie zu nehmen, und befleißigten ſich einer ſehr kalten und vornehmen Miene. Die Franzoſen aber lachten darüber, nahmen jenen Vornehmen die beſten Stellen vorweg, und kehrten gegen jene Pedanterie eine muthwillige Lebensluſt heraus. Nun endlich iſt man durch eine ſtillſchweigende Transaction dahin gekommen, daß der geſchmeidigere Adel mit den Franzoſen theilt, und dieſe ſich dagegen in den Abſchimmer ariſtokratiſcher Familien ſtellen und adelige Verbindungen einfädeln. Dafür wirft unſer Adel über ſeinen heimlichen Verdruß den neuen Mantel patriotiſcher Sympathien, und ſetzt ſich einige Kenntniß der deutſchen Literatur auf — oder in den Kopf, ſpricht gut heſſiſch mit Bedienten und Schuhmachern, und läßt ſich ſogar angelegen ſein, jenen Franzoſen, denen er die Hand drücken muß, etwas Deutſch beizubringen. Sie belehnen gleichſam die Fremden mit deutſcher Sprache. Und wirklich finden auch einzelne franzöſiſche Familien, weil ſie deutſch geadelt worden, Geſchmack an deutſchem Hachis. Bei alledem will doch eine wechſelſeitige Durchdringung der gemiſchten Geſellſchaft noch nicht zu Stande kommen; die Miſchung ſcheidet ſich gern: die Deutſchen bilden den Niederſchlag, und haben alle Urſach — niedergeſchlagen zu ſein; die Franzoſen ſchäumen oben auf, wie ſie denn niemals übermüthiger geweſen ſind. Bei geſellſchaftlichen Zuſammenkünften auf ceremoniöſen Fuß entſchädigten ſich beide Theile in ihren getrennten Kreiſen: die Deutſchen durch misachtendes Selbſtgefühl bei häuslicher Oekonomie, da die Anſprüche des Hofes ſie zu Grunde zu richten drohen; die Franzoſen durch die anmuthloſe Unſittlichkeit ihrer parties fines, verbunden mit Verſchwendung, wozu ihnen das deutſche Geld gut genug iſt. — In den bürgerlichen Claſſen unſerer Geſellſchaft haben Sie ſich nun wol ſelbſt ein wenig umgeſehen, lieber Doctor?

Nun ja, verſetzte Hermann, nur nicht mit ſo ſcharfen Blicken, wie ich ſie an Ihnen bewundere, Herr Baron. Doch auch hier iſt die Geſellſchaft gemiſcht durch die nach Caſſel gezogenen Familien aus den nichtheſſiſchen Provinzen. Man ſagt mir, dieſe deutſchen Fremden hätten ſehr oft mehr Bildung, mehr Gewandtheit und beſonders auch mehr Liberalität.

Ganz recht! fiel Rehfeld ein. Der gute Ton iſt hier in Caſſel unter der letzten Regierung ſehr zurückgegangen. Der einſiedleriſche und geizende Hofhalt hat die Menſchen eng und ängſtlich gemacht. Ihre ſparſamen Gewohnheiten ſind unfruchtbar für die geſellſchaftliche Bildung. Es geht ſoweit, daß man den Deutſchen aus andern Provinzen die Theilnahme an den Vortheilen misgönnt, die zwar mit aus jenen Provinzen herbeiſtrömen, die aber in Caſſel nur auf Caſſelaner ausfließen ſollten. Das entgeht dann dieſen ungern Geſehenen nicht, und ſie laſſen es dafür nicht an Sarkasmen fehlen. In Einem Stücke ſtimmen aber die guten Deutſchen aus ſo ziemlich allen Provinzen überein: ſie bringen immer ihre Handwerksangelegenheiten mit in die Geſellſchaft. Der Advocat dictirt Receſſe, der

Beamte driſcht Acten, der Pfarrer ſpendet ſeine Paſtoralien, der Kaufmann packt ſeine Kiſten aus. Und wirkt der vin chaud — wie hier der Glühwein abſolut heißt —, ſo kommt der alte kurheſſiſche Ton und der Stürmer, der Schläger von Jena, zum Vorſchein.

Glauben Sie nicht, Herr Baron, daß man hier doch die alte und die junge Generation unterſcheiden muß? fragte Hermann, und der Andere verſetzte:

Gewiß, mein Freund, wie zu allen Zeiten! Jede neue Idee, jede neue Beſtrebung befruchtet die eben aufblühende Generation, wirft Anker in den jugendſtürmiſchen Herzen; wogegen das Ablebende, Durchgeprüfte mit all' ſeinen Widerhaken in der Seele der Alten haftet.

Wir haben vorhin die jungen Leute belauſcht, fuhr Hermann fort, — mein Gott, welch' ein läppiſcher Sinn, welche Albernheiten der Unterhaltung!

Ja wohl! rief mit Entrüſtung der Baron. Franzöſiſch zu ſtümpern, eine hochbeſoldete Stelle oder reiche Frau zu erlangen, ein glänzendes Haus zu machen, ein Reitpferd, eine Equipage zu halten, ſcheint aller Idealismus zu ſein, der dieſe von der Fremdherrſchaft erniedrigte Generation zu beſeelen vermag. Welch' ein ſündiger Abfall dieſer Jugend von dem Geiſte, der aus den Schöpfungen unſerer Dichter, aus den Offenbarungen unſerer Denker noch vor kurzem in alten Zungen über unſer Volk gekommen war! Da halte ich es denn lieber mit unſern Alten. Während dieſe jüngſte Brut ſich ins neue pariſer Reſtaurationsleben, in fremde Sitten und franzöſiſche Gewohnheiten des Luxus, des Spiels und ſittlicher Leichtfertigkeit verliert, ziehen jene ſich in Widerwillen und Haß gegen das Neue zurück, und befeſtigen ſich in der Anhänglichkeit an das Alte, beſonders auch an ihren alten Fürſten. Mögen ſie immerhin auch für den alten Zopf zum Schwert greifen, ſo iſt doch jedenfalls Treue und Glauben dabei, und an dieſe laſſen ſich leicht edlere, höher athmende Unternehmungen anknüpfen!

Zwölftes Capitel.

Im Theater.

In ſolchen Geſprächen kamen ſie an dem kleinen Gartenlocal des Herrn Keilholz in der Allee vorüber. Sie hatten kein Bedürfniß, in dieſer neuen Reſtauration einzukehren, der Baron aber empfahl dem jungen Freunde die artig gelegene Wirthſchaft.

Sie finden da ſtets eine ausgewählte Männergeſellſchaft, ſagte er, intereſſante Unterhaltung und, wenn Sie ſich einmal ins Zutrauen geſetzt haben, — piquante Mittheilungen, Hofgeſchichten u. ſ. w. Dabei iſt der Wirth gefällig und billig, beſonders mit ſeinem guten Kaffee. Wiſſen Sie, was auf Napoleonshöhe die Partion koſtet? Einen halben Thaler.

Sie hatten jetzt die Gärten der Stadt erreicht und ſchlugen einen Seitenweg ein, um die Theaterſtunde herbeizuſchlendern. Als ſie ſich von der Au herauf dem Hauſe näherten, fanden ſie den Opernplatz von Menſchen ſehr belebt. Die Thüren der langen Eingangshalle waren von ältern und jüngern Herren beſetzt, weniger um der reizenden Ausſicht zu genießen, die man hier über den weiten Platz hinaus in die Landſchaft hat, als um die ſchöne Welt zu Wagen und zu Fuß ankommen zu ſehen. Auf dem Altan über der Halle zeigten ſich in übergeworfenen Mänteln einzelne Figurantinnen aus dem Perſonal der Oper und des Ballets, die — wie es ſchien — nach ihren Verehrern ausſpähten, und mit Blicken und Fingerzeigen ihre Beſtellungen machten.

Es iſt doch ein unverſchämtes Völkchen, ſagte der Baron, und leider wetteifern unſere Landsmänninnen aus Berlin, Braunſchweig und Hannover mit den leichtfüßigſten Franzöſinnen des Ballets. Unſer hieſiges Theater hat nicht blos ein Repertoir für die Stücke, ſondern auch einen Preiscourant für das weibliche Perſonal — wenigſtens für das untergeordnete der Figurantinnen. Ein Doppelrepertoir für Sujets, die gut aufgeführt werden, und ſolche, die ſich ſchlecht aufführen.

Unſere Freunde verweilten nicht lange vor dem Hauſe, ſondern ſuchten ſich, um auch ein wenig auszuruhen, bequeme Eckplätze im Parterre. Hermann wunderte ſich, daß es hier ſo leer blieb, beſonders von jüngern Frauenzimmern.

So oft ich ſonſt hier war, ſagte er, fand ich angenehme Nachbarinnen, und heut hätte ich noch mehr Zudrang erwartet, da der König zum erſten mal wieder hier erſcheint.

Eben deshalb finden Sie es weniger beſucht, erwiderte der Baron. Ich meine das Parterre. Die Logen werden ſich ſchon mit geputzten Damen füllen. Als Sie früher hier waren, befand ſich der König auf Reiſen, und ſolche Abweſenheit benutzen die ehrbaren Frauen, die das Parterre beſuchen, um ihre Töchter einmal ins Theater zu führen.

Sie ſprechen von ehrbaren Frauen, entgegnete Hermann; liebt denn der König Stücke, die Anſtoß beim Publicum geben?

Dies weniger, flüſterte der Baron mit ſchalkhaftem Lächeln. Aber es hat noch ein anderes Häkchen. Es wundert mich, daß Sie davon noch nicht gehört haben. Aber freilich, man ſpricht kaum mehr darüber. Jerôme, müſſen Sie wiſſen, erſcheint nur bei feierlichen Gelegenheiten mit ſeiner Gemahlin in der großen Mittelloge. Wenn er außerdem das Theater beſucht, was er fleißig thut: ſo iſt es dort in der Proſceniumsloge, — ſehen Sie da rechts, wo die purpurnen Vorhänge —! Und — eben dieſe Vorhänge ſind das Aergerniß! Man ſieht ſie nämlich zuweilen, oder auch öfter, während der Operette oder nach dem Ballet ſich ſchließen.

Nun —? fragte Hermann geſpannt, und der Baron fuhr fort:

Dann folgt eine kürzere oder längere Unterbrechung, die unſer Freund Kapellmeiſter mit Muſik auszufüllen angewieſen iſt, ſo, als ob noch nicht Alles hinter dem Vorhang in Ordnung wäre. Aber Sie können ſeinem Tactſtocke, mit dem er auf das Notenpult hämmert, anmerken, daß er über etwas Anderes ärgerlich iſt, als über die Partitur, auf die er klopft Und Das, was ihn ſo grimmig macht, iſt es auch, was unſere rechtſchaffenen Frauen vom Theater abhält — dies unſichtbare Intermezzo, das die Fragen der Töchter veranlaſſen oder gar die Phantaſie derſelben beunruhigen könnte. Wie unſere Logendamen darüber hinauskommen — ich habe noch keine darüber befragt. Man hört ſie dann blos ſehr laut und lebhaft reden und lachen, ſo — wie man zu thun pflegt, wenn man ſich etwas ausreden will oder es nicht zu merken anſtellt.

Je nun — was iſt es denn aber? fragte Hermann noch begieriger. Jerôme ſoll zuweilen etwas abgeſpannt ſein: macht er ein Zwiſchenſchläfchen in der Loge?

O Sie —! lachte der Baron.

Und da eben alle Logenthüren auf- und zugingen und der Zudrang rauſchte, ſprach er etwas raſcher:

Es iſt freilich auch oft eine große Schuld der Könige, wenn ſie zur Unzeit ſchlafen. Aber Das iſt es hier nicht, ſondern — nun ja! — Jerôme, müſſen Sie wiſſen, iſt ein großer Liebhaber — auch von der Kunſt, und liebt beſonders das hoch aufgeſchürzte Ballet. Aber er haßt allen nichtigen Schein, und wenn er nun während des Spiels oder Tanzes in Zweifel darüber kommt, wie viel Wahrheit oder wie viel — Watte an der reizenden Erſcheinung iſt, ſo läßt er ſie vom Theater abholen — es geht nämlich ein Treppchen aus der Loge auf die Bühne — und — Ha, der König!

Ein Geräuſch entſtand dadurch, daß Alles ſich erhob, um den Gruß der Majeſtät aus der kleinen Loge mit Verneigungen zu empfangen. Die Ouverture begann.

Die Operette „Quinault et Lully“ hatte für Hermann wenig zuſagende Muſik. Im Allgemeinen war es aber um die Ausführung ſolcher kleinern Singſpiele doch beſſer, als mit der großen Oper beſtellt. Madame Theodore, ſo vortrefflich der junge Freund ſie ſchon in den Rollen einer petite etourdie geſehen hatte, zog heut nur durch ihr phantaſievolles Geſicht und ſeelenvolles Auge das Intereſſe des Publicums auf ſich, ließ aber mit ihrer mittelmäßigen Stimme die Ohren unbefriedigt.

Im Ballet Zeli, ou la journée heureuse that ſich Mademoiſelle Couſtow hervor. — Eine der Theaterbekanntſchaften Jerômes aus Paris! flüſterte der. Baron dem Freund ins Ohr.

Das Ballet war kaum zu Ende, als die Vorhänge der kleinen Loge ſich wirklich zuſammenzogen. Eine flüſternde Bewegung entſtand im Theater. Durch des Königs Abweſenheit war die Sache wieder neu geworden, und das Publicum, das wahrſcheinlich erwartend geweſen, ſchien nun mit der rauſchenden Bewegung ausdrücken zu wollen: Ja doch, er iſt noch der Alte!

Auch dem Kapellmeiſter mochte der Vorgang nicht unerwartet gekommen ſein, wenigſtens war er darauf vorgeſehen und ließ als vorgeſchriebene Zwiſchenmuſik ein anzügliches Stück aus „Don Juan“ ſpielen. Der alte Weltgänger konnte bei ſeiner leidenſchaftlichen Reizbarkeit, wenn er einen piquanten Trumpf auszuſpielen dachte, zuweilen noch unüberlegt wie ein Student handeln. Leider! wurde er auch verſtanden, und ein beifälliges Stampfen ließ ſich aus einigen Ecken, wenn auch ziemlich blöde, vernehmen. Denn die Aufpaſſer der Polizei kamen ſchon in Bewegung, und eben als Hermann ſich mit einer leiſen Bemerkung gegen Rehfeld wendete, trat Einer derſelben — ein Mann in Civil — an den Baron heran, lüftete unter artiger Begrüßung wie zufällig den Ueberrock, um ſein Polizeiſchild blicken zu laſſen, und lud ihn ein, ihm auf die Polizei zu folgen; ein verdächtiger Menſch ſei von der Gendarmerie eingebracht worden und habe ein Schreiben an den Herrn Baron bei ſich, worüber Auskunft zu geben ſei.

Der Baron war ſichtlich betroffen, und ſchickte ſich an, dem Commiſſar, der ruhig vorausgehen wollte, zu folgen, als ein wohlgekleideter junger Menſch, groß und pockennarbig, mit der Bewegung, ſich in dieſelbe Sitzreihe durchzudrängen, dem Baron zuflüſterte:

Beruhigen Sie ſich, Herr von Rehfeld! Der Brief iſt unverſiegelt, und hat nur Inhalt für Den, der den Schlüſſel dazu hat.

Er grüßte im Vorübergehen auch Hermann mit einem freundlichen Blick der lebhaften Augen, und dieſer hatte ihn bereits für jenen jungen Mann, Namens Wilke, aus dem Schaumburg'ſchen Garten erkannt.

Hermann wollte den Baron begleiten, der es aber mit den leiſen Worten ablehnte:

Heften Sie ſich nie an einen Freund, der vor die Polizei geholt wird! Aber — fragen Sie ſpäter nach, ob ich zu Hauſe bin. Dort will ich Ihrer warten, wenn —!

Hermann blieb ſehr beunruhigt zurück. Die Befangenheit des Barons machte ihn um ſo beſorgter, als er demſelben bisher ſelbſt bedenkliche Verbindungen zugetraut hatte. Mit Ungeduld erwartete er das Finale der Operette, um ſich dem Kapellmeiſter zu nähern und ihm den Vorfall mitzutheilen.

Reichardt verrieth doch mehr Beſtürzung, als es der junge Freund von einem ſonſt ſo kecken Sprecher erwartet hätte. Er ließ durch den Diener des Orcheſters ſich nach Haus entſchuldigen, und eilte mit Hermann nach Rehfeld's Wohnung. Dieſer war noch nicht zurück, begegnete ihnen aber zwiſchen den Wachthäuſern des Thors, als ſie eben auf Nachforſchung in der Nähe des Polizeipalais ausgehen wollten. Ohne ein Wort zu reden, hängte er ſich ihnen an die Arme und nahm ſie mit ſich zurück. Die Allee war noch von Hin- und Herwandelnden belebt. Erſt im Zimmer, nachdem der Bediente Licht gebracht, ſagte er:

Beruhigt euch! Alles iſt für diesmal gut abgelaufen. Die verfluchten Spione hatten unſern Eiſenhart richtig ausgewittert und der Gendarmerie verrathen. Glücklicherweiſe reiſte der Pfifficus diesmal auf den Namen Siebdraht und ohne den alten Backenbart. Das hat ihm durchgeholfen gegen das im Uebrigen zutreffende Signalement. Der Brief wies ſich als offener Bericht meines Gutsverwalters aus; er iſt eben für unſer Netz geſchrieben. Doch war mir der Wink des unbekannten jungen Mannes gar lieb; ich trat gleich mit mehr Unbefangenheit auf. Wer war's aber nur? Haben Sie ihn gekannt, kennen Sie ihn?

Hermann, an den dieſe Frage gerichtet war, nannte Wilke's Namen und erzählte, wie er ihn kennen gelernt. Es blieb aber Allen ein Räthſel, was den jungen Scribenten aus dem Bureau des Legionschefs der Gendarmerie zu einem offenbar ſo wohlwollenden Wink bewogen haben könnte. Rehfeld war aber zu unruhig und rief:

Ein andermal davon! Jetzt ſetzt euch! Ich bin zu verlangend, meinen Fiſchzug zu thun!

Befremdet und erwartungsvoll ſah Hermann dem Baron zu, wie er aus einem Verſteck des Schreibtiſches ein ſteifes Blatt Papier von der genauen Größe des Briefbogens hervorbrachte. Es war unregelmäßig von kürzern oder längern ſchmalen Ausſchnitten durchlöchert, ſodaß es, Ecke auf Ecke des glatt geſtrichenen Briefes aufgelegt, einzelne oder mehre Worte hinter einander durch die Lücken hervorſchimmern ließ. Im offenen Briefe zerſtreut und in andere Sätze verflochten, gaben ſie, durch die Maſchen des Netzes hervorblickend, einen zuſammenhängenden Sinn in kurzen, gedrängten Sätzen, die der Baron mit einer Bleifeder flüchtig auf ein Blatt Papier trug. Dann warf er ſein Netz auf die zweite und dritte Seite des Briefes, um auch hier aus den offen dahin fließenden Zeilen ſeine Geheimniſſe — wie er ſich eben ausdrückte — zu fiſchen. Er durchlief dann ſeinen Auszug, wobei ſein lebhaftes Geſicht verrieth, wie ſehr ihn die Mittheilungen erregten.

Wir ſprechen noch darüber! ſagte er, mehr gegen Reichardt gewendet, und ſetzte dann aus Höflichkeit gegen Hermann hinzu:

Sehen Sie, lieber Freund, ſo müſſen gute Bekannte heutiges Tags mit ihrem Vertrauen Verſteckens ſpielen, da es hinter keinem Siegel mehr ſicher in die Ferne gehen kann. Beſchränken müſſen ſich da freilich die Nachrichten. Man ſagt ſich eben nur das Allerdringendſte, oft nur, auf welchem geheimen Wege man umſtändlichere Papiere erhalten werde. Aber jetzt kommt, ich begleite euch zurück! Meine Beſorgniß hat mir den Appetit geſchärft. Auch ihr habt noch nicht zu Nacht geſpeiſt — ich hab' euch drum gebracht, und bin euch Erſatz ſchuldig geworden. Kommt, ſeid meine Gäſte! Wir gehen ins Hôtel de France, Legendre hat treffliche Küche. Guten Spargel, handlange Krebſe, Häschen und Forellen gab's geſtern Abend. Und Bordeaux-Nuit nirgends echter — in verſiegelten Flaſchen. Wir können beruhigt ſein, daß Jerôme noch nicht darin gebadet hat.

Hermann lachte, und meinte, die ganze Geſchichte mit dem Badewein ſei wol erfunden.

Dem ſei wie ihm wolle! fiel Reichardt ein, — der bloße Gedanke daran kann Einem in einer verdächtigen Wirthſchaft den Wein verderben. Ich warne Sie wenigſtens, lieber Freund, vor der Reſtauration bei Lelong unter den Arkaden, da, wo auch die Couriere einzukehren pflegen. Die laſſen Sie unbeſucht, ſo bequem Sie ſolche gerade unter Ihren Fenſtern haben! Dorthin ſollen die Spitzbuben von Lakaien die echte Sorte Rothwein verkaufen, die ſie aus des Königs Weinbädern auf Bouteillen zapfen.

Am Friedrichsplatze trennte ſich Hermann, indem er für die Einladung des Barons dankte, von den beiden Männern, und wandelte hinab nach ſeiner Wohnung. Er fühlte, daß die Nachrichten des ſonderbaren Mannes doch nicht für ihn waren, wenn er auch mehr Verlangen, ſich in die gefährlichen Geheimniſſe einzudrängen, gehabt hätte.

Zu Hauſe vernahm er von ſeiner freundlichen Wirthin, daß das junge Ehepaar von den Neuhöfen zurückgekehrt ſei, daß Lina lange auf ihn gewartet habe, Ludwig aber mit einem alten Herrn, der mitgekommen, zu Schmerfeld gegangen ſei.

Dreizehntes Capitel.

Der Frühſtücksmann und der Abendſchleicher.

Hermann war unter Nachbetrachtungen über den Baron noch lange wach geblieben, nachdem er dieſen ſonderbaren Mann heut, wie noch nie bisher, in ſo ſtark contraſtirenden Zügen als Gecken, als ſcharfblickenden Weltmann und als Wohlſchmecker gefunden hatte. Er konnte ſich nicht klar darüber machen, wie viel von dieſen edeln Geſinnungen, umfaſſenden Lebensanſichten und poſſenhafter Sinnlichkeit naturwahr an ihm — und wie viel um ſeiner geheimen Zwecke willen blos zur Schau geſtellt ſein möchte. Am Ende gefällt man ſich ſelbſt gegen ſeine Bekannten in einem Spiele, durch das man ſich ſo vielen Menſchen überlegen fühlt.

Mit dieſer Betrachtung hatte der junge Freund ſeinen bunten Tag abgeſchloſſen. Als er andern Morgens in der Frühe erwachte, zerſtreute der Gedanke an Lina ſchnell die verworrenen Erinnerungen des geſtrigen Nachmittags und Abends. Er öffnete das Fenſter, und die Frühnebel des Thals wichen eben der Sonne, die leicht verſchleiert über das Gebirge heraufgeſtiegen war. Er hatte den lieben Freunden ſo Vieles mitzutheilen; ſie hatten ihn ſo verwirrt, ſo ängſtlich über ſeine Verwickelung mit Bercagny geſehen, und er war inzwiſchen ſo ſieghaft und doch auf ſeinem eigenen Weg daraus hervorgegangen, daß er kaum die Stunde erwarten konnte, wo er es nur einigermaßen mit der Schicklichkeit verträglich fand, ſie zu beſuchen.

Die Zimmer ſtanden offen, als er leiſe die Treppe hinaufging, und der Geruch der neuen Möbel und Einrichtung ließ ſich ſelbſt vom Duft des Kaffees nicht ganz unterdrücken. Er hörte aus der lebhaften Unterhaltung eine fremde Stimme, eine tiefe männliche, deren Wohlklang ihm doch nicht angenehm war, vielleicht nur weil ſie ſeine gemüthliche Erwartung einſchüchterte und einem Menſchen angehören konnte, gegen den er mit ſeinen Mittheilungen zurückhalten müſſe.

Wirklich fand er Drei beim Frühſtück, und der Dritte war zu ſeiner Ueberraſchung jener ältere Mann, halb Militär, halb Jäger, auf den er ſelbſt die Freunde an jenem ländlichen Morgen zuerſt aufmerkſam gemacht hatte.

Mit fröhlichem Gruß eilte ihm Lina entgegen, und Ludwig, indem er ihn mit freundlichem Händedruck bewillkommte, ſtellte ihn dem — Herrn Oberſtlieutenant Emmerich vor. Hermann mußte ſich zum Mitfrühſtücken ſetzen, und als ihn Lina bediente, ſagte ſie lachend:

Iſt es nicht ſonderbar, lieber Ludwig, daß Hermann, der uns den damals räthſelhaften Frühſtücksmann zuerſt gezeigt hat, nun auch den Herrn Oberſtlieutenant zum erſten mal wieder beim Frühſtück antrifft?

Was? fiel der alte Soldat lachend ein. Alſo von damals heiß' ich ſchon der Frühſtücksmann? Nun ja, heut muß ich mir den Ehrentitel ſchon gefallen laſſen; heut bekomme ich ihn mit Recht und laſſe mir ihn ſchmecken. Da ſeht ihr, Kinder, wie manchmal Einem ein Glück zu Theil wird, ehe man's verdient!

Schade, daß wir dich geſtern Abend nicht zu Hauſe getroffen! ſagte Ludwig. Wir wollten dich mitnehmen, und du hätteſt die wunderbaren Geſchichten mitangehört, die unſer Freund, dieſer liebe Gaſt, aus ſeinem deutſchen und amerikaniſchen Kriegsleben erzählt hat.

Dafür ſoll er uns nun ſeine Polizeigeſchichte erzählen! platzte Emmerich ſehr vorlaut heraus, ſodaß Ludwig und noch mehr Lina in Verlegenheit kamen, beſonders als Hermann verwundert fragte, woher der Herr Oberſtlieutenant davon wiſſe.

Nur durch uns, lieber Freund, durch mich! verſetzte Ludwig mit einem warnenden Blicke gegen den Alten. Du mußt nur wiſſen, der Herr Oberſtlieutenant gehört zum Kreis der homberger Freunde, die ſich gern über die Lage unſers Vaterlandes und über den Druck der Franzoſenherrſchaft verſtändigen. So kam auch was dir, unſerm damaligen Gaſte, von dieſem Bercagny widerfahren, zur Sprache, und aller Freunde herzlicher Wunſch war es, daß du dich aus dem Fallſtricke glücklich herauswinden möchteſt.

Iſt geſchehen! lachte Hermann ſtolz.

Wir haben ſchon von der Mutter gehört, wie heiter du jenen Tag von der Polizei zu Tiſche gekommen biſt, bemerkte Lina. Du haſt alſo die Geſchichte klugerweiſe zu Ende gebracht?

Klug will ich nicht ſagen! verſetzte Hermann; aber glücklich genug habe ich ihn abgefertigt, den Bercagny, und kam eben her, euch den Verlauf mitzutheilen. Wenn Sie ihn alſo mitanhören wollen, Herr Oberſtlieutenant?

Gewiß! rief Emmerich. Ich weiß, was Ihnen Herr Heiſter gerathen hat, und verlangt es mich recht, zu hören, wie Sie um den Polizeioberſten herumgekommen ſind.

Hermann erzählte nicht ohne ſelbſtgefälliges Behagen, und je öfter der alte Soldat, ſeinen Schnurrbart drehend, beifällig nickte, deſto ſelbſtzufriedener ſpann der junge Freund, beſonders auch Lina zu Gefallen, den Faden ſeines Berichts aus.

Lina freute ſich, daß der ärgerliche Handel ſo ſehr zur Befriedigung ſeines entrüſteten Herzens abgelaufen ſei, ohne daß er klugen Rath bei Seite geſetzt habe.

Der iſt mein Mann! rief Emmerich, und ſtreckte die Hand gegen Hermann aus. Er hat Glück und braucht keine Klugheit. Guter Tact, a prompting, Eingebung iſt auch Glück. Her mit Eurer Hand, junger Doctor! Wir ſind unter gleichen Schickſalsplaneten geboren, wenn auch ein halb Säculum zwiſchen uns liegt. Auch ich bin bei meinen tollkühnſten Unternehmungen mehr nach innerm Antrieb als nach kluger Abwägung ins Zeug gefahren. Ei warum ſollte denn der Menſch nicht einen geiſtigen Inſtinct haben für Gewächſe der unſichtbaren Welt? Die vierfüßige Creatur findet mit der unvernünftigen Naſe ſtets ihr richtiges Futter, und wenn — she fell sick, wenn eine Maladie in ihr ſteckt, ſchnüffelt ſie irgend ein Heilkraut heraus. Warum ſoll mancher Menſch nicht wittern, wo die Zukunft hinaus will und wo ihre

Gefahren liegen? Keck aus der Fauſt, iſt mir immer beſſer eingeſchlagen, als klug an den Fingern abgezählt. Allen Reſpect vor der Klugheit! Auch darf ſie bei großen Unternehmungen durchaus nicht fehlen; aber — dem Einen gibt der Himmel Glück, dem Andern Klugheit. Jeder muß nur ſein Geſchenk richtig gebrauchen und nicht beides zugleich verlangen. Darf aber auch nicht wechſeln wollen, ſonſt geht's ihm wie Einem, der immer die rechte Hand gebraucht hat, und will nun mit der Linken hantiren.

Und indem er Ludwig die Linke und Hermann die Rechte reichte, fuhr er fort:

Klugheit hat nicht immer Glück, Herr Heiſter, und Glück muß ſich nicht durch Klugheit irre machen laſſen, Herr Doctor! Stellt ihr Beide euch mit dem Rücken zuſammen, ſo macht ihr einen Doppeladler gegen die berechnenbaren und gegen die unvorherzuſehenden Gefahren unſers Unternehmens.

Er blinzte Ludwig aufmunternd zu; dieſer aber ſchüttelte leiſe mit dem Kopf.

Lina bemerkte und verſtand dies auf Hermann bezügliche Mienenſpiel. Und ob es gleich nichts mehr bedeutete, als daß man den jungen Freund in eine politiſche Verbindung ziehen wollte, der ja ihr Ludwig auch angehörte, ſo machte ihr doch dieſe myſteriöſe Beſprechung den ängſtlichen Eindruck, als gelte es, Hermann zu verrathen und zu verkaufen. Ohnehin mißfiel ihr das unruhige, zufahrende Weſen des alten Mannes. Indem ſie ſich aber ihrer Pflicht als Hauswirthin beſann, nahm ſie ſich zuſammen und ſagte ſehr freundlich:

Nun Sie aber nichts mehr genießen und Ihre Taſſe umgeſtürzt haben, Herr Oberſtlieutenant — wollen Sie nicht Ihr Pfeifchen rauchen?

Ei, wenn ich vor einer ſo ſchönen Lady rauchen darf, erwiderte er mit Verneigung, ſo muß ich auch mein Ehrenpfeifchen holen.

Er eilte nach dem Schlafzimmer, wo ſeine Reiſetaſche lag, und kam mit einer hübſchen und ſeltenen kleinen Pfeife zurück, die unſern Hermann an ein bekanntes, in Muſik geſetztes Gedicht erinnerte. Heiter aufgelegt, wie er war, klopfte er, theatraliſch oder ſtudentiſch vortretend, den alten Soldaten, wie er eben die Pfeife anrauchte, auf die Schulter und ſang ihn mit den Worten an:

Gott grüß' Euch, Alter, ſchmeckt das Pfeifchen
Aus Euerm Türkenkopf
Von rothem Thon mit goldnen Streifchen?
Was wollt' Ihr für den Kopf?

Emmerich, der als Jäger und Soldat alle gangbaren, ältern und neuern Lieder und Singweiſen im Kopf hatte, ſtand mit angenommener Miene der Ehrerbietung auf, indem er, die flache Hand an die unbedeckte Stirne gelegt, ſalutirte, und ſang mit ſeiner tiefen, noch recht klangvollen Stimme, aber nicht ohne affectirte Manier, die Antwort:

Ach, Herr, den Kopf kann ich nicht laſſen,
Er kommt vom beſten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, welchem Baſſen
Bei Belgrad abgewann.

Die übrige Erzählung von der poetiſchen Pfeife paßt nicht recht zu meiner Geſchichte, fuhr er dann, indem er ſich wieder ſetzte, fort. Mein Pfeiſchen hat andere Schickſalswege gehabt, die ich aber nicht erzählen darf. Denn die Pfeiſe da, echt orientaliſch, iſt — talismanical — iſt mit einem Zauber behaftet, den nur Geheimniß bewahrt. Mein Glück hangt an der Pfeiſe.

Er lachte dabei etwas ſchalkhaft, als ob er ſeinen eigenen Worten nicht traute.

Man kam darüber auf dieſe und jene Wunderbarkeiten eines abenteuernden Lebens zu reden, bis Lina das Geſpräch auf ihre häuslichen Angelegenheiten- lenkte. — Mit der beginnenden Woche wollte das junge Paar die freundſchaftlichen und die Anſtandsbeſuche machen. Lina nahm es mit ihrem erſten Eintritt in die große Welt etwas feierlich, wiewol ihrem Naturell gemäß, heiter und eher etwas neubegierig als ängſtlich oder verzagt. Auch bei Reichardts wollte ſie von Hermann eingeführt ſein, um vielleicht zu den muſikaliſchen Abenden des Kapellmeiſters geladen zu werden, von denen der Freund ihr ſoviel Anziehendes erzählt hatte. Im Stillen intereſſirte ſie aber auch Luiſe, für die Hermann wahrhaft ſchwärmte. Dagegen ſollte er mit ihr bei der Familie Engelhard Beſuch machen.

Es ſchickt ſich, daß du hingehſt, ſagte ſie. Du haſt an unſerm Polterabende ſo zärtlich mit Thereſen gewalzt und geplaudert, und eine poetiſche Mutter mit ſieben blühenden Töchtern iſt auch etwas, was man nicht alle Tage ſieht. Ihr ſprecht ja doch immer ſoviel von unſern Poeten und ihren Werken —

Ihren Ausgaben! lachte Ludwig ſchalkhaft.

Sie ſprang auf, ihn zu ſtrafen, er lief lachend fort und zog den alten Emmerich mit ſich auf ſein Arbeitszimmer.

Wie kommt ihr nur zu dieſem Gaſte? fragte Hermann, und Lina erwiderte:

Ludwig hat in Homberg ſeine Bekanntſchaft gemacht. Er hat uns hierher begleitet, um ſich mit den Männern des kurfürſtlichen Anhangs zu beſprechen, und dann nach Marburg zurückzukehren, wo er ſich jetzt aufhält. Es iſt merkwürdig, was ein ſo alter Mann noch ſo unruhig und tollkühn ſein kann. Freilich ſind ihm auch die verwegenſten Unternehmungen geglückt, und er hat zur rechten Zeit keine Warnung erhalten. Für mich hat es etwas gar Betrübendes, wenn ein alter Mann nicht zur Gemüthsruhe kommen kann, und in ſo hohen Jahren noch fortwährend auf Abenteuer ausgeht.

Sie ließ ſich dann über ihre künftige Einrichtung und Lebensordnung aus, wobei ſie auf Hermann's fleißige Beſuche zählte.

Wir wollen recht viel ſingen, ſagte ſie, beſonders Abends, wenn Ludwig müde iſt; er hat das gern, und kann ſich dabei ausruhen. Eins aber wollen wir hinter meinem lieben Manne her treiben, fuhr ſie — des übereilten Ausdrucks flüchtig erröthend — fort, und ich komme dazu auch manchmal zur Mutter. Ludwig ſpricht nämlich ſehr oft von dieſem und jenem Schriftſteller mit Entzücken, und ich bin darin ſo fremd geblieben. Er ſelbſt beſitzt das Beſte von ihnen in ſeiner kleinen Bibliothek, und ich kann mich damit bekannt machen. Zeit hab' ich bei meinem kleinen Haushalte dazu, und bin ja den Tag über ziemlich allein. Ludwig möchte mir manchmal gern vorleſen, kommt aber meiſt erſchöpft aus dem Bureau, und — hat auch jetzt ſoviel andere Dinge im Kopfe. Da möcht' ich ihm lieber ſelbſt vorleſen. Wie meinſt du, Hermann? Es fehlt mir nur noch ein wenig an Verſtändniß und Geſchmack, und — du müßteſt mir beiſtehen, daß ich in der rechten Reihenfolge ſelbſt leſe, und mich ein wenig aufmerkſam machen, worauf's dabei ankommt und worin der Werth und die Schönheit liegt. Ich bin nicht auf den Kopf und nicht auf's Herz gefallen — ſetzte ſie lächelnd hinzu —, und du ſollſt dein blaues Wunder ſehen, was ich für einen Geſchmack und für ein Urtheil gewinnen werde. Dabei kannſt du mir dann und wann etwas von der Perſönlichkeit und dem Leben der Dichter und Schriftſteller erzählen; das iſt mir außerordentlich intereſſant und — ich verrathe auch den Franzoſen nichts davon! ſetzte ſie ſchalkhaft hinzu.

Hermann drohte ihr mit dem Finger, belobte aber ihr Vorhaben und verſprach ſein Beſtes.

Ludwig ſoll ſich verwundern, fuhr ſie fort, wenn ich auch in dieſem Stück ſo ganz mit ihm wie zu Hauſe bin. So zufrieden er mit der unwiſſenden Braut war, würde er doch von der Frau nach und nach mehr verlangen, oder eigentlich — mehr an ihr vermiſſen; abgeſehen davon, daß nun die Reihe an mir iſt, ihm zu Gefallen zu leben.

Aber die Männer belehren gern, wenn ſie lieben, wendete Hermann ein; werde ich nicht etwa deinem Ludwig vorgreifen?

O nein! betheuerte ſie. Ludwig iſt ein wenig bequem, und hat auch auf dem Bureau viel zu thun, was ihn leicht ein wenig nervös macht und verſtimmt. Dann aber —

hab' ich auch ſoviel von ihm, lieber Hermann, und möchte etwas beſitzen, womit ich ihn erfreute, ohne es von ihm zu haben, und worauf ich alſo ein bischen ſtolz ſein dürfte auf meine eigene Hand.

Nun ſollte es ſich aber fügen, daß dieſelbe Woche, mit der ſich dem jungen Freund ein ſo herzlicher Familienverkehr eröffnete, ihm von einer andern Seite eine Herzensverwickelung anzettelte, die ſeine nächſte Zukunft in Gefahr bringen konnte.

Die Gräfin Antonie fühlte ſich unwohl, oder gab ſich wenigſtens in Folge eines Misverſtändniſſes mit dem König dafür aus, und zog ſich in die Einſamkeit ihrer Stadtwohnung zurück, während ihr Gemahl als Oberkammerherr ſelten von Napoleonshöhe herunterkam. Was ihr dieſe Tage des Verdruſſes noch widerwärtiger machte, waren die häufigen Regengüſſe, die der gewitterreiche Juni mit ſich brachte. Sie ſah ſich nach Unterhaltung um, da ihr beſonders die trübſeligen Abende eine wahre Verzweiflung anrichteten, und verſuchte es in dieſer Verlegenheit öfter mit der cyanenblauen Vaſe, die denn freilich dem jungen Freunde ſtets ein erfreuliches Signal erſchien.

Die Gräfin Antonie, eine geborene Fürſtin H. H., war eine ſehr eigenthümliche, in ihrer ſchönen Begabung von innern Widerſprüchen bewegte Dame. Eine reizbare Phantaſie, ein nicht leicht befriedigtes Herz und nicht würdig genug beſchäftigter Geiſt trieben ſie nicht ſelten zu einer Bethätigung, worin ſie ſich ſelber nicht verſtand, und doch — wenn ſie bei Andern in ein Misverſtändniß gefallen war, es nicht begreifen konnte. So wollte es ihr auch gar nicht einleuchten, daß ſie ſich mit den heimlichen Sprachſtunden Adelens übereilt und ihre Stellung vergeſſen haben ſollte, wie es ihr mit dem Könige zurückgekehrter Gemahl anſah, ſo leicht er es ſelbſt auch mit dem Leben an jenem Hofe nahm.

Dennoch war es nicht anders. Schon ihre Vorliebe für ein ſo launenhaftes und eigentlich unausgebildetes Geſchöpf, wie die Creolin Adele, war mehr aus einem Reize für die Phantaſie, als aus einer Sympathie des Herzens entſprungen. Adele hatte dann mit ihrem Vorſchlag wegen der deutſchen Stunden eine der unbefriedigten, ſehnſüchtigen Stunden der Gräfin getroffen. Das Räthſel des verliebten, trotzigen Mädchenherzens lockte die Dame; die Intrigue erſchien mehr amüſant als bedenklich, wenn nicht etwa auch die kleine weibliche Schalkheit dahinter ſteckte, den ihr unleidlichen General Morio mit ſeiner Bewerbung um Adelen ein wenig zu durchkreuzen. So hatte ſie ſich zu einer Heimlichkeit verſtanden, in der ſie unerwartet ſich ſelbſt ein wenig verfing, ſobald die einander begegnenden Seelenbewegungen des Lehrers und der Schülerin ihre feine Beobachtungsgabe zu beſchäftigen anfingen.

Adele hatte aus Amerika ein lebhaftes und verwöhntes Naturell mitgebracht, und in Caſſel mit ihrem guten Verſtand für die Außenwelt ein unreifes Selbſtgefühl auf dem Fuß ihres hochgeſtellten Bruders angenommen. Zwiſchen dieſen beiden Regungen bewegte, vergaß und beſann ſich immer wieder das leidenſchaftliche Herz in der jugendlichen Mädchenbruſt.

Ein ähnlicher Kampf widerſtrebender Empfindungen in

Hermann's Seele entging dem guten Blicke der Gräfin nicht. Der blühende junge Mann blieb nicht kalt unter dieſen flammenden Augen des reizenden Geſchöpfs von den Antillen. Aber dieſen Empfindungen widerſprach ebenfalls ein Selbſtgefühl, nicht auf äußerliche Rückſichten geſtützt, ſondern auf ſittlichen Grundſätzen ruhend, ja von einer ſchwärmeriſchen Verehrung für die Frauen getragen.

So anziehend anfangs dieſe Beobachtung für die Gräfin war, ſo kamen doch bald genug Augenblicke, in denen ſie bei dieſen wechſelſeitigen Regungen des mit jeder Stunde vertraulicher gewordenen Paares eine gewiſſe Bangigkeit empfand. Sie dachte nicht an die Gefahr, daß Beide im heißen Drang der Jugend, bei der Gunſt eines leidenſchaftlichen Augenblicks, ſich vergeſſen könnten; denn dafür war ſie ja als Hüterin der Stunde da, und wußte, daß Beide im geſellſchaftlichen Verkehr der Stadt weit von einander blieben. Aber es kam ihr wol einmal die Betrachtung, daß dieſe Stunden zu ernſthaft für die Zukunft Beider werden, und über die Sprachlehre hinaus das wirkliche Leben ſtören und verwirren möchten. Und — welche Verantwortung für ſie, zumal in ihrer hohen Stellung!

Dies hatte ſie in einer der erſten Nächte ihrer jetzigen Einſamkeit bänglich durchdacht und den Vorſatz gefaßt, mit Ende der Woche die Lectionen zu ſchließen. Sie kam aber zu dieſem Beſchluß nicht ohne ein ſtilles Leid um Hermanns willen. Der junge Mann hatte ihr Intereſſe gewonnen, beſonders nachdem ſie ihn auch noch an ihrem Klavier als Sänger kennen gelernt hatte. Seine angenehme Erſcheinung, die natürliche Anmuth ſeiner Manieren und eine leicht erregbare Schwärmerei ſeiner Gedanken ſchienen der Gräfin in ſolchem reinen und umfaſſenden Bariton ihren Zuſammenklang zu finden. Sie überlegte hin und her, wie ſie es einrichten möchte, um den jungen Mann nach Auflöſung der Lectionen nicht ganz zu verlieren. Für ſo manche gute Stunde und heitere Stimmung, die ſie durch ihn gefunden, rechnete ſie ſich eine Verpflichtung an, die ihrer Empfindung nach mit einem Honorar für die Stunden des Unterrichts durchaus nicht abzumachen war. Sie hoffte vielmehr für ſeine Beförderung etwas thun zu können, was ihm wie ihr ſelbſt zur Befriedigung gereiche. Sie nahm ſich vor, mit ihrem einflußreichen Freunde Bülow zu reden; ſie dachte an ihre andern Verbindungen, bis ſie zuletzt einſah, daß ſie vor allem wiſſen müſſe, nach welcher Richtung hin der junge Mann ſeine Zukunft ſuchte. Einſtweilen konnte ſie ſich nicht verſagen, am nächſten Abend, als Hermann nach geſchloſſener Stunde ſich zum Fortgehen anſchickte, ihm ihre guten Abſichten anzudeuten, indem ſie dabei den Wunſch ausſprach, von ihm zu hören, worauf er ſeinen Lebensplan gerichtet habe.

So lebhaft Hermann das Wohlwollen der hochgeſtellten Dame empfand, ſo war es doch in einer Weiſe ausgedrückt, daß es an ſeine unbedeutende, der Fürſprache bedürftige Stellung in der Welt erinnerte, was ihm in Beiſein Adelens eher etwas empfindlich ward. Er hätte lieber ſchon in dieſen ſtrahlenden Augen für etwas Rechtes gegolten, ſich lieber als Gegenſtand des Verlangens, ſtatt des mitleidigen Wohlwollens, empfunden.

In dieſer befangenen Stimmung war er, den dämmerigen Corridor betretend, nicht achtſam genug, um vor der Stubenthür der Kammerjungfer einen Mann zu bemerken, der in zärtlichem Abſchied begriffen, jetzt raſch in die Stube zurückſchlüpfte, aus der er gekommen war. Die geſchminkte Franzöſin aber trat heraus, die Thür halb zuziehend, um den Vorübergehenden mit einem lauten, etwas boshaften Bon soir, Monsieur le Docteur! zu begrüßen.

Hermann dankte und wollte vorüberſchreiten, ſie hielt ihn aber — ohne Zweifel dem Verſteckten zu Gehör — mit der Frage an, ob Mademoiſelle Adele Le Camus wol noch bei der Gräfin verweilen werde, oder ob ſie den Bedienten rufen ſollte, ſie nach Hauſe zu begleiten.

Hermann, ſeitdem er bei ſeinem erſten Anmelden von der coquetten Perſon abgewieſen worden, hatte wie damals den ſtudentiſchen Tik nicht laſſen können, ihr zuweilen eine freundliche Unart zu ſagen. Dies war ſchon einige mal geſchehen, ſo oft ſie es mit ihrem pretiöſen Weſen im unrechten Augenblicke bei ihm getroffen. Dies war eben wieder der Fall. Er blieb ſtehen, betrachtete ſie lächelnd und ſagte:

Ha, Mademoiſelle, Sie machen Toilette? Ein Wohlgeruch dringt aus Ihrem Boudoir. Die Nachtviolen duften zu Ihrer Abendröthe.

Und indem ihm jener Ausdruck im Briefe der Mutter Lina's einfiel, ſetzte er hinzu:

Welche Eſſenzen lieben Sie, Mademoiſelle? Eau de bougre?

Hinter dieſen Worten her kam es ihm vor, als rege ſich Jemand hinter der Thür. Er eilte daher lachend fort, und Angelika trat in die Stube zurück mit dem ängſtlichen Ausrufe:

Mein Gott, er hat Sie erkannt, Monſieur Würtz!

Empfindlich über dieſe Naivetät, die ſich auf den Wohlgeruch und auf den Bougre beziehen konnte, verſetzte Würtz feierlich:

Was meinen Sie? Nein! Aber — der Burſche hat den Geruch ſeines Verhängniſſes!

Dann gegen die Kleine gebückt, drohte er mit dem Finger unter zärtlichem Grinſen:

Sie ſind ein kleiner Böſewicht, Mademoiſelle Angelique!

O mon cher Würtz, erwiderte ſie, auf den Zehen ſich an ihm emporſtreckend, Sie ſind grauſam! Aber — haben Sie ſich nun von dem Sprachmeiſter überzeugt?

Jeder Zuſchauer hätte von dieſer beiderſeitigen Annäherung eine zärtliche Umarmung erwartet; aber ſie vergaßen Beide nicht, was ſie ihren geſchminkten Wangen für Rückſichten ſchuldig waren.

Vierzehntes Capitel.

Beſuche.

Frau Lina hatte die Verabredung getroffen, in dieſer Woche mit ihrem Ludwig bei der Mutter zu Mittag zu ſpeiſen. Die Morgenbeſuche des jungen Ehepaars ließen ſie nicht dazu kommen, eine neue Magd mit einem neuen Haushalt in guten Schick und Gang zu bringen, und zu überwachen. Außerdem war es ihr ein Bedürfniß, ſich hinter ihren Viſiten her auszuſprechen; wozu ſie außer der Mutter auch Hermann bei Tiſche fand. Wirklich kam ſie nicht wie Ludwig erſchöpft, ſondern ſehr aufgeregt aus den verſchiedenen, zum Theil vornehmen Häuſern, wo nur immer der junge, aufſtrebende Beamte es aus dienſtlichen oder geſellſchaftlichen Rückſichten für anſtändig hielt, ſeine junge Frau vorzuſtellen.

Seinen Miniſter hatte er nicht übergehen dürfen. Herr von Simeon machte mit Frau und Stieftochter ein offenes Haus. Jeden Freitag war Aſſemblée im Juſtizpalaſte. Die Miniſterin hatte aber der jungen Frau nicht gefallen.

Es liegt mir etwas Unheimliches in ihren Blicken und in ihrer ganzen Freundlichkeit, ſagte Lina. Und ihre Tochter hat etwas gar Pretiöſes bei ihrem kränklichen Ausſehen.

Es iſt mir lieb, Linchen, daß du dich dort ſo wenig angeſprochen findeſt, verſetzte Ludwig. Ich denke auch, wir machen keinen Gebrauch von der Einladung zu ihren Aſſembléen. Ich werde mich beim Miniſter entſchuldigen.

Soviel verſchiedene Menſchen und Manieren raſch hinter einander aufzunehmen, war der bürgerlichen Tochter etwas Ungewohntes. Dazu kam, daß ſie des Franzöſiſchen nicht ſo mächtig war, als es die Zuthätigkeit erfodert hätte, mit der Herren und Damen die ſchöne Frau behandelten, jene, um ihr zu gefallen, dieſe, um ſie ſich wo möglich misfallen zu laſſen.

Lina erzählte lebhaft, und wenn ſie dabei verrieth, daß die glänzende Einrichtung, der verſchwenderiſche Aufwand, womit die vornehmen Wohnungen einander überboten, ihr ein wenig imponirten: ſo bewieſen doch ihre treffenden Bemerkungen auch wieder, wie beſonnen und ſcharfblickend ſie ſich dennoch über all' den Eindrücken zu halten wußte. Auch gab Ludwig ihr das Zeugniß, daß ſie merkwürdig tactvoll und überall wie zu Haus ſich benehme.

Sie ſträubt ſich nicht, den Ehrenplatz einzunehmen, liebe Mutter, ſagte er lächelnd; ſie läßt ſich in die ſeidenen Kiſſen fallen, als wenn's durchaus nicht ſchade darum wäre, und ihr Auge ſchweift ſo kalt und vornehm über die großen Spiegel und goldenen Kronleuchter, über die Oelgemälde und Marmorbilder, ſo lächelnd über die Muſcheln und Mineralien auf den Mahagoniconſolen, als ob ſie es nie anders um ſich gehabt hätte.

Alles mit Ausnahmen, du loſer Mann! erwiderte Lina. Hier und dort bin ich auch wieder ſo artig, etwas zu bewundern oder nach etwas zu fragen. O ich finde mir ſchon meine guten Caſſelaner heraus, die den koſtſpieligen Uebergang vom Kurfürſten zum König, dieſen kummervollen Aufwand, nicht ſo für nichts und wieder nichts gemacht haben wollen. Nicht umſonſt haben ſie bei unſerer Anmeldung ſchnell die Ueberzüge von den guten Sachen abgeſtreift. Die Koſtbarkeiten ſollen bemerkt und beſprochen werden.

Und deine Bewunderung wird dir hoch angerechnet werden, Lina! wendete Hermann ein.

Das denk' ich auch, erwiderte ſie. Ich hoffe gute Geſchäfte zu machen; auf den bewunderten Möbeln ſetze ich eine Burggrafentochter in Renommé, und erobere für meinen Ludwig eine „ungemein geſcheite, liebenswürdige Frau“.

Während Hermann herzlich lachte, und Ludwig mit Brotkügelchen nach ihr warf, fuhr ſie fort:

Wenn aber ſo manche Familie wüßte, daß mein Auge mehr als die neuen pariſer Möbel erblickt! Es ſieht auch Geſpenſter am hellen Tag. Hinter manchem Pommier, mit orangegelbem Gourgouran beſchlagen, ſehe ich verſchämte Sorge kauern, um hervorzukommen, ſobald der angelächelte Beſuch wieder fort iſt; aus den ſchweren Falten der Vorhänge ſchielt mancher aſchgraue Kummer, und vor den Spiegeln erblicke ich in Gedanken die grauen Haare, die Morgens unter die Mütze von Petinet, mit kleinem Schleier und Roſa-Grosgrainband gekämmt, oder unter die Perlenſchnur verſteckt werden, die ſich zum Abendball durch die aufgewickelten Locken ſchlingt.

Du könnteſt mehr ſehen, beſte Lina! fiel Ludwig nicht ohne Bitterkeit ein, — Schulden, die an das traurige Arbeitspult des vornehmen Herrn ſchleichen, eine leichtfertige Liaiſon, die ſich im Boudoir der jungen Hausfrau hinter den Nachtgewändern verſteckt. Wie manches Schmuckkäſtchen, das auf hohen Füßen, geſchnitzten Krallen und geflügelten Löwenköpfen ruht, iſt der Beſitzerin für den ſchönſten jungfräulichen Schmuck zu Theil geworden — ein Souvenir für Herzklopfen!

Geh', lieber Mann! Wie kannſt du ſo 'was ſagen! rief Lina misbilligend, und Hermann, von dieſem Gegenſtande ablenkend, verſetzte:

Die Beſoldungen ſind doch ſo gering nicht, wie mir ſcheint, daß man damit nicht ohne Schulden und was noch ſchlimmer wäre — ohne Schuld fertig werden könnte? Dabei iſt Alles wohlfeil, was zu den eigentlichen Lebensbedürfniſſen gehört — die Wohnungen vielleicht ausgenommen, die hoch getrieben ſind.

Und der Kaffee! bemerkte die Mutter. Ich höre, auf Wilhelmshöhe — nun ich nenne es immer noch ſo! — koſtet die Portion einen halben Thaler. Da ſoll man ſich doch lieber aufs Maul ſchlagen!

Die Beſoldungen ſind hoch genug, erwiderte Ludwig — man könnte ſagen, ſo hochbeinig, daß ſie das Einkommen des Königreichs überſchreiten. Nur den Aufwand des üppigen Lebens können ſie nicht einholen. Dieſer eilt mit Glück und Ehre, mit Liebe und Treue davon. Es iſt, als ob man von dem Vorgefühl, keine Zukunft zu haben, hingeriſſen, die Gegenwart im tollſten Taumel erſchöpfen und bis aufs Mark ausſaugen wollte. Vom Throne fällt Prunk und Luſt auf die obern Stufen, von dieſen auf die folgenden und gewinnt nach dem Geſetze der Schwere eine wachſende Gewalt. Der Hof nöthigt zum Aufwand, der Aufwand drängt in Schulden, die Schulden reizen zur Sittenloſigkeit. Dann wieder aufwärts ſteigend macht die Sittenloſigkeit leichter Schulden; dieſe fördern den Aufwand, und der Aufwand bringt Gunſt bei Hofe. Das ſind die Engel, die auf unſerer Himmelsleiter auf- und niederſchweben; nur daß wir ſie nicht, wie der Patriarch Jakob, blos im Traume ſehen.

Da du doch von Engeln ſprichſt, lieber Mann, ſo will ich euch als erquickendes Amen zu eurer unerbaulichen Betrachtung einen Vorſchlag thun, ſagte Lina. Kommt, wir gehn zu Engelhards, wo wir kein Aergerniß an Luxus und Leichtfertigkeit nehmen. Unſer Hermann kennt nur ein Siebentel jener lebenden Poeſien unſerer liebenswürdigen Philippine Gatterer, verheiratheten Engelhard. Und — fällt mir eben ein! — die poetiſche Calenberg hieß ja auch Philippine; da iſt dir's recht heilſam, lieber Freund, daß du noch eine andere dichteriſche Philippine kennen lernſt. Nicht wahr, du gehſt mit?

Gewiß! lachte Hermann aufſtehend. Laßt mich nur einen ſchicklichen Rock anziehen. Ich kenne jene Hauspoeſie nicht, wette aber darauf, daß ſie — Hände und Füße hat, was man von unſerer Romantik nicht immer ſagen kann.

Als er nach ſeinem Zimmer fort war, flüſterte Lina, nicht ohne eine gewiſſe Befangenheit, über die ſie ein Lächeln gleiten ließ:

Wär's nicht allerliebſt, Ludwig, wenn Hermann's Herz an einem Siebentel der Töchter Engelhard's hangen bliebe? Sieben Töchter eines einfachen Oberappellationsraths unter Jerôme'ſcher Regierung — geſteh' nur, Ludwig, es iſt —

Eine heilige Zahl, Lina! fiel er ein. Sieben iſt eine heilige Zahl; mehr weiß ich nicht!

Nun ja, ich will nicht ſagen, daß Philipp und Philippine an das Wort Chriſti dächten: Philipp, woher werden wir Brot nehmen? Nein, aber es iſt eine ſo zufriedene, glückliche Familie, und bedenke nur einmal, wie glücklich ſieben Männer werden könnten aus einem einzigen lieben Hauſe! Und Hermann hätte jetzt auch noch die ganze Wahl von 25 bis 19 Jahren. Er könnte —

Scala üben — im Lieben! Und weißt du, was ich glaube? Thereſe hat an unſerm Polterabende —

Mit Hermann getanzt und gelacht! fiel Ludwig ein. Laſſen wir's dabei, Lina. Geh'! Kaum vier Wochen verheirathet, und gibſt dich ſchon mit Freierei ab! Laſſen wir ihn erſt eine Stellung erringen. Wer weiß denn auch, ob er nicht ſchon eine Neigung hat? Wo bringt er ſeine Vorabende zu? Er kam die Tage her immer ſpäter zur Mutter oder zu uns, ſchien ſo zerſtreut, ſo eigens erregt, und vermied zu ſagen, wo er geweſen. Ich will nicht denken, daß er ſich noch einmal von der Liebe dran kriegen läßt, wie von der Polizei. Er iſt eine auffallende und gefallende Erſcheinung, und unſere hohen Damen haben Sinn und Geſchmack für dergleichen und geſchickte Unterhändlerinnen.

Du biſt aber heut ganz unleidlich, Ludwig! rief Lina heftig und erſchrocken, und ſetzte dann leiſer und mit bewegter Stimme hinzu:

Siehſt du, das habt ihr von euern heimlichen Zuſammenkünften, — daß ihr aus allen Ecken und Winkeln Stoff zur Unzufriedenheit zuſammenkehrt. Nun macht ihr auch noch die Frauen nichtsnutzig, weil ſie höchſtens ein wenig —

Eben trat Hermann im Frack herein, den Jabot herausgelegt, den Titushaarſchnitt aufgebürſtet. Auch Lina und Ludwig machten ſich ſchnell zurecht, und ſo ſchlenderte man nach Engelhard's Wohnung.

Sie wurden in das Wohnzimmer gewieſen, wo ſich die Mutter ein paar Augenblicke darauf in häuslichem Anzug mit den beiden älteſten Töchtern zu ihrem Empfang einfand. Anzug und Ausſehen der ehemaligen Dichterin verriethen eine gewiſſe Selbſtvergeſſenheit, die aber nicht bis zur Vernachläſſigung ging. Ihr freundliches Auge, früher vielleicht, nach Shakſpeare's Ausdruck, „in ſchönem Wahnſinn rollend", mochte jetzt mehr nur die Dinge der Alltagswelt und Wirthſchaft umkreiſen, und blos die Stirne ſchien noch von den ehemaligen poetiſchen Stunden nachzuleuchten. Den ihr vorgeſtellten jungen Freund begrüßte ſie mit dem gemeſſenen Ausdruck einer vorgefaßten Meinung von ihm; wie ſie denn auch gleich ſehr freundlich bemerkte, daß ihre Thereſe bereits von ihm erzählt habe.

Thereſe, hoch erröthend, ſetzte raſch hinzu:

Von Ihrer Verkleidung hab' ich der Mutter erzählt.

Ja, und wie charmant Sie geſungen, fuhr die Mutter fort, und wie Sie überhaupt —

Als ſie plötzlich ſchwieg, und das Lob der Liebenswürdigkeit, das ihr ſchon auf der Zunge war, verſchluckte, half ihr Lina über die Verlegenheit hinaus, indem ſie ſagte:

Wir wollen aber vor allem die Mutter in ihrem ſiebenfarbigen Bogen ſehen. Ich will nicht — Regenbogen geſagt haben; denn die vierzehn Augen leuchten nur wie ein doppeltes Siebengeſtirn. Sind doch alle zu Hauſe?

Ja, rief Thereſe, lief geſchäftig fort, und man hörte draußen fünf Mädchennamen rufen. Nicht lange, ſo kamen ſie lächelnd herein, eine die andere vorſchiebend, nicht blöde, aber — vielleicht des jungen Herrn wegen, von dem wol die Rede geweſen, ein wenig befangen, — alle, wenn nicht gleich hübſch, doch gleich geſund, friſch und vergnügter Miene, einander nicht auffallend ähnlich, doch um Mund und Auge von einem Zug der Mutter als Schweſtern bezeichnet. Wie Goethe in einem Gedichte ſagt:

Wie Schweſtern zwar, doch keine ganz der andern.

Lina ordnete ſie dem Alter nach in einen Halbkreis um die Mutter.

Nun ſchauen Sie einmal das Siebengeſtirn, lieber Freund! ſagte ſie. Aber ihr müßt die Mutter umtanzen, Mädchen, wie die Planeten ihre Sonne.

Nichts Sonne! lächelte die Mutter, nein — um die Luna im letzten Viertel, ſagen Sie lieber.

Jetzt, um ſich zugleich der verlegenen Präſentation zu entziehen, faßten die Mädchen einander an den Händen, umtanzten und küßten die Mutter, wobei ſie nach Thereſens Stichwort ſangen: Vollmond, Vollmond! Nicht letztes Viertel!

Alles lachte, und Hermann rief, in die Hände klatſchend:

So iſt's recht! Aber kein Siebengeſtirn! „Die Sterne, die begehrt man nicht!“ ſagt Goethe; lieber wollen wir ſagen — ein blühender Kranz, ein lebendiger Lorber! Und welcher Dichter, Frau Oberappellationsräthin, welcher Künſtler kann eine ſolche aus ſeinem eigenen Weſen geſchaffene Krone aufweiſen?

Doch, geehrteſter Herr Doctor, doch iſt der Fall ſchon dageweſen, entgegnete ſie. Mein ſeliger Vater hat mir von Michel Anton Lanius erzählt, welcher Baßſänger des Kurfürſten Clemens Wenceslaus in Coblenz geweſen und ſieben Töchter gehabt hat. Ich kann ſie ſogar noch beim Namen nennen: Clara, Judith, Thereſe, Dorothea, Margaretha, Ida Katharina und Anna Maria — eine immer ſchöner als die andere, und alle vom Vater her mit der Gabe des Geſangs ausgeſtattet.

Baßſänger war dieſer Lanius? fragte Ludwig, und zu Hermann:

Ob wol ſolch' ein Glück auch einem Bariton zu Theil werden kann?

Hermann lächelte, und gegen die Mutter gewendet ſagte er:

Und wie ſieht's mit dieſen ſieben aus? Sie haben alle poetiſche Augen; wenn man poetiſch nennen kann, was Empfindung und Phantaſie in Bewegung ſetzt und mit Erwartung beſchäftigt.

Wirklich? erwiderte die Mutter. Nun, ihr könnt euch beim Herrn Doctor bedanken, Kinder. Ich kenne ſie nur nach der Proſa ihrer Hände: ſie kochen gut, bügeln hübſch, nähen fein, ſtricken egal und ſticken ſauber; einige ſchlagen ein wenig das Klavier, ſingen thun ſie alle bei einem geſelligen Lied, aber Verſe machen ſie nicht, ſondern nur Ferſen in die Strümpfe für ſich und den guten Papa. Das ſind nun lauter vergängliche Werke; dennoch war den guten Kindern eine gewiſſe Unſterblichkeit zugedacht. Mein ſeliger Vater nämlich, Profeſſor Gatterer in Göttingen, dem die Welt ſoviel Verdienſt um die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften zugeſteht, ging mit dem Gedanken um, ſeinen Enkelinnen zu Lieb den Siebenjährigen Krieg zu beſchreiben, und wollte jedem Kriegsjahr den Namen einer meiner Töchter vorſetzen. Leider kam es nicht zur Ausführung!

Und wie gut iſt das, Frau Oberappellationsräthin! verſetzte Hermann. Wenn die liebenswürdigen Töchter ſich verheirathen, ſo hätten ſie zu viel verlorene oder gewonnene Schlachten mit in die Ehe gebracht, und meine Wenigkeit hätte ſich jedenfalls am ſchnellſten hier für die liebenswürdige Jüngſte entſchließen können, ſchon wegen des Hubertsburger Friedens.

Netty, die Jüngſte, erröthete und biß in den Zipfel ihres Taſchentuchs.

Nun, an Frieden fehlt's Allen nicht, ſagte die Mutter, und ſtatt über Geſchichtscapitel ſind die Sieben nun über Küche und Keller geſetzt. Und denken Sie nur, wie gut ſie's dabei haben: zwiſchen Oſtern und Pfingſten kommt Jede nur ein mal an die Woche.

Man lachte herzlich, und Ludwig verſetzte:

Wie wird's denn aber dem Mütterchen ergehen, wenn einſtmal ſieben Filialküchen entſtehen?

Lieber Ludwig, rief Lina, du kommſt ja gar ins Reimen. Ich glaube, Frau Engelhard, Sie ſtecken meinen Mann an! Sonſt bringt er nur Ungereimtes zu Stand!

Worauf dieſe erwiderte:

Ja, ja! Komm' Einer nur nicht der Philippine Gatterer zu nahe; der poetiſche Schnupfen ſteckt an. Uebrigens wird's mit den Filialküchen keine Noth haben. Sehen Sie meine Mädchen nur an, nicht jetzt im Hauskleid, ſondern wenn ſie geputzt ſind: ſelbſt wenn ſie Oſtern und Pfingſten und Himmelfahrtstag zugleich angezogen haben, ſind und bleiben ſie in unſerm heutigen Jerôme'ſchen Hof- und Geſellſchaftsgeſchmack — Aſchenbrödel. Nun hat zwar im Märchen *eine* Aſchenbrödel ihr Glück gemacht; aber heutzutag, in der Napoleon'ſchen Wirklichkeit und beim Geſchmack und Trachten unſerer jungen Männer, finden ſieben Aſchenbrödel keinen Abgang. Das können Sie mir glauben!

Die Mädchen errötheten, eine kleine Stille entſtand, bis Netty, die jüngſte und witzigſte, ausrief:

Kommt, Schweſtern, wir wollen der Mutter zeigen, daß wir doch — Abgang finden!

Sie faßte zwei der Schweſtern an den Händen, winkte den andern, und in lachender Kette zogen ſie ſich nach der Thür und hinaus. In der Thür rief das luſtige Mädchen noch zurück:

Alle auf einmal, Mutter, anders thun wir's nicht!

Ja, ja, du kleiner Schalk! verſetzte lachend und gerührt die Mutter; das müßte ein ſehr hungriges Jahr ſein, das ſieben ſo magere Schweſtern auf einmal verſchlänge — heißt das an gute Männer brächte. So 'was könnte nur Joſeph im Traum ſehen und prophezeien. — Doch kommen Sie einmal mit hinüber! Wir ſind eben dran, unſer durch die Hausflur getrenntes hübſches Zimmer mit unſern beſten Möbelſtücken ſchicklich auszuſtatten.

Sie führte ſie über die Hausflur hinüber, und Lina fragte, ob ſie lieben Beſuch erwarteten.

Ja, unbekannten, Beſuch auf Gerathewohl, lächelte ſie. Ich will's Ihnen nur ſagen, vielleicht richten Sie ſich auch darnach. Herr von Canſtein, unſer Maire der Reſidenz, hat geſtern in der Euterpe, wo die Muſik der Kapelle ſpielte, mit meinem Manne vom bevorſtehenden Reichstage geſprochen. Er meint, man müſſe, wenigſtens das erſte mal, 'was extra thun, und die Herrn Reichsſtände in Privatwohnungen aufnehmen. Mein guter Mann war einverſtanden, und hat ſich gleich erboten, auch ein Quartier zu geben. Wir haben nun überlegt, wie dies Zimmer mit dem Schlafcabinet angenehm einzurichten ſei für einen ſo angeſehenen Reichsſtand, und haben die beſten Stücke aus den verſchiedenen Zimmern dazu auserleſen; aber — nicht wahr, es will nicht recht zuſammenpaſſen?

Man fand Alles recht ſchicklich und geſchmackvoll; Philippine aber, noch nicht zufrieden, führte die Freunde durch alle ihre Zimmer, ob ſie vielleicht noch etwas paſſend für das Landſtandszimmer fänden.

Es iſt nur zur Probe, ſagte ſie, wir nehmen's dann einſtweilen wieder in eigenen Gebrauch, bis der Reichstag angeht. Anfangs Juli, glaub' ich.

Dies gab Veranlaſſung, von den Erwartungen und Feſtlichkeiten jener Zeit zu reden, und Ludwig meinte, die guten Diäten und was ſo manche reichen Deputirten noch darüber ausgeben würden, möchten für Caſſel einen erwünſchten, befruchtenden Sommerregen abgeben.

Als man ſich endlich empfahl, bedauerte die Räthin, daß ihr Mann doch länger als gehofft ausbleibe, und nicht zur Ehre des Beſuchs gekommen ſei. Er habe freilich einen weiten Spaziergang vorgehabt, um ſeiner Verſtimmung los zu werden.

Doch nicht unwohl? fragte Lina.

Das nicht, war die Antwort; aber — denken Sie, wie's doch bei uns zugeht! Bei der jüngſten Beſetzung der Ober- und Untergerichte hat man ſich über ſo manche Beförderung und Anſtellung erſtaunt. Nun ja, ganz angenehme Geſellſchafter, aber gar ſchwache Juriſten, oder, wie der Dichter ſagt — gute Leute, aber ſchlechte Muſikanten. Nun hört man denn auch, wie's damit gegangen iſt. Der ehrliche Juſtizminiſter Simeon, ein ſonſt gründlicher und gewiſſenhafter Mann, hatte wegen Beſetzung der mit der neuen franzöſiſchen Organiſation geſchaffenen Stellen, weil es ihm an Perſonalkenntniß in Weſtfalen fehlte, ſein Vertrauen dem Referenten im Staatsrath, Herrn von Coninx, geſchenkt. Dieſer, eben auch erſt aus Paderborn hierher gekommen, ſchenkt das Vertrauen weiter an ſeine verehrte Freundin, die lebhafte und poetiſche Eliſe von Soch, und die nimmt denn zu ihren Empfehlungen diejenigen von ihren Verehrern und Anbetern, die ſich hauptſächlich auf das Recht der Schönheit und Liebenswürdigkeit verſtehen, wenn ſie auch ſonſt nicht ſehr — geochſt haben, wie die Studenten ſagen. So ſind denn gerade Solche, die ſich auf den Seſſeln der Salons gut ausgenommen, auf die beſten Richterſtühle gekommen. Da hieße es recht, meint mein Mann — fiat mundus et pereat justitia. — —

Die Freunde verließen mit freundlichen Empfehlungen an den vergebens Erwarteten das Haus, und Lina bemerkte, wie Thereſe, am Fenſter ſich zurückhaltend, ihnen über die Brüſtung nachblickte.

Funfzehntes Capitel.

Ueberraſchungen.

Eine ſo in ſich ſelbſt vergnügte Familie, in einfacher, reinlicher Wohnung, geſund, anſpruchslos, liebevoll gegen einander, hinterließ bei den drei Freunden den heiterſten Eindruck. Nur in Lina's Herz ſchien etwas von dem Scrupel zurückzukehren, den Ludwig ihr gegen Hermann's träumeriſche Abende beigebracht hatte. Es erregte ihr ein unſägliches Leid zu denken, daß der liebe Freund wirklich von einer heimlichen oder gar verwerflichen Neigung beſtrickt ſei. Allerdings erinnerte ſie ſich auch, daß er ihr einmal durch ſein verſtörtes Weſen aufgefallen war. Sie hatte es ganz andern Urſachen beigemeſſen, und blieb auch jetzt noch geneigt, lieber an ſolchen feſtzuhalten, als ſo Schlimmes vorauszuſetzen. Wenn es ihr daher ſchon unerfreulich war, daß Ludwig ihr jetzt, was er früher nie gethan, ſoviel von leichtfertigen Frauen und anrüchigen Liebesverhältniſſen zu erzählen wußte: ſo konnte ſie ſich ihm jetzt vollends gram fühlen, daß er dergleichen nun auch durch Argwohn gegen einen ihm ſelbſt ſo werthen Freund bis in ihren reinen Lebenskreis verſchleppen mochte. Sie hätte die geheimen politiſchen Verbindungen, in die er gerathen war, wie weit verwünſchen mögen!

Siehſt du, Ludwig, ſagte ſie ihm bei erſtem Anlaß, wiederholt und ziemlich lebhaft, das habt ihr von euern heimlichen Zuſammenkünften, daß du Dinge erfährſt, die wir für unſer glückliches Zuſammenleben nicht zu wiſſen brauchen, oder daß ihr euch gar in Uebertreibungen hineinhetzt, nur um euch in euerm Tadel und Widerwillen gegen das neue Regiment und über die Lage des Landes zu beſtärken.

Ludwig, ſolches Misverſtändniß von ſich ablehnend, ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß die Geſellſchaft, zumal in dieſer Reſidenz, wenn nicht durchaus, doch ſchichtenweiſe wirklich von Entſittlichung mehr und mehr durchdrungen werde.

Ihr guten Frauen wollt nicht einſehen, ſagte er, wie eine zerfallende Zeit, die allmälige Auflöſung abgelebter Zuſtände, ſtets von einer ſittlichen Fäulniß begleitet iſt. Hier in Caſſel kommt die eigenthümliche Miſchung der Geſellſchaft noch beſonders verderblich hinzu. Dieſe kreiſenden Moleculen oder Weichklümpchen der franzöſiſchen Revolution, die vom Kriegsſtrome des großen Eroberers herbeigeführt werden, ſetzen ſich zuerſt in den ariſtokratiſchen Kreiſen an, wo ſie an der alten, unnationalen Vorliebe und Sucht des Franzöſiſchen morſche, brüchige Stellen finden. Die Noth, der Druck kriegeriſcher Verhängniſſe, macht dann leider auch die untern, zerquetſchten Claſſen empfänglich für die Anſteckung, die ſich durch das Gemiſch franzöſiſcher Sittenloſigkeit, mit deutſcher, politiſcher Charakterloſigkeit giftig verſchärft, und durch die ſtaatlichen Fugen und Spalten des zerbröckelnden deutſchen Reichs die ganze Nation zu durchſickern droht.

Auf dergleichen Anſichten wußte Lina nichts zu erwidern. Wenn dann aber Ludwig hinzuſetzte, daß ein

Mann wie er, berufen das Leben anzufaſſen, der Zeit zu dienen, auch das Leben und die Zeit an ihren faulen Seiten kennen und anfaſſen müſſe, ſo konnte ſie nur mit lächelnder Befangenheit ſagen:

Gut dann, lieber Mann! Aber du biſt ſonſt ſo artig, deinen Ueberrock zu wechſeln, wenn du aus euerm Tabacksclub zu mir kommſt; ſei dann ſo gut und bring' mir auch nichts von dem Knaſtergeruch der franzöſiſchen Geſellſchaft mit!

Er verſprach es lachend, und ſie reichte ihm Hand und Mund zur Verſöhnung wegen ihres tadelnden Eifers. Im Stillen nahm ſie ſich aber vor, auf Hermann's Gemüthsbewegungen zu achten, ihr gutes Vertrauen zu ihm feſtzuhalten, und ſo oft er ihr unverſtändlich würde, ihn offen zu befragen. — Er hat uns und mir beſonders ſo herzliche Hingebung, ſo reine Anerkennung Deſſen, was wir ihm ſeien, bewieſen, dachte ſie, daß es ſehr Unrecht von mir wäre, wenn ich aus falſcher Empfindung von eingebildeter Frauenwürde mich um ſein verſchämtes oder — verirrtes Herz nicht bekümmern wollte. — —

Indeß kamen zu der Beruhigung, die ſo gute Vorſätze mit ſich zu führen pflegen, noch Einladungen, die das junge Ehepaar von befreundeten Familien für die nächſten Abende erhielt; ſodaß Hermann unbeobachtet den leidenſchaftlichen und den leidigen Empfindungen nachhangen konnte, die er noch lebhafter als bisher aus der Wohnung der Gräfin mit ſich fortnahm.

Der junge Freund brachte hinter den dortigen Lectionen her manche bittere Stunde innern Widerſpruchs mit ſich ſelber zu. Er misbilligte das leidenſchaftliche Verlangen, dem er doch in der bezaubernden Nähe der Creolin nicht wehren konnte. Wie oft nahm er ſich nicht vor, den Unterricht aufzugeben; kam aber der Abend herbei, ſo war es ihm, als würde er nach der verwünſchten Wohnung gepeitſcht. Er ging alſo noch einmal hin, aber mit dem feſten Vorſatze, ſich ernſt, kalt, ſchulmeiſterlich zu halten. Doch ſobald er vor der Schülerin ſaß, kam es ihm wie eine Unſchicklichkeit, wie ein Mangel an Erziehung oder an Mannhaftigkeit vor, daß er unfreundlich, unempfänglich für ſolche Anmuth, für das freundliche Zulächeln oder gegen das dargereichte allerliebſte Händchen von ſo unbegreiflichem und doch ſo gern zu begreifendem Stoff bleiben ſollte. Er fürchtete pedantiſch, albern und lächerlich zu erſcheinen.

Unglücklicherweiſe für dieſen innern Kampf des Freundes fügte es ſich zum Unwohlſein der Gräfin, daß auch Adele unverhinderter als ſonſt war, ihre Gönnerin zu beſuchen, ſodaß täglich Lection gehalten und verlängert werden konnte. Denn General Morio, der, um ſie bemüht, an beſtimmten Tagen zum Beſuche ihres Bruders kam, und ſie dadurch nöthigte, die Stunden in ſeiner Geſellſchaft zuzubringen, war in dieſer Woche von Geſchäften auf Napoleonshöhe in Anſpruch genommen. Die Vorarbeiten zum Reichstage und die Organiſation der Armee lagen theilweiſe zum Vortrag beim Könige reif. Dazu waren Depeſchen von Paris gekommen, mit der Ungeduld des Kaiſers geſtempelt, der die Einzahlung rückſtändiger Kriegscontributionen und die Completirung des weſtfäliſchen Contingents für Spanien nicht erwarten konnte. Der König hatte es ſich mit den unausweichlichen Berathungen wenigſtens bequem gemacht, indem er ſie vor oder nach der Tafel in ſeinem Cabinet abhielt. Der Kriegsminiſter und Herr von Bülow als Finanzminiſter waren jetzt täglich mit wechſelnden andern Mitgliedern des Miniſteriums und des Staatsraths zu Abend auf Napoleonshöhe.

Eine ſolche Sitzung war auch auf den heutigen Sonnabend beſtimmt; Bülow glaubte aber dem König anzuſehen, daß er nach Tiſche nicht lange Stand halten werde, zumal beim Grafen Hardenberg ausgeſuchte Geſellſchaft war. Die Tafelſtunde verzögerte ſich durch einen Vortrag, den Bercagny im Cabinet hatte. Diesmal kam der Polizeichef vergnügter, wie es ſchien, von der Majeſtät. Seine Miene ſtrahlte, und wie er in ſolcher Stimmung ebenſo leicht etwas boshaft und übermüthig ſein konnte, als er bei Verdruß heftig und grob wurde; ſo ſtieß er jetzt unglücklicherweiſe auf Morio, der von den übrigen Herren zurückgezogen, träumeriſch oder verſtimmt in einer entfernten Fenſterniſche ſtand und nach dem regneriſch umzogenen Waldgebirge hinausblickte.

Guten Abend, mein General! ſagte er vertraulich leiſe. Ein ſeliger Träumer, wenn ich nicht irre? Und ſchließe daraus, daß Sie Glückwünſche annehmen?

Wozu? fragte Morio kurz

Ei, wozu brauchte wol ein Mann, wie Sie, noch Glückwünſche, als zu Ihrer Verlobung mit der charmanten, liebenswürdigen Adele Le Camus? verſetzte Bercagny.

Es iſt noch nicht ſoweit, Chevalier, antwortete Morio, bei dieſer Erinnerung etwas freundlicher.

Wirklich? Ich hätte Alles gewettet, die Sache wäre erklärt, obgleich die Umſtände, aus denen ich meinen Glauben ſchöpfte — offen geſtanden — mir ſehr betrübend waren.

Welche Umſtände ſind das, Herr von Bercagny?

Ich hatte immer gehofft, Sie, Herr General, würden noch einſehen, daß Sie doch auf unſere Seite und nicht auf die deutſche gehören. Nun Sie aber Ihrer zukünftigen Frau deutſchen Unterricht geben laſſen —

Was? Wer hat Ihnen ſo 'was aufgebunden? unterbrach ihn Morio.

O ich weiß es! Lachen Sie nicht! betheuerte Bercagny. Der artige Doctor — chose — Detlef, oder wie er heißt, gibt ihr die Stunden.

Ah pah! eine alte Geſchichte, aus der nichts geworden iſt, fiel Morio etwas empfindlich ein. Es war die Rede davon — in der Familie; ich weiß nicht, wer den Gedanken angeregt hatte; aber ich hab' ihn gejagt — den Sprachmeiſter. Und ein Chef der geheimen Polizei kann ſo im Nachtrab der Stadtneuigkeiten ſein? — Es iſt zum Lachen!

Hm, hm! brummte kopfſchüttelnd Bercagny vor ſich hin, und Morio keuchte mit gedämpfter Unruhe heraus:

Was haben Sie? Was wiſſen Sie? Hat man etwas gegen mich? Heraus damit, ich will's wiſſen! Schnell! Die Tafel wird angehen! Reden Sie, Bercagny!

Verzeihung, Herr General! Ich habe mich übereilt. Ich ſehe jetzt ein, — es iſt auf eine angenehme Ueberraſchung für Sie abgeſehen, und — ich verderbe nun den Spaß. Teufel auch, — was man unbeſonnen ſein kann!

Ueberraſchung? Reden Sie mir klar und beſtimmt! Was iſt es? Wer ſoll überraſcht werden?

Pardon, mein General! ſagte hierauf Bercagny. Es iſt bei Gott nichts Schlimmes! Aber, um Sie zu beruhigen, — ich ſage Ihnen, es iſt nichts weiter, als das Adele Deutſch lernt — bei dem jungen, hübſchen Doctor — unter Protection der Gräfin Oberhofmeiſterin, und in deren Wohnung.

Wiſſen Sie das gewiß? fragte Morio, innerlich bebend.

Ganz beſtimmt! In den Stunden, — wiſſen Sie, wann Adele Abends zur Gräfin geht. Ich wette, es iſt auf eine angenehme Ueberraſchung für Sie abgeſehen!

Deutſche Sprache, ſagen Sie? fragte nachdenklich der General.

Wenigſtens kommen Beide dort im Namen der Grammatik zuſammen!

Eine zuckende Hand Morio's, eine ausweichende Bewegung Bercagny's fielen mit dem lauten Aufgebot zur Tafel zuſammen, und blieben daher den nach der Thür wandelnden Herren unbemerkt. — Wir ſprechen uns noch, Bercagny! flüſterte aus keuchendem Ingrimm Morio, worauf Bercagny erwiderte:

Nicht nöthig, Herr General! Fahren Sie nur nach Tiſche gleich zu einem Beſuche der Gräfin, und Sie kommen gerade recht zur Stunde, — zu irgend einer kühnen Inverſion der guten deutſchen — Wortfügung.

Es läßt ſich denken, mit welcher Erbitterung und innern Unruhe Morio bei Tafel ſaß, und die guten Biſſen nicht genoß, ſondern verſchlang. Die Gräfin, Adele, der junge Doctor, der ihn ſchon einmal empört hatte, — der General wußte nicht, gegen wen er zuerſt losbrechen, was er in ſeiner Wuth dem Einen und dem Andern anthun wollte, — wenigſtens beiden Damen; denn gegen den „verdammten Sprachmeiſter“ beſchäftigten Ohrfeigen, Fußtritte, Peitſchenhiebe die Phantaſie des brutalen Mannes. Vercagny, ihm ſchräg gegenüber ſitzend, ſah das ganze innere Ungewitter über das Geſicht ſeines Gegners ziehen. Die gegen ihn gezuckte Hand des Soldaten wurmte ihm lange in ſeinem mehr mönchiſchen als ritterlichen Herzen nach, und er gönnte ſich in dieſer Erinnerung die Schadenfreude, den neben Morio ſitzenden Staatsrath Malchus auf jede gute Schüſſel anzuſprechen, und Jeden zu beklagen, der ſolche Delicateſſe nicht mit allem Behagen genießen möchte. — —

Inzwiſchen kam die Stunde bei der Gräfin herbei. Adele war ſchon früh gekommen, und Hermann verſpätete ſich ebenfalls nicht. Es regnete ruhig herab, was die Unterhaltung nur um ſo traulicher ſtimmte. Die Gräfin ſelbſt war heut aufgelegter, jovialer, wahrſcheinlich durch die Einigkeit mit ſich ſelbſt darüber, daß die Stunden fortan abgebrochen ſein ſollten. Adelen zwar, dem leidenſchaftlichen Mädchen, wollte ſie es heut und in Hermann's Beiſein nicht eröffnen, ſondern ſie zur rechten Zeit nach Hauſe fahren laſſen, um ſich dann deſto ruhiger mit dem jungen Manne zu beſprechen, für den ſie ſich lebhaft eingenommen fühlte.

Dieſe Vorliebe beſtand keineswegs in jener ſinnlichen Zuneigung und Hingebung, die bei Hof und in ſo manchen Familien den Canevas der verſchiedenſten Herzensverhältniſſe ausmachte. Die Gräfin Antonie hatte mehr eine ehrgeizige Unruhe und Richtung. Ihr unbefriedigtes Herz wollte in einem höhern Lebenskreiſe, als eine Liebesintrigue bietet, — ſchaffen, beglücken, herrſchen. Allerdings ſchlich ſich das Intereſſe, das ſie für Männer faßte, durch deren bedeutende oder liebenswürdige Erſcheinung bei ihr ein; dafür war ſie empfindſame und phantaſievolle Frau genug. Dieſe Empfänglichkeit erregte aber mehr die ſtolzen, thätigen Sympathien einer weiblichen Seele, die zu feſt ſchien, ſich in ſentimentalen Träumen zu verzehren, zu hochgeſinnt oder vielleicht auch zu kalt, ſich in ſinnlicher Hingebung zu verlieren. An gemachte, in einflußreicher Stellung wirkende Männer ihrer Theilnahme ſchloß ſie ſich gern mitwirkend an, wie ſie eben auch in gutem Einverſtändniß mit Bülow ſtand; jungen, aufſtrebenden Männern dagegen ſuchte ſie gern eine Stellung zu verſchaffen, und ſie dann gelegentlich ein wenig zu beherrſchen, zur Entſchädigung dafür, daß ſie jenen ältern ſich unterordnen mußte.

So würfelte ſie nun auch mit allerlei Anſchlägen für Hermann, und da dieſe nach Umſtänden mehr oder weniger günſtig ausfallen konnten, ſo dachte ſie an kleine muſikaliſche Abende, an denen ſie ihn zuweilen bei ſich ſehen und das Weitere beſprechen könnte. Sie überlegte ſogar, ob ſie nicht, wenn der junge Mann erſt eine Stellung in der Geſellſchaft gewonnen hätte, die Königin auf einen ſo angenehmen Sänger aufmerkſam machen ſollte, da dieſelbe jetzt wieder fleißig Muſik trieb, nachdem ſie den in Caſſel angekommenen Componiſten Blangini zum Lehrer angenommen hatte. Kurz, die Gräfin ſpielte mit hundert wohlwollenden Gedanken für den ſo fähigen und einnehmenden jungen Mann, wie ſie denn Alles ſehr lebhaft und nicht ſelten das Unthunlichſte am eifrigſten anfaßte.

Die Thür zu ihrem Ankleidezimmer ſtand heut offen, ſodaß ſie, mit Allerlei beſchäftigt, ab- und zugehen konnte. Bei all' ihrer Aufmerkſamkeit war ihr doch entgangen, wie weit es in der Vertraulichkeit zwiſchen Lehrer und Schülerin ſchon gekommen war. Sie ahnte nicht, daß ſelbſt in ihrem Beiſein Beide einander mit den Füßen neckten, hinter ihrem Rücken ſich die Hände drückten, und heut ſogar, als Beide die Gräfin im Nebenzimmer eine Schublade der Commode ziehen hörten, ſich, wie zu einander hingeriſſen, in die Arme fielen.

Die innere Unruhe und Zerſtreutheit des Paares blieb jedoch der Beſchützerin nicht unbemerkt. Sie erkannte, daß es wirklich die höchſte Zeit ſei, Beide von einander entfernt zu halten, und ging auch auf der Stelle dadurch zu Werk, daß ſie Hermann an ihren Flügel rief, weil doch Adele heut keine Gedanken für's Lernen zu haben ſcheine.

Singen Sie uns der von Ihrem Freunde Reichardt componirten Goethe'ſchen Lieder eines! befahl ſie. Es ſind reizende Melodien, und die Lieder unvergleichlich.

Hermann, in ſeiner heut ſo aufgeregten Stimmung und im Gefühl ſeines Glücks bei der reizenden Adele, fiel auf das anzügliche kleine Lied:

Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß was ich leide.

Wir müſſen aber Adelen erſt mit dem Texte des Liedes bekannt machen, wendete die Gräfin lächelnd ein, damit ihr der Ausdruck der Melodie verſtändlicher ſei.

Hermann überſetzte ihr die Worte und ſchien, da es in franzöſiſcher Proſa geſchah, die fehlenden Reime durch ausdrucksvolle Blicke erſetzen zu wollen. Bei den Worten:

Seh' ich am Firmament
Nach jener Seite —

war die lächelnde Dame ans Fenſter getreten, und ſagte am Schluß des Liedes:

Am Firmament iſt heut nicht viel zu ſehen, lieber Doctor! Wenn Sie uns das Lied da capo ſingen wollen, finden Sie vielleicht einen paſſendern deutſchen Reim, z. B.:

„Allein und abgetrennt
Von aller Freude“ —
Seh' ich zum guten End'
Mein Liebchen in Seide,

oder dergleichen, z. B. auch:

Bleibt mir kein Fundament,
Wenn ich nun ſcheide.

Sie blieb mit ſchalkhaftem Lächeln auf das Fenſterſims gelehnt ſtehen, um das Lied aus der Ferne zu hören und Adelen zu beobachten.

Hermann, der in ſeiner Aufregung dieſe Scherze halb überhörte, wiederholte das Lied mit noch lebhafterm Ausdruck, als bei dem leidenſchaftlichen Verſe:

Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide —

ein Wagen um die Ecke fuhr, am Hauſe ſtillhielt, und die Gräfin, mit dem erſten Blick hinab, aufſchrie:

Mein Gott, der König!

Sie rannte durch das Zimmer, zuerſt vom Gedanken an ſich ſelbſt ergriffen, dann das verblüffte Paar nach der Thür ihres Ankleidezimmers treibend.

Geſchwind hier hinein! flüſterte ſie. Dort durch das Schlafzimmer finden Sie einen Ausgang, Herr Doctor, auf den Corridor. Aber warten Sie, bis der König herauf iſt, bis er herein iſt. Sie, Adele, können ſich dann, wenn der König — —

Doch dieſer war ſchon in der Nähe, und kaum hatte ſie das Seitenzimmer geſchloſſen, als ein Diener die entgegengeſetzte Thür aufriß und rief:

Seine Majeſtät der König!

Sechzehntes Capitel.

Ein Geheimniß des Boudoirs.

Der König erſchien heut ausnahmsweiſe im Civilkleid eines grünen Fracks mit rundem Hute. Als er eintrat, ſtand die Gräfin ſchon in entgegenkommender Haltung, und empfing ihn mit der Miene heiterer Ueberraſchung und gemeſſener Ehrerbietung. Ihre imponirende Faſſung war unter den Umſtänden des Augenblicks nichts Ueberlegtes, nichts Gemachtes, ſondern rührte, bei angeborener Stärke der Seele, von Erziehung, von geübter Selbſtbeherrſchung und von den guten Gewohnheiten ihres hohen Standes her. Denn in ihrem Innern durchkreuzten ſich ſo widerſprechende Empfindungen und Gedanken, daß ihr Benehmen leicht genug in das Anſehen von Zerſtreutheit und Unbeholfenheit hätte fallen können. Das Schwunggewicht ihrer Gedanken ſchlug weiter als an die beiden Thüren, zwiſchen denen ſie ſtand und durch die hinter ihr ein verliebtes Paar entſchlüpft war und vor ihr ein König eintrat. Nicht blos der hohe Beſuch überraſchte ſie, ſondern auch die Erinnerung an Das, was zwiſchen ihr und dem Beſuchenden vorgefallen war und was ihn jetzt ohne Zweifel herbeiführte. Dieſe Erinnerung hatte ſie auch zu der Uebereilung verleitet, die beiden Leutchen zu verſtecken, anſtatt nur den jungen Mann entſchlüpfen und Adelen bei ſich antreffen zu laſſen. Dies fiel ihr jetzt zu ſpät ein, und ſie fühlte ſich beängſtigt um das Paar, und zugleich vor demſelben bloßgeſtellt durch den verheimlichten Empfang des Königs. Ueberdies war auch, was Jerôme in ſeiner gewohnten Lebhaftigkeit ausſprechen konnte, für die Verſteckten nicht geeignet, wenn ſie etwa verweilten und lauſchten. Aber in ſolchen Fällen haben Perſonen von der Begabung und dem Herkommen der Gräfin, durch die frühe und häufige Gewöhnung ihr Inneres zu verbergen und bei allem Sturm und Unmuth im Herzen freundlich auf ihre Umgebung zu achten, etwas Aehnliches voraus, wie der geſchulte Reiter, der bei jeder auch unerwarteten Bewegung ſeines Pferdes, aller Ueberlegung voraus, wie von ſelbſt in das Gleichgewicht ſeines Sattels fällt.

Die Anrede Jerôme's verrieth in ihren überlegten Worten und noch mehr durch den Ausdruck in ſeinem Ton und Blick eine vertrauliche Beziehung, bei welcher für die Gräfin etwas Verletzendes vorgefallen war.

Sie hatte ſich nämlich zuerſt des Königs zunehmende Aufmerkſamkeit und Bewerbung um ihre Gunſt innerhalb der Formen des Anſtandes gefallen laſſen, nicht aus Zuneigung für die Perſon, nicht, wie ſo manche der Hofdamen, aus Eitelkeit und ſogar aus Eigennutz, ſondern weil ſie eben nach Einfluß, und zwar in dem großen, edeln Sinn ihres Freundes Bülow, trachtete. Sie ſchlug den Werth einer ſolchen königlichen Gunſt für ſich ſelbſt an, und vergaß des Preiſes, der darauf geſetzt werden könnte, oder ſie dachte wol auch, etwas erhalten zu können, ohne etwas dafür zu gewähren. In keinem Fall aber war ſie auf ſo unumwundene Wünſche eines Mannes gefaßt geweſen, der in ſeinen natürlichen Regungen auch gegen Damen von Stand mehr als naiv ſein konnte.

Jerôme ſprach laut und lebhaft, zog ſich dabei aber nach dem entfernten Fenſter, wo er ſich auf einem Tabouret niederließ. Die Gräfin entgegnete aber ſo eigenthümlich leiſe, als ob es nicht zufällig Lauſchenden, ſondern dem Geheimniß der Angelegenheit gelte. Jerôme nahm es denn auch in der Tonart der Vertraulichkeit, und erwiderte gleicherweiſe.

Ich komme, Sie zu verſöhnen, meine theure Prinzeſſin, ſagte er. Sie meiden den Hof, die Königin entbehrt Ihres Umgangs; Sie laſſen Andere dafür büßen, daß ich Sie beleidigt habe. Iſt das nicht Groll? Ich hätte nicht gedacht, daß Sie ſoviel Kälte für mich in der reizenden Bruſt trügen.

Sie thun mir Unrecht, Sire! antwortete ſie. Es iſt kein Groll; aber ich betrübe mich darüber, daß Sie meine Theilnahme, meine entgegenkommende Freundſchaft für Sie ſo misverſtehen konnten, um mir Zumuthungen zu machen, die mich in meiner Perſon, in meinem Intereſſe für Sie, wie in meiner Stellung an Ihrem Hofe herabwürdigen. Ihr Herz, ſagen Sie, bedürfe der Liebe; ich glaube es, aber es hat, wie mir ſcheint, noch keinen Mangel gelitten, ſondern ſich vielleicht durch den Ueberfluß verwöhnt. Es gibt auch eine Liebe, Sire, die ſich nicht nach körperlichen Gewichten ſchätzen und empfangen läßt, ſondern zu den unwägbaren, aber belebenden, ſchaffenden Kräften gehört. Ich glaubte ſo etwas für einen jungen Souverain zu empfinden, dem eine neue Macht in einer neuen Zeit verliehen iſt, aber unter einer ihm fremden Nation, und für ein Volk, das nicht ohne Aengſtlichkeit, — ich weiß nicht, ob vielleicht auch mit einigen Mistrauen, ſein Glück von ihm erwartet. Sehen Sie, da iſt eine Welt von Liebe zu erobern! Ich hielt es meiner Perſon und Stellung für eine Gunſt, als Vermittlerin dieſer Liebe zu gelten. Sie haben mich misverſtanden, Sire, wenn Sie mich zu jenen liebenswürdigen Frauen zählten, die eines jungen Königs Liebe für ſich ſelbſt ſuchen. Ich weiß es, daß König Jerôme von der Abſicht beſeelt iſt, ſein Volk zu beglücken. Wenn er aber zu ungeſtüm den Verlockungen ſeines menſchlichen Herzens folgt, ſo zerſtreuen ſich leicht die Eingebungen ſeiner königlichen Seele. Dieſer da, dieſer Seelenhoheit, rechnete ich das Wohlwollen und die Gunſt zu, die Sie mir ſchenkten; ich freute mich, Ihr Herz zu gewinnen, um Sie an Ihre Krone zu erinnern.

Dieſe Betrachtung war, ihrer Empfindung nach, von der Gräfin ohne Zweifel aufrichtig gemeint; der Ausdruck verrieth aber, daß ſie ſich wol erſt in den Stunden ihrer Zurückgezogenheit ſo klar darüber gemacht und wol auch für den Fall einer Erklärung vorbereitet hatte. Jerôme, ſchlau genug, etwas davon zu merken, nahm jedoch die ganze Aeußerung für eine weibliche Ausflucht, für eine geiſtreiche Hinhaltung ſeiner Wünſche. Er glaubte blos durch Uebereilung gefehlt zu haben, und fühlte ſich nur noch angeregter, auf einem neuen reizenden Wege an ſein Ziel zu kommen. Jede Frau von einigem Anſtande hat ihre eigene Art zu capituliren, dachte er, und die Gräfin gefällt ſich darin, mich auf geiſtreiche Weiſe hinzuhalten. Indem er daher auf die Gedanken der Gräfin einging, konnte er ein ſchalkhaftes Lächeln nicht unterdrücken.

Ha! rief er mit dem Ausdruck der Bewunderung aus, in dieſen hohen Geſinnungen erkenne ich eine Prinzeſſin, eine geborene Fürſtin! Sie ſind eine Tochter der Nation, zu der mein Volk gehört, eine vorzügliche, eine fürſtliche Tochter. Auf mein Wort! es iſt gerade dieſe Liebenswürdigkeit, die mich zu Ihnen hinzieht. Was mir andere Frauen ſchenken, gewährt hinter dem erſten Reiz her keine Befriedigung. Ich bin glücklich, wenn Sie

Dolmetſch der Liebe meines Volks ſein wollen. Geben Sie dann aber auch dieſer Vermittelung all' die Wärme und unbedingte Hingebung, die ich von meinem Volk erwarte! Nur Sie, herrliche Prinzeſſin, haben Reichthum der Seele und zugleich perſönliche Liebenswürdigkeit genug, um die tauſendfache Liebe eines beglückten Volks ſeinem König zu überliefern, und dieſen in gleichem Maße und im Namen des Volks wieder zu beglücken. Ja, ich liebe mein Volk, und habe auf meiner Umreiſe die ſchönſten Beweiſe von der Liebe deſſelben erhalten. Ich habe das auch dem Kaiſer, meinem Bruder, geſchrieben. Aber ſehen Sie, meine liebenswürdige Prinzeſſin, der Kaiſer ſelbſt kürzt mir die Mittel, mein Volk ſo raſch, wie ich wünſchte, zu befriedigen. Seine Anfoderungen an mein Land ſind unerſchwinglich, und er durchkreuzt in jeder Richtung mit ſeinen europäiſchen Gedanken meine weſtfäliſchen Abſichten.

Ei, Sire, ſo behaupten Sie ſich gegen den Kaiſer als unabhängiger Regent, als ſouverainer König! rief die Gräfin aus. Der Kaiſer ſelbſt nennt Sie ſouverain; zeigen Sie ihm, daß Sie es ſind!

Oho! lachte Jerôme. Sie kennen den Kaiſer nicht. Das gäbe einen Proceß, der in letzter Inſtanz durch das Schwert entſchieden würde. Glauben Sie, daß ich ihn gewänne? Aber denken Sie darum nicht, daß es mir an allen muthigen Abſichten fehle. Wollen Sie mein Geheimniß gegen Ihre Verzeihung eintauſchen?

Er reichte ſeine Hand hin, und die Gräfin war geſpannt genug, einzuſchlagen. Er küßte die ſchöne kleine Hand, und ſagte halblaut:

Ich füge mich jetzt noch dem Kaiſer, weil er damit umgeht, Weſtfalen zu vergrößern durch — Nun, einerlei! Und dann könnt' es kommen, Prinzeſſin, daß ich die größere Macht, vom Kaiſer geſchenkt, dazu verwendete, ſie für mein Volk zu verdienen. Aber — wir ſchweigen jetzt noch darüber. Alſo haben Sie mir vergeben? Und ich bringe gleich eine kleine Anerkennung Ihrer Güte mit.

Er zog einige Papiere aus der Taſche und ſagte weiter:

Sie verwendeten ſich für Herrn von Henneberg: hier iſt ſeine Ernennung zum Präfecten des Ockerdepartements. Sie empfahlen mir zugleich Herrn von Wangenheim: hier das Patent zum Bataillonschef beim dritten Linienregiment! Einige andere Beförderungen Ihrer Wünſche liegen in der Ausfertigung.

Ich bin wahrhaft gerührt, Sire, von Ihrer Güte! ſagte die Gräfin. Sie haben ſich ſelbſt mit dieſen Schriften bemüht, und ich darf ſie nicht zurückgeben. Aber ich meide gern den Schein irgend eines politiſchen Einfluſſes bei Eurer Majeſtät, und möchte auch dieſen Männern die Beſchämung erſparen, als ob es noch meines Fürwortes bedurft hätte, um in den Augen ihres Monarchen von Seiten ihrer Verdienſte erkannt zu ſein. Ich werde, dankbar für Ihr Vertrauen, Sire, beide Patente Herrn von Bülow zuſtellen, um ſie vom Miniſterium aus zu verſenden.

Sie ſind zartfühlend, meine theure Freundin, erwiderte der König. Fahren Sie fort, mir Rath und Winke zu geben. So unparteilich und uneigennützig ſind nicht Alle, die ſich mit Anliegen und Vorſchlägen an mich drängen. Aber miſchen Sie auch etwas von perſönlicher Liebe für mich in ihre hohen Geſinnungen für das öffentliche Wohl! Ich könnte alle Frauen, die bereit ſein möchten, mir ihre Gunſt zu gewähren, unbedenklich um die Eine hingeben, die ſoviel Reiz und Anmuth, Geiſt und Herz in der einen Perſon beſitzt, und Alles vereinigt, was ein König zu ſeinem Glück nicht entbehren, was er aber ſonſt nur vertheilt finden kann. Wenn ich glücklich machen ſoll, muß ich mich ſelbſt beglückt fühlen, indem ich lieben darf, was ich bewundern muß.

Bei dieſen Worten faßte er mit einnehmendem Anſtand die Hand der Gräfin, ſie an ſeinen Mund zu drücken. Im Fortgehen ſagte er lachend:

Der Graf Hardenberg mit ſeiner Geſellſchaft wird ſich wundern, wo ich ſolange bleibe. Ich werde ihm ſagen, Amor ſei ein kleiner Sansculotte, und trage keine Taſchenuhr.

Nein, Sire, verſetzte die Gräfin, Sie dürfen den Amor nicht zum Revolutionär gegen die gute Sitte machen!

Als ſie aus dem Salon, wohin ſie den König geleitet hatte, in ihr Zimmer zurücktrat, ſtürzte ihr Adele in leidenſchaftlicher Verwirrung entgegen.

Mein Gott, wie ſehen Sie aus! Adele? Was iſt geſchehen? Adele? Reden Sie doch, rief die Gräfin ganz betroffen.

Adele warf ſich ihr in die Arme, preßte ſie an ihre Bruſt. Sie zitterte und bebte.

Auch die Gräfin konnte vor Herzklopfen kein Wort mehr hervorbringen. Was ahnte, was fürchtete ſie nicht! Ein bitterer Unmuth über ſich ſelbſt ſtieg in ihrer Bruſt auf, Angſt und Unruhe bemächtigten ſich ihrer; aber ſie kehrte die Vorwürfe, die ſie ſich zu machen hatte, zuerſt gegen das Mädchen. Sie ſtieß es von ſich, indem ſie ausrief:

Warum ſind Sie nicht nach Hauſe gefahren? Sie wußten, daß mein Wagen beſtellt war!

Adele ſah die Zürnende groß an, zuerſt betroffen, dann ergrimmt.

Sie, Madame —? rief ſie aus, machen mir Vorwürfe? Warum ließen Sie mich nicht in Gegenwart des Königs fortgehen? Warum hatten Sie das Rendezvous mit ihm, und mußten flüſtern und koſen, während Sie uns da drinnen —

Sie ſchauerte bei dieſer Erinnerung zuſammen und verſtummte.

Uns? Alſo auch der Doctor iſt geblieben? fragte die Gräfin beſtürzt, verwirrt.

Nennen Sie ihn nicht! ſchrie Adele. Ich haſſe, ich verwünſche ihn — ich —

Sie eilte fort durch den Salon; die Gräfin ihr nach, faßte ſie am Arm, und ſagte leiſe, beklommen, aber mit Nachdruck und Würde:

Was es auch ſei, unglückliches Kind, — es bleibt ein Geheimniß des Boudoirs! Aber in dieſer Verwirrung, in dieſem Zuſtande können Sie nicht von mir nach Hauſe kommen. Hier, treten Sie an den Spiegel, ordnen Sie Ihren Spitzenkragen, glätten Sie Ihren Chignon, ſetzen Sie den Hut zurecht!

Die Gräfin half dabei dem etwas zu ſich kommenden Mädchen, deſſen Verwirrung mehr und mehr auf ſie ſelder überging. Die Ueberlegung, was geſchehen, was zu thun ſei, ward ihr zu angſtvoller Pein. Endlich ſagte ſie leiſe, aber haſtig:

Sie können Alles gut machen, Adele! — Ihre Kinderei, Ihre Thorheit, vielleicht Ihre Selbſtvergeſſenheit, Alles — wenn Sie endlich Morio Ihr Jawort geben. Sie können ſagen, wir hätten eben eine Erörterung darüber gehabt, ich hätte Sie ausgeſcholten, und Sie hätten geweint. Vielleicht aber werden Sie zu Hauſe nicht erwartet, und gewinnen Zeit, ſich zu faſſen.

Doch kaum ausgeſprochen, fielen dieſe Rathſchläge ihrer Verwirrung auf das eigene beſchämte Herz der Gräfin als brennende Vorwürfe zurück. Sie zog heftig die Schelle, und befahl der eintretenden Zofe den Wagen für Adelen. In ihrer Befangenheit bemerkte ſie das verſchmitzte Lächeln der geſchminkten Dienerin nicht. Sie eilte ohne weiteres Abwarten in ihr Zimmer zurück, wo ſie ſich in den bitterſten Empfindungen von Angſt und Beſchämung, Verdruß und Wehmuth auf ihr Ruhebett warf.

Erſt nach einer geraumen Weile hörte ſie den Wagen fortfahren.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Dritter Band.

König Jerôme's Carneval.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

König Jerôme's Carneval.

Geſchichtlicher Roman

von

Heinrich Koenig.

In drei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt des zweiten Theiles.

Drittes Buch.

Seite
Erſtes Capitel. Eine verſchobene partie fine 3
Zweites Capitel. Ein Frauenorden 9
Drittes Capitel. Allerlei Anknüpfungen 21
Viertes Capitel. Umſtimmungen 38
Fünftes Capitel. Bei Johannes von Müller 44
Sechstes Capitel. Ein Speiſezettel 59
Siebentes Capitel. Eine Intrigue 67
Achtes Capitel. Sehnen und Suchen 81
Neuntes Capitel. Das Zimmer eines Miniſters 99
Zehntes Capitel. Vorbereitungen 111
Elftes Capitel. Zweierlei Wahrnehmungen 120

Viertes Buch.

Erſtes Capitel. Revue und Reichstag 143
Zweites Capitel. Assister au grand Couvert 153
Drittes Capitel. Bedenkliche Abſichten 168
Viertes Capitel. Einblick in die Finanzen 185
Fünftes Capitel. Zehn Gebote der Frauenliebe 192
Sechstes Capitel. Würtz in der Falle 204
Siebentes Capitel. Hermann docirt 216

Seite
Achtes Capitel. Adelens Hochzeit 234
Neuntes Capitel. Ein Stiftler und ein Bacheler 255
Zehntes Capitel. Unverſtandene Liebe 272
Elftes Capitel. Neue Bekanntſchaften 287
Zwölftes Capitel. Ein vertraulicher Abſchied 299
Dreizehntes Capitel. Reiſeausſichten 312
Vierzehntes Capitel. Betrachtungen und Beſuche 326
Funfzehntes Capitel. Eine Miniſterialaudienz 343
Sechzehntes Capitel. Verrathene Neigung 358
Siebzehntes Capitel. Audienz beim König und bei Babet. 378
Achtzehntes Capitel. Der Abſchiedsabend 386

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Eine verſchobene partie fine.

Der Abend beim Großjägermeiſter, Grafen von Hardenberg, gehörte zu den kleinern Feſten, womit man ſich in den oberſten Kreiſen der Geſellſchaft um den König nach deſſen Rückkunft beeiferte. Die Königin hatte die Einladung abgelehnt, und Jerôme kam von ſeinem Beſuche bei der Großhofmeiſterin etwas verſpätet und von der Unterhaltung mit derſelben ſo zerſtreut an, daß er anfangs einen Mann überſah, der dies für Ungnade nahm und ſich heimlich kränkte.

Graf Boochls, der ſich im Stillen um die noch unbeſetzte Stelle eines Oberceremonienmeiſters bemühte, hatte ſich ſchon Sorge genug darum gemacht, daß ſeine Gemahlin von ihrem Beſuche bei den Verwandten in Münſter noch immer nicht zurückkommen wollte. Sie hatte zu gleicher Zeit, als Jerôme ſeine Umreiſe angetreten, Caſſel verlaſſen und nicht über die Dauer der Abweſenheit des Königs ausbleiben wollen. Nun kam ihr Strohwitwer in gelinde Verzweiflung darüber, daß ſie ihn gerade jetzt im Stiche ließ, wo ihm Alles daran lag, mit Ergebenheit gegen den König nicht hinter den Familien zurückzubleiben, die mit Aufmerkſamkeiten gegen die Majeſtäten einander überboten. Er hatte ſchon hin und her überlegt, was er als Garçon für das Vergnügen ſeines königlichen Herrn thun könnte. Gerade als ſolcher hätte er ſich jetzt um ſo lieber hervorgethan, als er ſich ſeit der Abweſenheit ſeiner Gemahlin vom Könige kälter behandelt glaubte. Eine Angſt überfiel ihn, wenn er bedachte, die Geſellſchaft könnte auf den Gedanken kommen, daß die ihm bisher beneidete Gunſt Jerôme's mehr auf den üppigen Schultern ſeiner Gemahlin, als auf ſeinem hofmänniſchen Anſehen und auf ſeinen perſönlichen Verdienſten im Staatsrathe ruhe.

Der Graf war bei mittler Größe ein ſtattlicher, etwas corpulenter Mann, vornehm von Ausſehen, ein wenig umſtändlich im Gebahren, nicht ohne den Ausdruck von ſtolzer Feſtigkeit in ſeinen Zügen und Mienen. Dennoch beſaß er gerade am wenigſten entſchiedenen Charakter, und war vielmehr ſchwach und nachgiebig, oft gegen ſeine Ueberzeugung, gefällig nicht ſelten im Widerſpruche mit Dem, was er ſonſt als ſeine Grundſätze bekannte. Uebrigens erſchien er überall rechtlich und wohlwollend, wo er auf eigenen Füßen ſtand, und hatte ſelbſt fromme Anwandelungen, wenn er im Widerſpruche mit ſeinen beſſern Empfindungen handeln mußte. So ſchien er wie vorbeſtimmt zum Ceremonienmeiſter eines Hofes, der nach außen gern die höhere Würde vertreten ſah, an der es innerlich gar oft fehlte.

Nach dieſem Hardenberg'ſchen Abende fiel der Graf, vielleicht durch die empfundene Kränkung ſcharfſinniger, auf einen — wie er glaubte — glücklichen Gedanken. Jerôme liebte nämlich, unter andern Nachtſtücken von Luſtbarkeit, auch die in der Muſik ſogenannten Nocturnen. Zwei Hörner zu einer Harfe war ſeine Favoritmuſik — die Harfe von Cäcilie Gallo oder von Madame Taglioni geſpielt. Blangini, der Muſikmeiſter der Königin, überhaupt ein recht guter Componiſt, beſaß ein beſonders glückliches Talent für ſolche Notturno's, die ſich durch Anmuth und Lieblichkeit auszeichneten. An ihn wendete ſich Graf Boochls, und war ſo glücklich, einige neue Sachen der Art zugeſagt zu erhalten, da Blangini mit italieniſcher Schlauheit jede Gelegenheit benutzte, ſich durch Männer von Einfluß empor zu bringen.

Ein muſikaliſcher Abend im engen Cirkel ſollte aber nur zum Vorwand und Deckmantel einer Beluſtigung dienen, die dem Grafen eigentlich zuwider war, die aber der König von Paris her liebte und auch in Caſſel ſchon einige mal begünſtigt hatte. Man nannte es eine partie fine, ſo wenig fein es auch dabei zuging.

Der König hatte ſchon mehre mal ſeinen Spaß an der Aengſtlichkeit gehabt, womit der Graf ſich bei dem freien Benehmen gegen die Damen, das bei Hofe im vertrauteſten Kreiſe herrſchte, beſonders aber gegen ſolche feine Partien geberdete. Er war daher einigermaßen überraſcht, als derſelbe bei ſeiner Einladung zu einem kleinen muſikaliſchen Abende lächelnd anfragte, ob es Seiner Majeſtät nicht unangenehm ſein würde, hinter ein paar neuen Notturno's her ein — vertrauliches Ballet mitanzuſehen. Der König, der ſeine Abſicht verſtand, rief heiter aus:

Ha, mein lieber Graf, das gefällt mir von Ihnen! Nicht wahr, man empfindet doch anders, wenn Einem die liebenswürdige Frau zu lange ausbleibt? Das hat unſere reizende Franziska nun davon! Angenommen, lieber Graf! Verabreden Sie die Sache mit Marinville — der verſteht's. Ich bin aber recht begierig, wie Sie als Wirth den Ceremonienmeiſter machen werden, wo — das Coſtüm wegfällt! Ha, ha!

Die Rückſprache des Grafen mit dem Baron Couſin von Marinville betraf beſonders auch die Auswahl der einzuladenden Gäſte. Es konnten begreiflicherweiſe nur Männer des geeigneten Vertrauens ſein, — nicht gerade von hohem Rang, aber von Tact und Manier bei anziehender Perſönlichkeit, mit denen der König unbefangen im menſchlichen Unterfutter ſeiner purpurnen Würde verkehren mochte. Die Gunſt dieſes Vertrauens wechſelte wol auch nach den Umſtänden und Gelegenheiten, weniger vielleicht unter den Franzoſen, den alten Bekanntſchaften Jerôme's aus ſeiner vorweſtfäliſchen Zeit, als unter den Deutſchen, die nur mit Auswahl zu den feinen Partien gezogen wurden.

Die Seele dieſer Ergötzlichkeiten war immerhin und blieb Marinville, der Cabinetsſecretär, Garderobemeiſter und Liebesmerkur Jerôme's, den die zuwachſenden Heimlichkeiten des Königs, die er bewahrte, im Vertrauen ſeiner Stellung nur immer mehr befeſtigen konnten. Er war ein junger, hübſcher Mann von feinem Wuchs und geiſtreichem Ausdruck eines ſchmalen, ziemlich regelmäßigen

Geſichts. Die leichte Anmuth der Manieren und der Leichtſinn des Herzens, in den lebhaften Geſichtszügen ausgeprägt, machten Glück in der Atmoſphäre des luſtigen Hofes. Zwiſchen ihm und Jerôme herrſchte unter vier Augen ein vertrauter Ton, die Etiquette hörte auf; Marinville beſaß aber Tact genug, ſich auf Koſten dieſer Vertraulichkeit nichts herauszunehmen, und Jerôme nahm vielleicht Niemanden in der Welt weniger übel, als dieſem Mitwiſſer und Mitgenoſſen aller Heimlichkeiten des Herzens.

Nächſt ihm war General Rewbel, Jerôme's Adjutant, beſonders begünſtigt, — ein noch junger Mann, für die Weichlichkeit des Hoflebens, für die Bereitwilligkeit des Vorzimmers geſchaffen, und mit dem Treiben hinter den Couliſſen des Theaters vertrauter, als mit dem Leben unter den Zelten eines Feldlagers. Er war ein Sohn des bekannten Directorialmitglieds und an eine Schweſter der geſchiedenen Frau Jerôme's verheirathet. Die Hofkapelle und die Kammerdienerſchaft ſtanden unter ſeiner Aufſicht.

Perſönlich und durch ſeine Stellung gehörte der Palaſtpräfect Boucheporn zu den Vertrauten. Honoré Boucheporn, ein Vetter des Hofmarſchalls, Baron von Boucheporn, war der Sohn eines ehemaligen Intendanten von Corſica, ein Mann von feinen Manieren, und mit der einzigen Tochter eines franzöſiſchen Präfecten verheirathet, einem ſchlanken Frauchen von 17 Jahren, das mit ſeinem kindlichen Geſichtchen wie eine Lilie blühte.

Der Major Roſſi, ein entfernter Anverwandter der Napoleon'ſchen Familie, und der Gardecapitän Carregha fehlten ſelten an ſolchen Abenden; Letzterer ein Bruder der ſchönen Hofdame Bianca Laſteche.

Unter den Deutſchen war General von Lepel, ein ſchöner und ariſtokratiſch gehaltener Militär, dem Könige ſehr angenehm, was man auch von der Geſpenſterrolle erzählen mochte, die er früher am würtemberger Hof gegen den ſtrengen König, der an keine Geſpenſter glaubte, mit ritterlichem Liebesmuth beſtanden hatte.

Der Oberſt von Hammerſtein, nach der ſoldatiſchen Zierde einer ſcharfen Geſichtsſchramme Le balafré zubenannt, verbarg unter anmuthigem Leichtſinn ein ernſtes, kühnes Herz für die deutſche Sache, und der Kammerherr Graf Löwen-Weinſtein, der für die Krone der Jerôme'ſchen Zechgeſellſchaften galt, zog ſich in jenen übermüthigen Stunden am liebſten auf das Amt der Flaſchen und Bowlen zurück.

Sobald die Geſchäftigkeit aufhörte, mit welcher Graf Boochls ſeinen Abend vorbereitete, überfiel ihn, beim Läuten zur Frühmeſſe jenes Tages, eine angſtvolle Unruhe. Er beklagte die unſelige Stellung, in die man zwiſchen dem Hof und dem Himmel gerathen könnte. Er that einige fromme Gelübde zur Sühne der Leichtfertigkeit, die er nicht mehr verhindern konnte, ja er verwünſchte die Gunſt, nach der er ſich erſt mit ſoviel Ergebenheit gebückt hatte. Doch ehe er nur ahnen konnte, daß er mit ſeinen Verwünſchungen ſo glücklich, wie mit ſeinen frühern Wünſchen ſein ſollte, ließ der König abſagen. Wie athmete, ja wie jubelte der Graf auf! Noch nie hatte er mit ſolcher Zufriedenheit ein Vorhaben abbeſtellt, wie jetzt die Harfe mit den beiden Hörnern und die ſechs Tänzerinnen vom Theater. Zwar ſchrieb Marinville in ſeinem Briefchen aus dem Cabinet: „Ce qui est differé n'est pas perdu“; aber auch über dies drohende „Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben“ kam der glückliche Graf ſchnell hinaus, als noch an demſelben Morgen ein Brief ſeiner Gemahlin einlief, der ihre nahe Rückkehr ankündigte.

Zweites Capitel.

Ein Frauenorden.

Was den ſonſt ſo vergnügungsſüchtigen Jerôme von dem beſtellten Notturno abgehalten, war ein plötzliches Unwohlſein geweſen. Die ebenſo verdrießlichen als unvermeidlichen Vorberathungen und Geſchäfte für den Reichstag, die ermüdenden Feſte und einige zu raſch wiederholten Nachtſchwärmereien hatten ihn erſchöpft. Er ließ ſeinem Frühbade einige Gläſer kölniſchen Waſſers mehr als gewöhnlich zuſetzen, was ihn ſo angriff, daß er für ohnmächtig aus der Wanne gehoben wurde. Doch ging es bald vorüber.

Als endlich auf die häufigen Gewitterregen heitere, warme Junitage folgten, fiel der König, vielleicht aus Ueberſättigung von ſchwärmeriſchen Luſtbarkeiten, auf den ſentimentalen Gedanken, einen derſelben ganz ländlich, ganz idylliſch zu genießen. Die dringendſten Staatsſachen waren erledigt, und er ſchien, wenn auch ſonſt nicht ſehr vertraut mit Horaz, doch zufällig von einer ähnlichen Empfindung bewegt, wie jene war, aus welcher dieſer alte Poet die Anfangsverſe der ſchönen Ode geſungen hatte:

Beatus ille qui procul negotiis
Ut prisca gens mortalium
Paterna rura bobus exercet suis.

Glückſelig Jener, der von Geſchäften frei,
So wie's die Väter hergebracht,
Das Feld mit ſeinen ruhigen Ochſen pflügt.

Der König hatte das ländliche Schlößchen Schönfeld neu einrichten, und den kleinen Park, der es umgab, verſchönern laſſen. Es ſollte nun durch den Beſuch der Königin eingeweiht werden, und Jerôme hatte ſich eine artige Ueberraſchung für ſie ausgedacht. Ein ländliches Mahl war vorbereitet, und ſollte im Freien, bei verſteckter Muſik, eingenommen werden. Eine kleine, ausgewählte Gaſtgeſellſchaft war dazu geladen.

Auch die Gräfin Antonie, die ſich jetzt erſt wieder zum Dienſte der Königin angemeldet hatte, kam von der Stadt aus dahin. Vor dem Frankfurter Thor, um den Weinberg wendend, fiel ihr Blick nach den kahlen Kuppen des Habichtwaldes, die, von durchſonntem Dufte mit weichem Blau umſponnen, ſich vor der Abwärtsfahrenden zu erheben ſchienen. In ihrer verzögerten Einſamkeit und durch das Erlebniß jenes verhängnißvollen Abends war ſie von ungewohnter Weichmüthigkeit bewegt, und hätte lieber immer weiter in den ſeligen Abend hineinfahren mögen, als daß ſie nun wieder dieſen leichtſinnigen, lachenden Hofkreis betreten mußte.

Aber ſchon lenkte ihr Wagen von der Landſtraße rechts ab in eine Seitenallee, die ſanft bergauf nach dem traulich hinter hohen Bäumen und blühendem Buſchwerk verſteckten Landſitze führte. Sie ließ halten und ſtieg aus, um lieber, da es noch Zeit war, ihrer Stimmung nachhangend, den gewundenen Fußweg links hinauf einzuſchlagen. Von dem Bedienten aus der Ferne begleitet, wandelte ſie an der waldigen Einfaſſung hin und befand ſich unvermerkt im Bereich des kleinen Parks.

Ein Waſſerſpiegel ſchimmert hervor, und von einem leichten, waldigen Hügel überblickt man den traulichſten kleinen See, den ein Fremder hier nicht vermuthet hätte. Dichte Baumgruppen allerbunteſten Grüns faſſen ihn geheimnißvoll ein, und über ſeinen länglichen Spiegel hin gleitet der Blick nach einem dicht und hoch bewachſenen Eiländchen. Man glaubt ſich plötzlich in einen engen Gebirgsſchoos verſetzt, und da man rings um das ſchillernde Waſſer nur Baumgruppen in die Lüfte ſteigend und in der Flut abgeſpiegelt erblickt, ſo macht dieſer Miniaturſee durch ſo einfache Umgebung und durch die Empfindung einer tiefen Einſamkeit einen ſein körperliches Maß weit überſteigenden Eindruck.

Dieſer Betrachtung nachzugeben ließ die Gräfin ſich auf dem aus Holzſtäben zuſammengefügten Kanapee nieder, das auf dem kleinen Hügel, über alten Baumwurzeln, von dichten Stämmen eingefaßt und gehalten daſtand — eine Einſiedelei, nicht für Jerôme'ſche Franzoſen, wol aber für eine von Leid bewegte deutſche Seele, die an dem von den Abfällen der Bäume etwas getrübten, die Wipfel und einen ſchmalen Himmel abſpiegelnden Waſſer ein Abbild ihrer Stimmung, von Erinnerungen ihres Lebens, von Ahnungen der Unendlichkeit durchzittert, vor ſich hatte.

In dieſer Stimmung befand ſich die Gräfin. Sie hatte Leidiges erfahren, was ihr leichter Sinn verſchuldet, aber ihr tieferes Herz noch nicht verwunden hatte. Wie die meiſten Hof- und Weltleute von Aeußerlichkeiten eingenommen, und wenig gewohnt, ſich über Widerſprüche und Misbehagen ihres Innern Rechenſchaft zu geben, überließ ſie ſich diesmal — vielleicht in Folge ihrer letzten Einſamkeit — der Einkehr in ihr ſuchendes Gemüth. Sie überblickte die leiſen Windungen ihrer neckiſchen Laune, die ſich zu einem Verhängniß verſchlungen hatten, das ſich — wer wußte, in welche Folgen — noch ausfaſern konnte. Wie gedemüthigt fühlte ſie ſich jetzt! Dennoch war ſie weniger zerknirſcht als beängſtigt. Es beruhigte ſie nicht ganz, daß ihr Spiel mit den deutſchen Lectionen ohne äußern Verdruß für ſie ſelbſt abgelaufen war; eine nagende Bekümmerniß blieb zurück, daß es vielleicht mit der raſchen Verlobung, die Adele eingegangen, doch nicht für immer abgethan ſei. Und hatte ſie nicht ſelbſt, in der Eingebung des angſtvollen Augenblicks, dem unglücklichen Mädchen den erſten Anſtoß dazu gegeben? In dieſer immer wiederkehrenden Beſchämung hatte ſie ſich auch zu befangen gefühlt, das Paar, als es zu Beſuch angefahren, bei ſich zu ſehen. Der Gedanke an Hermann traf vollends die leidmüthigſte Stelle ihres Herzens. An dem edeln jungen Mann hatte ſie ſich — ſie wußte ſelbſt nicht wie ſchwer — verſündigt; denn ſie wußte ja auch nicht, in welchem Gemüthszuſtand er jetzt lebte. Er ſtand ihr nur lebhaft aus dem Augenblicke vor der Seele, in welchem er bei des Königs Anfahrt ins Ankleidezimmer verſchwunden war. Es kam ihr vor, als ob ſein verſcheuchter Geſang, jenes: „Nur wer die Sehnſucht kennt, weiß was ich leide“, womit er ſelbſt entflohen war, ſich in ihre eigene Bruſt geflüchtet hätte. Was ſie aus Adelens verworrenem Zuſtand vermuthete, hatte ſie zuerſt tief empört. Sie glaubte, ihre Entrüſtung gelte der unverantwortlichen Verletzung ihrer Wohnung, und ſie hatte in wunderlicher Anwandelung am erſten Abende ſich in jenem Gemach nicht entkleiden können, bis ſie endlich erkannte, daß ihr eigener leichtfertiger Sinn, was auch geſchehen ſein mochte, verſchuldet habe. Von dieſem Moment an war ſie geneigt geweſen, ihre Vorausſetzung zu bezweifeln und Adelens Benehmen auf das wechſellaunige Weſen derſelben zu ſchieben. Wie oft hatte ſie ſeitdem den jungen Mann herbeigewünſcht, ſich mit ihm über Eines oder das Andre, was ſie für ihn thun könnte, zu beſprechen! Sie fühlte ſich ihm verſchuldet; es verlangte ſie, durch irgend eine Leiſtung ſich mit ihm und mit ſich ſelbſt auszugleichen. Aber die cyanenfarbene Vaſe hatte ihre Anziehungskraft für ihn verloren, und zu weitern Schritten konnte ſie ſich nicht entſchließen; ſie mußte bei dem lebhaft gefaßten Vorſatze ſtehen bleiben, dritte, einflußreiche Perſonen für den intereſſanten jungen Mann in Theilnahme zu ſetzen.

Mit dieſem Gedanken wurde es gleich auch wieder heller in ihrem Gemüthe. Sie erwachte zur Betrachtung ihrer Umgebung. Die Luft, die aus den bewegten Wipfeln der Bäume auf ſie niederfächelte, erquickte ihre Bruſt; ſie hörte aus dem Dickicht der kleinen Inſel ein paar Finken im Wechſel wie um die Wette ſchlagen, und von der verſteckten Höhe des Schlößchens klangen die zur Harmonie ſich verſuchenden Inſtrumente.

Die Gräfin erhob ſich und nahm den Fußſteig, der vom kleinen See ſich an dem Höhenzuge ſanft emporwindet, dem entlang ſchattige Baumreihen und über graſige Böſchungen abſinkende Pfade laufen, da und dort mit Ruhebänken beſetzt. Mit tiefern Athemzügen erreichte ſie, unter den Bäumen hervortretend, den freien Platz vor dem kleinen Schloſſe.

Dies ſtellt ſich höchſt einfach dar: früher Privatbeſitz einer adeligen Familie, von der es Jerôme erworben hatte. Zwei gleichförmige Landhäuſer ſind wie zwei Pavillons durch einen Zwiſchenbau verbunden, der in etwas größerm Stil einen ſchwebenden Salon trägt und hierunter die Anfahrtshalle bildet. Seitwärts halten ſich, hinter Bäumen verſteckt, die Oekonomiegebäude mit Stallung und Wagenſchuppen; wie ſich denn auch die Gemüſe- und Obſtgärten durch eine Hecke vom kleinen Park ſcheiden und den ſüdlichen Abhang der Höhe ſuchen. Buſchwerk mit traulichen Verſteckſitzen umgeben den freien, mit Blumenſcherben und Gewächskübeln geſchmückten Platz. Und wie man aus dieſer Abgeſchloſſenheit hinaus an die offenen Raſenplätze mit auslaufenden Sandwegen tritt, findet man ſich auf dieſer Hochebene von einer doppelt reizenden Fernſicht, hier aufwärts, dort nach der Tiefe, überraſcht. Links erhebt ſich nämlich das Auge nach dem Zuge des Habichtwaldes mit dem grauen, erhabenen Schloß unter dem Hercules; rechts hinab, jenſeit der waldigen Au des Fuldathales, erſtreckt ſich die anmuthige Landſchaft nach dem ſanften Zuge der Söhre und dem nördlichen Laufe des Reinhardswaldes hin. Caſſel ſelbſt, ſo nahe es iſt, verſteckt ſich hinter der baum- und gartenreichen Erhöhung des ſogenannten Weinberges.

Hier unter dieſen Ausblicken ſaß und wandelte die kleine Geſellſchaft der Geladenen, des königlichen Paares gewärtig, dem man nach dem nahen Dorfe Wehlheiden an der Chauſſée zur Napoleonshöhe entgegenſah.

Eben ſtieg auch, den Fahrweg von der Stadt heraufkommend, der Graf Boochls mit ſeiner Gemahlin aus dem Wagen und begrüßten die Oberhofmeiſterin.

Die Gräfin Franziska war eine nicht weniger imponirende als reizende Frau, die in ihrem Lebensſommer noch alle Reize der Jugend beſaß, — ein vielſagendes Auge, ſchöngelocktes Haar, dunkel bei glänzend weißer Haut, Anſtand in der Bewegung, Anmuth im Reden. Und bei der Fülle, die ſie bieten konnte, fehlte ihr nicht das Bedürfniß der Hingebung, ſodaß ſie auch jüngern Männern gefährlich werden mochte. Sie trat heut ungemein heiter auf und ſchien ſich in den intereſſanten Umſtänden zu gefallen, die freilich jetzt noch mehr nach einer ſpannenden Vermuthung als nach einer unverkennbaren Hoffnung ausſahen.

Ich bin erſt geſtern Mittag zurückgekommen, ſagte ſie zur Oberhofmeiſterin, und habe gleich auf meine Anmeldung bei der Königin die gnädige Einladung hierher erhalten.

Beide traten hinaus und empfingen die Begrüßung der Nächſten. Die entfernter Wandelnden eilten aber ſchon herbei, und wieſen unter Verneigungen und flüchtiger Begrüßung nach der Chauſſée hinüber, wo man aus dem aufwogenden Staube den Wagen des Königs erkennen wollte. Alles zog ſich nach dem innern Platze zurück, ſich zum Empfang des königlichen Paares aufzuſtellen. Nicht lange, ſo fuhren beide Majeſtäten an, ſtiegen aus, und der Empfang der Anweſenden begann mit den beiden Gräfinnen, der krank- und der verreiſtgeweſenen.

Die Königin erſchien zur allgemeinen Ueberraſchung zum erſten mal in dem neuen Frauenorden, den der König geſtiftet und in den koſtbaren, in Paris gefertigten Inſignien eben von dort erhalten hatte. Zwei überkreuzte Schwerter, mit Diamanten beſetzt, bildeten die Grundform des Schmuckes. Der Orden war ausſchließend für Damen beſtimmt, die der König nach eigenem Wohlgefallen auszeichnen wollte. Die erſte Verleihung aber hatte die Königin für ihre Großhofmeiſterin gewünſcht, und Jerôme, indem er ſich gegen ſeine Gemahlin galant erwies, folgte dabei doch ſeiner eigenen Neigung, die eben der Gräfin, ganz im Sinn ſeiner Stiftung, zugewendet war. Er überreichte der Königin die Kapſel, worin der Schmuck in veilchenblauem Sammet lag, und Katharina befeſtigte ihn ſelbſt an der Bruſt der Gräfin, die ſich dazu tief und anmuthig neigte.

Nur der Gräfin Boochls konnte man dabei eine empfindliche Miene anſehen. Jerôme, dem es nicht entging, näherte ſich ihr nach der Ceremonie des Empfangs, und die Anweſenden wendeten ſich ſogleich mehr der Königin zu. Denn es war am Hofe eingeführt, daß die Umſtehenden, ſobald der König mit einer Dame anknüpfte, ſich aus dem Bereich des Hörens zurückzogen. So fand eine flüchtige, aber ſehr vertrauliche Wechſelrede zwiſchen Beiden ſtatt, von der ſchlauen Gräfin mit Mienen und Geberden der Ehrerbietung begleitet, die mehr für die Anweſenden galten, als daß ſie zum Inhalt des leiſen Geſprächs gepaßt hätten. Es waren zärtliche Vorwürfe Jerôme's über der Gräfin langes Ausbleiben, worauf dieſe erwiderte, daß es ſie unausſprechlich glücklich mache, wenn ſeine Gunſt und Freundſchaft dieſe Unterbrechung überdauert habe.

Es galt mir aber nicht blos um ſolche Probe, Sire, ſagte ſie, ſondern ich war auch dieſe Reiſe meinen Verwandten und — meiner Hoffnung ſchuldig.

Ha! Es iſt alſo an Dem, was man ſich zuflüſtert, meine liebe Franziska?

Es iſt, Sire, — — Jerôme!

Ein junger Graf, — hoffentlich?

Sire, können Sie zweifeln, daß es — ein Prinz ſei?

Ha, mein Gott, Franziska? — — Aber, ich darf nicht vergeſſen, wo wir ſind. Ich muß Ihnen aber morgen — — Ecoutez! Fahren Sie morgen Nachmittag heraus, Sie kennen ja unſere Stunde, — ich muß Ihnen ſagen, wie glücklich Sie mich machen. Ich habe auch einen kleinen Schmuck erhalten, den Sie zum Andenken an dieſe Stunde tragen ſollen. Empfangen Sie ihn morgen! Ich erwarte Sie, Franziska! Sie finden mich allein.

Sie verneigte ſich mit einem zuſagenden Niederſchlag ihrer langen Augenwimpern.

Jerôme eilte nun zu ſeiner Gemahlin, ihr die neue Einrichtung des Schlößchens zu zeigen. Die Oberhofmeiſterin blieb zurück, und nahm ihren Freund Bülow bei Seite. Indem Beide ins Freie hinauswandelten, wo man den weiteſten Umblick hatte, ſagte ſie:

Es iſcht und bleibt doch ein anmuthiger Aufenthalt!

Ich habe drunten am kleinen See geſeſſen und geträumt, und ich kann Ihnen nicht ſagen, lieber Freund, wie wohl mir geworden.

Ja, erwiderte er, man wird nicht leicht wieder jene tiefe Einſamkeit des kleinen Sees mit der hohen und doch nicht weniger ſtillen Fernſicht von hier oben ſo dicht beiſammenfinden — drunten zur Einkehr, hier zum Ausblick für eine beſchauliche Seele. Mein Familiengut Eſſenrode bei Braunſchweig iſt mir ſchon manchmal eine heilende Zuflucht geweſen, und wenn ich mich je in eine Verbannung finden müßte, möchte es dort ſein. Doch erinnere ich mich keines Platzes aus irgend einer Gegend, der mich in ſeiner wirklichen Lage und Einrichtung ſo lebhaft mit dem Wunſche nach einem ländlichen Beſitz angeſprochen hätte, wie dieſes allerliebſte Schlößchen mit ſeinem kleinen Park. Doch Einrichtung will ich gerade nicht ſagen, wenigſtens wie das Innere jetzt iſt. Viele werden es anſtaunen: mir iſt es zuwider durch die Ueppigkeit des Geſchmacks. Es iſt das Schlößchen eines arabiſchen Emir mit Divan, Teppichen, Gemälden, Blumenvaſen und Geſtellen, Spiegeln und Vorhängen. Dieſe — muß ich wol ſagen — wohllüſtige Einrichtung hat Hintergedanken oder Vorbeſtimmungen, die wenig mit den ſeligen Empfindungen der Naturlage in Harmonie ſtehen. Hier wäre mir es ein Aufenthalt für Dichter und Denker, eine Zuflucht mehr für einen Staatsmann, als für einen König. Welche Stille unter dieſen Baumgruppen, um zu erfinden und des Erfundenen froh zu werden! Welche Anregung, etwas zu erforſchen, und das Erforſchte einer theilnehmenden Seele auszuſprechen! Und von der Geſellſchaft, die ſich in ſo leicht erreichbarer Ferne hält, von der Reſidenz, die ſo nahe gelegen, ſich doch für hier verſteckt, hätte man nur den reinſten Duft ihrer Freuden für die Stunden, da man die Menſchen ſelbſt nicht brauchen könnte.

Brauchen! Da haben Sie Recht, mein Freund! rief die Gräfin aus. Das iſcht ja die geſellſchaftliche Widerwärtigkeit, daß man ſo oft Derjenigen nicht los wird, die man nicht brauchen kann, und Jener nicht habhaft werden kann, nach denen man ſich ſehnt. Sie bringen mich zugleich auf ein gutes Apropos. Ich hätte — ein Anliegen, lieber Baron, an die Freundſchaft oder an die Excellenz. Vielleicht finden wir nach der Tafel ein Viertelſtündchen dafür. Es gilt einen jungen Mann, den Sie vielleicht doch brauchen könnten, — einen Deutſchen, verſteht ſich, — einen Preußen ſogar. Es iſcht eine intereſſante Geſchichte; wenn ich in meiner ſentimentalen Stimmung bleibe, erzähle ich Ihnen etwas davon.

Bülow verneigte ſich, und ſagte mit einem ſchalkhaften Blick auf den neuen Frauenorden:

Wenn dieſe gekreuzten Schwerter Herzensgeheimniſſe durchlaſſen, meine Gnädigſte —!

Nun, Herzensgeheimniſſe gerade nicht, entgegnete ſie. Aber mit der Decoration da haben Sie Recht: es iſcht ein wunderliches Sinnbild für Frauen! Zwei gekreuzte Schwerter! Von dem Orden wurde ſchon früher geflüſtert, aber —!

Sie ſchwieg mit bedenklichen Kopfſchütteln, und Bülow ſcherzte: Ich kann mir das Zeichen nur auf den Kampf der Liebe deuten, — als Verſöhnung, Friedensſtiftung, — Uebereinkunft! Man hat des étoffes croisées, geköperte Stoffe! Auch die Liebe iſt ja oft ein ſolcher Stoff. Für Sie, meine verehrte Freundin, iſt der Orden, von der Königin verliehen, eine Auszeichnung; für die Hofdamen — wird er eine Verlockung werden. Der König verleiht ihn — für Damenverdienſte. Es gilt einen Frauenorden der — Hieronymitinnen. Sie wiſſen ja, die katholiſche Welt hat einen Männerorden der Hieronymiten, der ſogenannten Einſiedler des heiligen Hieronymus; dieſe tragen ein ſchwarzes Scapulier auf weißem Kloſtergewand. Schwarz auf Weiß iſt auch in der Liebe die beſte Verſicherung! Dies neueingerichtete Schlößchen gibt vielleicht die Einſiedelei für unſere Nonnen von den gekreuzten Schwertern. Wie? Ich bin begierig, wer Priorin werden wird!

Sie ſind ein Schalk! verſetzte die Gräfin, und lenkte nach dem Schlößchen zurück.

Wiſſen Sie ſchon, daß wir auch einen neuen Männerorden haben werden? bemerkte Bülow. Ja, einen Orden der weſtfäliſchen Krone. Er wird ebenfalls in Paris gefertigt werden, nachdem ihn der Kaiſer geſehen hat.

Eben kam das königliche Paar wieder zurück aus dem Schlößchen, von Herren und Damen geleitet. Die Königin ſprach ſich ſehr befriedigt über die neue Einrichtung aus, während Jerôme dem Hofmarſchall einen Wink zur Tafel gab, und der Chevalier d'honneur ſich der Königin nahte, ſie zu führen.

Die Tafel war unter einem Laubgange gedeckt. Als die Königin ſich niederließ, hob aus dem etwas entfernten Gebüſche ein Adagio der Kapelle an, von Blangini dirigirt, und Katharina lächelte freundliche Anerkennung ihrem galanten Gemahl zu.

Drittes Capitel.

Allerlei Anknüpfungen.

Als am andern Nachmittage die Gräfin Boochls von Schönfeld zurückkam, wohin ſie in leichtem geſchmackvollen Hauskleide ohne Bedienung gefahren war, brachte ſie einen koſtbaren Schmuck von Diamanten mit, den ihr Gemahl, nicht ohne unruhiges Staunen — auf wenigſtens zwölf- bis funfzehntauſend Francs ſchätzte. Der Graf konnte einen Ausruf empfindlichen Befremdens nicht unterdrücken, wußte ſich aber ſchnell zu faſſen, als ihm die Dame ein: Nun, Herr Graf? zuherrſchte. Mit einer abbittenden Verneigung, und ſeine Worte wählend und wägend, ſagte er:

Erlaube mir nur, Franziska, daß ich mich dieſe Pracht ein wenig Wunder nehmen laſſe. Es iſt doch — misverſtehe mich aber nicht, meine Theure! — ich meine nur, in allem Wechſelverkehr der Menſchen iſt doch ein gewiſſes, ſoll ich ſagen — ausgleichendes, abmeſſendes Verhältniß. Wenn du Latein verſtändeſt, — wir Juriſten haben ſogenannte kleine Verträge: do ut facias, ich gebe, damit du thueſt, oder facio ut des, ich thue, damit du gebeſt, und ſo weiter —.

Nun? Ich verſtehe Sie nicht, Herr Graf! fiel die Dame, mit dem Schmuck beſchäftigt, ein.

Ich meine nur, — an funfzehntauſend Francs, — es iſt kein Spaß, und — nun ja — wofür? frage ich. Ich glaube, Franziska —

Was glauben Sie? herrſchte ſie ihn an. Nur verſchonen Sie mich, wenn ich bitten darf, mit allen unwürdigen Artikeln Ihres Glaubens!

Ei nun, — nun ja, ich kann mir freilich ſchon denken, Franziska, lenkte er ein, — weißt du, — ich glaube, es iſt manchmal doch recht vortheilhaft, eine Weile abweſend zu ſein.

Da haſt du's getroffen, lieber Leo! fiel ſie beifällig ein, und dieſer Löwenname für einen Mann, der nichts weniger als zu brüllen gewagt hätte, nahm ſich in dieſem Augenblicke ungemein poſſirlich aus.

Abweſend, ja! fuhr die Gräfin fort. Es iſt unter Umſtänden eine Klugheit, abweſend zu ſein, — ſelbſt auch geiſtesabweſend; bleibt aber auch unter Umſtänden ein gewagtes Spiel: wenn man nicht vergeſſen wird, wird man recherchirt. Ich hab's gewagt!

Kühn, wie Ulrich von Hutten! lächelte Boochls mit verbiſſener Empfindlichkeit, — jacta est alea!

Laß mich mit deinem Latein! fuhr ſie fort. Und dann mußt du noch bedenken, Leo, der Schmuck iſt ſozuſagen ein Arreſt, ein Beſchlag auf die Gevatterſchaft. Der König hatte mich, wie ich dir ſagte, zu ſprechen gewünſcht. Sein gnädiges Anliegen war — Nun, du erräthſt nun ſchon, was er ſich von uns ausbittet, es möchte ein Sohn oder eine Tochter ſein; und — du wirſt wol gegen den Namen Jerôme oder Jeróma in deinem Stammbaum nichts zu erinnern haben.

Ah! Das iſt 'was Anderes! rief der Graf mit ironiſchem Aerger aus. Nun, nun, ich ſehe, wir ſtehen ſehr gut, Franziska, ſehr ausgezeichnet: wir gewähren als eine Gunſt, was Andere ſich als eine Gnade erbitten! Wir nehmen Pränumeration darauf!

Ha! Sehr geiſtreich bemerkt! ſpottete die Gräfin, indem ſie etwas haſtig den ausgebreiteten Schmuck wieder zuſammenlegte. Sie ſind wieder einmal ſehr witzig, ungemein! Ich ſehe wohl, es iſt auch für den Witz gut, wenn er länger abweſend war: er frappirt mehr. Aber — er kommt zur rechten Zeit, ſehr apropos! Ich will Ihnen ſagen, wozu Sie ihn brauchen können. Wir müſſen ohne Verzug eine Fête geben. Der König erwartet es, und wir haben noch andere Rückſichten, z. B. Morio mit ſeiner Verlobten, und Fürſtenſtein, der ſich nun bald mit der ungeſalzenen Mademoiſelle Salha erklären wird.

Ich dachte dich zu überraſchen, Franziska, entgegnete er: aber mir will das weniger gelingen. Ich hatte nämlich ſchon vor deiner Ankunft Alles zu einem exquiſiten Abende vorbereitet, womit ich — deine Rückkehr feiern wollte. Wir können es morgen, übermorgen loslaſſen, wie du willſt, wie dir's angenehm iſt.

Guter Mann, lächelte ſie ihn mit ſo bezaubernder Freundlichkeit an, daß er die dargebotene Hand nicht ungeküßt laſſen, ja nicht widerſtehen konnte, ſich an ihre üppige Bruſt zu werfen und ſie zärtlich zu umarmen.

Ha! rief er dabei mit wiederholtem Einathmen durch die Naſe, — das iſt ein feiner Wohlgeruch in deinen Kleidern! Hm! Deliciös! Hat man ſo 'was in dem frommen Münſter, Fränzchen? Vielleicht Magdalenen-Narde?

Für morgen geht's nun nicht, ſagte ſie ausweichend. Aber du wirſt am beſten wiſſen, wie bald deine liebenswürdige Aufmerkſamkeit ausgeführt werden kann. Ich überlaſſe dir das Arrangement und die Einladungen. Darin übertriffſt du alle Ceremonienmeiſter der Welt. Jetzt geh', ich muß mich ankleiden und noch zur Königin ins Theater. Apropos! Ich vergaß dem Kutſcher den guten Wagen zu beſtellen. Sei ſo gut, lieber Leo —!

Er verneigte ſich mit den empfindlich höflichen Worten:

Der gute Leo wird den guten Wagen beſtellen. Ueberhaupt — wie gut iſt es, meine Gnädige, wenn, — ich ſage, wenn Alles gut iſt! — —

Es war nicht das erſte mal, daß der zu Haus wie bei Hofe gleich beeiferte Mann die feſtliche Gelegenheit beſorgte, wo ſeine Gemahlin jene Zuthätigkeit des Königs empfing, mit der ſie, um Neid oder Argwohn der Geſellſchaft unbekümmert, ſich gern brüſtete. Diesmal übertraf aber der gefällige Gemahl ſich ſelbſt durch den Glanz des Feſtes. Er hatte ſogar der Ungunſt ſeiner ſchmal gebauten Wohnung, die ihm eine ausgedehnte Zimmerreihe verſagte, durch täuſchende Kunſt einen Vortheil abgewonnen, und durch geſchickte Veranſtaltung auch die Hausflur mit in den ausgeſchmückten Rahmen des Feſtes gezogen. Sie war nämlich mit Teppichen belegt, und mit blühenden Staudengewächſen, mit Myrten- und Orangenbäumen ſo geſchmackvoll beſetzt, daß man durch einen Garten einzugehen glaubte, der ſich überdies durch ein Transparent täuſchend erweiterte. Durch das Wunder von Farben und Licht war den Augen der Gäſte eine Allee zu einem entfernten Tempel vorgezaubert, der freilich als Mittelpunkt der Perſpective nur den Blicken, nicht den Füßen der Beſchauer erreichbar blieb. Die Treppe in einen emporgewundenen Laubgang, einen ſogenannten Berceau verwandelt, führte nach einem Saale und einem Sälchen, beide prachtvoll ausgeſchmückt und mit doppelter Muſik — dort zum Tanz, hier zur Ausfüllung der Ruhepauſen beſetzt. Ein Vorzimmer war zum Büffet mit ausgeſuchten Erfriſchungen eingerichtet, und im obern Stockwerk ſtanden zum Souper kleine Tiſche gedeckt.

Der König und die Königin, von der Muſik begrüßt, nahmen ihre erhöhten Sitze ein, empfingen Aufwartungen und eröffneten die Polonaiſe, — Jerôme mit der Dame des Hauſes, Katharina mit dem dazu aufgeforderten Grafen Boochls. Die Gräfin hatte den neuen Schmuck auf decolletirter Bruſt ausgelegt, den räthſelnden Blicken trotzend, und ſtolz zu des Königs ſehr gemeſſener Unterhaltung umherblickend. Jerôme beſaß den Tact, auch ohne Rückſicht auf ſeine Gemahlin, den äußern Anſtand zu wahren. So hielt er ſich auch gegen die Gräfin mit vieler Würde. Doch war ſein Gang wie immer etwas ſchwankend und gebückt neben der hochmüthigen Gräfin, und dieſe Erſcheinung wiederholte ſich in dem äußerſt devoten, unruhig aufmerkſamen Benehmen des Grafen neben der majeſtätiſch getragenen Königin.

Kaum war die Polonaiſe geendigt, ſo hob im kleinen Nebenſaal die Harmoniemuſik an, ſanft und entfernt genug, um Unterhaltung dem müßigen Ohre zu gewähren, ohne die mündliche Unterhaltung zu ſtören. Es waren für dieſe Pauſen des Tanzes franzöſiſche und italieniſche Muſikſtücke gewählt, und wurden unter Blangini's Leitung von den deutſchen Muſikern der Kapelle mit Widerwillen geſpielt, waren aber bei Hofe der deutſchen Muſik vorgezogen. Man rühmte dem Könige zu Gehör den italieniſchen Meiſter ſo gefliſſentlich, daß einige Freunde der deutſchen Partei eine Abſicht darin vermutheten. Es war ihnen ſchon früher nicht unbemerkt geblieben, daß man Blangini auf Koſten Reichardt's beim König in Gunſt und Geltung zu ſetzen und zu befördern ſuchte.

Hinter einem benachbarten Spielzimmer lag ein ſtilles Gemach, zu verliebter oder vertrauter Unterhaltung mit Polſterſitzen und gepaarten Seſſeln zwiſchen blühenden Stauden eingerichtet. Hier war, von der durch alle Zimmer geführten Polonaiſe her, die Gräfin Antonie an Bülow's Hand zurückgeblieben, als ſie einen ihrer weißſeidenen Schuhe zu befeſtigen, austreten mußte. Der Tanz war verrauſcht, und Beide, ganz allein im Zimmer zurückgeblieben, ſetzten in leiſer Unterhaltung ihr deutſches Geſpräch fort.

Wie geſagt, meine Gnädige, ein ſo kräftiger und geiſtreicher junger Mann, wie ihn mir auch ſchon meine Frau geſchildert, überſteht leicht ein kleines Liebesunglück. Er wird die ſo ſchnell verwandelte Zuneigung einer Creolin für Das nehmen, was ſie war. Ihre Gunſt wird ihm ein gutes Selbſtgefühl für die Geſellſchaft geben, und ihre

Treuloſigkeit, wenn er mit jugendlicher Sentimentalität eine Laune ſo ſchwer bezeichnen will, fällt weit hinaus — ins Klima der Antillen, und lenkt ihn vielleicht deſto ſehnſüchtiger nach einem deutſchen Herzen. Denken wir blos an ſein Fortkommen! Er ſcheint etwas Schwärmer, und eine Beſchäftigung mit Ziffern und Zahlen in meinen Bureaux könnte ihm heilſam werden. Aber ich müßte mich umſtändlich mit ihm beſprechen, ihn ſelbſt in die Arbeit einſchießen, und daran bin ich jetzt durch meine bevorſtehende Reiſe nach Paris gehindert, vor der ſich ein Berg von Arbeiten erhoben hat. Es muß damit bis zu meiner Rückkunft anſtehen.

Was? Sie gehen nach Paris? Das iſcht mir ja 'was Funkelneues! ſagte die Gräfin.

Es hat ſich auch ſehr ſchnell gemacht, meine verehrte Freundin, erwiderte er. Aber der Kaiſer dringt immer heftiger auf Abzahlung der rückſtändigen Contribution und auf die Organiſation unſers Heeres, das er auf 10,000 Mann Infanterie, 2000 Mann Cavalerie und 500 Mann Artillerie beſtimmt hat. Was außerdem der Hof und was der junge hungerige Staat conſumirt, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen: Sie leben ja an dieſem Hofe. Zu alledem kommt aber noch, das wir mit weſtfäliſchem Gelde ein franzöſiches Armeecorps von 12,500 Mann, das die Garniſon von Magdeburg bildet, kleiden und löhnen müſſen. Ebenſo ungeduldig iſt der Kaiſer über die Verzögerung mit den vollen 6000 Mann, die wir nach Spanien ſchicken ſollen. Napoleon bedenkt nicht, oder will nichts davon wiſſen, daß er uns die beſten Domänen zu Belohnungen für ſeine Generale entzogen hat, und daß, ſo lange unſer

Weſtfalen die Verbindungslinie mit den beſetzten preußiſchen Feſtungen, dem Militärdepot in Danzig und dem Großherzogthum Warſchau bleibt, die unaufhörlichen Durchmärſche mit Einquartirung, Vorſpann u. ſ. w. die Hülfsquellen unſers Landes vollends erſchöpfen. Da nun unſere Unterhandlungen, durch Zwiſchenbehörden erſchwert, zu keinem Ziele führen: ſo gehe ich nun ſelber nach Paris, um den Kaiſer zu Milderung der Anſprüche oder wenigſtens zur Geduld wegen Abtragung derſelben zu vermögen, bis wir mit dem nahen Reichstage neue Mittel durch neue Steuern oder durch ein Anlehen beſchaffen können.

O Sie geplagter Finanzminiſchter, Sie! rief die Gräfin. Wiſſen S' was? Ich höre jetzt ſoviel von Metall- und Quellenfühlern reden: Sie ſollten ſo 'ne Wünſchelruthe haben. Aber, bleiben S' lang aus?

So kurz wie möglich, eben des bevorſtehenden Reichstages wegen, antwortete der Miniſter. Sollte nun aber Ihr liebenswürdiger Protegé, ſtatt zur Adminiſtration überzugehen, lieber der deutſchen Wiſſenſchaft treubleiben wollen, ſo ginge meine Meinung dahin — Aber bei Gott! da kommt ja meine Meinung eben leibhaftig daher! Iſt das nicht ſo drollig, wie der Mann da ſelbſt? Nehmen wir's für eine gute Vorbedeutung! He, Herr Staatsrath! Kommen Sie doch ein wenig hierher!

Dieſer Zuruf galt dem Staatsrathe Johannes von Müller, der denn auch gleich mit ſehr lebhaften Verneigungen herbeikam. Bülow räumte ihn den Platz neben der Gräfin, und nahm für ſich ſelbſt einen nächſten Stuhl.

Sie kommen wie gerufen, ſagte er. Haben Sie keine

Profeſſur auf einer unſerer fünf Univerſitäten für einen vortrefflichen und — hübſchen jungen Gelehrten, einen wiſſenſchaftlichen Alkibiades?

Fünf, ſagen Sie? Nun ja, Excellenz, ſo lange ich ihnen das Leben friſten kann, antwortete Müller, ſollen mir auch die fünf bleiben. Stehen Sie mir bei gegen die feindſeligen Abſichten, die man gegen einige derſelben hat, — Vous l'homme par excellence! Sie Geldwirth und Conſervator Weſtfalens, — qui fait feu et flamme dans la partie financière! Auf Ehre, Baron, es wäre großes Unrecht, das kleine Helmſtädt, das mit dreißig umliegenden Dörfern aus dem Helm der Minerva gefüttert wird, durch Zerſtörung ſeiner altbraunſchweigiſchen Univerſität verhungern zu laſſen. Und Rinteln hat einen eigenen, kleinen, aber zu den Gehalten und Freitiſchen hinreichenden Stiftungsfonds. Was? Soll denn Alles und Alles in das Danaidenfaß des — tresor public geworfen werden?

Jedenfalls braucht Göttingen friſche Kräfte, verſetzte Bülow.

Ja! rief Müller warm. Der König war herrlich in Göttingen! Die Univerſität wird bleiben. Einen beſſern Regenten können wir jetzt nicht bekommen. Mehr und mehr gewöhnt auch er ſich an die Nation, wenn er nur immer mit — Miniſtern umgeben iſt, die der innern Verhältniſſe kundig ſind. Es iſt aber und bleibt eine leidige Sache, daß Alles durch Präfecte, Unterpräfecte und Maires gehen ſoll. Die ernſte Bildung ſteht dabei auf dem Spiel und ich kämpfe dawider, was ich vermag. Doch wir vergeſſen unſers Alkibiades! Nun?

Bülow theilte ihm das Allgemeinſte über Hermann mit, wobei er ſich auf die Empfehlungen der Gräfin berief. Müller fragte nach dem Namen und der Herkunft des Candidaten.

Teutleben aus Halle, antwortete Bülow. Ein ſonderbarer Name, — man ſollte glauben geſucht, affectirt für unſere franzöſiſch melirte Zeit, nicht wahr?

Verzeihung! fiel Müller ein. Es iſt ein alter literariſcher Name. Ein Mitſtifter der ſogenannten fruchtbringenden Geſellſchaft oder des Palmenordens zu Weimar im Jahre 1617 war ein Kaspar von Teutleben, der Mehlreiche zubenannt.

Alſo ein Mann für Ihre Mühle, lieber Staatsrath! lachte Bülow. Aber Gräfin, — was der Müller für ein Gedächtniß hat! Stupend!

Mich freut's nur, lieber Staatsrath! ſagte ſie, daß Sie von Ihrer ſchweren Krankheit ſich ſo charmant erholt haben, um ſogar die luſchtigen Abende zu beſuchen, wo man Sie ſonſcht nie zu ſehen bekam.

Unterthänigſt verbunden, gnädige Durchlaucht! verneigte er ſich. Nur ausnahmsweiſe bin ich heut hier: Seine Majeſtät haben mich hierher befohlen, — wahrſcheinlich um einige Touren in einer Françaiſe anzugeben, ha ha! Mon Dieu, wo geh' ich ſonſt auch hin! Wöchentlich haben wir wenigſtens zwei mal Staatsrath; ein paar mal geh' ich zu Hof; einmal etwa zu einer Partie Schach bei meinem lieben Siméon; ſonſt lebe ich wie ein Einſiedler. Aber es geht mir nun wieder gut! Danke der gnädigen Theilnahme! Alle meine Uebel kommen von moraliſchen Urſachen: von Aerger und Gram, wenn die Sachen ſchief angefangen werden, oder nicht gehen, oder barbariſche Vorurtheile das Gute bekämpfen.

In dieſem Augenblicke kam Graf Boochls mit ſuchenden Blicken herein. Er ſuchte Müller'n, der zum König gerufen wurde und ſich mit den Worten empfahl:

Schicken Sie mir Ihren Alkibiades! Ich will ſehen, in welche Facultät er paßt. Bin ſehr verlangend, ob er gar ein Abkömmling Kaspar's von Teutleben iſt.

Auch die Gräfin hatte ſich erhoben, und Bülow geleitete ſie nach dem Saale. Sie begegneten den Baron Reinhard.

So ſpät, Excellenz? fragte die Oberhofmeiſterin.

In der That, Durchlaucht, es muß ſpäter ſein, als ich dachte, verſetzte er; es iſt Alles ſo bewegt. Ich fragte eben die Generalin Salha, was das für ein Aufruhr ſei. Ei, antwortete ſie mir mit etwas — ſcharfem Lächeln, ein vornehmer Verbrecher iſt am Pranger.

Wie, Madame? frage ich, und ſie wirft einen Blick nach der Gräfin Boochls, der ich mich eben als angekommener Gaſt präſentirt hatte. Wirklich ſtand die reizende Frau da, mit tändelnder Hand an ihrem koſtbaren Diamantenſchmucke ſpielend, der auf die Bruſt herabhing, und mit einem Lächeln, das allen Frauenneid der Welt herausfoderte. Der Schmuck iſt, glaub' ich, neu, der Anweſenheit eines Königs werth und – ich begriff die Situation. — Ei, Madame, ſagte ich der Generalin, wenn der Schmuck der Verbrecher iſt, ſo iſt er ja bereits auch gehenkt.

Die Gräfin entfernte ſich lächelnd, und trat auf Morio zu, der ſich ihr mit ſeiner Braut näherte. Reinhard und

Bülow gingen in den Saal, und kamen zufällig in die Nähe des Königs, der ſich mit dem Staatsrathe Müller zurückgezogen hatte. Er winkte ſie herbei.

Wir reden eben von den um ſich greifenden Bewegungen in Spanien und von etwa für Deutſchland zu beſorgenden Unruhen, ſagte er. Für ſolchen Fall wünſcht mein kaiſerlicher Bruder zu wiſſen, welche Maßregeln dagegen von Weſtfalen aus zu treffen ſein möchten.

Sire, antwortete Müller, alle Völker Europas ſind in einer Gährung begriffen: eine Weltumgeſtaltung bereitet ſich vor, unaufhaltſam. Welche von den europäiſchen Nationen ſich zuerſt im Sinn und für das Bedürfniß der Zukunft conſtituirt, die wird über die andern herrſchen. Das allein ſcheint mir zu helfen, aber auch als Univerſalmittel zu helfen gegen alle Revolutionen; dieſe ſind nur Symptome, nicht die Krankheit.

Gut! verſetzte Jerôme, halb zerſtreut, entwickeln Sie dieſe Idee in einem Berichte mit Rückſicht auf die aufrühreriſchen Schriften, die ſich in Deutſchland mit jedem Tage vermehren und Gefahr drohen, indem ſie Abhülfe einer vorgeblichen oder übertrieben geſchilderten Noth verſprechen.

Bei den Deutſchen, Sire, iſt ein weiter Weg von der Feder bis zum Dolche, entgegnete Müller. Ein Deutſcher kann lange ſchreiben, bis er geleſen wird; er wird lange geleſen, ehe er Eindruck macht und die Gemüther ergreift, und von da bis zu einer That können Generationen vergehen.

Ein Adagio im Nebenſaal war beendigt und Graf Boochls brachte dem Meiſter Blangini herbei, ihn dem König vorzuſtellen. Jerôme ſagt ihm einige freundliche Worte über die Wahl und Ausführung der Abendmuſikſtücke. Die Gönner des Maeſtro hatten ihm dieſe Auszeichnung bereitet, wie ihn denn die franzöſiſche Partei auf alle Weiſe zu heben ſuchte. Er war ſeit kurzem zum Hofconcertmeiſter ernannt worden, und die erſten Familien ſuchten ihn, den Muſiklehrer der Königin, für den Unterricht ihrer Töchter zu gewinnen. Der Maeſtro galt, und verdiente Geld.

Blangini war nicht ohne Talent und Verdienſte; wer aber beides am lebhafteſten anerkannte, war er ſelbſt, — ein kleiner, ſchwarzer, etwas welker Italiener in den Vierzigen, lebhaft in ſeinem Benehmen und von liebenswürdigen Manieren. Nur ſeine Abholden fanden ihn ſchneidermäßig ausſehend. Vielleicht nur, weil ihm Farbe und Schnitt der Dienſtkleidung nicht gut zu Geſicht ſtand, und er ſich darin etwas geckenhaft benahm. Das Orcheſterperſonal hatte Braun mit Goldſtickerei zur Uniform, und Blangini, eitel wie er war, gefiel ſich gar ſehr in ſeinem habit français, geſtickten Rock, Weſte und Beinkleid. Die Auszeichnung, worin er eben vor dem Könige ſtand, entzückte ihn, und er nahm ſchon bei Jerôme's Lob den Anlauf, ſich über ſeine Compoſitionen auszubreiten, als ihn Graf Boochls am Kleide zupfte, und Jerôme ihn mit einer Handbewegung entließ.

Eine Françaiſe wurde angeſpielt, und Adele, die Braut, gab dem herbeieilenden General Rewbel die Hand. Dieſe Gelegenheit ergriff Morio, die Gräfin Antonie um ein paar Augenblicke bei Seite zu bitten. Man konnte ihm anmerken, daß er bereits wiederholt das Büffet beſucht hatte; er war aufgeregt, aber in heiterer Stimmung.

Ich habe Ihnen noch meinen Dank abzuſtatten, Gräfin, ſagte er. Sie haben ein Wunder an meiner Adele gethan.

Sie verſtand ihn, und es läßt ſich denken, wie unruhig ſie ward.

Offen geſprochen, wie ein Mann von Ehre, fuhr der Kriegsminiſter fort. Im Augenblicke, wo ich das Unbeſonnenſte vornehmen wollte, erfuhr ich mein Glück. Nur der König war mir zuvorgekommen, ſonſt wäre ich in die deutſche Lection jenes Abends hineingeſtürmt, hätte den Sprachmeiſter, die Schülerin, die — nun ich weiß nicht, was ich Alles gethan hätte. So gehe ich zu Le Camus; wir warten und wüthen nach Allem, was ich wußte oder was ich glaubte, und können uns nicht entſchließen, zu Hardenberg zu gehen, wo wir eingeladen waren. Unſere Ungeduld nimmt immer zu, — ſieh, da kommt Adele ſtürmiſch in das Zimmer, erſchüttert bei meinem Anblick bricht ſie in Thränen aus, und ehe wir zu Vorwürfen kommen können, liegt ſie in meinen Armen: Vergib, ich bin dein! Nur dieſe Worte kann ſie vorbringen. Ich bin wie vom Himmel gefallen, ich vergebe ihr all' ihr unliebenswürdiges Betragen gegen mich und bin der glücklichſte General einer ganzen Armee von Glücklichen — General en chef, wenn Sie wollen. Aber zu meiner Beſchämung fühle ich auch, daß ich das Ihnen zu verdanken habe. Wie Sie das bewirkt, weiß ich nicht, Madame; wie es durch die deutſche Grammatik geſchehen, bleibt mir ein Räthſel. Adele ruft nur immer

Ihren Namen in einem Ton, der uns eine Scene vermuthen läßt. Nicht wahr?

So wiſſen Sie alſo von den deutſchen Lectionen? fragte Sie zerſtreut, überlegend.

An demſelben Tage vor Tiſche beim König hatte es mir Bercagny, aber auf boshafte Weiſe mitgetheilt.

Bercagny? rief ſie erſtaunt, ja betroffen aus.

Nun, Sie wiſſen ja, die Spitzbuben haben ihre Schnüffelhunde allerwärts. Sie werden auch nicht lauter zuverläſſige Domeſtiken haben.

Die Gräfin erſchrak und ward nachdenklich darüber, wer von ihren Leuten im Dienſte der Polizei ſtehen könnte, bis Morio wiederholt der deutſchen Lectionen erwähnte. Sie ſuchte ſich zu faſſen und nahm eine heitere Miene an.

Lernen Sie aus meinem Verfahren Adelen kennen und behandeln, General! ſagte ſie. Sie waren viel zu heftig gegen den deutſchen Unterricht, — Adele trotzte, — der Widerſpruch führte ſie zum Unterricht, der Unterricht zur Erkenntniß. Sie war ein Kind —

O Sie glauben nicht, wie Sie ſich verwandelt hat! fiel Morio ein. Ernſt, gehalten, voll Würde, voll Stolz, und doch gegen mich nachgiebig, zuvorkommend! Ich hätte eine ſo raſche Umwandelung nicht für möglich gehalten.

Das freut mich! erwiderte die Gräfin aufathmend. Das ſind weibliche Tugenden, die ſelbſt um den höchſten Preis erkauft nicht zu theuer ſind!

Sie wollte ſich mit dieſem Ausſpruch ihrer Selbſtberuhigung zurückziehen; doch der General hielt ſie noch feſt, indem er, nach Worten ſuchend, leiſer fortfuhr:

Noch ein Räthſel, Gräfin, beunruhigt mich etwas. Adele hat eine Art von Widerwillen gegen den Monſieur — Dings, den jungen Sprachmeiſter, gefaßt. Denn gehabt kann ſie dergleichen nicht haben, — ſolchen Abſcheu, nicht vorher. Wie mag das kommen? Adele ſteht mir nicht Rede darüber. Und der Menſch hat die Kühnheit gehabt, ſich in Fürſtenſtein's Hôtel bei Adelen anmelden zu laſſen, als ſie allein zu Hauſe war, — einige Tage nach jenem Abende. Sie hat ihn natürlich abweiſen laſſen. Mir hat es der Bediente geſteckt. Der junge Mann hat einen Augenblick angeſtanden, ein Billet abgeben zu laſſen, hat's aber doch zurückbehalten, und iſt fortgeſtürmt. Hat er etwa noch Bezahlung zu fodern, oder — hat er ſich beigehen laſſen, ſich — zu verlieben? Der Teufel ſoll ihn holen, wenn er ſich eine Unziemlichkeit —!

Die Gräfin war erſchrocken. Sie wußte nicht gleich, was ſie dem barſchen Mann ſagen könnte, und zog ſich mit ihm mehr nach dem entlegenſten Zimmer zurück. Endlich nahm ſie in leiſem, aber leichtem Tone das Wort:

Haßt ihn, ſagen Sie? Ich halte es nicht für Haß oder perſönliche Abneigung, General. So launenvolle Mädchen, wie Adele war, ſpringen in ihren lebhaften Empfindungen gern in Extreme über, und kommen nur nach und nach zum liebenswürdigen Maß. Sie übertreiben jede Regung ihres Herzens. Als Adelens Neigung auf die deutſche Sprache fiel, war ſie Ihnen wol auch nicht ſo abgeneigt, als ſie es Ihnen wegen Ihres Widerſpruchs zeigte. Ich dachte mir wol, ſie würde durch einen Verſuch geheilt werden. Ich ließ ſie unter meiner Aufſicht ſich mit der Sprache beſchäftigen. Sie war nun befriedigt, und faßte deſto leichter eine Abneigung gegen die Sprache, die ihr zu ſchwer fiel, und dieſe Laune mag ſich nun auf den Lehrer geworfen haben. Sie möchte ſich überreden, er ſei ſchuld, daß ſie nur wenig gelernt und begriffen hat. So wollen wir es uns erklären. Aber ſprechen Sie ihr nie davon, — beſchämen Sie das reizbare Herz nicht, und ſie wird ſich zurechtfinden! Bezahlung hat der junge Mann nicht zu fodern; er hat für mich gehandelt, ich bin ſeine Schuldnerin und auf dem Weg, etwas für ihn zu thun. Wahrſcheinlich hat er Adelen nur gratuliren wollen und — vielleicht ein Gedicht für ſie in der Taſche gehabt. Das iſt recht deutſch, lieber General! Die deutſche Jugend hat ein poetiſches Frieſel zu überſtehen!

Sie begleitete die letzten Worte mit einem erzwungenen Lachen, zu dem ſich aber ein unfreiwilliges Erröthen einſtellte. Sie entzog ſich dem General, und eilte nach dem Saale zurück, wo ſie in der dunſtigen Luft und Luſt des Abends ſchwer aufathmete. Sie ſah ſich nach einem einſamen Plätzchen um; aber Ahnungen und Sorge folgten ihr auch dorthin. Der Gedanke, daß mit Adelens Verlobung vielleicht nicht abgethan ſei, was ſie aus Unbedachtſamkeit mitverſchuldet habe, kehrte lebhaft zurück. Der Verdruß über den Verrath der deutſchen Lectionen und daß einer ihrer Dienſtboten in Verbindung mit der geheimen Polizei ſtehe, kam dazu. Und ſollte ſie ſich nicht auch über Adelens Widerwillen gegen Hermann ängſtigen und um ihrer ſelbſt willen Sorge machen?

Nach einer Weile ſtand ſie auf, die unbedachtſame Braut aufzuſuchen, ſie zu warnen, und ihr zur Beruhigung des argwöhniſchen Morio eine gelegentliche Freundlichkeit gegen den jungen Doctor anzuempfehlen.

Doch, abgeſehen auch vom Gelingen, — wie demüthigend waren nicht ſolche Ausflüchte und Schritte für eine ſo hohe Frau! Wie erniedrigt durch eigenen Leichtſinn fühlte ſich nicht ein ſo fürſtliches Herz!

Viertes Capitel.

Umſtimmungen.

Ueber der prunkvollen Herrlichkeit des Feſtes mit ſeinen flammenden Kronleuchtern und Wandſpiegeln, unter denen ſoviel Augen von Luſt und Liebe, von Neid und Eiferſucht loderten; über dem betäubenden Dufte der blühenden Geſträuche und welkenden Blumengewinde, mit dem ſich der heiße Athem lauter, leiſer und loſer Reden miſchte; über dem Gewinn und Verluſt der Spieltiſche und der Sofageheimniſſe; über der rauſchenden Muſik der Tänze und den zuſammenklingenden Gläſern des Souper; über dem ſtrahlenden Hauſe und der gaffenden Menge auf dem Platze ſtand eine laue, ruhige Juninacht, und zog ihre Gewitterwolken zuſammen. Niemand fand Vorbedeutung in dieſem Zuſammentreffen und dachte an ein nächtlich grollendes Deutſchland, in deſſen Mitte ein luſtiges Reich von Fremdlingen ſchwelgte. — Der gräflichen Wohnung gegenüber, zwiſchen ihr und der Martinikirche, lag eine Hauptwacht, und die Soldaten ſaßen im Freien, um bei des Königs Abfahrt unter's Gewehr zu treten. Der Trinkkeller darneben ward heut nicht von Beſuchenden leer, die ſich auch ihren Antheil einer fröhlichen Nacht nicht nehmen ließen.

Auch in der obern Stadt, um die alte Burg, war die Sommernacht noch nicht entſchlummert. Unter den Arcaden wandelten verliebte Paare; aus der Reſtauration des Franzoſen Lelong, in einer der Arcadenhallen, ließ der monotone Geſang einiger franzöſiſchen Zecher ſich vernehmen, und auf einer der nachbarlichen Altane ward auch noch Familienfröhlichkeit laut. Doch Klang und Sang, wie nachbarlich ſie auch durch das offene Fenſter in Hermann's Zimmer drangen, wurden von ihm kaum vernommen. Er war ſpäter als gewöhnlich vom muſikaliſchen Abende bei Reichardt nach Hauſe gekommen, und überließ ſich, im Abſchimmer des verblaſſenden Abendhimmels auf dem Kanapee ausgeſtreckt und die erquickenden Luftſtöße einathmend, ſeinen etwas wehmüthigen Empfindungen.

Bei Reichardt war das junge Ehepaar auf deſſen Beſuch eingeladen geweſen; Hermann hatte mit Lina geſungen, und erholte ſich jetzt von dem Zwange, den er ſich angethan, heiterer zu erſcheinen, als er es ſeither in tiefſter Seele geweſen. Wieviel Luſt und Leid, die Niemand ahnen ſollte, war nicht in den letzten Wochen durch ſeine Bruſt gezogen! Er hatte mit Vorwürfen und Vorſätzen gekämpft, war abwechſelnd übermüthig und kleinmüthig geweſen, wie ſich ja durch wunderſame Fügung Glück und Verluſt, Liebesgunſt und Haß in eine und dieſelbe flüchtige Stunde für ihn zuſammengedrängt hatten. Dieſer Haß Adelens, aus leidenſchaftlicher Hingebung plötzlich hervorgebrochen, ihr raſcher Uebergang zur Verlobung mit einem nicht geliebten Manne, erſchien dem lebensunerfahrenen Freunde als ein Abgrund des menſchlichen Herzens, über dem er bald räthſelte, bald ſchwindelte. Doch ein ſo friſches und geſundes Naturell kam früher über ſolche Zweifel und innern Kämpfe hinaus. Nur eine zartere Sehnſucht nach einer höhern Liebe und beglückendern Vereinigung blieb in ſeiner Bruſt zurück, auch als ein neuer, edler Lebensmuth mit ſchwungvollern Vorſätzen erwachte. Dieſe Empfindungen liehen ſeinem Geſang, wenn er jetzt dazu aufgefodert wurde, einen weichern Schmelz zu dem vollern Klang, den ſein Organ ſelbſt körperlich gewonnen hatte. Die Freundinnen freuten ſich dieſer neuen Erſcheinung in ſeinem ganzen Weſen, ohne den Grund zu ahnen oder die Wehmuth' wahrzunehmen, die ihn doch hinterher noch zuweilen in der Einſamkeit ſeines Zimmers heimſuchte. Auch jetzt hatte ſie ihn wieder erreicht, wie er träumend der Dämmerung genoß, Alles überhörend, und ſelbſt einer Mittheilung vergeſſend, die ihm durch Luiſen geworden war.

Da weckte ihn aus der Nachbarſchaft eine volle Nachtmuſik mit der damals ſehr beliebten ſogenannten Polonaiſe von Oginski, — der am berühmteſten gewordenen von den gleichartigen Compoſitionen des viel umhergeworfenen ehemaligen Großſchatzmeiſters von Lithauen. Man erzählte ſich, die Polonaiſe ſei von einem Manne, oder vielleicht nur in den Empfindungen eines Mannes componirt worden, der eben bereit geweſen ſei, ſich eine geladene Piſtole an die Stirne zu ſetzen, plötzlich aber einen neuen Lebensmuth gefaßt habe. Für Hermann war dies Muſikſtück eine Schickung, eine Sympathie der Welt mit der Stimmung dieſer einſamen Stunde. Er hatte ſich erhoben, und war ans Fenſter getreten. Sein Herz löſte ſich auf in dieſen ſchmerzlich ſtockenden, hinſchmachtenden Paſſagen des Trio, bis es mit dem Aufſchwung, den der zweite Theil des Trio in Dur nimmt, ſich mit ahnungsvollem Muth erhob. Es war wie aus ſeiner Seele geſprochen, als am Schluß der Polonaiſe von dem Altan, unter welchem die Muſik ſpielte, eine ſchöne männliche Stimme „Da capo“ rief. Beim abermaligen Durchſpielen wirkten dieſelben Tongänge ſchon ermuthigender, und wie durch eine wunderſame Gedankenverbindung fiel ihm beim Wiedereintritt der Durtonart im Trio der alte, liebe, vergeſſene Vers wieder ein:

Bis ſcheue Liebe kühner wird, und nichts
Als Unſchuld ſieht in reiner Liebe Thun,

Vom nachbarlichen Altan erfolgte lebhafter Beifall; Lachen und Gläſerklang wurden jetzt lauter. Die Familie war um bunte Windlichter verſammelt; ein häusliches Feſt ſchien für heute beſchloſſen, oder mit ſo heitern Vigilien auf morgen eingeleitet zu werden. Nicht lange, ſo trat ein Bedienter vor, und befeſtigte einen Korb mit eingelegten Flaſchen und Gläſern an zwei Stricken. Die luſtige Spende wurde für die Muſiker hinabgelaſſen, und von dieſen, während der Korb niederſchwebte, mit einem Tuſch begrüßt, wie es den Regimentsfahnen geſchieht, wenn ſie aus dem Hauſe des Oberſten zwiſchen die präſentirten Gewehre treten.

Während deſſen ſtieg ein Wetter hinter den Söhrebergen auf; rechts und links zuckten abwechſelnd die blitzenden Wolken, als ob Süd und Nord ſich ein ſchweres Unternehmen zublinzten. Noch ſchwieg der Donner; eine dumpfe Stille brütete, und nur wetterflüchtige Luftſtöße athmeten die Würze von Wald und Wieſen aus. Indeß währte der Familienverkehr heiter fort, und die Muſik, von hinreichenden Flaſchen gefeſſelt, ſpielte noch manches fröhliche und bewegliche Stück, bis die erſten Tropfen eines milden Regens fielen, der nun auch bald, wie ein Streifzug des am Gebirg entlang hinrollenden Wetterheeres, über die Stadt hereinrauſchte.

Dieſe nächtlichen Bilder und Empfindungen hatten den Zuſchauer am Fenſter wahrhaft erquickt, als er ſich endlich mit dem abziehenden Wetter zur Ruhe begab. Sie ſpielten noch in ſeinen Träumen fort, und vollendeten gewiſſermaßen die Verwandelung ſeines Innern, ſodaß er mit friſchem Lebensmuth und mit lebhaften Vorſätzen zu neuer Thätigkeit erwachte. Nun fiel ihm auch Luiſens Mittheilung ein. Die Baronin Bülow hatte ihr nämlich in einem Billet, worin ſie ſich wegen ihres Ausbleibens vom muſikaliſchen Abend entſchuldigte, in Betreff des jungen Freundes bemerkt, daß ihr Mann für denſelben ſehr intereſſirt worden ſei, ehe er aber ſelbſt etwas für ihn thun könne, ihm rathe, falls er ein gelehrtes Amt ſuche, ſich vor allem beim Staatsrathe von Müller vorzuſtellen, mit dem er ſeinethalben ſprechen werde.

Der Freund empfand lebhaft ſoviel Theilnahme hochgeſtellter Perſonen für ihn, ja er fühlte ſich einigermaßen beſchämt, ohne eigene Bemühung und während er ſich ſelbſt in einer thörichten Neigung vergeſſen hatte, ſoviel Gunſt und Föderung zu finden. Nun wollte er aber auch deſto entſchiedenere Schritte thun, und gleich dieſen Morgen noch ſeine Aufwartung beim Staatsrathe von Müller machen. Ob Herr von Bülow inzwiſchen ſchon mit dem berühmten Hiſtoriker geſprochen habe, ließ er hingeſtellt ſein. Wenn nicht, ſo wollte er verſuchen, was er bei dem einflußreichen Manne für ſich ſelbſt vermöchte. Ein wunderbarer Stolz regte ſich in ſeinem Herzen. Der ſchmerzliche Verluſt, den er innerlich erfahren, wie die beſten Vorſätze, die er für ſeine Zukunft faßte, hatten für ihn etwas Erhebendes und gaben ihm ein lebhafteres Bewußtſein, worin er nun auch Dasjenige, was er eben noch für eine Thorheit erklärt hatte, als unſchätzbaren Lebensgewinnſt anzuſehen geſtimmt war, beſonders nachdem Adele durch ihre Verlobung alle Zweifel und Sorgen, oder vielmehr alle Verbindlichkeiten ſeines Herzens gelöſt, und in leichtfertiger Laune die Schuld des leidenſchaftlichen Augenblicks einigermaßen von ihm hinweggenommen hatte. Eine Beſorgniß, daß aus dieſer Schuld, aus ſolchem Leichtſinn ſich ein Lebensverhängniß für Eins oder das Andere von ihnen entwickeln könnte, lag ſeinem unerfahrenen Herzen fern. Er hatte Grundſätze von Haus mitgebracht, aber noch keine Vorausblicke für das Leben gewonnen. Statt einer bangen Ahnung ſtieg ihm vielmehr eine lächelnde Erinnerung auf. Jene Aeußerung Luiſens fiel ihm ein: „Sie haben mehr Glück als Recht gehabt.“ Und — war das nicht auch wieder der Fall ſogar bei jener leidenſchaftlichen Verwickelung geweſen, wo — wie ſie ihm ebenfalls vorausgeſagt — der Zufall ihm auch einmal einen Poſſen geſpielt hatte?

Hermann bejahte ſich mit ſchalkhaftem Lächeln die eigene Frage, und er hätte bei einiger Beſinnung ſelber nicht in Abrede ſtellen können, daß er am Ende aus allen dieſen Betrachtungen ein lebhaftes Vertrauen zu ſich ſelbſt und für ſeine Zukunft ſchöpfte.

Fünftes Capitel.

Bei Johannes von Müller.

Während Hermann in Erwartung der ſchicklichen Stunde zur Anmeldung beim Staatsrathe von Müller angekleidet am Schreibtiſche ſaß, ward er von einem Beſuche des Barons Rehfeld überraſcht. Beide waren ſich ſeit einiger Zeit nicht begegnet, indem der junge Freund in der Stimmung der letzten Wochen zurückgezogener gelebt, und ſich am wenigſten zu dieſem räthſelhaften Mann gezogen gefühlt hatte. Rehfeld, nachdem er ſich darüber ſehr artig beklagt hatte, ſchüttete einen Sack voll Stadtneuigkeiten aus, — wenig für Hermann Intereſſantes, bis auf eine Nachricht, die aber auch deſto tiefer bei ihm einſchlug, daß nämlich die Verbindung des Generals Morio mit der Schweſter des Grafen Fürſtenſtein allernächſtens vollzogen werde, und der König bei dieſem Anlaß ſeinen Günſtling ein großes Feſt geben werde.

Man zerbricht ſich in gewiſſen Kreiſen die Köpfe darüber, ſetzte der Baron hinzu, was in aller Welt die charmante Creolin ſo plötzlich für einen Mann umgeſtimmt haben möge, dem ſie bis dahin ſo abweiſend begegnet ſei. Man ſpricht, wie das zu gehen pflegt, von einer unglücklichen Liebe zu einem hübſchen Burſchen ohne Herkunft, — vermuthlich einem Deutſchen; denn an franzöſiſchen Vagabunden nimmt ja unſere gute Geſellſchaft keinen Anſtoß. Am Ende läuft wol Alles auf ein neidiſches oder boshaftes Gerede gegen den etwas brutalen Bräutigam hinaus. Er ſoll aber ſehr eiferſüchtig ſein, und freilich ſind die Creolinnen in der Regel ſehr leichtfertig und leidenſchaftlich.

Hermann gab keinen Laut von ſich, und war froh, daß der Baron zu luſtigern Geſchichtchen überging, ohne durch etwas Weiteres zu verrathen, daß man in der Geſellſchaft dem wahren Verhältniß auf der Spur ſei. Doch hatte er ſich kaum etwas beruhigt, als Rehfeld noch ein unglückliches Apropos vorbrachte. — Man ſchreibt mir geſtern, ſagte er, daß der preußiſche Kriegsrath von Cölln auf Zuſtimmung des Miniſters von Stein verhaftet und vor Gericht geſtellt worden ſei, weil er durch ſeine „Vertrauten Briefe“ zur Zeit allgemeinen Leidens die Regierung verunglimpft, Unmuth verbreitet und Nachrichten über das öffentliche Einkommen zur Kenntniß der Franzoſen gebracht hat.

Es hätte des heftigen Tadels, womit der Baron dieſe Mittheilung begleitete, nicht bedurft, um den jungen Freund zu ſeiner heimlichen Pein an die Berichte zu erinnern, die durch ſeine Unbedachtſamkeit zu einem ähnlichen Verrath hätten ausſchlagen können. Wie viel leidige Erinnerungen lagen ſchon auf ſeinem kurzen caſſeler Wege hinter ihm!

Als der Baron hörte, daß der ſorgfältige Anzug des jungen Freundes einer Aufwartung beim Staatsrathe Müller gelte, rief er aus:

Sie werden eine Angſtſeele kennen lernen! Ein eminenter, reichbegabter, weitblickender Geiſt — kleinmüthig und ohne Ballaſt in der Bruſt, um auf dem ſtürmiſchen Ocean einer Revolutionszeit, auf den ihn ſein Verhängniß wie ſein Ehrgeiz getrieben, mit männlicher Würde zu fahren. So umfaſſend ſein Geiſt, ſo eng iſt ſein Muth. Erbauen Sie ſich an Dem, was er ſpricht. Von ihm gilt, was man von den Pfaffen ſagt: „Haltet euch an ihre Worte!“ Sie werden einen ſinnreichen Verſtand, ein ſchönes Wohlwollen, ein unermeßliches Wiſſen an ihm zu bewundern haben. Eine große Umwandelung iſt in Berlin mit ihm vorgegangen; kennen Sie den eigenthümlichen Fall?

Ich habe von einer Unterredung gehört, die er mit Napoleon nach deſſen ſiegreichem Einzug gehabt hat, antwortete Hermann. Mich intereſſirte aber die Sache damals, wo ich noch nach dem abſoluten Ich ſchnappte, nicht ſo lebhaft wie jetzt, wo ich an den merkwürdigen Mann gewieſen bin. Was war es denn eigentlich?

Ich erzähle es Ihnen unterwegs, erwiderte Rehfeld. Kommen Sie, es iſt die rechte Zeit; ich begleite Sie.

Als Beide durch das dämmerige Haus auf die Gaſſe gekommen waren, fuhr der Baron fort:

Nicht oft haben bei irgend einem bedeutenden Menſchen kindiſche Angſt und unmännliche Eitelkeit ſich in einem ſtillen Ereigniß ſo merkwürdig verknüpft, wie bei dieſem Manne, um plötzlich eine ſo unrühmliche Sinnesänderung zu bewirken. Müller, wie Sie wiſſen, lebte nach der politiſchen Rolle, die er im Cabinet des Kurfürſten von Mainz und nachher in der wiener Staatskanzlei geſpielt hatte, als Akademiker und brandenburger Hiſtoriograph in Berlin, und hatte, um im beſten Sinn auf den deutſchen Nationalgeiſt zu wirken, Hammer's „Poſaune des heiligen Kriegs“ mit einer Vorrede herausgegeben — Sprüche und Reden Mohammed's zur Entflammung ſeiner kriegeriſchen Araber. Die glühende orientaliſche Beredtſamkeit ſollte die Herzen des Abendlandes begeiſtern und zu Thaten entflammen. Nicht wahr — der Gedanke war vortrefflich? Als aber Napoleon nach der jenaer Schlacht in Berlin einrückte, zitterte Müller vor Verantwortung, fürchtete fortgeſchleppt, vielleicht wie Palm erſchoſſen zu werden. Wirklich wurde er auch vor den Kaiſer gefodert. Ich kann mir denken, mit welcher Angſt er dahin ging, obſchon es damit bei der allerhöchſten Inſtanz offenbar auf kein peinliches Verhör abgeſehen ſein konnte. Napoleon hatte vielmehr eine Auszeichnung im Sinn, gleichviel, ob für den berühmten deutſchen Geſchichtſchreiber oder nur an dieſem für ſich ſelbſt. Hier fand nun die berühmte Unterredung ſtatt, von der Sie gehört haben, und in der es unſerm Müller gelang, durch ſeine großartigen und umfaſſenden Anſichten über Geſchichts- und Völkerentwickelung den Kaiſer für ſich einzunehmen, ſodaß er mit lebhafter Zuſtimmung und Gunſt entlaſſen wurde. Seitdem ſchwärmt Müller für Napoleon, und verdiente in der That mit der kaiſerlichen Gnade gezüchtigt zu werden, wie ihm denn auch geſchah. Als er nämlich eben aus dem unglücklichen Preußen ſich in die literariſche Einſamkeit von Tübingen retten wollte, ward er nach Paris befohlen und von Napoleon zum Miniſter-Staatsſecretär für das neue Königreich Weſtfalen — eigentlich zu ſagen gepreßt, denn es ging gegen ſeinen innigſten Wunſch und Willen. Aber er wehrte ſich vergebens, und mußte erleben, was er geahnt haben mochte — wie unpaſſend und wie unglücklich er ſich auf dieſem höchſten Staatspoſten befinden werde. Er erkrankte ſchwer und — aber hier ſind wir an ſeiner Wohnung. Gute Verrichtung, junger Candidat! In früherer Zeit hätte ich Ihnen eine Warnung mitgegeben; aber er iſt jetzt ein kranker Mann!

Welche Warnung? fragte Hermann.

Ja, welche! rief der Baron, und eilte, den Hut ſchwenkend, mit Lachen um die nächſte Ecke.

Wirklich traf Hermann, als er auf ſein Anmelden durch einen ältlichen Diener vorgelaſſen wurde, den Arzt im Zimmer. Es war derſelbe kleine Doctor, den er ſchon aus der Familie Reichardt her kannte, wo derſelbe Luiſen in ihren Krampfleiden behandelte. Staatsrath Müller kam ihm mit wohlwollender Freundlichkeit entgegen, deutete nach einem Stuhl, und bat ihn, ſich einen Augenblick zu gedulden.

Während er hierauf vom Arzte ſein Recept und die nöthige Diätvorſchrift empfing, verglich Hermann beide Geſtalten in ihrem auffallenden Abſtich. Müller, in Mitte der Funfzig, nicht groß, aber ziemlich dick, blaß und etwas aufgedunſen bei leidendem Ausſehen, bewegte ſich unbeholfen; die wenig ſagenden Augen, ſtark vorliegend, blinzten entzündet, und der gutmüthig lächelnde Mund ſpielte mit kindiſchen Zügen. Er ſprach ſchwerfällig im Schweizerdialekt, und liebte franzöſiſche Worte und Floskeln einzuſtreuen.

Der Arzt Harniſch dagegen, auch ein kleiner Mann, ein angehender Dreißiger, war ungemein lebhaft, von männlicher Geſichtsbildung, kräftiger Geſichtsfarbe, feurigem Blick und ſtarkem dunkeln Haar. Er ſprach gut und lebhaft beide Sprachen, ſprudelte von Witz und treffenden Repliken, wobei er viel Weltmanier mit etwas gezierter Artigkeit und ein einnehmendes Weſen an den Tag legte. Er trat ſtets als ein Mann von gutem Bewußtſein hervor, der ſich ebenſo prompt und promovirt fühlte, den Herzensbedürfniſſen der Frauen, wie den körperlichen Leiden der Männer zu Hülfe zu kommen.

Als der Arzt jetzt nach ſeinem Hut griff, kam Müller zu Hermann heran und ſprach:

Ich darf Ihnen ſagen, daß Sie mir ſchon beſtens empfohlen ſind, — dreifach empfohlen: von Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter von Bülow, von der durchlauchtigen Oberhofmeiſterin und — was mir vor allem gilt, hier mein geſchätzter Hippokrates kennt Sie auch.

Von der Gräfin kam unſerm Freund eine ſolche Nachricht überraſchend. Er hatte in ſeinem Schuldbewußtſein ſich dieſes Wohlwollens ſo wenig vermuthet, daß er ſeither nichts ſo ſehr vermieden hatte, als den alten Gang unter ihren Fenſtern vorüber. Der Arzt, dem die Verwirrung des jungen Mannes nicht entging, ſagte mit verbindlichem Ton, aber ſehr ſchalkhaftem Blicke:

Und, Herr Staatsrath, erſcheint der Herr Doctor nicht auch des Vertrauens der Staatsmänner wie der liebenswürdigen Frauen werth?

Gewiß! lachte Müller. Er hat beſonders auch die Ausſtaffirung zum Diplomaten; aber es freut mich, daß er bei der Standarte der Wiſſenſchaft bleiben will. Ich ſelbſt, zwiſchen Archiven und Cabineten hin- und hergeworfen, habe doch vielfach den Ausſpruch meines alten Gönners, des Generalprocurators von Tronchin in Genf, wenigſtens an mir beſtätigt gefunden. Ich würde nur, weiſſagte er mir einſt, im Felde der Wiſſenſchaft glücklich und ehrlich arbeiten.

Was? Auch ehrlich, und nur darin? rief mit verſtecktem Blick gegen Hermann der Arzt. Dann erlauben Sie mir Ihnen zu ſagen, was außerdem noch die deutſche Welt Ehrenhaftes von Ihnen erwartet, da Sie jetzt doch eigentlich im Staatsgeſchäft arbeiten. Ich habe es Ihnen ſchon öfter angedeutet, aber Wiederholung ſchadet nichts. Ja, Herr Staatsrath, Sie, der bisher durch die Schrift die tiefſten und edelſten Herzen für das

Vaterland gewonnen, müſſen durch lebendiges Wort, durch gegenwärtigen Geiſt wirken. Auf Ihrem weſtfäliſchen Staatspoſten, weiß ich wohl, können Sie in keine „Kriegspoſaune“ ſtoßen; aber die Ohren der Fürſten und Miniſter, die Herzen der deutſchen Jugend ſtehen Ihnen offen. Ich ſage das abſichtlich in Gegenwart dieſes jungen Freundes, der Ihnen zu huldigen und zu vertrauen kommt. Ja, ich ſage es zu ſeiner eigenen Erbauung, da er jetzt in die Geſchäfte treten will. Auch iſt er in Reichardt's Verbindungen eingeweiht, und wir dürfen offen vor ihm reden. Sie wiſſen, was ſich in Preußen, im ganzen deutſchen Norden vorbereitet; fühlen Sie, von welchem Gewicht Sie, Johannes Müller aus Schaffhauſen, auf dieſem Rütli der beſten deutſchen Männer wären. Sie ſind eingeweiht in die politiſchen Zuſtände des weſtlichen Deutſchlands, Oeſtreichs, Preußens, haben die ausgebreitetſten Bekanntſchaften mit Staatsmännern und Gelehrten, ſtehen als Menſch und Schriftſteller in hohem Anſehen; Sie ſollten der Mittelpunkt eines Bundes deutſcher Vaterlandsfreunde ſein, ſollten bedenken, daß es jetzt weniger an der Zeit iſt — Geſchichte zu ſchreiben, als Geſchichte zu machen. Der echte Geſchichtſchreiber, der in die nächtlichen Tiefen der Vergangenheit geblickt hat, iſt der berufene Prophet der Zukunft; er hat ein entſiegeltes Auge; er kennt die Maße für das Handeln; er verſteht ſich auf den Compaß im Sturm und Aufruhr der großen nationalen Unternehmungen. Sie verſtehen mich, — und Sie wiſſen, um was es gilt, und Sie haben auch ein Herz dafür, Ihrer Nation Tröſter und Erwecker zu ſein, das weiß ich; es fehlt nur Das: „Ich hab's gewagt!“

Der Arzt hatte dies Alles halb laut, aber ſo warm geſprochen, daß von dem gedämpften Eifer ſein mannhaftes Geſicht glühroth geworden war. Müller, innerlich bewegt, aber beunruhigt, blickte bald den Doctor, bald den jungen Freund an, und erwiderte mit Empfindung:

Sie mahnen mich, braver Medicus, an die großen Seher alter Zeit, die es an den Zeichen erkannten, wann Gott etwas Neues machen wollte. Ich denke an Jeremias. Die Augen hat ſich der große Prophet ausgeweint; aber er ſah, daß Aſien und auch ſein Volk dem babyloniſchen König übergeben war, und er rieth — ſich darein zu ſchicken. Darüber vergaß er ſeines Volks und ſeines Grundgefühls nicht. Nun ich? Ich bin kein Jeremias, ob meine Augen gleich einen ähnlichen Schmerz verrathen; aber — Sie verſtehen mich, Sie und Sie!

Und indem er Beiden die Hände reichte, fuhr er fort:

Auch jetzt ſind durch die Wunder des Jahres 1806 die Nationen wie im Netze des Vogelſtellers gefangen, von Cadix bis Danzig, von Raguſa bis Hamburg, und bald iſt Alles — Empire français; ob auf 70 Jahre, wie in Babylon, oder auf 700, wie im römiſchen Reiche, wer kann es wiſſen. Napoleon iſt ein Werkzeug Gottes, Neues, nie Dageweſenes in die Weltgeſchichte einzuführen. Sehen Sie, das hab' ich erkannt in jener Unterhaltung mit dem erſtaunlichen Manne, die ich in Berlin hatte, mit ihm, der — wie Baggeſen ſagt — nicht will, ſondern gewollt wird. Dieſe Erkenntniß liegt ſeitdem ſchwer auf meiner Bruſt. Was hat mich ſo krank gemacht, daß ich dem Tode nahe war? Sie wiſſen's, Doctor! Und wenn auch wieder geſund — was bin ich hier? Ein Fremdling in dieſem ſündigen Babylon! Das wiſſen Sie, lieber Harniſch! Und ich habe nur noch den einen Wunſch des Heimwehs:

O qui me gelidis in vallibus Haemi
Sistat et ingenti ramorum protegat umbra:

(Ach, wer mich in die kühlen Thäler des Hämus
Brächte, dorthin, wo mächtige Bäume ſchatten und ſchützen!)

Er hatte ſich in Thränen geſprochen, und eilte, ein friſches Schnupftuch zu holen, ins Nebenzimmer. Derweil flüſterte der Arzt dem jungen Freunde zu:

Ma foi, il serait bien intéressant, s'il n'était pas de la manchette!

Als Müller gefaßter zurückkam, fuhr der Arzt fort:

Sie bedenken nur Eins nicht, beſter Staatsrath! Wir ſind keine nach Babylon verſchleppte Gefangene; wir ſitzen auf eigenem Grund und Boden, und werden uns ermannen, die Eindringlinge, die Fremden, hinauszuwerfen. Dieſe Selbſthülfe wird freilich nicht von unſern Fürſten ausgehen, vielmehr wird die Nation endlich erkennen, daß wir gerade ihnen die fremden Eroberer zu verdanken haben, daß ſie ihren Völkern ſelbſt fremd geworden ſind, und daß ſie verdienen, mit den Fremden in den Kauf gegeben zu werden.

Geſetzmäßige Regenten ſind allerdings heilig, flüſterte Müller; daß aber die Unterdrücker gar nichts zu fürchten haben ſollen, iſt weder nöthig, noch gut.

Mit der zweiten Hälfte Ihres Ausſpruchs einverſtanden! lachte Harniſch, und empfahl ſich mit zierlicher Verneigung gegen Müller und Hermann.

Müller, des beendigten politiſchen Geſprächs unverkennbar froh, nöthigte nun mit ſeiner wohlwollendſten Freundlichkeit den jungen Mann zum Sitzen. Er ſelbſt nahm vertraulich neben ihm Platz, und aus den vorliegenden Augen und lächelnden Lippen ſprach ein ſichtbares Wohlgefallen an der angenehmen Perſönlichkeit des Candidaten.

Geben Sie mir einen kurzen Lebensabriß! ſagte er; ganz kurz, ſchriftlich können Sie's dann ausführlicher thun.

Hermann ſprach gewöhnlich leicht und lebhaft, doch einfach und natürlich im Ausdruck. Jetzt im Erzählen nahm er einen etwas höhern Schwung. Er fühlte ſich durch die Gegenwart eines ſo berühmten Mannes geſteigert und dabei doch um ſo freier, als die wenig imponirende Perſönlichkeit des Bewunderten ſein jugendliches Selbſtgefühl nicht gerade einſchüchterte. Müller ſelbſt berief ihn dieſer gewandten und freimüthigen Art ſich auszudrücken, und verſprach ihm von ſolcher in Deutſchland ſeltenen Gabe einen glänzenden Erfolg auf dem Katheder.

Sie gefallen mir ſehr, lieber Doctor, ſagte er, wobei er ihm traulich auf das Knie klopfte. Sie haben Etwas, was ſchnell Vertrauen erregt, Zuneigung erweckt. Ich habe mich immer für junge Leute intereſſirt in dem Maße, als mich das Frauenzimmer kalt und gleichgültig ließ, ſodaß mir auch nie der Gedanke kam, mich zu verehelichen. Ich war ein kränklicher, ſchwächlicher, unbeholfener Junge, und habe mich ſpäter oft über mich ſelbſt verwundert, wie gerade in meiner ſchwungloſen Körperhülle ſich der kräftige, antike Sinn entwickeln konnte, der ſich im göttlichen Platon ausſpricht, wenn er die Neigung für das andere Geſchlecht, die Liebe zu den Frauen, für niedrig und unedel erklärt. Auch ich habe, nach des Sokrates Vorbild, mehr auf begabte Jünglinge zu wirken geſucht. In Platon's „Gaſtmahl" iſt der ſchöne Gedanke ausgeſprochen, daß aus der ſinnlichen Blüte zweigeſchlechtiger Jugend die ſterbliche Menſchheit durch wechſelnde Generationen ihre Fortdauer gewinne, daß aber die Weisheit eines gereiften Mannes die Seele vorzüglicher Jünglinge befruchte, ſodaß durch die Vereinigung von Schönheit und Wahrheit das Unſterbliche erzeugt werde. In dieſem Sinne, ſehen Sie, wünſche ich auch Ihnen nützlich zu werden. — — Ja, ja, ich ziehe mich gern, wie Sie ſehen, in Platon's akademiſche Schatten zurück aus dem tollen Carneval unſers caſſeler Lebens. — — Doch, ich muß mich über Ihr perſönliches Anliegen erklären. So wiſſen Sie denn, ich kämpfe noch immer für Erhaltung unſerer fünf Univerſitäten, auch für Rinteln und Helmſtädt. Die Franzoſen beſitzen unſern wiſſenſchaftlichen Sinn nicht, haben kein Gewiſſen für die particulären Vermächtniſſe der Abgeſtorbenen; alle ſpeciellen Fonds ſollen zuſammenfließen, — tresor public werden. Nein, da verlöre ja Alles ſeine Natur und Kenntlichkeit und würde auseinandergeriſſen, bis kein Stein auf dem andern und kein Thaler in der Kaſſe bliebe für Gehalte und Freitiſche. Sehen Sie, auf dieſem Kampffelde ſtehe ich. Bis zum Herbſt wird es ſich entſcheiden, was bleibt und wie's organiſirt wird. Wenn aber auch einige der hohen Schulen eingeſchmolzen würden, brauchen wir doch immer junge Kräfte, und ich werde Ihnen eine gute Stelle ſchaffen können. Bis dahin rathe ich Ihnen zu keiner Hofmeiſterſtelle. Sie haben's gerade nicht nöthig, und gewinnen eine koſtbare Zeit und Sammlung des Geiſtes. Unternehmen Sie lieber eine wiſſenſchaftliche Arbeit. Wiſſen Sie was? Ueberſetzen und bearbeiten Sie Platon's „Gaſtmahl"! Kein Werk der Alten verbindet ſo herrlich Poeſie mit Philoſophie. Und bedenken Sie, welche Bedeutung ein ſolches Büchlein gerade in Weſtfalen, in Caſſel, überhaupt in der Gegenwart hätte. Beim Gaſtmahle eines gekrönten Dichters, beim kreiſenden Pokal wird über das Weſen der Liebe verhandelt, alle Seiten oder Richtungen dieſer die Welt ſchaffenden, erhaltenden, beſeligenden Gotteskraft werden in anmuthig ernſten und humoriſtiſchen Reden entwickelt. Welch' ein Heiligthum, das ſich da inmitten der Leichtfertigkeiten und Orgien, der Verirrungen und Verwirrungen unſers caſſeler Liebelebens aufthäte! Aus dem Blütenkelche, aus der üppigen, betäubenden Blätterfülle des Genußlebens wüchſe eine heilſame Frucht der Weisheit, ein Same der Beſinnung, eine koſtbare Nieswurz.

Wahrlich, Herr Staatsrath, ein großer, ein ſchöner Gedanke! rief Hermann, und jener fuhr fort:

Nicht wahr? Und ich beſitze eine ſchöne Literatur über dieſen und andere Platoniſche Dialoge. Die ſchicke ich Ihnen gleich zu, und wir beſprechen uns darüber. Sie müſſen mich öfter beſuchen!

Ich bin gerührt von Ihrem Wohlwollen! ſagte Hermann. Wie dürfte ich aber wagen, Ihre koſtbare Zeit —

Wohl bedarf ich der Zeit, erklärte Müller, aber auch mehr als je der Erholung. Bin ich doch ſogar in Abendgeſellſchaften gegangen, die mich mehr erſchöpfen als erquicken. Und Beſuche, die ich täglich von Leuten erhalte, die in Noth, in Schulden und betrübten Herzens ſind, kann ich nicht für Ergötzungen nehmen. Auch nöthigt mich meine geſchwächte Geſundheit, Abends 8 Uhr Abſchnitt im Arbeiten zu machen. Kommen Sie nur! Und wiſſen Sie was? Statt der Hofmeiſterei ſuchen Sie lieber in unſern höhern Familien Unterricht, Vorleſung oder ſo 'was zu geben; das läßt Ihnen freie Hand und bildet für die Welt, gibt Ihnen Stellung und öffnet Ihnen einen hohen Weg für Einfluß auf die Geiſter und Herzen. Ich werde Ihnen Empfehlungen geben. O wir haben doch vorzügliche Männer hier, auch unter den Franzoſen! Sie ſehen, ich kann's nicht laſſen, Andere leiten zu wollen, obſchon ich an mir ſelbſt erfahren, wie Alles, was wir leben, ein unbegreifliches, unwiderſtehliches Spiel des Schickſals iſt. Bin ich doch ganz wider Willen hierher in dieſe weſtfäliſche Fremde gekommen! Ich dachte, in der Einſamkeit von Tübingen ein fünf bis ſechs Jährchen der ſtillen Ausarbeitung meiner Werke zu leben. Die öffentlichen Begebenheiten hatten mich ſo angegriffen, ich fühlte mein zunehmendes Alter und wollte mit Ausführung meiner Plane eilen. Wie ſehnte ich mich in die gewünſchte Ruhe! Vergebens! Ich mußte hierher kommen, wo ich durch das Miniſterium des Staatsſecretariats bald in eine ungewöhnliche Abſpannung und in Nervenzufälle verfiel, die mich vermochten abzudanken. Aber der wohlwollende König, ſtatt mich zu entlaſſen, ſuchte ſonſt zu helfen. Ich blieb als Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Aber auch dabei bin ich noch entſetzlich überladen, ſodaß ich erſt ſeit kurzem Abends um 8 Uhr ein wenig zum Studiren oder zu geſelliger Erholung komme.

Als der redſelige Mann hier eine Pauſe machte, erhob ſich Hermann, zu gehen, indem er ſeinen Dank für die wohlwollenden Abſichten und ſeine Verehrung gegen Müller in wenigen, aber warmen Worten ausdrückte. Müller, der ihn unter lebhaftem Nicken zur Thüre begleitete, ſagte noch:

Ja, ſehen Sie, junger geſunder Mann, ſo lebt man und — ſo kommt man herunter! Sie Glücklicher! O wär' ich noch einmal ſo jung und ſo bei Kraft! Ach, Sie haben noch Ihre ſchöne Zukunft vor ſich! Gott ſegne ſie Ihnen! Laſſen Sie mich Ihnen noch als Gaſtgeſchenk die in meinem wechſelvollen Leben gewonnene Ueberzeugung zur Lebensregel mitgeben: „Für ſich der höchſten Leitung zu folgen, für die Welt wohlthätig zu wirken, darin liegt das Geheimniß unſers Glücks und der Kern aller Moral!“

Sechſtes Capitel.

Ein Speiſezettel.

Hermann kam wunderbar bewegt nach Hauſe. Lina trat ihm mit der Mutter aus der Küche entgegen, begrüßte ihn in der Dämmerung des Vorplatzes mit dargebotener Hand, und fragte, ob es ihm recht ſei, ein Stündchen mit ihr zu leſen. Es war ihm angenehm, auf andere Gedanken zu kommen, und ſie lud ihn durch die offene Stube der Mutter nach dem Altan.

Die junge Frau konnte ſich noch nicht gewöhnen, den Tag über allein zu Hauſe zu bleiben. Ihr Ludwig kam nur ausnahmsweiſe dann und wann einmal auf Augenblicke nach ſeiner etwas entlegenen Wohnung; denn er hielt gern als Bureauchef die Arbeitsſtunden ein, und dieſe dauerten von Morgens 9 bis Nachmittags 5 Uhr, wo dann das Geſchäft geſchloſſen ward, die franzöſiſche Tiſchſtunde eintrat und der übrige Tag Jedem zu freier Verfügung blieb. Thätig von Naturell, und von ihrer einfachen Häuslichkeit noch nicht vollauf beſchäftigt, nahm daher Lina gern die Mutter, die ſich ja ebenfalls einſam und verlaſſen fühlte, zum Vorwand, ſich einen Ausgang zu ihr zu machen.

Auf dem Altan, wo ihr Buch auf einem Tiſchchen lag, bemerkte ſie des Freundes aufgeregte Stimmung, und jetzt fiel ihr auch ſein ſorgfältiger Anzug auf. Was ſie ſich auch dabei denken mochte, ſie ſah ihn betroffen an, und erſt, als er ſagte, daß er vom Staatsrathe von Müller komme, rief ſie vergnügt aus:

Und der hat dir wol wenig Hoffnung gemacht, nicht wahr?

Ei, verſetzte er, du ſagſt das, als ob es etwas Angenehmes wäre? Aber nein, es iſt nicht um mich, es iſt um ihn, daß ich ſo erregt bin. Es iſt ein Mann, liebe Lina, der Einen erheben und doch zugleich jammern kann. So unanſehnlich von Geſtalt und ſo herrlichen Geiſtes, ſo ſtolze Gedanken bei ängſtlichem, unterwürfigem Benehmen, ſo — ich möchte ſagen — faſt widerwärtig durch ſeine Manieren und Annäherung, und doch durch Wohlwollen und edle Empfindungen ſo anziehend und einnehmend. — — Sieh' da, im Augenblicke fällt mir ein Vergleich ein! Er iſt ein Tagfalter — im Uebergang aus ſeinem verlarvten, verpuppten Zuſtande begriffen. Der Mund deutet noch auf die gefräßige Raupe; der kurze, ſchwammige Körper erſcheint als die wulſtige Puppe, aus welcher der Geiſt ſeine Fühler des Ewigen ſtreckt. Die Flügel ſchimmern chryſalidiſch hervor, mit denen er die Geſchichtswelt durchflattert, und die Blätter, die er erſt als Forſcher zernagte, nun er ſich auf ihnen niederläßt, mit Goldſtaube färbt. Er erklärte ſich für hergeſtellt von einem bedenklichen Leiden; aber ich halte ihn noch für ſehr krank, wenigſtens an einem Schweizerheimweh der Seele. O ich verſtehe ihn: er iſt auch ein Fremdling an dieſem luſtigen, weſtfäliſchen Hofe, wie ſo Mancher.

Auch? fragte ſie betrübt. Fühlſt du dich denn ſo fremd bei uns?

Bei euch nicht, Lina! antwortete er, und nicht, wenn ich von hier oder von droben hinaus in die herrliche Natur blicke; wohl aber, wenn ich an meine Zukunft denke und an die Atmoſphäre der Geſellſchaft, durch die meine Pfade führen. Nach Dem, was ich in jüngſter Zeit erfahren, oder — ich muß eigentlich ſagen empfunden habe, iſt es auch mein innigſtes Verlangen, mich in die Heimat eurer Freundſchaft und auf den Verkehr mit der treuen, unanfechtbaren Natur abzuſchließen. In dieſer Zurückgezogenheit liegt zugleich auch der ſtille Weg in meine Zukunft, den mir Müller angedeutet hat.

Und ich darf davon wiſſen, Hermann? fragte ſie.

Es iſt eine gelehrte Arbeit, mit der ich mich für ein Katheder vorbereiten ſoll. Bis zum Herbſte hofft er eine Stelle für mich zu haben, — vielleicht in Göttingen.

Das freut mich, ſagte Lina, — wenn auch nur für dich! Wir können dich dann verlieren, und wenn du dich jetzt in deine Arbeit vertiefſt, haben wir dich eigentlich bis dahin auch nicht, und du vergiſſeſt ganz die Geſellſchaft.

Das doch nicht, liebe Lina! Müller hat mir vielmehr ſelbſt, ſo wenig geſellig er lebt, die Arbeit aus dem Geſichtspunkt der Geſellſchaft, namentlich der caſſeler anempfohlen. Sie dreht ſich nämlich — denke dir! — um die große Frage: Was iſt die Liebe. Eines der ſchönſten und edelſten Werke, die aus dem Alterthum auf uns überkommen ſind: das ſogenannte „Gaſtmahl“ von Platon!

Aber das mußt du mir erklären! rief Lina freudig aus. Den Gaſtwirth Platon kenn' ich ſchon ein wenig.

Ludwig hat einmal von ihm geſprochen; er war ein griechiſcher Weltweiſer oder Philoſoph, nicht wahr?

Ja, Lina, einer der herrlichſten Geiſter unſers Geſchlechts, der zwiſchen drei- und vierhundert Jahren vor Chriſtus lebte und in Athen lehrte.

Und ſein — Gaſtmahl? Aber — erſt lege den ehrenfeſten Beſuchfrack ab und mache dir's bequem. Wenn ich dir Audienz gebe, mußt du häuslich ausſehen.

Sie rief der Magd, des Herrn Doctors Hausrock herunter zu holen, und fuhr dann fort:

Das gibt eine prächtige Mahlzeit. Aber ich höre die Mutter ſchon mit den Zwölfuhrtellern klappern. Mutter! rief ſie durch das nach der Küche offene Zimmer, decke für Drei! Ich eſſe mit; wir haben ein koſtbares Gaſtmahl zu erwarten.

Oho! lautete die Antwort. Spitzt euch nur auf keine Tractamente! Ihr bekommt eine gute Suppe und Hammelbraten, freilich mit jungen Rübchen und Zuckererbſen, und — ſoll ich euch vielleicht noch einen Eierkuchen dazu machen mit Schnittlauch oder mit etwas eingemachtem Obſt?

Beide lachten herzlich über das unſchuldige Misverſtändniß der freundlichen Mutter, worauf dann Lina, ihr mitgebrachtes Buch bei Seite ſchiebend, ſich als Zuhörerin bequem ſetzte, und Hermann ſich, im Hausrock etwas leichter als vom Katheder, hören ließ:

In ſeinen Schriften, liebe Lina, geht Platon ſtets darauf aus, zu zeigen, wie ein wahrhaft gebildeter Menſch mit der Beſonnenheit höherer Erkenntniß und Einſicht auch Begeiſterung für das Schöne verbinden müſſe. Er kleidet daher auch gleich ſelbſt ſeine tiefſinnige Weisheit in ein dichteriſches Gewand, und zwar in die Form von Geſprächen, die ſozuſagen eine geſellige, entwickelnde Atmoſphäre ſeiner großen Ideen bilden. Dieſe Verbindung von Kunſt und Erkenntniß iſt ihm vielleicht am vollkommenſten in dem koſtbaren Dialog: „Das Gaſtmahl“ betitelt, gelungen. Wir finden uns nämlich durch eine einleitende Erzählung in die Wohnung Agathon's verſetzt, — eines reichen, jungen und ſchönen Poeten. Er hat, ungefähr im Jahre 417 vor Chriſtus, in einem öffentlichen Wettkampfe für die beſte Tragödie — wie ſolche poetiſchen Wettkämpfe damals in Griechenland üblich waren — den erſten Preis errungen, und bewirthet nun bei ſtiller Nachfeier ſeines Siegs einen kleinen Kreis lieber Freunde. Das erſte, rauſchende Feſt war nämlich Tags vorher begangen worden, und eine mildere Fröhlichkeit ruht auf der vertraulichen Nachfeier. Das ſonſt übliche Wetttrinken iſt heut aufgehoben; die Flötenſpielerin, die Tänzerin und der Spaßmacher, die bei einem lauten Feſte nicht fehlen durften, ſind aus dem Saal verwieſen, und ſtatt ihrer bringen, auf den Vorſchlag eines ärztlichen Mitgaſtes, die Zecher des Nachtiſches, in der Reihenfolge von der Linken zur Rechten des Gelags, ihre Lobreden auf Eros, den Gott der Liebe. Dieſe Reden ſteigern ſich in der innern Bedeutung und nach der verſchiedenen Auffaſſung der Liebe, bis am Schluſſe Sokrates, Platon's Lehrer, alle Einſeitigkeiten und Gegenſätze der Betrachtung in einer glänzenden Rede zuſammenfaßt. In dieſer Rede zeigt er uns die Liebe als Vermittlerin des Göttlichen und Menſchlichen, als die Ausſpenderin alles Unſterblichen in dem vergänglichen Leben, und weiſt dabei nach, daß nur durch Beherrſchung des bloßen Sinnenlebens ſowie des einſeitigen ſelbſtſüchtigen Verſtandes das wahre Glück des Daſeins zu erlangen iſt. Doch der Abend ſchließt nicht mit ſo erhabenem Ernſt. Der Nachtſchwärmer Alkibiades, der ausgelaſſene Liebling der athenienſiſchen Geſellſchaft, bringt unter den luſtigen Tönen der Flötenſpielerin mit Zechgenoſſen in den Kreis. Halb berauſcht, aber von dem weiſen Arzte an die geiſtige Weihe des Abends gemahnt, hält auch er eine Lobrede auf Sokrates, als den von der höhern Liebe Beglückten. Die Trinkſchale kreiſt jetzt lebhaft, die Fröhlichkeit wird laut und lauter, bis einer um den andern der luſtigen Zecher erliegt oder entſchlüpft, und ſelbſt die beiden Poeten des Kreiſes in den Schlaf ſinken. Nur Sokrates bleibt bis zum anbrechenden Morgen wach, und geht friſch und beſonnen an ſeinen Tag, um zu zeigen, wie der ſelbſtbewußte, ſittliche Menſch, auch wenn ihn die Gelegenheit einmal zum Uebermuth und Uebermaß hinreißt, ſich doch ſchnell wieder zur ſittlichen Ordnung und Harmonie zurechtfindet.

Wie reizend iſt das! rief Lina, und gibt uns einen Einblick in das Leben jenes gebildeten Volks. Nun aber die Reden, die gehalten worden?

Auf dieſe kommen wir gelegentlich meiner Arbeit. Ich muß mich erſt ſelbſt wieder mit den vertheilten Anſichten über das große Lebensthema der Liebe bekanntmachen. Mein Zweck erfodert eine doppelte Ueberſetzung, nicht blos in unſere Sprache, ſondern auch in unſere Anſchauungsweiſe. Aber ich ſehe nun recht ein, welchen fruchtbaren Gedanken Müller gehabt hat. Die Zeit, in welche das Platoniſche Gaſtmahl verlegt iſt — als im Drange gehäufter Unfälle das Sittenverderbniß in Athen um ſich griff —, hat viel Aehnliches mit unſern Tagen. Auch damals ward gerade von den Edeln der Nation das Leben fortgelebt wie eine Pflicht oder wie eine Unvermeidlichkeit. Man ſpann ſeine Tage hin ohne Freude, ohne Ausſicht auf ein ſchönes, heiteres Leben; ohne Hoffnung, ſeine Träume, ſeine Sehnſucht und Wünſche erfüllt zu ſehen.

Unter dieſer letzten Betrachtung hatte das ſo lebhaft intereſſirte Freundespaar endlich dem Klappern mit Löffeln und Tellern Gehör geſchenkt und ſich zur Suppe geſetzt, an deren Erkalten die gute Mutter wiederholt gemahnt hatte. Sie fuhren mit ihrer Unterhaltung über den Gegenſtand fort, bis es Lina nach Hauſe trieb, um auch für ihren Ludwig einige Schüſſeln zu bereiten, die er gern aß.

Unterwegs gingen ihr hundert Gedanken durch den Kopf. Sie verglich ſolche Ideen, wie ſie eben von Hermann vernommen hatte, mit den Nachrichten, die ihr Ludwig dann und wann, ihres frühern Widerwillens ungeachtet, über Liebesverhältniſſe und Leichtfertigkeiten bei Hof hinterbrachte. So anziehend ihr dabei Hermann's ideale Anſchauungen — ſo abſtoßend Ludwig's Blicke ins wirkliche Leben erſchienen, ſo wenig beſorgte ſie doch, oder kam ihr überhaupt nur der Gedanke, daß ſie etwas von der einen oder der andern Empfindung auf Hermann oder auf ihren Ludwig übertragen könnte. Und doch gerieth unter dem ruhigen Abwarten des Herdfeuers und der kochenden Töpfe ihr Herz unvermuthet von Hermann's Unterhaltung auf ſeine Perſon. Eine innere Umwandelung ſchien mit dem Freunde vorgegangen zu ſein. Daß es eine Herzensneigung ſei, bezweifelte ſie. Es hätte ihm, der ſich ſonſt ſo fröhlich, unruhig und hinausſtrebend gezeigt hatte, doch ähnlicher geſehen, dieſer Neigung nachzujagen, als ſich auf eine gelehrte Arbeit zurückzuziehen. An eine unglückliche Liebe dachte ſie nicht, entweder weil ſie ihn auf einem Beſtreben, wie ſie es vorausſetzte, noch nicht beobachtet hatte, oder vielleicht auch, weil ſie ſelbſt zu lebhaft fühlte, daß man den Freund nicht leicht ungeliebt laſſen könnte. Sie kam zuletzt wieder auf jene Aeußerung zurück, die er über Müller'n gethan hatte — er verſtehe ihn: der arme Mann gehöre auch zu Denen, die ſich fremd in dieſem Caſſel fühlten. Dies Leid, das auch das ſeinige ſchien, ging ihr nahe; ſie ſetzte ſich vor, es wenigſtens nicht an ſich fehlen zu laſſen, daß es dem brüderlichen Freunde wohl in ihrem Kreiſe werde.

Ludwig, dem ſie über Tiſche von Hermann's Stimmung und Beſuch bei Müller erzählte, war der Meinung, der Freund bedürfe mehr einer praktiſchen Thätigkeit.

Ein Ueberſchuß von Kräften ſtört die Zufriedenheit eines Mannes oft viel eher, als eine Unzulänglichkeit derſelben, ſagte er. Dieſe nöthigt doch zu einem Beſtreben, zu einer Anſtrengung, während der Ueberſchuß meiſtens zum Ueberdruß führt. Glaube mir, Linchen, unſer Hermann iſt nicht mit Caſſel, ſondern wahrſcheinlich mit ſich ſelbſt unzufrieden, und irrt ſich, wenn er's umgekehrt meint, nur in der Selbſtbeurtheilung.

Die Stimmung Hermann's, die ihn zur wehmüthigen Einſamkeit ſeines Zimmers zog, rührte freilich von einer Urſache her, von der das junge Ehepaar keine Ahnung hatte. Doch war es nicht mehr die urſprüngliche, mit innern Vorwürfen verbundene Trauer über die verhängnißvolle Stunde, die ihn im Boudoir der Gräfin Antonie überraſcht hatte. Er beklagte einen Verluſt nicht mehr, der ein ihm eben geſchenktes Glück in demſelben Moment, und ehe es ein Gewinn des Herzens geworden, raſch verſchlungen hatte. Daß aber eine ſolche Hingebung, wie er ſie erfahren, ſogleich zu einem Nichts werden konnte, hatte ihm doch hinter all' den luſtigen Geſchichten der Reſidenz, die ihm bis jetzt unglaublich geweſen, einen tiefen Blick ins Leben geöffnet, der in einer für das Ideelle im Leben ſo vertieften Seele einen dauernden Eindruck zurücklaſſen mußte.

Siebentes Capitel.

Eine Intrigue.

Schon am andern Morgen erhielt Hermann vom Staatsrathe Müller die ihm verſprochenen Bücher überbracht. Es war manches ihm ſchon Bekannte darunter; denn in Halle war damals neben Homer beſonders auch Platon — jener durch den berühmten Profeſſor Wolf, dieſer durch Schleiermacher ſehr in Schwung gekommen. Die Arbeiten von Heindorf, einem Schüler Wolf's und Freunde Schleiermacher's, befanden ſich neben der Wolf'ſchen Ausgabe des „Gaſtmahls“ und den beiden Bänden der Schleiermacher'ſchen Ueberſetzung unter den überſchickten Sachen.

Hermann durchblätterte Alles, und in ſeiner gehobenen Stimmung ſchien es ihm der Ballaſt zu ſein, mit dem er ſeiner Zukunft entgegenſegle. Die Unruhe, die ihn früher ſo oft hinausgetrieben, war jetzt in eine eigenthümliche einſiedleriſche Sentimentalität umgeſchlagen. Er fühlte ſich unausſprechlich glücklich darin, ohne leidenſchaftliches Beſtreben auch ſeinerſeits einem heitern Tagwerk obzuliegen, wie er es von ſeinem Fenſter aus durch das hingeſtreckte Fuldathal im Schwung erblickte. Dort wurden eben die Wieſen gemäht, und er beobachtete die einzelnen Vorgänge — wie die Mahd den ſonnigen Tag über ausgebreitet lag und vor Nacht aufgehäufelt wurde; wie im Morgenſchimmer die einſiedleriſchen Haufen umduftet ſtanden, und im Abendroth die geſchäftigen Rechen in langen Reihen geſchwungen wurden, bis die große Gabel einen Haufen um den andern über den Leiterwagen hob und zu einem Sarg ſchichtete.

Während aber der Freund ſich in trotzender Zufriedenheit von der luſtigen Welt zurückzog, dachte er nicht daran, daß dieſelbe Welt nichtsdeſtoweniger ihre Abſichten fortſpänne, und daß über die Wege, die er eben offen ließ, ſich einzelne Fäden hinziehen könnten, aus denen für ihn ſelbſt, wenn er denn wieder einmal hinausſtürmte, ein Fangnetz oder glücklichenfalls auch eine Hangematte geworden wäre.

Hermann ahnte nicht, wie ſehr der Finanzminiſter von Bülow durch Alles, was ihm die Oberhofmeiſterin vertraut hatte, für ihn eingenommen war. Das freundliche Urtheil ſeiner Gemahlin über den jungen Mann, ſo günſtig es vorausgegangen war, hatte doch bei weitem des Piquanten entbehrt, was die Liebesgeſchichte mit Adelen einknüpfte — ein reizendes Geheimniß, das heitere Staatsmänner oft mehr als wirkliches Verdienſt für Perſonen einnimmt. Bei Hermann kam aber noch dazu, daß er ein Preuße war, und ausgezeichnet begabt für die Abſichten ſchien, für welche Bülow ſchon damals anfing, mit Vorliebe gute Preußen in die Stellen ſeiner Adminiſtration zu ziehen.

Aber dieſe Abſichten blieben doch auch der franzöſiſchen Partei nicht unbemerkt oder wenigſtens nicht unvermuthet. Bercagny, der Führer und Schürer dieſer Partei, ließ die Thätigkeit des Miniſters nicht aus den Augen. Er erkannte gar wohl, daß dieſer Bülow die ihm entgegenſtrebende Seele der deutſchen Partei war, und daß er durch des Königs Gunſt und durch ſeine Stellung an der Spitze der ſo eingreifenden und verzweigten Finanzadminiſtration Macht genug beſaß, die franzöſiſchen Beſtrebungen niederzuhalten. Sein Ziel war daher gefaßt; es galt ihm Alles, einen ſo einflußreichen Miniſter zu ſtürzen oder geſchickt zu entfernen, und einen tüchtigen Mann von ſeinem Anhang an die Stelle zu bringen. Dazu ſollte die weite Entfernung Bülow's nicht unbenutzt bleiben. Der Miniſter hatte Paris noch nicht erreicht, als Bercagny wiederholte Beſprechungen mit dem Staatsrathe Malchus gehabt und ihn für das Portefeuille der Finanzen auf Gerathewohl gewonnen hatte: ſoweit ſich Malchus äußerlich gewinnen ließ, da ihm alle Parteien als ſolche gleichgültig, aber auch jede recht war, die ſeinem Intereſſe dienen mochte.

Malchus war ein Mann von 38 Jahren und erinnerte, wenn nicht ſchon durch ſeinen Namen, doch durch den Schnitt ſeines Geſichts an jüdiſche Vorfahren, die vielleicht bis zu jenem Malchus hinaufreichten, der im Garten Gethſemane eines ſeiner Ohren an das allzuraſche Schwert des Petrus verloren hatte. Dieſer Vorausſetzung ſeiner Abſtammung widerſprach wenigſtens die ungemeine Geſchmeidigkeit ſeines Charakters nicht. Durch dieſe glückliche Fügſamkeit hatte er ſeinen Weg gemacht.

In Manheim geboren, Sohn eines Burgvogts im Dienſte des Herzogs von Zweibrücken, hatte er als Privatſecretär des mainzer Miniſters, Grafen von Weſtfalen, ſeine Laufbahn angetreten, war durch dieſen Gönner Secretär des Capitels zu Hildesheim, wo des Grafen Güter lagen, und nach der Säculariſation Kriegs- und Domänenrath in Halberſtadt geworden. Hier hatte er ſich bei der preußiſchen Regierung mit Notizen über die Capitalien des Fürſtbiſchofs, ſeines Wohlthäters, und über die Beſitzungen des Capitels beeifert. Mit Halberſtadt war er dann an das neue Königreich Weſtfalen gekommen, er, der bei einem Grafen von Weſtfalen begonnen hatte. Umfaſſende Sachkenntniſſe, große Geſchäftsgewandtheit und Arbeitſamkeit ließen ſich ihm nicht abſprechen — Gaben und Vorzüge, mit welchen dennoch, um ſie geltender zu machen, ſein ungemeſſener Ehrgeiz auch die Wege der Verſchlagenheit, der niedern Schmeichelei und der feilen Höflingſchaft nicht verſchmähte.

Malchus, ſeit ihm das Portefeuille des Miniſters vorſchwebte, hatte eine vornehme Nachläſſigkeit, ein lächerlich läppiſches Weſen angenommen. Er pflegte, auf einer Ottomane ausgeſtreckt, eine türkiſche Pfeife im Mund, kopfnickend, einſilbig und mit herablaſſender Handbewegung Aufwartende zu empfangen. So lag er auch heute da, fütterte ſein zahmes Reh mit Zuckerſtückchen und plauderte mit ſeiner neben ihm hockenden Frau von ſeiner künftigen Excellenz, als Vercagny gemeldet wurde. Die Frau im Negligée huſchte fort, und nahm das Reh mit; Malchus ſelbſt raffte ſich auf und ſtellte mit einem lauten: Sehr angenehm! die Pfeife beiſeit.

Vercagny trat ein, und blieb, ein Papier mit triumphirender Miene emporhaltend, ſtehen.

Wie? Was? rief Malchus in ſeinem etwas harten Franzöſiſch. Darf ich ahnen —? Sie hätten ſchon —? Wirklich, unſer Spaß ſchon ausgeführt? Nicht möglich! O bitte! Laſſen Sie mich nicht zappeln!

Sie haben's errathen, lieber Malchus! verſetzte der Polizeichef ſehr aufgeräumt und vertraulich. Aber ſetzen wir uns! Und Sie — nein Sie müſſen fortrauchen!

Er reichte ihm die Pfeife, ehe es der zuſpringende Malchus hindern konnte, und dieſer rief unter Bücklingen:

O Sie ſind zu gütig! Darf ich? — —

Sie müſſen, Freund! Unſere poetiſche Huldigung gegen Herrn von Bülow muß ihr Rauchopfer haben.

Wohl! Ich ſpende den Rauch! lachte Malchus, und während er ſeine Pfeife wieder in Zug brachte, entfaltete Vercagny ſein Papier, und las mit ſchmunzelnden Lippen:

Midas avait des mains qui changeoient tout en or.
Que Monsieur de Bulow n'en a-t-il des pareilles?
Pour l'état brisé ce serait un tresor.
Mais hélas! de Midas il n'a que les oreilles.

Aber charmant! Göttlich! rief Malchus. Ich ſage Ihnen — Und ſo flugs fertig? Aus dem Aermel geſchüttelt? O ich errathe! ſetzte er mit einem ſchalkhaften Fingerkuß gegen Vercagny hinzu: der junge Poet, den Sie mir genannt, hat gute Inſpirationen gehabt! Wie? Hab' ichs getroffen?

Nun, nun! ſchmunzelte Vercagny. Man hat ſeiner Zeit auch Muße für poetiſche Phantaſien gehabt.

Er dachte dabei an ſein Kloſterleben, ſetzte aber raſch, als ob Malchus dieſe Erinnerung ahnen könnte, hinzu:

Aber dieſer Monſieur Bernard iſt auch ein Mann von Talent, und beim Theater an raſches Produciren gewöhnt. Sehr ſchade, daß ſeine écarts, ſeine Ausſchweifungen, im Wege ſind, ihn z. B. in der Adminiſtration anzuſtellen! Sie leſen wol ſeine ausgezeichneten Theaterkritiken?

So? Sind die von ihm? fragte Malchus, als ob er ſie wirklich kenne.

Aber hier iſt auch gleich die Ueberſetzung der Verſe, fuhr Vercagny fort. Alle Welt muß den Spaß leſen, beſonders auch das Volk. Wir laſſen es in beiden Sprachen drucken und verbreiten. Das müſſen Sie nun ſelber leſen, Malchus! Soweit reicht meine franzöſiſche Zunge nicht.

Malchus nahm das Papier mit der Frage:

Und wer hat —?

Ich weiß es in der That nicht! lachte Bercagny. Bernard ſagt es nicht; aber er hat deutſche Freunde, und die Deutſchen, wiſſen Sie ja, ſind gefällige Leute!

Malchus that nicht, als ſei er ſelbſt damit gemeint, ſondern räusperte ſich und las:

Was Midas einſt ergriff, ward Gold in ſeiner Hand.
Iſt Herr von Bülow nicht mit gleicher Kraft geboren?
Das wäre doch ein Glück für das erſchöpfte Land.
Doch leider nein! Er hat von Midas nur die Ohren.

Meiſterlich! betheuerte Malchus. Ich ſage Ihnen, die Ueberſetzung gibt alle Nuancen des Originals wieder. Das wird Spectakel machen! Wenn nur der Ausdruck „l'état brisé“ — „das erſchöpfte Land“, keinen Verdruß abſetzt?

Bei wem? lachte Bercagny. Bei der nachforſchenden Polizei? Ha, ha! Ich gebe Ihnen mein Wort, — die Spitzbuben, meine Mouchards, ſollen mir den Poeten nicht ausſchnüffeln. Eigentlich, mein Freund, iſt mit dem ganzen — nun, nennen wir's Pasquill, nichts geſagt; es iſt blos zum Lachen. Aber lächerlich geworden zu ſein, iſt ſchon genug, einen Miniſter ins Wanken zu bringen. Lächerlichkeit iſt eine Breſche in ſeinen feſten Credit; ſeine Perſon tritt in zweifelhaftes Licht, ſein Talent, ſeine Verdienſte gerathen in Frage, und das öffentliche Vertrauen wird unruhig. Dazu dient der Wiſch da. Ich täuſche mich nicht über die politiſche wie poetiſche Geringfügigkeit des Spaßes. Aber eine Wirkung verſpreche ich mir davon: Bülow betritt eine ganz andere Atmoſphäre, wenn er von Paris zurückkommt, und zwar, woran ich nicht zweifle, ohne Erfolg für ſeine Sendung.

Dies wäre denn freilich ein Endurtheil über ihn ſelbſt, eine Beſtätigung der von uns hervorgerufenen Zweifel! bemerkte Malchus. Seine Majeſtät müßten allerdings vorher bearbeitet werden, und dazu würde gewiß Ihr Gedanke prächtig dienen, wenn man nämlich dem Könige den Argwohn erregte, daß Bülow die Finanzquellen des Landes verheimliche, um ſich unentbehrlich zu machen.

Mein Gedanke iſt das nicht, lieber Malchus, verſetzte Bercagny. Ich kenne den König: auf nichts iſt er ſo eiferſüchtig, als auf ſeine perſönliche Geltung beim Volke. Er kann einen Liebhaber bei ſeiner augenblicklichen Favoritin überraſchen, und es nachſehen; er mistraut dem General Lepel nicht, was man auch von einer frühern Geſpenſtergeſchichte in Stuttgart erzählt. Aber einen Mann, von dem er glaubte, daß das Volk mehr nach ſolchem als nach dem König verlange — den würde er ecraſſiren, vertilgen. Gut! Angenommen! Aber, daß Bülow die Finanzquellen verheimliche, wird Seine Majeſtät wenig anfechten, ſo lange dieſe Quellen nur fließen. Wir wiſſen ja, wenn das Vergnügen flott iſt, fragen Könige nicht darnach, woher das Waſſer kommt. Sie freuen ſich, wie die Menge, wenn droben auf Napoleonshöhe die Waſſer ſpringen; Niemand denkt daran, wie mühſam in den hintern Reſervoirs die einzelnen Tropfen geſammelt werden. Der König hat für die Geſchäfte viel Verſtand, aber keine Leidenſchaft. Es hat dem Intendanten der Civilliſte, dem Schatzmeiſter des Königs, nie an Kaſſe gefehlt, und ſo iſt Bülow noch immer — l'homme par excellence, le phénix de la Westfalie. Aber was bei der jetzigen Stimmung des Königs am ſicherſten anſchlüge — wiſſen Sie es?

Nun? Das wäre? forſchte Malchus.

Wenn wir ihm glauben machen könnten, fuhr Bercagny fort, daß Bülow mit Preußen in geheimer Verbindung ſtehe, daß er mit Preußen correſpondire, den dortigen Gegnern Napoleon's in die Hände arbeite.

Bülow hat zuviel Vertrauen bei Sr. Majeſtät, erinnerte Malchus; und ein Argwohn, der in bloßer Luft ſchwebt —

Das glaub' ich eben nicht! unterbrach ihn der Polizeichef. Ich glaube wirklich, er hat Bezüge mit den politiſchen Projecten in Preußen. Er erhält und verſendet Briefe durch Boten. Wenn ich nur einmal ſeine Handrepoſitur durchſuchen laſſen dürfte. Er hat nämlich im linken Schränkchen ſeines Arbeitstiſches einen Verſchluß für ſeine Privatcorreſpondenz. Ich weiß auch, daß der Schlüſſel nicht ängſtlich verwahrt wird, da keiner ſeiner Bureauarbeiter das Zimmer ungerufen betritt, mit Ausnahme ſeines Generalſecretärs. Aber Provençal iſt ſein Vertrauter, und hangt an ſeinem Chef wie ein unbrauchbares Stückchen Eiſen am Magnet, der es hält und trägt. Provençal, wiſſen Sie, iſt kein Geſchäftsmann, und war vorher Prediger der franzöſiſchen Gemeinde in Magdeburg — ebenfalls ein Miteinverſtandener der preußiſchen Complote, wenngleich von Geburt ein Franzoſe oder Schweizer, glaub' ich.

Mein Gott! rief Malchus, dann ſchlagen Sie doch dem König eine überraſchende Durchſuchung der Bülow'ſchen Papiere vor! Gerade jetzt!

Bercagny ſchüttelte mit bedenklicher Miene den Kopf, indem er ſagte:

In Bülow's Abweſenheit? Das wird der König unanſtändig finden, und doch wäre es das Sicherſte. Wenn er nur wenigſtens genehmigte, daß ich die Repoſitur insgeheim durchſuchen ließ von einem Agenten, der deutſch leſen kann, und einen Bedienten gewönne, der ihn heimlich zuließe.

Und — brauchten Sie dazu des Königs Genehmigung?

Gewiß! Bedenken Sie doch! Wenn ſich nun wirklich etwas fände, was ich dem König vorlegen müßte, um eben unſern Zweck zu erreichen, — wie dürft' ich denn verrathen, daß ich auf meine eigene Fauſt —

Ich verſtehe ſchon! ſagte Malchus. Und doch müßte man ihm vorlegen können, was auch nur den kleinſten Argwohn begründete, oder dazu gedeutet werden könnte. Indeß — verſuchen könnte man es doch wenigſtens bei Sr. Majeſtät!

Nach einiger Ueberlegung rief Bercagny entſchloſſen:

Sie haben Recht! Ich will es auch. Da mir Jerôme aber bei meinen Aeußerungen gegen Bülow gern vorhält, daß ich als deſſen Gegner rede, ſo will ich meinen Verſuch erſt vorbereiten laſſen.

Aber — durch wen?

Durch Duchambon.

Den Poſſenreißer? wendete Malchus ein. Hm! Der König wird's für einen neuen Witz des cyniſchen Ludwig-Ritters nehmen, und darüber lachen.

Nein! Er wird dieſen Duchambon einmal in einer grotesken Wuth ſehen, rief Bercagny. So nämlich begegnete er mir vor Ihrem Hauſe. Er kam von der Generalkaſſe, wo er Gelder hatte faſſen wollen. Der Director hatte ihn abgewieſen — es fehle eben an Vorrath, er erwarte Einſendungen aus den Provinzen. Duchambon wollte aber die Hofkapelle und die Kammerſänger für den Monat bezahlen, war wol auch ein wenig aufgehetzt von der Demoiſelle Gallo, in die er verſchoſſen iſt, und pochte darauf, die Virtuoſen könnten nicht warten, die Virtuoſen müßten ihr Geld haben. Und als ihm der Director hierauf ſehr phlegmatiſch geantwortet hatte: Schon gut! Aber ich muß Jene, die weinen, vor Denen auszahlen, die ſingen, — ſo war Duchambon in vollem Grimm und wollte geradewegs zum König. Ich erklärte ihm, daß er vor Nachmittag doch nicht vorkommen könnte, und bat ihn, daß er mich vorher beſuchen möchte. Da will ich ihn denn dahin bringen, daß er bei ſeiner Beſchwerde über den Director ein Verdachtswörtchen gegen den Miniſter der Gelder fallen laſſe. Er mag ſich dabei auf General Eblé berufen, der dem König als Muſter von einem Ehrenmanne gilt und es ihm beſtätigen kann, daß Bülow in Magdeburg hinter dem franzöſiſchen Generalintendanten her alle Gelder und Werthſachen nach Preußen geſchafft hat. Bis ich dann zum König komme, iſt er vorbereitet, fängt vielleicht ſelbſt davon an, und ich erlange die Ermächtigung zur heimlichen Durchſuchung der Bülow'ſchen Correſpondenz.

Vortrefflich! rief Malchus vergnügt. Und — hören Sie! Sie ſagten mir ja vorgeſtern, unſer Geſandter in Berlin, Baron von Linden, werde von dort erwartet?

Ja wol! erwiderte Bercagny. Sie ſehen eben daraus, wie ungeduldig der König iſt, die genaueſte Kenntniß von der Stellung und Haltung Preußens und von den dortigen Bewegungen zu haben. Ich wüßte Niemanden, der eifriger und umſtändlicher berichtete, als der Geſandte; dennoch iſt der König noch nicht zufrieden damit, und hofft mündlich noch mehr und Beſtimmteres von ihm zu vernehmen. Kennen Sie den Baron?

Ich habe ihn als Domherrn gekannt, antwortete Malchus; eine leichte, ſchmale Figur — im Vertrauen —! Spieler, der verflucht wenig gelernt hat, und nun doch das enorme Einkommen bezieht.

Ja, er hat allein 40,000 Francs zu geheimen Ausgaben! bemerkte Bercagny; worauf Malchus mit etwas ärgerlichem Eifer einfiel:

Außer ſeinem Gehalt von 170,000 Francs! Iſt das nicht —?

Nun, nun, — neiden wir es ihm nicht! lächelte Bercagny; denn er verdient es ſauer! Er iſt nicht blos unſer allgefälliger Geſandter, ſondern der Kaiſer commandirt ihn auch nicht wenig; nicht zu rechnen, was ihm der Marſchall Davouſt und der Graf d'Aubignosk zumuthen! Aber — was wollten Sie mit ihm?

Wie wär's, wenn wir ihm einiges Mistrauen gegen Bülow in die Taſche prakticirten, was er dann mit andern guten Nachrichten vor dem König auspackte? Hat er vielleicht ſchon etwas von den Bezügen des Miniſters, die Sie vermuthen, ſelbſt ausgeſpürt: deſto beſſer; weiß er noch nichts, oder wäre gar nichts daran, und er mithin überraſcht von Dem, was wir ihm zuſtecken, ſo wird er ſich deſto mehr beeilen, es anzubringen, und wird es gewiß übertreiben, weil es ihn ſelbſt überraſcht hat und weil er ſich ſchämt, es noch nicht bemerkt zu haben.

Bercagny ſogar ſchien von dieſem Vorſchlag befremdet. Er betrachtete Malchus ein paar Augenblicke lächelnd von oben herab, und ſagte, indem er ſich zu gehen erhob:

Ma foi, Herr Staatsrath — Sie kennen Ihre Leute! Und da Sie den Baron Linden von früher her verehren, ſo werden Sie Ihr vortreffliches Manoeuvre am beſten ſelbſt mit ihm anordnen. Es iſt ja auch in Ihrem eigenen Intereſſe. Ich vermittle, ſobald er eintrifft, eine Zuſammenkunft mit Ihnen. Bis dahin — au plaisir de Vous revoir!

Indem ihn Malchus nach der Thür begleitete, ſetzte Bercagny — vielleicht um ſeine Bitterkeit ein wenig zu ſänftigen — freundlich hinzu:

Apropos! Haben Sie ſchon, für den Fall Sie ins Miniſterium berufen würden, einige erquickliche Finanzoperationen in Petto? Sie müſſen Bülow überflügeln, und — man könnte ja den Linden auch ſchon etwas davon dem König vorplaudern laſſen!

Die gewöhnlichen Operationen wird Bülow verſuchen, erwiderte Malchus; aber in unſerer nahen Bedrängniß gilt es um ungewöhnliche, zu denen er ſich ſchwerlich entſchließen wird. Eine Anleihe wird nicht lange mehr zu umgehen ſein. Ob aber der junge Staat Credit genug hat, Geld zu bekommen, wenigſtens unter annehmbaren Bedingungen —? Ich würde zu einem gezwungenen Anlehen greifen.

Was? rief Bercagny. Wozu auch wir gezogen würden — wir Alle?

Kein Geſetz ohne Ausnahmen, ohne billige Ausnahmen! verſetzte Malchus. Staatsdiener haben nur ihr Auskommen, aber nichts auszuleihen. Eine wirkſame Operation wäre ſodann auch der Verkauf von Grund und Boden. Eine dritte muß ich aber gleich ſelbſt als Reſerveoperation bezeichnen — ich meine, eine Reduction der Staatsſchuld durch Streichen.

Kurzweg, lieber Malchus? fragte mit verwundertem Lächeln der Abgehende. So, was man Streichen nennt mit einem Federzug? Ha, ha!

Lachen Sie nicht! rief Malchus, wir ſprechen noch darüber; ich werd' es Ihnen begreiflich machen. Der große Sully hatte ſchon die Idee einer durchgreifenden Reduction der Rente, wiſſen Sie!

Die Idee, ja! erwiderte Bercagny. Soviel ich aber weiß, konnte er ſie nicht durchſetzen; es gab Spectakel in Paris.

Caſſel iſt kein Paris! rief Malchus, und die Zeit iſt eine andere.

Ja, ja, es liegt etwas Großes darin, ſagte Bercagny. Abtragen, eine Schuld abtragen — es iſt ein Wort der Arbeit, der Dienſtbarkeit, es iſt ſervil; aber — abwerfen, vernichten! Ah! Das will 'was ſagen und iſt die Parole des Tags. A la bonne heure! Ha, ha!

Achtes Capitel.

Sehnen und Suchen.

Während dies Strauchſchützenpaar ihren Bogen ſpannte, um aus dem Verſteck einen Gegner zu erlegen, fügte es ſich, daß unſer junger Freund in den Umkreis des Bedrohten geführt werden ſollte.

Hermann war eine Woche lang in ſeine Arbeit vertieft geweſen. Das Verſtändniß wie die Verdeutſchung des Platoniſchen „Gaſtmahls“ hatten ihn eingenommen und beſchäftigt. Er war aber nicht gemüthsfrei, gewiſſermaßen nicht unparteiiſch genug, um ſich bei der beſtimmten Arbeit zu halten, ſondern von Erinnerungen und Nachklängen ſeiner leidenſchaftlichen Stimmung noch ſo bewegt, daß er unvermerkt immer wieder aus dem Ueberſetzen ins Ueberlegen, aus dem Nachbilden ins Nachdenken gerieth. Die verſchiedenen Anſichten der Platoniſchen Freunde in ihren Reden zum Preis des Gottes der Liebe verlockten ihn zum eigenen tiefern Philoſophiren über das Weſen dieſer weltbewegenden Gotteskraft. Er war gewiſſermaßen in den ſinnlichen Stoff der Liebe verwickelt worden, aus dem er ſich zu befreien ſuchte, und kam vor allem von dem Irrthume zurück, als ob auf ähnliche Weiſe, wie die Perle nur durch Erbrechung der Muſchel gewonnen wird, auch die Liebe in der Hingebung, die ein reizendes Weib gewähren kann, verſchloſſen ruhe und von der Leidenſchaft erobert ſein wolle. Ueber den Unterſchied von Liebe und Leidenſchaft mußte er ſich zuerſt ins Klare ſetzen. Zweierlei kam ihm dabei zu ſtatten.

Hermann's ſittliche Bildung war aus einer glücklichen Häuslichkeit und aus einer guten Schule einfacher, klarer Grundſätze hervorgegangen, und ruhte zugleich auf einem geſunden, unverwöhnten und gerade nicht unbändigen Naturell. Sodann aber war die erſte Erfahrung, die ſein verlocktes, jugendlich-bethörtes Herz in leidenſchaftlicher Neigung gemacht hatte, unbefriedigend und beſchämend genug ausgefallen. So wurde ſein Nachdenken durch nichts getrübt, und die Klarheit der gewonnenen Einſicht war ſtark genug, ſeinem fernern Thun und Laſſen eine bewußte, befeſtigte Richtung zu geben. Mit der Schwärmerei, die ihm einmal eingefleiſcht war, faßte er gleichſam als Wehr und Waffe die ſchwungvollſten Vorſätze für ſeine Zukunft, und legte ſelbſt einen gewiſſen ſittlichen Stolz gleichſam als Panzerhemd auf ſeinen bedrohten Lebensweg an.

Dergeſtalt war ihm eine gelehrte Arbeit, die ihn zuerſt vom geſelligen Verkehr zurückzog, in eine ausübende Richtung umgeſchlagen, die ihm allmälig wieder den Umgang mit Menſchen lieb machte, wie ja ebenfalls ein Bewaffneter, ſich zu verſuchen und zu bewähren, hinausgetrieben wird. In dem Maße, als er ſich dem ſinnlichen Triebe, der verlockenden Leidenſchaft gewachſen fühlte, gab er einem ſehnſüchtigen Verlangen nach Glück und Liebe nach. Die gelehrte Arbeit, die erſt durch ſich ſelbſt ihm eine volle Befriedigung verſprochen hatte, erſchien ihm jetzt mehr nur als Mittel und Weg zu einer feſten Stellung im Leben und zu Anſprüchen an die Liebe. Er empfand jetzt lebhafter das Oede vereinſamter Liebe zur Wiſſenſchaft. Er wollte keine Monologe, ſondern einen Dialog der Liebe; er verlangte auch ſein Gaſtmahl des Lebens angerichtet zu finden. Wie reizend malte er ſich den Einklang zweier Seelen aus, die Innigkeit zweier Herzen, das trauliche Glück um ein luſtiges Herdfeuer! Aber freilich — die Stelle mußte vor allem gefunden ſein, auf der ein häuslicher Herd ſtehen konnte, mit einem ſchützenden Dache darüber, mit einer behaglichen Wohnſtube daran, einem heimlichen Arbeitszimmer gegen Morgen, weil Morgenſtunde Gold im Munde hat, mit einem rein durchlüfteten Schlafgemach, und daran muß eine Kinderſtube ſtoßen, und an der Wohnſtube ein Sälchen für kleine gute Geſellſchaft, die in einem Vorſtübchen Mäntel und Hüte ablegen kann. Ach, es muß doch eine geräumige Stelle ſein, die er nöthig hat; denn die liebe Frau wird auch eine Vorrathskammer, einen Verſchlag für das Geräth, eine Waſchküche, ein Hühnerſtällchen brauchen, und die einverſtandenen Herzen erwarten auch beſuchende Freunde, und werden freundliche Manſarden nicht entbehren können.

Dieſe Stimmung, dies Sehnen und Suchen machte den jungen Freund mittheilſam, und da die Fragen ſeiner augenblicklichen Beſchäftigung ſo innig mit den innern Erlebniſſen des Herzens zuſammenhingen, ſo floſſen ſie leicht in einander über; das eigene Forſchen ward ſich klarer durch die überſetzten Reden des alten Philoſophen, und Dem, was Hermann den Freundinnen von ſeiner Arbeit mittheilte, war gar Manches beigemiſcht, was er nicht aus dem Platon, ſondern aus dem träumenden Herzen überſetzte.

Lina, die eine Freundin, nahm viel zu lebhaftes Intereſſe an allem, was Hermann anging, um Luiſen nicht mit hineinzuziehen, mit der ſie jetzt in friſchem lebhaften Verkehr ſtand.

Die junge Frau war durch Hermann in einer geiſtigen Entwickelung begriffen, worin ihrem glücklichen Naturell innere und äußere Lebensverhältniſſe zu Hülfe kamen. Eine frühe Heirath half ihr noch vor vollendeter Ausbildung zu jener Freiheit des Gemüths, die eine Verheirathete vor der Unvermählten dadurch voraus hat, daß ſie einen höhern Standpunkt in der Geſellſchaft und durch die Fülle der Liebe einen weitern Horizont für das menſchliche Daſein gewinnt. Es kommt noch hinzu, daß ſelbſt die Converſation ſich für ſie durch Gegenſtände erweitert, die dem Ohr der Jungfrau entzogen bleiben. Mit dieſer Freiheit der Betrachtung verknüpfte ſich bei Lina durch ihre guten Vermögensverhältniſſe eine freiere Bewegung im Alltagsleben. Ihr kleines Haus brachte keine überladenen Verrichtungen mit ſich, zumal ſie von guten Dienſtboten unterſtützt und nicht ängſtlich war, bei außerordentlichen Vorkommniſſen des geſellſchaftlichen Verkehrs Aushülfe zu nehmen. Dabei legte ſie weniger, als viele Frauen, Werth auf künſtliche Leiſtungen der Nadel, des Häkels oder der Strickſtöcke. Andere damit zu beſchäftigen, die davon leben müſſen, ſchien ihr anſtändiger für Alle, die nicht gerade auf beengende Sparſamkeit angewieſen ſind, und edler für Jene, die Geiſt und Herz auf edlere Beſchäftigungen wenden mögen. So gewann ſie Zeit, jene Seite ihres ſchön begabten Weſens auszubilden, die im älterlichen Hauſe unbeachtet geblieben war.

Sie las indeß nur das Beſte, was Geiſt und Herz erheben und durch eigenes Nachdenken bereichern konnte. An Begabung dazu fehlte es ihr nicht. Lina beſaß von Natur ein leiſes Empfindungsvermögen für das Schöne und Wahre und den feinen errathenden Sinn für geheimnißvolle oder tiefe Gedanken. Phantaſie und Verſtand kamen unter dem Einfluſſe eines beſonnenen Gatten und unterrichteten Freundes bald in jenes ſeltene Gleichgewicht, das ihre Thätigkeiten auseinanderhält und auf die richtigen Gegenſtände vertheilt. Lina that nie phantaſtiſch mit dem Alltagsleben, aber auch nie hausbacken in Dingen einer höhern Anſchauung. Und ſo gehoben oder geſteigert ihre Gedanken und Empfindungen zuweilen ſein mochten, fanden ſie immer doch einen einfachen, natürlichen Ausdruck. Anfänglich ging es ihr wie vielen begabten Frauen, die mit ihrer verſchönernden Einbildungskraft jene Erſcheinungen und Begegniſſe des Lebens zu überkleiden lieben, über die ſich reizbare oder verzärtelte Gemüther gern täuſchen mögen, oder die ſie in Abrede ſtellen, wenn ſie es nicht etwa ſchicklicher finden, ſich vor ihnen zu entſetzen. Auch Lina meinte, man müſſe das Leben idealiſiren. Sie ließ ſich aber nach und nach beſcheiden, daß der richtige Idealismus nicht darin beſtehe, daß man die wirklichen Dinge der Welt *umträume* oder über ihre Erſcheinung erhöhe, ſondern darin, daß man ſie in der Nothwendigkeit ihrer Beſchränkung und Verkümmerung begreife, und den lebendigen Punkt erkenne, in welchem ſie, ihrer Idee entſprechend, dem geſammten Daſein angehören, wie ſie eben ſind. Sie hatte ſich eine Aeußerung des Kapellmeiſters Reichard gemerkt, der gelegentlich einmal ſagte: Es kommt wol vor, daß auch in gleichgültigen Dingen phantaſievolle Frauen gern hohe und bedeutende Beziehungen erblicken und ſich entzücken. Daran mögen denn auch junge Leute ihr Wohlgefallen haben. In höhern Jahren aber thut einem Manne nichts wohler, als mit Frauen zu verkehren, die das Leben auch in ſeinen dunkeln Untiefen kennen, kennen und verſtehen, und mit denen man ſich dann — da edle Frauen die Welt doch immer wieder anders als die Männer anſehen — darüber verſtändigen kann, wo denn der letzte Funke von Wahrheit auch in den größten Thorheiten und Verirrungen der Menſchen liege, und wie das Göttliche in den Dingen und in den Bildungen des Lebens auch in den tiefſten Ausartungen am Ende doch wieder zu ſeinem Recht und Sieg gelangen werde.

An den muſikaliſchen Abenden bei Reichardt fand Hermann gewöhnlich beide Freundinnen ein Stündchen vorher auf Luiſens Zimmer. Lina pflegte nämlich ihrem Manne vorauszukommen, weil Ludwig nach ſeinem Fünfuhrtiſche der Ruhe bedurfte. Sein Dienſteifer war bei überladenem Bureau ſtärker als ſeine etwas nervöſe Conſtitution. Lina und Luiſe wurden bald nach der erſten Bekanntſchaft vertraut noch durch manches Andere, als ihr gemeinſamer Geſang war, in welchem Lina's Sopran und Luiſens Alt prächtig zuſammenklangen. Beide intereſſirten ſich nämlich für den Freund, der ihre Bekanntſchaft vermittelt hatte. Aber in dieſem Intereſſe klangen ihre

Herzen nicht immer ſo wohlthuend zuſammen, wie ihre Stimmen am Streicher'ſchen Flügel. Ein Misverſtändniß oder eine falſche Vorausſetzung ſtörte einige mal ihre Herzlichkeit. Lina begriff, wieviel Anziehendes Luiſe für Männer hatte, ſetzte ſich aber immer feſter in dem Zweifel, ob Hermann durch eine Verbindung mit ihr glücklich werden könnte. Sie misverſtand eben Luiſens Theilnahme an dem Freunde oder doch deſſen bewundernde Begeiſterung für dieſelbe. Und Luiſe hinwieder nahm die unbefangene Zuneigung der jungen Freundin für Hermann viel zu ſchwer. Sie ſah darin wenigſtens ein gedankenloſes Sichgehenlaſſen auf die Gefahr einer Herzensverirrung hin. Für den jungen Freund fürchtete ſie von der ſchmeichelhaften Vertraulichkeit einer ſo ſchönen Frau, wenn keine Verlockung, doch eine Verweichlichung, während ſie damit umging, ihn für die ernſten Angelegenheiten des Vaterlandes einzunehmen. Bei ſolcher Abſicht blieb ſie nicht frei von jener Eiferſucht des Herzens, die auch ohne eigentliche Liebe einen bevorzugten Freund gern ausſchließend erfüllen und lenken möchte. Daß ſich dabei nach und nach auch eine zärtliche Neigung einſchleichen könnte, ſchien ſie unter dem wehmüthigen Andenken an den ſeligen Geiſt ihres theuern Eſchen nicht zu fürchten, wenn ſie ſich überhaupt Rechenſchaft darüber gab. Denn die klarſten Menſchen behalten gern eine dunkle Stelle im eigenen Herzen. Luiſe hatte mit ihren reizbaren, ſelbſt von der täglichen Atmoſphäre abhängigen Nerven zu kämpfen. Sie unterlag leicht trüben, ja verdrießlichen Stimmungen, wobei ſie durch Nachgiebigkeit des auf ſie ſtolzen Vaters und der rückſichtsvollen Stiefmutter etwas Herriſches angenommen hatte. Gegen Lina kam noch ihre Ueberlegenheit des Alters und unglücklicher Erlebniſſe dazu. Denn die Schläge des Schickſals ſind oft Ritterſchläge, die auch ein edles Herz ſtolz machen, indem ſie es adeln.

Heut unter Gewitterluft konnte ſie, als Lina fröhlich bei ihr eintrat, eines ſtillen Verdruſſes kaum mächtig werden, ſodaß die unbefangene junge Frau etwas betreten ward. Luiſe beſann ſich indeß, und brachte gleichſam als ſtillſchweigende Entſchuldigung ein Schreiben ihres berliner Freundes Schleiermacher zur Sprache.

Der edle, hochgeſinnte Menſch, ſagte ſie mit Stolz, hat wieder eine herrliche Predigt gehalten. Der unanſehnliche, etwas verwachſene Mann, wenn er hoch über den Bayonneten des entſetzlichen Marſchalls Davouſt auf der Kanzel ſteht, wird durch Muth und Trotz groß und mächtig, und reißt mit ſeinem gewaltigen Wort für König und Vaterland die volle Kirche hin. Nur die nähern Freunde ſetzt er in Angſt und Sorge. Freilich — lächelte ſie — wenn auch unſer Hermann keine Berichte mehr über die gottgeſandten Männer des Vaterlandes erſtattet, ſo wird es doch an Polizeiſpionen von Profeſſion oder auch Confeſſion in der Charitékirche ſchwerlich fehlen. Schleiermacher ſelbſt ſcheint ganz heiter dabei. Unbekümmert um die Beſorgniß der Freunde, wie um ſich ſelbſt, ſchreibt er mir da. Nur die eine Stelle ſcheint ſich auf die Warnungen ſeiner treuen Anhänger zu beziehen.

Sie nahm den Brief von ihrem Schreibtiſche und las:

„Wer einen höhern Geſichtspunkt für ſich ſelbſt gefunden hat, als ſein äußeres Daſein, kann auf einzelne Momente die Welt aus ſich entfernen. So werden Diejenigen, die ſich ſelbſt noch nicht gefunden haben, nur auf einzelne Momente wie durch einen Zauber in die Welt hineingerückt, ob ſie ſich etwa finden möchten.“

Ich glaube den Gedanken zu verſtehen, ſagte Lina, und er iſt tiefſinnig und ſo wahr als ſchön geſagt.

O das iſt mir lieb, daß Sie das finden, liebe Lina! rief Luiſe, indem ſie ihre Hand ergriff. Wiſſen Sie, woran ich dabei gedacht habe? An unſern Freund Hermann. Helfen Sie mir ihn auch in die Welt hineinrücken, damit er ſich endlich finde. Ich weiß, wir lieben ihn ja; doch gerade darum können wir ihm eben nichts Lieberes erweiſen, als daß wir ihm zum vollen Werth ſeines Selbſt verhelfen. Sie wiſſen ja — nur durch die Welt kommen wir zu uns ſelbſt.

Und wie meinen Sie das? fragte Lina. Wie helfen wir dem Freunde?

Er muß ſich den öffentlichen Angelegenheiten widmen, rief Luiſe mit Begeiſterung: der großen Aufgabe der Zeit — unſere Schmach, unſere Erniedrigung zu brechen, was es auch koſte, und wenn ſelbſt das Leben!

Lina war einige Augenblicke betroffen, dann verſetzte ſie etwas ängſtlich geſpannt: Ich weiß es, was Schiller ſagt: Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht —; aber, liebe Luiſe, wie man durch das Leben zu ſich ſelbſt kommt, ſo gibt es in demſelben auch Richtungen und Wege, auf denen man ſich ſelbſt verliert. Und allerdings halte ich es für noch ſchlimmer, am Leben zu bleiben und ſein wahres Selbſt zu verlieren.

O ja, oder Die zu verlieren, Die zu entbehren, die man liebt, und mithin für ſein beſſeres Selbſt hält! fiel Luiſe mit anzüglicher Leidenſchaftlichkeit ein, ſuchte ſich aber raſch zu faſſen und zu verbergen, indem ſie etwas gelinder fortfuhr:

So verliert man auch oft liebe Freunde dadurch, daß dieſe ſich im Leben finden. Mir geht's ebenſo mit Schleiermacher. Er ſchreibt mir noch —

Sie las eine andere Stelle des Briefes:

„Freundſchaft iſt partielle Ehe, und Liebe iſt Freundſchaft nach allen Richtungen, univerſelle Freundſchaft. Das Bewußtſein der nothwendigen Grenzen iſt das Unentbehrlichſte und das Seltenſte in der Freundſchaft.“

Sie ſetzte dann mit wiedererwachendem Eifer hinzu:

Wie ich nämlich von anderer Seite höre, geht mein alter Freund damit um, ſich zu verheirathen. Nun ja! Er will's mit der univerſellen Freundſchaft verſuchen! Dann wird er auch bald genug die Kriegsfahne einziehen, und — zwei Kopfkiſſen daraus machen!

Indem ſie dabei aufſtand und den heftig zuſammengefalteten Brief beiſeite legte, ſprach ſie weiter:

Da hat er mir auch noch ein Blatt beigefügt, das mich wenig angeht. Ich will's Ihnen mitgeben. Es gegehört, wie er mir ſchreibt, zu einem „Katechismus der Vernunft für edle Frauen“. Schreiben Sie es ſich ab. Es ſind neue Zehn Gebote der Liebe. Nicht jetzt leſen, Liebe! Stecken Sie's ein und bringen mir's nächſtens wieder mit. Es kann als Amulet, als Talisman in Caſſel dienen, wo es keiner ſchönen Frau an Anfechtung fehlt.

Lina empfand das Scharfe, das Anzügliche aus Luiſens Ton und Blick, aber es regte nur ihr liebevolles Herz zu weicherm Wohlwollen an.

Sie haben mir gelegentlich einmal von Ihrer erſten Freundſchaft mit Schleiermacher erzählen wollen, theure Luiſe, ſagte ſie. Sie könnten es jetzt thun, wo ſie den Freund zu verlieren glauben. Mir ſcheint aber, Sie gewinnen nur noch eine Freundin dazu, wenn er ſich verheirathet. Denn nach der Bekanntſchaft mit Ihnen kann er nur die würdigſte Verbindung treffen. Und ſehen Sie, dies Glück haben dann Sie geſtiftet.

Es lag eine ſolche Herzlichkeit in dieſem Wohlklang der Stimme und rührte zugleich an die Erinnerung ſchöner Tage der Vergangenheit, daß Luiſe den Thränen wehren mußte, und erſt nach einer Weile und einer gleichſam abbittenden Umarmung der liebenswürdigen Frau, in ihrem leiſeſten Ton verſetzte:

Ach, das iſt eine ſehr einfache Geſchichte, lieb Frauchen! Sie iſt mit wenigen Worten erzählt. Schleiermacher kam als ſchon berühmter Kanzelredner und Schriftſteller an die Univerſität Halle. Er ward bald unſer Hausfreund auf dem nachbarlichen Giebichenſtein, und man hat ihm ſpäter nachgeſagt, er ſei in unſerm Hauſe verwöhnt worden. Ach, könnte ich Sie auch, theure Lina, einen Augenbick dorthin zaubern, an jene traulichen Ufer der Saale, in mein Jugendparadies Giebichenſtein, in das anmuthige Haus, den reizenden Garten, in jene Anlagen und Pflanzungen meines Vaters! Steffens und Schleiermacher, uns die liebſten unter ſo vielen vortrefflichen Männern, die bei uns aus- und eingingen, wurden unſere täglichen, unſere vertrauteſten Hausfreunde. Beide ſo abſtechend in ihrer äußern Erſcheinung. Steffens, der junge Norweger, heiter, jugendlich-hübſch, ſprudelnd in geiſtvoller Rede, genial und liebenswürdig, gewann meine Schweſter, ſeine jetzige Frau. Schleiermacher, unanſehnlich, etwas verwachſen, zurückhaltend im Benehmen, Gemüth und Begeiſterung wie verleugnend, erſchien neben Jenem ganz zu verſchwinden. Dennoch, wer einmal einen Blick in ſein reiches Innere gethan, das zuweilen doch ſich in einem gemüthvollen Wort öffnete, der mußte ihm huldigen. Durch ſeinen klaren, leuchtenden Verſtand wußte er beſonders die Frauen in die geheimnißvolle Tiefe ſeines Innern zu ziehen, ſodaß wir Alle mit Andacht an ihm hingen, und uns ſelbſt ſeine Ironie, ſeine Scherze, als den Schmuck der Dörnchen an der Roſe ſeines Geiſtes, gefallen ließen. Er wendete ſich ſehr bald mit beſonderm Vertrauen mir zu. Bei all' ſeinem kalten Verſtande hatte er das Bedürfniß ſich anzuſchmiegen, und hielt dies ſelbſt für ein Talent, das man ausbilden müſſe. Er wollte geliebt ſein, und war es nicht. Niemand konnte der Liebe bedürftiger ſein und durch ſeine Erſcheinung ſo wenig Liebe einflößen, als er. Und gerade dadurch bildete ſich unſere Freundſchaft ſo ganz eigenthümlich aus. Es war in den erſten Jahren nach dem entſetzlichen Ereigniß, das meinen unvergeßlichen Eſchen in der Eisſpalte des Büet —

Sie ſchauerte zuſammen und verſtummte. Lina faßte theilnehmend ihre Hand, zog ſie an ihre Bruſt und küßte ſie auf die Stirn, als ob ſie die leidvolle Erinnerung hinweghauchen oder beſänftigen wollte. Nach einer Weile fuhr Luiſe fort:

Es war, genau beſehen, ein wunderbarer Irrthum, der uns mit der Miene einer ungewöhnlichen Freundſchaft anlächelte. Schleiermacher ſuchte ſich ein Herz zu gewinnen, und meines mochte dem Ungeliebten durch den tiefen Schmerz, den es erfahren, bewährt und zugleich zugänglicher erſcheinen; ich ſelbſt, weniger der Liebe als der Erhebung bedürftig, ſchloß mich an ihn, der ſo wenig zur Liebe verlockte, mit deſto lebhafterm Vertrauen an, als an einen Prieſter des Unglücks, einen Biſchof für die höhern Lebensweihen. So tauſchten wir gegen einander das Koſtbarſte aus, was unſer Innerſtes bewegte, und als es ſich aus der großen Aufregung unſerer Seele beruhigte und verklärte, war es eben — eine reine, edle Freundſchaft, nur eine partielle Ehe, wie er im Briefe die Freundſchaft nannte. Gebe ihm der Himmel das volle Glück einer univerſellen Freundſchaft, die er eben zu ſchließen denkt!

Wie alt iſt er denn jetzt? fragte Lina.

Den 25. November wird er vierzig Jahre alt! antwortete Luiſe, und erhob ſich mit der Erinnerung, daß es Zeit ſei, hinüber zu gehen.

Im Salon fanden ſie die gewöhnliche Geſellſchaft ſchon großentheils beiſammen. Auch Hermann, der ſich heute für die Vorſtunde bei Luiſen verſpätet hatte, trat kurz hinter ihnen in das Geſellſchaftszimmer. Die Baronin von Bülow winkte den Grüßenden näher zu ſich heran, um ihn einem neben ihr ſtehenden neuen Gaſte des Abends vorzuſtellen, den ſie ſelbſt mit des Kapellmeiſters Vorwiſſen mitgebracht hatte.

Herr Provençal, Generalſecretär im Finanzminiſterium! nannte ſie ihn in franzöſiſcher Anrede. Ich wollte die Herren mit einander bekannt machen, ſagte ſie. Sie werden manche Berührungspunkte aus der Wiſſenſchaft und dem Leben an einander finden, und Herr Provençal kann Sie demnächſt mit meinem Manne, den wir erwarten, bekannt machen. Der Miniſter will Ihnen wohl.

Hermann antwortete mit einigen dankenden und verbindlichen Worten, und zog ſich dann mit dem neuen Gaſte nach einem entferntern Sitze zurück.

Provençal war ein Dreißiger, von intereſſantem Aeußern, nicht groß, aber ſchlank gebaut, blaß, mit dunkler Geſichtsfarbe und tiefen Augen, die mehr einnehmend und ſehnſüchtig, als bedeutend und klar ausblickten. Er hatte das Gepräge ſeiner Herkunft aus der franzöſiſchen Schweiz ſowie ſeines vormaligen Berufs als Prediger einer reformirten Gemeinde. Im Uebrigen gab er ſich gegen Hermann als einen zartſinnigen, für die geſellſchaftliche Unterhaltung feingebildeten Mann, nicht eben von glänzendem Geiſt, aber wohl unterrichtet, ohne gerade tief in ſeiner theologiſchen Wiſſenſchaft zu ſein, und für das Staatsgeſchäft nicht durch die Schule, ſondern durch das Bureau zugebildet.

Nach allem, was ich durch Frau von Bülow von Ihnen wußte, ſagte er, hatte ich ſchon früher ein lebhaftes Verlangen, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Nun erfülle ich aber zugleich einen Wunſch des Herrn Miniſters ſelbſt, der ſich ſehr für Sie intereſſirt. Er wünſcht Ihnen als preußiſchem Landsmanne nützlich zu werden, und glaubt, wenn Sie nicht ausſchließend nach dem Katheder ſtrebten, gerade jetzt etwas für Sie thun zu können, wo die Finanzverwaltung in ihrer Ausbildung und Ausbreitung begriffen ſei.

Dieſer Vorſchlag zu einem andern als dem gelehrten Berufe, für den er ſich beſtimmt hatte, überraſchte den jungen Freund. Aber es lag viel Anſprechendes für ihn darin, und der Gedanke blieb immer verlockend für ihn, auch wenn er einiges Mistrauen in ſeine Befähigung ſetzen mußte. Das ſchmeichelhafte Vertrauen eines hochgeſtellten Mannes erſchien ihm als günſtige Antwort auf die Frage um ſeine Zukunft, mit welcher ſeine jüngſte Sehnſucht ſich wieder lebhafter beſchäftigte. Eine beſtimmte und feſte Stellung im Leben war ihm noch wünſchenswerther, man durfte ſagen — preſſanter geworden, ſeit ein neues Verlangen nach Glück und Liebe ſein träumendes Herz beunruhigte.

Es iſt mir höchſt ſchmeichelhaft, was Sie mir da mittheilen, Herr Provençal, verſetzte er. Ich fürchte nur, Se. Excellenz ſetzen Kenntniſſe und Einſichten bei mir voraus, die ich nicht beſitze. Denn wenn ich mich auch bei meiner Vorbereitung zu einem höhern Lehramte den Staatswiſſenſchaften nicht ganz fremd gehalten habe, ſo geſchah dies doch nur zur Unterſtützung meiner Geſchichtsſtudien, aber nicht in Abſicht auf irgend eine Stelle der Staatsverwaltung.

Ihr Bedenken könnte mich beſchämen, erwiderte Provençal. Denn ich bin aus einem ſchon angetretenen, der Finanzverwaltung noch weit fremdern Berufskreiſe, nämlich von der Kanzel, in die Bureaux getreten. Wiſſen Sie, daß ich Prediger der franzöſiſchen Gemeinde in Magdeburg war. Dort ſtand Herr von Bülow als Präſident der Kriegs- und Domänenkammer, und ich war gut aufgenommen im Hauſe. Durch den ausgebrochenen Krieg ward ſeine amtliche Thätigkeit in die Wirbel des öffentlichen Lebens gezogen, beſonders als die Franzoſen nach dem jenaer Verhängniß Mageburg beſetzten. Der edle Mann ſah ſich nun mit ſeinem echtpreußiſchen Herzen zwiſchen die Anfoderungen des Siegers und die Bedrängniſſe ſeines unglücklichen Königs gezwängt. Ich hatte mich ſchon früher gern mit dem ausgezeichneten Geſchäftsmanne über Gegenſtände des materiellen Volkslebens und über die Frage unterhalten, wie der öffentliche Wohlſtand und der Staatsbedarf gegen einander abzuwägen ſeien. Jetzt konnte ich nun auch meinem Gönner im Drang der Geſchäfte kleine Aushülfe leiſten. Ein Beſitzergreifungsprotokoll wurde ſehr genau verlangt; es gab Abſchriften zu machen, Rechnungen aufzuſtellen und beſonders auch franzöſiſche Berichte und Schreiben an die fremden Behörden zu entwerfen. Dabei bedurfte der gewiſſenhafte Mann im Widerſpruche ſeiner alten und ſeiner neuen Pflichten zuweilen eines berathenden Freundes, den er an dem Prediger zu finden glaubte. Hier machte ich denn die Erfahrung, daß ein Vertrauen, dem man für zweifelhaftes Handeln Entſchiedenheit gibt, zur Vergeltung Deſſen in uns ſelbſt eine ſtärkere Zuverſicht in die eigenen ungeprüften Kräfte zurückläßt. Als ſpäter die Provinz zum neuen Königreich geſchlagen und Herr von Bülow nach Caſſel berufen wurde, fühlte ich mich ſehr verlaſſen, ja wahrhaft unglücklich, bis er in dieſem Frühjahre aus dem Staatsrath an die Spitze der Finanzverwaltung trat und mich dann zu ſich berief. Seitdem gehöre ich noch inniger dieſer liebenswürdigen Familie an; denn ich wohne ſelbſt im Geſchäftspalais. Beſuchen Sie mich dort, oder vielmehr — machen Sie an meiner Hand der Frau von Bülow Ihre Aufwartung. Die liebenswürdige Frau hat ſich ſchon gewundert, daß Sie von den muſikaliſchen Abenden und ſogar von jenem Abende, da Sie dieſelbe nach ihrer Wohnung begleitet, keinen Anlaß zum Beſuch genommen haben.

Hermann, etwas beſchämt von dem wohlwollenden Vorwurf, entſchuldigte ſich mit ſeiner Beſcheidenheit und fragte nach der ſchicklichen Stunde.

Für Frau von Bülow iſt es die gewöhnliche Beſuchszeit, antwortete Provençal; wegen meiner brauchen Sie keine Rückſicht auf die Bureauſtunden zu nehmen. Sie brauchen gar nicht zu wiſſen, daß, um einen Employé zu ſprechen, die Zeit zwiſchen 12 bis 1 Uhr vorgeſchrieben iſt. — —

Die Muſik ſollte eben angehen, als der verſpätete Ludwig eintrat. Jetzt erſt fiel es Lina ein, daß ſie ihn im voraus hatte entſchuldigen wollen. Er ſelbſt bat mit einigen Worten um Verzeihung, und ſie rief:

Mein lieber Mann nimmt gleich mehr Nachſicht in Anſpruch, weil er ſelbſt mehr geworden iſt. Er iſt heut vom Bureauchef zum Diviſionschef geſtiegen, und hat deshalb noch ſpät ins Miniſterium gemußt.

Alles kam nun mit Glückwünſchen herbei, und Reichardt, indem er ihm die Hand drückte, rief in ſeiner Laune aus:

Der Himmel weiß, was ihr Alles für Chefs habt! Sagen Sie uns auch gleich, Herr „Diviſionär“, welch' ein Unterſchied zwiſchen einem Bureauchef und einem Diviſionschef iſt? Vielleicht, wie zwiſchen einem Diviſionsgeneral und einem Brigadegeneral?

Worauf Ludwig lächelnd verſetzte:

Diviſion bezeichnet eine höhere, umfaſſendere Geſchäftsabtheilung. Das Miniſterium des Innern hat deren zwei, und jede derſelben hat zwei Bureaux. Ein beſonderes Bureau der Comptabilität geht von beiden Diviſionen aus.

Natürlich haben Sie nun auch andere Arbeiten? fragte Reichardt.

Andere und angenehmere, erwiderte er. Ich ſtand bisher dem zweiten Bureau erſter Diviſion vor, das mit dem Gemeindeweſen — dem Budget, der Schuldenliquidation, der Vormundſchaft über die Gemeinden — und mit den Gefängniſſen, den öffentlichen Gebäuden und Anſtalten zu thun hatte. Jetzt ſtehe ich der Diviſion vor, deren Geſchäftskreis den öffentlichen Unterricht, die Künſte und Wiſſenſchaften, das Kirchen- und Medicinalweſen umfaßt, und bin zugleich Chef des erſten Bureau derſelben. Eine Stellung über den Diviſionen und Bureaux für die mehr formellen, leitenden, überwachenden, mit den andern Behörden verkehrenden Arbeiten nimmt dann der Generalſecretär ein.

Darüber geriethen die Männer auf den beſten Weg, ſich über die Vorzüge der franzöſiſchen oder der preußiſchen Verwaltung zu verbreiten, vielleicht zu entzweien.

als Luiſe mit ſtarkem Flügelanſchlag die Muſik wieder an die Reihe brachte. Sie präludirte ein von der Baronin Reinhard erbetenes Lied von Luiſens eigener Compoſition. Und kaum hatte ſie die erſten Accorde angeſchlagen, als der ſo leicht exaltirte Kapellmeiſter rief: Vivat Spanien! Und Luiſe ſang mit ihrer vollen Stimme und eigenthümlichen Declamation das Lied von Brentano: „In Sevilla, in Sevilla!“

Neuntes Capitel.

Das Zimmer eines Miniſters.

Seit dieſem muſikaliſchen Abende war Hermann ein wenig aus der Harmonie mit ſeiner Arbeit gekommen. Das Platon'ſche „Gaſtmahl“ hatte zwar nichts von ſeinem Reize für ihn ſelbſt verloren, aber die Beſtimmung deſſelben in der Ueberſetzung war zweifelhafter geworden. Ob die Arbeit in ſtreng gelehrter Ausrüſtung zu ſeiner Bewerbung um eine Profeſſur, oder ob ſie in freier Haltung dem gebildeten Publicum zu anziehender Belehrung über das Weſen der Liebe und des Schönen dienen ſollte, hing davon ab, ob er ſelbſt ſtatt eines Lehramtes ſich lieber um eine Stelle in der Staatsverwaltung bemühen ſollte. Die Wahl indeß zwiſchen beiden dahingeſtellt, mußte er jedenfalls Herrn Provençal beſuchen und der Frau von

Bülow ſeine Aufwartung machen, zumal er ſich noch am Schluſſe jenes Abends Ihre Erlaubniß dazu erbeten hatte.

Provençal empfing ihn mit jener eigenthümlichen Artigkeit, die ſeinem geſellſchaftlichen Benehmen nicht nur eine ſchweizeriſche Färbung, ſondern auch jetzt noch einen geiſtlichen oder paſtoralen Strich gab. Er führte ſeinen Beſuch ins Zimmer des Miniſters. Dies heitere und geräumige Gemach ſtand, wenngleich außer unmittelbarer Berührung, doch im Zuſammenhange mit den Bureaux, und war ebenſo behaglich zum Arbeiten, als geſchmackvoll zum Empfang auch ganz vornehmer Perſonen eingerichtet. Die Seitenthür zu einem Cabinet und zu den Schreibſtuben des Hinterbaues trennte den breiten Arbeitstiſch von Mahagoni links nach dem Fenſter hin von einem entſprechenden Bücherſchranke rechts an der Seite des Eingangs. Gegenüber, in der Vertiefung einer Wandniſche, ſtand ein zweiſitziges Sofa — was man heut eine Cauſeuſe nennen würde —, bequem für einen nachdenkenden wie für einen ausruhenden Staatsmann. Ueber dem Schreibtiſche hing ein Bruſtbild des Königs Jerôme in einem Goldrahmen, mit einem leichten Vorhang verſehen. Einige gute Landſchaften ſchmückten die Wände mit Bildern von Waldeinſamkeit, mit Fernſichten auf Seen und Burgen, auf Hügel und Wieſen. So war der ſorgenvolle Aufenthalt eines belaſteten Geſchäftsmannes zur aufathmenden Erquickung in die Beſchaulichkeit des Stilllebens der Natur gefaßt.

Der Miniſter ſchließt ſich mit ſeinem häuslichen Leben faſt ganz auf dies Zimmer ab, bemerkte Provençal. Er hat es ſich für ſeine amtliche wie für ſeine private Exiſtenz eingerichtet, und ſich gewöhnt, in keiner von beiden durch Erinnerung an die andere, thätig oder genießend, geſtört zu werden. So enthalten auch auf beiden Seiten des Schreibtiſches die verſchließbaren Schubkaſten rechts die geheimen Dienſtpapiere, links ſeine vertraute Privatcorreſpondenz. Die Mittelthür geht durch ein Cabinet nach den Schreibſtuben, jene verſteckte Tapetenthür nach den Wohnzimmern der Baronin, die ſchon weiß, wann ſie ſelbſt hereinſchlüpfen und ſich ihren Mann aus dem Miniſter herausſchälen darf.

Ein in ſich ſelbſt beruhigtes Lächeln begleitete dieſe Erwähnung der Dame des Hauſes. Provençal konnte nicht Worte genug finden, die vielfache Liebenswürdigkeit der Baronin zu preiſen. Er ſchien für ihre Vorzüge wahrhaft zu ſchwärmen, wobei ein flüchtiges Erröthen des blaſſen, dunkeln Geſichts einen heimlichen Antheil des Herzens verrieth, — einen Drang der Empfindungen, der nicht ohne innern Kampf und Widerſpruch bleiben mochte. Wenigſtens lag etwas Jähes, ein gewaltſames Losreißen, eine Flucht der Gedanken in der Art, wie er, eben noch ſo erregt, plötzlich abbrach und den jungen Freund auffoderte, die Bureaux mit ihm zu beſehen. Im Vorzimmer trug er einem Diener auf, ſie bei der gnädigen Frau anzumelden.

Wir haben eine ähnliche Geſchäftseintheilung wie die Ihnen letzthin von Herrn Heiſter erklärte, ſagte er im Durchwandeln der Zimmer. Doch ſind bei uns drei Diviſionen: für directe und indirecte Abgaben und für das Rechnungsweſen über die Fonds des Miniſteriums. Aber verſchiedene, zu untergeordneter Verwaltung abgezweigte Geſchäfte hängen unter beſondern Directionen vom Miniſterium ab, wie das Adminiſtrationsdetail der genannten Abgaben, das Poſtweſen, die Verwaltung der Forſte und Gewäſſer, der Domänen, der Minen, der Brücken und Straßen, der Schuldenliquidation und der ſogenannten Economals, das heißt, der Adminiſtration der geiſtlichen Güter und Gefälle in den katholiſchen Landestheilen.

Ehe noch Provençal ſeinen Beſuch von dem unternommenen und von dem erklärten Geſchäftsgang zurückbrachte, öffnete ſich die Tapetenthür, und die Baronin von Bülow kam herein. Ihr Eintreten ſah beinahe wie eine Zuflucht aus, obgleich ihr nur der Arzt Harniſch folgte, — allerdings ſehr aufgeregt in ſeinen Blicken und Bewegungen.

Nun? rief die Baronin, ſich lebhaft umſchauend, wo ſind denn die Herren? Aha! Hier ſteht ein Hut! Sie haben nur das Zimmer verlaſſen, und werden gleich wiederkommen. Der gute Provençal wird wol den jungen Mann vorläufig ein wenig in die Geſchäfte blicken laſſen.

Für die ihm ſelbſt noch der rechte Blick fehlt, glaub' ich, lachte der Arzt.

Sie ſind doch ein unabläſſiger Spötter, Doctor! verſetzte ſie, indem ſie ihm auszuweichen ſuchte.

Die Baronin war von ſo ausgeſprochen freundlichem Gemüthe, daß es ſich ſelbſt in ihren Zügen ausgeprägt hatte. Dieſem angeborenen Liebreize, der Schüchternen Muth einflößte, fehlte es dagegen leicht am Ausdruck der

Strenge, wenn es galt, etwas ihr nicht Genehmes entſchieden zurückzuweiſen. Ein Lächeln begleitete ſelbſt ihre Abwehr oder Misbilligung, und ließ leicht einen Zweifel darüber, wie ernſt es damit gemeint ſei. Dies war auch jetzt bei der Artigkeit des Arztes der Fall. Harniſch war ein Mann, der lieber ohne Patienten, als ohne zarte Herzensbeziehungen hätte leben mögen. Er gefiel ſich darin, hauptſächlich ein Damenarzt zu ſein. Und da er die vielfältigen Uebel dieſes Geſchlechts aus dem liebebedürftigen Herzen herleitete, ſo ſchien er, ſo lange es ſeine Jahre zulaſſen würden, das Studium dieſer Leidensquelle und ſeine Bemühung für Abhülfe nicht aufgeben zu wollen.

Aber, bitte, ſetzen Sie ſich doch! ſagte die Baronin.

Nach Ihnen, — zu Ihnen, wenn Sie mich ſo glücklich machen wollen! erwiderte er, indem er die Bewegung machte, ſie zum Sofa zu führen.

Oh! Verzeihung! lächelte ſie. Ich bin hier zu Hauſe und kenne das Plätzchen ſchon, wo ich bei meinem Manne zu ſitzen pflege. Laſſen Sie ſich nieder, und ich will Sie dann unter die Augen Ihres Königs ſtellen, damit Sie mehr Ernſt annehmen.

Sie zog die Schnur unter dem Bild über dem Schreibtiſche, ſodaß der leichte Vorhang ſich nach beiden Seiten auseinanderfaltete.

Ah! rief der Arzt mit ironiſchen Verneigungen gegen das Bild, — Eurer Majeſtät erſterbe in tiefſter Einſchüchterung —! Unter dieſe Aufſicht ſtellen Sie mich, liebenswürdige Freundin? Wiſſen Sie denn nicht, daß dieſer Jerôme ein Lockvogel der Liebe iſt? Ein Flügelmann der Liebe, der mit ſeinen draſtiſchen Bewegungen allen Liebhabern im Königreich Weſtfalen den Tact und die Handgriffe vormacht?

Ich denke nicht, mein geſchätzter Doctor, daß Sie in Reihe und Glied für ſolche Manoeuvres ſtehen, ſagte ſie. Ja, ja, Sie und ich haben ſchon unſere anderweitigen Uebungen zu machen. Ich bin z. B. ſehr froh, daß ich Sie habe, wenn mir die Geſundheit der Meinigen Sorge macht; für mich behalte ich dann die Sorge übrig, liebenswürdig zu ſein für meinen Mann, der für ſein Theil wieder ſoviel weſtfäliſche Finanzſorgen hat.

Sehen Sie da! rief der Arzt lachend. Daß Ihnen Ihre Liebenswürdigkeit Sorge macht, iſt ſchon krankhaft, und Sie fallen damit unter meine Behandlung. Ich verordne Ihnen ein heilſames Vertrauen, indem ich Ihren Liebreiz anerkenne, bewundere, über mein Herz walten laſſe. O machen Sie einen Verſuch mit dieſem Herzen, das insgeheim unter derſelben Macht leidet, die Ihnen Zweifel läßt, insgeheim geneſen möchte durch dieſelbe Liebenswürdigkeit, die Ihnen Sorge macht!

Wie gut Sie ſind, Doctor! verſetzte ſie mit ſchalkhaftem Ernſt, der um ihre Backengrübchen ſpielte. Ihr Mittel wird gewiß auch wirken, wenn Sie es für meinen Geſchmack einrichten; wenn Sie mich nämlich überzeugen, daß meine Liebenswürdigkeit ſtark genug iſt, Ihre Bewunderung in Reſpect zu erhalten.

O Sie ſind eine himmliſche Frau! rief er aus, mit der Bewegung, ſie zu umarmen. Sie hielt ihm aber den Arm entgegen, indem ſie, zurücktretend, mit allem Ernſt, den ſie in Ton und Blick legen konnte, ſprach:

Doctor Harniſch, ſeien Sie nicht unklug!

Verzeihung! erwiderte er, ihren Arm faſſend, um die Hand zu küſſen.

Laſſen Sie das! fuhr ſie freundlicher fort. Ein Arzt ſollte nie einer Frau die Hand aus Artigkeit küſſen, weil er unter allen Umſtänden das Recht hat, ihren Puls zu fühlen. Eine Kranke iſt oft genug dem Recht und der Pflicht des Arztes ſo preisgegeben, daß er ſich gegen die Geſunde nicht hoch genug in Achtung und Vertrauen erhalten kann. Gehen Sie lieber, mein Freund, und ziehen Sie das Bild wieder zu! Sie ſind doch ein Republikaner und haben keine Ehrfurcht vor der Monarchie.

Seine Empfindlichkeit zu verbergen, erwiderte der Arzt mit bitterm Lächeln:

Laſſen wir's noch einen Augenblick, gnädige Frau! Wir haben es noch gar keiner Betrachtung gewürdigt, und man ſieht es nicht immer ſo unverhüllt. Das Vorhängchen iſt ein allerliebſter Gedanke. Vermuthlich von Ihnen. Die Frauen verſtehen ſich vortrefflich auf Vorhängchen. Das Mäntelchen gibt nämlich den Schein, als ſollte das Bild geſchont werden — vor den Mücken, die es beſchmeißen und das Gemälde verderben, indem ſie dem Gemalten freiwillig ihre Huldigung darbringen; die eigentliche Abſicht mit dem Schleier iſt aber, die dargeſtellte Perſon den Blicken zu entziehen, ſo lange ihre officielle Gegenwart überflüſſig iſt. Nicht wahr? Aber ſehr mit Unrecht, ſehr! Hängt der ehemalige Tuchhändler aus Baltimore nicht ebenſo anſtändig über dem Schreibtiſch eines Miniſters, als jeder Andere aus einem alten Fürſtenhauſe? Jerôme hat ſich nicht vermeſſen, als er die Elle gegen ein Scepter vertauſchte. Bei Gott! Die deutſchen Völker bekommen derbe Lectionen über Das, was Majeſtät iſt, Hoheit, angeſtammter Landesvater und dergleichen in tiefſter Ehrfurcht erſterbende Begriffe! Ja, wahrlich erſterbende!

Lieber Freund, lächelte die Baronin, Ihre Scherze ſind mehr bitter als wahr. Jerôme iſt nie Tuchhändler geweſen. Patterſon in Baltimore war Kaufmann, der Schiffe zur See hatte, und Jerôme gewann deſſen Tochter Eliſabeth mit dem Degen des Offiziers an der Seite — als Seeheld! — Aber ſtill! Da kommen unſere erwarteten Herren!

Mein Gott, gnädige Frau, ſind Sie unwohl? rief Provençal ängſtlich, mit einem etwas unfreundlichen Seitenblicke nach dem Arzte.

Nicht ich, Herr Provençal, ſondern das Kind war die Nacht etwas unbaß, antwortete ſie, wobei ſich ihr etwas blaß gewordenes Geſicht belebte. Seien Sie mir willkommen, Herr Doctor Teutleben! Ich empfange Sie hier, um Ihnen den Weg zu meinem Manne zu zeigen. Ich hoffe, Sie werden ſich ihm recht bald bekannt machen! Bitte, nehmen die Herren Platz!

Der Arzt fragte, ob Se. Excellenz bald zurückkehren würden.

Ich erwarte ihn täglich, lieber Doctor! antwortete ſie. Der Reichstag rückt heran, und ein Haufen von Briefen wartet auf ihn.

Sie haben wol auch Nachrichten aus Berlin, gnädige Frau? fragte Harniſch weiter, und ſie verſetzte:

Von Haus recht gute, ſonſt aber geht Alles ſehr betrübend. Das Erfreulichſte, ſchreibt mir eine liebe Freundin, ſei der Geiſtesmuth vortrefflicher Männer, die das allgemeine Vertrauen beleben, die Hoffnung auf die Zukunft aufrechthalten. Sie nennt Fichte und Schleiermacher. Aber auch Krieger und Staatsmänner ſollen im Bunde ſein, hoffentlich zu den Thaten berufen, die durch die muthigen Worte vorbereitet werden.

Und dieſe Thaten werden dann weiter greifen, als jene Worte, die nur im Bereiche des Katheders und der Kanzel wirken können, ſagte Harniſch. Sie werden die deutſche Welt vorbereitet finden. O es iſt merkwürdig, wie doch alle deutſchen Hoffnungen ſich an die preußiſchen knüpfen; wie gerade von dieſem gedemüthigten, gedrückten, erſchöpften Preußen das Heil und die Herſtellung der deutſchen Zukunft erwartet wird. Denn in dieſem kaum noch geretteten Rumpfe der Monarchie lebt doch noch eine Geiſteskraft und Kriegsfähigkeit, wie in keinem andern deutſchen, wenn auch von Napoleon noch ſo begünſtigten Staate. Dies Preußen kann mit Schiller's Wallenſtein ſagen:

Hier ſteh' ich, ein entlaubter Baum, doch innen
Im Marke lebt die ſchaffende Gewalt.

Ja, fiel Provençal mit ſeinem etwas ſchweren deutſchen Accent ein, es gibt Einen Punkt, worin ganz Deutſchland, glaub' ich, preußiſch iſt: wer an der Donau, am Rhein, an der Weſer und Elbe von dem Gedanken und der Geſinnung belebt iſt, gegen die Fremdherrſchaft aufzuſtehen und ſich dem Werke der Befreiung zu weihen, der iſt eben preußiſch.

Die ſchwärmeriſchen Blicke Provençal's, auf die Baronin gerichtet, als ob die begeiſterten Worte ihr zu Gefallen geſprochen wären, ſetzten die freundliche Frau in einige Verlegenheit. Mit lächelnder Zurechtweiſung entgegnete ſie:

Ich muß Ihnen doch ein wenig Vorſicht anempfehlen, Herr Provençal. Hier freilich, unter gleichgeſinnten Freunden, können Sie ſo reden. Aber, vergeſſen Sie ſich ja nicht einmal unter Unbekannten. Sie ſtehen im Geſchäft meinem Manne ſo nahe, daß Sie in den Augen ſeiner lauernden Widerſacher gar leicht den Verdacht ähnlicher Denkart — oder, richtiger geſagt, den Urſprung der ihrigen — auf ihn wälzen können. Bülow iſt Preuße genug, um —

Sie ſchwieg. Provençal erröthete verlegen. Hermann fiel ein:

Auch andere Völker ſind ſchon, wie uns die Geſchichte lehrt, ſo ſchwer heimgeſucht worden. Wenn ſie dann aus der Erkenntniß Lehren zogen, ſo diente es ihnen zur Erhebung; überließen ſie ſich ihrem Unglück, ſo gingen ſie unter.

Bei dieſen Worten ſprang der Arzt auf und faßte Hermann an beiden Händen, indem er ausrief:

Das war ein Wort! Dabei halte ich Sie feſt, — heißt das: Laſſen Sie es ſich ſelbſt geſagt ſein! Wir Deutſchen haben außerordentlich viel und tiefe Einſicht, ſo tief, daß wir gewöhnlich darin ſtecken bleiben und es uns gar nicht einfallen laſſen, ſie in Anwendung zu bringen. Aber Sie — werden dabei an Preußen denken!

Hermann, betroffen von der Empfindung, in ſeinen eigenen, hiſtoriſch geſtellten Worten wie gefangen zu ſein, verſetzte:

Unter Erhebung verſtehe ich nicht gerade Aufſtand, Empörung; ich habe vielmehr eine ſittliche Aufrichtung im Sinn. Nur eine Wiedergeburt Aller führt nach verſchuldeter Erniedrigung zur Herſtellung und macht einer neuen Glorie würdig.

Würdig, ja! entgegnete Harniſch. Aber — wo ſoll dann die Glorie herkommen, und die Würde zu ihrem Recht? Nein, lieber Mann, gehen Sie nur mit Ihren Gedanken bis ans Ziel, und da werden Sie am häuslichen Pfoſten nichts Anderes finden, als einen Torniſter, eine gefüllte Patrontaſche nebſt Ober- und Untergewehr.

Wiedergeburt muß allerdings vorausgehen, verſetzte Provençal, und fuhr nach des Arztes Zwiſchenruf: Kampf iſt Wiedergeburt, Erhebung ſind die Geburtswehen! ruhig fort:

Denn Preußen war ſehr geſunken. Es rächte ſich in 1806 furchtbar, daß man die alten, zu eng gewordenen Verwaltungsformen beibehalten hatte, ohne den alten Geiſt der Sparſamkeit, der Sorgfalt und Uneigennützigkeit.

Der große Fritz, der Alles dictirte, ſetzte der Arzt hinzu, hatte eine Verfaſſung verſäumt, mit der ſich die Beamtenſchaft auf der Höhe hätte erhalten können, auf die er den Staat gehoben hatte. Er wußte doch, daß ſein Nachfolger ein Mann war, der nicht, wie er, dictiren, ſondern nur — dickthun konnte. Als daher die ſchwere Zeit kam, fand ſie die Behörden ſchwerfällig, rathlos, unbrauchbar, ohne Selbſtgefühl, ohne Energie, ohne — was man eben bürgerlichen Muth nennen kann.

Noch Eines nicht zu vergeſſen, bemerkte Frau von Bülow. Der große König hat noch durch ein Zweites die preußiſche Zukunft untergraben. Die leichten Eheſcheidungen, die er begünſtigte, begründeten eine tiefe Demoraliſation. Mit der Familie feſtigt oder lockert ſich der Staat. Er ſelbſt hielt die Geſellſchaft durch ſeine ſtrenge Etiquette wenigſtens noch äußerlich zuſammen; unter ſeinem Nachfolger löſte ſich auch dieſe, und die Entſittlichung nahm überhand.

Ja wohl! verſetzte beifällig Provençal, — ſo ſehr überhand, daß der wackere Miniſter Stein die Stimmung des Landes mit der Bezeichnung „Frechheit und Verwilderung“ brandmarkt.

Von den vornehmen Frauen in Berlin läßt ſich gar nicht reden! äußerte die Baronin. Und ihrer Selbſtentehrung im Hauſe entſprach dann die Entehrung der Offiziere im Felde.

Nun ja, lachte der Arzt. Beide hatten ja auch in andern Stücken — Moitié gemacht.

Lachend und mit tiefen Verneigungen empfahl er ſich. Die Baronin rief ihm nach:

Auf Wiederſehen, lieber Doctor! Sie vergeſſen wol unſern kleinen Patienten nicht!

Zehntes Capitel.

Vorbereitungen.

Hermann brachte von dieſem Beſuche ſehr lebhafte und nur befriedigende Eindrücke zurück. Provençal, indem er ihm einen Ueberblick in die vielverzweigte Verwaltung des Miniſters verſchaffte, hatte ſich doch blos als praktiſch angelernter und eingeübter Arbeiter verrathen, dem mit einer ſtaatswiſſenſchaftlichen Vorbildung auch die den Arbeitsſtoff belebenden, die Geſchäftsbewegung verknüpfenden Ideen abgingen. Mit dieſen, wenn auch nur im Allgemeinen erworbenen Vorkenntniſſen hoffte der junge Freund ſich im Labyrinth der Geſchäfte leicht zurechtzufinden, das Ineinandergreifen der Arbeiten bald zu überſehen und der Formen Herr zu werden, die für die Ausfertigungen in den Bureaux vielfach in bloßen Formeln beſtehen.

Zu dieſer Befriedigung in der Hauptſache kam nun die ihm ſchon vom Staatsrathe Müller her bekannte Freimüthigkeit des Arztes, durch die er ſich nur geehrt fühlen durfte, und die beſondere Freundlichkeit der Baronin gegen ihn. Er ahnte nicht, daß hinter dieſem vertraulichen Lächeln, das zuweilen auf ihm geruht hatte, ſich eine kleine Schalkheit der Phantaſie verſteckte, indem ihn die liebenswürdige Frau auf ſeine geheime und räthſelhafte Geſchichte mit Adelen betrachtete, wovon ſie durch ihren Mann wußte.

So förderte ihn jenes wunderſame Erlebniß doch auf verſchiedene Weiſe. Es wucherte wie eine Art Wegwart auf ſeinem Lebenspfade, ohne daß er darauf achtete. Und die Gunſt, die es ihm brachte, ließ ſich auch ohne Beſchämung hinnehmen, da ſie ſich nicht als die Folge ſeiner Verirrung zu erkennen gab. Hermann ward kaum inne, wie ſehr ihn jenes Erlebniß ſelbſt äußerlich zum Manne gemacht hatte. Aus der erſten leidigen und leidvollen Niedergeſchlagenheit war ſchnell ein pralleres, üppigeres Selbſtgefühl erwachſen, das ſich in Hermann's feurigerm Auge, im vollern Klang der Stimme, und ſelbſt in ſeiner Haltung und in ſeinem Auftreten kundgab. Und indem nun das für Weltleute ſo piquante Geheimniß durch die Aengſtlichkeit der Großhofmeiſterin unter ein paar vertraute Freunde kam, erweckte es dem jungen Manne hier eine ſchalkhafte Aufmerkſamkeit, dort eine zuvorkommende Theilnahme, was Alles das neue Selbſtgefühl beſtärkte, ohne es zu beſchämen.

Alles dies nahm den jungen Freund, ſo oft er mit ſich zu Rathe ging, für Provençal's Vorſchlag ein, der dahin ging, es in den Bureaux des Miniſters wenigſtens zu verſuchen. Er fürchtete nicht, es mit dem ihm ſo wohlwollenden Staatsrathe Müller zu verderben, wenn er von dem Lehrberufe ablenkte; doch nahm er ſich vor, ihn um Rath zu fragen und ſich wo möglich beide Richtungen offen zu halten. Ehe er aber zu einem deshalbigen Beſuche kam, fand er ſich durch den Zuſpruch ſeiner ältern Freunde in ſeinem neuen Vorhaben beſtärkt. Reichardt vor allen ermunterte ihn, indem er ihm eine befriedigendere Bethätigung ſeiner ſchönen Naturgaben in einem Wirkungskreiſe verſprach, der ihn hinter den Büchern und Doctrinen her mit den Menſchen aller Stände und mit dem Leben und Streben des bewegten Tages in Verkehr ſetze. Und wenn Sie auch keinen Antheil an den Kämpfen nehmen wollen, die uns zunächſt bevorſtehen, ſagte er, ſo braucht doch die kommende Zeit, die neu zu erringende Freiheit, ſolcher Kräfte, wie Ihnen verliehen ſind, zur Herſtellung Deutſchlands. Und unter Herſtellung verſtehe ich eigentlich Umgeſtaltung. Denn daß das Alte nichts mehr taugte, hat ſich an Menſchen und Anſtalten grauſenhaft genug enthüllt. Die Waffen dieſes Napoleon hätten uns nicht ſo im Sturm unterjocht, wäre nicht im voraus durch die verwitterten obern Schichten der Geſellſchaft in unſer Volksleben zermürbend jene franzöſiſche Cultur eingedrungen, die Geiſt und Herz verödend, die Sinne mit blendendem, gehaltloſem Schimmer täuſchte. Da war ein Schmachten, Sehnen, Greifen nach einem Haltungspunkt immer allgemeiner geworden, und ließ ſich mit Romantik und Speculation auf bedrucktem Lumpenpapier nicht mehr befriedigen. Vielmehr verrieth dieſer ungeſtüme philoſophiſche Puls einen fieberhaften geiſtigen Zuſtand — das Bedürfniß eines thätigen, thatenvollen Ausdrucks für die Weltanſchauung einer neuen Zeit. Nun brauchen wir Männer, die dies Fieber überſtanden haben, und noch jung genug ſind, einer neuen Zeit zu dienen und zu helfen. Wenn ich bedenke, wieviel Frohgeſchaffenes, Schönverbundenes auf dem guten alten Boden Deutſchlands jetzt zerfällt, getrennt liegt, zerſtört wird: dann frage ich, was wird die kommende Zeit uns und unſern Kindern für Erſatz gewähren müſſen für ſo Vieles, was nur aus deutſchem guten Sinn hervorgehen, nur von beſonnenen treuen Händen in Sicherheit und Freiheit gepflegt werden konnte?

Auch Luiſe billigte Hermann's Vorhaben; ſie ſchwieg aber über ihren Geſichtspunkt. Sie hoffte nämlich, er werde, wenn er einmal den öffentlichen Angelegenheiten zugekehrt ſei, auch von der öffentlichen Bewegung leichter mitergriffen werden, zumal ſie den Miniſter von Bülow den preußiſchen Beſtrebungen insgeheim zugethan glaubte.

Lina allein dachte anders, ſelbſt ihrem Ludwig entgegen, der ſich über Hermann freute, indem er ausrief:

Jetzt kommſt du auf den rechten Weg, mein Freund! Deine hypochondriſche Stimmung iſt auch ſchon ganz aus deinen Augen gewichen, ſeitdem du dich nach wirkſamer Thätigkeit auch nur umſiehſt. Brauchſt du anfänglich Rath, Auskunft, Anweiſung, Bücher über Staats- und Volkswirthſchaft — da bin ich mit ſo viel oder wenig, als ich vermag! Wir haben einen Gegenſtand mehr für unſere Unterhaltung.

Dieſe Aufmunterung verdroß Lina im Stillen. Sie bedachte augenblicklich nur, was ſie ſelbſt an Unterhaltung mit Hermann verlieren würde, ja mehr noch an Halt und Förderung für ihre höhere Bildung. Aber ſie ſchwieg, und als Hermann mit fragendem Blick ihr leuchtendes Auge ſuchte, verſetzte ſie nur:

Ich will's erleben, wie dir der Tauſch zuſagt, daß du den heitern Verkehr mit Dichtern und Denkern verläſſeſt, um im Joch einer franzöſiſchen Geſchäftsordnung den Staub der Acten und den Verdruß der Arbeiten zu ſchlucken. Du weißt ja voraus, was Ludwig hat.

Ludwig lächelte zu dieſer Erinnerung, wie er bisher auch die neue, etwas ſchwärmeriſch-betriebene Richtung ſeiner Frau belächelt hatte, ſo ſehr er ſich dabei doch an ihrem ſchönen Streben und Gewinn heimlich erfreuen konnte. Denn er war von Haus und Verſtand aus mehr eitel als eiferſüchtig in der Liebe.

Lina ſelbſt war bei ihrer Erinnerung an Ludwig eher etwas erſchrocken. Sie fand einen Vorwurf für ihn darin, indem ſie ſich zugleich erinnerte, wie ermüdet, verſtimmt und für ſo manches theilnahmlos er oft genug nach Hauſe kam. Und indem ſie voraus zu ſehen glaubte, daß auch Hermann gar bald nur von nichts als den Armſeligkeiten der Schreibſtube, den Intriguen der Hofparteien und den Frivolitäten der hohen Geſellſchaft zu erzählen haben würde, kam es ihr vor, als ob von nun an ſeine und ihre Richtung auseinander liefen, ſodaß der theuere Freund ihr ganz verloren gehen könnte.

Dieſer Betrachtung hing ſie nach, als Ludwig und Hermann zu einem Spaziergang fort waren. Da ſtellte ſich auch gleich wieder der heimliche Vorwurf ein, mit dem ſie ſich ſeit den letzten Tagen beunruhigte. Luiſens Benehmen gegen ſie hatte nämlich nachgewirkt. Durch das mitgebrachte Blatt von Schleiermacher war ihr die Meinung der Freundin erſt recht klar geworden. Offenbar wurde ihre Zuneigung für Hermann von Luiſen misverſtanden, und mit jenem Blatte über die Zehn Gebote der Liebe für eine verheirathete Frau ſollte ihr eine Zurechtweiſung gegeben werden.

Lina hatte das Empfindliche, was in dieſem Argwohn für ſie lag, nicht ohne Kränkung überwunden. Sie hatte jedoch nach und nach ſich durch den Inhalt jener Zehn Gebote ſelbſt über ihre Geſinnung für Hermann klar gemacht, und beruhigte ſich über die Abſichten des ihr ſo theuern Freundes gegen ſie durch deſſen zartes und unbefangenes Benehmen, durch die edeln Anſichten, die er bei jedem Anlaß über Liebe und Ehe ausſprach, ſowie durch das herzliche Vertrauen ihres Mannes gegen ſie und gegen Hermann, ſelbſt bei den traulichen Stunden, die der Freund mit ihr allein hatte.

Durch alles dieſes kam Lina in wiederholter Betrachtung auf den Gedanken, ſich gegen Luiſen eine Genugthuung, eine Vergeltung zu nehmen. Rechtfertigung wollte ſie es gar nicht genannt haben. Sie überlegte ſich in dieſer Abſicht einen kleinen vertraulichen Abend, wozu ſie Hermann einladen und ihn zu einem Vortrag über Liebe und Ehe veranlaſſen wollte. Bei dieſer Gelegenheit dachte ſie dann Schleiermacher's Blatt der beſchämten Luiſe mit einem ſtillen Triumphe zurückzugeben.

Inzwiſchen wurde die Stadt mit jedem Tage belebter. Die Vorkehrungen zum nahen erſten Reichstage brachten mancherlei Geſchäfte und Unruhe mit ſich. Schon trafen auch einzelne Landesabgeordnete vor der Zeit ein. Der eine wünſchte ſich über die Lage der Dinge zu orientiren, der andere ſich über ſeine Beſtimmung genauer zu unterrichten; dieſe wollten ſich bei Hof und bei den Miniſtern vorſtellen, jene ſich bei den Männern von Einfluß in Vertrauen ſetzen; einige beabſichtigten ihre kleinen Privatanliegen voraus anzuknüpfen, manchen lag auch nur daran, ſich beim Zudrange ſo vieler Menſchen einer bequemern Wohnung und Einrichtung zu verſichern, und noch andere hatten alte Bekanntſchaften in und um Caſſel, mit denen ſie erſt ein paar ungeſtörte Tage zuzubringen dachten.

Den Maire der Reſidenz, Baron von Canſtein, ſah man den Tag über geſchäftig, den Hut in der linken, das Schnupftuch in der rechten Hand, hin- und herlaufen. Der ehemalige Kammerherr des Kurfürſten war ein ängſtlicher Pedant, der ſehr an Aeußerlichkeiten hing und mit Nebenſachen wichtig that.

Die alten heſſiſchen Landtage, die einſt den Landgrafen ſo heiß gemacht hatten, waren hinter der zunehmenden Regierungsgewalt der Fürſten in Vergeſſenheit gerathen, und was nun bevorſtand, war ſogar ein Reichstag nach ganz neuem Muſter und von den ehrenwertheſten Abgeordneten beſchickt. Denn die ſiebzig Grundbeſitzer, die den Grundſtock der Verſammlung bildeten, waren größtentheils von gutem und altem Adel, die Funfzehn aus dem Gewerb- und Handelsſtande kamen hauptſächlich aus den großen, capitalreichen Geſchäften, und die Wahl der funfzehn gelehrten und um das Land verdienten Männer, die das Hundert der Reichstagsverſammlung voll machten, war ſo ziemlich auf höhere Staatsdiener, auf Penſionäre und einige Profeſſoren gefallen. Der Maire hielt es daher für anſtändig, ſolche Deputirte ihrem Werth und ihrer Würde gemäß in Privatwohnungen unterzubringen, und nahm die angemeldeten Quartiere bei adeligen Familien in Perſon, in bürgerlichen Häuſern durch ſeine drei Adjuncten, Gundlach, Keßler und Reuſch, in Augenſchein, um bei der

Vertheilung dieſer Ehrenwohnungen die Wünſche der Beſitzer und die Bedürfniſſe der Einzuweiſenden berückſichtigen zu können.

Aber auch die Gaſthöfe, obgleich durch dieſe Maßregel des Maire in ihrem Vortheil verkürzt, ließen es nicht an neuen Einrichtungen fehlen, wobei ſie auf jene Abgeordneten rechneten, die ſich in Privatwohnungen genirt fühlen möchten, und den Zudrang der Fremden in Anſchlag brachten, die ſie einander abzujagen ſuchten. Schon früher hatten ſie die alten Schilder, die der neuen Regierung anſtößig waren, freiwillig oder auf Polizeibefehl abgenommen. Ein vorſichtiger Gaſt konnte nun kein Bedenken finden, den „Heſſiſchen Hof“ zu beſuchen, der ſich, den Ereigniſſen gemäß, in ein Hôtel de Westfalie erweitert hatte, oder durfte im „Kurfürſten“ einkehren, der jetzt Hôtel rouge hieß. Aber nun dehnte der Beſitzer des „Hofs von England“ die Continentalſperre auch auf ſeine Firma aus, und ſchrieb Hôtel de Paris über ſeine Einfahrt.

Die pariſer Schneider, die in Caſſel ihre prahleriſchen Schilder ausgehängt hatten, eröffneten jetzt Kleidermagazine, worin es Legendre, tailleur bréveté de Sa Majesté le Roi de Westfalie, Allen zuvorthat. Die Herren Pajol und Martel kündigten Reichsſtandsuniformen an — Mantel, Kleid, Hoſe, Weſte und Kopfbedeckung für 777 Francs. Mehre Lieferanten eiferten in den Tagesblättern gegen einander, indem jeder allein im Beſitze der genehmigten Muſter zu den Stickereien der Uniformen zu ſein behauptete. Auch kündigte ſich ſchon ein Portraitmaler an, der wahrſcheinlich auf die ausgezeichneten Köpfe ſo vieler Reichstagsabgeordneten ſpeculirte — Mr. Augustin, peintre en miniature, neveu et éleve du célèbre Augustin, peintre de l'Empereur.

Unter den Fremden, die nach und nach eintraſen, zogen ſich auch einzelne Damen, nach ihrem Ausſehen und Namen von Stand, herbei, entweder von Neubegierde auf die pomphaften Aufzüge und glänzenden Feſte gelockt, oder vielleicht auch von ihrem menſchenfreundlichen Herzen getrieben, um ſo manchem von Frau und Kindern, von Haus und Hof getrennten reichen Abgeordneten nach heißen, dem Wohl des Landes geweihten Tagen ſtille, erheiternde Abende zu bereiten. Eine geſchiedene Frau von Steinbach erregte ſehr bald viel Aufmerkſamkeit. Man behauptete, ſie werde ſich zu einer zweiten Verbindung nur nach ganz genauer Prüfung einer größern Anzahl von Männern entſchließen können. Noch mehr gab eine junge, üppig gebaute Dame von ſich zu reden, die in der Martinigaſſe beim Juden Jolberg Quartier genommen hatte, und ſich als „ſchwediſche Gräſin“ in der Geſellſchaft einführte.

Für das Theater erſchienen zwei Demoiſelles Vietſch, erſte Ballettänzerinnen aus Hamburg, mit allen Reizen ausgeſtattet, die einen empfänglichen, auch feingebildeten Mann für nähere Bekanntſchaft anziehen und feſſeln konnten.

Kurz, eine Herrlichkeit ſtand bevor, die Alles in Erwartung ſetzte, und Jung und Alt aus den Fugen des gewohnten Lebens zu drücken drohte.

Elftes Capitel.

Zweierlei Wahrnehmungen.

Unter ſolcher Unruhe und Geſchäftigkeit war man in die letzte Juniwoche gekommen. Peter und Paul, der hohe katholiſche Feiertag, wurde vom Hof begangen, und die reformirte Stadt war durch anderes Intereſſe feſtlich mitgeſtimmt. Auf Napoleonshöhe ſand große Tafel ſtatt, zu der auch verſchiedene Deputirte, die Grafen Schulenburg-Angern und Schulenburg-Altenhauſen, Baron von Brenken und von Arnſtedt, Präſident von Strombeck, Fabrikant Lutteroth aus Mühlhauſen, Graf Stolberg-Wernigerode, Kanonicus Dammers aus Paderborn, Kanzler Niemeyer aus Halle, Profeſſor Wachler aus Marburg und Andere geladen waren. Bei ſolchem Anlaß wurden auch die Waſſer angelaſſen, und Hermann, ſeit dem erſten Beſuche mit Baron Rehfeld nicht wieder hinaufgekommen, nahm ſehr gern eine Fahrt dahin an, die ihm Provençal bei ſeinem Gegenbeſuche anbot.

Mein Miniſter iſt nach ſeiner Rückkehr ſo mit aufgelaufenen und vorbereitenden Arbeiten überladen, ſagte der Generalſecretär, daß er ſich von der königlichen Tafel entſchuldigt hat. Ich habe nun den Auftrag, einen alten Freund des Hauſes in unſerer Equipage nach Napoleonshöhe zu bringen. Es iſt Herr Nathuſius, Fabrikant aus Magdeburg, der als Abgeordneter aus dem Elbedepartement auch zur Tafel geht. Es iſt mir ſehr lieb, daß

Sie mitfahren und den vortrefflichen Mann kennen lernen, aber auch — um mich ſelbſt nicht zu vergeſſen —, daß ich in Ihrer angenehmen Geſellſchaft zurückkehren kann.

Sie ſind ſehr freundlich, erwiderte Hermann. Unter den Umſtänden werde ich aber wol dem Herrn Miniſter meine Aufwartung nicht machen können?

Ich habe ſchon mit ihm geſprochen, ſagte Provençal; er erwartet Sie nach der Eröffnung des Reichstags. Zu dieſer Feierlichkeit ſoll ich Ihnen aber eine Einlaßkarte vom Präſidenten der Stände verſchaffen. Es wird Sie gewiß lebhaft intereſſiren, die bedeutſame Feierlichkeit mitanzuſehen.

Nathuſius war kein junger Mann mehr; doch merkte man ihm bei ſo gutem Ausſehen und lebhaftem Geiſte, als er hatte, ſeine vorgerückten Jahre weniger an. Ein ſchlanker Wuchs ohne die gewöhnliche Wohlbeleibtheit des höhern Mannesalters, heiteres Benehmen bei ſehr einfachen, verbindlichen Manieren und ein ſorgfältiger, geſchmackvoller Anzug liehen ihm ein jüngeres Anſehen, als das eines Vierzigers. Er gab ſich unterwegs auch gegen Hermann leicht und heiter, wie ein längſt Bekannter. Seine Geſpräche verriethen den Mann von Verſtand, von Einſicht und Wohlwollen, der in der Welt zu Hauſe iſt, und das Leben mit Ueberblick und ins Große zu behandeln weiß. Er erzählte von den herzlichen Stunden, die er bei Bülows und ſie bei ihm gehabt, als der Baron noch Präſident in Magdeburg geweſen. Plötzlich aber kam er, und nicht ohne innere Bewegung, auf die Familie zu reden, bei der er Quartier gefunden hatte.

Ich bin da allerliebſt aufgenommen, ſagte er, und konnte gleich bei einem häuslichen Feſt ſo recht in das Familienherz hineinblicken. Sie feierten auf eine recht anmuthige Weiſe den Namenstag der Mutter Philippine, der auf vorigen Montag fiel. Ich merkte wohl, daß es mit dieſer in einem nichtkatholiſchen Hauſe ungewöhnlichen Feier blos einen heitern Scherz der ſieben charmanten Töchter galt.

Aha! rief Hermann vergnügt, alſo bei Appellationsrath Engelhard!

So? Sie kennen alſo ſchon — haben wahrſcheinlich Verbindung mit der lieben Familie? fragte Nathuſius mit einer für den weltgewandten Mann ſehr bedeutſamen Spannung. Man hätte nicht ſagen können, ob er ſich eines theilnehmenden Hausfreundes freue, oder einen ſtörenden fürchte.

Verbindung gerade nicht, antwortete der Freund. Meine perſönliche Bekanntſchaft beſchränkt ſich darauf, daß ich bei Gelegenheit eines Polterabends mit Thereſen, Nummer Zwei von den Sieben, getanzt und ſpäter einen Beſuch bei der Mutter gemacht habe. Aber ich weiß, daß es eine vortreffliche Mutter von Töchtern iſt, die — möcht' ich ſagen — echte Perlen unter den falſchen Brillanten unſerer ſogenannten guten Geſellſchaft ſind.

Nathuſius, indem er den Freund mit forſchendem, aber freundlichem Blick anſah, erwiderte:

Ich glaube, lieber Herr Doctor, Sie haben das rechte Wort geſprochen. Ein warmes Herz für das Haus und die Familie, ein ſchlichter, geſunder Verſtand im Verkehr mit dem Leben, und ein ſtiller Sinn für das Höhere in der Welt, was ich gerade als die Grundlage der weiblichen Bildung ſchätze, hat eben nichts Funkelndes, Blendendes, nichts von dem ſcharfen Schliff, der die Flammen des Kronleuchters und die Frivolitäten der Geſellſchaft zurückblitzt. Es ſind vielmehr jene Tugenden, die unter den ſchreienden Farben der Converſation, wie die reinen Perlen unter überladenem Putze, ein wenig erblaſſen. Nun, wir wollen hoffen, daß es davon noch recht viel in Deutſchland gibt; aber ſo echt deutſch, geſund und fröhlich, anſpruchslos und fleißig, einfach in Bedürfniſſen und dabei ſo lebensfroh ohne Neid oder Kummer inmitten einer üppigen Reſidenz, wie dieſe allerliebſten Mädchen ſind, iſt mir doch lange nichts aufgeſtoßen. Ich habe ſie ſo unvermerkt beobachtet, ihr Thun und Laſſen, und behaupte, kein ſolider Mann greift hier fehl, der ſich aus den Sieben eine Gefährtin ſucht. Jede iſt des ſchönſten Glückes werth.

Ganz gewiß, meinte Hermann. Aber hiermit — ich meine, mit dem Freien um ſolche Töchter — bezeichnen Sie den Punkt, wo jene Vorzüge gewiſſermaßen auf den Markt des Begehrs kämen. Da hat aber ſelbſt das Gold, wie Sie wiſſen, einen wechſelnden Preis, je nachdem es geſucht wird. Jene ſiebenfältigen Tugenden ſtehen aber bei uns dermal unter pari; denn unſere jungen Männer ſuchen nach andern Artikeln und Mitgiften. Sie wollen zu einer hohen Stelle gelangen, ein koſtbares Haus machen, Wagen und Pferde halten und was noch alles weiter, und *darnach* werben ſie. Sie betrachten die Frau nicht als die *Krone*, ſondern als die *Wurzel* ihres Glücks: ſie wollen überhaupt nicht beglücken, ſondern genießen.

Hierauf verſetzte mit ſchlauem Lächeln der Fabrikant:

Ein junger Mann, der ſo ſpricht, ſo tadelt, macht wol auch eine Ausnahme von dem herrſchenden Geſchmack. Ich wäre begierig zu wiſſen, welche von den Sieben Sie ſich erwählen würden?

Ich bin noch nicht im Stand, an eine Wahl zu denken, antwortete Hermann. Und ſolchen Sieben gegenüber nenne ich es ein Glück; die Wahl könnte leicht eine Qual werden, wie man zu ſagen pflegt.

Nathuſius ſchmunzelte ein Weilchen in ſein nachträumendes Innere hinein, bis er endlich ſeufzend ſagte:

Ja, ja, wer noch in den glücklichen Jahren wäre, wo die Wahl dem Wählenden und nicht der Gewählten zur Qual wird! Aber, nehmen Sie ſich in Acht, mein lieber Doctor! Man iſt in ſeinen jungen Jahren ſo lange wählig, bis man zuletzt froh iſt, wenn man nur genommen wird. Für uns Männer, die wir oft die rechte Zeit verſäumen, iſt es eine ſchadenfrohe Strafe der Natur, daß wir niemals für unſern Geſchmack an der Jugend, ſondern nur für den Geſchmack der weiblichen Jugend an uns zu alt werden. Ich ſtand auch einmal in den Jahren, wo mein Wohlgefallen an den eben aufbrechenden Roſen in der Ordnung war. Aber freilich, in damaliger Zeit konnte Mancher vor lauter Erwerben nicht zum Werben kommen; während man heute, wie Sie mir ſagen, mit Werben anfängt, um dadurch leichter zu erwerben. Ihnen fehlt noch, wie Sie ſich ausdrücken — die Wurzel, um eine Krone zu haben; hüten Sie ſich, wenn Sie einmal angewurzelt ſind, daß Sie nicht zu viel in die Blätter treiben, und ſetzen Sie bei Zeiten eine hübſche Krone an.

All' dieſe Aeußerungen und die Mienen, mit denen ſie gethan wurden, brachten Hermann auf die Vermuthung, daß Nathuſius ein alter Junggeſell ſein möchte, den beim Anblicke von ſieben ſo friſchen Kindern noch einmal verſpätete und darum verzagte Heirathsgedanken anwandelten. Zu dieſer Vermuthung ſchien es zu ſtimmen, daß derſelbe mit nicht ganz gelungener Gleichgültigkeit fragte, ob denn wirklich noch keine der ſieben Töchter verlobt oder umworben ſei, und daß er auf Hermann's Nein ein zufriedenes Lächeln zeigte. Ernſtlich zu fragen ſchien unſerm jungen Freunde gerade hinter ſolcher an ſich haltenden Bedächtigkeit des ältern Mannes her zu unbeſcheiden, und für eine ſcherzhafte Anſpielung ſah ihm derſelbe zu achtunggebietend aus. Nur als Nathuſius mit leiſe taſtender Verzagtheit die Bemerkung machte: die ſieben Engel (die Silbe „hard“ am Namen ließ er mit lächelndem Witze weg) ſeien freilich für einen geſetzten Bewerber noch gar zu jung — verſetzte Hermann mit bezüglichem Nachdruck:

Ei, zum Theil doch ſchon in die Mitte der Zwanzig vorgerückt! Und Sie müſſen bedenken, wie gediegen in ihrer Denkungsart die liebenswürdigen Schweſtern ſind und den innern Werth eines ausgezeichneten Mannes zu ſchätzen wiſſen. Der Sinn eines Mädchens gleicht ja gar leicht einigen Unterſchied des Alters aus.

Dieſe Antwort, die der allgemeinen Bemerkung des Fabrikherrn eine perſönliche Beziehung zu geben ſchien, befremdete ihn einen Augenblick. Als er aber Hermann's unbefangene Miene ſah, lächelte er etwas verlegen, drückte ihm die Hand und ſagte:

Sie haben wieder Recht, herzenskundiger Doctor. Und was der Sinn eines jüngern Frauenzimmers unausgeglichen läßt, übernimmt die Liebe des Mannes, der vielleicht auch vom Glücke begünſtigt genug iſt, um die äußern Lagen des Lebens auszugleichen und ſo mancher beſcheidenen Mädchentugend einen weiten Kreis liebreichen Schaffens zu bereiten.

Auf der Höhe angelangt, bemerkten die Ausſteigenden ſchon ziemlich viel Männer und Frauen, die unter den Bäumen der Esplanade wandelnd die Stunde der königlichen Tafel und des Empfangs abwarteten — Uniformen, geſtickte Dienſtkleider, Roben mit Schleppen. Indem unſere Ankömmlinge ſich nach einem Bekannten umſahen, an den ſich Nathuſius zum Gang nach dem Schloß anſchließen mochte, fiel ihnen manche intereſſante Perſönlichkeit in die Augen. In einem kleinen Kreiſe von Männern ſtand der Fürſtbiſchof von Corvey, der zur Eröffnung des Reichstags gekommen war und dieſen Morgen die Peter- und Paulsmeſſe celebrirt hatte, in der Haltung und im Anzuge ſeiner hohen hierarchiſchen Würde. Er unterhielt ſich eben lebhaft mit einem Manne in Generalsuniform, der im Geſichtsausdrucke auffallend an den durch gute Kupferſtiche bekannten Alten Fritz von Preußen erinnerte.

Es iſt der Graf Schulenburg-Kehnert, der jetzige Staatsrath im außerordentlichen Dienſt, ſagte Provençal.

Ja, ja, wir kennen den Vogel ſchon! flüſterte an ſich haltend der Fabrikherr. Jener Miniſter-General aus den unglücklichſten Tagen Preußens, der hinter dem abreiſenden König her die viel verhöhnte Mahnung: „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht“ den empörten Berlinern, und das preußiſche Pulver und Blei den einziehenden Franzoſen zurückließ. Dieſer liebenswürdige Geſell hatte ſchon für die zweite Theilung Polens und für den Feldzug nach Frankreich geſtimmt, und ſtellt nun hier am weſtfäliſchen Hofe das lebendige Kerbholz der unglücklichſten Momente Preußens vor. In den üppigen Tagen vor dem jenaer Verhängniß unterhielt er den guten König gern mit Liebeshändeln aus der Stadt, und hatte als Chef der geheimen Polizei, wenn er nach Hofe ging, hundert Schwänke in der Taſche, den Agreablen zu machen. Nachmals gab er ſich, mit jüdiſchen Banquiers verbunden, beim niedern Cours der Banco- und Seehandlungs-Obligationen mit Ankäufen derſelben ab, und machte gelegentlich auch gute Geſchäfte in Korn. An Menſchenfreundlichkeit fehlte es ihm aber gerade nicht; wenigſtens hatte er kriechende Juden und gefällige Frauenzimmer ſehr gern. Aber — tauſend Blitz! wer iſt dieſe ſchöne Dame, die uns da entgegenwandelt?

Ah, das iſt die ſchöne Bianca Lafleche! flüſterte Provençal; die Frau des Generalintendanten des Königs, eine geborene Carregha aus Genua.

Wahrhaftig, eine wahre venetianiſche Schönheit! erwiderte Nathuſius. Seh' doch ein Menſch dieſe antike Geſtalt, dieſen griechiſchen Kopf mit blendend weißem Teint!

Eine Bekanntſchaft Jerôme's aus Genua! flüſterte ihm Provençal zu.

Aus Genua? fragte Nathuſius. Wann war denn der König in Genua?

Erinnern Sie ſich nicht, fuhr Jener fort, als Jerôme ſich in Mailand zur Scheidung von Eliſabeth Patterſon verſtanden hatte, wurde er vom Kaiſer nach Genua geſchickt, um eine Expedition nach Algier zur Befreiung der dort gefangenen Genueſen auszuführen. Er brachte wirklich ein dritthalbhundert derſelben zurück. In dem Volksjubel, der ihn damals emportrug, machte er die Bekanntſchaft der ſchönen Frau des Banquiers Laſleche, und wurde von dieſer bezaubernden Coquette gefeſſelt. Als er König wurde, kam ſie mit ihrem ganzen Anhang hierher, mit zwei Schwägern und einem Bruder.

Er ſchwieg, denn eben begegneten ſie ihr wieder in heiterer Unterhaltung mit einem Franzoſen, deſſen ſchmächtiger Wuchs und ſcharfgeprägtes, geiſtreiches Geſicht von dunkler Färbung einen Mann von leidenſchaftlicher Seele verriethen. Man ſah es ſeinen altfranzöſiſchen Manieren an, wie ſehr er es ſich angelegen ſein ließ, die ſchöne Frau liebenswürdig zu unterhalten. — Chevalier Pichon, nannte ihn Provençal, den Hauptſprecher im Staatsrathe. Herr von Bülow achtet ihn ſehr hoch, ſagte er, als einen Mann von Ideen und Kenntniſſen, dem ein zuvorkommendes Gedächtniß und ein feuriger Ausdruck der Rede zu Gebote ſtehen ſollen. Die Parteien bewerben ſich um ihn; aber er iſt ſtolz und zurückhaltend.

Eben war Banquier Jacobſon aus Braunſchweig angefahren, ein guter Bekannter und alter Geſchäftsfreund von Nathuſius. Sie begrüßten ſich, und die beiden jüngern Freunde begleiteten ſie dem Schloſſe zu, wohin ſich die Verſammelten in Bewegung ſetzten. Dort beſtieg eben die Königin, aus dem Park kommend, die hohe Treppe, begleitet von ihrem erſten Kammerherrn, Baron von

Schele, und von ihrer Vorleſerin, Madame Mallet de la Rochette, deren Mann Capitän und Untergouverneur der Pagen war.

Als Hermann und Provençal ſich von den beiden Männern verabſchiedet hatten, ſchlugen ſie den Weg ein, den die Königin eben gekommen war. Hier begegneten ſie, zu nicht geringem Schreck für Hermann, der Oberhofmeiſterin, die in neckender Unterhaltung mit zwei Pagen der Monarchin langſam folgte. Sie blieb mit erwartender Miene gegen Hermann ſtehen, und entließ die Pagen mit ihren dicken Blumenſträußen. Auch Provençal wandelte mit ehrerbietiger Verneigung weiter, und ſie drückte nun lächelnd ihre Zufriedenheit aus, den Herrn Doctor noch am Leben zu finden. Aber, ſetzte ſie hinzu, daß Sie mich ſo lang Ihre Schuldnerin für die Lectionen bleiben laſſen, iſcht nicht artig von Ihnen.

Ueberwältigt von der Erinnerung rief Hermann:

Ew. Durchlaucht ſind ſo gnädig —! Sie ſehen vielmehr einen Tiefverſchuldeten vor ſich.

Doch erſchrocken vor einem Bekenntniß, das ſich aus ſeiner Bruſt drängen wollte, verſtummte er, in ſeiner grenzenloſen Verlegenheit ſich tief verneigend.

Mit dem Blicke nach der Geſellſchaft, die eben die Treppe des Schloſſes emporſtieg, ließ ſie ihn abſichtlich mit entblößtem Haupte ſtehen, indem ſie in der Haltung weiter zu gehen raſch ſagte:

Es iſcht jetzt nicht der Augenblick — ich hab' Ihnen noch Manches zu ſagen. Sie melden ſich einmal, wenn ich wieder in der Stadt wohne. Beſinnen Sie ſich auch.

was ich für Sie thun kann, mich Ihnen erkenntlich zu zeigen. Adieu! Nein, noch Eins! General Morio weiß jetzt von den deutſchen Stunden. Das Geheimniß iſcht aufgeplatzt. Erſchrecken Sie nicht! Der Polizeipräfect hatte ihm einen Wink gegeben. Haben Sie bei Ihrem Aus- und Eingehen nichts von Kundſchaftern der Polizei wahrgenommen?

Nein, Durchlaucht! — Freilich kenne ich ſie auch nicht; doch iſt mir im Palais nie ein Unbekannter aufgeſtoßen.

Ich bin recht in Verlegenheit, wer etwa von meinen Leuten treulos iſcht. Aber wiſſen muß ich's. Meiner Franzöſin trau' ich am wenigſten; ſie ſchminkt ſich. Und Morio, muß ich Ihnen noch ſagen, möcht' Ihnen eine Artigkeit erweiſen. Er hat Sie einmal verletzt, und fühlt ſich jetzt ſo glücklich durch Adelen. Weichen Sie ihm nicht aus, wenn er Ihnen entgegenkommt. Lehnen Sie keine Freundlichkeit ab, um — nun ja, um Adelens willen! Adieu!

In den Worten „um Adelens willen", wie ſolche von der Gräfin betont worden, lag für Hermann etwas ahnungsvoll Unbegreifliches, was ihn nachdenklich machte. Er konnte ſich kaum an Provençal's Seite ſeiner Zerſtreuung entſchlagen. Erſt an der Wirthstafel, bei einer Flaſche Burgunder, und als die Muſik der Garde ſich vom Schloſſe her vernehmen ließ, erheiterte ſich der Freund, und bei der Erinnerung an das vertrauliche Lächeln ſeiner Gönnerin ward ihm zu Muth, als ſei nunmehr der letzte Schatten aus jener verhängnißvollen Stunde, der noch zuweilen ſeine Bruſt verdüſtert hatte, durch dieſe heitere Güte hinweggebannt.

In ſolcher guten Stimmung vom Tiſch aufſtehend, ſagte er ſcherzend:

Da wir ſo koſtbar geſpeiſt haben, Freund Provençal, ſo müſſen wir's am Kaffee wieder erſparen. Hier koſtet die Portion einen halben Thaler. Ich denke, wir fahren hinab zu Herrn Keilholz in der Allee. Ich war noch nie dort, und höre —

Allons! erwiderte Provençal. Ein glücklicher Gedanke! Dort findet man oft eine ganz intereſſante Herrngeſellſchaft und jedenfalls eine gute und billige Taſſe Kaffee.

Sie trafen wenigſtens einen ungewöhnlich zahlreichen Beſuch, indem zu den einheimiſchen Kunden ſich auch fremde Gäſte eingefunden hatten. Zwiſchen ſolche auswärtige Beſucher hatte ſich der Agent Würtz in bürgerlichem modiſchen Anzug eingedrängt. Er mochte ſich von der unbedachten Unterhaltung der Fremden ein gutes Geſchäft verſprechen, oder auch von ſeinem Chef dahin beordert ſein. Indeß ſpielte er den heitern Gaſt, und ließ ſich eine gute Collation mit einer Flaſche Rothwein behagen. Dazwiſchen ſprach und erzählte er viel, und wenn er dabei im Allgemeinen eine prahlende, barſche Art und Weiſe hatte, und das Unglaubliche mit einem: „Auf Ehre!" oder: „Parole d'honneur" begleitete, ſo bewies er doch gegen Einzelne auch wieder eine kriechende, ſchmeichelnde Gefälligkeit, und that nicht ſparſam mit der Verſicherung, daß er ein ehrlicher Mann ſei. Mit Fremden knüpfte er vertraulich an, erzählte ihnen Hofgeſchichten und ließ ſich tadelnd über die öffentlichen Zuſtände und über die „Männer am Ruder" aus — wie er ſie bezeichnete, ohne daß er ſie bei Namen nannte.

Indeß war nicht leicht Jemand ſo unvorſichtig, in die Falle zu gehen, oder die Umherſitzenden winkten dem Argloſen ſogleich eine Warnung zu. Nur Einer, der Deputirte Meilhaus aus dem Harzdepartement, unachtſam dieſer Winke, ließ ſich mit ihm auf Erwiderungen und Fragen ein. Da rief ihm ein junger Militärarzt von der Linie zu:

Geben Sie Acht, Herr Meilhaus, und vertrauen Sie dem Herrn Agenten Würtz nicht mehr an, als er den weiten Weg bis zur Polizei tragen kann! Er hat ſchon ſeine Laſt an einer guten Collation, die er zu ſich genommen. Man muß einem „ehrlichen Manne“ nicht zu viel zumuthen.

Was iſt das? rief Würtz, ſich erhebend. Was wollen Sie damit ſagen, Herr Klinkerfuß? Ich will nicht hoffen, daß Sie mich verdächtigen wollen. Sonſt, Herr Chirurgion aide-Major —! Sie kennen mich!

Gewiß kenne ich Sie! Eben darum —! lachte Jener.

Und ich kenne Ihren Oberſten Ruelle! drohte Würtz. Ich habe ſchon Manchem gezeigt, was ich vermag.

Und Ihren Strafantheil davon in die Taſche geſteckt! lachte der Andere noch lauter. Weiß es, o ja wohl! Aber an mir iſt nicht viel zu verdienen.

Sprechen Sie gegen die Dienſtordnung — puncto der Strafantheile? fragte Würtz mit Nachdruck. Tadeln Sie die Beſtimmungen des Geſetzes in Strafſachen?

Ich verbitte mir dieſe Auslegung! entgegnete der Militärarzt. Im Gegentheil, ich freue mich immer neuer guter Geſetze und Einrichtungen, z. B. auch der zwei Inſtitutionen, die Caſſel aus Frankreich erhalten hat, und die viel Menſchen ernähren; ich meine die geheime Polizei und die patentirten Frauensperſonen.

Die Umherſitzenden erſchraken bei dieſem Spott eines vom Wein angeregten jungen Menſchen. Einer und der Andere ſchlichen ſich davon. Zum Erſtaunen der Zurückbleibenden aber erwiderte Würtz mit beifälligem Nicken:

Vernünftig, ſehr vernünftig! Sonſt hatte man für den Ueberſchuß brauchbarer Menſchen die Klöſter für Mönche und Nonnen. Da herrſchte fromme Eintracht. Bei unſern zwei Anſtalten iſt nur der Unterſchied, daß man bei dem einen Inſtitut vom Haſſe, bei dem andern von der Liebe lebt. Ja, ich darf ſagen, man hat Feinde in meiner fatalen Stellung. Und was für Feinde? Thörichte Menſchen, die doch nur ihre eigenen Feinde ſind, indem ſie polizeiwidrig handeln.

Bravo! rief der Andere. Nur ſollte man ſie nicht verführen, nicht auslocken, ihnen die Worte nicht verdrehen.

Was verſtehen Sie unter Auslocken? fiel Würtz ein. Ein vernünftiger Mann, wie Sie —! Wiſſen Sie nicht, daß in jedem Menſchen eine angeborene Geſetzwidrigkeit, eine politiſche Erbſünde, ſteckt, die heraus muß, wenn er ein geſunder Staatsbürger werden will? Und wenn dieſe Feindſeligkeit durch innerliche Verſchlimmerung, oder auch zur unrechten Zeit ausbricht — in welch' Unheil kann da Einer gerathen! Nennen Sie es nicht auslocken, wenn ein bürgerfreundlicher Beamter Das, was einen ſonſt vielleicht ganz rechtſchaffenen Menſchen dann und wann einmal unter der Haut juckt, — wenn er es ihm herauskitzelt, herausſtreichelt! Denn — verkennen Sie mich nicht, meine Herren! — an mir hat man bei ſolchen Vorkommenheiten doch immer einen Mann, der ab- und zuzugeben weiß. Verſtehen Sie?

An verſchiedenen Tiſchen wurde gelacht, und Würtz rief gebieteriſch:

Was ſoll das Lachen? Gilt etwa mir das Lachen? Soll das Lachen mir gelten?

Nehmen Sie das nicht übel! wendete der Militärarzt ein. Wir lachen in Ihrem Intereſſe. Sie treten ſich ſelber zu nahe: Sie geben ſich für ein Zugpflaſter aus, für eine häßliche Salbe oder dergleichen, und wir haben Sie Ihrem Namen nach für eine Würze der Geſellſchaft gehalten, für guten Senf, für moutarde de Paris. Verſtehen Sie mich ja nicht unrecht! Ich ſage moutarde, nicht mouchard!

Aber jetzt brach ein Tuttigelächter aus. Würtz erhob ſich, riß das Schnupftuch aus der Taſche, wiſchte ſich die Stirne und machte heftige Geberden der Entrüſtung. Dann ſchenkte er ſich den Reſt ſeines Weines ein, und ſprach, das Glas in der Hand und zuweilen nippend, mit affectirtem hohen Ton:

Ich ſehe wohl, ich bin hier in einer unſociablen Societät, in einer unwürdig — ich ſage, unzuſagenden Geſellſchaft. Herr Wirth! Herr Keilholz!

Der Wirth, der ſich abſichtlich zurückgehalten, kam auf dies Anrufen geſchäftig herbei.

Haben Sie befohlen, Herr Würtz? fragte er ſehr unterwürfig, wobei er aber hinter ſeinem eigenen Rücken

Schnippchen ſchlug, und ſeinen Gäſten ſchalkhaft zublinzte, als ob er den gefürchteten Menſchen zum Beſten hätte. Herr Keilholz war ein gewandter Schauſpieler geweſen für mehr als eine Rolle.

Ich wollte Ihnen nur rathen, Herr Keilholz, ſagte Würtz mit grimmigem Geſicht, daß Sie mehr auf eine Geſellſchaft, auf eine Kundſchaft halten, die in einem ſo von der Stadt entfernten öffentlichen Local — Was ich ſagen wollte — es kann nämlich von Polizeiwegen nicht geduldet werden, daß man an Wirthstiſchen Anekdoten vom Hof erzählt, ſich über Verfaſſung und öffentliche Zuſtände ausläßt, und die Staatsanſtalten in ihren Vertretern verhöhnt.

Bei den letzten Worten ſchlug er mit ſeinem zuſammengeballten Sacktuche auf ſeine Bruſt, worauf er fortfuhr:

Schreiben Sie ſich das hinter die Ohren, Herr Keilholz! Ich werde nachſehen, wann Ihr Patent abläuft! Ich kenne ſie Alle, die gelacht haben!

Dabei drohte er forteilend nach verſchiedenen Tiſchen, und ſchwenkte das Taſchentuch wie eine Peitſche heftig in der Luft.

Seht, jetzt gibt er ab und zu! lachte ihm der Chirurgien aide-Major nach; er fand aber wenig Mitlachende: die Drohung des Commiſſars, daß er Alle kenne, ängſtigte wenigſtens Einige.

Hermann hatte mit Provençal während dieſer Scene ziemlich entfernt geſeſſen. Im Augenblick, als Würtz an ihnen vorüberkeuchte, hatte er das ſeltſamſte innere Erlebniß, ſozuſagen eine Erleuchtung durch die Naſe, eine Offenbarung, ebenſo lächerlich, als ſie ernſte Folgen haben konnte. Auch der Geruch vermittelt nicht ſelten Erinnerungen und Ideenverbindungen in unſerer Seele, und ſo war dem jungen Freund an dem ſcharfen Wohlgeruche, den der Vorübereilende um ſich verbreitete, jene Situation lebhaft eingefallen, als er, aus dem Zimmer der Gräfin Antonie kommend, auf dem Corridor von Mademoiſelle Angelique, der geſchminkten Zofe, angeredet wurde. Es war noch dieſelbe ſtark duftende Eſſenz von damals. Er erinnerte ſich ſelbſt noch, daß er auch die Zofe mit dem Wohlgeruche geneckt, und daß ſich etwas hinter der Thür geregt hatte. Kein Zweifel, daß es dieſer Würtz geweſen. Dies beſtätigte den vorhin ausgeſprochenen Argwohn der Gräfin, der vielleicht in dunkler Seelenregung bei Hermann's Wahrnehmung mitgewirkt hatte.

Was war aber nun zu thun? Hermann mußte jedenfalls ſeine Vermuthung der Gräfin mittheilen. Darüber blieb er keinen Augenblick zweifelhaft. Seine Wahrnehmung, der Grund zu ſeiner Vermuthung, rührte ja aus ihrer eigenen Wohnung her; die edle Dame erſchien ihm wie verrathen und verkauft durch ihre Zofe, gegen die ſie ſelbſt ſchon Argwohn gefaßt hatte. Und welchen Verdruß, welche Widerwärtigkeiten konnte dieſe Perſon noch durch ihre wahrſcheinlich fortdauernde Verbindung mit der geheimen Polizei über das hochgeſtellte und mit dem Hofe ſo innig verbundene Haus bringen!

Der Freund würde ſich in dieſe Betrachtung noch tiefer verloren haben, wenn ihn Provençal nicht auf den Wirth aufmerkſam gemacht hätte, der ſich hinter dem fortgeeilten Würtz her ſehr pathetiſch vernehmen ließ, indem er ſich wieder einmal wie auf der Bühne fühlte.

Ein vollſtändiger, ein vollendeter Schurke das! declamirte er. Haben Sie gehört, mit welcher Drohung gegen mich er fort- und dort hinausſtürzte? — die Luft verpeſtend mit ſeinem Waſſer, das freilich ein anderes Waſſer iſt, als welches der kranke Fallſtaff ſeinem Arzte zur Beſichtigung ſchickte. Das Waſſer an ſich, ſagte der Shakſpeare'ſche Doctor, iſt ein gutes Waſſer; aber die Perſon, von der es herrührt, iſt mit ſchweren Uebeln behaftet. Und ich ſage — iſt mit allen Schurkereien behaftet! Ich fürchte ſeine Drohung nicht. Nein, meine Herren, haben Sie keine Sorge um mich! Mit ſolcher Drohung wollte er nur die genoſſene feine Collation und den edeln, echten Chambertin bezahlen. So treibt's der Elende, ſage ich Ihnen; er läßt ſich in allen Gaſthäuſern köſtlich bewirthen, ohne je zu zahlen, und löſcht ſozuſagen mit Drohungen die Kreide aus, die ſchuldloſe, ihm ſchuldenloſe! Unverſchämt, auslockend, denuncirend, Strafantheile ziehend, ſpielt er den ehrlichen Deutſchen, wo er ungekannt iſt, und verwünſcht, wo man ihn kennt, den Polizeidienſt, der ihn um die Liebe und das Vertrauen ſeiner Mitmenſchen bringe. O der Heuchler und Hippogryph! Er knüpft mit den weiblichen Dienſtboten an, um durch ſie die Herrſchaften zu belauſchen und in die Geheimniſſe der Familien einzudringen. Und der Himmel weiß, welchen Schlangenzauber der widerliche Menſch auch manchmal auf ſonſt ſehr ordentliche Dienſtboten ausübt! Kennen Sie ſeinen jüngſten Streich? Sie wiſſen, Sie kennen den Bureauchef im Kriegsminiſterium, der jüngſt entlaſſen worden? Nun hören Sie, wie's zugegangen! Würtz kundſchaftet beim Hausmädchen aus, daß der beſagte Bureauchef ſeiner Frau ein koſtbares Geburtstagsgeſchenk gemacht hat, von Geldern beſtritten, mit denen er ſich von einigen reichen Bauern, um ihren Söhnen bei der Conſcription durchzuhelfen, hat beſtechen laſſen. Würtz denuncirt, der Bureauchef wird entlaſſen, und ſieht ſich nun mit ſieben Kindern dem Elend zur Beute hingeworfen. Da ruf' ich mit Karl Moor: „Weg, weg von mir! Iſt dein Name nicht Menſch? Hat dich das Weib nicht geboren? Aus meinen Augen, du mit dem Menſchengeſicht!“ — —

Eine augenblickliche Stille folgte auf dieſen Erguß. Einige Spötter applaudirten, und der Militärarzt verſetzte:

Nun ja, es iſt ein verächtliches Benehmen; aber man muß auch in ſolchen Stücken — ab- und zugeben, wie der Monſieur Würtz. Beſtechungen von Seite der Reichen zum Schaden der Vermögenloſen wollen wir nicht in Schutz nehmen. Aber allerdings bleibt ein Blutegel ein widerliches Gewürm, wenn man ihn auch heilſam applicirt.

Als hierauf unſere beiden Freunde den Garten verließen und nach der Stadt wandelten, ſagte Provençal mit einer eigenen Befangenheit:

Sie ſind mir ſo nachdenklich vorgekommen, mein Freund, und ich habe Sie dazwiſchen ſo träumeriſch lächeln ſehen — beides aber erſt ſeitdem Sie die Gräfin geſprochen. Verzeihen Sie! Ich will durchaus nicht in

Ihr Geheimniß eindringen, nein! Aber es machte mich vorhin glücklich, zu denken, daß uns eine geheime Sympathie der Seele verbinden könnte. Nicht wahr, es gibt Geheimniſſe des Herzens, die ein unausſprechliches Glück in dem Verſtändniß einer ähnlich bewegten Seele finden. So will ich Ihnen denn voraus bekennen, daß auch ich eine edle Dame liebe, freilich noch unausgeſprochen und — ich fürchte unverſtanden in meiner ſtummen Hingebung.

Verzeihung, daß ich Sie unterbreche! fiel Hermann ein. Ich weiß Ihr Vertrauen zu ſchätzen, mein geehrter Freund, und ich würde es zu verdienen wiſſen; allein vorher muß ich Ihnen ſagen, daß durchaus kein Verhältniß der Art, wie Sie vermuthen, zwiſchen mir und jener hohen Dame beſteht, die mich vorhin angeſprochen hat. Es hat blos eine geſchäftliche Beziehung betroffen, die noch nicht ganz erledigt iſt. Meine Zerſtreuung und mein träumendes Lächeln hangt allerdings damit zuſammen. Es galt nämlich um eine Entdeckung, die ich auch unerwartet und auf die drolligſte Weiſe gemacht habe — vorhin nämlich durch den vermeintlichen Wohlgeruch dieſes Würtz, der ſelber moraliſch in ſo übelm Geruche ſteht. Man ſollte glauben, er wolle den einen mit dem andern verbeſſern oder decken. Ich bin durch jenen ſtarken Parfüm hinter ein Geheimniß gekommen, an welchem jener mir ſehr verehrten Gönnerin viel gelegen iſt — ein wichtiges Geheimniß durch die Naſe! Aber allerdings ſind Polizeigeheimniſſe von der Art, daß man ſie nur durch den Geruch entdecken kann. Wahrhaftig, man muß zum Trüffelhund werden wider ſolche Schnüffelhunde! Sie verſtehen mich nicht, mein Freund; ſobald ich aber überlegt habe, was mir nun zu thun bleibt, werde ich Ihnen das Nähere mittheilen; denn ich werde vielleicht Ihres Rathes bedürfen.

So wandelten Beide Arm in Arm, aber eine lange Strecke nachdenklich und ſchweigſam, der Stadt zu.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Revue und Reichstag.

Der Hof hatte auf einige Tage die hohe Sommerreſidenz verlaſſen, und den Palaſt in der Stadt, das alte Schloß der ehemaligen Landgrafen, bezogen. Von hieraus eröffnete Jerôme den Monat Juli mit einer großen Revue über die Garden: die Garde du Corps, die Chevauxlegers-Garde, die Garde der Grenadiere zu Fuß und die Gardejäger. Das erſte Chevauxlegers- und das dritte Linieninfanterie-Regiment wurden mit dazu gezogen. Der König zu Pferd erwartete die Königin auf dem weiten, eirunden Raſenplatze vor dem Orangerieſchloſſe des Auparks. Sie kam mit prachtvollem Geſpann von Iſabellen zu Wagen, in Begleitung ihrer Palaſtdamen, und nun ging die große Feierlichkeit vor ſich, indem Katharina in Perſon, unter dem Zudrange des Volks um das Bowlinggreen, die Binden an die Fahnen und Standarten knüpfte, die der König an die verſchiedenen Truppen vertheilte. Bei jeder Uebergabe erinnerte er an die Ehre der beſondern Waffengattung, ſowie an die Wichtigkeit der Feier, in kurzen franzöſiſchen Anreden, die der begleitende Adjutant, Oberſt Prinz Salm-Salm, auf der Stelle deutſch nachſprach.

Leichtere Zwiſchenreden kamen bei Beſichtigung der einzelnen Truppen vor, und die Antworten der obern Offiziere, die den König begleiteten, fielen oft, beſonders nach altheſſiſchen Begriffen, freimüthig genug aus, namentlich von Seiten der Franzoſen. So beim Anblicke der vier Kanonen, die in den Zwiſchenräumen der Bataillone der Garde aufgeführt ſtanden und die Morio hatte gießen laſſen, rief Jerôme etwas barſch aus:

Voila de vos canons qui sont bien rouillés, General!

Worauf Morio raſch und kurz erwiderte:

Sire, ce ne sont pas des voitures de la Cour.

Nach der Revue gab der König in einem Saale des Orangerieſchloſſes ein Gaſtmahl für zweihundert Gedecke. Er ſelbſt nahm in einem beſondern Zimmer das Frühſtück ein. Die ausgeſprochene Zufriedenheit des Königs mit der Haltung und Uebung der Truppen ſteigerte noch den friſchen Muth und die laute Fröhlichkeit der Gäſte, die ſchon durch eine vorausgegangene Gunſt heiter geſtimmt waren. Denn Jerôme hatte durch eine frühere Ordre einem jeden Infanterieoffizier 300, und jedem Cavalerieoffizier 500 Francs zur Erleichterung ihrer Equipirung bewilligt.

Auf dies militäriſche Vorſpiel folgte am nächſten Tage, Sonnabend den 2. Juli, die Prachtfeier der Eröffnung des erſten Reichstags. Schon in der Frühe war die Stadt, um die alte Burg und nach dem Authore hin, in Bewegung.

Mit dem Schlage 6 Uhr nahm der Hauptmann der Garde, General du Coudras, Beſitz vom Orangerieſchloß in der Au. Von hier aus gab er ſeine Befehle an die Garden. Dieſe und die Linienregimenter bildeten eine Hecke vom Reſidenzſchloß über den Friedrichsplatz durch das Author hinab an den Orangeriebau.

Dies großartige Gebäude, aus drei hohen Luſthäuſern und zwei Flügeln beſtehend, bot zwei große Säle, von denen der eine für die heutige Feier prachtvoll eingerichtet war.

Auf erhöhtem Boden, auf einer Eſtrade, ſtand der Thronſitz für den König zwiſchen den etwas abgerückten Miniſterbänken rechts und links. Eine Tribüne war für die Königin und ihr Gefolge, eine zweite für das diplomatiſche Corps und andere ausgezeichnete Perſonen errichtet. Von der Eſtrade ab war ein Vorplatz, ein Parquet, gelaſſen, bis zu den beiderſeitigen Bänken hin, die, blau überzogen für den Staatsrath und die Deputirten, und roth beſchlagen für die mit Einlaßbilleten begünſtigten Zuſchauer beſtimmt waren.

Gegen 11 Uhr fanden ſich die Mitglieder der Stände in ihrem Coſtüm ein. Dies beſtand in einem blauen, mit orangegelber Seide geſtickten Kleide und einer weißſeidenen Schärpe, worüber ein blauſeidener, weißgefütterter, reichgeſtickter Mantel hing, und in der Kopfbedeckung einer ſchwarzſammetnen, mit Straußfedern verzierten Toque à la Henri IV.

Die Staatsräthe, ebenfalls in großem Coſtüm ſammetner Mäntel mit Schärpen und von Straußfedern um wehten Toquen nahmen die beiden Bänke vor den Abgeordneten ein. Noch früher hatten ſich die rothen Bänke mit Zuſchauern gefüllt, unter denen ſich auch Hermann mit Provençal zeitig eingefunden.

Für die Zuſchauer war es unterhaltend genug, die einzelnen Ständemitglieder nach und nach ankommen zu ſehen, und zu beobachten, wie ſich die einzelnen in das ungewohnte Coſtüm und in ihr neues Selbſtgefühl zu ſchicken ſuchten. Dies Selbſtgefühl war durch die neue Etiquette nicht wenig herausgefodert. Den Abgeordneten war nämlich das Vorrecht zugeſtanden, ſich vor dem Könige zu ſetzen und zu bedecken; die Flügelthüre der Schloßſäle öffneten ſich vor dem Präſidenten und vor den Abgeordneten, und wo ſie in ihrer Galla erſchienen, auch wenn ſie von den Bauernhöfen der Diemel und der Werra gekommen waren, präſentirten die Wachen das Gewehr und verneigten ſich ehrerbietig die Lakaien. Aber das aufgeſteifte Bewußtſein fand ſich doch nicht ſogleich in das ſpaniſche Coſtüm. Die Toque mit Straußfedern ſtand doch manchem ehrlichen deutſchen Geſicht auch gar zu poſſirlich, und nur wenige Schultern trugen den geſtickten Mantel mit Anſtand. Manche, wenn ſie unter den geſpannten Blicken der Zuſchauer nach ihren Bänken gingen, ſchnitten pathetiſche Geſichter und ſtolperten; Andere lächelten verſchämt und ſchlugen die Augen nieder, oder ſpielten mit den Quaſten der Schärpe. Nicht Wenige zerrten mit beiden Händen den Mantel von einer zur andern Schulter, oder zogen ihn zu einem kurzen Sack eng um den Leib zuſammen. Erſt in der Sicherheit ihrer Sitze gewannen ſie einen freien Umblick und befanden ſich auf den Ausdruck einer hohen Weisheit oder eines ſtolzen Berufs.

Auch die Ehrentribüne hatte ſich vor 11 Uhr mit Herren und Damen in großem Putze gefüllt; denn mit dem Stundenſchlag ward Niemand mehr eingelaſſen. Endlich hörte man auch den Wagen der Königin anfahren. Doch erſchien ſie noch nicht im Saale, ſondern ward von dem Präſidenten mit vier Abgeordneten nach ihrem Empfang an der Thüre in ein anſtoßendes Gemach geleitet, um die Ankunft des Königs abzuwarten.

Mit dem Schlage 11 verkündeten einundzwanzig Kanonenſchüſſe die Abfahrt Jerôme's aus dem Schloſſe. Die im Saale Verſammelten geriethen in Erwartung und Unruhe. Manchen war es nun leid, daß ſie für die Gunſt ihrer Eintrittskarte den Vortheil opfern mußten, draußen den prunkvollen Aufzug mitanzuſehen.

Eine Cavalerieabtheilung eröffnete den Zug, an deſſen Spitze der Gouverneur von Caſſel, der junge Brigadegeneral Rewbel, mit ſeinen Adjutanten ritt.

Vier Staatswagen folgten mit dem Ceremonienmeiſter und ſeinen Gehülfen, mit den paarweiſe fahrenden Miniſtern, mit dem Obermarſchall des Palaſtes, Herrn Meyronet, und einem königlichen Adjutanten als Stellvertreter des Oberſtallmeiſters.

Der Wagen des Königs mit Prachtgeſpann war vom Hauptmanne der Garden, den Adjutanten und Stallmeiſtern des Monarchen umritten, und hinter demſelben folgte der alte Bongars, als Legionschef der Gendarmerie, ebenfalls zu Pferd.

Der Wagen mit dem Oberkammerherrn und dem erſten Almoſenier nebſt mehren Wagen der Hofbeamten machten den Schluß des Zuges.

Am Eingang in den Bau empfing den König der Präſident der Stände, Graf Schulenburg-Wolfsburg, an der Spitze einer Deputation von acht Ständemitgliedern. Jetzt eröffnete ſich für die Inſaſſen des Saales das politiſche Schauſpiel.

Die Königin beſteigt mit ihren Damen die rechte Tribüne im Augenblick, als die Empfangsdeputation, von den beiden ſtändiſchen Huiſſiers angeführt, den Saal betritt. Hinter den Huiſſiers des Königs folgen die Pagen, die Ceremonienmeiſter, die königlichen Adjutanten, die Miniſter, der Obermarſchall und der Viceoberſtallmeiſter. Die einundzwanzig Kanonenſchüſſe wiederholen ſich aus der Ferne, und der König, von den Großbeamten des königlichen Hauſes begleitet, erſcheint in einem feſtlichen Gewand von weißer Seide mit einem Mantel von Purpur; der Federhut iſt mit Diamanten beſetzt, die weißſeidenen Schuhe haben weiße Schleifen und roſenrothe Abſätze.

Bei ſeinem Eintritt erhebt ſich die ganze Verſammlung. Er ſchreitet über das Parquet und die Eſtrade nach ſeinem Seſſel, und nun gruppirt ſich in feierlicher Entfaltung das zahlreiche Perſonal um den Thronſitz.

Die beiden Huiſſiers des Königs ſtellen ſich an die beiden Ecken der Eſtrade; die Pagen bilden Hecke für das Gefolge. Das Ceremonienperſonal tritt zu beiden Seiten auf die erſte Stufe der Erhöhung. Ueber dieſe hinweg ſchreiten die Miniſter nach ihren Bänken. Der Gardecapitän tritt hinter den Thronſeſſel, und neben ihn rechts und links der Obermarſchall und der Oberſtallmeiſter. Der Gouverneur mit den Adjutanten, der Almoſenier und der Gendarmeriechef vertheilen ſich hinter den Bänken der Miniſter. Vor denſelben ſteht der Stuhl für den Oberkammerherrn.

Wie der König ſich niedergelaſſen hat, ſetzen ſich die Mitglieder der Stände und des Staatsraths und bedecken ſich. Dem Throne gegenüber, auf einem erhöhten und von den ſtändiſchen Huiſſiers umſtandenen Stuhle ſitzt der Präſident. Die Pagen laſſen ſich jetzt auf den Stufen der Eſtrade nieder, ſodaß in der Mitte ein Durchgang bleibt.

Zuerſt tritt der Oberkammerherr, als Oberceremonienmeiſter handelnd, auf, der Graf T.-W. Zum erſten mal erblickt Hermann den Gemahl ſeiner Gönnerin, einen ſchönen Mann von ariſtokratiſchem Strich, mehr leicht und fein von Anſtand, als feierlich und umſtändlich in der Art und Weiſe, wie er ſich gegen den König bewegt, um deſſen Befehle zu empfangen, und wie er dann dieſe Befehle dem Miniſter des Innern und der Juſtiz überliefert.

Der Miniſter Simeon erhebt ſich, tritt vor den König, und bittet mit lauter Stimme um die Erlaubniß, Sr. Majeſtät die Abgeordneten vorzuſtellen.

Dem bedächtigen Herrn, einem würdigen, wohlgeſinnten Manne des Rechts, begegnete in dem ſpaniſchen Hofcoſtüm ein kleines Misgeſchick, nicht zwar in ſeinen guten Abbé-Beinen und Waden, aber an ſeinem noch altfranzöſiſch zugeſtutzten und gepuderten Haare. Er trug es nämlich noch in einen langen dünnen Zopf gewickelt, den er im ſpaniſchen Coſtüm, als einen Ausländer und Ungläubigen, hinter den geſtickten Kragen des Kleides einzuſtecken pflegte. So lange der würdevolle Mann den Kopf ſteif hielt, hatte es gut gethan. Indem er ſich nun aber mit altfranzöſiſcher Feierlichkeit tief verneigte, und den Kopf rechts und links wendete, entſchlüpfte der Gefangene, und fuhr, etwas gekrümmt, mit dem verwirrten Haarbüſchel auf dem Mantel hin und her. Es ſah aus, als ob der an ſeinem hergebrachten Recht Gekränkte gegen den Juſtizminiſter ſelbſt an die Oeffentlichkeit appellire. Das ganze Gewicht des feierlichen Augenblicks war nöthig, einen Ausbruch des Lachens ſo vieler Zuſchauer zu unterdrücken und es unter verbiſſenen Mienen zurückzuhalten.

Inzwiſchen hatte der Oberkammerherr durch einen Ceremonienmeiſter ein Mitglied der Stände auffodern laſſen, ſämmtliche Deputirte vorzurufen. Man hatte den Gerichtspräſidenten von Strombeck aus Einbeck dazu erleſen. Dieſer trat jetzt in die Mitte des Parquets zwiſchen dem Thron und den Sitzen hervor, und rief die Abgeordneten departementsweiſe und in alphabetiſcher Ordnung auf. Die Gerufenen ſchritten entblößten Hauptes vor die Stufen der Eſtrade, wo ſie, vom Miniſter dem Könige noch einmal genannt, den Eid in franzöſiſcher und deutſcher Sprache ableiſteten.

Nach dieſem durch eine hundertmalige Wiederholung etwas ermüdenden Vorgang entblößte die Verſammlung auf den blauen Bänken ihre Häupter, und der König ſprach ſeine Rede.

Dieſe, den erſehnten Tag begrüßend und dem Miniſter des Innern eine Darſtellung über die Lage des Reichs vorbehaltend, hob ſofort zwei Hauptgegenſtände eines gemeinſamen Beſtrebens hervor. Zuerſt die Vereinbarung der ſo abweichenden Geſetze aus den verſchiedenen Beſtandtheilen des Reichs. — Das Fehlerhafte und Verwickelte ſoll aufhören, hieß es; was in einem Lande gut war, ſoll allgemein werden, und ſich aus den franzöſiſchen Einrichtungen durch Dasjenige ergänzen, was ein Theil von Europa aus dem Code Napoleon anzunehmen eilt und was mit der Verfaſſung von Weſtfalen die meiſte Verwandtſchaft hat. Das Zweite betraf eine Verſchmelzung der Schulden der einzelnen Provinzen zu einer gemeinſamen, öffentlichen — einer „Nationalſchuld". Die bisher getrennten Landeseinwohner ſollten eine Nation von Gemeingeiſt und gemeinſchaftlichem Intereſſe bilden, — ſtark durch ſolche Einheit, durch ihren Credit und ihre Finanzen, ſtark auch in den Waffen durch jene Eigenſchaften, die den Vorvätern längſt zum Ruhm und zur Auszeichnung gereicht haben. An der Unterſtützung dieſer Abſichten zum Wohl des Allen am Herzen liegenden Reichs wolle der König die Ergebenheit der Abgeordneten ſeines Volks erkennen. Und ſo ſchloß die Rede mit den Worten:

Nous y travaillerons de concert: Moi en Roi et père, vous en Sujets fidèles et affectionnés.

Ein hundertſtimmiges „Es lebe der König, es lebe die Königin!" erſcholl, als Jerôme geendigt hatte und ſich erhob.

Der Zug bildete ſich wieder in der Anordnung, wie er gekommen war, und ſobald er ſich in Bewegung ſetzte, verließ die Königin mit ihren Damen die Tribühne. Draußen fielen wieder einundzwanzig Kanonenſchüſſe.

Hinter dem Zuge her leerte ſich der Saal. Um Störung und Verwirrung zu vermeiden, mußten die Abgeordneten, die Staatsräthe und wer ſonſt zu Wagen zurückkehrte, den Umweg nördlich an der Fulda hin nehmen und den Weg durch das hohe Author für den königlichen Zug frei laſſen.

Im Gedränge verlor Hermann den Generalſecretär Provençal, und ſtieß auf den Baron Rehfeld, der Tags vorher, von einer geheimen Reiſe nach Berlin zurückgekehrt, ſich noch eine Einlaßkarte verſchafft hatte. Beide nahmen den kürzern Weg über die zum Author emporführende gewundene Treppe, um von oben den Prachtzug mitanzuſehen, der ſich langſam die Windungen der Höhe heraufbewegte. Der Zudrang und Jubel des Volks um das Thor und auf dem Friedrichsplatze war groß. Die Menge flutete beſonders neben dem Wagen des Königs her, und verlief ſich erſt, als das Gepränge unter dem nachhallenden Donner des Geſchützes zwiſchen den Wällen der alten Burg verſchwunden war.

Zweites Capitel.

Assister au grand Couvert.

Beim Kapellmeiſter Reichardt wurden einige der Abgeordneten aus dem Saaledepartement, alte Bekannte von Halle her, zum Mittagstiſche erwartet. Auch Hermann und der Baron Rehfeld waren eingeladen. Sie erſchienen den Deputirten voraus, da dieſe auf ihrem Umwege zur Stadt wahrſcheinlich auch erſt noch mitgefahrene Collegen in der untern Stadt abzuſetzen hatten.

Der junge Freund kam von dem feierlichen Vorgang noch mächtig ergriffen. Wie er nach ſeiner Geiſtesſtimmung und durch ſeine ſpeculativen Studien dazu neigte, die Erſcheinungen des Lebens in ihrer höhern Bedeutung zu erfaſſen, ſo ſprach er ſich auch über den eingeleiteten Verkehr zwiſchen einem Monarchen und ſeinem Volke in gehobener Anſchauung aus. Gerade dadurch, wie er meinte, verzichte der Monarch darauf, ein Alleinherrſcher zu ſein, und das Geſetz, das den älteſten Völkern als Gebot der Gottheit und vielen Nationen als der Eigenwille eines Deſpoten gegeben worden ſei, erſcheine nun als der allgemeine Wille des Vaterlandes, aus dem Munde des Königs verkündigt und von ſeinem Arme beſchützt. Dabei mußte Hermann an ſich ſelbſt inne werden, daß jener mächtige Eindruck noch andere Wirkung zurückgelaſſen hatte. Wenn er nämlich mit ſeinem Vorhaben, ſich dem praktiſchen Dienſte zu widmen, noch zuweilen ſchwankend geworden war, ſo ſtand ſein Entſchluß nun feſt. Die Feierlichkeit, der er beigewohnt, warf eine Verklärung auf das ſonſt ſo unerquickliche Feld der Taglöhnerei des öffentlichen Dienſtes; die hohe Bedeutung des freien Staates durchſchimmerte auch die Widerwärtigkeiten der Schreibſtube, gleichwie die Abendſonne verklärend in den Staub eines bewegten Zimmers fällt.

Reichardt war nicht geſtimmt, dieſe Anſichten ſeines jungen Gaſtes beifällig aufzunehmen. Er lächelte von den hohen Sitzen eines engliſchen Parlaments herab auf dieſe blauſeidenen Mäntelchen und Straußfeder-Toquen des weſtfäliſchen Reichstags. Doch war er als Wirth und vor ſeiner Weinluſtigkeit zu artig, um in ſeiner gewöhnlich etwas barſchen Weiſe zu widerſprechen. Er brach den Gegenſtand mit der Bemerkung ab:

Folgen Sie nur erſt ein wenig der Entwickelung der Dinge. An den Verhandlungen des Reichstags kühlt ſich vielleicht die Begeiſterung, die Ihnen die Eröffnung deſſelben angefacht hat. Sie werden bald genug inne werden, daß unſere Reichsſtände ſo ſtaatsklug geſtellt ſind, daß ſie der Allgewalt Napoleon's durch ihre Zuſtimmung einen guten, vaterländiſchen Schein verleihen, aber nichts an derſelben verändern und beſſern können. Ich meine des Kaiſers Napoleon; denn unſer Jerôme iſt doch nur für jenen großen Acteur Dasjenige, was die Alten die persona des Schauſpielers nannten, die Maske, durch welche die hohen Befehle hindurchtönen.

In Einem aber wollen wir uns die Loſung dieſes Tages gefallen laſſen, und uns mit dem jungen Freunde freuen, verſetzte Rehfeld. Der König will nämlich die Bevölkerung der verſchiedenartigen Länderbrocken ſeines Reichs zu einer Geſammtheit mit Gemeingeiſt verſchmelzen. Sehr gut! Deutſchland kann nicht auf einmal ein großes einheitliches Reich werden, ſondern nur in der Weiſe, wie ich als Knabe auf meinem Teller Suppe die ſchwimmenden kleinen, vereinzelten Fettaugen mit der Löffelſpitze nach und nach in größere zuſammenzog, bis endlich alle in einer umfaſſenden Fettſcheibe verſchmolzen waren. Recht gut, wenn dieſe norddeutſchen Länderſtücke feſt zuſammengeballt werden; unſere Erhebung macht dann einen fertigen Gewinn. Dieſe Napoleons bilden aus den einzelnen Stäben der deutſchen Stämme — Fasces mit dem Richtbeil für den großen Tag ihrer Schuld. Fasces — zu deutſch Stockbündel, Strafbündel. Dies Weſtfalen gibt dann gleich für unſer Preußen ein fertiges Einſatzſtück ſeines erweiterten Reichs.

Heißt das, fiel Reichardt ein, wenn der König Verſtand und Muth genug hat, ein deutſcher König zu ſein: wenn er ſein engbrüſtiges, hausväterliches Gewiſſen in dem großen nationalen Bewußtſein aufgeben kann. Wer Deutſchland befreit, nimmt Deutſchland; wer ſein Land in der Noth verläßt, verwirkt ſein Land. — —

Luiſe lächelte heut nur zu dieſer ins Weite greifenden Unterhaltung. Sie war wieder einmal in der Stimmung innerlichen Gleichgewichts, das ihr gar oft fehlte. Was ſie auch an Hermann's Schwärmerei zu tadeln hatte, in ihrem tiefſten Gemüthe war ſie dennoch idealiſtiſch wie er, nur daß ſie mit ihrem Idealismus an andern Gegenſtänden hing. Ueber den warmen, grünen Thälern dieſes

Gemüths hatte ſich aber ihr verhängnißvolles Erlebniß wie ein Gletſcher aufgeſchichtet, der dann und wann die Temperatur ihres Herzens ſtörte. Sie war dann unzufrieden, daß Hermann eben nicht ihren politiſchen Idealismus theilte, und konnte eine Art von Eiferſucht empfinden gegen Jeden, der — wie Lina — ſich am ſittlichen oder poetiſchen Idealismus des jungen Freundes entzückte.

Inzwiſchen waren zwei von den eingeladenen Deputirten angefahren, und ließen ſich im Vorzimmer von der Mutter Reichardt in ihrem Coſtüm beſehen. Sie hatten den Anzug nicht gewechſelt, weil ſie um 5 Uhr wieder nach Hof mußten, dem Feſtmahle der Majeſtäten anzuwohnen. Es war Baron Branconi, als Gutsbeſitzer gewählt, und Kanzler Niemeyer, als Repräſentant wiſſenſchaftlichen Verdienſtes abgeordnet. Der dritte Gaſt, Gutsbeſitzer Keferſtein, ließ abſagen und wollte ſich noch ſelbſt entſchuldigen. Hermann begrüßte beſonders den Kanzler, der ihm Briefe von Haus mitgebracht und mündlich noch Manches zu ſagen hatte.

Ueber Tiſche brachte Reichardt das Geſpräch auf Spanien, indem er es als intereſſanten Zufall oder wunderſame Fügung bezeichnete, daß mit der Feier des weſtfäliſchen Reichstags die Nachricht in den Journalen über die Eröffnung der ſpaniſchen Junta zuſammenfiel, die der Kaiſer Napoleon nach Bayonne berufen hatte. König Karl war nämlich veranlaßt worden, mit Zuſtimmung ſeiner Infanten die Krone von Spanien an Joſeph Napoleon abzutreten. Der neue König hatte an ſein Volk eine Proclamation erlaſſen, und die Junta beſchloß, demſelben in Geſammtheit die Huldigung der Treue darzubringen, der Nation die großen Vortheile des neuen Regiments auseinander zu ſetzen, und ſie zur Ruhe und zum geſetzlichen Gehorſam zu ermahnen.

Unſer Kapellmeiſter, wenn er erſt einmal in ſeine tolle Laune kam, pflegte wenig Rückſicht auf die Denkungsart und Ueberzeugung ſeiner Zuhörer zu nehmen. Auch heut bedachte er ſeine halliſchen Gäſte nicht. Nun war Niemeyer von Haus aus kein ängſtlicher Mann; allein er ſaß im Reichstagsornat und im Gefühl ſeiner Repräſentation bei Tiſche unter jüngern und ihm zum Theil unbekannten Mitgenoſſen. Ueberdies war er im laufenden Jahre Kanzler der Univerſität geworden, und hatte noch im allzu lebhaftem Andenken, welch' ein Unheil vor anderthalb Jahren durch die Unbeſonnenheit einiger Studenten über die hohe Schule und die ganze Stadt gebracht worden war. Es läßt ſich daher denken, wie unbehaglich, ja verletzt er ſich durch Reichardt's Schwadroniren fühlte. Dies beſonders, als der Schwätzer die Politik des neuen Königs Joſeph mit der von Jerôme verglich, die Beide den Beiſtand der hohen Geiſtlichkeit zur Unterſtützung ihrer Regierung aufgeboten hatten.

Unſer vortrefflicher Miniſter Simeon, ſagte er, begleitete damals das königliche Schreiben an die Biſchöfe mit einem erbaulichen Erlaß, worin er auch des ſchweren Regierungswerks gedenkt. Die Fürſten, hieß es darin, hätten im Mittelpunkte der Größe und des Glücks, womit ſie umgeben ſchienen, die ſchwere Stellung, ſich Tag und Nacht mit Unterdrückung der Laſterhaften, mit Unterſtützung der

Rechtſchaffenen und mit Erhaltung der geſellſchaftlichen Ordnung beſchäftigen zu müſſen. — Denkt euch nur den armen Jerôme, rief er lachend aus. Tag und Nacht mit Unterdrückung der Laſterhaften beſchäftigt zu ſein!

Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts, was ihm Vergnügen macht!

Iſt's ein Wunder, wenn er oft genug des Morgens erſchöpft und unfähig iſt, dem Staatsrath vorzuſitzen? Und das nennt man — parties fines?

Rehfeld, der des Kanzlers ſchweigſame Unruhe bemerkte, lenkte mit den Worten ab:

Der gute Simeon hat mich heut recht erſchreckt. Wenn uns nur der Himmel nicht ohne des Miniſters Abſicht und — jedenfalls *hinterm Rücken* deſſelben, ein ſchlimmes Vorzeichen gegeben hat!

Man ſah ihn mit Befremden an, und er ſprach weiter:

Wir haben doch Alle geſehen, wie mitten unter der Feierlichkeit, durch die ſich das neue Königthum recht zu beſtätigen ſucht, dem Miniſter der Juſtiz und des Innern plötzlich ein Zopf auf den Mantel ſeiner Würde ſprang und luſtig hin- und herhüpfte. Der Zopf iſt aber in Caſſel das Wahrzeichen der kurfürſtlichen Regierung. Wie, wenn es nun ein Vorzeichen wäre, daß plötzlich in unſere weſtfäliſche Herrlichkeit der alte Zopf hereinſpränge und den luſtigen Liebeshof hinwegfegte?

Man lachte, und der Kanzler, um die Unterhaltung ins Lehrſame hinüber zu ſpielen, ſagte mit Hinweis auf das Zeitungsblatt, worin er für ſich geleſen hatte:

Es iſt doch merkwürdig, wie die Franzoſen und ihre Freunde Phraſen lieben! Unter uns geſagt! So drückt ſich in ihrem Erlaß die Junta, um anzudeuten, daß Spanien und Frankreich künftig unter Joſeph Napoleon nur ein gleiches Intereſſe hätten, mit dem übertriebenen Wort aus: Qu'il n'y ait pas des Pyrenées! Es ſoll keine Pyrenäen mehr geben! Das heiß' ich doch mit einem Wort — Berge verſetzen!

Sie haben Recht, Herr Kanzler! rief Reichardt mit ſteigender Weinlaune. Und um den ängſtlichen Mann, deſſen ablenkende Abſicht er merkte, zu durchkreuzen, ſetzte er hinzu:

Wann werden aber wir einmal rufen können: Es gibt keinen Harz, keinen Thüringerwald, kein Fichtelgebirg mehr, die uns hindern könnten, die Unterdrücker Deutſchlands über die Vogeſen zu vertreiben.

Bei dieſen lauten Worten ſtand Niemeyer erſchrocken auf, unruhig umherblickend, indem er zu Branconi ſagte:

Wir vergeſſen über die angenehme Unterhaltung ganz, Herr Baron, daß Präſident Ritzenberger uns erwartet. Wir ſollen ihn nämlich nach Hof abholen. Sie entſchuldigen, Herr Kapellmeiſter! Und irre ich nicht, ſo habe ich auch ſchon unſern zeitig beſtellten Wagen anfahren hören.

Er trat ans offene Fenſter und erblickte den Wagen wirklich an der Thüre wartend.

Laſſen ſich aber die lieben Andern ja nicht ſtören, fuhr er fort. Wir nehmen keinen Abſchied, ſondern ſtehlen uns hinaus. Um 5 Uhr präcis findet le grand

Couvert der Majeſtäten ſtatt, dem wir zuzuſehen die Gnade haben.

Man bedauerte ihren unvermeidlichen Aufbruch und ließ ſie ohne Complimente abziehen. Als ſie das Vorzimmer verlaſſen hatten, ſchalt Frau Reichardt ihren Mann aus, daß er ſeine Gäſte nicht mehr berückſichtige und mit ſeiner kecken Zunge die Aengſtlichen ängſtige. Aber du wirſt auch nicht ruhen, bis dir das loſe Maul geſtopft wird, ſagte ſie. Gib nur Acht, Fritzchen, gib nur Acht! Und ſie ſetzen den Kapellmeiſter nicht in Noten, das kannſt du mir glauben!

Sophia, geliebte Weisheit, du haſt Recht! lachte Reichardt. Ich hätte ihnen, oder wenigſtens dieſem Niemeyer, — dieſem nunquam Major, die Angſt nicht einjagen ſollen, die ihm am Ende zu Rhabarber wird, juſt wenn er dem grand couvert anwohnt.

Hiermit war einigermaßen das Stichwort für den nächſten Auftritt gegeben, indem der Deputirte Keferſtein im Coſtüm eintrat, ſich flüchtig zu entſchuldigen, da ſein Wagen unten warte.

Ich fand nach meiner Annahme Ihrer gütigen Einladung dieſe Karte da, ſagte er, worin ich zum großen Repas Ihrer Majeſtäten geladen bin. Solche Gnade darf man doch nicht ablehnen, wiſſen Sie; aber um der Prachtmahlzeit Ehre anzuthun, durft' ich auch vorher nicht ſchon geſpeiſt haben, zumal ſo üppig, wie's hier bei Ihnen vorgefallen zu ſein ſcheint.

Oho! lachte Reichardt. Da misverſtehen Sie aber die Einladung gründlich. Sie ſind begnadigt, dem Eſſen zuzuſehen.

Keferſtein hob die Karte hervor, auf die er ſo ſtolz war, und ſagte mit belehrendem Lächeln:

Zuſehen heißt nach meinem Dictionnaire regarder, être spectateur. Hier aber, lieber alter Freund, heißt es ausdrücklich assister au repas de Leurs Majestés.

Nun ja! verſetzte Reichardt, und assister heißt dabeiſtehen.

Bitt' um Verzeihung! entgegnete der Andere. Es heißt beizuſtehen. Sagt man nicht: Que le bon Dieu vous assiste! Gott ſteh' Ihnen bei.

Gut! wendete Reichardt etwas ungeduldig ein. Sie wollen alſo den Majeſtäten beiſtehen: Wollen Sie dem Könige den Löffel führen? Den Braten auf ſeinem Teller zerſchneiden? Oder der Königin die Serviette unter's Kinn binden? Oder — was? Auf keinen Fall heißt assister miteſſen!

Nun, nun, lächelte Keferſtein, ſo handgreiflich müſſen Sie es freilich nicht nehmen! Sie müſſen ſich nur ein wenig in die kühne Artigkeit des franzöſiſchen Ausdrucks oder vielmehr in den kühnen Ausdruck franzöſiſcher Artigkeit hineinfühlen, mein lieber Kapellmeiſter. Es iſt wunderbar, was die Franzoſen für eine Zartſinnigkeit und Feinfühligkeit beſitzen, von der wir noch viel lernen dürfen. Ich will Sie durchaus nicht belehren, bewahre! Aber hören Sie meine Explication! Der König nimmt alſo ein hohes Feſtmahl zur Feier der Eröffnung des Reichstags ein. Wie er nun bei dieſer Eröffnung den Beiſtand, die Aſſiſtenz der Landesrepräſentanten für die Geſetzgebung, die Schuldentilgung u. ſ. w. aufgeboten, ſo fodert er jetzt, heißt das bildlich, den Beiſtand beim Mahl. Diejenigen, die ihm ſchaffen helfen, ſollen ihm auch verzehren helfen;

ſie ſollen ihm beiſtehen, ein ſo reiches Mahl, wie es ihm die fünf Millionen Francs Civilliſte, die er bezieht, geſtatten, zu bewältigen. Sehen Sie, das iſt der feine, ſehr feine Sinn dieſes — assister au repas. Fein und ſinnbildlich!

Während dieſer Auseinanderſetzung hatte Rehfeld im Rücken des Sprechenden dem Kapellmeiſter zugewinkt, den Narren gewähren zu laſſen. Reichardt konnte aber in ſeiner aufgeregten Weiſe nur ſoweit eingehen, daß er ſagte:

Ihr Scharfſinn iſt zum Erſtaunen! Dennoch, damit Sie ſehen, daß ich mit meiner Art von Feinfühligkeit nicht ganz auf den Kopf gefallen bin, ſo ſoll Ihnen meine Frau noch von den Reſten unſers undiplomatiſchen Mahls Ihre Portion warm halten. Verſprechen Sie mir daher, da Sie doch ſo eilen, als ob Sie hungrig wären, daß Sie, wenn's mit dem assister doch wirklich beim Zuſehen bleiben ſollte, alsbald hierherkommen und ſich ſättigen wollen. Wir fahren dann von hier aus in die Oper. Alſo — Hand darauf!

Mit einer Art von unüberzeugtem Lächeln ſchlug Keferſtein ein.

Es iſt Freitheater? fragte er.

Ja, und ich dirigire in Perſon den „Don Juan“, verſetzte Reichardt. Iſt es nicht auch eine wunderbare Feinfühligkeit, daß Jerôme ſeinen Ständen zur hohen Feier den „Don Juan“ aufführen läßt? Und Ihre Majeſtäten aſſiſtiren dabei in der großen Loge.

Man hatte des fortgeeilten und belachten Keferſtein kaum vergeſſen, als ein neuer Kanonendonner wieder an die Tafel im Schloß erinnerte. Mehre zweifelten, ob der beſchämte Gaſt zurückkommen werde, als nach kurzer Friſt ſein Wagen wirklich am Hauſe anfuhr und Keferſtein mit verlegenem Lächeln eintrat. Man empfing ihn mit verabredetem Ernſt, und er ſagte:

Sie hatten doch Recht! Das assister bei einem königlichen Couvert werde ich mein Lebtag nicht vergeſſen. Ich bringe einen wahren Wolfshunger mit, und nehme Ihr Warmgehaltenes oder Kaltgewordenes mit Vergnügen an, Frau Reichardt.

Man lachte herzlich, und Keferſtein lachte mit, geſpannt auf die Schüſſeln, die ihm nun raſch angerichtet wurden, und die er ſich mit Heißhunger ſchmecken ließ.

Aber, wie war's denn eigentlich, und was ging denn vor? fragte Hermann mit ernſtlicher Neubegierde. Es war ja ſo kurz abgethan. Erzählen Sie doch!

Nur erſt einen Löffel Suppe gönnt einem ausgehungerten Deputirten, einem abgemagerten Aſſiſtenten! Laßt ihn nur erſt zu Kräften kommen! flehte Keferſtein, und nachdem er gehörig angebiſſen hatte, fuhr er ſprechend und eſſend zugleich fort:

Prachtvoll Alles angeordnet. Auf Ehre! Alles, was wahr iſt! Die Tafel goldglänzend, mit koſtbarem Vermeil beſetzt — heißt das mit vergoldetem Silber. Ihro Majeſtäten ſaßen auf zwei prachtvollen, thronähnlichen Seſſeln erhöht, unter einem Baldachin, ganz allein.

Gewiß! unterbrach ihn Reichardt. Kein Unterthan kann an der königlichen Tafel ſpeiſen. Wir haben große Etiquette angenommen! So ſind auch im Schloß die Zimmer in Rangordnung geſetzt, wieweit ſie von dem Einen betreten, von Andern nicht betreten werden dürfen.

Unſere Feierlichkeiten werden nach Zeichnungen aus Paris angeordnet.

Keferſtein erzählte dann weiter:

Der Biſchof, als Großalmoſenier mit den Attributen ſeiner Würde, auf dem über dem Rücken hangenden Mantel den Stern des preußiſchen Rothen Adlerordens, ſprach vor und nach Tiſche das Gebet aus einem goldbeſchlagenen Buche. Die Großbeamten des Reichs und die Hofämter bedienten das hohe Paar in den Abſtufungen ihrer Würde und ihres Ranges, einer dem andern zureichend, was die Pagen ab- und zutrugen. Dabei arbeiteten die deutſchen Grafen und Barone mit pedantiſcher Würde, genau, mit der feierlichen Miene: „Seht ihr, wir an den alten Höfen geſchult, wir verſtehen's!" Wogegen die Franzoſen, ich glaube jenen zum Poſſen, leicht und lächelnd, mit anmuthiger Nachläſſigkeit zu Werke gingen. Dabei donnerte fortwährend das Geſchütz. Wir Abgeordneten, die Miniſter und die Hofbeamten umgaben in anſtändiger Entfernung die Tafel — wir Reichsſtände mit dem Vorrecht zu ſitzen, die Toquen auf dem Kopf.

Alſo das heißt im Franzöſiſchen Assister au grand Couvert! ſagte mit ironiſcher Selbſtbelehrung Baron Rehfeld.

Nun ja, ich habe gute Gelegenheit gehabt, mich in der Sprache zu verbeſſern! lachte Keferſtein. Uebrigens ſo, wie da gegeſſen wurde, hätte ich's gar nicht einmal mithaben mögen. Es war nur ſo zum Schein, theatraliſch. Ei was! Nicht einmal theatraliſch! Die Komödianten auf der Bühne eſſen rechtſchaffener, reeller, wahrhaftiger, ſage ich Ihnen! Jerôme und die Königin leckten nur ſo von den Schüſſeln, nippten nur von den Weinen. In zwanzig Minuten war das ganze große Repas vorüber, Alles vorbei, nur mein Hunger nicht. Im Gegentheil!

Die Geſichter der Umſtehenden, der begnadigten Aſſiſtenten möcht' ich geſehen haben, bemerkte Luiſe. Hat nicht Mancher in Gedanken mitgekaut? Nicht Manchem der Mund gewäſſert?

Wenigſtens erkennt man bei ſolcher Gelegenheit die wahren Anbeter des Thrones, fiel Reichardt ein. Sie haben eine ganz aparte Art, das Maul aufzuſperren, ſodaß es Hunger und Staunen zugleich ausdrückt. Auch gehen bei unſern Leutchen hier am Hofe beide gar oft Hand in Hand.

Keferſtein brach in Lachen aus, als er eben an einem Stückchen Mandelbrezel kaute. Er verſchluckte ſich, oder bekam's — wie man zu ſagen pflegt — in die unrechte Gurgel. Ein heftiger, krampfiger Huſten von der gereizten Luftröhre trat ein; das Athmen ward pfeifend, das Geſicht röthete ſich. Man ſprang ihm bei, klopfte ihn in den Rücken, reichte ihm einen Schluck Waſſer, und dergleichen. Als die Noth ſich endlich gab, und Keferſtein nur noch räuspernd zu ſich kam, ſagte Reichardt:

Sehen Sie, auch das kann man ein assister au repas nennen, was Ihnen eben geleiſtet worden iſt.

Worauf Keferſtein erſt ſchluckend und dann lachend verſetzte:

Auch! Ja wohl. Ich werde das franzöſiſche Wörterbuch bereichern. Vielleicht gelingt mir's, in die pariſer Akademie zu kommen. Was aber dieſe Aſſiſtenz beim Verſchlucken betrifft, ſo iſt doch jenes assister bei Hof viel ungefährlicher: man bekommt da nichts in die unrechte und nichts in die rechte Gurgel.

Als es nun Zeit war, nach dem Theater zu gehen, bezeigte Keferſtein wenig Luſt, die Oper zu ſehen. Es wird mir zuviel für Einen Tag, ſagte er. Erſt die ermüdende Feierlichkeit im Orangerieſchloß am Vormittag, ſodann die erſchöpfende Aſſiſtenz beim Königsmahle, jetzt die angreifende Oper und nachher noch das Feuerwerk und die Illumination des Schloſſes — nein, das hält ein Keferſtein aus dem gottſeligen Halle nicht aus!

Aber gerade dieſe Oper, Freund —! erinnerte Reichardt.

Ja, gerade dies Prachtſtück, zu dem man einer unerſchöpften Sammlung bedarf, verſetzte Keferſtein. Ich kenne die Oper; ich habe Gelegenheit gehabt, die Milder aus Wien darin zu hören.

Was? Sie haben die Milder gehört? rief Reichardt begeiſtert aus. Das iſt ein Wort! Ich kenne ſie aus Gluck's „Iphigenia". Es iſt ausgemacht die ſchönſte, vollſte, reinſte Stimme, die ich in meinem Leben in Italien, Deutſchland, Frankreich und England je gehört habe. Auch ihre Geſtalt und ihr Spiel iſt edel und groß. In der Declamation und im Vortrag des Recitativs hat ſie vielleicht nicht den Geiſt und das Feuer unſerer braven Schick in Berlin. Aber im Ganzen iſt mir die Milder durch ihre Stimme, ihre heroiſche Geſtalt und Action unendlich lieber. Nun ja, ſo 'was bietet Ihnen unſere deutſche Oper in Caſſel nicht; aber das Stück ſelbſt hat heut ſeine hohe, ſymboliſche Bedeutung beſonders in den Augen der Landſtände, und Sie ſollten wirklich — aſſiſtiren!

Sie haben ſchon vorhin eine Aeußerung gethan — wie meinen Sie es denn damit?

Auf dieſe Frage Keferſtein's verſetzte der Kapellmeiſter mit einer gewiſſen Feierlichkeit:

Ich meine es nicht in dem Sinn, nach welchem die Intendanz für das heutige Feſt gerade dieſe Oper gewählt hat. Mir gilt auch eine gewiſſe hohe Perſon für keinen Don Juan. Mit ſolchem olivenfarbenen, mark- und muskelloſen Ausſehen kann man nicht ſagen: Ich bin ein Mann, ſodaß es alle Frauenherzen ahnungs- oder erinnerungsvoll durchſchauert. Den Bezauberer unſerer Hofdamen, den Beſieger der Schwertdamen meine ich nicht. Aber wir haben doch einen Don Juan, der keine Kreiſe reiner und heiliger Liebe achtet, weder jungfräuliche Ehre, noch kindliche Liebe, keine eheliche Treue und keine bräutliche Neigung. Dieſer unperſönliche Don Juan iſt der Geiſt des ſieghaften franzöſiſchen Uebermuths, der ſeinen lebendigen Rächer herausſodert, wie der perſönliche Don Juan in der herrlichen Oper von dem verletzten, verhöhnten Geiſt der Familie, der aus dem Grabe ſteigt, für ſeine an aller ſittlichen Liebe begangenen Frevel dem Gericht der Ewigkeit überantwortet wird. Drum kommen Sie, Freund, begleiten Sie uns ins Theater! Hören Sie wieder einmal dieſe bezaubernden und dieſe erſchütternden Melodien, dieſe Stimmen der innigſten, zärtlichſten, klagendſten, ſeligſten Liebe, und dieſe Poſaunenrufe, die hinter den zerſtörenden Siegen genußſüchtigen Leichtſinns und verwegenen Frevels die Wiederherſtellung der Herrſchaft des Sittlichen verkünden. Genießen Sie mit uns dieſe ewig junge Tondichtung, dies Spiel des Lebens und der Weltgeſchichte! Es ſchließt ja auch mit Feuerwerk, wenn Sie vielleicht etwas von den Kindereien der Raketen und Feuerräder auf dem Schloßplatze einbüßen ſollten. Nehmen Sie es als ein Vorſpiel unſerer Zukunft, und träumen Sie bei dieſem Knattern und Knallen der Nacht von den ſiegreichen Feuerſchlünden, die unſer mißachtetes Deutſchland wieder herſtellen!

Drittes Capitel.

Bedenkliche Abſichten.

Während dieſer öffentlichen Feſte, und ſchon unter den Vorkehrungen zu denſelben, ſchien das kleine, gegen den Miniſter von Bülow gerichtete Pasquill vergeſſen zu ſein: es war aber nur gegen die anfängliche Abſicht zurückgehalten worden. Während es nämlich insgeheim gedruckt wurde, liefen über Bülow's Ankunft in Paris Nachrichten ein. Der Miniſter war von Napoleon ungemein huldreich aufgenommen und ausgezeichnet worden, was zuerſt den König Jerôme ſehr zufrieden ſtellte, ſodaß er ſich mit Stolz auf ſeinen Finanzminiſter äußerte. Dies ſchien nun ſeinen Gegnern die empfängliche Stimmung nicht, in der ihre Verſe die beabſichtigte Wirkung auf den König thun könnten. Bercagny und Malchus legten daher ihren tückiſchen Pfeil auf einen günſtigern Augenblick beiſeite.

Sie wollten das Ergebniß der Sendung abwarten, dem ſie gerade wegen jener guten Aufnahme des Abgeordneten weniger Glück weiſſagten. Bercagny kannte ein wenig die Art und Weiſe des Kaiſers, der zuweilen gern einen Boten auszeichnete, dem er unzufriedene Briefe mitgeben wollte. Ueberdies wußte er aus den Mittheilungen des jüngſt durch Caſſel gekommenen Hauptſpions der franzöſiſchen Armee, Namens Schulmeiſter, von der augenblicklichen Verſtimmung des Kaiſers gegen ſeinen Bruder in Weſtfalen.

Und wie erwartet, ſo zeigte es ſich auch nach Bülow's Rückkunft: Napoleon hatte von ſeinen Foderungen gar nichts nachgelaſſen und nur eine ganz kurze Zahlungsfriſt bewilligt. Jetzt fiel Bülow's gute Aufnahme in ein anderes Licht; ſie hob die Perſon des Finanzminiſters hervor, und ſetzte den König von Weſtfalen, um deſſentwillen auch gar nichts geſchehen war, deſto mehr in den Schatten. Wenigſtens nahm es Jerôme ſo auf, und zeigte ſich empfindlich, gewiſſermaßen eiferſüchtig auf ſeinen Miniſter. Dieſen Verdruß ſuchten die Gegner Bülow's zu ihrem Spiele zu benutzen. Als dritter Mann erwünſcht, war denn auch unmittelbar vor Eröffnung des Reichstags Baron von Linden aus Berlin eingetroffen.

Dieſer bevollmächtigte Miniſter Jerôme's am preußiſchen Hofe brachte ſchon einen übertriebenen Begriff von Bülow's Anhänglichkeit an Preußen und an ſeinen vormaligen König mit. Er wußte von den anſehnlichen Fonds, die der damalige Präſident der Kriegs- und Domänenkammer in Magdeburg beim Einrücken der Franzoſen nach der Schlacht bei Jena ſeinem unglücklichen König gerettet, und wie er ſtets mit der Miene der Bereitwilligkeit die Foderungen der franzöſiſchen Befehlshaber hingehalten und verkürzt hatte.

Ein Mann wie Linden, der ſich jedem franzöſiſchen Gewalthaber dienſtbeeifert erwies, und ſich zu politiſchen Verfolgungen hergab, die ſelbſt der franzöſiſche Geſandte in Berlin, Graf von Saint-Marſan, unter ſeiner Würde hielt, ließ ſich von Bercagny leicht überzeugen, daß man in Caſſel einer geheimen Correſpondenz des Miniſters mit den preußiſchen Verſchworenen auf der Spur ſei. Er nahm bereitwillig eine Einſicht auf, die ihm ſelbſt, wie er meinte, nicht hätte fehlen dürfen.

Der König war ſehr geſpannt auf außerordentliche Enthüllungen ſeines Geſandten über neuere Vorgänge in Berlin, über die Verbindungen, Plane und Mittel Preußens zur Schöpfung einer Kriegsmacht, über die geheimen Geſellſchaften zur Bearbeitung des Volks, über die Haltung des Kronprinzen von Heſſen in Berlin u. ſ. w. Er hatte deshalb eine Conferenz noch auf den Abend nach der Oper befohlen, und Linden verließ im voraus das Theater und eilte nach dem Schloß.

Es war eine leichte, ſchmale Geſtalt, dieſer Linden, mit ſchwarzen, ſpähenden Augen und einer ſpürend bewegten Naſe. Dieſe Gewohnheit des Schnüffelns hatte er, wahrſcheinlich unbewußt, von ſeinem Reh, von den Seidenhaſen und Eichhörnchen, auf die er ſeine Menſchenliebe richtete, angenommen, und bedachte ſelber nicht, wie bezeichnend dieſe Angewöhnung für die Art und Weiſe geworden war, mit der er ſein Kundſchafteramt ausübte. Dabei hatte er mehr von den Manieren eines Kammerherrn, als eines Domherrn, die er beide in ſich vereinigte, und mochte wol nur darum ſich mit den Wiſſenſchaften ſo wenig befaßt haben, um mehr Zeit und Intereſſe für politiſche Betriebſamkeit und polizeiliche Beeiferung übrig zu behalten. Zu ihm ſammelten ſich nach und nach die wenigen Vertrauteſten des Cabinets, den König erwartend, der aus Rückſicht für den feſtlichen Tag mit der Königin in dem überfüllten Hauſe bis zum Schluſſe der Oper aushielt.

Als Jerôme endlich kam, ſchien er ſehr unzufrieden mit der Ausführung des Stücks. Er ſprach ſogar von der Aufhebung des deutſchen Theaters überhaupt. Da die Oper verhältnißmäßig gut und ſelbſt zur Zufriedenheit des Kapellmeiſters gegangen war, ſo blieb es räthſelhaft, ob der König in der großen Mittelloge, die er bei feſtlichen Gelegenheiten mit der Königin einnahm, ſich weniger behaglich als in der kleinen vom Theater aus zugänglichen Proſceniumsloge befunden, oder ob ihn das tragiſche Ende Don Juan's oder was ſonſt verſtimmt hatte. Auch ſprach er ſich darüber nicht aus, ſondern zog alsbald die Gegenſtände der Verhandlung herbei.

Es war die wunderlichſte Conferenz, die heut unter den Kanonenſchlägen, die das große Feuerwerk begleiteten, unter dem Aufrauſchen der Raketen, unter dem Ziſchen der Feuerräder, unter dem Knattern der Leuchtkugeln und dem Toſen der nachjauchzenden Volksmenge abgehalten wurde.

Den König intereſſirte vor allem, was ſeinem geheimen Traume von einer Vergrößerung Weſtfalens durch neues Unglück in Preußen Nahrung gab. Baron Linden, ohne Ahnung davon, ließ ſich mit vieler Anerkennung über das patriotiſche Beſtreben in Berlin aus, dem verkleinerten Reiche eine neue innere Kraft zu geben durch Wehrhaftmachung des ganzen Volks und durch Veredelung des Kriegsdienſtes mittels allgemeiner Dienſtpflicht, tüchtiger Ausbildung raſch beweglicher Maſſen und wiſſenſchaftlich-ſittlicher Hebung der Offiziere.

Jerôme ſprach ſich wegwerfend dagegen aus. Sein Ton und die nächtliche Unruhe von außen, wozu noch ſtarke Weine und piquante Erfriſchungen gereicht wurden, erregten die Gemüther. Es wurde flüchtig und abſpringend verhandelt, kühner als ſonſt geſprochen, leidenſchaftlicher aufgenommen. Die Berathung ging mehr und mehr in die Stimmung eines Gelags über, und zog ſich, beſonders als Linden auf die geheimen Verbindungen in Preußen kam, bis tief in die Nacht.

Am andern, dem Sonntagsmorgen, fand große Aufwartung im Schloſſe ſtatt. Eine zahlreiche Militärbeförderung veranlaßte Präſentationen, und verſchiedene Hofchargen wurden zum Eide vorgeſtellt — der Oberſt d'Albignac als Großſtallmeiſter, der Graf von Meerveldt als Kammerherr, der Graf von Löwen-Weinſtein nebſt Herrn von Villemereuil als Ehrenſtallmeiſter, und Herr von Zurweſten als Marſchall des Logis.

Im Gedränge des Vorzimmers zog Bercagny den Staatsrath Malchus, der zu einer angeſagten Staatsrathsſitzung erſchien, in eine entfernte Fenſterniſche und flüſterte ihm zu:

Es iſt gethan, lieber Malchus! Der König hat mich ermächtigt, Bülow's Papiere insgeheim zu unterſuchen.

Linden hatte es prächtig eingefädelt. Nachdem er einen genauen Begriff von der neuen preußiſchen Militäreinrichtung gegeben, durch welche das ganze Volk wehrhaft gemacht wird, geſtand er, über die geheimen politiſchen Verbindungen zu einem Volksaufſtande noch keine ſo beſtimmten Thatſachen in Händen zu haben, ließ aber die Aeußerung fallen, daß man durch Bülow's Privatcorreſpondenz ganz gewiß hinter dies Geheimniß kommen könnte. Ich mit meiner polizeilichen Perſon konnte dabei ſtillſchweigend im lächelnden Hinterhalte bleiben, bis mich der König fragend anblickte. Jetzt durfte ich auch meine Andeutungen in die Wage werfen, indem ich mich zugleich gegen eine amtliche Unterſuchung erklärte, ſolange nicht ein heimlicher Einblick in die Papiere die Bürgſchaft eines erklecklichen Fundes feſtgeſtellt habe. Der König brach ab, gab keinen Beſcheid von ſich, ſchrieb aber unvermerkt mit ſeiner Bleifeder eine Ermächtigung zu geheimer Viſitation, und ſtellte ſie mir unter vier Augen zu. Er hat darin einen ungemein feinen Tact der Klugheit. Nun liegt's in meiner Hand, und mein Chamäleon Würtz iſt auch bereits umſtändlich inſtruirt. Ça ira!

Das Wann und Wie der Ausführung, da Bülow jetzt anweſend in ſeinem Hauſe iſt, ſind Fragen, die Ihr Genie, mein Freund, zu meiner Bewunderung löſen wird! erwiderte Malchus mit einer huldigenden Geberde. Aber, nicht wahr, nun werden auch die köſtlichen Verſe losgelaſſen?

Nächſte Nacht, während des Hofballs, braucht Midas ſeine vergoldenden Hände an den Straßenecken, und ſeine Ohren dienen ihm dabei zum Schutze des Geheimniſſes! flüſterte Bercagny lächelnd.

Malchus machte mit verſtohlenen Händen die Bewegung des Applaudirens, und Beide zogen ſich wieder unter die zahlreichen Anweſenden zurück.

Dieſen Gegnern Bülow's ging es indeß mit ihrem Pasquill, wie manchen Aeltern mit einem misrathenen Sohne, von dem ſie ſich in ihrer Eitelkeit den Erfolg eines Genies erwarten, indeß er von aller Welt unbeachtet bleibt, wenn er nicht gar misachtet wird. Einen ganz ähnlichen Eindruck gaben die deutſchen und franzöſiſchen Verſe in der Stadt, als man ſie in der Frühe des Montags an den Straßenecken oder in ausgeſtreuten Exemplaren las. Die geringen Leute, die nie von Midas gehört hatten, verſtanden die Spitze des Vergleichs gar nicht; die Gebildetern fanden den Witz geſucht und jene Spitze ſtumpf, und die Einſichtigen durchblickten vollends die boshafte Abſicht einer Partei, die ſich hier ſo ohnmächtig in ihren Waffen verrieth.

Mit der Miene betrübter Amtspflicht überlieferte Bercagny bei ſeinem Frührapport dem König ein Exemplar, das ſich mit den Spuren des Kleiſters am Rücken für abgeriſſen ausgab. Zu ſeiner Verwunderung fand er die heitere Aufnahme nicht, die er ſich verſprochen hatte. Jerôme war unglücklicherweiſe ſehr verdrießlich geſtimmt — ermüdet von den anſtrengenden Feſtlichkeiten, unbefriedigt von den Mittheilungen ſeines preußiſchen Geſandten und was ihm vielleicht noch in ſeinen verwickelten Herzensangelegenheiten Aergerliches zugeſtoßen war. Weit entfernt, daß er über die Reime auch nur gelacht hätte, ließ er ſich über die Dummheit, wie er es nannte, ſehr ungehalten aus, und befahl ſtrenge Unterſuchung nach den Thätern. Seine natürliche Gutmüthigkeit regte ſich zu Gunſten des Herrn von Bülow, ſodaß er ſich mit lebhafter Anerkennung über die Verdienſte ſeines Miniſters ausſprach.

Bercagny, in Beſorgniß, den König möchte ſchon die genehmigte Unterſuchung der Bülow'ſchen Correſpondenz gereuen, verſetzte mit der Miene wichtiger Vorſicht:

Ich werde nun doch die befohlene Durchſuchung der geheimen Correſpondenz Bülow's beeilen müſſen. Sire! Ohne Zweifel wird der Geſandte Sr. Majeſtät des Kaiſers in ſeinem Bericht dieſer fatalen Verſe Erwähnung thun, und es iſt daher gut, wenn wir etwas in die Hände bekommen, was wir dem Unwillen des Kaiſers entgegenhalten können. Wir wiſſen nun, wie ſehr Napoleon den Miniſter begünſtigt.

Ja, Bercagny, wenn ſich auch nur eure Vorausſetzung beſtätigt! Sonſt werden wir dem klugen Bülow wegen dieſer verſificirten Ehrenrührigkeit eine förmliche Satisfaction vor den Ständen ſchuldig.

Uebereilen Ew. Majeſtät ja keinen ſolchen Beweis von Gunſt! wendete der Polizeichef ein; damit nicht meine Entdeckungen in Widerſpruch mit ſolchem Wohlwollen kommen.

Im Gegentheil, Bercagny! rief der König. Dieſe Rückſicht ſoll mich nicht abhalten! Die Schuld Bülow's, die ſich etwa entdeckt, fällt um ſo mehr auf, wenn ſie voraus meine Gunſt und Gewogenheit zur Folie hat. Gehen Sie daher zu ihm, jetzt gleich, und ſagen Sie ihm, wie ungehalten ich über dieſe feige Nichtswürdigkeit bin, und was ich Ihnen wegen Verfolgung der Thäter befohlen habe.

Ehe ſich Bercagny noch dieſes für ihn ſo beſchämenden Befehls faſſen konnte, wurde der Miniſter Simeon gemeldet und angenommen. Der würdige Mann überbrachte ebenfalls einen Abdruck der Schmähverſe. Er ſprach mit Wärme gegen die Kränkung eines ſo verdienſtvollen Miniſters im Augenblicke, wo ihm die ſchwierigſten Verhandlungen des Reichstags auflägen, und trug auf eine ausgezeichnete Satisfaction für denſelben an.

Was in dieſer Hinſicht geſchehen ſoll, haben Se. Majeſtät ſchon befohlen! fiel Bercagny ein. Ich wollte mir nur noch die Anfrage erlauben, Sire, ob nicht die befohlene Erklärung am geeignetſten durch den Mund Sr. Excellenz des Juſtizminiſters an Bülow gelangen dürfte. Der Chef der Polizei, der das Vergehen verfolgt, erſcheint dann weniger voreingenommen und parteilich.

Darin haben Sie Recht, Bercagny! erklärte Jerôme. Gehen alſo Sie, lieber Simeon, und ſagen Sie dem Baron Bülow, wie lebhaft ich dieſe Albernheit böswilliger Gegner misbillige, nachdem ich ſie mit Unwillen geleſen habe. Legen Sie die Sache nach Ihrer Einſicht bei, wenn er ſich etwa gekränkt fühlen ſollte. Er darf jetzt ſein Portefeuille nicht abgeben. Wir brauchen ſeine goldſchaffenden Hände, und wenn wir den unglücklichen Poeten entdecken, ſoll er mit des Midas Ohren an den Pranger geſtellt werden, damit Jedermann wiſſe, wo eigentlich der Eſel ſteckt.

So viel Bitteres, als Bercagny zu hören bekam, war für ihn ſehr empfindlich, auch wenn es ihn unbeabſichtigt traf. Nachdem ihm aber in ſeiner Verblendung durch die Aeußerungen des Königs ein Licht über die Albernheit der Verſe aufgegangen war, entſtand ihm auch noch der Zweifel, ob man ihn nicht etwa der Urheberſchaft an denſelben beargwohnen werde. Um daher den König zu zerſtreuen und ſeinem eigenen Selbſtgefühl wieder aufzuhelfen, ging er nach Simeon's Entfernung raſch zu Gegenſtänden ſeines Vortrags über, die Jerôme's ſinnliches Intereſſe erregen konnten. Er berichtete über die Dame, die ſich kürzlich als eine ſchwediſche Gräfin in Caſſel eingeführt hatte.

Ich habe ihr die Aufenthaltserlaubniß perſönlich überbracht, Sire, ſagte er, um Eurer Majeſtät genau berichten zu können. Ich fand ſie geſchmackvoll eingerichtet, und wenn ſie aus der Ferne angenehm auffällt, ſo gewinnt ſie in der Nähe durch jugendlichen Reiz und anziehende Lebhaftigkeit. Doch halte ich ſie für eine ungräfliche Abenteuererin. Sie fragte nach der Etiquette des Hofs, in der Abſicht, ſich vorſtellen zu laſſen. Ich verlangte, und ſie verſprach, über ihre Herkunft mir briefliche Mittheilung zu machen. Ich habe ſie um Beſchleunigung gebeten. Je weniger Zeit ſie hat, Erlebtes und Erdichtetes für unſern Bedarf zu miſchen, deſto leichter werden wir aus der Mixtur ſelbſt die Beſtandtheile des Wahrhaften herausſchmecken.

Die Sache ſchien Jerôme zu intriguiren. Er fragte nach dieſem und jenem Umſtande, und trug endlich Bercagny auf, ein zufälliges Begegniß mit der Gräfin zu veranſtalten, indem er ſie etwa veranlaſſe, das Schlößchen Schönfeld zu einer beſtimmten Stunde zu beſehen, in welcher der König ſpazieren reitend eintreffen und die Dame überraſchen wollte.

Eine angenehme Nachricht für Jerôme war es auch, daß Pigault=Lebrun endlich angekommen ſei. Der König hatte dieſen beliebten Romanſchriftſteller zu ſeinem Vorleſer und Bibliothekar aus Paris berufen laſſen. Hier war er nun im Hôtel de Weſtphalie eingekehrt, hatte ſich bei Bercagny angemeldet, und erwartete des Königs Befehle.

Es iſt mir lieb, ſagte Jerôme. Er kann mir die Zeitungen und Bülletins vorleſen. Bücher haben wir noch nicht angeſchafft. Pigault mag Vorſchläge machen. Aber einſtweilen erzählt er vortrefflich und wird mir viel aus Paris erzählen können. Heut beziehen wir wieder das Sommerſchloß. Bringen Sie ihn morgen früh mit dahin. Ich laſſe ihm droben zwei Zimmer im linken Pavillon einrichten, die er gleich mit Sack und Pack beziehen kann.

Sie wurden vom Cabinetsſecretär unterbrochen, der einige dringende Ausfertigungen zur Unterzeichnung des Königs in Händen hielt. Marinville ſchien ſo willkommen, daß Bercagny den Augenblick benutzte, ſeine Vorträge zu ſchließen. Sobald er fort war, machte es ſich der König — ganz wieder blos Jerôme — auf ſeinem Polſterbette bequem, indem er, die Nägel der linken Hand benagend, verdrießlich ausrief:

Sie kommen mir doch nicht auch mit der dummen Midasgeſchichte, Marinville? Ich hoffe, Sie bringen mir 'was Angenehmeres vor! Ich bin recht ärgerlich! Es geht mir Alles conträr, Marinville. Unter dieſem Alſanz von Feſtlichkeiten haben wir uns faſt gar nicht geſprochen. Wiſſen Sie, daß mir Cecile ſchon zu ſchaffen macht? Sie will ſich nicht länger mit den kleinen Abenden ihrer Tante Simeon begnügen. Sie verlangt in die Geſellſchaft; ſie will das Leben mitmachen. Und die alte Excellenz, der gute Simeon, beſtärkt ſie in ihrem Eigenſinn, wie mir ſcheint.

Nun freilich, Sire! lachte Marinville. Was weiß auch der gute Stiefonkel von ſeinem bezaubernden Liebling! Er hält ſie für ein liebes, ungewöhnliches Kind, das in aller Unſchuld ſich nur ein wenig aufs Theater verirrt hatte, aber in der Zurückgezogenheit ſeiner Familie ſchon wieder klug geworden iſt. Und die Heberti kann ja Alles ſcheinen, was ſie will. Bei Gott, Sire, es gibt keine drolligere Geſchichte in der Welt, als daß einem Oberprieſter der Themis von ſeiner eigenen klugen Frau die Binde ſeiner Göttin über die Augen gelegt wird, und während er die Wage des Rechts emporhält, ſein König ſich in den Armen ſeines Schützlings wiegt!

Freveln Sie nicht, Marinville! lächelte Jerôme. Bedenken Sie, wenn er dieſer Täuſchung inne würde! Und Cecile wär' am Ende toll genug, ſelbſt ihm die Binde von den Augen zu nehmen. Wir müſſen ſie zufrieden ſtellen. Sie hat mir durch ihre Unvorſichtigkeit ſchon Verdruß genug gemacht. Erinnern Sie ſich noch, Marinville, als ſie mir nach Fontainebleau zu den Feſten meiner Vermählung gefolgt war? Der Kaiſer war außer ſich. Mein Gott, wenn er erführe, daß ſie nun auch wieder hier iſt!

Ihr Name darf durchaus nicht laut werden. Es wird ihm ja von hier Alles berichtet.

Hätte nur Cecile gleich einen andern Namen angenommen! rief Marinville.

Wo denken Sie hin! lachte Jerôme. Zu ihrem Onkel Simeon mit einem falſchen Namen und Paß?

Pardon! Ich vergaß! entſchuldigte ſich Marinville. Ja, dem Miniſter wäre darüber ohne Zweifel der juriſtiſche Zopf in der Wickel aufgegangen, ha, ha!

Sagen Sie, Marinville, wenn wir nur einen jungen Mann wüßten, dem wir ſie verheiratheten und mit deſſen Namen ſie in der Geſellſchaft erſcheinen könnte? Bei dem hieſigen Ueberfluß kann ich ihrer entbehren. Aber wenn ich ſie fortſchicke, ſpielt ſie uns einen Poſſen. Auch iſt ſie in ihrer Art einzig, ſehr einnehmend, und man mag ſie immer gern hier haben. Ecoutez! Ich habe mir ein Sansſouci, eine Einſiedelei, in Wabern ausgedacht. Beſonders wenn die Hühnerjagd aufgeht. Dort ſetzten wir die Heberti hin, wenigſtens vorerſt. Ich würde ihren Mann zum Schloßpräfecten machen, oder ſo was?

Und wenn Sie von der Jagd kämen, ſchickten Sie ihn mit den Hühnern nach Caſſel, — envoyé extraordinaire in Hühnerangelegenheiten?

Gaillard! lachte Jerôme. Später, wenn ſich die Societät an die junge Frau gewöhnt hätte, ließen wir ſie nach Caſſel kommen.

Oder überließen ſie ganz ihrem häuslichen Glück, und ſähen uns nach etwas Neuem um, Sire!

Eh bien! rief Jerôme vergnügt. Sie haben Recht, Marinville, — etwas Friſches! Mein Herz ſehnt ſich recht nach einer neuen Liebe. Ueberhaupt, wir wollen einmal ausrangiren. Was, Marinville?

Wohl, Sire! Remonte im Land wird uns die guten Familien attachiren.

Allons, Marinville! Und wiſſen Sie — die Babet möcht' ich auch beiſeite legen, ſo reizend ſie noch iſt. Sie hat doch für meinen Geſchmack etwas zuviel — Apropos! Pigault-Lebrun iſt angekommen. Er ſoll uns erzählen, Marinville! Und, hören Sie! der alte Burſche kann die Babet zu ſich nehmen, und ſie mag mit ihm im Flügel unſers Sommerſchloſſes wohnen.

Sehr gut, Sire! Man erinnert ſich doch manchmal gern der Vergangenheit, — dann hat man ſie in der Nähe, lächelte Marinville, und Jerôme fuhr fort:

Alſo etwas Neues! Es iſt ja auch ein Sommer zum Verſchmachten. Wiſſen Sie vielleicht ſchon etwas? Ecoutez! Man ſpricht ja ſoviel von der außerordentlichen Schönheit einer Madame — chose! Frau des Diviſionschefs im Miniſterium des Innern — ?

Madame Heiſter? erinnerte Marinville.

Ganz recht, Marinville, — Madame Heiſter. Kennen Sie — ?

Ich habe ſie einmal flüchtig geſehen, als das junge Paar Beſuch bei Simeon machte, flüchtig, auf der Treppe begegnet. Sehr ſchön!

Nun ja, fiel Jerôme ein. Alles iſt entzückt von ihr, ſogar Frauen, die ſelbſt Anſpruch machen. Sie wäre unſtreitig die ſchönſte Frau in Caſſel, ſagt man. Was? die ſchönſte Frau in der Reſidenz, und der König kennt ſie nicht! Marinville?

Es iſt das höchſte Unrecht, Sire! lachte Marinville. Es verſchlägt gegen alle geheimen Artikel der königlichen Prärogative. Keine ſchöne Frau ſollte in unſerer Reſidenz exiſtiren dürfen, anders als — de par le Roi! Ich habe mich auch ſchon erkundigt. Madame iſt die Tochter eines vormaligen Burggrafen in Wabern.

In Wabern? rief Jerôme. Iſt das nicht ganz ominös für meinen Plan? Jugenderinnerungen! Kindliche Spiele!

Es ſcheint in der That, Sire! Nur weiß ich nicht, ob Herr Heiſter, der bisher im Departement des Innern geſtanden, ſich für Angelegenheiten des Aeußern qualificiren wird — für Miſſionen in Hühnerangelegenheiten. Das junge Paar hat nur die ſchicklichſten Beſuche gemacht, und hält ſich von der Geſellſchaft ſehr zurück, lebt noch zu ſehr für einander. Man hat keine Gelegenheit, der ſchönen Frau zu huldigen, ihr einen höhern Ehrgeiz einzuflößen.

Sehen Sie zu, Marinville, was ſich thun läßt, verſetzte Jerôme. Ich fürchte, die Gräfin Franziska wird mich ennuyiren. Sie fällt doch zu ſtark ins Gewicht, beſonders mit ihrer wachſenden Hoffnung. Wir wollen Sie zur Dame d'Atours der Königin machen. Und mit der Oberhofmeiſterin komme ich zu gar keinem Verſtändniß. Sie gibt mir nur immer hohe Geſichtspunkte königlichen Handelns. Sie weiſt alle Geſchenke ab, hat aber immer Foderungen für Andere. Und wenn ich von meiner Liebe rede, ſpricht ſie mir vom Glück des Volks.

Das heißt, ſie vergißt die Wünſche Jerôme's über die Angelegenheiten des Königs, erwiderte Marinville mit Ernſt. Immerhin, Sire! Laſſen Sie das nicht fallen! Eine fürſtliche Dame, die für den Ruhm eines jungen Königs ſchwärmt, — ah! Und in ihrer Stellung zumal! Wiſſen Sie, die unterhält einen gewiſſen Idealismus der Königin für ihren Gemahl. Das gibt Anſehen im idealiſtiſchen Deutſchland, und iſt nicht zu verachten neben den Realitäten, an denen es Ihnen ja nicht fehlt. Da wäre z. B. die Generalin Du Coudras: Teufel, es iſt doch ein reizendes Weib!

Daß Sie mich daran erinnern, Marinville, rief Jérôme, ſich erhebend. Sie ſtand mir vorgeſtern beim großen Couvert gegenüber. Sie hat ſich wunderbar verſchönert. Das leichtfertige Leben ſchlägt ihr zum Erſtaunen gut an. Oder iſt es vielleicht ihrem Manne gelungen, ſie von dem wilden Verkehr abzubringen?

Der gute General! erwiderte Marinville. Er liebt ſeine Frau leidenſchaftlich und kann ihr ausgelaſſenes Weſen nicht bändigen. Sie haben ja den ſtrengen Ausſpruch des alten Bongars gehört: Alles Verdorbene bei Hof gibt ſich Rendezvous bei den Levers der Du Coudras, ſagte er.

Der König, indem er ſich zur Unterzeichnung der von dem Cabinetsſecretär vorgelegten Reinſchriften niederſetzte, erwiderte nach einigem Nachdenken:

Hören Sie, Marinville! Gehen Sie zu ihr, in meinem Auftrage. Sagen ſie ihr, wenn Sie die alte Lebensweiſe abändern und ihren würdigen Mann, meinen Gardeoberſten, mehr berückſichtigen wollte, ſo würde ich mich für ſie intereſſiren; ſie ſollte Ehrendame der Königin werden, und ich würde ihr ſelbſt, einen Abend den ſie dazu beſtimmte, meinen Damenorden überbringen.

Ich zweifle nicht, Sire, ſie wird darauf eingehen, verſetzte der Schalk, ſei es auch nur, um ihren braven Mann zu berückſichtigen.

Das wäre doch etwas zwiſchen den Verdrießlichkeiten des Reichstags! ſagte Jerôme, indem er unterzeichnete. Da kommen nun auch die zwei Millionen zur Sprache, die ich meiner Mutter ſchuldig bin, und die der Hofagent Jacobſon vorgeſchoſſen hat. Bülow kraut ſich hinter den Ohren; ſie können aber nicht länger unbezahlt bleiben, und auf meine Civilliſte kann ich eine ſo große Summe nicht übernehmen. Fatale Wolken ſo herrlicher Sommertage! Doch, Marinville, wir wollen nicht ganz um die ſüßen Nächte des Juli kommen. Sorgen Sie uns für anmuthige Abende der Erholung, wo wir recht vertraulich luſtig ſein können. Luſtig, Luſtig, Marinville! Es iſt ja ſonſt zum Teufel holen — König von Weſtfalen zu ſein!

Viertes Capitel.

Einblick in die Finanzen.

So lebhaft ſich der König ſchon von den bloßen Repräſentationen des Reichstags nach einigen Stunden der Luſt oder der Beluſtigung ſehnte, ſo froh war auch ſein Finanzminiſter, als er die ſchwierigſten Vorarbeiten für den Reichstag hinter ſich hatte. Die verſchiedenen Commiſſionen für die Finanzen, für die Civil- und für die Criminalgeſetzgebung waren durch Wahlen der erſten Reichstagsſitzung gebildet; der König, nach Napoleonshöhe zurückgekehrt, hatte hier auf dem Thron, von den Großbeamten der Krone und den Miniſtern umſtanden, die Botſchaft des Reichstags mit der feierlichen Adreſſe empfangen, und die wichtigſten Geſetze gingen nun aus dem Staatsrathe zur Berathung der Stände. Jetzt ſah der aufathmende Miniſter gern einen vertrauten Freund bei ſich, und nahm Aufwartungen an, — beides in ſeinem beidlebigen heitern Gemach.

Auch Hermann, auf einen Wink Provençal's, ließ ſich eines Morgens anmelden, als eben Nathuſius da war, mit dem ſich Herr von Bülow in Erinnerungen an die magdeburger Stunden herzlicher Freundſchaft erging. Er ward um ſo freundlicher angenommen, als auch Nathuſius ſich über den jungen Freund gleich ſehr günſtig äußerte. Bülow, durch die einfache, wohlwollende und vertrauensvolle Behandlung ſeiner Untergebenen bei Allen beliebt, wußte denn auch den jungen Mann bald ganz behaglich zu ſetzen.

Ich höre mit Vergnügen, ſagte er, daß Sie es mit unſern Geſchäften verſuchen wollen. Es ſollte mich freuen, wenn dieſe Arbeiten Sie nach und nach ſo anzögen, daß die bisher betriebenen Wiſſenſchaften Ihnen deſto mehr zur Erholung und Erhebung dienten, ſtatt daß Sie ſelbſt im Frohndienſte derſelben zu arbeiten dachten. Wir wollen unſere Uebereinkunft gleich einfach abmachen. Mein Generalſecretär Provençal iſt des Deutſchen im ſchriftlichen Ausdrucke nicht ſo ganz mächtig. Ich will aber unſere Sprache im Geſchäft mächtig haben. Um jedoch neben dem Franzöſiſchen, das von oben begünſtigt wird, nicht nur mit Ehren zu beſtehen, ſondern ſich auch gegen die fremde zu behaupten, muß unſere Actenſprache ſich verjüngen, den Schlendrian und die ſteife Schwerfälligkeit ablegen, und ſich leicht, kurz und klar bewegen lernen. Auch braucht Provençal bei den zunehmenden Arbeiten meiner Bureaux in andern Stücken Hülfe. Zu dieſem und jenem ſind Sie mir erwünſcht, — dort durch Ihre Sprachgewandtheit, hier durch Ihr gutes Vernehmen mit Provençal, dem ich Sie jetzt unbedenklich vorerſt als Surnumerär an die Seite geben kann. Ich ſelbſt behalte mir vor, Ihnen für die einzelnen Geſchäfte mündlich Anleitung und Geſichtspunkte zu geben, und wenn Sie ſich dazwiſchen durch Studien und Nachſchlagen guter Schriften über Volks- und Staatswirthſchaft in die Grundſätze und Principien unſers Schaffens mehr und mehr einweihen, ſo werden Sie ſich unvermerkt au fait der

Geſchäfte ſehen. Sie werden den ganzen Betrieb wie ein Uhrwerk unter Glas durchblicken. Ich vertraue Ihren Gaben, und da ich auch Ihrer Geſinnung vertraue, ſo legen Sie mir blos Handgelübde darauf ab, daß Sie ſtets nach meinen Anweiſungen und nach Ihrem beſten Gewiſſen handeln wollen. Nicht wahr?

Er reichte ſeine Rechte hin, in die Hermann mit Rührung und zugleich mit heiterſtem Muth die ſeinige legte.

Bülow öffnete die Thür neben ſeinem Schreibtiſche und ſagte:

Sehen Sie, hier iſt ein freies Cabinet mit einem Pult und einem Seſſel. Hier ſollen Sie vor der Hand arbeiten. Sie haben mich hier nahe, wenn ich anweſend, und mein Zimmer hat Sie zur Aufſicht nahe, wenn ich auswärts bin. Aus dieſem Vorbereitungsdienſte lerne ich Sie ſelbſt genauer kennen, um Sie dann dem König zu einer beſondern Stelle vorzuſchlagen. Bis dahin müſſen Sie ſich freilich ſtatt feſten Gehalts mit Gratificationen begnügen, die ich Ihnen theils anweiſen, theils auswirken kann. Nicht wahr?

Ich weiß nicht, ob ein Lehrling Lohn annehmen darf, Excellenz? ſagte Hermann mit lächelnder Ablehnung.

Sie thun ſich zu nahe, wenn Sie ſich nach Dem, was Sie vermögen und was ich Ihnen zumuthen werde, einen Lehrling nennen wollen, erwiderte Bülow, und ward von Nathuſius unterbrochen, der mit Freundlichkeit ſagte:

Wenn ich ein Wort d'rein reden darf, ſo weiſen Sie ja kein Geld von ſich, mein lieber Doctor. Ein junger

Mann ſoll nie anſpruchlos in die Welt treten, die ſelbſt Anſprüche genug an ihn macht. Ueberdies, mein Freund, während Sie ſich mit Weltweisheit beſchäftigt haben, hat ſich die Weisheit der Welt umgewandelt. „Wer jetzt praktiſch auf die Welt einwirken will“, ſchrieb mir jüngſt ein Freund, „muß ſtreben, zu vielſeitigem Beſitz zu gelangen; denn alle höhern Formeln haben ſich jetzt in geprägte Zahlzeichen umgeſetzt, mit denen allein ſich noch einige Zauberei treiben läßt. Die Schlechtigkeit und die Gemeinheit ſtreben immer deutlicher ſich in den Alleinbeſitz aller Güter zu theilen, und man kann ihnen nicht wirkſamer entgegentreten, als daß man ihnen von ihrem Raub entreißt ſoviel als möglich. Geld iſt jetzt das erſte Werkzeug des Deſpotismus, und dieſes Werkzeugs muß ſich Der bemächtigen, der eine Gegenwirkung üben will.“

Sehr wahr in der Sache und mit Geiſt ausgeſprochen, mein lieber Nathuſius! ſagte Bülow. Und das führt uns auf unſer abgebrochenes Capitel zurück.

Bei dieſen Worten machte Hermann die Bewegung, ſich zu empfehlen, um nicht zu ſtören. Doch der Miniſter hieß ihn bleiben.

Ein Blick in die Geſchäfte muß auch Sie jetzt intereſſiren, obgleich wir als Freunde davon ſprechen. In dieſem Zimmer miſchen ſich Geſchäft und Unterhaltung, und dieſe Wände, dieſe Decke verſchließen beides hermetiſch gegen draußen.

Er ſprach die letztern Worte mit Blick und Nachdruck, daß es als warnender Wink nicht zu verkennen war, und fuhr dann gegen den ältern Freund fort:

Ja, lieber Nathuſius, mit der Excellenz ward mir eine ſchwere Laſt auf die Schultern gelegt. Denken Sie ſich auf der einen Seite eine Ländermaſſe, bisher regiert von verſchiedenen Fürſten, nach verſchiedenen Geſetzen, Verfaſſungen, Gewohnheiten, eine Ländermaſſe, die unter feindlicher Unterjochung die größten Opfer gebracht hat, und nun dem franzöſiſchen Reiche zugleich befreundet und tributär bleiben ſoll; auf der andern Seite ein König, aus dem Privatſtande auf den Thron gehoben, der für nichts Sinn hat, als für den Glanz der Krone, für Verſchwendung und ſinnlichen Genuß, und um ihn eine Menge Abenteuerer, die abwechſelnden Einfluß auf ihn üben, mit ihm zu ſchwelgen und durch ihn ſich zu bereichern. — — Ich rede nicht als Finanzminiſter, ſondern als guter Preuße zu guten Preußen!

. Er reichte beiden Zuhörern die Hände hin; beide drückten ſie herzlich und Nathuſius nahm das Wort:

Und nun ein Staat, verehrter Freund, von noch nicht zwei Millionen Einwohnern, die, vom Kriege heimgeſucht, noch fortwährend Truppendurchzüge zu tragen haben, deſſen Grundbeſitzer und Gemeinden mehr oder weniger verſchuldet ſind, der eine Staatsſchuld über hundert Millionen Francs hat, deſſen Gewerbthätigkeit gehemmt iſt, wo Fabriken nur unter Aufopferungen von Seite der Regierung beſtehen; ein Land, deſſen Geldquellen auf Getreide- und Wollausfuhr wie auf den Durchgangshandel beruhen: auf Erwerbszweigen, die der Seekrieg völlig vernichtet hat — das iſt die Bühne für die Action eines Finanzminiſters in Weſtfalen!

Nun ja, lächelte Bülow, machen Sie nur, daß alle Ihre Collegen das ſo klar einſehen! Herr Malchus wird als Redner des Gouvernements den Ständen in nächſter Sitzung bei der Geſetzvorlage über die öffentliche Schuld die Nothwendigkeit einer Anleihe von zwanzig Millionen Francs darthun. Die Herren Abgeordneten werden zuerſt die Köpfe ſchütteln, dann aber dieſe Köpfe doch in die Höhe ſtrecken müſſen, um Ja zu ſagen.

Gut! Aber wo wollen Sie denn die Hand hinſtrecken, um zu borgen — heißt das, geborgt zu bekommen? fragte Nathuſius. Weſtfalen als Staat iſt noch zu jung, und hat gleich zu luſtig angefangen, um Credit zu haben. Credit iſt das bei nachhaltigen Finanzquellen durch fortgeſetzte pünktliche Erfüllung der Verbindlichkeiten ſchwer zu erlangende Vertrauen der Welt. Sie, lieber Bülow, ſind der Mann, dem Staat Credit zu ſchaffen, das heißt — nach und nach!

Und doch hab' ich Hoffnung, mein Freund, erwiderte der Miniſter; ja, ich habe Zuſagen aus Holland. Dort, wiſſen Sie, liegen große Summen müßig wegen Hemmung des Handels. Ein bedeutendes Handelshaus verſpricht mir ſogar ein leichtes Geſchäft, und unſer Geſandte in den Niederlanden, Baron Münchhauſen, ſtimmt dieſen Zuſagen bei.

Münchhauſen? lächelte Nathuſius.

O Sie denken an jenen fabelhaften Münchhauſen, der ſich, als er im Sumpf ſteckte, am eigenen Zopf herauszog, nicht wahr? verſetzte Bülow. Nein, dieſe Parole zu einem Geldgeſchäft ſoll uns nicht gelten; wir brauchen eine beſſere Firma.

Fauſt, der Kammerdiener des Miniſters, meldete einen Polizeicommiſſar. Zu Hermann's Ueberraſchung trat der ihm jetzt ſo verdächtige Würtz herein und übergab ein leichtes Actenheft mit einem verſchloſſenen Schreiben. Während der Miniſter beides durchlief, kam Rathuſius in leiſem Geſpräche mit Hermann auf die ſieben liebenswürdigen Haustöchter. Der junge Freund hörte ihm aber nur ſehr zerſtreut zu. Er dachte an das Anliegen der Gräſin Antonie, das ihm drückend und doch zweifelhaft auf dem Herzen lag. Und da er dabei fortwährend nach dieſem Würtz blicken mußte, fiel ihm die Unruhe auf, mit welcher dieſer Menſch das Zimmer durchſpähte und ſich dabei ſo vergaß, daß er zuſammenſchrak, als ihn der Miniſter, freilich ziemlich lebhaft, anredete:

Empfehlen Sie mich dem Herrn von Bercagny, und ich ließ freundlich danken für die Mühe, die er ſich gäbe, den Pasquillanten zu entdecken. In meinen Bureaux ſtäke er aber nicht; von meinen Untergebenen beneide Niemand meine Stellung. Mich beruhige, daß der Verfaſſer unentdeckbar ſei, ſodaß ich wol nicht in die Verlegenheit käme, mich für ihn zu ſchämen. Sagen Sie dem Herrn Generaldirector, er möge gelaſſen thun, nur ſoviel als Sr. Majeſtät genüge; mir ſei ſchon genug geſchehen. Und hier nehmen Sie die Acten wieder mit!

Sobald Würtz hinaus war, ſprach Bülow weiter:

Will mir der — Menſch vorſpiegeln, der Thäter dürfte vielleicht unter meinen Leuten ſtecken. Als ob ich die Partei nicht kennte, die — Aber, reden wir nicht mehr von der Albernheit. Wäre es Ihnen jetzt gefällig, lieber Rathuſius, hinüber zu meiner Frau zu gehen? Ich will inzwiſchen unſern hoffnungsvollen Finanzmann in die Bureaux einführen und ihn meinen Leuten vorſtellen. Kommen Sie, lieber Herr Doctor!

Fünftes Capitel.

Zehn Gebote der Frauenliebe.

So war nun Hermann in einen thätigen Lebenskreis eingeführt, und durch eine ſo bedeutſame und bezügliche Unterhaltung zweier Männer von hoher Einſicht in die Geſchäfte des Staats und des bürgerlichen Lebens gleichſam eingeweiht worden.

Gegen Abend deſſelben Tages ſaß Lina einſam auf ihrem Zimmer. Das äußerſte Fenſter nach der Fuldabrücke ſtand offen; ein lebhafter, aber lauer Wind ſtieß in die Vorhänge, und wenn ſie hinausſah, wozu eine unbeſtimmte Sehnſucht ſie öfter antrieb, ſo erblickte ſie nach Nordweſt hinziehend ein bedrohliches Gewölk, hellgraue Schichten in Dunkelgrau, glänzend weiße Maſſen, die, bräunlich durchſetzt oder umkantet, tief herabhingen. Ein ſchauerliches Licht fiel auf das graue Caſtell, an dem die Fulda trüb und in Wirbeln hinfloß. Lina athmete eine müde, weiche Stimmung, die ſie der Gewitterluft beimaß, die aber vielleicht noch mehr aus einem unruhigen, ſuchenden Herzen kam. Luiſe Reichardt hatte ihr abſagen laſſen, weil ſie — wahrſcheinlich auch durch Einfluß des Gewitters — an ihren kleinen Krämpfen litt. Es that der einſamen Frau leid, daß ſie abermal um die kleine Vergeltung kam, die ſie ſich für die ungerechten Warnungen der Freundin ausgedacht hatte. Und doch — der Unruhe, mit der ſie Hermann zu dieſem Vorhaben, auch nachdem es aufgegeben war, noch immer erwartete, lag etwas zu Grunde, was Luiſens Warnungen hätte rechtfertigen können, wenn es ſich die liebenswürdige Frau nur klar gemacht hätte.

Das Blatt von Schleiermacher's Hand, mit den Zehn Geboten aus dem Katechismus der Vernunft für edle Frauen beſchrieben, lag noch auf dem Arbeitstiſche. Sie hatte es, nach genommener Abſchrift, der Freundin heute zurückgeben wollen; indem ſie es aber nun wieder zuſammenfaltete, um es aufzuheben, durchlief ſie es noch einmal, da manches Dunkle darin ſie heimlich und unbegreiflich ängſtigte. Sie las:

Erſtens: „Du ſollſt keinen Geliebten haben neben dem Manne; aber du ſollſt Freundin ſein können, ohne in das Colorit der Liebe zu ſpielen und zu coquettiren und anzubeten.“

Sie dachte an Hermann, fühlte ſich als Freundin beſtätigt und lächelte zu der Warnung vor dem Anbeten.

Zweitens: „Du ſollſt dir kein Ideal machen weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Roman; ſondern du ſollſt einen Mann lieben, wie er iſt. Denn ſieh', die Natur, deine Herrin, iſt eine ſtrenge Gottheit, welche die Schwärmereien der Mädchen heimſucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle.“

Sie warf einen Blick nach Ludwig's Bild, das über dem Sopha hing, und nickte ihm lächelnd zu, als ob ſie ſagen wollte: Kein Ideal, Ludwig, juſt wie du biſt!

Drittens: „Du ſollſt an den Heiligthümern der Liebe auch nicht das Kleinſte misbrauchen; denn Die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunſt entweiht, und ſich hingibt für Geſchenke und Gaben oder auch nur, um in Ruhe und Frieden Mutter zu werden.“

Ueber dies Gebot ging die Leſerin raſch hinaus, das eine misbilligend, über das andere flüchtig erröthend.

Viertens: „Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feierſt; und wenn ſie dich halten, ſo mache dich frei, oder geh' zu Grund'.“

Der Sabbath des Herzens blieb der nachträumenden Lina etwas räthſelhaft. War damals mein Herzensſabbath, als mir Ludwig wie der hohe Prieſter der Liebe erſchien? fragte ſie ſich. Aber ein Sabbath wiederholt ſich — in den wechſelnden Lebenswochen. Sie dachte an die ſchönen und erhebenden Stunden, die Hermann ihr durch ſeine Vorleſungen und Unterhaltung gewähre; doch kam es ihr vor, als ob noch etwas Tieferes darunter zu verſtehen ſei, etwas, worüber man eben zu Grunde gehen könnte.

Fünftens: „Ehre die Eigenthümlichkeiten und die Willkür deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe und ſie kräftig leben auf Erden.“

Sie athmete heiter auf, indem ſie an Ludwig's Wunſch dachte, mit Kindern geſegnet zu werden. Dann las ſie weiter.

Sechstens: „Du ſollſt nicht abſichtlich lebendig machen.“

Dieſe dunkeln Worte waren ihr ſchon früher unverſtändlich, aber ängſtlich geweſen. Jetzt, wo ſie Ludwig's Wunſch ebenſo lebhaft empfunden hatte, erſchrak ſie heftig, und las mit Herzklopfen raſch weiter.

Siebentens: „Du ſollſt keine Ehe ſchließen, die gebrochen werden müßte.“

Sie begriff nicht, wer eine ſolche Ehe ſchließen könnte, von der er das voraus wüßte.

Achtens: „Du ſollſt nicht geliebt ſein wollen, wo du nicht liebſt.“

Lina lachte. An unſerm Hofe müßte es eigentlich heißen: Du ſollſt nicht lieben wollen, wo du nicht liebſt, dachte ſie.

Neuntens: „Du ſollſt nicht falſch Zeugniß ablegen für die Männer; du ſollſt ihre Barbarei nicht beſchönigen mit Worten und Werken.“

Lina ging über dies Gebot hinaus, indem ſie ſich glücklich pries, einem Lebenskreiſe anzugehören, wo ſie nie zu ſolcher Zeugenſchaft gezogen würde. Das Beſchönigen wird weniger vorkommen, dachte ſie, als das gerechte Beſchuldigen. Davor behüte der Himmel jede brave Frau!

Zehntens: „Laß dich gelüſten nach der Männer Bildung, Kunſt, Weisheit und Ehre!“

Laß dich gelüſten, iſt ſchon gut, meinte ſie; wie denn aber das Gelüſt befriedigen, wenn die Männer in ihren Geſchäften aufgehen? Den Mann ſoll man lieben, wie er iſt; der Freund aber muß deſto mehr ſo ſein, wie man ihn braucht. Ihm gehört der Sabbath des Herzens, und er hat einzuweihen in Das, wornach man ja eben gelüſten darf.

Aus der Stille ihres Nachträumens weckte ſie von draußen der erſte ferne Donner, und hinter demſelben her an der nahen Stubenthür ein bekanntes Klopfen, worauf Hermann eintrat.

In der Art und Weiſe, wie Beide jetzt mit einander verkehrten, fehlte etwas von der frühern unumwundenen Vertraulichkeit. Eine gewiſſe äußere Zurückhaltung ging von Beiden aus — von Lina mehr bewußt und beabſichtigt, ſeitdem ſie durch Luiſens Bemerkungen zweifelhaft über ihre Empfindung für den Freund geworden war; von Hermann mehr unbedacht, durch den höhern, faſt etwas tragiſchen Ernſt, den ſein Herz ſeit dem Begegniß mit Adelen im Allgemeinen gegen das andere Geſchlecht angenommen hatte. Aber wo ſich jetzt die Hände zurückhielten, ſuchten ſich die Blicke auf, und das Wohlwollen Beider für einander ſchien die äußere Ungezwungenheit nur aufgegeben zu haben, um ſich innerlich zu vertiefen.

Hermann war ſehr heiter und aufgeregt eingetreten. Er ſetzte ſich Lina gegenüber in die Fenſterniſche, und erzählte von ſeinem erſten Geſchäftstage mit lebhafter Zufriedenheit. Er rühmte die ungemeine Klarheit und Leichtigkeit des Miniſters, wenn es galt, irgend eine Arbeit in ihren Geſichtspunkten anzudeuten und in ihrem Material anzuordnen. Nach ſeinen Fingerzeigen, ſagte er, nach ſeinen Hinweiſen auf die ihm genau bekannten Acten und mit Zuratheziehung ſeiner guten Bücherſammlung denke ich in kurzer Zeit ein ſelbſtändiger Arbeiter zu werden, der Befriedigung gibt und Beförderung verdient.

Lina ſah ihn eine Weile ſtillſchweigend an. Eine leiſe

Empfindlichkeit verlor ſich in Weichmüthigkeit, aus der ſie ſich raſch zu der lächelnden Frage zuſammennahm:

Iſt Bülow noch klarer als Platon? Und was er dir anrichtet — findeſt du es noch ſchmackhafter als das „Gaſtmahl“?

Was mir der Miniſter anrichtet, liebe Lina, antwortete er mit einer gewiſſen Feierlichkeit, iſt Arbeit, und durch Arbeit wird jedes Gaſtmahl erſt recht ſchmackhaft, erholend, erhebend. Das „Gaſtmahl“ Platon's drohte mir zur Arbeit zu werden und mich dadurch zu verſtimmen. Meinſt du nicht, daß es eine beſſere Tagesordnung für einen jüngern Mann ſei, durch Arbeit für das Leben den Genuß des Höhern in Wiſſenſchaft oder Kunſt zu verdienen, wenn man nicht etwa der Mann iſt, dies Höhere zu ſchaffen?

Wenn dir's nur nicht geht, lieber Freund, wie manchen Arbeitern, die durch Anſtrengung und Ermüdung ſich um den Appetit bringen, und erſchöpft das Gaſtmahl ſtehen laſſen, oder ſtumpf es ungenießbar finden!

O nein, Lina! rief er aus. Ich halte es mit den Rüſtigen, die ſich durch Arbeit einen rechten Appetit holen. Nur nicht, daß ich Alles allein aufzehre. Und ſiehſt du — ich habe davon für dich mitgebracht!

Er zog eine feine Handſchrift aus der Bruſttaſche, und Lina, in die Hände klatſchend, rief mit ihrem beliebten Ausdruck:

Ah, du biſt ein prächtiger Menſch! Verzeih'! Ich war eben ein wenig eigennützig. Ich dachte, du ließeſt mich nun hungern, und ich habe doch geleſen, eine ehrliche Frau dürfe ſich gelüſten laſſen nach der Männer

Bildung, Weisheit und Poeſie. Aber — was iſt das? Eine der Gaſtmahlsreden?

Sie war lebhaft aufgeſprungen, erſchrocken, als einige dicke Schloßen hart an das Fenſter ſchlugen oder auf dem Sims emporſprangen. Und nun praſſelte das Hagelwetter aus der ſchweren Wolke nieder. Es donnerte und blitzte dazwiſchen. Als ſie das Fenſter öffnen wollte, das durch den Hagel bedroht war, folgte ein Regenguß. Die Hagelwolke zog mit Sturmwind mehr nordoſtwärts, und trug auch die elektriſchen Schläge mit ſich fort. Das Wetter ließ nach, der Regen ſäuſelte ruhig nieder, und ein erquickender Duft durchdrang das Gemach. Beide rückten das Tiſchchen etwas tiefer ins Zimmer, Lina griff wieder nach ihrer Nähterei, und Hermann nahm mit ſeiner Handſchrift ſpielend das Wort:

Ich hatte mich recht darauf gefreut, Lina, dir die köſtliche Rede des Dichters Ariſtophanes vorzuleſen, die er hielt, als an ihn unter den Gäſten Agathon's die Reihe der Lobreden auf die Liebe kam. Die Rede ſtand mir erſt nur im Allgemeinen vor. Bei näherm Betracht aber läßt ſich das kleine Meiſterſtück doch einer deutſchen Frau nicht gut vorleſen. Denn der Tiefſinn des genialen Dichters iſt mit ſoviel Muthwillen durchrankt, die hohe Wahrheit mit ſoviel bedenklich ſpielenden Scherz umgaukelt, der klare umfaſſende Verſtand mit ſo ausgelaſſenem Witz verſetzt, daß es neben der Bewunderung, die es den Männern abnöthigt, doch zartfühlenden Frauen unſerer modernen Bildung, wenigſtens aus dem Mund eines Freundes, eine ängſtliche Verlegenheit um die andere aufdringt. Der Grundgedanke iſt der, daß die Menſchen urſprünglich anders als jetzt beſchaffen, und zwar durch Vereinigung beider Geſchlechter in Einer Perſon, als Kinder der Sonne und der Erde, vollkommener — gewaltig an Körperkraft und hochſtrebend von Sinnesart geweſen ſeien, ſodaß ſie zuletzt die Götter auf ihren hohen Sitzen bedroht hätten. Da habe Jupiter, um ſich ihrer doch gerade nicht durch Vertilgung zu erwehren, das Mittel ergriffen, ſie in zwei Hälften zu ſpalten — „wie man", ſagt der Poet, „Arlesbeeren, um ſie einzumachen, zerſchneide". Die Art, wie Jupiter die neuen Geſtalten zugerichtet, iſt poſſirlich erzählt. Seitdem nun, ſagt der Dichter, ſei jene unausſprechliche Sehnſucht entſtanden, mit der die Hälften jede nach der ihr fehlenden ſucht, und beide ſich umſchlingen, um wieder zuſammenzuwachſen: ſeitdem ſei die gegenſeitige Liebe den Menſchen angeboren und beſtrebt, aus Zweien Eins zu machen und den vollkommenen Menſchen wieder herzuſtellen.

Lina hatte, mit etwas angeglühten Wangen auf ihre Nähterei niederblickend, ſchweigſam zugehört, wobei ſie mit haſtiger Nadel, in kurzen Stichen, den unſchuldigen Zwirn durch das feine Leinen zog. Erſt als der Freund zur Betrachtung überging, ruhte die geſchäftige Rechte neben dem angeſchraubten Nähekiſſen und die Linke auf der ſchönen Bruſt, als ob ſie die Empfindungen behüten müßte, die da aufwogen könnten.

Ja, Lina, ſagte Hermann, ſo keck und ausgelaſſen die Arabesken ſind, mit denen der Poet ſein Gedankenbild umrankt, ſo ernſt und tiefſinnig iſt ſeine überſinnliche Anſchauung ſelbſt. Der Einzelne iſt alſo nie, was er nach der Idee der Menſchheit ſein ſollte, und ſo entſteht in dem edlern Menſchen, der ſich mit dem ſinnlichen Entzücken, ſeine gefundene Hälfte zu umfangen, nicht befriedigen kann, ein heißes Verlangen nach Wiederherſtellung einer urſprünglichen Vollkommenheit, die nun freilich nicht mehr durch Verbindung zweier verwandten Weſen in Einer Perſon, ſondern eben durch die Liebe erreicht wird. Dieſe ſoll das Getrennte herſtellen und die zuſammengehörigen Perſonen in einem Bunde vereinigen, was aber menſchenwürdig nur unter Anerkennung des Göttlichen geſchieht, das, um ſich geltend zu machen, jene Spaltung bewirkte. So wird auch die tägliche Erſcheinung bedeutſam, daß man ſich beſonders zu ſchönen Menſchen hingezogen fühlt; es ſpricht ſich darin die Sehnſucht nach dem verlorenen Idealen aus.

Wie herrlich! rief Lina, die zarten weißen Hände über der Bruſt faltend, aus der ein tiefer Seufzer ſich hinter ihrer Bewunderung verbarg. Man kann ſich ordentlich freuen, daß ſchon ein ſo frühes und heiteres Volk ſo wunderbare und ſchöne Anſchauungen gehabt hat.

Und in welch' ſchönem Ausdruck der Sprache, Lina, und mit welchem Verſtande der Anordnung! verſetzte Hermann. So iſt eine Betrachtung über das Krankhafte in der Menſchheit, dem Arzt unter den Gäſten Agathon's in den Mund gelegt, ein ahnungsvoller Gedanke! Die Heilung der Schäden der Menſchheit, meint er nämlich, könne nur von einer übermenſchlichen Macht ausgehen, von einer göttlichen Liebe, und die echt menſchliche Tugend wurzle eben in dieſer der armen Menſchheit hülfreichen Liebe.

Eben ließen ſich Stimmen und Tritte auf der Treppe hören. Lina reichte raſch dem Freunde die Hand, ihm mehr mit einem ſeelenvollen Blick als mit Worten zu danken. Aber Eines vergiß nicht, ſagte ſie. Du mußt dich mit dem Staatsrathe Müller verſtändigen, der dich zu der ſchönen Arbeit angeregt hat, und Anderes von dir erwartet, als du jetzt unternimmſt. Du mußt dich mit ihm erklären, ich möchte ſagen gegen ihn rechtfertigen.

Er nickte ihr ſeine Zuſtimmung zu, und ſie ſagte:

Wen Ludwig nur mitbringt? Ach, ich kenne ſchon die Stimme!

Ludwig war nämlich einer Einladung Schmerfeld's nach einem etwas verſteckt gelegenen Privatgarten gefolgt. Unter der lebhaften Bewegung, die mit dem Reichstag in die Reſidenz gekommen war, trugen die Anhänger des Kurfürſten weniger Bedenken, ſich vorſichtig zu verſammeln und zu berathen. Auch von auswärts mochten ſich Vertraute eingefunden haben. Wenigſtens brachte Ludwig den Oberſtlieutenant Emmerich mit nach Hauſe, indem er beim Eintritt ins Zimmer ſagte:

Hier bring' ich dir einen lieben Gaſt auf die Nacht mit, Lina!

Sie empfing den ihr nicht gerade ſehr angenehmen Mann mit der Heiterkeit der jüngſten glücklichen Stunde. Sie bot ihm die Hand, indem ſie ſagte:

Willkommen, Herr Oberſtlieutenant! So lange noch kein Preis auf Ihrem rebelliſchen Kopfe ſteht, kann ich Ihnen ohne Gefahr ein weiches Kopfkiſſen in unſerm Gaſtzimmer anbieten.

Unberufen drei mal! lachte Emmerich, indem er ihre Hand ſchüttelte. Frei bin ich wol immer gern geweſen, ſchöne Lady, aber vogelfrei möcht' ich gerade nicht ſein. Habe mich nie gern mit Federn abgegeben.

Dann faßte er in ſeiner ungeſtümen Weiſe Hermann am Kopf, mit dem Ausrufe:

Glückskerl, ich muß dich küſſen, als ob du mein Fleiſch und Blut wärſt! — Damn, lieber Heiſter! Einen luſtigen Abend wollen wir haben. Das Donnerwetter iſt glücklich vorüber mit ſeinen Hagelkartätſchen, wie ein gutes Vorzeichen, hinter dem wir, unſerm Schockſchwerenothswetter voraus, einſtweilen wie bei einem Siegesfeſte ſitzen. Der alte Abenteuerer nimmt Platz zwiſchen Glück und Klugheit, der Schönheit gegenüber. Vor allem, Mann der Klugheit — Wein herbei! Ich habe mich leck geſchwatzt vor dieſen dickohrigen Geſellen. Auch haben wir allerlei auszubringen — Pereat den Franzoſen, Vivat dem Kurfürſten! Und — haben wir nicht unſern Glücksjungen da in unſern Bund einzuweihen?

Nicht ſo laut, lieber Oberſtlieutenant! warnte Ludwig. Sie ſehen, ich bin hier Wirth, und ſchenke zuerſt Klugheit ein. Und ſchrecken Sie mir den Freund nicht ab, wenn Sie ihn gewinnen wollen! Hermann iſt ein guter Stiliſt und auf ſolche Bombenworte nicht gefaßt. Wir wollen ihn klar und aufrichtig mit unſerm Heſſenbunde bekannt machen. Er weiß davon und mag ſich prüfen. Aber beſtürmen wollen wir ihn nicht. Er iſt treu von Haus aus, und hat von Polizei wegen gelernt, vorſichtig zu ſein. Dies für den Fall, daß er nichts mit uns zu thun haben will. Aber er wird's überlegen, und iſt nicht ohne Edelmuth bei der Schmach, die auf unſerm von Fremden unterjochten Vaterlande ruht.

Hermann, nach einigem Beſinnen, erwiderte:

Ich danke Euch, daß Ihr ſo gutes Vertrauen zu mir habt! Ich bin ſo oft und gern um Euch, und es hat mich ſchon manchmal gedrückt, daß Ihr Euch in meiner Gegenwart gerade in Dem Zwang auflegen mußtet, worin Euer Herz am liebſten überfließt. Laßt mich alſo Eure Abſichten kennen lernen, Eure Mittel und Wege prüfen. Offen geſtanden, kann ich mich für Euern Kurfürſten gerade nicht ſehr — exaltiren, oder wie ich's nennen ſoll. Ich meine nicht ſeine Perſon, ſondern ſeine Fürſtenanſprüche. Ein Anderes aber iſt Deutſchland, oder wenigſtens Preußen. Eine hohe Anſicht Fichte's iſt in meiner Seele lebendig geworden — die Auffoderung, thätig, wirkſam, ſich aufopfernd für das Vaterland zu ſein, das nicht entweiht werden darf durch verderbende Einmiſchung eines fremden, in das eigenthümliche ewige Weſen unſers Volks nicht gehörigen Einfluſſes. Wer nur ſein unſichtbares Leben betrachtet, ſagt der edle Fichte, der mag ſein Vaterland im Himmel ſuchen. Aber für unſer ſichtbares Leben bedürfen wir eines ſichtbaren Vaterlandes, das in der Fortdauer des Volks ſeine ſinnliche Ewigkeit findet, und in welchem ſich für dies beſondere Volk alle Offenbarungen des Göttlichen auf beſondere Weiſe mittheilen und geſtalten. Wem ein ſolches Vaterland überliefert worden iſt, und in weſſen Gemüth ſich Himmel und Erde, Unſichtbares und Sichtbares durchdringen, und ſo erſt einen wahren und gediegenen Himmel erſchaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuern Beſitz ungeſchmälert zu überliefern an die Folgezeit.

Herrliche, tiefe Anſchauung! rief Ludwig. Wo ſagt das Fichte, lieber Hermann?

In den Reden an die deutſche Nation, die er vorigen

Winter in Berlin unter den Augen oder vielmehr unter den Ohren der Franzoſen offen und muthig gehalten hat.

Ja, es muß ein hoher, prächtiger Mann ſein, Euer Fichte! ſagte Lina.

Nun ja, die verſteht's auch! wendet Emmerich ein. Redensarten und kein Ende! „Hoher Mann, tiefe Gedanken“ — Damn! Das ſind keine Büchſenkugeln, das iſt Vogeldunſt für Weiberherzen. Für mich iſt es zu tief! Auf Ehre, es iſt für mich tiefer als irgend ein gezogener Büchſenlauf aus Birmingham! Aber — ich treffe damit, ſo wahr ich Emmerich heiße! — in Fichten und Franzoſen, wo's Ziel ſteckt. Auf Ehre!

Man lachte, und Ludwig, indem er einſchenkte und die Gläſer umherreichte, rief:

Beides iſt gut, lieber Alter — unſer Fichte und Eure Flinte!

Sechstes Capitel.

Würth in der Falle.

Es kam Verſchiedenes zuſammen, was Hermann zu einem ebenſo vergnügten als eifrigen Arbeiter machte. Zum erſten mal fühlte er ſich in unmittelbarem Verkehr mit dem laufenden Leben. Er ſchaffte gleichſam an dem hohen Ufer eines Stromes, der ihm die Stoffe zuführte, und die Bearbeitung abnahm. Alles, auf und nieder, war in Bewegung. Sodann mußte das klare, heitere und wohlwollende Naturell des Miniſters, indem es alle ſeine Untergebenen mit Begeiſterung für die Arbeit und mit Anhänglichkeit an ſeine Perſon einnahm, auf Hermann eine doppelte Anziehung ausüben, weil er beſonders empfänglich für ſolche Vorzüge war, und weil er ſich von Herrn von Bülow durch freundliches Zutrauen beſonders ausgezeichnet ſah. Wieviel etwa noch zu dieſer eifrigen Zufriedenheit des Freundes das Gefühl beitrug, mit einer Excellenz zu verkehren, die ſelbſt beim Kaiſer Napoleon in Gunſt und Achtung ſtand, läßt ſich nicht beſtimmen, da der junge Mann ſich ſelbſt nicht klar über den Standesreſpect machte, der ihm freilich ſchon von ſeinem Vater, dem frühern Hofmeiſter in einem gräflichen Hauſe, anerzogen war.

Dem jungen Freunde kam es zu ſtatten, daß der Miniſter, der ſchwerſten Arbeiten ledig, ſich die erſten Tage mit der Einführung des neuen Arbeiters in das Geſchäft ſelbſt befaſſen konnte, bis er unerwartet die Nachricht erhielt, daß ſein Familiengut Eſſenrode, einige Meilen von Braunſchweig, von dem letzten argen Hagelwetter ſchwer getroffen worden ſei. Herr von Bülow fand es räthlich, ſelbſt dahin zu eilen, um den Feldſchaden feſtſtellen zu laſſen, für welchen der Beſtänder des Gutes vertragsmäßig einen Pachtnachlaß anſprechen konnte. So ungern der König in der jetzigen Lage der Geſchäfte, bei verſammelten Ständen, einen Urlaub bewilligte, ſo hoffte ihn der Miniſter doch bei ſo dringendem Anlaß zu erhalten. Er eilte deshalb nach Napoleonshöhe und ließ inzwiſchen das Nöthige vorkehren, ſodaß er, vom Könige zurückgekommen, noch am Nachmittage mit einem jüngern Diener abreiſte, indem er ſeinen treuen, alten Fauſt, der nicht gut zu Fuße war, zur Bedienung ſeiner Gemahlin zurückließ.

Des andern Morgens hatte Hermann kaum eine Stunde allein in ſeinem Cabinet gearbeitet, als er zu ſeinem Befremden im anſtoßenden Zimmer des Miniſters eingetretene Perſonen leiſe mit einander reden hörte. Herr von Bülow pflegte, wenn er das Haus verließ, die Thür zu dieſem Cabinet, ſowie die Eingangsthür ſeines Zimmers zu verſchließen und zu letzterer ſeinem Kammerdiener den Schlüſſel anzuvertrauen. Er ließ dann, nach ſeiner ſorgloſen Weiſe, innerhalb des Zimmers alle Behälter, mit Ausnahme ſeiner Kaſſe, unverſchloſſen, da man dieſes Gemach nur noch durch die Zimmer ſeiner Gemahlin betreten konnte. In der Eile war es auch diesmal bei ſeiner Abreiſe ſo geſchehen, wie ſonſt nur bei ſeinen Ausgängen.

Indem nun Hermann lauſchte, ob der Miniſter vielleicht wieder zurückgekommen ſei, erkannte er die Stimme des unbefangener redenden Kammerdieners; die andere mehr flüſternde war nicht die des Miniſters, wiewol in einzelnen Klängen dem Freunde nicht ganz fremd. Nach einer Weile hörte er am Schreibtiſche des Miniſters auf- und zuſchließen, und einige Stücke Geld fielen wie Gold klingend auf den Tiſch.

Alles dies beunruhigte ihn, ohne daß er ſich etwas Beſtimmtes dabei gedacht hätte. Einmal war Hermann durch eigenes Erlebniß ängſtlicher und mistrauiſcher geworden; ſodann aber iſt ja auch, was man Ahnung nennt, oft nichts Anderes als ein dunkler Schluß, den die Seele aus Wahrnehmungen oder Umſtänden macht, ehe ihr dieſelben noch zu klarem Bewußtſein gekommen ſind. Als er daher die Sprechenden nach der Thür wandeln hörte, konnte er ſich nicht enthalten, den Eingang in ſein Cabinet klaffend zu öffnen und auf die Weggehenden zu lauſchen.

Alſo heut um 2 Uhr? flüſterte der Fremde.

Nein! Da ſpeiſen heut die gnädige Frau, war die etwas unwillige und ängſtliche Antwort.

Gerade recht, beſter Fauſt! Sie ſchließen mich ein, bedienen die Baronin, und laſſen mich hernach wieder heraus. Keine Umſtände, Freund! Es bleibt dabei!

Hermann ſchielte auf ſolche Beſtellung dem leiſe und mit langen Schritten Forteilenden nach, und erkannte zu ſeinem Schreck den ihm jetzt ſo fatalen Würtz. „O der Bougre!“ klang noch einmal in ſeinem Innern ein alter, treffender Misverſtand, den aber Hermann raſch in: „O der Spitzbube!“ verwandelte. Dann wendete er ſich nach dem Diener, der eben die Thür verſchloß, und rief ihn mit einem Wink ins Cabinet. Dieſe geheimnißvolle Geberde, der ſprechende Ausdruck ſeiner Beſorgniß entſchied Alles. Der Diener trat gleich erblaßt und bebend ein.

Fauſt, redete ihn Hermann an, was hat dieſer verdächtige Polizeiagent im Zimmer Sr. Excellenz zu thun gehabt? Hat er Acten gebracht, die Sie in das aufgeſchloſſene Schubfach gelegt haben? Ei was? Sie zittern ja! Reden Sie! Ich kenne den Menſchen: hat er Ihnen — haben Sie ſich ſo geärgert?

Der ſchon etwas ältere Mann bewegte ſich hin und her, blickte auf und nieder, bis er ſeiner zunehmenden

Angſt nicht mehr mächtig auf die Knie ſank und Hermann's Hand ergreifend ächzete:

O Herr Doctor, helfen Sie mir! Ich ſehe Ihnen am Geſicht an, daß ich eine Dummheit begangen — eine Uebereilung, ach! vielleicht gar — Aber denken Sie nichts Schlechtes von mir! Um Gotteswillen —!

Stehen Sie auf, lieber Fauſt, verſetzte der Freund. Setzen Sie ſich hier auf den Stuhl und faſſen Sie ſich! Ich weiß, daß Sie ein ehrlicher Mann ſind, und kann mir denken, wie ſehr die Zumuthungen dieſes Menſchen Sie innerlich empört haben. Er will Sie misbrauchen, nicht wahr?

Ach, beſter Herr Doctor, ich glaub's jetzt; aber ich dacht' es nicht ſogleich. Es ſchien eine kleine Gefälligkeit, die ich mir erlauben dürfte. Sehen Sie, er war doch jüngſt hier und hat dem gnädigen Herrn Schriften gebracht, eine Bittſchrift, wie er mir heut geſagt; will von der Polizei fort, fühlt ſich unglücklich in ſeinem jetzigen Beruf und Excellenz haben ihm auch eine gute Stelle verſprochen. Und da hatte er nun heut ein Atteſt, das er noch ſeiner Supplik beilegen will. Ich wollt's ihm draußen abnehmen, aber er bat mich, das Bild des Königs einmal recht anſehen zu dürfen. Und nun im Zimmer wollte er gern nachſehen, ob der Herr Miniſter ſchon einen Bericht für ihn gemacht habe, die Sache müſſe im linken Schubfach liegen. Und da wollt' ich nicht leiden, daß er in den Schriften krame, und da —

Fauſt verſtummte, und Hermann verſetzte:

Da gab er Ihnen Geld, der Schurke?

Fauſt ſtarrte ihn an: Sie wiſſen's? jammerte er.

Nun bin ich ein ſchlechter Menſch! Hier iſt es! Es brennt mich durch's Taſchenfutter und durch's Hemd hindurch auf die Seele. Nehmen Sie mir's ab! Erlöſen Sie mich von dieſen glühenden Kohlen des Satans! Ich wollt's Ihnen ohnehin geben, — will ich ſagen, der gnädigen Frau, dacht' ich, wollt' ich's geben. Erſt als ich's eingeſteckt, wurmte mir's im Herzen. Denn, — ſo Gold, — es verblendet, es verwirrt, und ehe ich einig mit mir wurde, hatte ich ihm zugeſagt, und er kommt heut Nachmittag und — will den Bericht leſen. Aber nein, ich ſchicke ihn fort! Nein, ſchicken Sie ihn fort! Und — oh mein beſter Herr Doctor, verrathen Sie mich nicht! Sie ſind ein guter Menſch und — bringen Sie mich nicht um den Dienſt!

Er hatte dem jungen Freund die Goldſtücke in die Hände gedrückt, und hielt dieſe mit einer Jammermiene feſt. Ja, Thränen ſtanden dem zitternden Mann im Auge. Hermann begriff es, wie täuſchende Worte und blendendes Geld ein ſonſt treues und ehrliches Gemüth über etwas Unſtatthaftes verwirren konnten, das eben noch nicht zugegeben, ſondern nur zugeſagt werden ſollte, ja, das als unſtatthaft nicht einmal vorlag. Er beruhigte den innerlich aufgelöſten Diener, indem er ſagte:

Gehen Sie jetzt, Fauſt, und verrichten Sie, was Sie zu thun haben. Ich will mir überlegen, wie's am beſten zu machen iſt, und Sie fragen in einer halben Stunde wieder an.

Hermann, damals im Zimmer des Miniſters anweſend, als Würtz Bercagny's Schreiben mit dem Actenheft überbrachte, durfte aus dem lügenhaften Vorgeben des

Agenten, daß der Gegenſtand ſeine eigene anderweite Anſtellung betreffe, unbedingt auf eine böſe Abſicht ſchließen, wenn ihm auch dieſer Würtz weniger verdächtig geweſen wäre. Da er nun wußte, daß das von demſelben ins Auge gefaßte Behältniß die Privatcorreſpondenz des Miniſters enthielt, und daß Herr von Bülow einflußreiche Gegner hatte, ſo kam er durch Erwägung aller Umſtände ſo ziemlich auf die richtige Vermuthung Deſſen, was nach Vercagny's Inſtruction wirklich im Vorhaben war. Er ging mit ſich zu Rathe, um die Sache ſo klug und ſo geheim wie möglich abzuthun, und kam endlich auf eine Auskunft, die ihn, unter dem Anſchein der Klugheit, durch das Phantaſtiſche und Gewagte anlockte, wovon ſie begleitet war.

Er gab dem verzagt wieder eintretenden Diener das Geld zurück.

Nehmen Sie das und geben es dem Schurken zurück, oder behalten Sie es für überſtandene Angſt, wie Sie wollen, ſagte er heiter. Man darf wol auch einmal einen Schelm in ſeiner eigenen Falle und mit ſeinem eigenen Speck fangen. Jetzt paſſen Sie auf! Sie öffnen ihm für dies ſein Trinkgeld das Zimmer, und gehen an Ihre Geſchäfte, — Alles mit dem Schein ängſtlicher Vorſicht und Heimlichkeit. Wenn Sie das geſchickt machen, ſo kommen Sie nicht nur ſelbſt am beſten weg, ſondern ich kann auch dem Herrn Miniſter die Verſicherung ausſprechen, daß Sie treu in ſeinem Intereſſe gehandelt haben. Geben Sie aber dem Polizeiagenten den geringſten Wink oder nur Anlaß zum Verdacht, ſo erſcheinen Sie als mit ihm einverſtanden, als unredlicher Diener und

— haben ſich die Folgen davon ſelbſt beizumeſſen. Sie dürfen ihm daher auch das Geld in keinem Fall früher zurückgeben, als die Sache im Zimmer abgemacht iſt.

Fauſt begriff nicht gleich das Warum und Wozu; doch das ehrliche und ernſte Ausſehen des jungen Herrn hob ſchnell ſeine Aengſtlichkeit, und er verſprach blindlings nach Befehl zu handeln. — Eigentlich war es auch im Grund des Herzens meine Abſicht, Ihnen nach Verſchluß des Zimmers Anzeige zu machen, verſicherte er mit der Selbſttäuſchung einer verwirrten Ehrlichkeit, und ich werde pünktlich thun, was Ihrer Einſicht und meiner Rechtſchaffenheit geziemt.

Hermann entließ ihn mit der Weiſung, ihn vor allem bei der gnädigen Frau anzumelden; worauf er ſeine Arbeit beiſeite legte.

Schon vor 2 Uhr Nachmittags ſtand der Freund in ſeinem Arbeitscabinet auf der Lauer. Die Thür zum Zimmer des Miniſters war nach dem Vorplatze hin nur angelehnt, ſodaß Würtz, als er vorſichtig die Treppe heraufgeſchlichen kam, raſch einſchlüpfen konnte; worauf Fauſt die Thür hart an die Klinke ſchlug.

Im Cabinet, deſſen der Miniſter ſich früher zum Ankleiden bedient hatte, hing ein Schellenzug, der nach dem Vorzimmer der Baronin ging, wo ſich die Bedienung aufzuhalten hatte. Sobald nun Hermann hörte, daß nebenan die Papiere aus dem Schubkaſten genommen und auf den Tiſch gebreitet waren, zog er die Schelle, und wenig Augenblicke darauf trat, im Rücken des vertiefſten Spitzbuben, die Baronin aus ihrem Zimmer ein. Ihre vorgeſpiegelte Miene der Ueberraſchung blieb natürlich für Hermann hinter der Thür unſichtbar, aber mit Lächeln und Herzklopfen zugleich hörte er ihre ſtaunenden Fragen:

Was iſt das? Was geht hier vor? Wer ſind Sie? Was —? Sie haben Papiere meines Mannes hier ausgepackt? Welche Verwegenheit! Wie kommen Sie herein? He da, meine Herren!

Sie zog mit dieſem Rufe zugleich die Schelle. Hinter ihr trat der Arzt Harniſch und der Generalſecretär Provençal, und durch die Stubenthür der Diener ein.

Wie kommt dieſer Menſch herein, Fauſt? Ohne Zweifel ein Hausdieb. Haben Sie das Zimmer nicht verſchloſſen gehabt?

Halten zu Gnaden, verſetzte Fauſt, es ſtand allerdings offen, weil der gnädige Herr befohlen, täglich um die Mittagszeit das Zimmer zu lüften. Da muß der Herr hereingekommen ſein, während ich gnädige Frau bediente.

Ei das muß ich ſagen! rief die Baronin aus. Da ſehen Sie einmal, meine Herren, eine neue Art von Hausdieben! Dieſer Menſch — ich hörte doch meines Mannes Stubenthür hart zugehen — hat da des Miniſters geheime Schriften ausgepackt, und will ohne Zweifel den Inhalt ſtehlen. Iſt das nicht ein erſchwertes Verbrechen, ein qualificirter Einbruch? Was fangen wir mit dem Menſchen an?

Beide Zeugen waren alles Ernſtes überraſcht. Die Baronin hatte ſie zur Suppe gebeten, ohne ſie mit Dem bekannt zu machen, was nach ihrer Verabredung mit Hermann bevorſtand. Sie dachte dadurch dem Vorgang ein ernſteres und ungezwungeneres Anſehen zu geben.

Der junge Freund, der nach dem klugen Rathe der Baronin, um aus aller Beziehung zur Polizei zu bleiben, ſich abſichtlich zurückhielt, hätte viel darum gegeben, die Grimaſſen des überraſchten Polizeimenſchen zu ſehen. Dieſer hatte bis jetzt noch keinen Ton von ſich gegeben. Man hätte glauben können, er verſtehe die Sprache nicht, in der ihn die Baronin deutſch angeredet hatte. Allein es war ihm ſo unvermuthet gekommen, daß es auch einen ſo durchtriebenen Menſchen verwirren konnte, zumal er in Aerger über die Falle nicht gleich fand, wie er ſich ohne Verdruß im Dienſt herausziehen ſollte. Erſt als der Arzt, die Sache durchblickend, mit Entſchiedenheit ſagte:

Wenn der Mann da nicht etwa in dienſtlichem Auftrage hier iſt, ſo —

nahm Würtz ſich ziemlich barſch zuſammen, indem er ſagte:

Allerdings dienſtlich, geſchäftlich, autoritätiſch bin ich da, officinell, nicht publik, aber — obligat.

Ah! entgegnete der Arzt — dann Reſpect vor dem höhern Auftrag, dem wir uns aber widerſetzen. Nehmen Sie doch, Herr Provençal, auf der Stelle ein kleines Protokoll auf, das der Herr Commiſſar unterſchreibt, dahin gehend, daß derſelbe in höherm Auftrage die Papiere Sr. Excellenz ausgepackt habe.

Würtz, der jetzt ſeine Uebereilung einſah, rief aus:

Unterſchreiben thu' ich nichts. Ein officineller Menſch unterſchreibt gar nichts, weder im Concept noch im Recept. Dienſtlich hat mein Wort volle Pflichtmäßigkeit!

Dann rufen wir die Mägde und laſſen ihn hinauskehren! verſetzte Provençal.

Aber der Arzt verſetzte:

Nein, dann gilt er uns für einen Hausdieb, wir laſſen ihn binden und durch die Bureaudiener in Haft bringen. Protokolliren Sie, und — er wird unterſchreiben.

Während Provençal das Protokoll entwarf und Würtz ſich mit duftendem Schnupftuche die Stirne trocknete, ſagte der Arzt mit ſchalkhafter Anzüglichkeit zur Baronin:

Ich glaube, gnädige Frau, er iſt wirklich im Dienſte; denn er iſt, als ertappt, doch gar nicht erſchrocken. Sehen Sie nur, ſeine blühenden Wangen ſind durchaus nicht erblaßt!

Als das Protokoll fertig war, wurde dem beſtürzten Agenten von dem Arzte mit ironiſcher Höflichkeit und wiederholten Drohungen zugeſetzt, bis er es ächzend und ſtöhnend unterſchrieb, worauf er, während auch die beiden Zeugen unterzeichneten, ſich mit langen Schritten davonmachte.

Nun kam auch Hermann aus ſeinem Rückhalt hervor. Die Baronin kam auf ihn zu, gab ihm einen Wink zu ſchweigen, und erzählte ihm den Fall als Neuigkeit. Denn obgleich ſie ſich erſt vorgenommen hatte, nach gutem Ablauf der Sache ihre beiden Eingeladenen aufzuklären, ſchien es ihr nun doch ſchicklicher, dies zu unterlaſſen und beide nicht etwa als willenlos gebrauchte

Werkzeuge zu verletzen. Doch gab der Vorfall beim Nachtiſche, an dem Hermann Theil nehmen mußte, noch viel in Ernſt und Scherz zu reden. Zuletzt ſagte Doctor Harniſch:

Ich bin begierig, ob Bercagny der Sache gegen mich erwähnen wird. Ich habe nämlich ſein Töchterchen eben in Behandlung.

Was? Iſt die kleine Roſalie krank? fragte die Baronin.

Ja, und nicht unbedenklich, nicht ohne Gefahr, meine Gnädige, antwortete er. Sie wiſſen, das Kind tanzt unendlich reizend. Ich weiß nicht, meine Herren, ob Sie die Kleine, die mit ihrer Mutter von Paris gekommen iſt, ſchon geſehen haben; aber ſie bringt die Soiréen unſerer hohen Geſellſchaft in Aufruhr; Alles verläßt die Spieltiſche, wenn das Kind mit ſeiner hinreißenden Grazie eine Quadrille mittanzt. Dies war nun jüngſt auch an einem der kleinen Abende der Königin der Fall. Die niedliche Creatur von acht Jahren beſitzt nämlich die Eitelkeit von achtzehn, und hat ſich, von der Königin bewundert, ſo echauffirt, daß ſie jetzt im Fieber darniederliegt. Auf der nächtlichen Heimfahrt von Napoleonshöhe herab hat ſich das zarte Geſchöpf erkältet. Bercagny iſt in Verzweiflung, ſeinen Augapfel zu verlieren. Dieſe Angſt wird ihn hoffentlich weniger reizbar gegen den Verdruß machen, der ihm nun von dem Misgeſchick ſeines Agenten nicht ausbleiben kann. Er wird ſich nicht wenig verwundern, mich als Zeugen dabei zu finden. Indeß denk' ich, das ihm gewiß ſehr fatale Protokoll durch meine Recepte gut zu machen. Am Ende bin ich doch als

Arzt noch „officineller“ als ſein protokollirter und pomadirter Würtz.

Man lachte, und die Baronin war nun noch froher darüber, daß ſie ihre verübte Liſt verſchwiegen hatte.

Siebentes Capitel.

Hermann docirt.

Dies Intermezzo hatte indeß einen geheimern Zuſammenhang, wie wir wiſſen, als die Perſonen vermutheten, die es mit ziemlicher Heiterkeit durchgeführt hatten. Sie gingen nämlich nicht über den Argwohn gegen Bercagny und über die Vorausſetzung einer parteilichen Gehäſſigkeit hinaus. Herr von Bülow aber, ſobald er bei ſeiner Rückkunſt den verdrießlichen Vorfall vernahm, ſuchte tiefere Beziehung, wie er auch die Verhältniſſe und Perſönlichkeiten tiefer durchblickte. Er erinnerte ſich jetzt, an jenem Morgen Bercagny beim König angetroffen, und bei ſeinem Urlaubsbegehr eine lebhafte Bewegung deſſelben und einen bedeutſamen Blick des Königs bemerkt zu haben. Auch war ihm gleich die große Bereitwilligkeit, ja eine gewiſſe Haſt aufgefallen, womit Jerôme den Urlaub bewilligt hatte. Dieſer Umſtand beſtätigte den Miniſter in ſeiner Vermuthung, daß die glücklicherweiſe nicht gelungene Durchſpähung ſeiner

Privatpapiere doch nicht ohne des Königs Zuſtimmung und vorausgegangene Verabredung unternommen worden ſei.

In dieſem Verdacht beſtärkte ſich Herr von Bülow noch mehr, als er ſich auf Napoleonshöhe wieder präſentirte. Denn die ungemein vertrauliche Aufnahme, womit ihm der König entgegenkam, verrieth doch zu offenbar eine gutmüthige Bemühung Jerôme's, ſeinen gekränkten Miniſter verſöhnlich zu ſtimmen. Dieſer aber benahm ſich ſo gemeſſen, daß der Vorfall gar nicht zur Sprache kommen konnte.

Denn Herr von Bülow war durchaus nicht gemeint, die ihm widerfahrene Verletzung ſtillſchweigend hinzunehmen. Was er auch dem unbedachten Jerôme hätte nachſehen mögen, durfte er der ihm feindlichen Partei nicht hingehen laſſen, gegen die er ſich jetzt in Vortheil ſetzen konnte. Er entwarf daher eine nachdrückliche Beſchwerde gegen Bercagny, in deſſen vom Agenten Würtz eingeſtandenen Auftrage der „verbrecheriſche Einbruch in ſeine Papiere" verſucht worden ſei.

Der König konnte die Sache, die ſchon im Publicum ruchbar geworden war, nicht unterdrücken oder kurzweg abthun. Er brachte ſie nach genommener Rückſprache mit Bercagny in den Staatsrath. Hier erregte ſie eine lebhafte Verhandlung. Die Gegner Bülow's boten Alles auf, den Gegenſtand der Beſchwerde, als vom Standpunkt einer geheimen Polizei unter Umſtänden nicht ungerechtfertigt, niederzuſchlagen; die Freunde Bülow's aber, die von des Königs Vorwiſſen und Billigung des Geſchehenen Winke erhalten hatten, ließen es, aus Furchtſamkeit nach oben, an Nachdruck zu Gunſten des Miniſters fehlen, ſodaß die geſoderte Genugthuung ſchon in die Brüche zu fallen ſchwebte, als der ehrliche Simeon, jeder Parteilichkeit und Intrigue fremd oder feind, noch einmal das Wort nahm. Er wies nach, welchen betrübenden, das öffentliche Vertrauen untergrabenden Eindruck es im Lande und auf die eben verſammelten Abgeordneten der Nation machen müſſe, wenn man einen Miniſter, der ſein vermeintes Talent und ſeine feurigſte Thätigkeit an das Wohl des Königreichs geſetzt habe, in den Verdacht politiſcher Umtriebe, landesfeindlicher Verbindungen und der Conſpiration werfe, oder wenn man den Muth und die Würde nicht habe, ihn zur öffentlichen Unterſuchung und Verantwortung hervorzuziehen, falls Anzeigen einer ſolchen Schuld gegen ihn aufträten. — Aber nichts davon liegt vor, rief er im Verlauf ſeiner Rede. Ich, der Juſtizminiſter und ein Franzoſe, verpfände mich für meinen deutſchen Collegen, der freilich von einer franzöſiſchen Partei im deutſchen Weſtfalen nichts wiſſen will und darum verdächtigt werden ſoll. Denn, o wer durchblickte hier nicht die verwerflichen Bemühungen einer dem Ehrenmanne feindſeligen Genoſſenſchaft! Ich rufe hier mit Tacitus: „Causa periculi non crimen ullum aut querela laesi cujusquam, sed gloria viri ac pessimum inimicorum genus", oder in unſerer Sprache: „Kein Grund einer Gefahr liegt hier in einem Verbrechen vor, oder auch nur in der Beſchwerde irgend eines Unterdrückten, ſondern blos im Ruhme des Mannes und in der gehäſſigen Rotte ſeiner Gegner." Wer mag da Miniſter ſein, wo der Briefwechſel der Familie nicht ſicher liegt vor einſchleichenden Spionen der Polizei, vor autoriſirtem Einbruch in die Geheimniſſe der Herzen! Jedenfalls werden die Urheber dieſes verwegenen Verſuchs in Perſon vertreten müſſen, wenn demnächſt der Kaiſer Napoleon fragen wird, was der mishandelte Mann ſeiner hohen Gunſt verbrochen habe.

Dieſe letzte Drohung ſchlug mehr durch als Alles, und wirkte beſonders auch auf Jerôme. Für ihn war es keine geringe und nicht einmal eine ganz geheime Pein, daß er zu Bülow's Genugthuung ſeine königliche Misbilligung über ein Unternehmen ausſprechen mußte, zu dem er voraus ſeine Genehmigung gegeben hatte. Ueberdies wurde durch Staatsrathsbeſchluß für Vercagny Hausarreſt und dem Agenten Würtz Caſtellſtrafe zuerkannt.

Vercagny, ſo empfindlich ihm zuerſt der Vorfall, auch inmitten der Angſt um ſein Kind, geweſen war, ſo heiter trug er jetzt ſeine Strafe. Er wußte, wie hoch es ihm der König anrechnen werde, daß er ſtillſchweigend den mislungenen Einbruch auf ſeine eigene Verantwortung übernommen hatte. Ueberdies war auch ſein Liebling auf dem Wege der Beſſerung, außer Gefahr, und die gemüthliche Beſchäftigung, das Spielen und Koſen mit dem anmuthigen, ihm wiedergeſchenkten Geſchöpfe — das Süßeſte, was ihn ſelbſt bei voller Freiheit im Zimmer gefeſſelt hätte —, ließ ihn die Stunden und Tage des Hausarreſtes leicht verſchmerzen, ja vergeſſen. Er fühlte ſich ſo froh, ſo hoch und wohlwollend geſtimmt, daß beſonders auch der Arzt ſeine dankbare und freimüthige Geſinnung zu erkennen bekam. Vercagny hatte ihm ein reiches Geſchenk ins Haus geſchickt, und als Harniſch hierauf ſeinen Abſchiedsbeſuch machte, übergab er ihm noch beim Weggehen ein Päckchen mit den lächelnden Worten:

Nehmen Sie noch dies mit nach Hauſe, Doctor! Tenez! Es ſind nicht Ihre glücklichen, Ihre vortrefflichen Recepte für meine liebe Roſalie, ſondern andere, die von Ihrem eigenen guten Befinden mögliche Gefahr abwenden können. Nehmen Sie, ſtecken Sie ein! Freilich — Ihre künftige Diät müſſen Sie darnach einrichten!

Harniſch konnte dem Päckchen anfühlen, daß es zuſammengelegte Papiere enthielt. Er dachte an das von ihm unterſchriebene Protokoll gegen Würtz, und reizbar, wie er war, ſchoß ihm das Blut ins Geſicht. Doch Bercagny drückte ihm mit ſo wohlwollendem Lächeln die Hand, daß er ſich faßte und empfahl.

Bercagny begleitete ihn bis an die Stubenthür, wo er, ſich verneigend, ſagte:

Nehmen Sie das Geleit eines Stubenarreſtanten mit ſich, Doctor!

Harniſch konnte es nicht erwarten, bis er nach Hauſe kam; um die nächſte Ecke geeilt, riß er das Päckchen auf. Da fiel ihm ein Halbdutzend ſeiner eigenen Briefe in die Hand, die an auswärtige vertraute Freunde geſchrieben und, von der geheimen Polizei aufgefangen, Manches enthielten, was ihn zu bitterm Verdruß hätte gewendet werden können.

Er erröthete noch einmal, lächelte und ſteckte das Päckchen ein. Zartfühlend, wie er Alles nahm, rechnete er dem Polizeichef, vielleicht unverdientermaßen, dieſe Auswechſelung der Briefe gegen das unterſchriebene Protokoll für einen Zug von Edelmuth an.

Es iſt doch 'was Nobles in dem Chevalier Capucin! flüſterte er vor ſich hin. Soviel iſt wahr — ab- und zuzugeben verſtehen die Franzoſen beſſer als unſere heſſiſche — .

Er ſchlug ſich mit den Fingerſpitzen der rechten Hand auf den Mund und grüßte ſehr artig nach dem Fenſter eines dritten Stockes hinauf, aus dem eine junge hübſche Dame freundlich herabnickte.

Für Hermann hatte der polizeiliche Zwiſchenfall die angenehmſten Folgen. Sein Benehmen in dieſer für Herrn von Bülow allerdings bedrohlichen Sache galt dem Miniſter, vielleicht noch in höherm Grad als es allerdings gemeint war, für einen Beweis perſönlicher Ergebenheit. Je vergnügter es ihn im Stillen machte, daß durch gute Fügung ſeine preußiſche Correſpondenz den Einblicken ſeiner Gegner entgangen war, deſto lebhafter fühlte er ſich dem jungen Manne verbunden, deſſen Aufmerkſamkeit und kluges Benehmen er nicht genug rühmen konnte. Er zog ihn jetzt gern in den häuslichen Kreis von Vertrauten, die er öfter zur Tafel oder Abends um ſich verſammelte. Und je genauer er ihn dadurch von Seite ſeiner Talente und kernhaften Geſinnung kennen lernte, deſto mehr wendete er ihm von jener heitern Vertraulichkeit zu, die dem Baron ſo natürlich war. So fügte es ſich, daß der junge Freund zugleich auch an Einſicht in die Geſchäfte, an Einblick in die Lage Deutſchlands und an Urtheil über Weltverhältniſſe gewann.

Bei der Baronin ſtand Hermann ſchon von früher her in Gunſt, und ſie ſchenkte ihm bald den Vorzug vor dem ältern Hausfreunde Provençal, deſſen ſentimentale Ergebenheit der heitern Frau — ſo gern ſie ſich in kleinen Coquetterien gegen liebenswürdige Männer gehen ließ — doch ebenſo wenig als die kühnere Huldigung des Hausarztes gefallen wollte.

Manche unſchätzbare Stunde wurde dem Freund in dieſem Kreiſe liebenswürdiger Menſchen zu Theil, die an Bildung und Wohlwollen ebenſo reich als für Alles, was edle Menſchen angeht, empfänglich waren.

Ein anderer Vortheil entſprang für Hermann daraus, daß der Miniſter keine Gelegenheit vorüberließ, wo er ihn den hohen Beamten und vornehmen Perſonen, die zu Beſuch kamen, vorſtellen konnte. Er that dies auf eine Weiſe, wodurch der junge, untergeordnete Mann ſelbſt ausgezeichnet und für die höhere Geſellſchaft hervorgehoben wurde. Es herrſchte damals ohnehin, wenigſtens in manchen Kreiſen, ein ſo leichter Umgangston, daß man mit einer liebenswürdigen Perſönlichkeit manche Stufe des Dienſtranges überſpringen konnte.

Die Franzoſen, von Haus aus mehr als die Deutſchen geſtimmt, perſönliche Vorzüge über die bürgerliche Stellung gelten zu laſſen, waren überdies ſelbſt großentheils Emporkömmlinge, und der deutſche Adel, der ſich ſo manchmal erniedrigen mußte, war ordentlich froh, wo er einmal gegen einen ausgezeichneten Deutſchen herablaſſend erſcheinen konnte.

Unter Denjenigen, die ſich in den erſten Tagen bei Herrn von Bülow einfanden, ihm nach jenem Verdruß ihre Theilnahme und Achtung zu bezeigen, erſchien auch der Kriegsminiſter Morio. Hermann, der gerade im Zimmer war, wollte ſich entfernen; aber Bülow hielt ihn zurück, um ihn — vielleicht nicht ganz ohne ſchalkhafte Abſicht — dem General als Volontair im Dienſt zu präſentiren. Für Hermann ſetzte dies eine augenblickliche peinigende Verlegenheit ab, aus der ihm aber Morio ſelbſt half, indem er ebenſo unbefangen höflich, als er früher unumwunden grob geweſen, den jungen Mann begrüßte.

O wir kennen uns ſchon! ſagte er. Wir ſind ſchon früher einmal ein wenig hart zuſammengeſtoßen. Wir haben ein Scharmützel gehabt, und der Volontair hat ſich gegen den General ganz tapfer gehalten. Es iſt nur ſchade, lieber Baron, daß Sie ihn in die Finanzpartie gezogen haben; als geheimer Sprachmeiſter beſaß er den Zauber, eine Schülerin ſchnell in eine Braut zu verwandeln.

Ich weiß davon, erwiderte Bülow, Ihr Schwager Fürſtenſtein hat mir's erzählt. Aber ich hoffe eben, dieſer Zauber ſoll ſich ihm für die Finanzen in die Kraft umſetzen, Alles, was er berührt, in Gold zu verwandeln, wie jener Midas, von dem ich blos die Ohren habe.

Ha, ha! lachte Morio, — bravo! C'est charmant! — Und zu Hermann gewendet, fuhr er fort:

Nun ſind wir wieder gute Freunde, nicht wahr? Ihre Lectionen, ſo wüthend ich erſt darüber war, haben mich zum glücklichen Bräutigam gemacht. Auch Adele iſt Ihnen wieder gut. Und Sie haben ſich vielleicht ihren Unwillen gar nicht erklären können? Sehen Sie, die

Sprache war ihr zu ſchwer, auf die ſie erſt ſo verſeſſen geweſen, und aus Aerger und Scham darüber faßte ſie eine Wuth gegen den Lehrer und lief ihm fort — in meine Arme, um mich auf gut franzöſiſch zu lieben! Ha, ha! Aber Adele iſt jetzt nicht mehr ſo launenhaft — elle est aimable, elle est charmante!

Hermann, erſchrocken und beſtürzt, verneigte ſich, um nach ſeinem Arbeitscabinet zu gehen; aber Morio hielt ihn noch einmal zurück, indem er ihm nachrief:

Ha, mein Herr! Adele wird Sie gelegentlich ſehen. Unſere Hochzeit wird nächſter Tage im Garten am Weinberg gefeiert werden. Wir werden uns das Vergnügen machen, Sie zu größerer Geſellſchaft einzuladen, und Sie müſſen kommen, Adelen Glück zu wünſchen, — wenn auch nicht in Verſen. Ha! ha!

Der Freund verließ mit einer ſtummen Verneigung das Zimmer, erſchüttert und nicht im Stande, ſich zu faſſen. Die Erinnerung an jene letzte Stunde, die er mit Adelen gehabt, war wieder ſo lebendig geworden. Doch nicht dies war es, was ihn ſo beſtürzte, ſondern dieſe Auslegung ihres plötzlichen Haſſes, der in ſeinen Augen noch einen ſittlichen Werth gehabt hatte —! Welche entſetzliche Täuſchung! Und — ſie fiel auf ihn zurück! — — Von wem aber rührte ſie her? War es eine bloße Einbildung, die ſich der überraſchte Morio zu ſeiner Beruhigung gemacht hatte? Oder war Adele fähig geweſen, dem Mann ihrer Rettung eine ſolche Finte vorzuſpiegeln?

Hermann lag mit gefalteten Händen in ſeinem Lehnſtuhl, grübelnd, räthſelnd, bis die angſtvolle Ungewißheit in ein unſägliches Leid über die Täuſchungen, Unwahrheiten und Bethörungen der Liebe überging, und eine zitternde Wehmuth ſich ſeiner Seele bemächtigte.

Und zu dieſer Hochzeit ſollte er ſich einfinden, und den Neuvermählten Glück und Segen wünſchen?

Nimmermehr! rief es in ſeinem Innern. Und doch —! Wenn er Adelen unter die Augen träte, würde ſie ſich vielleicht ihres leichtfertigen Schrittes beſinnen? Was durfte er in jener letzten Stunde wagen?

Indeß hielten ſolche Zweifel und Fragen ſeiner unerfahrenen Gewiſſenhaftigkeit nicht lange Stand. Wenn er wieder auf dieſe Leichtfertigkeiten des Tages hinblickte, auf dies in ſeinen Fundamenten aufgelöſte Leben der Geſellſchaft, auf dies gedankenloſe Völkchen, das ſo luſtig, wie eine Mückenſchar in der untergehenden Sonne, tanzte, ſo kam er ſich ſelbſt lächerlich vor mit ſeinen Scrupeln, oder doch mit ſeinen Vorſätzen und Abſichten. Er fand ſich nur in der muthigen Erhebung zurecht, an ſeinem Theil Liebe und Ehe deſto höher und heiliger zu halten, und wo er es vermöchte, geltend zu machen.

In dieſen Empfindungen ſaß der junge Freund verſunken, bis nach Morio's Abgang der Miniſter ihn wieder an das unterbrochene Geſchäft rief, und er ſich mit Gewalt zuſammennehmen mußte.

Aber, eine ſtille Leidmüthigkeit verließ ihn den ganzen Tag nicht.

Zu Abend erwartete ihn Frau Lina. Luiſe Reichardt hatte endlich eine wiederholte Einladung angenommen, und Lina freute ſich, ihre heimliche Revanche zu nehmen. Es galt eine eigentlich unüberlegte Kinderei, die gar leicht verrathen konnte, was ſie verbergen ſollte. Doch war es nur auf einen ganz vertrauten Cirkel abgeſehen.

Den paar Eingeladenen zuvor erſchien uneingeladen Frau Philippine Engelhard. Da ſie an den Anſtalten merkte, daß Geſellſchaft erwartet wurde, hielt ſie nicht lange mit ihrem Anliegen zurück.

Dies betraf ihren Reichstagsgaſt, den — wie ihn die gute Frau mit Nachdruck nannte — enorm reichen Fabrikanten Nathuſius. Dieſer näherte ſich, ihrer vertrauten Mittheilung nach, auf herzliche Weiſe der Familie, bezeigte ſein inniges Wohlgefallen an einer ſo einfachen und vergnügten Häuslichkeit, und die Art und Weiſe, wie er ſich über das Glück einer wohlgetroffenen Ehe ausſprach, ließ keinen Zweifel darüber, daß er noch ſpäte Heirathsgedanken gefaßt habe.

Ich habe ſo 'was ſchon neulich bemerkt, ſagte Lina, als ich bei Ihnen war. Es iſt aber auch gegen einen ſo vortrefflichen Mann gar nichts einzuwenden, als daß er für Ihre Töchter ſchon etwas vorgerückten Alters iſt. Wenn man aber nimmt, wie ſolid von Denkart, wie innerlich ernſt und gediegen Ihre lieben, heitern Mädchen ſind —!

Gewiß, gewiß! fiel Frau Philippine ein; — in meinen Augen wär's nichts Unpaſſendes und wär' ein großes Glück; nur weiß ich nicht, ob ſein Wohlgefallen nicht etwa auf ein vielleicht unfreies Herz unter meinen Sieben fällt. In Herzlichkeit und verliebter Tändelei wendet ſich der gute Mann meiſt an meine Thereſe —?

Lina, die wohl verſtand, was das in ängſtlicher Erwartung bewegte Mutterherz meinte, brach ab. Sie behielt ſich Ueberlegung vor, und verſprach recht bald zu kommen und ſich mit ihr zu verſtändigen.

Eben kam auch Ludwig mit Hermann aus ſeinem Zimmer herüber, und kaum hatte Frau Engelhard ſich bewegen laſſen zu bleiben, als auch Luiſe erſchien. Lina hatte nur noch einige Frauen gebeten, denen ſie auch eine kleine Zurechtweiſung zudachte. Ihre Abſicht war nämlich, Hermann zur Entwickelung ſeiner Anſichten über die Ehe und eheliche Treue zu veranlaſſen. Sie kannte ihn darin, und hatte ſich vorgeſetzt, ihm recht warm und doch unbefangen beizuſtimmen, und ſodann Luiſen das Blatt mit den Zehn Geboten aus dem Liebeskatechismus für vernünftige Frauen zurückzugeben. So hoffte ſie das reine und ſchöne Verhältniß, das ſie mit Hermann hatte, gleichſam durch ein ſinnbildliches Honny soit qui mal y pense, vor Luiſen, zu deren ſtiller Beſchämung und vor aller Welt, die daran Anſtoß nehmen möchte, in das rechte und rechtfertigende Licht zu ſetzen.

Indem ſie nun das unter dem Thee hin- und herſchwankende Geſpräch unvermerkt auf dieſen Gegenſtand lenkte, und man ſich wechſelweiſe über die oft unedeln Beweggründe, über die nicht ſelten ſehr unpaſſenden Perſönlichkeiten und nur allzuhäufigen Verirrungen in der Liebe und Ehe ausließ, hätte Lina hinſichtlich der Theilnahme Hermann's keine beſſere Stunde und Stimmung treffen können, als in welcher er mit bewegter und zu Betrachtung dieſes Gegenſtandes hochgeſtimmter Seele erſchienen war. Dennoch ließ er es an ſich kommen, und zögerte mit ſeinen Gedanken, — für Lina ganz erwünſcht, indem ſie ihn nun um ſeine Meinung im Zuſammenhang anging. — Und, ſagte ſie, wenn ich um eine philoſophiſche Anſicht und Abſtimmung bitten dürfte, lieber Hermann. Man hört doch gern einmal, was über einen ſolchen in der Kirche und in der Geſellſchaft breit und platt getretenen Gegenſtand die reine menſchliche Vernunft in ihren Tiefen für Wahrheit findet.

Alle, beſonders aber Frau Engelhard, die eine auf ihr geheimes Anliegen bezügliche Abſicht der Freundin vermuthen mochte, hörten geſpannt zu, als Hermann mit ſeelenvoller Miene das Wort nahm:

Mich haben immer die Anſichten meines hohen Lehrers Fichte angemuthet. Ich will ſie kurz zuſammenſtellen, wie ich ſie als Compaß für meine Lebensfahrt in mir trage; nur muß ich für eigene oder fremde Worte bemerken, daß man einen Gegenſtand, den man von ſeiner heiligen Seite faßt, oft nicht anders berühren kann, als mit Bezeichnungen, die ihn aus frivolem Munde nicht ſelten entweihen.

Die Ehe iſt ein ſchönes Sinnbild echt menſchlichen Lebens, wo Sinnliches und Geiſtiges ſich innigſt vermählen, jenes geheiligt, dieſes verlebendigt wird. Indem nun der Mann die erwerbende und zeugende Hälfte des Bundes iſt, darf er auch den Naturtrieb eingeſtehen, und an ihm iſt es, zu werben wie zu erwerben. Anders die Frau, die zu empfangen, zu bewahren hat, die den Mann abwartet und ſich ihm ergibt, nicht aus urſprünglichem Trieb, ſondern aus angeregter Neigung des Herzens. Der Frau iſt die Liebe eingeboren, wie dem Manne der Trieb; ſie veredelt dieſen, und empfängt von ihm ihren Gegenſtand und Inhalt. In der Liebe liegt auch die ganze

Würde der Frau. Ihre Hingebung an den Mann kann nur aus Liebe geſchehen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt verächtlich erſcheinen ſoll, und nur in der Vorausſetzung geſchehen, daß es für immer ſei. Denn wie könnte ſie ihren ganzen Werth hingeben mit dem Gedanken, daß er einmal verloren ſein werde? Auch iſt ihre Hingebung ohne Vorbehalt, ſonſt ſchlüge ſie ja das Vorbehaltene höher an als ihre Perſon. Dieſe Bedeutung hat es, wenn ſie ihr Vermögen, ihren Rang und ihren Namen an Den hingibt, in welchem all' ihr Thun und Trachten als ein Theil ſeines eigenen Lebens aufgeht. Da erwacht nun in dem Manne der Edelmuth, der ihm, wie der Frau die Liebe, eingeboren ſein muß, und fodert ihn auf, über Alles achtungswürdig und der Liebe werth zu ſein. Muth und Charakter dürfen ihm nicht fehlen, nicht blos weil er die Frau zu ſchützen hat, ſondern auch weil er ihr die Beſchämung erſparen muß, daß ſie einem Schwachen unterworfen ſei. Und nun flicht aus Hingebung und Edelmuth ſich ein zärtliches Band für ungemeſſene Tage. Da die Frau nur ſeinen Willen ſucht, fühlt der Mann ſich getrieben, ihren Willen zu dem ſeinigen zu machen, damit ſie Das thun könne, was ſie am liebſten thäte. Sie aber, indem ſie nur in Opfern ihres Herzens Befriedigung findet, ſpäht deſto mehr nach ſeinen höhern Wünſchen. So durch Wetteifer halbirt jeder Theil ſeine Perſönlichkeit, um ſie durch die des andern zu verdoppeln; er gibt die halbe Freiheit hin, um die ganze Liebe zu gewinnen. Des Mannes natürlicher Trieb hat ſich in Liebe verwandelt, und die ſchlummernde Liebe der Frau iſt im Trieb des Herzens erwacht.

Als Hermann ſchwieg, zeigten ſich die Frauen ſichtlich bewegt, am tiefſten vielleicht Lina, wiewol gerade ſie, eingedenk ihrer Abſicht, zuerſt das Wort nahm, um einfach und innig ihr Wohlgefallen an ſo bedeutſamen Gedanken auszuſprechen. — Solche Gedanken fodern uns zum Nachdenken auf, ſagte ſie, indem ſie uns eine alte Ueberzeugung von einer neuen Seite oder in neuer Begründung zeigen.

Und das iſt manchmal nicht überflüſſig, fiel Ludwig ein. Im Treiben des bürgerlichen Lebens überdecken die Abfälle der Arbeit und der Genußſucht, überſchlämmen die Leidenſchaften des Herzens ſehr oft die ewigen Fundamente, auf denen die ſittlichen Verhältniſſe der Geſellſchaft ruhen, und der leichtfertige Tag überhört das einfache Gebot, das in der Bruſt des Menſchen mahnt oder warnt. Die Sitten der Societät weichen dann, oft ohne Scheu und Schüchternheit, ab von den Grundlagen der Sittlichkeit. Werden dann zu gleicher Zeit die Menſchen grübelnder, zweifelſüchtiger, berechnender, ſo iſt es gut, daß eine echte Philoſophie Dasjenige, was die Religion als einfaches Gebot ausſpricht, auch einmal im Zuſammenhang und in der Nothwendigkeit der natürlichen und ſittlichen Weltordnung darlegt, wie eben Liebe und Treue in der Ehe.

Ja, beſonders auch die Treue! rief Luiſe etwas erregt. Wie frivol ſind nicht unſere Frauen geworden! Und doch ſcheint mir die Treue beſonders eine weibliche Tugend zu ſein. Wenigſtens hat man ſich daran gewöhnt, den Männern die eheliche Untreue weniger hoch anzurechnen, als den Frauen.

Und doch, glaube ich, iſt die Treue nur am Mann eine Tugend, und bei der Frau blos eine Rechtſchaffenheit! ſagte Hermann.

Den Unterſchied verſtehe ich aber nicht! wendete Ludwig ein.

Vielleicht wird es klarer, wie ich's meine, wenn ich meine Anſicht von der ehelichen Treue entwickeln darf, entgegnete Hermann. Ich ſage meine Anſicht; denn dieſe darf ich meinem verehrten Lehrer nicht aufbürden. Vor allem aber muß ich um Verzeihung bitten, wenn ich freilich delicate Beziehungen berühre! Die Ehe iſt eben ein Gebild, an welchem das Naturverhältniß der beiden Geſchlechter den Zettel, — und die ſittlichen Bildungen den Einſchlag machen. Der Natur kommt es bei dieſer Vereinigung, wie überhaupt in ihrem Bereiche, nur auf die Fortſetzung und Verbreitung ihrer lebenden Geſchöpfe an. Sie ſpart zu dieſem Ende kein Uebermaß von Lebenskeimen. Bei dem Manne erreicht ſie Das durch den heißen Trieb zur Liebeswerbung, verbunden mit der Empfänglichkeit für alle Reize des andern Geſchlechts und mit der lebhaften Neigung zum Wechſel. Indem ihm aber die ſittliche Vernunft gebietet, bei nur einer ſolchen Verbindung zu bleiben, an die ſeine menſchliche Würde und das Glück der Familie wie der Geſellſchaft geknüpft ſei, ſo koſtet ihn die Ueberwindung der Natur in ihm ſelbſt einen Kampf, und dieſer Kampf macht eben ſeine Treue zu einer Tugend. Umgekehrt bei dem Weibe. Dieſelbe vorſorgliche Natur treibt die Frau, die keine Lebenskeime ausbringt, ſondern empfängt und aufzunähren hat, zur Zurückhaltung, zur Enthaltſamkeit und Abwehr alles Deſſen, was die ruhige Entwickelung eines langſam gedeihenden Weſens ſtören könnte. Dieſe Naturbeſtimmung bildet die Grundlage der Weiblichkeit auch im Geiſtigen und Sittlichen, und bleibt maßgebend unter allen Verhältniſſen des Lebens. Daher eignet Sparſamkeit mehr den Frauen, und in Kunſt und Poeſie iſt nur der Mann zeugend oder ſchöpferiſch, die Frau nur nachbildend in Empfänglichkeit. Anſchmiegende Treue iſt daher der weiblichen Natur angeboren, angeſchaffen, und koſtet einer „rechtſchaffenen" Frau keinen Kampf mit ihrer eigenen Natur, wie beim Manne, ſondern höchſtens nur eine Abwehr gegen Verlockung von außen. Die Frau wird mithin durch ihre Treue liebenswürdig, der Mann achtbar. Indem ſie aber durch Untreue ſich nicht blos gegen das Sittengeſetz, ſondern gegen die Natur verſündigt, wird ſie verächtlicher als er, der ſich nur an der Sittlichkeit vergeht, ohne ſeine Naturbeſtimmung zu verletzen, wenn er den Antrieben derſelben zu unbedingt folgt. Der Mann iſt in den Zwieſpalt zwiſchen Natur und Vernunft geſtellt, mit dem Berufe, die Kämpfe des Geiſtes auszufechten, während eine unſittliche Frau ganz ausgeartet erſcheint, wenn ſie — dem geheimnißvollen Walten der Natur näher ſtehend — den heiligen Frieden bricht, der unter der Eintracht der Natur mit der Sitte herrſcht und deſſen Prieſterin ſie ſein ſollte.

Eine Stille folgte, als Hermann ſchwieg. Die Frauen blickten vor ſich hin, befangen, wie es ſchien, aber mit Rührung ergriffen. Luiſe nur ſah gehoben aus, und nickte dem jungen Freunde beifällig zu. Lina ſpielte mit dem Schleiermacher'ſchen Blatt der Zehn Gebote. Ehe ſie aber die Wendung fand, es Luiſen zurückzugeben, war Ludwig leiſe an Hermann herangetreten, faßte ihn unterm Arm und führte ihn auf ſein Zimmer. Hier umarmte er ihn mit einer innern Bewegung, wie ſie ihm ſonſt nicht eigen war.

Was haſt du, Ludwig? fragte Hermann. Was iſt dir begegnet?

Ludwig hielt ihn an beiden Händen feſt, blickte ihm liebevoll in die Augen, und ſagte mit unterdrückter Rührung:

Wenn du meine Empfindung verſtehſt, ſo iſt es mir lieb um meinetwillen; wenn du mich nicht begreifſt, ſo iſt es vielleicht beſſer für dich.

Und indem er ihn noch einmal an ſeine Bruſt drückte, rief er mit Wärme:

Wir bleiben Freunde! Ich vertraue dir, wie einem Bruder, und —

Er ſprach es nicht aus, was er eben noch ſagen wollte, ſondern führte ihn wieder zur Geſellſchaft zurück. Und — Lina iſt rechtſchaffen, hatte er eben ſagen wollen.

Achtes Capitel.

Adelens Hochzeit.

Mit dieſer Herzensergießung und durch die darauf erfolgten Geſpräche der kleinen Geſellſchaft über die ehelichen Verhältniſſe des alltäglichen Lebens war Hermann ziemlich umgeſtimmt und erleichtert nach Hauſe gekommen, ſodaß er die Einladung zu Morio's Vermählungsfeſte, die er nach einigen Tagen erhielt, mit mehr Faſſung aufnahm, als es bei der Ankündigung derſelben der Fall geweſen. Er belächelte nun auch den frühern Einfall, durch ſeine Erſcheinung Adelen vielleicht zur Beſinnung zu bringen, und überlegte blos, welchen Eindruck die geſchmückte Braut auf ihn ſelbſt machen könnte, und ob er ſchon für die hohe Geſellſchaft „coulant“ genug ſei, einer geheimen Mitſchuldigen mit artigem Fremdthun zu begegnen, und über eine ſo lebhafte Erinnerung leicht und lächelnd hinzugleiten. Er dachte wol daran, daß er von dem Feſte wegbleiben könnte; allein der Wink der Oberhofmeiſterin fiel ihm ein, ſich einer Freundlichkeit Morio's aus Rückſicht für Adelen nicht zu entziehen. Je weniger er ſich über die Bedeutung dieſer Rückſicht klar machen mochte, deſto wichtiger erſchien ſie ihm. Es war daher [illegible] ernſtlich gemeint, als er des Abends bei Herrn von Bülow die Frage fallen ließ, auf welche ſchickliche Weiſe man eine ſolche Einladung ablehnen könnte.

Herr und Frau von Bülow ermunterten ihn aber, ja nicht abzulehnen; und da Beide genauer, als es der Freund ahnen konnte, ſich in ſeine befangene Empfindung hinein dachten, ſo ſprach die Baronin gefliſſentlich etwas wegwerfend von ſolchen franzöſiſchen Verbindungen und Charakteren, und der Miniſter hob die Auszeichnung hervor, die für ihn in der Einladung läge. — Man hat nur wenig junge Herren von noch untergeordneter Stellung eingeladen, ſagte er, ſelbſt meinen Generalſecretär nicht. Welche Geſichtspunkte man bei der Einladung gehabt, warum man auch nach jüngern Damen gegriffen hat, die nicht zur hohen Geſellſchaft zählen, überhaupt warum man das Feſt in der beabſichtigten Weiſe gibt, bleibt ein Räthſel. Unſere Courtoiſie ſtrickt zwar eine ſehr gemeſſene Etiquette, es geht ihr aber wie mancher Dame beim Strickſtrumpfe: wenn das Herz in Bewegung kommt, läßt ſie auch einmal ein paar Maſchen fallen.

Herr von Bülow lächelte dabei, als ſei es für ihn ſelbſt eben kein unlösliches Räthſel. Und wirklich entzog ſich das Geheimniß der Einladungen nur der Vermuthung Derjenigen, die dem Hof entfernter ſtanden. Die Veranſtaltung kam nämlich von Marinville, der den König veranlaßt hatte, ſeinem begünſtigten Kriegsminiſter und ehemaligen vertrauten Adjutanten das Feſt zu geben. Der Gedanke Jerôme's, eine liebenswürdige Frau in das Schloß Wabern zu ſetzen, war dabei mit in Anſchlag gekommen, und Marinville hatte ihm bei dieſer Gelegenheit eine Revue ſchöner jungen Damen verſprochen, aus denen man die Liebenswürdigſte zur Frau eines Schloßpräfecten in Wabern wählen könnte. Nebenher war es auch auf einen oder den andern jungen Mann abgeſehen, auf den man die Aufmerkſamkeit der Madame Simeon zu Gunſten der kleinen Heberti, ihres geheimen Schützlings, lenken könnte. An Hermann hatte man dabei nicht gedacht; Marinville kannte ihn nicht; ſondern Morio ſelbſt, jenen geheimen Abſichten fremd, hatte des Anlaſſes einer ſo gemiſchten Geſellſchaft wahrgenommen, um dem von ihm verletzten jungen Manne für ſeine Freundlichkeit gegen Adelen eine Artigkeit zu erweiſen, da er bei ihm mit einem Honorar für die Stunden nicht ankommen konnte.

Die Vermählung und das Feſt fielen in die Mitte des Juli — in jene herrliche Zeit des hohen Sommers, da die Felder eben noch im vollen Reichthum und Farbenwechſel heranreifender Ernten und zuwachſender Früchte ſtanden, und die langſam vorrückende Dämmerung dem heißen, arbeitſamen Tag einige Schritte entgegenkommt, ihn zu erquicken.

Die Trauung fand auf einen Donnerſtag in der katholiſchen Kirche, unter der Einſegnung des erſten königlichen Almoſeniers, des Biſchofs, Barons von Wendt, ſtatt. Den Abend vorher hatte nach ein paar heißen Tagen ein aufziehendes Gewitter den feſtlichen Tag bedroht, war aber ſeitwärts vorübergezogen, und hatte nur die Gunſt erfriſchter Luft und eines halbbedeckten Himmels, zu angenehmern Aufenthalt im Freien, hinterlaſſen. Der Garten war mit Militär umgeben, weniger um dem Zudrange der Neubegierigen zu wehren, als das Feſt eines Generals und Kriegsminiſters auszuzeichnen.

Der König hatte ſeinen dienſtthuenden Kammerherrn, den Grafen von Pappenheim, und deſſen Gemahlin, eine der Hofdamen der Königin, mit den Honneurs ſeines Feſtes beauftragt. Sie empfingen und bewirtheten die Gäſte. Das vermählte Paar nahm die Beglückwünſchungen unter einem geſchmückten Zelt in vertrauter Umgebung an. Hermann, der ſich einigen zu gleicher Zeit mit ihm angekommenen Herren und Damen anſchloß, bemerkte doch, als er hinter denſelben mit ſeiner Reverenz hervortrat, daß die Braut nicht ſo unbefangen blieb, als er es über ſich ſelbſt gewonnen hatte. Mit flüchtigem Erröthen, unter dankenden Verneigungen wendete ſie ſich raſch und flüſterte einer jungen Dame zu, die neben ihrem Seſſel ſtand, während Morio, heut ſehr heiter und hochmüthig umherblickend, ihn als Monsieur le Professeur begrüßte.

So leicht ſchwand der Moment vorüber, dem der junge Freund ſo feierlich entgegengegangen war. Er kam ſich ſelbſt wunderlich vor, als er, neuen Begrüßenden ausweichend, das Zelt verließ. Ein bitterer Humor, ein ſtudentiſcher Uebermuth wandelte ihn an, und er hätte laut auflachen mögen über all' den Tand und Alfanz, der ſich ſo prunkhaft um ihn bewegte.

In dieſer Stimmung begegnete er Herrn und Frau von Bülow, und raſch vor dem heitern Ausſehen und der vornehmen Haltung des edeln Paares beruhigte ſich die Aufwallung ſeines Herzens. Er begleitete ſie eine Strecke zurück nach dem Zelt, um aus ſchicklicher Entfernung die Neuvermählten noch einmal etwas genauer zu betrachten. Morio trug die reiche Uniform der Gardes du Corps, zu deren Colonel-General er ernannt worden war; Adele Morio glänzte in einem reichen, in Paris gefertigten Brautkleide von Atlasſtreifen und Goldſpitzen, mit Steinen und Silder geſtickt und mit Orangeblüten beſetzt. Der Anzug beſchäftigte alle Damen; nur die Baronin Bülow ſchien von einem würdigern Eindrucke bewegt. Schon daß ſie ihren Gemahl „Victor“ anredete, verrieth ihre feierliche Stimmung; denn in ihrer gewöhnlichen Heiterkeit nannte ſie ihn mit ſeinem andern Vornamen „Hanns“. Indem ſie mit raſchern Schritten in einen Seitenweg lenkte, ſagte ſie leiſe und gepreßt:

Mein Gott! lieber Victor, haſt du die Comteſſe Adelaide betrachtet? Die edle Haltung, der ſchmerzliche Zug in ihrem ſeelenvollen Geſicht erinnerten mich, wie durch eine Eingebung, an die Königin Luiſe. Ach! möcht' ich ſagen, die ganze Atmoſphäre eines heiligen Unglücks, einer hohen, königlichen Trauer umgibt noch dieſe ſchlanke Mädchengeſtalt; die unvergeßliche Schönheit der hohen Frau dämmert nach in dieſem blaſſen, edeln Angeſichte.

Ich habe ſie nur flüchtig bemerkt, antwortete leiſe der Miniſter. Aber, du biſt ganz erſchüttert, Liebſte! Komm, laß dich ſo vor keinem Begegnenden ſehen! Nimm ein Geſicht an für dies Geſchmeiß eines luſtigen Königshofes.

Reden Sie vielleicht von der intereſſanten jungen Dame, die neben der — Generalin Morio ſtand, gnädige Baronin? fragte Hermann.

Ja, lieber Doctor! antwortete ſie. Es iſt die junge Comteſſe Hardenberg, die Tochter des Oberjägermeiſters. Sie kommt eben von Königsberg, war Hoffräulein unſerer guten Königin Luiſe, und ſoll hier — Gott weiß, was ſie ſoll!

Ja, ja, nur ſtill, Kind! flüſterte Bülow. Laß es die Generalin Salha nicht hören, was man denkt, ja wol erwartet. Uebrigens — unſere Königin heißt Katharina, und — „iſcht“ aus Würtemberg, nicht in Königsberg.

Mit dieſer lächelnden Warnung gingen ſie weiter, die Anſtalten zur Illumination und zum Feuerwerke betrachtend. So oft es dem Miniſter paſſend ſchien, ſtellte er Hermann mit empfehlenden Worten beſonders den jüngern Männern vor, ſodaß der Freund, auch als er ſich trennte, nicht ohne neue Anhaltepunkte blieb, ob er ſich gleich zuweilen nachdenklich oder beobachtend allein umhertrieb.

Es war ein köſtlicher Sommertag. Die Sonne neigte ſich in ihrem weiten Bogen hinter leichten Wolkenſchichten hervor nach immer leichtern Häufelwölkchen dem Abende zu. Ein feuchtlicher Weſtwind fächelte von der Napoleonshöher Allee die ſüße Würze der blühenden Lindenbäume über den Berggarten herüber, und von dem entfernten Orcheſter tönte zuweilen, wie ſympathetiſch, ein ſo ſüßes Adagio, das man es eine Lindenblütenmelodie hätte nennen mögen. Doch blieben vielleicht nur einzelne Gäſte empfänglich für dieſe Art von Eindrücken. Denn die Unterhaltung unter den Zelten und um die aus Fichtenzweigen errichtete Bude für das Büffet ward immer lauter und luſtiger, nachdem ſich anfangs, beſonders die Deutſchen, in ehrfurchtſamer Steifheit zurückgehalten hatten, weil man jeden Augenblick den König in einfacher Erſcheinung erwartete.

Das vermählte Paar wandelte jetzt umher, die Gäſte, die es zum Glückwunſch empfangen hatte, durch Gegenbeſuch willkommen zu heißen und zur Fröhlichkeit anzuſtimmen. Hermann ſuchte dem Begegnen derſelben zu entgeben; doch bemerkte ihn Morio, rief ihn mit dem Profeſſortitel an und führte ihm einen Fremden zu, der ihm eben durch Schwatzhaftigkeit läſtig zu werden anfing.

Ich freue mich, zwei Gelehrte an unſerm Feſt zu Gäſten zu haben, die Repräſentanten zweier Literaturen, ſagte er lachend. Hier Herr Pigault-Lebrun, deſſen Romane Sie gewiß kennen, und Sie, Herr Poet, finden hier einen jungen deutſchen Philoſophen! Auch iſt er geheimer Sprachmeiſter für Liebende. Ha! ha!

Er eilte lachend zu ſeiner Dame zurück, die in ihrer Unterhaltung ſtehen geblieben war.

Hermann achtete des letzten, heiter vorgebrachten Scherzes weiter nicht. Pigault intereſſirte ihn, und er beſann ſich auf die Erzählungen deſſelben, die er zum Theil aus den Büchern ſeiner Mutter kannte, auf „L'enfant du carnaval“, auf „Angélique et Jeannetton“ und andere. Lebrun freute ſich, einen literariſchen Bekannten in Caſſel zu finden. Die angenehme Erſcheinung, das unbefangene Benehmen Hermann's ſprach ihn an. Er faßte ihn unterm Arm und führte ihn unter lebhaftem Plaudern mit ſich nach einer ſtillern Seite des Gartens.

Pigault war ein Mittefunfziger, von unanſehnlicher, etwas abgelebter Geſtalt, deſſen dunkles, ſcharf ausgeprägtes Geſicht aber den Ausdruck munterer Phantaſie, leichtſinniger Laune und geiſtreichen Spottes an ſich trug. In dieſer Phyſiognomie ſprach ſich zugleich das Vorbild und die Rückwirkung alles Deſſen aus, was dem Autor ſo viele Leſer ſeiner zuweilen freilich etwas caricaturirten Romane gewonnen hatte. Er plauderte gern und erzählte vortrefflich, wobei er freilich, wenn einmal angeregt, aus

Leichtſinn oder Spottluſt auch Manches ausſchwatzte, was das Vertrauen ſeiner Stellung verletzte und einem Manne von ſeinen Jahren übel anſtand.

Der König hat mich zu ſeinem Vorleſer kommen laſſen, äußerte er gegen Hermann; da man aber ohne Bücher nicht vorleſen kann, ſo muß ich ihm einſtweilen erzählen. Ich gleiche der Scheherezade, von welcher der Sultan in jeder Nacht jene Erzählungen verlangte, die ſie gut vorzutragen verſtand. Der König lieſt nur Amtszeitungen und Bülletins, aber er weiß deſto mehr auswendig, und wenn unſere ſchöne Literatur eine ſchöne Dame wäre, ſo würde er auch ſie auswendig kennen, ce qu'on justement dit par coeur. Jerôme beſitzt eine reiche Literatur von Damen, qu'il connait par coeur, und beobachtet bei dieſem Studium die Mahnung des Poeten Horaz: „Nocturna versate manu, versate diurna!" Was wir in unſerer Sprache ausdrücken würden: ſie bei Tag und Nacht zur Hand haben. Ha, ha! O ich habe Jerôme Napoleon ſchon in Paris gekannt, und genieße jetzt die anmuthigen Früchte jener etwas wilden Stunden. Ja, ich lebe herrlich in dem gothiſchen Gebäude der alten Landgrafen auf Napoleonshöhe. Sie müſſen mich einmal beſuchen. Ich habe ein paar Zimmer im linken Schloßflügel mit dem Ausblick nach der waldigen Höhe. Da fühle ich ganz deutſch, da athme ich Romantik! Ha, welch' ein Duft der Wälder, welch' ein geheimnißvolles Rauſchen der Berge, wenn ich am ſpäten Abend mit Babet im Fenſter liege!

Sie ſind alſo verheirathet, mein Herr? fragte Hermann.

Pigault lächelte ſchalkhaft, konnte aber der Eitelkeit nicht widerſtehen, ſich in den Augen eines jungen, hübſchen Mannes, eines Deutſchen, noch in ſeinen Jahren als beglückt durch Liebe und als eingeweiht in poetiſchen Lebensgenuß zu zeigen. Wie er ſelbſt vergnügt umherblickte, ob Jemand in der Nähe ſei, ward er auch noch eines Verſtecks gewahr. Auf altem Mauerwerke ſtand ein kleines Belvedere zum Ausblick aus dem Garten errichtet, von Lattenwerk eingefaßt, das von üppigem Geisblatt zu einer Laube und Lauſche durchflochten war. Pigault zog den Freund mit ſich hinauf, und indem ſie ſich auf die Brüſtung der Mauer lehnten, ſagte er lächelnd und vertraulich:

Babet gehörte bisher zur Literatur par coeur des Königs. Ich weihe Sie, mein Herr, als literariſchen Freund in ein königliches Geheimniß ein. Sie müſſen wiſſen — Jerôme vertheilt gern die Gegenſtände ſeiner Studien, um nicht von Eiferſüchtelei beunruhigt zu werden, und läßt ſie des Anſtandes wegen für die Frau des Einen oder für eine Freundin des Andern ſeiner Vertrauten gelten. Babet ſteht unter der poetiſchen Rubrik von Pigault-Lebrun. Sie beſorgt unſere Wirthſchaft, und freut ſich ſehr darauf, daß mein kleines Luſtſpiel nächſtens hier in Scene geht — „Les rivaux d'eux-mêmes".

Ha, das iſt ein Cultus, der ſich vor der Königin in Myſterien zurückzieht? bemerkte Hermann.

O der König liebt ſeine Gemahlin und vernachläſſigt ſie nicht! verſicherte Pigault. Man vermag ſehr viel in der Liebe, wenn man ihr ausſchließend lebt. Aber er fürchtet den Kaiſer, der ſehr barſch verlangt, der weſtfäliſche Bruder ſoll weniger der Liebe und mehr dem Regieren leben; er ſoll nur vorübergehende Liebſchaften, aber keine Maitreſſen haben. „Jeder muß ſein Handwerk thun“, hat er ihm jüngſt geſchrieben, — wir ſind Könige: thun wir unſer Königshandwerk! — Aber ha! Hören Sie die ſchöne Romanze aus Blangini's „La fée Urgèle!“

Er lauſchte nach dem fernen Orcheſter hin, indem er, den Kopf im Tacte wiegend, die Worte trällerte:

„Pour un baiser faut-il perdre la vie.“

Am Schluß der Arie rief er:

Kommen Sie, mein Herr!

Indem ſie gehen wollten, bemerkten ſie eine Dame, die langſamen Schrittes und mit zurückgewendeten Blicken des Pfades kam.

Ha! ein zärtliches Rendezvous! flüſterte Pigault, und zog Hermann mit ſich hinter die grüne Wand, durch deren Ranken man hinausblicken konnte. Mein Gott, die Generalin Salha! lachte er, die Hände reibend. Ah, Madame, vous venez planter des cornes dans ce jardin là? Doch nein, der General ſelbſt eilt ihr nach. Pardon, Madame, ich hab' Ihnen Unrecht gethan! Voyons! Das wird eine ſchöne Litanei abſetzen! Der General iſt vor ein Civilgericht geladen!

Hermann, dem das Lauſchen eigentlich zuwider war, hatte ſich nur zuſammenzunehmen um nicht über die grotesken Geſichter und äffiſchen Geberden des alten Pigault in Lachen auszubrechen. Eben ließ ſich die Generalin ziemlich barſch vernehmen:

Nun, wie lange laſſen Sie mich warten? Und ſehen ganz vergnügt aus? Sie haben wol hinter Ihren Flaſchen noch gar nicht bemerkt, was zwiſchen dieſem Le Camus und der jungen Hardenberg vorgeht?

Wahrhaftig, Madame, ich habe noch keine Zeit gehabt, auf den Grafen Fürſtenſtein Acht zu geben! verſetzt der General in ſeiner etwas derben Laune, jedoch mit dem gegen ſeine gebieteriſche Dame ſchon gewohnten unterwürfigen Tone.

So nehmen Sie ſich jetzt gleich die Zeit, ihn zur Rede zu ſtellen, entgegnete ſie. Oder — bringen Sie ihn hierher; ich ſelbſt will ihn fragen, wie er es mit unſerer Melanie gehalten haben will. Adele verläßt nun das Haus ihres Bruders; auf dieſen Moment, wiſſen Sie doch, haben wir gewartet; aber ich habe wohl bemerkt, je näher er heranrückte, dieſer Moment, deſto mehr entfernte ſich die Excellenz, und heut bemüht er ſich unter unſern Augen um dieſe Hardenberg in einer Weiſe, daß es vor aller Welt wie eine Bewerbung ausſieht, und — wie ein Hohn gegen uns!

Ah bah, Madame! rief der General. Sie wiſſen doch, daß Le Camus mit dem Oberjägermeiſter ſehr befreundet iſt. Und die junge Comteſſe iſt eben erſt von Königsberg gekommen, und noch ohne Bekanntſchaften, und Le Camus macht den galanten Hausfreund. Voila ce que c'est!

Sie ſind ein Tropf, General! Unter uns geſagt! fiel die Dame ein. Fühlen Sie nicht, daß die Ehre Ihrer Tochter hier verletzt wird? Sie —!

Madame, wenn ich noch mit Ihnen verhandeln ſoll, ſo bedienen Sie ſich geziemender Ausdrücke! Tous les mille, Madame! fluchte er mit drohender Fauſt. Denken Sie, daß uns Jemand hinter dem Geisblatt hörte —! Ventre Saint-Gris —! Wiſſen Sie, daß Sie ſelbſt ſchuld ſind, wenn Le Camus ſich wirklich zurückzieht? Sie haben ihn hinterrücks zum Verlobten unſerer Tochter gemacht, als er auf dem Wege ſchien, es zu werden. Und wie er das gehört, hat er mit ſchweigendem Anſtand eine Stellung genommen, die unſerer Societät keinen Zweifel übrig läßt, daß er noch ein freier Menſch iſt. Und nun ſoll ich — Was? Glauben Sie, ich ſei noch zur See und könnte ihn zu meinem Matroſen preſſen. Tant s'en faut! Aber beruhigen Sie ſich! Mit dieſer Comteſſe iſt es nichts; er macht nur den Galanten heut.

So? Und dazu wäre ſie von Königsberg gekommen, Herr General? Nein, ſie hat dort ihren Abſchied genommen.

Ja, Madame, um die Königin zu erleichtern. Der preußiſche Hof ſchränkt ſich ein, wiſſen Sie!

Ha, ha! Wenn ich nicht von Bercagny wüßte, welch' ein eifriger Briefwechſel bisher zwiſchen Caſſel und Königsberg — Doch, dort kommt Marinville und Major Roſſi. Geben Sie mir Ihren Arm! Ich werde Ihnen ſagen, was ich mit dieſem perfiden Fürſtenſtein —

Unterſtehen Sie ſich, Madame! Wollen Sie des Königs Feſt durch Scandal —

Die leiſere Rede verhallte in der Krümme des Wegs.

Pigault und Hermann verließen jetzt ſchnell das Verſteck, — Pigault mit ſo lauter, ausgelaſſener Laune über das entzweite Paar, daß Hermann froh war, als er den

Geſandten von Reinhard mit Gemahlin erblickte. Er trennte ſich von dem Dichter, ſie zu begrüßen.

Sie kommen apropos, ſagte der Baron. Begleiten Sie doch meine Frau zu unſerer Geſellſchaft. Ich höre eben, Se. Majeſtät der König kommt, und ich will ihn empfangen helfen.

Er eilte fort, und die Baronin lenkte nach dem belebtern Theil des Gartens. Sie wurde im Vorübergehen von einer Dame angerufen, die unter einem runden Schirmdache von der Form und Farbe eines rieſigen Pilzes in ausgeſuchter Geſellſchaft ſaß. Es war die Fürſtin Repnin, Gemahlin des ruſſiſchen Geſandten, eine junge Frau von derben Zügen und Formen, mit etwas rohem hochmüthigen Ausſehen. Es gab keinen auffallendern Abſtich, als neben ihr die Baronin von Boucheporn, die, erſt ſiebzehn Jahre alt, zart wie eine Lilie ausſah. Beide waren umgeben von der Baronin Bigot de Villandry, dem Chevalier de Courbon und dem Grafen von Jagow.

Sie kennen doch das charmante Paar, das dort hin- und herwandelt, lachte die Fürſtin. Können Sie uns nicht das Verhältniß bezeichnen, in das Beide zu einander ſo vertieft ſind, beſte Baronin?

Hermann, der etwas zurückgetreten ſtehen blieb, erkannte nach dem Fingerzeig der Fürſtin die beiden Gäſte aus dem Stift in Homberg, und eben nannte Frau von Reinhard auch die Stiftsdame Calenberg und —

Ja, ja, fiel die Fürſtin barſch ein, von Perſon kennen wir Beide, die poetiſche Stiftsdame und den poetiſchen Geſandtſchaftsſecretär aus München; aber ihr Verhältniß zu einander iſt uns ein Räthſel. So 'was Romantiſches findet man nur in Deutſchland.

Einige nennen es Freundſchaft, Andere Liebe, ſagte Graf Jagow mit der gefälligen Miene des Kammerherrn. Manche möchten beides miſchen, um das Eigenthümliche der Verbindung herauszubringen, das Specifiſche.

Ich kenne die poetiſche Begabung und liebenswürdige Bildung der etwas ſonderbar ausſehenden Dame nicht näher, antwortete die Baronin Reinhard mit ruhigem Ernſt; aber es ſpricht immer für ſie, daß ſie gerade in einer Reſidenz, wo Jugend, Schönheit und Beſitz ſo ausſchließend gelten, ſich durch Geiſt und edeln Charakter geltend und begehrt zu machen weiß.

Ich glaube in die Tiefe des Geheimniſſes eingedrungen zu ſein, fuhr mit ſchalkhaftem Lächeln Graf Jagow fort.

Nun, begreiflich! lachte die Boucheporn. Sie ſind auch der einzige Deutſche unter uns. Sie verſtehen ſich auf Romantik

Ich ſage, es iſt Liebe, aber — une partie remise!

O ſehen Sie nur dieſe Zärtlichkeit an, und die Bewerbung wird nicht dürfen für aufgegeben erklärt werden, lachte die Fürſtin.

Ich meine „remise" mehr im Sinne des Kartenſpiels, entgegnete Jagow. Betrachten Sie das mädchenhafte Ausſehen des jungen Barons, das männliche der liebenswürdigen Stiftsdame, ſo ſcheinen die Karten ſo vergeben zu ſein, daß kein Spiel zu Stande kommen kann, ſondern eben — remis gegeben werden muß. Der junge Mann ſollte ausſpielen, aber er hat lauter zu kleine Trümpfe, um zu fodern. Er möchte vielleicht lieben, allein ſein Temperament iſt nicht lebhaft genug, um mit einem kühnen Satz über die vorgerückten Jahre der Geliebten hinaus ſich mit einem rechtſchaffenen Kuß den Bart zu erobern, der ihm fehlt und an den unrechten Mann gekommen iſt.

Die Damen lachten, beſonders die Fürſtin, ſehr laut. Die Baronin Reinhard machte die Bewegung zum Fortgehen. Jagow ſprach weiter:

Vielleicht liebt die Dame lebhafter, und hat wol auch die höhern Trümpfe der Empfindung voraus; allein, ſie iſt doch nicht am Ausſpielen, ſie hat doch die Vorhand nicht. Sehen Sie, ſo kommt eben das Spiel nicht zu Stande, und ſie beſchränken ſich auf Poeſie; ſie machen zuſammen Verſe oder wickeln die Kinder fremder Genien in deutſche Windeln, was man — überſetzen nennt.

Die Frau von Reinhard empfahl ſich unter dem Gelächter der Geſellſchaft, und ſagte zu Hermann im Weitergehen:

Es iſt doch ein höhniſches Pack, ungeſchickt und abgeſchmackt, — moquant et maussade zugleich! Und unſer deutſcher Adel thut ſich leider oft genug etwas darauf zugut, „mit wenig Witz und viel Behagen“, wie unſer Goethe ſagt, den Fremden — Ruſſen oder Franzoſen — zu Gefallen zu ſprechen und zu lachen, der ſogenannten Crême der europäiſchen Societät zum Beſten zu geben, was das vornehme Geſindel nicht begreift, weil es aus den heiligen Tiefen einer großen, urſprünglichen

Nation aufperlt. Ich rede nicht von dieſen zwei etwas wunderlichen Menſchen, die jedenfalls alle Achtung verdienen; nein, auch wenn es das Ausgezeichnetſte, Verdienſtlichſte, Ehrwürdigſte unſerer tiefen deutſchen Natur war, — unſere ſogenannte gute Geſellſchaft gab es mit franzöſiſcher Zunge preis.

Ich denke mir, gnädige Frau, ſagte Hermann mit aller Wärme des Ausdrucks, wie leidvoll es oft für Sie ſein muß, mit Ihrem recht deutſchen Herzen unter fremder Fahne und Firma zu leben. Wem fällt es in franzöſiſcher und deutſch=franzöſirender Geſellſchaft ein, dies Herz zu ſchonen, da es für das Herz der franzöſiſchen Geſandtin gilt — ein ſo excellentes Herz, nur für das Herz einer Excellenz.

Sie haben nicht Unrecht, mein junger Freund, erwiderte ſie, und ich danke Ihnen für dieſe Mitempfindung. Aber, iſt es denn nicht das Leid, das heutzutage alle Deutſchen mitfühlen dürften in ihrer politiſchen Lage? Mein Mann ſchrieb jüngſt noch an Goethe: „Alles, was geſchieht, iſt bloßer Calcul, der nicht nur von der Schlechtigkeit der Menſchen ausgeht, ſondern auch darauf, ſie ſchlecht zu machen. Und in dieſem Calcul, fürchte ich, erſcheint Deutſchland blos als ein weiter Tummelplatz zwiſchen Frankreich und Rußland.“

Sie ſtießen auf Herrn und Frau von Bülow, die ſich eben von ihrer Geſellſchaft etwas zurückzogen, um eine Partie aus der „Hochzeit des Figaro“ anzuhören, die das Orcheſter anſpielte. Man ſetzte ſich ſtillſchweigend zuſammen, und kaum hatte die Muſik geendigt, als Herr von Reinhard mit ſuchenden Blicken herankam.

Ein glückliches Enſemble! flüſterte er, und lenkte nach einer ſtillern Seite des Gartens. Ich habe eben eine Unterredung mit dem König gehabt, die uns Alle intereſſirt, indem ſie unſern lieben alten Etourdi Reichardt betrifft.

Alſo der König iſt da? fragte die Dame Bülow.

Er kam als einfacher Gaſt im Frack am Arme des Herrn v. d. Malsburg. Wir trafen ihn in deutſcher Unterredung mit den Soldaten, wenn Sie ein paar dem Malsburg abgefragte Worte eine Unterredung nennen wollen. „Ihr brave Soldaten ſollen auch haben Wein", ſagte er eben. „Es iſt ein luſtig Tag heut, und der General Morio leben hoch!"

Die Soldaten erwiderten das königliche Deutſch mit dem eingelernten: „Vive le Roi!" Jerôme lachte und fragte Malsburg, ob dies auch ein *bezahltes* Vivat ſei. Malsburg meinte: nein, es ſei nur ein Vivat de par le Roi.

Der König nahm mich dann beiſeite und eröffnete mir hinwerfend, doch nicht ohne eine gewiſſe Befangenheit, ſeine Abſicht, die deutſche Oper und das deutſche Theater eingehen zu laſſen. Mir machte er dieſe Eröffnung wahrſcheinlich mit Vorbedacht ſo — gelegentlich, um nicht zu thun, als ob ihn doch die Ungewißheit, welchen Eindruck dieſer Schritt auf den Kaiſer machen könnte, noch ein wenig drücke. Vermuthlich wollte er ſich meiner Zuſtimmung verſichern, um ſich beim Kaiſer darauf zu berufen.

Aber, mein Gott, warum denn, fragte die Baronin von Bülow.

Ich ließ das hingeſtellt ſein, meine Gnädige, fuhr Reinhard fort. Jerôme, wiſſen Sie ja, iſt Souverain. Er warf zwar als Grund dafür etwas von ſeiner Unzufriedenheit, von Unzulänglichkeit der Mittel für zweierlei Theater u. dgl. hin; ich wußte aber bereits aus meinen Quellen, daß man ihm ſchon länger in den Ohren gelegen, und daß eine gewiſſe Partei dieſen coup de théâtre im Sinn hatte. Man will Reichardt beſeitigen, um Blangini zu befördern. Man iſt, was ich im Vertrauen weiß, einiger Briefe unſers Reichardt habhaft geworden, ſtellenweiſe mit Chiffern beſchrieben, die den Inhalt nicht blos verdächtig machen, ſondern auch auf den Uebergängen von der Currentſchrift zu den Chiffern Vermuthungen liegen laſſen, die zwar noch nicht hinreichen, ihm den Proceß zu machen, aber — — Sagen Sie ſelbſt, ſind wir denn bei unſerm alten Brauſekopf eine Stunde ſicher, daß auf denſelben Wegen, wo jene Briefe eingefangen worden, nicht neue auslaufen, die ihn zum Fall bringen?

Die arme Luiſe! ſeufzte Frau von Reinhard.

Nun, was thaten Sie? fragte Bülow geſpannt. Der Schlag gilt auch mir, er gilt uns Deutſchen, und wir müſſen handeln.

Iſt ſchon Alles abgemacht! lächelte Reinhard. Ich fand eine gute Auskunft, die für mich den Werth einer Eingebung hatte. Es lag mir nur daran, das deutſche Theater und den Freund Reichardt zu retten, Letztern indem ich ihn opferte.

Lieber Karl —! rief ſeine Gemahlin.

Ihr gebt mir doch zu, fuhr der Geſandte ruhig fort, daß er nicht zu halten iſt, weil er ſich ſelbſt nicht halten kann. Wir wiſſen, ganz im Vertrauen, daß er wirklich in preußiſchen Verbindungen ſteckt; das Schlimmſte kann ihn mit ſeiner Familie treffen. Aber, hört nur erſt! Ich gab dem König zu bedenken, welches Aufſehen es machen, wie ſehr es ganz Deutſchland beunruhigen werde, wenn eine deutſche Reſidenz ihres deutſchen Theaters beraubt würde, und daß ich ſchon dieſes Eindrucks wegen den beabſichtigten Schritt bei meinem erhabenen Kaiſer nicht vertreten könnte. Indeß glaubte ich ſelber, daß zur Hebung des Theaters etwas geſchehen müſſe, und hielt fürs geeignetſte, mit unſerer deutſchen Oper eine italieniſche Opera buffa zu verbinden. Die ſich nächſtens auflöſende Opera buffa in Wien und Prag laſſe hoffen, mehre geſchickte Künſtler zu finden, die zu beiderlei Opern verwendbar wären. Man müſſe dann freilich bei Zeiten einen Werber dahin ſenden, wozu Niemand beſſer tauge als Kapellmeiſter Reichardt. Glücklicherweiſe ſei ja Blangini da, die Direction des Orcheſters und des zweiſprachigen Hoftheaters zu übernehmen.

Ah, bravo! rief der Finanzminiſter, dem Geſandten die Hand drückend.

Alle gaben ihre heitere Zuſtimmung, wie denn Allen ſchon länger eine heimliche Beſorgniß um Reichardt auf dem Herzen lag.

Der König hatte, wie Baron Reinhard weiter erzählte, dieſe Auskunft zwiſchen ſeiner Abſicht und ſeiner Bedenklichkeit mit lebhafter Zufriedenheit aufgenommen, und gleich morgen ſollten die nöthigen Anordnungen zur Ausführung getroffen werden. Jerôme hatte es auch auf den Wink des Geſandten in der Ordnung gefunden, daß einem reiſenden Kapellmeiſter des Königs von Weſtfalen anſehnliche Reiſediäten zu ſeinem alten Gehalte angewieſen würden.

Die Gönner und Freunde Reichardt's fanden nun nur noch zu überlegen, wie man dem oft eigenſinnigen Manne die Sache am beſten beibrächte, damit er nicht etwa in die Stimmung fallen möchte, der ihm ſo nahe bevorſtehenden Aenderung ſeiner Lage in unbedachter Weiſe zu widerſtreben.

Hermann bat, die Angelegenheit ihm anzuvertrauen. Er wollte ſogleich Luiſen aufſuchen und ihr die Eröffnung machen, damit ſie noch den Abend oder morgen früh ihren Vater in der rechten Stimmung zu gewinnen ſuche.

Für Luiſen apart geb' ich meine Zuſtimmung, ſagte Baron Reinhard; ihr dürfen Sie mich auch als den Urheber nennen; ſie weiß ſchon, was mich angeht, zu behandeln.

Ich glaube, wir brauchen uns keine Sorge zu machen, bemerkte die Baronin Reinhard; der gute Reichardt ging immer gern auf Reiſen. Und jetzt, wo er auf die Suche von Künſtlern gehen ſoll, und Talente beglücken kann — gebt Acht, er nimmt Gratulationen an!

Als Hermann ſich empfahl, rief ihm Frau von Bülow nach:

Vergeſſen Sie des Feuerwerks und der Beleuchtung nicht!

Und Reinhard ſagte lächelnd zum Finanzminiſter:

Ihr neuer Commis macht ſich. Seit er ſich auf einem Zweiglein Ihrer Adminiſtration wiegt, wird er in

Selbſtgefühl ſchwerer, und Sie werden ihn bald auf einen Aſt ſetzen müſſen.

In dem nachdenklichen Ernſt, womit Hermann den Garten verließ, hätte er beinahe die Oberhofmeiſterin überſehen, die eben ihren Wagen verließ, um den Neuvermählten die Glückwünſche der Königin und für die junge Frau Morio die Ernennung zur Hofdame zu überbringen.

Sie verlaſſen ſchon das Feſt? redete ſie den Grüßenden — der Umſtehenden wegen — franzöſiſch an. Und ſo nachdenklich? Es iſt Ihnen doch kein Verdruß —?

Sie dachte bei dieſer letzten Frage wahrſcheinlich an Morio, und dem jungen Freunde fiel zugleich, wie durch eine Verwandtſchaft der Gedanken, das Anliegen der Gräfin ein, das er nach ſo langer Vergeſſenheit wie eine Mahnung empfand, und daher, zumal bei ſeiner augenblicklichen innern Unruhe, etwas haſtig und vielleicht unpaſſend vorbrachte.

Verzeihung! ſagte er. Nur eine dringende Beſorgung veranlaßt mich, das Feſt auf ein Viertelſtündchen zu verlaſſen. Da ich aber vielleicht die Gnade nicht haben werde, Durchlaucht ſpäter noch zu ſprechen, ſo erlaube ich mir zu bemerken, daß mir inzwiſchen gelungen iſt zu entdecken, daß Ihre Zofe — Angelique, glaube ich, heißt ſie — mit einem Polizeiagenten Namens Würtz in Verbindung ſteht.

Ein langer, widerlich ausſehender Menſch, ſpitze Naſe, ſpitzes Kinn, geputzt, mit geröthetem Geſicht? fragte ſie haſtig.

Geſchminkt, Durchlaucht!

Ganz recht! verſetzte ſie. Ich weiß nun ſchon! Ich habe ſeitdem auch Entdeckungen gemacht. Sie muß fort! Ich danke Ihnen! Auf ein andermal!

Sie grüßte mit einer leichten Senkung ihres Fächers und betrat den Garten. Hermann eilte in der Krümmung des Rundplatzes nach der Königsſtraße.

Neuntes Capitel.

Ein Stiftler und ein Bachelor.

Am andern Abende war derſelbe kleine Kreis, der ſich um Reichardt's Angelegenheit bemühte, beim franzöſiſchen Geſandten auf deſſen Einladung verſammelt. Luiſe wollte kommen und über ihre Rückſprache mit dem Vater berichten, nachdem ſie gleich bei Hermann's vertraulicher Mittheilung gute Erwartungen gegeben hatte. Als ſie erſchien, beſtätigte ſich, was die Baronin von Reinhard gleich anfangs richtig vorausgeſehen: der Kapellmeiſter hatte ſeine neue Beſtimmung mit lebhafter Zufriedenheit aufgenommen. Seine alte Reiſeluſt war wieder erwacht, und ſtellte ſich diesmal ſehr behaglich auf öffentliche Geldmittel und ehrenwerthen Auftrag. Er ſah dieſe Ausſendung als eine Auszeichnung an, und ſein befriedigt

Selbſtgefühl täuſchte ihn über ſeine eigentliche Entlaſſung, von der freilich durch die Geſchicklichkeit eines diplomatiſchen Freundes der ungnädige Beigeſchmack genommen war. Seine lebhafte Phantaſie, die mit ihm nach Wien und Prag vorauseilte, ließ ihm keine Beſorgniß um den Platz, der hinter ihm eingenommen wurde und für immer beſetzt bleiben konnte.

Uebrigens war die Sache, nach Luiſens Mittheilung, bereits geordnet. Hofmarſchall, Baron von Boucheporn, mit der Generalintendanz der Kapelle und des Theaters beauftragt, hatte im Laufe des Tages dem Kapellmeiſter des Königs Vorhaben eröffnet, ihn von der Direction entbunden, und mit einem Gutachten über die Einrichtung und Beſetzung einer Opera buffa beauftragt. Dabei blieb ihm überlaſſen, die Reiſe nach Uebereinſtimmung mit ſeiner häuslichen Paßlichkeit anzutreten.

Luiſe dankte dem Herrn von Reinhard für die glückliche Vermittelung der ſo bedrohten Zukunft ihres Vaters. Doch war dieſe dankbare Zufriedenheit von einer ſtillen Wehmuth getrübt, die aus der Betrachtung entſpringen mochte, daß doch nun für ihre Häuslichkeit manche frohe Stunde verloren gehe, und eine weſentliche Veränderung ihrer Lage nicht ausbleiben könne. Sie hatte die Nacht von ihrer Beſitzung Giebichenſtein bei Halle geträumt; der Reilsberg dicht hinter dem Garten war ganz in Nebel gehüllt, der Park ganz verödet und im Küchengarten Alles verwildert geweſen; ſie hatte ſich mit verworrenen, mislingenden Geſchäften die ganze Nacht herumgeſchlagen, bis ſie müde und verdüſtert erwachte.

Indeß die lebhafte Unterredung der Männer, die Vertraulichkeit, womit die kleinen und doch nicht unbezüglichen Vorgänge des geſtrigen Feſtes beſprochen wurden, ließ ſolche Leidmüthigkeit nicht überhand nehmen. Man gedachte der Spannung zwiſchen der Generalin Salha und dem Grafen Fürſtenſtein, die doch inmitten der zerſtreuten Fröhlichkeit nicht unbemerkt geblieben war. Die ſchlaue und ſonſt ſo feine, verſteckte Frau hatte ſich beobachtet geſehen, und in Beſorgniß, aus ihrer erzwungenen Haltung zu fallen, das Feſt noch vor der Illumination des Gartens verlaſſen, wodurch ſie gerade noch mehr Blöße gegeben hatte. Und als Hermann den mit Pigault-Lebrun belauſchten Auftritt erzählte, erregte es große Heiterkeit, und man zweifelte nicht, daß es zu einem völligen Bruche und zu einer Heirath Fürſtenſtein's mit Adelheid von Hardenberg kommen werde.

Reinhard, der lächelnd zugehört und eine Mittheilung, die er gern machen wollte, noch einmal erwogen hatte, ſagte jetzt vertraulich leiſe:

Das war doch nur ein kleines Wetterleuchten am Feſthimmel; aber von dem eigentlichen Wetterſchlage wiſſen die Herrſchaften noch nichts. Alſo hören Sie! Morio hat eine junge Frau gewonnen, dabei aber — ſein Portefeuille des Kriegs verloren.

Was Sie ſagen! rief Bülow. Und wen bekomm' ich denn ins Kriegsdepartement?

Es bleibt aber für heut noch unter uns — heißt das für morgen; denn das heut geht ja ſchon zu Ende! fuhr Herr von Reinhard fort. Der König wollte ihm das Feſt, und was daran hangt, nicht verderben. Ein Kurier des Kaiſers, der nach Berlin ging, hat den Befehl zu ſeiner Entlaſſung überbracht. Bisher ſchon war bekanntlich Napoleon ſehr ungehalten über die Verzögerung bei Ausrüſtung der nach Spanien beſtimmten 6000 Mann weſtfäliſcher Truppen, und war unzufrieden mit der Militärorganiſation überhaupt. Endlich ſcheint ihm der Faden der Geduld abgeriſſen zu ſein. Seine Geduld iſt obnehin von dem kurzhaarigen Flachs, der ſich nicht lang ausſpinnt. Wir wiſſen, daß Morio nicht hoch in Gunſt bei ihm ſtand, ſeit er aus Neigung für Jerôme den franzöſiſchen Dienſt verließ und in den weſtfäliſchen trat, — ſo wenig in Gunſt, daß er ihm ſogar den General Eblé vorzieht, dem der Kaiſer doch die alte Freundſchaft für Moreau noch nicht vergeſſen hat. Und dieſer eben wird Ihr Nachfolger, Herr von Bülow. Nun Sie kennen ihn ja ſchon von Magdeburg her — ein Mann von militäriſchem Talent und von Charakter, dabei wohlwollend und liebenswürdig. Gewiß, Sie konnten keinen wünſchenswerthern Collegen bekommen.

Nachdem man die Sache durchgeſprochen, fuhr Reinhard fort:

Mir hat derſelbe Kurier etwas Angenehmes mitgebracht: das von mir angetragene Ehrenkreuz für meinen Geſandtſchaftsſecretär Lefèvre. Freut mich ſehr für den eifrigen und liebenswürdigen jungen Mann!

Inzwiſchen war im Nebenzimmer eine einfache, aber feine Abendcollation aufgetragen worden. Das Geſpräch wendete ſich aus Rückſicht auf die Bedienung gleichgültigen Dingen zu, bis Herr von Reinhard, durch einige Gläſer etwas geſteigert, auf Jugenderinnerungen kam, und mit liebenswürdigem Humor von ſeiner Studienzeit im tübinger Stift erzählte.

Unſere Stuben, berichtete er unter Anderm, trugen forterbende Namen, ich weiß nicht von welchem Vater- oder Gevatterſchaftsanlaß; Zion, Neujeruſalem, Karavanſerai, Sibirien und dergleichen mehr. Vielleicht war es ein Vorzeichen von meiner nachmaligen Entführung aus Jaſſy durch die Ruſſen, daß ich in die „Karavanſerai“ logirt wurde. Wir hatten den Ausblick ins Neckarthal, unmittelbar auf den Fluß, der viel Flöße vorübertreibt, und ließen die Flößer nie ungeneckt. „Jackele ſperr'!“ war unſer begrüßender Zuruf, und wenn ſie ſich darüber einmal nicht ärgern wollten, ſo wurde ihnen ein Pantoffel durchs Fenſter hinaus gezeigt, da es denn Schimpfreden dick und derb und Flößerflüche des ſtärkſten Calibers abſetzte. Darüber kam es auch einmal zur Beſchwerde gegen uns, und ein Lehrer überwachte uns beim Vorüberfahren der Flöße. Jetzt durfte es um Alles nicht friedlicher als vormals abgehen, ſonſt hätte unſere Schuld am Tag gelegen. Und wie fingen wir's nun an? Wir betrugen uns mäuschenſtille; doch über dem Haupte des Profeſſors, der mit uns ausſchaute, zeigte ſich, ihm ſelbſt unbemerkbar, an einem langen Stock der alte ärgerliche Pantoffel, und der kluge Wächter war nicht wenig betroffen, als die ſaftigſten Flüche, heute doch offenbar ohne allen Anlaß, von unten herauf wetterten. Von nun an galten wir über allen Zweifel für ſittſame Theologen, die Flößer aber für rohe Geſellen und unverbeſſerliche Grobiane.

Man lachte herzlich, und Frau von Reinhard verſetzte ſchalkhaft, mit etwas ſchwäbiſchem Accent:

Schaun S', ſo iſcht unter den theologiſchen Grasmücken ein diplomatiſcher Kuckuk ausbrütet worden! Bei meinem guten Manne trifft übrigens das ſchwäbiſche Sprüchwort zu: „Aus einem Stiftler kann man Alles machen!“

Aus wem man Alles machen kann, aus dem wird gar oft nichts Rechtes, liebe Chriſtine! erwiderte er, und ſprach dann mit einem leiſen Anfluge von Rührung weiter:

Darüber fällt mir ein Jugendfreund von damals ein, mein lieber Philipp Conz. Ich weiß nicht, ob Sie ihn als lyriſchen Dichter kennen. Er hält ſich mit ſeinen etwas reflectirenden Poeſien ſo zwiſchen Voß und Schiller. Er iſt jetzt Profeſſor in Tübingen, faſt der einzige Philolog und Aeſthetiker an der Univerſität; ein kühner Bekenner zur Kant'ſchen Schule, aber ein ſchüchterner Lehrer muthwilliger Studenten. Der nun widmete mir drei Sonette freundſchaftlichen Andenkens, wie ich im Jahre 1800 als Geſandter in Bern ſtand.

Bei dieſen Worten bemerkte Herr von Reinhard eine ſchreckhafte Bewegung Luiſens, die an den unglücklichen Eſchen erinnert wurde, der im Sommer eben jenes Jahres von Bern aus ſeinen tragiſchen Tod fand. Reinhard, der dies ſchnell errieth, hielt einen Augenblick inne, reichte der Freundin die Hand über den Tiſch und verſetzte theilnehmenden Tons:

Ja, ja, liebe Luiſe, ſo Verſchiedenes kann zu gleicher Zeit von einem und demſelben Ort ausgehen, wie die Kataſtrophe eines hoffnungsvollen Dichters und ein ſchwaches Sonett des franzöſiſchen Geſandten! Es iſt mir heut zufällig in die Hände gekommen, als ich in meinen alten Papieren wühlte. Und da ich doch einmal dran bin, eine Generalbeichte meiner alten Sünden abzulegen, ſo will ich mit Ihrer Aller Erlaubniß mein Dankſonett an Conz vorleſen. Es ſtammt, wie geſagt, aus dem Jahre 1800, dem Schluß eines merkwürdigen Jahrhunderts.

Reinhard nahm ein Blättchen aus ſeiner Brieftaſche und las:

Die alten Tage haſt du mir geſungen,
Das Band der Herzen und den Bund der Lieder.
Aus andern Zeiten, Völkern, Sitten, Zungen
Führt mich dein Lied ins Land der Heimat wieder.

Sei mir gegrüßt! Seid mir's, Erinnerungen!
Der Jugendträume farbiges Gefieder
Sinkt fächelnd auf mein ernſtes Schickſal nieder,
Dem ich gefolgt — freiwillig und gezwungen.

Du bliebeſt treu dem deutſchen Eichenhaine.
Die Muſe, die einſt unſre Jugend weihte,
Geht dir, wie ſonſt, begeiſternd auch zur Seite.

Vergebens ruf' ich ſie, nicht mehr die meine.
Verſöhne ſie mir, daß ſie mir erſcheine,
Und mir das Räthſel des Jahrhunderts deute!

Es war ſchon ziemlich ſpät, als der kleine Kreis ſich auflöſte, und Hermann, der Luiſen nach Hauſe begleitet hatte, im Mondſcheine der Sommernacht über den Friedrichsplatz nach ſeiner Wohnung ſchlenderte. Erregt, wie er war, pries er ſein Geſchick, das ihn ſolchen Männern und Frauen zugeführt hatte, die mehr als blos äußerlich hochgeſtellt, die wahrhaft innerlich vornehm durch Geſinnung und Bildung erſchienen. Er freute ſich, daß es Deutſche waren, von einer Form und Politur, die der franzöſiſchen nichts herausgab, aber den Vorzug hatte, nicht fournirt, ſondern aus dem Block gearbeitet zu ſein.

Solche Geſpräche, Erzählungen, Urtheile, wie der ſo empfängliche Freund ſie in dieſen Kreiſen vernahm, mußten ihn vielfach anregen und beſchäftigen. Sie erweiterten ſeinen Blick und ſeine Theilnahme für das Leben. Aber ſie brachten auch für ein zur Nachbetrachtung ſo geneigtes Gemüth ſoviel Stoff und Aufregung mit ſich, daß die Einſamkeit ſeines Zimmers, wo er ſich ſonſt in ſeinen Stimmungen am liebſten zurechtgelegt hatte, nicht mehr zureichen wollte, ihn zu beruhigen. Es trieb ihn jetzt mehr zur Zwieſprache und Mittheilung, und hierzu fand er ſich am liebſten bei Ludwig und Lina ein. Er traf ſie die meiſten Abende zu Hauſe, oder holte ſie zu Spaziergängen in die reizende und wechſelreiche Umgebung der Stadt ab.

Ungünſtigerweiſe, wo er gerade von mehren Tagen her ſo voll für die Mittheilung war, fand er am nächſten Abende das Freundespaar im Begriff, einer Einladung zu folgen. Lina war ſchon, als er eintrat, mit ihrem Anzuge fertig, bis auf den Schmuck, den ſie eben noch um den Hals legte; wobei ſie dann und wann einen Blick in das ſauber geſchriebene Heft von Hermann gethan hatte, das neben dem Spiegel lag.

Guten Abend, Hermann! rief ſie ihm entgegen. Eben bin ich an dem ſchönen und tiefen Gedanken in Agathon's Rede, der mir auch apropos kommt. Den Gedanken, meine ich, daß Liebe alles Fremde aus uns entferne, und uns mit Dem erfülle, was uns verwandt iſt.

Gut, Lina! erwiderte er lächelnd. Der Gedanke wird auch Ludwig recht kommen, und er wird ſagen, wir müßten die Franzoſen, dieſe Fremden, aus dem Land entfernen und es mit der altangeſtammten Fürſtlichkeit erfüllen. Das ſei eben die Vaterlandsliebe.

Geh' mir mit deiner Politik! rief ſie. Die iſt mir fremd und muß aus unſerer Unterhaltung entfernt werden. Mein Apropos iſt ein anderes. Was denkſt du mit deinem Abend anzufangen? Wir ſind leider! ausgebeten. Weißt du was? Du könnteſt endlich zum Staatsrath Müller gehen. Er hat dir ja die Abendſtunden freigeſtellt, und du vergiſſeſt es immer.

Was haſt du nur mit Müller, Lina? fragte er verwundert.

Nicht wahr, ich quäle dich? Aber, höre! Das iſt eben mein Apropos. Ich muß immer an ihn denken, wenn ich aus dem „Gaſtmahl“ leſe. Du verdankſt doch ihm die Anregung zu deiner Arbeit. Und da ich ſelbſt ſoviel dabei gewinne und dir ſo unendlich viel Dank ſchuldig werde, ſo möchte ich dich gern durch deinen dankbaren Beſuch bei dem Staatsrathe — nach Agathon's Ausdrucke — von allem fremden Danke leer machen, um dich mit meinem ſchweſterlichen, alſo dir mehr verwandten Danke zu erfüllen.

Ah! ganz charmant! rief Hermann. Du willſt alſo — die Liebe in Perſon vorſtellen, die dort leer macht, hier erfüllt! Ich gratulire dir, und bitte, mich ja nicht zu zu kurz kommen zu laſſen!

Und du willſt einen Necker vorſtellen, und einen Böſewicht machen! erwiderte ſie verlegen und ihren Putztiſch abräumend.

Nein, nein, ich habe ganz Anderes vor! verſetzte er. Ich ſehe, du entwickelſt alle Tage mehr männlichen Geiſt mit weiblicher Seele. Du gehörſt alſo zu den vollkommenen Menſchen, von denen Ariſtophanes in ſeiner Rede ſpricht, die beide Geſchlechter vereinigen und übermüthig werden. Ich will alſo Jupiter bitten, daß er jenes Gericht auch an dir ausübe und dich auch in zwei Hälften theile. Und dann nehme ich mir gleich die eine Lina-Hälfte, die ich mir früher ſchon an irgend einer lieben Frau gewünſcht habe. Ich habe pränumerirt.

Ah! entgegnete ſie mit ihren lachenden Backengrübchen, ſo beſcheiden du biſt, ſo wirſt du doch leer dabei ausgehen; denn die beiden Hälften, weißt du, fühlen ſich immer wieder zu einander hingetrieben, und ſo komme ich in deiner Hälfte doch wieder zu meinem Ludwig.

Nein, lachte Hermann, Ludwig kommt zu dir!

Der Genannte trat nämlich eben ein, und mahnte zum Aufbruch.

Hermann begleitete das Paar nach der Wohnung des Friedensrichters Nebelthau in der Königsſtraße. Dann nahm er, um erſt 8 Uhr vorüber zu laſſen, einen Umweg zu Staatsrath Müller.

Dieſer ſaß eben zwiſchen den ſtarken Bänden ſeiner Collectaneen — jener Ausleſe von Notizen, die er aus hundert Schriftſtellern zum Behuf ſeiner Geſchichtſchreibung gemacht hatte. Er war aber ſchon auf die Anmeldung Hermann's mit dem Wegräumen beſchäftigt, und ſagte, als der Eintretende ſeine Störung entſchuldigte:

Nein, nein, salve! Es wollte mir heute doch nicht ſchneiden, und ich mühte mich nur ab, weil ich nicht wußte, was ich mit meiner Vormitternacht anfangen ſollte. Ja, ſehen Sie, ſo geht's einem Weiberhaſſer, wenn er alt und leidend wird, und ſeine kranken, bekümmerten, verdroſſenen Tage ohne Gehülfin, Geſellin, Geſpons hinleben muß, bis ihm ein fremder, kalter Finger die verwelkten Augen zudrückt — eilig, haſtig zudrückt, um nach den Armſeligkeiten zu greifen, die der Arme hinterläßt. Für wen iſt der Hageſtolze ein Gegenſtand der Theilnahme? Für Niemand, außer etwa für die — Etymologen.

Für die Etymologen? fragte Hermann, für die Wortforſcher?

Nun ja, lächelte Müller. Man nennt doch eben ſolch' einen Unbeweibten einen Hageſtolzen. Wie's ihm zu Muth iſt, wie's ihm ſelbſt um's Herz iſt — ob wirklich ſtolz oder oft gar jämmerlich, das kümmert keine Seele; aber woher die Benennung komme — die Rubrik, unter der er ſtirbt, wird rechtſchaffen erforſcht. Ebenſo die engliſche Benennung bachelor. Kommt her vom mittellateiniſchen baccalaria, was ein Gut von zwölf Morgen Landes bedeutet, mit zwei Ochſen zu bebauen, den Beſitzer nicht mitgerechnet, der eben der bachelor iſt. Andere erklären das Wort auch von bas chevalier. Es bedeutet auch einen baccalaureus, einen Gelehrten, der die Anwartſchaft zum Doctor hat. Nun Sie, lieber junger Freund, ſind ja bereits Doctor, und es fehlt Ihnen nur noch die Kleinigkeit einer Frau, um kein bachelor zu werden. Nun kommen Sie, ſetzen ſich hier bequem, und ſehen ſich in einer bücherreichen — frau- und kinderloſen Stube um.

Nehmen Sie aber kein Beiſpiel, ſondern eine Warnung daraus! Oui, oui!

Müller faßte den jungen Freund gutmüthig an der Hand und zog ihn nach dem Sopha. Seine Augen waren entzündet und ſein kindiſcher Mund lächelte zu den launigen Worten, denen die Augen eine krankhafte Thräne zollten.

Solcher Warnung bedarf's nicht mehr, Herr Staatsrath, nachdem Sie mich an das Gaſtmahl der Liebe geſetzt haben, bemerkte Hermann.

Ja? rief Müller, vergnügt die Hände reibend. Haben Sie auch fleißig geſeſſen? Und haben's ſich ſchmecken laſſen?

Wir unterdrücken das gelehrte Geſpräch, das ſich hieran knüpfte, worin Hermann Rechenſchaft von ſeiner Bearbeitung ablegte, und Müller es nicht an Beifall und an Erinnerungen fehlen ließ. Im rechten Augenblicke rückte auch der junge Freund mit der Nachricht über ſeine jetzige Stellung bei Herrn von Bülow und mit der Erklärung heraus, daß er darum die gelehrte Laufbahn nicht aufgeben, ſondern ſich in der Adminiſtration nur verſuchen wolle. — Ich fühle mich jung und rüſtig genug, ſagte er, das Eine zu thun und das Andere nicht zu laſſen. Die Bibel ſagt zwar: Niemand könne zweien Herrn dienen; wozu denn auch das deutſche Sprüchwort ſtimmt: Sich zwiſchen zwei Stühle ſetzen, was ſoviel bedeutet, als zu gar nichts kommen. Aber — ich ſetze mich eben noch nicht, ſondern verſuche mich hüben und drüben; ich will auch noch nicht dienen, ſondern lernen.

Müller misbilligte das Vorhaben nicht, indem er meinte, es ſeien jetzt auch ſo ſchwankende Zeiten, daß man leicht von einem auf den andern Sattel geworfen werde. Oui, oui! rief er, einen Haufen Briefe durchſuchend — ich weiß gar wohl, daß uns jetzt andere Aufgaben erwachſen, als wir bisher ſehr ausſchließend verfolgt haben. Mein Freund Perthes hat nicht Unrecht, wenn er mir ſchreibt — Hören Sie!

„Nie hat es uns an Aufgaben allgemeiner Natur gefehlt; wir haben uns der Wiſſenſchaft, ihrer ſelbſtwillen, hingegeben. War nicht Deutſchland die allgemeine Akademie der Wiſſenſchaften für Europa? Was empfunden und erfunden, entdeckt und gedacht wurde in und außer Deutſchland, wurde von uns gleich aufs Allgemeine bezogen und für die Entwickelung der Menſchheit verarbeitet. Ein Leben immer für Europa gelebt. Reich bemittelt, tief an Charakter, haben wir nie unſere Schätze anzuwenden verſtanden, nie eine gemeinſame Tüchtigkeit und Bildung unſerm Volke gegeben, nie gemeinſame Anſtalten für Nationalehre gegründet. Dennoch kann noch Alles, was wir denken und gedacht haben, Wahrheit und Wirklichkeit erlangen, wenn wir auch handeln lernen. Männer, die nichts als Wiſſen beſitzen, werden ſelbſt mit Geiſt und Kraft — Narren!“

Er blieb einige Augenblicke, während er den Brief nachdenklich faltete, in ſich verſunken ſitzen, bis er dann aufſeufzete.

Ach, ich hab's ja wol auch mit zwei Stühlen verſucht, auf dem Katheder und ſodann in den Staatscabinetten zu Mainz und zu Wien. Aber, Eines hat mir immer gefehlt; ich weiß es, und — laſſen Sie mich's nicht ſagen: die Welt ſagt's ja laut genug! Aber wenn es Ihnen nicht fehlt, theurer junger Mann, wenn Sie's beſitzen —

Er faßte Hermann an beiden Schultern, und rief, ihn ſchüttelnd, exaltirt, aber mit gedämpftem Tone:

Halten Sie es hoch, halten Sie es höher als Geld, als Ruhm, als das Leben — ein muthiges Herz, meine ich, mon ami, ein Herz voll Muth, und ſetzen Sie das Leben an Ihre Ueberzeugung, an die Wahrheit, an das Wohl der Welt! Ach —!

Er ſank, die Hände gefaltet, in die Kiſſen zurück; er hatte ſich in Thränen geſprochen, und athmete keuchend. Nach einer Weile beruhigter Aufregung fuhr er gefaßt, mit ſanfter Rührung fort:

Und was hat man von aller Angſt oder Vorſicht, wenn's denn doch mit uns zu Ende geht? Ich habe mich vor allem äußern Anſtoß an die Macht der Erde gehütet, um meine Tage zu ſparen, um das liebe Leben nicht als Capital zu wagen, und nun hab' ich's als Rente verzettelt, habe mich innerlich verzehrt. Ich ſtehe erſt in meinem 57., und der Himmel weiß, ob ich's noch bis zum nächſten Mai bringe, und ein neues Aufblühen erlebe — wenigſtens der Natur, wenn auch nicht der Nation!

O gewiß, Sie werden es! rief Hermann lebhaft bewegt. Ihr Leben wird ſich noch einmal erneuern. Das 56. Jahr iſt ein Stufenjahr; es war Ihr achtes Septennium; die ſchwere Krankheit, die es Ihnen gebracht, war eine Uebergangskriſe, ein Knoten, möcht' ich ſagen, in dem Fruchthalm Ihres Lebens, und nun wird eine vollere Aehre ſprießen. Auch den verlorenen Muth des Herzens können Sie wieder gewinnen durch einen freien Aufſchwung der Feder. Beflügeln Sie die Jugend Deutſchlands! Alle Männer von Vorausblick erwarten vom nächſten Jahre 1809 einen großen Umſchlag der Verhältniſſe.

Ich weiß, was man von Oeſtreich erwartet, verſetzte Müller leiſe und mit Winken zur Vorſicht; aber ich weiß auch, daß die Regenten des öſtreichiſchen Hauſes es ſelten verdienten, Beherrſcher von Deutſchland zu ſein, wovon mir unter Anderm einer der ſtärkſten Beweiſe erſcheint, daß ſie es eben nicht geworden ſind. Ich weiß auch, was man will, und daß man ſehr uneinig iſt über — ein einiges Deutſchland. Die Einen wollen es innig, einzig wie unter dem kraftvollen Heinrich III., unter Barbaroſſa, Rudolf von Habsburg; Andere ſind für eine Centraliſirung unter großen Maſſen — einen Dualismus von Oeſtreich und Preußen nach dem Laufe des Mainſtroms.

Nun ja, fiel Hermann ein, viele einſichtsvolle Männer glauben, der ſchwere Druck der Gegenwart ſei einer umfaſſenden Löſung von alten Uebeln günſtig, einem Ende der Verſchwendung, der Jagdwütherei, der Miniſter- und Kanzleiveziere, der Judenfinanziers, des Seelenverkaufs u. ſ. w.

Glauben Sie mir, erklärte Müller, auch vereint wie England und Frankreich würde aus dem Deutſchen nicht, was dieſe weſtlichen Nachbarn ſind. Klima, Organiſation, das elende Bier, die wenige Theilnahme an Welthändeln, hindern es. Der etwas phlegmatiſche Staatskörper muß in jedem ſeiner Theile ſelbſtändiges Leben haben; von *einem* Haupte würde die Verbreitung zu unmerklich ſein.

Das verhüte der Himmel, hoher, edel geſinnter Mann, rief Hermann aus, daß Sie nach verlorenem Muthe des Handelns auch noch den Muth des Hoffens aufgeben ſollten! Erzählen Sie uns Hoffenden lieber die Erlebniſſe Ihrer Vergangenheit. Geſammelt werden ſie in den Herzen der deutſchen Jugend einen Brennpunkt finden und entflammen — dieſe Erlebniſſe.

Etwas betroffen entgegnete er:

Ich bin zu müde, die Abenteuer meines Lebens zu beſchreiben. Herausgeworfen bin ich aus meinem Lebensplan. Ob was ich thue beſſer und nöthiger iſt, ob es für lange oder immer ſo iſt — das weiß Alles nur Gott. Uebrigens habe ich nie mehr gefühlt, daß der Menſch, was er iſt, von innen heraus iſt. Aber ich will Sie nicht abhalten, unter die Fahne der Muthigen, Entſchloſſenen zu treten. Ich will Sie in den kleinen Kreis meiner vertrauten Freunde führen, wo Ihre Seele friſcher aufathmen wird, als in meiner einſamen Krankenſtube. Kennt Sie ſchon mein lieber Simeon, der Miniſter?

Nein, antwortete Hermann. Aber ich verehre ihn. Er hat auch im Staatsrathe für meinen Gönner, Herrn von Bülow, ſo nachdrücklich geſprochen. Ich wünſchte wol ihm meine Verehrung zu bezeigen.

Gut! fuhr Müller fort. Sie müſſen ihm in Ihrer jetzigen Stellung ohnehin Aufwartung machen, und ich gebe Ihnen ein Billet zur beſondern Empfehlung mit. Ich ſchreibe und ſchicke Ihnen einige Empfehlungen an vortreffliche Männer. Sie müſſen den geiſtreichen Staatsrath Leiſt, den wackern Herrn von Wolffradt in ſeinen Tabackswolken, den jungen Jakob Grimm, Staatsraths-Auditor, eine herrliche deutſche Hoffnung, kennen lernen. Nur — laſſen Sie Ihren Jugendmuth nicht ohne Zügel. Sie ſind eingeweiht, wie ich vermuthe, in die preußiſchen und heſſiſchen Verbindungen; vergeſſen Sie ja keinen Augenblick die Gefahren, die jeden Einzelnen treffen, der im Gefühl einer Verbindung mit Vielen, übermüthig, oder allzu vertrauend wird! Setzen Sie zwei Genien vor den Ein- und Ausgang Ihrer Myſterien — die Vorſicht, die mit himmelblauen Augen heiter umherſchaut, und jenen herrlichen Genius, der mit tiefem, dunkelm Blick den rechten Zeigefinger auf die geſchloſſenen Lippen drückt. Vor allem laſſen Sie ſich von der Geld- und Genußſucht unſerer Tage nicht verlocken. „Divitiae grandes homini sunt — vivere parce, aequo animo.“ („Mäßigkeit und Gleichmuth ſind große Reichthümer für den Menſchen.“) Doch — Sie ſind ja Philoſoph und von Fichte's ſtrenger Schule, und wiſſen ſchon, was ich noch dieſe Tage einem Freunde ſchrieb: „A quoi servira toute notre philosophie, si elle ne peut pas nous consoler de n'avoir peut-être que 50 à 60,000 écus et la perspective d'un ou de deux baillages.“

Hermann hatte ſich erhoben, indem er, ſehr bewegt, des gutmüthigen Mannes Hand ergriff. Müller umarmte ihn mit den Worten:

Adieu, mein Sohn! Gehen Sie dann recht bald zu meinem Simeon. Nur — ja nichts bei ihm von unſern deutſchen Beſtrebungen! Er dient einem Napoleon und iſt ein Mann von ſtrenger Rechtſchaffenheit. Adieu! — Nein, noch einen Augenblick! Ich pflege, wie Sie wiſſen, meinen jungen Freunden gern als Gaſtgeſchenk eine Kleinigkeit aus meinen Erfahrungen mitzugeben. So ſage ich Ihnen denn: Erſtürme nicht, was ordentlich erobert werden muß, festina lente, eile mit Weile, und ſei zweitens verſichert — unſer Beſtes muß aus uns, und nicht von Andern in uns kommen. Und ſomit Gott befohlen, mein junger, lieber Freund!

Zehntes Capitel.

Unverſtandene Liebe.

Von einem ſo pünktlichen Manne, wie Müller war, blieben die zugeſagten Empfehlungshandbriefe nicht lange aus. Hermann nahm ſich dann auch vor, den ihm beſonders nahe gelegten Beſuch bei Miniſter Simeon nicht zu verſchieben, um zugleich ſeinem eigenen innern Drange der Ehrerbietung genug zu thun.

Heut Vormittag nahmen ihn aber Geſchäfte in Anſpruch, und ſchon in der Frühe hatte ihm Lina sagen laſſen, daß ſie ihn im Laufe des Tags zu einem unverſchieblichen Ausgang in die Stadt erwarte. Er machte ſich daher für den Nachmittag frei. Als er zu ihr kam, erklärte ſie ihm, die Appellationsräthin Engelhard wünſche ſich mit ihnen zu berathen, und zwar, wie es ſcheine, über einen Gegenſtand, für den ſie beſonderes Vertrauen zu einem Philoſophen habe.

Lina verſteckte unter dieſem Scherz eine gewiſſe Befangenheit, die dem Freunde hätte verrathen können, daß ihr die Angelegenheit bekannter ſei, als ſie es Wort haben wollte.

Die Räthin empfing Beide in ihrem Zimmer allein, und ſorgfältiger als ſonſt gekleidet, was dem Ehrengaſte des Hauſes, dem Landſtande Nathuſius, gelten mochte. Ihr Mann war in einer Gerichtsſitzung abweſend, und die Töchter ließen ſich nicht ſehen. Die Stille und der leiſe Geruch eines ſchon abduftenden feinen Rauchpulvers ſetzten die Wohnung in eine gewiſſe Feierlichkeit, die unvermerkt auf die Eintretenden überging. Die Räthin geſpannt, Lina bewegt, Hermann erwartend brachten ſie keine leichte Unterhaltung zu Stand, noch weniger in Gang, und Frau Philippine rückte daher mit ihrem Anliegen heraus.

Es betraf eben den Ehrengaſt Nathuſius. Der reiche Fabrikant hatte ſich erklärt, und um die Hand einer der Töchter angehalten. Dieſe Hand, wie er ſich mit Rührung ausgedrückt hatte, ſollte ihm eine ſo liebevolle, glückliche Häuslichkeit ſchaffen, als die ſei, worin er ſich jetzt ſo unausſprechlich wohl und heimiſch fühle.

Es iſt ein herzensguter, edeldenkender und ſehr gebildeter Mann, verſicherte die Räthin. Er kam über ſeine Weichmüthigkeit, als er ſich mir offenbarte, ein wenig in Verlegenheit, und ſetzte gleich lächelnd hinzu, er wünſche ſich einen Ableger von dem Engelhard'ſchen und engelhaften Paradiesbaum für die weite Steppe ſeines großen Geſchäftsbetriebs, wo es ihm bisher an einer Oaſe der Liebe, an einer ſchattigen, quellenreichen Ruheſtätte der Herzensinnigkeit gefehlt habe. Kurz, er wurde ganz poetiſch, woraus ich ſah, wie innig er es meinte.

Hermann, vor dem Eintritt in das feierliche Haus ſehr heiter aufgelegt, brachte in dieſer rückkehrenden Stimmung unbefangener, als es die Mutter erwartet haben mochte, ſeinen Glückwunſch und die lächelnde Frage vor, welche von den ſieben Liebenswürdigkeiten der wackere Mann als Setzling in den fruchtbaren Boden ſeines Geſchäfts zu verpflanzen dächte.

Die Räthin mußte ſich von einer leiſen Empfindlichkeit über dieſen ſcherzhaften Ton einen Augenblick erholen, und ſagte dann:

Das iſt es eben, Herr Doctor, und darum habe ich mir eben Ihren angenehmen Beſuch gewünſcht, gerade darum. Sie haben jüngſt ſo ſchöne und tiefe Worte über die Ehe geſprochen, die Ihnen gewiß aus dem Herzen gekommen ſind, und hier haben wir nun den Fall, daß Herr Nathuſius ſich für keines meiner Mädchen apart erklärt hat, ſondern uns überläßt, welche von den Sieben ſich am eheſten entſchließen möchte, ihn zum glücklichen Mann zu machen. Die Wahl ſcheint ihm mithin ſchwer zu werden, und — fehlt es da nicht an dem Fundament einer guten Ehe, an der entſchiedenen Liebe? Sehen Sie, das iſt für mich ein ſchweres Bedenken!

Sie meinen, Frau Räthin, ein ſolches Werben auf Gerathewohl dürfte weniger wohl gerathen, verſetzte Hermann, und Lina, indem ſie ihm verſtohlen ein ernſthaftes Geſicht vormachte, nahm das Wort:

Er überläßt alſo jedem andern Bewerber die Vorhand? Und freilich würde ihm die Wahl leichter werden, wenn erſt Einer oder der Andere die Gegenſtände ſeiner Wahl vermindert hätte.

Sie brach erſchrocken ab, und Hermann ſprach mit ruhigem Ernſte:

Ich ſehe die Sache anders an, und glaube auch das Herz des Mannes aus einigen Aeußerungen verſtanden zu haben. Er macht ſich bei der Jugend Ihrer Töchter Scrupel über ſein vorgerücktes Alter, und nicht ſowol, daß ihm die Wahl ſchwer werde, fürchtet er vielmehr, daß ſeine Wahl der Geliebten wehthue. Und zu dieſer Aengſtlichkeit kommt eine ebenſo zarte Achtung, die ihn abhält, das Gewicht ſeines Reichthums und Anſehens mit in die Wagſchale ſeiner Bewerbung um die Eine zu legen. Er mag vielleicht denken, Eine der Andern könnte mehr Neigung für ihn haben, als gerade die von ihm Begehrte, und ſcheut ſich doch, nach einer abſchlägigen Antwort dieſer Einen ſeinen Antrag auf eine nächſte Schweſter zu übertragen. Dies würde ſich allerdings auch etwas beſchämend für ihn und die Töchter ausnehmen.

So meinen Sie? erwiderte die Räthin. Das iſt 'was Anderes, und doch — ſieht es eigentlich nur anders aus; der liebe Mann hat hiernach ſehr viel Zartgefühl, aber — das iſt ja doch noch keine Liebe.

Vielleicht hofft er, verſetzt Hermann, daß Diejenige, die er im Stillen liebt, ihn verſtanden habe, und wünſcht nur, ſich durch ihre freiwillige Erklärung auf ſeine allgemeine Bewerbung von ihrer wirklichen Gegenneigung zu überzeugen.

Alſo, Sie meinen, daß er doch eines meiner Mädchen beſonders im Sinn habe? wendete Philippine ein. Wenn nun aber die Erwartung fehlſchlüge, und eine andere meiner Sieben, als die von ihm geliebte, empfände Neigung genug zu dem braven, lieben Manne, um die

Allen geltende Bewerbung für ſich anzunehmen: fiel dann ſeine wirkliche Liebe nicht in die Brüche?

Nein! lächelte der junge Philoſoph. Er übertrüge ſie nur auf die dafür empfängliche Tochter. Die Liebe des Mannes, wenn ſie ſich meiner frühern Betrachtung erinnern, iſt ja von der Natur zur Wahl und Werbung nach allen Seiten getrieben, freier als die abwartende, empfangende Liebe der Frau. Ein edler Mann, reif an Sinn und Seele, und der das menſchliche Herz kennt, beſitzt die volle, ſich ſelbſt beherrſchende Macht der Liebe, die das liebenswürdige Weib, wo ſie es findet, ergreift, und wenn er Gegenliebe findet, es beglücken kann. Seine Liebe iſt nicht mehr die des Jünglings, die wie ein Erdfeuer auf Gerathewohl da oder dort vulkaniſch aus dem Boden ſchlägt, und oft verzehrt, was ſie erreicht; ſie iſt das gemäßigte, gemeſſene Herdfeuer, das ſchicklich übertragen werden kann, und ein heiliges Feuer wird, wenn im Lauf der Jahre die qualmenden Stoffe gelöſt und entwichen ſind, und die Treue den häuslichen Herd zu einem Altar der vollendeten Menſchheit einweiht. So denken Sie ſich das Herz unſers werbenden Freundes, gleich empfänglich für die, wenn auch unterſchiedene, doch gleich anziehende Liebenswürdigkeit Ihrer Töchter. — Keine derſelben hat ſich alſo ſchon erklärt?

Nein, wie Sie ſich denken können! entgegnete die Mutter. Alle ſchwärmen für den lieben und ſtattlichen Mann, doch an perſönliche Herzenszuneigung hat noch keine gedacht. Inſoweit wir aber die Bewerbung für ein Glück und für eine Ehre anſehen, iſt die Liebe der Schweſtern zu einander ſo groß, daß jede zu Gunſten der andern zurücktreten möchte. Ja, wenn wir wüßten, für welche der Sieben, oder doch der drei Aelteſten, Herr Nathuſius den meiſten Zug hat?

Ich glaube mich nicht zu irren, erklärte Hermann, daß er ſich am entſchiedenſten von Ihrer Thereſe angezogen fühlt.

Von Thereſen? rief die Räthin erſchrocken. Juſt von meiner Thereſe?

Nun ja! Warum nicht? Könnten die kleinen Eigenthümlichkeiten, mit denen ſie ſich unter den Schweſtern auszeichnet, in ſeinen Augen nicht zufällig für beſonders anſprechende Vorzüge gelten?

Und Sie ſagen das — Sie ſelbſt ſo ruhig, ſo —! rief die Räthin, in bekümmerter Empfindung ſich ſelbſt vergeſſend, wehmüthig aus.

Ich verſtehe Sie nicht, liebe Frau Räthin! ſagte Hermann befremdet, und Lina, die ſich bei der Beſprechung etwas blöde hielt, fiel jetzt lebhaft ein:

Die Frau Appellationsräthin meint nur, lieber Hermann, du ſagteſt das mit ſoviel Ruhe und Zuverſicht, als ob gerade Thereſe ihn auch am eheſten beglücken könnte, weil er ſie den Andern vorzieht.

Die Mutter, ihren Empfindungen noch immer nicht mächtig, nickte nur beiſtimmend, und Hermann verſetzte lebhaft und mit Wärme:

Ja, dieſe Zuverſicht hab' ich auch. Thereſe hat in ihrem ganzen Weſen etwas Ernſtes, Sinniges voraus. Ja, in ihren Augen dämmert ein von Liebe und Sehnſucht bewegtes Herz, das nur die Hand eines ſo edeln weltwirkſamen Mannes zu ergreifen braucht, um ſich in ſeiner eigenen Macht, in ſeinem eigenen Werthe zu verſtehen, und in dem Glück und Schaffen des Gatten ſich froh und befriedigt zu finden.

Dieſe Worte machten den wunderſamſten Eindruck auf das mütterliche Herz. Die ſchöne Anerkennung ihres Kindes traf mit einer getäuſchten Erwartung zuſammen. Die warme Einſicht des jungen Mannes in ein liebenswürdiges Geſchöpf ohne alle Empfänglichkeit des Herzens für daſſelbe, die Erkenntniß der erwachenden Liebe des Mädchens ohne alle Ahnung, daß dieſe Neigung ihm ſelbſt gelte, wirkten wohlthuend und verletzend zugleich. Die gute, einfache Frau konnte dieſer widerſpruchvollen Aufregung der Seele ſo wenig Herrin werden, daß ſie ſich an Lina's Bruſt warf und ſchmerzlich ausrief:

Was ſagen Sie, liebe Freundin, zu ſolcher Anerkennung! Ach ja, mein Engel Thereſe hat ein liebreiches Herz, ſie hat es! Daß man doch mit einem klaren Kopf, mit einer barfüßigen Logik ſoviel erkennen kann! Ach, was unſere jungen Herren doch heut ſo einſichtsvoll und ſcharfſichtig ſind! Nicht wahr?

Und ſich raſch zu Hermann wendend: Verzeihung, hochgeſchätzter Herr Doctor! Sie haben mich doch ſehr beruhigt in dieſer ernſten Familienangelegenheit. Ich danke Ihnen! Ich hatte doch gleich viel Vertrauen zu Ihrer Einſicht. O ja, ich kann mich nun doch viel eher mit meinen Kindern berathen. Denn mein Mann hält dieſe Bewerbung für eine Sache der mütterlichen Inſtanz, und behält ſich ſeinen Rath und ſein Urtheil für den Fall offen, daß die Verhandlungen in appellatorio an ihn gelangen.

Indem trat Thereſe blaß und verzagt ein, grüßte erröthend Hermann und Lina, und ſagte mit leiſer, bebender Stimme:

Herr Nathuſius läßt fragen, ob er ein Stündchen herüberkommen dürfe.

Frau Philippine war beim Anblick des Kindes ſehr erſchrocken. Die haſtige Bewegungen, womit ſie an ihrem Halstuch und an der Haube zurechtrückte, während Thereſe ſprach, verriethen ihre innere befangene Unruhe und die Bemühung, ſich zu faſſen. Sie konnte auch nicht gleich antworten, ſondern zog die Tochter an ihre Bruſt.

Eine Thräne fiel auf die Stirne des Kindes und überlieferte, wie es ſchien, das Leid des Mutterherzens dem ahnenden Verſtändniß der Tochter. Denn Thereſe, einen Augenblick erſchüttert, erhob ſich mit Anſtrengung, und ſtand wie geſtreckt vor der Mutter.

Geh', mein Kind, ſagte dieſe mit Faſſung, und ſage ihm — nun ja, du weißt ja ſelbſt, — Herr Nathuſius iſt uns ſehr angenehm. Empfang' ihn aber hier nebenan, unterhalte ihn freundlich, ſetze dich zu dem lieben Gaſt und ſag' ihm, ich käme gleich.

Thereſe verneigte ſich mit niedergeſchlagenen Augen gegen den Beſuch, und ging in ſtolzer Haltung nach der Thür. Nur die Mutter bemerkte, daß ſie, ſchwer aufathmend, ſich einen Augenblick an die Thürpfoſte hielt.

Lina wollte nun nicht länger bleiben und nahm Abſchied. Allein, die Räthin bat ſie und Hermann, nicht ſo zu eilen; es ſei ihrer Tochter gut, wenn ſie den lieben Gaſt etwas länger unterhalten müſſe.

Sie waren aber heut ungewöhnlich ſtill und ſogar etwas feierlich, liebe Lina? ſagte ſie beim Aufbruch, und Lina verſetzte mit einer leichten Befangenheit:

Ich habe ſo meine Betrachtung angeſtellt, wie ſchwer man es mit der Liebe und Ehe nehmen kann, und wie leichtfertig es doch gewöhnlich damit genommen wird. So unerſchöpflich die Liebe in ihren Verbindungen erſcheint, ſo unerforſchlich bleibt ſie in ihrem Weſen.

Ganz recht, liebe Lina! fiel Hermann ein. Sie beſchäftigt den menſchlichen Verſtand nicht weniger, als ſie das menſchliche Herz in Beſchlag nimmt. Und beide, Herz und Verſtand, liefern auch Thoren genug zur Vaſallenſchaft der Liebe. Drum ſollte man es eigentlich mit dem perſiſchen Dichter Rumi halten, wenn er ſingt:

Was die Lieb' ſei, was Geliebtſein, forſche nicht!
Nimmer lernſt du's, wenn's die Lieb nicht ſelber ſpricht.
Was die Sonn' ſei, Keiner ſagt's, als ſie allein.
Drum verlangt dich zu ihr hin, ſo blick' hinein!"

Ach, das iſt recht ſchön, und ſo wahr! rief die Räthin aus. Das „Blick' hinein" geht auf die Sonne und auf die Liebe. Wiſſen Sie was? Schreiben Sie mir's auf! Ich will's als Wahlſpruch meinen Sieben vorlegen, um ſich für den guten Herrn Nathuſius im Herzen zu prüfen. Blickt hinein! will ich ihnen ſagen.

Sie holte Schreibzeug herbei, und flüſterte ihm zu:

Nicht wahr, die Bewerbungsart des lieben Herrn bleibt unter uns, lieber Freund?

Hermann drückte ihr die Hand und nickte ihr freundlich zu. Während er ſchrieb, raunte ſie Lina in's Ohr, indem ſie nach Hermann blinzte:

Auch Das wegen meiner armen Thereſe bleibt unter uns Beiden.

Lina umarmte ſie und empfahl ſich mit dem Freunde, als dieſer fertig war.

Unterwegs ſprach ſich Hermann mit lebhafter Achtung über die Mutter Engelhard aus, die nicht wie hundert andere Mütter eine für ihre Verhältniſſe ſo glänzende Bewerbung mit beiden Händen ergreife, ſondern ſich um den „Nebenartikel" der Liebe und Gegenliebe bekümmere.

Sie wurde ja ordentlich wehmüthig und ärgerlich zugleich, lächelte er, als ich ihr meine Meinung nicht gleich klar machen konnte.

Auf dieſe Aeußerung verſtummte Lina einige Augenblicke. Sie war wunderbar bewegt — eigentlich ſo ſeelenvergnügt über Hermann's blinde Unbefangenheit, daß ſie ihn gern damit geneckt und beſchämt hätte. Doch ein ängſtliches Gefühl hielt ſie davon ab, und ſie überredete ſich, daß ſie der lieben Thereſe zu ſchweigen ſchuldig ſei. Sie verſetzte nur lächelnd und zerſtreut:

Deine Meinung? O lieber Hermann — ſollteſt du dich nicht geirrt haben? Indeß fuhr der Freund bereits fort:

Ich habe ihr deswegen abſichtlich den „Forſche nicht"-Vers gegeben. Du hatteſt ganz Recht, Lina: wer kann alle die abweichenden Verbindungen berechnen, die durch Liebe zu Stande kommen — die wunderbarſten und die wunderlichſten! Die Liebe iſt die freieſte Macht der Seele, oder ſie iſt die freie Seele ſelbſt; aber es ſcheint über ſie verhängt zu ſein, daß ſie ihr Glück nur wagen kann — verlaſſen von aller Berechnung und oft auch vom leiſen Vorgefühl des Rechten. Drum lacht ja, wie ſchon die Alten ſagten, Jupiter über die Schwüre der Verliebten. Und er ſelbſt, der lachende Gott, iſt ſeiner Welt ironiſch genug mit Vorbildern zweibeiniger, vierfüßiger, gefiederter und goldregentropfender Liebe vorausgegangen. Seitdem hat eine hohe Seele ätheriſche Flügel, indeß der rohe Sinnenmenſch, wie der verſtierte Gott, einer junoniſch geſchminkten Europa nachrennt, und der reiche Geck um eine Danaë mit Goldſtücken buhlt, die er in ihren Schoos ſchüttet. Was an der Liebe ſich berechnen läßt, iſt eben nur die Miſchung ihrer ſinnlichen Beſtandtheile, und es bleibt faſt nur eine Fügung oder ein Zufall, daß ein Liebender ſeine beglückende und ergänzende Hälfte finde.

Ludwig war noch nicht von ſeinem Geſchäft zurück, als Beide in der Wohnung ankamen. Hermann wollte ſeit kurzem eine trübe Niedergeſchlagenheit an ihm bemerkt haben und fragte, ob ihm etwas fehle oder begegnet ſei, was ihn verſtimme. Dies berührte eine wehe Stelle in Lina's Herzen.

Sie war nämlich, ſeitdem ſie Luiſens Argwohn gegen ihre Freundſchaft für Hermann abgefertigt glaubte, deſto ängſtlicher und nachdenklicher über ihr eigenes Herz geblieben. Ihre Empfindung für den Freund täuſchte ſie über den zunehmenden Trübſinn ihres Mannes, und gab ſeiner Verſtimmung eine falſche Auslegung. Sie fürchtete Ludwig's Vertrauen verwirkt zu haben, und hielt nun aus falſcher Scheu mit dem ihrigen gegen ihn zurück, ſodaß ſie ſich in den ſonderbarſten Kampf mit ſich ſelbſt verwickelte. Sie liebte ihren Mann, und war ſich deß mit allem weiblichen Stolze bewußt. Auch hatte er ihr in Bezug auf Hermann noch keine bedenkliche Silbe geäußert. Sollte ſie dennoch den lieben Freund mehr von ſich entfernen? Aber, da er ſelbſt durch ſein Betragen keinen Grund dazu gegeben, unter welchem Vorwande ſollte ſie es thun? Ihm etwa geſtehen, ſie traue ihrer eigenen Neigung für ihn nicht? Oder ihren Mann in den Schein einer lächerlichen Eiferſucht ſtellen? Beides unmöglich! Und um ſich mit ihrem Ludwig zu verſtändigen, ſollte ſie ihm etwa zur Beruhigung betheuern, daß ſie frei von Zuneigung für den Freund ſei, oder ihm reumüthig bekennen, daß ſie nicht ganz frei ſei? Sie konnte nicht einig mit ſich ſelbſt werden, und die Zweifel, die manche einſamen Stunden ihrer einfachen Häuslichkeit trübten, waren am andern Tage wie flüchtige Wölkchen am heitern Himmel ihrer Seele auch wieder verſchwunden. Was blieb ihr in dieſer Verwirrung übrig, als zu ſchweigen und über ſich ſelbſt zu wachen? Und hiermit traf ſie es auch in der That. Denn wirklich war es nur das anſtrengende Geſchäft und die ängſtliche Heimlichkeit der kurfürſtlichen Partei, was Ludwig's Geſundheit angriff und ihn verſtimmte.

Von robuſtem Ausſehen, aber ſehr reizbarer Conſtitution, hatte es Ludwig, bei nur mäßiger Begabung, durch Fleiß und Anſtrengung zu der Thätigkeit gebracht, durch die er Anerkennung und Beförderung erlangte. Da es ihm dabei nicht an männlichem Ehrgeiz fehlte, ſo ward er ſeinem Miniſter Simeon, der beide Departements des Innern und der Juſtiz zu organiſiren und zu verwalten hatte, mit jedem Tage durch den Eifer angenehmer, mit dem ein ſo brauchbarer und zuverläſſiger Arbeiter allen Geſchäften und Aufträgen entgegenkam. Begreiflich, daß ſolche Anſtrengung ſehr bald auf ein ſolches Naturell durch körperliche Störungen zurückwirkte.

Könnte ich ihm beiſtehen, könnte ich ihn erleichtern! rief Hermann aus, als ihm Lina ihre Vermuthungen und Ludwig's Aeußerungen mitgetheilt hatte. Aber, höre Lina! Wir wollen uns vereinigen, für ihn zu ſorgen. Wir wollen ſeinen Eifer mäßigen, ſein Gemüth erheitern. Was ihn erfreuen, erheben könnte, wollen wir ihm entgegenbringen. Er ſoll öfter Urlaub nehmen, auf euern Landſitz gehen oder kleine Reiſen thun. Vielleicht wäre ihm der Gebrauch eines Bades zu rathen. Nicht wahr? Oder was denkſt du ſonſt noch, was ich dabei thun könnte?

Er ſtreckte ihr, wie Hülfe anbietend oder Aufträge fodernd, ſeine Hände entgegen, und ſie, beide lebhaft ergreifend, rief er aus:

Ja, Hermann, das wollen wir! Vereint überlegen; ohne ihn ſeines Trübſinns zu berufen, was er nicht gern hat, wollen wir lauſchen, was ihm erfreulich wäre; bedenken, wozu wir ihn ſtimmen könnten. Wir lieben ihn ja, und — nicht wahr, Hermann, gerade in dieſer Liebe für Ludwig beſteht ja unſer Beider herzliches und trauliches Einverſtändniß?

Gewiß, gewiß, Lina! rief er, und zog ſie einen Augenblick ſeiner ſchwärmeriſchen Erhebung an ſeine Bruſt.

Sie entzog ſich ihm erröthend, und beide zarten Hände auf der ſtürmiſchen Bruſt faltend ſagte ſie etwas verzagt und kleinlaut:

Und weißt du, was ich mir ſchon ausgedacht habe? Daß du heirathen mußt. Schon dein Verlöbniß brächte ein neues Intereſſe in unſer ſtilles Haus, wir kämen in eine beſſere Stellung zu einander. Nein, misverſtehe mich nicht mit deinen Augen! Ich meine nur, es brächte meinen Ludwig dahin, mehr aus ſich herauszugehen; er müßte wieder galant ſein, wie er gegen mich als Braut war. Unſere Freundſchaft wäre dann gepaart, unſere Liebe überkreuzte ſich; Ludwig müßte aus Aufmerkſamkeit, aus Artigkeit gegen die Braut oder Frau des Freundes Manches thun und laſſen, was er um ſeiner Frau oder des Freundes willen nicht thut.

Indem ſie dies und noch mehr immer lauter und lebhafter ſprach, kam ſie unter Hermann's groß und ſinnend auf ihr ruhenden Augen in immer zunehmende Verwirrung. Sie glaubte ſich in ihrer heimlichſten Empfindung durchſchaut, und ſprach immer haſtiger von ihrem Glück mit Ludwig, von ihren heiligen Wünſchen für den Freund, von ihrer Hoffnung eines reinen, edeln Bundes der Freundſchaft — immer eifriger, wehmüthiger, bis ſie, von ihrer Angſt und Rührung erſchüttert, ſich laut weinend an ſeine Bruſt warf, als ob ſie ihre Thränen und ihr klopfendes Herz vor ſich ſelbſt verbergen möchte.

Hermann ſchloß ſie feſt in ſeine Arme; eine ängſtliche, ahnungsvolle Theilnahme an dem Seelenzuſtande der Freundin mäßigte den Eindruck und Zauber ihrer reizenden Hingebung und das Entzücken, das ihn im erſten Augenblick durchbebte. Er küßte ihre Stirne und ſprach, von ſtürmiſchen Empfindungen bewegt:

Ich habe dich verſtanden, Lina! Unſere Freundſchaft beunruhigt deinen Ludwig. — — Nun, was thun? Laſſen kann ich dich darum nicht, entbehren dich und Ludwig nicht. Wie ſoll ich mich zu euch ſtellen, um euern Frieden nicht zu trüben, dir dein Glück nicht zu ſtören? — — Heirathen? Geh' doch, es iſt dein Ernſt nicht! Und dennoch —! Ja, du haſt Recht: damit löſte ſich aller Misverſtand, alles Mistrauen. Und — es wäre freilich auch das Leichteſte. — Oder doch das Einfachſte. — — Nun ja, Lina, es läßt ſich überlegen. Um dich zu behalten — warum ſollt' ich nicht heirathen können? Ja, Lina, ich will's überlegen, und du hilfſt mir ſuchen. Du! Du willſt mich doch wol auch behalten; drum hilf mir zu 'ner Frau! Adieu, Schweſter meines Herzens! Ich will gehen, ehe Ludwig kommt!

Er drückte ihre beiden Hände an ſeine Lippen, an ſeine Bruſt, und eilte fort. Sie blickte ihm nach, als erwarte ſie noch einen Gruß, und wirklich ſah er an der Thür ſich noch einmal um und nickte.

Lina ſchwebte wie getragen nach Ludwig's Lehnſeſſel. Hier ſaß ſie eine Weile nachträumend, und rief dann aufblickend in Hermann's Tone aus:

Ich habe dich verſtanden, Lina!

Sie lachte wie vergnügt darüber, daß er ſie nicht verſtanden habe, und wiederholte nach einigen Augenblicken mit betrübter Kopfbewegung:

Ach nein, du haſt mich nicht verſtanden!

Nach einer Weile, als ſie Jemanden kommen hörte, erhob ſie ſich mit gefalteten Händen, und ſagte, wie aus plötzlichem Erinnern, mit leiſem geheimnißvollen Ton:

Was die Lieb' ſei, was Geliebtſein — forſche nicht!

Elftes Capitel.

Neue Bekanntſchaften.

Hermann war über Nacht noch nicht einig mit ſich geworden, auf welchem Wege der Verſtändigung er Ludwigen am einfachſten und ehrlichſten entgegenkommen möchte, als er ſchon in der Frühe ein Billet von Lina erhielt, worin ſie ihn beſchwor, ja keine übereilte Aeußerung gegen ihren Mann zu thun — und keine Uebereilung gegen ſich ſelbſt.

„Ich habe mich mit Ludwigen verſtändigt", ſchrieb ſie. „Er kam kurz nach dir heiterer als lange nicht nach Hauſe. Sein Miniſter hatte ihn zu einem mündlichen Vortrag in einer von ihm beſonders bearbeiteten Sache mit ſich nach Napoleonshöhe genommen, und der König ihm ſeine Zufriedenheit mit gnädigen Worten ausgeſprochen. Ich war noch ſo bewegt, und durch ſeine heitere Befriedigung aufgemuntert, ſprach ich offen mit ihm von unſerer Verabredung zu ſeiner Erheiterung, und bekannte ihm meine dankbare Herzlichkeit für dich. Da fand ich nun, wie ſehr ich mich in ihm geirrt, als ich ihn dir verdrießlich über unſern Umgang hatte erſcheinen laſſen. Ich bin recht beſchämt darüber, daß ich mich ſo in einer falſchen Aengſtlichkeit bloßgegeben und meinem Ludwig Unrecht gethan habe. Dennoch nehme ich meinen Vorſchlag nicht zurück. Es iſt ja nicht um unſere gemeinſame Annehmlichkeit, ſondern für dein perſönliches Glück, wenn du dich mit einem geliebten und liebenden Weſen zu froher Häuslichkeit verbindeſt oder doch, bis dies geſchehen kann, verlobſt. Ein trauter häuslicher Herd iſt ja in ſtürmiſcher Zeit eine noch viel ſchätzenswerthere Zuflucht als wie immer. Und wie froh werde ich ſelbſt dabei ſein, wenn ich geſchwiſterloſes Geſchöpf, nachdem ich an dir einen Bruder erhalten, durch dich auch noch eine Schweſter an deiner Frau bekomme. Sieh' dich nur um, und es wird dir an liebenswürdigen Mädchen nicht fehlen. Du erkennſt nur nicht immer, wo man dir gut iſt, das hab' ich geſtern wieder bemerkt — ich meine bei Engelhards, wo du dir Andere vorgreifen läſſeſt. — — Es iſt heut Sonntag, und mein Mann, verſteht ſich mit Zuſtimmung ſeines kochenden Weibes, erwartet dich zu Tiſch und zum Spaziergang. Und bring' auch die Mutter mit. Dieſen Morgen kommt der Arzt; Ludwig fühlt doch jetzt ein ausgeſprocheneres Misbehagen. Alſo auf — deinen guten Appetit und Humor!“

Dieſe Zeilen löſten den verworrenen Zuſtand des Gemüths, worin der junge Freund aus einer unruhigen Nacht erwacht war, ſchneller als es diesmal der Ausblick in die Sommerlandſchaft und in die Ruhe des Sonntags vermocht hätte. So aufgelegter fühlte er ſich zu der vorgeſetzten Aufwartung bei Miniſter Simeon.

Dieſer bewohnte den Juſtizpalaſt, das nachmalige kurfürſtliche Palais, an der obern, weſtlichen Ecke des Friedrichsplatzes, und befand ſich eben im Empfangzimmer ſeiner Gemahlin, als ihm Hermann durch das Billet des Staatsraths Müller gemeldet wurde. Er las es ſeinen Damen vor, und nahm auf den Wunſch derſelben den ſo empfohlenen jungen Mann im Salon an.

Mit mehr ſchlichter als vornehmer Freundlichkeit, das Billet in der Hand, empfing ihn Simeon. — Papa Müller empfiehlt Sie mir, mein Herr, ſagte er; das genügt mir ſchon, Sie willkommen zu heißen. Sie finden mich hier im Schooſe meiner Familie. Où peut-on être mieux — wiſſen Sie ja! Hier Madame Simeon, meine Frau, hier Mademoiſelle Lucie Delahaye, meine Stieftochter, und Mademoiſelle Cecile Heberti, eine Schweſtertochter von Madame Simeon, zu Beſuch aus Paris, unſer Mignon! Die Damen kennen Sie ſchon aus dem Billet: Herr —

Er blickte in die Zeilen und fragte Hermann, wie er ſeinen Namen ausſpreche.

Teutleben, Excellenz.

Simeon ſprach das Wort ſchwerfällig nach, und ſagte dann zu den Damen mit ſeinem feinen Lächeln:

Nennen Sie den Herrn nur: Herr Doctor! Das iſt ein Ehrentitel im gelehrten Deutſchland — Docteur en philosophie — pas médecin, mes enfants!

Simeon bot einen Stuhl. Er hatte in ſeiner Art zu ſprechen und ſich zu benehmen etwas Gelaſſenes, Gemächliches. Er war im Frack und erinnerte durch ſeinen ganzen Anzug mit Zopf und gepudertem Haar an die ſogenannten gens de robe aus der Abbé-Zeit, hielt ſich auch feſt und graziös auf gut bewadeten Abbé-Beinen. Seine Frau war viel lebhafter bei ganz angenehmer Corpulenz: ihre Lippe hatte einen leichten Anflug von Bart, in dunkelm Teint nicht ſehr bemerklich, und ihr ins Grünliche fallendes Auge blitzte ſchlau und etwas lauernd.

Ihre Tochter, klein und zierlich, ſah verbleicht und unanſehnlich aus; nur ihr Auge war ſchön, und coquettirte lebhaft unter einem ſtarken, dunkelgelockten Haar.

Eine eigenthümliche, recht piquante und anſprechende Schönheit war dagegen Mademoiſelle Heberti — eine leicht aufgebaute, aber reizend ausgeſtattete Geſtalt mit den zierlichſten Händen und Füßen, mehr ſeelenvoll als ideal von Geſichtsbildung. Die zarte Bläſſe eines feinen bräunlichen Teints wies mehr auf tiefe Empfindungen, vielleicht auf ein in der Liebe geprüftes Herz zurück, neben Lucien, die weniger leidenſchaftlich- als leidend-bleich ausſah.

Die Damen überließen die anfängliche Unterhaltung dem Miniſter, nahmen aber mit Aufmerkſamkeit und einander zulächelnden Blicken Antheil am Geſpräch. Nach der flüchtigſten Auskunft, die Hermann über ſich ſelbſt gab, ſagte Simeon:

Sie ſind alſo ein preußiſcher Landsmann Ihres vortrefflichen Miniſters. Dieſe ehemals preußiſchen Provinzen unſers Reichs waren zu der von Friedrich über ihre natürliche Größe getriebenen Monarchie noch nicht lange her zuſammengebracht worden. Sie wurden in die Mißgeſchicke der Nachfolger jenes großen Königs verwickelt, und erhalten jetzt mit den übrigen Völkern unſers neuen Reichs den Anſpruch auf einen ruhmvollen Rang unter den Nationen, den keine derſelben unter der vielgetheilten Herrſchaft hatte. Braunſchweig und Heſſen, von dem politiſchen Syſtem ihrer Nachbarn fortgeriſſen, erhielten ſich — letzteres durch Ueberlaſſung ſeiner tapfern Soldaten in ausländiſche Dienſte, Braunſchweig durch die gute Verwaltung ſeines weiſen Fürſten. Nun aber gibt die Vereinigung dieſer nicht großen Staaten jedem derſelben mehr Reichthum und Kraft. Es fallen die Hemmniſſe ihres Handels und Wandels hinweg; eine Nation erhebt ſich, wo Provinzen waren — Gemeingeiſt, wo locale, ja perſönliche Intereſſen die Einſicht beſchränkten. Jene, dem allgemeinen Glück verderblichen Vorurtheile, in einem engen Kreiſe einheimiſch, verſchwinden in einem weiten Reiche.

Mit wenig Worten ſtellen Ew. Excellenz dem jungen Königreiche Weſtfalen eine herrliche Zukunft in Ausſicht, erwiderte Hermann. Dies Weſtfalen iſt eben noch ein Siebenmonatskind, das — ich will nicht ſagen viel verſpricht, doch viel erwarten läßt. Aber freilich, wenn das neue Reich etwas werden ſoll, müſſen eben zwei Napoleons zuſammen wirken — der Kaiſer, von dem die befruchtende Atmoſphäre des europäiſchen Friedens abhängt, und der König, der den Grund und Boden ſeines Thrones mit Weisheit anzubauen hat.

Bravo! rief Simeon, und gegen ſeine Damen: Er ſpricht gut, nicht wahr?

Dann fuhr er gegen Hermann fort:

Sie haben ſehr wahr geſprochen, mein Herr. Aber ich glaube, unſer Bewirthſchaftungsplan für dieſen Grund und Boden iſt gut. Alle Unterthanen ſind vor dem Geſetze gleich, alle Formen der Gottesverehrung von demſelben Geſetze beſchirmt; nicht nach dem Namen eines Glaubens, nach ſeinem Wandel wird Jeder geſchätzt. Alle Dienſtbarkeit iſt aufgehoben; freie Männer treiben allerwärts Jeder das Werk ſeines Fleißes; für ſich und für ihre Kinder thun ſie es, und kein Gebieter theilt den errungenen Sparpfennig: nur rechtmäßige Erkenntlichkeit für das erworbene Gut bringt Jeder in ſeinen Abgaben dar. Eines darf ich nicht vergeſſen, was zumal in Deutſchland hochgeſchätzt wird: der öffentliche Unterricht iſt unter die Leitung des berühmten Schriftſtellers gegeben, den ſeine Zeitgenoſſen mit dem Namen des deutſchen Tacitus beehren, und der, ſelbſt unvermählt, ſeine Liebe unſern Univerſitäten widmet — dieſen Müttern der Wiſſenſchaften. Sie kennen ihn; er iſt mein Freund, Papa Müller.

Ich kenne ihn, erwiderte Hermann, und weiß, wie er hinwieder von Ew. Excellenz denkt. Es iſt für einen jungen Mann, der ſich eben dem öffentlichen Dienſte widmet, eine erhebende Freude, ſogleich zwei Männern zu begegnen, die auf der hohen Stelle, die ſie einnehmen, und in der Bewunderung, die ſie verdienen, einander rühmend anerkennen.

Schön gedacht! verſetzte der Miniſter. Und hören Sie! Ein junger Mann, der mit ſo gewinnendem Organe ſich in den zwei Sprachen ausdrücken kann, wie Sie, findet in der für Deutſchland neuen Einrichtung der öffentlichen Staats- und Gerichtsverhandlungen ein lorberenreiches Feld. Wo haben Demoſthenes und Cicero, die

Meiſter der Beredtſamkeit des Alterthums, aufgeklärtere Bewunderer als in Deutſchland? Und ſollte ſie unfruchtbar bleiben, dieſe Bewunderung? Im Staatsrathe faſelt man von den Nachtheilen des mündlichen Verfahrens vor Geſchworenen. Ei was! Eine Nation, wie die deutſch-weſtfäliſche, die mehr denkt und ſich weniger aufregen läßt als jene, bei welcher die Redekunſt in verjährter Uebung iſt, wird dem Misbrauche des mündlichen Verhandelns leichter entgehen und nur deſſen Vortheile genießen.

Sie wurden durch die Erſcheinung eines intereſſant ausſehenden jungen Mannes unterbrochen, der lebhaft und unangemeldet durch eine innere Thür eintrat, und beim Anblicke Hermann's ſich entſchuldigte, daß er ſo hereinſtürme; er habe die Damen drüben bei Mademoiſelle Heberti geſucht. Dann rief er:

Ah, guten Tag, Papa Simeon! Excellenter Papa!

Guten Tag, Allerweltsvetter! verſetzte der Miniſter, und zu Hermann:

Ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen? Herr Couſin von Marinville, alſo Couſin für Jedermann.

Und indem er dieſem das vom Tiſche genommene Billet überreichte, ſagte er:

Da, leſen Sie ſelbſt, wer dieſer charmante junge Mann iſt, und laſſen Sie ihn auch ſich empfohlen ſein.

Marinville durchlief die Zeilen, warf dazwiſchen einen ſchelmiſchen Blick auf Hermann und nach der Dame Simeon, und rief dann, Hermann artig begrüßend, in ſeiner leichtfertigen Liebenswürdigkeit lachend aus:

Aber, ma foi, ich kenne Sie ſchon, oder ich weiß vielmehr von Ihnen durch Bercagny. Ecoutez, Mesdames! Der Spitzbube Bercagny wollte den Herrn da für ſeine geheimen Schelmereien angeln, aber Sie haben ihn durchſchaut, mein Herr, und ihn allerliebſt abgefertigt!

Dem ſchlauen Marinville entging es nicht, daß er den jungen Mann ein wenig überraſcht hatte. Er nahm es aber ganz leicht, indem er fortfuhr:

Sie haben ihm imponirt; er iſt Ihnen darum aber nicht gram. Bercagny iſt reizbar, allerdings, aber er trägt nicht nach. Er hatte dem König Wunderdinge von Entdeckungen verſprochen, und mußte bekennen, daß er ſich doppelt geirrt habe — in Ihren Verbindungen und in Ihrer Bereitwilligkeit, ſich brauchen zu laſſen.

Als er im Laufe der Unterhaltung hörte, daß Hermann im Miniſterium des Herrn von Bülow arbeite, rief er aus:

Sie ſollten ſich den diplomatiſchen Geſchäften widmen, mein Herr, wenn Sie doch einmal die wiſſenſchaftliche Carrière verlaſſen. Ihr feiner Blick, Ihre gewandte Klugheit finden ſich bei ſehr wenig jungen Deutſchen, die ſich für die auswärtigen Beziehungen beſtimmen.

Und wie iſt er des Franzöſiſchen mächtig! bemerkte der Miniſter.

Und wenn man für die Geſchäfte des Aeußern ſelbſt ein gewiſſes Aeußere verlangt —!

Madame Simeon endigte ihren Satz mit einer lächelnden Verneigung gegen den jungen Mann, worauf Marinville mit verſchmitztem Zuwinken und zweideutigem Ausdruck verſetzte:

Ah! nicht wahr, Madame! Wohin könnte man einen ſo gewandten und angenehmen Deutſchen nicht verſchicken!

Die Miniſterin, die den Schalk verſtand, brach in ein Lachen aus. Um es aber zu beſchönigen, ſagte ſie raſch zu Hermann:

Was der Cabinetsſecretär für ein Schlaukopf iſt! Gleich faßt er eine neue, intereſſante Bekanntſchaft von der Seite auf, wo er ſie ſeinem Könige zu empfehlen denkt, nur um ſich auf ſeinen Scharfblick etwas zugut zu thun. Rechnen Sie ihm ſeine guten Dienſte ja nicht zu hoch an, Herr Doctor; er thut Vieles aus Eitelkeit!

Hermann ſelbſt war nicht weniger eitel, als die beſten jungen Leute ſein mögen. Allein gegen ſtark aufgetragenes Lob, oder was irgend wie eine Schmeichelei ausſah, hatte er einen zarten Widerwillen und aus Verlegenheit eine eigenthümliche Art es aufzunehmen, indem er es mit graziöſem Lächeln und wegwerfender Kopfbewegung unbeantwortet ließ. Die ſchalkhaften, abſichtvollen Hintergedanken der Madame Simeon und Marinville's konnte er nicht errathen; er nahm Alles für heitere franzöſiſche Converſation, und war gewandt genug einzugehen, indem er auf die letzte Aeußerung der Dame des Hauſes lächelnd erwiderte:

Sollte Herr von Marinville wirklich ſo eitel auf ſeinen Scharfſinn ſein, Madame, ſo wollen wir ihm gleich einen Poſſen ſpielen. Wenn er mich zum Diplomaten vorſchlägt, ſo bringt er ſich um allen Credit, er iſt bei Sr. Majeſtät ruinirt!

Alle, auch der Miniſter, lachten herzlich, und der Freund ſetzte hinzu:

Nein, ich will mit unſerm Adel auf diplomatiſchem Fuß nicht um die Wette laufen.

Ei was! rief der etwas pedantiſche Simeon, zu Anſtellungen, Aemtern und Würden gibt kein Familienname ein Vorrecht; ſie gehören den auszeichnenden Gaben. Der Adel darf nur eiferſüchtig auf Edelmuth und Uneigennützigkeit ſein. Wir geſtatten ihm nach unſerer Conſtitution keine Vorrechte. Nur wenn er einen Vorzug durch die Eigenſchaften behauptet, auf die er urſprünglich ſich gründet, reſpectiren wir ihn. Dann vereinigt er Rechte der Gegenwart mit jenen vergangener Jahrhunderte, und wir laſſen ihn als Beiſpiel und Muſter für die andern Claſſen der Staatsbürger gelten.

Inzwiſchen hatte Marinville neben Madame Simeon Platz genommen und war in leiſem Geſpräche mit ihr begriffen, als Hermann ſich empfahl. Die Miniſterin entließ ihn mit der ſehr artigen Einladung zu ihren Freitags-Aſſembléen. — Da es aber erſt Sonntag iſt, und mein Mann und dieſer Marinville Sie faſt allein gehabt haben, ſagte ſie, ſo erwarte ich Sie morgen Abend ganz privat für uns Damen, damit wir uns vor gemiſchter größerer Geſellſchaft erſt beſſer kennen lernen. Ich habe den glücklichen Blick meiner lieben Cecile nicht, die mir ſchon zugeflüſtert hat, Sie ſeien der liebenswürdigſte Deutſche, den ſie bis jetzt kennen gelernt.

O Maman, Sie ſind recht grauſam! rief Cecile verſchämt, und Hermann war von der ungemein angenehmen Stimme des bis jetzt ſchweigſamen Mädchens ganz überraſcht.

Ei, Mademoiſelle, fiel Marinville ein, immer wieder Ihre ſtrengen Grundſätze! Warum ſoll uns denn eine liebenswürdige junge Dame nicht ſagen dürfen, daß wir ihr gefallen?

So dachte ich auch, ſagte Frau von Simeon: wer weiß denn aber, was Cecile dabei denkt. Laſſen wir ſie!

Und dem abgehenden Hermann rief ſie nach:

Laſſen Sie ſich nur gleich bei mir anmelden, Doctor! So entgehen Sie auch dem Zimmer des Miniſters, der Sie ſonſt vielleicht zu einer Partie Schach bei ſich behält.

Hermann verließ das Palais etwas aufgeregten Ganges und vergnügten Lächelns. Es kam Mehres zuſammen, was ihn ſo heiter und etwas exaltirt ſtimmte. So ablehnend er auch die einzelnen Artigkeiten aufgenommen hatte, ſo ſchmeichelhaft blieb doch in ſeinem Gemüth der Geſammteindruck zurück, der ihm ſagte, er habe Aufmerkſamkeit erregt und gefallen, und er dürfe mit ſeinem freien Benehmen und ſeinen gewandten Repliken zufrieden ſein. Die Gabe glücklicher Einfälle und raſcher Antworten, eine Mitgift ſeiner lebhaften franzöſiſchen Mutter, hatte ihm zwar nie ganz gefehlt; doch ein durch ſeine Studien geſtärkter Hang zum Reflectiren und manche Erlebniſſe, die dieſe Neigung nährten, hatten ihm in letzter Zeit zuweilen die Unmittelbarkeit dieſes Mutterwitzes etwas verkümmert.

Hermann hatte heut abermal die Erfahrung gemacht, wie gewiſſe Perſonen lähmend, andere dagegen anregend auf die Kräfte unſerer Seele wirken. Auf ſehr verſchiedene Weiſe hatten Cecile und Marinville ſein Selbſtgefühl geſteigert. Der Vertraute des Königs hatte ihn durch die kecke Anmuth ſeiner gewinnenden Perſönlichkeit eingenommen. Wie beneidenswerth erſchien dem jungen Freunde der leichtherzige Frohſinn, der es mit den Begegniſſen unſerer Werktage, woran ſich Andere abängſtigen, ſo lachend nimmt, und lieber Goldmünzen für Dantes anſieht, als ſolchen Spielmarken einen höhern Werth beilegt. Der Ausſpruch fiel ihm ein: die wahre Lebensweisheit beſtehe ja eben darin, daß man im Spiel des Lebens die Wechſel der Würfel und die Werthloſigkeit der Rechenpfennige erkenne. Offenbar war dies günſtige Urtheil Hermann's durch die ſcherzende Weiſe beſtochen, wie Marinville ſich über Vercagny geäußert hatte, was den Freund erſt ein wenig erſchreckte, jetzt aber ihn ein-für allemal über alle heimliche Beſorgniß hinausſetzte.

Ganz entgegengeſetzter Art war der Eindruck, den Hermann von Cecile empfangen hatte. Es war ihm, als ruhe ein Geheimniß auf ihrer Erſcheinung und der Einfluß, den ſie um ſich her ausübte, ſei ein Zauber. Sie hatte die ganze Zeit über faſt nur mit den Augen geſprochen, und als ſie einmal aufgeſtanden und durch das Zimmer gegangen war, hatte Hermann eine ſo eigens ſchwebende Bewegung noch nie geſehen. Wenn er in ſeiner jetzigen Nachbetrachtung Cecile mit Lina verglich, ſo empfand er recht lebhaft, daß ihm die Franzöſin nicht eigentlich gefiel, aber daß ſie feſſeln konnte. Man ward beſtrickt von ihrem anmuthig leiſen Weben, aber auch unruhig unter dem Eindrucke des Geheimnißvollen; ſie hing ſich Einem an, wie ein Räthſel, das man gern löſen möchte, wenn auch nur um ſeiner los zu werden.

Bei dieſem Vergleiche fühlte ſich Hermann auch nicht geſtimmt, gegen Lina mit ſoviel Intereſſe von Cecile zu ſprechen, als er augenblicklich empfand. Er fürchtete, durch ſeine myſteriöſen Nachrichten einen falſchen Eindruck zu geben, oder daß die liebe Freundin gar auf den Gedanken einer Heirath fallen könnte. — Einer Heirath? lachte Hermann wegwerfend, und doch nicht ohne Behagen. Ja, wenn ich wie Paeſiello, der Componiſt Napoleon's, ein „Matrimonio inaspettato" componiren wollte! Nein, was weiß ich denn vom innern Gehalte Cecile's! Und da mir Lina doch einmal nicht beſtimmt war, ſo — nun ſo thu' ich's wenigſtens nicht unter der Hälfte ihres edeln Werthes! Die Juriſten haben ja bei ganz gewöhnlichen Verträgen, durch die man um den halben Werth des Vertragsgegenſtandes zu kurz kommt, eine namhafte Klage; ich will nun einmal keine Ehe, durch die ich über die Hälfte von Lina's Liebeswerth verletzt würde. Keine laesio ultra dimidium! Lieber will ich um die ganze Ehehälfte, als um die Hälfte meiner herrlichen Lina kommen!

Zwölftes Capitel.

Ein vertraulicher Abſchied.

Es gibt Glückskinder und gibt ſogenannte Pechvögel in der Welt. Aber ſo bekannt dieſe Doppelerſcheinung iſt, und ſo vielfach ſie vorkommt, ſo räthſelhaft bleibt ſie in ihrem Grund. Oder woher rührte es, daß die nicht nach eigener Willkür, ſondern nach ewigen Geſetzen dahinrollende Flut des Lebens den Einen, wie er ſich auch drehen und wenden möge, von oben trifft und in ſeinem Beſtreben abſeits oder zu Boden wirft, während ſie den

Andern mit all' ſeiner Sorgloſigkeit hebt und dahin trägt, wohin er ſich wünſchte und noch ehe er ſich nur wagte? Man nennt es kurzweg — Glück, und läßt dieſen Zufall für einen Halbgott gelten, der einer gerechten, mithin bewußten Weltmacht nach eigener Laune in ihr Walten pfuſchen dürfe.

Vielleicht wäre es aber für einen Nachdenkenden, der nichts Beſſeres zu thun hätte, des Erforſchens werth, ob und inwiefern es vielleicht nur in der urſprünglichen Eigenthümlichkeit einer menſchlichen Seele liege, ſich durch unbewußten Tact, durch einen höhern Inſtinct mit den Begegniſſen des Lebens in Uebereinſtimmung zu ſetzen, oder ob es auch von dem Moment abhange, in welchem der Menſch ins Leben tritt, um fortan hebenden oder hemmenden Lebenswogen zu begegnen.

Hermann durfte ſich geſtehen, daß ihm bei edlem Sinn und gelaſſenem Gemüthe Vieles mehr nach Gunſt als nach Verdienſt, mehr nach Wunſch als nach Willen zu Theil wurde. Luiſe hatte es ihm ſchon in einem beſtimmten Falle mit den Worten angedeutet, er habe mehr Glück als Recht gehabt. Seitdem war er inne geworden, daß er mit dem Leben oder — wie er es ſcherzend nannte — mit ſeinem Nicht-Ich auf ganz gutem Fuße ſtehe. Solches Vorurtheil gibt viel eher eine gute Zuverſicht, als daß es die Willenskraft eines jungen Mannes ſtählte, wie es die Misgeſchicke zu thun pflegen. Hermann achtete jetzt auf dieſe Gunſt als auf etwas, womit er ganz zufrieden war, und was er durch kein weiteres Nachgrübeln ſtören mochte.

Allerdings waren ſchon Zeit und Ort für ſein Beſtreben ein günſtiges Element. Es war die Reſidenz eines jungen Monarchen, den in der Zeit der Auflöſung aller hergebrachten Zuſtände das luſtige Glück aus einem Handelscomptoir oder doch aus einer Kaufmannsfamilie auf einen Thron gehoben hatte, und der nun den lachenden Purpur ſeiner Macht nur mit dem weichen Unterfutter des Lebensgenuſſes tragen mochte. Das Scepter begünſtigte den Leichtſinn, die Luſt und Liebenswürdigkeit. Fremde Abenteuerer miſchten ſich mit dem einheimiſchen Adel unter einem Thron, auf den ſich zu einem franzöſiſchen Emporkömmling eine deutſche Fürſtentochter geſetzt hatte. Die Etiquette war weit genug, um adelige Ritterſchaft und bürgerliche Glücksritter zu umſpannen. Das Leben galt für ein Spiel mit allen Karten, worin zu den Bildern auch die kleinen Blätter gemiſcht wurden — Coeur aufgelegter Atout, Herz immer Trumpf war, und die Sechſe, die zwiſchen den Buben und die Dame fiel nicht an das Sechste Gebot erinnerte.

So war an den Platz des Kurfürſtenhutes, der mit ſeinem einfachen Filze die ſtille Stadt im Dunkel gehalten hatte, eine ſtrahlende Königskrone getreten, die ſich mit einem glänzenden Hof umgab. Und wenn ſich doch auch an dieſem Freuden- und Liebeshofe das Ceremoniel nach der pariſer Schablone verſtärkte und verſteifte, ſo galt es doch nur als die Couliſſen und Verſetzſtücke zu mancherlei Luſtſpielen. Man konnte — wenn auch in etwas anderm Intereſſe, als man ſich damals in politiſchen und poetiſchen Kreiſen mit Spanien beſchäftigte — bei dem an Jerôme's Hof eingeführten halbſpaniſchen Coſtüm an ſpaniſche Stücke denken — an die Comedias de capa y espada, jene Mantel- und Degenſtücke aus dem eleganten Leben voll verwickelter Intriguen, oder an die Comedias de figuron, worin Glücksritter und fahrende Damen die Hauptrolle ſpielten, an die Entremeses oder Zwiſchenſpiele politiſcher Verlegenheiten, oder an die mit Muſik und Tanz begleiteten Saynetes, die man auch Parties fines, Notturnos, überhaupt — Nachtſtücke nannte.

Indem nun ein dunkles Vorgefühl Hermann's oder ein überlegender Gedanke ſeines weltkundigen Vaters den jungen Freund nach dieſer neuen Reſidenz getrieben hatte, ſein Glück zu ſuchen, bereiteten ihm ſeine auffallende Erſcheinung, ſeine leicht aufnehmende Bildung und anmuthigen Gaben und Manieren ein leichtes Fortkommen, um ſo mehr, als er ſich mittels der beiden ihm geläufigen Sprachen in der gemiſchten Atmoſphäre der Geſellſchaft frei bewegen konnte. Ein gemäßigtes Temperament, eine ſittliche Geſinnung bewahrten ihn dabei vor falſchen Richtungen; ſein Herz und ſeine Phantaſie hielten ihn hoch über dieſem ſchäumenden Sinnenleben unter der himmelblauen Anſchauung des Idealen.

So begriffen es die Freunde, die ſeinem Wandel zuſahen, daß er mehr geſucht wurde, als ſelber ſuchte, indem er da, wo ihm Liebe und Freude nicht halben Wegs entgegenkamen, ſich immer wieder der Freude und Liebe zu den Ideen und Dichtungen der Alten und Neuen Welt in die Arme warf. Der Realismus des Lebens ließ ihn durchaus nicht gleichgültig; aber er hatte das Ideale noch nicht eingebüßt, und der Schüler Fichte's verſuchte ſich eben praktiſch zwiſchen dieſen beiden Lebenspolen, juſt ein Jahr ſpäter als Schelling, der beidlebige Denker, in einer beſondern Schrift „das Verhältniß des Realen und des Idealen“ philoſophiſch ins Licht zu ſetzen verſucht hatte.

Eine Woche wechſelnder Abendgeſellſchaften waren zu Hermann's Zufriedenheit abgelaufen, während dieſelben Tage für Freund Reichardt manche Unruhe mit ſich gebracht hatten. Das Amtsgeſchäft des Kapellmeiſters mußte in verſchiedenen kleinen und perſönlichen Beziehungen abgelöſt werden, und hinter demſelben blieben ihm ebenſo viele Vorkehrungen zu ſeiner Reiſe übrig. Alle dieſe abhetzenden Geſchäftchen, die der etwas ungeſtüme Mann Plackereien nannte, waren nun aber glücklich abgethan, die Abſchiedsbeſuche gemacht, ja Koffer und Reiſebehälter gepackt, und Reichardt ſehnte ſich recht nach einem letzten muſikaliſchen Abende zum Abſchiede von Caſſel und von ſeinen vertrauten Freunden.

Hermann fand ſich bei guter Zeit ein, und Luiſe, etwas feſtlich gekleidet und feierlich geſtimmt, nahm ihn unter dem Vorwand, ihm einige Aufträge zurückzulaſſen, mit auf ihr Zimmer.

Zurückzulaſſen? fragte er auf dem Gange dahin. Wie verſtehe ich denn das, liebe Luiſe?

Aber erſt auf dem Zimmer, und indem ſie ſich mit ihm auf das Kanapee, ſetzte antwortete ſie:

Ja, lieber Freund, ich will Ihnen hier in herzlichem Vertrauen Lebewohl ſagen — nicht auf immer, doch immer auf einige Wochen. Und wer kann voraus wiſſen, wie man ſich nach Wochen wiederfindet! Sie ſchwimmen jetzt ſo im luſtigen Strom der Geſellſchaft —! Ich begleite nämlich den Vater nach unſerm Giebichenſtein. Sie kennen ja dieſe anmuthige Nachbarſchaft von Halle. Unſere Beſitzung hat ſehr vom Kriege gelitten; hoffentlich aber können wir die nöthigen Einrichtungen treffen, um vor Winter überzuſiedeln, die Mutter und ich, und wollen den Vater von ſeiner Reiſe zurück erwarten.

Der Ton und die innere Bewegung Luiſens gab ihrer Mittheilung noch etwas Aengſtliches zu der Betrübniß, die für Hermann ohnehin darin lag. — Mein Gott, Luiſe, ſagte er, Sie haben mich wahrhaft erſchreckt. Das hätte ich nicht erwartet, als ich jenen Abend mit dem Auftrag Ihrer Freunde vom hochzeitlichen Feſt hinweg zu Ihnen eilte. Die Beſorgniß Aller, Ihr Vater könnte vielleicht den klugen Abſichten für ſein Beſtes widerſtreben, hatte mich ſo mitergriffen, daß ich nicht ahnen konnte, ich ſei auf dem Weg, eine wahre Zerſtörung in Ihrem Lebenskreiſe anrichten zu helfen, und die gerade mich am ſchwerſten treffen ſollte. Ich war ſo ſtolz auf meine vertraute Sendung —! Ach, wüßte man, wohin man ſo oft mit ſeiner beſten Zufriedenheit gerathen kann! Denn was verliere ich nun nicht Alles — Sie, Luiſe, und das liebe Haus, wo ich meine erſte Zuflucht, eine neue Heimat, das reinſte Wohlwollen, die herrlichſte Theilnahme, Rath, Anleitung, Förderung aller Art empfangen und meine glücklichſten Abende verlebt habe!

Es iſt mir lieb, Hermann, daß du das ſo empfindeſt! erwiderte ſie mit Herzlichkeit. Aber deine Betrübniß als Zeichen deiner Anhänglichkeit an uns nimmt ja der Zufriedenheit nichts, mit der du als Bote der jetzigen Wandlung unſers Lebens erſchienſt. Wüßteſt du nur, welche Herzenserleichterung du mir damals überliefert haſt! Wie lange lebte ich nicht ſchon in der täglichen Sorge um meinen unvorſichtigen Vater! Wir konnten ihn ja nicht ändern, ihm die Klugheit und Mäßigung nicht einflößen, die ihm ſeine Jahre und ſeine ſonſtige Lebenskenntniß nicht beibrachten. Wie dankbar war ich daher für die glückliche Auskunft, die mein edler Freund, Baron Reinhard, für uns gefunden hatte! Und du, als Ueberbringer dieſer guten Verſicherung unſerer Zukunft, erſchienſt damals wie nach trübem bedrohlichen Wetter das Abendroth, das uns einen heitern Tag verkündet.

Und nun wollt ihr doch dieſe ruhige, geſicherte Zukunft nicht in Caſſel verleben? wendete Hermann ein. Nicht im Kreiſe deſto innigerer Freunde, als es wenige ſind? Und warum deinen Vater nicht hier erwarten, wo ihn doch das Ergebniß ſeiner Reiſe zuerſt wieder hinführen muß.

Einen bleibenden Platz hat mein Vater hier nicht wieder zu erwarten, erwiderte ſie, und ich wünſche es unter den dermaligen Verhältniſſen auch nicht. Vielleicht findet er einen ihm zuſagendern anderwärts, in Prag oder ſonſt in Oeſtreich, wo ohnehin bald alle die Männer werden eine Zuflucht ſuchen müſſen, deren Herz von Nationalweh überfließt, und die an den großen Unternehmungen ſich betheiligen, die dort vorbereitet werden. Und ich —? Ich hätte gedacht, du fühlteſt es mit mir, wie wenig ich hierher gehöre, wie tief verhaßt mir dieſe Reſidenz einer luſtigen Frivolität, einer herzloſen Leichtfertigkeit und einer fremd parlirenden, würdeloſen Selbſtvergeſſenheit iſt. O mein Herz zuckt hier wie in einer Eisſpalte verſunken und eingeklemmt.

Entſetzt vor der ſchmerzlichen Erinnerung, die in ihrem Vergleich laut wurde, ſank ſie, das Geſicht mit beiden Händen bedeckt, in das Sopha zurück, indem ſie ausrief:

Ach, ach! mein Eſchen! Mußte ich ſo dein Verhängniß mittragen, ſeliger Geiſt?

Doch ſchnell ſich wieder faſſend, ſtand ſie auf, nach ihrem Schnupftuche zu gehen. Sie trocknete die Augen, und nahm dann beruhigter ihren Sitz wieder ein.

Du ſprichſt von Freunden, ſagte ſie. Eigentlich habe ich doch nur Reinhard und ſeine Frau hier. Nur wir verſtehen uns ohne Erklärung. Aber ich ſehe eine Zeit kommen, wo ich den Freund Reinhard mit dem franzöſiſchen Geſandten Reinhard in Widerſpruch ſetzen könnte. Und wer weiß, ob der gute Diplomat dieſen Fall nicht mit in Berechnung gebracht hat bei ſeiner Operation für den Vater! Doch genug davon — von mir! Gerade wegen Reinhard's wollte ich mit Ihnen reden, lieber Freund. Schon die ganze Zeit her habe ich — und in den letzten Tagen beſonders lebhaft, empfunden, wie ſehr mein Vater gegen dich verſchuldet iſt.

Dein Vater gegen mich? fiel Hermann verwundert ein, und Luiſe fuhr fort:

Ich war gleich dagegen, wenn du dich erinnerſt, daß er dich am erſten Tage nach deiner Ankunft in der Au dem General Salha und dem Grafen Fürſtenſtein zum Sprachmeiſter für Melanie Salha antrug. Ich ſuchte es zu hindern — nicht ſowol aus Abneigung vor dieſen Franzoſen, nein, du konnteſt dich ja hier in Caſſel mit franzöſiſchen Familien nicht außer Verbindung halten;

ſondern weil die Empfehlung von ihm kam, und weil er dergleichen mit Uebertreibung thut und mit Uebereilung that. Er bedachte nicht, wie tief er im Mistrauen der Hofpartei ſtand, und durch ſeine aufdringliche Empfehlung dich ſelbſt übel ſignaliſiren und in ſchlimmen Verdacht ſetzen konnte. Und kam's denn nicht auch, wie ich es geahnt hatte? Die Lehrſtunden wurden fein und artig hinausgeſchoben, und du an Bercagny überliefert, der durchtrieben, wie er iſt, leicht entdeckte, daß du kein preußiſcher Spion warſt, ſondern vielleicht zu einem weſtfäliſchen mouchard zu machen wäreſt. In welche Verwickelung du dadurch gerietheſt, wirſt du hoffentlich dein Lebtage nicht vergeſſen. Heut nun darf ich dir ſagen, daß du die glückliche Löſung derſelben auch dem Baron Reinhard verdankeſt, der durch ſeine geheime Verbindung hinter Bercagny's Rücken zu einer Abſchrift deines Berichts gekommen war, und mir alsbald Kenntniß und guten Rath gab. So haben denn ſeine Freundſchaft für mich und ſodann dein gutes Glück dich damals vor einer ſchmählichen Gefahr gerettet. Aber du biſt dabei doch allmälig in Verbindungen und in eine Richtung gekommen, die mir bange um dich machen. Du gefällſt dir nur zu ſehr in dieſen Kreiſen, und bald wirſt du dich auch ihrem Treiben nicht mehr entziehen können. Deine Aufnahme bei Herrn von Bülow meine ich nicht; dieſe freute mich. Bülow iſt ein deutſcher Mann, ein guter Preuße, der den Fremden nur dient, um dem Vaterlande zu nützen und der herſtellenden Zukunft eine Pforte offen zu halten. Dieſer Verbindung magſt du treu bleiben. Laß dich ja in keine andere Strömung ein! — Aber außer ſeinen Mittwochs-

Aſſembléen beſuchſt du auch die Freitags-Geſellſchaften und vertrauliche Abende bei Simeon; haſt dich dort von Marinville, dem Jerôme'ſchen Maitre de la garderobe, einnehmen laſſen, wirſt zu Morio's Hochzeitfeſt eingeladen und — ſo biſt du im lockendſten Zuge, ſchwimmſt ſeelenvergnügt in dieſem Waſſer, und wenn ich nach Wochen wiederkehre, werde ich mit guten Freunden — im Trüben fiſchen müſſen, um zu erfahren, wo du biſt, und welchen Köder du verſchlungen haſt.

Hermann, von Luiſens Rede und Stimmung betroffen und ein wenig beſchämt, erwiderte zuerſt mehr ausflüchtweiſe:

Ich weiß nicht, Luiſe, ob du Marinville perſönlich kennſt; aber man thut ihm wahrlich Unrecht — glaub' ich wenigſtens. Sein Leichtſinn hat etwas Unbefangenes, Argloſes. Er iſt mir ein Menſch, der —

Ein entſetzlicher Menſch, unterbrach ihn Luiſe, viel entſetzlicher als du ahneſt und als ich dir ſagen kann, am entſetzlichſten, weil er gerade eine ſo liebenswürdige Erſcheinung macht, die ebenſo leicht beſticht als berückt. Doch — wir können das jetzt nicht abhandeln, wir müſſen hinüber. Ich wollte dir nur ſagen, daß ich deinetwegen mit dem Geſandten geſprochen habe. Er hat alles Vertrauen zu deiner Vorſicht und Klugheit gefaßt. Seine Stellung zwiſchen den Parteien und zum König iſt ſehr kitzlich und erfodert die größte Behutſamkeit in ſeinem Benehmen und im Verkehr mit Andern. Er hat nicht Urſache, ſeinen Kaiſer zu lieben, und ſein würtembergiſches Herz fühlt innig genug für die deutſche Sache. In dieſem Sinne wird er dir Winke über Menſchen und Verhältniſſe, Rath für dein Thun und Laſſen geben. Geh' nur in einigen Tagen zu ihm und bitte ihn um die Antwort auf Das, was ich deinetwegen mit ihm beſprochen hätte. Er wird dir dann vorerſt offen ſagen, wie du dich zu ihm zu ſtellen, dich gegen ihn zu benehmen haſt. Und ſo hoffe ich denn durch einen ſolchen Freund gut zu machen, was der Vater mit dir übereilt hat. Nur verſprich mir jetzt auch, daß du dich nicht auf dein bisheriges gutes Glück verlaſſen, ſondern mit einigem Mistrauen gegen dich ſelbſt —

Alles, Alles, Luiſe! fiel er ihr mit leidenſchaftlicher Hingeriſſenheit ins Wort, indem er die Hand, die ſie ſeinem Verſprechen entgegenhielt, heftig ergriff. Alles will ich geloben! Nur ſprich es nicht aus! Ich weiß, was du meinſt. Demüthige mich nicht ſo im Augenblicke, wo mein Herz von deiner Theilnahme an mir vergeßlichen Menſchen, von deiner Fürſorge für mich Unachtſamen bewegt iſt. Du knüpfeſt dieſen betrübten Augenblick deines Lebewohls an jene erſte Frühlingsbegegnung, da dein Vater mich zu euch in die Au mitbrachte. Ach, wie ſtand ich damals ſchon feierlich athmend vor deiner wunderbaren Erſcheinung, und mit der Ahnung deiner erhabenen Seele kam ein Vorgefühl alles Deſſen über mich, was du mir werden ſollteſt. Wie fühlte ich mich gehoben durch deine bloße Gegenwart! Und im Nu eines innern Geſichts, einer blitzenden Offenbarung meiner Seele lag alles Hohe, wornach ich ſtrebte, wornach ich von daheim ausgegangen und eben bei euch angekommen war, in lachender Fernſicht und Erfüllung vor mir da, und du ſchwebteſt mir entgegen und reichteſt mir, wie eben jetzt, was ich feſthalte — deine Hand, und die ich für immer feſthalten möchte.

Hermann glitt, wie von ſeinen Empfindungen gebeugt, vom Kanapee auf ein Knie, und preßte, von ſo lebhaften Erinnerungen überwältigt, die zarte Hand an ſeine Lippen, an ſeine Augen, die er dann feuchtglänzend zu ihr aufſchlug, indem er mit ſeiner weichen Stimme fortfuhr:

Ja, Luiſe, wir fühlen oft den ganzen Inhalt von Segen oder Entſagen unſerer Zukunft in einem flüchtigen Augenblicke, wie uns ein funkelnder Thautropfen den ganzen Himmel mit Blau und Grau abſpiegelt. Du haſt das äußere Verhängniß bezeichnet, das ſich an jenen Moment heftete, an deines Vaters Empfehlung; aber eine innere Wandlung meiner Empfindungen rührt aus demſelben erſten Augenblick. Ich ſollte ſingen, wenn du dich erinnerſt, und mir fiel zuerſt eine Melodie ein, die mich gleich bei meiner Ankunft im Gaſthofe, den Abend vorher, wie eine Loſung meiner Zukunft, aus einer nachbarlichen Clarinette begrüßt hatte — fiel mir ein im Moment, wo ich bei der innern Anſchauung meiner Zukunft dich als das wünſchenswertheſte Glück empfand, das einem Manne auf der Höhe ſeines Strebens zu Theil werden könnte. Und mit dieſer Empfindung — ſoll ich ſagen mit dieſer Herausfoderung meiner liebenden Zukunft — ſang ich:

Komm' heraus, komm' heraus, du ſchöne, ſchöne Braut.

Aber mit dieſer Melodie, die — mir unbekannt — dein eigenes Werk war, und womit ich dir gleich ſo weh that, traf ich die ſchwerſte Schickung deines Lebens. Und — wie durchkreuzten ſich nun die bedenkliche Empfehlung deines Vaters und mein ſchöner Traum derſelben Stunde! Jene Empfehlung wendete ſich noch zu meinem Glück, mein Traum aber ſollte in das ſchmerzlichſte Mitgefühl ausgehen, als ich erfahren mußte, daß jenes mir unbekannte Verhängniß deines Lebens dich über alle Bewerbung der Liebe, über alles Verdienſt der Treue unerreichbar hinausgehoben hatte.

Hermann ſchwieg und eine tiefe Stille folgte. Luiſe ſchien ſehr bewegt. Ihre Züge wechſelten von Rührung und Schmerz; ihre Bruſt kämpfte, wie es ſchien, mit widerſprechenden Empfindungen. Endlich ſiegte ein Ausdruck von Reſignation, und eine edle Faſſung verklärte mit einem höhern Anhauch von Röthe das ſeelenvolle Geſicht. Sie richtete ſich auf, und indem ſie den Freund mit ſich emporhob, ſagte ſie feierlich, aber mit beklommener Stimme:

Ja, lieber Hermann, man kann nicht zweien Seelen in zwei verſchiedenen Welten angehören. Und dieſe Hand, wo ſie dem Lebenden helfen kann, waltet doch immer nur im Amte des Abgeſchiedenen — als Prieſterin der Freundſchaft, die kein Herzensbündniß ſchließt. — — Aber jetzt komm' mit hinüber! Faſſe dich heiter, und dein Herz, das ſo nach Liebe ſucht — wahre es wohl! Denn, glaube mir, du kennſt die Liebe noch nicht!

Sie ſchritt mit ſtolzer Haltung nach der Thür, und Hermann folgte. Auf dem Corridor blieb ſie ſtehen, athmete auf und ſagte dann leiſe und vertraulich:

Ich höre — von Rehfeld, du biſt nun im Vertrauen mit den Kurfürſtlichen für ihre Abſichten zur Herſtellung des Kurfürſten; ſtehſt aber noch in Bedenkzeit. Nach meiner Rückkehr ſprechen wir darüber. Was iſt dir der Kurfürſt! Und ein ſo vereinzeltes Unternehmen kann nur mislingen. Nur eine große, umfaſſende Erhebung hat die Macht und das Vorgefühl zu ſiegen in ſich. Dann aber gilt es auch keiner bloßen Herſtellung des Alten — es gilt ein großes, einiges Deutſchland!

Sie winkte ihm Schweigen zu und betrat mit ihm das Geſellſchaftszimmer.

Dreizehntes Capitel.

Reiſeausſichten.

Heut zum letzten mal hatte ſich ſo ziemlich Alles eingefunden, was bisher zu Reichardt's muſikaliſchen Abenden ein= für allemal geladen war. Auch Herr von Bülow und der Geſandte Baron von Reinhard waren wieder einmal gekommen. Aber man ſtand noch durch einander, und eine wilde Unterredung brauſte im Salon. Eine ſolche Beſprechung, wo Jeder, ehe er ſeinen Platz genommen, was ihm eben am nächſten liegt, gegen ſeinen Nachbar vorbringt, gleicht dem Wirrwarr, in welchem die verſchiedenen Inſtrumente zu einem Concert geſtimmt werden. Erſt durch Luiſens Eintritt erhielt die zerſtreute Geſellſchaft einen Vereinigungspunkt. Alles begrüßte ſie, und als ſie ſich niederließ, rückte man ſich in einem weiten Halbkreis um ſie her.

Luiſe, ohnehin ſo anziehend für ihre Bekannten, erſchien heut auch noch als Scheidende, von der ſich ein

Jeder an dieſem Abende einen letzten Antheil anzueignen ſuchte. Und ſie verſtand ſich, wenn ſie bei freier Seelenſtimmung war, auf die Leitung einer vielſtimmigen Unterhaltung, wie ihr Vater auf das Commando eines Orcheſters, nur daß ſie die Partitur zu ſchaffen oder zu ergänzen hatte, die dem Kapellmeiſter fertig vorlag. Man war nicht klar über die Urſache oder den Zweck ihrer Abreiſe, und ſie ſagte lächelnd:

Es iſt eigentlich eine Univerſitätsangelegenheit, die mich auf einige Wochen in die Nähe von Halle abruft. Nachdem unſer König die von ſeinem kaiſerlichen Bruder geſprengte Univerſität wieder hergeſtellt hat, werden neue Kräfte dahin gezogen. Sie wiſſen, daß an Wolf's Stelle der berühmte Philolog Schütz getreten iſt; Erſch und Vater ſind an die Bibliothek gekommen; Voß, Herausgeber des Journals „Die Zeiten", beſteigt den Lehrſtuhl der Staatswiſſenſchaften; Reil und Meckel übernehmen das kliniſche Inſtitut —

Und Luiſe Reichardt wird wol Profeſſorin der muſikaliſchen Compoſition? fiel Doctor Harniſch mit ceremoniöſer Verbeugung ein.

Verzeihung! erwiderte ſie. Für die Muſik iſt ſchon Herr Director Türk in Halle, und der König hat ihn auch zum wirklichen Profeſſor der Muſik ernannt.

Ich kenne Herrn Türk, rief Baron Rehfeld. Er iſt ein alter Bekannter von mir; nur war mir noch unbekannt, daß König Jerôme ein Freund der türkiſchen Muſik iſt. Eine zarte Harfe mit ein paar Hörnern iſt ja bekanntlich ſeine Leibmuſik. Und türkiſche Inſtrumente machen ja auch zuviel Spectakel für ſeine — Notturnos.

Um aber mein Univerſitätsräthſel zu löſen, fuhr Luiſe fort, müſſen Sie wiſſen, daß mein lieber Schwager Steffens aus Holſtein und Lübeck, wo er ſich bisher aufhielt, zurückgekehrt iſt und mit beſonderer Unterſtützung des Gouvernements eine Bergwerksſchule errichtet. Sie können denken, wie es mich verlangt, ihn und meine theure Schweſter zu ſehen.

Iſt Steffens wieder da? rief Hermann freudig aus, und Luiſe bejahte es mit dem ſchalkhaften Zuſatze:

Ich werde ihm auch gelegentlich berichten, welche Fahrten und Gefahren ſein Empfehlungsbrief unter Ihrer Obhut beſtanden hat, und wie er ſich vor den Zähnen eines Spitzes und vor den Krallen eines Spitzbuben unter einen Kleiderſchrank retten mußte.

So heiter dies gemeint war, blieb doch für Hermann dieſe Erinnerung an ſeinen erſten unbeſonnenen Morgen in Caſſel nicht ohne flüchtiges Erröthen. Aber ſchon bemerkte Baron Reinhard:

Sie geben gleichſam die Loſung, liebe Luiſe, zu vielen Sommerreiſen, die unſere Societät ſehr erſchöpfen werden. Se. Majeſtät der König werden um den 7. Auguſt Bad Nenndorf beſuchen.

Ja, fiel der Arzt Harniſch ein, der König wäre ſehr angegriffen, ſagte mir geſtern Doctor Zadig in Beiſein des erſten Arztes, des Chevalier Garnier de St. Romain. Jerôme habe den Staatsrath nicht beſuchen können, und ſogar einige vornehme Fremden, die zur Audienz gekommen, unempfangen gelaſſen. Er leidet an Rheumatismen, höre ich.

Das laß ich mir gefallen! rief mit ſchalkhaftem Eifer

Baron Rehfeld aus. Man ſpricht immer von feinen Partien; aber nein! es ſind die Grobiane von Rheumatismen, die Einen angreifen und erſchöpfen. O, ich kenne ſie!

Schnell ablenkend fuhr Reinhard fort:

Auch die Königin wird, und zwar noch früher, Bad Teinach beſuchen.

Teinach? fragten die Damen, und Harniſch berichtete, daß es eines der würtemberger Schwarzwaldbäder ſei, ziemlich hoch gelegen, mit vier Quellen, die flüchtig reizend und belebend auf das Nervenſyſtem wirkten.

Beſſer als über das Bad waren die Damen über die Reiſeausrüſtung unterrichtet. Man fand es begreiflich, daß dieſer erſte Beſuch ihres Heimatlandes mit Glanz geſchehe, was auch der König verlange. General Salha gehe als Oberhofmeiſter mit, und außer der Gräfin Antonie, der Oberhofmeiſterin, die erſte Hofdame Baronin Otterſtedt.

Aber auch Morio verläßt uns mit ſeiner jungen Frau, ſagte Herr von Bülow. Eine hübſche Honigmonatreiſe — durch Italien nach dem paradieſiſchen Neapel!

Der Kriegsminiſter? fragten einige Stimmen zugleich. Man wußte nämlich ſchon im Publicum von dem Befehle des Kaiſers und hoffte, das Genauere von dem franzöſiſchen Geſandten zu vernehmen. Reinhard aber erwiderte mit ſeiner ruhigen, diplomatiſchen Vorſicht:

Nun ja, der König nimmt einen ſo angeſehenen Militär zu einer außerordentlichen Sendung nach Neapel, um den neuen König Joachim Napoleon zu beglückwünſchen, der nach Joſeph's Annahme der ſpaniſchen Krone in nächſten Tagen ſeine Proclamation erlaſſen wird. Es iſt eine diplomatiſche und Familienangelegenheit zugleich, daher ihn Jerôme auch zum Diviſionsgeneral befördert hat, ihm eine etwas höhere Stellung zu geben.

Nun ja, bemerkte Doctor Harniſch, dieſe Beförderung und das milde Klima von Neapel wird dann leicht die Wunde heilen, die dem geweſenen Kriegsminiſter die Ungnade des Kaiſers —

Ihn freundlich unterbrechend, ſagte Reinhard:

Es iſt aber merkwürdig, was ein an ſich unbedeutendes Wort, misverſtanden, ſogar einen tapfern Kriegsmann zu erſchrecken vermag! Ich ſtand dabei, als Se. Majeſtät mit Ihrer anmuthigen Freundlichkeit zu Morio ſagten: Es iſt ein Paradies, General, wohin ich Sie als jungen Ehemann ſende. Sie wiſſen ja — „Sieh' Neapel und ſtirb!“ — Da hätten Sie den Eindruck ſehen ſollen, denn dies unerwartete e poi muori auf Morio machte! Entſetzt, wie vor einer Geiſtererſcheinung, wich er einen Schritt zurück, und konnte nur mit ſtockender Stimme — Mein Gott, Sire! vorbringen. Der König, nicht weniger betroffen, ergriff die Hand, die der General auf die gepreßte Bruſt drückte. Ich erklärte das Misverſtändniß, und nun erkannte man, daß von keiner Vorbedeutung, von keinem Geiſterwort nur ein Gedanke ſein konnte. Vielmehr iſt Morio jetzt ſehr vergnügt, und wird mit ſeiner noch vergnügtern Frau wahrſcheinlich nach ſeines Schwagers Verlobung abreiſen, wenn ein ſolcher Verſpruch nicht etwa bloßes Stadtgerede iſt.

Da war nun der piquanteſte Gegenſtand des Stadtgeſprächs hingeworfen — die muthmaßliche Verlobung des Grafen Fürſtenſtein mit der Comteſſe von Hardenberg. Die Unterhaltung zerſplitterte ſich ein wenig; denn die Frauen hatten einander ſo Manches zuzuflüſtern. Das leidenſchaftliche Benehmen der Generalin Salha war aufgefallen, und man tadelte, daß ſie ſich in ihrer getäuſchten Erwartung für ihre Tochter Melanie nicht zu faſſen wiſſe, — eine ſonſt ſo kluge und verſteckte Frau. Man meinte, ihrem Manne, ſoviel auch der General mit ſeiner Matroſenhaut vertragen könne, ſei doch die glückliche Ausflucht nach Teinach zu gönnen, wo er auf die Ausfälle und Drohungen ſeiner Gebieterin zwiſchen den vier Quellen ſeine ſeemänniſchen Nerven erquicken möchte.

Die flüſternde Aufregung zur Ruhe zu bringen, rief Reinhard ſeiner Gemahlin zu:

Nicht wahr, liebe Chriſtine, da halten wir's in der verlaſſenen Reſidenz — verlaſſen vor allem von unſerer verehrten, lieben Luiſe — auch nicht aus, ſondern machen uns auf ein paar Wochen fort. Vorausgeſetzt, daß mir der Urlaub nicht verſagt wird.

Ich habe eben den jungen Freund Doctor da gefragt, lieber Karl, ob er nicht mit uns an den Rhein wolle, antwortete ſie. Ich fürchte aber, er hat eine Herzensangelegenheit, die ihm Caſſel ausfüllt, auch wenn wir Alle Platz machen.

Sie lächelte Hermann an, der zwiſchen ihr und Frau Lina ſaß, und der hierauf, nicht ganz unbefangen, ausrief:

Ach, an den Rhein! Das gehört zu meinen älteſten Wünſchen, den Rhein zu ſehen! Allein, außer andern Rückſichten kann ich jetzt auch ſagen, was ein bekannter

Miniſter des Kurfürſten dem franzöſiſchen Geſandten Bignon antwortete, als ihm derſelbe zuredete, Paris einmal zu ſehen.

Und was antwortete er? fragte Reinhard; worauf Hermann ſagte:

„Ah, votre Excellence, si j'étais mon propre Monsieur!" („Wenn ich mein eigener Herr wäre!")

Ein ſchallendes Gelächter erfolgte, und wiederholte ſich, bis Reinhard lächelnd verſetzte:

Nun, ein proprer Monſieur ſind ſie ſchon, und wenn Sie von Mainz bis Remagen führen, um uns auf Falkenluſt zu beſuchen, ſo hätten Sie die ſchönſte und romantiſche Strecke des Rheins geſehen; doch würde Ihnen unſer Landſitz auch noch einige artige Ausflüge bieten.

Hermann hatte kaum ein ſo freundliches und ehrendes Wohlwollen mit einigen Worten des Dankes anerkannt, als ihm Herr von Bülow zurief:

Lehnen Sie die Güte Sr. Excellenz nicht ſo unbedingt ab, Herr Doctor; Sie ſind dem Rhein vielleicht näher, als Sie glauben!

Und als man ihn erwartungsvoll anſah, ſprach er mit bedeutſamem Lächeln gegen ſeine Gemahlin:

Wir ſind nun mit den dringendſten Angelegenheiten des Reichstags ſo weit, daß Berathen zu Thaten übergehen kann. Die Provinzialſchulden ſind als eine gemeinſame Reichsſchuld anerkannt, die Verzinſung derſelben iſt fundirt durch eine allgemeine Perſonalſteuer, und drittens iſt ein Staatsanlehn von zwanzig Millionen ſanctionirt. Doch wollen die Stände bei dieſer Geldaufnahme die Hände im Spiel behalten, und der König hat daher auch auf meinen Antrag genehmigt, daß eine Deputation von Mitgliedern des Reichstags nach Holland geſendet werde, wo uns gute Bedingungen für ein Anlehn in Ausſicht geſtellt ſind. Ich habe nun zu dem Geſchäft zwei tüchtige Männer gewonnen, den Fabrikherrn Nathuſius und den Banquier Jacobſon, und denke, Sie, Herr Doctor, aus meinen Bureaux als Secretär oder Actuar für das Protokoll beizugeben. Dort kämen Sie ja nun an den verſiechenden, verſandenden Vater Rhein, und könnten, wenn Sie ein gutes Geſchäft machen, rheinaufwärts bis Remagen Ihren Rückweg nehmen. Wie?

Hermann, aufs angenehmſte überraſcht von der ihm zugedachten Gunſt, war lebhaft aufgeſtanden und gegen ſeinen Miniſter vorgetreten; eh' er aber zu Wort kam, rief der ungeduldige Reichardt:

He da, Freund Hermann! Hierher, an meinen ſchon lange harrenden Streicher! Dort ſtehen unſere Flaſchen und — liebe Sophie, einſchenken, herumreichen! Und Hermann ſingt uns zum Dank an Se. Excellenz und zu endlichem Beginn unſers Abends das herrliche: „Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben!“ Und wir denken dabei an Vater Claudius in Hamburg, den 68er, der es uns gedichtet und der mich ſelbſt jetzt zu ſeinem Asmus omnia sua secum portans macht. Doch nein, nein! Nicht Alles nehme ich mit mir fort; das Liebſte laß' ich noch zurück: meine treue Sophie und meine brave Luiſe!

Er umarmte, mit Thränen im Auge, Frau und Tochter, ergriff dann raſch ein gefülltes Glas, und ſprach weiter:

Und noch mehr laſſe ich zurück: ſo theure, verehrte Freunde, die gekommen ſind, mir Lebewohl zu ſagen. Alſo denn — ein Lebewohl, aber auf Wiederſehen, auf ein froheres Wiederſehen!

Man ſtieß an, worauf Hermann das Lied ſang — mit ſoviel Feuer und Ausdruck, daß Alles mit Jubel in den Refrain der Strophen einfiel.

So war denn eine hohe Stimmung erregt, und ſank auch nicht, wie es ſonſt leicht zu geſchehen pflegt, im Verlauf herab, ſondern ward nur innerlicher, als man ſich in die beiden Zimmer vertheilte und zu beſondern Geſprächen zuſammenſetzte. Dies anſtoßende Zimmer, durch eine geöffnete Flügelthür von dem andern kaum getrennt, war Reichardt's Arbeitszimmer. Es war mit den Bildniſſen der berühmteſten Muſiker geziert. Dieſen gegenüber hingen die Portraits der Charlotte Corday, Mirabeau's, Pichegru's, und darunter der Schattenriß von Reichardt's Stiefſohn, der — ein Schwärmer für die Republik — als Chaſſeur in der Pyrenäenarmee diente.

Gleich, als nach Hermann's Geſang der Halbkreis der Geſellſchaft ſich gelöſt hatte, trat Frau von Bülow zu ihrem Mann und ſagte:

Ich habe deinen Blick verſtanden, lieber Hanns, und wie mir ſchien, hat deine Mittheilung den jungen Freund wirklich aufs angenehmſte überraſcht.

So ſchien's mir auch, erwiderte er, und es ſoll mir lieb ſein, wenn er von dieſer Madame Simeon noch nicht ſo beſtrickt iſt, daß er Caſſel ungern verließe. Dieſe

Reiſe nach Holland bringt ihn hoffentlich ganz aus dem ſo bedenklichen Verkehr.

Wenn nicht etwa unſere Vorausſetzung oder unſere Beſorgniß überhaupt ungegründet ſein ſollte, lieber Hanns, meinte ſie; und da im Augenblick Herr von Reinhard mit ſeiner Gemahlin herantrat, ſprach ſie ihn mit der Frage an, ob er denn nichts Genaueres über das myſteriöſe Perſönchen wiſſe, das ſeit kurzem bei Simeon's — eingethan ſei.

Nun, nun! lächelte der Geſandte. Bei Ihnen, meine Gnädige, kann ich es alſo noch als Geheimniß anbringen, was unſere gute Geſellſchaft bereits ziemlich ausgewittert hat. Die Heberti iſt eine Leidenſchaft Jerôme's aus Paris. Er hat ſie noch Tags vor ſeiner Vermählung in Fontainebleau geſehen, und der Kaiſer war höchſt aufgebracht über die Unbeſonnenheit.

Iſt ſie denn wirklich eine Nichte der Frau Simeon? fragte die Baronin, und Reinhard fuhr fort:

Ja, von einer Stiefſchweſter, die an einen Italiener und Muſiker Heberti verheirathet war. Dieſer hatte ſein begabtes Töchterchen für Tanz und Schauſpiel ausbilden laſſen, ſtarb früh, und da es ſeiner Witwe ſehr dürftig ging, ſo lief das tolle Mädchen aufs Theater. Jerôme, der ſie hier bewundert fand, nahm ſie fort und unterhielt ſie mit der Mutter. Sie ſoll wirklich eine einnehmende Bildung und bei nicht gerade brillanter Schönheit doch ſehr bezaubernde Manieren beſitzen. Ich habe ſie nur einmal flüchtig an einem Simeonsabende geſehen, wo ſie mir auch als „Mademoiſelle Cecile" kurzweg, — als liebe Nichte, vorgeſtellt wurde. Der Name Heberti wird möglichſt vermieden, damit er nicht zu weit weg — nicht bis zu den Ohren der Spione des Kaiſers komme, und es zum Schreck für den guten Simeon der lieben Nichte ergehe, wie der kleinen Henin, wenn Sie ſich erinnern, die auch dem König nachgezogen kam und auf Napoleon's Befehl nach Paris zurückgebracht wurde.

Da liegt denn freilich die Auskunft nahe, verſetzte Herr von Bülow, daß man Mademoiſelle Cecile an einen Mann bringe, unter deſſen Namen ſie dann in der Geſellſchaft erſcheinen könnte.

Wir fürchten, daß man es auf unſern jungen Doctor abgeſehen habe! flüſterte Frau von Bülow, und Baron Reinhard bemerkte:

Ich höre, er ſoll öfter hingehen, und weiß, daß Marinville ſich für ihn intereſſirt. Indeß — ich glaube nicht, daß er zu dem gewöhnlichen Schlag unſerer jungen Herren gehört, die es freilich mit den Mitteln und Wegen, ihr Glück zu machen, nicht ſehr genau nehmen.

Auch ich, verſetzte Bülow nachdenklich, habe eine beſſere Meinung von ihm gefaßt. Vielleicht iſt es aber gut, wenn er auf eine Gelegenheit ſtößt, wo er ſich uns bewähre. Denn ſonſt — ſo gut ich es mit ihm vorhabe, auf jedem andern Weg zu ſeinem Glück müßte ich ihn fallen laſſen.

Nur, lieber Baron, müſſen Sie dann aber auch die Ueberzeugung haben, daß er ſelber weiß, was er thut oder was ihm geſchieht, und wer dieſe Cecile iſt. Sie kennen ſeine Verwickelung bei Bercagny! erinnerte Frau von Reinhard.

Sie haben Recht, fiel die Baronin Bülow ein. Wir müſſen ihm alſo die Augen öffnen!

Aber der vorſichtige Geſandte warnte vor Uebereilung.

Rühren wir an das feine Netz nicht, ſagte er, das an den König geknüpft iſt und dieſen Marinville zur Spinne hat! Wir wiſſen ja nichts von der Heberti, was wir ihm ſagen dürften, und kämen in Verlegenheit, wenn er Das wüßte, was wir ihm zu ſagen wagten, und was er misbrauchen könnte. Uebrigens vertraue ich darauf, daß mir Luiſe Reichardt für ſeine edle Denkart und Geſinnung gutgeſagt hat. Und er geht ja auch vorerſt nach Holland. Aber ſtill, das Quartett beginnt!

Mit dem Quartett wechſelte Geſang, und zwiſchen die Muſikſtücke fielen kurze Pauſen der Unterhaltung. Luiſe ſang einige Lieder ihrer eigenen Compoſition, wie das Lied von Brentano: „Durch den Wald mit leiſen Schritten“, und den Schluß machte ein Duett, von Hermann und Frau Lina vorgetragen.

Als Beide, vom Flügel aufgeſtanden, im Geſpräche nach dem zweiten Zimmer wandelten, wo Ludwig zurückgeblieben war, rief Herr von Bülow den jungen Freund mit den Worten an:

Wiſſen Sie, Herr Doctor, daß Sie auf dem Wege zur Gunſt Sr. Majeſtät des Königs ſind?

Die beiden Frauen Bülow und Reinhard erſchraken; doch die auf Ueberraſchung berechnete Frage glitt an Hermann's unbefangenem und verwundertem Lächeln ab. Er trat näher, und Lina nahm zuviel Antheil an dieſer Nachricht, um nicht auch ſtehen zu bleiben.

Ja, fuhr Bülow fort, Sie wiſſen am Ende ſelber nicht, was man oft mit einer ſchmeichelhaften Bemerkung für Breſche ſchießt. Sie haben jüngſt in einer Aſſemblée bei Herrn von Simeon, als die Rede auf des Königs Güte und Heiterkeit kam, die hiſtoriſche Erinnerung gemacht, der König habe darin etwas mit Heinrich IV. gemein, von dem man ſeiner Zeit geſagt habe: qu'il faisait part aux Siens de sa gayeté (er gäbe den Seinen Antheil an ſeiner Fröhlichkeit). Die Bemerkung fand Beifall und ward vom König, dem ſie Marinville hinterbrachte, ſehr gnädig aufgenommen. Sie können ſich auf eine Audienz gefaßt machen.

Mit Verneigung und etwas bezüglichem Lächeln verſetzte Hermann leiſe:

In letzter Zeit ſollen doch Audienzen nicht ſo wohlfeil zu haben geweſen ſein, Excellenz! Vor der Hand mache ich mich auf Holland gefaßt!

Beide Damen blickten einander auf dieſe ehrliche Antwort mit lächelnder Zufriedenheit an, als Herr von Rehfeld, der jene Bemerkung mitangehört hatte, näher trat und ſagte:

Faire part iſt allerdings das treffende Wort für Jerôme's Hofhalt. Man ſpricht viel von dem luſtigen Aufwande; läßt man denn aber nicht die caſſeler Welt Antheil daran nehmen? Ich rede nicht vom Verdienſt der Lieferanten, Händler, Handwerker bis zu den Modiſtinnen und Friſeuren herunter; nein, ich rede vom directen Mitgenuß. Die Lakaien z. B. verkaufen des Königs Badewein und das Publicum hat auf dieſem Wege ſeinen billigen Bordeaux; die Garderobediener veräußern die Ballkleider, Maskenanzüge und was dergleichen bei Feſten gebraucht worden iſt. Und wer weiß, was noch Alles gebraucht und abgelegt wird! Wie mancher junge Mann macht ſein Glück an einer liebenswürdigen Dame, die ſich von Hof zurückzieht, den guten Ton und ein Patent mitbringt, nicht für ſich, ſondern für Denjenigen, welcher — On fait part! Das iſt es eben! Es kann aber auch unter Umſtänden bei artigen Frauen heißen: On prend part!

Eine verlegene Stille entſtand. Reinhard hatte gleich bei des Barons Annäherung Herrn von Bülow mit der Miene einer vertraulichen Beſprechung mit ſich beiſeite genommen. Er vermied gern den kecken Sprecher, der einen Mann wie Reinhard in Verlegenheiten bringen konnte. Und allerdings, ſeit Baron Rehfeld ſich in der höhern Geſellſchaft in Ungunſt wußte, hatte er einen andern Ton genommen. Er hatte den Gecken abgelegt, trug und benahm ſich wie ein Mann von Bildung und Geſchmack, und wechſelte nach den Umſtänden nur zwiſchen Galanterie und Ironie, weil er ſich doch einmal an eine zweideutige oder zweiſeitige Erſcheinungsweiſe gewöhnt hatte.

Eine einfache Abendcollation hielt die Geſellſchaft über die gewöhnliche Zeit beiſammen. Und als man endlich mit heitern Reiſewünſchen von Reichardt und Luiſen ſchied, war Hermann einer der Letzten, der nicht ohne Rührung dieſer ſo hochgehaltenen Freundin Lebewohl ſagte. Er hatte ihrem Vater Briefe an die Aeltern und einige modiſche Putzſachen für die Schweſter übergeben, und bat Luiſen, die Seinigen in Halle zu beſuchen.

Der Vater wird doch Vieles zu fragen haben, wovon nichts in meinem Schreiben ſteht, ſagte er. Und erzählen Sie meiner Schweſter Lina von der ſchweſterlichen Lina, die ich hier gefunden.

Ja, und bringen Sie ſie mit, wenn Sie zurückkommen, fiel Lina ein, ſie ſoll uns ein liebſter Gaſt ſein. Sie kann abwechſelnd bei mir und bei der Mutter wohnen. Ach ja! Wir rechnen darauf!

Vierzehntes Capitel.

Betrachtungen und Beſuche.

Die Beſorgniß des Miniſters und ſeiner Gemahlin um Hermann war nicht unbegründet. Der junge Freund hatte ſich von der liebenswürdigen Cecile und durch die ſchmeichelhafte Behandlung, die er in den Abendkreiſen der Madame Simeon erfuhr, nur allzu ſehr einnehmen laſſen. Sein gutes Glück ſelbſt bereitete ihm Gefahren. Denn die leichte Förderung, die er von allen Seiten fand, die guten Ausſichten, die ſich für ſeine Zukunft darboten, ſetzten nicht blos ſeine ſtrebſamen Kräfte in Schwung, ſondern ſtimmten auch ſein Gemüth empfänglicher, ſein Herz vertrauender. Das Schöne reizte ihn lebhafter, dem Seelenvollen gab er ſich unbefangener hin.

In ſo günſtigem Licht erſchien aber Cecile wirklich — jeden Tag eine Andere, ſtets intereſſant, oft reizend, zuweilen hinreißend und immer ein Geheimniß. Denn ſelbſt wo ſie am meiſten aus ſich herausging, blieb, für Hermann wenigſtens, die Kunſt ein Räthſel, womit es geſchah. Sie las nicht blos mit ihrem eigenthümlich bedeckten, aber höchſt biegſamen Organ, in reinſtem Accent, einen Act oder zwei aus einer franzöſiſchen Tragödie lebhaft und ausdrucksvoll vor, ſondern beſaß auch, für ein Mädchen aus der Geſellſchaft in ungewöhnlichem Grade, das Talent und die Unbefangenheit lebendiger Darſtellung von Scenen aus ſolchen Tragödien, beſonders von Racine. Ja, wenn an ſtillen Abenden kein Beſuch, außer etwa Marinville's, da war, ließ ſie ſich von Madame Simeon bewegen, ſelbſt im Coſtüm aufzutreten, und in graziöſen Bewegungen, in ausdrucksvollen Pantomimen, die Leidenſchaft einer Kleopatra, die Zärtlichkeit einer Gabrielle d'Eſtrées, die klöſterliche Reue einer Aebtiſſin von Bourbon darzuſtellen, oder als Fee Urgèle mit Zaubergeberden heranzuſchweben, und aus dieſer von Blangini componirten Oper die ſchöne Arie, nicht ausgezeichnet, aber wunderſam gedämpft zu ſingen: „Pour un baiser faut-il perdre la vie.“ Man hätte glauben ſollen, ſie hielte ſich von der großen Geſellſchaft, für die ſie ſoviel voraus hatte, nur zurück, um eine eigene poetiſche Welt zum Mitgenuß für wenig Auserwählte um ſich her zu ſchaffen. Für gewöhnlich, in den proſaiſchen Stunden, oder wenn ſie an kleinen Abenden ſich um die Anweſenden bemühte, erſchien ſie mit Anmuth gefällig, mit heiterm Lebensverſtand unterhaltend. Eine liebenswürdige

Theilnahme an Allem, das verbindlichſte Zuhören, wenn Hermann ſprach, gab ihr den Anſchein, unterrichteter zu ſein, als es der Fall war, und zum Ueberfluſſe verſtand ſie es, tactvoll zu fragen. Daß Marinville, der leichtfertige, neckiſche Menſch, ihr ſtets mit beſonderer Hochachtung begegnete, flößte dem Freund unvermerkt eine günſtige Meinung von der würdigen Perſönlichkeit des myſteriöſen Mädchens ein. Und wenn derſelbe gar manchmal auch eine kurze vertraute Beſprechung mit ihr hatte, ſo geſchah es doch immer mit zartem Anſtand. Hermann vermuthete anfangs eine Bewerbung Marinville's um die liebenswürdige Cecile, und beſtärkte ſich darin, als er Beide wiederholt auf verſtohlenem, ſchalkhaftem Lächeln ertappte. Er war aber ſoweit entfernt, einen Argwohn gegen Cecile zu faſſen, oder das Mindeſte vorauszuſetzen, was ſie irgend in Schatten geſtellt hätte, daß er vielmehr eine kleine Unruhe empfand, die wie Eiferſucht ausſah. Doch über dieſen heimlichen Verkehr kam ihm unerwartet ein beruhigender Aufſchluß.

Eines Abends beim Weggehen begleitete ihn Marinville, der vom alten Schloß aus nach Napoleonshöhe zurückzufahren pflegte, über den Eliſabether Platz hinab, und ſagte in ſeiner leichten Weiſe hinwerfend:

Die verdrießliche Angelegenheit, die unſere charmante Cecile nach Caſſel geführt hat, zieht mich immer mehr in ihre Wirbel, weil ſie hauptſächlich mündlich verhandelt wird. Das wäre nun bei einem ſo liebenswürdigen Geſchöpf ſo übel gar nicht, wenn man für ſie und nicht gegen ſie zu handeln hätte. Sie betreibt nämlich eine alte Foderung ihrer Mutter an die franzöſiſche Krone, eine Zahlung, die der Kaiſer bei Simeon's Ernennung zum weſtfäliſchen Miniſter auf den Kronſchatz ſeines Bruders, des Königs Jerôme, verwieſen hat. Simeon betreibt die Foderung, und ich hoffe, die Sache wird in der Kürze günſtig erledigt werden. Ich fürchte nur, die liebenswürdige Cecile wird uns dann verlaſſen, gerade wann die Rückſichten aufhören, die bisher ſie den Annehmlichkeiten der Geſellſchaft entzogen und ihr freilich eine wenig erquickliche Einſamkeit dictirt haben. Sie gelten etwas bei ihr, lieber Doctor; helfen Sie uns ſie feſthalten, wenigſtens bis ſie einen beſſern Begriff von dem ihr fatalen Caſſel mitnehmen kann. Ich bin gewiß, wenn ſie einmal zur Geſellſchaft gehörte, ſie würde bald gefeſſelt und gehalten werden. Caſſel iſt freilich kein Paris; aber es hat dafür ſeinen eigenen Zauber. Und — Sie werden ſelbſt beobachtet haben, welch' ein empfängliches Herz in dieſer reizenden Bruſt wohnt. Oder — kennen Sie mehr ſolche begabte junge Damen in Caſſel? Ah bah! Wir erleben noch, daß ſie unſere junge Welt in Feuer und Flammen ſetzt, und daß man ſich um ihre Hand reißt, die ſehr niedlich, aber — nichts weniger als leer iſt.

Dieſe vertrauliche Mittheilung, indem ſie für Hermann manches Räthſelhafte in Cecile's Verhalten löſte, warf doch auch eine neue Unruhe in ſein Gemüth. Er mußte ſich ſagen, daß nach ihrer Entfernung die Abende im Juſtizpalaſt, auf die er ſich bisher etwas zugut gethan hatte, doch viel von ihrem Intereſſe verlieren dürften. Madame Simeon und ihre Tochter behielten in ſeinen Augen wenig Anziehendes übrig, da ſelbſt die Zuthätigkeit, die ſie ihm, jede in ihrer Weiſe, bezeigten, ſich unverkennbar um Cecile drehte. Der Miniſter aber, den er verehrte und auf deſſen Wohlwollen er ſtolz war, erſchien gar ſelten und nur auf Augenblicke bei ſeiner Familie. Er war, beſonders während des Reichstags, überladen mit den Arbeiten zweier durch Beſtimmung der Conſtitution verbundener Miniſterien, der Juſtiz und des Innern, und liebte zu ſeiner Erholung eine Partie Schach, zu der ihn einige Freunde beſuchten oder der er ſelbſt in das literariſche Caſino nachging. Dies Caſino hatte der ruſſiſche Geſandtſchaftsrath von Struve nicht weit vom Palais in der Königsſtraße gegründet, beſonders auch um zwiſchen deutſchen und franzöſiſchen Journalen und an gemiſchten L'Hombre-Tiſchen die Anſichten beider Parteien und die verſteckte Abneigung zwiſchen dem alten Adel und den neuen Franzoſen allmälig auszugleichen.

Jetzt fiel auch dem Freunde die ihm zuerſt nur erfreuliche Reiſe nach Holland aufs Herz. Sollte er es hingeſtellt ſein laſſen, ob er bei ſeiner Rückkunft Cecilen noch anträfe, oder ſein Lebewohl auf dieſen Fall ausdehnen, wenn er Abſchied von ihr nähme? — Abſchied? Cecile erſchien ihm jetzt doppelt intereſſant; ſie wollte Caſſel und Deutſchland verlaſſen, und — ſie war frei; Hermann hatte ſich in Marinville's Abſichten geirrt. Aber nicht blos geirrt: er hatte ihn ein wenig beneidet, und der Gegenſtand der kleinen Eiferſucht war nun doppelt begehrenswerth.

Alles dies brachte den Freund unvermerkt auf Betrachtungen über ſeine Zukunft. Eine neue Sehnſucht des Herzens begegnete ſeinem in feierlicher Stunde gefaßten Vorſatze, ſich vor wiederholter Verirrung in der Liebe zu hüten. Die ſchweſterlichen Mahnungen Lina's, ja die mißverſtandenen Warnungen ſeiner ernſten Freundin Luiſe kamen dazu, ihm den bisher belächelten Gedanken an ein Bündniß für das Leben näher zu rücken. Ein ſolcher Bund verſprach dauernde Befriedigung für geregeltes Beſtreben und für ſeelenvolles Behagen zugleich — eine Verſöhnung zwiſchen Arbeit und Genuß. Wie innigen Umgang erwartete auch Lina von ſeiner Heirath, und welch' anmuthiger Verkehr ward dadurch auch mit andern lieben Familien möglich! Und ſollte man ſich denn nicht eine Einrichtung wünſchen, die es erlaubte, ſelbſt auch einmal liebe Freunde zu bewirthen und gute Geſellſchaft bei ſich zu ſehen?

Hermann malte ſich eine ſolche Einrichtung aus, und verrieth dabei durch die Farben ſeines Gemäldes, daß er doch mit ſoviel Luxus und Ueppigkeit der höhern Geſellſchaft nicht ungeſtraft in Berührung gekommen war, indem er nun ſelbſt, der ſonſt die von allem Idealismus abgefallene caſſeler Jugend hart getadelt hatte, doch einen ganz hübſchen Antheil von jenem Realismus mit in die geträumte künftige Einrichtung ſeines Hauſes aufnahm. Die Phantaſie war hierbei um ſo geſchäftiger, als das Herz, genau beſehen, weniger betheiligt war.

Aber freilich — die Stelle fehlte ihm noch immer, worauf ſich ein ſo anmuthiger Hausſtand begründen ließ. Er lachte ſelbſt über das doppelſinnige Wort „Stelle", das von einem Bauplatz und von einem Staatsamte gilt. Indeß — waren ihm nicht doppelte Zuſagen gemacht? Erblickte er nicht in der Perſpective links ein Katheder und rechts ein Actenpult, die ihm winkten? Es brauchte nur ein flüchtiges geometriſches Winkelmaß, um zu ſehen, welches von beiden ihm näher liege. Und vielleicht brächte eine Wahl des Herzens dies Winkelmaß mit ſich. Und wenn ſich ein feſtes Bündniß und eine feſte Anſtellung zuſammenſchicken, ſo verträgt ſich doch wol ebenſo ſchön ein abwartendes Verlöbniß mit einem erwarteten Amt — ein Verſpruch mit einem Verſprechen.

Soviel phantaſievoller Witz, als bei dieſen Betrachtungen im Spiele war, verrieth ein noch ziemlich freies Herz, wie denn in der That auch Cecile, bei aller Eingenommenheit des Freundes für ſie, doch vielleicht weniger den Gegenſtand als die Anregung zu jenen Betrachtungen abgab. Allein dieſe Eingenommenheit konnte doch durch Einwirkung Dritter und im Drang einer Abreiſe in ſehr bedenkliche Verwickelung gerathen. Und ſo drohte der glückliche Einfall des Herrn von Bülow, den argloſen Günſtling durch eine Geſchäftsreiſe einer ſchmählichen Intrigue zu entziehen, mit einer neuen Gefahr, den ungewarnten, zwiſchen Scherz und Ernſt unruhigen Freund nur deſto eher zu einer Uebereilung zu treiben.

In dieſer Lage dachte Hermann vor allem an ſeinen Beſuch bei den beiden Reichstagsmitgliedern, denen er zur Reiſe nach Holland beigegeben war. Als er in dieſer Abſicht von ſeinem Zimmer herabkam, begegnete er auf der Treppe dem Handelsjuden ſeiner Hauswirthin. Hermann neckte ſich gern mit dem etwas wunderlichen Manne, der zu den eifrigen Altgläubigen gehörte und in bekannten Familien ſeiner Abneigung gegen neue Einrichtungen kein Hehl hatte.

Guten Tag, Suſsmann! ſagte er. Ihr kommt mir wie gerufen. Wo wohnt denn der Banquier Jacobſon? Ihr wiſst das gewiſs!

Der Geheime Finanzrath, wollen Sie ſagen, Herr Doctor, erwiderte Suſsmann. Beſchneiden Sie mir den Iſrael Jacobſon nicht an ſeiner geänderten Würde; er iſt kein goldner Louisd'or und kein ſilberner Laubthaler, aber er iſt ein gewaltiger Mann. Wo er wohnt, wollen Sie wiſſen? Kann ich Ihnen ſagen. Sie wiſſen doch, wo in der Königsſtraſse der Herr Jordis-Brentano ſein Wechſelcomptoir hat? Gehen Sie noch ein Halbdutzend Häuſer weiter, da wohnt der mächtige Herr Geheime Finanzrath von braunſchweigiſchem Gepräg, der groſse Mann!

Von Anſehen kenne ich ihn, lächelte Hermann. Ich habe ihn ſchon geſprochen, und er iſt allerdings ein ſehr ſtattlicher Mann.

Sie wollen mich misverſtehen, Herr Doctor, erwiderte Suſsmann. Kaiſer Napoleon und Iſrael Jacobſon haben doch unſern König Jerôme gemacht, wiſſen Sie: iſt das kein groſser Banquier, der Geheime Finanzrath? Er hat doch die zwei Millionen vorgeſchoſſen, die der neue König nöthig hatte, um von Paris los- und über Wilhelmshöhe nach Caſſel zu kommen, im vorigen December, wo man juſt Schlittſchuh gelaufen iſt. Napoleon hat ihn ausgewählt, Jacobſon hat ihn geſalbt, wie Samuel den König David. Und wahrhaftig! er wird auch bald ein kleiner Samuel werden. Jerôme will ihn zum Präſidenten des jüdiſchen Conſiſtoriums machen. Und er hat auch ſchon über die Kinder Iſrael's verfügt, der mächtige Mann. Sire, hat er geſagt — damals Herr Doctor — Sie waren noch nicht hier, wo die große Verſammlung der Judendeputationen in Caſſel das große Geſchäft machten, letzten Februar und am 11. ein Dankfeſt gehalten wurde — Sire, hat er damals geſprochen, die Kinder Iſrael's werden ſich nicht damit begnügen, ihre Hände auf dem Berg zu erheben. Ich weiß nicht, hat er droben den Kratzenberg gemeint; aber unſere Synagoge ſteht ja unten in der Stadt. Ihre Hände zu erheben, hat er geſchmuſt, um von dem Ewigen die Erhaltung Ihres koſtbaren Lebens zu erflehen; die Kinder Iſrael's werden auch ihrem königlichen Herrn Soldaten liefern. Liefern hat er geſagt. Und, beſter Herr Doctor, es wird wahr werden. Mein Lazarus iſt mit fünf Schuh zwei Zoll in die Linie geſetzt worden. Sie wiſſen ja, was die Linie heißt — nicht im Kaſſabuch bei Levy Feidel, wo er auf dem Comptoir war, — nein, ins Linienregiment, das nach Spanien geht, — in die Ausgab', Herr Doctor! Mein Lazarus iſt geliefert.

Ihr ſcheint eben nicht ſehr dankbar dafür, Sußmann, daß der König Euern Leuten das volle Bürgerrecht bewilligt hat, bemerkte Hermann, ſonſt würdet Ihr vor allem auch die Pflicht des Waffendienſtes anerkennen.

Bürgerrecht? wendete achſelzuckend und kopfſchüttelnd der Jude ein. Allen Reſpect, wenn's nur nicht in Weſtfalen wär'! Das Königreich iſt zu ſehr zuſammengeſtückelt. Ich weiß, es iſt die Mode jetzt, und man macht auch kattunene Bettdecken aus allerlei Läppchen. Ob's aber haltbar iſt, wie aus Einem Stück? Die Nähte ſind überwendlings gemacht; es kann ſich alle Tag' wenden. Und wenn's reißt, und der Kurfürſt nimmt ſein Stück, und der Braunſchweiger, und der Preuß, und der Graf

Stolberg-Wernigerode und der Graf Rittberg-Kaunitz, und wie ſie heißen, nehmen ihre Läpperchen: meinen Sie, Herr Doctor, wir blieben Staatsbürger? Au weh! Wir werden alle wieder Juden, pure Juden, geſchlagene Juden. Man nimmt uns die Bürgerrechte und behält unſere Soldäterchen. Oder man zieht ihnen auch die Montur wieder aus; aber was hab' ich davon? Derweil iſt mein Lazarus in Spanien geliefert, ſag' ich Ihnen, oder iſt gar der Inquiſition in die Hände gefallen und wird als Jud' verbrannt; er wird geröſtet, er wird gemahlen — Autokaffé nennen's die Spötter —, und ich bekomme nicht einmal den Kaffeeſatz von meinem Jüngelchen — ich meine die Aſche vom chriſtlichen Brandopfer!

Hermann ging lachend weiter. Aber hinter dem drolligen Misverſtändniß oder verzweifelten Witze des Juden fiel ihm die ſo verbreitete Meinung von der Unhaltbarkeit des neuen Reichs auf, in welchem er einen Herd für ſeine Zukunft zu gründen dachte. Auch an einem der vertrauten Abende beim Finanzminiſter waren, wenn auch aus andern Geſichtspunkten, Bedenken der Art geäußert worden, und Baron Reinhard hatte ſchon, die ſpätere Zukunft ins Auge faſſend, geſagt: Was Napoleon Verderbliches geſtiftet hat, wird in den Händen Derer, die nach ihm die Gewalt haben werden, reichlich wuchern; was er Großes gewollt, wird mit ihm untergehen.

Daß aber der ſonſt ſo kluge Sußmann eine ſo gefährliche Meinung ausgeſprochen, erklärte ſich der junge Freund aus dem Aerger, den derſelbe offenbar gegen Jacobſon in ſich trug. Der Banquier galt für aufgeklärt, für einen Mann, der allem talmudiſtiſchen und rabbiniſchen

Unſinn feind, ſeinen Einfluß zu einer religiös-ſittlichen Reformation ſeiner Glaubensgenoſſen zu benutzen ſuchte. Die Altgläubigen, mit ſeinem bisherigen Benehmen unzufrieden, fürchteten, daß er als künftiger Präſident des zu erwartenden jüdiſchen Conſiſtoriums die alten Gebete abſchaffen und ärgerliche Neuerungen einführen werde. Der Ruf eines ſpeculativen Kopfes, eines thätigen und ehrlichen Geſchäftsmannes von bedeutendem Reichthum war ihm von Braunſchweig vorausgegangen, ehe er zum Reichstage kam und ſpäter nach Caſſel überſiedelte. Im Uebrigen beurtheilte ihn Hermann nach einer Aeußerung ſeines Miniſters. Dieſer hatte jüngſt, als von Jacobſon die Rede war, geſagt:

Eine Portion Eitelkeit fehlt ihm nicht; aber für mich war dies ganz angenehm: ich wußte doch gleich, womit ich ihn für das misliche Geſchäft in Holland gewinnen konnte. Meinen lieben Nathuſius faßte ich an ſeiner treuen Freundſchaft für mich. Aber auch überhaupt wird jene kleine Eitelkeit Jacobſon's durch ſeine große Humanität aufgewogen. Er iſt ſo freiſinnig, daß er die beſten Stellen auf ſeinem Comptoir mit chriſtlichen Geſchäftsmännern beſetzt hält, und ſo wohlwollend, daß er ſich in dieſer gedrückten Zeit von Gelehrten, Handwerkern und Offizieren mit baaren Vorſchüſſen ſtets hülfbereit finden läßt.

Mit ſo guten Vorurtheilen betrat Hermann die Wohnung, wo er dem eben ausgehenden Banquier begegnete. Er wollte ſich gleich auf ein andermal empfehlen, aber Jacobſon nöthigte ihn auf ſein reich und geſchmackvoll eingerichtetes Empfangzimmer.

Ein angehender Vierziger von anſehnlicher Geſtalt verrieth Jacobſon in ſeinem Anzug und Benehmen den Hofagenten, der beim Herzog von Braunſchweig etwas gegolten und ein wohlwollendes Vertrauen genoſſen hatte. An ſeinem ſchwarzgelockten Kopfe mit den freundlichen Augen war der Zwieſpalt jüdiſcher Phyſiognomie mild ausgeglichen, ja faſt gänzlich aufgehoben — jener Gegenſatz einer edeln Stirne und ſeelenvoller Augen zu einem derben, ſinnlichen Mund und ſchlaffen Kinn. In dieſer Geſichtsbildung, wo ſie noch in ihrer Reinheit vorkommt, ſcheint ſich ein Abbild altjüdiſcher Geſchichte zu vererben. Man denkt an den funkelnden Nachthimmel über dem ſteinigen Judäa, und im Volksleben an die Gegenſätze poetiſcher Phantaſie und glühenden religiöſen Glaubens mit rohen, unſittlichen Thaten, des geiſtigen Hochmuths mit politiſcher Schwäche, der Idee eines auserwählten Volks mit dem Unmuthe unter den Fußtritten der Nachbarvölker.

Wir haben uns ſchon geſehen, Herr Doctor, auf Napoleonshöhe, nicht wahr? ſagte Jacobſon, indem er ſeinem Beſuch mit artiger Geberde einen Sophaplatz anwies. Und wiſſen Sie — ich habe hernach viel Schönes über Sie gehört. Ich freue mich recht auf unſere Hollandfahrt. Es iſt doch ehrenvoll, Herr Doctor, als Abgeordneter des Königreichs nach Holland zu kommen. Die Mynheers kennen den Iſrael Jacobſon, den Banquier; aber ſie ſollen nun auch den Deputirten ſehen, und ich denke, die Firma Jacobſon ſoll eine gute Vorbedeutung für das weſtfäliſche Finanzgeſchäft abgeben. Dazwiſchen aber ſollen Sie mich auch für wiſſenſchaftliche Unterhaltung empfänglich finden, Herr Doctor!

Glauben Sie nicht, Herr Geheimer Finanzrath, daß mich Geldgeſchäfte nicht intereſſirten! ſagte Hermann. Ich bin ſozuſagen ein Apoſtat, ein Abtrünniger der Weltweisheit, und ein Neophyt, ein Neubekenner, der Weltmacht des Geldes, ein Ueberläufer von Minerva zum Merkur, oder, um einfach Caſſel'ſch zu reden, ich bin ein Finanzpraktikant und hoffe von Ihnen in dieſem holländiſchen Privatiſſimum etwas zu lernen.

Soll mir zur Ehre gereichen! erwiderte Jacobſon. Aber, was Sie vor allem ſind — Sie ſind ein ſinnreicher Menſch, und Sie werden mich kennen lernen als einen Mann, der nicht blos Geld, ſondern auch ideelle Werthe zu ſchätzen weiß. Von der jüdiſchen Theologie will ich nicht reden, die ich gründlich ſtudirt habe; aber auch Philoſophie intereſſirt mich, und Moſes Mendelsſohn iſt nicht als Jude, ſondern als Philoſoph mein Mann. Aber geben Sie mir zu, Herr Doctor, die Schritte einer exaltirten Philoſophie haben auf die Gemüther der Menſchen einen nur allzu großen Einfluß gehabt. Die Philoſophie hat ſie ihren natürlichen Grenzen entrückt: „Les hommes n'ont pas regardé autour d'eux.“ Die erſten Senate Europas, die aufgeklärteſten Männer ſchienen ſich z. B. verſchworen zu haben, für die Freiheit der Neger zu ſtimmen, die keine Freiheit verlangten und für die ſie ein trauriges Geſchenk war. Aber auf das Flehen um eben dieſe Freiheit aus dem Munde von Landsleuten gleicher Farbe, gleicher Bedürfniſſe, gleicher Gewohnheiten hörte man nicht. Iſt das nicht noch in unſern Tagen die Lage der Anhänger des moſaiſchen Glaubens? Das Genie Friedrich's des Großen vernahm dieſe Stimme, aber von Deutſchlands Lehngebräuchen umgeben, wagte er ſeinen Ausſpruch. Jerôme, unſer König, hat ihn gewagt, und ich hatte Gelegenheit, es laut anzuerkennen. „Sire", habe ich ihm geſagt, „c'est à des héros que l'Éternel a confié le soin de nos destinées, et déjà vous avez égalé les bienfaits de Cyrus dont bientôt vous passerez la gloire."

Bei dieſen etwas declamatoriſch vorgebrachten Worten blickte er Hermann mit erwartendem Lächeln an, und als dieſer mit artiger Verneigung Beifall ausdrückte, fuhr Jacobſon, ſeine Zufriedenheit unter einen Scherz verbergend, fort:

Gloire, wiſſen Sie ja, Herr Doctor, iſt das mächtige Zauberwort für die Franzoſen, das auch das Trommelfell im taubſten franzöſiſchen Ohr erſchüttert. Und ihre Bornirtheit liegt nur darin, daß ſie meinen, blos hinter den Trommelfellen her könnte man zur gloire kommen.

Recht gut! lachte Hermann. Allerdings in höherm Sinn eine Bornirtheit, gegen die aber ſonſt weder Oeſtreich noch Preußen bisher geſcheit genug waren. Sie, Herr Geheimer Finanzrath, haben große Verdienſte um Ihre Glaubensgenoſſen, die nun der bürgerlichen Freiheit froh werden.

Sehr verbunden! entgegnete der Banquier. Aber das Hauptverdienſt muß ich mir noch erwerben, durch Reinigung unſerer veralteten Gebräuche, durch Wegräumung aller der Unweſentlichkeiten unſers Glaubens, die unſere Annäherung mit den übrigen Staatsbürgern erſchweren. Ich hab's auch in der Rede, die ich an der Bundeslade der Synagoge gehalten, voraus angekündigt. Sagen Sie, Herr Doctor, kennen Sie meine damalige Rede?

Ich bin erſt ſpäter hierher gekommen, antwortete der Freund mit verneinender Bewegung.

Darf ich ſie Ihnen geben? Wollen Sie ihr einen freundlichen Blick ſchenken?

Mit dieſen Worten eilte Jacobſon an ſeinen Schreibtiſch und brachte einige gedruckte Blätter, die er Hermann mit den artigen Worten übergab:

Sie iſt gedruckt worden in beiden Sprachen, und ich habe mir ein Dutzend Abdrücke für Freunde zurückgelegt. Nehmen Sie die Blätter in dieſem Sinn!

Hermann hatte ſich ebenfalls erhoben, und ſchied mit einigen herzlichen Worten der Anerkennung und Hochachtung. Jacobſon, indem er ihn begleitete, ſagte lächelnd:

Später ſagen Sie mir einmal, was Sie von meiner Rede denken, und lachen Sie nicht, daß ich die Kleinigkeit habe drucken laſſen!

Flüſternd ſetzte er hinzu:

Die Zeit bringt's ſo mit ſich: es iſt franzöſiſcher Druck ins Deutſche überſetzt!

Vor der Hausthür ſchieden ſie auf Wiederſehen.

Den Fabrikherrn Nathuſius traf Hermann nicht zu Hauſe. Frau Philippine, die ihm auf der Flur begegnete, nahm ihn geheimnißvollen Winks und Lächelns mit ins Zimmer, und eröffnete ihm, daß es geſtern Abend mit der bewußten Sache richtig geworden ſei, und ihre zweite Tochter, die Thereſe, ſich entſchloſſen habe, dem edeln Manne Hand und Herz zu geben.

Hermann gratulirte und wollte gleich der lieben Braut ſeinen Glückwunſch bringen.

Auch nicht zu Haus! lachte die Mutter. Der gute Nathuſius thut's nicht anders und läuft ſchon mit ihr umher, ich fürchte, in die Putz- und Schmuckläden. Er weiß nicht, wie er gegen Thereſen und die Schweſtern ſeine Freude und Herzlichkeit genug ausdrücken ſoll. Ich werde aber dem Paar einſtweilen Ihre guten Wünſche ausrichten, und morgen Abend thun Sie's dann ſelber. Wir wollen nämlich, da Herr Nathuſius doch in der Kürze verreiſt, eine Verlobung, aber blos unter Verwandten und Freunden, halten, und Sie müſſen mit Ludwig und Lina ebenfalls kommen. Nicht wahr?

Hermann nahm die Einladung höflich an, und ſie fuhr mit ſchalkhaftem Schmunzeln fort:

Aber denken Sie nur, was ſo reiche Leute gleich für Prätenſionen machen! Der liebe Mann war erſt ſo entzückt und dankbar für ſein Glück, wie er's nannte, und heut verlangt er ſchon meine ſechs andern Mädchen auch noch!

Was? Der Sultan? lachte Hermann, und mitlachend ſprach ſie weiter:

Verſteht ſich nicht für ſich! Aber er habe, ſagt er, in ſeinem weitläufigen Geſchäft ſo manchen jungen, hübſchen und rechtſchaffenen Gehülfen, die er denn auch für Fleiß und Treue beglücken und ſich verpflichten möchte. Und meine Mädchen wären viel zu gut für das luſtige, leichtfertige Caſſel.

Ich begreife ihn, erwiderte Hermann, und freue mich der Art und Weiſe, wie er ſich beglückt empfindet. Aber was werden Sie thun? Und erinnern Sie ſich, daß nun doch Freund Ludwig Recht behält, als er damals fragte, wie's denn in den ſieben Wochen zwiſchen Oſtern und Pfingſten dem Mütterchen gehen würde, falls einmal ſieben Filialküchen entſtänden?

O ja, ich erinnere mich! lachte ſie. Und auch, daß mein kleiner Schelm Netty Recht behält, die damals behauptete, alle Sieben auf einmal würden Abgang finden. Was doch manchmal der pure Zufall nicht für ein Schalk iſt in einer Prophetenkutte! Und nun ſoll ich etwa der Prophezeiung zu Lieb' alle Sieben ziehen laſſen? Nein!

O ja doch! Laſſen Sie, laſſen Sie! bat Hermann. Aus einer heiligen Zahl allein auszuſcheiden, fiele der guten Thereſe zu ſchwer. Laſſen Sie die ſechs Schweſtern ſie begleiten. Das Uebrige findet ſich. Eine nach der andern verſchenkt dort entweder ihr Herz, oder ſie heben nach und nach das erſte Halbdutzend Ihrer Enkel, liebe Frau Räthin, aus der Taufe.

Um Gotteswillen, beſter Herr Doctor, rief ſie, ſoll's denn wieder lauter Mädchen geben? Unberufen, unberufen! Aber nein! Ein ſo großer Fabrikherr braucht Söhne — Commis, Gehülfen. Er wird ſchon — Nein, Nathuſius und Söhne muß es heißen!

Unter ſo heitern Scherzen empfahl ſich der Freund auch hier, wie bei Jacobſon, auf Wiederſehen!

Funfzehntes Capitel.

Eine Miniſterialaudienz.

Am nächſten Morgen, ein Halbſtündchen bevor Hermann aufs Bureau kam, ſaß Frau von Bülow im Negligée einer Mullpelerine mit gefälteltem ſtehenden Kräglein im Arbeitszimmer ihres Mannes, während dieſer im Hausüberrocke, die Hände rückwärts gefaßt, offenbar verdrießlich, hin- und wiederſchritt. Die Unterhaltung betraf Hermann. Der Miniſter war eben benachrichtigt worden, daß der König morgen Nachmittag vor Tafel die drei nach Holland Abgeordneten von ihm vorgeſtellt haben wollte. War's eine Ahnung oder nur ein Argwohn — der Miniſter ſah in dieſer Vorführung, da der König die beiden Reichstagsmitglieder ſehr genau kannte, nur eine auf Hermann zielende Abſicht.

Ganz gewiß! rief er bitter aus — Jerôme will unter dieſem Vorwande nur den jungen Mann ſehen, den ihm Marinville zum Chevalier d'honneur für das königliche Liebchen zugedacht hat; er will ihn kennen, der — im Cotillon der kleinen Tänzerin mit ihm abwechſelt!

Frau von Bülow theilte die Sorge, aber nicht die Entrüſtung ihres Mannes. Sie fürchtete, Hermann werde getäuſcht; er aber zürnte, daß er ſich täuſchen laſſe. — Mag ſein, ſagte er, daß er das Verhältniß dieſer Heberti, die Vorgeſchichte einer Tänzerin, nicht kennt; ich gebe dir auch zu, daß er nicht gemein, nicht niederträchtig denkt: aber warum verblendet er ſich aus kindiſchem Ehrgeiz über das lockere Perſönchen, und läßt ſich von dieſem Marinville hinter's Licht führen, hinter dies Nachtlicht? Er iſt an der Falle des Polizeidirectors nicht, noch nicht, klug geworden, und beißt jetzt den Köder eines Kupplers an. Mein Weg der Beförderung geht ihm zu langſam; er läßt ſich eine Winkeltreppe gefallen.

Die er aber als ſolche nicht kennt, — gibſt du ja ſelbſt zu. Drum denk' ich, lieber Hanns, wir müſſen ihm einen Wink geben.

Unterſteh' dich, Auguſte! rief er heftig. Dieſer Handel iſt noch delicater und gefährlicher als ſein früherer. Soll er ſich auf uns berufen, wenn er ſich dort zurückzieht und von Marinville zur Rede geſtellt wird? Und was weißt du denn von der Perſon? Oder willſt du dich auf die Geheimniſſe des franzöſiſchen Geſandten berufen, und den Finanzminiſter in Widerſpruch mit einer Liaiſon ſeines Königs ſetzen? Wollen wir denn überhaupt nur für ſolche Geſchichten intereſſirt erſcheinen? Laß du der Sache ihren Lauf! Auch bin ich eigentlich nicht um des jungen Mannes willen in dieſer Entrüſtung. Mag er ſich doch mit einer abgelegten Mode des Königs aufputzen! Mag er dieſe Deſſerte — dieſen Abhub vom königlichen Nachtiſch, auf ſeinem häuslichen Herd aufwärmen, in der verlaſſenen Pfütze ſein Herz baden! Nein! Aber daß man mich zum Werkzeug, zum Vermittler brauchen will, das empört mich.

Du vergiſſeſt aber, lieber Victor, daß du ja nur thun ſollſt, was du ſpäter mit dem jungen Manne ſelbſt gethan hätteſt — ihn dem König vorſtellen. Was iſt da Ehrenrühriges drin?

Was? fuhr Bülow auf. Zu welchem Ziel und Zweck aber ſoll ich es thun? Und wem dien' ich damit, wer misbraucht mich damit? Wem arbeit' ich in die Hände? Daß ein glücklicher Gedanke, auf den ich zum Beſten des jungen Mannes ſo froh war, dieſem Marinville, dieſem marinirten Schelm, apropos kommt, und ihm zum Angelhaken für den albernen Burſchen dient, dem ich damit helfen will — das ſoll doch der Teufel holen! Nein, dazu gibt ſich kein Bülow her!

Die Baronin ſchwieg — nicht vor ihres Mannes Zorn, ſondern weil ſie eben doch mit ihm fühlte, daß es diesmal um etwas mehr gelte, als was früher einmal der jetzige Generalmajor Scharnhorſt gegen ihren Vater geäußert hatte — alle Bülow's ſeien für ihre Meinung eingenommen und nicht ſehr verträglich. Eine Pauſe entſtand, in welcher, ehe noch des Miniſters Aufwallung ſich gelegt hatte, Hermann eintrat, um wie gewöhnlich die Arbeitsanordnung Sr. Excellenz zu empfangen.

Bülow ſetzte ſich mit ſtummer Verneigung an ſeinen Schreibtiſch, während die Baronin, um ihrem Manne Zeit zur Faſſung zu laſſen, Hermann heranrief und heiter fragte, ob er ſchon dem jungen Bräutigam Nathuſius gratulirt habe.

Die ſcherzhafte Laune, womit Hermann auf den Gegenſtand erzählend einging, ſchien den Miniſter aufs neue zu verdrießen. Wenigſtens ſtand er plötzlich auf, und mit barſcher Würde vortretend fragte er:

Sagen Sie mir doch, Herr Teutleben, iſt der Baron

Marinville leicht oder ungern darauf eingegangen, Sie Sr. Majeſtät vorzuſtellen?

Mich vorzuſtellen, Excellenz? erwiderte Hermann betroffen. Davon weiß ich nichts.

Ich habe hernach auch noch eine neubegierige Frage, lieber Doctor, aber — davon müſſen Sie mir wiſſen, das bitt' ich mir aus! fiel Frau von Bülow ein, mit einem Blick für ihren Mann, der wie Oel auf ein knarrendes Rad dienen ſollte. Auch fuhr der Miniſter in ſanfterm Tone fort:

Herr von Marinville hat viel Einfluß beim König, Einfluß im Cabinet — das will noch mehr ſagen, weil der Hausrock eines Monarchen mehr durchläßt, als das Staatskleid. Er hat Sie bei Frau Simeon getroffen, und ſich günſtig über Sie geäußert. Daß mir Alles lieb iſt, was Ihnen nützt, das wiſſen Sie; nur möcht' ich Sie nicht in einen Zuſammenſtoß entgegengeſetzter Abſichten gerathen ſehen. Marinville iſt ein heiterer Lebemann ohne weitreichende — nein, ich will ſagen ohne hochgelegene Geſichtspunkte; daß er aber mehr dem franzöſiſchen Intereſſe zuneigt, iſt begreiflich; er iſt Franzoſe und — der König iſt Franzoſe. Sobald er Ihnen Propoſitionen macht, kann es etwas ſein, was ihm oder dem König dient, aber gegen meine auf den Staat und das Volk gerichteten Abſichten verſchlägt. Das wäre nicht zu Ihrem Beſten; Sie müßten ſich für Eines oder das Andere entſcheiden. Ich will Sie zu nichts beſtimmen, laſſe Ihnen freie Wahl, und nehme auch keinem jungen Mann übel, hoch zu ſtreben. Nur Offenheit erwarte ich von Ihnen, ſchon damit ich Ihrem Glücke nicht entgegenarbeite, wenn Sie Ihr Glück auf nicht-Bülow'ſchen Pfaden ſuchen.

Der Ton des Miniſters, aus welchem Hermann eine Empfindlichkeit herausfühlte, die er ſich nicht erklären konnte, mußte ſeine Erwiderung ins Weichmüthige ſtimmen, indem ſein Verſtand nichts zu widerlegen fand und ſein Herz doch einer Rechtfertigung bedurfte.

Excellenz, ſagte er leiſer und etwas ſtockend, es iſt gar nichts der Art vorgekommen, weder daß Herr von Marinville mir einen Vorſchlag gethan, noch ich auch nur einen Wunſch ausgeſprochen hätte. Wir haben uns nur mit der Converſation des Salons berührt. Und, erlauben Sie mir zu bekennen, ich fühle mich über alle Erwartung ſo hoch geſtellt in Ihrem Hauſe und ich ſchmeichelte mir — in Ihrem Herzen, daß ich mir bis zu dieſem Augenblick höher hinaus auch nicht hätte träumen laſſen. Ich bin durchdrungen von Ew. Excellenz Wohlwollen für mich, und — ich bin nicht undankbar. Es iſt mir noch keine Minute in die Seele gekommen, ohne Ihr Vorwiſſen, ohne Ihr Gutheißen einen Weg einzuſchlagen anders als an Ihrer Hand oder nach Ihrem Fingerzeig.

Ich hege kein Mistrauen in Ihre Geſinnung und Ehrenhaftigkeit, erklärte der Miniſter; nur kann in der caſſeler Geſellſchaft ein unerfahrener junger Mann leicht auf einen Kreuzweg gerathen, wo man vor böſen Anfechtungen nicht ſicher iſt und ſie vielleicht gar nicht vermuthet. Wenn Sie mir aber, wie eben jetzt zugeſagt, in Allem, was Ihr bürgerliches Glück angeht, ein offenes Vertrauen vorbehalten, ſo bin ich ganz beruhigt.

Unter bürgerlichem Glück verſtehe ich aber nicht blos Angelegenheiten, die ins Reſſort des Miniſters ſchlagen, ſondern auch ſolche, die Sie — vielleicht lieber meiner Frau anvertrauen. Sie intereſſirt ſich ſehr für Haus- und Herzensſachen, und kennt auch — die hieſigen Verhältniſſe. Wenn Sie denn Ihr gutes Vertrauen ſoweit ausdehnen wollen —

Mit dieſem, im Frageton vorgebrachten Wenn reichte Herr von Bülow ſeine Hand hin, und als Hermann ſie mit lebhafter Rührung und einigen Worten des Dankes ergriff, ſchloß er:

So bleibt's darauf beim Alten!

Als der Freund ſich jetzt gegen Frau von Bülow wendete, als ob er ihre vorbehaltene Frage vernehmen wollte, ward dem Miniſter eine Deputation angemeldet und angenommen. Frau von Bülow entſchlüpfte mit einem zulächelnden Blicke gegen Hermann durch die Tapetenthür in ihre Zimmer.

Der Miniſter winkte dem jungen Freunde, der ſich ebenfalls entfernen wollte, zu bleiben, und empfing die Eintretenden mit jener entgegenkommenden Freundlichkeit, die unerkünſtelt aus wohlwollender Geſinnung floß und auch ſo empfunden wurde. Dieſe Humanität, in männliche Anmuth gekleidet, hatte dem Finanzminiſter in den wenigen Monaten ſeiner Adminiſtration entſchiedene Gunſt und Vertrauen im Volke gewonnen. Dies Zutrauen war ſo feſt, daß er es ſich ſelbſt unter der Beſorgniß des Landes wegen der Finanzbedürfniſſe, ja neben der Unzufriedenheit mit den Finanzgeſetzen und trotz der wachſenden Unruhe unter dem Finanzdruck zu erhalten wußte.

Es waren Abgeordnete aus den Handwerken und dem Handelsſtande, die ihr Anliegen durch einen Zeuchmacher Büchling als Hauptſprecher vorbrachten. Es betraf das neue, dem Reichstag vorgelegte Patentgeſetz. Man ſah die Patentabgabe für eine neue Steuer und franzöſiſche Einrichtung an, die, für die weſtfäliſch-deutſchen Verhältniſſe durchaus ungeeignet, in einer Zeit ſo vielfältigen Drucks die bürgerliche Betriebſamkeit lähme, und — nach Büchling's Ausdruck — dem Faß des zünftigen Handwerks den Boden ausſchlage, der längſt kein goldener mehr ſei.

Muth zu ſolchen Gegenſchritten hatte ein jüngſter Vorfall im Reichstag gegeben. Dieſer hatte nämlich ein vom Staatsrathe Malchus eingebrachtes Grundſteuergeſetz abgelehnt. Malchus, in ſeinem Aerger über ſolche „unerhörte Anmaßung", war in beleidigende Aeußerungen ausgefallen, und die Stände hatten dagegen eine nachdrückliche Beſchwerde an den König gelangen laſſen.

Mit mehr Artigkeit und Würde hörte Herr von Bülow, die Hände hinter den Hüften gefaßt und freundlich vorgeneigt, den Vortrag der Deputirten an, fragte nach den verſchiedenen Gewerben der anweſenden Bürger, ließ ſich dies und jenes über ihren ſeitherigen Betrieb erklären, und ſuchte dann mit der ihm eigenen Klarheit des Ausdrucks den Irrthum in ihren Anſichten und Begriffen, den Ungrund ihrer Vorausſetzungen, und die Selbſttäuſchung in ihren Befürchtniſſen darzulegen. Unter Anderm ſagte er:

Der Gedanke der Neuzeit, eine einzige, auf den Reinertrag des Landbaues gegründete Steuer einzuführen, hat in Deutſchland nie großen Beifall gefunden. Er hielt auch die nochmalige Prüfung in unſerm, wie Sie wiſſen, mit den einſichtsvollſten Männern beſetzten Staatsrathe nicht aus. Wir mußten, um die Laſt der Abgaben, die eine vom Himmel uns ſo ſchwer beſchiedene Zeit auf uns wälzt, möglichſt auf gleiche Schultern zu vertheilen, zugleich den Beſitz, den Genuß und den Erwerb in richtigem Verhältniß heranziehen. Wir befolgten hierin eine Ueberzeugung, die ein ſo patriotiſcher und noch heut in geehrtem Andenken ſtehender Mann, wie der vor acht Jahren verſtorbene Profeſſor und Vorſtand der hamburger Handelsakademie, Herr Büſch, in ſeinem unvergleichlichen Buche über den Umlauf des Geldes ins klarſte Licht geſetzt hat. Trifft nun Sie, meine Herren, jener Theil der Laſt, der durch die auf die Gewerbe gegründete Perſonalſteuer geregelt wird, ſo dürfen Sie nur keine eigentlich neue Abgabe darin erblicken. Nein, ſie iſt vielmehr nur unter anderm Namen und oft mit andern Steuern ſonderbar vermengt, ſeither blos weniger gerecht und vielleicht in höhern Beträgen erhoben worden, als unſere jetzige Patentſteuer mit ihrem offenen Namen fodert. Bisher verſteckte ſie ſich hier unter die Grundſteuer, dort hinter die ſtädtiſchen Abgaben, die in der neuen Municipalordnung ganz verſchwinden. Ich wiederhole Ihnen, es iſt von keiner neuen Laſt, ſondern nur von einer richtigern Vertheilung derſelben die Rede. Die frühere maskirte Laſt fiel ſehr ungleich auf die einzelnen Provinzen, und hier ſehr ungleich auf die einzelnen Profeſſionen.

Wenn Sie nun aber deſſenungeachtet, um des Namens willen, die Patentſteuer für eine franzöſiſche Einrichtung anſehen wollen, ſo darf ich meinen geehrten Mitbürgern die Verſicherung geben, daß wir blos die Erfahrungen benutzt haben, die Frankreich über die Patentſteuer gemacht hat, die dort im Jahre 1791 eingeführt, 1793 wieder aufgehoben und 1795 auf durchaus verbeſſertem Fuß wieder hergeſtellt wurde. Fremde Erfahrungen haben das Lehrgeld beſtritten für eine Maßregel, die wir nun auch ganz den Umſtänden und Bedürfniſſen Weſtfalens angepaßt haben. So werden Sie, bei nur flüchtiger Vergleichung, unſere Abgabenſätze durchweg geringer als die franzöſiſchen finden. Ueberdies haben wir das Anhängſel der franzöſiſchen Sätze, das ſogenannte droit proportionel, wornach zu der Abgabe vom Gewerbe noch ein verhältnißmäßiger Theil des Miethwerthes der gewerblichen Gebäude kam, ganz fallen laſſen. Im Weitern haben wir dem neuen Geſetz, damit es gleichmäßiger auftrete, mehr als einen Fuß gegeben. Manche Induſtriezweige konnten nämlich auf eine Stufenleiter der Ortsbevölkerung geſtellt werden; für andere dagegen gibt die Bevölkerung keinen Maßſtab; wir mußten dieſen in den Graden der Ausdehnung ihres Betriebs ſuchen, und wo dieſer unbeſtimmbar blieb, einen Bewegungsraum zwiſchen einer Meiſt- und einer Mindeſtabgabe gewähren. Hiernach, meine Herren, kann ich Sie getroſt auffodern, dem wohlberechneten Geſetz Ihr gutes Vertrauen zu ſchenken. Wir ſind ſogar individuellen Berückſichtigungen, die ein Geſetz in ſeine Dictate nicht aufnehmen kann, dadurch entgegengekommen, daß die Contributionsdirectoren unter Aufſicht des Generaldirectors einen zu hoch gegriffenen Gewerbsmann in den Abgabenclaſſen herunterzuſetzen ermächtigt werden.

Die Abgeordneten, ſo freundlich widerlegt, zogen ſich hinter andere Beſchwerden zurück. Sie klagten, wie ſehr ihnen die fremden Händler und Handwerker das Brot vor dem Munde wegnähmen, indem man den franzöſiſchen Artikeln einen Vorzug gäbe; ſie ereiferten ſich gegen die Betrügereien franzöſiſcher Lieferungsunternehmer und dergleichen.

Hier, meine lieben Nachbarn, verſetzte Herr von Bülow mit lächelndem Achſelzucken, berühren Sie Misverhältniſſe, die Sie ſich wenigſtens zum Theil ſelbſt beimeſſen dürfen. Daß Sie unter den Fremden auch deutſche Landsleute verſtehen — Braunſchweiger, Preußen u. ſ. w. — thut mir herzlich leid. Wie unbillig, wenn die eingeborenen Caſſelaner die ſchönen Vortheile allein genießen wollen, die unſere Reſidenz dem Gewerbsleben bietet, — Vortheile, die doch großentheils aus den neuen Provinzen kommen, mit deren einzelnen Söhnen Sie dennoch nicht theilen wollen, und die hier Fremde geſcholten werden! Was aber die franzöſiſchen Einzügler betrifft, ſo — wiſſen Sie — bin ich ihr Freund nicht; daß ſie aber oft geſchickter ſind und geſchmackvollere Arbeiten liefern, muß ich zugeſtehen. Dieſer Umſtand ſollte Ihnen aber nicht unbedingt zur Beſchwerde, ſondern in etwas auch zur Nacheiferung dienen. Ich weiß, daß es beſonders auch hier zu Land an Gelegenheit zu gewerblicher Ausbildung gefehlt hat, und es muß daher von Staatswegen, neben unſern vortrefflichen Gelehrtenſchulen, für tüchtige Realſchulen geſorgt werden, die dem Volk zeitgemäße, vom Handwerker bis zum Künſtler aufgeſtufte Bildungsmittel darbieten. Inzwiſchen kann ich auf dieſe Ihre Beſchwerden nur ſagen: Nehmen Sie ſich zuſammen, lernen Sie, überbieten Sie! Seien wir nicht verdroſſen, von den Franzoſen anzunehmen, was ſie an ſtaatlichen Einrichtungen und bürgerlichen Geſchicklichkeiten uns voraushaben. Nur dadurch können wir zu einigem Erſatz Deſſen kommen, was ſie uns entreißen. Verdroſſen ſage ich, denn ihr Caſſelaner laßt euch auch aus Unmuth, Verdroſſenheit, und man weiß ja ſchon, aus welchen voreiligen Erwartungen manche Vortheile vor dem Munde wegnehmen. Bei gewinnbietenden Unternehmungen, z. B. Lieferungen für die franzöſiſchen Truppen, für unſer Militär, für den Hof, treten die ſogenannten Altheſſen mit thörichter Verbiſſenheit zurück und überlaſſen franzöſiſchen Abenteurern das Feld. Warum? Ihr denkt, morgen könnte der Kurfürſt zurückkommen und würde eure Foderungen an den weſtfäliſchen Staat nicht anerkennen. Was? Habt ihr keine beſſern patriotiſchen Erwartungen von der Gerechtigkeit, der Billigkeit und Staatsklugheit eines Fürſten, den ihr doch zurückwünſcht? Und was gewinnt ihr bei dieſer Vorſicht? Ihr habt dieſen hergelaufenen Franzoſen Gardien und Laget für ihre unternommenen Lieferungen an Naturalien, an Tüchern, Leinenwaare, Schuhen, Lederwerk u. ſ. w. eure Arbeiten und Stoffe hingegeben, euch auf die Foderung derſelben an den Staat vertröſten laſſen, bis die Spitzbuben mit der aus der Staatskaſſe erhaltenen Zahlung über Nacht verſchwunden ſind. Nun habt ihr zum Schaden auch noch den Spott. Laßt euern Groll und ſchickt euch in die Zeit! Macht es wie die Juden, die in Erwartung des Meſſias ihren Rebbes nicht verſäumen. Die Zukunft iſt keine Summe auf Einem Bret: ſie trägt ſich in Centimen und Franken von Stunden und Tagen ab.

Einige lächelten beſchämt, Andere ſchienen von dem wohlgemeinten Tadel verletzt, und Einer der Letztern fuhr heraus:

Ja doch, wenn die Zahlmeiſter mit den Lieferanten unter derſelben Spitzbubendecke ſtecken, da läßt ſich 'was unternehmen!

Können Sie dieſe harte Beſchuldigung gegen irgend einen Kaſſebeamten begründen, Herr — — wie Sie heißen? fragte Bülow mit Würde, und Jener antwortete:

Ja, Eure Excellenz! Es iſt ſtadtkundig, daß der Generalintendant Dupleix habſüchtig und parteilich verfährt. Die Lieferanten kriechen vor ihm, und er läßt ſie an wie ein Tyrann, winkt ihnen aber zuletzt nach ſeinem Cabinet und bringt dort Alles in Ordnung — heißt das, er ſteckt ihre Spendagen ein und ſignirt ihre Rechnungen. Er läßt ſeine Commis ſchreiben und hat alle Hände voll mit Umſetzen der Geldſorten zu ſeinem Vortheil zu thun, und wenn's in der Kaſſe fehlt, beſtimmt er die Reihenfolge, in der bezahlt wird, nicht nach dem Datum der Rechnungsanweiſungen, ſondern nach der Größe der empfangenen Beſtechungen.

So? ſagte Bülow. Ich erwarte, daß Sie dieſe ſchwere Anklage ſchriftlich beim Miniſterium einreichen oder bei meinem Generalſecretär zu Protokoll geben. Ich erwarte das!

Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus! rief Jener hin. Worauf Bülow mit Aufwallung verſetzte:

Ich bin der Miniſter, ich, Sie vorlauter Menſch! Und ich bin keine franzöſiſche Krähe, ſondern ein deutſcher Mann, an dem jeder rechtſchaffene Bürger und guter Weſtfale einen Vertreter, einen Vermittler ſeines Rechts finden wird. Wiſſen Sie das!

Ja, das ſind Ew. Excellenz! riefen alle übrigen Bürger, und wir verehren Sie darum.

Als zugleich Etliche dem beſchämten Mitbürger ſich zu entfernen winkten, ſagte Bülow:

Nein, liebe Nachbarn, behaltet ihn unter euch und bringt ihn zur Einſicht, damit er, wenn er wieder einmal zu einer Deputation gewählt wird, etwas Klügeres vorbringe! Er hat nicht überlegt, daß ich es bin, der gegen Dupleix Abhülfe ſchaffen kann. Aber euch Alle fodere ich auf, Muth gegen franzöſiſche Gauner zu faſſen, ihre Nichtswürdigkeiten nicht zu dulden. Ihr findet an mir, Ihr findet auch an dem braven Juſtizminiſter, Herrn von Simeon, Schutz und Hülfe. Auch der König will dergleichen nicht. Muth, ihr Männer, für jeden Tag, und — Hoffnung für morgen. Adieu!

Kaum hatten ſie ſich unter Bücklingen entfernt, als Herr von Bülow, heftig hin- und herwandelnd, gegen Hermann ausrief:

Ja, das iſt dieſer Dupleix! Früher Makler der niedrigſten Claſſe in Paris, war er mit der Naſe eines Raubthiers der Armee gefolgt, hatte mit jüdiſcher Geſchäftigkeit dem Marſchall Victor einige Dienſte geleiſtet, und ward mit ſeinem Spitzbubentalent zum Bureau des Kriegsminiſters empfohlen.

Nach einer Pauſe der Ueberlegung trat er zu Hermann und ſprach gelaſſen:

Sehen Sie, junger Geſchäfts= und Lebenspraktikant, ſo geht's in der Welt! Unſere neuen Geſetze ſind gut; aber ſie fallen in die Unzufriedenheit, die einmal in den Gemüthern gährt, und — vermehren die Gährung. Die neue Verfaſſung, beſonders die ſelbſtändige öffentliche Gerichtsverfaſſung mit dem Inſtitut der Friedensrichter und Notare, die einfache Adminiſtration u. ſ. w. laſſen ſich mit den frühern Einrichtungen in den verſchiedenen Landestheilen des Reichs gar nicht vergleichen. Allein dieſe Verfaſſung iſt Vielen unbequem und daher zuwider. Die Staatsdiener haben an ſteifem Anſehen eingebüßt, Einzelne ihre Stellen verloren, da der neue Wein der jungen Reben ſich in keine geflickten alten Schläuche faſſen ließ. Der Adel des Grundbeſitzes hat die Patrimonialgerichtsbarkeit, den Vorzug in den Aemtern und in der Armee nebſt andern Vorrechten ſchwinden ſehen, und hockt grollend auf ſeinen Landſitzen; der Hofadel wird durch den Aufwand des hohen Lebens in Schulden geſtürzt, und Einer um den Andern erwacht mit moraliſchem Katzenjammer aus der luſtigen Ueppigkeit. Nun fangen auch die Gewerbſteuerpflichtigen zu murren an. Dies Alles verſtärkt den Grundſtock der Unzufriedenheit, der im Unglücke Deutſchlands angelegt iſt, und arbeitet den ſtill betriebenen Aufſtänden in die Hand. Aufſtänden da und dort — nun ja! Soll man darauf hoffen? Aber da iſt ja von keiner ſtolzen Nationalerhebung gegen den fremden Druck die Rede! Jeder wird nur bei ſeinem particularen Egoismus gefaßt, und greift ſelbſt nur nach ſeinen particularen Verluſten. Dieſe liegen aber in dem alten geſunkenen Zuſtand, im Kaſtengeiſte des Erbadels, in der Abgeſchloſſenheit der Hofgunſt, in der Pedanterei des Staatsdienſtes, im Unfug der Privilegien und Monopole, in der Verkümmerung der Gewerbe und Induſtrie, und dieſer Egoismus, indem er nur hungrig wieder nach dem alten Jammer greift, prahlt ſogar noch damit, und macht ſich breit als Treue und Anhänglichkeit an das Angeſtammte. Und ſo ſchließt ſich denn auch dieſe Audienz, der ich Sie habe beiwohnen laſſen, mit dem einfachen Reſultat ab: der Miniſter hat das letzte Wort behalten, und die guten Bürger behalten ihren erſten Glauben.

Aber, verſetzte Hermann mit Nachdruck, Excellenz haben ihnen doch über das Gewerbegeſetz, über das Bedürfniß des Landes, über die hohen Abſichten der Staatsregierung ſo beruhigende Ueberzeugungen gegeben —!

Bülow ſah ihn ein Weilchen lächelnd an, eine anmuthige Schalkheit ſpielte um ſeinen freundlichen Mund, und indem er Hermann auf den Arm klopfte, ſagte er:

Lieber junger Aſpirant — ein Schelm gibt's beſſer als er's hat!

Sechzehntes Capitel.

Verrathene Neigung.

Erſt als Hermann das Bureau verließ, eröffnete ihm der Miniſter, daß morgen Nachmittag vor Tafel die holländiſche Deputation dem Könige vorgeſtellt werden ſollte.

Ihr Dienſtkleid iſt fertig? fragte er.

Es iſt mir auf heut beſtimmt zugeſagt, antwortete Hermann.

Kommen Sie bei Zeiten, fuhr Bülow fort. Dringende Geſchäfte haben keinen Sonntag. Die Inſtruction für die beiden ſtändiſchen Abgeordneten ſind in der Ausfertigung; morgen wollen wir die Ihrige entwerfen, und ich will Ihnen mündlich erläutern, worauf Sie von Miniſteriums wegen beim Geſchäft zu ſehen haben. Sie fahren dann mit mir nach Napoleonshöhe.

Zu Hauſe fand Hermann wirklich den dienſtlichen Anzug, den der Miniſter um des officiellen Anſehens willen, beſonders im Auslande, für nöthig und jedenfalls für anſtändig hielt. Ob er dabei die nächſte Anſtellung ſeines Employé mit in Anſchlag gebracht, darüber hatte er ſich nicht geäußert. Es war der Anzug eines Steuerinſpectors: Rock und Beinkleid von dunkelgrünem Tuche, das Futter von gleichfarbigem Zeug, das Kleid um den Kragen und an den Aermelaufſchlägen mit einer Stickerei in Gold, — Kornähren mit einem einfachen

Stäbchen zur Einfaſſung, — Weſte weiß und zum Degen ein franzöſiſch aufgeſtutzter Hut mit der weſtfäliſchen Cocarde, blau mit weißem Rand. Nur durch die Stickerei unterſchied ſich das Kleid von dem Coſtüm der Directoren, der Generalinſpectoren und des Generaldirectors, bei denen auch noch die Taſchen, die Patten, die Einfaſſung um dieſelbe und um das ganze Kleid geſtickt waren.

Es läßt ſich erwarten, daß ein ſo vorſichtiger junger Menſch den Anzug, der morgen ſchon dienen ſollte, auf der Stelle anprobirte, daß der Anzug einem ſo gutgewachſenen Manne auch gut zu Geſicht ſtand, und daß der ſo einſichtvolle Freund dies auch erkannte. Hermann gefiel ſich ſehr darin, präſentirte ſich zuerſt ſeiner alten Wirthin, und da dieſe bereits das Eſſen aufgetragen hatte, ſo ſetzte er ſich damit zu Tiſche, um auch gleich zu verſuchen, ob die Taille für die Stunden nach einer Mahlzeit nicht zu knapp genommen ſei. Wie manchmal ſchließt nicht ein Staatsgeſchäft mit einem Feſteſſen, und der Anſtand erlaubt nicht, daß man ſich aufknöpfe!

Das jugendliche Wohlgefallen an dem erſten auszeichnenden Dienſtkleide und der etwas bängliche Gedanke an die morgende Vorſtellung beim Könige führten den Freund leichter über das Räthſel der Mißſtimmung hinaus, mit der ihn ſein Miniſter des Morgens empfangen hatte. Er erblickte darin nur etwas von der reizbaren Eiferſucht eines Gönners gegen einen Mann wie Marinville, der nicht hoch in Bülow's Achtung, aber mit ſeinem bedeutenden Einfluß zu jener Partei ſtand, gegen die ſich der Miniſter immer geſpannt und gewärtig hielt.

Mit dieſer flüchtigen Vorausſetzung fiel Hermann auf kein Mistrauen gegen Cecile, die ihm fortwährend nur mit ihrer bezaubernden Erſcheinung und mit der Aengſtlichkeit ſeines Abſchieds von ihr im Sinne lag. Er hatte ihr jüngſt, von ihrer Liebenswürdigkeit hingeriſſen, ein ſehr lebhaftes Bekenntniß ſeiner Bewunderung ausgeſprochen, und wenn ſie ihm nun zu ihrer eigenen Abreiſe Lebewohl für immer ſagte — wie ſollte er ſich benehmen? Was erwartete man von ihm, und wie ſollte er ſich zurückziehen?

Gegen Abend ging er in dem Frack, den er für die kleinen Abendgeſellſchaften hielt, nach Heiſter's Wohnung, um die Freunde zu Thereſens Verlobung abzuholen. Er fand nur Lina bereit, mitzugehen. Ludwig fühlte ſich zu angegriffen, da er jetzt den Arzt und deſſen ſtarke Mixturen brauchte, und doch beim dermaligen Drang der Arbeiten keinen Urlaub vom Geſchäft nehmen mochte, ſich zu pflegen und zu erholen.

Die Geſellſchaft beim Appellhofsrathe war nicht ſehr zahlreich. Sie beſchränkte ſich auf wenige Anverwandte und auf die intimſten Freunde des Brautvaters, zu denen ein paar Collegen und der Tribunalpräſident von Porbeck gehörte. Der Bräutigam hatte nur einen magdeburger Freund, den Mitdeputirten Coſtenoble mitgebracht. Als Ehrengäſte waren außer unſern Freunden der Appellhofspräſident von Biederſee und die Ehrenhofdame, Baronin von Schele, eine poetiſche Freundin der Brautmutter, gekommen. Beide Letztere nahmen, nachdem die Verlobung des Paares erklärt und die Glückwünſche dargebracht worden, die Ehrenplätze neben der Braut und dem Bräutigam ein. Bei der Bewirthung, die nach dem Geſchmack des Bräutigams angeordnet war, bethätigten ſich die ſechs Schweſtern in einfachem gleichmäßigen Anzug als dienſtbare Elfen.

Heute hing das meiſterhafte Oelbild der Mutter, ſeiner ſchützenden Decke entkleidet und in ein Blumengewinde gefaßt, über dem Kreiſe der etwas feierlichen Geſellſchaft. Ueberhaupt glänzte dies gute Zimmer, in der ſchlichten Familie noch nicht Salon genannt, mit ſeiner Nebenſtube in einfacher Ausſchmückung nach der Angabe der Mutter, in der die jugendliche Dichterin wieder erwacht ſchien. Als man das Gemälde bewunderte, nahm ſie das Wort:

Es iſt aber auch von dem berühmten Johann Heinrich Tiſchbein angefertigt. Man weiß, wie deſſen energiſches Talent ſich früh regte und durch die beſchränkteſten Verhältniſſe die Bahn des Ruhmes brach. Man bewundert an dieſem heſſiſchen Landsmann den duftig zarten Pinſel im hingehauchten Incarnat des Geſichts und der Hände; aber — wiſſen Sie denn auch, daß der arme Knabe damit angefangen hatte, ſich Pinſel aus Beſenreiſern, das eine Ende faſerig geklopft, und aus Diſtelblumenfäden zu bereiten? Wenn ein genialiſcher Menſch ſein irdiſches Misgeſchick durch ſittliche Macht überwindet, dann gehorchen ihm freilich alle Erdenſtoffe, und die Geiſter der finſtern Materien unterwerfen ſich ihm. Das Gemälde da iſt aus ſeiner ſpätern Zeit; er war damals ein Funfziger, als ich —

Sie ſchwieg einige Augenblicke, in Nachdenken verſunken. Ein träumeriſches Lächeln glitt über ihr Angeſicht, worin ein höheres Roth aufſtieg und die Züge des hausmütterlichen Alters um die lieben aufleuchtenden Augen verklärte. Es war, als ob die Erinnerung des Herzens die noch größere Wunderkraft beſäße, jene poetiſche Jugend, die der Maler auf die Leinwand gezaubert hatte, nun wieder zurück auf das gealterte Antlitz überzutragen. Dann ſprach ſie mit lächelnder Rührung weiter:

Wo ſeid ihr hin, ihr lieben, ſorgenvoll ſeligen achtundzwanzig Jahre von damals, als die heitere Philippine Gatterer dem braven Tiſchbein ſaß, bis heut, wo die Frau Appellationsräthin Engelhard ihr zweites Kind einem edeln Mann ans Herz legt! Ich war damals vierundzwanzig Jahre alt, als ich im Sommer 1780 aus Göttingen herüberkam und meinen vierthalb Jahre ältern Philipp, damals wirklichen Kriegsſecretarius, im Atelier des alten berühmten Meiſters Tiſchbein kennen lernte. Ich hatte mir eben den Maler zum Freunde gewonnen, und ſchlich mich, ohne es zu wiſſen, in das Herz des Kriegsſecretarius, und bald darauf er in das meinige. Wie glücklich haben wir ſeitdem gelebt! Ja, laßt es mich ſagen, dieſe in hohem Grad glückliche Ehe, in der ich ganz das Ideal meiner Phantaſie fand, wo Freundſchaft und Liebe, Hochachtung und Vertraulichkeit ſich vereinigen, dieſe Ehe iſt und bleibt das Vorzüglichſte, was ich meiner Dichtkunſt zu danken habe.

Sie reichte ihrem Manne die Hand, ſie ſank an ſeine Bruſt. Auch er war bewegt, was man innerlich ſo nennt; denn äußerlich hielt er ſich etwas ſteif verlegen, mit einem Blick auf die Geſellſchaft, als ob er die zärtliche Scene entſchuldigen wollte, wie ein Exhibitum, eine Eingabe, die durch ein Verſehen in die Acten dieſes Abends gerathen ſei.

Die Baronin von Schele lenkte von der Rührung durch die Frage ab, wie denn Frau Philippine zum Dichten gekommen ſei?

Das weiß ich ſelbſt nicht, antwortete die Räthin. So wenig auch meine Aeltern bei der Erziehung ihrer Kinder an Koſten ſparten, und ſo viel Mühe ſie ſich auch ſelbſt mit uns gaben — dieſen Funken Genie zündete Mutter Natur. Aber ich trug meine Gedichte heimlich umher, wie die Katze ihre Jungen.

Ueber dieſen Vergleich fiel ihr ein früher verfaßtes poetiſches Bekenntniß ein; ſie lächelte und declamirte dann folgende Verſe:

Ich ſagte zu Aeltern und Schweſtern und Brüdern
Zu Keinem ein Wörtchen von meinen Liedern,
Bis Boie einſt hinter's Geheimniß kam
Und ſich von einigen Abſchrift nahm.
Als drauf ich die Dinger im Almanach ſah,
Da ſtand ich halb lachend, halb weinend euch da.
Freund Boie gab auch den Gevattersmann ab,
Der mir den Namen Roſalie gab.
Was war zu machen? Es war geſchehn!
Ich dachte lang' in der Verkleidung zu gehn;
Doch Fama (die in jeder Stadt
Gar wunderfeine Ohren hat)
Ging bald drauf herum von Haus zu Haus
Und rief der Verfaſſerin Namen aus.
Jetzt, dacht' ich, mußt du's wol offenbaren,
Sonſt möchten dir Andre die Müh' erſparen.
Nun kam ich mit einem Geburtstagslied,
Das man im erſten Bändchen ſieht,

Und mit gar vielen Gedichten heran.
Potztauſend! wie ſah der Herr Vater mich an!
Ein kleiner Verweis, doch ſanft, nicht mit Hohn,
War meines zu langen Verſchweigens Lohn,
Dann floh' ich — ſo hochroth als blühender Mohn.

Etwas von dieſer Mohnblüte ſtand abermal auf den Wangen der erregten Dichterin, womit ſie ſich an die Bruſt der befreundeten Baronin warf, als ob ſie noch einmal ſich ihrer Gedichte mädchenhaft ſchäme. Frau von Schele nahm es aber in anderm Sinn.

Dieſe Dame ſchwärmte nämlich, ohne gerade ſelbſt Verſe zu machen, für Poeſie, und kannte die deutſchen Dichter in- und auswendig, wie man zu ſagen pflegt. Nicht ſo leicht ließ ſie eine Gelegenheit vorüber, ohne eine paſſende Stelle aus einem mehr oder weniger bekannten Gedichte declamatoriſch vorzubringen. Man kannte ſie, und ſie ſich auch ſelbſt von dieſer ſchwachen Seite, wenn man es ſo nennen will. Aber ihre Liebhaberei war mächtiger als dieſe Selbſtkenntniß, und ſie ließ es nie an einem ſchlagenden Vorwand fehlen, oder ergriff ein gutes Apropos, ſich ein Genüge zu thun. Die Zeit ſei ganz abſcheulich proſaiſch, materialiſtiſch und martialiſch, pflegte ſie zu ſagen; auch müſſe man dieſen Franzoſen, wo man nur immer könnte, mit deutſcher Poeſie über die eingebildete Naſe fahren. Heut aber nahm ſie die Umarmung der Freundin zum Anlaß, gleichſam als habe die Dichterin damit am Schluß ihrer eigenen Recitation das Declamiren auf *ſie* übertragen. So gut ſie es aber bei ſonſtigen Anläſſen oder raſch ergriffenen Stichworten mit ihren Declamationen traf — denn es fehlte ihr nicht an

Sinn und Geſchmack —, ſo ſchlug ſie doch heut mit einigen Zugſtücken daneben. Beſonders läuteten die Verſe aus Schiller's „Glocke“:

O zarte Sehnſucht, ſüßes Hoffen,
Der erſten Liebe goldne Zeit —

bei der Braut, und der Schlußreim:

O daß ſie ewig grünen bliebe
Die ſchöne Zeit der jungen Liebe —

bei dem Bräutigam etwas zu ſpät ein. Frau Lina, die es am lebhafteſten mitfühlte, brachte es daher geſchickterweiſe auf Geſang, und die Braut verſicherte ihrem Nathuſius, daß Herr Doctor Teutleben ein ausgezeichneter Bariton ſei. Hermann mußte an das Klavier, das für den Abend im Nebenzimmer aufgeſtellt war. Aber wie denn Misgriffe nicht ſelten, gleich dem Gähnen, in der Geſellſchaft anſtecken: ſo brachte Hermann, als ob ihn ein neckiſcher Dämon reite, auch bei der dritten Braut nicht ſehr erbaulich ſein Lieblingslied an:

Komm' heraus, komm' heraus, du ſchöne, ſchöne Braut,
Dein Schleierlein weht ſo thränenſchwer —

und wie es weiter hieß.

Lina mußte wieder eingreifen, und foderte Hermann zu dem Duett aus der „Schöpfung“ auf, das Beide ſchon früher im Stift zu Homberg mit ſoviel Beifall vorgetragen hatten. Auch heut war es wieder der Fall, und wie die Braut hinüberging, dem Paare zu danken, ſo rückte die munter gewordene Geſellſchaft aus ihrem feſtlichen Halbkreis zu heitern Geſprächen auseinander.

Die bräutliche Thereſe, indem ſie jetzt gegen Hermann unbefangen ſich der Empfindung überließ, die ſie bisher ſo ſcheu vor ihm gehütet hatte, erſchien in neuer, überraſchender Liebenswürdigkeit. Es war keine Coquetterie dieſer einfachen, innigen Seele in Dem, was ſie einem ſo lieben Freund erwies: es war ein Frohgefühl ihrer Freiheit vom bisherigen Druck der geſellſchaftlichen Convenienz; oder ihr Herz ſuchte unüberlegt für den Kampf, den es ihm gekoſtet hatte, ſich einem Andern zuzuwenden, eine Entſchädigung in der warmen Hingebung, die ja von heut an nur für ein freies, freundſchaftliches Wohlwollen angeſehen werden durfte.

Sie ſaß zwiſchen ihm und Lina, oder ſie bediente ihn, und ihn allein, mit Dem, was zum Genuß geboten war. Dazwiſchen fragte ſie nach ſeinen Geſchäften und Arbeiten, freute ſich ſeiner Reiſe mit Nathuſius.

Ich denke mir ſchon, ihr werdet oft von mir reden, ſagte ſie, und in Gedanken reiſe ich mit. Zu Dreien reiſt man ja auch billiger, lächelte ſie.

Sie wußte von Allem, was ihn anging, und ſcheute es nicht, dadurch etwa zu verrathen, wieviel ſie ſich mit ihm beſchäftigt hatte. Eine bebende Anmuth lag in ihren Bewegungen, ein Ausdruck des innigſten Glücks leuchtete aus ihren Zügen, aus dem feuchten Strahl ihrer ſchönen blauen Augen.

Lina verſtand die ſelige Braut: ſie drückte ſie an ihre Bruſt, und wurde verſtanden. Eine lachende Thräne trat in Thereſens Auge, und Lina küßte ſie hinweg.

Nathuſius trat heran, und Thereſe warf ſich mit thränendem Lächeln an ſeine Bruſt.

Liebes, liebes Kind, Herzenstöchterchen, ſagte er, was haſt du, was bewegt dich ſo?

Ich bin ſo froh, ſo glücklich! flüſterte ſie. Sieh', Chriſtian, das ſind die beiden liebſten Menſchen, die ich hier habe und zurücklaſſe, wenn ich demnächſt mit dir fortziehe. Du mußt ſie auch lieb haben. Und — Lina, Hermann, — nicht wahr, ihr nehmt meinen theuern Chriſtian zu euch auf? Umarme die liebe ſchöne Frau, Chriſtian, und Sie, Hermann, bleiben Sie mir auch in der Ferne der herzlichſte, liebſte Freund, den ich habe!

Sie ſank einen Augenblick an ſeine Bruſt; er küßte ihre Stirne, und ſie, raſch auf den Zehen ſich erhebend, ſtreifte mit dem Mund an ſeinen Lippen hin.

Während dieſer zärtlichen Scenen, die ihren flüchtigen Herzensduft mit den Roſen und dem Jasmin der Blumenvaſen verhauchten, unterhielten ſich die Männer über öffentliche Angelegenheiten.

Engelhard war der tüchtige heſſiſche Gerichtsbeamte, gründlicher Juriſt, von genauer Kenntniß und zugleich von lebhafter Empfindung des Rechts, bewährt in Geſinnung, unabhängig in ſeinem Urtheil. Ein Anhänger der frühern Regierung, verkannte er doch das Beſſere nicht, das unter dem neuen Regiment ſich hervorthat. Und wenn er im Stillen auch eine Wiederherſtellung des vertriebenen Fürſten wünſchen mochte, ſo hielt er ſich doch perſönlich allen geheimen Beſtrebungen zu dieſem Ziele fern, und hoffte, daß der zurückkehrende Herr gewiß allerhuldreichſt geſtimmt ſein werde, ſich und ſein Land durch Beibehaltung des Guten, das der beſiegte Feind zurücklaſſe, für die verlorene Zeit ſeiner Verbannung zu entſchädigen.

Geiſtreicher faßte der Präſident von Biederſee die Verhältniſſe auf, von denen die Rede war.

Es iſt eine bedeutſame Erſcheinung, ſagte er, wie ſeit Beginn des Reichstags ſich in allen Kreiſen ein lebhaftes Intereſſe an der neuen Verfaſſung — für oder wider — ausſpricht. Man könnte ſagen, das Land habe ſeitdem an der Reichsverſammlung ein Gehirn bekommen, ſich zu bedenken und ſeiner bewußt zu werden. Im Allgemeinen bildet ſich auch eine günſtige Meinung von unſerer Conſtitution.

Vangerow, ein College Engelhard's, tadelte an derſelben, daß die Initiative der Geſetzgebung nur der Regierung zuſtehe und die Reichsverſammlung nicht einmal die ihr vorgelegten Geſetze debattiren dürfe.

Sie verſtehen das beſſer als ich, Herr von Vangerow, verſetzte Nathuſius, ſonſt hätte ich das bei uns vorgeſchriebene Verfahren gerade für zweckmäßiger gehalten. Ich will Ihnen ſagen warum. Die neuen Geſetze werden in dem mit den einſichtsvollſten Männern beſetzten Staatsrathe bearbeitet und in wiederholt gedruckter Redaction geprüft und debattirt. Sie gelangen dann, wie bekannt, durch den Referenten des Staatsraths mit einer eingehenden und rechtfertigenden Entwickelung in die Sitzung des Reichstags und zur Prüfung einer Commiſſion. Während derſelben finden Abendverſammlungen und Beſprechungen bei unſerm Präſidenten ſtatt, dem hierzu beſondere Repräſentationsgelder bewilligt ſind. Hier kann denn jeder Abgeordnete ſeine Anſicht zur Erwägung bringen, ſie ergänzen und berichtigen. Wenn dann die ſtändiſche Commiſſion in der Sitzung das Ergebniß ihrer Prüfung dargelegt hat, bleibt freilich ohne weitere Debatte nur eine Abſtimmung auf Annahme oder Ablehnung des Geſetzes noch übrig. Indeß kann der Juſtizminiſter ſich privatim nach den Anſichten und der Stimmung der Stände erkundigen, und das abgelehnte Geſetz, nach Umſtänden umgeändert, wieder vorlegen. Wohin würde aber eine Debatte führen? Wir kennen ja unſere deutſche Erbſünde des Eigenwillens und der Rechthaberei mit oder ohne Einſicht. Ich habe den Herrn von Simeon, ſelbſt von den ſo einſichtsvollen Männern des Staatsraths, ſagen hören: „Chacun y veut mettre quelque chose du Sien et beaucoup de Sien.“ Und das ſind doch noch Männer, die's verſtehen! Nun denken Sie, daß noch Jeder vom Reichstag etwas von ſeiner Weisheit und möglichſt viel von ſeiner Weisheit in ein Geſetz bringen möchte: welcher Wirrwar von Widerſprüchen, Verworrenheiten, Abſonderlichkeiten würde nicht das verhunzte Geſetz unannehmbar für die Regierung machen!

Es läßt ſich Vieles dafür und dagegen ſagen, fiel Herr von Biederſee ein. In Einem aber ſind wir gewiß einverſtanden — daß nämlich Keines der Länder, die unſer Weſtfalen ausmachen, eine Verfaſſung von ſolcher Einheit, Einfachheit und innern Kraft mitgebracht hat, wie unſere gemeinſame Conſtitution iſt. Welch' ein Chaos von — man wußte nicht immer ob noch geltenden oder bereits abgeſchafften Geſetzen herrſchte nicht überall, und der Geiſt des Rechts ſchwebte nicht immer darüber;

ein Irrgarten für den Richter, ein Tummelplatz für die Rabuliſten. Dabei gab die Patrimonialjuſtiz den armen Rechtſuchenden der Willkür des Gerichtsherrn, den Chikanen ergrauter Gerichtshalter preis; nur der Dicke blieb in den Maſchen der Sportelordnung hangen, und bekam ſeinen Rechtsſpruch, der Magere fiel durch. Privilegien und Exemptionen waren fließende Quellen des Unrechts, aber des unanfechtbaren Unrechts, und verſchlämmten überdies den fruchtbaren Boden des freien Gewerbes und Verkehrs. Die Collegien, vom Geiſte geſchloſſener Geſellſchaften beſeelt, ſchlummerten, — ihre Füße auf falſche Grundſätze geſtellt, und aus den Federſpulen einen aus deutſchem Werg und lateiniſchen Splittern zuſammengewürgten Kanzleiſtil ſpinnend, oder, wie man's zu nennen pflegte — feilernd. Und die Beamten auf dem Lande, wahre Satrapen, unter denen die armen Bäuerchen beteten: „Erlöſe uns o Herr!"

Gewiß, unſere Juſtizverfaſſung iſt ungleich beſſer, ja ſie iſt vortrefflich! verſetzte Engelhard gelaſſen. Der ſchwerfälligſte Proceß kann ſeine zwei Inſtanzen in wenig Monaten durchlaufen.

Und die Reinette, der Königsapfel des Rechts, wird nicht, wie früher, durch langes Liegen morſch und faul, ſetzte Präſident von Vorbeck hinzu.

Von der alten Militärverfaſſung gar nicht zu reden, fuhr Biederſee fort; ſie verletzte die Rechte und Würde des Menſchen. In Heſſen, darf man annehmen, ſtak die funfzehnte Seele im rothen Halskragen, und es gab keine Erlöſung daraus.

Nun, nun, ſo arg war's denn doch nicht! wendete einer der Verwandten Engelhard's ein. Sie waren meiſt auf Urlaub, die Soldaten, und die Bauernſöhne konnten auch heirathen und ihr Gut bauen. Jetzt werden auch unſere caſſeler Bürgerſöhne gezogen, und ich weiß nicht, ob der Militärdruck von heut —

Der Sprecher ſchwieg, erſchrocken vor ſeinem Tadel, und eine verlegene Pauſe entſtand.

So klein und vertraut die Geſellſchaft und zu einem heitern Familienfeſte ſie verſammelt war, ſo konnte ſie doch kaum ſich unberührt von der Verſtimmung halten, die ſo leicht aus dem Zwieſpalte der Zeit entſprang.

In jenen Tagen mochte kein Billigdenkender die beſſern Staatseinrichtungen, die das neue Regiment einführte, mit Lob anerkennen, ohne damit die frühern, oft großen Gebrechen bloßzuſtellen, und Herzen zu kränken, die entweder an verlorenen Vortheilen hingen, oder mit jenen Gebrechen durch das Unglück des Landesfürſten verſöhnt waren. Auf der andern Seite führte auch die gerechteſte Anerkennung des neuen Guten zu Folgerungen, die mit dem unglücklichen Zuſtande Deutſchlands in Widerſpruch kamen — mit dem empörenden Druck der Fremdherrſchaft, vor welchem jene einzelnen Vortheile in Nichts verſchwanden. Von der einen oder andern Seite traten daher alsbald die Gegner des Neuen mit Leidenſchaft hervor, um die Schattenſeiten deſſelben herauszuwenden. Da war von dem grauſamen Kriegsfuß der ſtarken Armee und ihrer undeutſchen Beſtimmung, es war von dem wachſenden Drucke der Abgaben die Rede, von den unberechenbaren Summen, die vom Hof und von den Günſtlingen des Königs verſchwendet würden, oder als Contribution in den Schatz des Kaiſers, oder zu Beſtechung ſeiner Umgebung, ja wol auch als Erſparniſſe für eine unglückliche Wendung der Dinge nach Paris flöſſen. Oder man ereiferte ſich gegen die Schmach und den Uebermuth der Franzoſen im öffentlichen Dienſt, gegen die um ſich greifende Sittenloſigkeit der hohen Geſellſchaft und gegen die gefährliche Zudringlichkeit der geheimen Polizei. Doch bei dieſer letzten Erinnerung pflegte alsbald das entrüſtete Wort zu verſtummen, und wenn ſich dadurch vielleicht ein Lobredner des Neuen in ſeinem Vortheil über den gefährdeten oder vorängſtlichen Tadler geben ließ, ſo entſtand leicht eine Verbiſſenheit der Herzen, die ſich in bleibenden Haß verkehren konnte, und Entzweiung in die Familien und in uralte Freundſchaften brachte.

So weit kam es nun in dem kleinen Abendkreiſe der Verlobung nicht, ſondern die Frauen ſtellten alsbald die heiterſte Stimmung und eine anmuthige Fröhlichkeit her, die ziemlich ſpät in die Nacht hinein dauerte.

Hermann war den Abend über ungewöhnlich ſtill und in ſich gekehrt geweſen. Bei aller Theilnahme am Geſpräche ſo angeſehener Beamten über das neue Staatsleben, dem er ſich ſelbſt mehr und mehr einzuverleiben dachte, ward er doch von den Vorgängen des Abends mehr gemüthlich eingenommen. Die Familienfeier bewegte ihn wieder einmal mit leiſen Heimwehempfindungen, die ihn am liebſten überſchlichen, wenn er ſich eine Weile anhaltend in conventionellem Verkehr gefallen hatte. Wiederholt waren ihm die glücklichen Aeltern vorgeſchwebt, und er hatte der Schweſter gedacht, die er ſich als Braut träumte, ſo ſelig, wie ihm Thereſe heut erſchienen war.

Von dieſer — von Thereſen, ſprach er unterwegs, da er Lina nach Haus begleitete, mit ebenſo viel Lob als Befremden.

Wieviel glücklicher, liebe Lina, ſeid ihr Frauen dadurch, daß ihr im Heirathen eure höchſte Lebensbeſtimmung erreicht, ſagte er; indeß wir Männer als unſere Aufgabe eine Stellung im bürgerlichen Leben, einen Wirkungskreis in der Welt erringen müſſen, in Folge deſſen erſt wir dann auch ans Heirathen denken mögen. Euer Beruf geht in liebendem Beglücken eines lebenden Menſchenherzens auf; wir finden einen todten Stoff vor uns, dem wir erſt Athem einhauchen, und den wir fortwährend in Athem erhalten müſſen. Siehe, auch darin hängt Jedem ſeine Abkunft nach; wir ſtammen von Adam, und müſſen das Werk Gottes fortthun, der den Mann aus Lehm machte und ihm eine Seele einblies. Die Eva ward dagegen aus der Rippe des Schlafenden genommen, um liebend und beglückt an ſeiner Seite zu ruhen, und wenn er erwacht, ihn zu beglücken. Wie ſelig ſchon in dieſer Erwartung fühlt ſich dies herrliche Mädchen Thereſe! Nein, was ſo ein Mädchenherz im Strahl der Liebe für einen Reichthum aus ſich entfaltet, — ich hätte mir's nimmer geträumt! Du weißt, Lina, daß ich ihr doch gleich aus den Augen ein tiefes, für Liebe empfängliches Herz zuerkannt habe; aber von dieſer Fülle einer liebenden Seele hatte ich keine Ahnung. Und uns kamen doch nur die Abfälle zugut; wie glücklich darf ſich erſt dieſer brave Nathuſius fühlen, dem ſie das ganze Gaſtmahl der Liebe anrichtet! Aber, ich gönne es ihm!

Lina hörte ihm lächelnd zu. Sie überlegte, ob und wie ſie ihm wol offenbaren möchte, was einſt ihr eigenes Herz ein wenig beunruhigt hatte. Endlich, als er nicht fertig werden wollte, ſagte ſie:

Nun ja, lieber Hermann, das haſt du eben Alles verloren. Das blühte dir, du blinder Heſſe aus Halle, und du erkennſt es noch heut nicht einmal in der Nachblüte, die auch für dich ſtark genug duftete. Rühmſt dich, dies ſchöne Herz erkannt zu haben; nun ja, eine halboffene Blüte haſt du erkannt, aber ohne den Sinn für den Duft, mit dem ſie dich umhauchte. Nun ſie, möcht' ich ſagen, von liebewerbender Hand berührt, ſich von ihrem Stengel löſt, ſind die Blütenblätter zu einem glänzenden Gefieder geworden, und du erſtaunſt des ſchmelzenden Geſanges, du empfindeſt nun den Liebesduft, der Ton geworden iſt, aber verſtehſt ihn noch immer nicht. Um proſaiſch zu reden, lieber Freund, ſage ich dir einfach, Thereſe liebte dich ſeit unſerm Polterabend. Da du das aber nicht erkannt, nicht geahnt haſt, ſo war wol dein Herz für das ihrige nicht geſtimmt. Sie hat es einem würdigen Manne zugewendet, und was ſie dir heut zu deiner Bewunderung gezeigt, war, möcht' ich ſagen, die Abfindung einer ungekränkten, entſchloſſenen Mädchenſeele mit ihrer unerkannten Liebe.

Hermann war ſtehen geblieben und ſah die Freundin betroffen an.

Lina! rief er verlegen und zweifelnd zugleich, indem er ihre Hand ergriff, als bedürfe er ſolcher Beſtätigung ihres Wortes oder ſolcher Faſſung in ſeiner Unbeholfenheit. Wie Lina weiter ging, fuhr er fort:

Doch — nun ja, es iſt vorbei! Und — wenn ich's denn nun erkannt hätte, Lina! — Nein, es iſt ſo beſſer! Was hätte ich thun ſollen? Was hätt' ich vielleicht gethan? So hat mich das liebreiche Geſchöpf wahr und unbefangen geſehen, und wer weiß, ob das nicht ihre Entſchloſſenheit erleichtert hat. Aber —

Nun, Hermann? Was wollteſt du noch ſagen?

Was ich ſagen wollte —? Nun ja, es iſt doch gut, Lina, daß du mir Das geſagt haſt, — es iſt mir lieb! Es ſoll mir zugut kommen. Nun ich erfahren, welcher Schatz von Liebe in einem verſchloſſenen Mädchenherzen ruhen kann, und erſt erkannt wird, wenn man ihn begehrt —

Er verſtummte abermal, betroffen von ſeinem Gedanken, den er ſich auszuſprechen ſcheute. Allein Lina errieth ihn mit einem Herzen, das mehr, als der Freund es ahnen konnte, in ſeiner Seele lebte. Aber dies Herz klopfte auch heftiger, als ſie verſetzte:

Ich verſtehe dich, Hermann! Du meinſt Cecile und den verſchloſſenen Schatz von Liebe, der in ihrem Herzen ruhe?

Wie kommſt du darauf, Lina? fragte er mit einem befangenen Ton, der wie ein halbes Eingeſtändniß lautete.

Haſt du mir nicht ſoviel von Cecile geſagt, erwiderte ſie, um dich zu verſtehen, oder vielmehr ſo wenig geſagt, um dich aus Dem zu errathen, was du offenbar verſchwiegſt?

Ich dachte mir gleich, daß du ſolche Vermuthungen faſſen könnteſt, verſetzte er, und nur darum ſprach ich zurückhaltender von Cecile. Offen geſtanden, hat mich die Nichte der Frau Miniſterin bis jetzt nur als anmuthiges, reizendes Räthſel intereſſirt.

Hermann ließ ſich noch weiter über den Gegenſtand aus, der ihn ſo lebhaft einnahm, ohne zu bemerken, daß Lina kaum offenes Ohr dafür hatte. Sie war von den widerſprechendſten Empfindungen bewegt, ja erſchüttert. Ihre Mittheilung über Thereſens Neigung ſchien den Freund nur aufzuregen, um bei einer räthſelhaften Fremden auf Entdeckung Deſſen auszugehen, was er dort in Thereſen nicht erkannt hatte. Dies war aber nicht das einzige Schuldbewußtſein, womit ſie ſich beunruhigte. Sie machte ſich jetzt auch die kleine Schadenfreude zum Vorwurf, mit der ſie ihm ſeine Selbſttäuſchung vorgerückt hatte, und noch bitterer tadelte ſie ſich über die heimliche Zufriedenheit, daß ihr der theure Freund gegen Thereſens Neigung für ihn ungetheilt erhalten war. Und nun ſollte er ihr vielleicht auf ſchlimmere Weiſe verloren gehen. Eine unſägliche Angſt überfiel ſie, ein tiefes Leid miſchte ſich in ihre ſtürmiſchen Gedanken. Was ſollte, was durfte ſie thun? Sie wagte kein Wort, im Vorgefühl, daß ſie mit dem erſten Laut in Thränen ausbrechen könnte. Dennoch drängte es ſie zur Erklärung. Denn ſie näherten ſich mit jedem Schritt ihrer Wohnung, und ſie bemerkte von weitem ihren Ludwig, der im Mondſchein, ihrer harrend, im Fenſter lag.

So waren Beide, innerlich mit ſich beſchäftigt, eine Strecke ſchweigſam neben einander fortgewandelt, bis endlich Lina ſoviel Faſſung über ſich gewonnen hatte, um leiſe und haſtig zu ſagen:

Ich muß dir geſtehen, lieber Hermann, daß Madame Simeon, wie ich ſie kenne, mir wenig gutes Vertrauen zu einer Nichte gibt, die von dieſer Welt- und Geſellſchaftsdame ſo vorſichtig verborgen gehalten wird. Wie eitel oder ſtolz würde ſie nicht ein ſo intereſſantes Mädchen in die höhern Cirkel führen, wenn keine bedenkliche Rückſicht dabei wäre. Aber ich will dieſe Cecile, die du ſo liebenswürdig findeſt, nicht voraus verurtheilen. Dein Glück bleibt allerdings auch dein eigenes Werk und Wagniß; aber du weißt, welchen Antheil wir, Ludwig und ich, daran nehmen. Verſprich mir keinen entſcheidenden Schritt zu thun, ehe ich Cecile geſehen und wir nähere Erkundigung über ſie eingezogen haben!

Als Hermann nachdenklich ſchwieg, blieb ſie ſtehen und ſagte dringlicher:

Meine Schuld, Hermann, gibt mir ein Recht, mich in dieſe Angelegenheit einzudrängen. Ich habe dich durch meine Mittheilung irre gemacht. Weil du eine zarte Neigung nicht erkannt haſt, willſt du es nun deſto kühner auf eine räthſelhafte Liebe wagen. Aber wer eine echte Liebe nicht erkannt hat, muß deſto vorſichtiger ſein, ſich in einer bethörenden nicht zu verwirren. Alſo? Ich will Cecile beſuchen; kündige mich ihr an, verſchaffe mir ihre Zuſtimmung, ſie zu ſehen.

Sie kamen an die Haustreppe, und Hermann ſagte:

Du haſt Recht, herzliche Lina! Wahrlich, wenn ich mich recht bedenke, war es auch meine Abſicht noch gar nicht, mich gegen Cecile zu erklären! Offen geſagt, hange und bange ich dort, und es iſt mir gar lieb, daß du Cecile ſehen willſt und ich mich mit dir berathen kann.

Alſo ich habe deine Zuſage? flüſterte ſie, ihre Hand darreichend.

Auf mein Wort Ich thue keinen Schritt! ſagte er, und ſchlug ein. Dann am Hauſe emporblickend rief er heiter:

Gut' Nacht, Ludwig!

Siebzehntes Capitel.

Audienz beim König und bei Babet.

Herrendienſt ging in jener Napoleon'ſchen Kriegszeit mehr noch als gewöhnlich vor Gottesdienſt. So brachte denn auch unſer Pfarrersſohn aus Halle ſeine Sonntagsandacht am Schreibtiſche des Miniſters mit den Paragraphen ſeiner Inſtruction zu, die ihm Herr von Bülow kurz, als bloße Merkpunkte für die einzelnen Momente des Geſchäfts, dictirte und in ihrem Inhalt zu Hermann's voller Einſicht mündlich entwickelte. Beide fuhren darauf nach Napoleonshöhe zur Audienz, zu der ſich auch Nathuſius mit Jacobſon bereits eingefunden hatten.

Der König, von einer luſtigen Nacht noch nicht ganz erholt und von ſeinem Bad und ſeiner Toilette etwas angegriffen, empfing die Angemeldeten in ſeinem Zimmer.

Dies war mit hellblauem Sammet unter Goldleiſten bekleidet; die blauſammetnen Vorhänge, mit weißem Atlas gefüttert, hingen mit ſchweren goldenen Franſen herab. Zwiſchen den Mahagonimöbeln ſtand auf einem Theetiſche das ſeltenſte Porzellan faſt mehr zur Schau als zum Gebrauch aus. Eine prächtige Pendeluhr trug die alabaſterne Büſte des Kaiſers, von der Göttin des Sieges gekrönt, mit der doppelſinnigen Schmeichelei der Unterſchrift: „Chaque heure est marquée par la Victoire.“

Der König, völlig angekleidet, in der gewöhnlichen weißen Uniform, erhob ſich von dem Ruhebett und begrüßte die Eintretenden mit etwas angeſtrengter Lebhaftigkeit.

Ich wollte Ihnen nur glückliche Reiſe und gute Verrichtung wünſchen, meine Herren Abgeordneten, ſagte er. Nun kann ich aber auch Ihnen, Herr Nathuſius, zugleich gratuliren: Sie haben ſich verlobt, höre ich?

Ew. Majeſtät ſind ſehr gnädig, antwortete Nathuſius. Die Sache iſt ſo neu, daß ich mich erſt heut als Bräutigam vorſtellen darf. Ich bin ein Egoiſt, Sire; in Angelegenheiten des Königreichs hierher geſchickt, ſorge ich vor allem für mein Haus.

Ma foi, Baron Bülow, lachte Jerôme, wenn das mehr vorkommt, müſſen wir für einen Zuſatzartikel zum Wahlgeſetze ſorgen, wodurch beſtimmt wird, daß nur Verheirathete zum Reichstag gewählt werden dürfen. Sonſt nehmen uns die Landſtände alle liebenswürdigen jungen Damen mit fort.

Zuſatzartikel, ja, Sire! antwortete Bülow; aber mit der weitern Beſtimmung, daß die verheiratheten Deputirten auch ihre Frauen mitbringen müſſen, was für allerlei gut ſein dürfte.

Allerdings, Baron! Schon um auf die ſtrengen Herren einzuwirken, lachte Jerôme, und betrachtete dabei Hermann mit einer, wie es ſchien, etwas überraſchten Aufmerkſamkeit. Herr von Bülow nahm an, es gelte der unberechtigten Uniform, und ſagte:

Sire, ich habe es im Intereſſe des geſchäftlichen Auftrags für paſſend gehalten, meinem Commis eine Uniform zu geſtatten, die einen anſtändigen Rang repräſentire.

Sehr wohl! Aber warum nicht aus dem Departement des Aeußern? fragte der König. Es iſt doch eine Sendung.

Einmal, Sire, weil es eine Miſſion im Finanzgeſchäft iſt, und dann, weil das Kleid noch anwendbar bleibt, wenn Herr Teutleben es ſich im Auftrag Ew. Majeſtät verdient.

Eben darum, Baron! rief Jerôme. Wenn er ſich durch Aufträge mein Vertrauen verdient — Eh bien nous verrons! Was meinen Sie, Jacobſon?

Sehr gnädig, Sire! erwiderte dieſer. Unmaßgeblich ſcheint mir, der junge Mann hat einen guten Kleiderleib, und ein ſolcher nimmt alle Farben an nach dem Departement, in das er geſetzt wird, gleichwie ein — faſt hätt' ich geſagt Chamäleon die Farben des Bodens annimmt, über den es läuft. Aber, lieber Herr Doctor — Chamäleon sans comparaison in allen andern Stücken!

Der König lachte, und nachdem er noch die gewöhnlichen Fragen nach Hermann's Herkunft, Studien und dergleichen gethan und deſſen Antworten beifällig aufgenommen hatte, ſagte er, gegen die drei Abgeordneten gewendet:

Sie gehen unter guten Auſpicien. Ich wünſche Ihnen glückliche Reiſe, und hoffe Sie bald wiederzuſehen.

Und in gebrochenem Deutſch ſetzte er hinzu:

Geſund und luſtig!

Er verneigte ſich, rief aber, als die Entlaſſenen unter wiederholten Reverenzen gingen, den Miniſter zurück.

Im Vorſaale blieb Jacobſon ſtehen und ſagte leiſe:

„Luſtig“ ſcheint ein Lieblingswort des Königs zu ſein. Er wendet es nur ein wenig curios an. Aber wahr iſt es: Jerôme hat ein bewegtes, ſprechendes Geſicht. Leſerliche Mienen auf dunkelm Grund. Ich hab' geleſen, lieber Herr Doctor, daß er's auf Sie abgeſehen hat. Sie können Carrière machen. Und wiſſen Sie wo? Im diplomatiſchen Fach! Nun, Herr Nathuſius, iſt er nicht auch ein Menſch, den man verſchicken kann, der ſich ſehen laſſen kann?

Mitſchicken kann man ihn, Herr Geheimer Finanzrath! lächelte Hermann; tüchtigen Männern ins Schlepptau mitgeben.

In der großen Vorhalle, in die man durch den gewöhnlichen Eingang von der Gartenſeite kommt, zwiſchen den beiden ägyptiſchen Figuren, begegneten die Drei der Oberhofmeiſterin, die im großen Anzuge nach den Zimmern der Königin ging. Als ſie ſich gegen die Reverenzen der Herren verneigte, erkannte ſie Hermann und blieb verwundert ſtehen.

Was ſeh' ich? ſagte ſie leiſe und deutſch. Sie kommen von einer Audienz? Und in Gala? So plötzlich zu Ehren gelangt, ohne daß ich ein Wort davon höre?

Hermann, in der vergnügten Stimmung der gut abgelaufenen Präſentation, verſetzte:

Ja, Ew. Durchlaucht! Dero gnädiges Wohlwollen hat mich ſchon in — Kornähren geſetzt.

Er hielt den rechten Aermelaufſchlag mit der Stickerei hin, den dreieckigen Hut unterm linken Arm, und erklärte weiter:

Mein Herr Miniſter gibt mich von Bureauwegen der holländiſchen Deputation mit.

Ah! ſo ſind *Sie* es? rief ſie aus. Man konnte mir den dritten Namen nicht nennen. Gratulire! Nur — machen Sie keine zu raſche Carrière an unſerm Hofe, damit Ihre wohlwollenden Freunde Sie nicht aus dem Auge verlieren! Es ſoll mir lieb ſein, wenn Ihre Kornähren meine cyanenblaue Vaſe *überwachſen*. Darüber fällt mir ein: ich habe von meiner Reiſe mit der Königin Anlaß genommen, meine Kammerſpionin Angelique zu entlaſſen. Sie ſah ganz darnach aus, als könnte ſie mir einen Verdruß anrichten. Indeß — Adieu! Halten Sie ſich brav!

Sie ſchied mit freundlichem Nicken nach dem Vorſaale hin, und Hermann eilte den beiden Männern nach, die langſamen Schrittes der Gaſtwirthſchaft zuwandelten. Sie verabredeten, ein gemeinſames Mittageſſen zu beſtellen, worauf Hermann ſich auf ein Viertelſtündchen verabſchiedete, um dem Dichter Pigault-Lebrun einen bisher ganz vergeſſenen Beſuch zu machen.

Im linken Schloßflügel wurde er nach der Frieß-Etage gewieſen, und fand ſich nach den angeſchriebenen Namen zur Thüre zurecht, die mit „Pigault-Lebrun, lecteur de S. M. le Roi“ bezeichnet war. Auf ſein Anklopfen bellte ein Hündchen, und eine angenehme Frauenſtimme rief „Entrez!“ und wehrte dem kleinen Schreier.

Ein Dämchen lag im leichteſten Negligé anmuthig auf einem Divan und ſpielte mit einem Wachtelhündchen, das nicht ſchweigen wollte, und dem ſie, verlegen lachend, mit der kleinen Hand die Schnauze zuſammendrückte. Der unerwartete Beſuch eines ihr fremden hübſchen Mannes in Uniform ſchien doch ihre gewohnte Unbefangenheit ein wenig auf die Probe zu ſtellen. Ihre zweite Bewegung war, vom Lager herab in die Pantöffelchen zu gleiten. Da blieb aber das zu kurze und knappe Unterkleidchen ſo weit über die Waden zurück, daß ſie die kleinen Füße ſchnell wieder an ſich zog und mit einem Zipfel des Shawls zu bedecken ſuchte, in den ſie ſich von oben einwickelte.

Dies Alles geſchah ſo ſchnell und mit ſoviel lächelnder Anmuth, daß Hermann ebenſo unbefangen lächelnd um Verzeihung bat, und nach dem Herrn Vorleſer Sr. Majeſtät fragte.

Die Schöne nahm ſeine Entſchuldigung leicht, und erklärte ſehr freundlich, Herr Pigault ſei nicht da, doch nicht weit entfernt. Er halte die Generalprobe ſeines Luſtſpiels „Les Rivaux d'eux-mêmes“ ab, das dieſen Abend zum Abſchiede der Königin gegeben werden ſollte. Sie blinzte nach einem nahen Stuhl, und bat ihn, Platz zu nehmen, Pigault würde bald kommen.

Alſo in der Stadt —? fragte er.

Verzeihung, mein Herr, hier am linken Schloßflügel, durch einen Gang mit dem Schloß verbunden, iſt ein ganz artiges Theater, ganz nahe, wo wir wohnen.

Bei dieſem „wir wohnen“ erinnerte ſich Hermann, daß — aber nicht was ihm Lebrun von einer liebenswürdigen Babet vorgeplaudert hatte, mit der er hier oben des reizenden Aufenthalts genöſſe. Er fragte daher leichthin, ob er die Ehre habe, Madame Lebrun —?

Dieſe Frage ſetzte die Schöne in neue Verlegenheit, wie es ſchien. Sie rückte mit einiger Ueberlegung ihrer Antwort ſich in der Sophaecke zurecht, wobei der linke kleine Fuß, vielleicht nicht ganz zufällig, unter dem Tuch hervorglitt, und — indem ſie die dunkeln Locken aus dem Geſichte ſtrich — ein runder Arm und auf einige Momente eine weiße volle Bruſt vom Shawl entblößt wurden. Das verlegene Lächeln ging in ein verſchmitztes über, und das dunkle, etwas trübe Auge, das, von zarter Braue überwölbt, in einem bläulichen Ringel ruhte, halb zugedrückt, lächelte den Freund an, als ſie auf ſeine Frage verſetzte:

O nein, mein Herr! Der alte Pigault iſt mein ſchützender Freund.

Ah! entgegnete Hermann mit entſchuldigender Verneigung. Ich erinnere mich nur, daß er mir von dem reizenden Aufenthalt in dieſem — wie er es nannte — gothiſchen Schloß erzählte, und weiß nun nicht, ob er blos die Reize meinte, die man im Ausblick durch die hohen Fenſter wahrnimmt, oder auch jene, die man auf dem Sopha noch bequemer hat.

Sie ſind ſehr liebenswürdig, mein Herr, ſagte ſie mit verſchämter Coquetterie. Aber, wollen Sie ſich wirklich nicht zu mir ſetzen und den — Oheim erwarten?

Hermann entſchuldigte ſich, daß er ſelbſt erwartet werde, und ſagte, als ſie nach ſeinem Namen fragte:

Sie werden ihn ſchwerlich gut behalten können. Mein Name iſt noch gothiſcher als das Schloß. Ich will ihn lieber aufſchreiben.

Er trat an das offene Pult am Fenſter, und ſchrieb auf ein Blatt:

„Doctor Hermann Teutleben, der nur die reizende und liebenswürdige Nichte angetroffen, wird nach ſeiner Rückkehr aus Holland wiederkommen, auch den berühmten Oheim derſelben zu begrüßen.“

Indem er ſich nun zu gehen verneigte, reichte ſie ihm die Hand entgegen, indem ſie mit verſchämter Miene ſagte:

Entſchuldigen Sie mich, daß ich ſo liegen bleibe! Ich darf mich eben nicht ſehen laſſen. Ich ſage Ihnen ſo Adieu. Es thut mir leid, daß Sie nicht bleiben können. Aber kommen Sie bald wieder! Pigault iſt oft, aber nicht immer abweſend.

Wie Hermann die zarte Hand erfaßte, empfand er einen leiſen Druck, und es kam ihm vor, als ob ihr Arm kürzer würde. Er erſchrak heftig über dieſe Art von Krampf und eilte fort. Das Hündchen bellte ihm nach, und Babet rief ärgerlich:

Willſt du kuſchen, Babiche!

Achtzehntes Capitel.

Der Abſchiedsabend.

Das holländiſche Geſchäft litt nun keinen längern Aufſchub. Die Abgeordneten waren für ihre Abreiſe auf Mittwoch früh übereingekommen, und es blieben daher unſerm jungen Freunde nur noch zwei ſehr bewegte Tage übrig. Die innere Unruhe ſeines Gemüths, die ihn zwiſchen lebhaften Erinnerungen und unbeſtimmten Erwartungen nachdenklich und zerſtreut machte, benahm ihm die Faſſung, um die kleinen äußern Angelegenheiten, die eine Reiſe mit ſich bringt, gelaſſen zu erledigen. Die ganze Welt kam ihm wirbelnd vor, und doch galt es um nichts weiter, als ſeinen Koffer zu packen und ein paar Abſchiedsbeſuche zu machen.

Bei ſeinem Miniſter war dies kurz gethan. Er fand ihn beſchäftigt mit General Eblé, der, von Magdeburg eingetroffen, das Kriegsdepartement übernahm, das Herr von Bülow ſeit Morio's Abreiſe mitverſehen hatte. Beide Excellenzen kannten und ſchätzten einander von früher; denn Eblé, vormals Artillerieoffizier in der Revolutionszeit, war gleich nach der preußiſchen Niederlage bei Jena Gouverneur von Magdeburg geworden, und hatte mit Herrn von Bülow, als damaligem Chef der Kriegs- und Domainenkammer, in vielfacher Geſchäftsbeziehung geſtanden. Die dortige Einwohnerſchaft hatte ihn jetzt mit dankbarem Leid abziehen ſehen — einen Mann. deſſen

Rechtſchaffenheit ſich in ſchweren Jahren hundert- und hundertfach erprobt hatte.

Baron Reinhard erwartete ſtündlich ſeinen Urlaub zu einem Sommeraufenthalt auf ſeiner Beſitzung Falkenluſt am Rhein. Er hatte ſeine Abweſenheit zuerſt nur auf die Dauer der Abweſenheit des Königs im Bade Nenndorf beſchränkt gehabt, wünſchte nun aber gern den ganzen Herbſt dort zuzubringen. Er wiederholte, als Hermann ſich empfahl, ſeine Einladung dorthin, während der junge Mann ſelbſt der ihm von Luiſen bei ihrem Abſchied gegebenen Anweiſung an den Geſandten entweder rein vergeſſen hatte, oder ſich vielleicht auch im Augenblicke keines Rathes bedürftig fühlte.

Hermann hatte ſeinen letzten Abend dem innigſten Freundespaare, Ludwig und Lina, zugeſagt, die ihm noch einige Bekannte einladen wollten. Allein gerade dieſer Abend blieb ihm auch nur zum Abſchiede bei Madame Simeon, nachdem ſie ihm auf ſein früheres Anmelden des Vormittags hatte herausſagen laſſen, ſie erwarte ihn auf den Abend zu einer kleinen Geſellſchaft. Wegbleiben konnte er nicht; er mußte, abgeſehen von aller Schicklichkeit, Cecile noch einmal ſprechen, um ihr wenigſtens anzudeuten, wie ſehr es ihm am Herzen liege, ſie bei ſeiner Rückkehr noch in Caſſel zu finden. Auch hatte er ihr noch Lina's Wunſch mitzutheilen und einen Beſuch derſelben zu verabreden. Es blieb ihm daher nichts übrig, als beide Einladungen zu verbinden. Sein Koffer war gepackt; er mußte zu Madame Simeon in dem gewöhnlichen Anzuge ſeiner einfachen Abendbeſuche gehen, den er ohnehin zurücklaſſen wollte.

Als er in den Salon trat, waren ſchon mehre Herren und Damen anweſend. Nur Cecile fehlte, was Hermann ſogleich bemerkte. Die Miniſterin unterhielt ſich eben mit der Generalin Salha, und glaubte der ſtolzen Freundin den jungen Mann vorſtellen zu müſſen, obgleich ſie wußte, daß er ihr bekannt war. Auch ignorirte die Generalin ſelbſt ſeine frühere Aufwartung, ohne daß ſie die heitere Bewegung unterdrücken konnte, die ſie bei ſeinem Anblick empfand. Sie hielt denn auch nicht lange damit zurück, ſondern nahm, ſobald ſich Hermann zu Lucien, der Stieftochter Simeon's, geſetzt hatte, die Miniſterin beiſeite, ihr „das piquanteſte Geheimniß von der Welt“ zu vertrauen.

Beide Damen ſtanden in dem eigenthümlichſten Freundſchaftsverhältniſſe. Gemeinſame Beziehungen, die des Geheimniſſes bedurften, legten ihnen wechſelſeitige Rückſichten auf. Beide waren ſchlau genug, durch Vertraulichkeiten ein gutes Einverſtändniß zu unterhalten, dabei aber immer aufgelegt, kleine Bosheiten gegen einander auszulaſſen. Sie ſtreichelten und kratzten ſich abwechſelnd.

Wiſſen Sie denn, flüſterte die Salha, daß dieſer junge Mann, der jetzt in ſo hohem Grade Ihr Intereſſe gewonnen hat, Morio's Heirath — Doch nein, nicht möglich, daß Sie das wüßten! Niemand weiß es, und — es bleibt noch ein Geheimniß, ein Vorbehalt meiner Revanche. Nur Ihnen im freundſchaftlichſten Vertrauen ſage ich davon, des jungen Mannes wegen, auf den Sie doch Abſichten haben. So wiſſen Sie denn: Er hat dieſe Heirath — wie ſoll ich ſagen? — gemacht, veranlaßt, herbeigeführt, verſchuldet! Wie Sie wollen. O es iſt die merkwürdigſte Bêtiſe, die wir lange gehabt haben. Ein Generalbêtiſe, ſage ich Ihnen!

Aber, mein Gott, wie ſoll ich mir das nur denken? Fatal! Da kommen —

Neue Ankömmlinge unterbrachen die Vertraulichkeit. Die Dame des Hauſes mußte empfangen, vorſtellen, unterbringen. Sie ſuchte es zu beſchleunigen.

Inzwiſchen hatte Hermann vernommen, daß Cecile krank geworden ſei und das Bett hüte. Er war in peinlicher Verlegenheit, gab zu verſtehen, daß er noch bei Freunden zum Souper erwartet werde, und konnte ſich doch nicht entſchließen zu gehen. Die Frage beſchäftigte ihn, ob es wol unſchicklich gefunden werde, wenn er bäte, Cecile am Bette begrüßen zu dürfen, um ihr Lebewohl zu ſagen. Er wußte, daß franzöſiſche Damen in Caſſel auch zu Bett Beſuche von Herren anzunehmen pflegten, und wollte eben ſeinen Wunſch vorbringen, als der Kammerdiener des Miniſters zu Lucien herantrat, ihr ein Briefchen überreichte und ein zweites zurückbehielt.

Was iſt mit dieſem da? fragte Lucie, ihr Billet haſtig erbrechend.

Von Herrn von Marinville an Mademoiſelle Cecile, — ſehr preſſant! antwortete der Diener; worauf Lucie, ihr Blatt entfaltend, mit einem Seitenblick auf Hermann, verſetzte:

Preſſant? Nun, ſo bringen Sie es nur hinüber! Legen es auf den Tiſch, falls Cecile —

Dieſe Anweiſung befremdete Hermann. Er war gleich anfangs von der Leſenden zurückgetreten. — Was iſt das? überlegte er. Auf den Tiſch? Sie ſcheint alſo nicht zu Hauſe zu ſein, und wird mir doch krank gemeldet?

Madame Simeon hatte ſich indeß wieder losgemacht, und brannte auf die Mittheilungen der Generalin.

Dieſe fuhr vertraulich fort:

Sie erinnern ſich doch, daß Adele Le Camus eines Abends ſehr bewegt von der Oberhofmeiſterin nach Hauſe kam, und in unbegreiflicher Haſt und Verwirrung Morio umarmte, um Verzeihung bat und ihm ihr Jawort gab? Der verliebte Tropf hat es ja ſelber aller Welt erzählt, hat es der freundſchaftlichen Ueberredung der Gräfin Oberhofmeiſterin zugerechnet, die Adelen zur Einſicht gebracht haben ſollte. Ha! ha! Ich ſage Ihnen, es iſt zum Todtlachen! O daß er noch nicht abgereiſt wäre; ich könnte ihm jetzt ein Licht anzünden! Aber er kommt wieder zurück, und dieſer Fürſtenſtein ſoll uns nicht umſonſt den Affront angethan haben, mir und meiner gekränkten Melanie! Warten Sie nur, Le Camus! So wahr ich lebe, Madame Simeon —! Doch, Sie werden ſich gleich ſelbſt ſagen können, welche Revanche in meine Hände gegeben iſt, wenn ich dieſe Ehe Morio's zerſtöre.

Aber, mein Gott, Sie erſchrecken mich, — Sie ſind entſetzlich, Madame! flüſterte die Miniſterin, indem ſie, mit wachſamen Blicken auf ihre Geſellſchaft, ſich mit der leidenſchaftlichen Frau weiter zurückzog, und der Tochter winkte, ſich der Unterhaltung anzunehmen.

Ich erzähle es Ihnen lieber ein andermal, verſetzte die Generalin. Ich fürchte, wir fallen der Geſellſchaft auf.

Madame Simeon drang aber darauf, wenigſtens das Allgemeinſte zu hören.

Machen Sie mir nur mit einem einzigen Worte begreiflich —! bat ſie. Sie wiſſen, Sie allein ein ſcandalöſes Geheimniß, wovon Niemand weiß, Sie, die doch mit der Familie entzweit ſind?

Hören Sie! fuhr die Salha heimlich und haſtig fort, ohne in ihrer Leidenſchaftlichkeit auf die mistrauiſche Aeußerung der Freundin zu achten. Von den deutſchen Lectionen wiſſen Sie. Morio ſelbſt hat ſie lachend verplaudert. Und erinnern ſich, daß der König während einer derſelben die Oberhofmeiſterin mit ſeinem Beſuch überraſchte. In der Verwirrung ſperrt die Gräfin das Paar in ihr Ankleidezimmer; Angelique, die Kammerfrau der Gräfin, will lauſchen, was zwiſchen dem König und der Gräfin verhandelt werde, ſchleicht durch das Schlafzimmer in das Boudoir, wo ſie nichts weniger vermuthet, als das verliebte Pärchen, und —

Sie flüſterte der Miniſterin einige Worte ins Ohr, worauf dieſe zurückfährt, die Generalin anſtarrt und in unwiderſtehliches Lachen ausbricht.

Iſt das nicht köſtlich? rief die Generalin.

Und Angelique hat Ihnen —?

Verſteht ſich, liebe Simeon. Sie iſt kaum in meine Dienſte getreten, ſo hat ſie, in Wuth, von der Gräfin ſo ſchnöde weggeſchickt zu ſein, mir die ganze Geſchichte mitgetheilt.

General Eblé trat heran und unterbrach die piquante Unterhaltung.

In demſelben Augenblick erſchien auch wieder durch die innere Thür des Salons der Kammerdiener, blickte umher, und lud Hermann, als er ihn herausgefunden, zu Mademoiſelle Cecile auf ihr Zimmer ein. Der Freund ſtahl ſich, dem Diener folgend, hinaus, klopfte an die ihm angedeutete Thür des Corridors und öffnete etwas verzagt.

Aber — wie blieb er überraſcht ſtehen, als ihm der anmuthigſte Page entgegenkam. Mit Verwunderung erkannte er aber Cecile in dieſem Anzuge. Sie ſah ihn nicht lächelnd, nicht ſchalkhaft erwartend an, ſondern ſchien, wenn nicht gerade feierlich, doch hoch erregt, als ſie ihn leiſe und haſtig anredete:

Laſſen Sie uns ein Viertelſtündchen die Promenade der Bellevue auf- und abgehen! Ich werfe ein Mäntelchen über, und es iſt ſchon Dämmerung. Erlauben Sie mir nur —!

Sie trat vor den Spiegel, das Weſtchen zu knöpfen, gegen das ſich die bewegte Bruſt ſperrte. — Dort liegt mein Schnupftuch auf dem Sopha: reichen Sie mir's' ſagte ſie erregt und zerſtreut.

Hermann, verwirrt, was er thun, was er laſſen ſolle, holte ihr das wohlriechende, feine Tüchlein; ſie wiſchte ſich die Stirne damit, gab es zurück, und ſagte jäh, wie vorher:

Stecken Sie mir's in die Taſche!

Hermann that es, während ſie an ihrem Haar ordnete. Die Berührung ihrer Glieder durch das knapp anliegende Kleid verwirrte ihn noch mehr; er ſtieß mit der Hand auf ein eingeſtecktes Papier, und ehe er nur bedachte, was er aus dunkler Eingebung that, hatte er es erfaßt und war damit in ſeine eigene Taſche gefahren. In demſelben Augenblicke ging hinter Beiden raſch die Thür auf, und Madame Simeon trat lebhaft ein. Sichtlich, und wie es ſchien über den Anzug der Nichte betroffen, ſuchte ſie ſich in einem Scherze zu faſſen, und ſagte:

Nun, ſo laß ich mir's noch gefallen, Cecile, daß du im Herrenanzuge einen jungen Herrn auf dem Zimmer empfängſt! Wenn du wüßteſt, wie gefährlich unſer junger Freund im Boudoir der Damen iſt! Ich ſehe ſchon, du haſt einen köſtlichen Spaß vor und dir den Doctor zum Gehülfen rufen laſſen. Das kommt mir ganz erwünſcht; es geht doch drüben ein wenig langweilig zu. Ich habe zuviel von den deutſchen Baronen zu meinen Franzoſen eingeladen. Das miſcht ſich nicht gut; Keiner will dem Andern entgegenkommen, und es ſetzt immer eine ſchlechte Unterhaltung ab. Da iſt euer Verkleidungsſpaß allerliebſt! Nun kommt nur bald nach! Ich will nicht wiſſen, was du vorhaſt, Cecile; ich will mir ſelbſt die Ueberraſchung gefallen laſſen.

Sie ſtrich und zupfte an Cecile's Anzuge zurecht, wobei ſie ihr verſtohlen einige Worte zuflüſterte, und verließ dann mit freundlichem Nicken gegen Hermann das Zimmer.

Cecile hatte die Winke der Tante verſtanden, und ihre Miene verrieth, daß ſie ſich erleichtert fühlte.

Marinville's Billet nämlich war ihr im Pagenanzug übergeben worden, und hatte ſie durch eine geſtörte Erwartung höchſt verdroſſen. Sie erfuhr durch den Kammerdiener, daß Hermann im Salon war, und verlangte ihn zu ſehen, zu ſprechen. In der Aufregung ihres Gemüths ward ſie jetzt erſt an ſeinem Staunen über ihren Anzug inne, wie ſehr ſie ſich mit ihrem Vorhaben übereilt hatte, und fand nicht gleich eine Erklärung für ihr

Coſtüm, worin ſie ſich doch jetzt wie verrathen vorkam. Nun hatte ihr die Tante eine Andeutung, eine Ausflucht gegeben; denn daß die Einladung in den Salon ernſtlich gemeint ſei, konnte nur Hermann glauben.

Indem ſie nun vergnügt ihr Mäntelchen ergriff und ihre rechte Hand in Hermann's Arm legte, blickte ſie ihm lieb und launig in die Augen, und ſagte:

So, mein Herr! Nun haben wir die Wahl, ein wenig ſpazieren zu ſchleichen, oder den Salon zu amüſiren.

Hermann blickte mit betrübtem Kopfſchütteln auf ſie nieder. — Nein, ſagte er, wehmüthig bewegt, nicht um Alles möchte ich Sie ſo in der Geſellſchaft finden, Cecile! Und ich ſelbſt ſollte Sie dahin führen? Bei Gott, nein! Aber auch nach Bellevue, über die Straße nicht! Hören Sie meine Bitte! Legen Sie dieſe Kleider ab! Sie ſtehen Ihnen reizend, ja; doch Sie werden mir fremd darin. Mit dem ſüßen Wohlgeruch, den dieſe Stoffe aushauchen, wandelt mich eine Trauer an, eine wunderbare Angſt. Wozu in aller Welt haben Sie dieſe Kleider? Wozu brauchen Sie ſolchen Anzug? Er iſt ganz für Sie gemacht. Weſſen Page ſind Sie denn, Cecile?

Sie ſchwieg, die Augen geſenkt, und der Freund fuhr fort:

Ich dachte Ihnen ein heiteres Lebewohl zu ſagen. Ich reiſe morgen, Cecile. Wenn Ihr Herz irgend ein Wohlwollen für mich empfindet, ſo erfüllen Sie mir zwei Bitten!

Sie richtete den Blick frei und fragend zu ihm auf, und er ſprach weiter:

Laſſen Sie mich hoffen, Sie bei meiner Rückkehr noch hier zu finden. Reiſen Sie nicht früher ab! Ich möchte eine recht vertrauliche Stunde mit Ihnen haben, die aber kein Page belauſchte.

Gut, ich bleibe! lächelte ſie etwas befangen. Ich erwarte Sie zurück, ehe ich nach Paris gehe.

Sodann, fuhr der Freund fort, wünſchte Madame Heiſter, die Frau des Diviſionschefs bei Herrn von Simeon, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Sie iſt eine herzliche Freundin von mir, und Sie werden eine liebe und ſchöne Frau kennen lernen, eine Frau, Cecile, wie ich mir — eine Braut wünſchte. Wollen Sie, wenn ſie ſich bei Madame Simeon oder bei Ihnen anmeldet, ſie recht vertraulich empfangen?

Sie ſah ihn etwas betroffen, etwas mistrauiſch an, nickte aber ihre Zuſtimmung.

Das freut mich! rief Hermann, indem er ihre Hand an ſein Herz drückte. Ich gehe eben hin; ich bin dort eingeladen und werde ſie mit Ihrer Freundlichkeit erfreuen. Es iſt ſchon ſpät; ich muß fort, Cecile. — — Und ſo leben Sie wohl! Denken Sie zuweilen an mich!

Sie reichte ihm ihre beiden Hände mit den freundlichen Worten:

Adieu, mein Herr! Glückliche Reiſe! — —

Dies leichte franzöſiſche Lebewohl zu ſeiner etwas ſentimentalen Stimmung, und noch mehr der Anblick des Pagenanzugs ſchreckte ihn zurück, als er eben Cecile umarmen wollte. Er eilte fort, den Gang hinab, der nach der Seitenthür des Palais führte.

Die Nacht war eingebrochen, der Weg vom Palais bis an die Fuldabrücke ſehr weit, und je mehr Hermann ſich eilte, deſto mehr verwirrte es ſich in ſeiner ſtürmiſchen Bruſt. Erſt an den hellen Fenſtern in Ludwig's Wohnung erkannte er, wie gedankenlos er den Weg ſeiner Abſicht gekommen war. Er ſuchte ſich zu faſſen, er nahm ſich zuſammen, um in der kleinen Geſellſchaft, die ihn oben erwartete,. nicht aufzufallen.

Er wurde ſo herzlich empfangen, und Lina waltete ſo liebenswürdig der belebten Unterhaltung über Tiſche, daß Hermann, wie es wol zu gehen pflegt, aus dem Aufruhr ſeines Gemüths zur ausgelaſſenſten Fröhlichkeit, aus ſeiner Sentimentalität zu Muthwillen überging.

Er kam in tiefer Nacht nach Hauſe, und ſank, Alles vergeſſend, in den glücklichſten Schlaf.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Vierter Band.

König Jerôme's Carneval.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

König Jerôme's Carneval.

Geſchichtlicher Roman

von

Heinrich Koenig.

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1855.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Inhalt des dritten Theiles.

Fünftes Buch.

Seite
Erſtes Capitel. Ein Räthſel und ein Geſtändniß 3
Zweites Capitel. Ein Beſuch und ein Ausflug 15
Drittes Capitel. Geld- und Badegeſchäfte 27
Viertes Capitel. Eine Uebereilung 36
Fünftes Capitel. Hermann aus der Fremde 50
Sechstes Capitel. Der überliſtete Trödler 61
Siebentes Capitel. Adieu, Mademoiſelle Cecile 75
Achtes Capitel. Die Welt ein Markt 84
Neuntes Capitel. Das Feſt des Hofmarſchalls 94
Zehntes Capitel. Ein ehelicher Zwiſt 107
Elftes Capitel. Die Kraft einer Verlegenheit 117
Zwölftes Capitel. Doppeltes Scheiden 137

Sechstes Buch.

Erſtes Capitel. Eine geheime Poſt 153
Zweites Capitel. Verſteckte Perſonen 161
Drittes Capitel. Eine gefährliche Saloppe 172
Viertes Capitel. Doſen und Priſen 182
Fünftes Capitel. Jerôme's Geburtstag 194
Sechstes Capitel. Bewilligt und beſchenkt 209
Siebentes Capitel. Eine Trauung und ein Vertrauen 218

Seite
Achtes Capitel. Der Herzſchlag des Reichs........ 227
Neuntes Capitel. Wintervergnügungen............. 237
Zehntes Capitel. Feiertage in Homberg............ 243
Elftes Capitel. Ein Blick in die Verſchwörung...... 256
Zwölftes Capitel. Wer war nun der Narr?........ 266
Dreizehntes Capitel. Eine Parole Jerôme's........ 279

Siebentes Buch.

Erſtes Capitel. Verhängniſſe der Zukunft........... 297
Zweites Capitel. Ausſichten des Frühlings.......... 309
Drittes Capitel. Un poisson d'Avril.............. 316
Viertes Capitel. Nachwirkungen eines Regenſchirms.. 328
Fünftes Capitel. Die Sturmglocke von Homberg.... 341
Sechſtes Capitel. Der Aufbruch zu Nacht.......... 353
Siebentes Capitel. Der Empfang am Morgen...... 365
Achtes Capitel. Mitgegangen, mitgefangen......... 373
Neuntes Capitel. Eine Flucht und ein Abſchied..... 384
Zehntes Capitel. Rück- und Nachwirkungen......... 394

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

Ein Räthſel und ein Geſtändniß.

Am Morgen nach Hermann's frühzeitiger Abreiſe, während Ludwig etwas düſtern Kopfes ſein Frühſtück nahm, um auf das Bureau zu gehen, konnte Lina der Ungeduld ihres Herzens nicht widerſtehen, gleich jetzt ein Anliegen vorzubringen, mit dem ſie ſich vor einem Widerſpruch ihres Mannes ein wenig ängſtigte. Sie hatte ihre zwei Taſſen raſch genommen, und ſuchte, während Ludwig noch an ſeiner Pfeife rauchte, hinter geſchäftigem Abräumen des Tiſches vom Abendſchmauſe, ihrem Anliegen den Schein einer Nebenſächlichkeit zu geben, und ſelbſt gleichgültiger zu ſcheinen, als ſie es in der That war.

Es betraf ihren Beſuch bei Cecile Heberti. Hermann hatte keine Gelegenheit gefunden und keine Stimmung dazu gehabt, der Freundin über ſeinen Abſchied bei der Familie Simeon umſtändlich zu berichten, und ihr mehr zu ſagen, als daß ſie von Cecile erwartet werde. Selbſt dies war gleich bei ſeiner Ankunft, als er Lina im Vor zimmer begrüßte, flüchtig geſchehen, und wäre ſonſt vielleicht, wie die ganze Salongeſchichte, im Rauſche des luſtigen Spätabends vergeſſen worden. Für Lina war es aber zu wichtig, als daß es ihr über Nacht nicht im Gemüth gelegen hätte. Allein ſie erinnerte ſich nicht weniger auch alles Deſſen, was zwiſchen ihr und ihrem Manne wegen Vermeidung allen Umgangs mit Madame Simeon ſchon früher verabredet war, und ſuchte jetzt mit einem raſchen, heitern Anlauf darüber hinauszukommen. Sie berief ſich gleich ſelbſt auf jene Verabredung, erklärte aber, es ſei von keinem Umgang, ſondern blos von einem leichten Beſuche die Rede; ſie wolle ſich ausdrücklich auch bei Mademoiſelle Heberti und nicht bei Madame Simeon melden laſſen. — Und, ſetzte ſie hinzu, wäre die Frau Excellenz durchaus nicht zu umgehen, ſo nehme ich es oder gebe es vielmehr für einen Ehrenbeſuch auf die wiederholten Einladungen, die wir nicht ſo glücklich geweſen ſind annehmen zu können. Denn eigentlich, lieber Ludwig, haben wir uns darin doch eine unziemliche Vernachläſſigung zu Schuld kommen laſſen. Wir hätten wenigſtens das Gebräuchliche thun müſſen.

Ludwig's Widerwillen und jene Verabredung bezog ſich nicht blos auf den Salon der Miniſterin Simeon, obſchon ihm gerade dieſe Dame wenig zuſagte, ſondern auf die ganze höhere Geſellſchaft, vor deren Ton und Treiben, wie vor ihren Untiefen und Wirbeln, er ſeine Frau bewahren wollte, wie ſie auch ſelbſt die entſchiedenſte Abneigung davor hatte. Aber jetzt noch einmal darauf zurückzukommen, was Alles früher im beſten Einverſtändniß beſprochen worden, war ihm ſo verdrießlich und für ſeinen etwas verdüſterten Kopf ſo weitläufig, daß er lieber abbrach, aber mit deſto lebhafterer Unzufriedenheit verſetzte:

Und von dieſer ſogenannten Mademoiſelle Cecile hat ſich unſer Hermann ſo einnehmen laſſen?

Kennen wir ſie denn, Ludwig? entſchuldigte Lina. Sie iſt ja erſt ſeit kurzem hier.

Und doch ſchon lang genug ein räthſelhaftes Geſchöpf für Alle, die von ihr wiſſen, — eine Verwandte der Madame Simeon! Und ſogar von dieſer Weltdame wird ſie den caſſeler Cirkeln vorenthalten, weil ſie ſelbſt für dieſe unheimlichen Kreiſe noch zuviel Geheimniß hinter ſich hat.

„Es liebt die Welt das Strahlende zu ſchwärzen", wie der Dichter ſagt, lieber Ludwig, bemerkte Lina. Lieber, kluger Mann, ſollten wir nicht gerade aus dieſer Zurückhaltung auf ein ernſtes, edles Mädchen ſchließen, das keinen Sinn, kein Herz für die caſſeler Geſellſchaft hat? Das nicht eingeführt ſein will?

Eine junge Pariſerin? fiel Ludwig ein. Gib Acht, Lina, und borge ihr nicht zuviel von deinem Herzen. Ich ſage dir, ſie hat keinen Credit, ſie bleibt dir ſchuldig. — — Und, geſetzt auch, es hätte kein beſonderes Häkchen damit, ſo thut mir's leid, daß Hermann ſich auf dieſem Wege von uns losmacht. So ſehr ich ihn ſchätze und liebe, ſo mag ich doch um ſeinetwillen keine Franzöſin in unſern vier Wänden, in unſern herzlichen Stunden, ſie mag ſo talentvoll, ſo glänzend begabt ſein als ſie will.

Lina war weniger von dieſem Einwand als von dem

Ton betroffen, womit er vorgebracht worden. Sie konnte ihrem Manne nicht Unrecht geben; allein es that ihr weh, daß dem Freund Unrecht geſchehen ſollte.

Ich denke gerade ſo wie du, Ludwig! ſagte ſie. Gerade darum wollte ich aber hingehen, ſie kennen lernen, um dem Freunde mit Einſicht und Bedacht rathen oder abrathen zu können. Hermann denkt im Gegentheil, ſich uns durch eine Herzensverbindung näher, inniger, umgänglicher zu ſtellen. Und es wäre mir wahrlich recht leid, wenn ich gegen Cecile nichts zu erinnern hätte, als daß ſie nur franzöſiſch ſpricht. Leid — um deinetwillen, deiner Abneigung wegen. Uebrigens muß ich dir geſtehen, Ludwig, daß ich ſelbſt ihn zu einem Herzensbund ermuntert habe, um unſern Bekannten allen Argwohn gegen ſeine Vertraulichkeit mit uns abzuſchneiden. Du ſiehſt ein, daß ich mich nun auch ſeiner Wahl annehmen muß, um ihn nicht zu einem Misgriff verleitet zu haben.

So geh' hin, und ſieh', was du findeſt, und — was an dir gefunden wird!

Mit dieſem heftigen Worte nahm Ludwig Hut und Stock und ging nach der Thür. Hier holte ihn Lina ein, hing ſich an ihn und ſagte mit weichem Ernſt:

Ludwig! Mit dieſem Unwillen willſt du gehen? Dieſe Unzufriedenheit gegen mich mitnehmen in deinen langen Bureautag? Herzensmann, es wird dich reuen, beunruhigen; du wirſt mich nicht aus dem Sinn kriegen, und keine Arbeit wird dir flecken. Und ich in meiner Einſamkeit ſoll dich mir böſe wiſſen? Ludwig? Soll ich mich grämen, mich beim Nähen immer in die Finger ſtechen und dir die Suppe verſalzen?

Ludwig blickte ihr ins Geſicht: ihr Mund lächelte, ihre Augen glänzten feucht. Er küßte ſie auf die Stirne, ſtreichelte ihre Wange und ſagte milder:

Nimm's denn im Guten, Herzchen, wenn ich noch einmal ſage: So geh' hin, beſuche dieſe „Mademoiſelle Cecile“! Du wirſt das Beſte nicht an ihr finden, denk' ich.

Ludwig hatte dies letzte Wort mit ſo ironiſchem Lächeln geſprochen, daß Lina hinter ſeinem Weggang in Nachdenken ſtehen blieb und überlegte, wie er es wol gemeint hätte? „Ich würde das Beſte nicht an ihr finden?“ ſprach ſie vor ſich hin. Meint er, weil es ihr fehle, oder, daß ich es nicht erkennen möchte? Nicht anerkennen, weil ich etwa — nun ja, weil ich eiferſüchtig auf ſie ſei?

Die Haſt, mit der ſie jetzt die guten Sachen vollends vom Tiſch räumte, verrieth eine mismuthige Unruhe ihrer Empfindungen. In dieſer Stimmung gab ſie es auf, heut bei Cecile anzufragen. Sie ordnete mit der Magd die nöthigen Ausgänge in die Stadt und die Vorkehrungen in der Küche an, und eilte nach der mütterlichen Wohnung, um von Hermann's Abreiſe zu hören.

Sie fand die Mutter auf Hermann's Stube, beſchäftigt, die Vorhänge von den Fenſtern abzunehmen. Ein Bündel Wäſche lag auf dem Boden. Dieſe Unordnung und der regnichte Morgen machten ihr einen trübſeligen Eindruck.

Ach, wie öde ſieht es hier aus! rief ſie ſtatt eines freundlichen Morgengrußes der Mutter entgegen.

Ich will hier tünchen und reiben laſſen; auch muß Einiges an Thür und Lambris in Oel aufgefriſcht werden, erklärte Frau Wittich.

So? Das freut mich, daß du mit deinem Miethmanne ſo zufrieden biſt, um es ihm noch hübſcher einzurichten, ſagte Lina. Aber du eilſt ja ſo; kommt Hermann ſo bald zurück?

Das weiß er ſelber nicht, war die Antwort. Er läßt dich noch einmal herzlich grüßen. Wenn's fertig iſt, iſt's fertig, Lina, und der Oelgeruch kann eher vergehen. Auch die zurückgebliebenen Kleider müſſen einmal tüchtig ausgeklopft und an die Luft gebracht werden, ſchon wegen der Motten. Eins hab' ich vergeſſen: Sieh' doch einmal nach, ob noch Schnupftücher in den zurückgebliebenen Kleidern ſtecken und zur Wäſche gehören.

Lina öffnete den Wandſchrank. Es war von Kleidern wenig zurückgeblieben. Außer dem häuslichen Ueberrocke mit leeren Taſchen hing der Frack von geſtern Abend da, und wirklich war noch ein Schnupftuch in der linken Taſche und — in der rechten ein zuſammengedrücktes Papier. Auseinandergezupft und glattgeſtrichen ergab ſich ein Briefchen, franzöſiſch geſchrieben, hübſche runde Handſchrift, kleines Wappen in feinem Lack.

Lina kämpfte einige Augenblicke mit ſich ſelbſt. Es war ja offenbar eine männliche Hand, war ſo verknittert eingeſteckt, — es konnte nichts Geheimes ſein. Am Ende ſiegte die Verſuchung, — ſie zog ſich ins Seitengemach und las mit Herzklopfen:

„Ich eile, liebenswürdige Cecile, Sie zu benachrichtigen, daß der König zwar zur Stadt gekommen, aber verhindert iſt, Sie bei ſich zu haben. Er beklagt ſehr, eine ſo ſüße Stunde entbehren zu müſſen. Wiſſen Sie aber, was ich glaube? Daß der geliebten Cecile dieſe Abbeſtellung vielleicht nicht ſo unangenehm iſt wie ihm ſelbſt, und daß ſie ſtatt ſeines Willkommen heut lieber dem hübſchen jungen Doctor ein Lebewohl ſagt. — Meine Zeilen ſollen Sie noch im Mädchengewande treffen; wären Sie aber wirklich ſchon im Begriff zu kommen, das heißt — im Pagenanzuge: ſo würde ich mich gern, zur Strafe für meine Verſäumniß, dem Dienſt Ihrer Kammerjungfer unterziehen. — Noch Eines! Laſſen Sie den jungen Mann noch zu keiner Erklärung kommen, ihn aber, wenn er dringend wird, doch auch nicht ohne Hoffnung abreiſen. Er hat dem König ſehr gefallen; Jerôme will aber — vielleicht aus einer kleinen Eiferſucht, Sie zu verlieren — Ihre Zukunft und Stellung erſt mit Ihnen ſelbſt beſprechen. Ich komme morgen zu Ihnen. Bis dahin wird unſer Leibarzt Zadig den guten Onkel Simeon überzeugt haben, daß Lucie Pyrmont brauchen muß: drei bis acht Becher täglich aus der Hauptquelle und Bäder aus der ſogenannten „heiligen Quelle". Dieſe Bezeichnung wird unſere Andacht nicht ſtören. Es verſteht ſich dann, daß Sie zu Luciens Begleitung mitgehen. Pyrmont für den Onkel ſtatt Nenndorfs für uns gibt ein artiges Quidproquo! Adieu, Sie — oh!

Dienſtag Abend 7."

Der unterſchriebene Name war auf franzöſiſche Weiſe undeutlich und umſchnörkelt geſchrieben. Die erſten größern Buchſtaben ließen ſich auf Marin entziffern und die abnehmenden folgenden konnten ville heißen. Doch dachte Lina an dieſe Namensenträthſelung erſt, als das Herzklopfen nachließ, das bis an ihren ſchönen Hals heraufpulſirte. Sie hörte den Ruf der Mutter; aber keines Wortes mächtig, vernahm ſie blos zunickend den Auftrag derſelben, und eilte hinab in die freie Luft unter dem übergeſpannten Zelte des Balcons. Dort im Lehnſtuhle überließ ſie ſich dem ganzen Ungeſtüm ihrer Empfindungen und Gedanken. Wie ſie die Mutter in der Nähe hörte, verbarg ſie das Briefchen unter ihrem Halstuche Doch erſchrocken, als ob eine Schlange die reine, warme Bruſt berühre, zog ſie es raſch zurück und ſteckte es in ihre Taſche. Sie hatte die Ruhe nicht, zu bleiben, nicht Sammlung genug, mit der Mutter eine Unterhaltung zu führen, und eilte unter einem Vorwand nach Hauſe.

Ihr Nachdenken fand keinen Haltpunkt, keinen Abſchluß. Wenn auch die Beziehung des Briefes keinen Zweifel ließ, ſo blieb es um ſo unbegreiflicher, wie ſolch' ein Billet in Hermann's Beſitz gekommen ſei. Cecile mußte es um die Zeit ſeines Beſuches erhalten haben. Vernichtet hatte ſie das verrätheriſche, entſiegelte Velin nicht; aber hatte ſie es ſo offen liegen laſſen, daß es gefunden werden konnte? Und war Hermann auf ihr Zimmer gekommen, um es zu ſehen und — an ſich zu nehmen, zu entwenden? Auch das glich ſeinem ſchicklichen Benehmen nicht. Hatte es ihm Cecile mitgetheilt? — Nicht möglich! — Oder, wie? Spielt ſie vielleicht die reumüthige Bekennerin, und Hermann verzeiht, Hermann hebt ſie vom ſündigen Boden auf, und ſie ihn dafür zum König und zu hohen Ehren empor? — Nein, nein! rief ſie laut, auf den Zehen ſich erhebend, die Linke auf ihre Bruſt gedrückt, die Rechte, ſo hoch ſie konnte, wie zu einer heiligen Betheuerung, emporgeſtreckt, — nein, nimmermehr!

Hermann's Bild ſchwebte ihr wie eine ſtrafende Erſcheinung vor, und ein Scharlachroth brach aus ihren Wangen, daß ſie ſolchen Gedanken gefaßt habe.

Das Billet war auch zerknittert geweſen: eine wüthende Hand ſchien es zuſammengeballt zu haben. Und doch war es behalten, und ſogar in der Rocktaſche vergeſſen worden. Sollte ſie eine höhere Fügung darin erkennen, daß ſie es auf ſo wunderſame Weiſe gefunden hatte? War es ihr zugeführt worden, um für den Freund zu handeln?

Es würde ſchwer ſein, mit erzählenden Worten dem Wechſel, der Windsbraut von Gedanken zu folgen, die in Lina's Bruſt ſtürmten. Sie litt unausſprechlich unter dieſer wechſelnden Theilnahme an dem Freunde. Jede Minute ſeiner Reiſe führte ihn weiter hinweg von ihr für die einzige kurze Frage, wie es ſich mit dem Billet verhalte. Zuletzt blieb ein Strom von Thränen nicht aus, der aus der tiefſten Quelle des Herzens kam, ohne doch ihre Angſt, ohne ihr Räthſel zu löſen.

Zwar hatte ſie den langen ſtillen Tag mit hundert kleinen Beſchäftigungen vor ſich, ehe Ludwig vom Bureau erſchien: dennoch war ſie ſo wenig zu einiger Faſſung gekommen, daß er mit dem erſten Blick ihr verſtörtes Weſen bemerkte.

Nun? ſagte er etwas beunruhigt. Ich ſehe, du warſt dort, und — ich vermuthe nichts Erfreuliches, Lina?

Und während ſie ihn lächelnd anſah, ſtumm, weil eine unausſprechliche Zufriedenheit über ſie kam, fuhr er fort:

Ich will nicht hoffen, Lina, daß dir ſelbſt etwas Unangenehmes gemacht worden ſei? Du ſiehſt mich ſo eigens an. Nun?

Ludwig's Erſcheinung wirkte ſo wohlthuend auf ſie, daß ſie ſich einige Augenblicke dieſer Empfindung überließ. Er erſchien ihr wie eine hülfreiche Macht. Es ward ihr zu Muth, als hätte ſie ſich auf einmal ſelbſt wiedergefunden, oder in einer Wildniß unter reißenden Thieren käme ihr ein Erretter entgegen. Eine wunderbare Heiterkeit breitete ſich über ihr bewegtes Angeſicht, als ſie ſich an ſeine Bruſt warf.

Ich war nicht dort, ſagte ſie leiſe und geheimnißvoll; dennoch habe ich — wie du geſagt — das Beſte nicht an ihr gefunden, lieber Ludwig. Nicht wahr, ein Räthſel? Ja, ich bin in Räthſeln recht glücklich geweſen: nämlich bei der Mutter. Sieh', dort hat ſich im Rocke, den Hermann geſtern Abend anhatte, und worin er — notabene! — von Madame Simeon kam, dies Briefchen gefunden.

Sie reichte es ihm hin; ihre Blicke hingen an ſeinen Zügen, während er es las.

Nun ja, da haben wir's! ſagte er endlich, und ließ ſich im Seſſel nieder. Da haben wir das Geheimniß der Einſiedlerin, der Geſellſchaftsverſchmäherin!

Er faßte Lina, die vor ihm ſtand, bei der Hand, und ſagte im Tone milder Theilnahme:

Da iſt dir, liebe Lina, eine unerwartete Frucht vom Baume der Erkenntniß zugefallen. Und damit dir über den Baum ſelbſt kein Zweifel übrigbleibe, hat ſich hier unten an ſeiner Wurzel — Marinville geringelt.

Aber, wie in aller Welt denkſt du dir nur, lieber Mann, daß ſolch' ein Blatt in Hermann's Taſche gekommen ſein könnte?

Das iſt es eben, Lina! Freilich, wie? Der Baum wirft auch einen Schatten, einen tiefen Schatten.

Ach, einen giftigen Schatten, Ludwig! rief ſie, von wiederkehrendem Leid ergriffen. O, was hab' ich dieſe Stunden gelitten!

Gelitten haſt du, mein Herz? erwiderte er, auch ihre zweite Hand faſſend.

Nun, Ludwig, befremdet dich das? Findeſt du's nicht begreiflich, wenn unſer Hermann — ?

Sie verſtummte, unter Ludwig's mildem Lächeln erröthend, und Ludwig fuhr mit eindringlichem Blicke leiſer fort:

O ja, ich find' es begreiflich, Lina, es befremdet mich nicht: Du liebſt Hermann!

Lina zuckte zuſammen, erblaßte einen Augenblick, dann in träumendem Nachdenken, mit dem Elnbogen auf ſeine Knie niederkauernd, ſagte ſie, die glänzenden Augen voll zu ihm emporgerichtet:

Ja, Ludwig, vor dieſem ſchmachvollen Betrug, den man ihm bereitet, fühle ich, daß ich ihn liebe. Aber ich bin ſeine Geliebte nicht, ſondern deine, Ludwig, und er iſt mein lieber Freund, und iſt der deinige, Ludwig! Und —

Sie entzog ihm die eine Hand, drückte ſie feſt auf ihre Bruſt und fuhr fort:

So wie ich ihn liebe, Ludwig, darf ich es, und du denkſt groß genug, daß ich es dir bekennen kann, und daß du mich verſtehſt. Nicht wahr? Ludwig? — Und dieſe Liebe, die mein allein iſt, von der Hermann ſelbſt nichts weiß, nichts ahnet, iſt ein Reichthum mehr meines Herzens, das dir gehört, und mit dieſer Liebe, die ich dir zubringe, nimmſt du mich oder behältſt du mich an deiner edeln Bruſt?

Er zog ſie gerührt empor auf ſeine Knie. Sie umſchlang ſeinen Hals und lehnte den Kopf an ſeine Schulter. So ſaßen ſie, mit liebevollen Blicken in einander verſunken, eine ſtumme Weile, und empfanden das innigſte Glück reinſten Verſtändniſſes und des ungetrübten Vertrauens zu einander.

Auf den Brief kam heut keine Rede mehr. Beide fühlten, daß er zu jenem Einklang ihrer Seelen nur einen Mißton geben könnte, und daß dieſem ruhenden Räthſel ſeine Löſung ſchon kommen werde.

Zweites Capitel.

Ein Beſuch und ein Ausflug.

Dieſer Einklang der Herzen, dieſe geſteigerte Empfindung konnte ſich nicht lange auf ihrer reinen Höhe erhalten, ohne — wie alle Stimmungen der Seele — zu Betrachtungen zu führen.

Lina ward ſich bald bewußt, daß ſie nun ihrem Ludwig das zarte Wohlwollen, das ſie für Hermann empfand, ehrlich eingeſtanden habe. Durch die liebevolle Aufnahme ihres Bekenntniſſes fühlte ſie ſich gegen ihre frühern Zweifel gewiſſermaßen gerechtfertigt und in ihrer Zuneigung befeſtigt. Sie durfte ihren Schleiermacher'ſchen Freund haben und behalten. Ja, daß ſie mit ihrem Herzen und für ihr Herz gegen ihren Ludwig Recht behalten, gab ihr unvermerkt einen gewiſſen weiblichen Stolz. Hermann war ihr noch theuerer geworden, und ſie überlegte, was ſie — das Räthſel des bedenklichen Briefes beiſeite geſetzt — für den Freund zu thun habe.

Sie entſchloß ſich nach einigen Tagen der Ueberlegung, Cecile doch zu beſuchen. Ob eine weibliche Neubegierde dabei war, ſteht dahin; aber ſie hoffte, an Ort und Stelle, wo der Brief aufgenommen worden, vielleicht auch Einiges zu ſeinem nähern Verſtändniß zu entdecken.

Sorgfältig, aber nach ihrem Geſchmack einfach gekleidet, ging ſie zur Mittagszeit nach dem Juſtizpalaſt und ließ ſich bei Mademoiſelle Cecile melden. Der Bediente kündigte ſie aber ſeiner Anweiſung gemäß ſtillſchweigend bei der Miniſterin an.

Madame Simeon ward etwas betroffen. Sie wußte wol durch Cecile von der Abſicht der ſchönen Frau, zu Beſuch zu kommen, und erklärte ſich dieſen Gang aus dem Verhältniß, das ſie, nach ihrem Geſchmack, zwiſchen Lina und dem Doctor vorausſetzte. Dies war es aber nicht, was ſie ſo befangen machte. Allein Cecile hatte ihren Brief vermißt, und konnte nach allem Nachſuchen und Nachſinnen nicht über den Gedanken hinauskommen, Hermann müſſe ihn entwendet haben. Sie und die vertraute Tante ſchwebten in der ängſtlichen Unruhe, und in dieſer Ungewißheit ſollte ſie den Beſuch empfangen. Sie bedachte nicht, daß eine Frau wie Lina unmöglich gekommen ſein konnte, jenes Billet auszufechten. Aber ſie war gewandt genug, der ſchönen Frau mit einer Art entgegenzutreten, die dieſe noch immer für höflich nehmen durfte, mit der ſie ſich aber nichts vergeben hatte, falls ſie ſich etwa hinter ihre Würde zurückziehen müßte.

Sie wollen zu meiner Nichte, Madame, ſagte ſie, aber Cecile iſt ſeit geſtern abgereiſt, und —

Nach Frankreich, Madame? fiel Lina ſo raſch und mit ſo unverkennbarer Zufriedenheit ein, daß Frau von Simeon, die eine vergnügte Eiferſucht darin erblickte, nicht ohne ſchalkhaftes Lächeln erwiderte:

Das nicht. Es wäre mir auch leid, das liebe Mädchen zu verlieren. Nein, nur nach Pyrmont. Meine

Tochter iſt ſeit dem Frühjahr leidend; Doctor Zadig hat ihr das Eiſenwaſſer von Pyrmont verordnet. Ich konnte ſie nicht begleiten, und ſo hat es Cecile gethan. Sie wird bedauern, um Ihren Beſuch zu kommen, Madame. Ich habe mir erlaubt, dieſe Seltenheit mir zuzuwenden, obgleich Ihre Artigkeit mir nicht zugedacht war.

Lina erwiderte mit einigen höflichen Worten, entſchuldigte ihre bisherige Zurückhaltung auf die freundlichen Einladungen der Frau Miniſterin, und bedauerte die Abweſenheit der Mademoiſelle Cecile, von der ihr Doctor Teutleben ſoviel Liebenswürdiges erzählt habe.

Wirklich? Hat er das? fragte Madame Simeon mit ſchlauen Blicken. Wir waren den letzten Abend ein wenig ungehalten über ihn. Iſt er nicht etwas verſtimmt zu Ihnen gekommen, etwas — nun wie ſoll ich ſagen —? Nicht?

Gar nicht, Madame! antwortete Lina. Wir hatten ihm zum Abſchied einige Freunde eingeladen und wurden den Abend noch recht luſtig.

So? In der That? Ich dachte, weil er ſo plötzlich, ſo — gewiſſermaßen heimlich fortgeeilt war, gegen meine Verabredung. Ich hatte ihn noch gebeten, mit Cecile in den Salon zu kommen, und verſprach mir für meine kleine langweilige Geſellſchaft einen artigen Spaß. Cecile hatte ihn nämlich auf ihr Zimmer rufen laſſen; ſie war in einem Pagenanzug, und wollte, glaub' ich, eine kleine Rolle mit ihm verabreden. O Sie glauben nicht, Madame, welche artigen Talente meine Nichte beſitzt, und wie charmant ſie in verſchiedenen Rollen einen vertrauten Kreis rühren und manchmal auch äffen kann. Hat Ihnen der

Doctor nicht geſagt, warum er uns ſo plötzlich fortgelaufen iſt, was ihn etwa —?

Kein Wort, Madame! Er kam heiter, wie geſagt, aber ſchon etwas ſpät; die übrigen Gäſte waren ſchon alle da, und das allgemeine Geſpräch zog ihn gleich mit ſich fort. Er konnte mir nur ganz flüchtig bemerken, daß er mich bei Mademoiſelle Cecile angekündigt habe. Den nächſten Morgen iſt er abgereiſt.

Lina brachte dies ziemlich zerſtreut vor. Die behutſame, taſtende Weiſe der Miniſterin und der erwähnte Pagenanzug, deſſen auch in dem Briefe gedacht war, beſchäftigten ihre Ueberlegung. Madame Simeon bemerkte es jedoch nicht. Auch ſie hatte noch eine hintere Reihe von Gedanken, mit denen ſie ſich wegen des verſchwundenen Briefes beruhigte. Und da ſie Marinville erwartete, ſo machte ſie auch, als Lina ſich zum Fortgehen erhob, keine Umſtände, ſie länger aufzuhalten.

Wirklich war der Erwartete ſo nahe, daß ihm Frau Lina auf der Treppe begegnete. Er blieb mit ehrerbietiger Begrüßung ſtehen, und redete ſie an, indem er es beklagte, um einige Augenblicke zu ſpät zu kommen. — Bei Madame Simeon hätte ich Sie feſtgehalten, ſagte er. Und wiſſen Sie, daß ich das Zaubermittel dafür beſitze? Ich hätte Ihnen erzählt, wie ſehr Se. Majeſtät der König Herrn Ludwig Heiſter ſchätzt, — ſeine Kenntniß der Verhältniſſe, ſeine Gewandtheit in Geſchäften, ſeinen klaren Vortrag, ſein feines Urtheil. Ich ſehe der erſten Gelegenheit entgegen, wo wir Ihren Herrn Gemahl befördern können. Nicht wahr, davon hätte ich mit Ihnen plaudern dürfen? Und zu meiner Unterhaltung mit der Miniſterin hätten Sie uns nach Ihrem Adieu den intereſſanteſten Gegenſtand hinterlaſſen — an der Bewunderung, die wir bereits aus der Ferne für ſoviel Schönheit und Liebenswürdigkeit gefaßt haben.

Lina war an dieſen Ton einer mehr oder weniger feinen Schmeichelei nicht gewöhnt, und in entſprechender Weiſe zu erwidern nicht geübt. Dies noch weniger vor einem Manne, gegen den ſie voraus eingenommen war, und der nun durch ſeine angenehme Perſönlichkeit ſie mit ihrer vorgefaßten Meinung in Verlegenheit ſetzte. Dagegen war ihr von Natur eine graziöſe Art verliehen, mit ablehnender Geberde ungläubig zu lächeln. Und ſo entzog ſie ſich auch jetzt mit der freundlichen Bemerkung, er werde von der Frau Miniſterin bereits erwartet.

Unterwegs hing ſie der Betrachtung nach, wieviel mächtiger doch, als der Ruf eines Menſchen, die lebendige Gegenwart ſeiner Perſönlichkeit wirke. Sie hielt auch mit dieſer Bemerkung gegen Ludwig nicht zurück, als ſie ihm ihren Beſuch und die Begegnung auf der Treppe erzählte. — Ich kann mir denken, ſagte ſie, daß der auffallende Abſtich der liebenswürdigen Erſcheinung eines Mannes mit der übeln Nachrede, worin er ſteht, ihm ſogar noch zum Vortheil ausſchlagen kann.

O ja, meinte Ludwig: wie eine dunkle Unterlage den Glanz eines durchſichtigen Gegenſtandes erhöht.

Auch noch anders, fuhr ſie fort; denn ſolche Menſchen von zweideutigem Ruf ſind eben wenig durchſichtig. Nein, ich glaube, daß gerade die edelſte Regung des menſchlichen Herzens ſolchem Contraſt zugut kommt, indem bei perſönlicher Liebenswürdigkeit unſer gutes Herz einen lebhaften Zweifel gegen das üble Vorurtheil der oft neidiſchen Welt faßt, und ſeinen bisherigen Glauben daran durch innigeres Vertrauen auszugleichen ſich gedrungen fühlt.

Vortrefflich, Linchen! rief Ludwig lachend aus. Ich ſehe wol, du haſt über Marinville tief nachgedacht. Wo haſt du denn ſeinen Brief an Cecile? Beiße mir ja nicht zu tief in die Frucht vom Baum der Erkenntniß, Evastöchterchen! Denn ich gehe noch weiter in der Erklärung des Glücks, das ſolche — Roués bei euerm Geſchlecht machen. Das weibliche Herz ſcheint nämlich über das bloße gute Vertrauen hinaus zu einem Verſuch gedrungen, ob denn in der That hinter ſoviel Liebenswürdigkeit des Mannes auch — etwas Liederlichkeit ſtecken könnte.

Da biſt du wieder einmal auf deinem weſtfäliſchen Capitel, ſagte Lina halb empfindlich, halb ſcherzend, und kam auf den erwähnten Brief zurück. Sie hatte ihn bisher an ſich behalten. Eine zarte Empfindung für Hermann trieb ſie an, das Papier um ſo ſorgfältiger zu verwahren, als er ſelbſt es ſo unachtſam preisgegeben hatte. Sie glaubte durch ihren Beſuch der Löſung des Räthſels etwas näher gekommen zu ſein. Nach der Aeußerung der Dame Simeon hatte Hermann dieſe Cecile in dem Pagenanzuge getroffen, deſſen im Briefe gedacht war.

Vermuthlich macht ſie ihre Beſuche beim König in ſolchem Anzug, meinte Ludwig. Soviel läßt ſich nicht blos aus dem Briefe vermuthen, ſondern es entſpricht auch ganz dem luſtigen Geſchmack und den leichtfertigen Intriguen unſers Hofes. Man erzählt ja auch von der reizenden Hofdame, Gräfin Löwen-Weinſtein, daß ſie den König in Mannskleidern beſuche. Wir haben hier immer Carnevalslaune. Hier ſind von allen Enden Deutſchlands, ich möchte ſagen Europas, Proben der feinen Bildung unſerer Zeit ausgeſtellt, — Frauen, die ihren Gang durchs Leben machen, ohne ernſtere und tiefere Beziehungen auf Grundſätze der Sittlichkeit oder auf Zwecke höherer Einſicht, die dagegen für alles Schöne, Gefällige, Anmuthige Neigung und Befähigung haben. Leicht, gewandt, zu Schelmerei und Neckerei aufgelegt, zu Rollenſpiel, Verkleidungen, Vexationen immer geſchickt, finden ſie hierin ihre Aufgabe, womit ſie ohne Bewußtſein von einem Geſammtzweck menſchlichen Daſeins von Tag zu Tag luſtig hinleben.

Ganz recht, Ludwig! rief Lina. Das ſtimmt zu Dem, was die Simeon an Cecile rühmte und was unſern Hermann wahrſcheinlich ſo für ſie eingenommen hat. An dieſem Pagenanzuge mag er aber doch irre geworden ſein, beſonders als das Briefchen dazu kam, und ich errathe, wie's damit gegangen ſein mag. Es iſt Dienſtag 7 Uhr Abends ausgeſtellt, und kann mithin gerade, wie er dort war, bei Cecile abgegeben worden ſein. Vielleicht welchen Eindruck es auf ſie machte, der Hermann's Mistrauen erregte, ſodaß er es heimlich entwendete. Mitgetheilt kann ſie ihm ſolche Schmach nicht haben; ſo ſentimental iſt wol keine Franzöſin, ſelbſt wenn ſie ſchon geſtimmt wäre, reumüthig in ihr Magdalenenhaar zu weinen. Soweit ſcheint's aber bei Cecile noch nicht gekommen zu ſein, da ſie ja noch im Pagenanzug abbeſtellt wurde. Und nun wird mir auch klar, warum Madame Simeon ſo bezüglich fragte, ob Hermann nicht etwas verſtimmt zu uns gekommen ſei; Cecile hat wahrſcheinlich ihren Brief vermißt und iſt hinter Hermann's heimlichem Wegeilen, wie es Frau Simeon nannte, auf dieſelbe Vermuthung gekommen, auf der ich jetzt ſelber bin.

Bei Gott, nicht anders, Lina! fiel Ludwig ein. Hermann hat das Billet raſch eingeſteckt, konnte es natürlich auf der nächtlichen Straße nicht leſen, vergaß es während unſerer Fröhlichkeit, und da er ſpät und etwas beduſelt nach Hauſe kam, ließ er es im Rock ſtecken.

Richtig, lieber Mann, ſo kam es aus der Taſche — vom raſchen Einſtecken zuſammengedrückt!

Ja, Lina! Aus Wuth nach dem Leſen hätte er es ſchwerlich zuſammengeballt und wieder eingeſteckt; er hätte es vernichtet, oder zu einem ſpätern Zweck mit Ueberlegung aufbewahrt. So wären wir denn auf einmal klar!

Wie bin ich nun doch froh, Ludwig, daß ich mich zu dem Beſuch überwunden habe! Aber nie ſoll Hermann das fatale Billet zu ſehen bekommen. Ich will ihm — nicht wahr, Ludwig, wir wollen ihm die Beſchämung, die Kränkung erſparen, ſein Herz einem ſo unwürdigen Gegenſtande hingegeben, ſich ſo getäuſcht zu haben?

Nun, Lina, ſo weit war es vielleicht noch nicht! lächelte Ludwig. Wenn es aber war und dies Volk hatte, wie der Brief vermuthen läßt, Abſichten auf den Getäuſchten: wie können wir ihn ſicherer enttäuſchen, als durch den Brief, der nirgends einen Zweifel übrig läßt? Denn wenn er den Brief nicht kennt, bleibt zu fürchten, daß er dort wieder anknüpft. Ueberdies, Lina, wenn er ihn wirklich entwendet hat, und wir ſollen es ihm nicht für ein Unrecht, für eine Unſchicklichkeit anrechnen, ſo müſſen wir es für eine höhere Fügung oder Eingebung gelten laſſen, aber auch dazu gebrauchen, — das heißt, ihn zu warnen.

Dieſe letzte Erinnerung Ludwig's, eben weil ſie für ein etwas ſchwärmeriſches Gemüth ſo ſchlagend erſchien, knüpfte aus den halb entwirrten Fäden des Briefräthſels eine neue Schlinge für Lina's Herz. Es blieb für ſie ein ſtiller Harm, ebenſo tief als zart empfunden, daß ſie mit dem Briefe dem geliebten Freund eine ſo beſchämende Täuſchung aufdecken ſollte. Eher hätte ſie ſich entſchließen können, das Papier an Cecile zurückzugeben und ſie damit aus Caſſel zu vertreiben, oder auf dieſem Wege dem lieben Freund zu ſeiner Rettung das edlere Leid zu bereiten, daß er von einem vermeintlich ſo liebenswürdigen Geſchöpfe verſchmäht werde.

So gingen die nächſten Tage ſtill vorüber. Von Hermann war ein Bericht an ſeinen Miniſter eingelaufen und hatte einen Beiſchluß für Lina mitgebracht. Sie freute ſich an der heitern, witzigen Reiſebeſchreibung, die der Brief enthielt, noch inniger aber an dem ſanften, gerührten Andenken, das ſich hindurchzog.

Inzwiſchen war auch der König mit vertrauter Hofumgebung ſeit einer Woche im Bade Nenndorf. Er war Tags nach jenem Beſuche Lina's bei Madame Simeon dahin abgereiſt, und Marinville hatte eben damals Abſchiedsbeſuch gemacht. So oft Lina der freundlichen Mittheilungen gedachte, die ihr der Cabinetsſecretär von der günſtigen Meinung des Königs für Ludwig und von deſſen guten Ausſichten im Dienſte gemacht hatte, fühlte ſie ſich geſtimmt, dem ihr ſo arg beſchuldigten Manne Vieles zu vergeben. Sie hätte ſich — wie man zu ſagen pflegt — nicht im Traum einfallen laſſen, daß mit ſolcher unbefangenen Artigkeit ein Netz für ſie angeknüpft, eine Verſuchung für ſie angelegt werden könnte. Sie war daher aufs angenehmſte überraſcht, als Ludwig eines Mittags zu ganz ungewöhnlicher Stunde, heiter aufgeregt, nach Hauſe kam und ihr vergnügt zurief:

Willſt du mit, Lina? Ich fahre nach Nenndorf.

Du? Nach Nenndorf? fragte ſie.

Ja, zu einem mündlichen Vortrag beim König, antwortete er.

Wahrhaftig, Ludwig? erwiderte ſie mit ſtolzer Zufriedenheit. Siehſt du, lieber Mann, daß es doch damals nicht blos artig und ſchmeichelnd von Marinville gemeint war, wie du glaubteſt!

Nein, Lina, es war wenigſtens damals ernſt und ehrlich gemeint. Er iſt kurz darauf zu meinem Miniſter gekommen, ihm zu ſagen, daß er in ſehr preſſanten Angelegenheiten mich gehörig inſtruirt nach Nenndorf abordnen möchte, um dem Könige mündliche Erläuterung zu geben, falls ihm die ſchriftlichen Berichte noch Bedenken übrig ließen. Bei der Entfernung des Bades iſt nämlich das Hin- und Herſchreiben etwas umſtändlich. Simeon hat mir das in ſeinem ehrlichen Vertrauen mitgetheilt, als eben jetzt ein ſolcher Anlaß eingetreten iſt. Außer einigen dringenden Geſchäftsfragen liegt die Rede des Staatsraths Müller vor, womit der Reichstag in des Königs Abweſenheit geſchloſſen werden ſoll. Ueberdies hat der Miniſter ein Anliegen ſeines humanen und loyalen Herzens beigefügt. Der Reichstagsabgeordnete Häberlin liegt nämlich auf dem Tode — ein ausgezeichneter Mann von großem Ruf, Profeſſor der Rechte in Helmſtädt, berühmt durch ſeine Schriften, durch öffentliche Geſchäfte und durch ſeine Thätigkeit bei der Reichsdeputation zu Raſtadt. Simeon, ſtets darauf bedacht, ſeinen leichtſinnigen König vor der Welt in ein günſtiges Licht zu ſtellen, trägt jetzt im voraus darauf an, einen um die deutſche Wiſſenſchaft ſo verdienten Mann dadurch zu ehren, daß im Falle ſeines Todes der Witwe deſſelben, ohne ihr Anſuchen, ſofort eine Penſion von 1800 Francs bewilligt und eine Staatsunterſtützung für das Fortkommen ihrer Kinder zugeſagt werde. Der wackere Häberlin iſt erſt 52 Jahre alt.

Mußt du denn heut noch fort? fragte Lina.

Ja, in ein paar Stunden, denk' ich, und komme deswegen her, damit du dich darnach einrichteſt; denn ich hoffe, du entſchließeſt dich mitzugehen. Nenndorf, das ganze ſchöne Weſerthal, iſt dir neu, und auf dem Rückwege nehmen wir Pyrmont mit.

Für Lina war dies Anerbieten zuerſt überraſchend. Wenn Ludwig ihr auch nicht leicht ein Vergnügen verſagte und nicht ſelten geſtimmt war, ihr einen oder den andern Wunſch aus eigenem Antrieb nahe zu legen, ſo nahm doch ſeine Artigkeit nicht leicht eine Richtung, die in die Nähe des Hofes oder zur Verbindung mit der höhern Geſellſchaft führte. Denn Ludwig war nicht ohne Eiferſucht — man möchte ſagen: des Verſtandes. Wenn es auch ſein Herz nicht beunruhigte, daß Lina ein zärtliches Wohlwollen für einen ihm ſelbſt lieben Freund von zuverläſſiger Geſinnung empfand und bekannte, ſo würde doch jede Bewerbung eines lüſternen Mannes um ihre Gunſt, jede Annäherung roher oder raffinirter Leichtfertigkeit als Misachtung ihrer Frauenwürde und als perſönliche Beleidigung ihn heftig erregt, und unter Umſtänden zum Aeußerſten geführt haben. Doch an alles Dies dachte er auch jetzt nicht. Es war ja auf keinen Badeaufenthalt, auf keinen Verkehr mit der Geſellſchaft abgeſehen. Ueberdies kam Mehres zuſammen, was ihn heiter und liebenswürdig ſtimmte. Er fühlte ſich in Folge der ärztlichen Behandlung wohler, und durch den ehrenvollen Auftrag in ſeinem Ehrgeiz befriedigt. Ueberdies hatte die vertrauliche Scene des Einverſtändniſſes mit Lina die gute Nachwirkung, daß er ſich zu liebevoller und artiger Bethätigung gegen ſie lebhafter gedrungen fühlte.

Lina erkannte dieſe Stimmung mit inniger Rührung. Sie nahm Ludwig's Vorſchlag mit Freude, ja mit einem kindlichen Jubel auf. Daß der Gedanke an Pyrmont und an Cecile, die ſie dort zu finden glaubte, auch in Betracht kam, läßt ſich denken; doch war ihr Entſchluß auch ohne dies gefaßt.

Gut denn! rief Ludwig aus. So mache dich gleich daran, Wäſche und Kleider zuſammenzutragen, und zu packen, was wir auf ein paar Tage brauchen. Ich mache mich im Miniſterium fertig und beſtelle den Wagen. Es wird ein guter Hofwagen mit Extrapoſt gegeben. Wir eſſen dann ſo früh du's anrichten kannſt, und fahren noch bis Karlshafen, wo wir übernachten. Der ſchöne Sommerabend, der friſche Morgen, dort im reizenden Winkel zwiſchen der Weſer und der Diemel, ſollen uns recht wohl thun und erquicken. Die ſchroffen Berge werden dir gefallen, die theils grün, theils felſennackt den anmuthigen Ort einfaſſen. Dann der prächtige Strom, und wenn wir über die ſchöne Brücke auf die bremer Straße gelangen, von hoch herab das weite, herrliche Thal — o du wirſt dich recht freuen, Lina! Wir wollen dieſer paar Sommertage recht froh werden. Und wenn Hermann zurückkommt und mit dem Rheinſtrome prahlt, kannſt du doch auch mit einem reſpectabeln deutſchen Fluß — mit der Weſer großthun!

Drittes Capitel.

Geld- und Badegeſchäfte.

Der im Miniſterium eingelaufene Bericht Hermann's war von Herrn von Bülow mit Wohlgefallen aufgenommen worden. Dieſe Zufriedenheit galt jedoch nur der Arbeit des Berichtserſtatters; denn der Inhalt entſprach keineswegs den Wünſchen des Miniſters, wenn er auch deſſen Erwartungen nicht täuſchte.

Hat mir's nicht gleich geſchwant, lieber Provençal, ſagte er, daß aus dem Geſchäft nichts werden würde? Es war mir deshalb ganz erwünſcht, ja ich hab' es ſo eingeleitet, daß die Unterhandlung um die Anleihe durch eine ſtändiſche Deputation geſchehen mußte. Die Bereitwilligkeit der Holländer, dem jungen Staate Geld zu leihen, ward uns übertrieben geſchildert. Im Gegentheil zeigen ſie gar keine Neigung, etwas zu wagen.

Ah, ich verſtehe Ew. Excellenz! erwiderte der Generalſecretär. Indem das Geſchäft von den Ständen, von den Abgeordneten des Landes, geführt wird, ſo trifft das Mistrauen der Börſenwelt das neue Reich geradezu; wäre es vom Miniſterium betrieben worden, ſo könnten Ihre Gegner ausſchreien, der Herr von Bülow, gerade dieſer Finanzmann, habe für ſein Portefeuille keinen Credit.

Sie haben die Sache richtig gefaßt, lieber Provençal, entgegnete Bülow, durch die Erinnerung an ſeine Gegner etwas beunruhigt. Aber ich werde nun meinen perſönlichen Credit ausſpielen, ich werde, was man auch im Spiele ſo nennt — fodern. Sehen Sie, hier hab' ich ſchon einige Ideen und eine Ausſaat von Ziffern zu Papier gebracht. Wenn dieſe Samenkörner in den Taſchen unſerer Wohlhabenden richtig aufgehen, ſo machen wir eine erkleckliche Ernte. Es gilt, eine Anleihe im Reiche ſelbſt zu verſuchen. Eines von beiden: Credit im Auslande oder Vertrauen im Innern, verlange ich von einem Staate, der ſich lebend behaupten will. Hat unſer aus Länderportionen zuſammengeſchoſſenes Reich keinen Credit in der Handelswelt, ſo muß es ſich aus eigenen Kräften helfen. Und ein Picknick fällt ja manchmal reichlicher aus, als das Mahl aus nur einer Küche hergerichtet. Ich projectire eine Anleihe im Reiche ſelbſt, in den Provinzen, deren Schulden ja auch zuſammengeworfen ſind. Das Unternehmen muß nur richtig berechnet und ohne Druck angeordnet werden. Bis die rückkehrenden Deputirten

Caſſel erreichen, muß mein Plan fertig ſein, und anſtatt dann niedergeſchlagen zu erſcheinen, wird Hanns Victor von Bülow einen kühnen Schlag ausführen.

Alſo eine freiwillige Anleihe im Königreiche ſelbſt, Excellenz?

Hoffentlich ſoll ſich der ganze Bedarf der zwanzig Millionen durch freiwillige Betheiligung decken. Wir machen hunderttauſend Obligationen, jede zu 200 Francs, auf den Namen des Darleihers ausgeſtellt, doch ſo, daß dieſelbe durch einfaches Indoſſement, wie ein Wechſel, auf einen andern Inhaber übergehen kann. Wir zahlen halbjährige Zinſen, und zwar den Abnehmern im erſten halben Jahre ſechs Procent, im zweiten fünf und im dritten vier Procent.

Ah! ein guter Sporn zur Beſchleunigung des Abſatzes der Obligationen!

Ich denke, lieber Provençal. Und da die ganze Anleihe auf die Einkünfte des Reichs hypothecirt iſt, in beſtimmten Terminen zurückgezahlt wird, und die Coupons bei Zahlung der Perſonalſteuer für baar angenommen werden, ſo wird — denk' ich — die Anleihe ziehen. Was aber dennoch nach Ablauf der drei Termine an Obligationen nicht abgeſetzt iſt, wird zwangsweiſe untergebracht, das heißt: Jeder, der an Geld oder Gut über 3000 Francs Vermögen beſitzt, wird gezwungen, ſich nach Maßgabe beſtimmter Vermögensclaſſen bei der Anleihe zu betheiligen, erhält dann aber nur dreiprocentige Zinſen und verliert andere Vortheile, die dem freiwilligen Darleiher zugut kommen. — — Sehen Sie, Provençal, das ſind ſo die Hauptumriſſe meines Projects, das im Einzelnen noch auszuarbeiten bleibt.

Ich denke, Excellenz können hinter dieſem Project die Holländer auslachen. Und dieſe Krämer haben ſich alſo zu gar nichts verſtehen wollen.

Doch! Zu einer lumpigen Darleihe von zwei Millionen, antwortete der Miniſter; aber in einer Weiſe, die man eine Wechſelreiterei zu nennen pflegt. Hören Sie, Provençal, — im Vertrauen! Ich will dieſe Zufälligkeit dem Schatzmeiſter des Königs anbieten. Sie wiſſen ja, daß Jerôme juſt zwei Millionen zu ſeinem Regierungsantritt geliehen hat, um ſich in Frankreich als Prinz zu löſen und in Weſtfalen als König zu realiſiren. Jetzt, anſtatt die Schuld aus ſeiner Civilliſte abzutragen, wie es recht und ehrenhaft wäre, überweiſt er ſie der Staatskaſſe und bringt mich in Colliſion mit dem Generaldirector des öffentlichen Schatzes. Sie ſehen, daß man eben nicht aus Bourbon'ſchen Blute zu ſein braucht, um l'état c'est moi zu ſagen. Der ſogenannte Chevalier Duchambon mag als Kronſchatzmeiſter das Geſchäft mit den Holländern machen; er mag ſich eben durch einen Wechſelritt als — Chevalier bewähren, und wenn bei dieſem Reiten ein Wolf herauskäme, mag er ihn für einen Antipoden ſeiner rothen Weinnaſe anſehen!

Dieſe neue Angelegenheit nahm den Miniſter ſo ſehr ein, daß er die weitere Inſtruction für Hermann auf deſſen Anfragen dem Generalſecretär übertrug, und dem jungen Freunde dabei einen Wink geben ließ, daß der franzöſiſche Geſandte nicht auf ſeinem rheiniſchen Gute zu finden, ſondern in Caſſel geblieben ſei. — Der Kaiſer kommt nämlich im Laufe des September nach Erfurt zu einem großen Convent mit dem Kaiſer Alexander, ſagte Herr von Bülow. Dies hält den Baron von Reinhard ab, nach Falkenluſt zu gehen, wo er gern in den ſchönen Herbſt hinein geblieben wäre. Er geht morgen blos auf zwei Tage nach Vacha zu einem Rendezvous mit Goethe, der aus Weimar dahin kommt.

Indeß hatte auch vor dieſem Winke Hermann die Rheinreiſe ſchon aufgegeben, und kündigte ſeine baldige Rückkehr dem Freundespaare in einem zweiten Briefe an, den Lina Tags nach ihrer Abreiſe von der Mutter nachgeſchickt erhielt.

In Renndorf waren die Reiſenden von Karlshafen aus, wo ſie übernachtet, gegen Abend angekommen und im großen Logirhauſe eingekehrt. Schon von Rodenberg aus, die ſchattige Allee entlang, die durch Klein-Renndorf nach dem Badeort führt, gab es viel Bewegung. Die Anweſenheit des Königs hatte zu dem anſehnlichen Gefolge deſſelben viel Beſuch aus der Nachbarſchaft, von Hannover, von Bückeburg und Minden herbeigezogen, die Familien aus Caſſel nicht gerechnet, die um des Hofes willen ab- und zugingen. Die Fröhlichkeit des Badelebens verkündigte ſich den Ankommenden durch eine Abendmuſik, die vor dem Schloſſe ſpielte, in deſſen Säulenhalle ſich eine ausgeſuchte Geſellſchaft niedergelaſſen hatte.

Das Logirhaus war ſehr beſetzt; doch fand Ludwig ein eben freigewordenes, geräumiges und angenehmes Zimmer mit Cabinet, zwei Treppen hoch. Während er nach dem Schloß eilte, ſeine Briefe abzugeben und ſich beim dienſtthuenden Kammerherrn für die Befehle des Königs anzumelden, ordnete Lina ihren Anzug, weil Ludwig noch einen Gang in die Anlagen vorhatte.

Sie fanden die ſchönen Gebäude des Orts, die vom Kurfürſten herrührten, von geſchmackvollen Anlagen umgeben. Es fehlte an freien Ruheſitzen und an ſchattigen, ſchützenden Tempelchen nicht; ebenſo wenig als an Damen und Herren, die ſich ihrer bedienten.

Unter ſoviel fremden Geſichtern, die ihnen hier begegneten, erblickten ſie unvermuthet eine bekannte Dame, auf einer ſtillen Bank mit einem Buche ſitzend. Es war die Baronin von Schele, die Lina zuletzt am Verlobungsabende bei Engelhard geſehen hatte, jene declamirende Freundin der poetiſchen Mutter Philippine. Sie ſchloß ſich mit beeiferter Artigkeit den Freunden an, die noch vor Sonnenuntergang den Blick von der anmuthigen Höhe des Galenberges aufſuchten. Lina fragte, ob ſie das Bad brauche.

Nein, meine Liebe, ſagte ſie, ich will Verwandte in Hannover beſuchen, und gehe über hier, um alte Erinnerungen zu feiern. Ich bin ſchon früher zuweilen, von Hannover aus, hier geweſen, habe hier auch meinen Mann kennen gelernt, ach! und wir haben hier die Primeln der Liebe gepflückt!

Das iſt lieb von Ihnen, gnädige Frau! rief Lina. Sie erneuern dies frohe Begegniß jetzt, da Ihr Gemahl eben in der Ferne iſt. Nicht wahr, die Königin —?

Hat mir ihn als ihren Kammerherrn mit ſich in den Schwarzwald entführt. Ich träumte eben von ritterlichen oder chriſtlichen Abenteuern, die er dott zu beſtchen habe; denn ich kann mir den Schwarzwald nicht ohne Geiſterſpuk denken, und habe mir eben zum Troſt das ſchöne Lied von Georg Jacobi „An die Liebe“ vorgeſagt, das mit dem herrlichen Verſe ſchließt:

O du, dein Athem iſt's allein,
Der allen Staub lebendig weht;
Du gabſt den Sternen ihren Schein,
Und bleibſt, wenn Erd' und Meer vergeht.
Zu dir hinauf erhebe mich,
Zu deiner unſichtbaren Welt!
Da lebt und liebt's, und ewiglich
Wird bleiben, was an dir ſich hält.

Sie hatten die Höhe erreicht und entzückten ſich an dem unvergleichlichen Ausblick. Die tiefe Sonne ſtreifte über das weite Land und blitzte da und dort von den Kirchenfenſtern der zahlreichen Ortſchaften zurück, die auf der ausgedehnten Ebene ſich zerſtreuen.

Auf dem Rückwege, da es inzwiſchen ſtill im Parke geworden war, ließ ſich die Ehrendame der Königin über das Leben und Treiben um den König aus.

Ich bin mit Abſicht ein paar Tage geblieben, ſagte ſie, aber länger iſt meines Verweilens nicht; es gebt mir doch zu dithyrambiſch zu, wie Schiller ſingt:

Kaum daß ich Bacchus den luſtigen habe,
Kommt auch ſchon Amor der lächelnde Knabe,
Phöbus der herrliche —

Doch nein, Phöbus findet ſich nicht ein. Ich meine hier am Hofe nicht. Dafür aber gehen unſere Schwertdamen ab und zu. Die Gräfin Erneſtine, geborene von P. — Sie kennen Sie ja von ihrer Adlernaſe und den gewölbten Augenbrauen —, war vorige Woche hier und etliche Tage krank. Es hatte aber nichts zu ſagen; Jerôme beſuchte ſie, ſtatt des Badearztes, und beruhigte ihren Puls. Die ſchöne Bianca Lafleche iſt geſtern wieder zurück, und hat einen reichen Halsſchmuck mitgenommen — das Brillanteſte, was hier zu kaufen war. Sie hat der Generalin Du Coudras Platz gemacht, die ihren Mann, den Gardeoberſten, beſucht. Auch die Du Coudras hat jetzt die beiden Schwerter auf der Bruſt, den Orden Jerôme's, den Schmuck, der die unzugänglichen Herzen bezeichnet. Das hätte ſich dieſe Tochter des Gefangenwärters Bergerat zu Metz in ihrer leichtfertigen Kindheit auch nicht träumen laſſen!

Sie ſind eine ſcharfe Beobachterin, meine Gnädige! bemerkte Ludwig.

Sie dürfen mich ja nicht falſch beurtheilen, erwiderte ſie. Ich bin eine reine Beobachterin, heißt das — die nur beobachtet, um des Beobachtens willen. Unſere übrigen Hofdamen theilen ſich in zwei Claſſen: jene, die es mit Jerôme halten, beobachten blos einander mit der Eiferſucht der Eitelkeit oder des Eigennutzes; die dagegen auf Seite der Königin ſtehen, beobachten gar nicht, um der Königin zu Lieb ja nichts von Dem zu wiſſen, was die andern der Königin zu Lieb ja nicht wollen wiſſen laſſen. Ich bin die Einzige, die zwiſchen beiden, beide beobachtend, ſteht und — rathen Sie, was thut?

Schweigt? antwortete Lina.

Nein, liebe Frau, im Gegentheil laut, ganz laut —

declamirt, deutſche Gedichte, und die dabei über nichts gefragt wird, weil man nicht voraus weiß — wieviel Strophen ſie eben auswendig kann!

Man lachte und kam lachend vor dem Logirhauſe an.

Hier bekommen Sie vielleicht auch zu beobachten, flüſterte die Hofdame. Der König geht auch hier aus und ein. Mademoiſelle Delahaye wohnt hier, die Stieftochter Ihres Miniſters, Herrn Heiſter.

Was? fiel Lina ein. Die ſoll ja in Pyrmont Stahl brauchen, ſagte mir —

Nein, ſie braucht nenndorfer Schwefel, oder auch nicht. Sie geht regelmäßig an den Brunnen, ohne zu trinken. Sie ſcheint aber auch nicht ihrethalben, ſondern einer piquanten Schönen wegen da zu ſein, mit der ſie zuweilen ausgeht.

Ludwig und Lina ſahen einander bedeutſam an und ſchwiegen. Die Baronin, die im Gaſthof wohnte, empfahl ſich. Beide erboten ſich, ſie durch die Dämmerung zu begleiten, und Lina bat um Erlaubniß, ſie morgen beſuchen zu dürfen, — ſie vorerſt vertraulich allein, bis ihr Mann mitkommen könnte, der im Schloß Geſchäfte habe.

Ihnen zu Lieb' bleib ich recht gern noch einen Tag länger, ſagte Frau von Schele. Sie werden für einen ſo kurzen Aufenthalt doch keine Bekanntſchaften ſuchen. Auch habe ich noch Manches einzukaufen, um den Kindern meiner Schweſter etwas mitzubringen. Ich bin einige mal bei ſolchen Geſchäften durch Geſichter geſtört worden, denen ich aus dem Weg gehe. Ich will hier meinen Gedanken nachhangen. Ich habe auch ſo meine Herzensangelegenheiten. So bin ich in einer eigenen Verlegenheit: ich ſoll dieſe Wochen lang eine Strohwitwe machen, und das Korn iſt theilweiſe noch nicht geſchnitten und das heimgebrachte noch nicht ausgedroſchen.

Sie wünſchte lachend gute Nacht, und unſer rückkehrendes Paar, ohnehin etwas nachdenklich geſtimmt, kam erſt unterwegs hinter den geſuchten Witz und etwas matten Spaß der declamatoriſchen Hofdame. Es galt ihr nämlich um friſches Stroh.

Viertes Capitel.

Eine Uebereilung.

Kaum hatte am andern Morgen der König den Frührapport über den Ab- und Zugang der Badegeſellſchaft erhalten, als der ſchon am Abend angemeldete Ludwig ins Schloß befohlen wurde. Marinville empfing ihn im Arbeitscabinet, und beſprach einige Geſchäftsſachen, bis der König ſelbſt erſchien, ſich gegen Ludwig ſehr huldreich erwies, und zum Vortrage Marinville's über die vorbereiteten Sachen Platz nahm.

Die Sachen wurden, wie gewöhnlich, leicht behandelt und kurz abgethan. Bei ſoviel Ungeduld, als Jerôme in Staatsgeſchäften hatte, fehlte es ihm glücklicherweiſe nicht an Scharfſinn und leichter Faſſungsgabe, wie er denn auch für Recht und Wahrheit zugänglich war und ein wohlwollendes Herz beſaß. Dies Letztere bewies er auch wieder bei dem Antrage zu Gunſten der Familie des kranken Häberlin: er bewilligte für den Fall des Todes die vorgeſchlagene Penſion und Unterſtützung für die hinterbleibenden Kinder. Ludwig ſollte alsbald die Verfügung an den Miniſter entwerfen, damit im Falle des traurigen Ereigniſſes die Familie wenigſtens um den einen **Kummer der Zukunft** erleichterter ſei.

Der König gab ſich während der Vorträge ſehr preſſirt und lehnte einige Gegenſtände mit dem Bemerken ab, daß Herr Heiſter ſich morgen wieder einfinden werde.

Sie haben wohlgethan, ihre Frau mitzubringen, ſagte er, ſich erhebend. Hat ſie denn auch Bekannte hier, damit ſie keine Langweile habe, während ich ihren Mann in Anſpruch nehme?

Die Baronin von Schele will ihr zu Lieb noch einen Tag verweilen, Sire, antwortete Ludwig.

Ah! Wenn Ihre Frau Declamationen liebt —! lachte Jerôme etwas ärgerlich. Aber in Bädern macht man ja leicht Bekanntſchaften; die Etiquette der Geſellſchaft iſt weit und bequem. Marinville ſagt mir, daß Sie eine ſehr liebenswürdige Frau haben.

Es iſt mir ſehr ſchmeichelhaft, Sire, wenn der Herr Baron dies findet, erwiderte Ludwig. Der Mann ſelbſt, der ſeine Frau liebt, hat jedenfalls dieſe Ueberzeugung.

Da haben Sie Recht. Vergnügen Sie ſich in Nenndorf, Herr Heiſter! Auf Wiederſehen!

Auf dieſe Entlaſſung hatte ſich Ludwig kaum entfernt, als Jerôme leiſer und lebhaft ſagte:

Eh bien, Marinville! Was denken Sie Geſcheites anzufangen. Ich muß die Frau ſehen, von deren Reizen Sie ſelbſt ſo hingeriſſen ſind. Wie denken Sie's zu machen?

Daß Heiſter ſie mitgebracht hat, Sire, laß ich mir gleich als gute Vorbedeutung dienen. Dies Mitbringen war unberechenbar, und doch hatte ich bei ſeiner Abſendung darauf gerechnet. Sie ſehen, daß ich mich auf den höhern Calcul und auf incommenſurable Größen verſtehe.

Ueberheben Sie ſich nicht, Marinville, und verderben mir am Ende die Sache durch Ihr allzu keckes Vertrauen! Und nun —?

Die ſchöne Frau wollte doch Cecile's Bekanntſchaft machen, als dieſe ſchon hierher war. Offenbar aus Freundſchaft für unſern jungen Doctor, vielleicht aus Eiferſucht.

Es iſt mir lieb, Marinville, daß ſie ſchon ein Verhältniß mit dem jungen Mann unterhält: es verräth ein bedürftiges Herz, ein verlangendes. Weiter, Marinville!

Ich gehe jetzt hinüber zu Cecile, und beſpreche mit ihr, der ſchönen Frau den Gegenbeſuch hier in Nenndorf zu machen und einen Abendgang mit ihr zu verabreden. Verſteht ſich — mir zu Lieb. Befehlen Sie nur, Sire, wo Sie die charmante Frau überraſchen wollen.

Ich denke auf dem Mineralbrunnen?

Es iſt ja wahr! Dort haben wir ja die Einrichtung für dergleichen. Die herrliche Allee ein halb Stündchen dahin ermüdet ſo angenehm, daß die Damen mit Vergnügen die Einladung der Badewirthin, die ich voraus benachrichtige, in das ſtille grüne Zimmer annehmen werden. Lucie zieht vor, ſich in den Garten zu ſetzen, und Cecile geht, Erfriſchungen zu beſorgen. Sie treten ein, und ich halte Cecile ſolange mit den Erfriſchungen zurück, bis Sie die Schelle ziehen.

Recht gut, Marinville! Aber wird die ſchöne Frau Cecile's Einladung annehmen?

Ohne Zweifel, Sire, wenn der Mann miteingeladen wird.

Den wir aber nicht brauchen können, Marinville?

Den ich daher im rechten Augenblick ihres Weggehens aus dem Logirhauſe zu einem kurzen dringenden Geſchäft rufen laſſe. Die Damen gehen einſtweilen voraus.

Und Sie, Marinville, begleiten ihn dann — aus beſonderm Attachement. In den Anlagen haben Sie Gelegenheit, ihn mit Ihren botaniſchen Kenntniſſen zu unterhalten, ihn bei ſeltenen Stauden aufzuhalten.

Und Sie, Sire, verſuchen indeß bei ſeiner Frau, ob ſie zu den Mimoſen gehört und ein Noli me tangere iſt.

Tangere? Meinen Sie Seetang, Marinville?

Pardon, Sire! Man hat ein Blümchen, das den Namen führt: Ne veuille pas me toucher.

Ah! Eine Seltenheit, Marinville, nicht wahr?

Meinen Sie das Blümchen, Sire? Ja, das Blümchen iſt eine Seltenheit; denn es iſt ihm Ernſt mit ſeinem „Rühr' mich nicht an!"; es fällt gleich in Ohnmacht, wenn man es berührt.

Aber hören Sie, Marinville, wendete Jerôme ein, übereilen wir nichts! Laſſen wir die Leutchen erſt Vertrauen zur hieſigen Luft faſſen. Heut Abend habe ich ohnehin die Frau meines Gardecapitäns zu unterhalten, da ich ihren Mann mit einem Auftrag nach Bückeburg geſchickt habe. Alſo auf morgen Abend? Bis dahin ſehe ich auch Cecile ſelbſt.

Ich werde ihr voraus begreiflich machen, erklärte Marinville, daß Madame Heiſter vor allem für einen Gegenſtand intereſſirt werden müſſe, wenn ſie nicht den jungen Doctor, ihren jetzigen Verehrer, von einer Heirath abhalten ſoll. Wir müſſen eine Eiferſucht mit der andern neutraliſiren, todtſchlagen.

Jerôme hatte unter dieſer flüchtigen Wechſelrede die ihm vorgelegten Ausfertigungen unterzeichnet, und eilte nach ſeinem Bad.

Inzwiſchen Ludwig nach dem Schloß gegangen war, machte Lina der Baronin von Schele einen Morgenbeſuch, um zugleich auch den Tag mit ihr zu verabreden, der ſich heiter anließ. Sie hörte im Zimmer reden, und lauſchte einen Augenblick. Es war aber die Stimme der Baronin, die eben laut und mit Nachdruck las oder ſprach:

Ein getreues Herze wiſſen,
Hat des höchſten Schatzes Preis.
Der iſt ſelig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Die Dame ſaß bei ihrem Frühſtück, ein offenes Buch neben ihrer Taſſe. Sie empfing Lina herzlich und zog ſie auf das Kanapee an ihre Seite. Da Lina für das angebotene Frühſtück dankte, mußte ſie wenigſtens einige Gedichte von Paul Flemming anhören, deſſen alte vergeſſene Sachen die Baronin ungemein pries, an deſſen frommen Empfindungen ſie ſich entzückte. Dann wurde ein gemeinſchaftliches Mittageſſen verabredet, und die Baronin übernahm, als Kennerin des Platzes, die Leitung des Ausflugs für den Nachmittag.

Als Lina zurückeilte, ihren Mann zu erwarten, begegnete ſie vor dem Logirhauſe Marinville, der eben von Cecile kam. Er eilte ihr entgegen, ſie zu begrüßen und willkommen zu heißen. Indem er beklagte, daß Herr Heiſter ſehr werde in Anſpruch genommen werden, verſicherte er mit Nachdruck, wie ſehr ſelbſt Se. Majeſtät der König ſich Sorge darum mache, daß ſie keine Langweile in Nenndorf haben möchte.

Sei es nun, daß ſeine verwegene Abſicht ihn ſelbſt kecker ſtimmte, oder daß er durch lüſterne Scherze die ſchöne Frau für dieſe Abſicht zu ſtimmen dachte: er nahm heut einen freiern Ton an, und erlaubte ſich Anſpielungen, die wenigſtens gegen ſein früheres anſtändiges Benehmen ſehr abſtachen. Er ſchien des Königs Warnung, ihm ſein Bemühen um die liebenswürdige Frau nicht durch allzu keckes Vertrauen zu verderben, in den Wind geſchlagen zu haben. Sein frivoler Sinn täuſchte ihn oft noch mehr über ſich ſelbſt, als ſeine Eitelkeit. Denn als Lina raſch abbrach und mit würdevoller Haltung ihn ſtehen ließ, dachte er nichts weiter dabei, als daß eben — wie die Männer gute Miene zu ſchlechtem Spiel — die Frauen umgekehrt in der Liebe ſchlechte Miene zu gutem Spiel zu machen pflegten.

Lina dagegen nahm ſich vor, dem unheimlichen Menſchen künftig auf alle Weiſe aus dem Wege zu gehen.

Ludwig erwartete ſie oben. Seine Heiterkeit, ſeine Zufriedenheit mit der Aufnahme des Königs ſetzten ſie ſchnell über den kleinen Verdruß hinaus, den ſie Ludwigen nun lieber ganz verſchwieg. Nur mit dem Vorſchlage der Baronin machte ſie ihn gleich bekannt, und da er damit einverſtanden war und, um ſich für den Nachmittag frei zu machen, noch einmal ins Schloß eilte, ſetzte ſie ſich, ihn bei einer von der Baronin mitgebrachten Lecture zu erwarten, ans Fenſter.

Nicht lange ſaß ſie, in das Buch vertieft, als ihr Mademoiſelle Delahaye gemeldet wurde. Die Eintretende brachte Cecile mit. Für Lina kam der Beſuch, da ſie bereits von der Anweſenheit Beider wußte, weniger überraſchend. Die Unterhaltung blieb aber befangen durch die Hinterhaltsgedanken auf beiden Seiten ſowol, als durch die Sprache, in der ſich Lina nicht frei genug bewegte.

Ich dachte, die Damen auf dem Rückwege in Pyrmont zu finden, ſagte Lina; worauf Lucie raſch, als ob dieſe Erinnerung erwartend, verſetzte:

Allerdings war ich dahin gewieſen, Madame, wie Ihnen die Mutter geſagt hat. Aber Doctor Zadig kennt unſere Bäder ſchlecht, und der Arzt in Pyrmont ſchickte mich auf der Stelle hierher. Es war uns recht fatal, des Hofes wegen. Aber wir haben gleich dem Herrn von

Marinville erklärt, wir wären hier Badegäſte und wollten das Schwefelwaſſer ganz incognito genießen.

Und der König reſpectirt auch unſer Incognito, bemerkte Cecile, — heißt das, das Incognito meiner Couſine; denn meine kleine Perſon iſt ihm ohnehin ein halbes Incognito.

Im Laufe der Unterhaltung, die ſich wie der Faden einer ungeübten Hand ungleich und oft abbrechend abſpann, erfuhr Lucie das Vorhaben Lina's für den heutigen Tag und ſagte:

Für heut ſind Sie alſo ganz in Anſpruch genommen, und Sie werden die kleinen Partien des Ortes erſchöpfen. Aber ein halb Stündchen weiter iſt noch ein gar anmuthiger Platz, — der ſogenannte Mineralbrunnen. Dieſen Spaziergang müſſen Sie ſich für uns aufſparen. Wir wollen Ihnen auch etwas zeigen, und freuen uns auch einmal in Geſellſchaft zu wandeln; denn wir halten uns hier ſehr zurück. Cecile geht nicht einmal an den Brunnen. Alſo, wir holen Sie morgen Nachmittag ab, es iſt ein angenehmer Gang zu Fuß, eine ſchattige Allee entlang, und es fehlt dort nicht an einfachen Erfriſchungen zum Ausruhen.

Lina zog ſich hinter die Zuſtimmung ihres Mannes zurück, deſſen Abſichten für morgen ſie nicht kenne.

Verſteht ſich, daß er uns begleitet! rief Lucie aus. Wir gehen auch gern in Geſellſchaft eines liebenswürdigen Mannes. Und gewiß hat er ſoweit hinaus noch nichts beſtimmt. Nicht wahr, Sie ſagen uns zu?

Unter dieſem Vorbehalt des Schutzes und der franzöſiſchen Zunge Ludwig's fühlte ſich Lina geborgen genug, um die Einladung ſo lieber anzunehmen, als die Gelegenheit, Cecile kennen zu lernen und zu beobachten, nicht erwünſchter ſein konnte.

Im Ganzen würde ihr Cecile einen vortheilhaften Eindruck gemacht haben, wäre nicht der fatale Brief geweſen, den ſie ſogar, wenn auch ohne beſondere Abſicht, mitgebracht hatte. Dieſe Erinnerung lag ihr jedoch zu lebhaft im Gemüthe, als daß ſie ſich von dem ſchüchternen, ehrſamen Gebahren der Franzöſin hätte irre machen oder im mindeſten anfechten laſſen.

Ludwig, der bald darauf zurückkam, billigte die angenommene Einladung.

Wie wollen wir's beſſer finden? ſagte er. Es müßte mit dem Kuckuk zugehen, wenn ſich in der Atmoſphäre eines Bades und bei ländlicher Fröhlichkeit auch das verſteckteſte Mädchenherz keinen Augenblick verrathen und vergeſſen wollte! Und — ich denke, zum Aufpaſſen ſind wir geſtimmt genug, Lina? ſetzte er ſchalkhaft hinzu.

Mit ſoviel guter Erwartung genoß Lina des heitern Tags. Das Gewicht der Weltbildung und der vornehmen Manieren der Baronin ward durch ihre etwas lächerliche Schwachheit für poetiſche und declamatoriſche Stellen erleichtert, und da zum Schluß des Abends der jungen bürgerlichen Freundin auch ſonſt nichts Unangenehmes, ſondern überall nur eine ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit der gemiſchten Badegeſellſchaft für ihre Erſcheinung begegnet war, ſo blickte ſie am andern Morgen mit Heiterkeit und aufgeräumtem Sinn dem ſchönen Tag entgegen.

Sie hatte Lucien ſchon früh von der Trinkquelle zurückkommen ſehen, und fand daher kein Bedenken, ſobald Ludwig nach der Schloßkanzlei gegangen war, den beiden Damen den Gegenbeſuch zu machen. Dieſe wohnten juſt unter ihr, eine Treppe hoch, erſtes Zimmer in den Gang rechts. Aus dieſem trat aber, gerade wie ſie anklopfen wollte, eine Kammerjungfer, die das Zimmer reinigte, und beſchied Lina nach der folgenden Thür, wo ſich die Damen einſtweilen befänden. Hier wurde eben lebhaft geſprochen, und Lina erkannte die Stimme Marinville's. Sie zog ſich daher, ihres Vorſatzes eingedenk, raſch zurück, und verſchob den Beſuch, um mit der Baronin einen Gang durch die Kaufhallen des Arkadenbaues zu machen.

Die kleinen Einkäufe der Hofdame, ein Aufenthalt im Kurſaal, wo muſicirt wurde, und ein Spaziergang in den Anlagen brachten den Mittag herbei, und Lina eilte, ihren Ludwig zu Hauſe zu finden.

Auf dem Platze vor dem Logirhauſe wandelten in angelegentlichem Geſpräche Marinville mit Lucien, als ob ſie auf Jemand warteten, hin und wieder. Lina ſuchte unbemerkt ins Haus zu kommen. Als ſie ſich von Lucien angerufen hörte, eilte ſie, ohne darauf zu achten, nur deſto mehr der Thüre zu. Die Verlegenheit ihres Benehmens ſetzte ſie in Angſt; in der Angſt glaubte ſie auf der Hausflur Schritte hinter ſich zu vernehmen, dachte an Marinville, und ſtürzte mit Herzklopfen die Stiege hinauf. In ihrer Verwirrung wendete ſie ſich ſchon auf dem erſten Gang rechts, öffnete die erſte Thür, und erblickte ſtatt ihres Ludwig — Cecile, die von den Knien eines auf dem Sopha in leichter Kleidung ſitzenden Mannes aufſprang und ſich vor ihn ſtellte.

Es währte einige Augenblicke, bis die entſetzte Frau ihren Irrthum begriff, flüchtig um Entſchuldigung bat, und forteilend jetzt erſt, die zweite Treppe hinauf, rechts das richtige Zimmer erreichte, wo ſie erſchöpft in Ludwig's Arme ſank und zu Athem zu kommen ſuchte.

Ludwig war nicht wenig erſchrocken. Auch Lina's Erzählung konnte ihn nur über ſie ſelbſt, nicht ſobald aber über den Eindruck und die Nachwirkung beruhigen, die ihre Uebereilung, wie er es doppelſinnig nannte, hinterlaſſen würde.

Es iſt der König und Niemand Anderes, den du bei Cecile getroffen, flüſterte er.

Der König? verſetzte ſie, zuerſt ziemlich betroffen. Ich war ſo beſtürzt und verwirrt —! Und Cecile hatte ſich aufſpringend vor ihn geſtellt. Der König alſo? Wirklich der König?

Ja, fuhr Ludwig fort, und ſeine Unruhe ward durch ihr Staunen noch verdrießlicher. Aber, es iſt doch — nimm mir's nicht übel, Lina! — aber, iſt es nicht kindiſch von dir, ſo fortzurennen vor einem Menſchen, der nicht einmal allein iſt? Und — fühlſt du nicht, daß du auch eine Blöße gegeben haſt? Einem Menſchen, wie dieſer Marinville iſt, muß eine ſo echte Frau, wie du, ſchon durch ihre bloße Haltung Reſpect einflößen. Aber — fortlaufen bei ſeinem Anblick! Was ſoll ein Menſch, wie der, denken! Ja, ich will dir ſagen, was ein ſo leichtfertiger Burſche denkt: eine Frau, denkt er, die ſo läuft, ließ erwarten, daß ſie auch — fallen könnte.

Ludwig! rief Lina zurücktretend, mit einem Blick und Ton, der ihn zur Beſinnung über ſeine Selbſtvergeſſenheit brachte, wenn man es hinſichtlich ſeines Benehmens gegen Lina Selbſtvergeſſenheit nennen konnte, daß er nur zu ſehr an ſich ſelbſt und an die Folgen dachte, die der Vorfall gerade für ihn haben möchte.

Nein, Ludwig, ſprach Lina, ihm die Hand reichend, mit ſteigender Seelenerhebung weiter, nein, es thut mir keinen Augenblick leid, daß es ſo gekommen iſt. Dich ſelbſt kann es nicht anfechten: was kannſt du für die Uebereilung deiner Frau? Dagegen ſind wir nun außer allem Zweifel, was —

Sie ſchwieg. Doch Ludwig, der es errieth, was eben ihre Gedanken am lebhafteſten beſchäftigte, verſetzte mit mehr Ruhe und Faſſung:

Nun ja, Lina, du haſt Recht: mir kann es nichts ſchaden, und was unſern Hermann betrifft — das wollteſt du doch ſagen, ſo ſind wir außer allem Zweifel. Was mir aber noch mehr gilt, ſo erwarte ich jetzt, daß dieſe Cecile nun von ſelbſt abbreche, da ſie ja weiß, daß du vertraut genug mit ihm biſt, um ihm die Entdeckung mitzutheilen.

Lina warf ſich an ſeine Bruſt.

Ja, liebſter Ludwig, rief ſie, das dachte ich eben auch, das fühlte ich eben ſelbſt! Wie glücklich bin ich, beſter Mann, daß unſere Herzen ſo auf das gleiche Gefühl der Liebe und der Freundſchaft geſtimmt ſind, und daß meine dunkelſten Empfindungen in deiner klaren Seele laut werden!

So war denn ein liebevoller Einklang abermal hergeſtellt. Ludwig beruhigte ſich um ſo leichter, als er dieſen Morgen bei Hof entlaſſen worden.

Wir können nach Tiſch abreiſen, Lina, wenn wir wollen, ſagte er.

Nein, Ludwig, laß uns lieber nicht wollen! erwiderte ſie. Du biſt ja auch noch nicht ganz entlaſſen.

Eigentlich doch, Lina, verſetzte er. Nur, wenn noch etwas vorfiele, wollte mich Marinville rufen laſſen. Sind wir aber fort, ſo bin ich eben nicht mehr zu rufen und — es kann nichts mehr vorfallen.

Ludwig hatte freilich keine Ahnung davon, was mit dem vorbehaltenen Vorfallen und Rufen gemeint war. Er beſorgte vielmehr im Stillen, Marinville könnte den unangenehmen Vorfall zur Sprache bringen, und dies wünſchte er zu vermeiden. Aber Lina meinte:

Nein, Ludwig, warte es ab! Ueberlege dir, was du Treffendes antworteſt, wenn er etwa meiner Ungeſchicklichkeit gedenken ſollte. Du biſt ja ein Mann, und biſt mein Mann, mein ritterlicher Schutz! Ueberdies haben wir auch den beiden — Perſonen zugeſagt, uns abholen zu laſſen. Warten wir das ab! Eilten wir fort — Du weißt ja (lächelte ſie), wie ungeſchickt es von mir war, daß ich vorhin fortrannte; liefen nun gar wir Beide — ?

Und plötzlich in feierlichen Ton übergehend rief ſie aus:

Sie wird uns nicht abholen, dieſe Mademoiſelle Cecile! Gewiß nicht! Und ſollte ſie dennoch ſo unverſchämt ſein, zu kommen —

Sie eilte nach ihrer Brieftaſche, nahm ein Papier heraus, das ſie heftig auf dem Tiſch ausbreitete, und fuhr fort:

Jetzt wäre der Augenblick, Ludwig! Das Räthſel des Briefes iſt gelöſt; da liegt er offen! Sie ſoll ihn finden, ſie ſoll ihn leſen. Laß mich ausreden! Du bleibſt ganz aus der Sache. Höre, Ludwig, wie wir's machen! Ich ſage nichts, — ich nehme dieſe Schmach nicht in den Mund; aber du verläſſeſt einen Augenblick das Zimmer, und ich trete vor den Spiegel, meine Perlenſchnur am Halſe zu ordnen. Dann mag ſie ihn leſen Und ſie wird ihn leſen. O ja! Ihr Schelmenauge wird wahrlich auf dieſe Zeilen, auf dies gelöſte Siegel, auf dies gelöſte Geheimniß fallen. Und wenn ſie dann noch bleibt und nicht in die Knie ſinkt unter dem Gewicht ihrer Schmach, dann werd' ich ihr den Brief ſpendiren und ſagen: Gehen Sie, Mademoiſelle Cecile, werd' ich ſagen, gehen Sie mit dieſem Pagen, aber nicht mit uns!

Ludwig, bewegt und lächelnd, zog die exaltirte Frau an ſeine Bruſt, küßte ſie auf die Stirne und ſagte:

Kind, Kind, in weſſen Namen biſt du ſolch' ein Racheengel! Wahrlich, du wärſt eben toll genug dazu, Linchen! Glücklicherweiſe ſind noch einige Stunden bis dahin, und mit Suppe, Gemüß und Braten werden uns wol andere Gedanken kommen, mein Herz. Nicht wahr?

O lieber Ludwig! rief ſie, wir ſind doch zum Wohl für unſern edeln Hermann durch meine Uebereilung weiter gekommen, als mit aller Klugheit und mit allen guten Vorſätzen zu prüfen und zu beobachten! Aber komm', lieber Herzensmann, und laß uns zu Tiſche gehn!

Fünftes Capitel.

Hermann aus der Fremde.

Das anmuthige Wetter, das bisher unſer reiſendes Paar begünſtigt hatte, gönnte ihnen nur noch einen halben guten Tag in Pyrmont, und ſchlug in kühlen, andauernden Regen um, der ſie auf der Heimfahrt begleitete und ihnen den Blick in die reizenden Wechſel des Weſer- und des Diemelthals verdüſterte. Doch ſtörte es ihnen die innere Heiterkeit nicht, mit der ſie plaudernd oder träumend dahinfuhren, und Lina beſonders kam mit einer ſtillgehobenen Stimmung in Caſſel an.

Es war nämlich ein eigenthümliches Spiel von Gedanken des Herzens, was ſie bewegte. Daß die beiden Franzöſinnen nicht gekommen waren, ſie zu dem verabredeten Abendgang nach dem Mineralbrunnen abzuholen, auch Marinville ihren Ludwig nicht mehr hatte rufen laſſen, gereichte ihr zur innigſten Befriedigung. Es galt ihr für ein ſtillſchweigendes, aber thatſächliches Bekenntniß böſen Gewiſſens.

Ein drohendes Unglück für den lieben entfernten Freund war nun, wie es ihr ſchien, durch ihr Bemühen verbannt. Bedachte ſie dann aber, mit welchem beſchämenden Leid Hermann ihre Erfahrung aufnehmen werde, ſo miſchte ſich eine leiſe Wehmuth in ihre Zufriedenheit, bis der Aberglaube eines liebenden Herzens, womit ſie das unerwartete Erlebniß mehr und mehr für eine höhere Fügung anſah, Glück und Gram der Seele, wie durch eine Weihe, ins Feierliche ausglich.

Dieſe wohlthuende Erhebung des Gemüths ſetzte ſich, gleichſam als Nachwirkung der glücklichen Badereiſe, nach Lina's Ankunft in Caſſel fort. Ihr Erſtes war nämlich, in das mütterliche Haus zu eilen. Hier, nachdem ſie die liebe Alte begrüßt und ihr das Allgemeinſte erzählt hatte, ſtieg ſie mit dem Vorwand, Hermann's neu hergeſtelltes Zimmer zu beſehen, hinauf, öffnete raſch den Kleiderſchrank und brachte den verhängnißvollen Brief, wieder etwas zuſammengedrückt, in dieſelbe Taſche des zurückgebliebenen Fracks, aus der ſie ihn genommen hatte.

Jetzt, da ihr Gemüth frei und hoffnungsfroh war, erkannte ſie nicht ohne Beſchämung, wie unrecht es eigentlich von ihr geweſen ſei, ſich des Briefes zu bemächtigen. Aber auch dies Unrecht gehörte ohne Zweifel mit zu der wunderbaren Fügung, wie ſie zu ihrer Beruhigung glaubte. Es blieb ihr Unrecht, aber es hatte einer höhern Beſtimmung gedient. Der Brief war eben der Talisman geweſen, der das dem theuern Freund beſtimmte Verhängniß auf geheimnißvolle Weiſe mit ſich nach Nenndorf übertragen und jenes unberechnete Begegniß herbeigeführt hatte. Damit war aber ſeine Beſtimmung noch nicht vollendet; er mußte wieder in die Taſche zurückkehren, wohin er ſich verloren hatte, mußte dem Freund in die Hände fallen, ihn erinnern, warnen und —?

Sie wußte ſich ſelber nicht zu ſagen, was und wie es dann noch weiter kommen ſollte. Sie beſtärkte ſich nur in dem mit Ludwig gefaßten Vorſatze, dem Freund jede beſchämende Zeugenſchaft ſeines Irrthums zu ſparen, auch von dem Erlebniß ihrer nenndorfer Uebereilung und Verirrung in Cecile's Zimmer nichts zu ſagen, ſondern ſchweigend abzuwarten, was er ſelber von dem Briefe mittheilen und welche Schritte er thun werde. Dieſe Erwartung, wenn der Freund das Palais wieder beſuche, ob man ihn annehmen und wie man ihm begegnen werde, bot der Phantaſie auch einen weiten Spielraum, während ein Bericht über den geleſenen Brief, über die durch Unvorſichtigkeit ertappte Schöne nur mit Beſchämung und Verlegenheit für beide Theile abſchließen konnte.

Die eingetretene ungünſtige Witterung ſtörte denn auch die gute Wirkung, die das Bad anfänglich auf die rheumatiſchen Leiden des Königs gezeigt hatte. Jerôme mußte ſeinen nenndorfer Aufenthalt ſelbſt über den Schluß des Reichstags hinaus verlängern. Inzwiſchen kam die Deputation aus Holland ohne zu Stand gebrachtes Staatsanlehn zurück, das Project des Finanzminiſters zu einer Anleihe im Innern des Reichs ward in Zug geſetzt, die letzten Geſetze und am 21. Auguſt das Budget für 1809 von den Ständen angenommen, und ſo erſchien am 22. der Staatsrath Müller in der Sitzung, um im Namen des Königs den Reichstag ohne weitere Feierlichkeit zu ſchließen.

Dieſe erſte Seſſion war mithin einem Weine zu vergleichen, der ſich dem Geruch mit vollwürzhaftem Bouquet ankündigt, hinter ſtarken Zügen aber auf der Zunge matt abfällt.

Die geiſtreiche Rede, die der berühmte Hiſtoriker bei dieſem Anlaß vorgetragen, gab an einem ſpätern Abende den Stoff der Unterhaltung für eine engere Geſellſchaft ab, die Herr von Bülow zu Ehren der holländiſchen Deputation um ſich verſammelt hatte. Die Reſidenz war noch ſtiller geworden; denn die Mitglieder des Reichstags waren abgereiſt. Nur Nathuſius hatte noch ſeine holländiſche Abweſenheit bei der Braut nachzuholen gehabt, und Jacobſon war in Finanzſachen zu Rath gezogen worden. Nun aber, nach Verlauf einer Woche, ſtanden beide im Begriff, jener nach Magdeburg, dieſer nach Braunſchweig zurückzukehren.

Der Abendkreis war klein und vertraut. Herr von Bülow wußte einen Ton anzuſtimmen, worin auch ſo verſchieden geſtellte Männer ſich mit edler Offenheit in ihrer deutſchen Geſinnung ausſprachen, und ſelbſt der franzöſiſche Geſandte ſich als halber Landsmann geben durfte.

Iſt es Ew. Excellenz nicht aufgefallen, fragte Jacobſon, wie ſonderbar Herr von Müller den Kaiſer Napoleon bezeichnete? „Der, vor dem die Welt ſchweigt, weil Gott die Welt in ſeine Hände gegeben“, ſagte er doch.

Sie meinen, Herr Geheime Finanzrath, die Welt mache ja im Gegentheil gerade deshalb ſoviel Lärm um ihn? bemerkte Bülow; und als jener bejahte, ſetzte er hinzu:

Vielleicht meint Müller mit dem le monde se tait — die Welt fügt ſich, unterwirft ſich?

Dem würde nun freilich, was wenigſtens die deutſche Welt angeht, eine andere Stelle ſeiner Rede widerſprechen, meinte der Geſandte, Herr von Reinhard. Da ſagt er nämlich: „Das Sonderbare haben die Völker vom germaniſchen Stamm: ſo oft in Gottes Rath beſchloſſen war, ihnen eine neue Art oder einen höhern Grad von Cultur beizubringen, ſo mußte ein Stoß von außen kommen, gleich als bedürfte die natürliche Ruhe der Völker, bei welchen eine minder freigebige Natur des Erdreichs und Himmelſtrichs weniger Bedürfniſſe und Begierden und eine nicht ſo vielfältige Gährung der Begriffe erregt, und welche nicht ſowol jenen Glanz mittäglicher Phantaſie, als eine achtungswerthe Gründlichkeit des Urtheils haben, gewiſſe von Zeit zu Zeit aufweckende Erſchütterungen gegen das einſchläfernde Herkommen.“ Es iſt alſo von aufwecken, nicht von ſich unterwerfen die Rede. Vielleicht finden nur die Altkurfürſtlichen oder der preußiſche Tugendbund die richtige Ausgleichung des Widerſpruchs von se taire und von s'éveiller du sommeil, indem ſie ſagen, man müſſe ſich ſtillſchweigend erheben.

Man lachte zum Lächeln des Sprechers, und Hermann meinte:

Müller wird keinen Widerſpruch in ſeiner Rede zugeben. Er ſpricht von einem Stoß von außen, wenn den deutſchen Völkern eine neue oder höhere Cultur beigebracht werden ſoll. Er ſagt ja ferner: „Der Kaiſer ſchuf aus zwanzig Ländern ein Reich et lui a donné son frere. Weſtfalen, wie es ſcheint, ſoll dann eben ein Herd dieſer neuen Cultur werden.

Eine franzöſiſche Colonie alſo für franzöſiſche Verfaſſung, Geſetzgebung und Sitten? fragte Baron Reinhard, und Bülow fiel etwas erregt ein:

Das eben iſt der Punkt, wo Gewinn und Gefahr einander durchkreuzen, und die Meinungen der Menſchen, die Beſtrebung der Parteien ſich entzweien. Im Politiſchen und Kriegsweſen — a la bonne heure, da mögen wir von Frankreich lernen; aber in Sitten und Sprache, und was auf dieſen ruht, müſſen wir uns gegen allen fremden Einfluß behaupten.

Ein rechter Stoß von außen hat mir immer 'was Bedenkliches! rief Jacobſon. Die deutſche Nation hat zwiſchen dem hitzigen Frankreich und dem froſtigen Rußland gar viel Fugen und Riſſe bekommen — Völkergrenzen und Schlagbäume; ein gewaltiger Stoß könnte leicht ähnliche Wirkung haben, wie eben Müller ſagte: „De vingt provinces il a fait un Royaume“, ſodaß es hieße: „Aus vierzig Reichen iſt ein Kaiſerthum geworden!“

Iſt ſchwerlich zu erwarten, Mynheer Jacobſon, Mitholländer! rief ſcherzenden Tons Nathuſius. Aber wir wollen es ſchon als weltgeſchichtliche Beſtimmung Napoleon's ſegnen, wenn nur ſein Stoß von außen juſt ſtark genug iſt, ſoviel Abgelebtes, was uns beläſtigt, abzuſchütteln, krankhafte Ohnmacht zu vernichten und die gelähmte Nationalkraft zu erwecken. Wir werden immer noch ſo dicke und verſchieden gewickelte Zöpfe übrig behalten, daß ſie in den Fugen Deutſchlands als gute Wülſte jedem Zuſammenſtoß trotzen können.

Unter dieſen ernſten Geſprächen hatte Frau von Bülow, als Wirthin ab- und zugehend, Hermann in ein ſtilles Eckchen zu ſich gewinkt und ein trauliches Geſpräch angeknüpft. Sie ließ ſich von ſeiner Reiſe erzählen, und ward bald genug an ſeiner Art und Weiſe ſich zu geben und auszuſprechen inne, daß ſo bedeutende Eindrücke anderer Länder und größerer Weltverhältniſſe nicht ohne Wirkung an ihm vorübergegangen waren. Wenn ſie ſich auch nicht klar darüber machen konnte, worin es eigentlich lag, ſo empfand ſie deſto lebhafter die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Und allerdings hatte der Freund unter ſo manchen neuen Erſcheinungen eines fremden Natur- und Volkslebens und durch die engere Verbindung mit zwei im großen Weltverkehr gereiſter Männer an Freiheit in der Auffaſſung und an Muth in der Behandlung des Lebens überhaupt gewonnen.

Ich dachte Sie geſtern im Salon der Frau von Simeon zu ſehen? ſagte endlich die Baronin, und ihr feines Lächeln verrieth, daß ſie dieſen Gegenſtand beſonders auf dem Herzen gehabt hatte.

Hermann blickte ihr groß in die heitern Augen, lachte dann mit der ſchalkhaften Miene des Verſtändniſſes, und erwiderte leiſe und leichthin:

Man will mich dort nicht mehr, Excellenz. Und Sie wiſſen vielleicht darum? Wollen mich vielleicht — tröſten?

Keine Silbe weiß ich! betheuerte ſie. Mein Lächeln bezog ſich nur auf Ihre frühern Beſuche jener Abende neben Marinville. Alſo — wie denn?

Gnädige Frau! antwortete Hermann, und drohte ihr ſcherzhaft mit dem Finger. Sie wiſſen gewiß mehr, als keine Silbe. Sie hatten ja auch — fällt mir eben ein — an jenem Morgen, wo der Herr Miniſter mit Bezug auf Marinville etwas verſtimmt gegen mich war, noch eine Frage, zu der's dann nicht mehr kam. Ein altes Apropos, gnädige Frau! Ich ahne jetzt, daß beides ſich auf etwas bezog, was ich nun erſt durchblicke. Sie wiſſen wol Geheimes von der Nichte der Madame Simeon? Nur in dieſer Vorausſetzung könnte ich ſelbſt gegen Sie, verehrte Frau, offenherziger ſein, als ich ſonſt vielleicht aus ſchonender Rückſicht für Mademoiſelle Cecile ſein dürfte.

Wenn Sie das Verhältniß des Mädchens zum König meinen, flüſterte ſie, ſo wußten wir allerdings darum, und fürchteten für Sie; aber wir durften Sie nicht voreilig warnen. Sie wiſſen, mein junger Freund, es gibt Dinge in der Geſellſchaft, die man — ich will ſagen — an die man nur durch ſich ſelbſt zum Glauben kommt. Auch hier iſt der Glaube eine Gnade, kein fremdes Verdienſt.

Und ſo bin ich dazu gekommen, o meine gnädige Frau! rief er mit unterdrückter Aufwallung aus. Ein andermal umſtändlich! Heut nur ſoviel, daß mir am Abſchiedsabende vor meiner Reiſe ein Billet in die Hände kam, ein Billet von Marinville an Cecile — ich ſage, ungeleſen in meine Taſche kam. Ich hatte es abliefern ſehen unter Umſtänden, die mich ſtutzig machen mußten: daher war es — glaube ich — eine Ahnung oder höhere Mahnung, daß ich es — einſteckte; und doch vergaß ich es an dem fröhlichen Abende, den ich noch mit meinen liebſten Freunden hinbrachte, reiſte früh darauf ab, und dachte nicht weiter daran. Zurückgekommen, eile ich an einem der erſten Tage mit den alten Empfindungen nach dem Palais, und werde — abgewieſen. Der Kammerdiener, der mich von meinen Trinkgeldern kennt, flüſtert mir zu, die jungen Damen ſeien in Nenndorf. Am Hoflager? frage ich mich ſelbſt, oder vielmehr — fragt etwas in mir. Und indem ich ſo in Gedanken über den Corrivor gehe, wie ich an jenem letzten Abende gegangen war, überfällt mich plötzlich, wie ein Geſpenſt aus dem Winkel, die Erinnerung an meinen Abſchied und an das Billet. Eile ich alſo nach Haus, ſuche den Frack von jenem Abend hervor und finde das Billet noch in der Taſche. O welches Licht, gnädige Frau, auf eine Schmach, für die ich — der Schatten werden ſollte! Es traf mich raſch und tief! Glauben Sie mir's! Aber es traf wie ein Pfeil, der doch nicht, wie die Pfeile der Wilden, vergiftet war, ſondern mit einem Balſam beſtrichen nur eine Wunde ritzte, durch die ich von einer Thorheit genas. Bald ſah ich auch ein, daß nur das Herz meiner jugendlichen Eitelkeit davon blutete. Ich hätte es kaum ſo gut, — ich hätte eine Züchtigung verdient für meine gemachte, vermeinte Zuneigung. Ja, nehmen Sie es ſo, damit Sie begreifen, daß ich eigentlich ſeelenvergnügt bin, einer Bizarrerie des Herzens ſo leichten Kaufes losgeworden zu ſein. Warum aber Madame mich abgewieſen, verſtehe ich nicht; ſie müßte denn vermuthen, das wahrſcheinlich vermißte Billet ſei in meinen Händen. Und doch, da ich mich ja zu Beſuch einfand? — Ich verſteh's nicht! — Da ich wiederkam, konnte ſie ja nicht vermuthen, daß ich ein ſolches Billet kenne!

Vielleicht weil die Mädchen abweſend waren, meinte die Baronin. Sie ſind aber jetzt zurück; doch hat ſich Cecile geſtern Abend nicht blicken laſſen. Ueberhaupt muß etwas vorgefallen ſein: Madame Simeon konnte mit aller Mühe, die ſie ſich gab, über eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit nicht hinauskommen, und hatte ſehr vertraute Beſprechungen mit Vigault-Lebrun, dem Vorleſer des Königs, der jetzt auch in den Salons erſcheint. Dieſer Romanpoet iſt, wie ich höre, die Kehrſeite von Marinville: wie dieſer die angehenden, beſorgt Pigault die abgehenden Liebeshändel des Königs.

Ah! Ich verſtehe ſchon, gnädige Baronin! lachte Hermann. Marinville, des Königs Garderobemeiſter, wirklicher Maitre de la Garde-robe, beſorgt die neuen Anſchaffungen, und Pigault hat das Abgelegte zu vertrödeln.

Wiſſen Sie was? flüſterte ſie, indem ſie ſich lächelnd erhob. Sie kennen ja den alten Schwätzer: ſuchen Sie ihn zu ſprechen; vielleicht verräth er Einiges, was Ihnen zu erfahren dient.

Ja, ein Schwätzer iſt er, erwiderte Hermann. Ich glaubte früher, es ſei die Eitelkeit eines alten, geckenhaften Franzoſen, daß er mir gleich bei der erſten Bekanntſchaft ſoviel von des Königs Geſchichtchen erzählte; vielleicht hängt es aber mit dem Trödelgeſchäft zuſammen, wenn er mit Jerôme's Liebesgeheimniſſen ſo leichtfertig umgeht. Was in abgelegten Kleidern ſtecken bleibt, iſt ja preisgegeben.

Kommen Sie, hören wir, was Jacobſon ſo vergnügt erzählt!

Mit dieſen Worten näherte ſich Frau von Bülow wieder der Geſellſchaft. Eben ſprach der Geheime Finanzrath:

Nun ja, die Schulanſtalt in Seeſen, die ich für Chriſten und Juden gemeinſchaftlich gegründet habe, mag heilſam wirken. Das ſoll ſie auch. Aber, meine Herren, machen Sie mich nicht eitel durch Ihr Lob! Ich will Ihnen lieber aus meinem Leben eine Erinnerung mittheilen an etwas, was mir eine von aller Eitelkeit freie

Luſt gewährt hat. Es iſt vielleicht eine meiner reinſten Freuden. Als ich noch, ein armes Judenjüngelchen, mit meinem Kleinhandel umherreiſte, hatte ich bei ſo vielen Entbehrungen doch ſchon eine vornehme Liebhaberei, die nämlich, einen guten Taback, etwas Feines, zu rauchen. Komme ich einmal in einem ländlichen Wirthshaus mit einem reiſenden Spenglergeſellen zuſammen, der bei ſeinem Glaſe Bier meine Tabackswölkchen mit Behagen einathmet und den köſtlichen Taback preiſt. Sind Sie auch Raucher? frage ich ihn. — Ja, ſagt er, aber ich will mir den Geruch Ihres Tabacks nicht durch meinen ſchlechten Knaſter verderben; ich will Ihren Taback lieber nur riechen, als meinen rauchen. — Rauchen Sie denn mit mir! ſage ich darauf, und ziehe meinen Beutel heraus, eine welke Blaſe mit grüner Schnur eingefaßt. Aber denken Sie ſich meinen Schreck, wie er ſeinen rieſigen Maſerkopf aus der Taſche zieht und den ganzen Reſt meines Tabacks mit breitem Daumen in den Kolben drückt. Ein wahres Raubſchiff von 'nem Pfeifenkopf, ein Corſar von einem Daumen, ſag' ich Ihnen! Erſt überläuft's mich; ich kann meinen heimlichen Verdruß kaum verwinden, bis er ſeinen brennenden Schwamm aufgelegt hat und nun an der langen, geringelten Pfeifenſpitze zieht. Aber wie zieht? Ein ſeliges Vergnügen ſpielt um ſeinen breiten Mund, er verdreht die Augen, wie verzückt, und hat er ein Wölkchen herausgeblaſen, fängt er es ſchnell noch einmal mit der linken Hand auf und fächelt es ſeiner Naſe zu. Jetzt fühl' ich erſt recht, wie glücklich ich einen Menſchen gemacht habe, und der ſo ganz in ſeiner Seligkeit aufgeht, daß er ſich ſogar zu bedanken vergißt. Wie gern hätte ich ihm noch eine zweite Pfeiſe voll zurückgelaſſen, wenn ich ſie noch gehabt hätte!

Eine Erzählung gab nun die andere. Auch Nathuſius brachte rührende Züge aus ſeiner bedrängten Jugend vor. Und ſo verbreitete der Contraſt von gegenwärtigem Anſehen und Reichthum dieſer Männer mit anfänglicher Noth und Arbeit einen zugleich äſthetiſchen und ſittlichen Duft über die feinen Schüſſeln, die jetzt zum Abendbrot aufgetragen wurden.

Sechstes Capitel.

Der überliſtete Trödler.

Als Hermann ziemlich ſpät in ſeine Wohnung kam, fand er auf dem Tiſch ein Blatt Papier, von einer derben franzöſiſchen Hand etwas zitternd beſchrieben und mit dem Namen Pigault-Lebrun unterzeichnet. Er las:

„Sie ſind von Ihrer Reiſe zurück; ich bin aber nicht ſo glücklich, Sie in Ihrem reizenden Bellevue anzutreffen, und kann mich Ihrer alten, rein deutſchen Wirthin kaum zu einem Blättchen Papier verſtändlich machen, um Ihnen einen freundſchaftlichen Gruß zu hinterlaſſen. Ich habe Ihnen eine Entſchuldigung und Erklärung der Dame Simeon zu überliefern. Morgen iſt Sonntag und Sie beſuchen vielleicht Napoleonshöhe. Um die Zeit der ſpringenden Waſſer will ich Sie erwarten. Es iſt nämlich auch intereſſante Literatur aus Paris angekommen, und darunter gewiß Manches, was Sie gern leſen, ehe es für die anzulegende Bibliothek des Königs gebunden wird. Es iſt vielleicht eine höhere Anordnung der menſchlichen Dinge, daß — wenn Könige Bücher anſchaffen, ſich auch Unterthanen finden, die ſie leſen. Mein Freund Andrieux ſagt in ſeinem «Müller von Sansſouci»:

> Et ces malheureux rois
> dont on dit tant de mal, ont du bon quelquefois."

Nach Dem, was der Freund eben von der Baronin Bülow über den anrüchigen alten Romandichter vernommen hatte, lächerte ihn der drollige Zufall, daß derſelbe, offenbar als Lockvogel, in das Revier kommen mußte, worin eben eine Vogelſcheuche nicht für — ſondern gegen ihn aufgeſteckt worden. Dennoch war Hermann nicht abgeneigt, den bedenklichen Alten zu beſuchen. Einmal erſchien ihm, aufgeräumt wie er eben war, Manches, was ihn ſonſt bedächtig gemacht hätte, einer Beobachtung werth. Es reizte ihn, zu verſuchen, was der alte Trödler anzubieten habe, und wie der Schalk es angreifen werde, ihn zu gewinnen. Dann überlegte er auch, daß er, bei dem Einfluſſe Marinville's, ſeine Stellung und ſein Fortkommen nicht aufs Spiel ſetzen dürfe, und daher das Geheimniß des entwendeten Briefs mit aller Unbefangenheit ignoriren müſſe. Ja, ſchon des bloßen Entwendens hätte er nicht geſtändig ſein mögen. Er erkannte die Gefahr, in die er durch thörichte Abſichten gerathen war, und dankte ſeinem guten Glück, daß er ſich gegen Cecile noch in einer Entfernung gehalten hatte, die ihm erlaubte, ſich gemach zurückzuziehen, und den Anſchein davon auf die Abweiſung ſeines Beſuchs bei Frau von Simeon fallen zu laſſen. Er durfte daher, wie er meinte, die Einladung Pigault's nicht ablehnen, ſondern mußte ſie gerade zu ſeinem Vorhaben benutzen.

Dennoch würde er ſich vielleicht nicht beeilt haben, ihr gleich morgen zu folgen, wäre nicht bereits eine Fahrt nach Napoleonshöhe auf den Sonntag verabredet geweſen.

Nathuſius wünſchte nämlich mit ſeiner Verlobten, zum Abſchiede von Caſſel, noch einmal hinaufzufahren, und die Waſſerkünſte ſowie die Löwenburg zu beſehen, die er bis jetzt noch unbeſucht gelaſſen hatte. Wer konnte wiſſen, ob gegen den Herbſt, wenn er zur Vermählung wiederkäme, Wetter und Umſtände ſo günſtig wie jetzt ſein würden. Da die Mutter der Braut aber ſich etwas unwohl fühlte, ſo war Lina zur Begleitung erſucht worden, und Nathuſius hatte, um ſeiner Thereſe etwas Liebes zu erweiſen, Hermann zur Fahrt eingeladen.

Man fuhr gleich nach dem früher genommenen Mittagstiſche, um auf der Esplanade des Schloßflügels, im ſchattigen Ausblick auf die tiefe Landſchaft, den Kaffee zu nehmen, und dann die waldigen Steige hinauf den Waſſern entgegen zu gehen.

So einladend das Wetter war, blieb doch wegen der Abweſenheit des Königs der Park von der höhern Geſellſchaft ziemlich unbeſucht. Dagegen hatte der Wirth dieſen ſtillen Sonntag zu einem Bürgerfeſte benutzt. Für die verſchiedenen Stände waren Tanzplätze eingerichtet. Die Dienſtmägde hatten ſich, mit und ohne Liebhaber, in weißen

Kleidern und Blumenkränzen um den Kopf, zahlreich eingefunden; die Bürgerfrauen ſtolzirten in dem neumodiſchen Aufwande nachgemachter türkiſcher Shawls einher, unter deren Flügeln ſich die großen Arbeitsbeutel mit Mundvorrath für Mann und Kinder zu verſtecken ſuchten. Lärm und Lachen, Jubel und Jauchzen wurden laut genug; denn die Gendarmen, die hier Aufſicht hielten, ließen heut fünf gerade ſein, und mancher Mädchenſchrei rührte von der Zärtlichkeit eben der mitluſtigen Wächter der guten Ordnung her.

Beim Aufbruch unſerer kleinen Geſellſchaft nach der Höhe trennte ſich Hermann mit der Verabredung, ſich auf der Löwenburg wieder zu ihnen einzufinden. Er eilte nach dem entferntern Schloßflügel zur bekannten Wohnung Pigault's.

Der alte Poet empfing ihn noch in ſehr ungeordnetem Anzuge. Babet dagegen war heut vollſtändig und geſchmackvoll, nur etwas leichtfertig gekleidet, und ſah reizend aus durch die pariſer Künſte, die dem Vergänglichen einen täuſchenden Schein von Dauer gewähren, und das Verſchwendete durch die geheimnißvollen Mittel erſetzen, die unter Benennung nach der unvergeßlichen Ninon ſich einſchmeicheln, als Ninonlocken, Ninoncorſet und dergleichen.

Nach den erſten artigen Wechſelreden und bei flüchtiger Anſicht der für Jerôme angekommenen Bücher verſuchte Pigault verſchiedene Wendungen, um Babet zu entfernen. Aber ſie ließ mit ſchalkhaftem Lächeln alle Winke oder Aufträge unbeachtet. Hermann fragte daher nach dem Auftrag der Dame Simeon an ihn, und gab zu verſtehen, daß er auf der Löwenburg erwartet werde und Eile habe.

Ah! Ich begleite Sie dahin! rief der Alte. Madame Simeon will Ihnen übrigens noch ſelber ſagen, was ſie damals verhindert hat, Sie zu empfangen.

Sehr gütig von Ihrer Excellenz! erwiderte Hermann. Aber — ich war freilich ein wenig unbeſcheiden mit meinen frühern allzu häufigen Beſuchen, und ich verdiente dieſe Zurechtweiſung.

Comment, Monsieur le Docteur! rief Pigault erſchrocken. Was denken Sie? Auf Ehre, das iſt die Sache gar nicht. Glauben Sie mir, Mademoiſelle Cecile —

Er verſtummte mit einem lauernden Blick nach Babet, die mit der Miene der Unachtſamkeit ſich vor dem Spiegel zu thun machte, worin ſie, was hinter ihr vorging, mit geſpannter Miene beobachtete.

Sie wiſſen doch, fuhr Pigault fort, daß beide junge Damen in Nenndorf waren?

Ja, Madame Heiſter hat mir erzählt, daß ſie das Vergnügen eines Beſuches von ihnen gehabt hat, erwiderte Hermann; worauf der Alte mit lebhaften forſchenden Mienen ausrief:

Nun, mein Herr, haben Sie nicht auch eine Partie zuſammengemacht? Wie?

Lina hatte über jenes Stubenbegegniß bei Cecile abſichtlich gegen Hermann geſchwiegen; dieſer konnte daher mit der ehrlichſten Unbefangenheit antworten:

Davon weiß ich nichts. Meine Freunde ſind ſchon am zweiten Tage gegen Abend abgereiſt, da Herr Heiſter bereits am Morgen von Herrn von Marinville ſeiner Geſchäfte entlaſſen war.

Ah! Das iſt ein Anderes! rief Pigault, vergnügt die Hände reibend. Sehen Sie, Madame Simeon erwartete damals, als Sie zu Beſuch kamen, beide Demoiſelles aus dem Bade zurück. Aber nun, mein Herr, müſſen Sie Ihren Beſuch wiederholen.

Wenn Sie mir die Verſicherung geben, mein lieber Pigault, daß ich in der That nicht unwillkommen bin, entgegnete lächelnd der Freund, ſo werde ich mich zur nächſten Aſſemblée —

Freitag? fiel der Alte ein. O mein Herr, nein! Morgen müſſen Sie kommen, und vertraulich, wie ſonſt. Ich bin morgen auch da, wiſſen Sie! Und Mademoiſelle Cecile —

Er warf wieder einen Blick nach Babet, und fuhr dann, ſich unterbrechend, fort:

Aber Sie eilen, mein Herr, und ich begleite Sie. Pardon! Ich will mich nur ſchnell ein wenig anziehen!

Er eilte nach dem Seitenzimmer, ohne die Thür hinter ſich zu ſchließen. Babet blickte ihm geſpannt nach, und ſobald ſie ihn inwendig beſchäftigt hörte, ſchlich ſie ſchwebenden Schrittes und mit warnenden Geberden zu Hermann, faßte ihn am Arme und flüſterte, faſt unanſtändig ſich an ihn ſchmiegend, ins Ohr:

Sie muß fort, — Cecile, — ſie wird von Pigault nach Mainz gebracht, — der Kaiſer hat es befohlen. Ah, mein Herr, das iſt eine tragiſche Geſchichte! Kommen Sie zu mir, wenn Pigault fort iſt — nächſter Tage — und ich erzähle Ihnen Alles. Ah!

Sie drückte bei dieſem Ah! mit Blicken und Händen aus, wie merkwürdig die Sache ſei. Hermann, ſich zurückziehend, deutete ihr mit dem Finger drohend nach der Seitenthür; worauf ſie dahin ſchleichend und an der Oeffnung ein Rübchen ſchabend wieder an ihr früheres Plätzchen zurückkehrte.

Die Stille im Zimmer mochte den vorſichtigen Pigault mehr als ein lautes Geſpräch zur Beeilung ſeines Anzugs antreiben; er kam in ziemlich nachläſſigem Coſtüm zurück, und nahm mit dem freundlichen Zuruf: „Adieu, Babet!“ Hermann mit ſich fort. Doch das Mädchen, den Shawl ergreifend, erwiderte mit mehr neckiſchem als ernſtem Ton:

Ich geh' mit, lieber Onkel!

Nun entſtand ein poſſirlicher Streit begütigender Abwehr mit lachendem Trotz, bis Pigault in lächerlichem Zorn gebot:

Sacré mille, Babet! Du bleibſt, ich befehle es dir!

Worauf er dem vorausgegangenen Hermann nacheilte und hinter ſich den Stubenſchlüſſel umdrehte. Doch hatten ſie die Treppe noch nicht erreicht, als Babet aus der Thüre des Seitenzimmers lachend nachrief:

Geh' nur, grauköpfiger Mercur, du kommſt doch zu ſpät!

Dieſe höhnende Prophezeiung, auf die heimliche Mittheilung bezüglich, ſollte noch in anderm Sinn, als ſie gemeint war, in Erfüllung gehen. Denn kaum hatte Pigault, im Park angelangt, das Geſpräch auf Cecile gebracht, als er ſich von hinten angerufen hörte, und ein

Bedienter ihn eiligſt zu Madame Simeon einlud, die im Schatten der Esplanade auf ihn warte.

Ah, das iſt fatal! Das bringt mich um das Vergnügen Ihrer Geſellſchaft! flüſterte der alte Poet, von dieſer ungewöhnlichen Einladung etwas betroffen. Aber Sie kommen morgen oder übermorgen, und helfen uns Babet halten. Sie will nach Paris. Und — ecoutez! (ſetzte der Schalk vertraulichen Tons hinzu) Babet's Angelegenheit iſt günſtig erledigt; der König war ſo gnädig, ſie in Nenndorf zu beſuchen, und auf ihrem Zimmer wurden die letzten Bedenken gehoben. Sehr vortheilhaft für Mademoiſelle! Nun will ſie fort, und Madame Simeon iſt troſtlos darüber, noch mehr der Miniſter. Aber Madame wird Ihnen das Alles — Alſo auf Wiederſehen, Sie Herzenseroberer!

Er eilte zurück, und Hermann ſah ihm mit vergnügtem Lächeln nach.

Wie er ſich dann der waldigen Höhe zuwendete, erblickte er links, hoch aus den Gipfeln des Bergwaldes hervorragend, die graue Burg mit ihren Zinnen und zahlreichen Thurmſpitzen. Rechts ſprang unter dem Jauchzen der bürgerlichen Zuſchauer die große Fontaine. Hermann wußte, daß Nathuſius mit den Damen bis zu den Cascaden emporgeſtiegen war, und von dort auf den ſchönen, waldſchattigen Gängen zur Löwenburg herüberkommen wollte. Er nahm daher die kürzere Richtung gleich links, die ziemlich ſteil hinaufführte, und ſuchte ſich im Labyrinth der Fuß- und Fahrwege zurechtzufinden.

Längſt ehe der Freund die Höhe erglimmen konnte, hatte Pigault die Dame aufgefunden, die ihn mit den ungeduldigen Worten begrüßte:

Ich muß alſo Sie aufſuchen, Pigault? Muß da herauf ſpazieren fahren, heut unter dies Volk, um die Gnade zu haben, Sie zu ſprechen.

Verzeihung, Madame! Aber ich hatte heut den Doctor — Dings abzuwarten, und wäre den Abend zur Stadt gekommen. Und, hören Sie! Er weiß gar nichts, von Renndorf nichts, nichts von Allem! Er beklagt nur, daß er abgewieſen worden. Sie hätten ihn als zudringlichen Menſchen behandelt.

Ah bah! Pigault, wie können Sie ſich täuſchen laſſen? Sie!

Ich, ſagen Sie? Eben darum, Madame, ich nicht! Was? Der Verfaſſer von „Les barons de Felsheim“, von „L'enfant du carnaval“ ließe ſich täuſchen? Und von einem jungen deutſchen Burſchen? Madame, begraben wir dies Wort in Vergeſſenheit!

Die Miniſterin ſchlug ein Lachen auf und verſetzte:

Immerhin, Pigault! Es kommt nichts mehr darauf an. Hören Sie! Unſere Hauptſorge iſt gehoben.

Mein Gott, das ſage ich ja eben auch, Madame!

Was ſagen Sie, Pigault?

Sie meinen, daß Cecile's Liaiſon verrathen worden?

Nein! erwiderte ſie ungeduldig. Daß Simeon nicht begreift, warum Cecile fort will, daß wir für den guten Mann keinen Vorwand hatten, keinen für ihn zureichenden Grund, ſie ſo eilig fortzuſchaffen. Nun iſt aber ein Brief meiner Schweſter an den Miniſter gekommen, worin ſie ihre Tochter ſchnell zurückverlangt. Mir im

Vertrauen ſchreibt ſie, daß ihr der Kaiſer habe befehlen laſſen, ihre Tochter unfehlbar bis Ende Auguſt von Caſſel zurückzuziehen. So ſind wir wegen meines Mannes beruhigt, und das iſt mir noch das Angenehmſte bei der Sache, die mich zu beunruhigen, zu bedrohen anfing. Cecile packt, und Sie, Pigault, machen ſich fertig, übermorgen zu reiſen.

Aber, mein Gott! Wenn's uns gelänge, ſie zu verheirathen?

Dann holen wir ſie wieder zurück, verſetzte ſie kurz und barſch, dann brauchen wir keine Maske mehr, Sie — „Verfaſſer von L'enfant du carnaval"! Begreifen Sie das?

Alſo Dienſtag ſchon? fragte Pigault, dem dieſe Reiſe nicht ſehr angenehm zu ſein ſchien. Aber, Madame, Jerôme kommt ſchon die Mittwoch von Nenndorf zurück; wird er Cecile nicht noch einmal ſehen, ihr Adieu ſagen wollen?

Auch die Königin trifft zur Mittwoch wieder ein, erwiderte ſie, und da hat er ein Willkommen zu ſagen. Das Adieu iſt abgemacht. Ich kann nicht anders ſagen als — generös, wie es von Jerôme zu erwarten, beſonders — wenn eine neue Neigung dahinterſteckt!

Dieſe letzte Aeußerung war mit mehr Hohn und Bitterkeit empfunden, als ſie ausgeſprochen wurde. Die Dame Simeon achtete den alten Pigault nicht genug, um ſich in ſeinen Augen verletzt, gekränkt zu zeigen, und war zu vorſichtig, etwas zu verrathen, was der königliche Vorleſer ſeinem Gebieter — vorplaudern könnte.

Dieſer hatte bereits leiſe und forſchend gefragt:

Eine neue Liaiſon, Madame?

Frau von Simeon ſchwieg einige Augenblicke nachdenklich, dann ſagte ſie mit einer gewiſſen Feierlichkeit:

Hören Sie, Pigault, es gibt doch verhängnißvolle Augenblicke, magiſche Einflüſſe im Leben der Könige. Jerôme hatte noch die volle Leidenſchaft für meine Nichte, als er ſie nach Nenndorf kommen ließ, ja ſelbſt noch, als er ſie dort beſuchte und an jenem Morgen ihre Zukunft mit ihr beſprach, hatte ſie bis zum Augenblicke, wo die ſchöne Frau in Cecile's Zimmer tölpelte. Dies war der Moment einer zauberhaften Umwandlung ſeines Herzens. Alle Leidenſchaft für Cecile war wie erloſchen, und loderte für die Frau, die in reizender Verwirrung — oder was es war, eine Weile daſtand.

O Madame, auch ich kenne dieſe königlichen Augenblicke! rief Pigault. Aber woher wiſſen Sie ſo genau —?

Von Marinville, der geſtern nach Caſſel kam, nur um zu hören, welche Empfangsfeſte vorbereitet würden, und wie bei einer ſolchen Gelegenheit die ſchöne Frau Heiſter in die Nähe des Königs zu bringen ſei. Jerôme kann es nicht erwarten, ſie zu ſehen, ſich ihr zu erklären, ſie zu beſitzen. Herr Heiſter wird Carrière machen, prophezeie ich Ihnen!

Und — wie, Madame? flüſterte Pigault. Das ſagt Ihnen Marinville? Ihnen, der Tante Cecile's?

Warum nicht? entgegnete ſie. Der Brief des Kaiſers kam noch am Abende deſſelben Tags nach Nenndorf; das Verhältniß mit Cecile hat aufgehört, und Marinville, indem er durch ſeine Mittheilungen Cecile's ſtolzes, eiferſüchtiges Herz aufruft, erleichtert ihr die Abreiſe.

Auch weiß Marinville, in welcher Sorge ich, bei aller Gunſt des Königs, fort und fort geſchwebt habe — meines Mannes wegen. O, Marinville iſt Menſchenkenner, ſo gut wie der Verfaſſer von „L'enfant du carnaval"!

Mit Stolz abreiſen, — à la bonne heure, Madame, verſetzte Pigault. Aber an der Hand des jungen, liebenswürdigen Herrn — Dings bleiben, ſcheint mir ein beſſerer Trotz.

Sie vergeſſen den Befehl des Kaiſers, Pigault, mit dem nicht zu ſpaßen iſt, ſagte die Dame, indem ſie ſich erhob. Und abgeſehen von dem verlorenen Brief, der gewiß in den Händen des jungen Mannes iſt, und von der Ungewißheit ſeiner Abſichten, ſo hat jedenfalls Jerôme jetzt kein Intereſſe mehr, ihn zu befördern, und mit einem artigen Mann ohne Stellung läßt ſich nicht trotzen. Kommen Sie, begleiten Sie mich nach dem Gaſthof zu meiner kleinen Geſellſchaft!

Während dieſer Verhandlung hatte Hermann die Höhe der Löwenburg erreicht, und betrat über die Zugbrücke und durch ein eiſernes Gitterthor, die Militärwache begrüßend, das glatte Pflaſter des von allen Seiten umbauten Hofes. Nathuſius kam eben mit den Damen aus der Burgkapelle, um zunächſt die anſtoßende Rüſtkammer mit der Sammlung alterthümlicher Waffen zu beſehen. Der vergnügte Bräutigam war entzückt über den im beſten Geſchmack des funfzehnten Jahrhunderts ausgeführten Bau. Es fehlte ſelbſt der Rittergarten und der Brunnen vor der Burg nicht. Ein artiges Mädchen, die Tochter des Caſtellans, führte die Geſellſchaft umher, da der Vater während des Königs Abweſenheit öfter, als es ſonſt geſchehen konnte, ſeine caſſeler Freunde zu beſuchen pflegte.

Sie fanden die obern, fürſtlichen Gemächer der Burg, etwa vierzig an der Zahl, ganz im Geſchmack der Zeit, auf die der Bau zurückwies, möblirt und eingerichtet. Die freundliche Caſtellanin öffnete ihnen heut ſelbſt das auf Jerôme's Befehl ſonſt verſchloſſen gehaltene Arbeitscabinet des Kurfürſten. Die Burg, nach ſeiner Phantaſie erbaut, war ſtets in der guten Jahreszeit ſein Lieblingsaufenthalt geweſen, und Jerôme, in einer Anwandlung fürſtlicher Pietät, hatte das Cabinet in dem Zuſtande belaſſen, worin er es nach der Flucht des Kurfürſten zuerſt gefunden hatte. Ja, die Damen, wie ſich das dämmerige Gemach öffnete, glaubten im erſten Augenblicke zu ihrem Schreck den Kurfürſten ſelbſt zu erblicken. Es war aber nur ſein Bruſtbild, in Oel lebensgroß und ſprechend ausgeführt, und — wie die Führerin erröthend eingeſtand — von ihrem Vater in den Armſtuhl geſtellt, wo ſonſt der Herr geſeſſen. Ohne Zweifel war der Caſtellan ein ſtiller Anhänger des Fürſten, und ſuchte, zur heimlichen Befriedigung ſeines treuen Herzens, den rechtmäßigen Herrn, bis Andere ihn wieder in ſein Land zurückbringen würden, einſtweilen wenigſtens bildlich auf dem Sitze zu erhalten. Dies verrieth mehr noch als das befangene Erröthen der Tochter ihre Bemerkung, daß wenn Jerôme einmal heraufkäme, der Vater das Gemälde zu entfernen pflege. In der Regel beträte jedoch der König das verſchloſſen gehaltene Cabinet gar nicht.

Freilich erinnerte auch die ganze Einrichtung nur allzu lebhaft an den vorigen Regenten. Da hing noch eine Perücke mit Zopf auf ihrem Geſtell, und die Uniform mit ausgeſchlagenen rothen Schößen und kurzem Kragen, ſowie die lange mit Gold- und Silbertreſſen beſetzte Weſte lagen über einen Stuhl gebreitet. Man hätte glauben können, „der Herr" werde im Augenblick hereintreten, um ſich zur Parade anzukleiden. Vor dem carmoiſinrothen Seſſel ſtand der Schreibtiſch, noch mit dem Schreibgeräthe beſtellt, ja, das von probirten Federn bekritzelte Papierblatt lag noch darauf. Mit gleichfarbigem Sammet, wie der Seſſel, waren die Wände beſchlagen, und die zwei kleinen Fenſter mit Vorhängen von Seidenzeuch deſſelben Roths eingefaßt. Schränke mit reichverzierten Thüren verwahrten die Garderobe und ſonſtige Gebrauchsgegenſtände des vertriebenen Fürſten.

Zuletzt beſtieg die kleine Geſellſchaft den platten Thurm, von wo aus man einer unbeſchreiblich ſchönen Ausſicht genoß.

Nathuſius verließ ſo vergnügt die Burg, daß er der Wachtmannſchaft, die am vordern Eingang im Schatten eines ruinenartig erbauten Thurms ihre Pfeifen rauchte, ein anſehnliches Geſchenk machte, damit ſie ſich zu ihrem Knaſter auch eines guten Trunks erlaben möchten.

Unterwegs der breiten ſchattigen Gänge ſagte er leiſe:

Das iſt doch ein anderes Stück Sommerluſt, als es der König von Preußen bei ſeinem Potsdam beſitzt. Möchte der gute Friedrich Wilhelm, wenn er in rückkehrenden Tagen des Glücks ſich das verlorene Magdeburg wieder holt, einige Schritte weitergehen und ſein Sansſouci für ſich und die herrliche Königin da herauf verlegen! Meinſt du nicht auch, Thereschen, wie lieb es wäre, wenn unſere ſonſt preußiſch-heſſiſch getrennten Wohnorte ebenſo politiſch, wie wir ſelbſt dieſen Herbſt kirchlich, copulirt würden?

Thereſe umarmte ihn und ſagte mit lächelnder Rührung:

Sie ſind es ja jetzt ſchon, lieber Chriſtian, — Caſſel und Magdeburg!

Siebentes Capitel.

Adieu, Mademoiſelle Cecile!

Die glückliche Stimmung des wackern Nathuſius kam dem jungen Freunde zu ſtatten, inſofern ſie die Zerſtreuung ſeiner Aufmerkſamkeit und die Unruhe ſeines Innern einigermaßen deckte.

Als ihn nämlich Pigault verlaſſen, war er in der kürzeſten Richtung der hoch aus dem Wald hervorleuchtenden Burg zugeeilt, bis ſie in den waldigen Pfaden, die er betrat, aus ſeinen Augen verſchwand. Hier, wo die entfernte Fröhlichkeit der Muſik und des Tanzes verhallte, hätte er aufjauchzen mögen über Babet's verſtohlene Nachricht von Cecile's Verbannung aus Caſſel. Doch die jäheſte Steige, die er nach dem Augenmaße zu ſeinem Ziele genommen hatte, ließ ihm zum Aufjubeln keinen Athem übrig, und er kam bei ſeiner Haſt ziemlich angegriffen vor der Zugbrücke an, als er eben überlegen wollte, wie er ſich jetzt am klügſten zu benehmen hätte.

Dieſe wechſelnde Stimmung Hermann's entging der Theilnahme Lina's nicht. Ihr fiel es mehr als den zärtlichen Verlobten auf, wenn der Freund bald überhörte, was er gefragt wurde, bald über eine Kinderei, wie ein Kind, lachen konnte, oder wie ein ausgelaſſener Knabe tolle Sprünge machte. Was mochte er ſo Aufregendes von dem Vorleſer des Königs vernommen haben? Lina konnte es nicht errathen, wagte aber auch nicht, ihn darum zu befragen, weil ſie die Gelegenheit dazu ungeeignet fand und ſich im voraus auch mehr Betrübendes als Erfreuliches davon erwartete. Dieſe Beſorgniß nahm zu, je mehr ſie bei der Vermuthung, daß es Cecile betreffen möchte, zu bemerken glaubte, daß Hermann's Aufregung doch eigentlich vergnüglicher Art war. Sie verlebte daher einen unruhigen Abend bei Engelhard's, wohin auch Ludwig kam, und einen kummervollen Montag, an welchem Hermann ſich nicht ſehen ließ. Aber in die heftigſte Unruhe verſetzte es ſie, als er ſich Dienſtag gegen Mittag zu ihrem Fünfuhrtiſche anſagen ließ. Sie zweifelte nicht, daß es einer Erklärung in Ludwig's Beiſein gelte. Gerade hieraus vermuthete ſie das Unglücklichſte zu vernehmen, und ängſtigte ſich darüber, wie ſie und Ludwig ihm das Entſetzlichſte offenbaren ſollten, oder wenn es zu ſpät ſei, ob ſie es ihm vorenthalten dürften. Das Einzige, was ihr einige Beruhigung gab, war der Gedanke, daß er den unglücklichen Brief vielleicht jetzt erſt in ſeinem Kleide gefunden hätte und zur Sprache bringen möchte.

Ludwig, vom Bureau kommend, hatte kaum bemerkt, daß für Drei gedeckt war, als Hermann eintrat, und Lina nicht ohne Beklommenheit erklärte:

Hier kommt der Dritte, der ſich hat anſagen laſſen, als du ſchon aufs Bureau warſt.

Aha! lachte Ludwig. Ich weiß nun ſchon —! Und, Lina, — du haſt doch eine Flaſche Champagner heraufbeſorgt?

Sie erſchrak.

Ja, ſagte ſie kleinlaut, weil du das gern haſt mit einem Freunde, Ludwig. Von einer andern Bedeutung weiß ich nichts. Es wird doch nicht etwa —

Sie vermochte es nicht auszuſprechen, was ſie ſagen wollte, und Ludwig rief abermals lachend:

Nein, Linchen, du erräthſt es nicht. Es gilt dem Freund eine Verzweiflung wegtrinken zu helfen. Vielleicht koſtet es zwei Flaſchen, je nachdem —! Denke dir nur: Cecile iſt dieſen Morgen nach Paris abgereiſt!

Hermann, einen Augenblick ſtutzend, ſprang auf Ludwig los, faßte ihn an beiden Schultern und mit dem lachenden Ausrufe:

Menſch, Kerl, Halunke!

machte er einen dreifachen Luftſprung, und fuhr dann, ihn freundlich ſchüttelnd, fort:

Wahrhaftig, Ludwig?

Wie käm' ich denn ſonſt darauf?

Aber, Menſch, Chef de division, du bringſt mich ja um meinen ganzen Spaß! Komme ich da extra zum Eſſen, um euch zu ſagen, daß ſie fort ſoll, und nun überraſcheſt du mich, daß ſie ſchon fort iſt!

Ludwig umarmte ihn mit ernſter Herzlichkeit, indem er ſagte:

Danke dem Himmel, Freund, und nimm meinen innigſten Glückwunſch!

Bei dieſer ſo unerwarteten Wendung war Lina ihrer Bewegung nicht mächtig. Sie ſank einen Augenblick an Hermann's Bruſt, und die Thränen ſtanden ihr nahe, als ſie ausrief:

O welche Angſt und Sorge nimmt uns das vom Herzen! Nicht wahr, Ludwig? Aber ſag' mir doch lieber, beſter Mann —?

Und als ob ſie ihre Selbſtvergeſſenheit gegen den Freund ungeſchehen machen wollte, warf ſie ſich ihrem Ludwig um den Hals und küßte ihn.

Nun ja doch! lachte Ludwig, ich will's euch eben erzählen. Wie ich dieſen Morgen nach dem Palais gehe, finde ich das Thor offen und nehme dieſen kürzern Eingang nach unſerm Hinterbau. Ein Reiſewagen hielt da, der Poſtillon auf dem Bock. Der Miniſter ſtand neben Vigault-Lebrun, dieſer im Reiſerock, am Wagen, Cecile erwartend. Er erwiderte meinen Gruß mit den Worten: „Denken Sie, lieber Herr Heiſter, meine Nichte verläßt uns! Ihre Mutter in Paris bedarf ihrer, und Herr Vigault hat die Gefälligkeit, ſie nach Mainz zu bringen.“ Ich ſprach mein innerlich vergnügtes Bedauern aus, und Vigault lächelte mich mit ſeinen ſchwimmenden Augen malitiös wie ein Faun an. Indem höre ich Frau von

Simeon mit der Nichte kommen, und ſtehle mich fort. — Nun faſſe dich, Hermann, in deinem Verluſt! Sei ein Mann, und denke mit Vater Claudius:

> Das Sternlein iſt verſchwunden,
> Ich ſuche hin und her
> Wo ich es ſonſt gefunden,
> Und find' es nun nicht mehr.

Hermann lachte und ſprach:

Ja wol war's ein Sternlein, — nur bei Nacht zu erblicken, ein Trabant von Jupiter, — ein Page Jupiter's!

Er lachte ſchalkhaft, und tanzte, die Hände reibend, durch das Zimmer. Der Ausdruck Page hat Bedeutung, ſag' ich euch, rief er mit Nachdruck in Blick und Wort, und ſehr vergnügt, daß Beide ſo herzlich lachten. Dann ſetzte er hinzu:

Aber kommt, daß die Suppe nicht kalt wird. Wenn ich ans Erzählen komme, werden euch Mund und Augen offen ſtehen.

Bedrohe uns nicht mit Ueberraſchungen, lächelte Lina, indem ſie die Suppe vorlegte, du biſt in dem Artikel nicht immer glücklich geweſen.

Ludwig blinzte ihr Stillſchweigen zu, und ſagte:

Aber, daß du ſo ausgelaſſen luſtig darüber biſt, ſcheint mir doch eine beſondere Art von Verzweiflung zu ſein, — eine krampfhafte Verzweiflung. Hm?

Du wirſt es begreifen, wenn ich dir hernach — Doch halt! Ich geb's einſtweilen in nuce und auch in einem Vers:

Das Sternlein iſt verſchwunden,
Es ſank ſchon lang' gar tief.
Zum Troſt hab' ich gefunden
'nen bitterböſen Brief.

Gut! lachte Ludwig auf. In Caſſel kommen Briefe oft gar wunderbar in die unrechten Hände. Aber — ein etwas leichtſinniger Liebhaber ſcheinſt du mir doch; denn eine Geliebte verlieren, ſchmerzt ja doppelt, wenn man zugleich den Glauben an ſie einbüßt.

Hermann ſah ihn einen Augenblick betroffen und verwundert an, und ſprach dann mit weichem Ernſte:

Geliebte? O beſter Ludwig, das war ja eben meine Thorheit, die ich jetzt weglachen möchte, meine Kinderei, oder wie du's nennen willſt, daß ich mich zu lieben überredete, zu freien hetzte, egomet memet. *Forcirte* Bewerbung, Ludwig! Und warum?

Er legte den Löffel hin, ſah den Freund gerührt an, und wiederholte:

Und warum, Ludwig?

Ich weiß es, aber ſag's nur heraus! verſetzte Ludwig.

Hermann ſprang auf und fiel Ludwigen um den Hals, indem er ausrief:

Dir zur Beruhigung! *Dich* nicht zu entbehren und Lina nicht! Ich wollte im Spiel unſerer Herzen auch *meinen* Partner haben, auch *meinen* Einſatz geben, und hätte um ein Haar anſtatt des Goldſtücks, — wie du, Freund, eine *Karoline* eingeſetzt haſt, — ſtatt des Goldſtücks eine ſchmuzige Spielmarke, einen goldgelben, klappernden Rechenpfennig eingebracht. Heiliger Gott, Ludwig! Oh!

Ludwig umarmte ihn mit den Worten:

Beruhige dich, lieber Hermann! Wir hätten deinen Einſatz gar nicht angenommen. Aber freilich, du hätteſt deine Blechmarke in der Taſche gehabt, und die Züchtigung für deinen Argwohn wäre zu hart geweſen! Aber ohne alle Buße kommſt du nicht ab: ich abſolvire dich; aber geh' hin und bitte Lina um einen Kuß, und ich hole den Champagner!

Nein, Hermann, nein! gebot Lina. Ich dächte, ihr hättet an Gemachtem, an Forcirtem genug. Setze dich, und Ludwig wird eine Geſundheit ausbringen, die ich frohen Herzens mittrinken kann.

Der einfache Tiſch unterhielt die erneute Herzlichkeit. Lina bereute jetzt in ihrer weichmüthigen Fröhlichkeit, daß ſie der unvermutheten Glücksſtunde keine feſtliche Schüſſel bieten konnte. Sie bekannte, daß ſie zu beſorgt und ängſtlich geweſen, und von Hermann's Tiſchbeſuch eine ſo peinliche Verhandlung erwartet hätte, daß Einem wol der Appetit vergangen wäre. Wirklich wollte auch jetzt noch keines von den Dreien nur durch den Austauſch ſo unwürdiger, wenngleich glücklich ausgegangener Geſchichten in ihrer ſo herzlichen Stimmung geſtört ſein. Man verſchob die beiderſeitige Erzählung auf einen morgigen Spaziergang nach Napoleonshöhe, wo König und Königin zurückerwartet wurden.

Beide Freunde ſetzten ſich zu ihrem Wein und einer Pfeife Taback auf das Sopha, und Lina zur Unterhaltung derſelben an ihren Flügel, wo ſie nach der Polonaiſe von Oginski, die Hermann ſeit jenem Abend immer gern hörte, ein damals beliebtes einfaches Lied, ſo gut es eben nach Tiſche mit der Stimme gehen wollte, ausdrucksvoll ſang:

Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die ſeiner Jugend Traum begrüßt;
Wenn Arm in Arm und Geiſt in Geiſt ſich windet,
Und Seel' in Seele ſich ergießt.
Die Liebe macht zum Goldpalaſt die Hütte,
Sie pflanzt auf Wildniß Tanz und Spiel;
Enthüllet uns der Gottheit leiſe Tritte,
Gibt uns des Himmels Vorgefühl.

Am andern Nachmittage war wirklich die Allee nach Napoleonshöhe ſehr belebt. Da jedoch heut auf Mittwoch der Park für das Publicum nicht geöffnet war, ſo wurde deſto mehr in den Wirthshäuſern beider Dörfer und im Keilholz'ſchen Kaffeegarten eingekehrt.

Jerôme hatte ſeine Rückkehr aus Nenndorf beeilt, um ſeiner Gemahlin zuvorzukommen und ſie zu empfangen. Die hohen Staats= und Hofbeamten erwarteten ihn unter den Säulen der hohen Treppe. Er ſchien nicht aufs heiterſte geſtimmt, ſprach nur mit Einzelnen, und zog ſich mit Bercagny in eines der nächſten Zimmer zurück. Hier warf er ſich ermüdet auf ein Sopha und ließ den Polizeichef mit den Worten an:

Sagen Sie mir, Bercagny, wer iſt der verwünſchte Correſpondent nach Paris? Der Kaiſer erfährt auch das Geheimſte, was um mich her vorgeht. Haben Sie noch immer nichts ausgemacht?

Ich habe bis jetzt noch keine Spur entdecken können, Sire, antwortete der Polizeichef. Es iſt durchaus nichts unterlaſſen worden. Ich habe mit Pothau die genaueſte Ueberwachung der nach Paris gehenden Correſpondenz angeordnet; kein pariſer Brief bleibt ungeleſen, aber — gar nichts, Sire!

Nun, Sie wiſſen, daß die Heberti, die Thörin, die dem Theater entlaufen war, ſich ſelbſt im Juſtizpalaſt und bei aller Klugheit nicht hat verborgen halten können. Der gute Simeon thut mir leid, der in das liebenswürdige Geſchöpf ganz vernarrt war. Ich weiß, wie man in Paris von ihr denkt, und es iſt mir daher ganz recht, daß ſie fort iſt; nur hätte es nicht vom Kaiſer dürfen befohlen werden können. Und ſie iſt nicht das Einzige, was mein erlauchter Bruder von hier weiß. Sorgen Sie dafür, Bercagny, daß der fatale Spion in aller Kürze entdeckt werde, damit ich mich nicht nach einem beſſern Kopfe für die Polizei umzuſehen brauche, als wofür ich Sie bis jetzt gehalten habe.

Marinville erſchien und Bercagny zog ſich ziemlich verblüfft aus dem Gemach zurück. — Es iſt in der Ordnung, Sire, berichtete der Cabinetsſecretär. Baron Boucheporn hat zu ſeinem Feſte, da es in Coſtüm ſein ſoll, bereits eingeladen; er wird aber die Einladungen ausdehnen, ſo wie ich ihm vorgeſchlagen. Aus den Miniſterien ſollen Einzelne der Bureauchefs Einladung erhalten, und ich werde bei Herrn Simeon veranlaſſen, daß Herr Heiſter nicht übergangen wird. Der Miniſter weiß ohnehin, daß ſein Diviſionschef dem König ein angenehmer Mann iſt.

Und wird das Paar annehmen und kommen? fragte Jerôme. Sie ſagten mir, Marinville, daß es ſich von der Geſellſchaft zurückgezogen hält?

Niemand kann ablehnen, Sire, oder wegbleiben, da das Feſt zum Wiederempfang beider Majeſtäten gegeben wird und die Theilnahme als Beweis der Ergebenheit gilt.

Im Augenblick hörte man die blaſenden Poſtillone. Der König erhob ſich und eilte mit aufgeräumter Miene hinaus. Die Wagen der Königin fuhren an, und Jerôme ſtieg die majeſtätiſchen Stufen hinab, ſeine Gemahlin zu umarmen.

Katharina brachte die Prinzeſſin Hohenlohe=Kirchberg mit und ſtellte ſie dem König vor. Jerôme hieß ſie mit vieler Artigkeit willkommen, und führte ſie ſo wie ſeine Gemahlin an beiden Armen die Treppe hinauf. Und kaum waren ſie durch die grüßenden und begrüßten Reihen der hohen Beamten in das Schloß getreten, als vor demſelben die volle Muſik der Garden zur Bewillkommnung die Nationalhymne ſpielte: „Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille!“

Achtes Capitel.

Die Welt ein Markt.

Der erſte September begrüßte das angekommene, von Bädern und Reiſen erheiterte königliche Paar mit der Ausſicht auf die anmuthigſten Tage des Herbſtes. Der Morgen ſtreifte ſein duftiges Nebelgewand vom tiefblauen

Himmel; die Sonne ſchien über und über, und wohin ſie ſtrahlte, blitzten ihr von grünen Hügeln und graſigen Thälern die Tropfen des reichlich gefallenen Thaues entgegen.

Drei heiße, gewitterige Sommermonate liegen zwiſchen September und Mai, die beide, in günſtigen Jahren, durch Erwartung oder durch Erinnerung, ſowie durch die lieblichſten Gaben am reinſten erfreuen. Soviel der Mai an duftigen Blüten ausſtreut, bringt der September an würzigen Früchten dar: jener entzückt durch ſeine reizenden Nachtigallenmorgen, er knüpft eine unendliche Sehnſucht in ſeine Blumenſträuße; dieſer beruhigt mit ſeinen langdämmernden Mondſcheinabenden und haucht eine ſüße Wehmuth über ſeine duftigen Früchte. Wie Vieles verſchwendete der ſingende Mai an den wachſenden Sommer, was der ſinnige September nun im Innern ſammelt, bewahrt oder auch betrauert!

Die lebhaftere Bewegung, die mit dem zurückgekehrten Hof in der Reſidenz entſtand, blieb diesmal unbemerkter, weil ſie in die letzte caſſeler Meßwoche fiel. Unter dem Lärm und der Luſt des Volks, die an dem herrlichen Tag ihren Höhepunkt erreichten, achtete man kaum der Staatswagen, worin die hohen Beamten zum Mittagsmahle nach Napoleonshöhe fuhren.

Der weite Raum von der Königsſtraße nach dem Author hinab war ein Tummelplatz aller halsbrechenden Künſte, Schaubuden, Guckkaſten und Carrouſels, zwiſchen denen zahlreiche Muſikbanden mit ihren Trommeln und Clarinetten, Zitherſpielerinnen und Drehorgeln einen ſinneverwirrenden Lärm anrichteten. Wie eigenthümlich ſtach nicht dieſer hochgelegene belebte Platz gegen die Ruhe der ſonnigen Herbſtlandſchaft ab, auf die man über Thal und Hügel weit hinausblickte! Doch wer achtete darauf! Die Jugend drängte ſich um einen Guckkaſten, worin für vier Centimes Napoleon mit ſeinen Marſchällen gezeigt wurde, während eine heiſere Stimme mit geläufiger Zunge die Heldenthaten des neuen Charlemagne und ſeiner Pairs ableierte.

Von da ſtrömte man einer Menagerie zu, worin Löwe, Tiger und Hyäne zu ſehen waren, bis die Stunde kam, daß die Seiltänzer ihre ſchwindelnden Künſte producirten.

Auch die Waarenbuden erhielten heut, am Tage der Gehaltsauszahlungen, lebhaftern Beſuch als in letzter Woche, wo die Damen mehr zu Hauſe blieben, weil die Gelder ausgegangen waren.

Lina hatte bei gutbeſtellter Hauskaſſe ihren Winterbedarf an Kleiderſtoffen und Hausgeräth gleich in der erſten Woche unter vollſtändiger Auswahl angeſchafft, und mit Ludwig und Hermann nach und nach auch die thieriſchen und menſchlichen Künſte und Seltenheiten beſucht. Sie hatten ſelbſt eine ſechsunddreißigjährige häßliche Lappländerin in ihrer kleinen Bude nicht verſchmäht, und ſich in dem großen Bretterhaus am untern Platz die vielbeſprochenen Geiſtererſcheinungen gefallen laſſen. Für heut blieben ihnen nur noch die Canarienvögel des Monſieur Jeanet zu bewundern übrig. Dieſe Vögel waren abgerichtet, zu vorgelegten Worten die einzelnen Buchſtaben aus Käſtchen herauszupicken und zuſammenzuſetzen. Der Zudrang zu dieſen geſiederten Schriftſetzern war immer ſehr groß; hier gab's unter dem Erſtaunen zugleich auch ein Räthſel über die Kunſt der Vogelſchnäbel oder über die Geſchicklichkeit der Finger des Meiſters zu löſen. Mit Unruhe erwartete man immer den ſogenannten „Profeſſor", wie Herr Jeanet den geſchickteſten ſeiner Canarienvögel zu nennen pflegte. Dieſer löſte ſogar Rechnungsaufgaben.

Heut wie gewöhnlich brachte ihn der Meiſter mit prahleriſcher Ankündigung hervor.

Voilà den Herrn Profeſſor, meine Herrſchaften! Sie ſehen, er ſein nicht gelb wie die zahmen, civiliſirten canarins. Er haben noch das Grau von ſein origine auf den Canarien, der Bauch verdâtre, ich ſage, le ventre grünlich. Das Grau bedeuten aber jetzt ſein tief Weisheit. Nur die Augen ſein roth wie bei die zahmen, bedeuten aber ſein tief Studium in der Alphabet und Algebre. Haben ſich neun Jahre präparirt, und ſein der erſte Profeſſor in ſein Fach in ganz Europa. Allons, Monsieur le Professeur, travaillez für ihr eigen Ehr!

Der Jude Sußmann, den Hermann ſeit jenem Jammer über den nach Spanien „gelieferten" Sohn nicht wieder geſehen, hatte ſich in die vorderſte Reihe der Zuſchauer gedrängt und ein ſchriftliches Wort übergeben. Indem er bei dem letzten Ausrufe Jeanet's mit vorlauter Eitelkeit umherblickte, nahm er Hermann wahr und rief in das erwartungsſtille Gedränge:

Herr Doctor! Geben Sie Acht, lieber Herr Doctor! Ich habe den berühmten Namen Jacobſon vorgelegt — da dem Herrn Profeſſor! Der Profeſſor wird ihn liefern — in Buchſtaben.

Unglücklicherweiſe winkte er, um Hermann's Blick auf ſich zu lenken, mit ſeinem roth= und blaugewürfelten Schnupftuche, und gab ſo unbedachterweiſe das Signal zum entſetzlichſten Unglück. Der rothäugige Profeſſor erſchrak vor dieſer heftigen Bewegung, ſcheute und flatterte auf, ſtieß ſich mit dem Kopf an den hohen Käfig von gelbem Draht, worin ſeine Kunſtgenoſſen, ſeine gefiederten Collegen ſaßen, und fiel zu Boden.

Halt! Ruhig, ruhig! rief Jeanet und warf ſich, den Profeſſor zu retten, auf den Boden. Der verſcheuchte Vogel, unbeholfen wie mancher andere Profeſſor, flatterte vor der zutappenden Hand ſeines Meiſters weiter zwiſchen die Füße der Zuſchauer; Jeanet ſchrie entſetzlich; die Umherſtehenden, um ja Ruhe zu halten, geriethen in Bewegung. Ein Augenblick, und der Vogel lag zertreten da: ein dumpfes Ach! der Menge wurde bei dieſer Entdeckung laut.

Aber wer beſchriebe das Gebahren des entſetzten Jeanet? Er drängte ſich, alle Wuth in den tiefſchwarzen Augen, mit zwei gehobenen Fäuſten nach dem Urheber des Unglücks, und da er den zurückgewichenen Sußmann im Gedränge nicht erreichen konnte, ſchlug er beide Hände verzweiflungsvoll in ſein eigenes ſtruppiges Haar. Ebenſo heftig wechſelte Fluchen mit Heulen, bis er ſich ſoweit faßte, um in ſeinem Sprachenmiſchmaſch zu klagen:

O mein arm Profeſſor! Neun Jahre haben dreſſirt. O mon professeur nourricier, mein Ernährer — caput! Der Napoleon von tous les canariens — caput! Et sacré cochon, caput durch ein canaille von juif!

Auf dieſe letzten Worte, beleidigend und anzüglich zugleich, da hier Napoleon mit cochon, canaille und caput ſo nahe zuſammengerückt war, rief eine Stimme in franzöſiſcher Sprache:

Halt da, Monſieur Jeanet! Ruhe! Der Herr Oberſt Bongars befiehlt Ruhe!

Es war der junge Mann, den Hermann unter dem Namen Wilke kannte und den er jetzt neben der ruhigen, ehrwürdigen Geſtalt des Legionschefs der Gendarmerie erblickte.

Was ſoll hier der Name Napoleon? Und die Juden ſind Bürger von Weſtfalen! fuhr der junge Mann fort, und wiederholte, um ſeinem Chef und dem Publicum zugleich zu genügen, jeden franzöſiſchen Satz noch einmal deutſch. Beruhigen Sie ſich, Jeanet. Das Unglück iſt geſchehen. Ein berühmter Canarienvogel iſt hinübergegangen zu ſeinen Vätern. Auch die Profeſſoren ſind ſterblich. Aber die Judenſchaft von Caſſel wird ſich zu einer Entſchädigung des bisherigen Beſitzers verſtehen, da Einer ihrer Leute durch ſein emancipirtes Betragen das Unglück herbeigewinkt hat. Und nun wird für heut die Bude geſchloſſen. Die Canarienvögel legen Trauer an. Allons, meine geehrten Mitbürger, entfernen wir uns!

Das Gedränge der Zuſchauer ſetzte ſich in Bewegung. Der alte Bongars klopfte ſeinen Sprecher mit beifälligem Lächeln auf die Schulter.

Draußen drängte ſich Sußmann an den jungen Freund mit den flüſternden Worten:

Der unglückliche Jacobſon! Er liefert nicht nur Soldaten; er hat eben auch mit ſeinem bloßen Namen einen Profeſſor geliefert.

Hermann, empört über ſolchen giftigen Judenwitz, wendete ihm ohne Antwort den Rücken. Lina beklagte den armen Inhaber der Vögel; Ludwig aber zweifelte nicht, daß der hingeworfene Wink wegen einer Entſchädigung gute Folgen haben und keinesfalls wie der arme Profeſſor würde todt getreten werden. — Aber iſt es nicht zum Lachen? ſagte er. Der junge Menſch nimmt ſich erſt des Juden als gleichberechtigten Bürgers an, und macht hernach doch die Judenſchaft für Einen ihrer Leute verantwortlich!

So waren ſie durch das Gedränge der Meſſe eben um die Ecke des Juſtizpalaſtes gekommen, als Miniſter Simeon, von der königlichen Tafel zurück, an ihnen vorüber in das Thor fuhr und durch das Wagenfenſter Ludwigen ins Haus winkte.

Am Ende noch ein Geſchäft, noch ein Auftrag vom König? bemerkte Hermann, indem er mit Lina langſam vorausging.

Das wäre mir heut unangenehm, erwiderte Lina. Der Abend iſt ſo herrlich, und Ludwig ſelbſt freute ſich auf unſern Gang nach der kölniſchen Allee. Die nächſte Woche aber wollen wir auf unſerm Landſitze recht genießen, Hermann, wollen die ſchöne Gegend um Homberg recht durchſchwärmen. Du gehſt doch gleich mit, nicht wahr?

Hermann bezweifelte es, hoffte jedenfalls aber bald nachzukommen.

Beide ſprachen noch von den herrlichen Tagen, die ſie auf dem kleinen Gute Ludwig's haben wollten, als dieſer mit vergnügter Miene das Paar einholte.

Nun? Du strahlst ja, Ludwig! sagte Lina. Biſt du vielleicht Präfect geworden?

Das nicht, verſetzte er lachend, aber es ſteht uns doch eine andere Ehre bevor, eine Auszeichnung. Der Hofmarſchall, Baron Boucheporn, bereitet nämlich ein großes Feſt in der Bellevue vor, — eigentlich eine Demonſtration wegen glücklicher Zurückkunft der beiden Majeſtäten. Deswegen ſoll die Theilnahme umfaſſend ſein, ſodaß auch die Bureaux der höhern Behörden vertreten werden. Ich bin nun Einer der Begünſtigten. Wahrſcheinlich hat ſich der König, von unſerer letzten Reiſe her, gnädig über mich ausgeſprochen, ſodaß der Miniſter gerade mich vorgeſchlagen hat.

Und du haſt nicht abgelehnt? fiel Lina ein.

Du begreifſt wol, Lina, daß das hier nicht geht, ſo wenig ich ſonſt für ſolche große Geſellſchaften bin. Aber es iſt, wie ich ſagte, eine Demonſtration der Treue und Anhänglichkeit, und mir in meiner untergeordneten Stellung eine Auszeichnung dabei zugedacht. Ablehnen geht alſo nicht. Denk' nur gleich an deinen Anzug, Linchen! Es iſt eine Geſellſchaft, ein Ball im Coſtüm, und du haſt eine weite Wahl, aber kein langes Wählen. In einigen Tagen iſt das Feſt.

Der Gedanke an dieſe Wahl ſchien ihre Phantaſie zu beſchäftigen, ſodaß ſie des erſten unangenehmen Eindrucks von dieſer Nachricht vergaß, bis ſie auf ihre Frage, ob Hermann auch hingehe, vernahm, daß dies nicht zu erwarten ſei, da Hermann noch keine anerkannte dienſtliche oder geſellſchaftliche Stellung habe.

Aber das iſt mir recht fatal, ſagte ſie. Denn ſiehſt du, Ludwig, — immer nur an deiner Seite zu bleiben, ſieht ſonderbar aus, iſt in den Augen der großen Welt ſchlechter Ton, und ich finde doch am Ende keine Frau, an die ich mich anſchließen möchte.

Möchte, liebe Lina! wendete Ludwig mit tadelndem Ton ein. Wenn man von gutem Ton in der großen Geſellſchaft ſpricht, darf man auch im Wechſelverkehr mit derſelben kein „möchte“ haben. Eine Frau, die ſich da nur an ihre guten Freundinnen und Alltagsbekannten anklammert, erinnert an die Kinder, ſolange ſie ſich noch an den Tiſchen und Stühlen der Stube hinbewegen und keinen freien Schritt wagen. Geh', Linchen, ſag' ſo 'was nicht! Du wirſt Frauen genug finden, bei denen wir Beſuch gemacht haben, und zwiſchen denen du mit gutem Ton und Tact ein paar Stündchen abwechſelnd verkehren magſt.

Ja doch, miſchte ſich Hermann ein, als ſie eben vor das Thor gekommen waren, — und Lina wird dich überraſchen, lieber Freund, wie damals bei euern Staatsbeſuchen, wo du ſo entzückt über ihr feines Benehmen bei der Mutter zu Tiſche kamſt. Genug! Jetzt disputirt euch nicht, ſondern hört ein paar Verſe an, die mir im Marktgewühl einfielen, weil ſie das Leben mit einem Markte vergleichen.

Ja, lieber Hermann, verſetzte Lina, laß mich nur Ludwig noch ſagen, daß ich ihm zu Lieb gern mitgehe. Das Coſtüm erleichtert mir's: ich wähle mir ein anſtändiges; denn — ausgeſchnittene Kleider habe ich verſchworen!

Indem ſie dabei Hermann bezüglich anlächelte, ſagte ſie:

Nun deine Verſe!

Sie ſind von dem perſiſchen Dichter Attar, durch deſſen Poeſie ein myſtiſcher Hauch weht. Hört!

Die ganze Welt ein Marktplatz iſt der Liebe.
Iſt wol ein Ding, das fern von Liebe bliebe?
Ein Liebeszeichen ſchuf Gott jedem Weſen,
Das kannſt ſogleich du an der Stirn' ihm leſen.
So Erd' wie Himmel, Sonne, Mond und Sterne,
An jedem glänzt das Liebesmahl von ferne.
Von Liebesluſt ſind alle heiß entglommen;
Viel tauſend Jahr' ſie nicht zu Sinnen kommen.
Was ſuchen alle Weſen ämſig? — Liebe.
Was liſpelt ein's dem andern eilig? — Liebe.
Und folgen ſie nicht dem Verbindungstriebe,
So ſprechen mit ſich ſelbſt ſie von der Liebe.

Als Hermann ſchwieg, ſagte Lina:

Recht ſchön! Aber ich nehme die Verſe, wie du ſie gegeben haſt, nur als Erinnerung an den Marktplatz, nicht als Vorbedeutung auf den Boucheporn'ſchen Abend, wo hoffentlich nicht ämſig von Liebe geliſpelt wird und die coſtümirten Geſchöpfe kein Liebeszeichen an der Stirne tragen.

Wenigſtens die verheiratheten Männer nicht, Linchen! lachte Ludwig ſchalkhaft.

Neuntes Capitel.

Das Feſt des Hofmarſchalls.

Die Einladungen zum Feſte des Hofmarſchalls waren ſchon der Ankunft der beiden Majeſtäten vorausgegangen, und zwar auf einen nahen Abend beſtimmt, ſodaß den Gäſten für die Wahl und Ausführung ihres Geſchmacks zu einem coſtümirten Ball nur kurze Friſt gelaſſen war. Dadurch entſtand eine unruhige Bewegung in den Familien, ein Sturm auf die Putzläden und Modehandlungen, eine Treibjagd auf die Schneider und Putzmacherinnen.

Frau Lina, für die ein ſolches Feſt etwas ganz Neues war, blieb von ähnlicher Unruhe nicht verſchont, wogegen ihre innerliche Aengſtlichkeit mehr zurücktrat. Sie hatte mancherlei Einfälle zu einem Coſtüm, und es machte Ludwig Spaß, ſie in ihren Vorſchlägen bald zu bewundern, bald zu durchkreuzen. Sie wollte anſpruchslos und möglichſt unbemerkt erſcheinen, und doch gefiel es ihr, wenn Ludwig erklärte, ſie ſei gerade als Bürgerliche ihrem Geſchmack und Ausſehen, ſowie ſeiner untergeordneten Stellung ſchuldig, ſich hervorzuthun und geltend zu machen.

Indem ſie nun mit dieſem und jenem Project die Kleiderſchränke bei ſich und bei der Mutter muſterte, um zu ſehen, was ſich allenfalls von den vorräthigen Anzügen benutzen ließe, fiel ihr der Mutter Brautkleid in die Hände. Es war nach der Mode der vorrevolutionären

Zeit, in der Tracht der guten Bürgerfamilien, und gab ſich noch wie neu erhalten, von ſchwerem geſchmackvollen Stoffe — Silberbrocat mit eingewirkten Blumen in Azur —, in der Farbe des reinen ungetrübten Himmels. Als ſie es mehr des Spaßes als einer Abſicht halber anzog, kam ein entſcheidender Gedanke dazu, ſie für jenen ganz vergeſſenen Geſchmack einzunehmen. Dieſer Schnitt der Kleider ſtach für gutgebaute Geſtalten vortheilhaft gegen die Mode des Tages und den Geſchmack jener pariſer Zeit ab. Die hohe Taille, wie man ſie jetzt trug — im Rücken unmittelbar unter den Schulterblättern und vorn unter der offenen Bruſt befeſtigt —, ließ die von hier ausgehenden Falten mehr oder weniger eng, aber ſtrack über die Hüften herab bis an die Knöchel fallen. Wie reizend dagegen umſchloß an dem alten Anzug ein knappes Mieder den ſchmalen Leib bis an die Hüften, die nun gerundet hervortraten! Nur dieſe übertreibenden Wulſte und Poſchen kamen Lina geſchmacklos vor. Bei ihrem vollendeten Bau konnte ſie auch faſt aller Unterlage entbehren und doch das Charakteriſtiſche des Anzugs, ins Schöne gemäßigt, hervorheben. Wie artig fielen im Schooſe des Kleides Schleife an Schleife herab, bis wo die zierlichen Füße, in weißſeidenen Strümpfen, auf hohen Abſätzen der Schuhe ſchwebten, dieſe azurblau wie das Kleid. Was ſich aus dem Mieder in reizender Form hervorhob, ſollte ſich locker unter einem Muſſelintüchlein verbergen, das ſeine Zipfel unter dem Mieder überkreuzte und von dem Halsgrübchen an leicht über die runden Schultern zurückfiel. Zum Schmuck des Halſes beſaß Lina die ſchönſten Perlen in doppelten Schnüren, ſodaß ſie einen Theil derſelben verwenden konnte, das über kleinen Wulſten aufzubauſchende Haar zu durchwinden. Und wenn dies wellige Haar in ſeinem ſchönen Blauſchwarz ein wenig gepudert erſcheinen mußte, ſo konnte es dafür durch einen Kranz künſtlicher Cyanen gehoben werden; goldene Weizenähren ließen ſich dazwiſchen anbringen, und ein paſſender Blumenſtrauß mit einer Mohnblüte vor der Bruſt vertrat den Juwelenſchmuck. Träumte ſich dann Lina hinzu, wie die Hand in weißen Glacéhandſchuhen aus dem herabhangenden, eben wol wie das Kleid mit Schleifen und Spitzen verzierten Aermel hervorgehoben, den Fächer mit ſeinem bunten, vergoldeten Blumengemälde anmuthig auf- und zufaltete, ſo empfand ſie eine innere Befriedigung mit dieſem Ballſtaate. Und da ſich nun in dem andern Schranke auch der Bräutigamsanzug ihres Vaters noch prächtig erhalten vorfand — das breite, hellbraune Kleid mit umbordeten Schößen, Taſchen und Aufſchlagärmeln nebſt kurzem Kräglein, ſowie die lange, geſtickte Weſte mit Patten und die pfirſichblütefarbene Kniehoſe mit Schnällchen zu den ſeidenen Strümpfen mit Schnallenſchuhen —, ſo war der Entſchluß gefaßt, die Wahl geſchehen, und die Haarbeutelperücke, die aus einer Schachtel hervorkam und leicht zu accomodiren war, gab die letzte Beſtätigung dazu.

Lina machte nun mit Hülfe einer Nähterin, im Hauſe und nach nähern Angaben der Mutter, ihren Anzug insgeheim fertig, legte ihn eines Nachmittags an, und empfing ſo ihren Chef de division aus dem Miniſterium. Sie trat ihm mit Fächerſpiel und Knickſen entgegen, und führte ihn im Menuetſchritt vor die Stühle, auf welchen ſein entſprechender Anzug ausgebreitet lag. Ludwig konnte lachend nicht widerſtehen, die allerliebſte Frau um die Taille zu umſpannen, und erhielt dafür einen zärtlichen Fächerſchlag auf die Wange.

Alſo, Ludwig, es iſt dir recht, in dieſem Coſtüm —?

Ein altdeutſches Paar mit dir zu machen? Ja, Linchen, von Herzen gern! fiel er ſchalkhaft ein. Wir repräſentiren ſo dein liebes Aelternpaar, wie es ſich eben auf den Weg machte, beim Klapperſtorche das Glück meines Herzens zu beſtellen.

Er zog ſie in ſeine Arme, und ſie legte erröthend ihren ausgebreiteten Fächer ihm über das ſchelmiſch lachende Geſicht.

Und ſo finden wir denn, nachdem auch Ludwig's Anzug etwas geſchmackvoller anbequemt worden, unſer veralterthümlichtes Ehepaar am Abende des Feſtes, heiter geſtimmt, des Wagens harrend, der ſie nach dem Bellevue-Palaſte bringen ſollte. Ludwig ſah recht ſtattlich und Lina über die Maßen reizend aus. Sie hatte noch zuletzt, nach einer Erinnerung der Mutter, zwei herabhängende Locken hinter den Ohren zu beiden Seiten des Chignon und zwei an die Schläfen feſtgedrückte Löckchen, ſowie im Geſicht einige ganz kleine Schönfleckchen von ſchwarzem Taft recht anmuthig angebracht.

Der Lohnkutſcher, heut viel in Anſpruch genommen, hatte ſie ziemlich lange warten laſſen, ſodaß die feſtlichen Räume ſchon ſehr belebt waren, und der Strom der zugleich Ankommenden ſie unter kurzen Reverenzen an den empfangenden Wirthen vorüberführte.

Baron von Boucheporn war der Sohn eines vormaligen Intendanten auf Corſica, den die Revolution vertrieben hatte. Man behauptete von mehren Seiten, er ſei vor ſeinem jetzigen Hofmarſchallamte Spitzenhändler in Hamburg geweſen. Seinen Amtsſtab führte er mit der Gravität, die einen etwas bornirten Mann verrieth. Er war erſt ſeit kurzem mit Flora Desportes, der einzigen Tochter des franzöſiſchen Präfecten im Oberrheindepartement verheirathet, jener jungen, lilienlieblichen Erſcheinung, die damals bei Morio's Hochzeit im Garten neben der ruſſiſchen Geſandtin, ſo abſtechend mit dieſer, geſeſſen hatte.

Das Paar gab heut ſein erſtes großes Feſt, und nahm es daher mit dem Empfang der Gäſte ebenſo feierlich als artig.

Im Zudrang dieſer Gäſte waren alſo Ludwig und Lina bei ihrem Eintritte gleich in den kreiſenden Wirbel der bunteſtcoſtümirten Geſellſchaft gerathen. Denn man nahm anfänglich keine ruhigen Plätze ein, ſondern Alles war in Bewegung, die feſtlichen Räume ſtaunend zu durchwandeln.

Zu ſoviel Herrlichkeit, als hier entfaltet wurde, bot das Palais nach vorn und hinten zwei Reihen Zimmer, denen man noch die Gemächer des anſtoßenden Hauſes zugezogen hatte. Dem ungleichen Fußboden, der dadurch gegeben war, hatte man den eigenthümlichen Reiz zweier an einander ſtoßenden, verſchwenderiſch beleuchteten Tanzſäle abgewonnen, aus deren einem man durch offene Verbindung aufs anmuthigſte in den andern, mehre Stufen tiefer gelegenen, herabblickte. Aus dem untern Saale öffneten ſich dann rechts und links zwei Galerien. In jener befand man ſich zwiſchen lauter Spiegelwänden, die, von den Armleuchtern gelber Säulen überſtrahlt, die bewegten Menſchen und die haftende Ausſchmückung — Alles und Alles ins Unendliche vervielfältigten.

Die Galerie links ſtellte, jener lichtſtrömenden entgegen, einen durch bunte Lampen halbdunkel gehaltenen Laubgang vor, von blühenden Gewächſen durchduftet. Hier ſchien es auf die Einkehr traulicher Empfindungen, wie dort auf den Erguß lauten Entzückens abgeſehen.

Beide Gänge führten nach einem myſteriöſen Rondel mit Arabesken und Verzierungen aus geſchliffenem Glas auf dunkelm Grunde. Ein transparent erleuchteter Tempel der Natur war vorgeſtellt, aus großen Blumenvaſen auf Piedeſtalen von würzigen Düften durchhaucht.

Hier ließ ſich der Grundgedanke des Feſtes errathen: es galt eine Doppelfeier, einmal der Geneſung durch unterirdiſche Kräfte, die die Natur in ihren Heilquellen bietet, und ſodann der Freude an den Genüſſen, die ſie uns in ihren ſonnigen Erntegaben ſpendet. Beides zu veranſchaulichen, bewegten ſich hier zwei Züge. Von der einen Seite erſchien Aesculap, der langbärtige Gott der Geſundheit, den ſchlangenumwundenen Stab in der Rechten und von zweien ſeiner Töchter begleitet, von Hygiäa und Panacea, die in Schalen und Gefäßen ihre Heil- und Wundertränke trugen. Von der andern Seite ſtellten ſich Schnitter und Schnitterinnen mit dem Erntekranz um ihre Garben und Obſtkörbe dar.

Und als ſollte man ſich mit Dank für das Eine wie für das Andere zu noch höhern, göttlich wirkſamen Weſen erheben, ſo führte von da ein enger Bogengang ſanft über grünen Fußteppich ſtufenauf zu einem Feentempel — einem Salon, von Licht und Duft durchzaubert, und mit Gewächſen ausgeſchmückt, durch deren hochgewölbte blühende Zweige ein künſtlicher Sternenhimmel ſchimmerte. Grüne, niedere Sitze boten ſich auf Raſenteppichen dar, zwiſchen Blumenvaſen, die durch Roſengewinde verbunden waren. Oben ſtand die Statue der Minerva, mit Lorberen bekränzt, rechts und links Apollo und Bacchus; am entgegengeſetzten Ende die Göttin Cythere in einer mit Roſen eingefaßten Niſche, vor einem großen Spiegel, der Alles in zauberiſche Ferne verlängerte.

So war man wieder in die Nähe des obern Tanzſaales gelangt, aus dem man eben die allgemeine Bewillkommnung der Majeſtäten vernahm — den Gruß der Trompeten und Pauken und das allgemeine vive le Roi, vive la Reine!

Beide ließen ſich auf erhöhten Sitzen nieder. Jerôme hatte von ſeinen Adjutanten nur den Oberſten, Prinzen von Heſſen-Philippsthal bei ſich, Katharina war von der Prinzeſſin Hohenlohe-Kirchberg und von ihrer Oberhofmeiſterin begleitet; König und Königin nicht in Phantaſieanzug. Jerôme trug die gewöhnliche weiße Gardeuniform mit Orange, worin er ſich am beſten zu gefallen ſchien. Die Königin hatte ein goldgeſticktes Spitzenkleid mit einer Schleppe von Kaſchemir, durchaus mit Blumenzweigen gewirkt, über dem Ganzen ein goldenes Netz von Stickerei, welche die Blumen und Blätter einfaßte und um den ſchweren, goldgewirkten Schleppenbeſatz lief.

Der Hofmarſchall traf jetzt auf des Königs Wunſch die Anordnung, daß die ganze Geſellſchaft, einzeln, paarweiſe oder in Gruppen, wie ihr Coſtüm es mit ſich brachte, vom untern Saal herauf an den Majeſtäten vorüberwandelte. Der Hofmarſchall ſelbſt, als Wirth, hielt ſich neben Jerôme's Stuhle, um auf Verlangen die am Hof unbekannten Perſonen zu nennen oder ein räthſelhaftes Coſtüm zu erklären. Auch wurden einzelne Perſonen zur Vorſtellung befohlen.

Es läßt ſich denken, daß man von Seite der Eingeladenen nichts geſpart hatte, um in auffallendem Staat oder ausgezeichnetem Coſtüm ſich hervorzuthun. Alle Völker der Erde, alle Gottheiten des Olymps und alle Berühmtheiten alter oder neuer Geſchichte hatten dazu herhalten müſſen. An das Nächſte hatte man nicht gedacht, vielleicht ſchon weil man nicht hoch zu achten pflegt, was nicht weit her iſt, oder weil man es nicht für prunkhaft genug hielt. Deſto mehr ſtachen jetzt Ludwig und Lina in ihrem einfachen, aber höchſt kleidſamen altdeutſchen Anzug hervor. Und in der That hatte beſonders Lina in Geſtalt und von Angeſicht wol noch in keinem Anzuge vortheilhafter ausgeſehen. Die Königin ſelbſt kam noch ihrem Gemahle mit dem Wink an Boucheporn, das Paar aufzuhalten, zuvor. Auch erkannte Jerôme jetzt erſt die ſchöne Frau, auf die er es den Abend abgeſehen. Während Ludwig der Königin Aufſchluß über den Anzug gab, war Jerôme aufgeſtanden, Lina genauer zu betrachten. Er konnte dem Reize nicht widerſtehen, ſie am Arm zu faſſen, um ſie der Königin von allen Seiten zu zeigen.

Nach dieſer Vorführung begannen die Tänze mit der Polonaiſe, an der auch die Majeſtäten Antheil nahmen, indem der Hofmarſchall mit der Königin voraus die ſchwebenden Paare durch alle glänzenden Räume führte.

Ludwig und Lina hielten ſich von nun an etwas zurück. Es wurde ihnen um ſo leichter, als Alles ſich nach der Umgebung der Majeſtäten drängte, die Bekannten nur flüchtiger Begrüßung Stand hielten, und manche Vornehme dem Paare die Auszeichnung, die es erfahren hatte, durch hochmüthiges Ueberſehen entgelten ließen. Sie entſchloſſen ſich, das Feſt früh zu verlaſſen, zumal die anfangs ſo auffallenden Erſcheinungen bald anfingen, durch Wiederholung zu ermüden. Inzwiſchen nahmen ſie in einem ſtillen Eckchen des Feentempels Platz, und ließen ſich etwas von den ausgeſuchten Erfriſchungen gefallen, die umher geboten wurden. Bald zog ſich auch die Königin aus dem Getümmel des Tanzſaales hier in dieſe Stille zurück, und verſammelte um ſich her einen kleinen Kreis von Damen, der ſich in vertrauter Unterhaltung abſchloß.

Als endlich unſer Paar überlegte, in welcher Richtung ſie am unbemerkteſten ſich entfernen könnten, kam der Hofmarſchall umherſpähend herbeigeeilt.

Ah! rief er, als er Beide erblickte, ſind' ich Sie endlich? Kommen Sie, ſchöne Frau! Der König wünſcht mit einer altheſſiſchen Braut einen deutſchen Walzer zu tanzen.

Er reichte mit artiger Geſchäftigkeit nach ihrer Hand, die Lina zögernd mit einem fragenden Blick auf Ludwig hingab.

Eine hohe Gnade, Lina! ſagte Ludwig mit ermunterndem Wink, und folgte den Vorauseilenden in den obern Tanzſaal.

Jerôme, gewöhnlich ſchon etwas ſchwankenden Gangs, walzte ſchlecht; aber Lina verſtand es, ihn im Tact und Umſchwung zu halten, ſodaß er ſich, vielleicht zum erſten mal, in dieſem deutſchen Tanze gefiel, und ſie ſehr vergnügt ſeine Maitreſſe, ſeine Meiſterin im Walzen nannte.

Ah, ich begreife! ſagte er. Sie bringen in dem reizenden Anzuge auch die Kraft und Anmuth jener liebenswürdigen Damen der alten Zeit mit. Wie glücklich müſſen die Männer geweſen ſein, die von ſolchen Frauen Liebe empfingen. Sie ſollten ihrem König auch davon etwas überliefern, Sie, herrliche Frau! Sollten mich lehren, in der ſchönſten Tochter meines Volks mein Volk zu lieben!

Aus ſolchen Aeußerungen läßt ſich ſchließen, wohin Jerôme das Geſpräch lenkte, als er nach beendigtem Tanze Lina auf einen entfernten Sitz nöthigte, und ſich vertraulich neben ihr niederließ. Alles zog ſich, der Hofſitte gemäß, aus der Nähe des Königs zurück. Und wenn ſchon dieſe Bewegung die junge bürgerliche Frau ſehr beſtürzte, ſo konnte man ihr bald genug die Seelenangſt anſehen, in die ſie durch Jerôme's Unterhaltung verſetzt wurde. Denn die Blicke der Entfernterſtehenden verriethen, daß man mit den Augen zu vernehmen ſuchte, was man den Ohren hatte verſagen müſſen.

Ludwig, der ihr den Kampf und die Unſicherheit ihres Benehmens zwiſchen weiblicher Entrüſtung und geſellſchaftlicher Rückſicht anſah, zog ſich langſam zurück, aus Beſorgniß, ſie möchte, wenn ſie ſeiner anſichtig würde, vollends alle Haltung verlieren. Eine Angſt überkam ihn, als er bemerkte, wie ſie bald mit dem Stuhl leiſe vom

König abrückte, bald ihm mit einer barſchen, ſich überhebenden Kopfbewegung erwiderte. Er mochte ahnen, was jeden Augenblick Auffallendes geſchehen könnte, und — — was in dieſem Augenblicke wirklich geſchah.

Lina erhob ſich mit ſtolzer Miene, und verließ mit flüchtiger Verneigung den König in ſo auffallender Weiſe, daß in der zuſchauenden Geſellſchaft eine murmelnde Verwunderung entſtand. Ludwig, erſchrocken, eilte ihr entgegen, und indem er ſie, an der Hand gefaßt, umkehrte, flüſterte er ihr zu:

Um Gotteswillen, Lina, was machſt du? Geh', ſtelle mich dem König vor!

Dies war einer jener Momente raſcher Beſonnenheit, deren Lina früher einmal gegen Hermann gedacht hatte, und die — wie ſie ſagte — etwas augenblicklich Ueberwältigendes für ihre Empfindung hatten. Auch jetzt gab ſie dieſem Zwang nach, und trat mit den erſtickenden Worten:

Mein Mann!

vor den König, der bereits auch aufgeſtanden war und ihnen entgegenkam.

Ah! rief Jerôme, jetzt verſtehe ich, Madame! Ich begriff nicht, daß Sie ſo fortlaufen konnten. Aber Sie holen Ihren Gemahl, und es iſt zum Entzücken, wie vortrefflich Sie Ihr Coſtüm durchführen. Sie zeigen uns eine der ehrſamen Frauen aus jener guten alten Zeit, da ſich die Verheirathete auf ihr Haus beſchränkte, und nicht einſah, daß eine liebenswürdige Frau von Geiſt und Anmuth Anſpruch hat auf die Huldigung der Welt. Empfangen Sie die meinige, Madame! Und Sie, mein lieber Heiſter, bringen Sie uns eine ſo entzückende Frau mehr in die große Geſellſchaft! Ich werde Ihnen Gelegenheit dazu geben und Stellung. Bon Soir! Genießen Sie den ſchönen Abend! Boucheporn verdient die Anerkennung ſeines Geſchmacks. Und — ſetzte er deutſch hinzu — Sie, Madame, muß ſein mehr luſtig!

Lina hatte wol öfter gehört, daß man dieſem Jerôme, bei allem Mangel an gediegener Bildung, doch viel natürlichen Scharfſinn und eine gewiſſe Wohlredenheit nicht abſprechen könne. Der Beweis aber, den ſie eben davon empfing, war nichts weniger als gemacht, ſie in ihrem Gefühl innerlicher Entwürdigung aufzurichten. Ludwig bemerkte, während Jerôme noch ſprach, ihre Bläſſe, ihr Beben, ihre Anſtrengung, und führte ſie jetzt raſch durch den Saal nach einem innern Zimmer. Und kaum hatte er dieſen ſtillen Raum erreicht, als Lina zuſammenbrach. Er hob ſie auf einen Lehnſeſſel, er blickte umher, was er anfangen ſollte. Aus dem Saale war Niemand gefolgt. Ein einzelnes, wunderlich ausſehendes Paar zeigte ſich, und ſchon eilte auch die Dame mit ihrem Flacon herbei und bemühte ſich um die Erſchöpfte.

Hermann erkannte in ihrem zurückgetretenen Begleiter den Baron von Barral, einen der vielen Kammerherren des Königs. Er, der ſich auf einige Aehnlichkeit in ſeiner Geſichtsbildung und Geſtalt mit Voltaire etwas zugut that, wollte wol jetzt auch in dem breitſchößigen geſtickten Rock und der Allongeperücke den Philoſophen von Ferney darſtellen. Die Dame, mit der er Hand in Hand gegangen war, nicht mehr jung und nichts weniger als hübſch, ſchien eine Fremde und ſtellte eine Schäferin vor.

mit Schäferhut und Schüppe, mit Blumen und Bändern phantaſtiſch geſchmückt.

Der erſte dankbare Blick, den Lina, ſich erhebend, auf die vor ihr kniende Unbekannte richtete, fiel auf die roſenfarbene Buſenſchleiſe der Schäferin und auf ein flatterndes Band mit den darauf gedruckten Worten: Vive la joie!

In dieſem Augenblick erſchien auch, von dem erwähnten Voltaire benachrichtigt, die Wirthin, Baronin von Boucheporn, mit einem Diener, der Erfriſchungen trug. Sie bedauerte den Unfall der lieben Frau, und überredete ſie, etwas zu ſich zu nehmen.

Lina that desgleichen, wünſchte aber, nach Hauſe zu kehren.

Für dieſen Fall finden Sie unten einen bereiten Wagen, ſagte die Baronin, ſo leid es mir thut, Sie ſo früh gehen zu ſehen.

Sie begleitete Lina nach einem ſtillen Ausgang auf den Corridor und wünſchte ihr eine ſanfte Nacht.

Das zeitig beſtellte Dienſtmädchen wartete wirklich ſchon unten mit den Mänteln, und ein Wagen ſtand, wahrſcheinlich für dergleichen unvermuthete Vorfälle, angeſpannt.

Mit dieſen Eindrücken verließen unſere Freunde das Feſt des Hofmarſchalls.

Zehntes Capitel.

Ein ehelicher Zwiſt.

Lina hatte das Dienſtmädchen mit in den Wagen genommen, nicht blos um es bei ihrer Ankunft gleich zu Hauſe zu haben, ſondern um durch ſeine Gegenwart jede Erörterung mit Ludwig unterwegs abzuhalten. Sie fühlte ſich ſehr erſchöpft, und eine unſägliche Wehmuth lag ihr auf dem Herzen. Der Wagen fuhr raſch die Bellevue-Straße hinab, am Author und an der alten Burg vorüber, den Marſtällerplatz entlang nach dem Altſtädter Markte, wo ihre Wohnung mit dem Ausblick auf die Fuldabrücke lag.

Oben angekommen, ließ ſich Lina von dem Mädchen nur aufhäkeln, ſchickte es ſchlafen, und warf ſich, in lautes Weinen ausbrechend, auf das Sopha.

Ludwig, der von ihrer innern Bewegung eher Vorwürfe als ſo heftige Thränen erwartet hatte, war ſehr erſchüttert. Er kniete vor ihrem Lager nieder und ergriff ihre Hand. Ob er ihre Leidmüthigkeit ahnte oder nicht recht begriff, ſeine Frage darnach ſprach ſich nur in ängſtlichen Blicken aus. Erſt als ihr ſtürmiſches Weinen etwas nachließ, ſagte er mit theilnehmendem Ton:

Lina?

Ach, wie biſt du mit mir umgegangen! Wie haſt du mich verrathen, vernichtet! rief ſie, und mit dem erſten lauten Wort erneuerte ſich ihr leidvolles Weinen.

Ich, Karoline? Ich dich verrathen?

Ach, und du fühlſt es nicht einmal, du erkennſt es nicht? fragte ſie und richtete ſich unwillig empor.

Was denn, liebe Lina? verſetzte er. Ohne Zweifel hat dir der König Unziemliches geſagt, hat dir ungebührliche Erklärungen oder — unanſtändige Anträge gethan?

Hat, hat! unterbrach ſie ihn aufſtehend, die Hände leidenſchaftlich erhebend. Ein „hat" vom Eismeer! Heiliger Gott! Und was hab' ich denn, Ludwig? Ich hatte mich dagegen erhoben, mit aller Empörung meines Herzens hatte ich den König verlaſſen: da führteſt du mit aller Härte deines Armes mich zurück wie eine Sünderin an der Majeſtät, erniedrigteſt mich zur Geberde einer Büßerin. O Gott, o Gott!

Liebe, theure Lina, wie überſpannſt du dich! Deine Entrüſtung über ihn war gerecht, und mir ſchien, du haſt ihn auch mit Worten entſchieden genug abgefertigt. Aber dann liefſt du fort, ließeſt den König vor allen Zuſchauern ſitzen! Das verſchlug doch gegen alle Schicklichkeit und Sitte, gegen die Hofſitte, und ich mußte der Uebereilung einen entſchuldigenden Sinn geben.

Hofſitte! lachte ſie auf. Alſo Hofſitte gilt über Unſitte!

Nein! Aber bedenke doch nur, daß das Schickliche, die beſtehende Sitte, auch zum Sittlichen gehört, daß es doch immer der König iſt, und daß dem König —

Ja, es iſt der König, unterbrach ſie ihn, iſt der Hort des Rechts und der Ehre, und wenn der eine ſittſame Frau antaſtet unter den Augen aller Welt, dann bleibt ihr als Zuflucht nur ihr Mann, wenn nicht als Richter, doch als Ritter. Iſt denn die Majeſtät der Unſitte heiliger als die Ehe, als die vertrauende Tugend einer Frau? Geh', Ludwig, ich verſtehe dich nicht mehr!

Dein Ritter! Liebe Lina, ich bitte dich —! Und was ſollt' ich denn als Ritter thun? Hineilen und dem König den Marſch machen? Ihn herausfodern und eine Lanze mit Jerôme brechen? Bedenke doch, gute, vernünftige Frau! Und — hab' ich mich denn deiner auch nicht angenommen? Ich rede ja eben der Unſitte dieſes Mannes das Wort nicht, habe deine ganze Entrüſtung recht gefunden und gebilligt. Dich ſelbſt nur habe ich zu ſchützen geſucht, diesmal aber gegen dich ſelbſt. Die edle Frau iſt die Hüterin des Schicklichen, wie der König ein Hort des Rechts. Eine Frau, die gegen Unbilde kämpfend das Schickliche verläßt, wirft ihre Waffe fort, oder ſchlägt vielmehr ſich ſelbſt mit ihrer eigenen Waffe. Ich eilte ja dir entgegen, gab dir die Waffe wieder in die Hand: ich war dein Ritter!

O ja, Ludwig, an Klugheit, an Spitzfindigkeit fehlt es dir nicht. Gut! Ich habe gegen die Schicklichkeit gefehlt, aber nur gegen Hofſchicklichkeit, Etiquette. Und was wär's denn geweſen, wenn man deiner Frau nachſagte, ſie verſtehe den Hofton nicht? Und was wird denn die höhniſche Welt jetzt ſagen, daß ich dich herbeigeholt habe, dich mit deiner jämmerlichen Klugheit, die der König nicht einmal erkannt hat! Sagt mir dieſer entſetzliche Mann, ich verſtehe mein Coſtüm durchzuführen, eine ehrſame Frau alter Zeit zu ſpielen. Ich — eine

Komödiantin der Ehrbarkeit! Jeſus, Jeſus! Ludwig, das vergebe dir Gott! Das iſt ein Riß durch unſer ganzes Leben!

Sie ſank wieder auf das Sopha zurück und barg ihr Geſicht in die Kiſſen.

Ludwig war in peinigender Befangenheit. Er fand ſein vorſichtiges Benehmen, womit er Lina's Uebereilung gegen den König vor einer ſo glänzenden Geſellſchaft zu decken geſucht hatte, nicht unbedingt zu verwerfen. Wenn ihm aber auch Lina's Empfindlichkeit darüber etwas übertrieben ſchien, ſo fühlte er deſto lebhafter mit ihr das Kränkende, Schmähliche, das allerdings durch die Auslegung des Königs ihr ehrliches Herz getroffen hatte. Nur konnte er ſeine gute Abſicht doch nicht für eine ſo unerwartete Wendung verantwortlich machen, und Lina's Entrüſtung, wie gerecht ſie war, fiel mit Unrecht auf ihn zurück.

Solche innern Widerſprüche ſind ganz gemacht, einen reizbaren Mann, wie Ludwig, zu einer Ungeduld und Unduldſamkeit zu verſtimmen, für die er nach einem Gegenſtande ſucht. Er ereiferte ſich in Gedanken über nichtswürdige Menſchen, ſo entartet, daß ihnen nicht einmal ein Verſtändniß für die ſittliche Empfindung einer rechtſchaffenen Frau geblieben ſei. — — Dann wurmte ihm auch Lina's Frage, was die höhniſche Welt dazu ſagen werde, daß ſie ihn nach ſolcher Unterhaltung mit dem König herbeigeholt. — Was wird ſie ſagen, dachte er, als die ſchöne Frau unterhandle mit Jerôme, des Mannes Beförderung ſei der Preis ihrer Ergebung.

So die Bruſt voll Leid, voll Mismuth und Unwillen, wandelte er hin und wieder, bis Lina ſtill geworden. Nun ſetzte er ſich leiſe zu ihr, indem er mit dem zärtlichſten Tone ſagte:

Höre mich mit Geduld an, gute Lina! Ich habe ſehr gefehlt, ich erkenne es; aber — erkenne nun auch du, daß ich nur aus Liebe zu dir gefehlt habe. Der Stolz eines Mannes auf ſeine Frau gehört ja mit zu ſeiner Liebe, und meine Eitelkeit gerade auf deine äußern Vorzüge war ja dieſen Abend aufs höchſte geſteigert. Denke dir, wie empfindlich es mir ſein mußte, daß dieſe hochmüthigen Frauen, die dir deine Vorzüge und dein Glück neideten, gerade an deinem Benehmen gegen den König, an dieſer, wenn auch Kleinigkeit eines Verſtoßes gegen die Etiquette ihre Schadenfreude finden ſollten, — ſie, die gerade dieſe Affengrimaſſen, dieſe Papageienworte des Hoftons für das Höchſte in der Welt halten. Dieſe Empfindung war es, was mich bewog, mit dir zum König zurückzukehren. Sie ſollten glauben, der König habe nach mir verlangt. Wie konnt' ich mir denken, daß Jerôme es in ſo kränkendem Sinn nehmen würde? Ich hatte ja geſehen, mit welcher Würde du ihm erwiderteſt. Und das war auch der Weg ihn abzufertigen, Lina. Die Sittlichkeit iſt eine innere Macht und hat ihre eigenen Waffen; man beleidigt aber geſellſchaftlich nicht, wen man eben moraliſch misachtet.

O ja, du wirſt ſchon Recht behalten, Ludwig! erwiderte ſie müde.

Ich will nicht Recht behalten, liebe Lina, ich will nur entſchuldigt ſein. Ich fühle jetzt das Jämmerliche meiner Klugheit tiefer als — glücklicherweiſe — du ſelbſt:

ich theile in dieſem Augenblicke mehr als je deine Entrüſtung über die Unſittlichkeit dieſes Volks. In dieſem Einklang werden wir uns verſtändigen über das Leid, das dir widerfahren iſt, wie über den Kummer, den ich empfinde, es veranlaßt zu haben. Doch ſolche Schmerzen wollen ruhig ausbeben. Weißt du was, mein Herz? Geh' morgen voraus nach unſerm traulichen Weiler. Du haſt ja ſchon Alles zur Reiſe vorgerichtet, und wir haben uns ſo auf dieſe heitern Herbſttage gefreut. Nun geh' du voraus, Lina. Die ländliche Ruhe wird dir wohlthun. Sobald du es dann wünſcheſt, komme ich nach. Dort wirſt du erfahren, was du im Stolberg'ſchen Liede ſo manchmal ſingend empfunden haſt:

Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!

In dieſer kurzen Trennung wird der Riß heilen, den du — Ach, willſt du denn einen Riß für unſer Leben, Lina?

Ob ich will, Ludwig! fuhr ſie auf. Wie kannſt du glauben, daß ich wolle? Ach, das iſt ja des Lebens Jammer, daß etwas geſchieht, was man nicht will! Aber du haſt Recht, ich will morgen gehen!

Nun komm', es iſt ſpät! Lege dich zu Bett!

Hole mir eine Decke, Ludwig, und laß mich hier ruhen, dieſe Nacht nicht neben dir, Ludwig. Ein ſchmerzliches Misverſtändniß hat uns entzweit; laß mich erſt wieder recht innig zur Sehnſucht kommen, Eins mit dir zu ſein. Ach, ich wünſche es, Ludwig! Geh', hol' mir eine Decke!

Ludwig ergab ſich betrübt in ihre Empfindungsart, holte ihr Kiſſen und Decke, und drückte ihr die Hand zu Gutnacht.

Die Frühdämmerung fiel ſchon auf die ſteinerne hohe Bruſtwehr der Brücke, als er das Rollgehänge des Schlafgemachs herabließ. Lina ſchlummerte aus Müdigkeit bald ein. In ihren erſten Traum ſpielte noch das von Ludwig angeregte Lied mit den Worten:

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink' ich dir am Buſen hin,
Süße, heilige Natur!

Ludwig kam nicht zum Schlafen. Seine Nervenreizbarkeit hielt ihn wach. Lina's anklagende Gefühle, ſeine einredenden Gedanken ſtritten fortwährend in ſeinem Innern. Die Tageshelle nahm zu, ohne daß ſie einen Endbeſcheid in dieſen Proceß des Verſtandes mit dem Herzen gebracht hätte.

Er ſtand auf, um nachzuſehen, ob Alles gehörig gepackt ſei, und ſchickte dann das Mädchen aus, einen Wagen nach Homberg zu beſtellen. Er legte noch zu Lina's Sachen, was er für ſich ſelbſt voraus mitgenommen haben wollte, und ging dann Lina zu wecken. Sie war ſchon auf, und reichte ihm freundlich die Hand. Mit gleicher Freundlichkeit, wiewol nicht ohne eine gewiſſe Zurückhaltung von beiden Seiten, wurde beim Frühſtück die Reiſe beſprochen. Der Wagen ſollte erſt gegen Mittag abholen, und damit Lina nicht allein reiſe, wollte Ludwig auf dem Wege nach dem Bureau die Mutter zu ihrer Begleitung beſtimmen. Beide waren einverſtanden, die gute Frau durch keine Mittheilung über den Vorfall beim Feſte zu beunruhigen. Und um ſogleich die einzige Einrede, die ſie machen würde, zu heben, wollte Ludwig auf die Dauer der Abweſenheit der Mutter Hermann bei ſich zu Gaſt laden.

Bei dieſem Vorſchlage nickte Lina blos ihre Zuſtimmung. Die heimliche Frage, wie der Freund ihre Kränkung und Ludwig's Benehmen anſehen werde, beunruhigte ſie ſehr; aber ſie ſchwieg darüber. Erfahren mußte er doch von dieſer Uneinigkeit, und ſie mochte weder zweifelhaft über ſein Urtheil, noch als Anklägerin ihres Mannes erſcheinen.

Beide ſchieden dann mit herzlichem Lebewohl auf Wiederſehen und mit der Verabredung, ſich vorher brieflich zu verſtändigen.

Als Ludwig gegen Abend den Freund mit zu Tiſch brachte, war Hermann noch ſehr bewegt von Allem, was ihm derſelbe unterwegs von dem Ereigniß beim Feſte und von dem häuslichen Auftritt mitgetheilt hatte. Das Dienſtmädchen berichtete, daß ein vornehmer Herr dageweſen ſei, ſich nach dem Befinden der Madame zu erkundigen. Er habe ſich über ihre Abreiſe gewundert, aber ſehr gefreut, daß ſie wieder ganz wohl ſei. Gewiß hätte ihr nur die Schwüle des Saals und der ſtarke Duft der Gewächſe die ſchlimme Anwandelung zugezogen. Er habe ſich auch ſehr genau nach dem Landſitz erkundigt, wohin Madame gegangen ſei. Seinen Namen habe er nicht genannt, aber ein närriſcher Menſch müſſe es ſein, denn er habe neben dem einen goldenen Knopf des blauen Frackrockes an der Hüfte noch zwei kleine goldene Knöpfchen ſitzen gehabt.

Die Freunde waren noch zu voll von ihrer Angelegenheit, um weiter darauf zu achten. Sie nahmen es für eine Artigkeit des Hofmarſchalls, der doch weder deutſch ſprach, noch Kammerherrenknöpfchen trug. Ihre Beſprechung über Tiſch war offen und warm. So ſehr Ludwig's raſche, kluge Wendung von Hermann als gutes Impromptu bewundert wurde, ſo nachdrücklich entſchied er ſich doch für Lina's edle und muthige Entrüſtung.

Mir fällt eine frühere Aeußerung von ihr ein, ſagte er unter Anderm. Es war, als ich euch im Mai auf dem Land beſuchte. Du warſt in Homberg zurückgeblieben, und ich wollte andern Morgens wieder nach Caſſel abreiſen; Lina fragte mich, wofür ich wegen meiner Verhandlungen mit dem Polizeichef entſchieden ſei. Sie rühmte und empfahl mir deine einſichtsvolle Klugheit. Da ich ihr aber erklärte, Einiges in deinem Rath widerſtrebe zu ſehr meinem innerſten Selbſtgefühle, ſo verſetzte ſie: dann folge dieſem! Die Klugheit vermag viel, man kann mit ihr die ganze Welt gewinnen; was hat man aber davon, wenn man darüber ſich ſelbſt verliert? Siehſt du, Ludwig, das iſt es! Lina wollte, als ſie den König verließ, ihr edles Selbſt behaupten. Wahrlich! es liegt — möcht' ich faſt ſagen — etwas Tragiſches in euerm Misverſtändniß. Iſt es nicht wenigſtens die ſeltſamſte Fügung: du wollteſt ihr den Schein der Weltmanier, der Hofſchicklichkeit retten, und gabſt ihr damit das niederdrückende Gefühl, ſich ſelbſt verloren zu haben.

Nun ja, das iſt Alles recht gut mit den Gefühlen, erwiderte Ludwig etwas verdrießlich dem Freunde gegenüber, der ſich eben auf Lina's Seite ſchlug. Wenn ſie nur nicht immer ſoviel Wohlgefallen an ſich ſelbſt hätten, dieſe Gefühle, und — zur Raiſon kommen wollten. Sein Selbſtgefühl muß man mit andern Waffen aufrechthalten. Ich begreife Lina recht gut; ſie begreift nur mich nicht. Es iſt ihr ſchon wiederholt begegnet, wie — bildlich zu reden — einer jungen Frau, die ſich nach einer fremden Stadt verheirathet hat: der mitgebrachten Ausſtattung derſelben fehlt auch Elle und Wage nicht; ſie wiegt immer ſorgfältig das vom Metzger gelieferte Fleiſch, die vom Markt eingekaufte Butter nach; aber es trifft ihr überall nicht zu, ſie kommt immer zu kurz und ereifert ſich über Betrug von allen Seiten, bis ſie endlich einſieht, daß hier am Ort anderes Maß gilt — das Gewicht leichter, die Elle kürzer iſt, als ſie beides mitgebracht hat. Sieh', ſo geht's meiner guten Frau!

Nur mit dem Unterſchied, lieber Ludwig, daß das volle, ſittliche Maß, wie es Lina mitgebracht hat, bei uns gilt, das ſchlechte, verfälſchte aber von dieſen Fremden eingeſchleppt iſt.

Ludwig, der ſich geſchlagen fühlte, ſchwieg eine Weile, dann, auf einen andern Gaul ſich ſchwingend, ſagte er lächelnd:

Nun, was folgt denn daraus, Hermann?

Daß wir dieſe Fremden und ihr falſches Maß, ihr zu leichtes Gewicht aus dem Hauſe werfen müſſen, — das folgt daraus, oder du willſt es daraus gefolgert haben! Nicht wahr?

Ah! ſiehſt du das endlich ein? Ja, Hermann, brechen das Scepter, dieſe Königselle, die uns ſolche Thaten zumißt, brechen!

Gut! Und was folgt noch weiter, Ludwig?

Nun, was?

Daß Lina im tiefſten Grund Recht hatte! Ihr ſprecht immer von Volkserhebung, und wenn ſich eine deutſche Frau, die liebenswürdigſte und rechtſchaffenſte der Reſidenz, von der Seite eines Königs erhebt, der eben kein König, ſondern — was ihn ſein kaiſerlicher Bruder ſelbſt ſchon genannt hat — un petit polisson iſt, dann ſchreit ihr über verletzte Hofſitte. O mein lieber Ludwig, du hätteſt ihr ja die Hand reichen mögen, nur nicht um ſie zurück-, ſondern um ſie fortzuführen, als die Fahnenträgerin der Frauenwürde, — fort durch die ganze lächelnde Schar dieſer Hofweiber, dieſer Hofhühner hindurch.

Ludwig ſchwieg nachdenklich, und Hermann beſann ſich auf eine ableitende Unterhaltung.

Elftes Capitel.

Die Kraft einer Verlegenheit.

Lina ſollte bald genug erfahren, wie wunderbar über ungewöhnlichen Begegniſſen die Stimmungen des menſchlichen Gemüths wechſeln und ein neues Gleichgewicht der innern mit der äußern Welt ſuchen. Solange ſie in Ludwig's Nähe äußerlich mit ihm verbunden war, empfand ſie nur den innern Zwieſpalt ihres Herzens mit ſeinem Handeln. Jetzt, kaum acht Stunden Wegs von ihm entfernt, ſtrebte ihr Gemüth nach Verſtändniß, mithin nach innerlicher Vereinigung mit ihm.

Die Mutter, nur über Nacht geblieben, war am nächſten Mittag mit demſelben Wagen nach Caſſel zurückgekehrt. Nun in ſtiller Häuslichkeit und heiterer ländlicher Umgebung allein, war Lina nicht ſobald zum Gefühl ihrer Einſamkeit gekommen, als ſie auch dem Zweifel nachhing, ob vielleicht Ludwig doch nicht blos klug, ſondern auch richtig gehandelt habe, und ob ſie ſich vom Gefühl ihrer Kränkung, auch wenn daſſelbe gerecht geweſen, ſoweit hätte dürfen hinreißen laſſen. Von dieſem Zweifel hing es ab, ob ſie Ludwig's Rechtfertigung abwarten oder ihm mit ihrem Bekenntniß zuvorkommen ſollte. Da ſie nicht ins Klare mit ſich kommen konnte, entſchloß ſie ſich, der Ueberlegung Zeit zu laſſen, und ging, um eine freiere Stimmung zu gewinnen, nach Homberg hinüber, Beſuch im Stift zu machen.

Sie hatte dabei keine andere Abſicht, als die der Schicklichkeit und eines herzlichen Verlangens nach den ihr ſo lieben und theuern Frauen. Wie ſie aber die Dechanin allein zu Hauſe traf und mit einer herzlichen Umarmung empfangen wurde, kam ihr plötzlich der Gedanke, ob ſie ſich ihr, die mit zartfühlenden Frauenſinn ſoviel Kenntniß des Hoflebens verbinde, nicht anvertrauen ſolle.

Marianne von Stein führte ihren Gaſt in den Garten zwiſchen den runden und länglichen Beeten hindurch, die in vollem Herbſtflor prangten, zu einer Laube, in der noch neben einem Obſtkörbchen die Nachmittagslectüre der Dechantin lag — ein Band der Schweizergeſchichte von Johannes von Müller. Sie nahm das Körbchen, um noch etwas von dem edeln Obſt zu brechen, das an der Mauer und an Spalieren gezogen wurde.

Iſt Ihr Mann ein Freund von Obſt? fragte die Dechantin. Er kommt doch nach?

Dieſe einfache Vorausſetzung regte die Erinnerung an die ſchönen Maitage, die ſie gemeinſam mit Ludwig hier verbracht hatte, ſo lebhaft in ihrem Herzen auf, daß ſie nicht ohne Bewegung, ohne den Ton der Wehmuth Ludwig's Abweſenheit ausſprechen konnte.

Die Dechantin blickte ſie mit ihren klaren blauen Augen an und ſagte:

Was iſt Ihnen, liebe Tochter? Mein Gott! es iſt doch nichts Betrübtes vorgefallen?

Lina warf ſich an ihre Bruſt, und Marianne flüſterte ihr zu.

Sie wollen ſich mir mittheilen, nicht wahr, gutes Kind? Sie ſind gekommen, mir Ihr Herz auszuſchütten? Nun ſehen Sie, welche gute Stunde Sie getroffen haben! Wir ſind allein. Unſere Damen, nach dem Baumbachshof gefahren, werden vor Nacht nicht zurückkehren. Kommen Sie her und ſetzen ſich recht vertraulich zu mir!

Sie behielt ſitzend Lina's Hand in der ihrigen, und ihre ſeelenvollen Augen ſtrahlten eine ſolche Herzensgüte und Innigkeit auf die junge Frau, daß Lina nichts von all' ihrem Kummer und Zweifel zurückbehalten konnte.

Marianne Stein war nachdenklich geworden. Sie mußte ſich bekennen, daß ſie mit ſoviel Liebe und Haß, als ſie für Deutſchland und gegen die fremde Gewaltherrſchaft im Herzen trug, kein unparteiliches, ungetrübt auf die Frage gerichtetes Urtheil habe. Sie war voreingenommen für Lina und gegen Alles, was Napoleon hieß. Endlich ſagte ſie:

Ich glaube, meine Liebe, Ihr Gefühl war ſo edel als lebhaft. Handeln nach der Hofſitte iſt ja nicht das höchſte Handeln für alle. Wie? Wenn das heilige Königthum in unwürdige, unberufene Hände gefallen iſt, ſoll darum unſer ſittliches Herz ſich auch erniedrigen, um nicht gegen die Formen des Herkommens zu verſtoßen, das ſelbſt herabgekommen, mit der Krone ſelbſt unwürdig geworden iſt? Seien Sie froh, liebe, gute Frau, daß Ihnen Ihre bürgerliche Stellung und Herkunft das Privileg gibt, freier, muthiger und nach höhern Antrieben zu handeln, als es vielleicht Denen zukommt, die mit den Vorrechten ihrer Geburt und ihrer Beſtimmung auch dem Vorurtheil des Hofzwangs unterworfen ſind. — — Wir ſprechen ein andermal darüber, Liebſte. Ich ſehe den Rittmeiſter von Pogwitz auf das Stift zukommen. Wir haben ſeit kurzem im Diſtrict das erſte Küraſſierregiment liegen, und der Rittmeiſter kommt zuweilen von Melſungen herüber. Er hat hier vertraute Familienverbindungen. Der könnte Ihnen auch von Jerôme erzählen, liebe Freundin!

Eben betrat er den Garten, und ſie ging ihm ein paar Schritte mit dem Zuruf entgegen:

Gott grüße Sie, Herr Rittmeiſter! Sie ſehen vergnügt aus?

Der hübſche, ſtattliche Reiteroffizier küßte der Dechantin die Hand und verneigte ſich gegen die ihm genannte Frau Lina. Als er hörte, die Damen ſeien auf dem Baumbachshofe, lehnte er den angebotenen Sitz mit den Worten ab:

Dann thu' ich am beſten, den Umweg dahin zurückzureiten. Entſchuldigen Sie mich, gnädige Frau, es wird ſchon Abend, und ich habe eine Beſtellung an Fräulein Uslar. Es ſoll mir lieb ſein, gelegentlich auch Karolinen zu Hauſe zu ſprechen, und zu ſehen — lächelte er — wie weit's mit der Stickerei iſt. Für meinen Verluſt bei Ihnen hole ich mir nächſter Tage volle Entſchädigung. Ich habe ohnehin wol eine vertrauliche Beſprechung geſtört!

Er empfahl ſich, und die Dechantin, die ihm einige Schritte folgte, rief noch:

Ich habe Briefe von meinem Bruder Karl, wenn Sie wiederkommen.

Aus Berlin? Geht's gut? fragte er.

Sehr! Auch Vertrautes von Major Schill! war ihre Antwort.

Der Offizier hob ſeine Rechte feierlich empor, zückte mit der Linken den Pallaſch, und verneigte ſich tief.

Als ſich die Dechantin gedankenvoll geſetzt hatte, knüpfte Lina das Geſpräch mit der Frage an:

Alſo auch dieſer hübſche Mann hat von Jerôme —?

Ja wol, meine Liebe! flüſterte Marianne. Hören Sie! Vertrauen gegen Vertrauen! — — Dieſer Herr von Pogwitz ſtand noch vor kurzem in der Grenadiergarde. Er liebte die Tochter einer ſehr angeſehenen deutſchen Familie, die wir ungenannt laſſen wollen. Die Aeltern waren einverſtanden, das Paar zuſammenzugeben; nur ſollte der Offizier erſt einen höhern Rang im Militär oder eine gute Stelle bei Hof erlangt haben. Es will ſich lange nichts machen, bis man endlich hört, es ſei die Abſicht Jerôme's, das Schloß zu Wabern für einen wechſelnden

Aufenthalt, zu einem Jagdſchloß einrichten zu laſſen und einen Palaſtpräfecten oder Maréchal des logis hineinzuſetzen. Eine ganz neue Stelle. Aber — wie bewirbt man ſich auch darum! Und wie beeifern ſich die Mütter von Stand, ihre franzöſiſch plaudernden Töchter bei Hofe vorzuführen! Denn man wußte, daß es hauptſächlich um eine reizende Marſchallin oder Palaſtpräfectin zur Unterhaltung für den König bei ſeinen einſamen Beſuchen galt. In jenen Tagen nun kommt Jerôme einmal von Napoleonshöhe und übernachtet, wie er wol zuweilen that, im alten Schloß. Unvermuthet erhält Herr von Pogwitz, da der Offizier des Tags plötzlich erkrankte, die Wacht im Schloß vor dem Schlafcabinet des Königs. Kurz nach Mitternacht erſcheint ein Kammerherr mit einer tiefverhüllten Dame, die er ins Cabinet führen will. Der Offizier, der von einer Ordre deshalb nichts weiß, vertritt ihm den Weg mit ſeinem gebieteriſchen Halt: C'est le cabinet du Roi! Der Kammerherr weiß das, und will eben dahin; er beruft ſich auf den Befehl des Königs. Herr von Pogwitz bemerkt die Unruhe der vermummten Geſtalt, ihr Beſtreben, wieder zurückzukehren, ihr Bemühen, den Schleier dichter zuſammenzuziehen. Die Haltung, die Bewegungen der Dame kommen ihm ſo bekannt vor; eine Angſt überfällt ihn, und mit den Worten: „Iſt hier Betrug? Ich muß wenigſtens wiſſen, wer zum König eindringt!“ faßt er den Schleier und ſchlägt ihn zurück. Es iſt ſeine Geliebte, die leichenblaß, mit halb erſticktem Schrei dem Kammerherrn entflieht. Der Kammerherr meldet im Cabinet den Vorfall, und wie er zurückkehrt, dem Offizier zu ſagen, daß ihm der König Stillſchweigen

München

befehle, findet er ihn noch mit geſenktem Degen, wie verſteinert ſtehen. Am andern Morgen wird er zum Küraſſierregiment nach Braunſchweig verſetzt. Seit voriger Woche iſt nun dieſe Waffe in den hieſigen Canton und nach Melſungen verlegt worden.

Die Dechantin wurde unterbrochen. Eine Familie vom Land war angefahren und wurde vom Hausmeiſter in den Garten geführt. Lina empfahl ſich unter dem Nachrufe der Dechantin, recht bald wiederzukommen.

Zu Hauſe die Wohnſtube betretend, fiel ihr erſter Blick auf einen Brief, der eben von einem Boten war abgegeben worden. Noch nie, ſelbſt als Braut, hatte ſie mit ſo verlangendem Herzklopfen Ludwig's Siegel erbrochen.

Ludwig erzählte ganz ſchlicht ſeine Unterhaltung mit Hermann über die ſtreitige Frage, und ſchloß mit den Worten:

„Ich ſubmittire mich und komme, ſobald ich meinen Urlaub erhalte.“

Lina fühlte der ganzen Abfaſſung des Schreibens und dem gebrauchten fremden Worte „ſubmittire“ an, daß Ludwig ihr doch nicht ohne Empfindlichkeit Recht geben mochte. Sie ließ ſich, den Brief zwiſchen den gefalteten Händen, in den Lehnſtuhl nieder. Ihre Augen trübten ſich ein wenig, indeß ihr Mund lächelte. Dann eilte ſie nach dem offenen Fenſter und breitete die Arme in der Richtung nach Caſſel aus. Und noch einmal den Brief durchlaufend, ſprach ſie vor ſich hin:

Ja, ja, das hab' ich geſagt: mit Klugheit kann man die Welt gewinnen; was hat man aber davon, wenn man ſich ſelbſt verliert? In dieſem ſelben Zimmer hab' ich's geſagt, und — Hermann hat's nicht vergeſſen! Durch dies Fenſter da hat er mir damals ſein Maßliebchen gereicht. — Weißt du, Lina, ſagte er, wie dies Blümchen auf franzöſiſch heißt? Marguerite, paßt aber nicht auf Lina. — — Ach, ſo knüpft ſich wieder alles äußerlich wie innerlich zuſammen — Alles zwiſchen Mai und September, und kein Riß geht durch unſer Leben. Nein, Ludwig, das ſoll es nicht! Aber der Freund iſt es, der Alles verknüpfte!

Von jetzt an ſah Lina mit jedem Tag ihrem Ludwig entgegen. Sie hielt ſich daher des Nachmittags gern zu Hauſe und zwar im Garten auf, und machte nur die dringendſten Anſtandsbeſuche drüben in der Stadt, in Homberg, am Vormittag ab. — Vielleicht brächte Ludwig, ſchon um das befangene Wiederſehen zu erleichtern, Hermann mit, dachte ſie; aber ſie ſcheute ſich, eine Vorkehrung darauf zu machen, als könnte ſie dadurch ihrem Ludwig die Ueberraſchung ſtören, die er ihr etwa damit bereiten möchte.

Als ſie eines Nachmittags ins Freie hinaus den Weg nehmen wollte, den Ludwig kommen mußte, erſchien der Metropolitan Martin aus der Stadt, ihr ſeinen Gegenbeſuch zu machen. Er kam des Wegs von Homberg mit einem wunderlich ausſehenden ältern Manne in einer abgetragenen Livrée bis an den Garten, und trat mit nachträumendem Lächeln ein.

Es iſt doch ein ganz närriſcher Kauz, der alte Remmert, ſagte er unter ſeiner Begrüßung, und da Lina den Mann nicht kannte, erzählte Martin:

Ein ehemaliger Gerichtspedell, und hat ſich mit ſeiner ſchmalen Penſion bei Melſungen niedergelaſſen. Hier hatte er dieſen Sommer das Unglück, von einem ſchlüpferigen Abhang des Fuldauſers in den durch Gewitterregen angeſchwollenen Fluß zu gleiten. Doch wußte er ſich zu faſſen, und zwar in doppeltem Sinn des Wortes — durch Beſonnenheit nämlich und an den Wurzeln eines alten Weidenſtammes. Als ich mir's nun eben von ihm erzählen ließ und ſeine Geiſtesgegenwart lobte, verſetzte er: Allerdings, Herr Metropolitan, hatte ich die Gegenwart eines Geiſtes. Aber, Sie glauben nicht, wie Einem in einer ſo ſchrecklichen Inſinuation zu Muth iſt. Der Schreck der Seele und das kalte Gewäſſer treiben alles Blut in den innern Menſchen zurück. Doch gerade dadurch gewinnt er ſein Heil! Sehen Sie, — da drückt das Geblüt auf das Gemüth, und gibt dem Menſchen die wahre Kraft einer Verlegenheit.

Im Laufe der Unterhaltung brachte Martin die Neuigkeit, daß Jerôme der Herbſtjagd wegen das nahe Schloß Wabern auf eine Woche bezogen habe. Der geſprächige Prediger ließ ſich an, Lina von der glänzenden Zeit des Schloſſes zu unterhalten; allein ſie erinnerte ihn, daß ihr ſeliger Vater dieſe Zeit mitgelebt habe. — Ich kenne den großen, prächtigen Garten des ſchönen Schloſſes, ſagte ſie, und habe noch als Kind darin geſpielt und mich ausgetobt. Und wie oft hat der Vater nachmals von den Herrlichkeiten erzählt, wenn Landgraf Friedrich die Monate Juni und Juli dort zu verbringen pflegte. Hof und Militär, mehre Regimenter, begleiteten ihn dahin; das franzöſiſche Theater, Ballet und Oper ſpielten. Man zog auf die Reiherbeize aus; ſelbſt die Damen folgten der Falkenjagd in Scharlachgewändern und ärgerten mit dieſer Farbe die Truthähne, die Puter auf den Höfen. Ein prachtvolles, genußreiches Leben erfüllte die weite, fruchtbare Ebene.

Sobald ſich der Metropolitan empfohlen hatte, eilte Lina ins Freie hinaus. Es war ihr, als müſſe heut Ludwig eintreffen und ſie ihm entgegenkommen. Wirklich hatte ſie kaum den nächſten Hügel erreicht, als ſie in der Ferne herankommend zwei Reiter erblickte. Es verwunderte ſie zwar, daß Ludwig und Hermann zu Pferde kommen ſollten; doch war ja Hermann wenigſtens ſchon einmal ſo eingetroffen. Bald aber nahm ſie wahr, daß der zweite Reiter ſich eine Strecke hinter dem erſten hielt, — vermuthlich ein Küraſſieroffizier mit ſeinem Reitburſchen. Um dieſen nicht ſo allein zu begegnen, wendete ſie um. Ehe ſie aber das Haus erreichte, waren ihr die Reiter nahe genug gekommen, daß ſie Männer in Civil erkennen konnte. Sie blieb daher neubegierig in der Thür ſtehen, bis ſie im Vorderſten, der heranſprengte, den König erkannte. Erkennen und ins Zimmer eilen war ein Nu.

Jerôme mit ſeinem Seeheldenblicke hatte ſie ſchon von weitem erkannt, und ſich durch ſie ſelbſt zu ihrer Wohnung zurechtgefunden. Er ſtieg ab, ſein Pferd dem Stallmeiſter überlaſſend, und eilte ins Haus, wo ihn Lina im Wohnzimmer mit nachlaſſendem Herzklopfen und mit all' ihrer zuſammengerafften Faſſung empfing. Es ging ihr, ohne daß ſie eben daran dachte, wie dem alten Remmert: das Geblüt, aufs Gemüth drückend, gab ihr die wahre Kraft einer Verlegenheit.

Ich bin Ihr Nachbar in Wabern geworden, Madame, und konnte mir nicht verſagen, Ihnen meine Viſite zu machen, ſagte Jerôme mit dem verbindlichſten Anſtand, den er ſich vorgeſetzt zu haben ſchien.

Unverdiente Gnade, Ew. Majeſtät! erwiderte ſie, wobei ſie mit einer anmuthigen Geberde ihm die Wahl eines Sitzes anbot. Ich erwarte jeden Augenblick meinen Mann, der es ſehr beklagen würde —

Heut, Madame, dürfen Sie ihn nicht erwarten! fiel er ein. Simeon konnte ihm, eines dringenden Geſchäfts wegen, den gebetenen Urlaub noch nicht ertheilen. Es iſt mir auch lieb, daß ich vorher mit Ihnen, meine ſchöne Frau, ſeine Beförderung beſprechen kann. Das iſt der zweite Gegenſtand meines Beſuches. Heiſter verdient einen höhern Poſten, und es bieten ſich jetzt mehre Stellen; ich möchte ihm aber einen Platz geben, auf dem auch Sie ſich gefielen. Nicht wahr? — —

Es war gut, daß Lina in ihrer verſöhnten Stimmung gegen Ludwig den eigentlichen Anlaß dieſes für ſie ſo ängſtlichen Beſuchs nicht vermuthen konnte, ſie würde ſonſt einen neuen Verdruß gegen ihn gefaßt haben. Denn die heutige Heimſuchung Jerôme's hing wirklich mit dem Feſtabend beim Hofmarſchall zuſammen. Man hatte dem Benehmen der ſchönen Frau die ſchlimmſte Auslegung gegeben. Selbſt Ludwig's Entgegenkommen, als ſie vom Könige weggeeilt war, hatte wie eine Verabredung für den vorkommenden Fall ausgeſehen.

Dieſem leider! mehr auf Misgunſt als auf eigentlicher Böswilligkeit ruhenden Gedanken der Geſellſchaft lieh Marinville das Wort bei Jerôme, als die vertrauliche Rede auf den Vorfall gekommen war. — Was fangen wir nun mit Herrn Heiſter an, Sire? ſagte er. Die charmante Frau hat ihrem König den Weg zu ihrem Beſitze gezeigt. Es iſt der hier ſo gern betretene Pfad einer Beförderung des Mannes.

Jerôme ſelbſt war von dieſer Auslegung überraſcht. Sie ſtimmte nicht recht zu den mündlichen Aeußerungen, womit die reizende Frau ſeine Bewerbung erwidert hatte. Allein dies konnte in ihrer bürgerlichen Ungewandtheit liegen. Ueberdies widerſprachen ſeine Erfahrungen einem Winke nicht, der ſeinem Wunſche ſo ſehr entſprach. Er ſchickte einen ſeiner deutſchen Kammerherren, ſich nach Lina's Befinden zu erkundigen, und ihre Flucht auf das Land und in die Nähe von Wabern beſtätigte entweder Marinville's Andeutung, oder verlockte wenigſtens zu einem neuen Verſuche. Jerôme ging auf die Jagd, und Ludwig erhielt einen dringenden Auftrag als Chef de division.

Ohne die mindeſte Ahnung hiervon, fühlte Lina aus der Aeußerung Jerôme's nur heraus, daß er länger, als ſie zuerſt erwartet hatte, zu verweilen dächte. Ein guter Gedanke kam ihr wie eine Eingebung. Sie bat um die Erlaubniß, ihrem hohen Gaſt einige Erfriſchungen anbieten zu dürfen. Und obgleich Jerôme dankte und ſie zurückzuhalten ſuchte, beſtand ſie doch darauf, daß ſie nicht gegen die ländliche Sitte fehlen dürfe.

So eilte ſie hinaus, gab dem Mädchen den Schlüſſel zu Wein, Obſt, Pfeffernüſſen und was man Alles auf dem Lande für unerwartete Beſuche vorräthig zu halten pflegt, und ſchrieb indeß im Zimmer ihres Mannes folgende flüchtige Zeilen an die Dechantin:

„Der König iſt zu Pferd gekommen, und verweilt, wie es ſcheint. Ich weiß nicht, was —? Soll ich ihm noch einmal fort und zu Ihnen laufen, oder wollen Sie mir zu Hülfe kommen?

Lina Heiſter.“

Mit dieſem Billet ſchickte ſie den Hausknecht laufender Eile nach dem Stift, und brachte mit dem Mädchen die Erfriſchungen ins Zimmer.

Jerôme nöthigte ſie, Platz an ſeiner Seite zu nehmen. Ihr Gefühl ſagte ihr, ſie dürfe durch Sprödethun keine Blöße geben, ſondern ſich nur mit würdevoller Haltung waffnen.

Ich habe mir erzählen laſſen, ſagte er, daß Sie mit Ihren Aeltern im Schloſſe Wabern gewohnt haben, und Sie erinnern ſich deſſen noch?

Ich habe darüber vor einer Stunde mit dem Prediger aus Homberg geſprochen, Sire, antwortete ſie. Ich bekomme nämlich jetzt ſtündlich Beſuche aus der Stadt und aus dem Damenſtifte. In jener ältern Zeit ging's ſehr glanzvoll in Wabern zu.

Es iſt auch ein reizender Aufenthalt, fuhr er fort, ich fühle es jetzt recht lebhaft, und ich denke wieder einiges Leben dort zu erwecken. Darüber wollte ich mit Ihnen reden. Simeon ſchlägt mir Ihren Mann zum Generalſecretär der Präfectur vor Allein ich möchte ihn näher an meiner Perſon haben. Ich habe mich überzeugt, wie brauchbar er iſt, — einſichtvoll, unterrichtet, hat neben Kenntniß des Landes Ideen und Klarheit im Vortrag. Ich brauche ſolche Männer, — fremd wie ich in meinem Reiche noch bin. Doch möchte ich einem noch ſo jungen Manne, geboren in Caſſel, aus bürgerlichem Hauſe, keine Stellung von ſichtbarem Einfluß auf meine Entſchließungen geben. Das erweckt die Eiferſucht der Parteien, die Intriguen der Familien, unter denen er ſelbſt und Sie mit ihm leiden würden. Dazu hab' ich Sie zu lieb, meine anmuthige Freundin. Wenn ich ihn aber — etwa nach Wabern ſetzte, als Schloßpräfect oder in irgend einer Hofcharge, wo ich, ſo oft es mir nöthig ſchiene, mich mit ihm berathen und ihm Arbeiten übertragen könnte: ſo gäbe das ein glückliches Verhältniß, worin ihn gar kein Schein eines Einfluſſes im Staat berührte. Glauben Sie nicht auch? Und es würde mich dabei noch beſonders glücklich machen, zu wiſſen, daß Sie in jenen ſchönen Räumen unter den Erinnerungen Ihrer Kindheit, mit allem Zauber Ihrer Liebenswürdigkeit, als Königin ſchalteten. Würde Ihnen das keine Freude machen?

Er faßte näherrückend ihre Hand mit nur allzu verlangenden Blicken.

Lina bebte im Innerſten bei ſolchem Vorſchlag ſowol als bei dieſer Annäherung eines ſo verwegenen Mannes von privilegirter Stellung. Ihre Herzensangſt pulſirte die Bruſt hinauf bis an den ſchönen Hals. Sie fühlte ihre Hand zu feſt gehalten, um ſie leiſe zurückzuziehen, und hatte zugleich ein dunkles Vorgefühl, ihr entſchiedenes Zurückziehen könnte einen Mann wie Jerôme zu einem ſtürmiſchen Angriff, zu einer Verwegenheit herausfodern, die eine Scene, eine heftige Abwehr, am Ende gar einen Hülferuf nöthig machte, was ſie doch aus Rückſicht für ſeine Perſon, ja, um ihrer ſelbſtwillen vermeiden müſſe. Da faßte ſie den Muth, zu einer innern Waffe zu greifen, wie es Ludwig genannt hatte.

Ew. Majeſtät ſind ſehr huldreich für uns geſinnt, ſagte ſie, mit jedem fernern Worte tiefer aufathmend. Ich will Ihnen offen meine Gefühle ausſprechen, Sire.

Ah, meine liebenswürdige Karoline! flüſterte Jerôme, der ihr ängſtliches Athmen in ſeinem Sinne nahm, und ihre zuckende Hand an Mund und Herz drückte. Wir werden uns verſtehen! Sie werden meine heftige Liebe erkennen, und mit dem unvergleichlichen Zauber Ihrer Liebenswürdigkeit über das Herz, über die Macht Ihres Königs gebieten.

Ew. Majeſtät haben darin Recht, fuhr Lina, nun wieder freier Hand, fort, daß eine einflußreiche Stellung meines Mannes in der Nähe ſeines Königs den Neid, beſonders der franzöſiſchen Partei, erregen würde; und mein Mann hat eine ſehr reizbare Geſundheit. Aber einen noch gefährlichern Neid würde ihm eine Stellung im Schloſſe Wabern zuziehen. Hier würde er es nicht blos mit Männern, ſondern auch mit gar manchen Frauen verderben. Denn er iſt verheirathet, und Ew. Majeſtät wiſſen ja, wie lebhaft ſich die deutſchen Mütter in Caſſel für ihre Töchter um die Gunſt einer ſolchen Stelle bewerben. Mein lieber Ludwig ließ ihnen keine Hoffnung übrig. Nein, Sire, ich müßte meinem Mann durchaus abrathen. Was aber mich ſelbſt betrifft und die Bemühungen, die eine Frau im Schloß Wabern für den König zu übernehmen hat, ſo könnte ich mich zu keinem Wettlauf mit Damen von ſo adeliger Abkunft entſchließen, — ich, eine einfache bürgerliche Frau, Sire, die nicht blos ein altdeutſches Coſtüm, ſondern auch eine altdeutſche bürgerliche Treue für ihren Mann durchzuführen entſchloſſen iſt.

Lina hatte dies mit ſteigendem Affect geſprochen.

Jerôme, zuerſt von ihrem allerdings etwas geſpannten Tone betroffen, fühlte doch bald heraus, daß hier von Unterhandlung keine Rede ſein konnte. Befangen, überlegend nagte er an den Nägeln der linken Hand, während er mit der rechten die Pfeffernüſſe auf dem Teller durcheinander rüttelte.

Die Gemüthsbewegung Lina's hatte ſogar ihr Franzöſiſch etwas flüſſiger gemacht, und ein gewiſſes Selbſtgefühl über ihre gelungene Abwehr regte, während der König ſchwieg, etwas von ihrem leichten, natürlichen Uebermuth auf, ſodaß ſie lächelnd verſetzte:

Verzeihung, Sire, für meine Offenheit! Sie ſehen, daß ich für die Frau eines Schloßpräfecten nicht einmal angenehm genug im Franzöſiſchen bin. Nein, Sire, ein ſtiller Platz, entfernt von Hof, aber von Wirkſamkeit für das Wohl des Landes würde uns am glücklichſten machen!

O das können Sie haben, Madame! erwiderte Jerôme verſtimmt. Da ich jetzt Ihren untergeordneten Geſchmack, Ihre beſcheidene Wünſche kenne —

In dieſem Augenblicke klopfte es an die Thür, und die Dechantin trat ein. Sie that überraſcht von des Königs Anweſenheit, trat dann aber mit würdevollen, hofmäßigen Reverenzen gegen ihn vor, und Lina, die ſeinen nachdenklichen zerſtreuten Mienen anſah, daß er ſich der Dame nicht gleich beſinnen konnte, ſagte:

Ew. Majeſtät kennen ja ſchon die Frau Dechantin von Stein aus Homberg!

Ah! von Stein! erwiderte er lebhaft und mit raſchem Griff nach ſeiner Bruſttaſche. Ein etwas ſchadenfrohes Lächeln zuckte über ſein Geſicht.

Ich war unterwegs, Ihnen meinen Beſuch zu machen, wendete ſich die Dame an Lina, und dieſe verſetzte, jetzt mit freier, heiterer Stimmung:

Ich freue mich ſehr, daß Sie eine Stunde getroffen haben, wo Sie ſich für Ihre Freundlichkeit durch einen Antheil der hohen Gunſt belohnt finden, die Se. Majeſtät dieſem ſtillen, kleinen Hauſe gegönnt haben.

Sie bot der Dechantin einen Platz, und Jerôme nahm mit einem geſpannten Lächeln das Wort:

Sie kommen mir erwünſcht, Frau Dechantin! Ich konnte Sie hier nicht vermuthen, und doch habe ich eine ſehr intereſſante Neuigkeit für Sie in der Taſche. Das fügt ſich recht artig!

Marianne Stein war von dieſer Miene zu ſehr betroffen, um ſich von der angekündigten Neuigkeit etwas Gutes zu verſprechen. Sie blickte den König vielmehr mit ängſtlicher Erwartung an. Er hatte ein Zeitungsblatt aus der Taſche gezogen, und ſprach, indem er es entfaltete:

Es iſt der „Moniteur“ von Paris. Eben als ich wegreiten wollte, erhielt ich das neueſte Blatt aus Caſſel zugeſchickt. Sagen Sie mir, Madame, kennen Sie den Fürſten Sayn-Wittgenſtein?

Die Dechantin bejahte mit ſichtlich zunehmender Bewegung.

Dieſer Fürſt hat aus Dobberan an den Miniſter von Stein geſchrieben, an Ihren Bruder, Madame, und die Antwort iſt in die Hände des Marſchalls Soult gerathen, der ſie für intereſſant genug gehalten hat, ſie nach Paris zu ſenden. Sie erſcheint hier im „Moniteur“ abgedruckt. Vielleicht iſt es Ihnen angenehm, einige Bemerkungen des preußiſchen Miniſters, Ihres Herrn Bruders, zu vernehmen, die dem Kaiſer, meinem Herrn Bruder, von lebhaftem Intereſſe ſein werden. Wenn Sie mir erlauben —!

Er durchlief das Zeitungsblatt und las, als er die Stelle gefunden, mit ſcharfer Betonung einzelner Worte, die er zugleich mit einem wilden Blick auf die blaſſe, bebende Dame begleitete:

„Die Erbitterung nimmt in Deutſchland immer zu; es iſt rathſam, ſie zu nähren und auf die Menſchen zu wirken. Ich wünſchte ſehr, daß die Verbindungen in Heſſen und Weſtfalen erhalten würden, und daß man auf gewiſſe Fälle ſich vorbereite, auch eine fortdauernde Verbindung mit energiſchen, gutgeſinnten Männern erhalte und dieſe wieder mit andern in Berührung ſetze.“

Mit argwöhniſchem Blick auf die Dechantin faltete der König das Zeitungsblatt, indem er ſagte:

Haben Sie vielleicht Briefe, Madame, über dieſe — „gewiſſe Fälle“, wovon hier die Rede iſt?

Die Dechantin überhörte entweder in ihrer Beſtürzung den Sinn der Frage, oder verſchmähte darauf zu antworten. Und wirklich hatte ſie nur zu kämpfen, um in der Aufregung ihrer bekümmerten, ſorgenvollen Gedanken ſich ſelbſt und eine würdige Faſſung aufrecht zu erhalten. Sie erwiderte:

Das iſt für mich eine ſehr ſchmerzliche Zeitung, Sire! Der Brief des Miniſters iſt gewiß deutſch geſchrieben, und wer weiß, welchem Ueberſetzer er in die Hände gefallen iſt! Aber mein armer Bruder wird jedenfalls nach der Ueberſetzung, das heißt — franzöſiſch gerichtet werden.

Ihr armer Bruder iſt einer der Miniſter, die den guten König von Preußen arm machen, indem ſie ihn um ſein Land bringen, verſetzte Jerôme mit Heftigkeit, wobei jedoch mit ſeinem Lieblingsgedanken an Länderzuwachs für Weſtfalen ein ſeltſames Lächeln dieſen bittern, ſchmerzlichen Vorwurf begleitete.

Die Dechantin nahm ſich zuſammen, und entgegnete:

Ich bitte um Verzeihung, daß ich durch meine Gegenwart Ew. Majeſtät zu ſolcher Heftigkeit veranlaſſe. Ihre lächelnde Miene verräth mir, wie gern Sie ſo verletzende Aeußerungen mir, einer Dame aus dem friedlichen Stift Wallenſtein, einer Schweſter Stein's, erſparen möchten. Ich würde mich entfernen, Sire, um Ihrer Humanität kein ſo ſchweres Opfer zuzumuthen; allein ich fühle mich ſo angegriffen, daß ich warten muß, bis meine liebe Frau Heiſter mich begleiten kann.

Bei dieſen anzüglichen Worten erhob ſich der König raſch und rief:

Der Stallmeiſter ſoll mein Pferd vorführen!

Und — während Lina hinauseilte, ſetzte er, gegen die Stiftsdame gewendet, hinzu:

Ich ſehe, Madame la Doyenne, ich überzeuge mich, daß Sie die Geſinnungen Ihres Bruders, des Miniſters, theilen, daß Sie ſolcher — Loyalität auch gegen Ihren König vielleicht nicht fremd ſind.

Die Dechantin erhob ſich mit Reverenz und antwortete:

Niemand, Ew. Majeſtät, könnte mir ein beſſeres Zeugniß über meine Loyalität geben. Der Brief meines Bruders, wie es ſich auch damit verhalte, verräth jedenfalls die treueſte, lebhafteſte Anhänglichkeit an ſeinen König!

Dieſe ſo kühne als feine Antwort verwirrte Jerôme ſo ſehr, daß er, vergebens nach einer Erwiderung ſuchend, ſeinen Hut ergriff, und mit kurzer Verneigung des Kopfs und der Reitpeitſche das Zimmer verließ.

Als Lina von der Hausthür, bis wohin Sie ihren hohen Gaſt geleitet hatte, ins Zimmer zurückeilte, warf ſich ihr Marianne Stein in die Arme und ließ ihren Kummer, ihre Entrüſtung in den lebhafteſten Worten aus.

Ach! rief ſie, mein ſonſt ſo vorſichtiger Bruder. Und ſein Brief, ſolch' ein Brief, wird aufgefangen — konnte aufgefangen werden! Der Himmel weiß es, aber —

wenn dabei nicht Schurkerei, Treuloſigkeit des Boten im Spiel iſt —!

Lina beklagte, daß ſie durch ihr Billet, durch ihren Hülferuf der gnädigen Frau dieſes Leid zugezogen habe.

O liebe Tochter, erwiderte Marianne, nein, das können Sie ſich nicht zurechnen und darf Sie nicht bekümmern! Auch war ich ſchon unterwegs, Sie zu beſuchen, als Ihr Bote mir begegnete. Ich ſchickte Mathilden zurück, die mich begleitete. Ach, dies Leid wäre mir ja nicht ausgeblieben! Glauben Sie mir, die Franzoſen, der Kaiſer wird Lärm genug davon machen. Es iſt mir nun ſogar lieb, daß ich ſo früh darum weiß. Ich will nun gleich nach Homberg und mich mit den dortigen Freunden berathen. Kommen Sie, Liebſte, und begleiten mich eine Strecke.

Lina führte ſie bis an die Stadt. Die Dämmerung brach eben an.

Zwölftes Capitel.

Doppeltes Scheiden.

In dieſen Tagen war auch Luiſe Reichardt aus Halle zurückgekehrt und beſchäftigt, ihren Ueberzug dorthin auszurichten. Hermann ging ihr dabei, ſoviel er von ſeinem Geſchäft abkommen konnte, zur Hand, und ſuchte das

Lob, das ihm die Mutter Reichardt für ſeine ſeitherigen treuen Beſuche ertheilte, auch bei der Freundin durch Beiſtand und Hülfeleiſtung zu verdienen. Dabei tauſchten Beide ihre Zwiſchenerlebniſſe gegen einander aus. Luiſe war durch ihren Schwager Steffens und andere vertraute Männer der preußiſchen Bundesfarbe von den Planen zu einer allgemeinen Erhebung in Norddeutſchland genau unterrichtet, und fand zu ihrer großen Zufriedenheit den jungen Freund mehr als früher für die Sache eingenommen. Fichte's Reden hatten auf dem Wege der Betrachtung, für den er von der Schule her beſonders empfänglich war, und eigene Beobachtung auf dem Wege der Erfahrung, zuletzt noch durch Lina's Erlebniß, ſein Nachdenken beſchäftigt und ihn nun entſchieden in das heſſiſche Bündniß gezogen, das ſich mehr und mehr zu einer Verſchwörung ausbildete.

Ich habe Ihnen früher von dieſer Verbindung abgerathen, lieber Freund, ſagte ſie. Was iſt Ihnen der Kurfürſt, den ihr wieder herſtellen wollt? frage ich auch heute noch. Soll denn, wenn wir das Außerordentliche unternehmen, nichts Größeres dabei herauskommen, als die alte Armſeligkeit der Nation? Wollen wir denn dieſen ſchweren Pflug der Fremdherrſchaft, der uns durchfurcht, die alte Ländereintheilung zerſtört und den öffentlichen Zuſtand gewendet hat, nicht zur Ausſaat einer größern und ſtolzern Zukunft benutzen? Wollen uns in großer Geſinnung zuſammenthun, ohne zu lernen, was wir in Einheit vermögen? — Nun höre ich allerdings, daß ihr mit dem preußiſchen Tugendbund in Verkehr ſteht, und freilich, wenn das heſſiſche Volk nur für den Kurfürſten auf die Beine zu bringen iſt, ſo müßt ihr es bei dieſer Standarte feſthalten und dadurch die große Erhebung verſtärken, die am Ende wol dieſe Sonderintereſſen verſchlingen wird. Nur darf euer Unternehmen nicht vereinzelt und vom preußiſchen getrennt gehen wollen, wenn es nicht nutzlos oder gar zum Nachtheil für das allgemeinere ausfallen ſoll. Für ſich allein muß es mislingen. Für Sie, lieber Hermann, wäre es daher eine rechte Aufgabe, das Verſtändniß mit den preußiſchen Freunden aufrecht und lebendig zu erhalten, damit nichts übereilt werde. Die Leichtfertigkeiten des Jerôme'ſchen Hofes haben etwas Anſteckendes, am Ende ſogar für Unternehmungen, die gegen ſie ſelbſt gerichtet ſind, und die leichtſinnige Gewalt behält zuletzt den Sieg über einen unvorſichtigen Aufſtand. Ich wollte nur, Ihre Stellung wäre weniger gebunden, und Sie könnten ſich zuweilen perſönlich mit den preußiſchen Freunden in Verbindung ſetzen. Halle und Magdeburg ſind die beiden Angeln für die preußiſch-heſſiſchen Bewegungen. Beſonders auf Magdeburg ſehen es die Preußen ab.

Hermann ſtimmte der Freundin bei, und ſie verabredeten eine geheime Correſpondenz durch die heimlichen Boten des Tugendbundes.

Als der nicht veräußerte Theil des Reichardt'ſchen Mobiliars gepackt und der Fuhrmann damit abgefahren war, brachte die Familie noch zwei Nächte im Palais des Barons von Reinhard zu. Hier empfingen ſie auch das Lebewohl ihrer vertrauteſten Bekannten.

Am letzten Abende vor der Abreiſe war die Mutter

Reichardt früh zu Bett gegangen. Luiſe entſchuldigte ſie, als unter Andern auch Herr und Frau von Bülow Abſchied zu nehmen kamen.

Die Mutter iſt nicht blos von den Anſtrengungen der letzten Tage erſchöpft, ſagte ſie, noch weniger als ſolche kann ſie Kummer ertragen. Sie iſt ihr Leben lang von liebender Umgebung geſchont worden. Ich konnte ihr aber nicht alles Leidige erſparen, dem ſie entgegengeht. Sie glaubte noch immer in unſerm Giebichenſtein einzukehren, und ich ſelbſt dachte vor meiner Abreiſe dahin, die zerſtörte Wohnung ließe ſich leichter herſtellen. Aber das durch die Kriegszüge zerſtörte Haus, der verödete Garten bieten einen traurigen Aufenthalt in der überhaupt ganz verwandelten Gegend. Wir müſſen uns vorläufig in Halle bei meinem Schwager Steffens einrichten. Nun ſchweben der Mutter nur allzu lebhaft die glücklichen Tage vor, die wir auf unſerer ſchönen Beſitzung verlebt haben. Kennen Ew. Excellenz vielleicht Giebichenſtein?

Nur von außen, antwortete der Miniſter. Im Vorüberfahren hab' ich es über den traulichen Ufern und hohen Felſen liegen ſehen, da, wo die Saale in getheilten Armen dahinfließt.

Der eigentliche, herrliche Blick iſt aber von Giebichenſtein ſelbſt aus in die Umgebung, fuhr Luiſe fort. Es wird nicht leicht eine mannichfachere, reichere Ausſicht in irgend einem flachen Lande geſehen, ſagt mein Vater, der Vielumhergekommene. Wie der Fluß ſich da in kühner Beugung durch die ſchöngeformten Felsufer von ewigem Porphyr hindurchdrängt, bei dem ruhigen Fiſcherdorfe Krollwitz und ſeiner reichumpflanzten Papiermühle und dem buſchbewachſenen Werder vorbei über das hohe Wehr brauſend fortrauſcht, dann durch's fruchtbare Land ruhig hinſtrömt, bis ſich bei Lettin und dann weiterhin bei Wettin wieder hohe Felsufer erheben. Dort erblickt man das alte Schloß, in welchem der geniale, geiſtreiche Prinz Louis Ferdinand ſeine letzten unglücklichen Sommer verlebte, die Seele ſtets voll trüber Ahnungen eines nahen vernichtenden Geſchicks. Von der Höhe unſers Gartens hinausgeſehen, erhebt ſich dann der Petersberg mit ſeinen Ruinen im Hintergrunde, an ganz hellen Tagen wol auch der Brocken am tiefen blauen Himmel. Auf der einen Seite der hohe alte Weinberg, zur andern die angenehme Holzung, Meiereien und Schäfereien auf der fruchtbaren Fläche; im Rücken die Stadt Halle mit ihren Thürmen und dampfenden Salzkothen, und der Blick da wieder tief in Sachſen hinein nach Merſeburg, Lauchſtädt und weiter fort; das ganze Land rundum ſo reich und luſtig bebaut, von der ſchönen pappelbepflanzten Chauſſée durchſchnitten, die von Magdeburg nach Leipzig zieht.

Welch' ein anſchauliches Bild der prächtigen Landſchaft Sie uns geben, beſte Luiſe! rief Frau von Bülow.

Ach, könnte Ihnen auch etwas von den ſeligen Tagen und Abenden herzaubern, die wir dort verlebt haben! Unſer Garten, einfach angelegt, mit europäiſchen und amerikaniſchen Bäumen beſetzt und in Park und Küchengarten getrennt, hegte Haſen und Rebhühner, die kein Schuß erſchrecken durfte; zahlreiche Nachtigallen belebten die Idylle. Wir Schweſtern ſangen alle, und der Vater hatte Kutſcher und Bedienten auf's Horn eingelernt. Wenn dann an ſchönen, lauen Sommerabenden von unſern Stimmen, von zwei Hörnern begleitet, die alten trauten deutſchen Lieder erklangen, war der Eindruck hinreißend; eine friedliche, ſelige Ruhe herrſchte auf dieſer geweihten Stätte, bis die Sterne, als ob Theil an unſerm Erdenglücke zu nehmen, einer um den andern hell und immer heller herabblinkten.

Sie geben uns in dieſem kleinen Gemälde ein Abbild unſerer friedlichen, glücklichen Vergangenheit, ehe der Sturm aus Weſten unſere zerſtreuten deutſchen Paradieſe zerſtörte! rief Herr von Bülow aus.

Ja, und das Gegenbild davon liefert Halle in ſeinem jetzigen Zuſtande, verſetzte Luiſe. Seit dem unglücklichen Tage, da der unbedachte Widerſtand die Wuth des Feindes gegen die offene Stadt reizte, was hat ſie nicht gelitten! Jetzt iſt die Armuth auf ſchreckliche Weiſe im Zunehmen: die Salinen bringen nichts ein, dieſe Hauptnahrungsquelle vieler Einwohner, die durch die fortdauernden Durchmärſche vollends ausgeplündert werden. Alle Kräfte ſind gelähmt, ſtumpfe Gleichgültigkeit gegen die Zukunft auf einer, ſtiller Ingrimm gegen Napoleon's Macht auf der andern Seite, theilen die Bevölkerung in zwei nachbarliche Lager.

Ja, ja! nahm Baron von Reinhard das Wort. Da blickt nun das arme Volk nach ſeinen Fürſten zurück und findet ſie zur Erbärmlichkeit, Schwäche oder ſelbſtſüchtiger Erniedrigung herabgeſunken. Ein neues Bedürfniß erwacht — nach Verfaſſung, nach Einheit, Kraft, Nationalität. Wenigſtens gewinnt die Ueberzeugung immer mehr Raum unter den Denkenden und wird nach und nach unter das Volk kommen, daß nämlich mit den bisherigen Mitteln und Wegen der Verwaltung Deutſchlands keine Ehre zu erreichen, keine Schmach abzuwenden iſt; daß ein neues Leben die Fürſten und die Stämme durchſtrömen müſſe, indem ſie ſich als einig in ſich, als Theile eines Ganzen zu fühlen hätten.

Eben trat Staatsrath Müller ein. Er war in letzter Zeit ſehr innig mit Herrn von Reinhard geworden, und brachte öfter einige Abendſtunden bei ihm zu. Reinhard, der ihn mit beiden Händen empfing, flüſterte ihm zu:

Sprechen wir jetzt nichts von dem verunglückten Briefe Stein's: die gute Luiſe Reichardt iſt zu erſchüttert davon.

Dieſe hatte inzwiſchen den Herrn von Bülow beiſeite genommen, und ſagte mit ihrem milden Lächeln:

Ich will von Ihnen noch einen beſondern heimlichen Abſchied als Denunciantin nehmen, Herr Finanzminiſter! Doctor Teutleben, Ihr Finanzprakticant —

Verzeihung! Wo iſt er denn? fiel Bülow ein. Wir haben uns ſchon nach ihm umgeſehen; der liebenswürdigſte Verehrer wird Ihnen doch nicht bei der letzten Abendandacht fehlen? Oder iſt dies Weihrauchkorn Ihrer Adoration ſchon verdampft, ehe wir gekommen ſind?

Nein, Excellenz, ich hoffe es wird noch geſtreut werden. Blaſen Sie nur einſtweilen die Kohlen des Rauchfaſſes an! Sie ſind ein Spötter! Aber hören Sie! Er hat ſich, inzwiſchen ich fort war, in die Verſchwörung der Kurfürſtlichen ziehen laſſen. Ich habe ihm gerathen, ſich dabei hauptſächlich die Aufrechthaltung der Verbindung und des Zuſammenwirkens mit Preußen angelegen ſein zu laſſen. Ich zeige Ihnen das an, um mich als Verführerin zu denunciren. Ich verlaſſe Caſſel; ihn mögen Sie nun entweder beſchäftigen, daß er ſich nicht regen kann, oder ihm eine Stelle verſchaffen, die ihm eine günſtige Bewegung läßt.

Was? Mademoiſelle Reichardt? rief Bülow leiſe, mit lächelnder Entrüſtung. Sie wollen einen königlich-weſtfäliſchen Miniſter in Verſuchung führen? Oder ihm auf den Zahn fühlen? Oder meinen Sie, ich ließe mich von einer berühmten Componiſtin zu einem Choral für den Tugendbund in Noten ſetzen — in Notiz?

Lachend auf dieſe ſchalkhafte Entrüſtung rief Luiſe:

Laſſen Sie mich arretiren! Uebergeben Sie mich dem Criminal! Nur warten Sie, bis ich fort bin!

Sie ſchloß ſich den beiden Baroninnen an, mit ihnen dem Geſpräche der Männer lauſchend, die ſich über den bevorſtehenden Convent in Erfurt unterhielten.

Der König trifft ſchon Anordnung zu ſeiner Hinreiſe, ſagte Bülow. Man erwartet eine glanzvolle Verſammlung dort. Ich fürchte nur, es werden ſoviel Fürſten zuſammenkommen, daß die Concurrenz ihren Preis herabdrückt.

Da ſieht man doch gleich den Finanzminiſter, lächelte Herr von Reinhard, den Mann, der die Fürſtlichkeiten unter den Geſichtspunkt des Marktpreiſes bringt und wie einen Handelsartikel nach der Zufuhr tarirt.

Vielleicht hat Napoleon einen höhern Geſichtspunkt, meinte Müller. Jemehr Abſtufungen von Königen, Herzogen, Fürſten, Grafen, Baronen und geadelten Staatsmännern in der Zuſammenſtellung zu Einem Zwecke den

Völkern in die Augen fallen, deſto erhabener nehmen ſich die beiden kaiſerlichen Standbilder Napoleon und Alexander aus.

Gut! wendete Bülow ein. Was bedeuten aber dieſe beiden Standbilder unter der großen Glocke von Erfurt? Keineswegs ſcheint es doch auf etwas abgeſehen, was man — wie man zu ſagen pflegt — an die große Glocke bringen will. Gilt es Preußen? Gilt es dem ganzen Deutſchland?

Ich denke, die Abſichten des Convents ſind ausgeſprochen, lächelte Baron Reinhard. Mein Kaiſer, entſchloſſen, der wachſenden Volkserhebung in Spanien durch ſein perſönliches Auftreten ein Ziel zu ſetzen und ſeinen Bruder auf dem Throne zu befeſtigen, muß ſich begreiflicherweiſe vor allem der Ruhe in Nordoſt verſichern, und ſich alſo der Freundſchaft Kaiſer Alexander's vergewiſſern. Nicht wahr?

Wohl! Aber welche Pfänder der Freundſchaft werden ſie austauſchen? Und Deutſchland, das den Ort der Zuſammenkunft bietet, — wird es auch die Koſten und Gefahren des Rendezvous beſtreiten müſſen? fragte Bülow.

Als hierauf Reinhard die Achſel zuckte, flüſterte Müller:

Entre nous soit dit, was mir Freund Gentz ſchreibt: „Nach Kälte, Tod und den Franzoſen haſſe ich nichts ſo herzlich, als die Ruſſen. Ich entrüſte mich gegen die Oeſtreicher; wenn ich ſie aber von jenen Barbaren mit Füßen getreten ſehe, ſo kehren ſich meine deutſchen Eingeweide um, und ich fühle, daß ſie meine Brüder ſind.“

Wenn Sie damit ſagen wollen, daß Deutſchland zwiſchen beiden Reichen ſchlecht gebettet iſt, ſo haben Sie

Recht, beſonders weil viele der gekrönten Häupter in dieſem Bette gar alberne Träume haben.

Auf dieſe Aeußerung des Herrn von Reinhard öffnete ſich mit einigem Ungeſtüm die Thür, und Hermann — man durfte ſagen — ſtürmte herein. Er war aufgeregter, als ihn die anweſenden Frauen und Männer noch geſehen hatten. Luiſe trat ihm entgegen, und fragte laut und nicht ohne Beſorgniß, was er habe, was es gebe.

Aber Hermann, die Damen nur flüchtig grüßend, wendete ſich gegen die Männer, beſonders gegen ſeinen Miniſter. — Wiſſen Ew. Excellenz davon? fragte er. Oder kommt es geradezu aus dem Cabinet? Der Chef de Diviſion, Herr Heiſter, mein Freund, iſt aus dem Miniſterium verwieſen, iſt als Friedensrichter nach Homberg verbannt?

Baron von Bülow ſah ihn betroffen an, ohne auf die Frage zu antworten, und Hermann, nach dem erſten Ausbruch etwas erleichterter, fuhr fort:

Ja, ich komme eben von ihm. Er hatte dieſen Nachmittag ſein Urlaubsgeſuch mündlich erinnert, und Herr von Simeon ihm ſtatt des Urlaubs ein Decret als Friedensrichter nach Homberg übergeben. Martin, der bisherige Friedensrichter, iſt, ich weiß nicht für welchen Poſten beſtimmt. Der Miniſter ſchien dabei verlegen, ja bewegt, und bat Herrn Heiſter, ſich nur vorerſt zu beruhigen und die Beförderung abzuwarten, die er für ihn angetragen habe. Es war nicht zu verkennen, daß Herr Simeon nur die Ungnade des Königs zu decken ſuchte, bis er ſie zu verſöhnen im Stande ſei. An der Ungnade ſelbſt ließ ſich nicht lange zweifeln. Mein Freund nämlich, in der erſten Anwandelung entſchloſſen, ſeine Entlaſſung zu nehmen, geht nach Hauſe, die Sache zu überlegen. Ehe er aber zu einem Entſchluſſe kommt, erſcheint vom Lande zurückkehrend ſeine Frau, und erzählt, was dort vorausgegangen war. Der König hatte ihr von Wabern aus einen Beſuch gemacht und ihres Mannes Beförderung mit ihr beſprochen, er wollte ihn als Schloßpräfecten nach Wabern ſetzen. Sie hatte dies entſchieden abgelehnt und ſich ſeiner Artigkeiten mit der reſoluten Erklärung erwehrt: ſie wage ſich in keinen Wettlauf mit den vornehmen Damen, die ſich um jene Stelle — für ihre liebenswürdigen Töchter bewürben. Sie wünſche für ihren Mann zu ihrem ſtillen häuslichen Glück ein Amt, worin er, entfernt vom Hofe, für das Wohl des Landes arbeite. Hierauf hatte der König mit Unwillen erklärt, es würde ſich ſchon für ſolchen untergeordneten Geſchmack ein ſchicklicher Platz finden. Nun hat er ſich gefunden, und zwar ganz in der Nähe des Landſitzes, wo die beiderſeitigen Wünſche ausgetauſcht worden. Auf dieſe Mittheilung hat ſich mein Freund entſchloſſen, das Friedensrichteramt doch anzunehmen; ſeine liebe Frau habe ſich ja ſchon als eine vortreffliche Friedensrichterin ausgewieſen.

Bei aller Freimüthigkeit, womit Hermann berichtet hatte, fühlte man doch durch, wie ſehr er noch an ſich hielt. Keines mochte daher, wie vertraut man ſich auch zu einander wußte, eine Aeußerung über Das thun, was offenbar Alle nachdenklich geſtimmt hatte. Frau von Reinhard nahm den Ausweg, nach den verſchiedenen Amtsverrichtungen eines Friedensrichters zu fragen.

Hermann, noch immer aufgeregt genug, um beinahe unbedacht zu ſein, antwortete:

O meine gnädige Frau, was das Amt betrifft, ſo bietet es vielleicht den Kenntniſſen und Talenten meines Freundes weniger glänzende Aufgaben, aber deſto mehr Befriedigung für ſein vaterländiſch geſinntes Herz. Er tritt in den unmittelbarſten Verkehr mit dem Volke als Richter in ſtreitigen Sachen von beſtimmtem Werth, in Angelegenheiten der Grenzen des Eigenthums, der Vormundſchaften, als Lenker der Familienräthe und in Handhabung der Gemeindepolizei. Wahrlich, die erſprießlichſte Thätigkeit iſt ihm geboten, um ſich für eine königliche Ungnade zu — entſchädigen!

Es ſchien Allen angenehm, als ſich noch ein Paar Freundinnen Luiſens aus dem Theater einfanden, ihr Lebewohl zu ſagen. Herr und Frau von Bülow empfahlen ſich, Baron Reinhard nahm den Staatsrath Müller mit ſich auf ſein Studirzimmer, und auch ſeine Gemahlin zog ſich zurück, ſodaß Luiſe mit ihrem Beſuch und zuletzt mit Hermann allein blieb.

Die Aufregung des Gemüths, mit der er gekommen war, löſte ſich zuletzt in Wehmuth auf, als er beim Lebewohl der Freundin von der Betrachtung erſchüttert wurde, daß er nun nicht blos ſie, ſondern auch Lina und Ludwig aus dem ſüßen, gewohnten Verkehr verliere.

Es iſt faſt, was Schiller die ſüße Gewohnheit des Daſeins nennt, rief er aus. O wie einſam, wie verlaſſen werd' ich mich finden, Luiſe! Es iſt beinah' kein Leben mehr zu nennen!

Was du an den Einzelnen einbüßeſt, mein lieber betrübter Freund, verſetzte ſie, ihm die Abſchiedshand reichend — das ſuche dir am Ganzen zu erobern! Gebe den Beſtrebungen der Nation nach, wenn dir die Pfade zu lieben Freunden vereinſamen. Unſer Haus, Heiſter's Wohnung verſchließen ſich dir; aber wir ſelbſt geben dir nicht verloren. Blicke dafür nach Erfurt, wo vielleicht vernichtende Würfel über Deutſchland fallen. Rufe, wo du kannſt, dem Volke mit Herder zu:

Soll dein Name verwehn? Willſt du zertheilet auch
Knien vor Fremden? Und iſt keiner der Väter dir,
    Dir dein eignes Herz nicht,
    Deine Sprache nicht Alles werth?
Sprich, mit welcher, — mit welcher begehreſt du
Sie zu tauſchen? Dein Herz, ſoll es des Galliers,
    Des Koſacken, Kalmucken
    Pulsſchlag fröhnen? Ermuntre dich!

Hermann ſtürzte knieend vor ihr nieder, ihre Hand an ſeine bebenden Lippen preſſend. Sie legte ihre Rechte auf ſein Haupt, ſie neigte ſich auf ſeine Stirne, dann zog ſie ihn empor.

Kein Wort ward weiter gewechſelt. Sie wendeten ſich, die Hände gefaßt — Luiſe nach innen, Hermann nach außen des Zimmers, zögernd, bis ſie erſchüttert, Beide mit abſtürzenden Thränen von einander ſchieden.

Sechstes Buch.

Erſtes Capitel.

Eine geheime Poſt.

Ludwig hatte ſeinen Ueberzug nach Homberg aus leidenſchaftlicher Aufregung, aber auch um des erledigten Amtes willen ſehr beſchleunigt. Er nahm mit Lina einen vorläufigen Aufenthalt auf ſeiner benachbarten Beſitzung, um von hier aus die Einrichtung der Stadtwohnung zu beſorgen. Das Gerichtslocal mit Schreibſtube und den Bureaukoſten wurden verfaſſungsmäßig von den Gemeinden geſtellt, die zum Canton gehörten, während die Gehalte des Friedensrichters und des Gerichtsſchreibers auf den Beſoldungsetat der Staatskaſſe kamen.

Hermann hatte das abziehende Paar auf einige Tage begleitet und ſeine frühere Stube wieder bezogen. Aber wie verändert gegen früher war alles Andere, — ſeine eigene und die Lage der Freunde! Und mit welch' andern Empfindungen, als in den letzten Maitagen, kehrte er diesmal nach Caſſel zurück! Zwiſchen jetzt und damals lag der ganze Reichthum einer doppelten Freundſchaft, die ſich einen lieben Sommer hindurch, gleich einer gefüllten Blume duftend und glänzend, entfaltet hatte. Er fühlte den ganzen Gewinn, darum aber auch das ganze Leid einer dauernden Trennung, wenn auch nur durch eine Entfernung von acht Stunden!

Es war bei ſeinem Scheiden eine fleißige Correſpondenz verabredet worden, und ſollte mit dem geheimen Verkehr gehen, der ſeit kurzem zwiſchen den zerſtreuten Lenkern des Heſſenbundes eingerichtet war. Ein Victualienhandel nach der Reſidenz deckte dieſe gefährliche Poſt; Schubkärrner und Träger waren die Boten, die oft mit ihren franzoſenfeindlichen Briefſchaften ſelbſt vor dem Hauſe eines franzöſiſchen marchand des comestibles hielten. In geheimen Behältern verſteckten ſich die Papiere und hielten ſich ſelbſt vor den dienſteifrigſten Gendarmen und verkappteſten Polizeiſpionen ſicher.

Als Hermann zum erſten mal an Lina zu ſchreiben ſich eines ſpäten Abends niederſetzte, ſtieg ihm ſo plötzlich und lebhaft eine Erinnerung auf, daß ſie den Eindruck einer Erſcheinung auf ſeine Seele machte. Es kam ihm vor, als ſchwebe Lina durch das Zimmer, wie damals, wo ſie ihm die Commode einräumte und den Tapetenſchrank anrühmte, der gegen Staub ſchließe. Hinter jener Tapetenthür, die eben offen ſtand, war auch das Schattenbild verſchwunden. Es war ein Nu innerer Anſchauung; aber eine ahnungsvolle Unendlichkeit ſchien aus dieſem Nu zu quellen, wie zuweilen von einer tief unterirdiſchen Zuckung ein heißer Sprudel zu Tage kommt, und in ſeinem Innern rief es: Du liebſt Lina!

Er ſtand erſchrocken auf und trat ſehr bewegt ans Fenſter.

Ach! welche ſchlafengehende Ruhe eines glücklichen Sommers webte im nebeligen Thal, und bettete ſich auf den mondhellen Hügeln! Auch die Nachbarſchaft und die nahe Reſtauration war ungewöhnlich ſtill. Nur auf einer der nachbarlichen Altane ward das Violoncello eines vor kurzem dort eingezogenen deutſchen Muſikers vom Orcheſter geſtimmt. Die herrliche Mondſcheinnacht ſchien ihn zur Melodie des Goethe'ſchen Liedes zu locken:

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz.

Die Melodie dieſer ſingenden Saiten rief all' die ſüßen Empfindungen wach, die in den Worten jenes Gedichts ſchlummern, bis ſein Blick wieder ins Zimmer und auf die rein und ruhig flammenden zwei Kerzen fiel, bei denen er ſchreiben wollte.

Er faßte ſich in dem feierlichen Vorſatze, ſeine Liebe zu hüten, ſie mit keinem Worte zu verrathen, um ſie nicht zu entweihen, und ſelbſt ſchon das innige Glück nicht zu zerſtören, das in dieſer Empfindung für ihn lag, ſo lange ſie ein ſeliges Geheimniß blieb. Denn es ſtand ihm lebhaft vor, wie heiter und hingebend ſchweſterlich Lina mit ihm zu verkehren ſich gewöhnt hatte; dies wollte er ſich um keinen Preis verderben. Lina mochte ſeine Liebe, wenn er ſie laut werden ließ, theilen oder verwerfen: das ruhig beglückende Verhältniß konnte nicht fortdauern, und ſeiner Hut entlaſſen gewann das Bekenntniß eine leidenſchaftliche Macht, die ſein Herz in unberechenbare Kämpfe und Frevel zu reißen drohte. Nein, ſchon dies bloße Bekenntniß wäre ein Unrecht, das den

Frieden Lina's ſtören und ihn ſelbſt für immer der vertrauenden Freundſchaft Ludwig's unwerth machen würde.

Mit dieſem Gelöbniß ſetzte er ſich und ſchrieb:

„Welche Gottheit ſoll ich zum Beginn unſers Briefwechſels anrufen, liebe, prächtige Lina? Es hat mich zuerſt traurig geſtimmt, zu bedenken, daß das ganze, ſchöne, lebendige Glück, das ich bisher im Umgang mit dir und Ludwig genoſſen, fortan unter Couvert verkehrt und, ich weiß nicht mit welcher Hoffnung beſiegelt, hin- und herſchleicht. Und wenn dann wirklich eine Hoffnung das Siegel wäre, — bliebe es nicht auch eine ſchlimme Vorbedeutung, daß es erſt jedesmal gebrochen werden muß, um Das zu erfahren, was dann nur unter vernichteter Hoffnung hervortritt, — gerade all' das Liebe, was ſo unter dem Butterfäßchen unſers Schubkärrners, in der Kiſte für Hülſenfrüchte, oder im Häckerling der Hühnereier hin- und wiederwandert?

„So ſind es auch nicht die Meilen allein, Herzens-Lina, die uns trennen, — freilich nicht ſo raſch zu durchmeſſen, wie die abſchüſſige Gaſſe vom Steinweg bis an die Fuldabrücke: nein, viel trauriger iſt es, daß ich jetzt mittels einer Gänſefeder, die aus dem Tintenfaſſe ſchöpft, mit dir rede, ſtatt ſonſt ich mit der Zunge ſchrieb, unmittelbar ins Herz getaucht.

„Aber — fort mit allen Klagen, Lina-Schweſter! Ich habe mir zwei Wachskerzen angeſchafft, bei denen ich ſtets an dich ſchreiben will, um mich an der ruhigen Lichtflamme, die ſich von reinem Blumenwerk der Bienchen nährt, zu erbauen, und mein Herz zu beſchämen, wenn es flackern will und dunſten wie ein Talglicht. Auch kommt mir bei meiner heutigen Stimmung das Licht des Vollmonds zugut, das von Homberg her über den Wald in mein Thal hineinfällt. — «Jeden Nachklang fühlt mein Herz froh- und trüber Zeit», und mich beſeligt, fern von euch, aber im Gedanken an dich — «was von Menſchen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Bruſt wandelt in der Nacht».

„Aber — laß mich vom Alten los und zu Neuigkeiten kommen!

„Der König reiſt morgen nach Erfurt und hat allerlei Gnaden hinterlaſſen. Er hat meinen verehrten Miniſter für ſeine Perſon und ehelichen Nachkommen in den Grafenſtand erhoben, und ich habe der liebenswürdigen neuen Gräfin heut die Hand geküßt. Ihr lieber Blick fiel aber noch mit der alten, nicht hochgeborenen Freundlichkeit auf mich, und wärmte noch in der alten Nähe des edeln Frauenherzens. Jerôme mag gerade bei der nahen Abreiſe, die Geld koſtet, recht lebhaft empfunden haben, was ein ſolcher Mann werth iſt, der ein in Holland durchgefallenes Anlehn im Lande ſelbſt zu Stande bringt. Denn zu Stand wird es kommen, und ſchnell. Sein Project, das in der Ausführung liegt, findet Beifall, und man wird ſich lebhaft betheiligen. Es iſt ein glücklicher Griff, der ihn ſelbſt zum Grafen macht.

„Um aber durch dieſe Auszeichnung die franzöſiſche Partei nicht vor den Kopf zu ſtoßen, iſt auch der ehemalige Marinecapitän Meyronnet, als Großmarſchall des Palaſtes, zum Grafen Wellingerode erhoben worden. Graf Booch iſt Großceremonienmeiſter geworden. Man glaubt, es ſei ihm und der Dame d'Atours damit ein Wink gegeben, daß Jerôme zwiſchen ſich und der Frau Gräfin etwas mehr — Cerémonien in Abſicht habe. Auch ſollen die falſchen Wochen, die ſie gehabt hat, eigentlich nur eine falſche Hoffnung geweſen ſein.

„Mir ſelbſt iſt ein Strich durch die Rechnung geſchehen. Der Miniſter hatte mich zum Inspecteur des économats vorgeſchlagen Nicht wahr, das klingt nach etwas oder ſchallt ſogar? Unter économat verſteht man die Verwaltung der Güter und Einkünfte von Bisthümern, Abteien, Prioreien, Beneficien in katholiſchen Ländern. Geſetzlich ſoll nämlich bei uns in beſtimmten Terminen während zehn Jahre die Summe von 500,000 Francs aus jenen Revenuen der katholiſchen Landestheile Weſtfalens in die Schuldentilgungskaſſe fließen. Zur deshalbigen Ueberwachung der Adminiſtration jener Güter und Gefälle iſt eine Generaldirection beſtellt, deren Generalſecretär zugleich zur Inſpection der Kirchenſtiftungen im Fulda- und Werra-Departement verwendet wird. In den übrigen Departements verſehen die Domänendirectoren dieſe Geſchäfte nebenher. Ich würde mir auf dieſem Poſten ein Pferd gehalten haben, das mich dann auch außer meinen Geſchäftsreiſen zuweilen nach Homberg, oder auch über Homberg zu meinem Geſchäft gebracht hätte. Mein Miniſter mag dieſe Gunſt im Sinne gehabt haben; wenigſtens lächelte er ſehr bezüglich dabei, als er ſeinen Vorſchlag mit mir beſprach.

„Aber, dieſer Bercagny war mein Unglück! Man hatte mich verſichert, er trüge mir nichts mehr nach, und er handelte vielleicht auch nicht gerade gegen mich, ſondern nur im Intereſſe ſeiner franzöſiſchen Partei. Er war nämlich zu der Cabinetsſitzung mitzugezogen, in welcher der Miniſter auch meine Anſtellung antrug. Da brachte er raſch einen Franzoſen in Vorſchlag, der auch als Katholik geeigneter für dieſe Geſchäfte ſei. Herr von Bülow, ſchon aus Grundſatz gegen die Anſtellung von Franzoſen in ſeinem Departement, wußte zwar den empfohlenen Monſieur Berault beiſeite zu ſchieben, fand dafür aber auch räthlich, mit ſeinem Candidaten auf beſſere Gelegenheit zurückzuhalten. Als er mich darüber heiter gefaßt ſah, theilte er mir vertraulich mit, wie es mit Bercagny's Widerſpruch gekommen ſei. Herr von Bülow, wegen ſeiner Standeserhöhung von der franzöſiſchen Partei noch übler angeſehen, hatte es in einer der letzten Staatsrathsſitzungen vollends mit derſelben verſchüttet. Es wurde nämlich ein Decret zur Hebung der Poſteinnahmen berathen. Bülow war gegen Erhöhung beſonders der Briefportoſätze, und ſah ſich dadurch im Widerſpruche mit dem Generalpoſtdirector Pothau. Dieſer, ein Alltagsmenſch und ohne tiefere Einſichten ſelbſt im Poſtweſen, iſt aber ein Schwager des Grafen Fürſtenſtein, Le Camus, und ein geſchmeidiger Intrigant. Er wurde heftig in Vertheidigung ſeiner Sätze, und Jerôme, vielleicht ſchon gegen Bülow ein wenig aufgehetzt, fragte endlich ziemlich lebhaft: Reden Sie deutlich, Herr Miniſter, ſind Sie gegen die Adminiſtration der Poſt oder nur gegen den Adminiſtrator? — Gegen Beide, Sire! Sie taugen Beide nichts, antwortete Bülow mit lächelnder Unbefangenheit gegen Pothau.

„Hiermit hatte er freilich dem Kalb der franzöſiſchen Partei ins Auge geſchlagen, und über dies Kalb — iſt mein Gaul crepirt!

„Wenn dir, liebe Lina, ſolche caſſeler Anekdötchen nicht gefallen, ſo denke, ſie ſeien für Ludwig allein mitgetheilt. Ihn intereſſiren ſie.

„Schließlich ſage ihm, über das Nähere wegen Stein's Brief hätten wir noch keine Mittheilungen aus Berlin.“

Als am andern Morgen Hermann aufs Bureau kam, erfuhr er, daß der König noch nicht nach Erfurt, ſondern nur nach Bach gereiſt ſei, um den dort vorüberkommenden Kaiſer zu begrüßen.

Wirklich kam Jerôme nach einigen Tagen zurück, und man erfuhr jetzt, daß er den kaiſerlichen Bruder empfangen und auf das Schloß des Prinzen von Heſſen-Philippsthal gebracht habe.

Hier war ein Detachement der Grenadiergarde im Schloßhof aufgeſtellt geweſen. Napoleon hatte ſie einige Uebungen machen laſſen und, mit der Ausführung ſehr zufrieden, ſich um acht Uhr Abends zum Mittageſſen geſetzt, an dem auch der Prinz von Heſſen-Philippsthal, freilich der Wirth des Hauſes, Theil zu nehmen die Ehre hatte. Darauf war der Kaiſer, von Jerôme drei Stunden Wegs begleitet, weiter gen Erfurt geeilt.

Erſt am 3. October reiſte denn auch der König und die Königin von Napoleonshöhe mit glänzendem Gefolge dahin ab.

Zweites Capitel.

Verſteckte Perſonen.

Die Erwartung, die mit Herbſtes Anfang nach Erfurt gerichtet war, ſpannte ſich nun mit jedem Tage mehr. Man quälte ſich mit Vermuthungen; doch gab es ſchwerlich einen Mann von Einſicht und deutſchem Herzen, der unter den obwaltenden Verhältniſſen von einer Zuſammenkunft Napoleon's mit dem ruſſiſchen Kaiſer etwas Heilſames für das bedrängte, entzweite, erniedrigte Deutſchland erwartet hätte. Indeß fehlte es in höhern und niedern Kreiſen auch an kindiſchen Seelen nicht, die nach dem Prunk und den Feſten gafften, an denen es bei einem ſolchen Zuſammenfluß von Fürſtlichkeiten, Generalen und Staatsmännern nicht fehlen konnte, und auf die es ſogar von Napoleon abgeſehen war, um mit einer blendenden Lichtatmoſphäre den dunkeln Kern des erfurter Staatsgeheimniſſes zu umgeben, und zugleich ſelbſt als der leuchtende Mittelpunkt zu erſcheinen, um den ſich in engern und weitern Kreiſen die herrſchenden Planeten von Europa bewegten.

Was dergeſtalt alle Gemüther einnahm, ließ begreiflicherweiſe die auch in Heſſen zerſtreuten Wahlverwandten des preußiſchen Tugendbundes nicht gleichgültig und unthätig. Der briefliche und der perſönliche Verkehr ging jetzt lebhafter. Gerade ſie waren vielleicht am eheſten auf das Bedrohliche gefaßt, um das ſich die Welt ängſtigte; denn ſie ſahen ihm wenigſtens den Vortheil ab, daß es zu Gunſten ihres geheimen Unternehmens auf die Nation wirken könnte. In dieſer ſchwungvollen Stimmung nahmen ſie es vielleicht auch weniger ängſtlich als ſonſt mit ihren Schritten, weil ſie die nach dem großen Convent gerichtete Aufmerkſamkeit von ihren Pfaden abgezogen glaubten.

Hermann, der in ſeiner Verlaſſenheit ſo manche früher vernachläſſigte Unterhaltung ſuchte — vor den Buchläden ſtehen blieb, im Cabinet de lecture der franzöſiſchen Buchhandlung Thurneisen fils einkehrte, oder das literariſche Caſino beſuchte —, nahm jetzt auch an den Zuſammenkünften des Heſſenbundes mehr Antheil, ohne daß er auch nur einmal recht befriedigt oder gar gehoben nach Hauſe gekommen wäre. Das große Unternehmen, das ihm mit Fichte's Worten vor der Seele ſchwebte, zerpflückte ſich, faſerte ſich ihm ſozuſagen in den oft uneinigen, nicht ſelten übertriebenen, manchmal recht unverſtändigen Discuſſionen und Planen aus, die da zur Verhandlung kamen. Die Standarte der Volkserhebung, in den Lüften flatternd, würde ihn ohne Zweifel mit ſich fortgeriſſen haben; wenn er aber die Weberei betrachtete und wie dieſe Oriflamme zubereitet wurde, kam ihm Vieles gar gemein und der Zuſchnitt oft unrecht und verletzend vor. Daß ein ſo praktiſches Wagniß ſeiner ganzen Anſchauungsweiſe und Geiſtesrichtung fremd war, ſah er dennoch nicht ein: die fortdauernde Begeiſterung für das Ziel täuſchte ihn über ſich ſelbſt.

Man war mit den von auswärts gekommenen Freunden ſchon wiederholt im hintern Sälchen des Gaſthauſes zur Stadt London verſammelt geweſen, als Hermann eines regneriſchen Abends abermals dahin ging. Sein ehemaliger Wirth Kerſting winkte ihm nach jenem hintern Stübchen, worin er ihm am Abende ſeiner Ankunft die erſten guten Warnungen gegeben hatte. Hier ſaß Herr von Schmerfeld mit einem preußiſchen Herrn von Schepeler bei einer Flaſche Wein.

Es iſt heut Abend nichts! flüſterte Schmerfeld. Wir ſind beargwohnt und ſollen polizeilich heimgeſucht werden. Wir Beide ſind nur da, um die Ankommenden wieder fortzuſchicken und dann ſelbſt zu gehen.

Wie alſo auch Hermann ſich wieder fortmachen wollte, bezeichnete ihm Schmerfeld den verabredeten Ort ihrer nächſten Zuſammenkunft, und ſagte dann vertraulich:

Apropos! Sagten Sie mir nicht einmal, Sie kennten den jungen Employé bei Bongars?

Meinen Sie Wilke? Ja, den kenne ich, das heißt nur von Anſehen.

Wäre mir ſchon genug geweſen. Hören Sie! Kommt da ein Menſch, in einen Mantel gehüllt, den Hut ins Geſicht gedrückt, vor einer Stunde auf mein Zimmer zu Hauſe. Oberſt Langenſturz war eben bei mir und Herr von Jagow.

Der Kammerherr? fragte Hermann.

Bewahre! Ja der! Nein, ſein Neffe, der Lieutenant, fuhr Schmerfeld fort. Der Vermummte nimmt mich beiſeite: „Ihre Verſammlungen ſind bemerkt und überwacht“, flüſtert er mir zu. „Sie ſollen dieſen Abend von Polizei und Gendarmen überraſcht werden.“ Dies geſagt, wendet er ſich kurz und die Herren grüßend nach der Thür. Da rutſcht ihm der Mantel ein wenig von der Schulter, und in dieſem Moment wollte der Oberſt den jungen Scribenten bei Bongars erkannt haben.

Sonderbar! erwiderte Hermann. Aber ich erinnere mich, daß derſelbe ſchon früher einmal dem Herrn von Rehfeld in einer polizeilichen Verlegenheit einen verſtohlenen Wink im Theater gegeben hat.

Eine Hinterliſt, eine Falle iſt nicht denkbar, verſetzte Schmerfeld. Dennoch iſt mir der junge Menſch, den ich perſönlich nicht kenne, als der eifrigſte Franzoſenfreund bezeichnet. Bei allen lauten Huldigungen zu Gunſten der fremden Gewalt gibt er den Ton an; bei öffentlichen Erſcheinungen Jerôme's iſt er der Chorführer der Vivats, und ſo oft zur Begrüßung der Majeſtäten in der großen Loge des Theaters das Orcheſter die Melodie des beliebten Volksliedes anſtimmt: „Où peut-on être mieux qu'au Sein de sa famille“, iſt es dieſer Wilke, der am lauteſten klatſcht und ſein Bravo ſchreit. Und dieſer warnt uns jetzt vor der Gendarmerie, deren Befehle er freilich am beſten kennt, weil er ſie dienſtlich ausfertigt?

Hermann ſchied mit der Zuſage, dem Räthſel nachzuforſchen. Er erinnerte ſich lebhaft, daß ihm der junge Mann beim erſten Begegnen im Schaumburg'ſchen Garten durch ſeine franzöſiſche Politik und ſein zuthätiges Weſen gleich aufgefallen war und einen mistrauiſchen Eindruck gemacht hatte. Und da ihm zugleich einfiel, daß der General Bongars morgen früh beim Miniſter Bülow zu einer mündlichen Berathung erwartet werde, ſo nahm er ſich vor, nach dem jungen Wilke zu fragen, um zu hören, ob er etwa in Ungunſt gefallen ſei.

Dieſe Berathung betraf die Inſtruirung der Gendarmerie zur Unterſtützung der Steuerbeamten bei vorfallenden Executionen und Auspfändungen. Die Beſprechung darüber behufs der ſchriftlichen Ausfertigungen fand ſtatt, und ſobald der junge Freund in ſeinem anſtoßenden Cabinet hörte, daß ſie beendigt und Bongars im Aufbruch begriffen war, nahm er Anlaß, mit einer Anfrage bei ſeinem Miniſter einzutreten. Wie erwartet, ſtellte der Graf ihn dem General vor, und dieſer ſelbſt brachte das beſte Stichwort, indem er freundlich bemerkte, er kenne den Herrn Doctor ſchon durch ſeinen Sohn Wilke.

Ah! entgegnete Hermann. Der junge Mann iſt mir ſehr intereſſant erſchienen und muß Ihnen ſehr werth ſein, Herr General, indem Sie ihm einen ſo zärtlichen Namen beilegen.

Allerdings, mein Herr! Ich behandle ihn als Sohn, und er verdient es, ſagte Bongars. Sie erinnern ſich ſeiner wol auch, Herr Graf; ich habe ihn ſchon etliche mal mündlichen Auftrags an Sie geſchickt. Letztes Frühjahr meldete er ſich mit guten Zeugniſſen zu einer vacanten Employéſtelle in meinem Bureau. Er gefiel mir gleich, und erwarb ſich durch Aufmerkſamkeit, Fleiß und unbedingte Ergebenheit an das Intereſſe des Königs meine Gunſt. Er iſt von dürftiger, aber achtbarer Familie. Zur Erleichterung ſeiner Militärpflicht habe ich ihn unter die Gendarmen aufgenommen, ohne ihn im Dienſt zu verwenden; aber ich laſſe ihn vorrücken, um ihn durch die Unteroffiziergage in ſeinem Schreibergehalt zu verbeſſern. Daneben hab' ich ihm Privatunterricht geben laſſen und ihn in meinen Familienkreis aufgenommen. Auch meine liebe Frau hat ihre Freude an ihm. Er nimmt Theil an unſerer trauten Herzlichkeit, ja, wir haben keine Familiengeheimniſſe vor ihm. Er iſt unſer Sohn, wenn Sie wollen. Eine treue Seele, und es vergeht kein Tag, an dem er uns nicht Beweiſe der rührendſten Dankbarkeit gibt.

Der alte Mann, wie er mit ſeinem kurzen grauen Haar etwas vorgeneigt daſtand, wurde ordentlich weichmüthig und brach raſch ab. Er nahm ſeinen Säbel untern Arm, grüßte den Grafen, und nickte Hermann mit den freundlichen Worten zu:

Ich ſage Wilken einen guten Morgen von Ihnen, mein Herr!

Ein braver Mann, der alte Bongars! ſagte Bülow, als er von ſeinem Geleit des Generals zurückkehrte. Ein gemüthlicher Hausvater und treuer Diener ſeines Königs! Als ſolcher kann er auch barſch und brutal werden, während er ſonſt ein freundlicher, wohlwollender Mann iſt.

Hermann war von dem Widerſpruche in Wilke's Betragen ſo erfüllt, daß er unbedachterweiſe dem Miniſter raſch und lebhaft erzählte, was ihm und geſtern den politiſchen Freunden mit demſelben begegnet war. Bülow ging nachdenklich im Zimmer hin und wieder, ſchellte dann und ſagte zum eintretenden Bedienten:

Ich bin ausgegangen, Fauſt, wenn Jemand zufragt. Dann vor Hermann hintretend, ſagte er leiſe:

Sie haben mir eben bekannt, welchen Verſammlungen

Sie beiwohnen. Ich wußte davon, aber ich konnte es ignoriren. Das kann ich nun nicht mehr, und ich muß mich mit Ihnen verſtändigen. Es bleibt aber unter uns! Wir ſprechen jetzt außergeſchäftlich!

Er reichte ſeine Hand hin, und Hermann, etwas betroffen und ſeiner Unbedachtſamkeit erröthend, legte die ſeinige hinein, worauf Bülow fortfuhr:

Die Befreiung Deutſchlands iſt gewiß ein hohes, heiliges Unternehmen. Sie ſteht höher als das Portefeuille der weſtfäliſchen Finanzen, und ſie erfüllt auch meine Seele. Aber ich habe einem von den Mächten anerkannten Könige Wort und Eid eines deutſchen Edelmanns gegeben, und bin in einer untergeordneten Sphäre von Pflichten gebunden. Solange Jerôme frei iſt als König, bin ich ſein Miniſter, oder ich muß dies Amt niederlegen. Hierzu habe ich aber keinen Anlaß, um ſo weniger, als ich hier, ganz im Kreiſe meiner Pflichten, für dieſelbe hohe Angelegenheit wirke, indem ich auf meinem Platze für das Wohl des Volks, für Aufrechthaltung unſerer Sprache, unſerer Sitte kämpfe. Ja, ich leiſte eigentlich für eure Sache mehr, als ihr bis jetzt mit geheimen Berathungen. Ich bleibe mithin auf meinem Poſten. Sie haben andere Erwägungen, weniger tiefwurzelnde Pflichten: Sie haben mir Handgelübde für Das gethan, was ich Ihnen auftragen würde. Wollen Sie das etwa doch zurücknehmen?

Hermann, nach einiger Ueberlegung, antwortete:

Da ich in dem hohen Sinn dienen darf, in welchem Sie ſchaffen, will ich es halten.

Gut! Was über meine Anweiſungen hinausliegt, iſt

Ihre eigene Sache. Ich will nichts davon wiſſen. Und da ich damit umgehe, Ihnen einen weitern, freiern Wirkungskreis anzuweiſen, ſo mögen Sie zuſehen, ob ſich derſelbe auch um andere Dinge als meine Aufträge ſchlingt. Ich rathe Ihnen, nur recht vorſichtig zu ſein, um ſich der Zukunft zu erhalten und mich, Ihren Chef, nicht bloßzuſtellen.

Hermann ergriff mit Ungeſtüm des Miniſters Hand, und drückte ſie, wie zu einer doppelten Betheuerung, mit beiden Händen.

Nun ſagen Sie mir: Nimmt Ihr Bund auch Mitglieder auf, die nicht mitwirken, ſondern nur mitwiſſen? Die nichts verſprechen, aber auch nichts verrathen?

Ja wohl, Excellenz! Ich ſelber bin ſo aufgenommen worden.

Halten Sie mich für einen Mann ſolchen Vertrauens werth?

Keine Frage, Herr Graf!

Gut! Dann geben Sie mir einen Einblick in Ihre Verbindung. Wie ſteht der Heſſenbund zum Kurfürſten und zum Tugendbunde? Und worauf geht das Unternehmen hinaus?

Ueber das letzte Ziel des Unternehmens iſt man noch zu keinem rechten Einverſtändniß gekommen, erklärte Hermann. Der Heſſenbund will den Kurfürſten zurückführen und die alte Ordnung herſtellen. Hierbei ſpricht ſich, wenigſtens bei Manchen, ein racheſüchtiger Haß gegen den König und deſſen Vertraute aus. Nur Einzelne verſtehen ſich zu den weitern Abſichten des Tugendbundes, der wenigſtens in ſeinen einflußreichſten Mitgliedern, neben einer

Wiederherſtellung Preußens, ſich doch auch dem Gedanken an eine weſentliche Umgeſtaltung der deutſchen Verfaſſung nicht verſchließt. Die Verſtändigen ſind endlich darüber einig geworden, das Unternehmen nur auf eine allgemeine Erhebung und Vertreibung der Franzoſen zu formuliren, und das Weitere dem guten Glücke Deutſchlands zu überlaſſen. Sie wollen vor allem nur die Herrſchaft der Fremden ausradiren, und es höhern Mächten überlaſſen, eine neue Karte darauf zu zeichnen. Nur daß es eben eine allgemeine oder doch ſehr umfaſſende Erhebung ſein müſſe, ſieht man ein, weil ſonſt die Uebermacht Napoleon's noch leichter, als ſie die entzweiten Könige beſiegt hat, die getrennten Volksaufſtände unterdrücken würde.

Hermann bezeichnete dann als die Leiter des Heſſenbundes einige Kriegsräthe und ein paar alte Miniſter des Kurfürſten, die ſich mit ängſtlicher Vorſicht zuweilen beim Kriegsrathe Knatz verſammelten, der dem guten Scheine zu Lieb ein kleines weſtfäliſches Pöſtchen angenommen habe.

Der Briefwechſel mit dem Fürſten, ſoviel Hermann wußte, ging damals über Gotha, wo die Kurfürſtin bei der Herzogin, ihrer Tochter, lebte, durch Vermittelung ihres Oberhofmeiſters, Geheimraths Kunkell von Löwenſtern. Ein Mitempfänger der Briefe war der Banquier Büding in Caſſel.

Was dem Freunde vom Verkehr des Tugendbundes bekannt war, beſchränkte ſich in der Hauptſache darauf, daß Scharnhorſt und Gneiſenau im Hintergrunde wirkten, und ein Hauptmann von Lützow die Verbindung mit

Heſſen vermittelte. Hierzu war eben auch ein Major von Schepeler angekommen, der zu dieſem Zwecke einen ruhigen Aufenthalt nahm, während Baron Rehfeld jetzt mehr als früher hin- und wiederreiſte. An Briefboten und wandernden Agenten fehlte es nicht, und dieſen beſonders lauerte die Polizei auf. Eben waren ihre Mouchards einem derſelben, Namens Feuerſtein, auf der Spur geweſen, der ihnen von Berlin aus ſignaliſirt war. Dieſer aber, ſchlau und heimlich gewarnt, hatte noch zeitig genug ſein Ausſehen an Bart und Anzug, und ſeinen Namen in „Stahl“ verändert; ſodaß ihnen, wie Hermann ſcherzend bemerkte, doch durch Stahl und Feuerſtein des launigen Agenten kein Licht geworden war.

Der Ausbruch der großen Erhebung ſollte von einer glücklichen Conjunctur abhängen. Man rechnete darauf, daß Napoleon ſeine beſten Kräfte werde nach Spanien ziehen müſſen. Wenn Oeſtreich dann dieſen Moment benutzte, um loszuſchlagen, ſo wollte man ſich raſch anſchließen und das Signal für Norddeutſchland zum bewaffneten Aufſtande geben. So würde von Süd und Nord her die ganze Nation ſich erheben. Für ein ſolches Zuſammentreffen müßte freilich Alles vorbereitet und beſtimmt, die Rollen müßten vertheilt ſein; ſo bedenklich es auch erſcheine, eine fertige Empörung lange in der Hand und im Geheimniß zu behalten.

Der Miniſter hatte den Mittheilungen Hermann's mit ſo ruhiger Aufmerkſamkeit zugehört, daß kein Wort, keine Miene eine weitere Theilnahme verrieth. Am Ende ſagte er:

Ein ſolches Unternehmen hat freilich innere und äußere

Bedenklichkeiten. Es hat ſich vor allem gegen Das zu hüten, wodurch es allein gelingen kann, und am meiſten auf Das zu rechnen, was ganz unberechenbar iſt. Die innere, begeiſterte Vaterlandsliebe darf ſich zu keiner Uebereilung hinreißen laſſen, und unſern vielen deutſchen Vaterländern gegenüber nicht engherzig werden. Die Gunſt wechſelnder Weltlagen aber hat Niemand in der Hand, und da ſie als höhere Verhängniſſe erſcheinen, ſo entziehen ſie ſich auch dem feinſten Verſtande. Die ſchlechteſten Rathgeber dabei ſind dann die Diplomaten; denn ſie, mit ihren Machtgebern, ſind nur allzu geneigt zu glauben, ſie hätten die Geſchicke der Völker und die Wendungen der Geſchichte in ihren Portefeuilles, und ſie wären die faiseurs von Dem, was doch nur durch ſie geſchieht. Da nimmt es ſich denn freilich ſchöner und richtiger aus, wenn ein gedrücktes, mishandeltes Volk mit innigem, begeiſtertem Gottvertrauen an ſein gerechtes Werk geht. Es liegt darin die Anerkennung eines höhern, ewigen Waltens, und dies gibt Muth zum Kampfe und Demuth im Siege.

Herr von Bülow zog bei dieſen Worten die Klingel, und ſagte zum eintretenden Diener:

Fauſt, ich bin wieder zu Hauſe, wenn Anfrage kommt.

Drittes Capitel.

Eine gefährliche Saloppe.

Hatte man ſich einmal mit heimlicher Beſorgniß oder mit ruhigem Abwarten in das erfurter Geheimniß ergeben, ſo behielt die Neubegierde auf die glänzenden Vorgänge an jenem politiſch dunkeln Hintergrunde die Vorhand zu ihrem Spiel, und beſchäftigte die Gemüther. Daher war in dieſen Tagen das literariſche Caſino in der Königsſtraße beſuchter als je. Wer irgend eine Nachricht von Erfurt hatte, eilte dahin, voraus verſichert, daß er ſie mit Glanz anbringen und ſich an der aufgeregteſten Theilnahme befriedigen konnte.

Die früheſten Nachrichten und zugleich die zuverläſſigſten lieferte der Geſandtſchaftsſecretär der franzöſiſchen Legation; denn Herr von Reinhard war ja ſchon beim feierlichen Empfang Napoleon's am 27. September in Erfurt anweſend, während Jerôme mit ſeinem Gefolge erſt am 3. October Caſſel verlaſſen hatte.

Ehe heut Monſieur Lefèvre, mit ſeinem Ehrenlegionskreuz im Knopfloch, erſchien, ſaß Hermann über dem „Journal de l'Empire", vertieft in einen kleinen Artikel, der offenbar mit Spott auf Oeſtreichs Kriegsrüſtungen zielte. Es wurde berichtet, mit welch' lebhafter Theilnahme man in den verſchiedenen Provinzen des Kaiſerſtaats das kriegeriſche Feuer der Knaben betrachte, die ordentliche Regimenter bildeten, Manoeuvres ausführten und ſich ſchon blutige Kämpfe lieferten. Es könnte nichts rührender ſein, als ſolches Schauſpiel anzuſehen, und ohne Zweifel werde der ſo auffallend plötzlich freigelaſſene General Mack, dieſer große Krieger, ſich um das Commando über die junge furchtbare Armee bewerben.

Herr von Rehfeld trat heran, ſeit geſtern von Berlin zurück, las ebenfalls den Artikel und flüſterte dem Freunde zu:

Wenn den Franzoſen der Humor ſäuerlich und ſchal wird, iſt es immer ein Zeichen, daß er mit zu viel Aerger verſetzt iſt.

Als jetzt Lefèvre eintrat und mit ſeinem Lächeln einen Brief aus der Taſche zog, drängte man ſich um ihn her. Die Nachricht betraf die erſte Zuſammenkunft beider Kaiſer. Napoleon war dem ruſſiſchen Alexander eine Meile Wegs entgegengeritten. Der Czar hatte ſeinen Wagen verlaſſen, Napoleon war vom Pferd abgeſtiegen und Beide umarmten ſich. Dann hatten Beide zu Pferd, unter dem Donner des Geſchützes und dem Geläut aller Glocken, ihren Einzug in die von den Vivats der Einwohner wiederhallende Stadt gehalten — Alexander mit der großen Decoration der Ehrenlegion, Napoleon mit dem großen Alexander-Newskiorden geſchmückt.

Am folgenden Tage ging ſchon ein Strom kleiner deutſcher Fürſtlichkeiten durch den Audienzſaal Napoleon's.

Das franzöſiſche Theater gab ſeine claſſiſchen Stücke. In der „Andromache“ hatte Talma den Oreſt, Mademoiſelle Duchesnois die Hermione gegeben, und in der „Zaïre„

Mademoiſelle Bourgoin ſich als Zaïre, Lafond als Drosman hervorgethan.

Die großen Bänder des ruſſiſchen St. Andreasordens und der franzöſiſchen Ehrenlegion waren verſchiedentlich ausgetauſcht worden.

Unter den ausgezeichneten Fremden, die in Erfurt angekommen waren, wurde auch der berühmte Violinſpieler Rode aus Petersburg angeführt.

Der wird ſich ſehr irren, wenn er glaubt, in Erfurt die erſte Violine zu ſpielen! bemerkte der Hofbanquier Jordis-Brentano.

Oder gar, wenn er meint, die deutſchen Fürſten würden nach ſeiner Geige tanzen! lachte Baron Rehfeld.

Hervorgehoben wurde im Briefe des Geſandten die Nachricht, daß der öſtreichiſche Botſchafter, General Graf St. Vincent, eine ſehr lange Audienz bei Napoleon gehabt habe. Es war dabei ganz leiſe auf eine Verſtändigung wegen Krieg und Frieden hingedeutet.

Hermann brachte dieſe Neuigkeit mit dem ſpöttiſchen Artikel in Bezug, den er eben im „Journal de l'Empire" geleſen hatte. Er wußte, daß es jetzt brave Leute gebe, die um das Heil des Kriegs beteten.

Einige Tage ſpäter, an dem trübſten, ſchwärzeſten Octoberabende, verließ Hermann mit Herrn von Rehfeld ziemlich früh das Caſino. Ein Begegnender nahm den Baron auf dem obern Gang einige Augenblicke beiſeite, und Hermann, der indeß voraus die erleuchtete Treppe hinabging, bemerkte, daß eine weibliche Geſtalt durch die Hausthür hereinblickend ſtehen blieb. Wirklich wurde er von einer friſchen, jugendlichen Stimme franzöſiſch angeſprochen:

Haben Sie die Güte, mein Herr, mich zurechtzuweiſen. Ich kann mich hier noch nicht orientiren. Ich bin erſt ſeit kurzem aus Paris hier, und habe mich verirrt.

Ein piquantes, lebhaftes Geſicht blickte mit lachenden Augen aus einem Kammerjungferhäubchen, und die zierlichſten Füße, weißbeſtrumpft, ſahen bis über die Knöchel unter einer ſchwarzſeidenen Saloppe hervor, die eine angenehme Geſtalt in weißen Unterkleidern mehr verrieth als verhüllte.

Wo wollen Sie denn hin? fragte der Freund, oder wo wohnen Sie?

Ich diene bei Frau Generalin Du Coudras, dem königlichen Schloß gegenüber.

O dann bin ich Ihr Nachbar, Mademoiſelle!, und ich bringe Sie dahin.

Huſch hing ſie in ſeinem Arm, und Hermann ſagte lächelnd:

Nur einen Augenblick! Ein Freund begleitet mich.

Aber ich habe Eile, mein Herr! flüſterte ſie vertraulich.

Da kommt er auch ſchon! — Sehen Sie einmal, Baron, was ich da für eine allerliebſte Pariſerin eingefangen habe! ſagte Hermann franzöſiſch.

Ah! j'y retiens part! Halbpart! rief Rehfeld, und faßte nach dem rechten Arme der Schönen, die aber ihre Hand raſch unter die Saloppe zurückzog.

Es fing an zu tröpfeln, und man eilte ſchräg über den Königsplatz, die enge Jacobigaſſe hinab.

Es iſt ein Nachtvogel. Ich bin begierig, wo ſie uns hinlockt! ſagte der Baron deutſch. Zu Zwei können wir ſchon etwas wagen.

Aber ſchon machte ſie vor einem anſehnlichen, der alten Burg zugekehrten Hauſe Halt, und ſchloß auf.

Alſo doch hier? fragte er. In der That, es iſt die Wohnung des Generals. — Aber ſchade, daß wir Ihnen ſchon Gutnacht ſagen ſollen! Wir wären gern noch wieweit mit Ihnen gegangen — auf geraden und krummen Wegen, Mademoiſelle! Wie heißen Sie denn, mein ſchönes Kind?

Ich? Ich heiße eben — Mademoiſelle! Was geht Sie mein Name an?

Oho! Mademoiſelle heißen gar vielerlei Mädchen, die bei Nacht über die Straße gehen, und Sie müſſen noch einen ſchönen Beinamen haben, der uns mehr ſagt als — Mademoiſelle.

Fanchon, wenn Sie's doch wiſſen wollen.

Charmanter Name! Fanchon, wiſſen Sie — Fanchon bei Madame Du Coudras — wäre mir ſogar lieber als Madame Du Coudras ſelbſt.

Was haben Sie gegen Madame Du Coudras, was?

Aber, Baron, es fängt heftig zu regnen an! bemerkte Hermann. Eilen wir nach meiner Wohnung.

Treten Sie ein, mein Herr! ſagte Fanchon zu ihm. Ich bin allein zu Hauſe. Heißt das, Sie brauchen ſich nicht zu geniren. Madame iſt in großer Geſellſchaft und der General mit dem König verreiſt. Treten Sie nur herein, bis der Regen nachläßt.

Hermann hatte keine Luſt; allein der Baron zupfte ihn am Aermel und flüſterte ihm deutſch zu:

Gehn Sie nur! Es iſt ein artiges Abenteuer; aber es gilt nur Ihnen. Ich gönn' es Ihnen!

Mit dieſen Worten drängte er ihn ins Haus. Hermann aber faßte ihn raſch am Rock und zog ihn lachend mit hinein. So tappten ſie nach der Treppe und fanden ſich, der Führerin nach, zurecht. Fanchon, mit raſchen Schrittchen und rauſchender Saloppe voraus, öffnete eine Thür, durch die ein Schimmer von Licht auf den obern Hausgang fiel.

Es war ein üppig eingerichtetes ſogenanntes Schmollſtübchen, das ſich ihnen öffnete — traulich zum Aufenthalt, bequem zum Aus- und Einſchlüpfen, von einer kleinen Ampel matt erleuchtet und von ſüßem Wohlgeruch durchduftet. Ein tiefes Ruhebett, mehr zum Liegen als zum Sitzen gepolſtert, ſtand zwiſchen einem großen beweglichen Spiegel und einem ſeidenen Schirm, den man zu einem Verſteck vorſchieben konnte, zwiſchen beiden ein Tiſchchen mit Erfriſchungen, Wein und Leckereien beſetzt, — nicht anders, als ob man Gäſte erwartet hätte.

Die ganze Einrichtung ſah nach einer Dame aus, die hier orientaliſche Ruheſtündchen zuzubringen oder auch einen vertrauten Freund zu empfangen pflege, von einer Zofe bedient, die, wie eben Fanchon, in die Geheimniſſe des Gemachs eingeweiht genug ſchien, um in Abweſenheit der Herrin die Gewohnheiten derſelben mit Glück nachzuahmen. Wenigſtens warf ſich Fanchon mit der anmuthigſten Nachläſſigkeit auf die Ottomane, indem ſie die Herren Platz zu nehmen einlud. Ihre Saloppe behielt ſie an, und freilich ſah man, wenn das Mäntelchen auseinanderfiel, wie leicht, ja leichtfertig ſie darunter gekleidet war.

So reizend und verführeriſch ſie dergeſtalt für einen Einzelnen geweſen wäre, ſo anſtändig benahm ſie ſich gegen die Zwei; mit dem Unterſchiede, daß ſie gegen Hermann ebenſo aufmerkſam, als kurz und abweiſend gegen den Baron verfuhr. Dieſen ließ ſie deutlich genug merken, daß ſie ihn eben für überflüſſig anſah.

Deſto zuthätiger benahm ſich der Schalk. Er führte eine leichtfertige Unterhaltung mit ſo drolligem Ernſte, daß Hermann nicht aus dem Lachen kam. Als das Geſpräch einen Augenblick ſtockte, fragte Hermann mit Hinblick auf einen daliegenden Brief, ob gute Nachrichten vom Herrn General eingelaufen ſeien.

Ja, dieſen Brief hab' ich erſt heut noch erhalten, antwortete ſie, — haben wir erhalten, wollt' ich ſagen, heißt das, hat Madame Du Coudras erhalten. Intereſſirt es Sie, wie die Könige zu Erfurt im Theater ſitzen? Da, leſen Sie!

Sie reichte den Brief aber nicht an Hermann, der gefragt hatte, ſondern an Rehfeld, vermuthlich um ihn zu beſchäftigen, wobei ſie mit dem Finger auf eine Stelle im Brief deutete, und hinzufügte:

Es ſind allein zweiundvierzig Fürſten und Prinzen anweſend, außer vier Königen und zwei Großherzogen, nebſt einem halben Hundert Generale und dergleichen.

Der Baron blickte Fanchon mit verſchmitztem Lächeln und zweifelhaftem Kopfſchütteln an, und las dann laut, während Fanchon gegen Hermann liebäugelte:

„Hinter den Muſikern ſitzen im erſten Parterre die beiden Kaiſer in der Mitte, — Alexander rechts von Napoleon, und dieſem zur Seite reihen ſich der König von Baiern, von Sachſen und der Fürſt Primas an. Auf Napoleon's Seite ſitzen der König von Würtemberg, der Großfürſt Konſtantin und der Prinz Wilhelm von Preußen. Dem Theater gegenüber, in einer mit carmoiſinrothem Sammet ausgeſchlagenen Loge, nehmen unſere beiden Majeſtäten von Weſtfalen nebſt Gefolge, worunter ich, ihre Plätze. Die übrigen Fürſten, Prinzen, Generale u. ſ. w. finden ſich im Amphitheater zwiſchen den kaiſerlichen Sitzen und den erſten Logen zuſammen.“

Den Brief zurückgebend ſagte der Baron mit ſchalkhaftem Lächeln:

Aber, wahrhaftig! Mademoiſelle Fanchon ſteht ſich gut mit dem General; er ſchreibt Ihnen recht artig!

Mir? Der Brief iſt an Madame! Sie ſind unartig, mein Herr. Ich hatte mich vorhin verſprochen. Wohlan, ſehen Sie nur die Adreſſe, da!

Ah, Pardon! ſchöne Fanchon! Dann ſtehen Sie aber deſto beſſer mit Madame, und liegen auch ſo reizend auf der Ottomane, wie nur immer eine Generalin liegen kann. Eigentlich hätte Madame mit dem König reiſen und der General bei Fanchon bleiben ſollen.

Sie ſind ein Böſewicht! Gehn Sie fort! rief ſie mit lachendem Unwillen.

Fort ſoll ich gehen? rief der Baron und ſtand auf. Sie ſind mir böſe, ſchöne Fanchon? O ich bin in Verzweiflung. Ich gehe denn, und laſſe Ihnen meinen Freund zurück. Er ſoll mir Ihre Verzeihung erbitten.

Fanchon lachte in ihr Schnupftuch, die leuchtenden

Augen auf Hermann gerichtet. Jenes galt ihrer Zufriedenheit, dies ihrer Erwartung.

Der Freund, zuerſt betroffen und dann lachend, war aber auch ſchon aufgeſtanden und ſagte:

Scherz beiſeite! Aber kommen Sie, Baron; Mademoiſelle kann uns nicht länger brauchen, und es hört nicht auf draußen. Wir wollen uns in Gottes Namen durchregnen laſſen. Hören Sie nur, wie es gießt!

Ihnen, mein Herr, will ich einen Regenſchirm mitgeben, ſagte Fanchon zu Hermann. Den Baron da laſſen Sie nur durchnaß werden; er verdient's nicht beſſer.

Hermann wollte ablehnen, — er wohne ganz in der Nähe, ſagte er, und würde zu Hauſe dem Baron einen Schirm geben; allein Rehfeld verſetzte:

Nehmen Sie doch nur, Freund! Es gilt nicht um den Schutz, es gilt um das Zurückbringen des Schirms.

Fanchon hatte inzwiſchen aus einem Tapetenſchranke einen gelben Schirm genommen, und Rehfeld ergriff ihn mit der artigen Frage:

Darf Ihnen mein Freund den Schirm morgen Abend um ſieben Uhr —?

Um acht Uhr will ich ihn an der Hausthür abnehmen, ſagte ſie, und zog die Klingel. Ein Mädchen erſchien im Hausgang mit Licht. Beide Herren wünſchten gute Nacht, Rehfeld mit ſcharfem, vergleichendem Blick auf beide Dienerinnen. Unterwegs ſagte er:

Hören Sie, Doctor, mit der Kammerjungfer iſt's nicht richtig! Ich behaupte, Fanchon iſt nicht Fanchon; die Fanchon iſt von einem andern Himmel, als dem Kapellmeiſter aus Treuenbriezen componirt. Indeß —

ihre Leier verſpricht etwas. Sagen Sie, wie theilen wir uns in das Abenteuer?

Das laß' ich Ihnen ohne Halbpart, ganz, Herr von Rehfeld! lachte Hermann.

O das iſt mir ſehr dankenswerth, mein Freund! verſetzte der Baron. Ich hoffe, Sie misverſtehen mich nicht. Ich gehe ſchon lange auf eine Bekanntſchaft aus, die bis in den luſtigen Liebeskreis des Königs reicht oder — ſpioniren kann. Madame Du Coudras iſt jetzt die Begünſtigte Jerôme's, und Fanchon — legt ſich auf die Ottomane, lieſt die Briefe, verfügt über den Regenſchirm und die andere Dienerſchaft ihrer Dame, hat alſo auch den Schlüſſel zu den Geheimniſſen. Sehr begreiflich, Freund: ohne Vertraute kann eine Frau ſolchen Verkehr mit einem König hinter ihrem Manne her nicht unterhalten. Verſtehen Sie mich?

Hiermit waren ſie an Hermann's Wohnung angekommen, und Rehfeld fuhr fort:

So! Nun nehm' ich den Regenſchirm, und liefere ihn morgen Abend ab — um acht Uhr. Auf gut Glück! Denn Sie werden erwartet, und ich werde einen deſto ſchlimmern Stand bekommen, — ich, der heut ſchon nicht gern geſehen war. Sie ſind einmal für ſo 'was nicht, ſonſt hätten Sie's leichter und angenehmer. Mich wird's Geld koſten; Sie hätten mit — dem Herzen bezahlt.

Hüten Sie das Ihrige, Baron! Es iſt ein verführeriſches Geſchöpf! entgegnete Hermann, und trällerte aus der Oper „Fanchon“:

Eine liebenswürdige Schöne,
Sanft von Herzen, redlich ſcheinend.

Gute Nacht, Baron!

Rehfeld ſang laut die folgenden Worte:

Sprach einſt zu mir, daß ſie mich liebte,
Keinen Umgang hätte, als nur mit mir.

Gute Nacht, Philoſoph!

Er eilte unter ſtrömendem Regen den Steinweg hinauf über den Friedrichsplatz, der nach einer neueſten Verordnung des Königs — Ständeplatz hieß, ſowie auch das Friedrich'ſche Muſeum in ein — Haus oder Palais der Stände umgetauft war.

Viertes Capitel.

Doſen und Priſen.

Daſſelbe unruhige Verlangen nach Neuigkeiten, das die Männer auf dem Caſino verſammelte, belebte auch ungeachtet der Abweſenheit des Hofes die Wochenaſſemblée beim Grafen Bülow. Heut erwartete man auch beſtimmtere Nachrichten von der Zurückkunft des Königs und der Königin.

Auch General Salha mit Gemahlin und Frau von Simeon mit ihrer Tochter waren wieder einmal gekommen.

Hermann hatte bereits früher mit kluger Selbſtüberwindung Anlaß genommen, der Dame Simeon ſein Bedauern auszuſprechen, daß ihre liebenswürdige Nichte ſo unerwartet abgerufen worden ſei. Doch ſein Ton, die ganze Art, wie er ſich benahm, und ſogar von ihren Abenden wegblieb, ließ der argwöhniſchen Dame keinen Zweifel hinſichtlich ſeiner Entwendung des verrätheriſchen Briefes übrig. Sie hatte ſich mit Pigault-Lebrun entzweit, als er es ſehr empfindlich aufnahm, daß ſie ihn wegen ſeiner Unterhandlungen mit Hermann verlachte, und ihm ſagte: l'enfant du Carnaval habe ſich demaskirt und zum Narren halten laſſen. — — In ihrem Aerger war ſie noch weiter gegangen, und hatte Marinville gegen Hermann einzunehmen verſucht. Doch das war ihr mislungen und ſie von dem heitern Manne, der wie Jerôme ſelbſt Cecile vergeſſen wollte, nur mit lächelndem Scherz getröſtet worden.

Begreiflich, daß ſie Hermann, als er ſich dieſen Abend mit Begrüßung näherte, nicht allzu freundlich aufnahm. Er aber dachte: Oho! und zog ſich deſto artiger zurück. Er war nicht mehr ſo leicht einzuſchüchtern wie ſonſt.

In dieſer Stimmung der Miniſterin näherte ſich ihr die Generalin Salha. Auch ſie war nicht des beſten Humors, und ſo kam's, daß Beide wieder einmal ihren in Honig getauchten Stachel aneinander verſuchten. Die Generalin, flüchtig grüßend, ſagte etwas aufgeregt:

Nun, Morio wird dieſe Woche von Neapel zurückerwartet?

Ah, meine Liebe! Drum ſehen Sie ſo freundlich dem jungen Doctor nach. Sie haben ihm wol für ſeine Hälfte am Geheimniß des gräflichen Boudoirs auch ein Antheilchen an Ihrer Rache gegen Morio zugedacht.

Sie irren ſich, liebe Freundin! Was Sie meine Rache nennen, gilt dieſem Le Camus, dem Bruder der Dame

Morio. Um Morio thut es mir leid; aber an Le Camus zu kommen, kann ich nicht über ihn hinaus. Und allerdings — er ſelbſt wird wild werden, und der Verdruß des etwas brutalen Mannes könnte leicht auch den jungen Doctor mittreffen. Ich begreife, daß Ihnen das Kummer macht, liebſte Simeon. Viel lieber, als ſolche Unannehmlichkeit, hätten Sie ihm Ihre reizende Nichte gegönnt. Apropos! Haben Sie ſchon Briefe von Cecile?

Mit ſoviel Anſtrengung, als Madame Simeon ihren Ingrimm zu verbergen ſuchte, verrieth ſich doch etwas davon in dem bebenden Ton, womit ſie antwortete:

Aus Metz, beſte Salha, haben wir kurze Nachricht. Dort hat ihre Mutter ſie in Empfang genommen. Aber hören Sie wegen Morio's! Es wäre Ihnen gewiß ſehr lieb, wenn man dem jungen Sprachmeiſter einen Wink gäbe, auf ſeiner Hut vor dem General zu ſein. Ihre Melanie könnte dann den früher vorbehaltenen deutſchen Unterricht nehmen, und gewiß zu ihrem Vortheil. Sie hat ja nun — freie Hand! Und der artige Sprachmeiſter, wiſſen Sie, hat eine ſehr angenehme Methode für junge Damen!

Auf dieſe Bitterkeit ſtand Madame Salha raſch und giftigen Blicks auf, indem ſie flüſterte:

Niemand weiß von meinem Geheimniß außer Ihnen. Niemand! Wenn irgend ein Wink auskommt, ſo weiß ich, bei wem ich mich zu bedanken habe, und es ſoll mir am rechten Danke nicht fehlen, Madame! Das wiſſen Sie!

In dieſem Augenblicke gerieth die ganze Geſellſchaft in Bewegung; der franzöſiſche Geſandte trat in den Salon.

Er war vor einigen Stunden von Erfurt zurückgekehrt, und verkündigte die Ankunft der Majeſtäten auf morgen Abend ſpät.

Obſchon man die kluge Vorſicht des Herrn von Reinhard kannte, beſtürmte man ihn doch um Neuigkeiten. Er ließ ſich aber nur auf das Allgemeinſte ein. — Nach der engen Verbindung, ſagte er, die zwiſchen beiden Kaiſern und ihren Miniſtern herrſcht, läßt ſich abnehmen, daß auf dem vertrauten Divan zwiſchen den höchſten Majeſtäten das intimſte Einverſtändniß ruhte. Täglich ſpeiſte Alexander bei Napoleon. Beide beſuchten hierauf das Theater, das um halb acht Uhr anfing, und Napoleon brachte dann den übrigen Abend bis Mitternacht im Palaſte des ruſſiſchen Kaiſers zu. So tauſchten ſie — franzöſiſche Küche und ruſſiſchen Thee gegen einander aus. Und dies war auch ohne Zweifel der Zweck des Convents!

Noch nichts von Ländervertheilung, Excellenz? fragte mit bezüglichem Lächeln Oberſt von Hammerſtein.

Von Ländervertheilung weiß ich nichts, erwiderte der Geſandte; aber von einem neuen König war ganz privatim die Rede.

Man war höchſt geſpannt, als er in ſeinem heitern Tone fortfuhr:

Es iſt noch ein Geheimniß, und ich will auch den neuen Johann ohne Land Ihrem Errathen preisgeben. Einer der vielen kleinen deutſchen Regenten, die in Erfurt ſich eingefunden hatten, kam von ſeiner Aufwartung bei Napoleon aus dem Gouvernementshôtel. Er mag ſehr ſtattlich ausgeſehen haben, ſodaß ein Wachtpoſten, der ihn von weitem erblickt, eben die Mannſchaft herausrufen will, als der wachthabende Offizier ihm zuherrſcht: Laissez donc! Ce n'est qu'un Roi!

Man lachte, und Herr von Reinhard entzog ſich den weitern Fragen dadurch, daß er den Grafen Bülow begrüßend beiſeite nahm. — Der König kommt ſehr verſtimmt zurück! flüſterte er ihm zu.

Verſtimmt? Wovon?

Verſtimmt, verdroſſen, wie Sie wollen. Vielleicht verſchnupft —. Ah! mein Gott! Da fällt mir's auf einmal ein! Sie wiſſen ja doch, daß der Großſtallmeiſter, General d'Albignac, der Großmarſchall, jetzt Graf von Wellingerode, und der Großceremonienmeiſter Tabatièren von Napoleon erhalten haben?

Dieſe Drei, Baron?

Ja. Graf Fürſtenſtein und General Du Coudras ſind leer ausgegangen.

Nun, und der König?

Das wollt' ich eben ſagen: der König hat die Priſen zu jenen Doſen erhalten. Sehen Sie, das iſt es!

Er tippte lächelnd in Bülow's goldenes Spaniolsdöschen, und fuhr fort:

Aus einer übereilten Aeußerung Jerôme's über Bercagny's Unbrauchbarkeit ſchließe ich, daß der Kaiſer Mittheilungen über Hofgeſchichten erhalten und ſeinem lieben Bruder Vorwürfe gemacht hat. Geben Sie Acht, lieber Graf, wer jetzt am Hofe von ſeinem Schnupfen angeſteckt wird!

Wirklich traf Jerôme mit der Königin am folgenden Abend gegen zehn Uhr in Caſſel ein. Es regnete vom ſchwärzeſten Himmel. Doch waren Vorkehrungen getroffen, daß die Majeſtäten durch beleuchtete Straßen fuhren und es nicht an Menſchen fehlte, die ihre dreimaligen Vivats anſtimmten.

Der König kehrte jetzt in der Winterreſidenz der Stadt ein, wo die hohen Beamten zu ſeinem Empfang verſammelt waren. Er begrüßte ſie nur in ihrer Geſammtheit, klagte über Ermüdung auf den ſchlechten Straßen, und entließ ſie auf Wiederſehen.

Der Erſte, der am nächſten Morgen zur Audienz kam, war der Generaldirector der hohen Polizei. Der König empfing ihn auf dem Ruhebette, und Bercagny berichtete ſtehend, den Hut unterm Arm, über die Vorgänge der Zwiſchenzeit. Jerôme hörte ihn mit Ruhe und Gleichgültigkeit an, und fragte ebenſo nach der etwaigen Entdeckung des geheimen Spions, der dem Kaiſer berichte.

Keine Spur, Sire! antwortete Bercagny verzagt, und um den unangenehmen Eindruck, den er bei der ängſtigenden Kälte des Königs fürchtete, zu verwiſchen, ſetzte er raſch hinzu:

Dagegen iſt meiner Wachſamkeit Eines nicht entgangen, Sire, was ich nicht verſchweigen darf. Madame Du Coudras iſt inzwiſchen wieder in ihre frühere Neigung verfallen, des Abends zuweilen verkleidet in den Straßen umherzuſchwärmen. Ich erbitte mir Ew. Majeſtät Befehle, ob ich dieſe Ausgänge überwachen ſoll oder unbeachtet laſſen.

Mit Vorſicht überwachen, antwortete Jerôme, und mit der größten Schonung wegen meines braven Gardecapitäns! Mir berichten, wenn ich frage. Schicken Sie mir Bongars herein!

Mit einer Handbewegung war Vercagny entlaſſen, und der alte Legionschef der Gendarmerie trat ein.

Hören Sie, Bongars, redete ihn Jerôme, ſich aufrichtend, an: es wird ſeit längerer Zeit über alle Vorgänge an meinem Hof, über mein geheimſtes Thun und Laſſen an den Kaiſer berichtet. Es iſt mir ſehr unangenehm. Vercagny kann den Spitzbuben nicht entdecken. Wiſſen Sie keinen Weg, des Schurken habhaft zu werden?

Nach einiger Ueberlegung verſetzte Bongars:

Ein ganz einfacher Weg, Sire, wenn Ew. Majeſtät ihn genehmigen. Ich ſchicke einen gewandten Menſchen nach Paris, ermächtigt, alle Briefe zu erbrechen, die aus Caſſel oder, da der Schurke ſchwerlich hier am Ort etwas zur Poſt gibt, überhaupt aus Weſtfalen ankommen.

Bravo, Bongars, Bravo! rief der König, indem er lebhaft aufſtand und den Alten auf die Schulter klopfte. Da ſieht man, wo Verſtand und Talent iſt! Sie haben meine Genehmigung, und gehen Sie hinüber zu Marinville, das Weitere wegen der Beglaubigung Ihres Employé bei der Poſt in Paris zu verabreden. Kommen Sie heut zu Tiſch; ich erzähle Ihnen, wie der Gendarmeriedienſt in Erfurt eingerichtet war, nach den Ideen des Kaiſers.

Indem Bongars ſich entfernen wollte, trat Marinville mit Cabinetsſachen ein. Jerôme machte ihn nun ſelbſt mit dem Vorſchlage des Generals bekannt, und die Sache kam ſofort zur Berathung. Dazwiſchen wurde General Salha gemeldet und hinter Bongars angenommen.

Der König empfing ihn mit einiger Befangenheit, die aber verſchwand, ſobald er bemerkte, daß Salha ſich durch den Auftrag geſchmeichelt fand, der ihm zugedacht war — ein Geſchäft, wozu Jerôme, wie er ſich ausdrückte, eines ſo altvertrauten Freundes bedurfte. Es betraf eine Sendung an den neuen König Joſeph, Jerôme's Bruder in Spanien. — Marinville und Le Camus werden Sie mit der Angelegenheit ganz vertraut machen, ſagte er, und ich gebe Ihnen dann noch beſondere Aufträge. Es wird Ihnen ſehr intereſſant ſein, unter den jetzigen Verhältniſſen Madrid zu ſehen. Und um Ihnen die Reiſe angenehm zu machen, denke ich — Sie nehmen Ihre Familie mit, wenigſtens bis Paris.

Dies kam dem General weniger erwünſcht, wie es ſchien. Als er einige Erinnerungen entgegnete, verſetzte Jerôme:

Ich habe einen beſondern Grund dafür, lieber Salha. Sie wiſſen, es ſind mir ſehr leidige und auch für Sie verdrießliche Erörterungen Ihrer Frau mit Le Camus vorgefallen. Dieſe könnten ſich erneuern, wenn Morio zurück iſt, den ich in wenigen Tagen von ſeiner Reiſe nach Neapel erwarte. Vermuthlich geht dann die Verbindung unſers Le Camus mit der Comteſſe Hardenberg vor ſich. Es kann ja Ihrer Frau und Tochter nur ganz erwünſcht kommen, unter ſo gutem Anſchein, als Ihre ehrenvolle Miſſion darbietet, von Caſſel fort zu ſein, wenn dieſe Vermählung, mit Feſtlichkeiten und Gratulationen verbunden, vor ſich geht. Theil daran nehmen werden Beide nicht wollen, und ſich ausſchließen, hieße eine Blöße geben. Ich denke, General, Sie erkennen meine gute Abſicht.

Aber ich hoffe, die Reiſe und Paris ſelbſt geben neue Eindrücke, die Ihrer beiden Damen heitere Stimmung und ſeine Liebenswürdigkeit wieder herſtellen.

Nach einigen weitern Erörterungen war Salha zufriedengeſtellt, und entfernte ſich, um die Seinigen mit der zu beeilenden Reiſe bekannt zu machen und die dringenden Vorkehrungen zu treffen.

Jerôme ließ ſeine Befriedigung über die glücklich erledigte Angelegenheit aus. — Ich wollte noch meinen guten Gardecapitän ſprechen, aber ich bin erſchöpft von dieſen Verhandlungen, ſagte er. Du Coudras wird draußen ſein, Marinville; ſprechen Sie mit ihm. Sagen Sie ihm, ich würde ihn bis morgen zum Colonelgeneral der Garden befördern. Ich denke, das wird ihm lieber ſein, als wenn er auch eine Tabatière in Erfurt erhalten hätte. Dann gehen Sie heut einen Augenblick hinüber zu ſeiner Frau, und ſagen Sie ihr: ſie möchte vor Vercagny's Spionen ein wenig auf der Hut ſein, wenn ſie in Verkleidung ihre abendlichen Promenaden machte. Falls ſie Unannehmlichkeiten mit der Polizei bekäme, würde ich genöthigt ſein, ſie von Hofe zu verbannen.

Die Rückkehr des Hofes, gewiſſermaßen eine doppelte, nämlich von Erfurt und von Napoleonshöhe, brachte zum Beginn des Winterlebens einen neuen Schwung in die Reſidenz. Die Blicke der Bewohner, zwei Wochen lang nach Erfurt gerichtet, fielen jetzt auf nähere und weniger räthſelhafte Vorgänge. In der höhern Geſellſchaft gab es das Bildniß des Kaiſers auf den Tabatièren der Großbeamten zu bewundern, und im Stillen die Brillanten abzuſchätzen, von denen es eingefaßt war; ferner gab es Glückwünſche an drei große Bänder zu knüpfen: an das große Band des königlichen Ordens beider Sicilien, das General Morio mit von Neapel brachte, und an die beiden großen Bänder des Ordens der Ehrenlegion, die der Kaiſer kurz vor ſeiner Abreiſe von Erfurt durch einen Kurier zur Vertheilung an Jerôme geſchickt, und die der König an den Grafen Bülow und Grafen Booch verliehen hatte.

Damit es aber der lauten, glänzenden Theilnahme auch nicht an einer dunkeln, räthſelhaften Seite fehle, ſo war Salha mit einer geheimen Sendung ſchnell abgereiſt, und man flüſterte von heftigen Scenen mit der Generalin, die ſich nur ungern zur Mitreiſe entſchloſſen hätte.

Auf Erfurt kam in der höhern Geſellſchaft wenig mehr die Rede. Dort, nach unermeßlichem Feſtgepränge, hatten zum Schluß des Congreſſes noch die deutſchen Fürſten den 14. October, als den Jahrestag des Napoleon'ſchen Sieges über Preußen bei Auerſtädt, mitfeiern helfen, und waren darauf in ihre kleinen Reſidenzen zurückgekehrt — wie die glänzenden Blumenblätter einer prachtvollen Fackeldiſtel, die nur eine Mitternacht blühte, welk auf die nachbarlichen Blumenſcherben abfallen. Das Geheimniß jener Mitternacht, zu deſſen Befruchtung ſie geglänzt hatten, war vielleicht ihnen ſelbſt verſchloſſen geblieben. In Caſſel bedauerte man nur, daß die berühmten franzöſiſchen Schauſpieler nun doch nicht, wozu man bisher einige Hoffnung gehabt hatte, über Jerôme's Reſidenz nach Paris zurückgekehrt waren, bei welcher Gelegenheit ſie wahrſcheinlich einige Vorſtellungen gegeben hätten.

Etwas von den erfurter Verhandlungen kam inzwiſchen doch aus, und ſtahl ſich als Geheimniß auf geheimen Umwegen zu den Einverſtandenen des preußiſch-heſſiſchen Bundes. Hermann fand ſich veranlaßt, einige Zeilen darüber an die Freunde in Homberg zu geben. Er that dies in dem Anhang eines ſeiner freundſchaftlichen Briefe an Lina, den er eben im Begriff war abzuſenden. Die Zeilen lauteten:

„Zum Schluß, liebe Lina-Schweſter, habe ich euch etwas Näheres über den verunglückten Brief des Miniſters von Stein zu melden, der dich an eine ſo leidige Stunde erinnert.

„Der — um das Wenigſte zu ſagen — gewiſſenlos nachläſſige Bote, Aſſeſſor Koppe, hatte briefliche Vorſchläge des Fürſten Sayn-Wittgenſtein wegen Anleihen bei hamburger Häuſern oder beim reichen Kurfürſten in Itzehoe überbracht, und wartete des Miniſters Antwort bei ſeiner in Berlin wohnenden Frau ab. Hier ging ein Franzoſe, Namens Vigneron, aus und ein, ein Liebhaber der Schwägerin Koppe's, die bei ihrer Schweſter wohnte. Was nun hier geſchehen, verabredet, oder von Stein's lauernden Feinden ausgekundſchaftet worden, liegt jetzt noch im Dunkel. Genug, Koppe empfängt den Brief, in welchem jene Stelle vorkommt, die du mit Frau Dechantin aus königlichem Munde vernommen haſt, reißt ab, und wird auf Marſchall Soult's Befehl bei Spandau feſtgenommen. Ein Gendarm zieht ihm ohne allen Widerſtand den Brief aus der Bruſttaſche. So wenig Vorſicht hatte der Bote gebraucht, ſo leicht zum Wegnehmen hatte er den Brief eingeſteckt. Ob er gewonnen, ob er Verräther war? Man glaubt es. Einſtweilen, vielleicht nur zu ſeiner eigenen Sicherheit, oder um den Schein zu wahren, iſt er nach Frankreich gebracht worden. Der Miniſter wird nun ſeinen Abſchied nehmen müſſen. Seinem unglücklichen König geht er verloren; hoffentlich gewinnt ihn die preußiſche Sache, und in dieſer muß auch der König ſeine Entſchädigung finden.

„Sodann haben wir Nachrichten über das erfurter Bündniß zwiſchen Oſt und Weſt zur Zerſtörung des Reichs der Mitte, wie man wol Deutſchland auf gut Chineſiſch nennen kann. Die Mittheilungen, vom hannöverſchen Miniſter Hardenberg und dem öſtreichiſchen Stadion ausgegangen, ſind uns über London zugekommen. Im Allgemeinen rechtfertigen ſie die Beſorgniß, die man vom Congreß hatte. Es ſoll verabredet worden ſein, die Zukunft von Europa zu ändern und alle europäiſchen Länder einer Theilung zu unterwerfen. Das Beſondere wird Oberſt Dörnberg und Herr Martin den Freunden mündlich berichten. Der Oberſt nimmt auf ein paar Tage Urlaub, auf die Jagd zu gehen. Ich ſoll ihn euch auf nächſten Montag ankündigen.

„Mich betreffend, liebe Lina, bemerke ich noch nachträglich, daß mein Miniſter nächſtens meine Anſtellung wieder in Anregung zu bringen denkt. Es iſt mir eigentlich mehr um den Dienſtgaul als um den Dienſtgehalt zu thun. Wäre ich ſchon beritten, ſo käme ich mit Dörnberg auf einen halben Tag zu euch. Aber ich bin vorerſt noch auf Schuſters Rappen beſchränkt. Dafür hoffen wir, die Mutter und ich, daß ihr zu den Feſtlichkeiten an des Königs Geburtstage hierher kommt. Sie richtet jetzt ſchon die vordere Stube für euch ein. Und ich? Ich räume nach und nach mein Herz von aller Politik und Arbeit auf; ich blaſe den Actenſtaub aus meinen Gedanken, um meine liebſten Menſchen — Lina und Ludwig zu empfangen. Man verſpricht ſich außerordentlichen Pomp, und der Kalender — friſche, trockene Witterung! Alſo dürfen wir auf euch rechnen.“

Fünftes Capitel.

Jerôme's Geburtstag.

Der Kalender hielt diesmal wirklich Wort; das Freundespaar in Homberg aber erfüllte nur zur Hälfte die Erwartung Hermann's und ſeiner Hauswirthin. Glücklicherweiſe war es die Hälfte, die Beide, ohne es ſich einzugeſtehen, und da es doch einmal nicht anders war, am liebſten für das Ganze nahmen. Lina traf nämlich ohne ihren Ludwig Montags am 14. November gegen Mittag bei der Mutter ein.

Nach dem erſten heitern und herzlichen Empfang, und während ſie ſich in dem ſanft durchwärmten Zimmer behaglich einrichtete, brachte ſie Ludwig's Entſchuldigung vor. Es ſchien nach Allem, was ſie in ihrer Weiſe darüber mittheilte, eine Art von Trotz, was ihn gerade jetzt von einem Beſuche Caſſels abhielt. Miniſter Simeon hatte ihm an die Hand gegeben, ſich mit einer angemeſſenen Beſchwerde um eine andere Stelle an den König zu wenden. Er hatte ihm, mit leiſer Andeutung, daß den König die Uebereilung reue, ziemlich gute Hoffnung gemacht, jedenfalls ſeine nachdrückliche Unterſtützung zugeſagt.

Ludwig hätte nun dem wackern Simeon wenigſtens einen Beſuch der Erkenntlichkeit machen müſſen, was er vermeiden wollte, weil er auf deſſen Vorſchlag gar nicht eingehen mochte. Das politiſche Geheimniß des Heſſenbundes hatte ihn durch das ihm widerfahrene Unrecht noch lebhafter eingenommen, und er mochte vorerſt die Gegend gar nicht verlaſſen, wo ſich der beabſichtigte Aufſtand ſammelte und gewiſſermaßen ſeinen Herd hatte. Er wollte bleiben, bis das Unternehmen, gerade jetzt ſtark in ſeinem Werden begriffen, glücklich durchgeführt ſei, wornach ſich dann unter dem erneuten Regiment des Kurfürſten ein wohlverdienter Platz in Caſſel für ihn finden werde.

Ludwig mit ſeinem gekränkten Ehrgeize gefiel ſich in dieſer muthigen Empfindlichkeit, bis es ihm zuletzt ſchien, als ob auch der Fortbeſtand des ihm begegneten Unrechts ſeine thätliche Widerſetzlichkeit mehr rechtfertige, und als ob eine gute Beförderung, die er annähme und die ihn zur Dankbarkeit verpflichtete, die mitverſchworenen Freunde vielleicht mistrauiſch gegen ſeine Geſinnung machen könnte.

Lina gab ſich nun ganz der ſeelenvollen Gegenwart hin, die ſich durch lebhafte Erinnerung an ihre erſten Begegniſſe mit Hermann gerade in dieſen Räumen noch mehr einſchmeichelte.

Zwiſchen Beiden war doch ſeit ihrer Trennung eine weitere, innerliche Entwickelung vorgegangen, über die ſie ſich nicht täuſchten, wenn ſie auch nicht viel darüber grübelten. Lina war ſich bewußt, daß ſie ihr liebevolles Wohlwollen für den brüderlichen Freund gegen ihren Mann ausgeſprochen, ohne eine Misbilligung oder Eiferſucht zu erfahren. In dem Grade, als dadurch ihre Zuneigung anerkannt und gewiſſermaßen gerechtfertigt erſchien, fühlte ſich die liebenswürdige Frau für Hermann's anziehende Erſcheinuug und einnehmendes Betragen empfänglicher, und ihr Herz, früher mehr für des Freundes Geſchick eingenommen, heftete ſich jetzt an ſeine Perſönlichkeit. Sie empfand dies nach den erſten Stunden des Wiederſehens mit der Lebhaftigkeit einer Ueberraſchung. Dies vielleicht um ſo mehr, als ihrer Trennung, ihrem Ueberzug nach Homberg mehr als ein betrübendes, ſtörendes Erlebniß vorausgegangen war. Ihre Neigung war im Stillen ein Hang geworden, und ein Vorgefühl, daß — nach unſerer ſinnreichen Sprache — dieſe Richtung zu einem Fall führen könnte, gab ihr die Warnung, ſich vor aller äußerlichen Hingebung und vor der Unbefangenheit ihres frühern Verkehrs ſorgfältig zu hüten. Sie überredete ſich zu ihrer eigenen Beruhigung, daß Hermann ſelbſt ihre Empfindung für ihn nicht als Liebe erkenne, und ihr nur ein brüderliches Herz, eine anſpruchsloſe Freundſchaft zuwende.

Aber gerade darin irrte ſie. Denn auch ihm war es inzwiſchen vor den zwei Wachskerzen, die ihr ruhiges Licht auf den erſten Briefbogen für Lina warfen, klar genug geworden, daß er die Freundin liebe, daß er nur im Glück ihres Umgangs froh werden könnte. Von ſeinem letzten Geſang mit ihr aus dem Duett von Haydn waren ihm die Worte und Töne: „Mit dir, mit dir iſt Seligkeit das Leben“, tief in Sinn und Seele haften geblieben. Und eben jetzt, als die Mutter das Zimmer verlaſſen hatte, um in der Küche zu ſchaffen, wurde er von dieſer Innigkeit ſo ungeſtüm ergriffen, daß er aller Selbſtbeherrſchung bedurfte, die herrliche Frau, die er dieſe Wochen hier entbehrt hatte, nicht an ſeine Bruſt zu ziehen und zu rufen: „Keine Stunde mehr ohne dich!“ Aber dies Zurückdrängen des heftigſten Verlangens regte ihn auch ſo ſchmerzlich-wehmüthig auf, daß er, der Thränen nicht mächtig, das Zimmer verließ und in ſeine Stube eilte, ſich zu faſſen und ſeine männlichſten Vorſätze zu erneuern.

Und Lina?

Warum ſollten Thränen der Rührung weniger anſteckend ſein, als Gähnen der Langweile? — Sie überließ ſich, in die Kiſſen des Sophas zurückgelehnt, dieſer Sympathie und den bewegten Empfindungen, die ſich zuletzt in dem bisher vergeſſenen Versſpruche ſammelten:

Was die Lieb' ſei, was Geliebtſein — forſche nicht!

Hermann kam zum frühen Mittagstiſche der Hausmutter heiter und geſprächig zurück. Nachher, in traulicher Unterredung, erzählte Lina von ihrer Einrichtung und von dem geſellſchaftlichen Leben in Homberg. Sie hatte dort auch an Frau von Stölting, einer Offizierwittwe, eine innige gebildete Freundin und an deren kränklicher Tochter eine zarte Schweſter gewonnen.

Erſt als bei der früh anbrechenden Abenddämmerung der erſte von den einundzwanzig Kanonenſchüſſen fiel, die den Vorabend, die Vigilien, des Königsfeſtes verkündigten, erinnerte ſich Hermann des Theaters.

Wir müſſen hingehen, Lina! ſagte er. Ich hatte mir für dich und Ludwig zwei von den 1200 Freikarten verſchafft, die von den Großbeamten des königlichen Hauſes ausgegeben worden ſind. Du mußt eben Alles ſehen, was zum Feſt gehört.

Gewiß, antwortete ſie, und da mir Ludwig geſagt hat, du müßteſt an ſeiner Statt mein Chevalier d'honneur ſein, ſo verleihe ich nun dir die zweite Karte. Ich werde mich gleich ein wenig geputzt haben; denn heut wird der freie Eintritt mit feſtlichem Staat honorirt.

Mach's nur kurz, Lina, lächelte der Freund, du haſt es ja leicht: du ſchmückſt den Anzug.

Unterwegs nach dem Theater berichtete Hermann über das zu erwartende Stück.

Es iſt eigens für den Tag verfaßt, ſagte er, ein muſikaliſches Schauſpiel, von einem jungen Franzoſen Bruguieres, dem vor zwei Jahren von der Akademie eine Dichterkrone verliehen worden iſt. Es behandelt — ohne Zweifel etwas ſchmeichleriſch — einen Zug aus Jerôme's Leben, ſeinen Zug nach Algier nämlich, wohin er, um die gefangenen Italiener zurückzufodern, auf Napoleon's Anordnung mit einem kleinen Geſchwader von Genua auslief. Wirklich brachte er 250 Befreite zurück, darunter einen Seemann aus der Provence, der, ans Land geſtiegen, ſeiner Frau und Tochter begegnete, die ihn zuerſt nicht wieder erkannten. In der Wahl dieſes Gegenſtandes verräth ſich allerdings ein politiſcher Tact des jungen Poeten. Jener Triumph unter den Augen Genuas bildet die erſte öffentliche Erſcheinung eines unbedeutenden Mannes, der, für einen noch zu ſchaffenden Thron beſtimmt, eben — und auch auf Befehl Napoleon's — das kleine Privathinderniß ſeiner amerikaniſchen Frau mit ihrer erſten Mutterhoffnung abgeſchüttelt hatte. Es war ein kluger Gedanke des Kaiſers, dieſe fatale Eheſcheidung, die Rom nicht billigen konnte, durch ein ritterliches Unternehmen von Genua aus zu decken. Jerôme erſchien ein kleiner Karl V., der nach Tunis gezogen war und zwanzigtauſend Chriſtenſklaven befreit hatte.

Der Theaterplatz wimmelte von Menſchen, die ohne Einlaßkarten in der qualmenden Lohe der Pechkränze ihre Neubegierde an den Ankommenden und Anfahrenden befriedigten. Unſer glückliches Paar war mit ſeinen Karten auf das Parterre gewieſen, und drängte ſich zu guten Plätzen durch.

Das Haus ſtrahlte in der That vom Schmuck der Wände und der Zuſchauer. Das Licht von tauſend Kerzen wurde durch reiche Blumenguirlanden nur gemildert, um der Bühnenbeleuchtung ihr Vorrecht und dem reichen Hofcoſtüm, dem Putze der Damen und den bunten Militär- und Civiluniformen einen Antheil des Glanzes zu laſſen. Es überſchimmerte die goldenen Franſen, durch die ſich heut die Logen des erſten Ranges hervorthaten.

Mit dem Eintritt der Majeſtäten in die Mittelloge begann die Ouverture. Heut ließ es ſich der Generaldirector Blangini nicht nehmen, ſtatt des Orcheſterdirectors Legaye vor dem Pulte der Partitur das Scepter zu führen.

Der Vorhang ging auf, und man erblickte Genua und die Menge des Volks, das, von der Angſt vor einer herankommenden engliſchen Flotte herbeigezogen, im Augenblick erfährt, daß es keine feindliche, ſondern eine franzöſiſche ſei.

Das Drama, in Verſen und mit Liedern durchzogen, entwickelt nun vor den geſpannten Zuſchauern folgende Geſchichte:

Madame Florville lebt ſeit zwanzig Jahren getrennt von ihrem Manne, der etwa ein Jahr nach ihrer Verheirathung eine Reiſe nach der Levante zu machen hatte. Sie begleitete ihn damals bis Genua, blieb aber, in ihre Heimat zurückgekehrt, ſeitdem ohne alle Nachricht, und man hält ſeinen Untergang auf der See für gewiß. Ihr zum Troſte wächſt Laura, das Kind, das ſie einige Monate nach des Vaters Abreiſe geboren, mit den liebenswürdigſten Eigenſchaften und voll kindlicher Liebe heran, und mildert in etwas die Trauer um ihren unvergeßlichen Raimund. Die Unruhen in Frankreich haben ſie wieder nach Italien getrieben, wo ſie ſeit acht Jahren unter dem Namen Florville lebt, von einem alten Diener Robert, einem geweſenen Seemanne, bedient, der unter ſeinem derben Freimuth ein edles Herz und zartes Gefühl verbirgt.

Eine Privatangelegenheit hat Madame Florville nach Genua geführt, wo ſich Leo, ein junger Soldat, Sohn eines reichen handelnden Seemanns, in Laura verliebt.

Bei den edeln und liebenswürdigen Eigenſchaften des jungen Mannes bleibt Madame Florville nicht unbeſorgt um das Herz ihrer Tochter und beſchließt daher, Genua ſchnell zu verlaſſen, da ihr eine Gegenneigung der Tochter, wegen der Ungleichheit des Vermögens des jungen Paares, nicht erwünſcht wäre.

Nach dieſem Entſchluß erſcheint der junge Leo, den verehrten Damen die Freude zu verkündigen, daß ſein Vater aus der Gefangenſchaft von Algier zurückkehre. Herr Belmont war nämlich auf einer Reiſe nach Livorno in die Sklaverei gerathen, Leo hatte als braver Sohn ſeine Auslöſung dahin geſchickt, und erhielt eben die Nachricht, er kehre mit andern Gefangenen, die ein junger Held ohne Löſegeld befreit, auf dem eben heranſegelnden Schiffe zurück. Madame Florville theilt ſeine Freude, erſchreckt ihn aber durch die Erklärung ihrer bevorſtehenden Abreiſe. Eine Liebeserklärung und eine Scene der Betrübniß erfolgt, indem die Mutter bei ihrer Abſicht beharrt. Da meldet der alte Robert die Ankunft des freudebringenden Schiffes; Kanonendonner verkündet die Landung der Escadre, und Leo eilt fort, ſeinen Vater zu empfangen.

Das Volk am Geſtade umringt einen Seeoffizier, der eine für Jerôme ſchmeichelhafte Erzählung von der Befreiung der Gefangenen macht. Der Sultan hat Löſegelder gefodert, aber Jerôme hat die Kanonen richten laſſen, um mit Feuer und Blut zu bezahlen, wenn innerhalb einer Stunde nicht alle Gefangenen freigegeben wären.

Il a dit: et son ton, sa noble contenance
Le feu de l'heroisme éclatant dans ses yeux
Ont glacé de terreur ces monstres furieux
Et leur saisissement se peint par leur silence.

So bezügliche Stellen wurden natürlich jedesmal mit ſtürmiſchem Beifall aufgenommen. Hermann bemerkte einige Bänke weiter vorn nach dem Orcheſter den jungen Wilke, der gewöhnlich mit ſeiner Stimme und ſeinem wehenden Taſchentuche den Applaus anſtimmte. Die Muſikſtücke waren aus bekannten Opern entliehen und den Melodien derſelben die eingelegten Geſänge angepaßt. Bei jeder bekannten Melodie blickten Hermann und Lina einander mit lächelndem Zunicken an, als ob ſie ſo an ſich ſelbſt den guten Bekannten begrüßen wollten.

Der zweite Act fing mit der Ausſchiffung der Befreiten an, die ſich feierlich nach der Kirche zum Dankgebet begaben. Nur ein tiefgebeugter Mann bleibt zurück, und bejammert ſein Schickſal, daß er aus der Gefangenſchaft, in die er durch Schiffbruch an Afrikas Küſte gerathen war, endlich befreit, an derſelben Stelle landen müſſe, wo ihm einſt ſein theures Weib Lebewohl geſagt, ohne ſie nun wiederzufinden, da der Tod ſie und ſein ungekanntes Kind ihm geraubt habe. Schmerz und Erinnerung ergreifen ihn ſo lebhaft, daß er wie ohnmächtig auf die ſteinerne Bank neben der Fontaine in Mitte des Hafendammes niederſinkt.

In dieſem Zuſtande findet ihn Laura, die nach der Kirche gehen will. Sie ſpringt ihm bei, erquickt ihn mit Waſſer aus der Fontaine, und erweckt in der Bruſt des dankbaren Greiſes wunderbare Sympathien. Nun erſcheint Leo mit ſeinem Vater, und findet ſeine Geliebte, ſowie der Vater in Raimund den alten Freund erkennt, dem er aus einem Unglück in der Gefangenſchaft das Leben zu danken hat. Er nimmt den trauernden Greis mit in ſeine Wohnung.

Der dritte Act bringt nun die alten Getrennten und die jungen Liebenden glücklich zuſammen. Raimund hat ſeiner lieben Erquickerin verſprochen, ſie zu beſuchen. Er erſcheint; aber ſo wenig ſich in einer Madame Florville ſeine längſt für todt betrauerte Gattin vermuthen läßt, ſo wenig erinnert er ſelbſt durch ſeine in Kummer und Elend verfallenen Züge, durch dieſe verblichenen Haupt- und Barthaare eines Mannes in Sklavenkleidern die Frau an ihren Raimund in ſeinen blühenden Tagen. Nur der alte, treue Robert, von der Stimme des Fremdlings ergriffen, lieſt die Züge ſeines ehemaligen Herrn, wie ſie in ſeiner Erinnerung leben, aus dem verfallenen Angeſichte zuſammen, und ruft, indem er ſich ihm zu Füßen wirft: „Großer Gott, er iſt es!"

Die rührende Scene der Wiedererkennung verfehlte ihre Wirkung auf das gefüllte Haus nicht. Sie ergreift die Zuſchauer und ruft eine Stille hervor, in der Raimund ſich aus den Armen ſeiner Familie losreißt, und die ganze Wirkung des Drama auf den anweſenden König wendet, indem er mit flehend zum Himmel gehobenen Händen ſpricht:

Tranche, Grand Dieu, mes destinées
Pour ajouter à ses années:
Daigne chercher toi-même un prix à ses bienfaits;
Et l'entourant de grandeur et de gloire,

Laisse toujours present a sa mémoire
Le touchant souvenir des heureux qu'il a faits!

Unter rauſchendem Beifall, Bravoruf und Vive le Roi! fiel der Vorhang.

Aus dem Lichtglanze des Theaters wurde man heut von feſtlich erleuchteten Straßen aufgenommen. In der Stadt war buntes, lärmendes Treiben, bei Hofe — Cercle.

Am folgenden, dem eigentlichen Geburtstage, der unter einer Artillerieſalve erwachte, reihte ſich ein feſtlicher Vorgang an den andern.

Bei Hofe großes Lever, Vorſtellung der Großoffiziere der Krone und der Armee, der Hofdamen und der Geſandten; Einführung der Corporationen, der Municipalität und nach der Meſſe im Palaſt Vorſtellung des ganzen Offiziercorps.

Dieſen feierlichen Vorgängen und der feſtlichen Stimmung des ganzen Landes hatte Miniſter Simeon in einer pomphaften Anſprache Worte geliehen, indem er erklärte:

„Die Geburt von Regenten bleibt immer ein großes Ereigniß für die Völker; aber die Bedeutung erhöht ſich, wenn es Fürſten gilt, die vom Verhängniß berufen würden, neue Staaten zu gründen und zu bilden.“

Zu Mittag ward unter einer zweiten Kanonenſalve, und in Gegenwart des Hofes und der Autoritäten, ein Tedeum in der katholiſchen Kirche celebrirt, worauf um 2 Uhr große Revue auf dem Raſenplatze der Orangerie ſtattfand. Um 6 Uhr war königliche Tafel unter Aſſiſtenz der Damen und Offiziere des Hauſes.

Ein Feſt beim Grafen Fürſtenſtein, von beiden Majeſtäten beglückt, und die dritte Geſchützesſalve beſchloſſen für die hohe Geſellſchaft den Tag.

Neben dieſen Feierlichkeiten lief das eigentliche Volksfeſt her. Es war Landesfeiertag und Gottesdienſt in den Kirchen. Wenn manche Kanzel von Schmeichelrednerei überfloß, ſo fehlte es doch auch auf andern nicht an verſteckten Bitterkeiten, die ſich in ernſte Betrachtungen miſchten.

In Caſſel, wie in den übrigen Departemental-Hauptorten, wurden zwei Ehepaare getraut, deren unbeſcholtene Bräute Ausſteuern von je hundert Thalern aus öffentlichen Fonds erhielten. Der Zudrang des heut ohnehin müßigen Volks zu dieſem kirchlichen Vorgang war groß. Für Viele hatte er etwas Rührendes; es fehlte aber auch nicht an Spöttern, die mit ſchalkhaftem Ernſt fragten, ob die Bräute das Zeugniß ihrer Unbeſcholtenheit für den König oder von dem Könige beizubringen hätten.

Der Hauptſpaß war aber eine Lotterie, zu der Tags vorher jeder Bürger zwei und jeder Beiſaß eine Nummer gezogen hatte, und die heut um 11 Uhr auf dem mit Tannenbäumen und Buden aufgeputzten Ständeplatz ihre Preiſe ausſpielte. Dieſe beſtanden in lauter Eßwaaren. Der erſte Preis brachte der Glücksnummer einen wilden Schweinskopf mit zwei Flaſchen Champagner. Von dieſem ſtuften ſich die Preiſe mit einem wälſchen Hahn und Burgunder, einem Rehziemer und Bordeauxwein, mit Haſen und Kapaunen, Schweine- und Hammelsbraten zu entſprechenden Flaſchen leichten franzöſiſchen und deutſchen Weins ab. Die Nieten fehlten nicht; aber jede Niete brachte doch eine Bratwurſt mit einem Brötchen, ſodaß auch der Verlierende wenigſtens nicht hungrig davonging.

Den Nachmittag über lockten die Kletterbäume (mats de cocagne) mit ihren flatternden Preiſen die Gewandtheit und den Muthwillen der Jugend herbei. Muſikbanden ſpielten abwechſelnd an beiden Enden des weiten Platzes, der heut für die beſetzten Fenſter der langen Häuſerreihe ein luſtig wechſelndes Schauſpiel darbot.

Mit einbrechender Nacht verwandelte ſich der Prachtbau des Ständepalaſtes in einen Zaubertempel. Aber die Menge theilte ſich jetzt: hier hinauf nach dem Theater, wo die Zauberflöte frei gegeben wurde, dort hinab nach dem Königsplatze, der in ſeiner Rundung mit einem Bogengang aus Fichtengrün geſchmückt und glänzend erleuchtet war. Auf den Pfeilern flammten, ſtatt der abgenommenen Laternen, Pechkränze, und gaben ihren gelbgrauen Qualm zum Spiel der Abendwinde hin. Die Stadt war erleuchtet, die Straßen belebt, aus den Wein- und Kaffeehäuſern erſchallte Lärm und Lachen.

Am anſtändigſten ging es noch in dem kleinen, aber ſehr eleganten Café restaurant des Herrn Bergener in der Königsſtraße zu. Es war das bekannte Kaffeehaus zum häßlichen Männchen, und wurde nur von Beamten und Offizieren höhern Rangs beſucht. Vor demſelben blieben heut die Vorüberziehenden ſtehen und betrachteten das Bild über der Thüre. Das gewöhnliche, mit recht gutem Pinſel ausgeführte Schild eines häßlichen Männchens mit der Ueberſchrift Café au laid war heut mit einem Transparent überdeckt. Daſſelbe alte, häßliche

Männchen empfing ſitzend eine Taſſe Kaffee aus der Hand einer neben ihm ſtehenden jungen, reizenden Frau, die einen Säugling an der offenen Bruſt hielt. Die Umſchrift lautete: „Café au laid avec un petit pain au lait."

Einer der Zuſchauer erzählte, Herr Bergener habe zuerſt die Unterſchrift genommen: Café au Roi avec un pain à la reine", was auch ein Milchbrötchen bedeute. Aber einer ſeiner Kaffeegäſte habe ihn gewarnt: es könnte anzüglich gefunden werden und Verdruß abſetzen. Und doch, fügte er hinzu, iſt und bleibt Herr Bergener ein Schalk!

Sie ſprechen ihn deutſch aus: „Bergener", wie? fragte ein Anderer.

Nun ja, erwiderte Jener, die Franzoſen ſagen Monſieur Bergener; er läßt ſich Beides gefallen, — er iſt eben ein Elſaſſer, und hält ſich noch immer wie ein guter Deutſcher ſo — entre deux, — iſt à deux mains brauchbar!

Auch Hermann und Lina waren ſtehen geblieben, betrachteten das Leuchtbild und machten einander durch Händedrücken auf die Unterhaltung aufmerkſam.

In dieſem Augenblicke trat Nathuſius mit ſeiner Thereſe hinzu, — beide Paare aufs angenehmſte von einander überraſcht. Nathuſius war erſt im Laufe des Tags von Magdeburg eingetroffen, und übermorgen ſollte die Trauung ſein. Lina mußte ihm verſprechen, noch über den Donnerſtag zu bleiben, und Thereſe nahm Hermann die Zuſage ab, daß er ebenfalls zur Trauung und zum

Reiſefrühſtück kommen wolle. Die Geſchäfte des großen Fabrikherrn duldeten ſeine längere Abweſenheit nicht. Thereſe wies ihrem Chriſtian die Freundin zu, und nahm Hermann's Arm, um zuſammen weiter zu wandeln.

Erzählen Sie mir, wie Lina ſeither gelebt hat, flüſterte ſie. So ſehe ich nicht nur das kleine Lebensbild, ſondern auch — wie ſich's in Ihrem Herzen abſpiegelt.

Hermann überhörte den bezüglichen Ton der letztern Worte, indem er eben an der Ecke des Präfecturpalaſtes ein vorüberhuſchendes Paar erblickte, und in dem Herrn, wie ſehr er ſich auch zu verhüllen ſuchte, den Baron Rehfeld erkannte. Raſch nachſchauend, glaubte er in dem Frauenzimmer an Gang und Haltung jene Kammerjungfer, nur heut in anderm Anzuge, zu errathen, die ſie Beide damals zur Wohnung der Generalin Du Coudras geführt hatten.

Beide, Hermann und Rehfeld, waren einander ſeitdem nur in den geheimen Verſammlungen begegnet, und der Baron hatte dem Freunde auf die Frage, wie's mit dem Regenſchirmabenteuer abgelaufen ſei, kurz und nicht ohne einige Befangenheit geantwortet: „O es iſt noch unerwartet gut, beſſer als ich dachte, gegangen!“ Hermann hatte daraus vermuthet, der kecke Mann ſei mit langer Naſe abgefahren. Dem widerſprach aber nun, wenn er ſich in ſeiner Wahrnehmung nicht irrte, die jetzige Begegnung.

So wandelte er an der Seite einer glücklichen Braut mit einem Räthſel in Gedanken, das ihn vielleicht in ſo liebenswürdiger Geſellſchaft weniger hätte zerſtreuen dürfen, als es doch wirklich that.

Sechstes Capitel.

Bewilligt und beſchenkt.

Als Hermann am andern Morgen ziemlich ſpät ins Miniſterium kam, empfing ihn die freundliche Gräfin auf dem Niſchenſopha ihres Mannes. — Heut müſſen Sie mir berichten, Herr Doctor, ſagte ſie. Mein Mann iſt zu dringenden Vorträgen ins Schloß gefahren. Der König reitet jetzt Nachmittags gern auf die Jagd.

Sie winkte ihn zu ſich heran; er mußte ihr vom verlebten Feſt erzählen, und berichtete die Ankunft und Vermählung des Freundes Nathuſius.

Sie war eben in ihrer liebenswürdigſten Laune, worin ſie ſich gern mit Freunden neckte. Nichts ſtand ihr auch reizender als ihr mädchenhafter Muthwille, mit dem ſie ſich beſonders gegen Hermann gern gehen ließ, nicht ſowol vielleicht, weil ſie bei ſeinem edeln und ſinnigen Weſen ſich mit ihrer Hingebung ſicherer fühlte, als weil ſie dafür ſo empfänglich war. Das kleine Geheimniß mit Adelen, das ſie von ihm kannte, gab ihrem Wohlwollen eine prickelnde Unterlage, ohne daß es den jungen Freund, der davon nichts ahnete, irgend eingeſchüchtert hätte.

Als er in ſeiner leicht erregbaren Weiſe von Lina's Beſuch erzählte, ſteigerte ſich ihr neckiſcher Muthwille. Ihrem guten weiblichen Blick entging ſeine Herzensregung nicht. Sie winkte ihm in ihr Zimmer, ſetzte ſich ans Klavier und ſang mit ihrem zarten Singſtimmchen die Menuetmelodie:

Als ich noch im Flügelkleide
In die Mädchenſchule ging,
O wie hüpft' ich da vor Freude,
Wenn mich Lina ſanft umfing,
Sich — —

Sie konnte vor Lachen über dieſen Namen, worauf es ihr nur abgeſehen war, den folgenden Vers nur in den Notentönen geben, bis zu den Worten:

Und zu mir ſprach: ich bin dir gut.

womit ſie aufſtand, und lachend nach einem Seſſel lief.

Frau Gräfin, verſetzte Hermann flüchtig erröthend, wenn Sie nicht ſo „hochgeboren" wären — ſo gar hoch, daß ich nicht hinaufreichen kann, ſo würde ich mich rächen! Ich würde — nun ich weiß nicht, was ich würde. So aber darf ich mich nur ein wenig in Ihre berliner Zunge verlieben, wenn Sie ſingen: In die Mädchenſchule „jink", und — ich bin dir „jut". Wie glücklich wäre ich, wenn mir einmal eine liebenswürdige Berlinerin ſagte: Ich bin dir jut!

Er faßte nach ihrer Hand, ſie zu küſſen, und ſie gab ihm einen lachenden Klapps auf die ſeinige mit den Worten:

Sie Ungenügſamer! Nicht zufrieden, daß Ihnen die liebenswürdigſte Caſſelanerin gut iſt, ſoll Ihnen auch eine Berlinerin noch — „jut ſind". Aber kommen Sie herüber, ich höre meinen Mann anfahren!

Der Miniſter trat lebhaft und heiter ins Zimmer. —

Ah! daß Sie da ſind! rief er, Hermann erblickend, und ſagte, indem er Hut und Stock dem Diener überließ, zu ſeiner Frau:

Du kannſt gratuliren, Auguſte, hier dem neuen Inspecteur des économats!

Excellenz? Herr Graf?

Mehr konnte Hermann in ſeinem freudigen Schreck nicht vorbringen.

Was lieber Mann? verſetzte die Gräfin. Er ſoll alſo wirklich unter Baron Coninx arbeiten?

Ja, Liebe, und uns deſto öfter als Freund beſuchen. Aber, ſetzen wir uns, und hört! — — Sieh' nur, Auguſte, er iſt ganz verdutzt! Ich habe ihn überraſcht. Aber es koſtet mich nichts; ich hatte eben auch eine hübſche Einnahme an Ueberraſchung gemacht.

Er führte ſeine Frau zum Sopha, winkte dem Freund nach einem Stuhle neben ihr und erzählte:

Jerôme war juſt im Bad, als ich hinkomme, und ich muß warten. Da erſcheint unerwartet und mit vergnügter Ungeduld der alte Bongars, und bringt darauf, gemeldet zu werden. Während dies geſchieht, flüſtert er mir ins Ohr: Ich bringe dem König eine Nachricht, die ihm — in der Hauptſache wenigſtens, angenehm ſein wird. Wenn Sie etwa eine kitzliche Angelegenheit haben, die auf guten Wind wartet, ſo lichten Sie die Anker!

In dieſem Augenblicke wird er vorgefodert. Die Verhandlungen dauern lange. Meine Ungeduld wächſt — ich geſteh's — mit einer gewiſſen Angſt, es möchte eine preußiſche Neuigkeit ſein, ſo etwa, wie der unglückliche Brief Stein's. Darüber blättere ich in meinem Portefeuille, und finde richtig den früher zurückgenommenen Antrag wegen Ihrer Anſtellung, lieber Doctor.

Endlich kommt denn Bongars zurück, mit einem Geſicht, auf dem Vergnügen und Verdruß im Proceß zu liegen ſcheinen. — Gehen Sie hinein! ſagte er mir. Sie werden erwartet. Aber — thun Sie mir um Gotteswillen die Freundſchaft, und bringen den König von ſeiner Idee ab. Er hat für mich — eine Excellenz im Sinn; bitte, laſſen Sie mir ſie nicht in den Pelz kommen! Geben Sie beſſern Rath! Er wird Sie fragen.

Iſt es Ernſt, General, oder Beſcheidenheit? fragte ich. Ich bitte, führen Sie mich nicht in Verſuchung!

Voller, gründlicher Ernſt! betheuert er. Ich werd's Ihnen danken, wenn Sie von mir abwenden, was mir der König gnädig zugemuthet hat.

Nun? Liebſter Hanns, es quält mich; ſprich, was iſt es? fiel die Gräfin ein.

Gut, ich will nur das Reſultat berichten. Alſo Jerôme, ſo ungemein freundlich er mich empfing, ſo höchſt aufgeregt ſah er aus: lief hin und wieder, wußte nicht wie er mir's ſagen, noch weniger wie er's anpacken ſollte, und aus den Fingern wollte auch nichts kommen, ſo ſehr er daran nagte und ſaugte. Die Sache iſt die, daß Bongars ihm endlich den geheimen Berichterſtatter nach Paris herausgebracht hat. Durch einen gewandten Employé, den er nach Paris geſchickt, hat er dort auf der Poſt alle Briefe aus Weſtfalen öffnen laſſen. Eben war ein ſehr umſtändlicher Bericht über die jüngſten Vorfälle am Hof, ja im Cabinet eingelaufen. Und wer iſt der Verräther? Niemand anders als — Herr Savagner, Bercagny's

Generalſecretär. Er hat ſeine Correſpondenz nie in Caſſel, ſondern ſtets auswärts zur Poſt gegeben. Sie gelangte unter einer unanſehnlichen Adreſſe an einen Zwiſchenträger des Kaiſers. Bongars brachte Abſchrift deſſen, was eben in Paris eingelaufen war, mit. Jerôme, der Entdeckung froh, war doch zugleich wüthend, nicht nur gegen Savagner, den er zum Teufel jagen will, weil er ihn nicht hängen laſſen kann, ſondern auch gegen Bercagny, weil er ſich hat täuſchen laſſen und ſeinem Generalſecretär Dinge auf die Naſe gebunden hat, die zwiſchen ihm und dem König Geheimniß waren, oder die er durch Marinville kannte. Dieſe Schwatzhaftigkeit wäre von einem Polizeimann unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß er eitel auf des Königs Vertrauen iſt und dabei zuweilen gutmüthig gegen Angehörige, die er im Jähzorn verletzt hat. Jerôme's erſter Gedanke war nun, Bongars als Chef der Gendarmerie zum Polizeiminiſter zu machen. Er verlangte meine Meinung. Ich ſchlug ihm vor, die Polizei als ſelbſtändige Behörde aufzuheben und als eine beſondere Diviſion mit dem Juſtizminiſterium zu vereinigen. Dies würde den Hof von aller Spionerie befreien, und im ganzen Lande Freude und Vertrauen erregen; denn die geheime Polizei ſei ein Fluch geworden, und die Heuſchrecken der Mouchards eine ägyptiſche Plage. Dieſe Anſicht machte den König nachdenklich; er behielt ſich Ueberlegung vor. Natürlich referirte ich jetzt nur über das Unverſchieblichſte, ließ aber im rechten Augenblick mein Promemoria über die Anſtellung eines Inspecteur des économats aus der Ledertaſche fallen. Jerôme erinnerte ſich gleich des frühern Widerſpruchs von Bercagny, und —

das beſörderte jetzt gerade die Sache. — Vercagny, hat keinen Blick für die Menſchen! ſagte er. Aber dies Talent haben Sie, Graf. Auch in dem jungen Mann hat er ſich ſchon geirrt: er wollte ihn als literariſchen Spion brauchen. Ah bah! Sie werden aus ihm einen guten Inſpector machen. Auch Marinville hat mir ihn empfohlen.

Mit dieſen Worten ſchrieb er ſein bewilligt unter meinen Vortrag, und nun bleibt mir nur die weitere Ausfertigung, die ich beeilen werde.

Den Freund unterbrechend, der ſeinen gefühlteſten Dank ausſprach, fuhr der Miniſter fort:

Im Grund hat der König, was man ein gutes Herz nennt, nur mit allen Schwächen des guten Herzens. Hat er einmal etwas Rechtes bewilligt, ſo juckt ihn ſozuſagen das Bewilligen. Er iſt dann leicht zu misbrauchen, ja er misbraucht ſich ſelbſt. So rief er mir, als ich ſchon entlaſſen war, nach, ob ich die zwei herrlichen Reitpferde ſchon geſehen hätte, die er vom Kaiſer zum Geſchenk erhalten. Und als ich verneinte, ſagte er: Es ſind zwei koſtbare Pferde, Graf, ein feuriger Neapolitaner von kräftigem Wuchs und edelm Anſtand, und ein Araber der beſten Familie; er wird für einen Kohlani ausgegeben.

Kohlani, lieber Mann? fragte die Gräfin.

Ja wohl, Auguſte! Du weißt doch, daß die Araber auch Stammbäume ihrer guten Pferderacen führen. Nun haben ſie eine Legende, wornach der Prophet fünf Racen beſonders geſegnet und über den Augen mit Kohol, wie die Frauen ihre Augenbrauen, gefärbt hätte. Ein Abkömmling von einer dieſer Racen heißt dann ein Kohlani.

Ich bin nun überreich an Reitpferden, fuhr der König fort, und habe deßhalb geſtern dem Oberſten von Dörnberg meinen ſpaniſchen Rappen geſchenkt, der ihm immer ſo gefiel. Mein lieber Oberſt iſt ein vortrefflicher Reiter, wie überhaupt ein wackerer, ritterlicher Mann und mir ſehr ergeben. Ihnen, lieber Graf, werde ich meinen Grauſchimmel der Berberei zuſchicken. Haben Sie nicht einmal den kühn geſchwungenen Hals und den kleinen Kopf mit den klugen Augen bewundert?

So nöthigte er mich, das Pferd zu preiſen, um mir den Dank abzuſchneiden. Er that dies auch noch mit abwehrender Hand, indem er lachend ſagte: Hören Sie, Graf, ich habe mir einen Spaß ausgedacht. Dieſer Tage kommt der Fürſtbiſchof von Corvey, um mit uns zu jagen. Sie wiſſen ja, er iſt einer der Apoſtel, die nicht in alle Welt gehen, das Evangelium zu predigen, aber in alle Wälder reiten, um Hirſche und Wildſchweine zu bekehren. Ihn will ich den neuen Neapolitaner reiten laſſen. Mir iſt das Thier zu lebhaft; aber der wackere Baron Lüning-Oſtwig hat die Schenkel eines Cölibatärs, und wird ſich im Sattel halten. Aber wir wollen lachen, wenn er etwa das kleine, dreieckige Hütchen vom Kopfe verliert, das er zu ſeinem Jagdcoſtüm zu tragen pflegt.

Als Bülow lachend ſchwieg, fragte die Gräfin:

Alſo haſt du den Grauſchimmel angenommen, lieber Mann?

Nun ja, Auguſte! Ich dachte, wenn ein König vom Kaiſer nimmt, kann ein Graf vom König nehmen.

Gewiß, lieber Hanns! Und wenn ein Graf vom König nimmt, kann ein Inspecteur des économats vom

Grafen nehmen. Dein Mecklenburger muß ja nun doch dem Grauſchimmel Platz machen. Unſer Freund da braucht nun einen Gaul im Dienſt und wird ſich auch gern unter den Töchtern des Landes umſehen, und wenn er etwa keine Lina mehr frei findet, kann er ſich eine Ida oder Minna nehmen, immerhin ein minnigliches Weſen, das ihm „jut“ iſt.

Der anmuthige Scherz erregte Lachen und Verlegenheit zugleich; dieſe nicht nur bei Hermann, ſondern einigermaßen auch beim Grafen, der ſo unerwartet über ſein bisheriges Reitpferd verfügt ſah. Doch ſagte er mit artigem Lächeln:

Du bringſt mich um das Verdienſt des erſten Gedankens, Auguſte, beruhigſt mich aber dadurch über ein Bedenken. Wenn der neue Inſpector nur Nebenritte auf die Freierei macht, ſo hat das gute Wege; wie aber, wenn er ſich zum berittenen Rebellenanführer machte? Und der Miniſter hätte ihm ſogar noch das Pferd dazu geſtellt?

Weißt du was, lieber Mann? erwiderte ſie. Er muß uns vor allem verſprechen, daß er zuerſt heirathen will, dann wird's auch mit der Rebellion gute Wege haben. Was ſagen Sie dazu, Herr — Darf ich ihn ſchon Inſpector nennen, lieber Bülow?

Unter uns, ja, liebe Auguſte. Ich werde gleich das Anſtellungsdecret entwerfen und von der ſauberſten Hand in meinem Bureau zur Unterſchrift des Königs ausfertigen laſſen.

Alſo, Herr Inſpector, was meinen Sie dazu? wendete ſich die Gräfin an Hermann.

Hermann, der ſich auf die gute Laune der liebenswürdigen Frau gar wohl verſtand, antwortete mit gutem Humor:

Wie mir ſcheint, gnädige Gräfin, ſetzt beides eine ebenſo reizende als bedenkliche Cavalcade oder Ritterſchaft voraus — auf Freierei für das eigene Haus, oder für die Freiheit des Volks zu ſatteln. Auch iſt es eine ſchwer zu beantwortende Frage, ob man erſt gegen gefährliche Rieſen ausreiten und die beſiegten ſeiner Dulcinea zuſenden ſoll, um ihre Huld zu verdienen, oder ob man vorher ſeine häusliche Statthalterſchaft gründe, um zu wiſſen, wofür man gegen Rieſen oder Windmühlen ausreite. Ich bin auf morgen zur Trauung des Herrn Nathuſius eingeladen; vielleicht, daß mir in dieſer feierlichen Stunde eine gute Eingebung zu Hülfe kommt, oder ich mit Shakeſpeare's Worten die Warnung erhalte: Sir, set your knighthood a side! (Herr, ſetzt Eure Ritterſchaft beiſeite!)

In dieſem Augenblicke trat der alte Fauſt mit der Meldung ein, Herr Nathuſius mit Braut wünſchten aufzuwarten.

Sehr willkommen! rief Bülow und eilte ihnen entgegen.

Auch die Gräfin erhob ſich, die Braut zu umarmen.

Siebentes Capitel.

Eine Trauung und ein Vertrauen.

Damals ſchon, als Nathuſius dem Miniſter, dem alten magdeburger Freunde, ſeine Verlobung mit Thereſe Engelhard anzeigte, hatte Herr von Bülow ſich zum Zeugen bei der Trauung angeboten, und kam auch dem Freunde beim heutigen Beſuch mit der Erinnerung daran zuvor.

Am andern Morgen holte der Miniſter in ſeinem Stadtwagen das Paar mit dem Zeugen der Braut zur Kirche ab. Auch die Gräfin fand ſich nach der Trauung bei Engelhard's ein Die Anweſenheit eines ſo angeſehenen Paares, wie der Graf und die Gräfin von Bülow waren, that eine gute Wirkung, auf die man nicht gerechnet hatte; ſie legte ein Gegengewicht ein gegen die Wehmuth des Scheidens, die ſonſt in einer ſo herzlichen Familie leicht übermächtig geworden wäre, indem nach einem ſtillen Frühſtück, das bei der Eile des Fabrikherrn Nathuſius die Hochzeit vertreten mußte, das vermählte Paar abreiſen wollte, vorerſt nur von zwei Schweſtern der jungen Frau, von der älteſten und der jüngſten, begleitet.

Die Unterhaltung während des Imbiſſes ging nicht ſehr laut und lebhaft. Die Rührung, die ſchon in der Kirche unter der Trauung über alle Angehörigen gekommen war, wurde aufs neue erweckt, als Herr von Bülow mit herzlichen Worten an die freundſchaftliche Vergangenheit mit Nathuſius erinnerte, und auf das Glück des in Liebe verbundenen Paares in einer für ſchaffende Thätigkeit und deutſches Bewußtſein frohern Zukunft trank und zu trinken einlud.

Die Geſpräche wurden immer leiſer; die ganze Weihe der Stunde lag in den feuchten, innigen Blicken, womit man zum Scheiden oder Bleiben einander ſegnete.

Thereſe hatte unvermerkt das Zimmer verlaſſen, und als ſie in ihrem Reiſeanzug wieder erſchien, nahm die mit ſich kämpfende Rührung der Angehörigen noch zu; die vier zurückbleibenden Schweſtern drückten ſich, eine um die andere, an ihr Herz. Herr von Bülow war in einer geſchäftlichen Rückſprache mit Nathuſius auf deſſen Zimmer gegangen, und ſo drohte die Unterhaltung gänzlich zu verſiechen.

Um nun dieſe gedrückte Stimmung ein wenig zu heben, vielleicht auch um Hermann's und Lina's noch einmal recht froh zu werden, ſprach Thereſe in ihrem anmuthigen Frauenhäubchen den Wunſch aus, das liebe Paar noch einmal ſingen zu hören.

Ja wohl, rief die Mutter Engelhard, und recht paſſend wäre gerade jetzt das Duett aus der „Schöpfung“, das ihr Beide ſo herrlich ſingt.

Die Noten wurden hervorgeſucht, das Klavier geöffnet und nur auf die hinausgegangenen beiden Herren gewartet. Als ſie eintraten, ging Thereſe ihrem Manne entgegen. — Komm, lieber Chriſtian, ſagte ſie, unſere Freunde dort wollen uns zum Abſchiede das Duett aus der „Schöpfung“ ſingen. Mit dieſen Accorden wollen wir unſer magdeburger Paradies einweihen, flüſterte ſie, indem ſie ſich ihm innig anſchmiegte.

Hermann und Lina, bewegt wie ſie waren, ſangen mit einem Ausdruck, der unter einer unbefangenern Stimmung, als eben in dem kleinen Kreiſe herrſchte, leicht ein Verräther ihrer eigenen Herzen geworden wäre. So durchſichtig für das umkleidete Gefühl hatte man lange keine Töne menſchlicher Stimmen vernommen. Nur Thereſe hatte eine Empfindung davon. Während der Schlußaccorde war ſie hinter ihnen herangetreten, und indem ſie Beide umſchlang, flüſterte ſie:

O wie wäret ihr werth, mit einander zu erleben, was ihr mit ſolcher Seele ſingen könnt:

Mit dir, mit dir iſt Seligkeit das Leben!

Doch kaum geſagt, erklang von der Straße herauf das Poſthorn mit der Melodie eines bekannten Abſchiedsliedes. Der dreiſpännige Reiſewagen fuhr langſam an.

Eine Bewegung entſtand. Frau Philippine legte der Tochter den Mantel um und drückte ihr Schnupftuch an die weinenden Augen des Kindes; Nathuſius umarmte den ſtillen, blaſſen Vater Engelhard zu dieſer Ausfertigung des Endbeſcheids in Sachen ſeiner väterlichen Gewalt. Man hörte lautes Weinen, Stöhnen, gepreßte Lebewohl! Auf Wiederſehen! Glückliche Reiſe! Gott mit euch!

Man hätte einander halten mögen und drängte einander fort.

Das Zimmer leerte ſich, da Alles dem Doppelpaare der Vermählten und der begleitenden Schweſtern an den Wagen folgte, der vier bequeme Eckſitze bot.

Abermals erklang das Poſthorn; die Pferde zogen an und trennten die Hände, die von der Straße und aus dem Schlag ſich gefaßt hielten. Noch eine Strecke lang winkten Hände, wehten Tücher nach und zurück, bis der Wagen um die Ecke bog und Aeltern und Schweſtern weinend ins Haus eilten.

Schleichen wir uns ohne Abſchied fort! ſagte Graf Bülow. Laſſen wir die Lieben ihrem Herzeleid und legen ihnen keinen längern Zwang auf. Sie haben auch Abſchied genug und für lange!

So kamen denn ziemlich ſtill von nachbebendem Mitgefühl Hermann und Lina bei der Mutter an, — Beide etwas befangen gegen einander, ſeitdem das liebreiche Herz der vermählten Freundin ausgeſprochen hatte, was Beide gegen einander zu hüten ſuchten und gehütet glaubten. Beſonders ängſtlich war Lina. Sie machte ſich einen Vorwurf aus Dem, was ſie im erſten Augenblick als eine Vorahnung empfunden hatte. Es kam ihr nämlich vor, als hätte ſie im Nu eines innern Schauens in die Zukunft Das als wirklich erblickt, was die gute Thereſe doch nur als etwas bezeichnet hatte, deſſen ſie werth wäre — mit ihm nämlich, mit Hermann, ſei Seligkeit das Leben.

Dieſe Aengſtlichkeit kam unvermuthet zu Wort, als der Freund ſich nach der letzten Verſammlung der Verbündeten in Homberg erkundigte. — Erinnere mich nicht daran, lieber Hermann! ſagte ſie. Leider habe ich gerade damals einen unfreiwilligen Antheil an den Berathungen genommen. Sie fanden nämlich auf unſerm

Landſitze ſtatt, um nicht jedesmal beim Wirthe Döſtler in der Stadt zuſammenzukommen. Ich hatte das untere große Zimmer heizen laſſen, und war die Bewirthung zu beſorgen, damit kein Dienſtbote das Zimmer betrete, im Stübchen nebenan. Vor kurzem erſt hatte ich den Beſuch des Königs in demſelben Zimmer überſtanden, wo jetzt Männer beiſammen ſaßen, die ihn vertreiben wollten. Jene Erinnerung hätte mich für ihre Abſicht gewinnen können, aber ihr Vorhaben ſuchte Mittel und Wege, die mir misfielen, und ſprach ſich zuweilen ſo leidenſchaftlich und roh aus, daß es mich eher zurückſtieß. Beſonders beunruhigte mich der tollköpfige alte Emmerich. Ich konnte mich bei ſeinen verwegenen Reden der Angſt nicht erwehren, er möchte mit ſeinem Drängen das ganze meinethalben gerechte Unternehmen in ein Unheil verkehren. Gott, wenn ich mir denke, daß es dir oder meinem Ludwig das Leben koſten könnte —!

Dieſe Vorſtellung, oder was es ſein mochte, ward ſo lebhaft in ihrer Seele, daß ſie, wie von einer Ohnmacht angewandelt, erblaßte.

Mein Gott, Lina, wie kannſt du dich von einem Gedanken, von einer Phantaſie ſo entſetzen laſſen! rief Hermann, ihre Hände erfaſſend, die im Augenblick ganz erkaltet waren.

Sie blickte aufathmend und lächelnd zu ihm auf. Aber bei ſeinem Anblick ward ihr nur klarer, daß es eben keine Phantaſie geweſen, was ſie ſo erſchüttert hatte, ſondern daß ihr begegnet war, was dem edelſten Menſchen begegnen kann, wenn der Spötter in unſerer Bruſt oder ein Dämon, wie aus der Luft, uns einflüſtert. Die Frage war ihr in der aufgeregten Seele lebendig geworden, — wen von Beiden es ihr koſten könnte, den Hermann oder den Ludwig, und wenn ſie es zu entſcheiden hätte, — wenn ſie den Einen oder den Andern hingeben müßte, welchen ſie dann —

Genug, genug, Hermann! rief ſie aufſtehend. Sprich nicht weiter, kein Wort mehr von den entſetzlichen Dingen! Großer Gott, was wird das Unternehmen noch für ſchmerzliche, ſorgenvolle Stunden koſten!

Sie öffnete die Stubenthür und rief:

Mutter, iſt vielleicht der Wagen ſchon da?

Eben iſt er angefahren, Lina! antwortete die Gefragte aus der Küche.

Alſo doch, Lina? Du willſt noch nach Homberg zurück?

Ja, Hermann, ich will doch lieber! Ich habe um Thereſens Vermählung willen meinen Urlaub ſchon überſchritten, und morgen hat Ludwig über Land zu thun.

Dann erlaube mir, — ich habe dir etwas mitgeben wollen!

Der Freund eilte aus dem Zimmer, und brachte wenige Augenblicke ſpäter ein höchſt ſorgfältig geſchriebenes Heft mit zurück.

Nimm dies bei deinem erſten Beſuch als ein kleines Gaſtgeſchenk, liebe Lina, ſagte er. Es iſt meine eigenthümliche Bearbeitung des Platon'ſchen „Gaſtmahls“, — ſowie es deutſche Frauen mit der wenigſten Einbuße von Gedanken und Bildern des Originals genießen können, — überſetzt nicht blos aus der antiken Sprache, ſondern auch in die moderne Denk- und Gefühlsweiſe. Vielleicht iſt es freilich in dieſer Geſtalt nur noch ein Schattenriß des Platon'ſchen unſterblichen Werks.

Lina war auf's lebhafteſte überraſcht. Innig vergnügt ſah ſie bald den Freund an, bald blätterte ſie in der Handſchrift. — Prächtiger Menſch! rief ſie aus. Etwas Lieberes hätteſt du mir nicht ſchenken können! Und wie ſchön du es auch noch geſchrieben haſt! Wie geſtochen! Ach, wieviel liebe, gute Stündchen haſt du darüber geſeſſen! Nicht wahr?

Sie reichte ihm zum Danke die Hand. Er hielt ſie feſt, indem er ſagte:

Ach! es waren ſo glückliche Stündchen, Lina; du ſaßeſt immer dabei, und ich war nicht allein. Es war ein erlaubtes, ein ſchuldloſes Stück von dem: „Mit dir iſt Seligkeit das Leben!“

Hermann! rief ſie mit einem Zwiſchenton von Rührung und Verwarnung aus, indem ſie, als ob ſich vor ihm zu verbergen, ſich an ſeine Bruſt lehnte.

Hermann, ſeiner nicht mehr mächtig, umfaßte ſie und hielt ſie feſt in beiden Armen, während er ſie mit einem Ungeſtüm küßte, daß ſie ſich mit Gewalt und Entrüſtung entwand, und mit Unwillen ausrief:

Nie, niemals mehr gebe ich dir eine Hand! Geh', wie verkümmerſt du mir den glückſeligen Augenblick!

Ja, du haſt Recht! verſetzte er. Es geſchah gegen meine eigenen, heiligſten Vorſätze. Vergib, vergib noch einmal! Ja, entziehe mir, verſage mir deine Hand; nur als Zeichen der Vergebung reiche ſie mir zum letzten mal!

Sie gab ſie hin, indem ſie mild und leiſe ſagte:

Laß uns nie mehr ſo uns begegnen, Hermann! Lieben dürfen wir uns vielleicht, da wir nicht anders können; aber angehören nicht! Die reine Liebe hat keine Geſtalt, ſie lebt im Ewigen. Was ſich berührt, gehört der erſcheinenden Perſon an, wird raſch zu einem Anſpruch an dieſe, und ſchließt ſich im Sinnlichen ab. Hüten wir uns vor jeder Berührung! — — Und nun, packe mir dein liebes Andenken ein, deinen Schattenriß, in dies ſeidene Tüchlein! Ich habe noch mit der Mutter —

Sie eilte hinaus, und er packte die Handſchrift in das Tuch, mit Stecknadeln vom Nähkiſſen der alten Mutter verwahrt.

Jetzt kam Lina mit der Mutter herein und ſagte ihm Lebewohl. Er begleitete ſie an den Wagen und eilte dann gedankenvoll auf ſein Zimmer.

Ein matter Sonnenſtrahl, der über das Wieſenthal hinſtreifte, als er das Fenſter öffnete, ließ ihn hoffen, daß er mit ſeinem kleinen Fernrohre Lina's Wagen erblicken werde, wenn derſelbe aus der Vorſtadt und am Siechenhofe vorüber um den ſogenannten Forſt in die nürnberger Landſtraße lenkte.

So ſollte ihm von dem Abſchiedsleide, deſſen er heut Zeuge geweſen war, unerwartet noch ein Tropfen in den eigenen Lebenskelch des Tages fallen. Doch war der Idealismus eines ſehnſüchtigen Herzens noch ſo mächtig in dem Freunde, daß ſelbſt ein ſo heißes Verlangen, als er an Lina's Lippen empfunden hatte, ſich in dieſe nachblickende Träumerei auflöſte.

Als er ſich nun nach ſeinem kleinen Perſpectiv umſah, fand er auf ſeinem Schreibtiſche Lina's Schattenriß in einem geſchmackvollen Rähmchen und aus ihren Haaren geflochten ein Uhrband darüber hingelegt.

Er erſchrak ordentlich, nicht blos über das unerwartete Andenken, ſondern auch über die ſprechende Aehnlichkeit in einem ſo einfachen, dunkeln Bildchen. Freilich lag auch in dem ſchön geformten und eigenthümlich gehaltenen Kopfe mit der Fülle des Haares und in dem ſo rein und ſcharf gezeichneten Profil Lina's ein großer Theil ihrer Schönheit. Aber auch etwas von den heitern Zügen drückte ſich um die ſanft geſpaltenen Lippen und der ſeelenvolle Blick durch die langen feinen Augenwimpern aus, die ſich auf dem Goldgrunde abzeichneten.

Wie beglückt fühlte er ſich durch dieſen Beſitz! Eine Welt von Gedanken, von Erinnerungen und Hoffnungen bewegte ſeine Bruſt, während ſeine Augen auf dem bald fern, bald näher gehaltenen Bilde ruhten, und ſein Herz Alles vernahm, was dieſe Lippen, dieſe Wimpern ihm zu bekennen und zu verſprechen hatten.

Und ſo ging es ihm, wie es einem jungen Philoſophen nicht beſſer gehen kann: über das Bildchen vergaß er des Wagens, der ihm die geliebte Freundin weiter und weiter entführte.

Denn nun kam auch, ehe er wieder an ſein kleines Fernrohr dachte, die freundliche Mutter herauf, zu ſehen, wie er ſich der heimlichen Ueberraſchung freue. Das Bildchen, erzählte ſie, habe ein reiſender Franzoſe, ein gar geſchickter Menſch, in Homberg gefertigt. Lina habe auf Ludwig's Verlangen dem fremden Künſtler ſitzen müſſen, um dem Herrn Doctor eine Freude zu machen. — Das Haargeflecht aber, ſagte ſie, iſt aus Lina's Haaren von einer der Stiftsdamen gemacht, die in ſolchen feinen Arbeiten außerordentlich geſchickt iſt. Aus Haaren von verſchiedenen Farben, und wenn ſie auch Löckchen von Kinderköpfen und Greiſeſchädeln haben kann, weiß die junge Dame ganze Blumenſträuße zu machen.

Hermann hörte der Alten ſchweigend zu. Die Erinnerung an Ludwig beſchämte ihn tief innerlich, und alles Wünſchen und Hoffen, das eben noch ſo lebendig in ſeinem Herzen geworden war, ſchloß, als die geſprächige Wirthin das Gemach verlaſſen hatte, mit Lina's Warnung ab:

Lieben dürfen wir uns vielleicht, aber angehören nicht.

Achtes Capitel.

Der Herzſchlag des Reichs.

Hermann's gutes Glück verließ ihn nicht lange in ſolcher unfruchtbaren Innerlichkeit des Träumens und Grübelns. Schon die nächſten Tage führten ihn zu einer friſchen Thätigkeit und in einen Verkehr mit neuen Menſchen.

Seine Beſtallung und Dienſtanweiſung waren vollzogen. Er nahm Abſchied von dem traulichen Cabinet, worin er neben dem Zimmer eines hohen Gönners eine ſo gute Schule für Geſchäft und Leben gemacht und ſo erinnerungsfrohe Stunden gehabt hatte. Bülow gab ihm einige gute Winke für ſeine nächſten Schritte mit, und die Gräfin entließ ihn mit einer Freundlichkeit, an der er, wie an einem unſichtbaren Fädchen, zum Wiederkommen gebunden blieb.

Er hatte ſich nun vor allem bei ſeinem neuen Generaldirector, dem Staatsrathe Baron von Coninx, vorzuſtellen.

Herr von Coninx war ein ſchlanker, wohlgebauter Mann in den beſten Jahren, heiter, leicht und artig von Manieren, tüchtiger Juriſt, beſonders von der eleganten Jurisprudenz, nicht ohne Talent und Kenntniſſe in Kunſt und Literatur, dabei aber von einer Alles überwiegenden Lebensluſt beherrſcht. Er hatte ſich gleich beim Miniſter nach dem neuen Inſpector, der zugleich ſein Generalſecretär war, mit der leiſen Beſorgniß erkundigt, vielleicht keinen gewandten Arbeiter an ihm zu bekommen. Denn er ſelbſt brauchte für ſeine eleganten Gewohnheiten viel Zeit, die er dem Geſchäft abknappte. Er liebte, ſeine Nachmittage umherzuſchlendern, mit Damen zu verplaudern und einer oder der andern ſeine Bewunderung zu bethätigen. Er hatte eine anmuthige Art, mit der Linken ſeine Brille zu rücken, wenn er eine Dame necken wollte, und ſo oft er mit ſeinem Taſchentuche die Gläſer der Brille wiſchte, durfte man ſich, als Gegenſatz dieſer ſaubern Bemühung, auf ein ſchillerndes Hiſtörchen oder ſcharf ſchmeckendes Anekdötchen gefaßt machen. Den Abend brachte er dann gern in Geſellſchaft und, wenn er keine Einladung hatte, in einer Reſtauration oder im Café au laid zu, wie mancher andere Garçon.

Dieſe heitere Lebensrichtung hatte für Hermann den Vortheil, daß der Chef nach vorgefaßtem guten Vertrauen in die Fähigkeit und Geſchäftsgewandtheit ſeines Inſpectors ihm gleich ſehr artig begegnete, und ſich, da ihm auch Hermann's Perſönlichkeit zuſagte, auf jovialen Fuß mit ihm ſetzte, um ihm dann unter Scherz und Lachen ſoviel von den Arbeiten, als nur immer anging, zuzuſchieben. Glücklicherweiſe für den jungen Freund war die Grundlage und Haupteinrichtung dieſer neugeſchaffenen Adminiſtration ſchon gemacht. Die zum Geſchäft gehörige Ueberwachung der Verwaltung jener Güter und Gefälle, von denen der zehnte Theil in die Economatskaſſe fiel, war einfach angeordnet, und die unmittelbare Verwaltung der vacant gewordenen Güter und Pfründen gab eben jetzt, bei vollſtändiger Beſetzung jener Einkünfte, gar wenig zu thun. Nur das Eine war dem jungen Freunde nicht ganz nach Wunſche, daß ſein Dienſt vorerſt auf das Bureau beſchränkt und Inſpectionsreiſen auf das Frühjahr ausgeſetzt blieben. Das ihm zum freien Gebrauch geſtellte Pferd des Miniſters diente ihm daher jetzt nur zu Spazierritten oder höchſtens, um dann und wann einmal auf einen Sonntag nach Homberg zu den Freunden zu traben.

Zunächſt legte ihm die neue Stellung, indem ſie ihn dienſtlich und geſellſchaftlich in neue Beziehungen ſetzte, mancherlei Beſuche auf. Er mußte ſich den Miniſtern und den Generaldirectoren der verſchiedenen Adminiſtrationen vorſtellen. Die bisherigen Miniſter kannten ihn bereits. Herr von Simeon und Graf Fürſtenſtein hatten ſchon Anknüpfungspunkte ihres Empfangs für ihn. Auch in das Palais des Kriegsminiſters begleitete ihn eine alte Erinnerung, die jedoch beim Gedanken an Adelen, die junge Generalin, nicht ohne Aengſtlichkeit blieb.

Der Zufall wollte, daß gerade ſie, im Begriff auszufahren, aus dem Zimmer trat, als er eben dem Bedienten ſchellte. Sie empfing ihn mit den unbefangenſten Manieren einer Weltdame, die nur mit dem flüchtigſten Lächeln verräth, daß ſie keinen ganz ungekannten Menſchen vor ſich habe. Dennoch ſchien aus der Art, wie ſie, etwas haſtig und niederblickend, den linken Handſchuh einknöpfte, eine lebhaftere Empfindung zu ſprechen. Vielleicht dachte ſie an die Scene auf der Treppe der Generalin Salha und an den kleinen Handſchuh von damals, deſſen Eroberer eben vor ihr ſtand; oder ſie überlegte, ob ſie dem jungen Manne die Artigkeit einer Einladung ins Zimmer erweiſen dürfe. Sie entſchied ſich doch für dieſe Höflichkeit, wobei ſie ihren Mann entſchuldigte, der eben ausgeritten ſei.

Während Hermann die Abſicht ſeines Beſuchs ausſprach und den freundlichen Glückwunſch der Dame hinnahm, fiel ihm die der jungen Frau weit weniger günſtige Fülle der einſt ſo niedlichen Geſtalt auf, und es war wol nicht weniger dies, als das gehaltene Benehmen Adelens, was ihm das einſt ſo verführeriſche Geſchöpf zu einer ganz andern Perſon machte, an der ſeine aufgeregte Erinnerung immer wieder abglitt. Er war aber zu bewegt oder doch noch zu ſehr ein gemüthlicher Deutſcher, um den Augenblick eines ſolchen Wiederſehens ſo leicht und vergeßlich zu behandeln, als er es an der ſtolzen Dame ſah.

Erſt wie er das Haus hinter ſich hatte, ging etwas von dieſer Heiterkeit und von dem leichten Sinn der ihm ſo fremd gewordenen Geliebten auf ihn über. Adele gab ihm ja den Eindruck inniger Befriedigung, und von Morio war bekannt, wie glücklich er ſich preiſe. So erleichterte der Anblick des zu Stande gekommenen Glücks den Vorwurf, den der Freund ſich machte, durch ſeine Selbſtvergeſſenheit den übereilten und täuſchenden Schritt Adelens mitverſchuldet zu haben. Hermann war geneigt, an dieſer Schuld den moraliſchen Gewinn, den Adele gemacht hatte, in Abzug zu bringen. Offenbar hatte ihr mitſchuldiges Bewußtſein eine glückliche innere Umwandelung angeregt, ſodaß ſie mit Ernſt und mit einer ihr früher ganz unbekannten Selbſtbeherrſchung und liebevollen Hingebung ihren Mann zu befriedigen ſuchte. — Sie hat vielleicht mit ſittlicher Ueberlegung das Reſſort verbeſſert und verſtärkt, auf dem das Glück ihres Hauſes ſich bewegt, dachte er, und ſetzte, aller Aengſtlichkeit ſich entſchlagend, hinzu: Je nun, die Reſſorts, die treibenden Stahlfedern, werden ja ohnehin im Verborgenen angebracht!

Inzwiſchen war im Staatsminiſterium eine Veränderung geſchehen, die für Hermann noch eine weitere Aufwartung herbeiführte.

Savagner war in Folge der gegen ihn gemachten Entdeckung ſeiner pariſer Correſpondenz alsbald ſeiner Dienſtſtelle entlaſſen und aus dem Königreiche verwieſen worden. Bercagny, den keine Schuld, wol aber der Vorwurf traf, ſeinen Generalſecretär nicht durchblickt zu haben, ſchwebte mehre Tage in Ungewißheit über ſein eigenes Verhängniß. Die hohe Geſellſchaft nahm an, daß er in Ungnade ſei; man vermied ſeine Perſon. Dies ging ſo weit, daß, als er an einem Hofabende mit ſeiner Frau im Audienzſaal erſchien, ſich Alles von ihm zurückzog, bis Jerôme eintrat und an ihm vorübergehend freundlich Bon soir, Bercagny! ſagte, worauf ſich denn ebenfalls wieder Alles glückwünſchend um ihn her drängte. Der König war aber ſo heiter erſchienen, weil er nach langer Ueberlegung einen Entſchluß gefaßt hatte. Dieſer ging dahin, daß die Generaldirection der Polizei aufgehoben wurde, und Bercagny bis zu einer paſſenden Verwendung in den Privatſtand zurücktrat. Die hohe Polizei wurde mit dem Miniſterium der Juſtiz verbunden, bildete hier eine beſondere Diviſion und erhielt einen braven, ſehr geſchätzten Mann, den als human und praktiſch anerkannten Herrn von Varigny, zum Vorſtande. Um nun aber den ohnehin mit ſeinem Doppelminiſterium überladenen Simeon zu erleichtern, ward ihm das Portefeuille des Innern abgenommen und einſtweilen, vorbehaltlich der Ernennung zum Miniſter, dem Staatsrathe, Herrn von Wolffradt, übertragen.

Auch dieſem hatte ſich nun Hermann vorzuſtellen.

Als er ſich dem Diener zur Anmeldung nannte, ſagte dieſer:

Ich weiß nicht, ob der Herr Staatsrath noch annimmt: es iſt eine Sitzung im Schloß bei Sr. Majeſtät!

Dabei blickte er nach einem offenen Fenſter, in welchem ein dienſtlicher Anzug hing, um gelüftet zu werden.

Aber er wurde angenommen, und betrat ein von Tabacksrauch erfülltes Zimmer, worin ihm der Staatsrath von Müller entgegenkam und ihn dem Herrn von Wolffradt mit den Worten vorſtellte:

Hier ſehen Sie meinen jungen vortrefflichen Freund, den ich Ihrem Wohlwollen um ſo herzlicher empfehle, als er *meinem* Departement untreu geworden iſt.

Wolffradt hatte ſich vor ſeinem Arbeitstiſche, neben welchem Müller's Seſſel ſtand, erhoben und begrüßte mit Verneigung den Ankömmling, wobei er ſeine lange Tabackspfeife geſenkt hielt. Ein Mann, ſchon vorgerückt in Jahren und von ſtattlicher Fülle der Geſtalt, etwas gravitätiſch in ſeiner Haltung, gegen welche der weiche braunſchweiger Dialekt eigens abſtach. Wie er im Geſpräch ſeine Pfeife neben den vielen andern an der Wand hinterm Ofen unterbrachte, warf der junge Freund einen Blick auf das große Oelgemälde über dem Arbeitstiſche. Es ſtellte den verſtorbenen Herzog Ferdinand von Braunſchweig in ſeiner Feldherrnuniform dar.

Zu einem eigentlichen Geſpräch konnte es nicht kommen; Hermann erinnerte an die Sitzung des Miniſteriums, und empfahl ſich. Müller ſchloß ſich ihm an, und Wolffradt begleitete ſie hinaus, um ſich in einem andern Zimmer anzukleiden.

Dieſen Umſtand bezeichnete Müller, der ſich unterwegs über ſeines Collegen Eigenheiten und Verdienſte vertraulich ausſprach. — Der vortreffliche Mann, ſagte er, ſteht nämlich unter der Oberherrlichkeit ſeiner dampfenden Tabackspfeife. Er kleidet ſich jetzt von Kopf bis zu den Füßen in den gelüfteten Anzug, verſpritzt dann vielleicht noch ein ganzes Glas kölniſchen Waſſers, durch welches hindurch ihm der König dennoch den Taback anriechen wird. Sie wiſſen, Jerôme kann Taback und Schnurrbart am Civil nicht leiden, iſt aber viel zu gutmüthig und menſchenfreundlich, um dieſe Ungunſt einen ſo würdigen Mann und Diener empfinden zu laſſen. Höchſtens daß er ihn ein wenig und auf liebgemeinte Weiſe mit ſeinem Rauchen neckt. Wirklich iſt der Staatsrath ein vortrefflicher Mann von Geiſt und Geſinnung. Sie wiſſen wol, daß er Geheimrath und Miniſter des Herzogs von Braunſchweig war. Oui, oui! Er beſaß das volle Vertrauen dieſes vielfach ausgezeichneten Fürſten. Noch in der Sterbeſtunde, die der unglückliche Feldherr, in der Schlacht bei Jena=Auerſtädt auf den Tod verwundet, flüchtig, ſeines Landes verluſtig, in Ottenſen bei Altona fand, war der brave Geheimrath um ihn. Es hat für mich etwas Rührendes und iſt ein echt fürſtlicher Zug, daß der ſterbende Herr, der ſeinen Feldherrnruhm, auf den er ſo ſtolz war, eben eingebüßt hatte und nun ſein Leben hingeben ſollte, noch um die Zukunft ſeines angeerbten Landes beſorgt blieb. Der Mann, den er für den treueſten hielt, mußte ihm verſprechen, unter allen Umſtänden bei Braunſchweig zu halten. Dies Land gehört jetzt zum Königreich Weſtfalen, Braunſchweig liegt in Caſſel; ſo finden Sie ihn jetzt hier, weil er Wort hält, und — er wird Miniſter werden, ſage ich Ihnen.

Etwas aufgeregt, wahrſcheinlich von einer bedeutenden Unterhaltung mit Wolffradt, hatte Müller über den Ständeplatz hin ungewöhnlich offen geſprochen. Er wollte einen Beſuch in der Bellevueſtraße machen, und Hermann begleitete ihn. Die Promenade hinauf, die jetzt über die niedere Terraſſenmauer einen ziemlich winterlichen Ausblick in die weite Landſchaft darbot, war es zwar noch ſtiller als auf dem Platz; dennoch fuhr der Sprecher jetzt leiſer und zuweilen ſtehenbleibend fort:

Sehen Sie, ſo wird der miniſterielle Wolffradt für Braunſchweig arbeiten, wie der edle Bülow für Preußen.

Ich meine, nicht über die Grenze des Landes und ihres Eides hinaus, nein, ſondern ganz ehrlich in ihrem Beruf. Sie arbeiten — ich möchte ſagen, aus einem Inſtinct für die Zukunft — der Zeit in die Hände, die dies zuſammengeleimte Königreich wieder in Stücke brechen wird. Betrachten Sie einmal unſer ganzes Miniſterium, mein junger Freund, mein lieber Auditor — nicht beim Staatsrath, aber für Gottes Rathſchläge! Jenen beiden braven Deutſchen gegenüber ſtehen die Franzoſen Le Camus und Morio, Beide tüchtige Leute, der Eine mit dem Portefeuille des Aeußern, der Andere des Kriegs, aber Beide nach dem Augenwink oder Fauſtſchlag des Kaiſers gerichtet. In der Mitte zwiſchen Beiden, wie das Zünglein des Rechts zwiſchen zwei deutſch- und franzöſiſchſchwankenden Wagſchalen, ſteht mein ehrlicher Simeon, ehrlich um der Ehrlichkeit willen, aber mehr mit dem Blick auf den König. Er möchte Jerôme's Schwächen decken, und ihm da und dort einen Glanzpunkt aufſetzen. Hinſichtlich des Königreichs iſt er vielleicht — trop indolent et même un peu trop souple. — — Ich ſage Ihnen das, lieber junger Mann, weil ich weiß, daß Sie ſich für die Beſtrebungen einer patriotiſchen Partei intereſſiren. Aber — nur vorſichtig! Nichts übereilt! Es kommt von ſelbſt! Der Herzſchlag des Reichs iſt Rebellion. Ich drücke mich ſtark aus, nicht wahr? Aber, — o mein lieber junger Mann! Solche Betrachtungen verfolgen mich auch wie Geſpenſter! Ich verſinke in Muthloſigkeit, in Hoffnungsloſigkeit!

Ach, wie leid thut mir das, hoher, verehrter Mann! erwiderte Hermann, und fuhr auf einen ängſtlichen Wink Müller's, nicht laut zu werden, leiſer fort:

Und doch, wie mir ſcheint, hätten gerade Sie alle Urſache zufrieden zu ſein. Sie ſind hier der Vertreter und Hort der Wiſſenſchaften. Darin ſind Sie einig mit ſich ſelbſt, einig mit dem Könige, der die Univerſitäten will, wie Sie mir ſagen, einig mit Deutſchland, das ja leider! eben nur in Wiſſenſchaft und Sprache noch einig mit ſich ſelber iſt. Bei Gott, Sie könnten der glücklichſte Beamte in Weſtfalen ſein! Sie athmen ja in vollem Einklang mit ſich und der Welt!

Herr von Müller drückte dem jungen Freunde die Hand, indem er verſetzte:

Aber, — was wird aus der Welt? Ich habe mein Ohr an die Conferenzen in Erfurt gelegt. Eine tiefe Beſchämung ergreift mich beim Namen Napoleon. Sie wiſſen, wie groß ich noch jüngſt vom Kaiſer dachte. Mit meinem Vertrauen auf ihn wankt all' meine Hoffnung auf die Zukunft, und greift mir Jerôme noch die Univerſitäten an, ſo bricht mein Leben. Ja, Napoleon! Aber freilich, ein Hiſtoriker wie Johannes Müller von Schafhauſen, hätte ſich längſt ſagen können, daß einem Manne, der mit ſeinem 29. Lebensjahr allen Ruhm erſchöpft hatte, nichts übrigbleibe, als ein Egoiſt zu werden. Oui, oui, mein Freund Perthes hat Recht. Der Weltgewaltige iſt des Teufels geworden, wie kein Anderer, ſchreibt er mir, weil er ſich ſelbſt zu ſeinem Gott gemacht hat, wie kein Anderer. Dieſem dämoniſchen Menſchen iſt die Welt dahingegeben, nicht ſich ihm zu fügen, ſondern an der peinigenden Kraft des Böſen die erſtorbene Kraft des Guten wiederzuerwecken. Welcher Neubau entſtehen wird, — wer weiß es! Aber das Entſetzlichſte wäre es, wenn nach dieſer Zeit des Schreckens die alte flaue Zeit mit ihren zerbrochenen Formen wiederkehren ſollte.

Indem öffnete ſich Beiden gegenüber ein Fenſter im zweiten Stock eines Hauſes, und eine huſtende Stimme ließ ſich hören. Müller blickte dahin und grüßte mit der Geberde, daß er eben komme. — Herr Profeſſor Eichhorn aus Göttingen iſt hier zu Beſuch, ſagte er gegen Hermann, dem er jetzt die Hand zum Abſchied reichte. Gott behüte Sie, und gebe Ihnen freudiges Gelingen auf Ihrem neuen Poſten! Aber vergeſſen Sie einen alten kranken, traurigen Mann nicht! Beſuchen Sie mich manchmal!

Apropos! rief er, und kehrte noch einmal zurück. Nicht wahr, Sie haben ſich doch den Genius, den ich Ihnen früher empfahl, angeſchafft, und halten ihn feſt, der — wiſſen Sie?

Der den Zeigefinger auf die Lippen drückt, nicht wahr? lächelte Hermann. Ja, Herr Staatsrath! Und die Linke legt er aufs Herz, um anzudeuten, daß unverdientes Vertrauen doppelt heilig zu halten ſei!

Neuntes Capitel.

Wintervergnügungen.

Solche Betrachtungen, mit ſoviel Innigkeit ausgeſprochen, hinterließen bei Hermann einen andauernden Eindruck, ja vielleicht eine lähmende Nachwirkung. Sie kamen aus dem Munde eines Mannes, den er ſo hoch hielt, und verriethen gerade aus einem ſonſt ſo ängſtlichen Munde — als ob ihre Wahrheit Alles überwinden müßte — eine unwiderſtehliche Macht der Ueberzeugung. Ueberdies ſprachen ſie bei Hermann eine Sinnesart an, die überhaupt mehr zur Betrachtung als zur Behandlung des Lebens, mehr zur Reflexion als zur Action neigte.

Einem ſolchen Sinne widerſtrebt natürlich eine zerſtörende Thätigkeit noch beſonders. Gerade eine ſolche konnte durch Uebereilung die Beſorgniß Müller's rechtfertigen, daß die alte flaue Zeit mit ihren abgenutzten Staatsformen wiederkehren möchte, weil ja dann eine innere, nur innerlich zu Stande kommende Neubildung noch nicht reif geworden wäre. Sollte man ſich da nicht lieber bei der Vorausſicht beruhigen, daß dies Königreich Weſtfalen, in ſich ſelbſt auseinanderſtrebend, beim geringſten Anſtoß eines Weltereigniſſes von ſelbſt zuſammenbrechen werde? Wie oft hatte der Freund auch ſchon dieſe Anſicht von Andern ausſprechen hören! Und wie der Zufall manchmal von der poſſirlichſten Laune iſt, ſo mußte Hermann gerade heut jenes Schnupftuch von Perkal eingeſteckt haben, worauf die Landkarte von Weſtfalen gedruckt war, und von dem Lina vorausgeſagt, es werde ſich nicht halten. Und wirklich erſchien es auch ſchon ziemlich ausgewaſchen.

Dieſe heitere Erinnerung zerſtreute ſein Nachdenken. Und ein luſtiger Anblick kam dazu, als er eben über den Ständeplatz nach ſeiner Wohnung ging. Ein glänzender Jagdzug bewegte ſich nämlich von der alten Burg herauf. Es war der König mit Gefolge zu Pferd, die hinauf nach dem Frankfurter Thor ritten, wahrſcheinlich ein paar Jagdtage vom Schloß Wabern aus zu halten.

Dem Könige rechts ritt ein ſtattlicher Herr kraftvollen Ausſehens; das gutgebildete Geſicht, von unverkennbarem Gepräge eines katholiſchen Prälaten, hatte zugleich den Ausdruck jovialer Lebensluſt. Es war der Fürſtbiſchof von Corvey, Ferdinand Baron von Lüning-Oſtwig. Gleich den Jagdoffizieren Jerôme's — wie der Großjägermeiſter, Graf von Hardenberg, der zur Linken des Königs ritt, wie in zweiter Reihe der Baron Siersdorff, Herr Albert Colignon und Herr von Seebach — trug er, hoch zu Roß, hofmäßiges Jagdcoſtüm, den Hirſchfänger umgeſchnallt, geſtiefelt und geſpornt, und nur durch ein abſonderlich geformtes dreieckiges Hütchen ausgezeichnet.

Hermann begriff, daß ein ſo lebensfroher Prälat ſich zum Hof eines jungen, luſtigen Königs hingezogen fühlte und öfter einſprach. Er galt denn auch für einen treuen, ehrlichen Anhänger Jerôme's.

Der Freund blickte lange dem glänzenden Zuge nach. Seine Gedanken eilten demſelben voraus über Wabern nach Homberg. Dort hatte man ihn bei ſeinem letzten Beſuche zu einer Jagdpartie eingeladen. Er war nie Jagdliebhaber geweſen; aber er hatte jetzt über ein Pferd zu verfügen, und Ludwig beſaß zwei vortreffliche Jagdgewehre. Und wie jetzt vor dem Thore die Fanfare luſtig erklang, kam eine lebhafte Sehnſucht über ihn, in der ſich Jagd und Liebe, Luſt und Kampf in wunderſamen Phantaſien miſchten.

Der Advent war gekommen; alle Zeichen ließen ſich zu einem ſtrengen Winter an, und die trüben Tage, mit Schneewolken umhangen, zogen ſich dem Freunde öde und langweilig hin. Sein Geſchäft war ſehr einfach und ließ ihm manche Zwiſchenſtunde für Lectüre und Studien. Nur die Abendſtunden, die er im kleinen vertrauten Kreiſe der Gräfin Bülow zubrachte — denn in ihren Gemächern verſammelte man ſich —, galten ihm in ſeinem dermaligen Zuſtande für Ziffern, denen gar manche Nullentage nicht nach-, ſondern vorgeſetzt waren, und mithin auch nach der Rechenkunſt des Herzens nicht zählten.

Zuweilen erhielt er auf den geheimen Wegen des Tugendbundes Briefe von Luiſe Reichardt aus Halle. Sie erfriſchten ihn durch ihren ſeelenvollen Inhalt und beſonders auch durch Beiſchlüſſe aus dem väterlichen Hauſe, die jetzt mehr Inhalt brachten, als früher auf dem bedenklichen Wege der Poſt. Was man ihm über Preußen meldete, war nicht gerade beſonders erfreulich, aber es ſah doch zuweilen ein wenig nach Hoffnung aus.

Die Franzoſen hatten endlich Berlin geräumt, und mit der Rückkehr des Königs erwartete man ein aufathmendes Leben und einen Ausblick auf die Zukunft. Ein tief beklagtes Ereigniß war die Entlaſſung des Miniſters von Stein, die der König mit ſchwerem Herzen gegeben hatte. War es nicht ein neuer Sieg Napoleon's über Preußen? Der Miniſter hatte an demſelben Tage, an welchem Napoleon ſeinen ſiegreichen Einzug in Madrid gehalten, heimlich und in geheimer Richtung Königsberg verlaſſen. Eine Volkserhebung in Preußen ſtand noch in weitem Feld.

In Caſſel füllte das Theater die düſtern Abende aus. Das Ballet war Hermann's Vorliebe nicht. Es regte ihn auf, ohne eine edle Erhebung der Seele zu geben; es erweckte ein ſinnliches Verlangen, wo er ſich lieber mit einer ſanften Sehnſucht des Herzens befriedigt hätte. Doch erhoben ſich einige Ballete zu wirklich künſtleriſcher Leiſtung, wie Le déserteur, La fille mal gardée, und Le Songe d'Ossian.

Etwas Neues für die höhere Geſellſchaft und für den Hof brachte ein Herr von Seckendorf auf ſeiner Kunſtreiſe mit. Er hatte die Stelle eines Kammerdirectors in Hildburghauſen niedergelegt, und reiſte unter ſeinem Schriftſtellernamen Patrik Peale auf Declamation und Mimik; wobei ihn die bekannte Madame Hendel unterſtützte, die zugleich in Draperien machte und in plaſtiſchen Darſtellungen ſich als Madonna zeigte.

Von etwas ſcharfſchmeckendem Abſtich mochten die jetzt wieder beliebten parties fines, die kleinen Orgien, im Schloß und in einzelnen Kreiſen der höhern Geſellſchaft, ausfallen, wovon unter Vertrauten Manches erzählt wurde.

Ein Witz des Majors Roſſi aus einem dieſer Abende des zweiten Rangs machte viel Glück unter luſtigen Männern, und war eine Zeitlang das Stichwort der Chronique scandaleuse. Hermann hörte davon im Leſecabinet der Buchhandlung Thurneiſen. Der Hofbanquier Jordis hatte nämlich einen vertrauten Abend gegeben. Einige der Eingeladenen waren ſo frei geweſen, ohne Vorwiſſen des Wirths, ſoviel Ballettänzerinnen als Gäſte kamen dahin zu beſtellen. Dieſe fanden ſich des ſchlechten Wetters wegen alle in ſchwarzen Strümpfen ein, und führten darin auch ihre Tänze auf. Von welcher Art oder Entbehrung das übrige Coſtüm dieſer Bajaderen geweſen war, brauchte nicht erzählt zu werden, um den kecken Witz des Majors zu verſtehen, der auf einmal lachend ausgerufen hatte: „Voilà la grosse cavalerie à bottes d'écuyer!“

In den weitern Kreiſen der Geſellſchaft verſprach man ſich für die ſtille Adventszeit eine Entſchädigung durch die öffentlichen und durch die geſchloſſenen Luſtbarkeiten des Carnevals. Auch beim Grafen Bülow war eines Abends die Rede davon. Es war nämlich nach einer Idee des Königs die Anordnung getroffen worden, daß ein jeder der Miniſter während des Carnevals einen Maskenball in ſeinem Hôtel geben ſollte, zu dem der Hof das Büffet liefern würde. Dieſe Maskenbälle wollte der König, der die öffentlichen Maskenbälle im Theater für ſeine Perſon allein beſuchte, mit der Königin beehren.

Bülow hätte nun gern etwas Apartes gehabt. Er war ſchon mit ſeiner Gemahlin zu Rath gegangen, und ſie hatten allerlei Gedanken zuſammengebracht. Er hielt aber damit zurück, und foderte Hermann und Provençal auf, ſich auf etwas Eigenthümliches zu beſinnen und ihm mit einer glücklichen Idee an die Hand zu gehen.

Unter allem ſolchen wichtigen oder nichtigen Treiben kamen die Chriſtfeiertage heran. Nach einem ſtark gefallenen Schnee war ungewöhnlich ſtrenge Kälte eingetreten.

Hermann hatte ſchon vorher einen zehntägigen Urlaub genommen, und freute ſich, als endlich der 24. December erſchien, mit deſſen Anbruch er, in Mantel und Mütze gehüllt, die Füße in den mit Stroh umflochtenen Steigbügeln, friſch und fröhlich gen Homberg trabte.

Zehntes Capitel.

Feiertage in Homberg.

Hermann, als er in Homberg einritt, fand die Stadt für einen Wintertag ſehr belebt. Die Garniſon hatte Appell, und bei einzelnen Familien kam Beſuch auf die Feiertage angefahren oder angeritten, wie Hermann eben ſelbſt. Lina empfing ihn mit Jubel, auch Ludwig eilte herbei, und führten ihn gleich auf ſein durchwärmtes Zimmer. Das Pferd fand einen guten Platz im Stall.

Nachdem er ſeine erſtarrten Glieder etwas durchwärmt hatte, nahm ihn Ludwig mit hinab, wo ihm Lina noch eine Nachmahlzeit anrichtete. Denn unterwegs mehrmal von der Kälte zur Einkehr in Wirthshäuſer genöthigt, war er zu ſpät zur homberger Mittagſuppe gekommen. Hier galt noch kein franzöſiſcher Fünfuhrtiſch, ſondern die Eſſens- und die Schlafenszeit richtete ſich noch nach der altheſſiſchen Uhr.

Dieſe Erinnerung, die Ludwig dem Freund machte, war gleichſam nur das Stichwort für andere heſſiſche Angelegenheiten, die hier nur auf die rechte Loſung zu warten ſchienen. Denn noch ſaß Hermann beim warmgehaltenen Haſenbraten, als der Oberſtlieutenant Wolf von Gudensberg ſich anmelden ließ.

Dieſe Form des Beſuchs in einer Landſtadt und von einem Küraſſieroffizier kündigte gleich einen artigen Mann an. So erſchien denn auch der ſtattliche Offizier, deſſen ehrliches, herzliches Weſen ſich doch die geſellſchaftlichen Formen anbequemt hatte. Er begrüßte Hermann, ſobald er ihm genannt war, als einen patriotiſch Einverſtandenen.

Der Oberſt iſt nach Tiſche gleich wieder gen Melſungen geritten, ſagte er lachend. Er hat uns nur ein Schock Donnerwetter, ein paar Kluppert Himmelſackerment und einige Dutzend Kreuzbataillon zurückgelaſſen, die uns aber nicht, wie er in Perſon gethan hätte, abhalten werden, dieſen Abend bei Dörſler zu ſein und neuangekommene Freunde zu empfangen. Der Major von Würthen und die beiden Rittmeiſter von Crammon und von Pogwitz kommen ebenfalls zum Abend herüber. Der Poſtmeiſter von Wabern iſt mir eben auch aufgeſtoßen, und der Metropolitan hat Neuigkeiten von ſeinem Sohn. Da bringen Sie denn gleich Ihren lieben Gaſt mit in die Bataille, Herr — Juge-de-paix!

Verzeihung, Herr Oberſtlieutenant! fiel Lina ein. Für heute lege ich Beſchlag auf unſern Freund. Ich habe ihm ſchon bei Frau von Stölting angeſagt, wo heut Beſcherung iſt.

Ah! verſetzte der Offizier mit Verneigung, das iſt ein Anderes. Damen haben Vorhand, und wenn eine Friedensrichterin Beſchlag legt, wage ich nicht, das Siegel zu brechen. Auch beſcheren wir noch nicht, Herr Heiſter, nicht wahr? Unſere Beſcherung kommt vielleicht zu Oſtern. Oſtereier, ha, ha! Weißer Chriſttag, grüne Oſtern.

Er hatte dann noch ein beſonderes Apropos für Ludwig in Petto, und dieſer führte ihn auf ſeine Stube.

Kaum waren Beide hinaus, als Lina vertraulicher zu Hermann rückte. Während ſie ihm von dem Medoc einſchenkte, den er heut dem Rheinwein vorzog, ihm eine Goldreinette ſchälte und ein paar Wallnüſſe auskernte, ſagte ſie mit aller ſeither zuſammengeſparten Herzlichkeit:

Ich habe dich abſichtlich der heutigen Zuſammenkunft entzogen, lieber Hermann. Du mußt dich erſt mit der Lage der Dinge bekanntmachen. Das Unternehmen für den Kurfürſten macht Ernſt. Du kommſt jetzt gerade zu einer auf das Feſt verabredeten Zuſammenkunft der Einverſtandenen. Ich ſage nicht gern Verſchworene, lieber Freund! Das Wort ängſtigt mich immer ſo — um dich und um Ludwigen.

Aber, lächelte Hermann, du verſtehſt doch wol ein und daſſelbe darunter, Lina? Nicht wahr?

Nun ja, es iſt eine Albernheit von mir, du haſt Recht, lieber Freund; aber es fühlt ſich im Augenblick doch verſchieden. Oder, recht beſehen, iſt auch noch ein Unterſchied. „Einverſtanden“ liegt noch im Hinterhalte des Verſtandes, der Ueberlegung; „verſchworen“ aber ſteht ſchon ſchlagfertig im Bereich des Willens, unter der Fahne der Zuſage, und ich ſehe ihm gegenüber ſchon die

Mündung der Kartätſchen oder gar die angeſchlagenen Büchſen der zur Hinrichtung commandirten Jäger. Hu! Es iſt ſchauerlich, entſetzlich!

Sie umfaßte einen Augenblick den Freund, hingeriſſen von einer Beſorgniß, die freilich nur noch in ihrer Einbildung, aber allerdings lebhaft genug beſtand.

Hermann drückte ihre Hand, indem er lächelnd fragte:

So ernſthaft ſieht es ſchon bei euch aus, Lina?

Ja, Hermann, ganz ernſthaft. Die Männer des einflußreichſten Adels ſtehen an der Spitze; die Greben, die Gemeindevorſtände von den benachbarten Diſtricten, ſind in das Unternehmen gezogen und bearbeiten mit Vorſicht die ſtreitbaren Männer; an bisher verborgen gehaltenen Büchſen, Soldatenflinten, Pallaſchen fehlt es nicht; die alten, kurfürſtlichen Soldaten, die bei Mortier's Einrücken die Gewehre ſtrecken mußten, reiben ſich ſchon die Hände, ſie wieder aufzunehmen. Und, was eine Hauptſache iſt, das hier und in Melſungen ſtationirte Küraſſierregiment iſt für das Unternehmen gewonnen, und Oberſt Dörnberg, der Anführer des ganzen Wagniſſes, rechnet auf die Carabiner ſeiner Jägergarde.

Was? rief Hermann. Auch die Offiziere des Regiments —?

Ja, zum größern Theil. Nur einigen mistraut man noch; andere ſoll der Moment der Erhebung mitfortreißen.

Wenn er nicht das Gegentheil thut und ſie abwendig macht, Lina!

Die Feiertage ſind nun beſtimmt, die letzten Entſchlüſſe zu berathen. Bisher hat man ſich nur theilweiſe bei

Einem oder dem Andern, öfter auch beim Wirthe Dörfler verſammelt. Die Feſttage mit ihren lebhaftern Familienbeſuchen ſollen nun die größern Zuſammenkünfte decken. Eine ſolche iſt dieſen Abend. Du wirſt aber wohlthun, lieber Hermann, vor allem über deine Haltung, deine Stellung zu dieſen eifrigen, manchmal leidenſchaftlichen Männern einig mit dir ſelbſt zu werden. Denn Mistrauen darfſt du durchaus nicht geben, und weißt doch, wie leicht man verkannt wird, wenn man mit ſolchen Leuten nicht blindlings drauf losgehen kann, oder auch nur Bedenken hat. Beſprich die Sache mit Ludwigen. Einſtweilen gehen wir dieſen Abend zu Frau von Stölting.

Und wer iſt Frau von Stölting? fragte Hermann.

Ich habe dir ſchon in Caſſel von ihr geſprochen, antwortete ſie. Es iſt die Witwe eines Stabsoffiziers, die hier in einer nicht breiten, aber anſtändigen Einrichtung lebt, — eine feine, gebildete Frau von guter, adeliger Familie. Ihr Sohn dient in dem Küraſſierregiment, liegt aber in Melſungen. Eine Tochter iſt bei ihr; ach! ein armes, liebes Weſen. Cordula iſt die verkörperte Herzinnigkeit, leidet aber an einem organiſchen Herzfehler.

Das iſt ja wahrhaftig fataliſtiſch, daß ein ſolches Kind auf den Namen Cordula, Herzchen, getauft wird, bemerkte Hermann.

Du wirſt ſehen, wie lieb ſie iſt, wie lieb man ſie haben muß, erwiderte Lina. Ach! Und jede Gemüthsbewegung bedroht doch ihr Leben!

Frau von Stölting empfing unſer Freundespaar mit ihrer ſanften, vornehmen Freundlichkeit. Es war das vornehme Weſen einer edlern Seele, worin das Gefühl der adeligen Geburt aufgelöſt iſt. Sie war von ſchlanker Geſtalt und hoher Haltung, das blaſſe Geſicht von unregelmäßiger Bildung, weniger ſchön, als vom wohlwollendſten Ausdrucke belebt. Die Tochter in ihrem Seſſel grüßte, ohne ſich zu erheben, innig lächelnd, mit vorgeſtreckten beiden Händen, von denen Hermann auch eine ergriff. Sie glich der Mutter nur in der edeln Geſtalt und den ſeelenvollen Mienen, ſonſt war das Geſicht regelmäßiger, aber ungemein zart, und die Bläſſe von dem eigenthümlichen bläulichen Schimmer tiefen Herzleidens verdunkelt.

Hermann, von ihrem Zuſtande gerührt, von dem unbeſchreiblich tiefen vergeiſtigten Blick und himmliſchen Lächeln angezogen, hatte ſich gleich neben ſie geſetzt. Cordula gab mit ihrer ganzen Erſcheinung, obgleich ſie nicht klein war, den Eindruck eines lieben Kindes, von dem man ſich immer wieder eine Hand geben läßt und ſie ſtreichelt. Er ſprach im Gefühl, ſie in Allem ſanft zu berühren, leiſer und in einem ſo naiv heitern Ton mit ihr, wie Lina es noch gar nicht von ihm gehört hatte. Auch war Cordula in den erſten zehn Minuten mit ihm wie mit einem alten Bekannten, dem ſie doch lauter Neues zu erzählen hatte.

Sehen Sie, lieber Doctor, ſagte ſie in ihrer langſamen aufathmenden Art zu ſprechen, — oder, nicht wahr, Sie heißen jetzt Inſpector?

Liebe Cordula, fiel die Mutter ein, geſtehe nur gleich dem lieben Freund unſerer guten Frau Heiſter, daß du die Titel nicht gern haſt.

Nein, lieber Herr, ich habe Titel nicht gern, lächelte Cordula. Der Mann mit ſeinem ohnehin verborgenen Kern ſteckt damit in einer unſchmackhaften Schale mehr, und an der man ihn doch immer anbeißen ſoll. Nun gar die Frauen, denen ſolche Schale gar nicht einmal angewachſen, ſondern nur umgelegt iſt! Ueberhaupt aber, lieber Freund, finden Sie es nicht auch ſonderbar, daß die Menſchen lieber nach ihrem Dienſt, nach ihrer Arbeit angeredet ſein wollen, als nach ihrer Perſon mit einem Vor= und Zunamen?

Es iſt vielleicht Beſcheidenheit, liebe Cordula, fiel Lina ein; denn die Meiſten fühlen wol, daß ſie von Perſon nicht immer etwas ſind, aber doch noch etwas leiſten können.

Nun, dann ſollten ſie gerade froh ſein, wenn man ſie bei Namen anredet, als wenn ſie von Perſon etwas wären, entgegnete Cordula.

Sie haben Recht! ſagte Hermann, und zur Mutter: Drum erlauben Sie, gnädige Frau, daß mich das Fräulein Hermann nennen darf, und ich ſage dann kurzweg Fräulein Cordula.

Die Mutter nickte gerührt. Sie bemerkte den wohlthuenden Eindruck, den der junge Freund auf die Kranke machte, an der all' ihre Sorge hing.

Ich wollte Ihnen ſagen, Hermann, daß ich die Welt außerordentlich lieb habe, erzählte jetzt das Fräulein. Ich darf mich nicht viel bewegen, ich bekomme leicht Herzklopfen und werde athemlos. Sehen Sie, da kommt die

Welt ganz freundlich an mir vorüber, nickt mir zu und beſchenkt mich. Beſonders im Sommer, wenn ich im Freien ſitze, ſehe ich, wie ſich die Menſchen freuen. Und alle bringen mir ein Stück Welt um das andere an meinen Seſſel oder Rollſtuhl heran. Und die Zeitungsblätter und gedruckten Nachrichten aller Art ſind eine gar prächtige Einrichtung. Sie kommen wie Tauben in meine Arche und bringen mir blühende Zweige, wenn auch manchmal eine Brennneſſel. Und Sie, lieber Hermann, ſehen ganz darnach aus, als ob auch Sie mir viel, oder etwas Apartes, erzählen könnten.

Ich weiß, gute Cordula, daß Sie die Muſik lieben, erwiderte Hermann, und da kann ich Ihnen Einiges von Beethoven und andern herrlichen Menſchen aus Wien erzählen. Ich habe intereſſante Briefe von Reichardt durch Luiſen mitgetheilt erhalten, liebe Lina, und habe ſie mitgebracht.

Ach, Sie lieber, guter Menſch! rief Cordula, und reichte ihre Hand hin. Geben Sie mir auch die andere Hand noch! Sehen Sie, wie ich's treibe: wie ich liebe, freundliche Menſchen gleich feſthalte? Nun will ich Ihnen auch gleich ſagen, wofür Sie mich nehmen müſſen. Ich habe früher einmal von den Korallen geleſen, die aus ihren feſtſitzenden Röhrchen kleine lebendige Fangarme, oder Fingerchen, wie Blumenblätter hervorſtrecken und ausbreiten. Sie wiſſen's ja, Hermann, und damit fangen Sie, was Ihnen das bewegte Meer Erwünſchtes zuführt. Nun ſehen Sie, ſo eine kleine Koralle bin ich, und das Leben hat Sie eben auch hierhergeſchwemmt, und — nicht wahr, ich habe Sie gefaßt? Ja, wenn ich ein Fiſchchen wäre, das im Lebensſtrom umherſchwimmen könnte und auch einmal vor lauter Luſt einen Sprung in die Luft machte! Aber ich mache keine Sprünge: ich lege mein Herz aus dem angefeſſelten Corallenröhrchen heraus, und wenn Sie vertrauen, es wäre eine Blume, eine Seeroſe — huſch! ſind Sie gehaſcht, ich halte Sie feſt, und Sie müſſen mir von Beethoven, und was Sie Gutes wiſſen, erzählen.

Bei dieſen Worten erhob ſich Frau von Stölting raſch und nahm Lina mit ins Nebenzimmer. Cordula blickte ihr nach, und ſagte leiſe zu Hermann:

Die Mutter iſt gerührt und will es uns nicht merken laſſen. Ach, lieber Freund, es iſt eine Engelsmutter! Gerade, wenn ich recht froh bin, kommen ihr die Thränen. Aber es ſind Freudenthränen, — wiſſen Sie, wie manche Blumen, wenn ſie am ſchönſten blühen, Honigtröpfchen im Kelche haben. Das wiſſen auch die kleinen Bienen.

Sie ſcheinen mit der Natur recht vertraut, liebe Cordula?

Ei ja doch, Hermann, die Natur hält mir eben Stand. Sie hat niemals Eile und ich auch nicht. Ich bin am wohlſten, wenn ich ſo ruhig athmen kann wie ſie, wie die Natur am Sommerabend über Blumen athmet, und ich kann nicht dankbarer für ihre Geſchenke ſein, als wenn ich ſie recht betrachte.

Inzwiſchen war im andern Zimmer Frau von Stölting an Lina's Bruſt geſunken.

Ach, mein liebes, armes Kind! flüſterte ſie. So durchleuchtet von innerer Seligkeit hab' ich's noch gar nicht geſehen. Eben durchbebte mich die Ahnung, daß in dem kranken Herzen die Liebe noch erwachen könnte, und daß es daran ſtürbe, wie die kranke Muſchel an ihrer wachſenden Perle. Ich kann nicht ſagen, liebe Freundin, daß ich es fürchte: ach! es wäre ja eine Neigung ohne Anſpruch und Erwartung. Ich ſehe ja täglich der Auflöſung meines edeln Kindes entgegen, und bin ſelbſt auf ein plötzliches Hinſcheiden gefaßt. So gönnte ich meiner ſüßen Ephemere, daß ſie noch in dieſem Liebesabendglanze ihres flüchtigen Lebenstages das halbätheriſche Körperchen abſtreifte. Ich hänge ſogar an dem Aberglauben, liebe Lina, daß die Liebe ein Gefieder ſei, womit man ſich in der Geiſterwelt höher ſchwingen könne, als es einer ungefiederten Seele gegeben iſt. Aber nicht wahr, Ihr Freund iſt ein reiner Menſch, der nichts ſagt, nichts denkt, was meinen zarten Engel erſchrecken oder nur zu ſtark erregen könnte? Man darf ihm vertrauen, ſcheint mir?

Im Augenblicke, wo Lina ſich für Hermann herzlich ausſprechen, gut für ihn ſagen wollte, war im vordern Zimmer Beſuch eingetreten, und Frau von Stölting eilte hinüber, von Lina begleitet.

Sie hatten die Frau Dechantin zu begrüßen, die vom Stift heraufkam.

Ich habe mich verſpätet, ſagte Marianne von Stein. Wir hatten auch Beſcherung vor dem Thee. Die gute Frau Aebtiſſin wollte es gern den jungen Dämchen, die wir zu Beſuch haben, recht wie zu Hauſe machen.

Während ſie ſich dann zu Cordula ſetzte, und mit ihr und Hermann freundlich plauderte, zündete im Nebenzimmer Frau von Stölting den Chriſtbaum an, klingelte dann, und die Zwiſchenthür öffnete ſich, ſodaß der Lichtglanz lockend hereinfiel.

Cordula freute ſich wie ein Kind. Die Dechantin kam ihr zu Hülfe, ſie ſanft hinüberzuführen, wobei ſie Hermann winkte, den Seſſel nachzuſchieben.

Der ſtrahlende Baum war mit kleinen Geſchenken umlegt. Niemand ging leer aus: Cordula war von der Mutter, von der Dechantin und Lina bedacht, die Mutter von beiden Letztern, Lina von der Dechantin und Frau von Stölting, und Hermann von Lina.

Alle Gaben hielten ſich in den Schranken eines nächſten kleinen Bedürfniſſes oder einer artigen Brauchbarkeit, und erfreuten durch liebevolle Aufmerkſamkeit, ohne durch prunkenden Aufwand zu beſchweren. Das Koſtbarſte war die Reiſebeſchreibung einer Fahrt um die Welt mit Kupfern und Karten für Cordula.

Sehen Sie, Hermann, wie die Welt zu mir kommt! jubelte ſie, von der innern und äußern Bewegung etwas kürzathmig.

Du erinnerſt mich an die Welt, Herzchen, ſagte Marianne Stein. Was weiß man denn in Caſſel von meinem Bruder Exminiſter, lieber Herr Doctor?

Daß er Königsberg verlaſſen, gnädige Frau, weiter noch nichts.

Die neueſte Nachricht iſt mir dieſen Abend als Beſcherung Napoleon's eingelaufen, erzählte die Dechantin. Der Kaiſer hat von Madrid aus meinen Bruder mit der Bezeichnung Le nommé Stein in die Acht erklärt, und

Befehl gegeben, daß alle ſeine im Rheinbund liegenden Güter mit Beſchlag belegt werden. Mein lieber Karl ſelbſt iſt aber, Gott ſei Dank! geborgen in Prag angekommen.

Die heitere Faſſung, mit welcher die Dechantin eine ihren Bruder und die Familie ſo ſchwer bedrohende Neuigkeit mittheilte, erleichterte die betrübte Theilnahme der Freunde. Man ſprach von den beſſern Zeiten, die Alles wieder herſtellen müßten. Auch der Allen ſo nahe liegenden vaterländiſchen Unternehmung wurde gedacht, — von Marianne mit beſſern Erwartungen, als Frau von Stölting zu hegen ſchien, ohne daß jedoch der Theilnahme des Stifts an dem Aufſtande auch nur mit einer Silbe gedacht wurde.

Als nun der Thee im vordern Zimmer genommen werden ſollte, verlangte Cordula, von Hermann geführt zu werden.

Er hat's ja von Ihnen geſehen, und muß es lernen, Frau Dechantin, ſagte ſie. Denn er wird uns jetzt öfter beſuchen, und im Frühling ſoll er mich in unſer Hausgärtchen führen.

Nein, Herzchen, dann wirſt du hinausgetragen! verſetzte Marianne.

Die Mutter ſchrak bei dieſen Worten zuſammen und erblaßte. Sie mußte ſich einen Augenblick ſetzen, denn die Knie zitterten ihr. Die Andern, um die Kranke bemüht, bemerkten es nicht, — zum Glück für die Dechantin, die ſich ſonſt über den Doppelſinn ihres Wortes gar ſchwer beruhigt hätte.

Hermann hatte Cordula umfaßt, ſodaß er ſie halb getragen führte. Lina ſchob den Seſſel nach. Cordula, obgleich angegriffener als vorher, rief aus:

Er kann's, er kann's ſchon gut! Ich athme viel leichter. Und nach dem Thee ſingt er uns auch ein Lied. Ich will mich freuen, wenn Lina nicht zuviel von ſeinem Geſang geſagt hat.

Der übrige Abend verlief unter heitern Geſprächen und einigem Geſang am Klavier der Frau von Stölting. Beim Abſchied mußte Hermann der Kranken verſprechen, recht bald mit den wiener Briefen wiederzukommen.

Gewiß! ſagte er, während ſie ihn bei der Hand hielt. Cordula iſt ein Cordelettchen, ein Schnürchen, und wenn's zuckt, bin ich da!

Die obern Fenſter beim Wirthe Dörſler waren noch hell erleuchtet, als Hermann und Lina auf dem Heimwege vorüberkamen.

Elftes Capitel.

Ein Blick in die Verſchwörung.

Die kurzen, kalten Tage der Feſtwoche, die Hermann in den homberger Kreiſen verweilte, gingen ihm wie in einem Rauſche hin. Es wechſelten geheime Verſammlungen der Einverſtandenen mit Feſteſſen bei angeſehenen Familien und mit Treibjagden. Nur eine der letztern machte der Freund mit. Sonſt zog er es vor, während es draußen in den Forſten knallte, mit Lina in herzlichen Geſprächen über höhere Fragen des Lebens, in Träumen von einer glücklichen Zukunft oder am Pianoforte zu verkehren. Dazwiſchen machten ſie Beſuche im Stift, wo heitere junge Damen zu Gaſt waren. Darunter Karoline von Baumbach, die Hermann von früher her kannte, nicht weniger blühend von Ausſehen, als im vergangenen Mai, aber noch ernſter, man konnte ſagen geſpannter, oder myſteriöſer in ihrem Benehmen. Sie betrieb es auch, daß Schiller's „Jungfrau von Orleans“ einen Abend geleſen würde. Es kam aber nicht dazu; denn Hermann und Lina zogen ſich ſtets zurück, weil ſie die Abende, den traulichſten Theil eines froſtigen Wintertags, am liebſten bei Frau von Stölting zubrachten.

Hermann hatte gewöhnlich Reichardt's Briefe bei ſich, um, wenn es paßte, Eins oder das Andere daraus mitzutheilen. Denn Frau von Stölting knüpfte gern Geſpräche an die einzelnen Nachrichten, die dann hinter ſolche lebhaftere Mittheilungen zurücktraten. Sie hatte durch ihren Vater, der in weitreichenden Verbindungen geſtanden, manche Perſonenkenntniß aus deutſchen Reſidenzen, wie ihr überhaupt die Welt und ihr Verkehr durchaus nicht fremd war. Unter den neuern Componiſten liebte ſie Beethoven, und gerade über ihn brachten die Briefe manche Nachricht.

Ihn zu beſuchen hatte Reichardt viel Mühe gehabt, bis er ihn erfragte; denn er bewohnte in Wien auf gut Deutſch kein ſo anſehnliches und eigenes Haus wie Salieri, der Italiener, und man bekümmerte ſich nicht ſehr um ihn.

„Endlich“, ſchrieb Reichardt, „fand ich ihn in einer großen, wüſten, einſamen Wohnung. Er ſah anfänglich ſo finſter aus wie ſeine Wohnung, erheiterte ſich aber bald, ſchien ebenſowol Freude zu haben, mich wiederzuſehen, als ich an ihm herzliche Freude hatte. Es iſt eine kräftige Natur, dem Aeußern nach cyklopenartig, aber doch recht innig, herzig und gut. Er wohnt und lebt viel bei einer ungariſchen Gräfin Erdödy, die den vordern Theil des Hauſes inne hat.“

Dieſe Gräfin, ſagte Hermann, iſt auch ſo ein gutes, krankes Menſchenkind, eine Menſchenblume, die in ihrem Stückchen Erde wurzelnd die liebevollſten Gedanken wie Thautropfen des Himmels in ihrem warmen Herzen empfängt. Reichardt ſelbſt ſchreibt, daß bei ſeinem Beſuche die Rührung faſt mächtiger als die Freude über ihre Bekanntſchaft geweſen wäre. Hören Sie, was er ſchreibt!

„Denkt euch eine ſehr hübſche, kleine, feine, fünfundzwanzigjährige Frau, die im funfzehnten Jahre verheirathet wurde, gleich vom erſten Wochenbette ein unheilbares Leiden behielt, ſeit den zehn Jahren nicht zwei, drei Monate außer Bett hat ſein können, der allein der Genuß der Muſik blieb, die ſelbſt Beethoven'ſche Sachen recht brav ſpielt, und mit noch immer geſchwollenen Füßen von einem Fortepiano zum andern hinkt, und dabei doch ſo heiter, freundlich und gut. — — Und nun bringen wir den humoriſtiſchen Beethoven noch ans Fortepiano, und er phantaſirt uns wol eine Stunde lang aus der innerſten Tiefe ſeines Gefühls mit Meiſterkraft und Gewandtheit, daß mir wol zehn mal die heißeſten Thränen entquollen. Wie ein innig bewegtes glückliches Kind habe ich an ſeinem Halſe gehangen, und mich wieder wie ein Kind darüber gefreut, daß ihn und alle die enthuſiaſtiſchen Seelen auch meine Goethe'ſchen Lieder glücklich zu machen ſchienen."

Ja, die ſind auch charmant! rief Frau von Stölting, die ihrer Tochter tiefe Rührung bemerkte. Gehen Sie, Hermann, und ſingen uns eines der anmuthigſten!

Hermann öffnete das Klavier und ſang das herrliche kleine Lied:

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh.

Doch traf er es bei der leicht ſchreckbaren Mutter mit dem Schluſſe:

Warte nur, balde
Ruheſt du auch —

nicht gut. Sie winkte der Frau Lina zu, die nun raſch den Freund mit einem damals beliebten Lied ablöſte, über deſſen Anzüglichkeit ſie aber auch erſt unter dem Singen für ſich ſelbſt betroffen wurde. Es begann:

Heimlich zwar, doch inniglich
Lieben wir uns Beide;
Denn die Liebe ſcheuet ſich
Weislich vor dem Neide u. ſ. w.

Sehr gegen dieſe ſtillen, herzinnigen Abende ſtach ein Mittageſſen im Stift ab, aus den verſchiedenſten Gäſten gemiſcht, die nicht alle zu den Eingeweihten des Bundes gehörten. In ſolchen Kreiſen beſchränkten ſich dieſe Begeiſterten darauf, Anekdoten vom Kurfürſten zu erzählen, die an die Gerechtigkeitsliebe des Fürſten, an ſein Bemühen für die Wohlfahrt des Landes, an ſeine Sparſamkeit zur Erleichterung der Abgaben u. ſ. w. erinnerten. Man wollte, wenn auch verſteckterweiſe, für den guten Zweck wirken, und überließ dabei Jedem, den Vergleich mit der Gegenwart anzuſtellen, überzeugt, daß auch Diejenigen, die nichts weiter dabei dächten, doch die nachwirkenden Geſchichtchen unter das Volk bringen würden. Höchſtens äußerte Einer oder der Andere, wie billig es doch ſei, daß der wohlhabende Adel ſein Eigenthum ruhig zu genießen, der vermögenloſe gute Stellen im Militär oder Civil zu erhalten wünſche. Die handeltreibende Claſſe müſſe natürlich eine Wiederherſtellung freien Verkehrs ohne große Aufopferung verlangen.

Dann ſetzte wol ein Anderer hinzu: die Mittelſtände hingen nun einmal mit alter deutſcher Geſinnung an der frühern Verfaſſung, und es gehöre viel dazu, die Liebe zu einem Fürſtenhauſe vergeſſen zu machen, das Jahrhunderte lang, durch Glück und Unglück hindurch, als Säule der Hoheit eines edeln deutſchen Volks beſtanden habe.

Sobald jedoch die Unterhaltung zu bezüglich zu werden drohte, brachte die Aebtiſſin mit ihrer gutmüthigen Schlauheit das Wort an irgend einen Gaſt, der ſolche Aeußerungen neutraliſiren konnte. Heut war es ein benachbarter Pfarrer, der durch ſeine eiteln, unterwürfigen Manieren ſich der Geſellſchaft mehr, als er es wollte, zum Beſten gab.

Die Aebtiſſin, die Hermann bei ſeinem Frühjahrsbeſuche nicht angetroffen hatte, war eine Dame aus dem alten heſſiſchen Hauſe der von Gilſa, von würdevoller Haltung und ausnahmsweiſe in ihrer Familie von hoher Geſtalt. Sie verſtand und liebte es, einer großen Wirthſchaft vorzuſtehen, die mit Verſtand verwaltet und mit Wohlwollen verwendet wird.

Pfarrer Dellermann, der durch die kluge Güte der Dame wieder ans Wort gekommen war, unterließ denn auch nicht, zu dem inzwiſchen vorgelegten Braten einen Trinkſpruch „auf die beſtändige Prosperität des hochadeligen Wallenſtein'ſchen Stiftes“ auszubringen. Und indem er nach dem allgemeinen Hoch der Tiſchgenoſſenſchaft ſtehen blieb und im Trinken abſetzte, ſagte er:

Aber, Hochwürden Gnaden, das iſt ein deliciöſer Wein! Und mit Vergunſt für meine Wenigkeit muß ich hinzufügen — es iſt ein rechtes Vinum für meine ſtomachaliſchen Umſtände.

Man lachte, und der Oberforſtmeiſter verſetzte:

Ohne zu unterſuchen, was Ew. Ehrwürden für ſtomachaliſche Umſtände haben, müſſen wir doch anerkennen, daß Sie ein grammatikaliſch richtiger Mann ſind. Denn da Vinum im Latein ſächlichen Geſchlechts iſt, ſo muß es allerdings heißen — ein rechtes Vinum. Wir denken immer an unſern männlichen Wein, und meinen, es müſſe heißen — ein rechter Vinum.

Ah, mein gnädiger Herr Oberforſtmeiſter, erwiderte der Pfarrer, ich müßte mich ja einer Sünde gegen die claſſiſchen Autoren, meine Abgötter, ſchämen, wollt' ich ſagen — ein richtiger Vinum. Zumal hier der Fall nicht eintritt, wie bei jenen Studenten, die einen katholiſchen Pfarrherrn heimſuchten. Als er ihnen nämlich einen leichten Wein vorgeſetzt, und darauf in ſeinem Küchen- oder Kirchenlatein gefragt hatte, wie ſie den Wein fänden, antworteten ſie: Bonus vinum. Worauf der Pfarrer bei ſich dachte: Das ſind mir auch ſchöne Lateiner! Bei Tiſche gab er ihnen dann eine beſſere Sorte und fragte abermal, da er denn die Antwort erhielt: Bonum vinum, Domine! Auf die Frage, warum ſie denn früher den lateiniſchen Schnitzer gemacht hätten, verſetzten ſie: Quale vinum, tale latinum! Wie der Wein, ſo das Latein! Ha, ha! Iſt das nicht charmant?

Und indem er das ihm von einem Tiſchnachbar inzwiſchen gefüllte Glas leerte, rief er aus: Bonum vinum, immo optimum! — Worauf er mit Selbſtzufriedenheit fortfuhr:

Ja, meine gnädigen Herrſchaften, ich darf wol ſagen, daß ich den lateiniſchen Autoribus die glücklichſten Stunden meines häuslichen Lebens ſchuldig bin, zumal wir der Kinder entbehren. Beſonders haben mich im Terentio die muntern Scherzreden des Davus immer weidlich ergötzt, und neben gutem Wein iſt herzliches Lachen das beſte Mittel für ſtomachaliſche Umſtände meiner Art.

Hatte ſich Hermann an dieſem lateiniſchen Gecken ergötzt, ſo machte es einen ſehr ernſten Eindruck, als am andern Frühabende der Metropolitan Martin in die Verſammlung der Kurfürſtlichgeſinnten beim Wirthe Dörfler eintrat, und die Grüßenden mit den feierlichen Worten anredete:

Ubi non adest pudor, nec pietas fidesque, haud stabile regnum est, ſagt ſchon der alte Seneca. Ja, wo keine Scheu mehr waltet, keine Pietät und Treue, iſt ein Reich ohne Beſtand. Dieſe in den ewigen Geſetzen der Weltgeſchichte begründete Wahrheit gibt mit Einem uns zugleich die Loſung zu unſerm Unternehmen und die Bürgſchaft des Gelingens. Ich habe hier die Punkte unſerer Beſprechung und unſers Einverſtändniſſes zu Papier gebracht, und können wir nun die gemeinſame Berathung alsbald in Gottes Namen ſchließen, indem mehre der Freunde noch mit dem aufgehenden Mond abreiſen wollen. Ueber dieſe feſt angenommenen Beſtimmungen haben wir nun die abweſenden Bundesgenoſſen gelegentlich zu verſtändigen und mit uns zu einigen. Sodann habe ich auf dieſem beſondern Blatt Dasjenige angedeutet, was nun zunächſt noch mit der größten Klugheit und Vorſicht auszurichten bleibt. Aber Herr von Dörnberg, den wir ja als unſern Feldhauptmann anerkennen, iſt der Mann für ſolche Klugheit und Berechnung ſo der Menſchen wie der Mittel. Wenn nämlich unſere Abſicht dahin geht, den gutmüthigen, jugendlichen König, der ſelbſt kaum weiß, wie und wozu er auf einen deutſchen Thron gekommen iſt, und den wir mit aller Schonung entfernen wollen, ihn und ſeine treuen Generale in der Nacht vor dem

Ausbruch der Erhebung zu arretiren und im Caſtell zu verwahren, ſo muß freilich erſt noch der Commandant des Caſtells und ein Hauptmann der Grenadiergarde gewonnen werden, der in jener Nacht die Schloßwache übernimmt. Ebenſo iſt allerdings zwar der Aufbruch der bewaffneten Landesbezirke durch die tapfern Küraſſiere gedeckt, deren bravſte Führer bereits unſerm Bunde angehören; aber Dörnberg muß ſich dann auch noch ſeines Jägerregiments verſichern, das ſich bei Caſſel zu uns ſchlägt, ſodaß die übrigen Truppen, die etwa noch zur Sache des Königs ſtehen möchten, durch das Beiſpiel beider Regimenter gewonnen, oder durch deren uns befreundete Waffen mitüberwältigt werden. Dörnberg beſetzt dann die Reſidenz, und Schmerfeld nebſt Witzleben übernehmen die proviſoriſche Regierung bis zur Ankunft des Kurfürſten.

Soweit erſtreckt ſich die innere Vorbereitung, die in unſere Hand gegeben iſt. Die Gunſt des Zeitpunkts der Ausführung aber hängt freilich von höhern Fügungen und auswärtigen Combinationen ab. Das Frühjahr muß jedenfalls abgewartet werden. Bis dahin wird hoffentlich Oeſtreich gegen Napoleon vorgehen, und Preußen wird ohne Zweifel endlich einmal ſoviel Verſtand haben, ſich an Oeſtreich anzuſchließen; dann wird mit uns muthigen Heſſen auch das übrige gedrückte Volk ſich erheben, die ganze begeiſterte Nation wird aufſtehen, Alles was ſich ihr entgegenſtellt erdrücken, und Deutſchland wird in neuer Freiheit aufathmen und in neuer Verfaſſung ſeine hohe Zukunft antreten.

Dieſe Anrede rief, vielleicht mehr durch den Nachdruck und den vertrauensvollen Blick des würdevollen Redners, als durch den Inhalt ſelbſt, unter den Anweſenden eine tiefe Bewegung hervor. Man umarmte ſich, drückte einander die Hände, blickte einander in die Augen. Zuverſicht in das Unternehmen und in die wechſelſeitige Treue und Verſchwiegenheit waren darin ausgeſprochen, und dieſe Empfindungen und Gelöbniſſe, wie ſie einem Geheimniſſe galten, nahmen ſelbſt den Ausdruck des Geheimnißvollen an.

Es galt jetzt noch um Eines: wie man nämlich die Beſprechungen und Beſchlüſſe der Verſammlung an Dörnberg und die caſſeler Verbundenen am beſten überliefere. Schriftlich war es zu weitläufig oder auch bedenklich; durch wen aber konnte es mündlich mit Verlaß geſchehen?

Da kam Hermann in Vorſchlag, der ohnehin im Begriff ſtand, nächſter Tage nach Caſſel zurückzukehren.

Der Freund hatte ſich gleich anfangs mit Ludwig berathen und dieſen vermocht, ihm eine mehr paſſive Theilnahme nachzugeben, und ſolche in der Verſammlung der Einverſtandenen durch ſeine eigenthümliche Dienſtſtellung zu rechtfertigen und zur Anerkennung zu bringen. Dies war dann auch geſchehen. Man mistraute dem Freunde Ludwig's nicht, und fand ihn durch ſeine geiſtige Begabung und äußerliche Erſcheinung zum Vermitteln und Verſtändigen beſonders geeignet.

Hermann übernahm alſo den Auftrag, und hoffte auf dieſen Wegen Manches in ſeinem Sinn und aus ſeinen höhern Geſichtspunkten ausrichten zu können.

Als er am 2. Januar nach Caſſel zurückkam, fiel es ihm doch auf, wie in einer ſo lebhaften Reſidenz doch gleich, auch hinter der kürzeſten Abweſenheit, ſich hundert kleine Begebniſſe anhäufen, die, einzeln erlebt, ſich der Beachtung leicht entzogen hätten.

Zuerſt fand er eine Viſitenkarte von Jacobſon, der nun als Präſident des neuen jüdiſchen Conſiſtoriums nach Caſſel übergezogen war. Seine Antrittsrede, mit der er die erſte Sitzung eröffnet hatte, lag dabei. Es ſprach ſich darin ein unterrichteter, aufgeklärter, denkend-umblickender und der chriſtlichen Bildung nacheifernder Israelit aus. Hermann mochte ihm nicht Unrecht geben, wenn derſelbe die Ausartung des Judenthums auch in den trefflichen und erhabenen Stücken der Lehre und Geſetze deſſelben, jener grenzenloſen Gleichgültigkeit beimaß, welche die Regierungen bisher gegen die religiöſe und ſittliche Verfaſſung der Juden bewieſen hatten.

Sodann intereſſirte den Freund, daß Herr von Wolffradt nun zum wirklichen Miniſter des Innern ernannt worden war.

Einige Erſcheinungen, wie geringfügig ſie auch ausſahen, ſchienen ihm doch in Bezug auf das Unternehmen des Heſſenbundes nicht ohne Bedeutung. Es hatten ſich an verſchiedenen Orten bei der Militärziehung Widerſetzlichkeiten ergeben, ſodaß man ein beſonderes Depot für die Widerſpänſtigen in Paderborn errichtet hatte.

Im Parterre des Theaters war es zu Tumulten gekommen, für die man von mehren Seiten die neue Einrichtung der Polizei gern verantwortlich gemacht hätte.

Auch neue Genüſſe für den Winter waren angeboten. Unter Anderm hatte im Foyer des Theaters ein gewiſſer Seignart de Villiers, geweſener Lector an dem ſchwediſchen und preußiſchen Hofe, declamatoriſche Vorträge aus Tragödien, Komödien und Poſſen eröffnet, — vier Vorträge im Abonnementspreis von einem Friedrichsd'or, wobei jeder Herr eine Dame frei mitbringen konnte.

Dieſe Nachricht erinnerte Hermann an das Anliegen ſeines Gönners, des Miniſters Bülow, wegen einer Idee zu ſeiner Staatsmaskerade für das bevorſtehende Carneval.

Zwölftes Capitel.

Wer war nun der Narr?

Ueber Nacht war dem Freunde für ſolchen Zweck ein wunderlicher Gedanke aufgedämmert. Er wußte ſelber nicht, wie er darauf gekommen war; denn das Humoriſtiſche lag ſeiner leicht erregbaren Gemüthsſtimmung weniger nahe, als etwa das Witzige und im gewöhnlichen Sinn Launige. Je mehr er ſich aber den Gedanken klar machte, deſto mehr bedünkte ihn, die unerſchöpflichen Narrheiten des menſchlichen und geſellſchaftlichen Lebens müßten ſich für eine Maskenluſtbarkeit prächtig einführen laſſen; luſtig, unterhaltend und doch zugleich bedeutſam dadurch, daß ſie, bezüglich aufgefaßt, mit dem Tiefſinn des Lebensernſtes durchſchlügen. Er ließ ſich von dieſem Gedanken ſo einnehmen, daß er kaum den Abend erwarten konnte, um zur Gräfin zu eilen und ſie vor allem, vielleicht gegen die Einwendungen des Miniſters, zu gewinnen.

Sein Einfall wurde denn auch von Beiden mit dem freundlichſten Beifall aufgenommen. Indeß hatte die Gräfin ſelbſt ſchon einige Ideen „ausgeheckt“, wie ſie ſagte, die ſie ungern aufzugeben ſchien, und der Miniſter erinnerte, daß nicht nur alles Anzügliche, was in die höhern Kreiſe träfe, allzu ſorgfältig vermieden werden müßte, ſondern daß er auch den Gedanken, das Feſt aus einem einzigen Geſichtspunkt anzuordnen, habe aufgeben müſſen. — Ich muß mit meinen Einladungen weiter greifen, ſagte er, als daß ich mich mit allen Gäſten wegen ihrer ſich anſchließenden Masken benehmen könnte. Ueberdies bleibt zu bedenken, daß die Franzoſen für eigentlichen Humor keinen Sinn haben; daß überhaupt nur Einzelne meiner Gäſte in eine umfaſſende Idee eingehen würden, denn die Meiſten in der Welt haben ebenſoviel Mangel an Einſicht, als Ueberfluß an Eigenliebe und Eigenſinn; und endlich, ſo würden wir ja den ganzen Zweck eines Carnevalfeſtes verfehlen, wenn wir die Gäſte in ihrer Maskenfreiheit beſchränken wollten. Doch iſt Ihr Gedanke, mein lieber Freund, ſo köſtlich, daß er wenigſtens theilweiſe als Ingredienz, vielleicht als Würze des Ganzen ausgeführt werden muß. Meine Frau wird mit näher bekannten Perſonen die Ausführung beſprechen, und Sie müſſen ſie dabei unterſtützen, verſteht ſich.

Ob nun von Bülow's Abſichten und Zubereitungen etwas verlautet, oder ob man gewohnt war, von dem geiſtreichen preußiſchen Staatsmanne etwas Abſonderliches zu erwarten, — genug, Jedermann beeiferte ſich, um nicht zurückzubleiben, mit einer ſinnreichen Maske, und als der

Tag des Bülow'ſchen Carnevals kam, konnte es nicht fehlen, daß das Feſt außerordentlich glänzend und zahlreich beſucht wurde. Und da ſich auch Jerôme von dem Abende viel verſprach, ſo fiel ſelbſt das vom Hof beſorgte Büffet beſonders fein aus.

Unter den mannichfachen, theils einzelnen Figuren, theils zuſammengehörigen Gruppen oder ganzen Zügen zeichneten ſich vier Nürnbergerinnen durch den Geſchmack aus, womit ſie nach Albrecht Dürer coſtümirt erſchienen, und ſich allerliebſt benahmen. Der Gedanke war von der Gräfin ausgegangen, und ſie ſelbſt verrieth ſich in einem dieſer Anzüge leider dadurch ſehr früh, daß ſie ſich zu angelegentlich bemühte, den Umherſtehenden abzulauſchen, ob und wie ihnen die Maske gefalle.

Die für Hermann's Gedanken gewonnenen Perſonen hatten ſich nur zu den unſchuldigſten Narrheiten verſtanden, und befriedigten ſehr wenig die Erwartungen, die er ſich von ſeinem Einfall gemacht hatte.

Es erſchien eine geographiſche Närrin mit Landkarten bedeckt.

Eine aſtronomiſche Närrin hatte einen langſchweifigen Kometen auf der Stirne und einen mächtigen Tubus unterm Arm.

Eine Wappennärrin wandelte mit großen und kleinen rothen Wappenabdrücken auf dem weißen Gewand, und führte eine mit Wappen behangene Fichte als Stammbaum mit ſich.

Ein Blumennarr ſah aus einem Blumenklump hervor, den er mit ſich umhertrug, und ein Spielnarr ging in

Kartenblättern gekleidet, mit einer viereckigen Mütze bedeckt, die vier Kartenfarben bezeichnend, Pique nach vorn, Coeur nach hinten gewendet.

Das meiſte Aufſehen machte aber ein närriſcher Apotheker, den Mörſer als Mütze mit dem Stößel als Zopf aufgeſetzt, über die Bruſt mit Recepten behangen, einen ellenlangen Preiscourant aller Medicamente in der Linken, und zur Rechten von ſeinem Proviſor begleitet, der Büchſen, Gläſer, Schächtelchen, Düten mit Aufſchriften, wie ein Tabulettkrämer, trug. Den Zudringenden, Zufragenden theilte er von ſeinen Recepten oder Medicamenten aus, anzüglich aber ſo fein und allgemein abgefaßt, daß, wo ſie nicht als Heilmittel perſönlich trafen, ſie doch als Lebensvorſchrift oder Präſervativ ironiſch dienen mußten. Es läßt ſich denken, daß der Schalk von einem Narren ſehr bald ausgeplündert war und als müßiger Apotheker umherging, während man ſich mit ſeinen Mitteln beſchäftigte, die wie andere Pillen bei Manchem von hartem Verſtand langſam wirkten.

Der König war früh gekommen und trieb ſein beliebtes Spiel, in wechſelnden Anzügen zu erſcheinen. Aber bei ſeiner Figur, ſeiner Haltung und einem gewiſſen kecken Behandeln der Damen gelang es ihm ſelten, lange unerkannt zu bleiben. Doch war es angenommen, daß man ihn nicht zu kennen that, und ſich barſch gegen ihn benahm, was ihm gerade Spaß machte.

Er mochte von dieſem Wechſeln und Umhertreiben ermüdet ſein, als er im Rittergewand eines Kreuzfahrers mit einem Mönche ſich in Bülow's bekanntes Arbeitszimmer zurückzog, das am Ende der Zimmerreihe heut zu einem dämmerigen Ruhezelt eingerichtet war. Beide ließen ſich auf dem Polſterſitz der Niſche nieder und nahmen die Maſken ab.

Haben Sie die Generalin Du Coudras herausgefunden, Vercagny? fragte Jerôme.

Ich glaube immer noch, Sire, daß es die Blumenhändlerin iſt, antwortete der Mönch. Der leichtfertige Anzug iſt ganz in ihrem Geſchmack, und als ich ſie um eine Paſſionsblume bat, glaubte ich auch ihre Stimme zu erkennen, ſo ſehr ſie dieſelbe zu verändern ſuchte.

Fatal! Ich habe dem Blumenmädchen nirgends begegnen können. Ich würde das üppige Weib an den Formen ihres Baues, an den genußſüchtigen Bewegungen ihres Benehmens erkannt haben. Und ſollte ihr Freund, ihr Abendbeſucher, nicht hier ſein? Sie kennen ihn noch nicht, Vercagny? Sie haben kein Glück mit geheimen Correſpondenten und geheimen Liebhabern.

Verzeihung, Sire! Aber Ew. Majeſtät legen mir zu viel Rückſichten, zu viel Schonung für ihn auf. Wenn ich ihn nur einmal feſtnehmen und enthüllen dürfte. Er wechſelt ſeine nächtlichen Beſuchſtunden, ſeinen Anzug. Er ſcheint auch nicht ohne Waffen zu gehen, und meine unbewaffneten Agenten fürchten ſich ihm nahe zu kommen. Und ſchleichen ſie ihm nach, zu beobachten, wo er einkehre, iſt er plötzlich in den Gaſſen wie verſchwunden.

Sie müſſen einen jüngern, gewandten Aufpaſſer oder mehre nehmen, Vercagny! Gewalt möcht' ich nicht brauchen, des Aufſehens wegen, da wir nicht wiſſen, wie weit es der kühne Liebesheld treibt. Denn Ihre Agenten ſind nicht vom Geſetze beſchützt, nicht mehr im öffentlichen Dienſt und dürfen ſich keine Gewaltthätigkeit erlauben.

Zwei mal iſt er auch ſchon aus dem Gedränge des Theaters in den Wagen der Generalin geſtiegen, und mit ihr nach Haus gefahren.

Kann denn Würtz nichts von ihrer Kammerjungfer herausbringen? fragte Jerôme.

Gar nichts, Sire! Im Gegentheil muß ſie ganz gewonnen ſein und meinen Agenten verrathen, denn ſeine Nachforſchungen ſcheinen den Beſucher nur noch vorſichtiger und verwegener gemacht zu haben.

Still! Der närriſche Apotheker! flüſterte Jerôme. Kennt man ihn?

Man vermuthet den Grafen von der Lippe, Sire.

Oh! Glauben Sie?

Jedenfalls iſt's eine deutſche Idee.

Beide nahmen die Masken vor und verließen das Zimmer, als eben die entfernte Muſik wieder einen Contretanz anſpielte.

Nur die Vertrauten des Königs wußten, in welcher Beziehung zu dieſem jetzt der entlaſſene Polizeichef ſtand. Indem nämlich Jerôme ganz zufrieden damit war, daß die jetzige Polizei des Herrn von Varigny keine Spione mehr über den Hof begünſtigte, mochte er ſelbſt doch nicht der geheimen Kundſchaft entbehren, an die Bercagny ihn gewöhnt hatte. Er zog daher dieſen in ſein Vertrauen, und Bercagny warb einige Leute an, die im Intereſſe des Königs ſpionirten. Der Hauptagent war Würtz, der ſich bei Herrn von Varigny unbeliebt und entbehrlich gemacht und in ſeiner Noth an den alten Chef gewendet hatte. In dieſem Privatdienſte beeiferte er ſich jetzt, und ſuchte da, wo er, wie jetzt bei der Entdeckung des abendlichen Beſuchers der Frau Du Coudras, keine Befriedigung gab, durch andere Mittheilungen einzuſchmeicheln. So hinterbrachte er auch, was ihm die Zoſe der Oberhofmeiſterin von jenem Abend, da der König die Gräfin überraſchte, vertraulich ausgeplaudert hatte, — wie ſie nämlich, um den König zu belauſchen, durch das Schlafzimmer in das Ankleidezimmer ihrer Herrin geſchlichen war, und hier unbemerkt das ſchnell entfernte Paar — Adelen und den Sprachmeiſter — in einer Lection der Zärtlichkeit erblickt hatte. Dem König, der Morio liebte, war es höchſt unangenehm, daß dies Geheimniß des Boudoirs, das ſeinen Günſtling außer ſich gebracht hätte, in die Discretion einiger feilen Menſchen und einer ſo leidenſchaftlichen Frau, wie die Generalin Salha, gegeben war. Er hatte durch Bercagny dem Würth und der Zoſe Angelique Landesverweiſung androhen laſſen, wenn ſie nicht verſchwiegen wären, und er ſelbſt der Generalin Salha bei einer Einladung zu Tafel unbedingtes Stillſchweigen geboten.

Inzwiſchen hatte es ſich der närriſche Apotheker im dämmerigſten Eckchen des Zimmers zum Ausruhen bequem gemacht, als eine Weile nach dem Weggang des Kreuzritters und des Mönchs zwei weibliche Geſtalten mit Heftigkeit hereinkamen — eine Blumenhändlerin und eine Pilgerin.

So! Hier ſind wir allein! flüſterte franzöſiſch die Erſtere, und die Pilgerin verſetzte in derſelben Sprache:

Wer ſind Sie? Was wollen Sie von mir?

Fragen will ich, wie Sie dazu kommen, mit dem König zu coquettiren, ſich dem König aufzudringen, Sie arme Figur! Glauben Sie, der Kreuzritter müſſe ſich einer Liebespilgerin erbarmen? Was können Sie dem König bieten? Wer Sie auch ſeien, — ſehen Sie, Das wollt' ich!

Mit dieſen letztern Worten gab ihr die erhitzte Maske einen empfindlichen Schlag unter den Pilgerhut an den Kopf.

Die Getroffene riß ihre Maske ab, faßte die Andere am Arm und rief:

Hülfe! Hülfe!

Jetzt ſprang der Apotheker herbei, und hielt die Blumenhändlerin, die ſich von ihrer Gegnerin losgemacht und entfliehen wollte, feſt. Er hatte in der Beleidigten die Stieftochter Simeon's erkannt, und eilte, ſich ihrer anzunehmen.

Halt da, Maske! rief er. Mademoiſelle Delahaye muß wiſſen, wer ſie ſo arg beleidigt hat; ſie muß wiſſen, wer ihr Genugthuung ſchuldig iſt. Nehmen Sie Ihre Maske ab.

Er ſelbſt nahm im Augenblicke, wo die Delahaye, muthig durch ſolchen Beiſtand, der verblüfften Gegnerin die Maske abriß, die ſeinige weg. Es war Hermann, und die Entlarvte loslaſſend, rief er betroffen:

Fanchon? Wie?

Ah, Herr Doctor, ich danke Ihnen! Stehen Sie mir bei, ich bitte! rief Mademoiſelle Delahaye.

Aber, mein Gott, eine Kammerjungfer? Wie wagen Sie ſich in dieſe Geſellſchaft, Mademoiſelle? fragte Hermann. Und hier ſogar Damen zu beleidigen? Kommen Sie! Entfernen Sie ſich ſchnell!

Er führte das verblüffte Blumenmädchen nach der Ausgangsthür. Sie war offen, und indem er die vermeintliche Kammerjungfer mit Artigkeit hinausdrängte, ſagte er:

Machen Sie, daß Sie fortkommen, ſonſt werden Sie übel angeſehen! Nehmen Sie es als Dank für Ihren Regenſchirm!

Indeß hatte der Auftritt, trotz der rauſchenden Muſik, einige Perſonen herbeigezogen, und die Gräfin Bülow ſelbſt, als ſchöne Nürnbergerin, fragte:

Was iſt das? Was geht hier vor?

Gnädige Gräfin, ſagte Hermann, die Kammerjungfer der Generalin Du Coudras hat hier Mademoiſelle Delahaye gröblich beleidigt.

Eine Kammerjungfer hier? In Maske? rief außer ſich die Wirthin des Feſtes. Haben wir Domeſtiquen eingeladen?

Beruhigen Sie ſich, flüſterte er, ich habe ſie ſchon fortgeſchafft!

Verzeihung, Frau Gräfin! Es war die Generalin ſelbſt! rief die Beleidigte.

Ehe ſich das Misverſtändniß löſen konnte, war ſchon die Nachricht von der eingedrungenen Kammerjungfer durch alle Zimmer gelaufen. Zum Glück hatte der General Du Coudras ſelbſt den Ball nicht beſucht. Auch Jerôme und Bercagny erſchienen, und der König fragte nach dem Vorfall

Ich höre, Sire, die Generalin Du Coudras hat Mademoiſelle Delahaye beleidigt, antwortete die Gräfin Bülow.

Geſchlagen, Ew. Majeſtät! erklärte die Beleidigte.

Und wo iſt die Generalin? fragte Jerôme.

Herr Doctor Teutleben hat ſie für ihre Kammerjungfer gehalten und durch jene Thür entfernt, antwortete die Gräfin Bülow.

Kammerjungfer? Was heißt das? Wie kommt das? fragte der König, bald Bercagny, bald die Gräfin oder Hermann anblickend.

Die Situation war für den jungen Freund nur ein paar Augenblicke eigentlich verwirrend, denn er überlegte ſchnell aus ſeiner Erinnerung, daß die ihm und dem Baron Rehfeld gleich ſo bedenklich vorgekommene Fanchon allerdings wol die Gräfin ſelbſt geweſen ſein möchte. Deſto größer blieb aber nun für ihn die Verlegenheit, das Räthſel durch Erzählung eines Abenteuers zu löſen, das auf ihn ſelbſt einen unſittlichen und zugleich lächerlichen Schein werfen konnte.

Ehe er aber nur zu einer Erklärung kam, war Bercagny mit dem König beiſeite getreten.

Da haben wir ja den nächtlichen Liebhaber der Generalin! ſagte er. Ew. Majeſtät haben doch vorhin den Apotheker nach jenem dämmerigen Eckchen ſchleichen ſehen. Gewiß galt es einem Rendezvous mit dem Blumenmädchen. Die Delahaye, die ſich heut um alle Herren bemüht, vorhin auch Ew. Majeſtät am Arm hing, hat das Paar hier geſtört, und die leidenſchaftliche Frau hat ihr eine Ohrfeige gegeben. Voilà ce que c'est! Der ritterliche Liebhaber hat ſie ſchnell entfernt, um ſie der Verlegenheit zu entziehen. Chevalier d'honneur, Sire!

Während deſſen hatte Madame Simeon, in lebhafter Aufregung über die ihrer Tochter widerfahrene Unbilde, ihren Mann aufgefodert, auf der Stelle Genugthuung vom Könige zu fodern. Der gute Miniſter, der eben auch die ungeziemende That mehr als den zu einer Beſchwerde unpaſſenden Ort und Augenblick im Sinn hatte, trat jetzt mit feierlicher Haltung gegen den König vor, und bat in den beſten juriſtiſchen Ausdrücken um Unterſuchung dieſer thätlichen Injurie und um angemeſſene Satisfaction für Mademoiſelle Delahaye, die Tochter ſeiner Frau.

Gut, gut, lieber Simeon! erwiderte Jerôme ungeduldig und etwas verſtimmt. Aber jetzt nur ruhig, und ſtören wir den ſchönen Abend Ihres Collegen Bülow nicht! Luſtig, luſtig! Mademoiſelle Delahaye, kommen Sie zu einem Walzer!

Ew. Majeſtät, ich bin unendlich beglückt! rief die Beleidigte, und hüpfte an ſeinen Arm.

Bercagny, befehlen Sie einen Walzer!

Während Alles nach dem Tanzſaale zog, winkte die Gräfin Bülow Hermann zu ſich und verlangte eine Erklärung des Misverſtändniſſes.

Die ungewöhnlich ernſte Miene der ſonſt ſo freundlichen Dame beſtätiget ihn noch mehr in dem ſchon gefaßten Vorſatze, ſich durch die einfachſte Erzählung aus der Sache zu ziehen.

Mein Misverſtändniß, gnädige Gräfin, ſagte er, ſieht viel ſchlimmer aus, als es iſt. Es war im letzten Spätherbſt, als mich eines dunkeln Abends auf dem Wege aus dem literariſchen Caſino eine Franzöſin anſprach, — ſie ſei hier fremd, kürzlich aus Paris gekommen, habe ihre Herrin in eine Geſellſchaft begleitet, und könne ſich nicht nach ihrer Wohnung zurechtfinden. Sie ſei die Kammerjungfer der Generalin Du Coudras, dem alten Schloß gegenüber wohnhaft. Das war ſo ziemlich mein eigener Weg; ich gebe ihr meinen Arm, wir eilen die Gaſſe hinab, denn es fing zu regnen an. Wir kommen an das Haus, ſie öffnet richtig, — — es kommt Licht, und ein ganz artiges, hübſches Frauenzimmer dankt und bittet mich einzutreten, weil es eben heftiger regnete. Allein, meine Wohnung iſt in der Nähe, und — — — da blickt nun vorhin aus der abgenommenen Maske des Blumenmädchens daſſelbe niedliche Geſicht, es iſt dieſelbe Stimme. Ich entſetze mich über die Verwegenheit einer Kammerjungfer, ſich in Ihre Geſellſchaft zu drängen, gnädige Frau, und weiſe ihr ſchnell die Thür, um die ärgerliche Geſchichte ohne Aufſehen zu beſeitigen. Leider iſt mir's mit dieſer Abſicht nicht gelungen! Das, gnädige Frau, iſt die Sache.

Die Gräfin blickte ihn nachſinnend an; ſie wußte beiläufig von dem Geſchmack der Generalin, und der naive Irrthum Hermann's in der Perſon ſprach für ſeine Unſchuld in der Sache. Ein freundliches Lächeln kehrte auf ihr Geſicht zurück.

Ja, ſo iſt Alles begreiflich! flüſterte ſie, und ich kann es dem König erklären.

Sie nickte ihm freundlich zu, und eilte nach dem Salon, woher eben der verſöhnende, beglückende Walzer rauſchte.

Aber nun ſich Hermann in den Augen ſeiner Gönnerin gerechtfertigt fühlte, überkam ihn erſt recht ein bitterer Verdruß. Er zog ſich, wie er ſich allein ſah, nach dem ſtillen Gemach zurück, als ob er dort freundlichere Erinnerungen zu Hülfe gegen ſeinen Mismuth aufrufen möchte. Er verwünſchte den Anzug, worin er ſich in ſeiner umgewandelten Stimmung noch immer erblicken mußte, und entſchloß ſich raſch, das Feſt zu verlaſſen.

Wer war denn nun eigentlich der Narr, fragte er ſich ſelber, und mochte im Stillen wünſchen, daß er von ſeinen ausgetheilten Recepten das rechte für ſich ſelbſt zurückbehalten hätte.

Dreizehntes Capitel.

Eine Parole Jerôme's.

Zwiſchen den Maskeraden in den Wohnungen der Miniſter fanden auch Maskenbälle für das große Publicum im Theater ſtatt. Auch dieſe beſuchte Jerôme, jedoch nur im Domino und ohne Larve, ſodaß ſeine Anweſenheit nie zweifelhaft blieb. Aber ſtatt dem maskirten Völkchen dadurch einen Zwang aufzulegen, hatte er ſich vielmehr durch einen Zug fürſtlicher Herzensgüte in beſondere Gunſt beim Carnevalspublicum geſetzt. Kurz nach dem erſten dieſer Bälle erzählte man ſich in der Stadt, wie der König in ſeinem Domino ein bei einfachen Erfriſchungen vertraut ſitzendes Paar unbemerkt belauſcht habe. Die Liebenden hatten ſich deutſch, aber des Tumults wegen ziemlich laut unterhalten, einander ihrer Liebe und Treue verſichert, und der junge Mann die klagende Geliebte damit getröſtet, daß er bei der großen Zufriedenheit ſeines Chefs mit ihm und ſeinen Arbeiten die Ausſicht habe, nächſtens befördert und in ſeinen Appointements ſo verbeſſert zu werden, daß ſie ſich dann endlich heirathen könnten. Jerôme, unbemerkt hinweggeſchlichen, hatte ſich durch ſeinen Adjutanten nach dem jungen Mann erkundigen laſſen, und da demſelben die beſten Zeugniſſe ſeiner Vorgeſetzten ertheilt wurden, hatte er ihn noch im Laufe des andern Tags durch Zufertigung eines Anſtellungsdecrets mit Contraſignatur des Geheimraths „Carneval“ aufs rührendſte überraſcht.

So kam die eigentliche Faſtnacht heran. Den Sonntag war große Maskerade bei Hof, an welcher auch die Königin mit ihren Damen einen durch luſtige Neckereien überraſchenden Antheil nahm, und die bis zum hellen Tag dauerte.

Auf den Montag Abend hatte Jerôme zur Erholung von der Sonntagsnacht eine kleine Geſellſchaft auswärts einladen laſſen. Ein Kreis vertrauter Frauen und Herren der höhern Geſellſchaft fanden ſich, leicht coſtümirt, aus der Stadt in den durchwärmten Gemächern des Schlößchens Schönfeld zu geräuſchloſen Myſterien ein.

Der Dienſtag aber ließ es ſich nicht nehmen, in allgemeiner und derber Luſt ſich auszutoben, und die Luft, im Uebergang zu Thauwetter, begünſtigte das öffentliche Treiben der Masken und die angeordneten tollen Umzüge in der Stadt.

Zu letztern gehörte eine große Fahrt, die am Nachmittag unter dem lebhafteſten Zulauf aller Welt vom Theater ausging. Die Schauſpieler fuhren auf dem großen Decorationswagen in den bizzarreſten und lächerlichſten Verkleidungen, einen Rieſen in ihrer Mitte. Ein Zug wunderlichſter Geſtalten ſchloß ſich an, — Schäferinnen in hohen Stiefeln, Soldaten in Weiberunterröcken und dergl. Dieſen wurde der aufgeputzte Faſtnachtsochſe von Metzgergeſellen nachgeführt. Das Thier ſchritt ſo munter einher, als ob es zu eigener Beruhigung mit den Gelehrten einverſtanden ſei, die das Wort Carneval daher ableiten, daß nun wegen der ernſten Faſtenzeit dem Fleiſch (carni) Valet geſagt würde. Den Schluß des Zuges machte die Leiche des ſelig dahingeſchiedenen Seigneur Carneval, der im Schlafrock auf offener Bahre lag, und von maskirten Leidtragenden zu allgemeinem Gelächter betrauert wurde.

Die bunte Wallfahrt, auf dem ganzen Weg ihrer luſtigen Andacht von zwei Gendarmen zu Pferd begleitet, machte ihre Stationen, — zuerſt an der Königsburg, wo ihnen ein Geſchenk von 40 Louisd'or zufiel, ſodann an den Wohnungen der Miniſter vorüber, und erreichte ihr Ziel vor dem Holländiſchen Thor, wo ihnen der König einen Freiball gab.

Für Jerôme, ſoviel Spaß er an ſolchen Volksluſtbarkeiten fand, ging doch ein Schmerzenston durch den tollen Lärm des Tags. Er hatte ein kriegsgerichtliches Urtheil zu beſtätigen gehabt, das in der Frühe der Aſchermittwoche auf dem ſogenannten Forſt vor der Stadt mit ſechs Bleikugeln vollzogen werden ſollte.

Ein Sergeant Hildewig hatte ſich von einem fremden Emiſſär zur Deſertion mit Wehr und Waffen anwerben laſſen, und noch fünf Gemeine von ſeiner Compagnie zu gleichem Schritt überredet. Dieſe aber, reuig geworden, hatten die Sache verrathen, ſodaß er auf der Flucht, noch ehe er die Weſer erreichte, eingeholt, vor ein Kriegsgericht geſtellt und zum Tod verurtheilt wurde.

Dem König machte der Vorfall den lebhafteſten Verdruß. Er erblickte im Hintergrund eine feindſelige Thätigkeit, die von Preußen aus zum Aufſtand reize, und fürchtete das Beiſpiel, das gerade von einem ſo braven Unteroffizier, dem Sohn eines Pfarrers und dem Günſtling ſeines Oberſten, ausgegangen war.

In dieſer Stimmung kam es ihm ganz angenehm, daß Marinville auf den Abend ein feines Notturno in den Gemächern Jerôme's angeordnet hatte. Es waren nur die vertrauten Herren der geſtrigen kleinen Abendgeſellſchaft geladen, um ſich bei ſanfter Muſik, einem ſcherzhaften Ballet und einem feinen Champognerpunſche auf die ſtille Faſtenzeit vorzubereiten.

Nur zwei neue Gäſte waren zugezogen: der Schatzmeiſter der Civilliſte, Duchambon, jene groteske Figur eines vormals emigrirten St.-Ludwigsritters, der mit ſeinen zwei großen Schwächen für Flaſchen und für Frauenzimmer, ſowie mit ſeiner rothen Naſe und poſſenhaften Luſtigkeit dem König zum Spaß und als Spaßmacher diente; ſodann der Graf Leo, der früher einmal, als ſeine Gemahlin verreiſt war, dem König einen ſolchen Abend zugedacht hatte. Jerôme, der ſich deſſen erinnerte und den ängſtlichen Anſtandsmann ein wenig necken wollte, hatte ihn nach der Mittagstafel ſelbſt eingeladen, um ihm, wie er lächelnd ſagte, die gute Abſicht von damals zu vergelten, und — ſetzte er ſchalkhaft hinzu — Sie ſollen auch die Ceremonien dabei wahren, lieber Graf, die Stunde hüten, wo die Faſten eintreten. Und dazu wüßt' ich mir keinen beſſern Mann am Hof.

Der Graf verneigte ſich für die ihm ſo widerwärtige Gunſt.

An die Faſten erinnern, während die Frivolität dauert! ſeufzte er im Stillen, als die Abendſtunde herankam. Dürfte ich vorher mit meinem Memento dazwiſchentreten, mit jener Signatur, die morgen früh der Meßprieſter vom zinnernen Aſchenteller auf die Stirn der Andächtigen kreuzt: Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris! (Gedenk', o Menſch, daß du Staub biſt und in Staub zurückkehrſt!)

Blangini mit ſeinem für Notturnos ſo glücklichen Talent hatte einige neue Stücke geſchrieben, und zwei Mitglieder des Orcheſters, Spieß und Köhler, hatten ſie für zwei Hörner, ſowie Demoiſelle Gallo für die Harfe eingeübt. Ein halbes Dutzend Ballettänzerinnen waren dazu befohlen und warteten im Hinterhalte.

Die Stücke ſprachen ſehr an, und bewegten ſich in jenen ſüßen anmuthigen Melodien und Paſſagen, für die Jerôme in ſeiner heutigen Abſpannung von Genuß und Verdruß ſo empfänglich war.

Graf Leo freute ſich im Stillen dieſes Eindrucks. Er hoffte, es würde vielleicht gar nicht zu dem ärgerlichen Ballet kommen. Er ging dabei ab und zu, indem er beſonders das Vorzimmer des kleinen Saals zu hüten ſuchte. Hier hatten neben dem Kammerdiener Gardien die beiden Lakaien Grashoff und Harbus den Dienſt. Graf Leo war ſo leutſelig geſtimmt, daß er ſich auch mit dem dienenden Perſonal freundlich unterhielt.

Die Muſik wird bald abgehen, ſagte er zu den beiden Deutſchen; dann ſorgt, daß Niemand hier hereinkomme. Ihr ſelbſt dürft heut ein Kartenſpielchen machen, wenn ihr wollt, hier nebenan. Ich geb' euch ſchon einen Wink, wenn's was gibt! — Aber nicht wahr, redete er franzöſiſch den Kammerdiener an, das iſt eine vortreffliche Muſik von Blangini?

Gardien, der auf ein bischen Deutſch ſehr eitel war, antwortete:

O ja, Herr Graf, das iſt ein wunderbar, c'est à merveil, wie die Oerner doucement blaſen!

Ah! verſetzte der Graf ſehr laut, als ob er dann beſſer von dem Franzoſen verſtanden würde, — die Hörner ordnen ſich der Harfe unter. O es ſind wahre Virtuoſen, Gardien, beſonders auch im piano.

Se. Majeſtät bezahlen auch die Horniſten der Kapelle beſſer als die übrigen Inſtrumente, bemerkte Harbus.

Sie verdienen's auch, Harbus, ſie verdienen's! entgegnete Leo, indem er ſich wieder zurückzog.

Bezahlt ſie nur zu gut! murrte Grashoff. Wir keuchen, denk' ich, und blaſen auch nicht ſchlecht, wenn wir gehetzt werden, und müſſen dabei piano thun, wenn wir eben aus der Haut fahren möchten; aber Alles bei ſehr einfacher Gage.

Du haſt Recht, Grashoff, verſetzte Harbus mit ſeinem ſpitzbübiſchen Lächeln. Aber der König bezahlt die Horniſten nicht blos beſſer, ſondern wenn ſie artig verheirathet ſind, ſtellt er ihnen auch noch die Hörner!

Das iſt die Möglichkeit! rief Grashoff in ſeinem neidiſchen Eifer und ſchlug mit einer Fauſt in die Luft.

Gardien, der an der Saalthür gelauſcht hatte, fragte jetzt:

Hören Sie, Harbus, wie ſagen man Notturno in Deutſch?

Nachtſtück, Nachtmuſik, war die Antwort.

Ah, Nacktmuſik, ganz recht! Nacktmuſik. Oui!

Während aber Graf Leo ſich von dem etwas ſentimentalen Eindruck der Muſik auf Jerôme die Wirkung verſprach, daß die Ballettänzerinnen, zumal es ſchon ſpät war, vielleicht ohne Weiteres entlaſſen würden, bedachte er nicht, daß ſüße Melodien nicht, wie edle Gedanken, unſere ſinnlichen Regungen reinigen oder auflöſen, ſondern, ſelbſt von ſinnlicher Natur, unſer Gefühl oft nur ſteigern, bis es in ſein gerades Gegentheil umſchlägt. Dies ſollte er nun erleben. Denn kaum hatten Hörner und Harfe den Saal verlaſſen, als auf Marinville's Wink die zum Ballet befohlenen Theaternymphen, in leichten Gewändern hervorſchwebend, ſich der gehobenen Stimmung ihrer Zuſchauer bemächtigten. Es waren Demoiſelle Aſtruc, die älteſte Bekannte Jerôme's von Paris, die ſchöne Clara Lacome, die ſchelmiſche Adele Louis, die raſche, launige Couſtou, die zierliche Romain und die wilde, bachantiſche Lavancourt.

Bald entſtand auch ein ſolcher Lärm und Lachen, daß die Drei im Vorzimmer an die Thür ſchlichen, zu lauſchen. Ja, der Stellung Gardien's nach hätte man vermuthen ſollen, es ließe ſich gebückt ſchärfer hören, oder durch das Schlüſſelloch etwas von den anmuthigen und kunſtreichen Tänzen für eines Kammerdieners Auge gewinnen.

Während nun die beiden Andern ſich auf Stühlen bequem machten, Harbus gedankenvoll lächelnd, Grashoff kopfſchüttelnd und zuweilen laut murrend, ziſchte Gardien

Stille, und kam dann ſehr aufgeregt heran, um ſich den Andern zu erklären.

Hören Sie, ſagte er mit lebhaften Geberden und hohem Ernſt, der Marinville iſt ein homme d'esprit. Haben Sie gehört, haben Sie verſtand? Er haben ſich expliciren, daß die Demoiſelles ſollen tanzen den wiedergefundnen Paradies. Alle der Putz, ſagen Marinville, und die vielen Kleider von den Damen ſein gemackt, non, non! ſein hervorgekommen aus dem Feigenblatt von der Paradies. Aber mit der Garderobe en avant ſein der Paradies immer mehr retour, — fort, verloren. Müſſen alle wieder se retirer, die Robes, die Unterkleid, Alles, Alles, und — das will heißen der Paradies wiedergefunden, — ſagen Marinville. Ah, das iſt eine ſublime Idee! Das iſt Philoſophie von ein maitre de la garderobe!

Das iſt alſo ein philoſophiſcher Tanz da drinnen! lachte Harbus.

Da Lärm und Lachen noch lauter wurden, ſo lauſchte Gardien abermal, und kam dann mitlachend wieder heran.

Sie haben den Duchambon zum Narren! ſagte er. Er ſollen macken den Feigenbaum; er ſein ganz toll für die Demoiſelles. Er laufen ihnen nach. Sie wollen aber nicht Duchambon. Er iſt ein Narr; aber der König haben viel Spaß. Duchambon iſt der faiseur von Spaß, wenn der König — — Eh bien, quand Sa Majesté est en goguettes!

O das iſt eine Schande ſelbſt bei Nacht! rief Grashoff, und ſtand zornig auf.

Comment, Monsieur Grasoff? verſetzte Garbien. Was ſagen Sie? Bei Nackt ſagen Sie? Was?

Harbus lachte laut auf.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Saalthür, und man hörte Jerôme lachen:

Ah! Il n'est pas manchot, ce gaillard!

Es war der Graf Leo, der wieder und zwar aufgeregt von der verdrießlichſten Unruhe herauskam.

Geht ein wenig hinaus, gebot er den Dreien. Geht hier nebenan! Laßt mich allein!

Hinter den abgetretenen Dienern warf er ſich in einen Lehnſeſſel, die Hände gefaltet, Kopf und Schultern hin- und herwiegend, als ob ſich die Laſt ſeines kummervollen Verdruſſes abſchütteln ließe. In halblautem Monolog bejammerte er ſeine unglückliche Stellung zwiſchen dem Hof und dem Himmel. Eine fromme Weichmüthigkeit überkam ihn. Er dachte an die Betſtunden, die während der drei ſündhaften Carnevalstage die Kirche zur Verſöhnung des Himmels abhalten laſſe, und die er ganz verſäumt hatte. Und wie ihm in ſolchen Herzensbeklemmungen nicht leicht ein guter Vorſatz ausblieb, ſo überlegte er auch jetzt verſchiedene Gelöbniſſe, die er thun könnte, und unter denen ihn eine geſtiftete jährliche Seelenmeſſe am meiſten anſprach.

Während dieſer Stille öffnete ſich leiſe die Thür vom Corridor her, und der Hauptmann der Grenadierwache blickte herein.

Ah, Sie da, Herr Graf? Erlauben Sie!

Er winkte zurück mit den Worten:

Kommen Sie herein!

Der Graf war dicht herangeeilt, um die Eintretenden ſo weit wie möglich von der Saalthür entfernt zu halten.

Es war Freund Hermann, eine ältliche, ſorgfältig aber ſehr ländlich gekleidete Dame am Arm, die ſich tief und demüthig verneigte, — blaß und bebend, aber von edeln, einnehmenden Zügen, eine Frau gegen die Funfzig.

Expliciren Sie ſich Sr. Excellenz dem Herrn Grafen! ſagte der Hauptmann, und zog ſich wieder zurück.

Nur leiſe, leiſe! gebot Graf Leo in unruhiger Erwartung, und Hermann nahm das Wort:

Ew. Excellenz ſehen hier die unglückliche Mutter des Sergeanten Hildewig, der morgen früh — ich muß wol ſagen dieſen Morgen, in einigen Stunden — Excellenz wiſſen es ja. Die Frau Pfarrerin iſt erſt die Nacht hier eingetroffen, von einigen Freunden in Homberg an mich gewieſen, und will ſich um Begnadigung ihres Sohnes an Se. Majeſtät wenden. Da ſie nicht franzöſiſch ſpricht, habe ich ihr dieſe Vorſtellung an den König abgefaßt, und wir wollten ſie eben dem Offizier der Wache übergeben, um ſolche vor Tagesanbruch unter die Augen Sr. Majeſtät zu bringen, als wir von dem Herrn Hauptmann erfuhren, daß der König noch wach und in kleiner Geſellſchaft iſt. Nun will die arme Mutter — wenn irgend möglich — durch die Gunſt Ew. Excellenz — ſich Sr. Majeſtät ſelbſt vorſtellen, und hofft Begnadigung.

Sich ſelbſt vorſtellen? entgegnete der Graf, ängſtlich und zerſtreut in doppelter Aufmerkſamkeit auf ſeine Audienz und auf den Lärm im Saal. Selbſt vorſtellen? Vorſtellen? Wird nicht gehen, — jetzt nicht gehen. Nein! Morgen vielleicht, — im Laufe des Tags. — Ja!

Aber, dann iſt es ja zu ſpät, Excellenz! bemerkte Hermann.

Ja, dann iſt's zu ſpät, Excellenz! erwiderte in Gedanken der Graf.

Ach Ew. Gnaden, Excellenz, laſſen Sie ſich erflehen! fiel die Pfarrerin ein. Verſetzen Sie ſich in die Lage einer armen Mutter, die ihren Sohn auf ſo grauſame Weiſe verlieren ſoll. Der König wird Erbarmen haben, er iſt gütig, und ich hoffe mein Kind zu retten. Bedenken Sie das! Sie ſind vielleicht auch Vater und wiſſen — Bringen Sie mich nicht um meine letzte Hoffnung, vielleicht um das Leben meines Sohnes. Ew. Gnaden können ſich den Himmel verdienen! Haben Sie Erbarmen!

Den Himmel, gute Frau? Den Himmel? rief der Graf. Ach ja, den Himmel haben wir nöthig — ich und einige Andere.

Plötzlich hielt er inne und blickte nach der Decke des Zimmers, als ob ihm eine neue Gedankenreihe aufginge, oder eine höhere Eingebung käme. Vielleicht, daß er ſeiner vorhin gefaßten guten Vorſätze gedachte, und die arme Frau als eine Beſcherung des verſöhnlichen Himmels erkannte. — — Gut, ruhig, liebe Frau Pfarrerin! flüſterte er. Ich will etwas für Sie thun! Der Himmel weiß, was ich für Sie wage. Kommen Sie! Sehen Sie dort, — in jenes Zimmer gehen Sie und ſetzen ſich ruhig hin, ganz ruhig. Und ſobald die Geſellſchaft des Königs auseinandergeht, rufe ich Sie heraus, und Sie übergeben

Ihre Vorſtellung mit einem Fußfall. Verſtehen Sie mich? Aber Geduld müſſen Sie haben; denn es kann noch eine Weile dauern.

Hermann bat um Erlaubniß, bei der armen Frau zu bleiben, um ſie zu beruhigen — ruhig zu halten.

Gut! Thun Sie das! Aber Sie dürfen ſich nicht ſehen laſſen, nicht mit herauskommen, wenn der König erſcheint. Bei Leibe nicht!

Der Freund verſprach es, und führte die etwas beruhigte Frau nach dem bezeichneten Zimmer.

Wie der Graf vorausgeſagt, dauerte es noch eine Weile, ehe die Tänzerinnen, in ihre Mäntel gehüllt, fortſchlüpften, und dann verſtrichen auch noch zwei Stündchen beim Kumpf vortrefflichen Ananaspunſches, vom Grafen Löwen-Weinſtein zubereitet, der für ziemlich gleichgültig gegen die Cabinetsballete, aber für die Krone der Jerôme'ſchen Zechgenoſſen galt

Mit der Beruhigung ſeines guten Vorhabens nahm Graf Leo bei der ſtark duftenden Bowle ſeine Entſchädigung für den Kummer über das Ballet. Duchambon, der Spaßmacher, that desgleichen, aber nicht mit, ſondern zur Beruhigung über die muthwilligen Tänzerinnen, von denen er ſich wenigſtens keine bloßen Neckereien erwartet hatte. Da er in leichtem Rauſche witziger und anſtändiger als in ſeiner Verliebtheit war, ſo ergötzte ſich Jerôme und die kleine Geſellſchaft an ſeinen Späßen. Er nahm die feinen Neckereien mit Heiterkeit auf und erwiderte die zu derben mit guten Trümpfen.

Als es endlich zum Aufbruch kam, eilte Graf Leo voraus, und ſchickte die Lakaien fort, die ſich indeß wieder im Vorzimmer eingefunden hatten.

Alle die Herren waren ziemlich angetrunken, und kamen glühend und lachend aus dem Saale. Jerôme beruhigte noch einmal den etwas wankenden Duchambon über die Sprödigkeit der Tänzerinnen gegen ihn. — Sie haben heut kein Glück gehabt, ſagte er; Sie waren gerade nicht unbeſcheiden, Duchambon, nein, gar nicht! Sie hatten es auf die magerſte abgeſehen, wahrſcheinlich weil Sie ſich erinnerten, daß die Faſtenzeit nach Mitternacht angeht. Aber nun halten Sie Abſtinenz, Duchambon! Der Himmel hat Ihnen einen Faſtenwink gegeben. Gehen Sie mir geraden Wegs nach Hauſe! Verirren Sie ſich nicht in unrechte Gaſſen! Ne rompez pas le carême, Duchambon! Aſchermittwoch iſt angebrochen. Thun Sie Buße! Ziehen Sie nach und nach die Oriflamme Ihrer Naſe ein, die immer auf „Morgen wieder luſtig“ aushängt.

Indem wurde Jerôme inne, daß ſein unachtſamer Kronſchatzmeiſter ſehr ernſt nach der entgegengeſetzten Seite ſtarrte. Er wendete ſich um, und in dieſem Augenblicke warf ſich die Pfarrerin, ihre Bittſchrift in den gehobenen Händen, mit dem Ausruf: Gnade Ew. Majeſtät für meinen unglücklichen Sohn!

Der König, von der unerwarteten Erſcheinung betroffen, beinahe entſetzt, fuhr mit dem Ausrufe zurück:

Aber, mein Gott, Madame —!

Er wollte Mutter hinzuſetzen, als er ſich eben noch ſeiner Täuſchung beſann.

Graf Leo war vorgetreten. Er bat um Verzeihung, daß er es gewagt, die ehrwürdige Frau vorzulaſſen; er habe geglaubt, eine Bitte um Gnade an dieſem Bußtage nicht abweiſen zu dürfen, — eine Bitte, die ſich um Mitternacht in die Nähe eines gnädigen Königs gedrängt habe. — Es iſt die Mutter des unglücklichen Sergeanten, der mit Tagesanbruch erſchoſſen werden ſoll, ſagte er, — die Wittwe eines verdienten Pfarrers.

Jerôme betrachtete die mit Thränen zu ihm aufblickende Frau einige Augenblicke, faßte dann die Hand, aus der er die Bittſchrift empfing, und ſagte in mildem Ton:

Stehen Sie auf, Madame! Aber, Ihr Sohn — Deſerteur — nicht gut, Madame!

Gnade, Ew. Majeſtät! Gnade für Recht! flehte ſie mit einem Blick, in dem ein Strahl von Hoffnung leuchtete.

Jerôme, indem er die Bittſchrift durchlief, ſagte zu Marinville:

Ich war ganz betroffen, Marinville, wahrhaft erſchrocken: ich glaubte im erſten Augenblicke Madame Lätitia zu erblicken, meine gute Mutter. Was rathen Sie mir zu thun?

Marinville, leiſe redend, ſchien eine Begnadigung zu empfehlen, was unter den jetzigen Verhältniſſen im Militär und im Königreich den beſten Eindruck machen werde.

Jerôme wendete ſich an den Grafen Leo mit den Worten:

Sagen Sie ihr, Graf, ſie erinnere mich durch ihre Geſtalt und ihre Züge an meine Mutter.

Der Graf ſagte es ihr, und ſie, die Hände faltend und tief aufathmend, rief aus:

Ach! dann wird Se. Majeſtät auch fühlen, wie einer Mutter zu Muthe iſt, die einen ungerathenen Sohn hat, den ſie aber liebt, und den ſie noch einmal mit ganz andern Schmerzen dem Leben ſchenkt!

Die Herren, die Deutſch verſtanden, lächelten verſtohlen. Der Graf aber überſetzte es dem König mit den Worten:

Ach! dann würden Ew. Majeſtät auch fühlen, wie einer Mutter zu Muthe ſei, die ihren Sohn liebt, den ſie durch des Königs Gnade noch einmal dem Leben ſchenkt.

Jerôme, dem das Lächeln des Generals von Lepel und des Oberſten von Hammerſtein nicht unbemerkt geblieben war, ſah den Grafen mit mistrauiſchem Lächeln an und fragte dann:

Wollen Sie es auf ſich nehmen, Graf, wenn ich den Verurtheilten begnadige?

Ew. Majeſtät üben dann nur das ſchönſte Vorrecht der Könige aus! antwortete Leo mit tiefer Verneigung.

Gut! rief Jerôme. Dann bleiben Sie einmal in einer dieſer anmuthigen Verneigungen, und leihen mir Ihren Rücken!

Sein erſter, übermüthiger Gedanke war, auf dem Rücken des Grafen zu ſchreiben; während aber Marinville aus ſeiner Brieftaſche eine Bleifeder nahm und ſie ihm überreichte, beſann er ſich ſeiner Würde und des Anſtandes. Er trat an das nächſte Tiſchchen und ſchrieb mit angenetztem Blei in derben Zügen auf die Bittſchrift:

„Wird vollſtändig begnadigt, und tritt mit bisherigem Rang in die Compagnie zurück. Jerôme N.“

Dann gegen die Pfarrerin gewendet:

Hier, Madame! Holen Sie Ihren Sohn aus dem

Caſtell, ehe es Tag wird. Er ſoll meine Gnade durch Tapferkeit verdienen.

Wie die glückliche Mutter laut weinend ſich noch einmal niederwerfen wollte, um zu danken, wehrte es der König mit den Worten ab:

Nein, Madame! Gehen Sie, eilen Sie, es wird ſchon Tag!

Er befahl noch dem Oberſten Hammerſtein, ihr den dienſtthuenden Adjutanten mit nöthiger Weiſung an den Commandanten nach dem Caſtell mitzugeben, und entließ dann die übrigen Gäſte mit den Worten:

Gute Nacht, meine Herren! Guten Morgen! Ich ſage heut nicht, wie ſonſt: Morgen wieder luſtig! Wir haben mercredi des cendres! Aber, nehmen Sie ein Wort, das auch Freude bedeutet: Heut, für Aſchermittwoch, gebe ich im Namen meiner theuern Mutter die Parole — Lätitia!

Siebentes Buch.

Erſtes Capitel.

Verhängniſſe der Zukunft.

Die Faſtnacht war kaum vorüber, als das mildeſte Thauwetter eintrat und den langen harten Winter brach. Laue Weſtwinde und Regengüſſe löſten die Maſſen Schnees, die über einander lagerten. Fluß und Bäche traten aus; aber die Noth oder Angſt ging raſch vorüber, und als die Märzſonne zuletzt aus den zerſtreuten Wolken hervorkam, fiel ſie auf lachende Winterſaaten. Bald regte es ſich in den Feldern, man fing an, die Gärten auszuſtellen, und Luſt und Wolken ließen ſich zu einem günſtigen Frühjahr an.

Aber noch andere Erwartungen ſchienen zu treiben und aufzugrünen. Eine unbeſtimmte Unruhe, ahnungsvoller, geiſtiger als das Frühjahr ſie gewöhnlich für unſere Pulſe mit ſich bringt, ging durch ganz Deutſchland. Wunderbare Gerüchte liefen um, und ſo ängſtlich oder unglaublich ſie zuerſt herbeikamen, ſo muthig ſetzten ſie ſich bald zu einer öffentlichen Meinung feſt. Gar wenige im

Volk mochten ſich von Dem, um was es galt, eine beſtimmte Vorſtellung machen; doch Allen drängte ſich ein dunkles Gefühl auf, daß ein großer Umſchlag des Zuſtandes in Deutſchland bevorſtehe. Alles erregte die Gemüther und ſpannte die Erwartung. Der Frühling, der ſich ſo ruhig und regelmäßig entwickelte, bot dieſe ſo ſeltene Gunſt vergebens zu frohathmendem Genuß an: die Menſchen waren auf Begebenheiten gerichtet; die Saaten ſchienen geborgen, man erwartete Ereigniſſe, und machte ſich auf das Außerordentliche gefaßt, das hinter jeder träumenden Nacht hervorbrechen konnte.

Nur Diejenigen, die um Alles keine Aenderung der Dinge wünſchten, wollten hinter dieſer dumpfen Regung, hinter dieſem — wie ſie es nannten — rumeur sourde nichts als die Geſchäftigkeit der ſich immer mehr verzweigenden geheimen Geſellſchaften erkennen, nur beſtrebt, durch ausgeſtreute Gerüchte die Geiſter zu erbittern, die Gemüther zu verhetzen und ſo die öffentliche Meinung zu Beförderung thörichter Aufſtände zu ſtimmen.

Um dieſe Zeit, bald nach Mittfaſten, verſammelte ſich eines heitern Nachmittags in einem Eckhauſe der winkeligen Dorotheengaſſe der untern Stadt ein halbes Dutzend junger Frauen bei einer Freundin, die vor kurzem ihr erſtes Wochenbett glücklich beſtanden hatte. Unter dem Schein eines gewöhnlichen Gratulationskaffees verſteckte ſich eine politiſche Vorbereitung.

Es waren nämlich lauter Frauen untergeordneter Beamten, — vorſichtiger junger Heſſen, die mit ihren Titeln und Emolumenten in der neuen Jerôme'ſchen Verfaſſung aufgrünten, und bei einer Umwendung des politiſchen Bodens von Weſtfalen entwurzelt zu werden fürchteten. In dieſer Beſorgniß blieben ihnen die vergnügten Blicke jener ältern caſſeler Herren nicht unbemerkt, die ſchon unter dem Kurfürſten anſehnliche Poſten innegehabt hatten, und denen man eine geheime Verbindung mit dem alten Herrn ſelbſt unter ihrer Jerôme'ſchen blauen, weißgeränderten Cocarde zutrauen durfte. Sie erkannten darin eine Beſtätigung des dunkeln Gerüchts von der bevorſtehenden Rückkehr des Kurfürſten, an die man im Volke mit ſchweigſamer Zuverſicht glaubte. Kaum Einzelne von leicht erregbarem Gemüth ließen in vertrautem Kreiſe ihrer guten Erwartung ein leiſes Wort, und nur ein armer Schneider, deſſen Verſtand mit ſeiner Nadel ſtumpf geworden war, ließ es ſich nicht nehmen, ſo oft er von der Polizei auch eingeſteckt wurde, immer wieder laut auf offener Straße die Rückkehr des Kurfürſten zu prophezeien. Für dieſen, wenn auch glaublichen, doch jetzt noch bedenklichen Fall wollten die jungen Männer ſich insgeheim gefaßt halten und eine Anhänglichkeit an den alten Regenten durch ein unzweifelhaftes Anhängſel öffentlich an den Tag legen. Dies freilich nur zur rechten Zeit und mit kluger Vorſicht, daher ſie ihre Vorkehrungen den jungen Frauen überließen, die ſich eben bei der Freundin verſammelten.

Frau Culemann, die glückliche junge Mutter, hatte ihr erſtgeborenes Antonchen gewaſchen, und ließ es auf der ſaubern Doppelwindel von Wollen und Leinen, unter welcher der Anfang der aufgerollten Wickelſchnur lag, vergnügt zappeln. Sie gab die Aermchen und Bäckchen des lachenden Knäbleins zu betätſcheln, und wendete es dann um, damit die Freundinnen auch an Beinchen und Backen ſich von dem geſunden Fleiſch des kleinen Anton überzeugen konnten. Mit zarten Klappſen auf dieſen Theil trug das wackere Bübchen den Beifall, den das Mütterchen für dieſe Darſtellung einerntete.

Da klopfte es beſcheiden an die Stubenthür.

Herein!

Und ein hageres, ſchmächtiges Männchen erſchien, ſpitz von Naſe und Kinn, lächelnden Mundes, mit vorliegenden, unruhigen Augen und zierlich geſetzten Füßen. Es hatte einen abgeſchabt olivenfarbigen Ueberwurf an, den die Franzoſen une rodingote rapée de couleur olive genannt hätten.

Der Grüßende trug eine längliche Schachtel unterm Arm und ſetzte ſie auf einen kleinen Tiſch, unter welchem er ſeinen Hut auf den Boden ſtellte, einen am Rand ſtark vergriffenen, ehedem ſchwarzen Filz, der nun ins Röthliche fallend eine verſchämte Blödigkeit verrieth, die ſich unter dem Tiſche gut ausnahm.

Der Mann, offenbar ein zurückgekommener Perückenmacher, ſprach ſehr lebhaft mit einem in Unterwürfigkeit gekleideten Selbſtgefühl.

Die Stubenthür wurde jetzt aus Vorſicht verriegelt, und man ging an das Werk.

Es iſt Alles fertig bis auf die letzte Umwickelung, ſagte der Mann. Haben die geehrten Damen für ſchwarze Schnur geſorgt?

Ja wol, Herr Popperech, antwortete eine freundliche Blondine, hier haben wir ein ganzes Stück, von der

Frau Chef de Bureauin Sombart für uns Alle angeſchafft.

Herr Poppereh nahm das Stück, blickte aber unter dem Aufknüpfen des Bandes die Sprecherin mit ſchalkhaft lächelnder Miene an, indem er ſagte:

Aber, aber, meine liebenswürdige Madame Reutel! Was ſagen Sie? Chef de Bureauin? „Chef" iſt ja das Hauptwort, und „de Bureau" iſt nur die Nebenbezeichnung. Sie müſſen, wenn Sie den Titel richtig accomodiren wollen, unmaßgeblich ſagen: Chefin de Bureau, oder Bureauchefin. Aber — nichts für ungut! Verzeihen Sie die beſcheidene Erinnerung! — — Alſo dieſe Sorte haben Sie gewählt? Nun ja, gut! Die Schnur iſt recht. Sie wollen Wollen? Ich will ſagen, Sie wollen wollene Schnur, kein Floretband nicht?

Mein Mann meint, antwortete die Bureauchefin, es würde dem Kurfürſten als ein Beweis von Sparſamkeit angenehmer in die Augen fallen, wenn die Zöpfe unſerer ſubalternen Männer in Wollenſchnur gefaßt wären.

Allerdings, da haben Sie ſehr Recht! betheuerte Poppereh. Der Herr waren immer ein abſonderlicher Freund vom Einfachen, von einer erübrigenden Oekonomie. Gut alſo, bon! Nun gilt es die Auswahl der Zöpfe ſelbſt nach Ihrem Geſchmack. Sehen Sie, hier haben Sie, was das Herz nur begehren mag!

Er öffnete ſeine Schachtel und legte Zöpfe verſchiedenen Maßes und Haares heraus, — das Nackenhaar zum Anheften oder Umbinden gefaßt, und im Uebrigen fertig gewickelt bis auf das Umlegen der ſchwarzen Schnur, die Popperey dem Geſchmack und den Auslagen der Damen überlaſſen hatte.

Nun wählen Sie, meine Damen, ſagte er: ſchmächtig oder dick, lang oder kurz, blond, braun, wie's für Ihre Männer paßt. Gewickelt ſind ſie für die Ewigkeit, obſchon ſie vielleicht nur proviſoriſch angeſteckt werden, bis das eigene Haar gewachſen iſt. Und beim Himmel! ſage ich Ihnen, wenn erſt die gute heſſiſche Zeit wiederkehrt, werden die Haare erſtaunlich ſchnell wachſen, wie die Zwiebeln bei gutem Wetter.

Jetzt ging nun das Wählen der jungen Frauen an, und es nahm ſich höchſt drollig aus, wie dieſe lächerlichen Dinger, mit ſolchem Ernſt und Eifer geprüft, aus einer in die andere Hand gereicht wurden. Es ſah aus, als ob eine Jede an dem Zopf für ihren Mann die Wahl eines Mannes ſelbſt mache.

Derweil rollte Popperey die Schnur auf, wobei ihm aber die Zunge keinen Augenblick ſtillſtand. Indem er das Kind ſtreichelte und mit der Zunge anſchnalzte, ſagte er:

Aber, meine verehrte Frau Eulemann, Sie wickeln noch Ihren charmanten Kleinen? Wiſſen Sie nicht, daß die Aerzte nicht mehr für das Wickeln ſind?

Mein lieber Herr Popperey, antwortete die Mutter, ohne aufzublicken, indem ſie die widerſtrebenden Aermchen unter den Umſchlag der Doppelwindel ſtrich und die geſtrickte Wickelſchnur darumſchlug, was wiſſen denn die Aerzte? Das Wickeln kommt ja eben wieder auf, wie ich ſehe. Und mein Tonchen iſt ein rechtſchaffenes Heſſenkind, und die braven Heſſen, wiſſen Sie, müſſen gewickelt werden.

Und doch, meine hochgeehrte Frau Culemann, bringen Sie keinen eigentlichen Zopf heraus! neckte Poppereh. Denn, wie Sie da nun eben das Windelwerk über die Roſafüßchen Ihres Kindes hinaufſchlagen und überwickeln, wird die Figur breit, und Sie bekommen die wahrhaftige Geſtalt eines Haarbeutels.

Ganz recht, Herr Poppereh. Das Antonchen repräſentirt ſo eine gute alte Zeit, lachte ſie, und tänzelte das gewickelte Kind. Sie aber errathen doch ſchwerlich den Unterſchied zwiſchen ſo einem lebendigen und einem nur ſprüchwörtlichen Haarbeutel. Hm, Herr Poppereh?

Sprüchwörtlicher Haarbeutel? erwiderte er, den rechten Fuß graziös vorgeſetzt, und den Finger zum Nachdenken an die Naſe gelegt. Nein! Sprüchwörtlicher Haarbeutel? Lebendiger? Unterſchied? Errathe nicht! Nein, nicht poſſibel!

O Sie geſcheiter Mann! Sie Diplomat! Nun, ſo will ich's Ihnen verrathen! Von einem Manne pflegt man doch unter Umſtänden zu ſagen, er habe ſich einen Haarbeutel angetrunken: das iſt der ſprüchwörtliche Haarbeutel; da mein Haarbeutel aber trinkt ſich ſelber an. Nun?

Poppereh wollte ſich wälzen vor Lachen.

Parole d'Honneur! rief er, ich ſubmittire mich! Ich habe meine Meiſterin gefunden. Erlauben Sie, daß ich die wickelnde Hand küſſe, meine hochtheure Frau —. Aber, wo ſoll ich das beliebte in am Titel Ihres Mannes anbringen — des Herrn Commis d'ordre? D'Orderin? Commiſin? Es thut's nicht. Nein! Aber, bei dieſer guten Vorbedeutung da —

Er ſtreckte einen Zopf feierlich empor.

Bei dieſem Zeichen, geehrte Frau, prophezeie ich und titulire Sie pränumerando — Frau „Regiſtratorin“, künftige „Archivarin“. Parole d'Honneur! Ja, glauben Sie mir, es geht nichts über die alten Zöpfe! Parole de Poppereh!

Inzwiſchen hatten die jungen Frauen ihre Zopfwahl gemacht, und hörten dem Sprecher zu, jede ihren ausgewählten Zopf in der Hand, der mit dem Haarbüſchel nach oben, wie eine kleine Kerze ausſah, zu der die Andacht auf den höher gerötheten Wangen der ſechs Wahlſchönen brannte.

Poppereh fuhr mit vielem Nachdruck fort:

Glauben Sie mir, meine Damen, die alten deutſchen Titel werden Sie Alle demnächſt beſſer kleiden. Frau Regiſtrator, Frau Secretarius, Frau Probatorin —! Prächtig! Das franzöſiſche Weſen ſchlägt deutſchen Frauen nicht gut an, und ſie finden ſich nicht recht hinein. Da iſt z. B. eine gewiſſe Frau Präfecturräthin. Nun ja, der Titel geht noch an: er iſt an ſeiner hintern Hälfte deutſch! Aber unverbeſſerlich deutſch iſt und bleibt die Frau ſelbſt. Ihre Tochter hat doch den jungen Franzoſen Girouſt zum Anbeter, und er hat ihr ein koſtbares Nähekäſtchen verehrt, ein ſogenanntes Neceſſaire. Auch die Tochter, die ſich des Franzoſen wegen mit dem Franzöſiſchen befaßt, nennt es — ihr Neceſſaire. Die Mutter aber thut's nicht anders, und ſagt immer, weil es doch zum Nähen beſtimmt iſt — Nähzeſſär. Sehen Sie! Nein, das Franzöſiſche muß bei uns mit Stumpf und Stiel, in Wort und Werk ausgerottet werden. Laſſen Sie nur erſt die gute heſſiſche Zeit wiederkehren, wo der Kamm und die Brenneischen dieſer pariſer Windbeutel uns nicht mehr das Brot vor dem Mund wegnehmen, und deutſche Hände den Zopf wickeln, das Sinnbild unſerer Anhänglichkeit! Wie will ich mich freuen, wenn ich demnächſt mein Schild mit dem kürfürſtlichen Wappen über meiner Hausthür erblicke mit der goldenen Umſchrift: „Lorenz Poppereh, kürfürſtlich-heſſiſcher Hoffriſeur!“

Die Frauen lachten, und Frau Gulemann, die ſich, ihr Kind zu ſtillen, mit dem Rücken gegen die Geſellſchaft geſetzt hatte, ſagte:

Doch wieder Friſeur? Haarkräusler müſſen Sie ſetzen.

Haarkräusler! erwiderte Poppereh mit verdrießlich wegwerfendem Ton. Ich muß Ihnen ſagen, Madame, ich kann mit „Haarkräusler“ durchaus nicht ſympathiſiren. Lieber noch — Perückenmacher.

Freilich, das iſt wenigſtens halbdeutſch!

Vergebung, ganz, ganz deutſch! Wir ſchreiben's nur falſch. Wir müßten's mit weichem B ſchreiben. Es kommt von berücken; weil wir Haarkünſtler — Ha, mein Gott, da haben wir's ja! Haarkünſtler werde ich auf das Schild ſetzen — kurfürſtlich-heſſiſcher Haarkünſtler. Weil wir, wollte ich ſagen, durch unſere Arbeit die Welt über einen verſchämten Kahlkopf, über eine geheime Glatze täuſchen, alſo berücken. Daher Berückenmacher! Jetzt werden Sie auch begreifen, meine verehrten Damen, daß die Perückenmacher und die Diplomaten in ihrer verſchiedenen Richtung doch von einem Princip ausgehen, gewiſſermaßen eine Union bilden, worin ſogar die geſchickten Hände der Einen manchen Kopf der Andern in ſeinen Blößen zu decken haben.

Unter ſolchem Schwadroniren hatte Popperey mit der Umſtändlichkeit eines Mannes, der bei vieler Lebhaftigkeit wenig zu thun hat, die aufgelöſte Schnur durch die Länge des Zimmers ziehen laſſen, um für die einzelnen Zöpfe das erfoderliche Wickelſtück abzumeſſen und abzuſchneiden. Während er ſodann mit zierlich geſpreizten Fingern einen Zopf nach dem andern wickelte, kam er vom Hundertſten ins Tauſendſte zu reden.

Wiſſen Sie ſchon, daß die Frau von Gerſen ganz geheim auch bereits einen Zopf bei mir beſtellt hat? fragte er.

Dieſe Nachricht ſchien den Frauen unangenehm.

Was? Auch in der Nähe des Hofes hat man ſchon unſere guten Gedanken —? rief Frau Reutel.

So iſt es, meine Damen! Schon in dieſen Kreiſen glaubt man an den bevorſtehenden Umſchlag der Dinge. Freilich hat ſie ganz im Vertrauen die Beſtellung gemacht.

Was aber die Frau für ihren Mann ſorgt! rief eine Andere, in ihrem Verdruß ſich übereilend. Erſt hat ſie ihm einen königlich weſtfäliſchen Schmuck —

Sie verſtummte erröthend. Und Popperey fiel lachend ein:

O ich verſtehe Sie ſchon, Madamchen. Nun ja, dem königlich Jerôme'ſchen Schmuck, den Sie meinen, hält nun ein kurheſſiſcher Zopf das Gegengewicht. Ha, ha! Das heißt man ſeinen Mann accomodiren! Aber, fuhr er mit feierlichem Ernſte fort, eine frivole Frau iſt es! Ja, frivol, ſage ich. Denken Sie, was ſie mir bei der Beſtellung ſagte! „Mein guter Mann“, lächelte ſie, „gilt in den Augen unſerer frommen Heſſen nicht für chriſtlich genug; machen Sie ihm einen Zopf, der bis ans Heiligenbein herabreicht.“ — — Hier, meine liebenswerthe Chefin de Bureau, haben Sie für Ihren lieben Mann einen Talisman gegen alle Gefahren eines politiſchen Umſchwungs!

Hiermit überreichte Poppereh, mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand gefaßt, den fertigen Zopf, und nahm einen andern vor, indem er weiter ſprach:

Indeß, meine Damen, waren jenes nur leichtfertige Worte; es gehen aber bei uns leichtfertige Dinge vor, die noch mehr zu beklagen ſind. Komme ich da letzten Sonnabend zu Mademoiſelle — — Nein, ich will ſie doch nicht nennen! Ihrem Vater ſelig habe ich alle Perrücken geliefert, und von daher bediene ich auch noch die Tochter bei beſondern Gelegenheiten. Sie hat ein admirables Haar, iſt überhaupt eine einnehmende Perſon, halb und halb verlobt mit einem jungen Herrn, der auf eine Stelle wartet, und genießt eines ſehr guten Rufs. Denken Sie daher, wie mich Eines überraſchen mußte! Während ſie ſich leſend ſetzt, daß ich ihr die Locken wickeln ſoll, ſagt ſie mir: „Dort, lieber Poppereh, liegen Papierſchnitzel!“ Ich ſehe aber auch ein zierliches franzöſiſches Billet daneben, und nehme es an mich, um es hinter ihrem Rücken zu leſen.

Herr Poppereh! rief im Tone verwunderten Vorwurfs Frau Eulemann. Schämen Sie ſich nicht?

Beſte Madame, ſupponiren Sie keine Unbeſcheidenheit! betheuerte er. Ich hätte allerdings ſagen ſollen, um das Billet zu prüfen, ob es auch zu einer Papillote beſtimmt ſei. Es lautete:

„Si deux Louis et un joli dejeuner Vous peuvent convenir, Mademoiselle —" kurz, um es Ihnen deutſch zu ſagen: „Wenn zwei Louisd'or und ein artiges Frühſtück Ihnen anſtehen, Mademoiſelle, ſo erfreuen Sie mich morgen früh in meiner Gartenwohnung vor dem —"

In dieſem Augenblick wendet ſich Mademoiſelle — Soundſo nach mir um; raſch drehe ich das Papier zu einem Wickel, und fahre damit in ihre Locken. Aber was ſagen Sie? Si deux Louis — ihr Verlobter heißt auch Louis.

Schweigen Sie, Poppereh! gebot Frau Eulemann. Was kann ein braves Mädchen gegen einen unverſchämten Franzoſen?

Wohlgeſprochen, liebwerthe Frau Eulemann! rief er aus. Das iſt es eben! Und es thut mir nichts leid, als daß ich nicht erſt noch die Nummer des Gartenhauſes — wahrſcheinlich vor dem Napoleonshöher Thor — und den Namen des Unverſchämten leſen konnte. In Gedanken aber ließ ich mich gegen ihn ſehr nachdrücklich aus. Wie, ſagte ich ihm, wie können Sie, leichtfertiger, zudringlicher Menſch, ſich unterfangen, einer jungen, unbeſcholtenen Dame, wie Mademoiſelle Lademann iſt —

Dem plötzlichen Verſtummen Poppereh's folgte ein lautes Gelächter der Frauen, das aber nicht wie befriedigte Neubegierde, ſondern wie eine Zufriedenheit klang, daß es Niemand Beſſeres als Mademoiſelle Lademann war.

Popperey aber war ſo verblüfft und verwirrt, daß er die Schnur verwickelte und den Zopf ganz wieder aufwickeln mußte. Ueberdies klopfte es an die Thür, und Alle griffen zu, die Verhängniſſe oder vielmehr Anhängſel der Zukunft in Popperey's Vorſehungsſchachtel zu bergen.

Zweites Capitel.

Ausſichten des Frühlings.

Kleine Erlebniſſe anderer Art, als der Haarkünſtler Popperey mit den Zöpfen für die vorſorglichen jungen Frauen auf- und abwickelte, begegneten unſerm jungen Freunde Hermann.

Er machte jetzt ſeine erſten kleinen Amtsreiſen in die nachbarlichen Bezirke, um dieſe und die Beamten kennen zu lernen, mit denen er als Inspecteur des économats zu thun hatte.

Das gute Wetter, die Bilder des erwachenden Frühlings ſtimmten ihn aufs heiterſte, wenn er auf ſeinem muntern Pferde das anmuthige Hügelland durchritt, neuen Thälern und neuen Trachten begegnend. In den Wäldern regten ſich die Vögel, die Schwarzdroſſel verſuchte ihren Schlag; die Birken entfalteten ihr leichtes Blätterwerk, die weidenartigen Gewächſe trieben ihre farbigen

Kätzchen. An den Rainen ſchimmerte das junge Grün, gelbe und weiße Blümchen wagten ſich ſchon hervor. Eine milde Sonne durchſchimmerte den Duft, der die Hügel der weitgeſtreckten Wieſenthäler verſchleierte. Und ſo räthſelhaft verhüllt wie dieſe lag vor der Phantaſie des Reiters der Fernblick in ein herrliches Jahr mit den Nachtigallen und Roſen des Frühlings, mit den wogenden Saatfeldern und jubelnden Lerchen des ſtillen Sommers, bis zu den dämmerigen Mondſcheinabenden eines früchtereichen Herbſtes.

Ein Reigentanz unſichtbarer Elfen umſchwebte ihn — Erinnerungen und Erwartungen, die gleich Tänzerinnen, Hand in Hand, vor ſeiner Seele wechſelten, jene anmuthig lächelnd, als fürchteten ſie vergeſſen zu werden, dieſe neckiſch verſchleiert, als wollten ſie errathen ſein.

Dazwiſchen nöthigten ihn ſeine Beſuche und ſein Geſchäft doch auch wieder mit Verſtand zu beobachten, was aber den wiederkehrenden Stündchen des Träumens nur einen neuen Reiz verlieh.

Noch nie hatte er ſeine Bruſt ſo aufgeräumt, ſein Herz ſo aufjauchzend empfunden. Nichts lag hinter ihm, was ihn noch geſchmerzt, nichts vor ihm, was ihn beängſtigt hätte. Wohin ſeine Gedanken gingen, winkten ihm liebe, edle Menſchen nach, und Lina ſaß vollends vor ihm zu Pferd; denn der Schattenriß der Freundin, den er unter der Weſte mit ſich führte, nahm, von ſeiner Phantaſie belebt, die volle Geſtalt an, und der Träumende umſpannte ſie mit den Zaumriemen ſeines Pferdes, wobei er ſelbſt zuweilen ſozuſagen in den Zügel biß, den er ſeinen Empfindungen und Wünſchen angelegt hatte. Dergeſtalt ſpielten ſich ihm die beſten Stunden in lauter Accorden ab, in ſo vollen Noten, daß auch, wenn er in einer Galoppade hätte aufjauchzen mögen und ſein Pferd ungeſtümen Herzens in Galopp ſetzte, doch Alles wieder vor der bewegten Seele in den erhabenen Klängen eines Chorals austönte.

Hermann ließ es ſich angelegen ſein, beſonders auch die katholiſchen Pfarrherren ſeines Fulda-Werrabezirks zu beſuchen. Dieſer Schlag von Würdenträgern war ihm neu, und er fand meiſt heitere, lebensfrohe Männer, die leichter als andere an der ſchweren Zeit trugen. Doch empfanden ſie dieſelbe mit. Die Welt fühlte unter jenem Druck ein innigeres Zuſammenhalten in wechſelſeitigem Leiden und Helfen. Im Drang des Beſchaffens, unter dem Zwang des Entbehrens, mit der Eintracht des Duldens dachte man an keinen Unterſchied im Glauben. Das Bedürfniß der Liebe glich allen kindiſchen Hader aus. Das Schwert lag in der Hand des Soldaten entblößt, und der Prieſter wußte, daß ihm nur zu ſegnen übriggelaſſen ſei: er fühlte den Muth zu verſöhnen, nicht den Hochmuth, zu verfolgen.

Indeß fand Hermann doch, wenn er Abends ſeinen Tag überdachte, manche heitere Bemerkung über den Unterſchied zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Geiſtlichen zu notiren. Es wollte ihn bedünken, als ob die Proteſtanten mit einer gewiſſen ſteifen Werkeltagsförmlichkeit den Mangel an Ceremonien ihrer Sonntagsfeier auszugleichen ſuchten; während die katholiſchen Pfarrherren, von ihren täglichen Meſſen des ceremoniöſen Zwangs müde, ſich gern im Weltleben etwas gehen ließen. Dabei macht es auch einen Unterſchied, daß den Paſtoren mit ihren meiſt zahlreichen Familien das Leben ſehr ſchwer wird, wo der Mann des Cölibats geneigt iſt, zu leben und leben zu laſſen, weil er das Leben wohlfeiler hat. Freilich wird er dabei auch leicht egoiſtiſch und genußſüchtig, indem er eben alles Gute für ſich allein hinnimmt, während die Sorge für Viele den proteſtantiſchen Geiſtlichen hingebender, wenn freilich oft auch habſüchtiger macht. Und ſo erfreulich ſich auch unter guten Verhältniſſen ein proteſtantiſcher Pfarrherr in Mitte einer heitern Familie ausnimmt, ſo wird es doch in ärmlicher Lage einem katholiſchen Pfarrer auch leichter, in den Augen des Volks ſeinen Prieſterrock vom Schmuz der Windeln und von den Faſen und Federn der Hausmutter in der Kinderſtube rein und ſchimmernd zu erhalten.

Was die politiſche Stimmung betraf, ſo fand Hermann, daß bei aller Vorſicht der Einen wie der Andern in ihren Aeußerungen gegen einen ihnen noch fremden jungen Mann doch die proteſtantiſchen Pfarrer eine heimliche Anhänglichkeit an den alten Herrn ſo wenig verbergen konnten, als die katholiſchen ihre Zufriedenheit darüber, daß an Jerôme's prunkhaftem Hofe doch auch die Prälaten der römiſchen Kirche glänzten.

Die weltlichen Beamten heſſiſchen Schlags ſonderten ſich in der Regel nach Alt und Jung für das frühere oder für das neue Regiment. Jene verdroß ſchon die fremde Sprache, mit welcher dieſe eitel thaten. Der Code Napoleon, jetzt in einer geſetzlichen deutſchen Ausgabe eingeführt, war den Alten eine Fußſchelle im gewohnten Schlendrian, den Jüngern ein Flügel zum Aufſchwung ihres Ehrgeizes. Dieſe Entzweiung nahm nicht ſelten den ſchärfſten Widerſpruch ſogar zwiſchen Vater und Sohn an, und Hermann erlebte auf einem ſeiner Ritte den halbkomiſchen Fall, daß der Sohn eines Beamten, dem Vater zum Gehülfen beigegeben und in Geſchäften oft genug uneins mit ihm, eines Tags in Verkleidung und mit angemachtem Bart als Inſpector erſchien, um eine Geſchäftsreviſion vorzunehmen. Er ſprach nur franzöſiſch, und ſetzte hiermit und dadurch, daß er alle die Acten herausfand, wo irgend etwas gefehlt oder verſäumt war, den geängſteten Beamten in eine wahre Verzweiflung. Der rannte zwiſchen der Amts- und der Wohnſtube hin und her, und ſprengte alle Dienſtboten fort, um ſeinen „Louis" herbeizuſchaffen. An dieſem Namen hatte der Herr Sohn bereits eine franzöſiſche Anerkennung im Hauſe durchgeſetzt. Den tobenden Franzoſen ſuchte der bedrängte Papa, die Doſe in der Hand, in der er nach einer prise de contenance wühlte, flehend zu beruhigen: „Haben der Herr Inspecteur nur patience bis mein Louis arrivirt." Da jedoch der Louis viel zu nahe war, um draußen gefunden zu werden, ſo entſchloß ſich endlich die Tochter des Hauſes, den franzöſiſchen Wütherich zu einem Glaſe Wein einzuladen; da ſie denn mit ihrem guten Blick alsbald den Bruder erkannte, ihm den falſchen Bart abriß, und ihn mit der niedlichen Fauſt auf den Rücken züchtigte.

Das Landvolk, ſoviel der reiſende Freund prüfen konnte, war durchaus für den Kurfürſten geſtimmt, und ging mit dieſer Geſinnung viel offener heraus, als die ſogenannten Honoratioren. Doch auch dieſe, wenn ſie in größerer Anzahl oder beim Glaſe Wein zuſammenſaßen, ließen ſich, ohne gerade den Zuſtand der Gegenwart ausdrücklich zu tadeln, im Ton billiger Anerkennung über die Verdienſte des alten Herrn aus. Man rühmte die Ordnung, Pünktlichkeit und Sparſamkeit, womit zur Aufrechthaltung des öffentlichen Credits zu ſeiner Zeit verwaltet worden ſei. Und weit entfernt, dem erprobten Neuen zu widerſtreben, habe der Herr vortreffliche Einrichtungen ausgeführt. Die Amtspachtung, das Lotto, die Tortur ſeien abgeſchafft, die Frohndienſte ermäßigt, Huten und Wüſtung urbar gemacht worden; der Fürſt habe die Waldpflanzungen und die Fruchtbaumzucht begünſtigt, und für geſchmackvolle Anlagen, für Hebung der Geſundbrunnen das Außerordentliche gethan. Zu allem Dem habe eine ungehinderte Juſtiz und ein billiges Abgabenſyſtem das Leben des Volks geſchützt und erleichtert.

An all' dieſen Beobachtungen brachte Hermann von ſeinen erſten Geſchäftsritten für die Verbündeten die befeſtigte Ueberzeugung mit, daß ein Aufruf zur Erhebung für den Kurfürſten einen lebhaften Anklang unter der ländlichen Bevölkerung finden werde. Er ſelbſt vernahm dann auch, was inzwiſchen zur Förderung des Unternehmens weiter geſchehen war.

Der Commandant des Caſtells hatte ſich mit dem Vorhaben, den König und die franzöſiſchen Generale im Caſtell zu verwahren, einverſtanden finden laſſen, und Hauptmann von York bei der Grenadiergarde wollte in der verhängnißvollen Nacht die Schloßwacht übernehmen. Dies war um ſo leichter anzuordnen, als der ſeit kurzem zum Commandanten der Grenadiere von der Garde ernannte Major von Langenſturz für Dörnberg's Unternehmen gewonnen war. Dörnberg's Schwiegerſohn, Graf von Gröben, ſtand unter den Jägern und gab gute Erwartungen von den Carabiniers. Noch andere Offiziere waren ins Vertrauen gezogen, und der Verkehr mit den Preußen wurde durch einen Hauptmann von Lützow klug und eifrig betrieben.

Mehr und mehr ließen ſich auch die Weltverhältniſſe für das Unternehmen günſtig an. Die Zeitungen brachten täglich Nachrichten von zunehmenden Bewegungen und Rüſtungen in Oeſtreich, und der Ton, womit franzöſiſche Blätter die Kräfte des Kaiſerſtaats an Mannſchaft und Kriegsmitteln herabſetzten, gab zu erkennen, welche Anſtrengung man von Seite Oeſtreichs erwarte. Nicht lange, ſo erfuhr man, daß dort ſich drei Armeecorps bildeten, und der Kaiſer ſelbſt mit dem General-Quartiermeiſter Chaſteler das Commando des einen, der Erzherzog Karl des zweiten und der Erzherzog Johann des dritten übernehmen würden. Und als endlich die Nachricht vom Einrücken franzöſiſcher Truppen in Baiern zu einem Beobachtungscorps an der Donau einlief, bot ſich auch ſchon der Anknüpfungspunkt für die heſſiſche Erhebung. Wenigſtens theilte man ſich im Vertrauen mit, Oeſtreich wolle vom Corps des Erzherzogs Ferdinand Truppen durch Sachſen vorrücken laſſen, und die preußiſchen Verbündeten hätten bereits die weſtfäliſche Feſtung Magdeburg ins Auge gefaßt, um ſich ihrer als eines Anhaltpunkts für die ganze norddeutſche Erhebung zu bemächtigen.

Drittes Capitel.

Un poisson d'Avril.

Auch der König empfand den günſtigen Einfluß des ungewöhnlichen Frühjahrs. Er fühlte ſich körperlich außerordentlich wohl und geiſtig aufs heiterſte angeregt. In ſolcher Stimmung war er voll Anerkennung für gute Dienſte, die ihm geleiſtet wurden, geneigt zu Nachſicht und zum Schenken für Männer und Frauen, und im engen Kreiſe der Vertrauten zu Allem aufgelegt, wozu eine ſinnliche Jugend in ſo unverdient begünſtigten Lebensverhältniſſen ſich nur allzu leicht verlockt fühlt. Da blieb „Lätitia“ nicht lange Parole, ſondern das „Luſtig“ ward wieder ausgeſpielt, und wenn's recht dick kam, mit ſchwäbiſcher Zunge „luſchtik“ ausgeſprochen, wie Jerôme wahrſcheinlich das Wort zuerſt von ſeiner Gemahlin gelernt hatte.

Um dieſe Zeit waren der Krone zwei Lehen heimgefallen, Bernterode und Keudelſtein. Jenes bedeutendere verlieh Jerôme ſeinem Gardecapitän, dem General Du Coudras, den er zum Grafen von Bernterode ernannte. Er wußte, wie ſehr den braven Mann das leichtfertige Betragen ſeiner Frau kränkte, die es ſich wenig anfechten ließ, daß ihr in Folge des Vorfalls auf Bülow's Maskenfeſte und zur Beruhigung des Miniſters Simeon der Hof verboten war.

Außer der guten Ermunterung für ſeinen General hoffte doch Jerôme von dieſer Standeserhöhung noch immer eine heilſame Wirkung auf die Frau, für die er fortwährend leidenſchaftlich eingenommen blieb. — Sie möchte nun mehr Würde behaupten, ließ er ihr durch Marinville ſagen, und die Gelegenheit ergreifen, im Rang einer Gräfin ſich mit der Geſellſchaft auszuſöhnen und in ein anſtändiges Verhältniß zu ſetzen.

Was ihren Abendfreund betraf, ſo hielt Bercagny, trotz Allem, was die Gräfin Bülow zu Gunſten Hermann's erklärt hatte, den König bei der Vermuthung feſt, daß der junge, liebenswürdige Inſpector und kein Anderer der Liebhaber ſei, um den die lebhafte Frau ſich ſo vergeſſen hätte. Jerôme blieb nicht unempfindlich über einen jungen Mann, der ihm wiederholt in den Weg gekommen war, und Bercagny benutzte dieſe Laune, dem König einen kleinen luſtigen Gewaltſtreich anzurathen, hinter dem ſich zugleich auch für ſeinen Günſtling Berault die demſelben früher entgangene Stelle Hermann's wiederfinden ließ. Wenn nämlich die Abendbeſuche bei der Generalin noch nicht aufhören würden, wollte er, um ihre Wohnung nicht zu beunruhigen, den jungen Mann, ſobald ſie ihn wieder einmal aus dem Theater mitnähme, in einen Wagen packen und mit Gendarmerie nach Halle an das Haus ſeines Vaters bringen laſſen.

Das andere Lehen gab der König ſeinem Generalintendanten der Civilliſte, Staatsrathe Lafleche, dem Manne der ſchönen Bianca, der es ſehr ſchwer ward, ſich mit ihrer italieniſchen Zunge Baronin von Keudelſtein zu nennen. Um dieſer prächtigen Frau willen hatte der

König ſchon einmal einen bedeutenden Kaſſendefect ihres Mannes nachgeſehen. Lafleche, der Kaufmannsſohn aus Marſeille, war nämlich, ſelbſt nach dem Urtheil der Franzoſen, ein unbedeutender, wenig brauchbarer Menſch — homme nul et inept.

Diejenigen bei Hofe, die den König nach ſeiner Grundſtimmung kannten, aber ihm doch nicht nahe genug ſtanden, um auch den Modulationen derſelben zu folgen, zweifelten nicht, daß bei ſeiner ſo dauernd guten Laune eine neue zärtliche Neigung im Spiele ſei. Ganz ohne ſchien es damit allerdings nicht; nur daß Jerôme's ſchwungvolle Stimmung, ces goguettes de Sa Majesté, weniger die Folge einer neuen Leidenſchaft, als der Antrieb zu einer ſolchen waren. Jene ſogenannte ſchwediſche Gräfin hatte ſich gegen die von Zeit zu Zeit wiederkehrende Annäherung Jerôme's fortwährend ſpröde gehalten. Es war eine Dame, die ſich durch vornehme Haltung und liebenswürdige Manieren in einem gewiſſen Kreiſe der höhern Geſellſchaft zu behaupten wußte, was man auch von dem Beſuch und den kleinen Spielpartien reicher und angeſehener Herren in der geſchmackvoll eingerichteten Wohnung der Gräfin, beim Juden Jolberg in der Martinigaſſe, flüſtern mochte. Vertraute wollten ſogar wiſſen, ſie halte einen beſondern Agenten, der angeſehenen Fremden im Theater Einladekärtchen zu ihren Abendcirkeln zuſtellte. Nur den Zutritt bei Hofe hatte ſie, bei der Weigerung der Königin ſie zu empfangen, noch nicht durchſetzen können.

Für ihren vertrauten Umgang außer den Spielpartien, für ihren Herzensverkehr, wenn man es ſo nennen will, ließ die Gräfin ſich durch ihr Wohlgefallen an ſchönen blühenden Männergeſtalten beſtimmen. Solchen Vorzug beſaß Jerôme nicht, um ſie ſo leicht einzunehmen: aber er bot ſtatt deſſen durch ſeine hohe Stellung eine Glücksnummer, für welche die abenteuernde Dame einen Einſatz der Eitelkeit und des Eigennutzes im Sinne hatte. Sie griff es mit Schlauheit an, und hielt den König eine Zeitlang mit ſeinen Anträgen hin aus Berechnung, wie es ſchien, daß ſie mit dem Anſpruch auf Empfang bei Hof die Geltung ihrer Perſon und den Preis ihrer Gunſt ſteigern könnte. Zuletzt gab ſie ſoweit nach, daß ſie ſich mit der Einladung zu einem der kleinern Abende des Königs begnügen wolle, wenn es nur ein aus Damen und Herren der höhern Geſellſchaft gemiſchter Cirkel wäre. Schnell erging nun in den letzten heitern Märztagen eine Einladung zu einem Fiſch- und Vogelfang, wie es hieß, auf Sonnabend den 1. April nach der Löwenburg.

Fiſchfang auf der waldigen Löwenburg? fragte man ſich, und man ahnete wohl, daß es auf eine Aprilneckerei abgeſehen ſei. Da man aber wußte, wie artig und anſtändig der König ſolche Scherze ausführte, ſo nahm man keinen Anſtand und ignorirte der Majeſtät zu Lieb die Abſicht des kleinen Feſtes, und ließ dem König den Spaß.

Ein dunkles Abendroth verglomm hinter dem Zuge des Habichtswaldes, als man nach Napoleonshöhe hinauffuhr. Die hellen kleinen Fenſter der hohen Burg leuchteten in die Dämmerung des Parks, und auf dem platten

Thurme derſelben brannten Pechkränze, in deren qualmender Lohe eine aufgeſteckte Fahne über den Wipfeln des Waldes wehte. Im Burghofe war die Gardemuſik aufgeſtellt, und die Hofdienerſchaft wurde von einem Gehülfen des ſchwer an einer Bruſtentzündung darniederliegenden Caſtellans angeſchickt. Eine Reihe der Zimmer war angenehm durchwärmt und erleuchtet, bis auf das vor dem verſchloſſenen Cabinet des Kurfürſten gelegene Gemach, das ſtill und halbdämmerig gehalten wurde.

Jerôme empfing ſeine Gäſte mit artigem Anſtand. Es war eine kleine, ausgewählte Geſellſchaft in dem für ſolche Abende vorgeſchriebenen Coſtüm, das für die Damen den tiefſten Ausſchnitt der Schulterbekleidung mit ſich brachte.

Die ſchwediſche Gräfin, wie man ſie kurzweg nannte, weil man dem angegebenen Namen Stjernhielm nicht recht traute, und ihn daher mit lächelnder Anzüglichkeit für etwas zu ſchwer ausſprechbar erklärte, — die Schwedin hatte dieſem Coſtüm mehr als genug gethan. Sie erregte ſelbſt unter den anweſenden Damen dieſes Zuſchnitts einiges Aufſehen, was den umſtehenden Herren nicht unbemerkt blieb. Marinville, der Schalk und Spötter, machte ſogar aufmerkſam auf die Empfindlichkeit der Damen.

Dieſe ſaßen im Halbkreis, und die Herren gingen ab und zu, oder ſtanden ihnen gegenüber bei feinen Erfriſchungen, die umhergereicht wurden.

Sehen Sie nur, meine Herren, ſagte Marinville, wie ſtill entrüſtet unſere Damen ausſehen! Was halten Ew. Durchlaucht davon? Was mag es ſein? Gilt es der reizenden Schwedin?

Dieſe Frage war an den Fürſtbiſchof von Corvey gerichtet, der eben der Oſtern wegen wieder nach Caſſel gekommen war. Der joviale Prälat hatte die mündliche Einladung des Königs angenommen, ſich aber gegen die etwa zu weit gehende Luſtigkeit mit ſeinem geiſtlichen Anzug gerüſtet. Er trug den veilchenblauen Talar mit dem biſchöflichen Diamantenkreuz auf der Bruſt. Ein ebenſo feiner geiſtlicher Schalk, als Marinville ein frivoler weltlicher war, antwortete der ſtattliche Prälat:

Ich ſehe dieſe Entrüſtung der ſchönen Damen mit Vergnügen, und Sie werden ſich jetzt überzeugen, Herr Baron, daß unſere Hofdamen des weiblichen Zartgefühls nicht ganz ſo bar ſind, wie ihre Bruſt der Bedeckung.

O Ew. Durchlaucht! rief Marinville. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß ſie noch unwilliger über die Möglichkeit als über die Wirklichkeit ſolcher Darlegung ſind.

Wie meinen Sie das?

Ich meine, unſere zartfühlenden Damen ſind verdrießlich nicht ſowol darüber, daß die Schwedin ſoweit gegangen iſt, ſondern daß ſie ſoweit gehen konnte. Wenig Damen ſind für ein ſo kühnes Coſtüm ſo gut eingerichtet. Und doch ſtudiren wir Männer die Geographie der Frauenſchönheit nicht gern bei einem Planiglobium.

Die umherſtehenden Herren lachten beifällig, und der Prälat verſetzte mit heiterer Drohung des Zeigefingers:

Nehmen Sie ſich in Acht, Baron! Wir ſind hier auf einen räthſelhaften Fiſch- und Vogelfang eingeladen, und Sie ſind ein großer Spottvogel, wie wir im Deutſchen einen Spötter nennen.

Indem war feines Zuckerbackwerk in Form von Fiſchen und Vögeln angeboten worden; Jerôme trat mit ſeiner leichten Anmuth vor den Halbkreis der Damen und hielt eine heitere Anſprache.

Ich habe zu Fiſchen und Vögeln eingeladen, ſagte er, aber nicht blos in Zuckerwerk, wie es ſich eben Ihrem Wohlgeſchmack empfiehlt, ſondern auch in anderm Sinn und Bedeutung. Zuerſt meine ich einen Frühlingsvogel. Ich habe in dieſen letzten Tagen einen guten Bürger aus Caſſel begnadigt, oder vielmehr für ſchuldlos erklärt. Er hatte auf den König geſchimpft, aber mit einem deutſchen Ausdruck. Er hatte geſagt —

Jerôme ſprach die folgenden Worte ebenfalls deutſch:

„Der Kukuk ſoll holen den König! Der Jerôme ſoll marſchiren zum Kukuk! Zum Kukuk gehen.“

Dann fuhr er franzöſiſch fort:

Ein deutſcher Mouchard hatte den Mann angezeigt, und Miniſter Simeon fragte an, ob ich meine Majeſtät von dieſer Verwünſchung für beleidigt hielte? — Nein, Herr Miniſter der Juſtiz, hab' ich geſagt. Der Kukuk iſt ein lieber Vogel, und wenn man zum Kukuk geht, iſt es Frühling, und der Kukuk ruft die Nachtigallen herbei. Wirklich habe ich geſtern ſchon einen gehört und ihn eingeladen. Hören Sie! St! St!

Alles ſchwieg und lauſchte.

Ein Page hatte unvermerkt ein Zeichen gegeben, und es ließ ſich in einiger Entfernung durch künſtliche Veranſtaltung ein Kukuk hören, der ſo lange ſchlug, bis das Gelächter der Herren und Damen ſich beruhigte. Dann fuhr Jerôme fort:

Aber, nun fragen Sie auch nach den Fiſchen, meine liebenswürdigen Damen? Fiſche ſo hoch im Wald? Ja, das ſind Zauberfiſche, die nur einen Tag im Jahr erſcheinen. Nicht durch Zauber, ſondern um uns zu bezaubern!

Er winkte einem Pagen, der ſchon ein zierliches Fiſchnetz in Bereitſchaft hielt. Jerôme ergriff es, und im Nu eines geſchickten Wurfes lag's vor den Füßen der Damen ausgeſpreitet; worauf er, einige Schritte zurückgetreten, in die Hände klatſchend ausrief:

Poissons d'Avril, poissons d'Avril! Les voilà!

Die Herren hinter Jerôme lachten und klatſchten aufs lebhafteſte mit, ſodaß die ganze Neckerei offenbar auf die Damen allein fiel.

Dieſe ſprangen auf und umringten Jerôme mit lächelnden Drohungen. Einige hoben das Netz vom Boden, und machten Miene, ihn darein zu verwickeln, um — wie ſie lachten — einen königlichen Aprilfiſch zu fangen.

Der König entfloh ihrem Kreis und rettete ſich hinter die Herren. Dieſe gingen den Verfolgerinnen mit offenen Armen entgegen und faßten jeder eine. Die Muſik fiel ein und ſpielte einen Contretanz.

Man hatte dem König die Schwedin übriggelaſſen, und er kam nun faſt nicht mehr von ihrer Seite. Dies ſetzte eine heimliche Verſtimmung auf den Grund eines Misverſtändniſſes ab. Die Damen waren nämlich der Meinung geweſen, die räthſelhafte Fremde ſei ſo gelegentlich miteingeladen worden; Jerôme aber, der um ihretwillen den ganzen Scherz angeordnet hatte, behandelte ſie in dieſem Sinn als Ehrengaſt, und ſie ſelbſt benahm ſich darnach.

Die Herren, in ziemlich unbefangener Unterhaltung mit den Damen und mit ihnen Jerôme beobachtend, hielten ſich an das Gute, was reichlich geboten wurde. Nur der Prälat von Corvey langweilte ſich herzlich. Wieviel wohler hätte er ſich im Wald auf der Auerhahnbalz gefühlt! Wirklich kam er mit ſeinen Gedanken auf dies beſondere Waidwerk, das zu ſeinen nobeln Paſſionen gehörte, und wozu Frühling und Bergwald nahe genug waren. Und wenn er jetzt den König in Alles vergeſſender Zuthätigkeit um die Gräfin erblickte, konnte er ſich des ſchalkhaften Vergleichs nicht erwehren: Sieh', ſieh', der echte Auerhahn! Wenn jetzt der Kurfürſt heranſchliche! Ich wär' begierig, ob er's auf den Hahn oder — auf die Henne anlegte!

Die Auerhenne mißfiel aber dem Prälaten gründlich, zumal nach Allem, was er in den katholiſchen Familien der Reſidenz, mit welchen er bej ſeinen caſſeler Beſuchen verkehrte, nicht das Beſte von dieſer Dame gehört hatte, um die ſein König jetzt ſo bemüht erſchien.

In dieſer Stimmung empfing er die Gräfin, als Jerôme herantrat, ſie ihm vorzuſtellen. Das kecke Selbſtgefühl, womit die Dame in ihrem auffallenden Anzug, ohne Scheu vor ſeinem geiſtlichen Talar und biſchöflichen Kreuz, vor ihm ſtand, verdroß ihn, ſo weltvergnügt er ſich ſonſt zu fühlen pflegte.

Sehen Sie, mein lieber Fürſtbiſchof, ſo geht's Einem! ſagte Jerôme. Wir glaubten zu fiſchen, und wir werden geſiſcht. Ich komme, Sie vor dieſer liebenswürdigen Fiſcherin zu warnen.

Marinville, der herangetreten war, ſetzte lächelnd hinzu:

Sie iſt beſonders eiferſüchtig auf katholiſche Prälaten, die vom Apoſtel Petrus her ein Fiſcherrecht in Anſpruch nehmen. Hüten ſich Ew. Durchlaucht vor ihrem Netz!

Der Prälat mit etwas prieſterlich niedergeſchlagenen Augen erwiderte:

Ich werde dieſe verwegene Fiſcherin alsbald vor meinem königlichen Herrn verklagen. Es beſtehen Verordnungen, wornach man ſich beim Fiſchen keines Köders bedienen darf. Und die Gräfin —!

Er ſtreifte mit einem wahrhaft geiſtlichen Blick ihre entblößten Schultern.

Jerôme lachte.

Ja, komm' Einer einem alten Jäger, rief er, der alle Jagd- und Fiſchreglements kennt!

Und doch, — Verzeihung, Sire! fuhr der Fürſtbiſchof fort, ich vergaß, daß Ew. Majeſtät Hofordnung den Fiſchen erlaubt, was nach den ältern Verordnungen nur den Fiſchern verboten iſt, — ein für alle mal erlaubt, das heißt — einen Köder für Alle. — — — Aber, Verzeihung Frau Gräfin, daß ich ſo pedantiſche Sachen vorbringe! Nach ſo viel Günſtigem, als ich von der ſchönen Dame gehört, fühle ich recht lebhaft, wie ungeſchickt ein deutſcher Cölibatsmann zwiſchen ſpaniſchen Schlöſſern und ſchwediſchen Gräfinnen ſich benehmen kann!

Die Gräfin war ſich viel zu lebhaft als Abenteuererin bewußt, um es nicht anzüglich zu finden, daß ihre Gräflichkeit mit Dem, was man ſpaniſche Schlöſſer oder ſpaniſche Dörfer zu nennen pflegte, auf eine Linie geſetzt wurde. Sie wendete ſich empfindlich ab, indem ſie ſagte:

Ew. Majeſtät wollten mir ja das Cabinet —

À la bonne heure! fiel Jerôme ein. Dupac de Marſollier!

Der gerufene Page trat vor.

Schließen Sie das Cabinet auf! gebot Jerôme. Une lampe à Quinquet!

Der Page, bereits angewieſen, ergriff die Argand'ſche Lampe und ſchritt dem Paare voraus durch das in Halbdämmerung gelaſſene Zimmer. Jerôme, hier ſeiner Geſellſchaft entzogen, ſchmiegte ſich der reizenden Dame vertraulicher an; ſein flehender Blick ſuchte ihre Augen, die ihm auch lächelnd zublinzten.

Der Page ſchloß das Cabinet des Kurfürſten auf, und trat vorleuchtend halb rückwärts hinein.

In demſelben Augenblick, in welchem das unruhig athmende Paar die Thür betrat, fuhren Beide zugleich mit Entſetzen zurück. Ein durchdringender Schrei der Gräfin, das Praſſeln der Lampe, die der erſchrockene Page fallen läßt, und der Ruf des Königs:

Schließen, ſchließen!

folgen raſch auf einander.

Die Geſellſchaft eilt herbei; aber ſchon kommen ihnen der König, die Gräfin, der Page, alle Drei leichenblaß, entgegen, und die Gräfin fällt halb ohnmächtig in einen Seſſel.

Man umringt ſie und fragt, was es ſei.

Nichts, nichts! antwortete Jerôme, ohne ſich doch faſſen zu können. Eine Täuſchung, eine Einbildung, die wir hatten!

Wir glaubten den Kurfürſten zu ſehen, ächzte die Dame im Seſſel. Ja, wir ſahen den Kurfürſten; er erhob ſich von ſeinem Sitz, als wir — Hu, mein Gott!

Ich ſage Ihnen aber, es war eine Einbildung! rief Jerôme unruhig und abwehrend.

Ja wol, eine Täuſchung, eine ſonderbare Einbildung, die wir Beide zugleich hatten, — Se. Majeſtät hatten und ich! wendete die Gräfin ein, und ſetzte gegen die Damen hinzu:

Se. Majeſtät wollte mir nämlich das intereſſante Cabinet des Kurfürſten zeigen.

Still, nennen Sie ihn nicht, befahl Jerôme.

Verzeihung, Ew. Majeſtät! verſetzte Marinville. Ich glaube, daß es nur ein — ſoll ich ſagen Revenant d'Avril iſt. Ein verwegener Aprilſcherz. Hören Sie, Marſollier! Was haben Sie geſehen?

Ich? Eigentlich — ich — nichts! Ich blickte nicht hinein, ich —

Geben Sie den Schlüſſel! Wir wollen gleich nachſehen!

Halt da, Marinville! rief Jerôme. Ich verbiete das. Keine Tollkühnheit dieſe Nacht! Marſollier, Sie ſind für den Schlüſſel verantwortlich. Morgen — Aber ehe wir gehen, verpflichte ich Sie Alle, Herren und Damen, das unbedingteſte Stillſchweigen über den Vorfall zu beobachten. Ich befehle es bei meiner Ungnade! Marinville, befehlen Sie es der Dienerſchaft. Hat es nicht eben gedonnert.

Ein Wagen iſt in den Hof gefahren, Sire! antwortete der Prälat von Corvey. Aber es iſt allerdings ſehr milde Mitternacht, — etwas gewitterhaft in der Luft — wie in der Zeit.

Die Wagen alſo! Gehen wir! rief Jerôme. Gute Nacht! Morgen wieder —

Er wollte in gedankenloſer Verwirrung das gewohnte luſtig ſagen, beſann ſich aber und rief:

Morgen wollen wir unterſuchen laſſen. Es iſt nichts, aber — Sie haben mir Stillſchweigen gelobt. Sagen Sie mir — keine Thorheit nach. Gehen wir, die Wagen fahren an!

Viertes Capitel.

Nachwirkungen eines Regenſchirms.

Es war wol damals ſchon bei Hofe vorgekommen, daß man einen Pagen zum Stillſchweigen verpflichtete, nachdem er hinter einem Fenſtervorhange, beiſeite gebrachtes Zuckerwerk naſchend, den mit einer Hofdame eingetretenen König unvermeidlicherweiſe belauſcht und in ſeiner verſchämten Angſt ſich ſelbſt durch Nieſen verrathen hatte.

Auch dem Gardeoffizier von Pogwitz war ja Schweigen auferlegt worden, als er damals vor dem Cabinet Jerôme's ſeine Verlobte in der Geſpenſterſtunde erblickt hatte.

Waren dennoch dieſe ſo einfach geknüpften Geheimniſſe ausgekommen, wie hätte ſich die Geſpenſterſcheinung auf der Löwenburg hinter ſoviel Zeugen des königlichen Schrecks und der getäuſchten Erwartung einer beneideten Abenteuererin verheimlichen laſſen? Im Gegentheil gewann gerade durch die ängſtliche Vorſicht, mit der man ausplauderte, der Vorfall eine geheimnißvolle Bedeutſamkeit. Sogar für die anfangs Ungläubigen in des Königs Umgebung verwickelte ſich das Unerklärliche der Erſcheinung dadurch, daß die abergläubige Anwandelung Jerôme's es verhindert hatte, durch alsbald vorgenommenes Nachforſchen das täuſchende Bild des Kurfürſten noch im Seſſel zu finden. Denn auf den entſtandenen Lärm hatte die Tochter des Caſtellans gleich in derſelben Nacht das über die Krankheit ihres Vaters außer Acht gelaſſene Gemälde entfernt, und als man am folgenden Tage nichts Verdächtiges fand, gab die Dienerſchaft die Verſicherung, daß auch am Vorabend keine Seele durch den hintern verſchloſſenen Zugang ins Cabinet gekommen ſei.

Vollends aber in den Kreiſen des Volks, das am Kurfürſten hing, bildete ſich aus dem Stoff eines ſo geheimnißvollen Gerüchts eine wunderbare, höchſt bedeutſame, ja verhängnißdrohende Geſchichte. Jedermann, der in ſolcher Gemüthsſtimmung davon hörte, ſchmückte in demſelben Sinn ſeine Nacherzählung noch weiter aus. Da hatte nicht gleich beim Eintritt ins Cabinet das lüſterne Paar den warnenden Fürſten erblickt, ſondern er hatte ſie in ihrer frivolen Vertraulichkeit überraſcht; ihr Frevel hatte ſeine Racheerſcheinung heraufbeſchworen, mit drohend gehobener Hand war ihnen der Herr entgegengeſchritten, und hatte den Fliehenden die Argand'ſche Lampe nachgeſchleudert, die zur Entwürdigung ſeines dem Wohl des Landes beſtimmten ſtillen Aufenthalts geleuchtet hatte. Von dem Pagen, der über den Vorfall allein geſchwiegen hatte, verbreitete ſich der Misverſtand, — er ſei ſeit jenem Augenblicke ſtumm geworden.

So ward ohne alle Abſichtlichkeit, blos durch poetiſche Volksphantaſie, das kleine Ereigniß einer Täuſchung, eines Aberglaubens, zu einem Wahrzeichen der ganzen Zeit, worin ſich mit dem Unwillen über die heilloſe Fremdherrſchaft das geheime Beſtreben zur Herſtellung des frühern Regiments verknüpfte.

Dieſe Stimmung im Lande kam den Verbündeten um ſo erwünſchter, als die Zeit herannahte, wo man zur Ausführung des vorbereiteten Unternehmens auf den gehobenen Muth des Volks rechnen mußte.

Die Bewegungen in Oeſtreich ließen keinen Zweifel mehr über einen nahen Ausbruch des Kriegs. Die Zeitungsberichte ergänzten und berichtigten ſich durch Privatnachrichten. Und als am 9. April die Oeſtreicher den Inn überſchritten, bebten von dem Marſche dieſer Armee alle heſſiſch-geſpannten Herzen nach.

Auch Hermann theilte den Freunden aus den wiener Briefen des Kapellmeiſters Reichardt intereſſante Schilderungen der militäriſchen Vorgänge und des patriotiſchen Aufſchwungs mit. — — „Alles iſt jetzt in der größten Bewegung", ſchrieb derſelbe unter Anderm. „Nach den bairiſchen und ſächſiſchen Grenzen rücken bereits einige hunderttauſend Mann. Die entfernten Grenzregimenter rücken nach, und die Landwehr ſetzt ſich in Bewegung. Alles drängt ſich zur freudigſten Theilnahme; Niemand will zurückbleiben. Fürſten und Grafen errichten nicht blos ihre Landwehrbataillons und ſtellen ſich an die Spitze: Viele von ihnen marſchiren als Subalterne in Bataillons, die von Bürgerlichen, oder von Männern aus dem ſogenannten kleinen Adel commandirt werden. Unzählige Beiſpiele von echtem Bürgerſinn in allen Claſſen und Ständen ließen ſich aufzählen. Die größten Handelshäuſer ſehen ſich von ihren Comptoirgehülfen und Dienern entblößt; die Kinder vieler der erſten Häuſer, wie Lobkowitz, Dietrichſtein u. dgl. bleiben ohne Hofmeiſter und Lehrer, weil auch dieſe ſich nicht des thätigen Antheils begeben wollen. Ganze Bataillons von ſtudirenden Jünglingen wurden errichtet, und die Theater verlieren manchen guten Acteur und bleiben ohne Figuranten. Die Zurückgebliebenen werden thätig durch anſehnliche Beiträge aller Art für die Landwehrmänner und ihre zurückgebliebenen Familien. Collin, der edle Menſch und Dichter, verließ den tragiſchen Kothurn, und ſang Kriegs- und Siegeslieder für das Volk voll Kraft und Leben" u. dgl.

Von ſolchen Liedern war eine Auswahl den Briefen beigefügt. Es waren Gebete, Gelöbniſſe, Ehrenpreiſe für das Haus Oeſtreich, oder Abſchiedsworte des Greiſes an den Sohn, des Bräutigams an die Braut.

Aus letzterm Gedicht eines Bräutigams machten die Schlußverſe einen lebhaften Eindruck auf unſern jungen Freund, indem er dabei, in Ermangelung einer Braut, an Lina dachte, die doch zunächſt ihren Mann in ein gefährliches Unternehmen ziehen ließ.

Die Verſe lauteten:

So laß mich zieh'n. Am Siegesmahl
Soll unſre Hochzeit ſein;
Bei Pauken- und Trompetenſchall
Will ich dich, Liebſte, frei'n.
Dann rühmt dich Jeder ins Geſicht,
Weil dich ein Held erlas,
Der über ſeine Liebe nicht
Des Vaterlands vergaß.

An dieſe Mittheilungen von allgemeinem Intereſſe knüpfte ſich eine etwas ſpätere Nachricht des Kapellmeiſters aus Prag, auf die man in Caſſel einen beſondern Werth legte. Seltſamerweiſe, wie Reichardt ſich auf ſeiner Rückreiſe der Heimat näherte, gingen auch ſeine Erlebniſſe dieſe Heimat näher an.

Der Kurfürſt war nämlich aus Itzehoe nach Prag übergeſiedelt, und Freund Reichardt erlebte hier die förmliche Anerkennung des vertriebenen Fürſten von Seiten Oeſtreichs. Eine Compagnie von der Landwehr war mit klingendem Spiel und wehender Fahne vor ſeiner Wohnung als Ehrenwacht aufgezogen. Graf von Wallis, als Oberburggraf, in Begleitung der angeſehenſten Civilperſonen, und der Stadtcommandant, General von Riſch, mit Militärgefolge, waren zur Cour erſchienen und hatten ein kaiſerliches Reſcript überbracht, worin die feierliche Anerkennung des Fürſten und die Zuſage ſeiner Wiederherſtellung als Kurfürſt ausgeſprochen war.

Nicht lange, ſo erhielten die Verbündeten in Heſſen auch den unzweifelhafteſten Beweis von der guten Stimmung und Erwartung des „Herrn“. Fritz Dörnberg, des Oberſten Bruder, brachte von Prag eine Anweiſung auf 30,000 Thaler, die der Kurfürſt für den Fall des Gelingens der Unternehmung zu Gunſten ſeiner Wiederherſtellung bewilligte. Dieſe Bedingung trug freilich die Farbe des vorſichtigen Herrn, der nur auf die gewinnende Nummer einſetzen wollte. Wer aber am wenigſten Zweifel über das Gelingen hegte, waren eben die Anführer des Aufſtandes.

Man vertheilte nun die Rollen für das ernſte Spiel auf den Fall eines unerwarteten Anſtoßes von außen, während man nur noch die vom Major Schill zugeſagte preußiſche Hülfe abwarten wollte, um loszuſchlagen. Einmal war früher ſchon wegen Anrückens franzöſiſcher Truppen der Termin zum Ausbruch verſchoben worden, und das gefährliche Geheimniß hielt ſich unverrathen, obgleich wol hundert Perſonen in Caſſel eingeweiht und an dreißig Gemeindeanführer auf dem Land inſtruirt waren. Gefährlicher drohten die dumpfen Gerüchte zu werden, die täglich umliefen. Bald ſollten die franzöſiſchen Heere aufs Haupt geſchlagen ſein, bald bei Hofe bereits Alles zur Flucht gerüſtet werden; heut waren die Engländer in Bremen gelandet, morgen lugte der Kurfürſt ſchon aus dem Söhrewald auf ſeine Reſidenz herab.

Bei der Vertheilung der Rollen war hauptſächlich auf den zum Commandanten der Garde ernannten Oberſten von Langenſturz und auf den Capitän von Bork als wachthabenden Offizier der verhängnißvollen Nacht gerechnet. Oberſt Dörnberg an der Spitze ſeiner Chaſſeurs-Carabiniers commandirte die ganze Bewegung. Hermann, der junge Freund, dem man als Nichtheſſen, auch abgeſehen von ſeiner Jugend und mangelnden Kriegsübung, keinen ſelbſtändigen Poſten anvertraute, wurde als gutberittener Adjutant dem Oberſten Dörnberg zur Verwendung beſonders für den Verkehr mit Homberg, dem Herde des Ausbruchs, untergeben. Ein Poſten, der unter Umſtänden, wenn die Truppen des Königs mit dem Aufgebot der Verbündeten handgemein wurden, ſehr gefährlich für das Leben oder die Freiheit des Freundes ausfallen konnte. Hermann berechnete das nicht; ihn freute das Vertrauen eines Mannes wie Dörnberg.

Bei der Berathung und Rollenvertheilung fiel ihm nur Eines, nämlich der Ungeſtüm auf, womit Baron Rehfeld die Feſtnehmung des Generalcapitäns der Garde, Du Coudras, jetzigen Grafen von Bernterode, für ſeinen Antheil foderte, — er, der es ſich früher nicht wollte nehmen laſſen, den „leichten“ König ſelbſt auf ſeiner Schulter davonzutragen.

Fanchon's Regenſchirm hatte einige Kälte in den vertrauten Umgang des Barons mit Hermann gebracht. Rehfeld vermied es offenbar, von ſeinem Erfolg bei Ablieferung des Schirms etwas Aufrichtiges mitzutheilen. Entweder war er mit der leichtfertigen Kammerjungferdame in ein Verhältniß gerathen, deſſen er nicht geſtändig ſein mochte, oder war in einer Weiſe abgefahren, deren er ſich ſchämte. Ebenſo räthſelhaft blieb es nun aber auch, ob er ſich durch einen Handſtreich gegen den General an der ihm abholden Frau rächen wollte, oder mit der ihm vertrauten vertraulicher zu ſetzen dachte. In jedem Fall aber blieb der Baron, wie Hermann ihn kannte, ein beim Unternehmen gegen Jerôme ſehr waghalſiger, ebenſo kühner als kluger Mann.

So gingen die nächſten Apriltage hin. Die Verbündeten hatten vor allem die Rückkehr des Königs abzuwarten, der mit ſeiner Gemahlin einen Frühlingsausflug durch einige Departements machte.

Hermann, wie ſehr ihn ſeine geſchäftlichen Ausritte anmutheten, war augenblicklich doch ſehr zufrieden damit, daß ihn die Arbeiten des Bureau vorerſt in Caſſel feſthielten, da man jeden Tag Nachrichten aus Preußen erwartete, und er alsdann für das große Unternehmen, das bevorſtand, geſchäftsfrei oder doch frei zu auswärtigen Geſchäften zu ſein wünſchte.

Betrachten wir den jungen Freund in ſeiner Lage, ſo finden wir allerdings, daß er ſich über ſeine Theilnahme an dem heſſiſchen Aufſtande keine kaltverſtändige Rechenſchaft gab. Seiner ſittlichen Entrüſtung über den geſellſchaftlichen Zuſtand in Caſſel hielt der Anblick eines ſchwungvollen neuen Staatslebens ein Gegengewicht, und gegen die Perſon des leichtſinnigen Königs hegte er keinen individuellen Groll. Allein der von der Univerſität mitgebrachte Napoleonshaß und das im Verkehr mit bedeutenden Männern nach und nach entflammte Gefühl der Schmach und Entwürdigung Deutſchlands hatten ſein Gemüth eingenommen. Nicht ohne anregenden Einfluß blieben dabei die achtbaren Männer, die er in den geheimen

Verſammlungen hörte, die Briefe Luiſens — jener Freundin, deren Nimbus in der Ferne noch glänzender geworden war; ferner der Eifer ſeines Freundes Ludwig und vor allem auch der Schwung, den ſein Herz bei dem Gedanken an Lina nahm — eine Stimmung, die gegenüber der angſtvollen Abneigung Lina's vor dem Wagniß ſelbſt doch eigentlich etwas Räthſelhaftes, wenn nicht Ahnungsvolles behielt. Und am Ende, wenn es auch eine bloße Sehnſucht, ein unbeſtimmtes Verlangen nach Glück, nach Poeſie, nach Liebe für das Leben geweſen wäre, — oder eine jugendliche Unruhe nach etwas Ungewöhnlichem, was ſich ereignen, nach etwas Unnennbarem, was ihm begegnen ſollte, ja nur der ungeſtüme Puls, den ein ſo herrlicher Frühling im Herzen der Jugend anregt —: Alles dies hätte den Freund zu jenem Unternehmen hintreiben können, das umfaſſend und unbeſtimmt genug ausſah, um Alles zu verſprechen, was eines unbefriedigten Jünglings Herz und Phantaſie begehren mag.

In dieſem erwartungsvollen Abwarten erhielt Hermann eines Tags eine Einladung zu ſeinem Miniſter von Bülow. Einladung — nicht zu einem Feſt oder Schmauſe, ſondern in dem damaligen franzöſiſch-höflichen Kanzleiſtil — Monsieur est invité.

Der Graf empfing ihn auf ſeinem Geſchäftsſopha, freundlich, aber gedankenvoll.

Bercagny, unſer alter Gegner, war bei mir, ſagte er, — im Auftrag des Königs, mit einem Befehl, den er aus Braunſchweig erhalten haben will. Es ſind Anzeigen von geſchäftswidrigem Betragen verſchiedener Steuerofficianten in einigen Cantons des Werradepartements eingelaufen. Es müſſen von meinen angeſtellten Preußen ſein, denn ſie ſollen an öffentlichen Orten ihre Anhänglichkeit für den unglücklichen König ſelbſt durch Vivats haben laut werden laſſen. Dies iſt mir noch lieb, daß es Preußen ſind: Vivats auf den Kurfürſten würde der König viel ſchwerer nehmen. Ich ſoll die Sache blos disciplinariſch unterſuchen laſſen und zwar — durch Sie!

Als er Hermann's Betroffenheit bemerkte, dem der Auftrag allerdings, wenn auch aus andern Geſichtspunkten, in die Quere kam, fuhr der Graf fort:

Nicht wahr, es befremdet Sie auch? Und allerdings iſt das Verfahren ſo abweichend, daß mir eine Nebenabſicht dahinter zu ſtecken ſcheint. Ich kann mir nur durchaus nicht denken, was es ſein möchte. Was mich in meinem Argwohn beſtärkt, iſt der Umſtand, daß gerade dieſer mir fatale Bercagny der Ueberbringer des Auftrags iſt, den allem Vermuthen nach auch er ausgeſpitzt hat. Er beſorgt nämlich, im Vertrauen geſagt! Jerôme's Privatpolizei. Ich kann mir keine Liebesangelegenheit dahinter denken, lächelte Herr von Bülow, wobei einer von uns Beiden gemeint wäre. Oder will man mich wegen meiner Begünſtigung preußiſcher Subjecte compromittiren? Dann würde man aber einen Andern mit der Unterſuchung beauftragen; oder will Sie auf die Zinne des Tempels führen: denn Bercagny, wiſſen Sie, war gegen Ihre jetzige Anſtellung. Die Unterſuchung mag allerdings vom König befohlen ſein; der Auftrag dazu für Sie iſt aber ganz gewiß ein Plänchen von Bercagny. Aber laſſen Sie ſich das nicht anfechten!

Genug, die Sache muß geſchehen, und ich kann Ihnen nur ſagen: Gehen Sie gründlich dabei zu Werk — um Ihretwillen, aber auch mit vorſichtiger Schonung der Angeklagten. Dieſe allerdings ſchlechten weſtfäliſchen Patrioten ſind gewiß tüchtige Officianten und wahrſcheinlich Hausväter. Suchen Sie dieſelben wo möglich durchzuſchleppen, und bringen Sie ihnen in meinem Namen die Warnung bei, mehr Anſtand und Vorſicht in ihrem Benehmen walten zu laſſen. Ihre Vollmacht und die nöthigen Notizen ſollen Sie morgen in der Frühe auf meinem Bureau finden. Bercagny hat ſie noch zurückbehalten. Rüſten Sie ſich, nach Empfang ſofort Ihren Auftrag zu erledigen.

Der Miniſter ließ ſich noch mit Hinweis auf die Pflichten und Inſtruction der betreffenden Beamten darüber aus, wie eine ſolche Unterſuchung mit Umſicht ohne überflüſſige Umſtände zu behandeln ſei. Die Winke, die er dabei, um ſie nicht ausdrücklich zu geben, ſo leichthin fallen ließ, hätten verrathen können, daß er den Auftrag mehr auf ſeine Perſon zielend glaubte, als auf den jungen Mann, dem er ertheilt war. Hermann dagegen bezog denſelben gar nicht auf ſich; es war ihm nur unangenehm, daß er ſich gerade jetzt auf mehre Tage von Caſſel entfernen ſollte. Die Cantons waren ihm noch nicht bezeichnet; er hoffte es aber ſo einrichten zu können, daß er ſeinen Rückweg über Homberg nehme, um Lina zu ſehen, und ſein herzliches, herzleidendes Corbelchen mit einigen Neuigkeiten zu erfreuen.

Als er in ſeine Wohnung kam, hörte er, daß ein Billet an ihn mit nachdrücklicher Empfehlung deſſelben zur Beachtung von einem Knaben abgegeben worden ſei. Das zuſammengekniffene Briefchen lag auf ſeinem Theaterbillet, und lautete mit entſtellter Handſchrift:

„Herr Dr. Teutleben wird gewarnt, ſich heut nach dem Theater dem Wagen der Frau Du Coudras, Gräfin Bernterode, ja nicht zu nähern.“

Heut? rief er verwundert aus. Bin ich denn ſchon je einmal in die Nähe dieſes Wagens gekommen? Es iſt mein Name, kein Irrthum in der Abgabe des Billets! In welchem Ruf muß ich ſtehen, oder welches Misverſtändniß waltet hier ob? Iſt das vielleicht noch ein Recept von dem närriſchen Apotheker, der mich mit der falſchen Kammerjungfer in Verwirrung gebracht hat?

So ärgerlich und nachdenklich der Freund geſtimmt war, mochte er doch nicht aus dem Theater wegbleiben. Die Oper „Joſeph“, von Mehul, wurde zum erſten mal gegeben. Es war großer Zudrang zu erwarten. Er beeilte ſeine Vorkehrungen zur morgenden Reiſe, und fand wirklich nur noch einen hintern Platz in der Parterreloge.

Die Durchführung der neuen Oper war gelungen zu nennen. Hermann, heiterer geſtimmt, verließ etwas vor dem Schluß ſeinen Platz, um die An- und Abfahrt der Wagen zu beobachten. Doch würde er ſehr wahrſcheinlich ſeines Zwecks verfehlt haben, wäre nicht in der untern Halle die Gräfin, die ebenfalls früher ihre Loge verlaſſen hatte, an ihm vorübergehuſcht. Sie ſchlüpfte zwiſchen den vordern Wagen hindurch nach einer entfernt haltenden Equipage. Ein behender Mann im Mantel folgte ihr von außen. Aber im Augenblick, wo er ihr in den Wagen half und ſelbſt einſteigen wollte, wurde er von zwei aus einer nahen Kaleſche ſpringenden Gendarmen gepackt, und in ſeinen eigenen Mantel verwickelt in die Kaleſche gehoben. Beide Bewaffnete ſtiegen mit ein, ein Dritter zu Pferd ſprengte aus dem Hintergrunde des Platzes heran, und nun im Augenblick, wo die erſten Wagen am Haus anfuhren und das Parterre ſich toſend entleerte, jagte der leichte Wagen fort die Königsſtraße hinab.

Hermann athmete auf. Es war etwas von ſchadenfrohem Behagen in der Betrachtung, daß die dahineilende Kaleſche ſeinen guten Ruf einholen werde für Diejenigen, die vielleicht ihn einzufangen gedacht hatten. — Dein Recept, unbekannter Apotheker, war gut; es iſt nur an den unrechten Mann gekommen!

Mit dieſem lachenden Gedanken ging er nach dem Hôtel de France des Monſieur Legendre, um ſich für den glücklich ausgegangenen Verdruß etwas gütlich zu thun.

Fünftes Capitel.

Die Sturmglocke von Homberg.

Im Lauf der nächſten Tage war Hermann ſeinem Auftrag an verſchiedenen Cantonsorten des Diſtricts Hersfeld nachgekommen, und ritt in der Frühe des 21. April von Rotenburg, wo er übernachtet, auf Vicinalwegen gen Homberg. Der Tag begann ſo friſch und heiter, wie es der Vorabend hatte erwarten laſſen. Der Freund erinnerte ſich kaum eines ſo herrlichen Frühlingsſonnenuntergangs, als er, von der waldigen Parkhöhe des Landgrafenſitzes über das Fuldathal und die Ebene von Bebra hinausblickend, Tags vorher genoſſen hatte. Und nun fand er an Hecken und Bäumen geſchützter Lage die erſten ausbrechenden Blüten. Die Lerchen ſangen und ſonnten ſich über den ſprießenden Saatfeldern; die Landſchaft war von pflügenden Ackerbauern und weidenden Heerden belebt.

Hermann ritt zum Theil über Pfade, deren er ſich von den Landleuten beſcheiden ließ, frei athmend und im Gefühl des ihm gelingenden Geſchäfts, in Erwartung des Wiederſehens der homberger Freunde, ſeelenvergnügt. Aber auch mit dieſem Verlangen ließ er doch keinen anmuthigen Ausblick von einem nahen Hügel, keinen durchſonnten Waldweg ungenoſſen. So kam es, daß er noch eine Strecke vor Homberg ritt, als von dort her die

Mittagsglocke in ruhigen Schlägen zu ihm drang, und die Arbeiter ſich aufrafften, das Feld zu verlaſſen.

Doch kaum hatte der Freund ſein Pferd in lebhaftern Schritt geſetzt, als die eben verſtummte Glocke abermal und in raſchern Schlägen wie mit Sturmſignalen ertönte, und — als ob im Aufgebot dieſer Zeichen — ein lebhafterer Wind Trompetenklänge und Trommelſchläge dem Reiter entgegenführte.

Die militäriſchen Signale konnte ſich Hermann erklären. Schon in Rotenburg war von dem bevorſtehenden Ausmarſche der weſtfäliſchen Truppen, die am Kriege gegen Oeſtreich theilnehmen ſollten, die Rede geweſen, und es ließ ſich denken, daß vor dem Ausrücken Uebungen gemacht würden. Aber was bedeutete die Sturmglocke?

Er ſetzte ſein Pferd in Trab. Sein Erſtaunen wuchs aber, als er nicht blos einzelne Küraſſiere aus der Stadt nach verſchiedenen Seiten jagen ſah, ſondern auch Bauern, mit Flinten und Säbeln bewaffnet, von den nächſten Höfen der Stadt zueilten. Nun vernahm man auch von nahen und entferntern Ortſchaften Glockenſchläge, die offenbar, von der in Homberg noch forttönenden Sturmglocke geweckt, weit und weiter ins Land hinein ein Aufgebot verkündeten.

Mit ängſtlicher Ahnung ritt der Freund in die Stadt. Er mußte Schritt halten, denn in den Gaſſen wimmelte es von Alt und Jung, und Alles eilte dem hochgelegenen Marktplatze zu. Ehe er ſelbſt ihn erreichte, brach dort ein unendlicher Jubel aus, und der Reiter erblickte über den Häuptern der zuſammengedrängten Menge das altheſſiſche Banner entfaltet und geſchwenkt. Tauſend Hüte und Mützen winkten in der Luft, und von den Fenſtern der Häuſer grüßten die Schnupftücher der Frauen. Als endlich der wilde Jubel, mit dem ſich die langverhaltenen Herzen aufthaten und ſich nicht genugthun konnten, auf einige Augenblicke verſtummte, erhob ſich in feierlichem Tact ein tauſendſtimmiger Ruf: „Es lebe der Kurfürſt! Hoch!“ Und dem gewaltigen Einklang knatterten einzelne Stimmen nach: „Zum Teufel mit den Franzoſen! Zum Kuckuk mit dem Jerôme!“

Nur mit Mühe gelang es dem Reiter, durch Seitengaſſen Ludwig's Wohnung zu erreichen. Sein Herz ſchlug ungeſtüm. Die Volkserhebung hatte ihn überraſcht, fern von Caſſel, wo er jetzt ſein ſollte. Eine räthſelhafte Geſchäftsverwickelung hatte ihn von dem Poſten entfernt, der ihm beſtimmt war. Welche Theilnahme blieb ihm nun übrig?

Er ſtellte ſein Pferd bei Ludwig ein. Nur Lina hatte ihn gehört und kam ihm an der Treppe entgegen — blaß, bebend. Sie reichte ihm ſchweigend die Hand und führte ihn raſch an Ludwig's Zimmer vorüber, aus dem man den Lärm wild durcheinander redender Männer vernahm. Auf ihrer Stube warf ſie ſich weinend an ſeine Bruſt.

So kommſt du doch auch! rief ſie. Und ſo willſt du denn auch theilnehmen — o Gott, o Gott! — an dem Entſetzlichen, an dem ihr Alle zu Grund gehen werdet, das alles Unheil über uns bringen wird!

Hermann ſuchte ſie zu beruhigen, ihr Muth und Vertrauen einzureden. Er ſetzte ſich zu ihr, erzählte, wie er eigentlich hierherkomme und ſelbſt von der Bewegung in der Stadt überraſcht worden ſei.

Wie iſt das nur ſo plötzlich gekommen? fragte er. Und was hat man zunächſt vor?

O der unglücklichen Fügung, die dich gerade jetzt hierherführt! rief ſie aus. Ich glaubte dich noch in Hersfeld; ich wünſchte dich nach Ziegenhain, Marburg; ich habe dich nie ſoweit von uns fortgewünſcht, wie dieſen Morgen, als der junge Martin von Caſſel eintraf mit der Nachricht, daß es heut noch losbrechen ſollte. Ach! Das Wagniß wird viel zu ſehr übereilt, als daß es gelingen könnte, und ich — ich verliere Mann und Freund dabei!

In dieſem Augenblicke ſtürmten die Männer aus Ludwig's Stube fort, und unſer Friedensrichter ſelbſt kam herüber, ein rothes Band um den linken Arm gebunden, ein Schwert an der Seite.

Lina warf ſich lautweinend an ſeinen Hals.

Ludwig, auffallend blaß ausſehend, gedankenvoll zerſtreut, haſtig in ſeinen Bewegungen, drängte etwas ungeduldig die beſorgte, ängſtliche Frau zurück, und reichte dem Freunde die Hand, indem er bei deſſen Anblicke wie neubelebt ausrief:

Alſo biſt du gekommen? Willſt mit uns ziehen? O das iſt treu, das iſt brav von dir, Hermann! Aber du haſt noch keine Waffen?

Nein, Ludwig, ich bin auf meiner Geſchäftsreiſe hier und von dem plötzlichen Aufſtand ganz überraſcht. Ich komme ganz zufällig, aber recht glücklich dazu.

Es iſt eine höhere Fügung, Hermann, kein Zufall! Das Vaterland ruft, und du biſt da. An Waffen fehlt es uns nicht: rüſte dich! Ja, es ruft, und du biſt da!

Es war etwas Geſpanntes im Ton dieſer Worte, die auch dem verſtändigen Ludwig nicht recht eigneten und an ihm auffielen. Hermann erwiderte:

Gewiß rüſte ich mich! Aber ich habe meinen Platz an Dörnberg's Seite, und bitte dich nur, mir zu ſagen, wie die Sachen ſtehen, und ich eile dann nach Caſſel. Euer Zug geht doch dahin; aber wann, Ludwig?

Nächſte Nacht, Freund! Doch wir erwarten Dörnberg's Befehle wegen unſers Einrückens vor Caſſel. Warte das ab, und du reiteſt dann voraus dahin und meldeſt, was hier geſchehen. Dörnberg ſelbſt nimmt in nächſter Nacht die Stadt und beſetzt ſie. — So ſei doch ruhig, beſte Lina! Es iſt gar keine Gefahr, es kommt zu gar keinem Kampfe, liebe Frau! Bis wir dort anlangen, iſt der König mit ſeinem ganzen Anhange feſtgenommen; die Truppen treten zum Theil zu uns über, oder ſind ohne Commando, ſind unthätig, Wir ziehen als Sieger ohne Kampf in die Reſidenz.

Dieſe beruhigende Anſicht war nicht blos um Lina's willen vorgebracht: ſie entſprach den Vorausſetzungen Ludwig's und der übrigen Anführer des Unternehmens, und bildete ſozuſagen die Wolkenſäule, die dem aufbrechenden Zuge des Landſturms vorleuchten ſollte.

Dennoch erſchien der Friedensrichter von Homberg in einem Gemüthszuſtande, der ſolcher innern Beruhigung nicht ſehr entſprach. Es verrieth ſich darin keine eigentliche Muthloſigkeit, ſondern nur die nervenreizbare Natur des bisher nur gedankenthätigen Mannes, der, um ein großes, bedenkliches Vorhaben ruhig zu tragen, nicht Spannkraft des Gemüths genug beſitzen mochte. Daher kam's auch, daß er ſich ſo haſtig, zerſtreut und leicht empfindlich benahm, ja ſogar, gegen ſeine gewohnte Mäßigkeit, öfter zu einem Glaſe Wein griff.

Hermann dagegen war mehr vom Schlage Derjenigen, die ſich vor einem ernſten Unternehmen geſammelter, man möchte ſagen zuſammengeballter und daher gehobener und geſpannter fühlen. Mit dieſem eigenen Humor gelang es ihm auch, Lina aufzurichten, zu erheitern und in das Gleichgewicht ihres ſonſt ſo reſoluten Herzens zurückzubringen.

Hermann vernahm nun von Ludwig, daß der plötzliche Anſtoß zur Erhebung gegen den König eigentlich von dieſem ſelbſt herrührte. Sein Befehl zum Ausrücken der Truppen gegen Oeſtreich bedrängte die Verſchworenen, die ſich nach dem mitbeſtimmten Ausmarſche des erſten Küraſſierregiments und der gelernten Jäger dieſer ſo wichtigen Hülfswaffen beraubt geſehen hätten. Sie mußten ſich raſch entſchließen, vorher loszuſchlagen. — Schnell war Herr von Bothmer nach Berlin geeilt, um den Major Schill zu benachrichtigen, der im Begriff ſtand, mit ſeinem ſchwärmeriſch ihm ergebenen Regiment auf eigene Fauſt gegen die Franzoſen auszurücken. Geſtern Abend unter dem herrlichen Sonnenuntergang hatte noch eine Verſammlung in Dörnberg's Wohnung ſtattgehabt, und waren die letzten Beſchlüſſe gefaßt worden. Mit dieſen war der junge Martin über Nacht nach Homberg geeilt, um den Aufbruch in Bewegung zu ſetzen.

Die Flut dieſer Bewegung ſtieg nun im Laufe des Nachmittags. Drei Escadrons der Küraſſiere hatten ſich auf dem Marktplatz aufgeſtellt. Die Offiziere hielten vor der Fronte, mit Ausnahme einzelner, die ſich mit Unwohlſein entſchuldigt oder ſtillſchweigend nicht eingefunden hatten. Kleine Detachements wurden in die Umgegend abgeordnet, und durch Feldpoſten der Verkehr nach außen geſperrt.

Ein großer Schwung für das Unternehmen ſchien unter den Reitern gerade nicht zu herrſchen. Eine Anzahl vormals preußiſcher und öſtreichiſcher Unteroffiziere dienten im Regiment und gefielen ſich unter franzöſiſcher Behandlung. Sie fühlten ſich eben nicht geſtimmt, zu Gunſten einer Wiederherſtellung des Alten auf die Soldaten zu wirken. Dieſen wurde nun auch noch vom commandirenden Offizier in einer Anſprache freigeſtellt, ob ſie mit dem Volksheere ziehen oder zurückbleiben wollten, wo ſie dann in Homberg ſich ruhig zu halten hätten.

Gegen die kalte Haltung der Küraſſiere ſtach die ſchwärmeriſche Begeiſterung ab, mit der ſich aus der Stadt und Umgegend Tauſende bunt bewaffnet einfanden. Altkurfürſtliche Soldaten, Förſter und Amtleute, Poſtmeiſter und Schullehrer, Prediger und Gaſtwirthe, Juden und Weiber, Leute jeden Alters ſtrömten herbei. Man brachte Waffen zuſammen, die bisher waren verſteckt gehalten worden. Lange Tafeln wurden aufgeſchlagen, und die Soldaten, die ſich zur Volksſache ſchlugen, mit Wein und Speiſen bewirthet. Und der Wein wurde zum Werber

Im Laufe des Nachmittags, als Ludwig fort war, um für die herrſchaftlichen Gebäude und Kaſſen eine Schutzwache durch ehemalige heſſiſche Jäger oder durch Füſiliere der alten Regimenter anzuordnen, erhielt Lina von Frau von Stölting ein Billet, worin dieſe um einen

Beſuch der Freundin bat, Cordula beruhigen zu helfen, die, von den lärmenden Vorgängen ſehr angegriffen, ſich ängſtige, wo jetzt der liebe Freund Hermann ſei, und ob er gar auch Antheil an dem bedenklichen Aufſtand nehme.

Lina überredete den Freund mitzukommen. Sie wollte aber vorausgehen, das gute Kind über ihn zu beruhigen.

Die Wohnung der Dame hatte die Annehmlichkeit eines hochgelegenen Gärtchens am Hauſe. Hierher hatte ſie ihre Kranke bringen laſſen, um ihr an der bewegten Luft das Athmen zu erleichtern und die bebenden Nerven zu beruhigen. Hermann's vorbereitetes Erſcheinen machte den beſten Eindruck einer Gegenwirkung auf das beſorgte Herz. Er ſetzte ſich zu dem lieben Mädchen, und bewunderte die ſchöne weiße Lilie, die in einem Topfe gezogen ihren freiwachſenden Schweſtern in der Zeit vorausgeeilt war.

Cordula erzählte ihm, daß es ihre Lieblingsblume ſei, und die gute Frau Dechantin ſie gezogen und ihr zugeſchickt habe.

Wiſſen Sie, Hermann, womit ich dieſe Blume gern vergleiche? fragte ſie. Mit einer Jahreswoche. Jede Woche iſt gleichſam eine neue Lilie, nur nicht immer, ja gar ſelten und nur bei einzelnen Menſchen in ſo reinem weißen Kelch abgeſchloſſen. Sehen Sie die ſechs Staubfäden im Kelch oder in der Blume mit dem einen dreinarbigen Griffel? Ja, mein Lehrer, der jetzt Pfarrer iſt, hat mir Einiges von den Blumengeheimniſſen verrathen. Die ſechs Staubfäden ſind wie die ſechs Wochentage der Arbeit. Sie ſchaffen den Samen der Zukunft für neue

Lilien, und der eine Griffel da empfängt dieſen Samen und gilt mir für den Sonntag in der Woche. Er ſammelt den Gewinn der ſechs für die Fortdauer der Lilie in neuer Ausſaat.

Das haben Sie ſich recht artig ausgedacht, liebe Cordula, erwiderte Hermann. Aber es hat auch eine recht gute Bedeutung, wenn Sie wollen. Sehen Sie, wenn man ihren Sonntagsgriffel da herausbräche, ſo verwehte all' der Staub dieſer ſechs Fäden vergebens in die Luft, und die Lilie welkte für immer hin. Und ſo iſt alles Schaffen unſerer ſechs Wochentage, wie reich es ausfalle, ohne höhere Bedeutung und Folge für den Menſchen, wenn es ſich nicht in ſeinem innern Sinn zu den Gedanken des Ewigen und Göttlichen ſammelt, worin allein er ſeine höhere Fortdauer und das Unſterbliche gewinnen kann. Dieſe Sammlung der Fruchtkörner göttlicher Gedanken wird für die Maſſe des Volks durch den Sonntag vorgeſtellt und vermittelt; er iſt der hohe Griffel in unſerer Wochenlilie. Und — wollen wir nicht auch in der dreifachen Narbe dieſes Liliengriffels eine Bedeutung ſuchen? Je nun, man könnte ſagen, die eine deutet auf die Andacht des Hauſes und des Herzens Derjenigen, die keine Kirche beſuchen können oder keine haben, keine, die gerade ihnen die Gedanken des Ewigen befruchtet. Die andere Narbe bedeutet die öffentliche allgemeine Sonntagserbauung, und die dritte gilt der Sonntagsfreude — der edeln Geſelligkeit bei Muſik und Geſang, dem fröhlichen Tanze des Volks und dem Jubel der Arbeiter von ſechs Tagen.

Ach wie lieb, Hermann, daß Sie das Alles mit zum

Sonntag rechnen! rief Cordula, und reichte dem Freund ihr zartes Händchen hin.

Gewiß, Herzchen! erwiderte er. Die Freude iſt auch eine menſchliche — Andacht; ſie iſt der Abendthau für Predigt und Meſſe, damit dieſe fröhlicher aufgehen. In der edeln Freude gedeiht das Echtmenſchliche, in ihr fallen die Samenkörner des Göttlichen wieder in unſere Arbeitstage und gehen in ſchönem Wohlthun auf. Sehen Sie, drum gefällt mir der engliſche Sonntag nicht: die Andacht wird da zu einer Arbeit des ſiebenten Tags, und bildet, von keiner Sonntagsfreude durchſonnt, ein hochmüthiges Volk, das nicht ſingen kann.

Während deſſen war Frau von Stölting in eifrigem Geſpräche mit Lina hin und wieder gewandelt. Als Letztere jetzt den Sitz neben Cordula mit Hermann tauſchte, nahm ihn die Dame beiſeite. Sie war mit dem patriotiſchen Unternehmen innig vertraut, wie ſie denn mit den angeſehenſten adeligen Familien der Nachbarſchaft, die Antheil daran hatten, in gutem Vernehmen ſtand; deſto mehr fiel dem Freunde die lebhafte Beſorgniß auf, mit der ſie ſich über den Ausgang der jetzigen Erhebung ausſprach.

Preußen iſt jetzt ſo wenig wie im Jahre 1805 geſtimmt, ſich an Oeſtreich anzuſchließen, ſagte ſie unter Anderm. Ach, zum Unglück Deutſchlands wird es auch in Preußen nie an Eigenſinn, an Eigendünkel und an Eigenliebe fehlen! Auch Schill, auf den man zählt, wird jetzt nicht kommen. Unſer Aufſtand bleibt mithin vereinzelt, und wird auch ſo übereilt, daß von acht Colonnen, auf die gerechnet war, nur drei ſich in Bewegung ſetzen, wie ich vorhin vom Metropolitan gehört habe. Der Zuzug von Marburg, Ziegenhain, Frankenberg her wird ſich, ungeachtet aller Thätigkeit des Oberſtlieutenants Emmerich, verſpäten, da die Männer von Homberg, Felsberg und Wolfhagen ſchon dieſen Abend von hier aufbrechen. Sie werden vernichtet ſein, ehe die Entferntern auch von Göttingen her eintreffen können. Ich ſage Ihnen das nicht, lieber Freund, um Ihnen zu rathen oder abzurathen; ich muß mich auf bloße herzliche Wünſche für Sie zurückziehen. Sie ſind dem Herrn von Dörnberg beigegeben, wie ich von Frau Lina höre. Ich kenne Dörnberg. Er war ein Freund meines ſeligen Mannes, und er iſt der meinige. Ich ſchätze ſeinen hohen Sinn, ich kenne ſeine umfaſſenden Verbindungen, ich begreife ſeine erhabene Vaterlandsliebe; wie er aber ſein Unternehmen *gegen* den König mit ſeinem demſelben geleiſteten Eid, mit dem von Jerôme angenommenen gunſtvollen Vertrauen in Uebereinſtimmung, in die Conſequenz eines ritterlichen Mannes bringen will —? Ich maße mir kein Urtheil darüber an, aber — es macht mich bange, und ſchlägt alle meines Herzens Hoffnungen und Wünſche nieder. O ich bebe innerlich, lieber junger Mann, für Alle, die in edelm Enthuſiasmus mitgehen, mitwagen, denen ich zurufen müßte: „Auf! Zieht mit Gott, edle deutſche Herzen!" und die ich heut doch lieber halten möchte mit meinen und — meines Kindes Händen. Ich begreife wohl, lieber Hermann, wie ein edler, hoher Mann, der in enger Sphäre untergeordneten, alltäglichen Berufs durch einen Eid gebunden iſt, — wenn es plötzlich um die große allgemeine Wohlfahrt des Volks, wenn es um die Freiheit und Rettung des Vaterlands von fremder Schmach gilt, ſich erheben und, zuerſt ſelber frei, über ſeinem Wort ſtehen will, — ich begreife es! Aber das Beiſpiel von Eidesbruch iſt und bleibt für die Welt beängſtigend, und der Misverſtand erhabener Abſicht, der ſich in eine ſelbſtſüchtige, charakterloſe Zeit fortwälzt, und jedem Schmeichler, jedem eiteln, egoiſtiſchen, ſpitzfindigen Wohldiener der Macht eine Handhabe, eine Waffe wird, iſt entſetzlich. Gott, wenn ich mir dächte, eine Zeit könnte kommen, wo Alles ſchwankend in Heſſen würde, was auf heiligen Eiden ruht, und wo man die Patrioten des Rechts, die Würdenträger der Treue und der Ueberzeugung mit pietiſtiſchen Fußtritten abfertigte —! Nein, der Himmel bewahre uns! Aber mein Herz iſt heut ſehr ſchwer. Auch liegt mir den ganzen Tag meine edle Freundin Marianne von Stein im Sinn. Sie werden wiſſen, welchen Antheil die guten Damen des Stifts an dem vaterländiſchen Unternehmen haben. Ich bange für meine liebe Marianne, wenn es ſchlimm ausgeht und der Brief ihres verbannten Bruders Karl dem König in Erinnerung kommt. Er wird den kleinen Napoleon an der Schweſter machen, den der große am Bruder gemacht hat.

Ehe noch Hermann aus der tiefen Bewegung ſeines Gemüths etwas erwidern konnte, bemerkte Frau von Stölting, daß Cordula, da eben die Sonne das Gärtchen verlaſſen hatte, ihr wollenes Tuch feſter um ihre Schultern zog. Sie eilte hin.

Wir müſſen ins Haus, Herzchen! ſagte ſie. Ich vergaß auch ganz, daß es zu kühl für dich wird. Ich will den Andreas rufen, dich hinaufzutragen.

Ei, gnädige Frau, das können wir auch! rief Hermann, und Cordula winkte beifällig.

Er faßte Lina's Hand, Cordula ſetzte ſich auf dieſe ſchwebende Schaukel zweier verbundenen Arme, und umſchlang das tragende Paar um die Schultern. Aber die Treppe im Hauſe war zu ſchmal, und Hermann nahm hier die liebe Laſt allein auf ſeinen Arm.

Kaum hatte man das Zimmer betreten, als ein wilder Jubel ſich vom Markte her erhob. Die Frauen erſchraken, und Hermann, um zu ihrer Beruhigung zu ſehen, was vorgehe, eilte mit leichtem Gruße fort.

Sechſtes Capitel.

Der Aufbruch zu Nacht.

Das Jauchzen der Volksmenge war verſtummt, als Hermann auf die Straße kam. Er hörte aus einiger Ferne eine laute männliche Stimme, die einen Vortrag oder eine Anſprache hielt und mit einem Lebehoch ſchloß, worauf ein dreimaliges feierliches Hoch der Menge folgte. Jetzt erblickte er auch durch die geſchwenkten Mützen einen Reiter, den er, als derſelbe den Federhut abnahm, für den Oberſten Dörnberg erkannte. Wirklich war es der Oberſt, in der Gardejägeruniform, auf dem ſpaniſchen Rappen, den er von Jerôme geſchenkt erhalten. Er ſchwenkte den Hut mit vornehmer Herablaſſung gegen das Volk, und Hermann, näher gekommen, vernahm eben, wie er zu ſtrenger Ordnung und Gehorſam ermahnte. Ehe der Freund aber weit genug vordringen konnte, ſich dem Oberſten zu präſentiren, ritt derſelbe, von den Anführern der Bewaffneten begleitet, hinab nach dem Damenſtifte.

Hermann entſchloß ſich, ihn auf dem Platze zurückzuerwarten, um ſeine Befehle zu empfangen. Er zweifelte nicht, daß er an der Seite des Befehlshabers werde zu bleiben und den nächtlichen Feldzug mitzumachen haben.

Auf das gegebene Signal fanden ſich die früher vom Platz entlaſſenen Küraſſiere wieder ein, aber es blieben auffallende Lücken in den Gliedern. Gar mancher war nicht wiedergekommen, dem die Wahl, mit dem Volksheere zu ziehen oder ſich ruhig in Homberg zu verhalten, allzu früh gelaſſen war. Vor der Fronte gingen die Offiziere ſchweigend und nachdenklich hin und wieder.

Luſtiger ſah eine Abtheilung von Reitern aus, die ſich in altheſſiſchen Uniformen, auf ſchweren Ackergäulen zuſammengefunden hatten und, mit einem Trompeter an der Spitze, den Ehrenplatz des rechten Flügels in Anſpruch nahmen.

Die ehemals heſſiſchen Jäger, ſoweit ſie nicht zu Wachtpoſten verwendet waren, verſtärkt durch ein Häuflein von Chaſſeurs-Carabiniers auf Urlaub, ordneten ſich zu einer beſondern Schar unter dem Commando eines weſtfäliſchen Offiziers.

Ebenſo hatte ſich ein ſtarkes Commando jener Füſiliere geſammelt, die beim Einzuge des Marſchalls Mortier, hinter der Flucht des Kurfürſten, ihre Gewehre mit Ingrim geſtreckt oder zerſchlagen hatten. Ihre weißbordirten kleinen Hütchen und reglementsmäßigen Zöpfe erinnerten an jenen trüben 1. November; ihre verwitterten heitern Geſichter aber ſahen ganz darnach aus, als gelte es, über Nacht das Frühſtück der Vergeltung zu holen. Der commandirende Offizier ließ ſie mit Trommelſchlag unter's Gewehr treten, zog ein Blatt des weſtfäliſchen Moniteur aus der Taſche und las nach kurzer Anſprache:

„Auszug eines Briefs des Herrn Brigadegenerals Maupetit, Barons des Reichs, u. ſ. w. an Se. Excellenz den Kriegsminiſter von Weſtfalen aus dem Hauptquartier zu Salamanca den 14. März 1809 — —"

Ich übergehe, ſprach der Offizier, was der General von der Tapferkeit der weſtfäliſchen Hülfstruppen in der Affaire von Hynoyoſa berichtet, und leſe nur Folgendes, was uns und unſer Unternehmen angeht:

„Unter den Todten zählen wir den Oberſten Müller."

Nach einigen Augenblicken tiefer Stille commandirte er: Achtung! Präſentirt Gewehr! und rief ſodann:

Es iſt der brave Major Müller vom 1. November 1806, der an jenem Unglücksmorgen mit Zorn ſeinen Degen zerbrach und — franzöſiſche Dienſte nahm. Er theilte unſern Groll, aber nicht unſere ſtille, ausharrende Treue. Nun iſt er als Opfer gefallen, und hat uns mit ſeinem Tode ein Pfand des Sieges gegeben. Er ruhe in Frieden!

Die Trommel wirbelte dumpf, worauf der Offizier wieder Gewehr zur Ruhe commandirte.

Nicht Alles, was in bunteſter und oft ſeltſamer Bewaffnung ſich zudrängte, konnte Platz auf dem Markte nehmen. Ein Corps Senſenmänner aus dem Schwalmthale, kraftvolle Geſtalten, ſtellten ſich in der Seitengaſſe auf, und nannten ſich lachend — des Kurfürſten neue Leibgarde.

Eine andere Schar aus Homberg und benachbarten Landſtädten fand ſich mit Büchſen und Hirſchfängern ein — Förſterſöhne und Jagdliebhaber.

Dies Alles wogte noch in maſſenhafter Gährung durcheinander, des letzten, ordnungſchaffenden Machtwortes harrend. Ein gottvertrauender Muth leuchtete aus all' den wetterharten Zügen, eine gefühlte Kraft regte ſich in den ländlichen Trachten, und die rothen Beutel, die aus den Mützen eines Theils der Landbevölkerung auf die braunen Schläfen herabhingen, konnten an die Gebirgsbewohner von Catalonien erinnern und ſchienen ſo einem ähnlichen Kampfe wie in Spanien vorzuleuchten.

Hermann ſah hin- und herwandelnd dieſen Bewegungen zu. Sein Herz ſchlug feſter und ſpannte ſich in einer Stimmung, die, aus jener Aengſtlichkeit der Frau von Stölting und aus der Kühnheit dieſer Kampfluſtigen eigens gemiſcht, im beſten Sinne Wehmuth heißen konnte, — ein unglückahnendes Leid, dem es doch nicht an ergebenem Muth fehlte. In ſeinem Innern tönte, als ob dies Gemiſch von Leid und Luſt eine entſprechende Melodie ſuche, fort und fort die Menuet aus „Don Juan“, aber wie von Poſaunen geblaſen.

Aus dieſen Träumereien weckten plötzlich wirbelnde Trommeln den Freund. Es ward ſtill bis auf das Scharren der Truppen, die ſich in Reihe und Glied ordneten. Bald zeigte ſich ein Zug, der vom Stift heraufkam.

Der würdige Metropolitan voraus, gleichſam als Wegweiſer durch Gottvertrauen. Ihm folgte Fräulein von Baumbach mit einer ganz neu geſtickten Fahne, begleitet von andern Fräulein, die geſtickte Feld- und Armbinden für die Scharenführer trugen. Hinter denſelben ritt Dörnberg unter dieſen Führern.

Der ganze Zug ordnete ſich um einen Tiſch, den der Metropolitan beſtieg, um eine Anrede zu halten. Eine große Stille entſtand, während der Geiſtliche mit kräftiger Stimme ſprach, und mit einfachen, eindringlichen Worten den Druck und die Noth der Zeit, die Laſt und Schmach der Fremdherrſchaft, das Recht und den Muth eines edeln Volks ſchilderte, das ſich erheben, ſeine Mißhandlung abſchütteln, die Fremden vertreiben und die alte heilige, ihm von Gott beſtimmte Ordnung und Herrſchaft herſtellen wolle.

Dann ergriff er die neue Fahne, ſegnete ſie, weisſagte ihr den Sieg und rief, indem er ſie drei mal ſchwenkte:

Sieg oder Tod im Kampfe für das Vaterland!

Die Trommeln wirbelten, die Trompeten blieſen. Dörnberg ritt heran, ergriff die Fahne, hielt ſie hoch empor, und rief dieſelben Worte, die nun, während er die Fahne dem zum Fahnenträger erkorenen jungen, hübſchen Burſchen überreichte, tauſendfach wiederhallten:

Sieg oder Tod im Kampfe für das Vaterland!

Die Stimmen bebten, Thränen ſtürzten aus den Augen der Männer; man umarmte ſich, Manche jauchzten übermüthig auf, Andere beteten laut. Jetzt drängten ſich die Scharen der Zuſchauer in die aufgelöſten Reihen; die Mütter, die Kinder ſtürzten herbei, den Gerüſteten das letzte Lebewohl zu ſagen.

Auch Hermann war jetzt bis zu den Damen vorgedrungen, und verlangte von Fräulein von Baumbach eine Armbinde. Er erhielt ſie. Dieſelben tauſendſtimmig verhallten Worte hafteten eingenäht auf dem Bande. Der Anblick der Fahnenträgerin aus der Ferne — wie ſie daſtand von hoher Geſtalt und gehobener Seele, mit begeiſterten Augen, und aus ihren leuchtenden Zügen wie mit einem Strahlenkranz umgeben, eine heſſiſche Johanna d'Arc, hatte ihn mächtig ergriffen und hingeriſſen. Jetzt, wo ihr die Fahne aus der Hand genommen und dem Verhängniß der Nacht und des nächſten Kampfes hingegeben war, ſchien die Kraft ihres Herzens gebrochen, die Begeiſterung erloſchen, von der ſie ſelbſt monatelang getragen worden; ihr ſchien zu Muthe zu ſein, als ob alle die Seiden- und Silberfäden, die auf der vaterländiſchen Standarte flatterten, aus ihrem Herzen geſponnen, aus ihrer Seele gezogen wären. Sie war erblaßt, die Augen halb erloſchen, ihre Füße wankten, und mit einem lächelnden Scheidegruß für Hermann und die Umſtehenden ließ ſie ſich von den Freundinnen fortführen.

In dieſem Augenblicke ritt Dörnberg heran, blickte

Hermann mit ſeinem dunkeln, tiefen, heut etwas verdüſterten Auge ſcharf an, und ſagte mit ironiſcher Verwunderung:

Sie ſind da, verſchwundener Adjutant? Sieh, ſieh! Und wollen wirklich mit in den Kampf?

Ich erwarte Ihre Befehle, Herr Oberſt!

Ich dachte mir, Sie hälfen der Calenberg aus dem Spaniſchen überſetzen — „Leben ein Traum". Alſo nicht? Lieber mit Bart? Ihr Pferd auch da? Nicht buglahm?

Nein, ausgeruht, Herr Oberſt, und eine Büchſe geladen und einen Säbel geſchliffen. Alles zu Befehl.

Dörnberg lächelte.

Gut, mein Freund, Sie werden es brauchen! Machen Sie ſich fertig! Ich ſage nur meiner guten Frau von Stölting guten Abend und finde Sie dann hier auf dem Platze. — Meine Herren Offiziere, die Scharen in der beſtimmten Ordnung hinaus auf die Straße führen! Ruhe und Stille halten! Jeder der Herren bei ſeinem Commando! Indeß wird es völlig Nacht!

Er ſchwang ſich vom Pferd, das er einem Burſchen überließ, und nahm die Richtung nach der Wohnung der Frau von Stölting. Hermann eilte mit Ludwig nach Hauſe, wohin indeß auch Lina gekommen war.

Frau von Stölting ſaß bei ihrer Cordula, die nach Hermann's Entfernung ſehr unruhig geworden war. Der ſpäte Beſuch überraſchte ſie in der Dämmerung des Zimmers.

Sie, lieber Dörnberg? rief ſie aus. Ha, der Tumult war alſo zu Ihrer Begrüßung! Willkommen!

Seien Sie uns ein Abendroth nach dem ſtürmiſchen Tage!

Ja, liebe Freundin, ſagte er, ihre Hand küſſend, ich werd' es hier ruhig machen. Morgen wird's hier recht artig ſtill zugehen. Und wie geht's denn unſerm Herzenskind?

Er ſetzte ſich zu Cordula.

Sie machen uns ſchreckliche Tage, lieber Onkel! lächelte die Kranke. Ich will Sie gar nicht mehr ſo nennen; Sie geben mir ja den Aufruhr zum Couſin.

Beruhige dich, mein Herz! fiel die Mutter ein. Es iſt gut, daß er ſelber da iſt. Darüber hat man vorhin ſo gejubelt, Liebchen! Man hat blos auf ſeine Befehle gewartet, und nicht gedacht, daß er in Perſon käme, um die Leute anzuführen.

Auf dies zweideutige Wort blickte der Oberſt die Freundin wehmüthig lächelnd an.

Ich glaube ſelbſt, liebe Henriette, daß wir angeführt ſind, ſagte er. Je nun, wie's der da oben fügt! Ich wollte mir nur ſchnell noch den lieben ſüßen Frieden Ihres Zimmers und den Segen Ihres Herzens mitnehmen. Ich wollte nur eilig noch einmal in Ihre lieben Augen ſehen, in denen — wie der ſtille Abendſchimmer eines ländlichen Sommertags — die Erinnerungen an unſern guten Stölting und an die hoffnungsvollſten Tage unſers vergangenen Lebens ruhen. Denn vielleicht, liebe Henriette, — werden wir uns lange nicht wiederſehen.

Dörnberg? Und mit ſolchen Vorempfindungen wollten Sie eine Rebellion hinausführen? Halten Sie ein, noch iſt ja nichts verſpätet!

Rufen Sie dem Kanonier Halt zu, wenn ſeine Lunte gezündet hat, Henriette! Doch, glauben Sie nicht, daß es ſo ſchlimm mit uns ausſieht! Es war Stimmung, was Sie mir eben angefühlt haben. Ich war mit tiefer Bitterkeit aus Caſſel weggeritten. Das hing mir nach, ſelbſt über den Abſchied von meiner verehrten Dechantin hinaus. Doch, es iſt ſchon anders in mir geworden. Ich dachte mir's ja, daß hier bei Ihnen wieder Muth und Heiterkeit über mich kommen würden. Jacta est alea! Es wird Alles gut gehen. So lebt wohl, ihr Lieben! Auf Wiederſehen! Auf Wiederherſtellung! Komm, Kind, gib mir einen Kuß!

Ja, Onkelchen, Alles, was Sie wollen; aber Sie müſſen mir erſt etwas verſprechen!

Ja, was du willſt, Herzchen! Gewiß! Wenn ich's nur bei mir habe; denn ich trage jetzt Alles mit mir, Alles unter dieſem Federhut!

Ja, Sie haben's bei ſich, Onkel Dörnberg! Wiſſen Sie — ich habe jetzt einen funkelneuen Geliebten, und will ihm einen rechten Streich ſpielen, weil er mir heut ohne Adieu fortgelaufen iſt. Sehen Sie, er will durchaus mit Ihnen in den Aufruhr, und — den ſollen Sie fortjagen.

Den Aufruhr? lächelte Dörnberg.

Nein, den lieben Herzensfreund, Sie böſer Onkel!

Iſt es Ernſt, Henriette? fragte der Oberſt die Mutter, die, zu Thränen gerührt, lachend erwiderte:

Ja, lieber Dörnberg! Cordula hat nur zuerſt meinen Wunſch ausgeſprochen. Es iſt eine Geſchichte, zu der jetzt keine Zeit iſt.

Gut! Er wird fortgejagt! lachte der Oberſt. Wie heißt er?

Hand drauf, Onkelchen! Auf Cavalierparole?

Nichts Cavalierparole! Zum Teufel mit dem franzöſiſchen Cavalier und Parole! Auf Ritterwort! ſage ich.

Er heißt Hermann Teutleben, und die Leute betiteln ihn Inſpector, — Oekonomie=Inſpector, glaub' ich.

Der? rief der Oberſt. Mein Adjutant? Cordelchen, was haſt du für ein richtiges Herz! Ich geb' ihn ungern; du fühlſt ja ſelbſt, wie ungern man ihn entbehrt. Aber freilich, da er Teutleben heißt, ſo iſt er ſchon uns Andern weit voraus. Wir ſtecken noch im Franzoſenleben. Alſo — behaltet ihn! Lebt wohl!

Er nahm Cordula's Kuß, umarmte die Mutter, und ſie begleitete ihn hinaus.

Hoffen Sie wirklich, Dörnberg? fragte ſie auf der Haustreppe.

Dörnberg blickte umher. Es war todſtille auf der Gaſſe bis auf das Plätſchern eines Röhrenbrunnens. Alles war hinaus, den Kampfgenoſſen Lebewohl zu ſagen, und man hörte das ferne Toſen der Menſchen.

Ich will Ihnen kurz ſagen, wie's ſteht! flüſterte Dörnberg. Niemand hier weiß es noch, ſoll es noch wiſſen. Nach unſerer letzten Abſprache geſtern Abend bei mir war Alles gut. Auch Oberſt Langenſturz übernimmt noch eine Rolle, gegen die er bisher Bedenken hatte. So reite ich dieſen Morgen aus, die Revue mitanzuſehen, die General Du Coudras angeſagt hat, um zu ſehen, ob Alles zum Felddienſte in Ordnung iſt. Der König war Tags vorher zurückgekommen. Da ſtürzt mein Graf von Gröben auf mich zu, — in Homberg und Wolfhagen ſei ſchon Alles im Aufſtande. Misverſtand! Aber noch Schlimmeres folgt auf dem Fuß. Denn im Augenblick ſprengt ein Adjutant des Königs vorüber mit dem Ruf, es ſei Rebellion im Land. Ich reite ihm ruhig nach, zu ſehen, was es wird; da begegnet mir Du Coudras und befiehlt, mit zwei Compagnien meiner Jäger das Schloß beſetzen zu laſſen. Von der andern Seite ſchleicht Bothmer heran, athemlos, mir zu ſagen, mein Name ſei genannt worden, und ich werde ſogleich arretirt werden. Dieſer Wink iſt mein Glück. Denn kaum einige Schritte weiter geritten, erblicke ich von fern Bongars, den Legionschef der Gendarmerie, dem ich ſonſt nicht mistraut hätte, aber nun noch ausweichen kann. Ich ſprenge fort nach Wehlheiden, wo meine Jäger bereits aufgeſtellt ſind, die Carabiner im Arm. Ich rede ſie an, ſpreche es mit wenig ſehr entſchiedenen Worten aus, um was es jetzt gilt, und daß ich auf ſie rechne; ich fordere ſie auf, mit ihrem bisherigen Vertrauen mir zu folgen — Alles ſtumm und regungslos. Ich ſehe die Offiziere an: ſie haben die Arme untergeſchlagen oder bohren mit dem Degen im Staube. Es iſt keine Zeit zu verlieren, — ich erhebe meinen Degen, — gebt mir ein Zeichen, ruf' ich, und ſei's zum ewigen Abſchied! Präſentirt mir ein Ja, oder ſetzt bei Fuß ein Nein. Geſagt, und die Carabiner ſtürzen auf den Boden. Einen Augenblick war mir, als läge mein Herz unter dieſen hundert Kolben. Ich ſtecke aber gelaſſen meinen Degen ein, übertrage den Befehl zur Schloßbeſetzung dem Major, ſchwenke zum Abſchied meinen

Hut und trabe gegen Homberg, — trabe, galoppire, jage, bis ich dies Caſſel aus dem Geſicht habe.

Ein dumpfer Schmerz bebte noch einmal in dieſer Stimme des Oberſten. Er drückte die Hand der Dame, daß ſie ſchmerzhaft zuckte, und ſchritt dann mit: Gott befohlen, Henriette! feſt und ſtolz die Gaſſe entlang.

Auf dem Markt hielten einzelne Führer und Hermann zu Pferd mit Büchſe und Säbel. Dörnberg beſtieg ſeinen muthigen Rappen und rief dann:

Doctor Teutleben!

Hermann ritt ſalutirend vor.

Ich finde für nöthig, unſern Freunden in Caſſel die umſtändlichſte Nachricht von unſerer Stärke und von der abgeänderten Richtung unſers Zuges zu geben. Sie kennen den genauen Stand der Dinge: reiten Sie die kürzern Wege mit Vorſicht voraus, und geben Sie Rapport über Alles, was verlangt wird. Wir ziehen, 8000 Bewaffnete ſtark, von hier ab, und werden mit Tagesanbruch bei der Knallhütte die Höhe von Caſſel erreichen. Ihre Waffen, Herr Adjutant, laſſen Sie natürlich zurück. Ihre Actentaſche iſt Ihre Patrontaſche durch die etwa aufgeſtellten Wachtpoſten. Machen Sie's gut! Auf Wiederſehen!

He! rief er dem Fortreitenden nach. Haben Sie die Parole?

Nein, Herr Oberſt!

Unbeſonnener! Wiſſen Sie nicht, daß unſere Feldpoſten Niemanden durchlaſſen? „Heſſen" iſt die Parole. Einen Augenblick fragen Sie bei Frau von Stölting an, ob ſie 'was zu beſorgen habe. Dann aber reiten! Sie müſſen mehre Stunden vor uns dort ſein! — — Und nun auf, meine Herren! Voran, voran!

Siebentes Capitel.

Der Empfang am Morgen.

Es war eine ſtille Frühlingsnacht, eine mailiche Aprilnacht, in die Hermann mit dem zweiten Abſchiede von Lina hineinritt. Beim erſten Lebewohl für Ludwig und ihn war ſie, von angſtvollem Leid ganz aufgelöſt, zurückgeblieben. Als Hermann nachher ſeine Waffen wieder überlieferte, nahm ihr Kummer, nach der erſten aufblitzenden Freude, eine ſorgenvolle Unruhe um ihren verlaſſenen Ludwig auf. Sie fühlte, daß doch noch einiger Troſt dabei geweſen war, zu wiſſen, daß beide Freunde neben einander, einer vielleicht dem andern zur Rettung, das gefährliche Unternehmen beſtänden. Sie würde dem Freunde gezürnt haben, wenn ſie ihn nicht geliebt hätte.

Nun ritt Hermann allein — allerdings auf gefahrloſern Wegen. Die Sterne ſchimmerten; da und dort von einſamen Gehöften her blickte Licht; zuweilen regte ſich im Gebüſch ein aufgeſchreckter Vogel, oder zwitſcherte ein gefiedertes Pärchen, das im friſchen Neſt, hinter der noch nicht fertigen Gardine des jungen, ſprießenden Laubes, ſeine Frühlingsliebe feierte. Einmal ließ ſich auch ſchon eine Nachtigall hören, die zu ihrem großen Maiconcert Scala übte. — Jenes geheimnißvolle Säuſeln der kurzen Sommernächte fehlte noch; dann und wann aber, und immer entfernter vernahm der Reiter die Schläge der Sturmglocke, womit das Volksheer, wenn es an einem Kirchdorfe vorüberkam, begrüßt und zuziehende Mannſchaft aufgeboten wurde. Dazwiſchen brachte ein lebhafterer Nachtwind weither den ſchweren Hall eines feierlichen Geſangs, und Hermann unterſchied die Melodie: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!“

Der Freund war nicht wenig überraſcht, als er auf der leipziger Straße, eine ziemliche Strecke vor Caſſel, von einer militäriſchen Feldwacht angerufen wurde. — Alſo war man in Caſſel vorbereitet und erwartete von allen Seiten den Landſturm? — — Der Reiter, zum nächſten Offizier geführt, um ſich über ſeinen nächtlichen Ritt von der gefahrdrohenden Seite her auszuweiſen, fand einen ihm bekannten freundlichen Mann, der nach Einſicht ſeines Geſchäftsauftrags ihm Nachricht über den Stand der Dinge in Caſſel gab. Dieſe Mittheilungen konnten ihm zur Warnung für ſein Benehmen dienen; aber ſie beſchwerten dafür ſein Herz mit einer unſäglichen Angſt um das von der andern Seite der Stadt heranziehende Heer, das auf ſolchen Empfang, ſoviel er wußte, nicht gefaßt war. Er dachte an Ludwig und Lina, und empfand eine tiefe Beſchämung über ſeinen Ritt, der nun, der militäriſchen Bedeutung beraubt, wie eine ſchlaue Flucht ausſah.

Als nun der Freund mit ſeinem Freipaß die Stadt erreichte, ward eben an den Thoren und Straßenecken eine Proclamation angeſchlagen, worin mehre der ihm bekannten Männer namentlich geächtet und überhaupt die Stifter und Anführer der „Rebellion“ zu ihrer Verurtheilung in drei Claſſen getheilt wurden, in ſolche, die nach Kriegsgebrauch ſtandrechtlich erſchoſſen; ſolche, die als Flüchtlinge verfolgt, und ſolche, die vor die gewöhnlichen Gerichte geſtellt werden ſollten.

Wie hart und heftig ſchlug nicht bei dieſen das Unglück der Volkserhebung vorausſetzenden Drohungen, und bei dieſen ihm ſo bekannten, ja vertrauten Namen Hermann's Herz! Doch waren es nur einige wenige Namen. Man ſchien doch keine genaue Kenntniß von den Mitgliedern des Bundes zu haben.

Die theils geängſtigte, theils bekümmerte Stadt war ſchon ſo früh in Bewegung, daß Hermann kein Bedenken nahm, gleich nach dem Hôtel ſeines Miniſters zu reiten. Er wünſchte doch vor allem auch den Rath ſeines Gönners für ſein eigenes Benehmen zu hören.

Der Graf war ſchon vor dem Hauſe, im Begriff, nach dem Schloß zu reiten und ſich dem König anzuſchließen, der einen Theil der Truppen um ſich verſammelte. Er hörte nicht ohne Spannung den flüchtigen Bericht Hermann's an, und ſagte dann, ſichtlich erleichtert:

So iſt's gut! Gehen Sie nach Hauſe und halten ſich ruhig. Das Geheimniß des Bundes, kann ich Ihnen ſagen, hat ſich gut bewahrt; hoffentlich wird auch kein

Verrath Diejenigen treffen, die der Gefahr glücklich entkommen. Man kennt bis jetzt nur jene Theilnehmer, und hat ſie geächtet, die durch zeitige oder vielleicht auch zu voreilige Flucht ſich ſelbſt verrathen haben. Vor allem ſchließen Sie Ihr Unterſuchungsprotokoll mit der Erklärung, daß Sie, zur Fortſetzung des Geſchäfts nach Homberg gekommen, durch den eben ausgebrochenen Aufſtand genöthigt worden ſeien, unverrichteter Sache über Nacht nach Caſſel zu eilen. Es iſt mir für die beſchuldigten Beamten lieb, daß die ganze Sache ſich als unbedeutend herausſtellt. Auch weiß ich jetzt, daß ſie nur zu einem Nebenzweck aufgegriffen worden iſt, aber Ihnen, lieber junger Mann, zu gutem Glück. Wer weiß, wo Sie bei dem Aufſtand hingerathen wären! Die ganze Geſchichte läuft für uns auf einen Spaß, auf einen heimlichen Spott hinaus. Ich rede von Vercagny's Auftrag. Man hat Sie nämlich für einen heimlichen Liebhaber der Gräfin Bernterode — Sie wiſſen ja, jener Kammerjungfer, jener moraliſchen Saloppe — gehalten, und — ich weiß bis jetzt noch nicht, wen man nun beim Einſteigen in den Wagen der Dame nach dem Theater von Gendarmerie hat aufpacken und fortbringen laſſen. Vorher hatte Ihnen Vercagny den angeblich höchſt wichtigen Geſchäftsauftrag zugewendet, und war andern Morgens nicht wenig erſtaunt darüber, daß Sie die Geſchäftsreiſe wirklich angetreten hatten, während er Sie auf einer unfreiwilligen Reiſe dachte, und wahrſcheinlich Ihr gewiſſenlos verlaſſenes Amt alsbald mit ſeinem Günſtling beſetzen wollte. Nun iſt er der Betrogene ſeiner eigenen Finte, und hat wieder einmal ſich ſelbſt überliſtet. Er wird nun freilich die Ohren an den Kopf drücken, wie man ſagt, und — findet leider! auch an dem unglücklich übereilten Volksaufſtand einen Ableiter für den kleinen Verdruß.

Als Hermann nach Hauſe kam und ſeine beſorgte Wirthin wegen ihres Schwiegerſohns beruhigt, das heißt — aus guter Abſicht und in Erwartung guten Ausgangs der Sache für Ludwig — getäuſcht hatte, fand er auf ſeinem Zimmer einen Brief aus Halle. Baron Rehfeld ſchrieb:

„Das ausgeſuchteſte Quidproquo, ein wahrer Leckerbiſſen für einen Mann wie ich, hat mich hierher nach Halle geführt und vor dem Pfarrhauſe Ihres Herrn Vaters abgeſetzt. Ich hatte unterwegs in der guten Geſellſchaft einiger Gendarmen, die mir zur Unterhaltung mit eingepackt waren, meinen guten Humor wieder gewonnen, und benutzte eine ſo ſeltene Gelegenheit, den werthen Ihrigen meine Aufwartung zu machen und ſie mit den friſcheſten Nachrichten von Ihnen zu erfreuen. Ich ſoll Ihnen das Herzlichſte auch von Luiſe Reichardt vermelden, und erlaube mir, dieſer angenehmen Beſorgung eine kleine Bitte von meinetwegen beizuſchließen. Ich werde vermuthlich Abhaltung haben, ſobald wieder nach Caſſel zu kommen, ſelbſt wenn die Oper vom keuſchen Joſeph wiederholt würde. Haben Sie daher die Gefälligkeit, meine wenigen Habſeligkeiten packen zu laſſen und mir unter beigefügter Adreſſe zu überſenden. Sie finden auch noch Baarſchaft im Secretär, zu dem ich den Schlüſſel beilege, um die Miethe zu berichtigen und meinen Diener abzulohnen.

Soviel in Eile. Später Näheres. Hierbei Vollmacht, wenn Sie ſolche nöthig hätten. Adieu! Nun komme ich leider um Alles, was dort ſo glücklich vorbereitet iſt. Ich habe einen ganz andern Burſchen aufpacken wollen, und bin aufgepackt worden. Sic eunt fata hominum! Aber ohne Verdruß für mich im — Tugendbunde wird dieſe Wallfahrt, dieſe Hegira (ſprich: Hedſchra) nicht ablaufen!

Ich verbleibe in unvermutheter Ferne, wie in gewünſchter Nähe, ſtets

Ihr

bekannter Eugen."

In dieſem Augenblicke fiel von fern her ein dumpfer Kanonenſchlag. Hermann ſchrak zuſammen. Er warf den Brief weg, deſſen launiger, leichtfertiger Ton ſo entſetzlich mit dieſem verhängnißvollen Kanonendonner übereintraf. Er öffnete das Fenſter. Ein zweiter Kanonendonner rollte von der Höhe von Kirchbauna her. Der Nebel im Fuldathal wallte auf und nieder; der Söhrewald tauchte hervor. Ein dritter Donner erfolgte noch heftiger.

Hermann konnte ſich nicht länger halten. Er eilte in die Stadt. Alles war in Bewegung. Neue Truppen, von der Poſition vor dem Leipziger Thor her, ſtürmten durch die Stadt zum Frankfurter Thor hinaus. Die Menſchen rannten durch einander, — dieſe von Angſt, jene von Erwartung, Alle von Mistrauen gegen einander bewegt. Der Freund begegnete dem Arzt Harniſch und vernahm die Vorkehrungen des geſtrigen Tages. Wer den Aufſtand zuerſt verrathen, wußte man noch nicht genau. Ein junger Mann, ein Mitverſchworener, ſollte aus Unvorſichtigkeit und Uebereilung auf die Spur und Vermuthung gebracht haben. Andere nannten den Kammerherrn, Grafen von Jagow, der dem König die erſte Warnung und Anzeige gegeben hätte. Der König, von der gegen Dörnberg erhobenen Beſchuldigung betroffen, habe an deſſen „Treuloſigkeit" ſolange nicht glauben wollen, bis die Flucht des Oberſten keinen Zweifel mehr gelaſſen, und eine wahrgenommene Volkserhebung auch von andern Seiten her beſtätigt worden ſei.

Soviel ich gehört und ſelbſt beobachtet, hat der König eine gute Faſſung und viel Freimuth bewieſen, ſagte der Arzt. Zu Pferd und vom Grafen Bülow, ſowie vom franzöſiſchen Geſandten Reinhard begleitet, redete er die aufgeſtellten Truppen an, franzöſiſch, was Bülow Satz für Satz deutſch nachſprach. Jerôme berief ſich auf die Rechtſchaffenheit ſeiner Soldaten, ſtellte aber jedem Einzelnen frei, auszutreten und ſich ſelbſt ungehindert dem Volk anzuſchließen. Wirklich traten mehre aus, legten ihre Waffen ab und verließen ungehindert die Stadt. Den Offizieren gab Jerôme ſein Ehrenwort, daß Jeder, der Bedenken trage, für die Sache des Königs zu kämpfen, auf der Stelle ausſcheiden und nach England oder Amerika auswandern dürfe. Keiner jedoch that es; alle riefen: „Vive le Roi!" und der König erklärte, er nehme dieſe Acclamation für einen neuen Eid an. — Ich kenne das Herz der Soldaten, hörte ich ihn rufen. Ich habe die ſchönere Hälfte meines Lebens im Felde zugebracht: ich kenne Soldaten, aber das Herz eines Verräthers lerne ich heut erſt kennen an einem Manne, der mit einer Fülle meiner Gunſt und Wohlthaten mich hintergangen, verrathen und verlaſſen hat.

Der Arzt hatte dieſe ganze, halblaut gemachte Erzählung bald etwas pathetiſch, bald mit ſchalkhaftem Lächeln vorgebracht. Plötzlich rief er in einem ganz andern, etwas bittern Ton:

Apropos! Wiſſen Sie denn, wer eigentlich die Colonne draußen commandirt und die Kartätſchen auf das arme Volk ſpielen, ich möchte ſagen — ſpeien läßt? O Sie errathen ihn nicht! Aber Sie kennen ihn! Es iſt ein gewiſſer Oberſt, der ſich mit einem großen L ſchreibt, den Vorabend noch ein eifriger Theilnehmer an der Berathung und den Verabredungen bei Dörnberg war, über Nacht aber ſich anders beſonnen hat, zum Frühſtück Brigadegeneral geworden iſt, und jetzt droben bei der Knallhütte ſeine vaterländiſche Motion macht.

Hermann blieb ſtehen, in ſtummes, trübes Nachdenken verſinkend.

Kommen Sie, Freund! flüſterte der Arzt, ich verſchreibe Ihnen ein Löffelchen Syrup auf meine bittern Tropfen. Begleiten Sie mich nach Hauſe. Die Frau von Reinhard iſt bei uns mit ihren Kindern. Der Geſandte hat uns beim Ausbruche des Aufſtandes für den Fall einer Flucht des Königs, den er begleiten müſſe, ſeine Familie übergeben, mit dem lächelnden Vertrauen, daß ich wol ſelbſt zu den Verſchworenen gehöre. Kommen Sie!

Hermann entſchuldigte ſich mit ſeiner Unruhe, ſeiner innern Angſt und unüberwindlichen Herzenstrauer. Auch ſchlug er eine ſtillere Gaſſe ein, um ſich ſo geſtimmt keinem etwa begegnenden Bekannten zu zeigen.

Um die nächſte Ecke wendend, erblickte er einen ihm bekannten Gaſtwirth, der eben vom Thor nach Hauſe geeilt ſeine Frau ſuchte, und da er hörte, daß ſie im Keller ſei, heiß, wie er war, durch die Kellerthür hinabrief:

Katharinchen, Katharinchen! Bonnes nouvelles! Der König iſt nicht fort: wir ſiegen!

Achtes Capitel.

Mitgegangen, mitgefangen.

Und in der That kam es ſo, wie der franzoſenfreundliche, des Beſtehenden ſo frohe Wirth es vorausgewittert hatte.

Das Volksheer, unter lachendem Morgenroth auf der etwa zwei Stunden von Caſſel hinziehenden Höhe angelangt, ſtutzte, als es in geringer Entfernung eine beträchtliche Colonne königlicher Truppen in Schlachtordnung vor ſich erblickte, und von der Fronte deſſelben aus mit Paßkugeln begrüßt wurde. Man hatte eine ſchlummernde Reſidenz zu überrumpeln gedacht, und wurde zu einer Feldſchlacht empfangen. Aber der Muth, die Begeiſterung der Scharen fand ſich ſchnell auch in dies Verhängniß.

Die Schützen rückten gegen die weſtfäliſchen Voltigeurs vor, die altheſſiſchen Reiter warfen ſich auf die Garden. Auf dieſer Seite war die Ueberzahl, drüben aber die kriegeriſche Abrichtung. Hier fehlte Geſchütz, von dort herüber hagelten die Kartätſchen und lichteten die Reihen Derer, die keine Begeiſterung kugelfeſt machte. Dörnberg's Muth und Allgegenwart hielt mit den auseinandergeriſſenen Haufen lange Stand und führte die Weichenden immer wieder vor. Er ſchien entſchloſſen, der Fahnen- und Feldbindeninſchrift treu, um Sieg oder Tod zu kämpfen. Und dieſen würde er gefunden haben, wenn nicht, vor dem zerſchmetternden Geſchütz auseinanderſtiebend, das Bauernheer in allgemeiner Flucht ſeinen widerſtrebenden Anführer mit ſich fortgeriſſen hätte.

Die Küraſſieroffiziere, die am Aufſtand Theil genommen, die Edelleute, Beamten und manche andere Männer von Auszeichnung nahmen ihren verabredeten Rückzug über Gudensberg nach der nächſten Landesgrenze. Sie ſammelten ſich auf dem Schloß Riede, wo ſeit länger her Männer von Bildung und Literatur beim Landrathe von Meyſenbugh, dem kinderloſen Schloßherrn, einzuſprechen pflegten, und die Unglücklichen jetzt auch Erquickung, Rath, Geld und Anzüge zum Verkleiden erhielten, bis eben Alles erſchöpft war, was augenblicklich helfen und die Flüchtlinge auf nächtlichen Wegen ins Ausland, bis Braunau, Prag und Wien hin, retten konnte.

Indeß nahmen doch nicht alle Führer dieſe Richtung. Die Verwirrung der Flucht riß da und dort hin, und mancher Verirrte wurde gefangen. Dörnberg ſelbſt wendete ſich nach Homberg zurück, und Ludwig folgte ihm mit dem Gedanken an Lina. Doch ſein Pferd, von einer Kugel geſtreift, blieb mehr und mehr zurück, bis er durch ſolche Verzögerung auf vermeintlichen Schleichwegen einer mobilen Colonne, die gegen die Flüchtlinge abgeſchickt war, in die Hände fiel. Mit Wehr und Waffen und im Schmuck der Feldbinde ergriffen, wurde er nach Caſſel geführt.

Inzwiſchen hatte unter der angſtvollen Stille, die ſeit dem Verſtummen der Kanonen, bei dem ungewiſſen Geſchick ſo vieler braven und angeſehenen Patrioten, auf der Stadt lag, Hermann die Ruhe des Zimmers nicht aushalten können; er hatte ſatteln laſſen und war in der Richtung des Kampffeldes hinausgeritten. Bald aber, als er wahrnahm, daß mehr auf Seitenwegen als auf der Landſtraße Gefangene eingebracht wurden, war er zurückgeeilt, hatte ſein Pferd wieder eingeſtellt und hielt ſich jetzt in der Nähe des Caſtells, damit ihm keiner der Unglücklichen entgehe, den er etwa kenne, und von dem er vielleicht über Ludwig und Dörnberg ein vertrautes Wort erfahren könnte.

Es ſchien, daß man auf der allgemeinen Flucht die gewöhnlichen Bauern hatte laufen laſſen und nur ſolche feſtgehalten, die ſich durch Feldzeichen, Waffen oder einen ſoldatiſchen Anzug auszeichneten. Ehe aber der Freund Gelegenheit fand, einen derſelben anzureden, ſollte er durch Ludwig ſelbſt die entſetzlichſte Nachricht erhalten. Dieſer kam nämlich in Mitte einiger jungen Leute, von Gendarmen escortirt, über die Brücke, auf die er ſonſt von ſeiner Wohnung aus, ſo ahnungslos des Unglücks, herabgeſchaut. Er ſah blaß und zerſtört aus; doch belebte ſich ſeine Miene, als Hermann mit einem Ausrufe tiefſten Schmerzes an ſeine Bruſt ſtürzte. Der unglückliche, körperlich erſchöpfte Mann wankte unter der Bewegung dieſes Wiederſehens. Er wollte reden, aber die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, und er konnte nur die Worte „Standrecht“ — „Lina“ hervorbringen; zwei Worte, deren Gewicht den Juriſten und den liebenden Mann zu erdrücken drohte.

Hermann, der ihn umſchlungen fortgeleitete, ſuchte ſich ſelbſt zu faſſen, um den Freund zu beruhigen.

Du mußt gerettet werden, flüſterte er ihm zu. Was kann ich thun, Ludwig, — welche Mittel und Wege —?

Keine, beſter Hermann, — ich weiß keine. Ach, für mich gibt's auch keine!

Hör', Ludwig! Verzweifle nur nicht, gib nur nicht gleich Alles auf, und beſinne dich! Der Gnadenweg bleibt ja offen; aber wir wollen ihn vor dem Urtheil einſchlagen. Man muß Freunde, Gönner in Bewegung ſetzen. Weißt du dir denn Niemanden? Keinen Mann von Einfluß beim König? Komm' mir doch zu Hülfe: ich bin ſo zerſtreut! Erinnere mich doch an irgend wen!

O mein Herzensfreund, welcher Mann wagte in ſolcher Angelegenheit ein Fürwort? Nein! Nur von einer Seite könnte man noch — vielleicht noch bei Jerôme ankommen; aber ich kenne keine leichtfertige Dame!

Hermann ſtutzte wie vor einem Blitz.

Aber ich, Ludwig! flüſterte er dem Freunde zu. Ich kenne eine, — keine leichtfertige, aber eine edle, hohe Frau, — eine rettende Seele. Sei getroſt: nun hab' ich's!

Sie ſtanden vor dem Caſtell und mußten warten, bis geöffnet wurde, da bei ſoviel Eingebrachten und vor dem Zudrange der Menſchen auf dem Platz die Veſte umſtändlicher geſchloſſen wurde. Hermann erhielt die Erlaubniß, mit in den Hof einzutreten, um für die beſondere Verköſtigung ſeines Freundes zu ſorgen. Er übergab dem Gefangenwärter, was er an Geld bei ſich hatte, und empfahl ihm Ludwigen zur ſorgfältigſten Behandlung und Beköſtigung. Dann flüſterte er dem Freunde zum Abſchied einen Namen zu, bei dem der gebeugte Mann doch einen Athemzug der Hoffnung that.

Nun eilte Hermann über die Brücke und den Markt- und Marſtäller-Platz hinauf, ſtracks nach dem alten Schloß, wo er ſich bei der Gräfin Oberhofmeiſterin dringend melden ließ.

Alles rannte durch einander, in Bewegung zur Abreiſe der Königin. Es war eigentlich die in der geſtrigen Angſt vor der Rebellion beſchloſſene Flucht nach Strasburg, die nun nach dem beſiegten Aufſtande doch nicht zurückgenommen, ſondern uneingeſtanden mit einer „wiederholt erfolgten Einladung der Kaiſerin von Frankreich“ beſchönigt werden ſollte.

Die Gräfin, über die Anmeldung verwundert, ließ den Freund nach einem entlegenen Cabinet führen, wo ſie ihn, von ſeinem Ausſehen vollends betroffen, mit der Frage empfing:

Mein Himmel, was haben Sie, lieber Doctor? Iſcht ein Unglück geſchehen?

Hermann war mit dem dringendſten Anliegen ungeſtüm genug gekommen; aber die Erſcheinung der hohen Frau in dieſer vornehmen Umgebung ſetzte ihn bei ſeiner empfänglichen Bildung ſchneller in das Gleichgewicht einer beſonnenen, aber entſchloſſenen Seele.

Ja, ein Unglück, Ew. Durchlaucht, antwortete er mit ſeiner wohltönenden, aber etwas bewegten Stimme, — das größte, glaube ich, das mir begegnen konnte. Mein Freund Ludwig Heiſter, Friedensrichter in Homberg, iſt eben ins Caſtell gebracht worden. Er hat ſich an dem Aufſtande betheiligt, und das Standrecht bedroht ſein Leben. Ew. Durchlaucht haben mir früher die Erlaubniß, den unverdienten Muth gegeben, mich in vorkommender Noth an Sie zu wenden: ſo bin ich nun gekommen. Helfen Sie jetzt, retten Sie einen edeln Menſchen, eine Familie und meine eigene Zufriedenheit!

Er ließ bei dieſen Worten ſich auf ein Knie nieder und faltete die bittenden Hände. Sein Herz war aufs tiefſte bewegt.

Ruhig, ruhig, lieber Freund! Stehen Sie auf! Bedenken Sie, wo Sie ſind, und ſprechen S' hier ja ganz gelaſſen!

Vergebung, Durchlaucht, wenn die dringende Gefahr mich ungeſchickt macht. Ich fühlte eben mehr das ſchwere Wort Standrecht. Es endigt mit „Tod durch Pulver und Blei“. Eilen Sie zum König, erwirken Sie Begnadigung! Es iſt der einzige Weg.

Die Gräfin trat einen Schritt zurück, erblaßt und betrübt vor ſich niederblickend. Dann verſetzte ſie mit leiſem Kopfſchütteln:

Das iſcht viel verlangt, guter Freund, zu viel. Der König ſieht heut noch gar nicht darnach aus, Gnade für Recht ergehen zu laſſen, — ſo bald.

Heut noch nicht? O gnädige Gräfin, mein Freund hat vielleicht nur das heut noch. Dies heut, bei Gott! muß verſucht werden im letzten Tropfen des Möglichen. O laſſen Sie ſich bewegen, gnädigſte Fürſtin!

Und haben S' denn auch bedacht, daß Sie mit Ihrer Verwendung — als Freund eines Rebellen erſcheinen? Sie ſelbſt —! Ich müßte mich doch auf Sie, auf Ihr Anrufen beziehen?

Für mich ſeien Ew. Durchlaucht ein für alle mal ganz unbeſorgt. Und was den „Rebellen" betrifft, — o ſo ſehen Sie das Ereigniß, das Unternehmen, dieſen Volksaufſtand einmal nicht mit ſtrengfürſtlichem Auge an! Sie haben ein Recht auf ein altfürſtliches Auge für Empörung von Unterthanen. Und auch Könige von geſtern gewöhnen ſich nur allzu ſchnell an dieſen Blick, ſelbſt wenn ſie von einer Revolution geboren, von der Uſurpation gekrönt ſind. Aber König Jerôme wird ſich beim Namen Heiſter doch auch erinnern, welches Unrecht dieſem Manne von Sr. Majeſtät geſchehen, welche Entehrung ihm zugedacht war, ehe die liebenswürdige Frau des Freundes die Anträge Sr. Majeſtät — vielleicht nicht rückſichtsvoll genug von ſich gewieſen hatte.

Mein Gott, jetzt beſinne ich mich des Namens und des Vorfalls beim Feſchte des Hofmarſchalls und — Aber ſtill davon! Still, ſtill!

Nun ja, und derſelbe Mann, derſelbe verletzte Beamte, von all' dieſer Kränkung noch heiß bewegt, hat ſich zum Aufſtande hinreißen laſſen. Das iſt ſeine Sch Doch, gnädigſte Frau, mit ſeinem Unglück iſt die S des Königs nicht abgethan, ſie geht mit ins Standger Sagen ihm Ew. Durchlaucht, es werde in den Au der Reſidenz wie eine Rache ausſehen, wenn der Ma der ungefälligen Frau erſchoſſen würde. Nur durch B gnadigung könnte die Majeſtät — O, Sie verſtehen mi

Die Gräfin war in lebhafter Unruhe. Sie wand nach dem Fenſter, ſie kam zurück; man konnte ihr ſehen, daß ihr Herz — ob mit einem Entſchluß kämp oder um einen Ablehnungsgrund verlegen war. Endl ſagte ſie mit umhertaſtender Befangenheit:

Ich weiß überhaupt nicht, ob in einem ſolchen Fa Ausnahmen vom Geſetze gemacht werden. Andern wir auch nicht an Beſchwerden fehlen, ihre Theilnahme a Aufſtand zu beſchönigen. Aber wenn auch Begnadigu ſtattfinden kann: ich für meine Perſon darf ſie nicht a ſprechen, — ich nicht!

Gnädige Gräfin, wendete Hermann ein, ich ha gerade gedacht, Sie vor allen Menſchen am Hof könnt es am eheſten, am wirkſamſten, — Ihrer Stellun Ihrem perſönlichen Werth und Gewichte nach.

Sie verſtehen das nicht, Sie — unabläſſiger Menſch verſetzte die Dame ungeduldig und verlegen, während ſ doch verſtanden oder entſchuldigt ſein mochte. — Wa wiſſen Sie denn mit Ihrem Fodern und Dringen! Nehmen Sie doch einmal den Fall und ſagen mir ehrlic ganz ehrlich, — wenn die Frau Heiſter — ich mein nach jener Unterhaltung mit dem König — an meinen Platz wäre, und — ſollte beim König eine ſo ſchwer

Bitte anbringen und mit Nachdruck: ob ſie's thäte, ob ſie's riskirte?

Sie wendete ſich befangen ab, als ob ſie nach etwas ſuche; indem aber Hermann betroffen und nachdenklich einige Augenblicke ſchwieg, kehrte ſie zurück und ſah ihn befangen an.

Iſt es ſo, gnädigſte Frau, ſeufzte er. Stehen Ew. Durchlaucht ſo, daß Sie — Unterhandlungen, Gegenfoderungen zu fürchten haben? Ach, ich begreife das — von König Jerôme! Aber — Gott im Himmel! Zwiſchen ſolchen beklagenswerthen Verhältniſſen, ſolchem entſetzlichen Schacher — o verzeihen Sie, edle Frau! — ſoll mein braver Freund zu Grund gehen, der ſonſt zu retten wäre? Und — in ſolche unedle Bruſt wäre das himmliſche Vorrecht der Begnadigung gelegt? Gnade, das Lehn der Gottheit, dem echten König verliehen, wäre ſo mit dem unedelſten, gemeinſten Gelüſt in die ſchwebende Schacherwage gelegt? Gnade für —! O Gott, o Gott! Und, Gräfin — laſſen Sie mich denn es geſtehen, was mich zum Aeußerſten meiner Bitte bringt! Laſſen Sie mich nun nach ſolchem Bekenntniß von Ihnen in unſerm edelern Handel mein höchſtes Gebot thun! Ich — liebe die Frau meines Freundes, — Ludwig weiß es, ich kam eben aus dem Caſtell von ihm, und ich habe ihm Rettung verſprochen, habe ihm Ihren, der letzten Hoffnung Namen genannt. Und wenn er morgen vor den ſechs Kugelläufen ſteht, die auf ſeine Bruſt anſchlagen, und bei ſich dächte, — einen ewigen Augenblick dächte, — ich — ich hätte nicht das Letzte gethan, und — ich berechnete meine Zukunft, ich würfelte mein Glück mit den ſechs Bleikugeln — die ihn träfen: Gott im Himmel, Gräfin, Fürſtin —! Hülfe, Rettung für mich wie für ihn!

Er fiel auf die Knie, er faßte ihre ſeidene Robe und drückte ſie an ſeine Lippen, an ſeine Augen. Doch nur einen Augenblick; denn ſie trat erſchrocken und erſchüttert zurück, indem ſie ängſtlich ausrief:

Stehen Sie auf! Vergeſſen Sie doch nicht, wo Sie ſind, wer jeden Augenblick eintreten kann!

O verzeihen Sie mir, gnädigſte Frau! fuhr Hermann gefaßter fort. Aber — Sie ſehen ein, daß ich ohne Hoffnung nicht gehen kann. Meine Füße bringen mich nicht hinweg. Und — vergeben Sie mir das Wort — wäre denn keine Frau an dieſem Hof, auch keine deutſche Frau, die, königlicher als der König, ihm — zuſagte, was ſie nicht zu halten gedächte, — eine königliche Handlung, eine unfreie, aber beglückende That mit einer ſtolzen Täuſchung erkaufte? Eine dankbare, ſegnende Zukunft für drei befreundete Menſchen würde geſchaffen oder gerettet durch eine ſchwebende Seifenblaſe, die bald genug als ein trübes Tröpfchen Waſſer zu Boden fiele?

In dieſem Augenblicke hörte man aus den nächſten Gemächern lebhaftes Reden. Die Gräfin, unruhig, aufgeregt, ſagte mehr mit Unwillen als mit ihrer gewohnten Freundlichkeit:

Bleiben Sie hier, halten Sie ſich ruhig, und erwarten Sie meine Rückkunft.

So ſtürmte ſie fort.

Dieſe Rückkunft verzögerte ſich wol eine gute halbe Stunde, die der Freund mehr erſchöpft als ängſtlich zubrachte. Bald faßte er einige Hoffnung, bald beruhigte er ſich bei dem Gedanken, daß er wenigſtens das Mögliche für Ludwig gethan habe.

Endlich kam die Gräfin zurück, von einem Pagen begleitet, der einen großverſiegelten Brief in Händen hatte. In ſtolzer Haltung, mit ſtrengem, geſpanntem Ausdruck in dem aufgeregten, ſtärker gerötheten Geſichte ſagte ſie franzöſiſch:

Folgen Sie hier dem Herrn Baron von Lehſten zum Commandanten des Caſtells. Dort werden Sie vernehmen, in welcher Weiſe Ihr Freund wird entlaſſen werden. Sagen Sie mir kein Wort! Sorgen Sie, daß Ihr Freund ſchnell und ſo weit wie möglich komme. Leben Sie wohl! Wir werden uns nicht wiederſehen! Niemals!

Ehe Hermann dazu kam, ein Wort des Dankes, eine Bitte um Vergebung ſeiner Kühnheit vorzubringen, war ſie durch die nächſte Thür entſchwunden.

Er wendete ſich dem Pagen zu, der ihn mit raſchen Schritten nach dem Caſtell begleitete.

Neuntes Capitel.

Eine Flucht und ein Abſchied.

Mit wieviel überſpannter Zuverſicht und Erwartung Hermann auch den gewagten Gang nach der alten Burg, zu einer halbvergeſſenen Gönnerin, unternommen hatte; der gute Erfolg konnte ihn immer noch durch die Schnelligkeit überraſchen, womit er gewonnen war. Dennoch blieb die Zufriedenheit des Freundes weit hinter ſeinem Glücke und hinter der vorausgegangenen leidenſchaftlichen Bewegung ſeiner Seele zurück. Die ſtolze Entrüſtung, womit ſeine fürſtliche Gönnerin ihn zuletzt doch entlaſſen und ſozuſagen mit Unwillen abgefertigt hatte, ſchien in ſeinem nun herabgeſtimmten Innern nachzuwirken, und er fühlte nicht ohne Beſchämung, daß er auf eine ſo verwerfliche Zumuthung in dem ſittlich zarteſten Verhältniß als letztes Mittel zur Rettung Ludwig's fallen konnte, und die er ſogar gegen eine hohe, edle Frau ſo unbefangen ausgeſprochen habe. Indeß ließ ihm die Dringlichkeit ſeines Anliegens in Begleitung des Pagen keine Zeit, weder über den Verdruß einer fürſtlichen Dame, noch über den Jeſuitismus freundſchaftlicher Verzweiflung lange nachzugrübeln.

Der Commandant des Caſtells, eben jener Offizier, dem das Dörnberg'ſche Unternehmen nicht fremd geweſen war, gehörte nicht zu jenen Einverſtandenen, die hinter dem Mislingen des Aufſtandes her ſich als Gegner deſſelben beeiferten. Nachdem er ſchon am Morgen die Verſicherung ſeiner Ergebenheit und ſeines Gehorſams gegen den König ſchriftlich eingeſchickt hatte, that er Alles, was ſich mit ſeiner Verantwortlichkeit vertrug, zur Erleichterung und Erheiterung der eingebrachten Gefangenen, die das Unglück des Unternehmens zu tragen hatten.

Mit dieſer wohlwollenden Geſinnung wendete er ſich, nachdem er den Ueberbringer des ſchriftlichen Befehls entlaſſen hatte, an Hermann, indem er vertraulich ſagte:

Das iſt mir eine höchſt erfreuliche Ordre, ſo ſehr mich die Art der Ausfertigung befremdet. Wir wollen darum eilen, ſie zu vollziehen. Ich ſoll Herrn Heiſter bei Nacht entſchlüpfen laſſen. Mehr kann ich Ihnen nicht ſagen, und mehr bedarf es ja für Sie auch nicht. Treffen Sie Ihre Anſtalten zu einer recht ſchnellen Flucht Ihres Freundes. Wir wollen gar nicht die Nacht, ſondern nur die Dämmerung abwarten. Die Unterſchrift des Königs, die mir zu meiner Rechtfertigung genügt, iſt von Niemanden contraſignirt, und der Inhalt der Ordre, wie es ſcheint, einer Frauenhand in die Feder dictirt. Wir wollen darum eilen, jedem Widerruf zuvorzukommen; ſorgen Sie dafür, daß eine etwaige Verfolgung des Entflohenen zu ſpät komme.

Um hierzu das Nöthige zu verabreden, ließ der Commandant den Gefangenen herab in den Hof bringen. Die Eile, womit die Gunſt der nächſten Stunden benutzt werden mußte, geſtattete den Empfindungen der Freude und der Hoffnung wenig Raum. Ludwig entſchloß ſich, über Homberg zu gehen, um Lina Lebewohl zu ſagen. Hermann übernahm es, ſie durch einen reitenden Boten voraus zu benachrichtigen, damit zur Weiterflucht Alles vorbereitet ſei. Und da zu fürchten war, daß ſie, von Ludwig's Unglück benachrichtigt, vielleicht ſchon auf dem Wege nach Caſſel ſei, ſo ſollte der Bote die Straße reiten, die ſie gewöhnlich zu nehmen pflegte, um ihr zu begegnen.

Das Nächſte war ſodann für Hermann, daß er bei Jacobſon eine Summe in Gold aufnahm und ſein Pferd füttern und ſatteln ließ. Als die Dämmerung herankam, führte ſein Burſche das muntere Thier hinaus vor das Leipziger Thor. Hermann ſelbſt nahm den im Caſtell umgekleideten Freund am Ausgang in Empfang, und ſchlenderte mit ihm, unter den dringendſten Verabredungen für die nächſte Zukunft, hinaus, wo ſodann Ludwig mit heißem herzlichen Lebewohl das Gold einſteckte, das Pferd beſtieg, und mit thränenden Augen der ſinkenden Nacht entgegeneilte.

Schwere, leidvolle Tage folgten jetzt. Die Küraſſiere, die am Aufſtande Theil genommen, waren unter Anführung ihrer Unteroffiziere großentheils von der mobilen Colonne als Gefangene aufgebracht worden. Sie wurden ſtandrechtlich je der zehnte Mann erſchoſſen. Auch andere Eingebrachte, Soldaten und Bauern, verfielen dem Urtheil auf Hinrichtung durch Pulver und Blei. Die Vollſtreckung dieſer Urtheile fand auf dem ſogenannten Forſte ſtatt, von woher an manchem ſchönen Frühmorgen die Büchſenſchüſſe mit dem Oſtwind an Hermann's hohem Fenſter wiederhallten. Es war eine entſetzliche Vorfeier jener nahen Frühlingstage, die den Freund vor einem Jahre zum erſten mal hier, im Ausblick über die weite herrliche Landſchaft, entzückt hatten.

Solcher Erinnerungen und deſſen, was ſich daran knüpfte, froh zu werden, war die traurige Zeit nicht angethan. Denn es blieb nicht bei den betrübenden Ereigniſſen im Weichbilde der Reſidenz von der Knallhütte herab nach dem Forſte: leidvolle Nachrichten ſtanden aus Homberg bevor, und ganz Deutſchland ward von dem Unglück erſchüttert, das die öſtreichiſchen Waffen traf. An demſelben 22. April, an welchem in der Frühe die heſſiſchen Inſurgenten zerſprengt wurden, war bei Eckmühl die öſtreichiſche Armee aufs Haupt geſchlagen und zerſtreut worden. Und ſo wehmüthig man zuerſt im weſtfäliſchen Moniteur las, wie ſehr die Gemeinden des Königreichs ſich beeiferten, die ehrfurchtsvolle Huldigung ihrer unerſchütterlichen Treue und Ergebenheit an Se. Majeſtät zu den Füßen des Thrones niederzulegen und erneuerte Eidſchwüre anzubieten, ſo ſchmerzlich für deutſche Herzen nahmen ſich in franzöſiſcher Sprache die Lobeserhebungen aus, die Napoleon dem würtemberger Armeecorps für den tapfern Mitkampf gegen Oeſtreich in ſeinen Bülletins ſpendete, — ſo demüthigend kam dem für die heſſiſchen Patrioten zu ſpät erfolgten Auszuge des Majors Schill mit ſeinem Regiment eine verdammende Ordre des Königs von Preußen, ein „Ruhe ſei die erſte Soldatenpflicht“ von Königsberg am 8. Mai nachgehinkt. Hermann, weit entfernt, ſich zufrieden zu geben, daß er mit ſeiner ruhigen, beſonnenen, aber ebenſo feſten Entſchloſſenheit durch kleinliche, faſt lächerliche Hofintriguen an dem Unglücke der Erhebung vorübergeführt worden, fühlte nur deſto leidmüthiger all' den Jammer mit, der durch das zerriſſene, getheilte, in ſeinen Fürſten uneinige Deutſchland ſchwer und ſchmachvoll über eine ſo edle, über die begabteſte Nation kam.

Die Königin hatte indeß Caſſel wirklich verlaſſen. Die deutſchen Bittſchriften mehrer bedrängten Familien von hingerichteten Inſurgenten erreichten die Prinzeſſin von Würtemberg nicht mehr, die ſonſt auch nur franzöſiſch abgefaßte Bittgeſuche anzunehmen pflegte. Ihre Oberhofmeiſterin, die Gräfin Antonie, war jedoch mit dem Vorwande von Unpäßlichkeit zurückgeblieben. Es ſchien aber zu einem andern Zwecke geſchehen zu ſein. Sie hatte eine lange und herzliche Berathung mit ihrem Gemahle gehabt, und war mit ihm einig über ein Vorhaben, deſſen Eröffnung aber dennoch ihr Gemüth bewegte, als ſie gegen Abend eines ſtillen Tages in ihrem Wohnzimmer auf- und niederwandelte.

Es war heut nicht mehr ganz die alte Ordnung jenes Gemachs, worin einſt Adele Le Camus mit Hermann ihre deutſchen Stunden gehabt hatte. Koſtbarere Möbel aus dem andern Zimmer waren eingeſtellt, und an den Wänden hingen mehre gute Gemälde, die in glänzenden Rahmen Landſchaften aus dem rauhen, romantiſchen Theil von Hechingen darſtellten, unter Anderm über den beiden geſchloſſenen Thüren zum Boudoir und zum Salon der Gräfin das alte Bergſchloß Zollern, von zwei Seiten aufgenommen. Einige Blumenvaſen auf Pfeilertiſchchen ſtanden friſch gefüllt. Die Gräfin ſelbſt war ſorgfältig angezogen, was man in vollem Staat nennen konnte. Sie hatte befohlen, keinen Beſuch zuzulaſſen außer dem, um deſſentwillen der Kammerdiener die gute Livrée trug, worin er eben die Thür aus dem Salon aufriß.

Der König trat mit Lebhaftigkeit ein, und Gräfin Antonie empfing ihn mit großer Reverenz.

Was iſt das? fragte er betroffen, indem er ſie anſtarrte und im Zimmer umherblickte. Was ſoll das bedeuten? Der Diener in Livrée, das Zimmer ausgeſchmückt, die Herrin im Putze? Ich war auf die allereinfachſte Erſcheinung meiner lieben Gräfin Antonie gefaßt, des zärtlichſten Stündchens einer liebevollen Hingebung, des Glücks einer langerſehnten Gewährung verlangend, und — werde ausgeſucht feierlich empfangen? Doch — ich denke, es iſt nicht ſo gemeint, wie es ausſieht, liebe, liebe Antonie!

Er breitete die Arme aus, ſie zu umfaſſen; ſie wich mit zurückweiſender Hand aus, indem ſie mit Ernſt und Würde verſetzte:

Nicht dieſe Vertraulichkeit, Sire, ich bitte! Erlauben Sie mir zwei ſoweit auseinanderliegende Momente, als die Erwartung Ew. Majeſtät und mein eigentliches Vorhaben ſind, raſch, durch ein offenes Bekenntniß auszugleichen. — — Ich war in mehr als Einem Betracht die rechte Perſon nicht, die Ew. Majeſtät um die Freiheit, um die Begnadigung eines unglücklichen Mannes anſprach, der nun wol die Grenze Ihres Reichs weit hinter ſich hat. Allein der Freund dieſes Mannes, Herr Teutleben, den Ew. Majeſtät kennen, wendete ſich eben an mich, und ich fürchtete, daß vielleicht kein Mann eine Fürſprache in dieſer Sache ſo früh, als es doch geſchehen mußte, bei ſeinem mit Recht entrüſteten Könige wagen werde. Dennoch hätte ich es nicht thun ſollen. Ich ſoderte allerdings eine echt königliche Handlung, eine hohe That der Gnade, durch die zugleich eine ſtrenge Ausübung der Gerechtigkeit an einem Verbrecher der Misdeutung entzogen wurde, als gelte es Ihnen, Sire, um eine unwürdige Rache gegen die Gattin des Mannes, die früherhin Ew. Majeſtät ſtadtkundige Aufmerkſamkeit für ſie — ſo wenig paſſend zu behandeln wußte. Aber, indem gerade ich dieſe große Mahnung an den König wagte, regte ich unbedacht in dem Manne Jerôme eine alte — Capriſe für das Weib in der Bittſtellerin auf, und lebhaft wie Ew. Majeſtät zu empfinden pflegen, vergaßen Sie über dieſe Laune für mich, den König in Ihnen. In der Aufregung des Augenblicks, wo ſoviel Bedeutendes auf dem Spiele ſtand, und ich Ew. Majeſtät um Alles von einer menſchlichen Schwäche zu einer fürſtlichen That zurückbringen mußte, vergaß ich mich ſoweit, zu Ihrer Bedingung, zu Ihrer Gegenfoderung auf eine Weiſe ſtill zu ſchweigen, die wie eine Einwilligung, wie ein Zugeſtändniß ausſehen konnte. Mein Troſt war, Ew. Majeſtät würden ſich in ruhiger Stunde des Rechten beſinnen; aber ich fühle nun ſchmerzlich, daß Sie gekommen ſind, mich meine Selbſtvergeſſenheit tief empfinden zu laſſen.

Jerôme, durch den für ihn doch etwas bittern Ernſt der langen, offenbar vorbedachten Rede noch mehr entrüſtet, als in ſeinem getäuſchten Verlangen zugleich gereizt, erwiderte heftig:

Gräfin? Ich will nicht hoffen, daß Sie ernſtlich ſolche Täuſchung, ſolches Spiel mit mir ſich erlaubt haben.

Das war nun das rechte Wort: eben nicht für eine Frau, die in ihrem fürſtlichen Selbſtgefühl einen lange geſammelten Unwillen kaum bemeiſtern konnte.

Erlaubt, Sire? rief ſie lebhaft aus. Ja, ich habe mir's erlaubt!

Eine augenblickliche Stille entſtand.

Die Gräfin hielt an ſich und nahm ſich zuſammen; dann fuhr ſie ſanfter fort:

Vergebung! In dieſem Tone dachte ich nicht von Ew. Majeſtät mich zu verabſchieden. Mein Mann und ich haben nämlich die Abſicht, Caſſel zu verlaſſen. Verzeihen Sie meine Aufwallung! Aber, ich bin auch im tiefſten Herzen ſehr verſtimmt — über mich, über Vieles; traurig, ſehr traurig, Sire, über die unglückliche Zeit, über ſoviel Unwürdiges, was um uns her vorgeht, über ſoviel Verhängniſſe, die in ganz Deutſchland Hoch und Niedrig treffen. Drum, Sire, laſſen Sie uns die bittere Stunde abbrechen! Sehen Sie, dazu habe ich dieſen kleinen Schmuck des Zimmers — — Ich dachte zu einem heitern Abſchied —

Mich hier ſtehen zu laſſen, mich ja nicht aufzuhalten! fiel Jerôme mit verhaltenem Groll ein.

Die Anſpielung der Gräfin auf den Hof und die politiſchen Verhältniſſe ſteigerte noch ſeinen Unwillen. Er ſuchte nach einem Trumpf, womit er lachend und mit ſiegendem Stolze gehen könnte.

Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrer Trauer über die

Zeit meinen, Madame, ſagte er. Frauenpolitik kann mich auch nicht ſehr anfechten. Aber Eines begreife ich, daß ich es mit Ihrer Zeit nicht gut getroffen habe. Ich komme, einen zugeſagten Dank zu holen, wo Sie gerade einen zärtlichen Dank ſelbſt zu empfangen ſich geſchmückt und — ſo reizend verjüngt haben.

Ich verſtehe Sie nicht, Sire!

Ei, erwiderte er mit boshaftem Lächeln, iſt hier nebenan nicht das Boudoir, wo bei meinem frühern unerwarteten Beſuche der junge Sprachmeiſter mit Adelen Le Camus ein Stündchen verſteckt war? Damals gab er Unterricht, heut wird er mit ſeinem Danke warten. Ich will ihm die Zeit ja nicht länger machen!

Er griff nach dem abgelegten Hut. In demſelben Augenblicke zuckte die Gräfin zuſammen, leichenblaß, die Hand an ihr Herz gedrückt. Dann nach einigen Augenblicken der Faſſung ſich erhebend, hochgetragen und mit einem Blicke der Verachtung ſchritt ſie, die Thür des Boudoirs zu öffnen.

Jerôme lachte laut auf.

Ha! rief er, ich weiß es zu ſchätzen, daß Sie mich überzeugen wollen!

Die Gräfin ging ebenſo ſchweigend, die Salonthür aufzumachen. Dann ſagte ſie, anfangs nicht ohne Beben in Stimme und Bewegung, bald aber mit all' ihrem fürſtlichen Stolze:

Ja, ich habe Ew. Majeſtät überzeugen wollen, daß kein Domeſtik in der Nähe iſt, wenn ich Ihnen Lebewohl ſage. Ich übergehe den eben ausgeſprochenen Argwohn, Sire, an den Sie ſelbſt nicht glauben, der nur eine augenblickliche Erfindung Ihres königlichen Herzens iſt. Ich war mit meiner Fürbitte für den begnadigten Herrn Heiſter nicht etwa inconſequent, Sire. Seit Sie die Grille verfolgten, mich den liebenswürdigen Frauen beizugeſellen, die ihre eigene und die königliche Gunſt beſſer als ich zu ſchätzen wußten, war es mein Bemühen, Sie an königliches Handeln zu erinnern. Nicht etwa um Ihretwillen, Sire: was kümmerte mich der jüngſte Sohn der Madame Lätitia Buonaparte, der ja beſſere Lectionen von ſeinem kaiſerlichen Bruder erhält! Nein, ich that es für meine Königin, für meine Jugendfreundin aus einem alten Fürſtenhauſe, der ich die Zufriedenheit gönnte, ſich wenigſtens menſchlich würdig vermählt zu glauben. Mein Beſtreben war vergebens! Jerôme hat ſich doch zu lange in der Atmoſphäre von Baltimore aufgehalten, um nicht Liebhaberei an Handel und Wandel zu bekommen, und mit den königlichen Prärogativen gute Geſchäfte zu machen. Was thun wir hier, Sire? Wir gehen alſo! Ich bin nun durch Sie ſelbſt beruhigt, daß Sie doch nicht vergebens hierher gekommen ſind. Ich fürchtete anfangs, Sie kämen blos, um mich erniedrigt zu finden. Aber nein, Sie haben ſich mir noch einmal in Ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zeigen wollen. Sie ſind alſo nicht vergebens dageweſen. Leben Sie wohl, Sire!

Sie verneigte ſich wie eine Fürſtin, die einen außerordentlichen Geſandten entläßt, und betrat ihr Boudoir, das ſie hinter ſich verſchloß.

Die dunkeln Rollgehänge waren ſchon herabgelaſſen; es herrſchte tiefe Dämmerung im Gemach. Eine Erſchöpfung überkam die aufgeregte Dame. Sie fühlte ſich einer Ohnmacht nahe, und wie ſie nach dem Schellenzug wankte, glaubte ſie in ihrer aufgeregten Phantaſie Hermann und Cecile Arm in Arm heranſchweben zu ſehen. Sie faßte den Schellenzug ſo heftig, daß er abriß; ſie ſelbſt ſank bewußtlos zu Boden.

Nach einigen Tagen las mar im Moniteur, daß Se. Majeſtät den Abſchied der Oberhofmeiſterin und des Oberkammerherrn, der ſich auf ſeinen Gütern bei Königsberg aufhalten müſſe, anzunehmen geruht hätte.

Zehntes Capitel.

Rück- und Nachwirkungen.

Frau Lina hatte ſich nach dem ſchmerzlich frohen Abſchiede von ihrem Ludwig nicht entſchließen können, nach Caſſel auch nur zu Beſuch zu kommen, viel weniger überzuſiedeln. Sie zog ſich für den Sommer auf ihren nachbarlichen Weiler zurück, und lud Hermann ein, ihr die Mutter, wenigſtens auf einige Tage, zu ihrer wechſelſeitigen Beruhigung zu bringen, ihren herzlichen Dank für die Befreiung Ludwig's zu empfangen, und ſein Pferd ſelbſt abzuholen, das, von Ludwig überritten, in der Behandlung des Thierarztes ſei.

Jetzt konnte Hermann ſeiner guten Wirthin das Geſchick ihres Schwiegerſohnes nicht länger verſchweigen. Sie vernahm es mit jener Faſſung, die ältern Leuten, bei nicht mehr allzu lebhaften Empfindungen, leichter wird. Auch zogen nur allzu bald betrübende Begebenheiten in Homberg die befreundeten Gemüther in Mittheilnahme.

Zwar über Dörnberg vernahm der Freund beruhigende Nachrichten. Der flüchtige Oberſt hatte beim Oberforſtmeiſter oder Forſtinſpector von Buttlar ſeine Uniform gegen einen Anzug vertauſcht, wie ſolcher zum Namen „Peter Müller" paßte, unter welchem er mit einem Anlehn der Aebtiſſin von zwanzig Friedrichsd'or glücklich über die Grenze ins Fuldaiſche entkam. In derſelben Richtung war ihm Ludwig gefolgt, und ſeine Hinterbliebenen ſahen nun mit mehr Hoffnung als Beruhigung ſeinen Nachrichten entgegen, die freilich auf geheimen Wegen ſo ſchnell nicht zu erwarten waren.

Kaum aber hatte ſich Hermann mit dieſer guten Auskunft und nach heiterm Abendbeſuche bei Frau von Stölting und der holdſeligen Cordula, in der Frühe des Tages, zu Pferde gen Caſſel auf den Weg gemacht, als ſich in Homberg der Schreck verbreitete, daß in der Nacht ein Polizeicommiſſar angekommen ſei, das Damenſtift aufzulöſen.

Wirklich wurden unter der Beſchuldigung, daß die Stiftsfrauen die Fahne des Aufruhrs geſtickt und dreitauſend Thaler zum Aufſtande beigetragen hätten, die ſämmtlichen Papiere des Stifts in Beſchlag genommen und die Frauen Aebtiſſin, Dechantin und von Metzſch unter ſtarker militäriſcher Bedeckung nach Caſſel abgeführt.

Wie der Wagen an der Wohnung der Frau von Stölting vorüberkam, eilte die erſchütterte Freundin, die vorher am Stift abgewieſen worden, an den Schlag, um den Damen Lebewohl zu ſagen. Marianne Stein hätte gern noch einmal ihr „Herzblättchen“ Cordula umarmt; ſie wurde aber nicht aus dem Wagen gelaſſen, auch fürchtete die Mutter einen zu lebhaften Eindruck auf die Kranke. Doch dieſe, von dem Heulen und Weinen der Menſchen, beſonders der Armen, auf der Straße beunruhigt, hatte ſich vom Dienſtmädchen an das Fenſter führen laſſen, und war im Augenblicke, wo ſie, mit dem linken Arm auf die Führerin geſtützt, beim Anblick der bewaffneten Bedeckung und der aus dem Wagen vorgebeugten Dechantin ſchreckhaft bewegt, mit einem raſchen Griffe das Fenſter öffnen wollte, unter ſchmerzlichem Aufſchrei in die Arme des Mädchens zurückgeſunken. Während der Bemühung deſſelben, die Erblaßte mit Eſſenz zu beleben, fand die Mutter einige Minuten ſpäter ihr Kind im Armſeſſel an einem Herzſchlag hingeſchieden. — — —

Das Verfahren gegen die Stiftsdamen ging kurzer Hand. Obgleich nachgewieſen wurde, daß die Fahne vom Baumbachshof herbeigebracht worden, Fräulein Karoline ſich auch freimüthig als Verfertigerin bekannte, und aus den Stiftsrechnungen keine ungerechtfertigte Ausgabe nachzuweiſen war, ſo blieb doch das ſehr bedeutende Vermögen des Stiftes eine große Verlockung. Es wurde unter Aufhebung der Anſtalt mittels Decrets für verfallen erklärt, obgleich es, zum größten Theil im Ausland angelegt, nicht eingezogen werden konnte. Die Aebtiſſin wurde durch Verwendung ihres bei Hof angeſehenen Bruders mit Verhör verſchont; die Dechantin aber, im Beſondern noch einer Correſpondenz mit ihrem Bruder Miniſter, dem le nommé Stein, beſchuldigt, wurde unter unfreundlicher Behandlung in Begleitung von Fräulein Metzſch nach Mainz abgeführt.

Im Uebrigen wurde der Aufruhr in ſeinen Theilnehmern nicht ohne Rückſicht und ſchonenden Anſtand behandelt. Der König war nicht rachſüchtig, und von den Miniſtern gab ſich keiner zu unermüdlichen Anklagen und widerwärtigen Verfolgungen her. Nur die durch ihre Flucht anerkannten Unternehmer und Hauptanführer des Aufruhrs wurden für Verräther am Vaterland und König erklärt, und unter Beſchlagnahme ihres Vermögens in Contumaz verurtheilt. Die Ortsbeamten, die zum Aufſtande geläutet oder aufgefodert, wurden vor Gericht geſtellt. Die Unterthanen aber, ſofern ſie ſich binnen acht Tagen in ihrer Heimat einfanden, erhielten Amneſtie und ſogar die Senſen, Gabeln und ſonſtigen Geräthe, womit ſie ſich bewaffnet hatten, wieder zurück. Zum Schluß wurde den Miniſtern aufgegeben, alle jene Beamte, die ſich durch Muth und Entſchloſſenheit gegen die Inſurrection hervorgethan hätten, zum Behuf ihrer Belohnung auszumitteln.

Nun trat denn auch der neue Orden der weſtfäliſchen Krone als glänzende Auszeichnung der Getreuen hervor.

Dieſer Orden trug ſeinen Namen von einer Krone mit dem Blumenſchmucke acht goldener Fleurons auf blau emaillirtem Band mit der Deviſe: „Charakter und Aufrichtigkeit“. Auf und in Mitte der Krone ſtanden Adler und Löwe mit dem Rücken zuſammenſtoßend unter einer Krone verbunden; rechts vom Löwen das weſtfäliſche Pferd, links vom Adler der caſſeler Löwe — alle überragt von dem gekrönten kaiſerlichen Adler mit der Inſchrift: „Il les unit“.

Mit dem goldenen Ring einer ſich in den Schwanz beißenden Schlange hing die Decoration an einem dunkelblauen, gewäſſerten Bande. Die Großcommandeurs trugen ſie über dem Kleid von der rechten Schulter zur linken Hüfte mit einem ſilbernen Stern auf der linken Bruſt, die Commandeurs um den Hals, die Ritter im Knopfloche. Das beſondere Coſtüm der Ordensglieder war rehfarben — couleur-ventre de biche.

Jerôme ſelbſt gefiel ſich ſo in dieſem Anzug und Schmuck, daß er zuweilen darin zur Sonntagsparade erſchien: im deutſchen kurzen Waffenrocke von rehfarbenem Sammet, mit enganliegenden Beinkleidern derſelben Farbe, in altdeutſchen Ritterſtiefeln mit klirrenden Spornen, ein Ritterſchwert an breitem Bandelier über die Schulter gehängt, das große blaue Ordensband daneben. Um aber etwas Apartes zu haben, oder auch um durch das vorgeſchriebene Barett von ſchwarzem Sammet nicht zu unanſehnlich zu erſcheinen, liebte er es, ſtatt deſſen den gewöhnlichen dreieckigen militäriſchen Federhut aufzuſetzen, der ſich freilich zur altdeutſchen Tracht, couleur-ventre de biche, ſeltſam genug ausnahm.

Gar bald verbreitete ſich zu dieſem heitern Ausſehen die erſte poſſirliche Aeußerung des Kaiſers Napoleon, die er bei der Vorlage der Zeichnung zur Genehmigung des Ordens gethan haben ſollte. Nach ruhiger Betrachtung hatte er mit leiſem Kopfſchütteln geſagt: „Il y a bien des bêtes dans cet ordre là!“

Ein ſcharfſinniger Zuhörer dieſer bei einer Parade erzählten Anekdote bemerkte, der Kaiſer habe ganz überſehen, daß ſein Adler mit dabei ſei — „Il les unit“ heißt es ja doch!

Der Kaiſer Franz würde 'was Anderes geſagt haben, flüſterte ein Schalk. „Es ſind halter lauter Viecher ohne Hörner auf dem Orden“, würde er geſagt haben. Und ich hätte ihm geantwortet: „Majeſtät, laſſen wir unſern guten König Jerôme dafür ſorgen, daß die richtigen Leute unter den Orden kommen!“

Solche Aeußerungen geſchahen jetzt wieder mit größter Vorſicht; denn die Polizei war nach dem Aufſtande verſchärft und unter beſonderer Generaldirection hergeſtellt worden. Jerôme, auf ſeinen frühern Gedanken zurückgekommen, hatte dieſelbe dem alten Bongars zu ſeinem Commando der Gendarmerie übertragen, und dieſer ſich zum Generalſecretär einen Polizeimann von Ruf angenommen, einen Herrn von Schalch — er ſelbſt ein Schweizer, ſein von aber von unbekannter Herkunft —, ein ſchöner Mann bis auf ſeine tellerförmige Glatze. Wie methodiſch er zu Werk ging, zeigte ſich dadurch, daß er gleich als Baſis polizeilichen Verfahrens ganz Heſſen in drei Claſſen von Einwohnern theilte: in franzöſiſche, altdeutſche und zweideutige Patrioten.

Bei alledem, daß Jerôme ſich bald wieder zu zerſtreuen anfing und „wieder luſtig“ zu ſein nicht vergeſſen hatte, es daher auch gern ſah, daß ſein Jugendgenoſſe, Graf Fürſtenſtein, ſeine Vermählung mit der Comteſſe Adelheid von Hardenberg mit glänzendem Aufwande beging, hinterließ doch das heſſiſche Ereigniß, wenngleich verunglückt, doch einen nachhaltigen Eindruck auf ſein Gemüth. Er benahm ſich, wenigſtens anfangs, mit mehr Ernſt und würdiger Haltung. Die deutſche Sprache und Partei war allerdings ſeiner Gunſt nicht näher gerückt; daß er aber die Bewegungen in Deutſchland fortan mehr beachtete und richtiger erkannte, bewies ein Brief, den er allerdings erſt ſpäter an den Kaiſer ſchrieb, den wir aber hier einſchalten, weil er uns aus der Betrübniß über die unglückliche Wendung der Dinge in Heſſen und in Oeſtreich prophetiſch auf die große, ſiegreiche Erhebung des ganzen Vaterlandes hinweiſt.

Jerôme ſchrieb:

„Ich weiß nicht, was Ew. Majeſtät über den Geiſt in Deutſchland berichtet wird; aber wenn man Ihnen von Unterwerfung, Ruhe, Schwäche ſchreibt, ſo iſt das Lüge und Täuſchung. Die Gährung iſt auf dem höchſten Gipfel, die thörichtſten Erwartungen ſind wach; man nimmt ſich Spanien zum Beiſpiel. Wenn es zum Krieg kommt, wird alles Land von der Oder bis zum Rhein in hellen Aufruhr losbrechen. — — — Die Verzweiflung der Völker, die nichts mehr zu verlieren haben, weil man ihnen Alles genommen hat, darf Beſorgniß erregen. Nicht blos in Weſtfalen und den Frankreich unterworfenen Ländern iſt das Losbrechen zu fürchten, ſondern in den Gebieten aller Rheinbundsfürſten; dieſe ſelbſt werden das erſte Opfer ſein."

Doch die beſſern Einſichten Jerôme's verbeſſerten auf die Dauer nichts an dem Carneval ſeiner Regierung, und gerade gegen die Zeit hin, die er vorausſagte, ſchilderte ein Augenzeuge in ſeinem ſchlagenden Franzöſiſch die weſtfäliſche Wirthſchaft mit den Worten:

„Les contribuables ne payent pas, les fonctionnaires se relâchent, les militaires se rebutent, les ministres s'endorment, le Roi s'amuse, — la boutique va à tous les diables."

(„Die Steuerbaren zahlen nicht, die Beamten erſchlaffen, das Militär verliert den Muth, die Miniſter ſchlummern ein, der König vergnügt ſich, — die ganze Wirthſchaft geht zum Teufel!")

Inzwiſchen war endlich auch ein lange erwartetes Schreiben von Ludwig eingelaufen oder vielmehr eingeſchlichen. Die Kürze deſſelben und die auffallend unſichere Handſchrift erſchreckten Lina, noch ehe ſie nur den Inhalt kannte.

Ludwig ſchrieb:

„Ich bin hier in Prag nach mancher Gefahr, Mühſeligkeit und Angſt leiblich wohl angekommen. In Fulda traf ich Herrn von Dörnberg; wir reiſten nach den Umſtänden bald zuſammen, bald getrennt, und ſind hier im Rothen Hauſe eingekehrt. Der Erſte, der mir auf der Treppe begegnete, war unſer Kapellmeiſter Reichardt, im Begriff, zu ſeiner Rückkehr nach Halle einen Platz auf der Poſt zu beſtellen. Er will nun meinethalben noch ein paar Tage bleiben. Ach, wie zuckt unſer Herz von Freude und Wehmuth beim Anblick eines Bekannten in der Verbannung! Wir ließen uns, Dörnberg und ich, ſogleich beim Kurfürſten melden, und wurden ſehr gnädig empfangen. Der Herr war bereits von Allem genau unterrichtet, und als Dörnberg ſich darüber verwunderte, weil der vertraute Anhang des Fürſten auf der Flucht ſei, lächelte er und fragte nach einer Weile, wie zufällig, ob wir einen gewiſſen Herrn Wilke kennten? — Ich verſetzte: Ja, königliche Hoheit, wie man ein unaufgelöſtes Räthſel kennt. Er iſt Gendarmerieſcribent bei Bongars. — Der Herr ſah mich ſcharf an, ſchwieg aber mit einer Miene, die mir auf einmal Licht über den jungen Mann gab, der unſerm lieben Hermann bisher eben ein ſo unheimliches Räthſel war. Am Ende iſt er weſtfäliſcher Scribent und kurfürſtlicher Agent zugleich. Ein guter Platz für Letzteres gerade bei der Polizei, und eine gute Schule zu einem künftigen Diplomaten! — — Bei unſerm Weggehen erlaubte ich mir, eine warme Fürſprache für die armen Familien einiger unglücklichen Flüchtlinge und Gefangenen, die inzwiſchen vielleicht erſchoſſen worden, allerunterthänigſt vorzubringen. Der Herr ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er mit geheimnißvoller Miene: Das verſtehen Sie nicht, lieber Heiſter, — die Staatsklugheit erfodert hier, daß ich allen Schein von Theilnahme an dem weſtfäliſchen Aufruhr vermeide.

„Liebe Lina, was ich in dieſem Augenblick empfand, kann ich dir nicht beſchreiben. Ach, den ganzen weiten Weg meiner angſtvollen Flucht hatte mich doch der Kummer um die Unglücklichen nicht verlaſſen, deren Elend ich vielleicht mitverſchuldet. O Gott, o Gott! Wie ich nach Hauſe kam, weiß ich nicht. Aber — es fröſtelt mich jetzt, und ich habe ſo arges Kopfweh, daß ich mich zu Bett legen will, um mich erſt recht auszuruhen. Da ich aber dem kurfürſtlichen Cabinetsrath einen Brief an dich verſprochen habe, den er mit eigenem Schreiben beſorgen will, ſo ſende ich bis auf Weiteres dieſe Zeilen ab, die dich wenigſtens wegen meiner beruhigen können. Ach, was iſt Verbannung und Fremde für eine ſchwere Koſt! Aber Reichardt wird herüberkommen und mich ſchon erheitern.

„Nächſtens mehr, unvergeßliches Herz!

Dein Ludwig.“

Nur einige Augenblicke ſtand Lina, den Brief in den herabhangenden Händen, niedergebeugt, dann richtete ſie ſich langſam auf, mit dem Blick nach oben, als ob ſie ſich der Angſt und Ahnung gewachſen fühlen wollte, die aus dem Brief ſo ſchwer über ſie kamen. Sie eilte zu Frau von Stölting nach Homberg hinüber, ſich mit der mütterlichen Freundin zu berathen, — nicht außer ſich, wie man zu ſagen pflegt, ſondern ganz geſammelt, wie eine edle Frau, wenn ihr nicht zu leiden, ſondern zu leiſten auferlegt wird.

Der Arzt ſaß eben bei der trauernden Mutter, und Lina rief:

Ha, welch' eine Mahnung des Himmels erſcheinen Sie mir! Leſen Sie den Brief, Doctor!

Er las; ſie ſah ihm geſpannt ins Geſicht, bis er vom Papier betrübt zu ihr aufblickte. Da rief ſie mehr bejahend als fragend:

Nicht wahr, ich muß nach Prag?

Leiſe nickend, antwortete er:

Es wird gut ſein, werthe Nachbarin! Unſerm edeln Freunde wird eine liebreiche Hand gar wohl thun, die ihn pflegt; Herz und Auge der Gattin wird die ſchlafloſen Nächte hüten und die kritiſchen Momente nicht überſehen, die ihm bevorſtehen. Aber der Weg iſt weit, liebe Frau, — Sie müſſen eilen!

Gewiß muß ich eilen! Gehen Sie, beſtellen Sie mir einen Wagen hinüber! Ich fahre noch in dieſer Stunde. Sie, Mutter, geben unſerm Hermann Nachricht, und er wird alles Andere beſorgen; denn ich laſſe Alles liegen und ſtehen, wie es iſt.

Sie umarmte Frau von Stölting und eilte fort.

Ehe der Freund jedoch die betrübenden Zeilen der Frau von Stölting erhielt, lief unmittelbar an ihn ein Brief Reichardt's ein, der ihn von dem gaſtriſch-nervöſen Fieber, das Ludwigen mit aller Heftigkeit befallen habe, eiligſt in Kenntniß ſetzte, um Lina davon auf die geeignetſte Weiſe zu benachrichtigen.

Bis aber Hermann mit der guten Mutter Lina's nach dem Weiler kamen, war Lina ſelbſt ſchon weit fort unterwegs nach Prag. Die Mutter nahm Beſitz vom kleinen Gut, und es blieb nun für Alle nichts übrig, als mit Ergebung das Weitere zu erwarten und ſich eines guten Ausgangs zu getröſten.

Welche angſtvollen vierzehn Tage mußten aber überſtanden werden, ehe ein nächſter Brief ankam, — ſchwarz geſiegelt! Er war von Luiſe Reichardt, die auf Lina's

Durchreiſe, von Halle aus, die Freundin nach Prag begleitet hatte. Ludwig war am einundzwanzigſten Tage ſeiner Krankheit unterlegen. Luiſe meldete zugleich, daß ſie und der Vater die erſchütterte Lina, ſobald es ihr Zuſtand erlaube, mit ſich nach Giebichenſtein nehmen würden, das inzwiſchen in bewohnbaren Zuſtand geſetzt, der trauernden Freundin den wohlthuendſten Aufenthalt, wenigſtens auf die Dauer der guten Jahreszeit, verſpreche. Lina fühle ſich von Hermann's Aeltern und Schweſter, bei denen ſie auf der Durchreiſe ſich eine Nacht ausgeruht habe, aufs innigſte angezogen, und ſehne ſich nach dem Umgang mit ihnen.

Dieſer letzte Umſtand verſöhnte den Freund einigermaßen mit dem betrübenden Gedanken, die geliebte Freundin auf ſo lange und ſo weit entfernt zu wiſſen. Und allerdings — Frühling und Sommer auf dem herrlichen Landſitze; edle Muſik, die da zu Hauſe war; liebevolle Menſchen, denen ſich Lina ſeelenverwandt fühlte; ein Kreis ausgezeichneter Männer, die von Halle herüber ab- und zugingen: gab es einen angemeßnern Aufenthalt, eine traulichere Zuflucht für eine junge Witwe, wie Lina, um ſich von bittern Erlebniſſen zu erholen, und das Herz für die Welt zu erheitern? — —

Gewiß, gewiß! geſtand ſich Hermann ein, und ſetzte in Gedanken hinzu:

Und keine geeignetere Zurückgezogenheit, um auch zwiſchen Erinnerung und Hoffnung die Geſellſchaft mit einem Trauerjahr abzufinden, und dann —

Doch ſein Herz klopfte heftiger bei dem, was er weiter dachte, und ein beſchämender Vorwurf ſtieg in ſeiner Bruſt auf, als er bei ſolchen Wünſchen den Flor auf dem Tiſche liegen ſah, den er um Ludwig am Hute tragen wollte.

Unſere Erzählung ſchwebt auf beruhigten Wellen wie ein Schiff, das nach langer, zuletzt etwas ſtürmiſcher Fahrt im Ausblick auf den Hafen kreuzt, und der Flut zum Einlaufen harrend die Segel einzieht. Das umliegende Geſtade zeigt noch großartig formirte Felſen, anmuthig bewachſene Buchten; aber die Paſſagiere haben die Ruhe nicht mehr, ſie ins Einzelne zu betrachten. Auf andere Erwartniſſe gerichtet, werfen ſie nur den flüchtigſten Blick auf die nächſten hohen Ufergeſtaltungen, an denen ſie auslaufend vorüberkamen, und die ſie nun rückblickend zu vergeſſen denken.

Der Kreis von hervorragenden Menſchen, mit denen Hermann ſeit ſeiner vorjährigen Frühlingsankunft in Verbindung kam, hat ſich, von der Abreiſe des Kapellmeiſters Reichardt an, nach und nach zu löſen angefangen. Der Nächſte, der ihn nun noch verließ, war der Staatsrath Johannes von Müller. Er hatte ſich, wie es ſchien, von der lebensgefährlichen Krankheit, die ihn nöthigte, das Staatsſecretariat des Miniſteriums aufzugeben, nie gänzlich erholt. Aber neben den fortdauernden körperlichen Leiden und nagenden Geldverlegenheiten begleitete ihn auch noch unaufhörlich der Kummer ſeines verzagten Herzens um die Täuſchung aller Hoffnungen, mit welchen Napoleon's dämoniſches Uebergewicht ihn, ſogar perſönlich, eine

Zeitlang geblendet hatte. So war er ein hinfälliges Gefäß geworden, dem der nächſte Stoß mit Zerbrechen drohte. Dieſer Stoß traf ihn nun auf der edelſten Seite ſeiner jetzigen Exiſtenz, als vereinzelte Unruhen da und dort im Lande — in Marburg und in Halle — ſich regten, an denen ſich auch die Studenten einigermaßen betheiligten. Der König ließ den Generaldirector des öffentlichen Unterrichts rufen, und überhäufte den armen Müller unter den heftigſten Vorwürfen mit Drohungen gegen die Univerſitäten. Toutes vos universités ne valent rien — rief er —, je les brûlerai toutes.

Müller wankte nach Hauſe. Eine gallichtnervöſe Krankheit ergriff und warf ihn raſch in Todesgefahr. Was half es, daß Baron Reinhard als franzöſiſcher Geſandter und Müller's Freund ins Schloß eilte, und den König unter den lebhafteſten Vorwürfen mit Napoleon's Ungnade bedrohte. Der Leibarzt Zadig, den Jerôme zur Behandlung des Erkrankten ſchickte, ward dort zurückgewieſen. Doch ein Strahl der Zukunft Deutſchlands fiel noch in die letzte Stunde des großen Hiſtorikers: der Arzt Harniſch theilte ihm die erſte Nachricht vom Siege des Erzherzogs Karl über Napoleon bei Aspern mit. Müller ſtarb, und ward am letzten Maitage mit militäriſchen Ehren begraben.

Ein Bataillon des dritten Linienregiments gab eine Salve an der Wohnung, und begleitete den vierſpännigen Leichenwagen mit gedämpften Trommeln. Dieſem folgten in dem von drei Marſchällen und dem Superintendenten geführten Zuge die Miniſter, der Gouverneur, die Staatsräthe, das Präfecturperſonal und über dreißig Equipagen. Miniſter

Simeon ſprach ſeinem lieben Papa Müller die Leichenrede, indem er eine beredte Schilderung der einfachen Perſönlichkeit und der vielfachen Verdienſte deſſelben mit den Worten ſchloß:

„Die Gelehrſamkeit verliert in ihm einen ihrer treueſten Günſtlinge, die ſchönen Wiſſenſchaften einen Mann, der ihnen neuen Glanz mittheilte, der König einen eifrigen Diener, wir, meine Herren, einen Freund, einen Collegen; aber ſein Andenken und ſeine Werke werden ihn uns wiedergeben. Der Menſch, der, aus dem Leben ſcheidend, einen Theil ſeines Geiſtes unter den Mitmenſchen zurückläßt, und durch nützliche und bleibende Werke die Thränen lohnt, die wir um ihn vergießen, — er ſtirbt nicht ganz.“ — —

Dem verzagteſten Manne folgte ſehr bald der tollkühnſte von Hermann's Bekannten. Der Oberſtlieutenant Emmerich, in die Verſchwörung verwickelt, die einen Monat nach Müller's Tode in Marburg ausbrach, wurde ſtandrechtlich verurtheilt, und ward unter ſtarker Bedeckung an dem früheſten Sommermorgen hinaus auf den Forſt geführt. Die Sonne ging über dem Zug des Söhrewaldes auf, als der zweiundſiebzigjährige Greis, ſein thönernes Pfeifchen rauchend, noch einmal ruhig umherblickte. In dem wallenden Nebel des Gebirgsabhanges zog noch einmal flüchtig die Erinnerung an die luſtigen Abenteuer ſeines langen Lebens vorüber. Und wie ſein Pfeifchen ausgeraucht war, ſagte er gegen die Soldaten gerichtet, die mit dem Pulver und Blei des Kriegsurtheils ihm gegenüber ſtanden:

Ein ſchöner friſcher Morgen, Kameraden! Eine charmante Dame hat mich einmal den Frühſtücksmann genannt: nun, ſo früh wie heut hab' ich ſonſt nur im Feldlager und in Capagnen gefrühſtückt. Ihr habt angerichtet, Burſche? Damn! Ich wollt', ihr hättet einen richtigern Mann zu bedienen, als den alten Parteigänger Emmerich. — Aber, es macht doch heut ſchaurig kalt. Wohlan! Capitän, geben Sie Feuer! — —

Eines gewaltſamen Todes ſtarb denn einige Jahre ſpäter auch der frühere Kriegsminiſter Morio als Großſtallmeiſter des Königs. Er war, ohnehin etwas barſch — wir laſſen es hingeſtellt ſein, ob etwa durch frühere, ihm noch zugetragene Geſchichten eiferſüchtig —, noch brutaler geworden, und behandelte ſeine Untergebenen ſehr hart. Die Polizei in den hintern Höfen führte er mit der Peitſche, berichtet ein Zeitgenoſſe, und theilte rechts und links Hiebe mit einem ſo würdevollen Phlegma aus, daß es zum Lachen war. Ein Hufſchmied, Namens Leſage, fand aber dieſe Behandlung und eine ihn mittreffende Gehaltsverminderung ſo wenig ſpaßhaft, daß er eines Morgens dem Großſtallmeiſter, wie er eben die königlichen Wagen unterſuchte, eine Kugel durch den Rückgrat ſchoß, und die zweite gegen ſich ſelbſt verfehlte. Der König war tief betrübt, und ehrte ſeinen alten Liebling mit einem pomphaften Begräbniß, zu welchem Blangini einen Trauermarſch componirte, auswärtige Garniſonen herbeigezogen und Kanonenſchüſſe gelöſt wurden. Der Biſchof hielt unter Mozart's Requiem das Seelenamt, Simeon die Leichenrede.

Noch bei einem Dritten ſeiner Freunde erſchien am Ende deſſen weſtfäliſchen Laufbahn der ehrliche alte Simeon, diesmal aber nicht mit edeln Worten, ſondern mit freimüthigem Handeln.

Den Gegnern des Grafen Bülow war es endlich, während einer abermaligen Abweſenheit des Miniſters in Paris, doch gelungen, dieſe Säule des Deutſchthums im Königreiche zu ſtürzen. Man brachte einen aufgefangenen Brief des Generalſecretärs Provençal an Bülow mit Nachrichten aus Caſſel unter Jerôme's Augen. Daß Provençal darin ſeinen Chef den „Erſehnten“ — le desiré de la nation — nannte, verletzte Jerôme an ſeiner eiferſüchtigen Seite.

Was? Ich allein bin das Verlangen des Volks! herrſchte er Provençal an.

Bülow ſelbſt wird bei ſeiner Rückkehr huldvoll empfangen, erhält aber zu Hauſe durch Bongars den Befehl, Caſſel zu verlaſſen und ſich auf ſeine Beſitzung Eſſenrode bei Braunſchweig zurückzuziehen. Er reiſt unter Gendarmeriebedeckung ab. Die Polizeiſpione, von allen Seiten an ihn gehetzt, dringen noch vor dem Hauſe auf ſeinen Wagen an, um dieſen und die Koffer nach Correſpondenzen zu durchſpähen, mittels deren man ihm vielleicht den Proceß machen könnte. Da erſcheint Simeon, ſchilt die Spürhunde hinweg, und begleitet ſeinen Collegen im Wagen aus der Stadt. Die Bureauchefs werden in Unterſuchung gezogen und, da ſie gegen den ehrenwerthen Miniſter nichts ausſagen können, entlaſſen.

Hermann gehörte nicht mehr zu den Employés im Miniſterium; er beſann ſich aber keinen Augenblick, ſeine Stelle bei der Direction des Economats niederzulegen, und folgte ſeinem Gönner nach Eſſenrode.

Hier lebte er einen heitern Sommer im trauten Umgang mit der liebenswürdigen Familie ſeinen alten Studien, bis er mit Empfehlungen des Grafen nach Berlin ging und ſich an der neugegründeten Univerſität habilitirte.

Und ſpäter, als nach der großen, glücklichen Erhebung des Vaterlandes Graf von Bülow nach Preußen zurückberufen wurde, war einer ſeiner erſten Beſuche bei Freund Hermann. Als er mit ſeiner Gemahlin dort eintrat, ſaß der Herr Profeſſor mit — Lina am Flügel. Sie ſangen, jetzt mit vollen Stimmen:

Mit dir, mit dir iſt Seligkeit das Leben.

und ein kleiner Ludwig Teutleben zappelte dazu am Arme der Großmutter Wittich — wenn auch nicht gerade im Tact.

Und als das „ſelige“ Paar jubelnd aufſprang, den überraſchenden Beſuch zu begrüßen, ſagte Frau von Bülow mit ihrer alten liebenswürdigen Schalkheit:

Alſo, lieber Freund, haben Sie doch endlich die rechte Lina gefunden, die Ihnen — „jut“ iſt?

Ja, Gräfin, ja! rief er. Und — ſehen Sie, da iſt auch ſchon wieder Einer — „im Flügelkleide“.

Er hob ihr ſeinen Knaben entgegen.

Nun, nun, lachte ſie, wie lange wird's dauern, daß er „in die Mädchenſchule jeht“.

Und ſodann, gnädige Gräfin, die hohe Schule der Frauen bezieht. Möge er darin beſtehen, wie ſein Vater!

Der eitle Mann meint, weil er da die erſte Prä *mie* erhalten hat, lächelte Lina, und nahm ihm, mädchenhaft erröthend, den Knaben ab.

Schöne Frau Profeſſorin, fiel Herr von Bülow ein, ein Kind iſt keine Prämie, ſondern eine Dividende!

Ja, Excellenz, erwiderte ſie etwas feierlich, — eine Dividende der Familie; aber auch eine Nummer auf die große Dividende der deutſchen Zukunft, auf die Dividende der Verheißungen unſers Königs — „*an ſein Volk*". Sehen Sie, Graf, dieſe unruhige Nummer wird das große Loos des freien und einigen Deutſchlands mitgewinnen helfen!

Sie hob den Knaben feierlich empor. Graf Bülow faßte eines ſeiner Händchen, und ſagte mit ſeiner ſchalkhaften Feinheit:

Ja, liebe Freundin, der Burſche ſieht recht wacker aus: *er kann ſehr alt werden!*

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Fünfter Band.

Hedwig, die Waldenſerin.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

Hedwig,

die Waldenſerin.

Eine Novelle

von

Heinrich Koenig.

> Es gehn wol viele Plagen aus
> Als toller Zeiten Kinder;
> Doch wird die Welt kein Krankenhaus
> Und Irrenhaus noch minder.
>
> Hebemer.

In zwei Theilen.

Erſter Theil.

Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans
„Die Waldenſer“.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München
Bibliothek

Inhalt des erſten Theils.

Erſtes Buch.

Seite
Erſtes Capitel. Die entblatterte Tulpe.............. 3
Zweites Capitel. Zwei drohende Wetter.............. 15
Drittes Capitel. Eine Bewerbung und ein Handel.... 24
Viertes Capitel. Mistrauen und Zuflucht........... 44
Fünftes Capitel. Eine bängliche Unterhaltung....... 56
Sechstes Capitel. Purpurne Wämmſer.............. 63
Siebentes Capitel. Handel und Wandel............ 75
Achtes Capitel. Beſtellungen am Gitter.............. 87

Zweites Buch.

Erſtes Capitel. Im Frühlingswalde.................. 109
Zweites Capitel. Eine Cantate-Nacht.............. 117
Drittes Capitel. Ein feuriges Morgenroth........... 138
Viertes Capitel. Ein gehobener Schatz.............. 147
Fünftes Capitel. Eine Vorbedeutung............... 154
Sechstes Capitel. Zweierlei Abſchied.............. 162

Seite

Siebentes Capitel. Eine Abendunterhaltung. 172
Achtes Capitel. Die ziegenhainer Kapelle. 180
Neuntes Capitel. Magiſter Konrad. 189
Zehntes Capitel. Ein Verhör. 201
Elftes Capitel. Ein Auto da Fe. 208

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Die entblätterte Tulpe.

Der Frühling des Jahres 1247 hatte ſich ſo ungewöhnlich günſtig angelaſſen, daß man ſelbſt in dem etwas rauher gelegenen Bergſtädtchen Fulda den Walpurgis-Maitag im Freien unter grünen Hecken und blühenden Obſtbäumen feiern konnte. Dies geſchah heute auch von mehren Frauen in der Kemnate des alten buchiſchen Ritters Hans von Kötſchau. Dies Burghaus in der Rittergaſſe hatte nämlich hinter dem Hof einen geräumigen Garten mit dem Ausblick auf den tiefer gelegenen weiten Platz vor der Abtsburg, die mit ihrer Ringmauer auch den Dom, die Ruheſtätte des deutſchen Apoſtels Bonifacius, umfaßte.

Beim Fürſt-Abte war großer Mittag, zweien Fremden zu Ehren, die durch ihre etwas geheimnißvolle Ankunft die öffentliche Neugierde erregt hatten. Sie waren nämlich weit über ihr ſchlichtes Ausſehen feierlich empfangen worden. Auch der Kemnatenherr, der alte von Kötſchau, war als Anverwandter des Abts zur Tafel gezogen worden, indeß ſeine Frau den Namenstag der Frau Priorin Walpurgis beging, wozu ſich die hochwürdige Oberin mit einer Kloſterſchweſter vom nahen Mariaberge eingefunden hatte. Dieweil es nach Tiſche ſo angenehme Luft, ja etwas gewitterſchwül war, ließ die wirthliche Hausfrau den feſtlichen Hippokras in den Garten bringen, um im Halbſchatten einer aufgrünenden Laube mit einem Gläschen Würzwein, wie man zu ſagen pflegte — über dem Maibüſchel zu trinken.

Zwiſchen den beiden Kloſterfrauen hatten zwei älternloſe Enkelinnen des Ritterhauſes Platz genommen, — Hedwig von Malkos, eine hohe, edle, ernſte Geſtalt, in den regelmäßigen Geſichtszügen an die anweſende Großmutter erinnernd, deren Tochter an einen Bruder des Abts verheirathet geweſen war.

Nicht weniger ſchön, wiewol von anderm Ausſehen erſchien Agnes von Kötſchau, die Tochter eines aus Paläſtina nicht zurückgekehrten Sohnes des alten Hans, — etwas kleiner, aber von mehr Fülle der Geſtalt und heller von Auge und Geſichtsfarbe als Hedwig, zwei Jahre jünger als dieſe Baſe, die im vierundzwanzigſten ſtand.

Die Unterhaltung der Frauen wendete ſich von der erſten Beſorgniß vor den Wolken, die zu einem Frühgewitter aufſtiegen, nicht weniger bänglich auf die drohenden Verwickelungen der Zeit. Die Priorin, aus einer fränkiſchen Familie, war eine lebensfriſche Frau von hohem Sinn und nicht ohne Kenntniß der Welt. Der Abt hielt große Stücke auf ihre Einſicht und Urtheil, und ließ ſich — er, der ſonſt in leidenſchaftlichem Eigenſinne nicht leicht einen Widerſpruch der Männer vertrug, von der heitern Freundin manche ernſte Erinnerung und Warnung gefallen. Ja, er hatte ihr einige Jahre früher Hedwig zur

Ausbildung der ſchönen Gaben, die er an ſeiner lieben Nichte bemerkte, ins Kloſter gegeben. Und noch immer ſah Hedwig die würdige Kloſterfrau als ihre mütterliche Freundin an, auch nachdem ſie ſelbſt das herzliche Vertrauen ihres Oheims beſaß, der zuweilen ſeinen ſorgenvollen Krummſtab gern an die verſtändige und hochſinnige Nichte lehnte, die etwas von ſeiner eigenen Feſtigkeit beſaß und juſt ſo hoch gewachſen war, als ſein geiſtlicher Hirtenſtab reichte.

Was ich fragen wollte, hochwürdige Frau, ſprach die alte von Kötſchau, — ſollte es denn wahr ſein, daß Meiſter Konrad, der Prediger, zu Goslar einen Propſt als Ketzer hat verbrennen laſſen? Ich kann's nicht glauben. Man erzählt zwar ſchon ſeit einiger Zeit gar Erſtaunliches von dem Eifer des frommen Mannes; aber einen hohen Geiſtlichen verbrennen laſſen —?

Ehe die Priorin antwortete, blickte ſie vorſichtig im Garten um. Ihr Bedenken fiel auf ihre Begleiterin, Schweſter Gertrud, die an ein blühendes Tulpenbeet getreten war, da ihr als Schaffnerin des Kloſters auch die Beſorgung des Gartens oblag. Frau Walpurgis ſchickte ſie nach der Küche, um ſich wegen der Zubereitung einer Schüſſel zu erkundigen, die heute ihren Beifall gehabt hatte; worauf ſie, ihre eigene Vorſicht belächelnd und der etwas ſchwerhörigen Großmutter näher rückend, verſetzte:

Wahr iſt es, edle Frau, — ſo gewiß als entſetzlich. Ich will ſagen, der fromme Prediger wird mit jedem Tage ſchwärmeriſcher ſeit dem Tode ſeines hohen Beichtkindes, der Landgräfin Eliſabeth von Thüringen, die wir ja nun als eine Heilige zu verehren haben.

Nun ja, er ſoll ja auch die ſelige Fürſtin ſchon ſo ſtreng behandelt und ihr ſelbſt die Geißel gegeben haben, — Geißelſtreiche auf den entblößten Rücken einer jungen Fürſtin! Ich hab's immer nicht glauben wollen.

Darüber ließe ſich gar Vieles ſagen, wendete die Priorin mit erröthender Befangenheit ein. Aber wahr iſt es, die ſelige Landgräfin konnte ſich in Werken der Abtödtung ihres zarten Körpers nicht genugthun. Schon früher, als ihr Gemahl noch lebte, hatte ſie ſich Mitternachts an ſeiner Seite von einer Dienerin, die ſie am Fuße zupfen mußte, zum Gebet wecken laſſen. Nachdem ſie aber Witwe geworden und mit ihrem Beichtvater nach Marburg gezogen war, lebte ſie gänzlich dem Gebet, dem Faſten und der Selbſtüberwindung durch Pflege der oft ekelhafteſten Kranken in dem von ihr geſtifteten Hoſpital. So kam's denn auch, daß die zarte, ſchöne Königstochter aus Ungarn ſchon in ihrem vierundzwanzigſten Lebensjahre verblich, — in Euerm Alter, liebe Hedwig!

Ich denke, ſich ſelbſt erhalten und die Welt überwinden iſt auch ein gottgefälliges Werk! verſetzte halblaut Hedwig. Die Großmutter aber ſeufzte mit gefalteten Händen:

Lieber Himmel, wie weit ſtehen wir armen Sünder in frommen Werken zurück gegen eine ſolche Heilige! O ja, die ſelige Landgräfin weiß ihren höhern Rang auch im Himmel zu behaupten.

Das hat auch der Kaiſer Friedrich anerkannt, fuhr die Priorin fort, ſo ſehr man ihn einen Ungläubigen ſchilt. Ich meine damals, als er nach ſeiner Ausſöhnung mit dem Papſte aus Italien nach Marburg kam. Da hat er doch im Beiſein des Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe's, und ſeines unmündigen Neffen Hermann ſowie der alten Landgräfin Sophie aus dem Hauſe Wittelsbach und vieler Erzbiſchöfe und Biſchöfe den Stein öffnen laſſen, der die Gebeine der heiligen Eliſabeth verwahrt; und hat ihr Haupt mit einer goldenen Krone geſchmückt.

Die alte von Kötſchau faltete die Hände; ein thränendes Lächeln glitt über ihr edles, faltenreiches Geſicht.

Und nun, ſagte ſie, ihr geweſener Beichtvater, Meiſter Kurt! Sprecht hochwürdige Freundin, wie kann er einen Propſt verbrennen laſſen? Er iſt freilich auch von adeliger Abkunft, ein Anverwandter, nicht wahr, deren von Schenk zu Schweinsberg? Aber der geiſtlichen Würde nach iſt er doch nur ein einfacher — wie er ſich nennt — „Prediger des Wortes Gottes“?

Seine Vollmacht aber geht über die Würde eines Propſtes hinaus, Großmutter! verſetzte Hedwig. Schon für Innocenz III. war er der rechte Mann geweſen, als Beichtiger der Landgräfin das Intereſſe des Heiligen Vaters am einflußreichen thüringer Hof zu beſorgen. Dort hatte er ſich ſchon ſo geltend gemacht, daß er alle geiſtlichen Stellen im Lande vergab. Und nun hat er von Innocenz IV. die ausgedehnteſten Vollmachten als Kreuzprediger und Ketzerrichter.

Aber, lieber Himmel, wendete die Greiſin ein, — haben wir denn wirklich ſoviel Ketzer im Reich? Oder, nicht wahr, ihr meint die Waldenſer, von denen man ſich ſo ſchauderhafte Dinge erzählt? Ich ſage Euch, ehrwürdige Frau, ich habe ſchon manche Nacht geträumt, ich ſei in die heimliche Verſammlung dieſer gottloſen Menſchen gekommen, wo ſie den Kater anbeten bei ihren Liebesmahlen und eine Kröte küſſen. Hu!

Ich hab' Euch Dergleichen nicht erzählt, Großmutter, lächelte Hedwig. Es werden viel üble Nachreden in der Welt ausgeheckt. Auch läuft mancher Misverſtand unter, nicht wahr, Mutter Walpurgis? Zum Beiſpiel Das mit dem Kater ſoll vom Wort cathari herrühren, womit ſie die höhern Eingeweihten als „die Reinen“ bezeichnen. So ſagt mein ehrwürdiger Lehrer, Pater Borgias.

Und war denn der verbrannte Propſt ſolch ein Waldenſer? fragte die alte von Kötſchau.

Das nicht, antwortete die Priorin, ſondern er hatte behauptet, im Himmel gäb's eine höhere Gottheit als Maria, nämlich die Weisheit.

So? Und iſt denn das auch eine ſo ſchlimme Ketzerei?

Auf dieſe Frage der Alten verſetzte die Priorin mit befangenem Ton, aber einverſtandenem Blick auf Hedwig:

Wenn man freilich Gottes Weisheit darunter verſteht, ſo ſollte man glauben — ſie ſei von Ewigkeit und gehe vor. Denn Maria iſt doch erſt in der Zeit erhöht worden und von menſchlicher Geburt. Denn wir wiſſen ja, daß damals, als die Domherren in Lyon ein Feſt der unbefleckten Empfängniß aufgebracht, der heilige Bernhard von Clairvaux und die ganze gelehrte Theologie ſich dieſer Neuerung widerſetzt und der Heilige Vater in Rom ſolch ein Dogma nicht gutgeheißen hat. Doch ſtill, da kommen —!

Es war Ritter Konrad und Ritter Manegold von Dörnbach. Jener, ein Taufpathe des Abts und deſſen

Dienſtmann, kam vom Feſtmahl aus der Burg, Manegold aber zu einem Glas Hippokras. Er ſtammte von Herborn, hatte am Rhein gelebt und war in Fulda als Gaſt eingeführt vom buchiſchen Ritter Dieter von Kraluk, der im Geleite des Abts auf einem Fürſtentag in Mainz Manegold's Schweſter kennen gelernt und kürzlich heimgeführt hatte. Ein Vaſall und Günſtling des Grafen Heinrich von Sayn war Manegold, ein gewandter, heiterer junger Mann, Geſang und Gedichte liebend, etwas ſchwärmeriſch und für fahrendes Leben geſtimmt. Sein fröhliches Weſen gefiel ſehr und nahm leicht für ihn ein, wie ihm denn auch Agneſens blaue Augen längſt entgegengeblickt hatten.

Die Ritterfrau empfing beide einander befreundete junge Männer mit ihrer freundlichen Gutmüthigkeit.

Ihr, Konrad, werdet drüben ſchon dem Becher zugeſprochen haben, ſagte ſie; doch müßt Ihr dem Hippokras noch Beſcheid thun. Recht, Agnes, daß du dem Herrn von Dörnbach gleich den Becher füllſt. Aber, wie wär's Herr Ritter, wenn Ihr den Maitrank mit einem ſchönen Lied einweihen wolltet? Ihr habt neulich ein ſo anmuthig Mailied gehabt, es ſei von einem der hohenſtaufiſchen Fürſten gemacht, ſagtet Ihr. Die hochwürdige Frau Priorin liebt Dergleichen auch und hat Euch noch nicht gehört. Seht, da ſteht auch ſchon die kleine Harfe, und hat auf Euch gewartet!

Während Manegold die an der ſchwülen Luft verzogenen Saiten ſtimmte, ſprach man darüber, daß das hohenſtaufiſche Kaiſerhaus ſo durch körperliche Schönheit und poetiſche Begabung ausgezeichnet ſei. Dann ſang der Ritter:

Ich freue mich mancher Blumen roth,
Die uns der Mai nun bringen will.
Sie ſtanden erſt in großer Noth
Und litten von dem Winter viel.
Der Mai uns nun ergötzen ſoll
Mit manchen wonniglichen Tagen;
Deß iſt die Welt ſo freudevoll.

Doch mir — was hilft die Sommerzeit
Und all die lichten, langen Tage;
Wenn mich kein Troſt der Frau erfreut,
Von der ich großen Kummer trage.
Ich weiß nicht, Frau, was Minne ſinnt,
Und Liebe läßt mich ſchwer entgelten,
Daß ich an Jahren bin ein Kind!

Man belobte das Lied und ſchien mehr zu erwarten; allein Manegold hielt nicht lange Stand und ſtellte unter heiterm Plaudern das Inſtrument bald wieder bei Seite. Zu ſeinem lebhaften Naturell kam noch die Wirkung des gewürzten Weins, dem er fleißig zuſprach. Sein aufgeregtes Weſen ſchien auch auf Agneſen überzugehen; und da Ritter Konrad's mehr innere, gedankenvolle Unruhe Hedwigen auffiel, ſo fand ſich unvermuthet die kleine Geſellſchaft auf den Beinen, und man wandelte, die Großmutter mit der Priorin voraus, paarweiſe durch den Garten.

Ihr ſcheint nicht gar erbaut von meines gnädigen Oheims Küche und Keller aus der Burg gekommen, Ritter Konrad? fragte Hedwig mit erzwungenem Lächeln.

Oder auch von den Verhandlungen an der Tafel, Fräulein Hedwig! antwortete er. Das trifft ſchon eher.

Verhandlungen, Konrad? An offener Tafel? Dann iſt der fremde Beſuch auch kein Geheimniß mehr, und es iſt wol eine abgekartete Sache, wozu Beide, Mönch und Ritter, von Eiſenach gekommen ſind?

Wie Ihr ſagt, edles Fräulein! Ja, wiſſet nur, es iſt wieder etwas im Werk gegen Kaiſer Friedrich. Der Mönch iſt ein verkappter Legat des Papſtes aus Lyon, wohin der Heilige Vater aus Italien geflohen iſt.

Alſo hat doch der Kaiſer richtig geſprochen, als er nach der Wahl ſeines alten Freundes Sinibald zum Papſt ausrief: Er wird aus meinem Freund mein Feind werden!

So iſt's gekommen! Innocenz wirbt eben einen Gegenkaiſer wider den „heidniſchen" Friedrich, wie ihn dieſer welſche Schleicher in ſeinem gebrochenen Deutſch nennt. Wenn der falſchaugige Mönch wahr redet, ſo ſind die rheinländiſchen Erzbiſchöfe ſchon gewonnen, den thüringer Landgrafen Heinrich Raspe zum Kaiſer zu wählen. Kein weltlicher Fürſt, außer dieſem rauhen, ruchloſen Raspe, gibt ſich dazu her; aber wider dieſes Ränkeſpiel auftreten, mag auch keiner; vielmehr iſt es allen recht, wenn der Kaiſer ſich am feindſeligen Papſt recht abſchwächt und erſchöpft, damit ſie ſich feſter in ihren Ländern ſetzen und in des Reiches Herrlichkeit theilen.

Der Ritter aus Thüringen iſt alſo wol ein Abgeordneter des Landgrafen? fragte Hedwig geſpannt und nachdenklich.

Der alte Graf Beichlingen iſt es — ein Jugendfreund und Vertrauter Heinrich Raspe's, antwortete Ritter Konrad. Der Landgraf ſcheint noch nicht ganz entſchloſſen und will, bevor er mit den Waffen gegen des Kaiſers Reichsverweſer und Sohn Konrad auftrete, ſich eines guten Anhangs verſichern.

Und mein hochwürdiger Oheim, unſer gnädiger Abt — ?

Ich fürchte, daß er ſchon halb gewonnen iſt, antwortete der Ritter. Denn was auf die offene Tafel geſetzt wird, muß *gargekocht* ſein. Mein gnädiger Abt hat zwar in ſeiner rückhaltenden Weiſe nichts ausgeſprochen, aber doch ſehr bedenklich zu den Schmähungen gelächelt, die der welſche Pfaff gegen Kaiſer Friedrich ausließ, halb in ſeinem mir unverſtändlichen Latein. — —

Hedwig war ſehr nachdenklich geworden. Sie hatte in der Zerſtreuung eine der ſchön aufblühenden Tulpen abgebrochen, und indem ſie träumeriſch in den halbgeöffneten Kelch blickte, ſagte ſie nicht ohne Betrübniß:

Was wird uns das aufgehende Jahr bringen? Wieder und wieder jenen unſeligen Hader und Kampf zweier höchſten Mächte, die, weil beide vom Himmel ſind, die Herzen der Menſchen verwirren und gerade die gläubigen und begeiſterten Seelen entzweien. Ich finde das weltliche Schwert in ſeinem Recht, wenn es um die Macht auf Erden kämpft, und — Ihr, Konrad, ſeid wol auch geſtimmt, Eure Ehre auf der Seite des Rechts zu ſuchen, die Seligkeit aber erſt da droben zu erwarten?

Zögernd und erröthend erwiderte der edelgeſtaltete junge Mann:

Meint Ihr die Seite meines Lehnsherrn, Fräulein Hedwig, deſſen Dienſtmann ich bin? Ich glaube doch, Ihr ſchätzt die *Treue* über Alles, wenn man — irgend gebunden iſt?

Raſch ausweichend, als ob ihr ein Doppelſinn aus der Frage des Ritters entgegenſpränge, verſetzte ſie lebhaft:

Ich werde mit dem Oheim reden. Ich werde ihm, wie vormals Kaiſer Friedrich dem Papſte, zurufen: „Was ſagt der Lehrer aller Lehrer? Friede ſei mit euch! Was ließ er ſeinen Jüngern zurück? Liebe! Warum nun du, Statthalter Chriſti, thuſt du ganz das Gegentheil?“ — — Was habt Ihr noch, Ritter Konrad? Ihr habt noch etwas, was Euch bewegt?

Es iſt nicht um mich! betheuerte er mit befremdlichem Nachdruck. Es iſt um Euch. Ihr habt eben ein Wort genannt, das, glaube ich, bei den Ränken mit im Spiel iſt. Ich ſollte mich ſehr irren, wäre Eure jungfräuliche Hand nicht zu den Unterhandlungen auf die ſchwebende Wage gelegt. Der alte Beichlingen will Euch zugeführt ſein und ſprach gar geheimnißvoll von dem hohen Glück, das ſein gräflicher Sohn am neuen Kaiſerhof machen werde; worauf der Mönch mit pfiffigem Lächeln und einem lateiniſchen Spruch gegen den Pokal Eures hochwürdigen Oheims anſtieß. Und der Name Hedwigis war in das Latein verwickelt.

Hedwig blieb betroffen ſtehen. Doch dies nur einige Augenblicke, bis ſie, von innerm Unmuth aufgeregt, mit den jähen Worten: Hie Welf, hie Waibling! Hie Papſt, hie Kaiſer! vier der bunten Tulpenblätter auszupfte und zu Boden warf; dann aber mit dem Zuſatze: Hier ich! ihre Linke auf die wogende Bruſt drückte und den Stengel mit den beiden übrigen Blättern an Konrad mit der Betheuerung hinreichte: Deß habt Ihr mein Wort, Ritter Konrad!

Die Abendglocke gab vom Dom herüber ihre drei Zeichen. Alle blieben ſtehen, bekreuzten ſich und beteten leiſe das Ave Maria. Als hierauf die Priorin ſich verabſchiedete, brachte Manegold den Vorſchlag, die ehrwürdige Frau nach dem Kloſter auf dem Mariaberge zu begleiten. Dies wurde von der freundlichen Großmutter gebilligt, und man ſetzte ſich in Bewegung.

Zweites Capitel.

Zwei drohende Wetter.

Auf halber Höhe jenes Berges, da wo vom Kloſterwege ſich ein Pfad ablöſt und über das Wieſendörfchen im Thal hinaus nach den Höhen des Schildwaldes führt, ſtand indeß Euſtach der Waffenſchmied neben einem mit Stab und Ränzchen gerüſteten Fremden, dem er als ſeinem Gaſtfreunde bis hierher das Geleit gab. Sie hatten in vertraulich-ernſten Geſprächen dieſe Höhe erreicht und wurden, als ſie ſich umwendeten, von dem wunderſamen Anblick der beleuchteten Gegend einigermaßen betroffen. Zwei Gewitter ſtanden am Himmel. Es wetterleuchtete hinter den ſüdöſtlichen Kuppen des Rhöngebirges bis über das lange ſüdliche Thal der Fulda herüber. Zwiſchen dieſem und dem tiefſchwarzen, bisjetzt noch blitzloſen Wetter in Nordweſten zog ein ſchmaler, mit leichten Wölkchen durchſetzter blauer Himmel hin. Unter der ſchweren Braue des Wetters ſchielte auf einige Minuten die Sonne hervor und warf ein grelles Licht auf den Dom und die Abtsburg ſowie über die tiefgelegene Stadt hinaus auf die öſtlichen Vorhügel. Glühroth, mit flimmernden Fenſtern, leuchtete die Kirche und die Propſtei Petersberg; zwiſchen dieſen und dem anſtoßenden waldigen Rauſcheberge ſtand, wie angſtbleich, das Geſicht des beinahe vollen Mondes. Wunderbar wechſelnde Lichttöne ſpielten in der Luft zwiſchen dem Sonnengold und dem Wetterſchwarz.

Beide Männer blieben eine Weile ſchweigend, und was unter dem Läuten der Kloſterglocke aus ihren braunen Geſichtern hervorleuchtete, ſchien ein mit Staunen gemiſchtes Vespergebet.

Zwei Gewitter, Freund Esperle, ſagte jetzt Euſtach dringend. Kommt nur wieder mit zurück und bleibt noch eine Nacht; ſonſt gerathet Ihr in eine arge Patſche.

Dank Euch, Euſtach! war die Antwort. Der Kohlenbrenner ängſtigt ſich vor Blitz und Regenſchauer nicht. Weiß auch wohin die Wetter ziehen und ich erreiche eine meiner Köhlerhütten, wenn ich auch nicht bis Michelsrombach komme. Meine Helika wird ſich keine Sorge machen; es iſt ein reſolutes Mädel. Aber ſoll ich Euch erſt noch ſagen, was die Wetter bedeuten? Seht, das dort über der Rhön —

Nicht mit dem Finger nach einer blitzenden Wolke gedeutet, Esperle! fiel der Waffenſchmied warnend ein, indem er des Freundes Arm zurückzog, und Esperle fuhr fort:

Das weiſt auf den würzburger Biſchof, der Euerm Abt ſoviel zu ſchaffen macht. Der blitzt übers Dammersfeld herüber, deſſen hohe Grasweiden er Euch entreißen möchte.

Mit Unrecht, Esperle, ſag' ich. Mich ſchiert ſonſt kein Pfaffenhader; doch hier ſind die Anſprüche des Würzbergers eitel Anmaßung. Was vom hohen Gebirgswall herein ins Fuldathal hangt, gehört uns, Alles — wie unſer wackerer Abt ſich ausdrückt — was auf der hohen Verneigung des Gebirges gegen die Grabſtätte des deutſchen Apoſtels Bonifaz grünt und wächſt.

Gut! fuhr Esperle fort. Und das Wetter da hinter uns deutet auf einen andern Apoſtel, von dem wir ja eben geſprochen haben — Magiſter Konrad von Marburg, den Ketzerprediger. Seht, dort ſieht's viel ſchwärzer aus! Aber 's blitzt noch nicht über den Schildwald herein. Ja wüßte der Wütherich, wie ſich unſere fromme Gemeinde im Stillen erweitert! Nun, es bleibt dabei, Freund: Ihr kommt nächſtens wieder einmal zu mir, begleitet mich hinüber nach Langenſchwarz und ſeht ſelbſt, wie ſich inzwiſchen unſer Betſaal gefüllt hat. Wir überlegen dann, ob nichts der Art drunten in der Stadt heimlich zu veranſtalten ſei.

Wißt, Freund Esperle, gerade das macht mir bang, daß unſere Brüderſchaft ſich ſo raſch und reißend vermehrt. Da reißt leicht Unvorſichtigkeit und Uebermuth ein. Seit der Magiſter neue Vollmachten vom neuen Papſte gegen die Waldenſer in Thüringen und Heſſen hat, zieht er umher, von unzähligem Volk begleitet, das durch Anhören ſeiner Feldpredigten den zwanzigtägigen Ablaß des Papſtes gewinnen will. Vorſichtig, ja vorſichtig, Freund!

Ei, Mann! rief der Wanderer. Sind denn Viele nicht auch um ſo ſchwerer zu unterdrücken? Wird eine weite Saat, hoch aufgeſchoſſen, von eines Schuftes Fuße ſo leicht zertreten wie ein paar einzelne Halme? Sagt mir nichts von ſeinem Umherziehen, ſondern wiſſet, daß wir jeden Schritt ſeines blutigen und brenzelnden Wandels am Rhein, im Siegenſchen und gen Thüringen hin durch unſere weit verbreiteten Brüder kennen. Aber es wird ihm bald an der Hülfsvollſtreckung für ſeinen glaubenswüthigen Eifer fehlen. Ich weiß, daß alle Burgherren, die gegen die Ketzer und kirchlichen Rebellen, wie man uns nennt, Hülfe geben, auf drei Jahre Ablaß erhalten und wenn ſie im Kampfe fallen, aller Sünden quitt ſind; aber der Tollkopf bringt ſich ja ſelbſt um dieſen Beiſtand, ſeitdem er ſogar weltliche Herren und Fürſten angreift, ihren Leib verbrennt, oder wenn ſie bereuen, ihr langes Haar abſchneidet und ſie dem gemeinen Mann gleichſetzt. Glaubt mir, Meiſter Euſtach, ſolche blinde Wuth ſchlägt bald auf ihn ſelbſt zurück. Werden nur erſt ein paar hohe Adelige verbrannt oder geſchoren, ſo bekommt unſere Glaubensgemeinde einen Anhalt und Beiſtand gerade an Denen, die gegen uns helfen ſollen. Nein, Freund, ich fürchte ihn nicht mehr, den Wütherich, der mich von Haus und Hof vertrieben hat. Seit ich zwiſchen euern Buchenwäldern eine Zuflucht gefunden habe, fühle ich mich geborgen und glücklich, wenn auch in geringerm Schaffen, als ich es gewohnt war. Und ſo denk' ich noch manchen Kohlenmeiler anzubrennen, Euſtach, ehe der Magiſter Kurt auch nur eine buchenländiſche Seele auf ſeinen Scheiterhaufen bringt! — —

Eben näherte ſich die Frau Priorin mit ihrem Geleit, aus Beſorgniß vor dem Wetter in ſo lebhaften Schritten, als ſie es auf der ſo ſteilen Bergſteige mit ihrem Athem beſtreiten konnte. Euſtach und ſein Freund wendeten ſich, die Vorüberziehenden mit entblößten Häuptern zu grüßen, und Ritter Konrad rief:

Gut, daß ich Euch ſehe, Meiſter Euſtach! Erwartet mich hier auf meiner Rückkehr.

Bis aber beide Ritter und Fräulein von ihrem Abſchied an der Kloſterpforte den abgeſtuften Weg an der Gartenmauer wieder herabkamen, fand ſich am Platze des fortgeeilten Esperle ein Mönch ein, der in Begleitung eines Kloſterſchülers vom ſogenannten Bonifaciusbrönnlein heraufkam. Kurzathmig und hüſtelnd ruhte er ſich auf dem nächſten Feldſtein aus und ließ ſich mit dem herantretenden Waffenſchmied in heitere Unterredung ein. War das nicht Esperle, der eben von Euch ging? ſagte er. Ein paar Augenblicke früher hätt' ich ihm einen Gruß an meine kranke Schweſter mitgeben können.

Habt Ihr eine Schweſter in Michelsrombach, hochwürdiger Vater?

Ja wol: die Frau Cantorin, Nachbarin von Esperle — die Mutter dieſes meines Neffen.

Dieſer, der junge Egil, ſtand neben ihm mit einem Kräuterbüſchel unterm Arm und blickte großen ſchwärmeriſchen Auges ſtumm und zerſtreut in die Landſchaft hinaus.

Vater Borgias war eigentlich Lector ſeines Kloſters, durch ſeine leidende Bruſt aber in ſeinem Amt als Leſer und Lehrer ſehr behindert und auf eigene ſtille Studien gewieſen. Als Theolog und Philoſoph der Stolz ſeines Ordens, ſtand er auch in großem Anſehen beim Fürſtabte, der vor einigen Jahren die Mönche des ſeraphiſchen Franciscus nach Fulda berufen hatte. Mit dieſem Vertrauen war er ſeit dem letzten Herbſte Hedwig's Lehrer geworden.

Die Nichte des Abtes beſaß nämlich bei ihrer vorzüglichen Begabung einen lebhaften Wiſſensdrang, beſonders ſeitdem ſie von einer Helene von Roſſow wußte, die in früherer Zeit, im Benedictiner-Nonnenkloſter zu Gandersheim, unter dem Namen Roswitha in lateiniſcher Sprache gedichtet und den Märtyrertod mehrer Heiligen beſungen hatte. Ihrem wiederholten Verlangen, etwas von den Gedichten der poetiſchen Nonne überſetzt zu kennen, hatte der hochwürdige Oheim endlich nachgegeben und den Pater Borgias dazu angewieſen. Daneben erlaubte er auch das Leſen der heiligen Bücher, wobei er aber dem Pater anempfahl, die wißbegierige und zu Zweifeln geneigte Nichte ja nicht zu beſtärken, ſondern zur Glaubensbefeſtigung mit den damals beliebten Schriften gegen die Juden, die Griechen und Ketzer bekannt zu machen.

Dies war aber beſſer gemeint als bedacht geweſen. Der Pater Lector faßte nämlich Ketzereien anders auf als der Abt. Er hatte eine Ahnung von der unerſchöpflichen Tiefe des menſchlichen Geiſtes, dem man keine Glaubensſätze als Grenzſteine ſeines Forſchens ſetzen dürfe. Er glaubte gefunden zu haben, daß gerade die tiefſinnigſten, geiſtvollſten Gedanken der heiligen Kirchenväter eben wol über die Lehrſätze der Kirche hinausgingen. Auch mit ſolchen machte er ſeine Schülerin vertraut, und da ihr Verſtand ihm ſelbſt eine große Freude machte, weihte er ſie in die Anſichten des Erzbiſchofs Anſelm von Canterbury ſowie in die Lehren Abälard's ein, deſſen Liebes-

und Lebensgeſchichte noch anziehender als die Poeſie der frommen Roswitha war.

So bildete ſich Herwig zu einer Denkerin aus, ernſt und verſtändig genug, um zu erkennen, daß ſie von dem Lehrer, dem ſie ſo abweichende Einſichten verdankte, auch das Gefäß einer klugen und heitern Verſchwiegenheit abborgen müſſe, die gefährlichen Schätze zu bewahren.

Auf dem Rückwege vom Kloſter herab hatte ſich Herwig mehr mit Manegold eingelaſſen, ob ſie ihm gleich anmerkte, daß er lieber mit Agnes gegangen wäre. Sie war unzufrieden mit ſich über die Aufwallung, in der ſie dem Ritter Konrad die zerpflückte Tulpe hingereicht hatte. Der Ritter, ihr Jugendfreund, ſchien ſo ungewöhnlich bewegt, ſo geheimnißvoll entzückt darüber, und trug den Blumenſtengel mit den bedeutſamen zwei Blättern ſo feierlich-verſchwiegen mit ſich, daß ſie fürchtete, eine Empfindung — ſie wußte ſelber nicht ob ihrerſeits verrathen oder ob bei ihm geweckt zu haben, — eine Hingebung, deren ſie ſich weder ſo, noch ſo geſtändig ſein mochte.

So wie ſie bergauf mit der Priorin ein ernſtes Anliegen verhandelt hatte, ſo ſchloß ſie ſich, als ſie den ihr ſo theuern Pater Lector erblickte, raſch und vertraulich an, und nahm ihn zum beſondern Begleiter. Der Pater ſtellte ihr Egil, ſeiner Schweſter Sohn, vor. Aber der junge Schüler benahm ſich ungeſchickt genug. Er ſchien erſchrocken von der edeln Schönheit, die ihn ſo vertraulich anlächelte. Seine hagere Wange wurde im erſten Augenblicke noch blaßer, er bebte und ließ das Bündel von Kräutern zu Boden fallen. In demſelben Augenblicke ſtürzte er auf beide Kniee, es aufzuheben. Da war ihm, wie es ſchien, zu Muthe, als könnte er nicht wieder aufſtehen, als müßte er ſo vor der herrlichen, niederblickenden Geſtalt anbetend liegen bleiben. Er reichte die Kräutergarbe wie ein Opfer emporblickend hin, ein unſägliches Leid ſprach aus ſeinen Zügen, Thränen ſtürzten aus ſeinem Auge und mit dem ſchmerzlichſten Ausrufe: Und ich muß Mönch werden! ſprang er auf, und rannte auf einem Umwege nach der Stadt.

Glücklicherweiſe war der befremdliche Auftritt von den Andern nicht bemerkt worden; Manegold mit Agnes und Ritter Konrad mit dem Waffenſchmiede hatten ſich ſchon in Bewegung geſetzt.

Nun wie iſt es, Meiſter Waffenſchmied, — gelingt's Euch mit dem Damasciren? fragte Konrad.

Schlecht gelingt's, Herr Ritter! war Euſtach's Antwort. Das Härten der Klingen brächt' ich wol heraus; aber das Flammige misräth immer, und die Zierathen mit Gold- und Silberdraht ſind vollends zum Teufelholen. Ich ſchäme mich, daß ich das Maul ſo vollgenommen. Ja, man glaubt ſo lange, daß man auch etwas könne, bis man's unternimmt und erfährt, wie ſehr man noch ein Lump iſt. Doch hätt' ich vielleicht noch wie lang fortprobirt; da iſt mir aber eine echte Damascenerklinge, ein Sarazenenſäbel, unter die Augen gekommen, und da hab' ich auch gleich mein Pfuſchwerk unter's alte Eiſen geworfen.

Was ſagt Ihr, Meiſter? Eine Damascenerklinge in der Stadt?

Ihr kennt ja wol die Frau Wilwirk, die den Kreuzzug des Kaiſers mitgemacht hat?

Die Hexe Wilwirk? Gewiß kenne ich das verwegene

Weibsbild. Sie hat mich ſchon mehrmal angeſprochen; aber ich habe ſie —

Ei, Herr Ritter, das iſt keine ſo ſchlimme Perſon! Was Hexe! Das dumme Volk nennt gleich Alles, was über ſeinen engen Verſtand geht, Hexerei. Die Wilwirk iſt von ehrbaren Aeltern, war aber ein tolles, verwildertes Mädchen, hat ſich an einen kecken Burſchen gehängt und den Kreuzzug mit ihm gemacht. Von dort und aus Italien hat ſie ſeltene Sachen mitgebracht, womit ſie aber gar geheimthut. Auch die Klinge hat ſie bisher verborgen gehalten. Als ſie aber letzthin an meiner Schmiede vorüberkam, wie ich mich eben mit dem Damasciren quälte, lachte ſie mich in ihrer höhniſchen Weiſe aus, eilte fort und brachte mir unterm Mäntelchen die echt flammige, eingelegte Arbeit.

Aber — ſie gab die Klinge nicht her, Meiſter? Nicht wahr?

Mir wenigſtens nicht, Herr Ritter. Ich bot ihr ein hübſches Stück Geld; ſie lachte mich aus. — Ihr könnt der Klinge nichts ablernen: ſie ſpricht ſarazeniſch! ſagte die ſchlaue Vettel und lief kichernd fort. Aber — wer weiß, ob ſie es einem ſo ſtattlichen jungen Rittersmann für Geld und gute Worte nicht zu Gefallen thut: wollt Ihr's nicht verſuchen? Vor Hexerei braucht Ihr Euch nicht zu fürchten, und zum Bezaubern iſt ſie nicht mehr jung genug, ſo hübſch ſie einmal geweſen ſein mag.

Nein, Meiſter, vor Hexerei hab' ich keine Furcht, aber vor übler Nachrede! erwiderte Ritter Konrad nachdenklich und ohne des Schmieds ſchalkhaftes Lächeln zu bemerken.

Ein Regenguß rauſchte nieder, als ſie kaum die Kemnate erreicht hatten.

Drittes Capitel.

Eine Bewerbung und ein Handel.

Das Maigewitter war gnädig vorübergegangen; es hatte alle noch ſchlummernden Blätter- und Blütenknospen geweckt; ein lauer Wind ſtrich ſchmeichelnd über die handhohen Saaten, und die Lerchen und Finken jubelten wie närriſch durcheinander.

Ritter Konrad hatte eine unruhige Nacht gehabt, und machte einen frühen Spazierritt. Es lag nicht in ſeiner Gemüthsrichtung auf das Naturleben viel zu achten, noch weniger hätte er heut eine Stimmung dafür gehabt. Was ſeine Gedanken beſchäftigte, zuckte, ihm ſelbſt unvermerkt, nach der linken Hand hin, die den Zügel ſeines Pferdes führte, während ſich die rechte Fauſt auf den vollen Schenkel ſtützte. Erſt als das lebhafte Thier den Kopf mit geſpitzten Ohren nach dem halbgrünen Stachelbeerzaun des kleinen Gartens reckte, worin einige Stücke leichter Wäſche flatterten, fiel es ihm auf, daß er gerade dieſes Weges kam, wo im letzten Häuschen der Hinterburg, am Wege zwiſchen dem Grabenfelde. Frau Wilwirk die Hexe, wohnte. — Wunderbar, meinte er, daß ein gutes Pferd einen Inſtinct für Das hat, was im Kopfe ſeines Reiters vorgeht. Er hielt die Stute ein wenig nach links hin an, um ſie — wie er dachte — an den Gegenſtand zu gewöhnen, vor dem ſie ſcheuen wollte.

Darüber bekam Konrad wirklich die verrufene Perſon zu Geſicht. Sie trat mit Spaten und Rechen aus der Hütte, ließ aber beim Anblicke des Ritters beides fallen und eilte mit Knixen an die Hecke, indem ſie ihr Tuch ein wenig aus dem Geſicht rückte und das verworrene Haar hinter die Ohren fingerte.

Allah ſei gelobt! Ich will ſagen, Gott grüß' Euch, edler Herr! rief ſie. Kommt Ihr meine Damascenerklinge zu ſehen?

Wer ſagt Dir, Weib, daß ich —? fragte er betroffen, und da er vorſichtig umherblickend einige Leute im Gartenfeld bemerkte, kitzelte er ſein Pferd ein wenig mit dem rechten Sporn.

Ei, lachte ſie höhniſch, Euer Waffenſchmied verſucht ſich ſich ja mit dem Damasciren einer Klinge für Euch! Ihr habt Euch wol überzeugt, daß er kein Hexenmeiſter iſt und — wagt's nun mit der Hexe? Hm? Soll ich Euch meine Klinge zeigen?

Laß es! Ich komme dieſen Abend. Mein Pferd hält nicht Stand.

So ſcheint's, ha, ha! verſetzte ſie. Ihr habt da ein kluges Thier: es verſteht den heimlichen Sporn eines gutchriſtlichen Ritters, ha! ha! ha! Alſo heute Abend — ſobald's Nacht geworden iſt, Ritter Konrad! Verſteht ſich!

Und — hört! Vergeßt's Weihwaſſer nicht! Allah behüt' Euch!

Konrad ritt in Querſätzen ſeines Pferdes davon. Er drückte ihm die ärgerliche Beſchämung in die Rippen, die er über des Weibes Einblick in ſeine ängſtliche Vorſicht empfand. In der Nähe, im Hauskleid und Ton der Stimme war ihm Wilwirk jünger als ſonſt in der Kapuze ihres ſchwarzen Mäntelchens vorgekommen; doch hielt er ſie ziemlich über die Dreißig. Sie war ſchlank gebaut, ohne übergroß zu ſein; das Geſicht, von ſehr regelmäßigen, faſt ſüdlichen Grundformen, gab ſich etwas abgemagert und von dunkler Farbe. Ihr Blick hatte den Ausdruck von Mistrauen, der Mund mit den ſchmalen Lippen etwas Verächtliches, ihre Haltung eine gewiſſe Verwegenheit angenommen, — Alles vielleicht aus Trotz gegen Argwohn und Misachtung, die ſie erfahren.

Konrad fühlte, daß ſie ein Recht zum Hohn hatte, der ihr ſtets nahe lag, und wenn ihn etwas beſtimmen konnte ſeine Bedenken gegen ſie fahren zu laſſen, ſo war es der Trotz, den ſie auch ihm zeigte. Er ſcheute ſich vor keiner Hexerei noch Verführung der verrufenen Frau, ſondern nur davor, daß ſie eben verrufen war. Wie weit wäre nicht der tollkühne Muth jenes ritterlichen Zeitalters verwildert, hätte man ſich nicht vor geiſtigen Mächten gefürchtet und an Vorurtheile geſtoßen. Ueberdies ſchwebte unſerm Ritter auch die damaſcirte Klinge ſo verlockend vor Augen, daß er mit dem feſten Entſchluſſe, Wilwirk zu beſuchen, in die Stadt kam und ſogleich an Manegold's Wohnung anritt, die Sache mit dem Freunde zu bereden.

Etwas ſpäter, als dies geſchah, erſchien der Fürſtabt mit ſeinem Gaſte, dem Grafen Beichlingen, in der Kemnate des alten Hans von Kötſchau.

Der Graf war ein Mann von hoher, etwas vorgebeugter Geſtalt, ſtolz im Auftreten, aber mit dem Lächeln und den Handbewegungen eines Mannes, der mehr bei Hof als auf Jagden und Turnieren verkehrt und ſich mehr mit Staatshändeln als mit Abenteuern herumgeſchlagen hat. Ein feines, verbindliches Lächeln ſänftigte einigermaßen den ſcharfen Eindruck, den ein grau-grünliches, ſtechendes Auge und eine ſchmale, allzu ſtark gekrümmte Naſe machte.

Beide Nichten des Abtes und Enkelinnen des Hauſes wurden ihm vorgeſtellt. Hedwig ſchien auf die Auszeichnung, die ſie erfuhr, durch Ritter Konrad's Winke ſchon gefaßt zu ſein. Sie lehnte die ſtarkduftenden Schmeicheleien des Höflings mit kaltem Lächeln und ſtolzer Handbewegung noch vornehmer ab, als ſie gegeben wurden, ließ ſich darin auch weder von den eifrigen Winken der Großmutter, noch von den bald ermunternden, bald ungnädigen Blicken des Abtes anfechten.

Wie ich höre, denkt Ihr ſchon an die Wiederabreiſe, Herr Graf, ſagte Hedwig, und habt vielleicht gar ſchon Euer Lebewohl in der Taſche?

Doch nicht, ſchöne Hedwig! Ich warte noch auf meinen Sohn, um ihn ſelbſt da einzuführen, wo bereits ſeine ſchönſten Träume und Wünſche —

Er verneigte ſich mit bezüglichem Lächeln und fuhr dann fort:

Sollte er aber wider Verhoffen bis morgen oder übermorgen nicht eintreffen — denn der mächtige Arm meines gnädigen Herrn Landgrafen und eine Laſt von Geſchäften ruht auf ſeiner jugendlichen Schulter —, ſo müßt' ich mich darauf beſchränken, ihn Euerm liebreichen Wohlgefallen zu empfehlen. Die Angelegenheiten, die zwiſchen Seiner Gnaden dem Herrn Abte und mir, Namens unſers künftigen deutſchen Königs, geordnet worden, ſind doch zu wichtig, als daß ich länger hier verweilen dürfte. Euer hochwürdiger Oheim wird Euch ſelber mit jenem Antheil unſers Staatsgeſchäftes bekannt machen, der nun in die Hände eines jungen, liebenswürdigen Paares gelegt werden ſoll, um wo möglich das haderſplitterige Bündel von Reichsangelegenheiten mit einer roſenfarbnen Liebesſchleife zu ſchmücken.

Von Hedwig's kaltem Lächeln betroffen, wendete ſich der Graf an die Großmutter, deren beide Hände er vertraulich faßte. — Ich weiß welch ein hoher Preis es iſt, den mein Sohn erringen will, ſagte er. Aber ich hoffe, ſeine Perſon und ſein Benehmen ſollen ihn als keinen unwürdigen Bewerber erſcheinen laſſen. Eure Enkelin hat freilich bei dem Rang eines Grafen ſchlimme Erinnerungen und vielleicht — Vorausſetzungen; mein Sohn aber, abgeſehen von den glänzenden Ausſichten, die ſich für ſeinen Werth verbürgen, iſt jedenfalls kein Graf von Ziegenhain, kein ſolcher verwegener Lotterbube, bei dem Gauner, liederliche Zechbrüder und Raubritter eine ſchützende — „Kapelle“ finden.

Wohl geſprochen, Herr Graf! erwiderte die Alte mit Nachdruck. Der Herr Graf iſt wohl unterrichtet, wie wir hören, und weiß nicht blos von dem Korbe, den ihm Hedwig auf ſeine tölpelhafte Bewerbung gegeben hat, ſondern kennt auch die ziegenhainer „Kapelle“, wie ja die verrufene Burg heißt. Ja, ja, Herr Graf, — in der Kapelle wäre Vieles abzubeten; was aber dort gebeichtet wird, findet keine Abſolution.

Sie muß zerſtört werden, dieſe Kapelle! rief Beichlingen mit angenommener Entrüſtung. Die Abtei Fulda muß eines beſſern und mächtigern Schirmherrn froh werden. Ich würde rathen, hochwürdiger Abt, daß Ew. Gnaden bei erſtem Anlaß die volle Pflicht des Lehnsmannes und Schirmvogtes von Ziegenhain begehrte: der alte Graf iſt ein ſchwacher Mann, ohne Willen gegen den ruchloſen Sohn, und dieſer wird, des empfangenen Korbes eingedenk, keine Waffenfolge leiſten. Dann wollen wir ihm kurzen Proceß machen.

Der welſche Mönch aus Lyon unterbrach das Geſpräch, ehe der Abt ſich erkärt hatte. Er wurde Abbate genannt, was Ritter Konrad's Vermuthung beſtätigte, daß er im gemeinen Mönchsgewande nur Verſteckens ſpiele. Er kam Abſchied zu nehmen, um dem Grafen voraus nach Thüringen zu eilen, wo nunmehr, wie er es jetzt ganz unverhohlen ausſprach, der Zug des neuen Königs Raspe zum Reichstag in Frankfurt, nach des Heiligen Vaters Anordnung, vorbereitet werden müſſe.

Die Männer ſetzten ſich um den Abt zu einer Schlußbeſprechung ihres Geſchäfts, und ſo zogen ſich die Frauen zurück. — —

Gegen Abend deſſelben Tages wandelten, nach eingebrochener Dämmerung, beide Freunde Konrad und Manegold auf einem Umwege durchs Gartenfeld nach der Hütte der Frau Wilwirk.

Der Abendhimmel, deſſen Abſchimmer ſonſt hell auf das niedere, mit Schindeln gedeckte Haus fiel, war heute ſchwer bedeckt; der ſonnige Tag nach den nächtlichen Gewittergüſſen hatte Wolken gezogen. Es ging noch ſtiller als ſonſt um die einzelnen Häuſer der hier auslaufenden Hinterburg zu, indem der Weidesbach, der zwiſchen beiden Häuſerreihen floß, vom Gewitterregen angeſchwollen, die eingelegten Steine bedeckte, über die man, in Ermangelung von Stegen, herüber und hinüber verkehren mußte. So ſchlüpften beide junge Ritter unbemerkt durch das Gärtchen nach der Hütte.

Ein hoher alter Birnbaum breitete ſeine Aeſte mit aufbrechendem Laub und dicken Blütenknospen wie zu einer Vorhalle über den Eingang. Die obere Hälfte der kleinen runden Thür ſtand offen, den Rauch des Herdfeuers herauszulaſſen, das an der morſchen Thürpfoſte widerſchimmerte. Die Freunde hielten ſich hier ein Weilchen zurück, da ſie eine gedämpfte Stimme hörten und die Bewohnerin in ihrem Abendſegen zu ſtören fürchteten.

Bald aber erkannten ſie an den Worten ein damals umlaufendes Spottlied auf die dem Kaiſer feindſelige Prieſterpartei. Man verſtand ganz deutlich die Worte:

Ein Völkchen von Pfaffen —
Die trügeriſch ſchaffen —,
Es hat ſo mit Liſten
Verblendet die Chriſten
Und gebracht in ſolch Irrſal,
Daß man allüberall

Glaubt, was die Pfaffheit
So vorſchwatzt und gebeut
Bei ihres Papſtes Bann,
Sei wahr und wohlgethan.

Ein Hüſteln, vielleicht vom Rauch des Feuers, unterbrach das Singen, und beide Lauſchende traten raſch ein, ſodaß Wilwirk erſchrocken von ihrem Herdſitz aufſprang.

Herr Gott, was erſchreckt Ihr mich! rief ſie. Ich dachte Beelzebub mit Pferdefüßen träte herein.

Seid Ihr ſolchen Beſuchs gewärtig? fragte Manegold lachend.

Ihr —? erwiderte ſie gedehnt, wobei ſie mit ihrem tiefliegenden dunkeln Auge den jungen Mann von oben bis unten maß. Nun ja — in ſolcher Geſtalt erſcheint wol der Verſucher! O ich kenne den artigen Fremdling, der mit ſüßen Manieren unſere buchiſchen Fräulein beſtrickt und mit ſeinen Minneliedern ſich in ihre Herzen ſtiehlt. Wenn Ihr die Hiebe einer guten Klinge ſo richtig ſchwingt wie die Töne der Saiten, ſo möge es Euch immerhin an Feinden für das Schwert ſo wenig fehlen als an Frauen für die Harfe. Ihr werdet alle Hände voll zu ſchaffen haben.

Solch chriſtlichen Segen laß ich mir ſchon gefallen, Frau, lachte Manegold, zumal er auch ſo uneigennützig iſt.

Uneigennützig? O ich verſteh' Euch, Ritter: Ihr meint die Wilwirk ging unangefochten zwiſchen Schwert und Harfe durch? Gott gebe, daß Ihr gegen alle Frauen ſo ehrlich ſeid! Oder Ihr denkt, für mich blieb noch etwas Anderes übrig? Hm? Oder denkt Ihr's nicht und habt's doch vor Euch?

Sie ſchürte mit einem anzüglichen Lächeln das obbrennende Holz zuſammen.

Aha! lachte Manegold. Ihr meint gutes Buchenholz, die Hexe zu verbrennen?

O nur nicht dabei ſo ſchadenfroh gelacht! verſetzte ſie. Es zieht jetzt ein Kohlenbrenner, ein Calfacter des Heiligen Vaters im Reich umher, dem ſind auch Ritterbinden und Prieſterſtolen nicht zu gut zum Zunder für ſeine Funken. — — Aber, ſo tretet doch in die Stube! Es könnte ja eine Nachbarin Euch da über die Thür erkennen. Kommt und legt Eure Mäntel ab; ſie haben ja nun ihre Schuldigkeit gethan: Niemand erräth, wer zur Wilwirk eingeſchlichen iſt; aber ob ſie nicht bei den ſchlimmen Nachbarn in übles Gerede fällt, das kümmert Euch nicht.

Sie hatte ihre Stube geöffnet und trat hinter Beiden ein. Es iſt doch gut, daß es noch Regen- und Reitermäntel gibt, ſagte ſie, ſintemal der Mantel der chriſtlichen Liebe mehr und mehr zu Fetzen geht. Aber — nun ja, Euer Vater, Ritter Konrad, kam auch ſtets im Mantel, wenn er meine Mutter beſuchte.

Mein Vater? fuhr Konrad erröthend auf. Was weißt du von meinem Vater?

Sie war in die anſtoßende Kammer getreten und kehrte mit einem Schwert in der Scheide zurück, indem ſie ſchalkhaft lächelnd ſagte:

Ein andermal, Herr Ritter, von Euerm Vater. Hier iſt etwas für Euch — mein Damascener, mein Sarazener! Beſeht ihn, prüft ihn und laßt mich derweil an meinem Herde den aufgewärmten Reſt meines Hirſebreis vom Mittag verzehren nebſt einem Stück Huhn.

Sie machte eine geheimnißvolle Geberde, indem ſie halblaut ſagte:

Wißt Ihr, wo ich das Huhn her habe? Es iſt mir aus der Nachbarſchaft zugeflogen und hat mir zugegackert: Behalt' mich nur, Wilwirk, für ſoviel Schlimmes und manchen Schabernack der Nachbarn. Ja, die Hühner aus der Nachbarſchaft ſind mir gut. Ha, ha! Bin ich nicht ein chriſtlich Gemüth und laß mir Eins wie's Andere gefallen, das Gackern der Weiber und der Hühner, und lache zu Beidem?

Es war ein kunſtreiches und koſtbares Schwert, das die Freunde in Händen hielten, beſahen und ſoviel es die niedere Stubendecke erlaubte, in die Luft führten, — eine damascirte Klinge mit eingelegten arabiſchen Zeichen, ganz gemacht, ein ritterliches Verlangen zu erregen. Etwas für Euch! hatte Wilwirk geſagt. Die Waffe ſchien ihr alſo feil, und Beide überlegten den Preis, den ſie ihr bieten wollten.

Als ſie aus der Küche wieder eintrat, brachte ſie ein Kohlenpfännchen mit, auf welches ſie zu Ehren ihrer Gäſte ein fremdes, ſtark duftendes Rauchwerk ſtreute. Auf das Angebot der Ritter für das Schwert erklärte ſie:

Ja, Ritter Konrad, weil Ihr's ſeid, überlaß ich Euch das Schwert, doch ohne Bezahlung. So weither mitgebracht, iſt es mir unbezahlbar. Ich kann Euch das nicht ſo ſagen, und — was hat man mir nicht ſchon dafür geboten! Aber — es iſt eigentlich nicht recht, daß ſolch edle Klinge in einer elenden Frauenhütte ſo raſten, wenn auch nicht gerade roſten ſoll. Und wer weiß, in welch unwürdige Fauſt die gute Waffe gerathen kann, wenn's einmal über die Hexe hergeht. Das dumme Geſindel wird mir alle Tage aufſätziger. Einmal war ich ſchon der Tücke böswilliger Menſchen preisgegeben, und nur die hohe Einſicht eines Mönchs hat mich gerettet. Pater Borgias, der die Welt kennt, eine Kapuze voll Vernunft und den Bruſtlatz voll Liebe hat, war vom Abte mit einer Unterſuchung gegen mich beauftragt. Er kam in meine Hütte, zur Beſchämung der giftigen Nachbarſchaft, die ſich vor mir bekreuzt. Seht, dort am kleinen Fenſter mit den eckigen, bunt abſterbenden Scheiben hat er geſeſſen und durch den offnen Schieber die friſche Gartenluft in die keuchende, leidende Bruſt geſogen. Ich hab' ihm meine Irrthümer, meine Irrfahrten gebeichtet, ihm von Jeruſalem erzählt und die Sandalen gezeigt, in denen ich den Oelberg beſtiegen habe. Der edle Mönch verſtand mich, als ich ihm von den Tollheiten der Kreuzfahrer, von den Verkehrtheiten der Chriſten im Morgenlande ſprach; er lächelte und nickte zu meiner Beſchreibung der Häuslichkeit in den mohammedaniſchen Anſiedelungen unter Kaiſer Friedrich's Scepter. Der liebreiche Pater gab mir gute Winke zur Vorſicht und Klugheit in meinem Benehmen und ſagte dann gut für mich, beim Abt und beim Dechanten. Seht, ſo leb' ich nun von der Gnade eines fürſtlichen Prieſters, der morgen der kaiſerlichen Sach' abfallen und ſein Ohr nach Rom hinhalten kann. Alſo nehmt das Schwert mit Euch, Ritter. Bezahlt mir's, wenn ich das Geld einmal mehr brauche als heute, und gebraucht's nur rechtſchaffen. Ich ſag' Euch, wo's hintrifft, fliegen feine und grobe Späne ab.

Wilwirk hatte das Alles ſo eigens feierlich geſprochen, als ob ſie in Konrad's Augen für werth genug erſcheinen, möchte, ihm ein Geſchenk anzubieten. In der That hatte ſie von ihrer Kreuzfahrt einige Weltmanier mitgebracht. Auch war Ritter Konrad ganz befremdet von ihrem Ton und Weſen, wiewol es ihm doch empfindlich blieb, mit einem ſo übel berüchtigten Weibe in das Verhältniß eines Schuldners zu treten, der vielleicht unter den kränkendſten Umſtänden gemahnt werden könnte. Auf der andern Seite wurde mit jeder abgelehnten Bezahlung, die ihn mit dem Verluſt des Schwertes bedrohte, ſein Verlangen nach demſelben brennender.

Wilwirk hatte einen Blick für dieſen innern Kampf, der ſich auch in dem ehrlichen Geſicht des Ritters leicht verrieth. Daher ſagte ſie, des Hin- und Widerredens müde:

Wohlan, Herr Ritter, nehmt das Ding mit Euch und gönnt Euch Zeit zur Ueberlegung! Haltet Ihr Euch aber für zu chriſtlich einer Hexe Lehnsmann zu ſein, ſo bringt mir's wieder!

Unentſchloſſen, überlegend ſuchte Konrad nach einem ausweichenden Wort. — Mein Vater, ſagteſt du, wär' im Mantel zu deiner Mutter gekommen?

Ei, ei! Das drückt Euch, Ritter? lachte ſie. Aber denkt Euch nichts Schlimmes dabei! Meine Mutter galt für keine Hexe, wie ich. Und das von Euerm Vater hat ſie mir erſt auf ihrem Sterbebette eröffnet, vorigen Herbſt. Ja doch, ja, es war juſt, als der junge Graf von Ziegenhain mit einem Korb von Hedwig von Malkos abgezogen war, und da ſagte ſie mir: dem Ritter Konrad gönnte ich das edle, ſchöne und kluge Fräulein.

— Dem Ritter Konrad? fragte ich verwundert, und da ſagte ſie mir — Nun ja, ſetzt Euch noch ein wenig, Ritter, ich will's zu Eurer Beruhigung erzählen!

Beide Freunde ſetzten ſich. Manegold, in die Ecke der Wand gelehnt und weder um das Schwert noch um einen väterlichen Mantel bekümmert, ſah etwas ſchläfrig aus. Er gähnte wiederholt; das ungewohnte Rauchwerk ſchien auf ſein reizbares Naturell zu wirken; er ſchloß die Augen und gab einem träumeriſchen Duſel nach, während Konrad den Erzählungen des ſonderbaren Weibes mit großer Spannung zuhörte. Wilwirk hatte die Thür nach der Küche geöffnet, aus der ein luſtiges Herdfeuer in die Dämmerung der Stube fiel. Sie ließ ſich, Konrad gegenüber, auf einem dreibeinigen Schemel nieder, gebückt, die überkreuzten Arme auf die Knie geſtützt. Aus einem der nachbarlichen Gärten ſchlug eine Nachtigall und eben fing wie eine begleitende Harfe ein ſtarker Mairegen an durch den hohen Birnbaum vor dem kleinen Fenſter niederzurauſchen.

Einige Augenblicke war es bei dieſem Vorſpiele ganz ſtill im Zimmer geworden; dann hob Wilwirk ihre Erzählung an — mit einem Ausdrucke des Geſichts, worin zu den lebhaften Erinnerungen die Schlaglichter des Herdfeuers ſpielten —:

Ich war ein halb Jahr alt, wie mir meine Mutter ſagte, als ſie eines Morgens in die Kemnate Eurer Aeltern gerufen wurde. Sie war dort gekannt; denn mein Vater als Gürtler hatte ins Haus gearbeitet. Ihr waret die Nacht zur Welt gekommen, Ritter, Eure Mutter aber ſo erkrankt, daß ſie ihrem Neugeborenen die Bruſt verſagen mußte. Da ſollte Euch nun meine Mutter aufnehmen, die eine junge, hübſche und geſunde Frau war. Sie that es denn auch monatelang, dieweil ich, ein rüſtiges Kind, das Breitiegelchen bekam. Eure Mutter aber, ſobald ſie ſich erholt hatte, ſah unfreundlich dazu, daß Euer Vater ſich ſoviel mit dem Söhnchen abgab, wenn's juſt der Nährfrau im Arm oder an der Bruſt lag und daß er ſo für ihre gute Pflege beſorgt war. Darum ruhte ſie nicht, bis ihr Konrädchen abgewöhnt und die Milchmutter fortgeſchickt wurde. Nun weiß ich aber nicht, ob's meine Mutter etwa empfindlich genommen hatte, oder was vorgefallen war — denn nach den Sterbeſacramenten, die ſie empfangen, mochte ich ſie wegen ſo ſchämiger Dinge nicht ſcharf befragen —, genug, Euer Vater fand für gut, ſie zu beruhigen, und kam wol zuweilen — im Mantel, wie Ihr heute, die Pflegerin ſeines Söhnchens zu ſehen und zu beſchenken.

Konrad rückte hin und her, als ob er auf heißen Kohlen ſäße. Vielleicht beunruhigte ihn die Mittheilung über ſeine Aeltern, oder er ſchämte ſich auch der Milchſchweſter, die ſo ruhig vor ihm ſaß. Und wirklich rief er nicht ohne Verſtimmung aus:

Was ſagſt du, Frau? Du wäreſt nur ein halb Jahr älter als ich? Ich bin eben dreißig!

So iſt es, Herr Ritter! lächelte ſie. Von dem allzufrühen Breitiegelchen bin ich freilich nicht gealtert im Ausſehen; wol aber von Dem, was mir die Welt eingebrockt hat. Ein leidenſchaftliches Herz hat mich rauhe Wege geführt. Ja, wer mit leichten Sohlen oder frommen Sandalen durchs Leben geht, mag bis ſpät ins

Alter glatt und fröhlich ausſehen; wem aber wirre Schickungen und die Witterung fremder Länder übers Antlitz ſtürmten, dem kann es nur mit harten Zügen und tiefeingegrabenen Geſchichten beſchrieben ausſehen. Mein Vater ſelig that allzu hart gegen das liebende Mädchen von ſechzehn Jahren, was freilich — für unſer kaltes Land etwas früh fürs Lieben war, that ſo wenig väterlich und vernünftig, daß es mich nicht belehrte, ſondern verkehrte. Ich lief mit meinem lieben Kurt auf und davon. Er hieß wie Ihr — Konrad. Es iſt derzeit ein gar beliebter Name, auch bei hohen Herren; denn die Bauern reden ohnehin vom — armen Konrad, zu dem Alle halten, die ſich „koan Noth" wiſſen. So ging's uns, wir wußten keinen andern Rath. Zu Kreuz kriechen mochten wir nicht und nahmen drum lieber das Kreuz zu einem Zuge nach Jeruſalem. Wir nähten uns die rothen Lappenkreuze auf die Achſel und wurden ſonder alles Bedenken von dem kreuzpredigenden Mönche kirchlich getraut. — Zum Kreuzzuge war Alles willkommen; was die Pfaffen wollen, iſt ſchon recht und das Kreuz befreite von allen Pflichten. Wer nicht gehorchen wollte, wer ſeine Schulden nicht bezahlen konnte, oder ſeine Schuldigkeit nicht thun mochte, der zog nach Jeruſalem und wandelte dort, wie es hieß, in den Fußſtapfen des Herrn!

Es war im hohen Sommer, unſer Herz war heiß und zum Auguſt hatte Kaiſer Friedrich dem Papſt Honorius bei Strafe des Bannes den Kreuzzug verſprochen. Der Heilige Vater, wiſſen wir ja, ſucht die mächtigen Herren der Erde ſich immer ſo weit wie möglich vom Halſe zu ſchaffen und legt ihnen gern ein „gottgefälliges"

Werk, wie er's nennt, auf, damit ſie von ihm abhängig erſcheinen. Mit den tollen Kreuzzügen war's aber damals ſchon ſo weit gekommen, daß die Fürſten dem Cardinal Konrad von Urach, der das Kreuz predigte, rund erklärten, jeder Zug nach Aſien ſei Thorheit. Der Kaiſer, dem daran lag den Papſt zu beruhigen, mußte dem Landgrafen von Thüringen 4000 Mark bezahlen, um ihn zur Annahme des Kreuzes zu bewegen. Er that's nicht aus gläubigem Eifer, ſondern aus Klugheit. Denn Kaiſer Friedrich iſt ein Mann von ſoviel Geiſt und Einſicht als körperlicher Schönheit und Anmuth. Ich hab' ihn oft geſehen. Und er läßt ſoviel Spott gegen Rom aus und beweiſt dabei auch wieder ein ſo menſchenfreundliches Herz auch für Juden und Sarazenen, daß ihn der Papſt einen Heiden ſchilt und gar ſehr herunterzuſetzen ſucht!

Mit dem Zuge der Thüringer kamen wir durch Welſchland. Die Hitze war ſo ſchrecklich, daß unter den eines ſolchen Himmels ungewohnten Deutſchen anſteckende Krankheit ausbrach, woran auch der thüringer Landgraf Ludwig und mein lieber Kurt hinſtarben. Nach Deutſchland heim konnte und mochte ich nicht; aber — laßt mich ſchweigen und der böſen Zeit vergeſſen, die mir jetzt eingeſchenkt wurde! Ihr könnt Euch denken, wie mir's im Heer der uneinigen und unordentlichen Kreuzfahrer ergangen ſein mag! Und ich war ein leichtherzig Weib.

Auch der Kaiſer, als er ſich ſchon eingeſchifft, erkrankte und eilte ans Land zurück in die Bäder von Puzzuoli. Aber jetzt brach die Wuth des Papſtes aus. Der Kaiſer wurde gebannt; er ſuchte ſich zu rechtfertigen;

Schriften wurden ausgelaſſen voll Gift und Schmach in frommen Worten aus Rom, voll edeln Zorns und ungläubiger Entrüſtung des Kaiſers. Wir hörten davon durch die frommen und durch die ſchalkhaften Feldprediger, wo wir bei Brunduſium lagerten. Und obgleich wir eigentlich zu des Papſtes Zwecken gen Jeruſalem ziehen wollten, ſangen wir doch lieber die Schelmenlieder im ſpöttiſchen Sinne des Kaiſers. Kennt Ihr das bekannte —?

Wilwirk ſummte vor ſich hin:

Iſt auch dem alſu,
Daß unſer Herr Jeſu
Sein Ehr und ſein Gewalt
Dem Einen hat bezahlt,
Dem ſtets die guten Chriſten
In Allem folgen müßten?
Hätt' Chriſtus Das gethan,
Daß er 'nem ſolchen Mann
Sein Geſchäft empfohlen hat,
Das wär' ja eine Miſſethat!

Genug! Darüber dauerte es bis zum folgenden Auguſt, bevor wir über Cypern in Akkon landeten, allwo der Kaiſer mit großen Ehren von Seiten der Geiſtlichen wie des Volks empfangen, ja mit Kniebeugung von den Tempelherren und Johannittern begrüßt wurde. Freilich war's mit dieſer Ehrerbietung der geiſtlichen Ritterſchaft ſo gar ehrlich nicht gemeint und dauerte nicht lang.

Aber wollt' ich Euch auch noch ſo kurz berichten, was wir Alles in dem Gelobten Lande durchzumachen gehabt, ich würde die ganze Nacht nicht fertig, und Den da, — Euern Freund, würde es vielleicht im Schlummer beunruhigen. — — Kurz, da war keine Ordnung und Einigkeit unter den Kreuzfahrern, und es wäre den Türken ein Leichtes geweſen, uns aufzureiben, hätten ſich nicht auch unter ihnen Krieg und Zwieſpalt entſponnen gehabt. Dieſe Uneinigkeit unter den Ungläubigen erleichterte den Kreuzzug des Kaiſers, deſſen Kriegsmacht eben nicht ſehr ſtark war. Aber er hatte dafür ſeinen ſchlimmſten Feind im Rücken. Der Heilige Vater war nämlich durch den gehorſamen Kreuzzug des Kaiſers nichts weniger als verſöhnt. Vielmehr wollte er ein für alle mal die Macht Friedrich's in Italien vernichten. Erſt hatte er den Kaiſer gebannt, weil derſelbe den Kreuzzug unterließ, und nun bannte er ihn aufs neue, nachdem er ihn angetreten, und ſchickte Mönche nach Syrien, durch die er den Patriarchen, den Rittern und allen Chriſten anbefehlen ließ, ihrem Kaiſer nicht mehr zu gehorchen. Das ſetzte Spaltung im Heer ab: die Deutſchen und die von Piſa und Genua blieben dem Kaiſer treu, die Andern fielen ihm ab. Die Tempelherren wollten ihn, als er mit kleinem Gefolge den Jordan, wo Chriſtus getauft worden, zu beſuchen vorhatte, ſeinem Feinde, dem Sultan in die Hände ſpielen. Aber der edelgeſinnte Kamel ſchickte den Brief der Templer an den Kaiſer, ihn vor falſchen Freunden zu warnen. Dadurch befeſtigte ſich eine Freundſchaft Friedrich's mit dem Sultan und erleichterte den Frieden. Denn Friedrich, der neue Nachrichten von den kriegeriſchen Unternehmungen des Papſtes gegen ihn erhielt, eilte nach Italien zurück, ſich ſeines Reichs zu wehren.

Wie der Kaiſer ſpäter nach Deutſchland gekommen und was er Alles da Herrliches eingerichtet, wißt Ihr beſſer als ich.

So war ich auch wieder in meine Heimat gepilgert. Mein Vater, hört' ich, war geſtorben, und meiner Mutter Herz kannte ich und war ihm nicht fremd geworden.

Ich hatte nicht nur manche Seltenheit mitgebracht, ſondern auch gar Vieles geſehen und erfahren, womit ich mich unſern Nachbarn nützlich zu machen ſuchte, fand aber nur Neid und Misgunſt gerade durch Das, was mir die Nachſicht und Gunſt der Menſchen gewinnen ſollte. Ich ward als ein fremdes Heidenmenſch angeſehen, und ſelbſt das heimatliche Dach und die Liebe meiner Mutter konnte mich nicht wieder einbürgern, obgleich man ſich meiner und meiner thörichten Jugend gar wohl erinnerte. Die Sarazenen ſind viel weiter in Künſten und Lebenseinrichtungen als wir. Ich hatte ihnen Manches abgelernt, womit ich den Nachbarn Gutes erwies. Vielleicht that ich ein wenig geheim mit meinen Künſten, beſonders auch an krankem Vieh; das Mehrkönnen und Beſſerwiſſen macht uns leicht ein wenig eitel und hochbeinig, wie wir's an den Pfaffen mit ihren eingebildeten Segensſprüchen ſehen. Da ich aber dabei nicht ſo heuchleriſch thun konnte wie die dickbäuchigen Spinnen, die mit dem Kreuz auf dem Rücken, gebückt und mit giftiger Zunge auf ihre Beute ſchießen, ſo kam's, daß ich unvermerkt eine Hexe geworden war. Umſonſt wollt' ich das nicht haben, und ſo hab' ich ihnen dafür auch manchen Tück bewieſen und ſie behext.

Schelmiſch lachend ſtand ſie auf und ſchob ihren

Schemel zurück. Auch Konrad erhob ſich, indem er ſeine Linke auf Manegold's Schulter drückte, ihn zu ermuntern.

Wilwirk bediente Beide mit den abgelegten Mänteln, wobei ſie dem Ritter Konrad den Damascener verſtohlen unter den Ueberwurf reichte.

Es iſt ſo ſpät, ſagte ſie, daß ihr vorn nach der Gaſſe hinausgehen könnt. Die Nachbarn und die Hühner — Alles ſteckt in den Federn und im Neſt.

Sie öffnete die Thür auf den Weg, der nach dem Burgthor führte. Dort aber war es unerwartet lebhaſt von Menſchen, die aus ihren Hütten getreten waren. Aus dem Hofe der Abtsburg hörte man Pferdewiehern und das Rufen geſchäftiger Knappen. Man hatte ſchon früher einen Reiterboten anſprengen ſehen, wußte aber nicht woher und um was.

Konrad eilte nach ſeiner Wohnung. Hier vernahm er, daß er mit Wehr und Waffe in die Burg entboten ſei.

Raſch warf er ſich in die Rüſtung und gürtete ſich, mehr aus Schwärmerei ſeines erregten Gemüths als mit guter Ueberlegung, das Sarazenenſchwert um. So trabte er nach der Burg ſeines Abts.

Viertes Capitel.

Mistrauen und Zuflucht.

Als am nächſten Vormittage, wie ſonſt an dieſem Wochentage, Pater Borgias zu einer Leſeſtunde mit Hedwig in die Kemnate kam, ging es hier unruhiger als gewöhnlich zu. Der Abt und Graf Beichlingen ſchritten in angelegentlicher Unterhaltung den Hof entlang nach dem Pförtchen, das hinaus zur Abtsburg führte. Die Knappen und Leute waren in geſchäftiger Bewegung.

Hedwig, die den Pater auf dem Gang empfing und ins gemeinſame Wohnzimmer führte, ſah ebenfalls ſehr aufgeregt und nachdenklich aus. Niemand war im Saal, und ſie erklärte dem verwunderten Borgias die Urſache des Aufruhrs. — Ein Reiterbote hat dieſe Nacht eine ärgerliche Meldung gebracht, ſagte ſie, daß nämlich der Biſchof von Würzburg, mit dem wir bekanntlich in Fehde liegen, geſtern ins Land gefallen iſt, unſere ſchwache Beſatzung von Hammelburg überrumpelt und die Leute verjagt hat, die der Abt an der Mauer, den Gräben und Wällen arbeiten läßt, um die Stadt zu befeſtigen.

Der Würzburger will nicht leiden, daß wir uns dort an der Grenze gegen ihn ſichern, und verräth dadurch die böſen Abſichten, die er auf die Abtei hat.

Ei, ei! erwiderte der Vater. Und er wird gar behülfliche Geſellen an den Raubrittern zu Ebersberg und Biſchofsheim finden. Es iſt kein Recht und kein Zuſammenhalt mehr im Reich. Geht es nicht allerwärts wirr und wild genug zu? Jeder Fürſt, jeder Graf reißt ſich von der Geſammtheit los, der er dienen ſollte, um auf eigene Fauſt, zu eigener Vergrößerung für ſich zu herrſchen. Ja, mitten in dieſer heilloſen Verwirrung — iſt nicht die deutſche Reichskrone ſelbſt wie in die Grapſe geworfen? Ziehen nicht des Papſtes Sendlinge umher und bieten ſie aus, während Kaiſer und König noch am Leben ſind und mit heiligem Rechte herrſchen?

Ehe Hedwig erwidern konnte, trat die Großmutter geſchäftig herein. Auf ihren Gruß verſetzte der Vater lächelnd:

Ich ſehe, wir rüſten, Frau von Kötſchau?

Ja wol, hochwürdiger Vater antwortete ſie. Und ich rüſte mit — ein handfeſtes Frühſtück nämlich für die Abziehenden. Denkt Euch nur, Vater: auch mein Alter muß mit! Hedwig wird Euch geſagt haben, daß die vertriebenen Werkleute bei den nächſten Vaſallen unſers gnädigen Abts Beiſtand gefunden und des Biſchofs hinterlaſſene Beſatzung wieder zurückgeſchlagen haben. Ehe ſie nun verſtärkt abermals kommen, will der Abt dort ſein, und rückt einſtweilen mit der nächſten Mannſchaft bis Brückenau, wo er den Zuzug der entferntern Vaſallen erwartet. Die ſind Alle ſchon letzte Nacht aufge boten worden, auch der Graf von Ziegenhain. Mein Alter glaubt aber nicht, daß Der Folge leiſten wird, was ihm als Schirmvogt unſers Stifts zumal Pflicht wäre. Aber der alte Graf iſt etwas kindiſch und wird es übelgenommen haben, daß Hedwig ſeinem Sohn einen Korb gegeben hat; der junge aber geht freilich lieber auf Raub als auf Ehre aus. Doch von meinem Alten wollt' ich ſagen, er geht mit. Weil ja der Herr Abt wol ein Kirchenfürſt, aber kein Heerführer iſt, ſo will er gern einen erfahrenen Mann zur Seite haben. Ich fürchte nur, mein lieber Hans wird's den Jüngſten zuvorthun wollen. Wenn er mir nur die Weile von dem böſen Gliederreißen verſchont bleibt!

Das wird's gewiß, lächelte Borgias. Wir haben ja gar mildes Frühlingswetter.

Ei ja, das thut's nicht, guter Vater, verſetzte die Alte. Das böſe Reißen, ſeht Ihr, rührt von frühern Jagd- und Feldzügen her und regt ſich ſobald etwas der Art losgeht. Ihr wißt doch wie die Rüden und die Dächſel und die Braken gleich aufſpringen und bellen, ſowie ſie nur ihren Herrn zum Jagdgeräth greifen ſehen. Juſt ſo thut's mit dem Gliederreißen!

Sie eilte fort, das Frühſtück zu überwachen. Auch Borgias erhob ſich, da es heute doch zu keiner Leſeſtunde kommen werde. Aber Hedwig bat ihn zu bleiben und ſie nach dem Frauenberge zu begleiten, wohin ſie gehen wollte, ſobald ſie dem Großvater Valet geſagt hätte und der Troß abgezogen wäre. — Tretet in mein Cloſet, ſagte ſie, und erwartet mich. Ich habe Euch auch Manches zu beichten!

Es ging aber noch ein Stündchen darüber hin, bis Hedwig mit dem Pater das Haus verlaſſen konnte. Beim Abſchied von der Großmutter und wie ſie ſich Agneſens und Ritter Konrad's Geleit verbat, erfuhr Borgias, daß es auf einen längern Beſuch bei der Priorin abgeſehen war. Und wirklich ging ein Diener mit Gepäck des Fräuleins voraus nach dem Bergkloſter.

Das geſchieht nicht ohne Bedeutung, meine liebe Tochter? bemerkte Borgias unterwegs; worauf Hedwig nicht ohne innere Bewegung verſetzte:

Schon bei unſerm jüngſten Geleit der Frau Priorin, Ihr erinnert Euch wol, hochwürdiger Vater, hatte ich einen kleinen Aufenthalt im Kloſter verabredet. Ich hatte einen ſtillen Antrieb des Herzens, aber keinen Vorwand dazu. Daher kam mir der heutige Aufbruch recht erwünſcht. Aber ohne ſchmerzlichen Auftritt mit meinem gnädigen Oheim iſt es doch nicht abgegangen, zumal der heftige Mann durch das feindſelige Ereigniß noch zornmüthiger geſtimmt war. Ich erklärte ihm, daß dem jungen Grafen Ziegenhain, meines Dafürhaltens, das Aufgebot ein ganz erwünſchter Anlaß ſein werde, hierherzukommen und ſeinen Groll auf irgend eine Weiſe auszulaſſen. Tückiſch und nachtragend iſt er, wie bekannt. Darum wollte ich vermeiden ihn zu ſehen, wenn er bei ſeinem Durchzuge der Großmutter einen Beſuch machen würde.

Und das erzürnte unſern gnädigen Abt, liebe Hedwig?

Das nicht; er misbilligte dieſen Beweggrund nicht. Er war aber mit einem Vorhaben gekommen —. Ihr ſollt nämlich wiſſen, lieber Vater Borgias, daß ſchon ein

Weilchen her eine heimliche Verabredung mit dem Grafen von Beichlingen beſteht, mich mit deſſen Sohn zu verheirathen. Dem Oheim ſchmeichelt eine Verbindung mit dem mächtigen thüringer Hofe, wo der Graf in Anſehen und Einfluß ſteht. Den Anſpielungen des feinen Grafen war ich bisher ausgewichen; nun aber traf mein Vorwand für das Kloſter unglücklicherweiſe mit dem Verhaben des von Beichlingen zuſammen. Er war mit dem Oheim gekommen, für ſeinen Sohn zu werben. Gerade dadurch ſollte der Ziegenhainer von jedem weitern Verſuch abgehalten und zugleich durch eine ſolche Verbindung von etwaigem Trotz und böswilligem Streich abgeſchreckt werden. Ich ergriff die Ausflucht, daß ich den jungen Herrn noch gar nicht kenne. Der Graf nahm aber mein Vorhaben, mich gerade für die Tage, wo ſein Sohn hier erwartet wird, ins Kloſter zurückzuziehen, für eine Ablehnung der Bewerbung überhaupt. Höfliche Klagen von ſeiner Seite, heftige Worte des Oheims ergingen über mich. Ich ließ es ſtillſchweigend, aber unbeugſam geſchehen. Dafür ſollte mir aber ſogleich ein anderes Leid als Züchtigung zu Theil werden. Mitten zwiſchen die Verhandluugen trat nämlich Ritter Konrad, des Abts Befehle zu empfangen, in den Saal. Mein Oheim läßt ihn nämlich zum Schutz der Stadt und unſers Hauſes mit einiger Mannſchaft zurück. Unglücklicherweiſe trug er ein krummes Sarazenenſchwert an der Seite, und der Abt, der ihn ſchon, wie wir wußten, in der Nacht, wo er mit derſelben Waffe ſich zu ſpät einfand, gar übel angelaſſen hatte, warf nun ſeinen vollen Ingrimm in Scheltworten auf den ganz beſtürzten — Freund. Ich entfernte mich, hörte aber noch den Befehl, das Schwert abzulegen, und den Vorwurf, daß Konrad dies Schwert von der nichtswürdigen Wilwirk habe und bis in die tieſe Nacht bei ihr geweſen ſei. O lieber Vater Borgias, — Konrad bei der — darf ich ſagen „Hexe“ Wilwirk!

Borgias verſtand dieſe bebende Stimme, dies ſchmerzlich bewegte Geſicht, dies feuchtglänzende Auge, womit das Fräulein einen Zweifel vorbrachte, der wol ſchon den ganzen Morgen ihr Inneres bewegt hatte. Er that aber nicht Desgleichen, um durch Unbefangenheit mehr Vertrauen für Das zu finden, was er zu Gunſten des übelberüchtigten Weibes zu ſagen wußte. Aus dem unſeligen Lebenslaufe deſſelben, den er kurz erzählte, ſuchte er das Verwilderte in Wilwirk's Betragen zu erklären. — Die Widerſprüche ihrer Erlebniſſe, die ſie jetzt mit ſcharfem Verſtand überſieht, haben ihr Gemüth zu Hohn und Bitterkeit geſtimmt, ſagte er. Auch mag ſie, nach dem zu frühen Verluſt ihres Geliebten und Ehemanns unter die ſittenloſen Kreuzfahrer ohne Halt geſtoßen, leichtfertig in den Tag hineingelebt haben. Sie hat mir das ſelber bekannt, aber auch mit aufrichtiger Rührung geſtanden, daß ſie ſich zum Guten wiedergefunden habe. In Rom, beim Anblick ſo entſetzlicher Sittenloſigkeit und Spötterei, habe ein rechter Schreck und eine reumüthige Selbſtbeſinnung ihr Herz getroffen, erzählte ſie mir. Und in ſolchem Bekenntniſſe, liebe Tochter, liegt eine Wahrheit der Umſtände, die alle Erdichtung und Lüge ausſchließt. Auch gibt ja das fremde Schwert, das Ritter Konrad von ihr mitgebracht, die Erklärung ſeines Beſuchs; und daß er es vor dem Abt und vor Euch ſo frei, und vielleicht ein wenig ſtolz, an der Seite trägt, — gilt Euch das nicht für eine ehrliche Rechtfertigung der Abſicht ſeines Beſuchs?

O mein hochwürdiger Vater, flüſterte ſie erröthend, Ihr habt Recht! Meine Empfindung war übereilt. Aber ach! in welche Widerſprüche fällt man nicht ſelten mit ſeinem Herzen! Ich habe ſeither Alles gethan, um Konrad, den Geſpielen meiner Kindheit, von den Huldigungen abzubringen, die er mir erweiſt; dennoch, daß er gerade auf ſo ſchlimmen Wegen, als ich vorhin dachte, mir fremd werden ſollte — es war mir ein tiefer Schmerz. Ich ſchäme mich, daß ich einen ſo unrechten Gedanken gehabt habe!

Und warum denn ſucht Ihr ihn abzubringen, meine herzliche Tochter?

Nun ja —! antwortete ſie befangen, vielleicht gilt auch ſeine Huldigung nur der Nichte ſeines fürſtlichen Abts. Wäre es aber doch, wie ich fürchtete, eine Hingebung des Herzens —. Seht, Vater Borgias, ich kann für junge Grafen, die ſich um mich bewerben, ein ganzes Herz voller Nein haben; aber das Ja für Konrad, wenn's auch zu unterſt läge, könnt' ich doch dem Oheim zu Trotz nicht herausholen. Er meint es ja doch in ſeiner Weiſe gut, daß er als fürſtlicher Abt mit der Bruderstochter über einen, wenn auch noch ſo braven Dienſtmann hinaus will. Beugen kann ich ſeinen ſtarren Willen nicht; Trotz ausüben wäre ſündhaft von mir, alſo muß ich mich biegen und fügen. Dieweil ich aber doch ein ſolches Ja beſitze, würde ich mich gegen Konraden immer mehr verſchuldet fühlen, je mehr ich den Zoll ſeiner Neigung annähme. Seht, darum ſuch' ich ihn — abzubringen.

O laßt ihn doch hoffen und ſtreben! Vielleicht daß eine gute Fügung ihm zu Statten kommt. Und wenn nicht —? Ein Anderes iſt es, wenn junge Grafen, die nur auf die Verdienſte oder das Glück ihres Hauſes pochen, ſich in ihren Liebeserwartungen getäuſcht finden: ſie gehen wirklich leer aus, wenn ſie es nicht etwa zur Belehrung über eigenen Werth hinnehmen. Aber wenn ein geringer Dienſtmann um ein hohes Ziel durch That und Tugend wirbt, — erringt er dann nicht, was für den Mann am Ende von gleichem Werth und vielleicht noch dauernder iſt als Frauenliebe?

Vielleicht, Vater Borgias, oder auch ja! Denn es kann Einer ja der Krone der Liebe werth ſein, ohne ihren Thron zu beſitzen. Aber ein Hoffnungsloſer verſucht es gern auch mit trügeriſchen Mitteln und wendet ſich wol gar an böſe Geiſter, heißt das — an gottloſe Menſchen. Und ſo iſt mir eingefallen, ob Konrad nicht, um ſich wahrſagen zu laſſen, zu der — Hexe, zu der Frau gegangen iſt?

Der Pater lächelte. — Sie treibt ſolche Künſte nicht, meine Tochter! ſagte er. Sie kann freilich mehr als Andere, und das iſt unter Dummen und Abergläubigen oft ſchlimmer als ein Unglück, weil man es eben böſen Mächten zuſchreibt. Hätte der Ritter aber wirklich ſo was verſucht, ſo hätte Wilwirk ihm keine beſſere Weisſagung geben können als das damascirte Schwert, den Schlüſſel zu einer ritterlichen Zukunft. Die Kreuzfahrer, mein edles Fräulein, haben lange in Unteritalien gelagert. Dort iſt durch die Araber viel Kenntniß der Natur verbreitet; die Arzneikunde blüht in Salerno. Da hat die lebhafte Frau Manches aufgefangen, was man hier zu Lande — Teufelskünſten zuſchreibt. Fromme Gemüther ängſtigen ſich vor den Untiefen der Natur; der denkende Geiſt dringt aber durch dieſe ſchauerlichen Pforten zu höherer Erkenntniß. Der erzbiſchöfliche Denker Anſelm von Canterbury ſagt ſchon vor hundert Jahren:

„Ich ſah um mich her Tauſende von Geſchöpfen, die mannichfachſten Erſcheinungen, die Zwecke ſo verſchieden wie die Weſen. Tiefer jedoch und dauernder als die ſcheinbare Zerſtreuung und Trennung ergriff mich das Gemeinſame in allen, wodurch ſie allein da, wodurch ſie gut waren.“ — Und an einem andern Orte ſagt er ſehr ſchön:

„Sowie in unſerm Geiſte das Bild eines Menſchen unendlich tiefer, lebendiger daſteht, als die Bezeichnung durch einen Namen es ausdrückt: ſo iſt, in unendlich höherm Grade, die innere Anſchauung in Gott nichts Anderes als das Daſein aller Dinge ſelbſt.“

Sie hatten die Höhe des Berges erreicht, da wo die Mauer des die Stufen überragenden Kloſtergartens ſich nach dem Eingang wendet. Der Pater, vom Steigen und Sprechen angegriffen, ſetzte ſich auf den Sockel eines ſteinernen Bildſtocks, um zu ruhen und dabei des herrlichen Ausblicks ins Thal und nach dem Gebirge froh zu werden.

Sobald er ſich etwas ausgeathmet hatte, ſagte er:

Hier hab' ich jüngſt des herrlichſten Frühlingsblicks genoſſen. Mein bewegtes Herz erhob ſich zu einer Betrachtung über die verworrenen Beſtrebungen unſerer Zeit, die ich überſah, wie dort die Stadt und das Thal unter uns liegt und das Gebirge ſich in ſeinem Zuſammenhang darſtellt. Ich will Euch meine Betrachtung mittheilen, liebes Fräulein. Wir leben in einer Zeit ſelbſüchtiger Entzweiung; kirchliche Verfolgungen ängſtigen die Herzen des Volks: da müſſen edle Seelen ſich zu höhern Anſchauungen erheben, worin ſie Beruhigung und heitern Gleichmuth finden. — — —

Alle natürlichen Weſen, ſagte ich damals zu mir, ruhen auf unerforſchlichem Grunde, — es iſt die unerſchöpfliche Ewigkeit. Wie eine unermeßliche Seeroſe hängt die Erde mit ihren großen Gebirgsblättern in dieſem — Weltmeer. Auch die Sterne ſind ſolche Nymphäen. Wir leben im Kelch dieſer Roſe mit Weſen aller Art. Von unten herauf, von oben herab benetzt uns die Ewigkeit; wir wachſen aus ihrer Tiefe, leben von ihrem Thau, und ſo geht ihr Weſen in uns über. Unerſchöpflich wie ſie ſelbſt ſind ihre Einflüſſe, ihre Offenbarungen an die nachdenkenden, begreifenden Geſchöpfe. Wie die Brunnen aus den unterirdiſchen Wäſſern füllen ſich die Herzen mit dem Sprudel des Ewigen, und der Glaube iſt der Schöpfeimer. Die Blumen duften, die Vögel ſingen, das Gethier brüllt, der Menſch ſpricht: nichts als Laute des Ewigen; wer ſie nur auffaſſen und verſtehen kann! Nun iſt aber Einer mehr empfänglich für dieſe, der Andere für jene Offenbarung. Der Selbſtdenkende verſteht die Schrift der Natur und vernimmt die Stimme des

Geiſtes; der Gläubige hält ſich an die Lehren göttlicher Männer, die der Himmel von Zeit zu Zeit kindlichen Völkern ſendet. Der Eine folgt ſeiner entwickelten Vernunft, den Andern führt ein Lehrſatz, ein Sprichwort, zuweilen ein Aberglaube durch den Markt des Lebens. Ein Jeder aber fühlt ſich ſo glücklich am Brunnen, aus dem gerade er ſchöpft, daß er nicht begreifen kann, wie ein Anderswoherſchöpfender nicht auf ewig verſchmachten müſſe. Er winkt einem Solchen als einem Irrenden zu, oder verfolgt ihn als einen Gottloſen, je nachdem er ſelber mehr von Liebe oder von Eifer beſeelt iſt. Und wie verkümmern oder vergiften die Thoren einander die vertheilten Quellen der Offenbarung! Glücklich, wer ſeines häuslichen Bornes ſtill und rein genießt, oder auch den großen Gemeindebrunnen der Kirche — den viel umdrängten, von eingreifenden Händen, von Abfällen des Lebens oder gewinnſuchendem Eigennutz getrübten — für ſich zu läutern und zu koſten weiß!

Borgias ſchwieg. Nach einigen ſtummen Augenblicken ſagte er:

Du biſt nachdenklich geworden, meine Tochter? Wenn dich mein Labſal befremdet, — wirſt du mir winken oder mich verdammen?

O mein hochwürdiger Vater! verſetzte Hedwig ernſten Lächelns und reichte ihm die Hand. Die ſeinige war ſehr heiß.

In dieſem Augenblick läutete über ihnen das Kloſterglöckchen 11 Uhr. Der Pater erhob ſich, indem er mit ſeinem ſchalkhaften Lächeln ſagte:

Horch! Das läutet im rechten Augenblick zum allgemeinen Bekenntniß der Menſchen: es iſt das Suppenglöckchen. Wohlan, laßt uns nicht zu ſpät kommen! Ich bitte mich denn auch zu Gaſt bei dieſer Andacht!

Mit wenigen Schritten um die Ecke der hohen Gartenmauer erreichten ſie die kleine Vorhalle der Kloſterpforte. Hier ſaß, des Fräuleins wartend, der Diener mit dem Gepäck auf der einen der beiden ſteinernen Seitenbänke. Rechts und links der Eingangsthür waren zwei tiefe Wandniſchen, vielleicht urſprünglich für ſteinerne Heiligenbilder beſtimmt, und in der Thür ſelbſt ein kleines Gitter, hinter welchem ſich bald nach angezogener Glocke der Schieber öffnete und das Vollmondgeſicht der Schweſter Martha erſchien. Beim Anblick des Paters und des Fräuleins ging raſch die Thür auf und ein „Gelobt ſei Jeſu Chriſt!“ empfing die Eintretenden.

Fünftes Capitel.

Eine bängliche Unterhaltung.

Mit Hörnerklang und wehenden Fähnlein war der Fürſtabt an der Spitze ſeiner nachbarlichen Ritterſchaft gen Hammelsburg ausgezogen. Ihm folgten in den nächſten Tagen die entferntern Vaſallen, die ihren Weg gewöhnlich durch die Stadt nahmen, wo ſie mit ihrem Gefolge im Hof der Abtsburg bei gutem Imbiß ein Stündchen Raſt hielten.

Mit jedem Reiterhelm, mit jeder Fußgängerlanze ſtärkte ſich die Zuverſicht der Stadt auf einen nachdrücklichen Schlag ihres Abts gegen den anmaßlichen Biſchof von Würzburg. Nun hatten auch die betriebſamen Bürger wie das geſchäftige Völkchen der Hinterſaſſen und das vom Almoſen der Klöſter lebende Geſindel, wenn ſie Abends auf dem Heiligenkreuzplatze um die hohe Säule oder in der Illersgaſſe um den Brunnen des Schröpfhauſes zuſammenkamen, einen Gegenſtand lebhaften Wortſtreits und prahleriſcher Erwartungen. Pilger, die zu jener Zeit nicht ſelten zum Grabe des heiligen Bonifaz nach der Stadt — oder auf weitern Fahrten durchkamen, konnten ſich mit Erzählungen aus Franken und von dem leichtfertigen würzburger Hofhalt die beſte Bewirthung verdienen.

Nun erſchien auch Ritter Konrad in ſeinem Anſehen als Stadtſchalt oder Platzhauptmann anordnend, überwachend. Man fürchtete einen Ueberfall der vom Feind etwa gewonnenen Raubritter von der Rhön oder aus Franken, eine Liſt des Würzburgers, ſich im Rücken des zum Kampf ausgezogenen Fürſten der Reſidenz deſſelben zu bemächtigen.

Die Stadt war durch einen breiten Graben und einen Kranz von Thürmen auf oder zwiſchen den Thoren geſchützt. Aus güterloſen Freigeborenen, die ſich dem Stift zu Dienſt gegeben, ſowie aus jenen Gutseigenthümern und Bürgern, die aus Frömmigkeit oder um kleiner Vortheile willen ſich für die Kirche zu Arbeiten verſtanden hatten, bildete und bewaffnete Konrad einzelne Scharen, mit denen er die Thore und Zugbrücken beſetzte und Wachten auf den Thürmen unterhielt, die bei Tag durch Fähnlein, des Nachts durch Feuerzeichen in Verbindung mit Wächtern auf den nächſten Bergthürmen ſtanden.

Wie gern hätte ſich der Ritter mit ſeiner Gewalt und Vorſicht unter Hedwig's Augen gezeigt, das krumme Sarazenenſchwert, wider ſeines Abts Verbot, an der Seite, den reichſten Helmbuſch aufgeſteckt! Doch vergebens hoffte er, ſie würde einmal zu Beſuch in die Stadt herabkommen. Sie entſchuldigte ſich mit ihren geiſtlichen Uebungen auch noch nach mehren Tagen, als die

Großmutter ſie zum Feſt eines Einſtandes lud, den die junge Frau von Kraluk, Manegold's Schweſter, einer größern Geſellſchaft von Frauen und Chorherren gab.

Konrad glaubte dem Fräulein an jenem Morgen des Aufbruchs ein ſtilles Miswollen gegen ihn — wie ſchon ſeit jener zerpflückten Tulpe eine gewiſſe Zurückhaltung angemerkt zu haben. Das Räthſel dieſes Benehmens konnte ihn manchmal recht leidmüthig ſtimmen, machte ihn aber auch wieder reizbarer und in ſeinem Dienſte heftiger und barſcher.

Nach Kötſchau's Kemnate führte ihn außer der alten Gewohnheit täglich auch ſeine Pflicht. Dies Haus der Verwandten des Abts war ſeiner Obhut beſonders empfohlen.

Der Alte von Beichlingen war abgereiſt und der erwartete junge Graf erſchien nicht; vielleicht weil der Vater ihn unterwegs mit zurückgenommen hatte. Ritter Manegold, fein und etwas verſchlagen, wie er war, hatte der redſeligen Großmutter das Geheimniß der Bewerbung um Hedwig's Hand abgelockt, und ſuchte ſeinen Freund Konrad zu überzeugen, daß Hedwig wol, um der Bewerbung des jungen Grafen zu entgehen, den Rückzug ins Kloſter genommen habe.

Beide hatten ſich um dieſer Herzensangelegenheit willen noch mehr als ohnehin über die öffentlichen Ränke des thüringer Hofs, mit denen ſie verwebt war, ereifert, als ſie in die ſchon erwähnte Geſellſchaft kamen, die Manegold's Schweſter gab.

Man ſprach unter Anderm auch von der vornehmen Art jenes welſchen Mönchs, der mit dem Grafen Beichlingen in der Burg eingetroffen war, und erfuhr jetzt, daß es Niemand anders geweſen als der geheim reiſende Biſchof Philipp von Ferrara, der in des Heiligen Vaters Namen den Landgrafen Heinrich Raspe dazu vermocht habe, die deutſche Königskrone anzunehmen.

Manegold, der von jener Unterredung mit Konrad aufgeregt, dem Weine allzu haſtig zugeſprochen hatte, vergaß ſeiner ſonſtigen Artigkeit ſo ſehr, daß er auf das Lob der alten von Kötſchau zu Raspe's Gunſten lebhaft erwiderte:

Es ſteht noch ſehr dahin, wie weit es dieſer Raspe bringen wird, und ob er ſich gegen unſern rechtmäßig gewählten König Konrad und deſſen kaiſerlichen Vater durchſetzen kann. Die weltlichen Fürſten ſind auch nicht einmal auf ſeiner Seite, und nur die Erzbiſchöfe am Rhein und die Biſchöfe von Metz, Speier, Strasburg verſammeln ſich eben zu ſeiner Wahl. Es ſcheint doch den weltlichen Herren nicht unbedenklich, ſo auf des Papſtes Verordnung hin den Kaiſer Friedrich ſeiner Krone für entſetzt zu erklären und an ſeines Sohnes eingenommenen Platz den gefälligen Raspe zu ſetzen.

Man konnte es der greiſen Frau von Kötſchau anſehen, wie betroffen ſie von dieſer Rede war. Manegold's Schweſter, eine gewandte Wirthin, verſah ſich des Augenblicks, ehe dieſe ſprühenden Worte unter den geiſtlichen Gäſten Zunder fanden, die Unterhaltung auf einen Gegenſtand zu lenken, der die Schauer einer Geſpenſtergeſchichte mit dem Entſetzen wie vor einer Landesnoth in ſich vereinigte. Es betraf die Reiſe und das Richteramt Konrad's von Marburg, des Ketzerpredigers.

Die ſtille Verbrüderung der Waldenſer ſetzte damals, inmitten ſo mancher gährenden Bewegung in Deutſchland, gerade durch eine Verfolgung derſelben die öffentliche Meinung in Unruhe und Zwieſpalt. Die gläubige Menge ereiferte ſich gegen die gefährlichen Ketzer, von deren heimlichen Zuſammenkünften man ſich die entſetzlichſten Dinge erzählte; die Einſichtigern, Nachdenklichen aber wurden immer zweifelhafter, je mehr dieſe Erzählungen das Gepräge der Entſtellung annahmen und je grauſamer der von Rom beſtellte Ketzerrichter ſein bisher in Deutſchland unerhörtes Amt vollſtreckte.

Die kleine Geſellſchaft bei der Ritterfrau von Kraluk war aber mehr von dem Gefahrvollen jener Ketzerei für die Stadt eingenommen. Denn man wollte wiſſen, daß auch hier, oder wenigſtens in der Umgegend, Anhänger und Verbündete lebten und ſich ausbreiteten.

Ritter Konrad, um ſeine Meinung befragt, erklärte, daß er ſich bis jetzt wenig um das Waldenſerthum bekümmert habe. Eins beklag' ich nur, ſagte er. Iſt nicht ſchon Verwirrung genug im Reich, da die Fürſten einander beſtreiten und ſich gegen den Kaiſer und König auflehnen? Müſſen nun dieſe Waldenſer noch Zweifel, Widerſpruch, Zerſtörung in das Leben und in die Gemüther bringen?

Ja, ja! wendete ein älterer, freundlicher Chorherr ein, — Hader bringt Hader auch in die Kreiſe des Friedens. Doch wer nur in Meinungen irrt, in Zweifeln ſchwindelt, ſollte darum noch nicht verdammt werden. Oft iſt der [illegible]rigſtgläubige, Redlichſtandächtige am erſten böſen Anfechtungen der Gedanken unterworfen, wie ich auch an meinen Blumen die Erfahrung mache, daß die gerade, ſo im beſten Boden ſtehen, wucheriſch treiben, ausarten, Farbe wechſeln und taub abblühen. Ja, ja! Wenn man nur im Handeln, im Thun und Laſſen deſto richtiger iſt.

Das iſt's eben! rief ein Anderer. Gerade dem Lebenswandel der Waldenſer ſagt man das Schlimmſte nach.

Hiermit war den Verſammelten ein weites Feld eröffnet, ſich über Alles zu ergehen, was über jene Verbindung in der öffentlichen Meinung umlief. Vieles ſchien übertrieben, die es aber erzählten, beriefen ſich auf die vom Erzbiſchof in Mainz veranſtaltete Unterſuchung gegen die gerade am Rhein ſehr verbreitete Sekte. Dadurch habe man vom teufliſchen Gottesdienſt und den entſetzlichen Andachtsübungen der Waldenſer Kunde erhalten.

Soviel iſt gewiß, flüſterte eine ältere Frau, wobei ſie ſich flüchtig bekreuzte, daß jeder Neubekenner bei ſeiner Aufnahme in die Gemeinde zuerſt zu einem todtblaſſen, magern Manne geführt wird, und wie er dieſen geküßt hat, vergißt er ſogleich ſeines chriſtlichen Glaubens.

Das iſt allerdings ſündhaft, rief eine Andere; aber wahre Abgötterei iſt es, daß ſie einen ſchwarzen Kater anbeten.

Der Kater gilt immerhin für einen Leckerbiſſen des böſen Feindes! erklärte einer der geiſtlichen Herren. Glaube derowegen auch, daß der Gottſeibeiuns bei ſothaner Andacht der Ehrengaſt ſein wird.

Ich habe für ganz gewiß gehört, nahm jene Flüſternde wieder das Wort, daß der Aufgenommene eine Kröte küſſen muß, und — man weiß auch wohin.

Entſetzlich, entſetzlich! riefen beſonders die jüngern Frauen und drückten durch Töne und Geberden ihren Abſcheu aus.

Es wird alſo doch viel geküßt! lachte Manegold. Vermuthlich Pfänder geſpielt.

Ja wol! rief eine junge Witwe. Wahrſcheinlich wenn nach der Mahlzeit die Lichter ausgelöſcht werden, wie man ſagt. O der Schändlichkeiten!

Aha! bei ihren ſogenannten Liebesmahlen! bekräftigte Manegold.

In dieſem Augenblick ſchrie und ſprang eines der Fräulein auf und ſetzte Alles in Unruhe. — Eine Kröte, eine Kröte iſt mir über den Fuß gehüpft! rief das unverſtändige Ding.

Ihr geiſtlicher Nachbar hatte ſchnell ſeinen Fuß zurückgezogen und wollte in ſeiner Verlegenheit das ſchöne Fräulein halten und beruhigen. Aber die ganze Geſellſchaft bewegte ſich ſchon durcheinander. Die Dämmerung war innerhalb der dicken Mauern und kleinen Fenſter der Halle eingetreten, und die Bilder der aufgeregten Phantaſie drohten ſich als Geſpenſter unter die Gäſte zu miſchen.

Sechſtes Capitel.

Purpurne Wämmſer.

In dieſen Tagen langte gegen Abend ein anſehnlicher Waarenzug, von Frankfurt nach Erfurt beſtimmt, unter kleinem, bewaffnetem Geleit in der Stadt an und blieb vor dem Paulsthor in der Nähe einer Fuhrmannswirthſchaft halten. In dieſer wurden die Leute und Pferde untergebracht, bei den beladenen Wagen aber eine bewaffnete Wacht ausgeſtellt; währenddeſſen aber begab ſich der Waareneigenthümer in die Stadt, um die Krämergilde zu beſuchen.

Es war ein Handelsherr von damals bedeutendem Namen — Meiſter Butterkraz, geborener Nürnberger, ein hübſcher Mann von fremdländiſchem Ausſehen, ein Vierziger, bei mittler Größe ſchlank gebaut, von lebhaftem Ausdruck des Geſichts. Bei ſtolzer Haltung verrieth er doch in jeder Bewegung eine entſchloſſene Gewandtheit und eine nervige Kraft der mager gebauten Glieder. Er ging bewaffnet mit einer etwas turbanartigen Kopfbedeckung von blauer Farbe — der Farbe der Chriſten im Orient. Das dunkle Haar war nicht wie bei den gemeinen Leuten geſchoren, auch nicht lockig herabhangend wie beim Adel, ſondern in einem gewundenen Zopf zuſammengehalten. Ueber dem Oberkleide trug er einen verzierten Gürtel und darunter Beinkleider, die mit den Strümpfen Ein Stück ausmachten.

So ging er in die Verſammlung der Kaufleute und nahm ihre Bewirthung an. Er ſelbſt gab Nachrichten von fremden Ländern zum Beſten. Als Troßbube war er in einem Kreuzheere nach Aſien gekommen. Schon früh mit lebhaftem Sinn auf Handel und Wandel gerichtet, brachte er Kenntniß der Waaren ſowie der Länder und Häfen mit, woher die fremden Güter bezogen wurden. Er wußte von den Häfen von Malabar und Kambodſcha, und kannte den Waarenzug nach Ormus und Baſſora ſowie den nach Aden. Von hier gehen die Waaren nach Chus am Nil, dann über Kairo nach Alexandrien. Hier kommen äthiopiſche, arabiſche und perſiſche Güter zuſammen und nehmen ihren Weg nach Syrien und Griechenland. Ueber den Waarenzug aus Italien durch Tirol nach dem ſüdlichen Deutſchland und an den Rhein, ſowie von da nach Erfurt und Magdeburg, nach Bremen und Lübeck wußten die fuldaer Händler ſchon eher ein Wort mitzuſprechen.

Meiſter Butterkraz, oder — wie er ſich aus dem Verkehr mit Italien und den dortigen Großhändlern lieber nannte — Meſſer Bucraggio, beſuchte indeß die fuldaer Krämergilde nicht blos um kleine Geſchäfte zu machen, oder ſeinen Abend angenehm hinzubringen, ſondern er hatte zugleich eine politiſche Abſicht. Bei der langen

Abweſenheit des Kaiſers in ſeinem italieniſchen Reiche und bei den fortwährenden Kämpfen deſſelben gegen den Papſt fühlten die Städte das immer dringendere Bedürfniß, ſich gegen die umgreifende Herrſchaft der Fürſten enger zu verbinden und der Gewalt derſelben gegenüber ihre eigene, auf Handel und Reichthum ruhende Macht geltend zu machen. Die rheinländiſchen Städte, die dem Kaiſer gegen die Biſchöfe, gegen die habgierigen Fürſten und treuloſen Vaſallen wiederholt gute Dienſte geleiſtet hatten, ſahen ſich jetzt durch den Haß der Großen genöthigt in ein enges Bündniß zu treten, und Meſſer Bucraggio ſuchte dieſe Verbindung auszubreiten. Der Widerſpruch dieſer bürgerlichen Geldmacht gegen die weltlichen Anſprüche des Papſtes ging unvermerkt auch auf die kirchlichen Satzungen und Gebräuche über, mit denen man es, dem bekämpften Papſte zum Poſſen, gleichgültiger und ſelbſt misächtlich nahm. So verbreitete ſich eine Gunſt für religiöſe Anſichten, die gegen die römiſchkirchlichen gerichtet, die gegenpäpſtliche, mithin die kaiſerliche Politik zu verſtärken verſprachen.

In der That knüpfte Meſſer Bucraggio ſeine Unterhandlung kirchlich an. Während des kaufmänniſchen Geſprächs läutete es nämlich zum abendlichen Ave Maria. Die Bürger erhoben ſich, mit gefalteten Händen ihr Gebet zu verrichten. Meiſter Butterkraz blieb aber ruhig und lächelnd ſitzen und ſprach, als das Gebet beendigt war, in ſcherzendem Tone weiter:

Die Glocke hat uns unterbrochen; ſtört euch aber nicht daran, daß ich mich um ihre Mahnung weniger bekümmert habe. Ich bin lange in Ländern geweſen, in ſarazeniſchen Niederlaſſungen, wo man das Volk nicht zum Gebete läutet, ſondern der Muezzin die Gläubigen von den Thürmen zum Gebet ruft. Das Befehlen kommt ja überall von oben. Wir ſehen aber alle Tage mehr ein, daß wir um unſerer bürgerlichen Thätigkeit willen ein wenig harthörig gegen die Glocken werden müſſen. Es verträgt ſich nicht mehr mit unſern Weltgeſchäften, daß wir an Glockenſträngen, wie an Gängelbändern, geführt werden. Es iſt Zeit, daß wir allein gehen; denn wir Handelsleute ſtehen auf dem Punkt, eine große Macht zu gewinnen. Erwägt einmal, wie jetzt Papſt und Kaiſer einander beſtreiten und benagen, und wie dabei die kleinern Fürſten, dieſe Herzoge und Grafen, neben den Erzbiſchöfen und Biſchöfen, die doch nur Beamte und Würdenträger jener beiden großen Gewalten ſind, ſich des Augenblicks verſehen und ihre Aemter erſt erblich nehmen, um ſie dann unabhängig zu machen. Bald werden ſie aus Beamten — Regierende geworden ſein. Nun iſt es zwar in unſerm Intereſſe, dem Kaiſer anzuhangen und ihn ſtärken zu helfen; doch gehört der echte Kaufmann keiner Partei unbedingt an. Sein Vortheil iſt ein gewaltiger Gott, neben welchem er keine andern Götter anbetet. Und der Vortheil wechſelt. Wenn erſt die dermal noch dienſtpflichtigen Herren ihre Stücke von der großen Gewalt an ſich geriſſen haben, dann kommen wir Bürger und nehmen ihnen wieder davon ab. Die hohe Gewalt, die unangefochten Alle erdrücken könnte, iſt dann getheilt, und wir ſuchen unſern Vor — Theil. Eigentlich paßt es auch für uns einfache Bürger nicht, zuerſt Hand an einen kaiſerlichen Purpur zu legen; erſt wenn wir an den Bemühungen des hohen Adels ſehen, daß der Mantel zerriſſen und getheilt werden kann, faſſen wir uns ein Herz. So hoffe ich, eine Zeit wird kommen, wo jedes ordentliche Bürgerthum ſein purpurnes Wamms trägt. Ihr verſteht mich, — ich rede von ſtädtiſcher Verfaſſung und Selbſtregierung, von einer Uebermacht, die zum öffentlichen Weſen wird. — Geſtehen wir uns aber, daß vor Allen wir Kaufleute unſer Haupt erheben dürfen. Wenn wir Gold, Galant, Myrrhen, Terebinthen, Moſchus und Ambra, Caſſia und Balſam aus den Morgenländern, wenn wir gute Pelze vom Eismeer, Waffen und feines Leinen aus Deutſchland und Weine aus Frankreich holen und umſetzen — ſind das nicht ewig haltbare Weltfäden, die wir zu einem Gewebe ineinander ſchlagen, das weiter als des Kaiſers Purpur und der Scharlach der römiſchen Kirche reicht, da es bei Arabern wie bei Chriſten, bei Juden und Heiden Glauben und — Ablaß oder Abſatz findet?

So ſtolze Reden blieben nicht ohne Beifall. Man trank und ſprach ſich immer muthiger.

Wie die Nacht eingetreten war, wurde auf nächſten Tag eine Zuſammenkunft zur Beſprechung der Angelegenheit wegen des rheiniſchen Städtebundes verabredet. Nachmittags ſollten dann die Handelsgeſchäfte abgemacht werden, und für den Abend lud Meſſer Bucraggio die Verſammelten zu einem Abendbrote bei ſich ein. — Wenn der morgende Tag ſo ſchön wie heute bleibt, ſagte er, ſo wollen wir den Imbiß orientaliſch, unter einem Zelt einnehmen.

So kam es wirklich am nächſten Tage. In der Nähe der Wagen, am ſüdöſtlichen Abhang des Hügels über dem Waidesbache, wurde gegen Abend ein Zelt errichtet — mit einem ſchönen Teppich und ſtatt der Stühle mit Kiſſen belegt, auf die ſich die fuldaer Krämer mit lächelnder Unbeholfenheit niederließen. Wachslichter brannten, damals eine koſtbare Seltenheit; ein feines Räucherwerk dampfte und drang durch das Zelt bis unter die draußen ſtehenden Neugierigen, die mit weitgeöffneten Naſen und Augen all das Fremde aufnahmen. Proben der theils verkauften, theils nur vorgewieſenen Waaren ſtanden umher — Frauenſchmuck, ſilberne Gefäße, elfenbeinerne Schachſpiele, ſeidene und halbſeidene Stoffe, geſtickte Frauenkleider u. dergl.

Den Nachtiſch bediente eine artige Dirne, Namens Helwidis, mit getrockneten Südfrüchten, und ſetzte in zwei ſilbernen Gefäßen Hippokras und Maitrank vor. Die Gäſte fanden Alles fein und vortrefflich und ließen es nicht an Zuſpruch fehlen.

Indem nun Meſſer Bucraggio die Angelegenheit wegen des rheiniſchen Bundes noch einmal zur Sprache brachte, machte er aufmerkſam, wie vortheilhaft für die Stadt eine jährliche große Meſſe ſein würde, wozu ſich gewiß ein ſchickliches Mariafeſt oder ein ſtändiger Apoſteltag finden würde.

Ei, wir haben ja die Bonifacius-Octav, fiel der Krämer Böken ein, wo Pilger und Andächtige aus aller Welt zum Grabe des deutſchen Apoſtels wallfahrten.

Und in guter Jahreszeit?

Ja wol, um den 4. Juni herum.

Recht gut! verſetzte der Meiſter. Und ja keine Gelegenheit vorübergelaſſen, wo man Geld und Gewalt vermehren kann! Ich habe von dem Streit eures Abts mit dem Würzburger gehört. Ich kenne den luſtigen Prälaten und ſeine Freundin. Eine Pracht von einem Weibsbilde, ſage ich euch, eine Henneberg!

Ja, die Fehde betrifft die Viehweiden auf der Rhön, erklärte Einer.

Ei ſeht doch! rief der Meſſer. Da müßt ihr gleich euern Vortheil mit auf die Weide treiben. Zwiſchen zwei ſtreitenden Prälaten können ſich leicht ein paar bürgerliche Privilegien begraſen. Kein Beiſtand, ohne euch ein Recht auszubedingen! Nehmt euch ein Exempel an den italieniſchen Städten, wie man zu Macht gelangen kann. Ihr wißt, was man in Mailand die „Motta“ nennt?

Aha! rief Meiſter Bertig. Ihr meint, die ſich ſo ins Wollenzeug ſetzen, die plüſchenen Wämmſer zerfreſſen, — Motten nennen wir ſie hier zu Land.

Nein! lachte der Kaufherr. Motta iſt die freie Bürgergemeinde, die freilich auch ein gewiſſes altes Zeug zernagt. Immer mehr Bürger, die erſt der Kirche zinspflichtig, dem Adel leibeigen geweſen, haben ſich aus dieſer Knechtſchaft herausgewunden. Und wie gehen ſie dabei zu Werke? Sie benutzen jede Gelegenheit ihrer Oberherren ſo, daß ſie ihnen eine hülfebietende Hand reichen, dabei aber einen rechtenehmenden Fuß in deren Machtgebiet ſetzen. Wie anders? Hand und Fuß hangen zuſammen. Und von ſolcher Bürgerklugheit kann man dann auch mit Recht ſagen, daß ſie Hände und Füße hat. Das Beſte thut aber wachſender Handel, vielfältiges Gewerbe, inſofern ſie Reichthum und Genuß ſchaffen. Und wie nun der lüſterne Adel von ſeinen einſamen Sitzen herab in die luſtigen Städte kommt, muß er einen Preis für die lockenden Genüſſe bieten: er muß wie Eſau etwas von ſeinem Geburtsrecht ablaſſen, wenn er von Jakob's Linſenmuß miteſſen will. Nun laſſen ſie um Dienſte oder Geld ihre Leibeigenen los, die dann ohne Grundbeſitz den Städten zueilen und mithantirend die Macht des Bürgerthums vermehren. So ſchmückt ſich dort das Bürgerweſen mit fürſtlichen Gerechtſamen und gewinnt die Macht und Selbſtändigkeit einer kleinen Republik. So müßt ihr immer mehr zum Gemeingefühl kommen; denn im Kleinen geht's wie im Großen. Da macht z. B. unſer Herrgott ſich den Spaß mit einem närriſchen Kerl, der die fixe Idee hat, Gottes Stellvertreter zu ſein, eine Art Vicegott, wie ihr in eurer Stadt einen Vicedom habt, und der dies die Könige fühlen läßt. Während er nun dem Kaiſer und ſeinem Sohn, dem römiſchen König, zu ſchaffen macht, geht's im Reiche zu, wie ihr's auf der Rhön treiben ſolltet: während die Weidebeherrſcher ſtreiten, gehen die Fürſten und Bürger auf die Weide.

Bei dieſen Worten maß der Handelsherr mit ſchelmiſchen Augen ſeine Gäſte, die ihren muthloſen Aerger über die Läſterung auf den Heiligen Vater mit langen Zügen Hippokras hinunterſchwemmten. Ueber Recht und Unrecht zwiſchen Kaiſer und Papſt ließen die guten Bürger wol verſchiedene Meinung gelten; aber darüber hatten ſie noch wenig Erfahrung, daß unter jenem Hader eine kirchliche und religiöſe Gleichgültigkeit aufkam, die ſich in leichtfertigen Späßen und Spottliedern ausließ. Von letztern hatte nur Frau Wilwirk etwas mitgebracht, war aber klug genug es nur an ihrem häuslichen Herde zu ſingen.

Indeß alſo Meſſer Bucraggio mit fremden Leckereien und ſtark gewürzten Reden ſeine Gäſte bewirthete, fand ſeine ſchöne Helwibis, ab- und zugehend, ihren Spaß an Hans Dolhopt, einem in der Stadt bekannten Taugenichts. Keck, wie er war, hatte er ſich aus dem Haufen umherſtehenden Volks bis an den Eingang ins Zelt hervorgewagt. Schon bei Ankunft des Waarenzugs hatte er mit den Fuhrleuten angebunden, ihnen die Pferde ausſpannen und hernach in die Schwemme reiten helfen; dann war er durch kleine Dienſte und Anerbietungen unter das bewaffnete Geleit gerathen und dachte jetzt daran, ſich der ſchönen Helwibis dienſtwillig zu zeigen. Auffallenderes bis ins Lächerliche gab es nichts, als dieſen unſchönen Strolch neben dem reizenden Mädchen zu ſehen. Langbeinig und langarmig am kurzen, breiten Oberleib, breitmäulig mit hellen, vorliegenden Augen, konnte der Burſche die Vermuthung erregen, ſeine verſtorbene Mutter habe ſich in der bedenklichſten Zeit ihrer Hoffnung an einem hüpfenden Froſche verſehen. Auch konnte dies gar wohl geſchehen ſein; denn ſie war eine leibeigene Feld- und Gartenarbeiterin des Kloſters geweſen und vielleicht bei der Arbeit vor ſolchem Gethier manchmal erſchrocken. Nur wegen der Augen ihres Hans blieb es zweifelhaft, ob ſie nicht einmal dem Vater Oekonomen zu tief in die ſeinigen geſehen habe, während er mit ähnlichen Blicken die Tagelöhnerin in ihren Arbeits- und Ruheſtunden öfter überwachte. Der gute Herr hatte Hanſen auch aus der Taufe gehoben und that Manches für ihn. —

Mit einer lächerlichen Freundlichkeit ſtaunend und verzagt, war der Schalk näher und näher zur ſchönen Helwibis herangekommen, und wenn ſie die Hände voll hatte, zugeſprungen, den Vorhang des Zeltes zurückzuſchlagen oder der Herauskommenden etwas abzunehmen. Mit erheuchelter Blödigkeit oder blödethuender Verwegenheit tappte er nach allen Dingen und geberdete ſich dabei auf ſo drollige Weiſe erſtaunt, daß die luſtige Helwibis, durch Vorzeigen dieſer und jener Seltenheiten, ihn zu ihrem Ergötzen in ſteigende Verwunderung ſetzte. So angenehm unterhalten, gab ſie ihm von allen guten Biſſen zu naſchen und ſchenkte ihm etwas von den Weinen in einem übrigen Becher ein, laut lachend, wenn er es mit dem breiten Munde ſchmatzend und mit der langen Hand den Bauch ſtreichend genoß. Die Probewaaren zeigte ſie ihm vor und lachte aufs neue, wie er die fremden Namen falſch und oft ins Witzige nachſprach oder mit linkiſchen Griffen die Sachen am unrechten Ende anfaßte. Sie ließ auch, was ein Beſſerer nicht hätte wagen dürfen, dem täppiſchen Burſchen hingehen, daß er die Schmuckſachen wie zur Probe an ihren blendenden Hals oder an die prangende Bruſt halten durfte. Und wenn ſie dann bei noch keckerm Benehmen lachend nach ihm ſchlug, ſo ließ er ſich fallen und kollerte über den Boden wie ein Igel, wobei er ſich des Vortheils verſah, dieſe oder jene weggehaſchte kleine Waare mit diebiſcher Fertigkeit in ſein Wamms zu ſchieben, das überall Brüche und Verſtecke hatte.

Das war ihm einige mal gelungen, als durch einen neuen Verſuch die beiderſeitige Spaßhaftigkeit ein plötzliches Ende nahm. — Eure Gnaden, holdſeliges Fräulein, ſchmeckt Euch der Butterkraz ſo gut wie mir der Hippokraz? fragte er.

Auf dies verwegene Wort hoffte Hans Dolhopt wieder einen Schlag zu bekommen und griff ſchon raſch nach einem zierlichen Büchslein wohlriechender Haarſalbe. Aber die beleidigte Helwibis ſchlug nicht, ſondern ertappte den Dieb. Er riß ſich los; ſie rief ihren Leuten zu. Bis aber dieſe herbeikamen, war Hans mit Froſchſprüngen nach der dunkeln Tiefe des Waidesbaches entwiſcht. Helwibis, ſchlau genug, eine Dieberei, die gelungen und von ihr verſchuldet war, lieber zu verſchweigen, hieß die Diener blos Fackeln anſtecken, um den Gäſten, die eben aufbrachen, nach der Stadt zu leuchten. Doch nahmen dieſe es nur bis hinaus auf die Straße an, wo ihnen auch Meſſer Bucraggio eine wohlſchlafende Nacht wünſchte. —

Die wackern Bürger taumelten der Stadt zu. In ihrem Räuſchchen waren ſie des alten trauten Gefühls froh: „Jetzt ſind wir unter uns!“ und ließen daher von ihren Rückſichten und geſchraubten Reden gleich etwas nach.

Es iſt doch ein grundſchlechter Burſch', der Butterkraz! ſagte Böken.

Gotteslaͤſterliche Grundſätze hat er ausgeſprochen! rief Malkmus.

Ich denke, wir haben ihn dafür an ſeinem guten Hippokras geſtraft! lachte Meiſter Böſchung. Es war kein Kännchen mehr in dem Humpen.

Ei nun! Es war doch nicht Alles echt, was er uns ſo großſprechend vorgeſetzt. Ich hab's ſchon feiner gehab'.

Und was er uns Alles erzählt hat, ſind lauter Lügen und Finten. Es iſt ein Windbeutel!

Vergebens läßt er ſich nicht Meſſer tituliren: aufſchneiden kann er, daß Einem die Augen übergehen. Ein ſchallendes Gelächter klang in die Nacht.

Siebentes Capitel.

Handel und Wandel.

Mit grauendem Morgen verließ Hans Dolhopt ſein Nachtlager. Er war diesmal, aus Furcht vor Nachforſchungen, nicht bei ſeiner Mutterſchweſter eingekehrt, bei der er am äußern Graben eine Kammer hatte und ſeine Diebs- und Bettelgewinnſte, das Kloſterbrot und die Windfälle ſeines Umherlungerns einbrachte; ſondern war bis hinab nach dem Dorfe Horas und dort in eine Scheuer geſchlüpft. Jetzt ſchlenderte er, vorſichtig umherblickend, an Hecken und Schlehbüſchen hin, um den Frauenberg herum, von oben nach dem Wirthshauſe und Hügel hinabzulugen, wo Meiſter Butterkraz mit den Frachtwagen hielt. Er hoffte ſchon Alles im Aufbruche zu erblicken, indem er ſich vor dem Abzug des Kaufherrn aus böſem Gewiſſen nicht in die Stadt wagte.

Zu ſeinem Schreck ſtanden noch die Wagen und die Zugthiere waren noch nicht einmal vorgeführt. Hans wußte nicht, welche Angelegenheit den Kaufherrn noch in der Stadt zurückhielt; doch bemerkte er einige Leute deſſelben, die wahrſcheinlich nur einen Morgengang auf den Klosterberg vorhatten, die er aber in ſeiner Gewiſſensangſt für ſeine Verfolger anſah. Was er alſo nur vermochte, lief er den hintern Berg hinab und ruhte nicht, bis er über's Dörfchen Rieſig hinaus das Vorgebüſch des Schildwaldes erreicht hatte.

Hier ließ er ſich hinter einem wilden Roſenſtrauche nieder und zog die erbeuteten Sächelchen hervor, die er mit Luſt beſchaute und etwas ſorgfältiger in ſein verwaſchenes Halstüchlein verpackte. Jetzt tönte vom Frauenberg und aus der verſteckten Stadt herüber das Morgengeläute. Hans kniete nieder, ſchlug ein Kreuz und radebrechte das Vaterunſer und ein Ave Maria vollſtändig ins Kauderwelſche. Bald hörte er Reiter eine Schlucht heraufkommen und erhob ſich verwundert, wer das Häuflein ſein möchte, die in dieſer Richtung herankamen. Er faßte ſein Bündelchen ſorglich feſt und zog ſich mit Vorſicht auf den Hügel zurück.

Der Anführer des Häufleins hielt an und frug, ob er aus der Stadt ſei. Als Dolhopt bejahte, hieß er ihn näher kommen.

Der Burſche that es verzagt und mit einem lächelndem Ueberlegen, als ob er dächte — ich kenne dich und traue dir nicht.

Allerdings hatte das Ausſehen des Reiters nichts Einnehmendes. Er mochte ein ſtarker Dreißiger ſein. Auf breiten Schultern einer ſtämmigen Geſtalt ſaß mit kurzem Hals ein ſtarker Kopf, das Kinn derb vorgeſchoben, die Naſe ſchief gekrümmt. Unter buſchigen Brauen ſahen ein Paar kleine, unſtete Augen mit tückiſchem Blick hervor; der Mund, den er bei höhniſchen Worten zu verziehen pflegte, hatte davon ein unwillkürliches Zucken angenommen.

Er maß den herangetretenen Hans von oben nach unten und ſagte:

Wenn das all deine Pfiffigkeit iſt, die du in dem Lappen mit dir trägſt, ſo wirſt du mir ſchlechten Beſcheid geben können. Wie ſtark iſt der Abt ausgezogen, und wer befiehlt in der Stadt und in der Burg?

Zu ſeiner Verwunderung erhielt er von dem linkiſch ausſehenden Burſchen die genaueſten Antworten. Freilich kannte Hans Dolhopt nicht nur die Namen der Ritter, ſondern auch die ihrer Roſſe, und hätte, wenn er drum gefragt worden wäre, auch wol zu ſagen gewußt, welches Pferd eine Galle an der Zunge oder an den Kniegelenken habe und welche Ritter vom Frühmahl des Abts blos mit einem Schwert und welche auch mit einem „Hieb“ fortgeritten ſeien.

Und iſt Hedwig, des Abts Nichte, in der Stadt?

Ich denke! Am Morgen des Abzugs hab' ich ſie mit ihrem Vater nach dem Frauenberg gehen ſehen. Weiter iſt ſie gewiß nicht gekommen.

Was nicht iſt, kann werden! brummte vor ſich hin der Reitersmann und lachte ſchalkhaft.

Wie meint Ihr, Herr Graf? fragte Dolhopt.

Was? Du kennſt mich, Gauner? verſetzte Der zu Pferd mit einem Schlag der Haſelgerte, die er unterwegs abgebrochen hatte.

Wie man ſich ſeine Schuldner merkt! entgegnete Hans und verſah ſich dabei eines zweiten Schlags, dem er durch eine raſche Wendung entſprang. — Die Bezahlung gefällt mir nicht, Herr Graf von Ziegenhain! ſetzte er hinzu.

Woher kennſt du mich, fragte gebieteriſch der Graf, und Hans Dolhopt antwortete mit angenommener Treuherzigkeit:

Als Ihr vorigen Herbſt in der Stadt waret und nur Einen Burſchen mit Euch hattet, hab ich im Stall ausgeholfen. Drauf ſeid Ihr aber ſo ſchnell abgereiſt, daß Ihr mir ein Trinkgeld abſchlugt. Ich war Euch aber drum nicht gram, ſondern hab's dem Fräulein von Malkos in die Schuhe geſchoben. Die, dacht' ich, hat den gnädigen Herrn Grafen ſo an abſchlägige Antworten gewöhnt.

Hund! ſchrie der Ziegenhainer, und ſetzte dem Pferd die Sporen auf den Burſchen ein, der aber ſchon mit ſeinen langen Beinen den Hügel emporkletterte, wohin ihm kein Pferd folgen konnte. Dort ſtand er auf weitere Gefahr ſprungfertig und ſchwenkte ſein Bündel in der Luft.

Der Graf lachte jetzt ſelbſt. Er hatte überlegt, daß er gerade einen ſo verſchlagenen Burſchen zu ſeinen verſteckten Abſichten brauchen könnte, und unterhandelte mit ihm.

Ich hätte 'nen ſolchen Schlaukopf nicht hinter dir geſucht, Kerl! ſagte er; und gerade dadurch biſt du mir doppelt brauchbar zu Dem, was ich vorhabe und wobei du dir ein ſchön Stück Geld verdienen kannſt. Ich bleibe über Nacht in der Stadt, aber du kommſt noch heute Morgen in meine Burg. Hörſt du?

Komm' ich aber auch ohne Schläge wieder heraus? fragte Hans.

Dummkopf! verſetzte der Graf. Meinſt du, ich hätte nichts Größeres vor, als einen langbeinigen Schlingel prügeln zu laſſen?

Dolhopt verſprach nun zu kommen. Indem er aber dem Wegreitenden nachblickte, fiel ihm ein, wie bedenklich es für ihn ſei, ſich in der Stadt ſehen zu laſſen, ehe der Kaufherr den Platz verlaſſen habe, und daß er dieſen nicht ſchneller vertreiben könnte, als wenn er ihm den Grafen, dieſen Schreck für fahrende Kaufleute, auf den Hals hetzte. Er eilte daher über Stock und Stein dem Reiterhaufen nach, dem Grafen zu verrathen, daß Meiſter Butterkraz, den er vor der Stadt mit ſeinem Waarenzuge ſehen werde, die koſtbarſten Sachen und Raritäten, beſonders auch zu ritterlichen Brautgeſchenken, mit ſich führe. Aber er habe ſchon Alles eingepackt.

Der Graf ſchmunzelte mit zuckendem Munde und ſetzte ſein Pferd in Trab. Hans ſchlenderte, des Ausgangs begierig, nach, wobei er folgende Betrachtung anſtellte:

Der Butterkraz kann nur froh ſein, daß er ſoweit des Wegs von Ziegenhain fährt und nicht dort in des Grafen — Kapelle ſeine Andacht halten muß! Dort heißt's opfern, hui! Aber der Ziegenhainer wird's auch hier anders angreifen als ich. Ich hab' ſonſt eine gute Hand; nur daß ſie in keinem Ritterwamms ſteckt. Freiheiten thun Einem überall wohl, aber die Grafen und Herren dürfen ſie auch öffentlich haben; uns arme Schlucker und die Bauern und Bürger klopft man mit den Zehn Geboten auf die Finger: Du ſollſt nicht ſtehlen; du ſollſt nicht begehren deines Nächſten Weib und wie's weiter heißt. Juſt zehn Gebote; man kann ſie an den Fingern abzählen. — — Aber die Andern haben Vorrecht, ſie greifen überall zu und nennen's ihre Freigüter. Nun ja! heute bin ich ſchon zufrieden — bin ein Freizügler und — habe ſogar —

Er lächelte ſein Bündelchen an, ſteckte den Stock durch die zuſammengeknüpften Zipfel und warf es über die Achſel auf den Rücken, — einen Hinterſaſſen!

Die Zugthiere wurden eben angeſchirrt, als der Graf bei den Wagen Meſſer Bucraggio's anritt. So raſch war er mit ſeinen Reitern den Berg hervorgekommen, daß der Wächter auf dem Paulsthurm nicht mehr den Ankommenden, ſondern den ſchon Angekommenen anmelden konnte.

Wohin gehen die Waaren? fragte der Graf, und der Kaufherr antwortete:

Nach Erfurt.

Zur Meſſe?

Nein es ſind beſtellte Waaren.

Beſtellte? Du lügſt, Krämer! —

Meiſter Butterkraz maß den Reiter mit ruhigem Blick und verſetzte:

Ihr reitet ein raſches Urtheil, ein kolleriges Urtheil. Ich ſag' Euch, dieſer Damaſcener iſt nicht echter als mein Wort.

Er zog ſein Schwert, um auf jede Wendung gefaßt zu ſein.

Eine ſchöne Klinge! rief der Graf. Krämer führen ſonſt nur Meſſer. Haſt du ſolche Klingen zum Verkauf?

Diesmal nicht.

Aber ſchöne Schmuckſachen? Zeige mir, was du davon haſt!

Es iſt Alles verpackt und im Begriff abzufahren. Wäret Ihr geſtern gekommen —! Vorwärts, Fuhrleute, angeſpannt!

Ich ſehe wohl, ich hab's mit einem reſoluten Mann zu thun, fuhr der Reiter fort, und mache Euch einen ehrlichen Vorſchlag. Nehmt einen Umweg über Ziegenhain. Wir haben dort in einigen Tagen Meſſe und Ihr würdet eine gute Abnahme finden.

Butterkraz lachte, und der Graf fuhr auf:

Glaubt Ihr mir nicht?

O ja! war die Antwort. Abnahme — bezweifle ich nicht; aber von einer ziegenhainer Meſſe weiß ich nichts; ſie müßte denn in des Grafen Kapelle gehalten werden.

Der Graf zuckte mit der Hand nach ſeinem Schwert, faßte ſich aber und ſah ſich nach ſeinen Leuten und nach dem Stadtthor um. Inzwiſchen fragte Butterkraz mit bezüglichem Lächeln:

Iſt Euer Graf, der jüngere Ziegenhain, dermal daheim anweſend?

Nein, antwortete der Reiter, er iſt hier, er hält eben vor dir, du elender Krämer! Was fragſt du nach dem jüngern Grafen, Schurke?

Ei! entgegnete der Kaufherr und grüßte mit lächelnder Verneigung, Ihr gebt mir vertrauliche Namen; es freut mich, daß Ihr mich Eurer Geſellſchaft werth haltet. Aber wer ſoll mir denn die Waaren abnehmen, wenn der Graf gen Hammelburg geritten iſt? Wünſche daher gute

Verrichtung, Herr Graf, und denke ein andermal über Ziegenhain zu fahren, wenn bis dahin Eure Burg noch in gutem Stand iſt. He! Vorwärts, Fuhrleute!

Während die Peitſchen knallten, fragte der Graf, haſtig vorreitend:

Was willſt du damit ſagen: meine Burg im Stand?

Sagen will ich nichts, Herr Graf! antwortete der Händler, indem er einige Schritte zurücktrat. Ich erinnerte mich nur, daß vor etlichen Jahren, als ich durch Lothringen reiſte, der Graf von Dalhem mich ebenfalls — nicht einen Schurken nannte, dazu hatte er zu viel adelige Bildung, ſondern mich erſuchte nach ſeiner Burg zu fahren. Es konnte eben nicht ſein und wie ich wieder vorüberkam, lag von des Herzogs von Lothringen Gewalt die Burg gebrochen, weil der Graf fahrende Kaufleute beraubt hatte.

Dies ſcharfe und übermüthige Wort kaum geſprochen, ſo riß der Graf ſeinen Rappen durch eine Schwenkung zurück und ſein Schwert heraus. Aber in demſelben Augenblick hielt auch der Kaufherr ſchon das ſeinige gezückt und faßte, da er ſein eigenes Reitpferd nicht mehr beſteigen konnte, die Lanze eines ſeiner Leute, die er mit gewandter Kraft dem anſtürmenden Rappen des Grafen entgegenlenkte. — Die ſchöne Helwibis eilte hülferufend dem Stadtthore zu.

Haut nieder, haut nieder! ſchrie, ſeiner Wuth nicht mächtig, der Graf ſeinen Reitern zu, die auch raſch herankamen. Ebenſo raſch hatten aber auch auf ihres Herrn Wink die Geleitsleute mit ihren Lanzen vor dem Rückenhalte der Güterwagen Stand gefaßt. Einer derſelben gab mit dem Hiefhorn Nothrufsſignale gegen die Stadt. Die andern widerſtanden aber nicht lange dem Angriff der geübten Reiter. Einige Lanzen brachen unter den ſcharfen Säbelhieben, und ihre Träger, vom zweiten und dritten Hieb getroffen, verkrochen ſich unter die Wagen. Nur der Kaufherr hielt ſich ſo gewandt wie muthig. Er hatte einen Helm, den er mit ſich führte, auf den Kopf geſtülpt, den erſten und zweiten Hieb des Grafen glücklich abgeſchlagen und ſtieß jetzt mit einem geſchickten Seitenſprung die Lanze mit der Linken kraftvoll in des Pferdes Bruſt. Aufbäumte ſich das ſchnaubende Thier, ſchlug über, der Reiter ſank und blieb mit einem Fuß unter dem röchelnden Gaule liegen.

Erſchrocken hielten die Kämpfenden inne. Einige ſprangen hinzu, ihren Herrn unter dem Pferde hervorzuziehen und aufzurichten. Der Fuß ſchien nur ſtark gedrückt; der Graf hinkte, achtete aber des Schmerzes nicht in der Wuth, womit er ſeine Leute aufs neue zum Kampf antrieb.

Da ſprengte Ritter Konrad mit einer Reiterſchar herbei und warf mit Ungeſtüm die Ziegenhainer bei Seite. Dann auf den Grafen zureitend ſagte er:

So kampfluſtig kommt Ihr, Herr Graf, daß Ihr fahrende Kaufleute für Feinde anſeht? Dann muß ich Euch auffodern, ſchnell noch vierzehn Stunden weiterzureiten, wo Ihr würdige Arbeit finden werdet.

Der Graf warf einen giftigen, misachtenden Blick auf Konrad und drang ohne weiteres auf den Kaufherrn ein, von dem er auf der Stelle Entſchädigung für das gefallene Pferd verlangte.

Meiſter Butterkraz wendete ſich mit ehrerbietigem Anſtand an Konrad und bat um Schutz und freien Abzug.

Das Pferd iſt in ſchnödem Kampf gefallen, erklärte Konrad; ſchade um den braven Rappen! Aber wer hat den Streit angehoben?

Die Frage, an den Grafen gerichtet, wurde unter unziemender Wendung des Rückens mit einem wegwerfenden: Bin Euch keine Verantwortung ſchuldig! erwidert; worauf Ritter Konrad mit ruhiger Würde verſetzte:

Wenigſtens bedarf ich keiner; wo ich den Grafen von Ziegenhain im Kampfe mit fahrenden Kaufleuten antreffe, bleibt kein Zweifel, wer angegriffen hat. Zieht in Frieden, Meiſter Butterkraz! Habt Ihr Verwundete, ſo mögen ſie ins Hospital zum heiligen Nikolaus gebracht und geheilt werden. Mehr Geleites bedürft Ihr nicht. Unſere Wege ſind ſicher, und der Graf von Ziegenhain wird auf der Stelle gen Hammelburg aufbrechen.

Unter dem Wortwechſel, den der barſche Ziegenhainer über Konrad's befehlenden Ton erhob, beſchleunigte der Kaufherr ſeinen Abzug. Nur ein Schwerverwundeter von ſeinen Leuten blieb für das Hospital zurück.

Den verletzenden Ausbrüchen des Grafen ſetzte Ritter Konrad ſeine würdevolle Männlichkeit, die ihm verliehene Vollmacht des Abts und das Gewicht treffender Vorwürfe entgegen. Er rügte das kleine Häuflein, mit dem der Graf dem Aufgebote des Abts ſo zögernd nachkomme, und gab zu verſtehen, daß der gnädige Abt es an der Zeit finden werde, ein ſchon gefaßtes Vorhaben auszuführen und die Schirmvogtei über das Stift in würdigere und mächtigere Hand zu vergeben. — Ein Schirmvogt, ſagte er, der nur ein Dutzend Reiter aufbringen kann, iſt uns nur wenig werth. Oder denkt Ihr, Eure trotzigen Worte beritten zu machen?

Dieſe Sprache und die edle Haltung des Ritters machten den Grafen betroffen und unbeholfen. Was ihn aber noch raſcher zur Beſinnung brachte, war gerade der Vorwurf des geringen Gefolges; denn dies war eben auf ein Wagſtück berechnet, deſſen er ſich jetzt erinnerte und das dem Fräulein Hedwig galt. Er lenkte daher ein und ſtimmte einen unterwürfigen Ton an. — Die kleine Schar ſei nur ſein perſönliches Geleit, erklärte er; ein rüſtiges Gefolge werde nachkommen; er ſei vorausgeeilt, in der Hoffnung, ſich noch ſeinem gnädigen Abte anzuſchließen; nun möchte es aber beſſer ſein, den Nachzug abzuwarten; er wolle daher in ſeiner Stadtkemnate einkehren, ſeinem Fuß einige Ruhe gönnen und die kurze Friſt dazu benutzen, daß er in der Stiftskirche ſeine Andacht verrichte und der Frau von Kötſchau ſowie dem Fräulein von Malkos ſeine Ehrerbietung bezeige.

Es lag in den Sitten und in der Denkungsart der Zeit, daß Ritter Konrad das Verlangen, am Grabe des Apoſtels Bonifaz zu beten, wozu Pilger weit herkamen, nicht für Heuchelei nehmen konnte oder gar hindern durfte. Deſto entſchiedener wies er aber den beabſichtigten Beſuch bei Fräulein Hedwig ab. Aus Beſorgniß vor einer Verwegenheit des Grafen mußte er ihren Aufenthalt im Frauenkloſter auf dem Berge verſchweigen und erklärte daher, daß ſolcher Beſuch in der Kemnate der Frau von

Kötſchau gegen ein Verbot des Abts verſchlage; der Herr Graf müſſe dieſe Höflichkeit bis zu ſeiner Rückkehr von Hammelburg verſchieben.

Man kam nun, nicht ohne innern Unwillen des Grafen, überein, daß er, jedoch nur mit zwei Dienern und den zwei noch mitgebrachten Pferden, ſeine Kemnate beziehe, ſein bewaffnetes Gefolge aber vor der Stadt lagern bliebe.

Achtes Capitel.

Beſtellungen am Gitter.

Inzwiſchen war Hans Dolhopt nach der Vorſtadt geſchlichen und hatte, zum Erſtaunen der Muhme, ſeine geſtohlenen Sächelchen ausgepackt und in Verwahrung gegeben.

Vergnügt darüber, daß keine Nachfrage ſeinetwegen geſchehen und der Kaufherr fort war, fühlte er ſich aufgelegt, ſein Glück beim Grafen Ziegenhain zu verſuchen. Gar viel verſprach er ſich nicht von ſolchen Dienſten bei einem Manne, dem nicht zu trauen ſei. Allein das Heimliche und Argliſtige von Unternehmungen, wie ſie der Graf liebte und jetzt wieder vermuthen ließ, lockte den Müßiggänger. Er konnte darüber ſelbſt ſeiner Habgier und ſeiner natürlichen Furchtſamkeit vor Gefahr vergeſſen, oder überredete ſich, daß er ſchon auf eine oder die andere Weiſe ſchadlos und unbeſchädigt davonkommen werde.

Ich will all' meine koſtbaren Sachen verwetten, die ich von der Butter gekratzt und dieſer Helwibisgans ausgerupft habe, dachte er bei ſich, wenn der Graf nicht einen Spitzbubenſtreich gegen das ſchöne Fräulein von Malkos vorhat. Ihren Korb hat er gewiß aufgehoben und tränkt ihr die abſchlägige Antwort zur rechten Zeit ein. Ich thät's auch, ich vertrüg' auch ſolch 'nen Abſchlag nicht. Durchgeprügelt — das geht, das trifft den Rücken; aber abgeſchlagen, nein, das trifft das Herz. Was er aber nur vorhaben mag? Ob er hinter dem Korb her ein Mittel gefunden hat, Hahn im Korb zu werden? Etwas Gutes guckte ihm dieſen Morgen nicht aus dem Geſicht. Vielleicht aber hätt' ich einen gewiſſern Verdienſt, wenn ich's dem Ritter Konrad ſteckte? Der würde kurze Funfzehn mit dem Grafen machen. Aber — dann käm' es gar nicht zum eigentlichen Spaß, und der iſt mir lieber als ein Goldſchilling. Ich hätte dann auch nichts weiter dabei zu thun, wenn's der Ritter erſt wüßte, und — müßig kann ich einmal nicht ſein. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang!

Mit ſolchen Gedanken war Dolhopt an Kötſchau's Kemnate angekommen und hoffte von dem Hausgeſinde etwas Genaues über Fräulein Hedwig zu erfahren, was er dem Grafen hinterbringen könnte. Auf dieſer Lauer im Vorhof überraſchte ihn Ritter Konrad, der eben den Grafen nach deſſen Wohnung geleitet hatte.

Was ſuchſt du hier, Burſche? fragte er. Und biſt nicht vor dem Paulsthor, wo Pferdewirthſchaft iſt?

Ziegenhainer, Herr Ritter —! zuckte Hans mit der Achſel. Ich traue den Leuten des Grafen nicht. Sie haben Dreck am Stecken; ich hüte mich mit meinem ehrlichen Wamms! Und wer weiß, was ſie erſt hinter den Ohren haben!

Meinſt du? ſagte Konrad nachdenklich. — — Höre, Hans, du ſollſt ein neu Wamms haben, wenn du ihren Stecken nicht ſcheuen und ihnen hinter die Ohren fühlen willſt?

Ihr meint, ich ſoll ein wenig aufpaſſen, was ſie vorhaben, Herr Ritter?

Richtig, Hans! Miſche dich unter ſie, hilf ihnen die Gäule ſtriegeln und füttern; bring's auf ihren Grafen! Nun, du kennſt das ſchon! Gib Acht, daß ſie nicht auf Schelmenſtreiche ausgehen, nichts gegen ehrbare Bürgersleut' unternehmen. Gib mir dann ſchnell einen Wink. Ich halte hier eine Reiterwacht und geſattelte Pferde bereit, um gleich dazwiſchen zu reiten.

Dolhopt war Schelm und Schalk genug, die trauliche Stimmung des Ritters für ſeine eigene Abſicht zu benutzen. — Ich habe ſchon hinter den Reitern her gehorcht, ſagte er; ſie reden davon, daß ihr Graf nochmals um Fräulein von Malkos freien wolle.

Konrad, nicht wenig betroffen, empfahl dem Burſchen aufzupaſſen, wenn der Graf etwa durch einen ſeiner Reiter das Fräulein beſchicke oder ſelbſt nach dem Frauenberge reite.

Alſo iſt das Fräulein auf dem Frauenberg? rief Hans. Das weiß aber der Graf gar nicht, Herr Ritter, und ich glaube, es wär' ihm ein Stück Geld werth, wenn er's erführe. Soll ich 's Fräulein etwa in Euerm Namen warnen?

Warnen? Du haſt Recht, Hans. Aber das iſt kein Geſchäft für dich; du biſt beſſer unterm Troß des Grafen. Geh' jetzt!

Nun ja, wenn ich nur weiß, wo ich gut bin! lachte der Burſche. Aber ſeht, da holt die Köchin Waſſer am Brunnen; nicht wahr, wir beſiegeln unſern Vertrag mit 'ner Bratwurſt?

Konrad lachte und befahl der Magd dem Burſchen einen Imbiß zu geben.

Während es Hans in der Küche ſich ſchmecken ließ, hörte er, daß nach Ritter Manegold geſchickt ſei. Aha! dachte er, für Den iſt das Geſchäft! Der iſt gut für den Frauenberg. Aber ich bin gut für den Troß. Meinſt du Konrädchen? Aber ich bin auch gut für einen — Grafen! Ha, ha!

Er verließ die Kemnate mit der Abſicht, wegen Manegold's Sendung erſt um den Frauenberg zu lauern und dem Grafen dann etwas Gewiſſes zu berichten.

In der Nähe des Kloſtergartens ſtand zum Andenken an die wunderbare Abhülfe von einer furchtbaren Seuche eine hohe Säule mit einem Mariabild aus Stein errichtet — die Peſtſäule vom Volke geheißen. Hier auf den Stufen und im Schatten des hohen, breiten Sockels lagerte ſich Dolhopt, um Das nachzuverzehren, was er in der Küche gemauſt hatte. Nicht lange, ſo ſah er wirklich Manegolden den Berg heraufſchlendern. Schnell an der Gartenmauer hinauf ſchlich er bis zur Eingangshalle des Frauenkloſters und legte ſich hier auf einen der Steinſitze zuſammengerollt als ein eingeſchlafener Kloſterbettler hin. Er rechnete darauf, daß Manegold, als dem Fräulein nicht verwandt, ſie nur durch das Gitter ſprechen konnte. So kam's denn auch. Der Ritter hatte anfangs des im ſchattigen Winkel zuſammengekrümmten Burſchen gar nicht geachtet. Jetzt als Hedwig von der Pförtnerin gerufen, durch den geöffneten Schieber grüßte und nach dem ſchlafenden Burſchen blickte, rüttelte ihn Manegold. Der Schalk murrte aber nur wie im Schlaf und wendete ſich ſchnarchend auf die andere Seite.

Laßt ihn, Manegold! ſagte ſie. Der mag wol mit dem bleiſchweren Almoſen des ſauern Brotes, das hier an der Pforte verabreicht wird, ſo feſt liegen. Sagt mir lieber raſch, denn es wird gleich zum Mittagstiſche läuten, was Euch ſo *ungewohnt heraufführt*?

Das edle Herz eines Freundes, der wol lieber ſelbſt des Glückes froh würde, Euer holdes Antlitz wie ein Heiligenbild im Rahmen dieſes dunkeln Gitters zu erblicken! antwortete der junge, artige Ritter. Es liegen ihm aber zu ſchwere Pflichten auf, als daß er ſo hoch ſich verſteigen könnte, zumal jetzt, wo die Ziegenhainer unten lagern und er ſich irgend eines wilden Streiches verſehen muß.

Alſo nicht wahr, daß der Graf doch dem Aufgebot Folge leiſtet, wie ich gegen den Großvater behauptet habe! rief das Fräulein. Wie bin ich jetzt froh, hier oben geborgen zu ſein, wenn der rohe Graf Berthold die Großmutter heimſucht. Sagt Konraden —

Konraden, Fräulein? Ich ſprach von einem edeln Herzen. Es iſt mir lieb, daß Euch das Wort doch kein Räthſel geweſen, lachte Manegold. Ja, Konrad iſt es; er hat aber dem Ziegenhainer ſchon allen Beſuch in der Kemnate bis zu ſeiner Rückkunft von Hammelburg unterſagt. So wird er denn auch nicht erfahren, daß Ihr hier oben weilet, edle Hedwig. Falls er es aber doch erführe und Euch beſchicken würde, möchtet Ihr Euch vorſehen, läßt Euch Konrad melden.

Botſchaft vom Grafen würde ich nicht annehmen und ans Gitter würde ich nicht herunterkommen, wenn er ſich anmelden ließe.

Letzteres wird gute Wege haben, Fräulein. Er iſt etwas lahm vom Sturze ſeines Rappen.

Wir haben von hier oben den Kampf geſehen, fuhr Hedwig fort, und der ausgeſchickte Hausknecht hat uns das Weitere berichtet. Deſto beſſer, Manegold! Ich danke Euch! Und grüßet Konraden für ſeinen guten Willen! Er ſoll ja verhindern, daß der Graf nicht zur Großmutter dringe. Es iſt ein gar verwegener Menſch. Nur vor dem hochwürdigen Oheim hat er vielleicht noch Reſpect. Den Ritter Konrad wird er nicht gelten laſſen, und vielleicht iſt auch Euer Freund noch nicht gehalten genug, um einem ſo verwilderten Manne Achtung einzuflößen.

O darin irrt Ihr, Fräulein! rief Manegold mit Wärme. Konrad bewährt ſich jetzt mit ſoviel Vorſicht als Tapferkeit. Dem Bären Berthold hat er ſchon die Tatzen abgehauen, ſintemal ſeine Leute vor'm Thor liegen müſſen und wir uns ſchlagfertig halten, um alsbald, ſo er nur Miene macht, mit den Seinigen etwas zu unternehmen, hinter ihm her zu ſein. Aber ſchade, Fräulein, daß Ihr Konraden jetzt nicht in Amt und Stolz erblicken könnt! Es guckt ein Herzog aus ihm heraus, wie er im Gefühl ſeiner Vollmacht zu Pferde ſitzt, aller Orte gegenwärtig und in gebietender Rede gewaltig, — ein weltlicher Abt, nur nicht ſo jähzürnend wie Euer gnädiger Oheim, wenn auch ſo nachdrücklich wie Der. Ich fürchte, Fräulein, — er reitet ſich jetzt in manches Frauenherz hinein; aber keines wird groß genug zum Bleiben, für ihn ſein und — bis ans Kloſter herauf kann er's jetzt als Stadtwalt nicht verſuchen.

Es iſt mir lieb, ſoviel Gutes von ihm aus Euerm Munde zu hören, Manegold! lächelte ſie. Wenn Ihr gegen Frauen wol ein leichtfertiger Schmeichler ſeid, ſo zeigt Ihr Euch doch als ehrlichen Freund. Wohlan denn, bleibt ihm ein rechter Beiſtand! Es iſt immer beſſer, daß ihr am Tage zuſammen handelt, als bei Nacht mitſammen wandelt.

Auf dies anzügliche Wort verſetzte der Ritter lächelnd und ſchalkhaft:

Ei, mein edles Fräulein, — ſo tragt Ihr uns jenen Gang noch nach? Ich glaubte, Ihr hättet nur da zum Kloſter herauf dem jungen Grafen Beichlingen aus dem Wege gehen wollen und nun — ſeid Ihr wol hier, um unſern Hexenbeſuch abzubeten?

Hedwig erröthete und faßte den Schieber. Geht mit Gott, Herr Ritter, ſagte ſie etwas empfindlich, und betet ein Ave Maria den Berg hinab —!

Sie ſchloß mit nickendem Gruße den Schieber. Kaum aber hatte Manegold vergnügten Lächelns die Halle verlaſſen, als er ſeinen Namen rufen hörte. Es war noch einmal Hedwig und ſie ſagte: Zur Buße Euers Vorwitzes leg' ich Euch eine Beſtellung auf! Ein Päckchen Sachen iſt in meinem Siedel liegen geblieben, in der hohen Truhe zwiſchen den Fenſtern meiner Stube: Agneſe ſoll es mir heute noch ſchicken und — da ich nun doch hier heraufgebannt bin — auch etwas Wäſche beifügen. Sie weiß das ſchon. Es iſt ein Buch im Packet, das auch mit!

Manegold dankte für die gnädige Strafe und ging mit ehrerbietiger Verneigung.

Neuntes Capitel.

Eine Entführung.

Hans Dolhopt, wie er blinzend den Ritter um die Gartenmauer verſchwinden ſah, ſtreckte ſich mit ſchadenfroh-muthwilligem Behagen auf ſeiner Bank, ließ ſich dann mit beiden flachen Händen auf den Boden nieder, ſchwang die Beine aufwärts, faßte, barfuß, wie er war, den großen Ring der Kloſterſchelle mit den Zehen und riß daran, daß die Glocke dröhnte, überſchlug ſich dann zwei mal wie ein Rad und eilte ſpringend und lachend den Berg hinab, ſtracks nach der Burg des Grafen von Ziegenhain.

Der empfing ihn eben nicht gar freundlich, bis ihn Dolhopt's Aufwand von drolligen Geberden und geheimthuenden Mienen in etwas beſſere Stimmung ſetzte.

Du haſt mich belogen, Schurke, ſagte er. Fräulein Hedwig iſt verreiſt.

So? erwiderte Hans. Und Ihr habt Euch das aufbinden laſſen? Ich ſage Euch, mein rechtes Ohr iſt voll von ihren ſüßen Worten wie eine Wachszelle von Bienenhonig.

Komm' 'mal her, Schlingel, zeig'! gebot Graf Berthold. Hans aber war nicht ſo dumm, ſich am Ohr ziehen zu laſſen, ſondern zerrte ſich in nichtsnutzigen Späßen mit dem Grafen, der durch ſeinen Verkehr mit Gaunern eben keinen zu hochmüthigen Geſchmack dafür hatte. Was er aus dieſen Späßen ſtückweiſe erfuhr, regte ihn leidenſchaftlich auf. Daß Hedwig außerhalb der Stadt ſich aufhielt, war ihm ſo überraſchend als erwünſcht; es erleichterte das tückiſche Vorhaben, mit dem er gekommen war. Deſto heftiger wechſelte mit dieſer Schadenfreude der Verdruß über die Warnung und Vorſichtsmaßregel, die ſeinethalben das Fräulein bereits erhalten hatte. Er fluchte und tobte, bis Hans Dolhopt, der durch ſein Zaudern gern etwas von des Grafen heimlichen Abſichten erlauſcht hätte, aus Angſt vor Prügeln mit ſeinem ſchlau erdachten Plänchen herausrückte. Indem er nämlich erzählte, daß Fräulein Hedwig ein Bündel ihrer vergeſſenen Sachen erwarte, deutete er an, wie man durch ein täuſchendes Bündel ſich Eingang am Frauenmünſter verſchaffen könnte.

Durch das Gitter läßt ſich ein Pack Sachen nicht abgeben, ſagte er, und brächte ich nun eins, und 's Fräulein thät aufmachen, um es mir abzunehmen, könntet Ihr gar wohl hinter einem Pfeiler hervortreten, Herr Graf, und dem Fräulein Euer Anliegen eröffnen. Freilich, ſie will nichts von Euch wiſſen und würde Euch alsbald verlaſſen; ins Kloſter dürft Ihr aber nicht folgen und müßtet ſie daher gleich faſſen und feſthalten, daß ſie Euch anhörte. Ein gutes Wort findet ja 'nen guten Ort!

Kerl! unterbrach ihn der Graf, packte ihn an beiden

Ohren und ſchüttelte ihn. Warum ſagſt du mir das nicht gleich?

Hans ſchrie jämmerlich und wollte nicht aufhören zu ächzen. Berthold aber lachte vergnügt, indem er ſagte:

Nicht wahr, Schlingel, ich ſoll dir das Maul mit Schillingen öffnen? Da nimm! Handgeld auf Das, was du verdienſt, wenn du mir mit 'nem Bündel die Pforte aufbringſt. Aber jetzt gleich ans Werk! Es iſt Mittag, wo man am wenigſten Acht auf uns hat. Hier in der Kiſte iſt altes Geräth. Mach' dir ein Bündel zurecht und ſchleich' dich damit nach dem Frauenberge. Vor dem Kloſter erwarteſt du mich.

Aber Hans Dolhopt ließ die luſtige Stimmung des Grafen nicht ſo unbenutzt hingehen. Während er die beſten Stücke, die er in der Kiſte fand, in der Hoffnung zuſammenpackte, ſie zu behalten, ſagte er:

Eines nicht zu vergeſſen, gnädiger Herr Graf! Das Fräulein will durchaus ein Büchschen wohlriechender Haarſalbe mitgebracht haben. Ihr müßt wiſſen, ſie iſt ein wenig eitel auf ihr ſchönes Haar. Nun, ihr Haar iſt auch eine wahre Pracht, ſtark und glänzend, — es gibt ſo was nicht mehr in der Welt! Und mit dem Büchschen kann ich mich dann auch rechtfertigen, wenn ſie mistrauiſch wird, warum gerade ich die Sachen bringe.

Aber, zum Teufel, Hans, immer bringſt du wieder ein anderes Sperrholz! Wo denn ſolch ein Büchschen hernehmen? rief Graf Berthold ungeduldig.

Hernehmen und nicht ſtehlen? lachte der Gauch. Nun ja, Meiſter Butterkraz hat deren in die Stadt verkauft, Herr Graf! Ich weiß an wen, und für 'nen Goldſchilling ſchaffe ich eins.

Der Graf gab das Geld, Hans eilte mit dem Bündel fort, um daheim ſein geſtohlenes Büchschen zu holen und von da nach dem Frauenberge zu ſchleichen.

Sobald er fort war, rief Graf Berthold ſeine Burſche und traf ſeine Anordnungen. Er ließ ſatteln und rüſtete ſich. Einige ſeines Gefolges, das nun für ſein Vorhaben ſo glücklicherweiſe vor der Stadt lag, ſollten möglichſt unvermerkt über den untern Weg nach der hintern Kloſtermauer reiten, darunter der ſtarke Rolf, der ein Frauenzimmer auf ſein Pferd zu nehmen bekäme. Das übrige Gefolge ſollte ſich reiſefertig halten, um in dem Falle der Graf aus der Stadt verfolgt würde, aufzubrechen und die Verfolgenden im Rücken zu beunruhigen.

Dies angeordnet, ſetzte er ſich, ſeines ſchmerzenden Fußes vergeſſend, zu Pferd und nahm, wie ſpazieren zu reiten, einen Umweg zu ſeinem Ziel. —

Der Weg nach dem Berge war einſam und mittagwarm. Hans Dolhopt ſchlenderte ſchelmiſch vergnügt, über des Grafen Abſicht räthſelnd und mit ſich ſelbſt plaudernd den ſteinigen Weg hinauf. Aber zu ſeinem Schreck fand er im Schatten der Peſtſäule, wo er kurz zuvor ſelbſt gelegen, den alten Dudo aus Kötſchau's Kemnate mit einem Bündel ruhen. Dies waren offenbar die für das Fräulein beſtimmten Sachen. Hans faßte ſich, warf ſich mit ſeinem Päckchen, das er bei ſeiner Muhme um etwas erleichtert hatte, neben dem alten Diener hin und ſagte:

Nun, gehſt du pilgern, alter Sünder?

Du biſt irre, Tagedieb, wenn du dich etwa nach einem Reiſegefährten umſiehſt, antwortete der Alte.

Du bringſt wahrſcheinlich Sachen an Euer Fräulein, guter Dudo. Ritter Manegold lief eben vors Thor und fragte nach dir; es wäre was vergeſſen, ſagte er. Da mußt du halt den Weg noch einmal zurück machen.

Das werd' ich bleiben laſſen; er iſt mir ſauer genug worden! brummte Dudo.

Ja, und das ſteilſte Stück Weg haſt du noch vor dir. Wenn Du mir ein freundlich Wort gibſt, beſtelle ich dir das Bündel; du ruhſt hier aus, und ich bringe dir des gnädigen Fräuleins Antwort.

Der Alte ſchielte ihn von der Seite kopfſchüttelnd an und brach auf.

So unfreundlich du biſt, fuhr Hans fort, will ich dich doch begleiten. Denn der Kloſterhund iſt tollgeworden und ausgeriſſen. Wenn der uns in den Weg käme, würdeſt du übel dran ſein, alter Murrkopf, ohne Stock.

Alleweile werden die Hunde nicht toll, verſetzte Dudo und ſchlenderte ruhig weiter. Oder biſt du vielleicht in den Hundstagen —?

Eben ließ ſich den hintern Berg herauf ein wieherndes Pferd hören und Hans ſchloß daraus, daß der Graf bereits da ſei. Nun ſchien es ſogar noch beſſer, wenn das wirkliche Bündel übergeben würde; Alles ging dann leichter vor ſich und für Hans blieb, was auch geſchehen mochte, kein Nachweh zurück. Er hatte ja gar nichts mit der Sache zu thun gehabt. —

Wie Beide um die Gartenmauer lenkten, erblickte Dolhopt den Grafen, der ſich vor dem alten Diener hinter den dicken Stamm eines hohlen Lindenbaums drückte, der ſeitwärts der Halle am Abhang des Berggipfels ſtand. Hans gab ihm einen Wink und drückte den athemloſen alten Diener auf den Sitz der Vorhalle, um erſt ein wenig zu verſchnaufen. Dann trat er wieder hinaus und wies den Grafen nach einem Pfeiler am Eingang in die Halle. Der Graf hinwieder winkte dem Reiter an der hintern Mauer und der ſtarke Rolf führte langſam ſein Pferd heran. Nun ſchlich Hans wieder in die Halle und legte, mit Dudo luſtig plaudernd, die Hand in den Ring des Glockenzugs. — — —

Zur Zeit, als dies außen vorging, kehrten die Kloſterfrauen aus ihrer Kirche zurück, wo ſie nach ihrem Elfuhrtiſche ein Gebet zu verrichten pflegten. Hedwig, im Begriff mit der Priorin nach dem vordern Garten zu wandeln, wo man einen reizenden Ausblick hinab nach der Stadt hatte, ſchien von einer innern Unruhe getrieben.

Ich habe meine Sachen abſichtlich dringend begehrt, ſagte ſie, um recht bald Nachricht von Haus zu bekommen; denn ich fürchte doch, daß der Graf, aller Abwehr zum Trotze, ſich einen Beſuch herausnimmt, und trifft er mich nicht, nur deſto ungeberdiger gegen die gute Großmutter thut. Ohne ein Vorhaben in ſeinem Sinne würde er nicht verweilen.

Und doch liebe Tochter, — wie gut, daß es ſich ſo mit deinem Beſuche bei uns trifft und du nun jeder Anmuthung des tückiſchen Mannes enthoben biſt! erwiderte die Priorin.

Ich weiß dennoch nicht, ob ich recht gethan! ſeufzte gedankenvoll das Fräulein.

Nicht recht, liebe Hedwig? Wie verſteh' ich das? —

Es fand zwiſchen Beiden ein eigenes trauliches Verhältniß ſtatt. Die Priorin, noch in guten Jahren und nach dem Verluſt eines auf einem Kreuzzuge verunglückten Verlobten nicht aus frommer Neigung, ſondern aus Familienrückſichten ins Kloſter getreten, bewahrte darin einen freien, heitern Lebensblick. Hedwig nannte ſie ja nach Stimmung und Herzensbedürfniß bald Freundin, bald Mutter. Auch war der perſönliche Bezug von ſo doppelter Art, indem das Fräulein für Empfindungen und Träume eine herzliche Theilnahme, für Zweifel und Handeln Belehrung und Winke bei der erhabenen Frau fand.

Bei der Frage der Priorin kamen Beide im Kreuzgang des Kloſters eben an einem großen Crucifix vorüber, vor welchem ein geſtiftetes Lämpchen brannte. Indem ſie ſich bekreuzten und verneigten, ſagte Hedwig:

Um der Vergebung Deſſen willen, der für uns gelitten, will ich Euch, theure Mutter, bekennen, daß mich doch eigentlich eine verworrene, unreine Empfindung zu dieſer Kloſterzuflucht getrieben hat. Ihr kennt meine Gedanken wegen Ritter Konrad's und billigt es, daß ich ſeiner treuen Zuneigung für mich keine Nahrung gebe, um ſein gutes Fortkommen mit meinem gnädigen Oheim nicht zu ſtören. Ich fürchtete ſchon in jener Unterhaltung im Garten auf Walpurgistag mein Herz ein wenig verrathen zu haben. Nun iſt mir aber aus einer anzüglichen Aeußerung Manegold's draußen vor der Pforte klar geworden, daß er und Konrad meinen trotzigen Rückzug hierher nicht auf meine vorgebliche Ausflucht vor dem erwarteten jungen Grafen Beichlingen, ſondern auf meine Empfindlichkeit über Konrad's nächtlichen Beſuch bei der übelberufenen Wilwirk beziehen. So hätte ich denn meine Herzenstheilnahme an Konrad's Leben doch verrathen. Und wie unrecht iſt es nicht auch von mir, daß ich den Beweggründen ſeines Thuns und Laſſens ſo leicht mistraue und nicht blos diesmal, ſondern überhaupt, wo immer er würdig auftritt, mich frage, ob er auch edel genug angetrieben ſei. Seht, ſo verlange ich immer das Höchſte von ihm, während ich doch das nichtige Thun und Treiben Anderer, die mir gleichgültig ſind, mit Scherz und Heiterkeit aufnehme. Gegen den geliebten Freund iſt alſo Liebe zu arm an Nachſicht, gegen die Widerwärtigen aber bleibt Gleichgültigkeit reich genug an Vergebung.

Worauf die Priorin mit gerührtem Lächeln verſetzte:

Ja doch, liebe Hedwig, ſo geht es edeln Frauenherzen oft, daß ſie die erröthende Neigung für den Mann als eine Schwäche anſehen, die man nur mit dem höchſten Werthe des Geliebten zu entſchuldigen oder vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen meint. Liebe aber, mußt du bedenken, lebt nur von Wohlwollen und Geduld; mit Hader und Härte vergiftet ſie ſich; indeß Scherz und Muthwillen, weil reines Wohlwollen in ihnen iſt, nicht ſelten die Gleichgültigkeit zur Liebe auferziehen. Drum hüte deinen, wenn auch noch ſo edeln Uebermuth, meine Tochter, damit dir nicht Leiden vorbehalten werden, deinen Mädchenſtolz zu ſänftigen.

Hedwig warf ſich gerührt an die Bruſt der Freundin. In dieſem Augenblick riß es an der Pfortenglocke, daß ſie durch die Gänge dröhnte.

Ha, das iſt für mich! rief das Fräulein. Vergebt!

Sie eilte nach der Pforte. Die Priorin folgte gelaſſenen Schritts und winkte die herbeiſtürzende Pförtnerin zu ruhigem Thun.

Als Hedwig durch das Gitter den alten Dudo mit ſeinem Päckchen erblickte, rief ſie ihm freundlich zu, er möge ruhig bleiben, öffnete die Thür und trat in die Halle heraus. Hans Dolhopt hatte, als die Glocke erklungen war, die Halle verlaſſen und dem Grafen gewinkt. Dieſer drückte ſich an der Mauer ſo nahe an den Eingang heran, daß er, ſobald ſich Hedwig's Stimme in der Halle vernehmen ließ, mit zwei Sätzen drin war. Den alten Diener, der ihm gebückt im Wege ſtand, ſtieß er bei Seite, ſodaß er zu Boden taumelte, faßte die ſchreiende, entfliehende Hedwig mit wilder, unbändiger Kraft und brachte ſie halb getragen, halb gezogen hinkend ins Freie. Zwei ſeiner Leute ſprangen hinzu, packten ſie ſchwebend und übergaben ſie dem raſch herangerittenen Rolf aufs Pferd.

Hedwig ſchrie um Hülfe; aber der Graf drückte ihr die Hand auf den Mund und ſagte drohend:

Schweigt! Es geſchieht Euch nichts zu Leid, Fräulein Hedwig. Ich bringe Euch zu einem Freund; dort mögt Ihr mein Anliegen vernehmen und entſcheiden. Wenn Ihr ſchreit, wird Euch der Mund geknebelt. Im Wald erhaltet Ihr ein Pferd.

Eben hörte man das Kloſterglöckchen, das zum Hülferuf gebeiert wurde. Die Priorin nämlich, an der Pforte erſchienen, als Hedwig fortgeſchleppt wurde, war in die Kirche geeilt, die Nothzeichen zu geben.

Auf! Fort, fort! befahl der Graf. Sein Pferd war herbeigeführt worden; er ſaß auf und folgte mit den übrigen Reitern dem Rolf, der geſtreckten Trabs den hintern Abhang des Berges hinunter den Thalweg nach dem unweiten Schildwalde nahm.

Hans Dolhopt, von dem verwegenen Streiche des Grafen überraſcht und beſtürzt, hatte ſich hinter dem Mauerwerk des Bergabhangs verkrochen. Jetzt beſann er ſich darauf, wie glücklich er eigentlich dabei mit ſeinem Bündel wegkomme und welchen Dank er durch ſchnellen Bericht in der Stadt verdienen könnte. Er ſah ſich nach dem alten Dudo um. Der war aber mit ſeinem Schreck und einigen Beulen an der Stirn von den Nonnen in Pflege genommen worden. So ſtürzte denn Hans allein der Stadt zu, indem er bald ſchrie:

Hülfe, Hülfe!

bald vor ſich hin ſprach:

Und das Bündel iſt nun mein.

Hülfe, Fräulein von Malkos iſt aus dem Kloſter entführt!

Und die Haarſalbe, das koſtbare Büchschen verkauf' ich noch einmal.

Hülfe, Hülfe!

Und Ritter Konrad muß mich ſchadlos halten, für was mir der lumpige Ziegenhainer noch verſprochen hatte.

Aber ſchon vor der Stadt kam ihm Ritter Konrad entgegen. — Dorthin, dorthinaus, Herr Ritter! ſchrie Hans ihm zu, wobei er mit der Hand und mit dem Bündel nach dem Schildwald in die Luft winkte.

Noch ſtand er und gaffte den Reitern nach, als eine zweite Schar, die noch übrigen Ziegenhainer nämlich, vorüberſauſten, um die Verfolgenden zu verfolgen. Von weitem hörte man des Grafen Hiefhorn blaſen.

Herr Jeſſes, was wird das geben! rief Hans vor ſich hin.

Nun ja, blut'ge Streiche wird's abſetzen, antwortete er ſich ſelbſt.

Und Fräulein Hedwig, — was wird aus Fräulein Hedwig werden?

Ei nun, — eine Gräfin von Ziegenhain! — — Das macht ſich freilich nicht, wie Karnickel; aber ſie wird ſich drein ergeben müſſen.

Lächelnd zog er aus ſeinem Bündel das Haarſalbebüchschen hervor, blickte es ſchelmiſch an und ſagte:

Nicht wahr, du? Was will man denn machen, wenn man geſtohlen wird?

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Im Frühlingswalde.

Um dieſelbe Mittagsſtunde, in welcher die Ziegenhainer mit ihrer Beute, von Ritter Konrad verfolgt, dem ſüdlichen Abhange des Schildwaldes zujagten, herrſchte auf der andern Seite, da wo ſich der waldige Gebirgszug nördlich nach dem Orte Michelsrombach in ein enges Thal abdacht, das friedlichſte Waldleben.

Esperle, der Kohlenhändler, hatte nach ſeinem Beſuche bei Freund Euſtach, dem Waffenſchmied, ſeine Meiler angelegt und brachte jetzt manche Stunden und Tage in dieſem Waldrevier zu. Heute war ſeine Tochter von Michelsrombach mit heraufgekommen und hatte ihm an der Waldhütte ein ländliches Mittagsmahl bereitet. Dieſe Hütte lag unweit des Fahrwegs, der von der Höhe des Waldes nach dem Dorfe führte, im Verſteck eines dichtbewachſenen Felſenhügels mit einer tiefen verſchließbaren Höhle.

Nach eingenommenem Mahl beging Esperle ſeine angezündeten Meiler. Helika, die Tochter, hatte ſich auf das Moos zwiſchen den Wurzeln einer alten Eiche hingeſtreckt, vom leichten Gewebe des noch jungen Laubes überſchattet, und beſchäftigte ſich mit geſammelten Maiblumen. Auf dem kleinen Herd brannte noch unter einem Keſſelchen das Feuer, und eine Quelle in der Nähe, roh eingefaßt, ergoß ihren Ueberfluß durch junges Gras nach einer kleinen abhangenden Waldwieſe. Schlank und leicht gebaut, braunäugig wie ein Reh, lag ſie da, auf den linken Elnbogen geſtützt; das Haar fiel lockig über den feinen, von der Sonne gebräunten Nacken, und aus innerm Behagen lächelnd blickte ſie träumeriſch nach einer Waldhöhe, aus deren Geſtrüppe der Rauch eines Meilers aufſtieg.

Jetzt warf ſie den kleinen Kopf zurück, ſie hörte leiſe Schritte nahen. Und ehe noch der Herankommende das liegende Mädchen erblicken konnte, rief ſie ihn an:

Egil! Aber um des Himmels willen, Egil, du ſteckſt ja in einer Kutte!

Es war jener Neffe des Pater Lectors, der auf Walpurgistag den Oheim um den Frauenberg begleitet hatte, damals noch im Anzuge des Kloſterſchülers. Wie er jetzt aus dem Gebüſche hervorſtürzte, ſah er noch blaſſer aus als damals, und die ſchwärmeriſchen Augen lagen noch tiefer unter der leuchtenden Stirn. —

Ja, Helika, rief Egil mit lebhaften Geberden aus, ich ſtecke in der Kutte, ich liege an dieſem dreiknotigen Strick, der mir die Lenden mit Armuth, Keuſchheit und Gehorſam zuſammenſchnürt. Drei mal ſei's dem Himmel geklagt und dreitauſend mal! Meine Mutter wollte mich im Habit ſehen. Ach, ſie war ſo glücklich! Sie weinte, als ſie dieſen hanfenen Strick zwiſchen die gefalteten

Hände faßte und ſprach: „An einer andern Schnur hab' ich dich der Welt gebracht, an dieſer da hat dich die Mutter Kirche wiedergeboren zum ewigen Leben! O mein Egil —!“ Und ich mußte um ihretwillen ſegnen, was ich verwünſche. — — Aber, ſteh' auf, Helika! Ich ſtehe hier zwiſchen dir und den Wachholderſträuchen wie der heilige Franciscus zwiſchen der Verſuchung und dem Dornenlager, auf dem er ſich wälzte, wenn ihn ſinnliche Begierden heimſuchten.

Was ſagſt du, Egil? That ſo der heilige Franz? lachte Helika. Da habt ihr aber einen wunderlichen Heiligen! Warum hatte er die Dornen nicht in ſeinem Willen?

Wie ſie ſich erheben wollte, reichte ihr Egil die Hand und ſie ſchwang ſich daran empor. Wie kommſt du denn daher, Egil? fragte ſie.

Der Oheim kommt nach mit deinem Vater, antwortete er. Wir fanden ihn an einem rauchenden Meiler. Ich eilte voraus, dir etwas Heimliches zu ſagen. Wiſſe, ich — liebe dich nicht mehr! Du weißt, ich wär' ein Bauer geworden, ein Kohlenbrenner deines Vaters, wenn du mich gewollt hätteſt; nun bin ich ein Mönch, und ſeit ich ſie geſehen, Schweſter —! Ja jetzt kann ich dich Schweſter nennen, wie du's immer gewollt haſt, du — Waldnixe! O ſeit ich ſie geſehen, die ich nicht werth bin zu nennen! Ach knien mußte ich vor ihr! Und ein Lächeln des Himmels glitt von ihrem Mund auf mich nieder, eine Glorie ſpielte um die Schläfe ihres Angeſichts. O ſie war ſo herrlich, daß ich —. Ich mußte fortlaufen, ich konnte den Glanz nicht ertragen, der in meine dunkle Seele fiel.

Geh doch und faſſe dich, Bruder Egil! ſagte Helika. Ja, ſo hab' ich dich lieb, als Bruder. Was ſiehſt du denn dort in der Luft? Schwebt ſie dort oben, die du nicht werth biſt zu nennen? Laß ſie ſchweben und blicke hierher! Knie auch einmal vor mir nieder und ſieh, wie dich eine himmliſche Meerkatze anlächelt! Hier, Egil, knie und ich gebe dir einen Kuß, als Schweſter.

Er kniete in lächelnder Zerſtreuung nieder; ſie hielt ſeine beiden Hände feſt zuſammen und beugte ſich zu ihm —

Nein, Egil, nicht den Mund! Auf deine edle Stirne hauch' ich eine der kleinen Weihen, ehe du die Prieſterweihe empfängſt.

Werd' ich ſie empfangen? rief er aus und ſetzte dann leiſe hinzu:

Weißt du, Helika, daß noch ein zweiter Menſch unter dem braunen Habit ſteckt?

Raſch lockerte er den Strick und zog die Kutte über den Kopf aus. Helika ſtand auf dem Sprung, fortzulaufen; als ſie aber den leinenen Bauernanzug erblickte, rief ſie verwundert aus:

Egil —?

Ja, Helika! verſetzte er ſchwärmeriſch, ja, — wenn ſie einmal heirathet, ſie, die ich meine, dann laufe ich aus dem Kloſter, dann folge ich ihr nach und gebe mich ihr zu Dienſt. Ich werde Geißelbube, ich werde Ochſenhirt auf ihrer Burg und ſehe ſie Morgens und ſehe ſie Abends und habe ſelige Mette und Vesper!

Egil! rief mit erſchrockenem Staunen Pater Borgias, der mit Esperle eben aus dem Gebüſch hervortrat.

Egil blieb wie erſtarrt ſtehen.

Junge, biſt du denn ganz von Gott verlaſſen? ſprach der Vater.

Aber ſeine Entrüſtung ging in Rührung über. —

Biſt du denn ſo Gottes vergeſſen, mein Sohn?

Egil warf ſich vor ihm zu Boden. O vergib, Vater Borgias! rief er. Nur noch diesmal vergib! Schweſter Helika ſollte mich noch einmal als Bauernjunge ſehen. Nun will ich das Kloſtergewand gleich wieder anziehen und will Gehorſam und Demuth mit anziehen. Und der heilige Franciscus verlaſſe mich nicht!

Willkommen, lieber Vater Borgias! rief jetzt, um den Mönch zu erheitern, Helika mit anmuthigen Knixen.

Gott zum Gruß, du Rehlein, verſetzte, ſich zu ihr wendend, der Vater. Komm, führe mich zum Sitzen, und — „gleiche dem Hirſche, dem jüngſten der Rehe auf zackigem Berge“.

Und ebenfalls mit Worten des Hohen Liedes antwortete ſie:

„Ei, ſchaut mich nicht an, dieweil ich ſo ſchwarz bin: mich hat die Sonne verbrannt.“ — —

Der Lector ließ ſich nieder, um erſt noch ein wenig zu ruhen, ehe er den Heimweg fortſetzte. — Wir wollen bei Zeiten im Kloſter eintreffen, ſagte er. Morgen haben wir Cantate-Sonntag.

Auch wir haben noch einen weitern Abendgang vor, bemerkte Esperle. Weiter als nach unſerer Hütte im Dorfe.

Ich preiſe Euch glücklich, Esperle, um Euer Waldleben! ſprach umherblickend der Mönch. Wie erquickend iſt für mich die große Natur! Ihr, lieber Waldbruder, gehört auch nicht zu jenen Frommen, die ſich vor der

Natur fürchten, als ob ſie des böſen Geiſtes Werk ſei. O nein doch, Esperle! Die Natur iſt — wie ein Topf Maiblumen in der Hand Gottes. Ach! und die Herrlichkeit des Frühlings! Seht, wie Alles umher, was die Menſchen ſchon jahrtauſendelang erhalten und erfreut hat, friſch und fröhlich wiederkehrt. Das hohe, dichte Waldgras ſchon! Und wie die Stauden ſich belauben, die Bäume ſich mehr und mehr beleben! Erſt die Birken, endlich auch die Eichen. Wie Blüten und Kräuter duftig und würzig treiben, die Saaten aufſchießen, die Vöglein flattern, die Bächlein hüpfen, und über Alles und Alle die hochſteigende Sonne herablacht und hinauflockt. So haben die Finken ſchon im Paradies geſchlagen; ſo hat der Kuckuk ſchon den Erzvätern gerufen; nur mußte er mehr Rufe thun, wenn er ihnen die Jahre prophezeien wollte, die ſie älter wurden als wir. — — — Auch die Völker haben ihre Frühlinge; die aber nehmen ſich nicht immer ſo luſtig aus. Ihnen fehlen dieſe friedlich ſäuſelnden Fichtenwälder, die ihren Chriſam in die Bruſt der Leidenden hauchen. Seht, wie jetzt im bürgerlichen Leben Alles abfällt und ſich wandelt! Die Palmen des Glaubens, die Eichen der Herrſchergewalt entblättern ſich, tief in ihre Stämme hinein angefault und ins Hohle von Moder und Unrath des wirbelnden Lebens angefüllt. Seht nur, wie Papſt und Kaiſer, Biſchöfe und Fürſten einander beneiden, benagen! Sie würdigen ſich ſelbſt herab in Wuth und Wankelſinn, und hohnlachend erhebt ſich der Troß. Die alten Satzungen und Glaubensartikel, an denen ganze Zeitalter vertrauensvoll geruht, werden wank und wollen nicht länger halten. Familiengüter und forterbende Beſitzungen gehen in neue Hand über und verlaſſen Diejenigen, denen ſie bisher Glanz und Beſtand verliehen haben. Dagegen erheben ſich dienſtbare Leute, machen ſich frei, hantiren und handeln und ſetzen neue kühne Gedanken, neue Kräfte und Güter in Kampf mit den alten, ruhigen und ablebenden Gewalten.

Ganz recht, hochwürdiger Pater, fiel Esperle ein, als Jener ſchwieg. Aber muthige Seelen entſetzen ſich darüber nicht. Was man bejammert, iſt eben ein altgewordener Jammer; was man fürchtet, ſind neue, heilbringende Kräfte. Das bedenk' ich oft heiter bei meinen brennenden Meilern: wird nicht bei den verkohlten Stämmen der Vergangenheit die neue Zukunft, — aus dem alten roſtigen Eiſenwerk das neue Werkgeräth des Lebens geſchmiedet? — —

Unter ſolchen Geſprächen erhob ſich endlich der Pater, und Esperle begleitete ihn und Egil eine Strecke weit, um ihnen einen ſanftern Pfad nach der Höhe des Hauptwegs zu zeigen.

Helika räumte indeß Alles, was nicht frei liegen bleiben konnte, in die Höhle. Unter dieſer Beſchäftigung vernahm ſie von der nächſten hochwaldigen Höhe Hörnerſignale und wildes Rufen. Sie eilte aus dem Gebüſch, um auf dem nächſten Hügel genauer zu hören. Der Lärm ſchien ſich oſtwärts zu entfernen, als ſie zu ihrem Schreck zwei Reiter erblickte, die bewaffnet ein Frauenzimmer zu Pferd begleiteten, und als ſie die Hütte wahrnahmen, gerade daherlenkten. In dieſem Augenblick kam auch Esperle herbeigeeilt. Die Reiter verlangten Erfriſchung für das Fräulein und ein Gefäß zum Waſſerſchöpfen aus dem gefaßten Born, einen Eimer, die Pferde zu tränken. Sie ſpähten ſcheu umher, ob etwa noch mehr Männer in der Nähe wären, und erkundigten ſich nach der Lage und Richtung von Langenſchwarz und Wehrda. Dieſe Unterredung der Männer benutzte die Reiterin, um Helika, die ihr einige Erfriſchung überreichte, leiſe zu fragen, ob nicht Leute in der Nähe ſeien, ſie zu befreien. Sie ſei des fuldaer Abts Nichte und vom Grafen Ziegenhain mit Gewalt entführt.

Wir ſind eben allein hier, flüſterte Helika, und die Landleute wagen nicht leicht etwas gegen einen Grafen. Doch — — ja, ich weiß noch andere Hülfe. Nehmt Euch ruhig, zögert nur unterwegs, damit's Abend wird, ehe Ihr Langenſchwarz erreicht. Ermuthigt Euch, Fräulein, und hofft!

Helika begleitete dieſe geflügelten Worte mit lebhaften Geberden und leuchtenden Blicken der beſten Verheißung, wobei ſie verſtohlen in die Ferne deutete.

Hedwig verlangte nun ein wenig abzuſteigen und zu ruhen. — Ihr hört ja, ſagte ſie ſtolz und gebieteriſch, daß der Kampf ſich dort hinüberzieht und die Liſt gelungen iſt, mich in dieſer Richtung ſeitwärts fortzubringen.

Die Reiter überlegten jetzt, daß es allerdings beſſer ſein möchte, hier im Verſteck, als in einem belebten Ort Halt zu machen und ihre Pferde zu erquicken, zumal der Graf ſie erſt gegen Abend vor Langenſchwarz treffen wolle.

Dazwiſchen beſprach ſich Helika leiſe und lebhaft mit ihrem Vater und nahm dann verſtohlen ihr Mäntelchen. Nur Hedwig bemerkte, wie ſie hinter dem Gebüſche waldabwärts ſchlich und verſchwand.

Zweites Capitel.

Eine Cantate-Nacht.

Es ging ſchon gegen Abend, als die Ziegenhainer an der Waldhütte aufbrachen. Sie waren angewieſen das Fräulein bis Wehrda zu bringen, wo ein Kumpan des Grafen, ein ritterlicher Gefährte ſeiner ſonſtigen Streiche, auf dies vorbedachte Unternehmen ſeine Burg offenhielt. Aus wohlberechneter Rückſicht für die Entführte wollte Berthold nicht zugleich mit ihr in jener Burg einkehren, ſondern für ſich ſelbſt die gaſtliche Aufnahme des Alten von Langenſchwarz auf die nächſte Nacht anſprechen.

Die Sonne neigte ſich eben unter, als die Reiter in der Nähe des Ortes Langenſchwarz anlangten und bei dem Bildſtock an der Waldecke Halt machten. Bei gutem Gelingen ihrer Flucht ſollten ſie den Grafen vor dem Ort erwarten, wo er ſich wahrſcheinlich von dem Fräulein zu verabſchieden dachte. — Hier überſah man den Weg, auf dem derſelbe von der andern Seite über Oberfeld und an dem kleinen See herüberkommen konnte, der ſich im Frühjahr auf dem weiten Moorgrunde bildete.

Ueber dem Abendhimmel lagerte, wie aus gediegenem Gold geſchlagen, ein prachtvolles Gewölk aus ſogenannten Schäfchen. In den Thalgründen ſtiegen Nebel auf; die Vögel ſchwiegen, und aus den umliegenden Orten von nah und fern ertönten die Glocken und läuteten die Vigilien des Cantate-Sonntags ein.

Als die Dämmerung zunahm, faßten die beſorgten Reiter die Vermuthung, ſie möchten ſich verſpätet haben und der Graf ihnen zuvorgekommen ſein. Sie brachen alſo wieder auf, ritten ſcharfen Trabs an dem belebten Ort und dicht am alten Burgſchloß von Langenſchwarz hin und erreichten kurz hinter demſelben die waldige Schlucht der ſogenannten Todtengaſſe, durch die ſich an einigen Weihern hin der ſteinige Weg durch Eichenwaldung nach der Höhe von Wehrda emporwindet. In dieſem Engpaß unter den alten hohen Bäumen war es bereits Nacht. Das Fräulein ritt hier voraus und die beiden Reiter folgten. Da mit einem mal brachen hinter den dunkeln Eichen hervor ein Dutzend Männer, ſchlugen, theilweiſe von hinten, mit Stangen auf die Reiter und hoben, während dieſe ſich mit gezogenen Schwertern zur Wehre ſetzten, die vordere Reiterin vom Pferd. Einer trug ſie ſeitwärts in den Wald.

Mit wenigen Schritten hatte er den ſchmalen Dammweg zwiſchen zwei Weihern erreicht, wohin auch kein Reiter hätte folgen mögen, und nun verſchwanden die Angreifenden rechts und links in die Waldnacht.

Während jetzt den berathenden Ziegenhainern nichts übrigblieb, als den nächtlichen Weg nach Wehrda fortzuſetzen und zu erwarten, wie ſie von dem wüthenden

Grafen empfangen würden, hatte der verhüllte Mann am Ende des Dammwegs das Fräulein auf den Boden niedergelaſſen und hielt ein wenig an, ſeine innere Haſt zu verſchnaufen.

Hedwig, die beim erſten Ueberfall an Helika's verſprochene Rettung gedacht und die Flucht erleichtert hatte, fing doch bald an ängſtlich zu werden. Die körperliche Ermüdung, die Schauer des nächtlichen Waldes und vor allem das beharrliche Schweigen ihres neuen Entführers mußten am Ende auch eine ſo muthvolle weibliche Seele erſchüttern.

Ihr Begleiter bot ihr den Arm, ſie durch den Wald zu führen; aber er ließ ihre Fragen unbeantwortet, und dieſelbe Behandlung, die ſie unterwegs aus weiblichem Stolze gegen den Grafen geübt hatte, ſchlug nun zu ihrer Demüthigung auf ſie zurück.

Bald ward es heller um die Wipfel der Bäume, jetzt um die Aeſte, nun um die Stämme und der Pfad lief auf eine ſchmale Wieſe hinab. Durch den dünnen Nebel, der vom feuchten Boden aufgeſtiegen war, errieth Hedwig ein altes Schloß aus ſeinen dunkeln Umriſſen. Einen Hügel empor gelangten ſie an ein Pförtchen unter vortretendem Erker, der eine Treppe hoch erleuchtet war. Auf leichtes Pochen öffnete ein Mann und ſchloß wieder hinter ihnen. Es war ein Flügelbau der alten Kemnate. Durch einen kleinen Hinterhof, eine Wendeltreppe hinauf, gelangten ſie auf einen matterhellten Gang. Der Führer öffnete eine Thür, ein heiteres, von einer Lampe erhelltes Gemach that ſich auf und ein alter Diener trat ihr mit Ehrerbietung entgegen, indem er ſagte:

Ich ſoll Euch namens meines gnädigen Herrn willkommen heißen. Ihr möchtet Euch in dieſem ſtillen Gemach beruhigen; morgen früh würde er ſelbſt Eure Wünſche vernehmen.

Ehe Hedwig fragen konnte, wer der Burgherr ſei, waren beide Männer fort.

Das Gemach war freundlich ausgeſchmückt. Erfriſchungen ſtanden auf einem gedeckten, kleinen Tiſche, und im Alkoven hinter ſchimmernden Vorhängen ein Bett.

Hedwig ſank in den breiten Lehnſeſſel, der in der Ofenecke ſtand. Ihr Erſtes war, in betäubter Ruhe mit geſchloſſenen Augen aus ihrer Erſchöpfung zu ſich zu kommen. Denn in ihrer tiefſten Ermattung empfand ſie doch die Ungewißheit ihrer Lage und die Nothwendigkeit, wach auf ihre Umgebung zu ſein. Sie genoß daher auch, ſobald ſie ein wenig zu ſich gekommen war, von den Speiſen und ſelbſt von dem Weine; ſodaß ſie ſich bald erquickt und überlegender Gedanken mächtig fühlte.

Der Nähe des Ueberfalls hinter Langenſchwarz und der Richtung der nächtlichen Flucht nach vermuthete ſie in der Burg Albrecht's von Langenſchwarz zu ſein. Albrecht aber war, wie der ziegenhainer Graf, ein ungehorſamer Vaſall ihres fürſtlichen Oheims. Durfte ſie ihm ritterliches Benehmen oder nur politiſche Abſichten gegen die Nichte ſeines Lehnsherrn zutrauen? Hatte er ſie dem Ziegenhainer abgejagt, oder war er im Einverſtändniß mit ihm? Sollte ſie ſich etwa für gerettet halten, um in treuherzigem Vertrauen leichter überraſcht zu werden? Von Helika wenigſtens ſchien ihre Befreiung nicht herzurühren. Denn wie käme dieſes Kohlenbrennerkind an den alten Ritter, oder wenn dies doch wäre, warum erſchiene ſie nicht zu ihrem Empfang, zu ihrer Bedienung, zu ihrem Troſte?

Sie ſchritt jetzt nach dem Fenſter, durch welches die Nacht hereinblickte, und erkannte den Erker, den ſie erleuchtet geſehen, unter dem ſie eingetreten war.

Sie glaubte wiederholt an ihrer Thür vorüberſchleichen zu hören und öffnete: aber es war Niemand zu ſehen. Eine Art Geiſterfurcht kam über ſie. Sie verriegelte die Thür, warf ſich knieend vor ein Crucifix, das elfenbeinern über einem Betſtuhle hing, und ſprach ihren Abendſegen.

Als ſie ſich mit neuer Erquickung und mit Seelenmuth erhob, war ſie entſchloſſen, ſich nicht zu entkleiden, nicht zu Bett zu gehen, ſondern Gott vertrauend den Tag zu erwarten, der ja nach kurzer Mainacht erſcheinen mußte.

Jetzt vernahm ſie von außen unter ihrem Fenſter ein Hüſteln. War es Helika, die ſich zu erkennen geben wollte?

Hedwig öffnete leiſe das Fenſter; wirklich ſtand unten, an die Thür klopfend, eine Weibsperſon, doch ſoviel ſich unter dem ſternhellen Himmel unterſcheiden ließ, in bäuerlicher Tracht, aber eine breitere Geſtalt, als Helika war.

Eine herrliche Nacht! Die Sterne funkelten, die duftigſte Waldluft zog über die Wieſe herüber; Nachtvögel ſchrien im nahen Gehölz und aus der Ferne jener verſteckten Weiher hörte man den Chor der Fröſche, die Sommerwetter verkündeten.

Eben war das Pförtchen aufgegangen; der Wächter trat heraus und herzte die Dirne. Ein trauliches Plaudern hob an, für Herwig, unmittelbar über den Koſenden, in jeder Silbe verſtändlich.

Ihr habt den ziegenhainer Grafen nicht eingelaſſen, Matthes? ſagte die Dirne.

Nein, Grete! der mußte abtrollen. Hörſt! Sie reiten eben in der Todtengaſſe. Was wird ſich Der wundern, wenn er nach Wehrda kommt und findet ſein geſtohlenes Fräulein nicht! Er ſprach den alten Herrn um ein Nachtlager an; aber — wir können heute keine fremden Gäſte brauchen, Grete. Heute nicht.

Die letzten Worte waren ſo geheimnißvoll geſprochen, als ob ſie ſich auf einige Geſtalten bezögen, die eben in tiefer Verhüllung über den Wieſenpfad nach dem Pförtchen kamen und des Wächters: Werda? mit einem feierlichen: Waldus, Waldus! beantworteten.

Wer ſind denn die heimlichen Kerle, Matthes? Was wollen denn die noch ſo ſpät bei euch? fragte das Mädchen.

Grete, antwortete nach einigem Ueberlegen der Geſell, frage mich das ſpäter einmal. Ja, Grete, wenn wir einmal verheirathet ſind; dann haben wir auch Gütergemeinſchaft für unſer bischen Etwas und Nichts, und zu meinem Zugebrachten gehört denn auch was ich dir Alles erzählen kann, Grete, — Geſchichten, Nachtbegebenheiten, Vorfallenheiten, Grauſenhaftigkeiten und Alles, was daran hangt, Grete.

Um Gott's Chriſti willen, Matthes, verlaß das Haus! Deine arme Seele geht drin zu Grunde!

Verlaß das Haus! Wie du ſo was ſagen kannſt, Grete! Bin ich kein Hubenknecht? Du kennſt doch den

München

Ochſenküppel am rothenkirchener Weg, weißt du, wo die vielen Katzenweiden um die Flachsgruben wachſen?

Nun ja doch, Matthes! Was iſt denn damit?

Mit dem Ochſenküppel bin ich an den alten Herrn gekommen; auf dem Ochſenküppel bin ich, ſozuſagen, gewachſen, und ſo gehör' ich dem alten Herrn.

Sie wurden abermals von Ankommenden unterbrochen. Mehre Männer und Frauen huſchten herbei und wurden auf die Loſung „Waldus" eingelaſſen.

Grete fragte nach dem Zauberworte „Waldus" und that ſehr böſe, als ihr Matthes nach einigem Beſinnen weißmachen wollte, die Ankommenden ſeien eben Waldbrüder. — Meinſt Du, Matthes, ſagte ſie, wir wüßten im Dorfe nicht, daß beim alten Herrn geheime Dinge vorgehen? Etliche von uns ſind auch ſchon bei der liederlichen Kunigunde geweſen und haben ſie auf euer Geheimniß die Ofengabel ſtecken und drunterwegſehen laſſen. Durch die gefeiten Zinken erblickt ſie ſonſt alles Verborgene, zum Beiſpiel, wer etwas geſtohlen hat; aber diesmal hat ſie gezittert und erklärt, was da im Schloſſe geſchehe, ſei gar ein hoher Zauber, über den ihre Ofengabel keine Macht habe. Ja, Matthes, keine Macht hat ſie geſagt, und wir wiſſen doch, daß ſie auf der Gabel ſchon drei mal auf den Blocksberg geritten iſt!

Als Matthes nachdenklich ſchwieg, ſetzte ſie liſtig hinzu:

Und weißt du, was ſie noch mehr geſagt hat? Geht nur zum Matthes, hat ſie geſagt: der weiß Alles.

Hat ſie geſagt? wiederholte Matthes ſpöttiſch. Nun dann, Grete, muß ich dir's nur um der alten Vettel willen offenbaren. Thu' die Ohren auf und horch! Es geht halt bei uns eine Andacht vor, daß eine reine Jungfrau geopfert wird, ſo oder ſo, Grete!

Herr Jeſſes! rief Grete. Und dazu habt ihr heute das Fräulein eingefangen, Matthes, hm?

Haben wir eingefangen, Gret'! Aber die iſt für heute zu abgehetzt und kommt erſt etwas in die Fütterung. Und — weißt was? Da will ich dich eben mit hineinnehmen und da kannſt Alles erleben, was du gern wiſſen willſt. Aber Eins ſag' ich dir, Grete! Wenn du die Probe nicht beſtehſt und nicht opfernswerth befunden wirſt, ſo iſt's auch aus mit uns, hörſt? Radical aus!

Was? Du ſchlechter Burſch'! rief Grete. Du haſt noch Zweifel an mir? Jetzt ſeh' ich aber, wie du in dem Dienſt ganz zu Grunde gehſt und keinen chriſtlichen Glauben mehr behältſt! — — —

Hedwig war erſchrocken vom Fenſter geeilt. Schauer überliefen ſie; eine dumpfe Angſt trieb ſie unruhig im Gemach hin und wider, und die vom Zugwind bewegte Lichtflamme warf den zitternden Schatten ihrer Geſtalt an die Wand als ein Abbild ihres ungeſtüm bewegten Herzens. Das eine Wort des neckiſchen Burſchen hatte eine Reihenfolge ſchreckhafter Vorſtellungen erregt, gegen die aller geſunde Verſtand und natürliche Muth ihrer Seele vergebens kämpfte.

Sobald ihr erſtes Herzklopfen ein wenig nachließ, redete ſie ſich freilich ein, daß es nur ein verliebter, launiger Spaß von Matthes geweſen ſei, ein vorwitziges Mädchen abzuweiſen und Verſchwiegenheit zu beobachten; aber unter ſo bedenklichen Umſtänden kam ihr doch auch lebhafter in Erinnerung, welche Grauſamkeiten und unnatürliche Vergehen man damals verſchiedenen geheimen Geſellſchaften zur Laſt legte. Wer wußte denn, was man unter dem Opfer einer reinen Jungfrau verſtehen mochte? Soviel war nicht zu bezweifeln, daß unter demſelben Dache mit ihr eine geheimnißvolle Geſellſchaft ſich nächtlich verſammelt hatte und daß irgend ein Aberglaube, ein Wahn oder Frevel ſich an ihre Perſon heften könnte. War ſie ja doch auf ſo überlegte Weiſe befreit, ſo geheimnißvoll in die Burg gebracht worden, von der man, wie ſie eben vernommen, den Grafen Berthold ſchnöde abgewieſen hatte, weil er wahrſcheinlich nicht zu der geheimen Geſellſchaft gehörte. —

Ihr Blick fiel auf die hingeſtellten Speiſen. — Du kommſt ja erſt in die Fütterung! dachte ſie, und, wie es in überreizten Seelenzuſtänden leicht geſchehen kann, ſchlug bei dieſer wunderlichen Vorſtellung ihre Angſt plötzlich in lautes Lachen um. Sie erſchrak vor ihrer eigenen Stimme, und indem ſie den Athem anhielt zu lauſchen, ob ſich auf dies Lachen vielleicht etwas rege, glaubte ſie einen entfernten, dumpfen Geſang von Männern und Frauen zu hören. — — — Heilige Mutter, ſollte eine Waldenſerverſammlung in der Burg ſein?

Mit dieſem, einer Eingebung ähnlichen Gedanken athmete Hedwig tief auf, und ihr ganzer innerer Zuſtand war wie umgewandelt. An die Stelle von Beſorgniß trat — keine eigentliche Neugierde, ſondern es war ein durch die wunderbaren Umſtände geſteigertes Verlangen nach Erkenntniß, nicht ganz frei von jener bebenden Aengſtlichkeit, wie ſolche bei Jungfrauen allem Geheimnißvollen im Leben beigemiſcht iſt.

Von einer ſanftern Unruhe als die vorige getrieben, öffnete Hedwig leiſe die Stubenthür. — — Richtig! den langen, ſchmalen Gang her, der nach dem Hauptgebäude führte, kam der dumpfe Geſang gemiſchter Stimmen. Es war eine anſprechende Melodie. Nichts regte ſich in der Nähe. Raſch die Lampe auf den Boden geſetzt, die Thür einen Spalt offengelaſſen und dem Schimmer des Lichts folgend, der davon an den geweißten Wänden der ſchmalen Galerie hinabglitt, ſchwebte Hedwig, immer lauſchend, dahin. Am Ende wendete ſich der ſchmale Corridor links; der Geſang ſchwieg, und im Augenblick wich der Boden unter ihren Füßen. Sie ſprang vorwärts, und es waren glücklicherweiſe nur drei Stufen, die der Gang des alten Baus tiefer lag, ſodaß das Fräulein mit den vorgeſtreckten Händen gegen die Wand fiel und ſich aufrechterhielt. Eben hob auch eine neue Strophe des Geſangs an, was der Zögernden neuen Muth gab und jede Aengſtlichkeit vor einer unglücklichen Wendung ihres Lebens, wenn jener Sturz etwa vorbedeutſam war, raſch verſcheuchte.

Am Ende des Gangs ſchimmerte ein kleines Fenſter, matt erleuchtet. Dies gab ihren Schritten Sicherheit und verſprach eine unerwartete Befriedigung ihres Wunſches, indem von da, woher das Licht kam, auch der Geſang ſehr deutlich zu vernehmen war. Wirklich, als ſie ſich auf den Fenſtertritt erhoben hatte, konnte ſie durch die trüben, runden Scheiben in einen Saal hinabblicken, wo Männer und Frauen auf Bänken verſammelt ſaßen. Eine Ampel hing von dem Gewölbe nieder und Kerzen brannten auf dem mit einem Damaſttuche belegten Tiſche.

Hedwig verſuchte das Fenſter zu öffnen. Es gelang mit etwas Knarren, das aber vom Geſang verſchlungen wurde. Als dieſer jetzt verſtummte, trat ein Greis an den Tiſch hervor, von hoher, etwas gebückter Geſtalt: ehrwürdig durch ein ſchneeweißes Haar, das von der Stirn zurückgeſtrichen ſtark und gelockt vom Nacken auf die Schultern fiel. Hedwig glaubte ihn zu kennen; doch war ihre Aufmerkſamkeit wie ihr Gemüth zu bewegt, um ſich auf ihn zu beſinnen. Sie mußte ſich nur hüten, den Kopf zu weit hinauszuſtrecken, um nicht im Widerſchein der Lichter von einem zufällig emporgerichteten Auge wahrgenommen zu werden.

Eben erhob der Greis ſeine Stimme und ſprach wohlklingend und vernehmlich, mit ſchlichter Betonung, aber wie ein aus dem Stegreife Sprechender, dann und wann ſtockend und ſich beſinnend, folgende Worte:

„Willkommen in dieſer ſpäten Nachtſtunde, meine Freunde! Der Herr ſei mit euch! Heute am erſten Jahrestage unſers brüderlichen Vereins ſoll ich Unberufener zu euch reden, als Wirth zu meinen lieben Gäſten in Chriſto. An ſolchen Tagen, die einen Abſchnitt in unſer Leben machen, wendet man gern den Blick rückwärts. Und das hat wol ſein Gutes. Hätte die römiſche Kirche weniger auf die vor ihr liegende Herrlichkeit der Welt, und mehr auf ihren Urſprung und göttlichen Meiſter zurückgeſehen, ſie würde ſich nicht ſo weit in den Götzendienſt verlaufen haben, um deſſentwillen wir uns von ihr trennen, damit wir in unſerm Glauben nicht um das Weſentliche kommen, — um die innere Erkenntniß Gottes, um die feſte Hoffnung auf Chriſtus, die Wiedergeburt durch die Liebe, die wahre Gemeinſchaft der Erwählten, die edle Ausdauer und um das ewige Leben.

„Seit die Apoſtel in die Welt ausgegangen ſind, hat es immer einzelne apoſtoliſche Männer gegeben, die den von einer allzu früh verüppigten zahlreichen Prieſterſchaft breitgetretenen Weg heidniſchen Wandels verließen, um wie unſer Herr und Meiſter vorab den Gedrückten, Bedürftigen und Schwachen das Wort des Heils zu verkündigen, während jene Prieſter gar gern zu den Reichen der Welt ſprachen, wodurch ihnen freilich Güter und Genüſſe, Reichthümer und Macht, Länder und Fürſtengewalt erwachſen ſind. Aber mit Unrecht, wenn auch nicht vor der Welt, doch vor Chriſtus, beſitzen ſie die Erde, und nehmen, ſtatt zu arbeiten, den Zehnten von der Arbeit Anderer; mit Unrecht ſtellen ſie ſich vom Diakon aufwärts bis zum Papſt Einer über den Andern, da in der wahren Kirche Alle gleich ſind und zwar durch Liebesdienſte gegeneinander. Jene edeln Männer aber, die den Heerweg des Papſtes verlaſſen haben, um den Pfad des Heils fortzuführen, ſind immer als Ketzer verfolgt und oft ſchmählich von Denen getödtet worden, die ſich rühmen, ſie ſchafften das ewige Leben. Und alſo verfolgt man auch uns und will uns hindern, ſelbſt aus dem reinen Born der Schrift zu ſchöpfen, und uns nöthigen, nur Das zu ſchlürfen, was ſie Unlauteres zugemiſcht haben. Die Lehre Chriſti reicht aber zur Seligkeit hin und kann von lebendigem Glauben nicht misverſtanden, wol aber von ſchlauen Abſichten misdeutet werden. Alſo müſſen wir uns bei Nacht und Neumond verſammeln. Doch umſomehr gleichen wir hierin den Chriſten der älteſten Zeit, und werden dulden wie ſie und triumphiren wie ſie!

„Wie wir hier verſammelt ſind, finden ſich, durch die chriſtlichen Länder zerſtreut, kleine Brüdergemeinden von Zeit zu Zeit zuſammen, oder leben in einſamen Thälern hoher Gebirge vereint.

„Ich bin nicht gelehrt und in den Geſchichten bewandert genug, um euch die Aufeinanderfolge der von der römiſchen Kirche abgewichenen Männer namhaft zu machen, die da Ketzer genannt werden, aber Kettenglieder des Heils heißen ſollten. Rom lacht darüber, daß doch immer, über kurz oder lang, ein um das andere dieſer Glieder abbreche, während allerdings ſeine aus irdiſchem Hanf geſponnene Tradition ſich immer dicker und feſter dreht: im Dauernden ſei die Wahrheit. Aber, meine Freunde, weder die Kette noch das Seil ſind die Wahrheit, ſondern führen nur; ſie ſind eine Handhabe, aber kein Weg, und Alles kommt auf die Richtung an, die ſie nehmen.

„Zahlreiche Anhänger haben ſich in den verſchiedenen Jahrhunderten an die abwechſelnden Glieder der Heilskette gehalten, und ſo thun auch wir jetzt, indem wir uns an jenen edeln Mann halten, zu deſſen Lehren wir uns bekennen. Ihr wißt, daß ich Peter Waldus, Waldo, oder Valdez meine. Laßt uns heute zur Feier des Tages ſein Gedächtniß erneuern!

„Peter Waldus war ein wohlhabender und verſtändiger Bürger in Lyon. Nicht gelehrt, aber ein fleißiger Leſer der Bibel, erlebte er — es mögen 70 Jahre her ſein — den Schreck, daß ſeiner Freunde einer plötzlich todt neben ihm niederſank. In wunderſamen Erlebniſſen ſpricht Gott zu ſeinen Erwählten, und ſo blieb auch dieſe Erſchütterung Waldo's nicht ohne gute Folgen. Er fragte einen frommen Prieſter, welchen Weg er am ſicherſten zur Seligkeit einzuſchlagen habe. — Geh' hin, antwortete ihm dieſer aus Matthäus im 19. Capitel verkaufe was du haſt und gib es den Armen, und ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben.

„Demnach ändert Waldus ſeine ganze Lebensweiſe. Tadel und Spott ſeiner Angehörigen und Mitbürger kümmern ihn nicht; er vertheilt zu frommen Zwecken ſeine Güter und ſpricht am erſten Morgen ſeiner freiwilligen Armuth einen alten Bekannten um ein Almoſen an. — Seine edle Gattin war nicht irre an ihm geworden. Sie eilte auf den lieben Bettler zu, ihn anzuflehen, er möge doch von ihr Almoſen nehmen und ihr ſo zur Tilgung ihrer Sünden behülflich ſein. Dieſer Vorfall gelangt bis zum Erzbiſchof, und Alle ſtaunen tief gerührt vom Anblick eines ſo verwandelten Mannes und einer ſo treuen Frau.

„Bald fühlt Waldo ſich gedrungen, ſeine Ueberzeugungen predigend auszubreiten. Das aber verbietet der Erzbiſchof, denn die Verbreitung chriſtlicher Wahrheiten iſt dort zünftig. Und da Waldo doch nicht abſteht, geht die Berufung bis an den Papſt ſelbſt. Das Verbot des Biſchofs wird jetzt beſtätigt, und da Waldo noch immer nicht nachgibt, wird er mit dem Kirchenbann belegt.

„Um ſo reißender verbreitet ſich ſein Anhang, und dies nicht blos in Südfrankreich, ſondern auch herüber ins Deutſche Reich, und nun nehmen die Waldenſer ſelbſt zwiſchen unſern vaterländiſchen Buchenwäldern mit jedem Tage und in dem Maße zu, als die römiſche Kirche uns verflucht und verfolgt.

„Laſſet uns denn, meine Brüder in Waldo ſo inniger zuſammenhalten, als näher die Verfolgung rückt, die ein wüthiger Mönch, mit des Heiligen Vaters Feuer ausgerüſtet, am Rhein und nach Thüringen verbreitet. Halten auch wir uns auf ſolche gefaßt! Mir ſelbſt bangt nicht davor, meinen Glauben höher als mein Leben zu halten, und doch ergreift mich heute eine tiefe Wehmuth, indem ich vor euch Allen ſolche Verſicherung abzulegen mich gedrungen fühle.

„Wir halten alſo feſt bei folgendem Bekenntniß:

«Die römiſche Kirche iſt die Kirche Chriſti nicht mehr, ſondern ſeit Papſt Sylveſter mit heidniſchem Weſen behaftet;

«Die Prälaten ſind nicht die Säulen der Kirche, ſondern was die Phariſäer einſt dem Tempel waren;

«Harte und öffentliche Bußübungen ſind unchriſtlich:

«Nicht die Ehe der Prieſter, ſondern die heimliche Befriedigung ihrer Gelüſte iſt verboten;

«Faſten dient nicht ſowol zur Abtödtung, ſondern zum Anreiz der Sinnlichkeit, der in einer Abwechſelung ſchmackhaft bereiteter Speiſen liegt, iſt mithin kein gutes Werk:

«Gebet und Todtenmeſſen helfen den Abgeſtorbenen nichts, ſondern machen nur die Prieſter geldſüchtig und die Gläubigen läſſig in der Selbſtthat innerer Heiligung:

«Verehrung von Bildniſſen reizen den Misverſtand zur Abgötterei:

«Weihungen und Weihwaſſer haben keine heiligende Kraft, und Reliquien ſind nur die Gebeine eines abgeſtorbenen Glaubens.»

„Daran aber, meine Brüder, erkennen wir die Werke des Widerchriſtes, daß er aus Gewinnſucht die Gottesverehrung auf äußere Gebräuche zurückführt, daß er nicht mit dem Heiligen Geiſte herrſcht, ſondern die weltliche Macht gegen die Glieder Chriſti aufbietet.

„Und ſo rufe ich euch denn, meine Brüder, in Waldo's Namen zu:

„Liebet das Weltliche nicht! Fliehet Müßiggang und böſe Geſellſchaft! Haltet Frieden, tragt in Geduld und rächet euch nicht! Seid mitleidig! Bekämpft böſe Begierden, hört die Stimme des Gewiſſens und reinigt euern Geiſt und Wandel von allem Böſen!" — —

Als der Greis nach ſo feierlichen Worten einige Augenblicke das Haupt ſenkte und dann mit ausgebreiteten Armen den Verſammelten entgegenſchritt, entſtand eine gerührte Bewegung. Man drückte einander die Hände unter zunickenden Blicken, die Bekanntern umarmten ſich.

Hedwig ſelbſt war aufs tiefſte ergriffen und von der wunderbarſten Stimmung bewegt, ſo etwa, als ob ſie einen koſtbaren Fund gethan und ſich doch ängſtigen müſſe, ihn für ihr Eigenthum anzuſehen. Ehe ſie noch über ſich ſelbſt klar werden konnte, glaubte ſie im Durcheinander der unter ihr Verſammelten Helika zu erblicken, bog ſich raſch hinaus und ward alsbald im Widerſchein der Beleuchtung erblickt. Aufſchreiende Stimmen, aufwärtsdeutende Hände erfolgten; die Aengſtlichſten verhüllten ſich. Sofort ſetzten ſich einige Männer in Bewegung nach dem Ausgang des Saals.

Hedwig dachte nicht daran, ſich zu verbergen oder zu entfliehen. Sie blieb in ihrer edeln Haltung, abwartend, was geſchehen werde. Erſt als ſie auf dem Corridor hinter ſich heraneilende Männerſchritte hörte, wendete ſie ſich, trat den Ankommenden entgegen und ſagte feſten Tons:

Ich will zum Hausherrn geführt ſein.

Die Männer nahmen ſie in die Mitte und brachten ſie in den Saal. Alle Anweſenden waren jetzt verhüllt, bis auf den ſilberhaarigen Greis, der ihr einige Schritte mit Ehrerbietung entgegenkam. — Kennt Ihr mich noch, edles Fräulein? fragte er.

Herr von Langenſchwarz! antwortete ſie mit anmuthigem Gruß.

Ei! Seht, das freut mich! fuhr Jener fort. Ihr wart noch ein gar junges Ding, als ich Euch bei Euerm nun ſeligen Vater ſah. Inzwiſchen iſt der ungehorſame Vaſall Euers fürſtlichen Oheims gar ſelten und immer nur flüchtig nach Fulda gekommen. Es verlangte mich daher recht, Euch nach angebrochenem Tag zu begrüßen, ſehe nun aber zu meinem Bedauern, daß ich es Euch in meiner Burg ſo wenig zu Gefallen eingerichtet habe, daß Ihr das Gemach ſchon mitten in der Nacht verlaſſen habt. Oder was hätte Euch ſonſt zur Nachtwandlerin gemacht?

Herr Ritter, entgegnete mit hoher Haltung das Fräulein, es wäre mir lieber geweſen, Ihr hättet mir dieſen Wandel erſpart und mich bei meiner Ankunft empfangen und beruhigt. Statt deſſen von ſchweigſamen und verhüllten Männern — ich wußte nicht, ob befreit oder erbeutet und hier eingebracht, unbegrüßt vom Wirth, und auf dem Zimmer ſelbſt befremdet von immer mehr nächtlichen Geſtalten, die unter meinem Fenſter mit geheimnißvoller Loſung einſchlüpfen, — geſteht, Herr Ritter, daß ſogar eine Nichte des wackern Abts von Fulda Grund genug gehabt hätte — furchtſam zu werden. Doch, das war es nicht, ſondern ich hörte einen fernen, feierlichen Geſang: ein Dankgebet, ein Hülfeflehen vom Himmel war das Bedürfniß der nächtlichen Stunde; ich denke, Ihr begeht in einer Hauskapelle die Vorfeier des Cantate-Sonntags, gehe dem Geſang nach und komme an das Fenſter. —

Wo Ihr Euch ſchlecht erbaut habt, nicht wahr?

Wo ich Euch geſtört habe. Ein anderes Bekenntniß meiner Gedanken würde einer Gefangenen hier unter Euch nicht wohl anſtehen.

Bei dieſer Antwort Hedwig's entſtand ein Murren und wurde lauter. Man hörte die Worte „Verrath“, „Verfolgung“, „Abhülfe“ und dergleichen. Bibelſprüche fielen, und ein Eiferer rief ziemlich laut: „Beſſer, daß Eines ſterbe, als daß Alle zu Grunde gehen!“ — — Hiergegen erhob ſich aber gleich auch die lebhafteſte Misbilligung, und Viele erklärten ihren Trotz gegen alle Gefahr, während Andere darauf antrugen, dem Fräulein einen Eid des ewigen Stillſchweigens abzunehmen.

Bis hierher ſchwieg der ehrwürdige Ritter, den freundlichen Blick auf die ruhige Haltung des Fräuleins gerichtet.

Was? rief er jetzt. Einen Eid verlangen? Wir, die mit dem hohen Meiſter nur Ja, Ja! oder Nein, Nein! ſagen? Bin ich euch mit meinem bürgenden Wort nicht gut genung für die Verſchwiegenheit meines Gaſtes? Dann ſoll das Fräulein, ſo wenig es Luſt haben wird eine Waldenſerin zu werden, doch auch als Altgläubige von ſo hohem Sinn, wie ſie im Rufe ſteht, unter uns das Recht mitgenießen, auf bloße Ja-Zuſage von Verſchwiegenheit entlaſſen zu werden. Meint ihr nicht, Brüder?

Halt! Erlaubt mir! Ich will euch eine andere Verſicherung geben, fiel Hedwig ein. Eure Andacht iſt nun vorüber, ich will hier Platz unter euch nehmen; um Mitternacht unter Waldenſern geſeſſen zu haben, gilt wol draußen für Schuld genug, daß ich um meines eigenen Lebens willen ſchweigen werde.

Mit dieſen Worten nahm ſie anmuthig lächelnd den Seſſel des alten Ritters ein.

Dieſer rief nun hingeriſſen aus:

O mein herrliches Fräulein! Das iſt ein Wort fürſtlichen Gepräges, das nicht mit allen Apoſtelſchillingen des Deutſchen Reichs einzuwerthen iſt!

Der Greis war an ſie herangetreten und faßte, das rechte Knie beugend, ihre Hand, auf die er ſich verneigte, daß die langen weißen Locken zu beiden Seiten niederhingen. Dann ſich erhebend fuhr er fort:

Um Euers Lebens willen, ſagtet Ihr, Fräulein Hedwig? Nun ja, ſie treiben's arg! Wenigſtens aber würdet Ihr auch als reumüthige Verbrecherin nicht ohne die Einbuße Euers herrlichen Haars davonkommen. Nun hört! Unſere Andacht iſt allerdings vorüber, aber wir pflegen dann ein kleines Liebesmahl einzunehmen. —

Bei dieſem Worte ſtand Hedwig lebhaft auf. — Einen Augenblick tiefer Stille, und Langenſchwarz ſagte betrübt:

So habt Ihr alſo auch von unſern Liebesmahlen gehört?

Nein, nein, misverſteht mich nicht, Ritter, fiel ſie verlegen und ihrer Uebereilung erröthend ein. Ich habe ja — Eure fromme Rede nicht vergeſſen! Ich erhob mich nur, — weil ich ſehe, daß der Tiſch gedeckt worden. Ich bin Euer Gaſt!

Sie reichte ihm die Hand, und indem er ſie mit hohem Anſtande gegen die gedeckte Tafel führte, rief Hedwig feierlich und mit Rührung aus:

Ach mir iſt, als führte mich der ſelige Großvater zu Tiſche!

Der Greis bot ihr den Platz neben ſich am obern Ende der Tafel an. Raſch drängte ſich Helika neben das Fräulein und winkte ihren Vater heran.

Alles hatte mit ſtillen Bewegungen Platz genommen. Die einfachen Schüſſeln und die Weinkannen waren aufgeſetzt, da erhob ſich der Greis und ſprach, nachdem ein Knappe ſeinen Becher gefüllt hatte:

Laßt uns, meine lieben Gäſte, damit anheben, daß wir Fräulein Hedwig von Malkos willkommen heißen. Es iſt die ſchönſte Cantate-Nacht, die ich erlebt habe. Es war auch eine Maiwoche, daß ich mit meiner ſeligen Hildegard getraut wurde. Eine lange Reihe von Jahren ging ſeitdem hinüber, wo ſie nun ſelber iſt. — — — Ich ſegne die hohen Jahre, in denen man, wie mir durch merkwürdige Fügung geſchehen, eine neue Erleuchtung, eine höhere Weisheit gewinnt, die über unſere bald mailiche, bald winterliche Erde hinausreicht. Aber in dieſer Stunde muß ich doch mit meinem alten Herzen eines zweiten

Lebensglückes gedenken, — wenn nicht höher von Werth, doch herrlicher von Glanz, des Glückes, — um eines Fräuleins willen, wie Hedwig von Malkos iſt, noch einmal jung zu ſein!

Er neigte ſich, mit ihr anzuſtoßen. Alles erhob ſich zu einem mehr feierlichen als lärmenden Lebehoch!

Drittes Capitel.

Ein feuriges Morgenroth.

Die verſammelten Waldenſer ſaßen heute länger als gewöhnlich beiſammen. Deſto dringender ging's mit dem Aufbruche, weil man doch vor grauendem Tag aus der Burg zu kommen ſuchte.

Der wirthliche Greis führte ſeinen Gaſt nach dem verlaſſenen Gemach, wo eben die Lampe erloſchen war und einen übeln Geruch hinterlaſſen hatte. Auch Helika und Eſperle waren mitgekommen.

Da Ihr doch ſo ſehr nach Hauſe verlangt, mein edles Fräulein, ſagte Langenſchwarz, ſo dächt' ich, Ihr legtet Euch nicht mehr zu Bett, ſondern ruhtet Euch hier ein wenig im Seſſel aus und trätet vor Anbruch des Tags den Heimweg an. Mein Frauenzelter geht einen ſanften Paß und wird Euch nicht angreifen. Ich gebe Euch meinen treuen Matthes und ein paar Reiter mit. So kommen wir dem Grafen zuvor, der — fürchte ich — bald genug von Wehrda herüber bei mir einſprechen wird, weil er hört, daß ich Euch ſeinen Leuten abgenommen habe.

Göperle erbot ſich mit Helika vorauszueilen und in Michelsrombach ein leichtes Wägelchen vorzukehren, auf welchem das Fräulein dann noch bequemer als zu Pferde die Stadt erreichen könnte.

Ehe jedoch Beide ſchieden, ließ Hedwig ſich von Helika verſprechen, mit ihr nach der Stadt zu kommen. Göperle, der ohnehin die Abſicht hatte nach Fulda überzuſiedeln, willigte ein, daß ſeine Tochter bei dem Fräulein wenigſtens bis dahin ſich in Dienſt gäbe.

So ſchieden ſie, und Ritter Langenſchwarz ging, Hedwig's Abreiſe anzuordnen.

Als er nicht lange darauf zurückkam, brachte er ein Frauenmäntelchen mit, das er dem Fräulein gegen die Maikühle der Dämmerung und des Sonnenaufgangs umlegte. Er begleitete Hedwig und hob ſie in den Sattel.

Beide waren ſehr bewegt bei dem kurzen, höflichen Lebewohl. Ein edles Wechſelverſtändniß der Nacht hatte ſchnell eine Innigkeit der Herzen erzeugt, die ſelbſt wieder ein Geheimniß war. — — —

In ſein Gemach zurückgekehrt, ließ der Greis ſich im Seſſel ſeines Erkerfenſters nieder, das nach dem Dorf und dem daranſtoßenden waldigen Hummelsberge hinausſah. Er faltete die Hände, mit denen er vorgebeugt auf ſeinen Knien ruhte. Die religiöſen Empfindungen der Vornacht, das heitere brüderliche Mahl, die Erinnerungen an Jugend und Liebe hatten in ſeiner Bruſt eine Stimmung angerührt, zu der nun, um die wunderbare Miſchung noch zu ſteigern, eine dunkle Bangigkeit vor der Zukunft kam, — weniger erkannt als empfunden.

So ſank er aus Erſchöpfung in einen nickenden Schlummer, worin ihm ängſtlich von einer Feuersbrunſt träumte. Er fuhr erſchrocken auf, und das grellſte Morgenroth ſtand über dem Walde.

Eure Gnaden —! ſprach eine verzagte Stimme hinter ihm, und er erkannte ſeinen alten Kammerdiener.

Was gibt's, Gutwin? Brennt es wo? fragte er.

Nein, gnädiger Herr, es iſt nur das Morgenroth. Es wird Sturm geben.

Sturm, Gutwin? Meinſt du? Wetterſturm, nicht wahr? Nun ja! Und —?

Der Graf von Ziegenhain hält draußen, Herr Ritter.

Mit ſeinen Reitern, Gutwin?

Ja, ein ſtarker Zug, Eure Gnaden. Ich glaube, es ſind auch Wehrbaer dabei.

Die Reiter bleiben draußen, Gutwin, der Graf ſoll mir zum Frühſtück willkommen ſein. Du richteſt uns hier im Zimmer den Imbiß an. Geh! Den Imbiß von den Reſten!

Wie der Alte hinaus war, ſtand der Ritter auf. — Den Abhub vom Waldenſermahl ſoll er haben! rief er bitter lachend aus, und wandelte unruhig umher. Der Graf kam ihm nicht unerwartet, aber er überraſchte ihn doch in der edeln Stimmung ſeines Gemüths und verbitterte ihm das Herz. Er ging ihm mit ernſter Würde entgegen und bot dem Hinkenden einen Seſſel an. Graf Berthold ließ ſich mit den Worten nieder:

Ihr habt mir einen feindſeligen Streich geſpielt, Ritter. Ihr werdet mir nicht leugnen, daß die verkappten Gauner, die meinen Leuten das Fräulein von Malkos abgenommen, von Euern Leuten geweſen ſind.

Ich habe keine Gauner unter meinen Leuten, Graf! verſetzte der Greis. Aber ja, das Fräulein iſt in meine Burg gerettet worden. Es kam nämlich wer und flehte um ritterlichen Beiſtand für die Nichte meines Lehnsherrn, die von Gaunern entführt ſei.

Der Graf ſprang wüthend auf.

Setzt Euch, Graf, bat der Ritter; bleibt doch ſitzen! Wir wollen's mit ſolchen Ausdrücken ſo ſchwer nicht nehmen; ſie fallen herüber und hinüber.

Der Graf verwand ſeinen Zorn und fuhr fort:

Warum habt Ihr mir das gethan? Ihr habt's doch ſonſt mit Euern Lehnspflichten gegen den fuldaer Abt ſo genau nicht genommen?

Nein, Graf. Auch diesmal galt's nicht dem Lehnsherrn, ſondern einer bedrängten Jungfrau.

Ah bah, Graukopf! lachte Berthold. Wenn Ihr jünger wäret, würde ich Euch das glauben. Nein, ich weiß es beſſer: Ihr habt's wett machen wollen, daß vorigen Herbſt, wo ich mit dem Wehrdaer jagte, ich Euern Leuten eine Wildſau abgejagt habe.

Der Ritter wendete ſich dem Tiſche zu, wo eben kalte Küche und Wein aufgeſetzt wurde, ſchenkte ein und ſagte:

Hier, Graf! Nehmt vorlieb mit einem einfachen Imbiß. Der Wein gibt ſaubere Gedanken.

Ihr müßt aber bedenken, Ritter, fuhr Berthold fort, nachdem er ſeinen Becher hinabgeſtürzt hatte, daß ich nachher die Wildſau ehrlich herausgegeben habe; verhoffe alſo, daß Ihr mit dem Fräulein ein Gleiches thun werdet.

Davon hernach, Graf, — in geziemenden Ausdrücken Laßt's Euch ruhig ſchmecken!

Der Graf rückte zum Tiſch und ſprach den Schüſſeln und noch mehr dem Becher zu. Der Greis bediente ihn, ohne mitzugenießen, lächelnd über die äußere Haſt und innere Aufregung ſeines unmanierlichen Gaſtes.

Ich hab' Euch auch einen Gruß zu beſtellen von meinem Vater, Euerm Jugendfreunde, deſſen Ihr ganz vergeßt, ſagte Berthold. Er läßt Euch fragen, wie lange Ihr noch des Abts guter Vaſall zu bleiben denkt?

Was? So ſpricht mein alter Kompan? lachte der Ritter. Der red't ja ganz Eure Sprache! Nun, wenn Ihr nach Hammelberg kommt, ſo zählt doch mein Lehnscontingent.

So habt Ihr auch keins geſtellt? rief Berthold. Deß wird mein Alter lachen.

So? Der Schirmvogt der fuldaer Kirche wird lachen?

Doch Berthold, ohne dieſer Worte zu achten, fuhr fort:

Als wir Euch vor einiger Zeit den Plan mittheilten, den fuldaer Abt auf die Apoſtelfüße zu ſtellen und uns in das ihm ſo beſchwerliche Stift zu theilen —

Verzeiht! fiel der Greis ein. Von theilen war keine Rede; ich meine, Ihr hättet's als Heirathsgut der Abtsnichte für Euch behalten wollen?

Aergerlich verſetzte der Graf: Ihr würdet Entſchädigung bekommen haben wie die übrigen Ritter, die mir ihren Beiſtand zugeſagt haben.

Aha, erwiderte der Greis, nun wollt Ihr des Abts Bedrängniß benutzen und das alte Plänchen ausführen, während er mit dem Würzburger in Fehde liegt?

Sollen wir etwa den Biſchof das Stift ſchlucken laſſen? rief Berthold. Die Pfaffenmacht im Weltlichen muß aufhören. Uns Grafen, Rittern, Fürſten gehören die Länder. Die Geiſtlichen mögen den Weg zum Himmel bearbeiten und reinhalten. Und dazu haben ſie ja einen friſchen Beſen an dem Kurt von Marburg. Und Himmel! was fegt der auch zwiſchen die Ketzer und Waldenſer!

Was meint Ihr, Graf, fragte ſichtlich betroffen der Ritter. Iſt etwas Neues vorgekommen? Hat der fromme Prediger des Worts wieder einige alte Weiber verbrennen laſſen?

Alte Weiber? lachte der Andere. Nein, jetzt übt er die hohe Jagd: der Graf von Henneberg und die Gräfin Loos ſind in Unterſuchung wegen Ketzerei. Einen Propſt hat er verbrennen laſſen.

Herr und Himmel! rief Langenſchwarz, indem er ſich erhob und mit der Hand durch ſein weißes Haar ſtrich. Wagt ſich der Wütherich an Grafen und Herren? Will er Hand auch an uns, an Leben, Ehre —

An uns? fragte der Graf. Wir ſind rechtgläubige Chriſten, Ritter, und ehren den Papſt. Wir Beide, denk' ich.

Schmach und Schande! rief der Greis. Unerhört im Reiche, daß ein elender Pfaff ſeine blutige, brenzelnde Hand an Fürſten und Ritter legen darf.

Ums Himmelswillen! erhob ſich nun auch Berthold. Wißt Ihr nicht, daß Meiſter Konrad Vollmacht vom Heiligen Vater hat? Sprecht in Ehren von dem heiligen Manne, wenn Euch Euer Kopf oder doch Euer graues Haar lieb iſt! Der Henneberg hat ſich für ſchuldig bekannt und iſt blos geſchoren worden.

Herr und Himmel! rief Langenſchwarz noch entrüſteter. Er hat ſich ſcheren laſſen, brandmarken von einem Mönche? — Benno von Henneberg, der edle Graf? Was ſoll denn noch geſchehen, daß König und Fürſten ſtillſitzen? Herr und Himmel — wenn mich der Kuttenknecht ſcheren wollte!

Euch, Herr Ritter? rief mit lauerndem Blick, indem er zugleich vom Frühſtücken abließ, Berthold. Ich denke der Ketzerprediger wird nicht Fug an Euer Haar haben! Hm?

Erſchrocken und mehr feierlich als entrüſtet verſetzte der Greis:

Iſt Graf Henneberg ſchuldiger? Welche Verwirrung der Gedanken und der Herzen in dieſer Zeit! Ihr fodert mich zu einem Bund gegen den Abt von Fulda auf, Graf Berthold, ich ſoll Felonie an meinem Lehnsherrn begehen; den Pfaffen gehören die Länder der Erde nicht, ſagt Ihr, und erkennt ihnen doch ein Recht zu an unſern Leib und Ehre? Geht und ſagt den Pfaffen, daß ſie kein Recht aufs Weltliche hätten, und ſeht zu, ob Ihr — ungeſchoren bleibt! Geht und ſtiftet andere Bündniſſe, wenn Ihr ein Graf deutſcher Freiheit ſeid! Geht von Burg zu Burg und mahnt die Freiherren, daß ſie ihre Rechte und ihren Hals und Haare ſchirmen vor römiſchen Fängen. O der Schmach, die über uns gekommen iſt.

Herr Ritter, fiel der Graf blaß und kleinlaut ein, — Gott ſei gnädig Eurer armen Seele! Ihr ſcheint ja wahrlich von der gottloſen Ketzerei angeſteckt! Ich hab's nicht glauben wollen, was man von Euch munkelt. Ich will nicht mit Euch gefrühſtückt haben! Mea culpa, mea culpa!

Er bekreuzte ſich und ſchlug auf die Bruſt, dann fuhr er mit ſtechenden Blicken fort:

Der fromme Prediger Konrad iſt unterwegs ins Heſſenland; Gott möchte mir gnädig ſein, wenn er unſerer Burg zuſpräche und röche mir die Luft Euers Gemachs an! Er hat eine gute Naſe, der Konrad, und ſcharfe „Fänge", wie Ihr's nennt.

Der Greis, dem in Ton und Blick des Grafen eine Drohung zu liegen ſchien, trat einen Schritt zurück und maß ihn mit ſtolzem Auge. Berthold ward unruhig, ſuchte nach einer Ausflucht, und ſagte endlich, als Langenſchwarz ſich verächtlich abwendete:

Wir wollen uns nicht ereifern, Alter! Schade, wir hätten Fräulein Hedwig zum Imbiß und zur Unterhaltung ziehen ſollen. Ei, wir thun's noch. Hm?

Das Fräulein iſt nicht mehr in der Burg, antwortete der Ritter kurz und kalt.

Was? ſchrie Berthold. Ihr habt ſie geflüchtet?

Ruhig, Herr Graf! fuhr der Greis fort. Ich bin des Lautredens und Tobens nicht mehr gewohnt, ſeit ich keine Jagdhunde mehr im Gemach leide. Wir konnten uns denken, daß Ihr bei Zeiten nachfragen würdet, und hielten es daher für das Kürzeſte, daß ſie mit Tagesanbruch reiſe.

Und habt mich darum eingelaſſen und hingehalten, um ihre Flucht zu begünſtigen? Aber die Tücke, Herr Ketzer, werd' ich Euch gedenken.

Er verließ wüthend und mit gehobener Fauſt den Saal. — —

Der Greis ſank in ſeinen Seſſel; die weißen, welken

Hände bebten auf der Lehne des Stuhls. Er dachte an die Verſammlung der letzten Nacht; er gedachte des Fräuleins und konnte des Grafen Henneberg nicht vergeſſen. Schauer überliefen ihn; eine Angſt und Unruhe bemächtigte ſich ſeines Herzens. Mehr als einmal ſtrich er mit der Hand über die kalte Stirn und ſchlug die bauſchenden Locken zurück. — — Abgebleichtes Halmenfeld du! rief er aus. Der Schnitter wird kommen! — —

Er erhob ſich. Inmitten des Gemachs die Arme hoch ausbreitend, warf er einen Blick der Ergebung gen Himmel. Dann ſchritt er in den Hof hinab, von den Knappen wie eine Erſcheinung angeſtarrt.

Jagdgeräthe! rief er gebietend. — Er hoffte in friſcher Waldluft ſein Herz zu ermuthigen.

Viertes Capitel.

Ein gehobener Schatz.

Graf Berthold hatte inzwiſchen mit ſeinen Reitern eine Strecke Wegs über Schloßau gegen Michelsrombach zurückgelegt und hoffte die Entflohene, die doch irgendwo raſten werde, in geſtrecktem Ritt noch einzuholen. Er hatte im Burghof, während er zu Pferd ſtieg, das neugierig herangekommene und nun ſcheu zurückweichende Geſinde überſchlagen und berechnet, daß dem flüchtigen Fräulein nur ein kleines Geleit mitgegeben ſei. Dies ergab ſich auch aus der friſchen Spur der Pferde auf dem thaufeuchten Boden.

Kaum aber hatte er den ſchloßauer Wald erreicht, als er einem Häuflein Reiter begegnete, die er auch in ihrer unbezeichneten Haustracht, an Matthes, dem Anführer, für Leute des Ritters Langenſchwarz erkannte. — — Halt! rief er. Wo habt ihr das Fräulein von Malkos hingebracht?

Matthes, der die böſe Abſicht errieth, antwortete mit unkluger Miene von Zufriedenheit, daß das Fräulein im

Schutze des Ritters Konrad, mit deſſen Reitern und ſonſt aufgebotenen Leuten auf dem Weg gen Fulda ſei.

Ritter Konrad? fragte Berthold betroffen und überlegend.

Ja, erklärte Matthes mit vergnügtem Schmunzeln. Der Herr Ritter war verwundet nach Michelsrombach gekommen, wo gerade der Phyſicus Sartorius einen verunglückten Maurer in der Cur hatte, und bei dieſer Gelegenheit des Ritters Wunde verband. Hier hörte er auch von dem Fräulein und brach in der Nacht auf, es in Langenſchwarz abzuholen. So iſt er uns zeitig begegnet und hat ſie uns abgenommen.

Indem aber Matthes nun des Grafen von Ingrimm verzogenes Geſicht ſah, entfiel ihm der vergnügte Muth. Er wollte raſch weiterreiten, aber ein wüthendes Halt! bannte ihn mit ſeinen wenigen Begleitern.

Ja, ja, ſagte Berthold, das hab' ich euch Gaunern zu danken, die das Fräulein meinen Reitern abgejagt haben. Nach Wehrda wäre Ritter Konrad nicht gekommen. Was bin ich euch denn ſchuldig, ihr braven Nothhelfer, ihr verfluchten Racker? Wollen erſt einmal Abrechnung halten. Du warſt der Anführer, Matthes!

Nein, gnädiger Herr Graf, ich hatte Dienſt in der Burg! erklärte Matthes mit Angſt. Ich war ganz unſchuldig dabei.

Alſo die Beiden da?

Nein, die waren auch nicht dabei.

Ei ſeht doch, lauter unſchuldige Leute! Kommt einmal mit! Wollen eine Unſchuldsprobe halten.

Er ritt vom Weg ab ins Dickicht des Waldes, weil heute Kirchengänger hin und her vorüberkamen. Hier ließ er Matthes an eine Buche binden und zwei ſeiner Leute Haſelnußſtäbe ſchneiden.

Nun ſprich, Matthes, wer waren die Gauner, die meine Leute überfallen haben?

Ich weiß es nicht, gnädiger Herr Graf! Das müßt Ihr meinen Herrn fragen! antwortete Matthes mit trotziger Angſt.

Ich hab's vorhin vergeſſen, Matthes, als ich bei deinem Herrn war. Nun kannſt du mir's ſagen. Alſo denn! Und mach's kurz!

Nein, ich kann's nicht ſagen.

Sei geſcheit, Matthes! Thu's Maul auf und leg' ein gut's Wort für deinen gefährdeten Rücken ein!

Matthes ſchwieg.

Auf ein Zeichen des Grafen mit der Hand fielen Hiebe auf den Rücken des armen Burſchen, der entſetzlich ſchrie und Hülfe rief.

Der Graf ſchickte einen ſeiner Reiter hinaus auf den Weg, die Vorübergehenden vom Stehenbleiben abzuſchrecken. Auf weiteres Befragen rief Matthes ſeine Kameraden zu Zeugen, daß es auswärtige Männer geweſen, die gerade den Abend in die Burg gekommen und vom Herrn zu dieſer Befreiung aufgefodert worden ſeien.

So? Das waren wol die Gäſte deines Herrn, um derentwillen ich ſelbſt abgewieſen wurde, rief Berthold nachdenklich. Schöne Geſellſchaft eines Ritters, die ſich zu Dergleichen gebrauchen laſſen! Ei, was für Gäſte waren denn das, Matthes?

Matthes ſtockte und ſah bekümmert nach einem ſeiner Kameraden. Dieſer warnte ihn mit gehobenem Finger.

Was bedeutet der Wink, du? rief der Graf, und Jener, betroffen, verlegen, verſetzte unbedacht genug:

Nichts, Herr Graf, Matthes ſoll nur bedenken, was er beſchworen hat.

Beſchworen? Ei der Tauſend! Was gehen denn für Geheimniſſe in eurer Burg vor, auf die ihr Schufte ſchwören müßt?

Der Befragte, der ſich ſo verrathen hatte, nahm ſich nun zu der muthigen Antwort zuſammen:

Das ſind Angelegenheiten unſers Herrn; darüber müßt Ihr ihn ſelber fragen, Herr Graf, nicht aber Knappen auf ihres Herrn Geheimniſſe preſſen.

Du biſt der Nächſte, der an den Baum kommt! ſagte ruhig der Graf. Denn ich laſſe hier Einen um den Andern todtprügeln, bis ihr bekennt. Wohlan, Matthes, iſt dein Schwur ein ſo hartes Siegel, daß es ſich durchaus nicht aufklopfen läßt? Sonſt wollen wir's probiren.

Ein Zeichen des Grafen, und friſche Ruthen fielen auf Matthes. Dieſer rief Gott und die Heiligen um Hülfe. Der Graf ließ einhalten und ſprach mit höhnender Milde:

Matthes, hab ein Einſehen! Heißt das, ſeh' dich einmal um, was der Wald für 'nen Reichthum von ſaftigen Ruthen hat. Willſt du ſo trotzig ſein, all dieſen muntern Stäben den Rücken zu weiſen? Ich ſage dir, guter Matthes, dieſe junge, vollblütige Burſchenſchaft der Haſelſtäbe iſt ſehr zudringlich; prüfe dich, ob du ſoviel neue Bekanntſchaften ertragen kannſt, und ſage mir ruhig:

was haben die Auswärtigen und zwar, wie ich hörte, vermummt in der Burg gethan?

Matthes ſchwieg ſeufzend. Der Graf winkte, und auf neue Treffer ſchrie Matthes:

Geſpeiſt haben ſie zu Nacht!

Schurke! rief der Graf. Kommt man zum Eſſen vermummt? Dickere Ruthen her!

Barmherzigkeit! ſchrie Matthes. Sie haben — gebetet, geſungen. Gott ſei mir gnädig! Schlagt mich nicht todt! Ich werde ohnehin verenden. Laßt mich meinen gnädigen Herrn erſt noch um Vergebung bitten!

Gebetet alſo? rief Berthold vergnügt. Haltet ein! Vor dem Beten müſſen wir Reſpect haben. Und den haben wir auch: wir haben ja das Kreuz dazu geſchlagen. Macht den guten Matthes los: er kennt nun das Rückkreuz. Alſo gebetet, geſungen und geſpeiſt. Das Eſſen und Trinken iſt eine ganz unſchuldige Sache! Sage mir nur noch, ehrlicher Junge: Wer hat denn bei der unſchuldigen Sache des Fräuleins Geſundheit ausgebracht?

Mein gnädiger Herr, antwortete Matthes, indem er ſich halb ohnmächtig aufs Moos ſinken ließ.

Und hat mit dem ſchönen Fräulein angeſtoßen, nicht wahr?

Matthes konnte nur noch nicken.

Der Graf hüpfte im Sattel auf und nieder vor innerer Schadenfreude. — Was doch Haſelſtäbe nicht heraus bringen! rief er. Das ſind die wahren Wünſchelruthen und tippen auf, wo Schätze liegen. Haſelſtäbe, Haſelſtäbe, ihr ſollt meine Brautwerber werden! Haſelſtäbe geben ſich nicht wie die elenden Weiden zum Korbflechten her.

Er ſetzte ſeinem Pferde beide Sporen und jagte mit wilden Sätzen durch den Wald und den Weg zurück. Seine Reiter folgten.

Aechzend blieb Matthes auf dem Mooſe zurück, und ſeine Kameraden überlegten, wie ſie ihn fortbrächten; denn reiten konnte er nicht. Keiner wagte ihm einen Vorwurf über ſeinen Verrath des beſchworenen Geheimniſſes zu machen; denn Keiner mochte ſich im Stillen wol mehr Standhaftigkeit zutrauen, als Matthes bewieſen hatte.

Sie ſprachen endlich einige Männer an, die durch den Wald nach der Kirche gehen wollten. Man bereitete eine Bahre, auf der man den Mishandelten nach der Burg zurückbrachte.

Der alte Herr war nicht zur Jagd ausgeritten. Ein Schwindel und Zittern hatte ihn befallen, als er eben aufſitzen wollte und er war auf ſeine Stube zurückgekehrt.

Hier lag nun Matthes vor ihm auf den Binſen des Eſtrichs, während der ältere Mitgerittene das Begegniß erzählte und die Mishandlung des armen Matthes, um deſſen Verrath zu entſchuldigen, mit den lebhafteſten Worten berichtete. Zuletzt ſetzte er mit thränendem Lächeln hinzu:

Nehmt die Buße ſeines Rückens für die Sünde ſeiner Zunge, gnädiger Herr, und laßt Matthes heilen!

Der Greis fuhr wieder mit der linken Hand über die hohe Stirn. Die bebenden Finger blieben zwiſchen den ſilberweißen Locken haften. So ſtand er gedankenvoll da. Es war tiefe Stille im Gemach. Endlich wurden ſeine Augen feucht. Er wendete ſich gegen das Fenſter und faltete die Hände. Sobald er ſich ſeiner Stimme mächtig fühlte, ſagte er mit Milde:

Bringt Matthes zur Ruhe. Ruft Vater Roman zu ſeiner Heilung und Pflege herbei. Nehmt von meinen Oelen und Weinen, was erfodert wird.

Mit dieſen Worten verließ er das Gemach.

Fünftes Capitel.

Eine Vorbedeutung.

Sobald Ritter Konrad das geflüchtete Fräulein begrüßt und in Empfang genommen hatte, jagte er einen ſeiner Reiter voraus, um die Großmutter von der Ankunft zu benachrichtigen. Hedwig billigte dieſe Aufmerkſamkeit für die Greiſin, ohne vorauszuſehen, welchen Triumph er ihr ſelbſt dadurch bereitete.

Als ſie nämlich um die Mittagszeit aus dem Schildwalde und durch das Thal aufwärts kamen, wimmelte ſchon der Abhang des Frauenberges von Menſchen, die der Ankommenden entgegenſahen. Alles war im Sonntagsanzuge auf den Beinen. Bei dieſem Anblicke verließ Hedwig das in Michelsrombach genommene Wägelchen, auf welchem nur Helika zurückblieb, und beſtieg wieder den Zelter des Ritters von Langenſchwarz.

Unter dem Jubel der Menge erſchienen auch die zahlreichen Studenten der berühmten Kloſterſchule, überreichten einen Strauß von Frühlingsblumen und brachten ein Lebehoch. Dann zogen ſie mit einem lateiniſchen Geſang in breiten Reihen voraus; Konrad ritt neben Hedwig; ſeine Reiter folgten, und hinterdrein drängte ſich das jubelnde Volk, das heute ſeines Elfuhrrüſches vergaß, in bunten Scharen nach.

So kam der Zug in die Stadt. Das Wetter war ziemlich windig geworden und der Himmel mit weißen Streif- und Federwolken bedeckt.

Nach dem erſten Jubel über die ſo glückliche Rückkehr des Fräuleins ging in Kötſchau's Kemnate wie in der Stadt Alles wieder in der gewohnten Ordnung. Auch die Großmutter verließ bald das Krankenlager, auf das der erſte Schreck die Greiſin geworfen hatte. Nur Hedwig ſelbſt fand nicht ſo ſchnell das alte Gleichgewicht ihres Herzens und ihrer Haltung. Aber Niemand bemerkte ihre wechſelnde Stimmung ſo lebhaft wie Konrad. Ihn berührte ſie freilich am unmittelbarſten.

Im Gefühl ihrer Befreiung, in der Erinnerung an Konrad's raſches Handeln, an ſeine Wunde, und in der Zufriedenheit über ſoviel öffentliche Theilnahme für ſie begegnete Hedwig dem ritterlichen Freunde heiter und zutraulich, als ob nun durch ſeine That oder auch durch ihre eigene veränderte Empfindung der Abſtand ausgeglichen wäre, den ſie bisher zwiſchen ſeiner Huldigung und den Abſichten ihres Oheims ſo ſorgfältig gehütet hatte. Sie war ihm mit ängſtlichen Worten der Anerkennung und Dankbarkeit näher getreten, bereit, auch dem Vorwurf zu begegnen, der ihn darüber treffen könnte, daß er die Obhut der Stadt, die in ſeine Verantwortung gelegt war, um ihretwillen aufgegeben und Manegold's Händen anvertraut hatte. — Ich bin Eure Schuldnerin, Ritter Konrad, ſagte ſie; aber mein gnädiger Oheim darf Eure Handlung nicht darum milder anſehen, weil ſie ſeine Nichte betroffen hat, ſondern die Gerechtigkeit ſoll Euch werden, daß der verwegenſte Frevel, der gegen Euer Amt verſchlug, nicht anders als durch raſche Verfolgung des Thäters abgewehrt werden konnte. Mir ſelbſt mag es vielmehr zur Schuld gerechnet werden, daß ich durch meinen Aufenthalt außerhalb der Stadt das Unternehmen veranlaßt habe.

Aber auf ſolche Herzlichkeit folgten auch wieder Stunden, die mit der Erinnerung an jene Nacht und an das Geheimniß der Waldenſer ſchwer und beängſtigend auf Hedwig's Seele lagen. Es war nicht blos der Kampf neuer Zweifel mit alten religiöſen Ueberzeugungen; es war beſonders auch ein Gefühl von Beſchämung gerade gegen Konrad, ihren ritterlichen Jugendfreund. Mit welch ungerechter Misbilligung hatte ſie ſeinen nächtlichen Gang zu einem obwol mit Unrecht verrufenen Weibe angeſehen, und wie gedemüthigt ſtand ſie nun vor ihm mit der Vorempfindung, wie er es beurtheilen würde, daß ſie eine heilige Sonntagsnacht unter andächtig verſammelten Waldenſern geſeſſen habe! Sie erkannte eine höhere Fügung darin, daß ſie zur Strafe für den Trotz, womit ſie ſich in das Kloſter zurückgezogen hatte, gerade von hier aus in jene Noth und Bedrängniß gerathen war. Und ob nun wol mit ihren Aengſten und mit der Wunde ihres Freundes Alles abgethan ſei, — fragte ſie ſich ſelbſt. Wer kann berechnen, wie weit in die Zukunft eines Menſchen ſich die dunkeln Fäden des Verhängniſſes verſchlingen, das er durch eine Schuld auf ſich gezogen hat?

Betrachtungen dieſer Art ſtimmten Hedwig ſehr ernſt, ja kummervoll und träumeriſch. Und eben weil ſolche Gedanken ihr bei Konrad's Anblick am lebhafteſten und oft plötzlich aufſtiegen, konnten ſie ihm am wenigſten unbemerkt bleiben; wie denn er ſelbſt, weil ſein Herz am innigſten auf ihre Stimmungen achtete, auch am tiefſten die Wechſel derſelben empfand. — Warum iſt ſie nun wieder anders? rief es in ſeinem Innern am Abend, wenn ſie ihm des Morgens mit vertraulicher Heiterkeit begegnet war.

Konrad räthſelte hin und her, und konnte ſich wol ihre vergnügte, aber durchaus nicht ihre träumeriſche Stimmung erklären. Dieſe konnte nur in den Erinnerungen an den Abend in Langenſchwarz liegen, ſchien es ihm. Wie gern hätte er gefragt, welche Geſellſchaft ſie dort getroffen habe; aber eine Art von wunderlicher Eiferſucht auf einen Unbekannten, der einen tiefen Eindruck auf Hedwig's Herz gemacht habe, hielt ihn ab. Und wie würde Hedwig erſchrocken ſein, wenn er ſolche Frage an ſie gerichtet hätte!

In den nächſten Tagen liefen günſtige Botſchaften vom Abt ein. Er hatte die Würzburger zurückgetrieben, und war nur ein Stündchen zu ſpät gekommen, um den Biſchof ſelbſt im alten Schloß zu Steinach aufzuheben. Hier hatte derſelbe nämlich, auf ſeiner Reiſe zur Königswahl des Landgrafen Raspe, einige Tage mit ſeiner Freundin Richenza, einer geborenen Gräfin von Henneberg, zugebracht. Dem Biſchof war es geglückt, dem anſtürmenden Abte zu entfliehen; die Gräfin aber wurde noch über den Anſtalten zu ihrer Abreiſe betroffen und auf den Rath des alten Hans von Kötſchau zur Gefangenen gemacht. In der Botſchaft des Abts wurde ſie — ein Fauſtpfand des Friedens genannt, und eine Ehrenwohnung für ſie beſtellt.

Bald gerieth die Stadt in freudige Erwartung ihres ſiegreich heimkehrenden Fürſt-Abts. Ritter Manegold gab die Anregung zu einem feſtlichen Empfang. Unter Anderm wurde ſchnell eine Ehrenpforte vor dem Johannisthor aus Fichtengrün aufgebaut.

Alles wurde in Bewegung geſetzt, die Anſtalten zu beſchleunigen. Gutseigenthümer, die ſich aus frommer Geſinnung zu Arbeiten mit ihren Schollenknechten auf beſtimmte Zeit verpflichtet hatten; güterloſe Freigeborene, die ſich dem Stift als Knechte zu Dienſt gegeben; Zweitags- und Dreitagsfröhner, die nach je zwei oder drei Tagen für ſich gethaner Arbeit ebenſo lange für das Stift ſchaffen mußten; tribut- und zinspflichtige Leute, ja Rottknechte und Kirchenhörige, Alles griff zu, um mit Hand- und Spanndienſten zu helfen. Schultheiß und Schöppen der Stadt wandelten mit gravitätiſcher Aufmunterung unter den buntgemiſchten Arbeitern, die ſich am liebſten in der Nähe der Fäſſer zu thun machten, die mit ſtarkem Bier aus den Stifts- und Stadtkellern herbeigebracht und von den Stadtknechten ausgezapft wurden.

Dazwiſchen trieben ſich die Studenten umher, meiſt Ausländer, die damals die berühmte Stiftsſchule beſuchten. Einer der angeſehenſten, Berngoz von Spal, hatte von Hauſe eine Abſchrift des Umſchreibens erhalten, das Kaiſer Friedrich an alle Könige, Fürſten und Barone der Chriſtenheit als Erklärung gegen ſeine vom Papſt ausgeſprochene Thronentſetzung erlaſſen hatte. Da man in Fulda nur des Papſtes Manifeſt gegen den Kaiſer kannte und auf die Entgegnung ſehr begierig war, ſo beſtieg der junge von Spal ein halb abgebrochenes Gerüſt und verlas der anweſenden Menge des Kaiſers Erlaß. Beſonders auch viele Bürger hatten ſich zugedrängt, und eine große Stille war entſtanden, die nur bei ſehr nachdrücklichen Stellen vom Beifallrufe der Studenten unterbrochen wurde. Mit beſonderm Jubel wurden die Worte aufgenommen:

„Ihr aber kümmert euch nicht um unſer Recht und unſere Ehre, ſondern bleibt gleichgültig bei allen Ereigniſſen, und ſchlaft ruhig fort, als würde die Feuersbrunſt, deren Flammen über dem Erdball zuſammenſchlagen, eure Häuslein nicht erreichen.“ —

Der junge von Spal mußte die kaiſerlichen Worte wiederholen, und ſie brachten nun, abgeriſſen und der Deutung jedes Zuhörers überlaſſen, eine noch lebhaftere Wirkung hervor.

In der allgemeinen Aufregung drängte ſich Frater Egil durch die Haufen herbei und ſchüttelte dem von Spal die Hand. — Wie, Freund, du läufſt hier in der Kutte unter dem Volk umher? fragte Wuerten, ein Schulfreund des jungen Mönchs.

Ich bin nicht allein, antwortete Egil. Siehſt du nicht dort den ſchielenden Bruder Cyrillus in eifrigem Geſpräch mit dem andächtigen Plebs? Er agirt eben gegen den Kaiſer. Wir ſind auf dem Bettel, auf dem Schinkentermin. Ich habe heute die Mette verſchlafen und muß zur Buße mit auf den Bettelgang. O Wuerten!

Der junge Mönch warf ſich an Wuerten's Bruſt und ſtöhnte in deſſen Wamms hinein. Wuerten ſuchte ihn zu beruhigen. — Faſſe dich, Freund Egil! ſagte er. Denk' an deinen Habit mitten unter dem Volk. Ich komme zu dir, und wir überlegen, wie du dich am beſten vor Ablauf des Noviziats losmachſt.

Egil hörte dem Ermahnenden zu, während ſeine dunkeln Augen träumeriſch unter den bewegten Volkshaufen irrten. Plötzlich riß er ſich los, brach aller Umſtände vergeſſend durch das Gedränge und faßte mit vorgeſtrecktem Arme die Hand Helika's. Dieſe, von Hedwig ausgeſchickt und neugierig hierhergekommen, benahm ſich vorſichtiger als der Novize. Sie verneigte ſich ehrerbietig, indem ſie leiſe rief: Egil, ſieh' zu, wo du biſt!

Helika, rief er, und faßte immer wieder ihre zurückgezogene Hand, Schweſter Helika, du haſt das Fräulein gerettet, du dieneſt ihr! O du Glückliche! Ach, daß ſie auch meine Herrin wäre! Frage ſie, Helika, frage ſie, ob ſie nicht deines ländlichen Bruders Leben brauchen könnte. O daß ich es für ſie —! Verſprich mir das! Es iſt der einzige Weg mich zu retten — vor mir ſelbſt. Deine Hand darauf!

Er reichte die ſeinige hin; wer ſie aber ergriff, war zu ſeinem Schreck Bruder Cyrillus, der zwiſchen das ſeltſame Paar ſtürzte, mit der Linken den Frater fortriß, mit der Rechten aber gegen Helika ein Kreuz ſchlagend ausrief: Weiche, Satanas!

Eben läutete es in den gewöhnlichen drei Abſätzen zum abendlichen Ave Maria. Alles entblößte die Häupter zu beten: die Arbeiter ruhten.

Während dieſer Stille erblickte man einen Pilger und eine Pilgerin, die dem Thore zuſchritten. Sie wurden von Allen bemerkt und beſtaunt, — ein ſtattlicher, vornehm ſchreitender Mann, die Kapuze des Pilgergewandes über das Haupt gezogen, und neben ihm ein ſchlankes Frauenbild in gleicher Tracht und Hauptbedeckung; eine Magd folgte mit einigem Gepäck.

Alles blickte ihnen nach; man ſah einander fragend an. Da erhob ſich ein wachſendes Geflüſter:

Konrad von Marburg, der Prediger, der Ketzerrichter! Und mit ihm die Frau von Pilſach! Habt ihr's nicht gehört, — die Edelfrau hat ein luſtig Leben geführt, und bußwandelt jetzt mit einer Magd im Geleit des Predigers und läßt ſich die Geißel von ihm geben. Er war's! Sie waren es! Niemand anders!

Gewiß, gewiß, Konrad von Marburg iſt da! rief es nun ſchon lauter. Nun wird manche Heimlichkeit ans Licht kommen!

Ans Licht? Oho! Ans Feuer! Sagt ans Feuer!

Eine Angſt verbreitete ſich. Miſtrauiſch blickten die Menſchen einander an, und Einer um den Andern der wohlgeſinnten Bürger verlor ſich vom Platze.

Sechstes Capitel.

Zweierlei Abſchied.

Unter dem Jubel des folgenden Tages, beim Einzuge des Abts, vergaß man des verkappten, räthſelhaften Paares, das unterm Avegeläute des Vorabends in die Stadt gepilgert war. Nur am nächſten Morgen, während des Tedeum, das der Dechant zur Feier des Sieges in der Stiftskirche, unter großem Zulaufe der Stadtbewohner feierte, wollte man in der ſtillen Straße das beſchriebene Paar noch einmal bemerkt haben, als es eben in die Kemnate des Grafen von Ziegenhain ſchlüpfte, wo man die gefangene Gräfin Richenza untergebracht hatte.

Noch an demſelben Tage der Dankfeier fanden in der Abtsburg Berathungen ſtatt, um die ſich im Stillen auch Fräulein Hedwig nicht wenig beunruhigte. Sie wußte, daß neben den Friedensvorſchlägen für den würzburger Biſchof auch der Friedensbruch und der Lehnsungehorſam des Grafen von Ziegenhain zur Verhandlung kam. Schneller aber, als ſie es erwartet hatte, und auf unverhofftem Wege vernahm ſie den gefaßten Beſchluß ihres fürſtlichen Oheims.

Ritter Konrad erſchien nämlich noch am Abende, ſich bei ihr zu verabſchieden.

Euch, Konrad, ſendet man nach Ziegenhain? fragte ſie etwas aufgeregt. Iſt dieſer widerwärtige Auftrag vielleicht aus Ungunſt meines gnädigen Oheims an Euch gekommen?

Ich glaube nicht, Fräulein Hedwig. Im Gegentheil —! antwortete er etwas befangen; denn daß er ſich ſelbſt darum beworben, mochte er nicht bekennen. Er hegte nämlich im Stillen die Erwartung, in Langenſchwarz, wohin ihn ſein Auftrag ebenfalls führte, hinter den Grund von Hedwig's träumeriſcher Stimmung zu kommen. — Meine Sendung, fuhr er fort, iſt ihrer Folgen wegen nicht unwichtig. Mein gnädiger Herr Abt gedenkt nämlich dem frevelhaften Unternehmen des Grafen Berthold einen dauernden Vortheil abzugewinnen. Wir wollen uns eines ſo unzuverläſſigen Schutzvogts der fuldaer Kirche bei dieſem Anlaß entledigen. Noch andere Beſchwerden liegen dem Grafen zur Laſt, — Beeinträchtigung der Rechte der Abtei, Schmälerung an Gütern, Schädigung von Leuten des Stifts. Ueber all Dies haben wir Andeutungen von einem allerverwegenſten Vorhaben. Berthold's Bewerbung um Eure Hand ſoll in der Abſicht geſchehen ſein, unter Mitwirkung einer Anzahl Ritter ſich der Abtei zu bemächtigen. So ſteht alſo der Schutzvogt des Stifts als deſſen geſchworener Feind da, und wir müſſen ihn ſeiner Lehen und Rechte entſetzen.

Und meint Ihr, Konrad, daß es ein Leichtes ſei, was ihr vorhabt? fragte das Fräulein.

Mit feſtem, prüfendem Blick auf die Fragende erwiderte der Ritter:

Euer hochwürdiger Oheim hat das Vertrauen, daß es ihm bei ſeinem guten Rechte nicht an Beiſtand und Hülfe fehlen werde, ſein Vorhaben auch gegen Widerſpruch durchzuſetzen. Ihr wißt ja, edle Hedwig, wie die Sachen mit Thüringen und dem Grafen von Beichlingen ſtehen. Auf dieſe Hülfe rechnet, glaube ich, unſer gnädiger Fürſt. Und vielleicht hofft man jetzt ein edles Herz in das Bündniß zu ziehen, das ja wol Urſache hat, den ziegenhainer Grafen zu haſſen und demüthigen zu helfen.

Hedwig, von dieſer Wendung betroffen, ſchwieg einige Augenblicke und ſagte dann mit lächelndem Blick auf den Ritter:

Die Schutzvogtei über das fuldaer Stift iſt eine ſo anſehnliche und mit Vortheilen verknüpfte Gunſt, daß ſie annehmbar bleibt, auch wenn der Abt ſie in einem einfachen Korbe ſeiner Nichte anbietet. — — So geht denn mit Gott, Ritter Konrad! Was ich von Eurer Haltung gegen den Grafen gehört habe, beruhigt mich über das Misliche Eures Geſchäfts mit dem rohen Manne.

Sie reichte ihm die Hand, ward aber ſichtlich betroffen, als Konrad fragte, ob ſie nichts nach Langenſchwarz zu beſtellen habe. — — Nach Langenſchwarz? fragte ſie.

Mein Auftrag, erklärte er, nimmt dieſen Weg, um dem wackern Ritter den Dank des Abtes für den Euch geleiſteten Dienſt zu überbringen, und ein gutes Vernehmen mit dem bisher etwas unholden, ungewärtigen Vaſallen herzuſtellen.

Hedwig hatte ſich ſchnell gefaßt. Der erſte Eindruck, als ob Konrad in jener Burg ihrem Geheimniß näherkommen könnte, war bald der Einſicht gewichen, daß es ja dort noch tiefer liege, als in ihrem eigenen Herzen. — — Ich bin den Knappen, die mich begleitet haben, einen Dank ſchuldig geblieben, ſagte ſie, und werde ein Geſchenk für die Leute der Burg Euch zur Beſtellung überſchicken. Fragt nur Matthes. Ihr reitet alſo ſchon morgen, Konrad?

Ja, Fräulein Hedwig! und freue mich, einen Abend mit den edeln Genoſſen der Burg zu verbringen.

Auf dieſe mit forſchendem Nachdruck geſprochenen Worte entgegnete ſie mit Empfindung:

Ihr findet nur einen Einſiedler, — einen edeln, und — haltet Euch nur gefaßt darauf! — einen über viele Dinge der Welt hoch und frei denkenden Greis. Sein weißes Haar wird Euch Ehrerbietung einflößen, auch wenn Ihr in manchem Stücke ſeiner Meinung nicht wäret. Ja, Ritter Konrad, — die Gedanken der Menſchen ſind unermeßlich. Die richtet Gott. Uns bleibt nur das Herz, das uns über Thun und Laſſen wie über Haß und Liebe keine Zweifel läßt.

Am folgenden Nachmittag, um dieſelbe Zeit, als Ritter Konrad, ſeines Abſchieds von Hedwig ſeelenvergnügt, mit zwei Knappen durch den ſchlochauer Wald gen Langenſchwarz ritt, endigte für den jungen Frater Egil die ihm von ſeinem Guardian auferlegte Buße für das Aergerniß, das ſein Benehmen gegen Helika dem Volke gegeben hatte.

Ein Laienbruder, die Bußgeißel in den betendgefalteten Händen, verließ eben das Gemach, und Egil, die braune

Kutte loſe um die Schultern, wankte nach dem Fenſter, und faßte krampfhaft in die Stäbe ſeines Gefängniſſes. In ſeiner Bruſt kreiſte ein Strudel der bitterſten Gefühle und ſtieg bis in die tiefliegenden Augen und ſtürzte heraus. Nicht die Geißelhiebe, die auf ſeinem Rücken brannten, empfand er am ſchmerzlichſten; aber ſie hatten die tiefer ſchlummernden Seelenleiden aufgeregt. Draußen ſangen die Vögel auf den nahen Zweigen und flatterten frei von Baum zu Baum; die Lüfte wühlten im hohen Gras und in den blühenden Zweigen des Fliederbaums; der erſte Duft der nahen Jaſminhecke im Kloſtergarten ſtieg zu ihm auf. Die Bienen ſummten um die Stauden, und — welches Brauſen und Schwärmen alles Lebendigen weit und breit! Peitſchen knallten, Heerden blökten, die Feldarbeiter ſangen und jauchzten in der Ferne.

In ſeiner Schmerzensſtimmung lebte Egil Alles mit, was jenſeit der nahen, hohen Kloſtermauer vorging. Von jedem Laut und Luftzug bebte ſein zitternd Herz nach. Er breitete die Arme aus, ſtreckte ſich auf den Zehen an den hoch erfaßten Gitterſtäben empor, ſo ſehr ihn auch von ſolcher Spannung der Rücken ſchmerzte. Mit heißen Lippen ſog er die weiche Abendluft in ſeine leidmüthige Bruſt hinein, und als ihn die äußere Fröhlichkeit des Lebens, das innere Weh des Herzens übermannen wollten, ſtieß er einen kämpfenden, klagend-jauchzenden Schrei aus, der im Anklang der Kloſterglocke über ihm erſtickte.

Aber der innere Sturm wie die trotzig gereizten Schmerzen erſchöpften ihn endlich. Die Augen zogen ſich ein, die Lippen zuckten, die Knie ſchlotterten, die Arme ſanken ab. Eine Schwäche überkam ihn, er glitt an der Wand nieder auf den Boden, und das Bewußtſein verließ ihn.

Wie er wieder zu ſich kam, war es ſtiller um das Kloſter her geworden und die Abendröthe fiel über die Kloſtermauer herein. Auf dem Boden halb aufgerichtet, blickte Egil mit wirren Augen umher. Die Empfindung, daß Natur und Menſchen theilnahmlos an ſeinen Leiden dahinlebten, ging ſchnell in die beängſtigende Vorſtellung über, daß er nicht dem Himmel, nicht der Erde angehöre. Ein wahnſinniger Moment, ſich dennoch geltend zu machen, trieb ihn an zu heulen, auf ſeine Bruſt zu ſchlagen und ſich ausgeſtreckt auf den Boden zu werfen. So lag er eine Weile, bis eine fromme Beſinnung über ihn kam. Er faltete die Hände, ſank mit heißer Stirn darauf, und ein Strom von Thränen brach unaufhaltſam aus ſeinen Augen.

Egil hörte den leiſe hereingetretenen Pater Borgias nicht. Dieſer richtete betroffen des Liegenden naſſes, verſtörtes Angeſicht empor, indem er mit ſeiner tiefweichen Stimme ausrief:

O wie geberdeſt du dich, Gottlieb!

Bei dieſem ſeinem Taufnamen ſprang der Jüngling auf. — Gottlieb? Bin ich wieder Gottlieb? rief er aus.

Er umarmte den ſchwerathmenden Oheim und herzte ihn ſo ſtürmiſch, daß ſich derſelbe abwehrend auf das breterne Lager ſetzen mußte.

Egil, biſt du wahnſinnig? Egil! keuchte er.

Nicht dieſen Namen! flehte der Jüngling. Gebt mir den andern Namen wieder! Laßt mich wieder Gottlieb, Euern Schweſterſohn ſein. Zieht mir den Kloſternamen Egil und die braune Kutte aus, o mein Oheim, — die braune Kutte aus!

Borgias umarmte den Flehenden und ſuchte ihn mit freundlichem Zuſpruch zu beruhigen. Doch Egil verſetzte immer wieder:

Ihr habt mir mit dem Kindesnamen die Heimat wieder aufgerufen: laßt mich fort, laßt mich aus dieſen Mauern ſcheiden!

Nicht ſo ungeſtüm, Gottlieb! entgegnete Borgias. Mache mir keine Vorwürfe. Da ich dich hereinbrachte, hatte ich es beſſer mit dir vor, als du es jetzt mit deiner Leidenſchaft zu faſſen vermagſt.

Egil ſchmiegte ſich ſanft an des Oheims Bruſt, und dieſer fuhr fort:

Du willſt hinaus? O daß es noch um etwas Anderes wäre als aus ſo kindiſcher Neigung! Hinaus? Aber, was fängt denn die Welt mit einem ſo liebesthörichten Jüngling an? Und was iſt die Welt für einen ſo thöricht Liebenden? Die Ehre Gottes, Glauben und Bildung der Völker, das arbeitſame Glück der Welt, Schwert und Helm des Adels, Inful und Krummſtab des Prieſterthums — Alles zergeht dir ja unter dem Lächeln einer Kohlenbrennerstochter, unter dem Händedruck eines verwilderten Waldmädchens. Du willſt hinaus? das heißt, du willſt ihr nachrennen. Gut! Und dann? Ja, lauf' ihr nach, finde ſie, nährt euch barfuß hinter der Heerde eines Brotherrn und führe die Geißel!

Ach ja, ich will die Geißel führen! rief Egil ſchmerzlich. Sie ſoll keine verlaufene Ziege, keinen ſtößigen Stier, kein üppig-ausſchlagendes Füllen ſo hart treffen, wie ſie mich getroffen hat.

O mein Gottlieb, haben ſie dich ſo hart geſchlagen? haben ſie dich, mein Sohn —? fragte gerührt der Vater.

Ach, das verſchmerzt ſich! rief Egil. Ich habe die Streiche nicht gezählt. Was iſt das Alles! Ich muß mich ſchlagen laſſen wie ein Jochthier, und der Kloſtergehorſam liegt härter auf mir als das Krummholz auf des Stiers Nacken. Bin ich ein Menſch?

Das eben iſt des Menſchen Würde, daß er gehorchen kann! ſchalt Vorgias. Gehorſam iſt das Muttermal ſeiner himmliſchen Abkunft, woran er bei ſeiner Wiederkehr aus der Erdenfremde erkannt wird. Gehorſam iſt das Oehr, woran der Menſch in die Ordnung der Welt und in die Kette der Geiſter eingereiht iſt. Willſt du abbrechen an deinem Oehr und aus der Ordnung und dem Zuſammenhang der ſittlichen Weſen ausfallen — mit dem Brandmal des Ungehorſams gezeichnet?

Nein, mein Oheim, nein! rief Egil. Ich will nur in eine andere Ordnung eingeſetzt ſein, in eine Kette gefügt, ſo die Menſchen menſchlich zuſammenhält. Mein Oehr iſt das ſchlagende Herz. Wo ich mit dem liebenden Herzen eingereiht bin, iſt meine Ordnung, mein Platz im Leben. Iſt denn das allein die Ordnung der Welt, die im Kloſter vom Bruder Pförtner bis zum Guardian reicht? O wie eng wäre dann das menſchliche Daſein! Aus dieſen Mauern nur will ich genommen ſein, wo der Gehorſam in Dünkel und Hochmuth ausartet, die Unnatur unnatürliche Sünden erzeugt, und die Gedanken der Seele nicht Licht, ſondern Moder werden. Ich will in eine naturwahre Ordnung eingeſetzt ſein. Statt dieſer Mauern will ich Wände um mich haben, bunte, von Liebe durchſchimmerte, vom Leben durchwehte Wände, — Wände, die wie ſchimmernde Blätter eine Tulpe der Häuslichkeit einfaſſen, mit Weib und Kinderchen drin, wie wir's in den Blumenkelchen ſehen. Wie drunten der Jasmin duftet, an dem die Bienen Honig und Wachs ſuchen, ſo will ich draußen im Leben ſtehen, wo die Sonne des Tages ſcheint und die Luft des Himmels weht. Trägt die Jasminblüte nicht eine Zwillingsbeere, Oheim? Seht, ſolch eine Zwillingsbeere will ich ſein.

Weißt du nur das Eine, guter Junge, ſeufzte der Vater, und nicht auch das Andere, daß nämlich von dieſen Zwillingsbeeren des Jasmins eine gewöhnlich verkommt und verkümmert?

Iſt das wirklich ſo in der Naturordnung, Oheim? fragte Egil mit großem, leuchtendem Blicke, und ſetzte, als Borgias gerührt nickte, lächelnd hinzu:

Gut! dann will ich die verkümmernde Beere ſein!

Die Glocke zum Abendtiſch erklang. Borgias umarmte den Frater und ſagte leiſe:

Ruhig, mein Sohn! Stürme nur nicht und zerſtöre dich in Trotz. Du haſt ja Zeit vor dir; habe nur in dir Geduld! Trübe meine gezählten Tage nicht mit Gram und Sorgen um dich. Ich will ja deine Wünſche in mein Herz nehmen und darüber brüten. Solange nur, bis ich weiß, wie dir zu helfen iſt, verſprich mir zu gehorchen.

Egil reichte ihm die Hand, und der Vater hielt ihn daran feſt, indem er ſagte:

Du biſt deiner Haft ledig! Komm mit zu Tiſche und bedanke dich beim Vater Guardian für die Züchtigung.

Siebentes Capitel.

Eine Abendunterhaltung.

Seit der Stunde, als Matthes zerſchlagen eingebracht worden, hatte der alte Herr die Burg und ihn ſelbſt eine tiefe Niedergeſchlagenheit nicht verlaſſen. Aber bei Ritter Konrad's Botſchaft richtete er ſich auf. Zuerſt war es ihm nur zu Muth, als ob er einen Schutz und Rückhalt gegen des Grafen Tücke gefunden hätte. Doch als er vernahm, daß es gelte, dieſen zur Verantwortung und vor den Lehnhof zu ſodern, wozu der Ritter eben nach Ziegenhain unterwegs ſei, faßte er ſogar den Entſchluß, ihn zu begleiten, um wegen der Mishandlung eines ſeiner Leute Beſchwerde bei dem Vater des Grafen, ſeinem Jugendfreunde, zu erheben.

Er erzählte dem Ritter jenen Morgenbeſuch des Grafen und deſſen Mishandlung des Matthes, ſoweit beides das Geheimniß der Vornacht nicht berührte. Im Stillen hoffte er durch ſolch entſchloſſenes Auftreten am eheſten noch dem verwilderten Grafen Berthold Achtung einzuflößen. Vielleicht täuſchte er ſich darin, und es war nur ein gehobenes Selbſtgefühl, was ihn dazu antrieb.

Denn lange hatte er zwiſchen der Kränkung über die Mishandlung ſeines Dieners und zwiſchen der Angſt wegen des dabei entdeckten Geheimniſſes geſchwankt und ſich dieſe muthloſe Unentſchiedenheit zum Vorwurf gemacht.

Der alte Herr hatte eine Collation bringen laſſen und plauderte eben ganz erheitert mit ſeinem Gaſte, als ein unerwarteter Beſuch angemeldet wurde, — der Graf von Henneberg mit ſeiner Tochter, der um ein Nachtlager bäte.

Langenſchwarz, in Erinnerung an Das, was ihm der Ziegenhainer erzählt hatte, erſchrak zum Erblaſſen. Kaum konnte er ſagen: Er ſoll mir herzlich willkommen ſein. Aber als er ſich erhob, den vornehmen Gäſten entgegenzugehen, war es ihm nicht möglich bis hinaus vor das Zimmer zu gelangen; ſo wankten ſeine Knie und klopfte ſein Herz.

Die Angekündigten traten ein. Es war eben jenes Paar, das man in Fulda unter dem Abendgeläute durch das Johannisthor hatte einpilgern ſehen.

Der Greis ſtreckte dem Grafen und dem Fräulein die Hände entgegen und rief mit bebender Stimme: Seit mir herzlich willkommen! Aber, Graf, — iſt es denn wahr —?

Ja, antwortete Henneberg mit ſchmerzlichem Stolze, indem er die Kappe des Pilgergewandes zurückſtreifte, — die verwüſtende Hand Konrad's von Marburg iſt über mein adelig Haupt gegangen!

So ſchien alſo doch wunderbarerweiſe mit dem Pilgerpaar an jenem Abende wenigſtens eine Ahnung, gleichſam die Witterung Konrad's von Marburg über das Volk gekommen zu ſein, das den verkappten Fremdling für den Meiſter ſelbſt angeſehen hatte. — —

Eine tiefe Stille war entſtanden, während der ſich die junge Gräfin gerührt an den Vater ſchmiegte, dabei aber, vielleicht aus Verſchämtheit vor dem jungen Ritter Konrad, ihre Kapuze feſthielt, den Mangel des Haares nicht erblicken zu laſſen. Auch bat ſie ſehr bald ſich zurückziehen zu dürfen, und erhielt jenes Erkergemach angewieſen, worin Hedwig ſo ängſtliche Stunden verbracht hatte.

Der Graf nahm nun an der Collation theil. Er erzählte, daß er mit ſeiner Tochter aus einem ältern, vergeſſenen Gelübde eine Wallfahrt zu Fuß mache. — Eben kommen wir von Fulda, ſagte er zu Ritter Konrad, der ihm vorgeſtellt worden. Ich habe eine ſtille Verſöhnung gefeiert. Zufällig traf ich nämlich dort mit meiner von Euerm Abt als Gefangene eingebrachten Schweſter Richenza zuſammen. Ich hatte ihre weltbekannte Hingebung an den Biſchof von Würzburg, ihren Freund, oft genug misbilligt, und wir vermieden einander. Da mit einem mal bin auch ich durch einen entgegengeſetzten geiſtlichen Uebermuth eben wol als Mann — verletzt, und — wir haben uns verſöhnt.

Ich habe nicht gewußt, edler Graf, daß Ihr Euch zu den Waldenſern bekennt, bemerkte leiſe forſchend der alte Langenſchwarz.

Das thu' ich auch nicht, erwiderte ruhig der Henneberger. Ich habe nur befreundete Männer, die ſolcher Ketzerei verdächtig waren und verfolgt wurden, bei mir aufgenommen und von meiner Tochter, an ihrer leidenden Mutter ſtatt, bewirthen laſſen. Dafür ſind wir dieſem Magiſter unter die glaubensrächende Scheere gefallen.

Aber, um Gott! rief Ritter Konrad, wie ſchmerzlich muß einem Manne, wie dieſem Magiſter Kurt, eine verliehene Gewalt ſein, die ihn dahin bringt, über alle edeln menſchlichen Beziehungen, ſelbſt was Heiden und Mohammedaner achten, hinauszugreifen! Ich meine, daß man verfolgten Freunden Schutz gewährt.

Der Graf lächelte, und nach einigem Bedenken ſagte er mit geheimnißvollem Ton:

Die hohen Gewalten, die ins Leben der Völker eingreifen, bekommen ſtets ihre Wucht und Wendung von der Perſönlichkeit eines Einzelmenſchen, und das Göttliche, das in ihnen walten ſollte, wird von Dem verdrängt, was aus dem Herzen und den Nieren ihrer Inhaber einfließt. An dieſem Konrad von Marburg haben wir das wunderbare Räthſel, wie die Empfindungen eines Herzens, die ſonſt das reinſte Glück mit ſich bringen, durch unterdrückte, unnatürliche Befriedigung ſich zerſetzen und vergiften. Ich bin am thüringer Hofe kein Fremdling, und kann daher wenigſtens andeuten, was ſich, ſelbſt unter Männern, nicht voll ausſprechen läßt. — — Man weiß, daß die junge, ebenſo ſchöne als fromme Landgräfin Eliſabeth, als ſie vom Papſte, mithin aus erſter Hand, ſich einen Beichtiger erbat, den Magiſter Konrad erhielt, einen dazumal jungen, lebensfrohen und weltgewandten Prieſter, der römiſchen Politik vielleicht noch unbedingter als den kirchlichen Satzungen zugethan. Da ſich die Landgräfin in frommen Uebungen nicht genugthun konnte, ſo hatte ihr Kaplan Gelegenheit genug, um ſie zu ſein, und mochte ſich eines Wohlgefallens und einer ſtill wachſenden Neigung ſchwer zu erwehren haben. Vielleicht war es nicht ſowol eine verwegene Zuneigung für ſeine fürſtliche Gebieterin ſelbſt, als daß ihre liebliche Schönheit Empfindungen in ihm erregte, die ſeinem Stand und Gelübde widerſprachen. Auch bekämpfte er, ohne Zweifel aus religiöſem Grundſatz wie aus weltlicher Klugheit, eine Leidenſchaft, die in ſeiner Lage kaum umhinkonnte, ſich in Uebungen der Frömmigkeit mit ſeiner reizenden Beichttochter jene Befriedigung zu geſtatten, die andere Männer in heiterm Spiel und offener Huldigung gegen ihre Herzensgebieterinnen ſuchen. Als hierauf Eliſabeth eine frühe Witwe geworden, ging ſie in ihrer Frömmigkeit immer weiter, ſodaß ſie ſich gern als Büßende für jene unſchuldigen Schwächen und Freuden des Lebens fühlen mochte, die ſie aus übertriebener Aengſtlichkeit für ſündhaft hielt. Sie ließ ſich von ihrem Beichtiger die Geißel geben, — ahnungslos und herzensunkundig. Aber während die allzu grauſamen Streiche auf die entblößte Schulter der jungen Fürſtin fielen — wie verſchieden waren nicht die Regungen in der Bruſt Derer, die ſolche empfing, und Deſſen, der ſie gab! Und wenn die Schläge immer härter und härter trafen, ſo büßte die gottſelige Unſchuld, was der ſinnliche Prieſter im Wahnſinn des Gewiſſens an ſich ſelbſt zu züchtigen eiferte. Die junge, zarte Fürſtin erlag ſehr früh ihrer Frömmigkeit. Und Magiſter Konrad? Nun ja! Wie andere Männer die Geliebte ihres Herzens bei Lebzeiten verherrlichen, — der Sänger durch ſchwungvolle Lieder, der Ritter durch kühne Abenteuer: ſo fühlte ſich der Prieſter Konrad getrieben, die Abgeſchiedene mit der Glorie des Himmels zu umgeben. Er ſammelt die Erzählungen von ihrem frommen Wandel, von ihren Wohl- und Wunderthaten, und betreibt in Rom ihre Heiligſprechung. Nun iſt die Landgräfin von Thüringen unter die Heiligen erhoben, und ihr Beichtiger wandelt mit verbittertem Eifer, mit verkehrtem Herzen durch die deutſchen Gauen, und büßt eine unbefriedigte Liebe durch Haß und wüthenden Eifer gegen die Irrenden im Glauben; mit dem Feuer, das die Ketzer verzehrt, ſühnt er den Himmel für die unreine Glut, die einſt in ſeiner Bruſt loderte. —

Dieſe Mittheilung machte auf Konraden einen überraſchenden Eindruck. Eine ſolche Anſchauung der menſchlichen Handlungsweiſe und der trüben Miſchung unſers Thuns und Laſſens in ſeiner tiefſten Herzensquelle war ihm neu, und machte ihn nachdenklich und zweifelhaft. Sollte er den frommen Prediger Konrad übler anſehen und mithin die Waldenſer für beſſer halten, als er es bisher gethan?

Man kam im Laufe des Geſprächs auf die Betrachtung, daß gerade durch die Kreuzzüge, die doch aus Abſichten der Kirche und des Heiligen Vaters unternommen würden, ſo abweichende Meinungen und Lehren, ja Zweifel und Spott über chriſtliche Dinge aufkämen und ſich verbreiteten.

Der alte Ritter, der in frühern Jahren auch einen Kreuzzug mitgemacht hatte und auf dieſer Fahrt in geheime Verbindungen gekommen war, erwiderte hierauf mit einer Art von perſönlicher Empfindlichkeit:

Dergleichen befremdet nur Die, ſo noch keine weite Länderfahrt gethan haben; denn die ſolche gethan und verſchiedene Himmelsſtriche durchzogen haben, finden ja nach ſo verſchiedenem Sonnenſtande die Erſcheinungen des Himmels, die Geſchöpfe der Erde, die Geſtalt und das Ausſehen der Menſchen, Sitte und Lebensart, ja was in manchen Verhältniſſen für gut und recht, für Glück und Heil gilt, ſo verſchieden, und das Abweichende doch an ſeinem Platze ſo wahr und angemeſſen, daß ſolche Männer eben wol gegen abweichende Meinungen auch im Glauben der Völker duldſamer werden. Sollte denn ein allmächtiges Weſen, das ſich ſelbſt in ſo mannichfachen Geſchöpfen und Geiſtern offenbart, nicht auch auf mannichfache Weiſe anerkannt und angebetet ſein wollen? Zwiſchen dem erhabenſten Heiligen der chriſtlichen Kirche und der unbegreiflichen Gottheit iſt der Abſtand der gläubigen Anſchauung unendlich größer als zwiſchen einem Götzendiener und dieſem Heiligen. Welch ein Wahnſinn bleibt es daher allerwegen, — verdammen und verfolgen zu wollen! Was wäre denn in der von Gott geſchaffenen Natur unbedingt wahr, als eben nur die Natur im Ganzen? Oder dürfte die Palme ſagen, ſie nur ſei der Gedanke Gottes? Und die Ceder des Libanon, ſie nur habe den echten Tempel zu Jeruſalem gebaut? Und woher hätte dann der Apfelbaum den Segen ſeiner Früchte, womit er ſich bei uns ſo breit macht? — Und nicht anders ſieht es um die Wahrheit des Glaubens aus: ſie iſt, wenn auch in ungleichen Portionen, unter alle Völker der Erde vertheilt.

Der Graf Henneberg wagte bei alledem, daß ihn die Pfaffheit nicht ungeſchoren gelaſſen hatte, doch mit ſeinen Gedanken ſo weit als ſein greiſer Wirth nicht zu gehen. Er misbilligte vielmehr deſſen Ausſprüche, und lenkte die Unterhaltung auf andere Gegenſtände. Deſto tiefer hafteten die warmen Reden des Greiſes bei Ritter Konrad. Aber ſie verſetzten ihn nur in eine Uneinigkeit mit ſich ſelbſt über den Mann und deſſen Meinungen. Und wie er nach ſeiner Sinnesart und Bildung weit empfänglicher für eine edle Perſönlichkeit als für tiefſinnige Gedanken war, ſo hatte der Greis ihm mehr Ehrerbietung für ſich als Zutrauen zu ſeinen Ausſprüchen eingeflößt. Er vermied daher abſichtlich religiöſe Geſpräche auf dem Wege nach Ziegenhain, den ſie zuſammen antraten, ſobald das pilgernde Paar am andern Morgen Abſchied genommen hatte.

Achtes Capitel.

Die ziegenhainer Kapelle.

Beide ritten eben nicht gar geſprächig nebeneinander her. Jeden ſchien das Anliegen einzunehmen, dem ſie entgegenzogen. Beſonders fühlte ſich der Greis wehmüthig geſtimmt. Und die Witterung hatte etwas Niederdrückendes. Der Tag war ſchwül und luftſtill; der hellblaue Himmel überzog ſich mit weißen, zerfließenden Streifen; tiefer im Weſten bildete ſich ein graues Gewölk und durchſetzte ſich mit weißen und bräunlichen Kanten und Schichten. Die Vögel ſchwiegen; läſſig ging die Feldarbeit; an den Feldbirnbäumen am Wege regte ſich kein Blatt; ſelbſt der Staub unter den Reitern ſchien ſich mit Verdruß zu erheben und ſetzte ſich, nach keiner Seite hingeweht, langſam wieder auf die alte Stelle.

Aber nicht allzu lang währte dieſe Ruhe in der Luft. Die Reiter hatten Ziegenhain noch nicht erreicht, als ihnen den langen Weg her die wirbelnde Windsbraut entgegenkam. Der Wald brauſte; heftige Blitze zuckten, und der Donner grollte von fern herauf.

Die Reiter ſetzten ihre müden Pferde in Trab und hofften Ziegenhain noch vor dem Ausbruch des Wetters zu erreichen. Die Wolken toſten bedenklich, und ſchneller als erwartet platzte der Hagel nieder. Die getroffenen Pferde ſtürzten vorwärts, und wie ſich eben die Schloßen in Regen auflöſten, erreichten ſie das Kloſter vor dem Ort und ritten hier unter.

Als das Wetter nachließ, fragte Ritter Konrad nach einer Herberge im Orte. Der Prior des Kloſters gab aber nicht zu, daß er dahin ziehe, ſondern beeiferte ſich ihn mit den Knappen und Pferden im Kloſter unterzubringen. Langenſchwarz aber, um ſeinen alten Gaſtfreund nicht zu kränken, ritt mit ſeinen Leuten nach der Burg.

Eben brach die Sonne hinter dem abregnenden Gewölk hervor und zog über den öſtlichen Waldhöhen einen glänzenden Regenbogen auf. Erfriſcht wehte die Luft über den Schwalmfluß herüber, und die feuchten, hochgraſigen Wieſen, in denen die Burg lag, glänzten von Regentropfen. Dieſe Bilder der Verſöhnung erheiterten des Greiſes Herz und nahmen alle Bangigkeit, die er unterwegs empfunden, hinweg.

Der alte Graf ſaß eben im Geſpräche mit Pater Lorenz, dem Franciscaner, beim Vesperwein am offenen Fenſter. Der alte von Langenſchwarz, wiewol ſelbſt im Gefühl ſeiner Jahre, fand doch den Jugendfreund traurig gealtert. Nur an des Paters Arm konnte der vom Schlag getroffene, ſonſt ſo kräftige Mann nach der Burgkapelle oder in den Burghof humpeln. Seine Stimme war ſchwach, ſein Geiſt kindiſch geworden. Als er den Beſuch erkannte, begrüßte er ihn zwiſchen Lachen und Klagen. —

Nun ſterb' ich bald, Albrecht, ſagte er, nun geht's zu Ende mit mir! Daß du ſo unerwartet kommſt nach vielen Jahren, — ja ja, das hat ſeine Bedeutung. Ich hab' auch 's Sterbkäuzchen pfeifen hören, letzte Nacht. Ja, ja!

Langenſchwarz ſuchte ihm ſolche Thorheit auszureden, und da es ihm mit Scherzworten nicht gelingen wollte, hielt er es für geeignet, ihm gleich die Abſicht ſeines Beſuchs zu eröffnen, um ſo mehr, als er ſchon vernommen, daß der junge Graf auswärts ſei, die Sache daher freundlich beſprochen werden konnte. — Ich komme nicht zufällig, alter Freund, ſagte er, ſondern auf Anlaß deines Sohnes Berthold.

Ach ja, der hat dich heimgeſucht, rief der Graf; geſtern, nicht wahr, oder vorgeſtern?

Du weißt alſo, was zwiſchen uns vorgefallen iſt? Hat er dir's ehrlich geſtanden?

Alles weiß ich, Alles! Mein Berthold iſt ein aufrichtiges Gemüth. Vorgefallen? Nun ja, — wie war's doch? Ihr wart ja dabei, Pater, wie's der Jungherr erzählt hat.

Ich weiß es nicht, ich war juſtement draußen, verſetzte mit ſichtlicher Verlegenheit der Mönch.

Mein Gedächtniß fängt an, ein wenig lahm zu werden, fuhr der Graf fort, und ließ ſich vom Mönch einſchenken. Es wird dir auch ſo gehen, Alter. Ich ſehe, du haſt ſehr abgenommen. Nun ja, da fällt mir's ein! Du haſt einen deiner Knappen hart geprügelt, Albrecht, weil du herausgebracht haſt, daß er ein Waldenſer iſt. Richtig, ſo war's! Ei ja doch, du warſt in unſern jungen Jahren immer ein gewaltiger Eiferer. Weißt du noch, wie oft wir dich auslachten, wenn du keine Meſſe verſäumen mochteſt? Du warſt mit Leib und Seele bei all' unſern Schnaken, machteſt unſere tollen Streiche alle mit, keiner war auch ſo aufs Weibſen wie du; wenn aber 's Meßglöckchen bimmelte: hui, wie machte ſich da der Albrecht auf die Beine! Und ich höre uns noch dir nachlachen. — Nun ja, mit dem Prügeln haſt einen Gotteslohn verdient und kannſt ihn auch gleich in Empfang nehmen. Morgen nämlich trifft Magiſter Konrad, der Prediger des Wortes Gottes, hier ein. Das iſt dein Mann, Albrecht! Nicht wahr, Pater Lorenz, morgen oder vorgeſtern?

Morgen, bei guter Zeit! antwortete der Mönch, und ſetzte gegen den Gaſt hinzu:

Der heilige Mann kommt eben aus Thüringen und denkt an den Rhein zu gehen, allwo das Unkraut der Ketzerei überhand nimmt. Der Magiſter gehört zu den Gärtnern im Weinberge des Herrn, die es nicht blos jäten, ſondern auch verbrennen — Jeder ſeinerlei Unkraut.

Laßt ihn jäten, Pater, lachte der Graf; aber Ihr ſollt keltern. Geht und holt uns 'nen Extratrunk für meinen lieben Albrecht. Wer weiß wie lange wir noch zuſammen trinken. Ja, ja!

Als der Mönch das Gemach verlaſſen hatte, trat eine Stille ein. Der alte Langenſchwarz konnte einer ängſtlichen Betrübniß nicht wehren. Er mußte ſich ſagen, daß er vergebens gekommen und mit einem kindiſchen Manne nicht zu verhandeln ſei; er werde beſſer thun zu gehen, ehe Graf Berthold zurückkehre und er dann zwiſchen ihm und dem Ketzerrichter in die Klemme gerathe. Mit dieſem etwas erheiternden Entſchluſſe fragte er den Grafen, woher er mit dem Prediger Konrad ſo befreundet ſei, um ihn in ſeiner Burg zu empfangen.

Ei ja, von Eiſenach her, vom Hof des Landgrafen Ludwig her, war die Antwort. Das ſind an die 25 Jahre. Seitdem aber der fromme Mann mit der Landgräfin Eliſabeth nach Marburg gezogen, hat er oftmals auf ſeinen Wanderungen nach Thüringen und zurück Einkehr bei mir genommen.

Als der Mönch wieder eingetreten war, beſtätigte ſich der alte Ritter in der Abſicht, ſeine Beſchwerde bei dem alten Grafen nicht vorzubringen, auch durch die Art und Weiſe, wie er ihn von ſeinem Sohne reden hörte. Der kindiſche Mann nannte ſeinen Berthold nie anders als ſeinen tollen, geſcheiten Jungherrn, deſſen männliches Alter er ganz vergeſſen zu haben ſchien. Die ſchlimmſten Streiche deſſelben erfuhr er freilich ſelten oder gar nicht, weil Alles in der Burg die Tücke des wilden ſogenannten jungen Grafen fürchtete. Was der Vater zufällig von Fremden vernahm, die ſich beſchwerten, vergaß er gewöhnlich während der oft wochenlangen Abweſenheit Berthold's, oder ſein Gedächtniß täuſchte ihn über die Umſtände und gab dadurch dem Sohn oft an die Hand, womit er ſich beſchönigen konnte. Am Ende fehlte es dem Alten auch nicht an einem halbdutzend Sprichwörtern aus ſeiner eigenen, nicht durchaus erbaulichen Jugend, womit er ſich über Das hinausſetzte, was er an ſeinem Jungherrn zu misbilligen fand.

Mehr noch als ſolche Aeußerungen war die ganze Umgebung des alten Grafen niederſchlagend für den Gaſt.

Es hatte für ihn etwas faſt Schauerliches, wenn in dem düſter gewordenen Gemach der mitleidswerthe Jugendfreund ſo kindiſch lächelte und Pater Lorenz mit ſeiner mönchiſchen Schlauheit ihm zunickte, während einige alte Diener mit ſcheuen, knechtiſchen Blicken ab- und zugingen und das Abendeſſen auftrugen. Es ſchmeckte dem Ritter nicht, und beim flackernden Lampenlichte ward ihm immer unheimlicher. — Wäre er doch auch, wie Ritter Konrad, im Kloſter geblieben! dachte er, und ſehnte ſich danach, wenigſtens allein zu ſein. So nahm er ſeine Ermüdung zum Vorwand und zog ſich bald auf das ihm angewieſene Gemach zurück.

Hier ſtand er eine Weile am Fenſter, ſah in die ruhige, laue Nacht hinaus und hörte dem Schrillen unzähliger Heimchen zu. Eine wehmüthige Ruhe und Ergebung kam über ihn, ſodaß er ſein weißes Haupt entblößte und zu den Sternen aufblickend ein Abendgebet lispelte. Dann dachte er nach Hauſe und ſuchte ſich in der Himmelsrichtung dahin zurechtzufinden. Und wie eben von dorther eine Sternſchnuppe durch die hohe Luft ſchoß und hinter der waldigen Höhe erloſch, fiel ihm aufs lebhafteſte die Nacht ein, da ſeine geliebte Hildegard im Verſcheiden lag und er mit ſo gerührter Seele wie heute, im Gebet um ihre Geneſung nach den Sternen gerichtet, daſſelbe Zeichen erhalten hatte. — — Sie winkt dir! rief's in ſeinem Herzen. Ein ziehendes Verlangen ergriff ihn. — — Ich komme, Hildegard! antwortete es in ſeiner Bruſt, und er erſchrak, als ob ein Geiſt zu ihm geſprochen hätte.

Er löſchte ſein Licht und legte ſich zur Ruhe. Aber noch im Einſchlummern zuckend und zuweilen aufſchreckend ward er noch einmal ermuntert von Hundegebell im Hof und vom Getöſe, das dicht an der Bettwand ſeines Alkovens wie aus der Tiefe heraufſcholl. Er ſchlug die Augen auf und ſah nun, wie durch ein Aſtloch in der Seitenthür ein Lichtſchimmer an die Decke ſeines Zimmers fiel und ſich bewegte. So dumpf die Stimmen klangen, ſo deutlich und nahe waren ſie zu vernehmen. Flüche und Gelächter wechſelten, und die befehleriſche Stimme des Grafen Berthold war nicht zu verkennen. Tiſche und Bänke wurden zurechtgerückt, und der beunruhigte Gaſt ergab ſich darein, eine ſchlafloſe Nacht zu haben. Bald aber, nachdem ihn erſt ſein bevorſtehendes Begegnen mit Berthold beunruhigt hatte, beſchäftigte ihn das Räthſel, was denn nur da vorginge, was in der Nacht kein Ende nehmen wollte, und was das nebenan für ein Raum ſein möchte, da aller Lärm wie aus einer dumpfen Tiefe kam. Er kleidete ſich ein wenig an und verſuchte die Thür zu öffnen, durch deren Aſtloch Licht dämmerte. Es gelang und er trat vorſichtig auf eine ſchmale Galerie hinaus, von der man in die Hauskapelle hinabſah, dem Altar gegenüber. Ein Tiſch war aufgeſchlagen, und die Knappen ſchleppten Schüſſeln und Humpen herbei. Ein acht bis neun bewaffnete, aber ſchlecht gekleidete, roh ausſehende junge Männer ſetzten ſich um den Grafen. Aus einem heftigen, von Flüchen und Lachen unterbrochenen Wortwechſel ließ ſich errathen, daß ſie einen hartnäckigen Kampf beſtanden, aber auch eine unerwartet gute Beute gemacht hatten. Es ſchienen Kaufmannsgüter, was herbeigeſchleppt wurde, und der heftige Streit, der erſt dem bewieſenen Muthe oder der ſchändlichen Feigheit des Einen und des Andern gegolten hatte, entbrannte nachher, abermals mit gezogenen Schwertern, über die Vertheilung der Beute. Der Graf, der jedesmal befehlend dazwiſchentrat, ſchien aber mit dem bloßen Reſpect vor ſeinem perſönlichen Rang wenig auszurichten und mußte jedesmal einige Schock Fluch- und Schimpfworte einwerfen, um einen Ausſchlag zu geben.

Im Tumulte des Gelags nahmen die rohen Gäſte nicht gleich eines Fremden wahr, der dem Grafen leiſe angemeldet und von ihm vertraulich empfangen wurde. Wie ein reiſender Kaufmann gekleidet, verrieth der mit der Nacht angekommene etwas unterſetzte Mann im Ausdruck des Geſichts und in der Ausſprache den Welſchen. Mit lebhaften und ſehr unterwürfigen Geberden übergab er ein verſiegeltes Schreiben, woran der Graf ſehr ſcharf das Siegel prüfte und darauf mit ſichtlichem Behagen die Mittheilung des Fremden empfing. Wie er dann nachdenkend und vergnügt die Hände reibend einige mal hin- und herging, erregte er die Aufmerkſamkeit ſeiner Gäſte. Sie verſtummten plötzlich und der Graf, von der unerwarteten Stille betroffen, rief luſtigen Tons aus:

Das iſt geſcheit, daß ihr's Maul haltet; denn hier gibt's Klügeres zu hören als euern Hader. Wein herbei, Knappen, und Würfel, und ſchert euch dann zum Teufel!

Wie die Knappen hinaus waren, fuhr er fort:

Ich gebe meinen heutigen Antheil an unſerer Beute zu euerm Beſten in die Theilung. Dafür rechne ich auf euern Beiſtand in einem köſtlichen Unternehmen. Es gilt dem Biſchof von Würzburg ſeinen „Schatz“ zu heben,

— nämlich die kriegsgefangene Gräfin Richenza aus Fulda zu entführen und uns dafür mit ſeinem Beiſtand an der Abtei zu entſchädigen. Nun liegt dort zufällig auch für mich ein „Schatz“, wißt ihr! Ich hatt' ihn ſchon gehoben; er iſt mir aber wieder entfahren, wie das ſo geht, wenn man zu ſpät — ein Kreuz ſchlägt. Ha, ha!

Bei dieſer doppelſinnigen Erinnerung an Matthes ſchlug er ein ſchallendes Lachen auf, und ein wieherndes Gelächter der Gäſte hallte ſeinem Witze nach.

Ich geh' nun auf ein halb Stündchen mit dem Schwarzen da bei Seite, ſprach Berthold weiter, um zu hören, was er mir annoch zu berichten hat und wie die Sache angegriffen werden ſoll. Sucht inzwiſchen eure Kurzweil beim Weine und übt euch im Würfeln auf den großen Wurf, den wir vorhaben! Nun komm', ſchwarzer Teufel! Wie heißt du?

Gaſuto heiß' ich, und ſo ſteht mein Name in dem Brief da! antwortete der Welſche.

Ja, rief Berthold, der Brief iſt von Herrn Wolker von Tanuhr zur Beglaubigung des Meiſters da, dem ich in Allem trauen ſoll, was er mir mündlich berichtet. Alſo komm!

Der alte Langenſchwarz ward zu ſpät inne, daß einer der weggeſchickten Knappen auf die Galerie geſchlichen war, um zu lauſchen. Er trat raſch in ſein Gemach zurück und ſuchte ſein Lager wieder auf. Aber es läßt ſich denken, wenn auch der tolle Lärm der Zechenden und Spielenden nicht geweſen wäre, daß ihn dennoch das erlauſchte Geheimniß der Kapelle nachdenklich und wach gehalten hätte.

Neuntes Capitel.

Magiſter Konrad.

Mit anbrechendem Morgen ward es im Orte ſehr lebhaft. Aus der Umgegend ſtrömte das Landvolk herbei. Alles ſammelte ſich um das hohe hölzerne Kreuz vor dem Kloſter, ſich den Mönchen anzuſchließen, die in geordneter Proceſſion dem Prediger Konrad von Marburg entgegenziehen ſollten.

Die Kirche wurde noch verſchloſſen gehalten; doch hörte man die Mönche die Pſalmen der Mette ſingen. Daher regten die Ungeduldigſten einander an, vorauszueilen und gute Plätze um den Hügel einzunehmen, auf dem der heilige Mann vor ſeinem Einzug in Ziegenhain predigen würde. Aber auch die Früheſten fanden dort ſchon die Küppel und umſtehenden Bäume von herbeigeſtrömtem Landvolke beſetzt. Die Sonne war aufgegangen und ſchien über und über; ein ſanfter Wind ſtrich, und die Waldvögel ſangen und ſchrien.

Inzwiſchen bereitete man in der gräflichen Burg den förmlichen Beſuch des Ritters Konrad vor: denn er ſollte als des Abtes Sendbote mit einiger Auszeichnung empfangen werden. Berthold glaubte dies ſeinem Vater und ſeinem eigenen Anſehen im Orte ſchuldig zu ſein. Auch war er dazu durch die ſo rechtzeitig eingetroffenen Vorſchläge des Biſchofs zu Würzburg geſtimmt. Indem er überlegte, daß er gerade durch täuſchende Fügſamkeit den beſten Vorſchub für ſeine Abſichten und die Gelegenheit fände, in Fulda anzuknüpfen, dachte er zugleich dem Volke glauben zu machen, daß die Sendung des Abts ſeiner Verlobung mit deſſen Nichte gelte. Dabei war er doch auch nicht frei von der Eitelkeit, die Burg in einigem Glanze zu zeigen, bei deſſen Anordnung aber gerade ſoviel vernachläſſigt wurde, als geeignet ſchien, in Ritter Konrad's Augen den Aufwand für den gewöhnlichen Zuſtand des Hauſes und nicht als Vorkehr zu einem Ehrenempfang erſcheinen zu laſſen.

Bei dieſer guten Stimmung ſeines Herrn verſah es Wolf, der Leibknappe Berthold's, darin, daß er, den Dank ſeines Gebieters zu verdienen, ihm unter'm Ankleiden hinterbrachte, wie der alte Langenſchwarz von der Galerie herab dem Gelag zugeſehen und dem Tumult zugehört habe.

Was? fuhr der Graf auf. Und das ſagſt du mir jetzt erſt, und haſt mir bei meiner Ankunft überhaupt nicht angezeigt, daß der Graf nach der Galerie heraus einquartirt iſt?

Mit dieſen Worten verſetzte er dem Burſchen einen Fußtritt, und wer weiß, in welche Mißhandlung er ſich noch hineingeſcholten hätte, wäre nicht der welſche Gaſuto eben dazwiſchengekommen. Mit dieſem ging nun der

Graf zu Rathe. Er beſorgte, der Alte möchte wol auch das würzburger Plänchen erlauſcht haben und es dem Ritter Konrad verrathen, mit dem er gekommen ſei und wieder abreiſen werde.

Ehe wir darüber Gewißheit haben, meinte Gaſuto, müſſen wir alle Zuſammenkunft beider Ritter verhindern, und wenn er was gehört hat, müſſen wir ihn für uns gewinnen. Es ſteht Alles auf dem Spiel!

Gewinnen! lachte Berthold bitter. Dafür kenne ich ihn! Er hat ſich vielmehr für den Abt ſchon gewinnen laſſen, und mich ſoll ein toller Hund beißen, wenn er nicht ſogar gekommen iſt, Genugthuung für ſeinen durchgeprügelten Knappen — O he, Matthes! Heiſa, der Waldenſer! Und Kurt von Marburg kommt!

Mit dem Aufſchrei der letzten Worte verſtummte der Graf. Er hing, wie es ſchien, einem ſchrecklichen Gedanken nach. Eine Unruhe trieb ihn vor den ſpähenden Blicken des Italieners hin und wieder. Streitende Empfindungen ſpielten auf ſeinem leidenſchaftlichen Geſicht. Ein ritterlicher Edelſinn, vielleicht wie lange ſchon in ſeiner Bruſt eingeſchüchtert, mochte ſich vielleicht jetzt zum Schutz eines ehrwürdigen Gaſtfreundes hervorwagen. Rathlos ſtarrte er endlich Gaſuto an.

Was trifft ſich das ſo glücklich! flüſterte mit einer hämiſchen Grimaſſe der lauernde Italiener.

Was trifft ſich?

Daß der Ritter ein Waldenſer iſt.

Wer ſagt das? ſchrie Berthold. Meinſt du, wir beherbergten Waldenſer in der Nacht, und am Tag ſogar, wo die Brandfackel des Heiligen Vaters bei uns einlehrt? Zum Teufel mit dir, du ſchwarzer Satan! — — — Nein, Gaſuto, das nicht; aber — nun ja, ich habe ſeinem Matthes ein Geheimniß aus den Rippen geklopft, und mit dieſer Daumſchraube. — Nur Geheimniß gegen Geheimniß! Iſt das nicht ehrlich!

In dieſem Augenblick ertönte vom Thurm das Zeichen der feierlichen Annäherung des Ritters Konrad. Berthold eilte hinab an das Burgthor. Er nahm ſich ſehr zuſammen, um ſein gereiztes, geſpanntes Gemüth zu verbergen.

Der alte Graf hatte ſich, um den Vater Lorenz von den Verhandlungen zu entfernen, am Arme ſeines gaſtlichen Freundes Langenſchwarz zu Konrad's Empfang in den Saal begeben. Der alte Ritter, der ſich dann auch entfernen wollte, wurde ſelbſt von Berthold, der ihn gern im Auge behielt, zu bleiben erſucht. — — —

Wir übergehen die von Ritter Konrad vorgebrachten Beſchwerden, — Anklagen, meiſt nicht ohne ſchweren Belang, und die der Abgeordnete des Abts mit einem gewiſſen Selbſtgefühl ſtreng und im Ton des Vorwurfs vorbrachte.

Dieſer Ton war es eigentlich nur, was den Grafen verletzte, ſodaß er bei aller Gewalt, die er ſich anthat, doch manchmal mit dem Fuß aufſtampfte. Die vorgebrachten Beſchuldigungen ſelbſt ließ er ſich wenig anfechten; ja das Zucken ſeines Mundes ſah zuweilen wie ein Lächeln aus, womit Einer ſich heimlich eines wohlgelungenen Streiches freut. Der alte Graf verhielt ſich ſchweigſam, blickte wie ein Fragender oder Zweifelnder bald den Ritter, bald den Sohn an, und lächelte zu dem Einen und dem Andern mit kindiſchem Unverſtande.

Als am Schluſſe Graf Berthold zu ſeiner Rechtfertigung ſprechen wollte, wies es Ritter Konrad zurück. Er ſei ja hier nicht zum Richter beſtellt, ſagte er, ſondern verlange nur eine unumwundene Erklärung, ob der Angeklagte als Vaſall des Abts erſcheinen und vor dem Lehnhof in Fulda Recht nehmen wolle.

Berthold, dem dieſe Vorladung zu ſeinen heimlichen Abſichten überraſchend erwünſcht kam, rief lachend aus:

So? Ihr ladet mich nach Fulda ein?

Und das iſt Euch zum Lachen? fuhr Konrad auf.

Nun ja! Ich will ſagen nein, das nicht, erwiderte er, die Hände reibend. Ich laſſe mir's ja gefallen und komme: Ihr müßt mir nur auch in der Zeit einige Wahl laſſen!

Euer Verhalten, Graf, entſpricht ſehr wenig Eurer Stellung zum Abgeordneten Euers Lehnsherrn! ſchalt Konrad; worauf Langenſchwarz mit ſelbſtvergeſſenem Unwillen einfiel:

Nicht doch, Herr Ritter! Seht Ihr nicht, daß Eure Einladung dem Herrn Grafen höchſt willkommen iſt, und daß er ſich ſo guter Gelegenheit für ſeine eigenen Geſchäfte freut.

Graf Berthold warf einen durchdringenden Blick auf den Greis. Er fühlte ſich durchſchaut und behielt keinen Zweifel mehr, daß der Alte das in der Kapelle beſprochene Unternehmen in Fulda belauſcht habe. Kaum ſeines Zornes mächtig trat er, als ſich Ritter Konrad dem alten Grafen näherte, hart vor den Ritter hin und ſagte verbiſſen und mit drohender Geberde:

Ich übernachte aber nicht bei Euch, Ritter, wenn ich gen Fulda ziehe, und — ich horche nicht in Eurer nächtlichen Kapelle!

Der Greis, jetzt ſeiner Uebereilung erſchrocken, entgegnete mit Würde:

Warum nicht, Graf? In meiner Burg könnt Ihr ruhig ſchlafen, ungeſtört von nächtlichem Streit. Und hättet Ihr Kirchenraub und — Felonie begangen: in meiner Burg wird kein Gaſtfreund verrathen. Schmach dem Verräther!

Der Graf bebte zurück. Nach einigen Augenblicken unruhiger Ueberlegung führte er den Alten noch etwas mehr bei Seite und ſagte, ſeine Hand darbietend, leiſe und dringend:

Wohlan, alter Horcher, — Schweigen gegen Schweigen! Topp! Aber auf Ehrenwort!

Worauf Langenſchwarz ſich abwendend mit großem Stolz erwiderte:

Ich bin zu alt, Graf Berthold, um mir von Euch drohen zu laſſen, beſonders in ſo vertraulichem Tone!

In dieſem Augenblick kündigte Geläut und Lärm im Burghofe die Annäherung des Predigers Konrad von Marburg an.

Der alte Graf erhob ſich und mahnte den Sohn, dem heiligen Mann entgegenzugehen und ihn zu empfangen. Berthold zögerte. In der augenblicklichen Stimmung beider Ritter beſorgte er ihre Annäherung und Beſprechung. Und als der Vater abermals mahnte: Geh' Berthold! Der fromme Mann will ſeine Ehre haben. Geh' doch! — lachte der Sohn mit den wegwerfenden Worten:

Ei was, Vater! Der fromme Meiſter kennt alle Tritte und Treppen in unſerer Burg, und wird ſich mit ſeinen drei Augen ſchon zurechtfinden!

Eine Stille entſtand; der alte Graf ließ ſich der Thür entgegenführen. Dieſe öffnete ſich, und in demüthig gebückter Haltung, wiewol mit feſten Schritten trat ein ganz einfach und ſchlecht gekleideter Dominicaner, nicht groß aber kräftig von Geſtalt, an ſeinem Reiſeſtecken herein. Ein lebhaftes Auge blitzte unter dick gefurchter Stirn hervor. Sonſt war das Geſicht hart wie ein Holzſchnitt, mit hagern Wangen, ſtrengen Zügen, ſcharfem Munde und breitem Kinn. Ihm folgte ſein drittes Auge, — ein Laienbruder deſſelben Ordens, einäugig und einarmig, groß von Geſtalt und grob im Benehmen.

Gottlob, daß Jemand daheim iſt! ſagte Meiſter Kurt eintretend, im Tone des Vorwurfs.

Gelobt ſei Jeſus Chriſt! Seid willkommen! grüßte Graf Berthold ſehr ehrerbietig.

In Ewigkeit, Amen! erwiderte Kurt. Willkommen? Was wollt Ihr? Soll ich, wie der Apoſtel ſagt, mit der Ruthe kommen oder mit Liebe und ſanftmüthigem Geiſt?

Euern Segen, heiliger Prediger des Wortes Gottes! flehte der alte Graf niederknieend.

Gnade mit Euch und Friede von Gott unſerm Herrn! ſprach der Magiſter, indem er ein Kreuz über des Alten Haupt in die Luft zeichnete. — Ich aber bin ein unnützer Knecht unſers Vaters im Himmel.

Indem ſich der Prediger mit dieſen Worten der Demuth etwas emporſtreckte, fragte er nach den beiden an weſenden Rittern. Zu Langenſchwarz, der ihm zuerſt genannt wurde, ſagte er:

Ihr habt ein ungläubiges Auge, Ritter!

Ihr irrt, Meiſter! verſetzte ruhig der Greis. Mein Auge iſt vielmehr ſehr durſtig nach der Quelle des Glaubens, der Heiligen Schrift.

Das iſt ein ſündhafter Durſt! fuhr ihn der Mönch an. Es iſt ein verdammtes, ketzeriſches Verlangen, das im Volke laut wird, die Bibel zu leſen. Wie kein Thier im Alten Teſtament den heiligen Berg der Geſetzgebung betreten durfte, ſo darf auch kein Laie in die Tiefen des göttlichen Worts eindringen wollen. Was ihm nütze iſt, wird ihm gegeben werden.

Freundlicher wendete er ſich dem Ritter Konrad zu, indem er ſagte:

Euerm Abte habe ich einen Beſuch zugedacht. Er ſteht zum Landgrafen Raspe, von dem ich komme, — zu unſerm, auf des Heiligen Vaters Gebot erwählten römiſchen Könige. Für ſolche Gunſt kann ich ihm keinen beſſern Dienſt erweiſen, als wenn ich nachſehe, ob die ihm anvertraute Heerde noch rein von der Waldenſer Ketzerei iſt.

Berthold warf einen drohenden Blick auf den alten Langenſchwarz und ſagte dann:

Ihr habt ja diesmal die Edelfrau von Vilſach nicht mit Euch, Meiſter?

Der Herr mag ihr gnädig ſein! antwortete Kurt. Sie will Buße thun und kann doch meine Geißel nicht vertragen. Ich habe ſie krank zurückgelaſſen.

Es verlautete, Ihr gingt an den Rhein, ehrwürdiger Meiſter? fragte Berthold weiter, und Jener antwortete:

Nur der Herr weiß, wohin ich gehe. Mein Wunſch war es allerdings, den Grafen Sayn zu richten, der in ſeiner Burg Ketzer hegt. Ketzer hegen oder einen ſchlechten Pfarrer anſtellen, iſt ein größeres Verbrechen, als 50 — 60 Menſchen im offenen Kampfe tödten. Ich habe den Grafen nach Mainz vor mein Gericht geladen und erwarte Unterwerfung. Ich kann Alles durch Den, der mich ſtark macht — Chriſtus!

Warum blickt Ihr mich ſo ſcharf an, Meiſter? fragte Berthold kleinlaut. Mein Vater iſt der Burgherr.

Ritter Konrad nahm der hierauf entſtandenen Stille wahr, ſich zu verabſchieden. Er wollte heute noch den Rückweg antreten. Langenſchwarz, dem es unheimlich in Meiſter Kurt's Nähe war, erklärte, ihn nach dem Kloſter und auf dem Heimweg begleiten zu wollen.

Ei nicht doch! fiel Berthold mit wachſender Unruhe ein. Ihr müßt Beide ein Mittagmahl bei uns einnehmen. Wir ſind ja euers Gaſtbeſuchs noch nicht froh geworden.

Beide lehnten es ab, und da Konrad ſeinem Reiſegefährten das Unbehagen über des Magiſters Rede wohl anſah, das er auch ſelber empfand, ſetzte er lachend hinzu:

Da wir zuſammen reiſen, wollen wir auch zuſammen ſpeiſen. Ich habe ſchon im Kloſter für uns Beide beſtellt.

So geht denn voraus, Ritter! verſetzte Berthold jäh, in zunehmender Ungeduld. Ihr aber, alter Herr, bleibt noch. Ich habe noch einige Verabredung mit Euch.

Ritter Konrad, der dies auf die Mißhandlung des

Matthes bezog, um derentwillen der Greis mitgekommen war, verließ jetzt den Saal, um nicht Zeuge der Verhandlung zu ſein, die den Grafen ſo lebhaft zu beunruhigen ſchien.

Der alte Langenſchwarz nahm ſich zuſammen, um nicht ohne Würde der Tücke Berthold's auszuweichen, die er ahnte. — Verabredung? fragte er. Was meint Ihr damit?

Berthold abwechſelnd mit ſcheuen Seitenblicken auf den Magiſter, der ſich zum alten Grafen geſetzt hatte, und mit drohenden Winken gegen den Ritter, ſagte:

Je nun, von wegen — erinnert Euch doch —!

Der Greis, um den Namen und die Angelegenheit wegen Matthes nicht zur Sprache kommen zu laſſen, verſetzte kurz und immer mit der Bewegung zu gehen:

Ich erinnere mich nichts!

Abbitte, — wißt Ihr nicht? wegen des geſchlagenen Knechts, Euers Matthes! Seid vernünftig und laßt Euch billig finden! Wir wollen vergeſſen, was dort und hier vorgefallen. Eure Hand darauf, Alter!

Mit einem Blicke der Verachtung wendete ſich Langenſchwarz der Thür zu. Berthold eilte ihm nach, und indem er ihn hart am Arm faßte, ſagte er:

Vergebt mir, alter Herr! Ihr habt mir in Eurer Burg auch unfreundlich mitgeſpielt. Aber — wollen's vergeſſen und uns vor dem heiligen Mann verſöhnen. Die Gelegenheit iſt ja wie erwünſcht!

Er erhob verſtohlen einen drohenden Finger und blinzte nach dem Magiſter.

Langenſchwarz, der den bedenklichen Mann neben dem alten Grafen aufmerken ſah, verſetzte etwas begütigender:

Das ſind Dinge, Graf, die — ritterlich abgemacht werden müſſen.

Indem er aber mit Verneigung ſich zu gehen wendete, rief Magiſter Kurt:

Was gibt's da? Was habt ihr für Hader? Ihr habt des Ritters Knecht geſchlagen, Berthold? Iſt das wieder einer von Euern wilden Streichen, über die mir ſoviel Klagen zu Ohr gekommen? Ich habe einen Sack voller Beſchwerden über Euch und bin deshalb hier eingekehrt, um Euch —

Verzeiht, heiliger Mann! flehte Berthold mit innerm Kampf. Diesmal war's kein — es war diesmal ein gutes Werk. Der Schurke von Matthes hatte ausgeſagt, — der Ritter da, der alte Herr — halte Betſtunden in ſeiner Burg — mit Waldenſern. Ja, das hat er geſagt, und drauf hab' ich ihn durchprügeln laſſen, den Lügner Matthes.

Elender, heuchleriſcher Schurke! rief der Greis, indem er in ſeiner Entrüſtung an ſein Schwert ſchlug.

Burgfriede, Burgfriede, Freund! rief der alte Graf mit gehobenem Krückenſtocke.

Was Burgfriede! ſchalt Meiſter Kurt. Wo ich bin, wird der Gottesfriede, der Kirchenfriede verletzt. Und dieſen Mann hegt Ihr in Eurer Burg?

Berthold erſchrak bei dieſer Frage. Er ſtarrte mit irren Gedanken bald den Magiſter, bald den Ritter an; dann warf er ſich vor Kurt nieder und rief:

Vergebt, heiliger Mann! Straft uns nicht an Leib und Leben! Ich bin erſt die Nacht angekommen, als der Ritter ſchon zur Ruhe war, und mein Vater wußte nicht, daß es ein Waldenſer iſt, den er aufgenommen.

Eine große Stille entſtand. Der alte Graf faltete betend die Hände; Berthold blieb knieend und bedeckte mit beiden Händen das Geſicht; der alte Ritter ſtand ruhig mit ſtolzer Ergebung. Der Magiſter erhob ſeinen Stab, blickte nach ſeinem einäugigen Begleiter und rief feierlich:

Bruder Johannes, dein Auge ſieht es den Menſchen an, ob ſie Ketzer ſind; hier aber bedarf es deſſen nicht, — der Ritter iſt angeklagt. Auf! nun, und im Namen Gottes thu' deine Schuldigkeit!

Der Mönch ſtürzte auf den Greis, faßte ihn mit dem einen Arm und führte ihn aus dem Saale.

Steht auf, Graf Berthold! gebot jetzt Magiſter Kurt. Geht und entfernt alle Fremden aus der Burg und laßt Niemand ein, dieweil ich Gericht halte!

Zehntes Capitel.

Ein Verhör.

Ritter Konrad hatte indeß wirklich einen Platz am Kloſtertiſche für ſeinen Reiſegefährten beſtellt und erwartete ihn. Als derſelbe über die Zeit ausblieb, ſchickte er einen Knappen nach der Burg, um zu hören, ob ſich der alte Herr etwa eines Andern entſchloſſen habe. Der Knappe kehrte mit der Meldung zurück, die Burg ſei auf des heiligen Predigers Befehl geſperrt, dieweil Gericht über den Ritter gehalten werde, der als Waldenſer entdeckt ſei. Konrad's erſtes Befremden ging nach einiger Ueberlegung der Umſtände in Beſorgniß und in Beſtürzung über. Er eilte nun ſelbſt nach der Burg, und der Pater Prior des Kloſters begleitete ihn.

Eine erſtaunliche Menge umlagerte den Eingang. Die ganze Umgegend von weit und breit war zur Ankunft des Magiſters herbeigekommen, um durch Anhörung ſeiner Feldpredigt den auf dieſe Andacht geſetzten zwanzigtägigen Ablaß des Papſtes zu gewinnen. Nun blieben ſie, weil der Magiſter ſeine Predigt auf den Abend verſchoben hatte, im Ort und trieben ſich den Tag hindurch umher. Die Aufregung darüber, daß ein Ketzer gerichtet und verbrannt werden ſollte, war außerordentlich. Man konnte in den rohen Mienen dieſer Tauſende die angſtvolle Erwartung eines ſo ungeheuern Schauſpiels leſen. Selbſt ein Mann wie Ritter Konrad erblaßte bei dieſem Anblick, und der Prior murmelte leiſe ein Gebet.

Als Beide ſich ungeachtet ihres perſönlichen Anſehens nur mit Mühe bis zur Pforte durchgedrängt hatten, wurde auch ihrem begehrten Einlaß das Verbot des Magiſters entgegengehalten. Nur der Prior ſetzte durch die unſchuldige Finte, er gehöre mit zum Ketzergerichte, ſeinen Einlaß durch und getröſtete ſeinen Gaſt baldiger Nachrichten.

Während alſo Konrad zurückbleiben mußte, trieb er ſich in lebhafter Bekümmerniß umher. Der überraſchende Umſchlag war ihm unbegreiflich. Wenn er dem alten Herrn auch waldenſiſche Meinungen zutrauen durfte: wie waren dieſe ſo plötzlich an den Tag gekommen? Den jüngern Grafen hielt er aller Tücke für fähig; je mehr er aber dieſe im Spiel dachte, deſto lebhafter hoffte er einen guten Ausgang der Sache nach Enthüllung ſolcher Bosheit.

Das Verhör des Beſchuldigten war inzwiſchen im Gang. In der Burgkapelle, an einem mit ſchwarzem Tuch behangenen Tiſche, ſaß der Magiſter zwiſchen einem Crucifix und einer gelben, brennenden Wachskerze. Hinter ihm zu Befehl und Schutz ſtand Bruder Johannes, rechts vor dem Tiſche der Graf, der ſich mit unruhig niedergeſchlagenem Blick auf den Tiſch ſtemmte; links der angeklagte Greis, ruhig, aufgerichtet. Eine hohe feierliche

Stimmung leuchtete aus ſeinem wie fieberhaft gerötheten Angeſicht. Es mochte ein Sieg aus ſchwerem Seelenkampfe ſein.

Berthold, nachdem einmal, halb wider ſeinen Willen, durch das verlorene Spiel mit ſeinen Drohungen die Beſchuldigung ausgeſprochen war, ſuchte ſich durch wiederholte Berufung auf ſeine Pflicht als Burgherr aufzuſteifen, zugleich aber auch wieder die ganze Anklage von ſich abzuwälzen, indem er verlangte, Matthes müſſe vernommen werden, er ſelber könne ſich ja geirrt haben.

Wozu der Matthes? rief Meiſter Kurt. Da ſteht der Beklagte: er mag leugnen und zur Bekräftigung ſeiner Unſchuld und ſeines reinen Glaubens das Eiſen anfaſſen, das draußen vom Burgſchmiede geglüht wird. Kann er es unbeſchädigt halten, ſo mag er frohlocken und den Herrn preiſen. Oder er mag ſich ſchuldig bekennen und mit geſchorenem Haupte reumüthig zur heiligen Kirche zurückkehren. Und nun ſprich, alter Mann, und rette deine Seele! Denk' an die Worte des Pſalmiſten: „Gott iſt ein rechter Richter und ein Gott, der täglich dräuet; will man ſich nicht bekehren, ſo hat er ſein Schwert gewetzt, ſeinen Bogen geſpannt.“

Worauf der Greis verſetzte: Wohl, Magiſter Konrad, denk' ich der Worte: Gott iſt ein rechter Richter, und verwundere mich, wie Ihr da ſitzet und mich richten wollt, ein unrechter Richter. Und wenn Ihr Vollmacht vom Papſte habt: wie kann der Papſt einen Waldenſer richten wollen, der ihn gar nicht anerkennt? Da ich aber nicht gegen den Stachel der Gewalt lecken kann, ſo will ich meine Zunge brauchen, um den Ueberzeugungen das

Wort zu reden, den Wahrheiten Zeugniß zu geben, die jetzt die Welt bewegen. Ja, ich bin ein Waldenſer, und ich ſpreche jetzt im Namen von Tauſenden, die da und dort zuſammenkommen, die Bibel zu leſen, die den Laien, nach Eurer Meinung, Meiſter, ſo unzugänglich ſein ſoll wie den Thieren der Berg des Geſetzes. Die Schrift iſt aber für Alle gegeben und in einer Zeit, wo noch kein hochmüthiger Prieſter ſich erhob und ſeinen ungeweihten Menſchenbruder den Thieren zugeſellte. Ja, wir leſen die Schrift und glauben nur an die Schrift. Was ſich nicht in der Bibel nachweiſen läßt, halten wir für Menſchenzuſatz, mithin für fabelhaft. Euch meine einzelnen Ueberzeugungen auszuſprechen, brauche ich nicht: ich ſtehe vor einem Manne, der ſchon manchen Waldenſer gerichtet, das heißt — beim Feuer das edle Metall unſers Glaubens ausgeſchmolzen hat. Es kommt Euch ja nur auf mein Geſtändniß an; daher ich denn wiederhole: Ja, ich bin ein Waldenſer!

Nicht ohne Selbſtüberwindung hatte Meiſter Kurt den Greis ſo ruhig ausreden laſſen. Gerade an dieſer Ruhe ſchärfte ſich ſein Eifer, mit dem er die Hände gefaltet und himmelaufblickend ausrief:

„Richte mich Gott und ſcheide meine Sache vom unheiligen Volk, und von dieſem ungerechten und böswilligen Manne befreie mich!“ — Du höhneſt mich, verworfener Mann, indem du Gott und ſeine heilige Kirche läſterſt unter dem Vorwande, dich zu vertheidigen. Aber weg mit Vertheidigung! Ich will Geſtändniß. Eines Verſtockten Rechtfertigung iſt vor dem Herrn ein Gräuel und eine Anhäufung der Schuld. Denn der Herr hat keine Freude an übermüthiger Vernunft, ſondern an Reue und Demuth. Und ſolange Euch dieſe fehlen, wären auch alle meine Belehrungen in den Wind geſprochen; denn Bibelleſer ſind unverbeſſerlich. Der Herr verblendet ihren Hochmuth und läßt ihnen zum Verderbniß gereichen, was ihnen aus Prieſters Hand zum Heil beſtimmt war. Nur mahnen kann ich dich noch: kehre in Demuth zur Kirche zurück und mache dich ſo für Belehrung empfänglich.

Wohl, Magiſter Konrad, verblendet der Herr den Hochmuth! rief der Greis aus. Drum ward Saulus auf ſeinem Wege der Verfolgung geblendet, um ein belehrender Paulus zu werden. So bin ich denn unter die Hände eines neuen Saulus gekommen, und muß dem Himmel überlaſſen, welch ein Strahl ſein Haupt einſt treffen ſoll.

Und weil du dich alſo für ſchuldig bekannt, fuhr der Magiſter fort, ſo ſchneide ich dir dein weißes Haar ab und gönne dir eine Gnadenfriſt der Reue und Rückkehr.

Als hierauf Magiſter Kurt die Schere ergriff und dem Ritter niederzuknien befahl, ſprach Langenſchwarz entrüſtet:

Wagt es nicht, Hand an mein Haar zu legen, das in Ehren ergraut iſt! Ich werde nicht, wie Graf Henneberg, geſchoren in die Burg meiner Väter zurückkehren, in welcher nur freie Männer aus- und eingegangen ſind. Ich bin zu alt, um zu heucheln und mit erlogener Reue und geopfertem Haar die wenigen Tage zu erkaufen, die mir noch blieben und die mir mit ſolchem Bewußtſein zur Hölle würden. Ich bin zu ſtolz, um mit einer Lüge die Schmach dieſes Mannes da zu beſchönigen, der einen Gaſtfreund verrathen hat, und nicht einmal offen, aus religiöſem Wahn, ſondern wie ein heuchleriſcher Schurke. Treffe mich was da wolle! So wahr der Himmel über uns Allen iſt, — ich will meine Ueberzeugung und meine Rechtſchaffenheit aufrechthalten, und beſtelle mein weißes Haar als den ſichtbaren Zeugen meiner Ehre. Bei Gott! von mir ſollſt du nicht ſagen, Mönch, was der Satan von Hiob: „Haut für Haut und was ein Mann hat, läſſet er für ſein Leben.“

In höchſter Entrüſtung erhob ſich der Magiſter. — Soll ich dir mit Hiob antworten? ſchrie er. „Einen Tollen erwürgt wol der Zorn, und einen Albernen tödtet der Eifer. Ich ſah einen Tollen eingewurzelt, und ich fluchte ſeinem Hauſe.“

Es erfolgte eine tiefe Stille. Graf Berthold, in peinlicher Unruhe und Verlegenheit, ſuchte ſich durch eine verzagte Fürbitte für den Angeſchuldigten zu ermuthigen; allein der zürnende Magiſter ſchalt ihn einen vorlauten Menſchen, der Gehorſam lernen müſſe. Dann wendete er ſich an den Greis:

Da du denn ſo voll Eifers biſt, deinen Irrthümern ein Zeugniß vor aller Welt zu geben, ſo will ich darauf denken, dich zu verherrlichen. Doch vor allem nenne mir deine Freunde, die Bibelleſer, die Kateranbeter, die ſich nächtlich in deiner Burg verſammelt haben, und ich will dir gnädig ſein.

Meinſt du etwa, Mönch, erwiderte der Greis, das Beiſpiel dieſes Mannes da wäre ſo lockend für mich, daß ich meine Gäſte verriethe?

Dem wild auffahrenden Berthold winkte der Magiſter begütigend mit den mild geſprochenen Worten:

Spart Eure Entrüſtung, guter Freund, für die Sache unſerer heiligen Kirche! Geht und laßt im Freien draußen auf dem Kottenberge einen Scheiterhaufen bereiten! Eingedenk meines Spruchs: Sei barmherzig gegen deinen Mitmenſchen! will ich an dieſem verſtockten alten Mann noch als letzte Gunſt verſuchen, was die heiligen Väter auf dem Concilium zum Lateran für gut erkannt haben, daß nämlich die Furcht vor Todesſtrafen bisweilen ein heilſames Mittel zur Rettung einer Seele ſei. Beſinne dich, alter Mann, auf deine Mitſchuldigen und rette deine Seele!

Er erhob ſich, löſchte die brennende Kerze und verließ mit dem Grafen und dem Bruder Johannes die Kapelle, die hinter ihnen verſchloſſen wurde.

Der Greis ſtand erbleicht und bebend. Er ſtrich wieder mit der zitternden Hand über die kalte Stirn. Seine Knie wankten, und er ſank erſchöpft auf die Stufen des Altars nieder.

Elftes Capitel.

Ein Auto da Fé.

Erſt durch den Prior, als er blaß und athemlos aus der Burg ins Kloſter zurückkam, erfuhr Ritter Konrad die ob dem ehrwürdigen Haupte ſeines Reiſegefährten drohende Gefahr.

Wohl gedachte er ſo mancher kühnen Meinungen, die der Greis auch gegen ihn geäußert hatte; doch waren ſie in ſeiner Empfindung an der edeln Perſönlichkeit des Mannes verſchwunden, wie aufſteigende Dunſtgebilde an einem hohen Felſen vorüberziehen. Und nun ſchwand ſelbſt die von dem Ritter eingeſtandene Ketzerei als unbedeutend vor dem entſetzlichen Gericht, das der glaubenseifernde Mönch über einen rechtſchaffenen Mann verhängen wollte. Konrad fühlte jetzt nur das Unrecht, das durch eines Mönchs Uebergriffe freien, edeln und adeligen Männern zugefügt wurde.

Der Mittagstiſch im Kloſter hatte ſich durch das Ausbleiben des Priors verſpätet. Auch nahm Ritter Konrad ſeinen Ehrenplatz nur aus Schicklichkeit, nicht aus Bedürfniß des Eſſens ein. Denn er war von Angſt und Unruhe mehr zum Nachdenken getrieben, was er etwa zur Rettung des Greiſes thun möchte. Was ihm indeß zu ſeiner Aufmunterung der Prior, als er mit ihm nach Tiſch im Garten wandelte, vertraulich von des Magiſters Eigenwillen erzählte, konnte ihn nur noch ängſtlicher machen, etwas zu unternehmen, was vielleicht zum Unheil des Greiſes ausſchlüge. So hatte einmal die fromme, jetzt heiliggeſprochene Landgräfin Eliſabeth der Aebtiſſin des adeligen Fräuleinſtifts zu Wetter auf dringende Einladung einen Beſuch ohne Vorwiſſen Meiſter Konrad's abgeſtattet, und war bei ihrer Rückkehr nicht blos aufs heftigſte getadelt, ſondern auch ſo hart gezüchtigt worden, daß ſie nach drei Wochen noch die Striemen davon auf ihrem Rücken trug.

In dieſer Unterhaltung wurden ſie plötzlich durch ungewöhnliches Läuten aufgeſchreckt, und das Getöſe von Menſchenſcharen, die am Kloſtergarten vorüber nach dem Kottenberg eilten, ließ keinen Zweifel über die Bedeutung der Glockenzeichen. Konrad, entſetzt über die Haſt des Ketzerrichters, eilte nach ſeinen Reitern, zu denen inzwiſchen auch die aus der Burg ausgewieſenen des alten Langenſchwarz verlegen und trauernd gekommen waren. Er ließ Alle ſatteln und ſich eiligſt rüſten.

Indeß fuhr der alte Langenſchwarz, ohne Schwert und Rüſtung, auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen des Weges zum Kottenberge. Der Ochſentreiber ſchlug auf das träge Geſpann, und das zuſammengelaufene Volk umdrängte den Wagen. Viele folgten betend und ſingend dem Prediger Kurt, der einen Schritt vor ſeinem einäugig-einarmigen Begleiter, dem Bruder Johannes, aufgeſchürzt mit ſeinem hohen Pilgerſtabe hinter dem Wagen wandelte.

Wie der vorauseilende Pöbel den Kottenberg hinanſtürmte, ſtand hier kaum fertig der Scheiterhaufen, von Frohnleuten aus zuſammengebrachtem Holz errichtet und mit getheerten Strohſeilen durchflochten. Aus alten Wetterbretern war auf dem Holzſtoß ein Lager für den Verurtheilten angebracht, und unter demſelben, in der Höhlung des Scheiterhaufens, dürre Wachholderreiſer und anderes leicht aufflackerndes Geniſt locker aufgehäuft. Auf einer Steinplatte brannte ein Feuer, und einige Pechfackeln zum Anzünden lagen daneben.

Graf Berthold, mit einer Reiterſchar vorausgeritten, umhegte gegen den Andrang des Volks den Holzſtoß. Man ſah ihm an, daß er ſeiner innern Zerfallenheit mit vollen Humpen zu Hülfe zu kommen geſucht hatte.

Der Wagen fuhr dicht an den Holzſtoß, und kaum hatte der Treiber ſein Oha! gerufen, als die abgehetzten Ochſen niederſanken. Meiſter Kurt ließ ſich vom Bruder Johannes auf den Hintertheil des Wagens helfen, um von da herab ſeine Abendpredigt an das Volk zu halten.

Er eröffnete ſeine Rede mit den Worten des Johannes: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ — Er ſprach von ſeiner Sendung gegen die Ketzer, und theilte danach ſeine Rede in zwei Theile: von der Sendung und von den Ketzern. Er hob im erſten die Wichtigkeit ſeiner Vollmacht und ſeine eigene Unwürdigkeit hervor. „Der Knecht iſt nicht größer als der Herr!“ rief er öfter dazwiſchen; wie er denn durch ſeltſame Anwendung der ihm reichlich zuſtrömenden Bibelſtellen gar leicht die innere Härte und den Hochmuth verrieth, den er mit Geberden der Demuth überkleidete. — Im zweiten Theil brach die ganze Heftigkeit des an höherer Einſicht beſchränkten Mönchs aus. Er ſprach von dem einen Gott, der einen Sonne und der einen Wahrheit, und ſtellte das Beſtreben der Ketzer als einen Frevel der Entzweiung und als Fortſetzung jenes Aufruhrs der gefallenen Engel dar.

Der alte Langenſchwarz hatte ſich der ſinkenden Sonne zugewendet. Der Anblick ihres ruhigen, heitern Niederganges erquickte ſein angſtvolles Herz, ſodaß er mit einem Blick auf den Scheiterhaufen dachte: Sieh', dort bereiten ſie auch dir einen leuchtenden Untergang, ein feuriges Abendroth. Er überdachte unter der Predigt die Sendung ſeines eigenen Lebens. Ganz konnte er ſich einer innern Unruhe nicht erwehren. Er betrachtete die hohen Bäume umher, die blühenden Stauden, die junge Saat, das flatternde Gevögel. Die Lerchen ſtiegen auf, über den hohen fernen Tannen kreiſte, langſam ſich erhebend, ein Habicht. — Eine Sonne, ja! dachte er bei ſich; aber welcher Reichthum von Farben, mit denen die Gewächſe ihren Antheil am Licht und ihr Bekenntniß deſſelben verſchieden an den Tag legen! Und o du über der Sonne, du Sonne der Geiſter, welcher deiner tauſend buntgefiederten Vögel ſingt allein recht, und welche Kehle erklingt ketzeriſch? Und welche deiner Menſchenſtämme beten allein recht? Wohnt nicht Eine Freude in aller Bruſt, geht nicht Eine Liebe durch alles Leben, wie verſchieden ſie ſich auch ausſprechen? Und dich Einen preiſen Alle, wie ſie dich auch nennen mögen. In allen Richtungen gelangen zu dir, die dich ſuchen, und die ſich verirren, ſtoßen überall an deine allgegenwärtige Hand, und die nach dir fragen, denen kommſt du aus allen Weltgegenden, auf allen Glaubenspfaden entgegen!

Meiſter Kurt widerlegte die Hauptlehren der Waldenſer meiſt ſo bündig, wie der Schluß ſeiner Rede ausfiel. — Und damit euch dann, ſprach er, wenn euch das Licht der Einſicht ausgeht, kein Zweifel im Dunkel der Wahrheit irreleite, hat unſere heilige Mutter die erſprießliche Einrichtung getroffen, daß die leugnenden und dem Glauben ſich verſchließenden Ketzer den Flammen überantwortet werden. So zieht die Kirche, die nie Blut vergießen will, in ihrer Weisheit ſelbſt aus dem Böſen Vortheil für das Gute und läßt die Irrlichter der Ketzer aufleuchten, um die frommen Pilger unſers irdiſchen Lebens vor dem Sumpfe der ewigen Verdammniß zu warnen.

Die ſinkende Sonne war hinter den fernen Bergwald getreten und leuchtete durch die hohen Stämme der Fichten. Aus dem nächſten Hain ſchlug der Kuckuk eine lange Reihe von Schlägen.

Sind das noch meine Zukunftsjahre, prophetiſcher Vogel? lächelte in Gedanken der Greis. Dann entblößte er ſein Haupt. Der Abendwind ſpielte mit ſeinen Locken. Er betete ſeinen Abendſegen.

Er betet die Sonne an! ſchrie eine rauhe Stimme. Er ruft die Kröten an!

Ein ungeheures Murren entſtand und breitete ſich aus. Magiſter Konrad winkte und wehrte zur Stille lange vergebens. Da durchbrach Ritter Konrad, der ſich während der Predigt zurückgehalten, mit ſeinen Reitern das Gedränge. Zugleich aber befehligte Graf Berthold die Seinigen und ſtellte ſich jenem zum Schutze des Wagens entgegen. Durch dieſe Doppelbewegung gerieth das Volk in Unruhe. Ein wildes Geſchrei erhob ſich; ein flutendes Treiben entſtand, in deſſen Wirbeln und Wogen nur die müden Ochſen, zum wunderſamen Gegenſatze der menſchlichen Aufregung, träge liegen blieben und mit mahlenden Kinnladen wiederkauten.

Sobald es ruhig genug war, um verſtanden zu werden, foderte Ritter Konrad feierlich im Namen ſeines fürſtlichen Abts von Fulda den ungehorſamen Ritter Albrecht von Langenſchwarz vor das Gericht ſeines Lehnsherrn. Er verlangte vom Magiſter Kurt von Marburg die ſofortige Auslieferung des Ritters als ſeines Gefangenen.

Noch in die letzten Worte fiel ein rohſchallendes Gelächter des Grafen Berthold und gab die Loſung zu allgemeinem Geſchrei. Das durch die Predigt des glaubenswüthigen Magiſters erhitzte Volk, wie es ſich um den Gegenſtand eines ſo außerordentlichen Schauſpiels bedroht ſah, gerieth in eine kampfluſtige Wuth und ließ ſich von aufmunternden Geberden des Grafen nicht lange hetzen, ohne mit Schimpfworten und gehobenen Stöcken auf den fuldaer Ritter einzudringen.

Konrad ſetzte ſich mit Bogenſprüngen ſeines ſchnaubenden Pferdes gegen den rohen Angriff, ſodaß im Nu ein paar Dutzend Menſchen unſanft bei Seite geworfen und einige noch unſanfter überritten waren. Man wich und drängte zurück.

Jetzt ſchrie mit heftigen Geberden der Magiſter vom Wagen herab:

Ritter Konrad, ich erkläre dich für einen Anhänger der Ketzerei. Ich werde nach Fulda kommen und euch Alle richten!

Aber er konnte in dem Tumult kaum von den Nächſtſtehenden verſtanden werden. Da erhob ſich auch der Greis und winkte mit beiden flehend und abwehrend gehobenen Armen dem Ritter Konrad. Er wollte ihn warnen, wollte um Ruhe für ſeine letzten Augenblicke bitten. Graf Berthold aber, in der Meinung, er wolle dem Ritter ſein nächtlich erlauſchtes Geheimniß zurufen — eine Angelegenheit, die bereits in den Abgrund der Ewigkeit verſunken war, die der Greis vor ſich erblickte —, ſtellte ſich mit dem Troſſe zwiſchen dem Wagen und dem Ritter Konrad auf.

Dieſer, keinen Augenblick im Zweifel, der Greis fodere Beiſtand und Rettung, riß jetzt ſein Sarazenenſchwert heraus und winkte ſeinen Reitern. Einen Augenblick ſchwankten ſie ängſtlich zwiſchen dem befehlenden Schwert und dem drohend gehobenen Stabe des Magiſters. Als aber Ritter Konrad auf den Grafen einſetzte, folgten ſie ihm und hieben mit der Wuth ein, als gälte es zugleich ihr eigenes Gewiſſen in die Pfanne zu hauen.

Graf Berthold wich dem Anfall, aber nicht blos aus Schwäche, ſondern zugleich aus Liſt, um den Ritter vom Wagen hinwegzulocken, wodurch er aber auch ſeine Reiter muthlos machte, die ſeine Finte misverſtanden und ſchlechten Widerſtand leiſteten.

Da ſprang der einäugige Kloſterbruder nach dem brennenden Feuer, ſchwang eine raſch lodernde Fackel und entzündete den Holzſtoß. Erwartungsvoll verſtummte das toſende Volk, ſodaß man das Klirren und Rauſchen der kämpfenden Schwerter hörte. Vom Wagen ſchrie der Magiſter:

Laßt Johannes gewähren! Der Geiſt Gottes ergreift ihn.

Jetzt ſchwang ſich der wüthende Johannes auf den Wagen und packte mit ſeinem einen Arm den erſchrockenen Greis, erhielt aber einen ſo heftigen Stoß, daß er unbeholfen vom Wagen ſtürzte. Da ſprangen aber einige wüthende Bauern hinzu, faßten den Greis und ſchoben ihn auf den Breterſitz des Holzſtoßes.

Ein entſetzliches Geſchrei der wildjauchzenden Menge entſtand. Die Pferde der Kämpfenden ſtoben auseinander. Der Graf, von einem Hiebe Konrad's getroffen, taumelte vom Pferde, und als der ſiegende Ritter ſich nun raſch nach dem Wagen wendete, ſank eben mit betend gehobenen Händen der Greis in den einbrechenden Scheiterhaufen. Die qualmende Glut ſchlug über ihn zuſammen.

Ein eiskalter Schauer des Entſetzens überlief den Ritter. Einen Augenblick war er von Schreck wie gelähmt; dann ſchüttelte ihn eine Angſt wie Geſpenſterfurcht. Er gab ſeinem Pferde die Sporen und Zügel, und den Arm, der noch das Schwert hielt, feſt an die Augen gedrückt, die das Entſetzlichſte geſehen hatten, jagte er querfeldein. Seine Reiter ihm nach.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Sechster Band.

Hedwig, die Waldenſerin.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

Hedwig,
die Waldenſerin.

Eine Novelle

von

Heinrich Koenig.

So ſtehn wir viele Plagen aus,
Als toller Zeiten Kinder;
Doch wird die Welt kein Krankenhaus
Und Irrenhaus noch minder.
Heſſemer.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil.

Zweite, durchaus veränderte Auflage des Romans
„Die Waldenſer“.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt des zweiten Theils.

Drittes Buch.

Seite

Erſtes Capitel. „Hier bin ich!“ 3

Zweites Capitel. Glauben und Handeln.............. 14

Drittes Capitel. Geſpannte Verhältniſſe............. 31

Viertes Capitel. Roſenkranz und Liebesbrief......... 39

Fünftes Capitel. Abt und Nichte................... 59

Sechstes Capitel. Verſchiedene Audienzen........... 68

Siebentes Capitel. Phantaſien eines Sterbenden..... 81

Achtes Capitel. Ein Abſchiedstrunk................. 98

Neuntes Capitel. Ein Abendrauch.................... 111

Viertes Buch.

Erſtes Capitel. Ein Erwachen..................... 129

Zweites Capitel. Der bedrängte Abt................ 141

Drittes Capitel. Am Fuße der Röhn................. 152

Viertes Capitel. Hedwig als Kanzler............... 166

Seite
Fünftes Capitel. Ein Stich und ein Trumpf. 174
Sechstes Capitel. Gefahr und Muth. 182
Siebentes Capitel. Eine Beichte. 190
Achtes Capitel. Ein Castrum doloris. 197
Neuntes Capitel. Ein Fürſtenlager. 204

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

„Hier bin ich!“

Ritter Konrad war mit ſeinen Reitern in die Nacht hineingeſtürmt, bis ſein gutes Pferd vor Ermüdung zu ſtolpern anfing, und er Halt machen mußte, um den erſchöpften Thieren Ruhe und ein Futter zu geben. Aber ein Nachtlager gönnte er ſich nicht, ſondern eilte in ſternheller Nacht weiter, — aufgeregt von dem entſetzlichen Erlebniß, verwirrt von widerſprechenden Gedanken, uneinig und unzufrieden in raſch wechſelnden Empfindungen, ja, um die Mitternacht, wie es ihm vorkam, vom Geiſte des geopferten Greiſes begleitet.

Erſt in Langenſchwarz hielt er an, und während er ſich in der verlaſſenen Burg nach den Eingebungen ſeines bewegten Gemüths zu thun machte, überholte ihn das Gerücht vom Flammentode des greiſen Ritters, das ſich ſchnell, wie der bebende Ton einer Glocke, nach allen Seiten verbreitete.

Die Stadt kam in Aufregung; der Abt, bei all ſeinen einheimiſchen Sorgen, war ganz erſchüttert. Niemand aber, und wer auch den blaſſen, bebenden Eindruck wahrnahm, den die Nachricht auf Hedwig machte, hätte doch den Antheil ihres Bewußtſeins und hierin den Grund ihrer Seelenangſt ahnen können. Es gehörte der ganze Muth eines ſo adeligen Herzens dazu, ſich mit dieſer ſtillen Faſſung aufrechtzuhalten.

Vielleicht lag einige Erleichterung der geheimen Sorge darin, daß die Entdeckung oder der Verrath, der den edeln Greis getroffen hatte, als ein Räthſel ihre Gedanken beſchäftigte. — Was nur den ſonſt ſo beſonnenen Alten bewogen haben mochte, nach der Burg des von ihm beleidigten Grafen zu reiten? Sie wußte ja nichts von Dem, was dem braven Matthes auf dem Heimwege von ſeinem Geleit nach der Cantate-Nacht zugeſtoßen war. — — — Und Ritter Konrad —? Wie mochte er ſich bei dem entſetzlichen Ereigniß verhalten haben? Und wie würde er jetzt von dem unglücklichen Greis, wie von dem Ketzerrichter denken?

Hedwig hatte noch nie ſo lebhaft wie jetzt das Bedürfniß empfunden, ihr Herz in eine vertraute Bruſt zu ergießen. Ihr Geheimniß, ihre Zuſage ſchien ja nun für ein ſo ängſtliches Vertrauen gelöſt. Aber auch noch niemals hatte es ihr in dem Grade wie jetzt zu einer ſo bedenklichen Mittheilung an einer anziehenden Seele gefehlt. Selbſt in der Denkart der mütterlichen Priorin lag etwas, was für ein ſolches Bekenntniß ihr den Mund verſchloß. Auch galt es ihr nicht blos um Erleichterung des Herzens, ſondern zugleich um Rath und Beiſtand für die drohende Gefahr. Unbedingt hätte ſie ſich dem Pater Lector Borgias entdeckt; der aber war ſchwer bruſtleidend und verließ das Kloſter nicht. Schleppte er ſich an guten Nachmittagen auch noch in den Kloſtergarten, und hätte mithin auch ins Anſprachzimmer oder in den Beichtſtuhl kommen können: ſo empfand Hedwig doch zu viel zarte Theilnahme für ihn, als daß ſie ſeine leidende Bruſt mit ſolch ängſtlichem Kummer hätte beſchweren mögen.

Dieſe Zweifel und Unruhe löſten ſich erſt einigermaßen durch die Spannung, womit ſie Konraden erwartete, als er nach einigen Tagen angekommen und in die Burg geeilt war, dem ungeduldigen Abte zu berichten.

Konrad hatte ſich in Langenſchwarz verweilt, um die fuldaiſchen Lehnſtücke des ohne männliche Nachkommen hingerichteten Vaſallen in Beſichtigung und Beſchlag zu nehmen. Da war denn Pater Roman, des Ritters Hausmönch, mit einem ihm anvertrauten Teſtament erſchienen, worin über kleines liegendes und mancherlei bewegliches Eigenthum des Hingeſchiedenen zu Gunſten ſeiner treuen Diener verfügt war, — einer aus beſtem Willen dictirten, rechtlich unverwahrten Urkunde. Der Mönch übergab es Konraden mit der Verſicherung, er ſei von dem Verſtorbenen ermächtigt, Denjenigen, in deſſen Hände er das Document lege, zu dieſes letzten Willens Vollſtrecker zu beſtellen.

Pater Roman that ſehr eilig. Er bat um das ihm ſelbſt zugedachte baare Legat und wollte noch an demſelben Tage nach ſeinem entfernten Kloſter abreiſen, das er aber Niemandem bezeichnete. Er verrieth durch vertrauliche Winke, die er dem Ritter gab, daß er ſich vor dem

Ketzerrichter fürchtete. Konrad, wie er jetzt die Umſtände durchblickte, kam auf die Vermuthung, der Mönch habe ſeines Wohlthäters Waldenſerglauben gekannt, vielleicht getheilt oder doch gebilligt, und ſei wol nur darum für die Burg beſtellt geweſen, um mit ſeinem Habit und Crucifix die Ketzerei des ritterlichen Greiſes vor der Welt zu decken.

In ſeiner aufgeregten Stimmung übernahm Konrad ohne Aengſtlichkeit das Teſtament, beeifert, dem Magiſter Kurt ſoviel wie ſich eben thun ließ von Dem zu entreißen, was derſelbe ohne Zweifel als Ketzergut in Anſpruch nehmen dürfte. Matthes, der im beſondern Vertrauen ſeines Herrn geſtanden, war vor den übrigen Leuten bedacht, und Konrad, von Pater Roman unterrichtet, was mit dem armen Burſchen vorgefallen war, rieth ihm, ſich vor der Ankunft des Magiſters zu entfernen und zu verſtecken, um nicht verfolgt und zur Verfolgung Anderer gebraucht zu werden.

Der Abt war von alledem ſo bewegt und zugleich über den Grafen Ziegenhain erzürnt, daß er Konrad's Verfahren, ſo eigenmächtig es auch in einzelnen Stücken erſchien, unbedingt genehmigte; wobei ſeine Mienen, ſein Kopfſchütteln eine Unzufriedenheit über den Magiſter verriethen, die er als geiſtlicher Prälat nicht durfte lautwerden laſſen.

Ehe noch Ritter Konrad in Kötſchau's Kemnate erſchien, war Hedwig durch die gute Stimmung ihres hochwürdigen Oheims ſchon um Vieles beruhigter. Da ſie nun aber auch von den Ausſagen des armen Matthes wußte, ſo ſah ſie dem Benehmen und der Haltung ihres ritterlichen Freundes gegen ſie ſelbſt nicht ohne neue, bezügliche Aengſtlichkeit entgegen. Als er dann aber erſchien und hochgeſtimmt, wie ſie ihn noch nie geſehen, die Erlebniſſe ſeiner Fahrt von ſeinem Begegnen mit dem geſchorenen Benno von Henneberg an bis zu ſeiner Flucht von dem zuſammengebrochenen Scheiterhaufen erzählte, blieb ihr hinter der Erſchütterung, die alle Zuhörer ergriffen hatte, der heimliche Troſt, daß von ihr und ihrer Theilnahme an der Cantate-Nacht nichts verrathen ſei. Was dennoch von den etwaigen Nachforſchungen des Magiſters in Langenſchwarz zu befürchten war, trat in den nächſten Tagen vor einem lärmenden Ereigniß in den Hintergrund.

Heinrich Raspe, der zum deutſchen König gewählte thüringer Landgraf, kam auf ſeinem Zuge zum Reichstag in Frankfurt nach Fulda. Zahlreiche bewaffnete Anhänger umgaben ihn, und dies kriegeriſche Geleit ſowie das für ganz Deutſchland folgenreiche Unternehmen lenkte die Gedanken auf andere als die einheimiſchen Beſorgniſſe. Bei Frankfurt, wie es ſchien, ſollte es ſich entſcheiden, ob Konrad der hohenſtaufiſche, rechtmäßig vorhandene König, oder der auf des Papſtes Betrieb auftauchende, bereits ſogenannte „Pfaffenkönig“ ſich behaupten werde.

Im Gefolge des alternden, finſtern Landgrafen traf auch Philipp von Ferrara wieder ein, des Papſtes Abgeſandter, jetzt nicht mehr im einfachen Mönchsgewande, ſondern mit allem Pomp und von einer Anzahl Bettelmönche umgeben, die er zu ſeinen politiſchen Umtrieben gebrauchte. Durch ſie wurde nämlich das Volk bearbeitet; und ſo traten denn auch gleich mehre an den öffentlichen Plätzen der Stadt predigend auf. Unter ihnen that ſich Pater Florentin hervor, ein langer Mann, der, ſeinen dürren braunen Hals aus der Kutte, und hagere knochige Hände weit übers Gelenk hinauf aus den Aermeln vorſtreckend, mit ſchreiendem Ton und heftigen Geberden gegen den heidniſchen Kaiſer Friedrich tobte und ſich ſehr ſchnell die Vorliebe des Volks, und mit Bezug auf die Farbe ſeines langen Bartes den Beinamen „die rothe Bürſte“ oder Pater Rothbürſt erwarb. Er hielt Ablaßzettel und gefüllte Säckel empor, aus denen er Handgeld allen Denen bot, die den heiligen Krieg mitſtreiten würden.

Dieſe öffentlichen Auffoderungen wollten anfangs nicht verfangen; beſſer gelang es der ſtillen Betriebſamkeit der Werber in Kutten, und am zweiten und dritten Tage, wo auch junge Burſche vom Lande erſchienen, vermehrte ſich der Zudrang der Söldlinge und der Ablaßnehmenden. Sie empfingen Handgeld und Waffen aus den mitgebrachten Vorräthen. Da gab's nun Lärm und Jubel, Singen und Jauchzen genug um die Heiligekreuzſäule, an deren Stufen die Bäuerinnen Heidelbeeren und Erdbeeren feilhielten; die Mägde und Bürgertöchter, die den Tag über am großen Stadtbrunnen des Platzes, am ſogenannten Kaiſerkumpf, mit ihren Butten zuſammenkamen, das Röhrenwaſſer zu holen, konnten ſich der Schäkereien und Unziemlichkeiten der berauſchten Söldlinge nicht erwehren, und in den Wirthshäuſern ſetzte es allabendlich blutige Köpfe ab. —

Dazwiſchen traten angeſehene Bürger zuſammen und beſprachen die Bewegungen der Zeit, die Angelegenheiten des Kaiſers und der Ketzer. Hans Dolhopt machte ſeine Späße und Frau Wilwirk ihre lächelnden Beobachtungen.

Indem erregte ein herankommender Fremdling die Aufmerkſamkeit der Bürger. Der ſtattlichen Tracht und dem welſchen Ausſehen nach nahmen ſie ihn für einen Kaufherrn. Wirklich war es derſelbe, deſſen heimliche Berathung in der Kapelle zu Ziegenhain der gaſtliche Langenſchwarz zu ſeinem Unglück belauſcht hatte. — Er redete die Bürger in ſeinem welſchen Deutſch ſehr höflich an. — Ich heiße Gafuto, ſagte er, und komme mit neuen Waaren und Brauchbarkeiten. Der Vicedom hat mir vergönnt zu hauſiren und an zwei Wochentagen einen offenen Stand zu halten. Damit werd' ich die Plätze wechſeln; meine feſte Wohnung aber habe ich am Petersthor, in dem Eckhäuschen gegenüber der „klappernden Kanne".

Dieſer Hausname fiel dem Welſchen ſchwer auszuſprechen, ſodaß Einige lachten, und er darauf etwas ungeduldig verſetzte:

Mit meinen Waaren und Preiſen werde mich beſſer empfehlen als mit eurer verdammten Sprache. Ich habe auch andächtige Sachen, Amulete, Agnus dei und beſonders eine Auswahl von Roſenkränzen, alle vom Heiligen Vater geweiht. Ich komme geraden Wegs von Rom. Die neuen Roſenkränze kommen mit jedem Tag mehr in die Mode und werden auch als Schmuck getragen. Es iſt der Putz eines Heiligen, des heiligen Dominicus, der, wie ihr wißt, die fromme Invention gemacht hat. Ueberdies haben meine Roſenkränze durch des Heiligen Vaters Benediction eine geheime Kraft für Ketzereien, — heißt das, davor zu bewahren und heimliche Ketzer zu erkennen.

Woran erkennt man denn einen Ketzer, hm? fragte Wilwirk lachend.

Gaſuto, von dieſer unerwarteten Frage ein wenig überraſcht, zog eine geheimnißvolle Miene, blickte umher und ſagte dann leiſe:

Das verrath' ich jedem Käufer ins Ohr.

Habt Ihr ſolch einen Roſenkranz bei Euch, Meiſter? fragte Esperle, der mit Euſtach herangetreten war.

Ich ſpüre keinen Ketzern nach, antwortete Gaſuto verlegen. Ich bin nur ein Maeſtro di Bottega; aber der Magiſter von Marburg kommt, und der wird ſie ſchon finden.

Und wenn er keine findet, ſo verbrennen wir die Hexen! rief der Schuhmacher Romeis mit einem Wink auf Frau Wilwirk.

Ihr freilich, Meiſter Pechdraht, verſetzte ſie, könnt mit Euern Schuhen beweiſen, daß liederliche Arbeit keine Hexerei iſt.

Das Lachen der Umſtehenden wurde von einem plötzlichen Aufjauchzen vieler Stimmen unterbrochen. Ein Lärm und Laufen kam von der Illersgaſſe her, — luſtigen Scharen junger Burſche voraus, die, Arm in Arm, ſogegenannte „Schuſterreihen“ bildeten, ſtraßenbreit, ſodaß Alles ausweichen mußte, was ſich nicht groben Neckereien ausſetzen mochte. Sie waren mit rothen Kreuzen an den Schultern bezeichnet, weil der Krieg gegen den Kaiſer für heilig und ſo verdienſtlich wie ein Kreuzzug galt. Kaum waren aber die luſtigen Haufen bis auf den Platz vorgedrungen, als von der andern Seite Ritter Konrad ſcharf herantrabte und die Burſche zum Stehen und Schweigen brachte. Im Augenblick war er von wimmelndem Volke wie eingeſponnen und wurde mit Jubel und Zuruf begrüßt.

Er ſprach die Burſche laut und gebieteriſch an, ſchalt ſie aus, daß ſie mit nach Frankfurt ziehen wollten, und foderte ſie auf, die fremddienſtbaren Waffen zurückzugeben. — Unſer feindſeliger Nachbarbiſchof lauert nur darauf, daß ihr fort ſeid, ſagte er unter anderm. Und haben wir uns nicht feindſeliger Streiche ſelbſt vom Schirmvogt unſers Stifts zu verſehen? Habt ihr das nicht bedacht, als ihr euch jetzt, wo wir uns innerhalb unſerer Mauern zuſammenhalten müſſen, zu auswärtigem Kampf anwerben laßt, und entzieht der Stadt, die euch geboren und auferzogen, eure Arme und Herzen? Ihr ſcheidet aus unſern Thoren, indeß unſere Feinde nur der Gelegenheit warten, das Stift zu zerreißen und die Grabſtätte des heiligen Bonifaz zu zerſtören? Und davon verſprecht ihr euch Glück und Segen? Warum wollt ihr gen Frankfurt ziehen? Wenn euer Blut euch juckt, habt ihr hier nicht Feld genug, es an den Mann zu bringen? Oder glaubt ihr dort mehr Ruhm und Ehre zu erbeuten, und vergeßt, daß Pflicht vor Ehre geht? Und wo wollt ihr denn bei der Rückkehr eure Eichenkränze aufhängen, eure Beutegarben einſcheuern, wenn indeß die Pfoſten eurer väterlichen Wohnungen eingeriſſen ſind, und der Mutterherd iſt zerſtört? Geht und gebt eure fremden Waffen zurück, und nehmt heimatliche zur Hand! Laßt den Streit fahren um des Kaiſers Bart, und ſchützt vor Feuer eure Strohdächer!

Eine große Stille war entſtanden. Die Menſchen blickten einander an, als ſähen ſie ſich in eine neue Region verſetzt. Plötzlich ſchlug ein Jubel auf. — Ja, ja! Gott mit uns! Ritter Konrad hoch! erſcholl es von allen Seiten. Väter und Mütter ſtürzten auf ihre Söhne und löſten ihnen die Kreuze von den Achſeln. Viele der Angeworbenen eilten, ihre Waffen wieder abzugeben. Einzelne davon behielten aber ihre Ablaßzettel zurück, und andere ſuchten ſich mit dem angenommenen Handgelde davon zu machen.

Da ſtürmten, von Gaſuto benachrichtigt, thüringiſche Ritter und Söldnerführer herbei, ſchimpften und ſchlugen auf die abtrünnigen Söldner. Die Bürger miſchten ſich ein; es kam zum Handgemenge, zu Stößen und Schlägen. — Bürger heraus! rief es von einer Seite; Hornſignale ertönten von der andern. Der Streit kreiſte in einzelnen Wirbeln, bis er in einen großen Strudel des Kampfes zuſammenfloß. Die Bürger gewannen die Oberhand und drängten die erbitterten Thüringer die Lange Gaſſe hinauf, am Kanzleigebäude vorüber, gegen das Paulsthor hin. Mit dumpf murrender Wuth wurde gefochten, bis mit einem mal eine rauhe, aber gewaltige Stimme rief: Magiſter Konrad! Kurt der Prediger!

Kurt von Marburg! wiederholten hundert Stimmen, als ſei es ein Loſungswort. Aber es ſchien eine Loſung nicht des Kampfes, ſondern des Schrecks; denn die Kämpfenden hielten plötzlich inne. Eins ſtarrte das Andere an; rechts und links wich Alles auseinander. Durch dieſe Gaſſe verſteinerter Menſchen, in deren Geſichtszügen die Wuth erſtarrt ſchien, ſchritt ein einfach und ſchlecht gekleideter Dominicaner mit einem hohen Reiſeſtab dahin, — nicht groß aber kräftig von Bau, gebückter Haltung, unter gefurchter Stirn mit lebhaftem Auge umherblickend. Ihm folgte ein Laienbruder des Ordens, einäugig und einarmig, groß von Geſtalt, rohen Anſehens und ſchwerfälligen Gangs.

Magiſter Konrad hob die rechte Hand mit dem rohen Stecken hoch empor und rief umherblickend:

„Ich werde geſucht von Denen, die nicht nach mir fragen; ich werde gefunden von Denen, die mich nicht ſuchten; und zu Denen, die meinen Namen nicht anriefen, ſage ich: Hier bin ich, hier bin ich!“

Spricht Jeſaia! ſchrie ihm nach der Laienbruder.

Zweites Capitel.

Glauben und Handeln.

Hinter der Menge her, die dem Magiſter nach der Abtsburg folgte, blieb Esperle der Kohlenbrenner zurück. Blaß und unruhig umherblickend hielt er Euſtach, ſeinen Freund, am Arme feſt. — Hier iſt er! hier iſt er! rief er mit ängſtlicher Stimme. Auch ich bin Einer, der ſeinen Namen nicht anrief. Nun aber laß mich ziehen. Ich will meinen Stab weiterſetzen. Dieſer Kurt von Marburg — o wohin wird mich noch ſeine fluchbringende Sandale treiben!

Freund, Freund! verſetzte Euſtach. Iſt das all dein Muth? Biſt du der Alte nicht mehr, der mir damals von einer wogenden Saat ſprach, die eines Schurken Fuß nicht mehr zerſtören könnte? O du armer Halm! Wenn du freilich deine Aehre mit geſtutzten Grannen ſo hangen läſſeſt, wird man leicht auf die Vermuthung kommen, dieſer Kopf ſei mit ſeinen ſchweren Waldenſergedanken reif für die Sichel.

Ja, das ſind meine Worte von damals, Euſtach. Aber ſie ſtehen mir ſelbſt nun nicht mehr gegen meine

Gefühle bei. Was hilft mir aller Zuſpruch, wenn beim Andenken an meinen geopferten Freund, bei der Vorſtellung von den Flammen, die ihn verzehrt haben, eiskalte Schauer mich überlaufen? Und doch — nein, das iſt es nicht! Es iſt keine gewöhnliche Furcht in mir. Wenn ich mich recht beſinne, ſo fürchte ich mich nicht davor, geſchoren oder verbrannt zu werden; die beſten Männer haben Dergleichen überſtanden, und ich war ja doch auch muthig genug, die gewöhnliche Bahn des Glaubens zu verlaſſen. Aber — wie ſoll ich dir begreiflich machen, was mich eigentlich ängſtigt? O es ſind andere Waldenſer hier, als du dir denkſt, Euſtach! Oder ſolche doch, die — zufällig bei unſerm Liebesmahl geſeſſen haben, und nun mit all ihrer Unſchuld, ja mit aller Abneigung vor unſerm Glauben dieſem blindwüthenden Mönche nicht entgehen werden, wenn Einer da iſt, dem ſie unter die Augen geſtellt werden können. Und meine Tochter ſteht bei Fräulein Hedwig in Dienſten, und ſoll nun gegen das arme Fräulein — Was red' ich für Tollheit! Meine Tochter an der Hand will ich weiterpilgern, das wollt' ich ſagen.

Nur nichts übereilt! mahnte Euſtach, der Cöperle's beſondere Angſt nicht begriff. Vielleicht mindert deine Furcht ſich mit der Nähe der Gefahr. Halte dich vorſichtig, und wart's ab, ob überhaupt nach dir gefragt wird; dann werden wir auch noch einen Schlupfwinkel, dich zu verſtecken, oder einen nächtlichen Pfad finden, dich zu flüchten. Ei, da komm' gleich einmal mit auf den Thurm und hilf mir die Glocken einölen. Oben iſt ein Kämmerlein mit prächtiger Ausſicht, bei der man

Lebensluſt faßt. Dort bring' ich dich unter, wenn's noththut. Unter den rechtgläubigen Glocken wird man keinen Waldenſer vermuthen. Dann laß uns den kranken Vater Borgias beſuchen und hören, was er zum Tode des edeln Ritters ſagt. Lange hat ſeine leidende Bruſt gegen die Tücken des Frühlings gekämpft. Er ſelber zählt ſeine Stunden jetzt und freut ſich deſto mehr ſeiner Freunde. Was mich bang um ſein Leben macht, iſt weniger das fliegende Roth ſeines edeln Angeſichts, als vielmehr die Verklärung, die aus ſeinen Blicken und Reden leuchtet. Komm, wie er die Welt anſieht, wirſt du Muth faſſen.

Am andern Morgen wandelte Fräulein Hedwig im Hausgarten unter ihren Blumen, wie ſie gern that, wenn ihre Empfindungen ſo übermächtig wurden, daß ſie des wunderbaren Beiſtandes der Natur bedurfte.

Der Abt hatte ſeine Gäſte nach dem nahen Petersberge gebracht, wo der daſige Propſt im weiten herrlichen Ausblick auf den Zug des Rhöngebirges ein gutes Mittageſſen veranſtaltete. Auch der alte Hans von Kötſchau war mitgeritten. Es war ſtill in der Kemnate, und Hedwig, die durch einige Ungeduld über Agneſens Liebesträumereien auch die empfindliche Baſe verſcheucht hatte, fand ſich allein und war der nachdenklichen Einſamkeit froh.

Das Widerſprechendſte begegnete ſich eben und bedrängte ſie in ihrem engen Lebenskreiſe. Das Bedrohlichſte vielleicht und das Verlockendſte, wie es ſchien, war für ſie mit zwei Männern gekommen, die in Bezug auf die große Angelegenheit der Welt unter ſich einig und einverſtanden, jeden Augenblick an der nach beiden Seiten hin geängſtigten Abtsnichte in Widerſpruch miteinander gerathen konnten.

Im Gefolge des Landgrafen befand ſich nämlich der junge Graf Sigmund von Beichlingen, ein Mann von einnehmendem Aeußern und ſanften Manieren. Und während Hedwig gar wohl bemerkte, daß der Landgraf ſelbſt den Freiwerber für ſeinen Günſtling bei ihr zu machen ſich anließ, wußte ſie nicht, wie weit ſie vielleicht ſchon beim Magiſter im Verdacht des Waldenſerthums ſtand. Im Drang ſo entgegengeſetzter Anſprüche — welche Rettung blieb ihr vor dem einen, welche Ausflucht vor dem andern übrig?

Hedwig war hierüber noch wenig beruhigt in ſich ſelbſt geworden, als Ritter Manegold, ſie aufzuſuchen, in den Garten kam, mit einer Haſt und einer Miene, denen man die ängſtlichſte Botſchaft von weitem anſehen konnte. — — Gut, daß ich Euch allein finde, Fräulein Hedwig! rief er. Ihr wißt ja, ich hab' Euch ja erzählt, daß mein Lehnsherr, — o er iſt mir zugleich Gönner, Wohlthäter und Freund! — daß er vom Magiſter Konrad nach Mainz vorgeladen iſt. Nun denkt Euch, daß er die Ladung angenommen hat; daß er ſich dem Richteramte des Predigers ſtellen will! Unbegreiflich! Er will ſich in die Hand dieſes wüthenden Verfolgers geben! O er iſt verloren! Magiſter Kurt geht nach Mainz.

Gott ſei Dank! rief Hedwig faſt unwillkürlich aus.

Wie meint Ihr das, Fräulein von Malkos? fragte er betroffen.

Ich danke dem Himmel, daß der Mönch unſere Stadt verläßt.

Aber nach Mainz geht und meinen edeln Herrn Grafen von Sayn richtet.

Der Graf wird ſich ſchuldfrei wiſſen, darum daß er ſich ſtellt.

Wer wird ſchuldlos erfunden von dieſem Wütherich? Anklage gilt ihm ſchon für Schuld. Nicht das rechtſchaffenſte Leben ſchützt den Beſchuldigten gegen den anerkannteſten Schurken von Ankläger. Aber Gott ſei dem tollen Mönche gnädig, wenn meinem theuern Herrn nur ein Haar verletzt wird! Mein Schwert ſoll gut genug ſein, dieſe bretерne Stirn zu treffen, die gegen unſere Freiheit und Ehre raſt.

Um des Himmels willen, Ritter Manegold, laßt ſolche frevelhafte Gedanken nicht laut werden. Gott bewahre Euch vor ſo ſündhaften Abſichten!

Wenn ich nur meinen edeln Herrn begreifen könnte! rief Manegold. Ein ſo feſter Mann in einer ſo feſten Burg! Keinem Feinde, und hätte er mit mehr Lanzen als dieſer Mönch Haare zählt, ſeine Burg beſtürmt, wäre Graf Sayn gewichen; und dieſem Narren unterwirft er ſich und ſtellt ſich vor ſein Gericht.

Wohl, dann wird er ihm eben auch mit ſeinem Muth und edeln Trotz entgegentreten.

O Ihr kennt dieſen Magiſter nicht, Fräulein Hedwig! Graf Sayn iſt angeklagt, Waldenſern Zuflucht in ſeiner Burg gegeben zu haben. Ich glaub's, daß er's gethan hat: die Verfolgten werden Ehrenmänner geweſen ſein. Aber dieſe Pfaffen gehen eben darauf aus, alle Ehre mit Füßen zu treten, die ſich ihnen nicht dienſtbar macht, die ſich nicht unter ihre Sandale ſchmiegt. Doch, wenn er es auch nicht gethan hätte — er iſt deſſen angeklagt, und wenn er ſich nicht durch ein Gottesurtheil reinigt, wird er wenigſtens geſchoren. Und — glaubt Ihr an ein Gottesurtheil? Glaubt Ihr, daß die Hand eines Schuldloſen unverletzt ein glühendes Eiſen faſſen kann?

Ihr habt Recht, Ritter, es iſt entſetzlich, daß ſolche Vollmacht für deutſche Lande gegeben iſt, oder daß ſie auch nur in die Hände eines ſolchen Mannes gelegt wird. Wenn denn aber eine Abhülfe ſolcher Schmach geſchehen muß: ſo iſt es ja gut, daß der Magiſter an einen ſo mächtigen und angeſehenen Fürſten geräth, der Einfluß genug hat, der Unbill ein Ende zu machen. Beruhigen wir uns alſo, Ritter Manegold, und ſeien froh, wenn der Magiſter unſere Stadt bald wieder verläßt, und wir hoffen mögen, daß er ſeinem eigenen Richter entgegengeht. — — Sagt mir lieber, was Euer Freund macht, und wie er die Misbilligung des Landgrafen —

Und Euers Oheims! fiel Manegold ein.

Sie haben ihm, höre ich, ſeinen Einſpruch in die Söldnerwerbung übel ausgelegt? fragte ſie.

Aufs übelſte, theures Fräulein! erwiderte er. Der Biſchof von Ferrara hat ihn ſogar als einen Störer der heiligen Sache des Papſtes mit dem Kirchenbann belegen wollen. Raspe hat ihn mit neuköniglicher Ueberhebung und mit altlandgräflicher Rohheit vor Rittern und Prälaten hart angelaſſen. Niedergebeugt kam der Freund zu mir. Vielleicht wißt Ihr nicht ſo lebhaft, wie ein männlicher Freund, Konrad's edeln Ehrgeiz zu ſchätzen.

Aber denkt Euch ſeinen Schmerz! Solche Misbilligung, ſolche Beſchämung, wo er ſich bewußt war, recht und in großem Sinn gehandelt zu haben. Und Misbilligung ſogar von Euerm Oheim! Der hochwürdige Abt kennt die Gefahr, die der Stadt und dem Stifte droht, und vergißt dieſem Rathe gegenüber ſeiner Selbſtändigkeit ſo ſehr, daß er Konraden ausſchelten läßt für etwas, wofür er ihm Dank ſchuldig wäre.

Eure warme Theilnahme für den Freund verdient alle Anerkennung, erwiderte Hedwig; aber vergeßt Euch nicht im Tadel meines Oheims, deſſen Beweggründe oder Rückſichten Ihr nicht kennt. Um Eurer Theilnahme willen thut mir den Gefallen und ſchickt mir Euern Freund hierher. Ich habe ihm Beruhigendes zu ſagen. Aber er muß jetzt kommen, da ich allein bin.

Manegold eilte mit artiger Bereitwilligkeit fort. Aber er mußte den Weg verfehlt haben, auf dem Ritter Konrad kurz nach ihm, und dem Ausſehen nach nicht weniger aufgeregt als er, im Garten erſchien. Dieſe Miene befremdete Hedwig, die ihn eher niedergeſchlagen erwartet hätte. Sie ließ ihn mit ſeiner Anrede an ſich kommen.

Wie ich es wünſchte, treffe ich Euch allein, Fräulein, ſagte er. Ihr ſeht einen zerſtörten, geängſtigten Menſchen vor Euch, der nach einem Zuſpruch Euers edeln, muthigen Herzens verlangt. Ich hatte Euch von meiner unglücklichen Sendung, — Euch vor Allen ſoviel zu ſagen, und fand keinen ſchicklichen Augenblick. Nun wißt Ihr aber ſchon die jammervollen Geſchichten. Doch, Alles wißt Ihr noch nicht. Ihr ſeht mich betroffen an: nicht wahr, meiner Verzagtheit wegen? Aber an wen als an Euch kann ich mich in meinen Zweifeln wenden? Ihr habt früher — erinnert Euch! — meinen nächtlichen Gang zu jenem Weibe, zur Wilwirk, misbilligt; und in der That heftet ſich ſeitdem nichts als Misgeſchick an meine Schritte, und dieſer Arm, der nur Gott und Euch gewidmet war, wird zu Verwirrung und Unheil gelenkt. O rathet Ihr mir, edle Hedwig, wie ich dieſen Bann meines reinen Wollens und Strebens löſen ſoll!

Er hatte, in ſeiner Verzagtheit kühner als ſonſt in ſtolzer Hoffnung, ihre Hand ergriffen und ſich flehend auf ein Knie niedergelaſſen.

Hedwig entzog ihm ihre Hand nicht. Sie blickte zweifelhaft und forſchend, was ihn ſo niederbeuge, auf ihn herab, indem ſie ſprach:

Ihr habt mich erſchreckt, Ritter Konrad, und macht mich beſorgt. Ich fürchte, was ich Euch zur Beruhigung zu ſagen habe, wird nicht hinreichen, Euch aufzurichten, — ſo ſchwer getroffen, wie ich Euch erblicke. Ihr seid öffentlich gekränkt, und ich ſoll Euch insgeheim eine Ehrenerklärung geben.

Wovon redet Ihr, Fräulein Hedwig? fragte er, indem er ſich erhob.

Mein Oheim, unſer gnädiger Abt, hat Euch zunahe thun laſſen, erklärte ſie.

Oh! rief Konrad, er hat vielmehr ſich ſelbſt zunahe thun laſſen als Fürſt des Stifts. Ich hatte für ſein Recht, für ſeinen Vortheil gehandelt, und er ließ es ſich gefallen, daß ich deshalb geſcholten ward.

Aus Rückſicht für ſeine Gäſte hat er ſich bezwungen, Konrad, — um Hader und Widerſpruch zu verhüten.

Im Stillen aber hat er ſich Euers entſchiedenen Benehmens, Eurer treuen Geſinnung gefreut, Eure Anhänglichkeit anerkannt und ein großes Vertrauen zu Euch gefaßt. Das ſoll ich Euch ſagen, bis er Gelegenheit findet, Euch eine Ehrenerklärung zu geben.

Haltet ihn davon ab, wenn Ihr könnt, theure Hedwig! entgegnete der Ritter. Eine ſo furchtſame Erklärung macht gegen mich nichts gut und demüthigt meinen Herrn.

Ihr mögt Recht haben, verſetzte ſie. Und ſo wollt' ich nur, ich könnte durch meine Zufriedenheit mit Euerm männlichen Benehmen Euch über Euer mir nun um ſo räthſelhafteres Leid hinüberhelfen.

Lobt Ihr mich? lächelte Konrad. Hab' ich recht gethan und in Euerm Sinn gehandelt? Seht, und es hat Verwirrung, blutigen Kampf angeregt und Misbilligung — nicht um dieſer ſchlimmen Folgen willen, ſondern gerade in ſeiner reinen Abſicht gefunden. Dennoch iſt es dies nicht, was mich ſo muthlos macht; es hat mich nur an größeres Unglück lebhafter erinnert und zweifelhafter gegen mich ſelbſt gemacht. Der Tod des edeln Greiſes Langenſchwarz iſt mir nun erſt recht als meine Schuld klar geworden.

Er ſchwieg mit ſchmerzlicher Miene, und Hedwig, erſchrocken und erblaſſend, rief ängſtlich aus:

Eure Schuld, Konrad? Was habt Ihr —? Um des Himmels willen ſeid offen und ſagt mir Alles!

Seht, ich wollt' ihn retten, als er vor dem Scheiterhaufen hielt. Ich hoffte, dieſer marburger Magiſter würde den fürſtlichen Abt ehrfürchten, von dem er kurz vorher ſo rühmlich geſprochen, und ich verlangte den bedrohten Greis als ungehorſamen Vaſallen vor das Gericht ſeines Lehnsherrn. Meine Vorfoderung wurde verhöhnt. Da ließ ich gegen den Grafen und ſeinen Troß einhauen, um den nun vollends gefährdeten Mann mit Gewalt zu retten. Ich bedachte die Volksmenge nicht, die ein grauſenhaftes Schauſpiel nicht verlieren mochte. Und ſo riß man aus der Mitte der Bauern den edeln Märtyrer, während ich für ihn kämpfte, vom Wagen und warf ihn in die jähen Flammen. Mein unbeſonnener Eifer hat ihm das Leben gekoſtet.

Hedwig, auf ein ganz anderes Bekenntniß gefaßt, rief nun lebhaft aus:

So habt Ihr ihn näher kennen gelernt, den edeln Greis? O daß Ihr für ihn fühlt, obgleich er ein — Waldenſer war; ich geſtehe, daß es mich ſo höchlich als unerwartet freut.

Eine augenblickliche Stille entſtand aus der Verlegenheit Konrad's, ein blödes Bekenntniß auszuſprechen, das ihm ſelbſt noch ſo neu und zweifelhaft vorkam. Dann ſagte er, nicht ohne Befangenheit:

Nicht wahr, theuerſte Hedwig, Ihr erinnert mich daran, daß ich immer ſo ſtreng gegen die Irrgläubigen geeifert habe? Aber die Glaubenswuth dieſes Magiſters ſtört ja die Welt mehr als ich es von den irrgläubigen Waldenſern fürchtete. O mein edles Fräulein, ich habe mich in betrübten Nächten mit ſeltſamen Betrachtungen herumgeſchlagen. Glauben und Handeln ſcheinen heutigen Tags umgeſetzt und ausgewechſelt. Ich habe traurige Geſchichten gehört. Auf Seite der Rechtgläubigen hat man

Bruder den Bruder als Waldenſer verrathen ſehen, um das Ketzergut mit zu theilen; habſüchtige Prieſter ſtehen den Verräthern bei, misbrauchen ihre Amtsgewalt und miſchen ſich, des Volks Vertrauen vergiftend, in die Angelegenheiten ſtiller Häuſer und liebender Herzen. Und der ſich einen Ketzerrichter, einen Glaubensrächer nennt, verleugnet allen geſunden Menſchenſinn, um ja nicht zu retten und zu vergeben. Dagegen ſehen wir die Ketzer auf der andern Seite edel und begeiſtert handeln. Das Bruderpaar Glaubrecht und Lebrecht ſind entzweit, wie Kain und Abel, ſagte der alte Langenſchwarz. Da jedoch nicht durch Meinungen in überirdiſchen Dingen, ſondern durch Thun und Laſſen in unſerer Alltagswelt das Leben ſich erhält und die Menſchheit ſich erbaut — ſollte nicht Macht und Anſehen endlich wechſeln und auf Andere übergehen? Vielleicht hab' ich dem edeln Greiſe zu viel Gehör geſchenkt, aber — ehrlich geſtanden, theure Hedwig, bin ich zum erſten mal irre an einem Glauben geworden, der ſich unbegreiflicher Meinungen halber mit Feuer und Schwert gegen edles Handeln ſetzt, ſobald der Handelnde über hergebrachte Lehren anders denkt. Darin kann ich dem alten Herrn nicht Unrecht geben: wo man am Thun und Laſſen des Menſchen erkennt, daß er den wahren Weg auf Erden geht, ſollte man Geduld haben, wenn er anders über Das denkt, was über den Wolken iſt. Nur wer durch jenes die Welt ſtört, ſollte Ketzer heißen; denn darüber, wodurch das Leben der Welt, in das wir geſetzt ſind, beſteht, hat ja der Himmel ſelbſt keinem Menſchen Zweifel in der Bruſt gelaſſen, hat uns aber das Denken und Meinen über das Jenſeitige preisgegeben. Seht, ſo haben mich tauſend Fragen und Zweifel in dieſen Tagen heimgeſucht. Und wenn ich einmal einig mit mir ſchien, quälte mich wieder die Angſt, ob mein Schwanken im Glauben nicht ſchuld ſei, daß ich auch meines Handelns unſicher geworden, und ob der Himmel für die Gunſt, die ich dem ketzeriſchen Greiſe zugewendet, mich nicht dadurch beſtraft und beſchämt habe, daß gerade mein ſtolzes Handeln dazu dienen mußte, den irrgläubigen Greis ſeinem Feuertode zu überliefern.

O mein Freund! rief Hedwig, wie ſpitzfindig ſeid Ihr nicht zu Eurer Selbſtqual geworden! Wie mögt Ihr glauben, der verurtheilte Greis wäre, auch wenn Ihr Euer Schwert zurückgehalten hättet, ſeinem Unglück entgangen! Was ich von dieſem Magiſter und Ketzerrichter gehört habe —!

Freilich! fiel Konrad ein, und wie ich ihn ſelbſt in der ziegenhainer Burg kennen gelernt habe, mag ihm Keiner zu entkommen hoffen. Selbſt der Unſchuldige, der nur aus Bosheit feindſeliger Menſchen Beſchuldigte, kann ſich blos durch die Feuerprobe rechtfertigen. Vielleicht aber hätte der Greis noch Zeit gefunden zu widerrufen und hätte ſein Leben mit ſeinen weißen Locken erkauft!

Einen Augenblick überlegte das Fräulein, ob ſie jetzt nicht dem Freunde zu ſeiner Beruhigung entdecken ſollte, was ſie aus jener Waldenſernacht von des Greiſes Glaubensmuth zu ſagen wußte. Aber ſie unterdrückte den heimlichen Drang ihres Bekenntniſſes und verſetzte:

Nein, Ritter Konrad, wie mir der ehrwürdige Greis erſchienen iſt, traue ich ihm Muth genug zu, den Reſt eines edeln Lebens an ſeine Ueberzeugung zu ſetzen. Und

— darf ich es vor Euch ausſprechen? — ich möchte ihn um Vieles nicht von des Magiſters Schere der Locken beraubt ſehen, die ihm ſo großväterlich ſtanden. Im Uebrigen, Ritter Konrad, müßt Ihr Euch ſolcher Zweifelſucht nicht überlaſſen, — Ihr, der eben dem Handeln das Wort geſprochen. Was ſollte aus der Welt werden, wenn jedes thatkräftige Gefühl am Nachgrübeln über die Folgen erlahmen wollte! Dieſe verhüllt uns der Allwaltende, um unſere Entſchlüſſe freier zu machen und unſere Beweggründe zu veredeln.

Das Verſtändige dieſer Reden und vielleicht noch mehr die Neigung des Herzens, die ſich dabei in Hedwig's Ton und Blicken verrieth, belebten den ritterlichen Freund mit ahnungsvollem Muthe. Ein innigeres Vertrauen begegnete ſich zwiſchen Beiden und nahm einen unerwarteten Ausgang, als Hedwig ſich nach Konrad's Verrichtungen in der Burg zu Langenſchwarz erkundigte. Sie hätte um Alles gern gewußt, ob ihm vielleicht bei ſeinem letzten Aufenthalt — irgendeine Andeutung über ihr Begegniß in jener Nacht geworden ſei.

Ihr erinnert mich an eine neue Sorge, ſagte Konrad. Letzte Nacht iſt Matthes von dort eingebracht worden. Ein Freigelaſſener des alten unglücklichen Herrn hat aus Neid gegen den im Teſtament günſtiger bedachten armen Burſchen deſſen Verſteck verrathen, und der Magiſter hat ihn hierherbringen laſſen, um ihn zur Verfolgung der Waldenſer zu gebrauchen, die der edle Greis nicht verrathen hat. Auf Befehl des Abts habe ich ihn, der Kürze wegen, im nahen Spillingsthurm einthun müſſen.

So bin ich denn auch um dieſe gute Vorkehrung zur Rettung des Burſchen gekommen, und fürchte nun ſehr für die armen Menſchen, die mit dem Ritter insgeheim Verbindung hatten. Wird der unglückliche Matthes Muth genug haben, die Freunde oder, wie ſie ſich nennen, die Glaubensbrüder ſeines Herrn zu verſchweigen? Gewiß nicht. Iſt doch all ſein Muth durch die Nachricht vom Tode ſeines Wohlthäters, den er verrathen hatte, gänzlich gebrochen. Er wird ſie Alle nennen, wenigſtens die in jener unglücklichen Nacht verſammelt waren.

Plötzlich verſtummte die unmuthige Rede des Ritters, als Hedwig nach einem nahen Sitze wankte und mit einer Anwandlung von Ohnmacht leichenblaß zu ihm aufblickte. — Um Gott, Fräulein Hedwig, was iſt es, was wandelt Euch an? fragte er, in ſeinem Benehmen mehr unbeholfen als behülflich. Sie winkte ihm, ſtill zu ſein und ſich zu beruhigen. Wirklich fand ſie auch nach wenigen Minuten ihre natürliche, ſichere Haltung wieder und flüſterte mit geheimnißvoller Spannung:

Wißt, Ritter Konrad, daß auch ich vor des Magiſters Richterſtuhl ſtehen werde!

Und als Konrad betroffen zurückbebte, fuhr ſie fort:

Entſetzt Euch nicht, mein Freund. Hier ſtehen wir an einem Scheidewege meines Lebens. Noch iſt was ich Euch bekenne ein Geheimniß, aber es verbindet uns entweder enger oder trennt uns für immer, was es auch über mich bringen möge. Freilich ſeid Ihr von Euerm ſtrengen Eifer gegen die Waldenſer etwas zurückgekommen; auch bin ich eigentlich keine Waldenſerin; aber ich denke doch günſtig von ihnen und habe in jener Sonntagsnacht in ihrer Verſammlung geſeſſen.

Konrad's Miene und Bewegung bei ſolch unerwarteter Mittheilung nahm doch mehr den Ausdruck der Verwunderung als des Erſchreckens an. Ehe er aber zu einer Aeußerung kam, ſprach Hedwig weiter:

Bevor Ihr urtheilt, Konrad, hört wie es ſich begeben hat!

Sie erzählte nun flüchtig ihr ängſtliches Abenteuer innerhalb der Burg zu Langenſchwarz; denn ihre Befreiung außerhalb kannte der Ritter. Und nachdem ſie den Eindruck geſchildert, den der ganze Vorgang in der Kapelle auf ſie gemacht hatte, ſetzte ſie hinzu:

Seht, Konrad, ſo nahm ich Platz unter den Waldenſern, um ihnen damit ein Pfand der Verſchwiegenheit zu geben. Jetzt kommt nun der Prediger Kurt, der Ketzerrichter, um mein Pfand einzulöſen!

Das ſoll er nicht, theure Hedwig! rief Konrad. Ich will es einlöſen mit Euerm Herzen! Und die Gedanken, die in dieſem Herzen wohnen, ſollen auch meine Glaubensartikel ſein. O Ihr ahnet nicht, Hedwig, welche Beruhigung durch Euer Bekenntniß in meine verzweiflungsvolle Bruſt gekommen iſt. Aber — hättet Ihr nur nicht ſolange geſchwiegen! Vielleicht —

Warum denn nicht? fiel ſie ein. Ich hatte Schweigen angelobt, und — würde ſich durch mein Reden am Lauf der Dinge etwas geändert haben? Oder war, was nun geſchehen iſt, damals zu fürchten? Hätte es ſich auch nur träumen laſſen? Nun iſt die Hand, in die ich Schweigen gelobte, auch ohne mein Vorwiſſen, von Flammen verzehrt, und die Fauſt mit der Brandfackel auch ohne meinen Verrath auf die Fährte der Brüder gekommen, und findet vielleicht mich zuerſt, den Gaſt des Liebesmahles. Und Euch, Konrad, hätte ich vielleicht davon ſagen ſollen, — damals, Euch? Hätte ich denn ahnen können, daß ich als verdächtige Waldenſerin gerade Euers Rathes und Beiſtandes bedürfen würde? Nein, mein Freund, Ihr ſelbſt mußtet erſt dorthin kommen und als ein Anderer zurückkehren, um mein Vertrauter zu werden.

Ich werde mit Matthes reden! rief Konrad lebhaft aus. Ich werde ihn erbitten, bedrohen, erkaufen, daß er Euch nicht nenne, — auf keine Frage des Ketzerrichters etwas von Euch wiſſe.

Haltet Ihr das für gut, Konrad? erwiderte ſie. Ich nicht. Gerade dadurch erinnert Ihr ihn an mich und macht ihn ängſtlich in ſeinem Gewiſſen. Könntet Ihr ihn denn auch auf alle verfänglichen Fragen des Magiſters voraus abrichten? Ueberdies ſcheint er mir etwas einfältig und könnte mit dem beſten Willen ausſagen, was er eben um Alles nicht verrathen möchte. O der Magiſter führt auch ſeine Haſelruthen!

Oder — entdeckt Euch Euerm fürſtlichen Oheim, daß er kein Ketzergericht in Fulda halten laſſe, oder Euch ſchütze!

Wie, Ritter Konrad! Soll ich meinen gnädigen Oheim in die bedenkliche Lage bringen, daß dieſer unerbittliche Magiſter ſeinen ſtillen Hochmuth geltend machen und ſich mit ſeiner römiſchen Vollmacht einem deutſchen Fürſtabte überheben könnte? Nein, mein Freund, zu keinem von Beidem wird ſich auch mein Oheim verſtehen.

Aber, was denn thun, Hedwig? fragte er ängſtlich.

Nichts, gar nichts, Ritter. Wir ſtehen hier vor einer Verwickelung, wo der Menſch mit ſeinem berechnenden Verſtande nicht eingreifen, ſondern der Vorſehung die Hand laſſen ſoll. Laſſen wir gewähren! Eins nur mögen wir thun, Konrad: ich werde meine Helika entlaſſen, warnt Ihr den braven Esperle. Sie ſollen heimlich die Stadt verlaſſen und ſich in Sicherheit bringen. Die ſind am tiefſten verwickelt und ſchweben in Gefahr. — — Aber — dort ſucht uns die Großmutter. Kommt und laßt uns heiter ſcheinen!

Und wenn alle Auswege ſich verſperren, theure Hedwig, ſo gebietet über mein Schwert und Leben! rief Konrad feierlich.

Von Euch oder von Keinem würde ich ſolchen Ritterdienſt annehmen! erwiderte ſie; aber Euer Glück und Eure Zukunft ſind mir zu theuer, ſie in Gefahr zu bringen. Gegen dies mein Bekenntniß müßt Ihr mir geloben, nichts für mich ohne meine Zuſtimmung zu wagen. Eure Hand darauf!

Zögernd reichte Konrad ſeine Rechte hin!

Drittes Capitel.

Geſpannte Verhältniſſe.

Der Abt war mit ſeinen Gäſten nicht ſo heiter, wie man ſonſt von Prälatentiſchen zu kommen pflegt, vom Petersberge zurückgekehrt. König Raspe und Philipp von Ferrara waren einige mal hart aneinander gerathen. Jener, der ſich nicht ohne inneres Widerſtreben zur Annahme der Königskrone verſtanden hatte, wollte ſich nun auch in der neuen Macht und Würde befriedigt fühlen; wogegen der italieniſche Prälat, zu ſeiner Entſchädigung für die unterwürfigen und täuſchenden Ueberredungskünſte, die es ihn beim Landgrafen gekoſtet hatte, ſich als des Papſtes Legat überhob und es den König empfinden ließ, von wem und durch wen er die verſchenkte Krone trage. Da begegneten ſich denn in der Heftigkeit des Wortwechſels römiſche Dolchſtiche und thüringiſche Keulenſchläge zu ſtillem Verdruſſe des Abts, der mit zunehmender Misachtung Beider, Beiden untergeordnet, den Friedensſtifter machte und es doch mit Keinem verderben mochte. Deſto unachtſamer ließ er ſich gegen den Magiſter

Kurt gehen, der ihm gleich beim erſten Auftreten durch ſeinen demüthig thuenden Hochmuth und herzloſen Eifer unangenehm erſchienen war, und gegen deſſen verſtümmelten Begleiter — einen zugleich rohen und ſchmuzigen Menſchen — er ſeinen entſchiedenen Widerwillen kaum verbergen konnte. Anfangs achtete der Magiſter nicht darauf. Der Gedanke an ſeinen hohen Beruf und ſein Fanatismus gegen die Ketzer nahmen ihn zu ſehr ein. Aus dieſem Geſichtspunkt allein beobachtete er die Menſchen. Eiferſüchtig auf die Zeichen der Ehrerbietung und Unterwerfung war er blos gegen Niedere; den Höhern und Höchſten hielt er in ſeinem Stolz auf die päpſtliche Vollmacht ſich gleich, ebenſo wenig beſorgt, Aufmerkſamkeiten zu empfangen als zu erweiſen. Nur in ſeinem Berufseifer durfte ihm Niemand, auch kein Fürſt, entgegentreten; ſonſt überflügelte ſein Hochmuth alle geiſtlichen und weltlichen Würden.

Dieſe aller höhern Einſicht entbehrende Eiferſucht traf denn auch einmal den Abt in einer größern Verſammlung beim alten Hans von Kötſchau, zu der auch aus beſonderer Gunſt des Abts Ritter Konrad geladen war. Der Landgraf hatte ſich über ſeine Vorkehrungen zur Vernichtung der Hohenſtaufen ausgelaſſen, als Ferrara das Wort nahm. — Euch, Herr König, ſagte er, ziemt es ſo ſtrack und offen zu verfahren, wie Ihr es vorhabt; dazu habe ich des Heiligen Vaters Gewalt in Eure Hände gelegt. Aber es gibt noch andere Wege, ebenſo nachdrücklich zu wirken. Da muß man dem Volke die Fehler des Kaiſers und ſeines Sohnes, des Königs Konrad, möglichſt eindringlich ſchildern. Dazu habe ich denn auch meine Mönche bei mir. In der unruhigen Phantaſie wandernder Mönche führe ich ein unerſchöpfliches Rüſtzeug und Kriegsgeräth mit. Dieſe Kapuzenmänner drücken nicht nur die ſcharfen Pfeile ab, ſondern ſie ſchnitzen ſie auch. Das ſind die Helden, die beim Volke Schauer, Furcht und Widerwillen gegen das ketzeriſche Geſchlecht des Hohenſtaufen'ſchen Hauſes erwecken, und dir, o König, dein Reich erobern helfen. Andere wirkſame Mittel ſind es z. B. wenn man die Anhänger des Königs Konrad für unfähig zu Verträgen, zu Zeugenſchaften und Teſtamenten erklärt. Werden dadurch nicht alle menſchlichen und bürgerlichen Bande der Hohenſtaufiſchgeſinnten gelöſt, aller Lebensverkehr gelähmt?

Der Abt, der bei dieſer feinlächelnden Politik die unwillige Miene ſeiner Nichte und die entrüſtete Bewegung des Ritters Konrad bemerkte, konnte ſich nicht enthalten mit einem gewiſſen Nachdruck zu erwidern:

Inſofern bei ſolchen Maßregeln von des Heiligen Vaters Willen die Rede iſt, werden ſie unfehlbar wirken. In Deutſchland aber werden wir ſie doch nur mit größter Vorſicht anwenden dürfen. Denn bei der Grundehrlichkeit des Volks könnte die Wirkung gar leicht umſchlagen. Bei uns gilt nicht wie in Welſchland die Pfiffigkeit für eine abſonderliche Tugend, die ſtets Achtung einflöße; daher es leicht kommen könnte, daß der ſchlichte Mann mehr und mehr von ſeiner Ehrfurcht vor geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit fahren laſſe. Wirklich erleben wir ja ſchon, wie das Volk ſich ketzeriſchen Sekten zuwendet, die da lehren, daß Papſt und Geiſtlichkeit Beide in Todſünden lebten und keine Kraft mehr, Sünde zu löſen und zu binden hätten; daß die Franciscaner durch lügenhafte Predigten die Kirche verwirrten, und daß man ſich daher der altchriſtlichen reinen Lehre zuwenden müßte, um ſelig zu werden, wie in den Apoſtelzeiten. Dergleichen hat man gerade von den frömmſten Leuten gehört. Seht, ſo muß ja die Lehre der Ketzer reiner erſcheinen und Eingang finden, wenn die Gefäße, in denen die Heilslehre unſerer Kirche ausgeſpendet wird, von ſoviel Unrath überfließen.

Den Einwendungen des etwas betroffenen Ferrara kam der jähe Magiſter zuvor, indem er ausrief:

Ihr predigt da für einen Abt eine abſonderliche Weisheit! Ihr fürchtet, die vom Heiligen Vater gebilligten Wege möchten zu Ketzereien führen? Ei, hat Seine Heiligkeit ſolchen Fall nicht vorgeſehen? Wofür bin ich beſtellt, als die Ketzer zu vertilgen? Wer mag an meiner Vollmacht zweifeln und Ketzer fürchten, als ob ich nicht ſtark und wach genug wäre, ſie Alle zu erreichen! Ein offenes Uebel iſt beſſer denn ein verſtecktes. Alſo bin ich zur rechten Stunde hierhergekommen, ſintemal ſolche Meinungen, wie Ihr ſie kennt, ſelbſt bis zum Ohr des oberſten Hirten ungeſtraft vordringen. Aber ich rufe mit dem Propheten Heſekiel: „Der Ausrotter kommt; da werden ſie Frieden ſuchen, doch er wird nicht da ſein!“ — — —

Eine ſchreckhafte Stille war entſtanden. Ferrara lächelte verſchmitzt; dem Abte war die verzweigte Stirnader hoch geſchwollen, und er hielt mit Mühe an ſich.

Nach ſothanen Aeußerungen weiß ich nicht, fuhr der Magiſter fort, ob wir nicht zwiſchen Ketzern ſitzen und mit ihnen aus Einer Schüſſel tunken.

Mir ſcheint, ehrwürdiger Magiſter, Ihr ſeht die Geſpenſter jener Ketzer, die Ihr verbrannt habt, fuhr der Abt auf; redet Ihr doch auch von einer Schüſſel, die gar nicht da iſt.

Aber Euer Dienſtmann iſt da, erwiderte der Magiſter, der Ritter dort, der mir zum Trotz Konrad heißt, und hat den Waldenſer Langenſchwarz mit Gewalt zu befreien geſucht und ſich ſo der Ketzerei mitſchuldig gemacht.

Konrad war aufgeſprungen; der Abt aber rief:

Ruhig, Ritter Konrad! Hier ziemt mir zu reden. Der Dienſtmann da, Meiſter Kurt, iſt mein Pathe und heißt mir zum Wohlgefallen Konrad. Als er den ungetreuen Vaſallen ſeines Abts von Euch bedroht ſah, hat er ihn für mein Gericht in Anſpruch genommen. War ſeine Pflicht.

Die Ehre Gottes hat Vorrecht! ſchrie der Magiſter. Der Knecht iſt nicht höher als der Herr!

So iſt es! verſetzte der Abt. Drum hat auch mein Dienſtmann in ſeines fürſtlichen Abts Namen gehandelt, und Ihr ſollt mir ihn keinen Ketzer ſchelten, oder die Beſchuldigung gilt mir, und dann will ich mit dem ererbten Krummſtabe des heiligen Bonifaz, den Ihr geſtern geküßt habt, über Euch herkommen, und wir wollen unſere Vollmachten meſſen!

Aber dein Krummſtab, ſtolzer Abt, ſoll mir Niemanden ſchützen, den ich in Verbindung mit Waldenſern entdecke, und mag er dein Pathe oder dein Bruder ſein. Und ich werde Jedem, auch dem höchſten Fürſprecher mit Jeremias zurufen: „Du ſollſt für dies Volk nicht bitten, und ſie nicht vertreten vor mir; denn ich will dich nicht hören!“

Laßt unſern getreuen Abt, den erſten Konrad in unſerer Mitte, unangefochten, Ihr allzu eifriger Magiſter! gebot jetzt Raspe. Er wird Euch in Eurer Vollmacht des Heiligen Vaters allzeit und gegen männiglich unterſtützen, und auch hieran unſern königlichen Willen thun. Denn ich ſehe den Ketzer auch als Empörer wider die weltliche Gewalt an; ſintemal aller Gehorſam und Unterwerfung aus Einer Quelle fließt.

Der Abt beſchwerte ſich, wenn man ihn eines Mangels an Eifer gegen die Waldenſer beſchuldigen wolle. — Ich wünſche nur, ſagte er, daß der Eifer von Verſtand und Liebe geleitet werde, damit man den Irrenden rette und keinen Schuldloſen verdamme. Das iſt chriſtlich. Denn der Erlöſer iſt nicht gekommen, Verirrte zum Tode zu fodern, ſondern hat den Tod über ſich ergehen laſſen. Dies möchte Euch, Meiſter Kurt, zur Warnung dienen! Den eingebrachten Matthes habe ich wohl verwahrt. Verfolgt nun Eure Unterſuchung und richtet, wen Ihr ſchuldig findet! — — —

Der Landgraf ließ den Magiſter nicht mehr zu Wort kommen. Er erhob ſich und nahm den Abt bei Seite.

So war die widerwärtige Stimmung der Gemüther nur noch geſpannter geworden und drohte ſich noch zu ſteigern. Denn der Landgraf, der gern weitergezogen wäre, mußte die Vorkehrungen zu ſeinem Einzug in Frankfurt abwarten, und auch des Magiſters Ketzergericht verzog ſich dadurch, daß er noch durch ausgeſandte Mönche den unbekannten Waldenſern um Langenſchwarz nachſpüren ließ.

Während ſich Raspe mit dem Abt leiſe beſprach, war Ritter Konrad zu Fräulein Hedwig getreten. Wie ſie ſeine bekümmerte Miene bemerkte, vergaß ſie ihrer heimlichen Angſt, indem ſie ſagte:

Ich denke doch, Ritter, mein gnädiger Oheim hat heute Alles wieder gut gemacht, was er früher gegen Euch gefehlt.

O theure Hedwig, flüſterte er, ich denke eben nur an Euch!

Ja, Konrad, erwiderte ſie, meine Sorge hat ſich auch verdoppelt: die Beſchuldigung, die auf mich gebracht werden kann, trifft meinen Oheim vielleicht noch ſchwerer mit. Wie wird der erbitterte Magiſter triumphiren, wenn er des Abts Nichte vor ſein Gericht ziehen darf, und alſo in der That an deſſen Tafel mit Waldenſern in „Eine Schüſſel getunkt“ hat. Wie darf ich auf Verſtand und Liebe, die mein Oheim von dieſem Ketzerrichter fodert, nun noch zählen, da zum Fanatismus des leidenſchaftlichen Mannes auch eine Rache kommt, die er gegen den fürſtlichen Abt auftrumpfen kann! Mein Oheim und der Landgraf haben ſich gegen die Waldenſer erklärt: welche Fürſprache darf ich hoffen, wenn dieſer Matthes — Und die arme Helika! Das gute Mädchen will mich nicht verlaſſen, obgleich ſie ſchuldiger iſt als ich, denn ſie hat ſich mit ihrem Vater wirklich zu den Waldenſern gehalten.

Ihren Vater habe ich zu mir beſchieden, flüſterte Konrad. Und eben hat mir beim Namen Matthes der Himmel einen rettenden Gedanken eingegeben. Ich laſſe den armen Menſchen in nächſter Nacht entfliehen. Esperle ſoll ihn mit ſich nehmen!

Aber, Konrad, — bringt es Euch nicht in Verantwortung? erwiderte ſie mit freudigem Schreck; wobei doch ein Strahl der Hoffnung aus ihren ſchönen Augen leuchtete.

Nein, nein, Hedwig! antwortete er leiſe und haſtig. Ich werde ſchon Mittel und Wege finden, und mein ſelbſt dabei nicht vergeſſen. Das Glück, Euch zu retten, ſoll mich nicht unvorſichtig machen.

Hedwig faltete die Hände; ihr flehender Blick nach oben, ihr Lächeln für ihn, ſagte dem glücklichen Freund Himmel und Erde zu.

Der Landgraf brach auf. Konrad ſchloß ſich dem Gefolge ſeines Abts an.

Viertes Capitel.

Roſenkranz und Liebesbrief.

Der Spillingsthurm, in welchem Matthes eingethan ſaß, bildete die äußerſte Ecke in der Umfaſſungsmauer der Abtsburg. Er war von einer altabgebrochenen Kemnate ſtehen geblieben, und aus Unbeſtimmtheit ſeiner Verwendung in ziemlich verödetem Zuſtande belaſſen worden. Eine ſchmale Thüröffnung, die ihn einſt mit dem abgebrochenen Bau verbunden hatte, war noch nicht einmal zugemauert. Einige kleine Räume, ehemalige Stuben, dienten zur Verwahrung von Geräthſchaften und aushülfsweiſe zu eiligen Verhaften oder auch zu leichten Gefängniſſen. In einem derſelben war Matthes untergebracht, und da das hoch über dem Hof und der Gaſſe befindliche Fenſter dieſes Gemachs auch noch vergittert war, ſo hatte man ihn ohne andere Bewachung gelaſſen, als die den Burgknappen für den Thurm ohnehin oblag.

Darauf rechnete Konrad, als er unterwegs zur Abtsburg dem Abte vorſtellte, daß man dem Gefangenen, der morgen vor den ſtrengen Magiſter geſtellt werden ſolle, mit einem beſſern Imbiß und einem Krüglein Wein vor ſeiner vielleicht letzten Nacht eine Wohlthat thun möchte.

Er hatte ſich — in der Aufregung ſeines Vorhabens vielleicht zum erſten mal etwas argliſtig — dieſen Vorwand ausgedacht, um den Gefangenen, ohne daß es auffiel, zu beſuchen. Wie erwartet, fand er auch den Abt nach ſeinem Verdruß mit dem Magiſter zu einer Vergunſt für den Verfolgten deſſelben geſtimmt, und erhielt die vorgeſchlagene Bewilligung.

Nachdem er darauf mit Göperle das Weitere verabredet hatte, begleitete er nach angebrochener Dämmerung den Knappen, der aus der Burgküche den Nachtimbiß trug, zum Thurme.

Matthes, von Leiden und Angſt erſchöpft, ſaß auf ſeinem Lager. Der Ritter ſprach ihm Muth zu, bis der Knappe die Stube verlaſſen hatte. Dann holte er raſch aus dem nächſten Behälter ein altes Brecheiſen herbei, verſteckte es in einer Ecke und ſagte leiſe und haſtig:

Matthes, halte dich die Nacht munter. Gegen 12 Uhr hebſt du mit dieſem Eiſen die Kloben der Thür aus, und ſo wie's von der Stiftskirche Mitternacht ſchlägt, ſchleichſt du die Wendeltreppe hinab bis zur Fenſteröffnung rechts. Hier wird eine Leiter angeſtellt ſein, und du machſt dich ſchnell hinunter in die Gaſſe. Unten wartet Göperle; dem folgſt du, wohin er dich führt. Es gilt deine Flucht und Sicherheit. Das Brecheiſen mußt du ja nicht zurücklaſſen, ſondern mitnehmen, damit man nicht dahinterkomme, daß dir Hülfe aus der Burg gebracht worden iſt. Iß jetzt, trink' und ſei gutes Muths! —

Mit dieſen Worten eilte Konrad dem Knappen nach.

der unten wartete, und ſchickte ihn zurück, um die Stube und das Thurmpförtchen ſorgfältig zu verſchließen. — —

Am andern Morgen, während die Volksmenge nach der Peſtſäule unterm Bergkloſter ſtrömte, die Predigt des Magiſters zu hören, und den zwanzigtägigen Ablaß des Papſtes zu gewinnen, wandelte Hedwig im Hausgarten, mit ihren Blumen beſchäftigt. Sie hoffte, Konrad würde kommen, ehe Agnes aus der Meſſe zurückkehre, die ſie keinen Tag verſäumte, und wo Manegold ihrer gewöhnlich wartete. Allein der Ritter blieb aus, und Agnes war die Erſte, die ſpäter als ſonſt und ungewöhnlich bewegt erſchien. Sie warf ſich an Hedwig's Bruſt, und in Thränen ausbrechend rief ſie:

Nun iſt er aber verloren, herzliebſte Hedwig! Rathe, wie wir ihn retten!

Konrad? Oder nein! Du meinſt Matthes? fragte Hedwig erſchrocken.

Manegold, *ihn* meine ich! fuhr Agnes fort. Es war heute eine ſo kurze Meſſe, und — nun ja, ich will dir geſtehen — ich hoffte ihm zu begegnen, als ich durch die Gaſſen ging. Ach! aber wo ſollte ich ihn finden! Ich kam an Gaſuto's Kaufladen vorüber und — du weißt, ich wollte mir einen der Roſenkränze kaufen, die vom Heiligen Vater ſelbſt geweiht ſind, und die man jetzt auch zum Schmuck um den Hals trägt. Und denke dir, Hedwig! — wie ich in den Laden trete, erblicke ich durch die offene Zwiſchenthür im Hinterſtübchen Manegolden. Auch er erblickte mich und ſchlüpfte raſch hinter den Bettvorhang. Mußte mich das nicht erſchrecken? Wäre er nur gleich herausgekommen und hätte mir in ſeiner heitern Weiſe wählen und kaufen helfen: ich hätte nichts dabei gedacht. Aber daß er ſich verſteckte —! Und wie ich das lächelnde Weib anſah — da erſchrak ich in mein ſtockendes Herz hinein. Gaſuto war nicht zu Haus. Er hat heute ſeinen Stand vor dem Paulsthor, unter'm Frauenberg. Sie iſt recht hübſch, aber keck in Manieren, und — denke dir! — trägt Bänder in den Haaren und durchbrochene Aermel, was an allen chriſtlichen Orten verboten iſt. Und du hätteſt ſie ſollen lächeln ſehen, wie ich ſo erſchrocken war und kaum ſagen konnte, was ich wollte, und wie höhniſch ſie nach der Seitenthür ſchielte, als wüßte ſie wohl, warum ich ſo — O er hat mich verrathen!

Sie konnte nicht weiterreden; ſie preßte ihr Geſicht an Hedwig's Buſen und weinte aus ſtöhnender Bruſt.

Hedwig ſprach ihr zu, und ſuchte ſie zu beruhigen. — Was können wir thun, beſte Agnes? ſagte ſie. Wenn wir auch Alles wagen wollten, könnten wir denn dahin nachgehen, wohin ſich ein lieber Freund verirrt? Ich habe dir erzählt, wie erſchüttert er von dem Misgeſchick ſeines Lehnsherrn und Gönners, des Grafen Sayn war. Ich dachte auch, er wäre zu ihm geeilt, ohne nur Abſchied zu nehmen, da ich ihn einige Tage nicht geſehen. Sieh', liebe Agnes, meine Vorſtellungen haben nicht vermocht, ihn zu etwas zu bewegen, wofür doch ſein Herz ſchlug: ſollten wir ihn zurückhalten können, wohin es ihn treibt? Am Ende betrübſt du dich auch mehr, als vielleicht nöthig iſt. Wer weiß, welch ein heimlicher und doch gerade nicht unerlaubter Scherz ſich hinter ſeinem

Benehmen verſteckt. Auch hat die Krämerfrau wol nicht gelächelt, weil ſie von dir und Manegolden weiß, ſondern ob du etwas von ihrem Beſuch bemerkteſt. Und — was können wir mehr, beſte Agnes, als abwarten, und uns danach mit Unbefangenheit benehmen?

O ja, Hedwig, Eins kann ich noch, rief das getröſtete Fräulein: für ihn beten, den Himmel für ſeine Rettung beſtürmen. Hat mich nicht eine höhere Hand geführt, als ich dort einen Roſenkranz ſuchte, wo mein Gebet ſo noththut?

Sieh', das iſt ein recht erhebender Gedanke! erwiderte Hedwig etwas zerſtreut, weil ſie Konraden herankommen ſah. Aber dort kommt Ritter Konrad. Geh', laß dich nicht mit dieſen verweinten Augen ſehen!

Agnes entfernte ſich abſeits, und Hedwig, der es aus andern Abſichten lieb war, Konraden allein zu ſprechen, ging ihm einige Schritte mit der Anrede entgegen:

Nun, Ritter Konrad, Ihr ſeht mir nach einer gelungenen Sache aus, ſcheint mir?

So iſt es, theure Hedwig! antwortete er. Alles iſt gut abgelaufen, und Matthes wird ſchwer zu finden ſein, da ich ſelber nicht weiß, wohin Esperle ihn geflüchtet hat. Man kann ſich drüben in der Burg die Flucht nicht recht erklären; mein gnädiger Abt aber konnte ſeiner heimlichen Zufriedenheit darüber kaum Hehl haben. Es mochte ihm wol als ein Trumpf gegen den Magiſter ganz recht ſein.

Ach, lieber Freund, erwiderte ſie mit lächelndem Bedauern, wenn er nur den leidenſchaftlichen Mann nicht reizt. Wer weiß denn, was Der noch auf ſolchen Trumpf auszuſpielen hat.

Geſtimmt wäre er freilich das Aergſte zu thun, verſetzte der Ritter. Euer gnädiger Oheim ließ ihm nämlich durch mich die unglückliche Flucht melden, vielleicht abſichtlich den Verdruß durch eine ihm verdrießliche Perſon. Wenigſtens lachte er, als ich ihm das bemerkte, aber ließ es dabei. Ihr könnt Euch denken, wie freundlich der finſtere Eiferer mich und meine Neuigkeit aufnahm. Aber meine heimliche Freude machte mich unverdroſſen gegen ſeine Heftigkeit. Ja, ich gewann ihn zuletzt durch den Vorſchlag, dem Flüchtling und ſeinen etwaigen Helfern durch den Vicedom nachſpüren zu laſſen. Der Magiſter war eben im Begriff ſeine Feldpredigt zu halten, und befahl mir, das Weitere deshalb alsbald zu beſtellen. Ich muß nun aber zuerſt bei meinem gnädigen Abt anfragen, und bin nur gekommen, Euch die beruhigende Nachricht zu geben.

Habt Dank, mein lieber Freund, lächelte ſie mit dargebotener Hand. Hoffen wir, daß kein tückiſcher Rückſchlag erfolge, und ich des Glückes froh bleibe, Euch zum theilnehmenden Mitwiſſenden meines unglücklichen Abenteuers zu haben!

Zwiſchen dieſen ängſtlichen und verdrießlichen Stimmungen der letzten Tage hatte der junge Graf von Beichlingen nichts verſäumt, ſich bei Hedwig in Gunſt zu ſetzen. Mit ſanfter Gemüthsart und einem recht angenehmen Aeußern verband er edeln Sinn und einnehmende Manieren. Wenn etwas Schroffes in ſeinem Weſen lag, ſo war es in Folge ſeiner religiöſen Erziehung eine Voreingenommenheit für das kirchliche und für das römiſche

Intereſſe. Vielleicht, daß von ihm ſelbſt unberechnet ein Zug des Ehrgeizes darunter lag; wenigſtens hatte er ſich dadurch die Gunſt und die lockendſten Zuſagen des päpſtlichen Legaten Ferrara erworben, und ſprach von ſeiner Zukunft.

Hedwig, die wohl wußte, wie ſehr ſeine Abſichten von den Großältern und dem Abte unterſtützt wurden, erwies ſich dem artigen Bewerber in einer Weiſe aufmerkſam und heiter, zugleich aber ſo gemeſſen, daß die Familie die beſte Hoffnung, der junge Graf ſelbſt aber keinen rechten Muth zur Erklärung faſſen konnte. Ihre Abſicht dabei war, eine für ſie ſelbſt und für den ſonſt edeln Mann ſo unangenehme Erklärung, als in ihrem Herzen fertig lag, wenigſtens ſolange wie möglich hinauszuſchieben, in Hoffnung, daß vielleicht ein Ereigniß von außen her löſend dazwiſchenträte.

Der Landgraf, der ſich vorgeſetzt hatte, durch perſönliche Bewerbung für ſeinen Günſtling den Ausſchlag zu geben, hatte bis jetzt nur auf einen Wink des jungen Grafen oder auf einen günſtigen Anlaß gewartet. Nun aber ergriff er, wie das wol zu geſchehen pflegt, gerade einen ungeſchickten Augenblick zu ſeinem Vorhaben.

Der Abt hatte nämlich am Nachmittage der Flucht des Matthes ſeinen hohen Gaſt zu einem Beſuche der Priorin und des Kloſters auf dem Frauenberge geführt. Hedwig und Agnes, begleitet vom jungen Grafen und vom Ritter Konrad, waren im Gefolge. Während ſie oben im Kloſtergarten des reizenden Ausblicks genoſſen, hatte Gaſuto, an deſſen Bude ſie vorübergekommen waren, ſchnell das Koſtbarſte, was er feilzubieten beſaß, aus der Stadt herbeigeholt und hoffte auf dem Rückwege der Herrſchaft ein Geſchäft zu machen.

Sein Waarenlager bot gerade keine ungewöhnlichen Koſtbarkeiten und überhaupt wenig Auswahl. Das Geſchäft diente ihm nur zum Deckmantel geheimer Anſchläge und Umtriebe reicher oder fürſtlicher Perſonen, denen er ſich durch ſeine verſchmitzte Geſchicklichkeit zu empfehlen wußte.

Jetzt ſtand er im Solde des würzburger Biſchofs, um den heimlichen Verkehr deſſelben mit ſeiner gefangenen Freundin zu beſorgen, daneben die Vorgänge in Fulda auszukundſchaften und womöglich einen Anhang zu Gunſten des Würzburgers anzuzetteln. Dieſen Anhang ſuchte er unter den Bürgern und dem unzufriedenen Adel; wobei ihm ſeine Frau mit den Künſten einer ehemaligen Prälaten-Courtiſane als Lockvogel diente.

Heute, wo der Ausgang des Landgrafen viel müßiges Volk vor das Thor gezogen hatte, ſuchte Gaſuto die Menge durch Vorzeigung einiger Seltenheiten um ſeine Bude zu verſammeln. Er brachte es auf das luſtige Leben in Würzburg, und erzählte von den Schätzen und der Freundlichkeit des Biſchofs Hermann, von den Feſten, die er dann und wann der Bürgerſchaft gäbe, von dem Erwerb, den Alle durch ſeine Freigebigkeit hätten. — — Als ich mich jüngſt eine kurze Zeit dort aufhielt, ſagte er, hieß es, der Biſchof wolle eine Pilgerfahrt hierher zum Grab des heiligen Bonifaz thun und Freundſchaft mit euerm Abte ſchließen. Den Würzburgern durfte man aber nicht viel davon reden: ſie fürchteten, ihr Biſchof könnte eurer Stadt zu viel Vortheil zuwenden, oder Gefallen an der ſchönen Gegend finden. Ich zweifle auch nicht, die Würzburger ſind ſchuld, daß der Streit noch nicht beigelegt iſt. Sie verbreiten durch Pilger falſche Nachrichten unter euch, weil ſie euch den Vortheil einer Ausſöhnung und eines Beſuchs ihres Fürſten nicht gönnen.

Möglich, meinte der Bürger Einer, daß der Herr Biſchof, wenn der Friede zu Stande kommt, die Frau Gräfin Richenza abholt. Die iſt doch kein Artikel, den ſich unſer geſtrenger Abt beim Frieden aushält wie die Weideplätze auf der Hohen Rhön.

Wenn er wüßte, wie günſtig ihm die hieſigen Bürger ſind, flüſterte Gaſuto, käme er vielleicht unerwartet vor dem Frieden, um ſeine Freundin zu entführen. Das wär' ein Spaß in ſeinem luſtigen Geſchmack, und würdet ihr Alle nichts dabei verlieren. Möglich, daß die Dame ſich für euch in einen Geldſack verwandelte, ſchwerer als ſie ſelber iſt. —

Während darüber ein lebhafter Wortwechſel entſtand, wie ein ſolcher Streich trotz der Stadtbefeſtigung geſchehen oder nicht geſchehen, und was dabei herauskommen könnte, verſtand es Gaſuto, allerlei Winke fallen zu laſſen. Er wußte ſeine Ungewandtheit in der Sprache zu benutzen, um durch ſchlaues Misverſtehen und alberne Fragen ſeine Leute auf Gedanken und Erwartungen zu bringen, die er nicht geradezu ausſprechen mochte, und die er dann, als aus ihrem Munde vernommen, mit Verwunderung anerkannte.

Dieſe ſonderbare Verhandlung ward durch eine junge Bäuerin unterbrochen, die hübſch und mit blöder Gemüthsunruhe ſich gegen die Sprechenden herandrängte und einen um den andern anſah, ängſtlich, zu welchem ſie Vertrauen faſſen möchte. Endlich fragte Gaſuto, der ſie eine Weile beobachtet hatte, was ſie ſuche.

Auf dieſe Frage brach die Dirne in Weinen aus. Man ſprach ihr Muth ein, und ſie rief endlich ſtöhnend:

Ich will zum armen Matthes, den ſie hierhergebracht haben und verbrennen wollen. Ich bin Grete, ſeine Verlobte, und er iſt ein ehrlicher, rechtſchaffener Menſch, der mich immer chriſtlich geliebt hat, und iſt kein Waldenſer. Er iſt unſchuldigerweiſe ſo hart geſchlagen worden und hat aus Schmerz Dinge geſagt, die nicht wahr ſind. Sie müſſen ihn herausgeben.

Man ſuchte ſie zu tröſten; Andere fanden aber ihren Spaß daran, ſie zu ängſtigen. — Dein Matthes mag ein rechtſchaffener Chriſt ſein, ſprach Einer; er kennt aber die Ketzer ſehr genau, die beim alten Herrn in Langenſchwarz nächtlicher Weile aus- und eingegangen ſind. Und da hat er eine bitterböſe Bekanntſchaft. Das ſind Pechfackeln der Hölle, dieſe Waldenſer, und wenn ſie angehen, kann dein Matthes mitverbrennen in aller Unſchuld.

Aber er kennt ſie nicht! rief Grete, aufs neue in Thränen ausbrechend. Sie kamen vermummt in die Burg, und er hatte blos das Pförtchen aufzumachen. Ich hab' einmal bei ihm geſtanden und weiß es. Sie haben dazumal Waldus gerufen und ein Waldfräulein geopfert.

Heiliger Gott! Seht ihr, was ſie für entſetzliche Dinge treiben! riefen Einige. Das ſind Blutmenſchen! Gott ſegne den Magiſter von Marburg! Er ſoll uns von den Waldenſern befreien. Wißt ihr ſchon, daß ſeit dem neuen Ketzerthum die Kinder nur 20 bis 22 Zähne bekommen?

Viele lachten laut, aber ein Greis, ſeinen Stab erhebend, verſetzte:

Braucht nicht zu lachen! Gott ſtraft an Kindern und Kindeskindern die Sünden der Menſchen. Es können ja die Glaubenszähne ſein, die nicht mehr ausbrechen wollen. Hat man nicht auch Weisheitszähne? Und die Ketzer, hör' ich, laboriren wirklich an hagern, hohlen Wangen, wodurch es kommt, daß ſich ihr Mund immer mehr zuſpitzt, um die Kröte zu küſſen. So greift in der Welt Alles ineinander.

Frau Wilwirk hatte ſich hervorgedrängt, faßte das Mädchen am Arm und ſagte:

Komm, armes Ding, ich will dich zurechtführen, wo dein Matthes ſitzt.

Halt da! traten Einige dazwiſchen. Laß dich von der Perſon weg, Grete! Mit dem Kienholzſpan wird's Feuer angemacht, wenn's an die Waldenſer geht.

Man drängte ſie zurück, und Gafuto rief den Nächſtſtehenden zu:

Man muß die Bäuerin feſtnehmen. Wißt ihr noch nicht, daß der Matthes entflohen iſt? Ja, letzte Nacht. Man hält's noch geheim. Auf! Man muß ſeine Geliebte dem Magiſter überliefern. Hört ihr, Bürger? Der Graf Ziegenhain —

Im Augenblick, wo er verſtummte, weil er ſich zu verrathen erſchrak, hörte man eine grelle Stimme rufen: Es lebe der König! Platz Seiner Hoheit!

Es war Frau Wilwirk, die den Schrei that, ohne

Zweifel, um die Aufmerkſamkeit der Menge abzulenken. Denn der Landgraf, der mit dem Abt und Gefolge zurückkam, war noch eine ziemliche Strecke fern. Wirklich wich Alles auseinander; Gafuto ſelbſt ſtürzte aus ſeiner Bude, um mit unterwürfigen Geberden den Fürſten zur Beſichtigung ſeiner Waaren einzuladen.

Dieſer drängenden Bewegung des Volks verſah ſich Frau Wilwirk, um Greten am Kleide zu zupfen und mit ſich fortzuwinken. Wie ſie ſo langſam ſich aus dem Gedränge zurückzogen, ſtießen ſie auf Ritter Konrad, der hinter dem Landgrafen zurückgeblieben war.

Der Ritter, diesmal weniger von der Anſprache des Weibes, als wegen Deſſen betroffen, was ſie ihm von der Bäuerin berichtete, warf einen vorſichtigen Blick auf die Umgebung, und ſagte dann leiſe und dringend:

Bringt die arme Dirne ſchnell fort, aber unvermerkt! Rettet ſie in Eure Behauſung und fragt beim Waffenſchmied weiter an. Dein Matthes, Mädchen, iſt geflüchtet! Mach, daß du fortkommſt! — —

Im Fortgehen flüſterte er noch: Habt Dank, Frau Wilwirk.

Inzwiſchen war der Landgraf an die Bude getreten und hatte auf ſeine rauhe Weiſe bemerkt, da ſei eben keine große Herrlichkeit zu finden, und habe er bei Meiſter Butterkraz, wie ſolcher durch Eiſenach gekommen, ganz andere Koſtbarkeiten geſehen.

Das iſt ein reicher Händler, Hoheit! erwiderte der Welſche. Aber einen werthvollern Roſenkranz als dieſen da hat er doch ſchwerlich gehabt. Seht nur die geſchmackvollen Körner da von Korallen! Die Vaterunſerkörner als offene Röschen, die Ave=Mariakörner als Roſenknöspchen geſchliffen, — ein rechter Roſenkranz, Hoheit! Und die Steine da auf dem Kreuze, woran das Glaubensbekenntniß gebetet wird, ſind echte Edelſteine, ſo viele als Glaubensartikel. Und hier das verſteckte goldene Häkchen —

So? fiel Raspe ein, hat der Glaube noch ein Häkchen?

Das iſt, Hoheit, weil die Frauen ſolche Betſchnüre zugleich wie Halsketten zum Schmuck tragen, und der Haken dient dazu, ſolch ein Halsband in der Kirche zum Beten leichter abzunehmen und wieder umzuknüpfen.

Ach! lachte der Abt, eine verdienſtliche Einrichtung, daß man die Sünde der Eitelkeit an ſelbem Ding abbeten kann, womit man ſie begangen! Das hätte ſich der heilige Dominicus nicht träumen laſſen!

Der Landgraf hatte den Roſenkranz mit überlegendem Lächeln betrachtet, und überreichte ihn jetzt an Fräulein Hedwig mit den Worten:

Nehmt ſolchen frommen Schmuck, ſchöne Hedwig, und tragt ihn uns zum Andenken!

Und als Hedwig das Geſchenk nicht ohne befangenes, überlegendes Zögern angenommen, ſetzte er mit ſchalkhaftem Lächeln hinzu:

Unſer lieber Graf Sigmund knüpft noch ſeine zärtlichen Herzenswünſche an die geweihte Schnur. In ſeinem Namen und Sinn will ich Euch dies Andenken zugeſtellt haben, ſintemal er uns zu ſolcher Fürſprache angerufen hat.

Ich hab' ein ſo königliches Geſchenk aus Euern

Händen angenommen, Hoheit, verſetzte ſie etwas geſpannten Tons, und nur um daran für Euer wahres Glück zu beten.

Jetzt trat der junge Graf heran und ſprach mit beſcheidener, ja mit ſehr befangener und etwas geſuchter Artigkeit:

Wollet doch, holdſeliges Fräulein, dieſer geweihten Kette die doppelte Beſtimmung gönnen, daß ſie in betender Hand meines königlichen Herrn Glück, und auf Eurer edeln Bruſt eines Euch ergebenen Herzens Hoffnung feſſele!

Um ſo mehr vielleicht, als Hedwig bis jetzt jeder noch ſo leiſen Annäherung des jungen Mannes mit aller Behutſamkeit ausgewichen war, fand ſie ſich nun von einer ſo unvermutheten Bewerbung vor der gaffenden Menge aufs unangenehmſte überraſcht. Sie fühlte ſich wie überliſtet. Und indem ſie auch mit einem flüchtigen Blick Ritter Konrad's unruhiges Hin- und Herſehen auf die Umſtehenden bemerkte, konnte ſie kaum an ſich halten. Ihr Ton hatte daher etwas Bebendes, als ſie erwiderte:

Vergebt, Herr Graf! Eines jungen Helden Herz, das ſo bedenklichen Kämpfen entgegenzieht, darf in keinerlei Feſſel wandeln. Drum denk' ich auch dies geweihte Band, um ſeine Kraft und Wirkung nicht zu zerſplittern, niemals als Schmuck zu tragen, ſondern nur daran für Euern noch unmündigen Ruhm und Euers gnädigen Gönners Glück zu beten. Und — damit Ihr ſeht, wie fleißig ich daran beten werde, will ich meinen bisher gebrauchten Roſenkranz alsbald von mir thun und nur dieſen, ſo koſtbar er iſt, für alle Tage am Gürtel tragen.

Und indem ſie mit haſtigen Händen einen einfachen Roſenkranz von ihrem Gürtel löſte, ſetzte ſie hinzu:

Ritter Konrad, ich bin Euch in letzter Zeit, bei der mir zugefügten Unbill des Grafen von Ziegenhain, ſoviel Dank ſchuldig geworden, und — Eure fromme Geſinnung iſt neulich im Beiſein Seiner Hoheit von dem allzu eifrigen Magiſter ſo laut angefochten worden, daß ich Euch zu Dank und Prüfung Eurer Rechtgläubigkeit auferlege, meinen Roſenkranz bei Euch zu führen. Da! und möge er Euch ein Amulet wider alle Anfechtungen ſein!

Wie ſie dem Ritter entgegentretend den abgenommenen Roſenkranz hinreichte, riß ihn der Landgraf raſch an ſich, mit den Worten:

Ich muß ein ſo theures Amulet haben! Es ſoll mir den Sieg über meine Feinde verbürgen.

Mein gnädigſter Herr, ſagte Konrad raſch und entſchieden, — mir iſt das Geſchenk beſtimmt.

Und iſt mir geworden! fuhr ihn Raspe an. Fräulein Hedwig hat die Bedeutung eines ſolchen Dankes nicht bedacht, der angeſichts meines lieben Grafen Sigmund auf deſſen Anſprache gegeben wird.

Hocherröthend verſetzte Hedwig: Was ich gethan, hoher Herr, iſt mit allem Bedacht geſchehen. Ich meine, Herr König, eine adelige Jungfrau dürfe noch eher verdienten Dank öffentlich geben, als unverdiente Bewerbung vor aller Welt empfangen.

Ich bitte alſo Eure Hoheit um Das, was mir nicht mit Recht vorenthalten werden kann, ſagte Ritter Konrad mit Verneigung.

Nicht mit Recht, ſagt Ihr? So ſei's mit Gewalt! rief der Landgraf und ſtampfte mit dem Fuß. Der hochwürdige Abt mag ſeinen verdienten Dienſtmann belohnen.

Gewalt iſt alſo die Loſung der neuen deutſchen Krone! entgegnete Konrad und trat zurück.

Still, Herr Ritter! wendete Hedwig lebhaft ein. Der gnädigſte Herr hat Recht: ich hätte meinem hochwürdigen Oheim Lohn und Dank anheimgeben ſollen. Und damit er deſſen nicht vergeſſe, will ich Euer Andenken, Hoheit, in ſeine Hand niederlegen — zur Erinnerung.

Raſch und ehe der verlegene und mit ſich ſelbſt uneinige Abt ſich deſſen verſah, hatte ihm Hedwig Raspe's Geſchenk in die Hand gelegt und trat mit edler Haltung bei Seite.

Alle empfanden jetzt die Verlegenheit dieſes öffentlichen Auftritts. Eine verbitterte Stille war entſtanden, die ſich aber glücklicherweiſe nach einigen Augenblicken durch eine Bewegung unter der Menge löſte. Dieſe wich nämlich ehrerbietig auseinander, und man ſah zwei ſehr verſchieden ſich darſtellende Mönche herankommen, die Ritter Konrad mit Ueberraſchung für den Prior aus dem Kloſter bei Ziegenhain und für den Hausmönch des alten Grafen erkannte.

Während der Prior mit gutem Anſtande ſich dem Abte näherte und über ſeine Ankunft erklärte, war der Andere verlegen und unbeholfen zurückgeblieben, bis Ritter Konrad an ihn herantrat, und er an deſſen Gruß und Anrede einen gewiſſen Halt gewann. In dieſer Zufriedenheit hielt er auch nicht lange mit dem Geſchäft zurück, wegen deſſen ſie gekommen waren. — Der Herr Prior, ſagte er, ſoll zuvörderſt den Herrn Grafen entſchuldigen, daß er noch nicht hat geziemenden Gehorſam leiſten können, von wegen der Wunde, die Ihr ihm verſetzt habt, Herr Ritter.

Darüber müßt Ihr mir ein andermal das Genauere berichten, guter Pater, flüſterte Konrad; ich habe ihn nur vom Pferde ſinken ſehen, aber — Ihr wißt ja in welch entſetzlichem Augenblick, und konnte mich nicht um meinen getroffenen Gegner kümmern. Aber blos deshalb kommt doch wol der hochwürdige Prior nicht mit Euch hierher — ein geiſtlicher Herr in ſolch weltlicher Sache? Ihr habt wol noch andere Aufträge? Nicht wahr?

Ihr habt's errathen, antwortete der Mönch mit einer gewiſſen ſcheulächelnden Vertraulichkeit. Ich will es Euch sub sigillo caritatis mittheilen, Herr Ritter, da Ihr mir zumal eben recht kommt zu einem Gegendienſt. Ich muß nämlich Fräulein Hedwig von Malkos insgeheim ſprechen, ehe und bevor der Herr Prior ſeine Bewerbung um des Fräuleins Hand für den Herrn Grafen an den Mann bringt, heißt das an den hochwürdigen Abt oder nach Umſtänden an das Fräulein ſelbſt. Ich habe ein paar Zeilen an das gnädige Fräulein, von denen der Prior ſelbſt nichts weiß und die des beſagten Fräuleins freundlichen Willen beſtimmen ſollen, den Herrn Prior ja mit keinem abermaligen Korbe zu beſchweren. Und nun ſagt mir, edler Herr, wie ich wol ſothanes Brieflein, mit anſtändiger Heimlichkeit gegen den Prior, übergeben möge?

Haltet Euch zu mir, Pater Lorenz! antwortete Konrad, als eben vor ihnen eine Bewegung entſtand.

Der Landgraf brach auf und wandelte zwiſchen dem Abt und dem Prior der Stadt zu. Da der junge Graf Beichlingen Miene machte, ſich an Hedwig anzuſchließen, ſo eilte Konrad, ihr den Pater vorzuſtellen. Der Graf hielt ſich nun zu Fräulein Agnes, und Konrad mit dem Pater nahmen Hedwig in die Mitte.

Unterwegs ſagte der Ritter nicht ohne ein geheimes Bangen:

Pater Lorenz hat ein Brieflein des ziegenhainer Grafen, das er Euch insgeheim zuſtellen ſoll.

Ich habe nichts mit dem Grafen, zumal nichts Heimliches! fiel Hedwig entſchloſſen ein.

Der Mönch, in brennender Unruhe, verſetzte darauf:

O mein hochedles Fräulein, das Brieflein müßt Ihr empfangen. Es hängt Euer eigenes Wohl davon ab. Wiſſet nur, der hochwürdige Prior kommt mit einer feierlichen Werbung um Eure Hand für den Grafen, und was in dieſen Zeilen ſteht, ſoll Euer Ja oder Nein beſtimmen, — vielmehr Euer Ja. —

Das Ja oder Nein iſt ſchon beſtimmt, guter Pater, — vielmehr das Nein! antwortete ſie.

O nein, Fräulein! verſetzte der Mönch leiſe und dringlich. Ihr werdet Eure Willensmeinung ändern, wenn Ihr das Geheimniß dieſes Briefleins kennt. Da, da! Nehmt mir's ab!

Glaubt Ihr, edle Hedwig, daß Ihr Euch etwas vergebt, ſo Ihr das Brieflein nehmt? fragte Konrad mit beſorgter Miene.

Hedwig, von dieſer Miene betroffen, entgegnete:

So nehmt Ihr's, Herr Ritter, und ſeht zu, ob es anſtändig für mich abgefaßt iſt. Sonſt gebt's dem Vater zurück!

Der Vater zögerte jetzt, es zu geben. — Ich weiß nicht, ſagte er, ob ich das darf. Meine Weiſung lautet an das Fräulein. —

Macht keine Umſtände, Vater! ſagte Konrad und nahm ihm das Briefchen aus der Hand. Ihr hört ja, wie's das Fräulein nur durch mich annehmen will.

Indem er nun das Wachs erbrach, blieb er einen Schritt hinter Beiden zurück und las:

„Hochedles, geliebtes Fräulein Hedwig!

In Unterſtellung, daß Ihr in jener Sonntagsnacht neben dem nun gerichteten alten Ketzer am Tiſche der Waldenſer in der Burg zu Langenſchwarz Euch wegen des Korbes auf meine frühere Bewerbung eines Beſſern beſonnen, entbiete ich Euch freundlichen Gruß durch den Prior unſers Kloſters, dem Ihr auf ſeine fromme, abermalige Werbung für mich von wegen meiner langtragenden Liebe zu Euch ein huldvolles Jawort nicht verſagen wollt. In Eurer Liebden ſchöne Hand will ich dann mein Euch wohlbewußtes Geheimniß, wovon der Prior ſelber zur Zeit noch nichts weiß, getroſt niederlegen. So aber Euer trotziges Gemüth nicht gewillt wäre, das Geheimniß des Liebesmahls einzulöſen, iſt Vater Lorenz angewieſen, ſolches an den Magiſter Konrad abzuliefern, damit ich es von meiner armen Seele loswerde.

Berthold, Graf zu Ziegenhain.“

Konrad war erblaßt. Er bebte wie von Fieberfroſt; er war keines beſonnenen Gedankens mächtig.

Nun, Herr Ritter? rief Hedwig zurückblickend. — Um Gott, wie ſeht Ihr verſtört aus! Iſt es von dieſem Schreiben?

Freilich müßt Ihr's leſen, Hedwig! ſtotterte er. Aber erſt auf Euerm Cloſet.

Fünftes Capitel.

Abt und Nichte.

Der Seelenzuſtand, worin Hedwig nach einer ſchlafloſen Nacht ihre Lage betrachtete, läßt ſich in ſeiner ganzen ängſtlichen Rathloſigkeit denken. Nur über Eins war ſie, nach wie vor dem Brief, einig mit ſich ſelbſt: die Bewerbung eines Mannes abzuweiſen, der ſeine gehäſſige Rohheit aufs neue in einer Weiſe an den Tag gelegt hatte, die den ganzen Stolz einer edeln weiblichen Seele ſelbſt gegen die bedenkliche Drohung aufrufen mußte.

Daß Graf Berthold dieſe Drohung ausführen werde, bezweifelte ſie ſo wenig, als den leidenſchaftlichen Eifer des Ketzerrichters, der jetzt, wie ſie ſchon befürchtet hatte, einen Trumpf in die Hände bekam, womit er die ihm ausgeſpielte Flucht des Matthes überbieten und die ſtolze Fürſtlichkeit des Abts mit einer höhern Vollmacht demüthigen konnte. Und durch nichts und Niemanden würde er ſich aufhalten oder mildern laſſen, — dafür kannte ſie den ſtarren, herzloſen Prediger.

Nur, ob ſie dem Gericht etwa zuvorkommen, oder wie ſie ihm vielleicht ausweichen könnte, — ob ſie ſich ihrem Oheim entdecken, ob ſie den Schutz oder Einfluß des Königs Raspe anrufen ſollte, blieben ſchwankende Fragen. Zwiſchen zwei Freiwerber, dieſen Raspe und den Prior, geſtellt, Beide kränkend, empfand ſie es, daß ſie von beiden Seiten dem unerbittlichen Gericht entgegengetrieben wurde. Und von dieſer Inſtanz des Magiſters — was blieb ihr zu erwarten, falls ſie, vielleicht ihrem Oheim zum Poſſen, ſchuldig erfunden würde? Oder, wenn ſie zur Strafe für ihre ſtolze Haltung in der Waldenſerverſammlung ſich demüthigen und bereuen wollte, — mit welchem Opfer würde ſie dieſe Sünde, die ſie in ihrem Gewiſſen für keine hielt, zu verbüßen haben? Sollte ſie zum Beweis ihrer Unſchuld das Gottesurtheil eines glühenden Eiſens anfaſſen und unverletzt zu bleiben hoffen? Und wo nicht, — wie würde der ſtolze Oheim, der ſie nicht hoch genug vermählen zu können dachte, die öffentlich geſchorene Nichte empfangen?

Hu! Es überſchauerte ſie, wie beim Ankleiden ihr herrliches Haar, als ob von der Schere des gräulichen Mönchs gelöſt, über ihre entblößte Schulter rieſelte.

Eben wurde ſie vor den Abt beſchieden, der ſo früh von der Burg herübergekommen war und ſie zu vertrauter Beſprechung in der Gartenlaube erwartete. Schnell kleidete ſie ſich fertig und eilte hinab, ehe ſie noch über irgend einen ihrer Zweifel mit ſich im Reinen war.

Auch der Fürſtabt hatte eine ſehr unruhige Nacht überſtanden. Der Vorgang an Gafuto's Bude hatte ihn mehr, als er es laut werden ließ, verſtimmt und gegen die Nichte erbittert. Durch die Dazwiſchenkunft des Priors war ſein Aerger etwas gebrochen, ſeine Unruhe jedoch nicht gemindert worden.

Nachdem er den Morgengruß der Nichte ziemlich kalt erwidert hatte, erklärte er ihr, hin- und herwandelnd, in ziemlich polternder Weiſe:

Der König beſteht darauf, daß du den aus ſeinen Händen angenommenen Roſenkranz aus den meinigen wieder zurücknehmeſt. Er hat mir Empfindliches darüber geſagt, daß ich das Geſchenk dir abgenommen habe, und in der That, ich weiß auch nicht, wie ich dazu gekommen bin. Ich habe mich freilich gewöhnt, dir zu Willen zu ſein, weil du dich mir ſonſt verſtändig und gemeſſen erwieſen haſt. Diesmal aber haſt du nicht Recht. Und wiſſe nur, — der König, im Begriff, von hier aufzubrechen, wünſcht vorher einen Gegenſtand geordnet zu ſehen, der ihm bei ſeinem großen Unternehmen einigermaßen im Wege liegt. Nicht wahr, meine Tochter, du biſt nicht ungewiß darüber, was der König meint?

Hedwig's Gegenwart übte ſtets einen auffallenden Einfluß auf mildere Stimmung des ſonſt ſo jähen und barſchen Mannes. Ausweichend erwiderte ſie:

Gern, mein gnädiger Oheim, will ich des Königs Geſchenk wieder an mich nehmen, wenn auch Raspe meinen an ſich geriſſenen Roſenkranz an Den herausgibt, dem ich ihn zugedacht hatte.

An Konrad? fuhr der Abt auf, ſetzte aber gelaſſener hinzu:

Das wäre zu viel verlangt von einem König gegen einen Ritter in meinen Dienſten. Doch, — du meinſt das auch nicht ernſtlich, ſondern weichſt mir nur aus.

Ich muß aber deine unumwundene Erklärung über des Königs Werbung für den Grafen, ſeinen Liebling, haben, und zwar jetzt!

O mein gnädiger Oheim, entgegnete ſie zögernd, ungern betrüb' ich Euch. —

Betrüben? fuhr er auf. Du ſollſt mich nicht betrüben, ſollſt verſtändig ſein, und das Wohl deiner Vaterſtadt bedenken. Ich habe eine ſchwere Aufgabe, zu der mir Widerſtreben in nächſter Blutsverwandtſchaft nicht frommt. Meine Vorgänger haben durch Abhängigkeit und Parteinohme für dieſe Hohenſtaufen das Stift zu Grunde gerichtet. Dieſer Kuno, von den Mönchen verjagt, arbeitete, mit Ungehorſam gegen den Papſt, nur in Geſchäften des Kaiſers Friedrich. Vor ihm jener dritte Heinrich aus Bamberg, vom Kaiſer, dem ſechsten Heinrich, mit Gewalt eingeſetzt, verwendete die Einkünfte des Stifts zum Kriege gegen den thüringer Landgrafen, Raspe's Bruder Hermann, oder verſchwendete ſie durch thörichte Reiſen. Mir liegt es nun ob, durch Bekämpfung der kaiſerlichen Beſtrebungen unſer heiliges Stift wiederaufzurichten, und ich will darum keinen Widerſpruch deines mädchenhaften Eigenſinns!

O mein einſichtvoller Oheim! Wäre denn ein Nein der armen Hedwig von ſolchem Gewicht? Ein Eigenſinn, — ſagt lieber: das Herz der verwaiſten Tochter Euers einfachen Bruders. —

Leg' mir jetzt keine Wehmuth ans Herz, Mädchen! fiel der Abt mit ſchwankender Empfindung ein. Meine Sorgen liegen ſchon ſchwer genug auf meinem Scapulier. Dein Ja oder Nein zieht mehr nach ſich, als du geſtehen willſt. Ich habe jetzt für Stadt und Stift keinen Schirmvogt, ſondern einen Sturmvogt, brauche Schutz und finde Trutz. Ich habe die Schutzvogtei dem König angetragen. Er hat ſie unter dem Vorwande ſeines jetzigen Unternehmens abgelehnt; ich weiß aber, daß er's nur gethan, um ſeinen Günſtling dazu vorzuſchlagen, den Grafen Beichlingen, den er mit Land und Lehen ausſtatten und als des Stifts Schirmvogt mit deiner Hand beglücken will.

Aber, — was braucht er zum Schirm für Euch meine Hand, wenn er in der ſeinigen ein gutes Schwert hat? Oder wozu bedürfte es gerade meiner Perſon, da er ja die Vogteigüter nicht als meine Mitgift, ſondern durch Eure Belehnung erhält?

Laßt uns darüber nicht räthſeln, Hedwig! ſprach begütigend der Abt. Wenn ein edler Mann, wie Sigmund Graf Beichlingen, die beſten Güter der Welt nicht begehrt, ſo haben ſie keinen Werth für ihn; wer mag ſich deß verwundern? Genug, er will ſie nicht; ich aber will und brauche einen Schirmvogt. Und muß es dich nicht ſtolz machen, einen Bewerber zu finden, der nicht durch deine Hand Güter ſucht, ſondern Güter als werthlos verſchmäht ohne deinen perſönlichen Werth, der die gute Schutzvogtei des Stifts nur als Beilage zum Herzen der Nichte des Abts annimmt?

Die Schutzvogtei will er alſo nicht ohne mich? verſetzte Hedwig. Mich aber wol auch nicht ohne Liebe?

Sicherlich will er dich nicht ohne Herz, wie ich ihn unbeherzt nicht brauchen könnte.

Mithin, gnädiger Oheim —

Nun, mithin —?

Da mein Herz kein Lehnſtück der Vogtei iſt, ſo müßt Ihr Euch einen andern Schirmvogt nehmen.

Konraden, nicht wahr?

Wenn nicht Konraden, — einen Mann wie Konrad.

Ha! einen „armen Konrad“, einen elenden Dienſtmann!

Ihr ſucht ja einen Mann, der Euch dienen ſoll!

So iſt es alſo wahr, was ich zu meinem Erſtaunen erſt aus dem Munde Fremder vernehmen muß, — daß du ihn liebſt, daß du mich um alle meine Hoffnungen und Berechnungen bringen willſt? So muß ich's alſo erleben, daß auch die Verſtändigſten deines Geſchlechts Thörinnen ſind? Und wenn Euch der Himmel Gaben, Gunſt und Gelegenheit gibt, der Welt etwas zu ſein, ſo verlockt Euch ein eigenwilliges Herz, daß Ihr einen Traum der Liebe über allen Werth der Welt erhebt.

Er hatte Athem und Anlauf zu noch heftigern Reden genommen; doch der Anblick der edeln Geſtalt und die Haltung der Nichte brachten ihn zur Beſinnung auf ſeine hohe Würde, und er hielt mit Selbſtbeherrſchung an ſich. Nach einer kleinen Pauſe verſetzte Hedwig:

Glaubt nicht, mein theurer Oheim, daß ich jetzt Wünſche für mich hätte, oder Euch für Neigungen meines Herzens gewinnen möchte. Dazu iſt die Zeit jetzt nicht. Ich achte Eure Sorgen; doch kenne ich auch Euern Muth, und betrübe mich nicht, als ob ich mit meiner Hand, die ich dem Grafen Sigmund entziehe, auch Eure Sicherheit und Stärke hinwegnähme. Ihr habt nicht nöthig, Oheim, und ſeht auch nicht danach aus, Euch einen Schirmvogt mit der unfreien Hand Eurer Nichte zu erkaufen. Die Vortheile ſolchen Amts ſind lockend genug für den wackerſten Fürſten. Vielleicht, hochwürdiger Oheim, iſt meine Weigerung mehr in Euerm fürſtlichen Intereſſe, als Ihr bedenkt. Wartet doch ab, ob dieſer Raspe ſeinen verwegenen Anſpruch an die deutſche Krone gegen den herrſchenden Beſitzer derſelben durchſetzt. Er hat noch gar viele deutſche Fürſten wider ſich; andere, die zu ihm ſtehen, ſind vielleicht, wie Ihr jetzt, mein Oheim, durch innere Fehden gehindert, ihn zu kräftigen. Seht, ſo wird ihm der Anhang des rechtmäßigen Kaiſers Friedrich zu ſchaffen machen. Wenn er aber unterläge, würde er an Macht und Anſehen ſo viel einbüßen, daß Euch ſein Günſtling kein allzu gewaltiger, vielleicht nicht einmal ein erwünſchter Schirmherr des Stifts ſein würde. Gebt alſo dem hohen Freiersmann den Beſcheid, daß wir die Liebeshoffnungen ſeines Günſtlings, den ich übrigens für einen edeln und würdigen Bewerber um die Hand auch einer Fürſtentochter achte, an die guten Hoffnungen ſeines königlichen Unternehmens knüpfen wollten. Ich habe einen ſo ſchweren Kummer auf dem Herzen, gütiger Oheim, der nur allzu bald auch auf Eure Bruſt fallen wird, daß ich Euch innigſt bitten muß, mir nicht auch noch die Angſt um einen Verlobten aufzubürden, der in einen allzu bedenklichen Kampf zieht. Gebt dieſen Beſcheid Euerm königlichen Gönner! Haltet ihn hinaus! Kommt Zeit, kommt Rath!

Das wäre Alles gut, meine Tochter, ſei es Täuſchung oder Ernſt, wenn Eins nicht dazugekommen wäre, was mich eben ſo früh herübergetrieben hat. Ich habe dem Prior von Ziegenhain auf dieſen Morgen eine Audienz zu einer feierlichen Botſchaft anberaumt, die er mir bereits als wiederholte Bewerbung um dich für den Grafen Berthold angedeutet hat. Gäbſt du nun dem Grafen Beichlingen die Zuſage, ſo wäre mein Beſcheid für den Prior fertig und alle weitere Verhandlung überflüſſig.

Ein ſchwerer Athemzug hob die Bruſt Hedwig's, als ſie mit Entſchloſſenheit ſagte:

Den beſcheidet nur, daß ich ihn nicht will, hochwürdiger Oheim, und auch ſo iſt alle weitere Verhandlung überflüſſig!

Lächelnd erwiderte der Abt:

Das heiß' ich kurz und entſchloſſen. Darin erkenne ich meine tapfere Bruderstochter.

Und indem er ſeine Arme ausbreitete, wie er manchmal am Altar mit den Worten: pax vobiscum! in der Meſſe that, ſodaß Hedwig bebend an ſeine Bruſt ſank, und die feuchten Augen an ſein Scapulier drückte, fuhr er fort:

Doch wäre mir, auch für dieſen nichtswürdigen Bewerber, eine ebenſo entſchiedene Berufung auf einen würdigern lieber geweſen, meine Tochter!

Dieſe Bemerkung überhörend erwiderte ſie leiſer und nicht ohne innere Bewegung:

Sobald Ihr ihm dann den Beſcheid gegeben habt, laßt es mich wiſſen, und — ich rede dann weiter mit Euch — ein gar ernſtes Wort.

Ja, ja, edles Kind! entgegnete der Abt mit misverſtehender Zufriedenheit. Du wirſt, eingedenk der Ehre unſers Hauſes und der Sorge deines Oheims, dich zu einer Wahl entſchließen, der Gnade Gottes entſprechend, die dieſem Bruder deines ſeligen Vaters durch den fürſtlichen Krummſtab zu Theil geworden, — zu einer Neigung dich entſchließen, den vorzüglichen Gaben angemeſſen, die deinen Gnadenantheil ausmachen. Bedenke die Abſichten des Himmels, der es ſo bedeutſam gefügt hat, daß eine junge Tochter des Hauſes Malkos, durch äußere und innere Gaben ausgezeichnet, juſt erwachſen mußte, als ihr Oheim, ein gefürſteter Abt, in hohe und vielwirkſame Verbindungen tritt. Wähle und vermähle dich nach Weltwirkſamkeit und Himmelsberuf, wähle nach feſttäglicher, nicht nach Alltags-Liebe! Dann wollen wir einen rechten Jubilate- und Cantate-Sonntag feiern!

Er umarmte die Erſchrockene, und küßte ſie auf die Stirn.

Sie begleitete ihn nach dem Innern des Hauſes.

Sechſtes Capitel.

Verſchiedene Audienzen.

Der Abt nahm das entſchloſſene Nein der Nichte ohne Ahnung des Verhängniſſes, das es im Schooſe trug, mit ſich fort. Es ſah in ſeinen Augen blos ſtolz und würdig aus, und er ging nur noch in Ueberlegung mit ſich über die Haltung, die ihm ſelbſt bei des Graſen Werbung gezieme. In dieſer Stimmung erwartete er den Prior zur Audienz.

Dieſer erſchien mit ſeinem Begleiter, dem Pater Lorenz, Beide von Beſorgniſſen geängſtigt, die ſie mit lächelnder Miene gegeneinander verbargen.

Der Prior kannte nämlich den Auftrag, aus dem der Pater ihm ein Geheimniß machte, und das war eben nach ſeinem Wunſche; er wußte um den Brief, den der Pater im Fall der Abweiſung des Graſen an den marburger Magiſter abzugeben hatte. Ihm ſelbſt war zuerſt die Zumuthung geſchehen, Fräulein Hedwig, ſobald es dem Graſen ſich verſage, bei Magiſter Kurt als Waldenſerin anzuklagen. Er hatte ſich aber zu einem ebenſo tückiſchen als bedenklichen Geſchäfte nicht hergeben mögen, und Pater Lorenz, wenngleich weniger zartfühlend und unabhängig, hatte die beiden Briefe doch ebenfalls nur mit Widerſtreben und unter der Bedingung übernommen, daß der Prior nichts davon erfahre. In dieſer Selbſttäuſchung über ſeine Demüthigung betrat er zur Linken des Priors die Burg.

Der Abt empfing Beide mit großer Freundlichkeit, vernahm aus einer wohlgeſetzten Rede des Priors die feierliche Werbung des Grafen von Ziegenhain um die Hand Hedwig's von Malkos, und verſetzte dann mit überlegter Würde:

Das Eine gefällt mir vom Grafen Berthold, daß er für ſein Anliegen ein ſo angenehmes Gefäß zu wählen verſtanden hat, als Eurer Hochwürden beredter Mund iſt. Nun dies Gefäß hier ſeinen Inhalt vor mir ausgegoſſen, mag ich dieſen wol für ſich allein betrachten. Ihr habt mich ſolchen ſchon geſtern errathen laſſen; derowegen ich bereits mit meiner liebwerthen Nichte wohlbedachte Rückſprache genommen, dergeſtalt, daß ich ihrem eigenen Herzen Alles anheimgegeben habe, — für meine Perſon in nichts vorurtheilend und weder ab- noch zurathend. Worauf ſie mir ohne langes Ueberlegen, aber doch wohlüberlegt, erklärt hat: „Den“ — Grafen Berthold vermeinend — „Den beſcheidet nur, daß ich ihn nicht mag“.

Beide Abgeordnete traten betroffen zurück. Sie hatten wenigſtens von Seiten des heimlich ſo ſchwer bedrohten Fräuleins keinen ſo hart ablehnenden Beſcheid erwartet, und den vielleicht allein abgeneigten Abt durch Beweggründe des eigenen Intereſſes zu gewinnen gehofft.

Der Abt fuhr inzwiſchen gegen die Verſtummten fort:

Iſt es denn nicht auch eine empörende Verwegenheit des Grafen Berthold, nach der Gewaltthat gegen ein adeliges Fräulein, nach frevelhaftem Bruche des Kloſterfriedens und treuloſem Einfall in das Stift, zu deſſen Schutzvogt er beſtellt iſt, die Hand deſſelben Fräuleins, gegen welches er Gewalt verſucht, von dem Oheim zu begehren, an welchem als Abt und Fürſten er ſich verſündigt, — Alles, bevor er ſich noch unſerm Gericht geſtellt hat, und während er noch in ſchnödem Ungehorſam verharret?

Eurer Gnaden Intention geht alſo dahin, daß der Graf vor allem Gehorſam und Lehnspflicht leiſte, und ſich dergeſtalt der Hand würdig zeige, um die er freit? fiel der Prior mit ſchlauer Wendung ein. Der Gedanke eines Aufſchubs erſchien ihm, in der heimlichen Beſorgniß ſeines Herzens, wie eine höhere Eingebung, ſodaß er ſeines Geheimniſſes unbedacht ſich gegen ſeinen Begleiter mit den Worten wendete:

Wir würden dann auch nach der Abreiſe des Königs und des frommen Magiſters eine ruhigere Zeit zu Verhandlungen finden, Pater Lorenz! Nicht wahr?

Dieſer aber, von dem Gedanken des Aufſchubs, für den er keine Weiſung des Grafen hatte, betroffen, und wegen ungnädigen Empfangs bekümmert, antwortete, um Worte verlegen und unbedacht, blos mit heftigem Kopfſchütteln.

Recht ſo, Pater Lorenz! fiel der Abt lebhaft ein. Aufſchub war meine Meinung nicht. Meiner edeln Nichte

Beſcheid war ein letztes, unwiderrufliches Wort. Den, ſagte ſie, beſcheidet, daß ich ihn nicht mag. Und ſo bleibt nur noch von meinetwegen auszuſprechen: Wir wollen Gericht, aber keine Hochzeit halten, und Graf Berthold ſoll nicht die Nichte, ſondern die Züchtigung ſeines Lehnsherrn zu erwarten haben. Das, hochwürdiger Prior, nehmt als letzten oder Endbeſcheid. Und ſomit Gott befohlen!

Der Prior hatte ſchon bei ſeiner erſten Anſprache hinſichtlich einer allenfallſigen Abneigung des Abts den Beweggrund der Ausſöhnung und des Friedens ſeiner Bewerbung eingeknüpft; ſo entſcheidend aber, wie jetzt die Abweiſung lautete, ſchreckte ſie ihn ab, noch einmal darauf zurückzukommen. Eine Angſt vor dem Unglück, das nun kommen ſollte, überfiel ſein Herz ſo heftig, daß er kaum Faſſung genug behielt, ſich bei ſeiner Verneigung zugleich zu alsbaldiger Abreiſe zu verabſchieden.

Nicht weniger beſtürzt war ſein Begleiter. Beide, als ſie ſtumm und niedergeſchlagenen Blicks durch den Burghof in die Gaſſe gelangt waren, blieben ſtehen und ſahen einander an. Der Prior wollte ſich geſchickt losmachen, der Andere in ſeiner Seelenangſt ſich anklammern. — So glaubt Ihr, hochwürdiger Prior, daß in der Sache gar nichts mehr zu thun iſt? fragte der Pater.

Von meiner Seite nichts mehr, Pater Lorenz! antwortete unruhig umherblickend der Prior.

Ja doch, Ihr —! Aber ich —! ſeufzte dieſer. O heiliger Franz, daß ich bei dir im Himmel wäre, — oder doch in Aſſiſi! Hört, hochwürdiger Prior —!

Sagt mir nichts, Pater Lorenz! wendete dieſer mit abwehrender Hand ein. Ich bin zu niedergeſchlagen, — heißt das von wegen des Mislingens meiner Botſchaft. Sagt mir gar nichts, guter Pater! Ich muß mich ſammeln, um Worte zu finden für den abermals abgewieſenen Grafen, — Worte, meine Würde gegen ſeinen ungeberdigen Empfang zu wahren. Ich verlaſſe ſogleich die Stadt, um noch bei Zeiten bis Wehrda zu kommen. Ihr gedachtet ja über Marburg zum Beſuch von lieben Verwandten zu gehen? Seht, dort hinüber führt ein Landweg gut und ſicher am Vogelsberg hin. Und ſo pilgert denn mit Gott und gutem Gewiſſen, lieber Pater Lorenz!

Dies letzte Wort vom guten Gewiſſen fiel dem angſtvollen Pater Lorenz ſchwer aufs Herz. Er holte mit zitternder Hand ſein Schnupftuch aus der Kapuze und trocknete ſich den kalten Schweiß von der Stirn. Wie er ſich allein ſah, wankte er nach dem Bildſtocke, der an der Ringmauer der Abtsburg angebracht war, und überſtand kniend, in der Haltung eines Betenden, den ohnmächtigen Kampf ſeiner Empfindungen und Zweifel. Dann wandelte er mit klopfendem Herzen und eiskalter Stirn nach der Wohnung, die der Magiſter im Convent der Benedictiner genommen hatte.

Auf dem Corridor begegnete ihm der Magiſter mit dem begleitenden Johannes. Der Pater übergab zitternd ſeinen Brief. Der Magiſter kehrte in ſeine Stube zurück und las, dieweil Pater Lorenz mit gefalteten Händen zuſammengeknickt und zu Boden blickend an der Thür ſtehen blieb, bis er bei der jähen Frage: Weißt du, was im Briefe ſteht? plötzlich aufſchrak.

Ich weiß nichts, heiliger Vater! rief er. Ich bin ein ſchuldloſes Werkzeug. —

Er erſchrak und verſtummte. Der Magiſter von ſolch unerwarteter Anklage ganz eingenommen, rief in feierlichem Ton:

Der Herr richtet ein Zeugniß auf unter den Gläubigen; er zündet eine Leuchte mehr an, die Fußſtapfen ſeiner verborgenſten Feinde aufzufinden. Darum rufe ich mit Jeſaia: „Der Herr wird durch das Feuer richten, und der vom Herrn Getödteten werden viele ſein!“ —

Ein Zittern überfiel den Mönch. Er ſtürzte auf die Knie und rief:

O Herr ſei gnädig und barmherzig! O ich ſündiger Menſch! daß der Flammenkelch dieſes Schreibens nicht an mir vorübergegangen iſt! O heiliger Franz, bitte für mich armen Sünder!

Warum haſt du mir den Brief nicht früher gebracht? fragte der Magiſter, — nicht geſtern Abend überliefert?

Ich war angewieſen, ihn erſt abzuliefern, wenn — vergebt meine Beſtürzung! — wenn ich Euch insgeheim träfe. —

So geh nun, und ſei getroſt der Gnade des Himmels, der ſo große Dinge in die Hand des Verzagten und Unwiſſenden gelegt hat! Aber du verweilſt in der Stadt und begleiteſt mich zu Gericht, damit du dem Grafen melden kannſt, was du geſehen. Und du, Johannes, erhebe dich zu Fräulein von Malkos, verſichere dich ihrer Perſon und bringe ſie in wohlbewachte Haft. Auch ihre Dienerin nimmſt du feſt. Das Fräulein iſt vom Grafen Ziegenhain angeklagt, beim Liebesmahl der Waldenſer geſeſſen zu haben in der letzten Cantate-Nacht. Ich gebe zum König, den Schutz meines Gerichts anzurufen, falls der Abt ſeine Nichte verweigern möchte!

Während dieſer beängſtigenden Vorkehrungen des Magiſters ſaß Hedwig im Anſprachzimmer des Abts vor dem hochwürdigen Oheim. Sie hatte ihm nach des Priors Entlaſſung das Brieflein des Grafen überbracht und das Geheimniß jener Nacht in der Burg zu Langenſchwarz mitgetheilt, worauf ſich die Drohung des abgewieſenen Bewerbers bezog.

Jetzt vollends fand der Abt den Seelenmuth der Nichte zu bewundern und erhob ſein eigenes gebeugtes Herz daran zu entſchloſſenem Vertrauen. Er hatte zwar von des Magiſters jähem, zuweilen ins Sinnloſe zufahrenden Eifer gehört; allein die wunderbare Fügung jener Nacht lag hier ſo einfach und unverſchuldet vor, daß es dem geſunden, rechtlichen Verſtande des Prälaten keinen Augenblick länger zweifelhaft blieb, Hedwig als ſeine Bruderstochter und in ihrer ſonſtigen Unbeſcholtenheit dürfe gar nicht einmal vor Gericht gezogen werden. In der traulichen Unterredung mit der ſo umſichtigen als entſchloſſenen Nichte fiel er ſogar auf den Gedanken, ſie möchte ihm nur in der Vorausſicht der gegen ſie ſchwebenden Beſchuldigung, aus weiblichem Zartgefühl, den hinhaltenden Beſcheid für den ſo liebenswürdigen Sigmund von Beichlingen abgegeben haben. Er faßte wieder einige Hoffnung für dieſen Lieblingswunſch ſeines Herzens. Doch im Augenblick, als er darüber eine lächelnde Frage thun wollte, ward Ritter Konrad mit einem dringenden Anliegen gemeldet.

Jetzt entſtand in der für ihn geöffneten Stubenthür ein unſchicklicher Streit zwiſchen dem eintretenden Ritter und einem Manne, der miteindringen wollte. Es war Bruder Johannes, der ſich hereinzwängte, und durch den Widerſpruch noch jäher in ſeinen rohen Manieren, auf Fräulein Hedwig losſtürzte, und mit den Worten: Im Namen des frommen Predigers des Wortes Gottes und päpſtlichen Ketzerrichters verhafte ich Euch Hedwig von Malkos als angeklagte Waldenſerin! — ſeinen Arm nach ihr ausſtreckte.

Da trat aber Ritter Konrad raſch hinzu, packte ihn ruhig am Arm und führte den Widerſtrebenden mit überwältigender Kraft hinaus, wo er den nachgeeilten Knappen zurief:

Da, bändigt den ungeberdigen Burſchen!

Der Abt lachte aus ſeiner verhaltenen Gemüthsſpannung heraus über die raſche Abfertigung des ihm ſo widerwärtigen Menſchen. — Er darf ſich über den wackern Eingriff deines weltlichen Arms nicht beklagen, Konrad, ſagte er, der Unhold iſt nur ein Laienbruder, ohne Prieſterweihe, und ich will's verantworten!

Konrad berichtete, daß derſelbe nicht weniger ungeſtüm, als eben hier, in die Kemnate gekommen ſei, Fräulein Hedwig im Namen des Magiſters feſtzunehmen; ſie ſei der waldenſer Ketzerei angeklagt in einem Brief des Grafen Berthold, den Pater Lorenz an den Magiſter eben gebracht habe.

Guck ein Menſch den Schleicher, den horchenden Judasbruder von einem tückiſchen Mönche! rief der heftige Abt; worauf aber Hedwig entſchuldigend ſagte:

Aber, gnädiger Oheim, wir kennen ja dieſen Anſchlag aus dem Brieflein. Der arme Vater hat es ſich angelegen genug ſein laſſen, daß ich ihm durch mein Jawort den ſauern Gang zum Magiſter erſparen möchte. Scheltet ihn darum nicht!

Die Sache wurde nun beſprochen, und der Ritter an den Magiſter abgeordnet, ihn über den wahren Verlauf jenes nächtlichen Begebniſſes in der Burg zu Langenſchwarz zu verſtändigen. — — Sag' ihm, befahl der Abt, daß hiernach ein öffentliches Verfahren gegen Hedwig mir ſehr ungeeignet erſcheine; ich würde ihm aber meine Nichte ſtellen, wenn er es kraft ſeines päpſtlichen Auftrags verlange; nur in Haft nehmen ließe ich ſie nicht, ſondern ſtände für ihre Sicherheit in meiner Burg. — — Und nun freilich mußt du gleich hier bleiben, du Ketzerkind! lachte er.

Und den Brief Berthold's an das Fräulein laßt mich mitnehmen, Hochwürden Gnaden! ſagte Konrad. Der Magiſter mag daraus ſehen, daß die Anklage blos aus Trotz und Rache geſchehen iſt, daß Berthold ſelbſt die Beſchuldigte entweder für keine wirkliche Waldenſerin hält, oder durch ſein bedingtes Verſchweigen ſich mitſchuldig gemacht hat.

Recht, Konrad! rief der Abt vergnügt. Daran hab' ich noch gar nicht gedacht. Das iſt geſcheit, daß wir den Gaunergrafen in ſeiner eigenen Falle fangen. Sieh, ſieh, liebe Hedwig, der Pathe wird mir noch ein rechter Staatsmann!

Ei, hochwürdiger Oheim, lächelte ſie, es iſt der hergebrachte ſiebente Theil von ſeinem Taufpathen!

So recht, Hedwig, ſo recht! rief mit erzwungenem Lachen der Abt in ſeiner leidenſchaftlichen Aufregung. Wir wollen ſpaßhaft ſein, mein Kind! Und wenn alle Stränge reißen, ſo ſoll — bei Gott! — ſo ſoll der Teufel den Magiſter — — Gott verzeih' mir die Sünde! Konrad, Pathe! Mach' daß du fortkommſt, — das darfſt du nicht gehört haben!

Kaum hatte Ritter Konrad die Burg verlaſſen, als der Landgraf Raspe mit dem jungen Sigmund von Beichlingen in den Hof geritten kam. Der Graf ſprang ab, dem Landgrafen das Pferd zu halten, wechſelte dann noch einige Worte und ritt, wie Raspe die Burg betrat, wieder zurück. Hedwig hatte ſich auf das ihr angewieſene Zimmer entfernt, als Raspe ziemlich finſter beim Abt eintrat, um Seiner Hochwürden Valet zu ſagen.

Valet? fragte der Abt betroffen.

Ich denke morgen in der Frühe gen Frankfurt aufzubrechen.

Eure Hoheit hat alſo plötzlich Nachricht erhalten?

Ziemlich plötzlich! Eben war der Magiſter von Marburg bei mir, mit der unerwarteten Nachricht, Eure Nichte ſei der Ketzerei angeklagt. Er hat meinen königlichen Schutz für das über ſie abzuhaltende Gericht angerufen. Mein Graf Sigmund Beichlingen hat mir aber vorgeſtellt, es möchte nach der von uns ausgegangenen und nunmehr freilich ſuspendirten Bewerbung nicht geziemend erſcheinen, daß wir bei dieſer feierlichen Handlung irgend einen mitwirkenden Antheil nähmen. Wollen daher morgen mit anbrechendem Gerichtstage die Stadt verlaſſen, uns zu Euern Gnaden verſehend, daß Ihr als

Fürſt des Landes das Gericht nicht behindern, vielmehr ſchützen werdet. Mein lieber Sigmund läßt durch mich Valet ſagen. Er iſt zu niedergebeugt, um ſelbſt zu erſcheinen, zugleich auch gerührt von des Fräuleins Zartgefühl; ſintemal daſſelbe nur im Bewußtſein ihres getrübten Glaubens ſich geſtaltermaßen rückhaltend und abwehrend gegen die Zuneigung eines ſo preiswerthen Bewerbers betragen konnte.

Der Abt, durch dieſe Unterſtellung heimlichen Irrglaubens ſowie durch das ganze Benehmen des rauhen Fürſten tief gekränkt, hatte alle Mühe an ſich zu halten. Er bat um Erlaubniß, Seiner Hoheit die wahre Sachlage vorzutragen, und that dies ſo einfach und eindringlich, daß Raspe, ſeiner Voreingenommenheit ungeachtet, ein anderes und beſſeres Anſehen davon faßte.

So freilich, ſagte er, fällt die ſchwere Beſchuldigung in ein günſtigeres Licht. Doch ein Urtheil darüber ſteht uns nicht zu. Der Magiſter iſt ein Mann von tiefem Seelenblick, und wird die Wahrheit ans Licht bringen. Die Schuld eines Irrglaubens trifft Eure Nichte vielleicht nicht; deß könnte mein frommer Sigmund ſich beruhigen. Aber ſelbſt nach Eurer Erzählung hat ſie dem Liebesmahl der Ketzer beigewohnt. Wißt Ihr, was ein Liebesmahl ſagen will? Iſt nicht das Gerücht verbreitet worden, in jener Nacht ſei eine reine Jungfrau geopfert worden? Und daß man unter dieſem Opfer nicht das Leben verſtehe, ſondern die jungfräuliche Tugend, begreift ſich von ſelbſt. Die Waldenſer ſind ja keine Menſchenfreſſer, wol aber ein ſittenloſes Volk. Das bedenkt, Herr Abt! Aus dieſem Argwohn muß Hedwig rein hervorgehen, und zwar ohne Verluſt ihres Haarſchmucks. Denn wiſſet, hochwürdiger Abt, daß nun, wo die Sache vor offenes Ketzergericht kommt, die ſittliche Reinheit des Fräuleins ſich vor aller Welt an die ſchönen Flechten ihres Haars heftet. Ihr wißt ja, — nicht die Schuldloſen werden geſchoren, ſondern die Reumüthigen. Eine hohe Bedeutung vermählt ſich jetzt mit dieſer Mädchenzierde Eurer Nichte, und jede andere Vermählung hängt davon ab. Sigmund von Beichlingen iſt edelſter Abſtammung und würde ſich auf den Grummetwuchs des abgemähten Haars nicht vertröſten laſſen. Oder ſoll er etwa eine büßende Magdalena nehmen, die nicht einmal ihr reiches Haar behalten hätte, um ihres Herrn Füße damit zu trocknen?

Er lachte mit roher Selbſtzufriedenheit über ſeinen Witz.

Der Abt konnte ſich in ſeinem Unmuthe nicht länger halten. Er erhob ſich vor dem königlichen Landgrafen von ſeinem Sitze mit der ſtolzen Geberde, ihn zu entlaſſen. — Eure Hoheit nimmt ſich der Sache des jungen Grafen ſehr lebhaft an, ſagte er mit bebender Stimme. Ich hätte gewünſcht, es wäre auch in ſeiner Sprache geſchehen. Der junge Beichlingen möchte ſich wol rückſichtsvoller gegen Fräulein von Malkos ausgedrückt, wenn auch vielleicht nicht muthvoller gehandelt haben. Daß meine Nichte ſich ſeiner Bewerbung entzogen, iſt keineswegs aus ihres Irrthums böſem Gewiſſen geſchehen; vielmehr hat ſie wol dem jungen Herrn früh genug angefühlt, daß ihm ein rechtes Vertrauen fehle, und er der Mann nicht ſei, der unter allen Umſtänden für eine edle Frau in die Schranken träte. Und ſo beſtätigt es ſich auch jetzt, wo er ſich ſogar über die Schranken, will ſagen — über die Grenzen unſers Stifts fortmacht. Nun denn, Gott befohlen! Und möge er ſich alſo draußen für Eure Sache, Herr König, zum Helden ſchlagen! Glück auf, Heinrich Raspe aus Thüringen! Gott geſegne Euch die neue Krone —!

Raspe eilte, von des Abts Misſtimmung beleidigt, mit heftigen Worten fort, und Abt Konrad lachte bitter und laut hinter ihm her.

Doch hinter ſeinem Unmuthe blieb die Sorge und Angſt nicht aus. Wenn er daran dachte, daß in öffentlicher Unterſuchung die jungfräuliche Ehre ſeiner Nichte in Zweifel gezogen würde, ja nur zur Sprache kommen könnte, ſo überliefen ihn Schauer auf Schauer, und — er durfte doch mit ſeinem Krummſtabe nicht drein fahren.

Ungeſtüm rannte er im Saal auf und nieder; er ſchwang ſein Brevier, er drohte in die Luft damit, und fand ſich erſt etwas beruhigter, als er mit dem Vorſatze den Himmel walten zu laſſen und die edle Nichte mit keinem Wort zu ängſtigen, das Stundengebet aufſchlug.

Siebentes Capitel.

Phantaſien eines Sterbenden.

Nur dem Landgrafen zu Gefallen, der vorher abreiſen wollte, war der Magiſter davon abgeſtanden, das Gericht über Hedwig noch am Abende deſſelben Tages abzuhalten. Nicht ſo gefällig empfing er aber den Ritter Konrad, als dieſer mit dem Drohbriefe des Grafen Berthold erſchien, und Fräulein Hedwig zu rechtfertigen verſuchte. Der Magiſter ſchalt heftig, wie man ſeinen Gehülfen Johannes mishandelt habe, und daß der Abt die Angeklagte nicht zur Haft ſtellen wolle. — Von Euch, Ritter, ſagte er, will ich nicht hören, wie es in jener Waldenſerverſammlung zugegangen iſt; darüber werde ich zu Gericht ſitzen und das Bekenntniß der Beſchuldigten vernehmen. Und was? Der Herr Abt meint, es brauche hier keines öffentlichen Gerichts? Wiſſet, kein Abt in der Welt hat etwas in meine Vollmacht zu meinen. Seine ſtolze Nichte, die mir ſtets ſehr unehrerbietig begegnet iſt, und ſchon dadurch ihre ketzeriſche Geſinnung verrathen hat, — nicht ſie allein ſoll gerichtet werden;

ſondern ſie muß auch alle die verborgenen Perſonen kennen, die mit beim Liebesmahl geſeſſen haben. Und je tiefer in der Nacht ſolche Verſammlungen geſchehen, deſto öffentlicher iſt das Aergerniß. — — Und was ſagt Ihr vom Grafen Berthold? Dem thut Ihr Unrecht, wenn Ihr ihn der Rachſucht zeihet; was er gethan, war ſeine Pflicht gegen die Kirche. Daß er der Angeſchuldigten ſeine Hand angetragen, ja das macht ihn mitſchuldig; ich behalte den Brief als ſeinen Ankläger zurück. Und nun geht und meldet Euerm Abt, daß ich ihn der Widerſetzlichkeit gegen meine Vollmacht beim Heiligen Vater verklagen werde. —

Das iſt eine ungerechte Beſchuldigung, hochwürdiger Magiſter! verſetzte Konrad. Eure Vollmacht lautet auf Gericht über die Ketzer. Mein gnädiger Abt wird Euch ſeine Nichte ſtellen, und ſie bis dahin von jedem Verkehr mit Menſchen abſperren, mithin ſie feſter halten als Ihr den Matthes. Mehr könnt Ihr nicht verlangen, beſonders auch nicht, auf welche Weiſe ſie vor das Gericht gelange. Fräulein Hedwig wird nicht, wie der verurtheilte Langenſchwarz, auf einem Armenſünderwagen gebracht werden. Der war doch in der Burg verhört worden, alſo auch nicht öffentlich. Fräulein Hedwig, noch nicht verurtheilt, wird zu Pferd erſcheinen, von mir begleitet und beſchützt. Darauf verlaßt Euch! Ihrer Dienerin Helika habt Ihr Euch bemächtigt: die mögt Ihr vor Euch führen oder fahren laſſen, — ſie iſt kein Edelfräulein. Uebrigens mögt Ihr die Verſchiebung des Gerichts auf morgen für eine Fügung des Himmels anſehen, der Euch Zeit gönnt, Euer Herz von Groll gegen

Die zu reinigen, die Ihr richten wollt. Die Zeugenſchaft gegen das ſtolze Fräulein muß von außen kommen, nicht aus Eurer Galle, frommer Magiſter!

Hiermit verließ Konrad, ohne den zürnenden, ihm heftig nachſcheltenden Mönch weiter anzuhören, das Gemach.

Nachmittags, während die Straßen am ſtillſten waren, ging Euſtach der Waffenſchmied nach dem Thurm der Stadtkirche. Er hatte die Taſchen voll Eßwaaren und an der Hand einen Henkelkrug, der für einen Oelkrug zum Einſchmieren der Glocken galt. Er mußte behutſam thun, denn ſeine täglichen Gänge waren ſchon aufgefallen, und eben fragte ihn ein Kirchennachbar, warum denn nur jetzt die Glocken viel öfter eingeölt würden.

Meint Ihr, Meiſter Jeßler, die ſchlimme Ketzerzeit hätte keinen Einfluß auf die Glocken? antwortete Euſtach. Sie gehen jetzt auffallend träge und quieken gern. Nur durch fleißiges Schmieren können ſie noch im rechtgläubigen Gang gehalten werden. Wißt Ihr, Gevatter, wie ich dahintergekommen bin? Ich habe beobachtet, daß Alle, die im Fett der Kirche ſitzen, unwandelbar rechtgläubig bleiben. Wenn man die Kirchenangehörigen ordentlich ölte, würde keine Ketzerei aufkommen. Nun, nun, ich will das Meinige wenigſtens an den Glocken thun, und es mich nicht verdrießen laſſen, ob mein Amt gleich ein verwünſcht conträres iſt. Und warum? Weil ich ein Amt habe zu ſchmieren; Andere haben Aemter, um geſchmiert zu werden.

Lächelnd betrat er die Kirchenſtufen zum Seitenpförtchen des Thurms, öffnete und verſchloß hinter ſich, und ſtieg die ſchwebenden Stiegen bis zur verſteckten Kammer hinauf, die auf ſein Anrufen geöffnet wurde. Esperle und Matthes traten ihm grüßend entgegen, — Jener ſehr unruhig. — Nun, lachte Euſtach, ihr ſtreckt mir die Hälſe entgegen wie die jungen Störche, wenn der Alte mit einem Froſch im Schnabel geflogen kommt. Da habt ihr Wein, und hier iſt Braten und Wurſt eingewickelt! Wohl bekomm's! An Appetit wird's nicht fehlen; ſo hohe Luft zehrt, nicht wahr?

Esperle war auf dieſe heitere Tonart nicht geſtimmt. — Höre, Euſtach, ſagte er, — aber ſei mir aufrichtig! Was wird's heute Nacht geben? Wenn ich morgen früh da hinausſchaue, — werde ich einen Scheiterhaufen erblicken, einen Holzſtoß für meine Helika? Sprich, bereite mich vor, Freund!

Ei, thörichter Freund! verſetzte der Waffenſchmied. Morgen iſt ja nur Gericht. Es muß doch erſt ein Urtheil gefällt werden.

O du kennſt des Magiſters Verfahren noch nicht! rief Jener. Wann wäre Der nicht in Einer Stunde mit Unterſuchung, Urtheil und Vollzug fertig geworden! O mein armes Kind! Es iſt zwiſchen Kohlenmeilern groß geworden, und ſoll nun —, wie ein junger Fichtenſtamm, wie — — O mein Herzensköhlchen, — o meine —

Er brach in lautes Weinen aus.

Esperle! biſt du ein Mann! ſprach der Schmied mit Ernſt. Höre! Ich komme nicht blos mit Fütterung, ſondern auch mit Seelentroſt. Der ganze Vorgang iſt nur ſo zum Schein. Ich weiß jetzt von guter Hand, was eigentlich dahinterſteckt. Der junge Graf Sigmund iſt mit Fräulein Hedwig verlobt, und weil nun durch den ſchlechten Grafen Ziegenhain die Sache wegen der langenſchwarzer Nacht an den Tag gekommen iſt, und vom eiferſüchtigen Berthold böſer Leumund für das Fräulein droht: ſo ſoll erſt ein öffentliches Gericht abgehalten, und die Braut vom Magiſter vor aller Welt für unſchuldig erklärt werden, damit der junge Graf eine ganz unbeſcholtene Jungfrau heirathen kann. Derowegen iſt auch das Gericht auf morgen verſchoben, und der Landgraf reiſt erſt in der Frühe mit dem Grafen und allem Gefolge ab, damit das Gericht einen guten Schein der Unparteilichkeit habe. Begreifſt du wol? Ich ſage dir, — das ganze Ding iſt Firlefanz. Setze dich drum nur und laß dir's ſchmecken!

Und das ſoll mir ein Troſt ſein? rief Esperle. O ja, es mag wol gelten, das Fräulein zu retten, das glaube ich. Und ſie iſt ja auch unſchuldig, die edle Hedwig. Dafür muß aber meine Tochter dran: ein Feſt muß das Volk haben, und wenn die Eine brennt, fällt auch ein beſſeres Licht auf die Andere, — ein Licht der Gerechtigkeit!

Freund, Bruder Esperle, ſei nicht ungerecht gegen das edle Fräulein! ſchalt Euſtach. Meinſt du, Hedwig werde ihres Dankes vergeſſen und nicht Die mit ſich retten, von der ſie ſelbſt gerettet worden iſt? Und, noch Eins! — Könnte denn auch das Fräulein ſelbſt für ſo rein und rechtgläubig erkannt werden, wenn ihre Befreierin, ihre Dienerin aus jener Cantate=Nacht her als eine Waldenſerin verurtheilt würde? Nein, nein, Alter, das ganze Spiel iſt abgekartet. Geh' und faſſe Muth!

Wie verzagt warſt du auch um dich ſelbſt, und nun ſitzeſt du da oben wie in Abraham's Schoos. Sieh, dein Blick reicht hier ſo weit über das Weichbild der Stadt hinaus: laß ihn auch über die Bekümmerniſſe deines Herzens hinausſchweifen! Alle die Armſeligkeiten unſers Tages liegen ſo tief unterm Seelenmuth eines rechtſchaffenen Mannes, die Luft einer höhern, reinern Schicht ſtrömt ſo belebend herein, und du kannſt nicht die quicke Hoffnung einer aufgeräumten, heitern Hoffnung athmen? Laß dir denn ſo hoch auf dem Kirchenthurm die Vesperglocke der Hoffnung und morgen früh die Mettenglocke des Muthes ertönen! Vertraue auf Gott und edle Männer, die endlich einmal dem ganzen Pfaffenunfug ein Ende machen werden. — — Mich ſelbſt erwartet jetzt noch eine ernſte Stunde: unſer edler Freund Borgias liegt am Sterben. Ich will bei ſeinem letzten Wort und Athem ſtehen. Die engherzigen Kloſterbrüder nehmen keinen Antheil an ihm; ſie ſchmähen den begeiſterten, hellen Mann, auf den ſie einſt ſtolz genug waren. Ich habe ihn ſchon dieſen Morgen beſucht und ihm verſprochen, vor Sonnenuntergang wiederzukommen. Um dieſe Zeit erwartet er ſein Ende. Alſo auf Wiederſehen, Freund! Uebermorgen, denk' ich, folgt der Magiſter dem Landgrafen, und ihr eingethanen Tauben fliegt dann aus hinter dem Geier her, hinter der Weihe her!

Das Kloſter lag vor der Stadt, und der ſchielende Blick des Bruder Pförtners warf etwas von dem Haſſe, den die grobe braune Kutte für den Pater Lector barg, auf den treugeſinnten Freund, der ihn beſuchte.

Als Euſtach leiſe die Zelle betrat, richtete ſich der Kranke mit geſpanntem Auge von der Pritſche auf, der gewöhnlichen klöſterlichen Lagerſtatt, die jetzt nur durch einen Kolter und eine leichte Decke zu einem Krankenbett eingerichtet war. — — Willkommen! flüſterte er, fieberhaft aufgeregt. Seit dem Morgen hat es ſich auffallend mit mir gebeſſert; mein Huſten iſt fort, und ich fühle mich erſtaunlich leicht. Ich möchte wol verſuchen aufzuſtehen und mich ans offene Fenſter ſetzen.

Wirklich wollte er ſich erheben; doch Euſtach, der dieſer Anwandlung nicht traute, ſuchte ihn zu beruhigen. — Am Fenſter ſtand Egil mit verſchlungenen Armen in trübes Nachdenken verſunken, zuweilen tief aufathmend. Auf dem Betſtuhl der Niſche kniete, zum Dienſte des Kranken beigegeben, ein Laienbruder, barfuß, die öden Augen bald auf das Crucifix, bald ſeitwärts nach dem Kranken gerichtet. Er murmelte den ſchweren Roſenkranz ab, der ihm mit ſeinen dicken Körnern durch die ſchmuzigen Hände rollte.

Euſtach beobachtete den Kranken, deſſen Fieberglut aus den Augen und Wangen leuchtete. Seine hohe Stimmung ging zuweilen ins Phantaſiren und Irrereden über, wobei ihm leicht der Athem verſagte, ſodaß er mit Kopf und Bruſt höher zu liegen ſtrebte.

Egil ſprang ängſtlich hinzu. — Warte, mein Vater, ich lege dir unter! ſagte er, und zog ſeine Kutte aus, die er zu einem Ruhekiſſen zuſammenrollte. Den zu Boden gefallenen Lendenſtrick ſtieß er mit dem Fuß unter die Pritſche — zum Entſetzen des laut murrenden Laienbruders.

Borgias war in ſeiner Unruhe redſelig, hochgetragen, und wie in verklärte Regionen entzückt. Das heiſere Wort ſchillerte zuweilen zwiſchen Weiſſagung und Irrereden. — — Der unermüdlich fortbetende, nach dem Volksausdrucke — paternoſternde Laienbruder horchte dann mit blödſinniger Miene auf, und ſtieß zu Allem, was er misverſtand und misbilligte, aus rohem Eifer die Worte des ſtets wiederkehrenden Paternoſters, die er gerade auf der Zunge hatte, laut murrend aus.

Es kommt mir recht bedeutſam vor, lächelte Borgias, daß am Tage meiner beginnenden Geneſung gerade ein Waffenſchmied an mein Lager tritt. Ja, mit dem neuen Aufleben ſoll mir auch ein neuer Muth kommen; denn die Zeit iſt mit einem neuen Kriegskleid angethan. Man ſagt immer, unſer Leben ſei ein fortwährender Kampf; aber man bedenkt dabei nicht, wie es damit gemeint iſt. Weißt du es, tapferer Waffenſchmied? Nein! ſo hör' es! — Im Menſchen lebt ſein Ewiges, aus der Ewigkeit mitgebracht, — der Wille; ihm entgegentritt das Leben mit hundert Widerſprüchen, an denen der Menſch ſich beſinnen, veredeln, erheben ſoll, um ſich die Reichsinſignien zu erkämpfen, an denen er als Herrſcher der Welt erkannt wird.

„Wie im Himmel, alſo auch auf Erden“, murrte der betende Mönch.

Zuerſt tritt die Natur mit der Uebermacht ihrer Zerſtörungen, mit der Verlockung ihrer Genüſſe gegen den Menſchen auf. Ihr Geſetz iſt die Nothwendigkeit, als Widerſpruch des im Willen erwachenden Rechts.

Der Kampf gilt nicht dem Einzelmenſchen, ſondern der Menſchheit; der erſte unbewußte Einklang der Menſchheit iſt daher der Staat, — der Kriegszug unſers Geſchlechts gegen die Natur, — der große Kampf in den Heerhaufen der Völker. Natur und Staat, Gewalt und Recht ſtehen ſich gegenüber. Wie in der Natur die Einzelgeſchöpfe, wachſen im Staate die Einzelwillen. Die Natur in ſich einig iſt aber ſtärker als der Staat, deſſen Inſaſſen ungebundener als die Geſchöpfe der Natur ſind. Um nun nicht zu unterliegen, muß auch der Staat eine verbindende Gewalt werden; er nimmt das Geſetz der Natur, den Zwang, zum Mittelpunkt ſeiner Schlachtordnung. So ſetzt ſich denn aber der Staat als Uebermacht, als ein Widerſpruch gegen den Willen nicht der Geſammtheit, ſondern des Einzelmenſchen. Der Einzelmenſch ſoll aber nicht im Staat erwachſen wie das Einzelgeſchöpf in der Natur — willenlos aus dem Boden der Nothwendigkeit, ſondern auf der Grundlage des in ſeinem Willen lebenden Rechts mit Einſicht und Selbſtbeſtimmung. Hier beginnt gegen die Zwinggewalt des Staats der Einzelkampf der Freiheit.

„Geheiligt werde dein Name!“ murrte heftiger der Laienbruder.

Das Naturelement des Zwangs, das der Staat in ſich aufgenommen, fuhr Borgias fort, iſt das Element der Selbſtſucht; daher denn aus dem urſprünglich reinen Accorde des Staatswillens die Diſſonanzen des Völkerhaſſes in der Menſchheit — und bei den einzelnen Völkern der Misbrauch der Gewalt zu Gunſten einzelner Machtführer, oder glücklicher Dynaſtien, oder ſchlauer Kaſten und Stände ſich entwickeln. So wird der Kampf um Freiheit äußerlich ein berechtigter, und ſoll innerlich noch mehr werden, — ein Moment nämlich höherer Ausbildung. Denn die Einzelbürger, um ſelbſt gerecht zu bleiben, dürfen ebenſo wenig die Gewalt des Staats als dieſer den Willen ſeines Volks aufheben. Der Staat hat ein unbedingtes Recht zu beſtehen, weil nur durch ſeinen Verband das Geſetz des Rechts gegen die Naturgewalt geltend zu machen iſt. Wie aber dieſen Widerſtreit löſen? Nicht anders, als daß der Einzelmenſch ſeinen Willen ſo erweitere und veredele, um den Zweck des Staats in ſein eigenes Streben aufzunehmen. Der Menſch hat in ſeiner Sinnlichkeit die Selbſtſucht der Natur, in ſeinem Hochmuthe die Selbſtſucht des Staats zu bekämpfen. Siehe, da findet ſich der Menſch nicht mehr entrüſtet gegen äußern Widerſpruch, ſondern erkennt betroffen in ſich ſelbſt einen ſchmeichleriſchen Widerſacher. Gelingt es ihm den zu bewältigen, ſo erlangt er mehr als Nutzen, mehr als Recht, — er erwirbt Tugend, und wird in ihr der göttlichen Abkunft ſeines Willens inne. Sein Wille iſt ein geborener König über das Reich in ſeiner Bruſt. Und, o der Herrlichkeit! Da bringt ihm das Morgenroth Grüße aus den ewigen Hallen des Vaters, das Abendroth ſchmückt ihn mit der Hoffnung der Ewigkeit!

„Vater unſer, der du biſt —“, fing laut der Laienbruder ein neues Korn ſeines Roſenkranzes an.

Borgias ſchloß erſchöpft die Augen und fiel in ein leichtes Phantaſiren. Man verſtand die leiſen Worte nicht, bis er angeſtrengter — Gottlieb, Gottlieb! rief. Ei, zu Pferd? Willſt doch die Peitſche führen? Schritt, Schritt, Gottlieb! Du verlierſt — —

Er kam ins Huſten und ſchlug die Augen auf.

Da biſt du ja! ſagte er zu Egil, der leidmüthig mit gefalteten Händen am Lager ſtand. Ich ſah dich zu Pferd; viel Menſchen liefen dir nach: im Dorfkittel hielteſt du deine Braut auf dem Gaul.

„Unſer täglich Brot gib uns heute“, grollte der Betende, und Borgias beſann ſich ſeiner letzten Rede.

Das iſt der ſchwerſte Kampf, Waffenſchmied, — ſagte er, — ich meine den der Einzelmenſch mit den Feinden zu beſtehen hat, die im Feldzuge ſeines Lebens mit ihm unter Einem Zelte wohnen. Auch werden nur Einzelne Sieger. Wo gäb's ein Volk von Willenskönigen? Der gemeine Pöbel verſteht das innere Geſetz oder vernimmt es gar nicht aus ſeinem ſtürmenden Blut heraus; der gebildete Pöbel aber legt es nach den Spitzfindigkeiten ſeines Verſtandes und Vortheils aus. So würde der Einzelne ſeines göttlichen Herrſcherrechts verluſtig, die Menge ſittlich zu Grunde gehen, wenn nicht das Göttliche in der Menſchheit eine erlöſende Auskunft fände. Dies Göttliche bildet nämlich in einem beſonders günſtigen Zeitmomente einen vorzüglichen Menſchen zum edelſten Organ, und verkündigt ſich als Offenbarung. Jede Offenbarung iſt nämlich eine Kriſe, in welcher die tief erkrankte Menſchheit ſich dadurch rettet, daß ſie das in ihr verborgene Göttliche aus ſich heraus auf ein einzelnes Glied, auf eine begnadigte Perſönlichkeit wirft, und es in geſteigerter Thätigkeit, in beſonders gearteter Erſcheinung herausſtellt, — zur Anſchauung und Erkenntniß bringt. Dies Glied ſtirbt dann gewöhnlich als leidender Erlöſer ab. Das Göttliche in der Menſchheit wird Menſch, um ſich von außen her in der Bruſt der Menſchen wiederzuerwecken. Und wie nach Donner und Regen die Gebirgsquellen, ſo fließen nach einer neuen Offenbarung wieder die verſiegten Brönnlein in den Herzen eines erwählten oder dazu eben reifſten Volks, und ſchwellen in Bächen und Strömen zu den Völkern über. Der erſte Accord der Menſchheit iſt der *Staat*, der zweite die *Offenbarung*.

„Zukomme dein Reich“, grollte der Mönch, und Borgias fuhr lächelnd fort:

Ein unendliches Bedürfniß Aller ſcheint nun befriedigt, da jedem Ohnmächtigen, was ihm in der Bruſt erloſchen war, von außen entzündet iſt. Weil nun aber eine Offenbarung gewöhnlich in Zeiten ſittlicher und geiſtiger Hülfloſigkeit erſcheint, borgt ſie, um alle die Innerlichhaltungsloſen von außen zu befeſtigen, einen Zwang vom Staate, wie dieſer einſt eine Gewalt der Natur ablernte. Dieſer äußere Zwang der Offenbarung iſt die *Kirche*.

Anfangs zu öffentlichem Heil aufgenommen, ſchlägt doch dies fremde Element des Zwangs bald wieder in ſeine urſprüngliche Selbſtſucht aus. Wie der Staat ſeinen Bürgern, ſollte die Kirche ihren Gläubigen *dienen*, um ſie zu *erhöhen*. Statt deſſen gehen beide, Kirche wie Staat, auf unbedingte Unterwerfung Aller aus, und ſetzen, um ihrer ſelbſt willen, *Den* herab, der beſtimmt iſt, von weltlichem und geiſtlichem Arme zu einem Selbſtherrſcher in ſeinem bürgerlich-ſittlichen Bereich erzogen zu werden. Namentlich die Kirche, berufen aus der gemeinſamen Offenbarung die Vernunft der Einzelnen zu erleuchten, wie die Kerzen des Altars an der Ewigen Lampe entzündet werden, fodert gerade dieſe Vernunft zum Opfer. Der königliche Wille des Menſchen ſoll ſein eingeborenes Geſetz abſchwören, um ein Vaſall der Kirche zu bleiben, die bald genug eine Burg der Prieſterſchaft geworden iſt.

Da hat nun der Menſch einen doppelten Kampf der bürgerlichen und der geiſtigen Freiheit. Ihm zum Glück befehden zuweilen beide Gewalten einander ſelbſt, öfter aber verbünden ſie ſich zu ſeiner Unterjochung. Dieſe Kämpfe machen die Weltgeſchichte. Jedes Jahrhundert nimmt eine Feſſel und Hülle hinweg. Eine Gewalt um die andere muß von der Menſchheit überwunden werden, die berufen iſt, zur Selbſtherrſchaft zu kommen. Daher fängt die Freiheit mit dem Siege des Einzelnen über ſich ſelber an. Solange herrſcht eine jede äußere Gewalt mit Recht, als ſie den Menſchen in ſeinem Kampfe zur innern Herrſchaft fördert. Sie zerfällt an ihrer Selbſtſucht, und mit ihr ſinkt das Jahrhundert, deſſen Säule ſie war. Jede äußere Gewalt iſt nur eine Schale; ſie hält nur von außen. Wie ſie barſt, verwirren ſich die menſchlichen Angelegenheiten, die bürgerlichen und ſittlichen Beſtände. Die purpurnen Firne der Autorität ſchmelzen ab, und ſetzen die angebaute Niederung in eine Sündflut. Wie dann auch einzelne Eiferer raſen, und mit Feuerbränden die Altäre, mit gezückten Schwertern die Throne zu halten meinen — eine Auflöſung bricht herein, eine Umgeſtaltung folgt nach. Staunet heute nicht, wenn die Regierenden ihren Purpur durch den Schmuz des Lebens ziehen, die Schwerter des Adels roſten und die Frauen den Schleier der Sitte zerreißen: ſo geſchieht's bei allen Uebergängen der Gewalt in andere Hände; es ſind die Wehen, wenn eine andere Herrſchaft geboren wird.

„Vergib uns unſere Schulden", knurrte der Laienbruder.

Und ſie wird geboren! fuhr Borgias begeiſtert fort. Und jede neugeborene Gewalt hat eine neugeſchmiedete ſittliche Krone um die leuchtenden Schläfe. Unter dem neuen Scepter ſtreckt ſich die Menſchheit wieder, bis ſie auch an dies Scepter ſtößt, das erſt göttlich hoch über ihrem Haupt ſegnete, dann dräut und wieder drückt. Und alſo fort und fort, bis endlich der Menſch ſoviel Raum gewinnt, daß er ſich frei nach dem Geſetze ſeines Gewiſſens bewegen kann. Erſt werden die Nationen anfangen, einander gelten zu laſſen und zu ſchätzen: der Völkerhaß wird aufhören. Wenn ihr einſt dieſen Oelbaum ausſchlagen ſeht, dann iſt der Frühling nahe, wo auch die Einzelnen im Volk einander anerkennen, und der Herrſcher ſein Volk.

„Wie wir vergeben unſern Schuldigern", betete der Mönch.

Ja, rief Borgias, — Natur, Staat und Kirche, wie ſie mit Zwanggewalt den unfreien Menſchen beſtreiten, erziehen ſie ihn zur ſittlichen Herrſchaft. Denn des freien Menſchen Bruſt ſoll zu einem eigenen Staat gebildet werden, von der Natur und von der Ewigkeit begrenzt, und das Herz als freie Kirche umſchließend. — — Hebe denn, o Menſch, dein Scepter; die Natur wird dir huldigen, wenn ſie deine Majeſtät erblickt. Setze deine Krone auf, und der Staat wird ein Vaſall deiner Unſterblichkeit. Denn du allein biſt dein König!

„Und führ' uns nicht in Verſuchung", ächzte laut der Paternoſterbruder.

Erſchöpft liſpelte der Kranke unverſtanden fort. Bald keuchte er nach Luft und deutete mit Geberden an, daß er noch mehr aufgerichtet liegen wolle. Egil eilte hinaus, während Euſtach den Fieberheißen in den Armen emporhielt.

Es war ſtill im Gemach. Da fiel aus der höchſten Spitze des Apfelbaums, der dicht am Fenſter im Kloſtergarten ſtand, ein vom Wurm angeſtochener, frühreifer Apfel zwiſchen den Blättern und ſeinen noch unreifharten Brüdern rauſchend zu Boden. Der Kranke ſchrak zuſammen. — Euſtach winkte dem Bruder ihm beizuſtehen; dieſer trat mit den Lippen fortmurmelnd heran.

Jetzt kam Egil zurück, im Bauernkittel, ſein Cilicium, das härene Bußkleid, ausgezogen, um es noch zuſammengerollt zur Unterlage für den Oheim zu verwenden.

Mir wird ſo leicht! keuchte Borgias, und große Tropfen quollen ihm aus Stirn und Schläfen. — Auf! Ich will aufſtehen, — wer ruft mir? Ja ich komme, ich komme! Ich bin geneſen. — O wie hell!

Die Sonne fiel eben, um die Ecke des Kloſters niedergehend, durch das Fenſterchen herein und durchſtrahlte den dünnen Staub der Zelle.

Mit einer zuckenden Bewegung des Kopfes ſank Borgias zurück, ſeine Farbe war erloſchen, ſein Auge gebrochen.

„Sondern erlöſe uns vom Uebel", betete der Laienbruder und verließ die Zelle. Bald hörte man, von ſeiner Hand gezogen, die Kloſterglocke in drei langſamen Schlägen.

Amen! ſprach Euſtach niederknieend, und Egil warf ſich laut weinend über den entſeelten Oheim.

Die Sonne war hinabgegangen, Euſtach erhob ſich und faßte Egil am Arm, ihn zu ermuntern. — Komm, mein Sohn, ſagte er, und ſtöre mit deinem Schmerze den edeln Geiſt nicht, der ſich zurückgezogen hat, ſeine körperlichen Bande zu löſen, und ſein Unvergängliches für die Ewigkeit aufzupacken. Komm, wir gehen in den Garten und blicken durch das heitere Abendroth in unſere Zukunft.

Egil richtete ſich auf, ihm zu folgen, war aber nicht zu bewegen, erſt die Kutte wieder anzuziehen. Er blieb im Kittel und knüpfte nur ein Tüchlein über die Tonſur. Stumm und träumeriſch wandelte er neben dem Waffenſchmied den ſtillen Pfad an der innern Mauer des Kloſtergartens hin. Die Dämmerung brach herein, und da dem in ſich verſunkenen Jüngling keine Rede abzugewinnen war, ſo lenkte Euſtach wieder nach dem Kloſter zurück.

Hier vor dem Treppentritte des Pförtchens ſtutzte Egil und blickte auf und umher wie Einer, der aus einem ſchweren Traum erwacht. — — Da hinein? flüſterte er mit ſchauernder Geberde. Und mein Oheim iſt fort? Und doch wieder da hinein? Ich allein, ich verlaſſen?

An dem wild umherſpähenden Auge des Fraters faßte Euſtach Angſt und Beſorgniß; aber im Augenblick, wo er den verzweifelnden Frater am Arme faſſen und halten wollte, entſprang er ihm in der Richtung nach den Terraſſen, auf denen ſich der hintere Garten hügelauf erhob. Euſtach eilte ihm nach. Zu rufen wagte er der Mönche wegen nicht; auch hatte er die zweite Böſchung noch nicht erreicht, als er den unglücklichen Jüngling ſich oben über die niedere Mauer ſchwingen und verſchwinden ſah.

Achtes Capitel.

Ein Abſchiedstrunk.

In der Frühe des andern Tags verließ der Landgraf Raspe die Stadt. Der Abt mit kleinem Gefolge gab ihm eine Stunde Wegs das Geleit. Es war etwas ſchwüle Luft; im langen Thal der Fulda zur Rechten der Reiſenden ſowie links an der hohen Wand des Rhöngebirges wälzten ſich graue Nebelzüge auf und nieder. Der Abt war in der Stimmung, daß ihm das wildeſte Wetter aus ſolcher Gewitterbrauerei erwünſcht geweſen wäre, ja ein doppeltes, eins hinter dem Landgrafen her und das andere für den Gerichtsabend. Nicht weniger verſtimmt war Heinrich Raspe, und ſo ritten beide Fürſten einſilbig genug nebeneinander die waldige Höhe über der Propſtei Johannisberg hinauf.

Als ſie hier oben, im weiten Ausblick auf die ferne Stadt und über die reizende Landſchaft hinaus, zum Abſchied einander die Hand reichten, ſagte der Landgraf:

Nach allem Verdruß, den wir mitſammen gehabt haben, Herr Abt, rechne ich doch auf Eurer Liebden guten Willen, heißt das, wenn's mit dem abgeſetzten

Hohenſtaufen'ſchen Konrad zum Kampfe kommen ſollte, auf den bereitwilligen Zuzug Eurer tapfern Vaſallenſchaft.

Ich hoffe, daß ich meine Kräfte nicht für mich ſelber nöthig haben werde, antwortete der Fürſtabt. Wenn mir aber nachbarliche Grafen und Biſchöfe und zuletzt auch noch wandernde Prediger ins Land fallen und ich, von höherer Macht im Reiche verlaſſen, mir zurufen muß: Abt Konrad hilf dir ſelber! ſo wird Eure Hoheit einſehen, daß ich für Andere ein ſchlechter Nothhelfer bin. Will aber darum doch kein ſchlechter wortbrüchiger Mann ſein; ſondern verhoffe, unter Gottes Beiſtand, mit all den Unbilden fertig zu werden und Euch zu zeigen, daß mein Pfaffenſcapulier kein rachſüchtig Herz und nachtragenden Groll bedeckt. Und ſomit Gott befohlen, Herr Landgraf und König!

Er wendete ſein Pferd und trabte bergab. Nur einmal hielt er an und ſagte, rückgewendet gegen den alten Hans von Kötſchau:

Nicht wahr, ich hab's ihm geſagt, Alter, und er reitet mit meinem Naſenſtüber fort? Fodert meinen Beiſtand im Augenblick, wo er ſich in meiner Noth und Sorge mir ſelbſt abwendet! Und begibt ſich vor einem fahrenden Mönche ſeiner königlichen Herrlichkeit! Aber ich will Allen zum Trotz nicht zu Schanden werden! Und mag ihm der Magiſter mit ſeinem Stecken beiſpringen, wenn's ihm an den Kragen geht!

Und noch lebhafter trabte er weiter und ſprach kein Wort mehr. Sie kamen an zahlreichem Landvolke vorüber, das zur Stadt ſtrömte, um des Magiſters Ablaß der Abendpredigt zu gewinnen und das Ketzergericht mit anzuſehen. Der Abt blieb dabei nicht unempfindlich; hatte er ſonſt, gehend oder reitend, den Begegnenden mit bekreuzender Hand den Segen geſpendet, ſo wendete er jetzt das Geſicht von den Verneigten oder gar Niederknienden ab und ſegnete mit der pfeifenden Reitgerte in die Luft. Am bebenden Munde konnte man ihm anſehen, daß er mit wehmüthigen Empfindungen kämpfte, die er durch Sprechen nicht verrathen mochte.

Im Burghof abgeſtiegen, entließ er ſeine Begleitung mit grüßender Reitpeitſche, wie ein leichtherziger Höfling, und nur zu Ritter Konrad ſagte er ſtreng:

Es bleibt für dieſen Abend bei meiner Anordnung, Pathe!

In ſeiner Wohnung fand Ritter Konrad Manegolden, ihn erwartend. Beide Freunde hatten ſich in letzter Zeit wenig und nur flüchtig geſehen, — Konrad derzeit von ſeinem Dienſte beim Abt mehr in Anſpruch genommen, Manegold in ſeiner Leidenſchaft für Gaſuto's Frau verſunken. Dieſer Umgang mit der verführeriſchen Sabine war ziemlich ſtadtkundig, und das herabgekommene Ausſehen des ſonſt ſo friſchen, fröhlichen Jünglings beſtätigte das argwöhniſche Gerücht. Konrad hatte ſich vorgenommen, mit dem Freunde bei guter Gelegenheit ernſtlich darüber zu ſprechen; jetzt kam ihm derſelbe zuvor, indem er ſehr bewegt ſagte:

Ich komme zum Lebewohl, Konrad! ich muß fort von hier, oder ich gehe zu Grunde. Es iſt jetzt nicht die Stunde und iſt heute nicht der Tag, Freund, dich mit dem Bekenntniß meiner elenden Verirrung zu beſchäftigen.

Ich brauch' es wol auch nicht, und du kennſt es ſchon. Und da ich der Schmach, die ich mir ſelber angethan, auch ſelber ein Ende mache: ſo erläſſeſt du mir wol die herzensweiche Beichte. Genug, ich gehe und ſtelle mich meinem gnädigen Herrn Grafen Sayn, der vom Magiſter zu Gericht geladen iſt, an die Seite, ob ich ihm dienen mag. Aber ich möchte auch von hier mit einer rechtſchaffenen That ſcheiden, zum Dank für ſoviel empfangene Gunſt. Hilf mir dazu, Herzensfreund, und laß mich Hedwig retten, wenn ſie verurtheilt werden ſollte! Du meinſt doch wol, daß wir ihr nichts dürfen zufügen laſſen?

Konrad, von dem Ton und Ausſehen des Freundes erſchüttert, umarmte ihn mit einer ihm ſonſt nicht eigenen Lebhaftigkeit. — O mein Freund, rief er, das iſt ein Morgengruß und Wiederſehen, deß ich unausſprechlich froh bin. Gott ſei Dank dafür! Ich verſtehe deine Reue und brauche nichts von deiner Sünde zu wiſſen. Aber ich gönne dir die Buße, die du dir auferlegſt — Hedwig zu befreien. Ich habe Urſache, Manegold, Alles für ſie von des Magiſters Erbitterung zu fürchten, von ſeinem Groll, den er ſelbſt für heiligen Eifer hält; dennoch hat mir der Abt unterſagt, irgend gegen den Magiſter oder ſein Gericht etwas zu verſuchen, was um ſeines Dienſtmannes willen ihm ſelbſt als Zuwiderthun gegen des Papſtes Vollmacht aufgebürdet werden möchte. Mit Hedwig hab' ich nichts beſprechen können; allein unterwegs zum Gericht bereite ich ſie auf unſer Unternehmen vor. Sie reitet ihren Zelter, — ich hab's ſo durchgeſetzt, — und ich geleite ſie mit einer Reiterſchar.

An dieſe ſchließ' dich an; ich gebe dir das Pferd zu halten, wenn ſie abſteigt; denn vor Gericht muß ſie ſtehen. Sobald ein anderes als ein freiſprechendes Urtheil fällt, reite ich mit meinen Leuten das Volk auseinander, dieweil hilfſt du ihr aufs Pferd und jagſt mit ihr hinter meinem Rücken davon. Aber wohin bringen wir ſie, Manegold?

Wohin? — — Erinnerſt du dich, Konrad, unſerer Rhönfahrt, als wir, von der Milſeburg herabgekommen, vor jener wunderſamen Felſenwand ſtanden und den Bund unſerer Freundſchaft ſchloſſen? Nahe hinter jener Wand auf einem Hügel liegt ein bäuerlicher Freihof; die hübſche, heitere Frau bewirthete uns mit Eiern, Milch und Käſe: erinnerſt dich? Dorthin bring' ich Hedwig. Es iſt ein gutes Verſteck für die Nacht, in wenigen Stunden erreichbar. Du beobachteſt dann die Nachwirkung, den Eindruck unſrer Flucht, folgſt uns über Nacht, und wir bringen ſie nach Umſtänden auf eine befreundete Burg oder auch weiter. Nicht wahr?

Ja, ja, Manegold! rief Konrad aus. Das iſt ein geſegneter Gedanke, einer, der gleich mancher Mandel einen doppelten Kern hat: Schutz einer Geliebten und Sühne für einen Freund. Nimm es als Beweis meiner Freundſchaft, daß ich dir eine That überlaſſe, mit der ich mir Hedwig's Gunſt verdienen ſollte.

Nein, Konrad, gerade dir ſoll meine That zugute kommen. Hedwig wird mir's danken, daß ich die ſchwere Schuld eines Eingriffs in des Magiſters Gericht auf mich nehme, und du für ſie eine freie, unbeſcholtene Hand behältſt. Mich mag dann der fromme Wüthrich als

Ketzer verfolgen; ich ſchließe mich an meinen bereits verklagten Grafen Sayn an, und er ſoll es mit uns Beiden zu thun haben. Wehe ihm, wenn er —! Nun der Himmel mag Alles fügen!

Konrad lachte. Weißt du, Manegold, ſagte er, was ihm ſogar mein gnädiger Abt prophezeit hat? Wenn alle Stränge reißen, ſo ſoll ihn der Teufel holen!

Wahrhaftig? Das hat der Abt geſagt? verſetzte Manegold. — Ei, dann dächt' ich doch, ein rechtſchaffener Ritter könnte ja wol zu dem Teufel für den Magiſter werden, und bekäme Abſolution von einem fürſtlichen Abt. Nicht wahr? Ich will mir's merken.

Beide beſprachen noch einmal die Ausführung ihres Vorhabens für den Abend. Als aber Manegold zum Abſchiede des Freundes Hand gefaßt hielt, ſchien ihn noch ein Anliegen zu drücken, das mit beſchämender Erinnerung verknüpft ſein mochte. Mit ſichtlicher Befangenheit ſagte er:

Hör', Konrad, falls wir uns nicht mehr vertraulich ſprechen ſollten, hab' ich noch etwas auf dem Herzen, was mir ſchwer wird zu ſagen, aber unrecht wär' zu verſchweigen. Ich weiß nicht recht, ob man auch ſchlechten Gelöbniſſen Wort halten muß. Wenn ich dir aber nur ſage, was die Welt weiß, ſo verrathe ich eben nichts, und genügt dir doch vielleicht, zu errathen, was geſchehen könnte. Du ſelber weißt wol nicht, Freund, was dieſer Gaſuto für ein Handelsmann iſt? Eins kann ich und darf ich dir ſagen: ſein verführeriſches Weibchen hat in Dienſten der gefangenen Richenza geſtanden und war eine Buhle des Würzburgers; der Welſche hat ſie für große Mitgift zur Ehe genommen und ſteht insgeheim in Dienſten des Biſchofs. Jetzt hat er hier ſeine Bude aufgethan und bereiſt eben die nachbarlichen Burgen Eurer Vaſallen. Gib Acht und ſei wachſam! Ich vermuthe, er war auch in Ziegenhain.

Er eilte fort, um nicht weiter befragt zu werden, oder vielleicht auch aus Verlegenheit ſchon zu viel verrathen zu haben.

Das Gewitter, das in den Thälern des Rhöngebirgs aus den Frühnebeln gebraut worden, hatte ſich an der Wetterſcheide getheilt. Donner und Blitz mochten, nach des Abts heimlicher Verwünſchung, dem Landgrafen Raspe wirklich hinüber ins Kinzigthal gefolgt ſein; über das Thal der Fulda hereinrauſchte gegen Mittag nur ein ſtundenlanger Regen nieder, der anfangs die Schwüle des Tags vermehrte, ſpäter aber einen erfriſchten, heitern Abend erwarten ließ.

Ein Mann in weitem Regenmantel ſchritt unter dem heftigſten Guſſe durch die leergewordenen Gaſſen dem Petersthore zu und eilte in das Eckhaus gegenüber der Klappernden Kanne, woher Lärm und Gelächter zechender Lanzknechte und Bauern erſchallte. Es war Gafuto's Wohnung, und Sabina, bei dieſem Wetter keiner Kaufluſtigen gewärtig, ſaß der Schwüle wegen im leichteſten Anzug am Fenſter und änderte auch nichts an der leichtfertigen Kleidung, als ſie dem Eintretenden entgegenging und das triefende Barett abnahm. — Ich dacht' ein Käufer käm' eben noch! lachte ſie neckiſch.

So? erwiderte Manegold, indem er einen kalten Blick auf ihren leichten Anzug warf, — und da haſt du ſchnell zurechtgelegt, was dir feil iſt?

Wie ein Blitz durchzuckte ſie das verletzende Wort, und ihre Hand fuhr zu einem Schlag empor. Aber Manegold fing ruhig den gehobenen Arm auf und ſchwenkte die niedliche Geſtalt bei Seite auf ein Lotterbett. — Nein, ſagte er, kein Käufer kommt, ſondern Einer der ſein ſchlechtes Geſchäft abſchließen und dir Valet ſagen will. Morgen, dieſen Abend verlaſſe ich die Stadt.

Ha, wieder einmal! höhnte ſie, halb doch erſchrocken, halb gekränkt, und kehrte ihm den Rücken zu. Aber es iſt abgenutzt und iſt eine ſchlechte, unritterliche Gewohnheit, daß Ihr von Zeit zu Zeit kommt, mir Valet ſagt, nur um mir kränkende Vorwürfe zu machen und Euch mit neuen Schmeicheleien halten zu laſſen. Diesmal aber mögt Ihr zuſehen, wer Euch halten will!

Ja, rechnen wir ab, Bienchen! Drücke mir erſt noch den Stachel deiner Erinnerung ins Herz, daß ich ſo ſchwach und elend war. Ja doch! Du haſt Recht. Wie oft hab' ich mich Nachts verwünſcht, wenn die mattherzige Erinnerung an deine Gunſt mir alle guten Entſchlüſſe durchkreuzte, oder am Tage, wenn ein kindiſches Lechzen nach deinen Liebkoſungen mir jedes ritterliche Unternehmen lähmte! Ja, ſo weit bin ich gekommen, daß ich am Blaſen des Hiefhorns, am Läuten der Glocken, ohne Muth und Andacht, nur die Stunden abzählte, bis ich in der Dämmerung zu dir ſchleichen konnte. Jedes friſche Unternehmen ſchien mir zu weitläufig für den kurzen Tag, der mir doch zu lange währte; ich verabſcheute jeden ehrbaren Gedanken, jeden frommen Vorſatz, weil ſie mir zwiſchen die ſüße Erinnerung an den geſtrigen und die lechzende Hoffnung auf den heutigen Abend traten. Ich weiß es: ich habe es, wie oft, am friſchen Morgen verwünſcht und Alles wieder vergeſſen, wenn der Abend heranwelkte! Aber, nun hat es ſein Ende, und es geht vorüber zwiſchen heute und morgen!

Schade, daß es nicht zwiſchen geſtern und vorgeſtern geweſen iſt! erwiderte Sabina höhnend. Und warum ſagt Ihr mir denn das? Was geht's denn mich an, wenn Ihr daheim ein Narr waret? Hattet Ihr etwas Ritterlicheres zu thun, als mir Liebesgrillen in den Kopf zu ſetzen und Schmeichelheimchen ins Herz; warum habt Ihr's verſäumt? Oder glaubt Ihr, Eure edle Ritterlichkeit wieder auf rechtſchaffene Beine zu bringen, wenn Ihr zum Abſchied kommt, mir Kränkungen zu ſagen darum, daß ich Euch für einen edeln Mann gehalten habe, dem man ſich anvertrauen und hingeben darf? O ich weiß, was ich Euch hätte zu thun geben ſollen: Lachräthſel hätte ich Euch aufgeben müſſen, Spottdiſteln pflücken laſſen, nur keine Liebe zu Euch faſſen, oder wenn das nicht in meiner Willkür ſtand, — keine Liebe verrathen und nie thun, was Liebe um Liebe ſo gern thut, nie, niemals.

Sie warf ſich weinend in die Kiſſen des Ruhebetts.

Manegold ſchien im erſten Moment bewegt. Er betrachtete mit Wohlgefallen die reizend hingeſtreckte Geſtalt; er neigte ſich vor, als zög' ihn eine unſichtbare Macht zu ihr hin. Doch raſch nahm er ſich zuſammen, wendete ſich mit einer heftigen Schwenkung ab und trat ans Fenſter. Sabina blinzelte ihm nach. — — Das war alſo unſere Abrechnung, Bienchen? ſagte er. Vielleicht trägt's Einem oder dem Andern noch etwas heraus: wir nehmen's ſo genau nicht, Herzchen. Was unſere wechſelſeitigen Schwachheiten und Hingebung betrifft, ſo iſt meine Ziffer größer als deine. Du haſt vorhin vergeſſen, welche Zuſagen und Gelöbniſſe im Punkt der Heimlichkeiten deines Mannes ich für deine Liebe und vor deiner Gunſt habe ausſtellen müſſen. Das kam Euerm Vortheil mehr als meiner Ehrenhaftigkeit zugute. Und iſt nicht auch mein Schwert noch als Pfand in deiner Verwahrung? Und das eben iſt Nummer Zwei meines Beſuchs, — Valet von meinem Sabinchen und mein gutes Schwert auf den Weg. Jetzt brauch' ich's: heute, um ein edles Fräulein in Pfaffenbedrängniß durchzufechten, und morgen vielleicht, um einem tollköpfigen Mönche die Glatze zu ſalben.

Heiliger Jeſus! rief Sabina, ſprang vom Lager auf und eilte, ſich anſchmiegend, zu ihm. Du willſt einen Prieſter erſchlagen, Manegold? Gott ſteh' dir bei.

Gott, oder — der Gottſeibeiuns! lachte er.

Nein, Manegold, nun geb' ich das Schwert nicht heraus, verſetzte ſie mit einſchmeichelnder Aengſtlichkeit; ich würde mich der entſetzlichen That mitſchuldig machen. Nun ich weiß, was du vorhaſt, — nein mein Herzensfreund, ich gebe das Schwert nicht, und laſſe dich ſelbſt nicht. Ich halte dich von einem Frevel ab, der den Fluch der Kirche auf dich und dein ganzes Leben brächte. Du meinſt — den Magiſter?

Manegold ſah ihr ſchalkhaft lächelnd ins Geſicht und ſagte: Dann muß ich freilich hier bleiben. Es iſt ein Ehrenſchwert meines gnädigen Grafen Sayn, das ich nicht zurücklaſſen kann, und dein Gewiſſen iſt auch immer ein zartes Ding geweſen. Vielleicht aber haſt du doch noch ein anderes Häkchen dabei. Beſinne dich einmal, Herzensbienchen! Bleib' ich hier, ſo ſag' ich mich jedenfalls von Euern Heimlichkeiten los, und das könnte noch bedenklich für deinen lieben Gafuto werden. Dann wär's wol beſſer, ich ginge; gehe ich aber, ſo braucht's ja keines Pfandes meiner Verſchwiegenheit mehr über Euer gottloſes Vorhaben, das ohnehin noch nicht ganz reif weder zur Ausführung noch zum Verrath iſt. Ueberleg' dir's noch einmal in der Küche, du Honigbienchen, und bereite mir vor allem einen heißen, gewürzten Wein; ich bin ſchändlich verſtimmt. Und — ja, ja! — — laß es immer einen Abſchiedstrunk ſein! Es iſt mir nur lieb, daß du wieder lächelſt, du kleine Liebeshexe! Ich fürchtete ſchon, du würdeſt mir Thränchen in den Abſchiedstrunk tröpfeln: das hätte meinen ganzen Rittermuth eingeſchläfert.

Bei dieſem Worte zuckte ein tückiſcher Gedanke über Sabinens Geſicht. Sie öffnete ein kleines Schränkchen und wühlte lange darin. — Was ſuchſt du denn? fragte Manegold.

Mein beſtes Gewürz für den Abſchiedstrunk, antwortete ſie. Meinſt du, ich wollte dich mit Gewalt halten, wenn dich dein wankelmüthig Herz von mir treibt?

Sobald ſie die Stube verlaſſen hatte, eilte der Ritter nach einem Eckſchrank, öffnete und nahm raſch ein hübſches Schwert heraus, das er feſt um ſich gürtete. — Ich fürchtete ſchon, daß ſie den Schrank verſchließen möchte! ſagte er vergnügt. Jetzt braue du nur den Trunk: Liſt gegen Liſt! Deine Schmeicheleien verfangen nicht mehr.

Er ſetzte ſich auf das Lotterbett, die Füße um das Schwert geſchlungen, die Hände auf den Knauf gedrückt. So fand ihn Sabina, als ſie den Wein in einem ſilbernen Pokal hereinbrachte. Sie nippte davon mit anmuthiger Verneigung, rührte ihn dann mit einem Löffelchen um, und reichte dem Ritter den Kelch. Er that einen ſtarken Zug und ſetzte ihn auf das Tiſchchen. Sabina neckte den Freund wegen des heimlich hervorgeholten Schwerts, drückte ſich neben ihn auf den Sitz und ſpielte mit ſeinen langen Locken. Als er anfing ſtill zu werden und zu gähnen, ließ ſie ihn unter einem Vorwand allein. Ihre Abſicht gelang, indem der Einſame ſeiner Schläfrigkeit mehr nachgab. Als ſie nach einer Weile zurückkam, fand ſie ihn feſt entſchlummert. Sie ſtellte eine ſpaniſche Wand zwiſchen ihn und das Fenſter, indem ſie ihn mit Wohlgefallen betrachtend vor ſich hinflüſterte:

So, mein tapferer Ritter! Ein Schlaftrunk dient dir mehr als ein Abſchiedstrunk. Schlummere nur und träume! Morgen iſt ein anderer Tag und du wirſt dich eines Andern beſinnen. Der Schelm iſt wie ein Kind und will gehätſchelt ſein. — — — Recht brav, daß du dein Ehrenſchwert ſo feſt hältſt und weder ein edles Fräulein durchfechten, noch einem tollen Mönch eine

Tonſur geben willſt! Nein, nein, mein Manegold iſt nicht ſo ſchlimm! Ha, ha! — — Und wenn du die Nacht erwachſt und willſt böſe werden, — ſollt' ich denn gar nichts mehr aufbringen, was dich beſchwichtigen könnte?

Neuntes Capitel.

Ein Abendrauch.

Von den Stufen der Peſtſäule, am Fuße des Frauenbergs, hielt Magiſter Kurt, heut etwas früher als gewöhnlich, ſeine Abendpredigt an das zahlreich verſammelte Volk. Die andächtige Menge kniete oder kauerte auf dem ſteinigen Boden, der vom Regenguſſe des Mittags ſchnell abgetrocknet war. Hinter ihnen, am Abhange nach dem Fuldathal, lag die Stadt im Abendrauche der Häuſer, der ſich matt über die grauen Schindeldächer ausſpann. Der Himmel war bedeckt; doch brach ſich das Gewölk, ſodaß dann und wann ein flüchtiger Sonnenblick über die friſche Landſchaft hinſtreifte.

Inzwiſchen wurden weiter unten nach dem Paulsthor hin, auf dem Hügel, der neben einem Weinberge nach dem tiefen Waidesbach hinabhing, ein leichtes Gerüſt mit Schranken und ein Scheiterhaufen errichtet. Dieſe Vorkehrungen, durch den heftigen Mittagregen ſo verſpätet, entzogen der Predigt, zu großer Unzufriedenheit des Magiſters, viel Zuhörer, denen das Zuſchauen lieber und mehr daran gelegen war, für das ungewöhnliche Schauſpiel gute Plätze, als vom Anhören der Predigt zwanzigtägigen Ablaß zu gewinnen.

Da hatten denn hier Häſcher und Lanzknechte, dort die Hüter des Weinbergs der muthwillig drängenden und einbrechenden Menge zu wehren, die mit jedem Augenblicke theils von der Peſtſäule her, theils aus der Umgegend Zufluß bekam. Rohe Geſellen verfielen auf ausgelaſſene Streiche, während fromme Gemüther durch den Anblick des Scheiterhaufens in eine ängſtliche, eifernde Spannung geriethen. Der Scheiterhaufen war vom Magiſter mehr zur Ausſchmückung ſeines Gerichts als in Ausſicht auf ein Menſchenopfer befohlen worden. Er liebte es, die Ausübung ſeiner hohen Vollmacht mit ſchreckhaften Eindrücken zu umgeben und auf verſtockte Gemüther durch heilſame Todesangſt zu wirken. Etwas von ſolcher Wirkung verſprach er ſich auch noch für die in Haft genommene Helika, die ſich in der Voruntersuchung als treue feſte Waldenſerin bekannt hatte.

Das wilde Treiben auf dem Gerichtsplatze hörte nicht eher auf, als bis man von der Stiftskirche her die bedeutſamen Zeichen eines Glöckchens vernahm. Eine erwartungsvolle Stille entſtand jetzt, dauerte aber nicht lange, indem die von der Peſtſäule herbeiſtrömende Menge neues Drängen erregte. Der Magiſter ſelbſt eilte den Erwarteten entgegen nach dem Paulsthore. Hier hielt ein Häuflein Studenten zu Pferd. Sie begrüßten ihn mit Ehrerbietung, was er als Aufmerkſamkeit und Ehrengeleit für ſein Gericht gar wohlgefällig aufnahm.

Bald näherte ſich von der Abtsburg heran der Zug. —

eine ſtarke Reiterſchar, hinter welcher Konrad in angelegentlichem Geſpräche mit Hedwig von Malkos ſich neben ihrem Zelter hielt. Dem reitenden Paare folgte ein kleiner Leiterwagen mit Helika unter Obhut des einäugigen Bruders Johannes, neben welchem, als Zeuge der Verhandlung, Pater Lorenz aus Ziegenhain ſaß und mit niedergeſchlagenen Augen ſeinen Roſenkranz abbetete.

Wie der Zug herbeikam, ſtellte ſich der Magiſter an die Spitze deſſelben und ſchritt mit feierlich gehobenem Stabe voraus.

Nun zeigte ſich auch, wozu eigentlich die Studenten am Thor hielten: ſie ſchloſſen ſich nämlich, mit Hedwig's Farbe, mit veilchenblauen Binden geſchmückt, als ein Ehrengeleit dem Zuge an. Hedwig dankte rechts und links den Begleitenden, und Ritter Konrad, der bisher über die Fürſorge für das Fräulein an Helika nicht gedacht hatte und für ſie beſorgt war, ritt im Vertrauen auf die freimüthige Abſicht der Studenten zu ihrem Anführer und flüſterte ihm zu:

Ihr verlaßt die Schule, Wuerten, wie ich höre: hättet Ihr den Muth, des Fräuleins Dienerin, die arme, ſchwerbedrohte Helika, das Mädchen da auf dem Wagen hinter uns, zu retten, ſobald es nöthig würde ſie und das Fräulein ſelbſt zu flüchten?

Für die, für Helika, iſt ſchon geſorgt, verſetzte der Student, aber das Fräulein —?

Auch ſchon! Dank braver Wuerten! flüſterte der Ritter.

Aber nun wurde es für Konrad immer bedenklicher, daß er Manegolden auch hier vor der Stadt nicht fand.

Wie er ſich unruhig nach allen Seiten umſah, bemerkte er am Saume des zuſammendrängenden Volks die berüchtigte Wilwirk. Er ritt zu ihr und ſchalt:

Thöricht Weib, du! Will die Hexe den Scheiterhaufen füttern, wenn das verhetzte Volk etwa um ſeine Waldenſerbrände kommt? Schier dich nach Haus, und ich ſchicke dir zwei Reiter nach, dein Neſt zu behüten! Geh!

Wirklich gab er dieſen Befehl und ſchloß ſich dann wieder dem Zug an, der ſich im dichten Volksgedränge langſam gegen das Gerüſt bewegte, das der Magiſter eben beſtieg, um mit einem feierlichen Gebet ſeine Unterſuchung zu eröffnen.

Während deſſen beruhigte ſich das toſende Volk, das von Konrad's Reitern ſo weit zurückgedrängt wurde, daß um die etwas erhöhte Bühne ein freier Raum blieb. Ritter Konrad hatte dem Fräulein vom Pferde geholfen. Hedwig beſtieg mit ruhigem Ernſt das Gerüſt, und Bruder Johannes geleitete Helika hinauf, die ſich blaß und unruhig an ihre Gebieterin anſchloß. Pater Lorenz, zuletzt hinaufgewankt, kniete ſogleich nieder und verharrte, halb abgewendet und theilnahmlos an ſeinem Roſenkranze betend.

Konrad hielt mit Hedwig's Zelter dicht an den Stufen des Gerüſtes; Wuerten in ſchicklicher Nähe, hielt ſeine hochrothe Standarte geſenkt. Die übrigen Studenten, unter dem Volke zurückgeblieben, beunruhigten mit ihren Pferden die Umherſtehenden. Dieſe wichen ängſtlich auseinander und machten dadurch eine Lücke.

Als der Magiſter ſich von ſeinem lauten Gebet aufrichtete und gegen Hedwig wendete, entſtand eine große

Stille umher, ſodaß man ſeine feierliche Stimme weithin vernahm, wenn man auch die Antworten der Angeklagten nur in nächſter Umgebung verſtehen konnte. Der eifrige und wichtigthuende Bruder Johannes ſtand dann zuweilen von ſeinem Sitz auf und wiederholte die bedeutenden Ausſagen laut für das Volk.

Die Anſprache lautete:

Wie ſeid Ihr dazu gekommen, Hedwig von Malkos, der Heerde Euers Oheims, ein Lieblingslamm dieſes nicht immer wachſamen Hirten, zu entlaufen und in einen verworfenen, frevelhaften Bund zu treten, zu welchem die Weihe von einem ekelhaften Thiere mittels eines ſodomitiſchen Kuſſes genommen wird?

Hedwig erröthete, erblaßte mit dem Blick über die Kopf an Kopf gedrängte Menge, und ſchwieg mit Herzklopfen.

Du ſchweigſt? fuhr der Magiſter fort. Damit bekennſt du alſo deine Schuld. Das Bekenntniß deiner Sünde wandelt über dein erbleichend Antlitz, wie der Wolke Schatten über eine reife Saat. Du willſt mir wol mit Hiob aus Vers 34 des 39. Capitels antworten: „Siehe, ich bin zu leichtfertig geweſen: was ſoll ich antworten? Ich will meine Hand auf den Mund legen.“

Mit raſcher, lebhafter Entrüſtung erwiderte Hedwig.

Ihr ſeid in Vermuthungen nicht geſchickter als in Fragen, harter Prieſter. Ihr wollt hier unterſuchen, ob ich ſchuldig ſei, weſſen kein Ankläger daſteht, und hebt mit einer Frage an, die meine Schuld ſchon vorausſetzt, und überdies einen Vorwurf für meinen hochwürdigen

Oheim enthält. Wollt Ihr hier als Richter walten, ſo ſetzt Euch nicht auf den Stuhl des Unrechts und ſtellt die Füße nicht auf den Schemel der Schmähung. Niemals iſt mein Oheim ein unwachſamer Hirt ſeiner Heerde geweſen, das wiſſen hier dieſe Tauſende, die durch ihn den Segen des Himmels empfangen.

Und gegen das Volk gewendet rief ſie lauter:

Seht hier keine Angeklagte in mir, Landsleute, denn es iſt kein Kläger da, ſondern Eine, die Euern Abt und Fürſten gegen einen umherwandernden Prediger vertheidigt, — gegen einen Mann, fremd unſerer Rechtſchaffenheit und feindſelig unſerm Glück.

Abt Konrad, hoch! riefen mit geſchwenkten Baretten die Studenten, auf ein Zeichen, das Wuerten unvermerkt mit ſeiner Standarte gab.

Da donnerte der Magiſter gegen die Reiter herab:

Stille gebiet' ich euch! Was wollt ihr hier? Fort mit euch, wenn ihr nicht gekommen ſeid, mein Gericht zu ehren! Oder denkt ihr mich einzuſchüchtern? Aber ich rufe mit dem Pſalmiſten: „Wenn ſich auch ein Heer wider mich lagert, ſo fürchtet ſich doch mein Herz nicht; wenn ſich Krieg wider mich erhebt, ſo verlaſſe ich mich auf ihn!“

Er ſtreckte ſeine Rechte gen Himmel und hob dann mit der Linken den ziegenhainer Brief empor, indem er ausrief:

Hier iſt dein Ankläger, Hedwig von Malkos! Und neben dir ſteht eine Zeugin, deine eigene Dienerin, die Tochter eines Mannes, der abermals meinem Ketzergericht entflohen iſt. Wirſt du es leugnen, Hedwig von Malkos, daß du neben dieſer da in der letzten Cantate-Nacht beim Liebesmahle der Ketzer geſeſſen haſt?

Beim Wort „Liebesmahl“ entſtand eine ſtaunende, misbilligende Bewegung unter dem Volke. Man wußte nicht, ob es dem Richter oder der Beklagten gelte. Hedwig nahm mit Ruhe das Wort:

Ihr ſeid durch des Heiligen Vaters Vollmacht und Euern eigenen Eifer mein Richter. Ihr ſucht Ketzer und ſeid ganz der Mann, ſie zu finden. Vergebens würde ich mich bemühen, in Euern Augen gerechtfertigt zu erſcheinen; doch um des öffentlichen Gerichts willen, zu dem Ihr, leider! Gewalt habt, will ich reden und darthun, daß ich eigentlich gar keiner Rechtfertigung bedarf. Hört es Alle!

Sie erzählte nun laut, aber mit ruhiger Würde, gedrängt und bündig, ihre Entführung, ihre Rettung in die Burg Langenſchwarz, die geheimnißvollen Vorgänge, die ſie in der Angſt und zu ihrer nächtlichen Wanderung durch die Gänge der Burg getrieben hätten, und wie ſie endlich am Fenſter bemerkt und in die ihr unbekannte Verſammlung gebracht worden ſei. Sie ſchloß mit den Worten:

Und der Urheber dieſer unglücklichen Fügung iſt nun mein Ankläger in der Ferne. Nicht ſein Mund und Muth, nur ſeine feige Schrift ſteht gegen mich, tückiſch mein Misgeſchick zu benutzen. Oder wäre es nicht eher ein Unglück als eine Schuld zu nennen, was ich hier getreulich erzählt habe?

Beides, beides iſt es! rief Magiſter Kurt. Ihr ſeid freilich nicht ins Haus des Unglaubens gegangen, ſondern gebracht worden; wer hieß Euch aber verweilen und das Ohr den Lehren der Ketzer öffnen?

Ich habe hinabgehorcht, antwortete ſie, nicht um mich an ihren Betrachtungen zu erbauen, ſondern an ihren Verhandlungen über die Ungewißheit meiner Lage zu beruhigen.

Aber mit dieſer Beruhigung habt Ihr doch auch Wohlgefallen an den ſündhaften Lehren geſchöpft, fuhr der Magiſter fort; warum hättet Ihr ſonſt, nachdem Ihr aus der Burg glücklich entkommen, ein Geheimniß aus der ketzeriſchen Verſammlung gemacht?

Weil ich es gelobt und zugeſagt hatte.

Gelobt! Hört ihr's! rief immer heftiger der Mönch. Es iſt ordentlich verhandelt worden. Die Angeklagte hat durch angelobte Verſchwiegenheit die Ketzer beruhigt, mithin aufgemuntert, in ihrem Irrthum und unchriſtlichen Wandel fortzufahren. Die Ketzerei iſt beſtärkt, bekräftigt worden durch den Schutz der Nichte eines fürſtlichen Abts. Wehe! Aber wußtet Ihr nicht, Hedwigis, daß Ihr durch kein Gelöbniß, ja durch keinen Schwur entbunden werden konntet der chriſtlichen Pflicht, die verborgenen Ketzer zur Anzeige zu bringen? Aber noch mehr habt Ihr Euern Bund, Eure Freundſchaft mit den Waldenſern dadurch verrathen, daß Ihr dieſe Helika, dieſe Ketzertochter aus jener Nacht, zu Eurer Dienerin mitgenommen habt.

Wehe mir, daß ich Euch ins Verderben bringe, meine edle Gebieterin und Wohlthäterin! rief Helika, indem ſie neben Hedwig auf ein Knie ſinkend ihre Hand an die Lippen drückte und thränenden Auges an der edeln Geſtalt emporſah.

Dieſem braven Mädchen verdanke ich meine Befreiung aus eines ruchloſen Mannes Händen, erwiderte Hedwig lebhafter und ihre Hand auf der Knienden Haupt gelegt. Ich habe ſie als meine Erretterin, nicht als Waldenſerin aufgenommen.

Herr im Himmel erhalte mir meine Geduld und Langmuth! rief Meiſter Kurt. Nicht als Waldenſerin, aber doch eine Waldenſerin! Welche ſündhafte Spitzfindigkeit! Mit welcher du mir aber nicht entgehſt!

Bedenkt, ehrwürdiger Prediger, nahm Helika, ſich erhebend, das Wort, daß das edle Fräulein mich im Walde gefunden und kennen gelernt, und uns ihre Wohlthaten erzeigt hat, ohne zu wiſſen —

Sie ſchwieg betroffen, wohin ihr Fürwort führen könnte.

Ja, ohne zu wiſſen, — was denn? fiel der Magiſter ein. Du ſchweigſt? Sprich es nur heraus, was du mir ja ſchon geſtern bekannt haſt, daß du eine Waldenſerin und die Tochter jenes Esperle biſt, der ſchon früher im Lande Siegen und jetzt abermals hier meinem Strafgericht entgangen iſt. Diesmal aber durch Gottes gerechte Fügung mit Zurücklaſſung deiner. So werde denn du zuerſt gerichtet, zur Warnung für Hedwig von Malkos, deine Beſchützerin. Sprich alſo und bekenne hier vor Gott und dieſem Volke der Gläubigen: Biſt du wahr und wirklich eine Waldenſerin?

Ja, das bin ich! antwortete Helika, indem ſie ſich zitternd auf das nahe Geländer ſtützte.

Und ſchwörſt du deinen Irrthum nunmehr ab und bereuſt, oder verharrſt du ferner, auch beim Anblick —

ſiehe dort! — jenes Scheiterhaufens, der für dich entzündet werden ſoll, verharrſt du, ſage ich, bei deiner ketzeriſchen Empörung?

Mit ſichtbarer Anſtrengung innerlichen Kampfes wendete ſich das Mädchen gegen Hedwig mit der leiſen Frage: Sag' ich Ja oder Nein, Euch zu helfen?

Nichts für mich, Helika! Sprich für deine Seele! antwortete Hedwig mit bebender Angſt.

Ich verharre, ich verharre! rief nun Helika, und blieb in der Spannung ihres Gemüths mit ausgebreiteten Armen ſtehen. Eine Todesſtille entſtand umher.

Da erhob ſich der Magiſter gegen das Volk mit dem feierlichen Ausruf:

Sie hat *bekannt* und ſie *verharrt*; alſo verurtheile ich die verſtockte Waldenſerin zum Gericht des flammenden Scheiterhaufens, — im Namen Gottes und des Heiligen Vaters und kraft der mir verliehenen Gewalt! Amen!

Er zerbrach ein Stäbchen, das ihm Bruder Johannes gereicht hatte.

Ein wildes Jauchzen des Volks ſchlug auf und wiederholte ſich. Helika ließ ihre Arme ſinken, und brach ohnmächtig vor Hedwig's Füßen zuſammen. — Dieſe, über die Ohnmächtige gebeugt, ſuchte ſie aufzurichten und mittels einer aus ihrer Gürteltaſche genommenen ſtarken Eſſenz wieder zu ſich zu bringen. Es gelang ihr; Helika richtete ſich auf, und Hedwig, den dreibeinigen Schemel des aufgeſtandenen Bruders Johannes ergreifend, half ihr zum Sitzen.

Dank Euch, meine edle Gebieterin! ſeufzte Helika. Ich will's ja gern ertragen, wenn nur Euch ein gerechtes

Urtheil fällt. Aber nun eine ſo grauſame Gewalt über uns kommt, muß ich beten und den Himmel danken, daß doch mein Vater glücklich entkommen iſt. Gebe dann auch Gott, daß er mein Geſchick mit Ergebung trage!

Als das Mädchen zum Beten niederkniete, trat Hedwig an die Schranken, wo Ritter Konrad hielt, und ſagte leiſe:

Rettet ſie, die Arme, Konrad; ich löſe mich mit dem Opfer meiner Haare. Schlimmeres kann mich ja nicht treffen.

Das verhüte Gott! verſetzte der Ritter, daß auch nur Eure äußerliche Ehre angetaſtet werde! Und Wuerten, herangeritten, ſagte:

Beruhigt Euch! Helika wird gerettet.

Die Menge war inzwiſchen von dem beifälligen Tumulte ruhiger geworden, als der Magiſter anhob:

Jetzt zu Euch, Hedwig von Malkos! Ich wäge dein Unglück und bring' es in Abzug an deiner Schuld. Du gehörſt nicht zu Denen, die da leugnen und die Feuerprobe als Gottesurtheil annehmen; nicht zu Denen, die als Waldenſer in ihrem zufälligen Irrthum beharren und den Scheiterhaufen verdienen. Du gehörſt zu Denen, die da ihr unbedachtes Thun und Laſſen bereuen und unſerer heiligen Kirche treubleiben. Dir wird alſo vergönnt, dich mit einem Opfer loszukaufen, das dich vor aller Welt, in deren Augen du erſt als Schuldige geſtanden, nun als eine Gerettete und Getreue bezeichnet. Knie nieder, löſe dein Haar, und bringe den eiteln Schmuck dem Herrn zum Opfer, deiner Seele aber zum Bekenntniß und als Buße!

Ehe er nur dieſe Worte noch geendigt hatte, war ein misbilligender Ausruf Ritter Konrad's gehört worden. Hedwig wich einen Schritt von dem herangetretenen Magiſter zurück. Ohne ein Wort zu ſagen, ſprach ihr abwehrend vorgeſtreckter Arm lebhaft genug den Abſcheu gegen das Vorhaben des Mönchs aus.

Zögere nicht, meine Tochter! redete der Magiſter zu. Denke der Worte Hiob's im 5. Capitel: „Siehe, ſelig iſt der Menſch, den Gott ſtraft; darum weigere dich der Züchtigung des Allmächtigen nicht!“ — Verdiene durch Gehorſam die Milde, deren du für die weitere Unterſuchung bedarfſt.

Was noch weiter, furchtbarer Mönch? rief, ſich erhebend, das Fräulein aus.

Der Ketzerei hab' ich dich freigeſprochen; aber du haſt, deines eigenen Eingeſtändniſſes, am Liebesmahle jener Nacht Antheil genommen. Eine reine Jungfrau iſt geopfert worden; aber ob du es warſt —

Leb' ich nicht? Stehe ich nicht da? fragte Hedwig. —

Wohl! Aber das bleibt zu unterſuchen, ob das Wort „Opfer“ nicht von deiner jungfräulichen Ehre zu verſtehen iſt, erwiderte der Magiſter.

Mit einem Schrei des Entſetzens warf ſich Hedwig an die Bruſt der eben ſich erhebenden Helika und verbarg ihr Geſicht. Man ſah an ihrer erſchütternden Bewegung, daß ſie ſtöhnend weinte.

Aber in demſelben Augenblick hatte ſich auch Ritter Konrad ſchon von ſeinem Pferde geworfen und ſtand mit gezogenem Schwert neben Hedwig.

Halt ein, entſetzlicher Mönch! rief er. Wer ertrüge

München

ſolche Verwegenheit! Hätteſt du deine Schmähung nicht ſchon ausgeſprochen, bei Gott! ich ſchlöſſe dir den läſternden Mund mit dieſem krummen Heidenſchwert. Nun aber dein verruchter Zweifel laut vor all dieſem Volke geworden iſt, erkläre ich bei meiner Ritterehre Hedwig von Malkos für rein, untadelig, oder — wer will noch gegen ſie auftreten?

Gottesvergeſſener Mann! ſchrie der Magiſter, Empörer gegen Gott und den Heiligen Vater! Läſterer du und Ketzer! Wie unterfängſt du dich, mit gezogenem Schwert in mein Gericht einzufallen? Fort und harre du ſelber meines Gerichts!

Mit dem heiligen Recht der Ritterpflicht die Ehre der Frauen zu ſchirmen, ſtehe ich da und weiche nicht, verſetzte Konrad mit ſtolzer Haltung. Wage es nicht, Mönch, von Unterſuchung der Tugend dieſer Jungfrau zu reden! Hier iſt weiter kein Gericht: hier iſt Verlobung! Hier bin ich, und jede Frage hat ein Ende!

Er zog raſch ſeinen rechten Handſchuh aus und hielt ſeine Hand hin. Hedwig, betroffen, verwirrt, ſank an ſeine Bruſt.

Muth, theure Hedwig! flüſterte er. Wenn du mich liebſt, ſo iſt kein Trotz in dieſer Auskunft für dich und Helika.

Sie zog ihren Handſchuh aus, und legte ihre Hand in die ſeinige. Konrad mit gehobenem Schwerte rief gegen das Volk:

Hedwig von Malkos iſt Ritter Konrad's Verlobte. Iſt ein edler Mann da, der gegen ihre Tugend auftreten will? — — —

Eine Todesſtille entſtand, und der wunderbarſte Zufall ſteigerte das allgemeine Staunen der Ueberraſchung. Denn plötzlich trat unter ſchweren Abendwolken die untergehende Sonne hervor und warf ein grelles Licht auf das über den öſtlichen Bergen aufgethürmte Gewölk. Eine blendende Helle zuckte über die Gegend; die Wolken erglühten; ein rother Widerſchein fiel über die Landſchaft; an Klöſtern und Burgen flammten die Fenſter.

Nur einige Momente dieſer ſtaunenden Stille, und Magiſter Kurt erhob ſich und rief mit heftigen Geberden:

Blut, Blut ruft der Himmel herab! Auf! in des Heiligen Vaters Namen, und ſchützet das Gericht wider heidniſchen Eingriff! Entzündet den Holzſtoß für die Ketzerin! Fluch den Reitern, die dem Ritter Konrad beiſtehen!

Jetzt brach ein ebenſo jäher Aufruhr, als das Staunen geweſen war, unter dem Volke aus. Es ſchien als rüſte man ſich, dem Aufgebote des Magiſters Folge zu leiſten, da die wenigen Häſcher den Ritter Konrad nicht anzugreifen wagten. Allein es galt einem neuen Vorgang, der eine Verwirrung unter die Menge brachte.

Wuerten war mit gehobener und geſchwenkter Fahne auf dem kleinen, freien Platz umhergeritten. Die Umſtehenden hatten wenig darauf geachtet und noch weniger es für ein Signal genommen. Plötzlich brachen von der Seite der Stadt, da wo die Studenten mit ihren geſpornten Gäulen eine Lücke offengehalten hatten, drei Reiter herein, der Vorderſte in bäuerlichem Anzug, den Kopf mit einem bunten Tuch umwunden. Er ritt dicht an das Gerüſt und rief: Helika!

Egil —! antwortete ſie mit freudigem Schreck.

Nein, nicht mehr Egil! Gottlieb, Gottlieb! verſetzte er. Der Oheim iſt geſtorben, ich bin frei. Komm! Sieh' dein Holzſtoß wird entzündet: rette dich! Wir ſtecken deines Vaters Meiler an, ich und du! Komm!

Indem ſich jetzt das zitternde, unentſchloſſene Mädchen gegen Hedwig wendete, entſtand ein entſetzlicher Tumult. Die Studenten hatten gleich bei Ankunft der drei Reiter ihre Pferde in Wuth geſpornt und tummelten mit den ſcheugewordenen Thieren das Volk auseinander. Ein Schreien und Toben nahm immer mehr zu, ſodaß die fluchende, hülfefodernde Stimme des Magiſters unvernommen blieb. Mit wilden Geberden ſchwang er ſich auf den Tiſch. Nur die Häſcher des Gerichts griffen zu und wurden überritten. Bruder Johannes, der die beiden Frauen feſthalten wollte, ſtürzte über den knienden Pater Lorenz und verſtauchte ſich den Arm. Bis ihm der verdutzte Pater aufhalf, ſaß Hedwig auf ihrem Zelter, Helika auf Gottlieb's Pferde, von ihrem Befreier gehalten. Konrad's Reiter ſammelten ſich um ihn her. — — Fort, fort! gebot er, ihr werdet vom Magiſter gebannt. Keine Hülfe von euch für unſere Flucht. Reitet nach Haus, aber hier links durch. Voran, voran!

Die Schar ſetzte mit Gehorſam ſich in Trab. Die Flüchtlinge benutzten dieſe Gaſſe durch das verwirrte und verworrene Volk. — — Die Studenten folgten, indem ſie lachend und die Barette ſchwingend ſchrien:

Haltet, haltet die Ketzer auf! Nehmt die Flüchtlinge feſt! Haltet, haltet!

Das Toſen und Schreien des Volks ward immer wilder und uneiniger. Nieder, nieder mit ihnen! hörte man hier, — Ritter Konrad hoch! dort rufen.

Ueber Zank und Balgereien des Tumults trieb der Abendwind den grauen, brenzlichen Rauch des lodernden Holzſtoßes hin, und ehe man nur einigermaßen zur Beſinnung kam, ſah man im Abglanze des ſtrahlenden Abendhimmels die Entflohenen über die Höhe des Petersbergs davonreiten.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Ein Erwachen.

Die unvermuthete Flucht, hinter welcher der leere Rauch des Scheiterhaufens nachzog, hatte zuerſt, als ſie noch durch Entſchloſſenheit unzähliger Menſchen aufzuhalten geweſen wäre, Alles verblüfft, und ließ nun, nach ſo leichtem Gelingen, die Erwartung von Tauſenden unbefriedigt zurück. Die Zahl Derjenigen, die ſich über die Rettung der ſo ſchwer Bedrohten heimlich freuten und ſchweigſam den Platz verließen, verminderte kaum merklich das Gewühl Derer, die erſt in heftigen Ausfällen und nach und nach in Streit mit Andern ihre Unzufriedenheit ausließen. Am lauteſten wurden Diejenigen, die in ihrem frommen Eifer bei Errichtung des Holzſtoßes Hand angelegt hatten. Denn nicht nur, daß ſich hierin ſchon ihre größere Aufregung verrieth, glaubten ſie auch mehr Verdienſt zu haben, und daher zu patzigerm Schelten berechtigt zu ſein.

Zu Dieſen, die ihre Leiſtungen anführen konnten, kamen Andere, die ſich auf ihre Leiden beriefen. Denn der im Gewühl Umgerannten, zu Boden Getretenen und von den Ferſen der Menge oder gar von den Hufen der Pferde Verletzten waren nicht wenige. Manche mußten nach Hauſe getragen werden. Solche Leiden fanden Theilnahme. Man übertrieb ſie, um die öffentliche Schuld zu vergrößern, zu der alle Diejenigen ſich als Gläubiger anſahen, die nach ſo gerechten Erwartungen eines nie geſehenen Glaubensopfers leer ausgehen mußten.

Doch ganz ohne Opfer ſollte der Abend nicht ablaufen. — Beim Einſtrömen der Menge in die Stadt bemerkte man in einem Winkel des Paulsthors den bekannten Hans Dolhopt, der ſich zwar bei Zeiten aus dem Gedränge fortgemacht, hier aber, vergnügt mit ſeinem Tagesverdienſte, ſich verſteckt hatte, um die unzufriedenen Aeußerungen der Menſchen zu belauſchen. — — Ha, der Hans! rief plötzlich ein Schuſtergeſelle mit vorliegenden Augen. Der hat den Studenten die Gäule beſorgt: Auf ihn! Auf den Halunken!

Hans wollte ſich vertheidigen: allein die Auffoderung des Schuſters hatte zu ſehr die Stimmung der Stunde für ſich, als daß der hervorgezogene Gauner auf Gehör hätte rechnen dürfen; da er in den Augen der Bürger ohnehin Pech an ſich hatte, und dafür bekannt war, daß er den fremden Schülern ihre eigenen Pferde oder die Miethgäule beſorgte. Es ſetzte ohne weiteres ſo nachdrückliche Püffe und Stöße ab, daß er es für gerathener hielt, ſein Heil in den langen Beinen zu ſuchen, die ihm ſchon aus mancher Klemme geholfen hatten. Aber verfolgt und auf Anrufen ſeiner Verfolger von vorausgehenden Menſchen verſcheucht, hatte er gute Läufer ſo dicht an den Hacken, daß er, hinter der Abtsburg an den Waidesbach gekommen, aus Furcht den noch eine Strecke entfernten Steg nicht zu erreichen, ſeinen Froſchbeinen einen Sprung über das von den Bergzuflüſſen des Mittagregens angeſchwollene Waſſer zutraute. Das ſchlug ihm jedoch übel aus. Er glitt am andern naſſen Ufer ab, fiel rücklings mit dem Kopf auf einen der jetzt überſchwemmten, für niedern Waſſerſtand eingeſenkten Schrittſteine, und ward in ſeiner Betäubung vom ſchmuziggelben Waſſer fortgeriſſen. Ehe es den Nachbarn gelang, ihn mit einem Haken zu faſſen und herauszuziehen, war er ertrunken.

Die nachgelaufenen Menſchen hatten ſich inzwiſchen zahlreich angeſammelt und ſtarrten von beiden Seiten des Baches die Leiche des verunglückten Burſchen an. Es regte ſich wenig Mitleid; aber eine Unruhe, ein Unbehagen kam doch über Alle. Das Ereigniß machte ſich über die Perſon hinaus geltend, die es betroffen hatte. — Da bemerkte derſelbe unglückliche Pechvogel von Schuhmacher die beiden Reiter, die am Ende der Gaſſe am Gartenzaun hielten, die Hütte der Frau Wilwirk zu ſchützen. — Ha! rief er, die Hexe wird abgeholt! Seht nur dort! Die muß in den Riß treten. Beim heiligen Crispinus, ſie wird verbrannt!

Alles jauchzte auf, froh von dem trübſeligen Anblick einer bloßen Waſſerleiche loszukommen, und eilte nach dem Garten. In wenig Augenblicken blieb Hans allein am Platze, — er, der ſonſt gewiß der Erſte an der Hexenhütte geweſen wäre, um über den Zaun zu ſetzen, oder den Pferden der abwehrenden Reiter einen Schabernack anzuthun.

Während ſich dies hinter der Abtsburg begab, war vom Lärm der durch das Petersthor zurückkehrenden Einwohnerſchaft Ritter Manegold von ſeinem Schlaftrunk erwacht. Dies früher, als die liſtige Sabine erwartet hatte; weil entweder der eine Schluck, den er gethan, nicht nachhaltig wirkte, oder vielleicht auch, daß die mit einem ernſten Vorhaben beſchäftigte Seele in unbewußter Anſtrengung die körperliche Betäubung überwand.

Oede und verſtimmt fand er ſich an Sabinens Seite, die ihn mit Schmeichelei zu erheitern ſuchte, indem ſie ihm neckiſch und liebkoſend ihre Liebesliſt geſtand und wie gut ſie es mit dem unſchädlichen Mittel gemeint habe. Alles aber hoffte ſie mit der freudigen Nachricht gut zu machen, die ſie eben über die glücklich gelungene Flucht von den Nachbarn empfangen hatte. Doch gerade hiermit traf ſie es ſchlecht. Manegold erhob ſich raſch; aber die erſte Aufwallung verſtummte, ehe ſie noch laut geworden war. Das blaſſe Geſicht mit beiden Händen bedeckt, ſank er an die Wand. Ein brennender Schmerz zuckte in ſeiner Bruſt. Er gedachte ſeines ſtolzen Vorhabens, des hohen, faſt abergläubigen Aufſchwungs ſeiner Seele, und ſo kam ihm der lähmende Schlaftrunk wie ein Hohn tückiſcher Mächte vor. Was er für ſich mit Gefahr und Aufopferung übernommen und durchzuführen gehofft hatte, war nun wie von ſelbſt und während ſeines Schlafs geſchehen. Und dieſer Schlaf war ihm angethan worden. Er hatte ſich ausgedacht, durch ein edles Wagniß ſich aus unmännlicher Leidenſchaft aufzuwinden, und gerade dieſe Leidenſchaft hatte ihn durch unwürdige Hand in einen wahl- und willenloſen Zuſtand niedergerungen.

Mit ſtummer Entrüſtung wendete er ſich, warf den Mantel um und drückte das Barett auf die verworrenen Locken.

Sabine, die ihn ſtumm und ängſtlich angeſehen, brach jetzt in Weinen aus und umſchlang ihn von der Seite. Er ſtieß ſie heftig zurück und griff an ſein Schwert. Ihr gellender Schrei brachte ihn zur Beſinnung. Nach einigen Augenblicken ſagte er ruhig, mit tiefer Stimme:

Fürchte nichts, — Sabine! Ich bin mir ſelbſt in dieſem Augenblicke ſo verächtlich geworden, daß ich mich ſchäme, dich auch nur mit einem ſchlechtern Namen zu nennen, als auf den du getauft biſt. O tauſend Pfui über mich, daß die letzten Perlen eines edeln Muthes, die Bettelpfennige meiner Mannheit verloren gehen konnten im Schlaftrunk einer Metze! Vor dir ſogar, vor dir ſchäme ich mich, und — da ich fort will, iſt es noch nicht einmal Nacht mich fortzuſtehlen. O ſpeie mich an, heilige Nacht, oder ſprenge einen deiner Thautropfen auf mich, der mich auffriſche!

Mit dieſen Worten eilte er fort, den feuchten, kalten Mantel über das Geſicht geſchlagen.

Sobald er um die Ecke der nächſten Gaſſe gekommen war, athmete er auf. Viel Menſchen begegneten ihm. Aus ihren lauten Reden ließ ſich bald Verdruß über die Flucht, bald die Erwartung eines ſchrecklichen Gerichts über die Entflohenen vernehmen. — Nur getroſt, hieß es, die Scheiterhaufen werden uns nicht ausbleiben.

Dieſe Aeußerung fiel nun wirklich wie ein Thautropfen des Abends in Manegold's Bruſt. — Ei! dachte er bei ſich, wenn du für die Entflohenen etwas thun, wenn du ihnen helfen könnteſt?

Wie der Charakterſtarke gern an die Macht des freien Willens glaubt, ſo erblickt der Wankelmüthige leicht, beſonders in reumüthigen Stunden, die Hand einer höhern Fügung. Indem Manegold ſeinem Einfall nachhing, befeſtigte er ſich in der Empfindung, daß er zu einer kühnen That für die Freunde aufbewahrt ſei.

Der Gedanke, wie wol der Abt die Wendung der ihm ſo leidigen Sache aufgenommen habe, trieb ihn an der Burg vorüber. Eben kam der Magiſter heraus, in Gang und Ausſehen höchſt aufgeregt. Manegold winkte dem Knappen am Thor, fragte nach dem Abt, und da er hörte Se. Gnaden ſeien im Hausgarten, ließ er ſich melden.

Heute hatte der Abt dieſe trauliche Einſamkeit den ganzen erwartungsvollen Nachmittag lang nicht verlaſſen. Eine wechſelnde Stimmung um die andere hatte ihn hier beſchlichen, bis alle zuſammen — Kummer, Beſorgniß, überraſchende Freude, Zorn und verletzter Stolz, ſein Gemüth in einen Zuſtand verſetzten, worin er Manegolden nur empfing, weil er ihn für einen Abgeordneten ſeines Freundes hielt, an dem er dann ſeinen ganzen Ingrimm auslaſſen wollte.

Ihr kommt ſpät, Ritter! redete er ihn barſch genug an. Bringt Ihr Beſtellungen von Euerm tollgewordenen Freunde? Doch ſagt mir vor allem, welchen Antheil Ihr ſelbſt am Gericht genommen habt, damit ich Euch mit der rechten Zange faſſe!

Aber auch den Jüngling überkam bei dieſer Frage eine ebenſo wunderſam gemiſchte Stimmung von Beſchämung, Wehmuth, Zweifel und Trotzhaftigkeit. — —

Welchen Antheil, Ew. Gnaden? ſagte er. O ich habe koſtbar davon geträumt. Ich bin zu einem gar anmuthigen Mittagſchläfchen gekommen, weiß nicht wie Eure Abſolution thät' mir recht noth; aber es iſt eben keine Zeit zur Beichte. — Seht, mit eigenen Augen weiß ich gar nichts von der Sache, hörte aber erzählen, ſie ſeien glücklich gerettet, und vernahm mit eigenen Ohren, wie unzufrieden damit eine fromme Bürgerſchaft iſt. Weiter habe ich eben den Magiſter aus der Burg kommen ſehen, deſſen Antlitz die Farbe eines Hahnenkamms angenommen hatte, und nach allem Dem vernehme ich aus Ew. Hochwürden Mund ein heftiges Wort, was denn zuſammengenommen mich über die ganze Geſchichte und Nachwirkung klar macht, ſodaß ich mich nur noch zu beſinnen brauche, ob mir nichts geträumt hat von Dem, was nun etwa für mich noch zu thun bleibe.

Der unruhige, in ſeiner Aufregung etwas zerſtreute Abt verſetzte hierauf:

Da hab' ich beſſern Bericht von meinen Reitern. Die Helika war zum Scheiterhaufen verurtheilt, und Hedwig ſollte ihr Haar opfern. Als aber der Magiſter auch noch Unterſuchung über ihre weibliche Unſchuld halten wollte, — o ich hab's vorausgeſehen, daß Hedwig das nicht ertrüge! — ſeht, da iſt Konrad mit gezogenem Schwert dazwiſchengeſprungen, und das hätte er —

Doch nicht bleiben laſſen ſollen, Herr Abt? fiel Manegold ein.

Eigentlich — nein! eigentlich iſt es rechtſchaffen von ihm geweſen. Verſteht mich recht, Manegold von Dörnbach! So würd' ich ſagen, wenn ich nicht der

Abt des Stifts wäre. Und Hedwig iſt meine Nichte obendrein.

Das geht aber meinen Freund Konrad nichts an, im Augenblick wo er handeln muß, Ew. Gnaden!

Aber auch Hedwig ging ihn nichts an! Und er hat ſich mit ihr verlobt, — mein verwegener Dienſtmann!

Verlobt, Herr Abt? Vor allem Volk, auf dem Gerichtsplatze?

Nicht wahr, das iſt ſtark? Aber, recht betrachtet konnt' es doch auch wieder nicht anders ſein, Ritter. Scheint mir! Es iſt eine gar verwickelte Sache. Meine ich nämlich, wenn der Magiſter nicht mit ſeinen platten Sandalen den dummen Misverſtand mit ſo zartem Inhalt breit und ſchmuzig treten ſollte, ſo mußte Ritter Konrad ihn mit ſcharfem Schwerte raſch löſen. Den Misverſtand meine ich, nicht den Magiſter. Und dazu mußt' er doch ein Recht haben; Hedwig, die ihn nicht nahe genug anging, mußte in den Bereich ſeines Ehrenworts oder ſeiner ritterlichen Klinge treten. Oder meint Ihr nicht, Manegold?

Gewiß, hochwürdigſter Abt. Und die Auskunft lag nahe: Hedwig liebte ihn längſt, und Ihr hättet ſie gewiß nicht lieber geſchoren nach Hauſe kommen ſehen.

Geſchoren? Nein! Aber — zum Teufel! hätt' ich beinahe geſagt, — wenn mich nur auch der verwünſchte Magiſter ungeſchoren ließe! Jetzt hat er mir aber erklärt, der ganze Vorgang ſei von mir mit meinem Dienſtmann abgekartet geweſen, — ihm und dem König Raspe zum Poſſen, — dieſem nämlich wegen des Grafen Beichlingen. Nun hetzt er mir den Heiligen Vater und den deutſchen

König zugleich auf den Hals. Und iſt ihm mit dem Hals noch nicht einmal genug, Manegold, ſintemal er mir auch aufs Herz eine ſchwere Verantwortung bürdet, und die ſchreckliche Zumuthung auferlegt, ihm zu ſeiner baldigen Rückkehr von Mainz die „Kirchenfrevler“ zu ſtellen, — Hedwig mit Helika und Ritter Konrad. Ja, die berittenen Studenten ſogar will er zur Verantwortung ziehen, und wehe dem Burſchen, der die Helika befreit hat; denn er iſt für den kürzlich dem Kloſter entſprungenen Frater erkannt worden, und hat bei den Kloſterſchülern Beihülfe in ſeiner Tollkühnheit gefunden. Und das Alles hat mir der Konrad angerichtet. Seht! Das Alles. —

Nein, nein, nicht Konrad, hochwürdigſter Abt! fiel Manegold in höchſter Aufregung ein. Ich, ich allein hab' Alles verſchuldet. Ich hatte es übernommen, Hedwig zu flüchten, falls ein ſchnödes Urtheil über ſie ergehen ſollte. Es war Alles verabredet. Und ging ich hin, mir dazu dies Ehrenſchwert zu holen, das bei einer — Metze in Verwahrung ſtand, und — da bin ich zu ſpät gekommen. — Und, ſeht, gnädiger Abt, ich hätte ſie befreit ohne Verlobung und ohne Verantwortung für Euch; ich wäre dann entflohen, und der Wütherich hätte mir nachlaufen ſollen. Aber — nun weiß ich auch, was ich zu thun habe. Einen Misverſtand mit dem Schwert löſen, ſagt Ihr, nicht den Magiſter. Ich aber ſage: beide, beide löſen! Ich hab's auch geträumt und konnte mich nur nicht gleich beſinnen; Ihr habt mir draufgeholfen. Und — nun, Herr Abt gebt mir auch Euern Segen dazu!

In ſeiner Gemüthsbewegung auf ein Knie geſenkt, und mit betend gefalteten Händen das Schwert umfaſſend, fuhr er fort:

Euern Segen dazu! Zum Valet! Auch ich reite noch dieſe Nacht und ſuche meinen bedrohten Grafen Sayn auf. Ich denke dem fahrenden Ketzerrichter zuvorzukommen, und — ſo mir Gott helfe! — er kehrt nicht mehr nach Fulda zurück! Deß beruhigt Euch und gebt mir Euern Segen!

Der Abt, der das Vorhaben des überſpannten jungen Mannes zu ahnen glaubte, gerieth zwiſchen Hoffnung und Entſetzen darüber in zitternde, angſtvolle Bewegung, legte ſeine Rechte auf Manegold's Haupt und zog ſie raſch wieder zurück. So hin- und herzuckend ſagte er dumpf und keuchend:

Gott ſegne dich, junger Rittersmann! Aber ich verſtehe dich nicht. Zu deinem Vorhaben? Nein, das nicht, Manegold! Doch ja zu deiner vorhabenden Reiſe! Du ſagteſt ja — zum Valet. Nun ja, ſo meine ich es. Sieh', Manegold, — es thut mir doch leid, daß du gehſt. Du warſt uns ein lieber Gaſt, meines Pathen Freund, — ein braver, ehrlicher, — und meiner lieben Hedwig ein heiterer Geſellſchafter. Aber, freilich, ſo du fort mußt, — geh' mit Gott, und nun kein Wort weiter!

Manegold eilte fort. Der Abt folgte ihm niedergeſchlagen. Am Gartenpförtchen kam der Ritter zurück. — Doch noch Eins! flüſterte er. Wenn Konrad erſcheint — und er wird gewiß kommen, Eure Verzeihung zu holen —, empfangt ihn gnädig und ſagt ihm, ich ſei mit Euerm Segen gegangen und hätte Eile gehabt. Den Magiſter ſoll er nicht erwarten und nicht fürchten. O, Herr Abt, daß ich Eins nicht bedacht, daß ich des Wüthrichs Predigt nicht angehört und mir den Ablaß nicht verdient habe! Zwanzig Tage wären juſt genug geweſen, ihn mit Vergunſt ſeines eigenen Ablaſſes todtzuſchlagen. Gott ſei mir gnädig!

Er ſtürzte fort. Der Abt blieb, beide Hände vor das Geſicht gedrückt, einige Augenblicke ſtehen, bis er Schritte und Stimmen hörte. Aufblickend ſah er durch die Dämmerung des Hofes eine Frauensperſon mit einem Bündel auf dem Rücken herankommen, und erkannte zwei ſeiner Knappen, die ſie geleiteten. Sie warf ſich auf die Knie und rief mit einer, ſo zu ſagen — kalten Gemüthsaufregung:

Ich flehe Ew. Gnaden um ein gnädiges Gefängniß an!

Was iſt das? fragte der Abt, und der Aeltere von beiden Knappen nannte Frau Wilwirk und erzählte, welchen Befehl ſie Beide von Ritter Konrad gehabt und welchen Tumult das Volk gegen die Frau und ihre Hütte erregt habe. Sie hätten mit ihren Gäulen und Schwertern ihre Schuldigkeit gethan, bis unvermerkt von der Hinterſeite der Hütte ein Feuerbrand auf das Strohdach geſchleudert worden ſei und gezündet habe; da wäre denn die Frau mit ihren aufgebundenen Habſeligkeiten herausgekommen, hätte aus einem Nachttopf mit ihrem Beſen Hexenweihe unter das ſchreiende Volk geſprengt und von ihnen verlangt, vor Se. Gnaden gebracht zu werden.

Ja, ſo iſt es! fiel Frau Wilwirk ein. Ich weiß nicht, hochwürdigſter Herr, in welcher Gunſt der heilige

Prediger von Marburg bei Ew. Gnaden ſteht; aber wahr iſt es, dieſe fahrenden Prediger haben feurige Zungen, und was die anrichten und anſtecken, weiß kein ehrlicher Menſch voraus. Eure getreue Bürgerſchaft, gnädiger Landesvater, war immer ſehr ſparſam und haushälteriſch; auch war's den guten Leuten noch vor zwei Stunden ſchade darum, daß draußen vor dem Paulsthor der ſchöne Holzſtoß für nichts und wieder nichts auflodern mußte. Und plötzlich ſind ſie wie verwandelt, und ſind um des Magiſters willen wahre Verſchwender geworden, ſintemal ſie nun auch noch meine Hütte zu einem brennenden Scheiterhaufen gemacht, und haben dennoch keinen Braten; ſofern mir nämlich Ew. Gnaden ein ſicheres Gefängniß bewilligen. O ich bitte inſtändig darum! Und ſeht auch nur, Hochwürdigſter, — es iſt gar nicht der Mühe werth, mich zu verbrennen. Es iſt gar nichts zu ſchmoren an der ausgetrockneten Hexe. Wenn ich aber erſt eingethan und in guter geiſtlicher Fütterung geſeſſen —

Schweig, gottloſes Maul! gebot der Abt. Er wollte ſie noch nachdrücklicher ausſchelten; aber die eindringliche Wahrheit, die doch in dieſem Hohn lag, und die Empfindung der Volksverwilderung, die ſein eigenes Herz und Haus ſo nahe anging, ergriff ihn mit einem ſolchen Schmerz und Leid, daß er ſein zuckendes Geſicht abwenden mußte.. Erſt nach einigen Augenblicken ſagte er:

Bringt ſie dort in den Thurm, und gebt ihr einen Imbiß!

Zweites Capitel.

Der bedrängte Abt.

Bei dieſer Stimmung eines großen Theils der Einwohner trug Euſtach, der Waffenſchmied, noch Bedenken, ſeinen Freund Esperle wieder vom Thurm herab in die Stadt zu bringen; zumal der Magiſter in der Kürze zurückerwartet wurde, und daſſelbe Verſteck zu verſuchen, mislingen konnte. Nur Matthes verlangte fort, und Euſtach entließ ihn am nächſten Morgen vor Tages Anbruch aus dem Thurme mit guten Warnungen auf ſeine Heimkehr. Der Waffenſchmied hatte ſich bei einigen der fremden Studenten nach der Zuflucht erkundigt, die etwa für die Geretteten vorausbeſtimmt geweſen ſei, aber nichts erfahren können. Auch hatten die für Egil thätig geweſenen Schüler noch in derſelben Nacht die Stadt verlaſſen, und die andern hielten ſich auf die erſte Gefahr, feſtgenommen zu werden, zur Flucht bereit.

Indeß war nun auch Esperle, nach der entſetzlichen Angſt, die er von ſeiner Thurmluke aus unter jener grellen Abendbeleuchtung des bewegten Volks und rauchenden Scheiterhaufens überſtanden hatte, wegen ſeiner in ſo guter Geſellſchaft entflohenen Helika beruhigt. Nur der Gedanke an den Antheil des jungen Mönchs, deſſen Flucht aus dem Kloſter er von Euſtach wußte, verſtimmte ihn fortwährend. Das frühere Betragen des Kloſterſchülers gegen ſein Kind hatte ihn ſchon oft verdroſſen. Das krankhaft überſpannte Weſen des Jünglings war ihm ohnehin in der Seele zuwider, und wenn er bedachte, welchen Anſpruch der entſprungene Frater um ſeines tollkühnen Unternehmens willen, wofür ſich doch der Vater zu bedanken hatte, an ſeine Tochter machen möchte: ſo verdarb ihm dies einen großen Theil der Freude an Helika's Rettung, die er um ſo lebhafter empfand, als ſeine frühere Beſorgniß durch des Magiſters Verdammungsſpruch gerechtfertigt war, der Gewinn ihrer Flucht mithin um ſoviel größer erſchien.

Dem Abte gingen die erſten Tage in Mismuth und Unruhe hin. Er mußte immer an Manegold's Vorhaben denken und machte ſich Vorwürfe wegen des zweideutigen Segens, womit er ihn entlaſſen hatte. Nun traf auch noch ein Reiter von Frankfurt mit unfreundlicher Botſchaft von König Raspe ein. Ein überbrachtes Schreiben enthielt heftige Vorwürfe wegen Störung des öffentlichen Gerichts. Dieſer Theil des Schreibens ſchien vom Magiſter dictirt; denn viel höflicher abgefaßt war die Auffoderung zur Beſchleunigung der Kriegshülfe des Abts, da der Hohenſtaufen'ſche König Konrad mit einem Heer heranziehe.

Dieſe Abhängigkeit, in die ſich Raspe ſelbſt von einem reiſenden Mönch ſetzte, verdroß den ſtolzen Abt, nicht blos um der königlichen Ehre willen, ſondern weil er ſich dadurch auch ſelbſt abhängiger von dem übermüthigen Magiſter geſetzt ſah.

Dazu kam die Betrübniß in der Kemnate Kötſchau. Die Großmutter lag krank danieder; der alte Hans hielt ſich zurück, betrübt nun auch noch durch das Betragen der Enkelin Agnes, die für den Magiſter ſchwärmte und nach Manegold's Abreiſe darauf beſtand, in ein Kloſter zu gehen, ehe ihre ketzeriſche Baſe zurückkehre. Jetzt fühlte der Abt recht ſchmerzlich, daß ihm die verſtändige Nichte fehlte, mit der er ſich ſonſt über ſeine Bekümmerniſſe und niemals ohne einige Erquickung beſprochen hatte.

In dieſer Stimmung, worin der einſt ſo hochfahrende Fürſt berechnete, was er entbehrte und was er noch verlieren könnte, ſtand er eines Abends am Erkerfenſter ſeiner Burg und ſah in den Garten hinab, indem er halb nur dachte, halblaut vor ſich hin ſprach:

Mancher hat eine glückliche Hand zu pflanzen, ein Anderer — Liebe zu erziehen. Mir iſt eine Hand zu ſegnen und zu ſchlagen verliehen, keine für die Liebe. Denn nun bin ich im Alter beim Freien für Andere nicht glücklicher, als ich in der Jugend im Werben für mich ſelber war. Die Roſen und Myrten gedeihen mir nicht; die Nachtigallen ſiedelten ſich in meinem Frühling nicht an. Der Himmel hat mich mit der zweiblätterigen Inſel abgefunden, die auf meinem Haupte blüht. O dieſer nicht beneidenswerthen Tulpe der Inſel! Wie frucht- und freudenarm bleibt dieſe Paarung des Schwertes mit dem Krummſtab! Und wenn einſt die beiden Blätter dieſer brocatnen Tulpe von meinem Haupt abfallen, dann wird ein kahler Greiſesſchädel als Fruchtknoten für die Ewigkeit in die Furche des Grabes gelegt, und der Samenkern des Herzens, der hier keine Sproſſen treiben durfte, muß in der Hand des Todes überwintern. Vielleicht aber ſind die Pflanzen, die nicht im erſten Jahre hier im Erdenbeete blühen und fruchten, darum nicht die ſchlechtern; ſie werden ja nur in dieſem kalten Boden zum Verſetzen gezogen. Der Tod iſt der himmliſche Burggärtner: er wird mich finden, und dort werd' ich wol auch meinen Blütentag erleben, dauernder in der Witterung der Ewigkeit.

Ein Pilger mit geheimem Anliegen ward gemeldet und auf des Abts Zunicken eingelaſſen. Er warf ſich, die Kapuze zurückgeſchlagen, vor dem Abt auf ein Knie nieder und rief:

Vergebung! hochwürdigſter Abt und Herr, für mich und Hedwig!

Der überraſchte Abt erkannte Konrad, und die widerſprechendſten Empfindungen, bisher beruhigt oder geſänftigt, brauſten wieder auf. — Was geſchehen war, wie Das, was bevorſtand, bedrängte ſein Herz. Entrüſtung und Beſorgniß wechſelten und machten einander den Augenblick ſtreitig; der Mismuth miſchte ſich hinein und der eben noch ſo wehmüthige und ergebene Fürſt ließ ſich in ungeſtüm wechſelnden Vorwürfen und Drohungen aus.

Konrad mußte das Alles knieend anhören; er nahm aber des erſten ſchicklichen Augenblicks wahr, ſich zu erheben, indem er mit Ruhe und Würde ſprach:

Es gilt nun nicht mehr, mein gnädiger Herr, Eure Verzeihung zu erbitten: Ihr legt mir auf, mich zu rechtfertigen, und erlaubt mir dies ſo aufrecht wie aufrichtig zu thun.

Er erzählte nun kürzlich den Vorgang des Gerichts, wie er ihm erſchienen war, und traf damit glücklicherweiſe die Anſichten, die der Abt ſelbſt bereits gegen Manegolden ausgeſprochen hatte. Unter Anderm ſagte er:

Ihr müßt mein Thun und Laſſen als Fürſt, nicht als Abt anſehen, und mir als weltlichem Dienſtmanne verzeihen, daß ich den Magiſter nur aus meinen Erlebniſſen, nicht von ſeiner übertriebenen Vollmacht aus zu betrachten und zu behandeln wußte. Daß er überall Schuld findet, weil er ſie ſucht, wußt' ich voraus. War ich doch in Ziegenhain Zeuge geweſen, daß ſein toller Eifer allen natürlichen Menſchenverſtand und chriſtlichen Geiſt überwüthet. Hedwig ſollte für Das, was ſie ganz richtig als eine unglückliche Fügung bezeichnet hatte, ihres Haars beraubt werden. Sagt, mein gnädiger Abt, hättet Ihr Euern zu Hedwig's Schutz mitgegebenen Diener gelobt, wenn er weniger ritterlich als unterwürfig Euch die Nichte geſchoren zurückgebracht hätte? — — — Ich hör' Euch nicht Ja ſagen. — So ſcheltet Ihr mich vielleicht wegen der Verlobung, die ich vom Zaun gebrochen? Wol kann man mir das aufs ungünſtigſte auslegen, ſchon um der Gunſt willen, die ich dadurch vor allem mir ſelbſt erwieſen habe. Aber vor dem allwiſſenden Gott betheure ich Euch, daß ich im Augenblicke des Entſchluſſes nicht an mich ſelbſt gedacht habe. Freilich auch nicht an Ew. Gnaden, deren Abſichten ich dadurch zuwiderthat. Ich empfand nur Hedwig's Bedrängniß, als ihre jungfräuliche Unbeſcholtenheit in Frage gezogen wurde. Aber von wem geſchah das, Herr Abt? Nicht von einem ſchlechten Mann, dem ich mit dem Schwert über ſein verwegenes Maul hauen konnte; nicht von einem ebenbürtigen Verleumder, den ich vor meine ritterliche Klinge gefodert hätte, ſondern von einem päpſtlichen Richter, der ſich ſeiner Vollmacht vermaß, und nachdem er Hedwig von Ketzerei freigeſprochen, noch über ihre Tugend richten wollte. Konnte ich ihm Anerkennung derſelben mit dem Schwert abfodern? Nein! Durfte ich den Zweifel eines ſolchen Mannes in die Ohren und Herzen all des Volks ungelöſt laſſen? Tauſend mal nein? Nur indem ich als Gatte oder Bräutigam Eure Nichte an meine unbeſcholtene Bruſt zog, war ſie jedem Zweifel und jeder Frage entzogen. Das hab' ich freilich nicht erſt ſo überlegt und ausgeklügelt, ſondern nachher. Aber das war's doch, was mich antrieb, als ich vom Pferde ſprang und der Ohnmächtigen zur Seite trat. Zum Glück ſtand ich im Gefühl meiner und der Liebe Hedwig's, ſonſt hätte ich ſolche Auskunft gar nicht faſſen können. — Ich bin nicht in des Magiſters Richteramt eingefallen: ſein Spruch war gethan; ich habe die Beſchuldigte nur einer nachhinkenden Schmach entzogen, — allerdings durch eine Flucht, weil der tollgewordene Richter im Begriffe ſtand, die Wuth des Volks gegen die Ohnmacht unſerer Ehre aufzubieten, wo ich nicht mehr für das Leben Eurer Nichte hätte einſtehen können. Und nun urtheile mein gnädiger Herr, was geſchehen wäre, wenn der Ritter Konrad den Mönch und Magiſter gefürchtet hätte, — der meinem gnädigen Pathen und mir nicht zur Ehre und Freude auch Konrad heißt!

Dieſe Anſpielung auf eine Redewendung des Magiſters zwang dem verlegenen und geſpannten Abt ein Lachen ab. — Prahlhans! ſagte er. Du haſt zugegriffen und willſt dich nun darauf berufen, daß ich allwegs ein Freund vom Zugreifen geweſen bin, und dich ſonſt dazu aufgemuntert habe als meinen Pathen! Hm?

Eben darum, mein gnädiger Herr, habt Ihr von meiner Taufe her den ſiebenten Theil der Schuld, wenn mir einige Kühnheit einwohnt. Nun ſeht, in dieſer offenen Hand liegt noch Eurer Nichte verlobender Einſchlag. Nehmt ihn zurück, wenn's Euch gut dünkt! Ich will das unverdiente Glück meines Lebens nicht geraubt, die Krone meiner Zukunft nicht dem bedrängten Augenblick zu verdanken haben. Nehmt ihn zurück und legt dafür den Befehl des Lehnsherrn für ein blutiges Schwert hinein, — nur nicht den Beruf für den falſchen König Raspe zu fechten!

Der Abt war bewegt. Indem er die Hand auf Konrad's Schulter legte, ſagte er mild:

Du biſt ein braver, wackerer Mann, Pathe. Ich habe dir gezürnt, und nun machſt du mir eine Rechnung, daß ich dein Schuldner wäre. Aber — ein Unrecht behältſt du: daß du hierhergekommen biſt. Wärſt du doch lieber —!

Er ging mit gefalteten Händen innerlichen Kampfes einige mal hin und wider, dann ſagte er mit großer Selbſtüberwindung:

Haſt du vielleicht Hedwig mitgebracht?

Ich bin allein gekommen, Ew. Gnaden, antwortete er, um ihr erſt die ebnere Bahn Eurer Verzeihung zu bereiten.

Wo weilt ſie?

Konrad nannte eine Mühle hinter Poppenhauſen an der Rhön. — Sie hat Helika zu ihrer Bedienung, ſagte er. Ich bin in dieſem Gewande, das ich von dem dortigen Leutprieſter habe, nach einigen nachbarlichen Burgen gepilgert, weil in der Umgegend das Gerücht geht, es wär' ein Ueberfall des Würzburgers zur Befreiung der Gräfin Richenza im Werk. Auch will man einen umherreiſenden Welſchen bemerkt haben, den ich der Beſchreibung nach für Gafuto halten muß. Sonſt iſt mir nichts Verdächtiges begegnet, und Reiſende aus Franken erzählten, der Würzburger, der's mit dem Hohenſtaufen'ſchen König hält, wolle vor allem weitern Unternehmen den Ausgang eines bevorſtehenden Treffens abwarten, worin ſich Raspe's Glück entſcheiden werde.

Warum mußt du mir das jetzt ſagen? ſchalt mit wehmüthigem Aerger der Abt. Indeß du, auch nach einem ſo entſetzlichen Erlebniß, nur für mich und auf meine Sicherheit bedacht biſt, liegt mir die ſchwere Sorge auf dem Herzen, dich und Hedwig in Sicherheit zu bringen. Du haſt dich wol nicht nach dem Spillingsthurm umgeſehen, wie ich den gleich habe in Stand ſetzen laſſen, — für dich, Konrad und für — — euch Alle. Aber für euch wird ſich kein Brecheiſen finden und keine mitternächtliche Leiter angeſetzt werden. Ja, ſieh mich nur groß an, Pathe. Wußteſt du nichts von der Anordnung des Magiſters, die nun auch noch der Raspe bekräftigt hat? Meine Pflicht iſt es, dich feſtzunehmen, die Andern einzuziehen und euch vor des rückkehrenden Magiſters Gericht zu ſtellen. — — Halt! Sag' mir nichts! Das Aebtlein von Fuld' kann nicht über den König und den Bevollmächtigten des Papſtes hinaus. Ihr werdet gerichtet, und ich habe die Pflicht, euer Scherge zu ſein, der Frohnknecht höherer Gewalten. O daß dieſe Inſel —

Er erfaßte die über ſeinem Betpult auf einem Kiſſen ſtehende Inſel; aber im Begriff ſie auf den Boden zu ſchleudern, beſann er ſich, ſetzte ſie ehrerbietig wieder hin und rief mit gefalteten Händen nach dem Crucifix über dem Betſtuhl aufblickend: O crux, ave spes unica!

Nach einigen Augenblicken großer Stille trat Konrad dem niedergeſchlagenen Fürſten näher und ſprach mit halb bittendem Ton:

Ich bin im Pilgerkleid in die Stadt und ſtraks, unerkannt und unbeſprochen, in Eure Burg gekommen, gnädiger Abt, laßt mich ſo wieder ziehen! Die Nacht bricht an, und Niemand ſoll mich erkennen, kein Verrath ſoll Euch zur Verantwortung fallen. Laßt mich ziehen, nur um Hedwig in Sicherheit zu bringen, und — ich will, wenn Ihr's verlangt, wiederkehren und alle Schuld und Gefahr auf mein alleinig Haupt nehmen. So wahr ich Konrad nach Euerm Namen heiße!

Was haſt du für einen Begriff von Pflicht und Ehre eines Fürſten und Abts, du — Dienſtmann! ſchalt der Abt mit bebender Stimme und Thränen im Auge. Pflichten gegen König und Papſt und gegen das Gericht hier unter'm Pfaffenſcapulier — mein Gewiſſen!

Und feſter, nachdrücklicher verſetzte Konrad:

Eure Pflicht und Gewiſſen als Abt iſt es vielmehr, mit Unrecht Verfolgte zu ſchützen! Eure Ehre, kein blind und wider Gewiſſen folgſames Werkzeug leidenſchaftlicher Oberherren zu ſein. Seid Ihr nicht Fürſt und Abt in Euerm Stiftsgebiete? Die öffentliche Gewalt iſt ein aufgethürmtes, vielköpfiges Gebirge, und ich weiß, daß es Höhen über Euerm Gipfel gibt; aber ich hab' in der Röhn geſchaut, wie die Abhänge dazu da ſind, die höherragenden Häupter zu tragen und die grünen Thäler, das angebaute, fruchtbare Gefild, gegen Ueberſtürze jener höhern Gipfel in ſtürmiſcher Zeit zu ſchützen.

Der Abt ſah den Ritter verwundert an und trat dann überlegend ans Erkerfenſter. Plötzlich ſagte er kleinlaut und wie begütigend im Ton:

Siehſt du! Da ſtehen die Knappen im Hof zu Haufen und blicken herauf. Sie haben dich erkannt. Nein, es geht nicht Pathe. Und — höre! Wer weiß denn, wie's mit dem Magiſter Konrad von Marburg abläuft! Er iſt fort den Grafen Sayn zu richten. Meinſt du, das ginge ſo glatt ab, wie man einem Kind ein Butterbrot ſtreicht? Oho! Der Sayn iſt ein Mann von großen Verbindungen, und viel Fürſten ſammeln ſich dermal in Frankfurt. Da geht dem Magiſter nichts hin. Ich zweifle, daß er noch einmal hierherkommt. Ich weiß ſogar, daß ihm Einer —

Er verſtummte, innerlich verlegen, auch nur den Namen Manegold's auszuſprechen. Ja, er ward ſich nicht einmal bewußt, wie ſehr er ſeine ihm ſelbſt freilich noch unklaren Hintergedanken verrieth, als er mit geheimnißvoller Miene weiter ſprach:

Um ſo mehr, Konrad, als ich das glaube, muß ich meine Schuldigkeit vor der Welt thun, allen ſchlimmen Schein von mir abhalten, und —

He, Bardo! rief er in den Hof hinab.

Der ehrliche Fürſtabt ward nicht inne, daß es ihm eben mit ſeinen entzweiten Gedanken und Empfindungen ergangen war, wie man es in heitern Geſellſchaftsſpielen treibt, wenn Einer hinter dem Rücken eines Andern, der ein feierliches Gedicht vorträgt, die rührenden Worte mit verkehrten Geſten begleitet.

Bardo, redete er den eintretenden Knappen an, bringe den Ritter Konrad in den Spillingsthurm. Wir geben ihm feſte Haft. Und morgen früh rüſte dich mit einigen Bewaffneten gen Poppenhauſen zu reiten. — — Gut' Nacht, Pathe! Getröſte dich der Fügung Gottes! — Und, Bardo! ſobald's noch etwas dunkler geworden, laß die Hexe frei! Sie mag ſich irgendwo verſteckt halten. Die Stadt wird zur Ruhe kommen.

Unterwegs durch den Hof fragte Konrad, warum Frau Wilwirk im Thurm ſitze. Bardo erzählte ihm flüchtig, was geſchehen war; worauf der Ritter ſie zu ſprechen verlangte. Bardo öffnete ihm ihre Klauſe und wartete vor derſelben, bis ſein Verhafteter wieder herauskam und er ihn hinter Schloß und Riegel bringen konnte.

Drittes Capitel.

Am Fuße der Röhn.

Ohne eine ſo ſchlimme Wendung zu ahnen, war Hedwig wegen der Aufnahme ihres Verlobten von Seiten des Oheims nicht ohne alle Beſorgniß in ihrem ländlichen Verſteck zurückgeblieben. Sie beunruhigte ſich nämlich nur über die muthmaßliche Stimmung und Geſinnung des Abts gegen Konrad, und wußte noch nichts von den ſo bedrohlichen Anordnungen des abgereiſten Magiſters. Die Heuernte war eben im Zug und daher in dieſer Woche keine Nachbarin, kein Fuhrwerk nach der entfernten Stadt gekommen, welche Neuigkeiten vom Wochenmarkte mitgebracht hätten. Indeß hatte ſich ihnen das Glück bei der Flucht und der Zufall bei ihrer erſten Einkehr ſo günſtig gezeigt, daß Hedwig, hoffnungsvoller geſtimmt und in gutem Vertrauen auf das Wohlwollen ihres wenn vielleicht auch erzürnten Oheims, leichter über ihre Beſorgniſſe hinauskam.

Zu dieſer Beruhigung trug ihr Aufenthalt nicht wenig bei. Es war nicht die mit Manegold verabredete Zuflucht, ſondern Konrad hatte aus Vorſicht gegen den auf ſo unerklärliche Weiſe ausgebliebenen Freund die Richtung der Flucht geändert und ſich mehr der Hohen Rhön zugewendet. So waren ſie mit anhaltendem Ritt bei hereinbrechender Nacht durch einen hoch hinziehenden Wald gekommen und ſahen tief unter ſich im Thale das anſehnliche Dorf unter der Ebersburg, die auf einem der höchſten Berggipfel im Abglanze des Abendhimmels emporragte. Die Flüchtlinge machten Halt, um ihre Einkehr zu überlegen. Währenddeſſen erblickten ſie einen wohlgekleideten Wanderer, der aus demſelben Walde einen Fußpfad über die Trift eingeſchlagen hatte, und riefen ihn an. Zu ihrem beiderſeitigen Erſtaunen war es ein Bekannter, — Pater Roman, jener Burgmönch aus Langenſchwarz, dem Ritter Konrad das Teſtament des unglücklichen Greiſes abgenommen und ein Legat ausgehändigt hatte. Ihm durften ſie ſich ſogleich entdecken, und erfuhren nun auch, daß er ſelbſt unter dem weltlichen Namen „Meiſter Herwart“ ſich bei ſeiner Nichte in der Ebersmühle angeſiedelt habe, und in dieſer Verborgenheit ſeine Tage zu beſchließen denke. Mit aller Herzlichkeit bot er ihnen ſein eigenes Verſteck zur Zuflucht an. Zu überlegen war da nicht lange, die Nacht drängte zur Unterkunft ſo lebhaft, wie die Ermüdung Aller; überdies war es die günſtigſte Einkehr, die nur gewünſcht werden konnte, und ſo folgte man dem wie vom Himmel beſcherten Führer.

Auf einem kleinen Umwege brachte er ſie nach dem höhergelegenen Oekonomiehof der Mühle, wo ſich leicht ein Unterkommen für Ritter Konrad, den jungen Egil und die Pferde einrichten ließ. Von da wand ſich ein anmuthiger Pfad zur Mühle hinab, und man gelangte durch den Garten unbemerkt zu einem Hinterbau, den Meiſter Herwart bewohnte. Hier ließ er Hedwig und Helika warten, und eilte ins Haus, die Müllerin vorzubereiten und einen ländlichen Anzug für das Fräulein zu holen, worin es als Baſe der Müllerin aus Franken mit großem Jubel empfangen wurde.

Die Müllerin, aus Franken ſtammend und mit vierzig Jahren ſchon Witwe, zeigte ſich als eine wohlwollende Frau von lebhaftem Verſtande, für deren heitere Denkungsart ſchon der Umſtand ſprach, daß hier ein Mönch, der vielleicht noch mehr als ſeinen Kloſternamen und Habit abgelegt, ein Verſteck und Verſtändniß gefunden hatte. Er ſelbſt rieth auch dem Fräulein, ſeine Nichte unbedenklich ins Vertrauen über ihre Lage zu ziehen, ſodaß Hedwig, die damit ihre Befangenheit ablegte, nicht beſſer aufgehoben ſein konnte als in ſo anmuthiger Verborgenheit bei einer eingehenden und behülflichen Wirthin.

Eins nur ſtörte gleich vom nächſten Morgen an und bedrohte ſogar den Aufenthalt: Egil's Betragen nämlich, ſeine jähe, unbeſcheidene Neigung für Helika, die leidenſchaftliche Art, wie er, pochend auf Das, was er für ſie gewagt, ſich um ihre Gunſt bewarb, und ſie in ihrem Dankgefühl kränkte, in dem Maß, als er ihre zunehmende Abneigung zu bezwingen ſuchte. Und da beide auf Hedwig's Anordnung an der Haus- und Feldarbeit theilnahmen, und Helika, um den läſtigen Menſchen abzuwehren, ſich die Zuthätigkeit der Mühlburſche gefallen ließ, ſo ſetzte es bald genug Eiferſüchteleien von Egil's Seite und Hänſeleien der Mühlknechte ab, wobei mehr als einmal das bunte Tüchlein ins Gedränge kam, mit welchem Egil, unter dem Vorwande ſein Haar durch ein Fieber verloren zu haben, die Kloſterſchur ſeines Kopfes verhüllte.

In nachträumenden Gedanken an den abgereiſten Konrad ſaß heute am heitern Morgen Hedwig im Baum- und Grasgarten, der am ſüdlichen Abhang nach dem Mühlbach angelegt war. Die klappernde Mühle ſtörte nicht die Stille umher, und begünſtigte durch das eintönige Geräuſch die traulichen Empfindungen der Träumerin. Ueber die nahen Korn- und Haferbeete hinaus ging ihr Blick nach den Bergen empor, die ſo manchmal, von der Stadt aus beſchaut, ihrem Auge in Azurbläue ſo warm und eben erſchienen waren, und hier nun, abwechſelnd kahl und bewachſen, da ſchroff und dort durchſchluchtet, ſo nahe und rauh an ſie herantraten. Sie konnte ſich in ihrer jetzigen Lage der Betrachtung nicht entſchlagen, daß eben ſo das menſchliche Leben, früher in ſehnſüchtiger Ferne vor ihr gelegen, ihr jetzt auch ſeine ſteilen und gefährlichen Berge hart an die ungeübten Füße rücke.

Priſel, die geſchäftige Müllerin, unterbrach zuweilen die einſamen Betrachtungen ihres Gaſtes. Sie war im Hauſe zurückgeblieben, um für das mit der Heuernte beſchäftigte Geſinde die Mittagſuppe zu bereiten. Vom Herde eilte ſie zuweilen in den Garten, mit dem Fräulein zu plaudern. Nur eine Magd ſtand ihr für die ſchwerſten Hausarbeiten bei, — ein ſchlankgebautes junges Mädchen, blaſſen, einnehmenden Geſichts, mit einem ſanften, leidenden Ausdruck. Ein ſolches Ausſehen, in Verbindung mit ſteter, oft mühſeliger Arbeit, war dem Fräulein ſchon wiederholt aufgefallen, und es äußerte jetzt ſein Befremden darüber gegen die Wirthin. Nach einigem Bedenken rückte dieſe näher an Hedwig und ſagte vertraulich:

Das iſt ein ungewöhnliches Geſchöpf, mein edles Fräulein. Madlene thut mir oft leid; ich darf ihr aber von Schonung und Beihülfe gar nicht reden. Ihr müßt nur wiſſen, — ſie dient nicht ſowol um Lohn, als um ihre Seligkeit. Sie ſtammt aus meiner Heimat und iſt durch meine Schweſter zu mir gekommen, weil ſie weit von daheim an einem ſtillen Ort unbekannt dienen wollte. Ich brauche Euch nur zu ſagen, daß ſie früher bei der Gräfin Richenza, jetzt Eurer Gefangenen in Fulda, gedient hat, und als Leibmagd dem luſtigen Biſchof von Würzburg an die Hand gehen mußte, wenn derſelbe zuweilen eine Woche mit ſeiner Freundin auf dem Lande zubrachte, oder ſie bei ihm im Schloß wohnte; und ſo könnt Ihr gleich errathen, welche ſchlimme Zeit die gute Madlene hinter ſich hat, und daß ſie eben ihrem Namen durch Reue und Buße genugthun will. Noch jüngſt, als ich ſie ermahnte gelaſſener zu thun und munter zu ſein, antwortete ſie mir: O laßt mich erſt die faulen Erinnerungen untergebracht und rechtſchaffenes Handeln darauf gepflanzt haben, vielleicht werd' ich dann aufgeräumter ſein. — Manchmal hab' ich ſie auch ſchon erinnert, ſie möchte lieber in ein Kloſter gehen und dort verbüßen. Allerdings hätte ich ſie ungern ziehen ſehen, aber ich gönnte es ihr, wenn ſie auf weniger harte Weiſe ihre Ruhe und Heiterkeit wiederfände. Aber — nein, nein! antwortete ſie immer. Adam und Eva, wie ſie geſündigt hatten, ſind aus dem Paradies aufs Feld gejagt worden, um im Schweiß ihres Angeſichts zu arbeiten. Seitdem hat der liebe Gott den Frieden und Frohſinn in den ſteinigen Boden verſenkt, und uns den Spaten in die Hand gegeben, ſie herauszugraben.

Wie die gute Frau das Fräulein mit lächelnder Rührung zunicken ſah, ward ſie immer mittheilender. Sie meinte, Madlene habe durch ihre leidigen Erfahrungen das rechte Vertrauen zu den Klöſtern und geiſtlichen Herren eingebüßt. — Freilich, ſetzte ſie hinzu, ſieht und hört man auf dem Lande vielleicht noch mehr Schlimmes als in der Stadt. Ja, wer die Herren nur im Meßgewand und brocatnen Vespermantel ſieht, wenn ſie die Augen niederſchlagen und die Hände falten, der glaubt gar nicht, daß dieſelben Augen bei andern Gelegenheiten ſo lüſtern und die Hände ſo zutäppiſch ſein könnten. Aber das Auswendige iſt freilich inwendig nicht immer ſauber und ganz.

Hedwig erinnerte, daß man die Menſchen unter allen Verhältniſſen als Menſchen nehmen müſſe.

Das hab' ich auch geſagt, fiel Frau Priſel ein; hat man mir aber erwidert, ob denn Die, ſo berufen wären, Andere zu beſſern, nicht bei ſich ſelbſt anfangen müßten, und ob denn die übermenſchliche Würde, die ſie beſitzen wollten, darin beſtände, es ſchlimmer zu treiben als wir Andern, die ſich gar wohl für arme Sünder bekennten. — In derlei Mißſtänden findet auch mein Oheim den Grund, daß man ſich ſo eifrig den neuen Sekten und

Bekenntniſſen zuwendet. Noch geſtern ſagte er mir, Priſel, ſagte er, was ſoll nur das Volk von den himmliſchen Gnaden denken, von denen unſere Prieſter, die ſonſt ſo ſpendabel nicht ſind, bei der Austheilung gar nichts für ſich behalten? Ihr müßt wiſſen, gnädiges Fräulein, bei uns regt ſich Dergleichen auch, und man kommt da und dort im Gebirge zuſammen, um die Bibel anzuhören. Nicht wahr, edles Fräulein, da fühlt man ſich recht erhoben? Man blickt gleichſam in andere, himmliſche Thäler hinein, wo das Weizenkorn wächſt, der Feigenbaum blüht und das Senfkorn hoch aufſchießt. Da prangen die Lilien des Feldes in ihrem Schmuck, ohne daß ſie ſpinnen und weben. Und eine Stimme ruft uns zu: „Selig, die reines Herzens ſind! Selig, die Verfolgung leiden um der Wahrheit willen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen.“

Sie war aufgeſtanden, nach dem Hauſe zu eilen, als eben ihr Oheim lächelnd hinter dem Spalier hervortrat und ſie mit der Frage erſchreckte: Nun, nun, du Seligſprecherin, wohin denn ſo eilig?

Ei, Oheim, erwiderte ſie erröthend, gibt's denn jetzt nicht alle Hände voll zu thun?

So? lächelte er ſchalkhaft. Wärſt du doch lieber eine Lilie des Feldes, und könnteſt dich putzen, ohne zu ſpinnen und zu weben, oder ſähſt ſo blühend aus, ohne zu kochen!

Priſel lachte und eilte nach dem Hauſe. — Seht, edles Fräulein, fuhr der Meiſter Ex-Mönch fort, das iſt auch eins von den Bildern der Schrift, das nicht immer im Sinn des hohen Meiſters angewandt wird, oder das man gern anführt, ohne daran zu glauben. So berufen ſich nur die Faulen auf die Lilien des Feldes und kleiden ſich — in Lumpen; die Fleißigen führen ſie blos im Munde und halten ſich die Hände frei, um tüchtig zu ſchaffen. Auch hält kein wackerer Mann Dem, der ihn ins Geſicht ſchlägt, den andern Backen hin, ſondern haut ihn mit der Fauſt hinter die Ohren, und daher haben wir das Fauſtrecht. Nein, edles Fräulein, unſer Leben wächſt gar nicht ſo rein aus der Bibel heraus; ebenſo wenig als die Kirche ſich auf den Petersfelſen beſchränkt und nicht um ſich gegriffen hat. Ueberhaupt iſt es eine ſeltſame Erſcheinung, — ſo oft Chriſtus einen edeln und hohen Gedanken gibt, kleidet er ihn gern in ein Naturbild; dennoch hat unſere Prieſterſchaft die Natur in den ſchlimmſten Ruf und Bann gebracht; ja man hat dem Chriſtenthum eine Misachtung des ganzen Erdenlebens aufgebürdet. Die Frommen ſtolpern über Gottes Erde, und tröſten ſich, daß ſie ja hienieden ihre Heimat nicht hätten. Wir wären hier in der Fremde! Denkt Euch aber ſo nichtsnütze Geſellen, die ſiebzig bis achtzig Jahre in der Fremde ſind, ehe ſie ihr Meiſterſtück für den Himmel machen! Legt uns doch der Himmel den Drang in die Bruſt, Alles zu wollen, Alles zu wirken; und die Prieſter lehren Euch, auf Alles zu verzichten. Wie herrlich iſt es, nichts zu begehren! rufen ſie, nehmen's aber begierig an ſich; wahrſcheinlich um es den begehrlichen Kindern aus den Augen zu thun. Aber wie? Nennen wir etwa die Gottheit, nach deren Ebenbilde wir doch gemacht ſind, darum allmächtig, weil ſie darauf verzichtet hat, etwas zu ſchaffen? Welche Kräfte ſchlummern nicht in den Pflanzen, welche hülfreichen Geiſter in den Erden und Metallen! Andere ſolche Geiſter regen ſich bereits im Feuer, im Waſſer und in der Luft. Die Alle wollen erlöſt ſein, und würden uns für dieſe Wohlthat gern dienſtbar werden. Aber, wir rechnen ſie ja Alle zum Reiche Satans. Was uns Gottes Güte gönnt, ſehen wir für eine Lockſpeiſe des Verſuchers an; was aber für uns hienieden noch gar nicht taugt, danach greifen wir mit fromm gehobenen Händen. Was unſere irdiſche Natur gar ſchwer entbehren kann, daraus machen wir eine Sünde, und was uns für hier noch gar nicht gegeben iſt, darin ſuchen wir ein Verdienſt. Wer ſolche tolle Widerſprüche für ſich zu löſen ſucht, wird verketzert, und wer ſie recht unterwürfig erträgt, wird ſelig geſprochen. O mein edles Fräulein, ich fürchte, die Natur wird ſich einmal für ſolche Schmähung rächen und mit ihren Materien jenen wunderlichen Lehrſätzen zu ſchaffen machen, oder gar einen neuen Glauben gründen und ihre Elemente zu Heiligen erheben!

Zum Mittageſſen kam das heumachende Geſinde von den Bergwieſen nach der Mühle. Einzelne Burſche trugen Senſen, andere und die Mägde Rechen oder Sicheln, mit denen das ſchöne Gras, das zwiſchen Buſch- und Strauchwerk ſich der Senſe entzog, hervorgeholt und als friſches Futter für das Milchvieh in Bündeln mitgebracht wurde. Der Zug, laut und luſtig mit Geſang und Neckereien, war ebenſo luſtig anzuſehen.

Egil drängte ſich fortwährend an Helika. Bei Tiſche aber kamen ihm zwei Mühlburſche zuvor und nahmen ſie in ihre Mitte. Dies machte ihn noch verdrießlicher und protziger, als er ohnehin über Helika's Benehmen gegen ihn war. Der unwirſche Jüngling mochte wol die frühere Haltung des Mädchens gegen ihn nicht verſtanden haben. Sie hatte nämlich die ſchwärmeriſche Huldigung eines Nachbarſohns, der für das Kloſter beſtimmt und endlich auch eingekleidet war, mit der unbefangenen Miene und Freundlichkeit aufgenommen, als gelte es eben keiner eigentlichen Liebe. Ihre zarte Mädchenhaftigkeit mochte die für ſie ſo beſchämende Leidenſchaft eines jungen Franziskaners nicht einmal nur anerkennen, da ſolche ihrem Gefühl nach gar nicht da ſein ſollte. Jetzt nun war das ſinnige Mädchen genöthigt, eine entſchiedene Abneigung gegen eine Bewerbung herauszuwenden, die im ländlichen Kittel und mit der Zuverſicht eines Verdienſtes ſo ungebührlich hervortrat.

Egil ſelbſt, um ſich über die Bauernburſche, denen ſich Helika mit abſichtlicher Luſtigkeit zuthat, geltend zu machen, wendete gern in Manier und Redensarten etwas Studentiſches heraus, was ihn die Geſellen durch Spott und Stichelreden entgelten ließen; wie ſie ihn denn, ſeines umwundenen Kopfes wegen, nur den Türken oder den Ritter Turban nannten.

Das Eſſen war im Freien, unter einem breiten Apfelbaum angerichtet, und Hedwig ergötzte ſich von ihrem höhern Gartenſitze aus an dem muntern und muthwilligen Treiben der Leute, ohne inne zu werden, wie ſich gerade unter ihren Augen die Gegner Egil's hervorzuthun ſtrebten, ſodaß die Neckereien kein Ende nahmen, und Egil, im Gefühl den Kürzern zu ziehen, ſo ungeberdig wurde, daß Hedwig ſich erhob und herunterkam, durch ihre ernſte Erſcheinung ihn zur Beſinnung zu bringen. Auch die andern Burſche ſchwiegen jetzt und ſtanden vom Tiſch auf. Als aber bei dieſem Anlaß Helika's Nachbar zur Linken das niedliche Mädchen um den Leib faßte und über die Bank ſchwenkte, loderte Egil's Eiferſucht blindlings auf. Er ergriff ſeine in einen Baumſtamm gehauene Sichel, umfaßte mit dem linken Arm die Geliebte und ſchrie, ſein friſch gedengeltes Grasmeſſer wild in die Luft ſchwingend:

Rühre ſie noch Einer an! Mein iſt ſie, mir gehört ſie für das Leben. Lümmel, die ihr ſeid! Wißt ihr, wer ſie iſt, — wer ich bin? — — Sprich ſelbſt, daß du mein biſt, Helika! Mach' dem Wedeln dieſer zottigen Schäferhunde um dich ein Ende! Gehören wir nicht zuſammen? Kohlenbrenners Töchterlein, wärſt jetzt ſelbſt 'ne Kohle, wenn ich nicht zur rechten Zeit über die Kloſtermauer gekommen wäre. Ja doch, vom Frevel eingeſegnet, im Unglück zuſammengebettet, mit Verwünſchungen ausgeſtattet — wir Beide!

Er lachte wild auf. Helika rang ſich mit Kraft aus dem Arme los, der ſie ſo ungeſtüm umſchlang. Raſender Menſch! rief ſie. Unbeſonnener, der nicht weiß, was er redet und Denen ſchuldig iſt, die ihn um ſich dulden! Noch eine Hand leg' an mich! Wag' es! Meinſt du, weil du eines Cantors Sohn biſt, wärſt du kein Bauer?

Mit dieſem beſonnenen Winke ſtand ſie ihm ſo gehalten gegenüber, daß er keuchend verſtummte. Aus dem Kreiſe des Geſindes, das mit offenen Mäulern den tollen Menſchen anſtarrte, ward nur die tiefe Stimme des Altgeſellen der Mühle, eines ſehr trockenen Menſchen, laut, als er ſagte:

Ei, dem Türken müſſen wir den Turban abnehmen, daß ihm 's Hirn hell wird! Vielleicht ſteht dem Cantorsſohn eine Zipfelkappe beſſer zu Geſicht.

Ehe man aber zur Beſinnung über dieſe Auffoderung kam, hörte man aus einiger Entfernung: Fräulein von Malkos, hochedles Fräulein, rettet Euch! — rufen, und ſah erhitzt und verſtört von Ausſehen ein Weib herbeiſtürzen, das nur Egil und beiläufig Fräulein Hedwig für die verrufene Wilwirk erkannten. — Gleich werden des Abts Reiter da ſein, Euch mitzunehmen, keuchte ſie, in den Garten getreten und auf eine Bank niederſinkend. Ja, wißt nur — Magiſter Kurt hat dem Abt, Euerm Oheim, anbefohlen, ihm die Entflohenen nochmals vor Gericht zu ſtellen. Diesmal rettet Euch Keiner; denn Ritter Konrad ſitzt ſchon im Spillingsthurm, und da der abtrünnige Frater wird ſelbſt mitverbrannt.

Eben ſah man ein Häuflein Reiter unter Bardo's Anführung über den Hügel kommen, und Egil rief, indem er ſeine Sichel ſchwang:

Was? die paar Burſche? Mit denen wollen wir fertig werden. Kommt her, Knechte und Mägde, nehmt die Senſen und Sicheln zur Hand. Wir jagen ſie zum Teufel. Laßt euern edeln Gäſten keine Gewalt anthun! Auf! Steht mir bei! Thut wie ich! — Aber keiner der Burſche regte ſich, bis auch Helika bat, man möchte das gnädige Fräulein retten, und die herbeigekommene Müllerin den Leuten zuſprach, ſich gegen Gewalt zu ſetzen.

Jetzt eilte das Geſinde vor den Garten hinaus: ſobald aber die Reiter, die einen Augenblick Halt gemacht und ihre Schwerter gezogen hatten, herangeſprengt kamen, lief Alles auseinander.

Was die Leute ſo muthlos machte, war nicht blos das furchtſame Gefühl eines Wagniſſes gegen bewaffnete und verpflichtete Mannſchaft, ſondern auch das ganz friſche Mistrauen gegen die Perſonen, für die ſie ſich ausſetzen ſollten. Ein gnädiges Fräulein und ein Menſch, aus dem ſie ſchon vorher nicht klug werden konnten, und Reiter vom Abte? Es war ein lähmendes Räthſel!

Hedwig, um einen Entſchluß zu faſſen, hatte die Wilwirk bei Seite genommen und hörte nun, daß Ritter Konrad in der Nacht ſie geſchickt hatte, daß ſie aber wegen des Thorſchluſſes nicht früh genug aus der Stadt gekommen war, um von den Reitern nicht allzu bald eingeholt zu werden, ſodaß ſie nun leider zu ſpät gekommen ſei.

Inzwiſchen hatte Bardo die Landleute angeredet, ſie von ihrem thörichten Unternehmen abgemahnt und ihnen erklärt, daß er im Namen ihres gnädigen Fürſtabts käme, Fräulein Hedwig abzuholen nebſt ihrer Dienerin und —: Wo ſteckt das Bürſchchen? fragte er.

Wie er eben ſuchend umherblickte, bemerkte er Egil, der trotzhaft mit ſeiner Sichel vor der Gartenthür ſtehen geblieben war. — Aha! lachte Bardo, Der muß es ſein! He? Wie ſchaut's, Bäuerlein? Du biſt ja wol das entflohene Mönchlein, das wir auch mitnehmen ſollen. Laß einmal ſehen!

Mit einem raſchen Griff der Linken riß er das Tüchlein von Egil's Kopf, ſodaß die Umſtehenden mit Erſtaunen die Tonſur des Fanciscaners erblickten.

Egil, im erſten Momente geduckt, ſprang wüthend auf und ſchlug nach dem Reiter, traf aber ſtatt deſſen, der ihm behende ausbog, das Pferd und ſchlitzte es mit geſchärfter Sichel am Halſe. Das Thier bäumte ſich; doch Bardo riß es nieder, tummelte es zum Gehorſam, und lenkte es dem Flüchtlinge nach. Dieſer hatte inzwiſchen einen kleinen Vorſprung gewonnen, ward aber, wie er ſich wendete, überholt und im Augenblick, wo er ſich über den Schlagbaum einer eingehegten Wieſe retten wollte, von dem ſcharfen Schwerte ſeines Verfolgers über die Tonſur getroffen. Mit geſpaltenem Kopfe ſtürzte er über den Querbalken hinüber ins Gras, und zuckte ſein Leben aus.

Viertes Capitel.

Hedwig als Kanzler.

Ein wunderbarer Schreck war über die Umſtehenden gekommen. Jeder hatte den erſten Eindruck mehr eines Verhängniſſes, als eines Verbrechens. Dennoch wichen Alle zurück, als Bardo, von ſeinem aus Blutverluſt zuſammengeſunkenen Gaul abgeſtiegen, mit geſenktem Schwert und einer Armenſündermiene in den Garten kam, Fräulein Hedwig zu begrüßen.

Ehe er aber Worte fand ſich zu entſchuldigen und ſeine Sendung zu erklären, war Meiſter Herwart herbeigeeilt, allenfallſige Mishelligkeit abzuwenden. Er hatte ſich vor Ankunft des Geſindes in ſeine Wohnung zurückgezogen, aus jener mönchiſchen Vorſicht, die er doch mit dem Habit nicht abgelegt hatte. Von einem Hinterfenſter aus beobachtete er die Vorgänge, anfangs zu ſeiner Erheiterung, zuletzt aber nicht ohne Entſetzen. Er kannte durch des Fräuleins vertraute Mittheilung den entflohenen Frater, und mied ihn ſeitdem, theils aus eben jener Vorſicht, theils aber auch aus einem dunkeln Widerwillen vor einem jungen Menſchen, mit dem er ſich durch Alter wie durch Empfindungsart und Ueberzeugung ſo entzweit — und durch Ablegung des Kloſtergewandes dennoch in einer Lebensberührung fand, die ihn nicht weniger lebhaft anzog, als ſie ihn aufs tiefſte beſchämte.

Jetzt war er hervorgetreten und ſprach zur Beruhigung der Gemüther mit der im Augenblick vergeſſenen Weihe des ehemaligen Franziskaners. — Der unglückliche Jüngling, ſagte er, der durch ſein leidenſchaftliches, verwildertes Weſen euch Alle von ſich ſtieß, verſöhnt nun durch ſein erſchütterndes Ende die Abneigung eurer Herzen. Eine höhere Fügung, wie es ſcheint, entzog ſein geſchorenes Haupt dem Gerichte der Menſchen, das ihn vielleicht zu harten und langen Leiden verurtheilt hätte. Er verdient unſer Mitleid, und ihr werdet es ihm darum nicht verſagen, weil er ſo jäh und ohne Reue und Buße hingeſchieden iſt. Gott iſt gnädig, und um der Liebe willen, die ihn zu Irrthümern hingeriſſen, und um der Treue willen, womit er eine edle Gebieterin beſchützen wollte, wird ihm vergeben werden. Liebe und Treue ſind auch Sacramente. Aber auch dieſen Mann da, durch den ein ſo blutiges Verhängniß gekommen iſt, dürft ihr nicht miswillig anblicken. Ein richtiger Reitersmann, der in ſeinem Dienſt Widerſtand und durch Verletzung ſeines ihm ans Herz gewachſenen Pferdes ſolche Kränkung erfährt, kann in erſter Aufwallung und gerechter Entrüſtung die Wucht ſeines Schwerts nicht aufs Quentchen abwägen. Komm nur herbei, du erblaßter Mann! Alle verſöhnen ſich mit deinem ſchweren Arm durch dieſen meinen Handſchlag!

Er reichte Bardo die Hand und ſprach dann zum Schluß

Und nun, ihr Burſche, hebt dort die Leiche auf und legt ſie in meiner Wohnung nieder! Betet ein Vaterunſer für ſeine arme Seele, und geht dann demüthig an eure Arbeit! Hütet euch vor wilder Leidenſchaft, und der Himmel gebe euch Allen ein ſeliges Ende. Amen!

Bei dem Entſetzlichen und Rührenden dieſes Vorfalls war nur eine Perſon kühl und überlegend geblieben, — Frau Wilwirk. Sie hatte Helika gleich bei Seite genommen und ihr gerathen, ſich mit ihr davon zu machen und ins Gebirge zu flüchten. Sie ſei doch die Bedrohteſte und werde vom Ketzerrichter gewiß kein milderes Urtheil finden, als dem ſie ſich entzogen habe. — Wärſt du das erſte mal nur einfach verbrannt worden, du Kohlenbrennerskind, ſagte ſie, ſo wirſt du jetzt geröſtet wie der beſte Leckerbiſſen. Das kannſt du mir glauben!

Aber Helika, blaß und bebend, wie ſie von dem Vorgefallenen war, antwortete nur immer:

Ich bleibe bei Fräulein Hedwig. Ihr gehöre ich an!

Und wenn des Abts Nichte am Ende doch geſchont, und Esperle's Tochter verbrannt wird, hm? Wie dann? fragte Wilwirk, indem ſie dem Mädchen über die Naſe ſtrich.

Dann bin ich meines Dienſtes entlaſſen und habe ihn nicht gebrochen! erwiderte Helika. Ich gehe als treue Magd in die Flammen, wenn es Gott ſo will. — —

Inzwiſchen hatte Bardo ſeinen Auftrag an Fräulein von Malkos ausgerichtet. In der Zerknirſchung ſeines Herzens flüſterte er ihr zu:

Wenn Ihr entfliehen wollt, edles Fräulein, —

Pferde habt Ihr ja noch bei Euch, für Euch und das ſchwarze Mädchen. Ich muß jetzt meine Leute abſitzen und füttern laſſen; — ich kann Euch nicht im Auge behalten. — Oder — — wollt Ihr, daß ich mit Euch reite?

Unter dieſen Worten konnte er aus ſchamhafter Verlegenheit dem Fräulein nicht ins Geſicht ſehen, ſondern ſchielte fortwährend nach ſeinem entfernt liegenden Gaul, als ob er ſich für den Bruch ſeiner Dienſttreue einer Entſchuldigung durch ſeine verendende Stute getröſten könnte.

Aber Hedwig antwortete ihm mit drohendem Finger:

Bardo, Bardo! Meinſt du, ich könnte meinen Konrad ſo leicht aufgeben, wie du deinen Abt? Jetzt füttert und ruht, und dann reiten wir bei guter Zeit; denn Helika iſt zu Fuß. Ich habe meinen Zelter und du nimmſt Ritter Konrad's Pferd für deinen armen Schecken. Denn es würde dir nicht wohl anſtehen auf Schuſters Rappen zu reiten.

Die Rückkehr der Flüchtlinge war in der Stadt bekannt geworden und daher ein großer Zuſammenlauf der Menſchen gegen Abend in den Straßen und vor der Abtsburg. Gern hätte der Abt ſeiner Nichte dies Aufſehen erſpart; allein er empfand heute abermals, und leidig genug, daß ihn über die höhern Befehle hinaus auch noch ein niederes Mistrauen beſtrickte. Er wollte die zweifelhafte Neubegierde ſeiner Bürgerſchaft niederſchlagen, um wenigſtens dieſe nächſte Erleichterung zu haben.

Worauf er dabei nicht gerechnet hatte, war der überſchießende Gewinn, daß der öffentliche Einzug mit der befriedigten Erwartung die Gemüther überhaupt beruhigte, indem er eine mitleidige Theilnahme erregte. Wie man das ſchöne Edelfräulein und ihre braune Dienerin vorüberziehen ſah — durch Geſichtsbläſſe wie vom Tode voraus bezeichnet —, verſtummte, wenn auch nicht in aller, doch in der beſſern Menſchen Bruſt die ſchadenfrohe Erwartung eines Schauſpiels von Brandopfern. Auch Egil's ſchreckhaftes Ende, das jetzt bekannt wurde, erſchütterte viel leidenſchaftliche Herzen. Die Betrachtung, wie der fürſtliche Abt mit der kummervollſten Selbſtüberwindung höhern Rückſichten nachhandle, regte zur Ehrfurcht und ſittlichen Erhebung auf, und wo dieſe mächtigen Gefühle durchbrachen, fanden auch die ſanftern Regungen des Mitleids und menſchenfreundlicher Wünſche freiere Bahn.

Der Abt empfing die erwartete Nichte in ſeinem innerſten Gemach ohne Zeugen; denn er war wie aufgelöſt von den widerſprechendſten Empfindungen ſeines Willkommen. Hedwig ſelbſt, die ihren ſonſt gar geſtrengen Oheim ſo gebrochen wiederfand, mußte ihn erſt durch ihre eigene Faſſung zu Wort kommen laſſen, um ihr ſeine fürſtliche Anordnung in Folge der vom König Raspe unterſtützten Foderung des Magiſters zu eröffnen. Eine gewiſſe Verzagtheit gab ſich dabei in dem feierlichen Tone kund, womit er ſich auf ſeine Pflichten als Fürſt und Abt berief, denen er ſein blutendes Herz unterordnen müſſe.

Die edle Haltung, mit der ihn Hedwig anhörte, machte ihn immer befangener, ſodaß er mit verlegener Vertraulichkeit ſagte:

Bei alledem bin ich nicht ohne beruhigende Hoffnung, liebe Hedwig. Eine Stimme in meinem Innern ſagt mir, daß der brenzliche Magiſter nicht wieder zurückkehren wird. Verſtehſt du, — ich will nichts Unrechtes damit gemeint haben, Hedwig; aber, ſiehſt du, ſein unſinniges, wüthendes Verfahren wird am Grafen Sayn ſeinen Mann finden, und die jetzt in Frankfurt zuſammentreffenden deutſchen Fürſten werden Alles gutheißen, was der Magiſter durch ſeinen Uebermuth auf ſich zieht.

Als er jetzt ſchwieg und mit verlegener, fragender Miene die Nichte anſah, verſetzte ſie mit zunickendem Lächeln:

Gewiß, mein gnädiger Oheim, was Ihr mir da vertraut, gereicht mir zu großer Beruhigung vorab für Euch ſelbſt. So Ihr nämlich des Magiſters Verfahren für unſinnig und übermüthig erkennt, müßt Ihr ja auch einſehen, daß Ihr, wie die Macht, ſo auch die Pflicht habt, dem zu ſteuern. Als Abt des Stifts und Primas durch Germanien und Gallien könnt Ihr freilich nicht über des Heiligen Vaters Vollmacht hinaus, wol aber über den Misbrauch, den der Mönch davon macht. Deß muß Euch der Papſt ſogar Dank wiſſen. Und was den Landgrafen Raspe betrifft, ſo ſeid Ihr ja der Fürſten Einer, die ihn eben, zum Sturz des rechtmäßigen Königs Konrad, des Hohenſtaufen, zum König machen helfen. Tretet alſo nur zurück von ihm! Ihr ſeid der Erſte, der die Erfahrung macht, daß kein Verlaß auf ihn iſt; ei, ſo verlaßt ihn, und helft den rechtmäßigen König ſtärken und aufrechthalten! Seht, mein gnädiger Oheim, dann braucht Ihr Euch nicht hinter den Grafen Sayn zu ſtellen. Mich dünkt, es will Euch nicht ziemen, daß Ihr Euch mit der Geltung eines Grafen zu tröſten ſucht, und aus Mainz Abwehr der Ungebühr erwartet, die in Euerm Gebiete verübt wird, und wider die Ihr Macht und Pflicht habt. Warum hat denn der Sayn ſoviel Geltung? Weil er ein entſchloſſener, muthiger Herr iſt. Und ſeid Ihr das nicht auch, mein fürſtlicher Oheim?

Der Abt, erröthend und unruhig, verſetzte mit verlegenen Geberden:

Aha, ich bekomme einen Kanzler, und zwar einen, der — mich abkanzelt! Nun ja doch, du biſt eine gereiſte Perſon und kannſt dir ſchon was herausnehmen! Aber, freilich, mein hochweiſer Kanzler vergißt nur, daß der gute Schein auch ein mächtiger Herr in der Welt iſt. Das Gericht und die Ungebühr, wie du's nennſt, betreffen eben die Nichte des Abts, und was nun der Oheim unternimmt, verliert das Anſehen von Recht und Pflicht und kleidet ſich in die Gunſt für die Sippſchaft. Siehſt du, Hedwig, — Papſt und König und guter Schein iſt meine dreiköpfige Obmacht, und der letzte mächtige Herr legt mir ſeinen ſchweren Arm auf die Achſel und flüſtert mir ins Ohr: Du, Aebtlein, gib Obacht, daß du Treue und Gehorſam gegen höhere Gewalten vor deinem Volke zeigeſt! Aber — — ſonſt haſt du nicht Unrecht, Hedwig, und es wird ſich ja kürzlich entſcheiden zwiſchen dem Heinrich Raspe und König Konrad.

Und — Ritter Konrad, mein gnädiger Oheim? fragte ſie.

Bleibt einſtweilen in Haft; aber er ſoll's gut haben, meine liebe Hedwig. Und du beziehſt wieder dein Cloſet hier in der Burg, und Helika mag dich bedienen; nur darf ſie nicht hinaus. Mehr kann ich nicht thun. Aber ich habe guten Grund, ſo zu handeln. Es könnte etwas gegen den Magiſter geſchehen, was einen übeln Verdacht auf mich werfen würde, — den Verdacht der Mitwiſſenſchaft, wenn ich euch jetzt ſchon auf freien Fuß ſtellte. Aber — denke mir ja nichts Schlimmes bei dieſer Beſorgniß, und — — nein, ſag' mir jetzt kein Wort mehr! Komm, die Großältern warten drüben in deinem Gemach. Die gute Großmutter iſt wieder ganz auf dem Strumpf. Und mit deiner Baſe Agnes wollen wir Geduld haben. Sie hat ſich vor dir auf den Frauenberg geflüchtet. Hoffentlich rückt ihr die kluge Priorin den Kopf zurecht, oder der Manegold bringt ihr Herz in Schick und Ordnung.

Und wo iſt Manegold? fragte Hedwig mit einer gewiſſen Spannung; worauf der Abt erſchrocken verſetzte:

Von Manegold weiß ich gar nichts. Komm!

Fünftes Capitel.

Ein Stich und ein Trumpf.

Der beunruhigte Gemüthszuſtand unſers Abts dauerte die nächſte Zeit fort. Die augenblickliche Zufriedenheit, die er empfunden hatte, als die Entflohenen eingebracht, und — wie er glaubte — von der Nothwendigkeit ſeines Verfahrens überzeugt waren, wechſelte nur allzubald mit zunehmender Beſorgniß um ſie. Denn die Hoffnung, daß der Magiſter nicht mehr zurückkehren werde, wurde mit jedem Tage ſchwächer; wodurch denn die Angſt vor deſſen rückkehrendem Gericht in gleichem Maße zunahm. Und ſonderbarer Weiſe hefteten ſich gerade an dieſe Bangigkeit am lebhafteſten die Vorwürfe, die der geiſtliche Herr ſich über ſeine Erwartung eines ſo entſetzlichen Frevels machte, mit dem er ſich in widerſtrebenden Empfindungen zu tröſten gewagt hatte.

Sah er dann mit fröſtelnder Ergebung der Ankunft des eiferwüthigen Ketzerrichters entgegen, ſo fühlte er in mancher Stunde die Möglichkeit, daß er vor dieſem hochmüthigen Mönche, den er früher ſo ſchnöde behandelt hatte, jetzt um Hedwig's willen ſich demüthigen könnte. Doch war der Gedanke daran auch wieder ſo beſchämend, daß der ſtolze Fürſtabt in der Erinnerung an den unbeugſamen Charakter des Magiſters gleichſam einen Troſt gegen ſeine Schwäche fand. Nun nahm er ſich zu einem rechten Muthe zuſammen; immer aber erhoben ſich neue Zweifel, hinter denen er ſeinen Entſchluß zu ſuchen hatte. Sollte er vor dem Eintreffen des Magiſters die theuern Gefangenen entfliehen laſſen und abwarten, welche Verantwortung ihn treffen werde; oder dem Rathe Hedwig's folgend, ſich dem leidenſchaftlichen Verfahren des Magiſters widerſetzen, und mit dem thüringer Landgrafen brechen?

Auf ſolcher Schaukel widerſprechender Ueberlegung gab er manches Intereſſe auf; die Geſchäfte ekelten ihn an; manche kanoniſche Stunde ſeines Breviers blieb ungebetet, und ſeine Lieblingsbeſchäftigungen ſanken unter Staub. Selbſt die alte Furcht vor einem Ueberfalle des Würzburgers verlor in dieſer Flut von Kümmerniſſen an ihrem Gewicht.

Dieſe Stimmung in der Abtsburg entging dem ausſpähenden Gafuto nicht. Er bedachte, wie neben dem entmuthigten Abte der wachſame, thätige Ritter Konrad feſtſaß, die Bürgerſchaft, in ihrer Theilnahme an der ſchwebenden Angelegenheit zwieſpältig, durch die Ankunft des Magiſters vollends auseinandergehen, und aller bürgerliche Halt in flammendem Eifer zuſammenbrechen werde. Kein günſtigerer Augenblick, wenn der Biſchof von Würzburg etwas gegen die Stadt unternehmen wollte, konnte kommen. Boten auf Boten gingen nach

Würzburg und brachten immer nur vertröſtenden, verſchiebenden Beſcheid. Gaſuto war ſo ergrimmt über dieſe Unentſchloſſenheit, daß er in ungeſchickter Handhabung ſeines welſchen Zorns und deutſchen Sprechens ſogar im Beiſein der Gräfin Richenza ihren hochwürdigſten Freund einen faulen Eſel ſchalt.

Richenza fiel in dieſer troſtloſen Verlaſſenheit in die ſeltſamſten Launen und Stimmungen. Bald ſchwermüthig, bald empfindlich, heute heftig und hochfahrend, morgen kleinlaut nnd verzagt, verrieth ſie bald auch durch ihr körperliches Misbehagen den Einfluß ihrer ungewohnt abgeſchloſſenen Lebensweiſe. Sie hatte zwar nach den erſten Wochen ihrer Haft die Erlaubniß zu freien Ausgängen in die Stadt erhalten; die höhern Familien trugen aber, um des Abts willen und wegen des übeln Rufs der biſchöflichen Freundin, Bedenken, den Umgang mit ihr ſehr zu pflegen und innig werden zu laſſen. Als daher auf ihre immer dringender nach Würzburg gehenden Klagen endlich Herr Wolker von Tanuhr, des Biſchofs vertrauter Rath, in der Verkleidung eines Boten ſelbſt erſchien, die Gräfin zu beruhigen und eine heimliche Flucht zu verabreden, war es das Erſte, daß ſie den Phyſicus der Stadt gewann, ihr beim Abte aus Rückſicht für ihre Geſundheit die Vergunſt kleiner Ausgänge in die Umgebung der Stadt zu erwirken. Der Abt, in ſeiner jetzigen Stimmung und bei den guten Nachrichten über die Ruhe im Würzburgiſchen, hatte kein Bedenken dabei, die Erlaubniß zu ſolchen Wandelgängen unter Begleitung zweier Knappen zu ertheilen. Richenza machte in den erſten Tagen, in welchen Gaſuto ſeinen Kram und insgeheim auch die beſten Sachen der Gräfin aufpackte und aus der Stadt abzog, nur mäßigen Gebrauch von der neuen Freiheit, bis zum Nachmittage des zur Flucht verabredeten Feſtes Mariä Heimſuchung. Diesmal wandelte ſie nach dem frühen Mittagtiſche vor das Florenthor und nahm eine Dienerin mit, die Wein und Erfriſchungen in einem Korbe trug. Mit dieſem Labſal am heißen Tage verlockte ſie ihre Wächter nach einem Wäldchen auf der nächſten Höhe. Man ließ ſich im Schatten des nördlichen Abhangs nieder. Die Magd packte den Korb aus, und während die Gräfin eigenhändig den Inhalt vertheilte und verkoſtete, ſagte ſie:

Den leeren Korb füllen wir mit Waldblumen, gute Irmengard. Sieh nur, was hier Alles von Blumen und würzigen Kräutern ſteht! Und dort auf der Sommerſeite des Berges blüht es wol noch reichlicher.

Ei, da will ich gleich einmal nachſehen! erwiderte das Mädchen und eilte nach der Höhe des Wäldchens.

Die Gräfin wies, ſobald ihr die Dienerin das verabredete Zeichen gegeben hatte, den lüſternen Wächtern eine gute Portion Wein und Wurſt an und ſtand auf, einige der nächſten Blumen zu pflücken.

Inzwiſchen hatte ſich Irmengard oben mit Blumenpflücken bis zum rechten Augenblick beſchäftigt, wo ſie rief:

Ach, hier oben, gnädige Gräfin, ſteht herrlich blühendes Knabenkraut.

Wahrhaftig, Irmengard? Ei, Knabenkraut lieb' ich ſehr! lachte Richenza und eilte dahin. Irmengard aber rief in den Wald: Ha ho!

Ei welch ein trauter Widerhall, Irmengard! lachte die Gräfin und rief ebenfalls: Ha ho!

Indeß ließen es ſich die hungerigen Knappen ſchmecken mit einer Begierde, als ob ſie auf die Zurückkunft ihrer Gefangenen ja nichts übrig laſſen dürften. Erſt als der Weinkrug nicht mehr tröpfelte, beſannen ſie ſich, daß auch kein Frauenſtimmchen mehr zu hören war. — Ha ho! rief der Eine lachend, und ſchwenkte die grobe Mütze in der Luft. Ha ho! Frau Gräfin, der Wein iſt all!

Kein Laut erfolgte.

O ha! rief der Andere, die Frau Gräfin ſcheint auch all.

Erſchrocken rafften ſie ſich auf. Der ſtarke Würzburger, der ihnen zugemeſſen worden, ſetzte ihnen jetzt zu; ſie taumelten den Berg hinauf; Einer um den Andern ſtolperte mit ſchwerem Kopf, glitt auf den glatten Fichtennadeln aus und fiel zu Boden. Oben angelangt, war Niemand umher zu ſehen; auf ihren Ruf kam keine Antwort, und erſt als ſie eine Oeffnung des Wäldchens erreichten, ſahen ſie auf weit entfernter Trift ein Frauenzimmer zu Pferd, eine Weibsperſon auf dem Gaul eines Reiters, und hinter denſelben zwei berittene Männer. — — Die Schwerenoth, Heinz, das dort ſind ſie! rief Philipp.

Ja, Lipps, verſetzte dieſer, nieſte drei mal ſehr kräftig und ſeufzte dann: Das waren ſie! Die haben uns hinters Licht geführt!

Hinter die Leberwurſt, Heinz! grollte Lipps. Und die wird uns jetzt bös aufſtoßen. Und werden des Abts Rülpſer noch dazu bekommen.

Und mit gehobener Fauſt nach den Bergen drohend rief er:

Daß du den Hals brächſt, du Pfaffengräfin!

Die Nachricht von dieſer unerwarteten Flucht machte einen nicht weniger unerwarteten Eindruck auf den Abt. Er war lebhaft betroffen, — weniger von dem Verluſt einer ihm ſchmeichelhaften Kriegseroberung, als von der klugen Entſchloſſenheit, womit ihm zum Poſſen dies lockende Fauſtpfand einer Ausgleichung mit dem feindlichen Nachbar nun entwendet worden. Er fühlte ſich in ſeiner gewiſſenhaften Verzagtheit um die theuerſten Angehörigen beſchämt durch den liſtigen Biſchof, der am Ende noch Kühneres verſucht hätte, um einer leichtfertigen Freundin wieder habhaft zu werden.

In ſeinem Aerger und Selbſttadel heftig hin- und herwandelnd, blieb er plötzlich ſtehen und ſtreckte ſich empor. Sein Geſicht glühte; die Adern an ſeinen Schläfen klopften, und es wandelte ihn an, als müſſe er, um Recht zu behalten, auf dies verwegene Ausſpielen ſeines Gegners einen tüchtigen Trumpf ſetzen. Da er indeß ſeinem Beleidiger ſelbſt keinen Poſſen ſpielen konnte, mußte er wenigſtens etwas thun, was für den Augenblick ſein eigenes Herz durch das Gefühl von Trotzhaftigkeit einigermaßen befriedigte.

Er ſtürzte nach dem Fenſter und befahl den Ritter Konrad herüberzubringen. Dann holte er aus ſeinem Cabinet das demſelben früher abgenommene Sarazenenſchwert, und wandelte damit, ſelbſt damascirten Herzens, ſtürmiſch auf und nieder, bis Konrad erſchien. — Pathe!

herrſchte er den Eintretenden an, da! Schnall's um und komm!

Der erſtaunte Ritter folgte ſeinem kurzſilbigen Gebieter durch den verſchlungenen Corridor in den Seitenbau nach Hedwig's Cloſet.

Die nicht weniger erſtaunte Nichte erhob ſich von einer für Konrad beſtimmten Stickerei, in Gedanken an ihn von ſeiner Erſcheinung überraſcht. In etwas ungeſchlachtem Humor ſagte der Abt:

Fräulein von Malkos, ketzeriſche Nichte, der — Raubritter da wird dich nach Haus geleiten. Du biſt dem Fegfeuer entgangen; mach' dir am Herdfeuer zu thun. — Nun? Was guckt ihr mich an? — Ich bin's müde, noch länger auf den — Profoß zu warten, auf den Calfacter oder Magiſter Kurt. Konrad ſoll er nicht heißen, der verſl — fromme Mann. Grüß mir die gute Großmutter und meinen alten Hans!

Hedwig, nur die erſten Augenblicke betroffen, ergriff und küßte des Oheims Hand, reichte dann nach Konrad und zog ihn mit ſich zu knien nieder, indem ſie ausrief:

Segnet uns, edler, hochwürdiger Oheim! Gnädiger, herzlicher Abt, ſegnet uns!

O ho! ſchalt der Abt lächelnd. Meinſt du, ich wäre der blinde Iſaak, dem man einen Segen abſtehlen könnte über ein paar Geisfellchen um die Handknöchel? Nichts da! Heute ſegne ich nicht! Heute hämmern mir die Schläfe; es werden Verwünſchungen geſchmiedet. Drum macht daß ihr fort, aus dem Bereich dieſer ſprüdenden Eſſe kommt!

Er wendete ſich nach der Thür, und das lächelnde Paar folgte.

Den Pater Florentin, meinen Beichtiger, ſoll mir auch der Kuckuk holen! fuhr der Abt fort. Ich hab' ihn gen Mainz geſchickt, mir ſchnell zu berichten, wie der Magiſter mit dem Grafen Sayn fertig wird und ob er ungeſchoren bleibt. Den Grafen Sayn meine ich nämlich. Und nun bleibt er mir aus, — ich meine, der Pater Florentin bleibt mir aus.

Sie waren an die Treppe nach dem Hof gekommen, und der Abt entließ ſie mit den Worten:

Nun Gott befohlen! Bekomme uns Allen der Ausgang gut!

Dabei nahm er ſein Käppchen ab und ſchlug ein ſegnendes Kreuz über das Paar, das ſich verneigte, des Abts herabhangendes Scapulier zu küſſen.

Noch Eins! rief der Prälat den Abgehenden über das Treppengeländer nach: Wißt, die Gräfin Richenza iſt uns entflohen, ihre Sachen ſind verſchwunden, ihre Mägde haben ſich aus den Lappen gemacht. Ja, heute Mittag hinter'm florenberger Wäldchen iſt ſie den betrunken gemachten Wächtern aus den Augen gekommen. Sie iſt eben auch — heimgeſucht worden.

Lachend über ſeinen Witz auf den heutigen Feſttag wandelte der Abt nach ſeinen Gemächern.

Sechstes Capitel.

Gefahr und Muth.

Nach einigen Tagen erſt traf der erwartete Vater Florentin ein. Die Nachrichten, die er mitbrachte und die auch von andern Seiten ſich verbreiteten, waren der Art, daß ſie ſein Ausbleiben erklärten, ohne darum den Abt zu beruhigen. Kriegsbewegungen um Frankfurt hatten ihn aufgehalten.

Der entſcheidende Tag für das Glück Heinrich Raspe's war gekommen. König Konrad, der Hohenſtaufe, hatte ein Heer auf die Beine gebracht und dem ihm entgegengeſtellten Landgrafen vor den Thoren Frankfurts eine Schlacht angeboten. Anfangs vom Glück begünſtigt, hatte er den Sieg ſchon in Händen zu halten geglaubt, als zwei ſchwäbiſche Grafen in ſeinem Heere mit 2000 Mann abwendig wurden und ſchimpflich entflohen. Man erfuhr ſehr bald, daß ſie mit 6000 Mark und hübſchen Länderzuſagen waren gewonnen worden. Dennoch hatte König Konrad den Kampf muthig fortgeſetzt, bis unerwartete Verſtärkung des Landgrafen hervorbrach und zu ſeinen Gunſten den Ausſchlag gab. Jetzt hatte König Konrad ſich genöthigt geſehen, mit großem Verluſt an Land und Leuten ſowie mit Hinterlaſſung ſeines Kriegsgeräths zu fliehen.

Die weitern Nachrichten, die der Vater von Mainz mitgebracht, waren für den Abt noch niederſchlagender.

Heinrich von Sayn, der ſtolze, mächtige Graf, hatte ſich dem Magiſter in Mainz wirklich geſtellt und deſſen Gericht anerkannt. Ob er hierdurch den Ketzerrichter zu beſänftigen gehofft, oder ihn durch ſein großes Anſehen einzuſchüchtern gedacht, oder ſich auf ſeine ſiegreiche Rechtfertigung verlaſſen hatte, davon wußte Vater Florentin nichts zu berichten; ſoviel aber lag am Tage, daß der erſchienene Graf ſich in Einem oder im Andern verrechnet hatte. Er war — ob einer wirklichen Ketzerei ſchuldig oder unſchuldig — durch des Magiſters Verfahren ſo ins Gedränge gekommen, daß er, um nicht auf der Stelle verbrannt zu werden, ſeinen Irrthum geſtanden, Reue bekannt und unter Angelobung rechtgläubigen Gehorſams ſich der Strafe und Buße der Haarſchur unterworfen hatte.

Dieſe Ereigniſſe, in ihrem Weltverlauf ohne äußerliche Gemeinſchaft, trafen gerade in Fulda zu einer bedrohenden Verbindung zuſammen. Der weltliche und der geiſtliche Sieg wendeten ſich gegen den Abt. Der Magiſter war hochfahrender für ein wiederholtes Gericht — und Heinrich Raſpe mächtiger geworden, der geiſtlichen Gewalt, die ihn erhoben hatte, ſeinen Arm zu leihen. Wie übereilt erſchien nun dem Abte ſelbſt der ſo nebenſächliche Trotz, aus dem er die Gefangenen auf freien

Fuß geſtellt hatte! Dennoch ſchämte er ſich in ſein ſtolzes Herz hinein des Gedankens, ſie wieder in Haft zu ziehen, obgleich er wohl einſah, in welche Gefahr der Verantwortung er ſich ſelbſt verrannt hatte. Nicht nur der Ketzerrichter war mit neuem, durch Rachſucht geſteigertem Eifer zu erwarten: auch den ſiegreichen neuen König durfte man wegen der ſeinem Günſtlinge, dem jungen Grafen Beichlingen, widerfahrenen Kränkung, ſowie um der ſtolzen Begegnung des Abts willen, der zumal keine Kriegshülfe geſtellt hatte, gereizt und ungnädig vermuthen. Abt Konrad erkannte wohl, daß ſeine Vernichtung als Fürſtabt oder die Auslieferung dreier Menſchen auf dem Spiel ſeiner Wahl, auf dem entſetzlichſten Entweder-Oder ſtand. Da überraſchte ihn mehr als einmal in ſeinem tiefſten Mismuth wie ein Geſpenſt, vor dem man drei mal das Kreuz ſchlägt, der heimliche Gedanke, — wie wenig man ſich auf einen ſo wankelmüthigen Jüngling, wie Manegold von Dörnbach, verlaſſen könne.

Bald ſollte er indeß Anlaß finden, ſeine Niedergeſchlagenheit mit dem wenigſtens erhebendern Gefühle des Zorns zu vertauſchen. Die für ihn ſo peinvollen Neuigkeiten wurden mit ganz andern Empfindungen in der Stadt und Umgegend aufgenommen. Der Landgraf hatte während ſeines Aufenthalts, wenn auch nicht durch einnehmende Perſönlichkeit, doch durch Bemühung ſeiner Anhänger, beſonders der predigenden Mönche, viel Gunſt und vortheilbringende Erwartungen erregt. Ueberdies war den Glaubenseiferern, die den erloſchenen Scheiterhaufen nicht verſchmerzen konnten, die Freilaſſung der Gefangenen ein Aergerniß geweſen. Das Mitleid mit den Eingebrachten hatte ſich raſch verwandelt bei der Gefahr, ſie als Opfer wieder zu verlieren, und die Böswilligſten gingen ſo weit, zur Aufregung des Pöbels den Fürſtabt eines Trotzes gegen weltliche und geiſtliche Obergewalt ſowie der Begünſtigung des Ketzerthums zu beſchuldigen. Raspe's Sieg wurde nun als ein friſcher Zugwind in die glimmende Aſche des alten Scheiterhaufens angeſehen, über welcher ſich nun bald neue Holzſtöße aufrichten würden.

Abt Konrad empfand dieſe Geſinnung ſeiner Bürgerſchaft nicht blos mit ſittlichem Unwillen, ſondern auch als eine perſönliche Beleidigung ſo lebhaft, daß er nicht darüber hinauskonnte, ſeinem Groll einen Ausdruck zu geben. Er machte jetzt mehr als ſonſt ſeine täglichen Spazierritte mitten durch die Stadt nach dieſer und jener Seite, und wenn dann die Einwohner ſtehen blieben, oder aus ihren Wohnungen kamen, ſich tief verneigten oder Manche gar niederknieten: ſo warf er einen ſcharfen, zürnenden Blick auf ſie nieder, und gab den erwarteten Segen nicht anders als mit ſeiner Reitgerte.

Neue Nachrichten vom Gang des Kriegs, ſo ungünſtig ſie an ſich für den Abt erſchienen, brachten wenigſtens für den Augenblick etwas Beruhigendes. Dem neuen König Raspe fielen nämlich bei ſeinem Vordringen nach Schwaben Biſchöfe und Klöſter zu; Ritter und Prälaten drängten ſich an ihn heran; Jeder ſuchte ſeinen Vortheil durch Hohenſtaufen'ſche Lehne bei einem Könige, der ſich altersſchwach und kindiſch in ſeinem Glücke benahm.

Dem Abt aber war es ſchon recht, daß der gefährliche Mann vor allem ſich weiter entfernte und mit ſich ſelbſt zu thun hatte. Auch ſchien es glaublich, daß der beſiegte Hohenſtaufen'ſche König an dem mächtigen Herzoge von Baiern und den demſelben anhängigen ſüddeutſchen Fürſten noch einen Halt finden werde.

Unter ſolchen Ausſichten ließ ſich ſchon gegen den rückkehrenden Magiſter etwas wagen. Und dieſer ſelbſt reizte noch den Abt durch eine lateiniſche Zuſchrift, die ein Bote aus Marburg überbrachte.

Hierher war der Magiſter aus Mainz gepilgert, um vor dem erneuerten Gericht eine dringende Angelegenheit abzuthun und den mitbetheiligten Grafen von Ziegenhain zu vernehmen. In jenem Schreiben an den Abt ſchalt der Magiſter heftig über die Erzbiſchöfe von Mainz, Trier und Köln, die es gewagt hätten, ihn zur Rede zu ſtellen und ihm Mäßigung und Vorſicht anzuempfehlen. Schließlich ſetzte er voraus, daß die Flüchtlinge und Helfershelfer in Fulda bereits eingethan ſein würden, und beſtimmte den Tag ſeiner Ankunft über den Vogelsberg. Für den Fall die Schuldigen nicht geſtellt würden, drohte er das Volk gegen dieſelben mit dem Kreuze zu bezeichnen.

Mit dieſem Briefe verfehlte aber der Magiſter gänzlich ſeiner vermuthlichen Abſicht. Seine hochmüthige Aeußerung über die rheiniſchen Kurfürſten, womit er ſich dem Abt überheben wollte, verrieth demſelben nur, daß viel höhere Fürſten des Magiſters Verfahren misbilligten, ſodaß eine Widerſetzlichkeit gegen daſſelbe Zuſtimmung und Rückhalt finden dürfte. Vollends aber ward das Selbſtgefühl des Abts durch die Drohung mit einem Kreuzzug in ſeinem Landesgebiet empört. Der

Aerger machte ihm eine ſchlafloſe Nacht. Und daß auch während eines kurzen Morgenſchlummers ſeine Seele mit der Angelegenheit beſchäftigt geweſen, verrieth ſich dadurch, daß er mit einem Bibelſpruch erwachte, der ihm wie ein Wink von oben erſchien. „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt“, fiel ihm urplötzlich ein, und er rief lebhaft aus:

Was? Und der Magiſter will mir die Unterthanen empören, um eine Macht einzuſetzen, die nicht von dieſer Welt iſt? Hol' der Teufel den Magiſter; ich habe das göttliche Wort für mich!

Eine Reihe von erquickenden Betrachtungen entſprang aus jenem fruchtbaren Spruche, wie Früchte aus einem Füllhorn fallen. Der Abt ließ Ritter Konrad rufen, und ſprach mit aller Würde, die er wiedergefunden hatte:

Pathe, mir iſt eingefallen, wie wir uns des Magiſters entledigen. Hör'! Aber es bleibt unter uns! Er ſchreibt mir mit ſtolzer Drohung, und kommt nächſte Woche. Du reiteſt alsbald über Hammelburg zum alten Erwin von Saaleck. Er war deines Vaters Freund und mir immer ſehr ergeben. Du weißt, daß er im Heiligen Lande geweſen, von wo er Gedanken mitgebracht hat, wie ſie nicht in hieſigen Herzen wachſen. Er wird auf mein Vorhaben eingehen. Ich will den Magiſter auf dem Wege durch den Vogelsberg aufheben und auf nächtlichen und waldigen Wegen nach Burg Saaleck bringen laſſen. Dort ſoll er verſchwunden ſein, bis die Zeitwitterung kommt, in der ſich von ſeinen Flüchen keine Scheiterhaufen mehr entzünden. Der Saalecker wird um meinet- und deinetwillen darauf eingehen. Ich habe ihn auf meinem Zuge nach Hammelburg noch genauer kennen gelernt, und er hat mir auch da wacker beigeſtanden. Seine Burg aber dient ganz zu dem Vorhaben. Ritter Erwin hat keine Familie, und iſt von einem Hausgeſinde umgeben, das ihm mit Leib und Seele zugethan iſt. So reite mit Gott! Du reiteſt zu unſer Aller Frieden. Laß dich aber nicht durch des Ritters vortrefflichen Keller aufhalten und komm' bald zurück! Erwin iſt ſo gaſtfreundlich, als er neben unſern ſchönen fuldaiſchen Lehngütern noch reichen Eigenbeſitz, Erbbeſitz hat, leider ohne einen Erben ſeines Namens.

Als Konrad nach einigen Anfragen mit erhaltenem Beſcheid fort war, athmete der Abt auf, als ob endlich aller Druck von Angſt und Unwillen von ſeiner Bruſt genommen ſei. Solch ein Friede war lange nicht über ihn gekommen. Er fühlte das Bedürfniß zu beten und griff nach ſeinem Brevier, verſäumte Horen nachzuholen. Wie er die ſilbernen Klammern des Buches aufdrückte, überkam ihn das Verlangen nach einem vorbedeutſamen Wahlſpruche für ſein geheimnißvolles Unternehmen. Er ſchlug das Buch auf und las zuoberſt der linken Seite den Pſalmenſpruch:

Judica me, Deus, et discerne causam meam de gente non sancta, et ab homine iniquo et doloso erue me!

Ja! rief er gehoben aus, als ob er ſich durch Wiederholung des königlichen Gebets in der Mutterſprache der Gewährung verſichern könnte, — ja „richte mich, Gott, und ſcheide meine Sache vom unheiligen Volk, und von dem feindſeligen, trugvollen Menſchen errette mich!“

Er dachte bei dieſen Bezeichnungen an die aufgehetzte Bevölkerung und an den blindwüthenden Magiſter. Eine Begeiſterung kam über ihn, ſodaß er ſein Brevier niederlegend ſich erhob, die Mitra aufs Haupt ſetzte und den Krummſtab ergriff, die zur Erinnerung an ſeinen hohen Beruf rechts und links ſeines Betſtuhls ruhten. So aufgerichtet rief er aus:

Hier ſtehe ich in der hohen Weihe, meine Heerde zu führen, aber auch meine Lämmer zu ſchützen, nicht zu verdammen, aber zu ſegnen. Mit Gott ſtehe ich da: wer will mich anfechten?

Siebentes Capitel.

Eine Beichte.

Einige Tage nach Ritter Konrad's Abreiſe traf ein Eilbote in der Abtsburg ein, der eine, wie es ſchien, dem Abt angenehme Nachricht überbrachte. Denn der fürſtliche Prälat hielt alsbald mit ſeinem vertrauten Rathe eine Conferenz, und eine Urkunde wurde ausgefertigt, auf die der Bote zu warten gehabt hatte.

Gegen Abend erſchien der Abt im Haustalar und vergnügter Miene bei den Seinigen in Kötſchau's Kemnate, einen unerwarteten Beſuch anzukündigen, den er zu errathen gab. Da es Niemand traf, ſo nannte er — Ritter von Saaleck. — —

Ei was? rief der alte Hans von Kötſchau. Hat den greiſen, grämlichen Erwin von Saaleck das Podagra verlaſſen, daß er wieder vierzehn Stunden Wegs reiten kann? Das iſt viel, aber gefährlich in ſolchen Jahren!

Nein! lachte der Abt, — der junge von Saaleck iſt gemeint.

Einen jungen Saalecker kenne ich nicht, verſetzte

Hans. Iſt wol ein entfernter Vetter, der den Alten beerben will, und meldet ſich bei Ew. Hochwürden um die Lehne?

Der Abt mußte laut auflachen und verſetzte:

Wie dicht man etwas ſtreifen kann, ohne es doch zu treffen! Wißt Ihr nicht, daß ein guter Obſtbaum ſich nicht blos durch Samenkerne fortpflanzt, ſondern auch durch eingeimpfte Sprößlinge ſich fortſetzt?

Potz Velten, Hochwürden Gnaden, — ein Wildling? rief der Großvater mit Kopfſchütteln.

Auch nicht, Alter! erklärte der Abt. Laſſen wir das! Ihr werdet ihn kennen oder anerkennen, wenn er kommt. Wie nun aber, wenn er käme, ſich um eine Enkelin zu bewerben, Großmutter?

Gnädiger Oheim? rief Hedwig freudig aus, und kehrte ſich, als ſie ihn lächelnd nicken ſah, der Großmutter mit den Worten zu:

Ach, das möchte vielleicht unſerer armen Agnes Herz der Welt wiedergewinnen, beſte Großmutter!

Eine wehmüthige Stille entſtand. Der Abt aber trat bewegt zu Hedwig, umarmte ſie mit einem Kuß auf die Stirn und ſagte:

Ja doch, du biſt und bleibſt die edelſte der Enkelinnen dieſes lieben, heimgeſuchten Paars.

Hedwig erröthete. Ja, tadelt mich, Hochwürden, ſagte ſie: aber ſpottet nicht, daß ich Agneſen für ſo wankelmüthig halte, ſich von Manegolden ſofort Euerm Herrn von Saaleck zuzuwenden. Es war mehr ein herzlicher Wunſch von mir.

Seid ihr denn heute Alle mit Blindheit und Misverſtändniß geſchlagen? eiferte der Abt. Iſt denn Agnes die einzige Enkelin des Hauſes?

Jetzt ſah ihn das Fräulein groß an und erwiderte feierlich:

Ja, mein gnädigſter Oheim, ſeit ich verlobt bin, iſt ſie für Bewerbung der Art die alleinige. — — Und nun bitte ich Euch, hochwürdigſter Abt, mir zu ſagen, wohin Ihr den Ritter Konrad verſchickt habt, und mich über Eure Abſicht zu beruhigen!

Wohin, Hedwig? lächelte der ſo ernſt Befragte.

In dieſem Augenblick erſchien ein Edelknappe des Fürſten mit der Meldung, daß ein Pilger in der Burg angekommen ſei, der Se. Gnaden dringend zu ſprechen wünſche.

Ein Pilger? Wie ſieht er aus, Hadamar?

Er iſt aufs tiefſte verhüllt, Ew. Gnaden, und ſagt, ſein Geheimniß ſei ebenſo tief.

Der Abt ſchien betroffen. Er wendete ſich nachdenklich der Stubenthür zu, beſann ſich aber und ſchied mit einer Handbewegung und mit den Worten:

Wohin, fragſt du, Hedwig? Ja, — — das rath' einmal!

In der Burg angekommen, blickte der Abt den harrenden Fremdling ſcharf an. Er erkannte oder errieth ihn nicht und ſchritt ihm voran in das innerſte, unbelauſchbare Gemach. — Wer ſeid Ihr, Pilger? Was iſt Euer Anliegen? fragte er mit Würde.

Der Pilger ließ ſein Gewand mit der verhüllenden Kapuze fallen und warf ſich auf ein Knie nieder. Der Abt trat verſtummend zurück.

Ein Sünder und Mörder fleht um Eure Abſolution! war die Antwort, mit gefalteten Händen geflüſtert. — Eine tiefe Stille entſtand. Abt Konrad wankte nach ſeinem Seſſel und beugte ſein Haupt auf die gefalteten Hände. Nachdem er ſich einigermaßen gefaßt hatte, ſagte er leiſe, wie mit Geſpenſterfurcht:

Du haſt den Magiſter erſchlagen, Manegold von Dörnbach?

Vernehmt meine Beichte, hoher Prieſter! ſprach Manegold. —

Ich traf, nach meinem Abſchied von Euch, noch vor dem Magiſter in Mainz ein. Der Graf von Sayn, mein Lehnsherr, war ſchon da, blieb aber, ſtolz auf ſein mächtiges Anſehn im Reiche, jeder Warnung und Allem, was ich ihm berichtete, unzugänglich, oder dachte wol auch durch ſein Auftreten die Anmaßungen des Mönchs zu brechen. Ihr habt ohne Zweifel gehört, Hochwürdigſter, daß er gerichtet ward und ſein Haupt ſcheren ließ, als es nahe daran war verſengt zu werden. Er hatte es nicht beſſer gewollt, und ich fühlte darum keinen Antrieb in mir ihn zu rächen, wie ergeben ich ihm bin. Aber um ſo mehr ſchwebten nun Die in Gefahr, die der aufs neue beſtärkte Magiſter hier aufſuchte. Er nahm den Umweg über Marburg, und ich folgte ihm an der Ferſe mit dem Vorſatze das Aeußerſte abzuwarten. Vergebens verſuchte ich durch geheime Warnungen ihn von ſeinem hieſigen Beſuch und Gericht abzuhalten: er beſchleunigte nur um ſo mehr ſeinen ſchrecklichen Gang hierher, da er ſonſt ſpäter zu kommen vorhatte. Ich eilte ihm nun mit meinem vertrauten, handfeſten Knappen zuvor, und erwartete ihn im dichten Walde da drüben, einige Stunden von hier. Dort, in der Nähe eines Bildſtocks, band ich mein Pferd an. Ich war am Aeußerſten von Zeit und Ort, und bedurfte nur noch ſeines letzten Entſchluſſes. Der fromme Mann geht an keinem Bildſtock vorüber, ohne niederzuknien und den Himmel um Kraft in ſeinem heiligen Beruf anzuflehen. Währenddeſſen winkte mein bäuerlich gekleideter Knappe ſeinen einarmigen Begleiter bei Seite. Der nimmt nämlich an ſolchem Stationengebet gewöhnlich keinen Theil, ſondern läßt ſich in einem Hinterhalt die guten Biſſen ſchmecken, die er in ſeinem Querſack mitſchleppt. Mein Knappe packte auch aus, und ſo trat ich vor den heiligen Mann hin, als er ſich von ſeinem Gebet erhob. Ich erklärte ihm, daß er auf der Stelle zurückkehren und ſein Gericht für immer aufgeben müſſe. Da hob er mir fluchend ſeinen rohen Stecken gegen mich, und ich zog mein Schwert. Noch einmal warnte ich ihn und erklärte ihm, welche letzte Wahl ihm bliebe. Da rief er um Hülfe. Mein Knappe hielt ſeinen Begleiter feſt, aber man hörte die Peitſchen annahender Fuhrleute. Jetzt fiel des Magiſters Stecken zwei mal hart auf meine Schulter, und — — mein Schwert fuhr über ſein Haupt. — —

Manegold faltete die Hände und ſchwieg einige Augenblicke; dann fuhr er fort:

Ich ritt nun auf Umwegen des Waldes der Stadt zu, bis es dämmern wollte, und bin bei meiner Schweſter eingekehrt. Mein Knappe iſt zum Grafen Sayn entflohen, wie ich ihm voraus beſchieden habe.

Und nun bekenne ich vor Gott dem Allmächtigen, vor der Jungfrau Maria und allen Heiligen, daß ich ſchwer geſündigt, durch meine Schuld, durch meine größte Schuld, und rufe die heilige Mutter Maria, die Apoſtel und alle Heiligen an, für mich zu bitten bei Gott dem Barmherzigen, und Euch, hoher Prieſter, daß Ihr die Vergebung Gottes über mich reumüthigen Sünder ausſprechen wollet!

Es dauerte eine tiefſtille, tiefdämmerige Weile, ehe der Abt mit bewegter Stimme ſprach:

Mir iſt nicht Vollmacht geliehen, Abſolution über ein ſo blutiges Verbrechen zu ertheilen, eine ſo ſchwere Sünde zu löſen. Auch achte ich mich ſelbſt nicht rein genug, da mir, wenn auch ohne Willen, die erſten Früchte deiner Schuld zufallen; denn unſere Hedwig und Alle ſind nun gerettet. — — Aber, — erhebe dich, mein Sohn, und getröſte dich der Vergebung Gottes, der dein irrendes, wahnvolles Herz durchſchaut und des Gemordeten Herz und Nieren prüfen wird. Jetzt bringe vor allem dich ſelbſt in Sicherheit, — ich will nicht wiſſen, wohin du gehſt, — und warte den Eindruck ab, den deine That im Reich machen wird. Wende dich dann in guter Stunde an den Erzbiſchof in Mainz mit deiner Beichte. Ihm iſt höhere Vollmacht zu binden und zu löſen verliehen. Ich werde an ihn ſchreiben, und — ich weiß, daß er des Magiſters Verfahren ſchon verworfen hat, als der den Grafen Sayn richten wollte. — — Verhülle dich, Manegold, und Gott ſei mit dir!

Er führte den ſtummen, weinenden Jüngling an die Thür, wo er ihn mit den leiſen Worten umarmte:

Was der Abt in ſeinem Gewiſſen verwirft, Manegold, das trägt dir der Oheim in gerührtem Herzen nach. Ich werde für dich beten und handeln.

Der Abt kehrte gebückt zu ſeinem Betſtuhle zurück, indem er mit ausgebreiteten Armen, aufwärts blickend, rief: Judica me, Deus, et discerne causam meam de gente non sancta!

Achtes Capitel.

Ein Castrum doloris.

Der Abt erwachte am andern Morgen mit einer ſehr zerknirſchten Stimmung. Trauer und Demuth miſchten ſich in ſeinem Herzen. Zu mancher reumüthigen Betrachtung kam der heutige Todestag ſeines Vaters und ein trüber Himmel.

Er pflegte ein jährliches Seelenamt zum Gedächtniß dieſes Tages ſelbſt abzuhalten, und hatte es auch auf heute ſo angeordnet. Abbeſtellen ließ es ſich nicht; auch trug er einiges Bedenken, den Dechanten damit zu beauftragen, ſoviel lieber er in ſeinem innerſten Gemach der vielfachen Trauer ſeines Gemüths nachgehangen hätte. Nicht ohne ängſtliche Unruhe ſah er dem Eindruck entgegen, den die Ermordung des Magiſters in der Stadt und in ganz Deutſchland hervorrufen werde.

Das feierliche Geläute gegen neun Uhr zog viel Menſchen nach der Stiftskirche. Der Tag mochte den Leuten ziemlich aus dem Gedächtniß gekommen ſein, und ſo ſtaunte man das Castrum doloris, das ſchwarze mit brennenden Kerzen umgebene Trauergerüſt oder Sargbild an, das vor dem Hochaltar ſtand. Doch kamen der Verwunderung, wem das Todtenamt gelte, bald einzelne Bürger zu Hülfe, die ſchon am geſtrigen Spätabende von der entſetzlichen Mordthat gehört hatten. Fuhrleute vom Vogelsberg her, Landleute von jenſeit des Waldes hatten die Nachricht gebracht; Einige hatten noch die Leiche geſehen, für die des Magiſters Reiſegefährte im nächſten Ort einen Wagen aufgeboten hatte, um ſie nach Marburg zu bringen.

Nun blieb es Vielen kein Zweifel, der Trauergottesdienſt gelte dem Magiſter, der nun in Rom gewiß werde heilig geſprochen werden. — — Der Herr Abt hat alſo auch ſchon Nachricht von der Mordthat, hieß es, und ein unruhiges Flüſtern lief im Gedränge hin und wider. Man ſteckte die Köpfe zuſammen und raunte einander in die Ohren:

Gewiß hat er Nachricht, und ſehr beſtimmte; ſonſt wäre das Amt nicht angeordnet worden.

Dem kann's ja ganz angenehm ſein, daß der geſtrenge fromme Magiſter — — von wegen — nun wir wiſſen's! Er hätte ſich's nicht beſſer wünſchen können!

Seht, da kommt er aus der Sacriſtei! Wie angegriffen er ausſieht! Und wankt nur ſo die Altarſtufen hinauf. Etwas muß doch dabei ſein, was ihm ſo zuſetzt.

Da neben dem Altar knien die Verwandten in Trauer: iſt wol Ritter Konrad auch darunter?

Ich ſeh ihn nicht. Iſt er denn wieder da?

O er wird nun wol wieder da ſein!

Warum nun? Wo war er denn wol hingeſchickt?

Das wißt Ihr nicht? Ei, wo anders, als dem Magiſter entgegen.

Dem Magiſter? Wozu das?

Ihn zu bewillkommnen. Wozu denn anders?

Den erſchlagenen Magiſter? Schöner Willkommen!

Jeſus Maria, Frau Nachbarin!

Nun? Iſt das nicht klar wie die Sonne? Habt Ihr das blutige Abendroth geſtern geſehen? Juſt da hinter dem Haimbacher Wald!

Wie die Sonne, ſagt Ihr? Viel klarer; denn es regnet ja heute.

Warum ſoll's nicht regnen? Meint Ihr, der Himmel nähme keinen Antheil bei ſo tückiſcher Bluttthat?

Wartet nur! Ihr werdet den Beweis bald haben, wenn der ſchwarze Kaspar Lorenz (castrum doloris) dort ſich in ein Hochzeitbett verwandelt.

Aber — wenn dann kein Gottesblitz in die Trauung ſchlägt, wie's ja heute auch regnet —!

Die ſchweren Klänge der Orgel und vom Altar her das Kyrie eleison des Prieſters übertäubten, aber erſtickten nicht die heimliche Geburt eines entſetzlichen Gerüchts, — des nachgeborenen Zwillingsgeſchwiſters einer entſetzlichen That.

Nie hatte noch den Frommen eine Seelenmeſſe ſo lange gedauert; denn noch nie hatten die andächtigen Seelen ſo verlangt, das Geheimniß der Todtenmeſſe andern Frommen mitzutheilen.

Sonſt pflegte der Abt dieſen Tag in ſtiller Zurückgezogenheit zu verbringen, keine Beſuche zu empfangen und keine Audienzen zu ertheilen. Heute aber lag ein ſo außerordentliches Ereigniß vor, und das Herz des Fürſten war ſo ängſtlich, ſo verlangend bewegt, daß am Nachmittag eine Anmeldung Hedwig's faſt wie erwartet kam; ſo ſehr ihn auch Das überraſchte, was die Nichte antrieb, die Gewohnheit des Tags zu überſchreiten. Schon die Haſt, mit der ſie eintrat, blaß, wie entſtellt, mußte ihn erſchrecken. — Oheim, rief ſie, gnädiger Herr, jetzt muß ich wiſſen, wo Ritter Konrad iſt, und was er ſich von Ew. Gnaden hat befehlen laſſen!

Sie bedeckte das Geſicht mit den Händen, und ſank, überwältigt von der Angſt ihrer Erwartung, in den nächſten Seſſel.

Hedwig! Um des Himmels willen, was bewegt dich ſo? Was kannſt du für Konrad fürchten? fragte der Abt in einem Ton, der einen beſänftigenden Eindruck auf ſie machte. — —

Was? Was, Oheim? rief ſie gelaſſener, Ihr wißt alſo nicht, ahnet nicht, was man in der Stadt wiſſen will?

Was weiß die Stadt, Hedwig?

Daß Ihr Konraden dem Magiſter insgeheim entgegengeſchickt, und Konrad Euch die erſte Nachricht von der Ermordung deſſelben überbracht hat, ſo früh und eilig, als ſie nur der Mörder ſelbſt —. Nein, nein! Es iſt nicht, es kann nicht ſein! Aber Konrad muß erſcheinen und die hölliſche Brut tückiſcher Herzen niederſchlagen, die ſeine Ehre, Eure hohe Würde, Alles, Alles vergiftet! Heute noch muß er erſcheinen. Darum dränge ich mich zu Euch, und — o vergebt mir, Oheim, mein Wohlthäter, mein Vater, oh!

Sie kniete weinend nieder und bedeckte ſeine Hand mit Küſſen und Thränen.

Iſt es das! rief ächzend der Abt, und faltete die Hände. — Herr, rief er mit Aufblick, ich fühle deine ſtrafende Hand dafür, daß ich meinem Herzen einen Traum geſtatten mochte, eine Ahnung von Dem, was nun Frevelhaftes geſchehen iſt!

Er betete leiſe, bis er gefaßt ſich aufrichtete, und mit ausgebreiteten Händen rief:

Richte mich, Gott, und ſcheide meine Sache von dem unheiligen Volk! — — — Und nun vernimm meine Tochter, mit kurzen Worten, wo Konrad iſt!

Ich hatte ihn zu einem Geſchäft, das ein Ungeſchickter nun überflüſſig gemacht hat, nach Burg Saaleck geſchickt. Dort hat er den Burgherrn ſchwer erkrankt getroffen. Der vereinſamte Greis, ſeines Vaters Jugendfreund, gerührt von gemeinſamen Erinnerungen aus Paläſtina, bewegt von der Fügung, die den Sohn des Freundes an ſein Sterbelager führt, hat ihn, mit Abänderung eines ältern Teſtaments, an Kindesſtatt angenommen, wendet ihm den reichen Allodbeſitz zu und hat durch einen Eilboten meine Zuſtimmung zur Adoption wegen der Lehne nachgeſucht, die an Konrad fallen ſollen. Ich habe ſie gegeben und erwarte nun, ſobald der Himmel über das Leben des Greiſes entſchieden hat, den reichen Erben eines edlern Namens, als der Konrad's iſt, zurück, und — Nun ja, ſieh, meine Tochter, als ich dieſen Morgen trauernden und bekümmerten Herzens am Altar ſtand, den Katafalk meines ſeligen Vaters hinter mir, da ſtieg in meiner Bruſt, während die Chorknaben das

Dies irae, dies illa ſangen, ein froher Gedanke — wunderbar unter ſo ernſten Melodien! — auf: Das Trauergerüſt ſoll ſich bald in ein hochzeitlich Beilager verwandeln, dachte ich.

Er ahnte nicht, wie verhängnißvoll derſelbe Gedanke inmitten ſeiner andächtigen Gemeinde entſtanden war, ſondern breitete mit wehmüthigem Lächeln die Arme gegen Hedwig aus.

O mein gnädiger Oheim! flüſterte ſie bewegt, indem ſie an ſeine Bruſt ſank und ſein geweihtes Scapulier an ihre naſſen, verſchämten Augen drückte. Verdien' ich Das mit einem Herzen, das ſolche Zweifel gegen Euch und an ihm faſſen konnte?

Und nun, — nicht wahr, meine Tochter, löſt ſich dir zur Zufriedenheit das neckende Räthſel, das ich euch geſtern Abend bei meinem Beſuch hinterließ, und du kennſt nun den Ritter von Saaleck, der kommen ſollte, um eine Enkelin aus der Kemnate Kötſchau zu freien? Iſt denn wirklich die arme Agnes noch immer die einzige Enkelin, Hedwig?

O mein Oheim! Ihr ſtraft mich mit Glück und Liebe! rief ſie erröthend.

Er umarmte ſie, küßte ihre Stirn und ſprach:

Jetzt geh', Hedwig! Erfreue die Großältern mit der Nachricht, daß die abhandengekommene Enkelin ſich wiedergefunden hat, und beruhige die guten Alten über den verwandelten Ritter Konrad. Ich ſende aber heute noch einen Boten an ihn, daß er bei ſeiner Rückkehr ein Ehrengeleit aus dem hammelburger Kloſter mitbringe. Ein ſo ſchmäliches Gerücht, wie ſich eben verbreitet, —

die ſündhafte Geburt leichtfertiger Herzen, die ſich den Einflüſterungen des Verſuchers ergeben, wird am ſchnellſten mit groben Mönchkutten erſtickt.

Welch ein anderer, mit Roſen beſtreuter Weg war es, den nun Hedwig zurückfand!

Neuntes Capitel.

Ein Fürſtenlager.

Dem glücklichen Familienereigniſſe folgte eine große Wendung der Dinge in Deutſchland.

Der beſiegte Konrad der Hohenſtaufe hatte in ſeinem Unglücke Beiſtand und Hülfe an dem mächtigen Herzog von Baiern und andern Fürſten und Freien Städten gewonnen. Mit neuen Kräften und friſchem Muthe war er dem ſiegreichen Pfaffenkönig entgegengetreten und hatte ihn bei Ulm aufs Haupt geſchlagen. Raspe war verwundet entflohen, auf der Flucht mit dem Pferde geſtürzt und ſterbenskrank nach der Wartburg gebracht worden.

Macht und Ruhm hatte den Miethling des Papſtes verlaſſen.

Eine große, freudige Bewegung ging durch Deutſchland, als nun die echtköniglichen Hohenſtaufen wieder ſieghaft hervortraten. Ihre offenen und heimlichen Anhänger faßten wieder Muth. Soviel verzagte Hoffnungen und Wünſche wurden wieder laut. Das Gefühl und

Bewußtſein der Ehre, des Rechts, der Freiheit und Unabhängigkeit von römiſcher Uebergewalt flammte in den Gemüthern auf.

Der Abt hatte bisher mit ſeiner Geſinnung und Politik nicht zu den Hohenſtaufen geſtanden, war aber durch die Erlebniſſe dieſes Frühjahrs zur Einſicht gekommen, wie ſehr die gute Sache der deutſchen Nation einer Stärkung durch Zuſammenhalt der Fürſten gegen Roms Uebermacht bedürfe. So fühlte er ſich einem kaiſerlichen Hauſe geneigter, das ſo recht in forterbendem Kampfe für die Ehre und Freiheit des Reiches ſtand. Ohnehin lag es in des Abts Naturell, ſeiner fürſtlichen Würde ſich mit mehr Stolz als ſeiner biſchöflichen Macht bewußt zu halten. Er entſchloß ſich daher, als jetzt der ſiegreiche König Konrad einen großen Reichstag nach Frankfurt ausſchrieb, auch dahinzuziehen. Er bedurfte einer Erhebung des ſo vielfach gedrückten Gemüths, und ließ ſich daher von dem anmuthigen Gedanken einnehmen, ein häusliches Feſt ſeiner Familie im Glanze des Reichstags zu begehen und die Vermählung ſeiner ſchönen und klugen Nichte mit Ritter Konrad von Saaleck in einem fürſtlichen Kreiſe zu feiern.

Der Zug erfoderte einigen Prunk. Ritter Konrad führte das bewaffnete Geleit voraus, und hinter dem fürſtlichen Abt-Primas folgten mit der bräutlichen Hedwig die Großältern, die ſich in ſo guter Jahreszeit rüſtig und muthig zu ſolcher Reiſe fühlten.

Am Tage der Abreiſe verließ auch Agnes die Stadt. Nichts hatte ſie abhalten können, ſich in das Stift der heiligen Eliſabeth zu begeben und als Krankenpflegerin für ihr und Manegold's Seelenheil zu beten und zu wirken.

Ebenſo wurde an demſelben Tage der Anfang mit Wegräumung des Schuttes von der verbrannten Hütte der Frau Wilwirk gemacht. Sie hatte ſich nach ſo veränderten Dingen aus ihrem Verſteck in der Ebersmühle wieder herbeigewagt, und Ritter Konrad ließ ihr eine neue Wohnung in ihrem Garten herrichten.

Auf der Höhe bei Frankfurt über Sachſenhauſen ſaßen unter einem weiten Zelte die deutſchen Fürſten um König Konrad verſammelt. Ein unabſehbares Volk drängte ſich um den Höhenzug bis herab an die Ufer des Main. Die Sonne ſchien hell in den ſtolz dahinfließenden Strom und über das baumreiche, fruchtbare Thal. Der Altkönig des Taunus ſah dunkelblau nach der erhabenen Verſammlung herüber.

Der Graf von Sayn trug ſeine Beſchwerde vor und ließ eine Anzahl von Zeugen abhören, um zu erweiſen, auf welche falſchen und beſtochenen Anzeigen hin der Magiſter Kurt von Marburg ihn verurtheilt und entehrt habe. Aehnliche Klagen brachte Graf Henneberg bei. Beide angeſehene Herren hatten in der Zwiſchenzeit Nachrichten und Beweiſe über des Ketzerrichters unbedachtes und übereifriges Verfahren wie über die Anzahl der am Rhein, in Heſſen und Thüringen theils verurtheilten, theils hingerichteten Perſonen geſammelt. Und wie nun nach ſo ſchauerlichen Berichten beide hohe, edelgeſtaltete Grafen, Männer von untadelhafter Ehre, ihre eigenen geſchorenen Häupter zur Zeugenſchaft entblößten: da brachen Fürſten und Volk in lauten Unwillen aus.

Auch Ritter Konrad hatte Erlaubniß erhalten, die Vorfälle in Fulda zu rechtfertigen, zu welchem Ende er auch als Augenzeuge der Hinrichtung des Ritters Langenſchwarz dies empörende Erlebniß berichtete.

Einer der anweſenden Prälaten wurde von ſolcher Entrüſtung ergriffen, daß er darauf antrug, des Magiſters Gebeine ausgraben und verbrennen zu laſſen. Nur der Ketzerrichter ſei in Wahrheit der Ketzer geweſen. Doch zu dieſem Antrag ſchüttelte König Konrad misbilligend ſein Haupt.

Hierauf ſprach der Graf von Sayn zur Begnadigung Manegold's von Dörnbach, ſeines Vaſallen, der den Magiſter erſchlagen habe. Am Schluß der warmen, nachdrücklichen Worte hieß es:

Manegold von Dörnbach iſt kein Mörder zu nennen. Im Vorgefühl all der fürſtlichen Entrüſtung, die heute hier laut wird, und im Aufathmen einer ganzen beleidigten Nation hat ein von Ehre und Freundſchaft bewegter Jüngling ſein Schwert gezückt, um neuer, größerer Unbill und Schmach zu wehren. Ich flehe die Hoheit des Königs um Gnade für meinen Dienſtmann an, — ſeine Ehre bleibe aufrecht, ſein Schwert ungebrochen.

Es war eine große Stille geworden, als der König ſprach:

Es ſoll von keinem Mörder die Rede ſein. Der Ketzerrichter iſt gefallen durch Gottes Fügung; er liegt begraben und bleibe ruhen. Er iſt einem höhern Richter überantwortet, als der deutſche König iſt.

Während der Beifallsbezeigung trat Ritter Konrad zum Grafen von Sayn, bezeichnete ihm Manegold's Aufenthalt und fragte an, ob er ihn dürfe kommen laſſen. Der Graf nickte, indem er lächelnd ſagte:

Aha! Ihr braucht noch einen Zeugen bei Eurer Vermählung? Gewiß, Keinem gebührt es auch mehr als dem Freunde, der wahrlich ſoviel um Braut und Bräutigam verdient hat!

Eben hörte man die Stimme des Herolds, der Stille gebot.

König Konrad erhob ſich und ſprach laut gegen die Fürſten und das Volk:

Von heute an ſoll jede Inquiſition und Ketzerverfolgung in Deutſchland gebrochen ſein. Jedermann ſoll ſeines Glaubens und ſeiner Andacht frei leben. Kein fremder Zwang ſoll über unſere Unterthanen kommen, und kein Fürſt ſoll Glaubenszwang üben. Deß zum Zeichen erhebt euch, edle Fürſten, daß ihr Jeder in ſeinem Lande Freiheit aufrechthalten wollt, — die männlichſte und treueſte Nation zu ehren, über die wir vom Himmel geſetzt ſind.

Alle Fürſten erhoben ſich. Ein dreimaliger Jubel erſcholl. Ein unabſehbares Volk kam in grüßende Bewegung, — ein lebendiges Saatfeld, das wie vom Hauch eines himmliſchen Gedankens wogte.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Siebenter Band.

Die Clubiſten in Mainz.

Zweite Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Die

Clubiſten in Mainz.

Ein Roman

von

Heinrich Koenig.

In drei Theilen.

Zweite Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Thema:

Herrſchen und Dienen.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Es ſind gerade neun Jahre, daß dieſes Buch zuerſt ausgegeben wurde.

Als es damals, im obſtreichen Herbſte 1847, erſchien, rechnete es auf eine ruhige, heitere Zeit in der es ſich den Leſern vertraut und wo möglich beliebt machen könnte. Doch ſchon nach wenigen Monaten kam hinter den Februarereigniſſen in Frankreich jener unvergeßliche März 1848, der den ſtaatlichen Boden und die geſellſchaftliche Lage Deutſchlands nach allen Richtungen erſchütterte, und eine Zeitgeſchichte von ſolcher Spannung und Erwartung, ſolchen Charakteren und Situationen, Handlung und Reflexion, draſtiſchen und ſeltſamen Epiſoden anhob, daß den von Angſt und Hoffnung, zwiſchen Zagen und Wagen bewegten Menſchen alle Theilnahme für romanhafte Erfindung und Darſtellung, ja aller Sinn für Dichtung neben ſolcher Wirklichkeit zu ſchwinden drohte.

Wie manches ſchöne und gute Buch, das in jenen Sturm fiel, iſt unbemerkt oder unbeachtet geblieben!

Der Verfaſſer der „Clubiſten in Mainz“ darf ſich über ein ähnliches Misgeſchick ſeines Buches nicht beklagen. Es hat jene Unruhe glücklich beſtanden, und ſich ſogar, inmitten der Zerfallenheit unſerer Leſewelt, eine beſondere Gunſt erworben. Ohne Zweifel verdankt es viel von dieſem Vorzug einer gewiſſen Verwandtſchaft des Stoffes mit den Beſtrebungen und Stimmungen jener drangvollen Tage. Dort in Mainz mit ſeinen Ufern, auf dem einen deutſchen Gebiet des Kurfürſten-Erzkanzlers, erblickte man gleichſam ein Vorſpiel Deſſen, was jetzt in ganz Deutſchland auf- oder ausgeführt werden ſollte, und dies Vorſpiel in einer Zeitentfernung, die noch die handelnden Perſonen erkennen, ihre Geberden verſtehen, ihre Reden vernehmen ließ.

Einen ſolchen Gegenſtand konnte man allerdings einen glücklichen Fund nennen. Doch hätte der Verfaſſer, während er ſich unter ſeinen Berufsgeſchäften mehre Jahre mit dieſem Stoffe trug, nicht geahnt, daß es demſelben durch ſolche Verzögerung vorbeſtimmt ſei, ſo verhängnißvoll einzuſchlagen.

Wenn hernach aber auch der Bearbeitung des Gegenſtandes eine ſehr freundliche Theilnahme geſchenkt, und von Leſern und Kritikern dem Buch „eine lebhafte Anſchaulichkeit der reichen und glänzenden Scenerie mit dem landſchaftlichen Panorama, eine glückliche Verſchmelzung von Wirklichkeit und Dichtung, große Wahrheit und Maßhaltung in Behandlung des Vorgefundenen wie des Erfundenen“ nachgerühmt wurde: ſo war freilich der Autor hierfür durch äußere Umſtände vielfach begünſtigt; indem er in Mainz ſelbſt, unter verwandten und befreundeten Menſchen, von Zeit zu Zeit ſeine Studien vervollſtändigen konnte, und dazwiſchen in ſeiner häuslichen Entfernung durch die Erinnerung an dort ſo glücklich verlebte Tage eine rechte Stimmung und Erhebung für ſeine Arbeit gewann.

Einen großen Vorwurf, den man dem Buche gemacht hat, darf der Verfaſſer jetzt nicht ganz hingeſtellt ſein laſſen. Dies um ſo weniger, als heute mehr wie damals das Wort des Tadels einen Steckbrief, eine ſchwarze Rubrik der Reaction für die Autoren bedeutet.

Bald nämlich nach dem Erſcheinen deſſelben, noch im Spätherbſte **1847**, wurde in **Berlin**, beſonders in höhern Kreiſen, die Anſicht von einer vorherrſchend **demokratiſchen** Geſinnung des Autors ſignaliſirt. So berührt auch ein jener höhern Geſellſchaft ſelbſt angehöriger Mann hinter ſeinem brieflichen Urtheil über den Roman jenen von ihm vernommenen Tadel. Er ſelbſt aber iſt hierüber der Meinung, daß die im Buche waltende Geſinnung keiner der geringſten Vorzüge deſſelben ſei, indem ſolche „aus dichteriſchem Standpunkt unparteiiſch und jedem Gebilde gerecht, auch den widrigen Geſtalten ihre eigenthümliche Geltung laſſe“. — „Von überwiegendem demokratiſchen Sinn hier zu ſprechen oder gar von revolutionärem“, fügt er hinzu, „ſcheint mir ganz verkehrt; ich bin im Gegentheil erſtaunt über die Gunſt, mit der das ariſtokratiſche Element durchgängig behandelt worden, über die Abneigung gegen das franzöſiſche Weſen, das von ſeiner blendenden Seite faſt gar nicht gezeigt wird. Wenn dem Autor ein Vorwurf hierbei gemacht werden ſoll, ſo haben die Freiheitsfreunde aufzutreten. Allein ſolche Bücher werden auch gar nicht geſchrieben, um Adel oder Bürger hervorzuheben, ſondern um Leben darzuſtellen, und wie das Leben ſich darbietet, das iſt nicht die Schuld des Dichters.“

Hiermit ſtimmte ein Artikel der Allgemeinen Zeitung aus Berlin vom 16. December jenes Jahres überein, worin mit kurzem Bericht über neu erſchienene Bücher von dem vorliegenden Roman unter Anderm geſagt wurde: „Der Gehalt iſt ſittlich und national; — — die ſtärkſten, die gegenwärtigſten Intereſſen der Deutſchen ſind hier anſchaulich gemacht. — — Die neuere Zeit hat wenige Bücher, die ſo ernſt und tief ins Leben ſchneiden, und dabei die kühne Schärfe wieder mit lieblichem Schmuck verhüllen.“

Während nun der Autor den beſprochenen Stoff vor der unerwarteten Annäherung der weltgeſchichtlichen Ereigniſſe von 1848 bearbeitete, lag er wie in einem Morgentraum, in welchen die lauten Bewegungen des anbrechenden Tages ſpielen, und den erinnerungsvollen Phantaſien des Träumenden die Bilder zuwachſender Wirklichkeit beimiſchen.

So kam aus der Wahrheit und Dichtung vergangener Zeit ein Buch für die Gegenwart zu Stande, worin der Leſer die ſtürmiſchen Bewegungen, die bald folgten, und denen er ſich ſo manchmal zu entziehen ſuchte, ohne daß er ſich ihnen doch verſagen konnte, wie in einem Spiegel ferngerückt erblickte, ſodaß er die Anſprüche und die Leidenſchaften des Kampfes beſſer unterſcheiden und prüfen, mit freierer Seele Partei nehmen konnte, und endlich die Wagniſſe und Widerſprüche begeiſterter und bethörter Kampfgenoſſen zu einem Abſchluſſe geführt ſah, der freilich, indem er über dunkle Beängſtigungen erheben mochte, doch auch die hohen Erwartungen eines für das Wohl ſeines Volkes bebenden Herzens ſchmerzlich herabſtimmte.

Auch dieſer zweite Abſchluß erfolgte nur allzu bald — ein weit betrübenderer Niederſchlag weit mehr verbreiteter und berechtigter Erwartungen, als jene waren, die der Roman darzuſtellen hatte. Unſer Buch aber, das erſt durch ſeinen Inhalt die Sympathie der Zeitereigniſſe gefunden, verbreitete fortdauernd in der nun beruhigten, oder wenn man lieber will — beſchwichtigten Societät ſeine ſtillen Kreiſe; nur daß es dem Leſer jetzt ſeine mehr ideelle Phyſiognomie zuwendete. In dieſer lag ein mildes Zulächeln des Einverſtändniſſes über eine von Autor und Leſer gemeinſam erlebte Zeit. Nun hält der Roman die Leidenſchaften und Beſtrebungen, deren Zeugen wir waren, in jener geiſtigen Ferne feſt, worin wir ſie im Zuſammenhang mit der Vergangenheit und Zukunft überſchauen und zur eigenen Beſinnung und Belehrung in der ewigen Wahrheit ihres Rechts und in der zeitlich verſchuldeten ihres Unglücks erkennen.

Und ſo läßt ſich hoffen, daß ſolche Lectüre, ſolche poetiſche Anſchauung einer Zeit, deren unerlöſte Geiſter noch allnächtlich unſere überwachten Hütten umſchweben und in der hehren Zeit des — Advents über unſern Dächern brauſen werden, den bittern Mismuth unſerer Herzen beſänftigen, die verdroſſene Gleichgültigkeit unſerer Seele ermuntern werde. Was wir erlebten, erſcheint uns da nur als die erweiterte Wiederholung Deſſen, was uns der Roman auf der engen Bühne eines indeß ſelbſt erloſchenen Reichskanzlers vorführt — als eine höhere Schulclaſſe für unſere Nation zur Orientirung über die Wege ihrer Zukunft.

Gewiß fällt inzwiſchen den beeiferten Reactionären und Hierarchen dieſer Tage des alten Redelehrers

Quintilian gutes Buch: „De causis corruptae eloquentiae“ — zu deutſch: „Von den Wirkungen nichtsnützigerRedensarten“ — in die Hände, und ſie beherzigen den ſo volksverführeriſchen Spruch dieſes alten Lehrers: Repetitio est mater studiorum — die Wiederholung iſt die Mutter der Beſtrebungen.

Unter ſolchen Erinnerungen und Betrachtungen hat ſich der Verfaſſer entſchloſſen, den beſprochenen Roman in die inzwiſchen begonnene Sammlung ſeiner dazu ausgewählten Schriften aufzunehmen, und findet ſich hierin durch die Bereitwilligkeit des Herrn Verlegers zu einer billigern Ausgabe deſſelben freundlichſt unterſtützt. — Aus perſönlichen Begegniſſen und brieflichen Beziehungen der letzten Jahre darf der Autor bekennen, daß gerade dieſes Buch ihm in allen Gegenden des Vaterlandes die achtbarſten Freunde erworben hat, von denen gar manche das geleſene Buch auch zu beſitzen gewünſcht haben.

Und in neun Jahren iſt überdies eine neue Generation von Leſern zugewachſen, der dann ein mit alter Gunſt genanntes Buch unter neuer Jahreszahl in die Hände kommt.

Ich deute auf eine neue Jahreszahl mit der heitern Erinnerung, daß in der Leihbibliothek eines beſuchten Badeortes mehr als eine ſchöne Leſerin, die nach irgend einem intereſſanten Buche anfragte, auch das beſtempfohlene ablehnte, wenn es, obgleich für ſie ganz fremd und neu, unglücklicherweiſe eine ältere

Jahreszahl an der Stirne trug. Da meinte denn der verdrießliche Verleiher, die Verleger guter Bücher möchten doch wieder auf den veralteten Gebrauch zurückkommen, und unter ihre Firma ſetzen:

Gedruckt in dieſem Jahr.

Hanau am 1. October 1856.

H. Koenig.

I.

Pater Garzweiler.

Erſtes Kapitel.

Frau Braunſchiedel, ſonſt die behaglichſte Obſthändlerin hinter ihren Körben, war gegen drei Uhr auf einmal ſehr unruhig geworden. Etwas Ungewöhnliches mußte vorgehen, was die ſchwerfällige Frau von ihrem Schemel aufgebracht hatte und umhertrieb; zumal der Nachmittag anfangs September ungewöhnlich ſchwül war. Sie hatte aber einen Wink erhalten, daß die Handwerkergeſellen zur Stunde ſich auf dem Marktplatze um die zwei Brunnen zuſammenrotteten, und daß es den Studenten, ihren beſten Kunden gelte, die eben in den Collegien ſaßen. Die Angſt und Unruhe einer ſo gelaſſenen Frau entſprang freilich weniger aus Theilnahme für ihre Kunden, als aus Beſorgniß um ihre Obſtkörbe. Denn ſie hielt vor der ſchönen Jeſuitenkirche feil, und der Univerſitätsbau lag ihr gegenüber ſo nahe, daß ſie die Stimme des ihr bekannten Profeſſors Niklas Vogt durch den geöffneten obern Fenſterflügel ganz genau vernahm. Sie hatte ſogleich durch eine vorübergehende Nachbarin ihren Mann, der zu Hauſe der Kinder wartete, zum Beiſtand aufbieten laſſen; aber er eilte immer noch nicht herbei, ihr die Obſtkörbe wegſchaffen zu helfen. Sie trippelte hin und her, blickte nach der Schuſtergaſſe, ſchalt auf den dummen Mann, den ſie einen Kerl nannte, und wiſchte mit der Schürze die heiße Stirne und die ſtarke Unterlage des Kinnes. Nun hörte man gar ſchon den Lärm und Geſang der Handwerker. Mit derben Stöcken bewaffnet, kamen ſie die Schuſtergaſſe herauf, drängten ſich unter dem Schwibbogen, der das ehemalige Jeſuiten-Colleg mit dem Univerſitätsbau verband, auf das Kirchenplätzchen, und ſtellten ſich vor dem bedrohten Hauſe zum Angriff auf. So breit ſich nun auch Frau Braunſchiedel mit eingeſtemmten Armen vor ihren Körben aufpflanzte, konnte ſie den Kram doch nicht ganz decken. Neben und hinter ihr wurden die Körbe im Gedränge und aus Muthwillen vom Gerüſt geſtoßen. Die Pflaumen und Birnen, die Aprikoſen, Pfirſiche, und Frühtrauben fielen in die Goſſe und wurden zertreten. Schimpf und Scherz, von der geängſtigten Frau abwechſelnd verſucht, halfen nichts; bis die Haufen mit entſetzlichem Geſchrei in das Gebäude ſtürmten.

Nun entlud ſich aber der ganze Grimm des Weibes auf den unglücklichen Mann, der ſich jetzt zu ſpät aus dem Gedränge der Zuſchauer hervorarbeitete, und mit gewohnter Geduld, während er ſich zum Aufleſen des Obſtes bückte, die Fäuſte der Wüthenden auf das leinene Camiſol hinnahm.

In dieſem Eifer fühlte ſich die Frau plötzlich durch den Schlag eines Reitpeitſchenſtiels unterbrochen. Ein ſchlanker junger Mann ſtand vor ihr, zierlich friſirt mit feinem Kaſtorhut, violettſammtnem Kleide, geſtickter Weſte und feinen engliſchen Stiefeln. — Was iſt hier los, Frau? fragte er kurz und mit vornehmer Miene.

In tiefen Knixen verlor ſich bei dieſer Erſcheinung plötzlich alle Wuth des Weibes. — Ha, Ihro Gnaden, Herr Baron! rief ſie aus. Helfen Sie, retten Sie, befehlen Sie! Die Herren Studenten werden eben todt geſchlagen, gottsjämmerlich todt von den wilden Philiſtern. Hören Sie nur den Nothſchrei! Dieſe Stimme gehört leibeigen dem Herrn Profeſſor Vogt. Sie ſchlagen ihn, ſie maſacriren ihn, den Herrn Profeſſor. Ach, Ihro Gnaden —!

Der junge Baron eilte nach dem Hauſe. Von dort hörte man eben Thüren einbrechen, Bänke krachen; ſchreiende, fluchende, lachende Stimmen wurden abwechſelnd laut; bis nach und nach der Lärm der Kämpfenden ſich aus den vordern Sälen nach den Gängen und in den Hof verlor.

Die Umſtehenden auf dem Platze, von dem Vorgang ungewöhnlich aufgeregt, ſprachen ſich lebhaft, wiewol in verſchiedenem Sinne aus. — So was iſt in Mainz unerhört! hieß es. Was wird nur der Kurfürſt dazu ſagen, wenn er von Aſchaffenburg herüber kömmt. Nächſten Freitag iſt ja General-Kapitelstag, den Tag vor Mariä Geburt.

Der alte Herr? antwortete Einer. Was kann er ſagen? Die Zeiten ändern ſich. Früher fuhr er auch als frommes Herrchen mit dem Roſenkranz in alle Abendkirchen. Und jetzt? Fragt einmal die Frau von Coudenhove, was er jetzt für Roſenkränze betet!

Ihr wißt doch, fiel ein Anderer ein, wie's jetzt in Paris zugeht; wie die Jakobiner dem König die neue Menuett aufſpielen; wie der König vor zehn Wochen zuviel Pas gemacht, und man ihn ſchnell wieder zurückgebracht hat?

Nun haben wir da drinnen auch ſo einen neuen pariſer Tanz, — aber ein Bürgertänzchen. Ei, wir Handwerksleute wollen endlich auch einmal etwas von Paris! Die Herren vom Hof haben lange genug ihre Späße von Paris bezogen, — ihre Moden, ihre Möbel, ihre Meinungen, die uns auch nicht immer gedient haben.

Was? Uns gedient? rief im Tone des höchſten Erſtaunens ein Mann, der die gewöhnliche graue Hoflivree trug. Welche Verkehrtheit! Wir haben zu dienen. Man muß gefälligſt nicht vergeſſen, wem zu herrſchen und wem zu dienen zuſteht.

Und doch, Herr Hoflakai Linwag, hat der Nachbar ſo Unrecht nicht mit ſeinem Vergleich! verſetzte der Maurermeiſter Schmuttermeier. Dieſer Aufruhr, dieſe kleine Revolution da, rührt nämlich vom Tanzboden her. Die Studenten haben den Schreinern die Mädel weggenommen und die Geſellen ſo zu ſagen — hinaus gehobelt. O ich hab's kommen ſehen! Schon ſeit zwei Tagen hielten meine Geſellen nicht mehr Stand bei der Arbeit droben auf dem Luſtſchloß Favorite.

Ganz recht, Meiſter! fiel der Uhrmacher Weidenheimer ein. Auch haben unſere Geſellen nicht gleich zu den Prügeln gegriffen: ſie haben ſich erſt bei der Polizei beſchwert; aber man hat ſie nicht angehört.

Ja, die mainzer Polizei! Wie wird mir's! lachte ſchallend Zimmermann Riedel. Ich hab' ihr dieſen Morgen angezeigt, ich könnte meine Geſellen nicht mehr bei der Arbeit halten. Ihr wißt's ja, Schmuttermeier. Wir arbeiten doch neben einander, — ſo zu ſagen auf und nieder: Ihr brecht die Karthaus ab, und wir bauen's kurfürſtliche Schlößchen höher. Sie wußten ſchon Alles auf der Polizei, und lachten dazu. Der Polizei-Commiſſar Klingenbiel flüſterte mir ins Ohr: Laßt ſie doch gewähren! Sie mögen den lateiniſchen Schützen die blauen Mäntel ausklopfen und die dreieckigen Hüte platt ſchlagen, die doch immer auf Krakeel ſtehen.

Gut geſagt, ganz recht! rief Einer in der Livree des Domherrn, Grafen von Walderdorf. Nur immer d'rauf los! Da ſtecken ſie nun, — wie er ſich als guter Mainzer ausdrückte — in der „Bredulje!“

Wißt ihr denn aber, wo eigentlich der Haſe im Pfeffer liegt? fragte Riedel leiſe. Die Polizei hat längſt ihren Aerger daran, daß die Studenten unter einem beſondern Univerſitätsgerichte ſtehen, und daß ſie keine Hand über die Burſche hat. Nun wollen ſie's einmal d'rauf ankommen laſſen. Man muß nur eine Autorität in ein falſches Licht ſtellen, eine Herrſchaft, ſo zu ſagen, in ihrem zerrißnen Unterfutter zeigen, wenn man an ſie will, wenn man ſie herunterſetzen will. Verſteht ihr mich? —

Bei dieſen mit einem ſtolzen Nachdruck und ſchalkhaftem Lächeln geſprochenen Worten machte ſich ein ſtattlicher Geiſtlicher Bahn durch die Volkshaufen, und ſah mit Verwunderung dem Sprecher Riedel unter die breite Ecke des Hutes. Er ſchien verwundert, das große Geheimniß geiſtlicher Politik aus dem Munde eines Handwerkers zu vernehmen. Doch lächelte er blos, indem er nach der Urſache des Auflaufs fragte.

Man erzählte durcheinander. Jeder beeiferte ſich, den hohen ſchönen Mann von durchdringendem Auge und fein geſchwungener Naſe zu berichten. Der ſtolze

Prieſter hörte vor ſich hinblickend zu, achtete nicht der entblößten Häupter um ihn her, und ſagte endlich laut genug, wiewol an Niemand beſonders gerichtet:

So, ſo! Ich dachte, man wolle an die lutheriſchen Profeſſoren. Ihr wißt ja, lieben Mainzer, daß man euch da die ſchöne Jeſuitenkirche annoch nehmen will. Ja wohl, ja wohl! Die Bibliothek ſoll hinein. Der Hofrath Forſter hat den ſaubern Vorſchlag gemacht, der Heide! Was weiß der von den fundirten Meſſen und Bruderſchaften dieſer herrlichen Kirche? Ja, ja! Man hat euch noch nicht Kirchen genug genommen, wie's ſcheint!

Ein heftiges Murren entſtand. Was? rief es hier und da, — iſt das der Dank für das gute mainzer Brot, das dieſe Ketzer hier genießen?

Indem hörte man aus dem Hofe des Gebäudes ein Krachen, wie eines zuſammenbrechenden Holzſtoßes. Wenig Augenblicke ſpäter kam jener vornehme junge Mann wieder aus dem Hauſe, flüchtig vor einigen Handwerksgeſellen, die ihn verfolgten. Wie er ſich um das linke dünne Säulchen der Hausthüre ſchwang, und, der Schuſtergaſſe zugewendet, die Menge zu durchbrechen ſuchte, hielt ihn der Geiſtliche mit dem Zuruf an: Baron Franz Karl? Aber, um des Himmels willen, Herr von Wallbrun, wie kommen Sie unter dieſen Unfug? Wie ſind Sie zugerichtet?

Dabei faßte er den jungen Mann mit der linken Hand am Arme, indem er mit gehobener Rechten die Verfolger gebieteriſch zurückwies.

Der junge Baron ſtreifte mit einem ſtolzen Blicke die umher ſtehenden Bürger. Statt zu antworten, ſtrich er ſeine zerrauſten Locken glatt, und bog die zerriſſene Hemdkrauſe unter die geſtickte ſeidene Weſte. Die Reitpeitſche war ihm von den Geſellen entwunden, und der eine Sporn im Gedränge abgetreten worden.

Kommen Sie, ſagte der Geiſtliche, ich geleite Sie zu Ihrer gnädigen Mutter! Man lauert Ihnen auf: gehen Sie unter meinem Schutze!

Ehe er aber ging, ſah er ſich nach Meiſter Riedel um, und ſprach in wohlmeinendem Ton:

Die Regierung wird den kleinen Spektakel da nicht gleichgiltig aufnehmen. Man ſieht jetzt in Allem eine Anſteckung aus dem revolutionären Paris und die Franzoſen, die Emigrirten hetzen. Ihr Meiſter müßt eure armen Geſellen diesmal nicht ſtecken laſſen. Iſt es denn wahr, daß die Bürgerſchaft ihre alten Beſchwerden über allerhand Mißbräuche wiederholen und auf Abſtellung bringen will? Man ſagte mir's. Es wäre jetzt der ſchickliche Augenblick, — glaubt man. So ſcheint es allerdings!

Er ging, ohne Antwort zu erwarten. Riedel hatte den Wink raſch aufgefaßt, ſah ſich mit bedeutſamen Mienen nach den andern Meiſtern um, und zog ſie mit ſich fort.

Wer war denn der ſtattliche Herr, der den jungen Baron mit fortnahm? fragte ein Fremder mit höflichem Gruße ſeinen Nachbar.

Das iſt Pater Ignaz Garzweiler, war die Antwort.

Pater? Ein Mönch alſo und geht in ſchwarzem Kleide und ſeidenen Strümpfen?

Er hat Dispens vom Kurfürſten und eine reiche Pfründe aus dem Collegiatſtifte zu Morſtadt, erklärte ein Bürger. Das iſt ein merkwürdiger Mann, mein Herr.

Merkwürdig? Wodurch denn? fragte der Reiſende, ein Sachſe, ſeiner Mundart nach.

Je nun, — es iſt ſo was Geheimes um den Mann, ſo was Apartes — man weiß eben nicht!

Was weiß man nicht? fiel der Mann in der walderdorf'ſchen Livree ein. Ich weiß es genau, fremder Herr. Der Pater Garzweiler iſt faſt täglich bei meinem gnädigen Herrn, und ich habe ihn erzählen hören, wie er als junger Prieſter hier in dieſem Bau gewohnt hat. Das iſt nämlich das ehemalige Jeſuiten-Colleg, müſſen Sie wiſſen, und jetzt iſt es ein Arbeitshaus, dem ein Proteſtant vorſteht, ein Herr Rulffs. Als aber — ich denke es werden an die 18 Jahre ſein, die Herren Jeſuiten aufgehoben wurden, — auch ein recht ſchlechter Streich! — da war der junge Pater Garzweiler lange Jahre fort, in Rom und wo all'; bis er vor neun Jahren im Gefolge des heiligen Vaters nach Wien kam, wiſſen Sie, zum Beſuche des Kaiſers Joſeph? Später fand ſich Garzweiler hier in Mainz ein, als Auguſtinermönch, that ſich als Prediger hervor, ward unſeres Kurfürſten Beichtvater und Gewiſſensrath vieler angeſehener Familien. Ein grundgelehrter und welterfahrner Mann, ſage ich Ihnen! Mein Herr Graf von Waldendorf hat Reſpekt vor ihm, und das will was ſagen!

Der Beſprochene war inzwiſchen bis in die Gaſſe der welſchen Nonnen gekommen, und hatte ſich vom Baron das Vorgefallene erzählen laſſen.

Aber, wie kamen Sie denn nur in das Haus, in dies gemeine Handgemenge, Sie, Herr Baron? fragte er mit leiſem Spotte.

Ich hörte die Stimme des Profeſſors Vogt und fürchtete, auch dem geiſtlichen Rathe Latrone könnte....

Aha, dem Profeſſor der Aeſthetik, dem Sie Ihre Gedichte vorleſen!

Wirklich war Vogt ſehr im Gedränge, fuhr Franz Karl fort. Er hatte ſich den Philiſtern widerſetzt, dachte ſie durch ſein Amt und Anſehen zurückzutreiben, und fiel in die Hände eines Blaufärbers, der ihn an der Bruſt packte. Ich verſetzte der Blauhand einen Schlag mit der Reitpeitſche, und da —

Und können nun mit Ihrem Rücken darthun, daß es wirklich ein Blaufärber war? lächelte der Pater ſchalkhaft. Es iſt mir lieb, Herr Baron, daß Sie ſich in Göttingen mit der kantiſchen Philoſophie beſchäftigt haben: Sie können nun Ihrer gnädigen Mutter die Lehre vom zureichenden Grund anſchaulich machen, und wie das Handwerk gegen den hohen Adel „transcendental" wird.

Der junge Baron ſchwieg zu ſolchem Spotte, voll Verdruß, daß er ſo unerwartet unter bürgerliche Fäuſte gefallen war. Doch bei ſo viel heiterm Sinn, als er beſaß, löſte ſich der Aerger bald in lächelnde Beſchämung ohne Groll auf.

Sehen Sie, das haben Sie doch Ihren Verſen zu verdanken! fuhr Garzweiler fort. Die Poeſie hat Sie zum Profeſſor Latrone getrieben. Aber das nenne ich mir einen ſchlechten Willkomm auf dem Helikon. Ich hoffe, daß es Willkomm und Abſchied zugleich geweſen iſt. Leider reißt auch unter unſerm jungen Adel eine Liebhaberei am Verſemachen ein, ſeit die norddeutſchen Profeſſoren an unſerer hohen Schule ſind. Als Sie die Ritter-Akademie beſuchten, Herr Baron, hatten Sie dieſen Hang noch nicht. Erſt in Göttingen haben Sie dieſen Geſchmack angenommen. Seit Sie von dort zurück ſind, ſtehen Sie zwiſchen Poeſie und Philoſophie, träumeriſch, wo Sie eigentlich anbeißen wollen. Und eine ſo ſchöne Laufbahn im Staatsdienſte läge vor Ihnen! Der Kurfürſt hat ein gnädiges Auge auf Sie gerichtet; wir haben ihm Ihre ſchönen Gaben und Kenntniſſe gerühmt.

Wir? Wem bin ich unter dieſer Bezeichnung verpflichtet? fragte Franz Karl wegwerfend.

Ich rede im Namen Ihrer verſchiedenen Gönner. Und daß Seine hochfürſtliche Gnaden auch mir einiges Vertrauen ſchenken —

Ich danke Ihnen, hochwürdiger Beichtvater meiner Mutter! Nur ſchweigen Sie mir noch von all' dergleichen Geſchäften!

Noch, Herr Baron? Sie haben Ihr fünfundzwanzigſtes Jahr zurückgelegt!

Davon habe ich mehr als eins mancher Kränklichkeit opfern müſſen, erwiederte Baron Walbrun. Das hat mich verſpätet; ſoll ich mich darum übereilen? Erſt will ich leben und mich freuen, ehe ich im Joche des Dienſtes gehen muß. Ich weiß ſchon, ihr wollt gern eure mainzer Politik zum Ritter ſanct George rüſten und den Lindwurm der pariſer Revolution bekämpfen. Mich wollt ihr unter die Schildknappen ſtecken, mir eine Feder in die Hand geben, und ich ſoll nun dem gottloſen Drachen wenigſtens in den giftigen Schwanz ſtechen helfen, mit dem er neben dem Adel auch die Pfaffen wegzuſchwippen droht!

Der Pater wollte eben lebhaft erwiedern, als eine Jungfrau von überraſchender Schönheit um die Ecke der kleinen Langgaſſe bog. Der Baron blieb betroffen ſtehen. Sie mochte um das zwanzigſte Jahr ſein; ihre Haltung hatte das Gepräge ſchüchterner Sittſamkeit; wobei ihr Blick einen klugen, regen Geiſt verrieth.

Garzweiler, dem der Eindruck dieſer Erſcheinung auf den jungen Baron nicht entgangen war, redete das Mädchen an. — Siehe da, Jungfer Fides, ſprach er mit ſtrengem Tone. Wo war denn meine fromme Lilie letzten Sodalitäts-Sonntag?

Die Mutter war unwohl geworden und der Arzt befahl mir, ſie nicht zu verlaſſen, verſetzte leiſe erröthend die ſchöne Fides.

Der Arzt? ſchalt Garzweiler. Seht doch! Aber was habe ich denn befohlen? Iſt das der Gehorſam einer frommen Tochter? Die marianiſche Andacht geht Allem vor. Maria iſt die Herrſcherin. Bei ihr war auch noch für die kranke Mutter Hülfe zu erflehen. Auch blieben ja Vater und Magd noch zur Pflege übrig. Das darf nie wieder vorkommen, Jungfer Fides! Ich könnte Sie ſtrafen, Ihr das Bild der Monatheiligen entziehen: doch will ich es in Anſehung Ihres ſonſtigen Eifers diesmal hingehen laſſen. Hier empfange Sie das Bild noch nachträglich!

Er nahm aus einer Art von Brieftaſche ein buntes Bildchen, das er mit den Worten hinreichte:

Es iſt die heilige Conſtantia, und gerade dieſe darf Ihr in der Sterbeſtunde nicht fehlen. Sie verleiht jene Tugend, die auch unſerer nächſten Zukunft vor Allem noth thun wird, — Beſtändigkeit, Treue, Anhänglichkeit. Dergleichen Betrachtungen ſtehen auch einer chriſtlichen Jungfrau beſſer zu Geſicht, als ein ſolches allzu ſorgfältig gepflegtes Haar. Und den Hals trägt Sie viel zu bloß, das Tüchlein viel zu locker. Es iſt Sünde, eitel zu thun mit dem, was die Natur zu einer heiligen Beſtimmung verleiht. Hände und Geſicht, — nun ja, die verunreinigen ſich am täglichen Leben: weiter aber darf eine züchtige Jungfrau ihren eignen Körper nicht kennen. Selbſt der Waſchſchwamm kann ein Werkzeug des Verſuchers werden.

Garzweiler fügte im Tone des ſtrengen Sittenrichters noch Manches hinzu, was ein Mädchen, wie Fides, unter den Augen eines jungen Mannes nur in Angſt und Pein verſetzen konnte. Sie hielt es auch nicht aus. Im Innerſten beſchämt und empört wendete ſie ſich zur Flucht, im Augenblick, als der junge Baron, das Bildchen zu beſchauen, ihre Hand berührte. Sie ſchrak zuſammen, faßte ſich aber und reichte mit mädchenhaftem Stolze das bunte Heiligenbildchen hin.

Es waren übrigens vielleicht die drei ſchönſten Menſchen von Mainz, die hier an der Ecke ſtanden, wo man über den Thiermarkt in die neue Univerſitäts-Gaſſe ſchaut. Selbſt ein altes Weib, das vorüber hinkte, blieb mit dem Ausrufe ſtehen: Ach das charmante Pärchen vor dem hochwürdigen Herrn geiſtlichen Rath! Es fehlt nichts, als der Traualtar. Nun der Himmel wird's fügen! Wie mildthätig würden ſie gegen die Armen ſein!

Baron Franz Karl zog raſch die Börſe, als wollte er der Alten ein Handgeld auf ihre Weiſſagung geben. Sie nahm das reiche Almoſen mit einem frommen Seufzer. — Ich gehe nach dem Stephansberg in die Abendandacht, ſagte ſie; dort will ich meinen Dank auf den Altar legen, das ſchöne Paar mit einem Roſenkranze zuſammenbeten.

Indeß war Fides auf einen Wink des Paters weiter gegangen, und ehe es der Baron bemerkte, nach der Umbach in die Steingaſſe verſchwunden.

Wo iſt ſie hin? Wer iſt ſie? fragte der Baron lebhaft.

Das iſt keine Frage für den Baron Wallbrun! antwortete Garzweiler ſtreng. Es iſt ein bürgerliches Mädchen und ein durchaus tugendſames.

Franz Karl blickte nach den nachbarlichen Häuſern, ob er Niemand wegen der entſchwundenen Schönheit befragen könne. Keine Unſchicklichkeiten, Herr Baron! rief der Geiſtliche. Vergeſſen Sie ſich nicht! Sie fallen ſchon durch Ihren Anzug auf: was ſoll man von Ihrem Betragen denken?

Sie betraten den Thiermarkt. Vor dem Hauſe des Barons hielt der Wagen der verwitweten Generalin von Coudenhove.

Ein glückliches Zuſammentreffen! rief Garzweiler. Kommen Sie, wir wollen Ihrem Unfall einen guten Vortheil abgewinnen!

Zweites Kapitel.

Auf der Haustreppe ſaß ein weißer Hühnerhund von edler Art. Er umwedelte den Baron, ward aber von dem öffnenden Bedienten mit einem Fußtritte weggejagt.

Um die Mutter nicht zu erſchrecken, wollte ſich Franz Karl erſt umkleiden. Der Geiſtliche drang aber darauf, er müſſe ſich gerade in dieſem ſprechenden Zuſtande von der Frau von Coudenhove ſehen laſſen. — Begreifen Sie denn nicht, ſagte er, daß der Kurfürſt für Ihre Satisfaction intereſſirt werden muß, — durch ſeine Couſine?

Die alte Baronin ſaß auf dem Kanapee neben der Generalin, einer ſchönen Frau im beſten Alter, von anmuthigem Wuchs, reizender Fülle und einnehmenden Zügen. Eine hübſche Blondine am Fenſter fütterte ein Schooshündchen mit Zuckerbrot. Es war des Barons Schweſter Cäcilie, zwei Jahre älter, als er.

Die Mutter entſetzte ſich über das Ausſehen ihres Franz Karl, beſonders als ſie vernahm, wie es gekommen. Der geiſtliche Rath erzählte den Vorfall und übertrieb, wenn auch nicht das Verfahren der Handwerker, doch das edle Benehmen des Barons mit einer Sicherheit, als ob er Augenzeuge von beidem geweſen. Er konnte vortrefflich erzählen, und ſchien ſeine Farben nur darum etwas ſtark aufzutragen, um zu zeigen, wie geſchickt er ſie zu verarbeiten verſtand.

Der Jammer der Baronin darüber, daß ihr Sohn von Handwerkern, — von ſo niedern, ſchmuzigen Händen mißhandelt worden, grenzte ans Lächerliche. — Welche Kränkung, rief ſie wiederholt aus, welche Schmach für unſere Familie! Ich bitte dich, mein Sohn, wie biſt du nur auf ſolche Wege gekommen?

Der Herr Baron hatte einen der Profeſſoren beehrt, erklärte Garzweiler, und gerieth bei der Rückkehr aus dem Univerſitätsgebäude ins Gedränge des Pöbels.

Einen der Profeſſoren? rief die Mutter. Was haſt du denn mit den Univerſitäts-Profeſſoren zu ſchaffen? Wofür haſt du denn auf der Ritter-Akademie ſtudirt?

Aber der Kurfürſt, Frau Generalin! lachte vom Fenſter her die Blonde. Was wird er zu der kleinen mainzer Revolution ſagen?

Der Kurfürſt muß uns Satisfaction ſchaffen, meine theure Coudenhove! rief die Baronin-Mutter. Sie müſſen ſich meines Sohnes annehmen, müſſen die Ehre unſeres Hauſes retten. — Dieſer Foderung ſtimmte der geiſtliche Rath bei. Mit einem vertraulichen Winke meinte er, Seine hochfürſtlichen Gnaden müßten jedenfalls etwas thun, um den Herrn Baron allenfallſigen Neckereien des Adels und der Emigranten voraus zu entziehen. Man könnte ſich Scherze und Anſpielungen erlauben, die zu einem Ehrenhandel führen müßten; das würde aber unterbleiben, ſobald der Kurfürſt einen Act der Auszeichnung, des Wohlwollens an dem Herrn Baron übte.

Ja, ſolche Satisfaction kann man uns nicht verſagen! rief immer wieder die Mutter. Sehen Sie nur, wie mein Sohn ausſieht!

Ich finde, er ſieht recht einnehmend aus ſo! verſetzte Frau von Coudenhove, indem ſie den jungen Mann mit lächelndem Wohlgefallen betrachtete. Dieſe kleine Verwilderung kleidet ihn allerliebſt. Ein wenig Unordnung im Leben macht ſich zuweilen ganz reizend. Aber Sie haben Recht, Frau von Wallbrun, der Kurfürſt muß hier ſtrafen. Man darf heut zu Tage mit dergleichen nicht ſcherzen. Alles kann wichtig werden, — das Geringfügigſte. Und das nenne ich eben ein rechtes Unglück! Sehen Sie, ſeit den zwei Jahren, als die Franzoſen das Unheil der Revolution angerichtet haben, iſt das Leben ſo erſtaunlich ſchwer geworden. Wir werden dieſe Revolution austilgen, mit Stumpf und Stiel, — es iſt zum Lachen, daß wir auch im guten Deutſchland, im heiligen römiſchen Reiche unſere Beſitzthümer einbüßen ſollten; — aber, ich fürchte, wir werden dabei die alte Anmuth verlieren, die paradieſiſche Unſchuld, möchte ich ſagen, ſie zu genießen. Man wird hinter dem bewältigten Aufruhr her noch lange mißtrauiſch bleiben, auch das Kleinſte wichtig aufnehmen und am Ende Spaß und Ernſt nicht mehr zu behandeln wiſſen.

Und daß dies Unglück gerade von einer ſo leichtgeſinnten, ſpaßhaften Nation angerichtet wird, wie die Franzoſen ſind! lächelte der Geiſtliche ſpöttiſch.

Ja, und die ſonſt ſo geſchmackvoll waren, von denen wir Alles ſo unbedenklich annehmen konnten, verſetzte die Generalin.

Das heißt, wir Leute von Stand, wendete Vater Ignaz ein. Denn unbedenklich angenommen wird auch die Revolution, aber — vom Pöbel. Mir ſcheint es, jene geiſtreiche Nation hat ſich für die gute Geſellſchaft erſchöpft und iſt — was man heruntergekommen nennt, ſoll ich ſagen — wie ein Galapferd zuletzt an einen Bauernkarren kömmt. So bringen ſie jetzt die Revolution auf für Leute ohne Stand, — eine pariſer Mode für das Geſindel.

Was braucht das Volk unſer Paris! rief zürnend die alte Dame.

Sehr wahr, Eure Gnaden! verſetzte der Pater. Es iſt nur ein Unglück, daß Paris auch für ſo geſchmackloſe Erzeugniſſe den Reiz der Nachahmung behält.

Aber wie ahmt der Pöbel nach, mein frommer Pater! fiel die Baronin-Mutter ein. Ohne allen Takt. Haben ſie nicht auch in Warſchau Revolution gemacht, letzten Mai? In dieſem Polen?

Ja, gewiſſermaßen ohne Takt, lächelte Garzweiler; denn es war Revolution zu Gunſten der erblichen Monarchie.

Eine verlegene Stille entſtand, die von der Blondine am Fenſter mit dem Ausruf unterbrochen wurde: Unſere Mainzer haben ohnehin einen Hang zu dergleichen Unordnungen! Es iſt keine Treue, kein Verlaß, kein Manneswort mehr in Mainz.

Worauf Garzweiler lächelnd und mit ruhigem Blick auf ſeine ſpielenden Finger verſetzte:

Ein Vorwurf, gnädige Baroneſſe, von dem ich auch einige öſtreichiſche Herren nicht ausnehme.

Frau von Coudenhove lächelte ſchadenfroh nach der Baroneſſe und beifällig dem geiſtlichen Rathe zu.

Meine Tochter hat Recht, verſetzte die Baronin. Wir haben uns nichts Gutes von den Mainzern zu verſehen. Erinnern Sie ſich noch des entſetzlichen Abends im Theater, Frau Generalin?

Welches Abends, beſte Baronin?

Je nun, vor einem Vierteljahre, — wiſſen Sie, als der unglückliche König aus Paris entfliehen wollte?

Nun ja, Liebſte, auch wirklich entflohen war. Aber die Mainzer —?

Ei, Frau Generalin, erinnern Sie ſich denn nicht, daß der Kurfürſt, in Erwartung des Eilboten, der die Nachricht vom glücklichen Gelingen der Flucht bringen ſollte, die Oper Richard Löwenherz aufführen ließ?

Nun ja!

Da wurde doch das Parterre ſehr unruhig, als ſich die Nachricht verzögerte; man wollte nicht länger warten. Und als der Kurfürſt endlich verſtört in Ihre Loge trat, und die Nachricht auskam, der unglückliche Flüchtling ſei erkannt und ergriffen worden: welcher Jubel erſcholl da im Parterre! Es war die Freude von Cannibalen! Und wir Alle in den Logen ſaßen bleich vor Entſetzen.

Ah ſo! erwiderte die Generalin. Aber dieſe kleine Tücke des mainzer Pöbels war mehr auf die Emigrirten abgeſehen, die ſich vorgeſetzt hatten, das Finale der Oper: „Unſer König iſt befreit!“ jubelnd mitzuſingen.

Und nun iſt heut dieſelbe Tücke an meiner ſtillen Familie ausgebrochen, an meinem Franz Karl. O, ich beſchwöre Sie, Frau Generalin! Stellen Sie es dem Kurfürſten vor, daß es der Ausbruch gegen die gemeinſame Sache des Adels iſt, wobei gerade ich das erſte Opfer bringen muß.

Frau von Coudenhove ſagte ihr Beſtes zu, worauf die Baronin dem Sohne folgte, der ſich ſchon früher entfernt hatte. Der Vater begleitete ſie auf einen Wink.

Endlich ſind wir allein, liebe Cäcilie! Sagen Sie mir doch ſchnell: Iſt Fritz, unſer ſchwarzer Fritz, noch immer nicht hier geweſen?

Mit dieſer vertraulichen Frage trat die Generalin zur Baroneſſe an das Fenſter.

Fritz? antwortete dieſe ſehr aufgeregt. Sagen Sie Graf Stadion, Kapitular Stadion, nicht mehr Fritz! Ich verſchwende keine Vertraulichkeit mehr an den Namen eines Treuloſen.

Alſo wirklich ganz weggeblieben? Ich dachte ihn ſogar hier zu treffen: ſein Hühnerhund ſaß auf der Haustreppe.

Der fatale Hund! rief Cäcilie. Die Anhänglichkeit des Thiers wird mir wahrhaft zum Hohn. Alle Welt ſieht den Hund ſitzen und blickt lachend herauf.

Quälen Sie ſich nicht mit Einbildungen, meine Beſte! Doch, warten Sie Stadion! lächelte die ſchöne Frau. Rühmen Sie mir noch einmal die gute Naſe Ihres Hundes! Ihr Damon, werd' ich ihm ſagen, hat eine ſehr ſchlechte Naſe, aber gute alte Gewohnheiten.

O ſchaffen Sie mir den Treuloſen noch einmal zur Stelle, fuhr Cäcilie auf, bringen Sie mir ihn mit ſeinen alten ſüßen Redensarten und Schmeicheleien nur noch einmal, daß ich ihn von mir ſtoße! Sehen Sie, ſo will ich es ihm machen!

Sie ſchleuderte ihren Joli vom Schooſe weit ins Zimmer. Als aber der ſeidenhaarige Köter winſelnd unter einen Marmortiſch mit geſchweiften, goldſtreifigen Füßen kroch, ſprang ſie auf und nahm ihn wieder auf ihre Arme. Sie ſtreichelte ihn mit ſüßen Worten, küßte ihn wieder und wieder, drückte ihn an die ſchöne Bruſt und beſchwichtigte ihn in ihrem ſeidenen Schooſe.

So wollen Sie es ihm alſo machen? fragte mit ſchalkhaftem Ernſte Frau von Coudenhove.

Ja, ſo will ich's ihm machen! betheuerte unbedachtſam die Baroneſſe.

Wiſſen Sie aber, Cäcilie, wo er jetzt hingeht, wo er ſeine Abende zubringt, ſeit er aus Wien wieder zurück iſt?

Fritz? —

Kapitular Stadion, dachte ich? Ja, der Graf. Bei Forſters, bei Frau Forſter.

Frau Forſter? Wer iſt die Perſon?

Ei! des Hofraths Forſter, des berühmten Weltumſeglers, des Bibliothekars.

Ach, Frau Forſter! lachte laut mit erzwungener Luſtigkeit Cäcilie. Die liebe Frau Forſter! Sie kennen ſie alſo, — iſt ſie hübſch?

O, Sie fürchten zuviel, liebe Cäcilie! Das iſt nicht, wie bei Ihnen. Das iſt ein norddeutſcher Umgang, das iſt geiſtreicher Verkehr, das iſt proteſtantiſche Geſelligkeit, das iſt Thee. Frau Forſter iſt die Tochter des göttinger Profeſſors Heyne. Stadion hat in Göttingen ſtudirt, il affiche le bel esprit. Nein, meine Gute, das iſt eine gelehrte Sympathie, — Thee mit Literatur. Die wird Ihnen nicht ſchaden. Aber Sie ſollten die geiſtreiche Frau kennen lernen!

Mein Gott — die Frau Forſter! erwiderte mit verächtlichem Mäulchen die Baroneſſe. Und Sie, beſte Gräfin, wie kommen Sie nur zu ſolchen Bekanntſchaften?

Forſter gibt meinem Edmund Unterricht in der Naturgeſchichte, antwortete die Gräfin. Der Kurfürſt wollte es ſo. Ich ſehe den intereſſanten Mann öfter. Wahrhaftig, liebe Cäcilie, es iſt ein recht anziehender Mann, ohne ſchön zu ſein. Er hat etwas Apartes, — Auge und Teint des Weltumſeglers, den Reiz, ſoll ich ſagen den Hautgout ehemaligen Skorbuts. Ha, welch' ein Spaß, Cäcilie, wenn Sie, dem Stadion zum Poſſen, jenen intereſſanten Mann an ſich zögen. Es iſt ja guter Ton jetzt in Mainz mit Schriftſtellern umzugehen. Der Kurfürſt zieht das Volk heran, und der Coadjutor ſchreibt ſelbſt. Ich glaube, dieſer Dalberg ſchätzt die neue Philoſophie höher, als ſeinen alten Adel. Wahrhaftig, liebe Cäcilie, Sie können dieſem treuloſen Freunde, der ſo gern den Geiſtreichen ſpielt, keinen beſſern Schabernack anthun, als wenn Sie an ſeine Stelle einen berühmten Mann ſetzen, — einen Schriftſteller zum Anbeter nehmen.

Sie wurden von der Baronin unterbrochen, die mit dem Geiſtlichen zurück kam. Da hören Sie nur! rief ſie ängſtlich und nach der Straße deutend, woher ein fürchterlicher Lärm, ein wilder Geſang, zu vernehmen war. Eine Schaar Handwerksgeſellen zogen in ſtraßenbreiten Reihen vorüber, die Stöcke ſchwingend, gräßlich aufjauchzend. Die Pferde am Wagen wurden unruhig, die Gräfin beſorgt.

Begleiten Sie mich, Herr geiſtlicher Rath! ſagte ſie. Ich eile dem Kurfürſten zu ſchreiben, der erſt den Freitag zum General-Kapitelstag von Aſchaffenburg herüberkommen wollte. Ich begreife nicht, was die Behörden machen, warum der Commandant nicht abwehrt. Da haben wir wieder den guten General von Gymnich! Gewiß raucht er mit allem Behagen ſeine Pfeife aus einem Fenſter der Citadelle, und genießt die ſchöne Ausſicht.

Unglücklicherweiſe ſind auch unſere Truppen noch nicht aus Lüttich zurück, bemerkte Garzweiler.

O ſo viel haben wir noch, um ſolchen Unfug zu unterdrücken! rief die Gräfin. Es fehlt nur an dem rechten Befehlshaber. Aber es iſt nichts mit dem Gymnich!

Sie empfahl ſich. Die Baronin erinnerte noch einmal die Angelegenheit ihres Franz Karl. Bald hörte man den Wagen vom Hauſe wegeilen.

Drittes Kapitel.

Als der Wagen aus der Thiermerktgaſſe auf die große Bleich wendete, fuhr er langſamer.

Sie haben mich vorhin verſtanden, meine gnädige Gönnerin, ſagte Pater Garzweiler. Wiſſen Sie, daß dieſe verdrießlichen Prügel, die den Baron getroffen, für uns ſehr gelegen kommen? Nun haben wir den jungen Mann; er iſt unſer! Jetzt können Sie den Kurfürſten beſtimmen, etwas für den Gekränkten zu thun, ihn hervorzuziehen. Der Baron hat viel Einnehmendes, was die Gunſt und Vorliebe des Fürſten leicht gewinnt, und was ihn auf den Weg zum höchſten Vertrauen und zu den Geheimniſſen des Kabinets bringen kann. Auf dieſem Wege ſtoßen wir ihn alsdann vorwärts, auch wenn er eigenſinnig widerſtrebte. Nur — ſorgen wir, meine Gnädige, daß der junge Mann gerade für uns an den rechten Platz komme!

Richtig! Soviel vermögen wir auch noch! verſetzte ſie mit Zufriedenheit. Nicht wahr, mein Freund, daß ich den rechten Menſchen herausgefunden habe?

Wenn's nur auch der rechte für uns iſt! bemerkte Garzweiler.

Sie wollen ſagen, Vater, ob er auch mit dem Vertrauen, das ihm der Kurfürſt ſchenkt, uns zu Dienſt ſein wird? Allerdings ſcheint mir der junge Mann ſtolz und eigenſinnig zu ſein. Auch ſind dieſe jungen Juriſten in dem was ſie rechtlich nennen noch etwas pedantiſch; bis ſie den Luftwechſel des Hofes mit der Schule beſtanden haben. Wir werden anfangs ſehr klug zu Werke gehen müſſen, wenn wir den Baron als Schlüſſel gebrauchen wollen zu den kleinen politiſchen Schubfächern, die uns der Kurfürſt ſeit Kurzem zu verſchließen anfängt.

Garzweiler lächelte mit jener ſchalkhaften Miene, die er gern annahm, wenn er liſtigen Abſichten eine witzige Seite abgewann. Ich weiß nicht, ſagte er, ob auch Schloſſergeſellen unter den Handwerkern waren, die den Baron zu einem — Schlüſſel, wie Eure Gnaden ihn wünſchen, gehämmert haben. Mir aber hat der Zufall eine Eſſe angefeuert, in welcher ſich das ſpröde Eiſen des jungen Mannes zu jedem Gebrauche ſtrecken und biegen dürfte. Unſer Baron hat nämlich ein lebhaftes Wohlgefallen gefaßt, aus dem ich eine Neigung, eine Leidenſchaft hervorzulocken denke. Es begegnete uns eine bürgerliche, tugendſame Schönheit, die der Baron nicht kennt, und zu der er nur durch mich gelangen kann.

Ei, das wird intereſſant! rief die ſchöne Frau. Kommen Sie mit herein, Pater! Sie müſſen mir das erzählen.

Der Wagen hielt vor der Wohnung der Gräfin am obern Eckhauſe des Marſtalls zum goldnen Pferd. Garzweiler führte, artig wie ein Hofmann, die Dame nach ihrem Wohnzimmer. Die Einrichtung der Gemächer war reich und geſchmackvoll, wie es ſich bei einer Frau erwarten läßt, die von einem ſo üppigen und verſchwenderiſchen Fürſten ausgeſtattet und beſucht wird. Die Möbeln von Roſenholz mit fein eingelegten Verzierungen waren aus Paris und London, ein Geſchenk, eine Beſtechung Guiolet's, den die Gräfin vor einiger Zeit aus einer gerichtlichen Unterſuchung bedrohlicher Art durch Verwendung beim Kurfürſten gezogen und zum Hofkammerrath befördert hatte.

Die Gräfin ließ für Garzweiler Erfriſchungen bringen und lud ihn neben ſich auf das ſeidene Sopha. Die Abenddämmerung brach hinter dieſen ſchweren Fenſtervorhängen ſchon tiefer herein, und begünſtigte das Geheimniß einer Hofintrigue, aber auch die Gefahr anderer Vertraulichkeiten, die durch das eigenthümliche Verhältniß der reizenden Freundin eines greiſen Fürſten zu dem ſchönen fürſtlichen Beichtvater ſo ſehr erleichtert ſind. Dazu lag jedoch im Tone, der zwiſchen Beiden herrſchte, etwas Störendes. Garzweiler konnte mit aller Artigkeit und Höflichkeit des Benehmens gegen die Gräfin einen leiſen Spott der Mißachtung nicht immer verbergen; während ſie bei perſönlicher Zuneigung für den ſchönen Mann gern eine gewinnende Vertraulichkeit anſtimmte. Der Pater ſchien nur an dem äußern Einverſtändniß für Hofangelegenheiten feſtzuhalten, an welche die Gräfin gern auch eine Herzens-Intrigue angeknüpft hätte.

Alſo erſt ſeit heute iſt das mit dem Mädchen, lieber Freund? fragte ſie leiſe, indem ſie ſich halb liegend in dem Sopha ſtreckte.

Seit vorhin, Eure Gnaden! war die Antwort. Der Himmel fügte es unterwegs, als ich den Baron begleitete, und ließ es mir im rechten Augenblicke nicht an der rechten Erleuchtung fehlen. Ich habe die Phantaſie des Jünglings auf meine Weiſe in Flamme geſetzt; ſie wird ſeinem poetiſchen Herzen zu ſchaffen machen, und ich werde dann für ſeine dichteriſchen Verſuche die kurzen und langen Füße vorſchreiben müſſen.

Aber ein Bürgermädchen, lieber Pater, und — der adelſtolze Baron Franz Karl —?

Adelſtolz, meine Gnädige? verſetzte der Geiſtliche lächelnd und über das Stengelglas gebückt, deſſen edeln Inhalt er abwechſelnd beroch und ſchlürfte. Adelſtolz in dem vollen mainzer Gewichte möchte ich den Baron nicht nennen. Sie wiſſen, er hat ſchon vom Vater her einige herablaſſende Gewohnheiten. Der alte Vicedom ſchmeckte ziemlich ſtark nach der Zeit des geliebten Kurfürſten Emmerich Joſeph, des bürgerfreundlichen Herrn, der den Handwerkerfamilien Sonntags den Favoritgarten öffnete und ihren mitgebrachten Wein verſuchte. Auch hat der junge Baron in Göttingen commercirt. Doch iſt er allerdings nicht ganz aus der Art der Frau Mama geſchlagen. Allein, meine Verehrteſte, es gibt wunderſame Fügungen im Leben, ſo geheimnißvolle als komiſche Begegniſſe, und ein ſolches iſt das dem Baron eben aufgeſtoßene. Gerade dazu mußte er ſo durchgeklopft, ſo vorgerichtet aus bürgerlichen Fäuſten kommen, um im verhängnißvollen Augenblicke für eine bürgerliche Schönheit mürbe genug zu ſein. Sie wiſſen vielleicht, gnädigſte Frau, daß der Zunder ebenfalls durch gehöriges Klopfen empfänglich für Feuerfunken gemacht wird. So iſt es heut dem Baron widerfahren. Ich vertraue ſolchen ſympathetiſchen Eindrücken und der Dauer einer Neigung, die aus ſo gut bearbeitetem Boden aufwächſt.

Aber welch' ein arger Schalk Sie ſind, Pater Ignaz! lachte die ſchöne Frau, indem ſie mit der linken Fußſpitze den Nachbar ſanft beſtrafend anſtieß. Und — wer iſt dieſe merkwürdige Schönheit, dies uns vom Himmel beſchiedene Zauberweſen?

Eure Gnaden verzeihen, erwiderte Garzweiler, indem er von ſeinem ſchwarzſeidenen Strumpfe den Staub des gräflichen Schuhes wegwiſchte, laſſen wir das noch für ein Beichtgeheimniß gelten!

Allen Reſpekt vor Beichtgeheimniſſen! lachte die Gräfin nicht ohne Empfindlichkeit über die Weigerung und noch mehr über die Sprödigkeit des Paters. Beichtgeheimniſſe wollen auch ihre rechte Stunde der Mittheilung haben. Vielleicht, — ich erwarte 75er rüdesheimer Berg: mit dem kann man zuweilen die tiefſten Geheimniſſe beſchwören.

Garzweiler ließ dieſe Anſpielung auf eine ſeiner Schwächen nicht unerwidert: Stichelreden fielen herüber und hinüber, wobei die Gräfin nicht ſo kalt, wie der geiſtliche Rath blieb. Sie ereiferte ſich, und ihr weibliches Herz ſpielte ihr zuletzt den übeln Streich, daß es ſie zum Verſuch einer Vertraulichkeit, einer Verſtändigung mit dem Manne trieb, mit dem ſie freilich ſo manches andere geheime Einverſtändniß hatte. — Wieder einmal ein Scharmützel! lächelte ſie nach einer kleiner Pauſe, und reichte ihm die Hand hin. Wann werden wir denn einmal einen ewigen Frieden ſchließen, lieber Freund?

Als ob wir im Kriege lebten, Frau Generalin! antwortete er, und küßte die Hand.

Nun, wenn nicht im offnen Kriege, ſo leben wir doch nur im Waffenſtillſtande! fuhr ſie fort. Ich weiß nicht, was Sie ſo mißtrauiſch, ſo zurückhaltend gegen mich macht. Ich bin Ihnen wiederholt zum innigſten Bund entgegen gekommen. Sie ſind auch viel zu klug, um nicht berechnet zu haben, wieviel wir einander ſein könnten. Alles vermöchten wir am Hofe. Ihr erfinderiſcher, beharrlicher Geiſt, lieber Garzweiler, meine — ich weiß nicht, wie Sie es eben nennen wollen — gäben uns allen Einfluß in die Hände, und perſönlich fehlte uns nichts zum menſchlichſten Glücke. An mir liegt es nicht, das wiſſen Sie. Seien Sie einmal aufrichtig: was haben Sie gegen mich?

Auf dies Entgegenkommen erwiderte Garzweiler, nachdem er ſich beſinnend am Kelchglaſe genippt hatte:

Ich verſtehe Eure Gnaden nicht ganz. Iſt denn nicht mein Amt, mein geiſtlicher Beruf immer und immer für den Frieden? Sie reden von Einfluß am Hofe? Freilich habe ich früher einigermaßen darnach geſtrebt, weil es ſo dringend erſchien, ſich um das öffentliche Wohl zu kümmern, das am mainzer Hofe nicht ſelten in falſche Hände gegeben iſt. Ich dachte Ihnen zu dienen, gnädige Frau, mit Ihnen zu wirken; wir ſchienen einig in den Geſichtspunkten, über die Mittel und Wege für das Rechte und Gute. Darüber haben Sie das Vertrauen des Fürſten verloren; der Kurfürſt iſt von den fremden Geſandten, beſonders auch aus dem preußiſchen Kabinet, vor Ihnen gewarnt; er hält jetzt mit den Geheimniſſen der Politik gegen Sie zurück. Sehen Sie, das macht mich mißtrauiſch gegen mich ſelbſt, und führt mich auf die ſalomoniſche Weisheit zurück, daß Alles eitel auf Erden iſt — Macht und Liebe. Aber auch jetzt noch wollte ich Sie nicht verlaſſen: ich habe mich des Barons Franz Karl verſichert, der Ihnen als Schlüſſel zu jenen Geheimniſſen dienlich erſchien. Ich habe nur für Sie gehandelt!

Das iſt ein ſehr zweifelhafter Verſuch, fiel die Gräfin ein, und erinnert mich nur um ſo lebhafter daran, wie kränkend es für mich iſt, daß der Kurfürſt über die fatale Politik unſere alte innige Freundſchaft und Alles vergißt, was ich ihm geopfert habe.

Sie vergeſſen, meine Gnädigſte, daß die Politik für den Fürſten eben jünger iſt, als Ihre — Liebe! bemerkte mit leiſem Spotte der Geiſtliche. In gewiſſen Jahren muß man denn allerdings eine erſchöpfende Neigung um der andern willen fahren laſſen. Der alte Herr — Vergebung! Ich will ſagen, Seine kurfürſtliche Gnaden haben ſich jetzt in die Politik vertieft. Sie wiſſen, Frau Generalin, ſonſt liebte er es, mehr als eine Freundin zu haben; allein — man wird alt, das Herz ſchrumpft ein, und wie ſehr man ſich, um weltwirkſam zu bleiben, vor jedem andern Affekte hüten muß, erfahre ich ſelbſt ſchon als jüngerer Mann. Nichts könnte mir bei meinem hohen Berufe gefährlicher werden, als was Sie, meine liebenswürdige Freundin, mir vorhin als das — „menſchlichſte Glück“ ſo lockend zeigten. Jeder Simſon einer erhabenen Beſtimmung muß ſich vor der Schere der leidenſchaftlichen Liebe hüten.

Eine Zornesröthe überflog das Angeſicht der beleidigten Frau. — O Sie Heuchler! rief ſie, und ſtand auf. Sie ſind kein Simſon, Sie ſind ſeiner losgelaſſenen Füchſe einer!

Dann nehmen Sie gütigſt Ihre Saaten vor mir in Acht! lachte Garzweiler.

Sie drohen mir? zürnte die Gräfin. O, Sie thörichter Mann! Sie Unbeſonnener! Glauben Sie, man werde nicht auch noch einmal hinter Ihre geheuchelte Enthaltſamkeit kommen, Pater Ignaz? So wahr ich Coudenhove heiße, — Ihre ſalomoniſche Weisheit ſoll mir noch entlarvt und beſchämt werden! O! ich durchblicke Ihre ganze Schurkerei, aber auch Ihre Albernheit! Sie haben den Baron Franz Karl umſponnen; Sie wollen ihn durch mich in die Nähe des Fürſten befördern laſſen und ihn dann für ſich allein, für Ihre ſchleichenden Abſichten gebrauchen. Aber Sie ſollen mich in Ihrem Uebermuthe nicht umſonſt beleidigt haben, — das ſchwöre ich Ihnen!

Danke, danke für Ihre freundliche Geſinnung, meine Gnädigſte! Man kann nicht beſſer zu meinen Gunſten reden, als Sie es eben thun. Will man mir geheime politiſche Abſichten und zu gleicher Zeit die Unbeſonnenheit zutrauen, die Dame beleidigen zu wollen, deren Beiſtand ich für ſolche Abſichten nöthig hätte? Nein, für ſo albern können Sie im Ernſte mich nicht halten, meine auch zürnend ſchöne Frau. Eine von beiden Beſchuldigungen müſſen Sie zurücknehmen.

Keine, keine! rief die Gräfin, mit lebhafter Bewegung durch das dämmerige Zimmer ſchreitend. Daß Sie mir unartig und undankbar begegnet ſind, daß Sie mir Beleidigungen geſagt haben, — können Sie es läugnen? Und welche Abſichten, welche falſchen Verbindungen Sie haben, wollen Sie es wiſſen?

Sie öffnete raſch und heftig ihren Schreibtiſch, und nahm aus einem Schubfache ein Papier, das ſie entfaltet dem Pater mit den Worten hinreichte:

Da leſen Sie, daß man Sie durchſchaut, daß man Sie in Preußen kennt! Treten Sie ans Fenſter! In der Niſche iſt es noch hell genug, Ihre Beſchämung zu erkennen.

Pater Garzweiler trat mit der Schrift hinter die Vorhänge. Was er hier las, mußte ihm ſehr unerwartet ſein; denn erſt nach einer Weile kam er merklich betreten hervor, er, der ſo leicht nicht zu überraſchen war. Er ſchwieg über den Inhalt, ſprach kein Wort zu ſeiner Vertheidigung und ſuchte nur ſeiner Gegnerin mit einem zurücktreffenden Vorwurfe beizukommen. Indem er die Gräfin mit ſeinen durchdringenden Augen ſpöttiſch anlächelte, ſagte er, die Schrift zurückreichend:

Vom Staatsminiſter Biſchofswerder, — ein diplomatiſches Aktenſtück —?

Sie meinen, wie ich dazu gekommen? lachte die

Gräfin. O ich habe auch meine Beichtgeheimniſſe, wie Sie ſehen!

Wer zweifelt daran, Frau Generalin? antwortete er. Ich danke Ihrem reizenden Zorn einen intereſſanten Einblick, und freue mich nun, daß Sie des jungen Barons nicht nöthig haben, um an die Geheimniſſe des kurfürſtlichen Kabinets zu kommen. Der Weg, der Sie zu dieſem Papiere geführt, iſt kürzer, ſtiller und ſicherer.

Höchſt ärgerlich über ihre Unbeſonnenheit, die ſie jetzt einſah, rief die Gräfin lebhaft: Das iſt kein Weg, bösartiger Menſch! Das war ein Zufall, eine Gunſt des Augenblicks! Uebrigens ſchenke ich Ihnen den Plan mit dem jungen Baron. Ich verſpreche mir nichts von dem Schwärmer. Ich will ſagen — ich gebe ſolche Abſichten auf. Thun Sie, Pater Ignaz, was Sie wollen. Befördern werde ich den Baron, weil er ausgezeichnet und der Sohn meiner Freundin Wallbrun iſt. Ich werde edel zu handeln wiſſen, und darin vergeſſen, daß ich je mit Ihnen vertraut war, und auf ſolche Umſchweife dachte, mir das Zutrauen des Kurfürſten zu erſetzen.

Zutrauen! Ich würde dieſe Kränkung überhaupt heitrer nehmen, meine Gnädige! erklärte Garzweiler, indem er mit argliſtigem Lächeln nach Hut und Stock griff. Der Kurfürſt überredet ſich gern, von europäiſchem Gewicht und Einfluß zu ſein. Preußen und die Emigrirten ſchmeicheln ihm das ein, um ihn leichter für ihre Intereſſen zu gewinnen. Die Politik entwickelt jetzt neue Reize für ein alterndes Fürſtenherz. Ich würde dazu lächeln, Frau Generalin. Läßt ſich der alte Herr von der Politik einnehmen: ſo vergißt er vielleicht mehr — der jugendlichen Frau von Ferrette.

Bei dieſem Namen einer Nebenbuhlerin, für welche der Kurfürſt ſeit Kurzem wieder eine lebhaftere Aufmerkſamkeit blicken ließ, erneuerte ſich der kaum beſchwichtigte Zorn der ſchönen Frau um ſo lebhafter, als ſie die Befliſſenheit des grollenden Mannes, ihr weh zu thun, durchfühlte. Sie bebte vor Entrüſtung, und konnte nur die Worte vorbringen: Haben Sie es darauf angelegt, mich heut auf alle Weiſe zu mißhandeln, Sie — tückiſcher Jeſuit?

Sie zog heftig die Schelle. Pater Garzweiler verneigte ſich mit ruhiger Ehrerbietung, und ſchritt lächelnd nach der Thüre. Ein Bedienter eilte herein.

Die Gräfin hatte ſchnell ſo viel Beſonnenheit gewonnen, um den Geiſtlichen nicht aus der Thüre werfen zu laſſen, was ihr erſter Gedanke geweſen war. Mit ſtolzer Haltung nach dem Sopha ſchreitend, gebot ſie:

Leuchte dem geiſtlichen Rath aus dem Hauſe, Jakob, — und bringe mir Licht!

Hinter dem Abgegangenen her erhob ſie ſich in ihrer Unruhe, und ging lebhaft im Zimmer hin und wieder. Endlich warf ſie ſich in den nächſten Lehnſtuhl. — Unverſchämter Menſch! ſeufzte ſie. Mir ſo zu trotzen! Aber — das hat man davon, wenn man ſich dieſe Pfaffen ſo nahe kommen läßt!

Viertes Kapitel.

Jakob hatte den dreiarmigen ſilbernen Leuchter auf den Tiſch geſetzt; die Wachskerzen verbreiteten ein ſanftes Licht durch das Gemach, und das Herz der Gräfin beruhigte ſich. Es fiel ihr ein, daß ſie an den Kurfürſten hatte ſchreiben und ihm den Unfug des Tages melden wollen. Doch wußte ſie noch nichts Genaueres über die Entwicklung der Vorfälle, und konnte nicht gleich einig mit ſich werden, was ſie von der Unbill ſagen ſollte, die dem Baron Franz Karl dabei widerfahren war. Es hing davon ab, was ſie mit dem jungen Manne vorhabe, über den ſie ſich durch ſeltſame Mißverſtändniſſe oder Verſtimmungen mit Garzweiler ſo jäh entzweit hatte. Auch fühlte ſie, daß ihr die freie Stimmung fehlte, ihrem fürſtlichen Freunde heiter und ſcherzhaft zu ſchreiben, wie er es liebte, und der ernſthaften Sache einige Poſſen beizumiſchen, wie er es von ihr erwartete. Sie verſchob es daher auf den andern Tag.

Da erfuhr ſie nun, daß der Unfug der Handwerksgeſellen doch eine bedenklichere Wendung genommen hatte, als es anfangs das Anſehen gehabt. Es war nicht bei Steinwürfen, eingeſchlagenen Fenſtern und eingebrochenen Thüren im Univerſitätsgebäude geblieben; ein Kampf hatte ſich entſponnen, wiewol ein ſehr ungleicher. Denn die überraſchten Studenten hatten den Stöcken der ſogenannten

Philiſter nur die Stacheln ihrer hörnernen Dintenfäſſer und die Trümmer von Schulbänken entgegenzuſetzen gehabt. Die ſchwerſten Treffer fielen auf die Studenten, die denn auch aus dem Felde geſchlagen wurden. Sie entwichen zum Theil durch die Gangfenſter in den Hof, und da hier der Ausgang beſetzt war, retteten viele ſich hinter und auf das für den Winter aufgethürmte Brennholz, von wo ſie den Angreifenden Scheit auf Scheit entgegen warfen, bis der Holzſtoß zuſammenbrach und das Handgemenge ſich mit friſcher Erbitterung erneuerte. Profeſſor Vogt, der ſich gleich anfangs den Geſellen abwehrend in den Weg geſtellt, war — am Kopfe ſchwer verwundet — nach Hauſe gebracht worden.

Die wilden Auftritte wiederholten ſich in den folgenden Tagen. Unter den Zunftfahnen geſchaart durchzogen die Geſellen alle Gaſſen, um die Studenten zu fangen. Sie ſtellten Wachen an den Thoren und vor der Schiffsbrücke aus, um keine entwiſchen zu laſſen und trieben die Verſteckten in ihren Wohnungen auf.

Unglücklicherweiſe war die Stadt und Feſtung von Beſatzung ſehr entblößt, da die mainzer Truppen noch im Fürſtenthume Lüttich zur Execution ſtanden.

Hier war nämlich ſchon früher ein Aufruhr ausgebrochen. Von den revolutionairen Bewegungen in Frankreich und Brabant ermuthigt, hatte ſich das Volk gegen ſeinen Fürſtbiſchof erhoben und die Gerechtſame einer uralten glücklichen Verfaſſung zurückverlangt, die ihm hundert Jahre früher von einem herrſchſüchtigen Prieſterfürſten waren entriſſen worden. In ſeiner Bedrängniß hatte der Fürſtbiſchof Alles bewilligt und verſprochen, bis er hinter ſeinen Gelöbniſſen der entfliehen konnte; worauf er gegen ſeine rebelliſchen Unterthanen Hülfe beim Reichskammergericht erwirkte. Die Reichs-Execution gegen Lüttich wurde anfangs den beiden Kurfürſten von der Pfalz und von Brandenburg übertragen; nachdem aber Preußen aus eigenwilliger und ſelbſtſüchtiger Politik ſeine Truppen nach wenig Monaten zurückgezogen hatte: ſo waren die drei geiſtlichen Kurfürſten zur Execution aufgeboten worden und in Folge deſſen die mainzer Truppen ausgerückt.

Einige Mannſchaft war jedoch in den vernachläſſigten Feſtungswerken zurückgeblieben, und leicht hätte man mit fünfzig Huſaren den ganzen Aufruhr auseinander getrieben wären nicht Beſatzung, Miniſterium und Bürgerſchaft wie gebannt geweſen beim Anblicke der rohen Kraft, die das altverſteifte Formenweſen der regierenden Gewalt ſo unerwartet durchbrach. Selbſt der Gouverneur der Stadt und Feſtung, General-Feldzeugmeiſter von Gymnich, der mit ſeinem alten Ruhm aus dem ſiebenjährigen Kriege und mit dem Kommandeurkreuze des kaiſerlichen St.-Joſephs-Ordens auf der Bruſt, Ruhe und Ordnung ſtiften wollte, konnte ſich kein Anſehen verſchaffen. Die angetrunkenen Schloſſer-, Schreiner- und Zimmergeſellen neckten und hänſelten ihn. Sie unterhandelten mit ihm auf der einen Seite ſeines ſtattlichen Schimmels, und zupften ihn auf der andern am Zopfe; ſie umarmten ihn als Friedensſtifter, um ihn wo möglich vom Pferde zu ziehen und dem Gelächter preiszugeben.

An Lachern fehlte es nämlich in keiner Straße. Den luſtigen Mainzern war dies Treiben ein ganz neues Schauſpiel. Doch fanden ſich auch nachdenkliche Männer unter

Beamten und Bürgern, die den Vorfall ernſtlicher nahmen und als ein ſchlimmes Vorzeichen der nahen Zukunft mit Bangigkeit betrachteten. Sie erwogen, was bei leicht möglicher Annäherung eines Feindes, vielleicht der revolutionairen Franzoſen, aus einer Stadt werden ſollte, die bei innerer Zerfallenheit ſich ſelbſt einem bloßen Handwerkertumulte gegenüber nicht zu rathen und zu helfen wiſſe. — Sehen Sie einmal dies Armenſündergeſicht von Commandanten! ſagte Doctor Wedekind zum Profeſſor Blau am Fenſter des Leſe-Muſeums, als Gymnich unter Neckereien betrunkener Handwerker vorüberritt. Wie würde ſich dieſer General-Feldzeugmeiſter vor einer Belagerung benehmen, wenn nicht muthwillige Finger, ſondern Bomben mit ſeinem Zopfe ſpielten?

Vielleicht aber wäre die Verwegenheit der Geſellen nach dem erſten geglückten Ueberfalle des Univerſitätsgebäudes nicht ſo weit gegangen, hätten ſich die Meiſter nicht antreibend und aufhetzend hinter den Aufruhr geſteckt. Die ſo ſchlau hingeworfene Frage des geiſtlichen Rathes Garzweiler war nämlich nicht unter das zertretene Obſt der Frau Braunſchiedel gefallen, ſondern als Wink und Auffoderung raſch von Ohr zu Ohr getragen worden. — Schnell hatten ſich die Zunftmeiſter auf ihre alten, von der Regierung wiederholt zurückgewieſenen Foderungen beſonnen. Profeſſor Hofmann an der Univerſität, ein feuriger Kopf und in gewiſſen Kreiſen als Eiferer für bürgerliche Freiheit und Enthuſiaſt für die franzöſiſche Revolution bekannt, hatte den Aufgeregten ſeinen Rath und ſeine Feder geliehen. Mit ungemeſſenen Foderungen in ungemeſſener Sprache hatte man die Landesregierung beſtürmt, und auf Abſtellung alter Mißbräuche gedrungen.

Dieſe Behörde that nun, was man in ſolcher Lage zu thun pflegt: ſie gab nach, bewilligte und verſprach Alles in Erwartung des Augenblicks, da man es wieder zurücknehmen könnte. Seltſamerweiſe wurde man in dieſer Bedrängniß faſt noch mehr der Univerſität gram, als dem Handwerke. Denn gerade bei der Landesregierung war man dieſer Lieblingsanſtalt des Kurfürſten am wenigſten hold. Auf der Adelsbank mißachtete man nämlich die Wiſſenſchaft, und auf der Gelehrtenbank neidete man den Profeſſoren die hohen Gehalte.

Hinter den feierlich gegebenen Zuſagen wurden heimlich Truppen aus Darmſtadt verſchrieben, die auch in der dritten Nacht eintrafen. Unvermuthet wurden jetzt die Geſellen aus dem tiefen Schlaf ihres Wein- und Siegesrauſches aufgegriffen und in die Gefängniſſe gebracht. Die den Meiſtern gemachten Zuſagen und Verſprechungen wurden ſchnell wieder zurückgenommen; worauf der Kurfürſt, aus Aſchaffenburg herübergeeilt, zum Schluſſe dieſes Handwerkerübermuthes donnernde Bekanntmachungen gegen Aufruhr und Rebellion erließ.

In dieſen Tagen der Unruhe war, wie ſich denken läßt, der Baron Franz Karl nicht ausgegangen. Er hatte darin der ängſtlichen Vorſicht ſeiner Mutter, aber auch der eignen Stimmung nachgegeben, die ihn auf dem Studirzimmer feſthielt. In ſeinem Innern war eine neue, wunderſame Stimmung angeregt, die der junge Mann in ſich walten ließ. Es ſchien, als ob der ſpöttiſche Scherz Garzweiler's doch auf irgend eine Weiſe wahr werden könnte. Denn wenn auch die erfahrene Kränkung den jungen Baron nicht empfänglicher für die bezaubernde Erſcheinung der ſchönen Fides gemacht hatte: ſo hing er nun doch in ſeiner träumeriſchen Stimmung und Einſamkeit dem neuen und lebhaften Eindrucke mit ganzer Seele nach. Leid und Sehnſucht rührten in ſeinem Herzen jene Sentimentalität an, die zu damaliger Zeit noch in der deutſchen Atmoſphäre ſchwebte, von welcher jedoch der junge Baron im goldnen Mainz bis jetzt noch wenig empfunden hatte. Er las jetzt viel, am liebſten empfindſame Gedichte, und griff auch zum erſten Mal nach den „Leiden des jungen Werther", in die er ſich ganz vertiefte. In Göttingen war er mit ſo manchen poetiſchen Schriften bekannt geworden, die in den mainzer adeligen Kreiſen noch keine Aufnahme gefunden hatten; da man hier wenig las und nur die leichtfertigſten Sachen der Franzoſen liebte. Er ſuchte nun jene Schriften wieder hervor, las, und glaubte das Schönſte und Zarteſte jetzt erſt recht zu empfinden. Sein Herz überließ ſich einer ungemeſſenen Schwärmerei.

In dieſer Stimmung erregte er die Beſorgniß ſeiner Mutter. Mit der Schweſter ſtand er ſeit Kurzem auf geſpanntem Fuße, ſeit nämlich der Kapitular Fritz Graf von Stadion von ihr wegblieb, dem Franz Karl, ärgerlich über das hingebende Benehmen der Schweſter, einigemal ziemlich unfreundlich begegnet war. Die alte Baronin nahm das traumſelige Weſen des Sohnes für Niedergeſchlagenheit über die erfahrene Kränkung. Sie fand ihn blaß ausſehend und ſein ſtolzes Auge matt. In ihrer Angſt um den Liebling ſetzte ſie, ſobald der Kurfürſt zurückgekehrt und die öffentliche Ruhe hergeſtellt war, Alles in Bewegung, dem Sohne eine befriedigende Genugthuung zu verſchaffen.

Zum Glück für ihre Wünſche ſah ſich der Adel überhaupt durch die Handwerkerunruhen in mancher Hinſicht für bloßgeſtellt an; weil nicht nur die angeſehenſten Mitglieder der bedrängten Behörden Adelige waren, ſondern auch weil jetzt einmal jeder Unfug der Bürgerlichen für revolutionair im pariſer Sinne galt. Man dachte daran, ſich aus der erlittenen Unbill durch eine Art von Triumph zu erheben und im vollen Glanze des bevorzugten Standes hervorzuthun.

Zu ſolchen Abſichten war in Mainz ein ſehr beliebtes Gepränge hergebracht. Man nannte es eine „Pirutſchade", und der Prunk beſtand darin, daß man in zahlreichen offenen Wagen oder Pirutſchen langſam durch die Stadt und über die öffentlichen Spazierplätze fuhr. Eine ſolche Fahrt ward auf den nächſten Sonntag verabredet. Man hoffte ſo jene fatale Ueberhebung des Pöbels unter die ſtolzen Räder zu beugen. Für dieſe Gelegenheit ward denn auch dem Baron Franz Karl, der noch ohne politiſche Stellung war, eine beſondere Auszeichnung zugedacht.

Der Kurfürſt hatte ſich durch ſeine Freundin Coudenhove von des Barons Ungemach unterhalten laſſen; auch der außerordentliche preußiſche Geſandte, der Landjägermeiſter von Stein, der bei dieſer einflußreichen Frau wohnte, war von ihr zu Gunſten des jungen Mannes eingenommen worden. Er und der Kurfürſt, ſeit Kurzem bei den Empfehlungen dieſer unruhigen Frau etwas mißtrauiſch, ließen ſich diesmal noch durch die Umſtände gewinnen.

Herr von Stein holte in ſeinem Wagen den jungen Baron zur Pirutſchade ab. Die Prunkfahrt ging vom Thiermarkte aus, wo mehrere der angeſehenſten Familien, wie die Grafen von Oſtheim, von Baſſenheim, von Schönborn wohnten, in langem Zuge von etwa vierzig Pirutſchen über die große Bleich, den Flachsmarkt, am Univerſitätsgebäude hin, über den Speiſemarkt, den Heumarkt, durch das Fiſcherthor in die Rheinſtraße, am kurfürſtlichen Schloſſe vorüber, wo ſich der Fürſt auf der Altane zeigte, durch das Raimundithor in die Kur-Allee, wie die Allee am Rhein damals genannt wurde. Ueberall waren die Fenſter mit Zuſchauern beſetzt, die Straßen von wogendem Volke bewegt. Die neugierige Menge dachte nichts dabei, wenn ſie ſolchem Schaugepränge als Unterlage diente.

Auf der Rückfahrt nahm der Hofkanzler Albini, im Auftrage des Kurfürſten, den jungen Baron an ſeine rechte Seite. Indem er ihn der beſonderen Gnade des Kurfürſten verſicherte, fügte er hinzu:

Wir ſind noch zu ſehr von weltwichtigen Angelegenheiten eingenommen, mit Verarbeitung der jüngſt in Pillnitz gepflogenen Conferenzen gegen Frankreich beſchäftigt; ſonſt hätte der Kurfürſt Sie ſchon rufen laſſen. Doch werden Sie ihm vertraulich in einer gelegentlichen Abendgeſellſchaft vorgeſtellt werden. Halten Sie ſich dieſe Tage nur bereit für eine Einladung.

Während der langſamen Fahrt kam Albini auf die Studien und Ausſichten Franz Karl's zu reden. — Sie wiſſen vielleicht nicht, mein Lieber, wie ſehr Sie Seiner hochfürſtlichen Gnaden empfohlen ſind, ſagte er. Vielleicht, daß er Sie dem Conferenzminiſter von Deel für die deutſchen Reichsgeſchäfte beigibt. Wenn Sie dann ein wenig bekannter mit dieſen Sachen ſind, können Sie mit deſto mehr Nutzen einige Zeit nach Wetzlar gehen und die Reichspraxis ſtudiren.

Hierbei brach der Kanzler in ein lautes Lachen aus, bat aber gleich um Verzeihung. Es kömmt mir immer höchſt luſtig vor, ſagte er, wenn ich an Wetzlar und an die Reichspraxis denke, — an dieſe alte Haushofmeiſterin des heiligen römiſchen Reichs, die man auf die Bahre legen ſollte, ſtatt daß man ihr noch immer junge Herren zuſchickt, um bei ihr das Courmachen zu lernen. — Ja, ja, fuhr der Kanzler, nachdem er einigemal rechts und links aus dem Wagen gegrüßt hatte, in leiſem, vertraulichem Tone fort, Sie ſind dem Fürſten in einer Weiſe empfohlen, daß Sie vor Ihren Gönnern nicht genug auf der Hut ſein können, wenn Sie nicht abhängig und ein Spiel der Intriguen werden wollen. Sie wiſſen noch nicht, wie fein wir ſolche Gewebe am mainzer Hofe ſpinnen. Manche Männer tragen ſie, wie brüſſeler Spitzen, zum Schmucke, weil ſie von Damenfingern geklöppelt ſind.

Aber auch bei den ernſthafteſten Gegenſtänden verläugnete ſich der Sinn des lebensluſtigen Staatsmannes nicht. Sein Blick ſtreifte dabei alle Fenſter und Volkshaufen, um keine weibliche Schönheit unbegrüßt zu laſſen. — Sehen Sie dort! rief er plötzlich, und wies mit rückſichtloſem Finger nach dem alten Balkon eines wenig anſehnlichen Hauſes. Da iſt 'was ganz Junges für Sie! Der tauſend, das iſt —

Er warf einige Kußhände hinauf. Es war die ſchöne Fides, die zwiſchen zwei ältlichen und lächerlich aufgeputzten Frauenzimmern herabſah.

Franz Karl bemerkte die Bewegung eines erröthenden Schrecks, als die ſchöne Unbekannte ſeiner anſichtig wurde. Die Leichtfertigkeit des Hofkanzlers ſetzte ihn in Verlegenheit. Selbſt als ſie vorüber waren, wendete ſich der joviale Mann noch einmal im Wagen um, und nickte nach dem Balkon zurück. Lachend rief er dann: Ha, ha! der blöde Engel iſt vom Balkon abgetreten. Ich habe die liebe Unſchuld verjagt. So 'was iſt allerliebſt, Baron. Dies erſte jungfräuliche Protzen —

Wer iſt ſie denn? fragte Franz Karl mit mehr Haſt als Höflichkeit.

Ich hab's gewußt! antwortete Albini, ſich beſinnend. Man hat von dem reizenden Geſchöpfe geſprochen. Es iſt die Tochter eines Angeſtellten beim — Nun, es wird mir einfallen.

Ei nun, wer wohnt denn im Hauſe! verſetzte der Baron etwas ungeduldig.

O in das Haus gehört das ſchöne Kind nicht! lachte Albini. Es ſieht hier nur den Spektakel mit an. Da wohnen zwei alte Jungfern, Töchter des verſtorbenen Apothekers Thiri, — Betſchweſtern, bei denen die frommen Kapuziner den Kaffee trinken und ihre gewürfelten Schnupftücher gewaſchen bekommen. Bemerkten Sie nicht, daß beide Damen einen ziemlichen Anflug von Barthaar haben? Das iſt eine myſtiſche Wirkung der Andacht zu den Vätern mit den Bärten, — eines der Bagatellwunder des heiligen Franz von Aſſiſi.

Er lachte dabei mit Behagen. Aber ſchon haftete der lebhafte Blick des Kanzlers auf einer andern Gruppe an der Ecke des Altmünſterplatzes. Es waren einige Profeſſoren der Univerſität, Hofmann, Metternich, Dietler. Sie ſchienen ſich nicht blos über die Vorüberfahrenden luſtig zu machen, ſondern gefliſſentlich und wie zur Verhöhnung der adeligen Prunkfahrt den Profeſſor Dietler vorgeſchoben zu haben, der ſich heute zum erſten Mal ohne Friſur und im neuſten Kleiderſchnitt des pariſer Bürgerthums zeigte, wodurch er eben die erſtaunte Menge um ſich verſammelt hatte. Albini grüßte die Herren ſehr artig; worauf er dem Baron Franz Karl zuflüſterte:

Mit dieſen Sprudelköpfen muß man's halten. Ich habe meine Rückſichten dabei, und Sie werden mich ſehr verbinden, wenn Sie beim Kurfürſten ein großes Gewicht auf die Profeſſoren legen, ſo oft er mit Ihnen von dieſen Männern ſprechen ſollte. Wenn die Schwindelköpfe ſich nur mäßigten, und es nicht zu weit trieben, wie eben dieſer Dietler in dem revolutionairen Anzug. Was wird das wieder für Lärm machen! Zum Glück fehlt es uns nicht an hinreichendem Selbſtvertrauen!

Fünftes Kapitel.

Baron Franz Karl kehrte von der Wirutſchade ſehr aufgeregt zurück. Er hatte erſt die Freude und die Fragen ſeiner Mutter zu überſtehen; aber auch die folgenden Tage, da er ſein ruhiges Studirzimmer wieder aufſuchte, fand er hier die vorige Innigkeit nicht wieder. Sein ganzes Befinden ſchien umgewandelt zu ſein. Aus jener brütenden Einſamkeit, wie mit einem Ruck, in einen prunkhaften Aufzug und unter die Augen des öffentlichen Staunens verſetzt, nahm er mit anderer Stimmung andere Eindrücke auf. So viel Schmeichelhaftes war ihm widerfahren; die erſten Männer am Hofe hatten ihm Verbindliches geſagt und eine glänzende Zukunft in Ausſicht geſtellt. Er war anfangs wie ſchwindelnd. Seine einſiedleriſche Stimmung, die Laune zu dichten und zu ſchwärmen, war wie von einem Sturmwind abgeſchüttelt. Und doch war es, was er ſelbſt nicht wußte, nur eine andere Art zu träumen; es war die Unruhe unbeſtimmter Erwartungen, und dieſe Erwartungen beſchäftigten mit unbeſtimmten Bildern ſein Herz. Franz Karl gehörte zu jenen Menſchen, die jedem Zuſtand, in den ſie gerathen oder verſetzt werden, ſchnell eine Seite abgewinnen, an der ſich ihr Inneres befriedigt oder doch beruhigt. Vom Ehrgeiz des Herrſchens wenig geſpornt, und zum Dienen zu ſtolz, fühlte er ſich am wohlſten, wenn bei äußerlichem Behagen ſeine Seele mit edeln und erhebenden Gegenſtänden beſchäftigt war. Zu dieſen gehörte nun auch die ſchöne Fides. Aber beunruhigende, widerſprechende Empfindungen knüpften ſich an ſeine Gedanken. Von der Leichtfertigkeit des Hofkanzlers ſchien, nach der erſten widerwärtigen Berührung, doch etwas in ſein Blut übergegangen, und das reine Bild des ſchönen Kindes, von verwegenen Blicken und Kußhändchen getroffen, aus der hohen Region der Schwärmerei in den Drang ungeſtümer Wünſche und leidenſchaftlichen Verlangens herabgeſunken zu ſein. Die frommen Warnungen Garzweiler's gegen zuviel Pflege des Körpers, bei jenem erſten Begegnen an die erröthende Jungfrau gerichtet, hatten die Phantaſie des Jünglings mit beunruhigenden Bildern entflammt. Daß es mit argliſtiger Berechnung des frommen Paters geſchehen war, ahnete er nicht. Seine Sehnſucht nach der liebenswürdigen Erſcheinung wuchs zu dem Uebermuthe, die Spuren des reizenden Bürgermädchens zu verfolgen. Solchen Regungen fehlte es in der mainzer Atmoſphäre nicht an Gunſt. Früher ein fleißiger Knabe und ein kränkelnder Student auf der Ritter-Akademie, hörte der Baron, ſeit er geſund und blühend von Göttingen zurückgekehrt war, tagtäglich von Liebes-Intriguen. Die Fäden dieſer oft heimlichen Geſpinnſte flatterten wie Sommerfäden um das Toupet der Höflinge, wie Mettengewebe um die Tonſur der Prälaten im goldnen Mainz. Franz Karl, im Begriff dieſe Kreiſe zu betreten, fühlte, daß er darin nicht als trockner Sonderling erſcheinen dürfe. Oder, wenn er in mißmuthigen Augenblicken an die bevorſtehende Zeit des Dienſtes und der Geſchäfte dachte, kam ihm auch die ſtolze Empfindung, daß man wol ein Geflecht von Akten, ein Netz politiſcher Intriguen um ſeinen Kopf werfen könne, daß er aber Herz und Liebe frei behalten wolle.

Unter ſolchen Stimmungen und Vorſätzen ward der junge Baron zu einem der kleinen Abende des Kurfürſten eingeladen. Der alte Herr, wie man den Fürſten kurzweg zu nennen pflegte, nachdem der geniale Lebemann den früheren Zunamen des „frommen Herrchens“ beim Volke verſcherzt hatte, war von der „Favorite“ wieder zur Stadt zurückgekehrt. Auf dieſem Luſtſitz über der Stadt brachte Friedrich Karl gewöhnlich die Frühlingswochen zu, zog ſich aber auch gern dahin zurück, ſo oft er Verſtimmungen oder geheime Geſchäfte abzumachen hatte; wie er denn auch hier am liebſten politiſche Feſte anordnen ließ. Dies Schlößchen mit Pavillons, das eben durch den Abbruch des aufgehobenen nahen Karthäuſerkloſters vergrößert ward, dieſe anmuthigen Gartenanlagen im damaligen franzöſiſchen Geſchmacke begünſtigten die Empfindung einer ſtolzen Einſamkeit. Denn man überſchaut von dieſer Höhe eine reiche, reizende Landſchaft, und die Reſidenz mit ihren Thürmen lag unter der ausgeſtreckten Hand des Fürſten. Der Mainſtrom, der ſich dieſer ſchönen Ausſicht gegenüber in den Rhein ergießt, verband des Fürſten Sommer-Reſidenz Aſchaffenburg mit dem alten Sitze der Erzbiſchöfe. Die Ruhe und Stille umher ſchien wie gemacht für das tiefe Geheimniß der Politik, in der ſich jetzt der Kurfürſt ſo ſehr gefiel. Eben hatte er hauptſächlich mit Albini und dem Staatsrathe Johannes von Müller die Ergebniſſe des pillnitzer Congreſſes verarbeitet, und war heiter und vergnügt zur Stadt zurückgekehrt.

Die Frau von Coudenhove benutzte dieſe gute Stimmung, ihm eine kleine Abendgeſellſchaft vorzuſchlagen. Der Kurfürſt liebte dieſe kleinen Abende, die von dem ſtrengen Ceremoniel befreit waren, und zu denen der aufgeklärte Herr auch Künſtler und Gelehrte zog, gegen welche ſich der mainzer Adel ſonſt unbedingt abzuſchließen pflegte.

Frau von Coudenhove, die Baſe und bevorzugte Freundin des alten Herrn, verſah an dieſem geiſtlichen Hofe, an dem man nicht ohne die Geſellſchaft von Frauen leben mochte, dieſen gegenüber das Amt einer Haushofmeiſterin. Als ſolche machte ſie auch Vorſchläge zu den Einladungen, und brachte mitunter die ſonderbarſte Zuſammenſtellung von Gäſten zuwege; indem ſie mit den Neiguugen des hohen Freundes ihre eigenen verſteckten Abſichten zu vereinbaren ſuchte. Die Gräſin konnte nicht ohne Intrigue leben, fiel aber gewöhnlich, wenn ſie die feinſten Netze geknüpft zu haben meinte, in die darüber noch feiner gelegten ihrer Gegner.

Außer dem Baron Franz Karl ſollten heute auch noch zwei neue franzöſiſche Emigrirte vorgeſtellt werden, die ſich zur Unzahl der ſchon in Mainz anweſenden Flüchtlinge mit Empfehlungen des Grafen von Artois eingefunden hatten.

Aus Rückſicht für dieſe angeſehenen Fremdlinge, — den Düc de la Force und den Herrn von Montleveau, brachte die Gräſin nur zwei Bürgerliche auf die Einladungsliſte, — den Leibarzt, Geheimerath Hoffmann und den Bibliothekar, Hofrath Forſter. Zur Unterhaltung der Gäſte war der Kapellmeiſter Vincenz Righini mit einem Theil der Kammermuſik auf den Abend befohlen worden.

Man verſammelte ſich in einem der Säle des älteren Schloßflügels in Erwartung des Kurfürſten, der die alte Martinsburg bewohnte, die, dicht am Rhein gelegen, durch einen bedeckten Gang mit dem Schloſſe zuſammenhing. Die Verſammelten ſtanden gruppenweiſe, zum Theil in den Niſchen der Fenſter, aus denen man über den Strom nach den Höhen des Gebirgs blickte, die eben im Abglanze des Abendhimmels verdämmerten. Dieſe letzten Tagesſchimmer fielen matt in den Kerzenglanz des reich ausgeſchmückten Saales. Forſter und Graf Stadion lehnten in leiſem Geſpräche an einem weißmarmornen Spiegeltiſche. Fritz Stadion, ſeit dem Frühling mit Eintritt in ſein dreißigſtes Jahr Kapitular, war ein hübſcher, ſchwärzlicher Mann von vornehm behaglichem Weſen. Er ging gern, wie jetzt, im weltlichen Kleide, das die angenehme Geſtalt vortheilhafter als der Talar zeigte. Stadion hatte in Göttingen ſtudirt, und ſtand im Rufe eines geiſtreichen, ausgezeichneten Mannes, dem man eine bedeutende Zukunft weisſagte. Er galt für ſehr ſtaatsklug, bei aller Offenheit mit der er ſich gehen ließ, und verband mit einem feinen Urtheil den wunderlichſten Geſchmack für geſuchten Witz, ſeltſame Vergleiche und übertriebene Bilder. So bitter man in den Kreiſen des ſtiftsfähigen Adels ſeinen freien Umgang mit Gelehrten und Künſtlern tadelte, mußte man den in Wien ſo einflußreichen Mann doch gelten laſſen.

Er und Forſter beſprachen ſich über die jüngſten Nachrichten aus Paris. — Des Königs Flucht, bemerkte

Forſter, hat die Hände der Nationalverſammlung ſehr geſtärkt. Jetzt fehlt nur noch ein auswärtiger Krieg, — und die europäiſchen Fürſten ſcheinen unbeſonnen genug, um ihn doch noch anfangen zu wollen. Wir hätten in Deutſchland noch ein Jahrhundert ohne Revolution ausgehalten; der Krieg beſchleunigt ihre Erſcheinung um mehr als 50 Jahre; allein der deutſche Adel iſt ganz blind vor Wuth, und ſtatt den Zeitpunkt wahrzunehmen, um durch vernünftige Entſagung Alles zum Vergleiche zu ebenen, hetzt er die Fürſten an zum Kriege gegen Frankreich, zur Ausübung willkürlicher Gewalt gegen das Volk, und beſchleunigt alſo die Gährung.

Laſſen Sie Ihren Eifer geſchwind ein niederſchlagendes Pulver einnehmen, lieber Forſter, erwiderte Stadion. Sie haben zwei Mal Unrecht. Denn zu den thörichten Fürſten gehört halter unſer Oeſtreich nicht. Uns iſt es kein Ernſt, wider Frankreich zu handiren; wir benutzen nur den preußiſchen Eifer zu unſern Unterhandlungen wegen Polen und der Türkei. Dies unterm Siegel des Vertrauens, mein Freund! Schauen's, dann gehöre ich auch nicht zu den adeligen Eſelshufen, die von Füchſen regiert werden, ſo wenig, als ich Sie zu den Bauleuten des Neuerungs-Dämons zähle. Ich glaube die franzöſiſchen Bewegungen und die Nachwirkung der Revolution ein wenig zu durchſchauen. Die Angelegenheiten der Welt werden immer bedenklicher, ſo viel iſt gewiß, und nehmen mich auch ganz ein. Ich vergeſſe darüber mein Brevier und meine ſüßen Gewohnheiten. Das Brevier, dies Boudoir der Andacht, bleibt ruhig; aber die Freundin —? Muß endlich ſich denn auch beruhigen! Eine neue Zeituhr ſchlägt, und verrückt uns die kanoniſchen Stunden und die Schäferſtündchen. Hören Sie, Freund! Ich habe mir ein eigenes Plänchen gemacht. Schauen's! Mit meiner Willenskraft das Alte behauptend, und mit meiner Geiſteskraft das Neue ſtudirend, bin ich jetzt von beiden Parteien der praktiſchen Welt geſucht. Mein Stand wird mir als etwas Unwillkürliches nicht ſo hoch angerechnet, als meine Freiſinnigkeit; doch dienen mir beide: die adelige Partei läßt mich für redlich, die andere für einſichtig gelten. Siegt nun das Alte: ſo iſt mir ein Fürſtenſtuhl gewiß; ſiegt das Neue, ſo hab' ich Frieden mit den Eroberern, laſſe das Hofweihwaſſer und die adelige Theologie vertrocknen, und ſetze mich auf eine Miniſterbank. Moderata durant, zu deutſch: Lederne Modeſten dauern lange.

Die Flügelthüren gingen auf; man ſah zwei Heiducken ſtehen, und gleich darauf trat der Kurfürſt ein. Er war in violettem Talar mit ſchwarzen Bäffchen, trug eine runde ſtark gepuderte Perrücke und ein Demantkreuz auf der Bruſt. Ihm folgte ſein Bruder, der Oberſthofmeiſter Baron von Erthal, und der General-Feldmarſchall-Lieutenant Graf von Hatzfeld mit dem Maltheſerkreuz. Für einen Siebenziger ſah der Fürſt munter genug aus, und bewegte ſich lebhaft. Scharfe Züge, eine ſtark gebogene Naſe und ein derber Mund charakteriſirten ein mehr kluges, als gütevolles Geſicht. Er blickte ſtolz umher; wie es denn ſeine Art war, bei unbedeutender Geſtalt mit den großen ſcharfen Augen zu imponiren.

Die Anweſenden ordneten ſich in einen Halbkreis. Die Gräfin Coudenhove trat mit der Baroneſſe von Wallbrun vor; indem Beide, der geiſtlichen Hofſitte gemäß, den rechten Handſchuh auszogen, um die dargebotene Hand des Fürſten zu küſſen. Er fragte Cäcilien nach ihrem Bruder, und ſie winkte ihn herbei.

Sie ſind mir gut empfohlen, Baron! redete ihn der Kurfürſt mit gnädigem Ernſt an. Wir brauchen jetzt junge Kräfte mit alter Geſinnung. Sie haben in Göttingen 'was gelernt, höre ich. Dort iſt ein recht wiſſenſchaftliches Leben, nicht wahr? Haben doch nicht auf den Sonnabendbänken des weiland Hainbundes mitgeſeſſen? Heinſe ſagt mir, daß man jetzt dort mit den ſtumpfen Federn Oden ſchreibt an das revolutionaire Frankreich. Abſcheulich, ganz niederträchtig! Machen Sie nur keine Verſe, Baron! Man kömmt in ſolchen Zeiten, wie jetzt, auf falſche Reime. Sie verſtehen mich. Wir wollen Ihre Feder beſſer beſchäftigen. Ich habe die Abſicht —

Er ward durch die Gräſin Coudenhove unterbrochen, die den Düc de la Force und den Herrn von Montleveau vorſtellte. Es war ihr unangenehm geweſen, daß dieſen angeſehenen Franzoſen voraus der Baron Franz Karl angenommen worden war.

Der Kurfürſt empfing beide Emigrirte ſehr huldreich und vertraulich. Er redete ſie franzöſiſch an, das allgemeine Unglück beklagend, das auch ſie aus Frankreich vertrieben habe. — Aber Sie werden ſiegreich zurückkehren und bald! rief er mit geheimnißvollem Kopfnicken. Wir werden Sie zurückführen in Ihr ſchönes Land, und in Ihre alten Beſitzthümer einſetzen. Die Zwiſchenzeit Ihrer Verbannung kömmt uns Mainzern zu gut durch den Aufenthalt ſo liebenswürdiger Gäſte.

Monſeigneur! antwortete der Düc, Ihre Worte dauchen uns ein neues Leben ein, in einem Accente, der uns an Verſailles erinnert und unſere verbannten Herzen klopfen macht! Wenn wir jemals Frankreich vergeſſen könnten, ſo wäre es hier an dieſen reizenden Ufern des Rheins, die es werth wären, das königliche Frankreich zu verbrämen. Hier fühlen wir uns nicht blos als Gäſte, ſondern als die Söhne eines gütigen Papas. Monſeigneur vergönnen uns dieſen Namen, der dem verbannten Adel Frankreichs den ſüßeſten Troſt gewährt. Unſer gütige Papa!

Er küßte die dargebotene Hand des Kurfürſten, die dann Herr von Montleveau mit den Worten ergriff: Das iſt die mächtige Hand, die uns zurückführen wird, indem ſie das Schwert in die Wagſchale der europäiſchen Politik wirft.

Der Kurfürſt lächelte vergnügt zu dieſer Anerkennung ſeines politiſchen Einfluſſes. Einſt hatte es ihm geſchmeichelt zu hören, daß ſeinem feurigen Auge kein Frauenherz widerſtehen könne; jetzt, nachdem er ſich von Preußen, zum Mißvergnügen der katholiſchen Mächte, für den Fürſtenbund hatte gewinnen laſſen, ſteifte ſich ſeine alternde Eitelkeit auf den Gedanken, die europäiſche Politik zu lenken.

Mein Herr Düc, ſagte er, wir werden den verletzten Königsmantel Frankreichs wieder herſtellen, aber die Rheinlande wollen wir doch nicht zur Verbrämung deſſelben entbehren. Wir brauchen ſo ſchöne Stücke Zeugs zu den Kurfürſtenmänteln.

Er ſprach dieſe Worte eines, wie er glaubte, kühnen Stolzes ſehr laut; wobei er ſich lächelnd nach den Nächſtſtehenden umſah. Dann fuhr er freundlicher fort:

Haben Sie ſchon — Sie ſind doch ſchon etliche Tage hier, nicht wahr, Herr Düc? Sie haben wol ſchon meine Favorite beſucht?

Ja, Monſeigneur, antwortete de la Force. Ich habe geſtern die Ehre gehabt, mit ihr zu Mittag zu eſſen.

Er ſah ſich dabei mit artigem Lächeln nach der nahe ſtehenden Gräfin Coudenhove um. Eine verblüffte Stille entſtand. Der Kurfürſt blickte erſt den Franzoſen verwundert an, wie es gemeint ſei, und als er das Mißverſtändniß begriff, trat er mit ignorirender Artigkeit zur Gräfin und führte ſie in den anſtoßenden Saal, aus welchem man das verſtohlene Stimmen einiger Violinen vernommen hatte. Die Anweſenden folgten, ohne des gewohnten Abſtichs zu achten, den die wackelnde Stutzperrücke neben der ſteifen Damenfriſur, der violette Talar neben dem meergrünen Atlaß der Gräfin und die zwei ſchwarzen Bäffchen unter dem welken Kinn des greiſen Prälaten neben der blendenden Bruſt der reizenden Frau machten. Am weiteſten blieben die beiden Franzoſen zurück. Denn Montleveau, ein ſchöner, kräftiger Mann, hatte den kleinen, mit gezierten Bewegungen hüpfenden Düc bei Seite genommen und flüſterte ihm ſchadenfroh ins Ohr: Ein beleidigendes Mißverſtändniß, mein Herr Düc! Der Kurfürſt ſprach von ſeiner Sommerreſidenz Favorite.

Der Düc tippte erſt verlegen in ein goldnes Spanioldöschen und erwiderte dann wegwerfend: Bah! Was liegt daran? Mein Gott, dieſer Pfarrer von Mainz, dieſer Parvenü, und ein Luſtſchloß! Wer denkt daran? Favorite —? Was? Favorite iſt eines Pfarrers Haushälterin. Wie, mein Herr? Wiſſen Sie —?

Beide lachten, der Eine verlegen, der Andere ſchadenfroh.

Im anſtoßenden Saale, während Righini die Notenblätter vertheilte, verkündigte der Kurfürſt, indem er den General Hatzfeld vorführte:

Hier iſt ein Friedensbote! Der General kömmt im Augenblick aus den Niederlanden. Unſere Truppen kehren zurück. Man hat ihnen noch in Verviers glänzende Feſte gegeben. Erzählen Sie doch, Graf Hatzfeld!

Man hat uns gebührend ausgezeichnet! nahm dieſer das Wort. Bei unſerm Einzuge wurden uns von den ſchönſten Mädchen Lorbeerkränze überreicht und Lobgedichte geſungen. Beleuchtungen, Bälle, große Gaſtmahle wechſelten mit den Ermüdungen eines ſiegreichen Feldzuges. Es hat meinem Soldatenherzen wohl gethan, kurfürſtliche Gnaden, die Tapferkeit der Mainzer überall ſo anerkannt zu ſehen. Ich denke, es ſoll Eindruck in Paris machen. Die Revolution wird einige Angſtſchauer vor ihrer Zukunft bekommen.

Eine rauſchende Bewegung entſtand. Man drängte ſich herbei, dem Kurfürſten Glück zu wünſchen. Der alte Herr war ungemein angeregt und gnädig. Er ſprach viel und naſchte dazwiſchen aus einer Bonbonniere, die er ſtets bei ſich führte. — Unſere Truppen kommen nächſter Tage zurück, ſagte er. Der Kaiſer hat Alles vermittelt. Die lütticher Inſurgenten ſollen beruhigt werden. Hätten wir unſere tapfern Truppen nur eher hier gehabt: die ärgerliche Studentengeſchichte —

Er brach verlegen ab, reichte der Gräfin Coudenhove die Hand und ſetzte ſich mit ihr auf ein gelbes Sopha.

Alles nahm nun Platz. Righini gab das Zeichen, und ein Quartett aus der Oper Armida begann.

Zwiſchen den Muſikſtücken wurden Erfriſchungen umher gereicht. Der Kurfürſt unterhielt ſich abwechſelnd und trat auch zu Forſtern. Sie haben einen kleinen Ausflug gemacht? fragte er.

Ja, Eure Durchlaucht, im Auguſt.

Mein Land, fuhr der Fürſt fort, iſt ſehr klein für den Maßſtab eines Weltumſeglers; aber es liegt dafür etwas verzettelt. Die Dörfer und Häuſer der proteſtantiſchen Einwohner werden Ihnen angenehm aufgefallen ſein in dem von Ihnen bereiſten Strich? Reden Sie nur offen! Sie kennen mich. Ich geſtehe Ihnen, Herr Hofrath, daß ich — heißt das — ich als weltlicher Fürſt — meine proteſtantiſchen Unterthanen vorziehe: ſie ſind fleißiger, reinlicher, treuer.

Welch' ein edles Anerkenntniß, kurfürſtliche Gnaden! rief Forſter aus. Eine große Gerechtigkeit des Herzens bei ſo weiſer Einſicht!

Woher mag das kommen, Herr Forſter? fragte der Fürſt.

Vielleicht weil die Proteſtanten weniger von Kirchenwerken in Anſpruch genommen ſind, können ſie mehr für das häusliche und bürgerliche Leben thun.

Ja. Oder weil wir ihnen die ewige Seligkeit abſprechen, ſuchen ſie ſich auf der Erde beſſer einzurichten. Nicht wahr?

Der Kurfürſt lachte laut hinter ſeinem Scherze her: wie er denn gegen Proteſtanten gern den Freidenker zeigte.

Wie ich kurfürſtliche Gnaden kenne, lächelte Forſter, wird der Erzbiſchof von Mainz den Proteſtanten des Kurfürſten von Mainz auch jenſeits etwas zu gut kommen laſſen, für das, was ſie dieſſeits leiſten. Eure Durchlaucht kennen wol, aber lieben nicht die zwei größten Despoten der Welt.

Wer ſind dieſe? fragte der Fürſt lebhaft.

Das Alleinrechthaben und das Alleinſeligmachen, antwortete Forſter. Der Fürſt will es, — alſo iſt es recht; der Prieſter ſagt es, — alſo iſt es wahr! Beiſpiele ſind überall auf der Erde. Braminendespotismus und päpſtliche Alleingewalt haben Aſien und Europa beinahe Jahrtauſende in Dummheit und Elend verſenkt gehalten. Vergebung, kurfürſtliche Gnaden!

Während dieſer kühnen Worte Forſter's hatte der Kurfürſt ſeine Bonbonniere wieder hervorgeholt, ſchüttelte etwas Zuckerwerk in die linke Hand und aus der Hand mit zurückgelegtem Kopf in den laut einſchlürfenden Mund. Unter lebhaftem Kauen ſagte er dann: Sehr wahr! Sie wiſſen ja, was ich mit den Emſer Punktationen wider Rom gewollt habe.

Ewigen Dank dafür! rief Forſter mit Wärme. Es wird wenigſtens ein unvergeßliches Vorbild bleiben. Darum wollen wir nicht aufhören zu rufen: Freiheit! grenzenloſe Freiheit in Allem, was über das Sinnenweltliche hinausgeht! Jeder wähle ſich ſeinen Weg, ohne daß es auf ſeine politiſchen Verhältniſſe Einfluß habe. Jeder glaube ſo wenig oder ſo viel, als er kann; Jeder ſage frei und ohne Furcht, was er glaubt; Keiner erfreue ſich blos der Duldung, ſondern Jeder des anerkannten

Rechtes zu denken, wie und was ſein Weſen mit ſich bringt.

Ob dieſe Aeußerung dem alten Herrn zu kühn oder nur zu laut geſprochen war: er wendete ſich ab und ſuchte die Gräfin wieder auf.

Derweile hatte ſich eine ſehr verſchiedene Unterhaltung zwiſchen der Baroneſſe von Wallbrun und dem Kapitular von Stadion angeknüpft. Sie ward auch kaum durch die Bravour-Arie des Kaſtraten Ceccarelli unterbrochen. Man ſah es den heißen Wangen der Baroneſſe, ihrem unruhigen Blick und heftigen Spiel mit dem Fächer an, daß ſie dem treuloſen Freunde keinen Vorwurf erſparte. Cäcilie war eines jener leidenſchaftlichen Herzen, die einen ſehr engen Kreis von Theilnahme nur mit ihren eigenen Flammen beleuchten, und ſelten ein Ding in ſeinem wahren Licht erblicken. In dieſer Empfindung, die den zurückgetretenen Freund ohne weitere Frage für einen treuloſen nahm, ſchien ſie jetzt Manches vorzubringen, was dem geiſtreichen Manne, den es traf, keine Verantwortung entlocken konnte. Er ſaß mit gefalteten Händen, die rechte Wade auf das linke Knie gedrückt, neben ihr, und erwiderte nur von Zeit zu Zeit in ſeiner lächelnden Weiſe: Ihr Kirſchenmund, reizende Cäcilie, beehrt mich mit harten Kernen!

Dem weltklugen Prälaten ſchien übrigens die Gelegenheit dieſes Abends erwünſcht, um die lebhaften Aeußerungen der Freundin, die doch einmal vorgebracht ſein wollten, durch die Umgebungen dieſer Stunde in gewiſſen Schranken zu halten. Er war artig genug, alle Schuld auf ſich zu nehmen, um nicht durch den wahren Grund ſeines Zurückbleibens ein ſo empfindſames Herz aufs Neue zu verletzen. Die großen Angelegenheiten der Zeit, die geheimen Fragen um die öffentliche und um ſeine perſönliche Zukunft verleideten dem begabten Manne, ſeit er aus Wien zurück war, die in müßigen Tagen aufgeſuchten Tändeleien mit einer Freundin, an der er nur eine leidenſchaftliche Hingebung ohne Sinn für ſeine Ideen und Beſtrebungen gefunden hatte. Daher legte er ſich jetzt auch keine andern Rückſichten, als die einer ſchonenden Artigkeit auf.

Die Zuneigung eines Prälaten, wie ſie damals ſehr gewöhnlich vorkam, übernimmt bei allen Anſprüchen des Herzens oder auch der Sinne doch keine dauernden Verbindlichkeiten. Die dargereichte Hand, die um weibliche Gunſt und Liebe wirbt, iſt ja der Geliebten voraus als eine ſolche bekannt, die keinen Bund fürs Leben ſchließen darf. Eine ſolche Hand fodert nur immer die Fülle der Gegenwart, und wird gar leicht grauſam genug, um Verhältniſſe zu brechen, die gerade zu einiger Rechtfertigung der zarteſten Treue bedürften. So fühlte es auch das hierin echt weibliche Herz Cäciliens, das bei ſeiner völligen Hingebung an einen ſo bevorrechteten Herrſcher auf nichts gerechnet hatte, als auf die holde Fortdauer ſeiner zärtlichen Dienſtbarkeit.

Es ſoll alſo zwiſchen uns, Herr von Stadion, — ſoll ganz — und für immer —

Cäcilie fand das herzklopfende Wort nicht, oder hatte eine abergläubige Scheu, es auszuſprechen, bis an ihrem Fächer, den die zuckenden Hände heftig auf und zu ſpielten, der zarte Ueberzug zwiſchen zwei elfenbeinernen

Rippchen riß. — Gebrochen ſein, wie hier? ſagte ſie nun erſchrocken. Ja, ja, das iſt mir ein Wahrzeichen: der Fächer iſt Ihr Geſchenk, Herr Graf, und iſt zerriſſen und — wenn Sie es doch für ein Sinnbild nehmen wollen, — ich habe, ich will ihn zerriſſen haben!

Dieſe letzten Worte, mit erwachendem Mädchenſtolz ausgeſprochen, fielen in eine kurze Pauſe der Inſtrumente, und wurden im weiten Saale vernommen. Alles blickte nach der Sprecherin um. Sie bemerkte es in ihrer Heftigkeit kaum. Stadion aber ließ ſchnell das übergeſchlagene Bein auf den Boden gleiten, um weniger vertraulich zu erſcheinen, wobei er etwas gereizt ſagte: Warum nur ſo laut, meine liebenswürdige Baroneſſe, ſo heftig? Meine Ohren halten ja Reſidenz. Ich ſehe leider! — Sie verſtehen mich nicht mehr, und was ich Ihnen zur Kühlung darbot, erhitzt Sie.

Er faßte dabei lächelnd nach dem lahmen Fächer. Cäcilie zog ihn zurück mit den Worten:

Sagen Sie lieber, der Fächer brachte mir Ihren Wind, und iſt nun aus Mangel zu Grunde gegangen.

Charmant! rief er. Der Zorn macht Sie geiſtreich!

Nachdem mein Herz mich albern gemacht hat! erwiderte ſie, und verſuchte, Alles vergeſſend, eine Bewegung aufzuſtehen. Stadion hielt ſie ſanft zurück. — Sie ſind nicht in der Stimmung, ſagte er, mich zu verſtehen. Sie leben in den reichen Augenblicken Ihres Herzens, Cäcilie, unbekümmert um die herannahende Zukunft, die uns Männer ganz einnimmt, Beſchlag auf unſere Gedanken legt, und mich in den letzten Wochen ganz unfähig gemacht hat —

Jemand außer der Frau Forſter zu beſuchen, fiel Cäcilie, ſich und ihres Vorſatzes vergeſſend, lebhaft ein.

Ich beſuche Herrn Forſter, erwiderte ruhig der Kapitular. Wir machen Reiſen in die Südſee, und erfreuen uns an jenen glücklichen Inſulanern, die ohne Sorgen im Schatten ihrer Brotfruchtbäume liegen, und nicht durch Revolution, ſondern durch Gunſt ihres paradieſiſchen Klima — Sanscülotten ſind. Sie müßten Forſtern kennen lernen, Baroneſſe: er iſt der Mann, der Sie auf andere Gedanken bringen könnte, wenn Einer —

Hier fielen die letzten Akkorde des Finale. Frau von Coudenhove, die das entzweite Paar nicht aus dem Auge gelaſſen, kam herbei. — Ich hätte Ihnen beinahe Herrn Forſter zugeführt, liebe Cäcilie, ſagte ſie ſchalkhaft. Er hat ſich vorhin nach Ihnen erkundigt, und ſchien ganz eingenommen von Ihrer Erſcheinung.

Geſchmeichelt von dieſer bloßen Finte der liſtigen Frau fragte Cäcilie nach ihm, mit einem unter Stadion's Augen übertriebenen Intereſſe.

Der dort iſt es, ſagte die Gräfin, ſehen Sie, der Zweite links vom Spiegeltiſch. Eben ſpielt er mit den Fingern am Griffe ſeines Stahldegens. Sehen Sie?

Er hat eine ſehr intereſſante Miene, bedeutende Geſichtszüge, bemerkte die Baroneſſe. Iſt er nicht ein wenig pockennarbig?

Sie haben ein herrliches Auge, Baroneſſe! rief Stadion. Und, nicht wahr, gnädige Gräfin, er hat viel Anſtand, viel ſicheres Benehmen für einen Bürgerlichen?

Sehr! antwortete ſie. Aber er iſt auch eigentlich nicht bürgerlich. Ich habe ihn ſelbſt gefragt, ob er nicht mit der Familie verwandt ſei — wiſſen Sie? es war doch unter dem letzten Kurfürſten Emmerich Joſeph ein Hofkanzler von Forſter in Mainz. Er ſagte nein; ſeine Familie ſtamme aus Schottland her. Wiſſen Sie, Cäcilie, dort gibt es Lords Foreſter. O, das ſieht man ihm auch auf den erſten Blick an. So 'was ſteckt im Blut, und verliert ſich nicht leicht. Dabei finde ich ihn ſehr liebenswürdig. Und wenn er ſich für etwas intereſſirt oder lebhaft ſpricht, verſchönern ſich ſeine regelmäßigen Züge, und er gewinnt etwas erſtaunlich Einnehmendes.

Die Thüren öffneten ſich zum Speiſeſaal; denn dieſe kleinen Abende wurden gewöhnlich bei feinen Schüſſeln an kleinen Tiſchen beſchloſſen. Der Kurfürſt ſah ſich nach der Gräfin um. Sie eilte zu ihm. Stadion bot Cäcilien den Arm. Ja, ſagte er, Sie müſſen meinen Freund kennen lernen, liebe Baroneſſe!

Freund! lachte ſie. Forſter, des Grafen Stadion Freund! Wahrhaftig, ſeine Frau muß ganz bezaubernd ſein, recht revolutionair bezaubernd!

Charmant geſagt! rief Stadion ein wenig ungeduldig. Sie meinen einen Zauber, der den Unterſchied der Stände aufhebe? Wirklich, Baroneſſe, man muß Sie ein wenig ärgern: dann haben Sie Ihre köſtlichſten Einfälle!

Wie man ſich an die Tiſchchen vertheilte, ſah ſich Forſter nach einem freien Platz um, da man ſich an jedem Tiſche, auf den er zuging, gegen ihn abſchloß. Herr von Forſter, rief Stadion, hier iſt noch ein Platz und eine artige Geſellſchaft für Sie.

Und indem er dem Freunde die Baroneſſe nannte, ſetzte er hinzu: Eine der liebenswürdigen Mainzerinnen, die meines lieben Freundes Werth zu ſchätzen weiß. Gewiß, liebe Baroneſſe, fuhr er, den Umherſitzenden zu Gehör fort, *das* ſtellt den Adel nicht hoch, daß er ſich gegen die Niedern abſchließe; ſondern daß er ſich gegen das Höhere öffne, — gegen Geiſt und Geſinnung, dieſe Palmenfrüchte, die nicht immer an unſern Stammbäumen wachſen. Nicht wahr, lieber Forſter?

Sechstes Kapitel.

In derſelben Woche fiel, nach dem mainzer Kalender, der Tag der heiligen Hildegard. Es war der Namenstag der frommen Frau eines untergeordneten Beamten, des Erasmus Lennig, Vicedomamts-Beiſitzers und Gefälleverweſers. An dieſem heiterſten Septembermorgen ging, von ihrem Manne begleitet, Frau Hildegard, im halb feſttäglichen Anzuge, zur Meſſe nach der Stephanskirche. Sie hatte eine ziemliche Strecke von der Umbach bis zu jener Bergkirche zu wandeln; ſie beging aber beſondere Feiertage am liebſten dort oben; vielleicht ſchon weil ihr das angreifende Steigen über den Ballplatz, durch die düſtere Stephansgaſſe und über den Stufenweg zur hohen Kirche hinauf für verdienſtlich galt. Die Luft, hier oben die „goldne“ genannt, ſäuſelte friſch in den Lindenbäumen auf dem ſtillen Plätzchen vor dem gewundenen Stufenwege an der Mauer des Collegiatſtiftgartens. Auch dieſe Stille und Schauer empfand Frau Lennig gern, ehe ſie die helle, ſchöne Kirche betrat, und an einem der aus Säulen zuſammengewachſenen Pfeiler niederkniete.

Hinter ihrem Ausgange bereitete die Tochter Geſchenke und Glückwünſche vor, die der Zurückkehrenden zur Feier des Namenstages zugedacht waren. Vor der Meſſe durfte man ihr mit keiner ſolchen Zerſtreuung kommen. Die gute Stube, eine Treppe hoch, war ſchon in der Frühe heimlich mit Blumen ausgeſchmückt, Kanapee und Stühle der ſchützenden Ueberzüge entkleidet worden. Nun ward ein neuer, mit ſeidenen Blumen benähter Teppich auf den Tiſch gebreitet, kleine Schmuckſachen, als Spitzen und Bänder, aufgelegt, ein Marzipankuchen mit ſinnbildlicher Verzierung aus eingemachten Früchten in die Mitte geſtellt und einige Töpfe mit Levkoien, Goldlack und Federnelken in zwei Reihen daneben geſetzt. Dies Alles beſorgte die ſchöne Fides mit Beihülfe der alten Magd. Ein Tiſch an der Hinterwand nahm ſodann Kuchenwerk, Obſt, kalte Küche und volle Flaſchen auf, nebſt ungezählten Gläſern für unbeſtimmte Freunde, die an dieſem Morgen mit Glückwünſchen einzuſprechen pflegten, und auf gut Mainziſch mit einem tüchtigen Frühſtücke das Mittagseſſen todt ſchlugen. Zuletzt, als die Aeltern jeden Augenblick zurückkommen konnten, zündete Fides ein ſchwarzes Rauchkerzchen an, und ſetzte es auf die vorſpringende Ofenplatte. Ein feiner Duft durchzog das feſtliche Gemach. Fides warf ſich, froh und ängſtlich zugleich geſtimmt, in den ledernen Lehnſtuhl neben dem Ofen, und überſah lächelnd ihr Werk. Ein flüchtiger Schein von Mütterlichkeit drückte ſich in dieſer ruhenden Lage und lächelnden Befriedigung aus. Während deſſen kam Bärbel, die Magd, mit ſauberer Schürze und Sonntagsmütze herein, und bewunderte Alles. Ach! rief ſie, das ſieht doch juſtement aus wie ein Muttergottes-Altärchen!

Bärbel war im Dienſte des Hauſes alt geworden und ward als Familienglied gehalten. Sie hatte Fides als Kind gewartet, die kleinen Unarten des lebhaften Mädchens vor den Aeltern vertuſcht, und ſo auf gut bürgerlich der damaligen Zeit auch das erſte Vertrauen für die Geheimniſſe des erwachenden jungfräulichen Herzens gefunden. Mit dieſer Weihe flüſterte ſie jetzt der ſchönen Fides zu:

Eben hab' ich ihn geſehen, Mamſell! Das war er gewiß. Wie ich die Milch holte, ritt er nach dem Münſterthor.

Sie beſchrieb den Anzug und das Ausſehen des jungen Reiters.

Fides war erſchrocken aufgeſtanden, als ob er ſich vor der Stubenthür regte. Ihr Herz klopfte heftig, obſchon ſie es in Zweifel zog, daß er es geweſen und daß er ſo früh ausreite. Auch habe er ſo nicht ausgeſehen, als er ihr damals an der Ecke der kleinen Langgaſſe begegnet ſei.

Aber den Sonntag bei der Pirutſchade, Mamſell Fides? warf Bärbel ein.

O da war er in Gala! verſetzte Fides. So macht er keinen Morgenritt.

Geht denn ſo ein vornehmer Herr auch einen Tag wie den andern? rief die Magd ungeduldig. Schade, daß eben kein Bekanntes in der Nähe war, zu fragen: Iſt das nicht der Herr Baron von Wallbrun geweſen?

Hm hm! Und hätte dabei gehuſtet, ſo zu ſagen: den kennen wir auch!

Unterſtehe Sie ſich, Bärbel! rief Fides erſchrocken und heftig. Sie erröthete und ihre Augen flammten. Der Name darf nicht über Ihre Lippen kommen. Das hat Sie mir gelobt bei der heiligen Barbara, Ihrer Patronin. Will Sie mich ins Gerede bringen, und ſoll ich zum Geſpötte meiner Freundinnen werden? Welch' ehrbares Mädchen darf auf einen Herrn vom hohen Adel achten!

Ach, Mamſell! verſetzte Bärbel wegwerfend. Was laufen nicht die adeligen Herren und die geiſtlichen Herren hier in die Häuſer der Beamten, und wahrhaftig nicht der Männer und der Väter wegen!

Eben hörte man die Ankommenden auf der Stiege. Erasmus Lennig öffnete ſeiner Frau die Thüre, folgte ihr raſch und umarmte ſie mit einem herzlichen Glückwunſche. Dann trat die Tochter heran und küßte die Mutter, dann die Magd und knixte einen hergebrachten Spruch.

Es gab eine Familienſcene bürgerlich heitrer Art, — ehrliche Glückwünſche, von der Empfängerin mit frommen Empfindungen aufgenommen. Dann wurden die ſchönen Sachen beſehen und belobt, bis die gerührte Frau ſich in den Sorgenſtuhl ſetzte und aus der „heiligen Meſſe" berichtete, wer ſie geleſen, welche Bekannte da geweſen, was ſie von Kleidern angehabt und Neues gewußt hätten. Der guten Frau war während ihrer Andacht nichts um ſie her unbeachtet geblieben. Erasmus Lennig ging dabei lächelnd ab und zu, — ein ſtattlicher, wohl ausſehender Mann von friſchen Geſichtsfarben und feinen offenen Zügen. Seine Haltung und ſeine Art zu reden hatten etwas

Gemeſſenes, den Anſtand eines Mannes, der ſich bewußt iſt ein kurfürſtliches Amt zu bekleiden und ſeine adeligen Vorgeſetzten im Dienſte zu überſehen, gewohnt, mit geziemendem Reſpekte zu vollziehen, was er ihnen an die Hand gegeben. Die eifrige Frömmigkeit ſeiner Frau ließ er lächelnd gewähren und machte ſo viel auf anſtändige Weiſe mit, als ſich für den Angeſtellten eines geiſtlichen Fürſten ſchickt. Das katholiſche Kirchenjahr war ihm eine große, glänzende Gewohnheit, die ihm ohne Fragen und Forſchen ſo gut wie der Rheinſtrom und das fruchtbare Rheingebirge zum Leben in Mainz gehörte. Er ſchwärmte für Kaiſer Joſeph und deſſen Reformen, wie Andere für den alten Fritz und ſeine Kriegsthaten. Bei dem Wenigen, was Erasmus las, war Moſer ſein Mann, deſſen Schrift: „Herr und Diener“, er hoch hielt.

Der Erſte, der glückwünſchend aber Allen unerwartet erſchien, war der geiſtliche Rath Garzweiler. Er ſprach ſalbungsvolle Worte, zu denen Erasmus lächelte und die begrüßte Frau verlegen knirte.

Die Magd entfernte ſich, indem ſie der verlegenen Fides bedeutſam zublinzte. Fides verſtand den Wink, der ſie an ihr Begegniß mit dem Geiſtlichen und dem jungen Baron erinnern ſollte; aber auch an die beſchämenden Ermahnungen Garzweiler's gemahnte. Ihr Herz empfand einen Widerwillen gegen dieſen einſt ſo verehrten Prieſter; ſie ſtahl ſich aus dem Zimmer und kehrte nicht eher zurück, bis andere Bekannte gekommen waren.

Unter dieſen hielt ſie ſich am liebſten an Felix Blau, einen Freund ihres Vaters. Er war Kollegiatſtiftsherr und Profeſſor der Theologie; — ein ſanfter, freundlicher

Mann, ſchlank gewachſen, blaß, von edler Miene und glänzenden blauen Augen, Milde und Wohlwollen lächelnd; ein lichtbraunes Haar lockte ſich weich um den Nacken. Er trug ſich gewöhnlich weltlich, wie Garzweiler.

Die ſonſtige Fröhlichkeit dieſes Morgens litt ein wenig unter dem Anſehn des kurfürſtlichen Beichtvaters. Man ſprach von den jüngſten Vorgängen in Paris und den Gefahren für Deutſchland. — Dieſe Gefahren, meinte Blau, ſind vielleicht nur unſer eignes Werk. Sehen wir nicht alle Handwerker in Mainz und beſonders in Koblenz vollauf in Arbeit für die Kriegsrüſtungen der Emigrirten? In Pillnitz ſoll von den deutſchen Mächten die Errichtung von Emigranten-Corps beliebt worden ſein. Muß das die Franzoſen nicht reizen und uns ihre kriegeriſchen Angriffe auf den Hals ziehen? Warum laſſen wir die Revolution nicht in ihrem eigenen Topf auskochen, ſondern rücken am Deckel bis ſie überläuft und uns die Hand verbrennt?

Hiermit waren die Wenigſten einverſtanden. Sie wünſchten vielmehr einen Kriegszug der deutſchen Fürſten gegen Frankreich, und beriefen ſich auf die jüngſten Handwerker- und Studenten-Unruhen, die ſie von dem böſen Beiſpiele der Franzoſen herleiteten. Oeſtreich und Preußen, meinten ſie, müßten ſchlechterdings einen Cordon, eine Wehrlinie gegen dieſe Peſt ziehen.

Blau lächelte. — Ach, ſagte er, dieſe Philiſtereien rühren aus unſern eigenen mainzer Mißſtänden her. Wir müſſen, denke ich, die großen edeln Beſtrebungen, die uns Frankreich dermal offenbart, dies Wachsthum der Menſchheit, doch ja von den Krämpfen unterſcheiden, von welchen ſolche Lebensentwickelungen bei einem reizbaren Volke begleitet zu ſein pflegen. Wir Deutſchen, gelaſſen wie wir ſind, entwickeln uns vielleicht ohne ſo heftige Bewegungen. Großen Muthes bedürfen unſere Regierungen allerdings: nur nicht des Waffenmuthes, ſondern des Muthes weiſe zu ſein. Wir könnten gar wohl das Gute brauchen, das die Franzoſen wollen, ohne daß wir ihr Fieber durchzumachen hätten.

Da geb' ich dir Recht, Freund! fiel Erasmus ein. Du weißt, was Moſer von der deutſchen Reichsverfaſſung ſagt, an deren Uhr erſt ſo viel Räder aufgezogen und Gewichte angehängt werden müßten, bis ſie in Bewegung kommen könne, und die dann doch immer einen halben Tag ſpäter gehe, als die übrigen in Europa.

Nun, nun! lächelte Blau, wenn's nur der Moſer geſagt hat, dann —!

Ja, dann iſt's auch richtig! Spotte nicht, Freund Felix! rief Erasmus warm. Wer kann mehr davon ſagen, als dieſer gelehrte, wohlverdiente Staatsmann, der durch Intriguen, Verläumdungen, Gewaltſtreiche ſo viel gelitten hat und nicht zu ſeinem Recht kommen konnte, obſchon der Reichshofrath das ganze heſſiſche Verfahren gegen ihn verworfen hatte. O armes Deutſchland!

Ich fürchte nur für die Religion, wendete, des Streites ängſtlich, Frau Hildegard ein. Da haben ſie nun wieder am Hauſe neben dem Dalberger Hof auf dem Ballplatze das alte ehrwürdige Muttergottesbild aus der Eckniſche weggenommen, und eine Figur hineingeſetzt, die wahrſcheinlich die jetzt ſo angebetete „Freiheit" vorſtellt. Nicht wahr, Erasmus?

Verzeihung, liebe Frau Lennig! erklärte Blau. Es iſt das Standbild der Weltweisheit. Der jetzige Beſitzer ſchwärmt für den großen Kant und für deſſen Philoſophie.

Das greift leider! in Mainz um ſich, eiferte der Stadtgerichtsſchreiber Lexa, einer der Hausfreunde, daß man die Bilder der Heiligen von den Häuſern nimmt, und dafür den Voltaire, Crebillon und dergleichen Freigeiſter einſetzt. Das thut der Adel: nun kommen die Bürgerlichen gar mit dem Kant.

Halten Sie den für noch ſchlimmer? fragte Garzweiler lächelnd. Ich hörte allerdings neulich die wunderliche Aeußerung, die Kantianer ſeien unſere deutſchen Jakobiner.

Wie er dabei den Profeſſor Blau ſchalkhaft anlächelte, erwiderte dieſer:

Nun ja doch! Wir haben auch eine Revolution, eine wiſſenſchaftliche, die uns kein Blut, aber viel Dinte koſten wird. Und wenn die Jakobiner ein Königthum innerhalb einer Conſtitution verlangen, ſo ſprechen die Kantianer von einer Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft.

Ich verſtehe mich nicht auf dieſe neue Weisheit, die jetzt ſo viel Aufſehen in Deutſchland macht, fuhr Garzweiler fort. Mein Beruf hindert mich an dieſen Studien. Aber ich habe das größte Vertrauen zu dieſen neuen, umwälzenden Gedanken, ſeit unſer wackere Blau ſelbſt die katholiſche Dogmatik nach kantiſchen Grundſätzen lehrt.

Aber weiß denn auch unſer gnädigſter Kurfürſt davon? Und was ſagt der dazu? fragte Lexa, und Garzweiler antwortete ihm freundlich zunickend:

Seine kurfürſtliche Gnaden haben manchmal Skrupel, — es iſt wahr! Aengſtliche Staatsmänner ſetzen ihm Bedenken ins Ohr. Allein die Herren Profeſſoren haben eine gute Stütze an Sr. Excellenz, dem Kanzler Albini. Dieſer ſoll herzlich gelacht haben, als in der letzten Conferenz der alte Miniſter Deel die Beſorgniß ausſprach, unſer Mainz ſei übel daran: — die Emigrirten zögen uns die Revolution über den Hals, und die proteſtantiſchen Profeſſoren ſchleppten ketzeriſche Grundſätze herein.

Die heiteren Freunde, die unter ſo lebhaften Geſprächen und Widerſprüchen doch der Gläſer und ſchmackhaften Biſſen nicht vergaßen, nahmen die Aeußerungen des geiſtlichen Rathes ziemlich unbefangen auf. Nur Fides blieb nicht gleichgiltig. Unter Einſchenken und Bedienen hielt ſie ein lauſchendes Ohr und Auge auf Garzweiler und ward immer mißtrauiſcher. Des Paters ſchalkhaftes Lächeln, ſein Ton und verſtohlenes Zunicken gegen die widerſprechendſten Meinungen gefielen ihr nicht. Ihr Widerwille gegen den Mann nahm zu; ſie empfand eine kindiſche Angſt, ſo oft er ſich ihr näherte, und war ſo unartig, ſeine wiederholte belobende Anrede in der Geſchäftigkeit des Gläſerfüllens zu überhören. Endlich erreichte er ſie doch in einer Ecke des Zimmers mit der leiſen Frage, ob ſie den jungen Herrn gekannt habe, mit welchem er ihr jüngſt begegnet ſei.

Ich achte vornehmer junger Herren nicht! antwortete ſie kurz.

Das iſt wohl geſprochen! fuhr Garzweiler fort. Es war mir lieb, daß auch der junge Baron meine fromme Tochter nicht kannte. Er wollte durchaus wiſſen, wer Sie ſei, liebe Fides. Aber mir bangt immer, wenn zwei junge Herzen von ungleichem Stande ſich zu einander hingezogen fühlen. Die jetzige Zeit, die ſo verlockend Freiheit und Gleichheit predigt, iſt ſo verführeriſch für junge, edle Gemüther. Sie überreden ſich ſo gern, daß Geiſt und Herz einen Glücksſtand des Lebens erſchaffen könnten, erhaben über alle thörichten und ungerechten Standesunterſchiede der Menſchen. Glücklich, wenn ſolche Seelen, deren ſchönen Traum man nicht verdammen mag, ſich lieber nicht kennen und finden! Bete Sie, mein Kind, daß der Himmel Sie demüthig bleiben laſſe, bei Ihren lieblichen Gaben und Vorzügen, deren oft die Töchter des Adels nicht gewürdigt ſind!

Fides hörte ihm mit geſenkten Augen und ſanft erglühenden Wangen zu. Garzweilers lächelnder Blick ruhte auf ihrer Stirne und Schläfe, als ob er die bezaubernden Träume belauſchen wollte, die in dieſem Engelskopf aufſtiegen. Dieſer Träume ſchien er gewiß; aber der Schreck befremdete ihn, womit Fides ſich raſch von ihm abwendete. Er ahnete nicht, daß ihr grollendes, argwöhniſches Herz urplötzlich von der Ahnung eines Verſuchers erſchüttert war, von der Vorſtellung eines böſen Feindes, der Garzweiler's ſchalkhafte Geſichtszüge trug.

Apropos, Herr Erasmus Lennig! rief jetzt Garzweiler, indem er ſich den Männern wieder zuwendete. Sie müſſen wol den jungen Baron Wallbrun genauer kennen? War denn ſein Vater nicht Ihr Vorgeſetzter?

Ja wohl, Herr geiſtlicher Rath! antwortete er, ein wenig angeglüht, und auf dieſe Erinnerung ſtolz. Der gnädige Herr war ja der Amtsvorfahr unſeres jetzigen Herrn Vicedoms von Bibra, ja, er war — darf ich wol ſagen — mein Freund. Denn als bürgerfreundlicher Herr ſteht er noch im beſten Andenken. Und da er manches Geſchäft gern zu Haus abmachte, kam ich täglich zu ihm. Ich mußte meine Pfeife mitbringen, und wir rauchten eine — abominable pipe, wie ſich ſeine Gemahlin ausdrückte. Dieſe Frau Baronin war ſchon ganz anders. Sie liebt zwar die Landwirthſchaft, aber als gnädige Gebieterin. Und wie ſie überhaupt etwas haushälteriſch iſt, ſo hob ſie auch damals den Adelſtolz, den ihr Gemahl leicht fallen ließ, ſorgfältig zu dem ihrigen auf, und bewirthete mich daher mit doppelten Portionen.

Die Freunde lachten und nahmen der Gelegenheit wahr, auf das Wohlergehen der ökonomiſchen Frau Baronin zu trinken.

Aber was wollten Sie von dem jungen Baron ſagen? fragte Erasmus.

Ja doch! Was wollt' ich nur von ihm ſagen? lächelte Garzweiler. Jedenfalls iſt auch er ein bürgerfreundlicher junger Mann. Denn von Schreinern und Blaufärbern wird man nicht zum Ritter geſchlagen! Doch Spaß bei Seite! Der Baron Franz Karl iſt ein edler, liebenswürdiger junger Herr. Von ſeiner Mutter hat er wenig, und ſcheint vielmehr der väterlichen Art nachzuſchlagen. Er liebt die ſchönen Wiſſenſchaften, iſt überhaupt für Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit empfänglicher, möchte ich ſagen, als für den Stolz auf ſeine ſtiftsfähige Abkunft. Der Himmel behüte ihn nur um ſo mehr vor dem revolutionairen Gelüſte der Gegenwart! Wäre es aber ſeinem Herzen beſtimmt, ein bürgerliches Glück zu finden: ſo könnten ihn äußerlich freilich die neuen Grundſätze der Zeit begünſtigen, die ja doch auf allgemeine Gleichheit der

Menſchen ausgehen. Innerlich ſtimmt freilich die chriſtliche Liebe hiermit ganz überein.

Von dieſer Seite kenne ich den Herrn Baron noch nicht, ſagte Erasmus. Ich habe ihn, ſeit er aus Göttingen zurück iſt, nicht geſehen. Auch ſcheint er ſich nicht mehr zu erinnern, daß ich ihn als Knaben gar manchmal auf meinem Knie habe reiten laſſen:

Tripp, trapp, troll
Der Reiter iſt gar voll!

Und wie oft habe ich ihm aus grauem Aktenheftzwirn eine Schmitze an die Peitſche gedreht! Nun tritt er, wie ich höre, ins Amt? Iſt es wirklich an dem, Herr geiſtlicher Rath?

Ja wohl, der Kurfürſt hat ihn ins Kabinet genommen, antwortete Garzweiler. Da wird er die Geſchäfte erſt vom höchſten Gipfel des Staates überhaupt kennen lernen, um dann zu einem beſondern Zweig überzugehen. Es iſt eine abſonderliche Gunſt Sr. hochfürſtlichen Gnaden, und ich hoffe, der junge Herr ſoll meiner Empfehlung Ehre machen.

So? Ihnen hat alſo der Herr Baron —? Man glaubte, die Gräfin Coudenhove —?

Iſt ihm auch eine mächtige Gönnerin, ja wohl! verſetzte Garzweiler. Hat mich auch in dieſer Angelegenheit ſehr unterſtützt. Ich, als bloßer Gewiſſensrath Sr. Durchlaucht, miſche mich ſonſt nicht gern in weltliche Dinge. Der Kurfürſt betrachtet aber die Geſchäfte auch als Gewiſſensſache, und da galt es mir um einen jungen Mann von Ehre und Zuverläſſigkeit; indem er auf ſolchem Platze in die tiefſten Intentionen ſeines Fürſten blickt, und die wichtigſten Papiere unter die Hände bekommt.

Gewiß, Herr geiſtlicher Rath! rief Erasmus mit Nachdruck. Beſonders in jetziger Zeit und — an unſerm mainzer Hofe. Wiſſen Sie, was Moſer von den deutſchen Höfen ſagt? „Der Hof, ſagt er, iſt der Sitz der Knechtſchaft und der Schmeichelei; es ſind nur wenig Hauptacteurs; dem Parterre geziemt Staunen, Stillſchweigen, ſtumme Verehrung. Man findet am Hof Leute, die drei Viertel Thier und ein Viertel Menſch ſind.“ — Doch das will ich nicht von unſerm mainzer Hofe geſagt haben. Nein, nein! Aber trinken wir eins, meine lieben Freunde, auf die glückliche Laufbahn des Sohnes eines verſtorbenen mainzer Ehrenmannes! Daß der junge Baron vor den Gefahren des Leichtſinns und vor den Verſuchungen der Argliſt bewahrt bleiben möge!

Man griff nach den Gläſern. Garzweiler wendete ſich zuerſt gegen Fides, reichte ihr ein Stengelglas, und ſtieß mit den Worten an: Gedenken wir eines ſo liebenswürdigen Jünglings in unſerem täglichen Gebete!

Wie die Gläſer zuſammenklangen, trat ein junger Mann in Schiffertracht haſtig herein. — Aha! rief er gleich, das gilt meiner lieben Tante; ergriff ein Glas, ſchenkte ſich ein, und trat feierlich vor die Frau Lennig mit den ſcharf recitirten Worten:

Ich hört' ein Glöcklein läuten,
Wußt' nicht, was ſollt' bedeuten:
Da ſah ich im Kalender nach,
Es war Hildegardis Tag.

Hildegard ſoll leben —

Er beſann ſich auf den weiteren Reim, und da er ihm nicht einfiel, rief er kurzweg: Hoch! warf mit der Linken ſeinen runden Hut gegen die Decke des Zimmers, fing ihn mit dem Kopf wieder auf, ohne das Glas zu verſchütten, und ſtieß mit Frau Hildegard an. Dann wiſchte er den Mund und küßte ſie auf die Wange. — Noch 50 Jahre wie heut! rief er. Ihr ſeid doch meine einzige Tante von der Mutter her. Wäre die nur heut auch dabei! Gott hab' ſie ſelig!

Er ſtellte das leere Glas hin, fuhr mit dem Aermel über die hellen braunen Augen, die ſich hatten trüben wollen, und grüßte die Umſtehenden, indem er jedem beſonders die Hand reichte und zunickte: Guten Tag, lieber Oheim! guten Tag Bäschen! guten Tag Herr Profeſſor! und ſo der Reihe nach, worauf er eben ſo viele Guten Tag Jean Baptiſt! zurück bekam.

Es war ein ſchlanker Menſch mit hübſchem gebräunten Geſicht, ſchön geſchwungenem Kinn, einem Mund voll weißer Zähne und einem Kopf voll wirrer Locken.

Ich dachte Euch gleich auch Adjes zu ſagen, lieber Onkel und Tante, fuhr er fort; aber eben hör' ich, es wird nichts daraus. Ich ſollte mit einer hübſchen Spedition aus der Schweiz nach Holland gehen; nicht als Schiffer: ſo weit reicht ja unſer Schiffbisthum nicht; ſondern als ſo 'was wie ein Commiſſionair. Nun, wie man Geld verdient, Onkel! Und ich möcht' 'mal ſo einen tüchtigen Fang thun. Es geht doch jetzt flau genug in unſerem goldnen Mainz. Ich will nicht ſagen beim Adel und der Geiſtlichkeit; auch die Profeſſoren ſind gut bezahlt und die Handwerksleut' verdienen wenigſtens im Augenblick durch die verfluchten Emigrirten ein Heidengeld: aber was den Handel angeht, den Welthandel, damit iſt gar nichts! Unſere Kaufleute machen gute Marktgeſchäfte und was ſie Detail nennen, Hauslieferung für die reichen Familien und dergleichen. Die großen Geſchäfte macht aber Frankfurt. Wer ſteht ſich dabei ſchlecht? Vorab wir Schiffiſchen.

So habt ihr Schiffer auch zu klagen, und zwar am herrlichſten deutſchen Strom? lächelte Blau. Iſt das nicht eine wunderliche Stimmung in Mainz? Das allgemeine Wohlleben ſcheint uns ſo ſauer zu werden, daß wir uns nur mit allgemeiner Unzufriedenheit zu helfen wiſſen. Jeder hat's gut, und Jeder murrt. Ich ſelber mag mich nur nicht darauf beſinnen, wie gut ich geſtellt bin, ſonſt könnte mir gleich einfallen, daß mir auch noch ſo etwas fehle.

Gewiß würde dir das einfallen, Freund! ſagte Erasmus mit einem ſchalkhaften Zug um den Mund. Gibt man dir nicht an mainzer und morſtädter Kollegiatſtifts-Einkommen für eine ganze Familie, und — verbietet dir doch zu heirathen? Iſt das nicht ein entſetzlicher Widerſpruch? Haſt du nicht allen Grund zu murren?

Es gab ein ſchalkhaftes Lachen; worauf der Getroffene in ſeiner ſanften Weiſe mitlächelnd verſetzte: Es iſt mir lieb, daß ihr das einſeht, ihr wohldenkenden Freunde, und daß ihr mich auf einen Widerſpruch in meinem Leben aufmerkſam macht, der ſich am Ende doch auf menſchliche Weiſe wird löſen laſſen. Dennoch werde ich mir einige Mühe geben, mich unter all' den Unzufriedenen glücklich zu fühlen, blos um meinem Vornamen Felix keine Schande zu machen.

Man nahm den milden Humor heiter auf und trank auf das ſtille Glück liebreicher Herzen. Auch Garzweiler konnte ſich nicht entziehen mit anzuſtoßen, und erlaubte ſich dafür eine neckiſche oder vielmehr boshafte Anſpielung, die leicht hätte verſtimmen können. Man kannte nämlich Blau als Verfaſſer einer Schrift gegen die Unfehlbarkeit des Papſtes, — eines Buches, das durch ſeinen Inhalt und durch die Freiheit ſeines Erſcheinens gerade in Mainz großes Aufſehen gemacht hatte. — Ja wohl, äußerte Garzweiler, iſt dieſe allgemeine Unzufriedenheit eines ſo beglückten Völkchens ein ſeltſamer Zug des Zeitgeiſtes. Wie könnte aber auch die Menge an die Unfehlbarkeit des Glückes glauben, da man ihr die höchſte Unfehlbarkeit verdächtig zu machen ſucht, an der doch ihr geiſtiges Glück hangt.

Da haben Sie ganz Recht, Herr geiſtlicher Rath! verſetzte Blau mit Ruhe. Das Volk muß ja endlich überzeugt werden, wie wenig zuverläſſig das iſt, was mit ſo viel Argliſt und Kunſtgriffen gemacht und aufrecht erhalten wird.

Sing' uns ein muntres Lied, Fides! fiel Erasmus dazwiſchen. Etwas von unſerem Righini. Es geht mir nichts über den ſo natürlichen und doch kunſtreichen, klaren und ſchön verflochtenen Geſang dieſes Meiſters.

Fides, bisher in vertrautem Plaudern mit Jean Baptiſt, hob den Deckel des Klaviers. Jean Baptiſt empfahl ſich. — Es thut mir nur leid, Bäschen, ſagte er, daß ich dir nun keinen reichen Holländer mitbringen kann, keinen recht ſchweren Kabeljau.

Thut nichts, Jean Baptiſt, verſetzte Fides. Ich bin ſchon mit einem ſchmackhaften Rheinſalm zufrieden.

Haſt Recht, Fides! rief Jener. Du biſt doch einmal ein Mädel, über das Einer den Kopf verlieren kann; und wenn ein Kabeljau den Kopf verliert, weißt du? dann wird er ein Stockfiſch!

Er ging raſch und lachend. Garzweiler empfahl ſich ebenfalls kurz, und rief auf der Treppe den muntern jungen Schiffer an.

Er gefällt mir, Jean Baptiſt, ſagte er ihm in der Hausthüre. Er hat ſo 'was Entſchloſſenes und Zuverläſſiges. Solche Leute hat man jetzt nöthig, beſonders wenn ſie auch verſchwiegen ſind. Beſuche Er mich doch morgen früh. Er klagt über mangelnden Verdienſt; vielleicht kann ich Ihm Manches zuwenden, was für Ihn paßt.

Es iſt ein Wort, Hochwürden! erklärte Jean Baptiſt. Befehlen Sie nur! Es muß aber der Mühe werth ſein. Ich gehe auf einen rechten Fang aus, Herr geiſtlicher Rath!

Garzweiler klopfte ihm auf die Schulter und nickte ihm bedeutſam zu. Dann an die Küche tretend ſagte er ſchnell und leiſe zu Bärbel: Sie iſt, wie ich höre, eine treue, fromme Magd. So iſt's brav! Man hat mir eine Unterſtützungskaſſe für treue Dienſtboten anvertraut, ſolche beſonders, die ſich einen Pfennig für ihr gebrechliches Alter zurücklegen wollen: komme Sie zu mir; Sie ſcheint es zu verdienen.

Bärbel, erſchrocken und verlegen, band ihre Küchenſchürze auf und wieder feſt, ſuchte nach Worten, fand aber nur die dargereichte Hand des Geiſtlichen, die ſie küßte.

Aber ſchweigen muß Sie! fuhr indeß Garzweiler mit dem Finger drohend fort. Die Herrſchaft könnte mein Geſchenk übel nehmen, als fänd' ich Ihren Lohn zu gering. Verſteht Sie, — keine Sylbe! Wohlthaten wollen heimlich gehalten ſein.

Bärbel weinte gerührt. — Sie verſäumt doch keine Frühmeſſe? fragte er ſtreng.

Niemals! Eure Hochwürden!

So iſt es recht! Sie kann nach einer ſolchen Meſſe kommen. Halte Sie ſich fromm und ehrlich, und es wird Ihr gut gehen!

Siebentes Kapitel.

Garzweiler nahm ſeinen Weg durch die Stein- und Roſengaſſe nach dem ſogenannten Mitternachtsplatze. Hier, am Eingange in das dumpfe Mitternachtsgäßchen, lag der dienheimer Hof, ein freiadeliges Haus, dermal von einem mainzer Domicellar, dem Herrn von Bettendorf, bewohnt. Die Treppe des Hauſes war nicht, wie bei andern adeligen Häuſern, von ausgelaſſener Dienerſchaft beſetzt, die keinen Vorübergehenden ungeneckt ließen; bettelhaftes Geſindel lagerte vor der verſchloſſenen Hausthüre, lachend und lärmend, bis ſie den Pater herankommen ſahen, vor dem ſie ſich mit kläglichen Mienen und Geberden verneigten.

Ihr müßt noch warten! redete Garzweiler das Häuflein mit ſtolzer Herablaſſung an, nicht aber ſo ſchreien und euch balgen, wie ihr thut. Bedenkt ihr nicht, daß ihr euern Wohlthäter ſtört, den frommen Herrn, der jetzt ſeine Morgenandacht hält und ſeine Horen betet!

Auf drei Schläge mit dem gebogenen Klopfer hatte inzwiſchen ein alter Diener geöffnet, und Garzweiler trat ein.

Hinter ihm ſetzte ſich die Ausgelaſſenheit des müßigen Völkchens fort. Sie ſpotteten über das, was der Geiſtliche geſagt hatte und über den Herrn von Bettendorf, den ſie nur den „einfältigen Bettendorf“ nannten.

Was? rief ein Hinkender, der ſoll Morgenandacht halten? Der wär' ein frommer Herr! Ui, wie wird mir! Der iſt ja ſo dumm, daß ihn die Gänſe beißen!

Inzwiſchen hatte Garzweiler die Auskunft des alten Dieners über den gnädigen Herrn vernommen und ſtürmte ſehr ungehalten die Treppe hinauf. Er eilte durch einige Zimmer, die ungeachtet der guten Mobilien ſeltſam zerſtört ausſahen. Alles ſtand geſchmacklos und unordentlich durcheinander, von den Wänden abgerückt, als ob man im Ausziehen begriffen ſei. Der getäfelte Fußboden war nicht rein gehalten. Um die Kronleuchter hingen die ſchützenden Flöre grau und zerriſſen; Fetzen derſelben ſchienen in den Ecken der Zimmer zu haften; es waren aber Spinneweben. Die angemalten Wände ſahen hier und da wie von den Tatzen eines wilden Thiers zerſtoßen aus. Dies Alles war für Garzweiler ein gewohnter Anblick, deſſen er nicht achtete. Er durchſchritt die Zimmer mit ſtolzer Haſt. Endlich trat ihm ein bejahrter Kapuziner mit beſorgter Miene und unterwürfigen Geberden entgegen.

Er liegt noch? fuhr Garzweiler den Mönch an.

Der Kapuziner ſteckte mit bedauerndem Achſelzucken das blaugewürfelte Schnupftuch in den linken Aermel der Kutte, und kreuzte, wie zu einer Fürbitte, die Arme über der Bruſt.

Guten Morgen, geiſtlicher Rath! Guten Morgen, Paterchen! rief eine männliche Stimme mit kindiſchem Ton aus dem offenen Schlafgemache. — Garzweiler trat auf die Schwelle. — Bleiben Sie draußen, bleiben Sie draußen! ſchrie der Mann im Bette.

Muß ich denn das Geſchöpf immer wieder auf ſeiner Streu finden! ſchalt Garzweiler mit zurückgehaltenem Zorn. Was haben Sie mir geſtern ſo feierlich gelobt?

Warum kommen Sie immer ſo früh, Räthchen!

Erlauben Sie ſich dieſen Ton nicht, Herr von Bettendorf! gebot Garzweiler. Ich bin nicht da, Späßchen und Kindereien mit Ihnen zu treiben. Gleich ſtehen Sie auf! Es geht auf Mittag. Sie ſollten um dieſe Zeit längſt eine tägliche Meſſe geleſen haben, ſtatt daß Sie daliegen und — Was hier für eine Luft iſt! Pater Ferrutius, öffnen Sie das Fenſter, — das Stallfenſter!

Unterſteh' dich's nur, garſtiger Mönch! rief Bettendorf mit lächerlichem Ernſte. Es zieht an mich. Ich bin nicht wohl. Und was ſo riecht, — Sie thun mir Unrecht, Herr geiſtlicher Rath! — ich bin's nicht, der Kapuziner da iſt es. Schicken Sie ihn nur wieder in ſein Kloſter, nach Nothgottes! Was thut er hier, als eſſen und trinken auf meine Koſten? Und einen Appetit führt er mit ſich, wie ein Guardian. Er ſoll mein Lector ſein? Ja doch, meine Teller leckt er ab. He, he, he!

Bettendorf kicherte wie ein Kind über ſeinen Spaß.

Was er hier ſoll? fiel Garzweiler zürnend ein. Sie ſollen es gleich wahrnehmen. Sie ſtehen im Augenblick auf! Eins, zwei, drei —?

Nein, nein, ich bin ja nicht wohl! Seien Sie doch vernünftig, Vater geiſtlicher Rath!

Den Ochſenziemer, Vater Ferrutius! dort hängt er am Kleiderſchrank.

Miserere Deus! ächzte der Kapuziner mit betend gehobenen Händen.

He, he, he! kicherte der Bedrohte, und zog die Decke über den Kopf. Garzweiler ſtürzte jähzornig ins Gemach. Die rechte Hand an Mund und Naſe drückend, riß er mit der linken die grünſeidne Eiderdunendecke vom Bett, warf ſie auf die Kommode, und reichte dem Kapuziner die lederne Peitſche mit dem Befehl, das „Faulthier" von ſeinem Lager aufzutreiben. Er ſelbſt verließ das Gemach, um die Scene nicht mit anzuſehen. Als es ſtill hinter ihm blieb, rief er: Wollen Sie hauen, Vater!

Ich reiße dir den eſelsgrauen Bart aus, Ferruti, — verruchter Kapuziner! drohte Bettendorf und lachte dabei.

Bei den erſten Hieben, die jetzt fielen, ſchalt Garzweiler: Sie hauen auf den Pfühl, Vater. Iſt das Ihr geiſtlicher Gehorſam?

Miserere Deus! ſeufzte der Kapuziner und traf, dem Klange nach, auf den Rücken eines Menſchen. Dieſer ſprang ſchreiend und Hülfe rufend auf, und eine lange, wohlbeleibte Geſtalt kam, den Schlafrock in der Hand, aus dem Gemach und drückte ſich in die Ecke eines Schrankes. Der Flüchtling hatte ein regelmäßig und edel geformtes Geſicht, das eine gute Abkunft, aber im Ausdruck eine große Geiſtesträgheit verrieth.

Geſchwind den Schlafrock angezogen! rief Garzweiler, und wendete ſich, ſobald es mit Hülfe des Kapuziners geſchehen war, nach Bettendorf um, grüßte ihn mit Ehrerbietung, und ſprach mit ruhiger Würde:

Sie wollen ins Kapitel, Herr von Bettendorf? Das heißt, Sie wollen das geiſtige und leibliche Wohl des Landes berathen und bereiten helfen; Sie wollen zu den nächſten Beiſtänden unſeres gnädigſten Erzbiſchofs und Kurfürſten, zu den tapferen Landſtänden und Vertretern des mainzer Volkes emporſteigen. Sie wollen das, Herr von Bettendorf, den man täglich von ſeinem Lager, aus ſeinem — Koben mit Schlägen auftreiben muß? Ich laufe für Sie umher, ich werbe Ihnen Gönner, ich verpfände meine Zuſagen dem Fürſten, dem Domdechanten, Allen, die Ihnen eine Stimme zu geben haben, und Sie fahren derweile in Ihren niedrigen Gewohnheiten fort und können nicht ſoviel Muth faſſen, nur den Schein eines geſitteten vernünftigen Weſens zu wahren?

Nun, beſter geiſtlicher Rath, wie weit ſind wir denn? fragte Bettendorf ſehr vergnügt. Ich merke Ihnen an, beſter Freund, Sie haben mir 'was Angenehmes zu ſagen. He?

Hier hab' ich endlich dem Kurfürſten etwas abgerungen, ſagte Garzweiler, indem er eine zuſammengelegte Schrift hervorbrachte, hier iſt ein geſiegeltes Atteſtat, in welchem Se. kurfürſtliche Gnaden Ihnen ſo viel Verſtand und gute Sitte zuerkennt, als Sie fürs Domkapitel nöthig haben. Doch in ſolchem Zuſtande kann ich nicht mit

Ihnen verhandeln, Herr von Bettendorf. Waſchen Sie ſich erſt, kleiden Sie ſich an. Ihr Bart iſt auch wieder eine halbe Woche lang. Ich verlange Sie im Haustalar zu ſehen, bevor ich dies Papier entfalten darf, in welchem Sie ſich ſo nicht ſpiegeln können. Pater Ferrutius, führen Sie ihn bei Seite! Sie ſtehen mir für ſeine Reinlichkeit, und brauchen den nöthigen Zuſpruch. Ich gehe vorher hinab, Ihre Almoſen auszutheilen, Herr von Bettendorf, damit Sie in der Stadt in beſſeren Geruch kommen, als Sie ſelbſt um ſich zu verbreiten wiſſen. Dann verhandeln wir wichtige Dinge.

Alſo hat der Kurfürſt doch nicht vergeſſen, daß ſeine Mutter eine von Bettendorf war? Aber ſagen Sie mir nur heraus, werd' ich Kapitular, beſter geiſtlicher Rath? Werd' ich's wirklich?

Ich habe einige Hoffnung. Vorausgeſetzt, daß Sie ſtets zu ſtimmen verſprechen, wie man es Ihnen andeuten wird.

Vortrefflicher Freund! rief Bettendorf, indem er mit den Armen ſeinen Schlafrock zuſammenhaltend ſehr linkiſch die Hände rieb. Was Sie nicht Alles durchſetzen können! das Erſtaunlichſte! Hören Sie! Ich wollte, Sie wären unſer Domprobſt. Ich wünſcht' es Ihnen von Herzen. Freilich, das können Sie nicht. Sie ſind nicht von Adel. Es iſt recht ſchade, ſo fähig wie Sie ſind! Sehr fähig, erſtaunlich fähig: nur nicht ſtiftsfähig.

Er ſchütterte vor Lachen über ſeinen witzigen Einfall, und zupfte hinter dem Rücken Garzweiler's, der mit ruhigem Ernſte das Zimmer verließ, den ängſtlichen Kapuziner am langen grauen Barte.

Im Erdgeſchoß öffnete Garzweiler mit eigenem Schlüſſel ein kleines Zimmer, nahm aus einem Pulte von Eichenholz einen ledernen Beutel mit Münze, und ſchritt leiſe an das offene Fenſter im Vorplatz des Hauſes. Durch den geſchloſſenen Jalouſie-Laden beobachtete er ein Weilchen das luſtige Bettelvolk auf der Haustreppe. Dann öffnete er mit Geräuſch die Thüre, trat hinaus, und ſpendete ſeine Gaben mit Prunk unter frommen Ermahnungen. — Geht in die Elfuhrmeſſe, ſagte er, und betet für das Heil eures Wohlthäters! Der fromme Mann liegt ſeit Stunden oben in der Hauskapelle und fleht den Himmel um Erleuchtung an. Man will ihn ins Kapitel haben, und das ängſtigt ihn. Aber es wäre für Mainz ein großes Glück. Er iſt ein einfacher Mann von ſtillem Weſen. Betet, daß der gute gnädige Herr ſich noch dazu entſchließe!

Die einzelnen Empfänger entfernten ſich mit einem demüthigen: Gelobt ſei Jeſus Chriſt!

Eine Frau in ſchwarzer Saloppe und reinlicher Haube hatte ſich den Anderen immer vorgedrängt, war aber vom Pater ſtets übergangen worden, ſo daß ſie die Letzte blieb. Garzweiler rührte im Beutel, als ob er das rechte Geld nicht fände, und hieß dann die Frau mit ins Haus kommen. Hier im Zimmer, während er Münze zuſammenlas, fragte er gleichgültig, wer ſie ſei.

O Sie kennen ja, Herr geiſtlicher Rath, die Witwe des Vicariats-Kanzliſten Steiglehner, die arme Frau, der es ſo übel geht.

So? Wird denn das Kartenſchlagen ſo ſchlecht bezahlt? fragte er.

Sie ſah ihn erſchrocken an, nicht ahnend, daß er dieſen Umſtand eben am Fenſter aus den Stichelreden des Bettelvolkes erlauſcht hatte. Ein flüchtiges Erröthen belebte die bleichen Züge eines feinen, ehemals ſchönen Geſichtes. Dann ſchlug ſie die Augen nieder.

O ich weiß es, ich weiß gar Manches! fuhr Garzweiler fort. Ich ſehe Ihr an, daß Sie eines Gewerbes ſich ſchämt, das auf Betrug oder auf böſe Eingebungen gegründet iſt. Das gilt mir noch für ein gutes Zeichen. Unſere heilige Kirche verbietet ſolche Sünde mit der Strenge, mit welcher Zauberei, Hexerei und Bündniß mit dem böſen Feinde beſtraft werden. Sie muß das einſtellen, Frau Steiglehner, ſonſt bin ich genöthigt, das geiſtliche Gericht gegen Sie aufzubieten.

Die Zeiten ſind gar zu klemm, Herr geiſtlicher Rath, verſetzte das Weib mit ziemlicher Entſchloſſenheit. Wir ſind an Manches gewöhnt; es ging uns einſt gut, ſo lange der Herr geiſtliche Rath Pattberg —

Sie ſchwieg, verlegen lächelnd. Garzweiler that nicht, als ob er es bemerke. War Pattberg ein Freund Ihres Mannes? fragte er ruhig.

Ja wohl, bis er als geiſtlicher Commiſſarius nach dem Eichsfeld ging, war er unſer Gönner und Unterſtützer. Das war eine ſchöne Zeit für uns. So 'was vergißt ſich ſchwer und gewöhnt ſich noch ſchwerer ab. Und nun wir in Noth ſind, wer gibt uns etwas, wenn ich nichts auf irgend eine Art verdiene?

Sie ſagt, uns: lebt Sie nicht für ſich allein?

Mit meiner Tochter.

Die muß noch jung ſein?

Sie iſt jetzt — warten Sie! — Pattberg iſt von hier weg — nein, ich will ſagen, ſie iſt 23 Jahre alt.

Und was treibt ſie?

Feine Nähtereien, Herr geiſtlicher Rath, und beſorgt die feine Wäſche für Se. Gnaden den Herrn Domſänger von Hoheneck.

Für den alten Herrn?

Ja, er iſt ein guter gnädiger Herr, lächelte die Frau.

Da müßt ihr doch leben können! verſetzte Garzweiler, da fehlt es euch ja nicht an Verdienſt. Eine kleine Penſion hat Sie auch. Aber ich weiß ſchon, wie das geht: das heimliche Wiſſen und Weiſſagen iſt ſehr verführeriſch. Der Gewinn iſt es nicht allein. Sie lächelt? Aber Sie ſollte nicht lächeln: das Gewerbe wird nur um ſo verdammlicher. Und ich, von Sr. kurfürſtlichen Gnaden beſtellter Rath, darf dergleichen Verderbniß und Verführung nicht dulden. Das iſt die uralte Schlange des Hochmuths, die um den Baum der Erkenntniß züngelt. Sie muß mir jetzt geloben — Doch, ich weiß ſchon: ein Anderes iſt geloben, ein Anderes befolgen. Warte Sie! Mir kommt eben ein guter Gedanke. Man muß das Böſe dem Guten dienſtbar machen. Sie hat ohne Zweifel eine gewiſſe Geſchicklichkeit und Fertigkeit in dem verdammlichen Kartenſchlagen erworben. Ich könnte dieſer Geſchicklichkeit vielleicht eine große, würdige Beſtimmung geben, wobei Sie vergangenes Unrecht abbüßen und zugleich ſich das ſündige Gewerbe ſelbſt allmälig abgewöhnen würde. Es ſteht uns leider! eine arge Zeit bevor. Menſchen, auf den Umſturz der Religion und der Staaten bedacht, ſchleichen im Dunkel. Vielleicht hat Sie ſelbſt ſchon Manches wahrgenommen. Solchem Treiben kann man nur im Dunkel beikommen; wie denn, nach der Bibel, böſe Geiſter nur mit Hülfe Beelzebubs auszutreiben ſind. Zu ſolchem guten Werke kann Sie mir beiſtehen. Die Schlechtgeſinnten ſind auch abergläubig, wie die Guten gläubig. Kann Sie Stillſchweigen beobachten?

O, Herr geiſtlicher Rath —!

Dieſen halblauten Ausruf der Betheuerung begleitete das Weib mit geheimnißvollen Mienen, ſchwörenden Geberden und einem wegwerfenden Lächeln, das ſprechend ausdrückte: was hab' ich nicht ſchon Alles geheim gehalten! Dabei ſprühten die großen dunkeln Augen; die ſchmale Naſe blähte ſich; die mageren Hände zuckten wunderlich in der Luft: es war, als ob ein Dämon aus ihr in Zeichen ſpräche, die allen Worten vorauseilten.

Ich ſehe ſchon, ſagte Garzweiler mit großem Ernſte, daß Sie Verſtand genug beſitzt, die Nothwendigkeit des tiefſten Schweigens einzuſehen, wenn Sie es mit mir zu thun hat. Sie weiß, was ich vermag.

Das Weib machte abermals ihre betheuernden Geſten; worauf Garzweiler leiſe fortfuhr:

Ihre Karten müſſen meinen Eingebungen dienen. Sie erhält von mir Winke über gewiſſe Perſonen, die zu Ihr kommen, und was Sie denſelben zu weiſſagen hat. Verſteht Sie mich, und verſteht Sie ſich dazu?

Das überſpannte Weib ſtürzte auf die Knie und küßte des Geiſtlichen rechten Fuß. Garzweiler ließ ſie eine Weile liegen, mit ſegnend gehobener Hand auf ſie herabblickend, als ob er ſie zu ſeinem Dienſte bannen wollte. — Wo wohnt Sie? fragte er dann.

Am Heringsbrunnen, war die Antwort.

Das iſt zu entfernt für meinen Zweck, erklärte Garzweiler. Sie muß dort ausziehen. Da unten um die Ecke des Mitternachtgäßchens ſuche Sie eine Wohnung. Biete Sie Jemand aus, wenn keine leer iſt. Das läßt ſich machen — auf meine Koſten. Jene Höfchen ſtoßen an den Garten dieſes Hauſes; da läßt ſich leichter verkehren. Ich bin täglich zu beſtimmter Stunde hier. So werden durch Wohnungswechſel auch Ihre bisherigen Kunden weggewöhnt. Denn Ihr ſündhaftes Gewerbe muß ſich nach und nach in meinen guten Zwecken auflöſen, bis wohin es mir auch gelingen wird, Ihr andere Unterſtützungen zuzuwenden, ſo daß Sie einem ruhigen und chriſtlichen Alter entgegenſehen kann.

Unter dieſen letzten Reden ſuchte Garzweiler noch einiges Geld zuſammen, reichte es der Frau, und entließ ſie mit der Weiſung, ſobald ſie eine Wohnung gefunden, wieder zu kommen, um das Weitere zu vernehmen. Er öffnete ihr ſelbſt die Hausthüre, und fragte den alten Bedienten, ob keine Anmeldungen geſchehen ſeien.

Der Diener der Leſegeſellſchaft warte, war die Antwort. Der Vater nickte und trat in das Zimmer zurück.

Achtes Kapitel.

Ein wunderlich ausſehendes Männchen kam herein, — in guten Kleidern, denen man es aber anſah, daß ſie ihm nicht angemeſſen, ſondern von verſchiedenen Gönnern geſchenkt worden. Mit ſtark tapirten und gepuderten Ohrlocken und einem übermäßigen Haarbeutel ſchien die verkümmerte Geſtalt dem ſchlotternden Anzuge imponiren zu wollen. Die tiefe, hohle Stimme war dem Manne natürlich; die Art und Weiſe aber mit vollem Mund und Wortſchwall zu reden, ſchien angenommen, man hätte glauben ſollen — um ſich über dem Abgrund ſeiner Kleider zu halten, wie man ſich mit luftgefüllten Blaſen über dem Waſſer hält. Dabei bewegten ſich die hohlen Backen eines zahnarmen Mundes beim Sprechen wie zwei thätige Ventile. Die Naſe und die ſtarken Backenknochen hatten etwas Kupfer und über denſelben funkelten zwei unruhige kleine Augen. Bei ſo unſtätem Blicke fiel die ſteife Haltung des mageren Körpers noch mehr auf. Der Gang war etwas ſchwankend; ſtehend aber nahm das Männchen eine theatraliſche Haltung an; indem es den linken Arm in die Seite geſtemmt, den rechten Fuß vorſtreckte, auf dem eine viel zu große ſilberne Schnalle ſchütterte.

Heut wollen wir uns kurz faſſen, Makowitzki, redete Garzweiler den Eintretenden an.

Kurz? verſetzte mit heftig zurückgeworfenem Kopf der

Mann. Wohl! Ich werde mich bemühen kurz und dunkel zu ſein.

Kurz und klar iſt mehr Kunſt, lieber Makowitzki.

Nicht capabel, Herr geiſtlicher Rath! betheuerte er. Es widerſtrebt meinen angeborenen Gaben. Alle Profeſſoren ſagen mir, daß ich für die beſchreibende Poeſie geſchaffen bin. Kleiſt's „Frühling", die „Tageszeiten" von — Jakobi, wenn ich nicht irre — voilà! mir wie aus der Seele geſchöpft.

Und was iſt vorgefallen? Hat Er Bemerkenswerthes?

Erſtaunliches, wahrhaft Verbrecheriſches, Herr geiſtlicher Rath.

Nun? Rede Er, Makowitzki!

Ich ſaß alſo wieder — Sie kennen ja noch, Herr geiſtlicher Rath, die Localität der Leſegeſellſchaft im Lottohaus auf dem Höfchen?

Beſchränken wir uns heut auf die Vorfallenheiten, fiel Garzweiler lächelnd ein. Die Umſtände beſchreibe Er mir dann nächſtens. Aber vergeſſe Er nichts! Nun? Hat man wieder den Moniteur vom Tiſch herab geleſen? der franzöſiſchen Revolution Lobreden gehalten? den Jakobinern Lebehoch gebracht?

Gegen die Lebehoch will ich nichts ſagen, erklärte mit lächerlichen Geſichtsverzerrungen das Männchen. Ich bin dabei betheiligt, und ich will nicht ungerecht thun, wie mir's neulich beim Stadtgericht von Seiten des Herrn Richters Razen widerfahren iſt. Wahr iſt es: es geht jetzt viel Wein in dieſer Richtung durch die halbrepublikaniſchen Gurgeln vieler Leſegeſellſchaftsmitglieder; aber ich beziehe Pfropfengeld vom Geſellſchaftswein. Voilà! Ich bin Partei.

Auch mag ein Billigdenkender anerkennen, was die Franzoſen Gutes bezwecken. Der Herr Profeſſor Blau ſagte letzt ſehr wahr: Von Paris kommen modiſche Putzſachen, aber auch freie Inſtitutionen, — die Franzoſen dienen alſo in jeder Bedeutung und Hinſicht — dem Staat. Die Franzoſen haben uns bisher bequeme Seſſel geliefert und machen nun bequeme Geſetze. Geben Sie nicht zu, Herr geiſtlicher Rath, daß das ſehr gut iſt? Denn ſehen Sie, unſer deutſches Recht ſitzt gar zu übel, abſonderlich auf den zwei Bänken des mainzer Hofgerichts. Auf der Gelehrtenbank ſitzt das Recht auf zu viel Federn und der Adelsbank fehlt's an Roßhaaren, weil man dort lauter Kuhſchwänze anbringt.

Schweig' Er, Makowitzki! gebot Garzweiler finſter. Den Gedanken hat Er nicht aus ſich ſelbſt, ſondern er ſchmeckt ganz und gar nach dem tollen Profeſſor Hofmann. Komme Er nun endlich auf Seine Beobachtungen! Wir müſſen uns heut kurz faſſen.

Gut! Befehlen, Herr geiſtlicher Rath! Wo ſtanden wir denn? Bei der franzöſiſchen Revolution! Richtig! Nun, ſagte ich, mögen auch die Franzoſen Gutes wollen, ſo ſollten ſie es doch nicht errevolutioniren. Die ehemaligen Jeſuiten machten es ſo, daß ſie durch ſchlechte Mittel — Gut, gut! Ich reſpectire Ihren zürnenden Blick, Herr geiſtlicher Rath. Aber auf der Leſegeſellſchaft wird aller Reſpekt mit Füßen getreten. Hören Sie, man hat dort fürchterlich über den Kurfürſten geſchimpft.

Nicht auch über den Hofkanzler Albini? fragte Garzweiler.

Hofkanzler? — Nein, den rühmen ſie vielmehr, beſonders die von der Univerſität.

Ich wollte, ſie ſchimpften auf dieſen, ſagte der Geiſtliche vor ſich hin. Es wäre beſſer, das heißt, es würde eher wirken. — Nun, Makowitzki, und —?

Und —? Was, Herr geiſtlicher Rath? Meinen Sie — zum Beiſpiel? Voilà! Ich habe mir da einen Zettel angelegt, nach Ihrem Rathe.

Makowitzki zog ein Blatt Papier aus der Rocktaſche, eine Brille aus der Weſtentaſche und las:

Von wegen des Kurfürſten: — „er ruinirt das Land; er will den großen Herrn ſpielen und ſich zum Beſchützer des Königs und Adels von Frankreich aufwerfen; er häuft als Erzkanzler des Reichs Schulden, ſtatt als Kurfürſt ſeinen elenden Unterthanen im Speſſart und Eichsfeld aufzuhelfen; er hat aus lauter Eitelkeit ſeine Soldaten gen Lüttich geſchickt, um ein von einem ſchlechten Fürſtbiſchof gedrücktes Volk, deſſen Sache ſo gerecht iſt, in Sklaverei zurück zu bringen.“

Apropos! unterbrach ſich das Männchen, — wiſſen Sie ſchon, daß morgen unſere Truppen aus dem lütticher Land zurückkommen, und ein Luſtlager unter der Rhein-Allee beziehen?

Stadtkundige Sache! murrte Garzweiler ungeduldig. Bleibe Er doch bei meinen Fragen! Und wer ſind dermal die loſeſten Mäuler auf der Leſegeſellſchaft?

Abſonderlich Profeſſor Joſeph Hofmann. Dieſer ſagt — fuhr Makowitzki zu leſen fort:

„Der Kurfürſt hat nicht nur eine halbe Million Erſparniß des ſeligen Emmerich Joſeph durchgebracht, ſondern auch Güter verkauft, Gemeindegelder verſplittert, die jährlichen Landesrevenuen verpraßt und noch eine halbe Million

Schulden gemacht. Davon iſt aber kein Heller für wohlthätige Anſtalten oder wegen Kriegs und Unglücksfälle, ſondern Alles für eine übertriebene Hofhaltung mit liederlichem Anhang und an Günſtlinge verſchwendet worden.“

Sie können ſich denken, Herr geiſtlicher Rath, wen er dabei genannt und wie er ſich über den „liederlichen Anhang“ ausgedrückt hat, ſetzte Makowitzki mit pfiffiger Miene hinzu. Das läßt ſich nicht zu Papier bringen.

Er ſtreckte ſich auf den Zehen, um dem ſtattlichen Pater etwas ins Ohr zu flüſtern, was er mit mißbilligenden Grimaſſen begleitete.

Alſo Hofmann —? Und die übrigen Läſtermäuler? fragte der Geiſtliche.

Das ſind hauptſächlich, außer dieſem Profeſſor Hofmann, die Profeſſoren Metternich und Blau, — doch dieſer drückt ſich ſchon mehr ſanft und freundlich aus, — der Doctor Wedekind und —

Auch Forſter —?

Forſter iſt ſelten da, wenn es am wildeſten zugeht. Er kommt in ſtilleren Stunden und lieſt die Zeitungen und Zeitſchriften, — den Moniteur, die Straßburger- und die Reichspoſtamts-Zeitung, das frankfurter Riſtretto, die berliner Monatsſchrift, das göttinger Magazin, das neue deutſche Muſeum, die allgemeine Literaturzeitung u. ſ. w. Sie wiſſen ja, was ich Ihnen Abends bringe. Aber dann kommen noch viele Beamte dazu; am Ende raiſonnirt Alles, und beim Applaudiren fehlt gar Keiner.

Weiß Er was, Makowitzki? Lege Er mir eine Liſte über Diejenigen an, die ſich nicht ſowol über die Revolution, als über unſere mainzer Angelegenheiten auslaſſen.

Und — noch Eins! Bringe Er die Schwätzer doch einmal auf Albini. Sieht Er, man muß ſich vorſehen, und die Leute, die in Tagen der Noth gefährlich werden könnten, voraus kennen. So gebe ich Ihm Gelegenheit, Makowitzki, ſich um Kirche und Staat verdient zu machen. Geb' Er einmal Acht, ob nicht dieſe proteſtantiſchen Profeſſoren die heimlichen Anlocker und Verführer ſind. Er wird das mit Seinem Scharfſinn gewiß finden, wenn Er nur will. Der Proteſtantismus iſt ſchon ſeiner Geburt nach eine Empörung, — ein Losreißen von Rom, unſerem heiligen Mittelpunkt. Er ſelbſt, Makowitzki, verſäumt doch hoffentlich die Meſſe und Beichte nicht?

Ich bin noch altkurfürſtlich, Herr geiſtlicher Rath! verſetzte mit komiſcher Betheuerungsgeberde das Männchen. Wiſſen Sie, was altkurfürſtlich heißt? Ich habe noch den Kurfürſten die Abendbetſtunden und Prozeſſionen mitmachen ſehen. Da fuhr die vornehme Welt in die Kirchen; da fand man noch in den adeligen Häuſern Kruzifixe von Elfenbein und ſilberne Weihwaſſerkeſſelchen an den Stubenthüren. Das war eine erbauliche, gottesfürchtige Zeit, Eure Hochwürden! Aber heutiges Tags? Jetzt ſieht man auf koſtbare Möbel aus Paris, ſchafft heidniſche Göttinnen von Alabaſter oder doch von Gyps an und hält ſich gute Freundinnen, die ſich nicht ſo kalt und rauh anfühlen, wie Gyps; ſingt luſtige franzöſiſche Lieder, und lieſt den gottloſen Voltaire, kurz, man macht es, wie der Hof. Das nenne ich neukurfürſtlich. Aber ich —

Makowitzki! rief Garzweiler mit zürnender Verwunderung aus. Er ſoll auf die Reden der Gottloſen wachen, und erlaubt ſich ſelbſt —?

Makowitzki ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirne und rannte, wie unſinnig, hin und her, indem er mit weinerlichem Ton klagte: O Herr Pater, ich ſchlechter Menſch — ich! Sehen Sie, was das anſteckt, wenn man tagtäglich unter ſolchen Leuten iſt, wenn man ihre Gottloſigkeit einathmet. Ich ſchimpfe eigentlich nicht, Hochwürden; bei Gott nicht! Es iſt nicht mein eigentliches Ich: es iſt vielmehr fremdes Schimpfen und geht nur ſo durch mich hindurch; denn meine fromme Natur verträgt es nicht, ſondern gibt es gleich wieder von ſich. Abſolviren Sie mich! Ich habe vollkommene Reu' und Leid!

Er ſchlug ein Kreuz und mit der Fauſt dreimal auf die Bruſt, wobei er das rechte Knie bog.

Geh' Er jetzt, Makowitzki! ſagte Garzweiler mit unwilligem Ernſt, und zur Buße betet er morgen früh drei Roſenkränze vor dem Altar des heiligen Ignatius in der Jeſuitenkirche — in der Univerſitätskirche, wie ſie jetzt heißt. Gelob' Er mir das!

Makowitzki reichte raſch ſeine rechte Hand, zog aber zugleich mit der linken ein Papier aus der Taſche. Garzweiler fragte, was er noch habe.

Mein Gelöbniß, lächelte Jener, erinnert mich an Ihr gütiges Verſprechen. Sie wollen nach und nach meine Schulden geneigteſt — Hier hab' ich eine Rechnung, die mich ſehr drückt.

Schon wieder etwas? Und dieſe große Rechnung da? bemerkte der Geiſtliche, indem er nach dem zuſammengefalteten Papier reichte.

Sie haben Recht, Herr geiſtlicher Rath! rief Makowitzki, geſchäftig ſein Papier entfaltend. Und indem er das unbeſchriebene Stückchen unmittelbar unter der gezogenen Summe umbog, den Falz an der Lippe netzte und abriß, ſagte er: Ich vergaß eben, daß ich mich heut kurz faſſen muß. Sehen Sie, ſo iſt auch die Rechnung kürzer! Mich treu gehorſamſt zu empfehlen!

Bis Garzweiler einen Blick in die Rechnung gethan hatte, war Makowitzki rücklings aus dem Zimmer entſchlüpft. Garzweiler blickte nachdenklich auf, ſchüttelte zweifelhaft den Kopf, und ſagte ärgerlich vor ſich hin: Iſt der Burſche ein Narr oder iſt er ein Schalk? Schlechtes, ſchmuziges Pack! Pfui! daß man es anrühren muß!

Neuntes Kapitel.

Die Rückkehr der mainzer Truppen aus den Niederlanden brachte neues Leben in die Stadt, oder zog vielmehr alles Leben nach jener Seite von Mainz, wo ein Luſtlager aufgeſteckt war, — vor dem Raimundithor, am Ende der Kur-Allee. So hieß damals die ſchöne Allee am Rhein; weil man hier zur Frühlingszeit den Brunnen zu trinken pflegte, — lohnſteiner Waſſer, rheingauer Stahlquelle oder weilbacher Schwefelbrunnen. Jetzt war die neue Anlage mehr, als ſelbſt zur Kurzeit beſucht. Die Bürgerlichen drängten ſich um den Tanzſaal im Vauxhallgarten; für den Adel ſtand auf dem Rundplatze, den vier Reihen Pappelbäume bildeten, ein Carouſſel zu ſpielender Erinnerung an alte ritterliche Uebungen. Hier fanden auch Damen am Pfeilwerfen nach Türkenköpfen, am Schießen, Ringelſtechen u. dgl. Unterhaltung und Spaß. Im Vauxhall wurde gewalzt, gezecht. Der Wirth hatte für dieſe Tage bedeckte Sitze aufgeſchlagen, damit auch die Bürgerlichen einen Aufenthalt wie unter Zelten haben möchten. Für die Jugend war eine Schaukel zwiſchen zwei hohen Balken aufgehängt.

Aus dem Vauxhall und dem Rondel hatte man den Blick auf das Lager und auf das luſtige Treiben darin. Daß die Truppen vor ihrem Einzug in die Stadt eine Woche lagern ſollten, war urſprünglich ein vergnügungsſüchtiger Einfall der Gräfin Coudenhöve, den aber der Kurfürſt lebhaft ergriff, und zu einer politiſchen Bedeutung, zu einer kriegeriſchen Demonſtration belebte, da der alte Herr mit ſeinem preußiſchen Verbündeten ſo gern von einem Feldzuge gegen Frankreich träumte. Das heiterſte Septemberwetter begünſtigte das luſtige Spiel.

In Mitte des Lagers ſtand ein weites Zelt für den beſuchenden Hof. Die große Fahne mit dem mainzer Wappen wehte über dem runden, buntſtreifigen Dache. Stühle, Tiſche, gepolſterte Bänke waren aus dem kurfürſtlichen Luſtſchlößchen auf der Petersau an das Ufer geſchifft und ins Zelt gebracht worden. Vormittags, oder wenn die adeligen Offiziere nach dem Reſidenzſchloſſe des Fürſten zur Tafel geladen waren, wurden auch Bürgerliche im Lager zugelaſſen. Bauern und Bäuerinnen drängten ſich heran, und brachten ihren aus der Hofküche bewirtheten Söhnen Schwarzbrot und Handkäſe mit, an denen die jauchzenden Burſche die liebe Heimath wieder anbiſſen.

Dabei ſchwuren Manche mit einem derben Schlag auf ihres Vaters Schulter, es müſſe bald wieder ins Feld gehen. Andere aber flüſterten der unter Thränen lachenden Mutter ins Ohr: Ich geh' nicht mehr mit, Mutter!

Nachmittags war der Eintritt nur Adeligen geſtattet. Es gehörte zum guten Ton, alle Tage ins Lager zu fahren; denn der Kurfürſt ſah es gern und nahm es als Einſicht in ſeine Politik und als Eifer für ſeine kriegeriſchen Abſichten auf. Heut gaben die adeligen Offiziere ein — wie ſie es nannten — Dejeuner dinatoire. Für die bürgerliche Einwohnerſchaft, die nichts ſo ſehr anſtaunte, als Hoffeſte, und zugleich über nichts lieber loszog, als über adelige Luſtbarkeiten, war dies, wie ſich der mainzer Pöbel ausdrückt — ein „Allerweltskohl“. Man aß ja ſchon um elf Uhr zu Mittag und gegen zwölf war daher Alles auf den Beinen. Die lange Allee wogte von Menſchen. Der Nebel war ſpät geſunken, und hatte den ſtaubigen Boden angefeuchtet. Nur an den ſchönen Berggipfeln hinter Bieberich walleten noch einzelne Nebelflöre und verzogen ſich in die waldigen Thäler und in die duftige Ferne des Rheingaues. Der meergrüne Strom ſchimmerte; ein blauer Himmel glänzte über den weißen Zelten; die Fahnen und Wimpel des Lagers flatterten vom lebhaften Oſtwinde. Der Fluß war mit Booten bedeckt, die vom andern Ufer abholten oder Schauluſtige aufgenommen hatten.

Bald kamen von der Stadt die zahlreichen Equipagen vorüber. Alle Dienerſchaft in Gala. Die Fußgänger riefen einander die Namen der Domherren, der Miniſter, der fremden Geſandten und der höheren Beamten zu, die eben heranfuhren. Alles machte dann Front; die Männer verneigten tief ihre entblößten Köpfe, die Bürgerfrauen stießen dreimal ihre kurzen Röcke auf den Boden. Hintennach theilte Einer oder der Andere eine luſtige Bemerkung mit, die allgemein belacht wurde.

Dies wunderliche, widerſprechende Benehmen der guten Bürger war noch nicht gar alt in Mainz. Seit langen Zeiten lebte der Gewerbsmann, der Zunftbürger und Kleinhändler im gewohnten Gefühle ſeiner Nichtigkeit unter dem privilegirten und hochmüthigen Adel. Sein Rock und ſein Recht traten ſelbſt hinter die Hoflivree unter dem Hofmarſchallsgerichte zurück. Es fehlte nicht an wohlhabenden Leuten unter dieſen Krämern und Profeſſioniſten; aber auch ſolche mußten ſich begnügen, gemächlicher als Andere zu leben und des Rheinweins, der rheingauer Luft und Sonne froh zu werden, ohne jedoch irgend etwas von Selbſtgefühl und Bürgerſtolz blicken zu laſſen.

Nun regte ſich ſeit Kurzem unter den revolutionairen Stoßwinden aus Paris ein neues Bewußtſein, ein friſcher Muth, der von einzelnen hellſehenden, geiſtig gebildeten Männern aus dem Kreiſe der ſog. Emmerizianer angefacht und unterhalten wurde. Man fing an, ſich der alten Unterwürfigkeit, der Selbſterniedrigung unter brutale Livreen zu ſchämen. Man ſtreckte ſich an den neuen Gedanken der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit. Aber noch knickte von langer Gewohnheit der Rücken vor jedem gepuderten Toupet, vor jedem Degen und bunten Rockkragen; der Fuß ſcharrte vor jedem Wagen und Schilderhaus. So lagen die alten Geberden und die neuen Gedanken mit einander im Zwiſt, und man entſchädigte ſich für die muthloſen Gewohnheiten durch verwegene Worte, durch Spott und Späße.

So machte jetzt hinter dem Wagen des Oberſthofmeiſters von Erthal her der Hoftapezirer Nörpel die eigenthümliche Bewegung nach, mit welcher der Vorübergefahrene die Bürgerlichen zu grüßen pflegte; indem er nämlich niemals den friſirten Kopf neigte, ſondern nur die buſchigen Augenbrauen zweimal ſtark auf- und niederzog.

Die geſchmackvollſte Equipage, die vorüberrollte, war die des Domſängers von Hoheneck, eines ältlichen Prälaten, der ſehr freundlich grüßte. Man bewunderte die brauſenden ukrainiſchen Pferde an ſeinem Wagen.

Schade! rief der Hoftapezirer, daß der Graf von Sickingen nicht mehr da iſt. Der war doch der wahre Maitre de Plaiſir an unſerem Hofe. Was wir von geſchmackvollen Livreen, Wagen und Pferden in Mainz haben, iſt doch erſt durch ihn aufgekommen. Keiner verſtand ſich ſo auf Möbel, Tapeten und Verzierungswerk. Der hätt' einmal ſo ein Lagerfrühſtückchen arrangiren ſollen, ſo ein geſchmackvolles Dinatoirchen!

Wo iſt er nur hingekommen? fragte man.

Ei nun, der Kurfürſt hat ihn abgeſchafft, verſetzte Nörpel. Als Miniſter war doch nichts mit ihm anzufangen. In Staatsgeſchäften war er wie „geflappt mit der Pelzkappe“.

Eben fuhr die Gräfin Coudenhove vorüber. Neben ihr ſaß der Düc de la Force; den Rückſitz hatte der Herr von Montleveau eingenommen. — Wieder zwei neue vertrackte Franzoſen! rief der Zimmermann Riedel. Wie viel Geſchock Emigrirter haben wir nur jetzt in Mainz! Hochmüthiges und ſchlechtes Volk, anmaßlich und voll Liederlichkeit. Nun ja, ſie laſſen jetzt Manches arbeiten, ſo lang' es dauert: aber wieviele werden auch wieder bei Hof gefüttert? Und welches Verdienſt haben ſie, daß man ſie ſo vorzieht? Nun ja, ſie haben ihr Vaterland verlaſſen, als die Noth an den Mann ging. Und nun hört ſich unſer Kurfürſt doch lieber „cher Papa“ von dem Geſindel nennen, als von uns „gnädiger Landesvater“.

Ich denke, wir Bürgerlichen ſollen auch noch unſere Franzoſen bekommen, bemerkte eine noch rüſtige Witwe. Es geht ja doch in jetziger Zeit Alles auf Gleichheit hinaus.

Gott behüt' uns Alle vor den Franzoſen und unſere Kinder vor den Blattern! rief ſchalkhaft lachend der Hoftapezirer.

Der auf der Rückſeite war ein hübſcher, ſtattlicher Mann! erinnerte dieſelbe Witwe; worauf der Tapezirer mit der Miene des Wiſſenden verſetzte: Das iſt ein gewiſſer Herr von Montleveau.

Was? ſchrie die Frau, war das der Musje Voulez-Vous, von dem man ſo viel ſpricht, auf den die Coudenhove ein Auge haben ſoll? Ei, das glaub' ich!

Je nun, Frau Acciſorin Klinſing, ſcherzte der Tapezirer, Sie hat ja auch frühzeitig Ihren guten Mann verloren, und muß am beſten wiſſen, wie's einer jungen Witwe zu Muth iſt.

Das will ich meinen, war die Antwort. Die Jahre thun auch etwas; der Musje Voulez-Vous wird ein Vierziger ſein, und der Kurfürſt iſt ſiebenzig.

Noch keckere Scherze folgten, bis ein Kanonenſchuß aus dem Lager Schweigen gebot. Alles blieb ſtehen und blickte rückwärts. Der Hoflaufer Jakob Guck in rother Livree mit einem Stab trabte mit kurzen Schritten vorüber. Nach einer Weile folgte eine Schaar der Leibgarde zu Pferd unter Anführung des General-Feldmarſchall-Lieutenants von Pfirdt als Chef-Kapitains. — Sechs Hermelinpferde mit ſilberbeſchlagenem Riemenzeug und Quaſten auf den Köpfen zogen die vergoldete ſchwere Staatskutſche, in welcher der Kurfürſt mit runder Perrücke, in ſchwarzem weltlichen Kleid mit Stern ſaß, Kutſcher und Lakaien in Roth. Eine Reiterſchaar derſelben Leibgarde, vom Staabskapitain Freiherrn von Redwitz geführt, beſchloß den Zug. Schuß auf Schuß fiel im Lager. Die Volksmenge drängte ſich hinter dem Zug an der Einfahrt zuſammen.

Im Lager ging es feierlich zu. Die Muſik ſpielte rauſchende Märſche, die Trommeln wirbelten, von Zeit zu Zeit fiel ein Kanonenſchuß. Das erhöhte Zelt des Kurfürſten ſtand in Mitte aufgezogener kleiner Zelte für Diejenigen, die durch ihren zweiten Rang und ihre Anzahl von der Tafel des Fürſten ausgeſchloſſen waren. Eine Compagnie war als Ehrenwacht aufgezogen. Die anderen Truppen kochten und wirthſchafteten, um das Lagerleben zu veranſchaulichen; nur daß ſie es heut in Gala thaten. Geſchniegelt und gewichſt, vom wollenen Zopfband und den gepuderten Ohrlocken bis zur breiten Kamaſchenzunge auf den Stumpfſchuhen, hielten ſich Alle puppenartig ſteif, im damaligen Styl der Reichsarmee. Man bewegte ſich im Dienſt und führte die Waffen mit langſamen theatraliſchen Handgriffen. Die Waffenführung und das Reichstags-Ceremoniel waren nach gleichem Geſchmack gebildet. Der Hauptmann der Ehrenwacht, ein Bürgerlicher, blieb im Dienſte zurück, während ſeine beiden Lieutenants als Adelige auf ein gegebenes Zeichen austraten und ihre Plätze an einem der kleinen Zelttiſche einnahmen.

Der Kurfürſt erſchien ungemein munter und geſprächig. Man unterhielt ſich, der zahlreich eingeladenen Emigrirten wegen, in franzöſiſcher Sprache. Der Kurfürſt lobte das Ausſehen und die vortreffliche Haltung der Truppen. — Die Offiziere, ſagte er ſcherzhaft zur Herzogin von Grandmont und zu dem Marquis d'Autichamp, unſere Herren Wirthe, haben heut keine verdeckte Schüſſel, wie es ſonſt gebräuchlich iſt, aber eine offene, die Schüſſel ihrer tapferen Leiſtungen, die für unſere lieben franzöſiſchen Gäſte mit einer Hoffnungsſauce angerichtet iſt.

Und, Monſeigneur, antwortete der Marquis, wenn eine ſolche verdeckte Schüſſel käme, ich wette, es wären keine Krebſe darin.

Schön geſagt, Herr Marquis, verſetzte Frau von Coudenhove. Unſere Truppen ſind immer lebhaft vorwärts gegangen.

Lieber General Hatzfeld, rief der Kurfürſt ſeinem Generale zu, einem Bruder der Gräfin Coudenhove. Sie haben Ihren erſten ruhmvollen Feldzug gemacht. Ich danke Ihnen für die Bürgſchaften, die Sie unſerer mainzer Zukunft gegeben haben. Und nun laſſe ich Alle leben, die bei Vilſen und Haſſelt ſo tapfer gefochten haben. Unſere Helden hoch!

Wie das Geſchütz ausgedonnert hatte, erhielt Graf Hatzfeld die Erlaubniß, den Dank des Heeres auszuſprechen. — Wir kehren von einem Vorſpiel großer Thaten zurück, ſagte er franzöſiſch, — von einer Vorübung der deutſchen Waffen. Wir ſehen nun geprüft und entflammt dem Augenblick entgegen, wo es gelte, dieſe Jakobiner zu vernichten, wenn nicht etwa das warnende Unglück der lütticher Patrioten den jakobiniſchen Freiheitſchwindel erblaſſen macht. Mögen dieſe Lorbeern, die wir an den reizenden Ufern des Wesdre errungen, dem König und dem Adel Frankreichs zu gut kommen! Die weiſe und muthige Politik unſeres erlauchten Fürſten, von unſeren Bajonetten getragen, wird die alte Ordnung Frankreichs wieder herſtellen und ihr neue Stützen geben.

Der Kurfürſt nickte vergnügt, unter lebhaftem Kauen und das ſpöttiſche Lächeln der Franzoſen nicht bemerkend. Jubel und Rührung vermiſchten ſich an den reich beſetzten Tafeln; denn einige ältere Damen ließen es bei ſo ſtolzen Reden auch nicht an Thränen fehlen. Die hohen Anſprüche dieſer ahnenreichen Familien traten, wie mittelſt eines neuen Firniſſes, auf ihrem dunkelnden Hintergrunde wieder deutlich hervor. Die Erwartungen waren berauſchend; alle Beſorgniſſe verſchwanden, und die Gefahren, die eine verhängnißvolle Zeit ausſpielte, wurden von kühnen Redensarten einer fremden Sprache übertrumpft. Stolze Worte, wilde Wirbel der Trommeln, Kanonenſchläge, die keinen Widerſpruch feindlicher Batterien erfuhren, zerſtreuten, wie es ſchien, all' das ſchwer und ſchwarz laſtende Gewölk der Zukunft.

Unter dem beſten Taumel erhob ſich der Kurfürſt und verließ mit ſeinem nächſten Gefolge das Lager. Die Zurückbleibenden wurden jetzt lauter und lärmender, bis man gegen Abend das Carouſſel beſuchte, wo ſich nach und nach Damen aus der Stadt eingefunden hatten. — Hier herrſchte, wie in der höheren Geſellſchaft überhaupt, der damalige Ton geſuchter Aufmerkſamkeit und gezierter Galanterie, mit dem man leichtfertige Verhältniſſe verdeckte oder die lockere Geſinnung im Zügel hielt. Der freie Umgang, der zwiſchen den ſtillen Wänden des Hauſes nicht blöde war, tändelte öffentlich mit ſpöttiſchen Verſen Voltaire's, mit muthwilligen Reimen Grecourt's, die man mit graziöſer Handbewegung und zierlich geſetztem Fuß wie ernſte, ſchwärmeriſche Empfindungen vortrug.

Vom Vauxhall her vernahm man luſtige Muſik, und einzelne Herren, jüngere und ältere, vom Wein angeregt, ſtahlen ſich vom Carouſſel hinweg, um drüben die bürgerlichen Mainzerinnen zu lorgnettiren und ſich mehr Freiheiten zu geſtatten. Auch Herr von Montleveau, der die Gräfin mit dem Duc allein hatte zurückfahren laſſen, nahm dieſen Weg. Er faßte den Baron Franz Karl unterm Arm, der eben mit dem heimlichen Räthſel, ob vielleicht die ſchöne Fides, die unbekannte Erſcheinung, drüben zu finden ſei, die Geſellſchaft verließ. — Es gibt reizende Mädchen in Mainz, ſagte Montleveau. Ich weiß nicht, wie Sie davon denken, Herr Baron; aber ein naives Bürgermädchen hat für mich etwas Pikantes. Ich gehe in der That auf eine angenehme Bekanntſchaft aus.

Sie? Ein Mann, der ſo viel Glück bei unſeren erſten Damen macht?

Bah! erwiderte Montleveau. Franzöſiſche Copien von großen Anſprüchen. Ich ſtudire das Deutſche. Dieſe Bürgermädchen haben Originalität und Friſche, und verlangen keine Dienſtbarkeit. Dieſe Mainzerinnen, hübſch wie ſie ſind, verbinden franzöſiſche Lebhaftigkeit mit deutſcher Treuherzigkeit. Aber iſt es wahr, Baron, ſind die Bürger in Mainz uns Emigrirten wirklich ſo abgeneigt? Wir ſetzen ſie doch in Arbeit.

Verſtimmt über den Franzoſen antwortete Franz Karl:

Wenigſtens hat das brutale Benehmen einzelner Emigrirten eine große Verſtimmung gegen Alle hervorgerufen. Sie können vorſichtig ſein, Herr von Montleveau, damit bei der Wahl Ihrer Studien Ihr Geſchmack nicht mit dem Geſchmack unſerer Schiffleute und Handwerker in Widerſpruch komme.

Der Emigrant äußerte ſich wegwerfend, eingenommen, wie es ſchien, von ſeiner Liebenswürdigkeit und ſeinem Muthe. Sie hatten den Garten betreten und ſtießen im fröhlichen Treiben des Volkes auf einen ſtattlichen Mann, der den Baron mit ehrerbietigem Gruß anredete. Ei ſieh' da, mein lieber Herr Lennig! rief Franz Karl, und blieb, um ſich von dem Franzoſen los zu machen, ſtehen.

Sie kennen mich noch, Herr Baron? Sehr gnädig —!

Ich habe Sie freilich ſeit Jahren nicht geſehen, ſeit mein Vater todt iſt und früher ſchon, als ich auf der Ritter-Akademie ſtudirte und wenig zu Hauſe war. Früher waren Sie oft beim Vater.

Der hochſelige Herr Baron waren mir immer ungemein gnädig, verſetzte Lennig. Ich war ſo glücklich, in Vielem mit den Meinungen und dem Geſchmack Ihres Herrn Vaters übereinzuſtimmen, und das ließ der humane Herr Vicedom für einige Ausgleichung des Standesunterſchiedes gelten. Wir plauderten bei manchem Glaſe Wein —

Mein Gott, Sie waren ja auch bei ihm, als meinen armen Vater der unglückliche Schlaganfall —

Ja wohl, Herr Baron! Ich fing den ſtarken Mann mit den Armen auf, als er in lebhafter Mittheilung plötzlich ſchweigend, mit ſtarrem Blick aus dem Lehnſtuhle ſich aufrichtete und beim zweiten Schritt ins Zimmer zuſammenbrach.

Es ſind ſchon über drei Jahre her, erwiderte mit bekämpfter Rührung der junge Baron, — ich war eben abweſend.

Anno 87 war's, Herr Baron, bei der Wahl unſeres Herrn Coadjutors von Dalberg. Ihr Herr Vater war eben von Hofe gekommen, vom großen Feſtmahle, — ich hatte ihn im Geſchäft nothwendig zu ſprechen — Es iſt mir immer noch ein quälender Gedanke, daß ich einigermaßen Anlaß gab —. Der gnädige Herr war ſo vergnügt über jenen glücklichen mainzer Tag, daß er durchaus noch ein Glas Wein mit mir trinken wollte, weil er wußte, wieviel Freude auch mir jene Wahl machte. Er befahl 83er. Der Wein war noch jung und ſehr heiß. Ich hätte es durchaus ablehnen ſollen: aber — wer konnte denken —!

Es war ein entſetzlicher Tag für uns! erwiderte Franz Karl, indem er mit drei Fingern Lennig's Hand drückte. Uns fiel das ſchwere Opfer eines unvergeßlichen Feſtes zu. Wir verloren das Haupt der Familie an dem Tage, der für Mainz und für Deutſchland die ſchönſte Zukunft begründete.

Beide ſchwiegen einen Augenblick, in Erinnerungen verſunken, über die eine fröhliche Muſik und ein luſtiges Getöſe hinbrauſten. Endlich ſagte Lennig:

Ich glaubte eben Ihres Herrn Vaters Stimme zu hören, als Sie das Wort „Deutſchland“ ausſprachen. Wie oft haben wir über Deutſchland politiſirt, auch ſchon in einer Zeit, da man in Mainz nur Luſt und Leichtſinn kannte. Denn hier politiſirt man ja erſt ſeit dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution. Wie oft beklagten wir, der Herr Vicedom und meine Wenigkeit, unſer einſt ſo herrliches, jetzt ſo zerriſſenes, von hundertköpfiger Willkür und Selbſtſucht zerriſſenes Vaterland!

Ja doch! dieſelben Worte meines Vaters! lächelte Franz Karl. Wie ich mich erinnere, ereiferte er ſich auch gern gegen Preußen. Er war noch nicht klar über den vor fünf Jahren geſtifteten Fürſtenbund. Jetzt würde er beſſer einſehen, von welcher Bedeutung jener Bund für Deutſchland iſt, den unſer Kurfürſt in ſeiner politiſchen Weisheit durch ſeinen Beitritt mächtig verſtärkt hat.

Ich weiß nicht, erwiderte Lennig mit beſcheidenem Widerſpruche, ob Ihr Herr Vater ſelig ſich darüber freuen würde, den Sohn auf der entgegengeſetzten Seite ſtehen zu ſehen. Wie oft beklagten wir, daß unſer ſchönes Mainz in zwei einander entgegenarbeitende Parteien getheilt iſt. Wir hielten es mit den Anſichten, die der volksfreundliche Kurfürſt Emmerich Joſeph befolgte. Es waren die Grundſätze des edeln Kaiſers Joſeph, dieſes katholiſchen Reformators, — die aufgeklärten Beſtrebungen der ſo verfolgten Illuminaten. O, Sie wiſſen nicht, Herr Baron, wie ſehr die Jeſuiten dem guten Emmerich Joſeph abhold waren und ihm entgegenarbeiteten, ſeit er zur Aufklärung des Landes die vortrefflichen Volksſchulen einrichtete. Als er auf ſehr bedenkliche Weiſe ſtarb, waren zwar die Jeſuiten eben aufgehoben worden; aber ihr heimlicher Anhang blieb immer noch wirkſam genug, und unſer jetzige Kurfürſt mußte bekanntlich, um gewählt zu werden, vor Allem die guten Volksſchulen opfern. Seitdem haben wir die Spaltung und den heimlichen Kampf zwiſchen den Emmerizianern und den Jeſuitiſchen. Dieſe Letzteren haben ſich zum Theil an Preußen angeſchloſſen, und das eben iſt recht jeſuitiſch, da ſie ein ihnen doch im Stillen verhaßtes Mittel zu ihrem Zwecke brauchen. Doch — ich ſehe, Sie werden ungeduldig, Herr Baron. Auch iſt es ſehr Unrecht von mir, daß ich uns den herrlichen Blick über Strom und Gebirge und dieſen Lebenswein von Luſt und Geſang umher durch Politik verderbe.

Sie ſind ein ehrlicher, aufrichtiger Mann, Herr Verwalter, und haben viel Zutrauen zu mir! verſetzte Franz Karl empfindlich. Doch ſeinen Ton ſchnell bereuend, fragte er, zum Gehen gewendet:

Haben Sie Kinder, lieber Herr Lennig?

Eine Tochter, Eure Gnaden! antwortete Erasmus.

Schon erwachſen?

Ja, denken Sie! ſie wird ſchon bald zwanzig.

Ah! hören Sie die ſchöne Melodie aus König Axur?

Hiermit grüßte der Baron höflich und ſchlenderte ins Gedränge. Lennig ſuchte den Tiſch der Seinigen auf. — Dieſer junge Baron zwitſchert doch anders, als der alte geſungen! ſagte er vor ſich hin. Die Geſellſchaft miſchte ſich aus Kaufleuten, den beſſeren Handwerkern, Hofdienern, Officianten des Adels, Profeſſoren und Beamten, Schauſpielern und Hofſängern, fremden und einheimiſchen Schiffleuten. Alles trieb ſich hier mit rheinländiſcher Fröhlichkeit durcheinander, und hielt ſich doch wieder nach Stand und Bekanntſchaft zuſammen.

Auch der junge Schiffer Jean Baptiſt fand ſich an Lennig's Tiſche ein. — Ei guten Tag, Jean Baptiſt ſelig! rief ihm ein Nachbar zu.

Nun? Warum ſelig, Herr Firmpathe? fragte Jean Baptiſt.

Ich hab' dich lange nicht geſchaut; ich dacht', du wärſt geſtorben.

Ei was! Man muß halt dem lieben Brot nachgehen, Herr Pathe.

Ei nun! Biſt du doch einmal auf den Beinen nach Brot, lachte der Pathe, ſo kannſt du auch gleich dem Wein nachgehen. Komm herüber, und thu' uns Beſcheid! Das iſt ein Weinchen, wenn man's einem Eſel ins Ohr gießt, ſchreit er ein ganz halb Jahr darnach.

Gießt Ihr ihn denn ins Ohr, Pathe? lachte der Schiffer, und ſetzte, als er getrunken, hinzu: der Wein iſt immer noch beſſer, als die Zeiten. Es geht flau mit dem mainzer Handel. Mein Vater hätt' mich ſollen einen frankfurter Kaufmann werden laſſen, oder einen mainzer Domherrn.

Zum Domherrn, lieber Jean Baptiſt, hätten dir ſechzehn Ahnen gefehlt, erinnerte Lennig.

Die hätt' ich nachgeliefert, Herr Onkel, antwortete der Schiffer. Als Domherr hätt' ich hübſch Zeit dazu gehabt, und gute Gelegenheit.

Ein Gelächter belohnte den kecken Schiffer. Fides, die den Spaß nicht verſtand, ſagte neckend:

Dann hätteſt du ja auch noch Kurfürſt werden können, Vetter?

Warum nicht? war die Antwort. So 'ne Schubuperrücke hätt' mir auch nicht übel zu Geſicht geſtanden: und ein paar Augen hätt' ich ſchneiden wollen, wie unſer Alter. Dich, ſchönes Bäschen, hätte ich zu meiner Gräfin Coudenhove gemacht. Wir ſind ja auch Schweſternkinder. Und da hätteſt du ganz hübſche Einnahmen gehabt, hätteſt den Hals bloß getragen bis an die Herzgrub', und franzöſiſch parlirt, wie 'ne Atzel.

Immer mehr Lacher zogen ſich um Jean Baptiſt, der einer kecken Zunge und eines verwegenen Ruders berufen war. Auf einen Wink des Vaters entfernte ſich Fides aus dem Kreis unverbürgter Scherze, und ſuchte die Freundinnen wieder auf, die ſich mit der Schaukel ergötzten.

Hier zeigte ſich Fides ganz in ihrem geſunden und friſchen Naturel. Ihr konnte die Schaukel nicht hoch genug geſtoßen werden. Im Fluge fühlte ſich ihr muthiges Herz freier von den frommen Angewöhnungen der Mutter, von der Aengſtlichkeit des Hauſes. An ſolchen Gegenſätzen verräth ſich leicht der Umfang eines Naturels, das man vielleicht, wie die Stimme einer Sängerin, darnach ſchätzen kann, wie weit es über — und wie weit es unter den Mitteltönen des geſellſchaftlichen Umgangs ſtark und rein bleibt. Wirklich mochte man Fides in der Meſſe knieen oder in der Tanzſtunde ſchweben ſehen, jedesmal ſchien ſie in dem ihr angehörigſten Kreiſe zu ſein.

In ihrem hellen Kleide vor zwei dunkelgrünen Nußbäumen emporſchwebend, ward Fides vom Baron Franz Karl erblickt. Er kam heran, und Fides erſchrak, ihm mit den Füßen entgegenzuſchweben, ſo ſehr, daß ſie aus der niedergehenden Schaukel ſprang. Der Baron trat grüßend heran. Die Mädchen, blöde vor dem ſchönen und vornehmen Herrn, zogen ſich, eine hinter die andere, nach dem Tiſche zurück, der mit Erfriſchungen beſetzt und von den umherwandelnden Müttern eben verlaſſen war. Der Baron ſetzte ſich mit der Zuverſicht ſeines Standes zu ihnen, und unterhielt ein Geſpräch mit heiterem Anſtand. Fides ergriff einen zinnernen Teller und bot ihm als Gaſt Trauben zur Erfriſchung. Er faßte und küßte dankend ihre Hand, worüber ſie hoch erröthete. Seine artigen Worte, die mädchenhaften Erwiderungen wurden bald unbefangener.

Der damalige Geſellſchaftston, geziert in den höheren Kreiſen, war in den bürgerlichen naiv und frei. Dort, wo die inneren ſittlichen Verhältniſſe, beſonders auch an den geiſtlichen Höfen, durchfault waren, hielt man viel auf äußeren Anſtand. Im Volke aber, ſoweit ſich die Geſinnung tüchtig und geſund erhielt, nahm man einen derben Scherz nicht übel. So war es auch dieſen fröhlichen Mädchen, beſonders von einem vornehmen Herrn nicht auffallend, daß er gleich bei der erſten Bekanntſchaft, indem er von der ſchönſten rothen Traube mit ſeinem Finger Beere um Beere pflückte, — reizende Jungfrauen mit ſchlanken Reben verglich, und von ſüßen rothen Beeren auf Küſſe anſpielte, die von Mädchenlippen gepflückt würden.

Er blickte dabei mit vertraulichem Lächeln auf Fides, die in ihrer Aufregung eines der Schaukelſeile ergriffen hatte, und ſich ſtehend daran wiegte. — Nun ja, antwortete ſie raſch, wir wollen immerhin für Reben gelten, wenn Sie den Fuchs in der Fabel vorſtellen wollen, Herr von Wallbrun.

So? lachte Franz Karl. Sie meinen den Fuchs, der die Trauben ſauer fand, die er nicht erhaſchen konnte? Gut! Ich will mir auch den Fuchs gefallen laſſen, — ich war ja ſchon einmal Fuchs in Göttingen: — aber ich darf doch die reizenden rothen Beeren nicht ſauer finden, ehe ich einen Sprung darnach verſucht habe.

Er ſtand auf und näherte ſich ihr mit Anſtand. Raſch ſchwang ſie ſich in die Schaukel, indem ſie ängſtlich rief: Verſuchen Sie nichts! Sie ſehen, die Rebe iſt hoch gezogen.

Und wächſt immer höher! rief der Baron, indem er die Schaukel in Bewegung ſetzte. Nach einigen Schwingungen ſagte er: Ich bin übel daran, reizende Spötterin: Sie kennen und treffen mich mit Ihren ſchalkhaften Worten; ich aber kann mich nicht wehren, da ich Sie nicht ebenſo bei Namen faſſen kann.

Ich heiße Fides! war die raſche Antwort.

Fides? Ein ſchöner und bedeutender Name! Fides bedeutet — Zutrauen, Zuſage, Treue. Wahrlich, ſeit ich Ihnen begegnet bin, wenn Sie ſich erinnern, habe ich die Bedeutung Ihres ſchönen Namens empfunden und getragen.

Wie ich von Lateinern höre, bedeutet mein Name ſo viel als Glauben, antwortete Fides mit Nachdruck, indem ſie aus der Schaukel ſprang. Vor Allem Glauben!

Auch Glauben, ja, — Hingebung und Treue in allen Geſtalten. Gewiß! Aber dieſer ſinnige Name weiſt immer auf ein Zweites, Selbſtändiges, Unerſchütterliches, dem er ſeinen Inhalt ſchenkt. An welchen Zunamen iſt dieſe zarte Ranke geknüpft?

Ach! verſetzte Fides mit einem ſchwärmeriſchen Feuer des Blickes, mein Vorname iſt ſchon zu reich, zu ſchwer von Inhalt für einen ſo vornehmen Baron. Mein Zuname iſt dagegen von gar wenig Bedeutung.

Ganz recht ſo! Es iſt ja der Name, der beſtimmt bleibt verloren zu gehen, aufgegeben zu werden, wenn die Bedeutung des Vornamens erwacht. Nennen Sie mir doch dieſen — Tauſchartikel, liebe Fides!

Die Mädchen lächelten einander an, als ob ſie ſagen wollten: Iſt das auf Handel und Wandel abgeſehen? Iſt der ein ehrlicher Käufer? So empfand es wenigſtens Fides, und ihr Mädchenſtolz erwachte. — Dieſer Artikel, erwiderte ſie, hat keinen hohen Preis in Mainz für einen Herrn Baron. Es fehlt ihm das Wörtchen „von“, und dies, ſagt mein Vater, wiege ſchwerer, als der längſte Name. Fides, Fides iſt mein Räthſel!

Sie ſprach dies mit einem geſpannten Ton der Stimme, und ſchwebte wie eine neckiſche Fee davon.

Fides, Fides! riefen hinter ihr her die ängſtlichen, verlegenen Mädchen.

Franz Karl blieb allein zurück. Etwas Empfindlichkeit miſchte ſich anfangs in ſein Wohlgefallen an der reizenden Erſcheinung. Bald aber war er noch mehr erſtaunt über das feurige Naturel eines ſo jungen Mädchens, das er nach Garzweiler's Anrede, beim erſten Begegnen, für eine ſchöne, fromme Einfalt gehalten hatte. Etwas vorlaut erſchien ſie ihm, — ein verwöhntes Kind geſcheiter, wohlhabender Aeltern, wie er glaubte. Ein lockendes Räthſel hatte ihn mit zarten Fäden umgarnt!

Zehntes Kapitel.

Fides ſuchte ihren Vater auf und faßte ſich an ſeinem Arme. Alle Quellen ihres Herzens ſprangen, und tauſend Gedanken tanzten in ihrem Kopfe, wie Mückchen im Abendſtrahl eines heiteren Tages. Ihre Freundinnen waren vergeſſen.

Am Tiſch erzählte eben Erasmus Lennig ſein Begegniß mit dem Baron Wallbrun, den er den ſchönſten und gebildetſten jungen Cavalier in Mainz nannte. Fides ließ ihn kaum endigen, und zog ihn ſanft mit ſich fort nach dem Schaukelplatze, als ob ſie an ſeiner Seite dem Baron ihren Zunamen lebendig zeigen möchte. Doch der Geſuchte war nicht mehr dort. — Wohin er wol gewandelt ſei, war die heimliche Frage ihres Herzens, mit der ſie den fröhlichen Papa in raſcherem Schritte nach allen Ecken des Vaurhall führte. Was haſt du nur vor, du zappelnde Unruhe? fragte Erasmus lachend. — Ich ſuche ein Plätzchen, Vater, wo ich Euch heimlich fragen könnte, ob wol — die franzöſiſche Revolution bis nach Mainz kommt?

Der Himmel behüte uns davor, mein Kind! antwortete er ſehr ernſt. Aber wie kommſt du auf dieſe Frage?

Warum denn aber, Vater? Warum behüten? Nur wer zum Hof und Adel hält, ſchilt auf die Revolution. Eure Freunde, Vater, jauchzen zu Allem, was in Paris vorgeht. Ich verſteh's nicht: aber geſtern Abend, als der gute, freundliche Profeſſor Blau bei uns war, ſegnete er die neue Zukunft. Und der iſt doch ein Prieſter, und ſchreibt auch Bücher.

Je nun, lächelte Erasmus, gerade der macht ſich auch ſo ſeine Hoffnungen, die eben mit der jetzigen Ordnung im Leben nicht verträglich ſind.

Sie waren hinter einer Laube ſtehen geblieben. Fides ſah dem Vater mit lächelndem Nicken liebenswürdigſter Altklugheit ins Geſicht, ſtreckte ſich dann auf den Zehen an ſein Ohr und lispelte: Ich weiß wohl, Vater! Er liebt ein gutes Mädchen, und darf nicht heirathen.

Erasmus ſah die Tochter mit einem ſtrengen, verweiſenden Blick an. Sie legte ihren Finger an die Lippen und nickte ihm mit lächelnder Verlegenheit zu. — Ich habe es wohl verſtanden, ſagte ſie, wenn man ihn neckte und aufzog. Aber — wie Manchem geht es ebenſo, Vater! ſetzte ſie dann gerührt hinzu. Und gerade die Revolution ſoll ja doch Alles ausgleichen, was im Leben uneben geworden, und ſoll die Menſchen zu Brüdern machen, wie es das Chriſtenthum gebietet: gleich, wie Brüder. Alle Verſtändigen klagen über den Hochmuth unſerer Vornehmen. Dieſer iſt doch gewiß nicht ſo vom Himmel angeordnet, wie die Liebe? Seht, Vater! da kann vielleicht die Revolution eine Vorläuferin der Liebe werden, und die ſtolzen Berge abzutragen gebieten, weil die Herrin herankomme.

Ei Kind! rief Erasmus verwundert. Ich begreife dich gar nicht! Du ſprichſt ja auf einmal wie ein Faſtenprediger. Wenn ſich nun aber die Berge widerſetzen? Und die Thäler ſelbſt — verlören ſie nicht ihre ſtille grüne Fruchtbarkeit, wenn ſie mit wildem Abraum ausgefüllt würden? Am Ende ſtehen wir uns bei dem was iſt doch beſſer, als bei dem, was werden ſoll, und nur durch Zerſtörung werden kann.

Wenn's aber doch einmal ſein muß, Vater: ſo müſſen wir uns drein ſchicken, und nur keine Zeit verlieren.

Mädchen, was iſt denn in dich gefahren? lachte Erasmus. Ich muß dich einſperren, ſonſt läufſt du mir zu den Jakobinern über. Aber geh' nur voraus zur Mutter. Ich will einmal hören, was die da in der Laube wieder zu raiſonniren haben.

Es waren Beamte und einige der fremden Profeſſoren, Alle, wie es ſchien, ziemlich angetrunken. Profeſſor Hofmann, ein feuriger Kopf und energiſcher Charakter, war eben bei ſeinem Lieblingsthema, auf den unordentlichen Hofhalt in Mainz zu ſchelten, und zu beklagen, daß Emigrirte und Maitreſſen den mainzer Wohlſtand verſchlängen.

Das wird nun anders werden, meinte Metternich, Profeſſor der Mathematik. Es heißt, von Paris ſei die Aufforderung an die Höfe von Köln, Trier und Mainz geſtellt worden, die Emigranten auszuweiſen, ihre Rüſtungen einzuſtellen oder eine Kriegserklärung von Frankreich zu erwarten.

Gott gebe, rief Profeſſor Böhmer, der von Worms zu Beſuch gekommen war, daß die Herren Kurfürſten noch ein Weilchen ihre ſtolze Blindheit beibehalten und ſich um ſolche Drohung nicht bekümmern! Die Franzoſen müſſen uns helfen; ſie mögen alſo lieber morgen, als übermorgen kommen. Ohne auswärtigen Beiſtand vermögen wir nichts.

Es heißt auch, Dalberg wolle ſeine Coadjutorie aufgeben, bemerkte Hofmann, — der vielen Schulden wegen, die Mainz hat. Man ſpricht bei Hofe davon. Er ſoll Coadjutor in Würzburg werden, und dagegen ein öſtreichiſcher Prinz den mainzer Stuhl beſteigen und die Schulden bezahlen.

Mir ſehr wahrſcheinlich! rief Böhmer, der ein ſtarker Phantaſt war. So riſſe man Mainz am eheſten vom Fürſtenbunde wieder ab. Ich weiß wenigſtens, daß Oeſtreich ſeine Agenten hier hat. Was thut der feine Meyenfeld hier, wie ſich dieſer Ungar nennt, der mit weiland Kaiſer Joſeph ſo vertraut war?

Oho! rief Hofmann. Gerade der hat als Freund der franzöſiſchen Revolution den wiener Hof verlaſſen müſſen. Wißt ihr aber wem ich nicht über den Weg traue?

Nun, ſprich!

Dem Pater Garzweiler! flüſterte Hofmann über den Tiſch und ſchrie dann ganz laut: Jeſuit! Worauf er ein Glas Wein hinabſtürzte.

Ha, ha! lachte Alles! Profeſſor Hofmann ein Jeſuitenriecher.

Lacht nur, lacht nur! rief Hofmann. Wenigſtens kennt ihr mich dafür, daß ich kein berliner Jeſuitenriecher bin. Vielleicht geht mir's, wie dem Oberförſter Barthel Hillebrand zu Amöneburg. Wenn bei dem über Tiſch etwas auskam, was man den Jagdhunden aufzubürden pflegt, rief er nur ſeinem Söhnchen zu: Jag' die Dächſel hinaus, Rudölphchen! Und als Rudölphchen eines Sonntags unters Tiſchtuch blickend meldete, es wären gar keine Hunde da, verſetzte Barthel ganz gelaſſen: Nun gut, dann kommen ſie doch bald!

Bravo, Hofmann, bravo! rief man lachend. Ein guter Vergleich! Barthel Hillebrand's Naſe ſoll leben, und alle Naſen, die da Hunde und Jeſuiten riechen, wenn ſie bald kommen!

Ach laßt doch, laßt doch! wehrte freundlich der Hofgerichtsrath und Profeſſor Waldmann ab. Gönnen wir doch den Großen die Politik! Warum beneiden wir den Adel und die hohe Geiſtlichkeit um ihren Ehrgeiz, ihre Leidenſchaften, ihren mühſeligen Einfluß in der Welt? Es fehlt uns Bürgerlichen ja nicht an größeren und kleineren Aemtern, die ihren Mann ernähren und ein wenn auch mäßiges Einkommen durch Seelenvergnügen im friedlichen Schooſe der Familie erhöhen. Gelegentlich kommt auch eine Beförderung, oder fällt eine Gehaltszulage, ein Gnadengeſchenk ab. Schlagen dann unſere Kinder gut ein zur Freude unſeres Alters, was wollen wir mehr? Und ſind nicht wir die Beneidenswerthen?

Man ſah einander lächelnd an, bis Hofmann verſetzte:

Da habt ihr den echten Philiſter des heiligen römiſchen Reichs! Und wirklich iſt er zu beneiden: wie lange wird's dauern, ſo iſt die Art gar nicht mehr ſo rein zu finden, und er erlebt noch, daß er eine Rarität wird. Drum laßt ihn hoch leben!

Man lachte und ſtieß an. Auch Lennig, der zuhörend daſtand, ſollte mittrinken, und ergriff, da es an einem leeren Glas fehlte, die Flaſche. — Nun gehört mir aber auch der Reſt der Flaſche, ſagte er, nachdem er mitgetrunken. Und ich will jetzt eure flotten Zungen leben laſſen, beſonders auch aller nicht in Mainz geborenen Männer an der Univerſität. Unter den vielen guten Dingen, auf die wir ſo gern ſchimpfen, müſſen wir doch unſeren guten Wein gelten laſſen, der die Zungen löſt, und ſodann unſeren Kurfürſten in dem Punkt, daß er ſie nicht bindet. Wohlleben und Behagen, wie man ſie in Mainz genießt, werden auch läſtig, wie es ſcheint, ſogar wenn man ſie vorher nicht gewohnt war. Wir müſſen uns daher 'was zu ſchimpfen ſuchen, um das gute Leben erträglicher zu machen. Da iſt es denn von den Nichtmainzern recht freundſchaftlich, daß ſie beim hieſigen Wohlleben wacker mitſchimpfen helfen. Mitgegangen, — mitgehangen! Und wenn ſie uns darin noch übertreffen, ſo find' ich's begreiflich: ſie ſind ja beſſer bezahlt als wir Alt-Mainzer, und ſind in der feinen Kultur und gelehrten Bildung voraus, weshalb ſie auch hierher berufen worden. Seht, darauf leer' ich den Reſt der Flaſche. Unſer Mainz hoch! Und gebe der Himmel, daß das mainzer Leben nicht ſobald auf die Neige komme, damit es nicht etwa aus einem ſauern Fäßchen von Trübſal und Noth aufgefüllt werde!

Lennig trank aus, ſtellte die Flaſche hin, aber ſo hart, daß ſie brach, und entfernte ſich mit unwilligen Schritten. Hinter ihm her ſchlugen die Getroffenen ein höhnendes Gelächter auf.

Erasmus eilte fort im Aufruhr ſeines Unmuthes. Vor ihm erhob ſich Lärm und ein Auflauf von Menſchen. Er machte ſich Platz. Der äußere Tumult that ſeiner inneren Aufregung wohl. Eben erblickte er im Mittelpunkte der Bewegung Jean Baptiſt, wie er einen friſirten Franzoſen mit beiden Armen ſchüttelte. — „Schiffiſche heraus!“ hörte er ihn rufen. „Zum Ausladen! Angeſtellt!“

Raſch bildete ſich eine Gaſſe. — Mosjö Voulez-Vous, da! rief der kraftvolle junge Mann, und warf den Emigrirten dem Nächſtſtehenden zu. — Mosjö Voulez-Vous, da! Mit dieſem wiederholten Ausrufe ſchob ihn Einer dem Andern im Kreiſel zu, in der Weiſe, wie man Waarenpäcke von Hand zu Hand aus einem Schiffe unter eine Halle bringt. Der Letzte, ebenfalls ein ſtarker Mann, hob den Unglücklichen über den Zaun, und ein ſchallendes Gelächter folgte dem davoneilenden Franzoſen nach. — Er zieht aus wie ein Holländer! hieß es mit einem mainzer Sprichwort.

Der wäre wieder einmal emigrirt! rief Jean Baptiſt, und ſtrich ſeine dichten Locken hinter den Nacken.

Nun erzählte man dem Vater Lennig den Vorfall. Der Franzoſe hatte nämlich die vom Tiſch etwas entfernt geſtandene Fides ſo lange durch ſein Augenglas begafft, bis ſie ſich mit Entrüſtung umgewendet. Er mochte dies für eine Neckerei und mädchenhafte Ziererei mißverſtanden haben, war herbeigeſprungen, und hatte ſie, täppiſch aus Unkenntniß der Sprache, ohne Weiteres geküßt.

Er hat aber nur mein linkes Ohr berührt, verſicherte Fides mit Erröthen. Und in ihrer Verlegenheit und Aufregung zu Jean Baptiſt gewendet, ſagte ſie:

Du haſt den Windbeutel glücklich weggeſchafft, Vetter: da, nimm auch ſeinen Kuß weg!

Sie hielt dem Vetter das Ohr hin; die Umſtehenden riefen und klatſchten ihr Beifall zu.

Die Dämmerung brach herein, und Erasmus trieb zum Aufbruche. Man ging in heiteren Geſprächen den langen Weg bis zur Umbach. Nur Fides war ſtiller geworden. Sie wandelte, in ſich ſelbſt verſunken. Das Bild eines vornehmen jungen Mannes begleitete ſie, nach welchem ſie ſich vergebens umſah.

Elftes Kapitel.

Baron Franz Karl konnte das Begegniß mit Fides nicht ſobald vergeſſen. Das Echo dieſes Namens tönte zuweilen von den Büchern und Akten, die ihn beſchäftigten, in ſeinem Herzen wieder; eine geſchäftige Phantaſie bildete jenen reizenden Auftritt weiter aus, und die Worte des anmuthigen Mädchens wiederholten ſich ihm in Gedanken. Er mußte ſich geſtehen, daß dieſe Art, ſich zu geben und auszudrücken, einem anderen Lebenskreis angehöre, als dem gewohnten ſeiner Abkunft; aber er war von dieſem nicht eingenommen genug, um mit befangener Vornehmigkeit ſolche Naivetät der augenblicklichen Stimmung unbedingt zu verwerfen. Vielmehr fand er die kurzen, ausweichenden Antworten allerliebſt mädchenhaft; wie ihm denn auch die tiefe innere Bewegung des Herzens nicht unbemerkt geblieben war, die ſich hinter jene ſchroffen Antworten zu verſtecken ſuchte, und ſich doch im wechſelnden Ausdrucke des Geſichts und der Stimme unwillkürlich verrieth.

Dieſem anmuthigen Räthſel hing er träumeriſch nach, ohne Ueberlegung, was er eigentlich verlange. Er dachte an keine Liebſchaft, dergleichen bei Geiſtlich und Weltlich in Mainz täglich vorkamen, noch weniger an eine Verbindung, wie ſolche bei den hochmüthigen Anſprüchen des mainzer Adels viel ungewöhnlicher war. Was ihn beſchlichen hatte, war die achtloſe Hingebung eines edeln Sinnes und ruhigen Temperaments an das Schöne und Seelenvolle in bezaubernder Erſcheinung. Ein zweites Räthſel für ihn, — jene mädchenhafte Neigung, die ſich gerade durch Abwehr und Verſtecken verräth, kam nun zu dem älteren Räthſel der Familie und machte es noch intereſſanter, den Zunamen zu erfahren, der ſich hinter einen ſo ſinnreichen Vornamen verbarg.

Dies Räthſel zu löſen ſann er nach, während er ſich friſiren ließ, um ins Schloß zu gehen; da der Kurfürſt eine frühe Conferenz gleich nach der Meſſe befohlen hatte. Franz Karl machte allerlei Projecte ohne zu ahnen, daß Garzweiler, der das Räthſel zuerſt geknüpft hatte, eben damit umging, es ihm zu löſen, freilich, um neben die Löſung eine Falle zu legen.

Franz Karl arbeitete im unteren Stocke des alten Schloſſes. Hier wurden in feuerfeſt gewölbten Sälen die Archive des deutſchen Reiches verwahrt, was zum Erzkanzleramte des mainzer Kurfürſten gehörte. Ueber dieſen Gewölben, im zweiten Stock, hatte die Gräfin Coudenhove, in ihrer Eigenſchaft als Oberhofmeiſterin, einige Geſchäftszimmer. Das äußerſte derſelben ſtieß an den bedeckten Gang, den der Kurfürſt zur Verbindung der Martinsburg mit dem alten Schloßflügel hatte herſtellen laſſen.

Er ſelbſt bewohnte nämlich dieſe alte Burg, die urſprüngliche Reſidenz der Kurfürſten, ehe das rothe Schloß gebaut war, das nur in Bezug auf den ſpäteren neuen Flügel das alte hieß. Dicht an den Rhein vortretend, gewährte die Martinsburg den herrlichſten Ausblick. Ihre innere Einrichtung vereinigte im neueſten Geſchmack allen Luxus, mit welchem ſich damals Paris und London einem verſchwenderiſchen deutſchen Fürſten dienſtbar machten. Dieſer Bau bewahrte auch des Fürſten reiche Bibliothek, unter Heinſe's, des üppigen Romandichters Aufſicht, und enthielt die ſchöne Schloßkapelle, in welcher das alte, nun nicht mehr fromm genannte Herrchen doch immer noch Morgens um ſieben Uhr eine Meſſe las. Dieſe hergebrachte Meſſe eines aufgeklärten Prälaten war gleichſam ein geiſtliches Vorfrühſtück, an welchem aber nur die Gräfin Coudenhove und die zweite Freundin des Kurfürſten, die muntere Frau von Ferrette, Theil nehmen durften. Letztere, eine Couſine der Gräfin, aber jünger, war eine niedliche Brünette von einnehmender Lebhaftigkeit. Beide ſchönen und reizenden Frauen, die ihren fürſtlichen Freund ſo genau in ſeiner weltlichen Lebensweiſe kannten, ſahen ihm in dieſer glanzvollen Kapelle in einer geiſtlichen Gewohnheit zu, in welcher er noch nichts von ſeiner alten Fertigkeit verloren hatte. Vielleicht war es eine Art prieſterlicher Koketterie des alten Herrn, in reichgeſticktem Meßgewand und Spitzenhemde vor zwei jugendlichen Freundinnen mit frommen Geberden zu agiren, und beim Dominus vobiscum ſich umwendend die Arme gegen Beide zugleich auszubreiten. Aber weder dieſe lateiniſche Verſicherung: der Herr oder das Herrchen ſei mit euch! noch der am Ende der Meſſe geſpendete erzbiſchöfliche Segen war mächtig genug, die innerlich entzweiten Herzen ſeiner Freundinnen zu verſöhnen. Die Gedanken beider Nebenbuhlerinnen berührten ſich beiweitem nicht ſo ſanft, als die rothen Sammetkiſſen, auf denen ſie ſelbſt ſo traulich nebeneinander knieten.

Nach der Meſſe nahm die Gräfin mit einer Umarmung Abſchied von der Frau von Ferrette, die in einem Hofwagen nach Hauſe fuhr. Sie ſelbſt begab ſich auf ihre Zimmer, wo ſie verſchiedene Offizianten empfing, die ihr zu berichten oder Anordnungen von ihr zu empfangen hatten. Der Kammerfourier legte ihr die von der Poſt oder aus der Stadt für den Kurfürſten eingelaufenen Briefe vor. Sie ſelbſt hatte, nachdem ihr hoher Freund in ſeiner Politik zurückhaltender gegen ſie geworden war, dieſe Einrichtung ſeit Kurzem getroffen.

Mein Gott, ſeufzte ſie, eben laut genug, daß es der Hoffourier hören konnte, — das nimmt ja mit jedem Tage zu! Ich weiß nicht, was der Kurfürſt dabei hat, daß ich über alle die eingehenden Briefe ein Verzeichniß führen ſoll; da ſind ja auch Staatsſachen drunter. Warte Er ein paar Augenblicke, lieber Bibersheimer!

Sie entfernte ſich nach dem Kabinet. Hinter ihr machte der alte Mann eine drohende Fauſt, die er aber ſchnell in die Taſche ſeiner grauen Werktags-Livree ſteckte.

An ihrem Mahagony-Sekretair prüfte ſie raſch die Aufſchriften und Siegel, verſuchte einige Briefe auseinanderzuziehen, und verſchloß andere, die ſie zweifelhaft hin und her gewendet hatte, in ihrem Schreibtiſche.

Es waren neun Stück, Eure Gnaden! bemerkte beim Rückempfang der Fourier.

Ja wohl! verſetzte ſie unbefangen. Die beiden fehlenden nehme ich ſelbſt dem Kurfürſten mit hinüber. Geb' Er dieſe einſtweilen an den Kammerhuſaren ab. Aber — ein ordentlicher Mann iſt Er, Bibersheimer. Das zeigt ſich in Seiner Aufmerkſamkeit auf Alles. Ihm kann man Wichtigeres anvertrauen. Es wird ſich ſchon eine Gelegenheit dazu geben. Ich werde an Ihn denken.

Bibersheimer verneigte ſich und ging. Auf dem Gang erwartete ihn Garzweiler. — Sie hat wieder zwei behalten! murrte der alte Kammerfourier, und ſtampfte mit dem Fuß.

Richtig, mein Freund! flüſterte der geiſtliche Rath, indem er die Briefe durch ſeine Hände laufen ließ. Es ſind die berliner Correſpondenzen, die ſie zurückbehalten. Die ſind auch wichtig. Sie will ſie ſelbſt beſorgen, nicht wahr? Nun, wenn wir's nur wiſſen, Bibersheimer. Thu' Er nur immer Seine Schuldigkeit, frommer Alter!

Dann ließ er ſich bei der Gräfin melden. Er hatte ſie ſeit jenem Wortwechſel in ihrer Wohnung noch nicht wieder aufgeſucht.

Sie, Pater Ignaz? rief ſie ihm mit ſpöttiſcher Miene entgegen.

Sie wundern ſich, meine Gnädige? Haben wir nicht Wichtigeres zu thun, als uns gram zu ſein über ein paar neckiſche Worte? Vergeben Sie mir meine ſchlechte Stimmung von damals!

Sie ſah ihn durchdringend an, und reichte ihm die Hand, die er mit Ehrerbietung küßte.

Sie haben 'was, Garzweiler? fragte die Gräfin geſpannt.

Ich habe Verſchiedenes; aber ich muß den Weihbiſchof erwarten, der zur Conferenz geht. Es ſoll morgen ein Tedeum wegen unſerer Siege über die lütticher Patrioten gehalten werden, und ich will hören, ob der Kurfürſt zu beichten denkt.

Ja, er will, verſetzte die Gräfin. Er ſagte mir's vor der Meſſe. Kommen Sie alſo vorher zu mir — nach Hauſe. Wir haben vielleicht Einiges, was Sie ihm in die Abſolution einwickeln können. Das iſt eine ſanfte Art, etwas einzunehmen. Die Verhältniſſe verwickeln ſich täglich mehr. Wir müſſen ihm —

Auf dieſem frommen Wege einiges Gute beibringen, fiel Garzweiler ein.

Warum lächeln Sie ſo ſchalkhaft, Pater Ignaz? fragte ſie.

Nicht ſchalkhaft, gnädigſte Gräfin. Ich bedauere nur mit Ihnen, daß uns dieſer Weg faſt allein übrig bleibt. — Früher hatten Sie noch die Stündchen ſeines — Herzens. Je ſchwächer aber Se. kurfürſtlichen Gnaden aus Alter werden, deſto weniger — Schwachheiten haben ſie jetzt. So bleibt uns nur die Gelegenheit, wenn er ſeine Schwachheiten beichtet. Sehen Sie, meine ſchöne Dame, wie nothwendig es iſt, daß wir Beide uns verſtehen? Wir ergänzen einander, arbeiten einander in die Hände. Sind wol Briefe aus Berlin eingelaufen?

Zwei. Eben hat ſie Bibersheimer hinübergebracht.

Garzweiler lächelte. Die mögen ihm ſchwer geworden ſein, ſagte er mit ſchalkhaftem Doppelſinn. Von Wien her weiß ich nun, daß Kaiſer Leopold durch Baron Spielmann im Einverſtändniß mit den Leuten iſt, die den König von Preußen durch Frömmler umſtricken. Ein beneidenswerther Gedanke, öſtreichiſche Politik in die proteſtantiſche Frömmigkeit zu miſchen, die man dem König eingibt! Und durch — Spielmann! Ein guter Name dafür! Sie, meine Gnädige, wollten ja Verbindung mit der Gräfin von Lichtenau ſuchen?

Ich? fuhr die Gräfin auf. Ich hätte das gewollt? Aha, das iſt wieder eine von Ihren Inſinuationen. Wo denken Sie hin? Ich, Verbindung ſuchen mit dieſer Waldhorniſtentochter, mit dieſer Frau des Kämmerers Rietz?

Ehemals, ja! antwortete Garzweiler. Jetzt iſt dieſe geweſene Jungfer Enke als Gräfin Lichtenau die Hauptperſon im Reich. Sie, des Königs —; ihr Sohn heißt Graf von der Mark. Genug, wollen wir denn Moral? Wir wollen ja Politik, und thäten nicht übel, unmittelbar an die Quelle zu gehen, an dieſe Lichtenau. Nun, Quelle will ich nicht ſagen, — Ciſterne! Wahrlich! Gräfin, ſo lange wir nichts haben, womit wir den Kurfürſten recht entſchieden von Preußen losreißen und für Oeſtreich gewinnen —! Meine warnenden Scrupel vor dieſer Einigkeit des erſten deutſchen Erzbiſchofs mit dem Haupte des Proteſtantismus —!

Scrupel? Die ſchlagen beim Kurfürſten nicht an, fiel die Gräfin lachend ein, die faſeln bei ihm nicht. Da haben Sie Recht. Schlagen bei ihm ebenſowenig an, als ſie von Ihrer Seite wahr und aufrichtig ſind.

Beleidigen Sie mich nicht, Gräfin! rief Garzweiler mit Ernſt. Mein Haß des Proteſtantismus iſt wahr und iſt ewig. Dieſer Abfall von Rom iſt ein zweiter Sündenfall. Lächeln Sie nicht; denn Sie mißverſtehen mich! Ich rede von einem politiſchen Sündenfalle. Ich ſage nicht, daß die Wahrheit, daß die Religion nur durch Rom beſtehe. Ich glaub's auch nicht, wenn Sie wollen. Aber Rom iſt die Macht, iſt der Mittelpunkt der chriſtlichen Welt, iſt der heilige Fuß, der die Völker unterwürfig hält, iſt die Jupiterfauſt, die glühroth von Blitzen über den Häuptern der Könige droht, — rubente dextera sacra — wie Horaz ſagt.

Ha, ha! lachte die ſchöne Frau. Das ſind ja ſchreckliche Prätenſionen! Wenn Könige und Völker unter Fauſt und Fuß ſtehen: wer iſt dann frei?

Wir, meine Gnädige, wir! antwortete er. Iſt der Raum zwiſchen Fauſt und Fuß nicht groß genug?

O ja, für Herz und Magen, Vater Ignaz! Die meinen Sie doch, nicht wahr?

Es iſt die Welt des Genuſſes und die Welt des Wirkens. Wir glauben an die Fauſt, wir küſſen den Fuß: das ſind Ceremonien, — leichter Preis, mit dem wir die Welt gewinnen. Was wir als wahr glauben wollen, oder als vernünftig denken müſſen, macht unſere eigene innere Unfehlbarkeit aus; denn wir allein ſind die Freien!

Dies Letztere verſtehe ich nicht, ſagte die Gräfin. Das iſt Philoſophie. Aber was Sie da von der Welt zwiſchen Fauſt und Fuß ſagen, laſſ' ich mir ſchon gefallen. Gut! Aber um auf unſere Angelegenheiten zurückzukommen: ſo werden wir für den Kurfürſten ſchon andere Mittel und Wege finden, wenn die Religion nicht mehr vorhalten will. Wie weit ſind Sie denn zum Beiſpiel mit Franz Karl gekommen?

Der ſchlaue Garzweiler, der dieſer anſcheinenden Vertraulichkeit der Gräfin ſo wenig traute, als ſeine eigene Annäherung aufrichtig gemeint war, lächelte zu der erwarteten Frage. — O den überlaſſe ich Ihnen, meine Gnädige! verſetzte er kurz und wegwerfend. Ich verzweifle daran, ihm einen Vorſchlag beizubringen, der ihn empören und zu einem argwöhniſchen Gegner machen würde. Er hat dem Kurfürſten ſelbſt Handgelübde gethan auf Treue und Verſchwiegenheit, und ich ſoll ihm zumuthen, daß er uns Correſpondenzen und Kabinets-Geheimniſſe mittheile? Ueberdies ſchwärmt er für Alles, was Sie und ich — nicht wollen, was uns — nicht ſchmeckt: Fürſtenbund, Preußen, der Coadjutor und — was Alles noch!

O weh! Sind Sie am Ende mit Ihren Finten, Pater? Ja, dann muß ich ihn freilich übernehmen, wie Sie ſagen. Und ich übernehme ihn!

O Sie haben mich ſchon mehr überflügelt. Ich ſtreiche die Segel, meine Verehrteſte!

Sie, Haſſer der Liebe, ſollen erleben, was Amor in der Politik vermag! rief ſie von ihrem Einfall hingeriſſen.

Bei einem jungen Manne, wie der Baron Wallbrun — o gewiß! verſetzte Garzweiler lauernd.

Gerade bei dem was Sie fürchten, bei ſeiner Schwärmerei will ich ihn faſſen.

Sie, Gräfin —? O ja! Gut gedacht! Sie ſind eine einnehmende Frau!

Wir, wir! ſage ich. Ich und eine ſchöne, reiche, bezaubernde —

Sie ſchwieg, erſchrocken ſich zu verrathen. Aber Garzweiler ergänzte ruhig den Satz mit dem trockenen Worte: Heirath?

Die Gräfin erröthete hoch, faßte ſich aber ſchnell und rief: Ha! Nicht übel gedacht! Wiſſen Sie eine gute Partie?

Iſt keine Hatzfeld da? antwortete Garzweiler mit höhniſchem Lächeln.

Sie wurden, als eben die ſchöne Frau in' Aerger ausbrechen wollte, vom Weihbiſchof Heimes und Geheimen Staatsrathe Johannes von Müller unterbrochen, die vom Kurfürſten herüberkamen, und der Gräfin einen Beſuch machten. — Seine kurfürſtliche Gnaden haben Kopfweh und die Conferenz bis elf Uhr ausgeſetzt, ſagte Heimes. Dieſer war ein Mann in mittleren Jahren, von derbem, bäuerlichem Ausſehen. Sein Vater, ein gering begüterter Landmann, hatte ihn zum Pfarrer beſtimmt. Auch verdankte er ſeine höhere Würde und des Kurfürſten Vertrauen nicht ſowol einer hervorragenden Bildung, als ſeiner feſten Geſinnung und ſeinem entſchiedenen Charakter. Der ſtolz gewordene Bauernſohn blickte ſtets aus ſeinen Manieren. Hart auftretend, in ſteifer Haltung und mit finſter geſchloſſenen Lippen erſchien er eben nicht gefällig, aber er behielt etwas Imponirendes. In auffallendem Abſtiche zu ihm war Müller klein und unruhig ſich hervordrängend. Eine verfließende Stimme, verſchloſſene Geſichtszüge und ſein ganz unſicheres Benehmen ließen eine haſtig entgegenkommende, raſch zurückweichende Schwäche vermuthen. In das Vertrauen des Kurfürſten theilten ſich beide geheime Staatsräthe gleichmäßig als Referendare — Heimes in kirchlichen, Müller in Staatsſachen.

Die Gräfin bat um Entſchuldigung, noch eine Kleinigkeit mit ihrem Beichtvater abzuthun, und nahm Garzweilern mit in ihr Kabinet. Beide Herren ſetzten inzwiſchen ein wie es ſchien abgebrochenes Geſpräch fort, indem Müller ſagte:

Es iſt eine ſonderbare Preſſion: hier ſteigt Rußland alltäglich rieſenmäßiger empor und mit eiſernem Stab; dort löſt Frankreich alle Bande; in der Mitte Germanien. Was will aus dem werden? Der galliſche Geiſt dringt überall durch, und es ſcheint ein Rathſchluß der Wächter: denn alle Kabinete ſind mittelmäßig, der Adel, der hohe Klerus ſinkt überall. Wenn nur aber die galliſche Freiheit nicht ein Gebäude wäre ohne Fundament, belebt, nicht von Geiſte, ſondern von Wind! Noch kann ich der Erfahrung der Jahrhunderte und den Lehren aller großen Männer dem Ding zu Lieb' nicht entſagen.

Sie ſind ein großer Kenner der Geſchichte, ſagte Heimes. Bleiben Sie aber nicht blos ein Beſchauer und ein Beſchreiber der Vergangenheit, ſondern werden ein Bekämpfer der Gegenwart. Laſſen Sie die Politik nicht galliſch werden, ich will verhüten, daß die deutſche Kirche nicht gallikaniſch werde. Wir müſſen an Rom feſthalten; Rom allein kann unſere deutſchen Fürſten zuſammenhalten, die vertrauenden, wie die haſſenden. Es war — fuhr er leiſer fort — ein großer Irrthum unſeres Kurfürſten — das Unternehmen mit den emſer Verabredungen gegen Rom! Die Disciplin muß ſtraff gehalten werden; der niedere Klerus (dies ſagte er mit einer gewiſſen Zorn müthigkeit) muß gehorſamen, wenn das Volk glauben ſoll.

Oui, oui! erwiderte Müller. Ich bin Kalviniſt, aber Sie wiſſen, Herr Biſchof zu Vallona, wie huldvoll der heilige Vater mein Werk: „Die Reiſen der Päpſte“, aufgenommen hat. Ich bin unparteilich, wenn ich behaupte, ein hoher Klerus bürgerlicher Abkunft würde ſich enger an Rom anſchließen. Die Söhne des hohen Adels werden immer etwas Territorial- und Familien-Intereſſe, ſowie einiges fürſtliche Unabhängigkeitsgelüſt behalten. Oui, oui! Geſtehen Sie ſelbſt, falls Sie Erzbiſchof von Mainz wären —

Nun? fiel Heimes mit lächelndem Selbſtgefühl ein. Ein Wagnerſohn hat das Rad in unſer mainzer Wappen gebracht: würde ein Bauernſohn nicht gut damit fahren?

Die Gräfin kam eben mit Garzweiler zurück. — Die heutige außerordentliche Conferenz iſt wol durch eine dringende Angelegenheit veranlaßt? fragte ſie. Heimes ſchwieg unachtſam. Müller erwiderte unter befangenen Verneigungen: Die geſtrige Abendpoſt aus Paris —. Das iſt mir eine ſchöne Conſtitution, die ſie den guten König Ludwig unterm 14. dieſes haben beſchwören laſſen! Die geſetzgebende Verſammlung untergräbt dieſelbe zuerſt durch ihre Dekrete gegen die Emigranten. Man verlangt von Sr. kurfürſtlichen Gnaden und den Kurfürſten von Köln und Trier die Ausweiſung aller Emigrirten und Einſtellung aller kriegeriſchen Vorkehrungen. Man bedroht uns mit Krieg —!

Garzweiler fiel lächelnd ein, indem er ſich empfahl: Unſere Schiffer ſcheinen bereits von dieſem Anſinnen zu wiſſen; ſie fangen ſchon an die Franzoſen auszuladen, wie ſie's nennen.

Garzweiler! rief ihm die Gräfin erſchrocken nach, — Herr geiſtlicher Rath! Wiſſen Sie denn auch ſchon von dem Vorfall —? Ich bitte ſehr, daß Sie ihn vor dem Kurfürſten verſchweigen. Wir wollen dem Herrn keinen Verdruß machen. Ich habe ſchon deshalb an den Vicedom geſchrieben, nichts in der Sache zu thun.

Ich weiß ſchon, wie wir's in Mainz gern haben! ſagte mit ſcharfem Ton Garzweiler und ging, den Baron Franz Karl aufzuſuchen.

Dieſer ſaß, in Erwartung zur Conferenz beſchieden zu werden, in ſeinem gewöhnlichen Arbeitszimmer des alten Schloſſes über der Abſchrift einer pergamentnen Urkunde. Sein linker Zeigefinger ruhte unter der gewöhnlichen Beglaubigungsformel: In fidem u. ſ. w. „An Fides“ — überſetzte ſein Herz dieſes fremde Wort, und ein Liebesfrühling erblühte aus der ſtarren Aktenfloskel. Dieſem phantaſtiſchen Spiele nachhängend erſchrak er beim leiſen Herantreten des Paters.

Die Conferenz iſt aufgeſchoben, Herr Baron! ſagte er im Tone freundlicher Zutraulichkeit. Ich komme eben vom Kurfürſten; er hat Kopfweh und den Doctor Hoffmann rufen laſſen.

Er ließ ſich auf ein Tabouret nieder, ging raſch über Stadtgeſchichten hinweg, um wie zufällig auf den Vorfall mit Montleveau zu kommen. — Ich habe ihn gewarnt, lachte Franz Karl, und der mitlachende Garzweiler ſpottete über die Art, wie man in Mainz gern Alles vertuſche, was einflußreichen Perſonen oder deren Lieblingen unangenehm ſei, wenn auch die perſönliche Ehre oder die öffentliche Ordnung dabei compromittirt werde. — Apropos des Vaurhall! rief er dann aus. Wozu ich eigentlich gekommen bin: ich wollte Ihnen ſagen, Sie haben einen alten Freund Ihres ſeligen Vaters glücklich gemacht. Er nimmt den ehrlichſten Antheil an Ihrem Geſchick, Herr Baron, bewundert Ihren Geiſt, Ihren ſtaatsmänniſchen Blick, und prophezeit Ihnen eine bedeutende Zukunft, — eine höhere Laufbahn, als Ihres Herrn Vaters.

Erasmus Lennig? lächelte Franz Karl.

Errathen! Er hatte ſich jüngſt ſchon beklagt, daß Sie ihn nicht mehr kennten. Nun hat er Sie geſprochen. Wollen Sie ihn nicht einmal beſuchen? Oder ſich ſeine Aufwartung gefallen laſſen?

Ach! der gute Mann phantaſirt mir zuviel von Deutſchland, antwortete Franz Karl wegwerfend. Er kramte mir ſchon beim erſten Begegnen ſeinen Widerwillen gegen den Fürſtenbund aus. Beſchränkte Anſichten auf untergeordnetem Standpunkte, die er mit viel Selbſtzufriedenheit vorbringt! Man kann ja die vicedomamtlichen Gefälle recht gut verwalten, auch neben dem Gewaltsboten und Vicedomamtsſchreiber über die kleinen Polizeihändel Sitzung halten, und doch über Staatsverhältniſſe recht unzulänglich urtheilen, lieber Pater. Dabei ſpricht er über den Kurfürſten und den Hof freimüthiger, als es ſich für ſein Amt und in meinem Beiſein ſchickt.

Gewiß, gewiß, Herr Baron! Das untergeordnete Leiſten in Amt und Würde wird gar oft der Leiſten, über den ein Subalterner gern hinausgeht, gegen die Warnung: Schuſter! bleib' bei deinem Leiſten! Aber um Ihres

Herrn Vaters willen, dachte ich. Lennig hat eine große Anhänglichkeit an Ihr Haus, und bei dem jetzigen revolutionairen Uebermuthe, der die Welt ergreift, liegt es im Intereſſe des Adels, jede bürgerliche Hingebung zu pflegen, Herrſchen und Dienen in rechter Wage zu halten. Er iſt übrigens bei all' dem freien Reden, wie es jetzt in Mainz aufkömmt, ſehr kurfürſtlich geſinnt, und ein erklärter Widerſacher der revolutionairen Partei in Mainz. — — Ich wünſchte, Lennig hätte einen Sohn, für den Sie etwas thun könnten.

Nein, er hat keine Kinder. Ich habe ihn gefragt, bemerkte der Baron.

Doch, Herr Baron, — er hat —

Ja, ja, Sie haben Recht, Vater: er hat eine Tochter; es fällt mir eben ein, verſetzte Franz Karl zerſtreut.

Die iſt aber auch ſein Alles! Die ſchöne Fides iſt ſein Stolz, ſein —

Was? Fides, Lennig's Tochter? fuhr der Baron etwas erblaſſend auf, und erhob ſich vom Sitze. Sein Herz ſchlug heftig unter dem plötzlichen Andrange ſeiner Empfindungen oder ſeines Blutes.

Garzweiler ſchlug beide Hände kopfſchüttelnd zuſammen, und brach in ein lautes Lachen aus. Der Baron trat befremdet, beleidigt zurück.

Da ſehen Sie nun einen geiſtlichen Schlaukopf in ſeiner ganzen Blöße vor ſich, mein lieber Baron! rief Garzweiler gutmüthig fortlachend. An Ihrem überraſchten Staunen beſinne ich mich erſt! Sie erinnern ſich doch, wie ſehr ich mich früher darauf geſteift hatte, Ihnen den Namen der ſchönen Fides nicht zu nennen, und nun entfährt er mir ſo unbedacht! Sie ſehen, wie ſehr an mir, wenn auch juſt nicht Hopfen und Malz, doch alle Schlauheit und Politik verloren geht! Je nun, es iſt kein Unglück! Damals, im erſten Augenblicke, dachte ich nur an die leichtſinnigen Verhältniſſe unſerer jungen — und leider! auch älteren Herren in Mainz. Ich kenne ja aber Ihr edles Herz, Ihre noble Geſinnung, und — ſoll ich hinzuſetzen — Ihren poetiſchen Geiſt? Es iſt wahr, die Phantaſie der Jugend ſchwärmt gern in Regionen, die über den ſcharfen Unterſchieden des Lebens erhaben liegen. O der ſchönen Jahre unſeres Einzugs in die Wüſte des Lebens, da jede Nacht uns ein Manna niederthaut, das wir aber ja vor Aufgang des Tages ſchöpfen müſſen, der es ſchnell hinwegzehrt. O könnten wir feſthalten, in unſere höheren Jahre mit uns nehmen, was über die Stände, über die Arbeiten und Sorgen, über die Gemeinheiten und Alltäglichkeit des Daſeins ſich wie ein ſchimmernder Schmelz ausgießt: den Mondſchein unſerer Jugendſchwärmerei, den Duft der erſten reinen Liebe des Herzens! O ich kenne das, Baron Franz Karl! Doch — Schweigen gehört zu meiner Tonſur.

Er ging einigemal im Zimmer hin und her; dann blieb er vor dem Schreibtiſche ſtehen, und fragte den zerſtreuten jungen Mann im Tone einer Ablenkung des Geſprächs:

Was haben Sie denn da für eine Urkunde? lieber Baron.

Franz Karl meldete kurz den Inhalt des Pergaments. Man konnte dem jungen Freund anſehen, daß er von des Vaters Worten innerlich bewegt, und in einer weichen wohlwollenden Stimmung war.

Alte Urkunden, fuhr Garzweiler fort, verhalten ſich zu laufenden Aktenſtücken, wie Geſchichte zu Zeitungen. Ich, für meine Perſon, würde mich mehr für das Laufende intereſſiren, für die Betrachtung der werdenden Welt. An Ihrem Platze, Herr Baron, würde ich mir eine Sammlung der bedeutenden Noten und Correſpondenzen anlegen, die Ihnen jetzt durch die Hände gehen. Welche Erinnerungen für ſpätere Jahre! Wenn einſt aus Kabinetsverhandlungen Geſchichte geworden iſt, dann genöſſen Sie die Beſtandtheile derſelben zugleich als eingemachte Früchte.

Das iſt kein übler Gedanke, Herr geiſtlicher Rath, — fiel Franz Karl ein. Darin haben Sie Recht: am Fertigen geht Einem gar zu leicht das Lebendige verloren.

Sehr wahr! ſagte Garzweiler, mit angenommener Miene der Gleichgiltigkeit. Und Ihnen iſt die ſchönſte Gelegenheit dazu geboten. Der Kurfürſt theilt Ihnen ja wol die diplomatiſchen Verhandlungen mit?

Er zeigt mir viel Vertrauen, ob aber auch alle Correſpondenzen — ?

Ohne Zweifel! verſicherte Garzweiler. Er hat ſich früher nach der Zuverläſſigkeit Ihres Charakters bei mir erkundigt. Ich habe ihm meinen Kopf zum Pfande für Sie angeboten. O, Herr Baron, das war eine Kleinigkeit; denn ich kenne Sie ja! Uebrigens können Sie ſich ſtets von dem Umfang ſeines Vertrauens überzeugen: er läßt Sie ja öfter allein im Kabinet, wo die geheimſten Papiere in den linken Schubfächern ſeines Schreibtiſches liegen. Sie dürfen es wiſſen: — der Fürſt lieſt mir gewöhnlich die wichtigſten Noten vor, obſchon ich gar kein Intereſſe für dergleichen habe. Aber, — ſehen Sie! er ſelbſt lebt und webt jetzt in dieſen Dingen, und wird in der Politik viel ſcrupulöſer, als er früher vielleicht in der Moral war. Es liegt wol in ſeinen Jahren.

Ihr Vorſchlag gefällt mir ſehr, bemerkte Franz Karl. Um aber zur Anlegung einer ſolchen Sammlung wichtiger diplomatiſcher Aktenſtücke Abſchriften zu nehmen, müßte ich doch den Fürſten um Erlaubniß fragen.

Dazu möchte ich nun nicht rathen, lieber Baron. Wer weit fragt, geht weit um. Vor Allem ſcheint mir ſolche Abſchriftnahme für eine ferne Zukunft durchaus nicht gegen die Pflicht und Ehre Ihrer angelobten Verſchwiegenheit zu verſtoßen. Wie oft ſind dieſe Schriften nicht von vorübergehender Wichtigkeit und demaskiren ſich ſehr früh! Fragen Sie aber an, ſo kann Ihre Abſicht leicht mißverſtanden werden: Sie können Mißtrauen erregen, ein Verbot veranlaſſen, das Ihren löblichen Zweck vereitelt, oder manche Zurückhaltung vielleicht des Bedeutendſten erfahren, wol gar in ſchmähliche Verlegenheit kommen. Nehmen Sie nur an, daß eine wichtige Mittheilung durch einen beſtochenen geheimen Expeditor oder Kanzliſten auskäme, und der Fürſt weiß, daß Sie Abſchriften genommen haben —!

Mein Gott! ſprang der Baron wieder erſchrocken auf. Das ertrüge ich nicht! Ich würde mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen. Nein, lieber mag die ganze Sache unterbleiben.

Lieber Baron, lächelte Garzweiler, — in medio virtus! Da ſieht man den jungen Mann, der nur die Extreme kennt! Warum das Gute unterlaſſen, wenn man die Gefahr durch Klugheit abwenden kann? Einen Rath nehmen Sie gefälligſt bei dieſer Gelegenheit für Ihr ganzes Dienſtleben von einem Manne an, der die Menſchen in verſchiedenen Lagen geſehen hat! Suchen Sie frühe ſelbſtändig auch im Dienen zu werden! Gehorſam —? Wohl! Doch ſei er an eigner Würde gemeſſen! Sehen Sie, — dadurch unterſcheidet ſich von einem knechtiſchen Wohldiener ein freier und adeliger Mann, daß er im Dienſte ſeines Fürſten Herr ſeiner eigenen Verhältniſſe und Richtungen bleibe. Machen Sie jetzt gleich einen Anfang zu ſolcher edeln Selbſtändigkeit mit dieſer herrlichen Sammlung von Abſchriften! Es kommt eine Zeit, da Sie mir's danken werden. Ich rede blos in Ihrem Intereſſe und will des meinigen dabei gar nicht gedenken.

Wie? verſetzte der Baron betroffen; — Sie hätten auch ein Intereſſe dabei?

Allerdings habe ich dabei auch ein wenig an mich gedacht, Herr Baron. Sehen Sie, — ich verſtehe manche ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe nicht, die der Kurfürſt im Beichtſtuhle zur Frage bringt. Im Sittlichen traue ich mir ein billiges Urtheil zu, aber das Politiſche —! Doch der Kurfürſt betrachtet ſein Thun und Laſſen in der Politik gern in Bezug auf das Wohl und Weh ſeiner Unterthanen, mithin auch als ſein ſittliches Thun, und wird oft, wie geſagt, ſehr zweifelſüchtig. Da dachte ich denn eben an Sie. Sie ſollten mir Manches erklären, und mich in den Stand ſetzen, dem Fürſten mit gewiſſenhafter Einſicht zu rathen. Wenn ich Ihre Abſchriften durchblickte, würde ich wieder auf die Scrupel kommen, die mir bei der mündlichen Mittheilung vom Fürſten ſelbſt vorgebracht worden ſind, und derentwegen ich mir oft Bedenkzeit ausbitten muß. Eben wieder, wo ich von dem Fürſten komme, war von einer franzöſiſchen Note die Rede, die Emigranten betreffend. Sie werden dieſelbe nachher in der Conferenz auch erfahren. Ich kenne ſie ſchon. Der Kurfürſt ſchien ängſtlich über das franzöſiſche Verlangen. Wahrſcheinlich bringt er die Sache noch einmal in der Beichte vor, zu der ich auf dieſen Nachmittag befohlen bin. Welchen ſtillen Einfluß gewännen Sie ſo durch mich auf die gute und rechte Sache, mein edler junger Freund!

Franz Karl reichte dem Pater die Hand, — ob als Zeichen ſeines Dankes oder eines ſtillen Verſprechens, — er wußte oder bedachte es ſelber nicht. Er hatte dieſen Mann noch nie ſo gemüthlich und unbefangen geſehen, und war davon aufs Angenehmſte überraſcht. — Welch' ein reiches Geſpräch verdanke ich Ihnen, Herr geiſtlicher Rath! ſagte er zu dem Scheidenden.

Nichts, worauf Sie mich nicht gebracht hätten, lieber Baron! verſetzte Garzweiler. Lauter naheliegende Gegenſtände! Das Pergament auf Ihrem Tiſche dort vereinigt Alles. Es iſt eine Abſchrift in fidem. Und von Abſchriften und Fides haben wir geſprochen. Von Fides Lennig! Ich war auch lange nicht ſo heiter und innig froh. Es bleibt unter uns, lieber Baron!

Zwölftes Kapitel.

Die zufriedene Stimmung, mit welcher Garzweiler den Baron Franz Karl verließ, hatte ihren argliſtigen guten Grund; aber ſie dauerte kaum länger, als über den Schloßplatz und durch die enggewundene Deutſchehausgaſſe, die auf den Mitternachtsplatz ausläuft. Hier ſprach er nämlich wieder bei Herrn von Bettendorf ein. Er hatte erwartet, der unglückliche Mann, der nächſtens Kapitular werden ſollte, würde ſich zu dem ſo erſehnten Violettkragen und Demantkreuze aufraffen und zuſammennehmen. Aber er fand ihn abermal auf dem zerwühlten Lager, und ließ ſich von ſeiner Entrüſtung ſo weit hinreißen, daß er ſelber zur ledernen Peitſche griff und den Faulen vom Bett auftrieb. Beſchämt über ſeine Aufwallung und Selbſterniedrigung verließ er das Zimmer, um in der unteren Stube einen ſeiner Kundſchafter zu empfangen. Es war ein Friſeur, der vornehme Häuſer bediente, heut aber unglücklicher Weiſe etwas angetrunken, bei ſeinen Berichten aus jenen Familien eine ſchäkernde Vertraulichkeit annahm, die der ſtolze Prieſter mit allem Aufgebote ſeiner Autorität nicht niederzudrücken vermochte. Er vergaß ſich abermal, und verſetzte dem verwegenen Menſchen, dem er die Thüre öffnete, einen Fußtritt. Nun überkam ihn ein unſäglicher Mißmuth. Er fühlte ſich von ſeinen eigenen Werkzeugen gedemüthigt. Die Beſorgniß wandelte ihn an, dieſe Menſchen, ſtatt an die guten Zwecke und an die ihnen vorgeſpiegelten Werke des Heils zu glauben, möchten ſeine wahren Abſichten durchſchauen, — loſes Geſindel, die er mit Wohlthätigkeit zu lenken hoffte, und die nur immer bezahlungstrotziger wurden.

Mit dieſer Niedergeſchlagenheit kam er gegen Mittag in ſeiner Wohnung an. Erſchöpft durch die Anſtrengung, ſeinen ſtolzen Gang und ſeine hohe Miene über die Straßen beizubehalten, athmete er hinter ſeiner Hausthüre zuſammengeknickt ſeinen Kummer aus; bis er ſeine ältliche Haushälterin Urſula herbeiſchlarfen hörte. Da richtete er ſich wieder auf. Reinlich, wie all' ſeine Umgebung ſein mußte, kam ſie herbei, kniete mit gefalteten Händen vor ihm nieder und bat um ſeinen apoſtoliſchen Segen. — Es iſt mir heut Alles in der Küche wohlgerathen, ſagte ſie mit dem Ton einer Schwerhörigen und mit der einfältigſten Miene von der Welt. Eure Hochwürden werden mit den Feldhühnern zufrieden ſein. Ich hab's jetzt weg, bei wieviel Ave Maria ſie gar und ſo hübſch bräunlich werden. Dennoch bin ich nicht würdig, Ihnen zu dienen. Segnen Sie mich dazu!

Garzweiler begünſtigte ſonſt und erzog ſelbſt eine ſolche Demuth an ſeinen Untergebenen. Es ſchien ihm ein Bedürfniß zu ſein, ſich durch ſolche Verehrung von dem Zwange ſeiner eigenen Unterwürfigkeit gegen Kluge und Vornehme zu erholen. Auch überredete er ſich, Dienſtboten und Dienſtbare durch lebhaft ausgeſprochene Anerkennung ſeiner Würde am ſicherſten treu und blindgläubig zu erhalten. Jetzt aber, in ſeiner Verſtimmung, ward er ſogar über dieſe Frömmigkeit etwas ungeduldig, und brummte über ſeiner zum Segen ausgeſtreckten Hand mit betend bewegter Lippe: Gott hat dich mit Albernheit geſegnet, du taube Vettel, und die Dummheit iſt dein Glück!

Ja, Glück und Segen kann man brauchen! ſeufzte Urſel, ihre trockenen Augen mit der weißen Schürze wiſchend. — Zwei herrliche Kapaune habe ich auf dem Markte gekriegt, ſetzte ſie raſch hinzu, und einen koſtbaren Rehziemer. Wir können jetzt die hochwürdigen Freunde einladen.

Garzweiler beſtieg ohne Antwort die Treppe.

Befehlen Hochwürden Rauhenthaler zu Tiſch oder Burgunder?

Urſel erhielt keinen Befehl, und eilte voraus, die Thüre zu öffnen. Es iſt auch ein Brief gekommen, aus Oeſtrich, ſagte ſie.

Ein Brief aus Oeſtrich? rief er plötzlich erheitert, ſetzte aber gleich mit ſtrengem Ton hinzu: Wer ſagt Ihr, daß er aus Oeſtrich iſt?

Es iſt immer dieſelbe niedliche Handſchrift, einer wie der andere, und riecht nach Reſeda, antwortete ſie, indem ſie im Anſprachzimmer des Paters den Brief vom Rand eines eichenen Pultſchrankes nahm. Wie Garzweiler, froh aufgeregt, nach ſeinem Studirzimmer eilte, rief ſie ihm nach: Ich brauche noch einige Batzen für gutes Obſt, Hochwürden!

Gedankenvoll reichte er ihr den Pultſchlüſſel, und ſchloß hinter ſich die Thüre.

Rührig auf einmal, wie ein junges Mädchen, und ſchlau nach der Thüre horchend öffnete ſie das Pult, nahm aus einem Käſtchen drei bis vier Laubthaler, die ſie hinter ihren Bruſtlatz fallen ließ, und aus einem offenen Körbchen etwas kleines Geld, ſchloß dann mit Geräuſch das Pult, eilte hinüber und wies bei Ueberreichung des Schlüſſels die Batzen vor.

Der Brief muß ſchon geſtern gekommen ſein, ſchalt Garzweiler. Sie wird alle Tage vergeßlicher. Decke Sie jetzt das Eſſen. Burgunder!

Urſel eilte fort. Die Treppe hinab ſagte ſie vor ſich hin: Freilich iſt er geſtern gekommen: geſtern war aber nicht Sonnabend, daß ich Geld fodern konnte. Das iſt ja eine Ungeduld um dieſe Correſpondenz, um dieſe Briefchen aus Oeſtrich! Von wem ſie nur ſein mögen? Ich werde doch gewiß noch hinter das Geſchreibſel kommen. Hören und Sehen vergeht dem alten Schlaukopf bei den Billetten. Wann ließe er mir ſonſt auch einmal den Geldſchlüſſel, wenn ich nicht ſolche Augenblicke benutzte? Kommt nur, ihr Vögelchen aus Oeſtrich, kommt nur immer, ihr Täubchen. Ihr habt auch etwas für mich in eueren Kröpfchen!

Garzweiler las inzwiſchen, an die Fenſterbrüſtung gelehnt, halb ſchweigſam, halb laut den ausführlichen Brief. Nach verſchiedenen häuslichen Angelegenheiten hieß es:

„Näzchen iſt geſtern zum erſten Mal die ganze Stube hindurchgelaufen. Ach, das war ein Jubel! Kauernd, mit ausgebreiteten Armen lockte ich den zagenden Liebling, und wie er mit dem ängſtlich geſpannten Geſichtchen auf mich zuwankte, zog ich mich immer mehr zurück. Er reichte mit den runden Aermchen, ſchwankte auf den lieben appetitlichen Beinchen vorwärts, bis er verzagter ſtolperte und mir in den Schoos ſank. Erſt zog der Engel über ſeinen Fall ein Flennmäulchen: wie er ſich aber in meinen Armen geborgen fühlte, lachte er vergnügt. Ich ſchwang ihn jubelnd empor, daß er hoch über meinen feuchten Augen zappelte. Ach! daß mein lieber Mann gerade am Krahn war! Nazi hat's ſeitdem nicht wieder gewagt. — Kommen Sie bald wieder einmal, beſter Oheim, und freuen ſich mit uns über Ihren Pathen. Wie lange waren Sie nicht in Oeſtrich! Auch iſt ja der Herbſt ſo ſchön. Wir können Sie freilich nicht in unſeren eigenen Weinberg führen: aber Trauben ſollen Sie doch die beſten haben. Wenn wir Geld hätten, könnte mein Mann jetzt ein hübſches Wingertſtück kaufen. Die Frau von Wallbrun will ein's losſchlagen, das ihrer Beſitzung zu entfernt liegt. Nun adieu! Kommen Sie einmal wieder und theilen Sie unſer laufendes Glück!"

Garzweiler hielt gerührt inne. Er war tief ergriffen und bewegt. Mit dem Brief in der Hand ging er ſtürmiſchen Schrittes hin und wieder. Endlich ſprach er, wie hingeriſſen von einem Entſchluſſe:

Ja, ich komme! Fort mit all' dieſen hochzielenden Demüthigungen, mit dieſen Kreuz- und Querläufen des Hetzhundes, — aus dieſen Lügenwindungen der Politik! Weg mit aller Heuchelei aufgeblaſener Dienſtbarkeit! Was kümmern mich Fürſtenbund, Revolution und Roms Herrſchſucht! Mit dir, meine Gertrud, und mit deinen Kindern will ich leben. Der Herd, wo euer Topf kocht, eures Kindes Breitiegelchen ſiedet, ſoll mein Altar ſein. Natur, Familie, Liebe — an dieſe Dreieinigkeit will ich glauben, in dieſer ſeligmachenden Wahrheit meine Tage hinbringen. — — Aber auch erkannt ſein! ſetzte er nach einigen ſtürmiſchen Schritten hinzu. Nicht Oheim will ich länger heißen, — Tochter will ich dich nennen, — meine Enkel will ich laufen ſehen!

Er erſchrak vor ſeiner eigenen lauten Stimme. Leiſe ſteckte er erſt den Brief ein, hielt den Athem an ſich, zu lauſchen, öffnete dann feſten Schrittes die Stubenthüre, und ſah hinaus.

Niemand hatte ihn gehört.

II.

Frau Thereſe.

Erſtes Kapitel.

In einem der Häuſer die gegenüber der langen Gartenmauer des Schönborn'ſchen Palaſtes von der Univerſität neu erbaut waren, eine Treppe hoch, ſaß Frau Thereſe Forſter in einem Lehnſtuhl am Fenſter. Dieſe ſchlanken Fenſter des mittleren Stocks warfen reichliches Licht in die Tiefe des Zimmers, das einfach aber geſchmackvoll möblirt und ohne ängſtliche Anordnung höchſt reinlich gehalten war. Die Einrichtung hatte etwas von den gewöhnlichen mainzer Wohnungen Abweichendes, — etwas Norddeutſches, wenn man es nicht beſtimmter bezeichnen konnte, was zum Theil in den Gegenſtänden des täglichen Bedürfniſſes und Gebrauchs lag. Unter Anderen ſah man auf allen Möbeln umher Bücher, Flugſchriften, Hefte und Zeitblätter ziemlich ungeordnet liegen, — Gegenſtände, die in den Wohnungen der eingeborenen Mainzer ſpärlich oder gar nicht vorzukommen pflegten.

Einiges von dieſen umherfahrenden Sachen hatte ſich auch auf dem kleinen Arbeitstiſche verſammelt, vor welchem Frau Thereſe ſaß. Ihr Strickzeug lag darauf, ein Kinderſtrümpfchen von der Farbe „Kümmel und Salz", wie die Strickerinnen den aus weiß und ſchwarz gedrehten Faden zu nennen pflegen. Sie ſaß noch in einem Morgenüberkleide, obſchon es Nachmittag war. Freilich ſaß der Arzt Wedekind vor ihr, ſeine Hand um ihre pulſirende Handwurzel geſchlagen. Dann verſchrieb er; dann gab er mündliche Vorſchrift, unter anderen, daß ſie morgen wieder ausgehen und damit täglich fortfahren ſolle, um ihre reizbare Bruſt an der noch ſo milden Octoberluft zum Winter überzugewöhnen.

Mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit und einem Blick durch das Fenſter nach dem großen Garten gegenüber verſetzte Frau Forſter:

Brauche ich denn der freien Luft ſo abſolut nachzulaufen, lieber Hofrath? Der Graf Schönborn iſt ſo gnädig, mir die beſte Gartenluft im Ueberfluſſe zu überlaſſen.

So? Wobei Sie denn auch hübſch leſen können, nicht wahr? fuhr Wedekind etwas unzufrieden heraus. Mit euerm ewigen Leſen und Leſen! Bedenkt denn aber unſere kluge Frau nicht, welch' großen Unterſchied es macht, ob eine ſchwache Bruſt leſend, oder ob ſie laufend ihre Portion Luft ſchöpft? All' dies Leſewerk da umher und Ihre leidenſchaftliche Theilnahme an Allem und Jedem — beſte Frau —!

Er hob den drohenden Zeigefinger und wendete ſich zu gehen. — Beruhigen Sie ſich, Hofrath! lächelte Thereſe. Ich will nun oft und viel ins Freie laufen und auch nur — Luftiges leſen, z. B. Declamationen über Freiheit und Gleichheit, die man jetzt ſo gut und wohlfeil haben kann. Nicht wahr, beſter Hofrath, gegen ſolches Leſen haben Sie nichts? Ich weiß ſchon, die Aerzte verbieten ihren Patienten nicht leicht, was ſie ſelber gern eſſen und trinken!

Sie ſind eine allerliebſte loſe Frau! verſetzte Wedekind mit einem ſanften Schlag auf ihre Schulter, worauf er nach ſeinem Hute ging.

Eilen Sie nicht ſo, Hofrath! rief ſie ihm zu, ich habe nun auch erſt ein wenig zu ſchelten. Wo bleibt denn noch immer Ihre Rechnung vom erſten halben Jahr?

Wedekind ſchüttelte lachend den Kopf, und verneigte ſich zu gehen.

Nein, beſter Herr Hofrath, ſo geht es nicht! erklärte Thereſe ſehr ernſthaft. — Ich weiß, Sie ſind der uneigennützigſte Arzt von der Welt: aber in unſeren knappen Verhältniſſen muß ich ſehr pünktlich ſein. Erleichtern Sie mir das!

Was? Uneigennützig? verſetzte er. Glauben Sie etwa, ich wiſſe das Geld nicht zu ſchätzen? Im Gegentheil! Die Kunſt mit dem Geld umzugehen iſt mir höchſt wichtig. Ich halte ſie für das erſte Hauptſtück einer wahren Aufklärung. Sie lächeln? Das ſoll kein Witz ſein. Das Wort macht Sie irre: Sie verſtehen 'was Anderes unter dieſem Ausdruck. Aber das nenne ich nicht Aufklärung, wenn man ſich aus der öffentlichen Religion nichts macht, oder ſich nach Luſt und Vortheil über die allgemeine Moral des gemeinen Volkes hinausſetzt. Wiſſen Sie, was ich unter Aufklärung verſtehe? Die vernünftige Erkenntniß all' derjenigen Dinge, welche ohne Rückſicht auf unſeren beſonderen Beruf oder Metier zu unſerer Glückſeligkeit unentbehrlich ſind! Und dazu iſt richtige Geldwirthſchaft Nummer Eins. Geld iſt das Scepter der Herrſchaft im Staat wie im Hauſe. Aber das Scepter wird unſer Tyrann, ſobald wir es nicht zu behandeln wiſſen. Was hat in Frankreich die Revolution herbeigeführt? Nicht die Freigeiſterei der Schriftſteller, nicht die ſcharfe Spottluſt der oberen Regionen der Geſellſchaft: nein, die entſetzlichen Verſchwendungen der herrſchenden Macht, wodurch das Volksleben zerſtört ward. Geld iſt das Blut des Staates; Revolution das Fieber aus zu ſtarkem Blutverluſt auf der einen — und Entzündung auf der anderen Seite. Was macht das Unglück von Mainz? Daß unſer alte Kurfürſt nicht mit dem Geld umzugehen weiß. Mit der einen Hand gibt er den Unterthanen ſeinen Segen, mit der anderen fegt er ihre Taſchen. Wir Beide wollen richtig wirthſchaften, Frau Hofrath Forſter, und ich ſchicke Ihnen meine Rechnung!

Lachend eilte er fort, ohne Ahnung des erſchütternden Eindrucks, den ſeine Worte zurückließen. Thereſe ſank nachdenklich in ihren Armſtuhl, den Kopf in die Hand geſtützt. Ihr kränkliches Bübchen weinte drüben in der Kinderſtube; aber ſie war ſo beſtürzt, daß ſie es diesmal überhörte. Trübe Betrachtungen, eine bittere Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt regten ſich in ihrer leidenden Bruſt. Sie dachte an ihren Mann und an ſeine großartigen Bedürfniſſe, an ſich und ihre bängliche Hauswirthſchaft. Ein unausſprechlicher Kummer beſchlich ihr Herz.

Da klopfte es hart an die Hausthüre. Sie erſchrak; ſie dachte an ihren Freund Huber und ſprang auf. Sie wollte ihn abweiſen laſſen, und eilte nach der Stubenthüre. Aber — er war ſo lange nicht dageweſen? Nun wollte ſie hinaufeilen zu ihrem Manne und ihn dort empfangen. Sie traute, wie es ſchien, der Aufwallung ihres Herzens nicht. Da trat Baron Franz Karl herein.

Sie wären krank, beſte Frau? rief er, und bemaß ihr Ausſehen.

Ach nun, ſagte ſie, man kann krank und wieder geſund werden oder auch ſterben, ehe Sie kommen, Herr Baron.

O nein doch! erwiderte er und reichte, wie um Vergebung, ſeine Hand.

Diesmal iſt es bei einem Fieberchen geblieben, lächelte ſie, und wies, ſich ſetzend, nach einem Stuhl. Sie ſcheinen ſehr aufgeräumt?

Nun ja, rathen Sie einmal, wo ich zu Mittag gegeſſen? fragte er, mit beiden Armen auf die Kniee vorgebückt, und ihr zutraulich in die Augen blickend.

Erheitert von dem friſchen, fröhlichen Weſen des glücklichen jungen Mannes ließ Frau Thereſe ſich auf den Scherz ein, und rieth vom Hofe abwärts durch eine Reihe der erſten Häuſer.

Alles nichts! lachte er. Sie müſſen auf eine zinnerne Suppenſchüſſel rathen.

O ihr Götter! rief ſie. Da ſehen Sie wieder meine Kurzſichtigkeit! Ich hätte Ihnen gleich anſehen können, daß Sie mit Fides geſpeiſt: denn ſo fidel habe ich Sie noch nicht geſehen. Alſo ſtehen Sie ſchon mit ihr beim Suppenlöffel?

Ei nun! antwortete er mit einem Erröthen der Verlegenheit. Ich weiß beinahe ſelbſt nicht, wie ich zu dieſer Einladung gekommen bin. Meine Mutter iſt eben auf unſerer rheingauer Beſitzung bei Oeſtrich —

So? Die Frau Baronin iſt verreiſt?

Ja, es iſt ihre Liebhaberei, dort einige Herbſtwochen zuzubringen. Sie glaubt, die Früchte fielen reichlicher, wenn unter ihren Augen geherbſtet wird. Diesmal will ſie auch einige neue Einrichtungen treffen, ein etwas entlegenes Stück Weinberg verkaufen, Bauereien für nächſtes Frühjahr veraccordiren u. dgl. Dann ſoll ich das Beſitzthum übernehmen, — ein Pathengeſchenk meines geiſtlichen Oheims in Trier.

Und da wollten Sie es einmal an einem bürgerlichen Tiſche verſuchen? verſetzte ſchalkhaft Frau Forſter.

Eigentlich galt Herrn Lennig's Suppe dem Sohn meines ſeligen Vaters! lachte der Baron.

Aber — das Deſſert?

O, alle Süßigkeit der Welt liegt in ſolchen Augenblicken! rief Franz Karl. Welche Zufriedenheit empfindet man in dieſen Momenten, — welche unbegreifliche Genüge! Erklären Sie mir doch, theure Frau, das Geheimniß ſolcher Augenblicke, da man nichts verlangt und doch nichts beſitzt, — eine Ewigkeit empfindet, indem man der Minuten vergißt, — eine Seligkeit empfängt, ohne zu wiſſen, woher man ſie ſchöpft.

O fragen Sie das auch nicht, mein edler Freund! ſagte Thereſe. Forſchen Sie auch nicht darnach! Die erſte Liebe fällt wie ein unſichtbarer Thau mit leiſen Schauern vom reinen Himmel. Das iſt eben dieſe unnennbare Seligkeit. Aber der Hauch gerinnt leicht auf der kalten Erde, und man weiß nicht, ob die Tröpfchen in einen Becher des Glücks zuſammenfließen, oder als Thränen zerrinnen.

Eine Stille entſtand; denn Thereſe hatte im Ton eines eigenen tiefen Leides geſprochen und dadurch den Baron ein wenig befremdet, da er ihr Leid nicht begriff, und ſich doch zu fragen ſcheute. Sie ward deſſen auch bald inne, und fuhr, ſich ſelbſt und den jungen Freund ermunternd, fort:

Erſchrecken Sie nicht, lieber Baron! Sie haben mich zu Ihrer Vertrauten gemacht, und müſſen nun auch meine trüben Stimmungen mit hinnehmen. Es iſt aber nur eine kränkliche Betrübniß, nichts weiter, durchaus nichts Tieferes. Sagen Sie mir lieber, wie benimmt ſich denn Papa Lennig bei Ihren Beſuchen?

Ach der gute Mann nimmt mich immer etwas feierlich als den Sohn ſeines alten gnädigen Freundes auf. Von meinen Begegnungen mit Fides ſcheint er nichts zu wiſſen. Sollte ſie ihm wirklich nichts davon erzählt haben?

Ich glaub's! ſagte Frau Thereſe.

Sie glauben's? Fides ſchien doch nicht ſo gleichgültig dabei —?

Nein, lieber Baron, für Gleichgültigkeit dürfen Sie dies Schweigen auch nicht nehmen. Im Gegentheil! Das verſtehen wir Frauen beſſer! Jene Begegnungen ſind eben die erſten wunderthätigen Bilder im Herzensheiligthume des Mädchens, und werden als hohe Geheimniſſe verſchleiert gehalten. O wie gern möchte man davon reden! Aber indem man den Mund öffnet und Worte ſucht, erſchrickt man, daß es für unſere hohen Empfindungen keine aparten Ausdrücke gibt, und ſie nicht beſſer gefaßt erſcheinen können, als das andere Alltägliche. Nun verſchließt man ſie, um ſie unentweihter zu halten. Aber, nicht wahr, ich habe heut meinen ſchwärmeriſchen Tag? Und die Mutter Lennig?

Iſt eine ſehr fromme, aber ganz verſtändige Frau, antwortete der Baron. Wenn ſie nur nicht ſo unterwürfige Manieren hätte! In Gegenwart von Fides iſt es mir recht unangenehm. Ich weiß nicht gerade warum. Aber es iſt mir zuweilen, als könnte Fides vor meinem Stand erſchrecken, oder — ich ſelber. Bei Tiſche hat die gute Frau faſt nichts gegeſſen. Ich glaube, ſie hält es für eine Bürgersfrau zu revolutionair, vor einem Baron ein Stück Braten in den Mund zu ſtecken. Dafür behielt ſie deſto mehr Zeit übrig, mich mit ihrem Zuſpruch und den vielen Schüſſeln zu drängen und zu beklagen, daß die Sachen mir nicht gut genug ſchienen. Der Vater iſt ſchon unbefangener; wir ſprachen von Geſchäften, von Deutſchland —

Ha, ha! Sie Schalk! lachte Frau Forſter, mit dem Finger drohend.

Nein, nein, liebe Frau! Diesmal meine ich es ernſtlich. Von der Politik hat er wunderliche Begriffe; ich weiß auch nicht recht, was er unter deutſcher Nation verſteht? Wir haben, wie Sie wiſſen, einen Kaiſer, der vom Reiche 13,884 Gulden bezieht, was ſeine Macht ungefähr werth iſt; haben acht Kurfürſten, hundert geiſtliche und weltliche Fürſten, neunzig Grafengebiete und bei anderthalbtauſend Rittergüter mit landesherrlicher Gewalt. Wo iſt da die deutſche Nation? Doch über Mainz höre ich den Alten gern: er weiß Manches von meinem Vater und erklärt mir Vieles aus der Vergangenheit, was an unſerem Hofe allerdings bald ins Gelbe, bald ins Blaue ſchillert.

Ganz recht! rief Frau Forſter. Blau und gelb, — geiſtliche und weltliche Macht, ineinander gewebt! Das iſt der Schillertaffet ſolcher Höfe.

Eben klopfte es wieder an die Hausthüre. Thereſe ſtand unruhig auf. — Vergeſſen wir meinen Mann nicht! ſagte ſie. Gehen Sie doch hinauf, Herr Baron, in die Studirſtube, und bringen George mit herab!

Der Baron eilte hinauf.

Zweites Kapitel.

Thereſe lauſchte geſpannt nach der Thüre, als ob ſie den Ankommenden an ſeinen Schritten errathen wollte. Sie errieth ihn auch, und ging ihm bis in die Mitte des Zimmers entgegen. Ein junger Mann trat ein, ſorgfältig gekleidet, aber gewöhnlichen Ausſehens und von der Stubenbläſſe des Fleißes angehaucht.

Ferdinand! begrüßte ſie ihn, mit einem Ausrufe, der weniger laut, als innig war.

Ferdinand faßte die dargereichte Hand, er blickte der Lächelnden ins Auge, ſie ihm. So ſtanden ſie ein Weilchen, und ſchienen Eins das Andere ohne Worte zu verſtehen.

Thereſe iſt doch noch ein wenig blaß! flüſterte er.

Sieht Ferdinand nicht etwas kummervoll aus? lispelte ſie.

Bei dieſer wechſelſeitigen Beſorgniß legten Beide in die Namen alle Zärtlichkeit und Theilnahme, für welche ſie, wie es ſchien, ſich das vertrauliche Du nicht erlaubten.

Ich fühle mich aber wieder recht wohl! antwortete Frau Forſter.

Mein Kummer iſt nur noch wie ein Nebel, der eben vor der Sonne ſinkt und ſich in Perlen des Thaus verwandelt, rief Huber, wobei er, Thereſens heiße Hand an ſeine Stirne preſſend, niederkniete, entweder um den ſinkenden Nebel anſchaulich zu machen, oder wahrſcheinlicher, um ein inneres Ungeſtüm zu bewältigen, indem er ſich ſelbſt niederwarf.

Thereſe zog ihn ſanft empor. Da ſprang er auf, ſeine Arme gegen ſie ausbreitend: aber raſch, mit abwehrender Bewegung der Hand, wendete ſie ſich, und nahm ihren Sitz am Fenſter wieder ein. Der Freund ſetzte ſich zu ihr.

Beide eilten über die Erlebniſſe der letzten acht Tage, die Frau Forſter im Bette zugebracht hatte, mit lebhaften Worten hin.

Ich habe recht empfunden, ſagte Huber, wie weſentlich Thereſe in meinen Lebenskalender gehört. Ich war ſo zerſtört in dieſen Faſttagen meines Herzens, in dieſer ſtillen Woche meines Kummers, daß mir keine Arbeit von Statten gehen wollte. Und doch lag ſo Wichtiges zu thun vor mir. Die pillnitzer Convention, Mißverſtändniſſe zwiſchen Oeſtreich und Preußen, die Relationen mit dem franzöſiſchen Kabinet bringen einen außerordentlichen Notenwechſel. Mein Miniſter erhielt Depeſche auf Depeſche aus Dresden, und konnte ſeinen Geſandtſchafts-Secretair nicht begreifen, der keinen Sinn für wichtige Staatsmienen und für ſo erſtaunliche Weltgeheimniſſe hatte.

Thereſe dankte mit Hand und Blick für ſolche Theilnahme; wobei ſie lächelnd ſagte:

Der gute Herr von Bünau! Ich ſehe ihn lebhaft vor mir, wie er in ſeiner durchwühlten Friſur mit unruhigem Finger Gedanken ſucht, die der Friſeur einzupudern vergeſſen hat.

Ein tief inniges Verhältniß dieſer Beiden war in ihrem ganzen Thun und Laſſen unverkennbar. Das Wort Freundſchaft erſchöpfte vielleicht ſolche Sympathie nicht, oder war auch zu entweiht dafür. Wenigſtens lag dieſer Verkehr zweier edeln und hochgebildeten Menſchen dem Kreis jener Berührungen fern, die im damaligen Mainz zwiſchen Prälaten und Frauen Freundſchaft genannt wurden. Das zarte Bündniß hatte ſich leiſe geknüpft und verſchlungen.

Angezogen von den ausgezeichneten Perſönlichkeiten Forſter's und ſeiner Frau, ſowie von der geiſtigen Atmoſphäre, die ſie um ſich gebildet hatten, war der ſächſiſche Geſandtſchafts-Secretair Huber in kurzer Zeit der eifrigſte Hausfreund geworden. Das Vertrauen des jungen Mannes nahm einen ſonſt nicht gewöhnlichen Weg zu Frau Thereſens Herzen. Es war nicht Huldigung des Höflings gegen das, was ſich an der ausgezeichneten Frau bewundern ließ, ſondern ehrliche Theilnahme des verſtändigen Freundes an dem, was ihr gerade abging, um für ſich und ihren Mann ein ganz ungetrübtes Hausweſen zu ſchaffen. Thereſe hatte nämlich zu wenig wirthſchaftlichen Sinn und dabei zu viel wunderliche Delikateſſe, ſich darüber mit ihrem Manne zu verſtändigen, dem eben auch Geld eine zu geringfügige Sache war, um es mit mehr Ueberlegung auszugeben. So entſtand bei ganz angemeſſener Einnahme eine häusliche Verlegenheit um die andere. Dieſer Zuſtand blieb dem zartfühlenden Hausfreunde nicht lange verborgen, und der Geſandtſchafts-Secretair hatte diplomatiſche Gewandtheit genug, einzugreifen ohne zu verletzen. Er erwarb ſich das zarteſte Vertrauen der Hausfrau, indem er ihr theilnehmend und beiräthlich die fehlende Seite ihres Mannes zukehrte. Mit ökonomiſchem Sinne, den er als unvermählter junger Mann von mäßigem Einkommen früher vielfach geübt hatte, ſtand er nun der geiſtreichen Freundin bei, um ihr, wie er ſich artig ausdrückte, ein Stückchen ihres Werktages abzunehmen, der zu gering und läſtig für ihre hohen Geiſtesgaben ſei. So gewann er ohne Abſicht und Ueberlegung einen bedenklichen Sieg über das ökonomiſche Zartgefühl der Hausfrau gegen den Mann. Hierin begünſtigte ihn anfangs ſein gleiches Alter mit Thereſen, in deren Augen er wie ein Bruder erſchien, den man oft leichter und lieber als den Mann in manche Schwächen und Verlegenheiten blicken läßt. Huber und Thereſe waren 27 Jahre alt; Forſter zehn Jahre älter. Dabei hatte Frau Thereſe auch ihren kleinen weiblichen Stolz; es drückte ſie, gerade in ihrem häuslichen Berufe ſo unfertig vor einem Manne von ſo bedeutender Perſönlichkeit wie Forſter zu erſcheinen. Auch hierin ſtand Huber zurück. Glücklicherweiſe war es ein edler Sinn, der hier in das Geheimniß des Hauſes als Diakon der Prieſterin deſſelben eingeweiht wurde. Huber beruhigte Thereſen, wenn ſie ſich der eigenen Ungeſchicklichkeit für die Wirthſchaft anklagte, und ließ es ſtillſchweigend gelten, wenn ſie ihren Mann ſeiner unvernünftigen Ausgaben halber entſchuldigte. Eben hatte wieder Forſter's letzte Sommerreiſe eine Lücke bis ins vierte Beſoldungsquartal gemacht. — Aber, rief Thereſe aus, mein Mann bedarf ſolcher Zerſtreuung und Erholung, er kann ſie nicht entbehren. Wie er ſich abarbeitet, muß er doch wieder Erſatz ſuchen. Was hat er aber in Mainz? Im Amte überall Hemmniß; an der Bibliothek ſtockt Alles, und was er mit dem beſten Willen beginnt, erlahmt unbegreiflicherweiſe an der mainzer Confuſion. Und außer ſeinem Amte? Gar wenig! Der Fürſt ſchafft nichts Großartiges, ſondern vergeudet die ſchönen Einkünfte des Landes an Luxus und begünſtigte Familien; die Geſellſchaft zerbröckelt ſich; der hochmüthige Adel ſucht nur excluſiven Genuß; das Volk rennt in die Kirchen und in die Weinhäuſer; was geht Oeffentliches vor? Pirutſchaden und Wallfahrten. Geiſtige Intereſſen finden keine Theilnahme, der Mann von Bedeutung keine Anerkennung und der Proteſtant kein Vertrauen. Das Alles muß George durch Reiſen zu erſetzen, durch Correſpondenzen zu unterhalten ſuchen, und Beides koſtet Geld.

Ich werde ihm rathen, verſetzte Huber, einen Theil der Honorare für ſeine kleinen Arbeiten vor der buchhändleriſchen Abrechnung einzuziehen. Wenn mir Thereſe die eingelaufenen Rechnungen übergeben wollte, ſo könnte ich vielleicht Einiges mit George in Ordnung bringen?

Er verſteckte unter dieſem Vorſchlage die Abſicht, einen Theil der häuslichen Verlegenheiten aus kleinen Erſparniſſen und einem eben fälligen Buchhändlerhonorar zu decken. Es that ſeinem Herzen wohl, die theure Freundin heiter und ſorglos zu ſehen, und ſich zugleich auf ſtille Weiſe dankbar gegen das Haus zu zeigen, deſſen geiſtreiche Geſelligkeit er ſo reichlich mitgenoß. Forſter's großartige Vergeßlichkeit und Thereſens Zartgefühl gegen ihren Mann begünſtigten dieſe Diplomatie des Hausfreundes, die er mit der Zuverſicht übte, daß bezahlte Rechnungen zwiſchen beiden Eheleuten niemals zur Sprache kamen.

Wie ſeltſam es ſich doch fügt, lieber Huber! ſagte Frau Thereſe, indem ſie dem Freunde einige Rechnungen aus einem Wandſchränkchen überreichte. Einſt ſchwärmte das Mädchen für den Weltumſegler, ehe es ihn kannte. Und als er dann in unſeren Kreis trat, dieſer berühmte Mann, den damals Alles anſtaunte, da fühlte ich bald, daß ich ihm angehören ſollte, bis er wirklich mit der Naivetät, die er ſelbſt an den Südſee-Inſulanern ſo reizend beſchreibt, um meine Hand warb. Sehen Sie, lieber Huber, um dieſe Hand da, die nun ſo ſchlecht in dem ſtillen Kreiſe wirthſchaftet, den die großen Bedürfniſſe des Weltumſeglers ein wenig zerſtören und verwirren. Und nun bezeichnete mir vorhin mein Arzt gerade was mir fehlt als das Hauptſtück wahrer Aufklärung, und rückte mir ſo entſetzlich nahe an das kleine Gebiet, das meine grünſeidene Börſe bedeckt, das Unglück der Staaten. Es hat mich ganz durchſchüttert. Eine Angſt iſt über mich gekommen, und eben, wie ich Ihnen dieſe Rechnungen übergebe, wird mir klar und quält es mich, daß es — ſo nicht gut iſt, wie wir's machen, Huber, und was dieſe elenden Sorgen zu zerſtören und anzurichten drohen. Ach, meine Ungeſchicklichkeit kann zu einem entſetzlichen Unrecht werden! — Nein, nein, ich bin die Frau nicht, die einen edeln Mann wie Forſter beglücken kann! O Gott, o Gott!

Leidenſchaftlich, wie ſie Alles nahm, warf ſie ſich händeringend auf das Kanapee.

Huber, betroffen von dieſer plötzlichen Wendung, kniete in peinlicher Verlegenheit vor ihr nieder, faßte befangen ihre Hand und ſuchte die weinende Freundin aufzurichten. Er ſprach verſtändig und mit Wohlwollen, und brachte ſie mehr durch Zuſpruch als durch Widerlegung ihrer Bedenklichkeiten dahin, daß ſie zu ihrem Fenſterſitze zurückkehrte. Hier ſaß ſie ein Weilchen ſtumm, die Augen in ihr weißes Tuch gedrückt, und Huber, im Vertrauen auf ihr muthiges Herz, ſtörte ſie nicht.

Verkennen Sie mich nicht, mein Freund! rief ſie dann aus. Mißachten Sie mich nicht, lieber Huber! Aber helfen Sie mir unſeren George beglücken!

Sie reichte ihm, ohne ihn anzuſehen, die Hand, und fuhr fort:

Ach, daß ich gerade darin ſo ungeſchickt bin, was einer Frau vor allem Anderen zuſteht! Aber bedenken Sie, beſter Huber, wie ich auch erwachſen bin! Meine Mutter war viele Jahre leidend und ſchwermüthig, ich von Kindesbeinen auf mir ſelbſt überlaſſen. Das Gärtchen unſeres kleinen göttinger Hauſes, mir zum Spielen angewieſen, lag ſo öde und unbeſtellt, daß mich Luft und Himmel mehr anzogen, als die verwilderten Beete, auf denen ich Peterſilie und Lattig hätte ſtudiren ſollen. In der Ecke des Zimmers aber, wo ich für mich allein ſpielen mußte, vergaß ich der Puppen und kleinen irdenen Küchengeräthe, lauſchend, wenn Herder am nahen Tiſche meiner Mutter Klopſtock's Meſſias vorlas oder Freund Balle ihr den Homer überſetzte. Die lebhaften Reden beſchäftigten mich, die der junge Bürger, die Grafen Stelberg und Andere mit Vater und Mutter führten. Ich war erſt zwölf Jahre, als die Mutter ſtarb. Der Vater, traurig und niedergeſchlagen, lächelte nur, wenn ich mich feſt an ihn ſchmeichelte und ihm Geſchichtchen oder Reiſeberichte vorlas. Auch meines Vaters zweite Frau ward mir, wenngleich eine liebevolle Freundin, doch keine Mutter. Ich ging nun nach der Confirmation mit in die Geſellſchaften, und ließ von den jungen Männern meinen unabhängigen Sinn, meine vorlauten Einfälle und mein rückſichtloſes Denken und Thun bewundern, ſtatt daß ich hätte gehorchen und kochen lernen ſollen. Und als Forſter zuletzt das für ihn ſchwärmende, enthuſiaſtiſche Mädchen an ſein Herz zog und mit in ſein Haus nach Polen nahm, da war ich durchglüht von ſeinem Geiſt, aber unbedacht, ob er ſelbſt nicht an meinem Herdfeuer fröſtle. Nun endlich hier in Mainz —! Lieber Huber, dieſer umfaſſende Geiſt, dieſer erhabene Sinn und goldene Charakter unſeres George — müſſen wir ihn nicht bewundern?

Seltſam bewegt, wie vor inneren Widerſprüchen ſcheu, lehnte ſie den Kopf zurück an den Arm, den Huber neben ihr ſtehend auf die Stuhllehne gelegt hatte, und ſah mit ſchmerzlichem Lächeln zum Freunde auf.

O er iſt der herrlichſte Menſch, unſer Forſter! rief Huber mit etwas zerſtreutem Ausdruck in Ton und Blick.

Huber, fuhr Thereſe fort, ſich aufrecht ſetzend, Eins geloben Sie mir, Ferdinand, in dieſer Stunde unſerer Erkenntniß! Es ſei das Weihegeſchenk meiner Geneſung! Stehen Sie mir bei, George zu beglücken! Ach! ich fühle mich mehr als je ſo ohnmächtig, ſo abwelkend an ſeinem großen, umfaſſenden Herzen. Stehen Sie mir bei! Geben Sie mir Vertrauen zu mir ſelbſt; vermehren Sie als Freund das Gewicht meines geringen Werthes. Manchmal kommt es mir vor, als ob ich glücklicher ſein würde, wenn Forſter — wie ſoll ich ſagen? — unbedeutender, untergeordneter wäre. Sein Herz, ſein Blick ſind eines Weltumſeglers: er überſieht mich und meine verzagte Seele; ich kann ihn nicht erfüllen. Ach! ich wäre mit einem engeren, innigeren Manne — Huber, ſtehen Sie mir bei!

Sie ſtreckte, wie ein Verſprechen fodernd, ihre Hand nach dem Freunde. Huber ergriff ſie mit Lebhaftigkeit, und indem er ſie feurig an ſeinen Mund drückte, betheuerte er:

In dieſer Anerkennung unſeres Freundes ſind wir von je Eins und einig, meine theure, edle Thereſe! Ich weihe mich mit Allem, was ich bin und vermag, Ihrem reinen Dienſte. Was Ihnen auch begegne, wohin der Himmel oder Ihr Herz Sie führen mag: ich folge Ihnen, Thereſe! Es ſei die Aufgabe meines Lebens, Ihnen anzugehören! So wahr mir —!

Man kommt! rief Thereſe, und nahm ohne Ueberlegung ihr Strickzeug auf. Huber kreuzte die Hände über dem Rücken und wandelte das Zimmer entlang.

Drittes Kapitel.

Forſter trat mit Franz Karl ein, im Geſpräch über einige Naturkörper von den Südſee-Inſeln, über die ſich eben der junge Freund hatte belehren laſſen. Huber ſprang raſch in die Unterhaltung, von der ſich Thereſe gegen ſonſt faſt auffallend zurückhielt. Eine Befangenheit vor ihrem Manne, eine ihr ſelbſt unklare Scheu trieb ſie an, die Vorbereitungen des Theetiſches mit ausſchließender Sorgfalt zu machen, — ſie, die ſonſt ein ſolches Geſpräch nicht ungetheilt gelaſſen hätte.

Forſter war in ſeiner gehobenen Stimmung. Gewöhnlich ſchweigſam, oft zerſtreut, ſchien er nur die Anregung einer Idee oder Perſönlichkeit zu erwarten, um leicht, klar und im Zuſammenhange zu ſprechen. Bedeutende Gedanken ſtrömten ihm zu; er erhob ſich leicht auf die höchſten Standpunkte der Betrachtung und führte ſeine Zuhörer mit ſich empor. Manche Lebensfragen und Anliegen fanden an dem geiſtesſtarken Manne noch den alten Schwärmer; ſo ſehr er ſich von ehemaligen Träumen und Zeitbeſtrebungen losgemacht hatte. Denn einſt ſtand er den Illuminaten nahe genug, und glaubte an die Zeichen und Schurzfelle der Roſenkreuzer; das Geheimniß des Goldmachens, der Stein der Weiſen hatten ihn beſchäftigt, und eine religiöſe Schwärmerei ihn lange beherrſcht. Sein Herz, durch Kämpfe mit Sinnlichkeit und Schickſal veredelt, war noch reizbar und empfindſam geblieben. Er entflammte leicht für hohe Gedanken und edle Geſinnungen, fand gern Bedeutendes, Ungewöhnliches in einer neuen Bekanntſchaft und entzückte ſich für Freundſchaft und Liebe.

Jetzt war die franzöſiſche Revolution in den Horizont ſeiner ſchwärmeriſchen Theilnahme getreten. Er hatte vorigen Jahres, auf einem Ausfluge nach Paris, die erſten begeiſternden Bewegungen derſelben mitgelebt, und dieſe Eindrücke ſiegten bei ihm noch lange über manche ſpätere, abſtoßende Entwickelung.

Freund Huber theilte dies Entzücken nicht. Der diplomatiſche Kreis, worin der junge Mann verkehrte, hielt ihm das Intereſſe und die Anſichten der Höfe zu dicht vor das geiſtige Auge, als daß er über dieſelben hinaus den menſchlichen Standpunkt für die neu auftauchende Zukunft hätte gewinnen können, aus welchem Forſter, reifer an Jahren, viel gereiſt und weit umſchauend, das große Ereigniß betrachtete. Beide vermieden daher gern unter ſich dieſen Gegenſtand und ſprachen über Literatur; wo denn, ſeltſam genug, gerade Huber ſich für die von Kant und Leſſing angeregte deutſche Revolution entzückte, deren Entwickelung für Forſter immer noch etwas Unbegreifliches mit ſich führte.

Heut brachte Baron Franz Karl die Unterhaltung doch auf die Politik. Dieſe zog ihn jetzt nicht weniger lebhaft an, als noch vor Kurzem die Poeſie. Er war eben jung und mehr empfänglich als ſchaffensbegabt. Von Natur zum Edeln getrieben, aber auch durch friſche Jugend zum Ausſchweifenden geneigt, ſobald es nur nicht in abſtoßender Geſtalt des Gemeinen erſchien, durfte Franz Karl ſich Glück wünſchen, mitten im leichtfertigen Mainz gerade in den verſteckten Kreis Forſter's gerathen zu ſein. Dies war durch die Gräfin Coudenhove gekommen. Dieſe ſtolze Frau gab, beſonders vor ihrer jetzigen politiſchen Unruhe, kleine literariſche Abende, zu denen ſich auch der Kurfürſt manchmal einfand. Dies war im Geſchmack ihres fürſtlichen Freundes, und ſollte zugleich an die berühmten literariſchen Kreiſe erinnern, die einſt in Paris eine Frau Geoffrin, eine Deffant, eine L'Eſpinaſſe um ſich gezogen hatten. Hier intereſſirte ſich der junge Baron beſonders für Forſter. Die Frau des berühmten Reiſenden galt ihm anfangs nur als Tochter Heyne's, den er von Göttingen her kannte; bis ſie ſich bei wiederholten Beſuchen durch ihr geiſtreiches Weſen perſönlich hervorthat. Mann und Frau wirkten bildend auf den jungen Freund; indem ſie ſeine ariſtokratiſche Beſchauungsweiſe durch rein menſchliche Geſichtspunkte erweiterten. Forſter ſtellte ſich ihm als einen bürgerlichen Mann dar, der mit dem feinen und ſicheren Benehmen der beſten mainzer Geſellſchaft eine dort ungewöhnliche geiſtige und ſittliche Bildung verband, und als Gelehrter ſelbſt in ſeiner Studirſtube ſich im Aeußeren nie vernachläſſigte, gegen die Seinigen ſich nie fallen ließ, gegen Untergeordnete nie roh und im Verkehr mit Frauen nie unzart erſchien. Wäre der junge Baron zum Helden verhängnißvoller Tage beſtimmt geweſen, wie jedes Ereigniß ſie herbeiführen konnte: er hätte kein beſſeres Vorbild finden können, als Forſtern, ſich zu bilden und zu befeſtigen, um einſt das Geſchick allein zu tragen, wenn der Muſterheld vielleicht den Kampfplatz zu frühe verlaſſen müßte.

Einige Freunde fanden ſich, wie gewöhnlich, zum Thee ein. Hofrath Sömmering, der heſſenkaſſeler Geſchäftsträger Harnier, der hannöverſche Herr von Hinüber und etliche Profeſſoren. Man kam wieder auf die Vorgänge der Revolution, die freilich einem Jeden auf die Füße traten, ihn zu wecken oder zu ärgern. Harnier brachte eine Beſorgniß für Mainz zur Sprache. Daß der Kaiſer von Oeſtreich und der König von Preußen in ihren Ländern die Werbungen und Rüſtungen der Emigrirten verböten, fand er den pillnitzer Verabredungen entſprechend; um ſo bedenklicher erſchien es ihm, daß gerade der Kurfürſt von Mainz dieſen franzöſiſchen Flüchtlingen noch immer große Nachſicht ſchenke, beſonders bei der jetzigen Stimmung der geſetzgebenden Verſammlung in Paris. Die Erlaſſe dieſer Verſammlung gegen die Emigranten und gegen die eidweigernden Prieſter wurden bitter getadelt. Harnier beſonders war ſtark in ſcharfen und witzigen Bemerkungen, und wetteiferte in artigen Einfällen mit den etwas herben ariſtokratiſchen Ausfällen des Herrn von Hinüber. Sömmering, ein Mann von angenehmer Geſichtsbildung, äußerlich ungemein lebhaft und fortwährend unruhig, beſonders mit den Händen, verrieth doch immer den Gelehrten von bedächtigem Geiſt; und als Naturforſcher mit den gelaſſenen Entwickelungen des Lebens einverſtanden, hielt er ſich in einer gewiſſen Mitte des politiſchen Urtheils, — die Revolution als eine große Erſcheinung beobachtend, und nur mit den heftigen Ereigniſſen derſelben unzufrieden. Franz Karl aber war natürlich ganz eingenommen vom politiſchen Dunſtkreiſe ſeines Kurfürſten. Er, der Jüngſte, aber im Bewußtſein des mainzer Kabinets, ſprach zuweilen etwas zu ſehr entſchieden und ausſchließend, unbekümmert um die verwunderten Blicke Sömmering's. Dies ſteigerte Forſter's Eifer, wenn er ſich einmal in ſeiner Anſicht von Allen verlaſſen ſah. — Soweit biſt du mit mir einverſtanden, Sömmering, ſagte er, daß Frankreich höchſt merkwürdig für den Beobachter iſt und bleibt. Es gewährt einen intereſſanten Anblick, nicht daß es kämpft, ſondern wie es kämpft. Dieſer Strauß des Deſpotismus mit der Volkskraft iſt noch keinem vorigen ähnlich. Die Minen und Gegenminen ſind von eigener Art und haben das Gepräge des Jahrhunderts der ausgebildeten Vernunft. Nun geb' ich aber zu, daß Schurken in der Nationalverſammlung ſitzen, daß die Volkspartei viele Schurken zählt. Allein, entweder darf man über die Ereigniſſe im Großen und Ganzen gar nicht raiſonniren, oder dieſe Baſis reicht nicht zu. Kein Fehler, kein Irrthum, kein Mißbrauch iſt, deſſen die geſetzgebende und die Nationalverſammlung beſchuldigt werden kann, wovon nicht der Fluch auf den vorausgegangenen Deſpotismus zurückfällt. In der Welt kann nie von abſoluter Vollkommenheit die Rede ſein, nie zu erwarten, daß Menſchen anders, als menſchlich handeln; wenn aber die Sachen mit einer gewiſſen Form aufs Aeußerſte gekommen ſind; wenn Mißbrauch, Verderbniß, Infamie, Charakterloſigkeit, kurz die völligſte Unſittlichkeit durch dieſe Form Alles zerrütten: ſo darf man um der paar Unvollkommenheiten willen, die man an der neuen, jener nachfolgenden Form bemerkt, nicht die Dauer jener Abſcheulichkeiten wünſchen. Man hat die Menſchen als freie, unmündige Weſen lehren, erziehen, zu reifen Weſen bilden ſollen, und man hat ſie ſchändlich gemißbraucht, ſie dumm und blind zu machen geſucht, ſich Herrſchaft über freie Intelligenzen angemaßt, und ſeine Leidenſchaften dabei befriedigt. Iſt es ein Wunder, daß die Ausbrüche des endlich entrüſteten Gefühls und der Empörung gegen die elendeſten Deſpoten und gegen einen alles inneren Werthes beraubten Adel nun nicht ganz rein und ungetrübt ſein können?

Die heftige Rede wurde durch den Eintritt Stadion's abgebrochen. — Ach! hätte ich Sie hier gewußt! rief er beim Anblicke Franz Karl's. Ich komme von drüben, dem Schönborn'ſchen Hof. Baroneſſe Cäcilie war dort; wir gingen eine Weile im Garten und ſahen hier herauf. Sie hätte gern einmal Ihre Sammlungen beſehen, Herr von Forſter. Doch konnte ich ſie nicht überreden, mit mir zu kommen. Ich glaube ſie fürchtet, die Frau Hofrath —

O es iſt eine liebenswürdige Dame! rief Forſter mit Lebhaftigkeit, — eine Dame voll Seele, liebe Thereſe. Ich halte ſie tiefer, leidenſchaftlicher Empfindungen und einer ſchwärmeriſchen Hingebung für fähig. Dieſe langen Wimpern, dieſer Aufſchlag der dunkeln Augen und ein Mund —

Frau Thereſe, was ſagen Sie dazu? fiel Stadion ein. Sehen Sie nur, wie ſeine Miene die Seelen-Illumination widerſtrahlt! Wie ſchnell er ſeinen politiſchen Eifer in Quieſcentenſtand geſetzt hat!

Ich kenne das ſchon, Herr Graf! verſetzte Thereſe heiter lachend, und dem Kapitular eine Taſſe hinreichend. Ich kenne ſchon meines Mannes Glück bei Frauen, und wie gern ſein empfängliches Herz ein zartes Verhältniß zu ſchwärmeriſcher Freundſchaft zu ſteigern weiß.

Das iſt eine charmante Nachſicht! rief Sömmering. Wenn ich nicht verlobt wäre —!

Sind Sie Bräutigam, Herr Profeſſor? fragte Stadion.

Ja, Herr Graf, Sie können gratuliren! verſetzte Thereſe. Mit Jungfrau Margaretha Eliſabeth Grunelius in Frankfurt. Iſt es nicht Zeit mit 36 Jahren?

Sehr ſchön! rief der Kapitular. Nun erſt kommen Sie an den ſchönſten Zweig der Naturforſchung. Nehmen Sie den herzlichſten Glückwunſch von meiner Hand, wenn dieſe auch keine Valuta einer Kußtratte des Hauſes Grunelius iſt.

Sömmering dankte, kam aber mit ſeiner liebenswürdigen Beharrlichkeit auf den unterbrochenen Satz zurück. — Ja, wenn ich nicht verlobt wäre, ſagte ich eben —! Allein es ſind ja noch angenehme Männer hier. Ich denke, meine Herren, wir dürfen die Frau Hofräthin nicht zu kurz kommen laſſen gegen ihren Gemahl, bei deſſen Glück mit den Damen. Wie meinen Sie denn, Herr Legations-Secretair?

Das ſchalkhafte Wort galt Hubern. Doch war es etwas zu ſcharf betont, um für ſchalkhaft aufgenommen zu werden, vielleicht auch aus wirklicher Mißbilligung geſprochen. Kurz, es fand keine Zuſtimmung. Eine Stille entſtand, die Forſter mit den warm geſprochenen Worten unterbrach:

O wir verſtehen uns, meine Frau und ich! Gewiß fühlt Thereſe wie ich. Ich bin nie glücklicher, lieber Sömmering, als wenn ich denke, daß meine Thereſe ſich aufgemuntert fühlt, Alles was lieb und gut iſt, wo ſie es immer antreffe, zu lieben. Sie müßte nicht den Sinn für Schönes, Gutes, Edles haben, wenn ſie ſich nicht intereſſirt fände, wo ſie eines oder alle dieſe Dinge fände. Ich bin glücklich, ſo oft ſie irgend Jemand, den ich für gut und edel halte, recht herzlich liebt; jede ſympathetiſche Regung ihres Herzens macht mir Freude. Allein ich weiß, daß ſie mich mehr als alle Anderen liebt, daß ſie Niemand als Mann ſo lieben könnte, wie mich, und daß ſie bei mir überzeugt iſt, ſie könne mit keinem Anderen in dem Verhältniß, worin wir ſtehen, ſo glücklich ſein, wie mit mir.

Er ſchwieg mit dem Ausdruck einer tiefen inneren Bewegung. Seine bedeutenden Geſichtszüge waren belebt; das tiefe Auge, deſſen Weiß von dem auf ſeiner Fahrt nach Otaheiti überſtandenen Scorbut dunkel gefärbt war, ruhte mit dem Ausdruck inniger Liebe auf Thereſen.

Eine befangene Stille war entſtanden. Nur Franz Karl nahm dieſe Erklärung für reinen, rückſichtsloſen Erguß des liebenden Herzens; die Anderen ſuchten eine verſteckte Abwehr und Verwahrung des Gatten gegen falſchen Verdacht dahinter, woran Forſter's unbefangenes Herz nicht gedacht hatte. Thereſe fühlte dieſen Argwohn; daher die Stille peinigend für ſie geworden wäre, hätte nicht Huber im rechten Augenblicke und mit großer Unbefangenheit ein Buch unter ſeinem Hute hervorgeholt und vorgewieſen. Es war der erſte Band der geheimen Memoiren des bekannten franzöſiſchen Schriftſtellers Düclos, — von Huber ſelbſt überſetzt und mit Anmerkungen herausgegeben. Dieſer erſte Band war eben von Berlin aus der Preſſe gekommen. Huber mußte über den Inhalt berichten, und der Abend nahm noch die gewöhnliche heitere Unterhaltung, bei der ſich beſonders auch Sömmering betheiligte, um die Schuld eines mißlungenen Scherzes oder einer übereilten Abſicht in Vergeſſenheit zu bringen.

Viertes Kapitel.

Dieſe Abende bei Forſter hatten viel Anziehendes für den jungen Baron. Er kam immer gern und eine Zeit lang ſehr oft. Die Unterhaltung wechſelte, aber ſie blieb ſtets anregend durch Bedeutſamkeit der Gegenſtände und würdigen Ton. Es war, wie es Stadion einmal in ſeiner etwas geſuchten Weiſe zu nennen beliebte, — ein friſches, geſundes Athmen des Umgangs, wobei Jeder etwas Rechtſchaffenes empfing und etwas Erwünſchtes beitrug. Denn auch Franz Karl war durch ſeine Stellung am Hofe begünſtigt, gerade in das mitzureden, was die lebendigſten Angelegenheiten des Tags berührte, und den gelehrten Freunden, die gar manchmal über den Gang der Politik, über die Bewegung an den deutſchen Höfen, über die Abſichten der Kabinette gegen Frankreich aus dem Trüben ſchöpften, etwas Beſſeres anzubieten. Neben der Aufmerkſamkeit, die ihm die Zuhörer ſchon ſeines Standes und ſeiner Stellung halber ſchenkten, genoß er zuweilen noch des Triumphes, die überſpannten Meinungen und Erwartungen der Revolutions-Freunde mit weniger bekannten Thatſachen in die Enge zu treiben. Ein Genuß, der wie andere leicht überreizt. Denn der Baron kam freilich immer mit dem beſten Vorſatze, den Kabinetsgeheimniſſen des Kurfürſten nicht zu nahe zu treten; wie es aber jungen Leuten von Herz und Phantaſie zu gehen pflegt: Zweifel und Widerſpruch der Freunde trieben ihn leicht über den Bereich ſeiner Vorſätze hinaus, ſo daß er wenigſtens die Miene annahm, ſeine Behauptungen ſeien nicht aus der Luft gegriffen, und er wiſſe Manches beſſer als Andere. Der heitere und beſonnene Stadion gab ihm dann manchmal einen feinen Wink, oder hob ihn durch eine geſcheite Erklärung über eine Verlegenheit hinaus. Seit Franz Karl ſich in Betreff ſeiner Schweſter mit Stadion verſtändigt hatte, verkehrten Beide auf dem heiterſten Fuße miteinander, — ein Umgang, der für den jungen Baron von nachwirkendem Einfluß auf Geiſt und Geſinnung war.

Stadion gehörte nämlich in dem adelsſchroffen Mainz dem kleinen Kreiſe jener Gebildeten an, die man Ariſtokraten der laxen Obſervanz hätte nennen können, — Männer, die bei dem drohenden Umſturze der Dinge für That und wechſelſeitige Hülfe verbunden, den Foderungen der Zeit einige Zugeſtändniſſe zu machen und etwas von ihren Vorrechten hinzugeben bereit waren, um an die ſieghaft eindringende Neuzeit nicht Alles zu verlieren. — Schon früher hatten ſich beſonders die fremden Geſandten aus Dresden, Hannover und dem Haag den Schriftſtellern und Gelehrten anſtändig genähert, um nicht barbariſch zu ſcheinen, und ihre Weltbildung durch Kunſt und Wiſſenſchaft zu verſchönern. Dieſen Kreiſen gehörte Stadion mit Vorliebe an. Seine Humanität durchdrang nach und nach Franz Karl's altmainziſche Anſichten, ſie allmälig umzugeſtalten.

So war es eine Lieblingsidee Stadion's, es müſſe der Adel ſich nicht ſtarr nur aus ſeinen Familien, nur aus eigenem Blute, ſondern, wie der Klerus, durch Aufnahme und Aneignung der edelſten Kräfte aus dem Bürgerſtand, erfriſchen. — Das gäbe eine neue, heilſame Bewegung des geſellſchaftlichen Lebens, ſagte er in ſeiner bilderreichen Ausdrucksweiſe, — eine Bewegung, die das wild aufwachſende Bürgerthum veredelte und die alternde Ariſtokratie verjüngte, — eine Panacee unſerer Adelsunſterblichkeit. Die Zeit der Diſteln iſt für uns gekommen: aber welche Lehren und Wahrheiten blühen auch an dieſen rauhen Gewächſen für den, der einen Bienenrüſſel hat!

Dieſe Anſicht beſchäftigte jetzt den jungen Freund mehr, als er ſich klar machte. Es lag ſo nahe, dieſe Gedanken mit ſeiner Herzensneigung in Verbindung zu bringen. Und ſo zog er aus dem Verkehr mit Forſter nach allen Seiten hin ſeine Gewinnſte. Denn er ſchlug auch wieder, was er von dieſen Gelehrten und Profeſſoren empfing, hoch genug an, und höher, als wofür ſie es gaben. Dieſe Stunden wechſelnder Unterhaltung erſetzten ihm bei ſeiner Theilnahme an der großen Bewegung auf dem Gebiete deutſcher Poeſie und Philoſophie die eigenen Studien, an denen ihn jetzt die Staatsgeſchäfte hinderten. Dazu hatte er an Frau Forſter eine Vertraute ſeines Herzens gefunden, wie es ihm keine Mainzerin hätte ſein können. Eine Frau von ſo viel Geiſt und ſittlichem Muthe gewann leicht einen entſchiedenen Einfluß auf den jungen Freund. Selber im Kampfe mit einem Zwieſpalt der Neigung und

Liebe, faßte Frau Thereſe Fragen des Herzens mit parteilicher Wärme an; ſie trug dieſelben hoch und ſchwärmeriſch, und indem ſie ihre eigene Beruhigung darin ſuchte, die Liebe aus bloßer Dienſtbarkeit der Pflicht zu einer freien Beherrſcherin ihres Lebenskreiſes zu erheben, regte ſie im Gemüthe des jungen Barons eine tiefſittliche Bewegung an. Seine anerzogenen Vorurtheile widerſprachen, — ſeine friſcheſten Gefühle ſtimmten der beredten Frau bei. Ohne ſich darüber klar zu machen, hatten Thereſe und Franz Karl einen gemeinſamen Kampf, — jene gegen die Satzungen der Ehe, dieſer gegen die Ueberlieferungen des Standes. — So regt die Witterung einer Revolution in allen Lebensverhältniſſen die ſchlummernden Keime neuer Entwickelungen an!

Solche Behandlung der wichtigſten Lebensfragen hätte der Baron außerhalb des Forſter'ſchen Hauſes ſchwerlich gefunden. Im Umgange nur mit Prälaten und Adel wäre er vielleicht dem einheimiſchen Leichtſinne verfallen, dem es bei den hübſchen Mainzerinnen höheren und niederen Standes nicht ſchwer ward, zu ſeinen altvererbenden Anſprüchen ſtets verjüngten Genuß zu finden. Was auch der Kavalier vom Frauenzimmer begehren mochte, — im Schatten eines alten Stammbaumes hörte es auf, etwas Verächtliches zu ſein, und was der Prälat ſündigte, abſolvirte der Mönch. In Einem war Thereſens Einfluß beſonders wohlthätig für den jungen Baron: gerade weil ſie geneigt war, die Liebe als eine freie Beherrſcherin des Lebens anzuerkennen, gab ſie nicht zu, daß dieſelbe ſich zu einer Sklavin des Genuſſes erniedrigen dürfe.

Mit einem ſo ernſt und ſchwärmeriſch geſtimmten Herzen wiederholte Franz Karl ſeine Beſuche bei Erasmus Lennig. Den erſten hatte er gleich nach Garzweiler's ſchalkhaftem Verrath abgeſtattet. Er war mit einem gewiſſen Uebermuthe ſeiner Jugend und ſeines Standes hingeeilt. Allein die bürgerliche Anſtändigkeit, in die er ſich verrannte, verblüffte und verwirrte ihn ein wenig. Mit befangenem Herzen verſtand er es nicht gleich, dieſe Menſchen und Manieren geſchickt anzufaſſen, an denen Alles, auch die Ehrerbietung gegen den vornehmen Beſuch, ſo wahr wie offen erſchien. Doch fand er ſich bald zurecht; wiewol ihm fortwährend ein ängſtliches Vorurtheil ſeines Standes jene Behutſamkeit auflegte, die man an einem Anderen für Beſcheidenheit und Gefühl des Schicklichen hätte nehmen können.

Fides begegnete ihm mit dem ſicheren Takt eines echten, liebenden Mädchenherzens. Bei den jetzigen Beſuchen des jungen Mannes, die ſtets den Vater zum Vorwand nahmen, hatte Fides auch gar nichts von dem muthwilligen Tone, mit welchem ſie an der Schaukel im Vauxhall die Artigkeiten des Barons abgefertigt hatte, um die anweſenden Freundinnen über ihre innere Bewegung zu täuſchen. Unbedacht, wie jener Mutterwitz, war ihre jetzige Anſtändigkeit und der freundliche Ernſt, der ſich durch keine Neckerei ihre ſtille Neigung zu verrathen oder die Kühnheit des Geliebten herauszufodern erlaubte. — Wie die Roſe ihren reinen Duft unter Einwirkung der Sonne ſtärker verbreitet: ſo umgibt ſich ein echt jungfräuliches Herz in Gegenwart des Geliebten dichter mit jenem unnennbaren Zauber, der ein edleres Wohlgefallen, als das ſinnliche, in der Seele des Liebenden erweckt. Die erſte

Liebe verräth ſich wie die ätheriſche Erſcheinung einer Gottheit, die beſeligend aber unantaſtbar obſchwebt.

Von den vier Menſchen, aus denen die Familie beſtand, — denn die Magd zählte in dieſem Bürgerhauſe mit — erklärten ſich drei alsbald den erſten unerwarteten Zuſpruch des Barons. Bärbel errieth bei Oeffnung der Hausthüre nicht ohne Schreck, wer der ſchöne Kavalier ſein müſſe; Erasmus freute ſich der dankbaren Erinnerung des Barons, und Fides glaubte an ihr Herzklopfen. Nur die Mutter war befremdet. Aber wie ſie gleich hinter ihren Knixen her nach ihrem Manne blickte, erheiterte ſie ſich an deſſen ſtolzer Zufriedenheit.

So war ja die gute Frau längſt gewöhnt. Sie beſaß die Liebe des Mannes, die Ehrerbietung der Tochter in geziemendem Maße; das enge Gebiet der Hauswirthſchaft, die Unermeßlichkeit eines frommen Glaubens blieb ihr zu freier Schaltung überlaſſen: in allen anderen Stücken unterwarf ſie ſich dem Ausſpruche ihres Gatten, von deſſen Einſicht und Erfahrung ſie den höchſten Begriff hatte. Selbſt an der Tochter tadelte und muſterte ſie nur ſo lange, bis bei deren Widerſpruche der Vater entſchied; was gar oft gegen die Mutter ausfiel.

Dies untergeordnete Weſen der guten Frau lag nicht etwa in einer urſprünglichen Beſchränktheit, ſondern es war Folge enger und bigotter Erziehung, wie ſolche damals im mainzer Bürgerſtande von Mönchen und Nonnen gepflegt wurde. Außerdem fehlte es ihr nicht an geſundem Verſtande und richtigem Gefühl. Daher fand ſie ſich, bei liebevollem Vertrauen zu ihrem Manne, leicht zurecht, oder unterwarf ihre anerzogenen Vorſtellungen ſeinem beſſeren Urtheile. Auch gab es nichts, woran ſich dies ſchöne Vertrauen geſtoßen hätte. Lennig war ein gemeſſener, ſittlich heiterer Mann, der ſeinem Amte und ſeiner Familie lebte. Religiöſe Fragen beſchäftigten ihn nicht, und keine Zweifel ſetzten ihn mit ſeiner eifrigen Frau in Widerſpruch. Er machte das Kirchliche mit, wie das Uebrige, was zur Gewohnheit des mainzer Lebens gehörte; nur daß er keine ſo große Ehrerbietung vor der Geiſtlichkeit hatte, wie ſeine Frau. Er kannte die Prieſter mehr aus dem Leben; rührte aber nie an dieſe Illuſionen ſeiner Hildegard, wenn er ihr auch manche andere Vorurtheile gelegentlich zu benehmen ſuchte. Denn er hatte nach ſeiner Heirath die Eigenheiten ſeiner Frau weder über ihre bedeutende Mitgift überſehen, noch mit ſentimentaler Ergebung ertragen, ſondern dieſelben während der ſchönen Jahre ſeiner Ehe in der Weiſe behandelt, wie der Rheinſtrom das ihm zur rechten Seite angetraute trübe und ſcharfgeſchiedene Maingewäſſer in ruhigem Laufe mehr und mehr ſchmälert, indem er es allmälig in ſeinen hellen, grünlichen Fluß aufnimmt und verwandelt.

Franz Karl ließ nach ſeinen wiederholten Beſuchen ſich nach und nach auch die Bewirthung gefallen, mit welcher der joviale Erasmus dem Baron die empfangene Freundſchaft des Vaters ſtillſchweigend gedachte. Eigentlich war auch die Einladung zu jenem Mittageſſen, die der junge Freund gegen Frau Forſter auf Vater Lennig geſchoben hatte, von ihm ſelbſt gewünſcht und veranlaßt worden; er mochte es nur nicht geſtehen; denn er konnte ſich, ſogar in bürgerlichem Dunſtkreiſe, nicht immer ſeiner adeligen Mucken erwehren. Im Verkehr mit ſeinen Standesgenoſſen kam er ſich ohnehin mit ſeinen freundſchaftlichen Beſuchen beim Vicedomamts-Gefälleverweſer Lennig gar befremdlich vor, und er hätte nicht davon reden mögen. Zwar an Fides dachte er ſtets nur mit derſelben tiefen und reinen Empfindung, die uns die freie Macht des Schönen und Edeln einflößt; aber er konnte nebenher über ihres Vaters Amtsgravität und Enthuſiasmus für das deutſche Volk lächeln, in welchem Franz Karl immer nur die hundert großen und kleinen Fürſtlichkeiten erblickte.

Nach wiederholten Beſuchen des Barons legte ſich das Herzklopfen der ſchönen Fides. Sie gab ſich unbefangener, nicht um vertraulicher zu werden, wol aber um ihr ſeelenvolles Weſen nicht ſo ängſtlich zu verſchließen. Franz Karl, beim Glaſe Wein neben Vater Lennig ſitzend, hörte mit Hingebung ihrem Spiel und Geſange zu. Fides war für Muſik ſehr begabt, und hatte in der Schule der welſchen Nonnen einen ſorgfältigeren Unterricht erhalten, als die anderen Mädchen; da ſich die lehrenden Schweſtern eine Zeit lang geſchmeichelt hatten, das wohlhabende Mädchen für ihre klöſterliche Genoſſenſchaft zu gewinnen. Schon damals hatte Fides auf beſondere Feſttage die Meſſe und Vesper mitgeſungen, und erhielt jetzt Unterricht in der vortrefflichen Singſchule des Kapellmeiſters Righini. Franz Karl liebte die Muſik. Bei Wein und Geſang fühlte er ſich poetiſch geſtimmt; er vergaß ſich und declamirte Gedichte oder Stellen aus dramatiſchen Stücken; er ließ ſich dann gehen und gab ſich in ſolchen Stimmungen wie ein herzhafter und herzlicher Student. Man ſah, es loderte eine freie, edle Seele in ihm, die in guten Stunden den Dunſtkreis ihrer Vorurtheile ſtrahlend durchbrach. Bei ſolcher Anregung ward auch Vater Lennig fidel, ſang „gaudeamus igitur“ oder walzte auch einmal mit der „Mutter“ durch die Stube, verſichernd, kein Mädchen hätte gleich ſeiner Hildegard die Menuet auf ſo zierlichen Zehen getanzt.

Bei ſo guter Gelegenheit brachte Franz Karl die Unterhaltung auf die lebenden Geiſter der deutſchen Poeſie. Er erzählte von Göttingen und Weimar, von Bürger und Klopſtock, von Schiller und Goethe. — Im Haus eines untergeordneten Beamten in Mainz wußte man wenig oder nichts von dieſer geiſtigen Bewegung im nördlichen Deutſchland, oder man verſchloß ſich vor derſelben, ſeit der Kurfürſt die lutheriſchen Profeſſoren an die Univerſität berufen und hiermit den Widerſpruch der Prieſterſchaft geweckt hatte. Noch eher kannte man, auch in bürgerlichen Häuſern, die franzöſiſchen Schriftſteller, wenigſtens dem Namen nach. Man hörte ja von den Kanzeln der Mönche dieſe gottloſen Freigeiſter verdammen, die bei Hof und auf den Tiſchen der Prälaten die einzige Geiſteswürze eines ſinnlichen Genußlebens ausmachten. Jetzt aber, bei des Barons Lectüre, ſchnalzte Erasmus mit den Fingern zu den Scenen aus Götz von Berlichingen. — Der wäre noch ein deutſcher Mann geweſen, meinte er. Fides ſchauerte bei Bürger's Leonore, und ſank in Nachdenken über ſolche Liebe bis ins Grab. Die fromme Mutter faltete zu einzelnen Stücken aus Klopſtock's Meſſias die Hände und meinte, dieſer Mann „könnte“ es doch noch beſſer, als Pater Bertulf Weyl, der gelehrte Franziskaner, der zuweilen, bei feierlichen Gelegenheiten, im Dom predigte. Die wenigen Bücher der Hausbibliothek blieben jetzt unberührt. „Der curiöſe Antiquarius über alle vier Welttheile“ zog nicht mehr an; die Haimonskinder und Genoveva, der gehörnte Siegfried und Robinſon Cruſoe ſchienen abgelebt, und „Pater Martin von Cochems Legenden der Heiligen“, von der Mutter mitgebracht, ſtanden ohnehin ihres langweiligen und peinlichen Inhalts wegen bei Erasmus nicht in Gunſt, und widerten die ſchöne Fides an.

So ſchlugen inmitten der Schwüle und Befürchtniſſe vor einer nahen Staatsumwälzung die inneren ſtillen Wände eines mainzer Bürgerhauſes von friſchen Ranken und Blüten eines poetiſchen Frühlings aus. Auf dieſen duftigen Zweigen wiegte ſich das träumeriſche Herz der ſchönen Fides, und Franz Karl ſelbſt, der Schöpfer und Beherrſcher dieſer neuen Freuden, verflocht ſich immer tiefer in die blühenden Ranken, mit denen er die poetiſche Lauberhütte dieſer katholiſchen Familie baute und ſchmückte.

Fünftes Kapitel.

Aber die Stunden des Bedenkens blieben nicht aus. Der lebenskundige Erasmus täuſchte ſich nicht lange über die Beſuche des Barons, und das verſchwiegene Intereſſe ſeines Kindes blieb ihm nicht verborgen. Er überlegte, was hier zu thun ſei, und fand es bedenklich, ſeine Beſorgniſſe auszuſprechen oder gar mit Verboten dazwiſchenzutreten. Es däuchte ihm, daß ſein Kind noch unbewußt dieſe ſüßen Empfindungen ſchlürfe, denen er unvermerkt einige Bitterkeit beizumiſchen für das Beſte hielt. Wie abſichtslos, aber mit freundlichem Ernſte, mahnte er an ihren bürgerlichen Stand und an das Unglück und Unrecht geſtörter Familienverhältniſſe. Er wußte es einzuleiten, daß der Baron nur in den Stunden kommen konnte, wo er ſelbſt zu Hauſe war, und dachte daran, wie er ihn wieder etwas förmlicher behandeln wollte. Seine Frau ließ Lennig nicht in das Geheimniß blicken, aus Beſorgniß, daß ſie es nicht ſorgfältig genug hüte oder unrichtig behandle. Er ſtörte ſie nicht in ihrer argwohnloſen Ehrerbietung gegen den jungen gnädigen Herrn. Dieſe Art war ihm gerade recht.

So fand Fides durch ihres Vaters Warnungen die erſten Kämpfe in ihrer jungen Bruſt hervorgerufen. Sie konnte dem Vater nicht Unrecht geben: ſo und nicht anders war es in Mainz geweſen, wie er es ſchilderte. Aber der ganzen Welt ſtand ja eine erſtaunliche Verwandlung bevor, wie der gute Profeſſor Blau ſo lieb zu prophezeihen wußte. Ihre Jugend gehörte ja ſchon nicht mehr jener ungerechten Zeit an, — ihr Herz ſchlug einer nahen Zukunft entgegen, deren froher Genoß und Erbe zu werden ihm beſtimmt ſchien.

Fides wollte jedoch ihrem Vater nicht widerſprechen und nahm ſich vor, ihn immer freundlich anzuhören und Recht behalten zu laſſen, bis der Tag käme, daß ſie ihm zurufen dürfte: Siehſt du nun, Herzensvater, wie's in der Welt geworden iſt, und nun *mein* Recht angeht?

Glückliche Unerfahrenheit eines geängſtigten Kindes, das nicht daran zweifelt, eine neue Zeit könne über Nacht aufbrechen, wie eine Roſenknospe!

Auch zur Mutter hatte Fides für ihr ſeliges Geheimniß kein Vertrauen. Sie verſchloß es heiter und hoffend; ſie empfand, wenn ſie allein blieb, ein unendliches Glück ohne Verlangen. In dieſer Stimmung machte ſie ſich jetzt, ſo oft der Vater im Amte war, lieber und länger als ſonſt, in ihrem ſo jungfräulich gehaltenen Manſardſtübchen zu thun, wo auf einem dreibeinigen Tiſche ihre Pathengeſchenke und Sailer's Gebetbuch unter einem Kruzifix lagen, deſſen meſſingene Arme mit geweihtem Buxbaum vom Palmſonntage her beſteckt waren. Ueber ihrem Bette hing eine Maria mit dem Kinde, und darunter waren die Bilderchen der Monatheiligen eingerahmt, die ſie von Garzweiler aus der marianiſchen Schweſterſchaft erhalten hatte, — über dem Kopfkiſſen die heilige Conſtantia. Hierher, in dieſe Zelle, zog Fides ſich zurück, wenn die frohen oder ſentimentalen Stimmungen ihres kindlichen Herzens übermächtig wurden; hier beſtand ſie die Kämpfe ihrer ſtreitenden Wünſche und Gedanken, die ein leiſer Wechſel von Erröthen und Erblaſſen auf ihren Wangen begleitete. Die Träume und Hoffnungen ihrer Seele ſtanden im beſten Knospen, und hatten eine fernduftige Zukunft vor ſich; indeß Levkojen und Goldlack auf dem ſonnigen Fenſterbrete der jungfräulichen Einſiedelei verblüht waren und eine Wintereinkehr verlangten. Wie oft ſtand ſie, beſonders gegen Abend, ehe Franz Karl vielleicht kam, an dieſem Fenſter, die weißen Händchen auf das Bruſttüchlein gepreßt, unter welchem ein ſo geheimnißvolles Weh und Weben kreiſte, und blickte mit dem Auge der Seele in eine unbegrenzte Ferne, in der ein glänzender Morgenduft über tauſend lockenden Räthſeln ausgebreitet lag. Und wenn ſie aus dieſem Entzücken erwachte, ſang ſie plötzlich ein leidvolles Lied, das ſie aber nicht beendigte, weil ſie lachen mußte, oder weil ſie nicht widerſtehen konnte, im engen Umkreis ihres Stübchens zu walzen.

Eines Nachmittags trat Fides vor den kleinen Spiegel, der hoch und ſchräg über dem Waſchtiſche hing, auf welchem ein kleiner tyroler Teppich lag. Mit Wohlgefallen legte ſie die dreifache Granatenſchnur um den Hals, die zur jüngſten mainzer Herbſtmeſſe Franz Karl ihrem Vater für ſie gegeben hatte. Sie gefiel ſich in dieſem Schmucke. — Ein Hündchen, flüſterte ſie, trägt das Halsband ſeines Herrn —. Aber ſie erröthete bei dieſem Gedanken, und ſchlug den Blick nieder. Wie ſie die Augen wieder aufrichtete, erblickte ſie im Widerſcheine des Spiegels die Magd lauſchend den Kopf durch die angelehnte Thüre hereinſtrecken. Erſchrocken fuhr Fides zurück, und ſchalt. — Iſt das Recht, daß Sie mich ſo belauſcht und heranſchleicht? fragte ſie erzürnt. Ueberhaupt macht Sie ſich jetzt immer hinter mir zu thun. Was hat Sie denn immer zu horchen?

Bärbel, die anfangs ſehr geheimnißvoll lächelte, erſchien plötzlich ganz betreten. Stolz auf das Vertrauen, in welchem ſie bei dem geiſtlichen Rathe Garzweiler ſtand, hatte ſie nur auf eine nachdrückliche Frage gewartet, um das drückende Gelöbniß des Schweigens gegen Fides ein wenig zu lüpfen, und ihr von der freundlichen Theilnahme des hochwürdigen Paters an Allem, was im Hauſe vorgehe, zu erzählen. Nun auf einmal hatte der Unwille, mit welchem Fides das Wort „horchen“ ausſprach, das

Gewiſſen der Magd getroffen und ein Gefühl ihres Unrechts erweckt. Es überlief ſie etwas eiskalt, und wollte ſie zu knieendem Bekenntniß niederdrücken, als raſche Schritte ſich auf der Treppe hören ließen, und Franz Karl auf dieſelbe Weiſe, wie eben noch Bärbel, den Kopf durch die Thüre hereinſtreckte.

Fides ſchrie auf vor Schreck. Bärbel eilte fort. Der Baron that einen leiſen Schritt herein, wie angezogen von dem Zauber und Geheimniß dieſer jungfräulichen Zelle. Seine Blicke ſtreiften mit Andacht an Wänden und Möbeln hin. — Nein, nein, bleiben Sie draußen, Herr von Wallbrun! Kommen Sie nicht herein! flehte hocherröthet Fides mit vorgeſtreckten Händen, als ob ſie ihn hinausdrücken wollte, aus der Ferne, und ohne ihn zu berühren.

Franz Karl faßte herantretend ihre beiden Hände. Ach, nur eine Minute laſſen Sie mich hier athmen! bat er. — Hier in dieſem Bienenzellchen, wo Sie all' den Honig Ihrer frommen und ſchönen und jungfräulichen Gefühle ſammeln, — zwiſchen dieſen weißen Wänden — ſoll ich ſagen — von reinem Wachs —?

Seien Sie brav, Herr Baron, und haben Sie Mitleid mit mir und gehen Sie gleich wieder fort! flehte Fides mit weinerlichem Tone.

O meine theure Fides! wendete er gerührt ein. Sehen Sie — ich knie nieder, — ich weiß ja, es iſt ein Heiligthum, und ich will ganz fromm ſein. Ich will mir nur ein Bild dieſes Tabernakels einprägen und mitnehmen, wo meine Gedanken Sie aus der Ferne ſuchen und finden können. Ach dieſe liebliche Herrlichkeit! Hier der Tiſch mit dem Kruzifix, wo Sie Ihr Abendgebet verrichten, — dort das Waſchbecken, — und drüben das Bett, wo Sie ſchlafen.

Mit einem Ausrufe des Schrecks und der Angſt zog Fides ihre Hände aus den Händen des Knieenden, ſank auf einen weidengeflochtenen Stuhl, und bedeckte ihr thränendes Geſicht.

Vergeben Sie mir, liebe Fides! flehte der Baron aufſtehend. Ich bin ja nicht, — ich will ja nicht zudringlich ſein! Ihre Mutter hat mich heraufgewinkt, Sie hier zu finden. Ich gehe aber ſchon! Nicht wahr, Sie ſind mir auch gut, liebe Fides, wenn ich gehe?

Fides blickte auf. Sie ſah die bittend dargereichte Hand, und ergriff ſie lebhaft mit den Worten:

Aber dann gehen Sie auch, Herr — Franz Karl!

Dabei blieb ihr Auge an dem ſeinigen hangen; ihre Hand hielt die ſeinige feſt. Sie lächelten einander mit unausſprechlichen Empfindungen an. Er breitete ſehnſüchtig den linken Arm gegen ſie aus; ſie ſprang auf, ihm zu entfliehen: aber — wie in ſolchen Augenblicken oft das Entgegengeſetzte geſchieht, — lag ſie auf einmal in den Armen, denen ſie entfliehen wollte. Einen Augenblick ruhte ſie ſelig an ſeiner Bruſt, bis ſein Mund ihre Stirne berührte. Da entwand ſie ſich ihm, und verließ mit feierlicher Haltung das Zimmer. Der Baron folgte ſtillſchweigend.

Unten an der Küchenthüre ſtand die Mutter und die Magd. — Warum habt Ihr den Herrn Baron hinaufgelaſſen, Mutter? fragte Fides im Tone des Vorwurfs, der ſich gegen Franz Karl in ein Lächeln verlor.

Ich konnte ja doch nicht ſo —! entſchuldigte ſich Frau Lennig, unter Verneigungen und mit Hinweiſung auf ihre abgebundene Küchenſchürze.

Der Baron trat ins Wohnzimmer und ſetzte ſich zu Mutter und Tochter. Aber eine Unterhaltung wollte nicht aufkommen; er und Fides konnten ſich aus ihren träumeriſchen Nachempfindungen nicht ſammeln. — Mein Mann bleibt auch heute ungewöhnlich lange aus! ſagte die verlegene Frau.

Grüßen Sie ihn! verſetzte der Baron, ſich erhebend. Ich wollte im Vorbeigehen nur zuſehen, wie's den lieben Leuten geht. Ich muß heut Abend nach Hofe.

Die Mutter bedauerte, und wie ſie aus Verlegenheit nach ihrem Manne zu ſehen, das Fenſter öffnete, und es von der Emmeranskirche läuten hörte, mahnte ſie die Tochter noch zur Abendandacht zu gehen, da der Herr Baron doch nicht bleiben wolle. Franz Karl erbot ſich, ſie um eine Ecke zu begleiten, und Fides, die noch etwas auf dem Herzen zu haben ſchien, nahm raſch ihr ſeidenes Halstuch um. Wie ſie jedoch auf die Haustreppe tretend in die Gaſſe blickte, rief ſie erröthend aus: Nein, ich kann nicht mit Ihnen gehen, Herr Baron!

Liebes, wunderliches Kind! lächelte er, ſelbſt nicht unbefangen genug, um ſie zu den angſtvollen Schritten aufzumuntern, vor denen ihr Herz bebte. — Aber nun ſehe ich erſt, ſagte er, wie hübſch Ihnen die Granaten ſtehen. Sie müſſen ſie mehr tragen, liebe Fides! Das iſt nichts Apartes; das iſt ein Schmuck für alle Tage.

Eben kamen zwei Offiziere um die Ecke, — der Graf von Boſchi, Kornet der kurfürſtlichen Leibgarde zu Pferd, und der Lieutenant Graf Herzan. Sie nahmen die Mitte der Straße ein, und da ihnen hier ein ſonſt anſtändig ausſehender Bürger im Wege war, ſtieß ihn Boſchi im Vorübergehen ſo heftig bei Seite, daß der Mann gegen das rechtſeitige Haus taumelte. Er faßte ſich jedoch, und zog mit Verneigung den Hut ab.

Guten Abend, Baron Coridon! grüßte Herzan, ohne ſtehen zu bleiben, den jungen von Wallbrun.

Ha! eine leckere Daphne! ſetzte Boſchi hinzu; indem er mehremal umblickend, ein wieherndes Lachen hören ließ.

Fides war gleich ins Haus zurückgeeilt. Der Baron bemerkte jetzt, wie er die Treppe verließ, daß der Bürger hinkte. — Ihr habt Euch wehe gethan, guter Mann? fragte er theilnehmend und verlegen.

Ei nun, Eure Gnaden, antwortete der Mann, ich hätte mich vorſehen können. Man weiß ja, daß die adeligen Herren, beſonders vom Militair, ſich das Vorrecht auf die Mitte der Straße genommen haben. Man hat es aber vergeſſen, ſeit ſie im lütticher Feldzug abweſend waren. Nun, nun! Es iſt doch ſchön, daß uns die tapferen Herren noch etwas von ihren Heldenthaten mitgebracht haben!

Franz Karl kam in der bitterſten Stimmung nach Hauſe, ſein Hofkleid anzulegen. Er warf ſeinen Anzug von ſich; doch ſeinen Mißmuth konnte er nicht ausziehen, und ſein Herz blieb auch unter den Kronleuchtern der Schloßſäle zerſtört und zerſtückelt.

Sechstes Kapitel.

Nach einer unruhigen Nacht war Franz Karl nicht einiger mit ſich geworden. Er ſchlug ſich mit der Frage herum, ob er nicht die beiden Offiziere, ihres Betragens halber, zur Rede ſtellen ſolle. Seine Empfindung foderte dies, während ſeine Ueberlegung dagegen ſprach. Nach den gängen Anſichten ihres Standes hatten die beiden Grafen ihn perſönlich nicht verletzt. Ihr Ton und Blick hatten vielmehr Freude und Beifall ausgedrückt, den Baron auf ſo glücklichen Pfaden zu finden. Aber gerade dies war es, — dieſer Argwohn, den ſie gegen ſeinen Beſuch — dieſer Verdacht, den ſie gegen Fides hatten wahrnehmen laſſen, was den jungen Freund ſo tief empörte. Bald aber beſorgte er wieder, wenn er ſich durch eine Herausfoderung über ſeine Beſuche rechtfertigen wollte, ſich in den Augen der Grafen und der mainzer Geſellſchaft lächerlich zu machen, und am Ende ſchien das Aufſehen, das ſolcher Ehrenhandel auf die jungfräuliche Fides werfen würde, viel bedenklicher, als die leichtfertige Meinung zweier jungen Offiziere, in die Luft geſprochen und im Leichtſinn vielleicht ſchon wieder vergeſſen.

Aus dieſen Widerſprüchen und Ueberlegungen zog den jungen Freund, wenigſtens für den Augenblick, ein dringender Auftrag des Kurfürſten, der den Baron in einer vertraulichen Sache nach Worms an den Prinzen von Condé ſchickte. Dieſer vornehme franzöſiſche Flüchtling hatte das dortige biſchöfliche Schloß vom Kurfürſten geliehen erhalten, und betrieb von dieſem Sitze aus die Contrerevolution, für welche ſich die zahlreichen Emigrirten am Rhein mit Worten und Waffen rüſteten, und an welcher der Kurfürſt ſelbſt mit ſeiner Politik den lebhafteſten Antheil nahm. Gerade dieſen Gegenſtand betraf die Sendung. Dem Kurfürſten waren vertrauliche Schreiben, ermahnende, ermunternde Briefe an den unglücklichen König Ludwig uneröffnet aus Paris zurückgekommen. Zugleich war er von anderer Seite her vor einem franzöſiſchen Geſandten des jakobiniſchen Miniſteriums gewarnt. Dies Alles beunruhigte und ängſtigte den alten Herrn.

Franz Karl ahnete nicht, daß während ſeiner Abweſenheit das ärgerliche Begegniß mit Boſchi und Herzan eine neue Verlegenheit für ihn nach ſich ziehen würde. Er fand bei ſeiner Rückkunft eine Einladung zu einem Feſtſchmauſe bei dem neuen Kapitular von Bettendorf.

Die Aufnahme dieſes bedauerlichen Mannes in das Domkapitel war endlich doch glücklich zu Stande gekommen. Der Anhang des Domdechanten von Fechenbach hatte zuletzt alle Einwände und Gegenbeſtrebungen beſiegt. Es war einer der ſeltenen Fälle, in denen der Dechant mit dem Kurfürſten übereinſtimmte. Diesmal begegneten ſich Beide in der Abſicht, einen willenloſen Mann ins Kapitel zu bekommen, den man für widerſpruchsfaul und unfähig hielt, und deſſen Stimme jeder von Beiden im Stillen für ſeine beſonderen Zwecke zu gewinnen hoffte.

Das Kapitel war nämlich offen und geheim in Parteien geſpannt, die es dem alten Herrn immer ſchwieriger machten, ſeine Politik zu verfolgen, und in den Angelegenheiten des mainzer Landes, in denen er an die Zuſtimmung ſeines Kapitels gebunden war, eine Stimmenmehrheit für ſo manche Lieblingsplane aufzubringen. Ein jeder dieſer geiſtlichen Herren vom Reichsadel hatte ſeinen perſönlichen oder Familien-Egoismus, und jener des Kurfürſten war ſo ſtark, daß er alle übrigen verſchlingen konnte. Beſonders drohte dem alten Herrn der verſchwenderiſche Hofhalt und die Liſt und Liebe ſeiner habſüchtigen Freundinnen, beſonders der Frau von Coudenhove mit ihrem Familienanhang, über den Kopf zu wachſen; ſo daß er in der Verzweiflung über den Verfall der Finanzen einen eigenen Finanzminiſter gemacht hatte, wie man erſt bei Erkrankung das Bedürfniß eines Arztes zu empfinden pflegt.

Bettendorf hatte nun den herkömmlichen Einſtandsſchmaus zu geben. Fechenbach empfahl ihm, durch geſchmackvollen Aufwand Diejenigen zu beſchämen, die ihm bei ſeiner Wahl entgegen geweſen waren. Pater Garzweiler übernahm mit Zuziehung des Hofkammerraths Guiolet die Wohnung des neuen Kapitulars anſtändig einzurichten, und die Vorkehrungen zu einer glänzenden Bewirthung zu treffen. Bettendorf war in der Regel knauſerig; aber die Freude über ſein Glück ſtimmte ihn diesmal zum Aufwand, und die neue Pfründe aus dem Ritterſtifte St. Alban war anſehnlich genug, ihm einige Zumuthung zu machen.

Die ſtolzeſten Gegner Bettendorf's ſowie die anweſenden Geſandten am mainzer Hofe ſagten jedoch ab. Auch Franz Karl nahm nicht ohne Widerwillen, und nur um dem Kurfürſten nicht zu mißfallen, die vorgefundene Einladung an. Er verſprach ſich gleich keinen befriedigenden Tag. Zu ſeiner Verwunderug fand er die Gemächer ſehr geſchmackvoll eingerichtet; nur ſtörte den erſten angenehmen Eindruck die Erſcheinung des Wirthes. Denn Bettendorf wußte ſich weder im neuen Talar noch zwiſchen den friſchen Wänden ſeiner Wohnung angemeſſen zu betragen. Er ſah für beide nicht einmal ſauber genug aus. Abwechſelnd vorlaut im Gefühl ſeiner neuen Würde, und wieder verlegen unter den warnenden Blicken Garzweiler's, der ihn beherrſchte, verrieth er eine Unſicherheit, der man es anmerken konnte, daß er ſich manchmal gern mit dem Rücken an den Wänden gerieben hätte, oder noch lieber aus dem neuen Anzug heraus in ſein zerwühltes Bett geſprungen wäre. Garzweiler hatte ihm einige beſcheidene und fromme Redensarten vorgeſchrieben, die aber für Bettendorf's Sinnesweiſe ſo fremd waren, daß er ſie gar nicht oder nur verkehrt anbrachte; wobei doch manchmal zufällig etwas Treffendes und Witziges herauskam, was man — wie einen nicht beabſichtigten Treffer im Billardſpiel — einen Fuchs hätte nennen dürfen.

Ja, ja, ſagte er zu verſchiedenen Gratulanten, ich bin recht froh, daß ich Kapitular bin. Man kann doch den Leuten manchmal einen Gefallen thun. Das Wohl des Landes iſt mein Beruf, und liegt mir auch recht am Herzen. Es ſteht mit mir auf und geht mit mir ſchlafen: ich denke, es ſoll gut gebettet ſein. Die Geſchäfte freilich —! Es wird mir Alles neu ſein. Aber ich denke, es ſoll mir nicht die nöthige Kapuze — wollte ich ſagen, Capacität — fehlen. Ich werde überhaupt mit Fechenbach ſtimmen. Fechenbach iſt ein geſcheiter Kopf. Und du, Pater Ferruti! rief er in der Verlegenheit ſeinem Kapuziner zu, ich ſage dir, daß du mir alle Morgen das veni creator spiritus vorbeteſt! hörſt du, hörſt du?

Dabei zupfte er, in alter Gewohnheit ſich vergeſſend, den furchtſamen Mönch am grauen Barte.

Aber, bemerkte der Gouverneur, General von Gymnich, wenn Sie nun einmal eine Eingebung des heiligen Geiſtes für unſeren gnädigſten Kurfürſten bekommen, Herr Kapitular, — wie dann?

Excellenz! lächelte Bettendorf beim Titel Kapitular mit dankbaren Verbeugungen, — Excellenz meinen für den Kurfürſten? Was ſoll mir der Himmel eingeben? Sehen Sie, der Kurfürſt hat mich noch nicht ſo oft zum Eſſen — und noch gar nicht zum Spazierenfahren mitgenommen. Sagen Sie ſelbſt, Herr General —! Nein, Fechenbach bekömmt mein Votum!

Der Dombechant Fechenbach kam endlich angefahren, ein feines, ſehr artiges Männchen, und nahm den oberen Platz an der langen Tafel ein. Neben ihn ſetzten ſich der Hofkanzler Albini und der Finanzminiſter von Seckendorff. Der Mönch am unterſten Ende griff bei der Bewirthung mit zu. Der Aufwand an Küche und Keller war heute ſelbſt für das üppige Mainz ungewöhnlich, und die Gäſte wußten Alles zu ſchätzen. Das Mahl währte bis tief in den Abend.

So lange das Tageslicht vom Mitternachtsplatze herein auf die wechſelnden Teller der Gäſte fiel, hielt das Geſpräch ſich gelaſſen an Tagesgeſchichten oder an die öffentlichen Angelegenheiten der Zeit. Ein ernſter Ton herrſchte noch vor, den nur dann und wann die Parteiſtimmung der

Gäſte verſchärfte. Die Emmerizianer, die Oppoſition des Kurfürſten, ſtichelten auf Preußen; wogegen die Anhänger des Fürſtenbundes Seitenhiebe auf Oeſtreich nicht ohne perſönliche Ausfälle verſetzten. Man tadelte Preußen wegen ſeines ſchwankenden und reichsverfaſſungswidrigen Benehmens in der lütticher Sache, und machte ſich luſtig über das berliner Kabinet, das durch widerſprechenden Einfluß von Miniſtern und Weibern zerrüttet ſei. Hierin that ſich beſonders der Kapitular Wilderik Graf von Walderdorf hervor, ein Fünfziger von finſterem Ausſehen und bitterer Laune. Als von der Verlegenheit der deutſchen Höfe gegen das kriegeriſchgeſtimmte Frankreich die Rede war, rief er mit ſeiner Baßſtimme über die Tafel: Was ſagen Sie dazu, Albini, daß der Stein der Weiſen endlich gefunden iſt?

Albini lachte. Einige lachten mit; Andere blickten argwöhniſch auf. — Wo denn, wo hat man ihn denn gefunden? fragte der Dombechant.

Wie Sie auch fragen können, Fechenbach! fuhr Walderdorf fort. Der Stein der Weiſen konnte nur in Preußen gefunden werden, unter der frommen Regierung eines Königs, wie Friedrich Wilhelm. Dort, wo durch Kraft des Miniſters Wöllner auch Geiſter erſcheinen. Denken Sie, am preußiſchen Hofe — Geiſter! Ja, in Berlin ward er gefunden, der Stein der Weiſen.

Er hat ſich demnach als — Sandſtein ausgewieſen? bemerkte Garzweiler.

Eigentlich iſt er erſt noch zum Vorſchein zu bringen, und hat ſich bis jetzt nur dem dunkeln Gefühl verkündigt, erklärte Walderdorf. Er ſitzt nämlich beim Miniſter von

Biſchofswerder. Dieſer vielgeſchäftige Mann, der längſt darauf ausging, Kirche und Staat durch den Stein der Weiſen zu verbeſſern, laborirt eben an dieſem glücklichen Funde. Sein College, der Miniſter Wöllner, der ehemalige Landprediger, ſteht ihm tapfer bei, — nicht mit ſeinem bekannten Religions-Edikt, mit welchem er alle Weisheit und Wiſſenſchaft auf die ſymboliſchen Bücher bannen will, ſondern —

Was wird nur herauskommen? lächelte Seckendorf, ein ſchlanker, noch junger Mann.

Herauskommen, ja, das iſt das rechte Wort! rief Walderdorf. Denn kurz und gut, der Staatsminiſter Biſchofswerder leidet am — Blaſenſtein.

Ein ſchallendes Gelächter belohnte den Spötter, der, ohne die Miene zu verziehen, fortfuhr: Die Noth ſoll groß ſein; Wöllner hat ſogar ſein Religions-Edikt aus der Hand gelegt, und zum Katheter gegriffen.

Abermaliges Gelächter.

Sehen Sie! rief Garzweiler. Da waren die preußiſchen Profeſſoren doch nicht ganz auf dem Holzwege: ſie haben's immer auf dem Katheder geſucht; ſie hätten's aber mit dem Katheter verſuchen ſollen.

Wir Mainzer können Gott danken, wenn die Beſcherung glücklich überſtanden iſt, ſprach Walderdorf weiter. Denn ich ſelbſt habe immer gefürchtet, von unſerem Fürſten einmal nach Berlin verſchickt zu werden, ſo lange jene Herren noch das geheime Schurzfell der Roſenkreuzer umgebunden haben. Es iſt ja bekannt, daß in dieſem Geheimbunde die Aqua toffana ſehr geſchätzt war, als das nothwendige und geſchwindeſte Mittel, durch Tod oder

Verſtandesberaubung alle Diejenigen wegzuſäubern, welche das, was man die Wahrheit nannte, nicht erkennen wollten. Und unſer Einer hält es einmal mit Rom, wenigſtens lieber, als mit Berlin.

Hiermit war eine ungeſtüme Unterhaltung hervorgerufen. Die Herren von der preußiſchen Partei wollten erſt von Roſenkreuzern, und von Bändern, Chiffern und Eidesformeln dieſes Geheimbundes nichts wiſſen. Sie rühmten dagegen die preußiſchen Miniſter, die erſtaunliche Thätigkeit Biſchofwerder's und den gerechten Eifer Wöllner's gegen die unter ſeinem Vorgänger, dem Miniſter von Zedlitz, begünſtigte Aufklärung und Freigeiſterei, die nur mit feſten Glaubensſätzen zu bewältigen ſei.

Dagegen machte man wieder geltend, daß dieſe Herren es allerdings verſtänden, dem leichtfertigen Könige einen beruhigenden Kelch aus dem Abſud der augsburger Confeſſion mit ſüßem Zuſatze von Sinnlichkeit zu bereiten, — einen Trank, den die Gräfin von Lichtenau an der Spitze der übrigen Geliebten des Königs kredenze.

Apropos der Gräfin Lichtenau! fiel Walderdorf wieder ein. Ich weiß nicht, ob die Herren darin mit mir übereinſtimmen, daß ich den ſchon erwähnten verworrenen Zuſtand des preußiſchen Kabinets für eine Uebergangsperiode anſehe, des Uebergangs nämlich von einem Waldhorn zum Stein der Weiſen.

Ein Waldhorn? lachte Fechenbach.

Ei nun! der Waldhorniſt Enke hatte ſeiner Tochter, als ſie Gräfin Lichtenau wurde, ſein beſtes Waldhorn mitgegeben, und die Miniſter blieſen eine Zeit lang mit ihr in Ein Horn.

Der Beifall, den der bittere Witz des Prälaten erntete, erhitzte die Gegner. Sie ſchienen aber nicht geiſtreich genug zu ſein, um ſich anders zu helfen, als daß ſie gegen Oeſtreich zu Felde zogen, wie jene Emmerizianer gegen Preußen. Sie maßen dem Könige von Preußen mehr Aufrichtigkeit für die deutſche Sache, mehr Ernſt für Aufrechthaltung des Alten in Frankreich und eine edle Bereitwilligkeit bei, Gut und Blut zu wagen. Oeſtreich aber ſpiele nur falſche Karten aus. Es ſei ihm nicht Ernſt mit ſeinem Intereſſe für die Rechte jener deutſchen Fürſten, die durch die ſchmählichen Dekrete der Nationalverſammlung Beſitzungen im Elſaß verloren hätten. Ihm liege nur daran, mit Rußland wegen Polen und der Türkei ins Reine zu kommen.

Manches Wahre und Treffende wurde vorgebracht; doch viel zu ernſt und heftig, und das Lachen der Gegner wurde nicht aufgewogen. Einen beſſeren Eindruck machte daher Franz Karl, als er mehr den Ton Walderdorf's gegen die öſtreichiſche Partei anſchlug. — In Oeſtreich wird Alles noch gut werden, ſagte er, ſobald einmal Franzl an die Regierung kömmt, was bei Kaiſer Leopold's Kränklichkeit nicht lange ausbleiben kann. Franzl wird einmal der ſelbſtändigſte Regent Europas werden. Sein Erzieher, der Erjeſuit Diesbach, hat es ganz darauf angelegt, den Inſtinkt der Zukunft in dieſem Erzherzoge zu erwecken. Man weiß, wie ſehr der junge Franz mit Verfertigung von Vogelbauern, von Siegellack und Firniſſen beſchäftigt iſt. Er gedenkt einmal alle Revolutionen einzufangen: das bedeuten die Vogelbauer; er wird dann das Alte mit eigenem Lack neu beſiegeln, und dem deutſchen Reich einen friſchen Firniß geben. Alles ſelbſtgemacht! Aber nicht genug! Er wird auch der neuen Herrlichkeit ſelbſt aufſpielen. Ich weiß nämlich von einem guten Oeſtreicher, daß Franzl ſich mit ſeiner Gemahlin, der neapolitaniſchen Maria Theres, in Familien-Konzerten fleißig übt. Sie ſtreicht die Baßgeige, und er iſt unübertrefflich auf der Holzfiedel. Wenn nun der künftige Himmel Deutſchlands voll Baßgeigen hangen wird und ein lachendes Glück über uns kömmt: ſo iſt es gewiß — Franzens „hölzernes Gelächter“.

Die preußiſche Partei lachte nun mit doppelter Anſtrengung.

Ich fürchte nur, erinnerte Albini, daß der künftige Kaiſer ſein ebenfalls ſehr beliebtes Blindekuhſpiel in die Politik einführt, obſchon ihm der Kaiſer Joſeph ſeligen Andenkens dies Spiel unterſagte, weil es den edeln Herrſcher in ſeinen aufklärenden Gedanken ſtörte.

Unberührt von dieſem Sprechen und Spotten, Lachen und Lärmen, ſaß ein hoher Greis, der durch den erhabenen Ausdruck ſeines edeln Geſichtes einen lebendigen Gegenſatz zur allgemeinen Laune bildete, ohne ſie zu ſtören. Es war der Primas der mainzer Geiſtlichkeit zweiten Ranges, und als deren Repräſentant eingeladen, — der achtzigjährige Cöleſtin Iſaachy, Abt des Benedictinerſtiftes auf dem Jakobsberge zu Mainz. Er genoß ſehr mäßig, und da er etwas ſchwerhörig war, lächelte er ſchweigſam in die laute Aufregung ſeiner Mitgäſte, und in das wirre Gerede, wovon er das Wenigſte verſtand. Nur auf die nächſten Nachbarn verbreitete ſich etwas von der erhabenen Stille dieſer hohen, würdigen Geſtalt.

Inzwiſchen waren die ſilbernen Armleuchter aufgeſetzt und die kryſtallenen Kronleuchter angezündet worden. Bettendorf rief die Tafel hinab: Pater Ferruti, laſſen Sie den Raubenthaler wegnehmen, Johannisberger 83er aufſetzen. Ihr Herren geht zu rauh miteinander um: der Geiſt des Johannes ſoll über euch kommen! Abt Cöleſtin mahnen Sie einmal: Kinderchen, liebet einander!

Dieſer gute Scherz rührte offenbar von Garzweiler her, der ſich abſichtlich neben Bettendorf geſetzt hatte, um ihm einigen Halt zu geben.

Das iſt ein Wort im rechten Augenblicke! rief Albini, der auch die früheren Weinſorten nicht geſchont hatte. Unſer Herr von Bettendorf, der Bonifazius unſerer Bekehrung ſoll leben! Der neue Kapitular hat ſein erſtes Gerſtenkorn gefunden!

Man ſtieß an, man trank, man lachte; worauf Albini in ſehr ernſtem Tone fortfuhr:

Was unſeren raubenthaler Ausbruch anbelangt: ſo ſind wir in Mainz bei Gott! gerade in der gefährlichſten Poſition. Mathematiſch zu reden, ſtoßen die öſtreichiſche und die preußiſche Politik an unſerem Hofe zu einem ſpitzen Winkel zuſammen. Mit dieſer Baſtion ſtehen wir als Außenwerk Deutſchlands gegen das revolutionaire Frankreich wie auf einem verlorenen Poſten da.

Eine Stille des Nachdenkens trat ein; da rief der Primas Iſaachy mit ſeiner geiſterhaften Stimme: Excellenz von Gymnich! Wie ſieht's mit den Feſtungswerken aus? Fürchten Sie keinen Ueberfall, keine Belagerung? Unſer Kloſter und Ihre Kommandantur liegen auf der Citadelle hoch genug, daß wir weiter ſchauen mögen, als die anderen luſtigen Leute.

Ja wohl, Herr Nachbar Abt! antwortete der Kommandant. Sie haben mir ja letzthin ſchon zugerufen, ich würde vielleicht die letzten Zwetſchen und Aepfel in den Feſtungsgräben und auf den Wällen geſchüttelt haben, und es könnten nächſten Herbſt Kugeln und Granaten dafür ins Gras fallen. Aber — laſſen Sie nur die Franzoſen kommen! Ich glaube feſt, wir jagen ſie zum Teufel, unſere Feſtungswerke mögen ſein, wie ſie wollen.

Bravo, bravo! riefen die militairiſchen Gäſte. Sie ſollen kommen, dieſe Jakobiner, dieſe Elenden!

Ich ehre den feſten Glauben Eurer Excellenz, bei unſeren mangelhaften Feſtungswerken, erwiderte der Abt, und ſetzte mit einem erhabenen Lächeln hinzu: Aber unſere heilige Kirche lehrt, der Glaube ohne die Werke ſei todt.

Das Wort „todt“ klang ſo prophetiſch und geiſterhaft, daß ein ſeltſamer Schauer die Gäſte durchbebte. Bald aber widerſetzte ſich, was von Offizieren am Tiſche war, dieſer prophetiſchen Mahnung Cöleſtin's, und eine deſto wildere Unterhaltung brach los. Man ſuchte nach den ſtärkſten Ausdrücken, das jakobiniſche und bürgerliche Frankreich herabzuſetzen. Der ziemlich angetrunkene Oberſt Winkelmann, ohnehin ein ſtarker Choleriker, ſchimpfte gegen Freiheit und Gleichheit, gegen franzöſiſche Jakobiner und deutſche Patrioten bis zur Wuth. — Unſinn, für Mainz zu fürchten! rief er mit einem grimmigen Blick nach dem ehrwürdigen Abte. Paris hat zu zittern, wenn wir anrücken. Ich werde Seiner kurfürſtlichen Gnaden dieſe

Tage einen Plan vorlegen, wie wir ganz Paris verbrennen, ohne daß eine Seele entkomme.

Pereat, pereat Paris! ſchrieen die übrigen Offiziere, unter denen ſich das uns ſchon bekannte Freundespaar, die jungen Grafen Boſchi und Herzan, als tapfere Zecher mit den berauſchteſten Redensarten hervorthaten. Solche Geſinnung fand den lebhafteſten Beifall. Denn wenn auch einige beſonnene Männer über die ſchwerpfündigen Worte und Drohungen der jungen Offiziere im Stillen lächelten: ſo war doch der Haß gegen die Bewegungen in Frankreich unter dem mainzer Adel ziemlich allgemein. Einer beſtärkte den Andern in den kurzſichtigſten Urtheilen über die Lage der Dinge, und wer ſich etwa noch einen weniger blinden und ſelbſüchtigen Begriff von der möglichen Entwickelung der Zukunft machte, that am beſten, ſeine Meinung bei ſich zu behalten, um nicht den Haß und das Mißtrauen ſeiner Standesgenoſſen auf ſich zu ziehen. Das hochmüthige, freche und ſittenloſe Völkchen der franzöſiſchen Emigranten trug das Seinige zu dieſer Verblendung der mainzer Vornehmen bei; wie es auf der anderen Seite den Bürger noch mehr gegen den Fürſten verſtimmte, der dieſe Fremdlinge mit ſolcher Vorliebe hegte.

Die wilde Unterhaltung an der Tafel unterbrach Albini mit einem muthwilligen Spaß. Pater Ferrutius! rief er dem Kapuziner zu, Sie ſollen ja ſo einzig im Vespern ſein, — ich meine im Vesperſingen. Sie einzig und allein intoniren und reſpondiren in abwechſelndem Ton. Gebt uns doch ein Pröbchen von dieſem Doppelvespern!

Excellenz, halten zu Gnaden! — erwiderte mit komiſchen Geberden der Verlegenheit, doch heut, in Folge manchen guten Trunkes, ungewöhnlich aufgeräumt, der Mönch. Wie? Soll ich die frommen Pſalmen David's unter das Heer der Philiſter ſprengen?

Allen Reſpekt vor den Pſalmen! verſetzte der Kanzler. Das ſind Perlen des Orients, die ſich aber recht gut im Wein auflöſen, wie Ihnen das von der frommen Königin Kleopatra bekannt ſein wird. Solch' ein koſtbarer Trunk gehört zu einer geiſtlichen Hochzeit, wie wir hier haben. Alſo nur immer —!

Ja, ja, heraus damit! ermunterten Mehrere, unbekümmert, daß einige Prälaten mißbilligend die Köpfe ſchüttelten. Die Kerzen brennen, hieß es, es iſt Zeit Veſper zu ſingen!

Nach einigen höchſt poſſirlich ablehnenden Geberden, ergab ſich der Mönch in die Anfoderung. Mit eigenthümlicher Bewegung ſchob er ſeine Doſe in die Kapuze, wiſchte mit dem blau und weiß gewürfelten, in eine Rolle gewundenen Tuche die Naſe, faltete die groben, rothen Hände, und den geſchorenen Kopf an der Kapuze reibend, ſtimmte er in tiefem Baß und trägem Takte den Vers an:

Dixit dominus domino meo.
Sede a dextris meis.

Und raſch in einen hellen, näſelnden Ton und heftigen Takt übergehend, antwortete er:

Donec ponam inimicos tuos
Scabellum pedum tuorum.

Ein ſtürmiſches Gelächter belohnte den verlegen Huſtenden, dem man mit vollen Gläſern zuſetzte.

Er muß jetzt zwei Gläſer haben, rief Albini, —

eins zum Intoniren und eins zum Reſpondiren. Er iſt ein Doppelmönch. — Seckendorff Excellenz! fuhr er fort, wie Schade, daß unſer Kapuzinerkloſter keine Fonds hat, wie die vom Kurfürſten aufgehobenen Karthaus-, Klariſſen- und Altmünſterklöſter! Das könnte Ihren Finanzen aufhelfen! Wir zögen, ohne das Kloſter eigentlich aufzuheben, deſſen Vermögen ein, und beſtellten den Pater Ferrutius für die Vesper. Er bekäme doppelte Portionen bei Tiſche, zwei Doſen in die Kapuze und zwei blaue Sacktücher in die Aermel.

Ha, ha! lachte Seckendorff. Sie ſind ſchlau, Herr Kanzler, wo nichts zu holen iſt.

Im geraden Gegentheil von Ihnen, Herr Finanzminiſter! antwortete Albini raſch. Sie üben Ihre Schlauheit, wo eben etwas iſt: Sie machen's verſchwinden.

Keine geheime Conferenz, ihr Herren! gebot der Domdechant.

Nein, nein, zum politiſchen Frieden! rief Garzweiler.

Ja doch! wehrte ſich Albini. Ich rede zum politiſchen Frieden. Schafft uns einen Miniſter, der wie Ferrutius das intonirende Oeſtreich und reſpondirende Preußen vereinigte: ſo hättet ihr die volle Kraft des Reiches. Dixit dominus domino meo — „Sprach der Herr zu meinem Herrn, ſitze mir zur Rechten"; donec ponam inimicos tuos — „bis ich alle Jakobiner dir zum Schemel unterwerfe".

Der Domdechant, der noch Tolleres befürchtete, hob die Tafel auf.

Siebentes Kapitel.

Aber eine wilde Flamme wird nicht gelöſcht, wenn man ſie in Bewegung und in neue Berührungen bringt. So ſetzte ſich auch die ausgelaſſene Luſt in den anſtoßenden Zimmern beim Kaffee und Kirſchwaſſer fort. Spöttereien der Prälaten, Zweideutigkeiten der Offiziere, mehr oder weniger fein und verſteckt, wurden ausgetauſcht wie Zuckerwerk in bunten Papierchen.

Ihr Herren! rief der General von Pfirdt in den lärmenden Wirrwarr, — ihr Herren, kennt ihr heutiges Tags noch eine ſolche Schnur, wie dieſe — Weiſe?

Er rollte über beide Hände eine Schnur weißer und rother Kügelchen wie ein Rad.

Ein Roſenkranz, ein Roſenkranz! riefen Viele.

Richtig! verſetzte Pfirdt. Ich hätte kaum gedacht, daß ihr Gottloſen ſo gute Bekanntſchaften hättet. Ich nannte es eine Weiſe, weil man damit in einem andächtigen Haushalte den Faden des Gebets in richtige Gebinde aufzaspelt.

Die Paternoſterſchnur ging jetzt von Hand zu Hand. Es waren größere und kleinere Korallenkugeln an einer ſeidenen Schnur. Zwiſchen den ſogenannten „Geſetzen“ hingen, aus Gold zierlich gefertigt, ein Herz, zwei Händchen und Füßchen, — die ſogenannten fünf Wunden, und ein kleines Kruzifix von Gold und Emaille war am Ende angeknüpft, wo die Schnur unter dickeren Kugeln in einen Vorſatz zuſammenlief.

Das iſt ein ſchweres und koſtbares Werk, hieß es. Gehört es Ihnen?

Ich hab's geſtern bei der Frau von Bocholz gefunden, antwortete der General. Ich erinnere mich noch, ihren Vater vor 16 bis 17 Jahren mit dem Roſenkranze geſehen zu haben. Jene fromme Zeit kömmt uns jetzt ſchon ganz unglaublich vor, und ihr jüngeren Herren macht euch keine Vorſtellung mehr, wie ſehr damals der Hof und die ganze Dienerſchaft an Frömmigkeit laborirte. In der guten Geſellſchaft war es damals die erſte Morgenangelegenheit, beim Oberſthofmeiſter zu erfahren, in welcher Kirche dieſen Tag der Kurfürſt die Abendandacht beſuchen werde. Dorthin ward jeden Mittag ſein Betſtuhl mit der rothen Decke und dem Sammetkiſſen gebracht. Da galt es nun, ſo nahe wie möglich an dieſem Stuhl einen Platz zu bekommen. Man ließ die Plätze zeitig belegen und beſetzt halten. Dort ſah man Damen und Herren auf den Knien liegend den Roſenkranz ſtrupfen. Gebetbücher und Roſenkränze gehörten zu den Gegenſtänden des Luxus, zum Schmucke des Boudoir, zu den Geſchenken der Liebe und Freundſchaft. Die Prozeſſionen hatten hinter dem Baldachin des Kurfürſten koſtbare Einſatzſtücke von Hofkleidern, Uniformen und Livreen, und zum Abendmahl fuhr man, wie heutzutage — zu den Mittagsmahlen. Je nun, jede Zeit hat ihren Geſchmack, und geſtern hat die liebenswürdige Frau von Bocholz bei dieſem Roſenkranze ſo herzlich gelacht, wie ihr ſeliger Vater einſt daran gebetet.

Vergebens blinzte der Dombechant dem kecken Sprecher zu, ſich zu mäßigen. — Es ſind ja keine Proteſtanten da! entſchuldigte man, und wer nur etwas Ausgelaſſenes wußte, konnte der Luſt nicht widerſtehen, es vorzubringen.

So verrieth, während der General noch ſprach, der Kornet, Graf von Boſchi, die geſpannteſte Unruhe ans Wort zu kommen. Er und Graf Herzan winkten einander zu, wobei ſie verſchmitzt nach Franz Karl umblickten. — Ich habe das Seitenſtück zum Roſenkranze! rief endlich Boſchi, und hielt eine dreifache Schnur von Granaten in die Höhe. Ihr Roſenkranz der Frömmigkeit, Herr General, hat mich an mein Amulet der Liebe erinnert. Ihre Schnur iſt koſtbarer, gehört aber einer abgelebten Zeit an; die meinige iſt noch warm von der lebendigſten Geltung. Sie iſt enger als Ihre Weiſe; aber ſie iſt auch vom ſchmächtigſten Halſe eines Mädchens — eines Engels muß ich ſagen.

Bei dieſem Anblicke drängte ſich Franz Karl näher hinzu. Sein Auge brannte, ſein Mund bebte von innerſter Bewegung, als er die Schnur erkannte.

Man hatte gefragt, was es ſei, und Boſchi fuhr fort:

Wie ich dieſen Vormittag am Convent der welſchen Nonnen vorüberkomme, ſchwebt dieſer Engel, von dem ich rede, aus der Eintrittshalle hervor. Wir waren ihm ſeit Kurzem ſchon öfter zu Gefallen gegangen. Nicht wahr, Herzan? Wir wußten, daß das reizende Mädchen an der Umbach wohnte; dort hatten wir's auf der Haustreppe ſtehen ſeh'n und uns überzeugt, daß es Beſuch von jungen Herren annimmt. Jetzt ließ ich mir den guten Augenblick nicht entgehen. Dem Soldaten gilt der Moment. Ich begrüße das Schätzchen, ſage ihm einige artige Dinge, und bitte um ein Stündchen ihrer Gunſt. Sie erröthet und will entfliehen. Ich vertrete ihr den Weg und frage nach dem ſchönen Halsbande, das ich, blos dem reizenden Hälschen zu lieb, mit den Fingern ergreife. Sie macht eine rückfahrende Bewegung, und ich habe die Schnur in der Hand.

Wer iſt ſie denn, dieſe Unbekannte? fragte Albini.

Es iſt eine Jungfer Lennig, antwortete Boſchi. Ihr Vater —

Lennig! Ganz recht! rief Albini. Das iſt ja dieſelbe, Baron von Wallbrun — erinnern Sie ſich —?

Aber ſchon hatte dieſer den ihm gar wohl bekannten Granatenſchmuck aus Boſchi's Hand halb erhalten, halb entriſſen. Ich werde das in die rechten Hände zurückliefern! erklärte er, die Schnur einſteckend, nicht ohne im Ton der Stimme ſeine Erbitterung zu verrathen.

Das verbitte ich mir, Herr Baron! rief Boſchi, herantretend. Es iſt mein Eigenthum, meine Eroberung! — Worauf Franz Karl mit bebender Stimme fortfuhr:

Ich weiß nicht, ob Ihre ritterlichen Ahnen etwa auf dieſe Weiſe zu Eigenthum gekommen ſind, Herr Graf, daß ſie ſittſame Jungfrauen auf offener Straße angefallen haben. Doch heut iſt dieſe Tapferkeit wenig reſpektabel. Ich kenne den Vater Lennig aus unſerem Hauſe, ich habe Geſchäfte mit ihm, und werde ihn in Ihrem Namen um Verzeihung bitten.

Den Teufel ſollen Sie um Verzeihung bitten! rief Boſchi. Ich weiß ſchon, warum Sie dieſe Granaten einſtecken.

Um ſie einer unanſtändigen Prahlerei zu entziehen, war die Antwort.

Oho! Um nicht um den Preis Ihres Liebesgeſchenks zu kommen! rief der Andere. Ich bewundere, wie Sie bei Ihren Geſchenken ſo fein in den bürgerlichen Geſchmack zu entriren verſtehen!

Und ich bewundere an Ihnen gar nichts! erklärte Franz Karl; wobei er ſich mit verächtlichem Blicke zum Gehen wendete.

Boſchi eilte ihm nach. Aber Garzweiler vertrat ihm den Weg, indem er ſehr artig ſagte:

Verzeihung, Herr Kornet mit dem Rang eines Oberſtwachtmeiſters! Aber entziehen Sie ſo würdigen Männern Ihre liebenswürdige Geſellſchaft nicht!

Boſchi wollte ihn bei Seite ſchieben; aber Garzweiler hielt ihm mit ſtolzem Blicke den Arm vor und ſagte noch artiger: O laſſen Sie ſich ja nicht von dem edeln Muthe hinreißen, der den Waffen dient.

Jetzt traten auch Andere dazwiſchen, und ſuchten Boſchi zu beſchwichtigen. Selbſt Walderdorf, zu deſſen Anhang der junge Baron nicht gehörte, vertrat den Abgegangenen mit den ſcharfen Worten: Laſſen Sie ihm die Beute Ihrer Kühnheit, Herr Graf! Wie werth Ihnen auch jene ſchamrothen Granaten geweſen ſind: Sie werden andere Granaten, blutrothe, finden, wenn's gegen die Franzoſen geht.

Zuerſt werde ich den feigen Menſchen finden, der ſich davon geſtohlen hat! ſchrie Boſchi, deſſen Rauſch durch den Zorn vollends zum Ausbruch gekommen war.

Der Domdechant foderte den Grafen Herzan auf, ſeinen Freund nach Hauſe zu begleiten. — Und ſorgen Sie dafür, flüſterte ihm Albini zu, daß er kein Aufheben von dem Vorfall mache. Man hat in der letzten Zeit zum Verdruß Sr. kurfürſtlichen Gnaden über das ungebührliche Betragen vieler Emigranten genug zu klagen gehabt: geben wir den Mainzern keine einheimiſchen Beiſpiele!

Mit ſolcher Verſtimmung ſchloß der Feſtſchmaus des neuen Kapitulars von Bettendorf. Der Mitternachtplatz war durch die Fenſter des Hauſes mehr, als durch die ſchmachtenden Laternen der damaligen Straßenbeleuchtung erhellt. Im Gedränge neugieriger Menſchen hielten die Wagen, in denen die Gäſte nach Hauſe fuhren.

Achtes Kapitel.

Am anderen Morgen ſaß Baron Franz Karl abermal in der widerwärtigſten Stimmung auf ſeinem Zimmer. Die Granatenſchnur lag neben den ſilbernen Kannen, in welchen ſein Frühſtück erkaltet war. Er hatte ſchlecht geſchlafen, abwechſelnd empört über Boſchi's Verwegenheit gegen Fides und um den Ausgang des Handels beſorgt. Denn er erwartete nun ſeinerſeits jeden Augenblick eine Herausfoderung des jungen Grafen, und blieb deshalb zu Hauſe. Er überlegte die Vorkehrungen, die er für einen unglücklichen Ausgang zu treffen habe. Den Halsſchmuck wollte er erſt ſelbſt zurückbringen. Es kam ihm vor, als habe er in ſeinem Wortwechſel mit Boſchi das geliebte Mädchen ein wenig verläugnet oder ſich doch nicht ganz offen zu ihr bekannt, ſondern den Vater vorgeſchoben. Er entſchuldigte es damit, daß es aus zarter Rückſicht für Fides ſelbſt geſchehen ſei. Dennoch ſchien es ihm ſehr unritterlich für jenen Augenblick. Er wollte es durch ſeinen Beſuch, wenigſtens für ſein eigenes Herz, wieder gut machen. Wie würde ſich die gekränkte Fides aufrichten, wie dankbar Vater Erasmus ſein! hoffte er. — An ſeine Mutter wollte er ſchreiben, und den Brief ſeinem Sekundanten zur Beſorgung für den Fall eines ſchlimmen Ausgangs übergeben. Mit ihr zu reden, wagte er nicht, beſonders wenn er die Veranlaſſung zu dieſem Ehrenhandel bedachte.

Unter ſolcher Ueberlegung vernahm er Schritte auf dem Corridor, und erhob ſich, den ankommenden Offizier mit der Miene großer Gleichgültigkeit zu empfangen.

Garzweiler trat ein.

Sie ſind es, geiſtlicher Rath? fragte der Baron, etwas betreten.

Ich, Herr Baron, — ein Friedensbote. Sie haben einen Cartel-Träger erwartet?

Wer ſagt Ihnen das? warf Franz Karl verdrießlich hin.

Wer? lächelte Pater Ignaz. Ihre kühne Haltung, mein Freund. Sie ſtanden ja wie auf Stoß und Stich geſpannt. Aber — laſſen Sie ſich auch den Frieden nicht verdrießen, und bedenken Sie, daß dieſer Braten die Sauce nicht werth wäre. Ich komme von Seiner kurfürſtlichen Gnaden, woſelbſt die Sache ſchon beſchloſſen liegt. Der Fürſt war ganz entrüſtet über Boſchi, und gewiß mit Recht. Aber etwas wird Sie verwundern. Denken Sie, daß Walderdorf, ungeachtet Ihrer ganz abweichenden politiſchen Sympathien, lebhaft für Sie eingenommen iſt. Und wodurch? werden Sie fragen, Herr Baron. Durch Ihre Rede über den künftigen Kaiſer Franz. Was ſagen Sie zu einem Manne von der öſtreichiſchen Partei? Sie werden es ſich aber erklären! Walderdorf iſt etwas eitel auf ſeinen Geiſt und Witz, und Ihre Rede war eben in ſeinem Geſchmack. Wie glücklich würde er ſein, wenn Sie ſich ihm ein wenig nähern wollten!

Aber der Kurfürſt —? fiel Franz Karl ein, zu ungeduldig für des Paters leiſe Bewerbung. Worauf Garzweiler verſetzte:

Die fortwährend aus der Stadt einlaufenden Beſchwerden über Brutalität der Soldaten, Offiziere wie Gemeine, machen Seiner kurfürſtlichen Gnaden viel Kummer. Es iſt wahr, dieſe Leute, ſo muthlos gegen die lüttícher Inſurgenten und ſo übermüthig gegen dortiges wehrloſes Landvolk, erlauben ſich jetzt alle Ungebühr gegen unſere Bürger, und prahlen mit den Thaten, deren ſie ſich ſchämen ſollten. Laſſen Sie ſich gelegentlich einmal vom Ingenieur-Major Eickemeyer erzählen! Vielleicht der einzige vernünftige Mann der mit im Felde war.

Der Kurfürſt — wollten Sie ſagen? drängte der Baron.

Wird aus dem Kabinet an den Hofkriegsrath einen Befehl erlaſſen, die mainzer Garniſon zu einem geziemenden Betragen anzuweiſen, und unordentliche Burſche nach der Feſtung Königſtein oder nach Erfurt zu entfernen.

Aber — was geht das Alles meinen Handel an, Herr geiſtlicher Rath?

Sie mögen daraus ſchließen, Herr Baron, wieviel dem Kurfürſten daran liegt, daß Ihr Handel eben kein Handel werde, daß der Vorfall mit Boſchi und die Beleidigung der Tochter Lennig's kein Aufſehen errege. Graf Boſchi iſt nach Aſchaffenburg verſetzt und dem dortigen Commandanten von Radler beigegeben worden.

Und — was thut er?

Er geht in einer Stunde dahin ab.

Was? rief Franz Karl. Ehe ich die freche Hand züchtige, blutig zeichne, die den ſchamrothen Schmuck angetaſtet hat?

Der Pater empfand nur das Komiſche, was in dieſer jugendlichen Entrüſtung, oder vielmehr im Ausdrucke derſelben lag, und konnte ſein Lachen nicht zurückhalten. Doch faßte er ſich gleich wieder, um mit ſchicklichem Ernſte dem empfindlichen Schwärmer begreiflich zu machen, daß er ja ruhig dabei ſein könne. — Ihr ſcharfer Tadel jener ſchmählichen Handlungsweiſe des Grafen, ſagte er, ſitzt auf ihm, wie eine Züchtigung, wie der beſte Stich oder Schuß: laſſen Sie ihn doch mit dieſer Bürde fertig werden! Auch haben Sie der ſchönen Fides genug gethan, da Sie mit einem für unſer Mainz ſo edeln Muthe als ihr Ritter aufgetreten ſind. Doch apropos! Ich muß Sie aufmerkſam machen, daß nun die Gräfin Coudenhove Ihr Verhältniß mit Fides kennt, — Ihre Neigung für das ſchöne Kind, will ich ſagen, wovon ſie ſich, natürlich, Vorſtellungen in ihrem eigenen Geſchmack, nach ihren Begriffen von der Liebe macht. Sie wollte ſchon früher von einem unbeſtimmten bürgerlichen Verhältniß gehört haben: ich habe es ihr aber ſtets ausgeredet. Doch halten Sie ſich nun gefaßt auf die Intriguen der liebenswürdigen Dame!

Nach einigem Hin- und Herreden, wobei Garzweiler die Gräfin nicht ſchonte, kam er unter der Bewegung zum Weggehen ſehr geſchickt und wie zufällig auf ein zweites „Apropos“, — auf die eigentliche Abſicht ſeines Beſuches.

Vor ein paar Tagen war nämlich ein Packet, an den Kurfürſten adreſſirt, durch einen Eilboten überbracht worden. Die Gräfin und Garzweiler hatten auf ihren Lauerpoſten das Siegel des preußiſchen Kabinets erkannt und eine große Verſtimmung des Kurfürſten beobachtet. Aber nie war der alte Herr geheimnißvoller geweſen, als über jenes Packet, auf deſſen Inhalt der ſchlaue Garzweiler jezt zu kommen ſuchte. Was er in Betreff des Grafen Boſchi vorausgeſchickt, hatte er ſelbſt nicht vom Kurfürſten, ſondern nach deſſen Siebenuhrmeſſe von der Gräfin vernommen. — Ich bin in einiger Verlegenheit, ſagte er vertraulich, mit geheimnißvoller Miene. Der Kurfürſt will dieſen Abend eine Gewiſſensberathung über die jüngſte wichtige Mittheilung aus dem berliner Kabinet haben. Sie wiſſen ja, Herr Baron —. Oder wäre ſie Ihnen noch vorbehalten?

Welche meinen Sie, Pater?

Welche? Es iſt ja nur die Eine gekommen. Hm! Nun weiß ich doch in der That nicht, ob ich mit Ihnen davon reden darf. Verzeihung! lieber Herr Baron! Wenn aber der Kurfürſt die beſagte Note vor Ihnen noch zurückhält: ſo hat er ſeine Abſichten dabei, die ich reſpektiren muß.

O, Herr geiſtlicher Rath! lächelte Franz Karl. Wenn Sie etwa den Plan des alten Grafen Herzberg meinen: ſo ſehen Sie wol, daß man mir nichts vorenthält!

Aha! das iſt 'was Anderes! erwiderte Garzweiler ſehr höflich. Sie nehmen mir das kleine Mißtrauen nicht übel, Herr Baron! In meiner Stellung zum Kurfürſten habe ich ſtrenge Pflichten, um ſo ſtrengere, als ich ſie von allen politiſchen Intriguen rein zu halten ſuche. Alſo nun im Vertrauen! Sehen Sie, ich wäre gern über eine ſo beſonders wichtige und dem Kurfürſten unangenehme Sache mit mir ſelbſt und mit Ihnen zu Rathe gegangen, mit Ihnen, meinem freundlichen Compaß durch die Untiefen eines Fürſtenherzens. Aber ich geſtehe Ihnen, Seine Gnaden, oder vielmehr Ungnaden — denn er war eben nicht gnädig geſtimmt! — haben mir nur das Allgemeinſte von dieſem Plan, wie Sie das Ding ſo richtig bezeichnen, eröffnet, nur die Hauptfrage ohne die einzelnen Umſtände oder Motive —. Sie verſtehen mich! Aber Sie haben wol noch keine Abſchrift nehmen können?

Mit der Ungeduld, die Garzweiler bei ſeiner Breite und Umſtändlichkeit beabſichtigt zu haben ſchien, und die ſich vermehrte, als eben der Friſeur eintrat, antwortete Franz Karl:

Das Memorial iſt zu ausführlich und der Kurfürſt ließ es zu wenig aus den Händen, um es zu copiren. Ich habe mir beim Vortrag und bei der Lectüre nur die Hauptmomente ausgezogen, um die Sache auf meine Weiſe zu prüfen. Hier können Sie die Notizen durchſehen, bis ich mich angezogen, dann ſprechen wir darüber unterwegs: denn ich muß nun doch ins Schloß.

Der Baron öffnete ein Schubfach ſeines Schreibpultes und nahm eine elegante rothe Saffianmappe heraus mit der goldenen Aufſchrift Album. Die letzten Blätter legte er dem Vater vor, und eilte mit dem Friſeur in ſein Kabinet.

Garzweiler fiel über das Papier her; ſeine Miene verrieth, wie wichtig und überraſchend ihm der Inhalt war. Er zog eine Brieftaſche hervor, in die er mit flüchtigen Zeichen Notizen warf. — Die Sorgfalt, mit der ſich der junge Freund anzukleiden pflegte, ließ dem Pater Zeit, die Mappe zu durchblättern. Ein Brief des regierenden Herzogs von Braunſchweig an den König von Preußen, in Abſchrift genommen, war ihm ebenfalls neu und eines raſchen Auszuges werth. Jetzt, wie er nachſinnend die Brieftaſche wieder einſtecken wollte, fiel ſein Blick auf den Pultſchlüſſel. Raſch und leiſe zog er ihn aus, nahm mit einer Bleifeder den genauen Umriß deſſelben auf ein weißes Blatt auf, und ließ ihn dann, weil eben der Baron eintrat, von ſeinem Stuhl aufſtehend zu Boden fallen.

Aber, mein edler junger Freund, rief Garzweiler aus, während Franz Karl die Mappe wieder verſchloß, was haben Sie zu einem ſolchen Antrage geſagt, wie hier der alte Graf Herzberg geſtellt hat? Wie ſehr Sie auch an Preußen hangen mögen, Herr Baron, — mehr noch als ich —: ſolche Pläne ſollten uns doch die Augen öffnen. Nicht wahr, dieſer Herzberg, dieſer große Diplomat! Da ſehen wir, was er in ſeinem Herzen bergen mag! Verzeihen Sie den faden Witz! Auch in ſeinem Ruheſtand hat er die Ruhe nicht. Immer noch der alte, treue Diener ſeines verſtorbenen Herrn, des alten Fritz! Noch einmal krallen ſich die welken Finger gegen das hohe Haus Oeſtreich. Himmel, welch' ein Vorſchlag für Preußen, für einen deutſchen König! Statt die Revolution zu bekämpfen, meint Herzberg, ſolle Preußen ſich mit dem revolutionairen Frankreich verbinden wider Oeſtreich zur Vernichtung der kaiſerlichen Macht. Das nenne ich infam!

Wie Sie ſich noch ereifern können, lächelte der Baron, als ob Ihnen die Sache nagelneu wäre. Ich kann Ihnen ſagen, daß der König von Preußen dieſen Vorſchlag auch ſehr ungnädig aufgenommen hat.

Um ſo mehr verwundert es mich, daß er ihn dennoch ſeinen Verbündeten mittheilt.

Das will ich Ihnen unterwegs erklären, ſagte Franz Karl und wendete ſich zu gehen. Garzweiler machte ihn auf das Halsband aufmerkſam, das noch auf dem Tiſche lag, und erbot ſich, es zu überbringen. Er hielt dies für ſchicklicher, als daß es der Baron ſelber zurückſtellte. — Kein Held, ſagte er ſcherzend, kann der Erklärer oder Verkündiger ſeiner eigenen Thaten ſein. Laſſen Sie mich Ihnen voraus mit der Poſaune gehen oder mit der Drehorgel, — Ihr Homer ſein oder Ihr Bänkelſänger!

Franz Karl überreichte ihm lächelnd die Granaten, und ging nach dem Schloſſe. Garzweiler begleitete ihn, um mit geſchickten Fragen noch etwas von den Berathungen zu erfahren, die beim Kurfürſten über dieſe preußiſche Mittheilung ſtattgefunden hatten. Es läßt ſich denken, daß ihm bei der Zerſtreuung und Aufregung des jungen Freundes dieſe Abſicht nicht fehl ſchlug.

Neuntes Kapitel.

Sobald Garzweiler ſich an der Ecke der Peterskirche von dem Baron verabſchiedet hatte, eilte er die große Bleiche entlang nach der Umbach, den Halsſchmuck abzuliefern. Er traf die Mutter Lennig allein hinter einem Spinnrade. Sie erhob ſich ehrerbietig, wobei ſie unter Knixen und Verlegenheit den Splitterausfall des Rockens von der Schürze abſchüttelte. — Es iſt das Spinnrad der Magd, ſagte ſie entſchuldigend; aber ich ſetze mich manchmal dahinter, wenn ich allein bin, und denke dann, wenn ich zu meinen Betrachtungen das Rad ſchnurren höre, es ſeien doch unſer Zwei. Auch betet ſich's gar gut hinter dem Rädchen, Hochwürden. Wenn das ſo hübſch einerlei ſchnurrt, — Sie glauben nicht, Herr geiſtlicher Rath, was da die Vater unſer und die Ave Maria ſo nett laufen.

Er fragte nach Fides, und ſie rief aus der Stubenthüre laut die Tochter herbei, die ſich wieder in ihrer lieben Zelle befand. Garzweiler überreichte geheimnißvoll lächelnd die Halsſchnüre, und alles Roth der Granaten ſchien auf des Mädchens Wangen überzuſpringen. Der Pater weidete ſich an der Ueberraſchung. — Sieht Sie da, Jungfer Fides, ſagte er mit Salbung, daß noch Wunderbares vorgeht in der Welt! Wie kommt der geiſtliche Rath zu dem frevelhaft entwendeten Schmucke? Nicht wahr?

Die Mutter faltete die Hände vor Verwunderung und mit der Miene frommer Ergebung in die höheren Fügungen. Fides aber zögerte zu fragen, was der Vater lächelnd verſchwieg, — wie es nämlich mit dem ihr theueren Schmuck zugegangen ſei. Ihre Freude lag mit dem ſtillen Groll gegen den Ueberbringer im Streite. Sie brachte keinen Laut aus ihrem Herzen hervor. — Nun wird ſich doch mein Erasmus endlich beruhigen, ſagte Frau Hildegard. Sie hätten den Mann ſehen ſollen, als Fides halb ohnmächtig hier herein in die Stube kam, und den Vorfall erzählte! Sehen Sie, ich konnte mich nicht ſo erſchrecken: man weiß ja, wie ausgelaſſen die jungen adeligen Herren ſind. Auch er weiß es noch beſſer: wie's aber jetzt einmal ſein eigen Kind betraf, war er außer ſich. Er lief zu Seiner Gnaden, dem Herrn Vicedom von Bibra, ſeinem hohen Vorgeſetzten. Aber der gnädige Herr erinnerte meinen Erasmus daran, daß ja von Vicedomamtswegen gegen einen Herrn vom Militair nichts zu thun ſei, und bat ihn, kein Aufheben von dem Muthwillen eines Garde-Offiziers und Kammerherrn Seiner hochfürſtlichen Gnaden zu machen; es ſollte Alles beigelegt werden. Doch mein Mann ſagte, beigelegt ſollte es gerade nicht werden, und konnte ſich nicht beruhigen. Er iſt eben wieder ausgegangen, ſich mit Freunden zu beſprechen. Er ſollte es nicht thun; aber mein Erasmus ſieht gleich ſo viel hinter Allem. Es iſt auch nicht gut, wenn man eine ſo ſtarke Vorſehung in ſich hat. Lieber Himmel! Meine Tochter ſieht einmal gut aus, und der junge Graf hat es wol ſo ſchlimm nicht gemeint; obſchon es freilich ein Unterſchied iſt, ob ein Offizier oder ein geiſtlicher Herr einem Mädchen ans Kinn greift.

Indem kam Lennig mit dem Profeſſor Blau herein. Er war in ſolcher Aufregung und die Anweſenheit Garzweiler's verſtimmte ihn noch mehr, ſo daß er nicht gleich den wiedergebrachten Schmuck bemerkte, bis ihm beim Ablegen des Hutes Frau Hildegard einige Worte zuflüſterte. — Was? rief er aus. Wirklich? Es ſind deine Granaten, liebes Kind? Wie in aller Welt kommen ſie aber in Ihre Hände, Herr geiſtlicher Rath? Ich bin von Pontius zu Pilatus gelaufen, und nun iſt das Hauskreuz in Ihren Händen? Ich bin Ihnen viel Dank ſchuldig; — aber — meine Frau ſpricht von einem Wunder —?

Wunderbar, ſagte ich, hat es ſich gefügt! verſetzte Garzweiler ärgerlich. Die Granaten waren verſchwunden, die Granaten ſind wieder da! Sie dürfen ſich ganz beruhigen, Herr Lennig. Die Verwegenheit iſt beſtraft, die Sache beigelegt.

Aber wie, muß ich wiſſen, durch wen? rief Lennig.

Garzweiler lächelte geheimnißvoll. Er ſchien zu überlegen, welche Wendung er der Sache geben wollte. Die Umſtände und Perſonen hatten ſich, namentlich durch die Anweſenheit Blau's, verändert, und ſeine erſte Ueberlegung durchkreuzt. So entſtand eine Stille, in der ſich die Erwartung der Umſtehenden ſpannte; als unvermuthet der Baron Franz Karl eintrat. Nach einer kurzen gnädigen Audienz beim Kurfürſten entlaſſen, war er, voll der Freude ſeines Herzens, dem Vater in der Erwartung nachgeeilt, Fides froh und beruhigt zu finden.

Sehen Sie! rief Garzweiler, bei dieſer Ueberraſchung kurz einlenkend, — das Unerwartete mehrt ſich: hier kömmt der Wiedereroberer des Schmucks!

Mit flüchtigen Worten erzählte er nun den Vorfall beim Feſtmahle, rühmte des Barons Benehmen und hob beſonders hervor, welche ſcharfe Zurechtweiſung der verwegene Kornet von Franz Karl habe hinnehmen müſſen. Garzweiler war ſelbſt nicht unbefangen genug, um vorſichtiger zu handeln.

Und nun? fiel Lennig heftig ein, ohne nur den vortretenden Baron zum Worte kommen zu laſſen. Und nun? Sie ſchweigen? Iſt Ihre Theologie zu Ende? So will ich Ihnen ſagen, was es weiter gibt: eine Herausfoderung erfolgt, Streit, Zweikampf und Stadtgerede. Meines Kindes Name ſchwebt zwiſchen den Klingen junger adeliger Herren, und auf den giftigen Zungen meiner Neider und der Schadenfrohen und alles ſchlechten Volkes. Gott im Himmel! Sind das Ihre Wunder, Pater? Schweigen Sie! Kein Wort will ich jetzt von Ihnen hören! Ich kenne das! So hab' ich es nicht erwartet. Und Sie, Herr Baron —? Verzeihen Sie mir! Aber Sie werden ſich ſelber ſagen, daß wir — will ich ſagen, daß Sie uns eine Zeit lang die Gnade Ihres Beſuches — entziehen müſſen.

Erasmus! Herzensmann! rief die Mutter zitternd und erblaßt. Ich bitte dich um Gotteswillen! — O, Herr Baron, bleiben Sie noch einen Augenblick —!

Allein Franz Karl, ſo unerwartet in die Verhandlung getreten, und zwiſchen Garzweiler's Anrede und Lennig's Ausbruch noch nicht zum Wort gekommen, verließ auch ſtumm und ſtolz das Zimmer. Fides wankte ihm einige Schritte nach, faßte ſich dann am Ofen und ſank in den großen Lehnſtuhl, der mit Leder gepolſtert war.

Erasmus trat zu ihr, und ihre blaſſe Wange ſtreichelnd, ſagte er mit weichem, herzlichem Ton:

Faſſe dich, mein liebes Kind! Siehe, du wirſt für erwachſen anerkannt, und ziehſt heute das Loos der Erwachſenen, zu leiden und zu ſtreiten. Aber ſei getroſt! Dein Vater ſteht neben dir, und ſteht dir bei. Verlaß dich d'rauf! Geh' zu deiner Mutter! Die iſt auch ſo erſchrocken. Nun, nun! der Pater wird euch ein paar gute Worte ſagen; deswegen iſt er ja dageblieben. Ich muß fort. Ich bin zu Tiſche gebeten, und muß erſt ein wenig an die friſche Luft. Ich komme bald wieder.

Er ging mit Blau. Ich will bei dir eſſen, Freund! ſagte er vor dem Hauſe. Meine eigene Suppe iſt mir heut verſalzen, und ich müßte auch erſt den Pater Beichtvater hinauswerfen. Warum bleibt er denn immer noch droben?

Du haſt ganz Recht, lächelte Blau, — in Allem Recht, was dich heut zu meinem lieben Gaſte macht. Aber verdirb dir auch den Appetit nicht mit dieſen Kleinigkeiten!

Nenn' es keine Kleinigkeit, Felix, wenn dein jungfräulich Kind zwiſchen die Kammräder des mainzer Leichtſinns geworfen wird! Was mich aber ſo empörte: ich hab' einen Blick in dieſen Menſchen, in dieſen geiſtlichen Rath gethan. Sieh', als Garzweiler beim Eintritte des Barons auf meine Tochter blickte, und ihr — ja eigentlich nur ihr erzählte, was der junge Held um ſie gethan: da fiel mir, ſeltſam genug! ſein erſter Beſuch am Namenstagsmorgen meiner Frau ein, — erinnerſt du dich? — wo er mit demſelben liſtigen Blicke mit Fides auf des Barons Glück vertraulich anſtieß. Nur der Pfaff hat mich in

Harniſch gebracht; denn die häufigen Beſuche des Barons in letzter Zeit, das ſchnellreife Weſen meines Kindes, — Freund, das iſt Jugend, ſchöne, herzvolle, ſelige Jugend, an der ich alle Freude der Welt haben könnte, — unter anderen Umſtänden! Aber ich glaube, der Pfaff ſteckt dahinter und macht, und macht, — ich weiß eben nicht was er macht. Du ſelber haſt mich auf den Heuchler aufmerkſam gemacht, und kennſt die Wege ſolcher geiſtlichen Herren, die kein Herz haben wie Felix Blau. Ich muß nur erſt noch herausbringen, ob nicht der Baron durch Garzweiler's Lenkung mein Haus aufgeſucht hat. Denn, — fällt mir eben ein, mich hat Franz Karl noch kurz vorher, als er mir im Vauxhall begegnete, gefragt, ob ich Kinder habe. Er wußte mithin von meiner Tochter noch nichts, und war ihr doch ſchon begegnet, wie mir Fides erſt neulich erzählt hat, und zwar mit Garzweiler begegnet, der ſie auf der Straße anredete. Der Baron kannte folglich Fides, ohne zu wiſſen, daß ſie meine Tochter ſei. Nun, Freund? Iſt dir das klar?

Ach nun, lieber Eraſmus, — iſt es denn am Ende nicht einerlei?

Den Kukuk iſt es —! ereiferte ſich Lennig. Wenn ein Pfaff liebt, ſo begreife ich, was er will; wenn er aber — kuppelt, ſo hat er fremde Abſichten. Und dieſe können in unſerem Falle nur auf den Baron gerichtet ſein, der jetzt ein Liebling des Kurfürſten iſt. O, mein Freund, man muß nur Mainz kennen! Sieh', Felix, — dahinter muß ich kommen. Der Zweck, zu dem ein Garzweiler ſolche Mittel braucht, kann nur gefährlich für den jungen Baron ſein. Gute Abſichten gingen einen anderen

Weg. Du mußt nur Franz Karl's harmloſes, ſchwärmeriſches Herz bedenken. Der junge Mann hat mehr Stellung als Beruf zu den Intriguen, wie ſie am mainzer Hofe geſponnen werden, und geht daher in jede Falle. Dafür kenne ich ihn, und kenne aus ſeinen eigenen Geſprächen ſeine jetzigen Beziehungen. Lieber Felix! zwiſchen einer Buhle und einem Beichtvater Spielball zu ſein, iſt eine bedenkliche Gunſt: eine Kleinigkeit, und ſie laſſen ihn in die Goſſe fallen! Aber ich hab' ihn lieb, ſeines Vaters wegen, und weil er ſelbſt ein edler junger Herr iſt, und — ich muß auch meine vorige Heftigkeit wieder gut machen!

Erasmus, alter Burſche, du biſt ja außer dir! lachte Blau.

Richtig, Felix, — außer mir bin ich. D'rum werd' ich auch auf einmal ſo viel Dinge um mich her gewahr.

Nun, nun, Alter! Was man im Zorne ſieht, zeigt uns gern unſer eigen bös Geſicht.

Nein, Felix! Das empörte Herz, das für Recht empörte Herz hat Eingebungen. Laß du mich nur gewähren: ich bin auf der Fährte eines Fuchſes.

Dann verliere ſie nicht aus der Naſe! ſchäkerte Blau; denn die Fuchspfoten wenden ſich an dieſem Hauſe, und wir Beiden gehen hinein.

Sie betraten des Profeſſors Wohnung, — ein Stiftshaus in der kleinen Pfaffengaſſe mit freundlichen Gemächern nach einem Gärtchen. Dieſe Wohnungen hatten, ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß, die Küche mit den Wirthſchaftsräumen auf die Straße heraus, die Schlaf- und Geſellſchaftszimmer aber im Hinterbau; ſo daß bei ſolcher Einrichtung die Beſchaulichkeit eines frommen, wie der Anſtand eines lebensluſtigen Geiſtlichen gleich gut bedacht waren.

Im Vorzimmer, hinter einem Bügeltiſche ſtand die Haushälterin des Profeſſors, mit Einſpritzen von Wäſche beſchäftigt. Auf den Stühlen umher lagen die feinen weißen Sachen, Tiſch- und Bettgeräthe. Am Fenſterknopfe hing ein Weiberrock über einem geiſtlichen Chorhemde. — Es war eine hübſche, blonde Perſon von etlichen und zwanzig Jahren, höchſt reinlich, mit einer gewiſſen Nachläſſigkeit gekleidet, um die runden Schultern ein helles Tuch loſe gewunden, auf welches die Fülle des lockigen Haares herabfiel; ein Bund Schlüſſel hing an ihrer Seite.

Wart' einmal, Katharine! ſagte Blau ſehr heiter. Siehſt du, Freund Erasmus, daß du jetzt in eine Art von Himmelreich eintrittſt? Hier im Vorzimmer iſt gleich meine Petra mit den Schlüſſeln. Du mußt entſchuldigen, daß du es ſo bei mir antriffſt. Du weißt, ich bin durch mein Buch gegen die Unfehlbarkeit Roms mit Petrus zerfallen. Der ſchließt mir keinen Himmel auf; ich muß mich daher an eine Petra halten. Ich habe ihr die Schlüſſelgewalt anvertraut, alle Fehler und Verantwortung aber auf mich übernommen, und ſo darf ſich dieſe Petra doch auch wieder für unfehlbar ausgeben. Aber nun geh' einmal voraus, Freund, und ich will die nöthigen Beſtellungen machen.

Indem ſich nun der heitere Mann mit beiden Ellnbogen vertraulich auf den Bügeltiſch lehnte, ſagte er leiſe:

Katharinchen, wir haben einen lieben Gaſt: haſt du 'was Appetitliches, Schmackhaftes?

Ich denke doch! antwortete ſie ſchalkhaft, indem ſie ein eingeſpritztes Halstuch zuſammenrollte.

Was haſt du denn, Herzchen?

Du wirſt es ſchon ſehen, und ihr ſollt zufrieden ſein. Geh' nur hinein! mahnte ſie, indem ſie, einen Finger in den Waſſernapf eintauchend, den Freund in das lächelnde Geſicht ſpritzte, und in ihren Pantöffelchen davonlief.

Weihwaſſer der Liebe! flüſterte er, und rief dann laut, als ob ſie ſchon weggegangen ſei: Katharinchen, eine ſchwarzgeſiegelte Flaſche!

Gut, Herr Profeſſor! antwortete ſie eben ſo ernſthaft, und kam in ihre Schürze kichernd, mit der leiſen Frage herbei:

Decke ich denn für drei?

Gewiß, gewiß! Zieh' dich nur ſchnell ein wenig an!

Er wollte gleich ſelbſt, wie es ſchien, dem ungeordneten Haare ein wenig nachhelfen, zog aber raſch die Hand zurück, und rollte lächelnd die eigene Ringellocke ſeines Nackens auf.

Sage ich auch Felix, wenn ich etwas will? fragte ſie ſchelmiſch, und Blau ſchüttelte eben ſo lächelnd den Kopf.

Nun ja — „Herr Profeſſor“ werde ich ſagen, erklärte ſie mit einem Knix. Aber ich weiß doch, wann ich Felix ſagen darf.

Ja, Katharinchen, wenn wir der Welt vergeſſen und all' ihrer Albernheiten. Dann bin ich glücklich; du rufſt mir Felix und biſt meine Felicitas!

Er reichte verlangend nach ihrer Hand: ſie ſchlug ihn ſanft darauf, und huſchte lachend fort. Vor der Thüre rief ſie laut, mit gemeſſenem Tone: Alles wie Sie befehlen, Herr Profeſſor!

Blau ging nach ſeinem lieben Gaſte.

Zehntes Kapitel.

Erasmus kam vom guten Mittagtiſche ſeines unverheiratheten Freundes, von deſſen milden Scherzen und kühnen Meinungen ſehr erheitert zurück, und fand auch Frau und Tochter munter bis auf die Beſorgniß derſelben um ſeine Stimmung. Doch wie ſie ſein aufgeräumtes Geſicht ſahen, faßten ſie Muth, und erzählten ihm, was ihnen der Pater Garzweiler noch von dem Vorfalle mitgetheilt hatte. Der fromme Kapitular von Bettendorf habe ſein Einſtandmittagmahl gegeben; bei ſehr ſchmackhaften aber mäßigen Gerichten und unter erbaulichen Tiſchgeſprächen der vielen geiſtlichen Herren ſeien die Herzen alle froh geworden, beſonders als auch der brave Herr Baron Franz Karl mit einem klugen Trinkſpruche der vortrefflichen Gaben des künftigen Kaiſers Franz gedacht hätte. Nur der junge Graf Boſchi habe ſich ein wenig übernommen gehabt, ſich eines Abenteuers mit einem hübſchen Bürgermädchen berühmt und die eroberte Halsſchnur zum Vorſchein gebracht. Darüber ſei aber Franz Karl in edelm Zorn entbrannt, habe die Granaten an ſich genommen und erklärt, — er kenne dieſe Schnüre, und ſie gehörten der Tochter eines würdigen Beamten und Freundes ſeines ſeligen Vaters. Die ganze Geſellſchaft habe ihm alsbald Recht gegeben und Boſchi beſchämt den Saal verlaſſen. Eine üble Nachrede für Fides ſei gar nicht zu beſorgen, da ihr Name nicht genannt worden, auch den vornehmen Herren Alles daran liege, die Unart ihres Standesgenoſſen in Vergeſſenheit zu bringen. Boſchi ſei denn auch gleich auf Garzweiler's Rath vom Kurfürſten nach Aſchaffenburg verwieſen worden.

Dieſe noch warmen Mittheilungen ſetzten Erasmus inſofern in Verlegenheit, als nun Frau und Tochter Urſache hatten, ſein Benehmen gegen den Baron zu tadeln. Frau Hildegard unterließ denn auch nicht, ihn halb ernſt, halb ſcherzhaft zu ſchelten; wobei ſie ihm mit flacher Hand neckiſch auf den Rücken klopfte. Zuletzt hielt ſie ihm in ihrer frommen Weiſe eine Ermahnung wegen ſeiner Zornmüthigkeit.

Fides unterbrach die Eifernde mit vergnügter Zuthätigkeit gegen den Vater. Wißt Ihr, Vater, was ich gethan habe? ſagte ſie. Ich habe dem Pater meinen freundlichen Dank an den Baron Franz Karl aufgetragen. Ihr findet es doch recht, nicht wahr?

Das hätteſt du mir überlaſſen ſollen, Fides! antwortete Erasmus; denn um meinetwillen hat ſich der Baron ſo wacker benommen.

Um Euretwillen, Vater? fragte ſie betreten, ſetzte aber flüchtig erröthend ſchnell hinzu: Ja wohl, lieber Vater, — nun verſtehe ich es: Ihr meint im Andenken an ſeinen ſeligen Vater, den Herrn Vicedom? Aber weil Ihr's vergeſſen habt, Väterchen, ſo hab' ich's gethan.

Nun ja, es iſt geſchehen, erwiderte er, und dein Dank iſt immer beſſer als gar keiner.

Im Stillen war Erasmus doch zufrieden damit, daß der junge Baron ein wenig abgeſchreckt worden. Offenbar hatte eine Neigung und ohne Zweifel eine wechſelſeitige zwiſchen ihm und Fides zu erwachen angefangen, und bei der beſten Meinung, die Erasmus von Franz Karl hegte, konnte der verſtändige Vater aus ſolcher Liebe nur ein inneres oder äußeres Unheil herausrechnen. Jetzt war der Verkehr unterbrochen, ohne verboten zu ſein, was Erasmus bei Liebesneigungen immer für bedenklich hielt. Ein ſolches Verbot, ſagte er zu ſich ſelbſt, macht den Baum des Lebens zum Baum der Erkenntniß, dem es weder an lockenden Aepfeln noch an einer klügelnden Schlange fehlt. — Er hoffte, der adelige Stolz werde den Baron von ſeinen Beſuchen abhalten, und Fides durch Zweifel und Leid, ohne Groll gegen den Vater, von ihrer Neigung geneſen. Sein Unrecht an dem Baron dachte Lennig auf andere Weiſe gut zu machen. Denn mit der Beſorgniß um ſeines Kindes guten Ruf war doch der Argwohn gegen den Pater nicht gehoben. Und wie das Mißtrauen zuweilen ſcharfſinniger macht und das Gedächtniß anregt, ſo beſann ſich Erasmus mancher Aeußerungen des Paters, die er früher unbeachtet gelaſſen, und manchen fremden Urtheils über den in Alles ſich einmiſchenden Pater Garzweiler. Er wußte nur nicht gleich, wie er den Abſichten dieſes Mannes am beſten auf die Schliche kommen könnte. Dieſer Gegenſtand beſchäftigte ihn von jetzt an lebhafter, und ſchärfte ſeine Aufmerkſamkeit.

Inzwiſchen hatten die Granaten der ſchönen Fides anderswo eine länger dauernde Unruhe angeregt.

Die Gräfin Coudenhove erfuhr vom Kurfürſten den Vorfall beim Feſtſchmauſe. Der alte Herr ſetzte ohne Weiteres ein Liebesverhältniß des jungen Barons im gewöhnlichen mainzer Sinn voraus, und ſcherzte darüber, ohne gerade mit der bürgerlichen Richtung dieſer „Liaiſon“ zufrieden zu ſein. — Der Vicedom, ſagte er, der mir das Scandal des Grafen Boſchi zuerſt gemeldet, verſichert, die Lennig ſei das charmanteſte Mädchen in Mainz, — Bürgermädchen, verſteht ſich! So 'was traue ich dem Baron zu; aber der Geſchmack iſt doch mehr poetiſch als politiſch. Ich habe einen drolligen Gedanken gehabt. Sagen Sie, Sophie, iſt es nicht poſſig, daß der Gefälle-Erheber Lennig einen ſo lockenden Beſitz haben muß, von dem ein Baron die Liebesgefälle erhebt? Hören Sie, — der Heinſe ſoll uns ein Gedicht machen oder eine Parabel, worin Amor als Gefälle-Erheber dargeſtellt wird. Ha, ha! Sapperment! Das wäre recht ein Süjet für den alten Wieland: — hübſch erotiſch und dabei ironiſch, — nämlich auf den Baron. Was meinen Sie, Couſine?

Die Gräfin fand jedoch das „Süjet“ nicht ſo ſpaßhaft, wie ihr fürſtlicher Freund. Es durchkreuzte zu ſehr eine heimliche Abſicht, für welche die unruhige Frau ſeither nicht unthätig geblieben war. Dieſe Abſicht betraf nichts Anderes, als was Garzweiler in jenem Wortwechſel mit ihr ſogleich errathen hatte, als die triumphirende Dame den Baron Franz Karl übernehmen wollte, um zu zeigen, was Amor bei ſolch' einem jungen Schwärmer in der Politik vermöchte. Mit dem liſtigen Worte Heirath hatte

Garzweiler ihren heimlichen Gedanken ausgeſprochen, die Gräfin aber das Projekt darum nicht aufgegeben, weil ſie es errathen ſah. Sie beſtärkte ſich vielmehr darin, je mehr ſie es erwog, und fand einen ſo ausgezeichneten jungen Mann von ſo ſchöner Zukunft, wie Baron Wallbrun, wünſchenswerth genug, um ihn für ihre Familie feſtzuhalten, wenn er ſich etwa für ihre Politik nicht gewinnen ließe. Eine ſchöne und liebenswürdig kokette Nichte war dazu auserſehen, den jungen Mann zu feſſeln, — die Tochter eines in der Gegend von Jülich angeſeſſenen Bruders des verſtorbenen Generals von Coudenhove. Das reizende Mädchen war bereits auf den Winter nach Mainz eingeladen, und um dieſem Beſuch alle Abſichtlichkeit möglichſt zu benehmen, war die zweite, etwas ältere Schweſter gleich mit verſchrieben.

Nun auf einmal ſah die Gräfin das ſchöne Projekt bedroht, wenn nicht ſchon vollends untergraben. Sie zweifelte nicht, Garzweiler habe ihre Abſicht errathen, und ihr mit dem Bürgermädchen entgegen gearbeitet, mit Fides, in der ſie des Paters „Beichtgeheimniß“ ſogleich erkannt hatte. Dieſem Manne, den ſie kaum offen zu haſſen wagte, weil ſie ihn heimlich fürchtete, traute ſie das Schlimmſte zu; während ſie den jungen Baron ſelbſt für ſchwach und ſchwärmeriſch genug hielt, ſich von der Liſt eines ſolchen Mannes und von der Leidenſchaft für ſolch' ein Mädchen einnehmen zu laſſen.

In dieſer Beſorgniß faßte und verwarf ſie manchen Vorſatz. Einmal wollte ſie dieſe ſchöne Fides zu ſich kommen laſſen, um zu prüfen, was an dem Mädchen ſei, und wie man es anfaſſen müſſe, um es zu vernichten:

ein andermal hielt ſie es für gerathener, den Vater Lennig, der wol mit ſolcher Liebſchaft einverſtanden ſein mußte, mit dem kurfürſtlichen Zorne zu bedrohen, falls er dem Aergerniß nicht auf der Stelle ein Ende machen würde. Bald dachte ſie wieder, dem Baron ſelbſt als Freundin zu rathen, ihn vor Garzweiler zu warnen, und mit der Unzufriedenheit ſeines fürſtlichen Gönners zu ängſtigen.

Dieſen letzten Gedanken gab ſie zuerſt auf, da er ſich mit dem Vorhaben, den jungen Mann für ihre Nichte zu gewinnen, nicht wohl zu vertragen ſchien. Aber auch gegen die übrigen Einfälle fand ihr Stolz Manches zu erinnern. Am Ende blieb ihr leider! nur der erneute Groll gegen Garzweiler übrig, der ihr diesmal wieder einen ſo erwünſchten Vortheil abgewonnen hatte.

Doch auch das Glück der Intriguen hat ſeine Wechſelfälle, und ſo wendete ſich, durch eine unerwartete Verſchlingung der Umſtände, derſelbe Vorſprung, den Garzweiler gewonnen hatte, zu Gunſten der Gräfin, und gab ihr neue Gedanken und Ausſicht. Dies fiel mit der Ankunft der beiden Nichten zuſammen, die eines regnichten Abends in einer alten Kaleſche vor dem oberen Eckhauſe des Marſtalls, zum goldenen Pferd, anhielten.

Als nämlich am anderen Morgen die Gräfin, nach der gewöhnlichen Frühmeſſe in der Schloßkapelle, dem Kurfürſten die Ankunft der beiden Mädchen mittheilen wollte, traf ſie ihn höchſt aufgebracht über eine Note des öſtreichiſchen Geſandtſchafts-Miniſters in Mainz. Er führte die betroffene Freundin nach der Sakriſtei, winkte den Kapelldiener hinaus, und ſagte ſehr lebhaft:

Denken Sie, welche Verräthereien um mich her vorgehen, Frau Gräſin! Es iſt abſcheulich! Wir müſſen dahinterkommen. Der Reichsgraf von Schlick hat Kenntniß von einer höchſt vertraulichen Mittheilung des preußiſchen Kabinets an mich. Er thut beleidigt, er kaut mir mit beiden Backen das öſtreichiſche Intereſſe und die Gefahren des deutſchen Reichs vor; er legt Verwahrung ein, und reſervirt ſich weitere Erklärung. Denken Sie! Was ſagen Sie?

Was betrifft es denn? fragte ſie lebhaft. Und als der Fürſt, dieſer Frage nicht gewärtig, die aufgeregte Frau mit großen, zweifelhaften Augen anſah, fuhr ſie empfindlich und ſich beklagend fort:

Doch, das ſoll ich eben nicht wiſſen, nicht wahr? Verzeihen Sie mir die Frage, gnädiger Herr! O, es iſt mir nun ſehr lieb, daß ich nichts von der Sache weiß! So ſchmerzlich, ſo kränkend es mir war, in dieſen Dingen Ihr altes, unbedingtes Vertrauen nicht mehr zu beſitzen: jetzt bin ich ſehr froh darüber, jetzt ſtehe ich doch über allem Verdacht einer Unvorſichtigkeit da. Und wenn Eure Gnaden je Urſache hatten, vor Ihren Vertrauteſten gewarnt zu werden: ſo bin ich nun gerechtfertigt. Verdient habe ich es nicht, daß Sie mir ſo begegnet ſind; das kann ich Ihnen draußen vor dem Altar ſchwören, — nicht verdient um alle die Hingebung, die ich Ihnen bewieſen, und daß Sie meinem Kopfe mißtrauen, weil Sie mein Herz ſchwach gefunden haben!

Sie hatte ſich dabei auf ein rothſammtenes Tabouret niedergelaſſen, und bückte ſich mit dem Geſicht in ihr weißes Tuch. Dieſe Scene überraſchte den Kurfürſten. Nicht ohne Verlegenheit, indem er vor ihr ab- und zuging, erwiderte er:

Laſſen wir das jetzt, liebe Sophie! Es iſt ja von Politik die Rede, die nichts mit Freundſchaft und Liebe ſollte zu ſchaffen haben. Es war kein Mißtrauen von mir, — nein, Sophie, ſo wahr ich Ihr gnädiger Friedrich Karl bleibe! Aber Sie haben ſich der Hof- und Staatsſachen immer zu lebhaft angenommen, wiſſen Sie! Nur aus Liebe für mich, — ich weiß es. Und das ſchadet Ihnen an Ihrem Ausſehen; Sie ſind magerer geworden. Iſt es nicht wahr? Ich will aber nicht, daß Sie um meiner dummen Politik willen magerer werden, und Spinnenfüße um die ſchönen Augen bekommen ſollen. Laſſen Sie ſtatt deſſen mich allein die politiſchen Spinnenweben aus den europäiſchen Kabineten wegkehren. Sehen Sie! Und nun will ich Ihnen auch ſagen, liebe Sophie, was es betrifft. Ich muß einen Verräther um mich haben, und Sie ſollen mir ihn entdecken helfen. Der alte Graf Herzberg hat dem Könige von Preußen einen Plan aufgedrungen, ſich mit der franzöſiſchen Revolution wider das Haus Oeſtreich zu verbinden. Der König iſt ganz entrüſtet über dieſen Gedanken. Der von Biſchofswerder hat mir das Memoire vertraulich mitgetheilt. Wiſſen Sie auch, wie das kömmt? Ich habe mich nämlich gegen Preußen ſehr nachdrücklich ausgelaſſen über deſſen reichsverfaſſungswidriges Verfahren in der lütticher Sache, habe dem berliner Kabinete geſagt, daß es Liebe und Vertrauen aufs Spiel ſetzt, Reich und Fürſtenbund in Gefahr bringt. Nun wollen ſie mir durch dieſe Mittheilung zeigen, wie ehrlich und rechtſchaffen der König geſinnt iſt. Sie ſehen hier abermals, Sophie, was ich bei den Kabineten vermag, — wie ſchwer ich in der Politik wiege. Deſto ärgerlicher iſt es mir nun, daß der Graf Schlick davon weiß. Berichtet nach Wien, macht mir Verdruß am kaiſerlichen Hofe, wo ich als ehemaliger Geſandter in ſo gutem Andenken ſtehe, compromittirt mich in Berlin, und nöthigt mich da und dort zu Explicationen. Es iſt recht fatal! Und wer iſt nun der Spitzbube, durch den es ausgekommen? Ich habe an den Staatsrath von Müller gedacht. Ich weiß, man will ihn gern in Wien haben. Aber wenn er mir das gethan, — ich laſſe ihm den Prozeß machen! Was meinen Sie, Gräfin? Sie haben ja immer Ihren vortrefflichen Kopf gehabt. Und — fuhr er ſchmeichelnd fort, indem er ſich vertraulich zu ihr auf das Tabouret neigte, ſoviel hat doch das Alter vor der Jugend voraus, — ich rede von meinem Alter, Sophie! — daß man in der Jugend über das Herz den Kopf verlieren kann, im Alter aber, wenn man den Kopf der Geliebten braucht, auch das Herz miterhält. Nicht wahr? deine Hand, Sophie!

Sie reichte ihm ihre Hand, blieb aber noch eine Weile wie nachdenklich ſitzen, unentſchloſſen zwiſchen dem, was ſie dachte, und was ſie ſagen wollte. Ihr Verdacht war nämlich auf Franz Karl gefallen, und ſie vermuthete einen Zuſammenhang mit Garzweiler und Fides Lennig, ſo daß der junge Baron nur mißbraucht worden, und Garzweiler der eigentliche Verräther ſei. Deſto raſcher entdeckte ihr weiblicher Blick die Stelle, wo ſie dieſen Zwiſchenfall benutzen, den Baron faſſen, von der Geliebten losreißen, und an ihr Intereſſe feſſeln könnte. — Ich liebe Müllern nicht, wie Sie wiſſen, ſagte ſie endlich in zögernder Ueberlegung, und hätte früher gern geſehen, wenn Sie ihn bei gutem Anlaß aufgegeben hätten.

Ich durfte ihn nicht ziehen laſſen, fiel der Kurfürſt lebhaft ein. Er wäre mir nach Wien gegangen, und hätt' alle Taſchen voll Mainz und mainzer Hofs und diplomatiſcher Bonbons mitgenommen. Der Müller, ſage ich Ihnen, hat ein Gedächtniß von der Weite eines Hopfenſacks.

Dennoch halte ich ihn ſolchen Verraths nicht fähig, fuhr die Coudenhove fort. Auch ſieht er, glaub' ich, den Grafen Schlick gar nicht; wie er überhaupt ungeſellig iſt, im Hauſe ſteckt, und das mainzer Leben nur in der ſchmalen Richtung ſeines Fenſters auf die Schiffbrücke beſchaut. Aber Garzweiler geht, ſo viel ich weiß, zum Grafen Schlick.

Garzweiler! Als ob ich mit Garzweiler von Politik ſpräche! rief wegwerfend der Fürſt. Der weiß gar nichts von der Sache; überhaupt wiſſen nur zwei bis drei Perſonen davon, und der Verräther muß ſich daher leicht herausbringen laſſen. Ich bin nur noch zu aufgebracht, und muß mich hüten, unvorſichtig zu Werke zu gehen.

Gönnen Sie mir ein paar Tage Ueberlegung, bat die Gräfin. Aber — wir dürfen von der Sache nicht reden; die Note muß geheim bleiben. Unter bedecktem Himmel geht auf gewiſſe Tage der Fuchs kühner aus ſeiner Höhle, verkriecht ſich aber, wenn er ſeinen Schatten ſieht.

Der Kurfürſt gab ihr Recht, und Beide wechſelten nun noch einige zärtliche Worte der Ausſöhnung und des erneuerten Verſtändniſſes. Die Gräfin war im Innerſten entzückt über dieſe unvermuthete Wendung der Dinge. Der feſte Schritt, der zurückgeworfene kleine Kopf und das ſieghafte Lächeln der ſchönen Frau verriethen, mit welcher Zuverſicht ſie in Gedanken einen Triumph feierte, als ſie über den bedeckten Gang ihre Zimmer aufſuchte, wohin ihr wieder der Kammerfourier Bibersheimer mit düſterer Miene die eingelaufenen Briefſchaften zu Händen reichte.

Elftes Kapitel.

Dies war eine Angelegenheit von der ſich die Gräfin ganz einnehmen ließ. Je mehr die unruhige Frau den beſten Vortheil aus dieſem willkommenen Kabinets-Räthſel zu ziehen überlegte, deſto mehr verwickelte es ſich; denn ſie wollte das Widerſprechende. Der Kurfürſt, von ihren Klagen über ſein Mißtrauen gegen ſie gerührt, bewies ihr jetzt die lebhafteſte Zuthätigkeit. Um ihn zu verbinden, da ſie ſeine Freigebigkeit gegen die vermögenloſen Nichten in Anſpruch zu nehmen dachte, hätte ſie ihm gern auf die Spur des Verräthers geholfen; allein mit dieſem Wunſche begegnete ſie dem anderen, daß Baron Franz Karl der Verräther ſein möchte, um ihn an dieſer Schuld oder Mitſchuld zu faſſen und ihrem Intereſſe dienſtbar zu machen. In dem Fall aber mußte ſie Alles anwenden, gerade dieſen Schuldigen vor Entdeckung zu ſichern; ja um ſeinetwillen durfte ſie auch den eigentlichen Verbrecher, wofür ſie Garzweilern hielt, nicht preisgeben, ſo gern ſie ihm bei dieſer Gelegenheit das Schlimmſte gegönnt hätte; da ſich ihre alte Zuneigung und Schwäche für den ſtolzen, abweiſenden Prieſter, ſeit ihrem Verhältniß mit dem Herrn von Montleveau, mehr und mehr in ſtillen Haß verwandelte.

Sie hatte Franz Karln auf den Nachmittag zu ſich bitten laſſen; da er aber auf die Jagd gefahren war, benutzte ſie den Abend, ihre Nichten zum Kurfürſten zu bringen.

Der alte Herr nahm die lieben Bäschen ſehr huldvoll auf, ſagte ihnen Schmeichelhaftes in dem etwas übertriebenen Geſchmacke ſeiner ehemaligen galanten Zeit, und rühmte ihren einfachen, ſchmuckloſen Anzug.

Dies Lob war etwas ſchalkhaft gemeint; denn der alte Herr liebte eigentlich den Putz und ſah darauf, ob Damen die den Hof beſuchten mit Sorgfalt gekleidet kamen. Dieſer dürftige Anzug der beiden Mädchen war aber eine Anordnung der Gräfin, die auch gleich auf die Bemerkung des Fürſten antwortete:

Es iſt ein Glück für meine Nichten, wenn ſie Euern Gnaden in dieſer Einfachheit gefallen. Sie kommen eben aus der jülicher Ländlichkeit, und ihre Anſpruchloſigkeit iſt keine Koketterie, ſondern ein Gebot ihrer beſchränkten Verhältniſſe. Die mainzer Geſellſchaft wird nicht ſo nachſichtig ſein, wie Eure Gnaden, und die armen Mädchen, ſo lebensluſtig ſie ſind, werden ſich ſehr zurückhalten müſſen.

Ei, ei! lächelte der Kurfürſt. Es wird ſich auch ſchon Schmuck und Putz für ſo artige Kinder finden, die dem Putz Ehre machen.

Nun? Wie ſteht Ihr nur da? ſchalt die Gräfin. Küßt ihr nicht Seinen Gnaden die Hand für dieſe huldreiche Zuſage?

Bis aber die glührothen, verlegenen Mädchen ihre rechten Handſchuhe auszogen, um nach der fürſtlichen Hand zu reichen, kam ihnen dieſe ſchon mit einer offenen Bonbonniere entgegen, aus der ſie, auf wiederholten Zuſpruch, mit zierlichen Fingern nahmen. Der alte Herr ſchlürfte dann ſelbſt eine Hand voll, worauf er kauend ſagte: Sie ſollen mir zuweilen vorleſen, die lieben Kinder, Couſine!

Er nahm dann die Gräfin mit ſich in eine Fenſterniſche, und fragte in Betreff der Angelegenheit, die ihn jetzt ſo ſehr beſchäftigte, nach ihren Vermuthungen wegen des Verräthers. Sie kannte dieſe Ungeduld, die ſich nicht gern hinhalten ließ, und hatte ſich vorgenommen, im Nothfalle, um den Sohn Iſaak zu ſchonen, irgend einen Subalternen als Widder zu opfern. Daher warf ſie einen flüchtigen Verdacht auf den Hofkanzlei-Sekretair und geheimen Expeditor Dumeitz. Nein, nein! rief der Fürſt. Der hat das Memoire noch gar nicht zu Geſicht bekommen. Iſt mir auch lieb; denn er hat viel Kinder, und wäre ein unglücklicher Familienvater. Niemand kennt es, als Albini, der alte treue Deel, der Staatsrath Müller, der Baron Wallbrun und — ich glaube, dem Seckendorff hab' ich's noch gar nicht einmal gezeigt! Der iſt jetzt mit dem Inventar meiner Bücher, Bilder, Mobilien et cetera beſchäftigt.

Die liſtige Frau tippte gleich auf dieſe Unſicherheit hinſichtlich der eingeweihten Perſonen, und ſetzte dann, um den Kurfürſten auf keinen Argwohn gegen Franz Karl kommen zu laſſen, lebhaft hinzu:

Ob nicht etwa doch Müller —? Wenn auch nicht er ſelbſt, — ſo hat er doch in ſeinem einſiedleriſchen Leben einen jungen Menſchen um ſich, der — gar ſehr ſein Vertrauen beſitzen ſoll. Plaudern muß ein einſamer Menſch, und wenn es kein Kater iſt, mit dem ſo ein Hageſtolz ſich unterhält, ſondern ein nichtswürdiger Burſche: ſo weiß man eben nicht, wohin ein Geheimniß verſchleppt wird. Solche Geſellen ſind anzulocken, zu beſtechen, zum Ausforſchen anzuleiten!

Der Kurfürſt wiegte erſt ein Weilchen nachdenkend den Kopf; dann ſah er die Freundin mit lächelndem Nicken beifällig an, und ſagte, indem er ihr die Hand küßte: Mit dem Müller werd' ich ſprechen!

Aber nur vorſichtig! bat erſchrocken die Gräſin.

Halten Sie mich für einen Tölpel? erwiderte er.

Des anderen Morgens ſaß die Gräſin mit beiden Nichten in ihrem Kabinet. Aufgeſchlagen auf dem Tiſche lag Voltaire's Henriade vor ihnen. Die Mädchen hatten laut geleſen, und die Tante war nicht ganz befriedigt davon. — Mit dir geht's ſchon eher, Agnes, ſagte ſie zu der älteren Schweſter. Aber dein Accent, Joſephine, iſt noch gar zu hart. Ich muß euch Stunden geben laſſen. Le Jeune iſt ein guter Lehrer. Und, ſucht euch ja viel mit dem Herrn von Montleveau zu unterhalten: der ſpricht ein feines Franzöſiſch. Wie könnt ihr am mainzer Hofe Glück machen, ohne des Franzöſiſchen mächtig zu ſein? Man bezweifelt ja eure gute Geburt. Und ihr ſollt dem Kurfürſten vorleſen! Der nimmt's genau, kann ich euch ſagen; — er iſt unſtreitig der erſte Franzoſe unter den deutſchen Fürſten! Und dies iſt nur erſt die Henriade: den Feinheiten der Pücelle, den Erzählungen und ſchalkhaften Liedchen Grecourt's, die der Kurfürſt ſo liebt, ſeid ihr noch gar nicht gewachſen.

Seine Excellenz, der Herr Admiral —! meldete der Bediente.

Er wurde angenommen, und die Nichten ſollten ihn im Geſellſchaftszimmer einſtweilen unterhalten. Im Weggehen bemerkte Joſephine ſpitzig: Was haben wir denn für Wind? Er muß juſt auf unſer Haus blaſen, liebe Tante, weil der Admiral ſo früh die Anker lichtet. Nur keinen Seemann! Um des Himmels willen, nein!

Agnes wollte wenigſtens den Admiral nicht, und beſchwerte ſich, daß ihr ſein Necken ſehr läſtig werde; ſeine Art zu ſprechen, ſeine Stimme ſchon greife ihre Nerven an.

Sei ihm nur artig! lachte die Gräfin. Es ſcheint doch dir zu gelten, daß er heute ſchon wieder kömmt, nachdem er dich geſtern kennen gelernt. Der Herr Baron von Kinkel gibt am Ende noch eine Partie für dich; ſeine Frau iſt ſehr leidend. Ein Seemann iſt auch — ein Mann!

Die Gräfin ſetzte ſich an ihren Schreibtiſch, ſchien aber innerlich zu bewegt für das, was ſie zu Papier bringen wollte. — Der junge Schiffer ward angemeldet. Die Gräfin warf einen Blick auf die Straße, und da ſie Franz Karln noch nicht kommen ſah, ließ ſie den Burſchen eintreten. Sie ſchien von dem hübſchen, friſchen Menſchen angenehm betroffen, und fragte nach ſeinem Namen.

Ich heiße gewöhnlich kurzweg der Jean Baptiſt, ſagte er. Fernekorn iſt unſer Familienname.

Der Herr geiſtliche Rath Garzweiler hat Ihn gelegentlich in einigen vornehmen Häuſern empfohlen, und das iſt für mich immer von beſonderer Bedeutung, lächelte ſie. Ich wollte Ihn daher auch gern kennen lernen. Er ſoll eine hübſche neue Gondel eingerichtet haben, die ſeit Kurzem ſehr beliebt iſt. Iſt Er denn in Dienſten des Herrn geiſtlichen Rathes?

Nein, Frau Gräfin, antwortete Jean Baptiſt. Ich habe ihn ſelbſt nur einmal gefahren, nach Oeſtrich.

Zum Pfarrer Chambion?

Ich weiß nicht, Eure Gnaden. Er iſt ausgeſtiegen, und ich bin in der Gondel geblieben.

Aha! Er iſt ein verſchwiegener Menſch, und das iſt ſchön von Ihm! Weiß Er nicht zufällig, ob damals die Frau Baronin von Wallbrun noch auf ihrer Beſitzung war?

Nein, Eure Gnaden, ſie war ſchon abgereiſt.

Sieht Er! das weiß Er nun doch aus Seiner Gondel heraus, lieber Jean Baptiſt, obſchon das Gut weiter entfernt iſt, als das Pfarrhaus.

Ich weiß es eben zufällig, Frau Gräfin, lächelte Jean Baptiſt, und zwar vom Krahnmeiſter Cratz in Oeſtrich, der ein Wingertſtück von der Frau Baronin kaufen will.

Die Gräfin brachte noch einige Fragen auf Garzweiler, und beſtärkte ſich gerade durch die nicht befriedigenden Antworten des hübſchen Schiffers in ihrer Vermuthung, daß er von Garzweiler als Kundſchafter oder dergleichen gebraucht werde. Dies war ihr nicht unangenehm. Sie vertraute ihrer Klugheit, dem verſchwiegenen Menſchen doch

Manches abzugewinnen, und ihm dabei zu Gehör zu ſagen, was eben Garzweiler wieder hören ſollte. Sie hatte die Abſicht, an dieſem gelinden und heiteren Novembertage mit ihren Nichten auf die nahe Petersau zu fahren. Zu dergleichen Fahrten ſtanden ihr die kurfürſtlichen Gondeln zu Gebot; ſie hatte jedoch ſeit Kurzem ſo viel von dem ſchönen Schiffer gehört, daß ſie neugierig war, ihn kennen zu lernen, und hinter ſein Geheimniß zu kommen. Sie beſtellte ihn daher auf den Nachmittag mit ſeiner neuen Gondel an die Rheintreppe unter der Martinsburg.

Eben trat Franz Karl ein. Die Gräſin empfing ihn mit einer eigenen ernſten und feierlichen Artigkeit, die dem Baron ſogleich auffiel.

Sie laſſen ſich gar nicht mehr ſehen, Baron, — ſagte ſie. Man muß Sie citiren, wie einen Geiſt, wenn man Sie haben will. Ich habe etwas ſehr Ernſtes mit Ihnen zu beſprechen, und rechne auf Ihre Verſchwiegenheit. Was halten Sie von Garzweiler? Sie kennen ihn beſſer, als ich: ſollte er fähig ſein, den Kurfürſten zu verrathen?

Mein Gott, Frau Gräſin —! rief Franz Karl erſchrocken.

Ich drücke mich vielleicht zu lebhaft aus, fuhr die Gräſin fort. Laſſen Sie mich die Frage ſo ſtellen: Sollte Garzweiler dem öſtreichiſchen Geſandten dienen auch auf Koſten ſeines hohen Gönners, unſeres Kurfürſten?

Nein, das glaub' ich nicht, gnädige Frau, antwortete Franz Karl entſchieden. Iſt denn irgendwo ein Anlaß, auf ſolchen Argwohn zu kommen?

Leider, Baron! Der Kurfürſt iſt außer ſich, und ich will nicht mit Dem theilen, der ſchuldig befunden wird. Dies bleibt unter uns, Baron!

Sie reichte ihre kleine Hand hin, auf welche Franz Karl das Gelöbniß der Verſchwiegenheit mit den Lippen drückte. Dann theilte ſie ihm mit ſtark aufgetragenem Ausdrucke des Abſcheus in Ton und Miene den Vorfall mit, um den es ſich handelte, unter der Verſicherung, daß ſie den Kurfürſten nur mit Mühe von raſchen Schritten zurückgehalten habe. — Ich verſpreche mir mit Klugheit richtiger zu gehen, ſagte ſie, und bin nun wenigſtens auf die Spur gekommen, daß Garzweiler in Verkehr mit dem öſtreichiſchen Geſandten ſteht. Das werden Sie vielleicht auch wiſſen, lieber Baron?

Ich möchte das Gegentheil nicht behaupten, antwortete Franz Karl ein wenig ungeduldig; ich muß aber geſtehen, daß ich mich darnach noch gar nicht umgeſehen habe. Vielleicht bin ich für meine Stellung überhaupt zu wenig achtſam auf derlei Bezüge und Verhältniſſe. Mein Gefühl ſagte mir immer, daß es in Angelegenheiten des Staates und der öffentlichen Wohlfahrt auf ſolche Nebenabſichten gar nicht ankommen dürfe; nun ſehe ich aber alle Tage mehr ein, daß man in Mainz nichts Höheres will, als ſolche Nebendinge. Wahrlich! ich fange an ſchwindlich zu werden auf meinem Poſten. Ich ſehe wohl, mit Ernſt und Ehre kömmt man da nicht aus; man muß auch noch auf die Lauſcher und Schleicher, auf Ränke und Kniffe achten, wenn man an das gute Ziel kommen will.

Sehen Sie, mein junger Freund, mit dieſer Einſicht haben Sie ſchon viel gewonnen, erwiderte die Gräfin lächelnd. Nur verzweifeln Sie nicht gleich, wenn Ihnen das zu viel wird! Uns Frauen iſt ein heiteres, ſcharfes Auge für ſolche äußerliche Bezüge der Geſchäfte gegeben;

wofür ein Mann wieder die inneren Staatsverhältniſſe ſchärfer durchſchaut. Sie hätten mir daher gleich anfangs etwas mehr Vertrauen ſchenken ſollen, als Sie gethan. Ich hab' es auch erwartet, wie ich Sie dem Kurfürſten empfahl. Denn, daß Sie kein fertiger Staatsmann waren, verſtand ſich von ſelbſt. Doch zur Sache! Wenn alſo mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen iſt, daß Garzweiler dem Grafen Schlick zugetragen hat: ſo fragt ſich nun, woher er ſeine Nachrichten genommen. Woher kennt er wol den genauen Inhalt jenes geheimen Memoire?

Ei nun, vom Kurfürſten, meine Gnädige! erwiderte Franz Karl mit aller Unbefangenheit.

Behüte, lieber Baron! Von dem weiß er gar nichts. Von dem erfährt er ſchon lange nichts mehr, weil der Fürſt vor ſeinem Beichtvater gewarnt iſt. Man kennt Garzweilern als Intriganten. Wie hätte ich ſonſt den Argwohn gegen ihn gefaßt?

Wie, Gräfin? verſetzte der Baron beſtürzt und von ſeinem Sitze aufſtehend, — der Kurfürſt beriethe ſich nie mit ſeinem Beichtvater über ſeine politiſchen Scrupel?

Ha, mein Gott! rief die Gräfin ſich erhebend.

So blickten Beide ſtehend einander in die Augen, bis der Baron in zunehmender Unruhe vor ſich niederſah.

Was fiel mir denn eben ein? ſagte die Gräfin ſich faſſend. Nein, lieber Baron, der Kurfürſt beräth ſich nie mit ihm. Der Kurfürſt ſetzt auch in nichts mehr ruhige Zuverſicht, als in die Richtigkeit ſeiner Politik. Aber, — ich ſehe, lieber Freund, die Sache geht Ihnen nahe; Sie ſind etwas blaß geworden. Freilich! Sie haben auch Urſache: Ihre Frage wegen der politiſchen Scrupel des Kurfürſten enthüllt mir plötzlich die ganze Schlechtigkeit dieſes Garzweiler. Durch dieſe Täuſchung hat er Sie irre geführt, hat Ihnen —?

Gräfin, — was denken Sie von mir? ſagte Franz Karl mit jenem befangenen Stolze, der, auf das ehrenhafteſte Bewußtſein geſtützt, ſich eben eine unbedachte Handlung vorzuwerfen hat.

Ich denke, antwortete ſie, daß Sie ein Mann von Ehre ſind, aber ein junger Mann, und von einem liſtigen Prieſter getäuſcht. Ruhig, lieber, beſter Baron! Sehen Sie, — ich frage nicht weiter, ich ſtehe hier an der Grenze meines Jagdreviers, und gebe die Fährte des Wildes auf, das ich ſuchen half.

Nein, gnädige Frau, nein! rief der Baron. Sie bringen mich in Verzweiflung! Ich ertrage das nicht! Ich darf das nicht —!

Sie ſind ein Kind und geberden ſich wie ein Schuldiger, flüſterte die Gräfin mit einnehmender Freundlichkeit. Gehen Sie doch, lieber wackerer Freund! Wofür halten Sie mich? Das ganze Ding iſt etwas Aeußerliches, das freilich in unrechter, böswilliger Hand zum Schlimmſten und zu Ihrem Verderben gewendet werden könnte. Glücklicherweiſe iſt es in die meinige gefallen. Und glauben Sie denn, ich wüßte nicht ein diplomatiſches Papier zu unterſcheiden vom Werthe der Freundſchaft? Oder ich ſchlüge den tückiſchen Gedanken eines preußiſchen Miniſters höher an, als das Lebensglück eines mainzer Barons, als die ſchöne Zukunft des einzigen Sohnes meiner theuern Frau von Wallbrun? Baſta! die Sache iſt abgemacht. Den Zorn des Kurfürſten übernehme ich. Kommen Sie mit herüber, ich will Sie meinen Nichten vorſtellen.

Sie reichte ihm die Hand, die Franz Karl verwirrt und verzagt ergriff. Er bückte ſich zum Kuß auf dieſe kleine zarte Hand einer Dame, die ihm jetzt ſo groß geſinnt erſchien; während er ſich ſelbſt vor ihr und vor Garzweiler's Schlauheit ſo albern vorkam. — Die Gräfin ſah ihn ein Weilchen lächelnd an. Nein, ſagte ſie dann, ſo kann ich Sie doch jetzt nicht brauchen. Ich habe den lieben Mädchen ſo viel von unſeren liebenswürdigen jungen Cavalieren erzählt, und nun ſoll ich ihnen den Muſterknopf des ganzen Packets ſo — angelaufen vorzeigen? Munter, heiter, lieber Franz Karl! Vertrauen Sie Ihrer Freundin Coudenhove! Bleiben wir noch einen Augenblick! Ich will Sie lieber erſt mit den Mädchen ein wenig bekannt machen. Die ältere Schweſter, Agnes, iſt nicht hübſch, aber ſehr unterrichtet, hat viel Urtheil und guten Blick, obſchon ſie kurzſichtig von Augen iſt. Sie hatte ein leidenſchaftliches Verhältniß mit einem jungen talentvollen Manne, deſſen Flatterhaftigkeit der Mißbilligung der Familie zuvorkam. Agnes hat dabei einen heilſamen Kummer gewonnen. Joſephinen, die jüngere, werden Sie hübſch finden. Sie weiß weniger, aber ſie kann mehr: ſie hat Geiſt und Herz, — nur etwas ungebundenen Geiſt, etwas trotziges Herz. Laſſen Sie ihr ja nichts aus Artigkeit hingehen, lieber Baron! Thun Sie mir den Gefallen und begegnen Sie ihr ſtets mit Ihrem edeln Ernſte!

An der Stubenthüre blieb ſie noch einmal mit den Worten ſtehen: Sie haben mir eine rechte Freude gemacht, daß Sie ſich mit Ihrer liebenswürdigen Schweſter verſtändigt. Sie hatten auch Cäciliens Verhältniß mit dem geiſtvollen Stadion ein wenig zu ſcharf genommen, — ſoll ich ſagen, ein wenig ſtudentiſch. Cäciliens heißes Herz bedarf eines Freundes. Es iſt mir lieb, daß ſie Geſchmack an Forſter findet: er wird, wenn nicht ihr Herz, doch ihre Gedanken beſchäftigen.

Sie haben das möglich gemacht, daß er unſer Haus beſucht, meine Gnädige! antwortete er mit bezüglichem Lächeln.

Ach nun, — wiſſen Sie, man muß Vorurtheile wie Kinder behandeln, ſagte ſie, etwas verlegen. Uebrigens weiß ich auch nicht anders, als daß Forſter von ſehr guter ſchottiſcher Familie iſt. Er führt das Wappen der Foreſters, — adeliger Gutsbeſitzer in Yorkſhire. Sein feines Weſen wird Ihrer Frau Mutter gefallen.

Sie betraten den kleinen Geſellſchaftsſaal. Der Admiral eilte der Gräfin entgegen, ihr die Hand zu küſſen und etwas Schmeichelhaftes über ihr gutes Ausſehen zu ſagen. Während ſie den Baron Franz Karl ihren Nichten vorſtellte und ein Geſpräch zwiſchen ihm und Joſephinen über den kleinen ſeidenhaarigen Schooshund anknüpfte, den die Comteſſe eben hätſchelte, ſetzte ſich Baron Kinkel wieder neben Agnes. Er war ein ziemlicher Fünfziger, durch hohen Teint und dunkeln Bart von gutem Ausſehen, dabei von ſtattlicher Geſtalt mit etwas ſteifer Haltung, die mehr dem Seemanne als dem Diplomaten zukam. Er war bevollmächtigter Miniſter der vereinigten Niederlande beim kur- und oberrheiniſchen Kreiſe.

Die Gräfin hatte zwiſchen beiden Paaren einen Seſſel eingenommen, als ob ſie — eine wirkliche Generalin — aus dieſem Mittelpunkte den Angriff und Rückzug beider Flügel commandiren wollte. Wenigſtens regte ſie Joſephinen fortwährend zu lebhafter Unterhaltung an, drehte und wendete, ſo zu ſagen, die ſchöne Nichte wie einen feinen Juwel, den man vor einem Kaufluſtigen in Lichtblitzen ſpielen läßt. Joſephine hatte nicht ſelten artige Einfälle; ſie beſaß aber noch mehr jenen liebreizenden Mund, der auch für das Gewöhnliche beſticht, was über die Lippen kömmt, beſonders wenn er von jenen langwimperigen Augen begleitet wird, deren gefiederte Pfeile oft tiefer als Geiſt und Witz das reizbare Herz eines Jünglings treffen. Die Gräfin nahm mit lächelndem Vergnügen den Eindruck wahr, den Joſephine auf den Baron zu machen ſchien. Sie neckte ihn mit ſeiner wortkargen Zerſtreutheit, und erinnerte ihn dadurch nur immer wieder an ihre vorausgegangene Mittheilung, die ihm eben noch im Gemüthe lag und ſein Nachdenken beſchäftigte. In dieſer Stimmung lehnte er auch die Einladung zur Waſſerfahrt auf den Nachmittag ab. Allein die Gräfin ließ keine ſeiner Entſchuldigungen gelten, und beſtand darauf, daß er von der Partie ſei. — Sie ſind Joſephinen manche Antwort ſchuldig geblieben, ſagte ſie, und haben manche verkehrte gut zu machen. Gehen Sie und ziehen das Kleid an, worin Sie Ihre ſonſtige Liebenswürdigkeit ſtecken gelaſſen. Ich verbiete meiner Nichte, vor Abend ein Urtheil über Sie zu fällen.

So freundlich die Gräfin dieſen ſcherzhaften Befehl gab, verrieth doch ihr Ton etwas Gebieteriſches, wie man mit lebhafter Empfindung zu einem abhängigen Manne ſpricht. So nahm es wenigſtens der junge Freund in ſeiner gedrückten Stimmung auf, und verließ mit lebhaftem Verdruß das Haus.

Zwölftes Kapitel.

Unterwegs ſammelte ſich Franz Karl zu einem ſtolzen Selbſtgefühl. Er wollte ſich nun durchaus von der Waſſerfahrt ausſchließen, und der übermüthigen Gräfin zeigen, daß er ſich durch ihr bedrohliches Geheimniß in keine Abhängigkeit von ihren Launen bringen laſſe. Zu Hauſe gewann er es ſogar über ſich, ein recht heiteres Billet an ſie zu ſchreiben, worin er eine ſehr geringfügige Abhaltung vorſchützte, und ſich ſeine perſönliche Entſchuldigung vorbehielt. — Das Kleid, ſetzte er ſcherzhaft hinzu, in welchem er hätte kommen ſollen, ſei ohnedies in einigen Nähten und im linken Aermelfutter aufgegangen, und müſſe erſt reparirt werden.

Wie er das Billet kurz vor der Abfahrtsſtunde weggeſchickt hatte, fühlte er ſich frei und dachte nun auch heiteren Sinnes an die liebenswürdige Joſephine. Er geſtand ſich ein, daß er doch ſeinem Eigenſinne ein Opfer bringe, indem er auf die ſchönen Stunden in ihrer Nähe verzichtet habe. Der Nachmittag ließ ſich immer heiterer an, und Franz Karl beſaß Phantaſie genug, die Waſſerfahrt und das kurfürſtliche Schlößchen der Petersau mit den lieblichſten Träumen auszufüllen, deren Verwirklichung er mit ſeinem aufwallenden Stolze hinweggetrotzt hatte. Eine ſüße Befangenheit der anmuthigen Comteſſe gegen ihn, die er bemerkt haben wollte, kam ihm jetzt doppelt anziehend vor; er beſann ſich auf dies und jenes, was er in ſo leidiger Zerſtreutheit aus ihrem Munde vernommen, und es ſchien ihm höchſt intereſſant. Er warf ſich vor, wie kalt und trocken er angehört habe, worüber die Anderen ſo entzückt geweſen, und blieb bei der Frage, welchen Begriff das liebenswürdige Mädchen ſich von ihm machen müſſe, nicht ganz ruhig. Es kam ihm daher erwünſcht, als ſeine Schweſter ihn des Nachmittags aufforderte, ſie nach Forſter's Wohnung zu führen, um die intereſſanten Sammlungen dieſes Mannes zu beſehen. Er dachte an Frau Thereſe, der er ſo Wichtiges zu vertrauen hatte.

Cäcilie hatte während der Abweſenheit ihrer Mutter das Haus der Frau von Coudenhove fleißig beſucht, und hier an mehreren Abenden Forſtern gefunden, den die Gräfin aus ſchalkhafter Abſicht eingeladen; wie es denn dieſer unruhigen Dame angeboren ſchien, zwiſchen allen Menſchen irgend eine Intrigue anzuſpinnen. Anfangs war es der Gräfin nur darum zu thun geweſen, den ihr unangenehmen Kapitular Stadion zu ärgern, wenn ſie ihm die alte, eiferſüchtige Freundin auch in das ſtille Gehege des Forſter'ſchen Hauſes brächte, ihn zu ſtören. Indem aber die Baroneſſe aus Eiferſucht gegen eine für Stadion ſo intereſſante Frau ſich immer lebhafter für den Mann intereſſirte, entſprang für die Gräfin der „Spaß“, wie ſie es nannte, Cäciliens leicht erregbares Herz ſich in Forſter's edle Schwärmerei verflechten zu ſehen.

Als Franz Karl zur Schweſter herüberkam, fand er Garzweilern in eifriger Unterhaltung mit ihr. Bei dieſem Anblicke ſchoß dem Baron das Blut in die Wangen. — Aha! rief er lebhaft, Sie kommen mir eben recht! Haben Sie nicht wieder einige politiſche Scrupel des Kurfürſten bei ſich? Laß uns einen Augenblick, Cäcilie! — Und als die Schweſter ſich entfernt hatte, fuhr er fort:

Sie haben ſehr artige Geſchichtchen erfunden, Pater, aber — einen ſehr unartigen Gebrauch von meinem ehrlichen Vertrauen gemacht. Wiſſen Sie das?

Ich höre wol, daß Sie bei der Gräfin Coudenhove geweſen ſind! verſetzte nach einigen Augenblicken des Beſinnens der Pater mit Ruhe. Sie hat Ihnen, wie es ſcheint, mit einem Kabinetsgeheimniß aufgewartet. Nur Schade, daß es ſchon einen Anſchnitt hat! Denn ich beſitze bereits einige Biſſen von dem ſchmackhaften Geſchenk. Ich will Ihnen zum Erſatze ein anderes Geheimniß mittheilen, das für Sie ganz friſch ſein wird. Oder — wüßten Sie etwa ſchon, daß die Staatsbriefe für den Kurfürſten durch die Hände der Gräfin ins Kabinet gelangen?

Der Baron ſah den Pater höchſt betroffen an, und dieſer fuhr fort:

Ja, Herr Baron, das iſt eine hübſche neue Einrichtung, von der Gräfin ſelbſt getroffen, ſeit ihr Seine kurfürſtlichen Gnaden keine vertrauliche Mittheilung mehr machen, — politiſche Mittheilung, heißt das. Die Briefſchaften werden ihr gebracht, unterwerfen ſich mittelſt ihrer Siegel einer Ahnenprobe, und wenn ſie ſolche beſtehen und ihre gute Abkunft nachweiſen, werden ſie in das innigſte Vertrauen Ihrer gräflichen Gnaden gezogen. Wie ſolche vertrauliche Eröffnungen zu Stande kommen, laſſe ich hingeſtellt ſein. Vielleicht weiß die kluge Frau ſich in den Zuſtand zu verſetzen, den Meßmer, der Wundermann unſerer ungläubigen Zeit, der Magnetiſeur, erfunden und nach Frankreich gebracht hat. Ich meine den Zuſtand in dem man auf der bloßen Herzgrube durch ein Couvert leſen kann! Vielleicht verſteht ſich Herr von Montleveau auf die dazu geeigneten Manipulationen.

Wenn Sie weniger boshaft wären, Pater, würde ich Ihnen eher glauben, wendete Franz Karl ein.

Und doch kann ich Sie jeden Tag von meiner Behauptung überführen, Herr Baron, verſetzte Garzweiler, während die Gräfin mit ihrer Nachricht Sie vermuthlich nur überrumpelt hat.

Der Himmel ſoll klug daraus werden! rief Franz Karl, heftig hin und wieder gehend, — wer von euch Beiden der ehrlichſte Menſch iſt, Sie, Garzweiler, oder die Gräfin. Jedes prahlt mit dem kurfürſtlichen Vertrauen, und rühmt hinter dem Rücken des Anderen deſſen Spitzbübereien! Und wenn Sie mir eben die Wahrheit ſagen, Herr geiſtlicher Rath: dürfen Sie ſolche dem Kurfürſten verſchweigen?

Worauf Garzweiler lächelnd erwiderte:

Wiſſen Sie nicht, daß man den Fürſten nur ganz reife Kirſchen vorſetzen darf? Sonſt ſpucken ſie Einem die Kerne ins Geſicht. Ueberhaupt aber gibt es Dinge am Hof, Herr Baron, die niemals vor den Fürſten gehören, ſondern unter ihm vorgehen, wie die Gewitterbildung unter dem Gipfel des Gebirgs. Sie ſind jung, mein Freund, und haben Ihr Staatsrecht prächtig inne; aber das Hofrecht will aus der Praxis gelernt ſein. Die

Gräfin gibt Ihnen vielleicht gern eine Privatſtunde darin; aber — haben Sie Acht auf ſich! Die Gräfin hat Abſichten auf Sie! — Kommen Sie nur herein, gnädige Baroneſſe! rief er nach der Thüre, welche Cäcilie horchend ein wenig geöffnet hatte. Es iſt nicht böſe gemeint, meine Gnädige! Wir ereifern uns nur ein wenig über unſeren Glauben oder — Aberglauben. Apropos Aberglauben! Haben Sie auch ſchon die geheimnißvolle Kartenſchlägerin beſucht, Baroneſſe, die jetzt unſerer guten Geſellſchaft Coeur ausſpielt?

Das erſte Wort, Pater!

Ja, hinter dem Mitternachtgäßchen hat ſich dieſe Pythia auf ihren dreibeinigen Stuhl geſetzt. Sie ſoll für gute Heirathen ſehr prophetiſch ſein! Iſt es nicht zum Lachen, Herr Baron? — Doch Sie wollen gehen!

Man ſetzte ſich in Bewegung, und Garzweiler ging mit. — Ich habe auch ein Anliegen an Forſter, ſagte er, mit welchem Sie mich dort am beſten einführen können.

Unterwegs flüſterte er dem Baron zu:

Zwiſchen uns, Herr Baron, iſt es natürlich von nun an mit allen Kabinetsfragen aus; Zweifel und Mißtrauen ſollen uns nicht trennen. Doch geben Sie darum die angefangene Sammlung der Staatsſchriften ja nicht auf: Sie werden mir's ſeiner Zeit danken! Von der Gräfin aber laſſen Sie ſich nur nicht ängſtigen! Ich bin der Mann, der ihr Schach bieten kann! Gelegentlich mehr davon!

Sie trafen außer dem Forſter'ſchen Paare noch den Legations-Secretair Huber an, und wurden mit der größten Aufmerkſamkeit empfangen. Garzweiler rechtfertigte ſeinen Beſuch mit einer Bitte an Frau Thereſe. Er fragte nach einigen Schriften ihres Vaters, die er in Mainz nicht auftreiben könnte, beſonders die Ausgabe des Epictet. Er wußte dabei ſo viel Schmeichelhaftes über Heyne's Verdienſte und über die Bedeutung der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft für Deutſchland vorzubringen, daß er den angenehmſten Eindruck auch auf die Männer machte.

Während deſſen wollte es Cäcilien nicht gelingen, mit Frau Forſter in den rechten Ton zu kommen. Sie wendete ſich deſto lebhafter mit ihrem Anliegen an Forſter, der ſie auf ſeine oberen Zimmer führte. Hier öffnete er ſeine Mappen getrockneter Pflanzen, ſeine Schubladen mit Foſſilien, Muſcheln, Arbeiten der Wilden und was er Alles geſammelt hatte. Cäcilie warf nur flüchtige, theilnahmloſe Blicke auf die Sachen. Sie geſtand, daß ihr das Alles fremd ſei. Recht intereſſant, meinte ſie, aber für unſere Theilnahme doch befremdend, ſtörend, wie etwa ein Wilder in guter Geſellſchaft. Sie wünſchte ſich, dieſe Dinge mit Forſter ſelbſt an Ort und Stelle geſehen und geſammelt zu haben.

Forſter wollte ihr Einiges erklären; aber ſie unterbrach ihn, und indem ſie ſich auf das Kanape zurückſetzte, ſagte ſie:

Ach! wie hat es mich dieſe Tage her beſchäftigt, lieber Forſter, was Sie mir aus Ihrem Leben erzählt haben! Wie intereſſant ſind nicht Ihre Schickſale! Ihre Ahnen, nach dem Tode Karl's des Erſten von England geflohen, haben ſich in Preußen angeſiedelt. Sie ſelbſt ſind als achtjähriger Knabe von Ihrem Vater durch das unwirthliche Rußland mitgenommen worden, und haben damals ſchon Pflanzenkunde getrieben. Kaum 17 Jahre alt, haben Sie nebſt Ihrem Vater den berühmten Cook auf ſeiner Fahrt um die Welt begleitet, ſpäter Paris und die Niederlande geſehen, um eine Anſtellung für Ihren Vater zu ſuchen. — Nicht wahr, mein Freund, wie ich noch Alles weiß! ſetzte ſie, mit freundlichen Blicken zu ihm aufſehend, hinzu. Und welche intereſſanten Bekanntſchaften Sie gemacht haben in Frankreich und Deutſchland! Sie nahmen endlich eine Stelle an der Ritterakademie in Kaſſel an, wo der Landgraf Sie ſo ſehr ſchätzte. Das kann ich mir denken! Und ſo auch der König von Polen, der Sie nach Wilna berief. Nicht wahr, von hier aus haben Sie erſt geheirathet? Wiſſen Sie, daß dies Polen Ihrer guten Frau noch ein wenig anklebt? Ich meine, lieber Forſter, daß man Ihnen gleich die gute Geſellſchaft anſieht, die Sie vorher ſchon frequentirt hatten. Sie ſind aber bald darauf von unſerem Kurfürſten nach Mainz berufen worden. Und hier — nicht wahr, mein Freund, hier iſt es doch ſchöner, als in Wilna? Und fühlen Sie ſich glücklich hier?

Sie faßte ſeine Hand, ihn neben ſich Platz nehmen zu laſſen.

Sie wiſſen, ſagte Forſter mit einer gewiſſen Rührung, daß ich von Jugend auf Vieles gelitten, daß ich die Sorgen einer zahlreichen Familie meines Vaters ſchon in dem Alter, wo man ſich dem lachenden Rufe der Natur ſonſt überläßt, anhaltend getragen, und dadurch als Knabe und Jüngling ein ziemlich trübes, niederdrückendes, alle Leibes- und Geiſteskräfte erſchlaffendes Leben geführt habe, wodurch ich zum Einzigen, was mir übrig blieb, zur religiöſen Schwärmerei hinübergetrieben und allgemach gewöhnt worden bin, Leiden für gut und zuträglich, Genuß für gefährlich, wo nicht gar ſchädlich anzuſehen. Mein von Natur lebhaftes und flüchtiges Temperament mußte, unter der Zucht und dem Druck eines noch heftigeren, bei dem beſtändigen Anblicke des Unheils, welches dies letztere, ſich ſelbſt überlaſſen, anrichtete, ſo von gegenwirkenden Kräften und Grundſätzen eingeſchränkt und in meine Gewalt gebracht werden, daß es jetzt ein ſtilles, ruhiges, gleichgültiges oder doch gleichmüthiges Anſehen hat. Iſt es bei der Art von Erziehung, die ich nicht von Aeltern, ſondern von Gott erhielt, befremdend, daß der Werth der Dinge und der Gefühle in Beziehung auf mein Ich, jetzt ſich etwas richtiger beſtimmen läßt, daß mein Blick feſter den Kreis des Lebens überſieht, und auf dem Abſchnitte ruht, der mir das wahre Glück zu bieten ſcheint?

Alſo ſind Sie glücklich? fragte Cäcilie lebhaft, indem ſie dicht an ihn rückte, ihre Hand auf ſeine Schulter legte und ihm freundlich in die Augen ſah.

Ich weiß nicht, was Sie unter Glück verſtehen, meine liebenswürdige Freundin, ſagte Forſter. Zwiſchen dem Augenblicke des Begehrens und der Befriedigung liegt ſtets der Augenblick des Beſtrebens, um den es vielleicht der Natur am meiſten zu thun iſt. Ihr Inſtinkt, der mit unwiderſtehlicher Kraft nach phyſiſchem Wohlbehagen, nach geſundem, ſchmerzloſem Daſein oder auch nach lebhafteren Empfindungen höheren Wohlſeins ſtrebt, iſt ebenſowol als dieſer Genuß ſelbſt nicht Zweck, ſondern Mittel. Die Abſicht der Natur ging auf Entwickelung der Kräfte, auf Handlung, Bewegung, Thätigkeit; was ſie von Genuß zur Lockſpeiſe uns vorhielt, ſollte uns nur körnen, deſto eifriger ihren Zweck zu befördern. Glücklich zu ſein, ſcheint in unſerer Welt einen Zuſtand zu bezeichnen, wo Arbeit und Ruhe, Anſtrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung, Luſt und Schmerz, Leid und Freude miteinander wechſeln; wo aber die frohen Augenblicke des Genuſſes kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen, und lebenslang die möglichſte Entwickelung aller ſinnlichen und ſittlichen Kräfte befördern.

Ach, welche rauhe Foderung machen Sie an das Leben! rief Cäcilie. Und die Liebe bleibt ganz ausgeſchloſſen? Iſt denn ohne ſie irgend ein Lebensglück zu finden? Darf ich aufrichtig ſein, lieber Forſter? Sie ſprechen nur von der Natur und was ſie mit uns vorhabe. Mir ſcheint immer die Natur eine Zuflucht für Diejenigen, denen die Geſellſchaft verſagt, und die ſich um die Liebe betrogen ſehen. Das iſt aber gewiß nicht Ihr Fall, lieber Forſter? Ihre Frau —. Sagen Sie mir etwas von Ihrer Frau!

Sie haben ſie geſehen, erwiderte Forſter mit ſteigender Wärme. Meine Thereſe iſt intereſſant, ohne ſchön zu ſein; ſie hat das ſeltene Glück gehabt, bei emporſtrebendem Geiſte ganz durch ſich ſelbſt gebildet zu werden, iſt daher frei im edelſten Wortverſtande und ganz Natur in allen ihren Gefühlen und Handlungen. Ihr Herz iſt jedem Eindrucke des Schönen und Guten offen; ihre Lectüre iſt ausgebreitet und von der größten Mannichfaltigkeit. Ihr Geiſt wird lebhaft in Geſellſchaft und gedeiht zur unterhaltenden Munterkeit des Witzes; ihre Schätzung der Welt, der Menſchen, des Lebens iſt richtig, mit meinem Gefühl übereinſtimmend, flößt ihr Muth und Entſchloſſenheit ein, alles Mühſelige zu überſtehen um der Freude willen, einen Glücklichen an mir gemacht — oder vielmehr einem Unglücklichen ſeine Lage erleichtert zu haben. Sie kennt den Werth der kleinen Annehmlichkeiten des Lebens, der Freuden des Umgangs, woran ſo Viele hangen; ſie weiß ſie zu genießen, kann ſie aber ohne einen Wunſch entbehren, ſobald es darauf ankommt, durch dieſe Verleugnung einem Herzen, welchem ſie Alles iſt, Glück und Ruhe zu gewähren.

Mein Gott! rief Cäcilie aufſpringend. Was wollen Sie denn mehr? Da haben Sie ja einen wahren Juwel von einer Frau. Nein, dann will ich Sie keinen Augenblick abhalten, bei ihr zu ſein! Kommen Sie! Was wäre ich Ihnen denn da?

Sie eilte fort, und Forſter ſah ihr verwundert nach.

III.

Frau von Coudenhove.

Erſtes Kapitel.

Ein ziemlich ſtrenger Winter war gegen Ende Februars mit lauen Regenſtürmen ſchnell aufgebrochen, und der März blies mit friſchen Oſtwinden aus leichterem Gewölke.

Um dieſe Zeit, da die erſten Frühlingsſchimmer in den Lüften gaukeln und die ſonnigen Berghalden, bald auch die knospenden Stauden umſpielen, ergreift die Menſchen, bei der Fernſicht in die lieben, langen Tage der heiteren Jahreszeit, eine eigenthümliche Unruhe: nicht nur Blätter und Knospen, auch Entwürfe und Hoffnungen brechen hervor, und mit den Tagen nehmen die Erwartungen zu. Mit lebhafter Einbildungskraft genießt man die würzigen Sommerabende voraus, und empfindet ſchon etwas vom Jubel der Ernten.

Zu dieſer natürlichen Unruhe kam diesmal noch eine politiſche. Kaiſer Leopold war am erſten März geſtorben. Seit ein paar Tagen hatte man dieſe wichtige Nachricht in Mainz; da der Kurfürſt, als Reichs-Erzkanzler, vom Ableben eines deutſchen Kaiſers auf das Schleunigſte benachrichtigt werden mußte. Da war nun bei Hof Alles in Bewegung und Amtsthätigkeit wegen der Wahl und Krönung des neuen Kaiſers Franz. Denn es lag dem

Erzkanzler ob, die deutſchen Höfe vom Ableben der Majeſtät amtlich in Kenntniß zu ſetzen, und die Einleitung zur neuen Wahl und Krönung zu treffen. Hierzu gab die goldene Bulle gemeſſene Vorſchriften an die Hand. Innerhalb Monatsfriſt mußten die Kurfürſten zu einem Collegialtage und zur Kaiſerwahl eingeladen werden. Dies geſchah mittelſt offener Briefe, in deutſcher Sprache auf Pergament geſchrieben, vom Kurfürſten Erzkanzler eigenhändig unterzeichnet und mit dem eingekapſelten großen Siegel behangen. Nur Geſandte von hohem Rang konnten dieſe Einladungen an die Kurfürſtenhöfe überbringen.

Dieſe Ausfertigungen und noch mehr die politiſchen Angelegenheiten, die ſich einem ſolchen Ereigniß verknüpften, gaben in der Staats-Conferenz und in der geheimen Hofkanzlei vollauf zu thun, und dieſe Geſchäftigkeit in der oberſten Region, woher manche Nachricht in die Stadt kam, regte wie mit einzelnen Luftſtößen die wirbelnde Neubegierde der mainzer Bevölkerung auf. Es verlautete bereits, daß nach der Krönung in Frankfurt die hohen Häupter und zahlreiche Fürſtlichkeiten zu wichtigen Berathungen nach Mainz herüberkommen würden; wovon man ſich die glänzendſten Feſte verſprach. Man kann ſich denken, wie viel da in Mainz gelaufen und geſprochen wurde. Alles, was jetzt im alten kurfürſtlichen Schloſſe berathende Köpfe und ſchreibende Hände in Bewegung ſetzte, ſchien in den Mäulern und Beinen der 38,000 Einwohner ſeinen Auslauf zu finden. Daher war die Schiffbrücke, wo man an ſchwülen Sommerabenden ſo gern den Hauch und die Erquickung des prachtvollen Stromes genießt, jetzt ſchon zahlreich, ſelbſt aus der guten Geſellſchaft beſucht.

Alle ſonſtigen Spaziergänge lagen noch zu öde und ſtill. Hier am Rheine hatte man doch einen Strom, der auch unruhig war, und ſehr hoch ging, wie die Gemüther, und empfand in der Richtung der Schiffbrücke ſchon voraus die hoffnungsvolle Verbindung mit Frankfurt. Viele liefen auch nur hinaus, um das feierliche Geläute zu hören, das Morgens und Abends zur Todtenfeier des Kaiſers von allen Thürmen der Stadt und der nahen Ortſchaften ertönte.

Auch Forſter mit Frau und Freund Huber machten ihren Abendgang nach der Brücke. Huber führte Thereſen. Er ſprach von dem außerordentlichen franzöſiſchen Geſandten, der geſtern angekommen war. — Ein Erzjakobiner, ſagte er, über den der Kurfürſt ſchon früher Winke aus Paris erhalten hat!

Recht gut! verſetzte Thereſe etwas ſcharf. So fällt doch von der jetzigen Aufregung auch für uns etwas ab. Das mainzer Volk hat jetzt nur Luſtbarkeiten, die Speculanten nur Gewinnſte in Ausſicht: wir, die mit Nachdenken geplagt ſind und von Herzweh um die Wohlfahrt der nahenden Zukunft heimgeſucht werden, können uns doch nun mit dem Räthſel dieſes geheimnißvollen Jakobiner-Geſandten beſchäftigen, — was er will, wie ihn der alte Herr aufnehmen wird, ob er ſich in Mainz halten kann und dergleichen.

Was er will? erklärte Huber. Ei, den Kurfürſten, den „cher Papa" der franzöſiſchen Flüchtlinge, in ſeiner bedenklichen Lage zu Frankreich warnen, ihm ſein eigentliches Intereſſe begreiflich machen. Bedrohlich wird die Sache, wenn ihn der Kurfürſt übel aufnehmen ſollte, was ich zu fürchten geneigt bin.

Sie ſtießen auf Stadion, der ſich in einen Rokelor gehüllt hatte. Er ſchloß ſich an Forſtern und flüſterte ihm zu:

Neuigkeiten aus Wien, mein Lieber! Unſer Franzl hat ſchon ſein prinzliches Kabinet an die Stelle des geheimen Kabinets ſeines Vaters geſetzt. Graf Colloredo wird nun eine Rolle ſpielen. Wiſſen Sie, — die ganze drohende Correſpondenz, die Kaunitz mit dem franzöſiſchen Miniſterium geführt, war nicht vom ſeligen Kaiſer dictirt, ſondern vom Könige von Frankreich mit ſeinen Freunden berathen, und von der Königin über Brüſſel nach Wien geſchickt. Man dachte die republikaniſche Partei damit in Angſt zu treiben; man hat aber nur den Miniſter Deleſſart vertrieben und Dumouriez an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten gebracht. Nun will Kaunitz aus der Haut fahren, freilich nicht, wie ſich die Schlangen häuten, wenn der alte Balg nichts mehr taugt. Ja, ſo ſchnell thut ſich Franzens Kabinet auf, und ich fürchte, — es iſt ein wenig dunkel darin. O, lieber Hofrath, es ſchaut übel aus! Ich wollte, es wären Fabeln, was ich Ihnen erzähle: ich nähme gern Aeſop's Buckel dazu!

Das Vollgeläute hob eben an und ſtörte die trauliche Unterhaltung. Auch wünſchte Forſter die Brücke zu verlaſſen, da ihm der Oſtwind zu empfindlich ward. Er klagte, wie ſehr er ſich gerade in der Frühlingszeit vor der geringſten Verkältung hüten müſſe, und wollte morgen oder übermorgen, ſeines Befindens halber, vorſorglich mit dem geheimen Rathe Hoffmann Rückſprache nehmen. Huber rieth ihm, den Arzt lieber kommen zu laſſen, als ihn aufzuſuchen, weil ſein Bedienter ſelten Jemand ohne ein anſehnliches Geſchenk vorlaſſe.

Zwiſchen den Wachthäuschen vor der Brücke begegnete ihnen Baron Franz Karl, der eben erſt von Tiſch kam, und über die vielen Arbeiten klagte, dabei aber von der Wichtigkeit der jetzigen Geſchäfte und der neuen Kaiſerwahl ſehr eingenommen ſchien. Forſter ſchlug ihm vor, zur Erholung ihre verabredeten Streifzüge zu beginnen. Als aber der Baron eine unentſchloſſene Miene zeigte, fragte Stadion, was es ſei. Forſter antwortete:

Ich habe dem Herrn Baron gerathen, bei dem jetzigen Sturmwetter der Zeit und der Zukunft ein wenig in die Tiefe des Volkes zu gehen, wie ein junger Wallfiſch ins Meer. Der Baron hat den ſchönen Vortheil, das Leben umher frühzeitig von der oberſten Spitze zu beſchauen; aber die Bewegungen des Lebens, die Entwickelungen der Zeit kommen doch aus der Tiefe des Volkes, und ein junger Herr, der ſich zum Staatsmanne bilden will, muß dieſe Quellen koſten, er muß die Strömungen des Volkslebens kennen. Hab' ich nicht Recht? Mit dem Regieren geht's wie mit dem Erziehen: es gilt eigentlich nicht darum, aus Kindern oder Völkern etwas Vorgefaßtes zu machen, ſondern das Vorbeſtimmte werden zu laſſen. Da fällt mir Campe ein, den wir hier auch einmal einen halben Tag genoſſen haben: auch einer von den Mohren, die man nicht weiß waſchen kann! Liebſter Himmel, muß man nicht erſtaunen, daß es in Deutſchland noch eigentliche Menſchen gibt, wenn ſolche Männer wie Campe, Salzmann, Villaume die Erzieher ſind? Und ſo ſehen auch unſere adeligen Regierungsmänner das Volksleben an, wie allenfalls der Schneider ein Stück Tuch, auf das er ein papiernes Muſter legt, um ein Kleid herauszuſchneiden, wie er es eben braucht. Das nennt man dann mit Recht — cavalièrement regieren!

Stadion ſtimmte ihm lebhaft bei und meinte, es müſſe ſchon der Mühe werth ſein, jetzt zu wiſſen, von welchen Geſinnungen der Mainzer belebt ſei und was man ſich für ſchlimme Fälle von ihm zu verſprechen habe.

Aber in Kneipen und unter den Pöbel zu gehen in einer Stadt, in der man gekannt iſt! wendete Franz Karl ein.

Das wäre ganz in meinem Geſchmack, rief Stadion, wenn ich nur nicht Geiſtlicher wäre. Was haben Sie zu ſcheuen? Sind die Mainzer nicht unterwürfig genug gegen Leute von unſerem Stempel? Und neben Forſter iſt man immer in beſter Geſellſchaft.

Auch Frau Forſter redete ihm zu, ſo daß der Baron endlich nachgab, es zu verſuchen. Er und Forſter ſchieden daher von den Uebrigen auf dem Platze vor den drei Kronen, hüllten ſich in ihre Mäntel und ſchlenderten durch die Marktgaſſe in die ſchmalgewundene Korbengaſſe. Forſter brummte ein Studentenlied, das alſobald auch den Baron, durch Erinnerung an die göttinger Commerce, luſtiger ſtimmte. Ihre Abſicht war, eines der guten Weinhäuſer zu beſuchen, wo man die angeſeheneren Bürger finden konnte. Am Fledergäßchen taumelten ihnen aber einige ſingende Geſellen entgegen, und ſie blieben vor dem altſeltſamen Hauſe „zum Korb“ ſtehen, das etwas zurücktretend ein Plätzchen vor ſich einräumt. In der Dämmerung und vom Mondlichte geſtreift nahm ſich der uralte Bau noch wunderbarer aus. Neben einem niederen Bogenthore ſteigt ein ſpitz auslaufender Thurm auf, mit kleinen Erkern und einem Mariabilde zur Seite kleiner Fenſter geſchmückt. Durch das Thor vernahm man einen dumpfen Geſang, und Forſter zog den jungen Freund mit ſich hinein. Am Ende der gothiſchen Thorhalle ſchied eine Quermauer mit drei niederen Bogen auf Stutzpfeilern ein ſauberes Höfchen das zur Wirthſchaft führte, von dem langen düſteren Gang zum Brauhauſe, woher bei wandernden Lichtern das dumpfe Hämmern an die Fäſſer zum wirren Geſange der Gäſte hinter den trüben Fenſtern der Wirthſchaftsſtube den Takt ſchlug.

Die Wirthſchaft war lebhaft beſucht. Handwerker und Soldaten vom Hatzfeld'ſchen Regiment gingen ab und zu. Unſere vornehmen Freunde wurden kaum bemerkt. Sie fanden in der entfernteſten Ecke ein halbrundes Tiſchchen an der Wand eingefugt und aufgehakt. Der Wirth ſprang mit tiefen Bücklingen herbei, drehte den Haken, ſo daß der abſinkende Tiſch auf das ſchwebende Bein zu ruhen kam. Forſter bedeutete den Mann, die Bücklinge zu laſſen und gutes Bier zu bringen.

Mir ein gut Handkäschen, hübſch durchwachſen! rief ein hagerer Mann mit eingefallenen Backen und einer auffallend ſtarken Naſe. — Hernach bitt' ich mir auch noch ein Kümmelchen aus, ſetzte er gegen ſeine Nachbarn hinzu, auf meiner Frauen Geſundheit.

„Käschen“; „Kümmelchen“, — Ihr nehmt ja Alles ſo klein mit Euerem langen Leibe, Meiſter Beißgen! bemerkte ein Brigadier von der Leibgarde.

Ei was! verſetzte der Mann, Ihr müßt nur wiſſen, Nachbarn, meine Frau iſt mit einem rechtſchaffenen Buben glücklich niedergekommen. Juſtement, als es halb vier auf dem Dom ſchlug, that der Junge ſeinen erſten Schrei.

Das bedeutet einen künftigen Chorherrn! rief der Brigadier. Wenn der Junge Eure ſchmächtige Geſtalt und breite Naſe gewinnt, kann er auch bei Sanct Gangolph als Löſchhorn dienen.

Alles drängte ſich mit Glückwünſchen und Anklappen der Biergläſer an den glücklichen Vater.

Es iſt mir lieb, ſagte der Brigadier, daß es ſo gekommen iſt, Meiſter. Letzt hieß es, Ihr hättet ein Loch in den Ehecontrakt gemacht.

Ein Schurke, wer das ſagt! rief Beißgen, heftig mit dem Bierkrug aufſtoßend. Herr Brigadier Domeiſchel, ich behaupt's noch einmal: ein Schurke!

Ich glaub's, erwiderte der Soldat. Ihr ſeid ein braver Schuhmacher, und bleibt bei Euerem Kalbleder. Uebrigens nenn' ich Euch meinen Gewährsmann: der Mundkoch Lambinet ſagt's Euch nach.

Der? rief Beißgen. Der Mundkoch Lambinet, der die großen Töpfe mit Fett aus der Hofküche verkauft? Der ſoll ſtill ſein, der hat Fettflecken in ſeinem Charakter. Sagt ihm das, Herr Brigadier! Sagt's ihm nur!

Wißt Ihr was, Beißgen? antwortete der Soldat; wartet bis zum Sonntag, wann er ein ſauberes Hemd an hat: dann ſagt's ihm ſelber.

Man foderte Karten vom Wirthe. Beißgen weigerte ſich mitzuſpielen, weil er nach Haus müſſe. Aber es half ihm nichts; er wurde auf den Stuhl gedrückt, und ſollte ſchlechterdings, wie man ihm verſicherte, mit ſeinem bekannten Glück einen Theil ſeiner Kindbettkoſten gewinnen.

Es war für unſere beiden Zuſchauer in der Ecke ein ergötzlicher Anblick, die lächerliche Unruhe des hageren Schuhmachers zu ſehen, wie er ſeinen Unmuth an den Tarrokkarten ausließ, und ſich mit der Zunge an den Käſereſtchen in den hohlen Backenzähnen abarbeitete; wobei ſein dünnes Zöpfchen mit grauem Haarbüſchel von einem zum anderen vorragenden Schulterblatt hüpfte. Zuſchauer drängten ſich mit allerlei Neckereien hinzu. Man machte den gequälten Mann in ſeinen Karten irre, zupfte ihn am Zopfe und ſteckte ihm, während er ſich ſcheltend umwendete, einen ſchon ausgeſpielten Tarrokkönig in die Handkarten, beſchuldigte ihn darauf des Betrugs, und was der Ausgelaſſenheit mehr war.

Dieſes Muthwillens unachtſam, unterhielten ſich am oberen Ende des Tiſches einige Bürger mit einem Fremden, den ſie mitgebracht hatten. Dieſer lobte das Bier. — Nun ja, war die Antwort, für Mainz iſt es gut genug; denn wir ſind doch hier im rechten Weinlande. Und wißt Ihr, wie wir Mainzer es gern halten? Wenn wir gutes Waſſer haben, laſſen wir das Bier ſtehen und — trinken Wein.

Mir geht nichts über ein Glas Bier, meinte der Fremde. Ich komme aus Pfalzbaiern, wo man das beſte hat. Wenn nur die verfluchten Sternbrauer nicht wären!

Sternbrauer? fragte man, und der Reiſende ließ ſich darauf bitter über die Gerichts- und Gutsherren mit den Ordensſternen aus, die als kleine Landestyrannen ihren Gewinn von hohen Bierpreiſen zögen. — Ich hatte Zeit mich in München ein wenig umzuſehen, ſagte er. Eine ſaubere Wirthſchaft, was die Mönche und Maitreſſen aus dem Kurfürſten machen, indeß das Land den Miniſtern und Landvögten überlaſſen bleibt. Und der Kurfürſt iſt nicht der einzige Herr dieſer Art. Es iſt ein Jammer, wie's derzeit in Deutſchland ausſieht. Und wo einmal ein gut Fürſtchen ſitzt, hat es ein ſo klein Ländchen unter ſich, daß nur Wenige das ſeltene Glück genießen und der Reiſende gleich wieder über die Grenze kömmt. Ich höre, daß ihr mit euerem Kurfürſten auch nicht ganz zufrieden ſeid. Doch hat mir mein Vater ſelig immer erzählt, er ſei gar ein frommer Herr geweſen.

Geweſen — ja wohl! verſetzte einer der Bürger. Aber es hält ſich nichts bei ihm; erſt ging die Frömmigkeit zum Teufel, nun fliegt das Geld zum Kukuk. Er hat die reichen Klöſter aufgehoben und dafür theuere Lutheraner an die Univerſität kommen laſſen. Hatten wir etwa keine gelehrten Leute im Land? Und ſind unſere Voreltern nicht ohne die neuen Schulen viel leichter ſelig geworden?

Der Baron ſtieß Forſtern lachend mit dem Fuß an.

Was hört man denn draußen vom Krieg? fragte hinzutretend der Wirth.

Es iſt viel Redens davon, antwortete der Reiſende. Aber bei euch in Mainz ſieht's eigen aus: die vielen franzöſiſchen Flüchtlinge rüſten, als ſollt's morgen losgehen, und doch bleiben eure Feſtungswerke liegen.

Je nun, meinte der Wirth, — viel wird auch nicht nöthig ſein: die Franzoſen werden ſich hüten, ihre Köpfe daran zu ſtoßen.

Nun, nun! lachte der Fremde. Die Jakobiner haben ziemlich harte Köpfe, und eure Feſtungswerke ſind gar ſchlecht beſchaffen.

Ha bah! rief der Wirth. Den Jakobinern iſt die Butter vom Brot gefallen. Der König von Preußen — ſonſt mein Mann nicht! — hat den franzöſiſchen Geſandten, den Herrn von Segur, wie er ſich ſchreibt, ſchön empfangen! Wißt ihr, was er ihm geſagt hat? Ich weiß es nämlich vom Garniſonspfarrer, Herrn Vicar Pauli, und der hat's vom General Hatzfeld, der's unmittelbar vom Kurfürſten ſelbſt gehört hat. „Greifen Sie Oeſtreich nicht an", hat ihm der König heftig zugerufen, „und laſſen Sie Deutſchland in Frieden, dann will ich Sie nicht bekriegen!" Iſt das nicht ein Wort? Und gerade ſo wird unſer Kurfürſt den neuangekommenen franzöſiſchen Geſandten anlaſſen.

Wir haben einen guten Widerhalt an Darmſtadt, meinte der eine Bürger. Mit dieſem Hofe ſtehen wir in einer Schutz- und Trutz-Convention. Ihr wißt wol, was das iſt? Einer muß dem Anderen unter die Arme greifen, wenn's ihm übel wird. Und wie wir letzten Herbſt die Studentenrevolution hatten, waren ſie auch gleich mit Soldaten aus dem Zwiebelländchen bei der Hand.

Und was noch mehr iſt, fiel der Andere ein, — unſer reiche und mächtige Adel wird und muß Mainz halten.

Hier ſtieß Forſter den Baron an.

Wie ſo denn? fragte der Reiſende; worauf der Bürger fortfuhr:

Mainz, ſeht Ihr, und unſer ganze Kurſtaat hat keinen eigenen Landadel, ſondern alle hier wohnende

Adeligen ſind Reichsedelleute, ſtehen unter Kaiſer und Reich.

O weh! fiel der Fremde ein. Dann beziehen ſie aber auch ihre Einkünfte aus ihren entfernten Stamm- und Lehngütern, und — ihr wißt doch, wie's in der Schrift heißt: Wo mein Schatz iſt, da iſt mein Herz.

Was? rief, hart auf den Tiſch klopfend, der Bürger. Ich ſollte Reichsadel ſein, und dem Reich untreu werden? Und wo muß das Reich gehalten werden, als hier? Mainz iſt des Reiches Eckſtein.

Und dann, erklärte der Wirth, beziehen doch manche Adelige auch Zinſen und Zehnten aus dem Erzſtifte ſelbſt und ſchöne Hofbeſoldungen von 4000 bis 6000 Gulden; haben hier den glänzenden Hof, bringen ihre zweitgeborenen Kinder in die guten Präbenden, ſtehen hier mehr als irgendwo in Ehre und Anſehen, und ſo weiter. Die hochadelige Geiſtlichkeit iſt ohnehin an Mainz gebunden. Mainz iſt der Erzſitz!

Und ich komme immer wieder auf meinen Satz! ließ jener eifernde Bürger ſich vernehmen. Adel iſt Adel und muß ſich adelig halten! Wenn er Land und Volk in der Noth verläßt, gibt er ſich ſelber auf, und fällt als faule Frucht von ſeinem eigenen Stammbaum. Hab' ich Recht?

Sie wurden von einem lebhaften Streit am anderen Ende der Tafel unterbrochen. Beißgen hatte verloren, und wollte fort. Aber der Brigadier verlangte ſeinen Gewinnſt, und ſetzte, in ſeiner barſchen Art zu ſcherzen, dem verlegenen Beißgen mit gezogenem Säbel zu. Beißgen wich rechts und links aus, wobei die Zunge zwiſchen den hohlen Backen und das Zöpfchen zwiſchen den hageren Schultern nicht ruhig blieben. — Geld oder ein Pfand! gebot der Soldat. Spielſchulden gelten nicht!

Da keiner der Umſtehenden borgen wollte, ſo durchſuchte der geängſtigte Mann alle Taſchen nach Pfändern; brachte aus der Weſtentaſche eine alte Schnupftabaksdoſe, aus der Rocktaſche ein vergriffenes Gebetbüchlein mit eingelegter Brille nebſt einem Roſenkranz mit zinnernem Agnus dei, aus der einen Hoſentaſche einen zerhackten Feuerſtahl, aus der anderen ein lahmes Taſchenmeſſer, was er nach und nach auf dem Tiſche zuſammenlegte. Aber kaum war er fertig: ſo ſtrich der Soldat Alles als werthlos mit der Säbelklinge auf den Boden. Erſt hüpfte bei dieſem Anblick Beißgen wüthend empor, dann bückte er ſich eben ſo raſch, um Alles zuſammenzuleſen. Darüber ſchoß ihm, wie es ſchien, ein rettender Gedanke in den Kopf. Er richtete ſich langſam auf, ſtellte ſich hochgeſtreckt vor den Soldaten hin, ſtemmte die Linke in die Seite, während er mit der Rechten das vorgefallene Zöpfchen von der Schulter zurückſchlug, und fragte mit wichtiger Miene:

Wie ſchreibt Ihr Euch, Herr Brigadier Domeiſchel, mit Euerem werthen Vornamen?

Nun, das gefällt mir! lachte der Soldat, indem er den Säbel einſteckte. Jetzt macht er den Thor-Examinator. Gut! Laßt ſehen! Ich heiße Damian.

Damian? rief Beißgen freudig aus. Das iſt ein gravitätiſcher Name und ein ſeltener Name. Das hat Gott gefügt! Ich habe mir längſt einen Damian in der Familie gewünſcht.

Und indem er raſch ſeinen dreieckigen Schlapphut ergriff und ſich verneigte, fuhr er fort:

Ich bitt' Euch zu Gevatter, Herr Damian Domeiſchel, Brigadier unter Seiner Excellenz Freiherrn von Pfirdt, Kapitain en Chef der Leibgarde. Morgen Mittag um zwei wollen wir den kleinen Heidenjungen taufen, und Gott geb's durch Fürbitte des heiligen Damian, daß er ſo chriſtlich ausfalle, wie ſein Herr Pathe, und einen ſo rechtſchaffenen ſchwarzen Schnurrbart bekomme!

Ein Gelächter brach über den Brigadier aus. Alles rief dem Meiſter Beißgen Beifall zu. — Der Beißgen, hieß es, hat ſich meiſterlich herausgebiſſen! — Nun gebt die Spielſchuld am Pathenpfennig ab! Und das iſt der Witz davon!

Der Brigadier ſtrich halb lächelnd halb ärgerlich ſeinen Bart, wodurch er ein neues Gelächter auf ſich zog. Was iſt das für ein hölzern Gelächter, brummte er, was iſt das für ein dreibeinig Geſchwätz! Während er dabei ſein volles Glas in Verlegenheit hinabtrank, ſang hinter'm Ofen ein derber Schiffer den Vers:

Und dem bezahlten Mainzer auch,
Der ohne Hut und ohne Herz
Saß hinter einem Dornenſtrauch,
Beweinend ſeinen Schmerz.

Was ſoll das? elender Hund! brach jetzt der Brigadier aus, und ging auf den Schiffer los. Dieſer, gelaſſen ſeine irdene Pfeife ausklopfend, verſetzte:

Ihr laßt mich nicht ausſingen. Dieſem Mainzer, von dem ich ſang, war nach der Schlacht bei Roßbach die Nacht willkommen, wie der ganzen Reichsarmee. Es iſt ein hübſch Lied vom alten Gleim, und war ſchon gedruckt, eh' unſere Mainzer im lütticher Land wieder ſo tapfer geweſen ſind. Ein Hund iſt aber der, der gebellt hat.

Hallunke! ſchrie der Soldat und zog den Säbel. Doch der Schiffer haſchte behend und mit Kraft den gehobenen Arm des Soldaten; der Wirth ſprang hinzu, ein Handgemenge knaulte ſich zuſammen, neben welchem unſere beiden Freunde lachend die Stube verließen.

Zweites Kapitel.

Wir waren eben in eines der geringeren Häuſer gerathen, bemerkte Forſter auf dem Heimwege. In einem Weinhauſe hätten wir die beſſere Bürgerklaſſe gefunden.

Ei, wir gehen doch nicht ohne Spaß aus, lachte Baron Franz Karl, und das iſt auch etwas werth hinter den Geſchäften und dem Kanzleiſtyle her. Ich ſehe wirklich ein, daß eine Bierkneipe nicht gar unpaſſend hinter einem Staatskabinet liegt. Wenigſtens hat mich in ſolchem Dunſtkreiſe der richtige Blick des Mannes gefreut, der den ſicherſten Halt unſerer Stadt Mainz vom Adel erwartet. In dieſen Worten war Verſtand, oder beſſer geſagt — höherer Sinn, und ſie ſtimmen zu meinem innerſten Gefühle. Bei Gott! dieſen Stolz erwarte ich von den edelſten Geſchlechtern des Reiches, daß ſie nicht davonlaufen, wie die elenden Emigrirten, daß ſie dieſe Revolution, wenn ſie bis nach Deutſchland zünden ſollte, beſtehen, wie der Phönix die Flammen.

Forſter drückte dem jungen Freunde die Hand. — Dieſe Erwartung von Ihren Standesgenoſſen, ſagte er, das Bild das Sie eben brauchten, findet ſeine Anwendung auf unſere Zeit überhaupt. Mit jedem Tage wird die Anſicht klarer in meiner Seele, daß ohne Revolution keine Rettung mehr vor jener immer gewaltiger um ſich greifenden Selbſtſucht zu hoffen war. Die vervielfältigten Bedürfniſſe der Sinne und der Eitelkeit verſchlingen die ganze phyſiſche und moraliſche Thatkraft des Menſchen, und laſſen der edeln Eigenliebe, die ſich in Anderen ſucht und erkennt, keinen Raum. Wo fände man Gedankengröße, Schwung der Gefühle, begeiſterten Schönheitsſinn? Wo Selbſtverläugnung, Aufopferung, Unabhängigkeit des Geiſtes? Mit Haben, Gewinnen, Beſitzen, Genießen ſchließt der Ideenkreis eine Kette um den Menſchen, die ihn an Staub und Erde feſſelt.

Prächtiger Mann! rief Franz Karl, ſeinen Mantel auseinander ſchlagend, um Forſter zu umarmen. Wenn wir aus den Kneipen ſolchen hohen Flug nehmen: ſo wollen wir ihnen ja nicht aus dem Wege gehen.

Sie ſtanden vor des Barons Wohnung auf dem Thiermarkte. Forſter verſprach dem jungen Freund eine beſſere Ausbeute von der Leſegeſellſchaft, und erbot ſich, ihn dort einzuführen. Dies aber lehnte Franz Karl entſchieden ab. — Der Kurfürſt fängt an aufmerkſam auf jene täglichen Zuſammenkünfte aufgeregter Gelehrten und unzufriedener Beamten zu werden, ſagte er. Albini hat ihn bisher noch beſchwichtigt; allein die Zeitungen, Broſchüren und Briefe, die der Director der Geſellſchaft zur Einſicht an das Kabinet abliefert, haben jetzt den Kurfürſten höchſt aufgebracht. Auch erhält er, ich kann nur nicht herausbringen durch wen — geheime Mittheilung über Alles, was dort vorgeht und geſprochen wird. Es ſind ſtrengere Maßregeln gegen die Leſegeſellſchaft im Werke. Wie würde der Fürſt es aufnehmen, wenn ich ſelbſt jene revolutionaire Atmoſphäre beſuchte? Nicht zu rechnen, daß ich mir bei meiner dienſtlichen Stellung das Mißtrauen der Geſellſchaftsmitglieder zuzöge.

Forſter mußte dem Baron dieſer Vorſicht halber Recht geben; aber deſſen vertrauliche Mittheilung machte ihn ganz betroffen. Ueber die Straße nach ſeiner Wohnung ereiferte er ſich in Gedanken. Das Unrecht empörte ihn, daß der Vorſtand, aus was immer für einem Antrieb, das Eigenthum aller Theilnehmer an der Leſeanſtalt mißbrauchte, um die Seele der Geſellſchaft zu verrathen. Er nahm ſich vor, gleich morgen die Mitglieder davon in Kenntniß zu ſetzen, wenn es auch eine Brandfackel ſei, die er in dieſe leicht entzündlichen Gemüther werfe.

Von der großen Unruhe, die jetzt im Kabinet und in der Stadt herrſchte, blieb natürlich die Gräfin Coudenhove nicht unberührt. Sie hatte ja nicht blos ein vertrauliches Verhältniß zum Fürſten, ſondern auch eine Stellung am Hofe, wo nach wenigen Monaten ſo hoher und zahlreicher Beſuch zu erwarten ſtand. Dieſe Erwartung, die der alte Herr ſich auch ohne beſtimmte Zuſage der deutſchen Höfe machte, ſetzte ihn ſchon in die vergnügteſte Stimmung. Er ſah dem Beſuch als einem Triumphe ſeiner Politik, als einer huldigenden Anerkennung ſeines europäiſchen Einfluſſes entgegen. Dieſe hohen und höchſten Potentaten, dieſe erſten Miniſter der Könige bildeten einen Ehrenkranz um das Haupt des weiſen Neſtor in der Politik. So rechnete Friedrich Karl es ſich aus, und mußte Jemanden haben, gegen den er ſich mit dieſem geheimen Stolze behaglich auslaſſen konnte. Das war die Gräfin Coudenhove, die vertraute Freundin, die ihn auch in ſeinen anderen Schwächen kannte, und mit der er ſeit manchen Jahren alles Heimliche verhandelt hatte. So fand ſich denn die eitle Dame plötzlich wieder in das alte, volle Vertrauen eingeſetzt. Es war ſchon durch jene zärtliche Scene in der Hofkapelle angeknüpft worden, als die Gräfin nach dem Kabinetsverrathe an den öſtreichiſchen Geſandten den rechten Augenblick benutzte, ihrem fürſtlichen Freunde mit Thränen und Vorwürfen zu begegnen. Jetzt nahm ſie wieder täglich an ſeinen Erholungsſtunden Theil; ſie hörte von Allem und ſprach in Alles mit. Der hohe Freund, unruhig und aufgeregt, hatte auch wieder das Bedürfniß kleiner Abende im alten Geſchmack, wofür die Gräfin ſorgte.

Es blieb aber nicht bei dieſer freundſchaftlichen Theilnahme. Die geſchäftige Frau, die bei keiner Gelegenheit ihren eigenen Vortheil und das Beſte ihrer Angehörigen aus dem Auge verlor, berechnete die nächſte Zukunft. Eine Zeit bedeutenden Aufwandes ſtand bevor. Die Kaiſerkrönung, die Feſte zum Empfang der Monarchen, zur Bewirthung all' der hohen Gäſte ſetzten das gegen den Kurfürſten immer ſo zähe Kapitel in die Nothwendigkeit, den Umſtänden nachzugeben, und die Mittel zur Beſtreitung dieſer Ausgaben zu bewilligen. Alle Günſtlinge des

Fürſten, die ſeit einiger Zeit welk zu werden anfingen, erfriſchten ſich an dieſem guten Winde, der einer neuen Flut der Kaſſen vorausging.

So ſuchte jetzt auch der Herr von Montleveau durch den Einfluß ſeiner Freundin eine bleibende Penſion des Kurfürſten zu erhalten. Die Gräfin verſprach ihm das Beſte, war aber für ſich entſchloſſen, den hübſchen, gefälligen und etwas beſchränkten Freund lieber durch ihre unmittelbare Unterſtützung in Abhängigkeit von ſich zu halten. Sie hatte andere Sorgen, und dachte vor Allem an ihre vermögenloſen Nichten, beſonders an Joſephine, die einer glänzenden Ausſteuer bedurfte, wenn es der Gräfin gelingen würde, ſie an Baron Franz Karl zu verheirathen.

Der junge Freund, deſſen ausgezeichnete Perſönlichkeit und verſprechende Zukunft bei der Gräfin in Anſchlag kam, hatte den Winter über ihr Haus fleißig beſucht, und ſich mit Joſephinen lebhaft beſchäftigt, ohne daß es bis jetzt zu einer Erklärung kommen wollte. Die Gräfin bemerkte ungern, daß mit dem zunehmenden Umgang die Vertraulichkeit nicht zunahm. Sie unterließ, ohne es merken zu laſſen, nichts, was die ihr ſo erwünſchte Annäherung begünſtigen konnte, und da ihre eigenen Empfindungen und Erfahrungen in der Liebe zu keiner Zeit ſehr ſchwärmeriſcher Art geweſen waren: ſo hatte ſie es dem Paare nicht an Stündchen traulichen Alleinſeins fehlen laſſen; indem ſie auf die Gefühle der Jugend und die Verlockung der Gelegenheit rechnete. Aber gerade hiermit verfehlte ſie es. Denn die glänzende Liebenswürdigkeit Joſephinens, — dieſe anmuthige Geſtalt, dieſe bezaubernden Augen, die bizarren

Launen, reizenden Einfälle, kurz, die ganze Fruchtbarkeit des Salons grenzte an eine große Einöde des Gemüths. Dieſe Wüſte verſchlang alle Eroberungen, die der Geſellſchaftsſaal gemacht hatte. Hier überließ ſich Franz Karl mit Sinn und Geiſte dem Zauber Joſephinens, und erfuhr vor allen Männern, die ihr huldigten, eine feine und feſſelnde Auszeichnung. Dagegen hoffte er, die reizende Herrſcherin werde in den vertrauten Stunden ihr Scepter bei Seite legen, und ſich ſeinem Herzen und ſeinem ernſten Geiſte anſchmiegen. Doch dazu hatte die Comteſſe aus der Geſellſchaft nichts übrig behalten. Ihr Brillantfeuer wollte nicht wärmen. Sie erſtaunte, daß ſie nicht auch hier mit demſelben Zauber herrſchen ſollte, und ihm war es ſchmerzlich, daß dieſe Macht nicht bis in die Tiefen ſeiner Seele reichte. So lange er witzig blieb, zogen ſie einander an; ſobald er ſentimental ward, fühlte er ſich fallen gelaſſen. Ja, wenn er ſelbſt einmal in aufgeregter Stimmung einen artigen, zärtlichen Ton anſchlug, fand er an ihrem kalten und ſpröden Weſen keinen Widerklang.

Die Gräfin erfuhr durch launige Mittheilungen Joſephinens dieſe wechſelnden Stimmungen des Barons, die ihr unbegreiflich waren, ohne für ihre Abſichten bedenklich zu ſcheinen. Der heitere Sinn und anmuthige Reiz des Mädchens hatten in ihren Augen mehr Recht, als des Barons Schwärmereien oder Sonderbarkeiten, wie ſie es nannte. Sie belachte Joſephinens Scherze, wenn dieſe ihren „ſoliden Amanten“ zum Beſten gab; ſtatt ihr begreiflich zu machen, woran es ihr fehle, um ihn zu feſſeln. Doch machten ſich Beide keine Sorgen. Joſephine lebte ihres heiteren Vertrauens weiter, und die Gräfin trug ſich mit ihren eigenen Berechnungen. Da ſie wußte, daß ihre Nichte den Baron liebte, das hieß, den anderen jungen Männern vorzog, und ſah, wie der Baron ſelbſt in der Geſellſchaft nur von Joſephinen und für ſie eingenommen war: ſo ſetzte ſie ihre lächelnde Hoffnung auf einen Anſtoß von außen, der die kleinen Mißverſtändniſſe überwinden ſollte, die — wie ſie meinte — in einer einzigen feurigen Umarmung hinweglodern müßten.

Nun ſchien ihr die Zeit gekommen, dieſen Anſtoß herbeizuführen. Sie hatte den Kurfürſten ſchon öfter von der Leidenſchaft des jungen Paares unterhalten, und wollte ihm jetzt in einer günſtigen Stunde erklären, daß Beide ihres Herzens und ihrer Zukunft einig ſeien, und es nur einer paſſenden Anſtellung Franz Karl's und einer anſtändigen Ausſteuer ihrer Nichte bedürfe, um das liebenswürdigſte Paar in Mainz auch zum glücklichſten zu machen. Dieſes Glück wollte ſie in des Kurfürſten Hand legen, und die Gewährung deſſelben ſollte eben der Anſtoß für den Baron werden, ſich endlich zu erklären. Denn ſie berechnete, daß Franz Karl eine auszeichnende Gnade ſeines Fürſten nicht ablehnen, und doch auch nur in dem Sinn annehmen könne, in welchem ſie verliehen werde, — zu ſeiner Verbindung nämlich mit Joſephinen von Coudenhove.

Wie freute ſich die Gräfin dieſer glücklichen Eingebung! Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ein ſolches Netz mit aller Bedachtſamkeit angelegt werde, und daß es unbemerkt bleiben müſſe. Die intrigante Frau war eitel, wie alle Frauen dieſer Art: aber ſie konnte dabei verſteckter und verſchwiegener bleiben, wie manche andere. War ihr doch früher dies und jenes Plänchen durch zu frühen Triumph vereitelt worden! Und wie oft wurde ſie auch jetzt noch von dem Pater überliſtet! Dabei wußte ſie, daß auch dem feinſten Verſtande die Gunſt der Umſtände nicht fehlen dürfe. So war ja auch die Note des öſtreichiſchen Geſandten zur rechten Zeit erſchienen, und hatte ſie in den Stand geſetzt, die Verbindung Garzweiler's mit Franz Karl ſchnell zu löſen, und ſich an dem liſtigen Pater Beichtvater zu rächen. Jetzt war der junge Mann in ihren Händen, und ſie begegnete dem Pater mit der ausgezeichnetſten Artigkeit, um ihn über ihre Abſichten zu täuſchen.

Drittes Kapitel.

Franz Karl fand jetzt öfter im Geſellſchaftszimmer der Gräfin den Admiral, um Agnes bemüht, und den jungen Domicellar von Venningen, der ſich Joſephinen widmete. Dem Admiral war es bald gelungen, Agneſens Widerwillen gegen ihn zu beſiegen; indem er in ſeiner Aufmerkſamkeit für ſie nicht ermüdete und ihren Geiſt, ihr Urtheil und mannichfaches Wiſſen laut und mit Huldigung pries. Ziemlich kalt und abgeſchloſſen gegen Andere, und lieber mit Männern als mit Freundinnen im Verkehr, war Comteſſe Agnes niemals unempfänglich für

Aufmerkſamkeiten dieſer Art. Ja, es war offenbar, daß ſie bei ſolcher Geltung heiterer, theilnehmender, ja munter und muthwillig werden konnte. — In dieſer vergnügten Stimmung fand ſie ſchon des Admirals Stimme und Ausſprache nicht mehr ſo unangenehm, rühmte ſeine Gemüthlichkeit, und ſchloß ſich ihm an, ja kam ihm entgegen. Der Admiral war ein artiger Mann, der gern unter Damen ſaß, und immer eine haben mußte, mit der er von ſich, von ſeinen Angelegenheiten und Empfindungen plaudern konnte, was er nach und nach zu einem myſteriöſen Verhältniß zu ſteigern wußte. Dergleichen hat für Frauen viel Anziehendes, und Agnes war in ihrer Weiſe nicht weniger kokett als ihre Schweſter. Wenn Joſephine mit ihren äußeren Vorzügen gern den meiſten Männern gefallen wollte; ſo ſchmiegte ſich Agnes lieber an den Einen, der ihre inneren Gaben vor Männern und Frauen am lauteſten anerkannte. Jene ſtrahlte gern unmittelbar, dieſe durch eine Spiegelleuchte in die Geſellſchaft. Dagegen war Joſephine behutſamer in ihrem Benehmen, als Agnes, die bei etwas entſchiedenem Weſen ſich auch leicht über die Formen hinausſetzte, die einmal zur Abwehr falſcher Urtheile über zarte Verhältniſſe in der Geſellſchaft gelten müſſen.

Am meiſten erlaubte ſich noch Comteſſe Joſephine mit dem Domicellar von Venningen. Er war unterhaltend und etwas boshaftwitzig, wie Verwachſene öfter ſind. Er kannte und trieb weibliche Arbeiten, beſonders das Sticken. Junge Damen gingen leicht gegen ihn heraus, weil nicht ſowol ſein geiſtlicher Stand, als ſein Aeußeres vor dem Verdacht einer Zuneigung ſchützte; wogegen ſie vor ſeiner täppiſchen Hand und etwas unreinen Zunge nicht immer geſchützt waren.

Eben ſaß er in einer Fenſterniſche vor Joſephinen, ihr Schooshündchen Amor auf ſeinen Knien, und mit ausgebreiteten Armen Garn haltend, das ſie abwickelte, als Franz Karl eintrat. — Sie kommen à propos, Herr Baron! rief der Admiral, der neben Agnes, in franzöſiſchen Büchern blätternd, ſaß. Eben ward Herr von Venningen auf Ihre Koſten belobt. Sie errathen wol, daß er ſogar doppeltes Lob empfangen mußte, wie Sie ihn eben doppelt dienſtbar vor ſeiner Angebeteten erblicken.

Nun, iſt es etwa nicht wahr? rief Joſephine. Sie, Herr Baron, mögen weder meinen Amor leiden, noch halten Sie mir Garn.

Was das Garnhalten betrifft, erwiderte Franz Karl, ſo gönne ich das dem Herrn Domicellar als gute Vorübung zum Dienſte des Altars, wozu ich keinen Beruf habe. Wie oft wird er nicht mit ſo geöffneten Armen beten und Dominus vobiscum ſingen müſſen!

Joſephine belachte und belobte den Gedanken in ihrer lebhaften Weiſe; wie ſie an Venningen überhaupt gern eine kleine Bosheit übte.

Nein, nein! rief der Domicellar. Ihr habt die rechte Erkenntniß nicht. Ich ſtelle oder ſitze vielmehr ein Sinnbild des Cölibats vor: ſehnſüchtig öffne ich meine Arme nach einem reizenden weiblichen Weſen; aber dieſe Arme ſind gefeſſelt, wie Sie ſehen, ſonſt würden ſie —

Schweigen Sie! fiel Joſephine ein, ſonſt gebe ich Ihnen auch noch das Knaul in den Mund.

Thun Sie das, — thun Sie das, mein gnädigſtes

Fräulein! lachte der Admiral. Dann iſt der Venningen erſt recht ein vollſtändiges Sinnbild ſeiner Dienſtbarkeit. Denn er iſt doch nur die Unterlage, auf der Sie, meine Liebenswürdige, die Fäden Ihres Geiſtes und Witzes aufwickeln.

Sie kommen jetzt immer auf den Cölibat, bemerkte Joſephine. Ich glaube, Sie bewerben ſich um den ausgeſetzten Preis?

Um welchen Preis? fragte er.

Nun, den der Kurfürſt durch die theologiſche Facultät für die beſte Abhandlung über die Vorzüge des eheloſen Standes der Geiſtlichen hat ausſchreiben laſſen. Aber leider! dürfen keine Schreibfehler in der Abhandlung ſein, Herr von Venningen!

Etwas beleidigt von dieſem letzten Stichelwort, erwiderte der Domicellar:

Sie wiſſen, Comteſſe, was man hat, ſchätzt man nicht hoch. Ich denke, die Bewerbung um den Preis wird ſo lange offen bleiben, bis Sie geheirathet haben.

Und dann ſoll ich ſchreiben? fragte Joſephine.

Nein, — Ihr Mann! Sie werden im erſten halben Jahr ihm das Leben ſo ſauer gemacht haben, daß er die gehörige Begeiſterung für die Vorzüge des Cölibats beſitzen wird.

Joſephine ſchalt ſeine Unart, und der Admiral rief:

Aber, Herr Baron von Wallbrun, was ſagen Sie zum zweiten Gegenſtande, zum Schooshund, zum Amorchen?

Den nimmt Herr von Venningen ſo freundlich auf die Knie, erwiderte Franz Karl, um zu zeigen, wie ruhig ſein geiſtliches Herz ſchlägt. Sehen Sie nur, Amor iſt auf ſeinem Schoos eingeſchlafen!

Raſch und unvermerkt kneipte Venningen den Hund in den Schweif, daß er heulend aufſprang, und Zuflucht auf dem Schooſe ſeiner Gebieterin ſuchte, die ſcheltend den Liebling aufnahm und ſtreichelte.

Das war aber doch ein echt thieriſcher Laut! rief Agnes lachend. Vorhin behauptete nämlich meine Schweſter, ihr Amor habe Menſchenverſtand. Was ſagen Sie, Herr von Wallbrun?

Den hat er auch! fiel der Domicellar ein. Warum hat der gute Amor eben geheult? Weil er durch ſeinen Schlaf meinem Herzen Unrecht gethan haben ſollte. Und nun ſehen Sie, wie geſcheit das Luderchen ſeine ſchwarze Naſe an Joſephinens rothe Lippen drückt! Wer möchte nicht ſo eine kalte Naſe haben, um ſie zu wärmen? Und, meine gnädigſte Agnes, tadelten Sie vorhin nicht ſelbſt, daß er jeden Morgen aus ſeinem Schlafkorbe zu ſeiner Herrin unter die Decke ſchlüpfen darf? Iſt das nicht Menſchenverſtand? Wär' ich ſo geſcheit!

Gewiß! Sie verwöhnt ihn über alle Maßen, erwiderte Agnes.

So trieb ſich das Geſpräch noch eine Weile um den Hund, und Joſephine behauptete allen Ernſtes, er werde ſich noch einmal in einen Menſchen verwandeln. Aber in was für einen? hieß es, und man räthſelte. Franz Karl meinte, der Köter zeige doch bis jetzt die lebhafteſte Sympathie für Herrn von Venningen, ſo daß er ſich gewiß in einen Domicellar, wenn nicht lieber gleich in einen Kapitular verwandeln werde.

Das hoffe ich! verſetzte Joſephine; ſo wird er ſeiner natürlichen Liebenswürdigkeit am treuſten bleiben.

Dieſe letzteren Scherze ſchienen Agnes auf einen launigen Gedanken gebracht zu haben. Denn als die Gräfin, ihre Tante, eben von Hofe kam, und der Admiral ſie begrüßte, erhob ſie ſich, und knüpfte mit Franz Karl an. Die Gräfin erzählte unter anderen Hofneuigkeiten, wie ungehalten noch immer der Kurfürſt darüber ſei, daß man ihm von Seite Frankreichs einen Erzjakobiner geſchickt habe, und daß er ſich noch immer nicht entſchließen könne, ihn zu empfangen. Der Admiral hielt es für bedenklich, daß man den Geſandten ſo behandle, und die Franzoſen reize. Im Verfolg dieſer Unterhaltung nahm Agnes den Baron bei Seite, und eröffnete ihm ihr Anliegen. — Sie wiſſen doch, daß den 19. dieſes Monats Joſephinens Namenstag iſt, ſagte ſie. Zu den ſchönen Geſchenken, die ſie erhält, wollen wir einen Spaß ausführen, wozu Sie mir behülflich ſein müſſen. Der Hund Amor, habe ich mir eben ausgedacht, müßte an jenem Morgen ſeine Verwandlung beſtanden haben. Ich beſorgte voraus eine große Puppe mit dem Anzuge eines Domicellars in weltlicher Hoftracht. Die hohe Schulter und vorgeſchobene Bruſt würden ſchon den rechten Mann kenntlich machen. Ich entfernte an jenem Morgen heimlich den Hund und legte den Domicellar von Lappen in den Korb. Wenn dann meine Schweſter erwacht, und wie gewöhnlich, aber vergebens, den Amor ruft, ſo erblickt ſie im Korbe die Verwandlung, die ſich jedoch durch einige artige Verſe erklären müßte. Und dieſe Verſe ſollen Sie mir liefern, Baron!

Franz Karl lachte, fand den Gedanken charmant, wollte aber die Verſe ablehnen. Doch gerade um dieſe war es der Comteſſe zu thun. Sie dachte, dem ſtummen Liebhaber wo möglich einen Anlaß zu geben, ſich halb verſteckt auszuſprechen. Daher beſtand ſie auf ihrem Wunſche. Sie deutete ihm an, daß er mit dieſen Verſen dem Scherze eine beliebige Wendung geben, und Manches andeuten könnte, was er vielleicht für oder wider Joſephinen auf dem Herzen habe.

Franz Karl verſtand den Wink, und verſprach das Seinige zu thun, ſo gut er es vermöchte.

Sie haben die ſchönſte Gelegenheit artig zu ſein, flüſterte Agnes. Sorgen Sie nur, daß ich die Verſe zur rechten Zeit habe.

Franz Karl nickte lächelnd.

Viertes Kapitel.

Die verlockende Zuſage beunruhigte den jungen Baron nicht ſehr. Er vergaß ihrer leicht. Andere Gedanken traten hervor. Die Kaiſerkrönung, die erſt ſeine Feder beſchäftigte, ſetzte bald auch ſeine Phantaſie in Schwung, und regte manchen ſtillen Wunſch an. — So gingen ein paar Tage hin, und als im kurfürſtlichen Kabinet der Drang der Arbeiten ein wenig abgefloſſen war, erwartete ihn ein Privatgeſchäft.

Die Baronin, ſeine Mutter, mit dem Heirathsproject der Gräfin Coudenhove einverſtanden, drang mit Anbruche des Frühjahres darauf, die rheingauer Beſitzung, die ſie bisher verwaltet hatte, an den Sohn abzutreten, deſſen Eigenthum ſie war. Bei der Unentſchloſſenheit Franz Karl's durfte ſie jedoch, nach dem ausdrücklichen Wunſche der Gräfin, der Angelegenheit ſeiner Verheirathung nicht erwähnen, und nahm daher das Geſchäft ſelbſt zum Vorwande, das zu ſeinem Abſchluß gerichtliche Formen und die Zuſtimmung des eigentlichen Beſitzers erfodere. Die Baronin hatte nämlich letzten Herbſt den Ankauf verſchiedener Grundſtücke zur Erweiterung des ſchönen Beſitzthums, ſowie zu deſſen Abrundung den Verkauf und Umtauſch unbequem gelegener Grundſtücke eingeleitet. Eine Vertheilung und Ausgleichung der auf den verſchiedenen Grundſtücken haftenden Zinſen, Zehnten, Beete u. dgl. war jetzt erfoderlich, um die Sache dann gerichtlich zu beendigen. Zu dieſer Vertheilungsarbeit hatte ſie ſich lange nach einem geübten und erfahrenen Manne umgeſehen, der ihren Vortheil zu wahren verſtände. Franz Karl dachte gleich an Erasmus Lennig: aber es ward ihm ſchwer, ihn vorzuſchlagen. Er ſcheute ſich, in ſo nahe Berührung mit einem Manne zu kommen, von dem er ſich auf eine Weiſe entfernt hatte, die er oft genug bereute. Oder ſollte er ihn fremd behandeln, und vergangener ſchöner Stunden gar nicht gedenken? Da erwachte wieder mit aller Lebendigkeit das Bild der lieben Fides in ſeinem Herzen, das bisher mit ſo viel anderen, wie ihm ſchien, — ſo nichtigen Dingen erfüllt geweſen war. Jener Abend ſtand zauberduftig vor ihm, als er Fides in ihrem jungfräulichen Stübchen überraſchte. Sein Fuß hatte, jedem fremden Manne voraus, zuerſt dies Heiligthum betreten, und als er es damals verlaſſen, war ihm zu Muthe geweſen, als ob er mit jenem flüchtigen Kuß auf ihre Stirne einen ewigen Bund beſiegelt hätte. Und er hatte Fides die lange Zeit des Winters nicht geſehen; ſie war, wie er bald nach jenem Zank wegen der Granaten gehört hatte, gar nicht in Mainz. Wo war ſie, und warum war ſie fort?

Dieſe Fragen und Erinnerungen beſiegten endlich ſeine Verlegenheit oder ſeinen falſchen Stolz: er nannte ſeiner Mutter den Gefällverweſer Lennig, den ſie von ihrem ſeligen Manne her kannte. Sie ließ ihn rufen, und Erasmus ſich bereitwillig finden; worauf dann die Vorarbeiten nach vorliegenden Riſſen und Regiſterauszügen auf Franz Karl's Zimmer ſo weit gebracht wurden, daß man das Geſchäft an Ort und Stelle in wenig Tagen beendigen konnte.

Vor ſeiner Abreiſe nach Hattenheim beſuchte Franz Karl noch einmal den Forſter'ſchen Abend. Er traf von den gewöhnlichen Hausfreunden nur Stadion und Sömmering an. Huber wurde, wie Frau Thereſe beklagte, von ſeinem Geſandten zurückgehalten. Forſter gab ſich etwas leidend. Er beſchwerte ſich über ſeinen Arzt, der auf wiederholte Einladung noch nicht gekommen war. — Warum haſt du auch dieſen vornehmen Mann? ſagte Frau Thereſe. Mein Doctor Wedekind iſt voller Sorgfalt und Aufmerkſamkeit.

Ich lernte den Geheimerath beim Kurfürſten kennen, als ich nach meiner erſten Ankunft in Mainz noch allein hier war und zum erſten Mal bei Hofe ſpeiſte, erwiderte Forſter. Ich kam auf meine Geſundheit mit ihm zu reden, und er gab mir ſehr freundlichen Rath. Ich kannte ihn damals ſchon als berühmten Arzt von ſeltenem Blick.

Sie reden vom Leibarzte des Kurfürſten? fragte Stadion. Der iſt als nachläſſig bekannt. Es liegt nicht blos an dem genialen, fahrigen Weſen des alten Mannes: er iſt auch ſchmuzig geizig und übernimmt aus Habſucht zu viel Kranke und zu viel literariſche Arbeiten. Schade um einen ſo ausgezeichneten Arzt, und daß mit umfaſſendem Wiſſen und durchdringendem Scharfſinn ſo viel raffinirte Selbſtſucht, mit hellem Kopf und tiefem Denken eine ſo eiskalte Herzloſigkeit verbunden ſein kann!

Forſter nahm ſich vor, ihn aufzuſuchen, und da er den Vogel ſchon an ſeinen Federn kenne, auch einen Blick in ſein Neſt zu thun.

Franz Karl gedachte ſeiner Abreiſe nach Hattenheim, und Stadion beneidete ihn um die ſchönen Abende des Schnepfenſtrichs, — wenn bei ſtillmildem Wetter die Waldvögel ſchlügen, und das zarte Laub der Birke im Abendwinde zitterte. — Die Schnepfe und ſpäter der Auerhahn ſtreichen in poetiſchem Revier, meinte der geiſtliche Jäger; aber als Kur ziehe ich die Winterjagd vor, und habe ſie diesmal wieder fleißig getrieben. Sie ſpendet Wangenfarbe, Knochenſtählung, Damascirung des Magens, — unſchätzbare Vortheile für unſer Pappejahrhundert, — gibt Unerſchrockenheit, Muth, Geiſtesgegenwart, Entſchloſſenheit und Entſagung. Sie ſtäubt die im Papier- oder Societätsſtaube, hinterm Ofen der Pedanterei oder am Kaminfeuer der Converſation erſchlafften Geiſter aus

So verlaſſen uns alſo zwei Freunde, bemerkte Frau Thereſe, und dieſer ſtille Abend läßt uns einen Blick in unſere nächſte Zukunft thun.

Dieſer zweite war Hofrath Sömmering, der eben Abſchied nehmen wollte, um ſich in Frankfurt mit ſeiner geliebten Eliſabeth zu verbinden, und mit ihr eine Reiſe nach Wien auf mehrere Monate zu thun. Forſter erzählte von ſeinem früheren Aufenthalt in jener großen Reſidenz; aber er ward nicht heiterer davon, wie bei ſonſtigen Geſprächen und Erinnerungen. Stadion empfahl ſich bald, und als auch Sömmering in ſeiner heut noch geſteigerten Unruhe gehen wollte, um noch Einiges zu packen, ergriff Forſtern eine tiefe Wehmuth. Sömmering hatte Frau Thereſen, die vertraulich neben Franz Karl auf dem Kanape ſaß, die Hand gereicht, — etwas kalt und ſcheu, weil ſein ſtrenges Bräutigamsherz ihre Empfindungen für Huber durchſchaut hatte und mißbilligte. Jetzt umarmte er ſeinen George mit einem langen Kuſſe, blickte ſtumm und tief in dies gefärbte Weiß des Auges und ſagte: Gott erhalte dir dein edles Herz, George, und dein Seelenauge, das Alles gern verklärt erblickt! Wir ſehen uns wieder!

Zieh' hin! rief Forſter, und hebe den ganzen Schatz von Liebe und Treue deiner herrlichen Eliſabeth!

Er drückte den Freund mit Ungeſtüm an die Bruſt, und indem er mit heißen Worten an ihr altes freundſchaftliches Verhältniß erinnerte, ſetzte er mit feuchtem Auge hinzu:

Ach! Gott weiß es, ich bin noch ganz der Alte, opfere noch immer ſo gern auf jedem Altar des Genius, den ich auf meinem Weg antreffe, erkenne noch immer ſo gern und ſo theilnehmend fremdes Verdienſt, freue mich ſein ohne Mißgunſt und achte doch mein Wiſſen ſo gering, fühle ſo ſehr meine Nichtigkeit gegen den göttlichen Reichthum des Verſtandes, der Anderen zu Theil ward! Allein, ich wäre doch auch unwürdig dein Freund und von dir geachtet zu ſein, ein Urtheil und einen Vergleich anzuſtellen, wenn ich nicht gewahr würde, daß ich hier ohne dich iſolirt ſtehe, und kein Menſch iſt, der ſich an mich ſchließt, keiner, der mich verſteht, keiner, der mit den Worten dieſelben Begriffe verbindet, keiner, der einen Trieb fühlte, ſein ſogenanntes Fach um einen Fuß breit zu erweitern, eine einzige neue Entdeckung zu machen; keinen den es kümmerte, ob er je außerhalb der Mauern von Mainz genannt werden wird!

Lebhafter ergriffen, als es der ſonſt nicht ſentimentale Sömmering gewohnt war, verließ er das Zimmer. Doch Forſter hing ſich ihm an; er begleitete ihn die Treppe hinab, vor das Haus, die ſtille Gaſſe an der Schönborn'ſchen Gartenmauer entlang, bis zur benachbarten Wohnung des Freundes.

Die Zurückgebliebenen auf dem Kanape ſaßen eine Weile ſtill und von Nachbetrachtungen bewegt; bis Frau Forſter, ein Geſpräch anzuknüpfen, fragte:

Auch Sie, Herr Baron, gehen damit um, ſich zu verheirathen?

Franz Karl ſchüttelte leiſe den Kopf, und brach dann lebhaft aus:

Ach! ich verzweifle an einer Frau! Muß ich doch eben ſo ſchmerzlich empfinden, daß ich noch keinen Freund habe. Ich bin Ihrem vortrefflichen Manne nichts, kann ihm nichts ſein! Und er —? Nicht wahr, mir könnte er viel ſein? O ſagen Sie ihm das, liebe Freundin! Er ſoll mich lehren, einen Freund zu verdienen, und Sie — eine Frau, eine Frau, wie Thereſe Forſter!

Ach! beſter Herr Baron, verſetzte lächelnd Thereſe, — Liebe muß Jeder mit eigenem Herzen finden. Man geht an einem Kleeacker hin: aber ein zwei- oder vierblättriges Kleeſtengelchen fällt nur dem in die Augen, dem es ein Glück bedeutet. Ich darf Ihnen keines ſuchen helfen! Alſo ſind Sie noch nicht ſo weit? Nach Ihren neulichen ſo befangenen Aeußerungen —

Zu denen Sie ein ſo froſtig Geſicht machten —? fiel der Baron ein.

Ei, mein lieber Freund! rief Thereſe aus. Ihr Glück und mein Intereſſe können ſehr verſchiedene Augen haben. Die Heirath, die ich meinte, iſt ſehr paſſend für die Verhältniſſe, und kann ſehr glücklich für Sie ausfallen, und das wünſche ich Ihnen mit meinem beſten Herzen! Aber Ihre frühere, vielleicht unpaſſende Neigung war mir intereſſanter. Dieſe Neigung hatte eine Welt von Vorurtheilen wider ſich; da erblickte ich Liebe, junge Liebe und — eine alte Welt; ich hoffte zu ſehen, ob die Liebe oder die Welt ſtärker ſei. Jetzt ſehe ich oder erwarte nur — Glück, und Glück iſt ruhig oder doch fertig; man wendet ſich ab, und — hat vielleicht auch einen Kampfgenoſſen verloren.

Dieſe letzte Aeußerung war ſo flüchtig hingehaucht, daß ſie überhört ward. Franz Karl ſchwieg nachdenklich, vielleicht auch ein wenig empfindlich.

Ich kenne beide Geliebten nicht, fuhr Thereſe fort:

haben ſie Aehnlichkeit in ihrer äußeren Erſcheinung? Ihre inneren Eigenſchaften haben Sie mir ſchon geſchildert.

Ziemlich trocken antwortete Franz Karl:

Soll ich ſie Ihnen ſteckbrieflich beſchreiben? Fides iſt ſchöner, Joſephine pikanter; jene ſchlank und edel, dieſe zierlich und graziös; jene ſchwebt, dieſe tanzt. Der Teint iſt bei Beiden gleich klar und rein: aber Joſephine hat bei blondem Angeſichte die Seltenheit eines glänzend ſchwarzen Haares, und Fides bei ſchönſten blonden Locken die Ueberraſchung ſchwarzer tiefer Augen. Beide haben einen angenehmen Mund, Fides mit runden, Joſephine mit ſcharfen Lippen.

Thereſe unterbrach ihn mit Lachen. — Verzeihung, lieber Freund! ſagte ſie entſchuldigend. Aber Ihr Auge wechſelt noch zu leicht zwiſchen beiden ſchwebenden, ſchwankenden Wagſchalen, und nichts nöthigt Sie, Ihr Herz in eine oder die andere einzuwerfen, um ſie herabzuziehen. Darf ich Ihnen ſagen, wie's um Sie ſteht? Um die Stimmung Ihres Herzens, meine ich! — Bei Fides möchten Sie, bei Joſephinen könnten Sie: aber bei welcher müſſen Sie —? Die wahre Liebe, mein Freund, hat einen magnetiſchen Zug für eine Perſönlichkeit, ob ſie ſchwarz- oder blauäugig ſei, eine nothwendige Sympathie gerade für dieſe Seele in dieſer Erſcheinung. So lange Sie nicht müſſen, und Ihr Herz zagt, ſtatt gezogen zu werden, ſo lange —

Aber, mein Gott! an wem liegt es denn, wenn ich eben nicht gezogen werde? rief Franz Karl ungeduldig.

Vielleicht nur an Ihnen, mein Herr Baron! antwortete Thereſe mit Ernſt. Sie haben eine ſehr getheilte

Lebensſtellung: die reinmenſchlichen Rückſichten oder Neigungen haben ſich mit Ihren Standesbegriffen wunderbar verſchlungen; Sie ſtehen, herüber und hinüberſchwankend, auf einer Markſcheide der Geſellſchaft, vielleicht auch der Zeit. Unſere Zeit iſt eine unglückliche, eine Zeit der Halbſcheiden und neuer Miſchungen. Wie manche Verbindung geht da als Probe, als erſter Verſuch zu Grund! Und Sie, mein Freund, ſcheinen mir ein rechter Sohn dieſer Zeit: für ariſtokratiſche und für revolutionaire Ideen empfänglich. Aber jede Zeit hat ihre Märtyrer; die unſerige hat ihre Opfer des Schwankens. Was ſoll ich Ihnen rathen? Laſſen Sie ſich noch gehen, und wenn Ihnen auf derſelben Lebenslinie kein eben ſo getheiltes Weſen begegnet: ſo müſſen Sie ſich entſchieden nach einer oder der anderen Seite wenden. Machen Sie vor Allem Ihr Herz frei, und es wird einen Zug haben!

Forſter, der ſich zu ſammeln geſucht hatte, kam zurück. Doch war ſein Herz noch nicht ganz von Sömmering los: er brachte das Geſpräch auf die großen wiſſenſchaftlichen Verdienſte ſeines Freundes, ohne zu bemerken, daß er an dem Baron einen zerſtreuten, ſehr in ſich ſelbſt verſunkenen Zuhörer hatte. Franz Karl nahm dann auch Abſchied in einer ſehr nachdenklichen Stimmung, die ihn noch des anderen Morgens nach Hattenheim begleitete, nachdem er die Nacht über, wachend und träumend, ſich mit Thereſens Gedanken zu ſchaffen gemacht hatte.

Fünftes Kapitel.

Auch Forſter hatte wieder eine ſchlafloſe Nacht gehabt, woran gewiß die Gemüthsbewegung des vorigen Abends mitſchuld war. Er entſchloß ſich daher, ſeinen Arzt zu beſuchen, ſtatt ihn vielleicht noch einmal vergebens einzuladen.

Der Geheimerath Hoffmann bewohnte als Leibarzt des Kurfürſten und da er unverheirathet war, einige hübſche Zimmer im älteren Schloßflügel. Hier auf der Seitentreppe begegnete Forſter dem Staatsrathe von Müller, der eben vom Kurfürſten kam. Forſter redete ihn franzöſiſch an, wie er von jeher auch an dieſen vereinſamten, ſchwer zugänglichen Mann zu ſchreiben pflegte. Müller antwortete diesmal deutſch, mit unſtetem Blick und unruhigem Weſen über den Drang der Geſchäfte klagend. — Ich kann Ihnen verſichern, ſagte er, daß alle meine Augenblicke verſchlungen ſind. Wann wird mir Gott die Zeit wieder ſchenken, daß ich meine Freunde genießen, daß ich wieder ſtudiren und den Nationen die Wege Gottes mit den Menſchen werde darſtellen können!

Bei ſolchen Wünſchen und perſönlichen Bedürfniſſen werden Sie gewiß keinen Krieg machen helfen, Herr geheimer Staatsrath? äußerte Forſter.

Was den Krieg betrifft, lieber Herr Hofrath, ſo wünſche ich, daß die Titanen zur Selbſterkenntniß gebracht werden, und wie ich von Herzen gern ſehen und dazu helfen werde, daß der erſte, über andere ſich erhebende König, wie Kaiſer Joſeph, gedemüthigt werde: ſo würde es mich auch freuen, wenn Gott gibt, daß Die von den Thronen ihres Dünkels erniedrigt werden, welche — Gott, der Religion, der Erfahrung aller Jahrhunderte, allen großen Männern, der Majeſtät, ja der Menſchheit Hohn ſprechen, und in ihrer Aufgeblaſenheit keine göttliche noch menſchliche Macht erkennen, als den pariſer — Mob.

Laſſen Sie den Kurfürſten dies Emigranten-Ungeziefer vertreiben! eiferte Forſter. Wenn dies Volk nicht bald von den kleinen Fürſten an der Grenze ihr consilium abeundi erhält: ſo können wir eines Angriffs von Frankreich gewärtig ſein; denn zu deutlich ſieht man in Frankreich ein, daß es die Politik der großen Höfe iſt, zu zögern und die Anarchie in Frankreich ſo lange als möglich zu unterhalten. Ich lache indeß über dieſe Weisheit, die am Ende immer nur nach Ereigniſſen handelt, folglich nicht frei, ſondern dienſtbar iſt. Wenn die franzöſiſche Revolution wichtige Folgen haben ſoll, werden es dieſe armen Politiker nicht hindern!

Ja, ja! rief Müller, ich ſehe wohl, eine neue Ordnung der Dinge, ein anderer Ton, als des vorigen Geſchlechtsalters, fängt an. Gott wird wiſſen, ihn auf ſeine Harmonie zu ſtimmen. Gott befohlen!

Er eilte keuchend und geſchäftig fort.

Im Vorzimmer fand Forſter den alten Bedienten des Leibarztes in hechtgrauer, fadenſcheiniger Livree mit langem Wickelzopfe und breiten Schnallenſchuhen. Sein kupferrothes Geſicht und die kleinen gefurchten Augen glänzten eben von der Unterhaltung mit Garzweiler's alter Haushälterin, die ſehr herausgeputzt daſtand, und hier gar nicht ſo ſchwer zu hören ſchien, wie zu Hauſe. Der Bediente ließ ſie in ein Kabinet treten und fragte nach Forſter's Anliegen, auf welches er erklärte, daß der Herr Geheimerath heute Niemand annähme.

Forſter bat, er möge nur ſeinen Namen nennen, und anfragen, wann er den Herrn Geheimerath ſprechen könne.

Darf gar nicht eintreten! erklärte der Alte; indem er ſehr gleichgültig dabei im Zimmer aufräumte.

Forſter, der erſt eine bloße Unart oder Wunderlichkeit des alten Dieners eines genialen Herrn vermuthete, beſtand mit einigem Nachdrucke darauf, gemeldet zu werden; worauf ihn der Hechtgraue verwundert anſah, und ſtillſchweigend mit dem Kopfe ſchüttelte; ſo daß Forſtern endlich nichts übrig blieb, als mit Stolz fortzugehen. Doch ſchnell erreichte ihn der Bediente. — Sehen Sie, beſter Herr Hofrath, ſagte er, — ich thät's ja gerne, und wollte mir wol noch eine zweite Ohrfeige gefallen laſſen. Aber es iſt erſt ſo kurz, daß ich es für einen fremden Herrn verſucht habe. Sehen Sie, am linken Ohr da muß es noch ganz roth ausſehen! Der fremde Herr Patient vergütete mir freilich den Schlag. Und wenn ich es für Sie nochmal wagen ſollte: ſo müßte ich gerade mit der rechten Seite anmelden; denn zwei Feigen auf Ein Ohr würden doch zu ſtark aufweichen.

Forſter ſah den Heuchler durchdringend an. Jetzt fiel ihm Huber's Bemerkung ein, daß der Bediente ſich beſtechen ließ. Es intereſſirte ihn, den Spitzbuben zu beobachten, und lag ihm zugleich Alles daran, den Arzt zu ſprechen. Er zog alſo die Börſe, und reichte dem Bedienten einen Laubthaler. Der Alte ging, und öffnete bald darauf die Thüre mit einem kläglichen Geſicht und die Hand an das rechte Ohr gedrück.

Hoffmann, ein Siebenziger, groß und ſtark von Geſtalt, mit genialem Blick unter einer Knotenperrücke, empfing Forſtern mit zuvorkommenden Höflingsmanieren. Seine Zimmer, überfüllt mit Büchern, Naturkörpern, Kunſtſachen, Modellen u. dgl., verriethen einen Bewohner, der ſehr auseinanderliegende Studien betrieb: — neben den mediciniſchen Wiſſenſchaften die mathematiſchen, Telegraphie, allgemeine Sprache u. ſ. w. Dabei herrſchte in allen Ecken die launige Unordnung eines Hageſtolzen, der die Hand eines ſorgfältigen Bedienten nicht duldet oder entbehrt. Der Wirrwarr fiel noch mehr in den ſchönen Zimmern auf, aus denen man eine reizende Ausſicht über den Rhein hatte.

Forſter ſetzte ſein Uebelbefinden auseinander. — Alles von dem alten Scorbut! rief Hoffmann dazwiſchen, wenig aufmerkſam, mit Dieſem und Jenem beſchäftigt.

Ich glaub's! erklärte Forſter. Seit jenem Uebel aus der Südſee iſt Kälte mein Tod und Näſſe lähmt meine körperlichen und moraliſchen Kräfte. Freilich habe ich den Winter auch viel krumm an meinem Schreibepulte geſeſſen. Am Ende, fürchte ich nur, geht auch etwas von meinen Krankheiten auf meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten über: ſie bekommen etwas Scharfes, was mir hinterdrein leid thut. Aber, ſehen Sie, ich hatte in Polen einmal das Gallenfieber, — ein ehrlicher Mann kann es auch ſchon um

Polens willen bekommen — es war wenige Wochen, ehe ich nach Deutſchland reiſte, meine Frau zu heirathen.

Ha, ha! lachte der Alte, da hatten Sie alſo früher die Galle, ehe Sie die Leber hatten?

Sie meinen, Herr Geheimerath, wie Sie eine Maitreſſe früher, als ein Herz gehabt haben?

He! Seien Sie nicht grob, junger Menſch! rief Hoffmann.

Nur die gute Wirkung Ihrer Rhabarber, Herr Doctor! verſetzte Forſter, und fuhr fort:

Hören Sie! Hernach befand ich mich jedes Frühjahr gegen den Sommer übel, weil die galligen Schärfen ſich im Körper herumtrieben, obgleich ich die Rückkehr des Fiebers zu verhüten gelernt hatte.

Sie ſterben einmal an der Gicht! ſagte Hoffmann kurz und kalt. Aber Sie haben wirklich viel richtige Anſichten von der Natur der Krankheiten nach meinem Syſtem. Haben Sie es denn ſtudirt?

Nein! antwortete Forſter.

So müſſen Sie wiſſen, fuhr Hoffmann fort, daß ich von Boerhave und Stahl ganz abweiche. Entſchuldigen Sie, daß ich die Namen zweier berühmten Quackſalber in Ihrer Gegenwart nenne! Ich erkläre und behandle alle Uebel aus der Empfindlichkeit und Reizbarkeit der feſten Theile, auf welche die Verdorbenheiten der Säfte als Reize wirken. Mir iſt es gelungen, was bis jetzt noch Keinem, nämlich Humoral- und Nervenpathologie in ein Ganzes zu bringen. Verſtehen Sie! Ich nehme zehn Grade der erregten Reizung an.

Zehn? Das ſtimmt ja mit dem decadiſchen Syſtem des revolutionairen Frankreichs überein! bemerkte Forſter ſcherzend.

Hoffmann ſah ihn ſtarr an, ſenkte darauf nachdenklich den Blick, und nahm eine Priſe. — Auf welche wunderbare Combination bringen Sie mich da! ſagte er, und fuhr mit ſteigender Stimme fort:

Wahrhaftig! Mein Syſtem iſt mit der franzöſiſchen Revolution verwandt; beide haben übereinſtimmende Vorausſetzungen. Vergleichen Sie die Reizbarkeit der feſten Theile unſeres Körpers mit der Reizbarkeit eines Volkes vermittelſt der Nerven einer geſteigerten Bildung; nehmen Sie ferner die Verdorbenheit der edelſten Säfte einer Nation, — Sie verſtehen mich! — des Adels und der Geiſtlichkeit! Und — beim heiligen Hippokrates! — auch das trifft wieder überein, daß ich in meinem Syſtem juſt zwei Hauptverderbniſſe der thieriſchen Säfte annehme, und daß ganz ähnliche im Staatsleben der franzöſiſchen Revolution vorausgegangen ſind, nämlich Säuerung, — im Staate der Selbſtſucht durch Privilegien vergleichbar, und zweitens Fäulniß, — in den Nationen durch ſittliche und ſociale Verderbniſſe dargelegt. Da haben Sie's! Tauſend Donnerwetter!

Er ſprang von ſeinem Seſſel auf und rannte durch das Zimmer, die platten Hände an den Bauch gedrückt, die Fingerſpitzen in die Klappentäſchchen der geſtickten Weſte geſteckt.

Ich bin ja, bei Gott! von der Vorſehung, vom Weltgeiſte berechnet, rief er aus. Chriſtoph Ludwig Hoffmann aus Rehda in Weſtphalen iſt prädeſtinirt. Mein Syſtem und die franzöſiſche Revolution begegnen ſich, um die erkrankten Staaten und die leidende Menſchheit nach gleichen Naturgeſetzen zu heilen. — Warten Sie, das muß ich notiren! Das gibt eine merkwürdige Abhandlung, nicht mit Gelde zu bezahlen!

Er ſetzte ſich, und warf haſtig in groben Zügen einige Gedanken auf ein Blatt Papier, wobei er mit gleicher Lebhaftigkeit ſprach:

Das aber bitt' ich mir aus, Hofrath Forſter, daß Sie mir nicht etwa mit Ihrer voreiligen Feder ins Revier kommen! Sie haben zwar den erſten Gedanken gehabt, eigentlich nur eine Wahrnehmung: aber von der Ausführung verſtehen Sie doch nichts. Sie ſind hier der Vater eines Kindes, das Sie nicht ernähren können, — Proletarier!

Plötzlich hielt er inne, und ließ die Feder aus der Hand fallen, daß ſie einen Klecks gab. — Tauſend Schock Hagelwetter! rief er. Ich darf ja darüber nichts ſchreiben, nichts publiciren! Wenn der Kurfürſt lieſt, daß mein Syſtem mit der franzöſiſchen Revolution harmonirt: ſo bin ich ſein geheime Rath geweſen! Keine Fürſtlichkeit vertraut mir mehr ihren durchlauchtigen Leichnam an; der Adel will nicht mehr curirt ſein, — incurabel iſt er ohnedies! — meine Recepte kommen ins Fallen, wie die franzöſiſchen Aſſignaten. Mitgegangen, ihr Recepte, wird es heißen, mitgehangen! Nein, es geht nicht! Daß dich — daß dich das Mäuschen beiße!

Er ſank wie ein Verzweifelter in den Seſſel zurück, und ließ die Arme lahm über beide Lehnen hangen.

Probiren Sie Ihr Syſtem einſtweilen an mir! ſagte Forſter lachend. Ich fürchte die Revolution nicht. Verſchreiben Sie mir gleich einmal mit der ſo glücklich eingetunkten Feder!

Nun ja, erwiderte der Doctor kleinlaut. Aber zuerſt, lieber Forſter, — recipe ſieben Gran Discretion! Sie verſtehen mich! Wegen der Verſchwörung oder Verſchwägerung meines Syſtems mit der Revolution. Wiſſen Sie? Und nun!

Indem er einen ſchmalen Streif Papier beſchrieb, murmelte er vor ſich hin:

Rangiren unter Fäulniß — will ſagen Säuerung. Scorbut an den Knochen, Gicht in den Gelenken. Ausſcheidende Mittel, Ausdünſtung, beſonders Ausathmen! So! das nehmen Sie!

Er reichte Forſtern das Recept, und ordnete ihm eine Diät an. — Ich ſchätze Sie ſehr, ſagte er darauf. Mit Ihnen läßt ſich doch ein geſcheites Wort wechſeln. Unſere Mainzer, hoch und niedrig, ſind coloſſal, wahrhaft transſcendental in der Ignoranz. Ich bin glücklich, wenn ich einmal einen Mann, wie Sie, habe.

Dennoch hat meine Anmeldung Ihrem Bedienten eine Ohrfeige eingetragen, lächelte Forſter.

Was? rief Hoffmann. Hat er das geſagt? Wart', Knabe!

Er rannte nach ſeinem ſpaniſchen Rohr, das er drohend ſchwang, ohne den Bedienten aufzuſuchen.

Ja, das verdient er! mahnte Forſter. Laſſen Sie ihm das gute Rohr nur immer angedeihen!

Zweifeln Sie, daß er's angemeſſen bekomme? rief der Doctor. Ja, er bekommt ſeine Züchtigung! Beim Hippokrates! Nur nicht in Ihrem Beiſein: das würde ins Unanſtändige fallen, und verletzte den Burgfrieden. Nicht weil wir hier im Schloſſe — ſondern weil Sie mir ein königlicher Menſch ſind!

Und indem er das Rohr bei Seite ſtellte, klagte er:

Es iſt ein fataler Knabe, mein Franz. Ein nichtsnutziger Knabe! Ich kann ihn nur nicht los werden.

Forſter empfahl ſich, und Hoffmann begleitete ihn nach dem Vorzimmer. Kommen Sie recht bald wieder! ſagte er. Jetzt muß ich leider! hinüber zum Kurfürſten. Der alte Herr hat ſich wieder über Broſchüren und Zeitungen geärgert, die ihm der Director der Leſegeſellſchaft überſchickt hat. — Was gibt's hier? fragte er eine dürftig ausſehende Frau, die der Bediente abzuweiſen ſuchte.

Frau Godron läßt Sie ſchönſtens grüßen, war die Antwort, und ſie läge in den Wochen.

Frau Godron! Wer iſt die Frau Godron? Was ſoll mir eine Frau Godron? rief Hoffmann; worauf das Weib erwiderte: Ihre arme Tochter wollen Sie nicht kennen? Ihr natürliches Kind? O, Herr Geheimerath, bedenken Sie Ihr Gewiſſen!

Ich empfehle mich, Herr Hofrath! ſagte der Arzt ſehr artig, und als Forſter hinaus war, hieß er den Bedienten die Bettlerin fortſchaffen. Meiſter Godron muß fleißig Ziegel machen! ſagte er. Seine Lehmgrube iſt eine Goldgrube, wenn er's verſteht!

Der Bediente hatte ſeine Noth, das ſcheltende Weib fortzubringen. Während er ſich draußen und auf der Treppe mit der Zänkerin herumſtritt, öffnete Hoffmann mit Behendigkeit einen Wandſchrank, und brachte die Büchſe hervor, in welche der Bediente den Laubthaler Forſter's zu den übrigen Abfällen des Vorzimmers eingeworfen hatte. Hoffmann ſchüttelte ſie aus und überzählte das Geld. Darüber kam der Bediente zurück, ſprang hinzu, und faßte ſeinen Herrn am Arme, ihn wegzuziehen. Dieſer grapste ſchnell eine Handvoll des Geldes, und der Bediente packte die gefüllte Fauſt des Arztes. So zogen und zerrten ſich Beide hin und her; wobei Hoffmann drohend rief: Knabe, Knabe! Ich rathe dir im Guten! Vergiß nicht, daß ich dein Herr bin! Du ſollſt Vater und Mutter ehren, weißt du? Ich bin jetzt dein Vater, Knabe!

Und dieſe Geldbüchſe iſt meine Mutter! ſchrie der Bediente. Ich leid's nicht, daß Sie mir ſchon wieder meinen Bienenſtock ausheben!

Dir, dir ausheben! ſchalt der Herr. Für wen hab' ich dir erlaubt, Anmeldungen nur gegen Vergütung zu machen, he? Für dich, Knabe, — für dich allein?

Dabei ſchlug er mit der leeren Hand nach dem Bedienten; wogegen dieſer in die aufgekräuſelte Perrücke ſeines Herrn griff, daß der Puder herausſtäubte. Im Zorn erfaßte Hoffmann den langen Zopf ſeines „Knaben“, und zog an dieſem Drehling den Kopf deſſelben ſo ſtark zur Seite, daß das Geſicht nach dem Kabinet gewendet war, aus welchem in dieſem Augenblicke die alte Urſel, von dem Schreien und Schelten geängſtigt, zum Vorſchein kam. Beide Streittheile fuhren auseinander; wobei jedoch der Geheimerath das Geld in der Fauſt behielt. — Was will Sie? fragte er in ſtolzer Poſitur und vornehmem Ton. Wer iſt Sie, alte Perſon?

Ach! ich hörte meinen Franz in Noth, und wollte —

Und wollteſt mir beiſpringen? rief Franz. O was haſt du für ein Gemüthchen, du Engelsgemüth! Aber nun ſoll's auch biegen oder brechen! Ja, Herr Geheimerath, Sie ſollen es wiſſen, daß es die Urſula Suſanna Rudelbachin iſt, meine Verlobte. Die iſt es!

Was, Knabe? du willſt heirathen? fragte Hoffmann ſehr betroffen.

Ja, wir bitten um Ihre Einwilligung dazu: Hand und Herz ſind einig!

Mit dieſen Worten faßte der ſogenannte Knabe die Alte bei der Hand, und zog ſie aus ihren Zickzackknixen gegen den Geheimerath hervor.

Wer iſt Sie denn nur? Woher iſt Sie denn? fragte der Arzt. Ich weiß ja gar nichts von Ihr!

Sie iſt aus der Stadt und beſorgt den Haushalt des frommen Herrn geiſtlichen Rathes Garzweiler! antwortete Franz.

Aha! lachte Hoffmann. Sie hat wol auch ſo einen Bienenſtock, wie mein Franz da? Und ihr wollt euch heirathen? Geht mir! Das kenn' ich ſchon. Heirathen? Nennt es nicht heirathen, — ſprecht mir nicht vom Bunde eurer Herzen: eure Bienenſtöcke wollt ihr zuſammenſchlagen. Aber dazu habt ihr noch Zeit genug; ihr könnt immer noch einſammeln, Honig machen: eure Herrſchaften blühen noch. Heirathen? Du Franz? Schäme dich, Knabe! Was brauchſt du ſchon eine Frau? Du biſt ja noch ein ganz rüſtiger Menſch. Und, — nimm guten Rath an, Knabe! Da deine — wie heißt ſie? Suſanne, dein Bienchen hat eben bös Beiſpiel geſehen, wie ich dich nämlich nachdrücklich gezüchtigt habe. Und nun weißt du, was du von deiner Frau zu erwarten haſt. Laß ſie fahren: ſie hat dich in deiner Schwäche geſehen! Sie hat mir abgemerkt, wo man dich packt! Und Sie, Jungfer Suſanne oder Urſel, Sie muß dem Franz nicht Alles glauben, was er Ihr von ſeiner Liebe und ſeinem Bienenſtocke vorſchwatzt. Liebe? Ein Leckermaul iſt er! Glaube Sie mir: — es gilt nicht der Suſanne, es gilt ihrer Bratpfanne! Da, nehme Sie Abſtand, und halte Sie Ihr Maul über Alles, was hier vorgefallen!

Er reichte ihr das Geld, das er noch in der linken Fauſt hielt, und verließ mit vornehmer Haltung das Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Die Geſchäfte, die den Baron Franz Karl nach ſeiner Beſitzung bei Hattenheim gerufen hatten, führten ihn auch mit dem Krahnmeiſter Cratz im nahen Oeſtrich zuſammen. Mit ihm hatte die alte Baronin den Verkauf eines Stückes Weinberg verabredet. Cratz bewohnte ein allerliebſtes Häuschen, nicht weit vom Ufer auf einem Hügel, einſtöckig mit Manſarden. Gegen den Strom gerichtet, genoß es der ſchönſten Ausſicht ins Rheinthal. Ein hübſcher Garten mit Beeten und Bäumen ſchloß ſich an das Häuschen an; einige Feldſtücke erweiterten den Beſitz, und reichten an das Weinbergsſtück, das nun noch dazu kommen ſollte.

Bei einer Flaſche Wein, an welche ſich auf rheiniſch heitere Weiſe die Unterhaltung knüpfte, erſchien auch mitſprechend die Hausfrau, ein hübſches, anmuthiges, junges Weib, deſſen Züge dem Baron beim erſten Anblicke auffallend bekannt vorkamen, — ſeelenvolle Augen, etwas gebogene Naſe und edle Geſtalt. Sie brachte ihren kleinen Nazi mit, und ließ ihn zur Unterhaltung des Barons ſeine Kunſtſtücke im Laufen machen. Der heitere Verſtand, das reine, freie Herz des Weibes verrieth ſich in jedem Wort und Blicke. Mit dem geſunden, unruhigen Kinde, das bald niedergeſetzt, bald aufgenommen ſein wollte, ſtand ſie am Tiſche vor den Papieren, die zwiſchen den Unterhandelnden lagen, mahnte ihren Mann, nicht ſo kleinlich mit dem vornehmen Herrn zu handeln, und würde doch zuletzt mit ihren freundlichen Blicken dieſem vornehmen Herrn alle Vortheile aus den Händen geſpielt haben, wäre nicht der genaue, pünktliche Lennig mit billiger Ausgleichung dazwiſchen getreten. Und als zum Schluſſe der Verhandlungen Franz Karl auf das Gedeihen des kleinen Nazi mit der Mutter anklingte, und dem künftigen Beſitzer viel gute Weinjahre wünſchte, zeigte ſich die lebendige Anmuth der Rheinländerin in der einen gefälligen Bewegung, mit der ſie ſich verneigend ihren Knaben emporſchwang, dem Herrn Baron eine Patſchhand zu geben. Man ſchied mit der heiterſten Zufriedenheit unter Vorbehalt des gerichtlichen Abſchluſſes.

Franz Karl war innerlich bewegt, als er neben Lennig die Obſt- und Nußbaum-Allee einſchlug, an der eben Knospen und Kätzchen zu treiben anfingen. Er kam auf das Glück dieſer ſtillen Familie zu reden. — Natur und

Liebe, rief er, ſichern doch am Ende allein die Wahrheit und das Glück unſeres Daſeins. Die Natur, indem ſie uns unwiderſteblich beherrſcht, gewöhnt uns an ewige Geſetze, deren Joch aber ſüß iſt und den willigen Gehorſam mit dem unſchätzbaren Glücke der Sicherheit und Wahrhaftigkeit belohnt. Und je feſter wir uns in ihrem Arme halten laſſen, deſto freier herrſchen wir im unendlichen Reiche der Liebe, wo Alles von uns abhangt, und was wir ſchaffen und ſpenden ſo unermeßlich iſt, wie das, was wir erſt durch Gehorſam empfangen haben. Was ſind dagegen dieſe papiernen Geſchäfte voll Willkür und Ekel, und unſere Geſellſchaft mit ihren hohlen Formen und geſchminkter Zuthätigkeit? Ja, ich will für die ſchönſten Sommertage hierher flüchten, um zu vergeſſen, was ſie dort guten Ton nennen, und was doch nie ſo rein und tief in der Seele anklingt, als was in jenem Häuschen laut wird und ich früher ſchon bei Ihnen, lieber Lennig —

Dieſe abbrechende Aeußerung, die dem edelmüthigen Herzen des Barons entſchlüpft war, ſetzte Beide in einige Verlegenheit. Das frühere Verhältniß war unerwartet berührt, und jeder empfand, daß der gute Augenblick eine Verſtändigung fodere. Erasmus brach das Stillſchweigen zuerſt, indem er den Baron um Verzeihung für ſein damaliges barſches Benehmen bat. Er ſchob das Mißverſtändniß wie ſeine eigene üble Laune auf Garzweilern. — Wie oft bin ich nicht in Gedanken zu Ihnen gegangen, ſagte er, Sie um Verzeihung zu bitten und zugleich vor dem Vater zu warnen. Da ich aber gegen dieſen nichts Beſtimmtes beibringen konnte: ſo unterblieb auch immer wieder das Andere.

Es galt alſo nicht, mich von Ihrem Hauſe zu verbannen? fragte der Baron lächelnd. Denn in dieſer herzlichen Stunde darf ich es Ihnen ja wol geſtehen, daß ich nicht um Ihretwillen allein kam, und daß mich auch Ihre liebenswürdige Fides —. Doch wie ſoll ich es nennen, was mich damals ſo dunkel als tief bewegte, und worüber ich auch Sie im Unklaren gelaſſen habe?

Was hätten Sie mir auch klar machen wollen, Herr Baron? erwiderte Erasmus. Ihr Schweigen rief wenigſtens keinen Widerſpruch hervor; Ihr Benehmen hielt ſich in den Schranken der guten Geſinnung, mit der Sie gewiß ſtets zu uns gekommen ſind. Aber ſehen Sie, Herr Baron, — meine Fides war ein Kind: Natur und Jugend liegen ihrem Herzen näher, als die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens, die der Vater dieſes Kindes ehrt und zu reſpectiren weiß.

Lieber Mann, ſagte nach einer Weile Franz Karl, — dieſen unglücklichen Einrichtungen fehlt Eins: eine Zuflucht, ein Aſyl außerhalb der Schranken der Standesunterſchiede, wohin ſich rein menſchliche Liebe retten könnte, wo ſie eine Anerkennung, eine Geltung für ſich und für ihr trautes Glück fände, ungemahnt, unangefochten von den anderen Beziehungen und Anſprüchen des geſellſchaftlichen Lebens. Warum ſoll das Reinmenſchliche, das den Hohen wie den Niederen gemeinſam iſt, ſtets nur in hoher oder niedriger Verbindung erſcheinen? Warum ſoll es nicht auch einmal, wo es ſich eben ſchickt, Hoch und Niedrig vereinen und Beides ausgleichen? Warum wird das reine, ſich ſelbſt genügende Daſein der Herzen von Denen nicht geduldet, ſondern geſtört, verfolgt, die im hochmüthigen Dienſte der geſellſchaftlichen Vorurtheile ſtehen?

Das iſt es, was ich ſagen will, Herr Baron! antwortete Lennig. Und wollen Sie dem grauſamen Herkommen trotzen? An dieſem Trotze zerſtört, zerbröckelt ſich doch am Ende das ſtille Glück einer Familie; bei der leiſeſten Bewegung ſtößt ſich das bedrängte Herz wund, und verblutet ſich eine edle Liebeskraft. Wer könnte ſolche Vorurtheile bewältigen? Vielleicht die kommende Zeit. Aber auch mit Ihrem Aſyl, wie Sie es nennen, Herr Baron, iſt es nichts. Offen geſtanden, iſt mir nicht recht klar, was Sie damit meinen. Gäbe es aber wirklich in irgend einem Winkel des bürgerlichen Lebens eine anerkannte und gültige Zuflucht für reine Liebe, die nicht in die Standesverhältniſſe paßt: ſo würde ſolche gewiß die edelſten Kräfte dem geſellſchaftlichen Leben entziehen, wie in jenen früheſten Jahrhunderten gerade die Menſchen eines tiefen, beharrlichen Gemüths die Einöde aufſuchten und Einſiedler wurden. Nein, Herr Baron, das Leben der Wirklichkeit iſt der Herrſcher, in deſſen Ordnung man ſich gern oder ſchmerzlich finden und fügen muß.

Nach einer kleinen Stille ſetzte Erasmus hinzu:

Sie haben das auch ſelber ſchon eingeſehen, und ſtehen daran, einen Lebensbund zu ſchließen, wie er innerhalb Ihres Lebenskreiſes Geltung hat und — Glück bringen kann. Verzeihung! Ich hörte wenigſtens davon, und will durchaus nicht neugierig ſein.

Der Baron machte mit verdüſtertem Geſicht eine Bewegung, wie man etwas nicht Erwünſchtes zurückweiſt. Dann ſagte er in weicher Stimmung:

Ich bin ſo ſeltſam bewegt, lieber Lennig. Dieſe ſtille Luft, dies geheime Treiben an Buſch und Baum, dies zerſpaltene Gewölk, aus dem von Zeit zu Zeit die Sonne flüchtig auf die ſprießende Landſchaft fällt, wie ein Mutterauge durch den Spalt des Vorhangs nach ihrem Säugling blickt, der ſich zu erwachen regt, — dies Alles ſtimmt mich wunderbar zu jener frohen Wehmuth des Frühlings, und doch, wie mir ſcheint, keines bloßen Jahresfrühlings, ſondern eines Lebensfrühlings. Da unten liegt meine Beſitzung mitten im Schooſe dieſes herrlichen Stromthales. Wieſen und Ländereien, Weinberg und Waldung ſchließen ſich an das Schlößchen mit ſeinem kleinen lieblichen Park. Das Erdgeſchoß überwintert tropiſche Pflanzen, und hinter dem hohen Balkon — welche ſchöne Folge von Zimmern, die den reinſten Himmel athmen! Bilder und Bücher reihen ſich an, von meinem Oheim mit Geſchmack und Kenntniß geſammelt. Welche ſelige Stille zur Einkehr in ſich, welche Natur zum Ausblick, und der Strom zum Verkehr mit der Welt! Ich fühle mich zum erſten Mal als Beſitzer mit jener paradieſiſchen Sehnſucht, die unſer Stammherr Adam empfand, als ihn verlangte nicht allein zu ſein. Aber — Ihre Hand darauf, lieber Lennig, daß es unter uns bleibt! — die Sie vorhin meinten, iſt mir die rechte Eva nicht: ſie rückt mir ferner, ſeit ich hier bin, und wird meinem Herzen fremder, ſeit es ſo froh in ſeiner neuen Heimath ſchlägt. Ich kann ſie nicht in lebendiger Verbindung mit meinem frohen Beſitze, nicht als Seele dieſer Umgebung empfinden; ich zweifle ſelbſt, daß ſie ſich hier zufrieden fühlen würde. Natur und Liebe, verlaßt mich nicht! Alles Herrliche und Selige, was der Himmel über dies Fleckchen Erde ausſchüttet, fällt neben ihrem unruhigen Köpfchen nieder. Vielleicht flattert ein Roſenblatt auf ihren ſchimmernden Nacken, und ſie zerdrückt es, daran zu riechen; vielleicht auch ſtreut eine Lilie ihren Goldſtaub auf das Medaillon unter ihrem Herzen, und ihre lachenden Lippen blaſen ihn vom gemalten Bilde der Großmutter ab. Nein, nein, hier iſt ihr Element nicht. Ihr luſtiges Auge lodert gern unter den Kronleuchtern des Hofballs; die kleine Muſchel ihres Ohres brauſt von der Huldigung der Gecken. Ein Leid ergreift mich bei dieſen Erinnerungen, lieber Lennig; ich möchte nicht wieder fort von hier; eine leiſe Stimme ruft mir zu, — hier werde ich noch einmal Zuflucht vor Verdruß und Staub, vor Schmach und Dienſtbarkeit finden.

Er ſchwieg und nahm einen lebhafteren Schritt. Erasmus, neben ihm einherwandelnd, ſah den jungen Mann mit Staunen und Rührung an. Er hätte ihn gern umarmt und an ſich gedrückt; wären nur nicht die Rückſichten des Anſtandes und der Schicklichkeit dazwiſchen getreten.

Und warum haben Sie Ihre Tochter von Mainz entfernt? fragte plötzlich ſtehen bleibend der Baron, als ob er mit Einem Sprunge aus dem Banne ſeines Trübſinnes entkommen wollte.

Entfernt, Herr Baron? Nein, das iſt es nicht. Meine Schwägerin, die Witwe des Amtsvogtes Scheppler in Alzenau, war bedenklich erkrankt, und wünſchte, ſelbſt ohne Kinder, ihre Pathe zur Pflege um ſich zu haben. Ich brachte meine Fides über Hanau dahin, — gern und ungern. Für mein Kind war es heilſam, aus ſeinen Träu mereien herauszukommen, und an ernſten Pflichten ſich bürgerlich tüchtig zu entwickeln. Dabei ſtand zugleich auch eine hübſche Erbſchaft in Ausſicht, ein Gütchen am fruchtbaren Abhange des Freigerichts. Doch auch *ungern* brachte ich ſie fort, Herr Baron, weil Fides zu meinem täglichen Glück gehört. Wahrlich, der Winter iſt mir recht lang geworden, obſchon er mir gar ſchöne Briefe eingebracht hat. Aus dieſen Briefen habe ich ſelbſt erſt mein Kind recht kennen gelernt. Der Himmel weiß, woher das Mädchen Alles hat, was es ſo denkt und ſchreibt! Ihre Bücher, Herr Baron, haben freilich Vieles gethan.

Ach nein, lieber Lennig! wendete Franz Karl ein. Die Bücher thun das nicht. Aber das menſchliche Herz hat in ſich ſelbſt Quellen, die aus unbegreiflichen Tiefen hervorkommen. Sie ſpringen oft im Lenze, — und man könnte ſie auch Märzquellen nennen. Das Leben kann ſie verſchütten; aber Bücher und Bildung können nur aufräumen und dem tiefen Quell eine gute und ſchöne Faſſung geben. Ich möchte wohl dieſe Briefe leſen, wenn's ginge —?

Nun, — vielleicht ſchickt ſich's einmal, Herr Baron. Meine Fides hat ſich aus Ihren Büchern und aus denen, die ich ihr nach Alzenau geſchickt habe, Auszüge und Abſchriften gemacht, — eine Sammlung, ein Album, wie's die Mode nennt. Ich werde zuſehen, wenn ich ſie wieder abhole, ob ſie dabei an den Pflichten der Krankenpflege und der Hauswirthſchaft nichts verſäumt hat.

Sie waren an der Einfahrt des Gartens angelangt, wo ſie zwiſchen den hohen Hecken die Baronin-Mutter vom Hauſe herankommen ſahen.

Siebentes Kapitel.

Die Geſchäfte waren nun ſo weit in Ordnung gebracht, daß Lennig nach Mainz zurückkehren konnte. Franz Karl aber blieb noch. Er nahm den Schnepfenſtrich zum Vorwand, um dem Zuge ſeiner Empfindungen zu folgen. Der Morgen war den Gutseinrichtungen gewidmet; wobei ihn die alte Baronin, in beſter Meinung von ihren ökonomiſchen Einſichten, mit Erſprießlichem und Ueberflüſſigem beſchäftigte. Die anmuthige Frau des Krahnmeiſters kam dazwiſchen dem jungen Herrn auch wieder in Erinnerung. Er hatte ſie von ihrem Manne Gertrud nennen hören, und der Kalender, der in dieſen Tagen, der ökonomiſchen Vorkehrungen wegen, oft zu Rathe gezogen wurde, brachte ihm dieſen Namen auf Sonnabend vor Lätare unter die Augen. In ſeiner Orangerie blühte und duftete Manches. Franz Karl ſchnitt einen vollen Strauß zuſammen, und ſchlenderte Nachmittags mit Büchſe und Ranzen, den Strauß vorgeſteckt, wie ein Brautjäger nach Oeſtrich hinab. Vor dem Häuschen begegnete ihm die Frau, ihren Nazi auf dem Arm. Sie empfing des Barons Strauß und Glückwünſche mit einem Anſtand, als ob ſie ihr auch von einem ſo vornehmen Herrn gebührten. Fröhlich und ſcherzend, wie ſie früher in Beiſein ihres Mannes ſich gezeigt, war ſie heute nicht, ſondern hatte, dem Baron allein gegenüber, etwas wahrhaft Vornehmes angenommen. Der

Knabe reichte nach den Blumen, und ſie hielt ihm den duftigen Strauß dicht unter das Stumpfnäschen, daß er heftig nieſen mußte. Da war plötzlich wieder die lachende, luſtige Frau da. — Ja, nieſ' nur, du Schelm, ſagte ſie. Stärke dir dein kleines Hirn! Das Leben wird nicht immer ſo gnädig ſein, wie der Herr Baron, und dir einen Strauß der Freuden vorhalten, daß du nieſen mußt, und ein ehrliches Herz dir zuruft: Zur Geneſung!

Sie ließ den Knaben ein Dankhändchen geben, und flog mit ihm zum Krahn hinab, wo ihr Mann beim Ausladen eines Bootes zu ſchaffen hatte. Auch er ſollte erſt an den ſchönen Blumen riechen, und mitlachen, daß Nazi davon genieſt habe. — Inzwiſchen ſtellte der Baron ſeine Büchſe an einen Nußbaum, und ſetzte ſich auf einen der Balken am Ufer des Rheins. Die Sonne ſchien durch Florgewölk; der Weſt trieb ſanftſchäumende Wellen über die Kieſel des Ufers. Zu Füßen des Jägers legte ſich der Hund. Bald kam Gertrud zurück, nahm Platz auf den Balken, und ſetzte ihren Knaben auf den Sand. Sie wollte ſehen, ob er ſich vor dem Hund fürchte. Als er das aber nicht that, ſondern auf Damon zurutſchte und ihn am Schlappohr packte, machte es ihr die herzlichſte Freude. — Es iſt ein rechtes Glück für meinen Kleinen, ſagte ſie, daß er am Strom aufwächſt. Der Rhein iſt ein rechter Lehrmeiſter des Muthes, und macht ein junges Herz weit. Noch letzt, wo Stürme die langen Wellen herantrieben, die ſchäumend wie mit Pudelköpfen über das Geſtad heranſprangen, war unſer Nazi noch viel ängſtlicher; er ſchmiegte ſich feſt um meinen Hals, und ſah doch zuweilen wieder ſchüchtern zurück, ob die gehetzten Pudel noch da wären. Aber mein Nazi ſoll mir muthig werden. Muth iſt gar ein guter Begleiter im Leben. Nur ſchade, daß er eine ſo ſchlimme Sippſchaft hat! Der Unmuth iſt nämlich ſein Stiefbruder, und dann hat er noch einen alten Onkel am Mißmuth.

Im Laufe der Unterhaltung bemerkte ihr der Baron, wie bekannt ihm ihr Ausſehen vorkomme. — Flüchtig erröthend verſetzte ſie:

Ich ſoll einem geiſtlichen Oheim ſehr ähnlich ſehen, einem Bruder meiner Mutter.

Sind Sie eine Mainzerin? fragte Franz Karl.

Nein, ich bin in der Gegend von Amorbach ländlich erzogen worden.

Amorbach! rief der Baron, nicht verwundert, ſondern durch dieſen Namen an den Schooshund Amor erinnert. Er knüpfte einen Knoten in das Sacktuch, um die verſprochenen Verſe nicht zu vergeſſen; indeß die Frau zu erzählen fortfuhr:

Später lebte ich mit meiner Mutter in Miltenberg, wo mich auch mein Mann kennen lernte und nicht lange darauf mit ſich vom Main an den Rhein führte. So habe ich mich an den ſchönſten Flüſſen geſtreckt, und freue mich, daß mein alter Main bis hierher nach Oeſtrich herab gelb bleibt.

Franz Karl mochte nicht zudringlicher ſein; denn er fühlte der haſtig erzählenden, ſcherzhaft ausweichenden Frau gar wohl an, daß ſie über den Namen und Wohnort ihres geiſtlichen Oheims hinauskommen wollte, wahrſcheinlich, weil ſie ihn nicht nennen durfte. Sie machte aber kein Hehl daraus, daß ſie ihren kleinen Wohlſtand dem

Herrn Oheim verdankten, der auch dann und wann bei ihnen einſpreche, und ſich an ihrer Häuslichkeit erfreue.

Es iſt gar ſchön, erklärte Franz Karl, wenn ein Geiſtlicher ſich in Verbindung mit verwandten oder befreundeten Familien erhält: es macht dieſe unverheiratheten Herren milder und wärmer für das echtmenſchliche Glück, das ſie entbehren müſſen.

Da haben Sie Recht, Herr Baron! rief die Frau lebhaft. Wenn ich manchmal bedenke, beſonders ſeit wir den Nazi haben, was ſo ein Prieſter an Frau und Kind entbehrt: ſo erſcheint mir all' ihr Wohlleben und ihre hohe Würde gar nicht beneidenswerth. Die wahrhaften Freuden und die echten Sorgen fehlen ihnen doch. Für ihre Schmerzen grünt keine Hauswurz auf ihrem Dache, und ihre Freuden blühen ohne Duft für Andere ab.

Das iſt ſo wahr, erwiderte Franz Karl, daß die meiſten Geiſtlichen es auch empfinden, und manche dies Glück gar nicht entbehren können, ſondern es auf verſtohlenen Wegen ſuchen.

Gertrud erröthete. Nach einer Weile ſagte ſie mit niedergeſchlagenen Augen:

Billigen Sie denn ſo 'was, gnädiger Herr?

Vielleicht muß man es entſchuldigen, antwortete er, wenn es auch nicht zu rechtfertigen iſt. Kein Menſch ſollte das Allermenſchlichſte von ſich thun wollen oder müſſen. Es rächt ſich gewiß, und — an wem, und an was?

Das ſage ich auch! rief ſeiner Zuſtimmung froh, die aufgeregte Frau. Niemand ſoll Freuden ſuchen, die nicht aufjauchzen dürfen. Es ſind gleichſam Blumen in verſchloſſenem Gemach und verwandeln ihren Duft in Gift für das Herz. Aber nun muß ich mich erſt recht verwundern. Sie leben doch in Mainz, und könnten an ſo Manches gewöhnt ſein, was man von dort Arges erzählen hört; dennoch ſind Sie meiner Meinung; während mein braver, rechtſchaffener Mann der Sache manchmal zum Guten ſprechen will. Nein, nun bin ich durch Sie noch recht beſtärkt! Und nun denken Sie ſich einmal ein Kind, eine Jungfrau, die einen Prieſter zum verheimlichten Vater hätte —!

Sie erröthete bei dieſen Worten, fuhr aber deſto lebhafter fort:

Bei Gott, Herr Baron! Lieber wollt' ich einen blinden Bettler, meinen Vater, von Dorf zu Dorf führen, als vor einem Abte ſtehen, der mir die Schürze mit Gold füllte und ſagen dürfte: Nimm's Gertrud, es iſt von deinem Vater! O in die Erde verſänk' ich unter ſolchen ſegnenden Händen!

Wie ſie den Kopf wendete, ihre Schürze an die Augen zu drücken, ſah ſie eben, wie ihr Nazi, gegen den Hund vorgerutſcht, ihm ein Händchen voll Sand ins Geſicht warf, daß er heulend entſprang. Schnell zugreifend, hob ſie ihr Kind auf, und da ihm alſo nichts geſchehen war, blickte ſie den Baron an, mit einer Thräne im Auge hell auflachend. — Gibt's nicht einen ganz wilden Jungen? ſagte ſie. Aber zu ſchelten iſt er noch nicht, ſo lange er ſelber auf allen Vieren kriecht. Nicht wahr, ich brauche ihn nicht zu ſtrafen?

Der Baron brach lachend auf. Er nahm ſeine Büchſe, reichte Gertruden die Hand, und ſagte: Nun will ich ſehen, ob ich mir eine ſo wackere Frau erjage; aber ich werde höchſtens in Schnepfen glücklich ſein. Ich ſchick' Euch dann morgen früh ein Paar, die laßt Euch ſchmecken auf Lätare, und denkt: Lätare heißt — Freue dich!

Nein, Herr Baron! antwortete ſie, die Jäger ſagen: Lätare — gilt einem Paare. Und das wünſche ich Ihnen.

Und ich auch! verſetzte Franz Karl. Aber nur ſo, daß ich Euer Nachbar werde, und dann heb' ich Euern nächſten Knaben aus der Taufe. Franzel ſoll er heißen.

Ei ja, erwiderte ſie, die Augen niederſchlagend, — dann heißt er ja, wie unſer künftige Kaiſer!

Der junge Jäger ſchritt vergnügt der Waldhöhe zu. Vor ihm lag die rothe Abendſonne; die Lerchen ſangen über ihm, und in ſeinem Herzen ſtieg ein friſcher Muth auf.

Als Franz Karl vom Strich nach Hauſe kam, dachte er über die Verſe nach, die er der Comteſſe Agneſe zu Joſephinens Namenstage verſprochen hatte. Dieſer fiel übermorgen. An dem Tage ſollte in der Frühe die Puppe eines Domicellars im Korbe des Hundes liegen, und ein paſſender Gedanke die Verwandlung Amors in dieſe neue Geſtalt ausſprechen. Der Baron ſchlief über ſein poetiſches Nachdenken ein, und als er ſich in der Frühe des Sonntags an den Schreibtiſch ſetzte, brachte er leicht und lachend folgende Zeilen zu Papier:

An Joſephine:

Was du ſo oft und heiß begehrt,
Hat heut' das Schickſal dir gewährt.
Als Hätſchelhündchen legt' ich mich nieder,
Als Domicellar erwach' ich wieder.

O drückende Metamorphoſe —
Aus weichem Fell in knappe Hoſe!
Die Pfötchen, die dir ſonſt gefallen,
Stecken ſo plump in Schuh' und Schnallen,
Und wenn ich in deinen Schoos mich drücke,
So ſtäubt umher die Stutzperrücke.
Nur Eines tröſtet mich fürwahr:
Daß dieſer Tag dich ſelbſt gebar,
Und daß es ſich nun darum handle,
Zu welchem Glück ich mich verwandle.
D'rum frag' ich, jetzt aufs neu erwacht:
Was wird aus meiner alten Macht?
Darf ich nun küſſen, wo ich ſonſt geleckt?
Einſchlüpfen, wo ſonſt ich ſo warm geſteckt?
Doch ja! Ich bin ja nur erſchienen,
Der Herrin in jeder Geſtalt zu dienen.
Und wie ich dein Günſtling als Hündchen war,
Bleib' ich es auch — als Domicellar!

Zu dieſen Worten ſchrieb er einen ſehr artigen Brief an Joſephinen mit Glückwünſchen für ihre Zukunft un mit Klagen über ſeine Abhaltungen von ihrem feſtlichen Tage. Den Brief verſiegelt, die Verſe offen, legte er in eine große Schachtel, die er mit den ſchönſten, duftigſten Blumen füllte, und ſchickte ſie Nachmittags durch einen reitenden Boten nach Mainz an Comteſſe Agnes von Coudenhove.

Achtes Kapitel.

Während dieſer empfindſamen Stunden, die Franz Karl auf ſeinem Landſitze mit tiefen Zügen genoß, hatte ſein älterer Freund Forſter in Mainz unter den Mitgliedern der Leſegeſellſchaft eine lebhafte Aufregung der Gemüther angerichtet. An jenem Abende nach ſeinem Abſchiede vom Baron raſch entſchloſſen, die Geſellſchaft davon in Kenntniß zu ſetzen, daß der Director Schriften und Zeitungsblätter an das kurfürſtliche Kabinet abliefere, war Forſter doch am anderen Morgen wieder zweifelhaft geworden. Er überlegte, daß der Director die Sache in Abrede ſtellen könnte, und daß man ſich dann auf die Quelle der vertraulichen Mittheilung berufen müſſe. In welche Verlegenheit konnte aber dadurch der Baron vor dem Kurfürſten geſetzt werden! Es war vielleicht um die ganze Stellung des jungen Mannes geſchehen. Nach ſchwerem Kampfe ſeines Rechtsgefühls mit den Rückſichten der Freundſchaft gab Forſter ſein Vorhaben auf.

Nun hatte er aber dieſelbe Mittheilung aus dem Munde des geheimen Rathes Hoffmann vernommen, — eines Mannes, gegen den er ſich, beſonders nach jenem Beſuche, weniger zart und ſchonend geſtimmt fühlte. Er verließ das Schloß mit einer ihm ungewohnten Aufregung, die daher rühren mochte, daß ihm nach dem leidigen Kampf ſeiner Gefühle eine ſo unerwartete Auskunft geworden war.

Geraden Weges eilte er nach der Leſegeſellſchaft im ſogenannten Höfgen. Es war die Stunde, in welcher die friſchen Zeitungen aufgelegt wurden und das Local ſtark beſucht war.

Der Erſte, der ihm vor dem Hauſe mit einem lebhaften Gruß aufſtieß, war der Profeſſor Hofmann. Und ſo fügte es ſich ſpaßhafterweiſe, daß eine Hofangelegenheit von einem Hoffmann an einen Hofmann gelangte, — zwei höchſt verſchiedene Charaktere, von denen jener Arzt vom Hoffen, dieſer Profeſſor von Hof, Beide wahrſcheinlich mit gleich geringem Fug ihre Namen herſchrieben.

Hofmann, Profeſſor des Naturrechts und der philoſophiſchen Geſchichte an der Univerſität, war ein feuriger Kopf, ein ungeſtümer Charakter, ehrlich und von lebhaftem Rechtsgefühl, aber ebenſowenig ängſtlich und vorſichtig in ſeinen Entſchlüſſen, als zart und geſchmackvoll in ſeiner oft genialen Ausdrucksweiſe. — Auf Forſter's Eröffnung ſtürmte er ins große Leſezimmer, ſchwang die Schelle, und ſetzte die aufhorchenden und zudringenden Leſer in Kenntniß, daß jene Journale, Blätter und Broſchüren, die man bisher öfter vermißt und für ausgeblieben gehalten habe, vom Director Hartleben, dieſem berühmten Lehrer des Rechts, zurückbehalten, und an das kurfürſtliche Kabinet ſeien abgeliefert worden.

Dieſe Erklärung kam ſo überraſchend für Alle, daß erſt nach einer ſtummen Weile ebenſoviel Zweifel als Mißbilligungen laut wurden. — Woher iſt dieſe Beſchuldigung? fragten einige Freunde Hartleben's.

Ich behaupte ſie! rief Hofmann, bis Hartleben etwa läugnen wird. Iſt er ſchon hier?

Er war im hinterſten kleinen Zimmer, die Neuigkeiten des Tags zum Auflegen zu ordnen. Einige ſtürmten hin, ihn zu rufen, als er eben mit einem groß beſiegelten Blatt und mit Ruhe gebietender Hand hervortrat. Eine tiefe Stille entſtand. — Iſt es wahr, Herr Profeſſor — rief ihm Hofmann entgegen, daß Sie —

Mit feierlicher Geberde abwehrend, ſprach Hartleben:

Still! Ich weiß ſchon, was Sie fragen wollen, Herr Profeſſor, und ich habe die Antwort hier in der Hand. Aber der Reſpekt vor hochfürſtlicher Regierung gebietet, daß man erſt vernehme, bevor man raiſonnire.

Er verlas hierauf ein Reſcript der Landesregierung an das Vicedomamt, wornach mehrere namhaft gemachten Journale verboten, alle Broſchüren der Cenſur unterworfen und die Annahme von Zuſchriften aus Frankreich unterſagt wurden — Alles bei ſtrenger Ahndung und Strafe.

Kaum war der Director an das Datum und an die Worte: Aus kurfürſtlicher — gekommen, als Hofmann unter ſchallendem Lachen ausrief: Da haben wir ja die Beſtätigung!

Hartleben's Freunde ſchwiegen betreten, die Anderen im Erſtaunen über eine in Mainz bis jetzt unerhörte Maßregel. In dieſe Stille hinein donnerte Hofmann ſeine Beſchuldigung gegen den Director, der im erſten Augenblicke betroffen, im zweiten mit Ruhe das Wort nahm:

So iſt es; meine Herren! Das Alles war ich meiner Stellung als wirklicher Hof- und Regierungsrath, als Decan der Facultät und Lehrer des bürgerlichen Rechtes ſchuldig. Es waren Blätter, die abgeſchafft werden mußten, weil ſie die Gemüther aufregen und offenbar Revolution predigen. Uebrigens iſt aber dieſe hohe Maßregel eigentlich durch die Inſinuationen jener Emigrirten hervorgerufen worden, die ſeither die Leſegeſellſchaft beſuchen durften.

Hat denn aber nicht über An- und Abſchaffung der Lectüre die Geſellſchaft zu beſchließen? fragte Hofmann.

Hat denn der Herr Profeſſor ſelbſt dieſe Ordnung ſo gar gewiſſenhaft beobachtet? fragte dagegen der Director. Hat nicht auch die Geſellſchaft zu beſchließen, was hier aufgelegt werden ſoll? Aber das nimmt ſich hier auch der Einzelne heraus. Dieſer und Jener legt hier Broſchüren, Blätter, ja Privatbriefe auf, die von der Geſellſchaft nicht beſtellt ſind. Wir haben heimliche Freunde der Propaganda unter uns, die ſich ein Geſchäft daraus machen, falſche Nachrichten zu verbreiten, die Gemüther zu ängſtigen, und dem Aufruhr einen Heiligenſchein umzulegen.

Ei welch' eine feine Naſe Sie haben, Herr Regierungsrath und Decan! rief Hofmann. Nun ja, mit ſolcher Naſe iſt denn freilich auch der unwiderſtehliche Trieb verbunden, zu apportiren!

Warum denn aber die mißfälligen Sachen gleich ans Kabinet abliefern? fragte Profeſſor Blau.

Weil endlich Maßregeln zur Sicherheit des Staats getroffen werden müſſen, antwortete Hartleben heftig. Seine kurfürſtlichen Gnaden haben bisher ein edles, humanes Vertrauen bewieſen; des Herrn Hofkanzlers Albini Excellenz haben ſich unſerer Anſtalt ſtets mit Eifer angenommen. Weder Preſſe noch freies Wort waren bewacht;

kein loſes Maul, die man in Mainz ſchockweiſe zählt, iſt verfolgt worden. Aber iſt man ſo edler Liberalität mit Dank oder nur mit Anſtand entgegengekommen? Ich ſage, nein! Geheime Zuſammenkünfte beſtehen hier, es beſteht ein nächtlicher Club, — daß ich nur gleich das rechte Wort brauche! — und Mitglieder deſſelben ſchleppen den Aufruhr in unſere ſtets wohlgeſinnte Leſegeſellſchaft.

Und es beſteht ein Hofraths- und Landesregierungs-Collegium, parodirte ein gewiſſer Herr Bittong, und Mitglieder deſſelben ſchleppen die freimüthigen Journale nach Hof, um Verfolgung über das wohlgeſinnte Mainz hervorzurufen. Sie, Herr Profeſſor, haben ſich hier im Höfgen in Ihrer Eigenſchaft als Reviſionsrath benommen: was wollen Sie denn noch bei Hof werden?

Ein ziemlich allgemeines Ziſchen entſtand. Hartleben rührte die Schelle und es wurde ſtill. — Sie haben den unverſchämten Redner ausgeziſcht, ſprach er blaß und bebend, wofür ich Ihnen danke. Aber das Wort des Argwohns und der Mißdeutung iſt einmal laut geworden zwiſchen dieſen Wänden, und ich lege die Direction der Leſegeſellſchaft nieder. Leben Sie wohl!

Seine Freunde fingen den Forteilenden auf, umarmten ihn und ſprachen zur Verſöhnung. Vergebens! Andere nahmen die Abdankung lebhaft an; ein Tumult entſtand, in welchem das Wildeſte durcheinander geſprochen wurde. Man ſchlug eine Abendverſammlung vor, zu der die nicht anweſenden Mitglieder eingeladen werden ſollten, um zu beſchließen, was nun zu thun ſei. Makowitzki, der Diener, wurde mit einer ſchnell entworfenen Einladung in die Stadt geſchickt. Er zog es aber auf ſeine eigene Fauſt vor, zuerſt zu Garzweiler zu eilen, ihm dieſe merkwürdige Stunde zu berichten. Er nahm den Weg an ſeiner eigenen Wohnung vorüber, um eine unbezahlte Brotrechnung des Bäckermeiſters Schnaz zu ſich zu ſtecken, die er als Zulage ſeines wichtigen Berichtes dem Vater überliefern wollte.

Forſter hatte keine Stimmung, zu dieſer Abendverſammlung zu kommen, empört, wie er über Bittong's freche Worte war. Denn ihm ſelbſt wäre es nicht in den Sinn gekommen, den geachteten Hartleben einer böſen Abſicht oder auch nur der Wohldienerei zu beargwohnen; ſondern er maß deſſen unrechtes Benehmen nur einer ängſtlichen politiſchen Anſicht bei. Nun wollte er dieſe Aufregung ausgähren und ihre Hefe abſetzen laſſen, ohne ihren übeln Ausdunſt einzuathmen. Bisher ſelten in den Stunden zahlreichen Beſuchs ins Höfgen gekommen, ward er von dieſem in letzter Zeit ſehr verwilderten Ton unangenehm berührt. Ja, er empfand etwas von Zwieſpalt mit ſich ſelbſt. Das Gefühl des Rechts hatte ihn zu einem Schritte getrieben, der nun zu einer ſo öden Verwirrung geführt hatte. Heftige Worte, leidenſchaftlicher Widerſpruch, gemeiner Argwohn waren laut geworden, und nichts war dem edeln Manne mehr zuwider, als was gegen die innere Würde und den äußeren Anſtand des Betragens anſtieß.

Neuntes Kapitel.

Des anderen Morgens bei guter Zeit kam Profeſſor Hofmann zu Forſtern, ihn zur Verſammlung einiger Freunde abzuholen. Er umarmte Forſtern wiederholt und ſtürmiſch mit der Miene des Geheimniſſes, die den Freund eher abſchreckte. Doch Hofmann war nicht leicht abzuweiſen: ſein biederber Zuſpruch widerſtand allen Ausflüchten Forſter's.

Er erzählte, daß es den Abend in der großen Verſammlung noch ſtürmiſch genug zugegangen ſei, und die alte Geſellſchaft ſich aufgelöſt habe. — Stürme ſind oft ſehr heilſam! ſetzte er hinzu. Es gab ſeither doch gar viel Trübſeliges im Höfgen. Die Miſchung der Mitglieder war doch über die Maßen unklar. Nun hat der kurfürſtliche Blitzſtrahl eine Scheidung der Elemente bewirkt, das Höfgen iſt dem Hof unterlegen, wir gewinnen aber eine Geſellſchaft aus gleichartigen Beſtandtheilen. Der Buchhändler Sartorius gibt uns Local und ſchafft das Leſefutter; wir ſind kleiner und reiner geworden. Vor Allem bleiben die Emigrirten, dies verlaufene Geſindel, verbannt.

Forſter lehnte es ab, bei der neuen Unternehmung zu ſein. — Was? rief Hofmann. Sie nicht? Sind Sie denn nicht der Urheber der ganzen Umwandlung? Und Sie wollen ſich unſerem Danke und Vertrauen entziehen? Element! Sie gerade ſind der wahre Mann! Wir haben

Sie bisher nur nicht recht gekannt: deſto feſter halten wir jetzt an Ihnen. Mein Herz ſagt mir, — Sie werden die Seele unſeres Club ſein!

Er riß Forſtern an ſich, umarmte und küßte ihn wieder und wieder, und mit geheimnißvollem Zunicken ihm in die dunkeln Augen blickend, ſchüttelte er ihm beide Hände.

Club —? fragte Forſter verwundert, und ſich langſam loswindend. Ein Club in Mainz?

Nun ja, — wie Sie wollen! Kommen Sie nur!

Mit dieſen Worten zog Hofmann den Freund halb mit Gewalt fort, ſchlang ſich in ſeinen Arm und ſtürmte mit ihm über den Thiermarkt. Forſter fand in ſeinen feineren Formen keine Wendungen der Abwehr gegen ſolche Stöße und Angriffe der Biederbigkeit, und ließ ſich denn auch, um den Profeſſor Dietler mitzunehmen, von Hofmann in ein altes Haus und drei Treppen hoch fortführen.

Oben betraten ſie ein großes Zimmer mit alten verbrauchten Möbeln und eben nicht in beſter Ordnung gehalten. — Nun, Hanns Narr und kein Ende! rief Hofmann beim Vortritt, und krümmte ſich vor Lachen, als er den Profeſſor in einem Weiberrocke mit kattunener Jacke und einer nicht gar reinlichen Backenhaube erblickte.

Mit einer angenommenen Fiſtelſtimme unter ernſthaften Knixen empfing Dietler die beiden Herren. — Sie ſuchen den Profeſſor Dietler, Bürger Hofmann? ſagte er. Nur einen Augenblick! Er wird gleich kommen. Er ſitzt eben noch ein bißchen drüben hinter ſeinen Heften über praktiſche Philoſophie. Sie kennen mich nicht? Ich bin ſeine neue Haushälterin und beſorge eben ſein Frühſtück! Nehmen Sie doch Platz!

Mit der lächerlichen Geſchäftigkeit einer alten Magd trippelte er hin und her, räumte ein paar Stühle von Büchern und Wäſche, ſtrich mit der Schürze den Staub ab, und bot ſie den Beiden an. Während er dann in derſelben feinen Stimme vom Wetter ſprach, von der theuern Butter und daß doch zum Glück die Hühner wieder legten, ſetzte er Taſſen auf den ungedeckten Tiſch, trug friſches Backwerk und Wurſtſchnittchen auf, und ſtellte eine Flaſche Wein in die Mitte. — Ihr werdet wol ein Täßchen mitnehmen, edle Bürger? ſagte er dann, lief mit jüngferlicher Verſchämtheit durch das Zimmer ins Kabinet und rief, als ob es leiſe ſein ſollte: Herr Profeſſor Dietler! Es ſind Fremde da, — Hungerleider, die mit Ihnen frühſtücken wollen.

Nun, was ſagen Sie dazu, Herr Hofrath? rief Hofmann und hielt ſich, bei Forſter's verblüfftem Ausſehen, den Bauch vor Lachen. Der Dietler iſt ein Original, ein Genie! rief er wiederholt, — ein Originalgenie!

Gleich darauf trat der Profeſſor der praktiſchen Philoſophie wieder aus der Kammer in ſeinem beſten, das heißt einzigen Anzuge nach neufranzöſiſchem Schnitt des zeiſiggrünen Fracks, ohne Friſur und Zopf. Er begrüßte die beiden Freunde mit gravitätiſchen Schritten, zwiſchen denen er regelmäßig einen Bockſprung machte, und lud ſie zu ſeinem Frühſtücke. Mit affectirter Anſtrengung bohrte er die Flaſche an, und zog unter den lächerlichſten Verzerrungen des Geſichts den Kork aus. Die größte Freude machte es ihm, daß die Freunde ſich über ſein frühes Weintrinken aus Taſſen befremdeten. Er nannte das ſeinen erſten Tagesjucks, behauptend, jede Stunde müſſe, wo möglich, ihren Jucks haben, ſonſt entbehre ſie ihres Schutzengels.

Hofmann trieb ihn an mitzukommen, ohne den Schwätzer zu bewegen. Sprach man ernſthaft mit ihm, ſo antwortete er mit einer Schnurre oder Grimaſſe; ſtimmte man einen ſcherzhaften Ton an, ſo erwiderte er pedantiſch oder ſentimental. Was er ſagte, war treffend, oft geiſtreich; nahm ſich aber in widerſinniger Einkleidung und widerſprechendem Ausdrucke nicht ſelten wie verrückt aus.

Erſt Forſter's Ungeduld, der nach Hut und Stock griff, ſetzte Dietlern in Bewegung. Ueber der Straße benahm ſich der ſonderbare Philoſoph ſehr gemeſſen; vielleicht nur weil er durch ſolchen Ernſt ſeinen neufranzöſiſchen Anzug, den das gemeine Volk als Narrentracht belachte, ins rechte Licht zu ſetzen glaubte. In der Verſammlung bei Sartorius aber, wo es ſehr hitzig zuging, fiel er gleich wieder in Späße und Poſſen, und ſtörte die Verhandlung.

Die Vorſchläge des Buchhändlers Sartorius zur Begründung eines neuen Leſevereins waren ſehr billig, und wurden ohne Umſtände angenommen. Aber die Reden einiger Mitglieder warfen auf den Verein ſelbſt ein neues Licht. Es ſollten Vorträge über die Ereigniſſe der Zeit, über die wichtigſten Fragen des Staates und der bürgerlichen Geſellſchaft gehalten werden; weil man ſich auf alle Weiſe bereit halten müſſe, die franzöſiſche Revolution in Mainz zu empfangen. Dieſe Erwartung ſtreute man ſchon aus; ſo behutſam auch die Eingeweihten, aus Rückſicht auf manche Anweſende, mit ihren Abſichten noch zurückhielten. Forſter aber durchblickte dieſe Bewegung der revolutionären Elemente, und ſah die Anfänge einer Verbindung ſich geſtalten, wie er ſolche bei ſeiner letzten Anweſenheit in Paris als lebendigen Club kennen gelernt hatte. Er nahm das Wort, und man ſchien es erwartet zu haben. — Ja, ſagte er mit der Unbefangenheit und Wärme, mit welcher er in einer Verſammlung beſſer, als vom Katheder zu ſprechen pflegte, ja, wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo regt ſich hier und dort in Deutſchland etwas, was der dienſtbaren Gelehrigkeit der Nation eben nicht das Wort redet. Doch das macht mir wenig Freude. Ich bekenne Ihnen, meine Herren, — die Reihe iſt jetzt nicht an Deutſchland, durch eine Revolution erſchüttert zu werden: unſer Vaterland hat die Unkoſten der Reformation getragen, ſo wie Holland und England, jedes zu ſeiner Zeit, den Schritt, den ſie zur ſittlichen und bürgerlichen Freiheit vorwärts thaten, mit einem blutigen Jahrhunderte haben erkaufen müſſen. Jetzt gilt es uns, und ich wünſche ſo herzlich, wir möchten uns am franzöſiſchen Feuer wärmen, ohne uns zu verbrennen!

Wie der Sprecher einige Zeichen der Unzufriedenheit bemerkte, fuhr er fort:

Glauben Sie nicht, daß ich die Revolution an ſich mißbillige. Ich erkenne die Wichtigkeit derſelben im großen Kreiſe menſchlicher Schickſale, und glaube, daß ſie nicht nur ſich ereignen mußte, ſondern auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andere Entwicklung, den Ideen eine neue Richtung geben wird. Frankreichs Einwohner gerathen in eine Activität, die ganz außer dem gemeinen Gang der Dinge liegt. Ob ſie glücklicher dadurch im gewöhnlichen Sinn des Wortes werden, das können nur Diejenigen fragen, die über menſchliche Angelegenheiten nie nachgedacht und keine Erfahrung eingeſammelt haben. Die Natur oder das Schickſal fragt nicht nach dieſer beſondern Art von Glück. Ihre Sache iſt es, daß die Menſchen wirken und leiden, und in beiden bald Freude genießen, bald Schmerz empfinden. Dies ſcheint der Zweck unſeres Daſeins zu ſein. Uns bleibt es nur überlaſſen, in dies Alles Moralität zu bringen; indem wir mit Bewußtſein leiden und wirken. So bin ich überzeugt, daß die Haupturſache, warum in Frankreich eine neue Form zu Stande kömmt, in der Verderbniß der vorigen liegt; wobei die Kräfte zu ſtocken anfingen, und ein Stoß nöthig war, um einmal Alles wieder in friſche Bewegung zu ſetzen. Ich erwarte für Frankreich lang keine Ruhe und kein ſogenanntes Glück der Einwohner. Es iſt, als ſollten die Menſchen, die zu ſehr an Sachen hingen, nun lernen, indem ihnen der Unbeſtand der Dinge recht fühlbar gemacht wird, einmal wieder, von allem Aeußern unabhängig, mehr im Genuß ihrer Kräfte zu leben.

Profeſſor Blau erhob ſich. — Brav, Herr Hofrath! rief er mit ſeinem milden, einnehmenden Lächeln. Sie haben den Revolutionen einen erhebenden Geſichtspunkt abgewonnen. Ich möchte Sie umarmen, zum Zeichen, wie ſehr ich in dieſer echt moraliſchen Anſicht mit Ihnen einverſtanden bin. Aber wer hätte in ſolcher Weiſe mehr zu lernen, als gerade wir in Deutſchland? Sie ſprechen von einer neuen Richtung der Kräfte in Frankreich: ſollen wir nicht wenigſtens lernen, auf eignen Beinen zu ſtehen und frei in die politiſche Welt hinaus zu treten? Wo gibt es denn ein zweites Volk ſo reich an herrlichen Kräften, in deren Genuß eben Niemand leben kann, wie wir Deutſchen? Sind wir denn nicht in allen Stücken noch ſchwankbeinige Kinder? Wie dieſe von Seſſel zu Seſſel, vom Knie des Papa zur Hand des Großpapa taumeln: ſo ſind die deutſchen Völker noch immer gewohnt, ſich an die überall errichteten Throne und Thrönchen zu halten. Aber was für Nationalpfeiler ſind das! Wie wollen dieſe verwitterten Pfoſten dem Anſtoß der Revolution widerſtehen? Der neue Kaiſer iſt noch ein ungekrönter Knabe, von dem ich nichts ſagen will; der König von Preußen — werden ihn die ſymboliſchen Bücher oder ſeine Maitreſſen beſſer ſtützen? Oder vielleicht ſeine adeligen Offiziere, unter denen Verachtung der Moral und des Bürgerthums wie eine anſteckende Seuche wüthet? Und was ſagen Sie zu Karl Theodor in München? Dieſem mürben Backwerk, von den Händen der Mönche und der Weibsbilder geknetet, die nebenbei auch die Staatsſtellen, ſelbſt die Profeſſorate in Heidelberg verkaufen, und für alles Dies durch Verfolgung der Proteſtanten und der Denkenden Buße thun. Oder was erwarten Sie vom regierenden Herzog in Braunſchweig, — dem großen Feldherrn aus dem Gefechte bei Kloſter Campen? Es iſt wahr, er übt ſich fortwährend im Belagern und Erobern — bei der berüchtigten Branconi, bei Fräulein Hartfeld u. dgl. Ach! und der Landgraf von Heſſen! der ſeine Regimenter ausſtellt, wie Aecker, um zu ernten; der die Revolution haßt, und für die Flüchtlinge derſelben doch keinen Weißpfennig in der Taſche hat. Wo mein Schatz iſt, da iſt mein Herz, heißt es in der Bibel, und ſo wird der Landgraf bei der erſten Gefahr gewiß eher ſein Kattenvolk als ſeine Kabinetskaſſe ſtecken laſſen. Ich will nicht weiter gehen, nicht bis hinab auf die regierenden Gräflein in Franken und Schwaben, die in ihrer perſönlichen und politiſchen Unbedeutendheit wenigſtens mit eignen Galgen und Hofräthen groſsthun. Aber wohin ich blicke, zeigen ſich die Spuren des Wurmfraßes an den deutſchen Thronen. Wer von uns hat die Schneealpen leuchten ſehen? Herrliche Glut der Firne! Aber ſie verlöſchen in ein Leichengrau. Blicken Sie, meine Freunde, über die Höhenzüge des Vaterlandes! Der Augenblick naht, da dieſe Purpurgipfel eine Leichenfarbe annehmen. Wo wird unſer Halt ſein, wenn das kochende Frankreich über unſere Grenzen ſchäumt?

Dieſe Rede erhielt ſtürmiſchen Beifall; während Blau ſich etwas blaß und hüſtelnd niederſetzte. Auch Forſter ſtimmte bei, und rief aus: Ja, die Corruption iſt wirklich ſo weit gekommen, daß man ſich wundern muß, wie Alles noch zuſammenhält. Deſto eher ſtürzt Alles mit einmal über den Haufen. Das iſt die Verfaſſung, auf die man ſo ſtolz iſt!

Alſo! rief Profeſſor Hofmann. Eingeſtanden, daß die edle deutſche Nation einer würdigen Herrſchergewalt entbehrt, und daß nur Dienſtbarkeit — in der höhern Region Dienſtbarkeit der Schmach, in der untern des Mißgeſchicks — auf den herrlichen Ländern laſtet. Allenthalben welkt und ſchrumpft die fruchtbringende Volksklaſſe von Arbeit und Erniedrigung, und allenthalben taumelt in Ueberfluß und Uebermuth das gefräßige Hofhummelvieh. Eine neue Herrſchaft muß aus der Nation ſelbſt geboren werden. Ihr verſteht mich!

Auch andere Sprecher tauchten auf. Einer derſelben ſtotterte ein widerliches Gerede zuſammen, das von Niemand verſtanden wurde; man hörte nur ſchmähende Worte, deren Ziel man nicht entdeckte, und ſah Geberden, wie ſie einem kriechenden Menſchen geläufig ſind, der einmal kühn ſein möchte. Forſter nahm Hofmann bei Seite und fragte nach dem widerlichen Redner. — Das iſt der Kammerſecretair Stumme, lächelte Hofmann, — ein Rechenmeiſter und Kalfactor. Seine Frau iſt Hofſängerin und das edle Pärchen calculirt und fiſtulirt ſich über 3000 Gulden zuſammen. Aber der gemeine Kerl iſt voll Grimm auf den Hof, weil ihm der Hofkammerrath abgeſchlagen worden iſt.

Alſo ſolche Burſche habt ihr auch in euerm — Club? fragte Forſter.

Club! rief ungeduldig der Profeſſor aus. Der Club ſcheint Ihnen ein Dorn im Auge. Kommen Sie! Im Vertrauen!

Er faßte Forſtern unterm Arm und führte ihn nach einem Seitenzimmer. In dieſem Augenblicke riefen Einige lachend: Nun, Profeſſor Dietler! Was ſagen Sie denn zu dem Allem? Sie ſehen ja ſo nachdenklich aus?

Allerdings denk' ich nach, antwortete Dietler ſehr gravitätiſch, etwas nach, was Swift einmal vorgedacht hat. Dieſer ſagt: Unſere Vorfahren haben es weiſe eingerichtet, daß Leute, die gern viel und ohne Widerſpruch reden wollen, drei hölzerne Gerüſte, und zwar zwei auf öffentliche Koſten errichtet finden, — Kanzel, Galgen und Theater. Eine Kanzel wird euch Wohlrednern die Geiſtlichkeit nicht einräumen, auf der Bühne werdet ihr ſchlechte Einnahmen machen: ihr ſeht alſo, was euch übrig bleibt!

Ein ſchallendes Gelächter fiel auf den zeiſiggrünen Rock. Indeß ſaß Hofmann vertraulich neben Forſter und flüſterte ihm ins Ohr:

Sehen Sie, es beſtand früher in Mainz eine Geſellſchaft von Illuminaten, die ſich aber ſchon vor ſechs Jahren auflöſte. Es waren meiſt Emmerizianer. Hernach bildete ſich an der Stelle des Illuminaten-Bundes ein Abzweig jener weit verbreiteten Propaganda, die bis zum Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ein europäiſches Geheimniß blieb. Sie haben von der ſogenannten „deutſchen Union" gehört. In Mainz war der Sammelpunkt jenes Bundes, deſſen Tendenz eine allgemeine Republik, Vernichtung des Königthums, Auflöſung des Chriſtenthums war. Wir verbinden nicht ſo zerſtörende Abſichten mit unſerer „deutſchen Union", und ſind bis jetzt noch ein halbes Geheimniß. Aber was man einen Club nennt, ſind wir dermal noch nicht; wir ſind, wenn Sie wollen ein Kluppert — adeliger und bürgerlicher — Ganz- oder Halbvögel. Wie wär's, Herr Hofrath — Sie knüpften ſich mit ein?

Forſter wich aus. Ich glaube mit Ihnen, ſagte er, daß für unſer Vaterland eine neue Herrſchaft geboren werden muß. Ob die franzöſiſche Revolution zur Hebamme der Zukunſt beſtimmt iſt, weiß ich nicht; ich aber möchte kein Handlanger dabei ſein. Möglich, daß Umſtände eintreten, die uns in das Verhängniß hineinſtoßen, und dann, lieber Profeſſor, müſſen wir zugreifen, dienſtbar dem öffentlichen Wohl mit dem Seelenmuthe, daß es der Himmel wolle. Wir machen ja die Ereigniſſe nicht, — die Ereigniſſe machen uns.

Sie wurden durch Makowitzki unterbrochen, der mit Verneigungen in das Zimmer kam. — Tauſendmal um Entſchuldigung! rief er. Ich ſoll den Herrn Profeſſor hinüberrufen: es gilt um meine Annahme als Diener der neuen Leſegeſellſchaft. Ich flehe um Ihre gütige Unterſtützung!

Hofmann maß ihn mit ruhigem Blicke. — Makowitzki, ſagte er dann, Er hat etwas an ſich, was mir an Schleichern, Horchern und Spitzbuben immer wohl gefallen hat. Komm' Er nur mit herüber, — ich kann Ihn empfehlen!

Forſter nahm des Augenblicks wahr, ſich unvermerkt zu entfernen.

Zehntes Kapitel.

Auf ſo verſchiedene Weiſe, hier ſo unruhig, dort ſo gemüthlich, verbrachten Forſter und Franz Karl eine folgenreiche Märzwoche. Ein bedeutendes Ereigniß ſollte ihnen gemeinſam begegnen.

Einige Tage nach dem Namensfeſte der Comteſſe Joſephine kehrte Franz Karl mit Ablaufe ſeines Urlaubs nach Mainz zurück. Schon von der Schiffsbrücke aus bemerkte er ein ungewöhnliches Rennen der Menſchen nach dem Schloß hinab. Er ließ den Kutſcher dahin lenken, und als er an der Ecke des deutſchen Hauſes Forſtern ſtehen ſah, ſtieg er aus, begrüßte ihn, und ſchloß ſich ihm an. Er vernahm nun, daß der neue franzöſiſche Geſandte, der Herr von Villars, zur erſten feierlichen Audienz auffahre, die der Kurfürſt endlich dem verhaßten Jakobiner bewilligt hatte. Seit dem ſiebenten März war Herr von Villars in Mainz und heut war der zweiundzwanzigſte.

Beide Freunde durchwandelten jetzt die zuſammenſtehenden Gruppen, um die Stimmung des Volkes und die Eindrücke des Vorgangs zu beobachten. Die große Menge ſtand in jener gaffenden Neugier da, die nur auf eine ſeltene und vielbeſprochene Erſcheinung geſpannt iſt, deren tiefere Beziehungen ſie hingeſtellt ſein läßt. Doch bemerkte Forſter bald manche Bekannte von der Leſegeſellſchaft, wie Hofmann, Wedekind, jenen fatalen Redner Stumme, den Gecken Dietler und andere, dem Anſehen nach untergeordnete Beamte, alle ſehr geſchäftig, den angeſeheneren Bürgern etwas auseinanderzuſetzen, ſie zu etwas zu überreden. Einzelne ſchienen auch gewonnen und drängten ſich nach der Straße vor, Andere wichen aus, oder zogen ſich gar zurück. Franz Karl hatte ſein Auge mehr auf die franzöſiſchen Emigrirten gerichtet, und folgte mit Aufmerkſamkeit der leidenſchaftlichen Haſt, womit ſie ſich zahlreich am Eingang ins Schloß verſammelten.

Außer dieſen Bewegungen, die aber auch ziemlich geräuſchlos geſchahen, herrſchte auf dem weiten Schloßplatze eine den Mainzern ſonſt nicht gewöhnliche Stille, wie die Ahnung eines großen Verhängniſſes. Man hüllte ſich in die Mäntel und Rokelore; denn das milde Wetter war umgeſchlagen; es ſtürmte rauh, und auf den Bergen des Rheingaues lag ein ſchweres Gewölk.

Endlich kam der Geſandte von der großen Bleich her in Gala gefahren. Durch den Glaswagen erblickte man Herrn von Villars in ſeiner großen Uniform mit Schärpe um die Schulter. Ein ſchmales lebhaftes Geſicht, das durch ein Toupet noch verlängert erſchien. Die Menge wich zurück, ſo daß jene geſchäftigen Männer frei ſtanden, die ſich verabredet zu haben ſchienen, ihre Hüte abzunehmen, und mit großer Schwenkung derſelben den vorüberfahrenden Franzoſen zu begrüßen. Der Geſandte dankte lebhaft rechts und links mit Winken der Hände und lächelndem Zunicken. Dieſe Freundlichkeit machte einen guten Eindruck; die Menge belebte ſich, und drängte dem Wagen nach. Bald vernahm man aus dem Schloßhofe ein lautes Murren, und eine kräftige Stimme, die man für Jeanbaptiſt's erkannte, rief: Kriegt ihr ſo viel Unglück, als Tag' im Jahr ſind, ihr verlaufenes Geſindel!

Ein Lachen und Pfeifen folgte dieſer kecken Verwünſchung. — Was iſt denn? Was geht denn da vor? fragten die Zurückſtehenden. Man drängte vorwärts; das Murren erneuerte ſich; Einzelne warfen über die Köpfe der Andern, was ſich zu ihren Füßen Werfbares greifen ließ. Endlich hörte man etwas von der Urſache der Bewegung. Die Emigrirten hatten ſich nämlich am Eingange zur großen Treppe zuſammengefunden, um den ausſteigenden Geſandten zu verhöhnen, und dies hatte den ſtillen Groll der Bürger aufgeregt. — Sie ſehen, lieber Baron, ſagte Forſter, wenn unſer ehrliches mainzer Handwerk je revolutionair werden kann, ſo danken wir es dieſen Königlichgeſinnten. Ja, ſo machen ſich alle Revolutionen: wenn die weiße Cocarde ſchmutzig iſt, ſo ſteckt man eine dreifarbige auf!

Neues Ziſchen und Pfeifen brach aus. — Hi, hi! rief eine Weibsſtimme — der Musje Wulewu! Wie wird mir's! Will der noch einmal ausgeladen ſein? — Alles Dies durfte heut im Schloßhofe vorgehen; denn man erblickte auch keine Seele von dem zahlreichen Perſonal der Hoflivree, des Hofmarſchalamtsſtabs, des Oberſtallmeiſterſtabs, der Heiducken und Leibgarde.

Inzwiſchen hatte der Wagen des Geſandten langſam gewendet; die Emigrirten verließen haufenweis den Schloßhof. Man hielt es für eine Flucht, und jubelnd zog alles Volk hinter ihnen drein.

Forſter und Franz Karl folgten langſam nach, verwundert über die plötzlich fieberhafte Stimmung der Menge. — Es wird Alles davon abhangen, meinte Franz Karl, wie der Kurfürſt den Geſandten aufnimmt, und während ſeines Aufenthalts behandelt. Weſſen Auge könnte das Verhängniß erblicken, das vielleicht am Deichſelende jenes Galawagens ſich anfaßt!

Forſter theilte dem Baron kürzlich mit, was in deſſen Abweſenheit bei der Leſegeſellſchaft vorgefallen war. Er ließ ihn dabei einen Blick in die Anſichten und Stimmung thun, die unter vielen Gelehrten und Angeſtellten herrſchten. Franz Karl war durch Forſter's Geſpräche nach und nach für die öffentliche Meinung intereſſirt worden, und that durch die Augen und unvermerkt auch durch den Sinn des älteren Freundes manchen Blick in jene Lebenskreiſe, von denen ihn ſein Stand, ſeine Stellung und zuweilen auch überkommene Vorurtheile entfernt hielten. Auch hier auf offener Straße ſahen wir Ruhe und Aufregung raſch in einander übergehen, bemerkte Forſter. Ich lege übrigens darauf kein zu großes Gewicht. Die Menge iſt ein Strom, der ſich auf der Oberfläche von jedem Wechſelwinde bewegt, mit leichten Schauerwellen treibt. Das ändert ſo leicht die Strömung der tiefen Maſſe nicht. Die Geſinnungen, die der Menſch durch Erziehung und Gewöhnung erhält, bemächtigen ſich ſeiner ſo gänzlich, daß ſie allen andern den Zugang verſperren. Ganz beſonders iſt dies mit politiſchen Meinungen der Fall. Die Hartnäckigkeit, womit die Menſchen an ihren Verfaſſungen, Geſetzbüchern, Gerichtsformen, kurz an allen herkömmlichen Einrichtungen im Staate haften, läßt ſich nur mit der ſogenannten Kraft der Trägheit vergleichen. Ohne vorhergegangene gewaltſame Erſchütterung nehmen die Menſchen keine neue Meinung an, und es folgt mithin offenbar, daß der angeblichen Anſteckung mit Freiheitsgedanken ein leidender Zuſtand vorausgegangen ſein muß, wodurch dieſelbe erſt möglich ward. Daher iſt mir die Staatsweisheit unſerer großen Miniſter in Wien ſo lächerlich, die nur von einer gegen die Fürſten verſchworenen Partei reden. Wahrlich! es muß erſt an die Menſchen gebracht werden. Wenn aber ein Volk hungert, ſind freilich alle Magen verſchworen, ſich zu ſättigen.

Der Freund war im beſten Zuge, die verſchiedenen Localurſachen der neuſten revolutionairen Bewegungen in Holland und Brabant, in Ungarn, Polen und Schweden, in Lüttich und Frankreich darzulegen, als der junge Baron aus der Wohnung der Gräſin Coudenhove von lockenden Winken angezogen ward. Die Damen ſtanden noch am Fenſter, in Erwartung der Rückkehr des franzöſiſchen Geſandten. Es war dem Baron nicht unlieb, im Reiſeanzug als eben erſt Zurückkehrender bemerkt zu werden. Er eilte hinauf, und ward mit den artigſten Vorwürfen wegen ſeines Ausbleibens über das Namensfeſt empfangen. Der Spaß mit dem verwandelten Amor ward erzählt, und als Comteſſe Joſephine die Puppe des Domicellars herbeiholte, war es auch für Franz Karl ergötzlich, den Herrn von Venningen mit der ſchiefen Schulter ſo kenntlich abgebildet zu ſehen. — Comteſſe Agnes rühmte nun ſelbſt die Klugheit des Hundes, behauptend, er verſtehe den ganzen Spaß mit ſeiner Verwandlung und könne den Domicellar nicht mehr ausſtehen. — Sehen Sie nur, Baron! rief ſie, und reizte den Hund mit der vorgehaltenen Puppe, die ſie zuletzt ſeinen Zähnen und Pfoten preisgab.

In Abweſenheit des Admirals ſchien auf Comteſſe Agnes aller Muthwille übergeſprungen zu ſein, den ſonſt Joſephine übte; wogegen dieſe heut etwas ſo Sinniges, Schmachtendes in den ſchönen Augen hegte, und ohne den Baron ſeiner Vernachläſſigung halber nur mit einem Wort anzuklagen, doch eine ſo ſprechende Leidesmiene trug, daß es den jungen Freund höchſt angenehm befremdete. — Was haben Sie? gnädigſte Comteſſe, fragte er mit der gutmüthigſten Zärtlichkeit, als ob er ſeine ländliche Abneigung wieder gut machen wolle. Sie erſcheinen mir unausſprechlich lieb mit dieſer ſanften Miene, die Sie mir noch nie gezeigt. Auch Sie haben, ſcheint es, eine Verwandlung beſtanden. Oder wäre vielleicht mit Ihrem Namensfeſt ein anderer Jahres-Planet an die Reihe gekommen?

Wie meinen Sie das, Herr Baron? fragte ſie ſanft lächelnd.

Nun, Sie wiſſen doch, daß uns der Kalender jährlich einen der ſieben Planeten als herrſchend bezeichnet, und uns von deſſen Einfluß auf die Erde erzählt. So ſcheint Ihr blitzender Geiſt ſeine bisherige Herrſchaft an Ihr ſanftes ſchwärmeriſches Herz abgetreten zu haben.

Und als die Gräfin mit einem ſchalkhaften Blick auf Comteſſe Agnes fragte, was denn des Barons Kalender von dem neuen Planeten erwarten laſſe, fuhr der Baron fort:

Wenn das vergangene Jahr heiß, gewitterhaft, niederdrückend geweſen iſt: ſo wird das laufende hoffentlich mit ſanften Regenſchauern und fruchtbaren Sonnenblicken geſegnet ſein, oder vielmehr ſegnen, und die geſellſchaftlichen Gegenſtände der Anziehung und des Abſtoßes werden ſich ändern.

Gut prophezeit! rief die Gräfin. Der von Venningen ſcheint in der That ſeit dem 19ten ziemlich abgeſtoßen.

Ach! fiel Agnes ein, den hat ſein Ebenbild aus Lappen abgeſtoßen; er hat an der Puppe ſich endlich einmal von hinten geſehen, wie's ihm der Spiegel niemals zeigt.

und desavouirt ſich nun ſelbſt. Nein, Baron, ich will's Ihnen ein andermal beſſer erklären.

Bei dieſen Worten nahm die Gräfin, wie zufällig, Joſephinen mit ſich in ihr Kabinet, und als der Baron um die Erklärung auf der Stelle bat, fuhr die Comteſſe fort:

Sie ſehen hier, ohne alle Verwandlung, wie liebenswürdig meine Schweſter ſein kann, wenn ſie gekränkt iſt. Sie, Herr Baron, hätten mein Thema von Amors Verwandlung nicht witziger aber viel zarter ausführen können. Die Verſe ſind charmant, aber ſie haben Joſephinen aufs Tiefſte verletzt. Im Vertrauen, lieber Wallbrun! Es ſchien mir manchmal, als ob Joſephine Ihrem Herzen eine zärtliche Empfindung abgewonnen hätte: wer aber dem verwandelten Amor ſolche Gedanken und Wünſche in den Mund legen, ja nur einen andern Mann ſich in der Situation zu einer Dame denken kann, in welche Sie den Domicellar verſetzt haben, der liebt dieſe Dame nicht mit einem Funken! Das glauben Sie mir, Herr Baron!

Und als Franz Karl aus einer gewiſſen Beſchämung nichts erwiderte, ſprach Agnes weiter:

Sie haben meiner Schweſter großes Unrecht gethan, ſie blos nach ihren kleinen witzigen Koketterien zu beurtheilen, die ich ſelbſt nicht immer billige. Aber Sie haben noch mehr Schuld! Sie haben in dem ſchönen Herzen, das Sie noch gar nicht kannten, den unglücklichſten Zwieſpalt angerichtet.

Mein Gott! Comteſſe —? rief Franz Karl, und Agnes mit beſchwichtigender Geberde fuhr fort:

Sie werden es begreifen, lieber Baron, wenn ich Ihnen ſage, daß gerade dieſe kränkenden Verſe meine Schweſter über ihr verſchwiegenſtes Gefühl für Sie klar gemacht haben in einem Augenblicke, da ſie zugleich empfinden mußte, daß es eine ganz unerwiderte Neigung ſei. Bedenken Sie, was das heißt, eine edle Seele aus dem ſüßeſten Traum erwecken, um ihr zu verkünden, daß ſie den Gegenſtand ihres ſeligen Traums in der Wirklichkeit verloren habe! — — Sie ſchweigen? Und geben mir alſo Recht?

Recht und Unrecht! erwiderte Franz Karl mit Gefühl. Einer der liebt, macht ſolche Verſe freilich nicht: wol aber Einer der — vielleicht Liebe ſuchte und ein Herz fand, oder zu finden glaubte, an dem ſolche Verſe ſich nicht verſündigen konnten, und das vielmehr —

Baron! fiel Agnes ein. Ich beſchwöre Sie! Laſſen Sie die arme Joſephine nicht ahnen, daß Sie ſo von ihr denken, oder wie ich hoffe, nur einen Augenblick gedacht haben! Sie fühlt aus Ihren Reimen nur den Mangel an Liebe, aber zum Glück nicht die üble Meinung, die Sie hineingelegt haben. Gehen Sie! Schämen Sie ſich ſolcher unwürdigen Empfindungen! Eins befehle ich Ihnen: daß Sie nie gegen Joſephinen weder bereuend noch beſchönigend jener Verſe gedenken. Laſſen Sie meine Schweſter mit ihrem edlen Herzen ſelbſt fertig werden! Nur durch zarte, ſchonende Aufmerkſamkeit gegen Joſephinen können Sie ſchweigend abbüßen, was Sie verbrochen haben, und worüber Ihnen die gute Seele leider! nicht böſe genug iſt.

Dieſe Eröffnung machte auf den jungen Freund den erſchütternden Eindruck, auf den ſie berechnet ſein mochte. Seinem argloſen Herzen erſchien Joſephine in einer neuen

Offenbarung ihres ſo ſehr verkannten Weſens. Und dieſe unvermutheten Schätze einer ſo zarten und edeln Empfindſamkeit erſchienen zugleich als Schmuck einer heimlichen Neigung für ihn gefaßt. Er hatte das beſte Herz verkannt, ja tief verletzt, und war an ſeiner eignen Einſicht ſowie gegen das ſüße Geheimniß der Liebe zum Sünder geworden. In dieſer Verwirrung ſeiner Gedanken und Empfindungen wußte er nicht, war es das Gefühl ſeiner Schuld oder ſeines Entzückens, was ihn zu Joſephinens Füßen hinziehen wollte, als die Comteſſe mit der Gräfin eben wieder in den Salon zurückkehrte. Doch Agnes, die ſeine Gemüthsbewegung beobachtete, hielt ihn zurück. Er ergriff und küßte die Hand, die abwehrend nach ihm ausgeſtreckt war, mit den leiſen Worten: Ich ſegne meinen leichtfertigen Scherz, wenn er Joſephinen von ihrem Witze und mich von meinem Irrthum geheilt hat!

Elftes Kapitel.

Eben fuhr ein Wagen am Hauſe an, und der Admiral in Gala ſtieg aus. Comteſſe Agnes ging ihm einige Schritte nach der Thüre entgegen.

Sie ſind eine Prophetin, meine kluge Comteſſe! rief der Eintretende, indem er der ihm zuerſt begegnenden Agnes und dann mit ſeiner etwas ſteifen Eilfertigkeit den übrigen beiden Damen ſeine Handküſſe darbrachte. Man fragte nach dem Was und Wie, und er fuhr, einen Seſſel einnehmend, fort:

Wie meine geiſtreiche kleine Freundin vorausgeſagt, haben Seine kurfürſtlichen Gnaden den franzöſiſchen Geſandten ausgezeichnet übel aufgenommen. Schon bei der Anfahrt war kein Menſch ihn zurecht zu weiſen, ihn zu empfangen da, die Treppe, die Corridors wie ausgeſtorben. Herr von Villars durchläuft alle Gänge, die richtige Thüre zum Audienzſaale zu finden. Denken Sie ſich, in welcher Wuth er endlich durch Zufall den Eingang und den prachtvollen Saal mit Menſchen angefüllt trifft! Civil, Militair, Hofchargen, Geiſtlichkeit, wir von der Geſandtſchaft, Alles, glaub' ich, blos als Zeugen dieſer ausgeſuchten Demonſtration mit eingeladen. Aber da konnte man den Franzoſen von Adel erkennen! Kein Blick, keine Miene verrieth ſeine Wuth; nur ein Anflug von Bläſſe bebte um ſeinen ſcharf geſchnittenen Mund, und er ſchritt mit einer Haltung gegen den Thronſeſſel des Kurfürſten, als ob er ihn einzunehmen herbeikomme. Die erſten Beamten umſtanden den Thron. Herr von Villars ſprach ruhig, fein und mit Würde; aber ich hätte jede Stelle bezeichnen mögen, wo er etwas ſtockend in den vorausgeflochtenen Kranz ſeiner Rede einige auf den leeren Corridors ſchnell aufgeleſene Stacheln einmiſchte. Der Kurfürſt erwiderte kurz, kalt, in geſchraubten Wendungen, und entließ dann den Jakobiner — denken Sie nur! — ohne ihn, wie üblich, zur Tafel zu laden.

An dem Kopfſchütteln und den bedauerlichen Mienen des Erzählers merkte man, wie wenig er mit der leidenſchaftlichen Politik des Kurfürſten zufrieden war. Die

Gräfin ließ es ihm nicht hingehen; ſondern glaubte das Verfahren ihres hohen Freundes rechtfertigen zu müſſen. — Sie vergeſſen ganz, Herr Admiral, ſagte ſie lebhaft, was der Kurfürſt der Politik Preußens und Oeſtreichs ſchuldig iſt. In Berlin werden die Kriegsrüſtungen betrieben. Ich kann Ihnen im Vertrauen ſagen, daß in dieſem Augenblicke der Plan dazu zwiſchen dem Prinzen Hohenlohe und dem Herzog von Braunſchweig verabredet wird. Wir ſprachen doch jüngſt von der Note des jetzigen franzöſiſchen Miniſters, des kriegsluſtigen Dumouriez: geſtern haben wir Nachricht, wie das wiener Kabinet ſie beantwortet. Vor Allem wird auf Herſtellung der franzöſiſchen Monarchie auf die Grundlage der königlichen Sitzung vom 23. Juni 89 beſtanden, dem Adel und Klerus werden ihre Beſitzungen reclamirt, und die deutſchen Fürſten werden im Elſaß wieder in ihre weggenommenen Hoheits- und Lehnrechte eingeſetzt werden. Dieſe Stellung der europäiſchen Politik hat der Kurfürſt im Auge, ſehen Sie! Noch geſtern ſagte er mit Würde, er ſtehe politiſch wie geographiſch an der Spitze Deutſchlands gegen Frankreich. Nicht wahr, Baron Wallbrun, das iſt ſein energiſcher Ausdruck?

Leider wahr, meine Gnädigſte! antwortete Franz Karl.

Warum leider? fragte ſie betreten.

Weil die Spitzen auch von einem Mißgeſchicke zuerſt abbrechen, Gräfin.

Dies ernſte, ſchwere Wort rollte, ſo zu ſagen, dem Domicellar von Venningen zwiſchen die Füße, der eben hereintänzelte, vom Hündchen Amor heftig angebellt. Den Hund neckend und hetzend, erzählte er, welch' göttlicher

Spaß ihm eben auf der Straße begegnet ſei. — Ich komme, ſagte er, an der Ecke des Kaufmanns Rapallo vorüber, wo doch der fatale franzöſiſche Geſandte Wohnung genommen hat. Stehen da wol fünfzig Emigrirte um einen Scheerenſchleifer, den ſie ſelbſt dahin poſtirt haben, und laſſen ihre Säbel und Degen ſchleifen. Nicht lange ſehe ich dem Dinge zu, ſpreche mit einigen der ſehr erhitzten Franzoſen, und lache in die Fauſt über dieſe kindiſche Demonſtration; ſo kömmt der Geſandte vom Hofe zurückgefahren. Ich ſehe, wie er bei dieſem Anblicke dem Kutſcher ein Wort zuruft, worauf dieſer ſchmunzelnd mit ſeinem Prachtgeſpann mitten durch den Haufen lenkt, ſo daß einige Emigranten von den Pferden bei Seite geſchoben werden, und der Schleifkarren von der Nabe eines Rades umgeworfen wird. Unter dem Schimpfen und Toben der Franzoſen betritt Herr von Villars das Haus, und kaum iſt er oben, ſo läßt er aus dem Fenſter über dem Scheerenſchleifer die dreifarbige Fahne mit dem franzöſiſchen Wappen ausſtrecken, als ob er all' das Geſindel unter ſeinen Schutz nehmen wolle. Da hätten Sie die Wuth dieſer Herren ſehen ſollen, wie ſie mit Luftſprüngen, Kreuzſprüngen, Tanzſprüngen die Fahne zu erreichen und mit ihren Degen zu durchſchlitzen ſuchten. Aber jedesmal hob ſich vom Wind in großwallender Bewegung die pompöſe Fahne, als ſpotte ſie der hüpfenden Knaben. Das umſtehende Volk lachte und ſpottete die wüthenden Tänzer aus. Es war ein koſtbarer Spaß, ich möchte ſagen — ein himmliſcher Schabernack!

Die Gräfin ſchalt alles Ernſtes dieſe Geſinnung des Domicellars. — Wären Sie ſelbſt nicht ſo kindiſch, Herr von Venningen, ſagte ſie, ſo würden Sie ſolche Zeichen edeln Muthes beſſer verſtanden und gewürdigt haben. Doch Venningen lachte nur, und jagte ſich in ſeiner unbekümmerten Weiſe mit dem Hund umher, ziſchte und hetzte ihn zum Bellen, erwiſchte ihn am Ohr oder Schweif, bellte ihm nach, ſo daß es einen wahren Hundelärm abſetzte.

Dieſem Spektakel machte Herr von Montleveau ein Ende, der Freund der Gräfin, der ſehr aufgeregt eintrat, finſter und flüchtig grüßte, und ſich ſehr mürriſch in einen Seſſel warf.

Aha! rief Venningen in ſeinem ſeltſamen Franzöſiſch, ich ſehe, Sie ſind müde, Herr von Montleveau. Sie haben Ihre Sprünge gemacht, — Ihre dreifarbigen Kreuzſprünge!

Beten Sie Ihr Brevier, Herr von Venningen! antwortete der Franzoſe mit verächtlichem Blick, und brach in die heftigſten Aeußerungen über Mainz und dieſe Bürger-Canaille aus, in die der Dämon des Jakobinismus gefahren ſei. — Man ließ ihn eine Weile reden; als er aber auch den mainzer Adel beſchuldigte, daß derſelbe wenigſtens theilweiſe der Revolution zugethan ſei, verſetzte Franz Karl ruhig, aber nicht ohne Empfindlichkeit:

Es wäre kein Wunder, mein Herr, wenn man die Revolution weniger haſſenswerth fände, nachdem man die Feinde und Flüchtlinge derſelben näher kennen gelernt hat. Ich muß unſere Mainzer vertheidigen. Man braucht der Revolution noch nicht anzuhangen, wenn man ſich von übermüthigen Gäſten nichts gefallen läßt oder manche Antipathien der Revolution lächerlich findet. Der mainzer

Bürger iſt gutmüthig, ja unterthänig, und wirft keinen Fremden aus ſeinem Garten, wenn ſich der Gaſt nicht unordentlich beträgt.

Dieſe Anſpielung auf das frühere Begegniß Montleveau's im Vauxhall beſchämte den Franzoſen und brachte ihn vollends in Wuth. Er vergaß ſich ſoweit, daß er Ausfälle gegen den deutſchen Adel überhaupt that, und ihn einer niedrigen Geſinnung beſchuldigte. Dies war für Franz Karl doch zu viel: er ward heftiger, als er ſonſt gegen einen Mann geworden wäre, den er für ebenſo bornirt, als eitel kannte. — Ich will nichts von den edeln Manieren und Grundſätzen der hieſigen Emigrirten ſagen, rief er unter Anderem, denn der Kurfürſt würdigt ſie noch immer der Gaſtfreundſchaft und ſeiner großmüthigen Unterſtützung. Allein der franzöſiſche Adel an ſich hat nicht Urſache ſich über den deutſchen zu erheben. Was iſt der hohe Adel in Frankreich unter den Bourbonen geworden? Ein langes Gefolge königlicher Diener, deren Söhne nur auf die Gelegenheit warten, königliche Beamte, Soldaten, Gerichtsleute oder Geiſtliche zu werden. Was ſind, worin beſtehen ihre erhabenen Vorzüge und Ehren? In Vortritt bei Hof, Hofetikette, adeligem Waffen- und Duellunterſchiede, Ahnenprobe, Ebenbürtigkeit in einem von politiſchen Rechten leeren Raum und endlich in dem hohen Privileg, — das Bürgerthum zu verachten. Wo ſind die großen Rechte Ihres hohen Adels, — ich meine genoſſenſchaftliche Rechte? Sie haben die Gunſt, keine Steuern zu bezahlen, aber nicht das Recht, dem König Steuern zu bewilligen. Sie haben den Vortheil über dem Bürger zu ſtehen: haben Sie aber auch das Recht, nur von Standesgenoſſen gerichtet zu werden? Unſer hohe Adel hat ein Recht an der Reichsſtandſchaft, an der Geſetzgebung des Reichs, er hat genoſſenſchaftliche Rechte, er iſt Richter und Herrſcher auf ſeinem Beſitz, er iſt ein Glied der Majeſtät des Reichs. Sie ſehen, Herr von Montleveau, — ſoviel hatte der franzöſiſche Adel nicht zu verlieren, als er das Reich und den König im Stiche ließ, und über die Grenze floh.

Er verneigte ſich gegen die Damen, küßte Joſephinen die Hand, und verließ mit ſtolzer Haltung das Zimmer.

Sie haben geſprochen, wie ein kleiner Herrgott, Baron! rief ihm Venningen in deutſcher Sprache nach.

Zwölftes Kapitel.

Franz Karl, als er folgenden Tags zu ſeinen Geſchäften zurückkehrte, fand den Kurfürſten etwas verſtimmt über Papieren ſitzen, die er im Laufe des Geſprächs mit einer ſtillen Ungeduld hin= und herwarf, wie etwas, was man gern los wäre, worüber man aber nicht hinaus kann. Er kam endlich, wie der Baron erwartete, auf den ihm ärgerlichen Gegenſtand zu reden. Es war ein Plan zu den nöthigen Herſtellungen an den Feſtungswerken. Dieſe waren in der ſchönen Friedenszeit und bei dem guten Einverſtändniſſe des franzöſiſchen Hofes mit Oeſtreich in tiefen Verfall gerathen. Man hatte die Wälle und

Gräben zu Obſt- und Gemüsbau wie zu andern ökonomiſchen Zwecken benutzt. Vortheil und Bequemlichkeit hatten vielleicht an Mauer- und Bohlenwerk Manches weggeräumt, was ſelbſt die Zeit geſchont hatte. Nun von allen Seiten angegangen, mußte der Kurfürſt etwas thun, und hatte den Ingenieur-Major Eickemeyer durch den Kommandanten von Gymnich mit Entwerfung eines Plans und Koſtenanſchlags beauftragen laſſen. Dieſe Arbeit lag eben vor. Sie war nicht etwa mangelhaft und tadelnswerth, ſondern im Gegentheil nur zu gründlich und umfaſſend ausgefallen, ſo daß ſie den Kurfürſten mit dem Aufwand ängſtigte, der zu einer zweckmäßigen Herſtellung der Werke gegen kriegeriſche Verhängniſſe unvermeidlich erſchien. Um die Sache los zu werden, hatte der Fürſt die Arbeit ſeines Offiziers zweien franzöſiſchen Ingenieuren des Prinzen von Condé zur Prüfung mitgetheilt. Er hoffte im Stillen, dieſe eingebildeten Herren würden das Project verwerfen; ſie gaben es aber mit Beifall und Lob zurück; wodurch nun der Gegenſtand deſto dringender, aber für den alten Herrn auch um ſo ärgerlicher geworden war. Er wußte im Augenblicke nicht, wie ſich die Sache ſchicklich beſeitigen ließe, und begnügte ſich fürerſt, ſie zu verplaudern.

Ein ſehr geſchickter Mann, der Eickemeyer! ſagte er. Er iſt nur bürgerlich, aber ich habe ihn um ſeiner Thätigkeit willen zum Major befördert. Er ſollte in Dienſten einer größern Macht ſein: uns fehlen die Mittel, ſeine Talente vollauf zu beſchäftigen. Solche Leute können einem Fürſten gerade durch ihre große Brauchbarkeit zur Laſt werden. Es iſt immer fatal, wenn der Diener mehr Geſchicklichkeit hat, als ſein Herr Geld. Sehen Sie, Baron, der Eickemeyer hat nur ſo gründlich gearbeitet, um ſeine Geſchicklichkeit an den Tag zu legen. Die Ausführung wäre ja in ſolchem Umfang gar nicht nöthig. Man kann ſagen, Baron, — ha, ha! es ſei eine ganz unbezahlbare Arbeit. Es klingt wie ein Scherz, aber es iſt wahr.

Der alte Herr, der gern eine moraliſche Laſt, die ihn drückte, mit einem Witz oder Lachen abſchüttelte, kam nun auf den viel dringenderen Aufwand der Kaiſerkrönung und der nachfolgenden Feſte zu reden. Franz Karl glaubte in dieſen Worten und Gedanken die Gräfin Coudenhove zu hören, die jetzt auch über dieſen Gegenſtand unerſchöpflich war. Er wußte wohl, daß ſie dem Fürſten allerlei vorſchwatzen durfte, ahnete aber nicht, was bei dieſer Angelegenheit im Hintergrunde lag, daß nämlich die berechnende Frau bei den Hofausgaben leichter, als bei Kriegskoſten die eigne niedliche Hand einmiſchen konnte.

Um aber nicht ganz unthätig zu erſcheinen, hatte ſich der Kurfürſt ausgedacht, daß die Herſtellungen an der Feſtung vielleicht auf die Zug- und andere Brücken, auf das Gatterwerk, die dringendſten Verpalliſadirungen und Ueberſchwemmungs-Einrichtungen beſchränkt werden könnten. Es galt ihm nur noch darum, den Einwendungen aus dem Hofkriegsrath und von Seite des Kommandanten auszuweichen. Da kam er nun, wie öfter, durch ſein kindiſches Plaudern auf eine Auskunft. Er erklärte dem Baron, mit Hinweiſung auf den vorliegenden Riß, ſeine Anſicht und ſchickte ihn unmittelbar an Eickemeyer mit dem Auftrage, den Plan und Koſtenanſchlag in dieſem

Sinn zu ermäßigen. Darauf wollte er dann einen unabänderlichen Befehl an die Militiarbehörde erlaſſen.

Dieſer Auftrag führte den Baron zu neuen, unerwarteten Einblicken in die innern mainzer Zuſtände. Er eilte nach der Wohnung des Ingenieurs, und traf ihn im Begriff zu verreiſen. Der Arzt Wedekind war bei ihm auf dem Zimmer, und Beide ſchienen von einer Verhandlung ſehr beunruhigt, die bei des Barons Eintritt abgebrochen wurde.

Eickemeyer vernahm den Befehl des Kurfürſten mit ſichtbarem Widerwillen. — Ich habe das Nothwendige projectirt, ſagte er, etwas mürriſch, nun wird das Ueberflüſſige genehmigt.

Wie meinen Sie das? fragte der Baron. Ich verſtehe Sie nicht.

Was der Kurfürſt will, iſt ungenügend für den Zweck, und mithin überflüſſig, antwortete jener.

Franz Karl gab dem Major zu verſtehen, daß ihm der Befehl des Kurfürſten überbracht werde, um ihn auszuführen, nicht aber zu kritiſiren.

Eickemeyer nahm die Papiere auf, und ſchob ſie bei Seite. Der Baron verlangte alsbaldige Erledigung der Sache; wogegen der Major ſeine Abreiſe einwendete, — dringende Arbeiten, die er als Waſſerbaudirector am Main auszuführen habe, deſſen Ufer vom letzten Eisgang beſchädigt ſeien, wodurch der Zug des Commerzes gehindert werde.

Franz Karl mußte abermal ein rauhes Wort herauswenden, womit er auf alsbaldiger Erledigung des Auftrags beſtand.

Gut! dann aber auch noch eiliger als eilig! verſetzte Eickemeyer, und ging heftigen Schrittes nach ſeinem Arbeitszimmer. — Laſſen Sie mein Pferd wieder einſtellen, Doctor, rief er an der Thüre, aber geſattelt bleiben!

Franz Karl, der ſich in dem fürſtlichen Auftrage fühlte, war über dies Betragen höchſt ungehalten. — Ich finde dieſe Art von einem Offizier ganz verwerflich, ja ſtrafbar! ſagte er zu Wedekind. Ich weiß nicht, ob es nicht meine leidige Schuldigkeit iſt, dem Kurfürſten Anzeige zu machen, wie wenig zuverläſſig dieſer bedeutend geſtellte Mann erſcheint. Solcher Geiſt im Militair, — in jetziger Zeit! — Bringen ſich da nicht dieſe bürgerlichen Offiziere ſelbſt um alles Vertrauen?

Wedekind ſuchte den jungen Herrn zu begütigen. — Eickemeyer iſt der bravſte Offizier, Herr Baron! verſicherte er. Aber eine Sorge, eine Angelegenheit menſchlicher Art laſtet eben auf ſeinem Herzen, und iſt einen Augenblick Herr über den Major geworden. Vergeſſen Sie es, Herr Baron, beim Kurfürſten! und gewiß werden Sie das, wenn ich Ihnen meines Freundes Noth entdecke. Ich darf es um ſo unbedenklicher, als dieſelbe von der Art iſt, daß ſie an den Fürſten ſelbſt gebracht werden muß, wenigſtens an die geiſtliche Behörde. Es iſt eine Herzensgeſchichte, und deren kann ein junger Mann nicht genug hören, ſo lange das Herz ihm ſelbſt noch die ſchlimmſten Streiche ſpielen kann.

Der Arzt bot dem Baron einen Stuhl, ſetzte ſich zu ihm und erzählte leiſe und flüchtig:

Sie kennen ja den Kunſthändler Appiano im Eckhauſe der Quintins- und Schuſtergaſſe? Dieſer hatte eine

Tochter, nicht ſchön, aber lebhaft und einnehmend, deren Neigung der Artillerie-Lieutenant Eickemeyer gewann. Das liebende Paar war verlobt, als der Kurfürſt aus beſonderer Gnade den jungen Mann zu ſeiner Ausbildung nach Paris ſchickte, wo er anderthalb Jahre der Mathematik und den Naturwiſſenſchaften oblag, und dann die Niederlande, Holland und einen Theil von England bereiſte. Während dieſer Abweſenheit näherte ſich der reiche und leichtſinnige Kaufmann Zucci der Mamſel Appiano, und wußte ſich in die Gunſt der Aeltern und Angehörigen zu ſetzen. Mit dieſen im Einverſtändniſſe, wurde ein eben nicht neuer, aber recht italieniſcher Kunſtgriff angewendet, dem entfernten Offizier das Herz ſeiner Verlobten zu entziehen. Man unterſchlug den Briefwechſel der Liebenden, und wußte ihnen falſche Nachrichten von wechſelſeitiger Untreue beizubringen. Mamſel Appiano faßte mit ihrem eiferſüchtigen Herzen keinen Zweifel, und überließ ſich nur zu lebhaft der Empfindung des Trotzes, der ſolchen Gemüthern ſehr nahe liegt. Die Bewerbung Zucci's fand Eingang bei ihr, und ſie war bereits ſeine Frau, als Eickemeyer von ſeinen Reiſen in Mainz eintraf. Beide vermeintlich Ungetreuen mieden einander, wie ſich denken läßt. Jahre gingen vorüber, ohne daß ſie ſich zu ſehen ſuchten. Frau Zucci bekam Kinder, und ihr Mann brachte ſein Vermögen durch. Erſt in vorigem Herbſte, nach Eickemeyer's Rückkehr aus dem lütticher Feldzuge, begegneten ſich Beide zufällig in der Rheinallee. Frau Zucci hatte ihr älteſtes Kind bei ſich. Der Abend dämmerte trüb und melancholiſch, und vielleicht regten ſich eben in beiden Herzen die Erinnerungen lebendiger an jene Zeit, da ſie hier ſo manchmal mit frohen Erwartungen gewandelt waren. Sie blickten einander an, ſie blieben ſtehen; er grüßte, ſie redete ihn an; Beide gingen zuſammen eine Strecke, verſtändigten ſich über den ihnen geſpielten Betrug, und — das Bündniß der Herzen, einſt in Hoffnung geknüpft, ward in Verzweiflung erneuert. — Welche Erörterungen zwiſchen beiden Eheleuten nach ſolcher Entdeckung vorfielen, läßt ſich denken. Sie werden auch begreifen, Herr Baron, daß ein ſo leidenſchaftliches Herz, wie das der durch ihren Mann und mit ihrem Manne doppelt betrogenen Frau Zucci, die Schranken wenig reſpectirte, in die der verwerflichſte Betrug ſie gebracht hatte. Sie glaubte dem mitbetrogenen Geliebten jede Entſchädigung der Neigung und Gunſt für alle die verlornen Jahre ſchuldig zu ſein. und war zum Unglücke dem verliederlichten und verlumpten Betrüger keine Achtung und kein verſöhnendes Gefühl ſchuldig geworden. Sie beſtand auf Scheidung, und da die häuslichen Scenen ſehr heftig wurden, trat meine Frau ins Mittel und unterhandelte die Uebereinkunft. Frau Zucci wollte nämlich ihren Mann, nicht aber ihre Kinder fahren laſſen, und dieſen Umſtand benutzte der unwürdige Zucci zu ſeinem Vortheil. Er verhandelte als letzten Artikel ſeines bankerotten Geſchäftes die Kinder, und beſtand noch geſtern, bei Abtretung des jüngſten gegen die verabredete Summe, auf der Zugabe eines halben Dutzendes feiner Hemden. Mein Freund Eickemeyer hat die Frau gleich anfangs nach Offenbach gebracht und unterhält ſie dort mit den drei Kindern, an denen er ſeine Freude findet. Die Verſöhnten werden nun Schritte thun, ſich zu verbinden. Da jedoch

Frau Zucci ſtrenge Katholikin iſt, ſo wird keine völlige Scheidung zu einer Wiederverheirathung möglich zu machen ſein. — Sehen Sie, Herr Baron, ſolche Sorgen und Beſorgungen, mit ſo Vielem was d'rum und d'ran hangt, liegen jetzt auf dem Herzen meines Freundes, der eben im Begriff war, nach Offenbach zu reiten. Sie fühlen gewiß, Herr Baron, lebhaft genug, was ſich einem ſo braven, herzvollen Manne, wie mein Freund Rudolph iſt, nachſehen und vergeſſen läßt!

Franz Karl war von dieſer Geſchichte ſehr ergriffen. Es that ihm ſchon leid, daß er die Dienſtſtrenge mit ſo ſchroffen Worten gegen die Empfindlichkeit eines bekümmerten Herzens geltend gemacht hatte. Um es wieder gut zu machen, bot er ſeine Verwendung beim General-Vicar von Redwitz und dem Weihbiſchof Heimes an, ſobald dieſe Scheidungsſache an die Behörde gelangen würde. — Dem Kurfürſten muß Alles daran liegen, ſagte er, einen Mann beruhigt und lebensmuthig zu wiſſen, auf deſſen Geſchicklichkeit bei einem allenfallſigen Ueberfall unſerer Stadt ſo ſehr gerechnet werden muß.

Doctor Wedekind nahm dies Anerbieten für ſeinen Freund mit dem beſten Dank an, und verſprach die Arbeit Eickemeyer's, ſobald ſie fertig ſein würde, an den Baron zu beſorgen. Er geleitete ihn die Treppe hinab, — im Intereſſe ſeines unglücklichen Freundes höflicher und geſchmeidiger, als er es mit ſeinen revolutionairen Geſinnungen für ſich ſelbſt geweſen ſein würde.

Dreizehntes Kapitel.

Eickemeyer war ein fertiger Zeichner, ein gewandter Arbeiter, und die Sehnſucht nach Offenbach zu ſeiner harrenden Geliebten zu kommen, beflügelte ſeine Hand. So waren die vom Kurfürſten gewünſchten Herſtellungen an den Feſtungswerken auf dem Plane mit rothen Linien bald umriſſen und die Koſtenbeträge auf dem Anſchlage mit rothen Ziffern heruntergeſetzt. Er übergab die Papiere ſeinem Freunde zur Beſorgung, und als er von dieſem, der ihn an das Pferd begleitete, das Anerbieten des Barons vernommen hatte, erheiterte ſich der ſorgenvolle Mann, und ritt mit friſchen Hoffnungen geſtreckten Trabs der Schiffbrücke zu.

Auf dem Wege zum Baron begegnete Wedekind ſeinem Freunde Hofmann, und ließ ihn die Papiere durchblicken. Beide ſahen einander verwundert an, bis Hofmann ein wildes Gelächter aufſchlug. — Adieu, du goldnes Mainz! rief er. Weißt du, Wedekind, was ich dem Albini ſagen werde, wenn er mir wieder mit ſeinen ſüßen Verſprechungen begegnet? Excellenz, werd' ich ihm ſagen, nehmen Sie Ihre große Kabinets-Aktenſcheere, und ſchneiden aus dem mainzer Kurhut ein Paar weiche Socken, die Füße eines blödſinnigen Greiſes warm zu halten. Sieh', das iſt die Weisheit, mit der die höchſte mainzer Schuhuperrücke die Kabinete Europas zu erleuchten glaubt!

Was? Mit ſolcher Flickerei bedenkt man unſere Feſtung im Augenblicke, da man den franzöſiſchen Geſandten mißhandelt? Erkühnt ſich zu Trotz und Herausforderung, während man ſich ohnmächtig auf einen morſchen Stab zu ſtützen ſucht? Iſt das nicht Unſinn, Wahnſinn?

Ich weiß nicht, antwortete Wedekind bedenklich, — ob ich nicht an Forſter's Vermuthung glauben ſoll. Wir ſprachen von dieſem unſinnigen Treiben der Emigrirten am Rhein, von dieſen tollen, unerklärbaren Anſtalten, und Forſter, der ſonſt einen prächtigen ſtaatsmänniſchen Blick hat, meinte, all' das Sonderbare könnte gleichwol combinirt ſein, und zu einem zuſammenhangenden Plan gehören; man könne im Kabinet des Kurfürſten die möglichen Folgen ſolcher Vertheidigungsloſigkeit wohl bedacht, und den kühnen Gedanken gefaßt haben, den Feind heranzulocken, Mainz, dieſe wichtige Feſtung, den Schlüſſel der Rhein- und Mainländer, abſichtlich in Gefahr zu bringen, um endlich das deutſche Reich aus ſeinem Todesſchlaf aufzuſchrecken, damit es dem revolutionairen Frankreich den Krieg erkläre.

Das iſt zu weit geſucht! rief Hofmann. Dieſe Jammermenſchen muß man ja nicht mit ſtaatsmänniſchen Blicken meſſen, ſondern mit dem Auge des Arztes. Wann fühlt ſich der Schwindſüchtige am wohlſten, Doctor?

Wann er bald d'rauf ſchnappt! antwortete Wedekind.

Richtig Alter! klatſchte Hofmann in die Hände.

Sie wurden von Vorübergehenden unterbrochen. Wedekind eilte mit ſeinen Papieren fort, Hofmann ging mit den Andern nach der Leſegeſellſchaft.

Hier bildeten ſich wirklich die Anfänge eines Clubs in einer verſchwiegenen Hinterſtube, wohin die alten Vertrauten nach und nach neue Einverſtandene mitbrachten. Selbſt im allgemeinen Leſezimmer waren jetzt die Beſprechungen über Zeitfragen lebhafter und kühner; die vielfache Unruhe dieſer Frühlingszeit ging hier in eine politiſche Tonart über. Das kurfürſtliche Verbot gewiſſer Journale und die Beſchränkung der Zeitblätter hatte auch diejenigen gelaſſenen Männer aufgeregt, die in ihrer Zufriedenheit mit der eigenen Lage und dem mainzer Leben doch von entfernten Unruhen gern etwas vernehmen mochten, um mit der Zeit fortzugehen, wie ſie meinten. Was dieſe Bürger und Beamten früher blos zu flüchtiger Befriedigung ihrer Neubegierde aufgeſucht hatten, war nun durch jenes Verbot in den Kreis ihrer Befürchtniſſe und ihres Nachdenkens gezogen worden. — Was will der Kurfürſt damit? fragte man ſich, denn er ſelbſt denkt anders. Hat er je den Roman ſeines Bibliothekars Heinſe, den Ardinghello, verboten? Im Gegentheil, er hat ſich das Buch vorleſen laſſen, und hat dem Verfaſſer, dieſem ledernen Egoiſten, wegen ſeiner angenehmen Schreibart, ein Geſchenk von 220 Gulden gemacht. Und welche ſtarke Sachen ſagt der Dichter nicht in dieſem Buche gegen Adel und Fürſten und zu Gunſten der Volksherrſchaft! Leſet nur von Seite 265 bis 277 und fragt euch ſelber, ob man's ärger machen kann!

In der That blieb auch jenes Zeitungs-Verbot vereinzelt ſtehen, ohne nachwirkende Maßregeln, die es gegen die Aufregung in gewiſſen Kreiſen unterſtützt hätten. Der Hofkanzler Albini verſicherte bei jeder Gelegenheit den Profeſſoren, daß er jenem Befehl des Kurfürſten gänzlich fremd ſei. Dieſer Mann ſetzte ſich gern in Anſehen bei den Gelehrten und Literaten, mit deren wichtigem Einfluß in Deutſchland er den Kurfürſten ängſtigte, um ſich ſelbſt gegen die Abneigung der Gräfin Coudenhove bei ſeinem Einfluſſe zu erhalten. Hierzu benutzte er denn auch die unzufriedene Stimmung, die jenes Verbot erweckt hatte. Die mainzer Unzufriedenen waren indeß keineswegs klar und entſchieden in ihren Abſichten. In mainzer und in deutſchen Verhältniſſen fand man vieles mit Recht Verwerfliche, und die franzöſiſche Revolution hatte große, weltbeglückende Gedanken verkündigt: aber wie man jenes Drückende entfernen und dieſe neuen Ideen geltend machen könne, blieb doch eine gar verwickelte und bedenkliche Aufgabe. Denn wenn auch ein oder der andere verwegene Kopf an einen Umſturz der Dinge mit Hülfe der Franzoſen dachte: ſo war es doch nicht das Volk. — Wie viel ſind wir denn, wir Gewaltmenſchen, lieber Hofmann? ſagte heut, bei abermaliger Verhandlung im Clubiſten-Zimmer, der lächelnde Profeſſor Blau. Muß ich mich doch ſelbſt anlächeln, wenn ich mich einen Gewaltmenſchen nenne! Denn wenn mein ſchwarzes Prieſtergewand auch einige dünne Stellen hat, und hier und dort *brüchig* werden will: ſo denke ich es doch nicht mit einem rothen, — blutrothen zu erſetzen, und mich zu einem Prieſter oder Cardinal der Guillotine weihen zu laſſen. Sehen Sie, wir haben noch über all' den vielen, den wenig guten und den oft erbärmlichen Fürſten in Deutſchland einen gar gewaltigen Volksbeherrſcher. Ich meine nicht etwa den Kaiſer, ſondern den *politiſchen Gehorſam*. Man iſt unterwürfig, nicht gerade aus Furcht vor der oft ſchwachen

Gewalt, auch nicht aus Liebe zu der oft verabſcheuten Macht, ſondern aus alter Gewohnheit. Man begreift gar nicht, wie man dem Fürſtengeſchlecht ungehorſam ſein könne, von dem ſchon die Väter und Großväter ihre Schläge und Tritte gekriegt haben.

So? lachte Hofmann. Und worauf ſollen wir alſo warten?

Ich weiß es nicht, antwortete Blau. Ich denke, wenn das Hühnchen wächſt, zerbricht es von innen ſeine Schaale. Oder die franzöſiſche Revolution wälzt ſich über uns herein, und zertrümmert das morſche Alte. Vielleicht auch laufen unſere Fürſten, wenn ſie Jakobiner riechen, davon; nur um Spaßeswegen zu ſehen, wie wir ohne ſie zurecht kommen wollen. Kurz, wir ſind in der Lage des Wartens, und dürfen nur unſere Lampen nicht ausgehen laſſen, wie ſchlafende Jünglinge, die von der Braut unſerer Zukunft, von der Freiheit, überraſcht werden.

So kamen in den Verhandlungen der Vertrauten bedeutende und verwerfliche Gedanken zum Vorſchein. Es war eben jene eigenthümliche Zeit zu Ausgang des Jahrhunderts, in der ausgezeichnete Köpfe und Lumpe, edle und gemeine Seelen einander begegneten und ſich mißverſtanden, indem ſie ſich für einverſtanden hielten. Die Reichsverfaſſung war vermorſcht, das Nationalbewußtſein getrübt, und das geſellſchaftliche Leben in ſeinen, wenn auch heiteren und humanen Formen doch vom Egoismus der Herrſchenden, von der Sittenloſigkeit der Vornehmen und der Geſinnungsloſigkeit der Gebildeten wie von einem Beiſchmack der Fäulniß durchzogen. Die Einen empfanden den Zuſtand mit Entrüſtung, die Andern waren davon angeſteckt. So mit der Oeffentlichkeit überworfen, und zur wahren Freiheit noch nicht erwachſen, wühlten die Kräfte in Kirche und Staat, oder zerarbeiteten ſich in ſich ſelbſt. Und indem man das Wohl des Vaterlandes oder ſein eigenes ſuchend, einander zu den verwegenſten Wünſchen mit lodernden Redensarten anfeuerte, ſahen ſich die Einen plötzlich von ihrem Uebermuthe, die Andern von ihren Kräften verlaſſen.

Solche Unruhe herrſchte jetzt in dem noch ungeborenen mainzer Club. Man war insgeheim in Verbindung mit dem franzöſiſchen Geſandten getreten, und hatte es mit einem angenehmen aber klugen Manne zu thun. Herr von Villars begegnete unſeren Mainzern mit aller Artigkeit und bezeigte eine lebhafte Theilnahme an ihren öffentlichen und perſönlichen Verhältniſſen; wobei er ſie von dieſer oder jener Seite in das franzöſiſche Intereſſe blicken ließ, ohne doch irgend Zumuthungen oder Anſprüche an ſie zu ſtellen. Um ſo treuherziger gingen ſie mit gemüthlichem Vertrauen gegen ihn heraus. Er lernte die Stimmung des Volkes und die Neigungen und Kräfte der Freunde Frankreichs kennen, und da er zum Theil Gelehrte vor ſich hatte, die mit den Emmerizianern am Hof in Verbindung ſtanden, ſo erfuhr er auch die Schwächen von Mainz und gewann ein Urtheil über die Verworrenheiten in Deutſchland. Dies Alles aber behandelte Herr von Villars als bloße Converſationsſtücke, ohne die Miene, einen Gebrauch davon zu machen, und lockte ſo die gutmüthigen und exaltirten Männer immer weiter, die vielleicht ſtutzig geworden wären, wenn ſie ſich als Spione erkannt hätten.

Der Verkehr mit dem Geſandten mußte ſehr vorſichtig geſchehen: denn ſeine Wohnung war mit Aufpaſſern der Emigrirten umſtellt, die ſeine Schritte und Beziehungen nicht aus dem Auge ließen. Villars konnte nicht ausreiten oder ſich auch nur zu Wagen ſehen laſſen, ohne von den franzöſiſchen Flüchtlingen Verhöhnungen zu erfahren, über die er ſich vergebens bei Hofe beſchwerte. Ja, ſelbſt ſeine wiederholten Klagen über Beſchimpfung der jetzigen franzöſiſchen Nationalfarben blieben ohne Erfolg.

Der Geſandte intereſſirte ſich beſonders für die Lebensverhältniſſe der Männer, die zur geheimen Verbindung gehörten. Manche Erſcheinung blieb aber dem weltklugen Manne doch lange ein Räthſel. Denn dieſe Freunde trugen noch mehr oder weniger von den Spuren der eigenthümlichen deutſchen Richtungen an ſich, die hernach von der franzöſiſchen Revolution theils verſchlungen, theils abgebrochen wurden. Manche hatten noch Anwandlungen von Sentimentalität, und knüpften in ihre politiſche Reden ſchöne Floskeln aus Werther oder Siegwart; ein Anderer ſchwor nicht höher als auf Lavater's Phyſiognomik und empfahl dem Geſandten Leute auf die Bürgſchaft ihrer Naſen und Mundwinkel. Dietler, den um ſeines franzöſiſchen Anzugs willen der Geſandte gleich in Affection genommen hatte, blieb ihm doch durch die Wunderlichkeiten ſeiner Genieſucht unbegreiflich. Profeſſor Hofmann ſchwärmte für Weltbeglückung und hatte Anfälle ſtürmiſcher Gefühle der Freundſchaft und Bewunderung. Doch ſchenkte gerade ihm der Geſandte ſehr bald das beſte Vertrauen; indem er durch die ungemeſſene

Ausdrucksweiſe des Mannes doch mit Achtung, wenn gleich nicht ohne Lächeln, die Ehrlichkeit und rückſichtloſe Wahrheit des Schwärmers erkannte.

An einem Spätabende bei ſtürmiſchem Regenwetter ging Hofmann mit einigen Freunden wieder zu Villars. Sie hatten Studentenmäntel umgethan, und Bärte ins Geſicht gebunden, um unkennbar zu ſein. An der Hausthüre drängte ſich ein bezahlter Aufpaſſer im matten Schein der Straßenlaterne dicht an die Eintretenden, erhielt aber von Hofmann einen ſolchen Fauſtſchlag, daß er zu Boden taumelte. Villars empfing ſeine Gäſte mit heiterer Laune und ſeinem Bordeaux in echten Flaſchen. Sein Sekretair, ein Elſaſſer, bediente die Herren, machte, wo das Bißchen Deutſch ſeines Geſandten oder das Franzöſiſch der Mainzer nicht zureichen wollte, den Dolmetſcher, und brachte ab- und zugehend, über das was geſprochen wurde, im anſtoßenden Kabinet Notizen nach den Augenwinken des Geſandten zu Papier. Wedekind war nicht mitgekommen; doch fiel Hofmann, deſſen Aufwallung noch nicht ganz verdampft war, auf die Mittheilung deſſelben über die Herſtellung an den Feſtungswerken, und machte ſich über des Kurfürſten weiſes Sparſyſtem luſtig.

Wer weiß, wozu das gut iſt, rief Stumme in ſeinem rohen Tone.

O ja! meinte Hofmann. Vielleicht — wie einſt Cornelia, die Mutter der Gracchen, als man nach ihren Juwelen fragte, — ihre Söhne vorführte, weiſt unſer alter Herr auf ſeinen Adel und zahlloſen Hofſtaat und ruft: Seht da meine Feſtungswerke! Und warum auch nicht? Der mainzer Adel iſt ſo ſchroff und unzugänglich, wie man nur eine Citadelle wünſchen kann, und die Hofſchranzen übertreffen an moraliſchem Wohlgeruch die faulſten Feſtungsgräben!

Ha, ha! lachte Villars. Et les lunettes —? Wie ſagen Sie lunettes in der Fortification?

Ja doch! rief Hofmann. Lünetten ſind die Augengläſer, womit das hochmüthige Pack der Prälaten und Kammerherren ehrbaren Frauen ins Geſicht ſtarrt und brave Bürgersleute über die Schulter anſieht. Was mich bei dem allen freut, iſt das ſchöne Vertrauen unſeres erfahrenen Kurfürſten, der ſeine Feſtung im — Negligé für unbezwinglicher hält, als die Gräfin Coudenhove, die Frau von Ferrette und die Frau von Straus in ihrem vollen Staat: denn dieſe da, ſo aufgedonnert ſie immer waren, — gaben bald Breſche.

Man lachte und trank. Im Verlauf der Unterhaltung fragte Villars nach Wedekind und warum er beim Kurfürſten in Ungnade gefallen ſei. — Sehen Sie, ſagte er, ich ſammle mir eine kleine Galerie meiner Freunde in Mainz. Ich habe nichts zu thun, wie Sie wiſſen. Der Kurfürſt beſchäftigt nicht einmal meine Kinnbacken mit Kauen. Man lernt aber eine jede Zeit am beſten an den Zeitgenoſſen kennen, und eine kranke Zeit läßt ſich an ihren Patienten ſtudiren, — an denen, die von ihr zu leiden haben. Die Ariſtokraten ſchreien: Revolution wird immer von den Unzufriedenen und Schurken gemacht. Ah bah! die Revolutionen brechen nur an den leidenden oder verdorbenen Gliedern des Staates aus, und dieſe helfen nur die neue Geſundheit herſtellen, wobei ſie ſelbſt oft abſterben. Warum iſt der Wedekind in Ungnade gefallen?

Ich will's Ihnen erzählen! ſagte Hofmann. Mein Freund ſtammt von Mühlheim bei Köln, und ſtand, als zweiter Leibarzt hierher beruſen, mit dem Geheimenrathe Hoffmann im beſten Vernehmen, bis die beſondere Gunſt des Fürſten, der meinen Freund oft mit ſich auf Reiſen nahm, den Egoiſten Hoffmann neidiſch und beſorgt machte. Er verband ſich mit der Coudenhovin zu Wedekind's Sturz. Eines Tages erklärte er in Aſchaffenburg, es ſei ihm das Manuſcript einer Druckſchrift geſtohlen worden, das nur den Wedekind intereſſiren könne. Dieſe Beſchuldigung genügte, eine Specialunterſuchung zu verfügen; womit zugleich Wedekind vom Amte ſuspendirt und vom Hof entfernt wurde. Er blieb zwar noch Profeſſor, aber dabei nicht ungeneckt. Denn der Unterſuchungsrichter, der Herr von Linden, ein Vertrauter der Gräfin Coudenhove, nahm ſein Geſchäft gewöhnlich in Stunden vor, in denen der Profeſſor vom Catheder citirt werden mußte. Die Studenten ſchickten Deputationen an den Kurfürſten zur Abwendung ſolcher Störungen; was aber nichts half. Nun hat ſich mein mißhandelter Freund zuletzt an unſeren großen Staatsrechtslehrer Pütter in Göttingen um ein Gutachten gewendet, und auch vor Kurzem vorläufige Nachricht erhalten, die Behandlung werde als reichsrechtswidrig dargelegt werden. Man ſcheint auch bei Hofe Wink davon zu haben, und die Beruſung Wedekind's an das Reichskammergericht abwenden zu wollen; denn vor wenigen Tagen war der Staatsrath Müller bei meinem Freunde, und hat ihm die erſte Profeſſur in Erfurt mit dem Titel eines Geheimenraths angetragen, wenn er in die Niederſchlagung des Rechtsſtreites ohne weitere Erklärung einwillige. Unſer Wedekind hat aber geantwortet, er wolle nichts Geheimes weder an ſeinem Titel noch an ſeinem Rechte.

Ah, bravo! rief der Geſandte. Die Deutſchen ſind brave Leut', und der bürgerlichen Freiheit werth. Das hab' ich geſtern auch dem Herrn Metternich geſagt. Nicht wahr, er lehrt die Mathematik an der Univerſität? Der Metternich? Ah, wiſſen Sie, er iſt ſchroff und hart, wie ein Lehrſatz der Algebra: iſt er auch ſo zuverläſſig? Iſt er ein Mainzer?

O nein! antwortete Stumme. Ich erinnere mich noch wie heut', daß er aus dem Trier'ſchen hierher kam, in zerriſſener Bauernjacke, die Schuhe mit einer Schnur zuſammengehalten. Mit Empfehlung des Grafen Wallendorf beſuchte er die Normalſchule, und ward Lehrer an der Pfarrſchule zu St.-Quintin, machte ſich aber die Bürger aufſäſſig und mußte Mainz verlaſſen. Später kehrte er jedoch wieder zurück, und ſchmeichelte ſich ins mainzer Brot als Rechenmeiſter.

Ah pah! rief der Geſandte. Dem Brot iſt Ehre angethan, wenn es von einem braven Mann gegeſſen wird, und zerriſſene Schuhe ſind keine Schande, wenn der Kopf ganz iſt. Aber iſt er nicht Profeſſor?

Ja, der Kurfürſt hat ihn nach Göttingen geſchickt, um ſich bei Käſtner und Lichtenberg auszubilden, fiel Hofmann ein. Er iſt brav und rechtſchaffen, ich kenne ihn lang aus unſerer geheimen Geſellſchaft. Er hat ſich den Grundſatz gemacht, die Höfe zu haſſen, und befleißigt ſich darum eines unhöflichen Weſens.

Auf ſolche Weiſe ſuchte der Geſandte ſeine Leute nach und nach kennen zu lernen, — ihre Eigenheiten, ihre Vorurtheile, ihre Beweggründe und Beſtrebungen. Scherzend und wie zum Spaß warf er das Senkblei aus, womit er das mainzer Fahrwaſſer der Revolution erforſchte, und hatte ſchon alle Mitglieder des Club im Netze, ehe dieſer ſelbſt noch aus ſeiner dunkeln Tiefe hervorgezogen war.

Es ſchlug eben Mitternacht, als die Freunde das Haus verließen und mit Vorſicht in die ſtillen Gaſſen ſich verloren, in denen die Laternen vom feuchten Winde bereits erloſchen waren.

Vierzehntes Kapitel.

Während deſſen verlebte unſer junge Baron Franz Karl ganz vergnüglich die letzte heitere Märzwoche. Von einem geheimen Treiben der Revolutionsfreunde in Mainz hörte er im Forſter'ſchen Kreiſe. Dunkle Gerüchte kamen ſelbſt an den Hof, ohne Beſorgniß zu erregen. Von dieſer unbekümmerten Stimmung der hohen Geſellſchaft ging leicht etwas auf den jungen Freund über. Die weitblickende Politik ſeines Fürſten, der wegwerfende Stolz ſeiner Standesgenoſſen zerſtreuten ihn immer wieder, wenn ihn die großen Anſichten Forſter's oder die abwägenden Beſorgniſſe des Grafen Stadion eingenommen hatten. Forſter beobachtete dies Schwanken und Wechſeln des jungen

Freundes, den er mit ſo viel Liebe an ſich gezogen hatte. Er ſah es nicht für Schwäche des Charakters, ſondern für ein Merkmal vielſeitigen, aber noch unentſchiedenen Geiſtes an, der für alle Gegenſätze und Richtungen des Lebens empfänglich, nach und nach Alles in ſich aufnimmt, es in ernſten Stunden prüfend zuſammenhält, in heiteren eines durch das andere verdrängt. Forſter hatte das Vertrauen zu dem edeln Sinn des jungen Freundes, daß er ſchon das Rechte ergreifen werde, wenn der Augenblick eine That verlange, oder ein höheres Verhängniß den Schwankenden mit ſich fortreiße.

Ueberdies zerſtreute den Baron manches Andere. Die Berathungen und vorbereitenden Arbeiten im Kabinet zogen ſeine Aufmerkſamkeit auf die bevorſtehende Kaiſerkrönung. Bei der Krönung Leopold's, vor anderthalb Jahren, war er in Göttingen ziemlich gleichgiltig geblieben, und hatte wacker mitgeſungen, wenn die Studenten Spottlieder auf den Papſt und Kaiſer anſtimmten. Jetzt war es anders. Ein neuer Einblick in das Staatsleben, die prunkhaften Feierlichkeiten einer ſo bedeutſamen Staatsaction, ja manche ahnungsvollen oder ausgeſprengten Gerüchte, die im Volk umliefen, daß es die letzte Kaiſerkrönung ſein werde, regten ihn mächtig auf. Er ſah, welche bedeutende Rolle bei dieſem großen politiſchen Schauſpiele ſeinem fürſtlichen Herrn durch die Reichsverfaſſung zugetheilt war. — Die Abſendung der Wahlbotſchafter hatte ſich verzögert, weil der Kurfürſt unwohl geworden, oder weil er, wie es ſchien, über die Männer nicht einig mit ſich werden konnte, denen er, mit dem größten Vortheil für ſeine geheimen Abſichten, dieſe vielbegehrte Ehre übertragen mochte. Die Pergamentbriefe lagen fertig bis auf die einzutragenden Namen der Geſandten. — Nun ſtand innerhalb dreier Monate das Krönungsfeſt bevor. Von dem Tage ſelbſt war der Magiſtrat der Wahlſtadt aus dem kurfürſtlichen Kabinet zu benachrichtigen, um die Quartiere der Kurfürſten und ihres Gefolges anzuordnen und für die öffentlichen Bedürfniſſe zu ſorgen. Der Magiſtrat antwortete und leiſtete ſeine feierlichen Zuſagen. Die Kurfürſten meldeten, ob ſie in Perſon oder durch Bevollmächtigte erſcheinen würden. So bereitete ſich der große Tag vor, zu dem der Kurfürſt mit zahlreichem Gefolge nach Frankfurt ziehen und das Haupt der Majeſtät wählen und ſalben ſollte. Franz Karl wünſchte ſich einen nähern Antheil an dem hohen Vorgang, wenigſtens als begünſtigter Zuſchauer, da er keine Möglichkeit ſah, als Mithandelnder oder Theilnehmer dabei aufzutreten.

Die Frühlingsſtimmung kam noch dazu, die ihn beſonders ergriff und ſchwärmeriſch erhob, wenn er zu Pferd an den Ufern des Rheins oder zwiſchen den aufgrünenden Hügeln und aufblühenden Bäumen nach den nächſten Dörfern hinausſtürmte.

Mit ſo viel innerer Aufregung beſuchte er wieder fleißiger die Abende der Gräfin Coudenhove. Hier hörte er denn auch wieder von Leopold's Krönung, bei welcher die Famlie Coudenhove in den Grafenſtand erhoben worden war. Die kluge Frau beſchäftigte ſeine Phantaſie und ſeine Erwartungen, und irrte nicht in der Berechnung, daß die hohe Stimmung des Barons ihrer Nichte zu gut kommen müſſe, mehr, als jenes trauliche Alleinſein, das ſie jetzt zu hindern wußte. — Der junge Freund ſchwärmte in den edelſten Irrungen eines liebeſuchenden Herzens. Ein Anbetender kniet vor dem Bildniſſe ſeiner Gottheit, das er mit ſeinen beſten Geſchenken ausgeſchmückt hat, und empfängt ſeine Opfer von ihrem Altar als Gnadengeſchenke zurück. Franz Karl bedurfte jetzt nur einer ſo reizenden Zuhörerin, nur dieſer ſchönen, lachenden, leuchtenden Augen, die ſeine eigene Begeiſterung beſtrahlten, um ſich an dem zu entzücken, was doch nur auf ihn zurückfloß.

Jetzt hielt es die Gräfin an der Zeit, den Kurfürſten für ihre Abſicht der Verheirathung und Ausſtattung Joſephinens zu gewinnen. Die Umſtände begünſtigten ſie. Der alte Herr litt nämlich an einem Anfalle von Podagra, und ſie leiſtete ihm halbe Tage Geſellſchaft. Die Hof- und Staats-Conferenzen wurden im Krankenzimmer gehalten, und während derſelben eilte die Freundin nach Hauſe, ihre eigenen Angelegenheiten zu beſorgen. Bei kürzeren Audienzen blieb ſie entweder um ihren hohen Freund, oder trat auf die Dauer der Unterbrechung in das anſtoßende Gemach.

Der Leibarzt hatte den Patienten aus dem Bett entlaſſen und auf einen hohen Rollſeſſel mit vorſpringendem Ruheſchemel für den leidenden Fuß gebannt. Es war ein lauer Apriltag, der mit Regenſchauern und Sonnenblicken wechſelte. Die Lüfte gaukelten in den ſeidenen Vorhängen des offenen Fenſters und ſpielten um die blühenden Stauden, die aus dem Gewächshauſe vor die großen Spiegel geſtellt waren. Der Fürſt ſaß in Mitte des Zimmers neben einem Mahagoni-Tiſchchen, auf welchem zwiſchen Büchern und Schriften die Waſſerflaſche und die

Bonbonniere ſtanden. Die Gräfin hatte ihr Tabouret dicht an den Seſſel gerückt, an den ſie, etwas tiefer ſitzend, ſich anlehnen konnte. Sie war einfach, aber geſchmackvoll gekleidet; ihr Haar duftete von der Pomade, die der Fürſt zu riechen liebte; ihr Kleid war tief ausgeſchnitten; doch hing ein ſeidenes Tuch neben ihr, zum Umlegen, wenn Anmeldungen geſchahen.

Wunderſamer Contraſt dieſes vertraulichen Paares! Ein welker erzbiſchöflicher Talar, mit großem diamantenen Kreuze behangen, neben einem ſtrotzenden ſeidenen Damenkleide mit hoher Taille und goldenem Medaillon, aus welchem von den zwei Seiten die Bildniſſe des verſtorbenen Gemahls und des noch lebenden Freundes ſo bedeutſam lächelten. Ueber dem Marmorſchimmer der ſchönen Frauenſchulter wackelte der greiſe Kopf des Fürſten mit den geſpannten Augen, der geſchwungenen Naſe und den derben Lippen. Aus dieſen Falten der Stirne blickten ſchalkhafte Erinnerungen, und zwei ſtarke Furchen, von der Naſe nach dem Kinn geſchweift, umhegten das Gebiet der Lippen, auf deren welkem Roth die alte Begehrlichkeit noch nicht ganz erloſchen war.

Auf die rechte Lehne des Seſſels geſtützt, blickte Karl Friedrich über die Schulter der ſchönen Frau — in das Buch, aus welchem ſie ihm vorlas. Es war der vor Kurzem erſchienene Roman Louvet's de Couvray, — „Les amours de Faublas“, eine bändereiche Geſchichte, die jetzt von der vornehmen Welt verſchlungen wurde. Mehre Bände in fein marmorirtem Leder mit marmorirtem Schnitte lagen auf dem Tiſchchen.

Die Gräfin las, und der alte Herr ſchmunzelte. —

Wie allerliebſt, wie graziös! rief er dazwiſchen bei halbverdeckten lüſternen Scenen, und ſetzte wol auch, wenn unſittliche Verhältniſſe der Geſellſchaft dargeſtellt waren, hinzu: Aber, wie wahr, Sophie!

Manche ſeiner Bemerkungen erſtickten unter dem leinenen Taſchentuche der abwehrenden Gräfin, und ſeine verwegene Hand zuckte wol auch einmal von einem Stich in der großen Zehe zurück. — Heinſe berichtet mir, der Louvet de Couvray ſei Conventsmitglied, bemerkte der Kurfürſt. Dann aber gehört er gewiß zur Hofpartei: man kann nicht ſo fein, ich möchte ſagen, ſo adelig ſchreiben, und dabei ein wüthender Republikaner ſein. Solche geſchmackvolle Poeſie kann nur bei Höfen beſtehen und Glück machen. Hier ſpringen dem Dichter die Quellen ſeiner Erfindung, und wachſen die Lorbern ſeines Ruhms. Bei Freiheit und Gleichheit arten die Muſen in Fiſchweiber aus.

Der Weihbiſchof Heimes ward gemeldet, und die Gräfin entfernte ſich in das Kabinet. Der Fürſt empfing den ſtracken Mann, der ſich ſteif und tief verneigte, mit vornehmer Freundlichkeit. — Herr Biſchof zu Vallona, redete er ihn an, ich wollte Ihnen nur zur Berathung im Vicariat eine Sache von Wichtigkeit an das Herz legen. Wir haben jetzt unſere Anſchläge zur Beſtreitung der Kaiſerkrönung und des Beſuches der hohen Potentaten gemacht. Wir werden die Hauptſache durch Verkauf einiger Güter und mittelſt eines Anlehns decken; können aber unſere getreuen Unterthanen nicht ganz mit Steueraufſchlag verſchonen. Nun wiſſen Sie, — durch Geben und Nehmen beſteht die bürgerliche und moraliſche Welt, und indem wir das Irdiſche nicht entbehren können, beſitzen wir zum Glück Ewiges, was wir dafür verleihen mögen. Daher dachte ich, daß wir vor dem Steuerausſchreiben für die Zeit der bevorſtehenden Kaiſerwahl einen vollkommenen Ablaß verkündigen mit einer achttägigen Andacht zur Erhaltung des Friedens und Bewahrung des deutſchen Reiches. Für die Predigten auf jene Sonntage ſchreiben wir einen Text vor, in welchem zur Eintracht gegen die Feinde der Religion und des Reiches ermahnt wird. Von Opfern für das allgemeine Wohl kann auch etwas mit unterlaufen. Sehen Sie, ſo tritt das Steuerausſchreiben in Bezug zu ſeiner höheren Beſtimmung! Ueberhaupt laſſen Sie uns darauf denken, die herannahende Zeit der öffentlichen Bittgänge ſo ſchwungvoll wie möglich zu machen. Ich mißtraue unſerer Politik nicht; allein die Verhängniſſe ſtehen in der Hand Gottes, und auf das Volk wirken wir durch unſere heilige Kirche. Sie werden hiernach zu allem Dieſem die weiteren Einleitungen treffen und als General-Vicar in pontificalibus und Provicar in spiritualibus verfügen.

Heimes hatte dieſen fürſtlichen Aeußerungen mit ruhigen Verneigungen zugehört, und brachte nun in der erſten Anwandlung ſeines bürgerlichen Herzens die Frage vor, ob der berechnete Steueraufſchlag bei dieſer außerordentlichen Gelegenheit nicht durch einen freiwilligen Zuſchuß der Prälaten und des Adels erſetzt werden könne, um den ohnehin ſo gedrückten Bauernſtand zu ſchonen.

Der Kurfürſt ſchüttelte lebhaft den Kopf. — Wo denken Sie hin! rief er. Vergeſſen Sie denn, daß ich mit all' meinen Finanz-Operationen an die Zuſtimmung des

Kapitels gebunden bin? Das ſetze ich diesmal nicht durch, daß ſie ſich ſelbſt und den Adel beſteuern. Jeder ſorgt natürlich für ſeine Standesgenoſſen, und es iſt ſehr löblich von Ihnen, daß Sie die armen Bauern nicht vergeſſen!

Er ſprach dies mit einem ſchalkhaften Bezug auf die Herkunft ſeines Weihbiſchofs. Der alte Herr war nicht ohne eine ſatiriſche Ader, die aber ſonderbarer Weiſe faſt nur gegen Diejenigen zu pulſiren pflegte, die er wohl leiden mochte. Vielleicht war es eine kleine Bosheit, ſeine Gunſtbezeigungen etwas zu verbittern oder auch ein kleiner Zorn über die Schwäche ſeiner Zuneigungen ſelbſt. Am wenigſten blieb die Gräfin, ſeine Freundin, verſchont. So hatte er den ihm durch ſeinen energiſchen Charakter ſehr brauchbaren Heimes ſtets befördert, und mit reichlichen Pfründen bedacht. Er wußte, wie ſehr ſein Weihbiſchof das Geld liebte und für ſeine armen Verwandten ſorgte, und bemerkte daher noch mit Lächeln:

Jedenfalls müßten neben den Prälaturen zugleich die Kollegiatſtifte zuſchießen, auch die zu St.-Victor, zu Unſerer lieben Frauen, zu St.-Johann in Mainz, ſowie zu St.-Paul in Worms.

Das waren eben diejenigen, aus denen Heimes ſeine hübſchen Pfründen bezog. Der Weihbiſchof ſchwieg, und brachte einige andere dringende Geſchäftsfragen vor. — Schon gnädig entlaſſen, kehrte er noch einmal zurück, und kam auf die Eickemeyer'ſche Scheidungsangelegenheit. — Der Baron von Wallbrun intereſſirt ſich ſehr dafür, ſagte er; ich habe ihm aber erklärt, daß eine Wiederverheirathung der Frau Zucci nicht möglich und in Rom nicht durchzuſetzen ſei. Kurfürſtliche Gnaden werden mein Wort unterſtützen, wenn der Baron —

Gewiß! rief der Kurfürſt. Das geht ja durchaus nicht! Wir können mit „Gefühl der Herzen, Glück der Familie, Wohlfahrt der Nachkommenſchaft" und wie es alles heißt, nicht über die Satzung unſerer Kirche hinaus. Wo ſollte das hinführen? Was denkt nur der Baron! Es thut mir leid: der Eickemeyer iſt erſtaunlich brauchbar. Die Herſtellungen an der Feſtung, die ich jetzt befohlen habe, geſchehen ganz nach ſeinem Plan, — das Weſentliche, nichts Unnöthiges, mit Erſparniß zum Wohl des Landes! Er iſt Sachverſtändiger und muß es wiſſen, worauf es ankömmt, — der Eickemeyer! Ich möchte ihn gar gern häuslich beglückt ſehen. Je nun, — er iſt ja Soldat, war mit gegen Lüttich: — der Soldat greift zu; — er wird's ſchon zu machen wiſſen, daß er glücklich wird!

Als die Gräfin nach Abgang des Weihbiſchofs wieder hervortrat, ſagte ſie:

Ich höre alſo, das Finanzproject iſt fertig?

Ja, dort liegt's! antwortete der Kurfürſt. Dem Seckendorff hat's heiß genug gemacht! Sehen Sie, wir verkaufen Nußbaum und Benichheim mit Zubehör. Dem Erlös von circa anderthalb Hunderttauſend Gulden fügen wir ein kleines Anlehn bei, nöthigenfalls aus Gemeindegeldern, und ſchreiben eine Extraſteuer aus. So, denke ich, geht's wieder eine Strecke über die theure Zeit, die uns bevorſteht.

Nun, — und das Kapitel —? fragte die Gräfin geſpannt.

Ich habe ſondiren laſſen, lächelte er, und kenne nun Diejenigen, die dermal den meiſten Anhang zum Widerſprechen haben. Sie kommen hernach hier vor, und ich denke ſie geſchmeidig zu machen, — ich habe eine Salbe dazu, liebe Sophie!

Die Gräfin erinnerte auf heitere, neckiſche Weiſe an die Zuſagen für ihre Nichten. — Hm, hm! lachte der Fürſt mit ſeiner ſatiriſchen Miene, die Frau Gräfin haben gelauſcht und wollen —

Nun ja, ich wünſchte von Ihrem vollkommenen Ablaß zu profitiren, fiel ſie keck und lachend ein.

Ja, ja! Ich kenne ſchon Ihren Glauben: etwas von dem, was die Bauern ablaſſen ſollen, iſt der Frau Nichte lieber, wenn's auch unvollkommen iſt. Es gibt nichts Vollkommenes in der Welt! Wie ſtehen Sie denn mit Franz Karl? Hat er ſich denn erklärt?

Nicht mit Worten, antwortete ſie, aber das zärtlichſte Verhältniß des glücklichen Paares erklärt ſich von ſelbſt. Ich rechne vielmehr dem Baron ſein zartes Schweigen hoch an, und bin überzeugt, daß er nur erſt von der Gnade ſeines Fürſten eine Stellung abwarten will, die einer Comteſſe Coudenhove angemeſſen iſt. Joſephine gehört durch ihre glänzenden Eigenſchaften an einen geiſtreichen Hof, und der Baron fühlt zu lebhaft, daß er bis jezt der Großnichte des Kurfürſten von Mainz nur das Glück eines Landjunkers bieten kann.

Freilich! da haben Sie Recht! ſagte nach kurzem Ueberlegen der Kurfürſt. Ich habe mir auch ſchon 'was ausgedacht. Laſſen Sie ihn hernach rufen! Und für Joſephinen beſtimmen Sie ſelbſt die Ausſteuer, und ſagen mir, was Sie für angemeſſen halten. Ich weiß, Sophie, Sie ſind vernünftig und kennen die Kräfte des alten Erthal.

Die Gräfin küßte mit der Geberde entzückter Ueberraſchung des Fürſten Hand. — Aha! Nun iſt die Couſine zufrieden! lächelte er ſpöttiſch. Ich kenne das ſchon: wenn mein Täubchen da mit dem rothen Schnabel auf meine Hand pickt, hat es ein goldenes Gerſtenkorn gefunden. — Er wollte bei dieſem Scherz die tätſchelnde Hand nach ihr ausſtrecken, als er wieder von einem Stich in der Zehe aufzuckend ächzete.

Der Domdechant ward gemeldet, und die Gräfin entfernte ſich, Franz Karln rufen zu laſſen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Kurfürſt hatte ſich vom Kammerdiener näher ans Fenſter rollen, und die Bücher entfernen laſſen. Stühle wurden geſetzt, und der Dechant trat ein, vom Fürſten mit huldvollen Handbewegungen empfangen, und zum Sitzen eingeladen. Der Kurfürſt klagte ſein Uebel, und fügte ſcherzend hinzu: Leopold's Tod iſt mir in den Fuß geſchlagen, lieber Fechenbach!

Kurfürſtliche Gnaden hatten ſtets viel Anhänglichkeit an den hochſeligen Kaiſer, bemerkte der Domdechant.

Das meinte ich weniger, verſetzte der alte Herr: doch iſt es auch wahr. Gewiß! Nehmen Sie aber die vielen

Sitzungen über den Angelegenheiten der neuen Wahl, der Krönung und all' dergleichen. Im Vertrauen, lieber Fechenbach! Die neue Wahl macht mir erſtaunlich viel Sorgen. Sie wiſſen, daß höchſt wahrſcheinlich nachher ein Fürſten-Congreß hier gehalten wird. Ich rede nicht von den großen Koſten, die uns dadurch erwachſen: denn dazu müſſen Mittel beſchafft werden. Mainz iſt es ſich ſelbſt ſchuldig, dieſer Ehre würdig zu erſcheinen. Es iſt für uns ein ewig denkwürdiges Ereigniß: die Schickſale Europas ſollen hier gewürfelt werden! Nein, ich rede von der Politik, die dabei zu befolgen iſt. Die Gewichte der Kabinete drücken auf Mainz; mein Fuß ſteckt ſchon mit darunter, und — was ſagen Sie dazu, Fechenbach, daß ich auch noch Ihren Kopf darunter ſchieben will?

Kurfürſtliche Gnaden —? verſetzte der Dombechant etwas zweifelhaft über den Sinn des Scherzes.

Hören Sie! Wenn je zu einem Wahlconvent in Frankfurt ein ausgezeichneter Kopf nöthig war; ſo iſt es diesmal. Dort muß vorbereitet werden, was wir hier beſchließen, — gegen Frankreich und für die Welt. Die Würfel und die Würfe müſſen verſucht werden, ſo daß die beſten Augen obenauf kommen und zählen. Ich habe Sie mir dazu erleſen, Herr Dombechant. Sie ſollen dort unſer erſter Miniſter ſein. Sonſt thaten es Rang und Vermögen: diesmal ſind auch noch Einſichten und Talent nöthig. Ich ſchätze mich glücklich, dies Alles jetzt beiſammen zu finden — bei meinem Freunde Fechenbach!

Der Dechant, der etwas dergleichen erwartet haben mochte, nahm den Antrag mit einer verbindlichen Ruhe auf, durch die jedoch der ſcharfblickende Fürſt eine innere

Befriedigung hervorleuchten ſah. Die heitere und huldvolle Art und Weiſe, wie die erwartete Ehre angeboten wurde, war doch überraſchend. Fechenbach ſuchte nach Worten, die des Kurfürſten verbindlichen Ausdruck durch Beſcheidenheit aufwiegen ſollten. Doch dieſer verſetzte:

Nein, lieber Fechenbach, keine unzeitige Beſcheidenheit. Wir leben in Tagen, wo ſich gegen den unbeſcheidenſten Aufruhr alle edeln Kräfte erkennen und erheben müſſen.

Der Domdechant verneigte ſich, und gab ſeine Zuſage in die Hand des Kurfürſten, der ihn nach einigen Erörterungen über das, was zu dieſer Sendung vorzubereiten ſei, mit der Bitte entließ, dieſe Beſtimmung vor der Hand noch geheim zu halten. — Die Gegner, die Ihnen mein Auftrag erweckt, ſagte er, könnten ſich leicht in Widerſpruch gegen die Vorſchläge ſetzen, die ich dem Kapitel wegen Aufbringung der großen Koſten machen muß. Ich werde ohnehin Ihre ganze Unterſtützung dazu nöthig haben!

Während deſſen hatten ſich im Vorzimmer drei Kapitulare und Baron Franz Karl eingefunden. Der Kurfürſt ließ die drei geiſtlichen Herren vor, und lud ſie auf die hingeſtellten Seſſel ein. — Sie finden hier einen Feſtgebannten, ſagte er heiter, der ſich damit beſchäftigt, ſeine Freunde auf Reiſen zu ſchicken.

Wir erkennen darin die generöſe Art Eurer kurfürſtlichen Gnaden, Ihren Freunden zu gönnen, was Sie ſelbſt entbehren müſſen; antwortete Graf Walderdorf, mit einem Lächeln verrathend, daß er während des Sprechens die Zweideutigkeit ſeiner Worte bemerkte. Die beiden anderen Herren verneigten ſich blos auf den einfachen Werth der Antwort ihres Vorſprechers.

Der Kurfürſt, etwas empfindlich über Walderdorf's Lächeln, ging raſch über die Einleitung hinaus und ſagte mit ſtolzer Haltung: Ich habe Ihnen die erſte Wahlbotſchaft zur kaiſerlichen Krönung zugedacht, Herr von Walderdorf. Sie gehen nach Wien, Prag und München. Sie — wendete er ſich zum Freiherrn von Harf in Dreiborn — gehen in gleicher Eigenſchaft nach Dresden und Berlin, und Sie, Herr von Warsberg, nach Hannover, Bonn und Koblenz. Ich brauche diesmal Leute, die repräſentiren können. Sie wiſſen, wie ſehr meine Politik den europäiſchen Kabineten imponirt. Die Potentaten kommen nach Mainz zur Berathung. Es iſt eine wenig erfreuliche Ehre, ſo alt zu ſein, um den Neſtor unter den Fürſten zu machen. Sie, meine Herren, müſſen mir imponiren helfen, und dem Congreß voraus durch das Gewicht Ihres Auftretens an den Höfen unſer Mainz in Achtung ſetzen. Es verſteht ſich daher, daß Sie brillant auftreten. Ihr Geſandtſchaftsperſonal, Sekretair, Schreiber u. dgl. wählen Sie ſich aus. Das iſt einmal eine Gelegenheit, wo man für einen jungen bürgerlichen Menſchen etwas thun kann, ſeine Anhänglichkeit und Talente zu belohnen. Bereiten Sie Alles zu Ihrer baldigen Abreiſe vor. Ich werde Veranſtaltung treffen, daß es Ihnen an nichts fehle, was Ihre Sendung angenehm und glänzend machen kann. Ihre Vollmachten ſind in der Ausfertigung, auch iſt die Verſpätung der Botſchaften durch meine Krankheit bei den Höfen auf vertraulichem Weg entſchuldigt. Aber nun gilt's Eile.

Man konnte dieſem Dreiblatt des Kapitels die ſtolze Zufriedenheit mit ihrer Wahl an den Mienen anſehen, wie ſie einander anlächelten. Der Graf von Walderdorf behielt noch die beſte Haltung, und ſprach mit Einſicht und Verſtand über die Verhältniſſe, mit denen er durch dieſe Sendung in Berührung geſetzt würde. Die beiden Andern thaten verſchiedene Fragen über die Zeit ihrer Reiſe, über die Zahl ihres Gefolges u. dgl. Zuletzt empfahlen ſich alle Drei mit Worten des Dankes und mit Verſicherungen der Ergebenheit; worauf ihnen der Kurfürſt noch nachrief: Sie werden mir an den Ehrengeſchenken, die Sie mitbringen, nachweiſen, wie ſchwer oder leicht Sie den Höfen imponirt haben. Sparen Sie ja nichts! Das goldene Mainz muß diesmal glänzen. Es wird freilich einen Riß in unſere Finanzen machen; aber das Land iſt es ſich ſchuldig. Wir ökonomiſiren dann auch wieder!

Nach dem Abgang der Herren kam die Gräfin lachend zum Vorſchein. — Sie haben die rechten Leute getroffen! rief ſie.

Ich denk's! antwortete zunickend der Fürſt. Ich habe ihnen ſo viel Schönes geſagt, daß ſie ſich einſtweilen im Kopfnicken üben konnten, um zu meinen Geldforderungen im Kapitel lebhaft Ja zu ſagen. Sie werden ſich nun wol im eigenen Intereſſe um eine Majorität für meine Vorſchläge im Kapitel bemühen.

Und was es für eine Unruhe in der Stadt abſetzen wird! lachte die ſchöne Frau. Bis die Herren zu all' ihren Bekannten fahren, um — ihr Pfauenrad zu ſchlagen —! Und das Rennen und Laufen und Scherwenzeln der Gratulanten und Derer, die mitgenommen ſein wollen —!

Es wird ihnen nicht an Gefolge fehlen und an guten Leuten! meinte der alte Herr.

O gewiß nicht! rief die Gräfin. Der Harf zu Dreiborn z. B. hat eine Wäſcherin, deren Bruder eine recht hübſche Hand ſchreiben ſoll, ſo daß die Geheimniſſe der Sendung in der Schwägerſchaft bleiben werden.

Der Kurfürſt lachte, und ſie erinnerte, daß Franz Karl im Vorzimmer harre. — Ich halte mich in der Nähe, um unter Umſtänden hervorzutreten. Vielleicht — ſetzte ſie lachend hinzu — erſcheine ich nicht allein!

Der Fürſt empfing den Baron mit gnädigem Nicken. — Ich habe diesmal Sie zu keinem Geſchäft rufen laſſen, ſagte er, ſondern hinter den Geſchäften her. — Mit einer gewiſſen zerſtreuten Ueberlegung ſprach ſich dann der Fürſt darüber aus, wie zufrieden er mit dem Ernſt und ſchweigſamen Eifer, ſowie mit der ganzen Geſchäftshaltung des Barons ſei. Er habe ſchon öfter daran gedacht ihn zu befördern, nur ſei er dermal wegen ſo viel dringender Ausgaben außer Stand, neue Gehalte zu bewilligen. Dann ſetzte er hinzu:

Jetzt endlich findet ſich etwas für Sie, was Ihnen wenigſtens Freude machen kann. Ich höre, die bevorſtehende Kaiſerkrönung intereſſirt Sie. Ich kann mir's denken: es iſt ein politiſches und poetiſches Schauſpiel zugleich, und doppelt anziehend für ſo einen doppelten jungen Mann, wie Sie ſind, Baron. Ich will Sie alſo zu einem der geheimen Sekretaire mit dem Titel Regierungsrath ernennen, an die Stelle des Herrn von Zwehl, der auf ſeine Güter zu gehen wünſcht. Auch ſollen Sie unter meine Kammerherren treten, und in beiden Eigenſchaften mich nach Frankfurt begleiten. Iſt Ihnen das recht?

Welche Ueberraſchung für unſern Freund! Er fand nicht gleich Worte; er bog das Knie zum Dank gegen ſeinen Fürſten, der ihm die Hand zum Kuß reichte, und ſeine Bewegung mit den Worten unterbrach: Schon gut, lieber Baron! Ich mache ja eine Acquiſition an Ihnen für das Kabinet, und bin nur zufrieden, Sie ſo geſtellt zu haben, daß Sie eine Acquiſition für Ihr Herz machen können. Ich höre, daß Sie ein Tendre für die Comteſſe Coudenhove hegen, für die Joſephine, und ich kann Ihnen verrathen, daß Sie ihr nicht gleichgiltig ſind.

Dieſe Eröffnung verwirrte den jungen Freund. Das Schmeichelhafte derſelben aus fürſtlichem Munde drängte ſich einer ernſten Betrachtung und allen Bedenklichkeiten vor, die unter anderen Umſtänden Zutritt bei ihm gefunden hätten. Schon durch die vorausgegangene Beförderung war ſeine Stimmung für jede ruhige Prüfung des Herzens zu hoch geſpannt. Er erklärte ſich, als der Kurfürſt mit erwartenden Blicken ſchwieg, über Joſephinens Vorzüge und war im Schwung ſeiner Empfindungen nicht mäßig mit ſeinem Lobe. Der Kurfürſt lächelte ſchalkhaft. — Ein junger Baron, wie Sie, Herr Regierungsrath, ſagte er, der bei ſo viel eigenen Anſprüchen ſo lebhaft von den Reizen und Vorzügen einer jungen Dame eingenommen iſt, kann nicht ohne Wunſch ſein, ſelbſt wenn er ohne Muth wäre. Aber ein Cavalier wie Sie, — wie wäre der ohne Muth? Ja, ja, die Comteſſe iſt der ſchönſte Schmuck unſeres an reizenden Damen doch nicht armen Hofs. Sie war letzten Winter auf den Hofbällen am Damenhimmel die ſtrahlende Venus, und ich bemerkte oft einen jungen Baron, der mit ſeinen ſchwärmeriſchen

Augen an dieſem Abendſtern hing. Nun ſind Sie ja ſelbſt von heut an im Aufgehen an dieſem Himmel, und können — meinetwegen als Mars in die Conſtellation mit der Venus treten. Und wenn Sie mich etwa als Jupiter in der Conjunction haben wollen —? Ich bin nicht ſo bewandert in der Mythologie, lieber Baron, ob Jupiter, der ſeiner Zeit ſelbſt ein gefährlicher Liebhaber war, im Alter etwa — Eheprocurator geworden iſt, ha, ha! Was ſagen Sie?

Der Fürſt lachte über ſeinen witzigen Einfall, daß es ſchallte. Und als der geſchmeichelte Baron verſetzte, dem hohen Zeus werde wenigſtens ein gebietendes Nicken mit den ambroſiſchen Augenbrauen beigelegt: ſo rief der alte Herr vergnügt: O mit den Augenbrauen kann ich noch Jupiter ſein! Wenn ſonſt nichts fehlt —!

Er ſchwang die ſilberne Handſchelle, und fragte den Kammerdiener, ob zufällig vielleicht die Gräfin noch im Schloſſe ſei.

Eben ſind die gnädige Comteſſe Joſephine angefahren, Ihro Gnaden die Gräfin abzuholen, — war die Antwort.

Sie ſollen Beide kommen, befahl der Kurfürſt, und ſetzte, als der Diener hinaus war, mit gefalteten Händen hinzu: Da haben wir's ja! Der Himmel miſcht ſich auch ſchon in die Angelegenheit!

In welcher Befangenheit, in welchem Wirbel aller Empfindungen der junge Freund ſich den Eintretenden näherte, läßt ſich denken. Der Kurfürſt ſtellte ihn als Regierungsrath und Kammerherrn vor, und Franz Karl empfing die Glückwünſche der beiden Damen.

Aber es gehen viel höhere Dinge vor! lachte der aufgeräumte Fürſt, Dinge am Himmel und — im Himmel! Wir haben eine merkwürdige Conſtellation, Frau Couſine! Und Sie ſelbſt müſſen die Erde vorſtellen; denn es rücken lauter Planeten zu einer himmliſchen Verbindung zuſammen. Sehen Sie, — Mars will mit Venus in Conjunction treten, und der alte Jupiter wirft nickende Strahlen ſeiner Augenbrauen. Ha, ha! Die gnädige Couſine iſt etwas verplex. Wir müſſen uns durch ſprechende Action erklären. Auf denn! edler Mars und rücken Sie gegen Venus vor! Gräfin Erde, ſtellen Sie ſich einmal hierher!

Franz Karl, von der huldvollen Laune des Kurfürſten vollends exaltirt, fühlte ſich wie auf einer Bühne. Es war ihm nicht anders zu Muth, als daß er ſeine Rolle zum Beifall ſeines Fürſten geſchickt durchführen müſſe, und nicht wieder eine Antwort ſchuldig bleiben dürfe. Von Joſephinens reizendem Erröthen entzückt und hingeriſſen, trat er mit einer Liebeswerbung hervor, die bald durch ſelbſterweckte Rührung aus dem Hofton in den Herzenston fiel. Die niedergeſchlagenen Blicke der Comteſſe, ihre kleinen, zuckenden Hände drückten eine Hingebung aus, bei der das Märchenherz nicht unbetheiligt war. Franz Karl kniete vor ihr nieder, wie ein Schäfer im Koſtüm; Joſephine neigte ſich ihn aufzurichten, und eine Umarmung war da, wie man einen plötzlichen Schwindel bekömmt. Jupiter und Erde warfen einander bedeutende Blicke zu.

Wie charmant es ſich fügt, liebe Gräfin Couſine, rief der Kurfürſt, daß zur Krönung des neuen Kaiſers eine Coudenhove als Braut zieht, deren Familie bei der letzten

Krönung in den Grafenſtand erhoben wurde. Alles Glück zu einer ſo glanzvollen Verlobungsfahrt!

Die Gräfin führte das Paar vor den Fürſten, der ſich in ſeinem Rollſtuhl aufrichtete, es zu ſegnen. Doch wie er die bebende Hand vorſtreckte, durchzuckte die prophetiſchen, ſalbungsvollen Worte ein heftiger Stich in der großen Zehe, und der ſegnende hohe Prieſter ſtöhnte: Au weh!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Achter Band.

Die Clubiſten in Mainz.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Die

Clubiſten in Mainz.

Ein Roman

von

Heinrich Koenig.

In drei Theilen.

Zweite Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Thema:

Herrſchen und Dienen.

Universitäts-
München
Bibliothek

IV.

Fides.

Erſtes Kapitel.

Auf die Abreiſe der Wahlbotſchafter von Mainz an die verſchiedenen Kurfürſtenhöfe folgten ruhigere Wochen. Der Prunk und das Aufſehen ihrer Ausrüſtung und Abfahrt war für längere Zeit der letzte Gegenſtand einer öffentlichen Theilnahme geweſen; denn Jedermann fühlte, daß nun die Zeit geſetzlich gemeſſen ſei, in der man ſich der gehofften Vorgänge und Feſte zu gedulden habe. Inzwiſchen entfaltete der Frühling ſeinen Reichthum und lockte mit friſcheren Reizen das Herz und die Thätigkeit der Menſchen.

Sobald aber mit dem Juli der Wahltag des neuen Kaiſers herannahte und die Prachtwagen des Kurfürſten aus ihren Schuppen gezogen wurden, um für Frankfurt aufgeſchmückt zu werden, erwachte die alte Unruhe und brachte die ſchlummernden Erwartungen auf die Beine. Die Vorkehrungen, die man im Schloſſe zur Abreiſe des Kurfürſten treffen ſah, beſchäftigten die ganze Stadt, und Niemand würde begriffen haben, warum in dem gondelartigen Schiffchen, das man eines Nachmittags ſo ſtill den Rhein hinunterſchwimmen ſah, ein Sonderling gerade jetzt abſichtlich der Stadt und aller bevorſtehenden Herrlichkeit zu entfliehen ſuchte.

Kein Blatt regte ſich an den Bäumen des Ufers und am Gebüſche der grünen Inſeln, an denen das trauliche Fahrzeug dahinglitt. Die ſchwüle Luft ſchien unter den Wetterwolken zu erlahmen, die ſich über den nahen und entfernteren Höhenzügen beider Ufer verſammelten. Da hingen aus ſchwarzgrauen Wolkenflächen weißglänzende Maſſen tief zur Erde oder hoben ſich ſogenannte Wetterköpfe ſilberſchäumig, puderlockig empor. Die Sonne barg ſich hinter einem Flore, der von Oſt und Weſt herauf mit Federwölkchen durchſetzt, ſich langſam verdichtete.

Ausgeſtreckt unter dem Ruder des kleinen Schiffes lag deſſen Lenker, — Jean Baptiſt, und plauderte mit Garzweiler, der neben ſeinem Gepäck im Schatten des kleinen Zeltes ſaß, die Weſte aufgeknöpft und die Halsbinde gelockert. Endlich war es dem geiſtlichen Rathe gelungen, ſich aus dem Netze ſeiner Geſchäfte oder vielmehr vom Zuggarn ſeiner Umtriebe loszumachen, und das alte Verlangen nach Oeſtrich zu befriedigen. Auf ſein Anſuchen hatte ihn der Kurfürſt beurlaubt und den Hofprediger Hober zu ſeinem Beichtvater für die Fahrt zum frankfurter Wahl- und Krönungstage beſtimmt.

Garzweiler empfand lebhaft das Glück ſeiner hoffnungsvollen Freiheit; er war heiter und aufgeräumt. Sein Herz lachte hinter all' den abgeſchüttelten Plackereien her den traulichen Stunden entgegen, nach denen es ſich längſt geſehnt. Wiederholter Verdruß und mancherlei Kränkungen, die er ſeit einem halben Jahr erfahren, hatten ihm die Angelegenheiten und Geſchäfte, denen er ſo lang und mit ſo viel Aufopferung bedient geweſen, in tiefſter Seele verleidet. Er überdachte, ſo lang er Mainz im Auge behielt, noch einmal die Gegenſtände ſeines Verdruſſes. Nicht nur daß die Gräfin Coudenhove ihren neuen Einfluß beim Kurfürſten benutzt hatte, ihm Ungunſt zu erregen, war auch der öſtreichiſche Geſandte kälter — oder wie es Garzweiler nannte — undankbarer gegen ihn geworden. Am meiſten aber kränkten ihn Vorwürfe aus Rom, Tadel ſeines Benehmens in manchen Stücken, Unzufriedenheit mit ſeinen Leiſtungen und Mißbilligung ſeines ſtarken Verbrauchs der geheimen Fonds, die ihm zur Verfügung ſtanden. Die Demüthigung nicht zu rechnen, die ihm täglich von den Werkzeugen ſeiner verborgenen Betriebſamkeit entſprang, und um ſo empfindlicher war, als er das nichtswürdige Völkchen, deſſen er ſich bediente, im Innerſten verachtete. — Heut' endlich dieſen widerwärtigen Kreiſen entronnen, fühlte er ſich wie verwandelt; er kam ſich wie ein anderer Menſch vor; ſein unterdrücktes Naturel machte ſich geltend, und ein natürliches Wohlwollen erfüllte ſeine Bruſt. Die Natur um ihn her reinigte mit einem Strome von Frieden ſein unruhiges Herz; Träume der Jugend erwachten, Bilder längſt verdunkelter Tage glänzten friſch hervor. Alle ehrgeizigen Gedanken löſten ſich in dieſer weichen, balſamigen Luft; alle Empfindungen ſpielten in die Tonart froher Erinnerungen und heimlicher Wünſche. Nie hatte er lebhafter empfunden, daß alles dauernde Glück des Lebens aus reinen Naturverhältniſſen erwachſe, und ſegnete mit ſo innigerem Entzücken ſeine jetzige Fahrt, auf welcher er durch Liebe und Hingebung die erſehnte Befriedigung ſeines Alters zu finden hoffte.

Dieſen Eindrücken überließ ſich der Geiſtliche anfangs ſchweigſam; wobei er die Augen bald ſchloß für die inneren Zauber der Phantaſie, bald wieder aufſchlug für die Reize der Natur. Endlich hob er ein munteres Geſpräch mit Jean Baptiſt an. — Du wärſt wol jetzt auch lieber droben geblieben, nicht wahr? ſagte er.

Ei warum, Herr geiſtlicher Rath? fragte der junge Schiffer.

Je nun, Jean Baptiſt, — jetzt geht die große Bewegung nach Frankfurt an. Die zwanzig Staatswagen des Kurfürſten ſtehen bereit, und jeden Tag kann der Hof aufbrechen.

Was ſoll ich damit, Herr geiſtlicher Rath? Geht das nicht Alles über die Schiffbrücke? Dabei fällt für uns Schiffiſchen nichts ab; jetzt fiſchen die Hauderer. Sie wiſſen ja, wenn der Kurfürſt nach Frankfurt kömmt, und ins Kompoſtell einfährt, geht das Kanoniren los. Wir haben jetzt frankfurter Wind, und die dumpfen Kanonenſchläge werden den Mainzern in die Beine fahren. Alles will dann hinauf. Wo nur eine alte, lahme Kaleſche im Winkel ſteckt, wird ſie hervorgezogen, geflickt und eingeſchmiert. Mich dauern nur die armen Hauderergäule: die haben zwei ſchlimme Wochen. Sonnabend den 7ten Juli iſt der Wahltag, und Sonnabend den 14ten die Krönung. Was werden ſich die frankfurter Schickſelchen freuen, daß es juſt allemal Schabbes iſt! Aber es ſind auch zwei Wochenmärkte für die frankfurter Bürger! Ich will nichts ſagen von den vielen fremden Artikeln, die zu Markte kommen, ich meine die Gäſte aus aller Herren Ländern; aber denken Sie nur, was an Fürſten und Grafen, an Diplomaten und Prälaten für ſchwere Zufuhr kömmt, beſonders auch mit den alten Kurfürſten und vollends mit dem Kaiſer! Vom großen Ochſen nicht zu reden, der auf dem Römerberge gebraten wird und von dem Weinſpringbrunnen. Das gibt, wie die Mainzer ſagen, einen „Allerweltskohl“!

Lachend über dieſes Wort, ſagte Garzweiler:

Nun ja, dann fehlt's auch nicht an Gemüſe, Jean Baptiſt.

An Gemüſ', Herr geiſtlicher Rath? Wie ſollt's da fehlen! Liegt denn nicht das darmſtädter Zwiebelländchen dicht vor Sachſenhauſen? Und was werden die Hanauer für gelbe Rüben zuſchleppen, viel länger und dicker als die ſteifen heſſiſchen Zöpfe! Den prächtigen Blumenkohl von Oberrad nicht zu vergeſſen.

Aber nachher, Jean Baptiſt? — Sie meinen, Herr geiſtlicher Rath, wenn nach der Krönung Alles hierher nach Mainz kömmt? Ja, dann kommen wir Schiffiſchen an die Reihe. Waſſerpartien, Schifferſtechen, Waſſerfeuerwerk und was alles! Ja, dann fiſchen wir!

Und dir, Jean Baptiſt, wird's nicht an Netzen und Reuſen dazu fehlen.

Nein, Herr geiſtlicher Rath, Ihnen ſei's gedankt!

Mir, Jean Baptiſt?

Ei, wie können Sie noch fragen? Verdanke ich Ihnen denn nicht mein ganzes Glück, Herr geiſtlicher Rath?

Ich bin heute zu träge, guter Junge, mich zu beſinnen. Explicire dich! Aber laß mir den Titel „geiſtlicher Rath“ weg! Füttere die Fiſche damit! Nenne mich Vater! Vater heißt Vater, und — Vater will ich heißen, Vater!

Sehen Sie, Herr Pater, fuhr Jean Baptiſt mit einer gewiſſen ehrlichen Weichmüthigkeit fort, wenn ich auch nicht immer verrichten konnte, was Sie von mir begehrten, ſo bin ich darum nicht undankbar. Wahrlich nein! Sie haben mir eine Gondel angeſchafft, und zu einem kleinen Jachtſchiffe vorgeſchoſſen, adelige Familien und bürgerliche Geſchäfte zugewieſen, und ich war im Stande, mich zu verſuchen und 'was zu unternehmen. Dabei haben Sie mir dann auch manchen Auftrag gegeben, mich Manches gefragt, — ſehen Sie, womit ich mich nicht befaſſen, womit ich nicht dienen konnte. Ich weiß, Sie hatten die beſten Abſichten dabei, und in Mainz gibt's ſo viel Nichtsnutziges, wovon Sie ſelber ſich fernhalten müſſen: allein, — ſehen Sie, ich bin einmal ſo, und was ich nicht kann, das kann ich nicht! Es iſt wahrlich kein Hochmuth von mir! Ich diene gern, nur muß ich wiſſen, wie und wo. Mein Vater ſelig ſagte mir immer: Jean Baptiſt, ſagte er, ſei ehrlich und gehorſam, aber wirf dich nicht weg! Die Fernekorn waren immer tüchtige Hechte und hielten ſich in klarem Waſſer. Halte du dich auch ſauber, und wo es Schmutz wegzuſchaffen gibt, da rühre die Arme, aber — gib dich nicht zur Schüppe her! Sehen Sie, Pater, ſo hab' ich auch gethan. Sie haben manchmal die Arme gerührt, und ich habe Ihnen ſtets die rechten Schüppen geſchafft; ich habe Ihnen die richtigen Leute zugewieſen, die Sie brauchen konnten. In Mainz gibt es Schmutz genug; aber — es fehlt auch an Schaufeln nicht.

Woran es aber fehlt, ſind ſo brave Burſche wie du, Jean Baptiſt! rief Garzweiler. Und darum habe ich dir die kleinen Gefälligkeiten erwieſen. Bei deinem Onkel Lennig erkannte ich an dir die Luſt zu erwerben, und die Tüchtigkeit, die ein Glück verdient. Wir Pfaffen ſind auch nicht immer Heilige geweſen und haben Manches abzubüßen; die beſte Buße für eigenen Irrthum iſt aber, daß man der Rechtſchaffenheit forthelfe in dieſer ſchlechten Zeit. D'rum machte mir's Freude, eines ſo braven Burſchen Glück zu ſchaffen.

Und doch, Herr Pater —! wendete Jean Baptiſt mit befangenem Lächeln ein.

Nun, ſprich!

Haben Sie mir vielleicht eben ſo viel genommen, als gegeben.

Ei! Und wie denn das? fragte Garzweiler verwundert.

Meine Genügſamkeit iſt zum Henker, Herr Pater! rief der junge Schiffer mit ſeltſam lächelndem Verdruß. Sie haben mich in die vornehmen Häuſer blicken laſſen, und — nun iſt es aus mit meiner Zufriedenheit! Ich wünſche mir nun auch ſolch' ein Leben, ſo zu wohnen, ſo zu ſchlafen, dieſe Kutſchen und Pferde, Küche, Keller und Kanape. — Ich ſchlage mir's mit Gewalt aus dem Sinn: doch immer kömmt mir's wieder, und läßt mir bei Tag und Nacht keine Ruh'!

Und die geſchniegelten, wohlriechenden Fräulein, nicht wahr? bemerkte Garzweiler, — die dir ſo freundlich zulächeln, ſo gern in deiner Gondel fahren, ſich ſo gern von dir über's Waſſer heben laſſen? Nicht wahr?

Haben Sie's auch bemerkt, Herr Pater? antwortete Jean Baptiſt mit ſchnell vergnügtem Lächeln. Ja, ich darf's wol ſagen, — ich habe alte und junge Baroneſſen vor mir gehabt, und ſie waren gar nicht ſo hochmüthig gegen mich, Herr Pater. Sie haben geplaudert und geſchmunzelt, und ich hab's ihnen manchmal an den Augen angeſehen, daß ſie dachten: „Wenn der Musje Jean Baptiſt nur ein Domherr wäre!" — Ei nun, das ließ ich mir auch gefallen, und wollte meinen Mann ſchon machen.

Beſſer — du hältſt dich an bürgerlich Blut, ehrlicher Jean Baptiſt! ſagte Garzweiler.

Wie man's nimmt, Herr Pater! ſeufzete der junge Schiffer. Wiſſen Sie, was ſchlimm iſt? Daß man in Mainz für Geld — zu viel haben kann. Was die Einen lüderlich ausgeben, ſuchen die Anderen niederträchtig zu bekommen. Sie glauben nicht, Herr Pater, wieviel vornehme Schuld und wieviel bürgerliche Kriecherei in dem alten Mainz ſteckt. Und was die Weiber angeht; ſo ſind ſie bei Hof zu herrſchſüchtig nach unten, und im Bürgerſtande zu dienſtwillig nach oben. Soviel iſt gewiß: von Hof, und aus den Prälaturen, und aus den Kollegiatſtiftern fließt kein klares Waſſer. Forellen halten ſich darin nicht, und ich möchte keine Nonne heirathen blos auf ihren weißen Schleier hin. Ja, wenn ich eine Braut fände, wie mein Bäschen Fides —!

Er ſchwieg, und der Pater, dem dieſe Erinnerung weniger anmuthig als dem Schiffer ſein mochte, brachte dieſen wieder auf ſein Geſchäft. Jean Baptiſt plauderte mit ehrlichem Behagen über ſeine Projecte. Er hatte die Gunſt ſeiner Bekanntſchaften und des vielen Zuſpruchs benutzt, mehrere verdienſtloſe Schiffer in Sold zu nehmen oder ihre brauchbaren Fahrzeuge zeitweiſe zu miethen.

Der kühne Burſche fand ſeinen Stolz darin, nicht immer mit eigenen Armen zu rudern, ſondern auch zuweilen dienſtbare Leute unter ſich zu haben, und wie ein Seekapitain ab- und zugehend, mit Anordnen und Befehlen den vornehmen Herrſchaften aufzuwarten. Da er billige Miethpreiſe gefunden hatte, und gute Bezahlung von ſeinen reichen Kunden nahm; ſo ſtand er ſich ſehr wohl dabei; was er auch durch einen gewiſſen Uebermuth und ſeinen etwas phantaſtiſchen Anzug merken ließ. So trug er gern ſeine weite Schifferhoſen unter einer knappen, rothen Jacke und eine Mütze mit Blumen oder Federn beſteckt; er wechſelte gern den Anzug, und ſchien es zu wiſſen, daß er ſich in jedem durch ſchlanken Wuchs und das bräunliche, ſcharf und edel geſchnittene Geſicht mit den lichtbraunen Augen vortheilhaft ausnahm. — — Wenn ich den Damen gefalle, ſagte er, und die Cavaliere ihre Schäkerei mit mir haben; ſo ſoll es mir auch etwas eintragen. Wer weiß, was es mit der Zeit zu verdienen gibt! Die Revierförſter haben Windfälle: können die Schiffer keine Waſſerfälle bekommen?

Wenn dir nur die Kriegsfälle keinen Strich durch die Rechnung machen, guter Jean Baptiſt, erinnerte Garzweiler.

Krieg? Glauben Sie wirklich, Herr Pater? fragte der Schiffer ſehr geſpannt. Sie verſtehen's: auf unſere Schoppenkannegießer geb' ich nicht viel.

Ohne Zweifel gibt es Krieg! antwortete der Geiſtliche. Und die Franzoſen gehen luſtiger daran als die Deutſchen. Haſt du nicht von dem Jubel gehört, wie die Pariſer den Antrag des Miniſters Dumouriez aufgenommen haben, den deutſchen Mächten den Krieg zu erklären? Da haben nun Oeſtreich und Preußen die Reichsfürſten aufgefordert, ihre Contingente zu ſtellen. Aber wir haben leider! ein echt deutſches Sprüchwort, das falſch iſt: Was lange währt, heißt es, wird gut. Und ſo nehmen ſich denn unſere Fürſten Zeit zum Rüſten. Einige, wie Sachſen und Hannover, wollen ſogar neutral bleiben.

Neutral, Herr Pater? Das heißt: Thu' mir nichts, ich thu' dir auch nichts? Was ſoll denn aber dabei aus dem Reich werden? Und aus Mainz? Glauben Sie, daß unſer Mainz belagert wird?

Das glaub' ich eher, Jean Baptiſt, als daß die preußiſche Armee, die jetzt bei Koblenz lagert, Champagner an der Quelle trinken wird.

So, ſo! ſagte der junge Schiffer überlegend. Dann fragt ſich's nur, ob wir Land- oder Waſſer-Emigranten bekommen werden.

Wie meinſt du, Jean Baptiſt? — Ich meine, ob unſer mainzer Adel zu Waſſer oder zu Land ausreißen wird.

Was denkſt du, Jean Baptiſt! rief Garzweiler mit ſchalkhafter Mißbilligung. Unſer Adel ſollte die Flucht nehmen? Geh', ſag' ſo 'was nicht.

O Herr Pater, lehren Sie mich die Karpfen kennen: mein Vater iſt ein Fiſcher geweſen! lachte Jean Baptiſt. So dumm ſind unſere vornehmen Herren nicht, daß ſie den Franzoſen das Emigriren nicht ablernen ſollten, nachdem ſie ſoviel von ihnen gelernt haben! Ja, ja! Ich richte mich darauf ein, Herr Pater! Bei ſolchen Gelegenheiten gibt's, aller Wahrſcheinlichkeit nach, gute Verdienſte.

Unter ſolchen Geſprächen war ein Gewitter heraufgezogen, und ließ ſich von weitem murrend vernehmen. Als ſie am Krahn von Oeſtrich ausſtiegen, erhob ſich vom Drucke des Gewölkes eine Windsbraut, und trieb längs des Fahrweges den Staub in Wirbeln auf. Es donnerte näher von der Waldhöhe; einzelne große Tropfen fielen nieder; der Sturm wühlte in den hohen Bäumen, und bog die Wipfel auseinander. — Wetterflüchtig und als Gaſt doppelt willkommen, betrat Garzweiler das Haus des Krahnmeiſters Cratz.

Zweites Kapitel.

Der Eindruck, den der herzliche Empfang der Familie, beſonders der Anblick des hübſchen Knaben und der Mutter auf Garzweiler machte, war ergreifender, als es der Vater mochte wahrnehmen laſſen. Unter dem Vorwande des Umkleidens ſuchte er ſich auf das Zimmer zu retten, wo er früher ſchon übernachtet hatte, — eine Treppe hoch nach der Gartenſeite. Frau Gertrud folgte ihm jedoch auf dem Fuße, dem lieben Oheim die neue Einrichtung zu zeigen, die ſie zu ſeiner Bequemlichkeit getroffen hatte. Denn auch die vordere Manſarde war ihm eingeräumt worden. Hier ſollte er den Blick auf den Rhein und die ſchöne Abendbeleuchtung haben, durch einen ſchmalen Gang vom Hinterſtübchen getrennt, wo er nach dem Garten hinaus ſchlafend von der Morgenſonne geweckt würde. Noch einmal umarmte der erſchütterte Mann die frohgeſchäftige Mutter und liebkoſte den Knaben auf ihrem Arme. Sie reichte ihm das Kind zum zweitenmal, und ſchon widerſtrebte es nicht mehr, ſondern vertraute, mit lächelndem Blicke nach der Mutter, der Herzlichkeit des fremden Mannes! Gertrud ſah heiter und ſtolzen Blickes drein; doch Garzweiler, der eine aufſteigende Rührung im Auge fühlte, gab ſchnell den Knaben zurück, und öffnete den Kleiderſchrank. Kaum aber hatte ſich Gertrud entfernt, ſo riß er ungeſtüm das Fenſter auf, als ob er an dem Wetter draußen ein Gleichgewicht gegen den inneren Sturm ſuchte. In dieſem Augenblicke brach ſich die Wetterwolke, und ein Platzregen rauſchte durch das dunkle Laub des Nußbaumes, durch die breiten Aeſte der Aepfelbäume nieder. Das geſchorene Gras und die blühenden Nachtſchatten dufteten empor; der Sturmwind ſtürzte durch das Fenſter in die weit athmende Bruſt des bewegten Mannes. Er breitete die Arme zwiſchen den Fenſterflügeln, und ſtarrte in das rauſchende Laubdach des Gartens. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag des über ihm rollenden Wetters ermuthigten ſein Herz. Er warf den ſchwarzen Ueberrock prieſterlichen Zuſchnittes von ſich, und nahm aus dem Schrank einen aufbewahrten Anzug. Bald ſtand er da wie ein wohlausſehender Pachter, und indem er die abgelegten Stücke in eine Ecke des Schrankes ſchob, rief er ungeſtüm:

Heilige Natur, weihe mich mit deinen Wetterſchauern zu den beſeligenden Namen des Vaters, der Tochter und des Enkels!

Erſchrocken öffnete er die Stubenthüre und blickte hinaus. Es donnerte und blitzte, und er begab ſich lächelnd hinab zu den Seinigen.

Wie er eben ins Zimmer trat, bog der Hausherr, mit einem aufgeſchlagenen Buche in der Hand, das Knie zu den feierlichen Worten: ,,Und das Wort iſt Fleiſch geworden und hat bei uns gewohnet;'' — wie denn fromme Katholiken beim Gewitter den Anfang des Johannis-Evangeliums zu beten pflegten. Der Pater ſtellte ſich hinter die Betenden und überzählte mit gefalteten Händen im Stillen die mitgebrachten Sachen, unter denen ein Kiſtchen mit feinen Weinen, Schachteln mit Leckerbiſſen und Frauenputz für ſein ,,liebes Volk'' nicht vergeſſen waren.

So raſch, als es heftig geweſen, zog das Wetter vorüber. Das Abendroth brach hinter dem abgeregneten Gewölk hervor, fiel durch die bewegten Baumzweige in das Gemach, und gaukelte über die ausgebreiteten Gaben, von denen der kleine Nazi ſeinen Antheil gleich nach dem Mund führte.

Gertrud hatte den Pfarrer Chambion benachrichtigt, und er kam zum Abendeſſen. Die alten Freunde aus dem Jeſuiten-Collegium umarmten ſich, und ſtimmten eine Jovialität an, die dem Pfarrer natürlicher, als dem Pater ließ. Chambion, beider Rechte Doctor, war ein wohlbehäglicher Mann, dem die Rheinluft und ſein Benefiziat wohl anſchlugen. — Ich hätte gedacht, du würdeſt mit deinem Kurfürſten nach Frankfurt machen, Ignaz! ſagte er.

Ich bin zu meinem eigenen Krönungsfeſte gefahren, — erwiderte Garzweiler. Bin ich nicht unter majeſtätiſcherem Geſchütz eingezogen, als der Kurfürſt in das Kompoſtell zieht? Ich habe noch von Leopold's Krönung her dieſer Alfanzereien ſatt. Ich will mich ſtill und innig eurer Liebe und dieſer Naturherrlichkeit freuen; während droben in Frankfurt der Zudrang und das Gewühl der Menſchen mit jeder Stunde wächſt, die Kanonen und Glocken lärmen, die Staatswagen raſſeln, die goldene Gala der Geſandten und Kurfürſten blendet und das endloſe Ceremoniel der Wahl, der Salbung, der Krönung, des Ritterſchlags und der gräßliche Krönungszug alle Sinne verwirrt, alle Herzen ermüdet. Wir wollen uns eine ſchmackhafte Schüſſel und ein altes Glas Wein gefallen laſſen, als ob uns der Erbtruchſeß einen Abhub des gebratenen Ochſen gebracht, und der Erbſchenk vom ſpringenden Weine geſchöpft hätte; unſere traulichen Geſpräche ſollen uns mehr gelten, als der metallene Regen, den der Erbſchatzmeiſter aus ſeinem kurpfälzer Wappenbeutel ins zappelnde Gedränge der Menſchen ausſtreut.

In ſolchem Hinblick auf die frankfurter Vorgänge, die Garzweiler gelegentlich beſchrieb, genoſſen die Freunde ihres heiteren Stilllebens. Chambion war eben neugierig, wie ein Landpfarrer, und Garzweiler ſtand mit dieſem Jugendfreund und ehemaligen Mitzögling des Jeſuiten-Collegs unbefangener, als mit irgend einem Menſchen. Er ließ ſich zumal in ſeiner jetzigen gemüthlichen Stimmung froh und mittheilend aus, ſo vorſichtig er ſonſt war; ja er that ſich gegen den vereinſamten Jugendgenoſſen auf ſeine Verbindungen und Einblicke in das vornehme Leben etwas zu gut, ohne auch für bedenkliche Geſtändniſſe ein ſtrenges Urtheil zu fürchten. Sie brachten die heißen Stunden abwechſelnd in ihren Wohnungen zu, und machten an kühleren Tagen, die zwiſchen die Gewitter fielen, Spaziergänge nach den nächſten Ortſchaften oder waldigen Bergkuppen. Nur in die benachbarten Abteien und Klöſter war Garzweiler nicht zu bringen; wie er denn auch in dieſer Zeit keine Meſſe las. Er ſchien ſeinen Stand und Beruf gänzlich vergeſſen zu wollen; ging Allem was daran erinnerte aus dem Wege, und ließ aus ſeinen Urtheilen einen Mann errathen, der alles Partei-Intereſſe mit dem geiſtlichen Kleid ausgezogen hat, und ſich außerhalb geweihter Mauern froh und befriedigt fühlt. Süße Spiele nahmen ſein Herz ein. Er trug das Kind ſeines Vornamens in den Garten oder an den Strom, ließ es laufen, häufelte mit ihm die glatten Rheinkieſel oder verſteckte ſich hinter einen Buſch, klatſchte hervorſpringend in die Hände und lachte um die Wette mit dem Kleinen, der ſeine vier Vorderzähnchen bleckte.

Wie hätte er die Mutter mehr erfreuen und gewinnen können, als mit dieſer Liebe! Wie oft ſtieß ſie mit dem Elbogen ihren Mann an, und winkte mit leuchtenden Augen nach dieſen Tändeleien! Oder ſagte lachend zu ihm: Sieh' nur dort den guten Onkel! Wer von Beiden iſt das größte Kind, unſer Nazi oder Pater Ignaz? Aber auch auf ſie ſelbſt floß die Zärtlichkeit des vergnügten Mannes über. Wie er ſie ſonſt, als ſie noch nicht ahnen ſollte, wer ſie ihm eigentlich ſei, mit ſteifem Nachdrucke liebe Nichte genannt hatte, nannte er ſie jetzt mit immer kühnerem Accent — „meine Tochter", und hoffte ſie mit dem zärtlichen Namen auf den ſchweren Inhalt des Geheimniſſes vorzubereiten, vor deſſen Enthüllung er ſelbſt ein wunderbares Bangen empfand.

Was iſt das nur? fragte er ſich mehr als einmal ſelbſt. Warum kann ich noch immer nicht zu einem Bekenntniß kommen, aus welchem mir das neue, edlere Glück meines Lebens erblühen, der ſelige Inhalt meiner Zukunft erwachſen ſoll? Ach, ich habe vielleicht ſchon dieſen Himmel verwirkt! Mir iſt oft zu Muthe, als dürft' ich nur *ſchweigend* ſolchen Schatz beſitzen, als rufe mir eine innere Stimme zu, beim erſten Laut, womit ich ihn heben wolle, werd' er mir auf ewig entſchwinden. Aber, wie wäre das möglich? Iſt das nicht auch ein Aberglaube? Oder ſollte vielleicht für alle die Täuſchungen, in denen wir die Völker über das Höchſte und Heiligſte zu erhalten berufen ſind, uns zur Strafe der Fluch beſchieden ſein, daß Natur und Wahrheit ſich vor unſeren ſchwarzen Talaren entſetzen, und ſchaudernd entweichen, wenn wir mit den geſalbten Fingern nach ihnen reichen und greifen?

Albernheit, Wahnwitz! lachte er auf. Und ſtehe ich denn nicht jetzt umgekleidet da, ein ehrlicher, ſolider Pachter? Nun ja, wenn ich denn Haus und Herd nicht *beſitzen* darf, will ich ſie wenigſtens *pachten*.

Garzweiler lachte laut und rieb aus befangener Luſtigkeit die Hände. Doch die Frage nach ſeiner ſeltſamen Angſt verließ ihn darum nicht; er kam immer wieder darauf zurück, und hielt noch manches Selbſtgeſpräch über ſeine Zweifel.

So ſtahl er ſich eines ſchwülen Nachmittags vom Tiſch in den Garten und warf ſich zwiſchen zwei Nußbäumen in das ſchattige Gras. Eine Juliſtille herrſchte über den zirpenden Grillen im Graſe und über den ſumſenden Bienen am blühenden Lindenbaume des nahen

Fahrwegs. Vom Hauſe her, durch den weißen Vorhang des offenen Fenſters, klang die Stimme Gertrudens, die ihren Knaben in Schlaf ſang, und vom Rhein herauf hallten zuweilen die dumpfen Wechſelrufe der Flößer, die ihre kleine Welt ſchwimmender Güter und Häuslichkeit nach Holland hinablenkten. Erinnerung und Hoffnung regten und miſchten ſich bei dieſen Fernlauten in Garzweiler's Bruſt, und ſtimmten ihn zu folgender Betrachtung, die er leiſe vor ſich hin ſprach:

Eine trauliche Stunde geht um die andere vorüber, und ich komme noch immer nicht zu dem Bekenntniſſe, das mich mit heimlicher Gewalt hierher trieb. Geſtern Abend, als wir drunten im Abſchimmer des Stromes nebeneinander ſaßen, Gertrud mir von ihrem Glück und Kind erzählte, und mit Thränen im Auge, das ſonſt ſo reſolut in die Welt lacht, mir für all' das Liebe und Gute dankte, das ich zu einem kleinen Paradies um ſie her gebreitet hätte: warum ließ ich dieſen Augenblick vorübergehen, da ich ihr hätte zurufen können: Danke mir nicht, Gertrud, ſondern genieß' es deinem Vater zur Wonne, du meine Tochter! Ja, du biſt es, Herzensmütterchen deines Engels Nazi, — meines Pathen und meines Enkels! Welche kindiſche Befangenheit aus falſchem Stolze! Ja, beim Himmel, das iſt es und nichts Anderes! Blos falſcher Stolz, — Pfaffenheuchelei! Wol war eine Zeit, da ich um meines Rufes und um meiner Zukunft willen Gertrudens Geburt, oder vielmehr meine Vaterſchaft vor der Welt verheimlichen mußte, und ich empfand die lebhafteſte Zufriedenheit, als es mir auch mit Verſtand und Glück gelungen war. Ein früher Ehrgeiz erleichterte mir bald den Kampf mit einem heißen Temperament, und es war mein Stolz, mächtiger zu ſein, als alle die Schwächlinge der Prieſterſchaft, die ihrer Sinnlichkeit unterlagen, und den Uebermuth weltwirkſamer Kräfte vergeudeten. Die lockenden Träume der Liebe, die ſüßen Schwärmereien des einſamen Herzens gab ich um die glorievolle Sendung einer mächtigen Kirche, um die dünkelhafte Dienſtbarkeit politiſcher Intriguen dahin. Für hundert Entbehrungen, für Zwang und Erniedrigung ſteifte ich mich auf den Hochmuth, ein ungebeugter Mann, ein vielvermögender Prieſter zu ſein. Und dieſer Hochmuth iſt endlich Herr über mich ſelbſt geworden. Ich ſcheue mich, ich bange vor dem Bekenntniß eines Glückes, das noch aus der kurzen Zeit meiner wahren, unbeirrten Jugend herrührt, und das Geheimniß, das meine Schätze ſo lang gehütet hat, trotzt nunmehr ihrem Beſitzer.

Drittes Kapitel.

In dieſer mißmuthigen Betrachtung ward er von Freund Chambion unterbrochen, der ſich auch gleich in ſeiner fröhlichen Laune zu ihm ins Gras ſetzte. Ihm folgte der Schulmeiſter mit einem Henkelkorbe, aus dem der Pfarrer zwei geſiegelte Flaſchen und zwei geſchliffene Gläſer nahm. — Dieſe zwei geſiegelten alten Burſche, ſagte er lachend, waren mir in ihrem dunkeln Kellerwinkel ganz in Vergeſſenheit gekommen, Ignaz; gerade wie's zuweilen den beſſern Landpfarrern beim General-Vicariat geht. Ich fand ſie, wie ich nach etwas Extra-Gutem für uns ſuchte. Es ſind meine letzten aus dem echten Weinjahre 48, mithin unſere Altersgenoſſen. Was ſagſt du, Menſch, Prieſter, Exjeſuit, Ignaz? — War das nicht ein herrliches, warmes Jahr, das ſolchen Wein und ſolche Geſellen wie uns gebracht hat? Da nimm dies Glas: wir wollen die Rebe, die dieſen Wein getragen und die Mütter leben laſſen, die uns geboren haben. — Ausgetrunken! rief er dem Freunde zu, der ſich mit ſeiner klugen Selbſtbeherrſchung gewöhnt hatte, den Wein, beſonders den guten und ſtarken, nur zu ſchlürfen. Der ungeſtümer genießende Chambion füllte dann gleich wieder, mit der Aufforderung: Und nun Freund, unſere ſchöne Jugend, unſere Studentenſchaft und Conventszeit, die lieben Jahre, da wir gleich dieſem Weine gegoren und gebrauſt haben! Trink', trinke!

Sie ſtießen an, ſie tranken, ſie umarmten ſich. Der Wein, wie ein zurückgekehrter alter Freund, erinnerte ſie an gemeinſame Jahre und Erlebniſſe. Sie gedachten beſonders der achtzehn Monate, die ſie zuſammen im Convent der Jeſuiten zu Mainz verbracht hatten, unmittelbar vor Aufhebung des Ordens.

Es ſind ſchon neunzehn Jahre, Ignaz! rief Chambion. Dies Weltereigniß kam unſerer Schwärmerei, unſeren Phantaſien in die Quere. Wir rechneten auf die weltumfaſſenden Mittel des Ordens für unſere perſönlichen Abſichten, ohne zu ahnen, daß unſere Oberen dieſe haltloſen Träumereien ſchon durchſchaut hatten, und uns gehörig enge würden gehalten haben. Du zwar, Ignaz, haſt dir ſpäter wieder volles Vertrauen gewonnen; wie denn überhaupt deine Speculationen kühner und mehr in der Richtung des Ordens waren. Hatteſt du dir doch ſchon damals dein eigenes rothes Buch angelegt, wie es die Eingeweihten, die Weltwirkſamen des Ordens über ihre Welt- und Menſchenbeobachtung führten. Deine Beobachtungen hatten damals nur noch ein enges Feld; doch mögen die Oberen daraus deinen Scharfblick erkannt haben, dein Talent, die Geheimniſſe der Perſonen und Familien, die Neigungen und Charaktere der Menſchen zu durchſpähen. Erinnerſt du dich noch, was wir für tolle Pläne machten, als wir zufällig dahinterkamen, daß unſer Orden gerade durch ſolche kluge und ausgebreitete Buchführung ſeiner Mitglieder eine geheimnißvolle Allwiſſenheit beſaß, die Menſchen zu ſchrecken und zu ängſtigen und ſich das Glück und Unglück der Perſonen und Familien zu ihren Zwecken dienſtbar zu machen? Du warſt ganz eingenommen davon. Mit mir war es ein Anderes. Meine Wünſche gingen ſchon damals auf ein Landleben, auf ein ruhiges Behagen für ungeſtörte Studien. Und wenn du Verwegenes zu ſchaffen ſtrebteſt, ſuchte ich Verbotenes zu ergründen. Hiermit war dem endlich aufgelöſten und ins Verborgene gedrängten Orden nicht gedient; daher ſie mich fallen ließen und dich hervorzogen. So erkläre ich mir wenigſtens die verſchiedene Behandlung, die wir erfuhren. Wir wurden getrennt, als man die Mitglieder des aufgelöſten Convents zu anderweiter Beſtimmung nach verſchiedenen Klöſtern abführte. Erinnerſt du dich noch jener erſchütternden Stunde, wie gegen den Volkstumult die Beſatzung unter Gewehr treten mußte und Huſaren die Wagen begleiteten, in denen wir Mainz verließen? Unter Verwünſchungen ſchimpfender, ächzender, wehklagender Volkshaufen gegen den Papſt warfen wir uns die letzten Scheidegrüße zu. — — — Ach der ſchönen Zeit, der beſten Jahre, die ſeitdem verfloſſen ſind! Horaz hat Recht, wenn er ausruft: „Wie rollen flüchtig die Jahre hin! Frömmigkeit hält nicht die Runzeln und den Drang des Alters auf, noch den unbezwungenen Tod:“ Doch nein! Fort mit dem Gedanken an den Tod! Wir ſtehen ja noch im ſchönſten oder beſten Alter. Trinke, trink', Ignaz! Laß uns dem Wein, dieſem ſtummen Altersgenoſſen, zuſprechen, der an unſeren Erinnerungen mit ſeinem goldenen Blinken Theil nimmt. Er hat noch, wie wir, die Kraft des Geiſtes bewahrt, wenn er gleich ſchon etwas Altersbitterkeit angenommen hat, die wir uns noch vom Leib oder von der Seele abwehren.

Sie tranken. Garzweiler war durch die Erinnerungen des Freundes nachdenklich geworden, und Chambion, von dem haſtig genoſſenen Wein angeglüht, fuhr fort:

Ja, Ignaz! Mannesleben iſt ſo kurz nicht, als man glaubt, wenn man es nur richtig braucht und richtig ſchont. D'rum laß uns auf die Erlebniſſe der nächſten neunzehn Jahre trinken, in denen wir uns noch wacker halten können!

Garzweiler ſchlürfte, und Chambion ward immer wärmer und weicher. — Eins fehlt uns, ſprach er, ſich umſchauend leiſe, — Familie fehlt uns, Freund! Ach, was bin ich manchmal meine Bücher ſo müde! Wie beneide ich den Schulmeiſter, der ſo wackere Kinder hat! Und was iſt ein eigener Herd ſo kalt, wenn kein liebes Weib über Scheit und Schüſſel waltet! Wir könnten Enkel haben, Naz! — Nun, was ſiehſt du mich ſo bedenklich an? Rechne nur ſelbſt! Wie alt warſt du denn als Frater im Franziskanerkloſter zu Miltenberg, wo dich der gute Quardian Quodvultdeus Becker zuweilen nach Dorfprozelten gehen ließ zum Pfarrer Backhaus? Hm! Wie war dir's denn damals ums Herz?

Schweig', Anton! bat Garzweiler beunruhigt und empfindlich. Doch Jener fuhr gutmüthig ſcheltend fort:

So biſt du nun, Naz! Verdrießlich, wie du damals launig und offen warſt. Meinſt du, ich hätte deinen Witz vergeſſen über den Quardian Becker und den Pfarrer Backhaus, deſſen hübſche Schweſter —

Nun aber laß gut ſein! drohte der Vater. Das waren Jugendſchwärmereien, eine Thorheit des Herzens. Ich war 21 alt, — wohin verirrt ſich nicht in dieſem Alter das Herz ungeprüfter Jugend!

Das Herz? Ja, und die Pulsadern — ſchlagen ſie nicht mit dem Herzen? So kann's freilich kommen, daß ein junger Frater aus dem Kloſter entfernt wird, und eine Pfarrersſchweſter das Pfarrhaus verlaſſen muß.

Garzweiler ſtand unwillig auf; doch Chambion, vom Weine weinerlich und empfindlich geſtimmt, ließ ſich in ſeiner Schwatzhaftigkeit nicht irre machen. — Sieh', ſo unehrlich biſt du nun gegen deinen alten Jugendfreund! ſagte er. Als du noch ſchwärmteſt, war dein verirrtes Herz offen; jetzt hat es verſchloſſene Kammern, linke Kammern, unrechte Kammern. Gut! Meinſt du, es wäre Neugier von mir, etwas vom ſeligen Becker, vom alten Backhaus und von deinem Backwerk zu hören? Nein, nur deine Ehrlichkeit als Freund wollt' ich prüfen. Oder du glaubſt wol, ich wüßte nichts, weil ich früher nichts davon geſprochen? Oder willſt dich jetzt eines Jugendſtreiches ſchämen und des Unglücks, das dir doch deine ganze rühmliche Laufbahn geöffnet hat?

Was faſelſt du — oder der Wein aus dir, Anton!

Franz Anton, heiß' ich! rief Chambion ſo laut, daß Garzweiler für gut fand, ihn ſchmeichelnd unterm Arm zu faſſen, und mit ſich nach der einſamen Waldhöhe zu führen. Der Pfarrer ſetzte aber unterwegs mit gedämpfter Stimme ſein weinlauniges Schelten fort:

Meinſt du, ich ſoll ſchweigen? Nichts da! Du ſollſt mir gezwickt und gezwackt werden, Bürſchchen! Du ſollſt hören, was du Thor gern vergeſſen möchteſt, daß ein Jugendſtreich dein Weltglück gemacht hat. Ja, ja! Ohne die Backhausgeſchichte wärſt du nicht fortgejagt worden, ſondern für immer in der braunen Kutte ſtecken geblieben, wärſt meinetwegen Lector, Quardian, Provinzial geworden, aber nicht dazu gekommen, die Jeſuiten aufzuſuchen. Und denen warſt du ganz recht — als ein hübſcher, unterrichteter, talentvoller Burſche. Dein Jugendſtreich machte ſie nicht irre; im Gegentheil! Von einem ſo unternehmenden Menſchen verſprachen ſie ſich einen brauchbaren Beichtvater in adeligen Familien. Die frommen Väter hatten ja doch auch die vertrocknenden Stammbäume vornehmer Häuſer zu pflegen! Nicht wahr?

Er lachte ſchallend, wobei er den Freund neckiſch in die Seite zwickte, Garzweiler lachte des guten Scheines wegen mit; dann ſprach er in vertraulichem Ton:

Du verkennſt mich, Franz Anton! Mit wem möchte ich am ehrlichſten über meine Vergangenheit plaudern und könnt' es am offenſten, als mit dir? Aber gerade für die Bekenntniſſe, die du angeregt haſt, war es die rechte Stunde nicht: jene Erinnerungen ſind zu ſtill und innig, um ſich mit den luſtigen Perlen des Weines ſchlürfen zu laſſen. Gerade von dem, was du mein Glück, meine glänzende Laufbahn nennſt, kann ich bald wie von etwas Vergangenem reden; denn ich ſtehe im Begriffe, ſie zu verlaſſen. Zu dir, zu meiner lieben Nichte, die ich — wie meine Tochter anſehe, will ich ziehen, mit euch leben und ländeln, mit euch lieben und ſtudiren, und all' die elenden Plackereien, dieſe für Weltkinder mit Goldſchaum belegten hohlen Wallnüſſe wegwerfen und verlachen. Dann, lieber, ehrlicher Freund, will ich dir an ſtillen Winterabenden mein rothes Buch aufſchlagen, — nun ja doch, ich habe eines geführt, wenn auch mehr für mich ſelbſt, als für Andere! — und da ſollſt du, wie in einem Guckkaſten, die tolle Welt und die ſündhaften Menſchen des vornehmen Lebens erblicken.

Nicht wahr, du haſt eines geführt? rief der Pfarrer aus. Ich habe mir's bei deinen mainzer Geſchichten gedacht. Wahrlich! Du würdeſt all' den Jucks und Jammer der Menſchen nicht ſo bis in die Faſern und Eingeweide ſondirt haben, wäreſt du nicht darauf ausgegangen, Notiz davon zu nehmen und Notizen darüber zu machen. Saubere Geſchichten magſt du haben, Ignaz! Aber, apropos! Wie war's denn noch mit dem Baron Wallbrun? Wir wurden geſtern geſtört. Du erzählteſt mir von dieſer fatalen Verlobung vor dem Kurfürſten; aber es iſt ja doch nichts bekannt davon, daß er Bräutigam wäre; man munkelt nur davon, und räthſelt darüber in Mainz, wie ich höre. Er war auch ſeitdem hier auf ſeiner Beſitzung; wir haben ihm gratulirt: aber er hat es lächelnd abgelehnt.

Garzweiler, froh den luſtigen Freund, deſſen flüchtiger Rauſch eben nachließ, von einem ſo verlegenen Geheimniß abgebracht zu haben, ließ ſich willig finden, ihm die ſonderbare Verlobungsgeſchichte Franz Karl's auszuerzählen. Am Saume des Waldes ſtreckten ſich Beide auf einem Raſenhang im Schatten einer alten Eiche hin, die ihre knorrigen Wurzeln über den Fußweg und weit umher aus dem Boden getrieben hatte. Die Sonne neigte ſich; der Wald flüſterte mit erquickendem Hauch, und das weite Rheinthal ruhte tief unter ihnen mit bezaubernden Abendlichtern. Eine ſchalkhafte Laune, eine leichte Eitelkeit auf ſeine geheimen Verbindungen und Kunſtgriffe überkam den Vater, als er zu ſeiner Erzählung überging:

Ich ſagte dir doch, daß es ein echter Apriltag war, als der gute Baron Franz Karl vor dem fürſtlichen Podagra mit einer Braut überraſcht wurde. Dieſer Aprilwechſel ergriff auch die Seele der Gräfin Coudenhove. Oder es ging ihr vielmehr, wie es leidenſchaftlichen Menſchen geht, die, ohne rechts und links umzuſchauen, nach einem Ziele jagen: wenn ſie es erreicht haben, ſehen ſie oft zu ſpät ein, wie und wo ſie ſich übereilten. So mochte der befriedigten Dame, als ſie das entzückte junge

Paar in ihrem Hofwagen mit nach Hauſe nahm, eine Betrachtung begegnet ſein, die nun ein wenig zu ſpät kam. Der Auwehruf des ſegnenden alten Kurfürſten, worüber der lauſchende Kammerdiener Ropiquet beinahe in ein verrätheriſches Lachen ausgebrochen wäre, machte wol der ſinnlichen Weltdame keine ahnungsvolle Sorge; aber ihr Gewiſſen mochte ihr einen andern Zweifel zugeflüſtert haben, den mir auch ihre vertraute Kammerfrau andeutete. Die Gräfin weiß nämlich gar wohl, daß es ihr nicht an Feinden und Aufpaſſern fehlt, und eben ſo wenig iſt ſie über dasjenige im Unklaren, was man ihr in der hohen und niederen Geſellſchaft zutraut. Nun mochte ihr einfallen, wie leicht man die ſchnelle Beförderung des Barons mit dieſer Verlobung in Verbindung bringen, und die glänzende Ausſtattung, die ſie in Gedanken der Nichte zumaß, für einen ſtillen Seitenabfluß aus dem neuen Staatsanlehen und der Extra-Beſteuerung des Landes anſehen dürfte. Dieſe Vermuthung lag ihr auch nicht ſehr fern; denn ſie lag ja in der Wahrheit der Sache ſelbſt. Es ſchien daher der Gräfin gerathener, die Verlobung erſt ſpäter und als eine Folge der Auszeichnung des Barons für ſeine Geſchäftsthätigkeit bei der Kaiſerkrönung bekannt werden zu laſſen. Bis dahin kam dann auch die durch den Aufwand der Krönung und der mainzer Feſtlichkeiten erſchöpfte Landeskaſſe nicht ſo leicht mehr in den Verdacht, bei der Ausſteuer der Braut Pathenſtelle vertreten zu haben. Es war daher ihr angelegentlichſter Wunſch, daß die Verlobung vorerſt noch ein Geheimniß bleibe. Was ſie aber dem Baron vorgeſpiegelt hat, um ihn auch dafür zu ſtimmen, habe ich nicht erfahren können. Vielleicht war ſie auch bis auf einen gewiſſen Grad aufrichtig gegen ihn, — etwa mit der Beſorgniß, die gottloſen Mainzer könnten ſeine Beförderung für ein Werk der Gräfin und ſeine Liebe zu ihrer Nichte für ſein einziges Verdienſt erklären. So 'was war ſchon genug, den ſtolzen Franz Karl zu beſtimmen. Kurz, ſie müſſen noch denſelben Tag ſich verſtändigt haben; denn ſchon des andern Morgens nach der gewöhnlichen Siebenuhrmeſſe des Kurfürſten eröffnete ihm die Gräfin ihre Bedenken und des Barons Wunſch. Der alte Herr gab ihr Recht; da er aber in der kindiſchen Stimmung, die manchmal ſein zwei bis dreiundſiebenzigſtes Jahr überſchleicht, ſchon Abends zuvor beim Auskleiden gegen den vertrauten Kammerdiener geplaudert hatte: ſo wurde dieſer gleich herbeigerufen und auf's ſtrengſte verwarnt. Dies geſchah gerade, als er mir eben auf dem Corridor die ganze Geſchichte berichtet hatte; mithin etwas zu ſpät. Doch habe ich die Sache geheim gehalten und nur in mein rothes Buch eingetragen. Etwas davon muß indeſſen ausgekommen und ein Räthſel der vornehmen Geſellſchaft geworden ſein; auf welchen Wegen — hat mich weiter nicht bekümmert.

Und der Baron weiß alſo nichts von dem Schleichwege ſeiner Verlobung, von der Quelle der Ausſteuer ſeiner Braut, kurz, von der ganzen heilloſen Intrigue? fragte Chambion erſtaunt.

Keine Sylbe! antwortete Garzweiler. Bei ihm darf man ſagen: er iſt der Getäuſchte; denn ein Anderer, von weniger edelm Stolze, als ich den Baron kenne, würde es vielleicht anders aufnehmen und ſich wenigſtens die Ausſteuer aus Landesgeldern nicht mißfallen laſſen.

Was das für Menſchen ſind! rief der Pfarrer aus. Wenn es nun der Baron dereinſt erführe? Auf welch' unglücklichen Würfel hat dieſe Gräfin das Glück ihrer Nichte aus falſcher Liebe für ſie geſetzt! — —

Die Sonne war im Untergehen und Garzweiler erhob ſich zur Rückkehr. — Höre! fuhr Chambion fort, du ſchätzeſt den jungen Herrn, du biſt ein Freund der Familie: du mußt ihm einen Wink geben, oder eine ordentliche Eröffnung machen.

Garzweiler ſchüttelte den Kopf. — Und wenn mich der Baron fragte, wie ich zu den geheimen Einblicken gekommen? ſagte er. Und wenn ich ihm Beweiſe liefern ſollte? Bedenke nur, daß er liebt, und daß er meine Wahrheit nur mit ſeiner Liebe bezahlen kann! Nein, nein! Ich darf mein geiſtliches Anſehen ſo nicht bloßſtellen. Meine Freundſchaft für ihn würde zu viel koſten!

Chambion, wenn er weniger ehrlich geweſen wäre, hätte aus Garzweiler's ſchalkhaftem Lächeln errathen können, daß der Pater dennoch einen ſo hohen Preis unter Umſtänden nicht ſcheuen würde, den jungen Baron damit zu gewinnen, oder daß er nur eine Gelegenheit zu ſeiner Mittheilung abwarte.

Unter ſolchen Geſprächen wandelten ſie in der Abenddämmerung zurück. Der joviale Pfarrer hatte ſein Räuſchchen mit einer ernſten Stimmung vertauſcht und machte trübſelige Betrachtungen über die inneren Zuſtände von Mainz. Garzweiler lächelte dazu, und rief endlich aus:

Will denn unſer Mainz auch etwas Apartes haben? Es iſt ein Miniaturbild des deutſchen Reiches; und wie dies unter dem Familien-Egoismus und der Engherzigkeit ſeiner Fürſten und ihres Anhangs nicht zu Kräften kommen kann: ſo arbeiten wir Andern aus Privat-Intereſſen der Revolution und dem Sturze von Mainz wacker in die Hände.

Wir Andern? verſetzte Chambion. Man ſollte glauben, du zählteſt dich auch dazu!

Verlegen und etwas heftig erwiderte Garzweiler:

Du kennſt den Hofanhang und die Günſtlinge des alten Herrn nicht! Frage nur die Coudenhove, wohin die Mittel fließen, mit denen Mainz befeſtigt werden müßte, — das Blut des Landes, wovon die Hatzfeld'ſche Familie ihr blühendes Ausſehen gewinnt!

Nun, nun! wendete der Pfarrer ein. Mainz iſt noch nicht das Reich. Wir haben auch treffliche Fürſten. Nimm Baden, und du findeſt einen fruchtbaren Garten und fleißige Kinder eines liebreichen Landesvaters. Blicke nach Weimar, welch' ein friſcher genialer Fürſt dort die erſten Geiſter Deutſchlands um ſich zu verſammeln weiß. Selbſt der Würtemberger iſt nun zur Erkenntniß ſeiner Vergehen gekommen und hat das Syſtem des Soldatenzwangs, des Steuern- und Frohndedrucks, des Jagdunfugs und Dienſthandels endlich der Wohlfahrt ſeines Volkes untergeordnet. An ihm hat der moraliſche Imperativ einen herrlichen Sieg errungen.

Ach! rief Garzweiler unwillig aus, ihr, hinter euern Kraut- und Kartoffelländern hockenden Philanthropen glaubt Wunder was ihr mit euerm Kant und ſeinem „abſoluten

Imperativ" für die Verbeſſerung der Welt gewonnen habt: nein, ein abſoluter Imperator muß über dies Unkraut von hundert kleinen Herrſchern und ihren nichtsnutzigen Dienſtadel hereinſchreiten und ſie ein wenig mit Füßen treten, wenn der Weizen der Nation aufkommen ſoll!

Viertes Kapitel.

Garzweiler hatte den Stoßſeufzer ſeines Freundes Chambion über das familienloſe Leben eines Pfarrers nicht vergeſſen, und da er noch immer mit ſeinem Bekenntniß vor Gertrud bangte, kam er auf den Gedanken, ſich dem Freunde zu entdecken. Ein ſo zartes Anliegen ſchien am beſten durch einen einverſtandenen und dabei in den Augen ſeiner Nichte ſo achtbaren Mann vermittelt zu werden. Er ſtritt mit ſich ſelbſt dafür und dawider. Es ließ ihm die Ruhe nicht. Ein Tag um den andern ging hin und er wollte doch ein für allemal am erſehnten Ziele ſein, ehe er nach Mainz zurückkehrte, wo ihm die Tage der Anweſenheit von Monarchen und Miniſtern ſo höchſt wichtig waren. Endlich ziemlich entſchieden ſtürmte er, um wie mit einem Zulauf über die letzten Zweifel hinaus zu ſetzen, nach dem Pfarrhauſe. Chambion war nicht daheim, ſondern in ſeine Felder gegangen. Dies machte den Vater auf's Neue bedenklich: konnte es nicht eine üble Vorbedeutung ſein? Ein ſchweres Gewitter drohte überdies vom Rhein herüber und er kehrte, ſtatt dem Freunde nachzugehen, unverrichteter Dinge wieder auf ſein Zimmer zurück.

Hier blätterte er, ſich zu zerſtreuen, in einer mitgebrachten Broſchüre, die damals viel Aufſehen machte, — „Die Erwartungen Deutſchlands" betitelt. Ueber den Verfaſſer dieſer Schrift wurde viel geräthſelt; bald wurde Moſer, bald der Coadjutor Dalberg in Erfurt, von Vielen Otto von Gemmingen, von Andern ſelbſt der Herzog von Weimar als ſolcher bezeichnet. Soviel blieb gewiß, daß ſie das Publikum eben ſo lebhaft entzückte, als ſie in den Kreiſen der Reichsgeſandten zu Regensburg übel berufen war.

Während dieſes Blätterns und leſenden Naſchens verzog ſich fern murrend das Wetter mit einem Strichregen; die Sonne brach durch das Gewölk, und fiel in die vordere Manſarde, wo der Vater ſaß. Ein neuer Muth kam mit dieſer Heiterkeit in ſein Herz. Er nahm ſich vor, nun doch lieber ſelbſt mit der Tochter zu reden, und gab ſich ordentlich das Wort darauf, um nicht wieder reuig zu werden.

In dieſem Augenblick öffnete wie verhängnißvoll Gertrud die Thüre mit dem freundlichen Vorſchlag, etwas früher zu eſſen, und einen Abendgang zu thun, da es ſo ungemein lieblich im Freien ſei.

Ja, ja! rief Garzweiler vergnügt. Das ſpricht ja der Himmel aus dir, mein Kind. Doch laß uns ohne deinen Mann gehen, Gertrud; denn ich habe dir etwas Vertrauliches mitzutheilen.

Wie froh athmete Garzweiler auf, als Gertrud ſich entfernte! Es ſchien ſo viel leichter, ſich abfragen zu laſſen, was ihm ſo ſchwer zu bekennen war. Er hatte gleichſam als Schiffer das Tau hingeworfen, mittelſt deſſen er landen wollte; es war aufgefangen, und er konnte nicht mehr widerſtreben.

Das einfache Mahl ward ſtill genoſſen; Nazi vorher ſchon in ſein Bettchen gebracht, ward von Vater Cratz unter Obhut genommen, während er ſeine Rechnungspapiere zu ordnen hatte. Heitern Sinnes verließ Gertrud das Haus an Garzweiler's Seite, und wendete ſich mit ihm der Waldhöhe zu.

Nun, Sie ſchweigen, hochwürdiger Oheim? Was haben Sie mir zu entdecken? fragte Gertrud nach einer Strecke Wegs.

Vor Allem laß mir das „hochwürdig" weg, liebe Gertrud, antwortete er nicht wenig befangen und um Wort und Wendung verlegen. Siehſt du nicht, daß ich keinen hochwürdigen Rock anhabe, mein Kind! Das iſt mit guter Abſicht geſchehen: ich habe meine ganze geiſtliche Würde in deinem Wandſchrank verſteckt, und gehe nun darauf aus, ein Glück zu finden, das zu dieſem ländlichen Anzuge paßt.

Und welch' ein Glück, guter Oheim? fragte ſie ſcherzend. Wo liegt es, wo findet es ſich? Und kann ich Ihnen vielleicht ſuchen helfen?

Gerade du, liebes Kind! Und es liegt nicht weit: ich hab's ſogar ſchon in der Taſche; nur verknüpft, verwickelt, und braucht deine zarten, ſaubern Finger, es aufzulöſen. Ja, wiſſe, mein liebes Kind, — — daß ich eigentlich, — du hältſt mich noch immer —.

Er blieb ſtehen; ſein Herz ſchlug ſo heftig, daß er mehrmal mit Beklemmung athmete. Dabei ſah er Gertruden lächelnd ins Auge, und ſtreckte mit rührendem Verlangen beide Hände nach ihr aus. Verwundert, mit einiger Aengſtlichkeit legte ſie die ihrigen leiſe hinein, und er fuhr fort:

Sieh' mich nicht ſo ängſtlich an, meine Tochter! — (Und dieſe Bezeichnung ward immer gedehnter und zärtlicher in ſeinem Munde. —) Es iſt 'was Gutes, etwas Liebſtes, was du hören ſollſt, was ich dir eben bekennen will.

Und doch athmen Sie ſo ſchwer dabei, beſter Oheim, als ob ein Unglück für mich auf Ihrem Herzen läge!

Erſchrocken bei dieſer Erinnerung, ließ Garzweiler ihre Hände fahren. — Was denkſt du auch! rief er. Du, ſo muthig, als jung? Du, mit deinem kräftigen Herzen, und das ſo hoch ſchlägt, ſo frei von den Aengſten und Vorurtheilen des großen Haufens? Geh' doch, geh! Sieh', ich bin eigentlich — entſchloſſen, — will ich ſagen, zu euch zu ziehen, eine Familie mit euch zu ſein, Menſch, wahrer, echter Menſch bei euch zu werden; die Tonſur jener Weihe zu tragen, welche die Natur ertheilt und — mir ertheilt hat. Und du, meine Tochter — wenn unſere Familie zu ſtark wird für das kleine Haus — nicht wahr, mein Kind, — es ſcheint mir Hoffnung dazu?

Er ließ ſein lächelnd Auge an Gertrudens Geſtalt hinabgleiten, und ſie ſchlug das ihrige verſchämt oder vielleicht bejahend zu Boden.

Glückliche Mutter! rief er gerührt. Und — mich, wi glücklich machſt du mich durch eine geſunde, frohe, wohlgerathende Nachkommenſchaft! Ja, meine Tochter, — ich wollte ſagen, dann wollen wir das Haus weiter bauen, höher, mit einem Flügel. Flügel, Flügel für einen Adler und ſeine Brut! rief er, kindiſch lachend in befangener Unruhe, und dann weichmüthig hinzuſetzend:

Wenn ihr mich nämlich wollt, mich zu euerm Herde zählen wollt, ein Mitgenoß aus euern irdenen Töpfen, von euern zinnernen Tellern, — und mich lieb haben, wie zu euch gehörig, wie euern — wie man einen —

O mein Oheim! rief Gertrud, und umfaßte mit beiden Händen ſeinen ausgeſtreckten Arm. Wie groß wird unſer Glück, wenn es der Schöpfer deſſelben mit uns theilt und genießt!

Schöpfer! erwiderte er verdrießlich. Geh' doch, liebe Gertrud! Verſtehſt du mich denn nicht? Nun ja — Schöpfer, wenn du willſt, wie ſo ein Vater ſchafft — für ſeine Tochter, für ſeine Enkel!

Ja, ſo gleichſam, beſter Oheim! rief ſie, von dem geſpannten, ſeltſamen Benehmen des Geiſtlichen beängſtigt.

Gleichſam? verſetzte er. Warum denn nur gleichſam?

Ei, weil es eben doch nicht ſo in Wirklichkeit iſt, guter Oheim!

Aber — könnte es denn nicht in Wahrheit auch ſein? Nimm einmal an, es wäre ſo —. Nun, warum, — — was blickt Sie mich denn ſo ſtier an, Frau Gertrud? Ich könnte dich ja wahr und wahrhaftig für meine Tochter erklären, — adoptiren, an Kindesſtatt annehmen!

Dieſer wunderliche Gedanke überraſchte den verlegenen

Mann ſelbſt, und er rief lebhaft aus: Sieh', — ja das war's, Gertrud, das eben wollt' ich dir vorſchlagen! Aber, — du biſt ganz blaß geworden, und zitterſt? Nun ja, ſei gut, faſſe dich, nimm's recht lieb auf! O du meine liebe Tochter!

Bei dieſem Ausrufe, womit er Alles ausgeſprochen zu haben glaubte, ſchlug Garzweiler beide flachen Hände vor die Augen. Eine Stille entſtand, während welcher die untergehende Sonne, noch einmal hervorbrechend, mit grellem Schein in das tiefſchwarze Gewölk leuchtete, das ſich über dem nahen Walde zuſammenzog. Gertrud brach zuerſt das Schweigen. Angſt oder Ahnung gaben ihren Worten eine gewiſſe Heftigkeit. — Warum wollen Sie das, lieber Oheim? ſagte ſie. Onkel und Nichte iſt ein ſo ſchönes Verhältniß vor der Welt. Niemand wird begreifen, daß ein Geiſtlicher, der keine Kinder haben darf, Jemand an Kindesſtatt annehmen will. Und wenn Sie dürften, und wenn es ſich ſchickte: ſo hätten Sie es nicht nöthig, um ſich unſeres Glückes mitzufreuen; ja, es wäre für Sie und für uns höchſt bedenklich.

Garzweiler ſah nun ein, daß er doch nicht verſtanden worden, und fühlte ſich auf das tiefſte gekränkt, um ſo mehr, als er der verſtändigen Frau mit ihrer Einrede gegen ſeinen ungereimten Vorſchlag nicht Unrecht geben konnte. In dieſem Verdruß brachte er nur einzelne wegwerfende Worte vor, worauf Gertrud mit vieler Wärme erwiderte:

Ach, lieber Herr Oheim, man muß den Menſchen, den gemeinen Leuten, keine Familien-Räthſel aufgeben. Dieſe Bauern, die all' ihre Sorgen auf die Erde wenden, allen Segen aus ihrem gedüngten Boden erwarten, ſetzen immer das Gemeine voraus, und können ſich in hohe, geiſtige Verhältniſſe ſchwer hineinfühlen. Man muß ihnen nichts in den Weg bringen, woran ſie ſtutzen und ſcheuen, und was ſie endlich ſchlecht auslegen.

Schlecht? Was nennſt du ſchlecht? fragte Garzweiler haſtig und ſtreng.

Werden Sie nicht böſe, liebſter, gütiger Oheim! flehte Gertrud. Ich bin auch ſo verwirrt —! Wir wollen ein andermal davon reden. Laſſen Sie uns zurückeilen. Es blitzt ſo heftig; das Gewitter kommt zurück.

Laß es kommen! erwiderte er noch heftiger. Wir müſſen ausreden, da wir einmal ſo weit geſprochen haben. Und du zuerſt! Sag', wie du's meinſt, wie du mich verſtanden haſt, und warum du —?

Ach, lieber Oheim! erklärte Gertrud dringend, — ich meine nur, wir wollen die Menſchen nicht irre machen über das anerkannte Verhältniß, in welchem wir ſtehen, und das tief und innig genug iſt für eine Fülle von Glück und reiner Liebe. Geben Sie nicht, indem Sie an dieſem wahren und friedlichen Zuſtand rücken und ändern wollen, Ihren eignen ſtolzen Namen und unſere harmloſe Hütte dem Spott und Gerede der Menſchen Preis! Ich bin Ihre Nichte und habe Sie ſtets kindlich geliebt, dankbar für all' die Sorge und Güte, die Sie meiner ſeligen Mutter und mir von Kindesbeinen auf erwieſen haben. Wozu ſoll ich nun mehr ſcheinen, als ich Ihnen bin? Und dieſer Schein — wie leicht könnte er unſer Glück zerſtören und mir allen Lebensmuth und frohen Sinn nehmen, wenn er mir den unglücklichen Verdacht zuzöge, das Kind eines Prieſters zu ſein. Wenden Sie ſich nicht ab, beſter Oheim! Ich habe vielleicht nicht Recht; es kann ein falſches Gefühl ſein; doch iſt mir immer ſo zu Muth geweſen, wenn ich von dergleichen Verhältniſſen gehört habe, und mancher brave und geſcheite Mann hat mir darin auch Recht gegeben. Zum Glück kommt für Sie und für mich nichts darauf an, ob ich Recht oder Unrecht habe, lieber Oheim! Wir wollen nur die Menſchen nicht irre machen.

Sie warf ſich an Garzweiler's Bruſt, erſchöpft von den lebhaften Worten, die ihr in der Angſt des Herzens zugefloſſen waren. Doch weder dieſe Worte, noch die feuchten Augen, mit denen Gertrud zum Oheim aufblickte, rührten ihn. Er empfand in dieſem Augenblicke nur den bitterſten Verdruß über ſeine mißlungene Beichte, zu der er ſich erſt mit ſo viel Kampf entſchloſſen hatte. Seine ſchönen Erwartungen, ſeine ſüßeſten Träume ſchwanden dahin. In dieſem Unmuth brachte er nichts als die verlegenen Worte hervor:

So? Gute, geſcheite Männer geben dir Recht? Wer denn, zum Beiſpiel? Wem haſt du denn —?

Auch der Herr Baron von Wallbrun, lieber Oheim! antwortete ſie treuherzig.

Baron Wallbrun? ſchrie Garzweiler, und ſtieß die erſchrockene Frau von ſich. Dem haſt du dich vertraut? Der weiß, daß du meine —

Ein greller Blitz und jäher Donner unterbrachen die Zornesrede. Gertrud ſtieß einen Angſtſchrei aus. — Ach mein Kind! rief ſie, und rannte ohne Weiteres den Weg hinab — —

Garzweiler ſtand wie betäubt. Ein unſäglicher Groll wühlte in ſeinem Herzen; ſeine Gedanken und Vorſtellungen ſtürmten wie ein wildes Heer an ſeiner Seele vorüber. Er ſah ſich verlaſſen, betrogen, verlacht. Sein Mißverſtändniß der letzten Worte Gertrudens ſpielte ihm lauter beſchämende, peinigende Vorſtellungen in verzerrten Bildern vor. Das heftige Wetter ſchien ſeine Verzweiflung zum Kampfe herauszufodern. Er breitete die Arme wie ein betender Eremit in die Luft, und ſtieß einzelne Worte der Wuth aus. Doch das Wetter überbot ihn mit grollendem Donner, und er ſtürzte, wie aus tobender Eiferſucht auf die Uebermacht der Elemente, gleich einem Raſenden brüllend gegen den nahen Wald, wo er am Fuß einer Eiche mit einem Schrei niederſtürzte, ächzend den Stamm umklammerte und das Bewußtſein verlor.

Ueber ihm tobte das Wetter; Blitz auf Blitz, Donner auf Donner erſchütterten den Forſt, und der Regen rauſchte in Strömen nieder.

Wie lange er ſo gelegen, wußte der unglückliche Mann nicht. Er war von heftigem Schmerz am Schienbein erwacht, als das Wetter ſchon abzog, und erkannte dieſelbe Eiche, unter der er geſtern mit Chambion geſeſſen, und ſo ſchalkhaft erzählt hatte. Hinter ihm wurde es hell, und der aufgehende Mond ſchien durch den Wald. Einzelne Windſtöße ſchüttelten die träufelnden Baumwipfel und Aeſte.

Garzweiler hörte nahende Stimmen und bald auch ſeinen Namen rufen. Mit ſchmerzlicher Anſtrengung richtete er ſich auf, und wollte antworten. Aber ſein Groll erwachte, und ein Trotz verſchloß ihm den Mund. Die Männer waren indeß auf dem richtigen Pfad, und fanden ihn. Es war der Krahnmeiſter mit einigen Bauern aus Oeſtrich. Der Geiſtliche ließ ſich aufheben, und da er vor Schmerz nicht auf das rechte Bein treten konnte, lud ihn Gertrudens Mann, und abwechſelnd ein anderer auf den Rücken. So brachten ſie ihn hinab. Der Tag dämmerte, als ſie vor Oeſtrich anlangten.

Fünftes Kapitel.

Sorgen und Unruhe, ungewohnte Gäſte in dem kleinen frohen Hauſe, waren mit dem Verunglückten eingebracht worden. Das Geheimniß der Verletzung und das trotzige Schweigen des Kranken, dem nur zuweilen ein unwillkürlicher Schmerzenslaut entſchlüpfte, ſteigerte die Beſorgniß beſonders der Hausfrau. Sie bezog das verſchloſſene Benehmen des Oheims weniger auf ſeine Schmerzen, die ihn hätten mittheilend machen ſollen, als auf die letzte Unterhaltung, über der das Wetter hereingebrochen war. Mancherlei Befürchtniſſe ängſtigten ſie. Endlich erſchien der Landphyſikus, Doctor Marchand, und erkannte das ſchon verſchwollene Uebel für eine ſtarke Verletzung am Knie und Schienbeine, von alten Baumwurzeln verurſacht, über welche Garzweiler geſtürzt war, von einem nahen Blitzſtrahle hingeſchleudert, wie er gegen den Arzt behauptete, um ſeiner unbeherrſchten Wuth und Verzweiflung nicht eingeſtändig zu ſein.

Das Uebel bedurfte großer Sorgfalt, um es nicht ins Gefährliche ausarten zu laſſen. In Folge der Durchnäſſung kam rheumatiſches Fieber dazu. Der Kranke hatte unruhige Nächte, in denen er aus Fieberträumen laut ſprach. Seine despotiſch unterdrückten Empfindungen empörten ſich jetzt im Zuſtande ſeiner Schwäche, und trieben es, wie es auch in andern revolutionairen Zuſtänden zu gehen pflegt, ins Wilde. Mit den Erinnerungen an ſeine Vergangenheit vermiſchten ſich die Empfindungen des verunglückten Abends. Es waren ja die nächſten und am tiefſten aufgeregten Anliegen ſeiner Seele. Ein verſteckter Haß gegen Franz Karl verrieth ſich dabei, offenbar aus der falſchen Vorausſetzung entſprungen, der Baron kenne Gertrudens Herkommen.

In dieſem Zuſtande ſeines Gemüthes bewachte die kummervolle Frau mit wahrer Seelenqual die Fieberphantaſien des Schlummernden. Vor jedem Wort entſetzt, das der Träumende ausſtieß, lauſchte ſie doch geſpannt, um ja keines zu verlieren. Es trieb ſie, das zu errathen, was ſie um jeden Preis nicht hätte ahnen mögen. — Es gibt ſolche Geheimniſſe des Unglücks, die man, wenn ſie laut werden, begierig an ſich reißt, nur um ſie eiligſt wieder zu erſticken. Darum geſtattete Gertrud in ſolchen Fieberſtunden Niemanden den Zutritt an das Krankenbett; ſie ließ ſich in der nächtlichen Pflege niemals ablöſen und duldete am wenigſten ihren Mann in der Nähe. Sie fieberte ſo zu ſagen ſelbſt in dem aufgeregteſten Zuſtande der Angſt und eines tiefverheimlichten Kummers.

Auch am Tage kam ſie zu keiner rechten Erholung, da ihr die Sorge für das Haus, für das Kind und für die Bedürfniſſe des Kranken oblagen. Und wenn ſie auch einmal in ruhiger Stunde neben dem Mittagsſchlaf ihres glücklichen Kindes einzunicken ſuchte: ſie nahte ſich gleich wieder irgend eine entferntere Bekümmerniß, wie jene um den Baron Franz Karl, ihren edeln, herzlichen Nachbar. Aus den Fieberreden des Vaters hatte ſie eine unbeſtimmte Angſt geſchöpft. Der unverkennbare Haß des Kranken machte ihr weniger Sorge, als manche Andeutung, die den jungen Herrn mit Verrath irgend eines Geheimniſſes bedrohten. Jene nächtlichen Phantaſien lallten von verrätheriſchen Papieren, von Ränken der Gräfin Coudenhove, von falſcher Ausſteuer einer Comteſſe und dergleichen. Gertrud hatte Einſicht genug, ſolche Fieberreden nicht als ſinnloſe Spielereien einer erhitzten Einbildungskraft für unbedeutend zu halten. Sie kamen ihr freilich manchmal wie nächtliche Irrlichter vor; doch gerade von dieſen war ihr bekannt, daß ſie, wenn auch nicht als Geſpenſter furchtbar, doch einen ſumpfigen Boden verrathen, aus dem ſie gaukelnd hervorhüpfen.

Zum Glück für Gertrudens Anſtrengungen genas der kräftige Garzweiler in wenigen Tagen von dem Verkältungsfieber, und die Verletzung am Bein verlor auch bald nach erleichterter Geſchwulſt ihr gefährliches Ausſehen, und verlangte nur Ruhe und ſorgfältige Aufſchläge.

Nun hielt Gertrud auch nicht länger einen Brief zurück, der vor einigen Tagen gekommen war. Sie hatte beſorgt, der Inhalt möchte den Kranken beunruhigen, und bemerkte nun an dem Eindrucke, den die Zeilen auf ihn machten, daß ihre Vorſicht auch nicht unnöthig geweſen. Garzweiler, ſchon über die Handſchrift erſchrocken, konnte ſeine Verlegenheit nicht verbergen. Er ging ſogar über ſeine gewöhnliche zögernde Ueberlegung hinaus, und ſagte raſch und lebhaft: Du wirſt ſchnell nach Mainz müſſen, liebe Nichte. Daß auch gerade jetzt das verwünſchte Schienbein — ich will ſagen, dieſe Schickung Gottes mich auf das Lager feſſeln muß! Meine Feinde — —. Setze dich zu mir, Gertrud! Wiſſe, es iſt ein Brief aus Frankfurt von einem guten Freunde, den ich in der Umgebung des Kurfürſten habe. Ich hatte Sr. kurfürſtlichen Gnaden den Hofprediger zum einſtweiligen Beichtvater empfohlen. Dieſer falſche Freund, wie ich glaube, und jedenfalls die Coudenhovin haben nun meine Entfernung benutzt, dem Fürſten Mißtrauen gegen mich beizubringen, als ob ich mich in die Politik miſchte. Sieh', wie tückiſch die Menſchen ſind! Ich ſoll die Profeſſoren, die Proteſtanten aufgehetzt, und in ihrer revolutionairen Geſinnung, in dem feindſeligen Streben eines geheimen Clubs beſtärkt haben. Dies mag allerdings geſchehen ſein, ich weiß nicht von wem; aber jedenfalls haben es wohlgeſinnte Männer gethan, die dem Fürſten die Augen öffnen wollten über die Undankbarkeit dieſer Ausländer, zur Warnung für andere katholiſche Fürſten, die jetzt mit der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft ſo viel Thorheit begehen. Ich werde mich rechtfertigen und meine Gegner beſchämen, ſobald ich hinaufkomme. Aber — ich weiß nicht, wie weit inzwiſchen meine Feinde gehen, mich zu verderben. Ich könnte mich damit beruhigen, daß die Monarchen jetzt von Frankfurt nach Mainz kommen, und im Drange der Feſtlichkeiten und Conferenzen meiner Wenigkeit nicht gedacht werde. Allein, wer kann ſagen, ob nicht die Tücke meiner Gegner gerade ſolche zerſtreuende, unruhige Zeit zu Maßregeln wider mich benutzt, die mein gütiger Fürſt bei ruhiger Ueberlegung nicht gutheißen würde? Sie dringen vielleicht in meine Wohnung, vorgeblich um Beweiſe gegen mich zu ſuchen. Daher mußt du eiligſt nach Mainz, und gewiſſe Sachen, — fremdes Gut, anvertraute Beichtgeheimniſſe aus dem Hauſe entfernen, — ein mir werthes Buch, eine Kiſte mit Schriften, eine Schatulle mit Werthſachen und was ich dir noch Alles bezeichnen werde. Du nimmſt dir eine Stube im Gaſthof, etwa in der ziemlich abgelegenen neuen Pfalz und ſchaffeſt in der Stille Alles dahin. Der Schiffer Jean Baptiſt bringt dich dann mit den Sachen ſchnell wieder herunter. Poſtwagen oder Hauderer, überhaupt den Landweg, nimmſt du mir ja nicht: ich habe meine Gründe. Richte dich alsbald ein; denn heut oder morgen kommt Alles von Frankfurt nach Mainz.

Dies Begehren des Oheims, ſo entſchieden ausgeſprochen, und in einer ſo unverſchieblichen Sache ließ natürlich keine Einwendung und kein Bedenken zu, ſo bänglich es im erſten Augenblick die kummervolle Gertrud aufnahm. Ihr Mann redete ihr zu; er ſelbſt konnte ſeinen Dienſt nicht verlaſſen, auch wünſchte ihn der Oheim nicht zu dieſem Geſchäft, um kein Aufſehen zu erregen, wie er vorgab, wahrſcheinlich aber, weil er den Einblick eines Mannes in das Buch und die Papiere verhüten wollte, um die er höchſt beſorgt ſchien.

Während der Vorrichtungen der bänglichen Frau für ihr Hausweſen kam ihr noch ein ermunternder Gedanke. Sie wollte in Mainz den Baron Franz Karl aufſuchen und ihn, mit aller Schonung des Oheims, vor Gefahren warnen, die ihm von böswilligen Menſchen drohten. Sie glaubte ihm die leidigen Gegenſtände der Beſorgniß hinlänglich bezeichnen zu können.

Mit dieſem heimlichen Muth und mit ſchriftlichen Notizen, die ſie beim Abſchied von Garzweiler empfing, fuhr Gertrud in der Frühe des anderen Tages mit einem alten Einſpänner des Pfarrers Chambion aus Oeſtrich, und kam bei guter Zeit in Caſtel an, wo ſie zur Erſparung des Brückenzolles von ihrem Fuhrwerke vor dem Zollhauſe abſtieg, um mit ihrem kleinen Bündel über die Schiffbrücke zu gehen.

Sechstes Kapitel.

Es war der Tag nach dem Einzuge des neugekrönten Kaiſers Franz und der übrigen hohen Häupter und Fürſtlichkeiten, die von Frankfurt herüber der Einladung des Kurfürſten gefolgt waren. Schon am frühen Morgen wimmelte die Schiffbrücke von feſttäglich gekleideten Menſchen, Einheimiſchen und Fremden, ſo daß Gertrud am Zollhauſe, wo ſich Alles zur Erlegung des Brückenkreuzers zuſammendrängte, mit in den Strom der Menge gezogen wurde. Auf der Brücke blieb ſie, an das Geländer gedrückt, ſtehen: der Anblick des Stroms und der Stadt ergriff und bewegte ihr Herz.

Die Mittejuliſonne lag auf dem ſchimmernden Gewäſſer, worin ſich am jenſeitigen Ufer die Zinnen und Thürme der Stadt abſpiegelten. Auf der vortretenden Martinsburg wehte die große Fahne mit dem Wappen des Kurfürſtenthums; die fürſtlichen Paläſte, die Thürme der Kirchen und die Maſte der Schiffe am Ufer hatten ſich mit Flaggen und Wimpeln geſchmückt. Vielfaches Geläut, Kanonenſchüſſe von den Feſtungswerken, das Rennen der Menſchen auf dem Kai und der Brücke bildeten einen auffallenden Kontraſt zu der Ruhe, die unterhalb der glänzenden Stadt auf den grünen Ufern und Auen, auf dem Spiegel des zwiſchen den Inſeln dreigetheilten Stroms und auf dem duftigen Fernzuge des Gebirges lag. Gertrud empfand dieſen Gegenſatz mit einer Wehmuth, der ſie nicht wehren konnte. Ein Heimweh kam über ſie bei dieſem Glanz und Lärm. Stromabwärts ſuchte ihr feuchter Blick fern und ferner die Stelle, wo am Fuß jener Berge ihr heimiſches Oeſtrich läge. Sie dachte an ihr Kind, und wie es erwachend nach ihr umſchauen und weinen werde. Ein ungewohntes Leid zu dem verſchloſſenen Kummer, den ſie von dem geiſtlichen Oheim empfangen hatte, tropfte aus den ſonſt ſo heiteren Augen auf das morſche Gebälk der Brücke, auf dem ihr Bündel und ihr Elbogen ruhte. Der Gedanke an ihren Oheim ſchreckte ſie aus dieſen Träumen; ſie dachte an ihr Geſchäft, und wendete ſich der Stadt zu!

Das laute, lebhafte Geſpräch der Menſchen, zwiſchen denen ſie ſich auf ſchwankenden Bohlen fortbewegte, zog ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie hörte von nichts, als dem zahlloſen Beſuch und den prächtigen Feſten dieſer Tage. Wol zehntauſend Fremde ſollten jetzt in Mainz ſein; jedes Stübchen in den Gaſthäuſern wäre für Prinzen und Grafen in Beſchlag genommen, für welche die fürſtlichen Gebäude nicht Raum genug gehabt hätten. Dort im rothen Reſidenzſchloſſe wohne der junge Kaiſer mit der Kaiſerin; der König von Preußen und der große Feldherr, Herzog von Braunſchweig, hätten die Favorite bezogen; der Kronprinz von Preußen ſei im ſchönen Hauſe auf der Citadelle eingekehrt; im deutſchen Hauſe neben dem Schloß habe der Kurfürſt von Köln Unterkommen gefunden; den von Trier habe der oſtheimer Hof aufgenommen u. ſ. w. Man rühmte es, daß der Adel diesmal den Fürſtlichkeiten, den fremden Miniſtern und Generalen ſo freundlich entgegengekommen ſei; ließ aber auch den Bürgern Gerechtigkeit widerfahren, die ſich durch gaſtfreundliche Aufnahme der Fremden und Reiſenden einer ihrer Stadt zu Theil gewordenen hohen Ehre würdig zu machen ſuchten.

Dieſe Neuigkeiten waren für Gertrud wenig ermunternd. Wo ſollte ſie nun unterkommen, und die nöthige Beihülfe der Menſchen finden? Alles ſchien nur Sinn für Fürſten und Feſtlichkeiten zu haben: wer wollte ſich um ein ſo geringes Anliegen bekümmern, wie es der guten Frau am Herzen lag, und das doch unter dieſer großen Bewegung gar nichts von ſeiner Wichtigkeit für ſie ſelbſt verlor.

Mit dieſer Ueberlegung war ſie durch das Eiſenthor auf den ſogenannten Brand gelangt und hatte ſich vor dem Gaſthofe zu den drei Kronen zwiſchen den ab- und zufahrenden Equipagen in die ſtillere Quintinsgaſſe gerettet. Am Ende derſelben ſtand das Portal der Quintinskirche offen. Gertrud gehörte nicht zu den kirchenfrohen, betſeligen Frauen; doch heut' fühlte ſie ſich dahin getrieben. Das Geſchäft und die Umgebung, ja ſie ſelbſt war ſich fremd. Rath und Muth, die ſie ſonſt im eigenen Herzen zu finden gewohnt war, ſuchte ſie jetzt auf den ausgetretenen Stufen eines Altars. Dieſe Stille und Kühle einer heiligen Stätte, das Dämmerlicht und der zurückgebliebene Weihrauchduft ſtimmten zu einer Sammlung und Feier des Gemüths, worin ihr bald auch eine gute Eingebung zu Theil wurde. Erasmus Lennig fiel ihr ein, den ſie vom Ankaufe des Weinbergſtücks her als einen heiteren, wohlgeſinnten Mann kannte. Bei ihm wollte ſie des Oheims Sachen in Verwahrung geben, und dann war kein Bedenken dabei, für ihre Perſon in der Wohnung des geiſtlichen Herrn zu bleiben, wo jetzt nur eine alte Haushälterin mit einer Magd hauſte. Offenbar hatte der Oheim dies nur nicht gewollt, damit die gefährdeten Sachen nicht im Hauſe blieben und doch auch wohl behütet wären.

Raſch entſchloſſen, muthig geſtimmt, eilte Gertrud fort, und fragte ſich nach Garzweiler's Wohnung zurecht; denn früher hatte ſie den Oheim ſtets im Dienheimer Hof am Mitternachtplatze geſprochen, wo Garzweiler alle Perſonen zu empfangen pflegte, mit denen er geheim that.

Die Hausthüre, ſonſt immer verſchloſſen gehalten, war jetzt nur angelehnt. Lachende Stimmen kamen aus der offenen Geſindeſtube des Erdgeſchoſſes, und wie Gertrud in die Thüre trat, erblickte ſie die ihr vom Oheim beſchriebene Haushälterin Urſula neben einem ältlichen Bedienten in fadenſcheiniger, hechtgrauer Livree vertraulich am gedeckten Tiſche bei Wein und Braten ſitzen. Daneben ſtand die Hausmagd, und ſchien mitgenießend das frohe Paar zu bedienen. Gertrud, die ſich nicht gleich zu erkennen gab, fand an Urſula die erwartete Schwerhörigkeit und Unterwürfigkeit nicht, vielmehr that die überraſchte Alte ſehr barſch und abweiſend; worin ſie ſich wol durch das Beiſein ihres verlobten Franz, des ſogenannten ,,Knaben'', und durch das gute Glas, das leer vor ihr ſtand, beſtärken mochte. Als aber Gertrud einige nachdrückliche Worte und aus ihrem Bündel die Zimmerſchlüſſel vorbrachte, änderte ſich die Scene: die Flaſche und der Bratenteller verſchwanden mit der Magd, und Franz ſtahl ſich mit rothem Geſicht hinweg; wofür aber von der lallenden Zunge der Jungfer Urſel geſchmeidige Worte fielen, die alten Knixe ſich wieder einfanden, und das Ohr von Minute zu Minute dicker wurde. — Ach Herr Jeſus! rief ſie, nun beſinne ich mich! Von Oeſtrich! Aha und ja ſo! Eine liebe Nichte alſo! Nichts für ungut! Nach Oeſtrich, zu meinem Neffen, — habe ich den Herrn geiſtlichen Rath verſtanden, als er abreiſte. Ich höre freilich nicht gut, beſonders bei Regenwetter. Ich hatte die Ehre noch nicht, Mademoiſelle! Aber die heimlichen Briefchen, ja die kenne ich, und habe ſie ſtets pünktlich beſorgt!

Dieſe Worte, von zweideutigem Lächeln begleitet, berührten eine friſchwunde Stelle des Herzens. Gertrude wendete ſich ab, und Urſel eilte vorauf, den Weg zu den Zimmern zu zeigen. Gertrud befahl, das Gaſtzimmer für eine Nacht oder zwei für ſie einzurichten, und öffnete, ſobald ſie ſich allein ſah, die Behälter, zu denen ſie die Anweiſung und die Schlüſſel hatte. Die bezeichneten Gegenſtände fanden ſich alle vor, darunter eine gewichtige Schatulle verſchloſſen, eine Kiſte mit Schriften und ein rothes Buch in ſchwarzem Futteral. Dieſe Sachen ſollten ohne Verzug aus dem Hauſe geſchafft werden. Gertrud aber, mißtrauiſch gegen Urſel geworden, hatte Bedenken, es durch die Magd thun zu laſſen; ſie hielt Beide nicht für zuverläſſig und verſchwiegen genug. Sie verhüllte und verſchloß daher die Sachen, und eilte fort, Lennig's Wohnung zu ſuchen.

Auch hier im bekannten kleinen Haus an der Umbach kam der betrübten Frau, wie allerwärts in Mainz, eine laute Fröhlichkeit entgegen, die ihr um ſo mehr auffiel, als ſie die Farben der Trauer an Bändern und Spitzen, an Halstüchern und Flören der Hausbewohner erblickte.

Fides war nämlich dieſen Morgen erſt mit ihrem Vater angekommen, der ſie abgeholt hatte, und die Trauer galt der in Alzenau verſtorbenen Muhme. Vater und Tochter waren noch im beſten Erzählen begriffen —, von ihrer Reiſe, von der Krönungsfeier in Frankfurt, und daß ſie einen Tag ſpäter ankämen, weil geſtern in ganz Frankfurt, wegen der Abreiſe ſo vieler Herrſchaften, um viel Geld keine Fahrgelegenheit zu haben geweſen, und das überfüllte Marktſchiff früher als ſonſt abgefahren ſei. Mutter Hildegard und Herr Felix Blau hörten wohlgefällig zu; der Hausfreund in lächelndem Erſtaunen über das blühende Ausſehen und gemeſſene Betragen der ſchönen Fides.

Zwiſchen dies laute und frohe Fragen und Erzählen trat Frau Gertrud ein, und ward, ihres halb ländlichen, halb ſtädtiſchen Aufputzes ungeachtet, von Lennig alsbald wieder erkannt und mit Herzlichkeit empfangen. Wie ſie ihn bei Seite nahm, ihr Anliegen vorzubringen, rief Erasmus überraſcht: Was? Sie liebe, gute Frau ſind des geiſtlichen Rathes Nichte? Nun, nun, Sie ſind uns nichtsdeſtoweniger angenehm!

Gertrud ſah ihn betreten an, und Erasmus ſuchte ſein übereiltes Wort durch die höflichſte Einladung gut zu machen. — Kommen Sie doch nur mit Sack und Pack zu uns! rief er. Alle Welt hat heut Gäſte im frohen und glücklichen Mainz: ſoll denn mein Haus leer ausgehen? Seien Sie mit uns, und ſtören ſich nicht an unſere ſchwarzen Bänder und meinen Armflor. Oder — wißt ihr? Wir wollen auf die paar Tage unſere Trauer ablegen, wie's an Höfen geſchieht, wenn etwas gar zu Frohes in die Trauerzeit fällt!

Gertrud entſchuldigte ſich mit Vorkehrungen, die im Hauſe des Oheims zu treffen ſeien. Eigentlich aber hatte ſie das Bedürfniß einſamer Stunden für ihre wirkliche Trauer, die keine Abzeichen trug. Sie mußte jedoch verſprechen, den Tag über wiederzukommen, und beſonders am Abende die große Illumination mit anzuſehen. Dann übernahm Fides die Herbeiſchaffung der Sachen durch einen verſchwiegenen Mann aus der Nachbarſchaft.

Aber — was ſoll ich zu deiner Tochter ſagen, Freund! rief Blau, als die Frauen hinaus waren. Ich will nicht von ihrer körperlichen Entwickelung reden, das beſorgt bei einem geſunden und edeln Naturel die gute Mutter Natur:

woher hat ſie aber das freie, vornehme Weſen genommen, dieſe gemeſſene Art zu ſprechen, dieſen Anſtand in allen Geberden? Iſt denn in dem Alzenau ein kleiner Hofhalt, oder wächſt dergleichen mit den michelbacher und hörſteiner Trauben, und wird ſo mit den Fingern gepflückt?

Erasmus lachte vergnügt — Ich war ſelbſt überraſcht, ſagte er; obſchon ich durch ihre Briefe auf Manches vorbereitet war, auf Herz und Verſtand wenigſtens, wenn man auch Mienen und Manieren nicht brieflich darlegen kann. Ja, ja, Felix, — es iſt manchmal gar gut, wenn man ſeine Kinder zur rechten Zeit unter fremde Menſchen bringt. Alzenau hat's freilich nicht gethan; aber meine Fides iſt öfter nach Aſchaffenburg hinübergekommen, wo ihre ſelige Tante, ſelbſt eine geſcheite Frau, alte Verbindungen hatte. Hier verkehrte meine Tochter in einem Kreiſe von Familien, die mit guten Manieren des Umgangs einige Bildung und Welteinſicht verbinden. Alte adelige Damen, die vom Hofe abgeſchöpft, ſich als Rahm in bürgerlichen Häuſern oben aufſetzen, und mit den wäſſerigen Theilen des geſellſchaftlichen Verkehrs gemiſcht, nicht mehr ſo ſteif, ſondern beſſer zu genießen ſind.

Beide Freunde lachten, und Blau fuhr dann fort:

So begreift es ſich freilich, — aus guter Umgebung. Wir müſſen aber deiner Tochter Seelenſtimmung dazurechnen, als ſie Mainz verließ. Verſtand und Herz war eine Mitgabe der Natur; gute Gedanken und Geſinnungen hatte mein alter Erasmus wecken helfen. Nun kömmt noch eine erſte, heimliche Liebe dazu, wie ein warmer Mairegen, und über Nacht ſind alle Blüthen der

Anmuth aufgebrochen. Deine Fides hatte von jeher etwas Schwärmeriſches, was nur durch die ängſtliche Frömmigkeit deiner Frau ein wenig unterdrückt war. Wer kann errathen, was ſolch' ein Herz träumt? Dabei mag ihr auch ein guter Mutterwitz geſagt haben, daß man einige Schwungfedern anſetzen müſſe, wenn man mit ſeinem bürgerlichen Gefieder in einem alten hohen Stammbaum niſten wolle. Gewöhnliche Gänſeflügel, häusliche Flederwiſche reichen da nicht zu.

Ach nein, Felix! ſchalt Lennig. Wie kömmſt du zu ſolchen Vorausſetzungen? Mein Kind iſt keine Närrin.

Wer ſagt das, Alter! rief Blau mit Wärme. Ich rechne nur anders als du. Eine Zeit ſteht uns bevor, in der ſich jene urſprünglichen Seelenkräfte wieder geltend machen, die vor Jahrhunderten die hohen Stellungen im Leben eingenommen haben, wo ſie dann nach und nach wieder abſtändig geworden und ausgegangen ſind. Das Mark des Herrſchens vertrocknet in den fürſtlichen Stämmen, und nur die Holzringe der Erbfolge bleiben, — legitime Stöcke, vom Purpur umhangen, vor dem ſich der vornehme Pöbel und das gläubige Volk beugt. Auch die alten Stammbäume des Adels müſſen mit neuen, ſaftigen Reiſern oculirt werden, wenn die Welt ihre Früchte noch genießen ſoll.

Ha, ha! lachte Erasmus. Der Herzog von Braunſchweig, der mit herübergekommen iſt, hat ſein altes Oculirmeſſer an der linken Seite mitgebracht. Gib nur Acht, Felix, was die Mächtigen jetzt impfen werden! Ich dächte, in dieſem Glanze der Königs- und Fürſtenmacht, der jetzt wie ein ſtolzer Sommertag auf unſerm goldenen Mainz liegt, ſollte dir ein Licht aufgehen über deine heimlichen Clubiſtenträume, guter, ehrlicher Felix! Ich bitte dich um des Himmels willen, ſetze meinem Mädchen nichts dergleichen in den Kopf! Ich bin froh, daß ich ihr die Nachricht von des Barons Verlobung beigebracht habe.

Nun? Wie hat ſie's aufgenommen? fragte Blau begierig.

Im erſten Augenblick erſchrak ſie, antwortete Erasmus. Dann lächelte ſie geheimnißvoll, als ob ſie das Alles beſſer wiſſe. Nun endlich iſt ſie auf die eigenthümliche Ergebung gekommen, daß ſie ſich die höchſte Vorſtellung von der Braut macht, — wie gebildet und liebenswürdig, wie hoch- und edelgeſinnt ſie ſein müſſe, da der Baron ſie gewählt habe. — Wenn ſie nur keine Coudenhove wäre! habe ich ihr eingewendet; doch Fides meint, die Braut ſelbſt könne unmöglich coudenhoviſch ſein, weil ſonſt Franz Karl ſie nicht gewählt hätte; ob aber die Gräfin nicht das Glück des edeln Paares ſtören könnte —? Dieſer Zweifel ſcheint jetzt mein Kind zu beſchäftigen und ihm heimliche Sorge zu machen.

Gut! fiel Blau ein. Laß immerhin ſolche Zweifel ihr Herz beſchäftigen! Das gibt ihrer Seele eine edle Richtung nach außen, darin ſie von ihrer Trauer geneſt. Hoffen wir, daß Fides in ſolcher reinen, uneigennützigen Sorge um des Barons Glück und Zukunft das eigene Leid zuſetzen und verſchmelzen werde!

Siebentes Kapitel.

Bis die Sachen des geiſtlichen Raths herbeigeſchafft wurden und Frau Gertrud zurückkam, kleidete ſich Fides von der Reiſe um, und ſuchte ſich wieder heimiſch einzurichten. Sie entſchlug ſich der Empfindungen und Erinnerungen, die aus den Ecken ihres Manſardſtübchens lebhaft genug auf ſie eindrangen. Der Tag und das Haus foderten ihr Recht; auch blieb ihr die Angelegenheit der fremden Frau zu nahe an der Seite. Fides hatte inzwiſchen am Krankenlager der Tante und im geſellſchaftlichen Verkehr gelernt, ſowol auf die Bedürfniſſe ihrer Umgebung, als auf das ſo mannichfaltige Thun und Laſſen der Menſchen zu achten. Frau Gertrud intereſſirte ſie. Die hübſche Erſcheinung, ein guter Verſtand und edler Sinn gefielen ihr gar wohl; um ſo mehr befremdete eine geheimnißvolle Trauer, die über das Benehmen der wackern Frau wie hingehaucht erſchien, — eine Schwermuth, die ſonſt Leuten aus dieſem Stand und von ſo geſundem, entſchloſſenem Weſen nicht eigen zu ſein pflegt.

Die Sachen, die Frau Gertrud überlieferte, wurden im Manſardzimmerchen untergebracht. Fides verſchloß die ſchwere Schatulle in einem Kleiderſchranke, ſtellte die Schubkiſte mit den Schriften unter den mit einem leichten Teppich umhangenen Tiſch, und betrachtete aufmerkſam das ziemlich vergriffene Buch, das in rothem Saffian aus dem ſchwarzen und etwas lockern Futteral hervorgerutſcht war. Sie fragte, was es ſei, ob vielleicht ein geiſtliches Album oder eine Sammlung von Auszügen aus guten Büchern. Sie mochte dabei an ihre eigene Sammlung dieſer Art denken. — Gertrud, wenig darum bekümmert, legte das Buch mit der Bemerkung bei Seite, daß es des Oheims „Agende“ ſei, und die üblichen Kirchengebete enthalte.

Dann legen wir's am ſchicklichſten unter dies Kruzifix, meinte Fides, — ich habe dann ein ordentliches Altärchen in der Stube.

Lächelnd nahm ſie dabei die verdorrten Buxbaumzweiglein hinweg, die noch von früher zwiſchen den Armen des kleinen meſſingenen Körpers hafteten.

Erheitert durch das Gelingen ihres Geſchäftes und die gute Aufnahme im Hauſe, ging Gertrud über die Eintheilung ihres Tages mit Fides zu Rathe, um ihre Geſchäfte mit Lennig's Einladung zu den mancherlei Schauſtellungen zu vereinbaren. Es lag ihr vor Allem daran, mit dem Schiffer Jean Baptiſt Abrede für ihre Rückfahrt zu treffen. Dieſe Gelegenheit war ihr ja vom Oheim vorgeſchrieben. Wie erfreut vernahm ſie nun, daß der Schiffer ein Vetter von Fides ſei, zu dem auch gleich geſchickt wurde. — Lieber Gott, wie glücklich ſich Alles trifft! ſagte ſie. Und ich bin mit ſo viel Angſt über die Brücke und durch die Stadt gegangen. Erſt in der Kirche fiel mir der gute Herr Lennig ein, und ich muß es für einen Fingerzeig des Himmels halten.

Gewiß! erwiderte Fides. Wenn wir in bangen Zweifeln nur unſer Gemüth recht ſammeln, finden wir im eigenen Herzen auch die rechten Mittel und Wege. Freilich, wenn wir uns blos mit dem Verſtand für nichtige oder vielleicht gar unrechte Dinge zuſammennehmen, können wir recht verlaſſen bleiben oder auf Irrwege kommen: aber ein Beſinnen im Gebete geht doch gewöhnlich auf Rechtes und Gutes, und wir bleiben dann auch nicht ohne Auskunft, weil unſere Seele einen urſprünglichen Trieb und Sinn für die göttliche Ordnung in der Welt hat.

Und dann noch Eins, woran mir gar viel liegt! fuhr Gertrud fort. Aber auch damit bin ich hier an die rechten Leute gekommen. Herr Lennig, fällt mir ein, hat ja mit dem Baron von Wallbrun unſer Kaufgeſchäft wegen des Weinbergſtücks gemacht: ich kann alſo von Ihnen am beſten erfahren, wie, wo und wann der gnädige Herr zu ſprechen iſt.

Zum erſtenmal ſeit ihrem Wiedereintritte in Mainz hörte Fides dieſen Namen nennen. Sie erſchrak nicht: denn ihre Gedanken und Blicke waren bei ihrer Ankunft durch die langen Gaſſen bis zur Umbach ſtill nach Franz Karl ausgegangen; daß ſie aber dieſen theuern Namen zuerſt aus fremdem Munde vernahm, gab ihr eine wunderbare Empfindung, und Gertrud kam dadurch ihrer Theilnahme gleich um Vieles näher. Deſto mehr erſchrak ſie aber auch, als die gute Frau mit einem Seufzer hinzuſetzte: Wenn ich nur erſt den gnädigen Herrn geſprochen hätte!

Nur mit dem großen dunkeln Auge wagte Fides zu fragen. Allein Gertrud beſchränkte ſich auf die flüchtige Erwähnung ihrer Bekanntſchaft mit dem Baron als Gutsnachbar. Ihr Herz ſchloß ſich krampfhaft, als ſie ihres ſorgenvollen Anliegens und ihres Oheims erwähnen wollte. Sie nahm ſchnell ihr früheres Kaufgeſchäft zur Ausflucht und ließ ein Wort von Kaufſchillingsreſt und Zahlungstermin fallen, hocherröthend, wie ſie bedachte, daß ihr Mann bei dieſer Unwahrheit als unzuverläſſiger Bezahler erſcheinen könnte. — Fides bemerkte dieſe Seelenbewegung nicht; auch ſie hatte des Barons wegen zu verheimlichen, und beide ehrlichen Herzen, ſo vertrauensvoll zu einander hingezogen, hielten gerade mit den Geheimniſſen zurück, in denen ſie ſich auf gleichem Wohlwollen für denſelben theuern Freund hätten begegnen ſollen.

Fides erinnerte daran, wie ſchwer der Baron jetzt in ſeiner Wohnung zu treffen ſein werde, da er als Regierungsrath und Kammerherr während der Anweſenheit der hohen Herrſchaften gewiß um den Kurfürſten viel zu thun habe. — In fortgeſetztem Geſpräch erfuhr ſie, daß Gertrud über des Barons Verhältniſſe ſehr unterrichtet war, und da ſie dabei ihre lebhafte Theilnahme nicht zurückhielt; ſo berief ſich die etwas befangene Frau für ihre weiteren Mittheilungen auf die Unterhaltungen, die ihr Oheim mit dem Pfarrer Chambion über den Baron gehabt hätten; wobei ſie jedoch zu ihrer heimlichen Herzenserleichterung auch manches, was ſie aus Garzweiler's Fieberträumen wußte, mit einfließen ließ. — Mit der Verlobung des jungen gnädigen Herrn ſoll es eine eigene Bewandtniß haben, ſagte ſie: man weiß davon, aber das verlobte Paar geſteht nichts ein. Die Gräfin Coudenhove ſoll Schuld ſein, und der Baron mit dieſer Dame gar nicht hell ſtehen. Deſto herzlicher aber mit der ſchönen

Comteſſe. Dieſe findet mein Oheim eben ſo liebenswürdig, als ſchön. Und ſie ſoll ſich durch den Umgang mit dem Baron ſehr zu ihrem Vortheil gemacht haben: denn früher wäre ſie ſehr neckiſch und ausgelaſſen geweſen; jetzt aber ſähe ſie eher etwas träumeriſch, aber ſo recht glücklich und befriedigt aus. Beſonders lobt mein Oheim den feinen Takt, wie er's nennt, womit ſie als geheime Braut ſich vor den Menſchen ſehr zärtlich und doch ganz unbefangen zu betragen wiſſe.

O das iſt die Eingebung ihres Herzens! rief Fides bewegt. Man kann Alles, wenn man liebt. Und bei ſoviel Liebe — was wird ſich der Baron um dieſe Gräfin kümmern? Wie könnte ſie ſein ſchönes Glück ſtören?

Ihre Thränen zu verbergen, wendete ſich Fides mit der gleichgültigen Frage ab: Wißt Ihr nicht, Gertrud, was es eigentlich mit der Coudenhovin iſt?

Nein, antwortete dieſe mit einiger Befangenheit; oder vielmehr, ich hab' es nicht verſtanden, was man davon ſprach; doch ſoll es dem Herrn Baron verdrießlich geweſen ſein; ſo daß er auswärtige Geſchäfte geſucht hat. Der Kurfürſt hat ihn auch nach Lüttich geſchickt.

Ja, das hat mir mein Vater erzählt, wendete Fides ein. Der dortige Fürſtbiſchof hat für die ihm geſtellten mainzer Soldaten 400,000 Gulden Entſchädigung zu bezahlen, verſäumte den Zahlungstermin, und der Kurfürſt braucht doch jetzt viel Geld. — Auch in Worms beim Prinzen Condé hat der Baron Geſchäfte gehabt, — wie mein Vater ſagt, wegen der Emigrirten, die ihre Sache jetzt nach dem Rathe des Kurfürſten an die hier verſammelten Monarchen bringen ſollen.

Sie wurden unterbrochen und aus der Manſarde hinabgerufen, wo Jean Baptiſt das zurückgekehrte Bäschen und die öſtricher Bekannte mit treuherziger Fröhlichkeit begrüßte. Gertrud eröffnete ihm ihr Anliegen, erfuhr aber zu ihrer Betrübniß, daß er ſie des andern Tags nicht zurückbringen konnte. Den hohen Herrſchaften ſollte nämlich nach der Tafel ein Schifferſtechen gegeben werden, wobei dem jungen Schiffer die Hauptrolle zugetheilt war. Auch blieb ihm dieſes Schauſpiels wegen kein Fahrzeug übrig, um die gute Frau durch einen ſeiner Leute nach Oeſtrich fahren zu laſſen.

Jean Baptiſt erklärte dies mit einem gewiſſen prahleriſchen Stolze, womit er ſich als Schiffsbeſitzer und Gebieter fühlte, ging aber bald wieder in ſeinen treuherzigen Ton über, und bat Gertrud, doch ja ein paar Tage zu bleiben und die Herrlichkeiten mit anzuſehen. Gegen Fides benahm er ſich ausgelaſſen luſtig und mit etwas zudringlicher Zärtlichkeit. Sie verwies es ihm mit einer ihm unerwarteten vornehmen Haltung; und wie ihr ſchon ſein etwas phantaſtiſcher Anzug aufgefallen war, ſo fand ſie den Vetter auch ſeit ihrer Abweſenheit in ſeinem Ausſehen und Betragen ſehr verändert. Etwas Leidenſchaftliches war in ſeine Treuherzigkeit gekommen, eine gewiſſe Verwegenheit ſpielte in die Gutmüthigkeit ſeines Mundes, und eine wilde Glut loderte zuweilen in ſeinen Blicken auf.

Mein Vater hat mir ſchon erzählt, ſagte ſie, was du für gute Geſchäfte mit deiner Gondel und deinen Booten machſt, und wie gern dich die vornehmen Damen zum Fährmann haben. Aber — nimm dich in Acht, Vetter! Du fiſcheſt nach Geld und Gunſt, und ſteckſt am Ende deine Treuherzigkeit und Ehrlichkeit als Köder an die Glücksangel!

Jean Baptiſt, halb verlegen, halb ſchalkhaft lachend, ſpielte Haſchens mit ſeiner Mütze und ſtrich mit zwei Fingern die aufgeſteckte rothe Feder, bis ihn ein bekämpftes Leid übermannte. Da reichte er ſtürmiſch ſeine Hand hin; ſein lichtbraunes Auge glänzte feucht, und ſein freundlicher Mund zuckte ſchmerzlich. — Du haſt Recht, Fides! rief er. Pfaffengeld bringt Teufelsſegen. Der verwünſchte Pater-Garzweiler —!

Er beſann ſich auf Gertrud, erſchrak, und wie er ſie höchſt beſtürzt daſtehen ſah, faßte er treuherzig ihre beiden Hände und ſagte in gutmüthigem Tone:

Nichts für ungut, liebe, beſte Frau Cratzin! Es iſt ſo ſchlimm nicht gemeint gegen den hochwürdigen Oheim. Ich komme wieder, und ſage Euch wann wir fahren können. Ich fahre Euch ſelber, und laſſe mir's nicht nehmen, und wenn König und Kaiſer gefahren ſein wollen! Ich thu's Euch und dem Herrn Pater zu lieb, dem ich ſo viel Dank ſchuldig bin. Ich vergeſſe ihm ſeine Wohlthaten nicht, wie er es auch damit gemeint haben mag.

Er wendete ſich an Fides und gelobte ihr in die Hand, daß er ſich beſſern wolle. — Ja, rief er aus, wenn ich einmal Eine fände, wie du eine Jungfrau biſt! Aber du biſt nun einmal für mich nicht zu haben, und zu deinen Schweſtern kann ich kein recht Vertrauen faſſen.

Zu meinen Schweſtern? Biſt du klug, Jean Baptiſt, lächelte ſie; worauf der Vetter mit Humor erwiderte:

Ich glaube, du kennſt die bekannten himmliſchen Schweſtern nicht — Fides, Spes und Charitas? Die Spes hat mich bisher immer freundlich angelächelt: wenn ſie nur nicht ſo blaß und mager ausſähe und ſo kalte Lippen hätte! Die Charitas aber will nur eine himmliſche Braut werden, und ſchiebt allen Freiern ihre Couſine Lioba vor. Aber die Lioba iſt ein Allerweltsſchatz, und ich traue ihr nicht. Du mußt mir freien, Fides! Verſtehſt du mich? Fides, die Gläubigkeit fehlt mir eben!

Mit komiſcher Verlegenheit faßte er ihre Hand und küßte ſie, wie er es den Cavalieren gegen Damen abgeſehen hatte; worauf er lachend und die Mütze auf das rechte Ohr gedrückt forteilte.

Als ſich nun Frau Gertrud anſchickte, von Fides zurechtgewieſen, nach der Wohnung des Barons zu gehen, kehrt Vater Lennig vom Vicedomamte zurück, und erklärte ihr, daß Franz Karl ſoeben nach Hofe gefahren ſei. — Er wird überhaupt wenig nach Hauſe kommen, ſagte er. Wie mir eben der Herr von Bibra mittheilte, hat ihn unſer Kurfürſt aus beſonderer Gunſt, und um ſeinen Liebling zu fördern, ſchon in Frankfurt den hohen Monarchen beſonders vorgeſtellt, und zu den Conferenzen der Miniſter als geheimen Protokollführer empfohlen. Da wird er zwiſchen Staatsgeſchäften und Hoffeſten kaum zu Athem kommen können.

So mußte ſich die ängſtliche Frau gern oder ungern zur Geduld entſchließen, nahm ſich aber vor, morgen in aller Frühe den Geſchäften und Feſtlichkeiten des Tages beim Baron zuvorzukommen.

Achtes Kapitel.

Der Nachmittag hatte ſich überwölkt. Ein lauer Wind wühlte in den ſeidenen Vorhängen des Speiſeſaals im rothen Schloß, wo die Monarchen zur Tafel ſaßen. Die Garde in ſteifer Gala machte Spalier, durch welches ein Heer von Pagen mit den koſtbaren Schüſſeln und Geſchirren auf leichten Sohlen ab- und zuſchwebten. Das Deſert ward eben von den kurfürſtlichen Kammerherren umhergereicht, — Ananas-Biscuit, Orangen-Gelees in den Schalen der Orange, köſtliches Backwerk in Form geheiligter Gegenſtände, worunter die Leidenswerkzeuge des Heilands von Zucker, Kelche und Monſtranzen von Marzipan, Biſchofsmützen, Kardinalshüte, Krummſtäbe, Fiſcherringe, Kapitelskreuze und dergleichen von feinſtem Mandelteiche vorkamen. Gewürzter Maderawein nebſt gefrornem und auf tokayer Fäſſern gelagertem Rheinweine begleiteten die Süßigkeiten. Die ſchleckenden und ſchlürfenden Zungen unterbrach endlich der junge Kaiſer. — Kurfürſtliche Gnaden, rief er, haben uns halter den Kaffee draußen präpariren laſſen, — wo iſt's? Wo hat's die reizenden Ausſichten?

Droben, kaiſerliche Majeſtät, in Hochheim! antwortete der Kurfürſt. Es iſt ein hübſcher Platz unter Bäumen, und heißt die Dechantenruh.

Das iſt gar ein hübſcher Namen! lachte der junge, gekrönte Franz. Da muß uns halter der Herr Domdechant hinführen!

Er erhob ſich mit dem Blicke nach der entfernten zweiten Tafel, an welcher Fechenbach ſaß. Die Tafel war hiermit aufgehoben. Die Karoſſen des Kurfürſten hielten ſchon im Hofe, von unzähligem Volk umdrängt, das bei der Abfahrt der höchſten Herrſchaften zwiſchen den Kanonenſchüſſen in endloſen Jubel- und Vivatſchreien ausbrach.

In der Zwiſchenzeit bis zum großen Konzert im prachtvollen Akademieſaale des Schloſſes ſuchte Franz Karl ſeine ſtille Erholung im Forſter'ſchen Hauſe. Er kam von ſeiner nahe gelegenen Wohnung herüber im feinen Ueberrock, der die ſeidenen Unterkleider des Hofſtaats bis unter die Waden bedeckte. Er hoffte die täglichen Freunde zu finden, beſonders auch Stadion, den er ſeit deſſen Rückkehr aus Wien noch nicht geſehen hatte. Allein dieſe lärmenden prunkhaften Tage ſetzten alle Welt und ſelbſt den ernſthafteſten Mann in Unruhe. Die Menge wollte ſchauen, der Nachdenkliche hören; und wie dem leichtherzigen Volke der Himmel voll Luſtbarkeiten hing, die in allen Weinhäuſern mit Sang und Muſik wiederhallten: ſo blickte der Sinnige nach den Schlagſchatten dieſer glanzvollen Tage, dahinter ſich die Gefahren der nächſten Zukunft regten. Zu dieſen Ueberlegenden gehörte Forſter, und trieb ſich, eines ſtarken Rheumatismus ungeachtet, am Rhein und in der Stadt umher.

Nur Frau Thereſe war zu Hauſe geblieben. Ihr vorgeſchütztes Unwohlſein lag mehr in einem Kummer über ein Mißverſtändniß mit Huber. Der Freund kam ſeit mehren Tagen nicht und ließ die Geſchäfte dieſer drangvollen Zeit für eine Entſchuldigung ſeines Ausbleibens gelten. Doch gingen Briefchen hin und her, und Thereſe hatte eben, während der Abweſenheit ihres Mannes, eine Erklärung mit etwas exaltirten Klagen niedergeſchrieben, und übergab den Brief zur eiligen Beſorgung dem Kindermädchen in den kleinen Henkelkorb, worin es Zwieback zum Thee holen ſollte. — Denken Sie, Frau Hofräthin, berichtete das Mädchen, daß der Herr geiſtliche Rath Garzweiler in Oeſtrich auf dem Tode liegt. Seine Haushälterin erzählte mir's, als ich heut Morgen dort vorüberkam. Ein Bäschen oder dergleichen iſt ſchon von Oeſtrich heraufgekommen, und ſchleppt fort, was es nur kann. Es müſſen ja noch Bücher vom Herrn Hofrath dort liegen, nicht wahr?

Thereſe antwortete nichts. Sie hörte Schritte auf der Stiege und ihr Herz klopfte heftig, ob es Huber ſei. Aber nur Franz Karl trat ein, verwundert, Niemand zu finden.

Und gerade Sie konnte ich am wenigſten erwarten, erwiderte Thereſe; Sie ſind doch mehr als mancher Andere in Anſpruch genommen.

Sie dachte bei dieſem Andern an Huber, und ſein Ausbleiben ſchien um ſo weniger entſchuldigt. Franz Karl verſetzte:

Eben darum bedarf ich auch mehr der Erquickung, die ich bei Ihnen, liebe Freundin, am ſicherſten finde.

Thereſe lud ihn zu ſitzen ein, und rühmte, wie heiter und glücklich er ausſähe.

Wer ſollte jetzt nicht vergnügt ausſehen in Mainz' meinte der Baron. Jedes Angeſicht ſtrahlt mehr oder weniger von dem uns zugefallenen Glanze wieder. So denkwürdige Tage müſſen wir in das aufgeräumteſte Gedächtniß ſchreiben.

Sie haben Recht, mit Ihrem frohen Auge das Licht zu ſuchen! verſetzte Thereſe. Unſer George geht in dieſen Tagen nur dem Schattenwurfe dieſes Lichtglanzes nach. Dieſe koſtbaren Sommertage oder köſtliche, wenn Sie wollen, die mit ihrem Jubel und ihren Beleuchtungen auch die kurzen Nächte noch in ihre Freuden hereinziehen, entfalten, ſo zu ſagen, eine Prachtblüthe der Weltgeſchichte, eine Aloe der Politik, eine mit Gold- und Purpurfarben ſtrahlende, mit berauſchender Würze duftende Blume, und ich wundere mich nicht, daß ein leichtherziges Völkchen mit Schmetterlingsluſt dieſe Pracht umgaukelt. Mein Mann aber hält es für wichtiger, nach dem unanſehnlichen Fruchtknoten dieſes Blumenkelches zu blicken. Jene Blume, meint er, blühe in wenig Tagen ab, was ſich aber unter ihr anſetze, ſei der Same der Zukunft. Er zielt damit, wie Sie ſehen, auf das Dörfchen Weißenau, wohin die erſten Geſandten der Großmächte ſo ſtill und unbeachtet fahren, um in der getünchten Stube des Gaſtwirthes Göth, im Wirthshauſe zum Lämmchen, die Verhängniſſe Europas zu berathen, vielleicht herauszufodern.

Sie blickte bei dieſen Worten mit ſchalkhaftem Lächeln in die Augen des Barons, und er verſetzte, der verſteckten Frage und Neubegierde ausweichend:

Gut, daß Sie mich an die nächtlichen Beleuchtungen erinnern! Hier ſind zwei Karten für morgen Abend! Nach dem Schifferſtechen und der Tafel iſt Illumination in der Favorite. Brillanteres wird nicht leicht wieder in Mainz geſehen werden, und Sie dürfen es nicht verſäumen. Es war mir gar lieb, daß ich Ihnen die zwei Karten verſchaffen konnte.

Thereſe nahm die Kärtchen mit freundlichem Dank und anzüglichem Lachen. — Ich weiß ſchon, was Sie lachen! bemerkte der junge Freund. Sie lachen, weil ich mit den Karten dies Weißenau umgangen habe und was Sie gern aus dem Lämmchen hören möchten?

Wahrhaftig! Und wie geſchickt, wie diplomatiſch —! rief mit ſchalkhaftem Ernſt Thereſe.

Beſte Frau! verſetzte er. Schon daß die Politik zu ihren Verhandlungen eine weißenauer Kneipe, eine Dorfſchenke gewählt hat, zeigt Ihnen, daß man ſich der Aufmerkſamkeit auf ihre Berathungen entziehen will. Ich ſelbſt bin mit dem beſonderen Zutrauen der Protokollirung dieſer Geheimniſſe begnadigt worden, und ich frage: Was würden Sie ſelber von mir denken, wenn ich nicht verſchwiegen ſein könnte? Aber dieſe Myſterien werden ſich bald öffnen; hinter den abgereiſten Monarchen wird ſich in wenig Tagen Alles — manifeſtiren. Denken Sie an dies Wort!

Eben kam Forſter und brachte den Grafen Stadion mit. Der Kapitular begrüßte die Hausfrau und den Baron Franz Karl auf das Freundlichſte. — Sie Zögling des Glücks! rief er dieſem zu. Ich war eben bei Ihnen, zu gratuliren, und Ihr Jäger, der alte Kalchas der Diana mit dem Hirſchfänger, beſchied mich hierher. Was bin ich heut nicht ſchon gelaufen! Fahren mag ich nicht, da die Gaſſen jetzt immer von Mainzern und von Menſchen ausgeſtopft ſind, die in jedem Wagen einen regierenden Herrn begrüßen wollen. Sie ſehen, wie eitel und eiferſüchtig Ihr alter Freund iſt, Frau von Forſter! Hätten meine Wünſche nur die langen Gaſſen in Zwerge und meine Schritte in Rieſen verwandeln können, um früher zu meinen liebſten Freunden zu kommen!

Wie freut's mich, Herr Graf, antwortete Thereſe, daß Sie Ihren Bilderreichthum wieder aus Wien mitgebracht haben! Wir beſorgten ſchon, er würde zum Schmuck des geheimen öſtreichiſchen Kabinets verwendet werden.

Stadion widerſprach dem Gerüchte, als ſei er nach Wien geeilt, um bei dem neuen Kaiſer eine Anſtellung zu ſuchen. Dort ſtreitet ſich jetzt alles darum, ſagte er, wer den jungen Monarchen beherrſchen ſoll. Das Miniſterium läßt nichts außer Acht, um zur Erweiterung ſeines Einfluſſes den jungen Herrſcher ängſtlich und beſorgt zu machen. Sie waren ja droben bei der Krönung, Herr von Forſter, und wiſſen, daß man an den beiden Tagen verſchiedene Franzoſen arretirt hat, unter dem Vorwande, es ſei ein dreifarbiges Complot wider ſein Leben im Werke. Aber — nichts als Finten! Ich ſage Ihnen —!

Ach der arme Herr! rief Forſter. Wer möchte wider ihn complotiren? So jung, gutartig und unſchuldig ſah der Kaiſer aus, als er unter der Laſt des Hermelinmantels und der Krone in die Kirche ritt, und ſeine großen blauen Augen auf der Volksmenge umherirren ließ, daß — ich weiß nicht welches menſchliche Mitgefühl die unſerigen unwillkürlich füllte.

Man ſetzte ſich zum Thee, und Stadion erzählte von

Wien. — Es wird fortan immer mehr Maxime der Miniſter werden, meinte er, die Herrſchenden mit Verdacht gegen das Volk zu ängſtigen, und ſo wird man unkluger Weiſe, indem man für ſeinen Egoismus Macht gewinnen will, nur die Völker mächtiger machen. Iſt es nicht merkwürdig und vielleicht verhängnißvoll, daß jetzt zwei große Miniſter den Schauplatz verlaſſen haben, — Kaunitz und Herzberg? Mit ihnen ſcheint die Spannung zwiſchen Oeſtreich und Preußen gebrochen, und beide Monarchen hier, wie Rhein und Main ſich verbinden, zu Einer politiſchen Macht, zu einer „Union Deutſchlands“ zuſammenzufließen. Aber — ich traue Preußen nicht! Es hat ſich öfter ſchon um allen Credit der Zuverläſſigkeit gebracht.

Haben Sie den alten Kaunitz geſehen? fragte Franz Karl. Iſt er denn wirklich ein ſo wunderlicher Kautz?

Denken Sie, wie er mich empfangen hat! lachte Stadion. Zwiſchen einem Billard und den Putzſchachteln einer Galanteriehändlerin. Schade! Sein Geiſt wird nur noch bizarr in ſeinem Geſchmack bleiben, nachdem er aufgehört hat, tiefſinnig in der Weltgeſchichte zu wirken. Noch beſitzt der mittelgroße Mann ſeinen Adlerblick; aber er hat auch noch die künſtlich gedrechſelten Locken und die in den ſieben Ecken der Schönheit künſtlich conturirte Stirne. Diesmal trug er doch nur drei ſeidene Mäntel übereinander, da es nach einem Gewitter etwas kühl war; früher traf ich ihn einmal in ſieben ſolchen Ueberwürfen.

Man lachte und Franz Karl empfahl ſich, um ins Hof-Konzert zu fahren.

Iſt er verlobt, oder iſt er es nicht? fragte Stadion hinter ihm her. Man legt mir in allen Häuſern dies Räthſel vor, das man mir ſchon nach Wien unter Couvert geſchickt hatte. Sie ſind ja ſeine Vertraute, Frau Thereſe?

Nur nicht in dieſem Verhältniß, Herr Graf! antwortete ſie. Ich war es mehr für ſeine frühere Neigung, und geſtehe, daß mich dieſe auch mehr anzog, weil ſie gegen das Herkommen verſchlug. Sie ſehen, auch ich habe mein revolutionaires Gelüſt! Im Kampfe ſucht man gleichgeſinnte Verbündete und ſo war ich des Barons Alliirte. — Lieber Mann! rief ſie, über ihre Selbſtvergeſſenheit erſchrocken, und reichte wehmüthigen Blicks Forſtern die Hand über den Tiſch. Forſter ſah, verwundert über dieſe Anwandlung, zu ihr hinüber. Sie lächelte ihn an, aber Blick und Miene wechſelten lebhaft in dieſem beweglich-geiſtreichen Angeſicht. Indeß fuhr Stadion fort, eine Aeußerung Cäciliens mitzutheilen, ein ihr entſchlüpftes Wort, das ihm aufgefallen ſei. Er habe mit ihr von der rühmlichen Laufbahn ihres Bruders geſprochen, von dem Glück, als junger Mann den höchſten Monarchen perſönlich zu gefallen, und daß höchſt wahrſcheinlich der Sanct Joſephs-Orden oder irgend ein Stern über ſeinem Herzen aufgehen werde, der ſpäter ſeinen Meridian durch ein Miniſterium nehme. Darauf habe Cäcilie lebhaft ausgerufen: Unter den Augen gekrönter Häupter verlobt zu werden, halte ich doch nach meinem Gefühl für ein höheres Glück. — Ich würde dieſen Seufzer blos dem liebebedürftigen Herzen der guten Cäcilie in Rechnung geſetzt haben, meinte Stadion, wäre nicht ein plötzliches Erröthen zum Ausleger dieſes Mädchentraums geworden.

Thereſe gab ihm Recht. Etwas laſtet auf ihm, ſagte ſie, auf dem ſtumm gewordenen Herzen: ich hielt es bald für Kummer, bald für Verlegenheit. Vielleicht ſchämte er ſich vor mir, daß er erſt die jungen Flügel prüfend geſchwungen, wie ein Adler, der in freien Lüften eine hohe Bahn und ſeltene Beute ſucht, und jetzt wie ein junger Vogel Strauß mit verkümmertem Fittich in die Hofwüſte hineinrennt.

Thereſens Stimmung verbitterte ſich während ihres Sprechens, vielleicht über den Baron, vielleicht über Freund Huber und ihre eigne Lage, und ſie fuhr nach einer kleinen Pauſe heftig fort:

Ach, wie man ſich oft in lieben Menſchen irrt! Wie viel erwartet man von ihnen, und ſie verfallen endlich auch dem Bann des alltäglichen Lebens, der Rechtgläubigkeit an geheiligte Gewohnheiten. Ich ſagte dem lieben Freund einmal, wie ich ihn noch ſchwanken ſah: Machen Sie ſich frei und Sie werden den rechten Zug haben. Nun hat er freilich den Kreis der gemeinen Anziehungskräfte betreten, — des Ehrgeizes, des Hofglanzes, des geſchniegelten Wohlbehagens. Ei nun — ſei ihm die Erde leicht!

Liebſte Frau von Forſter, rief Stadion, das fleht man ja über einem Begrabenen!

Thereſe hat Recht! fiel Forſter mit Wärme ein. Ich wünſche einem Freunde, den ich recht lieb habe, auch ein rechtes Maß von Widerſpruch in ſeinen Begegniſſen, von Schmerz und von Sorgen. Nur dieſe leiten zu rechter Schätzung des Lebens an, und treiben zur Entwicklung jener edeln innern Kräfte, mit denen wir auch im dienſtbarſten Verhältniß das Leben beherrſchen. Aber der Inſtinkt des Leichtſinns führt eine flüchtige Seele ſolchem Krönungszuge der Leiden aus dem Wege, und leitet ſie auf jene breite Straße, an welcher der Pöbel frohndet, und die Vorurtheile der Welt Vorſpann leiſten.

Ihr ſeid heilloſes, revolutionaires Volk! lachte Stadion, und griff nach Hut und Stöckchen. Ich will lieber noch ins Theater gehen; obſchon ich vielleicht aus dem Regen in die Traufe dieſes „Otto von Wittelsbach" komme. Es ſoll mich Wunder nehmen, ob die Studenten und Bürger bei den anzüglichen Stellen dieſes Stücks auch jetzt noch applaudiren, wo das revolutionslüſterne mainzer Pack im Glanze der deutſchen Fürſten ſo luſtig hüpft, wie Mückchen in der Abendſonne.

Stadion eilte fort, ſchalkhaft lächelnd, daß er mit dem Worte „Pack" auch dem Forſter'ſchen Paar eins verſetzt habe.

Neuntes Kapitel.

Auch Erasmus und Fides hatten ihren Gaſt aus Oeſtrich ins Theater geführt, und es ſich Ueberredens genug koſten laſſen, die heimlich bekümmerte Frau dahin zu bringen. Nun empfand gerade ſie die beſondere Wohlthat, daß der Anblick eines verwegenen Verbrechens ihr verzagtes Herz erſchütterte und ermuthigte.

Im Parterre verwunderte man ſich nur, wie gerade zur Nachfeier der Kaiſerkrönung durch ein ſolches Stück an alte Treuloſigkeit eines früheren deutſchen Oberhauptes und an die blutige Rache eines deutſchen Fürſten erinnert werden durfte, jetzt, wo man die lebhafte Theilnahme an einer Empörung gegen den König von Frankreich fürchtete, deſſen Haupt ſo bedroht war. Ein Schalk meinte, es ſei aus Politik zugelaſſen worden; man wolle prüfen, wieviel noch die Nähe gekrönter Häupter über tollköpfigen Pöbel vermöchte. Und obgleich man ſich in dem eigentlichen Beweggrunde der Wahl des Stückes, bei der Eitelkeit des Schauſpieldirectors Koch, nicht täuſchte, indem dieſer ſich gern in der Rolle des Otto von Wittelsbach vor einem von Fremden gefüllten Hauſe zeigen mochte: ſo fanden doch einige Pedanten einen tieferen Bezug darin, und erinnerten an jene wunderbaren Fügungen, die im politiſchen Leben nicht ſelten vorkommen, daß kleine Ereigniſſe, ſcheinbare Zufälligkeiten dem Nachdenken der angſtvollen Regenten entgehen, um das Nachdenken eines gedrückten Volkes zu wecken.

Aus dem Theater ergoß ſich ein drängender Menſchenſtrom in das Gewühl der beleuchteten Straßen. Die ſehr kurz angeſagte Illumination fiel dennoch außerordentlich glänzend aus. Wohlgelungenes und Sinnreiches wechſelte mit viel Geſchmackloſigkeiten und lächerlichen Darſtellungen. Ueberall brannten in buntem Lampenſcheine ſchwergereimte Glückwünſche an das neue Reichsoberhaupt und deſſen Gemahlin, ſowie geiſtreiche Anſpielungen auf das gute Vernehmen beider Adler von Oeſtreich und Preußen. Hier und da ſchwang ſich ſogar ein anhänglicher Hofdiener zur

Poeſie auf, den verbundenen Waffen durch geöltes Papier einen fetten Sieg zu weiſſagen. Lärm und Jubel, Singen und Jauchzen, Läuten und Kanoniren währten in die tiefe Nacht. Man dachte nicht daran, die nächtlichen Stunden zu zählen, in denen man ſich den Eindrücken des Ungewöhnlichen und der allgemeinen Fröhlichkeit in einem Zauberreiche mit Leib und Seele hingab. Nur Erasmus hielt Maß, und zog ſich mit Fides, nachdem ſie Gertruden heimgeleitet hatten, bei Zeiten nach Hauſe zurück.

Zum erſtenmal nach langer Abweſenheit ſuchte Fides zur Nachtruhe ihre traute Zelle wieder auf. Jetzt überließ ſie ſich mehr, als am Tage, der Betrachtung und Erinnerung. Auch jener Stunde gedachte ſie, da Franz Karl zu ihrem Schreck hier eingetreten war, und ſein Bild, ſein Blick und Wort erneuerten ſich ſo lebhaft vor ihrer Seele, daß ſie erröthend mit dem Entkleiden inne hielt.

Seltſame Vorſtellungen, die uns oft, man weiß nicht wie und woher, kommen! Sein damaliger Kuß, auf ihre Stirne gehaucht, war ihr bisher als Siegel eines heiligen Gelöbniſſes vorgekommen. So hatte ſie es auch mit frommer Seele gehütet; jetzt, unter der Glut, die ſie empfand, ſchien dies Siegel wegzuſchmelzen, das einen unausgeſprochenen Bund hatte beglaubigen wollen.

Fides hatte Hut und Halstuch abgelegt, das Ueberkleid von ſich gethan, und trat im Unterkleide und Mieder an das offene Fenſter, durch welches eine laue Julinacht hereinhauchte, und ihr den Duft der Levkoien und des Goldlackes, die Würze der Federnelken und des Baſilikum entgegenbrachte. Dumpf brauſte von der unteren

Stadt herauf, von der großen Bleich und dem Thiermarkt herüber, das Meer des Jubels; Kirchthürme und hohe Giebeldächer verglühten im Wiederſcheine der nach und nach abſterbenden Beleuchtung. Von Zeit zu Zeit fiel noch ein müder Kanonenſchuß vom Rhein herauf, oder ſtieg eine Rakete über die dunkeln Dächer, und ſtreute verknallend ihre Funkentraube über den Häuptern der Zecher aus, die in den Gärten der Weinhäuſer bekannte Melodien im wirren Rauſche gleichſam zerpflückten. Alles in dieſem Leuchten und Lärmen deutete auf das Hinſterben eines jubelvollen Tages. Dieſe Empfindung rührte wehmüthig an des Mädchens Herz. Es kam ihr vor, als ob die Schatten der Zukunft aus den funkelnden Sternen des ſchwarzen Nachthimmels zwiſchen dieſe glänzenden Kronen und prunkenden Fürſtenhüte des goldenen Mainz herabſänken; und nachdem ſie im Laufe des Tags aus dem Mund eines väterlichen Freundes, des lieben Profeſſors Blau, ſo ahnungsvolle Reden vernommen hatte, ſchien ihr ein unſägliches Weh über Mainz zu ſchweben. Es war vielleicht nur ihr eignes Leid, was ein ſo edles Herz, an Sorge für Andere gewöhnt, außer ſich zu erblicken glaubte. Hatte ſie doch auch ſchon früher, und wie oft! aus demſelben Fenſter in ihre Zukunft geblickt. Damals wallte noch in der Frühlingsferne ihrer heimlichſten Wünſche ein Morgenduft, der ſeinen ſilbernen Schmelz, ſeine funkelnden Perlen auf ihren Tag niederzuthauen ſchien. Nun aber war er aufgeſtiegen, hatte ihren Himmel überwölkt, und netzte — die Augen der wachen Träumerin. Sie faltete die Hände und wankte ins Zimmer zurück; ſie ſchob das Fußbänkchen mit der Spitze des

Schuhes vor den Tiſch, über welchem das ſilberne Kruzifix hing, und kniete zu ihrem Abendgebet nieder, die zarten Finger umeinander geſchlungen. Es war heute kein heiterer Dank für einen frohen Tag: — unausſprechliche Empfindungen kreiſten in ihrer jungfräulichen Bruſt; ſie fühlte, wie ihre ſüßeſten Hoffnungen, die unmündigen Wünſche ihres Herzens zerrannen. Sie ſenkte die Stirne auf die verſchlungenen Hände, und ein unſäglicher Schmerz ſtrömte auf den Teppich des Tiſches. — Doch, es war das Leid eines edeln Gemüths, und bald empfand ſie die Erquickung, als ob ſich mit dieſem Erguß ihr innerer Himmel reinige. Wie ſie den feuchten Blick erhob, hatte ſich alles Zagen und Zucken ihres Herzens in den einen heißen Wunſch aufgelöſt, daß es dem „geliebten Freund wohl gehen möge.“ Ein bloßes Gebet war es nicht; denn es miſchte ſich gleich das lebhafte Verlangen bei, dies Wohl mit zu ſchauen, ſich daran zu freuen, ſo ſtill und heimlich wie an den ſchönen Gedichten, die ſie von ſeiner Hand geſchrieben ſo froh bewahrte. Wie theuer blieben ihr jetzt dieſe vom Baum ihrer Hoffnung abgefallenen Blätter! Sie waren ihr nach Alzenau gefolgt, hatten ihr manche Nacht am Krankenbette der Tante Geſellſchaft geleiſtet. Fides ſelbſt hatte noch viele Gedanken und Gedichte dazu geſammelt und auf Blätter gleichen Formats geſchrieben. Dieſen ſollte nun zu Theil werden, was ihr ſelbſt nicht beſchieden war: ihre Handſchrift ſollte mit jener des Freundes zuſammengebunden werden zu einem Liebes-Album.

Bei dieſem frohen Einfall — wie ſich denn die Gedanken eines bewegten Herzens oft wunderbar aneinander reihen! — ſuchten die Augen der Knienden das Buch Garzweiler's, das vor ihr lag, — die „Agende", die ſie erſt für ein Album angeſehen hatte. Sie fragte ſich, ob *ihre* Sammlung, wie dies Buch in rothen — oder lieber in himmelblauen Saffian gebunden werden ſollte? Und begierig, wie ſich das Roth ausnehme, faßte ſie, wie mit einem Griff in ihr Schickſal — und zückte aus der ſchwarzen Scheide das rothe Buch. — Sie ſchlug es auf, und die loſen Blätter fielen auf dem Tiſch auseinander, — alle von derſelben ſorgfältigen und deutlichen Hand mehr oder weniger beſchrieben. Das oberſte Blatt war dem erſchrockenen Mädchen zwiſchen die zufahrenden Finger geglitten, und — „*Baron Franz Karl*" überſchrieben.

Eben ſchlugs zwölf von der nahen Emmeranskirche, und Fides ſchauerte zuſammen, wie von der Erſcheinung eines Geſpenſtes. Sie las mit durſtigen Augen fort und fort, bis das Talglicht aufflackerte. Die Lichtflamme des Stumpfes, am langen, ſchwarzen Dochte niedergegangen, hatte den papiernen Wickel, mit welchem die Kerze im Leuchter befeſtigt war, ergriffen, loderte dampfend auf, und erloſch.

Zehntes Kapitel.

Der frühe Strahl des Tages fand Fides in ihrem halben Anzug auf dem Bette liegen, wo ſie nach der Erſchöpfung qualvoller Stunden eingeſchlummert war. Sie erwachte mit einem halb erſtickten Schrei, und ſtarrte umher. Es war ihr im erſten Augenblicke nicht klar, — hatte ſie ſo Entſetzliches geträumt oder — geleſen. Ja, geleſen! ſagten ihr die ſchauderhaften Blätter, die ſie jetzt wieder auf dem Tiſch erblickte.

Sie erhob ſich und wankte dahin. Und wie ihr kummervolles, unruhiges Auge bekannte und unbekannte Namen als Ueberſchriften der zerſtreuten Blätter fand, erwachte in ihr der erſte Vorwurf, daß ſie fremdes, verwahrtes Eigenthum geöffnet habe. Doch vor der entſetzlichen Geſchichte, die ſie geleſen und in welche ſie ſich ſelbſt verflochten gefunden, verſtummte gleich wieder dies vorlaute Gewiſſen. Sie erkannte lebhaft, daß es kein Diebſtahl, was ſie erfahren, ſondern eine verhängnißvolle Beſcherung war. Ihre heimlichſte Geſchichte vom erſten Begegnen mit dem Baron, jene verſchämten Empfindungen, die ſie ſelbſt der Mutter verſchwiegen hatte (an die Magd dachte ſie nicht), die Abſicht Garzweiler's, ſie als Liebesnetz für den jungen Baron zu brauchen, die Art und Weiſe, wie er dieſen zum Verrath der Kabinetsgeheimniſſe gebracht hatte, der Vorfall mit den Granaten, die Ueberliſtung der Gräfin Coudenhove, die Kunſtgriffe dieſer Dame, den Baron zu gewinnen, die Beweggründe ſeiner ſchnellen Beförderung, die überraſchende Verlobung Franz Karl's vor dem Kurfürſten, das Geheimniß der Ausſteuer Joſephinens — kurz, Alles ſtand mit Tag und Datum, bündig gefaßt oder flüchtig angedeutet, zuweilen mit Selbſtgefälligkeit ausgeführt da. Vielleicht ließ es Garzweiler von ſeiner Stimmung, von ſeiner Zeit oder Abſicht abhangen, was und wie umſtändlich er aufzeichnete. Bei aufgeregter Phantaſie mochte er einen ſtummen Mitwiſſer ſeiner geheimſten Gedanken, einen Spiegel ſeiner Selbſtzufriedenheit an dem rothen Buche, dem Begleiter ſeiner ſchönſten Jahre, ſuchen. — Fides dachte nicht darüber nach; ſie begriff raſch das Allgemeine und entzifferte das Einzelne. Mit jener Seelenangſt, die in Nacht und Dunkel ihren Augenſtern erweitert, durchſchaute ſie die Geheimniſſe dieſer geiſtlichen Agende, und wie ſie mit der geſpreizten linken Hand alle andern Blätter immer weiter von ſich ſchob, als fürchte ſie ſich vor dem Unrecht fremder Geheimniſſe; ſo vertiefte ſie ſich mit dem Gefühl ihres Rechtes an das eine Blatt, in deſſen Inhalt und in ihre eigenen Empfindungen.

Eine ſo friedliche Zukunft hatte ihr durch die Sommernacht zugeblickt, und nun warf dieſer Tag mit ſeinem luſtigen Strahl durch das noch geöffnete Fenſter die angſtvollſten Ahnungen in ihre Seele.

Darüber vergaß Fides der Stunde des Kaffees und daß der Vater heut etwas früher auf's Vicedomamt gehen wollte, um den dringendſten Geſchäften einige Stunden für die Luſtbarkeiten des Tages abzugewinnen. Es ward immer ſpäter, und Erasmus, des Wartens ungeduldig, ſchlich endlich die Treppe hinauf mit der lächelnden Betrachtung, wie prächtig das Mädchen zum erſtenmal wieder im eigenen Bett ſchlafe. Leiſe öffnete er die Thüre und rief ſcherzhaften Vorwurfs: Aber Fides! Langſchläferin!

Fides erhob ſich raſch ihm entgegen. Ihr Ausſehen, ihr verſtörtes Schweigen erſchreckte den Vater. — Was haſt du, meine Tochter? fragte er beſorgt, und auf ihr Schweigen unruhig umherblickend: Was ſind das für Blätter und Briefe dort, Fides?

Rührt ſie nicht an, Vater! rief ſie mit wildem Ausdrucke. Und als Erasmus nur deſto entſchiedener nach dem Tiſche ſchritt, warf ſie ſich mit offenen Armen ihm entgegen. Ihr Ausdruck war verwirrt, ihre Gedanken ſchienen noch in jene Geheimniſſe verſchlungen, von denen ſie im Gefühl tiefſter Beſchämung und Kränkung jeden Einblick und Verrath abzuhalten kämpfte. Ihr Vater ſelbſt erſchien ihr in ſolcher Aufregung des Gemüths nur als unbefugter Eindringling in ihr entehrendes Geheimniß.

Mein Gott, wie biſt du entſtellt! rief Erasmus außer ſich. Was, um aller Heiligen willen, iſt denn da über Nacht für ein Unglück in mein Haus gekommen!

Bei dieſem Klageton des Vaters ſank Fides an der ſtattlichen Geſtalt des Mannes nieder auf das Knie; ihr verhaltener Schmerz brach in heftigem Weinen und ſtoßweiſem Schluchzen aus; wobei ſie fortwährend den Vater krampfhaft umſchlungen hielt. Erblaßt, verwirrt, bald nach dem Tiſche hin, bald auf ſein Kind niederblickend, erreichte Erasmus nur das Halstuch auf dem Stuhl, um es über die vom Herzbeben erſchütterte Bruſt ſeiner Tochter zu werfen. — Nun, nun, mein Herzenskind! rief er weich. Kannſt du dich denn gar nicht beruhigen? Komm' doch! Sei doch vernünftig! Es wird gewiß nicht ſo ſchlimm ſein. Laß mich jetzt die unglücklichen Briefe ſehen, die dich in ſolchen Zuſtand verſetzen.

Fides umſchlang ihn noch feſter. Sie konnte nur die wenigen Worte hervorbringen, die ihn beſchworen, nicht an jenes unſelige Geheimniß zu rühren.

Einen Augenblick ſtarrte Erasmus auf ſie herab; ein wilder Gedanke, die Vorſtellung von den Folgen eines in Alzenau etwa gepflogenen Umgangs flammte aus ſeinem Blick, und er rief: Ha! großer Gott, — du biſt entehrt!

Ich bin entehrt, Vater! ſchrie — das Wort in ihrem Sinne faſſend — Fides mit entſetzlicher Stimme, ſchoß wie eine Lanze an ihm auf, umklammerte ſeinen Hals und jammerte eine neue Thränenflut auf die Hemdkrauſe des erſchütterten Mannes.

Eine verzweiflungsvolle Stille trat ein. Fides zitterte nur fort und fort an des Vaters Bruſt, in der ſich die wildeſten Empfindungen und Entſchlüſſe mit ſeiner unglücklichen Vorſtellung verbanden.

Gut, unglückſeliges Geſchöpf! rief er endlich in tiefem, bitterm Ton, und mit zuckenden Lippen. Jetzt muß ich die Blätter ſehen, — die Blätter, dort die Blätter — ſehen, und wiſſen, ob ich eine entehrte Tochter behalten muß, oder welchem Schurken mein entartet Kind nachwerfen — !

Vater! rief Fides, von ſeiner Bruſt zurückweichend, und ſetzte nach einigen Augenblicken zuckenden Schmerzes um den ſchönen Mund, mit einem langen, ſtolzen Blick in des Vaters Auge gefaßt hinzu: Ja, nun leſt die Blätter!

Sie trat dem Vater aus dem Wege, und verließ mit hoher Haltung das Zimmer.

Wie lange Erasmus an dem einen Blatte las und andere durchlief, zählte Fides nicht. Als er endlich das Zimmer verließ, fand er ſeine Tochter auf der Thürſchwelle ſitzend, die gefalteten Hände im Schooſe, den Kopf an die Thürpfoſte gelehnt.

Stumm, mit feuchten Augen hob er ſie auf, und drückte ſie an ſein Herz. — Vater! flüſterte ſie, denn man hörte von unten die Stimme der Mutter aus der Küche, — dies bleibt unter uns, nicht wahr? Und Ihr vergebt mir!

Du — mir! rief er lachend und weinend aus. Reiner, heiliger Engel du! Ja, unter uns — mein Mißverſtändniß! Unter uns dein Jammer, armes Herz! Aber die Blätter da drinnen, dies flammenrothe Buch der Hölle — walte Gott!

Noch einmal ſchloß er Fides an ſeine Bruſt. Vater und Tochter ſahen einander in die Augen, gerührt und durch die Rührung lächelnd. Sie neigte ſich, ſeine Hand zu küſſen; er hob ſie, wie ein Kind, auf ſeinen Arm und trug ſie auf den Abſatz der Treppe. Doch hier ward ſie ihres nächtlichen Anzugs inne, und eilte erröthend zurück, ſich anzukleiden.

Elftes Kapitel.

Derſelbe Morgenſtrahl, der auf das nächtlich entblätterte Geheimniß eines umtriebevollen Prieſters fiel, erheiterte eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft von Mainzern, die in der Allee am Rhein den Brunnen tranken. Dies war ſeit Jahren ſo üblich geworden, daß die Allee ſelbſt den Namen der Kur-Allee erhielt. Dem häuslichen und heimiſchen Leben jener gelaſſenen Zeit entſprach es, die Geſundbrunnen lieber an ſich heranzubringen, als ihnen, wie heutzutage, nachzureiſen. Man ſchlug damals die Wirkung eines Badebeſuchs auf die Kaſſe höher an, als den Einfluß des unmittelbaren Sprudels auf die Geſundheit.

Die unruhigen Tage des hohen Fürſtenbeſuchs trieben auch Manchen vor das Raimundithor, dem es gar nicht um entkorkte Waſſerkrüge, ſondern um friſche Neuigkeiten galt. Dieſe fanden beim Wirthe des Vauxhall einen leidlichen Kaffee mit mürben Wecken. Dabei waren hier die Morgen ſo erfriſchend unter den hohen Bäumen, neben dem hauchenden Strom und auf einem Wege, den während der Kurzeit ein fürſtlicher Spritzwagen zu netzen pflegte.

Als Forſter herauskam, ſeine fünf Becher weilbacher Schwefelbrunnen zu trinken, war es ſchon ziemlich belebt. Man ſaß oder wandelte in vertrauten Geſprächen. Doch der Freund wich bekannten Geſichtern aus, um nach Behagen die erſten Becher zu verlaufen und der heiteren Morgenlandſchaft zu genießen. Er erreichte die Höhe über der Mühle. Wie ſonnig und friſch lag in der grünlichen Flut des Stromes die Au mit dem kurfürſtlichen Luſtſchlößchen und den Baulichkeiten einer Schweizerei! Von drüben herauf ſchimmerte das Schloß Bieberich, von Alleen und hohen Gartenbäumen eingefaßt. Dahinter Mosbach mit ſeinem Kirchthurm in fruchtbarem Thalſchooſe, aus welchem noch leichte Nebelflöre um den mattblauen Taunus wallten. Die Frühglocken tönten herüber, und wenn ſie mit dem wechſelnden Weſtwinde verhallten, brachten die Lüfte das Harz des Fichtenwaldes mit ſich, das im Rücken des Beſchauers der warmen Frühſonne als Weihrauch dampfte. Lauter rauſchte dann aus der Tiefe der Bach und ein ſchreiender Raubvogel erhob ſich kreiſend in die tiefblaue Luft.

Beim dritten Becher fiel unſer Freund dem Profeſſor Hofmann — man konnte wol ſagen, in die Klauen; denn der heftige Mann faßte ihn mit derber Hand an einem Knopfe des Ueberrockes, was bei dem lauten Sprecher gewöhnlich ein vertrauliches Wort bedeutete. — Es iſt nichts herauszubringen, lieber Hofrath! ſagte er, und erzählte Forſtern ins Ohr, wie er und Wedekind den Schenkwirth Göth in Weißenau bearbeitet hätten, die Conferenzen der Miniſter zu belauſchen. — O machen Sie kein Geſicht, beſter Mann! rief er lachend, als ihn Forſter verwundert anſah. Gegen die Geheimniſſe ſeiner Frau mag man diſcret ſein; aber die Politik iſt eine Metze, und gegen ihre Finten und Kniffe Alles erlaubt. Und wollen Sie wiſſen, wie's dem dicken Göth ergangen iſt? Hören Sie! Es iſt zum Todtlachen! Da die ausgeſtellten Bedienten jede Annäherung an die Thüren des Tanzſales, wo die Miniſter ſitzen, mithin das bequeme Lauſchen verhindern, ſo hat ſich Göth vor der Ankunft der Excellenzen in den großen Ofen geſteckt, aus dem er vorher die Kachel genommen hatte. Und nun, lieber Forſter, hörte er Alles, vernahm jedes Wort: aber — ſie ſprachen franzöſiſch, und der gute Göth war in Verzweiflung. Er muß die ganze Seſſion im Ofen aushalten, muß ſich beſtändig unter das Kachelloch ducken, damit er nicht zufällig geſehen werde, weil die Herren abwechſelnd hin und her wandeln und Einer ſogar, der an der Auszehrung der deutſchen Freiheit zu leiden ſcheint, ſich durch das Kachelloch räuſperte, muß in dieſer unbequemſten Lage ſchwitzen und ſchmoren, und kömmt endlich halb ohnmächtig und geſchwärzt wie ein Teufel aus dem Verſteck; ſo daß die gute Frau Göth ein Kreuz um das andere vor ihrem eigenen Manne ſchlägt. Sehen Sie, lieber Hofrath, ſo iſt der Göth in Weißenau der Erſte, der von den neueſten Geheimniſſen der deutſchen Politik ſchwarz geworden iſt!

Hofmann lachte dabei aus Leibeskräften. Andere traten hinzu, darunter Wedekind, der hier ſeine Patienten berieth, und Eickemeyer, der die Arbeiten der nahen Feſtungswerke beaufſichtigte. Der Major war ein ernſter Mann von guter ſoldatiſchen Haltung, ruhig umherſchauend, wenig ſprechend, und wenn er ja einmal in ſeinem ſtillen Kummer und heimlichen Mißmuth lächelte, ſo war es, als fiele ein Abendſtrahl in eine Gewitterwolke, die davon nur deſto ſchwärzer erſcheint. Da man wußte, daß ſeine wiederholten Geſuche wegen Scheidung ſeiner Freundin waren abgeſchlagen worden; ſo vermied man Alles, was ihn an dieſe Herzensangelegenheit erinnern konnte.

Es geht jetzt fleißiger an den Feſtungswerken? fragte Forſter.

Nun ja, erwiderte Eickemeyer, wir haben mehr Arbeiter angenommen, vorläufig auf acht Tage. Die anweſenden Fürſten müſſen doch ſehen, daß auch etwas für die Reichsgelder geſchieht, die aus ihren Ländern zur Unterhaltung der Reichsveſte beigeſteuert werden.

Der Kurfürſt macht dabei doch das beſte Geſchäft! rief Wedekind, und Eickemeyer empfahl ſich, weil er es unſchicklich fand, Ausfälle gegen ſeinen Fürſten vor Zeugen anzuhören.

Das Holz zu den Werken, fuhr Wedekind fort, wird nämlich vom Ingenieur-Gouvernement aus den kurfürſtlichen Waldungen um gute Preiſe angekauft, und die Reichsgelder theilweiſe zur Erweiterung der Favorite verwendet. Die Laufgräben geſtalten ſich in hübſche Grotten, die Liniengräben in Gartenanlagen und die Zugbrücke der St.-Albansſchanze nimmt die reizende Geſtalt einer chineſiſchen Brücke an. Miscuit utile dulci!

O ja, auf's Miſchen verſteht er ſich! rief Hofmann. Und wie vergnügt miſcht er ſich nicht ſelbſt unter dieſe hohen Potentaten! Jetzt iſt unſer Kurfürſtchen recht in ſeinem Element! Der alte Köter treibt ſich gar gern mit den großen Hunden um den Eckſtein der Politik: er kann nur das Bein nicht ſo hoch aufheben.

Man lachte und raiſonnirte weiter.

Womit wären auch dieſe Männer aus dem geheimen Club je zufrieden geweſen? Selbſt der ruhmredige Stolz der Bürger auf die durch den hohen Beſuch der Potentaten ihrer Stadt zu Theil gewordene Auszeichnung mußte herhalten, und der Volksjubel zu dieſen koſtſpieligen Feſten wurde bitter getadelt. Forſter mißbilligte die heftigen Ausfälle. — Tadeln wir doch nicht ſo mürriſch die ſchöne Empfänglichkeit des menſchlichen Herzens für das Ungemeine und Außerordentliche! ſagte er, und verlangen wir nicht von der großen Menge, daß ſie ihre Freude mit ſtatiſtiſchen, volkswirthſchaftlichen und moraliſchen Betrachtungen zügle! Dank ſei es vielmehr der Natur, daß ſie gewiſſen Erſcheinungen einen ſo wirkſamen Zauber für unſere Einbildungskraft beilegt, der auch die Wolken des Trübſinns zertheilen, und den Unglücklichen vermögen kann, ſeinen Gram eine Zeitlang zu vergeſſen. Der Fehler, wenn hier etwas zu mißbilligen iſt, liegt nicht in dieſer allgemeinen Stimmung, die ich lieber glücklich nennen möchte, ſondern an den Regierungen, die einen unerlaubten Gebrauch davon machen, und das unterjochte Volk den Rauſch einer Nacht mit jahrelangem Schweiß zu theuer erkaufen laſſen.

Bei Gott, Hofrath, Sie treffen immer den Nagel auf den Kopf! rief Hofmann ſo laut, daß die Umherwandelnden aufhorchten. Ja, die Gelder der Wittwen und Waiſen gehen in bunten Lichtern und rauſchenden Feuerwerken auf; denn — man weiß ja, — das Anlehn zu den Koſten dieſer Feſte iſt in Ermangelung öffentlichen Kredits bei der Wittwen- und Waiſenkaſſe gemacht worden.

Unter den etwas entfernteren Zuhörern war auch der

Admiral von Kinkel ſtehen geblieben und grüßte Forſtern mit winkender Hand. Der Freund eilte hin, die Comteſſe Agnes und Baroneſſe Cäcilie zu begrüßen, die der Admiral in ſeinem Wagen herausgebracht hatte. — Wer iſt denn nur jener Schreier? fragte Kinkel.

Profeſſor Hofmann, Excellenz! antwortete Forſter.

Ei was! rief der Admiral. Dieſer alſo iſt der Profeſſor Hofmann, der auf unſerer Liſte der Revolutionairgeſinnten ſteht? Wirklich! Er ſcheint kein Blatt vor's Maul zu nehmen, und ſeinen heftigen Geberden nach muß er wol der Flügelmann unter den Clubiſten ſein? Nun ja, dieſe Herren möchten gern die Schlagſchatten zu dem Glanze dieſer Fürſtentage abgeben!

Die Hoffeſte und die Perſönlichkeiten der hohen Herrſchaften bildeten den Gegenſtand der Unterhaltung; während man, der Comteſſe wegen, die noch zwei Becher ſchwalheimer Waſſer trank, auf- und niederwandelte. Der Admiral erzählte, daß auch die Gräfin Lichtenau angekommen ſei, den König von Preußen nach Koblenz zu begleiten. — Vielleicht auch ihren Mann zu ſehen, den Herrn Kämmerer Riez! ſetzte er lachend hinzu. Ein gemeiner Kerl, dieſer Riez, aus der Klaſſe Derer, die den Kutſchbock beſteigen, — unterwürfig und übermüthig, nach Umſtänden, geldgierig und gefräßig, Poltron auf des Königs Reiſen und der gelegentlich Orden und Adel verkauft.

Comteſſe Agnes unterbrach ihn in der ausſchließenden Unterhaltung mit Forſter. Sie überließ ihren Verehrer nicht gern dem Geſpräche mit Andern, ſondern fand immer etwas zu fragen und zu bemerken, was ihr eine galante Antwort, eine artige Bewunderung ihres Geiſtes erwarb; wobei ſie mit ihrem unruhigen Auge die Umherſtehenden triumphirend anſah. Hierin war ſie ſelbſt weniger zart, als manche Männer, die vor Andern ſich gern ihren Reichthum vorrechnen laſſen, dabei aber doch jede ausgeſprochene Summe mit erſchrockenem Lächeln ablehnen. In dieſer Anbetung ihres älteren Freundes ſchien Agnes jetzt ausſchließend zu leben und froh zu ſein; ſo zwar, daß ſie bei aller gediegeneren Bildung, an der es ihr wirklich nicht fehlte, ins Kindiſche und Läppiſche fallen konnte, wenn ſie mit dem Freund ſchäkerte; während ſie doch wieder mit ſtolzer Kälte und echt ariſtokratiſcher Unachtſamkeit Alles abzuhalten wußte, was einen freundlichen Antheil an ihrer Perſon nehmen wollte.

Deſto artiger ſchloß Cäcilie ſich an Forſtern an. Seit jenem Ausbruch ihrer Empfindlichkeit auf ſeinem Zimmer hatte ſie ihn bei der Gräfin Coudenhove, oder wo ſie ihm ſonſt begegnete, ſichtlich vermieden, vielleicht nicht ſowol weil ſie ſich ihrer verrathenen Schwäche für ihn ſchämte, als weil ſie ihn ſo wenig empfänglich für dieſelbe fand. Wie oft aber kömmt es nicht vor, daß ſolche Widerſprüche und daran geknüpfter Trotz ein Herz, das der Theilnahme bedürftig iſt, nur deſto mehr anfachen! So war heut die Baroneſſe wieder viel vertraulicher. Sie ſprach etwas räthſelhaft von einer ſchönen Blüthe, welche die fürſtlichen Hoffeſte für ihren Bruder bringen würden, und fragte, ob ihm Franz Karl ſchon davon geſprochen habe.

Noch nicht, meine Gnädige! antwortete Forſter. Der Herr Baron erfreut uns zwar auch in dieſen ſo beſchäftigten Tagen wenigſtens mit Stoßbeſuchen; aber er war ſtets über ſein Herzensverhältniß zurückhaltend und lehnte mit einer gewiſſen Befangenheit ab, was die Stadt ſo beſtimmt wiſſen wollte.

Nehmen Sie das im beſten Sinn, lieber Forſter! erwiderte ſie. Mein Bruder hatte gewiſſer Rückſichten halber der Gräfin und ſich ſelbſt das Wort gegeben, ein zartes Band, das ſchon im April geknüpft wurde, noch eine beſtimmte Zeit verborgen zu tragen. Und mein Bruder iſt darin ein echter Cavalier, daß er Wort hält. Nicht Alle von unſerem Adel nehmen's ſo genau.

Ihr Ton bei dieſen letzten Worten hätte verrathen können, daß ſie des abwendig gewordenen Grafen Stadion noch immer nicht vergeſſen habe. Sie fuhr fort:

Die Zeit dieſes klugen Geheimniſſes iſt vorüber, und ich darf Ihnen vertrauen, daß er morgen Abend auf dem großen Hofballe zum Bräutigam erklärt wird. Der Kurfürſt ſieht es mit ſeinem Liebling auf einen recht glänzenden Augenblick ab, weil auch die Monarchen viel Gnade für Franz Karl haben, und Joſephine ohnehin mit ihrer Liebenswürdigkeit Alles entzückt hat. Der König von Preußen iſt ganz eingenommen von ihr, und bringt ihr die gnädigſten Huldigungen dar. Wahrlich, lieber Forſter, eine Verbindung, wie lange keine in Mainz ſo beneidenswerth zu Stande gekommen iſt! Das ſchönſte Paar in den glücklichſten Verhältniſſen! Die Comteſſe hat nämlich — doch das unter uns, lieber Freund! — ein ſehr bedeutendes Kapitalvermögen, — Vermächtniß einer Tante, glaube ich, und die Gräfin gibt eine glänzende Ausſtattung dazu. Ohne Zweifel laſſen es auch die Monarchen nicht an Auszeichnung für Franz Karl fehlen. So hohe Mächte, denen alle Geſchenke der Ehre in Händen liegen, können unmöglich in einem ſo glänzenden Zeitpunkt und als Gäſte des Kurfürſten Zeugen eines ſo liebenswürdigen Bundes ſein, ohne ihn zu ſchmücken. So ſieht es wenigſtens der Kurfürſt an, und erwartet Orden und Rang für Franz Karl. Bei Leopold's Krönung wurde ja die Familie Coudenhove auch in den Grafenſtand erhoben.

Cäcilie brach plötzlich ab, als ob ſie doch von den heimlichen Erwartungen der Familie zu viel verrathen hätte. Sie war ſchlau und geſcheit genug, ſo lange ihr Verſtand herrſchte; nur lief das Herz manchmal mit ihr davon, und ſie wußte recht gut, daß ſie ſich alsdann vor mädchenhafter Unbedachtſamkeit, ſowie vor leidenſchaftlicher Hingebung zu hüten habe.

Forſter hatte ihr ſehr bewegt zugehört. — Ja, das Glück überſchüttet ſeine Lieblinge! rief er aus, als Cäcilie ſchwieg. Und Ihr Bruder ſelbſt, liebe Baroneſſe —

Cäcilie unterbrach ihn durch Hindeutung auf einige Haufen Studenten, die man von weitem ſchon ſingen gehört, und die eben, ein bekanntes Spottlied abbrüllend, vorüberzogen. Man verſtand folgende Strophen:

Kommt, ihr chriſtlichen Hebräer
Ihr Tablettenkrämer her:
Kurfürſt ſtempelt Medizäer,
Macht in Mainz euch reich und ſchwer.
Lumpenjunker, Flohmaſetten,
Kommt nur immer an den Rhein:
Kurfürſt weiß euch weich zu betten,
Werdet bald Großmogul ſein.

Wer da hat den Papſt zum Vetter,
Iſt vom Kardinal nicht weit;
Hat er vor der Stirn' auch Bretter,
Strahlt er doch in Herrlichkeit.

Die Sänger zogen die zerſtreuten Brunnengäſte herbei und hinter ſich her. Sie ſchienen es auf das Carrouſel abgeſehen zu haben. Und nicht lange, ſo beſtürmten ſie es wirklich, nöthigten den Aufwärtern das Spielgeräth ab, beſtiegen die hölzernen Pferde und ſchwebenden Wagen, und trieben unterm Jubel der Umherſtehenden das Ringelſtechen, Pfeilwerfen nach Türkenköpfen und was ſonſt zu dieſer adeligen Ergötzlichkeit gehörte. Hofmann und Andere jauchzeten Beifall, und Wedekind ſtimmte, wahrſcheinlich in Gedanken an ſeinen fatalen Hofprozeß, eine Strophe des vorigen Liedes an:

Bleibt *in jure* arme Wichte,
Aber ſprecht dem Herrn zu Dank,
Und beim mainzer Hofgerichte
Steht für euch die Adelsbank!

Der Admiral und Comteſſe Agnes waren außer ſich über dieſen Unfug. Sie erkannten darin eine abſichtliche Verhöhnung des Adels, wahrſcheinlich von den heimlichen Jakobinern und Clubiſten angeſtiftet. Beſonders entſetzten ſie ſich über die Verwegenheit, daß dergleichen eben jetzt und in der Nähe der hohen Mächte gewagt werde. Forſter aber fand dies begreiflich, etwa wie unter großem Lärm und Geräuſch auch die gewöhnlich Flüſternden lauter zu ſprechen geneigt wären. Comteſſe Agnes beſtand darauf, dieſe verächtliche Region zu verlaſſen, und der Admiral bot den Damen ſeine Arme, ſie nach dem Wagen zu führen. Cäcilie dankte, und bat um die Erlaubniß, mit Forſter zu Fuß bis an das Thor zurückzukehren.

Was wollten Sie von meinem Bruder ſagen? fragte ſie dann mit vertraulicher Freundlichkeit.

Sein eigener, ſein perſönlicher Werth fiel mir ein, als Sie zum Lobe ſeiner Braut ſprachen, antwortete Forſter, und ich erwog zu ſeiner ehrenvollen Stellung die ſchönen Güter des Glücks, die ihm zu Theil geworden, beſonders auch dieſe reizende Beſitzung am Rhein —.

Dort wird er auch ſeine Honigwochen zubringen, fiel Cäcilie ein. Er hat ſich das von Joſephinen ausgebeten. Er zieht jenen Beſitz ſeinen hübſchen Gütern in Franken vor.

Forſter pries das Glück eines ſichern Beſitzes ohne Sorgen für das Zeitliche. Er ſprach über den Druck eines beſchränkten Einkommens, über das Tödtende der Arbeiten, die dem laufenden Bedürfniß dienen. Der Freund hing bei ſeiner jetzigen Unpäßlichkeit wieder lebhafter, als ſonſt, ſeinen ökonomiſchen Gedanken nach; beſonders da er jetzt die Nachwehen ſeines Aufenthalts in Frankfurt während der theuern Krönungsfeſte zu verwinden hatte. Vielleicht warfen auch die koſtbaren mainzer Vorgänge durch ihren Aufwand ein Grelllicht auf die dunkeln Sorgen ſeines Hausweſens. Er hatte nach ſeiner jüngſten Berechnung mit Huber im letzten Jahre über dreitauſend Gulden gebraucht, und ängſtigte ſich eben, wie er für das laufende Jahr ſeinen Gehalt von nur achtzehnhundert Gulden durch Nebenerwerb ergänzen wollte.

Es entging der Baroneſſe nicht, daß die allgemeinen Bemerkungen des Freundes aus einem eigenen ſtillen

Kummer floſſen; ſie brachte es geſchickt und mit einſchmeichelnder Vertraulichkeit auf ſeine perſönlichen Verdienſte und häusliche Lage. — Es fehlt mir wahrlich nicht an Muth, ſagte Forſter mit Wärme, nicht an Seelenſtärke, mich auch mit leidendem Körper dem einmal ergriffenen Berufe zu widmen, und was die Bedürfniſſe einer Familie in Mainz erfodern zu erwerben. Was mich aber zuweilen recht niederbeugt, iſt die Betrachtung, daß man Kräfte und Talente, ſo groß oder gering die Natur Einem ſolche verliehen hat, immer nur der Nothdurft des Tages dienſtbar machen muß, und nicht der öffentlichen Wohlfahrt, dem Intereſſe der Welt weihen kann. Sehen Sie, meine verehrte Freundin, das iſt das Loos der ſchönſten Kräfte, — vom Geſetze der Nothwendigkeit ſo gedrückt, vom Widerſtand ungünſtiger Umgebungen ſo beengt zu ſein, daß ſie keinen freien Spielraum behalten, nicht ſchaffen und wirken können, und in ihrer Beſtimmung an einem öden Nichts zu Grund gehen; enfin — ſetzte er verſchämt in fremder Sprache hinzu — que nos meilleures années s'evanouissent insensiblement dans la penible occupation de traducteur. Ueberdies fehlt es mir an Connexionen, vielleicht auch an der nöthigen Zudringlichkeit, ſie zu ſuchen, und — was auch in Mainz zum Fortkommen ſo nöthig iſt, — an kluger Selbſtverleugnung meiner Grundſätze. Wo ich ſonſt gewohnt habe, fand ich Reſſourcen, hatte Bekannte, Freunde, die mir mit Rath und That an die Hand gingen. Hier hat die Nothwendigkeit mich abzuſondern, die Leere der Menſchen, die für mich keine Berührungspunkte haben, zugleich alle dieſe Hülfsmittel abgeſchnitten.

O mein Gott! rief Cäcilie, daß ich Sie ſo wenig glücklich ſehe! Kann denn gar nichts für Sie gethan werden? Freilich — Sie haben kein Vertrauen zu mir —. Aber mein Bruder —, haben Sie ihm noch niemals Ihre Wünſche mitgetheilt?

Ach, wenn ich Ihren Bruder bei mir habe, dann treten ſo ſchöne, bedeutende Geſpräche zwiſchen uns, daß ich mich und meiner Sorgen vergeſſe! verſetzte er mit Wärme.

Gut! rief die Baroneſſe. Dann bin ich um meines Bruders willen Ihre Vertraute, mögen Sie mich wollen oder nicht! Ich werde mir überlegen, wie Sie ſich in Mainz beſſer gefallen können. Sie ſagten einmal bei unſerer Gräfin, — man könne nichts dafür, daß man ſich zuweilen zu einzelnen Menſchen hingeriſſen fühle, ohne daß der Verſtand wiſſe warum. Aber mein Verſtand weiß ſogar auch warum: weil Sie die Kraft und das Bedürfniß haben, für das öffentliche Wohl zu wirken; das heißt, wenn ich Sie recht begreife, — eine bedeutende Rolle zu ſpielen und im Glanze der Welt Ihre vortrefflichen Gaben zu verwenden. Ich weiß, der Kurfürſt hat die beſte Meinung von Ihrem Geiſt, Ihren Einſichten in die Staatsverhältniſſe, und bedauert nur Ihre freien Grundſätze. Sie haben wol manchmal nicht bedacht, daß der alte Herr den Freiſinnigen ſpielt, blos aus Eitelkeit und ſich dabei doch hinter's Ohr ſchreibt, was man ihm antwortet. Ich werde gelegentlich mit ihm reden; ihm Einiges ausreden; er muß etwas für Sie thun. Darf ich Ihnen ſchreiben, wenn ich 'was weiß?

O meine gnädige — liebreiche Baroneſſe! rief Forſter, von widerſprechenden Gedanken verwirrt. Ich habe mich im erſten Augenblick nicht geirrt in Ihrem ſeelenvollen Blick und in dem gütigen Lächeln Ihres Mundes. Wie ſoll ich Ihnen danken —! Ich bin überhaupt dieſen Morgen von ſo viel Eindrücken bewegt —. Natur und Menſchen thun mir heut ſo wohl! Als ich über meinen erſten Becher weilbacher Waſſers den Blick in die herrliche Landſchaft warf und von der Stadt herab den erſten Feſtgruß der Kanone hörte, überfiel mich eine rechte Sehnſucht nach Genuß. Ach, wie lange habe ich bei Arbeit und Schaffen dieſe herrlichſte Gottesgabe entbehrt! Sehen Sie, Genuß finde ich von jeher nur, wenn meine Denkkraft ruht und feiert. Die Stunden, wo ich am leichteſten und zuſammenhängendſten denken kann, ſind nicht die Zeiten, wo ich der beſten Geſundheit genieße. Ein gelinder, kränklicher Reiz der Nerven erleichtert mir die Geiſtesgaben aller Art. Aber Genuß iſt das vollkommenere Daſein; er iſt Vereinigung, während das Bewußtſein Trennung, Unterſcheidung des Ich, erkannte Beſchränktheit iſt. Im Genuß verſchwinden daher auch Zeit und Raum, und die Stunden entfliehen als ſelige Augenblicke.

Ihnen zuzuhören iſt ein ſolcher Genuß! erwiderte Cäcilie. Dieſe Philoſophie laſſ' ich mir gefallen, und begreife ſie beſſer, als jene frühere über die Bedeutung von Schmerz und Unglück für unſere höhere Beſtimmung. Alſo ich ſchreibe Ihnen, ſobald ich —

Schreiben —? fiel Forſter bedenklich ein. Ueber den Punkt meiner häuslichen Sorgen lieber mündlich, theure, herzliche Baroneſſe! Auch mein Freund Jakobi in Düſſeldorf, der Verfaſſer des „Woldemar“, deſſen neulich die

Gräfin gedachte, dieſer vortreffliche Menſch, dem ich auch manchmal klage, antwortet mir über dergleichen ſtets auf beſondern Blättchen. Denn, ſehen Sie, meine Gnädige, was ich zu leiden habe, leide ich gern allein, und da liebe Briefe etwas ſind, woran ſich meine Thereſe gern mitfreut: ſo möchte ich ſie nichts Geſchriebenes finden laſſen, was ihr Unruhe und Kummer verurſachen könnte.

Cäcilie ſchwieg, nicht ohne Empfindlichkeit. Sie gedachte vertraulicher Mittheilungen Garzweiler's, und hätte gern gefragt, wie es denn dieſe Thereſe ſelbſt mit den Briefen ihres Freundes Huber halte: doch ein ſeelenvoller Blick Forſter's beſchwichtigte ihre Aufwallung.

Sie waren durch das Raimundithor in die Nähe des Schloſſes gelangt. Im Hofe raſſelten ſchon die Staatswagen. Auf dem alten Schloßplatze trieb ſich unter Lärm und Läuten neugieriges Volk zu Haufen.

Cäcilie empfahl ſich mit kurzem Gruß.

Zwölftes Kapitel.

Inzwiſchen hatte Frau Gertrud vergebens an der Wohnung des Barons Franz Karl angefragt. Der junge Regierungsrath war ſchon in der Frühe nach Hof zu einer Sitzung gefahren, worin zur heutigen Miniſterverhandlung einige bedenkliche Fragen in geheimer Conferenz vorberathen wurden. Von hier wollte er gleich mit dem Miniſter Albini nach Weißenau fahren, um in der Schenke zum Lämmchen — wie ſich der joviale Kanzler lachend ausdrückte — in beſter Geſellſchaft politiſch zu kneipen.

Niedergeſchlagen von dem mißlungenen Verſuch, und über die Verzögerung ihres mainzer Aufenthalts beunruhigt, kam Frau Gertrud zu Lennig, wo man eben das verſpätete Frühſtück eingenommen hatte. Vater und Tochter ſaßen noch traulich beiſammen, ſtill und gedankenvoll, aber mit ſo freundlich wechſelnden Blicken, als ob ſie einander mit Lächeln über das drückende Geheimniß hinaushelfen wollten. Nun trat Gertrud mit ihren Klagen dazwiſchen. Sie ſehnte ſich recht nach Hauſe, bekümmert, daß ſie dort heut und morgen vergebens erwartet würde. Dennoch mochte ſie von Garzweiler's Vorſchrift nicht abgehen, und die Sachen etwa durch andere Gelegenheit als mit dem Jean Baptiſt fortſchaffen. Eben weil ſie ſo Manches gegen den Geiſtlichen auf dem Herzen hatte, wollte ſie in dieſer Sache nichts verfehlen, und ſelbſt keinen Vorwurf verdienen. Ein weiblicher Trotz regte ſich in ihrem Herzen. Wer weiß, dachte ſie, was hinter dieſer Vorſchrift eines Mannes ſteckt, der ſo Vieles geheim betreibt, und dem hier ſo viel brave Leute nicht recht trauen.

Erasmus rieth der beunruhigten Frau, lieber gleich nach Hauſe zu ſchreiben, und dann mit freiem Herzen ſich bei all' der feſtlichen Kurzweil in Mainz die Zeit nicht lang werden zu laſſen. Dies leuchtete ihr ein, und

Erasmus übernahm die Beſorgung des Briefes, der raſch geſchrieben war.

So von eigener Sorge aufgeräumt, nahm jetzt Gertrud das verſtörte Ausſehen ihrer jungen Freundin mit Befremden wahr. Aber ſie ſollte erſt recht in Verwunderung geſetzt werden, als ſie nach Lennig's Ausgang den Winken des geheimnißvollen Mädchens auf die bekannte Manſardſtube folgte. Wie hätte ſie auch eine ſo plötzliche Umwandlung eines geſtern Abend noch ſo heiteren Gemüths erwarten oder den erhöhten Zuſtand der Seele begreifen können, den Fides erſt in Blick und Bewegung und bald auch in der wunderbaren Spannung aller Gefühle und Gedanken verrieth! Gertrud wußte aus Erfahrung, daß Frauen im Zuſtande ihrer Mutterhoffnung, bei wechſelnden Stimmungen, oft von einem ungewöhnlichen Muthe beſeelt ſind: daß aber mit einem verhängnißvollen Geheimniſſe eine ähnliche erhöhte Entſchloſſenheit auch in dem Herzen eines liebenden Mädchens einkehren könne, davon hätte ſie ſich keinen Begriff gemacht.

Wann und wie finden wir den Baron Franz Karl? fragte Fides haſtig und leiſe; worauf Gertrud erklärte, daß ſie allerdings Mainz nicht gern verlaſſen möchte, ohne den Baron geſprochen und gewarnt zu haben.

Alſo auch gewarnt! rief Fides. Erſchreckt nicht, liebſte Frau. Laßt uns jetzt recht offen und ehrlich gegen einander ſein. Beide haben wir ein edles Leben zu ſchützen, mindeſtens vor Unglück zu hüten, ſei es ein großes oder kleines, — vielleicht das größte und wahrſte! Wir müſſen Freundinnen ſein für ein ſo ernſtes, gemeinſames Vorhaben, noch innigere Freundinnen, als wir's geſtern ſchon geworden ſind. Wir wollen unſere Herzen austauſchen, Gertrud, und wir finden ein gemeinſchaftliches Geheimniß darin!

Gertrud erſchrak vor dem leidenſchaftlichen Ausdruck der Worte, mit welchen das aufgeſpannte Mädchen ſo ungeſtüm ihre Freundſchaft und Hingebung foderte. Im Gefühl ihrer Frauenwürde umarmte ſie, zum Zeichen ihres Vertrauens, die bebende Fides und drückte ſie feſt an ſich, als ob ſie ihr damit auch Ruhe und Faſſung zu geben im Stande ſei.

O es iſt gewiß dieſelbe Sache, Frau Gertrud, die Ihr habt und die ich habe! fuhr Fides fort. Sagt mir nun: Rührt Euer Anliegen an den Baron nicht aus dem rothen Buche her?

Aus dieſer Agende, aus dieſem Gebetbuche meines —? fragte die Frau verwundert, und ſetzte nach einigen überlegenden Augenblicken hinzu: Nun ja doch! Ich darf's ja wol ſagen. Hört, liebe Fides! Ich weiß gerade nicht, in welchem Verkehr mein — Oheim, der geiſtliche Rath Garzweiler, mit dem Baron ſteht.

O, in dem feindſeligſten, das eine Seele denken kann! rief Fides.

Nicht wahr? O, ich dacht' es wohl! ſeufzete Gertrud.

Heißt das, verſteckter Weiſe, Gertrud: öffentlich ſteht er auf's Freundlichſte mit ihm; denn Euer Oheim — Verzeiht Gertrud! aber er iſt ein entſetzlicher Menſch! Das weiß ich ſeit dieſer Nacht.

O mein Gott! flüſterte die gute Frau mit einem Schmerze, den Fides nicht ahnen konnte.

Weiter, ſprecht nur erſt aus, beſte Gertrud!

Während ſeines Fiebers, fuhr dieſe fort, hat er Worte und Geſinnungen an Tag gebracht, die mich für den guten gnädigen Herrn beſorgt machen. Es läßt ſich nicht ſo recht ſagen: es ging Alles fieberhaft durcheinander. Aber der Baron muß gefährliche Papiere und Abſchriften in Händen haben, und der erzürnte Mann will ihn damit zum Verräther machen. Und — ach! es iſt noch gar Vieles!

Ich weiß! Auch das hab' ich geleſen! rief Fides.

So? Ihr wißt es auch? —

Ja, dies und noch vieles Andere, und Alles aus dieſem rothen Buch der Hölle! —

Gertrud fuhr entſetzt zurück. Sie begriff nicht, was es ſein könnte. Garzweiler hatte ihr das Buch zwar ſehr anempfohlen, aber nicht verboten, es zu öffnen, — aus Beſorgniß vielleicht, ihre weibliche Neubegierde rege zu machen. Fides ſuchte ruhigen Athem zu gewinnen, und erzählte dann in kurzen eiligen Worten, auf welche Weiſe ſie letzte Nacht dazu gekommen ſei, das Buch zu öffnen. Sie ſuchte Gertrud zu überzeugen, daß auch ſie es nun einſehen dürfe; denn es ſei ihr ja ein rothes Gebetbuch anempfohlen worden, dies aber weiſe ſich als ein Sündenregiſter aus.

Bei dieſen Worten hatte Fides das Buch ſchon aus der Scheide gezogen, nahm das Blatt mit der Namensüberſchrift des Barons heraus, und ſchob es mit bebender Hand der betroffenen Freundin zu. Gertrud erkannte gleich die Handſchrift und las, während Fides ſich erſchöpft auf den Weidenſtuhl niederließ und das blaſſe Geſicht in die linke Hand ſtützte. Es war eine Weile todtenſtill im Gemach, ſo daß man vom Thiermarkte her eine fröhliche Muſik und das luſtige Treiben des Volkes vernahm.

O lieber grundgütiger Gott! ſeufzete endlich Gertrud und wankte nach Fides, über die ſie ſich weinend mit den Worten neigte: Nun ſehe ich freilich auch, was Euch das Alles angeht, arme Fides, und warum Euer ſchmerzhaftes Herz ſo dabei iſt!

Doch die Beklagte, noch zu voll ihres Vorhabens, um ſich einer gerührten Theilnahme hinzugeben, faßte den Gaſt ihres Hauſes und Herzens heftig an beiden Händen und ſprach:

Nun hört mich, Gertrud! Das Alles muß der Baron wiſſen, und Ihr müßt es ihm eröffnen.

Ich? rief die erſchrockene Frau. O lieber Jeſus, nein! Ich ſoll das Alles von meinem —? Nein, nimmermehr!

Sie wankte, als ob einer böſen Verſuchung zu entfliehen, der Thüre zu. Fides eilte ihr nach, ſie zurückzuhalten. — Und warum denn nicht? fragte ſie, die bebenden Hände auf Gertrud's Schultern gelegt, und ihr in die thränenvollen Augen blickend. — Eine wunderbare Begeiſterung kam dabei in ihr Herz, deſſen Geheimniß einmal angebrochen war, und ſie ſprach, ſich ſelbſt und Gertrud zu überzeugen, einen Strom von Gedanken hin, die, in der Schmerzensſtunde dieſer Nacht dunkel empfangen, ihr jetzt mit der Gewalt einer Eingebung klar vorſchwebten. — Es muß ja geſchehen und darf nichts verſäumt werden, ſagte ſie. Ihr wißt jetzt, Gertrud, in welcher Umgebung der edle Baron lebt, Euch und mir ein lieber

Freund, — in welche Verwandtſchaft er fällt, aus welchem Gelde ſein häuslich Glück geſchmiedet, von welchen Händen ihm der Myrthenkranz der Liebe geflochten wird. Seht, beſte Gertrud! Sein Herz iſt gewiß nicht irre gegangen; die Comteſſe Joſephine — ich kenne ſie nicht, aber Franz Karl's Wahl bürgt für ſie. Sie muß rein, und edel und herrlich begabt ſein! Aber wir müſſen ihm dies Glück von den Gefahren befreien, von denen es bedroht iſt. Er ſelbſt kennt ſie nicht, dieſe Gefahren, aber wir kennen ſie, und wir lieben ihn. Sein edler Name, ſein männlicher Stolz iſt gefährdet. Er muß ſich losmachen von dieſer Gräfin, dies Amt, dieſe Ausſteuer wegwerfen, und ſich auf ſeinen eigenen Werth und Beſitz und in die Unabhängigkeit ſeines Standes und Herzens retten. Dann erſt kann ſeine Liebe beglücken und dauern. Aber jetzt —? Dies Blatt könnten wir vernichten; auch würde es ihm aus dieſer dunkeln Kapſel niemals unter die Augen kommen: aber, wäre ihm damit geholfen, und die Bedrohniß ſeiner Zukunft vertilgt? Der Inhalt dieſer Zeilen ſchwebt ja in der Luft von Mainz, und iſt auf dieſe Blätter nur wie ein giftiger Thau niedergefallen, und mit der Verlobung, mit der Heirath des edeln Freundes wird die boshafte Nachrede der Menſchen ſeine Ehre und ſein blankes Wappen anhauchen. Und er ahnet es nicht! Ein lachender Betrug, eine bezaubernde Täuſchung tückiſcher Menſchen haben ſein Herz, ſeinen hohen Sinn eingenommen; aber ſie werden ihm ſpäter vor der Welt als eigene Abſicht und Schuld angerechnet. Man wird ſagen, das Alles ſei mit ſeiner Zuſtimmung geſchehen, nicht Liebe, — Geld und Ehrgeiz habe ihn getrieben. —

Und nun denkt Euch, Gertrud, daß ihm Alles einmal klar wird, wann es zu ſpät iſt, und er ſieht all' die betrübten und ſogar verachtenden Blicke edler Männer auf ſeine beſchämte Stirne zielen! Der Adel freilich nimmt ſolche Verhältniſſe leichtfertig genug: aber wir ſtehen vor einer Zeit, in der — wie der gelehrte Profeſſor Blau ſagt — auch wir Bürgerlichen uns gegen den Adel ein Herz herausnehmen und einen edeln Stolz des Rechts und der Bildung faſſen. Und der Baron geht auch ſchon mit ſolchen Männern um, deren Urtheil ihm nicht gleichgültig iſt, wie mit dem berühmten Forſter, von dem ſelbſt dieſe giftigen Blätter nur Rühmliches ſagen, wenn auch von ſeiner Frau —

Fides ſchwieg, und war auch erſchöpft Sie hatte haſtig und heftig ſich außer Athem geſprochen.

Gertrud ſtand mit gefalteten Händen und dem Blicke des Staunens vor ihr. Sie begriff dieſen hohen und ungeſtümen Erguß einer liebenden Seele nicht, die in wenigen ſchmerzvollen und träumeriſchen Stunden die verwickelte Lage des Geliebten — nicht durchdacht, ſondern durchfühlt und durchwühlt hatte, mit einem Herzen voll Angſt und Ahnung, bis ſie endlich, wie durch eine Eingebung, das volle Verſtändniß und für dieſes den begeiſterten Ausdruck fand.

Nach einer Weile ſetzte Fides gleichſam als Schluß ihrer Rede hinzu:

Seht, darum müßt Ihr, liebe Gertrud —

Und ich kann dennoch nicht! rief dieſe ſchmerzlich aus. Und indem ſie, wie ſich von ihrem Staunen auf ſich ſelbſt beſinnend, die Hand an die Stirne legte, fuhr ſie fort:

Seht, beſte Fides, ich dachte den lieben gnädigen Herrn nur zu warnen, daß er einen Feind habe, der ſich an ihm rächen wolle, und der von gefährlichen Papieren wiſſe und dergleichen. Lieber Gott! Es iſt mir nicht eingefallen, ihm dieſen Mann, der mich ſo nahe angeht, zu nennen. Aber nun iſt ſo viel dazu gekommen, was wichtiger als jene Schriften iſt, und was ich nicht alles — Ja, wenn ich reden könnte, wie Ihr! Wie ſoll ich denn das Alles, was des gnädigen Herrn Ruf und häuslich Glück, das Vertrauen zu ſeiner Braut und den Verwandten und Alles, was auf dieſem Blatt ſteht —? Ach, ach! daß es ſo in der Welt zugeht, und ſo ſündhaft in Mainz ausſieht! O, warum bin ich nicht in meinem Oeſtrich geblieben?

Ja, um das Alles gilt es jetzt, Gertrud! erinnerte Fides. Und du weißt nun auch, Frau, was mich das im Beſonderen angeht, und daß ich alſo ſelbſt nicht thun kann, was doch geſchehen muß. Ich nicht, eben weil ich es aus Liebe thue, die man nicht erkennen, aber noch weniger verkennen darf. Doch Ihr könnt es und müßt es aus Dankbarkeit gegen den Baron thun und mir zu Lieb'. Und Ihr könnt es auch: Ihr zeigt ihm nur dies Blatt und braucht gar nichts zu reden.

Ach, ich darf ja nicht! rief die arme Frau händeringend. Wenn ich Euch nur ſagen könnte, warum ich nicht darf. Nein, ich will heut noch nach Oeſtrich und wenn ich zu Fuß hinlaufen muß!

Was heißt das, Ihr dürft nicht? fuhr Fides ungeduldig fort. Wer wehrt es Euch? Ich aber ſage Euch, Ihr könnt gar nicht anders, Ihr müßt: wenn nicht aus

Dankbarkeit und Freundſchaft, doch um Eures Kindes willen, Eures Nazi, der auch einmal ein ehrenwerther und glücklicher Mann werden ſoll, und dem Ihr jetzt dieſe Gnade des Himmels durch einen kleinen Gang zum Baron verdienen könnt.

O mein Nazi! rief Gertrud, und faltete betend die Hände. Doch von einem innern Schauer durchſchüttert, ſetzte ſie, wie aus einem verzweifelten Drang des Herzens hinzu: Nein, Fides, nimmer! Und wenn ich es als Mutter zum Segen für mein Kind thun wollte, dürft' ich doch nicht als Tochter meines eigenen Vaters Schuld und Handſchrift verrathen!

Sie erblaßte, das Licht ſchwand vor ihren Augen und ſie ſank, von Fides erfaßt, in die Kniee.

Es war die erſte Ohnmacht, die der beherzten Frau im Leben zuſtieß. Freilich, wieviel Schmerzliches, zumal für ihre jetzigen Umſtände, hatte ſie nicht ſeit jenem Gewitterabend am Saume des Waldes durchzukämpfen gehabt! Dennoch wäre ſie noch immer leichter und lieber mit ihrem zweiten Kinde, als mit ſolchem Bekenntniſſe niedergekommen, mit welchem aller ins Innerſte zurückgedrängte Jammer in einem einzigen Worte plötzlich ausgebrochen war, um ſie zu Boden zu werfen.

Fides hatte ſie in den Seſſel aufgerichtet, und ſprang ihr mit ſtarker Eſſenz bei, die ſie vom Krankenbette der verlebten Muhme mitgebracht und vom Auspacken her noch in der Nähe hatte. In dieſer Bemühung hörte ſie die Mutter von unten rufen, Jean Baptiſt ſei da. Bei dieſem Namen ermunterte ſich Gertrud. Sie hoffte, der Schiffer komme, ſie nach Oeſtrich zu fahren und trieb

Fides an, hinab zu gehen. Fides ſuchte ſich zu faſſen, führte die erwachte Frau ans offne Fenſter, und erzwang eine gelaſſene Miene, womit ſie hinunterging.

Der Vetter war nur gekommen, zum Schifferſtechen auf den Nachmittag einzuladen. Er habe ein geräumiges Boot mit Bänken und einer ausgeſpannten Decke für ſeine guten Freunde eingerichtet, ſagte er, damit die Frauenzimmer bei ſo viel Zudrang am Ufer die Spiele bequemer vom Strom aus mit anſehen könnten. Er bezeichnete zugleich die Uferſtelle, wo das Schiffchen halten und aufnehmen würde.

Fides dankte und ſagte für den Fall zu, daß die eben ohnmächtig gewordene Frau Gertrud wieder wohl genug werde, um mitzukommen. Sie nahm dies Unwohlſein zugleich zum Vorwande, ſich bald wieder zu entfernen.

Mit einer feierlichen Ruhe trat ſie vor Gertrud, und mit den Worten: Wir haben einander ſchwere Bekenntniſſe gemacht: kommt, wir wollen ſie vor der Welt verſiegeln! umarmte ſie und küßte die erblaßte Frau. Beide hielten ſich eine Weile ſtill umſchlungen, dann ſagte Fides:

Nun bleibt nichts übrig, als daß mein Vater die Botſchaft dieſes ſchmählichen Geheimniſſes an den Baron übernehme.

Nein, nein, Fides! rief Gertrud erſchrocken. Her mit dem Buche! Wer weiß, was von mir und meiner ſeligen Mutter darin ſteht! Niemand ſoll einen Blick in dieſe Blätter thun! Niemand auch die Handſchrift erkennen! Der unglückliche Mann leidet ſchon genug!

Fides war höchſt betroffen. Eine Angſt überfiel ſie, das Buch könne ihr entzogen werden; während ihr ein dunkles Vorgefühl ſagte, ſie werde dieſes troſtloſen Zeugen irgendwie und wozu noch bedürfen. Ihr Mutterwitz gab ihr die Ausflucht ein, der beängſtigten Frau Recht zu geben, um ſie zu beſchwichtigen.

Gut, liebe Gertrud! ſagte ſie. Beruhigt Euch! Zum Ueberfluß wollen wir das unſelige Buch ganz einſchließen, damit es mein Vater nicht zufällig finde. Später läßt ſich überlegen, was für den Herrn Baron zu thun iſt. Denn etwas muß für ihn geſchehen. Bedenkt nur, daß wir nicht ohne Fügung des Himmels mit unſern Herzensgeheimniſſen uns vor den Geheimniſſen dieſes Buches begegnen!

Sie barg das rothe Buch in die Scheide, verſchloß es in ihrer Kleiderkiſte, und bemühte ſich, ruhig und freundlich zu erſcheinen.

Dreizehntes Kapitel.

Dieſer Ausgang ermunterte die bekümmerte Frau um ſo mehr, als ſie nun auch die wohlthuende Erleichterung empfand, die durch den Blitzſtrahl ihres Bekenntniſſes in den ſchwülen und geſpannten Zuſtand ihres Gemüthes gekommen war. Sie fühlte ſich von einer drückenden Laſt erleichtert mit dem Troſte, daß ihr Geheimniß weder auf ein anderes Herz gefallen, noch an bösgeſinnte Menſchen verrathen ſei. Statt mit dem eigenen Kummer, beſchäftigten ſich ihre Gedanken mit der Liebe ihrer jungen Freundin, — einer Angelegenheit, zwar auch nicht glücklich, aber auch nicht niederdrückend für ein ſo edles Herz, wie es Fides beſaß.

In dieſer Stimmung war Gertrud leichter zu bereden, das Schauſpiel des Schifferſtechens mit anzuſehen. Fides ſelbſt foderte ſie dazu auf, nicht aus eigenem Verlangen nach einer ſolchen Beluſtigung, die ihrem Sinne jetzt ſehr fern lag; ſondern aus der heimlichen Abſicht, Gertruden zu zerſtreuen und von dem ängſtlich gehüteten Buche abzubringen. Vielleicht war es auch ein Inſtinkt des Herzens, was Fides nach jenem Schaugepränge verlockte; wie denn unſere Seele nicht ſelten bei innerer Rathloſigkeit ſich ohne Ueberlegung nach Lärm und Luſtbarkeit getrieben fühlt, als ob ſie, von Angſt und Ueberlegung geſtört oder beirrt, gerade mitten in äußerer Zerſtreuung der Sinne ſich leichter ſammeln und zurecht finden könne.

Aus einer andern Abſicht trieb Erasmus zum Beſuch der Waſſerſpiele. Er wollte nämlich Fides und Gertrud gern fort haben, und begleitete ſie auch bis zum Steinwalle, wo des Vetters Boot lag, um dann mit Freund Blau, den er am Rückweg abholte, über das geheimnißvolle rothe Buch herzufallen, das er noch auf dem Tiſche des Manſardzimmers zu finden dachte, aber zu ſeinem Verdruß nicht mehr fand.

Unſere beiden Freundinnen waren die erſten, die das Boot beſtiegen, und hatten in Erwartung der Uebrigen eine ruhige Viertelſtunde, ſich die Bewegung an und auf dem Strome zu beſchauen. Etwas mehr aufwärts, wo ſich unter der Einmündung des Maines die Waſſerfläche prachtvoll ausbreitet, war die Bühne für die Spiele eingerichtet, — ein Zweimaſter mit hohen Flanken, von kleineren Fahrzeugen, Booten und Kähnen wie von Kuliſſen umgeben, die ſich gegen die kurfürſtliche Favorite am linken Hochgeſtade öffneten. Dieſe Fahrzeuge waren theils ſelbſt mit Zuſchauern gefüllt, theils ſolche herbeizubringen in Bewegung. Jubel und Jauchzen belebten die Waſſerfläche, und noch lärmender ging es am Ufer, unterhalb des Höhenzuges der Favorite, zu, wo ſich die Tauſende von Zuſchauern zuſammendrängten, und als bunte lebendige Guirlande am ſandigen und graſigen Geſtade hinzogen. Die Schiffe und Boote prangten mit Flaggen und Wimpeln aller Rheinlandsfarben; das Hauptſchiff, die Semiramis, rollte ſeine große Fahne, vom Winde bewegt, auf und zuſammen, als grüße dieſe Königin des Orients die hohe Geſellſchaft von Königen und Fürſten auf den hängenden Gärten der Favorite.

Wie das gefüllte Boot unſerer beiden Freundinnen in die Nähe des Hauptſchiffes überfuhr, bemerkte Fides eine Anzahl neuer Flaggen mit einem auffallenden Sinnbilde bezeichnet. Auf goldgelbem Grunde nämlich erblickte man einen leichten Anker, von einem Ruder überkreuzt, das nicht wie zum Dienſte geſenkt, ſondern wie ein Scepter aufgerichtet ſtand, mit einem Myrthenkranz umwunden. Sie befragte den Fuhrmann um den Schiffsherrn einer ſo anmuthigen Flagge, und erfuhr, Jean Baptiſt habe ſich dies Zeichen gewählt, und all' dieſe Boote ſtänden unter ſeinem Befehle, theils ihm eigen, theils auf gewiſſe Zeit gemiethet.

Von hier, der Mitte des Stromes aus geſehen, hob ſich das Hauptgebäude der Favorite hervor, und machte mit dem Amphitheater von je drei Seitenpavillons auf Terraſſenabſätzen Front gegen den Strom. In Mitte des Amphitheaters ſprang eine Fontaine über einem Weiher mit Inſelchen. Auf den Terraſſen erblickte man die hohe Geſellſchaft der Fürſtlichkeiten in Gruppen nach etikettengemäßer Vertheilung. Entfernt von dieſen majeſtätiſchen Sitzen unter farbigen Zelten, waren auf Raſenplätzen unter Bäumen für Frauen untergeordneten Ranges Bänke angebracht; ſo daß gleichſam bunte Menſchenſträuße aus dem Sommergrün der chineſiſchen Anlagen hervorleuchteten.

Auf ein vom Oberhofmarſchall, Grafen von Ingelheim, gegebenes Zeichen fiel ein Kanonenſchuß und ertönte das Signal eines Trompeters. Pfeilſchnell und um die Wette fahren zweimal ſechs Kähne von der Mainmündung herab auf das Hauptſchiff zu. Jeder Kahn, mit drei Ruderknechten bemannt, führt einen jungen Schiffer, und dieſe ſtehen, alle in blaßrothem Matroſenanzuge, barfuß auf dem Hintertheil ihrer Boote, mit Stangen bewaffnet, die einen fauſtartigen Knopf und ſpiralförmigen Anſtrich — ſechs weiß und roth, ſechs weiß und grün — haben. An der Semiramis angekommen, erklettern ſie mit gewandter Haſt das hohe Verdeck, und ordnen ſich in der Reihenfolge, wie ſie es erreichen, zur Preisbewerbung.

Der Erſte, welcher das Verdeck erſchwang, war Jean Baptiſt. Wie er kühn ans Bord vortrat und in freier

Stellung den Blick über den Strom und das belebte Ufer nach den hohen Sitzen der Fürſten ſchweifen ließ, mußte Fides geſtehen, daß der Vetter durch ſchlanken Wuchs und edle Haltung unter Allen hervorragte, die neben ihm nach und nach das Schiff erklettert hatten. Auch ſchien er ſich ſelbſt in ſeiner Stellung ſo zu gefallen, daß er an der Bewerbung um den erſten Preis, der durch Erklettern einer am Spriet des Hauptmaſtes aufgeſteckten Fahne zu gewinnen war, keinen Antheil nahm. Er hatte ſich eben als der gewandteſte Kletterer ſchon erwieſen.

Unter dem Jubel der Zuſchauer, wozu vom Verdeck eine rauſchende Muſik ſpielte, verſank Fides immer mehr in Nachdenken über ihre heimlichſte Sorge, den theuern Freund von den Geheimniſſen des rothen Buches in Kenntniß zu ſetzen. Sie hatte Gertruden geloben müſſen, das Buch vor aller Welt verſchloſſen zu halten; dennoch mußte dem Freund um ſeiner Zukunft willen dieſer trübe Lebensſpiegel vorgehalten werden. Sein Glück, ſeine Ehre blieb ihrem Herzen ſo heilig, wie ihr Gelöbniß. Wie ſollte dieſer Widerſpruch gelöſt, wie und durch wen konnte, wenn nicht das verſchworene Buch, doch wenigſtens der entſetzliche Inhalt des Blattes dem argloſen, liebesfrohen Baron überliefert werden? Sie ſelbſt blieb ſich nur noch übrig dazu: aber ihr ganzes Mädchenherz empörte ſich dagegen. Was ſollte Franz Karl vor ihr denken? In welchen falſchen Schein und übeln Verdacht würde ſie die reine Abſicht ihres Herzens bringen? Und nicht blos dies: der Inhalt ihrer Mittheilung ſelbſt konnte verdächtig und zweifelhaft werden, beſonders wenn ihr die Zeugenſchaft jenes geheimnißvollen Buches fehlte? — Doch nein! Franz Karl würde ſie nicht verkennen, ihr nicht mißtrauen, — das fühlte ſie mit Zuverſicht: aber wie konnte der beſchämende Inhalt des Blattes, unter Franz Karl's Augen, über ihre eigene Zunge gehen? Darin lag der Kampf ihrer Zweifel und ihres Verlangens.

Während Fides ſolche Fragen und Widerſprüche in ihrem angſtvollen Herzen wälzte, war ſchon das zweite Schifferſpiel in luſtigem Schwung. Ein vierzig Fuß langes Bugſpriet ſtreckte ſich vom Verdecke der Semiramis hoch ſchwebend über's Waſſer hinaus, an der Spitze mit einer Ehrenflagge beſteckt. Dieſe Fahne, über den Balken ſchreitend, zu erreichen und zu nehmen, war die Aufgabe, auf deren Löſung ein Geldpreis ſtand. Mit muthigen Schritten betritt ein junger Schiffer das ſchwanke Spriet; aber gar bald verliert er das Gleichgewicht, wankt und ſtürzt hinab; über ihm ſchlagen die Wellen zuſammen. Ein vielſtimmiger Schrei der Menge vom Ufer her geht, ſobald der Schiffer wieder ſchwimmend emportaucht, ſchnell in ein Gelächter über, und von Flut und Lachen gebadet, erreicht er ſeinen Kahn, aus welchem er das Schiff von Neuem erklettert.

Eben ſtürzt auch ſchon ein Nachfolger vom Balken und das tauſendſtimmige Gelächter wiederholt ſich.

Jean Baptiſt betritt nun das Spriet und ſchreitet, mit beiden Armen wagehaltend, raſch vor, vom ſchwanken Balken immer höher geſchnellt. Jetzt ſchwirrt er um, aber ſchwingt ſich noch einmal auf, eilt mit kurzen Schrittchen über den Balken, erfaßt im Sturze die Fahne und reißt ſie mit ſich in die Flut. Bravo! erſchallt es vom Ufer, und einige Tücher winken aus den fürſtlichen Kreiſen.

Während hierauf wieder eine luſtige Muſik ſpielte, ward vom Maſte der Semiramis ein langes Tau nach dem Maſt eines am Ufer liegenden Schiffes gezogen. In Mitte des Tiefbogens, den es, ſprunghoch über dem Waſſerſpiegel, bildete, ward ein großer, lebendiger Aal befeſtigt. Die Wettkämpfer, naß und blaß von Ausſehen, nahmen mit ihren Booten die Höhe des Waſſers zum Anlauf, und ſuchten unter, dem Bogen hingleitend, durch einen gewandten Sprung den Aal zu erfaſſen. Aber mit der Hand am ſchlüpferigen Thier abglitſchend, ſtürzen ſie hinter ihrem, während des Sprungs entglittenen Boote ins Waſſer und erregen ſchallendes Gelächter.

Drei Springern war es ſchon ſo gegangen, als der eben anfahrende Jean Baptiſt vor einem überraſchenden Zwiſchenſpiele halten ließ.

Eine Reihe dürftiger Fahrzeuge kamen vorüber, mit geflickten Tüchern überſpannt, die kaum vor Regen und Sonne ſchützen konnten. Eben ſo elend ſahen die Inſaſſen dieſer Fahrzeuge aus — Männer und Frauen, Greiſe und Kinder und allerhand Hausrath nebſt Hunden und Ziegen. Auf den Mittelpunkt der Spiele geſpannt, hatte man die Herankommenden kaum eher bemerkt, als ſie ſich dem ſchwebenden Tau näherten, um darunter hinzufahren. Eine ſtattliche Frau hielt vom freien Hintertheil ihres Bootes einen halbnackten Knaben empor, der mit einer Sichel raſch und keck den Aal abſchnitt und ins Boot fallen ließ. Ein Jubel entſtand darüber unter den Zuſchauern am Ufer. Aus den Booten, an denen ſie hinfuhren, rief man ihnen zu, wer ſie ſeien und wohin ſie zögen.

Arme Pfälzer! war die Antwort. Nach Amerika.

Nach Amerika! Valet! Valet! erſcholl es aus den Schiffen der Zuſchauer und vom Ufer her; wogegen die ziehenden Männer zum Dank die Hüte ſchwenkten und die Frauen ihre zappelnden Kinder emporhoben.

Es war ein erſchütternder Augenblick, dieſe Verlaſſenen im Angeſicht des luſtigen Volkes und der deutſchen Fürſten, gleich Schatten fliehenden Gewölks über eine ſonnige Landſchaft, vorüberziehen zu ſehen. Jean Baptiſt war nach der Semiramis gefahren, den auf den Aal geſetzten Preis von 30 Gulden abzuholen, und händigte das Geld dem muthigen pfälzer Knaben ein. Zugleich hatte er den Muſikanten auf dem Verdeck des Schiffes ein Wort zugerufen und ſie ſpielten den feierlichen Marſch, den ſie noch aus der Trauerzeit für Kaiſer Leopold inne hatten. Dies ſteigerte den ergreifenden Eindruck, den die Auswanderer hinterließen; ſo daß man die Luſt für das nächſte Spiel ziemlich verloren hatte. Dies war nun erſt das eigentliche Schifferſtechen, und ging vor ſich, indem die zwölf Schiffer, nach ihren zweifarbigen Stangen in zwei Kampfparteien getheilt, zu Berg und Thal des Stroms einander entgegenzogen, und im Vorüberfahren mit ihren ſtumpfen Lanzen ſich wechſelſeitig zu treffen ſuchten. Der Getroffene ſinkt vom ſchmalen Brett ſeines Kahnes rücklings in die Flut. Oft taumeln beide Gegner von gleichgewaltigen Stößen über Bord, oder der Sieger verliert von Eifer und Anſtrengung das Gleichgewicht, und ſtürzt dem Beſiegten nach; falls er nicht etwa, um ſich zu erhalten, die Schifferlanze fahren läßt, die dann dem ſchwimmenden Gegner noch als Beute zufällt

So wiederholte ſich und wechſelte der Stechkampf, bis es Einem gelungen war, dreimal Sieger zu bleiben und ſo den Preis von 12 Gulden davonzutragen. Dieſer Einzige war Jean Baptiſt.

Hatte man ſchon dieſem Spiele wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt; ſo mißlang vollends der ſchließliche Spaß mit den Enten. Ein buntes Schiffchen ward nämlich am Maſte der Semiramis emporgezogen, während die Schiffer in der Kajüte ſich ſchnell trocken gekleidet und mit Schürzen verſehen haben. So harren ſie in ihren Kähnen, bis plötzlich der Boden des Schiffchens bricht, und zwanzig Enten aus der Höhe flatternd niederſtürzen, mit Ziffern bezeichnet, nach welchen für die Fänger beſtimmte Preiſe zu gewinnen ſind. Dies Fangen und Haſchen nach ſchwimmenden Enten langweilte die unruhigen Zuſchauer; die Neubegierde, die bisher Tauſende zuſammengehalten, reißt, wie der Faden eines Blumenſtraußes entzwei, und die gebundene Volksmenge zerfällt wild auseinander. Man eilte fort, durch die Stadt nach der Bucht unter dem Fiſchthore, wo die Pfälzer angelegt hatten, um zu übernachten.

Dorthin ließ auch Jean Baptiſt das Boot ſteuern, in welchem Fides mit der übrigen Geſellſchaft ſaß. Es waren hauptſächlich Bürgerfrauen, Verwandte Jean Baptiſt's, die ſich ſehr vergnügt über die Spiele und des Vetters Geſchicklichkeit ausließen. Fides blieb ſchweigſam, wiewol im Innern tief bewegt. Sie hatte von den Vorgängen um ſie her, ſelbſt wenn ihre Augen darauf gerichtet waren, das Wenigſte beachtet. Der lachende Sommertag, die weite Landſchaft, der luſtige Verkehr zwiſchen

Strom und Ufer, Sonnenſchein und Menſchenjubel hatten ihrem Herzen nichts abgewinnen können. Wie die Seele eines Tiefbekümmerten, je lauter es um ihn her wird, deſto mehr in ſich einkehrt: ſo erging es der nachdenklichen Fides mit dem großen Anliegen ihres liebenden Herzens. Einen Augenblick hatte ſie zur Vermittelung dieſes Anliegens an Frau Forſter gedacht, — eine Vertraute des Barons, wie Fides aus einem Blatte des rothen Buches geſehen; doch auf demſelben Blatte war auch eines heimlichen Verhältniſſes dieſer Frau mit einem Herrn Huber gedacht, und dieſe Andeutung ſchreckte Fides. Sie befürchtete gerade von einer ſolchen Frau eine leichtfertige Vorausſetzung und ein argwöhniſches Urtheil.

So kam Fides mit ihren ungelöſten Fragen und Räthſeln bei den pfälzer Auswanderern an. Um die Bucht, wo das Boot gelandet war, drängten ſich die heitern, gemüthlichen Einwohner, bemüht einen Antheil ihrer feſtlichen Freude den armen, heimathloſen Familien zuzuwenden. Wein und Speiſen wurden im Ueberfluſſe zugetragen; bald auch häuften ſich Kleidungsſtücke für Alt und Jung, leinene und wollene Sachen für die Säuglinge; wobei auch an Diejenigen ſchon gedacht war, die noch erwartet wurden, obgleich ſie beſaßen, was ihren Müttern fehlte, — ein geborgenes Plätzchen der Liebe. Man gab und nahm unter Freudenthränen; bis der reichlich fließende Wein die Stimmung — und die verbeſſerten Anzüge das Ausſehen der armen Deutſchlandsflüchtlinge umwandelten, und die Luſt des herrlichen Sommerabends über alle Noth und Sorgen ſiegte.

Nach und nach miſchten ſich auch manche von den mainzer Aufgeregten ein, und brachten es auf die Bedrängniſſe, von denen ſo viele Familien aus der ſchönen Heimath der Pfalz vertrieben würden. — Es war eben nicht mehr zum Aushalten, ſagte ein ſtattlicher Mann, dem man den proteſtantiſchen Pfarrer anſah. Die Beamten ſcheren und ſchinden dort die Einwohner; denn nicht der Kurfürſt regiert, ſondern der Geheimerath Lippert und der Exjeſuit Frank, unter denen wieder in den Provinzen die Landvögte herrſchen, beſonders der herzloſe Oberndorf, der über die Pfalz geſetzt iſt. Unſer lieber Karl Theodor in München — Theodor heißt ſoviel als Gottesgabe! — fühlt ſich ſo behaglich dabei, ein Spielwerk des öſtreichiſchen Kabinets und italieniſcher Dirnen zu ſein, daß ihn die Miniſter und die Pfaffen nicht gern ſtören mögen. Und wenn uns alſo die weltlichen Vorgeſetzten mit Scorpionen ſchlagen, ſo drücken uns die Mönche mit dem Kruzifix brennende Wunden. Denn auch der ehrlichſte Katholik darf nur ein Wort von bürgerlicher oder religiöſer Freiheit ſprechen, oder nur irgend ein geiſtiges Intereſſe verrathen, ſo wird er ſtracks für einen Ketzer erklärt, und darnach behandelt. Was blieb uns daher übrig, wo das Geiſtige verboten und das Materielle verkümmert wird? Amerika! Oh! es werden uns noch Viele, noch Scharen folgen, auch aus dem übrigen Deutſchland; denn nirgends fehlt es an Theodoren, und alle Thronende wollen ja Gottesgaben ſein. Beſſer wird es auch nicht werden im Vaterlande. Und wißt ihr warum, lieben Freunde? Das Regieren iſt zu einem Handwerk heruntergekommen, und die Zunftgenoſſen haben den Heiligenſchein der Herrſchaft verrathen. Sie treiben's für Geld, verkaufen ihre Unterthanen nach Amerika, wie man Schiffsladungen kalblederner Schuhe verſendet; ſie ruhen ſich auf ihren Verdienſten aus, und laſſen die Altgeſellen zuſchneiden. Und nachdem es ſich ſo wie jetzt in Frankreich regt, wird es noch ſchlimmer werden: in jedem Herzſchlage, der nach friſchem Glauben ringt, in jeder Handbewegung, die einen freien Wirkungskreis ſucht, werden die Herrſchenden nichts als Frevel und Empörung erkennen. Aber verlaſſen von aller Weisheit, mit welcher der Himmel nur die heilige Herrſchaft ſegnet, werden ſie hemmend und unterdrückend gerade das fördern, was ſie verhindern wollen — Beſchränkung des Zunftzwanges des Herrſchens und Gewerbfreiheit eines ehrenvollen Dienens. Wir finden beides — in Amerika.

Euer Karl Theodor iſt auch nicht zu unſerem Karl Friederich gekommen, rief der Bürger Make, ſonſt wollt' ich Euch gern hinaufführen auf die Favorite unſeres alten Herrn, und Ihr könntet euerem gnädigen Kurfürſten Lebewohl ſagen.

Unſer Theodorchen braucht Eueres Kurfürſten Favorite nicht, antwortete der Pfälzer lächelnd: es fehlt ihm nicht an Favoriten in der eigenen Pfalz.

Dieſe Wendung gefiel, und man drängte ſich immer mehr mit Händedrücken um den freimüthigen Mann.

Fides unterhielt ſich inzwiſchen mit einer Greiſin, die auf einem ausgeſchifften Balken ſitzend, einen Knaben auf dem Schooſe hielt. — Und auch Ihr, gute Mutter, wollt noch ſo weit wegziehen? fragte ſie theilnehmend.

Ja, mit meinem Schatz! antwortete die Alte lächelnd, wobei ſie den zappelnden Buben in der Luft tänzelte.

Das iſt ein ſchlimmer Kerle da, der meiner Tochter 's Leben 'koſtet hat. Nun iſt mein Schwiegerſohn ohne Mutter für ihn, und da muß denn die Großmutter mit. Ich hätt's freilich für mich allein noch lange gut genug gehabt auf die kurze Zeit, die ich noch vor mir habe: iſt man denn aber nur für ſich ſelbſt auf der Welt? Die Welt iſt ſo ſchwer, und will doch vorwärts: da muß man denn ſchieben und drücken helfen, bis man dahinter liegen bleibt.

Ach, ach! rief Fides, wie vor einer Erſcheinung erſchrocken.

Was iſt Euch denn geſchehen, Jungfer? fragte ſich erhebend die Bäuerin.

Aber ſchon eilte, von ihrer Eingebung getrieben, Fides fort — durch das Fiſchthor, über den Heumarkt. Hier blieb ſie tief ausathmend mit einem Blick am hohen Dom hinauf ſtehen. — Bin ich denn für mich da? ſprach ſie vor ſich hin. Lieb' ich denn mich und den leichten Duft meines Mädchennamens, oder lieb' ich ihn, diene und helfe ihm, ihm und ſeiner Ehre, ſeinem mannhaften Glück? Ja, ich muß auch drücken und ſchieben, und kann ja nur allein abwälzen, was den lieben Freund zu erdrücken droht!

Mit dieſer Löſung ihrer Zweifel eilte ſie fort. In der Zerſtreuung ſchien ſie einen falſchen Weg nach Hauſe zu nehmen; denn ſie kam durch die Präſenzgaſſe um die ſogenannte Inſel und über den Thiermarkt. Erſt als ſie unter den gleichgebauten neuen Häuſern der Univerſitätsgaſſe die Forſter'ſche Wohnung herauslas, zeigte es ſich, daß ſie ſolchen Umweg nicht ohne Abſicht genommen hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Es läßt ſich denken, wie lebhaft die Bitte und das geheimnißvolle Anliegen der ſchönen Fides eine Frau wie Thereſe Forſter beſchäftigte. Die ſo anmuthige als befangene Erſcheinung des Mädchens machte das Räthſel noch prickelnder. Thereſe brachte ihren Mann auf die wunderlichſten Vermuthungen darüber, daß die ſchöne Bürgertochter den Baron Wallbrun vor morgen Nacht durchaus ſprechen wolle. Auch edle Menſchen können ſich unter auffallenden Umſtänden nicht immer eines Anhauches von Argwohn erwehren, und es war in dieſem Falle das wenigſte, daß Frau Thereſe den Baron für verſteckter erklärte, als ſie bisher geglaubt, und daß ſie an der Vorausſetzung hielt, ſein Verhältniß mit der reizenden Bürgertochter ſei wol nie ganz abgebrochen geweſen, er habe es nur ſeinen Freunden nicht eingeſtehen wollen. Sein Ausweichen über die Verlobung mit der Comteſſe Joſephine und ſeine öftere Verſtimmung in letzter Zeit ſchien ſolche Vermuthung zu beſtätigen. In dieſem Verheimlichen ſeiner früheren Neigung wollte Thereſe einen ariſtokratiſchen Tik finden, und gönnte ihm daher im voraus die kleine Beſchämung, daß nun der verheimlichte Verkehr mit den wahrſcheinlichen Unannehmlichkeiten deſſelben gerade vor ihr Vermittleramt gebracht wurde. Sie hatte deshalb auch ihre erſte Empfindung, das Mädchen mit ſeinem dringenden Begehr abzuweiſen, raſch unterdrückt, und bereute es jetzt, beim Eintritt ihres wieder verſöhnten Freundes Huber, um ſo weniger, als ſie dadurch erinnert ward, wie peinigend für ein liebendes Herz Mißverſtändniſſe mit dem Freunde ſind. Sie wünſchte im Stillen dem liebenswürdigen Mädchen das Glück erneuerten Einverſtändniſſes, deſſen ſie ſelber wieder froh war.

Huber kam, das Forſter'ſche Paar abzuholen, und ſie begaben ſich mit anbrechender Dämmerung nach der Favorite. Am Eingangsthore wurden ſie nach den Namen auf ihren Einlaßkarten ſcharf gemuſtert; denn es ſollten um Alles keine unrechten Leute in die Nähe der Monarchen kommen. Dennoch mochte man dieſen den Zudrang einer bewundernden Umgebung aus den höheren Ständen gönnen. Damals liebten die Fürſten noch mehr als heut den geheimnißvollen Genuß anſtaunender Neubegierde; daher ſie ſo gern an offener Tafel ſpeiſten; — eine Befriedigung, wie ſie vielleicht auch der Pfau empfindet, der am liebſten vor umherſtehenden Menſchen ſein majeſtätiſches Rad ſchlägt. Zu ähnlichem Zwecke war eine Anzahl Billete ausgetheilt worden. Forſter erinnerte lächelnd an dieſe Abſicht der Einladung, als ſie von vertheilten Leibhuſaren im Garten nach den beſtimmten Wegen und Plätzen gewieſen wurden. — Wir ſollen eben mit zur dunkeln Folie der nächtlichen Herrlichkeit dienen, ſagte er, wenn unter tauſendfältigem Licht die blaſſen Geſichter der Menge aus der Nacht hervordämmern und eine geiſterhafte Umgebung bilden. Aber das ſoll uns heut nicht anfechten, und da die Abſicht der Handelnden ihrem Thun und Laſſen den rechten Werth und Rang verleiht: ſo mögen wir uns als eine freiwählende Herrſchaft anſehen, die nicht hierher käme, wenn ſich nicht gerade hier oben die Beleuchtung am beſten ausnähme.

Eben eilte der Staatsrath Müller an ihnen vorüber nach der Stadt, und Forſter redete ihn mit einem Gruß an. Aber der geſchäftige Staatsmann ließ ſich nicht halten. — Gott mit uns, lieber Forſter! flüſterte er. Sie Glücklicher haben noch Muße und Freiheit den Luſtbarkeiten nachzugehen. Ich lebe in Arbeit und Geſchäften, wie der Salamander im Feuer. Es ſind üble Nachrichten angekommen: in Ungarn, Böhmen, ſelbſt in Oeſtreich iſt Bewegung. Man ſodert die großen alten Rechte zurück. Bei Gott! Vieles in Europa iſt caput mortuum und macht — Convulſionen! Oui, oui!

Noch war es nicht Nacht genug zur Illumination; dennoch ſahen die Anlagen im chineſiſch-holländiſchen Geſchmack ſchon zauberhaft aus. In der Kaſtanien-Allee ſtand die Abendtafel für höchſte und hohe Herrſchaften gedeckt, die Bäume von Guirlanden bunter Lampen umrankt, die ihr farbiges Licht über die ſteifen Hecken und in die ſchnurgeraden Seitengänge warfen. Andere Lämpchen oder fernflammende Fackeln lockten in die geheimen Tiefen des Gartens und nach den Myſterien der Grotten, wohin aber nur den Fürſtlichkeiten die Pfade frei ſtanden. Glanzlichter auf den Terraſſen des hohen Amphitheaters unter dem Hauptgebäude ſpielten in den glitzernden Strahlen der ſpringenden Wäſſer wie mit hüpfenden Diamanten, zerfloſſen um die weißen ſteinernen Götterbilder Jupiters, Neptuns, Plutos, der Juno, Flora und Ceres, ſowie der Waſſernymphen am Weiher; gaukelten um die Goldfrüchte der umhergeſtellten Orangen, und ſtahlen ſich in die entferntere Dämmerung der Kaſtanien und Wallnußbäume, zwiſchen denen aus den Gängen des Gartens die niederen Gottheiten in ihrer ſteinernen Nacktheit ſchimmerten. Denn es fehlten, im Geſchmack dieſer Prachtanlagen, nicht die Faunen und Satyren an jenen ſchattigen Plätzchen, wo nach üppigen Mahlzeiten der Kapitular ſo gern mit einer ſchönen Dame koſend wandelte; nicht die Bachantinnen, unter denen die luſtigen Frauen ſich auf Raſenbänken niederließen, wenn ihnen Höflinge und Prälaten, in erlaubtem geiſtlichen Spiele, die ſeidenen Schuhe auszogen und verſteckten, oder mit Wadenmeſſen ſüße Wetten gewannen, oder um den ſchimmernden Nacken der Fräulein ihre Kapitelskreuze knüpften, um der üppigen reizenden Jugend die Weihe der Enthaltſamkeit zu ertheilen. — Auf der Schloßtreppe, wo eine Gruppe ſteinerner Muſikanten aufgeſtellt war, ſpielte in die Zaubernacht hinein das Hoforcheſter. In Mitte dieſer Luſt und dieſes Lebens der Menſchen, der Lichter und der Töne erhob ſich unbeachtet die koloſſale Gruppe des Raubes der Proſerpina am Rande des Baſſin, in deſſen Spiegel ein matter Wiederſchein der Göttin nach der Unterwelt deutete.

Auf der oberſten Terraſſe, in fächelnder Luft des ſchwülen gewitterigen Abends, ſaßen und wandelten die Majeſtäten und Fürſtlichkeiten. Mehr zurückgezogen hielten ſich die fremden Geſandten und Marſchälle, Adjutanten und Miniſter. Auch Damen fehlten nicht; denn zur Geſellſchaft der Gräfin von Lichtenau, die nach der Krönung noch eingetroffen war, ihren königlichen Freund nach Koblenz zu begleiten, und zur Unterhaltung der Fürſtin von Monaco, der blonden Freundin des Prinzen Condé, hatte Frau von Coudenhove eine Auswahl von Damen, Mainzerinnen und Franzöſinnen eingeladen. In ehrerbietiger Ferne hielten ſich die übrigen Eingeladenen und Zugelaſſenen dieſes Abends, aus deren Kreiſe zuweilen Einer oder der Andere zur Vorſtellung oder zu einem Handkuſſe von einem der dienſtthuenden Kammerherren hervorgezogen wurde.

Der Anblick dieſer höchſten und einflußreichſten Perſonen der Zeit hatte etwas Ueberwältigendes für die Zuſchauer, die ſich mehr oder weniger für begünſtigt anſahen, indem ſie dieſer Herrlichkeit nahen und ſich mit den ſüßen Abfällen des Erſtaunens ſättigen durften. Auch Huber, als Anhängſel der Diplomatie, war reizbar genug für Empfindungen, die von ſolchem Zauber nicht unberauſcht bleiben. Er ſprach ſich über die Bedeutung eines ſolchen Brennpunktes von Macht und Weltherrſchaft lebhaft gegen Thereſen aus, die jedoch ſeinem lauten Entzücken einen heimlichen Grund beimaß, und darum, ohne ſeine Anſichten zu theilen, doch ſeinen begleitenden Händedruck nicht unerwidert ließ.

Forſter dagegen kam, wie er denn oft bei geringfügigen Anläſſen bedeutende und manchmal für Andere ſehr fernliegende Geſichtspunkte faßte, auch jetzt auf eine ganz unerwartete Betrachtung. — Wie gern, ſagte er, würde ich es dieſen regierenden Häuptern gönnen, ihre verſchwenderiſchen Genüſſe in die Nacht zu verlegen, ſähe man ſie doch auch, wenigſtens an hohen Feſttagen, wie in alten Zeiten einer einfach erhabenen Herrſchaft, beim Lichte der Sonne zu Gericht ſitzen, oder entzögen ſie wenigſtens ihren

Völkern nicht das heilige Recht in das Zwielicht der Gerichtsſäle und legten nicht Klage und Vertheidigung, ſtatt auf die ſchlichte Zunge edler Anwälte, in die geſpaltene Feder der Rechthaber und Rabuliſten. Göttliche Publicität! Erhabene Würde der Gerechtigkeit, die nicht das Licht ſcheuet! Daß kein Volk, kein Land, keine Stadt es wage, ſich frei zu nennen, ſo lange ihre Richter bei verſchloſſenen Thüren über das Schickſal ihrer Mitmenſchen entſcheiden! Ich haſſe das ewige Kreiſchen von Freiheit, das Gekrächze Derer, die nicht wiſſen, was frei ſein heißt, und des goldenen Vorrechts nicht werth ſind; ich haſſe die Sklaven, die nur ſprechen und nicht handeln. Aber kein Ausdruck iſt zu hart, um Abſcheu gegen den Tyrannen zu erwecken, der ſeines Volkes Vater zu ſein vorgibt, und es im Verborgenen richtet. Im Verborgenen richten, iſt Meuchelmord; und kein Zuſatz von Umſtänden, keine Modification kann dieſes Verfahren je ſoweit entſchuldigen, daß ſie ihm dieſen Namen wieder nehmen könnten. Jeder, den ein Rechtsurtheil traf, das im Verborgenen gefällt und motivirt wurde, iſt ein Tyrannenopfer, gegen das man alle Gerechtigkeit aus den Augen ſetzte; mithin iſt er zurückgeſtoßen aus dem Bunde der bürgerlichen Geſellſchaft in die Sphäre des natürlichen Lebens, wo Jeder ſein eigener Vertheidiger und Rächer iſt.

Der kluge, etwas diplomatiſche Huber, der durch vielen Umgang mit Forſter für deſſen kühne Aufwallungen und freie Gedanken eine Art von Inſtinkt hatte, war gleich anfangs mit Thereſen ein wenig abſeits gewandelt, um den begeiſterten Sprecher dadurch aus der Umgebung ungeeigneter Zuhörer zu locken und dem Mißverſtand und Aergerniß zu entziehen. Und doch war es das vornehme Ausſehen, die bedeutende Perſönlichkeit Forſter's, dem die wachthaltenden Kammerhuſaren ein Vortreten in den Vorhimmel der Majeſtäten nachſahen.

Hier bemerkten ſie zuerſt den Baron Franz Karl, nach welchem ſich Thereſe bisher vergebens umgeſehen hatte. Der junge Freund ſtand in Unterhaltung mit einer fremden Dame von gewiſſen Jahren. Es war die Gräfin von Lichtenau, die den jungen Baron wiederholt angeſprochen hatte. Franz Karl ahnete nicht, daß ſie ihn zu gewinnen und einzunehmen ſuchte. Er hätte ſich auch keine Abſicht dabei denken können. Die Herkunft dieſer Dame, die Rolle, die ſie am preußiſchen Hofe ſpielte, waren ihm nicht unbekannt. Eines Waldhorniſten Tochter und Frau eines königlichen Kämmerers konnte immerhin ſehr ſchön und reizend ſein; ja, es war nicht anders zu erwarten, da der König bei allem orthodoxen Eifer und frömmelndem Aberglauben, woran ihn ſeine Miniſter gängelten, eine nicht weniger ſtarke Portion ſinnlichen Geſchmacks beſaß. Nun fand aber Franz Karl überdies noch, was er gerade nicht erwartet hatte, — eine zugleich ſehr anmuthige und ſogar gebildete Frau. Von ihr ſelbſt erfuhr er, daß ſie in ihrer Jugend zu Paris ihre Schule gemacht hatte. Während einer lebhaften Unterhaltung, womit ſie den aufmerkſamen Baron beſchäftigte, ließ ſie doch den König, ihren dicken Freund, nicht aus den Augen, um deſſen Vertraulichkeit mit der Comteſſe Joſephine zu beobachten. Wie der König endlich der ſchönen Comteſſe den Arm bot und ſie nach einer einſamen Seite des Gartens führte, ließ ſie den Baron fallen und wendete ſich an den Herzog von Braunſchweig.

Franz Karl ſtieß auf den Kapitular von Harf zu Dreiborn, der als Wahlbotſchafter in Berlin geweſen war, und drückte ſeine Verwunderung über die Liebenswürdigkeit der Gräfin aus. — Nicht wahr, Baron, nicht wahr? rief Dreiborn vergnügt, wobei er nach ſeiner Gewohnheit mit der Linken fortwährend am Kapitelskreuz zupfte. Ein deliciöſes Weib! Hat mich in Berlin ſehr beſchäftigt. Ich ſage Ihnen, und wie ich es kenne, darf ich es ſagen, wenn die göttliche Weltordnung auch auf Maitreſſen regierender Häupter berechnet iſt, ſo haben Sie an dieſer Lichtenau eine Normal-Maitreſſe: reizend von Körper, frei und groß geſinnt, ſo uneigennützig als ihr Mann, der Kämmerer, ein gemeiner Kerl iſt. Keck mit Gedanken, ſchlagfertig mit der Zunge, weiß ſie doch Alles mit dem Schmelz ihrer Anmuth zu mildern und zu vereinen. Sie kennen ihre Geſchichte nicht? Hören Sie! Es iſt charmant! Als junges Mädchen hatte ſie Citronen feil getragen, während ihre ältere Schweſter bereits vom König als damaligem Prinzen von Preußen beſucht ward. Eines Abends verlangt der Prinz ein Glas Punſch, und die Geliebte geht hinaus, von der Schweſter eine Citrone zu fodern. Der kleine Trotzkopf verweigert ſie, und bekömmt auch ſtracks eine Ohrfeige von der Schweſter; worüber aber die niedliche Citronenhändlerin einen ſolchen Halloh aufſchlägt, daß der Prinz die Thüre öffnet, um zu ſehen, was es ſei. So erblickt er zuerſt das reizende Kind, das eben in aufblühender Entwicklung ſteht. Das Folgende können Sie ſich denken. Und da der König — ich will ſagen der Prinz — auch den lebhaften Geiſt des Märchens bemerkt, ſo ſchickt er es nach Paris, um die Gaben auszubilden, durch welche hernach die Gräfin auch ihre dauernde Herrſchaft gewann. Sie half jetzt den Miniſtern Biſchofswerder und Wöllner jenen myſtiſchen Punſch aus Rum der Geiſterſeherei, aus Citronen der Alchymiſterei und heißem Waſſer der Frömmelei bereiten, zu welchem ſie als viertes Ingredienz zur Berauſchung des hohen Herrſchers den Zucker ihrer Gunſt miſchte. Anfangs hing ſie mit echter, wahrer Leidenſchaft am König; da dieſer aber in ſeiner Neigung gern wechſelt, und über die Eiferſucht der Gräfin ungeduldig zu werden anfing: ſo fügte ſie ſich, um den ſinnlichen Freund nicht gänzlich zu verlieren, in ſeinen Wankelmuth, und bediente ihn mit wechſelnden Liebſchaften. So führt ſie nun das unbeſtändige, der Treue unfähige Herz des Königs, das ſie ſonſt mit eigener Leidenſchaft beherrſchte, an einer Kette vielgegliederten käuflichen Genuſſes. Sie iſt, wenn Sie wollen, wieder Citronenhändlerin geworden, und verſorgt den König nach ſeinen wechſelnden Neigungen mit friſchen Zuthaten zu jenem myſtiſchen Punſche! Sie verſtehen mich.

In dieſem Augenblicke fiel ein Kanonenſchuß, und zwanzig Raketen rauſchten in die Luft. Während alle Blicke in die Höhe gerichtet waren, ſtürzte Comteſſe Joſephine herbei und warf ſich mit Herzklopfen an die Bruſt der Tante. — Was haſt du, einfältig Kind! ſchalt die Generalin leiſe, und wehrte die Nichte ſanft von ſich ab, mit Winken, ſich zuſammenzunehmen.

Ach — der König —' flüſterte Joſephine.

Still! gebot die Tante. Biſt du allein hier? Fühlſt du nicht, wie kindiſch du dich hier benimmſt?

Eine Feuergarbe um die andere ſtieg in gemeſſenen Zwiſchenräumen vom dunkeln Spiegel des Rheins empor und verdoppelte ſich im Wiederſchein der Gewäſſer.

Wenig Minuten dauerte dieſe blendende Erſcheinung, und wie ſie verſchwand, erſchien jenſeit des Stromes ein geräuſchloſer Fernzauber. Die Kirchthürme von Kaſtel, von Koſtheim und Hochheim traten beleuchtet hervor und flimmerten herüber; die Schiffbrücke des breiten Stroms zog mit bunten Lichtern wie ein farbenreiches Band von der Stadt hinüber nach Kaſtel, und durch dieſe Stille des Leuchtens und Staunens ſchwamm, von beleuchteten Jachten, Booten und Kähnen umgeben, ein großes Schiff, mit den transparenten Adlern Oeſtreichs und Preußens und mit flammenden Inſchriften prangend, von Weißenau her den Strom entlang, und ſprühte im Vorübergleiten unter der Favorite aus großen Feuerrädern die farbigen Namenszüge der verbündeten Monarchen.

Während deſſen ſpielte das Orcheſter Melodien aus der damals neuen „Zauberflöte“; in kurzen, regelmäßigen Abſätzen fielen vom jenſeitigen Ufer Kanonenſchläge, wie Pulsſchläge der träumenden Nacht; die Glocken der nahen Stadt läuteten von allen Thürmen, und vom Rheinufer herauf, wo ſich das Volk heut zum zweitenmal zuſammengedrängt hatte, erſcholl ein tauſendſtimmiger Jubel.

In der Nähe der hohen Häupter wurden eine Weile nur einzelne beifällige Aeußerungen und halblaute Bemerkungen vernommen. Selbſt die Monarchen waren von ſo prachtvollen Erſcheinungen überraſcht.

Eine Coalition, die eben ihre Feuerprobe beſteht! rief, nach den brennenden Adlern zeigend, die Fürſtin von Monaco.

Die Waſſerprobe werden wir am beſten in der Champagne beſtehen! lachte der Herzog von Braunſchweig, und ſetzte, an ſein Degengefäß klopfend, hinzu: Unſere Korkzieher werden ſich bewähren, die ſchäumenden Flaſchen und die brauſenden Jakobinerköpfe zu brechen.

Der arme Mozart ſoll ſehr leidend ſein? fragte Albini den Grafen Stadion. Haben Sie in Wien von ihm gehört?

Er wird den Winter nicht überleben! antwortete der Kapitular. Unſer Rafael der Töne componirte an einem Requiem und ſoll weinend geſagt haben, er ſetze es für ſich ſelbſt.

Was wird Schlözer zu dieſen Feſten ſagen? hörte man den Kurfürſten ausrufen, worauf Stadion den Baron Franz Karl bei Seite nahm und ihm ins Ohr flüſterte:

Haben Sie's gehört? Der Schlözer iſt doch die bête noire unſerer regierenden Herren! Sie nennen ihn mit Wuth und fürchten ſich doch vor ſeinen „Staatsanzeigen“. Unſer Reichstag wird ohnmächtig: will das Journal ſeinen Stuhl einnehmen? Wir haben in Deutſchland bekanntlich das Eigenthümliche, daß die politiſche Oppoſition in der Stellung der Fürſten zum Kaiſer liegt, deſſen Oberherrlichkeit ſie zu Gunſten ihrer landesherrlichen Macht zu beſchränken ſuchen; daher denn unſere Publiciſten es mit dem Kaiſer halten und auf Reichseinheit dringen.

Theuerſte Gräfin, ſagte mit aller einſchmeichelnden Anmuth die Lichtenau zur Coudenhove, der König iſt entzückt von Ihrer liebenswürdigen Nichte. Eben geſtand er mir mit ſeiner ganzen Herzlichkeit: Wenn ich ſolch' eine Tochter hätte! Nicht wahr, Sie begleiten uns nach Koblenz? Ein großes Lager iſt doch das Einzige, was ſich nach Ihrer mainzer Herrlichkeit noch mit anſehen läßt. Nicht wahr, Sie thun das uns zu Lieb'?

Ich weiß nicht — bei der bevorſtehenden Verlobung meiner Nichte —, wendete die kluge Generalin ein.

O es verſteht ſich, — der Baron Wallbrun begleitet uns. Der König hat ohnehin Gutes mit ihm vor, und iſt einigermaßen in Verlegenheit, ſich für den ſchmeichelnden Empfang in Mainz erkenntlich zu bezeigen. Es wäre recht zart von Ihnen, Gräfin, uns mit dem verlobten Paar zu begleiten, und dem König ſo eine gute Gelegenheit zu geben. — Ich würde ihm ſcherzend ſagen: Majeſtät haben eine Tochter auszuſtatten!

Abermal ſchoſſen zwanzig Raketen empor; Rieſentrauben von Leuchtkugeln zerplatzten in der Luft und ihre feurigen Beeren wurden im Wiederſcheine des Stroms gepflückt.

Und wieder ward es ſtill. Das Schiff war längſt vorübergezogen, und der Strom ſchimmerte ruhig. Zwiſchen den fernleuchtenden Kirchthürmen zückte der ſchwarze Himmel heftige Blitze, und ein langer hartabſtürzender Donner eines Wetters, das an der Bergſtraße hereinzog, rollte und grollte in dieſe üppige Nacht.

Fünfzehntes Kapitel.

Aus dem nächtlichen Glanz und Zauber erwachte ein ziemlich öder Tag. Die Erwartungen ſogar der Majeſtäten und Fürſtlichkeiten, wieviel mehr der großen Menge, waren überboten, und eine Ermüdung der Sinne, eine Abſpannung der Seele konnte nicht ausbleiben. Dabei fehlte dem Morgen die bisherige Heiterkeit des Himmels, und die Nachzüglerwolken des nächtlichen Wetters ließen auch wenig Beſſeres erwarten. Die Straßen und Plätze blieben leblos; denn viele Auswärtige, denen der Tag ohnehin nichts Neues mehr verſprach, waren früh um ſechs Uhr mit den Reichspoſten oder den Jachtſchiffen abgereiſt, und die Einheimiſchen beſannen ſich mit verdüſterten Köpfen auf ihre ruhenden Geſchäfte.

Zur letzten Sitzung waren die Diplomaten ebenfalls zeitig nach Weißenau gefahren, und kehrten gegen elf Uhr zurück. Sehr vergnügt über das Ende der Verhandlungen ſagte Albini zu Franz Karl, als ſie durch das Neuthor einfuhren:

Nun zur Kirche, lieber Baron, zum Tedeum! Wir preiſen herkömmlich, ſo oft 'was Wichtiges abgethan iſt, mit Dank den Allmächtigen, und ſchieben damit, echt diplomatiſch, dem lieben Gott ſo zu ſagen in die Schuhe, was wir Tolles gemacht haben. Mir ahnet, unſer weißenauer Kneipen, wie wir's im Spaß genannt haben, wird uns garſtig angekreidet werden. Wir haben einen wüthenden Feldzug gegen das revolutionaire Frankreich beſchloſſen, und ich fürchte, wenn wir Frankreich — kneipen, wird Deutſchland die blauen Flecken davon haben!

Eben läuteten die Glocken zur feierlichen Meſſe, und die Kanonen donnerten dazwiſchen zur Gala der Garniſon.

Die Achtgeſpanne der Majeſtäten, die ſtolzen Karoſſen der Fürſtlichkeiten, die Wagen der Geſandten, der Hof- und Staatsbeamten fuhren nach dem Dom, wo zum Hochamte des Kurfürſten der Kapellmeiſter Righini jene mozart'ſche Meſſe dirigirte, in welcher die Sopraniſtin Joſepha Hellmuth und der Tenoriſt Chriſtoph Santorini ihre beſten Soloparthien hatten.

Ueber Mittag erheiterte ſich der Himmel wieder im angenehmen Wechſel von Sonnenſchein und flüchtigen Wolkenſchatten; doch nahmen die Monarchen keinen Vorſchlag zu einem letzten Ausflug an, ſondern hielten ſich länger an die Leckerbiſſen der kurfürſtlichen Tafel in der Favorite. Der Kaffee wurde im Freien genommen, um noch einmal die Zauber der Landſchaft mit zu genießen. Wirklich war die Luft wahrhaft balſamiſch, und die Umgegend, vom Regen wie von einem Firniß erfriſcht, zeigte ſich klarer und reizender, als man ſie je geſehen zu haben glaubte. Beſonders nahm ſich auch die Abtei Jakobsberg auf der nachbarlichen Citadelle gerade in dieſem Licht- und Schattenſpiel ziehender Wölkchen ungemein günſtig aus. Man verſicherte den Majeſtäten, das Innere derſelben habe eine viel reichere und bequemere Einrichtung, als ihr Aeußeres, als dies Ausſehen nach einem dürftigen

Kapuzinerkloſter erwarten laſſe. Der junge Kaiſer bekam den Wunſch, die Abtei zu beſuchen. — Der alte Abt Iſaachy — von welcher Familie iſt er? fragte Franz.

Ein Herr von Geinsheim, Majeſtät! antwortete der Kurfürſt.

Ein recht ehrwürdiger Mann, der Abt! bemerkte der Kaiſer gegen den König von Preußen, und hat einfache, würdevolle Manieren, Herr Bruder.

Hat mir auch gefallen! erwiderte der König. Hat einen eigenthümlichen Blick, — 'was Geiſterhaftes.

Ja wohl, einen Blick ins ewige Leben! verſetzte mit leiſem Spott der Herzog von Braunſchweig. Der Augenſtern eines frommen Achtzigers erweitert ſich bei ſo anhaltendem Schauen ins Dunkel der Ewigkeit.

Ich glaube, ſolch' ein Mann könnte prophezeien! fuhr der König ängſtlich fort, mit jenem geſpannten Auge, das Geiſter zu ſehen gewohnt war, die ihm ſein Miniſter, der ſchwärmeriſche Biſchofwerder, beſchwor. Wollen ihn beſuchen, Majeſtät!

Der Kurfürſt, der den Baron Franz Karl überall gern vorſchob, winkte ihm, als die Monarchen ſich erhoben, ſie voraus anzukündigen; worauf er ihnen den Staatsrath von Müller als Führer nach der nahen Abtei mitgab. Den beiden Majeſtäten ſchloſſen ſich der Kronprinz von Preußen und der Herzog von Braunſchweig mit ſeinen Adjutanten an.

Unter der Halle des Eingangs ſtand bereits Iſaachy an der Spitze ſeiner Benedictiner, den hohen Beſuch zu empfangen. Der König ließ ſich erſt, um die ſchöne Ausſicht zu genießen oder vielmehr, um vom Steigen auszuſchnaufen, einige Minuten auf die Steinbank der Vorhalle nieder. Beim Eintritt in die Abtei, bei jedem Schritt über den Corridor mit dem Einblick in die geöffneten Gemächer war man von der mehr als bequemen Einrichtung überraſcht. Die Monarchen betraten die Zimmer des Abtes und nahmen Sitz am offenen Fenſter.

Der kleine Saal war geſchmackvoll, wiewol faſt einfacher eingerichtet, als die Wohnungen der Conventualen. Die Bilder an den Wänden und über den Thüren verriethen ausgezeichnete Pinſel, und boten zwar nicht lauter heilige, doch lauter edle und bedeutſame Gegenſtände dar. Bücher in guten Einbänden lagen zur Hand, ein größeres in weißem Lederband auf dem Leſepult aufgeſchlagen. Dieſem gegenüber ſtand der ehrwürdige Abt in Mitte des Gemachs, gegen die ſitzenden Monarchen gewendet, hinter welchen der Kronprinz und der Herzog Ferdinand ſtanden. Müller, Franz Karl und die Adjutanten hielten ſich neben der offenen Thüre, durch die man draußen auf dem Gang die Mönche erblickte. Die Abendſonne fiel durch die Gangfenſter und beleuchtete dieſe ſchwarzen Geſtalten dem Fenſter gegenüber, das den reizenden Ausblick in die Welt aufſchloß.

Kaiſer Franz fragte nach den Meiſtern, — König Friedrich Wilhelm nach dem Gegenſtand einiger Bilder. Beide lobten das Einzelne, ohne die große Idee zu finden, nach welcher Iſaachy ſeine Bilder geſammelt und zuſammengeſtellt hatte. Müller machte mit vieler Devotion aufmerkſam auf die Abſicht Cöleſtin's, ſich mit Darſtellungen des menſchlichen Lebens in deſſen reinſten Naturverhältniſſen und höchſten geiſtigen Bezügen zu umgeben.

In dieſem Sinne, bemerkte er, habe der Herr Abt ſchon früh, auf ſeinen Reiſen, das Erwünſchte an ſich gebracht, und die Lücken durch Beſtellungen bei guten Meiſtern ergänzt.

So iſt es, Ihre Majeſtäten! ſprach Jſaachy, auf den Arm eines ſchönen, jugendlichen Conventualen geſtützt, und von den ſich kreuzenden Lichtern des Saales wie mit einem Strahlenkranze das ſchneeweiße Haupt umleuchtet. Ich habe mich in die Mönchsklauſe zurückgezogen, nicht um das Leben, das ich ſo vielfach in ſeiner Sündhaftigkeit erblickte, zu vergeſſen; ſondern es aus der Ferne in ſeiner hohen Beſtimmung zu begreifen, und in ſeinen Gebrechen zu lieben. Von hieraus geſehen, ragt es mir über den Dunſtkreis der Leidenſchaften und Vorurtheile, worin ſeine Strahlen ſich brechen oder verdunkeln. Der Kampf der Kräfte und der Begierden verwirrt da drunten die Seele, die ihren Antheil am Streit und Genuß des Lebens zu verfechten hat. Wahn und Haß trüben ihren Blick. Und wie ich von hier oben hinab Berg und Thal, Strom und Straße, Fern und Nah überſchaue und ihre Verhältniſſe zu einander richtiger ſchätze, als es mir in Mitte derſelben möglich wäre; beſonders aber auch wahrnehme, wie des Himmels Licht und Luft über Alles gleichmäßig ausgegoſſen iſt, Schatten aber und Bedrängniß nur durch die Dinge ſelbſt entſtehen: eben ſo ergeht es mir auch beim Ueberblick über das Leben der Menſchen und Völker. Allen und Jedem iſt ſein Antheil göttlicher Liebe gegönnt und gegeben; aber die Menſchen und Völker bringen nur einander ſelbſt, indem ſie ſich hemmen und haſſen, um dieſen Genuß ewigen Wohlſeins, das uns ſchon hienieden geboten wird.

Aber wie, Herr Abt? Alle Menſchen gleich ſein? äußerte der Kronprinz von Preußen in ſeiner etwas ſchüchternen Weiſe.

Nicht die Menſchen, Hoheit, können einander gleich ſein, weder in geſellſchaftlicher Geltung noch in bürgerlichem Beſitz; ſonſt müßten wir die Natur und den Himmel verklagen, die ihre Gaben und Schickungen ſo ungleich vertheilen. Nein, dieſe franzöſiſche Loſung der Zeit iſt irrig oder wird mißverſtanden. Aber die Einrichtungen des geſellſchaftlichen Lebens, die kirchlichen, ſtaatlichen und gewerblichen Einrichtungen ſollten ihre Wohlthätigkeit auf Alle gleichmäßig und ohne Unterſchied des Standes und der Perſon verbreiten, in der Weiſe, wie Licht und Luft, dieſe großen Schaffner des natürlichen Daſeins, wirken. Dabei bliebe doch immerhin Herrſchen und Dienen die ewige Ordnung der Welt, und in beiden liegt auch eine Fülle von Beſeligung, die nur dadurch geſtört wird, daß unſere Lebenseinrichtungen die einzelnen Menſchen in ihrem beſten Streben ſo ungleich begünſtigen. Denn nicht blos in der Stellung des Regenten zu den Unterthanen, ſondern in jedem Lebensverhältniß, in jedem Beruf und Geſchäft kehrt dieſe ewige Ordnung von Herrſchen und Dienen wieder. Aber Zeit und Gewalt haben ſolche göttliche Ordnung verrückt; ſo daß der nicht mehr zum Herrſchen gelangt, der die urſprüngliche Krone dafür in ſeiner Bruſt trägt, und der ſich nicht mehr zum Dienen bequemen will, dem ein ererbtes Diadem die ungeweihte Stirne ſchmückt. In allen Verhältniſſen iſt die Uebereinſtimmung des innern Berufs mit der äußern Stellung nicht blos geſtört, ſondern unmöglich gemacht. Dieſer Lebensaccord iſt verſtimmt; ein allgemeines Unbehagen verbreitet ſich, wie Gewitterſchwüle vor einem Wetter, und dies Wetter heißt Empörung, Umſturz, oder auch — Erneuerung der Lebenselemente des Herrſchens und Dienens.

Der Herzog Ferdinand, der dies den Monarchen ſo unerquickliche „Faſeln eines alten Mannes" unterbrechen wollte, fiel mit der halbſpöttiſchen Bemerkung ein: Sie leſen viel, Herr Abt? Ich ſehe mehr als Ein Buch aufgeſchlagen. Und leſen wol auch franzöſiſche Schriften der Zeit?

Was ſoll ein Mönch und Greis mit ſeinen langen Sommertagen und ſchlafloſen Winternächten anfangen? antwortete der Abt. Er baut am überſinnlichen Reiche, in das er bald einzugehen gedenkt.

Man ſieht es Ihrem verklärten Auge an, fuhr jener fort, daß ſie etwas überſichtig ſind. Könnten Sie vielleicht den verbrüderten Monarchen, die Ihnen die Gnade ſchenken, Sie anzuhören, ein himmliſches Loſungswort, eine Parole für den Krieg gegen Frankreich geben, in den wir ziehen, um dort nach Ihren vortrefflichen Grundſätzen — Herrſchen und Dienen wieder in Ordnung zu bringen? Könnten Sie wol —?

Iſaacho ſah den lächelnden Spötter mit ruhigem Auge an. Er entſann ſich, wie ſehr der Braunſchweig das Franzöſiſche liebte und in ſeinem Umgang die Franzoſen vorzog, und ſprach:

Ich ſehe in dieſem bewaffneten Unternehmen den Anfang eines großen Reinigungs-Proceſſes. Die vielen deutſchen Höfe haben das franzöſiſche Weſen in Sprache, Sitte und Ueberzeugungen nach Deutſchland gebracht, und unſere Nationalität, leider! durch politiſche Spaltun gen ſo zugänglich für das Fremde, mit Fremdem getrübt. Ein Scheidungsproceß iſt nöthig, und dieſe Revolution, die man nun mit den Waffen herüberfodert, wird beide Völker miſchen und vielleicht durch lange Leiden reinigen.

Iſaachy hatte bei dieſen Worten den Arm von des jungen Benedictiners Schulter wie weiſſagend erhoben. Eine verlegene Stille entſtand. Der Kronprinz, ſehr ungehalten, wie es ſchien, über ſeines Vaters und des Kaiſers Geduld, trat, um einen Aufbruch anzuregen, an das Leſepult. Ueberraſcht, einen Band von Luther's Schriften aufgeſchlagen zu finden, ſagte er: Ei, Herr Abt, — Luther leſen?

Nun ja, Eure Hoheit! antwortete der Greis, den Arm wieder auf die Schulter ſeines Kloſterſohnes gelehnt. Auch in der chriſtlichen Kirche erkenne ich wieder das Geſetz des Herrſchens und Dienens. Iſt es nicht ein Wunder, daß es dieſer groben Auguſtinerkutte gegen die glanz- und machtvolle Tiara gelingen konnte, der inneren Wahrheit des Chriſtenthums, dem erniedrigten Geiſt der Liebe, einen neuen Weg zu öffnen, um wieder herrſchend zu werden? Das iſt in Ihrem Sinne geſprochen, mein gnädigſter Prinz von Preußen, und wenn doch vorhin nach einem Loſungsworte die Frage war: ſo ſteht hier eben eines von Luther aufgeſchlagen. Gerade bei dieſer Stelle überraſchte mich vorhin die Botſchaft von der Gnade dieſes hohen Beſuchs. Vielleicht iſt es eine höhere Fügung, daß ich dieſen Spruch als Xenion, als Gaſtgeſchenk unſeres Kloſters, darbringen ſoll.

Und an das Pult getreten, las Cöleſtin mit ſeiner tiefen, geiſterartigen Stimme:

„Verflucht und verdammt ſind alle Werke, welche nicht in der Liebe gehen. Dann aber gehen ſie in der Liebe, wenn ſie nicht auf eigene Luſt, Nutzen und Ehre, ſondern auf Anderer Nutzen, Ehre und Heil gerichtet ſind. Der Fürſt muß nicht denken, Land und Leute ſind mein, ich will's machen, wie mir's gefällt; ſondern, ich bin des Landes, ich ſoll's machen, wie es ihnen nütze und gut iſt."

Der König erhob ſich heftig. Hat die Abtei noch andere Merkwürdigkeiten? fragte er, am Abte vorübergehend, zur Thüre hinaus.

Niemand wagte zu antworten, ſo daß Franz Karl ſchnell einfiel: Eine ſchöne Hausandacht, Eure Majeſtät!

Die wollen wir noch ſehen! wendete er ſich gegen den Kaiſer. Vielleicht iſt ſie mehr zu loben, als die Stubenandacht.

Der Kaiſer, ſchalkhaft lächelnd, nickte dem Abte freundlich mit den Worten: Bleiben S' nur hier, ehrwürdiger Vater! S' haben halter die ganze Zeit über hart geſtanden. Der Baron da kann uns führen. Ruhen S' aus!

Dieſer Befehl galt Franz Karln, und ein Wink gegen den Staatsrath Müller bedeutete dieſen, dem Abte Geſellſchaft zu leiſten.

Lächelnd blieb Cöleſtin, leichenblaß Müller zurück. — Setzen wir uns, Herr Staatsrath! ſagte der Greis. Es ruht ſich gut, wo Könige geſeſſen haben. Ich hab's übel getroffen mit meinem Xenion. Ich weiß wohl, die preußiſchen Herren ſind gut und eifrig lutheriſch, aber ſie — lieben doch ganz anders, als es Luther meint. Sie werden das beſſer wiſſen, Herr von Müller, — als Geſchichtſchreiber. Aber ein vornehmer Reiſender, der jüngſt unſeren Convent beſuchte, erzählte mir das Betrübendſte aus Berlin, — von Luxus, Verſchwendung, Ueppigkeit und Unmoralität, die dort vom Hof auf die Stadt und in die Provinzen ſich verbreiten; wie verdorben beſonders die adeligen Officiere ſind, — ohne Achtung ihrer Vorgeſetzten, ohne Subordination, dabei herriſch gegen die Gemeinen, — Nachtſchwärmer im Wechſel von Spiel — Sauf- und Luſtgelagen; ohne alles ernſte und edle Intereſſe, nur auf Verführung der Frauen, auf Täuſchung der Jungfrauen bedacht; Schuldenmacher, Betrüger im Spiel, voll Anmaßungen und Verachtung des Bürgerſtandes. Solche Helden ziehen jetzt, wie der Herzog ſagt, gegen Frankreich, und wenn ſie unglücklich ſind und die Franzoſen herüberziehen: welchen Damm werden ſie bilden zum Schutze der Maitreſſenherrſchaft in Berlin und des Throns der deutſchen Wiſſenſchaft in Jena?

Oui, oui! flüſterte Müller, ohne ſich zu ſetzen. Die Sittenloſigkeit iſt ein gewiſſer Vorbote von Kataſtrophen. Sie riß in Athen und Sparta ein ſchon zu Perikles' Zeiten, und keine hundert Jahre mehr blieb der Staat. Bei den Römern fand noch Polybius große Religioſität; ſobald ſie fiel durch Attalus' Geld und die Schmeichler der Plebejer, war auch Roms Fall nahe. Sie erzeugt Abſpannung, müßiges Leben, Sklaverei der Sinne, Armuth bei Luxus und daher Frechheit zu Allem.

Franz Karl trat in die Thüre. Sie kommen zurück! rief er. Iſaachs geleitete ſeinen hohen Beſuch vor die Abtei. Dort faltete er die Hände und ſprach:

Nun, Herr, laß deinen Diener in Frieden ſcheiden, da mein Auge die deutſchen Herrſcher in brüderlicher Eintracht geſehen hat'

Sechzehntes Kapitel.

Nach der Rückkehr der Monarchen vom Jakobsberge zur Favorite war Franz Karl entlaſſen und fuhr in größter Eile zur Stadt. Es war um die Forſter'ſche Theezeit. Wie gern hätte er ſich auf ſeinem Zimmer ein Stündchen ausgeruht, ehe er ſich zum Hofball umkleidete, vor deſſen Entwicklungen er ein freudiges Bangen empfand. Eben hatte ihn der Kurfürſt mit geheimnißdeutender Freundlichkeit entlaſſen, — mit dem Winke, ſich bräutigamlich anzuziehen, ſich auf die liebeduftende Blume der Mitternacht gefaßt zu halten. Noch andere flüchtige Andeutungen reizten ſein Nachdenken und ſpannten ſeine Erwartung. — Allem dem hätte er ſich gern, auf ſeinem Sofa ausgeſtreckt, träumeriſch überlaſſen; aber ein eben ſo geheimnißvoller Wink gönnte ihm dies einſame Stündchen nicht. Ein Billet ſeiner Freundin Thereſe Forſter beſchied ihn um dieſe Stunde in ihre Wohnung. — „Unvermeidlich, — unverſchieblich" waren doppelt unterſtrichene Worte des Billets, hinter denen ſich das Geheimniß des Vorabends verſteckte, vielleicht, — wie ihm einen Augenblick bangte — um ihm das Geheimniß der Mitternacht zu verderben. Doch er lächelte gleich ſelber dieſes ängſtlichen Gedankens, der ihm durch das Herz fuhr, als er eben den Fuß auf die Haustreppe ſetzte.

Nur die täglichen Freunde ſaßen um den runden Tiſch; Huber mit darunter. Sie kamen dem Baron heut viel erwartungsvoller und ängſtlicher, als gewöhnlich vor; doch war es eigentlich nur ſeine innere Spannung, die ihn Alles umher geſpannt finden ließ. Im Gegentheil waren die Freunde ſehr behaglich und vergnügt angeregt.

Sie ſehen etwas müde aus, lieber Baron — Hof- und Regierungsrath! ſagte Stadion. Finden Sie es nicht auch, Frau von Forſter? Wirklich! Sie kommen mir vor, ſo — ſoll ich ſagen, geſättigt? Freilich, mein Beſter, wieviel Menſchen bekommen Sie jetzt auch zu genießen, die für alle und ſo verſchiedene hohe und höchſte Perſonen mimiſche rumforder Suppe bereiten!

Man lachte über dieſe wieder recht geſuchte Bezeichnung für ſubmiſſe, allgefällige Höflinge, und neckte den Grafen mit ſeinen heut beſonders glücklichen Bildern. Franz Karl lächelte blos, ſtatt einer Erklärung über ſich und ſeine Stimmung, und warf nur in ſeiner räthſelnden Ungewißheit und preſſanten Unruhe dann und wann einen fragenden Blick nach Thereſen. — Sie, die ſeine ungeduldige Erwartung verſtand, ſagte mit ſchalkhaftem Lächeln:

Unſer Freund kann wol nicht anders ausſehen, als die große Feſtblüte ſelbſt ausſieht, woran er ja ein Kelchblättchen iſt, — welk, abwelkend. Die Prachtblume ſchrumpft ein; morgen fallen die Blumenblätter ab. Nicht wahr, Herr Baron, die Majeſtäten reiſen morgen?

Franz Karl bejahte, und Stadion entzückte ſich an dieſem Vergleiche, an dieſem von Thereſen gebrauchten Bilde. — Wahrhaftig! rief er, ein ſo ungewöhnliches Feſt mit einer tropiſchen Prachtblüte zu vergleichen — charmant!

Das Bild gefällt mir ſelber, ſagte ſie; d'rum bringe ich es ja wiederholt vor. Und dies Weißenau habe ich mit dem Fruchtknoten der Blüte verglichen; nur ſind die Samenkörner noch verſchloſſen, ſie ſind noch nicht ſchwarz, wie denn die Samen meiſt dieſe Farbe des Geheimniſſes tragen.

Sie werden dieſelben bald ſchwarz — auf weiß ausfallen ſehen! bemerkte Franz Karl. Eben habe ich aber, um in Ihrem trefflichen Bilde fortzufahren, den edelſten Staubfaden, der aus dem Blumenkelche von Mainz hervorragt, ſeinen Samenſtaub ausſchütten ſehen. Die Majeſtäten machten nämlich einen Beſuch auf dem Jakobsberge, und der ehrwürdige Abt hat ihnen die erſtaunlichſten Sachen geſagt, wie es ſich nur ein Mann erkühnt, der den Hofformen entwachſen, und in hoher Atmoſphäre des Geiſtes zu athmen gewohnt iſt. Ich erzähle es Ihnen einmal bei mehr Muße.

Er betonte die letzten Worte, um der Hausfrau einen Wink über ſeine Ungeduld zu geben; da ſie noch immer nicht auf den Gegenſtand ſeiner Vorladung kommen wollte. Aber Stadion fiel lachend ein:

O das iſt eine taube Befruchtung, mein Lieber! Haben Sie je gehört, daß die Lehren der Geſchichte oder der Weisheit bei den Regierenden gefruchtet hätten? Wären ſie denn auch ſouverain, wenn ſie ſich von der Wahrheit beſtimmen ließen? Ein rechter Selbſtherrſcher darf nicht nach der Vernunft fragen; denn dieſe iſt zu apodictiſch, zu unwiderleglich. Am beſten läßt ſich aus dem Unterleib regieren! Nein, nein, ſo lange die Weisheit ſich nicht bequemen will, als Maitreſſe den Regierenden Vergnügen, den Miniſtern Vortheile zu ſchaffen, ſoll ſie es nur aufgeben, nach Einfluß zu trachten!

Frau Thereſe, durch Huber's aufmerkſame Blicke aufs angenehmſte bewegt, verſetzte auf dieſe ungewöhnliche Bitterkeit des Grafen mit einer feinen Anſpielung:

Aha! Herr Kapitular, nun verrathen Sie uns, warum Sie in Wien keinen höheren Poſten angenommen haben: Sie haben einen zu ſchlimmen Begriff vom Regieren bekommen!

Stadion drohte ihr mit dem Finger; im Augenblick aber, da er erwidern wollte, öffnete ſich ein wenig die Stubenthüre, und das Kindermädchen nickte der Hausfrau zu. Thereſe erhob ſich und bat lächelnd um Entſchuldigung, daß ſie den Baron entführe.

Sie nahm den betroffenen Freund mit ſich die Treppe hinauf und öffnete Forſter's Studirzimmer. Aber, wie erſchrak Franz Karl, als er eintretend Fides erblickte! Nach ſo langer Zwiſchenzeit, als er ſie nicht geſehen, — wie voll entwickelt und in edler Haltung ſtand ſie vor ihm da! — Fides! rief er in freudigſtem Ton nach der erſten Ueberraſchung, und reichte verlangend nach ihrer Hand. Fides entzog ſie ihm, und ergriff Thereſens Arm, ſich ſelbſt und die Frau, die ſich entfernen wollte, zu halten. — Herr Baron, ſprach ſie dann mit einiger Befangenheit der Gedanken, aber mit offenem, von innerer Bewegung glänzenden Augen, — Herr Baron, mir iſt hier ein geheimnißvolles Buch in die Hände gefallen, — auf ſo ſonderbare Weiſe —! Sie werden die Handſchrift kennen, und dann ſelbſt begreifen, daß ich es nur durch wunderbare Fügung haben kann. Einige Notizen und Aufzeichnungen betreffen Sie, Herr Baron, und mir ſchien, ſie dürften Ihnen kein Geheimniß bleiben, Ihr Name, Ihre ganze Perſon ſei dabei zu ſehr betheiligt. Vielleicht geben Sie mir Recht, wenn Sie die Blätter geleſen haben. Aber ich beſitze ſie als Geheimniß; ich habe gelobt ſie Niemanden ſehen zu laſſen: Sie müſſen mir darum verſprechen, gegen Niemanden auf der Welt etwas von dem Buche zu wiſſen, und dürfen die Zuſage auch nicht brechen, wie ich es eben thue.

Ja! rief der Baron, ſo feierlich geſtimmt als Fides ſelbſt geſprochen hatte, — ja, das ſchwöre ich Ihnen, — in Ihre Hand, auf meinen Degen!

Und indem er die Linke an den Degen legte, den er noch von Hof an der Seite trug, reichte er Fides ſeine Rechte hin.

Ihr Wort genügt ſchon! ſagte ſie, und brachte das bekannte Buch unter ihrem Umlegetuch hervor! Wie ſie es über dem Tiſch öffnete, und das mit des Barons Namen bezeichnete Blatt hervorſuchte, fiel ihr ein, daß ſie verſchiedene Blätter, wie das über Forſter, ſeine Frau und Huber, ſowie das über Felix Blau ſprechende, hatte herausnehmen wollen, und während ſie ſchnell nachſah, ob ſie es in ihrer Haſt und Zerſtreuung nicht unterlaſſen habe, ſagte ſie:

Sie ſehen, Herr Baron, daß mir nichts übrig blieb, als ſelbſt Ihnen das Buch vorzulegen. Ich habe es auf eine

Stunde heimlich entwendet. Hier empfangen Sie es! Ich warte unten auf die Zurückgabe.

Sie faßte Thereſens Hand und verließ mit ihr das Zimmer.

Inzwiſchen hatten ſich die Freunde entfernt, bis auf Huber, der Thereſen abwartete, ihr gute Nacht zu wünſchen, da ihn ſein Geſandter vor dem Hofballe noch ſprechen wollte. Unter dem Vorwand häuslicher Geſchäfte begleitete ihn Thereſe hinaus und Forſter knüpfte die Unterhaltung mit Fides an. Die Feſte und die Kaiſerkrönung lagen zunächſt; von Frankfurt kam Fides auf Alzenau und auf das Leben in Aſchaffenburg. Ein Wort führte auch auf Lectüre und ſie ſprach über die Schriften, mit denen ſie im letzten Winter ſich beſchäftigt. Darüber kehrte Thereſe zurück und belebte die Unterhaltung. Sie brachte es auf dieſen und jenen Gegenſtand, als ob ſie den Umfang und die Tiefe der Seele eines ſo anmuthigen Weſens prüfen wolle, für welches ſie um des Barons willen ſich lebhafter intereſſirte, als Fides vorausſetzen konnte. Frau Thereſe ſah dabei ſehr befriedigt, ja überraſcht aus. Und wie hätte ſie auch das liebenswürdige Mädchen in einer günſtigeren Stunde kennen gelernt, als eben jetzt, da es ſich von der drückendſten Sorge frei und des froheſten Herzens fühlte? Es war die glücklichſte Stunde, die Fides noch gehabt hatte. Eine zweifelhafte That der Liebe war ihr gelungen; ſie empfand die innigſte Befriedigung. Die reinſte Freude loderte in ihrer Bruſt, und ſtrahlte aus ihren ſchönen Augen. Alle Saiten ihres Herzens bebten, alle Regungen ihrer Seele klangen überein. — Dieſer hohen und glücklichen Stimmung, die ſich ſelbſt nicht ausſprechen konnte, kam nun Forſter's und Thereſens Unterhaltung zu Hülfe: indem ſie mit ihrer zarten, ermunternden Aufmerkſamkeit, mit feinem gebildeten Ton die Gegenſtände heranbrachten, an denen ſich die eben ſo ſchwungvolle Seele der überglücklichen Fides auslaſſen konnte. Thereſe war erſtaunt. Sie hatte ohnehin bei der Begegnung des intereſſanten Mädchens mit dem Baron einen viel höhern Begriff von Fides und dem Verhältniſſe zu Franz Karl gefaßt.

Darüber war unvermerkt eine volle Stunde hingegangen, als der Baron mit dem Buche herunterkam. Er ſah auffallend blaß und verſtört aus, — etwas unruhig und verbittert, wie man es von einer noch friſchen, unverwundenen Kränkung iſt.

Auf ſeinen Eintritt hatte ſich Fides raſch von ihrem Sitz erhoben, verneigte ſich ſtumm gegen Thereſen und Forſter, und faßte das dargereichte Buch. Doch Franz Karl hielt es noch einen Augenblick feſt; ſo daß es wie eine verhängnißvolle Brücke zwiſchen zwei bebenden Händen und zwei wunderſam bewegten Herzen ſchwebte.

Wie ſeltſam wechſeln nicht die Regungen, denen ein menſchliches Herz unterworfen iſt! So lange hatte Fides unter den Zweifeln, was ſie mit dem Buche für Franz Karl thun dürfe oder laſſen müſſe, ſich abgeängſtigt, ohne an Leid und Schmerz zu denken, die ſie dem theuern Manne mit ſolcher Offenbarung machen würde, und die ſie jetzt an ſeinem zuckenden Mund und zürnenden Auge zu ihrem Schreck erkannte. Und gerade an dieſem eigenen Leid und Schmerz empfand der unglückliche Freund das Maß der Theilnahme und Liebe, die er empfangen, und des Kampfes, den es ein liebendes Herz ſich hatte koſten laſſen.

Dies war die wechſelſeitige Erkenntniß des Augenblicks, wofür Beide kein Wort und keine Verſtändigung fanden. Sie tauſchten nur einen ſeelenvollen Blick, der ſeinen unausſprechlichen Inhalt mit ein paar Thränen ſchmückte.

Fides eilte mit dem Buche fort. Franz Karl blieb am Tiſche ſtehen, und ſah bald Forſtern, bald Thereſen an, nach einem Gedanken, einer Wendung ſuchend, womit er das peinliche Räthſel dieſer Stunde, ohne es zu erklären, zwiſchen ſich und den Freunden ſchicklich wegräumen möchte. Er fand kein rechtes — nicht einmal ein leeres, gewohnheitliches Wort, ſondern nur ein erzwungenes Lächeln, womit er freundlich nickend beiden Ehegatten die Hand zum Abſchied reichte.

Forſter und Thereſe ſtanden befangen in peinlicher Verlegenheit. Nur Thereſe, indem ſie den jungen Freund bis an die Thüre begleitete, ſagte mit erzwungenem Scherz:

Ja, ja, lieber Baron, es iſt Zeit zum großen Hofball!

Franz Karl erwiderte nichts; er blickte nur raſch um, und machte eine heftige Bewegung, wie Einer, der etwas Unwürdiges von ſich weiſt und verwirft.

V.

Forſter.

Erſtes Kapitel.

Am andern Morgen, nachdem mit Anbruche des Tages Kaiſer Franz und ſein Gefolge über die Brücke nach Frankfurt abgereiſt waren, bereitete ſich die Abfahrt des Königs von Preußen nach Koblenz. Während der dicke Herr mit dem Kronprinzen und dem Herzoge von Braunſchweig erſt noch ein Frühſtück im alten Schloß einnahm, lagen des Kurfürſten prachtvolle Jachten unter der großen ſteinernen Treppe neben der Martinsburg zur Aufnahme der hohen Reiſenden bereit. Hundert größere und kleinere Fahrzeuge kreuzten indeß auf der breiten Fläche des Stromes umher. Kähne mit Neubegierigen, welche die Abfahrt mit anſehen mochten, drängten ſich einander vor, und Boote mit Fremden und Einheimiſchen hielten ſich bereit, im Nachzuge der Majeſtät mit nach Koblenz zu fahren, um das ſeltene Schauſpiel einer langen Friedenszeit, — das große preußiſche Lager, anzuſehen. — Der Himmel war trüb, das gute und günſtige Wetter drohte umzuſchlagen.

Nicht lange, ſo vermehrte ſich nach und nach die Dienerſchaft und das Gefolge am Kai. Gepäck und Geräthe ward fortwährend in die Jachten und Beiſchiffe gebracht. Jetzt erſchien auch, vom Admiral von Kinkel begleitet, die

Gräfin Coudenhove mit ihren beiden Nichten, Alle in Reiſekleidern. Eine zweite Dame folgte mit anmuthig lebhaften Schritten aus dem Schloſſe, und man flüſterte ſich in den Booten zu, daß es die berüchtigte Gräfin Lichtenau ſei.

Schauſt du, Peter! rief ein Bootführer ziemlich laut dem andern zu, — da kannſt du den Unterſchied ſtudiren: die Eine iſt eine kurfürſtliche, die Andere eine königliche — Gräfin!

Studiren, Chriſtian? verſetzte der Angerufene. Da iſt 'was zu ſtudiren! Ich taxire ſie nach ihrer Zunft, nicht nach ihren Kunden, und eine Reuſe bleibt eine Reuſe, ob ein Bars oder ein Hecht ſich darin fängt.

Mit ſolchen und anderen loſen Reden, die nicht unbelacht blieben, ruderten die Schiffer hin und wieder. Ein verwegenes Boot wagte ſich am nächſten an die kurfürſtlichen Jachten heran, zumal an diejenige, welche die vier Damen mit dem Admiral zu beſteigen Miene machten. Jean Baptiſt war es in ſeinem phantaſtiſchen Schifferanzuge. Unter ſeiner Flagge mit dem Myrtenkranze um das Ruder war er eben im Begriffe, Frau Gertrud nach Oeſtrich zu bringen, und Fides hatte ihren Gaſt bis ins Boot geleitet, um das Schauſpiel der Abfahrt mit anzuſehen. Vergebens ſuchte ſie den verwegenen Vetter zurückzuhalten; denn wie lebhaft es ſie verlangte, die Comteſſe Joſephine in der Nähe zu betrachten, ſo fürchtete ſie doch in dieſer Nähe und Neubegierde von Franz Karl bemerkt zu werden, der doch wol an der Seite ſeiner Braut nicht lange fehlen werde. Da ihr der Vetter nicht nachgab, ſo zog ſie ſich im Boote zurück und hüllte ſich in ihr Halstuch; während ihr Blick an der Comteſſe haftete, die am Rande des Kais ſtehend, ihr trübes, träumeriſches Auge über den Strom und das Gewimmel der Fahrzeuge ſchweifen ließ.

Als aber Franz Karl immer nicht erſcheinen wollte, der dicke König ſchon an der Treppe ſtand und unter dem Donner der Kanonen und Vivat des Volkes den Kurfürſten umarmte, als ſodann auch die Gräfin mit ihrer Geſellſchaft die geſchmückte Jacht beſtieg, überkam Fides eine zunehmende Unruhe. Eine Ahnung regte ſich in ihrer Bruſt, welch' ein Unheil ſie mit dem verwünſchten rothen Buche möchte angerichtet haben. Jetzt glaubte ſie auch das ſchwermüthige Weſen der Comteſſe, das haſtige, mißvergnügte Benehmen der Gräfin Coudenhove zu verſtehen. Stumm und nachdenklich fuhr ſie bis an die Rhein-Allee mit, wo ſie Abſchied von Gertrud nahm und in den ſorgenvollſten Gedanken nach Hauſe eilte.

Während dies am Rheine vorging, hütete Franz Karl ſein Zimmer in der Stimmung einer mit den peinvollſten Empfindungen durchwachten Nacht. Er hörte den Donner des Geſchützes, und bald darauf erſchien ſeine Schweſter, die ihm haſtig und Alles durcheinander berichtete.

Ja, lieber Franz Karl, wiederholte ſie, die Generalin iſt ernſtlich böſe. Was auch Joſephine zu deiner Entſchuldigung vorbringen mochte, — und ſie iſt doch eigentlich die Gekränkte! — ſo blieb die Gräfin dabei, und die Comteſſe Agnes beſtärkte ſie darin, — dein plötzlicher Krankheitsanfall von geſtern Abend ſei im beſten Falle doch nur eine Ausflucht, ein Verſteck für irgend einen unbegreiflichen Eigenſinn, eine geheimnißvolle Unart, wenn nicht gar etwas Schlimmeres dahinterſtecke.

In einem ſehr eleganten Morgenputze hatte Cäcilie ſehr früh aber vergebens an des Bruders Thüre geklopft, und war nach Hofe geeilt, um mit anderen eingeladenen Schönen der Abfahrt der preußiſchen Herrſchaften beizuwohnen. Eben kam ſie zurück, erzählte von der Abreiſe, und kam dann auf die prachtvolle Ballnacht und den Eindruck zu reden, den des Bruders Wegbleiben auf die Gräfin Coudenhove gemacht habe. Die Generalin ſei gleich mit dem Kurfürſten bei Seite getreten, und lange mit ihm in eifrigſter Unterredung verharrt. Die Aeußerungen, die Cäcilie von dieſer leidenſchaftlichen Frau berichtete, kamen wahrſcheinlich noch ſehr gemildert aus ihrem ſchönen Munde; denn ſie ſprach, als ob ſie ſich auf die rechten Worte der Generalin beſänne; wobei ihr Blick auf dem blaſſen Angeſicht des Bruders ruhte, wie beſorgt um den Eindruck, den ihre Nachricht auf ſein Herz machen könnte.

Aber Franz Karl ſaß oder lag vielmehr gelaſſen auf dem Sopha, mehr mit dem großen trüben Auge auf der Schweſter Mund, als mit den Gedanken auf ihren Bericht geſpannt. Die Pracht des Ballſaales, das ſtrahlende Glück der Eingeladenen, die huldvollen Blicke und Worte der Monarchen, die große Polonaiſe, die Menuet der Fürſtlichkeiten, die Wunderwerke von Erfriſchungen rührten ihn nicht. Ein Kinderball, damals bei Hofe ſehr beliebt, war vorausgegangen, und Cäcilie ſuchte den Bruder mit der Schilderung der kleinen Geſchöpfe zu erheitern, — wie ſie in ſtarrendem Aufputze, mit abgezählten Schritten, die Köpfe hoch geſtreckt, eine Françaiſe plump und ſteif genug getanzt und ihr eingelerntes Franzöſiſch untereinander geplaudert hätten; ſo daß der Kaiſer und die Kaiſerin, beſonders aber der Erzherzog Joſeph, nicht aus dem Lachen gekommen wären.

Auch Franz Karl lächelte dazu, und dieſe gelinde Heiterkeit verlor ſich nicht bei den heftigen Reden der Gräfin, welche Cäcilie berichtete, und mit obigen Worten ſchloß.

Die prunkvolle Nacht war vorübergegangen, aber die Zweifel und Fragen über die Zukunft, mit denen der Freund in ſchlafloſen Stunden gerungen hatte, lagen noch ungelöſt auf ſeinem Herzen. Seine unruhigen Finger ſpielten mit einer koſtbaren Taſchenuhr, die ihm früh nach der Abreiſe des kaiſerlichen Hofes als Andenken überſendet worden, — ſchwer von Golde, mit einer Einfaſſung von Brillanten um das Bildniß des jungen Monarchen und an maſſiver Kette mit ſinnreichen Berlocken behangen.

Aber zu Allem ſchweigſt du? ſagte Cäcilie, als ſie fertig war, und ſtatt noch zu antworten, reichte ihr Franz Karl die Uhr zum Beſchauen hin.

Recht ſchön, aber gar nichts Beſonderes! meinte ſie wegwerfend. Die Gräfin wußte davon. Sie nannte in ihrem Aerger das Andenken einen kaiſerlichen Naſenſtüber für einen unklugen Menſchen, der nicht wiſſe, wie's an der Zeit ſei. Und ſo Unrecht mag ſie nicht haben, lieber Bruder, ſetzte ſie hinzu. Verzeih'! Ganz Anderes hätte ſich doch erwarten laſſen, wärt ihr als verlobtes Paar den Monarchen vorgeſtellt worden, die hier ſo glänzend aufgenommen waren. Ich mußte dem Kurfürſten dein Unwohlſein beſtätigen, und erzählte ihm, mit welch' entſtellten Zügen du nach Hauſe gekommen ſeieſt. Er ſchüttelte den Kopf und gegen die Gräfin meinte er ſpöttiſch, es ſei doch ein bedenklicher Fall, mit Sonnenuntergang friſch und roth die Favorite zu verlaſſen und blaß und entſtellt zu Hauſe anzukommen.

Und die Gräfin, liebe Cäcilie? fragte Franz Karl haſtig.

Meinte, — aber verzeih', lieber Bruder! — eine Betiſe ſei immer ein bedenklicher Anfall für einen angehenden Staatsmann.

Nein! rief Franz Karl. Ich meine, ob ſie keine Vermuthung hat, was in jener Zwiſchenzeit geſchehen ſein könnte?

Worauf Cäcilie antwortete: Sie hatte ſich ſchon erkundigt und dieſe Zwiſchenzeit von der Favorite bis zu deiner Zuhauſekunft ſchien ihr auffallend und beunruhigend. Erſt heut morgen konnte ich ihr ſagen, Franz habe dich an das Forſter'ſche Haus gefahren. Sie geſtand mir, daß ſie bereits Nachricht eingezogen, ob Garzweiler zurück ſei. Daß du dieſen nicht geſprochen und blos bei Forſtern geweſen, ſchien ſie doch einigermaßen zu beruhigen. Ich weiß nicht, warum ſie dem guten geiſtlichen Rathe ſo viel ſchlimmen Einfluß auf dich zutraut und gerade in dieſer Sache!

Und was ſagſt du, Cäcilie? fragte er. Was meinſt du zu allem dem?

Ich? Was ſoll ich ſagen? antwortete ſie, Doch ja! Ich ſoll auch Joſephinen entſchuldigen, daß ſie auf Befehl der Tante mit nach Koblenz gereiſt ſei. Sie habe ſich geweigert, aber der Tante gehorchen müſſen. Sie ſagte mir das verſtohlen und etwas verweint.

Nach Koblenz? rief Franz Karl mit Verwunderung. In weſſen Begleitung?

Der Tante und Schweſter, erwiderte ſie. Ich habe ihr nicht verſchwiegen, daß ſie ſehr Unrecht thue, jetzt und ohne dein Vorwiſſen von hier wegzugehen. Aber der Admiral widerſprach mir. Auch er geht mit. Mir ein fataler Mann mit ſeinen ſüßen, gefühlſamen Redensarten! Und doch iſt all' das ſüße Weſen nur — Rohzucker: wie könnte er ſonſt ſeine leidende Frau jetzt verlaſſen?

Die Baronin-Mutter kam herein, und Franz Karl ſtand auf, ihr die Hand zu küſſen. Sie wiederholte Manches, was Cäcilie ſchon berichtet hatte, und fügte hinzu:

Ich habe die Generalin überzeugt, daß du leidend biſt, und wie die bisherigen Unruhen, die anhaltenden Arbeiten der letzten Zeit, die abwechſelnden Gemüthsbewegungen, die ſpannenden Aufmerkſamkeiten auf die hohen Herrſchaften und die wichtigen Staatsverhandlungen ganz natürlich eine Erſchöpfung hätten nach ſich ziehen müſſen. Du warſt immer von zarter Conſtitution. Und die ängſtlichen Erwartungen des Ballabends kamen dazu! Lieber Himmel! Da iſt es doch begreiflich —! Und ſie ſieht es auch ein, lieber Sohn!

Hat ſie Ihnen von der koblenzer Reiſe geſagt, gnädige Mama? fragte er haſtig.

Ja, lieber Franz Karl. Sie hat ſich nur in euerem Intereſſe dazu verſtanden, — ich meine in deinem und der Comteſſe. Der König hatte dich nach deiner Vermählung in ſeine Dienſte gewünſcht und die Gräfin Lichtenau betrieb die Sache ſehr. Doch war die Generalin bedenklich zuzuſagen.

Ei, ſieh' doch! rief Franz Karl mit Hohnlachen. War bedenklich in Sachen, die mich angehen, zu entſcheiden, mit meiner Perſon zu ſchalten? Wie gnädig!

Sie hat es gut gemeint, lieber Sohn! fuhr die Baronin fort. Auch weiß ſie ja, wie wir darüber denken. Denn ſo ſchmeichelhaft es auch für dich iſt, daß der König dich ſchätzt und in gnädigſte Affection genommen hat, würde es doch unſerer Familie nicht wohl anſtehen, daß du einem proteſtantiſchen Fürſten dieneſt. Dein Vater war ſehr entſchieden für das Haus Oeſtreich, und hat auch dort noch alte Verbindungen. Am beſten aber bleibſt du in Mainz.

Gut! Was hat das aber für einen Zuſammenhang mit der koblenzer Reiſe? fragte der Baron.

Das will dir erklären, Franz Karl! Siehſt du, die Gräfin konnte doch auch den König mit keinem barſchen Nein vor den Kopf ſtoßen. Wie ſie mir ſagte, hatte es der König ſehr gut mit euch vor. Die Lichtenau hatte ein Wörtchen von einem hübſchen Gut in Schleſien fallen laſſen, das der König zu euerer Ausſteuer — Man weiß ja, es ſind viel hübſche Güter in Preußen verſchenkt werden.

Franz Karl ſtand heftig auf, und ging durch das Zimmer. Er dachte an die Mittheilungen des rothen Buches, und empfand über die eigennützigen und unwürdigen Abſichten der Gräfin Coudenhove den lebhafteſten Unwillen, den er nur aus Beſorgniß unterdrückte, von der Mutter nicht verſtanden zu werden, oder ſie zu verletzen, wenn er gegen Geſinnungen eifere, mit denen er ſie zu ſeinem Leid im Stillen einverſtanden ſah.

Deſto heftiger brach, als er wieder allein war, ſein verhaltener Unmuth aus. Alle quälenden Betrachtungen der letzten Nacht erneuerten ſich ihm, und dieſer weibliche Argonautenzug nach Koblenz — wie er ſich im Aerger ausdrückte, kam mit friſcher Kränkung dazu. — Als er etwas ruhiger ward, betrachtete er die eigenthümliche Verwickelung ſeiner Lage. Er haßte die Gräfin und fühlte ſich mit Joſephinen verbunden, und wenn er auch die zu große Unſelbſtändigkeit ſeiner Verlobten nicht billigte: ſo entſchuldigte er ſie doch, und zürnte deſto mehr über die Herrſchſucht der Tante. Wie ſollte er ſich nun mit ſeinem Haß und mit ſeiner Liebe abfinden? Welche Stellung für ſeine Zukunft und nach ſeiner Verbindung mit Joſephinen ſollte er einnehmen? Und wenn er Alles, was ihm die ganz verwerfliche Betriebſamkeit der Gräfin zuwendete, mit Entſchiedenheit abzuweiſen dachte: mußte er nicht auch aus dem Amte und vom Hofe ſcheiden, wohin, wie er jetzt wußte, der Eigennutz dieſer Frau ihn vorgeſchoben hatte? Entſchloſſen, um ſeiner Ehre und Selbſtändigkeit willen mit Feſtigkeit und Würde aufzutreten, ſah der junge Freund doch ein, daß er Schonung und Klugheit dabei nicht außer Acht laſſen dürfe. Je länger er die Sachen betrachtete, deſto mehr neue Verwirrung drängte ſich hervor. Er hatte tiefſtes Schweigen über das rothe Buch gelobt, und doch lagen im Inhalt dieſer Blätter alle Triebfedern ſeines Handelns. Nur was er eben verſchweigen mußte, konnte ihn rechtfertigen.

Franz Karl hatte ſich noch nie ſo rathlos geſehen, und was ihn am meiſten beängſtigte, war ein lebhaftes Mißtrauen in ſeine Empfindungen und Gefühle ſelbſt.

die ihn zu unbeſtimmten Entſchlüſſen antrieben und zum Handeln begleiten wollten. In dieſem Zuſtande von Zweifeln und Rathloſigkeit dachte er an ſeinen edeln Freund Forſter, und athmete auf. Er ſchickte zu ihm und bat um ſeinen Beſuch. Aber auch er war nach Koblenz verreiſt, den Kapellmeiſter Reinhard aus Gotha und deſſen Frau dahin zu begleiten. Doch erwartete ihn Frau Thereſe in zwei bis drei Tagen zurück.

Wie verdrießlich war das für den verlaſſenen Baron! Er entſchloß ſich, bis zu dieſer Rückkehr krank zu bleiben, und das Haus zu hüten; indem er bedachte, daß er, ohne einig mit ſich und über ſein Benehmen zu ſein, keinen ſichern Schritt wagen könne. Er hatte ſich vor dem Fürſten zu entſchuldigen, gegen die Gräfin und Joſephinen über Manches zu erklären, ſein ganzes Thun und Laſſen abzumeſſen, und mußte daher beſtimmt wiſſen, was er wollte und nicht wollte, ſein Ziel und den Weg dahin feſt im Auge halten. Bis jetzt war er nur über das Eine entſchloſſen, — in allen Fällen als Mann von Adel und Ehre zu erſcheinen.

Er ſchrieb ein paar Zeilen an Frau von Forſter, worin er um des Freundes baldigen Beſuch bat, und entſchuldigte ſich ſchriftlich beim Kurfürſten; indem er zugleich um einen kurzen Urlaub von den Geſchäften nachſuchte.

Mit dieſer Ergebung griff der junge Freund wieder einmal nach älteren und neueſten Schriften, und gewann unter dieſem Einfluſſe fremder guter Gedanken unvermerkt jene heimliche Stille des Herzens, bei welcher unſere Seele, unbedrängt und unbelauſcht, Rath und Auskunft für die Zweifel und Verwirrungen des Lebens oft am ſicherſten in ihren eigenen Tiefen findet.

Zweites Kapitel.

Dieſer Schritt des Barons machte den Fürſten in dem unbeſtimmten Mißtrauen, das ihm die Gräfin beigebracht hatte, ein wenig irre. Er überlegte ſich, was den Baron, wenn er aus Gründen oder Grillen mit ſeinem Vorwande von Unwohlſein blos der Verlobungsſtunde habe ausweichen wollen, auch jetzt noch bewegen ſollte, ſich in ſeiner Wohnung abzuſchließen und den Geſchäften zu entziehen. Dabei erinnerte ſich der alte Herr des Eifers und Stolzes, womit der junge Regierungsrath bisher ſich den wichtigen Arbeiten gewidmet hatte. Ja der Fürſt fühlte bereits eine Lücke in ſeinem geregelten Tage; denn er hatte ſich ſchon daran gewöhnt, den jungen Mann zu beſtimmten Stunden um ſich zu haben, ihm die erbrochenen Staatsbriefe zur weitern Beſorgung zu übergeben und ſich Manches von ihm vortragen zu laſſen. Ueberdies war der alte Herr, eben als alter Herr, etwas plauderhaft gegen Perſonen, denen er einmal ſein Vertrauen geſchenkt hatte, und gerade der Baron konnte es am beſten mit ihm treffen. Seine heitern Einfälle wie ſeine ernſten Anſichten machten dem Fürſten Spaß; indem ſie entweder ſein Lachen erregten, oder ihm Anlaß gaben, mit behaglicher Selbſtgefälligkeit ſeine politiſchen Einſichten aufzutrumpfen. Dieſen Abgang empfand der Fürſt um ſo lebhafter, als ihm auch noch die Gräfin, ſeine vertraute Freundin, gerade jetzt fehlte, da er von den letzten Feſttagen, von geheimer Unterhaltung mit den Monarchen und Miniſtern und von großen Projekten ſo erfüllt war.

In dieſer milden, ſehnſüchtigen Stimmung ließ er dem Baron einige gnädige Worte ſagen, ihm gute Beſſerung und baldige Rückkehr zu den wartenden und wichtigen Geſchäften wünſchen.

Dieſe Geſchäfte betrafen hauptſächlich die Rüſtungen zum Feldzuge und zur Beſatzung von Mainz. Der Kurfürſt hatte den verbündeten Mächten 2000 Mann Hülfstruppen zugeſagt, die nun mobil gemacht wurden. Schon früher hatte man die Rekruten eingezogen und gegen geringen Tagelohn an den Feſtungswerken beſchäftigt. Nach der Abreiſe der Monarchen wurden dieſe Arbeiten plötzlich eingeſtellt, dafür aber die Mannſchaft täglich in Waffen geübt. Man erwartete vor Allem die erfurter Truppen nebſt den Contingenten der Reichsfürſten zur Beſatzung der Reichsveſte Mainz, um dann das mainzer Corps nach Speier zu den vom Grafen Erbach befehligten kaiſerlichen Truppen ausrücken zu laſſen.

So war mit den hohen und vielen Fürſtlichkeiten nur der Prunk und Glanz verſchwunden; aber Lärm und Unruhe blieb genug zurück. Trommeln und Trompeten ließen ſich vom Morgen bis Abend hören, wozu die Vorkehrungen zu einem Feldlager kamen. Da die Vorräthe des Zeughauſes während der langen Friedenszeit verſchleudert oder an die franzöſiſchen Emigrirten zu ihren Rüſtungen verkauft waren: ſo hatte dies wenigſtens das Gute, daß die mainzer Handwerker für neuen Kriegsbedarf zu thun bekamen; wiewol dieſe Ausſicht auf Krieg und Belagerung die Stadt auch wieder beunruhigen mußte; zumal die Preiſe der Lebensmittel, ſchon durch die Feſte und vielen Fremden geſtiegen, mit jedem Tage in die Höhe gingen.

Bei all' dem blieb noch Luſt und Leichtſinn genug in Mainz übrig, um ſich an den hunderterlei Geſchichtchen und übeln Gerüchten zu ergötzen, die hinter den erloſchenen Feſten her, gleich dem Qualm ausgeblaſener Lampen, ſich verbreiteten. Lächerliche Anekdoten, drollige Mißverſtändniſſe, Schwachheiten und alberne Aeußerungen hoher Perſonen wurden umhergetragen. Man erfuhr nach und nach, welche nächtliche Schatten auf die glanzvollen Tage gefolgt waren. Mancher Fürſtlichkeit oder Excellenz, die man am hohen Mittage mit ſchnaubenden Roſſen hatte fahren ſehen, war man nach Sonnenuntergang zu Fuß in ſtillen bedenklichen Straßen begegnet. Treuherzige Bürger hatten den hohen Fremdling in den verwickelten mainzer Gäßchen verirrt geglaubt, und mit gezogenen Schlapphüten und Scharrfüßen ſich zu Führern angeboten; wofür ſie aber zu ihrem unterwürfigſten Schreck — zum Teufel zu gehen geheißen worden. Jetzt blieben auch die Häuſer nicht mehr unbekannt, wo Glücks- und Liebesſpiel zu finden geweſen, und die Räthſel vieler fremden Damen waren von eiferſüchtigen Mainzerinnen glücklich gelöſt worden. Mancher Fremde, vornehm oder bürgerlich, der dem Köder leichtfertigen Anzugs und scharſer Pomade nachgegangen war, hatte ſich aus unerwartetem Zank und Zeter der Nachbarinnen nur durch die Flucht retten können. Sogar von den Karten der Wittwe Steiglehner hinter dem Mitternachtsgäßchen verlautete Manches, und es ſchien, als ob die entſchloſſene Frau, in Ermangelung geiſtlichen Rathes, mit ihren eigenen Eingebung ganz gute Geſchäfte gemacht habe.

Ein Zuſammenfluß all' dergleichen Geſchichten war auf der Leſegeſellſchaft des Buchhändlers Sartorius. Selbſt während der Feſtlichkeiten war der Leſeſaal nicht unbeſucht geblieben; ſoviel es auch im Oeffentlichen zu beſchauen und zu beobachten gab. Man war gerade kühner und lauter geworden, weil man ſich hier gleichſam in einem Hinterhalte der lärmenden Feſte und rauſchenden Ereigniſſe fühlte, und ſich für weniger beobachtet hielt; wobei die öffentlichen Vorgänge für das Urtheil und den Tadel der Aufgeregten nur noch herausfodernder erſchienen. Denn die Einſichtigeren unter den Clubvertrauten ſagten ſich laut, daß die weißenauer Conferenzen ganz gemacht ſeien, der Revolution in die Hände zu arbeiten, inſoweit man ſich wenigſtens ſolcher Weisheit zu den deutſchen Kabinetten gar wohl verſehen dürfe. Und während eine prickelnde Neubegierde ſich auf allen Schleichwegen jenen Geheimniſſen zu nähern ſuchte, wuchs in ſo fruchtbarer politiſcher Witterung der Muth dieſer Revolutionairen, und ihre Unternehmungen ſtrebten ſich auszubreiten. Man überlegte ſchon und entwarf eine Liſte der auswärtigen Freunde, die man demnächſt zur Theilnahme — man wußte ſelbſt noch nicht woran — herbeirufen müſſe. Man rechnete auf manche Beamte und Landpfarrer, deren Geſinnung man kannte, hatte aber vor Allen den Profeſſor Dorſch in Straßburg und den Gymnaſiallehrer Böhmer zu Worms im Auge. Dieſen kannte man als ſehr exaltirten Kopf, und jenem traute man zu, daß er, als eifriger Kantianer vor zwei Jahren von der mainzer Geiſtlichkeit verfolgt und vertrieben, die Gelegenheit wahrnehmen werde, ſich zu rächen und eine Rolle zu ſpielen.

Solche Verhandlungen führten immer wieder zum alten Zwieſpalte der aufgeregten Freunde über Ziel und Zweck ihres Vorhabens. Eine verbeſſerte mainzer und deutſche Staatsverfaſſung nach Maßgabe der neuen aus Frankreich verbreiteten Ideen ſchwebte Allen vor; nur daß man ſich von einer ſolchen Umgeſtaltung der alten feſtbegründeten Verhältniſſe die abweichendſten und nicht ſelten verkehrteſten Begriffe machte. Monarchiſche, durch Volksvertretung gemäßigte Gewalt, Abſchaffung der für das Land drückenden Vorrechte einzelner Stände und Perſonen, geſicherte Rechtspflege und verbeſſerter Staatshaushalt wurden im Neulicht der franzöſiſchen Revolution als die Grundlage des öffentlichen Glücks und einer zwiſchen Herrſcher und Volk geſicherten Wohlfahrt verkündigt. Die Verſtändigen unter den begeiſterten oder erhitzten Clubiſten in Mainz verkannten nicht, daß die franzöſiſche Revolution ihre erſte reine Richtung verlaſſen hatte, daß Gewaltthätigkeit an die Stelle des Rechtes getreten war, und ungezügelte Leidenſchaften ſtatt befreiter Vernunft zu herrſchen ſtrebten. Aber ſie mochten um ſolcher Verirrungen willen nicht der Sache ſelbſt entſagen oder aus Scheu vor Mißbräuchen und Thorheiten auf Vernunft und Wahrheit völlig verzichten. — Was? pflegte dann der heftige

Profeſſor Hofmann zu rufen, — wofür ſind wir erfahrene Rheinländer, als daß wir beim ſchmutzigen Anblick und giftigen Geruche der Kelter nicht am klaren, edlen Wein verzweifeln, der ſeine Gährung erſt durchzumachen hat. So wollen wir auch die Freiheit keltern, und dieſer herrliche Wein der Zukunft wird manchen Abſtich erfahren, manche Hefen ablagern und abſchäumen müſſen. Auch in Paris berauſchten ſie ſich noch immer am Moſt der Revolution, — ein ſehr widerwärtiger und bedenklicher Rauſch, wie ihr wißt, und die Zeit iſt immer kurz, wo man den Moſt der Traube und den Moſt der Freiheit — federweiß trinken kann. Wir kennen das Alles und laſſen uns von den Trebern der franzöſiſchen Revolution nicht anwidern und abſchrecken.

Wenn man ſich dann auch unter ſolchen Gedanken und Vergleichen mit Bravoruf und Händeklatſchen vereinigte; ſo daß die Einſicht und der Edelmuth Einiger, wie der Egoismus oder die Beſchränktheit der Anderen unter einen und denſelben unbeſtimmten Ausdruck gebracht waren: ſo ſprang doch die Entzweiung gleich wieder hervor, ſobald man zu der Frage kam, auf welche Weiſe man ſich das Heil der Revolution aneignen müſſe, und was zu thun wäre, wenn die Franzoſen etwa herankämen, und Mainz vielleicht belagert würde. — Wollen wir die Franzoſen herbeirufen oder abwarten, die Stadt vertheidigen oder verrathen? Auf dieſe Zwiewahl lief es am Ende doch immer hinaus. Die Beſſern ſtutzten, die Feiglinge erſchraken vor dem Wort Verrath.

Ungewöhnlich aufgeregt erhob ſich Wedekind und verwarf das Wort Verrath, indem er es als Vorurtheil bezeichnete. — Sklaven, rief er, die ihre Ketten brechen, begehen keinen Verrath, ſondern nehmen nur, wenn ſich Gunſt und Gelegenheit darbietet, ihr heiliges Urrecht der Freiheit zurück. Höchſtens wäre zu ſagen, man opfere den alten Staat der neuen Wohlfahrt ſeiner Bürger auf.

Auch dieſe Anſicht fand lebhaften Beifall. Nur der platte Kammerſekretair Stumme lächelte tückiſch. Er hatte von dem inneren Geheimniß des Clubs, wovon man ihn ſtets ausſchloß, zufällig etwas wahrgenommen und rief: Apropos, Herr Doctor! Was macht denn unſer entflohener Freund, der Bürger Villars, der weggeſchickte Geſandte? Woran laborirt er denn eigentlich? Ich höre, daß Sie ihm noch fleißig — Rath und Recepte ſchreiben. Es iſt doch hübſch von einem Franzoſen, daß er ſo viel Vertrauen zu deutſchen Aerzten hat!

Man verſtand dieſe Anſpielung auf eine geheime Correſpondenz, die man mit dem aus Mainz verwieſenen jakobiniſchen Geſandten noch unterhielt, würdigte aber den Sprecher keiner Antwort, und Profeſſor Blau, ſtets von milderen Empfindungen und den edelſten Gedanken bewegt, nahm das Wort, um die Anſicht geltend zu machen, man müſſe nur immerhin Sinn und Gefühl für Recht und Wahrheit beleben, ſich und Andere dafür erwärmen und darauf vertrauen, daß der Kraft ſolcher Ueberzeugungen die Vorrechte und die Vorurtheile der Welt keinen Widerſtand leiſten könnten. Die Stadt zu vertheidigen, ſagte er, iſt der Club zu klein, ſie zu verrathen, denkt er zu groß. Bearbeiten wir unſere Mitbürger, das heißt, belehren wir ſie! Dann wird es ſich zeigen, welcher Theil der ſtärkere ſei, — der Adel, der die Beſte und das alte

Mainz zu halten denkt, oder das Bürgerthum, das ſich und ſeine Stadt einer neuen Verfaſſung öffnen will. Und gebt Acht, ob wir nicht erleben, daß auch hier wieder Diejenigen, die Alles halten wollen, die wahren Verräther ſind!

Die Wenigſten billigten dieſe Anſichten. Denn da der Aufgeregte die Nothwendigkeit einer entſchiedenen That lebhaft fühlt, ſelbſt wenn er für ſeine Perſon ſich nicht vorwagt; ſo erſchien den Meiſten der Weg der Belehrung als ein Umweg und als ein ungebahnter Weg. Man ereiferte ſich gegen den mildlächelnden Mann und war eben daran, ſich recht ins Zeug hinein zu erhitzen, als Freiherr von Hauſer eintrat und ein Papier triumphirend emporhielt.

Dieſer von Hauſer war ein unangenehmer, zudringlicher Menſch, vorlaut mit unleidlicher Fiſtelſtimme und von gemeiner Denkart bei ſonſt gebildeten Manieren eines guten Hauſes, — eine Miſchung, die ſchon durch ſeinen Anzug vorgebildet ſchien; indem er unter einem modiſchen Sammetkleide gewöhnlich unſaubere Wäſche trug. Von ſeinem Vater, dem in Regensburg verſtorbenen Reichsdirectorial-Geſandten, hatte er nichts geerbt, und mit kurfürſtlicher Unterſtützung auf der hohen Schule ſo wenig gelernt, daß er ſich als geheimer Sekretair nicht halten konnte, ſondern mit der Gunſt eines Gnadengehaltes entlaſſen wurde. Länger als im Amte wußte er ſich aber in der Duldung vornehmer Bekanntſchaften zu erhalten, und benutzte das Franzöſiſche ſeines väterlichen Hauſes, um ſich an die Emigrirten anzuleimen. Von dieſen mochte er auch die Mittheilung haben, die er eben ſo prahlend emporhielt. Es war die überſetzte Vorſtellung oder Adreſſe der franzöſiſchen Prinzen und Emigrirten an die hohen deutſchen Mächte, jenes Aktenſtück, das Franz Karl im Auftrage des Kurfürſten mit dem Prinzen Condé in Worms bearbeitet hatte.

Gut! rief Profeſſor Hofmann. Da apportirt unſer Baron einmal etwas Brauchbares. Geben Sie her, ich will's vortragen!

Allein Hauſer wollte es ſich nicht nehmen laſſen, das erwünſchte Aktenſtück ſelber vorzuleſen, und Hofmann rief zuletzt ungeduldig:

So leſen Sie nur ins Teufels Namen! Sie haben Recht: was dieſe franzöſiſchen Hähne gekräht haben, wird ſich mit Ihrer Stimme am beſten ausnehmen.

Der Vortrag an die Monarchen war mit aller dieſen franzöſiſchen Flüchtlingen eigenen Zuverſicht abgefaßt. Es hieß darin, die Jakobiner hätten Grundſätze aufgeſtellt, die auf nichts als den Umſturz aller geſellſchaftlichen Ordnung abzweckten, und alle Mächte im höchſten Grade beunruhigen müßten. Thron und Altar ſeien angegriffen, aller Standesunterſchied aufgehoben, Krieg der Armen gegen die Reichen angekündigt. Dieſe Grundſätze fänden in allen Ländern Bekenner und Apoſtel. Unzufriedenheit, Ehrgeiz, Habſucht reihten ſich unter die Fahne der Freiheit. Selbſt Gelehrte, Männer von Theorie ohne Erfahrung huldigten dieſem Abgott im ehrwürdigen Mantel der Philoſophie; die Leidenſchaften der Menge aber raſeten in ihrem Enthuſiasmus. Schon griffen die Empörer über die franzöſiſche Grenze nach den Beſitzungen des Papſtes und der deutſchen Fürſten. Die Clubs hätten Correſpondenz mit allen heimlichen Geſellſchaften; deutſche Journale predigten ohne Scheu den Aufruhr. Es ſei hohe Zeit, daß die europäiſchen Monarchen die Augen öffneten, ihre Zwietracht fallen ließen und ſich mit Bruderhänden gegen dieſe Peſt verbänden.

Nun ja! das werden ſie ſich in Weißenau überlegt und gar gekocht haben; rief Einer der Anweſenden, und Hauſer verſicherte, dieſer Vortrag habe die größte Senſation bei allen Fürſten gemacht.

O gewiß! lachte Hofmann mit bitterer Heftigkeit. Wenn auf dieſe Blödſinnigen und Abgelebten noch Etwas Eindruck machen kann, ſo ſind es Beſchuldigungen gegen ihre Völker. Und in dieſer neuen Furcht greifen ſie es ſo klug an, wie unſere alten Landpfarrer, die beim Anzug eines Gewitters, um es zu vertreiben, die Glocken ziehen laſſen, was andere kluge Leute für das beſte Mittel halten, die Wetterwolken heranzuziehen.

Wir ſind Ihnen viel Dank ſchuldig, Herr Baron, für dieſe Mittheilung, von welcher ſeither ſo viel unbeſtimmtes Reden ging! bemerkte Blau und fuhr mit bedeutſamer Betonung fort:

Sie haben aber auch die beſten Connexionen, und wiſſen es ſo klug zu machen, daß Sie in der guten Geſellſchaft wohlgelitten bleiben, wenn auch Ihr Sammetrock und Toupet nach dem Knaſter des Leſemuſeums duftet. Können Sie uns nicht etwa verrathen, vortrefflicher Freund, ob es an dem iſt, daß man unſere Leſegeſellſchaft ausſpioniren läßt, — daß man — Dächſel in unſern Bau hetzt?

Oho! lachte Hofmann ſchallend in die verlegene großäugige Stille, — da kömmt eben ein Fuchs aus dem Bau, in Geſtalt eines Kollegiatſtiftsherrn und Profeſſors!

Hauſer ſah ſich betroffen um, wie Einer, der nicht weiß wie's gemeint iſt; und obſchon man ihm nicht Verſchlagenheit genug zutraute, um ſich ſo fein zu verſtellen: ſo blieb doch Blau's Argwohn länger auf ihm ſitzen und die Aengſtlichen behielten ſtets ein gewiſſes Mißtrauen gegen ihn bei.

Drittes Kapitel.

Dieſe Verhandlungen hatten mehr im engen Kreiſe der Club-Vertrauten ſtattgefunden. Einige Tage ſpäter, am Sonnabend nach der Montagsabfahrt der Monarchen, war das große Leſezimmer ſtark beſucht, weil die Schulen und die Dikaſterien freien Nachmittag hatten. Eine große Stille und ein ſtarker Tabaksqualm herrſchten; denn die irdenen Pfeifen in allen Schattirungen, von der Bläſſe des Cretin bis zum Mohrenkopfe, ſchwebten dampfend über den Zeitungen und Literaturblättern. Es erregte daher wirklich einen Schreck, als der Hofgerichts-Advokat, Stadtgerichts-Aſſeſſor Razen, mit dem Ausrufe in den Saal ſtürzte: Parturiunt montes! Alles fuhr auf, und Razen rief weiter:

Endlich hat Weißenau geboren. Das Kindlein heißt

Manifeſt und hat den Herzog von Braunſchweig zum Pathen. Die Hofbuchdruckerei war die geſchworene Hebamme. Ihr werdet's gleich vernehmen: es wird eben aller Bürgerſchaft und der vom Markte noch vorhandenen Bauernſchaft verkündet. Gottlob, daß es nicht Vormittags geſchehen iſt: ich glaube, die Butter auf dem Markte wäre ſchmeckend davon geworden. Das Manifeſt fodert die franzöſiſche Nation feierlich auf, den deutſchen Heeren offenen Zugang zu laſſen und ſich ihren Waffen nicht zu widerſetzen; gegen die neue Verfaſſung Frankreichs flammt es Rache und nimmt ohne Weiteres an, der König und ſeine Familie ſeien nicht frei; die geringſte ihnen zugefügte Beleidigung ſoll — auf kaiſerlich-königliches Wort! mit der Zerſtörung von Paris gerochen werden. — Ja „gerochen" iſt hier das rechte Wort, ſtatt gerächt; denn man riecht ſo zu ſagen Brand und Blut, und den Athemzug der Emigrirten. Paris einzuäſchern und der Erde gleich zu machen iſt ja der ſeitherige Lieblingsausdruck dieſer umirrenden Ritter, die mit unſinnigen Prahlereien ihr Herz erleichtern.

Dieſe nicht unparteilichen Worte brachten Unruhe und bei einigen Regierungsräthen Verlegenheit hervor. Doch hatte man keine Zeit zu näherer Erörterung; denn ein vermiſchtes Getöſe auf der Straße zog die Aufmerkſamkeit der Anweſenden an die Fenſter.

Ein Rudel Gaſſenbuben, wie ſie bei ungewöhnlichen Vorgängen immer voraus ſind, dämpften durch ihren Jubel die alte Trommel und Pfeife, die im Gedränge von Menſchen aller Art heranrückten. Auf dem Plätzchen vor dem Hauſe machten ſie Halt. Die Haſelnußſtäbe eines Polizei- und eines Marktdieners trieben das Zugedränge auseinander; ſo daß als Kern der geborſtenen Volkshülfe der Stadttrommler und Pfeifer und ein Scharwachtgeleit, vom Stadtwachtmeiſterleutnant Braun angeführt erſchienen. Die Scharwächter in hohen Kamaſchen, weiten Röcken mit ſchweren, bunt aufgeſchlagenen Schößen, langen, krummen Zöpfen und geſteiften Ohrlocken unter dreieckigen Schlapphüten zogen auf Commando ihres Offiziers jene Sorte von verroſteten Gewehren an, die man Schießprügel zu nennen pflegt, und präſentirten ſolche in drei langſamen Takten. Ein Wirbel wurde geſchlagen, und der Stadtregiſtrator Schnatz verlas in haſtigem Naſentone von einem großgedruckten Bogen — „Das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig".

Soviel man verſtehen und beobachten konnte, machte beſonders auf die mit ihren Marktkörben auf den Köpfen umherſtehenden Bauernweiber der Artikel 7 einen ſchauerlichen Eindruck. Die verkündigte Drohung, daß die Einwohner der Städte und Dörfer, die ſich zu vertheidigen wagen ſollten, auf der Stelle nach der Strenge des Kriegsrechts beſtraft, ihre Häuſer zerſtört oder verbrannt werden ſollten, überrieſelte dieſe friedlichen Landleute und Bürgerfrauen mit dem eiskalten Mißverſtändniß eigener Bedrohung. Aus dem Artikel 8, worin den Pariſern ſtrackliche Unterwerfung anbefohlen war, klangen einzelne ſchwere Worte, von dem näſelnden Vorleſer heftiger ausgeſtoßen, wie: „exemplariſche, ewig denkwürdige Rache", „militairiſche Execution" und dergleichen vernehmlich hervor und ſchlugen wie Bomben durch die offenen Mäuler der Zuhörer in ihre Gemüther ein.

Inzwiſchen hatte der Stadtbaudiener Selig aus ſeiner ledernen Taſche einen Abdruck des Manifeſtes an die Straßenecke geklebt, und gab einige andere an angeſehene Männer und durch das Fenſter an die Leſegeſellſchaft ab. Ein Wirbel beſchloß die Verkündigung, die Scharwacht ſchulterte abermal in drei Takten, und der Zug ging unter neuem Bubenhalloh weiter.

Im Leſezimmer wurde das Manifeſt noch einmal und beſſer verleſen, und machte einen verwirrenden und betrübenden Eindruck. Man empfand mit Unzufriedenheit die hochmüthige Sprache der Gewalthaber und eine ahnungsvolle Beſorgniß vor der unglücklichen Wirkung, die ſolche Drohungen auf die Franzoſen machen könnten. Nur Hofmann lachte, wenngleich aus bitterſter Stimmung, und rief endlich aus: Nun geb' ich keinen Batzen mehr für das Leben des Königs von Frankreich! Der iſt geliefert, und an ihm kann es ſich jeden Tag verſinnbildlichen, was es heißt, wenn Monarchen — die Köpfe verlieren. Und ſeht nur da draußen das Emigrantenpack, was das plötzlich wieder ſo alert iſt! Bei den letzten Feſten verkrochen ſie ſich vor den Majeſtäten und ſchienen ganz außer Acht gekommen. Auch als Flüchtlinge wollen dieſe franzöſiſchen Prinzen von Geblüt den Foderungen der Etikette nicht entſagen und in den Schatten vor dem Glanz der deutſchen Majeſtäten treten. Auch waren es eben die Tage nicht, an denen dies hochmüthige Bettelvolk mit ihrem „cher Papa“ Kurfürſten, wie ſonſt, an großer Tafel ſpeiſten und ganze Gaſtmähler aus der Hofküche ins Haus geſchickt bekamen. Andere vornehme Mäuler ließen ſich das Mark des mainzer Landes ſchmecken. Geſegnete

Mahlzeit! Geſegnetes Mainz! Dies Manifeſt bringt nun das Völkchen wieder auf die Beine, und ihre Köpfe ſchwindeln von dem politiſchen Gebräu aus der weißenauer Schenke. Wer hätte gedacht, daß ſo Grauſames aus dem „Lämmchen“ kommen könnte, daß aus der geweißten Tanzſtube des dicken Göth, durch dieſe kleinen Schubfenſter mit ſechseckigen Scheiben, die ehernen Würfel über Frankreichs Provinzen geſchleudert würden? Wohl bekomme der Paſch!

Zornig ſtülpte er den Hut auf den Kopf, eilte fort und ſchlug hart die Thüre hinter ſich zu. Viele Gemüther waren beſtürzt, und mehrere Beamte hatten ſchon vorher, ängſtlich vor dem kecken Sprecher, das Zimmer verlaſſen.

Viertes Kapitel.

Denſelben Abend mit anbrechender Nacht traf Forſter von Koblenz wieder ein. Huber ſaß noch vertraulich mit Thereſen, ohne Licht, in Unterhaltung über Goethe's Luſtſpiel „Die Mitſchuldigen“. — Dacht ich's doch, daß Sie heut endlich kommen müßten, lieber Forſter! rief er aufſpringend und den Freund mit übertriebener Zuthätigkeit begrüßend. Ich mußte Sie erwarten, — ich mußte Sie noch ſehen! — Forſter, voll von den Erlebniſſen ſeines Ausflugs, achtete der Befangenheit Thereſens nicht, die über Huber's Verſtellung und täuſchendes Benehmen erröthet war. Die ſchmeichelhaften Eindrücke der Lectüre, des Dichters leichtfertiges Spiel mit dem Unerlaubten waren vor den leiſen oder lauten Vorwürſen ihres Herzens plötzlich weggehaucht.

Forſter ſetzte ſich, da der Thee längſt getrunken war, zu einem Glaſe Wein mit kalter Küche, den Sonnabendreſten der Woche, Alles in Haſt zwiſchen Eſſen und Erzählen genießend. Er meldete von ſeiner Fahrt, vom Lager der Preußen, von neuen und alten Bekanntſchaften und beklagte nur die Ungunſt der Witterung. Hubern ſchien heut Alles mehr, als ſonſt zu intereſſiren; er ſprach und fragte immer lebhafter, und machte dadurch Thereſen nur noch einſylbiger. Die ſtörenden Erinnerungen des vertraulichen Abends, die der befangene Freund mit heftigen Geberden der Herzlichkeit aus der eigenen Bruſt zu bannen ſuchte, ſchienen dafür in ihrem ſchon ſo beklommenen Buſen einzukehren. — Es gehen unzählige unverbürgte Gerüchte über die Schickſale Frankreichs und der Rheinlande, berichtete der geſprächige Forſter. Oeſtreichiſche und preußiſche Prinzen ſollen da verſorgt werden. Elſaß und Lothringen ſoll Monſieur, franzöſiſch Flandern der Graf von Artois bekommen, und dann wahrſcheinlich das übrige Frankreich ſeiner inneren Gährung und dem Zerfall in kleine Republiken überlaſſen werden. Dies wenigſtens wollen England und Holland geſchehen laſſen. England will durch ſolche Theilung verhindern, daß Frankreich nicht durch einen Bankerott, den der Despotismus mache, in zehn Jahren der mächtigſte Staat ſei. Denn ſiehſt du, Thereſe, — ſetzte er ohne überlegte Bezüglichkeit hinzu — oft gewinnt man erſt eine hohe freie Macht, wenn man Alles verloren hat.

Thereſe erſchrak über dieſen unbeſtimmt treffenden Gedanken, und Huber beeiferte ſich dem Freunde die mainzer Neuigkeiten der Woche zu berichten. Darüber zog ſich der Abend in die Nacht hinein.

Sobald Forſter allein war, öffnete er die eingelaufenen Briefe und Packete. Eines, wornach er am begierigſten griff, war des Nachmittags aus der Stadt überbracht worden, und enthielt nur ein paar ſeiner eigenen kleinen Schriften, die Garzweiler geliehen hatte und mit folgenden Zeilen zurückſchickte:

> „Ich bin ſeit geſtern aus Oeſtrich wieder hier, wo ich durch einen Unfall zu Bette gehalten mich an Ihrem „Brotbaum“ gelabt und mit Ihren „Menſchenracen“ unterhalten habe. Tauſend Dank dafür! Ich muß mir nun dieſe Sachen ſelber anſchaffen; denn ſie ſind zum wiederholten Leſen da. Sie ſehen mich auf dem beſten Wege aus dem Orden der Ignorantiner zu treten und von Ihnen die Weihe des wahren Illuminatismus zu empfangen. Wie ſieht es mit Ihren „Anſichten vom Niederrhein“ aus? Sind ſie gedruckt und könnte ich ſie erſt ein wenig durchblättern? Denn ſie ſind ohne Zweifel auch für mich zum Anſchaffen geeignet. Ich hinke noch ein wenig; doch komme ich nächſtens ſelbſt Ihnen die Hand zu drücken, Sie Vortrefflichſter aller Nichtmainzer in Mainz! Der verehrten Frau Liebſten meinen frömmſten Segen! wenn ſie ihn brauchen kann. Männer wie Sie wiſſen ſchon eher, was man damit macht.“
>
> Mainz, 28. Juli 92.
>
> Garzweiler.

Auch Franz Karl's Billet und Einladung fand er vor und ſeufzete bei der Erinnerung an das, was er dem lieben jungen Freunde aus Koblenz mitzutheilen hatte.

So ſaß Forſter bis ſpät in die Nacht. Familiennachrichten ſeines Schwiegervaters Heyne aus Göttingen und ein gedankenvoller Brief ſeines Freundes Jakobi aus Düſſeldorf hatten ihn ſehr aufgeregt. Und kaum eingeſchlafen, erwachte er von heftigem Zahnweh, Folge vermuthlich einer Erkältung auf dem Rhein bei Regenwetter. Von zwei Uhr an hörte er jede Stunde des Sonntags ſchlagen, und zählte die Glocken und Glöckchen der Kloſtermetten und der Frühmeſſen in dieſem unaufhörlich läutenden Mainz. Zu den bohrenden Schmerzen der Zahnlade geſellten ſich bald, wie es zu gehen pflegt, verdrießliche Betrachtungen. Der Freund überlegte ſeine Reiſeausgaben und fand ſich vorzuwerfen, daß er auf Reiſen noch weniger als zu Hauſe das Geld zu beherrſchen wiſſe. Es bangte ihm vor der Monatabrechnung mit Huber und ließ ihn zu keiner erhebenden Sonntagsbetrachtung kommen.

Dieſer Sonntagmorgen brachte auch für den zurückgekehrten Pater Garzweiler eine wenig erbauliche Hora. Er hatte ſich in einer Portechaiſe nach dem Dom bringen laſſen und eine um dieſe Zeit ſehr beſuchte Meſſe geleſen. Beim Kaffee ärgerte er ſich über ein Verſehen ſeiner alten Hausverwalterin, deren Taubheit und Treue ihm ohnehin durch die Mittheilungen ſeiner Nichte zweifelhaft geworden waren. Nur aus Beſchämung über ſeine durch raſchen Frauenblick entdeckte jahrelange Täuſchung, und um die Alte in ihrer Sicherheit ſchärfer zu beobachten, hielt er noch an ſich. Ihr Liebesverhältniß mit dem alten ſogenannten Knaben des Leibarztes wäre ihm vielleicht im Stillen ergötzlich geweſen, hätte er nicht in dieſem Anknüpfen mit einem Proteſtanten zu ſeiner abermaligen Beſchämung erkennen müſſen, wie fruchtlos ſein politiſcher Eifer gegen Proteſtantismus ſelbſt bei eigenen Dienſtboten geblieben war. Noch manches Andere, was ihm ſeine alten Kundſchafter ſeit geſtern hinterbracht, kam dazu, ihn ſehr zu verſtimmen. In den paar Wochen ſeiner Abweſenheit ſchien Alles im Bereiche ſeiner Umtriebe ſich verändert zu haben, und er fing an zu zweifeln, ob nicht etwa an ihm ſelbſt noch mehr, als an ſeiner Umgebung, verwandelt worden ſei. Jedenfalls blieb ihm nichts übrig, als entweder die umgekehrten Verhältniſſe an ſeinen alten Sinn, oder ſein verwandeltes Herz an die alten Zuſtände neu anzuknüpfen, und eine friſche Herrſchaft über die Perſonen und Dinge zu ergreifen. Nicht mit der froheſten Seele überlegte er ſeine nächſten Unternehmungen. Er dachte an die Ungnade des Kurfürſten und an die Schadenfreude der Gräfin Coudenhove, deren Sieg ſeine Entfernung vom Hofe war, wobei er erwog, in welcher Geſtalt er ſich Beiden zu nähern habe. Auf dem Boden ſeines Herzens webte eine racheſüchtige Verbiſſenheit und ein lauernder Grimm, die auf irgend eine Beute geſpannt, ſich nur zurückhielten, um ſich nicht wahrnehmen zu laſſen.

Er hatte ſich in ein hinteres Gemach zurückgezogen und gegen das Vorzimmer abgeſchloſſen, deſſen Eingangsthüre mit einer Schelle verſehen war. Unruhig hin- und herhinkend, bald wieder mit dem leicht ermüdeten Bein auf einen Seſſel genöthigt oder an die Fenſterbrüſtung getrieben und den Fuß auf einen Stuhl geſtützt, überdachte er die jüngſte Vergangenheit und die nächſten Erwartniſſe. Anfangs wurden nur einzelne Worte und Ausrufungen laut; bis ihn der ſteigende Aufruhr ſeiner Gedanken in wilder Rede mit ſich fortriß. Immer wieder dachte er an Oeſtrich und an den Abſchied von den Seinigen zurück, — wie ſie ihn an die Jacht, die ihn nach Mainz bringen ſollte, begleitet und ihm ſeine Sachen nachgetragen, wie ihm Gertrud die bebende Hand gereicht und mit ängſtlicher Stimme zugeflüſtert hatte: Wir bleiben Ihnen ewig dankbar, lieber Oheim, für alles Glück und Gute! Fodern Sie Alles von uns, Alles: aber — leben Sie wohl!

Garzweiler lachte bitter auf bei der Erinnerung an dieſe letzten Worte. Er ſchien dies Lebewohl ſchwer zu verwinden. Es hatte ihm wie eines Geiſtes Befehl, nicht mehr wiederzukommen, geklungen. Wenigſtens hatte er es ſo empfunden und empfand es heute wieder ſo. Er hielt ſich für überzeugt, Gertrud habe an jenem Gewitterabende ſein unvollendetes Bekenntniß verſtanden und verwerfe ſeine Vaterſchaft; ſie verwünſche das Geheimniß, das er mit ſo langer, ſeliger Sehnſucht bewahrt hatte, in der Hoffnung, das ſchönſte, treueſte Glück ſeines Lebens herauszubrechen.

Ha! rief er, und erhob ſich zornig, — ſo nahe liegt Dank und Verwünſchung in einem Kindesherzen bei einander! O ſie liegen auch in dieſer Bruſt beiſammen, in meiner zerſtörten Bruſt! Denn, bin ich nicht auch ein Kind? Dein Kind, Mutter Roma! Ich bin dir viel ſchuldig; ich bleibe dir ewig dankbar: ober — lebe wohl!

Ha, ha! lachte er noch wilder auf. Kann ich auch ein ſo trozig Lebewohl ſagen? Bin ich denn fortan nicht für alle Zukunft an dieſe Mutter verwieſen, von der ich mich losſagen wollte, und die ich in heimlichſter Seele verwünſche?

Unſinn der Welt! ſeufzete er nach einer Weile, und ſank mit gefalteten Händen in den Armſeſſel. Die Natur behält immer ihr großes Herz voll überfließender Seligkeit, ihren Mutterſchoos voll Glück und Liebe für Familien und Völker: und eine edle Tochter, zugleich beglückte Mutter, kann vom Vorurtheil einer geſalbten Unnatur ſo verblendet, zerſtört, verkehrt werden, daß ſie ſich entſetzt vor der heiligen Macht des Lebens, der ſie ihr eigenes Daſein und das ſelige Herz dieſes Daſeins — ihr Kind verdankt? O Tollheit der Welt!

Armes Kind! Was es gelitten haben mag! Denn Gertrud iſt edel, hochherzig und voll wahrhaften Dankgefühls. All' ihre Liebe zu mir trug bisher die Geſtalt des Dankes, nnd ich träumte, dieſes Aſſignat des Dankes würde ſich ſo leicht in baare Kindesliebe verwechſeln laſſen. Was muß es ihr gekoſtet haben, mir zu ſagen: Aber — leben Sie wohl! Denn ſie beſitzt, und kennt, wornach ich ſchon in dem jahrelangen Durſte ſelig war, — Natur, Familie, Liebe. Was muß ſie empfunden haben, Das am Vater zu verdammen, wodurch ſie als Mutter beſteht? Den zu verachten, der ihr —

Verachten ſollte ſie mich? — ſprang er auf. — — — Nun, nun, Vater Ignaz, nur gelaſſen! Was heißt denn das: Leben Sie wohl! anders als — hab' Dank, aber geh' zum Kukuk, verwünſchter Pfaff! Es iſt nicht anders, ſie verachtet mich und — iſt voll Kummers und ewigen Leids durch mich. Ich habe mein Lebensglück verſpielt und ihres — vergiftet.

Er ſank wieder auf den Stuhl und bedeckte das Angeſicht mit den flachen Händen, die Elnbogen auf die Kniee geſtützt. — Lebe wohl, mein Kind! flüſterte er. Ich grolle dir nicht! Und warum ſollt' ich dir zürnen? Wie könnte ich dich haſſen? Die Natur hat für dich und mich nicht ihr unauflöslich Band, nicht ihre ewige Wahrheit, wol aber ihre heilige Weihe und beglückende Herrſchermacht verloren. Mea culpa! Durch meine Schuld! Konnte ich nicht ſchweigend mir mein Kind und mein Glück aneignen, ſchweigend es beſitzen? Wußt' ich nicht, daß man nur ſtill und ſtumm einen nächtlichen Schatz hebt, der in ungeweihtem Boden ruht und an dem alte Schuld haftet? Nur namenlos durfte mein Gefühl unter frommen, gläubigen Menſchen wohnen. Wie konnt' ich mich in ſolchen Widerſpruch mit mir und meinem Berufe ſetzen und erwarten, man werde für einen bloßen Wahn halten, was ich ſelber als rechten Glauben ausgebreitet habe, — die Herrſchaft der Prieſterweihe über die Natur? Ja, ja, Vater Ignaz, du warſt zu lange den bearbeitenden Händen deiner Obern und deines Ordens entzogen; dein Herz, ein vereinſamt und brach liegendes Feld, wollte wieder die ureingepflanzten, aber gekappten Gefühle treiben, und ich dachte anzubauen, was ich zu zerſtören berufen bin. O thörichter Widerſpruch des ſelbſtſüchtigen Herzens! Kindiſcher Vorwitz! — — Und doch, wie ſüß iſt nicht dieſer Irrthum, — die bethörte Meinung der Menſchen gegen die unterdrückten Anſprüche der Natur zu empören, — des Papſtes zu vergeſſen, um Papa zu heißen! — — — Papſt, Papa, Vater! Ha, ha! Hohn der Welt! Vater ewiger Kinder, die verdammt ſind ſelbſt nicht Vater zu werden! — — Aber die Natur, über deren heiliger Krone ihr die geweihte Fauſt ſtolz emporſtreckt, — ſie ſpottet euerer! Sie herrſcht fort, ſie herrſcht unter eueren Inſeln, unter eueren Kapuzen, unter eueren Bareten und Dreiſpitzhüten! Sie herrſcht, und brandmarkt nur euere verſtohlene Vaterſchaft im Gefühl reiner Herzen, im Widerwillen edler Frauen, im Entſetzen des eigenen Kindes; ſie läßt euch nur in ihrem angſtvollen Dienſte ſchwach und erbärmlich werden, und züchtigt euch dadurch, daß ſie euch das ſüße Lallen euerer Abkömmlinge, das heilige Wort „Papa“ verſagt, oder euch auch dadurch erſchreckt und vernichtet. Papa iſt euer Fluch geworden im Rufe der Kinder, wenn der frohe Ton auf die zweite Sylbe hüpft, euer Fluch im Gehorſam des Pfaffenthums, wenn der ſchwere Ton auf der erſten laſtet: Papa, Papſt! In dieſem mit ſeinem ſt hohnziſchenden Namen des heiligen Vaters hat ſich alle Heiligkeit des Vaternamens für euch in ſchmachvolle Knechtſchaft verwandelt.

Auch der Zorn macht witzig; dies verrieth eben die leidenſchaftliche Rede Garzweiler's. Doch reizbar und aufgeregt, wie er durch die Erlebniſſe der letzten Wochen war, wechſelten unter dem Einfluß einer lebhaften Phantaſie ſeine Stimmungen ſehr leicht, und ſchlugen in die Extreme über. Haß und Liebe eines von Natur reichen, aber auch durch Leidenſchaften verhetzten Gemüthes lagen im Kampfe. So faltete er jetzt tief bewegt die Hände, die er eben noch geballt hatte, und ſprach mit leiſe durchklingender Wehmuth:

Ewigen Dank, Natur, für meine Jugendliebe, für die Erkenntniß deiner Beſeligung, für die lange Sehnſucht, die ich nach deinem Kindesgeſchenke trug, für die Träume, in denen ich mich über meine Enkel berauſchte! Ewigen Dank! Aber — lebe wohl! Das Alles iſt dahin geſchwunden, gleich dem fernen Waſſerdunſt der Wüſte, dem ich als durſtiges Kameel nachrannte. Du haſt mich für all' deine Geſchenke verhöhnt, da du in meinem jubelvollen Herzen zu laut geworden biſt, und mir ſtatt eines Echo in den Pulſen meines Kindes nur den Abſcheu in deſſen Seele erweckt haſt. — — — Arm, verlaſſen — an was ſoll ich mich nun halten? Was thun, da ich keinen Enkel mehr tragen kann, — was ſein, da ich nicht mehr Vater bin? Was ſoll aus einem ſo verſtoßenen und verdroſſenen Manne werden? Nun ja, werden: darin läge wol noch eine Welt. Was könnt' ich nicht noch werden! Wahrlich! ich könnte noch ein Heiliger werden.

Er lachte, indem er ſich erhob, im bitterſten Tone auf. Und indem er gedankenvoll durch das Zimmer ging, blieb er mit dem Ausrufe: Ja, ich will heilig werden! plötzlich ſtehen, ſtreckte ſich, wie von aufgährendem Groll getrieben, und mit zwei emporgehobenen Fäuſten durch das Gemach ſtürmend, als ob er die nächſte Wand durchbrechen wollte, rief er heftig:

Was muß ich thun, — was zerſtören, zertreten, vernichten, verrathen, verläſtern, um heilig zu werden? An wem, an was ſoll ich dieſe kochende Wuth heilig zu werden auslaſſen?

Er ſank erſchöpft in den Armſtuhl zurück; ſein Herz ſchlug heftig. Nach und nach, wie er den plötzlichen

Aufruhr verathmete, kam er wieder zu ſanfteren Betrachtungen.

Als ich an jenem ſchwülen Nachmittage nach Oeſtrich fuhr, dachte er mehr als er es ſprach, — hatte ich all' meine Umtriebe und Plane in den ſeligen Strom verſenkt, und fühlte mich von allen Vergehen und Verirrungen meines Prieſterſtolzes abſolvirt. Mit dem Weihwaſſer meiner Sehnſucht, mit der Salbung meiner Vorſätze löſchte ich alle Knechtſchaft des Pfaffenthums aus, und mein Herz ſchmückte ſich zu einem Tabernakel für die Monſtranz des Menſchenthums. Nun ſteht — Kindesabſcheu auf dies Herz gebrannt, und dieſe leuchtende Inſchrift wird auf alle meine Pfade fallen. Mein Geheimniß iſt ſeines Bannes ledig, ſchwebt mir wie ein Geſpenſt auf allen Unternehmungen nach, und tritt mir die Sandalen des frommen Scheins von der Ferſe ab. — — — Doch wie? Sollte Gertrud mein — und ihr eigenes Geheimniß weiter gebracht haben? Ihre Mißachtung ſpricht ſie wol nicht aus, aber — ihren Kummer? Gibt es ein weibliches Herz ohne Bedürfniß der Klage, ohne die Unruhe eines gramvollen Stolzes? Ich weiß es nicht; aber Gertrud kehrte ſo befangen, wie von unzufriedenem Bewußtſein zerſtört, nach Hauſe zurück; ſie rühmte ihrem Manne die vertrauliche Herzlichkeit, Theilnahme und Behülflichkeit der ſchönen Fides. Ha! da hätte ich ja den Anfang meines neuen Wirkens. Hier alſo ſpänne ſich der neue Faden an, der mit ſalbungsvoller Lippe benetzt werden muß? Hier alſo öffnete ſich der ſtille Pfad, auf dem ich den weggeworfenen Bettelſack meines guten Namens wiederfinden ſoll! — — Nun ja! Wohlan! Zeigt mir nur, was ich euch noch bin: ich werde euch zeigen, was ich noch vermag!

Eben ſchlugen die Glocken zum Hochamt im Dom zuſammen und eine gewiſſe Scheu und feierliche Beruhigung drang in die Bruſt des leidenſchaftlichen Mannes. Aber die Elemente dieſer Leidenſchaft ſetzten ſich nur leiſe zu Boden, von der geringſten Erſchütterung leicht aufregbar. In dieſem Herzen hatten vor Kurzem mit der Sehnſucht nach Oeſtrich und den dort verborgenen Schätzen ,auch verſöhnte Regungen und ein edler Widerwille vor den Umtrieben des Ehrgeizes ſich verbunden. Leider! nur zu kurz, um ſich zu befeſtigen, und mit dem neugeweckten Stolze regten ſich auch gleich wieder die Abſichten verſteckter Thätigkeit, die jetzt um ſo bedrohlicher erſchienen, als der neu hinzugekommene Groll über die getäuſchten Erwartungen und das verrathene Geheimniß ſich bereit hielt, der finſtern Betriebſamkeit eines racheſüchtigen Gemüths zu dienen.

Fünftes Kapitel.

Nachmittags hielt Garzweiler in der Jeſuitenkirche die vielbeſuchte Bruderſchaft des heiligen Ignaz Loyola, deſſen Namensfeſt im Kirchenkalender auf nächſten Dienſtag, den letzten Juli ſtand. Er ging zu Fuße dahin, als unterm Läuten der Zudrang am ſtärkſten war, und beobachtete in ſeiner gegen früher angenommenen etwas gebeugten Haltung den Eindruck ſeines Hinkens auf das andächtige Volk. Nach dem Gottes- oder Ignaziusdienſte hatte er eine Sänfte vor ſeine Wohnung beſtellen laſſen, um bei Erasmus Lennig einen Beſuch zu machen.

Während Frau Lennig derſelben Andacht beiwohnte, ſtanden, ihre Rückkehr abwartend, Erasmus und Fides am offenen Fenſter. Die Familie hatte vor, bei dem wieder aufgeheiterten Wetter einen Spaziergang nach Weißenau zu machen, wohin heut Alles lief, um in die Stube zu gucken, worin die wichtigen Conferenzen waren gehalten, und das Manifeſt ausgeheckt worden.

Seit jenem ſchmerzlich-frohen Augenblicke, als Erasmus ſeine Fides von der Thürſchwelle aufgerichtet hatte, war zwiſchen Vater und Tochter ein zartes Verhältniß eingetreten, man könnte ſagen, ohne Verabredung ein neuer Bund errichtet worden. Erasmus hatte von ſeiner väterlichen Autorität ein Merkliches fallen laſſen, und begegnete ſeiner Tochter etwa wie einer jüngeren, lebensgeprüften Freundin; wogegen Fides noch lebhafter, als früher, in Aufmerkſamkeit und kleinen Dienſtleiſtungen des Kindes ſich beeiferte; um damit gleichſam ihre heimliche Zuſammenkunft mit dem Baron Franz Karl abzubüßen. In Blick und Ton verrieth ſich ein vertrautes Einverſtändniß und der verſchwiegene Antheil an dem Geheimniſſe des rothen Buches, das man der Mutter verbarg und gegen einander zu berühren ſcheute.

Erasmus hatte ſeinen Vorſatz, den Baron zu beſuchen und vor Garzweiler zu warnen, noch immer nicht ausgeführt, weil Fides ſtets den Kopf dazu ſchüttelte, ſo oft er gehen wollte. Sie wußte ja, daß es überflüſſig war, und fürchtete, ohne es auszuſprechen, daß Franz Karl auf den Gedanken kommen könnte, ſie habe den Vater zu ſolchem Beſuche veranlaßt und in das Geheimniß ihrer Mittheilung blicken laſſen. Oft verwarf ſie ſelbſt dieſe Beſorgniß und hielt doch aus einer ängſtlichen Unruhe den Vater zurück.

Heut kam die Sache wieder zur Sprache. Erasmus freute ſich, daß die trübſelige Witterung, die der Abreiſe der hohen Herrſchaften gefolgt war, ſich wieder aufheitere. — Wenn das Wetter ſo fortfährt, ſagte er mit einem Blick über die nachbarlichen Dächer, ſo könnten wir in nächſter Woche der lieben Frau Gratz in Oeſtrich unſern verſprochenen Beſuch machen. Auch in deinem Geſicht klärt es ſich wieder auf, meine Tochter, und du ſollteſt mir wol ſagen, welche Herrſchaft in deinem Herzen abgereiſt war, als ſolches Gewölk auf deine Stirne kam?

Fides lächelte, und verſetzte nach einigem Bedenken mit einem gewiſſen feierlichen Ernſte:

Ich will's Euch ſagen, Vater! Ihr wißt, daß ich die gute Frau an den Rhein begleitete. Von ihrer Gondel aus wollte ich die Abfahrt des Königs von Preußen mit anſehen. Jean Baptiſt war ſo keck uns dicht an die kurfürſtlichen Jachten zu rudern. Ich wollte ihn zurückhalten, bat und beſchwor ihn: aber er iſt ganz verwildert, Vater, und gehorcht mir nicht mehr. Glücklicherweiſe kam nicht, was ich befürchtete: der Baron Franz Karl erſchien nicht am Kai —

Der Baron? Warum fürchteſt du ihn zu ſehen, Fides? fragte Lennig

Ihn zu ſehen fürchtete ich nicht, aber ſo von ihm geſehen zu werden, lieber Vater, — ſo mich hervordrängend. Dafür ſah ich aber endlich ſeine Braut, die Comteſſe.

Und das hatte dich betrübt gemacht, meine Tochter?

Nein, Vater! Im Gegentheil! Ich empfand recht lebhaft, wie glücklich der edle Baron werden müſſe. Wie ſchön und liebenswürdig erſchien ſie mir! Ihr Auge ſchweifte mit einem ſo klugen und innigen Ausdruck über das Gewimmel von Booten und Kähnen auf dem Strom, und um ihren Mund ſpielte ein ſo unbeſchreibliches Lächeln, daß ich ihr hätte um den Hals fallen und ſagen mögen, wie lieb ſie ſei. Aber als ich ſo recht froh für den Baron war, ſo ſeelenfroh, Vater, daß mir die Freudenthränen in die Augen traten, da fiel es mir auf, daß er ſelber an der Seite ſeiner Braut fehlte; und er kam auch ſpäter im Gefolge des Kurfürſten nicht. Und nun beſtieg gar die Comteſſe mit ihrer Tante und Andern eine Jacht, und ich merkte an ihren Reiſeanzügen, daß ſie mit nach Koblenz fuhren. Da konnte ich des Barons Abweſenheit nicht begreifen und bekam eine ungeheure Angſt, das Verhältniß möchte geſtört ſein, und ich hätte —

Was, meine Tochter, was hätteſt du?

Fides athmete ihren Schreck aus, und ſagte:

Ei nun, — ich hätte viel darum gegeben, Vater, zu wiſſen was Schuld daran ſei. Ich konnte dieſe Sorge gar nicht los werden, und als mich Jean Baptiſt unter der Rheinallee ans Ufer geſetzt hatte, rannte ich unter den Bäumen hin, als ob mich ein böſes Gewiſſen verfolge.

Ein böſes Gewiſſen? Fides, was ſind das für Gedanken! tadelte Erasmus, und ſie verbeſſerte ſich raſch mit den Worten:

Nun ja, Vater! Weil ich den Baron eben noch ſo glücklich mit der Comteſſe geglaubt hatte, war's doch ein böſes Gewiſſen, daß das Verhältniß geſtört ſein ſollte.

Konnteſt du nicht eher annehmen, daß ihm der Kurfürſt einen wichtigen Auftrag gegeben habe? bemerkte Erasmus.

Oder daß er von der Comteſſe nicht öffentlich Abſchied nehmen wollte, ſetzte Fides hinzu; denn die Verlobung ſoll noch nicht erklärt ſein. Das iſt mir ſpäter eingefallen. Aber nach Oeſtrich, lieber Vater, gehen wir doch nicht, ſolange der geiſtliche Rath noch dort iſt.

Da haſt du Recht! rief Lennig. Den Schurken — Gott verzeihe mir dies Wort von einem Prieſter! Mit dieſem Manne, ſage ich, wollen wir dort nicht zuſammentreffen. Ich höre aber, daß er zurück iſt und die Ignazius-Bruderſchaft hält.

Zurück? rief Fides. Dann müßt Ihr aber zu ihm, Vater, — zum Baron; wie Ihr der Frau Cratz verſprochen habt, und damit wir ihr die Beruhigung mitbringen —

Sieh', da ſetzt eine Portechaiſe vor unſerer Treppe nieder! rief Lennig. Und indem er den weit hinausgeſtreckten Kopf ſchnell zurückzog, fügte er erſchrocken hinzu: Es iſt Garzweiler!

Einen Augenblick der Ueberlegung, und Erasmus eilte aus dem Zimmer, die Treppe hinab, und öffnete die Thüre.

Der geiſtliche Rath trat mit aller Freundlichkeit ein, die Eraſmus mit ſtummer Verneigung erwiderte, indem er den Sänfteträgern zurief: Portechaiſer, wartet einmal!

Ich komme von Oeſtrich, mein beſter Herr Lennig, ſagte der Geiſtliche, mit großen Augen auf Lennig's zuckendes Mienenſpiel gerichtet, — und wollte gern die Grüße meiner theuern Nichte ſelbſt überbringen. Iſt doch unſere liebe Fides auch zu Hauſe? Sie haben Alle meiner guten Nichte ſo viel Gefälligkeit und Freundſchaft erwieſen, daß ich Ihnen auch für meine Perſon dafür verſchuldet bin.

Ja wohl, Herr geiſtlicher Rath! verſetzte Lennig zerſtreut, die Hände reibend und das rechte Wort ſuchend, — ja, es iſt eine liebe, rechtſchaffene Frau, — aus Oeſtrich! Aber — es hat eben die Bewandtniß, daß wenn man die Frau Nichte ſchätzt, man den hochwürdigen Oheim — Verzeihung! Was wollt' ich denn ſagen? Ja doch! Ich wollte Sie nicht die ſteile Treppe hinauf bemühen, Herr geiſtlicher Rath: — es iſt dermal gar nichts Neues —

Ich bin kein Neuigkeitskrämer, Herr Lennig! fiel Garzweiler gereizt ein.

Krämer? Nein! Regiſtrator, Herr geiſtlicher Rath, — Buchhalter! Aber, machen Sie einen Strich d'runter, unter das Bisherige: auch unſere alte Magd weiß nichts mehr für Ihr rothes Buch. Ihre Fragen haben die arme Perſon ſo angegriffen, daß ſie dermal im Katharinen-Hoſpital liegt.

Ein Gemiſch von Groll und Ehrerbietung, vielleicht auch die Ueberraſchung des Beſuchs ſetzte den ſonſt ſo ſtattlichen Eraſmus außer Faſſung, und er begleitete ſeine eben ſo heftig als unbedacht ausgeſtoßenen Worte komiſch genug mit wiederholten Bücklingen. Doch Garzweiler war weit entfernt, dies Benehmen ergötzlich zu finden. Die Hinweiſung auf das rothe Buch begegnete ihm hier ſo unerwartet, daß er des Augenblickes nicht Herr werden konnte, ſondern beſtürzt und farbewechſelnd im wahren Sinne des Wortes die Flucht ergriff. Erasmus begleitete ihn die Haustreppe hinab, und blieb mit Verneigung an der Sänfte ſtehen, bis ſie gehoben ward.

Wie er wieder ins Haus trat, eilte ihm ſeine Frau nach, die eben von der Unterhaltung mit einer Nachbarin kam. Erasmus umarmte ſie auf der Hausflur aus Verwirrung und Verlegenheit ſo zärtlich, daß die erſchrockene Frau die Augen niederſchlug und erröthete. Der Verrath des rothen Buches fiel ihm jetzt, beim Anblicke der Tochter ſchwer auf's Herz, und er war froh, daß er die Mutter vorſchieben konnte. — Was er wollte, liebes Mütterchen? rief er mit befangener Luſtigkeit. Ja, rath' einmal, Alte! Er hat 'was gebracht. Das iſt ſonſt nicht geiſtlicher Herren Art; aber er hat wirklich Grüße aus Oeſtrich von der lieben Nichte gebracht, und ich habe ſie ihm abgenommen. Die Treppe war ihm zu hoch; er hinkt noch ein wenig, — von den böſen Wegen, die er gekommen iſt. Nicht wahr, Fides?

Und dabei blinzelte er der Tochter hinter der Mutter Rücken mit verlegener Schalkheit beruhigend zu. — Aber nun macht, daß wir hinauskommen! ermunterte er in der geſprächigen Laune, womit er über den Vorfall hinaus kommen wollte. — Rührt euch! Gib dein Gebetbuch und den Roſenkranz, Mutter, und leg' die Schleierkappe ab. Unterwegs erzählſt du uns, wer all' in der Andacht geweſen und was ſie für Putz und Staat angehabt. Allons! ſagt der Franzos.

Sechstes Kapitel.

Die Uferſtraße nach Weißenau wimmelte von Menſchen, die hin und zurückwandelten. Wie herrlich ſchimmerte der mächtige Strom! Wie fächelte die Luft ſo rein und verbreitete von der Favorite herab die letzte Würze blühender Linden! Schon aus der Ferne hörte man die Tanzmuſik durch die offenen Fenſter im Wirthshauſe zum Lämmchen. Eine ſchreiende Klarinette, dem Baß immer einen Takt voraus, brachte den aufgeräumten Vater Lennig ſo zum Lachen, daß Fides mitlachen mußte. Dies machte die ernſte Mutter verdrießlich; ſie betrachtete ihren Anzug, ob ſie vielleicht etwas Lächerliches an ſich habe, und ſchalt, warum Beide jetzt immer für ſich ſo „extra" lachten.

Ich mache nur eine Sonntagsbetrachtung, liebe Hildegard, antwortete Lennig. Siehſt du, dieſe kreiſchende Klarinette erinnert mich an eine zänkiſche junge Frau, die ihrem alten Brummbaß von Mann davonläuft, und das Waldhorn a's Hausfreund ſpricht gelaſſen drein, und will beide wieder in Schick und Geſchirr bringen.

Und als die Mutter über dieſe Betrachtung ſchalt, die ſich für die Ohren der Tochter gar nicht paſſe, fuhr er gegen Fides gewendet fort:

Höre nur, wie der tollſte Walzer die Stube fegt, wo die reſpectabeln Reichsbeſchlüſſe gefaßt worden ſind! Was wird ſich der Puder und der Pomadegeruch aus dem Staube machen! Ei ſieh doch! Lauter Vilzbacher ſtehen in den Fenſtern. Kann man ſich eine tollere Aufeinanderfolge denken, als Diplomaten und Vilzbacher? Es fragt ſich nur, wer von Beiden die beſten Einfälle haben dürfte.

Wirklich hatten dieſe mainzer Vorſtädter den Tanz ausſchließend in Beſchlag genommen. Und wer freilich die ſcharfe Zunge, den immer aufgelegten Muthwillen und die derben Fäuſte dieſes eigenthümlichen Menſchenſchlages kannte, ging ihnen ſo weit als möglich aus dem Wege. Nur heut konnte man nicht widerſtehen, wenigſtens einen neugierigen Blick durch die offene Thüre in die berühmte Tanzſtube zu werfen, ob etwa das fürchterliche Manifeſt, das ganz Frankreich umdrehen ſollte, bei ſeiner Geburt ſich an dem Stubengetäfel, an der braunen Hakenpfoſte, die den Balkendurchzug ſtützte, oder an dem ſchweren Kachelofen verſucht haben möchte. Man ſchien ſich zu wundern, daß doch Alles beim Alten geblieben war.

In den unteren Stuben und im Grasgarten drängten ſich die Gäſte an den Tiſchen und Tiſchchen. Erasmus, der etwas auf ſich und ſeine Fides hielt, ſah ſich nach guten Plätzen um, und fand verſchiedene Bekannte vom Kammeramte und Stadtgericht, deren Frauen und Töchter einen beſonderen Tiſch eingenommen hatten, und die für ihn und die Seinigen zuſammenrückten.

Es läßt ſich denken, daß die Unterhaltung bei nahen Gegenſtänden blieb. Das Glanzvollſte und Bedeutendſte hatte ſich ja vor Kurzem hier in Mainz begeben; die Gegenwart war zauberhaft und wunderbar erfüllt geweſen, und in die Zukunft unermeßlicher Ereigniſſe hatte, an dem Platze ſelbſt, wo man ſich befand, die Politik der hohen Mächte einen neuen Schacht abgeſenkt. Was einer dieſer Männer nicht wußte, brachte der andere bei, und die verſchiedenſte Sinnesart der Sprechenden, ihr geſundes oder beſchränktes Urtheil, kam in dem ſonderbarſten Gemiſch von Bedenklichem und Lächerlichem an den Tag. Wer wie Lennig in ſtiller Theilnahme rechts und links hinhorchte, bekam hier Proben der wandelbarſten Geſinnung. Denn der damalige Mainzer lebte unter den letzten beiden Kurfürſten in dem eigenthümlichen Zuſammenfluſſe altadeliger Anſprüche mit den neuen Bildungsbeſtrebungen, die von beiden Fürſten ſelbſt angeregt waren. Wie hätte er dieſer wirbelnden Strömung widerſtehen können? Vielmehr war es nicht anders zu erwarten, als daß er, von jeher geiſtlich bevormundet und unſelbſtändig im Urtheil, aber mit lebhafter Empfänglichkeit begabt, ſich von einem zum anderen Extrem hinreißen ließ. So machte ſchon jetzt die Begeiſterung, die man bei der Anweſenheit der Monarchen für den Kurfürſten gehabt hatte, dem leichtfertigſten Tadel Platz. Die Bürger drängten ſich an die Offizianten der Kapitulare und des weltlichen Adels, um die loſen Reden zu belauſchen und zu belachen, welche die Diener für eigenen Witz ausgaben, die man aber als die Urtheile und Späße der Herrſchaften, von den Aufwartenden während der Tafel eingeſteckt, gar wohl erkannte und aufnahm.

Die Männer, zwiſchen denen Erasmus ſaß, waren treu-kurfürſtlich geſinnte Diener. Nur Aſſeſſor Razen, der Advokat, beſuchte die revolutionaire Hinterſtube bei Buchhändler Sartorius. Er wollte aus beſter Quelle wiſſen, das Manifeſt gegen Frankreich ſei von dem unglücklichen und unruhigen Miniſter Calonne im Sinne des Grafen Artois entworfen, und vom Marquis von Limon, dem vormaligen Kanzler des Herzogs von Orleans, abgefaßt. Der Herzog von Braunſchweig habe es nur nach lebhafter Mißbilligung unterzeichnet.

Dieſe Mißbilligung wird wol nicht dem Manifeſte, ſondern dem Feldzuge gegolten haben, äußerte mit einer Amtsmiene der Stadtgerichtsſchreiber Lexa. Was kann auch ein ſo großer berühmter Feldherr, wie der Braunſchweig, für rühmliche Triumphe in Frankreich holen? Die inneren Spaltungen der Parteien, der Verfall des Heeres, der gänzliche Mangel guter Offiziere nach der Flucht des Adels und das Einverſtändniß der königlichen Miniſter mit den hohen deutſchen Mächten machen es den Preußen zu leicht; ihr Ruhm wird zu wohlfeil, und ſie können ſich höchſtens Verdienſte um das deutſche Reich erwerben.

Oho! lachte Razen. Sie vergeſſen bei Ihrer Berechnung die große Ziffer der Volksbegeiſterung für die neue, wenn auch noch nicht ganz liquide Freiheit; Sie vergeſſen das Facit des Nationalgeiſtes. Wer einige Ortskenntniß von dem Wege nach Paris und etwas Einſicht in unſer Kriegsweſen hat, hält es für ſehr unwahrſcheinlich, in einem Feldzuge nach der Hauptſtadt zu kommen, worauf man doch rechnet und wovon das ganze Unternehmen abhängt.

Darauf verſtehe ich mich nicht, wendete Lennig ein. Aber ich wünſche diesmal den Preußen, die ſonſt meine Leute nicht ſind, alles Glück. Denn mein Freund, der Herr Profeſſor Blau, hat mich auf die Gefahren aufmerkſam gemacht, die uns aus den Linien von Weißenburg drohen. Dort ſteht General Cuſtine unter Befehl des Duc de Biron, der an Broglio's Stelle unter Dumouriez das Commando im Elſaß führt. Werden nun die Franzoſen von den Preußen gehörig gedrängt; ſo müſſen ſie ſich zuſammennehmen und können die weißenburger Linien nicht verſtärken. Sonſt aber haben wir zu fürchten, daß Cuſtine die Oeſtreicher bei Speier angreift und möglicherweiſe ſchlägt. Dann wäre der ganze Mittelrhein entblößt und unſere beſatzungsloſe Feſtung Mainz eine Beute der Franzoſen. Denn unſere eigene Mannſchaft iſt ja auch nach Speier beſtimmt.

Sie vergeſſen aber, Herr Vicedomamtsgefällverweſer, daß die Reichs-Truppen Mainz beſetzen, ereiferte ſich Lera. Die Fulder und die Weilburger ſind ſchon, wie ich höre, unterwegs hierher.

Doctor Wedekind, der mit ſtillem Gruß herangetreten war, rief aus:

Die Fulder und die Weilburger? Nun Gottlob! Das iſt ein ſchreckliches Heer. Laßt nur bei ihrem Einmarſch unſere Kanonen keine Ehrenſchüſſe thun, damit uns die Fulder und die Weilburger nicht gleich wieder Reißaus nehmen.

Ein Gelächter folgte, und Lera rief mit ärgerlicher Heftigkeit:

Und die Darmſtädter und die Würtemberger!

Würtemberg hat ſich ſchon auf die Auffoderung des deutſchen Reiches für neutral erklärt! verſetzte Wedekind. Und Mainz hätte auch nicht nöthig gehabt, ſeine Söhne gegen Frankreich zu ſchicken, wenn es unter unſerer höchſten Schuhu-Perrücke ein klein Bischen weniger kindiſch ausſähe. Wir hätten weder unſer Pulver an die Emigrirten verſchenken, noch unſere Zeughausvorräthe an ſie verkaufen, am allerwenigſten uns in den Krieg miſchen ſollen, der nicht zum Wohl Deutſchlands, ſondern im Intereſſe regierender Familien unternommen wird. Und nicht einmal unſere Kaſſen haben Urſache kriegsluſtig zu ſein; im Gegentheil haben wir noch am lütticher Feldzuge zu lecken; wir jucken uns noch nach den ſpaniſchen Fliegen der Hofſeſte; bluten noch von den Schröpfköpfen zweier raſch aufeinander gefolgten Kaiſerkrönungen und vom Schnäpper des freigebigen Emigranten-Papa. Ihr ſeht, ich ſpreche als Doctor in die Politik, bleibe mithin bei meinem Leiſten!

Lera erhob ſich. — Kein ehrenhafter Mainzer und treuer kurfürſtlicher Diener kann ſolche Schmähungen anhören! rief er, und wendete ſich wegzugehen.

Bleiben Sie, bleiben Sie! lachte Wedekind. Trinken Sie wenigſtens erſt Ihr Schöppchen aus! Sie ſind zwar ein eifriger Patriot; aber ſolch' ein Opfer kann Ihnen nicht zugemuthet werden, und wird Ihnen durch keine Gratification vergütet!

Patriot? ſchrie Lera. Der Teufel iſt ein Patriot!

Die Rebellen in Lüttich waren Patrioten, und wie können Sie ſich entblöden, mich, einen treuen kurfürſtlichen Diener, einen Patrioten zu ſchimpfen? Sie ſind ein Patriot, ein Illuminat waren Sie, und ein Jakobiner werden Sie noch, und das iſt Alles einerlei! Ich ein Patriot! Ich vergreiſe mich weder an des Kurfürſten Ruhm noch an den Manuſcripten ſeines Leibarztes. Wiſſen Sie das?

Hiermit ſtürzte er fort. Allein Wedekind erhaſchte ihn am Arm, führte ihn zurück, und ſprach gelaſſen:

Einen Augenblick, Herr Stadtgerichtsſchreiber. Wollen Sie ſich als — Schubbiak davonmachen, oder wollen Sie die Gefälligkeit haben mit mir hinter jenen Holzſchoppen zu treten, wo ich Ihnen, aus Achtung vor der Geſellſchaft, unter vier Augen eine verdiente Ohrfeige geben will?

Laſſen Sie mich gehen! antwortete Lera, und Wedekind ſtieß ihn mit den Worten fort: Sie haben alſo den Schubbiak vorgezogen. Gehen Sie!

Eine verlegene Stille der Mißbilligung war eingetreten; während welcher eine drollige Scene am nächſten Tiſche die Aufmerkſamkeit auf ſich zog und die gedrückte Stimmung wieder erleichterte.

Der Rheinmeiſter Krebs, ein ſtarker, gutgekleideter Mann, deſſen kupferichte Naſe und Oberbäckchen den Zecher verriethen, ſaß mit geſpreizten kurzen Beinen behaglich auf ſeinem hölzernen Stuhl und brachte den Aufwärter in Verzweiflung. Bezahlensfertig hielt er ſeinen Lederbeutel an den aufgelöſten Riemchen in der großen, derben Hand, und wies, auf des Kellners Frage nach der

Zahl der getrunkenen Schoppen, nur immer heftiger mit dem Finger auf ſeine lange, weiße Weſte; bis er zuletzt, vom Burſchen immer nicht verſtanden, ungeduldig ausrief: Eſel, zähl' Er nur die Knöpfe! — Der Wirth Göth, der zwiſchen ſeinen Gäſten umherwandelte, trat ſchnell hinzu mit den Worten: Verzeiht, Meiſter! Der Garçon iſt neu im Hauſe, und kennt die verſchiedenen Arten der Gäſte noch nicht. Barthel! fuhr er gegen den Burſchen fort, Er muß wiſſen, daß der Meiſter bei jedem Schoppen einen Weſtenknopf aufmacht, und das gibt die Rechnung.

So iſt es! rief Krebs. Inwendig iſt der Wein, auswendig die Zeche. Hier ſteht ſie angekreidet auf der weißen Weſte!

Und auf der Naſe angeröthelt! brummte der Aufwärter vor ſich hin, und zählte fünf offene Knöpfe.

Richtig, Barthel! ſagte der Rheinmeiſter, und der unterſte Knopf bedeutet einen Schoppen rothen — Ingelheimer. Hier, mein Sohn! Aber, hör' Er, Barthel, laß Er ſich nicht Garçon heißen! Denn Er iſt ja doch ein guter Deutſcher, und wird bei mir künftighin wiſſen, — wo Barthel den Moſt holt.

Er erhob ſich lachend, verlor aber das Gleichgewicht und ſtieß einige Nachbarn an. — Halt, halt! lallte er, und rief, mit dem Finger gegen ſeinen Bauch drohend: Wehr' dich, Rother! Wehr' dich!

Was meint er denn damit? fragte hinter ihm Wedekind den Wirth. Und Göth verſetzte, beide Arme in die Seiten geſtemmt, mit behaglichem Lachen:

Es iſt ein närriſcher, kreuztoller Kerl, der Rheinmeiſter! Da mißt er nun den ganzen Duſel und Aufruhr in ſeinem Kopfe der Unverträglichkeit der beiden Weinſorten bei, als ob nämlich die vier Schoppen weißen, den einen rothen nicht unter ſich leiden wollten, und ſpricht dem rothen Muth zu. Ha, ha!

Wedekind lachte ſchallend. — Da ſehen Sie, Herr Lennig, ſagte er, das ſprechende Conterfei eines echten deutſchen Regenten. Wenn ſich ſolch' ein guter Landesvater gehörig übernommen hat, und ihm ſo recht unſicher zu Muthe wird; dann iſt er feſt überzeugt, daß ſeine Bürger rebelliren und die rothen Privilegien nicht mehr leiden wollen. Wehr' dich, Adel, ruft er, wehr' dich, Rother!

Ei, ei! erwiderte Lennig mit lächelndem Tadel, Ihr habt doch nichts Anderes im Kopf, als Eure franzöſiſchen Händel!

Siebentes Kapitel.

Für Forſter war dieſer Sonntag unter andauernden Schmerzen hingegangen, die ihn auf ſeine Stube bannten und theilnahmlos für die Unterhaltung der Freunde machten. Gegen Abend trieb ihn die Angſt vor einer zweiten ſchlafloſen Nacht unter die Hände des Zahnarztes, der ihn von ſeinem Uebel befreite.

Am anderen Morgen fand ihn Huber beruhigt, aber ſehr niedergeſchlagen. Der Freund war gekommen, mit ihm abzurechnen, und den häuslichen Monat abzuſchließen. Dieſe Einrichtung hatte ſich nach und nach ſo gefunden. Wie nämlich mit den ökonomiſchen Verlegenheiten auch das falſche Zartgefühl der Ehegatten in Geldſachen immer zunahm, bethätigte ſich Huber als abhaltende Zwiſchenlage ihrer Empfindlichkeit dadurch, daß er zuletzt die Geldwirthſchaft ganz in die Hände nahm. Freilich mußte er nun auch zuweilen, was man ſagt — vor den Riß treten: aber gerade hierin erwies er ſich fein, uneigennützig und ſchonend.

Ach! ſeufzete Forſter nach der erſten Begrüßung, nun gilt es, noch einen hohlen Zahn herauszunehmen, der mir, wenn auch andere, doch nicht gelindere Schmerzen macht.

Iſt das Ihr Kummer, lieber Freund? erwiderte Huber mit Theilnahme. Ich fürchtete, Ihr Zahn wurme noch nach.

Es iſt lächerlich, beſter Huber, ſagte Forſter ſchwermüthig, — bei ſo kleinem Verluſte, wie der eines entſetzten und verbannten Backenzahns, der ohnehin ſeine Krone ſchon verloren hatte, an das allmälige Abſterben zu denken. Dennoch kann man im Augenblicke, da man die blutende Lücke fühlt, ſich einer ſolchen Reflexion nicht erwehren. Da wünſcht' ich denn immer nur auf dem Punkte zu ſein, daß, wenn es einmal nicht länger mit dem baufälligen Lehmhüttchen zuſammenhalten will, ich wenigſtens mit einem beruhigten Abſchiedsblicke auf Diejenigen, die ich zurücklaſſe, und die mir beſonders anvertraut waren, hinſcheiden könnte. Drüben diene mir dann mein Bewußtſein — comme carte de civisme que j'ai bien merité de l'humanité. Ich glaube, liebſter Huber, eine ſolche Sinnesart und ein ſolcher Wunſch iſt wol die ſicherſte Verwahrung gegen das Jakobinerwerden, vor dem Sie mich immer warnen, weil doch das gewiß am weitſten liegt gegen jede zu excentriſche und gewagte Anwendung meiner wenigen Kräfte.

Mißverſtehen Sie mich um des Himmels willen nicht, mein edler Freund! wendete Huber ein. Meine Warnungen entſpringen weder aus ſittlichen noch politiſchen Geſichtspunkten, ſondern nur aus ökonomiſcher Fürſorge. Es ſind, ſo zu ſagen, nur Erinnerungen Ihres Hausmeiſters. Ihre Freiſinnigkeit oder doch Ihr Freimuth verſchließt oder leitet Ihnen die erwünſchteſten Hülfsquellen ab. Seit der Kurfürſt von einem geheimen Club weiß, iſt er verdrießlich, und bringt manche Ihrer freimüthigen Aeußerungen, die er damals lächelnd aufnahm, auf Rechnung Ihrer vermeintlichen revolutionairen Denkart. Vielleicht ſind Sie ihm auch von böswilligen Zuträgern als Mitglied deſſelben bezeichnet worden. Erwarten Sie da noch Gunſt und Förderung von ihm? Und außerhalb Mainz? Beſter Forſter, Sie wiſſen doch, wie die heitere Luſt der Höfe, die unbefangene Hingebung der Staatsmänner von früher ſo plötzlich verſchwunden iſt; wie dies ça ira über den Wasgau und Jura herüber Angſt und Mißtrauen bei allen regierenden und dirigirenden Herren hervorgerufen hat. Die ſogenannte loyale Geſinnung gilt jetzt mehr als Talent, Kenntniſſe, ja ſelbſt als Verdienſte; obgleich Verdienſte doch auch etwas Ariſtokratiſches, eine Art von Ahnen ſind. Und gerade bei einem Manne wie

Sie, von Weltruf, und der hervorragend daſteht, blickt man gleich nach der Kokarde, die er aufgeſteckt hat, oder die man auch nur für gewiſſe Erfolge in ſeiner Taſche vermuthet.

Aber was thue ich denn, Huber? fragte Forſter. Ich nehme ja keinen Antheil an Allem, was vorgeht; ich ſehe mit gleichgiltigem Auge, was hier geſchieht, ohne nur meine Meinung zu äußern, und wenn ich fehle, ſo iſt es eher durch unthätiges Verhalten, weil ich nicht heucheln und da meine Anhänglichkeit bezeigen kann, wo ich meine Achtung verweigern muß. Freilich gibt es Menſchen, die vom Spruche: Wer nicht für uns iſt, iſt wider uns, — eine ſchlimme Anwendung machen, und gern Jeden, der noch ſo gemäßigte Grundſätze im Buſen trägt, für einen Anhänger der verhaßten Gegenpartei ausſchreien, gegen den jede Verleumdung, jede Verletzung von Treue und Glauben gilt. — Um nun auf unſere Geldſache zu kommen, ſo ſehen Sie: keiner dieſer Briefe da bringt mir Hülfe oder nur Ausſicht. Auch General von Schlieffen, der edle, wahrhaft großmüthige Mann, erklärt ſich außer Stande, mir mit Vorſchuß zu helfen. Doch leidet meine Lage keinen Aufſchub, und dieſe Ueberzeugung ſchlägt mich nieder. O, es iſt unbeſchreiblich, was der Menſch erfahren kann! Und wenn alles Böſe, was uns zuſtößt, wie ich nicht zweifle, zu unſerer Beſſerung geſchieht: ſo muß an mir ungeheuer viel zu beſſern ſein. Ich glaub' es auch, und würde, wenn ich nicht Frau und Kind hätte, mich nicht einmal zu einem Verſuche berechtigt halten, das Kreuz, welches ich trage, leichter zu machen. Aber der Gedanke, daß Thereſe durch mich leiden könnte, iſt mir unerträglich, und läßt mich von Zeit zu Zeit Schritte thun, wozu ich ſonſt zu ſtolz, zu eitel, oder wenn Sie wollen, zu demüthig und zu gleichgiltig gegen mich ſelbſt wäre.

Dieſe Aeußerung eines ungeſuchten Edelmuthes ſetzte Hubern in ſichtliche Verlegenheit, und ſchien ſein Herz zu beunruhigen. Dies Zartgefühl des Gatten, der mit ſo viel Selbſtverleugnung ſeine Thereſe vor Leid zu bewahren ſuchte, demüthigte und beſchämte den jungen Freund, der ſich die innigſte Zuneigung dieſer Frau zugeeignet hatte und ſie durch ſeine Hingebung zu verdienen glaubte. Sein Gewiſſen ſuchte nach einer Ausflucht, bis er ſolche an Forſter's Worten: „Wenn ich nicht Frau und Kind hätte", zu finden glaubte. Die Berechnung bot ſich ihm dar, — und zum Rechnen war er ja eben gekommen! — wie ſehr er den edeln Mann erleichtern und ſein eignes liebendes Herz rechtfertigen könnte, wenn er mit Frau und Kind auch die Schulden und Sorgen übernähme, die den ſtolzen Freund herabſetzten, und in ſeiner Wirkſamkeit lähmten.

Dieſer Gedanke, flüchtig und unklar, wie er dem Freunde kam, belebte und verwirrte ihn zugleich; denn neben dem lockenden Gewinn, der darin lag, fühlte doch Huber auch den unwürdigen Handel, der damit verknüpft erſchien. Er ſchämte ſich jetzt des Abrechnungsgeſchäftes, zu dem er gekommen war, und ſprach:

Ich ſehe, lieber Forſter, — dieſe Dinge ſind jetzt zu verſtimmend für Sie. Auch eilen ſie gar nicht. Setzen wir für heut dieſe Zettel- und Zifferverdrießlichkeit aus. Ich bin jetzt bei Kaſſe, und ſchieße Ihnen vor. In beiterer Stunde überlegen wir dann, wie Ihnen und mir zu helfen ſei. Jeder von uns beſitzt, und jedem fehlt auch wieder etwas. Einſtweilen wollen wir nach dieſer Ihrer letzten Reiſe recht ökonomiſch zu Werke gehen.

Bin ich denn nicht ökonomiſch? rief Forſter, und fuhr gegen Huber's kopfſchüttelndes Lächeln fort:

Das iſt gewiß, daß ich keinen Artikel meines Haushaltes verſchwende, folglich mit Oekonomie noch zurecht kommen kann. Krankheit, Unmuth und meine Unerfahrenheit in Geldſachen, die mich verleitete, meine häusliche Einrichtung zu ſchnell zu Stande zu bringen, ſind die Urſachen, daß ich eine Unordnung in meinen Finanzen wahrnehme. Ich will mich nicht von jedem Vorwurf reinigen, denn all' dergleichen Erfahrungen haben keine rückwirkende Kraft, ſondern können nur auf die Zukunft zu einer behutſamen Berechnung von Einnahme und Ausgabe führen.

Ja, liebſter Forſter, — die Zukunft! rief Huber, den Freund mit einem gewiſſen befangenen Aufſchwung umarmend. Die Zukunft, dieſe Schmeichlerin der Läſſigen und Verzagten, iſt auch die Erlöſerin der Schuldigen und Mitſchuldigen. Die Zukunft iſt die große Ziffer, die mit angehängten Nullen wächſt, ſo daß ſie alle Schulden und alle Schuld tilgen, — Schuld und Schulden compenſiren kann!

Gewiß, Huber! Und zumal unſere Zukunft! rief Forſter mitbegeiſtert, — die nächſte uns bevorſtehende Zeit! Sehen wir nicht, daß die Ohnehoſenſchaft wirklich herrſchend im Leben und im Geiſte der Menſchen werden muß? In Frankreich iſt die Verachtung des Geldes, des

Reichthums, der Habe nicht mehr Neid, nicht mehr Heuchelei: der Reiche ſelbſt iſt davon angeſteckt, und der Reichthum, den er nicht mehr genießen kann, iſt faſt gar keiner mehr, ſein Werth iſt hin. Luxus und Aufwand ehren ihren Mann nicht mehr, ſie *entehren* ihn. „Nun denn, wenn es ſo iſt, zum Teufel mit dem Gelde!“ muß jeder Reiche ſagen, der noch ein bischen vernünftig iſt. So glaub' ich, Huber, daß ich Alles opfern kann, wenn meine Humanität dabei gerettet wird. Meine Kartoffeln ſelbſt ſchälen und kochen? O, was kann man nicht Alles, wenn man es nur will! Im Grunde kömmt's doch immer nur darauf an, worein man eigentlich den Zweck des Lebens ſetzt. Hören Sie, liebſter Huber! Ich komme immer mehr davon zurück, daß *Wirken* der werthvollſte Theil des Lebens ſei. Die Hauptſache ſcheint mir im *Wahrnehmen* und *Aufnehmen* zu beſtehen, in dem intellectuellen Genuß, die Welt, die außer uns iſt, durch Erfahrung, Ideenverbindung und Abſtraction in uns hineinzubringen.

Ich verſtehe, Forſter! rief Huber beifällig. Ein Raupenleben im edelſten Sinn, — ein geiſtiges Raupenzehren am Maulbeerbaume des Lebens, womit wir uns einſpinnen zur Schmetterlingſchaft für die Ewigkeit. Bringt es denn auch die Menſchheit zu irgend etwas Höherem, als zu einem aufzehrenden Daſein? Das Edelſte und Reinſte, das hier und da zum Vorſchein kömmt, — iſt nicht die gemeine Nothdurft ſeine Mutter? Und das Uneigennützigſte, was einmal geſchieht, ſtirbt es nicht erfolglos ab, als beginne mit ihm der Faden, womit eine edle Seele ſich zu ihrer Verwandlung einſpinnt?

Das Weſentlichſte unſeres Wirkens, fuhr Forſter mit ſchwärmeriſchem Aufblicke fort, bleibt immer doch die Freude, die wir an einander haben können, und folglich der Familien- und Freundeskreis. Ja doch, die Zeit und Zukunft bringt es mit ſich, daß wir jedem Genuſſe, der nicht in uns ſelbſt liegt, gänzlich entſagen müſſen. Ich muß eſſen, wohnen, mich kleiden wie ein Sansculotte, was darüber geht — iſt todt und unbrauchbar. Meinetwegen mögen ſie es hinnehmen! Ja ich will es hingeben, ſo habe ich Ehre und guten Namen davon, und das iſt ein Schild in dieſer Zeit, der mehr werth iſt, als die todten Batzen!

Darin lag ein unſchätzbares Glück, ein unerſchöpfliches Kapital für den, von ſeiner engen Häuslichkeit, wie von den philiſterhaften deutſchen Staatsverhältniſſen oft gedrückten Freund, daß ſein ſchwungvoller Geiſt an einem bedeutenden Gedanken, an irgend einer edeln Empfindung ſchnell aus Mißmuth und Verwirrung ſich erheben, und der Dienſtbarkeit, zu der uns die gemeinen Begegniſſe des Lebens ſo oft erniedrigen, ſich muthig entziehen konnte. So trat ihm in dieſer Stunde verdrießlicher Abrechnung, vor dieſen ökonomiſchen Lücken, die große Ziffer der Zukunft lebhaft vor die Seele. Eine ungemeſſene Größe, eine Zahl, die mit ſeinen Kräften multiplicirt werden konnte, regte ſchnell ſeinen geſunkenen Muth an, und verſprach allen Mangel auszugleichen, alle Widerwärtigkeit auf Null zu bringen. Mit dieſer ſchönen Erhebung und einem feſten Händedruck entließ er Hubern zu ſeiner Thereſe, und eilte, ſich zu einem Beſuche des Barons, ſeines lieben jungen Freundes anzukleiden. Was er ihm aus Koblenz Unangenehmes mitzutheilen hatte, fiel ihm bei ſeiner eigenen Entſchloſſenheit nun auch nicht mehr ſo ſchwer auf.

Achtes Kapitel.

Franz Karl ſaß ſeit Anbruch des Tages zwiſchen aufgethürmten Büchern und Broſchüren; älteren und laufenden Schriften, die er in dieſen müßigen langen Tagen durchblättert, durchnaſcht und zu Auszügen gebraucht hatte. In ſeinem gepolſterten Seſſel zurückgelehnt, ein älteres Heft des neuen deutſchen Muſeums mit eingeſchlagenem Finger ſchließend, und den lächelnden Blick auf die dunkeln Bücherdecken gerichtet, verglich er ſich mit einem Schlemmer, der in einem traulichen Gewölbe bei einer Flaſche ſchäumenden Geiſtes die Auſternſchalen um ſich her gehäuft hat, und nun ſatt und müde ausruht.

Schloſſer's Aufſatz über den Adel in dieſem vierten Stücke des Muſeums von 1789 hatte ihn lebhaft angeſprochen. Die Darſtellung, inwiefern das alte gothiſche Gebäude der morſchen deutſchen Reichsverfaſſung doch ſeine gute Seite habe, und ſeinen Inſaſſen wenigſtens Ruhe und Wärme geben könne, fand gerade das verſchüchterte, ſuchende Herz des jungen Edelmannes mehr, als vielleicht ſonſt, zugänglich. — Es mag ſein, wie Forſter behauptet, überlegte er, daß wir nicht gerade der Ruhe und

Wärme halber da ſind, und unſere Kräfte und Anlagen ſich am beſten entwickeln, wo nicht Alles ſo ängſtlich abgewogen iſt und ſich ſo kleinlich balancirt, ſondern wo Druck und Gegendruck, Zwang und Bedürfniß, Mitleid und Gährung uns in Bewegung ſetzen. Es mag ſein, daß dem Menſchen das Ziel weiter geſetzt werden muß, als er zu kommen vermag, weil er ſonſt nicht einmal den Punkt erreichte, wohin ſeine Kräfte ihn noch bringen können. Aber — Eins iſt nicht für Alle, und ich fürchte für meine Perſon, daß ſolcher Drang des Lebens mich verwirrt, ohne mich zu fördern. Mein Herz bedarf einer andern Schule, mein Geiſt ſehnt ſich nach anderm Schaffen, und meine Hand iſt zu verzärtelt, um ein Neſſelbeet von Intriguen zu jäten.

Und — iſt denn nicht ohnehin und ohne mich die Welt dermal auf dem beſten Wege, ſich durch Druck und Gegendruck bis auf die Fundamente hinab umzugeſtalten? Es gibt ja auch Geſchöpfe, die eingepuppt ſich verwandeln: ſo 'was ſagt mir zu.

Mit dieſem Bilde, womit er, wie durch Sympathie, an die Forſter'ſche Morgenbetrachtung rührte, mit dieſem halben Entſchluß erheiterte ſich der junge Freund. Er ſah ſchon alle Akten und Arbeiten zurückgelegt, und fühlte ſich zum erſtenmal wieder geſtimmt, etwas vorzunehmen, was ihn dieſer Tage wahrhaft angeekelt hatte, — nämlich die Abſchriften und Notizen über die jüngſten wichtigen Verhandlungen in Weißenau für ſeine geheime Sammlung durchzuſehen und zu ordnen. Dieſe Sammlung ſollte ihm als ein Album aus ſeiner kurzen, aber merkwürdigen Geſchäftszeit dienen, als Denkblätter ſo glücklich überwundener Lebensverwirrung. — Wie ein Lahmer ſeine Krücken, ein Gefangener ſeine Ketten vor dem Bilde des Heiligen aufhängt, der an ihm das Wunder bewirkt hat: ſo will ich dieſe Blätter aufbewahren! lächelte Franz Karl. Aber — ſetzte er nachdenklich hinzu, wo iſt mein Heiligenbild, unter dem ich ſie niederlege? — — Meinen Prieſter dazu habe ich: und was auch Garzweiler an meiner Perſon gefrevelt haben mag, ſeinem Rathe verdanke ich dieſe Sammlung, und — vergebe ihm vielleicht die ſchlimme Abſicht um des guten Erfolges willen.

Er erhob ſich und holte die rothe Saffian-Mappe mit der Aufſchrift Album hervor, womit er ſich an ſein Pult ſetzte.

Ehe ihn jedoch Forſter bei dieſer Beſchäftigung traf, hatte ſich Garzweiler an das Haus bringen laſſen, um in dieſer Stunde, da er die alte Baronin in der Meſſe wußte, bei Cäcilien einen Beſuch zu machen. Er kannte das rückhaltloſe, nie verſteckte Herz der reizenden Baroneſſe, das ſo leicht zu täuſchen und zu fangen war, und hoffte bei ihr den glücklichſten Anfang mit einer ſo ängſtlichen Nachforſchung zu machen, als er vorhatte, und für welche ihm alle ſonſtigen Spuren fehlten. — Lennig's übereiltes Wort hatte gleich einem Blitzſtrahl ihn übertäubt, aber auch im Nu einen unvermutheten Verrath erblicken laſſen. Auf eine ganz andere Entdeckung ausgegangen, ſah er plötzlich die geheime Schuld des rothen Buches enthüllt. Er hatte gefürchtet, das beſchämende, aber dem menſchlichen Herzen ſo verzeihliche Geheimniß ſeiner Jugend könnte gelüpft worden ſein, und fand nun, daß der ganze unterirdiſche Bau ſeiner in den Augen der

Welt kaum verzeihlichen Umtriebe mit allen Geheimniſſen ſeines Lebens aufgeſpürt war. Vor Allem wollte er nun wiſſen, in welchem Umkreiſe das rothe Buch bekannt geworden ſei, oder — wie er ſich in ſeinem verzweifelten Humor ausdrückte — wie weit die zuſammengeſtoppelten Vorräthe des hochwürdigen Hamſters ſich verſchleppt hätten. Hiervon hing ſeine ganze künftige Wirkſamkeit und die Berechnung ſeines Einfluſſes ab; ſo daß er, im umgekehrten Falle Forſter's, vor der Zukunft bangte, und dieſe große Ziffer, womit er ſeine verſchuldete Vergangenheit hätte decken können, auf eine Null ſchwinden zu ſehen fürchten mußte.

Cäcilie empfing den geiſtlichen Freund und Gewiſſensrath mit der Heiterkeit eines unerwarteten Beſuches. Hierdurch in ſeiner unſichern Beſorgniß ſchon etwas beruhigt, küßte er ihr die Hand mit der alten liebenswürdigen Zutraulichkeit und ſtreichelte das Wachtelhündchen, das ihn bellend umwedelte und ihm, ſobald er ſich zur Baroneſſe an das Fenſter geſetzt hatte, auf die Kniee ſprang, ohne mit ſeinen Staubpfötchen das ſchwarze Beinkleid zu ſchonen.

Mit unbefangener Zuthätigkeit fragte er nach dem Befinden der Familie und den Angelegenheiten des Herzens, berührte flüchtig ſein eigenes bisheriges Treiben und den Unfall, der ihn auf einem Abendgange mit dem Brevier zu Boden geworfen habe. — Aber, was höre ich über Ihren Herrn Bruder? ſetzte er mit beklagendem Tone raſch hinzu. Er iſt von der Verbindung mit der Comteſſe Joſephine zurückgetreten?

Mein Gott! rief Cäcilie. Sagt man das wirklich in der Stadt? Das iſt abſcheulich! Das iſt wieder recht mainziſch! Welche boshafte Entſtellung des einfachen Umſtandes, daß mein Bruder, weil er plötzlich unwohl geworden, vom großen Hofball wegbleiben mußte, wo man die Erklärung ſeiner Verlobung erwartete. Ich bitte Sie, mein Freund, widerſprechen Sie ja dieſer Mißdeutung mit Nachdruck, ehe die gute Comteſſe Schrecken und Kränkung davon hat!

Und iſt noch immer unwohl, Ihr Bruder? fragte er mit theilnehmender Miene.

Nicht doch, Vater! Er geht noch nicht aus, aber — ich komme eben von ihm — er ſitzt ganz heiter über ſeinem rothen Buche.

Garzweiler erſchrak, und ehe er ſich beſann, fragte Cäcilie, was denn daran zu verwundern ſei.

O nichts, meine Gnädige! lächelte er, mit ſcharf beobachtendem Blick auf die Baroneſſe. Nur eine Verwechslung in Gedanken. Ich beſitze auch ein rothes Buch, wollte es eben mitbringen, dem Herrn Baron einige Mittheilungen daraus zu machen, und täuſchte mich bei Ihrer Erwähnung, ob ich es nicht ſchon hergeſchickt habe.

Was enthält es, lieber geiſtlicher Rath?

Kleinigkeiten, meine Gnädige! Mainzer Geſchichten. Aber, — erlauben Sie mir ein wenig zudringlich zu ſein! Wiſſen Sie auch, daß man an Ihres Bruders Unwohlſein nicht glauben will? Wie ich an Ihrem Hauſe hange, meine Theuerſte, ſo vertrauen Sie mir! Sagen Sie: ſteht Franz Karl noch in Geſchäftsverkehr mit Lennig? Ich weiß, Sie haben ſich des Mannes früher in Gutsangelegenheiten bedient: haben Sie etwa noch —?

Nein, Vater! Wie kommen Sie aber gerade darauf?

Wiſſen Sie — die ſchöne Fides iſt nach längerer Abweſenheit wieder zurück, und ich kam auf den Gedanken, ob nicht des Barons Herz etwa dort wieder eingefädelt worden. Lächeln Sie nicht ſo wegwerfend, Baroneſſe! Dieſe ſchlanken Mainzerinnen verſtehen es, nicht blos mit ungebleichtem Zwirn, ſondern auch mit einem guten adeligen Seidenfaden umzugehen. Und Fides ſoll ungemein hübſch und einnehmend zurückgekommen ſein: wäre es zu verwundern, wenn Ihr Herr Bruder auch wieder etwas rückfällig geworden wäre? Dann aber konnte Ihn freilich jener letzte Abend bei Fides recht unwohl machen, — reuig, und er ſchämte ſich vielleicht ſolcher Reumüthigkeit und nannte ſie lieber — Rheumatismus!

Sie ſind recht boshaft, Vater Garzweiler! ſchalt Cäcilie, die jedes Liebesverhältniß gern mit einer gewiſſen Schwärmerei betrachtete.

Garzweiler küßte mit freundlicher Abbitte ihre Hand.

Nein, mein Freund, — fuhr die Baroneſſe leiſer und zutraulich fort, das iſt es nicht; aber ich führe Sie auf eine beſſere Spur. Wir wiſſen nämlich, daß Franz Karl unmittelbar vor dem Balle bei Forſter's war, und ſich dort verſpätete. Geſtern hörte ich nun, — und dieſe Mittheilung rührt von Stadion her — dort habe Frau Forſter mit geheimnißvollem Wink meinen noch eben ganz heiteren, geſprächigen Bruder mit ſich aus dem Zimmer genommen, und ihn ſo lange bei Seite behalten, daß Stadion ſeine Zurückkunft nicht abgewartet, ſondern vermuthet habe, Franz Karl ſei dringend abgerufen worden. Wenn wir nur erfahren könnten, was dahinter ſteckt! Welche Mittheilungen es etwa geweſen ſind, die meinen Bruder ſo alterirt haben. Ich darf ihm mit einer Frage darnach gar nicht kommen: er wird gleich heftig, und das gerade macht mir die Sache bedenklich. Offen geſtanden: ich traue dieſer „geiſtreichen" Thereſe nichts Gutes zu.

Garzweiler nickte mit bedeutſamen Winken und ſagte:

Was dort vorgefallen, erfahre ich, Baroneſſe! Verlaſſen Sie ſich darauf! Nicht wahr, — Lennig und Forſter kennen ſich nicht, haben keinen Verkehr? Soviel ich weiß —?

Immer kommen Sie wieder auf Lennig! fiel Cäcilie ungeduldig ein. Uebrigens ſpreche ich Forſtern ſelbſt, und habe ihm Angenehmes zu ſagen; nur möchte ich nicht neugierig erſcheinen und ihm etwas, vielleicht Verſchwiegenes abdringen, gerade wo ich ihm eine kleine Gefälligkeit erwieſen habe. — Mein Gott! wenn man vom Haſen ſpricht —! Da kömmt er ja eben auf unſer Haus zu. Er iſt alſo zurück! Er beſucht meinen Bruder.

Die Baroneſſe, deren lebhaftes Auge durch einen Fenſterſpiegel die Thiermarktſtraße beherrſchte, woher ſie Forſtern kommen ſah, ſtand auf und ging nach der Stubenthüre. Garzweiler bat ſie, den Hofrath jetzt nicht hereinzulaſſen; was auch Cäciliens Abſicht nicht war, die nur dem Freund einen Wink geben wollte, ſpäter zu ihr zu kommen. — Ein edler, ausgezeichneter Menſch, dieſer Forſter! ſagte der Geiſtliche, indem er ſich zum Weggehen anſchickte. Man muß ihn hochachten, und er iſt der einzige Proteſtant hier, den ich wahrhaft ſchätze. Ich möchte ihn darum auch gewinnen, und Sie, Baroneſſe, könnten mir dazu behülflich ſein und ſich um Ihren Freund im beſten Sinne verdient machen.

Die Baroneſſe fragte lebhaft was er meine; er that aber ſehr eilig und dringend, und wollte ihr ſeine Gedanken für diesmal nur flüchtig andeuten. — Forſter iſt in ſehr bedrängter Lage, ſagte er, und kennt, wie geiſtvolle Männer oft unpraktiſch ſind, die Mittel nicht, die er in Händen hat, ſich Einfluß, Ehre und die bequemſte Exiſtenz zu ſchaffen, — Güter, die ein Mann von Geiſt und Herz nicht entbehren mag, und vor Allen verdient. Seine Kenntniſſe, ſein Welt- und Staatsblick, ſeine klaſſiſchen Schriften haben ihn noch wenig vorwärts gebracht. Und gerade was ihm am entbehrlichſten iſt, könnte ihm dazu verhelfen: ſein Proteſtantismus!

Ich verſtehe Sie nicht, mein Freund! ſagte Cäcilie. Und Garzweiler fuhr ſchalkhaft lächelnd fort:

Wiſſen Sie nicht, meine kluge Baroneſſe, daß es Dinge in der Welt gibt, die gar nichts werth ſind und doch theuer angebracht werden können? Es kömmt nur darauf an, *wer* ſie losſchlägt. Sagen Sie ihm gelegentlich, — ſcherzend oder ſchwärmeriſch, wie ſich's eben ſchickt, — ſeine Berühmtheit ſei die wahre *Wünſchelruthe* des Glücks, ſobald er ſie nur aus dem Futterale des Proteſtantismus herausnehmen wolle!

Aber — wird er das jemals thun? fragte ſie mit ſanftem Kopfſchütteln.

Forſter iſt kein ſchroffer orthodoxer Eiferer! antwortete er. Eher neigt er noch zur Schwärmerei; war früher Roſenkreuzer und hat noch etwas von ſeinem alten myſtiſchen Hang. Ich weiß von ihm ſelbſt, daß er ſich lange

Zeit mit dem Aberglauben an den Stein der Weiſen, an die Goldtinktur getragen hat. Sie ſind ſeine vertraute Freundin, Baroneſſe, — er ſchwärmt für Sie, ja — ich darf Ihnen gar nicht ſagen, was er für Sie empfindet: machen Sie ihm begreiflich, daß ſeine Berühmtheit die rechte Goldtinktur ſei, wenn er nur noch den einzigen Miſchtheil des katholiſchen Glaubensbekenntniſſes zuſetzen wolle.

Und — was hätten Sie dann für ihn, — was hätte er davon? fragte Cäcilie geſpannt.

Eine Stelle in Wien, — in der Staatskanzlei, flüſterte Garzweiler. Dort braucht man gewiſſe Männer gern, kann ihnen 'was bieten, und gerade Forſter wäre für einen ſolchen Platz wie gemacht.

Wäre nur auch die Sache nicht ſo delicat! bedauerte Cäcilie.

Sie iſt es bei einem ſo aufgeklärten Manne weniger als Sie fürchten. Forſter beſucht keine Kirche, iſt nie zum Abendmahl gegangen: er hat alſo eigentlich gar nichts aufzugeben, und die kleine Dienſtbarkeit, die wir ihm auferlegen, hat für ſolch' einen Mann gar keine Bedeutung. — Unſer Joch iſt ſüß; unſere Bürde leicht! Das wußte ſchon unſer Herr und Meiſter. Ich werde Ihnen auch noch etwas in die Hände geben, was Sie dabei unterſtützt: ein Briefchen der Frau Forſter an ihren Freund Huber, — eins jener Billete, die dem edeln, ahnungsloſen Mann zu der ſchmerzlichen aber, heilſamen Ueberzeugung verhelfen können, daß in ſeiner Ehe noch ein bedeutenderes Deficit an Liebe und Treue, als in ſeiner Kaſſe an Barſchaft iſt.

Ha! dieſe Thereſe, die er ſo vergöttert! rief die Baroneſſe mit einem eigens leidenſchaftlichen Blick.

Garzweiler verneigte ſich, ihre Hand zu küſſen. Ich habe Gutes und Großes vor, ſagte er, was ich Ihnen wol vertraue, da wir doch unſere Geheimniſſe gern austauſchen. Sie wiſſen, der Kurfürſt iſt für mich nicht mehr — „Seine kurfürſtlichen Gnaden", ſondern — Ungnaden. Ich werde mich aber halten, wie ein Mann, der ſich von einer fürſtlichen Ungnade nicht zu Boden drücken läßt. Ich werde vielmehr heiße Kohlen auf ſein Haupt ſammeln, — verſteht ſich unter ſeiner Perrücke. Schlimme Tage ſtehen uns vielleicht bevor. Ein heilloſer Club arbeitet am Falle von Mainz, am Zuſammenſturze des deutſchen Reiches. Unſer gnädigſter Kurfürſt wird erfahren, wie undankbar und gefährlich der Proteſtantismus iſt, den er in dieſen Profeſſoren, Gelehrten und ſelbſt in ſeinem Kabinet ſo hervorgezogen, belohnt und gefördert hat. Schwere Schuld, die dem Primas des Reichs und der deutſchen Kirche vom Verhängniß in Rechnung gebracht wird, — hoffentlich zur Lehre und Warnung für die Welt! Retten wir, meine theuere Freundin, was zu retten iſt! Ziehen wir den edeln Forſter zu uns herüber, der es allein verdient! Noch gehört er dem Kreiſe der verkappten Jakobiner nicht an; nur ſeine Gedanken, nicht ſeine Beſtrebungen widmen ſich der Göttin Freiheit; aber die Kümmerniſſe ſeines Hauſes und ſeines Herzens drängen ihn Schritt vor Schritt dem Club zu.

Er verneigte ſich mit einem ehrerbietigen Lächeln und vertraulichen Zunicken, welches mehr eine Aufmunterung, als ein Einverſtändniß zu bedeuten ſchien, und ließ Cäcilien in ängſtlichen Betrachtungen zurück.

Neuntes Kapitel.

Inzwiſchen hatte Franz Karl ſeinen Beſuch lebhaft bewillkommt, und da beim Anblicke des Freundes die Herzensangelegenheit, um derentwillen er ihn erwartet hatte, heftig genug wieder aufwallte: ſo brachte er Forſtern ohne viel Umſtände auf das Kanape und auf ſein Kapitel. — Mit welcher Sehnſucht hab' ich Sie erwartet, lieber Forſter! ſagte er. Ich habe mich auf Ihren Beſuch hin für krank ausgegeben, und ich war es einigermaßen. Nun erquickt mich ſchon Ihr heiterer Blick und entſchloſſener Ausdruck, und gibt mir Muth Sie als Freund zu begrüßen.

Wäre ich das etwa mit trübſeliger Miene weniger, lieber Baron? wendete Forſter ein, und der junge Mann verſetzte:

Gewiß nicht! Aber ich erinnere mich Ihrer früheren Abſchiedsworte gegen Sömmering —

Apropos! Sömmering kömmt dieſe Tage zurück, unterbrach ihn Forſter. Worauf der Baron, ohne einzugehen, blos ein: So? das iſt ſchön! erwiderte und dann fortfuhr: Sie klagten damals keinen andern Freund in Mainz zu haben. Wohlan! ſeien Sie mir denn, was ich Ihnen nicht zu ſein vermag: leihen Sie mir Freundſchaft! Ihre Klage, die ich damals nur mit Betrübniß empfand, — heut iſt ſie mir verſtändlich. Nie war ich eines Freundes ſo bedürftig. Jener heitere Sinn, der ſich nichts ſchwer zu Herzen nahm, jenes friſche Selbſtvertrauen, das ſich leicht über alle Bedenklichkeiten hinauszuſetzen wußte, jener Takt oder Inſtinkt, der mir aus mancher Verwicklung half, haben mich noch nie ſo gänzlich verlaſſen, wie in dieſer Befangenheit, in der ich nach Ihrer Hand und Hülfe reiche, mein lieber Freund!

Forſter ſtreckte ihm raſch und mit ſeelenvollem Blicke die Rechte hin, und Franz Karl ergriff ſie mit den Worten:

Sie wiſſen, bei welcher Zuſammenkunft mit Lennig's Tochter Ihre liebe Thereſe Zeuge war —

Herrliches Mädchen, dieſe Fides! unterbrach ihn der ſo leicht aufwallende Forſter. Seelenvoll, reich an Anmuth! Wir haben uns mit ihr über Alles und Alles unterhalten, und ihr Urtheil, ihr Herz bewundert. Meine Frau iſt ganz entzückt von ihr, und Thereſe, wie Sie wiſſen, iſt gerade mit Frauen nicht am nachſichtigſten. Das Originelle an Fides finden wir in dem echt rheinländiſchen Stoffe, der mit einer im mainzer Bürgerleben ungewöhnlichen und eigenthümlichen Politur verbunden iſt.

Franz Karl nickte vergnügt zu Forſter's Urtheil, ohne ſich weiter einzulaſſen. — Fides, ſagte er, hat mir damals, wie Sie wiſſen, ein Buch vorgelegt, von dem ich Ihnen nichts Genaueres ſagen darf, als daß es für mich den entſetzlichſten Inhalt offenbarte. Laſſen Sie mich über das ſchweigen, was blos meine Perſon betrifft, — übergehen, welche ſchmähliche Abſichten man auf meine Unbefangenheit gefaßt, zu welchen Intriguen man auf mein empfängliches Herz, auf mein jugendliches Blut gerechnet, und meine Ehre ſogar wirklich mißbraucht hat. Im Innerſten fühle ich mich jetzt gedemüthigt, wenn ich, an manchen Tagen vielleicht ſtolz auf perſönlichen Werth, nun durchſchauen mußte, welchen Perſonen, Umſtänden und Ränken ich meine ſchnelle Beförderung, die Gunſt und das Vertrauen meines Fürſten, ſo wie den ſchönen Höhepunkt des Dienſtes — ſoll ich in Stadion's Ausdrucksweiſe ſagen? — den Sinai meiner Zukunft zu verdanken habe. Doch — der Teufel verdanke es eigentlich! Und ich möchte lieber von dieſem Sinai herabſteigend die Geſetztafeln meines Berufs vor dem goldenen Kalb entzweiſchlagen, das man hier anbetet, und dem man mich opfern will! Tief gedemüthigt, ſage ich Ihnen, Forſter, für meine Träume und Schwärmereien! Aber, ich will ja übergehen, was mich allein betrifft, und ſage Ihnen nur, daß auch das ſchönſte, reinſte Band, das mich an Comteſſe Joſephine knüpfen ſoll, von entweihter Hand geſchlungen worden iſt.

Mein Gott, Sie erſchrecken mich! rief Forſter, des Barons Hand mit lebhafter Theilnahme ergreifend. Doch — was hab' ich eigentlich dabei zu denken? Ich möchte nicht gleich etwas Entehrendes vorausſetzen.

Daß man zwei Liebende ſchlau und verſchlagen zuſammenbringt, — ſehen Sie, das will ich nicht einmal tadeln; denn wofür man ja dem blinden Zufalle dankbar iſt, warum ſollte man es vorausſichtigen Freunden nicht zu gut rechnen? Daß man hierauf eine überraſchende Erklärung und Verlobung vor dem getäuſchten Fürſten herbeiführt, iſt ziemlich frivol gegen die liebende Braut und ein wenig demüthigend für die Eigenliebe des Mannes: mag diesmal aber auch hingehen, da es ja dem liebenden Paare zu gut kömmt. Sie begreifen nicht, was ich meine? Nun ja, ich theile Ihnen das ein andermal mit. Aber — und hierauf Ihre Hand, Forſter! Es iſt ein fremdes Geheimniß! Daß man meine Braut aus Landesgeldern ausrüſtet, — Mitgift und Ausſteuer aus öffentlichen Kaſſen nimmt, dem armen Land entwendet —! Nun? Und Sie hören das ganz gelaſſen an, Forſter?

O mein Freund! verſetzte Forſter, daß dergleichen in Mainz geſchieht, überraſcht mich nicht: ich lebe ja ſchon vier Jahre hier. Und daß Sie über ſolche Zumuthung der Frau Gräfin empört ſind: ſoll mich das von Ihnen überraſchen, lieber Baron?

Ich danke Ihnen! rief Franz Karl, und umarmte den Freund.

Aber — was werden Sie thun? fragte Forſter lebhaft.

Ja, lieber Mann, das iſt es eben! Das ſollen Sie mir ſagen; dazu brauche ich Ihr unbefangenes edles Herz!

Er umſchlang in tiefer Aufregung den Freund; indem er aus gepreßter Bruſt ſeufzete: O ſehen Sie meine Verwirrung!

Hier war nun freilich eine Frage hingelegt, die gerade einen theilnehmenden Freund, auch bei beſter Einſicht, mit verwirren und ſelbſt beängſtigen mußte. Franz Karl bedachte oder wußte vielleicht auch noch nicht, daß es Verwicklungen im Leben gibt, die zur Löſung in fremde Hand gelegt, ſich nur noch feſter zuſammenziehen. Auch machte Forſter gleich aufmerkſam darauf, daß in ſolchen Zweifeln, die nur von echter, lebendiger Liebe aus eigener Machtvollkommenheit entwirrt oder durchbrochen werden könnten, der fremde Verſtand ein gar linkiſcher Beiſtand ſei. Aber — irre ich nicht, ſetzte er hinzu, ſo ſchwankt Ihr eigenes Herz auf einem Scheidewege. Sie erklären ſich mir für verlobt, und da hat ſich Ihnen die liebenswürdige Fides, wie mir ſcheint, zur unrechten Zeit wieder in Erinnerung gebracht; hier fühlen Sie ſich angezogen, und dort ziehen Sie vielleicht nur ſelber an. Mißverſtehen Sie mich nicht, mein junger Freund! Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, als ob Sie zu wenig entſchloſſen ſeien. Es gibt nicht lauter ſtürmende Seelen, und es iſt nicht immer ein glückliches Ziel, das man in Sturm erreicht. Auch weiß ich welch' ein bethörender Reiz für einen Jüngling darin liegt, hier zu lieben und zugleich wahrzunehmen, daß man auch noch von einer andern Seite her geliebt wird. Und ſollte nicht auch der Standesunterſchied beider liebenswürdigen Geſchöpfe einen verwirrenden Zauber auf Ihr ſo empfängliches Herz üben; indem er es von zwei verſchiedenen Seiten bald lockt, bald mit dem Widerſpruch der einen gegen die andere Seite neckt und beängſtigt? Es iſt ja derſelbe Widerſpruch, der jetzt unſer geſellſchaftliches Leben nach allen Seiten ſpaltet und zerreißt. Und wenn unſere ganze Zeit, und wenn die edelſten Geiſter in Kampf und Zweifeln ſchwanken, was recht oder frevelhaft, wahr oder bethörend, was geltend zu machen oder zu verwerfen ſei, kurz, was fortan in der Welt herrſchen oder dienen müſſe: warum ſollte gerade die Liebe unberührt von dieſem Sturmwetter des Lebens bleiben? Gerade ſie, ſo reizbar und zärtlich von Seele, und ſelbſt wieder die Seele alles Thuns und Laſſens in der Welt, muß vielmehr am tiefſten davon erſchüttert werden. So, mein lieber junger Freund, dem bis jetzt Alles heiter und glücklich begegnete, ſind Sie nun eben mit einem edeln Herzen in die Klemme dieſes geſpaltenen Zeitlaufes gerathen. Wären Sie blos einer unſerer Stock-Ariſtokraten, ſo würde Ihnen über die Comteſſe und ihre Ausſteuer kein Zweifel begegnet, zwiſchen einem Salon mit londoner Möbeln und pariſer Parfüm, und einer geweißten Stube mit Rohrſtühlen und Räucherkerzchen- oder Wachholderbeerenduft keine Wahl entſtanden ſein. Nun aber ſoll Ihr Herz dafür büßen, daß Ihr freier Geiſt auch die untergeordnete Seite des geſellſchaftlichen Lebens, die Wahrheit des Bürgerthums und in dieſem den echten unangefaulten Kern des Menſchlichen erfaßt, und ſich Ihnen auch hier Schönheit und hoher Lieheswerth dargeboten hat. Vielleicht wandelt ſogar in dieſer Richtung Ihr träumendes Herz; während Sie von Amt und Ehre, Hof und Fürſten laut genug unter die Standarte Ihres Standes gerufen werden.

Dieſe Anſicht verwirrte den Baron ſichtbar. Er fühlte die Wahrheit derſelben, und doch regte ſich etwas in ſeinem natürlichen Stolze, was der Anerkennung widerſtrebte. Er lehnte es, wenn auch nicht ohne flüchtiges Erröthen ab, daß ſein Herz von ſolchem Widerſpruche der Neigung mit den Standesanſprüchen getheilt ſei. — Nein, nein, lieber Forſter, rief er, — die Verwicklungen des Augenblickes entſpringen mir nur von Seite der Comteſſe. Sie iſt mir verlobt, und daran halte ich feſt. Die Art und Weiſe, wie wir uns gefunden und gebunden, ändert weder am Glücke dieſes Bundes, noch an der Ehre meiner Verbindlichkeit das Mindeſte. Ich kann die Intriguen dieſer

Goudenhove verachten, ohne daß ich mich dem ſchönen Einverſtändniß entziehen möchte, zu dem dieſelben mitgewirkt haben. Ich wäre ſchon zu ſtolz einzugeſtehen, daß ich damals nicht Herr meines Wortes, meiner Hand und Zuſage geweſen. Aber — Joſephine wußte um jene Kniffe ihrer Tante; ſie muß auch über die Herkunft ihrer Mitgift und Ausſteuer unterrichtet ſein, und hier frage ich Sie: Verträgt ſich das mit echter Liebe und überhaupt mit edler Geſinnung? Muß ich nicht fürchten, daß Joſephine lebhafter für ihre Wünſche und ihren Vortheil, als für meine Ehre empfunden habe?

Forſter hörte das nachdenklich an, und ſprach nach einer Weile mehr vor ſich hin, als an den Baron gerichtet:

Freilich, Fides Lennig iſt anders zu Werke gegangen. Sie hat ſich über alle Rückſichten und Bedenklichkeiten für ihre Perſon hinausgeſetzt — um eines theuern Freundes willen. Doch, — wer weiß, ob nicht ebenfalls aus der Abſicht, dieſen Freund zu gewinnen?

Nein, bei Gott nicht! rief Franz Karl mit einer Anwandlung von ſchwärmeriſchem Unwillen. Ich kenne Fides und habe ihr in jenem Augenblicke, als ſie mir das Buch vorlegte, in die tiefſte Seele geblickt. Meine Ehre darauf: ſie hat dabei nicht an ſich gedacht! Aber ſelbſt wenn dies wäre: hätte ſie bei ihren Wünſchen nicht das Edle empfunden, was Joſephine über die ihrigen vergaß?

Wohl! erwiderte Forſter. Aber wiſſen Sie denn, welch' ein Opfer es vielleicht der Comteſſe gekoſtet hat? War ihr vielleicht nicht eine ſchmerzliche Selbſtüberwindung auferlegt, ein erröthendes Zartgefühl für die Gräfin, ihre Tante und Wohlthäterin, oder auch ein gebieteriſches

Wort des Fürſten? Und wenn Alles nicht, lieber Baron, — laſſen Sie es mich offen ausſprechen! — ſo iſt die Comteſſe ſo tief in den Anſichten ihres Standes und ihrer Familie erwachſen, daß man einen ſo zarten Widerwillen gegen Hofränke und Fürſtengeſchenke von ihr nicht verlangen kann.

Dieſe Schutzrede Forſter's verwirrte den Baron ein wenig. Er empfand das Wahre darin, was doch nicht befriedigte. Ja, man hätte ſeinem verdrießlichen Ausſehen leicht die üble Deutung geben können, als ob er die Comteſſe lieber etwas weniger entſchuldigt gewußt hätte. Vielleicht war es aber nur eine jener Liebeslaunen, die den Verdrießlichen, wenn er ſich in ärgerlichen Fällen nicht zu helfen weiß, gern beſchleichen und oft ſogar zu kleinen Grauſamkeiten gegen die Geliebte reizen. — Mein Gott! rief er mit melancholiſchem Lächeln, — Sie verwirren mich noch mehr, Forſter, als ich es ſchon war. In dieſen Tagen einer verdroſſenen Einſamkeit glaubte ich Alles bedacht und erwogen zu haben, was in Berührung mit meinem Herzen, aber auch mit meiner Ehre ſteht. Hundert Wenn und Aber ſind mir gleich neckiſchen, tückiſchen Kobolden aufgeſtiegen. Sie, mein Freund, ſollten mir dieſe Störenfriede vertreiben, verbannen helfen, und beſchwören mir neue herauf.

Forſter lachte des jugendlichen Unmuthes, und der Baron behauptete endlich, der Freund kenne die Lage nicht genug, deren Verwicklung zu löſen ſei. Er theilte ihm daher in gedrängter Rede die geheimen Umſtände jener Verlobung vor dem Fürſten mit, erwähnte noch einzelner Notizen des rothen Buches und überzeugte Forſtern von der Zuverläſſigkeit dieſer Aufzeichnungen, deren Verfaſſer er nicht nennen durfte. — Geſtehen Sie, mein Freund, ſchloß er endlich, daß ein mehr als reſolutes Herz dazu gehört, ſich hier mit Zufriedenheit und guter Erwartung zu entſcheiden.

Nach einigem Bedenken rief Forſter lebhaft aus:

Ein Zauberwort, lieber Baron, eine Beſchwörungsformel ſei Ihnen geboten, womit ich dieſen Morgen meine eigenen Mißmuthsgeiſter verſcheucht habe. Zukunft, Herr Baron! In dieſem Worte liegt eine löſende Macht. Sie wiſſen, wenn ein Beamter manchmal die Akten eine längere Zeit liegen läßt, erledigt ſich die Sache von ſelbſt. Sie ſind immer pünktlich geweſen: ſeien Sie auch einmal genial, wie es heutzutage heißt, und beliebt iſt, und ſpringen Sie mit einem kecken Satz aus Ihrer Verlegenheit heraus!

Aufſchub, mein Freund? Ja, wenn ich mich nicht entſcheiden müßte! erwiderte Franz Karl lächelnd. Heut kömmt die Gräfin zurück: ich muß zu ihr, zu Joſephinen; auch von Hofe kann ich nicht länger wegbleiben, und hier wie dort erwartet man Erklärung von mir, die ich nicht geben kann, weil ſie ſich auf das Geheimniß des rothen Buches ſtützt; während ich mich doch benehmen muß, und ohne zu wiſſen woran ich bin und was ich will, mich nicht folgerichtig benehmen kann.

Bei dieſer Erinnerung an die Rückkehr der Gräfin beſann ſich Forſter der Mittheilung, die er dem jungen Freunde machen wollte. Er hatte ſich überzeugt, daß er es ihm ſchuldig ſei; dennoch koſtete es ihn jetzt einige Ueberwindung es zu thun. Die Sache war ſehr anſtößiger Art. In Koblenz nämlich war Forſter durch den Kapellmeiſter Reichardt, den er begleitete, in Berührung mit einigen Cavalieren des Königs von Preußen gekommen, und Ohrenzeuge einer ärgerlichen Anekdote geworden, die unter den Höflingen nicht verborgen blieb. Die Gräfin Lichtenau hatte nämlich in ihrer Weiſe dem von der reizenden Joſephine eingenommenen König Gelegenheit zu einer artigen Ueberraſchung der unbedachten und geſchmeichelten Comteſſe bereitet, ohne daß es gelungen war, die beobachtende und berechnende Coudenhove weit genug zu entfernen. Die Entrüſtung der Comteſſe über des Königs Zumuthungen, die raſche Gegenwart der Tante hatten eine ärgerliche Verlegenheit angerichtet, die ſich durch eine artige Erklärung des Monarchen gegen die Gräfin Coudenhove und des andern Tags durch ein reiches Demanthalsband für Joſephinen heiter ausglich.

Franz Karl war bei dieſer Mittheilung lebhaft aufgeſtanden, und ging in großer Unruhe hin und wieder, mit den Empfindungen kämpfend, die keine Worte fanden, ſondern nur um ſeinen ſonſt ſo heitern Mund zuckten. Forſter ſchloß ſich ihm an, und wandelte eine Weile neben ihm her; bis er endlich kleinmüthig fragte, ob er nicht lieber hätte ſchweigen ſollen.

Der Baron drückte ihm mit verneinender Geberde die Hand, und Forſter rief:

Alſo — *Zukunft*, mein edler Freund! Bleiben wir bei dieſem Troſt und Muthe! Beſchwören wir dieſe verhüllte Göttin um eine ihrer Offenbarungen! Legen Sie dieſer Zukunft gleich das königliche Halsband als Feſſel an. *Fodern* Sie Erklärung, ſtatt ſolche zu geben!

Was grämen Sie ſich lang um Mitgift und Ausſteuer —!

Gräm' ich mich darum, Forſter? verſetzte der Baron mit wehmüthiger Erhebung. O dieſe Lappalien! Ja, auch mein Amt, dieſe auffliegende Regierungsfeder, die goldenen Schlüſſel am Hüftenknopfe meines Hofkleides kann ich hingeben, wenn ich damit das Vertrauen auf Joſephinen und zu mir ſelbſt gewinne. Aber, — vielleicht haben Sie Recht, Forſter, und meine Liebe geht einen andern Weg, als meine Verlobung. Wenigſtens iſt mir dieſer kummervolle Augenblick ſo zweifelsbange geworden. Und wäre dem ſo: welchem Rufe müßte ich folgen? Die Liebe iſt bürgerlich, mein Wort iſt adelig. Muß ich nicht vor Allem und unbedingt adelig handeln? Oder würde ich ſelbſt einer edeln bürgerlichen Liebe werth bleiben, wenn ich aufhörte, adelig zu handeln? Mein Wort iſt mein Wappen: ſoll ich es auslöſchen, um meinem Herzen zu folgen und eine feige Rettung zu finden? Ja, ich dürfte wol mein Wappen, aber nie mein Wort vernichten. — — — Wohlan, ſo finde ich mich zurecht! Gehen Sie jetzt, mein Freund, und überlaſſen Sie mich dieſer Stimmung! Eine Morgendämmerung geht über meinem Herzen auf, und ich muß unter ſtiller Mette einer hehren Eingebung warten. Aber kommen Sie bald wieder, recht bald! Und hören Sie, was mir Ihre Göttin geoffenbart hat!

Er umarmte den verwunderten Freund, und drängte ihn faſt zur Thüre hinaus; worauf er ſich hinter vorgeſchobenem Riegel mit gefalteten Händen in die Kiſſen des Sopha warf.

Zehntes Kapitel.

Vor der Thüre ſtieß Forſter auf Cäcilien, die ihn mit Ungeduld erwartet, oder vielleicht auch gelauſcht hatte. — Eben wollte ich ſehen, wo Sie blieben! ſagte ſie nicht ohne flüchtiges Erröthen. Was haben Sie denn ſo heftig auszumachen? Doch ſchien es eben nicht böſe gemeint: mein Bruder hieß Sie bald wiederkommen?

Forſter bejahte in zerſtreutem Nachdenken, und Cäcilie ſagte mit einiger Empfindlichkeit:

Gut! dann kommen Sie auch ein andermal zu mir. So ſehen Sie mir nicht aus, als ob jetzt etwas mit Ihnen anzufangen wäre.

Und als Forſter ſich verneigte, ſetzte ſie raſch hinzu:

Doch Eins leidet keinen Aufſchub. Treten Sie einen Augenblick herein!

Der Freund folgte ihr über die Schwelle des Zimmers, das von weichen Wohlgerüchen erfüllt war, und durch die halb offene Seitenthüre einen Blick in das gründämmerige Schlafgemach vergönnte. Dieſem Einblicke gegenüber ſtand das Kanape, auf welchem die Baroneſſe dicht neben dem Freunde Platz nahm, in Ton und Miene eine Mittheilung bereitend, die keine geringere Vertraulichkeit zuzulaſſen ſchien. Dieſe Mittheilung betraf ihn ſelbſt, und jenes Anliegen, das die Baroneſſe nicht vergeſſen, ſondern dem Kurfürſten vorzutragen und dabei an

Forſter's Verdienſte zu erinnern, Gelegenheit geſucht hatte. Der Fürſt war eben ſehr gnädig geſtimmt geweſen, hatte ihre lebhafte Verwendung mit ſchalkhaftem Lächeln aufgenommen, und ſich auch gleich einer Gelegenheit beſonnen, bei der ſich etwas für Forſtern thun ließe. Der Profeſſor Bergmann an der Univerſität war wiederholt ſo ſehr an der Bruſt erkrankt, daß die Aerzte ſein Aufkommen bezweifelten und ihm jedenfalls die Fortſetzung ſeines Lehramtes unterſagen mußten. Dieſe Profeſſur, — hatte der Fürſt gemeint, — könne Forſter zur Bibliothekar-Stelle mit übernehmen, und dadurch ſeinen Gehalt vielleicht um fixe 600 Gulden erhöhen. — Was ſagen Sie dazu? Wäre Ihnen das recht, lieber Forſter? fragte Cäcilie, ihre Hand vertraulich auf die ſeinige gelegt.

Forſter küßte dieſe Hand mit dankbarem Blick in die glänzenden Augen der Baroneſſe. — Fixum, ſagte er, iſt etwas, das ich nicht ausſchlagen darf; es würde meine Lage um vieles ſichern. Naturgeſchichte iſt mir geläufig, Botanik auch; zwei Collegia die Woche würden mir doch nicht zuviel Zeit rauben, und ich käme wieder mehr in Verbindung mit Gelehrten zu Gunſten meiner Wiſſenſchaft.

Alſo, es iſt Ihnen lieb, Sie gehen darauf ein? rief Cäcilie vergnügt. Nun denn, ſo fertigen Sie recht bald ein Geſuch an den Fürſten! Ich will es ihm ſelbſt übergeben. Meine Wange mag ſich, Ihnen zu Lieb', noch einmal von den welken Fingern des alten Herrn kneipen laſſen. Eine Vorſtellung von Ihnen iſt nöthig, ſchon um die Sache in den Dienſtweg zu bringen. Auch nehmen die Kriegsangelegenheiten den Kurfürſten jetzt ſehr ein, und man muß ſeiner Vergeßlichkeit zu Hülfe kommen.

Aber denken Sie, Forſter, was er mich fragte! Ob ich auch für Ihre politiſche Geſinnung gut ſagen könne. Sie zählten zwar nicht, ſo viel er wiſſe, zum geheimen Club, aber — ob Sie es auch mit der Regierung meinten, ob man auf Sie rechnen könne, und ob Ihre Geſinnung im Grunde nicht revolutionair ſei.

Aber mein Gott! welchen Anlaß zu ſolchem Mißtrauen gebe ich denn? rief Forſter abermal, wie bei Huber. Was thue ich denn zu ſolchen Vorausſetzungen? Meine Stimme läßt ſich freilich nicht in dem Konzert von Unſinn und Wuth hören, das hier ſeit Jahr und Tag von den Emigrirten und ihren mainzer Freunden aufgeführt wird. Daß mich meine leidige Schriftſtellerei ins politiſche Fach pfuſchen läßt, — meint der Fürſt etwa das? Doch muß er ja wiſſen, wie ſein eigenes Dichten und Trachten auf die Politik hinausgeht, daß heutzutage eben ſo jede Wiſſenſchaft, jede Forſchung, wenigſtens mit einem Seitenblicke, auf die Politik gerichtet iſt. Dies Neſtküchlein unſerer Literatur ſetzt endlich alle Federn an. Doch ſchriftlich wie mündlich hab' ich ſchon erklärt, daß ich Deutſchland noch lange nicht reif zu einer Aenderung ſeiner Verfaſſung halte, und daß jeder unvorſichtige Verſuch eine ſolche zuwege zu bringen Ahndung verdiene. Sagen Sie dem Kurfürſten, das ſei mein revolutionaires Glaubensbekenntniß!

Sehen Sie, mein Freund! lachte Cäcilie. Warum haben Sie ſich auch bei jeder Gelegenheit ſo freimüthig gegen den Fürſten gehen laſſen! Ich war ſelbſt einmal recht ärgerlich über Sie. Der Fürſt hat Ihnen dabei zugelächelt und genickt, und Sie haben ganz ehrlich geglaubt, es recht gut gemacht zu haben.

Ich weiß das wohl! rief Forſter. Ich hätte es ihm in Bonbons beibringen können, und es hätte ihm dennoch Leibſchneiden verurſacht. Herz und Nieren der Fürſten ſind für unſere Wahrheiten ſo wenig, als für die Lehren der Geſchichte eingerichtet.

Ihnen hangt dieſe Ehrlichkeit aus den bürgerlichen Kreiſen an, in die Sie verſchlagen worden ſind, erwiderte die Baroneſſe. Der alte Herr ſpielt zuweilen auch gern den Freigeiſt bei Proteſtanten: ſobald er aber allein iſt, ſchlägt er ein Kreuz vor ſeinen eigenen ſpöttiſchen Gedanken. — Doch, Sie ſind unruhig, wie ich ſehe, und ich will Sie nicht länger halten. Gehen Sie! Sie fixiren ſich einmal nicht gern bei mir, ſo ſehr Sie die Vortheile andern Firums anerkennen. Adieu! Vergeſſen Sie aber nicht, daß dies nur eine vorläufige Mittheilung war und ich das Wichtigſte noch zurückbehalte, — auf Ihre beſſere Stimmung, mein Freund, — auf ein recht trautes Stündchen!

Mit anmuthiger Geberde auf Mund und Bruſt, mit ſchalkhafter Feierlichkeit deutete ſie ein räthſelhaftes Geheimniß an. Forſter, betroffen wie es gemeint ſein könnte, faßte mit fragendem, flehendem Blick ihre kleine weiße Hand. Sie ſah ihn mit leichtem Erröthen durchdringend an, ſchlug verſchämt die Augen nieder und ſchüttelte ſanft mit dem Kopfe. Aber indem der Freund ſich verneigend ihre Hand an ſeine Lippen zog, empfand er einen verzagten, bebenden Druck der ſeinigen.

Beſtürzt, in bänglicher Verwirrung, eilte er fort.

Elftes Kapitel.

Als die Gräſin Coudenhove in Begleitung der Ihrigen mit Poſt von Koblenz zurückkehrte, ſtieg ſie, ihren fürſtlichen Freund zu begrüßen, am Schloſſe aus, und überließ ihre Nichten der Begleitung des Admirals. Aus dem Schloß brachte ſie die Neuigkeit mit, daß Franz Karl noch immer nicht ausgegangen, und der Kurfürſt ſehr günſtig für ihn geſtimmt ſei.

Sie erzählte dies mit einer gewiſſen Zufriedenheit, wie es Joſephinen vorkam. Der Zorn der Gräſin hatte ſich in der Zwiſchenzeit ſehr gemildert; ja ſie empfand, wenn ſie an den Vorfall in Koblenz dachte, einen peinigenden Vorwurf, der ihr Benehmen gegen den Baron unſicher zu machen drohte. In dieſer heimlichen Befangenheit brachte ſie es auch gleich zur Ueberlegung, wie man den Baron bei ſeinem Beſuch empfangen müſſe, und nahm des Fürſten Gunſt zum Vorwand ihrer milderen Geſinnung. — Wir dürfen zwar, ſagte ſie, nach dem unerklärlichen Betragen des Barons nicht thun, als ob gar nichts vorgefallen und das alte Vertrauen ungeſtört geblieben ſei: doch, meine ich, müßten wir ihn ohne vorgefaßtes Urtheil, ohne ſchlimme Vorausſetzung, — wie ſoll ich ſagen? — ohne —

Ohne Farbe, meine Gnädigſte! fiel der Admiral ein.

Ganz recht! Il a la main au jeu, — er iſt am Ausſpielen: warten wir ab, was er für eine Farbe bringt.

Coeur oder Carreau! rief Comteſſe Agnes.

Coeur oder Carreau! lachte ihr Echo, der Admiral. Richtig! Und ob er „invitirt“ oder Trumpf ausſpielt.

Aber ohne Coeur wäre er Valet de carreau! behauptete Agnes.

Valet de carreau! Charmant, meine geiſtreiche Comteſſe! — gab der Admiral Beifall.

Dieſe Krumen eines vielleicht nicht klaſſiſchen Franzöſiſch mochten als Abfälle von den koblenzer Feſtſchmäuſen, von den Tafeln der deutſchen Fürſtlichkeiten, mitgebracht ſein; wie ſich in den Täſchchen der Kinder, wenn ſie von einer Kirchweihe kommen, Krümchen des Feſtkuchens erhalten.

Joſephine war über das Wortſpiel der Schweſter ſehr ungehalten, und der Admiral hatte ſeine Mühe, die uneinigen Schweſtern auseinander zu bringen. — Sie nehmen das Wort zu ſchwer, meine holde Comteſſe Joſephine! rief er. Valet de carreau bezeichnet allerdings einen verächtlichen Menſchen; aber ſo iſt es ja hier nicht gemeint; es gilt ja dem liebenswürdigen Schalk, der hinter den allerliebſten Oehrchen Ihrer Schweſter ſitzt, nur um ein neckiſches Spiel mit dem Wort. Und ich laſſe mich darauf hängen, daß der Baron noch immer Ihr Valet de coeur iſt!

Als er ſich hiermit empfehlen wollte, hielt ihn die Gräfin zurück, um ſeine Meinung zu hören, wie man es mit der ärgerlichen koblenzer Geſchichte gegen Franz Karl halten wolle.

Que cela demeure sur le carreau! lachte der Admiral. Um noch einmal auf das ungeſchickte Wort zu kommen! Das heißt, wir laſſen das Aergerniß in Koblenz liegen.

Hiermit war aber Comteſſe Joſephine nicht einverſtanden, ſondern verlangte, daß Franz Karl den Vorfall erfahren müſſe. Die Gräſin widerſprach ihr mit gebieteriſchem Ton, und der Admiral ſuchte ſie zu überzeugen. — Bedenken Sie nur dies, meine liebenswürdige Comteſſe, ſagte er: Führt der Baron Carreau im Hinterhalt, ſo hätten Sie ſich durch Ihre vertrauliche Mittheilung zu viel vergeben, Ihre Würde compromittirt, und hälfen ihm gar ſeinen Rückzug decken. Bringt er aber Coeur; ſo verdient er die zarte Rückſicht, durch ſo höchſt unangenehme Eröffnung nicht betrübt und gekränkt zu werden. Auch das müſſen Sie noch bedenken, daß der Baron ſehr reizbar, ſehr empfindlich iſt, — Cavalier comme il faut! Und bei Unbilden, die man, wie jene ungeſchickte Artigkeit des Königs, nicht rächen kann, bleibt im Herzen eines Bräutigams leicht eine Bitterkeit zurück, die früh oder ſpät das zarte Verhältniß trübt oder auf Ihr Herz geworfen wird, meine liebenswürdige Comteſſe. Ich kenne die Männer ein wenig. O, die Frauen ſind viel beſſer als wir, von edlerem Stoff!

Er küßte dabei Agneſens Hand, als ob er das Lob des ganzen Geſchlechtes der einen Perſon als Gebühr und Opfer darbringen wolle. Die Gräſin ſtimmte ihm bei, lobte ſeine erſtaunliche Menſchenkenntniß und meinte, der Baron würde ſich auch, bei der Entfernung von Koblenz, die Sache viel ſchlimmer vorſtellen, wenn man ſie ihm erzählte.

So iſt es, gnädigſte Dame! rief der Admiral. Die Phantaſie malt nach dem Maßſtabe des Raumes, den ſie vor ſich hat; im dämmerigen Hintergrunde ſtehen immer Rieſen.

Und ſo entſchied denn die Gräfin mit Haſt und Heftigkeit gegen Joſephinen, die noch einmal den Mund öffnen wollte, die fatale Geſchichte müſſe ein für allemal ein Geheimniß bleiben. — —

Es ließ ſich nicht verkennen, daß Agneſens Einverſtändniß mit dem Admiral durch die kleine Reiſe vertraulicher geworden war, wenn es auch ſeinen myſteriöſen Schleier über den räthſelhaften Abſichten Beider noch immer feſt hielt. Die Eitelkeit ſchien keinen geringen Antheil dabei zu haben; wenn es ſich auch ſchwer entſcheiden ließ, ob der Admiral mehr Werth darauf legte, eine junge unterrichtete Dame von ſolcher Familienverbindung im Schlepptau zu führen, oder ob die Comteſſe mehr Bedürfniß hatte, ſich durch Huldigung eines Mannes von Stand und Stellung neben reizenderen Damen hervorgehoben zu fühlen. In der That mochte der Admiral, ſo viel und gern er von ſich und ſeinen Angelegenheiten zu ſprechen pflegte, doch Einiges noch zurückhalten, womit er ſich eine vertraute Freundin zu gewinnen verſtand. Daneben beſaß er einige kleine Münzen ſchwärmeriſcher Redensarten, die, obgleich etwas abgegriffen, noch immer gern angenommen wurden, und hatte Muße genug, für eben ſo viel kleine Aufmerkſamkeiten, die in jener leeren und welken Societät für ritterlich galten; wie er denn auch bei täglichen und ſtundenlangen Beſuchen Eifer und Stoff übrig behielt, früh Morgens oder Abends ſpät noch ein parfümirtes Billet an Comteſſe Agnes zu ſenden.

Nach ſeinem Abgang eilten die Damen, ihre Reiſeanzüge gegen bequeme Nachtgewänder zu vertauſchen, und beide Schweſtern nahmen die ihrigen ſo leicht, daß ſie ſich lachend entfernen mußten, als der Herr von Montleveau noch ſo ſpät einſprach, die Gräfin zu begrüßen. An der Heiterkeit, mit der ſie ihn empfing, konnte der Freund, der ſich ſo abhängig von ihr wußte, die Beruhigung faſſen, daß er auch jetzt noch, und vielleicht beſonders, willkommen war. Ein feines Souper ward aufgetragen und unter vier Augen verzehrt. Leiſes, vertrautes Koſen flüſterte dazwiſchen. Der hübſche Mann, ſo wenig geiſtreich er war, beſaß doch die franzöſiſche Gabe angenehmer Unterhaltung; ſeine Mittheilungen intereſſirten auch, wie es ſchien, ſo lebhaft, daß die Gräfin ſich über die flüchtigen Stunden täuſchte, und Herr von Montleveau erſt mit anbrechendem Tage das Haus durch eine Hinterthüre verließ.

Dem erwarteten Baron Franz Karl kam an dieſem Morgen in der Coudenhove'ſchen Wohnung ein unerwarteter Beſuch an dem geiſtlichen Rathe Garzweiler zuvor. Auch war die Gräfin ſelbſt im erſten Augenblicke ſo überraſcht davon, daß ſie ihn anzunehmen oder abzuweiſen ſchwankte. Doch entſchied ſie ſich für den Empfang; da bei der liebenswürdigen Heiterkeit, mit der ſie ziemlich ſpät erwacht und aufgeſtanden war, ihre Neubegierde für das Anliegen des Paters über die Vorwürfe, die ſie ſich ſeinethalben zu machen hatte, die Oberhand behielt.

Doch wie befremdet blickte ſie auf, als der alte Vertraute nicht mehr im gewohnten weltlichen Kleide, ſondern in der ſchwarzen Auguſtinerkutte von früher hereintrat.

Auch ſeine Haltung war verändert und hatte, abgeſehen von dem leiſeren Auftreten des verletzten Beines, eben ſo viel von dem ehemaligen Stolze, als ſeine Miene von der ſonſtigen Zuverſicht abgelegt. Die leidenſchaftlichen Stimmungen der letzten Tage, die verbiſſenen Empfindungen und nagenden Vorſätze hatten auf dem männlich hübſchen Angeſichte des Geiſtlichen manche Spuren zurückgelaſſen; der feſte Blick des feurigen Auges war etwas unſtät geworden; ein forſchendes Mißtrauen ſuchte ſich zwiſchen den Augenbrauen in tiefer Falte zu verſtecken; während der Ausdruck von Entſchloſſenheit um den Mund etwas von den verbitterten Abſichten, die das gekränkte Herz des Geiſtlichen gefaßt hatte, zu verrathen drohte. Von dem Allen empfing aber die Gräfin nur den unbeſtimmten erſten Eindruck, jedoch ſo lebhaft, daß ſie mit dem beſtürzten Ausruf: Mein Gott! dem alten Verbündeten entgegentrat.

Nicht wahr? erwiderte Garzweiler eben ſo kurz und beſtimmt, und Beide betrachteten eine Weile Eins das Andere mit befangenen Blicken, — die Gräfin, erſtaunt über die veränderte Erſcheinung, die ſie vor ſich ſah, der Pater, forſchend, wieweit ſich etwa die Geſinnung der Dame verändert habe. — Eure Gnaden wundern ſich über meine Verwandlung? fragte er endlich mit den ausgebreiteten Armen ſich darſtellend. Mein Gott! was verwandelt ſich gegenwärtig nicht Alles in der Welt!

Verwandlung will ich es nicht nennen, war die entſchuldigende Antwort. Es iſt ja der Anzug, worin ich Sie zuerſt kennen lernte — als berühmten Faſtenprediger. In dieſem Gewand erſchienen Sie auch vor dem

Kurfürſten, als er Sie zum Beichtvater erwählte. Ich hatte einigen Antheil an ſeinem Entſchluß und freute mich, Sie zufrieden damit zu ſehen. Sie warfen einen flüchtigen Blick nach dem weißmarmornen Kamin, an dem ich ſtand, und Beide ſchienen wir einiges Wohlgefallen aneinander zu finden. Gott! wie lebhaft mir das wieder vorſchwebt! Alſo keine Verwandlung, ſondern eigentlich — die Rückkehr verwundert mich. Nur — ſetzte ſie mit bezüglicher Schalkheit hinzu — dieſer Hut paßt mir nicht zu dem Gewande, dieſer Dreiſpitz, wie die Jeſuiten trugen. Warum denn gerade dieſe Kopfbedeckung, mein Freund?

Zufall, Eure Gnaden! lächelte er. Trauen Sie immer dem Topfe, wenn Ihnen auch der ſchwarze Deckel mißfällt!

Gut! Dann legen Sie ihn weg! Man iſt gewohnt, einen offenen Kopf an Ihnen zu haben.

Garzweiler ſchob den Hut mit einer ſanften Haſt unter den nächſten Stuhl.

So! lachte die ſchöne Frau, deren Bläſſe an dieſem Morgen die erſten feinen Linien des Alterns verrieth. Und ſetzen Sie ſich auch gleich auf dieſen Stuhl, ſcherzte ſie. Sie werden über dem Hute nichts ausbrüten, denke ich; eher könnte der Hut auf Ihrem Kopfe Manches aufwärmen. Wahrhaftig, Pater Ignaz, Sie rühren mich heut, wie eine alte lang verlorene Bekanntſchaft. Seien Sie mir willkommen!

Sie reichte ihm die Hand, die er mit drei Fingern ergriff und ein wenig drückte. Sie ſetzte ſich zu ihm, und befühlte mit ſchalkhafter Neubegierde eine der Kuttenfalten, wie Damen etwa ein Seidenkleid prüfen.

Es iſt noch die alte, ſagte er, und hat ſich in meiner ſonnigen Wohnung vor Motten bewahrt. Das geweihte Kleid iſt ſich treu in ſeiner Einſamkeit geblieben; während mir in die Welt Verlaufenen der Himmel ſichtbar zu Hülfe kommen mußte, mich wieder auf die alten rechten Wege zu leiten.

Was Sie ſagen! Ein ſolches Wunder wäre an Ihnen geſchehen? lächelte ſie.

Garzweiler ließ ſich dieſen Spott nicht anfechten, ſondern erzählte mit aller Salbung, wie er beim Beſuche ſeines Jugendfreundes, des Pfarrers Chambion in Oeſtrich, auf einem einſamen Abendgange vom Gewitter überraſcht und von einem Blitzſtrahle zu Boden geworfen worden. — Ich hielt eben, ſagte er, ſtatt des Breviers, das mir geziemt hätte, eine Broſchüre, die jetzt ſo viel Aufſehen macht: „Die Erwartungen Deutſchlands" betitelt, in Händen, und wie ich aus meiner Betäubung wieder zu mir kam, war die Flugſchrift verſchwunden. Man fand andern Morgens die zerfetzten Blätter weit umher zerſtreut. Anfangs glaubte ich, daß dieſer Zorn des Himmels den „Erwartungen Deutſchlands" gelte; der alte Prieſterſtolz regte ſich in mir: doch bald ward mir die Erleuchtung, meine eigene Züchtigung darin zu erkennen. Lächeln Sie nicht, verehrte Gräfin! In jener Natureinſamkeit walten nicht die heitern Scherze, das muthwillige Lachen des Hofes: tiefe Lebensbezüge flüſtern dort den ſtillen Menſchen zu, die den Stimmen der Ewigkeit ihr Herz öffnen. Eine unbegreifliche Sehnſucht hatte mich nach Oeſtrich getrieben, und erſt nachher erkannte ich, welche Zurechtweiſung mir dort beſtimmt geweſen. Ich hatte meinen Pfad nach Damaskus gefunden, und der Saul der Politik iſt in den alten Paulus des Predigtamtes verwandelt worden So komme ich heut zu Ihnen, Gräfin!

Wie? Wollen Sie mich etwa bekehren? fragte ſie mit lautem Gelächter; worauf Garzweiler mit ruhigem Ernſte fortfuhr:

Ach! ich habe allen thörichten Unternehmungen abgeſchworen, gnädige Gräfin. Nur ein frommes Vorhaben halte ich noch feſt. Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen eine Zeitlang zu Zwecken verbündet war, die ich einer ſo klugen und ſchönen Frau allein hätte überlaſſen ſollen. Die Politik des Reiches Gottes hätte mir beſſer angeſtanden, und ich wäre darin auch glücklicher geweſen. Werden Sie nun auf wenig Augenblicke auch mir eine Verbündete zu meinen Zwecken.

Sie machen mich erſtaunt neubegierig! rief die Gräfin, und rückte ihm näher.

Ich habe eine entſetzliche Erleuchtung in Oeſtrich erhalten und, bei Gott! ich will ſie verfolgen! erklärte der Pater etwas zweideutig, und ſetzte raſch hinzu:

Erſchrecken Sie nicht, und hören Sie! Ich war geſtern bei Forſter. Ich ſchätze dieſen Mann hoch; er iſt gewiß auch der wenigſt undankbare Proteſtant in Mainz. Seine kurfürſtlichen Gnaden, ſagte er mir, hätten ſich nun doch für die Jeſuitenkirche zur Aufnahme der mainzer Bibliothek entſchieden. Wirklich war Forſter dieſer Tage ſchon mit Ausmeſſen der Räumlichkeiten beſchäftigt, und freute ſich mit der Ehrlichkeit eines Ungläubigen, daß er bald für die chaotiſchen Schätze, die ſeiner Obhut anvertraut ſind, überflüſſigen Platz bekommen werde. Nun erſcheine ich mit der doppelten Bitte um Eurer Gnaden Verwendung beim Kurfürſten, einmal, daß die Jeſuitenkirche, wenn auch nur über Winter, ihrer jetzigen Beſtimmung noch belaſſen bleibe; zweitens, daß mir geſtattet werde, dort eine, ſo zu ſagen politiſche Andacht zu halten, — Nachmittagspredigten nämlich zur Belehrung des Volkes vor den großen Ereigniſſen, die uns bevorſtehen. Einen Club der Treuen will ich erwecken wider die Revolutionairen; — der beſte Dienſt, den ich dem Fürſten leiſten kann, nachdem er mich aus der Gnade fallen gelaſſen. Ein Umſtand, in welchem Sie einen Fingerzeig des Himmels erkennen mögen, beſtärkt mich in meiner Abſicht, und wird auch Sie in Ihrer Verwendung beim Kurfürſten unterſtützen. Wir haben Aufruhr im mainzer Lande!

Um Gotteswillen! rief die Gräfin und ſprang von ihrem Seſſel auf.

Ja, in Erfurt! fuhr der Pater fort. Ein Reiterbote iſt dieſe Nacht gekommen, und man weiß aus ſeinem Munde, daß bei Aushebung der Truppen zum dermaligen Unternehmen gegen Frankreich die Erfurter ſich widerſetzt, und mit Berufung auf die ihnen ertheilte Kapitulation ſich geweigert haben, ihre Söhne gegen die Fahnen der Freiheit zu ſchicken. Die Fenſter des Coadjutors und Statthalters hat ein Steinregen getroffen. Der geiſtvolle und ſo gut preußiſch geſinnte Dalberg hat hierauf der Bürgerſchaft gelobt, daß die erfurter Kinder nur innerhalb der Veſte Mainz als Beſatzung verwendet werden ſollten. Unter dieſer Bedingung ward dann der Abzug bewilligt, und ſie werden jetzt unterwegs ſein. Sehen Sie, wie man ſchon zu Bedingungen mit Unterthanen genöthigt iſt!

Da muß ich gleich nach Hofe! rief die Gräfin, und Garzweiler griff nach ſeinem Hut und ſagte:

Wer kann wiſſen, was in Mainz geſchieht? wo das Volk von Clubiſten und Proteſtanten bearbeitet wird. Machen Sie Sr. kurfürſtlichen Gnaden begreiflich, daß einen Prieſterfürſten die Kanzel gar wohl unterſtützen kann. Sie iſt ein Bollwerk neben den anderen, die nicht zum beſten im Stande ſind. Ich hoffe, es ſoll noch etwas von dem alten Geſchütz in dieſer Kutte ſtecken.

Ihr Gedanke iſt vortrefflich! ſagte die Gräfin hin und her laufend, um ihren Anzug zu vollenden. Sie ſollen die Kirche und die Kanzel haben. Rechnen Sie darauf! Jetzt betreten Sie einen Weg, auf dem man Ihnen volles Vertrauen ſchenken kann.

Garzweiler verneigte ſich bei dieſen doppelſinnigen Worten mit einem unbeſchreiblich ſpöttiſchen Lächeln, und hob hinter dem Rücken der Dame ſeinen Dreiſpitzhut wie eine Siegesfahne empor.

Entſchuldigen Sie, lieber Freund, fuhr die Gräfin fort. Ich eile zum Kurfürſten. Ich habe heut die Siebenuhrmeſſe verſchlafen, ermüdet von der geſtrigen Reiſe, wie ich war. Sie kommen doch morgen früh wieder, nicht wahr?

Garzweiler verneigte ſich tief mit den betonten Worten:

Von meiner Dankbarkeit will ich im voraus nichts ſagen. Aber verkünden mir Eure Gnaden morgen, daß ich die Jeſuitenkirche erhalte: ſo entdecke ich Ihnen die eigenthümliche Krankheit des Barons Franz Karl, ſeine Abhaltung am Verlobungsabende.

Pater Ignaz! rief dem Abgehenden die Gräfin gebieteriſch nach, und er wendete ſich mit der Frage um:

Gräfin —?

Das müſſen Sie mir jetzt gleich ſagen, mit zwei Worten! gebot ſie. Der Baron kann jede Stunde kommen.

Voraus? Pränumerando? lächelte er. Nun ja, es iſt gut, daß Sie es vorher wiſſen, ehe der Patient bei Ihnen erſcheint. Hören Sie alſo: Er kennt den ganzen Zuſammenhang unſerer früheren Abſichten mit ihm, die Kunſtgriffe zu ſeiner Beförderung, die überraſchende Veranſtaltung ſeiner Verlobung vor dem Fürſten und was ihn am meiſten empört, — die Quellen der Mitgift und Ausſteuer der Braut. Kurz, beſinnen Sie ſich auf Alles, was Sie vielleicht nur gedacht zu haben glauben, — er weiß es!

Aber, mein Gott! Ich begreife nicht! flüſterte ſie.

Und ſtellen Sie ſich Alles vor, was ein Schwärmer, wie Franz Karl, zu ſolcher Entdeckung ſagen kann, und — er ſagt es!

Aber woher, woher wüßte er es? Es iſt ja nicht möglich! Sie wollen mich äffen, Pater. Dieſe Dinge kennt ja Niemand.

Niemand? Woher weiß ich denn, was ich Ihnen eben ſagte, und was Sie auch allein zu wiſſen glauben?

Dieſe ruhige, fragende Antwort ſchlug die Gräfin nieder. Jetzt erſt beſann ſie ſich deſſen, was Garzweiler eben ausgeſprochen. Sie ſah den Pater mit Beſtürzung an. Dieſer hielt ſich übrigens auf ſolche Fragen der Gräfin gefaßt, und wie er einmal entſchloſſen war, an die Stelle der verlorenen Tochter eine eben ſo heimliche Rache zu adoptiren, ſchwankte er auch keinen Augenblick, nöthigenfalls ſich ſelbſt und ſeine Würde daran zu ſetzen. — Gräfin, ſagte er gehalten, und den Blick auf ſeinen Hut geſenkt, fragen Sie den Kapitular Stadion, und er wird Ihnen ſagen, wenn Sie es noch nicht wiſſen, daß Franz Karl an jenem Ballabende von der Favorite kommend, bei Forſter einkehrte, daß er dort heiter und geſprächig war, bis ihn, auf einen Wink des Dienſtmädchens, Frau Forſter aus dem Zimmer führte. Das Weitere können Sie noch nicht wiſſen! Hören Sie es von mir! Frau Forſter nahm ihn mit auf ihres Mannes Studirzimmer, und hier wartete Jemand, der ihm einige Blätter vorlegte, durch ſeltſame Fügung in falſche Hände gefallene Blätter, worauf alle jene Geheimniſſe geſchrieben ſtanden.

Zum Lachen, Pater Ignaz! fiel die Gräfin ein. Poſſen! Erzählen Sie mir doch auch gleich, dieſe Blätter ſeien vom Himmel gefallen, aus dem Buche des Lebens, das ein Erzengel führt. Wie können Sie ſich ſolche Bären aufbinden laſſen? Gehen Sie! Wer könnte denn dergleichen Blätter geſchrieben haben?

Garzweiler erhob den Blick und ſein ſtolzes Haupt mit den Worten:

Ich, Gräfin!

Sie fuhr wie vor einem Blitze zurück, und der Pater ſetzte leiſer hinzu:

Lange haben wir einander mit Liſten überboten, Gräfin: ich rühme mich nicht, als Sieger vor Ihnen zu ſtehen. Vielmehr bin ich von jenen Blättern überwunden, mit denen ich meinem Gedächtniß im Stillen zu Hülfe zu kommen pflegte und die ohne meine Schuld in fremde Hände gerathen ſind. Denn leider! ſind es ja meine wie Ihre Angelegenheiten. Doch bin ich bereit, jeden Mißbrauch unſerer ausgekommenen Geheimniſſe zu rächen, wenn ich Ihnen damit einen Dienſt erweiſe. Mir ſelbſt ziemt Buße! Ja, in dem Gewande, worin Sie mich erblicken, wird es mir nicht ſchwer, mich als Sünder zu bekennen. Jeden Morgen, wenn ich mich in dieſe dunkle Hülle kleide, rufe ich mit dem Pſalmiſten: Beſprenge mich mit Iſop, o Herr, und ich werde rein ſein!

Er ſchritt mit erhobenem Blicke der Thüre zu, ward aber von der Gräfin ereilt, die ihn am Gewande faßte. In demſelben Augenblicke flog die Comteſſe Joſephine herein, und rief: Liebe Tante, der Kammerdiener Ropiquet! Sie ſollen gleich nach Hofe kommen. Der Wagen hält unten!

Beim Anblicke der reizenden Comteſſe blieb Garzweiler mit verſchmitzten Lächeln ſtehen, und zur Gräfin gekehrt, ſagte er:

Sie wollten noch etwas? Nicht wahr, Sie wollten mich nach dem Jemand fragen, der unſerm jungen Freunde bei Forſter die Blätter vorgelegt hat? Ich kann es Ihnen im Vertrauen ſagen: die ſchöne Fides Lennig war es! Iſt es aber nicht ein wahres Verhängniß, daß Anſang und Schluß unſerer Pläne ſich an dieſelbe Schönheit knüpfen?

Ohne dem Abgehenden zu antworten, blickte die Gräſin mit Kummer auf ihre Nichte, die durch ihre Ruhe beim Namen Fides verrieth, daß ihr die Tante des Barons früheres Verhältniß mit dem Bürgermädchen verheimlicht hatte.

Aber, was fehlt Ihnen, liebſte Tante? fragte Joſephine betroffen. Wie ſehen Sie ſo entſtellt aus? Sie ſind krank?

Nein, nein! antwortete die Gräſin. Ach! es iſt Aufruhr in Erfurt und — hier! O mein Kind!

Sie drückte Joſephinen mit Zärtlichkeit an ihr klopfendes Herz, in welchem allerdings ein wilder Aufruhr ausgebrochen war.

Zwölftes Kapitel.

In ſo heftiger Gemüthsbewegung beſtieg die Gräſin den Hofwagen, und konnte auf dem kurzen Wege vom goldenen Pferde zum Schloß kaum eine anſtändige Faſſung gewinnen, vielweniger zu einem beruhigenden Entſchluß kommen. Sie war, als ſie ſchon die hohe Treppe hinaufſtieg, noch nicht einmal einig mit ſich, wieviel ſie von dieſen bedenklichen Mittheilungen dem Fürſten entdecken ſollte, und fühlte ſich eher geſtimmt, jetzt noch gänzlich darüber zu ſchweigen und die Unruhe und Verwirrung, deren ſie nicht Herr werden konnte, in den Augen des alten Freundes für beſorgnißvolle Theilnahme an dem erfurter Ereigniß gelten zu laſſen. Unglücklicher Weiſe mußten ihr unerwartete Perſonen ein neues Aergerniß geben!

Schon im Vorzimmer trat ihr aus einer Fenſterniſche Forſter entgegen, ſie zu begrüßen und ſich ihr zu empfehlen. Er wartete mit Unbehagen einer Meldung bei dem Kurfürſten, der ſchon Jemand vorgelaſſen hatte, und faßte eine neue Hoffnung beim Eintritte ſeiner alten Gönnerin, die jedoch, in friſcher Erinnerung an Garzweiler's Nachricht, den Entgegenkommenden mit grimmigem Blick anfuhr:

Sie können die Jeſuitenkirche nicht bekommen, Herr Bibliothekar! Ich werde Seine kurfürſtlichen Gnaden von dieſer unglücklichen Idee abbringen.

Dies iſt im Augenblicke meine Angelegenheit nicht, gnädige Gräfin, erwiderte Forſter, mehr verwundert als verſchüchtert. Ich wollte dieſe Bittſchrift in perſönlichem Anliegen überreichen; Eure Gnaden ſcheinen aber nicht in der Stimmung, mir Ihre Fürſprache zu leihen?

Fürſprache! entgegnete ſie heftig. Sehr viel Zuverſicht von Ihnen, Herr Hofrath, zu einer Frau, gegen die Sie mit ſchlechtem Volk Complot machen.

Gnädige Frau —? verſetzte Forſter verletzt und erblaſſend.

Aber die heftige Dame war ſchon durch eine Seitenthüre verſchwunden, durch welche ſie einen vertraulichen Zugang zum Fürſten hatte.

Forſter, von dem unerwarteten Zorn und unbegreiflichen Vorwurfe der ihm ſonſt ſo günſtigen Frau verſtimmt, gab die gewünſchte Audienz auf, von der er ſich unter dem Einfluſſe der Gräfin doch nichts verſprechen durfte. Er ſteckte ſein Geſuch um die erledigte Stelle an der Univerſität ein, und entfernte ſich mit der Ueberlegung, es nun durch die Baroneſſe befördern zu laſſen, und ſo dem Groll der vielvermögenden Dame die Gunſt einer andern entgegenzuſetzen, die des Fürſten Zuſage voraus hatte. Er that es ungern, und hatte darum heut auch verſucht, ſelber zum Fürſten vorzudringen, um nicht Cäcilien noch mehr verſchuldet zu werden. Ihr letzter Abſchied hatte ihn verſchüchtert. Die Aufwallung in ihrem Blick und Händedruck war ihm durch Herz und Blut gegangen und hatte, wenn auch nicht ſeine Geſinnung doch ſeine Phantaſie beunruhigt. Er ſah ſich von einer unerwünſchten Prüfung bedroht, und ſcheute einen Kampf, in welchem er eben ſo ungern zu ſiegen als zu unterliegen wünſchen mochte.

Inzwiſchen war die Gräfin mit einer gewiſſen Befriedigung durch die Zimmer geeilt und trat, als vom Fürſten erwartet, ohne Meldung in deſſen Kabinet. Aber wie erſchrak ſie, den Baron Franz Karl hier zu treffen! Doch dem Freunde war ihr Eintritt nicht weniger unwillkommen. Dem alten Herrn entging dieſe beiderſeitige Ueberraſchung nicht, und ſein geſpanntes Auge weidete ſich an der doppelten Verlegenheit, wozu er eine Handvoll Zuckerwerk aus der Bonbonniere mit

Behagen einſchlürfte. Kauend und lachend rief er endlich:

Nun, nun! Pax vobiscum! Friede ſei mit euch! Laſſen Sie Ihr Zörnchen fahren, gnädige Couſine! Der Baron ſteht gerechtfertigt da. Sein geweſener Zuſtand iſt mir ganz begreiflich und klar: ſein liebendes Herz war echauffirt, ſo zu ſagen, und hat ſich an der Hof-Etikette verkältet. Da haben Sie's! Aber ein wunderlicher Heiliger iſt der Regierungsrath! Denken Sie ſich, Gräfin, daß er ſich Scrupel gemacht, vor Kaiſer und König als Bräutigam vorzutreten; wahre Herzenszärtlichkeit vertrüge ſich nicht mit der Hofſitte: ſie beſchäme dieſe, und dieſe belöge jene! Ha, ha! Je nun, der lieben Joſephine iſt dabei Glück zu wünſchen: was ihrem Cavalier fehlt, beſitzt ihr Chevalier. Nicht wahr? Nun aber ſoll's gut ſein und vergeben! Treffen Sie Anſtalten, Frau Gräfin, daß unſer Pärchen noch vor Winter ſein Neſt habe. Hier in Mainz aber, Baron! Dabei bleibt's! Denken Sie, Couſine, der Baron hat vor, ſeine Beſitzung in Franken zu beziehen. Aber, ich gebe Ihnen keine Dienſtentlaſſung, Herr Regierungsrath! Und der Hof ſoll nicht ſein ſchönſtes Paar verlieren. Wir wollen's gerade in dieſem kriegeriſchen Winter recht luſtig treiben. Auch bekommen wir Siegesfeſte zu feiern, und Sie ſollen für geiſtreiche Feſtſpiele ſorgen. Der Poet ſteckt Ihnen doch immer noch zwiſchen Fell und Fleiſch, und Heinſe, mein Bibliothekar, kann Ihnen helfen; verſteht ſich im Hintergrunde; denn man kann das dicke Schwein nicht auf das gebohnte Eſtrich bringen. Sapperment, Baron! Sie ſollen das liebenswürdigſte Haus in Mainz machen!

Wiſſen Sie das? Sie haben Alles, was dazu gehört: Sie beſitzen Geiſt und Geſchmack: zwei Stücke, die ſich mit großem G ſchreiben, und das dritte Ding mit großem G bringt Ihnen die Braut mit: Geld! Ha, ha! Gräfin, wie?

Mit dieſem witzelnden Schluſſe, den der Fürſt — freilich für ſeine Perſon allein, belachte, traf er es aber ſchlecht, und verdarb Alles. Das Unzarte in dieſem Scherze berührte eben den wundeſten Fleck in Franz Karl's Herzen, und verletzte ihn auf das Tiefſte. Das Blut ſchoß ihm bis in die Schläfen, und regte ihn ſo auf, daß er vielleicht des rechten Tons verfehlte, als er dieſen erſten Anlaß ergreifen zu müſſen glaubte, ſich über einen, ihm ſo empfindlichen Gegenſtand ein- für allemal zu erklären. — Kurfürſtliche Gnaden beſchämen mich ſehr, ſagte er, mit bebender Stimme an ſich haltend. Meine Neigung für die Comteſſe war durchaus unberechnet. Ich dachte nicht daran, daß dieſe ſchöne kleine Hand mir eine glänzende Laufbahn eröffnen könnte oder einen geſpickten Säckel zubringen würde. Eher war ich im Bewußtſein eines rechten Edelmannes ſtolz darauf, mich ſo in der Welt geſetzt zu ſehen, um entweder meinem Fürſten und dem Lande mit Ehren zu dienen oder mich auf mein Beſitzthum zurückzuziehen, und mein eigener Freiherr zu ſein. — — Kurfürſtliche Gnaden haben mir hohe Gunſt erwieſen: aber — ich bin zuletzt über die Abſichten meiner Fürſprecher ein wenig zweifelhaft geworden. Und was meine theure Joſephine betrifft: ſo iſt ſie mir ein Juwel, dem ich gern meine eigene Faſſung geben möchte, und wenn es nicht der Glanz eines Hofes iſt, der auf ſie fällt, ſo wird ſie in eigenem Haus und Hof deſto mehr durch ungetrübte Reinheit glänzen.

Der Kurfürſt, in ſeinem Lehnſeſſel, mehr auf die Leidenſchaftlichkeit des Barons, als auf die Bezüglichkeit dieſer Worte gerichtet, bemerkte nicht, wie angegriffen von beiden die Gräfin war, und rief nur lachend:

Da haben wir ja wieder den Schwärmer, den dichteriſchen Liebhaber! Gelt, daß der Poet Sie manchmal juckt, Baron! Als ob ein Juwel dabei verlöre, wenn er in einer goldenen Kapſel gebracht wird! Werfen Sie das Ding weg, wenn's Ihnen überflüſſig iſt! Wie gefällt Ihnen das, gnädige Couſine? Betrachten Sie ſich doch einmal dieſen raren Vogel, dieſen abſonderlichen Regierungsrath, der mit bei der Landesregierung ſitzt, und nicht weiß, was heutiges Tags das Geld werth iſt. Ha, ha!

Das ſpöttiſche Gelächter des Fürſten reizte den Baron vollends. — Verzeihung, kurfürſtliche Gnaden! rief er. Eben weil ich weiß, was das Geld werth iſt und wie ſauer es im Lande aufkömmt, möchte ich es lieber — dem Lande laſſen, oder es eher der Landes-Nothdurfts-Deputation, als mir ſelbſt zugewendet ſehen!

Der Kurfürſt fuhr auf. Er maß mit ſcharfem Blicke den jungen erblaßten Baron von Kopf zu Fuß, und bemerkte, daß dieſer etwas vorgeſetzte Fuß auf dem Eſtrich bebte. Er wußte nicht gleich, wie er das Wort des Barons nehmen ſollte, und ſah ſich nach der Gräfin um. Der entſtellte Ausdruck ihres Geſichtes verwirrte ihn noch mehr. Eine verlegene Pauſe entſtand darüber, aus welcher der alte Herr ſeine Ausflucht in einem gebieteriſchen lone fand. — Sie ſind entlaſſen, Herr von Wallbrun! ſagte er. Aber Sie gehen auf der Stelle zum Regierungs-Präſidenten wegen der vorhin beſprochenen Sache. Es iſt eben Sitzung: meine Befehle müſſen noch heut vollzogen werden!

Mit einer kurzen Handbewegung war Franz Karl verabſchiedet, und konnte über die Galerie der Martinsburg und den langen Corridor des Schloſſes hin ſeine mißmuthige Verlegenheit ausſtürmen.

Dies Wort, auf welches der Kurfürſt das ganze Gewicht ſeiner wiedergefundenen Autorität geworfen hatte, — die Befehle betrafen polizeiliche Vorkehrungen, durch den Aufruhr in Erfurt hervorgerufen und gegen beſorgliche Aufregungen ähnlicher Art in Mainz gerichtet. Landesväterliche Warnungen und ein Verbot aller politiſchen Geſpräche ſollten in den Wirthshäuſern der Stadt und auf dem Lande angeſchlagen werden. Franz Karl hatte, bevor die Gräfin eintrat, dem Kurfürſten ſeine Bedenken gegen ſolche Maßregeln mit vielem Freimuthe vorgebracht, wie ſehr nämlich den ſchwatzluſtigen Mainzern eine ſolche bisher ungewohnte Beſchränkung auffallen und das ſonſt ſo leicht ausſchwärmende Wort zu Angſt und Beſorgniß in die Bruſt auch der unbefangenſten Unterthanen zurückdrängen müſſe, um hier das Vertrauen zu einer Regierung zu erſchüttern, die eine ſo bedenkliche Furcht zeige. Dem alten Herrn war ſolche „jugendliche Weisheit“, wie er es nannte, ganz recht, um auf dieſem Geſtelle ſeine tieferen Einſichten auszubreiten. Aber durch die Dazwiſchenkunſt der Gräfin unterbrochen, und von den anzüglichen Worten Franz Karl's in augenblickliche Verwirrung geſetzt, fand er in jenem Widerſpruche die nächſte Handhabe, um ſich mit dem geſtrengen Wort Befehle in ſeiner Fürſtlichkeit zu erheben, und den Baron halb ungnädig abzufertigen.

Sobald unſer junger Freund dieſe Befehle dem Kapitular von Frankenſtein, der als Hofraths- und Regierungs-Präſident fungirte, in die Sitzung überbracht hatte, eilte er nach dem goldenen Pferde, um die Comteſſe Joſephine in Abweſenheit der Gräfin zu begrüßen.

Um die Peterskirche war ein neubegieriges Gedränge. Ein Glaswagen hielt an der Seitenthüre, und nahm eben ein geſchmücktes junges Paar auf, das, vermählt und von Zeugen begleitet, aus der Kirche kam. Der Bräutigam warf, den Wagen beſteigend, eine Handvoll Münze unter das Volk, und wie der Baron einen Augenblick dem Grapſen der Buben und Bettler zuſah und dem abfahrenden Wagen auswich, ſtieß er im wirklichen Sinne des Worts auf Fides, die ſich eben aus den Wirbeln der Menge loszuwinden ſuchte. Er grüßte ſie, und lenkte mit ihr nach dem Petersplätzchen, ſie eine Strecke zu begleiten. Sie wandelten langſamen Schrittes nebeneinander, Beide ſtumm, doch er, wie ein Sprechender, halb gegen ſie gekehrt, und ſie, wie eine Zuhörende, den Blick zu Boden geſenkt. Und in der That, was ſagte er ihr nicht Alles in Gedanken, und was vernahm ſie nicht Alles in ihrem Herzen! Menſchen und Häuſer verſchwanden um ſie her, und die enge Margretengaſſe dehnte ſich ins Unendliche vor ihren gedankenvollen Blicken aus. — Ich muß mich kurz faſſen! bemerkte endlich der Baron, ohne daß weder er noch ſie das Komiſche dieſes erſten Wortes fühlten. Ihr Vater, liebe Fides, war geſtern Abend bei mir, mich gewiſſer Papiere halber vor dem geiſtlichen Rathe Garzweiler zu warnen. Gut! Die Schriften ſind übrigens ſchuldloſer, als Garzweiler ſelbſt. Und ſagen Sie Ihrem Vater noch einmal, wie dankbar ich für ſeine Beſorgniß um mich bin. Seiner Aengſtlichkeit zu Lieb' hab' ich eben, wenn es auch überflüſſig ſein ſollte, dieſen gefährlichen Schriften ein heimlich Plätzchen im Schloßarchiv angewieſen, ein Verſteck, aus dem ſie mir doch ihre verſchwiegenen Dienſte leiſten können. Gut! Aber wie nun die leere Saffianmappe zwiſchen meinen Fingern hing, dachte ich an Sie, liebe Fides.

Bei der Saffianmappe? lächelte ſie.

Ja! Hören Sie nur, wie ich's meine, fuhr er fort. Sie haben, wie ich von Ihrem Vater weiß, die Sammlung von Gedichten und guten Gedanken, die Auszüge aus allerlei Schriften fortgeſetzt, und gewiß im Format meiner eigenen Blätter, die ich Ihnen gab, und womit ich Sie zum Sammeln anregte. Ihre Sammlung paßt alſo in meine leere Saffiandecke, die urſprünglich für Poeſien beſtimmt war, ehe ſie, wie ich ſelbſt, zur Politik verwendet wurde. Frei, wie ſie nun wieder iſt, wird ſie am liebſten zu ihrer vorigen Beſtimmung dienen. Nicht wahr?

Fides nickte freundlich und Franz Karl bat ſie um ihre geſammelten Blätter, die er zu ſeinem Vergnügen ein wenig durchlaufen und in der Mappe wieder zurückſenden wolle. Sie beſann ſich einen Augenblick und verſprach es dann mit leiſem Erröthen. — Wie lieb iſt mir die Vorſtellung, ſagte er, daß ein kleines Reich guter

Geiſter, die wir Beide verſammelt haben, zwiſchen uns errichtet iſt; — edle Gedanken, hohe Gefühle, rührende Reime zwiſchen uns weben und walten, und in rother Decke mein frohes Andenken bei Ihnen bewahrt liegt. Vielleicht erinnert Sie der rothe Saffian auch an das fatale rothe Buch, worin ſo viel von mir ſteht, nur nicht, wie tief ich Ihnen für Ihre Mittheilung verſchuldet bin!

Verſchuldet? O das nicht, Herr Baron! erwiderte Fides. Es war ſehr gewagt von mir: nicht meinetwegen, ſondern für Sie. Glücklicherweiſe habe ich nicht eher daran gedacht, daß ich vielleicht Ihre Zufriedenheit, Ihr Vertrauen und ſelbſt den frohen Bund Ihres Herzens ſtören könnte, als bis der Schritt geſchehen war. Wie froh bin ich nun, daß es nicht ſo gekommen iſt!

Dieſe Worte, aus reiner, unbefangener Empfindung geſprochen, riſſen den jungen Freund aus der glücklichen Stimmung des Augenblicks, erinnerten ihn an die Comteſſe und riefen in ſeinem Herzen einen unerfreulichen Widerſpruch hervor. Er hätte ſeufzen mögen zu der innigen Zufriedenheit, die aus den ſeelenvollen Augen des edeln Mädchens leuchtete. Aber er erſchrak ſelbſt vor den aufſteigenden Zweifeln ſeines Herzens, und ſchämte ſich zu bekennen, was er dunkel empfand, daß ſein Glück nicht ſo wahr ſei, als das edle Gefühl der lieben Fides! — Dennoch ward vielleicht etwas von dieſer Empfindung laut, als er mit wehmüthigem Blick erwiderte: Wie ſich auch dies Glück eines unverbrüchlichen Bundes geſtalten mag, ſo verdanke ich Ihnen, theuere Fides, — oder laſſen Sie mich ſagen: theuere Freundin, ein freies, ſtolzes Bewußtſein, das mich des Glückes werth oder des Unglücks mächtig erhält'

Hiermit empfahl er ſich kurz und bewegt, und ſtand, mit wenig Schritten durch das Seitengäßchen, vor dem Pavillon des Marſtalls zum goldenen Pferd. In dieſem Zwieſpalt ſeines Herzens wäre er lieber nach Hauſe geeilt; allein mit einem Blick nach den Coudenhove'ſchen Fenſtern bemerkte er die Comteſſe Agnes, die ihn geſehen haben konnte. Er nahm ſich alſo zuſammen, und während er das Haus und die hohe Stiege betrat, ſpannte er ſein verzagtes Herz mit der etwas erzwungenen Empfindung auf, er ſei es der edeln Fides, die ſeinen ſtolzen Namen gerettet habe, ſchuldig, ihn nicht durch Wankelmuth und Laune gegen die Verlobte zu entwürdigen.

Dreizehntes Kapitel.

In dieſem exaltirten Zuſtande ſeines Gemüthes, der nicht ohne Einwirkung auf ſeine jugendlich reizbaren Pulſe blieb, betrat er das Geſellſchaftszimmer, und eilte der Comteſſe Joſephine zu, die ihm mit ſchüchterner Erwartung entgegentrat. Er umarmte ſie mit einem ihr ſelbſt ängſtlichen Ungeſtüm; während Comteſſe Agnes ihr Taſchentuch auf einen koſtbaren Halsſchmuck von Brillanten warf, den die Schweſtern auf dem Sophatiſche ausgebreitet hatten.

Was der Baron in ſeiner Verwirrung und Ueberſpannung vorbrachte, — wie er ſich des Kummers ſchuldig bekannte, den er der Geliebten verurſacht, womit er ſich ſelbſt entſchuldigte und ſeine eigene qualvolle Einſamkeit beklagte, — läßt ſich nicht wortgetreu erzählen. Wahres und Geſuchtes vermiſchte ſich, und es entſprach ganz ſeinem Zuſtande, daß er ſich dabei auf ein Knie niedergelaſſen hatte und Joſephinens Hand mit Küſſen bedeckte. Schien es doch, als ob jene theatraliſche Verlobung vor dem Fürſten dem jungen Freunde, ohne ſein Wiſſen und Wollen, den Poſſen nachtrage, daß er ſich fortwährend gegen die Verlobte etwas ſchauſpieleriſch benehmen mußte. Eigentlich rührte es aber aus der Täuſchung her, worin ſein edles Herz gegen Joſephinen befangen war. Nur in flüchtigen Augenblicken hatte er eine Wahrnehmung davon, und blieb dann niemals ohne Verſtimmung. Auch jetzt, wie im Aerger über ſein Betragen, wendete er ſich mit der ſpöttiſchen Frage an Comteſſe Agnes:

Sie, Comteſſe, haben mir gewiß das Wort geredet, und bei der Frau Gräfin gut für mich geſprochen?

Im Gegentheil, Herr Baron! antwortete ſie, auf die Fenſterbrüſtung gelehnt. Mein Urtheil über Sie war ſehr ſtreng, und Ihre eben vorgebrachten Excuſen ſchillern ein wenig ſtark und würden mich nicht befriedigen, wenn ich Ihr Richter wäre. Allein es kömmt nicht darauf an, ob Sie ein Sünder ſind oder nicht, ſondern, ob Sie bereuen. Ich ſehe Ihnen an, Sie haben Joſephinen noch

Manches zu ſagen. Und damit Sie nicht geſtört werden, will ich den Admiral, der eben herauſkömmt, einſtweilen mit hinübernehmen.

Sie eilte ihrem Freund entgegen, und die Verlobten ſahen ſich allein. Agneſens ſcharfſinnige Bemerkung hatte Franz Karln wieder auf ſeine allerdings ziemlich zweideutigen Entſchuldigungen zurückgeworfen; und er beſtand gegen Joſephinen lebhaft darauf, ſie müſſe ihm glauben und unbedingtes Vertrauen zu ihm haben. Sie warf ſich mit leidenſchaftlicher Hingebung an ſeine Bruſt und bot ihren Mund zum Kuſſe. Mit dieſem heißen Siegel war Alles neu bekräftigt, — Vertrauen und Gelöbniß, Hoffnung und Zukunft. Das verſöhnte Paar wandelte Hand in Hand auf und ab, und in vertraulichen Geſprächen gab ſich das leicht bewegte Herz des Freundes ſeinen ſchwärmeriſchen Träumen und den Einflüſterungen einer reizenden Gegenwart hin.

Doch wie wäre die wunderbare Scheidemiſchungskunſt der Seele, wie dies Geheimniß einander bindend-zerſetzender, löſend ſich vertauſchender Empfindungen durch Erzählung klar zu machen? Das Thema des Herzens, das Franz Karl auf der Stiege empfangen hatte, ſpielte in hohen Paſſagen fort. Dies Herz ſchien einen verzweiflungsvollen Edelmuth aufzubieten. Noch durchglüht vom ſeelenvollen Auge der edeln Fides wendete er den Blick auf das lächelnde, von ſchöner Hoffnung belebte Angeſicht Joſephinens. Gleich dem bononiſchen Stein, der das empfangene Licht im Dunkel wieder von ſich gibt, ſtrahlte dieſer Blick die Liebe aus, die er von ſeiner Sonne eingeſogen. Jubel und Schmerz gingen abwechſelnd durch des Freundes Bruſt; ſchwungvolle Gefühle von Glück und Liebe, aus fortquellender Erinnerung an Fides geſchöpft, ſtrömten über die frohe Braut. Wie entzückte ſie ſich daran! Sie ſank hingebend an ſein heftig ſchlagendes, kämpfendes Herz; die Worte fehlten ihr auf dieſer ſchwebenden Höhe der Empfindungen; aber in ihrem leuchtenden Auge ſpiegelte ſich, wie ein aus dem Nichts erſchaffenes Glück, alle die Seligkeit, die der Geliebte träumte. Franz Karl war in dieſen von einer fremden Folie glänzenden Minuten nicht unwahr oder täuſchend gegen Joſephinen; eher war er es gegen ſich ſelbſt. Er *empfand* wirklich, im halbwachen Traume von Fides, das reizende Glück, das Joſephine von ſeinen Lippen haſchte, und empfand es durch Joſephinens Gegenwart. Denn dieſe ſchöne, duftige Jugend, die er an ſeine Bruſt drückte, durchbebte doch ſeine Sinne und regte die Pulſe auf, die dem Gefühl und der Phantaſie jene Glut zuführten, von welcher ſie loderten. Wunderbares Gewebe, wozu der heiße Augenblick die ſinnlichen Fäden, die träumende Erinnerung den ſeelenvollen Einſchlag zuſammenbrachten! Und ſo unbegreiflich wechſeln die Täuſchungen des Herzens, daß Franz Karl mit dem trunkenen Blick auf Joſephinen ſich allmälig als *Schöpfer* einer Liebe empfand, ſtatt ſich ihrer *bedürftig* zu fühlen, — eine Illuſion, die ſeinen Stolz und den Muth ſeiner gegebenen Zuſage mächtig in Schwung ſetzte. Mit wiederholten Umarmungen ward der erneute Bund beſiegelt.

Als der junge Freund aber auf ſeine nächſten Abſichten zu ſprechen kam, fielen ihm auch ſeine leidigen Geheimniſſe und Zweifel wieder ein. Er überlegte, wie er nach der ärgerlichen Ausſtattungsangelegenheit und dem Vorfall in Koblenz fragen ſollte, und konnte die rechte Wendung nicht finden. Dieſe reine Heiterkeit, dies unbefangene Vergnügen auf dem frohen Antlitze Joſephinens entmuthigten oder beruhigten ihn. Es war der Ausdruck der Schuldloſigkeit. Und ſtieg ihm doch wieder ein Zweifel auf, ſo rief es in ſeiner Bruſt: Wie, mein Herz? Suchſt du vielleicht Vorwände um wortbrüchig zu werden?

Franz Karl hatte nach vielfacher Ueberlegung ſeiner verwickelten Verhältniſſe die Abſicht gefaßt, nach ſeiner Verbindung mit der Comteſſe aus dem Dienſte zu ſcheiden, Mainz zu verlaſſen und auf ſeine Beſitzung in Franken zu ziehen. Daß er das reizende und ihm ſo liebe Gut bei Oeſtrich umging, war ein Opfer, das er den leidigen Verhältniſſen brachte. Späterhin, wenn die Verbindung mit dem Hofe und der Gräfin Coudenhove ſchlaffer, und Joſephine im eigenen Hauſe heimiſcher würde geworden ſein, hoffte er dorthin zurückzukehren und im Rheingau ſeinen Sitz zu nehmen. Dies Vorhaben, das er jetzt der Comteſſe eröffnete, ſchien ihr wenig zu gefallen. Ihr Lächeln fiel ſchnell aus dem heitern Himmel, worin es eben noch geſchwebt hatte, und ſie fragte kleinlaut: Nach Franken? Ich kenne Ihre Beſitzung nicht, lieber Franz Karl, aber unmöglich kann der Aufenthalt ſo reizend, wie in Mainz ſein.

Man kann nicht immer fragen, meine Liebe, wo man reizend wohnt, ſondern wo man glücklich iſt, erwiderte er ſehr entſchieden; indem er jedoch gleich etwas ſanfter hinzuſetzte: Eigentlich thue ich es Ihretwegen, Joſephine!

Meinetwegen? rief ſie froh. O dann müſſen Sie mich irgend mißverſtanden haben, lieber Baron. Ich ziehe Mainz jedem Ort in der Welt vor. Nein, Liebſter, um meinetwillen ja nicht! Und Sie ſelbſt würden dabei nur verlieren: die Gunſt des Kurfürſten, eine glänzende Stellung am Hofe, eine ſchöne Wirkſamkeit in den Geſchäften wollen Sie mit der Landwirthſchaft vertauſchen? Ach! wenn ich mir Sie als Landjunker denke, — ſo mit rund geſchnittenem Haar, im weiten Rock und derben Stiefeln! Und mich ſelbſt! Ich würde wol meinen Hof haben, — den Hühnerhof, und Vorſteherin der Milch- und Butterwirthſchaft werden. Ich kenne ſchon das Glück der Landdamen, die zuletzt die Taille von einem Butterfaß bekommen! — — Und wie würden wir uns bei unſern Beſuchen in Mainz ausnehmen? Wie würden wir im Schloß ſo ängſtlich über den getäfelten Fußboden humpeln! Ach! und die Tante, die ſich ſo freut, uns hier ein hübſches Haus machen zu ſehen und ſich mit unſerer Einrichtung ſo viel Mühe gibt!

Dieſe letzte Erinnerung traf es nun übel; ſie verſtimmte den Freund vollends, ſo daß er heftig genug ausrief: Ja, die Tante eben! Gerade die vertreibt mich aus Mainz. Wiſſen Sie das, liebe Joſephine!

Joſephine verſtand ihn nicht. Sie bezog dieſen Unwillen auf den jüngſten Zorn der Gräfin gegen Franz Karln, und ſuchte ihn mit den freundlichen Worten zu beruhigen: O die Tante iſt nicht mehr ſo böſe, lieber Franz Karl! Und jetzt gar, nachdem Sie — Laſſen Sie mich nur machen, und Alles wird vergeſſen ſein! Sie ſoll Ihnen gar nichts über Ihr Benehmen ſagen dürfen!

Der bewegte junge Freund war wenig vergnügt, ſo gründlich mißverſtanden zu werden. Er überlegte, daß er ſich gegen ſeine Braut doch einmal ausſprechen müſſe und der Anfang eben gemacht ſei. Indem er nun nach wenigſt verletzenden Worten ſuchend ſich über den Tiſch vorbog und in Gedanken den Zipfel des weißen Tuches erfaßte, den geſtickten Namenszug zu betrachten, legte er unerwartet den koſtbaren Halsſchmuck bloß. Erſchrocken über ſeinen verrätheriſchen Handgriff, fragte er nach der Bedeutung dieſes reichen Schmucks.

Erröthet und mit verlegener Scherzhaftigkeit antwortete ſie:

Ein erſtaunliches Geheimniß, Baron! Aber ich darf die Tante nicht um das Vergnügen bringen, es zu offenbaren. Sie hat es ſich vorbehalten —

Franz Karl, dem jetzt Forſter's Mittheilung einfiel, legte ſich zwar die heitere Befangenheit der Comteſſe zum Beſten aus; ließ ſich aber die Abſicht der Gräfin, ihm den ärgerlichen Vorfall auf *ihre* Weiſe zu drehen und zu deuten, deſto mehr verdrießen. Sehen Sie da, Comteſſe, die Tante und immer wieder die Tante! rief er ziemlich barſch, indem er den ausgebreiteten Schmuck zuſammenwarf. Sie werden ſich in Mainz niemals der Oberherrlichkeit der Tante und ihrem übeln Einfluß entziehen. Sehen Sie, liebe Joſephine, das iſt es, was ich meine! Ihr Herz, meine Theure, iſt gut und edel; aber es hat ſich zu ſehr dieſer Dame unterworfen, und wohin das führt, habe ich leider! ſchon ſchmerzlich empfunden. Es ſind in Bezug auf unſere Verlobung, auf eben jene häusliche Einrichtung, von der Sie vorhin ſprachen, Heimlichkeiten geſchehen, die mich in meinem Stolz, an meiner Ehre auf das Tiefſte kränken. Sie haben davon gewußt, Comteſſe: ich beſchwöre Sie, — wie haben Sie es mir verſchweigen können?

Ganz beſtürzt erklärte die Comteſſe, daß ſie ihn nicht verſtehe. Franz Karl machte ſich in Betreff ihrer Ausſteuer deutlicher; als er jedoch Joſephinen nur verlegen dazu lächeln ſah, rief er mit Unwillen aus:

Wie, Joſephine, — Sie verſtehen mich doch? Von Landesgeldern, von den zuſammengebluteten Steuern armer, dienſtbarer Bauern wollen wir uns einrichten, und, wie Ihre Tante meint, ein hübſches Haus machen? Fühlen Sie das nicht, Joſephine? Oder haben die Kunſtgriffe der Tante Sie auch über dieſe Schmach getäuſcht? Um Ihre Hand habe ich geworben, theure Comteſſe; Sie haben Sie mir gegeben, dieſe reine weiße Hand: bringen Sie mir ſie rein und leer mit vor den Altar, unbeſchmutzt von jenen Geldern, die man Ihnen aufdringen will. Ich weiß, Sie verſchmähen das; ich habe nie an Ihrem edeln Herzen und adeligen Sinn gezweifelt: aber Sie haben den Grundſätzen und der Handlungsweiſe Ihrer Tante zuviel Einfluß auf Ihre Gefühle geſtattet. Ich begreife das: Sie waren erſt abhängig von ihr, ſind heiteren Sinnes, und die Gewohnheit iſt eine unſichtbare Macht. Ich muß Sie aus dieſer verderblichen Abhängigkeit befreien. Ihr Zartgefühl muß die Handſchuhe ausziehen, an die Sie hier im Hauſe ſich gewöhnt haben — Handſchuhe vom Geruch dieſer Gräfin und von ihrem dickſten Leder!

Vierzehntes Kapitel.

Von ſo aufregender Verhandlung eingenommen, hatten Beide den am Hauſe anfahrenden Wagen überhört, und wurden von der heftig eintretenden Gräfin überraſcht. Sie hatte die letzte, laut genug geſprochene Rede des Barons vor der Thüre vernommen, und war außer ſich vor Wuth. Aber gerade dieſer Anblick unedler Leidenſchaftlichkeit gab dem Baron gegen alle ihre beleidigenden Worte eine erſtaunliche Ruhe; während ſein verächtlicher Blick die zürnende Dame immer aufs Neue erbitterte. Sie machte es ihm zum Vorwurf, daß er ihre Abweſenheit benutzt habe, um Joſephinen über ſein falſches Betragen zu täuſchen und zu beſchwatzen. — Glauben Sie ſich dadurch vor mir gerechtfertigt, rief ſie, wenn Sie meine Nichte gegen mich einnehmen und Dinge bei ihr zur Sprache bringen, die Sie allenfalls mit mir zu verhandeln haben?

Ich wüßte nicht, meine Gnädige, was ich mit Ihnen zu verhandeln hätte, erwiderte Franz Karl. Oder gar vor Ihnen zu rechtfertigen! Eure Gnaden ſind etwas ereifert: wir wollen uns nicht mißverſtehen. Ihre Abweſenheit war mir allerdings angenehm, weil ich mich ungeſtörter mit Joſephinen verſtändigen konnte, — Herz zu Herzen, Liebe gegen Liebe. Auch haben wir uns verſtändigt bis auf die Kleinigkeit unſeres künftigen Aufenthalts.

Ich denke nämlich nach Franken überzuſiedeln; nur kömmt das meiner lieben Joſephine noch nicht recht erwünſcht. Ich werde ſie aber überzeugen, daß es mir weniger darum gilt, nach Franken zu ziehen, als von Mainz wegzukommen. Und zwar nicht einmal um meinetwillen allein. Denn außer dem Beweggrunde, Ihnen, meine Gnädige, mit der Ausſteuer und Ausſtattung nicht ſo viel Mühe zu machen, als Sie zu meiner Beſchämung gütigſt übernommen haben, wünſche ich eine Veränderung meines Wohnorts lediglich in Joſephinens Intereſſe und zu ihrem Beſten.

Wahrhaftig, Herr Baron, in Joſephinens Intereſſe! rief die Gräfin mit boshafter Wendung. Sie haben nie wahrer geſprochen, und ich bewundere Ihre Aufrichtigkeit. Denn Ihre Abſicht dabei iſt doch wol keine andere, als — gewiſſe Verbindungen in Mainz abzubrechen, die —

In dieſem Augenblicke bemerkte ſie, daß Comteſſe Agnes mit dem Admiral durch eine Seitenthüre eingetreten war. Sie ſchwieg mit einem Blick auf Joſephinen, wendete ſich dann nach der Thüre zu ihrem Cabinet und foderte den Baron auf, ihr zu folgen. Dort empfing ſie ihn mit einem durchdringenden Blick und ſagte:

Ich habe Sie ſchon beim Kurfürſten gar wohl verſtanden; denn ich weiß von gewiſſen Geheimniſſen mehr, als Sie glauben. Sie haben eine ſehr ſonderbare Delicateſſe, Herr Baron. Daß der Kurfürſt aus ſeinen Schatulle-Geldern eine liebe Anverwandte bedenken will, — und Sie wiſſen nicht einmal, welche Familienverbindlichkeiten er dazu hat! — das iſt Ihnen empfindlich; darüber aber beunruhigt ſich Ihr Zartgefühl nicht, daß Sie neben Ihrer Braut noch eine Liebſchaft unterhalten. Doch, ich darf Ihnen ſchon keine Vorwürfe mehr darüber machen, da Sie mir ſagen, daß Sie Mainz verlaſſen wollen, um dieſe unwürdige Liaiſon abzubrechen.

Dieſe hämiſche Deutung ſeiner ausgeſprochenen Abſicht überraſchte den jungen Freund; aber er beantwortete ſie nur mit einem verächtlichen Blick, den er der lächelnden Gräfin über die Schulter zuwarf. — Nicht wahr, mein Freund, fuhr ſie fort, ich habe auch meine Bekanntſchaften, die mir geheime Papiere vorlegen, mich in fremden Geheimniſſen blättern laſſen, wenn man auch nicht, wie bei Ihnen, meine Gunſt damit gewinnen will.

Franz Karl mißverſtand dieſe Anſpielung nicht, die ihn ſehr verwirrte. Woher konnte ſich der triumphirenden Frau ein Geheimniß geöffnet haben, das mit ſo ſchweren Siegeln belegt war? Weder auf Forſtern, noch weniger auf Fides wagte der beſtürzte Freund einen Verdacht zu werfen. Doch nur ein paar Augenblicke zog ihn die Verlegenheit ab, und er verſetzte mit guter Faſſung:

Wenn ich im Augenblick auch die Verbindung nicht errathe, durch welche Sie von jenen geheimen Papieren wiſſen: ſo muß ich doch bezweifeln, daß Sie den Inhalt derſelben ſo genau kennen, als ich. Wahrlich! Eure Gnaden könnten ſonſt mit dieſem ſelbſtzufriedenen Blicke nicht vor mir ſtehen; Sie würden es nicht wagen, ſich darauf zu berufen, noch weniger hätten Sie Urſache darin gefunden, einen ſo verächtlichen Argwohn auszuſprechen. Ich meine nicht den Argwohn gegen mich: ich kenne Ihre Grundſätze, Gräfin, nach denen Sie mich einer Liebſchaft wegen nicht verdammen würden; ſondern den Argwohn gegen ein edles, unbeſcholtenes Mädchen, das viel zu bürgerlich iſt, um nach Ihren aufgeklärten Grundſätzen gemeſſen zu werden.

Ha, ha! lachte ſie mit verbiſſenem Aerger. Daß ich ſolche bürgerliche Tugend in Mainz nicht zu würdigen wüßte, die Verſtand genug hat, frühere angenehme Beſuche durch generöſe Mittheilungen wieder anzuknüpfen!

Lachen Sie nur, Gräfin, lachen Sie! rief Franz Karl ſehr aufgebracht. Es iſt an Ihnen zu lachen! Ich begreife, was Sie ſagen. Wenn man eben von einer koblenzer Reiſe kömmt, ſo hat man das Gelegenheitsmachen bei höheren Perſonen noch in friſchem Andenken, und es iſt ſehr gnädig von Ihnen, daß Sie bürgerlichen Töchtern ebenfalls einen ſo noblen Geſchmack zutrauen.

Jetzt war die Reihe, über ein vermeintliches Geheimniß verblüfft zu ſein, an der Dame, und ſie wußte ſich nicht anders als durch eine angenommene Entrüſtung zu helfen. Aber auch Franz Karl erwiderte mit nicht weniger lebhaftem, wenngleich edlerem Unwillen, und foderte Rechtfertigung über die Verlegenheit, in welche die Gräfin durch ihre verwerflichen Abſichten ſeine Braut geſetzt habe. In ſolcher Aufwallung ward nicht jedes Wort abgewogen, obgleich die Gedanken keine augenblickliche Eingebung waren. Denn, indem der edle Freund der Generalin die Beweggründe, aus denen ſie ſich mit der Gräfin Lichtenau vertraut gemacht und ins Gefolge eines Monarchen von bekanntem Rufe gedrängt habe, mit wenig Schonung vorrückte, und ſich dabei gegen die Frivolität der Grundſätze und Maximen ereiferte, von denen das unbefangene Herz, die hingebende Seele ſeiner theuern

Joſephine bedroht ſei, ſtürmte er nur die Betrachtungen heraus, die er in ſeinen einſamen Stunden geſammelt hatte. Er gönnte ſeinem Herzen einen augenblicklichen Triumph ohne die Ueberlegung, daß er einen um ſo unverſöhnlicheren Haß im Buſen, ſeiner Gegnerin anfachte. Die Gräfin empfand nämlich nicht blos das Vorausbedachte, ſo zu ſagen, die aufgeſtaute Flut ſeiner Vorwürfe, ſondern es fielen auch manche Anſpielungen auf Verhältniſſe mit darein, deren Kenntniß ſie bei dem Baron nicht vermuthete, und die ihren Grimm ins Ungemeſſene ſteigern mußten. Sie hatte ſich in die Ecke des Sophas geworfen und gebot, als ſie ſich nicht mehr zu helfen wußte, dem Baron mit Winken und Worten, ſie zu verlaſſen. — Hinaus, fort! kreiſchte ſie. Unterſtehen Sie ſich nicht meine Schwelle je wieder zu betreten! Zwiſchen uns iſt Alles und Alles aufgehoben!

Franz Karl zog ſich nach dem Salon zurück, wo er ſeinen Hut gelaſſen hatte. Joſephine kam, von ſeiner Bläſſe betroffen, mit Angſt und Verwirrung auf ihn zu. Er trat mit ihr bei Seite und ſagte leiſe:

Ich habe mich mit Ihrer Tante erklären müſſen, und ſie hat mir das Haus verboten. Das ändert zwiſchen uns nichts, meine theuere Joſephine. Sie beſuchen meine Mutter, die auch die Ihrige wird, und wir finden uns da. Ich vertraue, daß Sie Ihre Liebe nicht den Befehlen der Tante unterwerfen!

Er küßte ihre Hand, und wie er ſich gegen die Uebrigen verneigte, hüpfte der inzwiſchen gekommene Domicellar von Venningen, ſchalkhaft lächelnd, mit den Worten auf ihn zu:

Aber was haben Sie, mein beſter Baron, zu dem koſtbaren Schmucke geſagt? Gerade Ihr competentes Urtheil möchte ich wiſſen! Auf Ihren perſönlichen Geſchmack war doch natürlich dabei gerechnet!

Zu welchem Schmuck? fragte der Baron kurz und finſter.

Zu den Brillanten des Königs von Preußen, — zu dieſem dicken Schmuck?

Franz Karl machte eine wegwerfende Miene, und der Domicellar, der es nur auf eine Bosheit in ſeiner Art abgeſehen zu haben ſchien, wendete ſich raſch wieder an die Schweſtern. Denken Sie, meine ſchönen Gnädigen, ſagte er, daß ich die Nacht von dem Schmucke geträumt und ein Gedicht auf denſelben gemacht habe!

Ei! fiel der Admiral ärgerlich ein, daran erkennt man gleich den frommen Geiſtlichen: den Seinigen, heißt es ja, gibt's der Herr im Schlaf.

Venningen ließ ſich in ſeiner Abſicht nicht irre machen, und fuhr fort:

Der Gedanke des Gedichtes war ein Streit der Liebe mit einer Sultanin darüber, wer von ihnen Beiden die mächtigſte Herrſcherin ſei. Ich habe das Gedicht noch nicht niedergeſchrieben, doch geht es gut aus; denn am Ende, da Beide — wie es zweien Damen zuweilen geht, Recht behalten wollen, theilen ſie ſich in das Reich des Orients und des Abendlandes, Beide mit ſehr verſchiedener Politik: dort nämlich legt die Sultanin ihre Sklaven in Ketten, hier — nimmt die Liebe ihren Sklaven Ketten ab. Iſt der Ausgang nicht ſehr bezeichnend?

Das paßt aber auf mich nicht, Herr von Venningen!

fiel Joſephine mit erröthender Empfindlichkeit ein. Denn das Geſchenk iſt der Tante als Oberhofmeiſterin gegeben worden. Der König war ſehr mit der Aufmerkſamkeit zufrieden, die er bei Hofe empfangen.

Dieſe Uebereilung der Comteſſe zu verſtecken, rief der Admiral mit ſcherzhafter Entrüſtung:

Der Venningen iſt offenbar ein Revolutionair: „Ketten abnehmen“ ſtichelt doch auf Freiheit und Gleichheit!

Er iſt ein heimlicher Clubiſt! ſetzte Comteſſe Agnes hinzu:

Und ihr Beiden, was ſeid ihr denn? ſchrie mit lachendem Eifer der Domicellar. Ihr ſeid unheimliche Clubiſten, offene Verſchworne. Der Himmel ſegne Sie, Admiral, für Ihren Haß der Freiheit, und laſſe Ihnen noch lange Ihre Frau am Leben! Kommen Sie, Baron! und laſſen wir dieſe königlich Geſinnten, dieſe preußiſchen Royaliſten ſitzen, — ich ſage ſitzen!

Er nahm den Baron Franz Karl unterm Arm und zog ihn mit ſich fort. An der Thüre blickte der Schalk noch einmal um; wobei er die geſpreizte Rechte mit dem Daumen an die Naſe ſetzte, und mit dem rechten Beine wie ein wildes Füllen ausſchlug. Er hörte die Scheltworte nicht mehr, die hinter ihm aus Agneſens Munde losbrachen, und ihn der Bosheit beſchuldigten, aus kindiſcher Eiferſucht auf Joſephinen dem Baron Franz Karl — wie ſie ſich im Aerger ausdrückte, — Flauſen ins Ohr zu ſetzen.

Fünfzehntes Kapitel.

Franz Karl hatte ziemlich kleinlaut die Wohnung verlaſſen und ward bald genug inne, daß nicht alle Triumphe einer gerechten Entrüſtung, nicht alle Erhebungen eines edeln Herzens von guten Nachempfindungen begleitet ſind. Eine Verſtimmung blieb von jenem Auftritte mit der Gräfin mehrere Tage zurück, und ſein wohlwollendes Herz hatte von dem trüben Niederſchlag einer ungewohnten Aufwallung zu leiden. Er ging dieſe Tage gedrückt umher, bis er die Heiterkeit über ſich zu lächeln gewann, und das Bedürfniß einer erhebenden Stunde fühlte. Eine liebe Gewohnheit führte ihn nach dem Forſter'ſchen Hauſe, wo er freilich einen nicht vermutheten feierlichen Abend finden ſollte.

Die Hausthüre war nur angelehnt; eine befremdliche Stille herrſchte im Hauſe und ein Geruch von ſtarken Eſſenzen ſchwebte auf der Flur. Im Wohnzimmer ſaßen George und Thereſe Hand in Hand, — ſie mit verweinten Augen, er mit gehobenem Ausdruck in den edeln Zügen des dunkeln Angeſichtes. Nur Stadion war noch da und wandelte mit verſchränkten Armen, ſanft ſprechend, vor dem ſtummen Paare auf und nieder. Er trat auch gleich dem Baron mit der betrübten Erklärung entgegen, daß die lieben Freunde ihr Söhnchen verloren hätten. Schon länger kränkelnd, und ſeit ein paar Tagen von

Krämpfen überfallen, war es in der Vormittagsſtunde verſchieden.

Franz Karl reichte Frau Thereſen die Hand; er umarmte den Freund. Seine verſtummende Theilnahme ſprach zu Beiden im rührendſten Ausdrucke. Forſter fand edle Worte über das ſchmerzliche Erlebniß. — Etwas ſollte uns über den unerſetzlichen Verluſt hinaushelfen, ſagte er: die Ausſicht ein ſchwächliches, kränkliches Kind zu behalten, tröſtet doch einigermaßen für den früheren Verluſt in einem Alter, wo es noch wenig gelitten und erfahren hatte, und unfähig war, die ihm erzeigte Liebe zu erwidern. Doch raiſonniren läßt ſich nicht über Dinge der Art; ſonſt iſt des Fragens kein Ende: warum gerade hier dieſe Verkettung, eben jetzt der Schlag und dergleichen mehr. Man muß dulden und ſchweigen.

Thereſe verwarf dieſen Troſtgrund. Auch verrieth ihr Schmerz etwas von jener Leidenſchaftlichkeit, die eine Zugabe ihres lebhaften Gemüths war. — Eine Mutter rechnet anders, lieber George, ſagte ſie. Die ängſtliche Sorgfalt, die ſie gerade dem ſchwächlichen Kinde widmet, knüpft es auch mit einer empfindſameren Liebe an ihr Herz, und macht ihr das Kind — ſollte man ſagen koſtbarer durch die beſonderen Zuſchüſſe von Aufmerkſamkeit, Beſorgniß und Pflege.

Auch begreife ich gar wohl, meine gute Frau von Forſter, daß dieſer beſondere Aufwand von Mutterthaten auch die Muttererwartungen erhöhen muß, bemerkte der Kapitular von Stadion.

Dieſer geiſtliche Weltmann, voll lebhafter Intereſſen und bequemer Artigkeit, ein Eingeweihter in die Weisheit jener geiſtlichen Höfe: „Leben und leben laſſen“, war Ariſtokrat genug, um auch das Unſtatthafte und Verwerfliche, ſofern es den menſchlichen Schwächen ſchmeichelt, für ſeine Aufmerkſamkeiten nicht zu verſchmähen, und fuhr daher, wie ihm Thereſens heimliche Neigung für Huber nicht unbemerkt geblieben war, mit der Bemerkung fort: Was wird der arme Herr von Huber leiden, meine theuere Frau von Forſter! Der Kleine war ſein Liebling, ſoviel ich bemerkt habe. Und gerade jetzt muß er verreiſt ſein. Noch in Dresden, nicht wahr?

Ja, Herr Graf! antwortete Thereſe, durch dieſe Erinnerung etwas erheitert. Der gute Herr von Bünau, ſein Miniſter, iſt ihm ein wahres Verhängniß: ſeine Verſendungen ſind für Huber noch ſtets mit irgend einem Unfalle verknüpft geweſen.

Die übrigen Freunde, ſelbſt der kaſſeler Harnier und der hannöverſche Geſchäftsträger von Hinüber, eilten gegen Abend ihre Theilnahme zu bezeugen herbei. Eine ernſte Unterhaltung entſpann ſich, auf deren Saiten die Trauer wie eine elfenbeinerne Surdine ruhte. Auch die religiöſe Tonart blieb nicht unverſucht; denn Stadion fragte Forſtern, was er für ſeine Perſon von den religiöſen Troſtgründen im Leben halte. Der Freund war nämlich dafür bekannt, daß ihm alles Kirchenthum unbenutzt bei Seite liegen blieb. — Die religiöſen Troſtgründe, antwortete Forſter, bleiben den meiſten Menſchen die nächſten. Denn da wir mehr zum Handeln als zum Forſchen beſtimmt ſcheinen: ſo iſt uns die abſolute Herrſchaft des Glaubens entſprechender, als die conſtitutionelle des Denkens, von welcher unſere handelnden Kräfte mit in Anſpruch genommen werden, während der Glaube dieſe Kräfte ganz frei gibt. Sie wiſſen ja, Herr Graf, — ich war auch einſt ein Schwärmer; aber wie ſehr ich's geweſen bin, welchen hohen Grad ich erſtiegen hatte, das konnten, weil ich es zu verbergen für Pflicht hielt, nur wenig Menſchen wiſſen. Ich habe Alles geglaubt. Was ich je von Einbildungskraft hatte, ſpielte immer in ſanften, roſenfarbenen Bildern; mit Liebe und Hoffnung, mit zarten Gefühlen konnte man mich locken, wohin man wollte. Meinem Verſtand ſchmeichelte es, Wahrheit zu erkennen, und meinem Herzen, ſie da zu finden, wo ich ſie ſo gern ſuchte. Aber nach allen Zweifeln und Kämpfen, Dünkel und Demüthigungen meines Geiſtes und Herzens gibt es noch immer viele Dinge, deren Wirklichkeit zu glauben mir viel Vergnügen macht, ſo wenig dieſe Wirklichkeit erwieſen werden kann. Dahin gehört Unſterblichkeit. Meine Vernunft geſtattet mir immer noch eine Ideenfolge, bei welcher ich ruhig erwarten kann, was die Zukunft erſt enthüllen wird. Das Weſen, das durch mich und von mir ward, hat mit meinem Weſen eine nähere Verwandtſchaft, als jedes andere Weſen. So wenig ich im Stande bin, mir die Art meiner Exiſtenz nach dem Tode zu denken, ſo wenig ich begreife, was aus der Seele meines Kindes wird, das uns heut vorausgeeilt iſt: ſo unumſtößlich bleibt mir der Satz, daß es wegen ſeiner Gleichartigkeit mit mir nicht aufhört in einem engeren Verhältniß zu mir zu ſtehen. Der Phantaſie, dem Gefühl, dem Ahnen und Glauben iſt die Unermeßlichkeit überlaſſen. Mit dieſem weiten Blick, liebe Thereſe, habe ich die frohe Ausſicht vor mir, an deiner Seite in dem, was wir Menſchen Tugend nennen, zu wachſen, und von deiner Hand gepflegt, einſt ruhig und gutes Muthes zu entſchlafen.

Forſter hatte, bewegt und zärtlich, ihre Hand ergriffen und ſie barg raſch ihr Angeſicht und ihre Erſchütterung in das feuchte Tuch, das vor ihr lag. Ihre Rührung hatte zugleich etwas Aengſtliches, — vielleicht ein Vorwurf ihres Herzens oder auch eine Ahnung, daß dieſe frohe Erwartung ihres George nicht erfüllt werden ſollte!

Eine diplomatiſche Stille war zwiſchen die Freunde getreten; nur Franz Karl gab ein Zeichen ſeiner tiefbewegten Rührung, indem er des Freundes Hand ergriff und drückte. Dieſe Bewegung zog Forſtern aus der Uebermacht des Augenblicks. — Sehen Sie, lieben Freunde, ſagte er lächelnd, das ſind noch Anwandlungen aus jener Herrſchaft des Glaubens. Heiterer nimmt es ſich im Gebiete des Wirkens und Schaffens aus. Nichts iſt edler, nichts ſo eine ſichere Anzeige von der Gewalt der Tugend über das Herz und auch von der Kraft, die der Schöpfer in manche Seele gelegt hat, zum Wohl der Menſchheit thätig zu ſein, als der Enthuſiasmus für Freiheit und Volksglückſeligkeit, die der Jüngling zumal am lebhafteſten fühlt. Gleichwol iſt nichts gewöhnlicher, als das Erlauen und Erkalten in einem nur wenig vorgerückten Alter; ſobald man die Hinderniſſe empfunden hat, die eines ſolchen Patrioten vielfaſſende Ausſichten in einen ſehr engen Wirkungskreis zurückweiſen. Ich kenne hier nur einen Mittelweg. Die Natur knüpfte ein unauflösliches Band zwiſchen unſeren Pflichten und unſerem Intereſſe glücklich zu ſein. Es darf nicht gefragt werden: Können wir Gutes ſtiften, können wir Mißbräuche abſtellen, können wir

Früchte unſerer Bemühung zur Wohlfahrt des Staats oder der Geſellſchaft, in der wir zu wirken beſtimmt ſind, erleben? Nein, dies Alles hangt nicht von uns, hangt nicht von Menſchen ab: es iſt im Rathe der Götter beſchloſſen, und im heiligen undurchdringlichen Dunkel des Schickſals verhüllt. Aber es kann und muß die Frage täglich aufgeworfen werden, ob wir heute thaten, was nach unſerem Gefühl und Verſtande das Beſte ſchien, das Beſte des Staates unter den Umſtänden, worin er, worin wir uns befanden, das Beſte des einzelnen Menſchen, mit dem wir beſonders zu thun hatten; denn das Beſte unſeres eigenen Selbſt, welches uns am nächſten angeht, iſt Reſultat dieſer beiden, und folgt unmittelbar daraus. Das Bewußtſein: „Ich that, was ich vermochte", ſoll es nun einmal ſein, was uns Troſt und Zufriedenheit in allen Dingen gibt.

Nicht ohne Verwunderung nahmen dieſe Diplomaten die edeln Worte auf, womit der Freund aus einem ſo leicht überwältigenden Leide ſich in das Gebiet der öffentlichen Wohlfahrt erheben konnte. Die Seelenſtärke, die darin lag, flößte diesmal der Selbſtzufriedenheit dieſer Männer eine gewiſſe Scheu ein; ſo daß ſie nicht, wie zuweilen, dieſen Weltbürgerſinn und die politiſche Begeiſterung Forſter's belächelten. Dies Flüſtern einer innigen Ueberzeugung, dieſer Athemzug einer hohen Seele in den Worten des trauernden Mannes nöthigte ihnen eine ſtille Ehrerbietung ab.

Aus zarter Rückſicht auf die niedergebeugte Mutter hielten ſich die Freunde von politiſchen Fragen entfernt; allein Forſter ſelbſt kam auf das Manifeſt zu reden und verſprach ſich wenig oder nichts vom Feldzuge der Preußen. Herr von Hinüber war anderer Meinung und ſtützte ſeine guten Erwartungen auf den zerrütteten Zuſtand in Frankreich. — Warten wir nur ab, verſetzte Forſter, welche Wunder dies Manifeſt, dies mainzer Kind, in Paris bewirken wird. Es kann die in Parteien zerfallenen Franzoſen einig machen. Das iſt ein anderes Volk als wir Deutſchen, die niemals über ihre verdroſſenen Rechthabereien hinaus, zu nationaler Geſinnung kommen können, und vielleicht durch lange Schmach und Leiden aus ihrer Sprödigkeit und Zerbröckelung zuſammengeſchmolzen werden müſſen. Alle Bande, ſagen Sie, wären in Frankreich gelöſt? Ja, und ſie müſſen gelöſt ſein, wenn man nicht die alten Feſſeln wieder tragen ſoll. Dem franzöſiſchen Hofe iſt es ſchlechterdings nur um ſeinen alten Glanz und Deſpotismus zu thun; nur der ſoll wieder feſt ſtehen, mag alles Andere zu Grunde gehen. Die fremden Mächte mögen Frankreich zerſtückeln, wenn nur das Stück, das dem Hofe bleibt, wieder unter das Joch gebeugt wird. Und ähnliche Generoſität hat man ſich von den vereinten großen Mächten zu erwarten. Man wird ſein Ländertheil ſuchen, man wird Separatfrieden machen, man wird einander, um ſeines Hauſes Vortheil willen, verrathen und verlaſſen. Die Rheinlande werden am erſten büßen müſſen, und haben es ſich auch durch Protection der Emigrirten zugezogen.

Ein unbewachtes Gähnen der erſchöpften Hausfrau mahnte die Freunde an Aufbruch. Sie gingen zuſammen fort, und da es noch früh und ein angenehmer Auguſtabend war, ſo wandelten ſie die große Bleich hinab.

Man ſprach über Forſter, und Herr von Hinüber tadelte des Freundes übertriebene Anſichten in der Politik. — Wir Männer vom Fach, ſagte er, müſſen doch manchmal ſeiner Schwärmerei auf Unkoſten unſerer beſſeren Einſicht etwas zu viel nachſehen. Auf einem Felde, wo Verſtand der Pflug, Einſicht die Ausſaat iſt, auf einem Felde, das wir jahraus jahrein bewirthſchaften, ſpringt er kreuz und quer und läßt ſeine papiernen Drachen ſteigen.

Die ſcharfe Mundart, der ſtrenge Ton dieſes ziemlich pedantiſchen Mannes gaben ſeinen Worten etwas Verletzendes, was Franz Karl lebhaft empfand; wie er denn mit warmer Jugend an dem älteren Freunde hing. — Und doch, Herr von Hinüber, ſagte er, vergeſſen Sie nicht, wie oft derſelbe Forſter ſchon die Erfahrung und das Urtheil tüchtiger Staatsmänner mit Einblicken und Bemerkungen überraſcht hat, die weiter und tiefer eingriffen, als der gewöhnliche Pflug auf dieſem Felde.

Nun, — allerdings hat er zuweilen —! erwiderte jener. Aber gerade darum begreife ich nicht, wie ein Mann von ſolider Einſicht doch wieder in die exorbitanteſten Schwärmereien verfallen kann, oft in wahre Phantasmagorie.

Verzeihung! rief der Baron. Was uns wie Schwärmerei vorkömmt, was wir ſo nennen, ſcheint mir vielmehr ein reicheres Ergebniß ſeiner menſchlich-freien Stellung. Vielleicht dürfte jeder Diplomat von Fach — gerade ſeinem Fachwerk ein wenig mißtrauen. Die Maßſtäbe, die in den Aktentaſchen liegen und verderben, können ſehr richtig und nach monarchiſchem Prinzip geaicht ſein: aber für die Rieſenereigniſſe einer neu einbrechenden Zeit, die anderen Fuß und Zoll mitbringt, treffen ſie nicht mehr zu. Da hat denn ein Geiſt, wie Forſter, den herrlichen Vorzug voraus, neben Einſicht und Erfahrung, die der Mann von Fach mit ſeinem Verſtande ſcharf abſchließt, noch ein tiefes Gemüth zu beſitzen, in welchem neben dem Staatenfuß auch die Welt- und Menſchheits-Ruthe bewahrt wird. Gerade weil er fliegen kann, — nicht papierne Drachen fliegen läßt, ſondern ſelbſt fliegen kann, nimmt er auch leichter wahr, was für Leute des Kabinets, — wie ich einer bin, oft noch unter dem Horizont liegt.

Dieſe Bemerkung, obſchon ſie der junge Freund mit raſcher Artigkeit auf ſich allein bezog, brachte doch etwas Verſtimmendes in den Kreis. Stadion ſuchte es mit heiterer Einrede zu beſeitigen, und ſagte:

Wir Männer vom Talar, die neben des Papſtes Pantoffel keinen Pantoffel einer Frau zu küſſen brauchen, haben auch keinen Begriff davon, was Einem ein Kind ſein kann, — dem Vater beſonders ein Knabe. Mir iſt aber Forſter's Geſprächswendung höchſt bedeutſam vorgekommen. Die Seite ſeines Herzens, an die er ſonſt den Knaben mit allen väterlichen Sorgen und Hoffnungen drückte, ſcheint nun den öffentlichen Angelegenheiten der Welt zugänglicher geworden. Die Mächte der Luft ergreifen bekanntlich einen Körper, der von ſeiner belebenden Seele verlaſſen worden: ſo packen die Angelegenheiten und Gedanken der Zeit gar leicht auch ein edles Herz, das durch keine beſondere Pflicht und Liebe gebunden und begeiſtert iſt. Verzeihen wir dem Freunde darum auch etwas mehr Schroffheit! Jenes linke Rippenſtück, das ein zartes Kind warm und weich zudeckte, mag nun am Sturmwetter der Zeit gar leicht rauh und rindig werden. So ſieht es nun Forſter, wie wir von ihm hörten, als Lebensaufgabe an, ſich täglich zu fragen, ob wir thaten, was unter den gegebenen Umſtänden das Beſte des Staats und der Menſchen ſei. Aber, wie leicht täuſcht ſich ein ſo ſchwärmeriſches Herz über dies Beſte des Tages! Wie wir dieſe revolutionairen Bewegungen anſehen, meine Herren, fürchte ich ſehr, — die ſchmerzlichſten Erfahrungen werden für unſern Freund nicht ausbleiben.

Harnier bewunderte in ſeiner artigen Weiſe dieſen Weltblick des Grafen. Und wie er ſeinen Spott ſehr zu verſchärfen pflegte, ſo liebte er auch wieder, ſeine Höflichkeiten dicker aufzutragen, als es Stadion leiden mochte. Dieſen Artigkeiten ausweichend, erhaſchte daher der Kapitular einen Witz ſeines etwas bizarren Geſchmacks; indem er lächelnd ſagte:

Aber, ich bitte mir aus, meine Freunde, daß Sie mich um meiner ausgeſprochenen Beſorgniſſe willen nicht etwa für eins der heiligen Hühner anſehen, aus deren munterem Picken oder kläglichem Gackſen ſich Gutes oder Schlimmes weiſſagen ließe. Nein, nein, ich bin kein Prophetenhuhn für unſern Freund Forſter! Wenn ich mir aber in der jetzigen unſicheren, bedrohlichen Zeit etwas von einem Huhn zu wünſchen hätte, ſo wäre es — ein tüchtiger Eierſtock engliſcher Banknoten.

Der Zapfenſtreich und das Gedränge der Menſchen, die denſelben umwogten, ſprengte den Kreis der lachenden Freunde, und Franz Karl war nicht unzufrieden darüber, ſich hinter den raſſelnden Trommeln her von den übrigen getrennt, und in der Dämmerung allein zu finden.

Sechzehntes Kapitel.

Man wußte, daß vor der Wohnung des Generals von Pfirdt eine Abendmuſik gebracht werde, und die Menge drängte ſich dahin. Der Kurfürſt ſah nämlich Alles gern, was bei dem bevorſtehenden Ausrücken der mainzer Truppen an kriegeriſche Bewegung erinnerte. So ließ er auch den Generalitäten durch die Hofmuſik Ständchen bringen, und da er bei ſeiner kleinen Armee von 3000 Mann, die für den Dienſt in Mainz, Erfurt und in der Veſte Königſtein beſtimmt war, zwölf Generäle in der Reſidenz hatte; ſo gewannen die Mainzer jetzt manchen belebten Abend. Da trieb ſich denn in der Dämmerung der langen ſchönen Straße das fröhliche Völkchen zuſammen, und ſetzte ſein Necken und Lachen, ſein Singen und Pfeifen ab. Am gedrängteſten ging es auf dem Platz um den großen Neubrunnen zu, wohin der Abendhimmel mit ſeinen verblaſſenden Lichtern fiel, während vom Rhein herauf eine erfriſchende Luft mit den würzigen Gerüchen des Sommerabends fächelte.

Franz Karl ſchlenderte den wogenden Schaaren nach, die mit dem Takte der Trommeln vorwärts drängten, und den empfindſamen Träumer immer weiter zurückließen.

Bis er ſie erreichte, waren ſchon die Notenpulte mit Lichtern im Kreis aufgeſtellt und die Muſik hob an. Es waren Mozart'ſche Akkorde, an denen der Freund bald das Finale aus Don Juan erkannte. Er zog ſich aus der Unruhe und dem Getöſe der Menge etwas zurück, um nichts von dieſen ſüßen Melodien zu verlieren, und verſenkte ſich mit dem reizenden Gemiſch von Luſt und Leid in den Strom dieſer ewigen Muſik, aus dem man immer erquickt und erfriſcht wieder auftaucht. Beſonders tief bewegte ihn dieſe wiederkehrende Melodie der Menuet, wie ſie mit den reinen Kindheitsträumen der Liebe ſpielt, mit dem Liebesernſte des Jünglings ſich erhebt und immer trunkener aufjauchzet, bis mitten in dieſe ſüße Verwirrung kindlicher Erinnerung und jugendlichen Verlangens der Angſtſchrei der entführten ländlichen Braut fällt; da denn auf einmal dieſe ſüßen Melodien gerinnen, ſich verwirren, wild und wilder aufwirbeln und in ihrem Sturm die beängſtigende Rache verhöhnter Liebe, verlachter Treue und blutigen Uebermuthes herbeiführen.

Franz Karl war unausſprechlich ergriffen. So manche Saite ſeines Herzens bebte noch aus den letzten Tagen nach, und dieſe Töne, den Erinnerungen, der Sehnſucht und den Beſorgniſſen ſeiner Seele ſo verwandt, rauſchten hindurch. Wunderſame Ahnungen, bald erhebend, bald betrübend, zogen durch ſein Herz; wie bei Sturm Sonnenblicke und Wolkenſchatten raſch wechſelnd vorübereilen. Er athmete tief, und dieſe Wirbellüftchen, die von den hervorbrechenden Sternen zu kommen ſchienen, thaten ſeiner heißen Bruſt wohl. Als die Muſik ſchwieg, blieb in ſeinem Herzen die wunderbarſte Erhebung zurück, als ob gute Geiſter ihm die ſeligſten Verſicherungen zugeflüſtert hätten.

Ungern ſah er ſich dabei von einem nachbarlichen Mitzuhörer angetreten, der ihm mit bekannter Stimme einen höflichen Gutenabend bot. Er erkannte den Arzt Wedekind, der ſich die Erlaubniß nehmen wollte, den Herrn Baron an den Ingenieur-Major Eickemeyer zu erinnern, deſſen dankbare Geſinnung er ihm auszudrücken habe. — Der arme Soldat, ſagte er, kann zwar mit ſeiner theuern Freundin nicht zum Ziel einer eingeſegneten Verbindung kommen; aber er hat gehört, wie ſehr Sie ſich deshalb für ihn verwendet, und iſt Ihnen dankbar ergeben.

Franz Karl lehnte den Dank kurz ab, und Wedekind, das Geſpräch fortzuſpinnen, brachte es auf den herrlichen Abend. Die Muſik hat mir ihn nur ein wenig verderbt, ſagte er.

Dieſe köſtliche Muſik? rief der Baron verwundert. Ich ſollte denken, dieſe Melodien ſtimmten gerade zu einem Auguſtabend, da die Sommerluſt ihren Höhepunkt erreicht hat, und die ſchönen Erinnerungen an Lenz und Blütenzeit mit dem derberen Genuß der reifenden Frucht abzuwelken beginnen.

Sie haben für ſich ganz Recht, mein Herr Baron! verſetzte der Arzt. Warum kommen aber *mir* nicht auch ſolche Naturbetrachtungen? Die Politik verderbt Einem jetzt allen Genuß. Mir ſchien dieſe Muſik unſern politiſchen Sommer auszuſpielen. Dieſe ſchmeichelnden Melodien erinnerten mich an die weichliche mainzer Herrlichkeit üppigen Genuſſes, ſchalkhafter Intriguen, verſtohlner Liebe, verbunden mit gravitätiſcher Vornehmigkeit; kurz, es war die Menuet eines geiſtlich-weltlichen Hofes, mit frommen Geberden und lüſternen Verſuchen, mit abwechſelnden Andachts- und Liebesblicken. Nun, wie man Zerlinens Aufſchrei bei Don Juan's frechem Angriffe hört, dachte ich an die bedrohte bräutliche Volksfreiheit und an den jüngſt hier in Mainz gegen Frankreich beſchloſſenen Angriff der hohen Ariſtokratie. Und iſt zuletzt hinter all' dieſem her nicht ein entſetzlicher Wirrwarr der Volkswuth in Paris, der wilden Bewaffnung, der blutigen Rache zu befürchten, ein Ausbruch, der ſich dem tollen Angriff des bewaffneten Manifeſtes entgegen über das Rheinland, vielleicht über Deutſchland wälzen, und Freund und Feind, Nahe- und Fernſtehende in ſeine tobenden Flammen mit ſich reißen könnte? Sagen Sie ſelbſt, ſind das nicht ſehr ſtörende Imaginationen bei ſolcher Muſik?

Dieſe Betrachtung, zumal aus dem Munde eines dem heimlichen Club angehörigen Mannes, verſtimmte den jungen Freund und er ſchwieg. Die Muſik, wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich ein Stück durch das andere zerſtört, fing jetzt einen Walzer an, und Franz Karl wendete ſich zu gehen. Aber Wedekind verließ ihn nicht, und vertraute ihm, daß er eigentlich noch eine andere, eine patriotiſche Verlegenheit ſeines Freundes Eickemeyer auf dem Herzen habe. — Der geiſtliche Rath Garzweiler, ſagte er, ſucht ſeit Kurzem den Ingenieur fleißig auf, wie er ſich denn auch an andere Männer anklemmt, die man, ich weiß es, Clubiſten nennt, die aber richtiger Volks- oder Vaterlandsfreunde heißen ſollten.

Und was will Garzweiler vom Ingenieur? fragte der Baron.

Notizen den über Zuſtand der Feſtung, war Wedekinds Antwort. Er brauche ſolche, wie er ſagt, zur Einſicht über unſere Lage; da er von Sr. kurfürſtlichen Gnaden den Auftrag habe, Predigten an das Volk zur Beruhigung über die Zeit und Zukunft zu halten. Doch, mein geehrter Herr Baron, das ſoll der ſchlaue Pfaff einem Narren weismachen, daß man zu Predigten Feſtungsriſſe nöthig habe. So hat er auch mich um die Adreſſe des Herrn von Villars angegangen, der, wie Sie wiſſen, bei Ankunft der Monarchen vom Kanzler Albini ausgewieſen wurde, und obgleich er krank war, Mainz auf den Stutz verlaſſen mußte. Ich bin ihm nämlich noch jetzt mit Rath und Recepten bedient. Ferner weiß ich, daß Garzweiler ſich mit dem Profeſſor Dorſch in Straßburg in Correſpondenz geſetzt hat. Sie kennen ja jenen heitern, freiſinnigen Geiſtlichen, den herrlichen philoſophiſchen Kopf, den die Pfaffen von hier vertrieben haben, weil er der kantiſchen Philoſophie anhing. Nun wendet ſich Garzweiler an dieſen Mann! Was bedeutet das? Da frage ich Sie, mein Herr Baron: was will der Schlaukopf mit allem dem? Er ließ gegen mich den tollen Gedanken fallen, Mainz, dies Hauptbollwerk, müſſe ſtürzen; nur von einem ſolchen entſetzlichen Krach könne das ſchläfrige, duſelige Deutſchland erwachen, nur von ſolcher Gefahr der Familien-Egoismus der elenden deutſchen Fürſten erſchüttert werden. Sie können denken, daß wir ihm nicht trauen, und ich bin blos auf ſeine Predigten begierig, die er vom nächſten Freitag an halten wird, und die ihn mit ſich ſelbſt in Widerſpruch verwickeln müſſen. Nun ſagen Sie mir, was ſoll man von dem verſchlagenen Manne denken?

Dem jungen Freunde ſchien dieſe Frage, wenn nicht verfänglich, doch ungehörig. Und da Wedekind überhaupt ſein Mann nicht war, mit dem er ſich näher einlaſſen mochte: ſo erwiderte er kurz:

Ich verſtehe Sie eigentlich nicht, Herr Hofrath! Als „Vaterlandsfreund“ haben Sie ja nichts zu beſorgen, wenn Sie etwa glauben, der Schalk wolle Sie ausforſchen; er wird dann nur Rechtſchaffenes von Ihnen zu hören bekommen. Vom Hof iſt Garzweiler allerdings entfernt; vielleicht ſucht er aber hinter der Kanzel der Jeſuitenkirche die alte Wendeltreppe zum Vorzimmer des Fürſten, die er im Schloß verloren hat. Sehen Sie zu, was Sie mit ihm anfangen! Ich weiß für meinen Theil, was ich von ihm zu halten habe.

Mit dieſem ablehnenden Stolz empfahl ſich Franz Karl. Dennoch hatte er dieſe Mittheilung nicht ſo weit von ſich geworfen, daß ſie nicht ſein Nachdenken beſchäftigt hätte. Angenehmeres trat glücklicherweiſe ſchnell dazwiſchen. So übergab ihm der Kammerdiener ein verſiegeltes Packet, das eben war überbracht worden, und die geſchriebene Sammlung von Fides enthüllte ſich aus dem Umſchlag. Anmuthiger konnte ein ſo bewegter Abend nicht ſchließen! Die ſaubern, zierlich beſchriebenen Blätter, zwiſchen denen er ſo manche von ſeiner eigenen Handſchrift, und jedesmal in ſinniger Verbindung mit den übrigen, eingeſchaltet fand, — welche Erinnerungen erweckten ſie nicht in ſeinem Herzen! Mit dieſen Empfindungen vermiſchten ſich die ſüßen Melodien der Mennet, die er noch ſpät am Fenſter ſtehend, und als er ſchon ſeine Wachskerzen gelöſcht hatte, von luſtigen Nachtſchwärmern über die Straße trällern und pfeifen hörte.

Siebzehntes Kapitel.

Der frühe Tagesſchimmer weckte unſern jungen Freund wieder zu denſelben lieben Blättern. Er holte jetzt die ſchöne Saffianmappe herbei, die ſich oben und unten mit weißatlaſſenen Fächerfalten und vorn mit einem goldenen Haken ſchloß. Wie kindlich freute er ſich, als er die Blätter hineinprobirte, der artigen Unterkunft einer ſo ſinnigen Auswahl von Liedern, Fabeln, Denkſprüchen und dergleichen! Er beſann ſich, daß er noch manche ähnliche Blätter mit Auszügen auf dem rheingauer Gut liegen habe, die er nächſtens mitbringen und der Sammlung beifügen könne. Noch jüngſt hatte er aus den neueſten Bruchſtücken von Goethe's Fauſt ſelbſt einige Bruchſtücke genommen, — Stellen, bei denen er, durch Fauſt's Gretchen lebhaft erinnert, an Fides gedacht hatte. Er fand nichts Unrechtes dabei, der geliebten Freundin von Dichterlippen ausſprechen zu laſſen, was er als bürgerlich rechtſchaffener Bräutigam einer Comteſſe ſich ſelbſt nicht erlaubt hätte. Und doch wünſchte er im Stillen, Fides, wenn ſie dieſe Worte läſe, möchte ſeiner dabei gedenken, ſich gerührt fühlen und empfinden, daß er auch ihrer dabei gedacht habe.

So glücklich iſt das menſchliche Herz, daß ihm zwiſchen den abgeſteinten Feldern, unter den ſorgfältig angebauten Küchengewächſen des bürgerlichen Lebens noch manche blaſſe Täuſchung duftet, — Unkraut in den Augen des verſtändigen Hauswirthes, worin aber die verirrte Biene der Liebe ihren Honig findet.

In ſolcher träumeriſchen Beſchäftigung überraſchte den jungen Freund, nachdem er zu den Conferenzen im Schloſſe noch nicht wieder eingeladen und zu einer Audienz nicht angenommen worden, ein mit dem großen Hofkanzlei-Siegel geſchloſſenes Couvert, aus welchem ein fürſtliches Reſcript hervorging, das den jungen Baron als wirklichen Regierungsrath vom erſten Oktober an nach Erfurt verſetzte. Franz Karl dachte ſogleich an die Gräfin Coudenhove, und der trotzige Stolz, den er über ihre Rache empfand, hob ihn raſch über den erſten verdrießlichen Eindruck ſeiner Verſetzung hinaus. Doch beim Anblick der rothen Mappe überkam ihn, mit der Erinnerung an Fides, eine Betrübniß Mainz zu verlaſſen. Er dachte daran, was er ſchon früher zu ſeiner Ueberſiedelung nach Franken beſchloſſen, jetzt gleich zu thun und ſeinen Abſchied zu fodern; aber dies hatte nach ruhiger Ueberlegung auch wieder Vieles gegen ſich, — Rückſichten auf die Verhältniſſe und ſelbſt auf die Vorurtheile ſeiner Mutter, Vorſchriften ſeines ſeligen Vaters und vor Allem ſeine eigenen Begriffe von der Dienſtpflicht gegen den Fürſten und vom Beruf eines unabhängigen Mannes, zwiſchen den Intereſſen des Volkes und der Fürſtengewalt eine ausgleichende Stellung einzunehmen. Er konnte ſich nicht entſcheiden, und glücklicherweiſe war ihm auch dazu eine geraume Friſt gegönnt. Er eilte zu ſeiner Mutter, ihr die unangenehme Neuigkeit beizubringen und ihre Meinung zu hören.

Die Baronin war ſchon unterrichtet und eher aufgeräumt, als niedergeſchlagen. Sie hatte vorhin die Comteſſe Joſephine geſprochen, die ihr viel Beruhigendes und Artiges beigebracht zu haben ſchien. — Du ſiehſt ſchon an dem hinausgeſchobenen Termine, wie's gemeint iſt, mein Sohn! bemerkte ſie mit geheimnißvollem Lächeln. Es iſt etwas von der Laune des alten Herrn und von der Schlauheit der Generalin dabei. Deine Unentſchloſſenheit, lieber Franz Karl, hat die Gräfin auf das Mittel gebracht. Weißt du, wie man eben mit dir verfährt, mein Sohn? Wie's die Bürgerknaben ihren Maikäfern machen, die ſie am Zwirnsfaden halten. Ich habe ihnen manchmal vom Fenſter zugeſehen: ſie ſingen dem Maikäfer etwas ganz Vergnügliches vor, in Erwartung, daß er fliegen ſoll; wenn er aber doch nicht auffliegen will, ſo drücken ſie ihm ein wenig auf die Gabelfüßchen. Gerade ſo bringt man dich unentſchloſſenen Bräutigam nach Erfurt auf die Füße, und ſingt dir: Flieg', Käfer, flieg'!

Wie freuet es mich, verehrte Mutter, Sie ſo wohl aufgelegt zu finden! erwiderte Franz Karl mit erzwungenem Lächeln.

Dann haſt du ja auch gewünſcht von Mainz wegzukommen, fuhr die Baronin ernſter fort, was ich ſehr mißbillige, Franz Karl, zumal du mir vorher keine Sylbe davon geſagt haſt. Nun will man dir vielleicht durch dieſe Verſetzung den Willen in einer Weiſe thun, daß man dich doch zur rechten Zeit wieder zurückberufen kann. Dies habe ich mir wenigſtens bei der Comteſſe ausgebeten.

Mit dieſer Beruhigung ſeiner Mutter war der junge Baron ſehr zufrieden, ohne damit einverſtanden oder ſelbſt beruhigt zu ſein. Vielmehr hielt er an der Vorausſetzung feſt, daß es mit ſeiner Entfernung von Mainz doch anders, mehr oder weniger feindſelig, gemeint ſei. Welche Liſt oder Abſicht darunter verborgen liege, war nicht gleich zu errathen; doch fiel ihm jetzt eines auf, was er gehört hatte, daß nämlich, ſeit ihm der Gräfin Haus verboten war, ein ſonſt nur bei beſonderen Anläſſen dort geſehener Mann jetzt faſt täglich und in den vertrauteſten Stunden Beſuche mache. Ein unter dem Namen Meyenfeld nach Mainz gekommener Ungar, von dem vorigen Kaiſer und am wiener Hof wohl gelitten, aber — wie man glaubte — ſeiner Vorliebe für die franzöſiſche Revolution wegen von dort verbannt, lebte ſchon einige Zeit hier; ein Mann von myſteriöſer Herkunft, an dem man aber die beſte Erziehung bemerkte, ein Meiſter in ſeinem Anſtand, nur vielleicht etwas umſtändlich und ſcharf gemeſſen in ſeinem Betragen, womit er aber viel Wohlwollen und einen gewiſſenhaften Charakter verband; ein Hageſtolz, nicht mehr von der jüngſten Sorte, aber von einer Hand, die noch den eigenen Bewerber empfahl, und zugleich in ſo guter Verbindungen ſtand, um für Andere zu freien.

Franz Karl beunruhigte ſich nicht über das Räthſel. Er betrachtete Joſephinen als ihm angehörig, und betrug ſich gegen ſie mit der zarteſten Aufmerkſamkeit und mit dem Wohlwollen eines Mannes, der in ſeinen bewußten Abſichten heiter und vornehm erſcheint. Und gerade eine ſolche Begegnung entſprach am meiſten den geſellſchaftlichen Gewohnheiten und dem Mangel der Comteſſe an Schwung der Seele; wobei ſie ſich am wohlſten empfand, und in angemeſſener Schwebe froh und hingebend erwies.

In dieſer Lage der Dinge kam eines Morgens Forſter, eilig und aufgeregt, um den jungen Freund auf den Abend — nicht zu ſich, ſondern zu Sömmering einzuladen, der von ſeiner größeren Reiſe zurückgekehrt, ſeit einigen Tagen von Frankfurt herübergekommen war, um ſeine junge Frau in die mainzer Kreiſe einzuführen. Einen berühmten Durchreiſenden zu feiern, hatte der Hofrath ſeine gelehrten Freunde zum Abendbrote gebeten. — Ich habe Sie bei Sömmering angeſagt, rief Forſter exaltirt, er und ſeine herrliche Frau ſind erfreut, Sie bei ſich zu ſehen; aber ich nenne Ihnen den Fremden nicht! Sie errathen ihn auch nicht; aber Sie kennen ihn, Sie ſchwärmen für ihn, Sie beten ihn an. Doch halt! mehr darf ich nicht ſagen.

Mit dieſer Vorausſetzung der Unlösbarkeit des Räthſels, und da ſich der gelaſſenere Baron auch keinen Reiſenden denken konnte, für den er ſchwärme, war ihm Alles Rathen verleidet. Forſter eilte denn auch fort, ohne ihn auf eine Spur zu bringen. Nur an der Thüre rief er noch einmal zurück: Mein Himmel, wie werden Sie ſich freuen!

Achtzehntes Kapitel.

Der berühmte Reiſende war der Erſte, der ſich gegen Abend bei Sömmering einfand, ein ſtattlicher und ſchöner Mann, von etwa 43 Jahren. Ein ſchwarzes Auge voll Glanz und Geiſt leuchtete unter einer hohen, gedankenvollen Stirne, zu welcher Naſe und Kinn in ein edles, faſt antikes Verhältniß traten. Um die feinen Lippen ſchwebte ein anmuthiger Ernſt mit dem Ausdruck von Wohlwollen und Wohlredenheit. Seine Haltung war vornehm und etwas pedantiſch gemeſſen. Im Geſpräche mit dem Hauswirthe hin- und herwandelnd, hielt er ſich ein wenig ſteif, die Hände über den Rücken gekreuzt, den Kopf hoch getragen und mit kurzen, ſchwebenden Schritten auftretend.

Die junge Frau, noch mit den Vorkehrungen zu einem Mahl beſchäftigt, das dem lebensfrohen Gaſte und der frankfurter Küche Ehre machen ſollte, hatte die beiden Männer einer ernſthaften Unterhaltung überlaſſen. — Wie oft, mein lieber Sömmering, — ſprach eben der Fremde, indem ich Ihre Schriften las, denen ich ſo manche Belehrung ſchuldig bin, habe ich Sie glücklich geprieſen, daß Ihr Beruf Sie zur Unterſuchung des thieriſchen Gebäudes führt, und daß es Ihre Pflicht iſt, den Betrachtungen deſſelben Ihr Leben zu widmen. Nur Eins hätte ich wol zu erinnern: Sie bringen nämlich Ihren Sachen keinen Vortheil, wenn Sie die Philoſophen mit ins Spiel ziehen. Dieſe Klaſſe verſteht vielleicht mehr als je ihr Handwerk, und treibt es mit Recht abgeſchnitten, ſtreng und unerbittlich fort: warum ſollten wir Empiriker und Realiſten nicht auch unſeren Kreis kennen, und unſeren Vortheil verſtehen, für uns bleiben und wirken, höchſtens einmal in die Schule horchen, wenn ſie die Kräfte kritiſiren, mit denen wir die Gegenſtände zu ergreifen genöthigt ſind?

Eure Excellenz haben Recht! rief Sömmering, der durch den erfreulichen Beſuch noch mehr als gewöhnlich aufgeregt, mit ſeinen unruhigen Bewegungen beſonders der zuckenden Finger, gegen den gemeſſenen Gaſt ſeltſam abſtach. Wie Sie ſagen! Wir bleiben dann die Monarchen des Beſtehenden, und befeſtigen uns nur immer mehr gegen die Philoſophen, dieſe Revolutionaire und Sansculotten des Gedankens. Vortrefflich, lieber Sömmering! lächelte der Andere, und Sömmering fuhr fort:

Könnten Sie mir nur manchmal Ihre geniale Feder leihen, mit der Sie ſo klar und anſchaulich darſtellen! Männer, wie ich, ſollten vielleicht gar nicht ſchreiben. Am Ende — warum überhaupt ſchreiben? Warum nicht handelnd und wandelnd lehren, wie die Alten?

Nicht doch, mein Hochgeſchätzter! erklärte der Gaſt. Mir ſelbſt ſind gerade Sie zu Troſt und wahrer Ermunterung im Schreiben mit Ihrer höchſt ſchätzbaren Entdeckung gekommen. Bedenken Sie doch, daß eben Sie den Menſchen, durch den in ſeinem Schädel nachgewieſenen Hirnſand, als Schreibthier von Gottes Gnaden gleichſam legitimirt haben!

Sömmering lachte, die Hände reibend, und Jener fragte nach einer Weile:

So wird alſo Forſter herüberkommen? Wie geht es dem wackern Manne?

Ich bin ſehr unzufrieden mit ihm, antwortete Sömmering etwas heftig. War er mir ſchon früher ein zu lebhafter Sprecher für die Revolution, ſo finde ich ihn nach dieſen Monaten meiner Abweſenheit vollends eingenommen und enthuſiaſtiſch. Es iſt gar nicht mehr mit ihm zu diſputiren: er wird gleich überſpannt, und doch möchte ich nicht, daß dieſe fatale Revolution mit ſo viel Herrlichem in Frankreich auch noch unſere alte deutſche Freundſchaft zerſtörte.

Nein, bei Leibe nicht, lieber Mann! verſetzte der ſtattliche Gaſt. Vielmehr müſſen Sie unſerem lieben Forſter zu gut halten, daß er als Weltumſegler ein Kosmopolit und Mann der Bewegung ſein darf. Ihnen aber, mein Beſter, ſteht denn freilich, wie einem braven Naturforſcher, ein mehr beobachtendes und ruhigen Entwicklungen nachgehendes Verhalten gar wohl an. Und ſo ſoll mir denn heut, an den ſchönen Ufern des Rheins, achtungswerthen Männern beider Parteien der Zeit zu begegnen beſchieden ſein! Zu Mittag war ich nämlich bei dem königlich preußiſchen Reſidenten, dem Herrn Oberjägermeiſter von Stein, der ſich in Haß gegen alles Revolutionaire gewaltſam auszeichnete. Ich denke aber, dieſen Abend ſoll lieber von politiſchen Dingen gar nicht die Rede ſein! Denn wenn manche Ihrer Gäſte republikaniſche Geſinnungen nicht ganz verleugnen mögen: ſo habe ich doch für meine Perſon zu bedenken, daß ich eben im Gefolge meines gnädigſten Herzogs mit einer Armee zu ziehen eile, die gerade dieſen Geſinnungen und ihrer Wirkung ein entſchiedenes Ende machen ſoll.

Gott gebe das! rief Sömmering. Denn uns Gelehrten ſchlägt die Ruhe beſſer an. Wir brauchen den Frieden zu unſeren Revolutionen.

Sonſt wäre Forſter ganz der Mann, ſetzte der Geheimerath hinzu, um einzuſehen, daß das Lied: Allons enfants de la patrie in keiner Sprache wohlhabenden Leuten anſteht, ſondern blos zu Troſt und Aufmunterung armer Teufel geſchrieben und componirt iſt. Es kömmt mir dies Lied an wohlbeſetzter Tafel eben ſo vor, wie die Deviſe eines Reichen: Pain bis et liberté!

Nach und nach fanden ſich die Eingeladenen zuſammen. Auch Forſter mit Thereſen und Franz Karl ſtellten ſich zeitig ein. Wenig fehlte, daß der junge Freund, dem Geheimerath vorgeſtellt, bei dem Namen Goethe ſich in einem Ausrufe der Ueberraſchung verloren hätte. — Eine wechſelnde Unterhaltung, die nur anfangs an der allgemeinen Ehrerbietung gegen den Geheimerath etwas zu viel Ballaſt hatte, kam auf, und ward flotter, als die beiden Frauen Forſter und Sömmering einige der zu ſchweren Rückſichten über Bord warfen und mit munterer Laune und geiſtreichen Neckereien den artigen Dichter außer Gravität und in ſeine liebenswürdige Stimmung verſetzten. Frau Eliſabeth zumal, die freimüthige Frankfurterin, traf den eigentlichen Redeton, worin auch Goethe ſich gern gehen ließ. Sie kannte Goethe's Mutter genauer, und wußte kleine Vorfälle aus den letzten Monaten und glückliche Worte der Frau Rath drollig genug vorzubringen.

Frankfurter Geſchichtchen und manche in dieſem Kreiſe wohlverſtandene Anſpielungen erregten Luſt und Lachen, ſo daß es bald laut genug zuging.

Ich hab' es einige Tage wieder recht durchgenoſſen, ſagte Goethe, und war daheim wieder einmal der Hätſchelbube der guten Mutter. Freilich! Gegen mein mütterlich Haus, Bett, Küche und Keller wird Zelt und Marketenderei übel abſtechen; beſonders da mir weder am Tode der ariſtokratiſchen noch der demokratiſchen Sünder im Mindeſten etwas gelegen iſt.

Dies letzte Wort des vergeſſenen Dichters ſchlug zündend in Forſter's Bruſt. Doch nahm er ſich zuſammen, und ſagte bloß mit erzwungenem Scherze: Ich ſehe, die Poeſie, die ungewohnterweiſe im Dienſte der Politik einen Feldzug macht, hält ſich bis jetzt noch ſehr neutral; wie ſich auch Pfalzbaiern und Würtemberg erklärt haben.

Eigentlich mache ich dieſe Campagne nicht als Poet mit, verſetzte Goethe unter verlegenem Lächeln. Der Dichter hat ſich vielmehr den Welthändeln entfernt zu halten. Die wahre Poeſie kündigt ſich dadurch an, daß ſie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt ſie uns mit dem Ballaſt, der uns anhangt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperſpective entwickelt vor uns daliegen. — Da ich aber doch einmal in ein fremdes Land auszurücken veranlaßt bin: ſo betrachte ich mich als Naturforſcher, und hoffe denn auch für die Farbenlehre, die mich derzeit beſchäftigt, Gelegenheit zu guten Beobachtungen zu finden.

Das werden Sie! rief Forſter, etwas geſpannt. Aber, bei Gott! Herr Geheimerath, Sie ſind ein Mann, der ſeine Zeit begreift und zu benutzen weiß. Bringt da kaum die Revolution das Tricolor auf, ſo eilen Sie hin, um Ihre Beobachtungen zu machen und gewinnen gleich drei friſche Farben, nachdem freilich das bourboniſche Weiß ziemlich ſchmutzig geworden war.

Die augenblickliche Verlegenheit war durch Goethe's herzliches Lachen ſchnell gehoben. Um aber den Gegenſtand zu entfernen, fragte der Dichter nach Heinſe: Was macht denn der Ardinghello-Poet, lieber Forſter? Ihr ſeid doch wohl befreundete Leute?

O der Heinſe thut ſich trefflich bene! antwortete Forſter. So gern ich ihn lieb hätte, ſo unmöglich macht er mir's, an ihn zu kommen. Das Futteral, das er anhat, iſt nicht von Holz, ſondern von Leder, und das zieh' ihm der Teufel ab. Auch fürchte ich, das Leder hat ſich mit ſeiner eigenen Subſtanz ziemlich identificirt. In der That, ſein Egoismus iſt bewundernswerth!

Es iſt zum Erſtaunen, bemerkte Goethe, was dieſer Autor in ſeinem Roman für ſtarke Sachen gegen Fürſten-Deſpotismus und dergleichen ausgeſprochen hat, — er, ein fürſtlicher Bibliothekar! Was ſagt denn nur der Kurfürſt dazu?

Was dazu, weiß ich nicht, antwortete Forſter, aber in Bezug auf ſo manche lüſterne und üppige Stellen ſoll er ihm, mit einem anſehnlichen Geldgeſchenke, geſagt haben: Sie haben Sauereien geſchrieben, Heinſe, aber recht ſchön, recht artig!

So zerſtreuete ſich das Geſpräch der Gäſte von

Gegenſtand zu Gegenſtand, bis es an der Abendtafel die rechte Uebereinſtimmung mit ihrer Beſchäftigung gewann. Das Mahl war nach frankfurter Küche üppig und köſtlich und von erleſenen Weinen begleitet. Goethe blieb in der Schätzung deſſelben nicht zurück; die eigentliche Weihe des Genuſſes ging aber von Forſter aus. Da er ſeiner Geſundheit halben wenig und mit Auswahl aß, und von einem Glaſe Wein leicht gehoben war, ſo erſchien er bei Tiſche gewöhnlich zum Sprechen aufgelegt, und ließ ſich jetzt heiter und ſinnreich über die hohe Bedeutung einer feinen Küche aus. — Die Küche, ſagte er, mit ihrem zahlreichen Gefolge von Leckereien iſt eine Beherrſcherin der Kultur. Ihr iſt es gelungen, die Natur zur Dienerin und Lieferantin zu machen, um den Geiſt des Menſchen zu erheben. Betrachten wir nur gleich die menſchliche Zunge in ihrer doppelten Bedeutung als Schmeck- und Sprechorgan: erblicken wir nicht in dieſem einen Gliede die menſchliche Fähigkeit ſich zu vervollkommnen weſentlich beſchloſſen? Die Zunge iſt die Vermittlerin unſeres körperlichen Beſtehens und unſerer geiſtigen Entwicklung. Genüſſe und Gedanken begegnen ſich auf einer ſo ſchmalen Brücke zwiſchen ſinnlicher und überſinnlicher Welt, um ſich leichter zu verſtändigen. Eben ſo auffallend aber ſind auch für den Nachdenkenden die Wirkungen jener feinen Uebereinſtimmung zwiſchen den Werkzeugen des Verſtandes und der Verdauung. Welcher Phyſiolog dürfte ſich vermeſſen darzuthun, daß der Heldenmuth des großen Fritz, ſeine unermüdete Thätigkeit, der Adlerblick ſeines Verſtandes und die Blitze ſeines Geiſtes von der übermäßigen Eßluſt ſeines Magens ganz unabhängig geweſen? Auch wird kein Sachkundiger läugnen wollen, daß die Stimmung unſerer Gefühle großentheils von der vermehrten oder geringeren Reizbarkeit der Nerven des Unterleibs abhängt. Und wenn es wahr iſt, daß die ſanfteren Regungen des Mitgefühls, der Theilnahme an Anderen, der Begeiſterung für das Wohl der Menſchheit ſich noch nie bei einem Straußenmagen befanden, ſondern allemal ein ſchwächeres Verdauungs-Syſtem vorausſetzen: wie glücklich war es dann nicht für König Friedrich's Unterthanen, daß Polenta und Nudelpaſtete ihm beſſer ſchmeckten, als bekamen!

Mit lächelnder Feierlichkeit verſetzte Goethe:

Der Freund weiht uns da in einen myſtiſchen Dienſt ein, zu dem wir uns gar gern bekennen mögen. Iſt es doch eine Andacht, die ſelbſt Denjenigen, dem der rechte Glauben fehlen ſollte, durch ihre guten und köſtlichen Werke beſeligen kann.

Ich kann mich auf die Geſchichte berufen, eiferte Forſter. Wie Alles im Leben auf Wechſelwirkung beruht, ſo behaupte ich, daß die Verfeinerung der Sinnlichkeit, mithin auch die Leckerei, wie ſie nur bei kultivirten Völkern entſteht, auch ihrerſeits wieder die allgemeine Aufklärung befördern muß. Die dummſten Völker nähren ſich auf die allereinfachſte Art; die Lebensart der klügſten iſt am meiſten zuſammengeſetzt. Wo gibt's rohere Menſchen, als die blos fleiſcheſſenden Hirtenvölker im öſtlichen Aſien, wo ſchwächere, als die Indier, die großentheils nur von Reis leben? Wie ſticht dagegen ſelbſt unſer handfeſte und verſtändige europäiſche Bauer ab, der bei gemiſchter Diät beide Indien in Contribution ſetzt, um zu ſeinem Hirſebrei Zucker und Zimmet zu genießen!

Vollends wir ſelbſt, ſcherzte Goethe, die wir eben in ſo ſinnlicher und myſteriöſer Verbindung mit der Küche eines europäiſchen Naturforſchers ſtehen. Wohlan! verſchmähen wir bei Leibe nichts von dieſen ſegenbaren Leckerbiſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß die erſten Wirkungen nicht gerade geheimnißvoll ausfallen.

Man lachte und neckte Forſtern damit, daß am Ende auch zwiſchen ſeiner Weisheit und einer Indigeſtion ein gewiſſes Einverſtändniß beſtehen möchte. Doch blieb der Gegenſtand noch immer anregend für die luſtigen Tafelgenoſſen. Einer erinnerte daran, daß nicht ohne Bedeutung die nahrhafteſten Speiſen auch die geſchmackloſeſten ſeien, und daher länger genoſſen werden könnten. Ein Anderer meinte, das Geheimniß eines geiſtigen Einfluſſes körperlicher Genüſſe müſſe ſich doch begreifen und löſen laſſen; worauf Forſter eine Erklärung ſchon darin fand, daß die Eigenſchaften der Speiſen auch die Beſchaffenheit der Säfte verändern und folglich auf die ganze menſchliche Organiſation weſentlichen Einfluß haben müßten. Beim Deſſert forſchte man der eigentlichen Seele des Wohlgeſchmacks nach, und Baron Franz Karl glaubte ſie im Süßen und Würzhaften zu finden, dieſen Geſchenken der Sonne in heißen Klimaten.

Ja, ja! rief Forſter. Es iſt eine Poeſie aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt; es iſt Licht und Feuerſtoff, zu Körpern verdichtet, was unſere Zunge in der Süßigkeit und im Oel der Gewächſe genießt; denn des letzteren Entzündbarkeit und Verflüchtigung ſcheint das

Daſein jener Urweſen anzudeuten; ſo wie im Zucker ſelbſt, wenn man zwei Stücke aneinander reibt, ein Phosphorſchein das innewohnende Licht verräth.

Welch ein ſchönes Vorbild, rief Franz Karl, für die Kämpfe und Reibungen in Staat und Kirche, daß Liebe und Muth für Recht und Wahrheit, wenn ſie hart aneinander gerathen, das Urlicht der Welt erwecken, das in den dunkeln Zuſtänden des Lebens gebunden liegt!

Nur, daß Wuth und Waffen der Parteien und Völker keine Zuckerſtücke ſind! meinte Frau Sömmering.

Und ſich nur in Blut löſen, ſtatt in heißem Thee, ſetzte Frau Thereſe hinzu.

Wir wollen uns dergleichen trübſelige Betrachtungen, von denen die Zeit ſchon überfüllt iſt, lieber entfernt halten! mahnte Goethe, und Jeden glücklich preiſen, der ſich heutzutage von der politiſchen Stimmung aller Menſchen in einen Kreis zurückziehen darf, in welchen außer Liebe und Freundſchaft, Kunſt und Wiſſenſchaft nichts herein kann. Den hohen Weltbeherrſchern und auch unſeren kleinen Fürſten wollen wir aber die lebendige Einſicht in die menſchenfreundliche Politik unſeres lieben Forſter's wünſchen, die dahin ſtrebt, die Vornirtheit der Einſichten und die Wildheit der Leidenſchaften unter den Völkern durch eine gute Küche zu beſſern und zu verhindern. Schon hat jener gute König von Frankreich jedem Bauer ein Sonntagshuhn in ſeinen Topf mit Reis gewünſcht. Der war auf dem rechten Wege, wie ich nun einſehe, und ſolche Politik hätte von Frankreich ausgehen ſollen, ſtatt daß Hunger und Schulden dieſe ſchreckliche Revolution herbeigeführt haben.

Mit dieſen Worten erhob ſich der Dichter, indem er an die ſpäte Nachtſtunde erinnerte. Wie er ſich bei der Hausfrau empfahl, ſagte er ſcherzend:

Heut müſſen uns die Frauen beſonders günſtig ſein: wir haben mit dem Schmeck- und Sprechorgan ihre Verdienſte um die Welt doppelt anerkannt, wie ſie es gar ſehr verdienen.

Die Freunde begleiteten den verehrten Mann nach ſeinem Gaſthofe. Es war eine ſchöne Auguſtnacht. Eine köſtliche Luft erquickte die heißen Zecher; und wie man hohe Gäſte mit Leuchtkugeln begrüßt, ſo ſtiegen vor ihnen am hellen ruhigen Himmel ein paar Sternſchnuppen auf, und ſchoſſen ihren Bogen nach der Höhe des Stephansberges. Auch ſo ſpät in der Nacht ging es noch lärmend in der Schuſtergaſſe zu, und als unſere Freunde vor die drei Reichskronen kamen, und an das verſchloſſene Thor klopften, eilten vom ſogenannten Brand luſtige Geſellen herbei. — Aha! riefen ſie, treffen wir gute Kameraden! — Aber bei näherem Anblick lachten ſie einander aus und entſchuldigten ſich. — Man hat uns zu nachtwandelnden Zechern gemacht, ſagte Einer. In den Wein- und Wirthshäuſern ſoll nämlich nichts von Politik geſprochen werden: ſo haben wir denn Politiſches geſungen. Nun iſt ein neuer Vicedomamtsbefehl ergangen, daß kein Gaſt über zehn Uhr ſitzen ſoll: ſo müſſen wir alſo zechen gehen.

Der Kellner öffnete, und da er die Anklopfenden für ſolche Wandergäſte gehalten, war er gleich mit einigen Flaſchen gekommen, die auch raſch in Empfang genommen und bezahlt wurden. Jeder führte ein großes Glas mit ſich; Einer ſchenkte ringsum ein, und ſo ward unſern Freunden auf der Stelle ein Lebehoch gebracht.

Sie haben die Welt umſchifft, lieber Forſter, ſprach Goethe; nun lernen Sie doch eine ganz neue Sorte von Nomaden im lieben Vaterlande kennen. Oder ſollen wir ſie lieber Kameelen vergleichen, die in der Wüſte nach verborgenen Quellen ſchnaufen? — Aber, welch' ein nächtlich Treiben, ihr Freunde, an euerem ſchönen Strom! Ich habe es früher nie ſo lebhaft und aufgeregt in Mainz gefunden.

Forſter hielt die ihm zum Abſchied gereichte Hand des Dichters feſt; die freie Luft hatte ſeinen flüchtigen Rauſch — der bewegte Moment ſein Gefühl geſteigert und er ſprach ſehr gehoben:

Aufgeregt in Mainz? Auch die Welt war es ſonſt nicht, wie jetzt, — Mann und Poet! Sie ſelbſt, — haben Sie nicht die freie heitere Höhe der Muſen verlaſſen, und ziehen den blutigen Fußſtapfen des Krieges nach? Gebt ein Glas, Bürger, ein volles! Kein Lebewohl dem Dichter, den die Welt kennt und in ſeinen Werken für ewig beſitzt, nein! Wie die erleuchteten Griechen einſt einer unbekannten Gottheit opferten: ſo gelte dies Glas dem Unbekannten, der noch kommen ſoll und beſtritten wird. An des Jahrhunderts Neige ſtehen wir; dies allgemeine Sehnen nach Aenderung der gegenwärtigen Lebensformen, nach Abhülfe der ſo häufigen Mängel; dies Suchen hierhin und dorthin; dies Auflehnen der Vernunft gegen den politiſchen Zwang, dieſer Zwang der Vernunft, der das Gefühl beherrſcht; dieſe Erziehungs-Inſtitute zur Bildung vernünftiger Maſchinen; dieſe Convulſionen des Glaubens an Wunderkräfte außer dem Gebiete der Vernunft; dieſer Kampf der Aufklärung mit der Kirche; dieſe allgemeine Gährung: — Alles verkündigt einen neuen Lehrer und eine neue Lehre!

Das iſt eine gar hohe und erhebende Erwartung, erwiderte Goethe mit feierlichem Ernſte, wobei er den Hut abnahm, indem er ſich etwas tiefer in die Halle des Gaſthofes zurückzog, und ſein dunkles Auge unter der Lichtkerze des Kellners glänzte. Mancher unruhigen und ſuchenden Zeit iſt auch ihr Heiland nicht ausgeblieben. Aber, mein ehrlicher Forſter, vergeſſen wir Eines nicht, was in Frankreich und Deutſchland zu bedenken wäre: Alles, was unſern Geiſt befreit, ohne uns die Herrſchaft über uns ſelbſt zu geben, iſt verderblich! Hiermit leben Sie wohl!

Die drei Reichskronen hatten ſich hinter Goethe geſchloſſen; die andern Freunde waren vorausgeeilt, als die luſtigen Bürger Forſtern ein Lebehoch brachten; nur Franz Karl blieb an ſeiner Seite ſtehen, faßte den exaltirten Freund unterm Arme, und führte ihn mit ſich in raſchen Schritten fort.

Neunzehntes Kapitel.

Dieſer durch Genuß und Gedanken ſo belebte Abend ließ bei Forſtern Stoff zu mancher Betrachtung zurück; wobei doch ſeine Stimmung hoch und heiter blieb. Goethe war ihm um Vieles lieber geworden; ſo ſehr es ihn anfangs verdutzt hatte, daß der herrliche Mann bei jedem politiſchen Worte ſich von der Zeitbewegung abzuwenden ſtrebte. — Der Dichter wird eben vom Ewigen bewegt, ſagte er ſich jetzt; wie jener alte Prophet verhüllt er beim Ungewitter ſein Haupt, läßt Blitz, Donner und Sturm vorüberziehen, bis ein ſegnendes Lüftchen ſäuſelt, worin er die echte Gottheit erkennt. Iſt es nicht ein hoher Inſtinkt des wahren Dichters, da er ſich berufen fühlt, den reinſten Nektar des Schönen und Wahren einzuſchenken und der Menſchen verworrene Seele zu reinigen, daß er es verſchmäht, die dumpfe Kelter der Zeit zu bedienen und vom berauſchenden Moſt zu ſchöpfen?

Je mehr er ſich hierüber klar machte und mit Thereſen beſprach, deſto mehr verlangte es ihn zu wiſſen, welchen Eindruck der hohe Mann bei dem jungen Baron zurückgelaſſen habe, und er eilte eines Nachmittags ihn zu beſuchen.

Auf dem Thiermarkt, unter den ſchönen Linden, wandelten Doctor Wedekind mit Profeſſor Blau, der ſich an dem jungen Reeb führte, ſeinem geiſtlichen Schüler. Sie winkten mit bedeutſamen Mienen Forſtern zu ſich, und Wedekind ließ unter dem Ueberrock einen franzöſiſchen Brief blicken, der über den Eindruck des Manifeſtes in Frankreich berichtete.

O ich will Ihnen das vorher ſagen! rief Forſter. Dieſe tolle Aufforderung, ſich zu unterwerfen, dieſe wuthknirſchenden, oder wenn Sie wollen — kindiſchen Drohungen können nur das Ungeſtüm der Revolution beſchleunigen.

Richtig! flüſterte Wedekind. Aber errathen Sie auch, daß die Volksentrüſtung über das Anſinnen des Auslandes ſich jetzt gerade gegen das gekrönte Haupt richtet, welches man durch jene Drohungen ſichern wollte?

Nun, Doctor? —

Am dritten dieſes hat Petion im Namen der Communen auf Abſetzung des Königs und Berufung eines National-Conventes angetragen. Man ſtrengt alle Kräfte an, den deutſchen Heeren, die raſch vorgerückt ſind, Widerſtand zu leiſten, wirft vor Paris Schanzen auf und wirbt Rekruten zu einer Reſerve, während Kellermann zur Bedeckung von Chalons mit 16,000 Mann aus dem Elſaß herauf zieht, um ſich mit Dumouriez zu vereinigen.

O gewiß! rief Forſter aufgeregt, das allgemeine Schickſal Frankreichs wird bald entſchieden ſein, und dann wird leider! auch das unſerige an die blutige Reihe kommen. Mein heutiger Traum deutet mir auf einen nahen großen Verluſt.

Wedekind lachte und der junge Reeb, ein Schwärmer für Jakobi's Philoſophie, fragte lebhaft:

Glauben Sie an Träume, Herr Hofrath?

Worauf Forſter halb ernſt, halb ſcherzhaft erwiderte: Dieſe tolle Zeit macht uns, wenn auch nicht abergläubiger, als wir Alle mehr oder weniger ſind, ſo doch aberwitziger. Ich ſagte Ihnen ſchon einmal, Doctor, daß bei mir der wirkliche Verluſt eines Zahns dem Verluſt eines lieben Angehörigen vorauszugehen pflegt. Wenigſtens habe ich es ſchon einigemal erlebt, und letzt galt es meinem Söhnchen. Heut Nacht träumte ich nun den Verluſt meines beſten Vorderzahns, und wenn ich mich auf die Bilderſprache des Traums nicht ganz mißverſtehe, ſo deutet ein geträumter Zahnbruch vielleicht nicht auf einen wirklichen, ſondern auf einen moraliſchen Verluſt.

Darauf verſtehe ich mich nicht, verſetzte Wedekind. Aber ich kenne eine junge moraliſche Perſon, die täglich mehr Zähne anſetzt, und von Ihnen mit großem Unrecht vernachläſſigt wird. Ich rede von der Geſellſchaft der Volksfreunde, — von unſerem Club. Hören Sie! Sind Sie ein Patriot?

Ich warte nur noch auf den Weisheitszahn eures Club, lächelte Forſter.

Hören Sie, Freund! rief Wedekind. Wahrlich! ohne Scherz und ohne Spott geſagt: ſetzen Sie ſich feſt bei uns, und der Club hat ſeinen Weisheitszahn!

Forſter drückte dem Doctor für dieſe gute Meinung die Hand und empfahl ſich.

Eben öffnete an der Wohnung des Barons ein Diener die Hausthüre, und Garzweiler trat heraus. — Wie gerufen, mein verehrter Herr Hofrath! grüßte ihn der Geiſtliche. Die gnädige Baroneſſe hat nach Ihnen gefragt. Der Baron, Ihr Freund, und ſeine gnädige Mutter ſind eben ausgegangen, und wollen morgen auf ein paar Tage ins Rheingau. Gehen Sie nur gleich zur Baroneſſe. Laſſen Sie ſich aber nicht abweiſen, die Baroneſſe ſei krank, und treten Sie gleich ins erſte Zimmer, Ihre Gnaden riefen mir aus dem zweiten Zimmer zu; allein ich hatte Eile.

Forſter, obgleich auf Cäciliens Mittheilung geſpannt, trat doch mit beklommenem Herzen in das von Levante-Waſſer durchduftete Gemach. Da ſein abſichtliches Geräuſch unbefragt blieb, klopfte er verzagt an die angelehnte Seitenthüre, und vernahm Cäciliens Stimme:

Wer iſt da?

Ich, gnädige Baroneſſe, — Forſter!

Ach! mein Gott! rief ſie mit lachend-verſchämtem Ton. Ich bin zu Bette, — ich bin unwohl, heißt das — ich war's vorhin; eine Anwandlung von Vapeurs —

Ich muß um Verzeihung bitten, meine Gnädige. Der geiſtliche Rath hat mir das verſchwiegen —! Wann darf ich wiederkommen?

Müſſen Sie denn fort, lieber Forſter? Ich habe Einiges für Sie — Ja, ich ſehnte mich recht nach Ihnen. Wie lange waren Sie nicht da! Sie ſind recht rückſichtslos gegen mich, — Sie böſer Mann! — — Und dem man doch nicht böſe werden mag, dem man Alles erlauben muß.

Forſter glühte von Verlegenheit. Sein Herz klopfte bis an die Kehle herauf; ſeine Gedanken und Regungen verwirrten ſich. Ohne Ueberlegung drückte er ein wenig die Thüre auf: ſtarke, ſüße Eſſenzen ſchlugen ihm betäubend entgegen; eine ſeidene Decke rauſchte, und — — von Angſt überſchauert fuhr er zurück, wobei er raſch die Thüre wieder anzog, die in ihren Angeln ſeufzete.

Gehen Sie denn weg, Forſter? rief es drinnen leiſe und ängſtlich.

Forſter vergaß zu antworten.

Sind Sie denn fort? lautete es heftiger.

Fort? rief der Freund ängſtlich und ärgerlich zugleich. Ja, befehlen Sie mich fort, gnädige Baroneſſe! Heißen Sie mich wiederkommen! Nur — preſſen Sie mich nicht zwiſchen Thüre und Angel!

Preſſen? rief Cäcilie zürnend. Was denken Sie, Sie — Sie! Warten ſollen Sie einen Augenblick! — Was bilden Sie ſich nur ein! — Bis ich mich ein wenig ankleide. Preſſen —? Wahrlich, Sie verdienen nichts Beſſeres, als was ich Ihnen zu ſagen habe!

Beſchämt, bitterſten Unmuths die Augen zudrückend warf ſich Forſter in eine Ecke des Sophas. Er verwünſchte ſich, verwünſchte die Baroneſſe und zertrat mit ärgerlichem Fuß die leere Luft.

Mit unwilliger Haſt kam Cäcilie nach einigen Minuten heraus und warf ſich in die andere Sophaecke, in einem Negligee, das übereilt und viel zu loſe war, um nicht bei der geringſten Bewegung der Arme zu verrathen, was es doch verdecken ſollte. Allein Forſter war viel zu beſtürzt oder verlegen, um ſich auch nur mit einem Blick über die ſpielenden Finger ſeiner Hände hinauszuwagen.

Wiſſen Sie ſchon — ſagte Cäcilie lebhaft, ſtockte aber, und ordnete verſtummend ihren Anzug. Ja, fuhr ſie über ein Weilchen fort, auch das wiſſen ſie noch nicht, daß der Kurfürſt Ihr Geſuch um die Profeſſur der Naturgeſchichte abſchlägt. Sagen Sie mir, was haben Sie der Gräfin Coudenhove gethan?

Nichts, — ich wüßte gar nichts, was ich auch nur verſäumt hätte.

Sie hat es hintertrieben, fiel die Baroneſſe ein. So viel weiß ich. Sie hat einen Groll auf Sie gefaßt, und ich — vielleicht faſſe ich auch einen! Sie verſprechen immer mehr als Sie halten. Doch nein! Das wollt' ich nicht ſagen! Von 'was Anderem! Ich ſehe, Sie ſind unruhig, ſind — preſſirt. Ich habe Sie ja gepreßt. Ha, ha! O das haben Sie recht gut gemacht! Dazu gehört ein Mann, der ſo weit in der Welt umher gekommen iſt! Nun kann ich auch preſſirt ſein, Ihnen zu ſagen —

Sie ſprang abermal ſtockend von ihrem Vorhaben ab, und ſagte in anderem Ton:

Sie begegnen mir ſehr mißächtlich!

O meine gnädige Baroneſſe —! verbat Forſter.

Und immer „gnädig"! ſchalt ſie. Und nie, — daß ich auch gütig bin, daß ich Ihnen ſtets gütig war, Sie aber — mich immer mißverſtehen. Ja, mißverſtehen, wiſſen Sie das? Vielleicht ſogar mißdeuten. Ja, warum ſollt' ich es nicht ſagen? — ich intereſſirte mich für Sie, und gewann Sie nach und nach lieb. Es war die innigſte Theilnahme an Ihrem verkannten, mißhandelten Herzen. Ja mißhandelt! Denn Ihre Ehre, Ihr edles Herz, Ihre Seele voll Liebe und Schwärmerei für ein Weib — ich ſage Weſen — Ei was Weſen! Sie müſſen es wiſſen, ich muß es um Ihrerſelbſtwillen herausſagen, daß ich Ihre Thereſe meine, daß Ihre Thereſe — untreu, Ihnen untreu iſt.

Baroneſſe! ſchrie Forſter, und ſprang auf.

Auch Cäcilie erhob ſich, und nun ſelbſt beſtürzt über das, was ſie nach wiederholtem Zurückhalten doch herausgeſtoßen hatte, rief ſie:

Ja, ja, ja! Aber zürnen Sie mir nicht, mein Freund! Mißverſtehen Sie mich nicht! O haſſen Sie mich nicht, liebſter Mann!

Ihrer Bewegung und Verwirrung nicht mächtig, warf ſie ſich an ſeine Bruſt, und als ob Sie mit dem Verrathe dieſes unglücklichen Geheimniſſes und ihres eigenen Herzens ſich vor ſich ſelbſt verbergen möchte, drückte ſie ihre glühende Wange an ſeine Schulter feſt.

Selten kommen wol zwei ſo verſchiedene Herzen im Augenblicke ſo widerſtrebender Empfindungen ſo heftig ſchlagend aneinander. Starr, die Arme weggeſtreckt von dem reizenden Gegenſtande, der zu umfaſſen war, ſagte Forſter kalt und feſt:

Baroneſſe, Sie haben eine grauſame Beſchuldigung ausgeſprochen, die Sie nicht rechtfertigen können. Richten Sie ſich auf! Ich fodere Ihre Erklärung, Ihre Rechtfertigung! Eine Beſchuldigung, beim Himmel! die durch keine betheuerte Freundſchaft, ſelbſt mit dem Zugewicht aller weiblichen Hingebung, ausgeglichen wird.

Cäcilie fuhr auf, wobei ſie Forſtern heftig von ſich ſtieß. Ihr flammender Zornblick richtete ſich feſt auf ihn; doch während ſie nach Worten ſuchte, ſchoſſen ihr Thränen in die Augen. Sie raffte ihr loſes ſeidenes Tuch vor das Geſicht, und ein Billet fiel aus dem ſtürmiſchen

Buſen. Sie hob es behend auf, wiſchte ihre Augen, und hielt dem beſtürzten Freunde die Ueberſchrift des Briefchens an Huber, die Anrede darin mit dem zärtlichen „Du", ſo wie die Unterſchrift: „Deine Thereſe", zum Beſchauen hin. — Die Hand kennen Sie, — ſagte ſie mit rührend weichem Accent, — es iſt die Hand, in die Sie die Ihrige zum ewigen Lebensbunde gelegt haben. Mehr braucht es wol nicht, um meine Theilnahme für Sie, die Sie fälſchlich eine Beſchuldigung nennen, zu rechtfertigen. Verlangen Sie zu Ihrer Ueberzeugung mehr: ſo achten Sie ein wenig auf die Briefe, die Ihre Thereſe von Hubern empfängt, und die in anderm Tone abgefaßt ſind, als die zärtlichen Billete, die für Ihre Frau allein darin liegen.

Baroneſſe! — Woher haben Sie alles Das? fragte der Freund in ſchmerzlicher Unruhe. Vergeben Sie mir! — Und — wieweit iſt das Billet umhergekommen?

Beruhigen Sie ſich, lieber Forſter! verſetzte Cäcilie. Mehr darf ich Ihnen nicht ſagen. Aber — — ſchicken Sie Ihr Kindermädchen fort: es iſt bigott und käuflich. Zum Glück kann es ſelbſt nicht leſen, und hat das Briefchen — in die Hände meines Beichtvaters geliefert. Fragen Sie nicht, wer dieſer Mann ſei; Sie ſehen, der Weg des Briefchens iſt ſehr kurz geweſen.

Geben Sie mir's, ich bitte! — — Nein! erklärte ſie feſt. Es hat ſeine Dienſte gethan: meine Freundſchaft für Sie gerechtfertigt. Darüber hinaus würde ich nur Ihrer Eiferſucht, Ihren Abſichten dienen, und ſoweit geht meine Gefälligkeit nicht.

Sie zerriß das Papier in kleinſte Stückchen, die ſie durch das offene Fenſter den Winden preis gab; worauf ſie mit Gefühl fortfuhr:

Ich denke nichts Unedles von Ihrer Frau, lieber Forſter; auch enthält das Billet nichts der Art. Kein Wort erinnert an etwas Unanſtändiges; aber ein jedes athmet aus einer Seele, die dem Freunde lebt, an den es gerichtet iſt. Ich empfand nur das Unrecht, das Ihnen dabei geſchieht. Denn ich weiß, was Sie bedürfen, und, daß Sie ein ganzes, offenes, ungetheiltes Herz verdienen. Das fehlt Ihnen. Wie ich dazu komme, um deswillen mit Ihnen zu leiden, — ich weiß es nicht. Vielleicht, weil ich auch Untreue erfahren habe. Ich dachte auch daran, Ihnen in anderen Stücken zu helfen. Ich kann das nicht ſo — mündlich mit Ihnen verhandeln; es geht gegen mein Gefühl. Nehmen Sie aber dieſen Brief, — es iſt ein Recept, all' Ihre häuslichen Leiden zu heben. Ich habe lange gekämpft, es Ihnen mitzutheilen: jetzt thue ich es ſchon leichter, da ich Sie nun doch verlieren muß.

Forſter ſtand in Gedanken verſunken und mit gefalteten Händen da. Er ſah zerſtreut auf das dargebotene Papier und ſchmerzlich in Cäciliens Auge. Sie ſteckte den Brief raſch zwiſchen ſeine Weſte, legte ihre Hand in ſeine gefalteten Hände, und fragte ſanft, ob er ihr verzeihe, ob er ſie nicht mißachte. Und als er mit wehmüthigem Lächeln ſchwieg, ſtürzte ſie heftig an ſeinen Hals, küßte ihn auf den kalten Mund, und mit dem Ausrufe: Lebe wohl, geliebter Mann! eilte ſie in ihr Schlafzimmer und verriegelte die Thüre.

Der Freund erhob ſich aus ſeiner gebeugten Stellung, nahm tief aufächzend ſich mit innerlicher Anſtrengung zuſammen und verließ das Haus mit edelm Stolze gegen die lauernde Dienerſchaft.

Zwanzigſtes Kapitel.

Als Forſter unter die Linden des Platzes kam, fühlte er ſich unausſprechlich verlaſſen. Er konnte ſich nicht entſchließen, nach Hauſe zu gehen; er fürchtete Bekannten zu begegnen, und ließ ſich die nahe Gaugaſſe hinauf durch das Gauthor ins Freie wandeln, da wo der ſchwüle Auguſtnachmittag am wenigſten Baumſchatten bot. Wer hätte ihn dahinaus in die ſtille, drückende Luft begleiten mögen? Aber noch ſchwieriger wäre es, ihm in den verworrenen Zuſtand ſeines Gemüthes zu folgen. Es war keine Eiferſucht, kein Haß oder Trotz, was dieſe edle Bruſt ſo ſtürmiſch bewegte: ein großer Schmerz der Kränkung und Verlaſſenheit wechſelte mit dem Widerſpruche des Zweifels und des Stolzes. Doch dieſe muthigeren Gefühle verließen ſehr ſchnell wieder das verzagende Herz. Dem Zweifel widerſprach das zärtliche Billet, und der Stolz verlor ſich in eine Wehmuth, die den Freund mit dem Gedanken an ſein vergangenes Leben und an ſeine gedrückte Gegenwart überkam. Und ſelbſt dieſe Wehmuth blieb nicht unverbittert durch die Betrachtung, ſo lange im Wahn von Liebe und Freundſchaft gelebt zu haben.

Doch die leidigen wie die freudigen Gefühle ermüden endlich, und treten dem überlegenden Geiſt etwas von ihrer Herrſchaft ab. Der Freund kam zur Ueberzeugung, es gäbe keinen Wahn in dem, was die Seele jemals mit ſchönem Glauben beſeſſen, woran ſie ſich erweckt und gebildet habe; alle Schätze, die Liebe und Freundſchaft gewähren könnten, ſeien ihm reichlich zu Theil geworden, und dieſer Gewinn eines unſterblichen Geiſtes könne ihm nie verloren gehen. Auch jetzt noch konnte er an Thereſens edelm Werthe nicht zweifeln und überredete ſich, daß er ihr ja ſtets und in den froheſten Tagen ſeines Glücks das Recht der freien Neigung zugeſtanden habe. — Was hat ſie gethan, ſagte er zu ſich ſelbſt, als wozu ich ſie ſtets ermuntert habe, Alles, was lieb und gut iſt, wo ſie es immer antreffe, zu lieben? Wie glücklich fühlte ich mich, ſo oft ſie irgend Jemand, den ich für gut und edel hielt, recht herzlich liebte! Und Huber iſt gut und edel, voll Hingebung und Aufopferung. Wahrlich! Huber wie Thereſe ſind Ausnahmsmenſchen, und wie ließe bei ſolchen ſich mit elendem Pfahlwerk alltäglicher Worte der Bereich einer ungewöhnlichen Freundſchaft abſtecken? Ein zärtliches „Du“, ein vertraulich „Dein“, wie es das Billet verrieth, — wieviel iſt das, wieviel bedeutet es? Kann man das ätheriſche Gefühl zweier edeln Herzen, den Ausdruck ihres reinen Verhältniſſes mit den bleiernen Worten abwägen, an denen der Schmutz des täglichen Gebrauchs und die Fälſchung des Pöbels kleben?

Mit ſolchen Gedanken ereiferte ſich der Freund beſonders gegen den Argwohn, womit man Thereſens und Huber's Thun und Laſſen umſchlichen hatte. Er rieth auf Garzweiler, in Erinnerung, daß er ihm durch das Kindermädchen Bücher und Schriften zugeſchickt hatte. Wie ſollte das Mädchen auch dazu kommen, aus eigenem Antrieb ein gefundenes oder entwendetes Billet, das es nicht einmal leſen konnte, in den Beichtſtuhl zu bringen? Was gingen auch ſolche Billete ſein Gewiſſen an? Nein, das war eine ſchlechte Ausrede! Es mußte aufmerkſam gemacht und abgerichtet ſein zu lauſchen und den Brief zu entwenden. — — Das Mädchen war bereits nach dem Tode des Kindes aus dem Dienſt entlaſſen und Forſter war froh, daß er ſich dabei beruhigen konnte, ohne Thereſen mit einer Entdeckung zu kränken, und in ihrer Unbefangenheit zu ſtören. Er nahm ſich vor, zu ſchweigen, zu vertrauen und weder Thereſen noch ſich ſelbſt Unrecht zu thun.

Doch was dachte und träumte der Freund nicht Alles, in welchen Scheingründen und überſpannten Empfindungen warf er ſich nicht umher, und gewann eine wunderbare Erhebung, die er für Beruhigung hinnahm! — Ein edles Herz findet im Unglück gar leicht einige Trugbilder, womit es, wie der Schiffbrüchige auf morſchen Bretern, wenigſtens ſich ſelbſt, wenn auch nicht ſeine Schätze zu retten ſucht. Denn Eines überſah oder überfühlte doch der Freund in ſeinem Beſtreben, nicht unwürdig zu handeln, — den Betrug nämlich, der mit den zweierlei Briefen geſpielt wurde, von denen er die zärtlichen nicht zu ſehen bekam. — Vielleicht war auch Forſter, bei aller Selbſtändigkeit ſeines vielſeitigen Geiſtes, doch mit ſeinem eben ſo reizbaren Gemüthe nicht ganz frei von den Anſteckungsſtoffen ſeiner Zeit geblieben. Jakobi in Düſſeldorf war ſein Freund, mit dem er in lebhaftem Briefwechſel ſtand. Mit welcher Wärme hatte er deſſen Romane „Allwill“ und „Woldemar“ geleſen! Und die dort ausgeſprochenen Anſichten über Liebe und Freundſchaft, ſelbſt an ihrer Zeit kränkelnd, verführten die guten Köpfe von damals zu jenen Gefühlstäuſchungen, mit denen man ſich, ohne ſittliche Kraft und Selbſtherrſchaft, zwiſchen geiſtreichen Gedanken, edeln Empfindungen und krankhafter Sinnlichkeit wiegte.

In dieſer Stimmung erinnerte ſich der Freund des Briefes in ſeiner Weſte. Er war nicht von Cäcilien, ſondern an ſie geſchrieben, von jüngerem Datum und mit einem bloßen G. unterzeichnet. Er lautete:

> „Endlich, meine gnädige Baroneſſe, iſt Ihr froher Diener durch Dick und Dünn ſo weit vorgerückt, daß Sie Ihrem Freunde, dem geiſtvollen edeln Manne, den ich ſo hoch halte, die Zuſicherung eines ehrenvollen und einträglichen Platzes in Wien geben dürfen; wobei weiter nichts vorausgeſetzt wird, als daß er katholiſch ſei. Doch nein! Ehrlich und offen! Nicht eigentlich ſei, ſondern werde. Eure Gnaden fühlen den Unterſchied: Werden gilt hier mehr, als Sein. Der kirchlich-politiſche Erwerb eines ſo berühmten Weltumſeglers fällt ſchwerer in die Wage, als der Beſitz eines brauchbaren Gelehrten. Ihr Freund iſt einſichtsvoll genug, zu begreifen, wieviel Werth wir darauf legen, daß ein bedeutender Geiſt, der die Oceane der Erde durchſchifft hat, zuletzt in den Hafen der Kirche einlaufe, um da ſein Glück zu finden. Für ihn wird es ein Freihafen ſein. Sprechen Sie offen mit ihm,

meine Gnädige! Keine falſche Delikateſſe! Forſter denkt darüber nicht ängſtlich. Er iſt der wohlgerathene Sohn eines aufgeklärten Jahrhunderts! Keiner Kirche angehörig und bisher des Abendmahls nie bedürftig, weiß er, was es heißt, ein freundliches Kirchenlehn annehmen, das gegen geringe Recognition, wie man's nennt, gegen einige Hand- und Spanndienſte der Ceremonien und des Bekenntniſſes — Haus und Garten, Genuß und Frieden, Wirkſamkeit und Anerkennung, Ruhm und Reiſen darbietet. Ich hoffe bei meinem nächſten Beſuche frohe Botſchaft aus Ihrem ſchönen Munde zu vernehmen; nur keinen Dank, meine Gnädigſte, den Ihnen der liebenswürdige Freund in traulicher Stunde abtragen mag." G.

Mit wegwerfender Miene ſteckte Forſter das Papier ein. Ein Kanonenſchuß fiel, als er eben an der Windmühle neben der Citadelle hinwandelte. Er blickte in die Gaſſen hinab, und ſah wie die Menſchen dem Holzthore zueilten; doch gleichgültig wendete er ſich nach dem Stephansberge, deſſen abſchüſſige Gäßchen nach ſeiner Wohnung führten.

Beim Anblicke Thereſens ſchlug ſein Herz wieder heftiger; er bot ihr die Hand mit einer inneren Bewegung, die ihr auffallend war. Doch verſammelten ſich eben die gewöhnlichen Abendfreunde und brachten eine lebhafte Unterhaltung mit. Die Garniſon von Erfurt und das fuldaer Contingent waren eben eingerückt; was aber die Freunde ſo ſehr aufregte, waren Nachrichten vom Kriegsſchauplatze, die ein Kourier dem Kurfürſten überbracht, und der alte Herr raſch verbreitet hatte. Das preußiſche

Heer war in die Champagne vorgerückt, wenig behindert von der kleinen franzöſiſchen Armee unter Dumouriez. Ein anhaltender Regen hatte bei Grandpré die Franzoſen vor einer gänzlichen Niederlage gerettet; Longwy und Verdun waren beinahe ohne Schwertſtreich in die Hände der Preußen gefallen.

Dieſe Nachrichten weniger als die triumphirenden Mienen und Stichelreden einiger Anweſenden verdroſſen den reizbaren Freund; ſo daß er die Unterhaltung mit einer gewiſſen Gewaltthätigkeit durchbrach, und die Frage aufwarf, was wol ein Ehrenmann zu thun oder zu laſſen habe, der durch den Uebertritt zur römiſchen Kirche ſein Glück machen könnte. Nur der unruhige Augenblick und kein Zweifel, noch eine Verſuchung brachte ihn auf den Gegenſtand.

Dieſe Frage ſetzte den gemiſchten Kreis in einige Verlegenheit, und ſtatt ſie zu beantworten, zog man blos die verſchiedenen Lebenslagen in Betrachtung, worin einem Zweifelnden ſolche Frage begegnen könnte, — die Scheidewege, wie ſich Stadion ausdrückte, vor denen ein bedrängter Herkules ſich hinter den Ohren kraue. Franz Karl nahm die Sache ernſter und meinte, die Frage beantworte ſich von ſelbſt; denn wenn auch die Orientalen die Religion bildlich — den Weg zu nennen pflegten, ſo verſtände man doch in aller Welt unter Religion einen Weg zu etwas ganz Anderem, als was man „ſein Glück machen“ nenne. — Nein, rief er entſchieden, wer ſich, was immer für einem Glauben in die Arme wirft, nicht weil er denſelben für ſeinen Herrn und Heiland erkennt, ſondern weil er dreißig Silberlinge damit verdient, der macht ein Judasgeſchäft!

Stadion, der entweder von den wiener Abſichten auf Forſter wußte, oder mit ſeinem feinen Blick eine Bezüglichkeit der Frage auf den Fragſteller ſelbſt errieth, widerſprach dem Baron, und entwickelte in Forſter's Intereſſe und mit viel Aufwand von Geiſt und Bildern eine Anſicht über Weltbeſtimmung und Geiſtesfreiheit, die er mit den Worten ſchloß: Ueberhaupt, meine Geehrteſten, kömmt in dieſer Welt mehr darauf an, wie tief und breit in fruchtbarem Grund und Boden ein weltwirkſamer Geiſt ſeine Wurzeln treibe, als wie hoch die Schnecke ſeiner Pfarrkirche die Andachtsfühlhörner ihrer Thürme nach dem blauen Himmel ſtrecke.

Man lachte, wie gewöhnlich, über des Kapitulars wunderlichen Vergleich, und Forſter nahm das Wort:

Die Religion, ſcheint mir, ſollte nie Triebfeder werden in der Maſchine des Weltregiments; ſie ſollte lebendige, ſtärkende Kraft, unverdientes Geſchenk, Gnadenlohn ſein für den, der ſie überkam und der ſie faſſen konnte. Wäre ſie doch immer Sache des Herzens und der Gefühle geblieben, und nie ein Mechanismus geworden, wodurch ränkevolle Menſchen und Geſellſchaften ihre herrſchſüchtigen Abſichten erreichen wollten. Jetzt ſcheint es unvermeidlich, ſie muß den ganzen Zirkel durchwandern, um wieder auf den rechten Punkt zu gelangen, von dem ſie ausging. Hoffentlich wird es noch dahin kommen, daß der ganze Umfang der menſchlichen Moralität, ſofern ſein Princip vernünftig iſt, der Geſetzgebung untergeordnet werde. Was aber die Moralität ergänzt, jene Zugabe, die ſich ſchlechterdings Niemandem vorſchreiben läßt, weil ſie von der individuellen, jedesmal verſchiedenen Empfänglichkeit des einzelnen Menſchen abhängt, -- die Ahnung, Erwartung, Anerkennung, Empfindung oder der Glaube an außerordentliche und zukünftige Dinge, die Vorſtellungen von Gott, Unſterblichkeit, dies Alles muß als freiwillig anzunehmendes oder zu verwerfendes Syſtem daſtehen bleiben, Jedem zugänglich, der ſein bedarf, aber Keinem, der es nicht bedarf, zum Aergerniß und Zwang. Ich bin überzeugt, ſo hätten wir mehr echte Religion, abgeſondert von theologiſchem, hierarchiſchem und ceremoniellem Unrath, mehr reine Tugend und Humanität, als jetzt bei der unſeligen Einverleibung der Religion in das bürgerliche Regierungs-Syſtem möglich iſt.

Ein Briefpacket Huber's, an Frau Forſter adreſſirt, und von dem Herrn von Bünau als Einſchluß aus Dresden überſchickt, machte der Betrachtung ein Ende. Thereſe nahm es raſch an ſich, und Forſter foderte ſie auf, es zu erbrechen, ob es vielleicht Intereſſantes für die Freunde enthalten möchte. In dieſem Augenblicke kam ihm Cäciliens Wink über Huber's Briefeinſchlüſſe in Erinnerung, und ein Mißtrauen beſchlich ihn, das er mit lebhafter Aufwallung verwarf. Raſch kehrte er ſich ab, um Thereſen durchaus nicht zu beobachten. Er nahm bei Seite tretend den gleichgültigen Anſchein, ſeine Halsbinde zu ordnen. Aber ein tückiſcher Zufall führte ihn gerade ſo, daß er im Wiederſcheine des Spiegels wahrnehmen mußte, wie Thereſe auf ihrem Schoos und vom Theetiſche gedeckt, langſam das Siegel löſte, den Freunden ein beigeſchloſſenes Buch freundlich hinreichte, und den Augenblick benutzte, ein Billet raſch in ihrem Buſen zu bergen. Wie ſie darauf den durchblickten Brief größtentheils vorlas, verrieth derſelbe durchaus keinen vertraulichen, ſondern vielmehr einen übertrieben höflichen Ton. Die Freunde unterhielten ſich über das Buch. Es war der zweite Theil der geheimen Memoiren von Duclos, und Thereſe erinnerte ſich im Stillen lebhaft des verlegenen Augenblicks, in welchem Huber früher an einem der Theeabende den erſten Theil zum Vorſchein gebracht hatte. Diesmal gab es keinen verlegenen, ſondern einen ſehr belebten Augenblick, und Niemand beobachtete, mit welchem Schmerze Forſter blaß und bebend an das offene Fenſter getreten war, und, die Hände an den Fenſterrahmen geklammert, nach Luft und Faſſung rang. Er konnte es auch zu keiner Theilnahme mehr an der Unterhaltung bringen. Sein ſchweres Auge, mit der Flut des leidvollen Herzens kämpfend, fiel immer wieder auf das frohe Angeſicht Thereſens. Wie ſehnte er ſich, allein zu ſein! Endlich erhoben ſich die Freunde, und ſchieden. Franz Karl machte ihm beim Weggehen den Vorſchlag, morgen früh mit ins Rheingau zu fahren, und ein paar Tage auf dem öſtricher Gute zuzubringen. Forſter nickte ihm dankbar zu, und drückte ihm die Hand.

Als er ſich mit Thereſen allein ſah, wandelte er ſtumm einigemal im Zimmer auf und ab. — Was haſt du nur heut, lieber George? fragte ſie aufgeräumter, als es ihm wohlthat. Erſt kamſt du ſo aufgeregt, ſo geſpannt, und nun ſcheinſt du ſo niedergebeugt?

Thereſe! erwiderte er nach einer Weile mit weichem, wehmüthigem Tone, — das läßt ſich nicht ſo ſagen. Es gibt Dinge, für die es keine Worte gibt. Aber — greife in deinen Buſen, und ſuche ſelbſt im eigenen Herzen das Verſtändniß der ſtolzen Erhebung, mit der ich kam, und der tiefen Betrübniß, womit ich dir — gut' Nacht! ſage.

Er wendete ſich zur Thüre, kehrte jedoch wieder um, ergriff beide Hände der beſtürzten Frau, und ſprach mit großer Innigkeit:

Thereſe, liebſte Seele! Ich ſuche weiſe zu ſein, wenn es mich auch mein Glück koſtet. Weisheit und Glück ſind oft unverträgliche Dinge; nur, daß die Weisheit ihr eigenes Glück in ſich hat, wobei man ſich allenfalls in die Schickſale der Welt und in die Wechſelſtimmungen der menſchlichen Herzen finden kann. Laß uns nur ſorgen, die Einfachheit und Reinheit unſerer Gefühle zu erhalten, damit wir unſere Empfänglichkeit nicht einbüßen! Mit ihr bleibt uns in den traurigſten Tagen eine unſchätzbare Summe froher Augenblicke des edelſten Genuſſes. Ihren Eindrücken offen, entgeht uns nichts Großes, nichts Schönes, nichts Gutes, nichts Rührendes im Weltall, ohne daß die Saiten unſeres Herzens davon erklingen. Wenn uns der Zufall einen Erddurchmeſſer von einander trennte, wären wir mit ſolchen Grundſätzen immer Eins des Andern gewiß, und zugleich gewiß, daß wir unſeres Gleichen weit und breit nicht antreffen!

Das Leid übermannte ihn; er ſtürzte fort, hinauf in ſein Zimmer. Dort warf er ſich auf die Knie und mit gefalteten Händen über das Sopha. Seine Bruſt ſtöhnte; unaufhaltſam floſſen ſeine Thränen über die bebenden Hände, in denen er ſein Angeſicht barg und badete.

So lag er lange, bis er ſich erleichtert fühlte und erhob. Noch um Mitternacht ſtand er am offenen Fenſter, und ſah hinab in die ſtille, dunkle Einſamkeit des Schönborn'ſchen Gartens, woher ihm die träumenden Nußbäume zuflüſterten, und die milde Nacht ihn mit ihrem friedlichen Athem erquickte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Als Forſter mit der Erfriſchung eines tiefen Schlafes erwachte, beſann er ſich der Einladung des Barons ins Rheingau. Wie froh athmete er auf, und empfand es als eine rechte Wohlthat, gerade jetzt ein paar Tage aufs Land zu gehen! Es fügte ſich auch, daß die alte Baronin ihre Abſicht geändert hatte und zurück blieb; ſo daß beide Freunde allein im Phaeton des Barons am heiterſten Tag ausfuhren, und die reizende Strecke Wegs, zwiſchen Strom und Gebirg am rechten Rheinufer, vergnügt zurücklegten.

Wie glücklich nach ſo leidenſchaftlichen Stunden fühlte ſich Forſter auf dem ſchönen Gut! Er glaubte noch niemals einer ländlichen Einſamkeit ſo froh geworden zu ſein. Dieſe ſelige Stille des einſamen Landſitzes in einer zaubervollen Gegend, dieſe behagliche Einrichtung im Schlößchen, dieſe Bilder und Bücher, ja die wohlbekannten tropiſchen Gewächſe, die mit ihren Farben und Düften dem Weltumſegler eine ſo reiche Erinnerung anregten, — Alles, was ſeine Sinne erquicken, ſein Herz bewegen, ſeine Betrachtung beſchäftigen konnte, ſchien hier verſammelt zu ſein; wobei zugleich die zarteſte Aufmerkſamkeit des befreundeten Wirthes ihn manche Stunde in die Illuſion wiegte, ſich als Herrn dieſes kleinen Paradieſes zu fühlen. Der Morgenkaffee, ein einfaches Mahl mit einer Flaſche köſtlich alten Rheinweins, ein Spaziergang gegen Abend und Erfriſchungen, auf dem Altan eingenommen, waren für Wirth und Gaſt gemeinſame Genüſſe mit der Würze unbefangener inhaltreicher Geſpräche. Forſter wußte Allem, was ſich darbot, etwas Intereſſantes abzugewinnen; doch kam er in dieſen Tagen nie auf die Politik, und das Wort Freiheit wurde nicht genannt: es ſchien, als ob man ihrer in dieſer Seligkeit nicht bedürftig ſei. Dazwiſchen fielen heimliche Stündchen getrennter Beſchäftigung, in denen der Baron ſeine Gutsangelegenheiten abfertigte, und Forſter las, oder vor einem guten Gemälde träumte. Es waren meiſt Niederländer, die hier den Ausblick in einſame Landſchaft mit Abbildern menſchlicher Thätigkeit belebten, mit Leiden und Freuden bäuerlicher Häuslichkeit und Feldwirthſchaft, mit Reitern und Fuhrleuten vor einer alten Schmiede oder unter der Freitreppe eines Wirthshauſes, mit Spielen der Kinder vor offenen Scheunen, mit Kähnefahrten, Fiſchen oder Viehſtücken, mit luſtigen Zechgenoſſen unter einer Halle oder Kirmstänzen an der Linde und was dergleichen in ländlicher Umgebung das wirkliche Leben mit ſich bringt. Nur im Speiſeſaal hingen einige Bilder hoher und geheiligter Gegenſtände; als ob der Menſch, dem es allein gegeben iſt, mit Bewußtſein zu genießen, gerade hierbei ſolcher Mahnungen bedürfe, des Höheren nicht ganz zu vergeſſen.

So heiter und in wohlthuender Zerſtreuung, alles Schmerzlichen enthoben, brachte Forſter ſeinen Tag hin. Nur Abends, wenn das Schlafgemach, durchwürzt von der balſamigen Luft des Rheinthals, den müden Freund aufnahm, kehrte mit der Erinnerung nach Hauſe eine tiefe Wehmuth in ſeinem Herzen ein, eine Empfindung gleich jenem ſüßen Leide, wenn man mit behutſamen Fingern um eine eben heilende Wunde ſtreicht.

Franz Karl war mit ſeinen Geſchäften fertig, ſetzte aber einem ſo reizenden Aufenthalte gern noch einen Tag zu. Die hier verwahrten Blätter für das Album hatte er ſchon aufgenommen; es blieb ihm aber noch Frau Gertrud zu beſuchen übrig. So wandelte er nach Oeſtrich hinab und fand, wie gewünſcht, die liebe Frau allein im Garten. Zu ſeiner Freude war ſie wohlgemuther als ſeither, gab ſich wieder geſprächig wie früher, und ging ſelbſt auf ihren Beſuch in Mainz und auf die Veranlaſſung der kleinen Reiſe ein. Dieſe ſchmerzlichen Erlebniſſe traten ſchon für die regſame Frau in jenen milden Ferndufſt, wohin man mit ſanfter Rührung nicht ungern zurückſchauen mag. Nur als ſie den Unfall ihres Oheims an jenem Gewitterabend erzählte, und ſo ängſtlich den Gegenſtand umging, worüber ſie des Wetters vergeſſen, errieth Franz Karl aus ihrem Erröthen und aus einer von einem Seufzer begleiteten Bemerkung den wahren Inhalt ihres Geſpräches. Die gute Frau ahnete nicht, was er aus dem rothen Buche und von Fides wußte!

Beim Weggehen beſchenkte der Baron den kleinen

Nazi, der nun wacker umherlief, und wenn er ſtolpernd zu Boden fiel, ſo vergnügt auflachte, als ob er eben ein Kunſtſtück gemacht hätte. Beim Scheiden ſagte der Baron zur froher Mutter, der ihre neue zunehmende Hoffnung ſo edel a[illegible]and: Es bleibt doch bei der Gevatterſchaft, liebe Nachbarin? Und ſie reichte ihm lächelnd die Hand darauf.

Nun ſaß gegen Abend der junge Freund über einem Brief an Fides, mit welchem er das Album überſenden und den Verzug entſchuldigen wollte. Er meldete darin ſeinen Beſuch bei Frau Gertrud und die Unterhaltung mit ihr. Und indem er Garzweiler's gedachte, verzieh er ihm den Haß, den der Vater gegen ihn trüge, und beklagte vielmehr das Mißgeſchick, daß der unglückliche Mann, in allen verſchlagenen Lebensverhältniſſen ſo fein und geſchickt, ſich gerade um das einfache, natürliche Glück des Familienlebens mit Tochter und Enkeln durch Unklugheit habe bringen müſſen. Ein zarter Hauch der Liebe wehte durch die Zeilen des Briefes, ohne daß Franz Karl ſich ein Wort erlaubt hatte, das ſeinem edeln Verhältniß zu Fides und der Achtung vor ſeiner Freundin zu nahe getreten wäre.

In Erwartung des Barons, der ſich über dem allzuſorgfältigen Briefſchreiben aufhielt, ſaß Forſter allein auf dem Altane. Er hatte einen Band der Herder'ſchen Schriften bei Seite gelegt, und naſchte zu altem Rüdesheimer von einigen Erfriſchungen; bis er auch dieſen Genuß über die Wunder des Abends vergaß. — Die Sonne war im Untergehen und ſtreifte, hinter einem Hügel hervor, die wunderſam verſchlungenen, mannichfach gezackten

Wölkchen mit Gold und jenem Purpur, den ſie nur an den kaiſerlichen Monat Auguſt ſo rein und reich verſchwendet. Dies Prachtgewölk des Abendhimmels ſpiegelte ſich im ruhigen, breiten Strom. Einzelne Boote und ein langer Zug verbundener Flöße glitten durch dieſen Glanz, worin wie auf Goldgrund ſich Schiffer und Ruderknechte ſammt ihren Hütten, Geräthen und Hunden mit dunkeln Umriſſen abzeichneten. Aus den Dörfern und von den Klöſtern läutete mit Wechſelglocken das Ave Maria; dazwiſchen hämmerte es an einer gedengelten Sichel oder Senſe, bellte weither ein Hund, ſcholl aus ferner Bucht das Halloh eines Fährmannes, und ſang im nächſten Grasgarten eine Magd ſo friſch, wie das Schwad duftete, das ſie mit der Senſe ſchlug. Heimkehrendes Vieh blökte, und wenn Alles auf Momente ſchwieg, ſäuſelte durch Buſch und Baum jenes unbeſchreibliche, geheimnißvolle Tönen des Sommerabends, worin die träumende Seele der Natur zu flüſtern ſcheint.

Forſter gab ſich all' dieſen Eindrücken hin, und ließ die letzte Macht und Herrſchaft eines Sommertages, der eben Purpur und goldene Krone niederlegte, über ſein Herz und ſeine Seele walten. Doch lag es nicht in des Freundes Weſen, ſich von ſolchen Einflüſſen gänzlich auflöſen zu laſſen, ohne daß ſich in ihm die Gegenmacht der Betrachtung erhoben hätte. Mit dem linken Arm auf das Geländer des Altans gelehnt, und die Hände wie betend gefaltet, rief er endlich aus:

Wie wohl iſt mir in dieſer Einſamkeit! Hier will ich nicht mehr mit umherſpähendem Blicke den Gegenſtänden nachjagen; nicht mit Anſtrengung und Spannkraft haſchen, was mir links und rechts entfliehen will; nein, ich entbinde meine Sinne des Dienſtes und überlaſſe mich leidend dem alleindringenden Berühren der Natur. Ich will nicht mehr unterſcheiden, nicht mehr zergliedern die Geſtalten, die Töne, die Farben ihres Himmels und ihrer Erde: ein Lied, ein unnennbares, untheilbares Bild ſtröme ſie mir durch Ohr und Auge und fülle meine lechzende Seele mit der Wonne, die keine Zunge ſtammeln kann. Dies iſt die allgemeine Zauberei der ſchönen Natur, Allen fühlbar, wenngleich nicht von Allen erkannt; die wohlthätige Macht, die uns Alle hält und nährt und erfreut, und deren Wirkungen die Vernunft nicht faſſen kann; denn des Genuſſes Grenze iſt Zergliederung des Eindrucks. Dennoch! — Wunderbares Geſetz der Menſchenform! — Dennoch ſind die Weiſeren unter uns glücklich nur wie ein Kind, das, wenn es die Blume ſieht, ihrer lieblichen Geſtalt und Farbe einen Augenblick froh wird, ſie dann bricht und zerpflückt. Heilige Pflegerin! mehr Blüten, als wir zerſtören können, ſchufſt du um uns her, und den Quell der ewig wiederkehrenden, ewig ſich verjüngenden Weſen verbargſt du vor unſerem verzehrenden Geiſte? O, ich wähne dir nachzuwandeln auf deinem verborgenen Pfade, und Abſicht und Mittel, wie im Lebensgang eines Menſchen, darauf zu erblicken. Er iſt nicht ohne Zweck, dieſer Trieb des Forſchens und Sonderns, den du in uns legteſt, der ſchon im Kinde ſich regt, der bis ins Alter uns begleitet. Du durchbebſt die Saiten der thieriſchen Bildung, du führſt den Aetherſtrom des Lebens in ihren Adern umher, und das ferne Geblöke, das jetzt aus den Triften emporſteigt und in den ſäuſelnden Abendwind tönt, — und dieſe Jubelgeſänge in den hochbelaubten Pappeln, Obſt- und Nußbäumen ſind der Wiederhall deiner Alles erquickenden Freude. Aber ein anderer Genuß wartet des ſinnenden, ſondernden Menſchen: im Labyrinthe der Gefühle ſucht er das empfindende Weſen, im unendlichen Meer von Bildern den Seher, in der duldſamen Materie den gebietenden Willen, in Allem außer ihm ſich ſelbſt.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Nach Mainz zurückgekehrt, vernahm der Baron gleich, daß der geheime Staatsrath von Müller ſchon zweimal dageweſen ſei, ihn zu beſuchen. Und kaum hatte er zu Mittag geſpeiſt, und war auf ſein Zimmer gegangen, das Album mit dem Brief an Fides einzupacken, als Müller ſich bei ihm anmelden ließ. Der junge Freund ſchloß raſch das Album ein und trat dem Staatsrath entgegen. Müller that ſehr geheimnißvoll und war höchſt befangen. Unter unruhigen Verneigungen und Entſchuldigungen brachte er endlich ein paar Zeilen des Kurfürſten hervor, die ihn ermächtigten, dem Baron die Mappe mit den von ihm genommenen Abſchriften der geheimen Aktenſtücke des Kabinets abzufodern und an den Kurfürſten abzuliefern.

Franz Karl, überraſcht, wie er war, ſtellte ſich der

Nachfrage fremd, um zu überlegen, was zu thun ſei. Allein Müller bezeichnete ihm gleich die rothe Mappe, und gab genau das geheime Schubfach an, worin ſie niedergelegt ſei.

Wie gut Sie unterrichtet ſind, Herr geheime Staatsrath! ſagte Franz Karl etwas empfindlich. Es gibt alſo Leute in Mainz, die meine Behältniſſe ſo genau kennen, als ich ſelbſt!

Er ſchloß das Pult auf, holte die Mappe hervor und fragte:

Alſo dieſe da iſt gemeint?

Oui, oui! rief Müller ſichtlich erleichtert; und indem er die Mappe an ſich nahm, fuhr er mit Geberden geſchäftiger Artigkeit fort:

O mein Herr Baron! — ſeien Sie, was auch daraus hervorgehen möge, meiner lebhafteſten Eſtime verſichert! Wenn ich mir nur auch ſchmeicheln dürfte, daß Sie mir dieſes Geſchäftes halber nicht gram ſeien! Aber Sie wiſſen ja ſo gut wie ich, was der Diener ſeines Herrn muß, wenn er auch nicht möchte. Wieviel hätte ich darum gegeben, wenn ein Anderer mit dieſem gnädigen Auftrage —!

Warum ſo viel Aengſtlichkeit, lieber Herr von Müller? fiel der Baron ein. Oeffnen Sie nur die Mappe und überzeugen Sie ſich, daß es für mich eben kein ſo ſchlimmer Fang iſt, den Sie zu machen haben!

Müller öffnete nicht ohne Verlegenheit die Mappe, blätterte ſie durch, und mit jedem Blatte ſtieg ſein Befremden, aber auch ſeine gutmüthige Zufriedenheit. Dazwiſchen warf er ein paar ſcheue, bald auch ſchalkhafte

Blicke nach dem lächelnden Baron, und rief endlich mit verblüffter Miene: Gedichte?

Ja wohl! verſetzte Franz Karl, aber geſammelte, wie Sie ſehen, keine eigenen. Ich ſammele noch, Herr geheime Staatsrath, und wenn Sie glauben, daß eine falſche Denunciation gewiſſermaßen auch ein Gedicht ſei: ſo können Sie mir vielleicht den Gefallen thun, mir eine Abſchrift derſelben mit dem Namen ihres Autors für das Album zukommen zu laſſen. Hat man doch auch Erdichtetes in gemeiner Proſa, zuweilen Mißlungenes.

Sie haben Recht! lachte Müller die Hände reibend. Oui, oui! Aber Sie ſehen ein, Ihren Denuncianten darf ich doch nicht namhaft machen. Nein, Herr Baron!

Sie ſind auch viel zu ritterlich gegen Damen, Herr von Müller! ſtichelte Franz Karl.

Nun ja! lachte Müller mit dem Finger drohend. — O der Herr Baron ſind klug genug —, ſehr ſcharfſinnig —!

Und ſind dabei zu chriſtlich gegen hochwürdige Schildknappen der Damen —!

Müller nickte verſtohlen, und ſchlug die Mappe zuſammen, um ſie mitzunehmen. Franz Karl ſetzte ſich dagegen, weil ja die Mappe nicht enthalte, was man geſucht habe. Doch Müller berief ſich auf den fürſtlichen Befehl, die „Mappe“ ohne Prüfung des Inhaltes in Empfang zu nehmen; gab auch nicht zu, daß der Baron den eingelegten Brief an Fides zurückbehalte, weil die Mappe mit all' ihren Einlagen abzuliefern ſei.

Was blieb dem Baron übrig, als ſich, wenn auch mit Verdruß, in die Unannehmlichkeiten zu ergeben, die unter dem Schutz eines Staatsgeſchäftes vor ſich gehen durften.

Nun denn, in Gottes Namen! rief Franz Karl. Sie ſehen, Herr Staatsrath, daß ich — Hofmanier genug beſitze, eine Schelmerei, die mir in des Teufels Namen angerichtet wird, in Gottes Namen zu empfangen. Damit aber die Sache ein für allemal abgethan werde und man nicht glaube, die geſuchten Papiere ſeien in ein anderes Schubfach gewandert: ſo befehlen Sie, welche Kiſten und Kaſten ich Ihnen noch öffnen ſoll!

Mein Herr Baron, verſetzte Müller ſehr höflich, ich beſchränke mich auf die mir vorgeſchriebene Mappe, und begnüge mich zum Ueberfluß mit Ihrem Ehrenworte, daß Sie überhaupt keine Abſchriften geheimer Aktenſtücke genommen haben.

Ehrenwort? rief Franz Karl heftig. Ich gebe kein Ehrenwort hinter einer Hausſuchung her. Sagen Sie Sr. kurfürſtlichen Gnaden, wie kränkend es für mich ſei, ſtatt mir das Ehrenwort abzufodern, mich ohne weiteres durchſuchen zu laſſen.

Hiermit glaubte der junge Freund auch den eigentlich verletzenden Punkt des Verfahrens gegen ihn gefunden zu haben, und überließ ſich, ſobald Müller unter wiederholten Entſchuldigungen geſchieden war, dem lebhafteſten Unwillen, womit er im Zimmer auf und abgehend überlegte, welche Genugthuung er ſich nehmen müſſe. Darüber kam Forſter, mit welchem er beim Ausſteigen aus dem Phaeton einen Abendgang nach dem Lager verabredet hatte, das die zum Ausrücken beſtimmten mainzer Truppen heut beziehen ſollten. Franz Karl theilte ihm den eben vorgefallenen Verdruß mit und fragte, ob er nicht ſeinen Abſchied nehmen ſolle.

Forſter fand es nicht gerathen, und ſuchte den jüngeren Freund über derlei alltägliche Erfahrniſſe zu beruhigen. — Sie haben doch die Abſchriften wirklich genommen, ſagte er lächelnd, und was Ihnen darauf begegnet iſt, liegt immerhin, wenn auch etwas unförmlich, im Wege des Dienſtes. So lange dieſer Dienſt aber an ſich nicht unwürdig oder zur Knechtſchaft wird, möchte ich ihn an Ihrem Platz noch nicht aufgeben. Ein Mann wie Sie muß mit einem ſolchen Schritt aus dem Dienſte eine auffällige Demonſtration gegen Willkür und Uebermuth der öffentlichen Gewalt verbinden, aber dieſe Waffe nicht um kleiner Perſönlichkeiten willen aus der Hand geben. Daß man bei Ihnen ohne weiteres nachgeſucht ſtatt nachgefragt hat, würde ich um deswillen ſo hoch nicht aufnehmen, weil Sie bei den Abſchriften doch ebenfalls ohne Anfrage verfahren haben. Rechnen Sie Eins ins Andere! Oder nehmen Sie den Verdruß auch als Buße hin und lachen Sie in die Fauſt, daß Ihnen dabei noch ein Triumph über Ihre Feinde begegnet; ſtatt daß Ihnen, wenn Sie beim Ehrenworte gepackt, den Beſitz der Abſchriften hätten bekennen müſſen, eine gehörige „Naſe“, wie man's nennt, zu Theil geworden wäre.

Dieſe heitere Anſicht und Forſter's Humor fanden bei Franz Karl Eingang. Er wollte nun vor Allem die Folgen der abgelieferten Mappe abwarten, ehe er ſich zu einem weiteren Schritt beſtimmte. Ich denke, ſagte er lachend, daß nun der Kurfürſt über der rothen Mappe ſelbſt eine lange Naſe bekommen wird.

O die hat er ſchon, und wird ſich nicht viel d'raus machen, lachte Forſter. Wiſſen Sie nicht, daß er beim Volke den Spottnamen „die Langnaſ'" hat? Jüngſt hört' ich ſogar einige betrunkene Schuſtergeſellen ein Lied ſingen, worin der niedliche Reim vorkam:

Die Langnaſ' hat uns arg betrogen,
Am Narrenſeil in Dreck gezogen.

Ganz Mainz war auf der Wallfahrt nach den Zelten auf den abgeernteten Feldern vor dem Gauthor. Lärm und Lachen des Volkes ſtach wunderlich genug gegen die theils ſehr verzagten, theils martialiſch geſpannten Geſichter der mainzer Soldaten ab, die nächſter Tage nach Speier vorrücken ſollten. Dieſen vorbeſtimmten Gegen-Revolutions-Helden ließ der Kurfürſt reichliches Bier und Weißbrot zufahren; und es verzehren zu helfen, fanden ſich gute Bekannte genug 'ein, die es aus Erkenntlichkeit für eine ſo kriegeriſche Zeche an prahleriſchem Zuſpruch und kühnen Vorſpiegelungen nicht fehlen ließen. Kriegslieder wurden angeſtimmt, Lebehoch und Pereat in Ueberfluß ausgebracht, Umarmungen verſchwendet, aber auch hinter manchem Zelt Hand in Hand mit dem Liebchen geweint, daß es die Backen hinabrann.

Kindiſcher Jubel dieſes gedankenloſen mainzer Völkchens! ſprach Forſter. Die Ueberlegung dieſer, mit frommen Täuſchungen aufgefütterten Menſchen reicht kaum über ihre Naſe hinaus, und keinem fällt es aufs Herz, daß unſere Mitbürger in ſo kurzer Zeit zum zweitenmal das Loos trifft, gegen Volksfreiheit ins Feld zu ziehen. Wie lange iſt es, daß unſer mainzer Contingent gegen die

Lütticher ſeine klägliche Rolle ſpielte? Die tapferen Männer von Erfurt und vom Eichsfeld ertrugen ungeduldig den Vorwurf, den Deutſchland in den Ausdruck: *Pfaffenſoldaten* legt, und ſchämten ſich bei ihrer Rückkehr der Sache, die ſie hatten verfechten helfen.

Franz Karl, der ſonſt Forſter ſelten widerſprach, war vielleicht von ſeinem Verdruß noch etwas empfindlich, als er ſehr entſchieden erwiderte:

Freuen wir uns doch immer ſolcher deutſchen *Regungen* unſerer Mitbürger, wenn dieſelben auch eine der jetzigen franzöſiſchen *Aufregung* widerſtreitende Richtung nehmen! Es iſt vielleicht das rechte Wetter, deutſches Gemeingefühl ins Treiben zu bringen. Wol iſt bürgerliche Freiheit, wie wir ſie aus England kennen und in Amerika errungen ſehen, das edelſte Gut eines Volkes; nur muß ſie ein inländiſches Erzeugniß ſein. Als Einfuhr-Artikel kömmt ſie leicht in der Verpackung fremder Dienſtbarkeit. Bis dann dieſe Emballage gebrochen wird und in den Flammen vaterländiſcher Begeiſterung aufgeht, iſt das Gut ſelbſt in Fäulniß übergegangen oder weiſt ſich als unbrauchbares Fabrikat aus. Man ſoll ſich daher nur freuen, wenn ein Volk ſolche Einfuhr gleich an der Grenze mit der *Abgabe* des Schwerts belegt. Nur finde ich dann allerdings billig, daß dem Fürſten dies Schwert in Rechnung gebracht werde für ein —

Für ein Freiheitsgeſchenk der Dankbarkeit? fiel Forſter ein. O welch' ein rührendes Vertrauen Sie noch für unſere Fürſten haben! O ja, noch jetzt ließe ſich in Deutſchland eine Verbeſſerung friedlich und ſanft verbreiten und ausführen; man könnte ſo ſchön, ſo glücklich von den Vorgängen in Frankreich Vortheil ziehen, ohne das Gute ſo theuer erkaufen zu müſſen. Ich möchte bittend vor allen Fürſten Deutſchlands ſtehen, und ſie um ihres eigenen Glücks und um der Wohlfahrt ihrer Völker willen bitten, es bei dem, was geſchehen iſt, bewenden zu laſſen und nicht Alles aufs Spiel zu ſetzen. Aber wo findet ſich heute der Fürſt, der Sinn dafür hätte, Deutſchlands Erretter zu werden? O mein Freund, dazu haben dieſe Regierenden keine Zeit! Bedenken Sie doch, was dieſen hohen Herren nicht ſchon Alles obliegt! Wenn für die Erhaltung der Souverainetät geſorgt iſt, behält der Fürſt eines deutſchen Landſtrichs immer noch die Sorge, mit ſeinem Hofſtaate ſo reichlich zu genießen, als ihnen das Uebermaß des Genuſſes noch Fähigkeit dazu gelaſſen hat, oder die Erſchöpfung aller Hülfsquellen es noch geſtatten will. Der erträgliche Zuſtand irgend eines deutſchen Völkchens iſt ſelten ein Verdienſt ſeiner Regierung, ſondern meiſt ein Werk des Zufalls.

Wilde Trommeln, grelle Pfeifen hatten ſchon die letzten Worte des Freundes überlärmt, und nun wälzte ſich neben und hinter einem Bataillon Soldaten, die unter Bedeckung von Huſaren nach dem Lager zogen, eine Menge Volks vom Gauthor her, und regten einen gräßlichen Staub auf. Die Soldaten marſchirten auffallend ſchlecht. Viele waren betrunken, Andere erlaubten ſich alle Ungeberden einer widerſetzlichen Unzufriedenheit. Franz Karl kannte den Anführer der Huſaren, den Oberſt-Lieutenant von Radler, grüßte ihn, und trat mit der Frage, was dieſe Sonderbarkeit bedeute, an das Pferd hinan.

Es ſind die verwünſchten Erfurter! antwortete der

Offizier. Die Kerls wollen eine aparte Wurſt gebraten haben. Die Bürgerſchaft in Erfurt, wie Sie wiſſen, hat ſich dem Abmarſch der Burſche widerſetzt, und man hat ihnen das Verſprechen gegeben, daß dieſelben nur Feſtungsdienſt innerhalb Mainz thun ſollten. Nun wollen die Racker nicht ins Feld! Aber der Teufel ſoll ſie holen: ſie müſſen d'ran!

Mit dem Säbel grüßend, ſetzte er in Bogenſprüngen nach, und Forſter rief bitter:

Sehen Sie, lieber Freund, dieſer Mann hat, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ſehr wahr geſprochen. Es heißt in der That eine aparte Wurſt verlangen, wenn man eine hohe Zuſage gehalten wiſſen will. Ein gewöhnliches Fürſtenwort, womit ein Volk abgeſpeiſt wird, hält das Feuer nicht aus: es zerplatzt und zerſchmort mit ſeinem Füllſel!

Vivat hoch! erſcholl es hundertſtimmig aus dem Lager. Knaul auf Knaul der ſich umarmenden, verbrüdernden Zecher wirrte ſich durcheinander, und die Trommeln wirbelten dazwiſchen. — Unſere Freunde hatten einen Hügel erreicht, und ſahen aus der Ferne ſchweigend und gedankenvoll dieſem Treiben zu. Die untergehende Sonne warf zwiſchen den Zelten herein ihre Strahlenbüſchel in das Gewühl der Soldaten, und verklärte den dichten Staub, der Alles umgab, zu einem weiten Heiligenſchein des erzbiſchöflichen Lagers. Vom Stephansthurm läutete der Abend ein, und durch ſeine Luke ſchielte ein leichenblaſſer Mond.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Das Album des jungen Freundes hatte im Kabinete des Kurfürſten, wohin es der geheime Staatsrath von Müller abgeliefert, nicht wenig Befremden erregt. Der alte Herr, auf keine Ueberraſchung vorgeſehen, ſondern mit fürſtlichem Unwillen gerüſtet, ſollte nun, ſtatt dieſen auszulaſſen, eine Beſchämung hinnehmen. Man würde den Inhalt des rothen Saffians, zum großen Theil von einer unbekannten aber zierlichen Mädchenhand angefertigt, nicht recht begriffen haben, wäre nicht der beigelegene Brief Franz Karl's an Fides mit der nöthigen Erklärung zu Hülfe gekommen.

Müller hatte ſich nach der Ablieferung und ſeinem mündlichen Bericht vor der Beſchämung ſeines gnädigen Herrn ſchlau zurückgezogen, und der Kurfürſt hielt nun mit ſeinem Aerger über einen Schritt, der ſeines Ziels verfehlt hatte, gegen die Gräfin nicht an ſich. Jetzt, da die kluge Dame von ihrem Geheimthun über das Album nur Verdruß haben ſollte, nannte ſie ſchnell ihren vorher verſchwiegenen Gewährsmann, den Pater Garzweiler, dem ſie dieſen Gewinn ihres betriebſamen Einverſtändniſſes lieber allein gönnte. Auf den Pater warf ſich nun um ſo lebhafter, als er ſchon in Ungnade ſtand, der fürſtliche Unwille; und da ſich aus des Barons Briefe eine Rachſucht des Geiſtlichen gegen Franz Karl errathen ließ: ſo trat der junge Mann und ehemalige Liebling als ſchuldlos und verfolgt zugleich in deſto günſtigeres Licht vor ſeinem Fürſten.

Nun Sehen Sie! Das haben Sie davon! rief der alte Herr. Mich geht die ganze Geſchichte nichts an, Frau Gräfin. Aber Sie haben Urſache, recht böſe zu ſein, Couſine! Sapperment! Sie ſind die Getäuſchte, — Sie ſind la dupe dieſes verſchlagenen Mannes, Sophie.

Dieſe Worte, womit der alte Herr ſich aus der Verlegenheit zu ziehen dachte, waren zugleich nicht ohne Schadenfreude geſprochen; wie er ja bei aller Schwäche für die vertraute Freundin den greiſenhaften Anwandlungen von Spott und kleiner Bosheit gern nachgab. Die Gräfin pflegte dergleichen zu überhören; und wiewol ſie, um Recht zu behalten und etwa zu widerbellen, von dem wirklichen Vorhandenſein der geſuchten Abſchriften überzeugt war; ſo trieb ſie doch die Sache nicht weiter, ſondern ließ ſtillſchweigend den Baron für ſchuldlos gelten. Andere Gedanken ſtiegen in ihrer ſtets berechnenden Seele auf. Der Brief des Barons widerlegte ihre Vorausſetzung eines nach ihrem Geſchmack vertrauten Verhältniſſes deſſelben mit der ſchönen Fides. Für den zarten Duft der Liebe, der in den Zeilen des Briefes wehte, ging ihrem genußſüchtigen Herzen der feinere Sinn ab. Sie ſah die Uebereilung ein, womit ſie dem Baron ſo ſchnöde begegnet war, und ſtatt ihn zu treffen, ſich nur ſeine ſchlagenden Vorwürfe zugezogen hatte. Noch Eines kam dazu. Der Plan, zu welchem ſie den Herrn von Meyenfeld an ſich gezogen hatte, gab zwar eine ganz lockende Perſpective; allein die Comteſſe Joſephine weigerte ſich entſchieden darauf einzugehen. Sie hing feſt und mit vollem Herzen an ihrem Verlobten. So war es nun der Gräfin nicht unlieb, daß ſie mit dem Baron wieder anknüpfen konnte, gegen den ſie auch durch einen erklärten Bruch in der Meinung der Societät zu kurz zu kommen fürchtete. Sie ſann nur darauf, wie ſie ihn am beſten auch für ihre Perſon wieder umſtimmen möchte.

In dieſen flüchtigen Gedanken kam ihr der Fürſt ſelbſt zu Hülfe; indem er der ſchweigſamen Freundin das ihm ſo läſtige Album mit den ungeduldigen Worten hinſchob: Da, nehmen Sie ſich Ihre Rache an dem tückiſchen Jeſuiten, Couſine! Und ſprechen Sie auch mit dem Baron Wallbrun! Sagen Sie ihm, wir ſeien ihm in Gnaden gewogen und wegen des ihm geſchehenen Unrechts gegen den Garzweiler höchſt aufgebracht und ſehr entrüſtet.

Und nachdem der Fürſt lauten Tons gegähnt hatte, ſetzte er hinzu:

Wenn der Baron vielleicht ungern nach Erfurt geht — Horchen Sie einmal, Sophie! Es läßt ſich ja noch — — der Dienſt iſt ja nicht der Herr! — — noch ändern, will ich ſagen; beſonders wenn ſich's bald mit der Joſephine macht.

So war denn dies Album aus ſeiner anmuthigen und freien Beſtimmung, zwei liebende Seelen mit ſinnreichen Blättern zu umflüſtern, mit poeſieduftigen Sträußern zu umfächeln und ihre ſtummen Wünſche, ihre lächelnden Träume über feindſelige Lebenswirrniſſe hinaus in das Paradies der Dichtung zu tragen, durch ſonderbare Fügung in unwürdige Hände und in die Dienſtbarkeit tückiſcher Abſichten gefallen. Die Gräfin Coudenhove nahm es in Verwahrung, und ging mit ſich zu Rathe, wie ſie es am ſchicklichſten in Franz Karl's Hände zurückbringen möchte. Doch vorher wollte ſie es noch zu ihrer Satisfaction gegen Garzweiler brauchen. Sie hatte ihn mit ein paar Zeilen zu ſich geladen, und erwartete ihn in ihrem Kabinet.

Als es anklopfte, warf ſie ihr wohlriechendes weißes Tuch über das Album, und ging dem Auguſtiner, der ſein früheres Hinken, als intereſſant in den Augen des Volkes, noch immer beibehielt, mit lächelnder Freundlichkeit entgegen. — Nun, Pater Ignaz, wir haben's! ſagte ſie; wobei ſie ihm die Hand zum Kuß reichte. Aber wüßten Sie, wieviel Mühe es gekoſtet hat, den Fürſten zum Befehl einer Hausſuchung zu vermögen! Er hat ſogar, um ihr das Widerwärtige zu benehmen, ſeinen geheimen Staatsrath dazu gebraucht. Und nun denken Sie einmal, wenn ſich Nichts vorgefunden hätte, die ſchmähliche Verlegenheit! —

O meine Gnädigſte! lächelte Garzweiler mit hoher Miene, — wann wäre ich einmal meiner Sache nicht ſicher und gewiß geweſen?

Wahrhaftig, Pater? Nun, Sie wiſſen, es iſt mir auch gar kein Zweifel gekommen. Aber geſetzt einmal den Fall, guter Pater, — wie dann? Was hätten wir gemacht?

Es wäre ſehr verdrießlich geweſen, Gräfin!

Seht doch! Wär's wirklich verdrießlich geweſen? Ein Dementi für den Fürſten, eine bitterſte Beſchämung für mich nennen Sie „verdrießlich?“ Ich wollte, Sie hätten einen kleinen Verdruß auf dem Rücken! — Aber, nicht wahr, das iſt es doch?

Sie hob das Tuch von der Saffian-Mappe, und Garzweiler, über das ihm vorgerückte Bedenken der Gräfin ſchon etwas ſtutzig, erkannte nun mit deſto lebhafterer Zufriedenheit das rothe Buch an. Sie ließ ſich, ohne dem Pater einen Sitz anzubieten, zu ihrer ausgedachten Mißhandlung, höchſt bequem in die Sophaecke fallen, wobei ſie mit nachläſſigem Blick auf das Buch ſagte:

Sie werden ſich in ihrem jetzigen Habit für dieſe Staatsgeheimniſſe nicht mehr intereſſiren, Pater Ignaz?

Nicht mehr wie früher, Euere Gnaden! antwortete er. Aber die geheiligte Aufgabe, die ich meinem Predigtamte geſetzt, darf ſich doch den Bewegungen des politiſchen Lebens nicht gänzlich fremd und fern halten. Bin ich nicht ein Steuermann, verehrte Frau, der ein von revolutionairen Wettervögeln geängſtigtes und verwirrtes Volk an dem Strudel der Zeit vorüberführen ſoll? Und kann ich da in meinem Rettungsſchiffe des Compaſſes der Politik entrathen?

Poeſie können Sie alſo nicht brauchen? fragte die ſchalkhafte Frau lächelnd.

Poeſie? ſtutzte Garzweiler. Ich weiß nicht, wie Sie es meinen: aber eigentlich doch! Die höhere Poeſie nämlich, welche die endlichen Beziehungen der Politik in die höhere Bedeutung und Beſtimmung des menſchlichen Lebens verwandelt.

Verwandelt! lachte die Gräfin laut auf. Da haben Sie ja das wahre Stichwort gefunden. Verwandlung ſcheint recht die Schadenfreude des Zeitgeiſtes zu ſein. Hat Ihnen dieſer Schalk nicht auch den Poſſen mit der Kutte geſpielt? Wahrhaftig, Pater Ignaz, ein Prophet ſteckt in Ihnen! Verwandelt! Nun ja doch! Greifen Sie zu! Für Sie iſt das Buch kein verſiegeltes!

Garzweiler, über den Ton der Gräfin erſt betreten, doch beim Anblicke des Albums beruhigt, öffnete es raſch, und man kann ſich denken, mit welcher Verwirrung er Blatt für Blatt wendete und endlich zur Gräfin aufblickend dem ſchadenfroheſten Lächeln begegnete. — Nicht wahr, in Poeſie verwandelt? rief ſie mit losbrechendem Groll. Völlig umgewandelt, ohne daß die Schale das Mindeſte davon verräth. Bei Ihnen, Pater, iſt es umgekehrt: Sie vertauſchen nur das weltliche Kleid mit der Kutte; aber der Schalk darin wechſelt nicht mit dem Balge. So gewiß waren Sie Ihrer Sache, wie Sie da ſehen! Nein, Pater, ſeit Sie hinken, kommen Sie überall zu ſpät.

Garzweiler verſchluckte die herben Worte und böſen Blicke der zürnenden Frau, und betheuerte nur, daß die bewußten Abſchriften wirklich und in derſelben Mappe vorhanden geweſen.

Was Sie mir ſagen! fuhr die Gräfin fort. Als ob ich das nicht eben ſo gut wüßte, wenn ich es auch nicht ſo gut benutzt habe, wie Sie! Damals ſchmeichelten Sie dem Baron, um ſeiner zu mißbrauchen; jetzt haſſen Sie ihn, und — mit dieſem Wechſel Ihrer Geſinnung haben ſich die Aktenſtücke in Poeſie verwandelt. Ich überlaſſe Ihnen den ganzen Gewinn davon, und daß Sie nun in der Meinung des Fürſten für einen großen Erfinder gelten.

Ich haſſe den Baron? erwiderte Garzweiler. Wie verdrehen Sie mir die Sache! Haben Sie denn nicht, Sie, Sie ſelbſt ein Mittel der Rache von mir verlangt? Ich bin ein Büßender, und nehme gern als ſolcher fremde

Zumuthungen auf mich. Aber freilich! — mit Ihnen hatte ich nie Glück; und nachdem ich einmal zu ſtrenge Grundſätze hegte, um über Ihr verlangendes Herz zu herrſchen, hätte ich wenigſtens ſoviel Verſtand haben ſollen, mich nicht zum Dienſt Ihrer Leidenſchaften zu erniedrigen.

Die Gräfin hielt an ſich, mit Vorbedacht, ihrem Gegner keine Blößen der Aufwallung zu geben, ſondern ihn mit dem gelaſſenſten Spott zu treffen. — Sie haben mir ſchön gedient, Pater! ſagte ſie. Ich wollte, dies Buch hätte ſo, wie es da zwiſchen mir und Ihnen liegt, zwiſchen Ihnen und dem Kurfürſten gelegen: ich verſichere Sie, es wäre Ihnen — „ſehr verdrießlich“ geweſen! Zum Glück waren Sie mir lieb genug, Pater Ignaz, um Sie ganz allein in dem falſchen Lichte ſtehen zu laſſen, das dieſe verwandelten Blätter auf Sie geworfen.

Ich küſſe die Hand dafür, meine Gnädige! verſetzte er. Ich habe nichts Beſſeres bei Ihnen verdient. Warum ſollten Sie einen Mann nicht haſſen dürfen, der vor Ihren aufgethanen Armen, unter Ihren brünſtigen Augen ſich — in ein Kloz verwandelte?

Ach ja, es ſind Verwandlungen mit Ihnen vorgegangen, guter Pater, Verwandlungen, die eher Mitleid, als Haß verdienen, und die für einen Mann ohne Leidenſchaften und von ſo ſtrengen Grundſätzen — „ſehr verdrießlich“ ſein müſſen. Ihr Männer geht in der Liebe, ſo viel Vortheile ihr voraus habt, doch nicht ohne mancherlei Verdruß aus, und wenn ein Verheiratheter zuweilen mit Unrecht für den Vater ſeines Kindes gilt; ſo iſt das wol nicht verdrießlicher, als wenn ein geiſtlicher Herr mit Recht als Vater bekannt wird. Nicht wahr?

Garzweiler ſchoß einen forſchenden Blick nach der Sprecherin, und erwiderte gleichgiltig: Ich kann mir das denken, Euere Gnaden!

Man hörte eben einen Wagen anfahren, und die Gräfin erhob ſich mit den lebhaften Worten:

Ja, mein frommer Pater, überlegen Sie ſich zu Ihrer Buße, was Sie ſich nicht Alles denken können. Der Wagen fährt für mich vor: ich muß Ihren Mißgriff mit dem Album bei Baron Franz Karl wieder gut machen. Das iſt auch etwas „ſehr Verdrießliches“. Wir hätten gar nicht gewußt, woran wir mit dem verwandelten Album wären, hätte uns nicht dieſer Brief des Barons Aufſchluß gegeben.

Sie nahm den Brief vom Sopha, wo ſie ihn verſteckt hatte, ließ den Pater die Handſchrift ſehen und indem ſie das Schreiben dann ins Album legte, fuhr ſie mit heiterer Betonung fort:

Die Zeilen ſind an Fides gerichtet. Franz Karl ſchenkt ihr dies rothe Album für gewiſſe Mittheilungen, die ſie ihm aus einem anderen rothen Buche gemacht hat. Er macht ihr nun auch welche aus Oeſtrich. Ja, ja beſter geiſtlicher Rath, — hätte ſich nur Ihr rothes Buch, ehe es in fremde Hände fiel, auch ſo glücklich verwandelt! Aber Sie ſehen, die Weltkinder gehen oft glücklicher, als die frommen Büßer aus. Ueberhaupt, mein alter Freund, haben Sie in letzter Zeit viel Unglück mit Ihren geheimen Angelegenheiten gehabt. Laſſen Sie ſich rathen! Ich meine es gut mit Ihnen! Ziehen Sie ſich in die Einſamkeit Ihrer ſüßen Erinnerungen zurück. Nur nicht ſo tief, daß Sie mich nicht mehr beſuchen könnten! Bei mir werden Sie ſtets die wärmſte Theilnahme finden; ich werde mich immer freuen zu hören, wie es Ihrer lieben Tochter in Oeſtrich geht, und was Ihre munteren Enkel machen. Adieu, mein frommer Vater!

Dieſe letzte Rede war wie ein Platzregen über Garzweiler gekommen, und ehe er ſich beſann, hatte die Gräfin das nächſte Zimmer betreten, wo ſie durch das Schlüſſelloch ihren getroffenen Gegner beobachten konnte, wie er auf die Thürklinke geſtützt, Athem ſchöpfte, und ſich zuſammennehmend das Zimmer verließ.

Die Gräfin fuhr mit dem Album nach der Wohnung der Baronin v. Wallbrun. Als ſie von dem Bedienten hörte, der Baron ſei zu Hauſe und auf ſeinem Zimmer, eilte ſie mit dem Buche dahin, legte es vor dem Ueberraſchten auf den Tiſch, und flüſterte mit anmuthiger Freundlichkeit:

Vom Kurfürſten, Herr Baron! Ich hörte zu ſpät, um es zu verhindern, welche Tücke Garzweiler gegen Sie angezettelt. Doch — er hat auch zum letztenmal das Ohr Seiner kurfürſtlichen Gnaden gehabt. Er iſt beſchämt und vernichtet. Aber auch ich, lieber Baron, bin zurechtgewieſen — durch das Album. Ich habe darin geblättert — zu meiner verdienten Züchtigung! Wie Unrecht habe ich Ihnen und der guten Fides Lennig gethan! Verzeihen Sie mir! Ihre Hand, lieber Baron! Nicht —? Ich verdiene freilich —! Ich höre Ihre Frau Mutter. Entfernen Sie das Buch! Beſinnen Sie ſich auf eine Gnade, die Sie vom Fürſten erbitten. Er hat ſehr ungern —

Eben trat die Baronin ein, und die Gräfin eilte mit offenen Armen ihr entgegen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die Generalin hatte ſich eines ſpröden Unwillens zu dem Baron verſehen, und ließ ſich einige Nachgiebigkeit nicht verdrießen. Um ihm das Entgegenkommen durch Rückſichten der guten Lebensart zu erleichtern, ſchickte ſie nächſten Tags an ihn und Cäcilien zugleich eine Einladung zu dem kleinen Feſte, das ſie auf des Kurfürſten Wunſch den im Lager ſtehenden Offizieren gab.

Dieſe Zelte vor dem Gauthor waren nämlich nicht für längere Dauer auf dem Stoppelfeld eingepfählt; die Truppen ſollten da blos in kurzer Feldwacht die erſte Verſchmelzung bei den Wachtfeuern erhalten, vom Kohlenrauche der kochenden Caſſerollen einige Bivouacfarbe annehmen, und ſich an den Viertelſtundenruf der Parole, an die mitternächtlichen Aengſte und an das Fröſteln des erwachenden Tags gewöhnen. Sie ſtanden ſchon im Begriff, nach Speier zum öſtreichiſchen Corps unter Commando des Grafen von Erbach abzuziehen. Ehe ſie jedoch aufbrachen, um ihre Zelte einem zweiten Bataillon zu räumen, gaben der Hof, der Gouverneur und einige Generalitäten verſchiedene Abſchiedsfeſte.

Das der Gräfin Coudenhove war Kaffee-Danſant im kurfürſtlichen Schlößchen auf der Petersinſel unterhalb der Stadt. Franz Karl lehnte die angebotene Jacht der Gräfin ab, und bediente ſich mit ſeiner Schweſter, um nach der Inſel zu fahren, der neuen Gondel Jean Baptiſt's. Der junge Schiffer hatte ſich nach ſeinem Geſchmack herausſtaffirt, ſeine neue Flagge aufgeſteckt, und ſah friſcher und unternehmender aus als je. In ſolcher Stimmung verrieth er oft, was Fides ſchon ihrem Vater geklagt hatte, eine gewiſſe Verwilderung, die jedoch nicht leicht einer natürlichen Anmuth entbehrte. Bei gutem Erwerb und dem ſichtbaren Eindrucke, den ſeine ausnehmende Erſcheinung auf die Damen machte, fühlte ſich der kräftige junge Mann etwas; wobei er noch in freier Luft und kühnem Geſchäft ein feuriges Blut athmete, das ſein Herz in muthigen Schlag — und ſeine Phantaſie in höheren Schwung ſetzte. Sein ziemlich romantiſcher Anzug und manche den Vornehmen abgelauſchten Geberden täuſchten überdies ſein Selbſtgefühl, und liehen ihm allerdings auch etwas Apartes, einen gewiſſen ritterlichen Schimmer, in den Augen Derer, die an ſonnigen Tagen unter ſeinem Ruder über den blaßgrünen Spiegel des Stroms dahinglitten.

Auch an Cäcilien verſuchte ſich heute dieſer Zauber. Von dem gedankenvollen Bruder wenig unterhalten, beſchäftigte ſich unter dem ſchattigen Halbverdeck der Gondel ihr Blick mit den einnehmenden Bewegungen des ſchlanken Schiffers, wenn er abwechſelnd das Steuer zog und das Ruder ſchlug, und ſein großes lichtſprühendes Auge bald über den Strom nach dem Gebirge hinaus, bald unter das dunkelgrüne Dach der Gondel ſchweifen ließ.

Schon ſpielte die Muſik, als ſie ausſtiegen, und Franz

Karl den Schiffer auf nicht zu ſpäte Nacht wiederbeſtellte. Märſche rauſchten zu den Taſſen, und nachher hoben luſtige Tänze an. Franz Karl trug ſehr ungern den Zwang der Einladung und hielt ſich daher mit Abſicht vom Tanzen zurück. Dafür ſchwebte Comteſſe Joſephine deſto fröhlicher von Hand zu Hand der jungen Helden, die der Schwindel kriegeriſchen Uebermuths nicht immer in den gemeſſenſten Schwenkungen des Walzers führte. Derſelbe Uebermuth herrſchte unter den älteren Offizieren und angeſehenen Emigrirten, die ſich zu reichlichen Erfriſchungen geſetzt hatten. Man ſprach von dem bevorſtehenden Feldzuge nach Frankreich, und übertrieb die Thaten der preußiſchen Armee bei Grandpre nur, wie es ſchien, um ſolche mit den Schwüren auf das eigene Schwert zu überbieten. An Schimpf auf den erbärmlichen Zuſtand der franzöſiſchen Armee und auf die Feigheit der Sansculotten ließ man es auch nicht fehlen, und ein derber Scherz dazwiſchen deutſch vorgebracht, wo das Franzöſiſche nicht zureichte, fand keinen andern Anſtoß, als den der gefüllten Gläſer.

Dieſe oft unſinnigen Prahlereien ſpitzten ſich immer wieder in einem beliebten Stichworte zu, das zur Parole des Tags geworden war. Kurz vorher hatte nämlich der Marquis d'Autichamp ein Corps Emigrirter an der Wohnung der Herzogin von Grammont vorübergeführt, und der ſtolzen Dame, als ſie ihm Glück zum Feldzuge wünſchte, zugerufen: Bah, Madame, es iſt nur ein Spaziergang nach Paris! Dies Wort war nun Trumpf zu allen Farben der Uebertreibung, und immer hieß es wieder: Es iſt nur ein Spaziergang nach Paris!

Ungeduldig der ſchwülen Zimmer und dumpfen Atmoſphäre dieſer Vorurtheile ſtahl ſich Franz Karl ins Freie, und durchwandelte die Pfade der Inſel. Ein ruhiger Abend ſäuſelte in den Gebüſchen und ſchimmerte über den Kräuſelwellen des Stroms; der Mond ſtieg über den Kuppen des Taunus auf. Er begegnete dem Major Eickemeyer, der eben auch die Geſellſchaft verlaſſen hatte, und fragte ihn ſcherzend, ob bald alle Franzoſen abgeſchlachtet ſeien.

Heut bleiben die Heldenthaten doch nur beim Lächerlichen! erwiderte mit ſchwermüthiger Freundlichkeit der Offizier. Man wüthet blos unter dem Pöbel. Geſtern hätten Sie beim Gouverneur ſein ſollen, Herr Baron! Dort galt es allem franzöſiſchen Adel, der nicht landesflüchtig geworden iſt. Man will Alle aufhängen, die man in Frankreich geblieben antrifft, und, um mit ſo Vielen ſchneller fertig zu werden, haben unſere ſtolzen Herren ihre eigenen Hände zur Henkerarbeit und unſere ſchönen Damen ihre Haare zu Stricken angeboten. So verkehrt ſind die Begriffe dieſer franzöſiſchen Fanatiker, daß ſie die Ehre ihres Adels und die Anhänglichkeit an die Monarchie in treuloſer Flucht ſuchen, und das Ausland aufbieten, den König und ihr Vaterland ins Unglück zu ſtürzen. Und wer ſind unſere mainzer Großſprecher? O ich kenne dieſe Oberſten, die im lütticher Kriege ſich auf zehn Stunden Wegs nicht ſicher vor den Patrioten hielten, wenn nicht zwei Kanonen vor ihnen hergingen, und die vor Haſſelt die Flucht ergriffen. Jetzt ſprechen ſie von nichts, als von abgeſchnittenen Jakobinerköpfen, und ich glaube, das gibt ihnen eben ſo viel Muth, daß ſie dieſe Köpfe ſchon abgeſchnitten zu finden hoffen.

Als Beide das Haus wieder betraten, ſetzte der junge Freund ſich zu dem verſtändigen, gemeſſenen Manne in ein Seitenzimmer, um ſich über den Zuſtand der Feſtungswerke zu unterrichten, an denen noch alle Arbeit ruhte.

Die Nacht war eingebrochen, und die Lichter und Kronleuchter vermehrten die Schwüle der Gemächer, als Cäcilie das Freie und die Erfriſchung der Abendluft aufſuchte. Ihr unbefriedigtes, immer ſehnſüchtiges Herz hielt eine lärmende Luſt, eine rauſchende Geſellſchaft nie lang aus, ohne ſich an die Seite eines vertrauten Freundes oder, wenn ihr ein ſolcher fehlte, wenigſtens in die Einſamkeit ſpielender Träume und verlangender Vorſtellungen zu flüchten. Ein froher Seufzer löſte ſich, als unter der Halle der erſte friſche Luftſtrom in ihre leicht umflorte Bruſt drang. Wie zauberhaft lag über dem zitternden Gewäſſer der Vollmond, und warf von Hochheim herab einen Lichtſtreif wie eine flimmernde Angelſchnur nach der grünen Inſel aus, auf welcher die rauſchenden Takte des Tanzes und die ängſtlichen Pulſe eines ſehnſüchtigen Mädchenherzens ſchlugen! Man hörte, wenn die Muſik ſchwieg, das heimliche Raſchen der kleinen Wellen am nahen Ufer; ſonſt war eine ſelige Stille umher. Bald aber vernahm Cäcilie aus der Ferne eine ſchöne klangvolle Mannsſtimme das beliebte Lied ſingen:

Guter Mond! Du gehſt ſo ſtille
Durch die Abendwölkchen hin,
Biſt ſo ruhig, und ich fühle,
Daß ich ohne Ruhe bin.

Sie trat dem buſchigen Geſtade näher, und glaubte Jean Baptiſt's Stimme zu erkennen. Wirklich blieb auch die Melodie nicht ohne Begleitung eines echten Schiffer-Inſtrumentes; indem ſtatt der Saitenklänge einer Laute Cäcilie die Ruderſchläge des Sängers vernahm, deſſen Gondel eben in ſchwarzen Umriſſen durch den Lichtſtreif des Mondes heranglitt. Eine wunderſame Unruhe, ein unwiderſtehliches Verlangen trieb die einſame Baroneſſe hinter dem Buſchwerk hervor an das Landungstreppchen. Eben kettete der Schiffer ſein Fahrzeug an. — Schaukle mich eine Strecke hinaus! rief ſie ihm zu; ich will einmal hören, wie ſich die Muſik in der Ferne ausnimmt.

Ein flacher Kahn lag an einem Ringe gebunden; Jean Baptiſt löſte ihn, und mit dem Doppelruder, wie mit zwei Waſſerflügeln, wiegte er die reizende Schwärmerin der Nacht weit hinüber. Da ſtrahlten die Lichter matt durch den Dämmer des Vollmonds und die Muſik zerfloß im leichten Dunſte des Gewäſſers. Cäcilie plauderte mit dem Schiffer, deſſen naive und kecke Antworten etwas Aufregendes für ſie hatten. — Warum biſt du nicht verheirathet? fragte ſie.

Ich traue den mainzer Mädchen nicht, gnädige Baroneſſe.

Und warum denn nicht, du närriſcher Menſch?

Ich fürchte, überall zu ſpät zu kommen, ſchöne Baroneſſe.

Je nun — dann mußt du gleich früh morgens nach ihnen ausgehen, Jean Baptiſt!

Vor jedem Morgen geht eine Nacht her, wiſſen Sie, und —!

Cäcilie ſchwieg und Jean Baptiſt ſetzte raſch hinzu:

Und dem Vollmonde wenigſtens iſt kein Stubenfenſter zu hoch. Mit den Kirchenfenſtern mag er's halten, wie er will.

Ja, wenn du ſogar auf den Vollmond eiferſüchtig biſt —! lachte Cäcilie.

Das bin ich juſt nicht immer, gnädige —

Wann denn nicht, Jean Baptiſt?

Auf dem Waſſer nicht, ſchöne Baroneſſe.

Aha, da biſt du Herr, und führſt das Zepter!

Sie haben's errathen! Sehen Sie, wenn ich da ſo 'ne reizende Nixe — wie zum Beiſpiel eben jetzt! — hin und her rudere, kann ich immer meinen Kahn ſo drehen und wenden, daß der Mond auf mein ehrlich Herz, aber nicht ins Angeſicht meiner Geliebten blicken darf. Sehen Sie, ſo!

Er wendete raſch, daß Cäcilie auf ihrem Sitze ſchwankte, den ſchlanken Kahn, und ſaß im vollen Lichte des Mondes. Eine kurze Stille, während der man den ſäuſelnden Takt des Contretanzes von der Inſel hörte, und Cäcilie gebot ängſtlich:

Fahre mich zurück! Mein Tänzer erwartet mich.

Aha! lachte Jean Baptiſt. Ihr Tänzer ſoll auch nicht wiſſen, daß der Vollmond ſchon auf Ihrem ſchönen Buſen geruht hat.

Er wird ſehr verwegen! — ſagte Cäcilie ſtreng und ſtolz.

Er? fragte der Schiffer. Wer denn, ſchöne Comteſſe? der Tänzer oder der Vollmond? Ich bin ja ein „Du“, und hieß eben noch Jean Baptiſt.

Du biſt ein Narr! lachte ſie, und Jean Baptiſt, der Inſel zuſteuernd, fuhr fort:

Hören Sie, was mir über das Er einfällt! Mit dem Mond iſt eine große Verwandlung vorgegangen, gnädige Baroneſſe! Ich habe einmal vornehme Fräulein und Cavaliere gefahren; die erzählten ſich eine alte Fabel aus der heidniſchen Glaubenszeit von der Göttin Mond, daß ſie Nachts einen hübſchen Burſchen geküßt, der Endivien hieß, und ſie neckten einander, was wol der ſchöne Schläfer dabei empfunden habe. Hören Sie, gnädige Baroneſſe! Das kann ich mir gar wohl denken, wie's dem armen ehrlichen Endivien mit ſeinem krauſen Haar dabei zu Muthe geweſen iſt, — ſo froh und ſo weh zugleich, als ob er — wie ſoll ich ſagen? nun ja, als ob er ſchon mit Eſſig und Oel angemacht wäre. Die alten Heiden haben alſo den Mond für eine Sie genommen; wir Chriſten aber wiſſen gar Manches, was im Himmel vorgeht, beſſer und ſo auch, daß der Mond ein Er iſt, und ſtatt eines Endivien lieber eine ſchöne Baroneſſe küßt. Und ich thät's auch, wiſſen Sie!

Fahre ſeitwärts an! Nicht am Landeplatz! gebot Cäcilie, die wahrſcheinlich nicht von ſolcher Fahrt kommend geſehen ſein wollte. Jean Baptiſt ſtieß zwiſchen hohem Gebüſch auf eine ſandige Stelle. — Hier aber geben Sie Acht! ſagte er, als Cäcilie über Bord ſchreiten wollte. — Und wie er, der ſchönen Baroneſſe zu helfen, ihre Hand faßte, übermannte ihn ein jugendvolles Mitteſommernachtverlangen: er umfaßte und hob ſie ſchwebend empor; ſie ſträubte ſich, ängſtlich athmend, und ſtrebte mit den Füßen nach dem Boden. Doch dies reizte den Tollkühnen noch mehr, und indem er ſie mit Kraft über Bord ſchwang, konnte er nicht widerſtehen, ſie heftig zu küſſen. In demſelben Augenblicke traf ihre rechte Hand ſeine linke Wange mit einem derben Schlage. Darüber gleitete Cäcilie mit dem einen Fuß ins Waſſer, und ſchrie ängſtlich auf. — Da haben Sie's nun! ſagte Jean Baptiſt lachend. Mir geben Sie den Segen und für ſich nehmen Sie das Weihwaſſer! Mir haben Sie den Backen angezündet, und ſich den Fuß angenetzt; hier oben brennt es, und da unten kühlt es! Jetzt theilen wir Feuer und Waſſer mit einander, und können alle Tage einen Haushalt anfangen. Man weiß gar nicht, wie heutzutage die Menſchen zuſammenkommen!

Er hielt noch immer über dem Bord ſeines Kahns die Hand Cäciliens, die verlegen und verwirrt zwiſchen dem Gebüſche ſtand, und indem Jean Baptiſt ſie ein wenig zu ſich herüberzog, ſagte er mit komiſcher Zärtlichkeit: Wiſſen Sie was, liebſte, ſchönſte Baroneſſe? Legen Sie ihr Füßchen nur an meine Wange, und das liebe Strümpfchen wird bald trocken ſein!

Cäcilie! Wo biſt du denn? rief es von einem Pfade der Inſel her. Sie erkannte ihres Bruders Stimme, und erſchrak.

Fort, fort, Jean Baptiſt! flüſterte ſie; aber laß dich nicht ſehen; halte dich noch verſteckt!

Und während ſie das Buſchwerk auseinander bog, ſich emporzuſchwingen, antwortete Jean Baptiſt leiſe hinauf:

Adieu, ſchöne Cäcilie! Ich trage Ihre Roſe an meinem Ohr, wie ein tyroler Bräutigam.

Er drückte ſeinen Kahn unter das überhangende Gebüſch, und pfiff im Uebermuth wie eine Nachtigall. Der tolle Menſch mochte das Flüſtern der Angſt für Vertraulichkeit und Einverſtändniß genommen haben. Als er Cäcilien entfernt genug glaubte, lenkte er nach der Landungstreppe, band den Kahn feſt und ſetzte ſich in ſeine Gondel, das heimkehrende Geſchwiſterpaar abzuwarten.

Aber welche leidenſchaftlichen Empfindungen ſtürmten durch ſein Herz, trübten ſeinen geſunden Verſtand und regten ihn zu den verwegenſten Abſichten auf!

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Nach dem Abzuge des kurfürſtlichen Regiments zum öſtreichiſchen Armee-Corps bei Speier ward es ziemlich ſtill in Mainz. Nur ein paar Hundert alte Soldaten und Rekruten, zum nothdürftigſten Beſatzungsdienſte zurückgeblieben, wurden hierin von etlichen Hundert Mann der eingetroffenen Reichstruppen verſtärkt. Es fehlte beſonders an Kanonieren, ſo daß das Feſtungsgeſchütz und die brennende Lunte von gewöhnlichen, oft unerfahrenen Musketieren bewacht werden mußten. Doch lebte man noch ſorglos und des beſten Vertrauens auf die Fortſchritte der Preußen in der Champagne, ſo wie auf die Siege, die ſich die kühnen mainzer Offiziere verſprochen hatten.

Solche Stille und Ruhe nach geräuſchvollen Monaten ließ man ſich gern gefallen. Niemand glaubte ſie mehr verdient zu haben, als der alte Kurfürſt, ſo höchſt zufrieden wie er nämlich mit ſeinen Bemühungen war, denen er den Beſuch der hohen Gäſte und die Ergebniſſe der jüngſten Politik zurechnete. Zur Erholung von dieſen ermüdenden Feſten und erſchöpfenden Arbeiten entſchloß er ſich, den Monat September in Aſchaffenburg zuzubringen.

Während der Vorkehrungen zur Ueberſiedelung des Hofes nach jener Sommerreſidenz wurde dem jungen Baron unter den Fuß gegeben, er möchte es ſich ausbitten, mit nach Aſchaffenburg genommen zu werden und dort ſeine Hochzeit feiern zu dürfen. Dies Letztere ſchien beſonders im Wunſche des Kurfürſten zu liegen. Dem vergnügten und durch die letzten Monate verwöhnten Herrn war jeder Anlaß erwünſcht, zur Erholung von Feſten, doch wieder ein Feſtchen zu haben; wodurch er auch die Aſchaffenburger für ihre diesjährigen Sommerverluſte auf herbſtluſtige Weiſe zu entſchädigen dachte. Allein Franz Karl konnte ſich zu dem Vorſchlage nicht entſchließen. Unverſchiebliche Geſchäfte in Franken, wo die Pachtung ſeiner Güter durch plötzlichen Tod des Beſtänders in andere Hände überging, mußten ihm zur Entſchuldigung dienen. Und da er ſelbſt nicht gern mit der Gräfin zu thun hatte, ſo überließ er es ſeiner Mutter, mit ihr die Verabredung zu treffen, daß die Vermählung Anfangs October ſtattfände. Auf die Umſtände ſollte es dann ankommen, ob er nach Erfurt überziehen oder ſeiner Mutter nachgeben würde, die — von dem argliſtigen Garzweiler vor einer ſchlimmen Wendung des Krieges bange gemacht, ihrem Sohne täglich anlag, Mainz in dieſem Winter um Alles nicht zu verlaſſen.

Franz Karl hatte ſeine Abreiſe beeilt, und ſtand vor dem letzten Abende und vor dem verſchobenen Abſchiede bei Forſter.

An dieſem Freunde hatte er ſeit Kurzem eine eigenthümliche, ſanfte, ſcheue Exaltation wahrgenommen, über die er bei dem herzlichen Vertrauen, womit er an ihm hing, ſo gern eine Erklärung gehabt hätte und nicht erhielt. Heut nach Tiſche beklagte er ſich darüber gegen ſeine Schweſter. Cäcilie, ſeit jener Mondſcheinfahrt wie in einer mondſüchtigen Zerſtreutheit befangen, offenbarte dem Bruder unbedachter Weiſe das Geheimniß des häuslichen Kummers, unter dem Forſter's Herz, wie ſie glaubte, ſo verſchämt zu leiden habe. Dem jungen Freunde war bei ſeinen öftern Beſuchen eine gewiſſe Vertraulichkeit Thereſens mit Huber nicht unbemerkt geblieben; aber gerade darum, weil der Schein gegen eine ihm ſo werthe Freundin ſprach, beſtritt er deſto lebhafter die Schweſter, bis ſie ſich auf Garzweiler's Mittheilung berief. Vor dieſes Mannes Geheimniſſen hatte er eine grauſenhafte Scheu; weder in die Abſichten noch in die Mittel deſſelben ließ ſich ein Mißtrauen ſetzen, und Franz Karl ſchwieg. — Wohin kann ſolches Unglück den edeln Freund verſchlagen? fragte er ſich in kummervoller Betrachtung. Auch dieſen Verluſt noch ſoll er, ſo kurz hinter dem friſchen Hügel ſeines Kindes, ertragen und ungebeugt bleiben?

Franz Karl mußte der Prophezeiung Stadion's an jenem Abende gedenken, da Forſter ſich durch begeiſterte Worte für das Wohl der Welt über ſeinen häuslichen Schmerz erhoben hatte. Wirklich ſchien auch der arme Freund ſchon von ſeiner alten Lebensweiſe abzuweichen. Er war zur Theeſtunde ſeltener da, oder kam doch zu ſpät; weil er gegen ſeine frühere Gewohnheit um dieſe Zeit die Leſegeſellſchaft beſuchte und öfter mit Männern verkehrte, mit denen er ſeither wenig Umgang gepflogen. In ſeiner perſönlichen Erſcheinung zwar hatte ſich nichts verändert: Forſter war noch der ſauber und ſorgfältig gekleidete Mann von feinem Anſtand und ſicherem Benehmen, beſcheiden gegen Männer und geſittet gegen die Frauen. Nur in ſeinem Benehmen gegen Thereſen und den von Dresden wiedergekehrten Hausfreund Huber ſchimmerte ſo zu ſagen ein neuer Farbenton des Gefühls und des Betragens. Wie hätte der junge Freund einen ſo tiefen und geheimen Seelenzuſtand verſtehen können? — Es war eine zarte Höflichkeit, wenn man ſo ſagen darf — eine Höflichkeit des Herzens, das ſeinen Verluſt lebhafter, als ſein erlittenes Unrecht fühlt; das erhaben über dem Argwohn des Gemeinen, ſich doch vor der hohen Freiheit der Liebe demüthigt; das zwiſchen ſeiner holden Vergangenheit und ſeiner verarmenden Zukunft bangt, bereit, auf den Schatz der Liebe zu verzichten, nur um die ſüße Gewohnheit der traulichſten Freundſchaft nicht zu entbehren.

Für einen Mann wie Forſter gab es nichts menſchlich Heiligeres, als dies Geheimniß ſeines Hauſes und ſeines Herzens, das er keinem Freunde, ja keinem Bruder auch nur einen Augenblick hätte aufdecken mögen. Ob

Stadion mit ſeinem Weltblick und eigenthümlichen Inſtinkte für heimliche Herzensverhältniſſe dieſe neue Stimmung in Forſter's Hauſe bemerkt und begriffen hatte, ließ ſich dieſem heiteren, feinen Geſellſchafter nicht anſehen. Unſerem jungen Freunde ſollte der Zufall etwas davon offenbaren.

Als nämlich Franz Karl Nachmittags bei guter Zeit an Forſter's Wohnung kam, ſtand Marianne, die Magd, unter der Haustreppe, mit einem Burſchen ſchäkernd, der im Schönborn'ſchen Garten Birnen brechend über die hohe Mauer ſah, und der munteren Magd die ſchönſten herab in die Schürze warf. So kam der Freund ohne Klopfen ins offene Haus, und da er das Empfangszimmer leer fand, ging er die Treppe hinauf zu Forſter's Studirſtube. Er hörte auf den oberen Tritten den Freund feierlich ſprechen, und lauſchte einen Augenblick, um an der Antwort die Stimme des anweſenden Beſuchs zu erkennen. Doch ſtatt einer Erwiderung hörte er nach einer augenblicklichen Stille Forſtern mit wehmüthiger, weicher Stimme fortfahren:

Seht, ſo ſuche ich nur und ſinne, wie ich unſer gemeinſchaftliches Beſte befördern könne. Das iſt mein Ein und Alles. Freilich hängt die Art des Wie ſehr von den Umſtänden ab, und darum ſchlage ich bald Dies, bald Jenes vor, ſage euch jeden Gedanken, theile euch jede Anſicht mit, die ich eben habe. Denn nichts iſt in ſolcher Lage feſt; Alles ſchwankt vor uns, bis wir einmal zugegriffen und entſchieden haben werden. Verdacht? O nein! Wir ſind über allen Verdacht gegen einander hinweg. Aber eine Beſtimmung zu ergreifen, die auf eherne

Nothwendigkeit gegründet und von unerbittlicher Klugheit und Selbſtverleugnung verlangt wird, die unſere Träume eines frohen Beieinanderſeins noch weit in die Ferne ſchiebt; dieſe liegt in der Reihe der Möglichkeiten, ſo wenig ſie Wünſchenswerthes zu haben ſcheint, und daher müſſen wir wenigſtens den Muth haben, ihr ins Geſicht zu ſehen.

Franz Karl, auf dem brennenden Boden ſeiner Verlegenheit, benutzte den Augenblick der Stille, um anzuklopfen und einzutreten. Forſter eilte ihm entgegen und preßte ihn mit der ſtürmiſchen Innigkeit, die im Augenblicke ganz anderen Empfindungen, als dem Willkomm eines Freundes, galten, an ſeine Bruſt. Huber war mit verzagter Miene an das Fenſter getreten, und Frau Thereſe ſuchte mit ihren verweinten Augen freundlich zu ſein, indem ſie mit Haſt und Aufregung die gewöhnlichſten Dinge ſprach.

Man begab ſich in Erwartung anderen Beſuches hinab, und der Baron verweilte ſich gegen ſeine Abſicht, da er bei dieſer Stimmung der Freunde zu keinem heiteren Abſchiedsworte kommen konnte. Die Befangenheit der Anderen ging auf ihn über. Es war ihm leid, in ihre zarte Verhandlungen ſo jäh hineingefallen zu ſein, und dabei bekümmerte ihn Forſter's Lage. Er begriff nicht, wie dem Freunde an dem frohen Beieinanderſein unter ſolchen Umſtänden Alles und Alles liegen könne. Dies ſchien ihm eine Verweichlichung, ein Egoismus der Gewohnheit, die um zu hohen Preis erkauft würden, und machte ihn gänzlich irre an dem Freunde. Raſch entſchlug er ſich dieſes Zweifels und bot Forſtern an, die ſchönen Herbſttage auf dem rheingauer Gute zuzubringen und ſich der Natur, der Bücher und Bilder zu bedienen, woran er jüngſt ſo viel Wohlgefallen gefunden.

O mein Herr Baron, wie lieb iſt das von Ihnen! rief Forſter. Wie glückliche Tage hatten wir dort! Ich habe dir ja erzählt, Thereſe, liebes Kind, wie jung ich mich dort gefühlt zwiſchen jenen Schätzen, die den Zauber beſitzen, in unſerer Seele die Empfänglichkeit zu erwecken, durch die ſie ſelbſt entſtanden ſind. Nicht blos die Liebe ſpricht: Gebt Alles hin, um Alles zu gewinnen! — bei jeder Art des Geheimniſſes iſt dieſe unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Beſitzes. Darum iſt der Lenz des Lebens ſo ſchön, wo wir uns ſelbſt vergeſſend, im Anſchauen des gefühlerweckenden Gegenſtandes ſeine ganze Fülle faſſen und Eins mit ihm werden. Das reifere Alter iſt ſelten jener Hingebung fähig; Vergleich und Wahl gehen vor allen ſeinen Handlungen her; die Vernunft maßt ſich die Rechte des Gefühls an, und ihre Geſetze beſchränken die Thaten des Herzens.

Bald fanden ſich die gewohnten Abendfreunde ein. Stadion kam aus der Jeſuitenkirche, von Garzweiler's politiſcher Predigt ungewöhnlich aufgeregt, ja, ſo zu ſagen, aus allen Gleiſen ſeiner Weltmanier geworfen, und über den Prediger ſelbſt wahrhaft ergrimmt. — Hab' ich doch dem Schalk mit ſeinem angeblich zeitgemäßen Unternehmen gleich nichts Gutes zugetraut! rief er aus. Welche Abſichten er hat, iſt mir noch nicht ganz klar; aber ſeine Reden ſind zweideutig und voll ſataniſcher Kniffe. Indem er gegen die Revolution eifert, flößt er unvermerkt ſeinen Zuhörern, wenigſtens den andächtigen darunter, einen ſtillen Haß gegen Alles ein, was eben beſteht, und allein der Revolution noch widerſtehen könnte. Er ſpricht vom Kurfürſten und deſſen Politik und dabei vom Fall der Feſtung Mainz. Dieſen Fall behandelt er wie ein unbeſtreitbares Dogma und des Fürſten Politik doch zugleich wie päpſtliche Unfehlbarkeit. Iſt das nicht der größte Widerſpruch? Denn des Fürſten Politik ſoll ja gerade den Fall von Mainz verhüten. Achten Sie aber darauf, wie er dieſe Karten miſcht und ausſpielt: ſo bleibt Ihnen kein Zweifel darüber, wie er es meint, und wie er beide als Schuld und Verdammniß aneinanderreiht. Das gemeine Volk ſtrömt in die Kirche, als ob's gälte, darin zu erſticken. Sie werden nicht eigentlich klar über den Inhalt der Rede; aber man muß ſie nur aus der Kirche kommen ſehen: die Höllenangſt ſteht auf allen Geſichtern, die Muthloſigkeit und Verzweiflung ſchlottert in ihren Gliedern. Sie wiſſen ſelbſt nicht gleich, was es iſt und was in ihrer Seele vorgeht: aber nach und nach muß ihnen klar werden, was der Nachdenkende gleich begreift, daß nämlich der Prediger die Politik des Fürſten als eine Nothwendigkeit, als ein Verhängniß darſtellt, woran der Himmel den Fall von Mainz knüpfe. Man fürchtet die Clubiſten, die hier und da einem Staarmatz von liederlichem Bürger ein paar revolutionaire Stichworte in den Schnabel arbeiten: dieſer Garzweiler iſt aber für ſich allein ein Club, der ganz Mainz muthlos macht, wenn's je einmal Widerſtand gelten ſollte. Wahrlich, lieben Freunde, bindet fünf Teufel mit dieſem Mönch in ein Kluppert zuſammen und ihr habt einen einzigen Ganzvogel darunter!

Die Freunde waren erſtaunt. So aufgebracht hatten ſie den geiſtlichen Weltmann noch nie geſehen. Mehrere nahmen ſich vor, die nächſte Predigt zu beſuchen. — Ich will ihn nicht hören, dieſen Mann! rief Forſter. Das Volk jammert mich, das man ſo weit gebracht, und daß man ihm den Maßſtab entriſſen hat, um ſelbſt zu ermeſſen, was Recht und Unrecht, wahr und unwahr iſt. Das hat man alſo mit der Unterdrückung der Vernunft gewonnen, daß man den Glauben und die Tugend der Menge den Abſichten ihrer Prieſter dienſtbar macht. Man hat vor Kurzem die Pfarrer und Prediger angewieſen, gegen die Revolution und das Sittenverderbniß des Volkes zu eifern. Da erblicken Sie nun ſelbſt, Herr Graf, das falſche Syſtem der Kirche: die Sittenloſen lachen ſolcher Mahnungen, und die Frommen werden von falſchen Prieſtern an der Naſe geführt zum Verderben ſelbſt Derjenigen, die das Volk ſo unmündig erhalten haben!

Stadion, aufgeregt wie er ſchon war, und von dem eifernden Hauswirthe gleichſam zu einem Zeugniß gegen ſeine Kirche gepreßt, nahm es übel auf; doch gewann er es noch über ſich, in ſein gewohntes Fahrgleis einlenkend, die Sache ins artig Scherzhafte zu ziehen. Allein es gelang ihm noch weniger als ſonſt. Seine Stimmung war einmal nicht aufgeräumt genug und der Gegenſtand an ſich zu ſchwer, um ihn ſpielend zu behandeln. Er wollte nämlich die Maßregel der Regierungen, gerade durch die Prieſter auf das Volk zu wirken, als zweckmäßig und nothwendig darthun, und ſuchte in dieſer Abſicht die ganze revolutionaire Bewegung und Stimmung aus der Sittenloſigkeit der Zeit und dem Verfall der religiöſen Ueberzeugungen zu erklären.

Hiermit traf er es wieder ſchlecht bei Forſter. Wie oft hatte ſich der Freund gerade gegen dieſe Anſicht ereifert! Und ſo rief er auch jetzt, vielleicht mit etwas zu lebhaftem Nachdruck in ſeinem Widerſpruch, aus:

Im Ernſt, was läſtern jetzt die Prieſter das brauſende, empörte Menſchengeſchlecht? War es nicht ſeit Jahrhunderten ihnen allein anvertraut! Waren ſie nicht ſeine unumſchränkten Erzieher? War es nicht gewohnt, ihnen blindlings zu folgen? Mußte es ſich daher nicht nach ihrem Muſter bilden? Fern ſei es von mir, die Verbrechen zu entſchuldigen, womit man die heilige Sache der Freiheit entehrte; aber wenn auf den neueſten Revolutionen das Maal der Unſittlichkeit haftet, weſſen iſt die Schuld? Wer ſchuf uns das falſche, ſchädliche Syſtem der Sittenbildung? Wer ging uns mit verderblichem Beiſpiel voran, und trieb die freche Verworfenheit ſo weit, ihr zuletzt nicht einmal mehr den Mantel der Scheinheiligkeit umzuhängen? Armes Menſchengeſchlecht, aus welchen Abgründen haſt du dich noch emporzuarbeiten!

So gern auch Stadion ſonſt den Kapitular hinter den Weltmann zurücktreten ließ, ſo taſtete doch dieſer Ausfall Forſter's etwas zu hart an den Violettkragen ſeiner Würde, und er ſtand raſch von ſeinem Stuhl auf. Man ſah ihm an, daß er ſich höchſt beleidigt fühlte; obgleich er ſelbſt es nur durch die eigene ariſtokratiſche Miene und Haltung zu erkennen gab, womit er als ein Mann umherblickte, der ſich über die unpaſſende Geſellſchaft verwundere, in die er gerathen ſei, von der er ſich aber gehörig abzuheben verſtehe. So vornehm lächelnd, griff er nach Hut und Stock; ſo herablaſſend grüßte er die Hausfrau und die umher Sitzenden, und nur dem Baron Franz Karl reichte er drei Finger ſeiner rechten Hand mit den Worten: Kommen Sie zu guter Stunde glücklich zurück, lieber Baron!

Die Freunde erinnerten Forſtern nicht ohne Tadel daran, wie anzüglich für einen vornehmen Geiſtlichen ſolche Reden geweſen. Forſter verwünſchte ſeine Hitze, und bat die Freunde um Nachſicht. Dem Kapitular, nahm er ſich vor, beim nächſten Beſuche eine Erklärung zu geben, und ahnete nicht, daß er ihn vielleicht zum letztenmal bei ſich geſehen hätte.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Wir können dem jungen Freunde nicht nach Franken folgen, wo ihn unerquickliche Abrechnungen und Einrichtungen ſo ſehr in Anſpruch nehmen, daß ihm nur Abends für ſein träumeriſches mainzer Herz ein Dämmerſtündchen bleibt. Wir begleiten auch den älteren Freund nicht, wenn er ſich manchen freien Tag macht, und mit wehmüthig-herzlichem Abſchiede von ſeiner Thereſe die wohlthuende Einſamkeit des rheingauer Landſitzes aufſucht. Am wenigſten verirren wir uns nach Aſchaffenburg, unter die kindiſchen Ergötzlichkeiten des Hofes, dem bereits, von ihrem dienſtbaren Freunde Montleveau begleitet, die Gräfin Coudenhove mit ihren Nichten gefolgt iſt.

Von all' den ſorgloſen Beluſtigungen, die hier innerhalb der vier rothen Thürme des Schloſſes und in der grünen Abgeſchloſſenheit des ſchönen Buſches getrieben wurden, gelangte nichts den Main hinab an das mainzer Rheingeſtade, wo ſich nach und nach Aengſtlichkeiten und Befürchtniſſe einbürgerten.

Gegen Mitte Septembers vereinigte ſich nämlich das öſtreichiſche Corps unter Commando des Grafen Erbach mit dem in Lothringen ſtehenden preußiſchen Heere. Das mainzer Regiment blieb aber mit einigen Hundert Oeſtreichern unter Befehl des mainzer Oberſten von Winkelmann in Speier zurück, wo ſich ein bedeutendes Magazin befand. Bald verbreitete ſich die Nachricht, Duc de Biron, der an Broglio's Stelle das Commando im Elſaß führte, habe den General Cuſtine rheinabwärts geſchickt; Cuſtine habe bereits die weißenburger Linien verlaſſen, ſich mit einigen Tauſend aufgewiegelten Bauern verſtärkt, und bedrohe die Beſatzung von Speier.

Man hätte denken ſollen, der Club werde mit ſolchen Nachrichten Lärm ſchlagen; doch ging es hier heimlicher zu als früher; und nachdem man unter den rauſchenden Feſtlichkeiten laut genug geſprochen hatte, ließ man ſich jetzt, da es ziemlich ſtill in Mainz geworden war, nur flüſternd vernehmen. Vielleicht lag es in der Natur dieſer politiſchen Frucht, daß ſie eben reifend, ihre Kapſel noch einmal feſter ſchloß, ehe ſie dazu kam, ſolche zu ſprengen.

Deſto mehr Aufſehen machten Garzweiler's Predigten in der Jeſuitenkirche. Seit der Abweſenheit des Hofes war der Redner, gegen alle Warnungen ſeiner geiſtlichen Vorgeſetzten, immer kühner geworden. Einige clubverwandte Geiſtliche, Emmerizianer, die Gelegenheit hatten, den Eindruck dieſer Predigten auf das Volk mit den Erklärungen zu vergleichen, die der Redner in ſeiner Verantwortung vor dem General-Vicariate darüber gab, erklärten dieſe Predigten für die wunderbarſten, die vielleicht je von der Kanzel vernommen worden. Sie trugen, wie man verſicherte, einen Hauch, einen befruchtenden Duft in das Gemüth der mehr fühlenden als denkenden Menge über, geeignet, eine ſchwere Stimmung hervorzurufen, und die Seele mit banger Erwartung und lähmender Furcht zu erfüllen; indeß die einzeln zur Prüfung herausgenommenen Sätze matt, oft ſogar abgeſchmackt, wie eine von ihrem Geiſt entbundene Flüſſigkeit erſchienen. Dieſen Geiſt hauchte in Ton, Blick und Geberde der lebendige Vortrag des Redners, und Garzweiler verantwortete ſich darüber ſo geſchickt, daß der Offizial in ſeinem Berichte an das General-Vicariat den Zweifel ausſprach, die Angſt des Volkes möchte nicht ſowol aus den Predigten, als vielmehr aus der Stimmung der Zeit entſpringen, und man dürfe es dem Pater als ein Verdienſt anrechnen, daß er die Gemüther von dieſer Angſt gleichſam entbinde, um ſie für kritiſche Zeiten zu befreien und zu erheben.

Bei dieſer Lage der Dinge achtete man ſo mancher Fremden nicht, die jetzt in Mainz erſchienen und verſchwanden. Am wenigſten erregten zwei Savoyarden Verdacht, — Vater und Sohn, wie es ſchien, die mit ihren Leiern und Liedern vor angeſehenen Häuſern aufwarteten, mehrere Tage nicht geſehen wurden, und plötzlich wieder erſchienen. Es blieb unbemerkt, daß ſie niemals in Mainz übernachteten, und wenn ſie auf dem Mitternachtplätzchen vor der Wohnung des Kapitulars von Bettendorf ſpielten, fiel es Niemandem auf, wenn ſie ins Haus gerufen wurden. Man pflegte überhaupt nur über den kindiſchen gnädigen Herrn zu lächeln. Selbſt der alte, beſchränkte Kammerdiener dachte nichts dabei, daß nur der jüngere Sänger Sr. Hochwürden Gnaden vorſpielte, indeß der Aeltere mit Pater Garzweiler in das bekannte untere Zimmer trat. Hier öffnete ſich die eigens eingerichtete Leier, gab Briefe heraus oder nahm Briefe ein, und das Inſtrument, das ſich ſo gut in die Zeit zu ſchicken wußte, ſchien gerade im falſchen Dienſte der Politik und als Spion ſeinen beſten Vortheil zu finden.

Bald ſollten die unbeſtimmten Aengſte der mainzer Einwohner eine öffentliche Geſtalt finden. Zuerſt theilte Eickemeyer, der nie den Club beſuchte, einigen Freunden den Brief eines ihm vertrauten Offiziers der ſpeierer Beſatzung mit, worin es unter Anderem hieß:

> „Unſere Lage wird mit jedem Tage bedenklicher. Den Franzoſen würde es ein Leichtes ſein, aus den benachbarten Feſtungen eine beträchtliche Anzahl Truppen zu vereinen, und noch durch Nationalgarden zu verſtärken. Unſer Oberſt iſt deßhalb unbeſorgt; er will ſie, ſoviel ihrer auch ſein mögen, erwarten und in offenem Felde ſchlagen. Die Ringmauern von Speier ſind gut; es käme darauf an, die Thore durch einige Fleſchen zu decken und die Gemeinſchaft mit dem rechten Rheinufer

> zu ſichern, und man würde hier Widerſtand leiſten, im äußerſten Fall aber den Rückzug über den Fluß nehmen können. Der Oberſt will von allem Dem nichts wiſſen, und begnügt ſich, die Soldaten mit unnützen Dingen zu ermüden u. ſ. w."

Dieſe Sorgloſigkeit eines verblendeten Dünkels ſchien auch in Mainz ſelbſt ein Gemeingut all' der Vornehmen zu ſein, in deren Hände ein Theil der öffentlichen Gewalt und die Mittel der Abwehr feindlicher Angriffe gelegt waren. All' dieſe Männer hielten ſich ruhig und vertrauend, während man im übrigen Deutſchland bereits um Mainz in Angſt ſchwebte. So ſah ſich Forſter durch beſorgte Anfragen ſeines Schwiegervaters Heyne in Göttingen gegen Ende Septembers veranlaßt, über die Lage der Dinge folgende Nachrichten zu geben:

> „Speier iſt denn wirklich von den Franzoſen beſetzt worden, nachdem ſie die mainziſche Beſatzung, mit welcher der Oberſt von Winkelmann unbeſonnener Weiſe 12,000 Franzoſen entgegenging, in Stücke gehauen haben. Das große kaiſerliche Magazin war die Hauptabſicht des Unternehmens; ſie führten Alles weg unter die Kanonen von Landau, thun aber den Einwohnern kein Leids, und bezahlen Alles baar. Lang' können ſie dort nicht bleiben, da Prinz Eſterhazy und der Prinz von Condé im Breisgau ſtehen und wol auf die Nachricht anrücken werden, um ſie zu vertreiben. — — Hier hat man viel Furcht, glaubt aber, daß ſie nicht gegrändet ſei, weil die Franzoſen ſich ſchwerlich ſo weit herabwagen dürften, aus Beſorgniß abgeſchnitten zu werden. Indeß fahren jetzt die Pferde des Adels un-

> ſere Kanonen aus dem Zeughauſe auf die Wälle, und etliche Tauſend Bauern werden zuſammengetrieben, die an den Feſtungswällen arbeiten ſollen. Die naſſauer, fuldaer und wormſer Truppen, ein kleines buntſcheckiges, unbedeutendes Häufchen, machen unſere Beſatzung aus, neben welchen die Bürger einige Wache thun. Wir erwarten Hülfe aus Darmſtadt, woher ſie uns auch bei den früheren Handwerker- und Studenten-Unruhen gekommen iſt. Wir ſind auf Alles gefaßt, wer kann ſeinem Schickſal entrinnen?"

Solche Faſſung und Erwartung eines Schickſals war dem luſtigen Hofhalt in Aſchaffenburg bis jetzt noch fremd geblieben. Die Berichte, die der Hofkanzler Albini über den Gang der Dinge dorthin gab, ſchienen in jener fröhlichen Atmoſphäre, an jenem lachenden Himmel, ihr bedrohliches Gewölk zu verziehen. Der alte Herr beſaß ſoviel gutes Vertrauen auf die Zukunft, als Leichtſinn für den fröhlichen Tag. Ueberdies pflegte Albini ſeinen Fürſten, da er deſſen Geſchmack kannte, auch in wichtigen Staatsgeſchäften gern mit Scherz, Witz und Spöttereien zu bedienen. An dieſe muthwillige Einkleidung hielt ſich Friedrich Karl in ſeiner jetzigen Stimmung lieber, als an den bedenklichen Inhalt jener Amtsberichte, und vergaß am Ende Beides.

Seit acht Tagen war Baron Franz Karl aus Franken dort eingetroffen, und mußte, oft ſehr verwundert und verſtimmt, Theil an der Ausführung von Späßen nehmen, die der Kurfürſt angab, oder zu ſeiner Ueberraſchung ſich gefallen ließ. Mit vieler Mühe brachte es Franz Karl endlich dahin, daß der Tag ſeiner Vermählung, für die er ſo ernſt geſtimmt war, auf Donnerſtag den 4. Oktober feſtgeſetzt wurde. Es war der Tag des heiligen Franz von Aſſiſi, und Franz Karl ließ ihn, dem alten Herrn zu Lieb', gern ſtatt des Tags des heiligen Franz Borgias für ſeinen Namenstag gelten; nur um dadurch zu einer endlichen Entſcheidung zu kommen, womit er Aſchaffenburg verlaſſen konnte.

Als er ſich beurlaubte, entließ ihn der Fürſt ſehr freundlich und ſcherzhaft. — Alſo auf Franz von Aſſiſi! ſagte er. Und dabei bleibt's! Das iſt der heilige Franz, der durch ſeine ſeraphiſche Liebesglut ausgezeichnet und ſo hoch begnadigt iſt. Sie ſind noch ein junger, friſcher Mann, Baron: aber rufen Sie den Heiligen nur immer um etwas ſeraphiſches Feuer an! Sapperment! Es kommen auch in der weltlichſten Ehe Stunden, Tage vor, wo man dergleichen brauchen kann. Heißt das: ich denke mir's, ich alter Bekenner des Cölibats! Adieu, Baron! Ich komme Tags vor Ihrer Vermählung, ganz gewiß! Und wir wollen eine muntere Hochzeit halten. Es bleibt bei meinen Beſtimmungen. Adieu! Grüßen Sie Ihre Frau Mutter! Wird ſich recht freuen Großmutter zu werden!

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Als Franz Karl von Aſchaffenburg herunterkam, fand er Mainz in der angſtvollſten Bewegung. Die bürgerlichen Geſchäfte waren großentheils von Meiſtern und Geſellen verlaſſen; nie hatte man ſo viel Adelige zu Fuß und Geiſtliche in allen Gaſſen geſehen. Die jungen Cavaliere ſtießen den ſchlichten Bürger nicht mehr von der Mitte der Straße weg, und der Uebermuth der Dienerſchaft vor den Paläſten des Adels war ſehr blöde gegen die Vorübergehenden geworden. Mit den ſcheuen Menſchen liefen widerſprechende Neuigkeiten umher. Bald ſollte General Cuſtine ſchon bis Oppenheim vorgedrungen ſein, bald Fürſt Eſterhazy, in ſtarken Märſchen von Raſtadt herbeigeeilt, die Franzoſen bei Speier zum Teufel gejagt haben. Man ſchickte einzelne Reiter auf Recognosciren aus. Der Kanzler Albini und der Gouverneur von Gymnich zeigten ſich überall Arm in Arm als Sinnbild der innigſt verbundenen Civil- und Militairmacht. Sie ſuchten durch aufgeräumtes Weſen und freundlichen Zuſpruch die öffentliche Angſt zu beruhigen; erſchraken aber ſelbſt nicht wenig, als ein Huſar mit der Meldung zur Stadt geſprengt kam, er habe den Vortrab der Franzoſen geſehen. Zum Glück zeigte ſich's bald, daß der Burſche mit betrunkenen Augen nur ſeine eigene Furcht erblickt hatte. Man beruhigte ſich wieder, und ließ ſich deſto lauter gegen den

Kurfürſten aus, daß er noch immer nicht in ſeine bekümmerte Reſidenz kommen und der Bürgerſchaft mit dem Troſte ſeiner kurfürſtlichen Anweſenheit beiſtehen wolle.

All' dieſe Bewegungen gingen ohne ſonderlichen Eindruck an dem jungen Baron vorüber. Der Mißmuth in ſeiner Bruſt hielt einer Welt voll Unruhe das Gleichgewicht. Die Luſtbarkeiten dieſer aſchaffenburger acht Tage hatten ihn tief verſtimmt, und mit trüben Ahnungen einer unbefriedigten Zukunft erfüllt. Dieſes Gemiſch von Kindereien, Albernheiten und Frivolitäten im bekannten Hofgeſchmacke wäre ihm wahrſcheinlich nicht ſo widerlich vorgekommen, hätte er nicht ſeine Joſephine ſo ſeelenvergnügt und ausgelaſſen dabei geſehen. Daß die Comteſſe nur durch ſeine Gegenwart und ihm zu gefallen ſo aufgeregt und fröhlich geweſen war, errieth ſein verdroſſenes Herz nicht; ſonſt hätte er vielleicht dieſe liebenswürdige Koketterie einer Braut nicht ſo übel genommen, die unter jenen Spielen nur ihn im Auge gehabt hatte, um an dem Geliebten zu verſuchen, was ſie ſo oft aus dem Munde von Schmeichlern gehört, — daß ihre lebhaften Bewegungen ſo reizend, ihre anmuthige Fröhlichkeit ſo bezaubernd, ihr kindliches Lachen ſo unwiderſtehlich ſei. Hätte er ahnen können, mit welcher Betrübniß Joſephine mehr als einmal jene Spiele verlaſſen hatte, wenn ſie ihren Franz Karl ſtatt entzückt, nur finſter oder zerſtreut ſah, — unempfänglich für ſo holde Anerbietungen!

Doch der Baron gab ſeiner Verſtimmung nicht nach: er rief ſich lebhaft in die Seele zurück, was er ein für allemal wolle, und was von ihm als Mann von Ehre erwartet werde. Und da die Ausſteuer und Ausſtattung

Joſephinens mit der Gräfin auf das Maß des Einfachen und Anſtändigen verabredet war: ſo blieben ihm mancherlei Vorkehrungen zu ſeiner nahen Vermählung und halfen ihn zerſtreuen. Eine Reihe von Zimmern war im oberen Stock des Hauſes zur vorläufigen Aufnahme des jungen Ehepaars einzurichten, bis ihr künftiger Aufenthalt beſtimmt oder eine eigene Wohnung in Mainz gefunden ſei. So ſehr der Baron ſich erſt von da weggeſehnt hatte, ſo zufrieden war er jetzt, nach den paar Wochen ſeiner Abweſenheit damit, daß er nach einer Aeußerung des Kurfürſten fürerſt zu bleiben und vielleicht eine neue Beſtimmung in Mainz abzuwarten hatte. Selbſt der Tumult der allgemeinen Angſt verleidete ihm die Stadt nicht. Er knüpfte nur den angenehmen Gedanken daran, daß bei ſolchem Aufruhr ſeine Vermählung unbeachteter vor ſich gehen werde. Was ihm eigentlich Mainz jetzt, da er es verlaſſen ſollte, ſo liebwerth machte, blieb ihm vielleicht ſelbſt ein dunkles Gefühl; aber ein unbedachter Abendgang hätte es verrathen können.

Wenn nämlich Franz Karl ſeine häuslichen Geſchäfte beſchloſſen hatte, überkam ihn ein ſchwermüthiges Bangen. Es trieb ihn aus dem Zimmer fort, worin er ſich ſonſt ſo gemüthlich befunden und in ſeine Träumereien eingeſponnen hatte. Seine Freunde zu beſuchen, konnte er ſich nicht entſchließen, am wenigſten Diejenigen, die an ſeinem bevorſtehenden Glück einen freudigen Antheil nahmen; und ſo trieb er ſich gern eine Dämmerſtunde in der Stadt umher. Die Abende waren lang, die Luft noch gelinde, der Oktoberhimmel ſchwer und die Straßenbeleuchtung vor dem 15. noch nicht angegangen. So ſtill wie ſonſt um dieſe Zeit war es nicht; denn die Nacht ſteigerte die unbeſtimmten Befürchtniſſe der Menſchen, und ſelbſt die feierliche Ruhe in der Natur nahm, gleich der Luftſtille vor einem Wetter, eine bedrohliche Miene für die Bevölkerung an. — Von ſeinen ſchwermüthigen Empfindungen begleitet, kam der Freund durch die Steingaſſe in die Umbach, und erkannte ſich plötzlich vor Lennig's kleinem Hauſe. Es ſchimmerte kein Licht darin, vielleicht weil die Familie in einem hintern Zimmer verſammelt, oder zu Bekannten gegangen war; wie man denn jetzt zu wechſelſeitiger Beruhigung einander fleißiger beſuchte. Dennoch blieb der wunderliche Träumer wie gebannt in der Nähe, und fand ein unausſprechliches Vergnügen darin, an die Ecke gegenüber gelehnt und den Rokelor hoch am Halſe heraufgezogen, nach den dunkeln kleinen Fenſtern zu ſehen.

Wie denn die Gedanken und Gedankenverbindungen des Menſchen aus den geheimnißvollſten Tiefen unſeres ewigen Weſens oft mit Vorausblick hervorkommen: ſo entſprang gerade hier dem jungen Freunde zum erſtenmal die bedenkliche Ueberlegung, wie der entſcheidende Lebenswechſel, der ihm ſelbſt bevorſtand, mit einem Schickſalswechſel ſeiner Vaterſtadt zuſammentreffen könnte. Ein Vorgefühl der Leiden und Kämpfe, die über ein frohherziges Volk hereinzubrechen drohten, bemächtigten ſich ſeiner Seele; aber nicht, um ihn noch mehr niederzubeugen, ſondern zu einem neuen, unerwarteten Muth aufzuregen. — Ja wohl! dachte er bei ſich, Forſter hat Recht, die täglichen Wechſel des Schickſals, die gemeinſten Vorfälle im Erdenleben, Freude und Sorge, Verdruß und Troſt fließen durcheinander. So iſt es! Und all' unſer Streben, alles

Eiſern um Tugend und Wahrheit bringt es nicht weiter, und hebt nicht dieſen ewigen Zirkelſchwung des Glücksrades auf, der bald Gutes, bald Böſes aus der Tiefe hervor und auf den Gipfel bringt. Der beſte Troſt liegt eben im Umſchwung, — daß nämlich, wenn ja einmal etwas Schlimmes obenauf kömmt, und uns plagt, es doch unmöglich lange dauern kann, und vielleicht von etwas unerwartet Gutem verdrängt wird. Wer ſonſt keinen Beweggrund hat, groß, edel, tugendhaft zu ſein und zu handeln, dem diene dieſe Wahrſcheinlichkeit ſtatt eines Beweggrundes. Wer aber gefühlt hat, daß auch ohne dieſe Ausſicht, deren Süßigkeit Niemand verkennen wird, Tugend und Rechtſchaffenheit die wahre Weisheit und wahres Glück iſt, ſo gut wir's einmal haben können: der liebe Tugend und Rechtſchaffenheit um ihrer eigenen Schönheit willen. — Ja, ja! rief bei dieſer Betrachtung der junge Freund ſich ſelber zu, — ſo iſt jetzt eine Zeit da, iſt der es, vielleicht auf wie lange! nicht mehr darum gilt, daß man in Mainz froh und glücklich ſei, ſondern rechtſchaffen handle, und das ſchwere Rad des Glückes raſcher umtreibe.

Mit dieſem muthigen Anlauf wollte ſich Franz Karl eben entfernen, als er über ſich einen Lichtſchimmer zucken ſah. Dies Licht war in die Manſarde gekommen, und Fides trat an das offene Fenſter. Franz Karl beobachtete aus ſeiner dunkeln Tiefe, wie ſie an ihren Blumenſcherben rückend, einen kleinen Goldlack mit den Wurzeln ausriß und über die Straße wegſchleuderte. Zufällig traf der verworfene Stock den gegenüberſtehenden Freund, der ihn erhaſchte, und mit Innigkeit an die Bruſt drückte. Ja, er pflanzte ihn mit den daran haftenden Erdklümpchen zwiſchen die Bruſtkrauſe und den linken Weſtenflügel. — Wie nahe liegt in ſolchen Augenblicken eine ſo jugendliche Empfindung! Doch ein ſchweres Gemüth legt eben ſo leicht in kleine Zufälligkeiten Sinn und Bedeutung; daher kam der Freund, in Erinnerung an ſeine alte Neigung für Fides, auf die leidige Betrachtung, daß wol mit Recht ein welker Bräutigamſtrauß an ſeinem Herzen hafte, wo übermorgen ein blühender angeſteckt werde — — —

Das Licht, auf den Seitentiſch neben dem Fenſter geſtellt, warf ſeinen Schein um das ſchöne Mädchenhaupt und — wenn Fides in der Richtung nach dem Dom blickte, — auf ihre Wange. Mit klopfendem Herzen ſah Franz Karl hinauf, wie ſie die gefalteten Hände auf den Fenſterrahmen legte und vorgebeugt zu den Wolken aufblickte. — Forſcheſt du für deine Blumen nach Regen, Fides, oder beteſt du um Segen für deinen Freund? flüſterte er, und wenig fehlte, ſo hätt' er es laut gerufen. — Ach! dachte er, ihr Herz ahnet ſchon nicht mehr, daß ich ihr ſo nahe bin. Der Trauring, den übermorgen der Segen des Prieſters weiht, hat ſchon allen Zauber zwiſchen ihr und mir aufgelöſt; kein ſeliges Flüſtern, kein Ziehen und Zucken regt ſich mehr zwiſchen ihrem und meinem Herzen!

Er drückte ſein Geſicht in die Falten des Rokelors. — — Und was wird für ſie ſelbſt die Zukunft bringen? fragte es ungeſtüm in ſeiner Bruſt. Und wenn das drohende Verhängniß wirklich über Mainz hereinbräche —? Soll der Krieg dieſe edle Blüte an ſein rohes Herz drücken? Ach, was bringt ein ſolcher wilde Aufruhr nicht

Alles mit ſich? Wie leicht kann Fides, in ihrem Werth unerkannt, aber in ihrer reinen Blüte nicht unbegehrt, an eine wilde, ſtürmiſche, ſündhafte Bruſt geriſſen werden, aus ihrem heimiſchen Boden genommen, verlaſſen, — wie dieſer Goldlack weggeworfen — dahinwelken! Ja, du ewiger Gott! ihr Schickſal wurde mir eben angedeutet im Bilde dieſer weggeworfenen Pflanze, die als Vorwurf, als Beſchuldigung meine feige Bruſt traf!

Eine Angſt und Unruhe überfiel den Freund; eine peinvolle Reue wechſelte mit toller Eiferſucht, die ſeine Gedanken verwirrte, ſeine Gefühle entſtellte. — Da ſchlug eben das Fenſter zu, das Licht verſchwand. Und wie in ſo aufgeregten Augenblicken die Phantaſie dem geängſtigten Herzen mit lauter Täuſchungen zuſetzt: ſo ſeufzete, von vermeintlichen Vorbedeutungen verfolgt, der einſame Wandler mit dumpfer Reſignation:

Deine Vergangenheit iſt geſchloſſen,
Deine Hoffnung iſt erloſchen!

Er ſtürzte fort, und die tiefe Finſterniß der Straße verheimlichte die kindiſchen Thränen, die er nicht bewältigen konnte, und die noch ungeſtümer floſſen, als er auf den Thiermarkt hervortretend, die nächſte Linde ſchmerzlich umſchlang. Wie lange er in ſeinem dumpfen Leide ſo ſtehen blieb, wußte er nicht. Sein erſter klarer Gedanke war, — er müſſe in Mainz bleiben und als Freund über Fides wachen, ſie vor Schmach und Unglück bewahren.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Am nächſten Vormittage, den dritten Oktober, traf der Kurfürſt in Mainz ein, und hielt gleich eine Staats-Conferenz ab. Darauf aß die Gräfin Coudenhove mit ihm zu Mittag, und brachte die Nachricht aus dem Schloſſe, daß der Fürſt heiteren Muthes ſei, und vor Allem die reitenden Kundſchafter und ſchleichenden Spione abwarten wolle, die der Kanzler nach Worms und Speier ausgeſchickt hatte.

Gegen Abend kam Franz Karl in ſehr aufgeſpannter Heiterkeit. Er hatte mit einigen Freunden beim Grafen von Lamberg zu Mittag geſpeiſt und rühmte deſſen vortrefflichen Champagner. Die Comteſſe breitete ihren Brautanzug und Schmuck vor ihm aus, und er fand Alles höchſt geſchmackvoll. Im heiterſten Vertrauen, wie die ſchöne Braut ſich ihm anſchmiegte, entzückte ſie ihn. Der luſtige Humor, den der Baron von der Tafel mitgebracht, ſtreifte mehr und mehr an Muthwillen; die Umarmungen wiederholten ſich und das erſte Du ward angeboten, gewechſelt und mit jungfräulicher Verſchämtheit geübt und belacht.

Die Gräfin brachte die Ausfertigungen des Ehecontracts hervor, die der Notar Dams zur Unterſchrift und Beſiegelung überſchickt hatte. Franz Karl unterzeichnete; als er aber ſein Familienſiegel, das er hatte mitbringen wollen, nicht in der Taſche fand, ſteckte er die Papiere zu ſich mit dem Vorbehalte, ſie am anderen Morgen petſchiert mitzubringen. — Die Gräfin hatte für den Abend kleine Geſellſchaft vorgeſchlagen gehabt; Franz Karl aber, damals nicht ſo vergnügt, wie eben jetzt geſtimmt, war nicht darauf eingegangen. Nun vernahm er die Anordnung des Kurfürſten für das morgige Feſt. Die Trauung ſollte in der Schloßkapelle vom Weihbiſchof Heimes geſchehen, ein Theil der Hofmuſik zur Meſſe ſpielen, das Familienmahl bei der Gräfin eingenommen werden, und Abends ein engerer Kreis ſich um den Kurfürſten verſammeln, der dann die Inauguration der gewöhnlichen Strumpfbandfeier der Braut in Perſon vornehmen wollte. Franz Karl konnte nichts dawider haben, obgleich ihn die vorausſichtlichen Scherze bei dieſer Feier ſchon jetzt ein wenig zu verſtimmen drohten.

So raſchem Wechſel der Laune war der Freund jetzt unterworfen! Niemand aber nahm es als Zeichen, daß er ſich vielleicht doch nicht recht glücklich und befriedigt fühlen möchte; wie man doch ſonſt auch an dem Wohlbefinden eines Menſchen zweifelt, der zu leicht Farbe wechſelt.

Ueber den Mittheilungen der Gräfin war die Dämmerung eingetreten, und ſie ſchellte nach Licht. Franz Karl bat, es noch wegzulaſſen. — Gönnen Sie uns noch dies anmuthige Helldunkel! rief er. Es iſt unſer letztes *bräutliches* Dämmerſtündchen: ziehen wir's ein wenig in die Länge; es läßt ſich ziehen, — wie das bräutliche Strumpfband.

Und indem er Joſephinen umarmte, flüſterte er ihr zu: Von Morgen an iſt Tag und Nacht unſer gemeinſchaftliches Gut! Nicht wahr, liebes Frauchen?

Die Comteſſe drückte ihr glühendes Geſicht an ſeine Bruſt. Da fiel der Alarmſchuß eines ſchweren Geſchützes, und die Gräfin ſchrie auf. Auch das vertraute Paar erhob ſich, und Joſephine umſchlang bänglich den Verlobten, der wie von einer Erſcheinung betroffen, nach der dunkelſten Ecke des Zimmers ſtarrte. Und war es auch allerdings keine Erſcheinung, ſo mußte doch eine ſo wunderſame Anwandlung, als er im Augenblick hatte, einen geiſterhaften Eindruck machen. Wie nämlich zuweilen ein lauter Klang im Zimmer unerwartet auch auf den Saiten eines unberührten Inſtrumentes den verwandten Ton hervorruft: ſo hatte Franz Karl im Augenblick, als der ſchwere Kanonenſchuß fiel, des Kurfürſten „Au weh“ laut in der Seele vernommen, — und jene Scene, da der alte Herr auf einen Podagraſtich die zum Verlobungsſegen ausgeſtreckte Hand gezuckt hatte, ſtand lebhaft vor ihm. Dieſe Erinnerung im Zwielichte des Zimmers war gerade dadurch ſo ſpukhaft, weil jener Ausruf dem Baron damals nicht aufgefallen, und ſeitdem nicht wieder in ſeiner Seele aufgeſtiegen war.

Die Gräfin hatte inzwiſchen nach Licht gerufen, und war an das Fenſter geeilt. Die Straße füllte ſich mit Menſchen, die aus ihren Wohnungen herbeiſtürzten. — Was gibt es denn, was bedeutet es denn? fragte die Gräfin hinab. Niemand wußte es, und Alles ſchrie nur durcheinander: die Franzoſen, die Franzoſen ſind da!

Gehen Sie, um Gotteswillen, Baron, und ſehen zu, was es iſt! flehte die angſtvolle Dame, und Franz Karl umarmte Joſephinen mit beruhigenden Worten. Sie zitterte an ſeiner Bruſt, als ob ſie ihn nicht laſſen dürfe;

ſie hing an ſeinem Munde, als ob ſie des Scheidenden Seele in ſich hineinziehen und behalten müſſe.

Franz Karl eilte nach dem Rhein. Ueberall rannten die Menſchen ängſtlich fragend hin und zurück. Niemand wußte etwas Beſtimmtes, aber Jedermann hatte die übertriebenſten Befürchtniſſe. Die Lärmtrommeln wirbelten durch die Gaſſen; hier und da auf den Plätzen wurden flammende Pechkränze ausgeſtellt, die Bürger ſetzten Lampen an die Fenſter. Alle Soldatenſchaft war auf den Beinen; die bewaffneten Bürger rotteten ſich zuſammen. Franz Karl eilte auf die Brücke, nach den Thoren. An den Wohnungen der höheren Offiziere fragte er an: ſie waren natürlich nach den Waffenplätzen geeilt. Vor den Feſtungswerken wurde Jedermann zurückgewieſen. Wie er an Forſter's Wohnung vorüberkommend Licht am Fenſter ſah, ſprach er ein. Auch dieſer Freund hatte ſich ſchon müde gelaufen, ohne etwas Genaueres über die Bedeutung des Signalſchuſſes in Erfahrung zu bringen. Aufgeregt aber, wie er war, entſchloß er ſich nach kurzem Ausruhen, den Baron durch die Stadt nach der Wohnung der Gräfin zurückzubegleiten. Arm in Arm und in lebhafte Geſpräche vertieft, nahmen ſie, um noch einmal von der Brücke aus zu ſchauen, den Umweg durch die Rheinſtraße. Vor dem Schloß war eine ſtarke Wacht aufgeſtellt, die das gemeine Volk zurückwieſen. Franz Karl, dem Offiziere bekannt, wurde mit dem Freunde durchgelaſſen. Während ſie noch mit dem Lieutenant ſprachen, kam ein Adjutant angeſprengt, der dem Offizier die Parole gab, und dann lachend hinzuſetzte: Es iſt gar nichts, es iſt nur ein falſcher Lärm, lieber Radenhauſen! Ein dummer Kerl vom fuldaer Con=

tingent hat auf ſeinem Kanonen-Poſten abgefeuert. Er iſt eben feſtgenommen worden, und wird ein Bißchen erſchoſſen werden. Aber gewiß iſt, daß Cuſtine gegen Mainz vorrückt.

Hiermit ſprengte er nach dem Schloß, dem Kurfürſten die Nachricht zu bringen.

Im Schloßhofe, bei ausgehängten Laternen und wandernden Fackeln ging eine lebhafte Geſchäftigkeit geräuſchlos vor ſich. Ein Hin- und Herlaufen, Ab- und Zutragen war zu bemerken; verſchiedene Packwagen, aus den Remiſen herbeigezogen, hielten da. Herren aus der Stadt, in Mäntel gehüllt, eilten ins Schloß. Eben erkannte der Baron auch die Gräfin Coudenhove zu Fuß, der Laterne eines Bedienten folgend. Verwundert und neubegierig traten ſie tiefer in den Hof und begegneten dem Finanz-Miniſter von Seckendorff. — Guten Abend! Was gibt's denn nur, Excellenz? Was geht denn vor? — fragte Franz Karl, dem Forteilenden in den Weg getreten; und mit einem mißtrauiſchen Seitenblick auf Forſter antwortete der Miniſter leiſe und haſtig:

Ich kann's nicht ſagen, lieber Baron. Ich habe nur Befehl, Sr. kurfürſtlichen Gnaden Mobilien, Bilder und Bücher zu packen und nach Aſchaffenburg zu ſchaffen.

Und eilen nach Hauſe? fragte Franz Karl verwundert; doch der ſchlanke Mann war ſchon fortgeeilt, und hörte oder beantwortete die Frage nicht.

Und er geht nach Hauſe? wendete ſich der junge Freund an Forſter.

Sie vergeſſen, lieber Baron, daß der Herr von Seckendorff ſelbſt Möbel, Bilder und Bücher hat! verſetzt Forſter mit bitterm Lachen. Geben Sie Acht, der Kurfürſt emigrirt, flieht!

Was denken Sie, Forſter! rief der Baron tadelnd, und zog den Freund, als ob er ihn ſeines Irrthums beſchämen wollte, am Arme noch tiefer in den Hof mit ſich fort.

Eben ward der große Reiſewagen des Fürſten herbeigezogen, und einige Hofdiener fielen mit großen Küchenmeſſern darüber her, das fürſtliche Wappen an beiden Schlägen wegzukratzen. — Was geht denn vor, Ropiquet? fragte der Baron den vertrauten Kammerdiener, der eben allerlei Päckchen in den Wagen trug.

Wir reiſen ab, Herr Baron, — um elf Uhr. Entſchuldigen Euere Gnaden —!

Und mit heiſerer Stimme rechts und links commandirend rief er:

Schmalenberger! Iſt der Küchenwagen fertig? Ihr nehmt nur Lambinet noch mit. Macht fort! Ihr müßt voraus. — — — Meichinger! iſt der Landjägermeiſter gerufen? — — — Hört Ihr nicht, Welpert, daß drinnen der Hofmarſchall nach Euch ruft? Donnerwetter! Ohren auf! Die Augen auf! Die Beine untern Arm genommen! Das ſag' ich Euch! Oder der Teufel ſoll euch die Kerze halten! — Wo geht's denn hin? fragte ein Lakai, beſchäftigt ſich in die Livree zu werfen.

Wohin? wiederholte Ropiquet verächtlich. Welche Frage für den Lakai Hillerich! Auf den Kutſchenbock geht's, Herr Hillerich!

Forſter nahm den verſtummten jungen Freund mit ſich fort. — Eben fuhren kleine Karren mit eiſernen

Kiſten in den Hof, vom Kammerzahlmeiſter Loßkandt und dem Kriegszahlmeiſter Wackerbardt geleitet.

Sehen Sie, ſehen Sie, Freund! rief auf dem äußeren freien Platze Forſter in großer Bewegung. Der Fürſt flieht, und verläßt ſeine Unterthanen, ſeinen Thronſitz, ſeinen erzbiſchöflichen Baldachin. Leb' wohl, du rothes Schloß am Rhein! Lebe wohl, du alter Dom! Und die Stützen des Throns, der hohe Adel wird ihm folgen, die Großpfaffen werden hinter ihm d'rein keuchen. Seckendorff's lange Beine geben das Maß der flüchtigen Schritte. Was ſagen Sie, Baron! Doch nein, ich will Sie nicht mehr Baron nennen, — Freund, Bürger! Denn, bei Gott! „feig" und „adelig" fangen an ſinnverwandt zu werden, wie — „unfähig" und „ſtiftsfähig" es ſchon oft waren; und für diejenigen Adeligen, die man kennt, ehrt und liebt, muß man weinen, wenn man ihren hohen Stand ſo herabgeſunken und an eigenem Werth ſo verarmt erblickt!

Er umarmte heftig den jungen Freund, und da dieſer, wie vom Blitze betäubt, ſchweigend vor ihm ſtand, fuhr er fort:

Sagen Sie, was ſoll daraus werden? O mein Freund! Der Adel flieht, deſſen Vorrechte ſich einzig darauf gründen, daß er der geborene Beſchützer des Volkes iſt, und heißen will, — flieht mit ſchändlicher Furcht auf den erſten Anſchein der Gefahr, und läßt den Bürger im Stich. Flieht dem Fürſten nach, den er halten, dem er ſich in den Weg werfen ſollte, der Alles einpackt, was ein Eigenthum des Staates iſt. Den Küchenwagen voraus! Das iſt die Loſung! Ja doch, damit ihr nur nicht verhungert! Der Appetit verläßt euch nicht! Die Landeskaſſen nachgeſchleppt! Herrliche Muſik zur Flucht eines Landesherrn! Die Steuern der Unterthanen raſſeln hinter ihm her! Aber auch die Flüche des Landes dröhnen ihm nach, des Landes, das ſein Ehrgeiz, ſeine Vorliebe für die Flüchtlinge aus Frankreich, ſeine tolle Politik in Jammer und Elend ſtürzen.

Forſter ſchwieg mit heftig ſchlagendem Herzen, und eine Stille entſtand. — Und er kratzt ſein fürſtlich Wappen aus! ſeufzete Franz Karl, worauf es wieder ſtille war.

Einige Wagen fuhren aus dem Schloßhofe nach der Brücke. Beide Freunde eilten fort durch die engſten Gaſſen, durch die ſtillſten, in denen, wie es ſchien, die Angſt der Menſchen am Qualm der verlöſchenden Pechpfannen erſtickt war. Erſt am Thiermarkte blieben ſie im Umkreis der Linden ſtehen. — Hier ſind unſere Scheidewege, Freund! ſagte Forſter feierlich, aber gefaßt. Verzeihen Sie mir die harten Worte, die ich geſprochen! Es war eine Aufwallung! Und ſtören Sie ſich nicht daran, in dem was Sie thun zu müſſen glauben. Ich kann mich irren. O ſagen Sie, Freund, was denken Sie, daß in ſolcher Lage zu thun ſei? Soll ich auch mein Haus, meine Bücher, meine Naturalien, das heißt — was ich in der Welt beſitze, verlaſſen und mit Frau und meiner kleinen Roſa bettelnd umherirren, oder dem Fürſten folgen, und mir eine Penſion aus den geflüchteten Landeskaſſen erhuldigen?

Dem Fürſten? Wo wollen Sie ihn denn finden, Forſter? Er hat kein Wappen mehr! rief Franz Karl bitter, und Forſter ſprach weiter:

Oder ſoll ich bleiben, die Univerſität aufrecht erhalten helfen, mich der verlaſſenen Stadt widmen, um die empörten Bürger auf vernünftigen, gemäßigten Weg zu lenken, damit das alte Mainz, wenn es möglich wäre, dem deutſchen Reich erhalten werde? Und ſoll ich bei dieſer Ehrenpflicht wagen, was zu wagen iſt?

Wir bleiben, rief der Baron mit Erhebung, und drückte ſeine Hand feſt in Forſter's Rechte. Wir kratzen unſere Ehre nicht aus! O mein theuerer Forſter!

Das habe ich von Ihnen gehofft! verſetzte Forſter freudig, und umarmte den jungen Freund. Aber — wir werden für Demagogen gelten! Weil wir, ſtatt mit den Herrſchenden flüchtig zu werden, dem Volke dienen, wird man uns als Volksverführer brandmarken. Immerhin! Aber ich kann nicht anders; ich muß es wählen, wenn ein Funke Liebe für das Wohl Aller, wenn einiges Gefühl von Würde in mir ſelbſt und Sorge für die Meinigen mich leitet!

Es ſchlug vom nahen Stephansberg elf Uhr, und Beide ſchieden mit einer innigen Umarmung.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Seit langer Zeit hatte Baron Franz Karl nicht ſo feſt geſchlafen, als in dieſer Nacht vor ſeinem Vermählungstage. Es war heller Morgen, als er von lärmender

Unruhe im Haus erwachte, und durch wiederholtes Klopfen an ſeine Thüre im Schlafrock zu öffnen genöthigt war. Die Baronin, ſeine Mutter, trat verſtört ein, und verwunderte ſich, daß er ſo lange ſchlafen könne, wo alle Welt in Angſt und Furcht mit Flucht beſchäftigt ſei.

Der Sohn trat an das Fenſter, und ſah wirklich vor den erſten Adelshäuſern um den Thiermarkt Möbeln, Kiſten, Ballen ausgeſetzt.

Ich will unſere beſten Sachen nach dem rheingauer Gute bringen laſſen, erklärte die Baronin, und da meine Leute alle Hände voll zu thun haben: ſo wirſt du dich wol ſelbſt nach einem Schiffer bemühen müſſen, lieber Franz Karl. In der Noth, weißt du wohl, iſt Alles ſchicklich. Ich habe den Herrn von Hedesdorf eben auch vorüberlaufen ſehen, nach einem Fuhrmann, wie er mir ſagte.

Franz Karl wollte ſich eben gegen die Flucht überhaupt heftig erklären, als er überlegte, daß er es nicht mit Männern, ſondern mit Mutter und Schweſter, ſowie mit weiblichen Aengſten und Vorurtheilen zu thun habe; da es ihm denn beſſer ſchien, jene in Gottes Namen ziehen, und dieſe unbeſtritten zu laſſen. Daher erwiderte er blos:

Sie vergeſſen ja ganz, theuerſte Mutter, was wir heut vorhaben, daß heut mein ſchönſter Tag iſt, und wir ein Familienfeſt feiern.

Wie, mein Sohn? rief die Baronin mit höchſt erſtauntem Kopfſchütteln, — du weißt nicht —? Doch ja! Die heiligen Siebenſchläfer wußten, als ſie in ihrer Höhle erwachten, auch nicht, wie ſehr die Welt ſich inzwiſchen verändert hatte. Mein Gott! Der Kurfürſt iſt ja fort, und du meinſt die Generalin ſei noch da? Ja, er iſt fort. Die Köchin hat es zuerſt aus der Frühmeſſe mitgebracht, Hevesdorf hat es beſtätigt, und warum packte denn auch Alles auf?

Hat Ihnen die Gräfin etwas ſagen, etwas abbeſtellen laſſen, beſte Mutter?

Nein, mein Sohn!

Wie könnte ſie alſo fort ſein? Heut, wo Alles zu unſerer Vermählung vorgerichtet iſt? Nein, theuere Mutter, wir dürfen uns nicht für ſo vernachläſſigt halten, daß uns nicht einmal abgeſagt, oder mit uns berathen würde. Ich eile mich zur Trauung anzukleiden, und fahre hin. Bereiten Sie ſich mit Cäcilien abgeholt zu werden. Die Trauung iſt nun freilich, da der Kurfürſt fort iſt, nicht im Schloß. Meinethalben! Ich denke die Generalin wird ſchon Alles anders — commandirt haben.

Die Baronin wußte nichts zu ſagen. Sie nickte nur oder ſchüttelte mit dem Kopfe, je nachdem ihr Stolz oder ihr Zweifel die augenblicklichen Gedanken beherrſchte.

Der Baron befahl dem Bedienten, der auf dem Corridor packte, den Wagen rüſten zu laſſen, und Gala anzulegen; dann beeilte er ſich in den neuen Vermählungsanzug zu kommen. Bald darauf fuhr der Kutſcher in Puder und Treſſenhute vor; der Baron im Hofkleide mit den goldenen Kammerherrnſchlüſſeln am Hüftenknopfe ſtieg ein, und fuhr die große Bleich hinab.

Vor dem Pavillon des Marſtalls zum goldenen Pferde, rechts und links der Hausthüre, lag und ſtand Geräth aller Art, Eigenthum der Gräfin ſowol als des preußiſchen Reſidenten von Stein, der in demſelben Hauſe wohnte. Das ließ der Baron ſich nicht irren; er ſtieg aus, und eilte, von dem beſchäftigten Geſinde als ſchmucker Bräutigam angeſtaunt, die Stiege hinauf. Der Hausmeiſter der Gräfin ſprang herbei; verwundert, verwirrt, mit verlegenen Bücklingen erklärte er, daß Niemand da ſei. — Ihro Gnaden, die Frau Gräfin, ſind mit Dero Nichten Comteſſen nach Mitternacht abgereiſt, und haben mir nur den gnädigen Befehl hinterlaſſen zu packen und Alles mainaufwärts zu ſchaffen. Sie ſelbſt ſind fürerſt nach Eltwill.

So —? ſagte Franz Karl, und ob er es gleich kaum anders erwartet hatte, bäumte ſich doch in ſeiner Bruſt wie ein Lindwurm der Ingrimm auf. Allein vor dem Bedienten hielt er an ſich, und ſo hoch er gewachſen war aufgerichtet, ſagte er mit ſtolzer Herablaſſung:

Dann muß Er ſo gut ſein, Frommont, und heut noch nach Eltwill ſchreiben —

Verzeihung, Ihro Gnaden, ich fahre heut Nachmittag ſelbſt hinab —

Deſto beſſer! Melde Er dann der Frau Gräfin, wie Er mich hier geſehen. Ich ſei zur angeſetzten Trauung gekommen, und beklage ſchmerzlich, daß ich von meiner Braut ſo heimlich — oder ſage Er lieber — *verſtohlenerweiſe* — verlaſſen worden. Nur das Eine könne mich beruhigen, daß die Comteſſe bei dem Mangel an Liebe zu mir, den Sie heut an den Tag gelegt, ein ſchöneres Glück an der Hand eines geliebteren Mannes finden werde.

O Eure Gnaden! rief der zitternde Alte. *So* iſt es ja nicht gemeint geweſen!

Hat ſich Ihm vielleicht die Gräfin explicirt, Frommont, — wie's gemeint ſei?

Mit keiner Sylbe, Eure Gnaden!

Auch keinen Brief, keine Beſtellung an mich?

Bedauere, Eure Gnaden! Aber es ging Alles ſo raſch —! Der Kurfürſt hatte Ihro Gnaden rufen laſſen, und ſie blieben lange im Schloß. Bis ſie zurückkamen, hatten die gnädigen Comteſſen ſich ſchon zur Ruhe begeben, und Se. Excellenz der Herr Landjägermeiſter von Stein auch ſchon anſpannen laſſen, um nach Koblenz zu flüchten. Seine Excellenz nahmen noch Abſchied, — und dann mußte in eiligſter Geſchwindigkeit —

Ja wohl! Ich kann mir das denken, Frommont, fiel der Baron ein. Wenn man einige Liebe und Sorge für ſich ſelbſt hat, ſo macht man es ſo! Aber — ſage Er mir wörtlich meinen Auftrag her, Frommont, damit ich weiß, daß er ordentlich ausgerichtet wird!

Frommont, in guter Schule abgerichtet, fehlte keines Wortes, und der Baron nickte ihm belobend zu; worauf er ſagte:

Alſo Se. kurfürſtliche Gnaden ſind auch geflohen? Sagte Er nicht ſo, Frommont?

Um elf Uhr, Herr Baron! — Sei Er doch ſo gut, fuhr Franz Karl fort, und mache Er mir die Schlüſſel los, hier am Knopfe!

Der Alte ſprang hinzu, und Franz Karl erinnerte lächelnd:

Aber mit den Fingern geht's nicht, lieber Alter! Das iſt angenäht. Hat Er nicht ein Scheerchen oder ſo 'was in der Nähe?

Frommont brachte eine Scheere herbei, und ſchnitt die Kammerherrnſchlüſſel mit den goldenen Litzen und Quäſtchen ab. Franz Karl ſteckte ſie ein, gab dem Diener zwei Dukaten und kehrte zu ſeinem Wagen und in ſeine Wohnung zurück.

Hier, während unſer Ex-Bräutigam in der ſonderbaren Stimmung einer von Grollwölkchen durchzogenen Herzensheiterkeit ſich umkleidete, fand ſich Jean Baptiſt, der ſchöne Schiffer, ein, um der Baroneſſe, die er ſich bei dem Geſinde erfragt hatte, eines ſeiner Schiffe anzubieten, falls die gnädige Herrſchaft ebenfalls — wie er ſich ausdrückte — emigriren wolle. Sehr bewillkommt mit ſeinem Anerbieten ſagte er in ſeinem treuherzigen Ton, wozu er ſich einige cavaliermäßige Geberden angewöhnt hatte:

Sehen Sie, ich kann nicht Schiffe genug ſchaffen! Alles will noch heut fort, als ob kein Morgen und Uebermorgen mehr vom Himmel fallen ſollte. Sie werden nach dem rheingauer Schlößchen flüchten? Das iſt mir lieb: dort bin ich früher oft geweſen und weiß Beſcheid. Wenn Sie hätten weit wegziehen wollen: hätten Sie kein Schiff von mir gekriegt, gnädige Baroneſſe! Wiſſen Sie auch warum? Weil ich das Heimweh nach Ihnen gekriegt hätte! So aber —, und weil ich doch gewiſſermaßen in Ihrem Dienſt ſtehe, — von wegen der feuerrothen Kokarde, die Sie mir da — ans Ohr geſteckt — Wiſſen Sie?

Nur manierlich, Jean Baptiſt! warnte die Baroneſſe zürnend, aber doch zugleich erröthend, als eben die Mutter herantrat. Die Baronin vernahm nun des Schiffers

Antrag, und beredete das Weitere mit ihm; wobei ſich Jean Baptiſt höchſt uneigennützig finden ließ. Doch weder der geringen Foderung noch des freien Anerbietens ſelbſt verwunderte ſich die alte Dame; wie denn vornehme Leute, im Bewußtſein ihrer Anſprüche, ſelbſt die unerwartetſte Dienſtleiſtung der Niedern unter allen Umſtänden in der Ordnung finden.

Anders nahm es Cäcilie auf, — nicht ohne ein heimliches Wohlgefallen an dem ſchönen und muthigen Schiffer, deſſen naive Zuneigung und Ergebenheit ihr ungemein ſchmeichelte. Indem ſie dabei aber ſeines Standes nicht vergaß, war ſolche Erſcheinung ganz gemacht, ein eben ſo ſtolzes als reizbares Herz in die allerſeltſamſte Verwirrung zu ſetzen, die unter Umſtänden gefährlich genug werden konnte.

Da Jean Baptiſt übernommen hatte, für das Abholen der Sachen zu ſorgen, ſo ließ die Baronin fleißig packen, und Cäcilie übernahm in Begleitung eines Bedienten die Ablieferung an dem bezeichneten Landungsplatze. — Erſt hier ſollte ſie recht einſehen, welche große und uneigennützige Gunſt ihr Jean Baptiſt in ſeiner Weiſe geleiſtet hatte.

Denn die Angſt und das Drängen der Fliehenden war außerordentlich. Das Lärmen und Laufen in den engen Gaſſen, das Verpacken und Hämmern an den Verſchlägen, das Aufſchroten von Fäſſern, dies übereilte Aufladen und Abfahren, das Schreien der Laſtträger und Zurufen der Fuhrleute, der zürnende Befehl ungeduldiger Herrſchaften und der kecke Trotz der Dienſtleiſtenden, die ohne doppelte, dreifache Bezahlung nicht Hand und Fuß rührten, —

dies Alles verwirrte die Sinne und betäubte die Seele der Menſchen. Die Prachtgeſpanne des Adels und der Prälaten zogen jetzt an Karren und Leiterwagen die Güter der Flüchtlinge; indeß die Domherren und Domicellare, die Kanoniker und Kammerjunker, die Regierungsräthe und Hofgerichtsräthe, beſonders der adeligen Bänke, in Angſt und Athemloſigkeit nebenher keuchten.

Und wenn ſie nun hinab an den Strom kamen, der von unzähligen Fahrzeugen aller Art wimmelte, von Booten und Jachten, Kähnen und Nachen, zu denen man, da ſie nicht zureichen wollten, Balken und Bretter zuſammenfügte, um Kiſten und Koffer, Möbel und Menſchen, Weinfäſſer und Hausrath, was nur Alles von Habe ſich hatte losmachen laſſen, aufzuladen und ſtromabwärts zu bringen: in welche neue Wirbel wurden ſie da hineingezogen, — in Zank und Zerren um die Fahrzeuge, in Zurufen und Zuwinken und in die Gefahr von herbeigewälzten Laſten verletzt oder vom Kai hinab in den Strom geſtoßen zu werden! Die größte Unordnung entſtand aus dieſem Treiben, ſo daß mancher Kahn umſchlug und ſeine Fracht in den Strom begrub, andere Boote ohne Frachtbrief abfuhren, und die Güter ohne Adreſſe bei Koblenz ausluden und preisgaben.

Von Fodern und Behandeln der Fahrpreiſe war unter dieſen Umſtänden gar nicht die Rede. Die Flüchtlinge überdrängten nicht nur, ſie überboten auch einander, und der Lohn eilte der Fracht voraus. So ſteigerte man die Preiſe ins Unerhörte. Kähne, die ſonſt bis Koblenz ſieben Gulden gekoſtet hatten, wurden jetzt mit 20 bis 30 Karolin bezahlt. Eine Flut von Silber und Gold ſetzte die

Hülfsthätigkeit der Menſchen in Bewegung. Jean Baptiſt, in einer Nußſchale von Kahn, mit einer Ruderſtange in der Fauſt, fuhr in dieſem Gewimmel umher, — auf dem Strom wie ein gebietender Gott, und wenn er ſich auf das Kai ſchwang, wie ein Heiland umdrängt. Er hatte mit ſchlauem Vorausblick einen Theil der mainzer, kaſſeler, weißenauer und koſtheimer Schiffer zu ſeinen eigenen Fahrzeugen gedungen; aber auch die anderen Schiffleute wendeten ſich gern an ihn, um die Fuhren und Preiſe zu vermitteln, da er kecker im Fodern als ſie ſelber, und den Vornehmen als geſchickt und manierlich bekannt war. Da ſetzte es denn endlich ſolche „Waſſerfälle" ab, wie ſie der ſchlaue Burſche ſchon auf jener Fahrt mit Garzweilern gewünſcht hatte, und Jean Baptiſt war pfiffig und entſchloſſen genug, ſich dabei nicht zu verrechnen. Ein Taumel hatte ihn ergriffen: der Geldſtrom, der durch ſeine Hände floß, regte ſeine Seele und ſeine Kräfte auf, das Außerordentliche zu leiſten. Und wären nur mehr Menſchen dageweſen, unbetheiligt und unbeſchäftigt genug, um ſich an dieſem Schauſpiel der Flucht in ſeinen wilden und poſſigen Auftritten zu ergötzen: dieſer Aufwand von Muth und Gewandtheit, raſchem Blick und gebieteriſchem Willen, die der junge Schiffer in dieſen Tagen bethätigte, hätten die lebhafteſte Bewunderung verdient. Die heftigen Pulſe der Anſtrengung, der ſchlagende Uebermuth des Herzens trieben freilich auch den kraftvollen jungen Herrſcher des Tags manchen Augenblick zu einer aufjauchzenden Wildheit. Er höhnte die Flüchtlinge aus, denen er bedient war, und mit ihrem adeligen Gelde ſchien er ihnen auch eine Portion ariſtokratiſchen Hochmuths abzunehmen.

Von ihm rührte auch ein Spottname her, der in dieſen Tagen und noch länger ein Loſungswort der Schiffer, der Laſtträger und des gemeinen Volkes blieb. Auf jenen verhängnißvollen Kanonenſchuß hatte nämlich eine Compagnie weilburger Contingents ihren Poſten in der Feſtung verlaſſen und Reißaus über die Schiffbrücke genommen. Einzelne dieſer Weilburger wurden gleich wieder, andere ſpäter, von den mainzer Landjägern aufgefangen, und mit Schlägen zurückgebracht. Dies war am erſten Morgen der großen Flucht am Rhein bekannt geworden, und als nun Jean Baptiſt hinter der Abfahrt des alten, reichen Domſängers von Hoheneck mit Hohnlachen ausrief: „Oho Weilburger!“ ſo war dieſe Anſpielung ſogleich verſtanden, und ein gräßliches Echo tönte am Kai entlang aus hundert Kehlen mit: „Oho Weilburger!“ Und dieſe bleibende Bezeichnung eines Flüchtlings hatte ſelbſt für den Denkenden einen drolligen Sinn, weil ſie einen Burger (wie man in Mainz ſtatt Bürger ſagte) bedeutete, der eben nicht weilt.

Unter dieſen Umſtänden, da Fahrzeuge nur ſchwer und um ſchweres Geld zu haben waren, nahmen Viele den Landweg nach Frankfurt, Aſchaffenburg und Würzburg. Die Schiffbrücke war von Tagesanbruch bis zur einbrechenden Nacht mit Equipagen, Kaleſchen und Chaiſen, mit Wagen und Karren bedeckt, Pferde und Ochſen vorgeſpannt. Und da es auch in dieſer Richtung bald an Zugvieh und Fuhrleuten gebrach, nahmen beſonders viel franzöſiſche Emigranten Stock und Bündel zur Hand, und ſuchten ſich ins Rheingau, ins Naſſauiſche und Heſſiſche zu retten.

Zu dieſer Flucht der Privaten und Fremden kam die Rettung der öffentlichen Güter, — des Reichs- und des Landesarchivs mit dem unſchätzbaren Papier- und Pergamentwerthe der deutſchen Reichs- und mainzer Staatsgeſchichte. Daran ſchloß ſich mit ſeinem Geldwerthe von Millionen der Kirchenreichthum an Inſeln, Meßgewändern, Biſchofſtäben, Altarſchmuck, Kirchengeräthen, Heiligenbildern, — Alles aus koſtbaren Stoffen, edeln Metallen und Juwelen. — Dieſer Domſchatz ward auf ſicheren Schiffen, unter Aufſicht des Domkapitulars von Kerpen, nach Düſſeldorf gebracht.

Dreißigſtes Kapitel.

Am dritten Morgen der Flucht kam Sömmering in Reiſekleidern auf Forſter's Zimmer. — Ich bin ſoweit fertig, lieber George, ſagte er, daß es dir keine Mühe machen wird, die gepackten Sachen, ſobald wieder Fuhrleute billiger zu haben ſind, uns nach Frankfurt nachzuſenden. Ich komme, dir Lebewohl zu ſagen. Meine Frau iſt drunten bei deiner Thereſe.

Alſo auch du — mein älteſter und einziger Freund? ſagte Forſter, von Leid ergriffen und Sömmering's beide Hände faſſend.

Auch du fliehſt? willſt du ſagen, nicht wahr? lächelte der Nachbar. Doch eigentlich iſt es nicht Furcht, nicht

Flucht. Nun ja, meine Frau hat ein wenig Angſt, beſonders vor einer langen Belagerung, die ſo unfrei und unſicher macht. Sie meint, dieſe Jakobiner, die uns die Freiheit bringen wollen, könnten uns erſt recht hart einſchließen, um uns nach Freiheit hungeriger zu machen, als wir vielleicht ſind. Es war aber ſchon früher unſere Abſicht nach Frankfurt zu ziehen, und ich ſtehe ſchon ſeit Wochen in Unterhandlung wegen eines ehrenvollen Rufes. Sollte nun Mainz gar in franzöſiſche Hände fallen, — was würde aus der Univerſität werden? Dieſe Gallier wollen keine Univerſität, ſondern Univerſalherrſchaft; es gilt ihnen um Freiheit durch die Waffen, die wir durch die Wiſſenſchaft erobern müſſen. Du weißt, George, — der Säbel iſt mein Inſtrument nicht: die Sonde iſt es, mit der ich in die Tiefen der Natur und der Wahrheit ſteige.

Du haſt Recht, mein Freund! rief Forſter. Und wie du mich kennſt, weiſt du wohl, daß ich auch keinen grämlichen Gedanken, deiner abweichenden Richtung halber, gegen dich im Herzen trage. Nein, folge du dem Zuge deines Geiſtes! Auch fliehſt du ja nicht: die Natur iſt die Republik, in der du als großer Forſcher mitherrſcheſt, und wohin du dich wendeſt, bleibſt du in deinem Freiſtaat. Dabei biſt du ein reicher und glücklicher Menſch, — an der Tafel deiner Gefühle und deiner Gedanken von den Liebſten und Treueſten umſeſſen. Anders ich, lieber Thomas. Arm bin ich gerade nicht, — nicht gerade bettelarm. Du kennſt mich von lange her. Ich hatte ein Herz voll Liebe und ſeliger Gedanken für einige Wenige, deren Glück und Zukunft meine Sorge, wie meine

Schöpfung war. — — — Ich habe ſie verloren, — meinen Knaben, meine —

Er preßte, bei dieſem Gedanken an ſeine Thereſe, einen Augenblick den Freund an ſeine Bruſt, ſich aus ſeinem zuckenden Leide zu ſammeln, und fuhr dann fort:

So geht es mir nun wie dem reichen Mann im Evangelium, dem zum fertigen Gaſtmahl die eingeladenen Gäſte abſagen, der Eine, weil er eine Frau zu nehmen, der Andere, weil er Einkäufe zu machen, fort war. Da ſendet er auf die Straßen, und ladet ſich Bettler an ſeine Tafel ein. So bin ich an das Volk gewieſen, das von Allen verlaſſen wird, die es behüten ſollten. Meinſt du, mein Freund, ich wüßte nicht, was ich wage? Ich habe mich für eine Sache entſchieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, meine häusliche Stille, mein Vermögen, vielleicht mein Leben opfern muß!

Sprich nicht davon, liebſter George! rief Sömmering ergriffen. Uns ſteht noch eine ſchöne Zukunft bevor. Du wirſt dich erkennen, und wiederfinden und am alten Freundesherzen wiederfinden, das ſeit ſo manchen Jahren und an wechſelnden Orten für dich geſchlagen hat. Auf ſo froher Tage Rückkehr, wie die vergangenen, auf eine wiedervereinte Zukunft — lebe wohl!

O eile nicht ſo, beſter Seelenfreund! flehte Forſter. Du weckſt mir da unſere begrabene Vergangenheit auf, — eine Welt von Erinnerungen. Lebendig ſteht es vor mir da, wo wir zuſammen geweſen, was wir gemeinſchaftlich gethan, wie Einer den Andern gefördert, gebeſſert und gehalten hat: ein ſchöner, ſchöner Traum! Wie forſchten wir nach Wahrheit, ſo abſichtslos und unbefangen!

Im Genuſſe der ſchönen Gegend, wie heiter philoſophirten wir nicht am Abend über das Studium des Tages! Selbſt jener Pfad, wo uns der Anblick eines tief angelegten Betrugs überraſchte, wie lehrreich war nicht der! Welche Blicke in das menſchliche Herz und in die Schickſale der geſammten Gattung gewährte er uns nicht! Ein wohlthätiges Verhängniß waltete über uns, daß wir einander verſtehen lernten, daß unſer ruhiger, hochachtungsvoller Bund der Freundſchaft entſtand, und Einer des Andern Schutzengel ward; daß ſtrenger Wahrheitsſinn zur Schonung ſich geſellte, und wir einander fortbildeten, da wo die gemeine Erziehung aufhört, zu dieſem hohen Bewußtſein der Reinigkeit in Gedanken, Wort und That, dieſem Frieden, der höher iſt, als alle Vernunft. — Vorwärts den Blick zu richten, iſt jetzt Pflicht und Gewinn; nicht länger darüber zu brüten, daß Jeder von uns hinfort allein ſteht, allein ſchwimmt durch das Meer der Mühſeligkeiten, — Hamlet's Sea of troubles! und allein kämpft und — ſiegt oder fällt. Vorwärts den Blick! Aber nicht um ſich aus lockenden Erwartungen und leeren Hoffnungen eine Welt zu träumen, die noch außer unſerem Erfahrungs- und Empfindungskreiſe liegt. Mich dünkt, ich ſehe in dieſem Nebel der Zukunft nur Einen Funken, der nicht bloßes Irrlicht wäre. Wenn alle Phantome von Gemeinnützigkeit, von Einfluß auf Menſchenbildung, von Ausſaat und Aufgrünen der Cultur unter einem fremden Himmel zerronnen ſind, dann finde ich mich ſelbſt dort noch wieder. Was das Schickſal an uns Einzelnen fortbildet, indem es uns in neue Thätigkeit verſetzt und auffodert für Andere zu wirken, das iſt der erhabene

Zweck unſeres Daſeins, wobei wir nur das Zuſehen haben, indeß der Zweck unſerer Handlungen dazu nur Mittel iſt. So geht ein vollkommneres Weſen hervor, mit erhöhtem Bewußtſein, mit anderen Quellen des Genuſſes, mit umfaſſenderem Sinne, zu erleſenern Freuden und Leiden gebildet!

Forſter hatte ſich in Thränen hineingeſprochen, aber auch dem Freunde Thränen entlockt. Sie trennten ſich mit Kuß und langer Umarmung, und Forſter hatte noch eine Weile mit ſich zu thun, ehe er mit einiger Faſſung hinabgehen, und der lieben Frau Nachbarin Lebewohl ſagen konnte.

Nachmittags ſtellte ſich Baron Franz Karl ein, um den Freund wie jetzt täglich abzuholen. Sie gehörten zu den Wenigen, die umherſchweifend ſo merkwürdige Erſcheinungen mit Gelaſſenheit beobachten und mit eindringlichen Gedanken beſprechen konnten. Franz Karl fand auf dem Spiegeltiſchchen die Abſchiedskarten der frühern Abendfreunde. Alle Diplomaten waren fort, ſelbſt Huber mit ſeinem Geſandten nach Frankfurt übergezogen. Da faſt keiner dieſer Hausfreunde, außer Huber, perſönlich Abſchied genommen hatte, ſo fiel es weniger auf, daß auch vom Grafen Stadion blos eine Karte kam; ſo gern Forſter dem ſeit jenem heftigen Abend weggebliebenen Kapitular eine verſöhnende Erklärung gegeben hätte.

Mit der Flucht ging es nun am Strom und an der Brücke ruhiger zu. Die Freunde begegneten einigen Adeligen, die durch Wegſchaffung der Archive oder ſonſtige Angelegenheiten noch zurückgehalten wurden. Forſter konnte nicht laſſen, auf die ungeheueren Summen hinzudeuten, die aus den Geldkiſten der Fliehenden in die Hände des Volkes gefloſſen wären, und die mehr als zugereicht hätten, die Feſtung gegen jeden Feind in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, und dabei die Ehre des Adels zu ſchützen.

Sie haben Recht! erwiderte Einer beſchämt. Es iſt unverantwortlich, wie ſehr uns die deutſchen Zeitungen in Abſicht auf Frankreich hintergangen haben. Die Franzoſen ſind eine brave, mächtige Nation. Es wäre Jammerſchade, wenn dies Volk ſich nicht gleich bliebe!

Ueber dieſen herabgeſtimmten Ton ariſtokratiſcher Männer nicht wenig verwundert, ſollten unſere umherwandelnden Freunde noch mehr überraſcht werden, als ihnen Hofmann, Wedekind und der Narr Dietler begegneten, die mit aufgeſteckten dreifarbigen Kokarden laut thaten.

Ich rathe Ihnen ein Gleiches zu thun, Bürger Forſter und Bürger Wallbrun! rief Wedekind exaltirt. Wir echten Mainzer, die wir uns nicht zum Muthe der „Weilburger“ bekennen, ſuchen ſtatt auf der Flucht, hinter dieſen Farben unſer Heil.

Dietler zog ſchnell zwei Kokarden aus der Taſche, und nöthigte ſie beiden Freunden auf. Forſter ſteckte die ſeinige gleichgiltig ein. Franz Karl aber wies die andere mit Stolze zurück, indem er zu Dietler ſagte:

Sie ſind nur über der Stirne gezeichnet, Herr Profeſſor, und ich rathe Ihnen, dieſe Kokarde nach hinten aufzuſtecken, damit Sie nicht etwa vom Rücken aus verkannt werden.

Einem Wortwechſel, zu dem es darüber leicht hätte kommen können, trat Eickemeyer in den Weg. — Zum erſten Mal komme ich lachend aus einem Kriegsgericht, ſagte er. Wir haben eben einen närriſchen Kerl, — den fuldaiſchen Soldaten, der jüngſten Abend die ſchwere Kanone gelöſt —

Sie reden doch von der Kanone, die uns den Kurfürſten über den Rhein verſchoſſen hat, nicht wahr? fiel Dietler ihm ins Wort. Wiſſen Sie, daß dies ein Glück iſt? Der alte Kopf war eine Kettenkugel, und wir ſind nun frei!

Ich wollte ſagen, wir haben ihn frei geſprochen und nach Hauſe geſchickt, den dummen Teufel! lachte Eickemeyer.

Jetzt reden Sie aber nicht vom Kurfürſten, Freund, ſondern vom Soldaten, nicht wahr, — von dem Fuldenſer? fragte Hofmann ſchalkhaft.

Nun freilich! antwortete, etwas ungeduldig über die Neckereien, der Major. Der träumeriſche Burſche, Namens Kremer, ein gutmüthiger, ſimpler Geſell, hatte, weil es uns an Kanonieren fehlt, gleich anderen Musketieren einen Kanonenwachtpoſten bezogen. Bei der Ablöſung vor einbrechender Nacht wird er von dem Poſten, der ihm die Parole ins Ohr zu flüſtern hatte, mit einem zu erwartenden Geſpenſte geneckt, und geräth in jene tolle Wuth, die ſolche beſchränkte Menſchen leicht überfällt. So ergreift er die brennende Lunte, und löſt das ſchwere Geſchütz. Was er ſich dabei gedacht hat, und ob er etwa ſeine Courage damit beweiſen wollte, war im Verhör nicht herauszubringen, und da ſein Hauptmann, von Katzmann, ein jovialer Offizier, den Burſchen auch durch andere ziemlich luſtige Beweiſe als unzurechnungsfähig geltend machte: ſo wurde er mit einer gelinden Abführung von

Haſelnußſtöcken entlaſſen, und nach Fulda heimgeſchickt, wo er ſtatt der Kanone eine Waſſerbutte bedienen kann.

Sie waren während dieſer Erzählung auf dem Rathhausplatz angekommen, und ſahen, daß viele Bürger ſich in das Rathhaus drängten, vor welchem des Hofkanzlers Equipage hielt. Sie eilten denn auch hinein und arbeiteten ſich in den Saal. Am obern Ende des Sitzungstiſches erblickten ſie den Kanzler von Albini, umgeben vom Vicedom und Vicedomamtsdirector nebſt einer Anzahl der Rathsverwandten, unter denen der uns vom weißenauer Wirthshauſe her bekannte Rheinmeiſter Krebs durch ſeine feurige Naſe hervorleuchtete. Der Kanzler war eben in einer Rede begriffen, und die Eingedrungenen kamen noch zu folgenden Worten recht:

„Ja, ihr wackeren Mainzer, es haben leider! ſchon mehrere wohlhabende Bürger die Stadt verlaſſen, — eine Schmach, der wir, von Sr. kurfürſtlichen Gnaden beſtellten Statthalter alles Ernſtes begegnen müſſen; wie wir denn von heut an jede Flucht aus der Stadt bei ſchwerer Strafe unterſagen. Was ſoll daraus werden, wenn gerade die wohlhabenden Bürger, Händler und Handwerker fliehen? Iſt es nicht des rechten und wohlhabenden Bürgers Pflicht, ſeinen eigenen Herd nicht nur, ſondern den Thron und den Altar ſeiner Väter mit Leib und Leben zu ſchützen? Zu dieſer Pflicht ermahnen wir euch, ihr lieben Mitbürger! Das Zeughaus iſt geöffnet, — Musketen, Säbel und Patronen werden unentgeldlich ausgetheilt. Die Bürgerſöhne und die Kaufmannsdiener müſſen dem Beiſpiel der Studenten folgen, die ſich ſchon bewaffnen und in Compagnien zuſammenthun. Verſuche es ja Keiner, ſich dieſer edeln Pflicht zu entziehen! Ich will euch gewarnt haben. Einige Brücken ſind ſchon abgeworfen, kleine Pikets ausgeſtellt, und wehe dem Bürger, der auf ſchnöder Flucht betreten wird! Auf denn, ihr meine Brüder! Schließt euch eng an einander, und ſchützt mit Muth und Blut eure alte Vaterſtadt und das ehrwürdige Bollwerk des heiligen römiſchen Reiches!“

Auf dieſen etwas theatraliſch vorgetragenen Zuſpruch erfolgte von der Fauſt des Rheinmeiſters ein dröhnender Schlag auf die Seſſionstafel und aus roher Weinkehle das Wort:

„Heilige Donnerwetter! Habt ihr's gehört, ihr Mainzer? Brüder hat uns Se. Excellenz genannt, — Brüder! Iſt das jemals erhört geweſen, und nicht rührend, ihr Männer? Aber, daß ihr nun auch befolgt, was Seine Excellenz verlangt! Wahrlich und Gott! Ein Donnerwetter ſoll den erſchlagen, der nicht folgt und pünktlich thut, was unſer Herr Bruder Excellenz befiehlt!“

Nur ein kicherndes Lachen des Profeſſors Dietler ward vernommen. Eine mißbilligende Unruhe entſtand ſogleich, und Alles blickte mit Murren und Unwillen nach dem Lacher um. — Dieſe Bewegung benutzte der lange hagere Zollcontroleur Horix von der Rheinbrücke, drängte ſich mit Eifer durch die Menge vor, und auf den Zehen über alle Köpfe geſtreckt, rief er aus gewohnter Dienſtbefliſſenheit und mit winkenden Armen:

Herr Hofkanzler! Ich kann Eurer Excellenz und Gnaden melden, daß Dero Gepäck und Bagagewagen eben wohl conditionirt die Rheinbrücke paſſirt haben. Vom Brückenzoll ſind Excellenz frei!

Eine Stille mit theilweiſem Staunen entſtand. Alles blickte nach dem Hofkanzler hinauf; aber der Hofkanzler blickte nicht herab.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Neunter Band.

Die Clubiſten in Mainz.

Zweite Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Die

Clubiſten in Mainz.

Ein Roman

von

Heinrich Koenig.

In drei Theilen.

Zweite Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Thema:

Herrſchen und Dienen.

Universitäts-
München
Bibliothek

VI.

Lennig und Jean Baptiſt.

Erſtes Kapitel.

Der Monat October, der mit Angſt und Flucht begonnen hatte, dieſe ſonſt mit Weinlaub ſo luſtig geſchmückten Wochen waren ſchwer vorübergegangen. Seit zehn Tagen athmeten die Mainzer von den Beſorgniſſen, die ſie vor einer harten Belagerung gehabt, eben ſo leicht, wie es ſchien, wieder auf, als ſich ihre Feſtung ſelbſt an den Obergeneral Cuſtine ergeben hatte. „Wir haben die Stadt verſpielt, — dies leichtſinnige Wort voll tiefer Wahrheit war aus dem Munde ſelbſt Derjenigen gehört worden, die nichts für ſie eingeſetzt hatten. So war hinter dem Abzuge der deutſchen Beſatzung ein artiger Feind in Mainz eingerückt, und die ſchönen Zuſagen einer neuen Freiheit, die er mitgebracht, ſuchten nun eben ſo heiter in den Herzen der überraſchten Bewohner Platz zu nehmen.

Nur die Jahreszeit begünſtigte keinen heiteren Aufſchwung der Gedanken. Ein ſchwerer, ſchauriger Himmel ſtand über der öden Umgegend, und drohte hinter dem Verhängniß her, das er gebracht hatte, mit den erſten leichten Schneeflocken. Dazu kam heut noch eine ernſte

Feier. Die Glocken läuteten zu den Meſſen des Allerſeelentags, und dieſe Andacht der Trauer und wehmüthiger Familienerinnerungen trieb die Menſchen zahlreich nach den Kirchen. Die Gemüther der Gläubigen ſtimmten ſich leicht zu dieſer Feier, wozu man dunkle Kleider, und die Bürgerfrauen ihre ſchwarzen Mäntel angelegt hatten. Nur das Getümmel auf den Straßen blieb dieſem Tage fremd. Es wimmelte von Soldaten der franzöſiſchen Linientruppen und Nationalgarde; Trommeln wirbelten; luſtig tönte, geſungen und gepfiffen, das ſtürmiſche Ça ira durch die Gaſſen und von unharmoniſchen Blech-Inſtrumenten rauſchte die Marſeiller-Hymne. General Neuwinger rückte mit einer Truppenabtheilung aus, um in der Nähe von Frankfurt den General van Helden zu decken, der dieſe Reichsſtadt gleich nach der Einnahme von Mainz überrumpelt und beſetzt hatte, und ſich von heranziehenden Preußen und Heſſen bedroht ſah.

Heut, an dieſem feierlichen Tage, fiel das Getümmel und das ganze abſtechende Ausſehen der Franzoſen beſonders auf; da ſie noch eben ſo zerlumpt und ſchmutzig erſchienen, wie ſie vor zwölf Tagen nach der unerwarteten Capitulation eingezogen waren. Das Geſindel lachte; aber der wohldenkende mainzer Bürger konnte ſich nur ſehr ſchwer an die luſtige und lebhafte Unſauberkeit gewöhnen, die nicht blos Parade machte, ſondern auch gerade in den beſſeren Wohnungen Quartier genommen hatte. Wo ſich der Soldat, beſonders von der Nationalgarde, ohne Strümpfe oder mit ungeflickten Beinkleidern zeigte, wendete ſich der Blick der Frauen erſchrocken ab, als könnte das Kleidungsſtück vollends reißen und der Mann auf der Stelle werden, was er ſchon voraus hieß, — ein Ohnehoſe.

Dies Befremden der Einwohner war nicht zu verwundern. Das Auge des Mainzers, von jeher an geputzte, gepuderte Paradeſoldaten in knappen Röcken und Beinkleidern, gewichſten Kamaſchen und blanken Waffen gewöhnt, faßte einen verächtlichen Widerwillen vor ſolchen ſchmutzigen und zerlumpten Kerlen, die nicht einmal alle die blaue Uniform mit rothen Aufſchlägen trugen, ſondern zum Theil ſich mit dem nächſten beſten Bürgerrock oder Bauernkittel behalfen, und mit Piſtolen im Gurt wie Banditen ausſahen. Nicht weniger ſtachen gegen die gewohnte ſteife Haltung und pedantiſche Bewegung der mainzer „Pfaffenſoldaten" dieſe luſtigen Fremdlinge durch ihren militairiſchen Aufzug und ihre Waffenführung ab; indem ſie kaum gleichen Schritt hielten, nach Belieben den Stummel einer irdenen Pfeife im Munde führten und ſich mit ihren Offizieren neckten. Und wie ſeltſam nahm es ſich gegen die früheren Paraden aus, wenn der Nationalgardiſt, mit einer kurzen irdenen Pfeife im Mund, eine Portion rohen Fleiſches an das Gewehr, ein Laibchen Commißbrot an das Bayonnet geſpießt, oder einen Fiſch im leinenen Säckchen angehängt und den Ranzen über der Patrontaſche angeſchnallt, auf die Wacht zog?

Aber wenn dies Alles an den Soldaten der neuen Freiheit vielleicht nur eine Weile auffallen konnte und am Ende natürlich gefunden wurde; ſo fehlte es doch auch nicht an Erſcheinungen, die einen unüberwindlichen Abſcheu erregten. Dieſe Nationalgardiſten waren höchſt unſauber; Niemand wollte ihre Wäſche beſorgen, und man ſah ſie daher täglich an den flachen Ufern des Rheins, beſonders unter dem Fiſchthore, halb entkleidet, dabei ſingend und pfeifend, ihr Leibgeräth ſelber reinigen, und das unermüdliche „Ça ira“ gewann dabei einen luſtigen Sinn. Doch ganz entſetzlich anzuſehen war es, wenn die Soldaten in allen Gaſſen und am hellen Tage ſich zu Verrichtungen niederließen, die dem anſtändigen Mainzer den unſauberſten und unanſtändigſten Begriff von der neuen Freiheit beibringen mußten, und die feine reinliche Stadt mit ſinnlichem und ſittlichem Ekel bedrohten.

Der Kaufmann Rapallo, vor einigen Tagen aus Frankfurt zurückgekehrt, erzählte vor der Seitenthüre des Doms einigen Bürgern, welchen Widerwillen auch jene Reichsſtädter gegen die Franzoſen gefaßt hätten. — Die Frankfurter haben's nun noch mehr Urſach als wir! ſetzte er hinzu. In Mainz iſt das Volk doch ganz artig eingerückt, bezahlt und zeigt ſich in ſeiner luſtigen Ohnehoſenſchaft vergnügt und gefällig; dort aber verlangen ſie das Zeug zu neuen Hoſen. Eine Brandſchatzung von zwei Millionen Gulden iſt kein Spaß. *Uns* rühren ſie blos durch Ekel den Magen; dort rühren ſie aber auch den Geldbeutel der Reichen.

Auf die Frage, wie der General Cuſtine nur zu einer ſolchen Forderung käme, rief Rapallo mit lebhaften Geberden:

Kahle Vorwände und nichts weiter! Die Frankfurter hätten die Emigrirten und mainzer Flüchtlinge gefördert; auch hätte Preußen und Oeſtreich viel Geld in Frankfurt ſtehen, und die franzöſiſche Nation nähme Rache an ihren Feinden. Ihr könnt denken, wie ſehr die Frankfurter im Stillen auf die Preußen hoffen, die aus der Champagne zurückgekommen, ſich um Montabauer zuſammenziehen. Sie ſollen zwar ſtarke Verluſte erlitten haben, und übel zugerichtet ſein: aber man weiß, daß ſie ſich durch die Heſſen verſtärken. Hört! ſetzte er leiſer hinzu, wenn Cuſtine von Frankfurt verjagt wird, kommen die Preußen auch hierher, und es kann Denen übel aufſtoßen, die jetzt mit den dreifarbigen Kokarden in den Club laufen. Die Preußen haben ſchlechten Champagner gefunden und die rachſüchtigſte Galle im Leib. — O dieſer Leichtſinn der Mainzer! Die Kaufmannſchaft hat ſich aber ehrenwerth benommen. Wir haben die Auffoderung Cuſtine's, daß ſich die Mainzer eine ſelbſtbeliebige Regierungsverfaſſung wählen ſollen, mit einer höflichen, aber nachdrücklichen Erklärung beantwortet, daß wir für die franzöſiſche Conſtitution nicht gemacht wären und einen deutſchen Fürſten mit Landſtänden haben wollten. Die Clubiſten wollen darüber aus der Haut fahren, und heut Abend müßt ihr jedenfalls in den Club gehen; die Sache ſoll verhandelt werden.

Eben hob im Dom die Orgel an, und der eifrige Rapallo eilte hinein, die Finger nach dem Weihwaſſerkeſſel ausgeſtreckt.

Während des Seelenamtes wandelte ein Kapuziner mit Querſack und Wanderſtab durch die ſtillen Gaſſen, und fragte ſich nach der Wohnung des geiſtlichen Rathes Garzweiler zurecht. Als er dort anklopfte, vernahm er aus dem Hausärn ein weibliches Kichern und eine männliche Stimme in gebrochenem Deutſch. Ein hübſches junges Weibsbild öffnete, und ein franzöſiſcher Offizier von gutem Ausſehen verließ eben das Haus.

Die Treppe hinaufgewieſen, betrat der Mönch das Zimmer, und blieb beim Eintritte mit dem Gruße: Gelobt ſei Jeſus Chriſt! ſtehen, lächelnd und geſpannt, ob ihn Garzweiler noch kenne. Dieſer war ihm mit räthſelndem Auge entgegengetreten und rief nach kurzem Beſinnen: Mein Gott! Hilarion Wagmüller?

Alſo kennen Sie — kennſt du mich noch? fragte der Kapuziner, und Garzweiler reichte ihm die Hand mit den Worten:

Ja wol, Hilarion! obgleich dein rother Bart chocoladebraun geworden iſt.

Auf dieſen Gruß warf der Mönch ſeinen Querſack ab, und umarmte Garzweiler; wobei er mit luſtiger Treuherzigkeit ausrief: O mein alter lieber Ignaz Joſeph, du Tauſendſchwerenöther!

Beide maßen einander nach dem früheren und jetzigen Ausſehen, und beſeufzeten eine ſchöne Reihe von Jahren, die dazwiſchen lag. Sie gedachten der Zeit, da ſie am heiteren Mainſtrom nachbarlich gelebt, — Hilarion im Kapuzinerkloſter zu Wertheim, Garzweiler im Franziskanerkloſter zu Milteberg. Hilarion's Erinnerungen traten jovialer hervor als ſeines Freundes, der ihnen vielmehr zu entkommen ſuchte und endlich zu wiſſen verlangte, was den andern nach ſo langer Zeit gerade jetzt hierherführe. Woher kömmſt du nur? fragte er.

Stracks von Krautheim, war die Antwort, vom Hofhalte des Kurfürſten komme ich als ſein legatus a latere!

Der Kurfürſt in Krautheim? rief Garzweiler verwundert. Wir glaubten ihn im Eichsfelde?

Nichts da, Alter! In Krautheim, auf dem dortigen Bergſchlößchen! verſetzte Hilarion. Freilich! wer hätte ſich das erwartet! Weißt du, was ich dazu geſagt habe? Krautheim, hab' ich geſagt, du geringſtes unter den Städtchen des kurmainzer Landes, du, bisher nur Unkraut, dir iſt Heil widerfahren. Euch Krautheimern, hab' ich geſagt, fällt vielleicht der einzige Vortheil der Einnahme von Mainz zu. Euer Oberamt, ſonſt am mainzer Hofe wenig beachtet, wird jetzt der Sitz des Hofes, und das macht euer Kraut fett! Ha, ha!

Ja, ja! verſetzte Garzweiler mit boshaftem Lächeln, die Coudenhovin ſteckt wol auch in Krautheim?

Ha, ha! lachte der Mönch und hielt ſich den ſtarken Bauch. Ich verſtehe dich, Alter: die macht's ja fett, ohne daß ſie geſchlachtet iſt. Und, hab' ich weiter den Krautheimern geſagt: Genießt eure kurze Faſtnacht; denn vielleicht kömmt eine lange Faſtenzeit, wo ihr mit Fiſch fürliebnehmen müßt und froh ſein werdet, wenn ihr noch einen guten — Salm in euer Krautheim bekommt!

Garzweiler hatte ſchnell berechnet, daß der Mönch eine geheime Sendung haben könnte, und fragte, ſeine Neubegierde unter einen Scherz verbergend, ob der Querſack ein ehrlicher Bettelſack des Kloſters ſei, oder blos als Freipaß, als guter Geleitsbrief diene.

Mit verſchlagenem Lächeln hob der Mönch den Querſack vom Boden auf, wählte unter den darin befindlichen Schwarzbroten ein gezeichnetes aus, und indem er es auf den Tiſch legte, bat er um ein Meſſer.

Wart' nur! Ich gebe den Wein dazu! ſagte Garzweiler, und zog die Schelle. Ich vergaß ganz, wie man Kapuziner behandeln muß, wenn ſie ſprechen ſollen.

Die junge Magd, die ſchon auf die Schelle abgerichtet war, kam gleich mit einer geſiegelten Flaſche und gutem Zwieback. Garzweiler beſtellte ein Gedeck auf den Mittag für den Mönch. Du weißt, es iſt heut Faſttag! ſagte er. Ich kann dir keinen Braten zum Wein anbieten. Worauf Hilarion, der Magd nachſehend, erwiderte:

Ei, ei! Du machſt dir das Faſten und die Abſtinenz gar zu ſchwer, Ignaz, da du dich von ſo blühendem Fleiſche bedienen läſſeſt.

Meine Alte, verſetzte Garzweiler gleichgiltig, hat mich verlaſſen, — belauſcht und belugſt. Sie iſt mit dem Adel entflohen. So vornehm war ſie durch den Bedienten des kurfürſtlichen Leibarztes geworden. Nun habe ich mir die junge, hübſche Perſon genommen, die mehr auf den Spiegel, als auf mein Thun und Laſſen Acht gibt, und die mich bei den Franzoſen in den Argwohn einer Herzensſchwäche bringt, dahinter ich meine Politik verbergen kann. — Du ſiehſt, ſetzte er ſchlau hinzu, ich bin ganz offenherzig gegen dich. Ja, ja! Die hübſche Magd dient mir, wie dir der Querſack für verſtohlene Gänge.

Du warſt doch von jeher ein Pfiffikus! lachte der Mönch; machte ſich aber zugleich luſtig darüber, daß Garzweiler an dem Schäfchen, mit dem er die Franzoſen betrügen wolle, ſelbſt geſchoren werde; wobei er an den jungen Offizier im Hausärn erinnerte.

Ich weiß, ich weiß! rief Garzweiler ärgerlich. Ich werde darauf denken, ihn auszuquartieren. Es iſt der leichtſinnigſte und verwegenſte Menſch von der Welt, heißt Cardinet und iſt einer der Adjutanten Cuſtine's. Das hat man von dieſer neuen Freiheit und Gleichheit, daß auch kein Geiſtlicher mehr von Einquartierung frei, ſondern allen Laſtträgern gleich iſt.

Inzwiſchen hatte Hilarion mit einem Meſſer den Boden ſeines Brotes von der Oberkruſte gelöſt, und ſchüttelte eine Anzahl Briefe aus dem gehöhlten Laibe. Garzweiler warf einen flüchtigen Blick auf die Adreſſen, ſchenkte dabei aber ruhig ein, verrieth keine Neubegierde und behandelte die ganze geheime Sendung als geringfügig, in der Abſicht, die Eitelkeit des Mönches dadurch zu reizen, und ihn zu einer deſto lebhafteren, allen Rückhalts vergeſſenden Mittheilung zu ereifern. Er kannte ſeinen Mann, der in klöſterlichen Angelegenheiten oft in entfernte Provinzen verſchickt zu werden pflegte, und hatte den Prahlenden ſchnell durchblickt. Ein eigenthümliches Gemiſch von Einfalt und Verſchlagenheit, von praktiſchem Verſtande bei mangelnder Bildung und Intelligenz machten den Kapuziner ſehr brauchbar zu gewiſſen Geſchäften, die mit Liſt und Unterwürfigkeit am beſten ausgeführt wurden. Beſchränkt und für die Anſichten des Ordens und der Kirche eifrig, behandelte Hilarion das Weltleben ohne Scrupel über Bauſch und Bogen, konnte, wenn es Vortheil brachte, ſeine kirchlichen Ueberzeugungen mit belachen helfen, verſäumte aber auch bei den wichtigſten Anliegen ſeines Kloſters den eigenen Genuß nicht, wenn ihn die Gelegenheit anbot. So war er auch jetzt, da er im Kloſter zu Walltürn ſtand, von ſeinem Quardian, Pater Achatius Wazelhahn, dem Kurfürſten als brauchbarer und unverdächtiger Geheimbote empfohlen worden.

Garzweiler hatte ſich nicht verrechnet; es war ihm gelungen, den fleißig trinkenden Mönch in muntere Mittheilung zu verſetzen, und durch ſteigende Verwunderung alle Schleußen des Geheimniſſes zu öffnen. Breit ausgeſtreckt im Lehnſtuhl, und den dreiknotigen Lendenſtrick um die braune Hand auf und abwickelnd, lag Hilarion da, und munterte den mäßigen Garzweiler zum Trinken auf, um ſelbſt zu trinken. — Und mein Brot magſt du gar nicht verſuchen! lachte er mit behaglichem Mönchshumor. Nicht wahr, es iſt nicht recht ausgebacken, he? Aber, weißt du, die Briefe ſind deſto beſſer eingebacken. Das iſt die weiße Krume unter der braunen Kruſte, und wird wol den Herren geiſtlichen und weltlichen Räthen nicht unverdaulich ſein. Glaubſt du wol, daß die Herren der Einladung des Kurfürſten folgen werden? An bequemen Wohnungen wird's freilich in Milteberg fehlen, wenn die ganze Landesregierung mit Hofgericht und Hofkammer dort unterkommen ſoll. Aber du weißt, Ignaz, wie herrlich dafür die Landſchaft iſt! Und was haben ſie jetzt in Mainz? Das iſt nicht mehr das alte goldene Mainz: das iſt das kothige Mainz. Schmutzige Soldaten und franzöſiſcher Geſtank! Ja, man kann wohl ſagen: die Franzoſen haben euch mit der Freiheit beſch— Pfui, ich habe mich geekelt.

Und das will 'was ſagen von einem Kapuziner! lachte Garzweiler.

Du! drohte Hilarion. Ich meſſe dir meinen Strick an, Exmönch, der du biſt!

Hüte du deinen geweihten Strick und vergiß der eingeknüpften drei Knoten nicht! mahnte Garzweiler; worauf der Mönch lachend verſetzte:

Es iſt wahr, Alter! Der heilige Franz muß ſeine Söhne für ſehr vergeßlich gehalten haben, daß er ihnen die drei Gelübde der Armuth, der Keuſchheit und des Gehorſams an einem Seil um den Leib einknüpfte, wie andere Leute ſich einen Knoten ins Schnupftuch machen!

Nennſt du mit Abſicht den Gehorſam zuletzt, Hilarion?

Nein! In dieſer Reihenfolge pflegt man ſie ja gewöhnlich zu nennen. Damit kann's Jeder halten, wie er will. Ich knüpfe die Armuth nie zu oberſt ein: ſie mag im unterſten Knoten mit dem Staube des Bodens Bekanntſchaft machen. Mein oberſter Knoten gilt dem Gehorſam!

Ganz recht, Hilarion! Dieſer Knoten berührt noch den Bauch und hält mithin zu ſeinem Herrn und Meiſter.

Schweig', du Necker! Und ſage mir lieber, ob ich die paar Tage, bis die Briefe beſtellt und beantwortet ſind, bei dir logiren kann, oder in unſer Kloſter gehen und den Quardian, Vater Timotheus Kilbert, anſprechen muß?

Du erregſt weniger Aufmerkſamkeit, wenn du im Kloſter einkehrſt, ſagte Garzweiler, und kannſt mir dort zugleich einen Gefallen thun, wenn du mir die Mönche ein wenig ſondirſt. Ich ſehe an deinem Beiſpiele, daß auf gefährlichen Wegen die Querſäcke der Kapuziner die ſicherſten Felleiſen für geheime Sendungen ſind.

Ei, haſt du 'was? fiel Hilarion begierig ein. Ich bin wie ein Kaufmann, der mit ſeiner Ladung glücklich eingelaufen iſt, und ſich nun nach Rückfracht umthut. Sag' mir, was du haſt!

Für dich hab' ich an den Kurfürſten Dies und Jenes. Ich ſtand zuletzt nicht ganz grün beim alten Herrn; aber — es kann ihm jetzt doch Niemand beſſer dienen als ich. Wir ſprechen noch davon und auch vom Uebrigen. Vor Allem mußt du dich mit dem Stande der hieſigen Dinge bekannt machen.

Verſteht ſich! rief der Mönch. Ich ſoll dem Fürſten genau berichten.

Jetzt nur ſo viel, als du für meine Angelegenheit wiſſen mußt, ehe du zu den Kapuzinern gehſt, fuhr Garzweiler fort. Höre! Seit dem Einrücken der Franzoſen hat ſich der früher geheime Club öffentlich aufgethan. Die Freunde der Revolution haben kaum den Augenblick erwarten können, da es ihnen erlaubt war, ihre Grundſätze laut zu bekennen, und an einer Umgeſtaltung der mainzer Verfaſſung zu arbeiten. Sie ſind zu einer „Volksgeſellſchaft", wie ſie's nennen, zuſammengetreten, und Cuſtine, der Eroberer von Mainz, wofür er ſich ausgibt, hat ihnen zu ihren öffentlichen Verſammlungen den prachtvollen Akademieſaal im Schloß eingeräumt, den der Kurfürſt mit erſtaunlichem Aufwande bauen laſſen. Unſere Clubiſten genießen nun den Triumph, fürſtlichen Prunk zu ihrem unſauberen Republikanismus zu entweihen. Nun ſtrömt der mainzer Pöbel allabendlich dahin, füllt die Galerien, und glaubt ſich im Mitgenuß einer ihm ehemals unzugänglichen Herrlichkeit. Dieſe Herrlichkeit iſt abgeſtorben; allein der Pöbel iſt eine Hyäne, ein Grabthier, das auch eine Leiche nicht verſchmäht. Von der Rednerbühne dieſer deutſchen Sansculotten herab vernimmt das wankelmüthige Völkchen allen Schimpf und Hohn auf ſeinen ehemaligen Herrſcher, alle die Mängel, Gebrechen, Ungerechtigkeiten, Tyranneien und wie man es ſonſt bezeichnen mag, was früher in Mainz von oben geſchah, und Verwünſchungen gegen den entflohenen Prieſterfürſten werden laut.

Heiliger Franziskus, bitte für uns! ſeufzete Hilarion, indem er die derben braunen Hände zuſammenſchlug. Das thun die Mainzer? Und unterm Dach ihres rechtmäßigen Herrn und Erzbiſchofs? Da ſollte man ja glauben, der Pöbel ſetze ſich auf den geweihten Thron! Iſt das nicht, als ob die von Gott beſtellte Herrſchaft der glücklichen Kurlande auf den Kopf geſtellt ſei, und die emporgeſtreckten Füße, ja eine jede ſchmutzige Zehe wolle ſich die Krone oder ein Krönchen aufſetzen? Wie werd' ich das Sr. kurfürſtlichen Gnaden beibringen? Er wird die Tollheit gar nicht begreifen.

Mit kaum verſtecktem Hohn erwiderte Garzweiler:

O vielleicht doch, Hilarion! Er iſt ein gar einſichtiger Herr, und kennt ja ſchon das alte Sprichwort: Wenn die Katze fortgelaufen, ſpringen die Mäuſe auf Tiſch und Bänke. Es iſt mir nur lieb, mein Freund, daß unſer alter Kater — mit ehrfurchtsvollem Spaß zu ſagen! — ſich erſt gut herausgefüttert hat, um die Mäuſe eine Zeitlang zu entbehren. Er hat nämlich glücklicherweiſe alle Landeskaſſen mitgenommen, ſelbſt die Pupillen- und Witwenkaſſegelder. Du kannſt dir denken, daß dies die Mainzer auch ein wenig toll gemacht hat.

Und als Hilarion ſchweigend ſeinen langen Bart ſtrich, fuhr Garzweiler fort:

Vielleicht kannſt du dem Kurfürſten auch erzählen, was mit ſeinen ſchönen Sachen geworden iſt. Die hohen Offiziere, die ſo artig waren, dem General Cuſtine die Feſtung zu übergeben, ſind aus dem kurfürſtlichen Marſtalle beſchenkt worden. Der Commandant von Gymnich hat die ſechs Iſabellen bekommen. Die koſtbaren Mobilien, Bilder und Bücher, die der Herr Miniſter fortzuſchaffen vergeſſen, werden verkauft, verſchenkt, verſchleppt. Wer ſollte denn auch das Fürſtengut retten? Der getreue Adel war wie der wirbelnde Staub hinter der Windsbraut des Hofes her; man ſuchte nur die Stammbäume zu retten, die der neue Freiheitsbaum zu überwachſen drohte. Nun tanzt der Pöbel hinter den großen Hoffeſten her den Kehraus: iſt es zu verwundern, wenn's ein wenig wüſt hergeht? Wer iſt ſchuld, Hilarion? Findeſt du es nicht in der natürlichen Ordnung, wenn alle Macht und Herrſchaft weicht und Raum gibt, daß die Unterthänigkeit aufhört und die Dienſtbarkeit in die Backen bläſt?

Hilarion, verdutzt, wie es gemeint ſei, oder wie er es nehmen dürfe, ſchwieg und fragte, aus was für Leuten der Club eigentlich beſtehe.

In ſeinem Kern aus undankbaren Fremdlingen, die der Kurfürſt in ſeine katholiſche Reſidenz berufen hat, antwortete Garzweiler; aus Studenten, von ihren fanatiſchen Profeſſoren verführt, aus Bankrottirern, aus aufgeblaſenen Köpfen, die ſich vom Hofe vernachläſſigt fühlten, aus luſtigen Pfaffen, Müßiggängern und Habſüchtlingen, die durch die Franzoſen ihr Glück machen wollen. Aber ſieh! gerade an dieſer Miſchung wird der Club ſelbſt zu Grunde gehen. Hochmuth und Eigennutz ſind die Prieſter der Göttin Freiheit und werden die Gläubigen und Schwärmer bald genug ſtutzig und nüchtern machen. Jene ſchlichten, braven Bürger, die in den erſten Tagen aus Neugier, aus Entrüſtung über die allgemeine Flucht der Vornehmen, aus getäuſchter Erwartung hundertweiſe in den Club eilten und ſich zur neuen Freiheit bekannten, bleiben ſchon nach und nach zurück. Das erſte ſtürmiſche Wohlgefallen hat ſich nicht in Hochſchätzung und Vertrauen, ſondern in Mißachtung und Spott verwandelt. Lachen und Hohn wird ſchon unter den Zuhörern laut, und der Spitzname Lumpenclub hier und da vernommen. Nun wollen die Eiferer morgen einen Freiheitsbaum errichten und dann Miſſionaire der Freiheit ausſenden, um das Landvolk zu gewinnen. Dem aber müſſen wir entgegenarbeiten, und dazu hat mich dein Querſack auf die rechten Wege geführt. Du gehſt gegen Abend ins Kloſter, ſondirſt mir mit deinem guten Blick die Patres Kapuziner, ſprichſt mit dem Quardian, und bringſt mir die rechten Leute morgen mit zu Tiſche. Mein Adjutant hat morgen Dienſt, und wir ſind allein. Die Mönche müſſen hinaus, Pfarrer und Bauern zum Widerſtand ermuthigen. Ich werde ſie zurechtweiſen und ihnen zum Nutzen des Kloſters eine Anzahl Seelenmeſſen zuwenden.

Wie hoch, Ignaz, wie hoch das Dutzend? fragte begierig Hilarion.

Bisher ſtand das Hundert guter Seelenmeſſen auf

26 Gulden 40 Kr., verſetzte Garzweiler, thut per Stück 16 Kr. Ich habe jedoch eine Anzahl zu 20 Kr. per Stück.

Höre! Davon laß mir ein halb Geſchock zukommen! bat der Mönch. Drei Dutzend, die ich noch zu leſen habe, gebe ich dafür zu Hauſe ab; dort bei uns ſtehen ſie niedriger.

Aber, Freund, läſſeſt du die armen Seelen ſo lange warten? rief Garzweiler mit ſchmunzelnder Aengſtlichkeit.

O Ignaz, wie weit biſt du zurück! verſetzte der Mönch, ſich einſchenkend. Weißt du nicht, daß Alles auf die Intention ankömmt? Wie die Meſſen beſtellt und bezahlt ſind, ſind ſie ſo gut wie geleſen. Bedenkſt du nicht, daß die armen Seelen in der Ewigkeit leben, mithin an keine Zeit gebunden ſind und nicht von Tag und Stunden abhangen?

Garzweiler lachte laut auf. — Was? rief er. Alſo auch an eure Klöſter klopft das philoſophiſche Zeitalter an, und wirrt etwas von ſeiner Weisheit in eure Bärte? Mit dem großen Kant raiſonnirt ihr über Raum und Zeit, laßt für eure Seelenmeſſen ſeine Kategorien der Qualität und Quantität gelten: wie ſieht es aber in eurem Handel und Wandel mit ſeinem kategoriſchen Imperativ aus?

Hilarion drückte, verlegen lächelnd, den Tabak in ſeiner Doſe feſt, und Garzweiler brach ab. Er mahnte ſeinen Gaſt, noch einige der Briefe vor Tiſch auszutragen und nicht zu ſpät zum Eſſen zu kommen. Und wie er ihm die Briefe ausſuchen half, fiel ihm auf, daß keiner an den Regierungsrath von Wallbrun darunter war.

O dort, im Wallbrun'ſchen Hauſe, hab' ich ſchon einen ganzen Laib ausgeleert! flüſterte der Mönch mit geheimnißvoller Wichtigkeit. Es war mir von der Gräfin anbefohlen, ſogleich bei meiner Ankunft dort abzugeben. — — Mit dem Baron ſchaut's übel aus: der liegt in der dickſten Patſche der Ungnade! Kurfürſtliche Dienſtentlaſſung, Abſagebrief der Frau Gräfin, zurückgegebene Brautgeſchenke der Comteſſe und dergleichen war Alles im abgebackenen Laibe Brot.

Dieſe Nachricht beunruhigte Garzweilern. Er ging nachdenklich im Zimmer hin und wieder, ſo daß es dem Mönche ſelbſt auffiel, der ängſtlich fragte, was es ſei?

Garzweiler wollte ihn mit nichts! nichts! abweiſen; doch Hilarion fragte nur um ſo zudringlicher. — Ich freue mich blos über das Glück dieſes tollen jungen Mannes! antwortete Garzweiler mit ſchlecht verhehltem Aerger. Bleibt doch dieſer ſchwärmeriſche Trotzkopf in Mainz zurück, — er von Adel und früher im kurfürſtlichen Kabinet geſtanden, — bleibt, ohne zum Club zu treten! Mußte er nicht für einen zurückgebliebenen Spion des Kurfürſten gelten? Hier konnte man ihn vernichten, — wenn man an ihn wollte. Nun wird dieſe Ungnade des Fürſten ſein Schutz! Sie wird ihm zur rechten Zeit ins Haus gebracht: iſt das nicht ein Narrenglück?

Er trat unmuthig ans Fenſter, bis Hilarion mit einem frommen Gruße ſich zum Gehen wendete. Garzweiler eilte ihm nach, und indem er ihn durch das Vorzimmer begleitete, ſagte er:

Thue mir den Gefallen, Freund, und ſprich in der Stadt nichts von des Barons Unglück, von des Fürſten

Ungnade. Es ſchadet ihm bei den Bürgern, und — ich habe noch andere Gründe. Ich will ſelbſt mit ihm reden. Du ſchweigſt, und ein halbes Schock meiner Seelenmeſſen fällt in deine Kapuze!

Hilarion ſah ihn groß an, nickte freundlich und reichte zum Gelöbniß ſeine derbe braune Hand.

Zweites Kapitel.

Der Club, zu eifrig, um an dieſem Allerſeelentage ſeine gewöhnliche Verſammlung auszuſetzen, hatte vielmehr einen Gegenſtand auf die Tagesordnung genommen, der auch die ernſten und frommen Bürger anziehen ſollte, — jene Erklärung der Kaufmannſchaft nämlich, deren ſchon dieſen Morgen auf dem Kirchengange der Handelsmann Ravallo gedacht hatte. Es war eine Antwort an den General Cuſtine, auf die von ihm gleich nach der Beſetzung von Mainz an die Landesbewohner erlaſſene Auffoderung, — ſich mit unbeſchränkter Freiheit eine beliebige Verfaſſung zu wählen. Zuerſt hatte ſich der gelehrte Stand und zwar für die Annahme der neufranzöſiſchen Republik entſchieden. Die Eingabe der Kaufleute ſuchte dagegen die franzöſiſche Conſtitution als für das mainzer Volk ungeeignet abzulehnen, und ſprach ſich für einen Fürſten mit Landſtänden im Verbande mit dem deutſchen Reich aus.

Dieſe Erklärung beunruhigte die eifrigen Clubiſten durch die Furcht vor dem Eindruck, den ſolche vorausgehende Abſtimmung des angeſeheneren Theils der Bürgerſchaft auf die Zünfte und das Landvolk machen könnte. Sie hatten, um den möglichen Einfluß auf die Entſchließung derſelben abzuwenden, verſchiedene Reden vorbereitet, wodurch die Anſichten der Kaufmannſchaft widerlegt, und, ſo zu ſagen, die Republik gerettet werden ſollte.

Dieſe Verhandlung ſtand heut auf der Tagesordnung, ein Gegenſtand, der freilich die lebhafteſte Theilnahme der beſorgten wie der neuerungsſüchtigen Mainzer erregen mußte. Man drängte ſich daher ſchon vor der gewöhnlichen Abendſtunde auf die Galerie des Akademieſaals im neuen Schloßflügel. Auch Baron Franz Karl, der ſich wieder einmal zu einem ſolchen für ihn wenig anziehenden Beſuch entſchloſſen hatte, kam zeitig genug, um ſich in ſehr befangener Stimmung den Eindrücken der Umgebung zu überlaſſen. — Es war für ihn immer eine eigene Empfindung, von da oben hinabzuſchauen, wohin er ſonſt vom gebohnten Eſtrich des prachtvollen Saales emporgeblickt hatte. Nun ſtand er hier, ſelbſt ein Zuſchauer deſſen, was da unten, wo ſonſt Adel und Anſtand geherrſcht hatten, Ungehöriges und nicht ſelten Ungebührliches vorzugehen pflegte. So glaubte wenigſtens der junge Freund, und die lärmende, zügelloſe Art, wie ſich im Saale die Clubiſten und auf der Galerie die Zuſchauer einfanden, verſcheuchte ihm alle jene, in ſeiner erſten Hofbegeiſterung empfangenen Eindrücke feierlicher Stille und hoher Erwartung, alle Erinnerung an die ſchönen und glanzvollen Feſte, deren ſtolzer Mitgenoß er beſonders im letzten Winter geweſen war. Dieſe Eindrücke dauerten fort, auch nachdem ſeine Vorſtellungen und Anſichten von dem Fürſten und dem Hofe ſich verändert hatten. Ohne Standesgenoſſen, wie er ſich hier fand, und von wildem Getöſe umgeben, fühlte er eine gewiſſe ariſtokratiſche Verſchämtheit, ſich auf der Galerie zu befinden, wo ſonſt bei manchen Feſten und Feierlichkeiten bürgerliches Beamtenthum oder untergeordnete Familien aus beſonderer Gunſt als Zuſchauer zugelaſſen wurden. In ſeiner Verlegenheit blickte er nach dem großen Plafond-Gemälde in der Einfaſſung koſtbarer Stuckarbeit, oder beugte ſich über das umlaufende broncirte Geländer, die 32 Säulen vom ſchönſten grünlichen, weißdurchäderten Gypsmarmor zu zählen und die weißen, reichvergoldeten Kapitäler, auf denen die Galerie aufſaß, zu betrachten. Durch die großen Fenſter in Rundbogen zwiſchen den Säulen, über die Zwiſchenfelder der Wand von violettem Marmor und gelber Einfaſſung ſtahlen ſich, wie verdroſſen, die letzten Tageslichter aus dem lärmenden Saale. Unter den angezündeten Kronleuchtern vermehrte ſich Lärm und Gelächter der Clubiſten im Saal, und der Baron, heut alles Widerwärtige aufzuſpüren getrieben, konnte es nicht laſſen, ihre neufränkiſchen Anzüge mit der ehemaligen Hofkleidung, und ihr rückſichtloſes Betragen mit dem vormaligen Ceremoniel zu vergleichen. Dieſelbe Pracht des Saales, die noch jüngſt Majeſtäten und Fürſtlichkeiten mit Glanz umgeben hatte, ſtrahlte jetzt mit gleicher Hoheit auf dies gemeine Treiben herrſchſüchtiger Männer, die ſich Volksfreunde nannten. Welch' ein Abſtich von Sonſt und Jetzt in derſelben Einfaſſung! Und welches bange Räthſel der Zukunft drängte ſich in dieſen Vergleich!

Sobald auf die Schelle des Präſidenten einige Ruhe eingetreten und die Sitzung mit einer kurzen Anrede eröffnet war, betrat Profeſſor Hofmann die Rednerbühne zu einem umfaſſenden Vortrag über Fürſtenregiment und Landſtände. Er ging von der Behauptung aus, daß es nach reinen Grundſätzen des Naturrechts wie der Vernunft keinen erweisbaren Grund gebe, welcher einen Menſchen zur Beherrſchung anderer vernünftigen Menſchen ohne deren Einwilligung berechtigen, oder die einzelnen Glieder des Staates verpflichten könne, ſich ihres Rechtes der Mitregierung zum Vortheil eines Einzelnen zu begeben. — Mit einer ſeiner lebhaften Redewendungen foderte er den Coadjutor Dalberg ſelbſt, den vorauserwählten Nachfolger des entflohenen Kurfürſten, zur Entſcheidung dieſer Frage auf. — „Sei du Richter zwiſchen dir und uns!“ rief er aus, „du, deſſen ſeltene Kenntniſſe in deinem Stand und noch ſeltenere Herzensgüte ich mit Bewunderung verehre. Denn, wer von deinem Stande zog, wie du, dem Schwunge der Wiſſenſchaften nach, und getraute ſich mit dir in die unbekannten Regionen der Menſchenrechte einzudringen, ſo ſehr ſie dir auch mit jedem Schritte deinen politiſchen Tod ahnen ließen?“

Dieſe und andere Worte der Anerkennung und Bewunderung aus dem Munde eines der heftigſten Clubiſten machten einen günſtigen Eindruck auf den Baron Franz Karl. Zum erſtenmal empfand er gerade hier mit einem gewiſſen Bedauern, daß er nicht dazu gekommen war, unter dieſem geiſtvoll-gütigen Fürſten in Erfurt zu dienen. Der Freund erwartete nun aus dem Munde des Redners einige Ausſprüche oder Stellen aus den Schriften Dalberg's als Antwort auf die an ihn geſtellte Frage. Statt deſſen kam Hofmann mit einem Sprung auf den Kurfürſten, deſſen Regierungshandlungen er als Zeugniſſe für ſeine weitere Behauptung herbeizog. Dieſe ging dahin, daß ein Volk, ſo lange es auch nur dem Namen nach einen Fürſten im Land habe, niemals ſo ſicher, wohlhabend und glücklich leben könne, als ohne Fürſten; indem auch die landſtändiſche Beſchränkung der Fürſtengewalt unzureichend für das öffentliche Wohl und, genauer beſehen, nur eine Täuſchung des Volkes ſei.

Franz Karl, als der Name ſeines Fürſten genannt wurde, ängſtigte ſich, was nun geſagt werden möchte. Auch fiel der Redner gleich ſehr heftig mit der Behauptung herein, daß weder die Reichsgeſetze noch das Domkapitel als Landſtände den alten Herrn gehindert hätten, alles für Land und Leute Verderbliche ungeſtraft zu treiben.

Hier ſaß nun Hofmann auf ſeinem Lieblingsgaul, den er oft genug in der Leſegeſellſchaft und in Weinhäuſern getummelt hatte. Auch war er in der mainzer Hof- und Staatswirthſchaft bewandert genug. Mit Ziffern und Zahlen wies er Einnahme und Ausgabe, Schulden und Anleihen, Verkümmerungen an dem nothwendigen Staatsbedarf und Verſchwendungen im unnützen Hofaufwande nach, berechnete die Koſten fürſtlicher Günſtlinge und Maitreſſen und zählte die Privat- und Regierungsſünden des alten Herrn mehr als ſchonungslos auf. Zum Beweis, wie dienſtwillig der Adel gegen den Fürſten, wie nachſichtig der Fürſt gegen den Adel geweſen, ließ der Redner es nicht an Anekdoten, halb bekannten Vorfällen und an angeſehenen Familiennamen fehlen. Er ſprach von einer „Hofkupplerzunft“ und „Kammerplusmachergilde“, von Schwämmen, die über Nacht am Hof aufgeſchoſſen und in neugeſchaffene Chargen eingewachſen ſeien, gedachte eines „ingelheimer Hausdiebes, der wegen Meineids vor Gericht gezogen, dennoch ſtatt ins Stockhaus — an die Hofkaſſe geſetzt worden ſei, nachdem er die Wohnung der Gräfin Coudenhove geſchmackvoll ausmöblirt habe“, und rief, nachdem er von verkauften Stimmen der mainzer Landſtände geſprochen:

„Dadurch werden denn die Familienangelegenheiten und Schulden regulirt, alte Stellen reſuscitirt, neue creirt, Heddesdorf wird Univerſitäts-Curator, Fechenbach's Bruder Oberſtleutnant, und Ritter's Beſchließerin bekömmt ein Aſſeſſors-Decret für ihren Amanten auf die Hofkammer.“

Dies waren lauter bekannte Namen und ein ſtarkes Getöſe entſtand auf den Galerien; indem der Beifall, in welchen der Pöbel ausbrechen wollte, durch eben ſo laute Mißbilligung angeſehener Männer unterdrückt wurde. Der Redner ließ ſich dies Geräuſch nicht anfechten, und fuhr fort, in der Fürſtengewalt eine erbliche Neigung zum Deſpotismus durch die Geſchichte der Völker nachzuweiſen. — „Um den Thron“, rief er aus, „verſammeln ſich die Intereſſen Aller und vom Throne gehen alle Strahlen der beglückenden Hoffnung aus. Aber wenn an des Himmels reiner Sonne ſich jedes Inſekt der lebenden Natur wärmt, ſo brütet ſich an der Höfe nachgeäfftem Sonnenſcheine alles politiſche Ungeziefer aus. Der Fürſt wünſcht und winkt, und das dienſtſuchende Sklavenheer eilt und rennt, ſein eigenes und ſeiner Mitbürger Beſtes der ſchnöden

Laune ſeines Fürſten aufzuopfern. Ihr ſeid ihnen nur Volk, Pöbel, Lumpenpack, blos gemacht zur Arbeit und Frohnde, nicht zum Mitgenuſſe deſſen, was ihr mit der Anſtrengung des Arbeitsviehes der Erde abgerungen habt."

Dieſe Worte blieben nicht ohne lebhaften Beifall der Galerie, und Hofmann ging auf den Vorzug über, den Frankreich als Schutzmacht des Rheinlandes vor den deutſchen Großmächten verdiene, da von dort, wo kein König mehr regiere, auch keine Königskriege zu fürchten ſeien, wie von den Monarchen, die nur ſtets ihr eigenes Herrſcher-Intereſſe in die Wage von Krieg und Frieden legten. — „Und was man euch vom lieben heiligen römiſch-deutſchen Reiche vorſchwatzt" — ſprach Hofmann mit bitterem Tone — „glaubt ihr denn, daß nach dem Kriege, wenn die beiden großen Angelmächte deſſelben, Oeſtreich und Preußen, mit ihren Armeen glücklich zurückgekommen wären, noch ein Schatten davon fortgedauert hätte? Die Theilung und das Ende deſſelben waren ſchon beſchloſſen, ehe ſie gegen Frankreich auszogen, und die dem Reiche zugefügten Kränkungen der Franzoſen dienten ihnen nur zum Vorwande ihres bedrohlichen Bündniſſes, — mögen die berliner Kabinetsknechte dagegen ſchreien wie ſie wollen. Auch euerm Mainz, wo dieſe Monarchen ſo herrlich bewirthet wurden, war eine gar erbauliche Beſtimmung zugedacht. Und du, armer Fürſt von Fulda, ſchickteſt noch deinen Hühnerkorb voll Soldaten nach Mainz, und ahnteſt nicht, zu welchem Schmauſe ſie beſtimmt waren, und daß man dich ſchon dem — — — — in Kaſſel zugeſagt hatte!"

Der Schluß der Rede war hauptſächlich für die Kaufleute gemünzt. — „Wo iſt ein politiſches Uebel", behauptete der Redner, „das in einer Monarchie nicht zehnmal größer, als in einem Freiſtaate — und wo ein ſolches Gut, das in einem Fürſtenſtaate nicht tauſendmal kleiner, als in einer Republik iſt? Ihr Mainzer habt zwei Flüſſe, wie ſie auf Europas Boden nirgends ſo zuſammenſtrömen, und Frankfurts niedere Ufer ſind nur vom einſamen Main beſucht: und doch meidet der millionenträchtige holländer Handel eure nähere Fürſtenreſidenz, und wirft ſich dort der entfernteren Demokratie der freien Stadt in die Arme. Habt ihr keine Augen, Kaufleute, für die holden Brautblicke der reichausgeſtatteten Freiheit? Auf denn! Rechts uud links, gegen Oſten und Weſten, und beide Ufer eures Goldbaches entlang, nach Holland und der Schweiz ſind alle Augen auf euch geheftet, alle Arme flehend gegen euch ausgebreitet und erwarten eure Entſchließung, Wohl oder Weh, Fluch oder Segen. Ihr könnt Tauſend und Tauſend eurer Nachbarn, ja das ganze dienſtbare Deutſchland ſeinen Wütherichen entreißen, die unterdrückte Menſchheit in ihre heiligen Rechte und göttliche Würde wieder einſetzen. O verſäumt, verträumt, verſchlaft den koſtbaren, unwiederbringlichen, vielleicht einzigen Augenblick nicht, dem troſtloſen Menſchengeſchlechte jenen Segen zu bringen, den nur eine Gottheit, nur die der Franken ſich erbarmende Gottheit geben konnte!"

Dieſer letzte Gedanke empörte den Baron Franz Karl ſo ſehr, daß er, dem ungeſtümen Widerſpruche ſeiner Empfindungen nachhangend, im Aufruhr ſeines Gemüthes den übrigen ſtürmiſchen Schluß der Rede überhörte.

Ein großer Eindruck blieb, als der Redner unter lärmendem Beifall der Clubiſten die Tribune verließ, unter den Zuhörern zurück; nur war derſelbe nicht überzeugend und hinreißend, vielleicht ſchon, weil die Rede auf den Pöbel und die Verſtändigen zugleich berechnet war, und daher Falſches und Wahres, Skandal und Geheimniſſe, trübſelige Erinnerungen und koſtbare Zuſagen gleich einem Strom vorüberwälzte, und bald ſchmutzigen Schaum geſchmackloſen Ausdrucks, bald eine Glanzwelle hoher Beredtſamkeit emportrieb. Man fühlte ſich mehr wie von einem Eisgange, der eine große Zerſtörung mit ſich reißt, beängſtigt, als von einem Strome gelockt, dem man im Abglanze des heitern Himmels ſeine Güter anvertrauen möchte.

Nur den Sieg hatte Hofmann gewonnen, daß die nach ihm Sprechenden keinen Eindruck mehr auf die nachſinnenden Gemüther machen konnten. — Wedekind, der zuerſt auftrat, blieb ſchon mit ſeinem ſchwächeren, klangloſen Organ hinter ſeinem Vorgänger zurück; auch bot ſeine Rede über die Nothwendigkeit einer Revolution in Mainz weniger Inhalt, und die heftigen, ſchmähenden Stellen entbehrten Hofmann's ſaftigen Ausdruck.

Vollends der dritte Redner, Pape, brachte ſchon durch ſein bloßes Erſcheinen viel ſtrenggeſinnte Zuhörer gegen ſich auf. Kanonikus und Profeſſor zu Arnsberg war Pape, um eine freiere Wirkſamkeit zu erlangen, nach Kolmar ausgewandert, dort Director des Nationalſeminars geworden, und jetzt als Kommiſſar des oberrheiniſchen Departements mit Cuſtine's Armee nach Mainz gekommen. So ruhig er und nicht ohne Würde über die

Vereinbarkeit der franzöſiſchen Verfaſſung mit dem Katholicismus ſprach: ſo mißfiel er doch als weltfahrender Benedictiner-Prieſter und durch den Gegenſtand ſeiner Rede gerade bei dem mainzer Bürger, der bei flacher Religioſität deſto mehr auf kirchliche Aeußerlichkeiten zu halten und als heiterer Lebemann jene Abergläubigkeiten und Mißbräuche, gegen welche Pape ſprach, zu den pikanten Genüſſen ſeiner Kirchentafel zu rechnen pflegte. Ein Weltgeiſtlicher von einem gewiſſen Anhang, Namens Rüffel, hetzte auch die murrenden Bürger zum Ausziſchen Pape's doch unerwartet brach auf der anderen Seite der Galerie eben ein beifälliges Lachen aus, als der Redner, bei Erwähnung des bekannten Manifeſtes, den Herzog Ferdinand — den Don Quixote von Braunſchweig nannte.

Franz Karl hatte ſich von manchen Anſichten des aufgeklärten Geiſtlichen angeſprochen gefühlt; doch verdarb ihm der zur Republik aufmunternde Schluß der Rede dieſe zufriedene Stimmung, und in der Verzweiflung, noch etwas Wohlthuendes zu vernehmen, benutzte er eine Bewegung unter den gedrängten Zuhörern, um ſich durch das Gewühl auf der Galerie zu arbeiten, und das Haus zu verlaſſen. — Nur das Bild des Coadjutors Dalberg begleitete ihn durch die nächtlichen Gaſſen.

Er hing in Gedanken den Vorzügen dieſes eben gerühmten Mannes nach, und ſein Bedauern, um die Nähe deſſelben in Erfurt gekommen zu ſein, verwandelte ſich ſchon in das edlere Leid, daß dieſer Fürſt nicht, ſtatt des entflohenen, den Stuhl von Mainz inne gehabt hätte. Seine weiſere Politik, dachte er, ſein perſönlicher Muth würden den Fall der Feſtung oder doch die Schmach des entwichenen Adels verhütet haben. — Nun erinnerte ſich der Freund auch jener früheren Mittheilung Lennig's, — wie fröhlich ſein ſeliger Vater am Feſttage der Coadjutorwahl geweſen, und, an jenem Tage vom Schlage getroffen, ein Opfer dieſer Freude geworden ſei. — Dalberg iſt ein Verhängniß unſeres Hauſes! rief er ſchmerzlich aus.

Drittes Kapitel.

Den Tag nach Allerſeelen brachte der heilige Hubertus einen trüben Sonnabend, an welchem jedoch zum erſtenmal nach dem Einzuge der Franzoſen gute Marktgeſchäfte gemacht wurden. Denn anfangs hatten die Landleute der Umgegend ſich mit den Erzeugniſſen ihrer Feld- und Gartenwirthſchaft nicht zur Stadt gewagt, bis das Betragen der Franzoſen Vertrauen für Handel und Wandel erweckte. Nun zog Vortheil und Neubegierde zugleich das Landvolk deſto zahlreicher zur Stadt. Hier hörten ſie von der Feierlichkeit, womit Nachmittags der erſte Freiheitsbaum geſetzt werden ſollte, und wer bei dieſen kurzen Tagen nicht gar zuweit nach Haus hatte, blieb, das funkelneue Schauſpiel mit anzuſehen, in Mainz zurück.

Dieſe Gelegenheit benutzte ein Mann, der mit dem uns bekannten Pape von Kolmar nach Mainz gekommen war, — ein gewiſſer Friedrich Cotta, Sohn eines damals bekannten Nachdruckers, zur Verbreitung zahlreicher Abdrücke eines Flugblattes. Unter dem verlockenden Titel: „Wie gut es die Leute am Rhein und an der Moſel jetzt haben können,“ empfahl er den Landleuten die Annahme der franzöſiſchen Verfaſſung, wodurch ſie mit einmal alle Laſten der Leibeigenſchaft, das Mann- und Kopfgeld, die herrſchaftlichen Frohnden und Schäfereien, den Wildſchaden, das Weg- und Umgeld, die Zehnten und Acciſe u. dgl. los würden. Solche Verſprechungen, die einem mit ſoviel Ketten beſchwerten Volke bald als Erlöſung erſchienen, regten wenigſtens die Gemüther auf und riefen einen Zwieſpalt von Wunſch und Zweifel hervor, der in den Wein- und Wirthshäuſern durch heftigen Wortwechſel zwiſchen deutſch- oder franzöſiſchgeſinnten Zechbrüdern noch mehr entflammt wurde.

Nachmittags drängte ſich die Volksmenge um den Schloßflügel des Akademieſaals, worin die Clubgenoſſen zum Feſtzuge ſich verſammelten. Auf dem alten Schloßplatze ſpielte türkiſche Muſik patriotiſche Melodien. Einige fahle Herbſtſchimmer fielen durch die abgeregneten Wolken des Abendhimmels auf das röthliche Schloß. Loſes Geſindel, empfänglicher als der ſorgenvolle Bürger für die verkündigte Freiheit und Gleichheit, lärmte und betrug ſich ausgelaſſen genug unter ſich und gegen die Vorübergehenden. Sie ſelbſt hatten, um Andere zu necken und zu hänſeln, früher eine gute Schule vor den Haustreppen des hohen Adels beſtanden, wo ſelbſt kein achtbarer Bürger ohne Mißhandlung übermüthiger Dienerſchaft vorübergekommen war. Am ſchlimmſten erging es einem kleinen, kurzbeinigen Manne, der in Putz und Haltung geziert, mit der Miene der höchſten Wichtigkeit nach dem Schloß eilte. — Herr Studinger, Herr Studinger! riefen ihm mit ſchalkhaftem Hüſteln zweideutige Weibsperſonen zu, von denen ſonſt ein Mann von ſolchen äußeren Anſprüchen nicht gern gekannt iſt. Die Straßenbuben und müßige Lehrburſche pfiffen ihm, warfen mit loſem Kies hinter ihm her und riefen: Studinger, verſchlagener Stadt-Cupido! — ein Spottname, der auf bedenkliche Geſchichten zu deuten ſchien.

Hinter dieſer luſtigen Ausgelaſſenheit zogen ſich immer mehr Gruppen ernſter Bürger zuſammen, die ſich mit einer ſchweren Frage zu beſchäftigen ſchienen. Franz Karl, von ſeiner beobachtenden Unruhe umhergetrieben, erkannte einige ſeiner Galerie-Nachbarn aus dem geſtrigen Club und redete ſie an. Die Ehrerbietung, womit ſie den Baron begrüßten, verrieth, daß dieſe gelaſſenen Männer ſich noch nicht von allen Folgerungen der neuverkündigten Freiheit und Gleichheit hatten einnehmen laſſen. Mehrere geſtanden dem Baron ein, daß ſie nach den geſtrigen heftigen Reden nur noch unentſchloſſener geworden ſeien, und ſich eben an einen Mann gewendet hätten, auf den ſie ein großes Vertrauen ſetzten.

Aha! rief der junge Freund, nun errathe ich ſchon euer Orakel. Ich ſah vorhin einige unſerer braven Bürger in die Wohnung des geheimen Staatsrathes von Müller gehen. Nicht wahr?

So iſt es, Herr Baron! war die Antwort. Und hat denn wirklich der Herr Staatsrath den kurfürſtlichen Dienſt verlaſſen?

Ja, erwiderte Franz Karl. Er iſt ſeit geſtern zurückgekehrt, ſeine Sachen zu packen und in die Schweiz zu ziehen. Ich gönne ihm dieſe Freiheit lieber, als die uns ſo dringend angebotene. Er rettet ſich in ein Land, wo die Natur mit ihren Gletſchern und fruchtbaren Thälern, mit Felſen und Triſten den freien Menſchen ein großes Bild der Ungleichheit vor Augen hält. Mit dieſen großen Erinnerungen wird auch Müller als freier Mann gewiß unparteilich rathen.

Sie ſprachen noch darüber, als die Abgeordneten ſehr aufgeregt zurückkamen. — Nun, was hat er geſagt? rief man ihnen zu. Was ſollen wir thun?

Franzöſiſch werden! rief Schmuttermeier, der Maurer.

Was? fiel ihm Zimmermeiſter Riedel ins Wort. Deutſch bleiben! hat er geſagt.

Nein doch! betheuerte Jener. Hat er nicht nach langen, geheimnißvollen Explicationen geſagt: Tout ou rien? Ja, das hat er geſagt! Alſo tout geht voraus, und heißt: Wagt Alles, werdet franzöſiſch!

Oder: rien! Wagt Nichts, bleibt deutſch! entgegnete Riedel.

Ei, ei! Schöne Explicationen! erklärte der dritte Abgeordnete, Uhrmacher Weidenheimer. Alſo rien und deutſch wäre gleichbedeutend? Wie ich den Herrn geheimen Staatsrath verſtanden habe, und wie er ſich auch weiter explicirt hat, ſollen wir uns für Eins oder das Andere entſcheiden; — auf das Wörtchen „oder“ kömmt's an, und er räth uns, der Gewalt nachzugeben.

Hört, ihr braven Bürger! fiel Franz Karl ein. Macht euer Orakel nicht zweideutiger, als es iſt. Wir wollen nicht über tout ou rien ſtreiten: ich glaube eher, daß rien auf das Franzöſiſche zielt; nicht blos weil ich von dieſer franzöſiſchen Freiheit und Gleichheit nichts erwarte, nichts Heilſames, — ſondern weil, wenn ihr eben nichts wagt, franzöſiſch bleibt. Viele unſerer Mitbürger waren ſehr niedergeſchlagen, daß unſer Adel entfloh, und nichts wagte: wir ſind geblieben und wollen nun auch nichts wagen? Wohl! Nichts, gar nichts für eine Republik: aber Alles für einen richtigen Fürſten! Was ſagt ihr zu Dalberg, unſerem Coadjutor? Ein vortrefflicher Mann! Und hat Anrechte auf Mainz. Die deutſchen Mächte können nichts gegen ihn haben, und unſer alte Erthal wird ihm gern den Kurhut und die Schamröthe abtreten, ohne die er nicht wieder in Mainz einziehen könnte. — — — Doch, hier iſt der Ort nicht, um mehr zu ſagen. Nur Eins: übereilt euch nicht! Ihr habt Zeit. Zögern iſt die erſte Bürgerpflicht in eurer Lage, — Abwarten! Es werden ſich Leute finden, die euch rathen und beiſtehen.

Ja, wenn Sie, Herr Baron —! rief Weidenheimer. Sie ſind bei uns geblieben, — auf Sie wollen wir hören.

Franz Karl winkte ihm, zu ſchweigen, und eben fiel auch die türkiſche Muſik mit dem täglichen Ça ira ein. Der Zug entfaltete ſich aus dem Portal des Schloßflügels. Jener „verſchlagene Stadt-Cupido“ ſchritt voraus, eine junge Fichte vor ſich hertragend, die mit dreifarbigen Bändern und einer rothen auf die Krone des Baums geſtülpten Mütze aufgeputzt war. Ihm folgte als Anführer des Zuges der für die Woche gewählte Clubpräſident Doctor Wedekind, einen Jakobinerſäbel in der Hand, in Mienen und Geberden ſehr exaltirt. Paarweiſe ſchloſſen ſich die Clubiſten an, jeder mit der Auszeichnung eines runden, mit den eingeprägten Buchſtaben F. G. bezeichneten Meſſingblechs, das an einem dreifarbigen Band auf der Bruſt hing. Der Zug ging über die große Bleich, den Thiermarkt, den Ballplatz und Leichhof nach dem Marktplatze.

Hier am Stadtgerichtshauſe gegen die Sanct-Albans-Kapelle lag auf drei ſteinernen Poſtamenten, ſelbſt in Form eines Steins, ein altes eiſernes Denkmal, über deſſen Urſprung und Bedeutung verſchiedene Sagen gingen. Von dieſen Ueberlieferungen griffen die Clubiſten die bekannteſte heraus, die ihnen zugleich zu einer ſymboliſchen Handlung entgegenkam, womit ſie die theils ſchwankende, theils abgeneigte Bürgerſchaft durch die Macht ſinnlicher Vorſtellungen gegen alte Tyrannei und für die neue Freiheit einzunehmen dachten. Ein unzähliges Volk war zuſammengelaufen, und umdrängte den Kreis, den franzöſiſche Nationalgardiſten um das Denkmal gezogen hatten. Die blätterloſen Linden der nahen Promenade und die eiſernen Fenſtergitter des Biſchofhofes waren erklettert, die Fenſter der umherliegenden Häuſer Kopf an Kopf beſetzt, ja bis zu den oberſten Luken der Dächer und der Thürme des nahen Doms hatte die Neubegierde ſich verſtiegen. Innerhalb des Kreiſes hielt zu Pferde der Obergeneral Cuſtine mit einem kleinen Reitergefolge. Unter dieſem zog beſonders Houchard, Oberſt der reitenden Jäger, von Frankfurt, wo er commandirte, zu dieſer Feierlichkeit gekommen, die Blicke der Landleute auf ſich, — ein Mann

von anſehnlicher Geſtalt, aber gebückter Haltung zu Pferde,
das Geſicht durch Säbelhiebe gräulich entſtellt, ſo daß der
halbe Mund aufwärts ſtand und ein Auge ſich auf die
Wange herabzog. Angenehmer erſchien Cuſtine, ein
Fünfziger von mittler Statur, ernſter und würdevoller
Haltung, durch einen wilden, tief herabhängenden Schnurr-
bart und kluge Augen ausgezeichnet, die unter dem tief-
ſitzenden Hute unaufhörlich nach allen Seiten umher-
ſpielten.

Die Feierlichkeit begann mit der marſeiller Hymne,
in deren kühne Melodie die Clubiſten mit wildem Geſang
einſtimmten. Darauf ſchwang ſich der Clubpräſident auf
das Denkmal, und hielt eine kurze Rede, worin er, die gänge
Volksſage benutzend, an jene früheren Tage erinnerte,
als der Kurfürſt Diether von Iſenburg, mit Adolph von
Naſſau um den Kurhut ſtreitend, Mainz mit nächtlichen
Liſten und tagelangen Kämpfen beunruhigt hatte.

Und nun hört! ihr brüderlichen Mainzer, rief er mit
Nachdruck, hört! was nach ſolchen Erinnerungen an
ſchwere Verhängniſſe, die eure Vorfahren betroffen haben,
für euch und eure Nachkommen dieſe glückliche Stunde
bedeutet! Jener von den Bürgern vertriebene Kurfürſt,
als ihn ſein gutes Geſchick wieder obſiegend zurückführte,
beraubte die Stadt ihrer ſchönen Privilegien und Freihei-
ten, und indem er dieſe Eiſenmaſſe, auf der ich ſtehe,
hier auf euerem Markte feſtſchmiedete, rief er mit dem
Hohne, der Fürſten eigen iſt, eueren Vätern zu: Hier,
mein Volk, lege ich dir einen Butterweck hin, und ſobald
ihn die Sonne weggeſchmolzen, ſollſt du deine Rechte und
Freiheiten wiederhaben! — Welche Hoffnung blieb da,

bei der ewigen Verdammniß ſeiner Freiheit, dem biederen mainzer Volk übrig? Und ſeht! heut' iſt dieſe Sonne doch wirklich aufgegangen, die den Butterweck der Tyrannei hinwegſchmelzen ſoll. Fort mit dieſem Denkmal argliſtiger Fürſtenherrſchaft, das ein Bild eurer ewigen Dienſtbarkeit unter meinen Füßen liegt! Und das ſeit Jahrhunderten von keiner Sonne beſchienene Fleckchen Erde trage fortan den Baum der Freiheit! Kein Kurfürſt kehre mehr zurück, euch die Früchte der Freiheit zu rauben! Und nun fort mit dieſer trotzigen Eiſenmaſſe, die aus ihrer langen Ruhe geweckt, als Siegesbotin der Freiheit umlaufen ſoll, indem ſie zu Denkmünzen beſtimmt iſt, mit der Aufſchrift: Von der Sonne der Freiheit geſchmolzen!

Herabgeſprungen traf Wedekind das Monument mit drei feierlichen Hammerſchlägen; worauf unter dem luſtigen Spiele des Ça ira einige beſtellte Schmiede mit ihren Poſſekeln und Brecheiſen die Maſſe löſten und hinwegräumten. Der geſchmückte Baum wurde auf der Stelle eingeſetzt und befeſtigt, worauf Wedekind rief: Es lebe die Freiheit!

Nur ein getheilter Wiederhall erfolgte unter der Menge. Als aber der Vicedom von Bibra rief: Es lebe das Volk! brach ein unbeſchreiblicher Jubel aus. Theils war man nämlich der Anweſenheit dieſes adeligen Beamten froh, theils fand man in ſeinem Zuruf einen Wink und eine Ermunterung, daß doch jetzt Alles auf das Volk ankomme. — Sobald es nach und nach ſtill wurde, brachte der „verſchlagene Stadt-Cupido" ein drittes Hoch der Republik aus, das jedoch mit verzetteltem Gelächter und vereinzeltem Pfeifen aufgenommen wurde. Die Clubiſten umarmten einander, und reihten ſich paarweiſe zu einem Umzuge um den Freiheitsbaum, wobei einige ſich zum Walzen umfaßten, andere die vergnügteſten Bockſprünge machten.

Franz Karl und Forſter hatten ſich zufällig im Gedränge gefunden und ſahen dem Vorgang von einem Treppenſteine zu. Sie unterhielten ſich mit Erasmus Lennig, der hier im Hauſe eines Bekannten ein Fenſter des Erdgeſchoſſes eingenommen hatte. Der Baron beklagte, daß er den Herrn von Bibra im Zuge dieſer Narren erblicken müſſe; worauf Erasmus lächelnd erwiderte:

Mein Herr Vicedom ſpielt den Klugen! Er dachte anfangs wacker auszuhalten, und hat darüber den Augenblick der Flucht verſäumt. Nun maskirt er ſich, bis er eine günſtige Stunde findet, Mainz zu verlaſſen. Er wird ſich dann nach Fulda machen. Aber da ſehen Sie einmal, welche ſeltſamen Verkoppelungen die neue Freiheit zuwege bringt! Dort, Herr Baron, im paarweiſen Zuge der Clubiſten! Da geht der Pfarrer Rumpel mit dem Juden Iſaak Bär aus Weißenau, der verarmte Schneider Bohmensritter führt ſich am Doctor Hagen, der verlaufene Auguſtiner Hornung hüpft neben dem Kaufhausknechte Gutenſohn!

Ein neues Gelächter brach hier und dort hinter der abziehenden Feierlichkeit aus. Und wie die Menge nachfolgte, bemerkte Lennig einen ihm bekannten Juden, den er heranwinkte. — Nun, Moſes Hecht, ſagte er, was ſagſt du zu dem Baum dort, zu dem aufgeputzten Freibeitsbaum? Oder haſt du vielleicht die Bänder dazu geliefert?

Die Bänder? erwiderte der Jude. Nein, Herr Verwalter! Das Blau war mir ausgegangen, und es mußten doch die drei Farben ſein. Nun, was ſoll ich ſagen von das Bäumchen? Schauen Sie's nun an: es iſt doch ein Bäumchen ohne Wurzel, und ein Käppchen drauf ohne Kopf!

Lennig lachte laut auf. — Bei Gott! der hat Recht, rief er; darin iſt die ganze Zukunft der neuen Herrlichkeit ausgeſprochen. Aber ſchweig' und mach' dich aus dem Staub, Moſes! Weißt du nicht, daß die Propheten geſteinigt werden?

Viertes Kapitel.

Hatte unſer junger Freund, der Baron Franz Karl, ſchon früher, wo er in Geſchäften und mancherlei Verbindungen lebte, nur ungern einen Abend bei Forſter verſäumt: ſo wußte er jetzt, wie ſehr auf ihn gerechnet wurde, und welche Freude er Frau Thereſen machte, wenn er ſich recht pünktlich zu ihrer Theeſtunde einfand. Dieſe Abendandacht, dieſe Vesper der Freundſchaft, wie ſie es ſcherzend nannte, gehörte zu ihrer Lebensordnung, und es war mehr als die Hälfte ernſtlich gemeint, wenn ſie lächelnd den General Cuſtine verwünſchte, daß er ihren Theezirkel geſprengt, und die lieben Abendfreunde verſcheucht habe. — Das iſt lieb von Ihnen, Herr Baron, daß Sie bei der alten Andacht bleiben! ſagte ſie mehr als einmal dem jungen Freunde, wenn er kam. Nein, die Revolution ſoll doch nicht alle Altäre umſtoßen. Gleich ſollen auch die Kerzen angezündet werden und die Orgel des Waſſerkeſſels ſpielen.

Forſter hatte den Profeſſor Dorſch geſprochen, der von Straßburg unerwartet eingetroffen war. Er und Thereſe äußerten ſich mit Wohlwollen über den geiſtreichen Mann, den ſie von früher kannten. Franz Karl wußte nur Unbeſtimmtes von ihm aus der Zeit, da derſelbe an der Univerſität in Mainz geſtanden.

Damals werden Sie freilich, und gerade in Ihren Kreiſen, nicht das Beſte von ihm gehört haben! ſagte Forſter. Ich will auch dem eiteln, mitunter etwas leichtfertigen Charakter dieſes ehemaligen katholiſchen Geiſtlichen das Wort nicht reden. Schon als Kaplan in Findheim ſoll er ein luſtiger Kumpan geweſen ſein, und Paris, wohin der Kurfürſt ihn zum Studium der Philoſophie ſchickte, war der Ort nicht, einen ſolchen jungen Mann ernſter und gediegener zu machen. Wenigſtens erzählte man ſich nach ſeiner Rückkehr eine ärgerliche Geſchichte von der jungen Wittwe eines Kaffeewirthes, die er in unglücklicher Lage treulos verlaſſen habe. Doch all' dergleichen Geſchichten kamen eigentlich erſt ins Publikum, als die hieſigen Pfaffen den jungen Profeſſor weder mit Verſprechungen noch mit Drohungen von der ihnen verhaßten kantiſchen Philoſophie abbringen konnten. Der deutſchen

Philoſophie blieb er treuer, als der pariſer Kaffeewirthin, und gerade für ſeine Ueberzeugungen fehlte es ihm nicht an Charakter. Damals richtete ihm die Prieſterſchaft den übeln Ruf an, wie ſie es zu machen pflegen, und Dorſch ging vor zwei Jahren nach Straßburg. Man ſprengte ihm, wie er fort war, noch einen boshaften Witz nach: er gehe, hieß es, beiweitem nicht in ſo guter Hoffnung aus Mainz, als die niedliche Haushälterin, die er mitnehme. Aber ein trefflicher Kopf iſt er, und lehrte mit ausgezeichnetem Vortrage die kantiſche Philoſophie und kanoniſches Recht; beſaß auch eine hübſche Bücherſammlung. Schade, daß ſolche Männer, die zur Förderung neuer Wahrheiten berufen ſind, nicht immer imponirenden Charakter und hohe Geſinnung mit der Macht ihrer Talente verbinden! So war es vielleicht auch ein Unglück für den Kampf unſeres Jahrhunderts um Licht und Freiheit von Adels- und Pfaffenbanden des Mittelalters, daß die erſten Lichter von Männern, wie Bolingbroke, Voltaire u. dgl. ausgingen, die der gläubigen Seelen ſpotteten.

Und doch, lieber George, fiel Thereſe ein, iſt vielleicht gerade ſolche Schärfe des Geiſtes und etwas Fäulniß des Charakters unentbehrlich, um eine neue Zeit in Gährung zu ſetzen. Sauerteig und Hefen ſind für uns Frauen auch nichts Angenehmes an ſich, ſo ſehr wir ſie zu ſchätzen wiſſen, wenn wir geſundes Brot backen wollen. Der edle Menſch iſt von Natur leicht zu verzagt, ins bewegte Leben einzugreifen, und verſteht ſich zu gar Vielem nicht, was zur Umgeſtaltung verdorbener Zuſtände deſſelben gethan werden muß; er nimmt einen Widerwillen am Anblicke der Fäulniß, an den ekelhaften Entwicklungen einer heilſamen Gährung. Aber, wie kömmt denn dieſer Dorſch ſo unerwartet hierher?

Er ſagte mir, antwortete Forſter, der General Cuſtine habe ihn von Straßburg berufen, um dem hieſigen Club einen andern Geiſt einzuhauchen, ihm eine beſſere Richtung zu geben.

Mit dieſem Zwecke der Berufung ſchien Forſter ſehr einverſtanden. Wie er bemerkte, hatte ſich Dorſch verwundert, ihn noch ohne Theilnahme am Club zu finden, und hatte ihn aufgefodert, zur Umgeſtaltung deſſelben mitzuwirken. Der Freund hatte nicht zugeſagt, aber er gab zu verſtehen, daß eine Stellung außerhalb des Club mit jedem Tag in Mainz ſchwieriger werde.

Sie ſprachen noch darüber, als ein ſpäter Beſuch ſich durch heftiges Klopfen an die Hausthüre und durch Lärm und Gelächter auf der Stiege ankündigte. Thereſe erkannte die weibliche Stimme, und ſchien über dieſe Heimſuchung nicht ſehr erfreut. Wirklich war es, wie vermuthet, Frau Karoline Böhmer, die mit ihrem Manne kam. Dieſer, Gymnaſial-Profeſſor in Worms, hatte ſich durch ſeine Schwärmerei für die Revolution und durch ſeine genaue Bekanntſchaft mit den mainzer Verhältniſſen dem General Cuſtine auf deſſen Zuge nach Mainz ſehr empfohlen, und war nach der Kapitulation als Sekretair deſſelben mit eingerückt. Seine Frau, eine Tochter des berühmten Orientaliſten Michaelis in Göttingen, war von daher eine etwas jüngere Jugendbekannte Thereſens, eine geiſtreiche feurige Frau von üppigen Formen, die durch vorgerückte Mutterhoffnung noch verſtärkt waren. Ein unabhängiger Sinn, der einſt beide Jugendfreundinnen inniger verbunden hatte, war bei der Profeſſorin Böhmer, durch ihre Ehe mit einem phantaſtiſchen Manne und durch die politiſche Aufregung, in die ſie mit ihm gerieth, faſt zur Carikatur ausgeartet, worin Thereſe einzelne Züge ihrer eigenen Denkart, wenn auch übertrieben und entſtellt, nicht ohne Widerwillen erblicken mußte.

Beim Eintritt ins Zimmer ſtürzte das Paar gleich auf Forſtern los, — die Frau, ihn zum Abendgruße zu umarmen und Böhmer mit Vorwürfen, daß er den Freiheitsbaum nicht mitbegleitet und gepflanzt habe. — Sie ſchließen ſich vom Club aus, rief er pathetiſch, — weh' Ihnen! Wiſſen Sie, daß beim General Cuſtine ſchlimm von Ihnen geſprochen wird? Sie haben vor wenig Tagen als Abgeordneter der Univerſität die freundlichſte Aufnahme von dieſem großen Mann erfahren; er hat von Ihrer Perſon die beſte Meinung gefaßt, ſich über Ihr echtes Franzöſiſch gefreut, das hier Niemand ſo gut ſpricht, und muß Sie nun für einen verkappten Ariſtokraten erkennen.

Oho! rief Forſter lachend. Wie kömmt der kluge Mann dazu?

Wie er dazu kömmt? verſetzte Böhmer. Glauben Sie, wir wüßten nicht, daß Sie auf dem vertrauteſten Fuße mit einem Spion des Kurfürſten ſtehen, — mit einem gewiſſen Baron Wallbrun?

Nur einen Augenblick dauerte die erſchrockene Pauſe der Verlegenheit, und als Forſter mit edler Aufwallung ſagte: Hier ſitzt der Baron —, ſaß Franz Karl wirklich ſchon nicht mehr, ſondern war aufgeſprungen, und wie Einer, der eben Genugthuung fodern oder nehmen will, gegen den zurückweichenden Böhmer vorgetreten. Forſter faßte ihn am Arm, ihn zu beruhigen, auch Frau Karoline war dazwiſchen getreten und ſagte mit freundlichen Blicken: Einen Augenblick, Herr Baron! Ein ſo lieber, hübſcher Mann iſt das nicht, was da mein übereilter Böhmer eben geſagt hat. Hörſt du, George, — du mußt dem Herrn Baron eine Ehrenerklärung geben!

Böhmer, höchſt verlegen, ſuchte mit hochbeinigen Worten aus der Patſche zu kommen, worin er watete, und rief:

Was? Baron? Ich erkenne dich nicht mehr, Karoline! Haben wir noch Barone in Mainz? Bürger ſind wir und Alle gleich untereinander. Freiheit und Gleichheit iſt unſer Evangelium!

Böhmer! nahm Forſter mit hohem Ernſte das Wort. Hier ſteht ein junger Mann von Ehre, dem Sie ſchmählich Unrecht gethan, und dem Sie abbitten müſſen!

Abbitten? rief Böhmer. — Ja, abbitten! erklärte Forſter. Auf meine Bürgſchaft für ihn! Oder ich öffne Ihnen die Stubenthüre!

Recht, lieber Forſter! fiel Frau Böhmer lachend ein. Werfen Sie ihn hinaus! Wir bleiben doch noch zwei Paare.

Wiſſen Sie, daß mein Wort nicht ohne Grund geſprochen war? ſagte Böhmer. Der junge Bürger iſt als ein ſolcher, wie ich ihn genannt, beim Obergeneral angezeigt, und wir haben die Verſicherung eines reſpectabeln höhern Geiſtlichen, daß ein gewiſſer Wallbrun — Agent des Kurfürſten ſei. Und — freilich! ein junger Adeliger aus dem Kabinet des Erthal, der bei den Conferenzen der

Miniſter deutſcher Tyrannen das Protokoll geführt, und nach der allgemeinen Flucht zurückbleibt — was darf man von dem glauben?

Daß er ein Ehrenmann iſt, der ſeine Vaterſtadt nicht im Stich läßt, ſondern ihr Schickſal theilen will! ſprach Forſter.

Aber ſich beharrlich vom Club, von den Freunden des Volkes entfernt hält? warf Böhmer ein. Der Club iſt das Schickſal von Mainz! — Karoline, was ſagſt du zu dieſem Gedanken?

Was? eiferte Forſter. Habt ihr nicht volle Freiheit verkündigt? Klebt nicht an allen Straßenecken Cuſtine's Proclamation, worin jedem Bürger Freiheit der Ueberzeugung gelaſſen wird? Selbſt dann, heißt es in jener Verkündigung, wenn ihr die Sklaverei den Wohlthaten vorziehen werdet, mit welchen die Freiheit euch winkt, bleibt es euch überlaſſen, zu wählen, welcher Deſpot euch eure Feſſeln zurückgeben ſoll. Bleibt es alſo nicht der ganzen Stadt überlaſſen, dem Kurfürſten anzuhangen, wenn ſie will? Aber mein Freund könnte ſich mit einem höchſt ungnädigen Dienſtentlaſſungs-Reſcript des Kurfürſten gegen jede Pfaffen-Denunciation vertheidigen, wenn es deſſen bedürfte. Ich frage Sie nur: Wer gilt Ihnen mehr, Böhmer, — Forſter oder ein Pfaff?

Forſter! Gewiß! Forſter über Alles! rief Böhmer und wollte den Freund umarmen. Doch dieſer hielt ihn von ſich ab, und wies ihn mit dem wiederholten Wort „Abbitte"! an Franz Karl.

Im Augenblick, als Böhmer ſich mit träger Miene dem Baron zuwendete, trat ſeine Frau dazwiſchen und ſagte:

Mein ehrlicher Phantaſt iſt in der Klemme, und ſeine brave Frau muß ihm die Noth erleichtern! Sie ſind ein Ehrenmann, Herr Baron, und Böhmer bittet Sie um Verzeihung wegen eines Mißverſtändniſſes! Sie vergeben ihm?

Um ſo mehr, liebe Frau Profeſſorin, lächelte Franz Karl, als der Bürger Böhmer mich nicht kannte, alſo dieſe Figur, die ich hier vorſtelle, nicht beleidigen wollte.

Richtig! Das nennt man Logik! verſetzte ſie. Umarmen Sie mich, zum Zeichen der Verſöhnung!

Der junge Freund, mehr verwundert als betreten, reichte ihr die Hand; ſie aber, nicht zufrieden damit, umfaßte und küßte ihn mit den Worten: Bruderkuß für meinen Mann!

Aber, Karoline! rief Frau Thereſe mit erröthendem Vorwurf; worauf Böhmer lachend verſetzte:

Laſſen Sie meine Frau gewähren, Bürgerin Forſter! In ihren Umſtänden darf ſie ſich kein Verlangen verſagen, und mir macht es wahren Juks, je mehr Freiheiten ſie ſich nimmt, — der ſympathetiſchen Wirkungen wegen auf unſeren Sohn, dem durch die Freiheiten der Mutter der wahre Freiheitsſinn ins Blut und Herz gepflanzt wird. Der Bube ſoll mir ein echter Gracchus werden, jenem Römerpaare ähnlich, das für die Wohlfahrt des Volkes zum Opfer fiel.

Und welchen von dieſen beiden Gracchen willſt du zu Gevatter bitten, George? fragte Frau Böhmer, die keine Gelegenheit vorüberließ, ihren Mann zu ſchrauben.

Mir einerlei, Karoline! erwiderte dieſer, ob's der Tiberius Sempronius oder der Cajus Gracchus iſt. Welcher dir am beſten gefällt. Du haſt die Wahl.

Man lachte, und Frau Thereſe bot ihren Gäſten nachbereiteten Thee. Böhmer ſchlürfte ſeine Taſſe mit Unruhe und Zwiſchenreden, und ging dabei nicht auf das Sauberſte zu Werk. Auge und Ohr der Umherſitzenden wurden von ſeiner Art zu genießen wenig erbaut, und wie er ſeine tollen Projecte aufs Tapet brachte, und was er Alles im Club anregen und in Mainz durchſetzen wolle, prahleriſch aufzählte, verletzte er auch noch den geſunden Sinn ſeiner Zuhörer. Manches davon ging von bloßer Willkür aus; Anderes ſtreifte an baare Tollheit. So that er ſich nicht wenig auf den Plan zu gut, alle Schul- und Schreiblehrer der franzöſiſchen Rheinprovinz ſollten angewieſen werden, ihre Schüler, um möglichſt früh den rechten Freiheitsſinn in ihnen zu wecken, immer nur die Worte: Freiheit und Gleichheit ſchreiben zu laſſen, und erſt wenn darin die Hand feſt und ſicher ſei, zu anderen in einem freien Staat vorkommenden Bezeichnungen, wie Adminiſtration, Municipalität u. ſ. w. überzugehen.

Ja, ja! ſagte Forſter ermüdet und ungeduldig, — ich ſehe ſchon, ihr ſeid auf dem beſten Wege, euer Evangelium der Freiheit und Gleichheit in Deutſchland heilſam einzuführen. Unter hohen Declamationen gegen altfürſtliche Tyrannei öffnet ihr eine Perſpective ganz neuer Willkür; wie ihr denn auch ſchon eine meſſingblechene Ausnahme von der allgemeinen Gleichheit aller Bürger für euch ſelbſt gemacht habt. Ich meine das Schild mit den eingeprägten Buchſtaben F. G., das ihr auf der Bruſt tragt. So werth- und geſchmackvoll, wie die Ordenszeichen der Fürſten, finde ich eure Auszeichnung nicht. An einem der erſten Clubabende ſprach Hofmann von der Rednerbühne des überfüllten Saals über den jetzigen Zuſtand Deutſchlands und über die Erbärmlichkeit der jetzt regierenden Herren, und ſuchte darzuthun, daß eine funkelneue Herrſchaft geboren werden müſſe. Gut und geiſtreich geſprochen war's: wenn aber der Club der Mutterſchoos dieſer neuen Herrſchaft werden ſoll, ſo befürchte ich eine ſchmähliche Geburt, und der neue Freiheitsbaum, in den republikaniſchen Staat eingepflanzt, verſpricht uns ſo viel jammervolle Deſpoten abzuſchütteln, als er in ſeinem heimatlichen Waldboden Fichtenzapfen getragen hätte.

Böhmer ward heftig, ſprang auf, ſetzte ſich wieder, und handirte zu ſeinen Redensarten ſo ungeſtüm über den Tiſch, daß Thereſe, ihr Theegeräth zu ſchützen, die Hände darüber hielt, wozu ihr Karoline lachend beiſtand. — Was haben Sie gegen den Club? fragte er wiederholt. Wie hab' ich vorhin geſagt, Karoline? Der Club iſt das Schickſal für Mainz!

Hoffentlich ſind Sie kein Prophet! ſagte Forſter kurz.

Und wiſſen Sie, fuhr Böhmer fort, Ihr ungerechtes Vorurtheil widerlegt ſich durch den wachſenden Zudrang zu demſelben. Strömt nicht ganz Mainz dahin und verräth uns eine Empfänglichkeit für die neue Wohlthat der Freiheit, wie wir kaum erwartet hatten? Wir, Forſter, die dies mainzer Völkchen früher gekannt haben. Es gehörte ſtets zu den Reptilien, zu den kriechenden Geſchöpfen.

Nun ja! erwiderte Forſter mit Würde, der Mainzer iſt nicht unempfänglich für Neues und Närriſches. Nehmen wir aber unſeren Jakobinern den Schimmer, den der erleuchtete Verſammlungsſaal — alſo noch ein Reſt von Fürſten-Nimbus! — um ſie verbreitet und die weſentlichen Vorzüge einiger rechtſchaffenen und aufgeklärten Männer, die den Kern der Geſellſchaft bilden: ſo bleibt eine ungleichartige Maſſe zurück, die mit allen Gebrechen ihrer übereilten Entſtehung behaftet iſt, und den ekeln Sinn des gebildeten und geſitteten Menſchen auf keine Weiſe befriedigt. Mehrere geſchickte Rechtsgelehrte, deren Unparteilichkeit ſie mit der Ungnade und Verfolgung des Regenten beehrt hatte, einige angeſehene Kaufleute und ehrbare Bürger von allgemein anerkannter Redlichkeit, einige Profeſſoren der vom Kurfürſten mit Einkünften begabten, aber auch von ihm ſelbſt großentheils wieder darum bevortheilten Univerſität, endlich auch verſchiedene helldenkende, tugendhafte, zu echten Lehrern der Menſchen umgeſchaffene Prieſter ſtehen auf dem Verzeichniß der Volksfreunde, und würden einer jeden Geſellſchaft durch ihren Beitritt Ehre bringen. Allein, einen Schwarm von rohen Studenten, und andern zum Theil noch unbärtigen jungen Leuten nebſt mehreren durch ihre Sittlichkeit nicht vortheilhaft bekannten Perſonen hat man, theils um die Zahl der Mitglieder ſchnell zu verſtärken, theils um dem Grundſatze der Gleichheit ſein volles Recht zu laſſen, ohne Prüfung und Auswahl aufgenommen.

Böhmer hatte mit zuckenden Mienen und Geberden zugehört und erwiderte mit den tollſten Uebertreibungen und mit abgeſchmackten Phraſen. Und da er Forſtern nur mißächtlich dazu lächeln ſah, ward er immer heftiger, bis er von dem ungeduldigen Freunde zur Mäßigung ermahnt, nicht ohne bösgemeinte Drohungen fortrannte. Frau Böhmer folgte ihm aber nicht, ſondern lachte von Herzen, und gab zu ihres Mannes Phantaſtereien treffende

Bemerkungen und lächerliche Pröbchen aus ihrem häuslichen Leben. — Franz Karl, von der hübſchen Frau wie von ihrem unangenehmen Manne gleichwenig eingenommen, brach auf, lobte Forſter's treffliche Worte und empfahl ſich. Frau Böhmer foderte ihn auf, nur noch ein paar Augenblicke zu verziehen, und ſie über die Straße zu begleiten. Worauf der junge Freund, in Ton und Geberde ſehr artig, verſetzte:

Verzeihung! Ich wage es nicht, dem Hausherrn vorzugreifen, und meinen Freund um dies Vergnügen zu bringen. Sie ſehen, Frau Profeſſorin, ich bin noch ſo ariſtokratiſch, auf Vorrechte und Privilegien zu halten. Verrathen Sie es ja Ihrem Herrn Gemahl nicht!

Er eilte fort, doch hörte er ſie noch nachrufen: Wart' nur, Barönchen, wart'! Ich werde dir's gedenken!

Fünftes Kapitel.

Oft iſt eine Kleinigkeit hinreichend, einer ſchwebenden Wagſchale das Uebergewicht zu geben. So ward das Begegniß mit dem Ehepaar Böhmer ziemlich entſcheidend für unſeren jungen Freund. Nach dem Thee und der Gemüthsbewegung des letzten Abends war er früher als gewöhnlich erwacht, und erwartete den ſpäten Anbruch des Tages unter Betrachtungen über ſeine perſönliche Lage und den öffentlichen Zuſtand von Mainz. Die letzten Wochen, die er ſeit der Kapitulation der Stadt mit den Franzoſen in ſchwankendem Mißmuthe zugebracht hatte, gingen noch einmal lebhaft an ſeiner Seele vorüber, und ein Entſchluß ward immer klarer in ſeinem Herzen, wie der Tag ſelbſt durch das in ſeinem Fenſterladen eingeſchnittene Herz ihm entgegendämmerte.

Erſt über die ſchmähliche Flucht des Adels empört, dann vom unerwarteten Falle der Feſtung niedergebeugt, endlich vom unſinnigen Treiben der Franzöſiſch-Geſinnten abgeſtoßen, ſah er ſich ohne Geſchäfte, ohne Theilnahme, ohne irgend ein Ziel und Vorhaben. Zu jener alten lieben Beſchäftigung mit Studien fehlte ihm jetzt die beruhigte Stimmung; außer dem Hauſe gab es für ihn keine Geſellſchaft mehr, und ſelbſt unter ſeinem Dache vermißte er die alte häusliche Gewohnheit des Umgangs mit Mutter und Schweſter.

Er beſuchte Beide in jeder Woche wenigſtens auf einen oder zwei Tage; aber ihre verdüſterte Unzufriedenheit mit dem gezwungenen Landaufenthalt im Winter verleidete ihm auch dieſen Verkehr. Ja, bei ſeinem jüngſten Beſuche vor etlichen Tagen hatte ihn Cäcilie auf eine räthſelhafte Weiſe geängſtigt. Er hatte ſie in vernachläſſigtem Anzuge blaß und ſchwermüthig gefunden. Ein Geheimniß, vor dem ſie ſich ſelbſt zu entſetzen ſchien, wich den Fragen des Bruders aus, und er bemerkte auch nicht, wie beſtürzt und heftig ſie das Zimmer verließ, als die Baronin-Mutter eine Rolle Geld aus dem Schreibtiſche nahm und ihrem Sohne für den Schiffer Jean Baptiſt zuſtellte. — Er hat ſich ſehr viel Mühe mit unſern Sachen gemacht, ſagte ſie, und will mir durchaus kein Geld abnehmen. Und doch glaube ich, daß er in den erſten Tagen nach unſerer Flucht nur darum öfter gekommen iſt und uns geholfen hat, um ein Geſchenk zu empfangen. Kurz, ich will nicht, daß er umſonſt hier geweſen ſein ſoll.

Cäcilie hatte den Bruder gebeten, die unzufriedene Mutter zu einer Reiſe und zu einem Winteraufenthalt bei ihrer Schweſter in Münſter zu überreden. Der Baronin war dieſer Vorſchlag offenbar auch ſehr angenehm; nur wollte ſie nicht ohne Cäcilien reiſen, und Cäcilie war entſchieden, nicht mitzugehen, obſchon ihr Entſchluß beſtimmter, als ihre Gründe dafür lauteten.

So war denn auch auf dieſem anmuthigen Sitze der Unfrieden eingekehrt, und wenn Franz Karl der glücklichen Lenz- und Sommerſtunden gedachte, die er hier allein und mit Forſtern genoſſen, ſo überſchlich ihn ein unausſprechliches Leid. Er verließ immer bald wieder den lieben Ort, wo ihn nichts hielt und kehrte nach Mainz zurück, wohin ihn nichts zog; — ein öder Zuſtand, den ihm der jüngſte Abſchied von der Schweſter ſehr erſchwert hatte. Sie war in Thränen zerfloſſen, als er ſie umarmte, und hatte ihm mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, ſo zu ſagen, ein dorniges Räthſel ins Herz gedrückt.

In Mainz war der Baron ſeither nur aufgeregten oder verſtörten Menſchen, ſchmutzigen Soldaten und verunreinigten Häuſern begegnet. Er ſchämte ſich gewiſſermaßen, ſo wie ſonſt zierlich gekleidet über die Straßen zu gehen. Er zog ſich nachläſſiger an, wie es dem Ausſehen der Stadt und den öffentlichen Verhältniſſen zu entſprechen ſchien, indem Alles nach der revolutionairen Waſſerwage geebnet, frei und gleich ſein ſollte. Wenn er nun oft genug und nicht ſelten am hellen Tage ſo mancher Unanſtändigkeit des luſtigen Sansculottismus begegnete, murrte er mit Bitterkeit vor ſich hin: Nun weiß man doch endlich, wozu dieſe Ohnehoſenſchaft gut iſt! Daß man nämlich ohne viel Umſtände alle Straßen und alle Welt verunreinigen kann! — Hinter dieſer Empfindung verbarg ſich, dem Freunde ſelbſt unbemerkt, nicht blos ein Widerwille der Sinne, ſondern auch des Geiſtes. Die neuen Ideen der Zeit, für die er ſich nach und nach ſo lebhaft hatte einnehmen laſſen, ſchienen ihm jetzt in einverleibter und verlumpter Geſtalt entgegenzukommen, und jene hochſchwebenden Gefühle des Weltbürgerthums, indem ſie ſich auf feſten Boden herabließen, ſtutzten gleichſam vor der Unart eines beſondern Volkes. Natürliche Empfindſamkeit, zarte Erziehung, gebildeter Geſchmack, Alles in dem jungen Freunde nahm Anſtoß an dieſer neuen Geſellſchaftsform, die ſich aus der Ferne ſo reizend ausgenommen hatte. Es war eine Selbſttäuſchung des jungen Mannes, ein Vorurtheil des Barons, das er unvermerkt gegen manches früher abgelegte aufnahm.

Dennoch hatte Franz Karl in der erſten Zeit ſeiner Unzufriedenheit dieſen Eindrücken des Neuen und Ungewohnten nicht ohne Kampf nachgegeben. Er hatte geſucht, Herr derſelben zu werden, ſie der Prüfung und einer neuen, wenn vielleicht auch leidigen Ueberzeugung zu unterwerfen. Da beſuchte er im Gedränge des Volkes die Galerie des Akademieſaales und hörte die Vorträge der Clubiſten an. Er verſchmähte jetzt auch die Weinhäuſer der beſſern Bürger nicht, um auf die Fährte der öffentlichen Meinung zu kommen. Von der Rednerbühne des Club hörte er täglich die Regierung des Kurfürſten mit allen unzähligen Mängeln, Gebrechen, Ungerechtigkeiten, Erpreſſungen in den ſtärkſten Farben ſchildern. Man riß, wie ſich Forſter gegen den jungen Freund ausdrückte, den Vorhang hinweg, den die Nächſtenliebe und die beſcheidene Züchtigkeit ſonſt vor das Privatleben der Fürſten zieht, und deckte Greuel auf, die den Prieſter und den Regenten entehrten. Franz Karl kannte aus eigener Beobachtung und aus den Geheimniſſen des rothen Buches die wahren und die entſtellten Züge jener Schilderungen genau; aber ſein feiner und edler Sinn ertrug es nicht, daß eine ſo häßliche Wahrheit zum Gegenſtand einer öffentlichen Ausſtellung gemacht werde. Von nun an ſtand der Entſchluß feſt in ihm, niemals ein Mitglied des Club zu werden. Und wenn auch von den achtbaren Volksfreunden manches treffende Wort über die öffentlichen Verhältniſſe in Deutſchland, über die Rechte des Volkes und über unvermeidliche Umgeſtaltungen im Staatsleben vorgebracht wurde: ſo verſchwand es ohne tiefen Eindruck ſchnell wieder unter den Uebertreibungen der exaltirten Redner, im Gemenge des Unſinns und im Gelächter des Pöbels.

In der Unterhaltung mit Forſtern und Frau Thereſe kam unſer junge Freund auch mehr und mehr zur Einſicht über die erſt ſo lebhafte und nun ſchon wieder ſchwankende Neigung der Mainzer für das eingedrungene Franzoſenthum. Beſonders machte ihm Forſter klar, daß einem durch ſo lange Zeiten geiſtig bevormundeten Volke vor Allem in Urtheil und Haltung jede Selbſtändigkeit abgehen mußte, die dem Sturm und Andrange des Neuen hätte widerſtehen können. Die Flucht des Adels und der reichen Familien hatte überdies Handel und Gewerbe ins Stocken gebracht; die unbegreifliche Uebergabe der Feſtung, die man nur durch einen ſchändlichen Verrath erklären wollte, hatte die Beſſerdenkenden mit Unmuth erfüllt; die Begierde nach Vortheilen, nach Arbeit oder Anſtellung bemächtigte ſich der Müßigen und Habgierigen, und ſo drängte ſich Alles nach dem Club hin, der aus dem Füllhorn der rothen Jakobinermütze die herrlichſten Verſprechungen ausſchüttete. Doch bald ſahen ſich die Erwartungen getäuſcht oder hingehalten, und verwandelten ſich nach und nach in Abneigung gegen die unſauberen Fremden, die ſogleich die altgewohnte Gemächlichkeit der Familien ſtörten, die verminderten Genüſſe des ſtockenden bürgerlichen Lebens vorwegnahmen, die Bedürfniſſe des Tags vertheuerten und durch Spott und Störung in kirchlichen Dingen den religiöſen Eifer erweckten. Immer mehr Stühle blieben in den Clubſitzungen leer, und die Blechzeichen verminderten ſich auf den Röcken der Bürger.

In dieſen Tagen hätte ein Schalk und Spötter, wenn er beſonders des Griffels oder der Feder zu launigen Zeichnungen mächtig geweſen wäre, an den wunderlichen Contraſten der Menſchen und des öffentlichen Zuſtandes in Mainz die heiterſte Beſchäftigung gefunden. Baron Franz Karl war jedoch zu gemüthswarm und ſchwärmeriſch, um die Feder, die ſich früher in ſentimentalen Verſen verſucht hatte, in ſeine milde Galle zu tunken. Ihm galt es um eine Theilnahme für ſein Herz und um eine Aufgabe für ſein Beſtreben. Aber wo ſollte er ſie finden?

Und wenn er für den Club nur eine immer entſchiedenere Abneigung faßte, ſo ſcheute er auch wieder vor dem Gedanken an eine Rückkehr des Kurfürſten.

Solche Betrachtungen und Zweifel beſtärkten den Baron immer mehr in jener Idee, die zuerſt ihn ſelbſt überraſcht und ſeitdem viel beſchäftigt hatte. Er nannte ſie ſeine Dalbergs-Idee, und empfand eine gewiſſe Schadenfreude, daß er ſie gerade dem Republikaner Hofmann verdankte. Sie hatte ihm vorgeſchwebt, als er die rathſuchenden Bürger auf dem Schloßplatze ermahnte, nichts zu übereilen und auf Männer zu rechnen, die ihnen rathen und beiſtehen würden. Er zweifelte nicht, daß er mit dem edeln Namen Dalberg alle Unzufriedenen, alle Deutſchgeſinnten in Mainz gewinnen und vereinigen würde; allein die Sache foderte eben ſo viel Vorſicht als Thätigkeit. Ein zufälliges Wahrzeichen, für den Verſtändigen vielleicht eben ſo kindiſch, als bedeutſam für ein ſuchendes Herz, ſollte ihm unerwartet eine Richtung und einen Anſtoß geben.

Als nämlich Franz Karl an dieſem Morgen zum Frühſtücke durch die zu ſeiner Vermählung vergebens eingerichteten Zimmer ging, hatte der Bediente, aus Beſorgniß vor einer Froſtnacht, die wenigen Blumenſcherben, die noch vor den ins Hausgärtchen gerichteten Fenſtern geſtanden, ins Zimmer hereingeſetzt, und Franz Karl erblickte zum erſtenmal wieder den kleinen einfachen Goldlack, den er, von Fides verworfen, als Schickſalsſtrauß erhaſcht und mit nach Hauſe gebracht hatte. Wie man denn in wehmüthigen und unbefriedigten Stunden nur zu gern auf ſonderbare Spielereien mit kleinen Zufälligkeiten oder geliebten Andenken verfällt: ſo war es an jenem Abende dem Baron gegangen. Leid- und ahnungsvoll bewegt, hatte er den vorgeſteckten Lack mit den feuchten Erdklümpchen der Wurzel aus dem beſchmutzten Weſtenverſteck genommen, und in eine Blumenſcherbe geſetzt. Damals, in ſeiner Innigkeit, dachte er blos, dem zufälligen Andenken ein ſchickliches Plätzchen zu gönnen: nun aber, wie er die vergeſſene Pflanze in der guten Erde angegangen und treibend wiederfand, war er geneigt, einen geheimnißvollen Wink darin zu erblicken. Freilich lächelte er gleich ſelbſt über ſeinen alten Hang, mit Zufälligkeiten, wie ſie jeder Tag mit ſich bringt, auf die Geſchicke der Zukunft zu würfeln. Dennoch lag dieſer Würfel des Goldlacks, indem er an Fides erinnerte, mit dem höchſten Werthe von ſechs Augen vor ihm da. Es waren die ſechs Augen einer lieben Bürgerfamilie, an die er jetzt mit rechter Sehnſucht dachte. Er wollte ſie beſuchen, und nahm, in ſeiner jetzigen Stimmung, den Vater Erasmus mit einem bedeutenderen Antheil, als früher, in ſein Verlangen auf. Denn gerade an Lennig hoffte er den rechten Mann für ſeine heimliche Idee und einen geſchickten Vermittler ſeiner politiſchen Abſicht in den bürgerlichen Kreiſen zu finden. — Wenn er dabei an Fides dachte, empfand er eine innige, wunderbare Zufriedenheit ohne Unruhe und Verlangen. Nicht als ob er ſich ihres Herzens und ihrer Hingebung für ſo ſicher gehalten hätte, ſondern es war ihm etwa zu Muthe, wie Einem, der das lange Geträumte, indem es nun in der Wirklichkeit ihm entgegenkömmt, noch ein wenig aufzuhalten ſucht, als ob er das alte Harren und Hoffen, das ihm durch die Dauer ſo lieb und nun durch die Gewißheit ſo ſüß geworden iſt, erſt noch einmal recht durchkoſten möchte. Vielleicht webten aber auch noch andere Empfindungen im Herzen des jungen Freundes und die letzten Erlebniſſe hatten etwa noch nicht ausgeklungen. Nach der erſten Entrüſtung bei der unerwarteten Flucht ſeiner Verlobten hatte nämlich der Baron, ohne ſich im ſentimentalen Sinn verlaſſen zu fühlen, doch als ein verlaſſener Bräutigam dageſtanden. Dieſe Kränkung ſeines Stolzes und der unbeſtimmte Zuſtand ſelbſt legten ihm ein verſchämtes und zugleich vorſichtiges Schweigen auf. Es war ihm ein recht leidiger Zuſtand, — getrübt, geſtört, aber nicht entſchieden. Erſt ſeit ein paar Tagen, — ohne Zweifel auf des alten Frommont getreuen Bericht — hatte Franz Karl mit einem ſehr bittern Briefe der Gräfin Coudenhove und mit verſchiedenen der Comteſſe Joſephine gegebenen Andenken ſein Verlobungswort zurückerhalten, und da der gefällige Diener auch das ſinnbildliche Abſchneiden der goldenen Kammerherrnſchlüſſel richtig gemeldet haben mochte, war auch eine ungnädige Dienſtentlaſſung erfolgt. Die Lage des Freundes war nun entſchieden, aber ſolche Entſcheidung, die ſo anerkannte Verbindungen ehrenvollen Dienſtes und ausgeſprochener Neigung abriß, konnte an einem edelfühlenden Herzen nicht ohne Leid vorübergehen, und vielleicht hatte Franz Karl niemals ehrlicher und zarter für die Comteſſe empfunden, als bei der gewaltſamen Auflöſung eines unter Scherzen geknüpften Bundes. Und ſo fügte es ſich natürlich und doch bedeutſam genug, daß der junge Freund vielleicht zur Strafe ſeines Widerwillens gegen die neuverkündigte politiſche Freiheit und Gleichheit nun auch ſeiner glücklichen Herzensfreiheit erſt nach und nach froh werden ſollte. Die Gleichheit zwiſchen ihm und Fides machte ihm ohnehin noch zu ſchaffen, und ſeltſam genug fiel ihm, als er ſich entſchloß Lennig zu beſuchen, jenes unangenehme Begegniß vor der Treppe mit den beiden Offizieren ein, und er dachte daran, daß ihm doch jetzt kein lächelnder Adel mehr in der Umbach begegnen könne. Alsbald aber auch über dieſen Gedanken beſchämt, rief er mit verdrießlichem Scherz aus:

Nein, nein! das will ich nicht ſagen, das iſt ſehr albern! Vielmehr bleibt es gar erfreulich, daß Freiheit und Gleichheit, die jetzt unſer ſauberes Mainz ſo verunzieren, wenigſtens vor der Treppe jenes bürgerlichen Hauſes ein neues Pflaſter legen, worauf ein Reichsbaron der Hühneraugen ſeiner ariſtokratiſchen Vorurtheile vergißt!

War dies aber nicht derſelbe Scrupel, nur anders ausgeſprochen?

Sechstes Kapitel.

Als nach einigen Tagen Franz Karl dazu kam, ſeinen Beſuch bei Erasmus Lennig auszuführen, traf er außer der Familie den Notar Leykam, der eben das Zimmer verließ, und einen hübſchen jungen Mann in neufränkiſchem Anzuge, der betroffen etwas bei Seite trat. Auf dem Tiſche lagen um das Schreibzeug Papiere, im Bogenformat derb beſchrieben, und ſtanden die Reſte genoſſener Erfriſchungen und geleerter Weingläſer. Alles deutete auf ein amtlich abgemachtes oder vorbereitetes Geſchäft, wobei die ſchöne Fides etwas aufgeregt ausſah.

Nach der erſten Begrüßung, die ſo herzlich und unbefangen wie früher war, ſagte Vater Lennig lachend:

Den jungen Herrn da erkennen Sie wol nicht wieder, Herr Baron?

Der junge Mann wendete ſich, verlegen lächelnd, um, und trat wie ein zu löſendes Räthſel vor den Baron. Die Pantalons mit kurzer Weſte, der feine Frack hoben den ſchlanken Wuchs vortheilhaft heraus, und eine Fülle dunkler ungepuderter Locken umſchatteten das friſche lebhafte Geſicht.

Gewiß erkenne ich ihn! verſetzte der Baron. Ich werde Jean Baptiſt nicht erkennen!

Jean Baptiſt, noch befangen und nicht ohne eine gewiſſe Aengſtlichkeit trat mit den Worten an den Baron heran:

Erlauben Sie mir von der jetzigen Freiheit und Gleichheit ſo viel, Herr Baron und Bürger, daß ich Ihnen die Hand reichen darf!

Franz Karl, betroffen von dieſer geſuchten Art, ſich auszudrücken, empfing die ſchwielige Hand des Schiffers und ſagte:

Auf unſere Hände hat ſich die allgemeine Gleichheit noch nicht erſtreckt: die meinige kömmt beim Zugreifen zu kurz. Aber, — willkommen im neuen Anzuge, der eine gründliche Umwandlung bedeutet! Ei ja! möchte doch die Revolution alle Welt ſo gut kleiden, wie — er wollte Ihn ſagen, wendete aber ſchnell das Wort in — Sie.

Ja, Herr Baron, lachte Lennig, der Neffe iſt ein Freiherr nach dem neuen Schnitt, ein dreifarbiger Cavalier der Freiheit und Gleichheit. Aber die alte Zeit hat ihm das Zeug dazu geliefert: die Flucht des Adels hat ihn zum reichen Mann gemacht. So wechſelt es in der Welt! Ich habe mich die ganze Nacht mit dem Gedanken herumgeſchlagen, was eine ſtürmiſche Zeit nicht für wunderbare Erſcheinungen und Umwandlungen mit ſich bringt. Das iſt nun freilich noch kein Weltwunder mit dem Jean Baptiſt; aber immer doch bedeutſam und bedenkenswerth. Muß der Burſche da, der Herr Neffe Johann Baptiſt Fernekorn will ich ſagen, der ſich immer über die Emigrirten luſtig gemacht und gelegentlich auch einen oder den andern aus einem Luſtgarten ſpedirt hat, — muß der gerade an unſeren einheimiſchen Flüchtlingen einen ſo koſtbaren Fang thun! Man ſieht, es geht in allen Lebenskreiſen ähnlich zu; denn bei Sturmwetter thut man auch manchmal einen prächtigen Fiſchzug. Aber vorwärts geht's doch nicht immer damit: die um und um geſtürzte Welt fällt immer wieder ins Alte zurück. Das Leben iſt ein wahres Hanſelmännchen, — wiſſen Sie, Herr Baron, wie man die Dinger aus Hollundermark und Blei macht: mag man's werfen und ſtellen, wie man will, immer kömmt's wieder auf ſein altes Blei zu ſtehen, und das Hollunderköpfchen wackelt obenauf. Ich will damit ſagen, daß ſogar unſer Muſje Jean Baptiſt

— oder Bürger, — damit umgeht, das flüchtige Geld gleich wieder zu fixiren. Er ſteckt's nämlich in Landbeſitz und bringt es ſo gleichſam wieder auf adeligen Fuß.

Während der junge Schiffer erröthete, als ob man ſeinen geheimen Gedanken auf die Spur käme, ſprach der Baron, indem er mit freundlichem Nicken aus Fides' Händen etwas von den Erfriſchungen nahm:

Wiſſen Sie, lieber Lennig, daß das eine vortreffliche Bemerkung iſt, die Sie gemacht haben? Ich meine nicht Ihr Hanſelmännchen: denn es wäre doch ſchlimmer als ſchlimm, wenn die Welt, hinter allen edeln und gerechten Anſtrengungen her, immer wieder in den alten Zuſtand zurückfallen wollte; ſondern was Sie vom Gelde ſagen. Und Vetter Jean Baptiſt macht ſich um das alte Mainz verdient, indem er einen Theil des adeligen Geldes auf deſſen ſchnöder Flucht gleichſam arretirt und zur Haft bringt. Alſo in Gütern legen Sie es an?

Nun, — was man Güter nennt, Herr Baron! antwortete mit ſtolzem Lächeln Jean Baptiſt. Alles mit Unterſchied! Und es iſt nicht ſo arg, wie's der Herr Onkel macht. Ja, Ihr Landſitz bei Oeſtrich —

Er ſtockte und ſchwieg mit einer Scharlachröthe und mit Geberden einer peinigenden Verlegenheit. Lennig lachte und rief:

Da ſehen Sie, wie hoch er hinauswill! Ja Oeſtrich! Aber er ſchämt ſich ſelbſt, und hat ſich bisher auch mit der Beſcheidenheit eines Cavaliers der neuen Zeitrechnung ſeines guten Fangs nicht bloß gethan. Er hat meiner Tochter ein Gütchen abgekauft, ein Vermächtniß ihrer ſeligen Tante in Alzenau; eben haben wir das Geſchäft abgemacht. Das iſt freilich noch kein Adelsſitz; aber er hat ſich ſchon nach umherliegenden Grundſtücken umgethan, aus denen ſich ein recht artiges Beſitzthum bilden läßt, charmant gelegen an der warmen Halde des freigerichter Bergzuges. Nicht wahr, der Name Freigericht hat dich ſchon angezogen, Jean Baptiſt? Ich ſage Ihnen, Herr Baron, — der Neffe hat Ihnen ein Sümmchen zuſammengebracht, das man vor einem altadeligen Herrn gar nicht nennen darf, um ihm nicht vorzurechnen, wieviel es ſeine Standesgenoſſen ſich haben koſten laſſen, aus Mainz zu entkommen, ehe noch die Noth an den Mann ging.

Franz Karl drückte ihm als Zeichen ſeiner Zuſtimmung die Hand, und lenkte auf den Zweck ſeines Beſuches. — Wir Zurückgebliebenen haben deſto mehr gut zu machen, ſagte er. Wir können das zu Gant gegangene mainzer Adelthum auf ein Meiſtgebot adeliger Geſinnung und muthigen Handels zugeſchlagen erhalten. Da ſtehen wir gleich zu Dreien, wie die verſchworenen Schweizer auf dem Rütli — Bleiben Sie nur da, liebe Fides! Ein reines Mädchenherz iſt eben der rechte Altar zu einem Schwur für das Vaterland. Offen, lieber Lennig! Halten Sie es mit der franzöſiſchen Freiheit und Gleichheit?

Nein! verſetzte Lennig, und noch lauter ein zweites Nein!

Und unſer Jean Baptiſt —? fuhr der Baron fort. Freilich in dem franzöſiſchen Anzug und mit dem Verlangen etwas zu werden und für etwas zu gelten, kann ich mir die Frage ſelbſt beantworten. Dennoch glaub' ich, ein Mann wie Sie ſollte mit adeligem Geld auch etwas von der verſchleuderten adeligen Geſinnung aufgenommen haben, und wie Sie ſonſt ein muthiger, entſchloſſener Menſch waren, dürfte man ſich von Ihnen auch Muth zum Widerſtand gegen eingedrungene Fremdherrſchaft verſprechen.

Lennig war, während Jean Baptiſt nachdenklich ſchwieg, ſo erfreut über des Barons Worte, daß er eine Bewegung machte, ihn zu umarmen. Doch faßte er ſich, und ſchüttelte ihm blos die Hand.

Lieber Lennig, fuhr der Freund fort, ich habe früher zuweilen über Ihre Schwärmerei für Deutſchland gelächelt, und begriff nicht, wo zwiſchen all' den großen und kleinen Herrſcherſitzen dies liebe Deutſchland ſtecken ſollte. Leider! mußte dieſer Sansculottismus kommen, um mir klar zu machen, was doch über all' dieſen Thronen und Thrönchen an Sinn und Sitte, an Geiſt und Gemüth, an Schickſal und Sprache als Deutſch herrſche. Ich habe viel über dies gemeinſame Schickſal nachgedacht, das durch die Franzoſen über uns kommen kann. Vielleicht hat unſer Volk die ſündhafte Vorliebe ſeiner Großen und Herrſchenden für franzöſiſche Sprache und Bildung zu verbüßen; vielleicht iſt ihm auch vorbeſtimmt, durch das Franzoſenthum deutſch und nationaler zu werden. Die erſte Vorliebe des Volkes für dies Franzoſenthum will mir daher wie ein Inſtinkt unſerer tief erkrankten Nationalität vorkommen, ſich an etwas Unnatürlichem geſund zu eſſen. Jedenfalls wird uns nur durch Widerſtand gegen die fremde Macht zu helfen ſein, die uns doch nur erniedrigen kann. Und durch dieſen Widerſtand werden wir auch die *wahre*, die innere Freiheit und Gleichheit gewinnen. Wir wollen dieſen wüthenden Declamationen des Club gegen die Tyrannen ein edles Selbſtvertrauen entgegenſetzen, und wenn wir einmal in gemeinſchaftlichem Kampfe gegen einen anmaßlichen Feind unſere deutſche Seele erkannt haben, werden wir auch die innere Willkür unſerer Herrſcher und die ſelbſtgefällige Dienſtbarkeit unſeres in ſich zerfallenen Volkes mit anderen Waffen überwinden, als mit der Pike des Jakobinismus.

Aber bei dieſer Erklärung ſetzte Erasmus allen altmainzer Anſtand bei Seite und umarmte den Baron mit lebhafter Zuſtimmung. Und da ſich Franz Karl über Jean Baptiſt's gelaſſenes Schweigen wunderte, erklärte dieſer, daß ihm jetzt gar Manches am Herzen liege, was ihn ſo zerſtreut und manchmal recht irre mache; er habe ſich ſchon vorgeſetzt, zum Herrn Baron zu kommen und ſich ihm zu entdecken. — Es betrifft etwas, ſagte er, was Sie vielleicht betrübt, was aber für mich gut ſagt, — daß ich Ihnen mit Leib und Seele angehöre und gehorche, und —

Er ergriff mit einer inneren Bewegung, die alle in Verwunderung ſetzte, des Barons Hand, und indem er ſie recht wacker drückte, fuhr er fort:

Vergeſſen Sie nur nicht, was Sie vorhin geſagt haben, daß man nämlich jetzt in Mainz — herrenloſen Adel erlangen kann, oder ſo 'was ſtatt des Adels, — etwas, — nun ich verſtehe Sie ſchon!

Sie beſuchen mich alſo, und ich habe auch etwas von meiner Mutter für Sie! ſagte der Baron; worauf Jean Baptiſt erröthend ausrief: Was? Und das ſagen Sie mir ſo freundlich? Mein Gott! wäre es ſchon ſo weit, und ſchon ſo viel gewonnen —?

Viel wird es nicht ſein, ſagte Franz Karl, und fuhr gegen Lennig fort, ſich über den Zuſtand in Mainz zu erklären, und ihm ſeine Idee mitzutheilen. Vor Allem müſſe man die Deutſchgeſinnten in Mainz ermuthigen und eng verbinden, dann aber insgeheim mit den deutſchen Mächten anknüpfen. Den Kurfürſten aber, meinte der Baron, müſſe man geradezu aufgeben; denn er habe durch ſeine Flucht ſich ſelbſt und der Club ihn durch Enthüllung der Hofgeheimniſſe um alles Vertrauen gebracht. — Maler und Lackirer, die ſeine Wappen auf den Reiſe- und Galawagen wiederherſtellen und auffriſchen, finden ſich wol, rief der junge Freund bitter, aber was im Herzen des Volkes erloſchen iſt, läßt ſich durch keinen Lack und Firniß wiederbringen. Auch die Fürſten, nicht blos ihre Völker, müſſen durch Unglück büßen und lernen.

Von dieſer Aeußerung ſchien Erasmus Lennig weniger erbaut. Franz Karl, der es bemerkte, ſagte mit lächelndem Stolz auf ſeine Idee:

Haben wir nicht zum Glück den Coadjutor Dalberg? Coadjutor, Mithelfer, — welch' ein prophetiſches Wort für das verlaſſene Land wie für den hülfloſen Fürſten! Was ſagen Sie? Einen Mann von Geiſt und von den neuen Ideen eingenommen! Als Statthalter in Erfurt iſt er ein Regent, wie Kaiſer Titus, und dabei ein Mittelpunkt der gelehrten Welt, ein menſchenfreundliches Herz für das gedrückte Volk und ein Beſchützer aller Beſtrebungen in Kunſt und Wiſſenſchaft. Mit ſeinem Namen gewinnen wir für uns das alte und das neue Mainz zugleich; denn wir finden im Alten das Neue, die Vortheile der Umgeſtaltung ohne Umſturz, und ſchließen eine für Mainz und für Deutſchland friſche, neubelebte Zukunft auf mit dem alten Rufe: Iſt kein Dalberg da? Der Stolz des Adels, die Treue des Bürgerthums und die Ideen der beſſeren Clubiſten begegnen ſich in dieſem Namen.

Während Erasmus gedankenvoll lächelte, kündigte Fides, die am Fenſter ſtand, den Beſuch des Profeſſors Blau an. Sie verabredeten noch ſchnell, das Weitere zu beſprechen, und indem Franz Karl freundlich zu Fides trat, rief der hereinkommende Geiſtliche: Nun hat die mainzer Revolution das erſte glückliche Paar gemacht.

Fides und Franz Karl erſchraken und errötheten. Blau, Hut und Stock ablegend, fuhr fort:

Eben hat ſich Eickemeyer mit ſeiner Freundin auf Neufranzöſiſch bürgerlich trauen laſſen.

O, wie leid thut mir das um den wackern Mann! fiel Erasmus ein. Dieſen Schritt hätte er jetzt nicht thun ſollen. Alle Zeitungen bezeichnen ihn als den Verräther von Mainz. Unſere feig entflohenen Generale ſprengen ihn als den Sündenbock in die Welt; ſo ungereimt es iſt, daß ein Major verrathen haben ſoll, was kein General zu vertheidigen verſucht hat. Nun aber Eickemeyer auf Cuſtine's Zureden franzöſiſche Dienſte genommen, und jetzt auch noch eine katholiſche Ehefrau nach neufränkiſchem Geſetz heirathet: muß er da nicht, indem er die perſönlichſten Vortheile der Uebergabe von Mainz für ſich hinnimmt, auch Diejenigen über ſeine Rechtſchaffenheit irre machen, die noch nicht an ihm zweifeln? Beſtätigt er ſo nicht ſelber die gegen ihn ausgeſprengten Beſchuldigungen jener heilloſen Flüchtlinge, die ſich wie der Dintenſich hinter ihren trüben Ergießungen vor öffentlicher Verachtung verſtecken? Nein, nein! Es gibt Zeiten und Zuſtände, da man ſeinen Namen höher achten muß, als ſein Glück; denn an den Namen hält ſich die Welt!

Blau verſicherte, Eickemeyer ſehe das auch ein, zweifle aber, daß er mit Verzicht auf ſeinen militairiſchen Beruf und auf das Glück ſeines Herzens die öffentliche Meinung ändern werde; dagegen habe er eine kurze, klare Darſtellung dieſer, ſelbſt vielen Mainzern unbegreiflichen Uebergabe entworfen, und werde ſie dieſen Abend im Club vortragen und dann dem Druck übergeben. Der freundliche Mann foderte den Baron und Erasmus auf, dieſen Vortrag Eickemeyer's ja nicht zu verſäumen.

Geh' mir mit euerem Club! rief Lennig. Er iſt auf dem beſten Weg, ein Tollhaus zu werden. Erſt habt ihr Freiheitsprediger und Pflanzer von Freiheitsbäumen aufs Land unter die Bauern hinausgeſchickt; nun leſe ich geſtern in der Reichspoſtamtszeitung eine öffentliche Auffoderung an geübte deutſche Redner, die man zu Freiheitspredigern gegen monatliche 150 Gulden anzuwerben ſucht. Wie? habt ihr für die Freiheit keine freie Begeiſterung mehr, — keine unbezahlten Worte mehr?

Blau ſchüttelte mit ſeiner milden Freundlichkeit den Kopf und ſprach gegen den Baron gewendet:

O wie ſehr wäre zu wünſchen, daß jetzt alle nachdenkenden und für das Wohl der Mainzer mitfühlenden Männer ſich dem guten Kern der Volksfreunde anſchlöſſen, um den Tollheiten der Schwärmer und der Gemeinheit der Habſüchtigen einen Damm zu ſetzen! Ich fürchte, daß die

Narren und der Troß im Club ein entſetzliches Unheil über unſere Stadt bringen!

Der Baron ſchwieg zu dieſer Einladung. Er ſchien mit dem ehrlichen Blau über deſſen Beſorgniſſe einverſtanden, nicht aber, wie er, an eine Verbeſſerung des Club zu glauben.

Siebentes Kapitel.

So ſehr jedoch unſern jungen Baron der Club anwiderte, — wie man etwa vor einem mit trübem Miſchtranke gefüllten Pokale ſchaudert: ſo entſchloß er ſich doch zu einem abermaligen Beſuch, um Eickemeyer's Selbſtvertheidigung zu hören. Er ſchätzte dieſen Mann ſehr, hatte ſich früher lebhaft für ihn intereſſirt, und wünſchte ihn vor der Welt wegen des ihm angeſchuldigten Verrathes gerechtfertigt zu ſehen. Manche Einzelnheit jener verrufenen Uebergabe war ihm ſelbſt noch unklar, und indem er daher für ſich ſelbſt einen tieferen Einblick in das Gewebe jenes Räthſels zu gewinnen hoffte, faßte er im Voraus eine gute Meinung von Eickemeyer's Muthe; indem ſich dieſer Mann in die Klemme wagte, entweder die wahren Verräther zu bezeichnen, und es dadurch mit Cuſtine, der ſich gern für den Eroberer von Mainz gelten ließ, zu verderben, oder den Fall der Feſtung als eine Waffenthat dieſes Generals darzuſtellen und dadurch alles Vertrauen der Mainzer zu verlieren, die wenigſtens ſo viel bezeugen konnten, daß kaum ein feindlicher Kanonenſchuß gefallen, ſondern Alles durch Capitulation geſchehen war.

Dem Baron fiel gleich beim Eintritt in den Akademieſaal der veränderte Ton auf, der heute gegen das vorige Mal auf der überfüllten Galerie herrſchte. Der Ernſt, die feierliche Spannung fehlte, und man ſchien mit der bloßen Erwartung eines Poſſenſpiels gekommen zu ſein.

Die gewöhnliche Clubſtunde hatte ſchon eine Weile geſchlagen, und die Galerie wurde unruhig. Da rührte Hofmann, als heutiger Präſident die Schelle, und eröffnete den verſammelten Brüdern, daß Eickemeyer für den erſten heutigen Vortrag noch nicht eingetroffen ſei. — Es hat damit ſeine eigene Bewandtniß, ſagte er mit ſchalkhaftem Lächeln. Er begeht bei frugalem Mahle mit wenigen Freunden, die hier ebenfalls noch fehlen, ſein Vermählungsfeſt. Und an ſolchem Abende, wo jeder Andere ſich nur gegen ſeine Frau als richtigen Mann darzuthun ſuchen würde, will Bruder Eickemeyer ſich gegen ſeine Vaterſtadt Mainz als Mann von Ehre rechtfertigen. Für uns einſichtigen Brüder bedürfte er deſſen nicht; denn da wir die edle Nation, die uns die Freiheit gebracht hat, für keinen Feind halten, ſo kann unſerer Seits auch von keinem Verrath die Rede ſein. Die fremden Waffen haben uns nicht bekämpft: ſie waren nur das Ehrengeleit der Freiheit, und Mainz hat ſich wie ein Bräutigam der ankommenden Braut in die Arme geworfen. Doch dafür gilt in Deutſchland die Freiheit noch nicht, und ſelbſt viele Mainzer, die noch gegen das neue Glück der Freiheit und Gleichheit kalt oder aufgehetzt oder wankelmüthig ſind, ſehen die Sache anders an, und ſprechen von einem Fall von Mainz durch Verrath. Zu dieſen wird Eickemeyer reden. Und ſo mögen ſie denn Diejenigen kennen lernen, die Mainz an den großen General Cuſtine überliefert haben, ehe es derſelbe mit Macht nehmen konnte, — jene Männer, die nach ihrem eigenen Sinne gemeſſen, wirklichen Verrath begangen und der Welt gezeigt haben, daß die Knechte der Deſpoten in den Tagen der Noth ihre eigenen Gebieter zuerſt im Stiche laſſen; wodurch ſie Alle denn freilich das Vaterland und deſſen koſtbaren Schmuck, die bürgerliche Freiheit, für immer einbüßen.

Hofmann hatte dies mit einer gewiſſen Nachläſſigkeit in der Stellung und mit unruhigen Fingerbewegungen vorgebracht, wie er bei mangelnder Vorbereitung und wenn ſein Gemüth nicht bewegt war, zu ſprechen pflegte. Darüber war Profeſſor Dorſch zu ihm getreten, flüſterte ihm ins Ohr, und wie er dann ſelbſt den Präſidentenſtuhl pathetiſch einnahm, ſich erhob, die Arme bewegte, mit Grazie die Schelle handhabte, brachte er die Zuſchauer auf die Vermuthung, daß er eben dem zeitigen Präſidenten eine vertrauliche Vorleſung darüber halte, mit welcher Miene und Würde man einen ſo hohen Stuhl einzunehmen habe. Doch Hofmann ſchien wenig geneigt, die Lection dankbar aufzunehmen, ſondern ſtieß mit einem lauten: Gehen Sie zum Teufel! den niedlichen Dorſch zum Ergötzen des Publikums heftig zurück.

Indeß hatte Böhmer mit zwei Büchern in Folio die

Rednerbühne betreten. Unter lebhaften Geberden und öfterem Räuſpern ſprach er über die Nothwendigkeit, daß die ſo lange unſchlüſſigen und theilweiſe dem Club wieder abgefallenen Bürger ſich endlich entſcheiden, und für oder wider das Glück der Freiheit ſich erklären müßten. Zu dem Ende hob er die beiden Bücher hervor. Das eine in rothen Saffian gebunden, dreifarbigen Schnitts, an beiden Decken mit goldenen Freiheitsmützen geziert und mit dreifarbigen Bändern zum Zubinden verſehen, ward „Buch des Lebens" genannt und ſollte die Namen derjenigen Bürger aufnehmen, die für Abſchaffung der alten monarchiſchen Verfaſſung ſtimmen und ſich zu einer rheiniſchen Republik bekennen wollten. Aus dieſem Buche las er die Eingangsformel, zu der man ſich durch Namensunterſchrift verpflichte, ſehr pathetiſch vor. Sie lautete:

> „Im Namen des Allmächtigen! Wir Unterzeichneten huldigen dem Geſetze, welches die höchſte Gewalt in die Hände des Volkes legt, um ſie durch Perſonen ausüben zu laſſen, die es ſich ſelbſt von Zeit zu Zeit wählt. Wir erkennen Freiheit und Gleichheit als die Hauptgrundſätze, worauf eine gute Staatsverfaſſung gebaut ſein muß. Da das edle Volk der Franken bereits den Anfang gemacht hat, auf dieſe Grundſätze eine neue Verfaſſung zu bauen: ſo nehmen wir dieſe Conſtitution, ſo weit ſie jetzt exiſtirt, und ſo wie wir ſelbſt durch unſere Stellvertreter, in Gemeinſchaft mit den Bevollmächtigten der fränkiſchen Nation, ſie verfaſſen werden, mit Vergnügen an."

Hierauf zeigte er mit der Miene und Geberde des

Abſcheues das in ſchwarzes Papier eingebundene viel dünnere Buch vor, an deſſen Decken, ſtatt der Freiheitsmützen, Sinnbilder der Tyrannei, und zum Zubinden zwei ſchwarze Blechkettchen angebracht waren. Dies verächtliche Buch ſollte für Jene beſtimmt ſein, die ſich aus eigener Wahl dem alten Joche der Tyrannei unterwerfen und als Sklaven bezeichnen wollten. Was aber dieſem phantaſtiſchen Vorſchlag einen bedenklichen Schluß gab, war die beigefügte Drohung, daß ſolche Bekenner des Sklaventhums denn auch als Sklaven behandelt werden ſollten.

Ein lebhafter Beifall rauſchte von den Händen vieler Clubiſten, indeß auf der Galerie eine ahnungsvolle Stille herrſchte.

Im Augenblicke bemerkte der Baron, durch den Vortrag innerlich empört, ſeinen Freund Forſter unter den Clubiſten ſitzen, als derſelbe ſich eben erhob und über die Tafel hin gegen ſeine Nachbarn ſich wider Böhmer's Vorſchlag zu ereifern ſchien. Ein neuer Unwille riß den jungen Freund über alle Beſinnung zu einem übereilten Schritt. Es war ihm in dieſem Moment, als ob Forſter's Entrüſtung der letzte Haken ſei, woran er den Freund faſſen und von ſeiner Verirrung zum Club zurückziehen könne. Laut, als müſſe er mit dem Ton des eigenen Zornes dem Freund eine Stimme des Gewiſſens werden, rief Franz Karl in den Saal hinab:

Welch' ein Antrag iſt das? Stehen ſolche Maßregeln nicht in offenbarem Widerſpruche mit dem Aufrufe des Generals Cuſtine vom 26. Oktober? — mit jener Verkündigung, es ſolle den Bürgern freiſtehen, ſich entweder zu einer Republik oder zu einer ſogenannten Deſpotie zu bekennen? Nun ſoll an dieſe freie Wahl dennoch eine gute oder üble Behandlung geknüpft werden? Iſt das noch Freiheit? Iſt das nicht neue — oder vielmehr iſt das nicht erſt Tyrannei? Und jene Proclamation — hat nicht ein gewiſſer Böhmer ſie zur Beglaubigung unterzeichnet? Wie vielerlei Böhmer wachſen denn jetzt in Mainz?

Ein lärmender Beifall erfolgte von der Galerie, während deſſen man die heftigen Bewegungen Böhmer's und vieler Clubiſten ſah, deren Stimme man nicht hören konnte. Auch brachte nicht die Schelle des Präſidenten, ſondern der Eintritt Eickemeyer's in ſeiner militairiſchen Haltung einige Stille hervor. Nun erſt verſtand man Böhmer's heftige Worte gegen Ariſtokraten und mehrſtimmiges Schelten gegen unberufenes Sprechen von der Galerie. Doch der Präſident drang auf Abſtimmung über den Antrag, der denn auch lebhaft angenommen wurde. Die Berathung, wie und wo beide Bücher unter Aufſicht einer Deputation zu den Unterzeichnungen aufliegen ſollten, ward durch den Clubiſten Stumme unterbrochen, der athemlos in den Saal ſtürzte, und, zwiſchen den Sitz des Präſidenten und die Rednerbühne getreten, berichtete, wie er eben von Weißenau komme, wo er im Auftrage des Club den Freiheitsbaum habe ſetzen laſſen. Alles ſei unter dem Spiel der Muſik vortrefflich gegangen bis zum Tanz um den Baum. Den hätte man verweigert, und er habe wohl bemerkt, daß ein Kapuziner, der ſich herbeigedrängt, die Leute irre gemacht, und ihnen von einer Baalsverehrung, von einem goldenen Kalb der Freiheit geſprochen habe. — Kurz! Sie verweigern den Tanz, rief er gegen Böhmer, — was iſt zu thun? Sie verweigern den Tanz!

Es war ſehr ſtill geworden, als Böhmer, nach kurzem Beſinnen, den Arm von der Rednerbühne weit ausgeſtreckt, feierlich rief: La danse ou la vie!

Während Stumme, verlegen über dieſen Beſcheid, mit dem er nichts anzufangen wußte, bald Böhmern, bald den Präſidenten anſah, erhob ſich am Tiſche der Clubiſten ein gewiſſer Gutenſohn, Knecht im Kaufhauſe, und nahm ſtotternd und mit lächerlicher Verlegenheit das Wort:

So iſt's recht! Reſpekt muß ſein und thut dem Club ſehr nöthig. In der ganzen Stadt heißt es, im Club ſeien nichts als Lumpe.

Er ſetzte ſich raſch und huſtete. Einige Lachtöne wurden von oben vernommen, als der Clubsbruder, Feldſchütze Steppes, aufſprang und mit heiſerer Stimme rief:

Es iſt auch wahr, was der vorſprechende Bruder Gutenſohn geſagt hat.

Der Doppelſinn dieſer Worte erregte lauteres Lachen. Als aber auch ein gewiſſer Melzer, der einen kleinen Mehlhandel trieb, den eben ſo ſchiefen Antrag ſtellte, — der Club möge vor Allem unterſuchen, ob ſich auch die Sache ſo verhalte, wie die zwei vorſprechenden Brüder geſagt: ſo war des Galerie-Jubels kein Ende, und die Schelle des Präſidenten erſtickte abermal im Tumult.

Franz Karl, für das Lächerliche dieſes Intermezzo nicht empfänglich, verließ unzufrieden mit ſich und den Verhandlungen, ohne Eickemeyer's Vortrag abzuwarten, das Haus.

Achtes Kapitel.

Ohne daß am andern Morgen der Baron ſeine lebhafte Entrüſtung über das rothe und ſchwarze Buch bereute, konnte er ſich doch die Uebereilung nicht verzeihen, ſo heftig von der Galerie herab, wo er bisher auch nur zu ſtehen ſich geſchämt, in die Verhandlungen des ihm ſo widerwärtigen Clubs geſprochen zu haben. Dieſe Erinnerung war ihm höchſt peinigend, bis er ſich ſeines mit Lennig gefaßten Vorhabens erinnerte. Solchen Abſichten erſchien dann ſein Benehmen weniger ungemäß; ja er machte ſich klar, daß die deutſche Sache, die er ergriffen, ihn gar nicht anders als zu einem Widerſpruche gegen den Club und zur Vertretung des Bürgerthums führen könne. Nur fand er ſein Benehmen nicht klug im Intereſſe der deutſchen Sache ſelbſt, die jetzt noch nicht ſo laut werden dürfe, und gerade durch ihn als Adeligen leicht in ein falſches Licht gerathen könne. Er nahm ſich daher vor, nicht ſelbſt an die Spitze der Oppoſition zu treten, ſondern ſich hinter Lennig, dieſen geachteten Bürger, zu ſtellen und ihn nur mit Muth und Gedanken zu unterſtützen.

Indem aber dieſe neue Lebensſtellung, in welche das große Verhängniß der Zeit den jungen Baron drängte, ihn zuerſt an der noch immer etwas empfindlichen Seite ſeiner Herkunft drückte, ſollten ihm doch bald genug aus den bürgerlichen Kreiſen ſelbſt, in die er ſich zu ſchicken hatte, manche Verwicklungen entſpringen, die gerade darum, weil ſie nicht ſeinen alten Vorurtheilen, ſondern ſeinen neueſten Vorſätzen widerſtrebten, ihn deſto mehr erſchüttern mußten. Zuerſt erblickte er Forſtern, den er ſo hoch hielt, an deſſen Bürger- und Gemeinſinn er ſich herangebildet hatte, wider alles Erwarten auf die andere Seite getreten. Sich eben jetzt von dieſem edeln Manne verlaſſen, ja mit ihm in Widerſpruch geſetzt zu wiſſen, ſchmerzte und verwirrte ihn. Hatte doch Franz Karl für ſeine Idee und Abſicht gerade auf den alten einſichtvollen und großgeſinnten Freund gerechnet.

Er eilte zu ihm und traf ihn noch mit Thereſen beim Frühſtücke. In der Aufregung ſeines Gemüthes umarmte er gegen ſeine gelaſſene Weiſe Forſtern mit Lebhaftigkeit und rief:

O mein Freund! Sie haben ſich zum Club gewendet? Himmel! wie konnten Sie nach jener Seite ſich verirren, woher Sie doch ſelbſt, ſo gut wie ich, alles Unheil für Mainz befürchteten? Sehen Sie weitblickender Mann dort nicht eine tolle Pöbelherrſchaft aufſchießen, die weit ſchlimmer, als die unbeſchränkte Alleingewalt des Kurfürſten zu werden droht?

Eben darum habe ich mich zum Club entſchloſſen, mein Freund! erwiderte Forſter mit Ruhe. Es iſt die höchſte Zeit, daß die Guten, Einſichtigen, Redlichen ſich um die Neugeſtalt unſeres politiſchen Lebens zuſammenſchließen, um die Lebenskraft derſelben zu verſtärken, die das Schlechte und Verderbliche ausſcheiden muß.

Aber gerade das iſt es ja, was mich entſetzt, liebſter

Forſter, — eben dieſe Neugeſtalt, wie Sie es nennen. Was iſt dieſe Neugeſtalt? Das Franzoſenthum, den Sansculottismus wollen Sie, der uns beſchämt und beſchmutzt! O Frau Thereſe, theure Freundin! Ihnen vertraue ich noch, daß Sie mir beiſtehen und unſern edeln lieben George zurückführen helfen! Männer wie Forſter dürfen unſer deutſches Volk und Vaterland nicht verlaſſen!

Lieber Baron! erwiderte Thereſe mit erzwungenem Scherz, ich fürchte mich vor der Politik, die meine Jugendfreundin Böhmer ſo meduſenartig verwandelt hat. Aber ich freue mich, das Wort Vaterland ſo wohltönend aus Ihrem Munde zu hören. Sie beſuchen wol Vater Lennig fleißig?

Scherz bei Seite, liebe Thereſe! fiel Forſter ein. Unſer Freund iſt ſehr bewegt; wir müſſen uns verſtändigen.

O wüßten Sie, beſter Forſter, welch' ein Schreck es mir war, Sie geſtern am Tiſche der Clubiſten zu erblicken! rief Franz Karl nicht ohne Rührung. Ich fühlte mich in dem Tumulte des Saals, in dieſer Verwirrung der Stadt wie mit dem Boote der Zukunft auf ein ſturmvolles Meer geworfen, und im Augenblicke, da ich nach Ihnen ſah, bedeckte die Wetterwolke meinen Polarſtern und der Magnetnadel meines Compaſſes war von tückiſchen Gewalten die ewige Treue ihrer Richtung entzogen. Ich ſah mich vom Lichte des Himmels und vom Rechte der Erde verlaſſen. Von der Schmach der Flucht haben Sie mich zurückgehalten, und jetzt, da ich mich dem einzigen Kampfe widme, der nun den Treugebliebenen ziemt, fliehen Sie von dem heiligen Boden, auf dem wir Hand in Hand mit hohen Entſchlüſſen und ſtummen Schwüren geſtanden ſind. O wie verlaſſen, und wenn auch nicht ohne Muth, doch ohne Macht bin ich nun!

Er warf ſich in einen Lehnſeſſel mit Blick und Geberden, aus denen ein tiefer Schmerz ſprach. Forſter trat ſehr bewegt zu ihm, und die Hand auf des Freundes Schulter gelegt, ſagte er:

Faſſen Sie ſich, mein lieber Franz Karl! Auch ich habe das Alles, was Sie fühlen, mit mir durchgekämpft. Sie wiſſen, ich habe mit mehreren gutgeſinnten Männern mich ſeither von Allem zurückgehalten: allein die Neutralität war auf die Dauer mißlich, die Kriſe naht heran, und man muß Partei ergreifen. Das Beiſpiel Frankreichs hat gezeigt, was das Schickſal der Emigrirten überall ſein müſſe. Die combinirte deutſche Armee in Frankreich, anfangs ſo ſiegreich, iſt vernichtet, und der dadurch geweckte Revolutionsgeiſt wirkt bereits ſo kräftig, daß für die deutſche Verfaſſung Alles zu befürchten ſteht, wenn man im Frieden nicht die bereits franzöſiſch gewordenen Theile ablöſt und willig hingibt. Den deutſchen Reichskörper zu retten, muß ihm ein leidendes Glied abgenommen werden. Raſerei wäre es, wenn man jetzt noch an die alten Träume von Unverletzbarkeit und Unzertrennlichkeit des Reiches dächte. Die Anſteckung greift unaufhaltſam um ſich, wenn man nicht um jeden Preis einen Frieden erkauft, der die deutſchen Fürſten in den Stand ſetzt, ihrer Unterthanen mächtig zu bleiben. Unter dieſen Umſtänden habe ich die Pflicht gegen meine Mitbürger zu Rathe gezogen, um ſo mehr, da ſie mir Vertrauen und Achtung ſchenken. Sagen Sie, ob ich nicht mit ehrlicher Ueberzeugung mein Vaterland liebe? Ich habe darum auch ein Amt angenommen, das vielleicht in ſchlimme Hände gekommen wäre, wenn Männer wie Blau und der alte brave Geheimerath Reuter, den Sie kennen, ſich hätten zurückziehen wollen. Wir ſind nämlich Mitglieder der neuen Adminiſtration geworden, welche General Cuſtine an die Stelle der aufgehobenen bisherigen Landesregierung für die neue Rheinprovinz von Landau bis Bingen unter der Präſidentſchaft des von Straßburg berufenen Dorſch eingeſetzt hat. Auch die Stadt erhält eine tüchtige Municipalität unter dem Richter Razen als Maire. Heute wird die Proclamation des Generals Cuſtine darüber erſcheinen. In dieſem neuen Berufe wird das Beſte des uns anvertrauten Landes und ſeiner ſämmtlichen Einwohner mein Augenmerk ſein. Ich helfe die Habe und den Wohlſtand der Bürger erhalten; hernach bekomme wer da wolle das Land, und er wird es in guten Umſtänden haben. Kömmt es zu einem zweiten Feldzuge, ſo iſt ganz Deutſchland in einer anarchiſchen Gährung, und ich ſtehe den Fürſten für ihre Throne nicht. Es iſt eine der entſcheidenden Weltepochen, in welcher wir leben. Daß man doch um des Himmelswillen! einſehen möge, wie die Stimmung unſerer Zeit iſt: dem Enthuſiasmus kann nichts mehr widerſtehen, und bürgerliche Freiheit iſt die Nothwendigkeit unſerer Zukunft geworden. Ich ſelbſt bleibe jetzt freier Bürger, es mag kommen was da wolle. Kehrt der Kurfürſt zurück, ſo wird für den redlichen Mann, der nicht umſonſt bezahlt ſein will, auch in Frankreich Brot und Unterkommen ſein; bleibt Mainz frei, ſo liebe ich den Aufenthalt genug, um ihn nicht ohne wichtigen Beweggrund zu verlaſſen. Hier haben Sie mein

Credo! Und möchte ich Sie nur ſo beruhigt ſehen, als ich es bin!

Franz Karl richtete ſich auf, indem er mit Entſchloſſenheit ſprach:

O mein Freund! Ich ſehe wohl, Ihr edles Herz verläßt Sie auf keinerlei Wegen: was darf ich mir da verſprechen? Ich muß es aufgeben, Sie für meine Abſichten zu gewinnen. Was vermöchten meine Worte? Ihr Herz bleibt Ihnen immer doch näher, und indem es Ihnen jeden Augenblick mit großen, uneigennützigen Entſchließungen zuſpricht, können Sie, einem ſo edeln Begleiter vertrauend, ſich in alle Irre verlaufen, und werden, von ihm ſelbſt in Ihren Täuſchungen beſtärkt, jedes fremden Zuſpruches lächeln. Nein, ich muß es aufgeben, Sie zu widerlegen. Aber auch von Ihnen kann ich mich nicht überzeugen laſſen. Und wenn ich Alles könnte, ſelbſt meinem Stand, meiner Familie, meiner Liebe entſagen, ſo könnte ich die Richtung nicht verlaſſen, in der ich dem tiefſten, wenn auch unerklärbaren Triebe meiner Seele folgen muß. Aber, — o der unglücklichen Zeit, die zwiſchen den innigſten Menſchen den Boden ſpaltet, und Verbindungen zerreißt, in denen man ſeine reinſte Befriedigung feſthielt und genoß!

Ja, verſetzte Forſter, wir leben in einem ſeltſamen Zeitpunkte, wo man die Menſchen kaum mehr richtig beurtheilen kann, wenn man ſie nur nach ihren äußeren Verhältniſſen richtet, wo die Maßſtäbe, womit wir ſonſt einander zu meſſen pflegten, faſt möcht' ich ſagen — zerbrochen werden müſſen, und nur der eine der Humanität übrig bleibt. Grundſatz, Charakter, Wandel, Laufbahn, —

in dem Allen kann man jetzt irre werden. Das Herz ſcheint das Einzige zu ſein, welches — wo es vorhanden iſt, das wahre point de ralliement unter redlichen Männern bleibt.

Eine Stille war entſtanden, da, wie es ſchien, keiner von Beiden den erſten Schritt zum Aufbruch und Abſchied der Freundſchaft thun, und weder Franz Karl zuerſt Lebewohl ſagen, noch Forſter ihn zurückhalten mochte. Da trat Thereſe dazwiſchen, und der Baron rief in Verlegenheit: O was ſagen Sie denn, theuerſte Frau?

Ach! da bleibt mir nicht viel zu ſagen, erwiderte ſie, als daß ich Sie um die Ruhe und das Zutrauen auf die Sache der Wahrheit bitte, die ich habe, und die mich Armuth, Unruhe und — wenn es ſein müßte — Tadel und Spott mit Muth erwarten laſſen. Ich bin nicht fanatiſch, ich ſah aber, daß dies Forſter's Weg war.

Forſter drückte ihr mit einem innigen Blick die Hand, und der Baron rief:

O mein Gott! So muß ich denn von Allen und Allem ſcheiden!

Warum müſſen Sie denn das? fragte, zwiſchen Beide getreten, Thereſe. Iſt es denn ſo unmöglich, daß zwei Freunde von reinem Gehalt und Gepräge ſich von den Mißverſtändniſſen einer leidenſchaftlichen Zeit frei erhalten? Müſſen denn die Fäuſte und der bittere Groll der Herzen aufgeboten werden, um entgegengeſetzten Meinungen Nachdruck zu geben? Folgt eueren Ueberzeugungen, aber haltet euere edle Freundſchaft als ein neutrales Gebiet, wohin ihr aus eueren Kämpfen heiter und vergeſſend zurückkehrt! Oder laßt mich, als eine ökonomiſche Wirthſchafterin, euch Beide wie zwei echte Goldmünzen von der Währung zweier kriegführenden Mächte in der ſeidenen Börſe der Freundſchaft beiſammenhalten! Muß denn die eine oder die andere verrufen und außer Umlauf geſetzt werden, blos weil ſie mit ihrem ſonſt guten Schrot und Korn aus der Münze des Gegners ſtammt? Gebt euch die Hände! Euerem Geiſt und Herzen bleibt noch eine Welt gemeinſamer Güter neben dem tricoloren Tummelplatze dieſes unglückſeligen Winters!

Beide Freunde ſahen einander an, Forſter lächelte und Franz Karl reichte die Hand. Sie ſchüttelten die ineinander befeſtigten Hände und umarmten ſich; worauf der Baron Thereſen mit Dank für die Verſtändigung die Hand küßte. Sie begleitete ihn, als er ſich bald darauf empfahl, und ſagte:

Meine Theeſtunde dauert fort, lieber Freund. Alle Theeclubiſten haben mich verlaſſen: bleiben Sie mir treu! Mein Mann wird nun auch noch in die Geſchäfte gezogen, und Niemand kümmert ſich um mich. Erinnern Sie ſich, wenn der frühe Abend dämmert, wie ſanft mein Waſſerkeſſelchen brauſt, viel ſanfter als der Akademieſaal im Schloß, und bedenken Sie, wie anmuthig Sie mir dabei erzählen können — von einer verloren gegangenen Comteſſe, von weggeworfenen goldenen Schlüſſeln und dergleichen. Sie ſehen, Forſter hat mir Manches verrathen, was Sie mir hätten erzählen ſollen. Erzählen Sie mir's noch einmal, wir wollen das lieblichſte Mährchen daraus machen, und ich helfe Ihnen einen Zauber auffinden, der es auf das Glücklichſte beſchließen ſoll.

Neuntes Kapitel.

Dieſer anmuthige Scherz Thereſens ſpielte in der Phantaſie unſeres jungen Freundes im Stillen fort. Selbſt der verunglückte Kammerherrnſchlüſſel nahm in dem Mährchen, das er träumte, eine ſinnreiche Bedeutung an, indem derſelbe den verwünſchten Palaſt, woraus eine verlockende Prinzeſſin entflohen war, für immer verſchließen mußte, und dabei die Macht beſaß, eine Felsgrotte zu öffnen, worin ein alter Zauberſpruch die ſchönſte und lieblichſte Jungfrau gefangen hielt. Die Entflohene hatte einen tückiſchen Schatz, ein ſchmähliches Heirathsgut mit ſich genommen; wogegen die befreite Jungfrau in ihrem einfachen Reiz aus dem Bann hervortrat, nur von einer guten Fee mit einer Perlenſchnur um den Hals geſchmückt, die den Liebenden auf ewig zu feſſeln gefeit war. Wie beglückt fühlte ſich der irrende Ritter durch die Liebe der eroberten Jungfrau, die er mit muthigem Schwert durch Sturm und Verfolgung zu ſeliger Verbindung in ſeine trauliche Burg am Rhein führte!

Indem der Baron dieſen Träumereien nachhing, das Mährchen in bezüglichen Einzelheiten ausbildete und in der Manier Wieland's niederſchrieb, fühlte er ſich wieder einmal in ſeinem Studirzimmer heimiſch und vergaß in alter poetiſcher Anwandlung auf ein paar Tage des verdrießlichen Sansculottenthums um ſich her. Zugleich beſann er ſich aber auch, mit welchem feinen Vorwurfe Frau Thereſe ihn an ſeine unterbrochene Vermählung erinnert hatte, wovon ſie nur das Allgemeinſte durch ihren Mann wußte. Er tadelte ſich ſelbſt über ſeine unmanierliche Zurückhaltung gegen die frühere Vertraute, und um ſich recht offen und herzlich über dies folgenreiche Lebensereigniß auszuſprechen, kam er zu ihrer Theeſtunde und knüpfte ſeine Eröffnung mit dem Mährchen an, das er ihr vorlas.

Thereſe nahm dieſe Phantaſie und ſein Bekenntniß mit lebhafter und inniger Freude auf, und da es ihr nicht an Erfindungsgabe fehlte, deutete ſie ihm Manches an, was das Mährchen noch anmuthiger und ſinnreicher machen konnte. Daneben neckte ſie den jungen Freund mit guten Bemerkungen über ſeine *irrende* Ritterſchaft, wobei ſie ihn mit Anſpielung auf ſein unentſchloſſenes Weſen in der Liebe einen fahrenden und fahrigen Ritter nannte. — Aber wie ſchön und treffend haben Sie die befreite Jungfrau geſchildert! ſagte ſie endlich. Ich möchte wiſſen, ob die Getroffene ſich wol ſelbſt darin erkennen würde!

Sie ließ ſich dann ſehr herzlich und anerkennend über Fides aus, war aber, als ſie Franz Karl ſo vergnügt und aufgeregt darüber ſah, eher zu warnen, als zu ermuntern geneigt. Die Zeitverhältniſſe, die einen Entſchluß des Barons begünſtigten, ſchienen Thereſen ernſter und bedenklicher zu ſtimmen, als ſie früher für des Freundes Neigung geſchwärmt hatte.

In *einem* Betracht, ſagte ſie, iſt es mir lieb, daß die neu verkündigte Freiheit und Gleichheit nicht ſehr in Gunſt bei Ihnen ſteht: wie leicht könnten Sie ſonſt im Jubel des Augenblicks abermal ein — irrender Ritter werden, ehe Sie die ſchöne Burg am Rhein bezögen. Den fatalen Standesunterſchied, dieſer unglückliche Spalt der Geſellſchaft, den die Revolution durch eine äußerliche Gleichheit Aller aufheben will, müſſen Sie, mein Freund, auf deutſche Weiſe innerlich — durch Kraft des Herzens und hohe Einſicht des Geiſtes ausgleichen. Sie erinnern mich daran, daß ich Ihrer Neigung früher das Wort geſprochen. Ja, lieber Baron! damals hätte eine Verbindung mit Fides einen Kampf gegen die noch herrſchenden Vorurtheile gekoſtet, und durch ſolchen Kampf wären Sie zu der Kraft und Einſicht gekommen, die ich meine. Jetzt aber, wo dieſe Vorurtheile in Mainz entthront ſind, hat das große politiſche Ereigniß Ihrem Entſchluß einen freien Weg geöffnet, der indeß auch einer luſtigen Uebereilung offen ſteht. Wie aber, wenn dies Ereigniß vielleicht nur vorübergehend wäre? Und könnte nicht zwiſchen Ihrer Verlobung und Ihrer Hochzeit der Zuſtand von Mainz plötzlich umſchlagen? Nicht zu rechnen, daß Ihre Familie, Ihre Standesgenoſſen, die über das eingedrungene Franzoſenthum wüthen, viel gereizter, als ohnehin, eine Verbindung aufnehmen würden, die von der franzöſiſchen Prieſterin Egalite eingeſegnet wäre. Vielleicht verzeiht man Ihnen aber eine Mißheirath um des Haſſes willen, den Sie gegen die Revolution behaupten, und woran man Sie doch noch als getreuen Standesgenoſſen erkennt.

Franz Karl mußte dieſe treffenden Bemerkungen gelten laſſen. Er ſprach noch Manches darüber, und ließ ſich gern von einer ſo einſichtigen Freundin den Weg andeuten, der ihn zu Fides' Herzen und zu einem gemeinſamen Glück führen müſſe. Jedenfalls hatte dieſe warnende Unterhaltung den Vortheil, daß die Gedanken des Freundes aus den Verdrießlichkeiten des Tages abgezogen und mehr in den Zauberkreis der liebenswürdigen Fides verſetzt wurden.

Seitdem fehlte Franz Karl ſelten am Theetiſche der Frau Forſter. Und was konnte ihn auch abhalten, als etwa eine gute Stunde länger bei Lennig? Sein Tag, nicht ohne Beſchäftigung, blieb doch ohne eigentliche Geſchäfte, und der Novemberabend kam mit jedem Tage früher. Wenn die lauten Neuigkeiten aus dem Club oder die Zeitungen über den Schreck und die Angſt der deutſchen Höfe nach dem Fall von Mainz ihn verſtimmt, die heimlichen Verabredungen mit Erasmus und den Deutſchgeſinnten ihn aufgeregt hatten, ſehnte er ſich recht nach der ſtilleren Univerſitätsgaſſe und nach der Beruhigung, deren er zwiſchen dem gleichmäßigen Brodeln des Theekeſſels und der geiſtreichen Unterhaltung Thereſens ſtets gewiß war.

Heute trat er ungewöhnlich ungeſtüm und hart bei ihr ein, ſo daß ſie ihm lachend entgegenrief: Guten Abend, St.-Michael! — Und als er ſie verwundert anſah, verſetzte ſie lächelnd:

Nun, haben Sie etwa keinen Drachen unter den ſtampfenden Füßen?

Franz Karl lachte mit. — Sie kennen ſchon meinen Lindwurm! ſagte er, — den Club! und zog zwei gedruckte Verordnungen aus der Taſche, deren eine die Grenzen der Preßfreiheit beſchränkte, und den Verkauf wie die Verbreitung ſogenannter volksfeindlicher Schriften verbot.

Und die andere —? fragte mit einem Blick auf die Standuhr Frau Thereſe.

Die andere, antwortete er, bedroht Alle, die durch mündliche oder briefliche Aeußerungen den franzöſiſchen und mainzer Republikanismus in übeln Ruf bringen, mit ſtrengen Strafen.

Aber, warum beſchuldigen Sie den Club? fragte Thereſe, die Verordnungen ſind ja von der Landes-Adminiſtration erlaſſen!

Das iſt es eben! rief der Baron. Daß der Club toll iſt, wiſſen wir längſt, aber daß die Regierung ein Werkzeug dieſer wüthenden Verſammlung werden ſollte, das erwarteten wir nicht! Auch unſer gute Forſter nicht. Im Gegentheil, er wollte den Club reformiren helfen. Ja, da reformire Einer! Und was haben dieſe Menſchen nicht geſchrien, als der Kurfürſt, nach langer Geduld, ein paar revolutionaire Schriften und Journale verbieten ließ! Der Club hat alſo den kurfürſtlichen Deſpotismus ſehr raſch überholt!

Nun haben Sie noch drei Minuten! bemerkte Thereſe mit ſchalkhaftem Blick auf die Uhr, und Franz Karl, indem er mit lachte, beruhigte ſich.

Dieſe Erinnerung bezog ſich auf eine heitere Verabredung, die Beide für ſich getroffen hatten, nämlich die Vorfälle des Tages, gleich den Ehrentänzen auf einem Ball, vor Allem abzumachen, aber nur 15 Minuten darauf zu verwenden. Franz Karl ſah dies für einen Zoll an, den man der ſchweren Zeit entrichte, und Thereſe für eine Reinigung des Gemüthes vor der Theeandacht. — Sie ſelbſt ſuchte ſich zwiſchen den ſtreitenden Beſtrebungen des Tages möglichſt leidenſchaftlos zu erhalten. Einſam, wie ſie jetzt lebte, verbrachte ſie die Stündchen, die ihre Häuslichkeit übrig ließ, mit mannichfacher Lectüre und mit ihrem Briefwechſel, der durch die Entfernung ihres Freundes Huber zugenommen hatte, und ihre Gedanken noch mehr, als ihre Feder beſchäftigte. Mit ihres Mannes Beſtreben und Begeiſterung war ſie nicht immer einverſtanden; allein ſie freute ſich ihn dabei geſund und heiter zu ſehen, und ließ ſich das Einkommen von ſeiner jetzigen Stelle gefallen, ohne welches ihr Hausweſen nicht hätte beſtehen können. Denn abgeſehen von der zunehmenden Theurung und dem ängſtlichen Mangel an Mehl, Holz und Salz, waren die Univerſitäts-Einkünfte, zu drei Vierteln aus Zehnten beſtehend, die eben fällig, von den überrheiniſchen Bauern nicht eingebracht und von den freigewordenen diesſeitigen Bauern verweigert wurden, ſo ſehr ins Stocken gerathen, daß das letzte Beſoldungsquartal der darauf angewieſenen Beamten nicht mehr bezahlt werden konnte.

Im Laufe der Unterhaltung bemerkte Franz Karl zwiſchen den Tellern mit den Zuthaten des Thees einen niedlichen verdeckten Korb, und wurde von der lächelnden Freundin aufgefodert zu rathen, was er enthalte. Er rieth auf Dies und Jenes, und Thereſe hielt ihn hin, bis der Thee getrunken war, dann hob ſie den Deckel auf und zeigte — Forſter's abgeſchnittenen Zopf. Als ſie Franz Karl's ſchweigende Mißbilligung in ſeinen Mienen las, ſagte ſie heiter: Sie glauben aber nicht, mein Freund, wie gut ſich Forſter's ungepudertes Haar ohne das häßliche Anhängſel ausnimmt. Er ſieht aus wie ein Abbé. Die Zöpfe waren mir auch von jeher zuwider. Wir

Deutſchen haben überdies noch gar Manches außer den Zöpfen mit den Chineſen gemein, und nichts wäre verdienſtlicher, als wenn ſich eine fromme Geſellſchaft bildete, die uns von dieſem Chineſenthum und von den verſchiedenartigen Haar- und Staats-Zöpfen bekehrte, unter denen, wie ich höre, die heſſiſchen beſonders dick und ſtark gewickelt ſein ſollen.

Doch dieſe heitere Stimmung der Freundin verſchwand, als unter dem weggeſetzten Körbchen ein Brief zum Vorſchein kam. Sie ſeufzete und eröffnete dem theilnehmenden Freunde, daß mit dieſem Briefe des wohlwollendſten Inhalts doch eine ſchwere Ahnung über ſie gekommen ſei. — Er iſt von Herrn von Rougemont aus Neuſchatel, ſagte ſie, einem alten Freunde meines Vaters, der mich auffodert, das unruhige und wie er meint — bedrohte Mainz zu verlaſſen, und nach der Schweiz zu kommen. Ich weiß nicht, was für Mainz zu fürchten ſein ſoll, und begreife mein kindiſches Bangen nicht. Auch iſt es vielleicht nur die natürliche Aengſtlichkeit, die man vor einer größeren Reiſe in jetziger Jahreszeit empfindet. Dennoch werde ich es nicht verſchieben können. Denn Forſter ſcheint doch gewiſſe Gefahren für Mainz zu beſorgen, und macht mir begreiflich, wie beruhigend es unter bedrohlichen Umſtänden für ihn ſein würde, mich und die kleine Roſa geborgen zu wiſſen.

Für den jungen Freund lag der Gedanke einer Belagerung, worauf Thereſe kam, eben nicht fern, und er mochte ihr auch dieſe Beſorgniß gar nicht ausreden. Was konnte man Anderes wünſchen, um die Franzoſen wieder los zu werden, als eine deutſche Wiedereinnahme der Stadt?

Ohne dieſe Erwartung auszuſprechen, deutete er ſie an. — Sie wiſſen, ſagte er, daß die Preußen und Heſſen gegen Frankfurt heranrücken, und den franzöſiſchen Commandanten zur Uebergabe haben auffodern laſſen. Als gute Deutſche müſſen wir hoffen, daß ſie auf deutſchem Boden gegen das eindringende Franzoſenthum glücklicher ſind, als auf dem franzöſiſchen Boden, wo ſie die Eindringlinge waren. Sie haben es theuer bezahlen müſſen. Die erſten Siege in der Champagne haben die Preußen zu weit ins Land und dort ins Verderben gelockt. Es waren tückiſche Vortheile. Ich habe einen Brief geleſen, der das Elend der Armee grauſenhaft ſchildert. Die Pferde fielen ſcharenweiſe; Hunger und die rothe Ruhr warf die Menſchen nieder, und nur allzuſchnell hatte Krankheit und Deſertion die Hälfte der ſchönen Armee hinweggerafft, mit welcher der berühmte Herzog von Braunſchweig ſo drohend in Frankreich eingezogen war. Schon ſind die Preußen bis an den Rhein zurückgetrieben, in einem Zuſtande, daß, wie ich geſtern hörte, in Koblenz täglich 50 todte Soldaten in den Rhein geworfen werden. Arme Flüchtlinge, die nicht einmal im Tode zur Ruhe kommen, ſondern ein ſtrömendes Grab finden! Hoffen wir, daß keine Nachfoderungen an den Uebermuth der Herrſchenden über den Rhein hinaus gemacht werden!

So endigte der heitere Abend mit trüben Betrachtungen. Frau Thereſe war ſehr niedergeſchlagen, und Franz Karl, als er gute Nacht wünſchte, nahm an dem Gedanken der Abreiſe ſeiner Freundin — gleichſam ein vorausbezahltes Leid mit nach Hauſe.

Zehntes Kapitel.

Schon war mancher Tag vorübergegangen, und Franz Karl dachte nicht mehr an den ihm zugeſagten Beſuch Jean Baptiſt's, als dieſer eines Morgens ſich anmelden ließ. Der Cavalier der Freiheit und Gleichheit, wie Lennig ihn genannt, trat nicht mit ſeiner alten Zuverſicht ein, ſondern benahm ſich ſehr verzagt, machte die verlegenſte Verbeugung, und athmete aus der hohen Schifferbruſt wie unter einer Herzenslaſt auf. Der Baron war ihm freundlich entgegengetreten, verwundert über dieſe ungewöhnliche Befangenheit des ſonſt ſo kecken jungen Mannes. Aber ſeine heitere Anſprache, ſein vertraulicher Scherz über ſolche Niedergeſchlagenheit verwirrte den ängſtlichen Schiffer nur noch mehr. Denn im Augenblicke fühlte Jean Baptiſt, daß ihm das Faden-Ende der Rede, die er ſich ausgedacht hatte, plötzlich entſchlüpft war, oder ſich doch an des Barons ſcherzhafte Worte nicht anknüpfen ließ. Indeß — geſprochen mußte werden; denn der Baron ſtand mit erwartendem Lächeln da. Aber indem der verwirrte Jean Baptiſt ſich zu einem muthigen Anlauf zuſammennahm, gerieth er in einen wunderlichen Ton zwiſchen ungewohnter Leidmüthigkeit und ſeiner alten Verwegenheit. Dabei ſchwirrten einzelne Gedanken der verlornen Rede in ſeinem Kopf, und miſchten ſich in die Eingebungen des

Augenblicks, ſo daß Natürliches mit Geſchraubtem auf das Sonderbarſte herauskam.

Ich verdiene Ihre freundliche Aufnahme nicht, Herr Baron! ſagte er; ſehen Sie, das drückt mich ſo. Ich wollte Sie hätten mich mit einer Tracht Schläge empfangen, dann hielt ich meine Schuld für verbüßt und hätte meinen alten tollen Muth wieder. Es iſt 'was recht Unangenehmes paſſirt, Herr Baron. Was ſag' ich Unangenehmes! Unrechtes, Unerlaubtes! Hätten Sie mich nur erſt als braven, ehrlichen Kerl beſſer kennen gelernt, ehe Sie mich ſo von der unordentlichen Seite ſehen müſſen! So bin ich gar der Alte nicht mehr. Aber freilich — äußerlich bin ich es auch nicht mehr. Eine angeſehene Familie hat's mit mir nicht mehr als Schiffer zu thun. Sie wiſſen ja, ich habe mein Metier aufgegeben, und wenn ich noch einige Gondeln und Ruderburſche behalte, ſo iſt es in der Art, wie die Vornehmen Kutſche und Pferde haben, und das Ruder nehme ich ſelber nur zur Hand, wie ein Cavalier zu ſeinem Vergnügen die Zügel faßt und kutſchirt.

Lieber Jean Baptiſt, verſetzte Franz Karl, das wollen Sie mir gewiß nicht ſagen. Nicht wahr? Ich ſehe Sie in Ihrem Innerſten ſo bewegt, ſo erſchüttert! Es thut mir recht leid, daß ich Sie nicht verſtehe. Sie haben 'was Anderes auf dem Herzen. Ei, ſo faſſen Sie doch Vertrauen zu mir, und reden Sie gerade heraus!

Ja, Herr Baron, ich fang's auch verkehrt an! ſeufzete Jean Baptiſt. Ich weiß ja doch als guter Katholik, daß man erſt ſeine Sünde beichten muß, ehe man Reue und Leid erweckt. — — O mein Herr Baron! rief er dann, Franz Karl's Hand ſo ungeſtüm ergreifend, daß der Freund zurückſchrak. Wiſſen Sie! Ihre Schweſter, die gnädige Baroneſſe — ich will ſagen Cäcilie, und ich, meine Wenigkeit — haben uns gern gehabt, — und ſind unter Ihrem Stammbaum zuſammengekommen, und — — es will nun ein neuer Zweig ausſchlagen! Ach! Gott — daß es heraus iſt!

Wäre dies verblümte Wort auch weniger deutlich geweſen, ſo hätte es ſich durch die Erinnerung an Cäcilien erklärt, deren Zuſtand dem Bruder jetzt lebhaft vor die Seele trat. Aber man denke ſich des Barons Entſetzen! Leichenblaß wankte er zurück. Wie jedoch das bedrängte Herz mit heftigeren Schlägen das Blut in ſeine Wangen trieb, ſtürzte er mit Wuth auf Jean Baptiſt und faßte ihn an beiden Weſtenflügeln. Jean Baptiſt, unter dieſem Zorn hin- und herwankend, hielt ſchweigend ſtill, bis ihn der Baron, noch immer keines Wortes mächtig, fahren ließ, nach der Thüre eilte und die Schelle heftig zog. Da rief Jean Baptiſt entſchloſſen und in drohender Stellung:

Was wollen Sie, Herr Baron? Hören Sie! Wenn Sie mir ſchimpflich begegnen —! Gott ſei Ihnen gnädig! Die Zeiten der adeligen Hetzpeitſche ſind vorbei. Wagen Sie es nicht, mich durch einen Bedienten —!

Der Diener kam hereingeſtürzt. — Herr Baron? fragte er mit ängſtlichem Blick auf ſeinen Herrn. Dieſer war mit verſchränkten Armen an ein Fenſter getreten und ſchwieg.

Gnädiger Herr Baron —? wiederholte der Diener.

Dem jungen Freunde kam jetzt ein ſanfteres Temperament wohl zu Statten, indem er noch ſoviel Ueberlegung behielt, um im Nu zu erkennen, daß er durch eine Uebereilung den Ruf der Schweſter preisgeben könnte.

Eure Gnaden haben geſchellt! erinnerte der Bediente zum drittenmal.

Es war aber für Franz Karl nicht ſo leicht, mit dem rechten Gedanken auch den rechten Ton zu finden, als er mit erzwungener Unbefangenheit ſagte:

Ha! Du biſt da, Friedrich! Eine Flaſche Wein mit etwas —!

Deſto unmuthiger über den Zwang, den er ſeiner gerechten Entrüſtung vor dem Urheber derſelben anthun mußte, warf er ſich, als der Bediente hinaus war, in das Sopha, und Jean Baptiſt ſtürzte vor ihm nieder. — Sie können mit mir machen was Sie wollen! rief er. Ja, laſſen Sie mich's recht entgelten! Es peinigt mich, daß ich Sie ſo erſchrocken ſehe. Es iſt Ihnen in die Glieder gefahren. Ich bitte Sie, machen Sie ſich Luft! Laſſen Sie ſich irgend an mir aus! Ich hab's verdient.

Aber Franz Karl war im Kampfe widerſtreitender Gefühle und Gedanken noch immer keines Wortes vermögend. Jean Baptiſt, als er den Bedienten kommen hörte, ſtand auf, und beſah ſich eines der Wandgemälde. — Friedrich brachte Wein mit Backwerk, und ſchenkte mit verſtohlenen Blicken auf den Baron und Jean Baptiſt ein. Als er fort war, ſeufzete der junge Freund: O meine arme Cäcilie, wie konnteſt du dich vergeſſen —!

Mit dieſem ſchmerzlichen Ausrufe fühlte ſich Jean Baptiſt wie befreit von ſeiner eigenen Herzensangſt. Er richtete ſich wieder empor, und indem er glaubte, nun auch etwas zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen zu dürfen, ſagte er:

Ja, Herr Baron, es iſt eine recht nachdenkliche Geſchichte! Wenn man ſo überlegt, was die Zeit nicht Alles an dem Menſchen verübt —! Ich will Ihnen ſagen, wie der Fall geweſen iſt. Ich habe viel darüber nachgedacht, und bin ordentlich ohnmächtig von lauter Nachdenken geworden. Denn Sie glauben nicht, was es einen Menſchen angreift, der immer mit den Armen geſchafft hat, und ſoll ſich nun einmal mit dem Kopf helfen. Da hatt' ich nun, wie Sie wiſſen, der gnädigen Baronin ihre Sachen auf das Gut gebracht, und die gnädige Baroneſſe und ich — Aber Sie müſſen nicht etwa denken, daß wir uns da zum erſtenmal freundlich geweſen wären: ſondern ich und Cäcilie hatten uns ſchon früher zuweilen geſprochen, und geneckt und mit unſeren Herzen geſpielt, ſo zu ſagen, wie Kinder mit dem Feuer! — Und da half ich nun Alles ins Schlößchen ſchaffen; es waren doch die tollen Tage der Flucht, oder vielmehr gleich darauf, und ich hatte das viele adelige Geld eingenommen. Ich will nicht ſagen, daß ich ſtolz geworden wäre, Herr Baron, — nein! ich wußte wer ich war, und wohin ich gehörte; aber ſehen Sie! wenn ſo Alles durcheinander geht, — die Vornehmen fliehen, die eingelegten Möbel ſtehen und liegen am unrechten Platz, der gebohnte Glanz iſt abgerieben, nichts mehr in ſeiner Ordnung: da hört gewiſſermaßen auch der alte Reſpect ein wenig auf; die Baroneſſen haben kein „von“ mehr vor ſich ſtehen, was Einen abhält, und ſind im leichten Hauskleid ohne alles Fiſchbein; der Schiffer hat auch ſein Ruder weggelegt und ſein Kamiſol aufgeknöpft. Dabei iſt es ein heißer Tag; die gnädige Frau macht ihr Mittagsſchläfchen, die Dienerſchaft iſt faul, und die Baroneſſe hat doch ihre Zimmer gern eingerichtet. Ich helfe ihr mutterſeelenallein, und auch da ſteht und liegt wieder Alles durcheinander, — Kommoden und Bettladen, Spiegel und Waſchtiſch, Kiſſen und Matratzen; ich reiche ihr, ſie nimmt mir ab: ſehen Sie, da herrſcht eine menſchliche Freiheit und Gleichheit, die nicht von Paris eingeführt iſt; man fühlt ſich Adam und Eva; da heißt es nicht mehr „gnädige Baroneſſe" und „Er, Jean Baptiſt;" da heißt es einfach Jean Baptiſt und Cäcilie; man ſpielt wieder, wie ich geſagt habe, mit dem Feuer, wie die Kinder, und es flammt auf, eh' man ſich's verſieht!

Der Baron, verlegen, verſchämt über dies Gemälde eines ſo verhängnißvollen Stilllebens, ſchwieg noch immer, und Jean Baptiſt fuhr in ſeiner Betrachtung fort:

Geſchehene Dinge laſſen ſich nicht ändern! Das hat ſchon unſer Vater Adam erfahren, als er und Eva einen Apfel miteinander getheilt haben. Seien Sie ſo gnädig und vergeben Sie mir! Erinnern Sie ſich, was Sie jüngſt ſelber geſagt haben, daß man nämlich jetzt in Mainz Adel erwerben kann. An mir ſoll's nicht fehlen, daß Sie ſich meiner nicht zu ſchämen haben. Ich will mich nicht dick machen, Herr Baron, und mich auch nicht beſchönigen: aber, — wer iſt am Ende an allem Unglück ſchuld? Wir Bürgerlichen rufen Freiheit und Gleichheit; aber wer bringt uns darauf und macht eigentlich

Freiheit und Gleichheit? Sehen Sie, wenn der Adel feſt und würdig ſtehen blieb': ſo gäb's eben keine Gleichheit; wenn aber die Hohen ſich erniedrigen und am Ende gar fortlaufen: ſo iſt die Gleichheit gleich da. Es heißt wol, die Bürgerlichen erheben ſich, aber ich habe immer gefunden, daß Fallen leichter iſt als Steigen.

Dieſe einfache Weltweisheit beſchämte den Baron, und machte ihm zugleich das gemeſſene Benehmen Cäciliens zweifelhaft; ſo daß er ſich um ihretwillen doch milder geſtimmt fühlte. Er ſchenkte dem jungen Mann den erſten Blick und fragte, wie er ſeitdem mit Cäcilien ſtehe.

Sie will mich ja nicht mehr ſehen! antwortete Jean Baptiſt betrübt.

Und — es unterbleibt auch? fragte der Baron.

Muß ich ihr nicht gehorchen? verſetzte der junge Mann. Ich hoffte aber, wenn ich Alles bei Ihnen in Ordnung brächte, würde ſie mir wieder gut werden, und nicht ſo ſtolz und vornehm thun. Und darum bin ich zu Ihnen gekommen; ſonſt hätte ich ja die ſchwere Entdeckung der gnädigen — Cäcilie überlaſſen können.

Aber, wie denn in Ordnung bringen? Wie meinen Sie das?

Mit Ihrer Hülfe, Herr Baron! Sie ſollen mir ſagen, was ich thun und laſſen kann. Die Zeit, denk' ich, die das Unglück gebracht hat, könnte auch viel wieder gut machen. Ich könnte mich ganz hübſch einrichten, auf einem ſtillen Landſitze, und wir könnten uns heirathen. Einige äußerliche Bildung muß ich freilich annehmen; aber das wird ja keine Hexerei koſten; und bis ich dieſe angenommen hätte und der Firniß trocken wäre, könnten wir im Stillen leben. Innerlich denke ich beſſer zu ſein als mancher Baron, und Fernekorn iſt ein rechtſchaffener Name in jetziger Zeit.

So? rief Franz Karl. Meinſt du, was der Sturm der Leidenſchaft, die Verwegenheit des Augenblicks raubt und an ſich reißt, gäbe ein dauerhaftes Fundament für eine beruhigte Zukunft? Die Leidenſchaft fährt raſcher als die Liebe; aber dieſe nur vereint und gibt jene Gleichheit, die ihr beglückendes Band nicht um einen berauſchten Moment, ſondern um die Ewigkeit ſchlingt. Es fragt ſich, ob Cäcilie dich nicht haßt, ob ihre augenblickliche Selbſtvergeſſenheit ſich nicht mit dauerndem Groll rächt.

Jean Baptiſt ſah den Baron groß an, und ſagte dann mit Empfindung:

Das ſollte mir leid um Ihre Schweſter thun, lieber Baron, wenn ſie durch Haß zu verwiſchen dächte, was nur durch Liebe gut gemacht wird. Sie ſchmähte ſich ja ſelbſt, wenn ſie mich um jener Stunde willen haßte. Vornehm thun iſt 'was Rechtſchaffenes, Herr Baron, und ich habe jedesmal meine Mütze gezogen, wo ich ihm begegnet bin: aber, — wie ſoll ich ſagen? — es muß dem Menſchen vorausgehen, nicht hinterherkommen. Sie verſtehen mich ſchon! Ich, Herr Baron, liebe ſie jetzt, nachdem ich ſie damals nur — ich weiß nicht wie ich ſagen ſoll. Und wenn ich ein recht verwegener Burſche war, als ich die reizende Baroneſſe an meine Bruſt zog: ſo hätte ich jetzt den Muth, Alles und Alles fahren zu laſſen, um ihret- und ihres Glückes willen. Machen Sie zu ihr aufs Gut, Herr Baron! Vielleicht haßt ſie mich nicht gerade, ſondern iſt nur ihres Zuſtandes halber in Verzweiflung vor der Mutter. Stehen Sie ihr bei und verlaſſen ſie jetzt nicht! Und wenn ſie beruhigter iſt, und will doch nichts von mir wiſſen: dann ſagen Sie ihr, Jean Baptiſt ſoll ihr keinen Augenblick im Wege ſein, wenn ſie lieber eine adelige Baroneſſe bleiben will. Weiß Gott! Ich will mir das ganze Gewicht des adeligen Geldes, das ich erworben, an den Hals knüpfen und mich drunten an der Lurlei in den Rhein ſtürzen, wenn dadurch Cäcilie recht adelig bleibt, und unſer Kind durchaus ein kleiner Baron werden muß.

Er fuhr raſch mit der Hand über die ſchönen Augen, und wendete ſich der Thüre zu. Der Baron eilte ihm nach, faßte ſeine Hand und ſagte ſo warm als ehrlich:

Du haſt die Feuertaufe eines Barons, lieber Jean Baptiſt. Beruhige dich! Ich fahre nach Tiſche hin, und will zuſehen, wie ſich dieſe ſchwere Verwickelung löſen laſſe. Vielleicht ſöhnt ſich Cäcilie mit dir aus, oder das Kind verſöhnt erſt ſpäter ihr trotziges Mädchenherz. Denke nicht ſchlimm von ihr, wenn ſie dich haſſen ſollte: du kannſt dir eben nicht denken, wie eine Tochter unſeres Standes in einer ſolchen Lage fühlt. Vielleicht haßt ſie in dir nur ſich ſelbſt und jene gemeinmenſchliche Schwäche, über die ſie eine edle Selbſtbeherrſchung verloren hatte. Wie es aber auch jetzt oder ſpäter kommen mag: auf Eins rechne ich bei einem ſo edeldenkenden Burſchen, wie du biſt, und fodere es von dir: ewige Verſchwiegenheit. Mit keiner Sylbe, mit keinem Schelmenblick aus den Augenwinkeln, mit keinem ſchalkhaften Lächeln deiner

Backengrübchen darfſt du je beim Namen der Baroneſſe Cäcilie verrathen, daß du meine Schweſter gekannt haſt. Ehrenwort, Cavalier der Freiheit! Schifferhand, wackerer Jean Baptiſt!

Er ſtreckte ſeine Hand hin; Jean Baptiſt ſchlug ein, und der Baron mußte es leiden, daß der kräftige Schiffer ihn an ſich riß, feſt an ſich preßte, und mit gerührtem Ausruf: Bruder Franz Karl! herzte und küßte.

So ſtürzte er fort. Aber als er die Stubenthüre ſchon geöffnet hatte, kehrte er noch einmal um, blickte lächelnd nach dem kleinen Tiſche, und ſagte:

Gießen Sie etwas von dem Wein aus, Herr Baron, und ich ſtecke etwas von dem Backwerk ein: Ihr Friedrich ſah ſich vorhin ſo lauernd um, und darf nicht auf die Vermuthung kommen, daß Ihre Beſtellung nur des Scheines wegen und blos eine Verlegenheit war.

Er ging, und Franz Karl lächelte dieſer naiven Vorſicht, worin er eine Bürgſchaft der Verſchwiegenheit des klugen und wohlgeſinnten jungen Mannes zu finden glaubte.

Elftes Kapitel.

Ein ſo unerwartetes Unglück, wobei der Baron nicht weniger an die Mutter, als an die Schweſter dachte, erfüllte ihn mit Kummer und Sorge. Bald mahnte ihn die Unruhe nach dem Landſitze zu eilen, bald hielt eine unbeſtimmte Angſt ihn wieder zurück. Und wenn er ſein Zögern damit entſchuldigte, daß er noch immer keine Auskunft für die Verwicklung gefunden, ſo mußte er ſich auch wieder bekennen, daß eine ſolche ſich am beſten mit der unglücklichen Schweſter ſelbſt überlegen ließe. Für dieſe ſprach ihr eigenes Unglück, das vom Bruder Schonung und Beiſtand foderte. Dennoch konnte er auch die vorausſichtliche Entrüſtung, ja Verzweiflung der Mutter nicht tadeln. Er kannte ihren ſtillgrollenden Stolz hinreichend, um ſich zu ſagen, daß ſie mit ihrer jetzigen Stimmung im Unglück ihrer Tochter nichts Anderes, als einen übermüthigen Streich des Bürgerthums, einen empörenden Poſſen erkennen werde, den die verwünſchte Freiheit und Gleichheit ihrem altadeligen Hauſe geſpielt habe. Mit welchem Entſetzen hatte ſie es nicht ſchon aufgenommen, als ihn ſelbſt früher die Stöcke der Handwerksgeſellen in zufälligem Handgemenge getroffen hatten! Franz Karl brachte den Tag in Aufregung zu, überlegte eine ſchlafloſe Nacht hindurch, wie ein entſetzlicher Bruch zwiſchen

Mutter und Tochter abzuwenden ſei, und fand ſich erſt folgenden Mittags in einiger Faſſung, um mit der nöthigen Unbefangenheit die Seinigen aufzuſuchen.

Es war am erſten Adventſonntag, den zweiten December; ein dünner Schnee ſchimmerte vom Höhenzuge des Taunus dem Baron entgegen, als er in ſeiner Kaleſche über die Schiffbrücke fuhr. Viele Menſchen kamen in ängſtlicher Haſt von Caſtel herüber, und ſagten auf Befragen aus, man habe auf der Höhe von Hochheim ſeit Tagesanbruch viel Schießens gehört, und die Nachricht ſei eingelaufen, daß der preußiſche General Graf von Kalkreuth, nachdem er den Commandanten von Frankfurt, General van Helden, vergebens zur Uebergabe aufgefodert, die Stadt bedränge; der Wind bringe die Kanonenſchläge und das Rottenfeuer immer vernehmlicher herüber, was auf einen Rückzug der Franzoſen ſchließen laſſe.

Schritt vor Schritt, wie der Baron auf der Bohlenbrücke fahren mußte, überlegte er, ob es nicht gerathener ſei, in Mainz den Ausgang und die Folgen des Treffens abzuwarten. Doch das Herz für die Seinigen ſiegte, und eben wollte er von der Brücke ab raſcher zufahren laſſen, als er auf dem Felde neben Caſtel Forſtern und Thereſen erblickte. Sie waren gleich nach Tiſche herübergewandelt, die Arbeiten der von Cuſtine angeordneten Befeſtigung des Platzes zu beſehen. Scharen von Bauern, zum Schanzen zuſammengetrieben, handirten zwiſchen den franzöſiſchen Soldaten mit Hacken und Spaten, mit Karſten und Karren. Dazwiſchen rannten Ingenieure mit Riſſen und Meßſchnüren umher, — Alles in einem Eifer, als müſſe dies neue Bollwerk noch heut einem anrückenden Feind entgegengeworfen werden. Und in der That, während der Baron ſich noch mit dem befreundeten Paar aus dem Wagen unterhielt, kam ein franzöſiſcher Reiter auf der hochheimer Straße vorübergeſprengt, der den Offizieren zurief: Trahison! Masacre! Vangeance! Die arbeitenden Franzoſen liefen zuſammen, hörten, und ein hundertſtimmiges Echo hallte jene bedrohlichen Worte nach. Viele Bauern benutzten die Verwirrung und liefen davon. Einige andere Flüchtlinge zu Pferd brachten die genauere Nachricht, die Frankfurter ſeien im Einverſtändniß mit den Preußen gegen die franzöſiſche Beſatzung aufgeſtanden, General Neuwinger, mit ſeinen Regimentern herbeigeeilt, ſei von den Preußen und Heſſen zurückgeworfen worden, und die Preußen drängen gegen Mainz vor.

So ſchnell wird das nicht gehen, meinte Forſter; denn auch Cuſtine ſelbſt iſt noch mit einer Truppenabtheilung zu Hülfe gezogen. Wir wollen darum deine Abreiſe nicht übereilen, liebe Thereſe; obſchon uns dieſe Vorfälle noch vollends beſtimmen müſſen, unſere Vorkehrungen zu treffen. Ich werde bei ſo drohenden Bedrängniſſen, nicht ruhig ſein bis ich dich geborgen weiß.

Dann kommen Sie bald zurück, lieber Baron! ſagte Thereſe zum Abſchied, ſonſt kann ich Ihnen nicht einmal Lebewohl ſagen. Am beſten begleiteten Sie mich in die Schweiz: Sie kommen ſonſt ganz aus der Theeandacht heraus, und in ſo aufrühreriſchen Zeiten iſt nichts gefährlicher, als alte gute Gewohnheiten zu verlaſſen. Auch iſt der Jura bei Neuchatel doch ein anderer Kerl, als der Taunus dort, den die Franzoſen wahrſcheinlich auch republikaniſiren werden, wenn es ihnen gelingt, den ſtolzen Altkönig unter die Guillotine zu bringen.

Vielleicht gebe ich Ihnen Jemand mit, liebe Frau, wenn ich ſelbſt Sie nicht begleiten kann, erwiderte Franz Karl ſo raſch und lebhaft, daß es Frau Forſter für mehr als Scherz nahm.

Der Gedanke an ſeine Schweſter war nämlich dem jungen Freunde plötzlich wie eine gute Eingebung gekommen, und er bildete ihn unterwegs zu einem Vorſchlage für Cäcilien aus. Wenn ſie ſich dazu verſtehen könnte, überlegte er, — und viel Wahl blieb ihr ja nicht übrig, — ſo könnte ſie etwa in Trauerkleidern, als die junge Witwe eines bei Mainz oder Frankfurt gefallenen Offiziers von einem guten, aber weniger gekannten Namen mit nach der Schweiz gehen; Frau Forſter wäre ihr eine gute Geſellſchaft und ein rechter Beiſtand in all' den bedenklichen Entwickelungen, die ihr bevorſtanden. Bei dieſem Plan fand auch der umſichtige Bruder nicht blos für Cäciliens perſönliche Bedürfniſſe, ſondern für ihren Ruf am beſten geſorgt. Die Reiſe ſelbſt hatte unter den Zeitumſtänden nichts Auffallendes; Frau Thereſe erſchien als die edelſte Verwahrerin eines ſo unglücklichen Geheimniſſes, und hinter den kriegeriſchen Bewegungen am Oberrhein, zwiſchen den hohen Kalkwänden des Jura, konnte die Stimme eines unwillkommenen Säuglings ungehört verhallen, bis das arme Kind durch ſein weinendes und lächelndes Daſein Liebe und Ergebung erwecken, und in ſeinem ſchlichten Beiderwand aus Adel und Bürgerthum, kräftig von ſchweizer Luft und Milch, einer frohen Anerkennung entgegengedeihen würde.

Während der Baron in ſolcher Ueberlegung raſch am Rhein dahinfuhr, hatte ſich das Ehepaar wieder der Brücke zugewendet. Sie begegneten Freunden aus dem Club, den exaltirten Böhmer und ſeine Frau an der Spitze. Angſt und Sorge ſprachen lebhaft aus den Mienen dieſer Aufgeregten, und Böhmer wagte ſich ſchon nicht über die Mitte der Brücke hinaus, ſondern nahm Forſtern unterm Arm und wendete, zuweilen ängſtlich zurückblickend, mit ihm nach der Stadt um. Frau Karoline, die es bemerkte und ihren Mann nicht gern ungerupft ließ, ſagte:

Lieber Böhmer, haſt du dein Augenglas nicht bei dir? Es ſind noch keine preußiſchen Röcke, was du von Caſtel kommen ſiehſt.

Man lächelte; indeß Böhmer mit einigen lateiniſchen Sprüchen die Freiheit und den ſüßen Tod fürs Vaterland pries.

Mein Mann iſt ganz des Kuckuks! ſagte Frau Böhmer. Er ſchleppt aus den Klöſtern alle ſchweinsledernen griechiſchen und römiſchen Klaſſiker zuſammen, und bildet ſo ein antikes Heer, mit welchem er den Preußen und Kaiſerlichen entgegenziehen, und ſie mit den ſchlagendſten Stellen für eine Republik überzeugen oder beſiegen will.

Man lachte laut genug zur Beſchämung Böhmer's, der jetzt zu nichts weniger als zum Studiren aufgelegt, doch aus Profeſſors-Pedanterie Alles, was er von Scharteken auftreiben konnte, zuſammenſchleppte. Sobald aber Doctor Wedekind ſich ebenfalls über Böhmer's Courage luſtig machen wollte, ſchlug ſich Karoline auf ihres Mannes Seite, und verſetzte:

Ja, Sie auch, Doctor Wedekind! Ihr Muth iſt unvergleichlich. Wie ich Sie kenne, laſſen Sie ſich nächſtens für die Republik todtſchlagen, und ſtehen ſpäter als Leibarzt am darmſtädter Hof wieder auf, und laſſen ſich adeln.

Zum Glück für die Verlegenheit der Geſellſchaft drängten ſich franzöſiſche Flüchtlinge zwiſchen ſie, — Nationalgardiſten, die theilweiſe zur Erleichterung ihrer Flucht Waffen und Torniſter weggeworfen hatten, und im Vorübereilen nach der Stadt über frankfurter Verrath und preußiſche Kanonen ſchimpften. Forſter, aus einer Anwandlung von Theilnahme, rief Einigen zu: Vive la republique! worauf Einer ſich umwendend mit einem Blick komiſcher Verachtung erwiderte: Sacre Dieu! Elle vivra bien sans vous!

Noch lachte Thereſe über dieſen Stolz des bitterſten Unmuthes, als ein Kapitain zu Pferd, leicht am rechten Arme verwundet, im Vorbeireiten Böhmern erkannte und grüßend anhielt. Schnell drängten ſich die zahlreichen Menſchen aus der Stadt zuſammen, um zu vernehmen, was von ſeinem müden Gaul herab der Offizier berichtete. Mit der beſten Laune erzählte er die Vorgänge des Treffens vor der Stadt Frankfurt, ſoweit er ſie Vormittags mitgemacht hatte. Hier waren die heſſiſchen Garde-Grenadiere hart mitgenommen, aber auch die franzöſiſche Beſatzung von Frankfurt zu Gefangenen gemacht worden. Der franzöſiſche General Neuwinger, mit einem ſtarken Corps herbeigeeilt, hatte ſich nicht ſehr thätig gezeigt, ſo daß die Preußen ſich bei Rödelheim mit einer fürchterlichen Kanonade auf den nachgerückten General Cuſtine werfen, und ihn von den Ufern der Nidda zurückdrängen konnten.

Der Kapitain hatte dies in franzöſiſcher Sprache gemeldet. Wie er aber den dichten Kranz von Menſchen auf der Brücke überſchaute, rief er mit franzöſiſcher Gutmüthigkeit oder vielleicht auch aus Eitelkeit auf ſein bischen Deutſch ſehr laut:

O die Preuß haben kewaltig kanonirt! Sechs Schuß — aber die Franzoß nur eins. Ah! Unſere Papas ſind ſick geloſſen bei Roßback und wir bei das Frankfurt. O viel Schläge! Und ick haben Alles verloren. Ah bah! Ick bekommen ſchon wieder andere Saken!

O, das iſt ſchlimm für die Franzoſen! rief Lennig, der ſich vorgedrängt hatte, mit der angenommenen Miene des Bedauerns.

O nein, Bürger — chose! Nicht ſchlimm für die Franzos, aber ſehr ſchlimm für die Jacobins!

Er grüßte luſtigen Ausſehens, und ritt nach ſeinem Quartier.

Hinter ihm her verlief ſich die Menge, da die Nacht hereinbrach und mit Regen drohte. Böhmer ereiferte ſich über dieſe unkluge Offenherzigkeit des Kapitains, den Mainzern zu erzählen, worüber ihnen die Schadenfreude aus den Augen geleuchtet habe. Die Landes-Adminiſtration iſt viel zu laß! ſchalt er gegen Forſtern. Sobald Cuſtine zurückgekehrt iſt, werde ich ihn ſtrengere Maßregeln befehlen laſſen. Das Reden in den Wirthshäuſern wird allzu frei und laut: es muß mit Arreſt und Prügeln belegt werden. Ich werde darauf antragen, daß ein geheimer Lauſchausſchuß beſtellt werde, um bei den langen dunkeln Abenden an den Fenſtern die Geſinnungen der Einwohner zu kontroliren. Wie träge gehen die Einzeichnungen in das rothe Buch, das nun ſchon ſo viele Tage offen liegt! Was ſollen die Commiſſaire des Nationalconvents dazu ſagen, wenn ſie von Paris ankommen? Und was haben wir von dieſen Mainzern und heimlichen Feinden Frankreichs zu erwarten, wenn ſich erſt die Preußen drüben in Caſtel zeigen? Schon, daß man ſich nicht ins rothe Buch erklärt, iſt eine unumwundene Erklärung feindſeliger Geſinnung. Durfte jemals im alten Sparta ein Bürger neutral bleiben, wenn das Vaterland in Gefahr kam?

Forſter pflegte auf dergleichen Ergießungen nicht mehr zu antworten, und Frau Karoline fragte ſehr ernſthaft:

Wie war's denn aber im alten Athen, lieber Georg?

Doch Böhmer überhörte die Neckerei; denn auf dem Karmeliterplatze, wo ſie eben gingen, erſcholl aus einem Weinhauſe Jubel und Vivat. Böhmer ſprang auf die Treppe, und blickte durch die angelaufenen Fenſter. — Wahrhaftig, rief er, ſie bringen den Preußen ein Lebehoch! Wache, Wache!

Hiermit ſtürzte er durch die Karmelitergaſſe dem Flachsmarkte zu, wo er ein Wachthaus wußte. Die Uebrigen folgten ihm eilig, um ihn von thörichtem Beginnen abzuhalten; was ihnen diesmal leicht wurde, da der Wachtoffizier ſelbſt die Auffoderung des erhitzten Mannes verlachte.

Zwölftes Kapitel.

Freilich hätte ein Mann, ſeiner Phantaſie ſo dienſtbar wie Böhmer, in dieſer Nacht Anlaß genug gefunden, ſich ins Unbedachte zu erhitzen. Denn manche Bürger, bisher nur im Stillen dem Kurfürſten und dem Reich anhänglich, faßten, auf die Nachricht von der Niederlage der Franzoſen und in Erwartung der nachrückenden Preußen, den Muth, in den Wein- und Wirthshäuſern ihre Geſinnung lauter als bisher werden zu laſſen. Und da die geringe Beſatzung, die Cuſtine zurückgelaſſen, ſich auffallend ruhig und gleichgiltig verhielt: ſo wagten es manche der angetrunkenen Nachtſchwärmer auf ihrem Heimwege unter den Fenſtern bekannter Clubiſten ein Lebehoch auf Preußen auszubringen. Ja, der nächſte Morgen entdeckte ſogar einen Unfug, der in der Nähe zweier Wachtpoſten — vor dem Biſchofhofe und dem nächſten Stadtgerichtsgebäude — während die Schildwacht ſich vor dem Regen untergeſtellt hatten, am Freiheitsbaume verübt worden. Der Baum war nämlich umgebogen und ſeiner Zierrathen beraubt, die der Wind umhertrieb. Die rothe Mütze, vom geknickten Herzaſte genommen, war, als Nachttopf gebraucht, neben hingeſetzt worden.

Die Franzoſen ſelbſt lachten des Unfugs und legten kein Gewicht auf die Bedeutung deſſelben; deſto mehr ereiferten ſich die Clubfreunde von Böhmer's Schlag oder

Anhang. Mit heftigen Reden in den Abendverſammlungen und mit jähen Anträgen gegen die öffentliche Freiheit ſetzten ſie die Landesadminiſtration und die eingeſetzte Municipalität in keine geringe Verlegenheit, da beide Behörden zwiſchen einem leidenſchaftlichen Club und dem leichtgereizten Obergeneral der fremden Macht mit ihrer eigenen Ueberzeugung hin- und hergeworfen wurden.

Im Club ſelbſt, dem auch die Mitglieder der Adminiſtration angehörten, regten ſich bereits die Anfänge einer Spaltung in zwei Parteien, die von dem unerſchrockenen Profeſſor Hofmann und dem geſchmeidigen Profeſſor Dorſch vertreten wurden. Verſchiedener, als dieſe beiden Männer, konnten auch nicht leicht zwei Parteiführer auftreten: Hofmann, derb von Geſtalt wie von Geſchmack im Ausdruck, aber offen und ehrlich in ſeiner Geſinnung; Dorſch, zierlich gebaut, eitel auf ſeinen kleinen Fuß, und eben ſo zierlich in Stil und Sprache, aber verſteckt und ſelbſtſüchtig von Charakter; Jener von einer ſtreng römiſchen Republik träumend, Dieſer von einer Republik mit Hofpracht eingenommen; Jener wahr und durch Wahrheit verletzend, Dieſer artig und durch Höflichkeit gewinnend. Zu Jenem hielten ſich die jungen Leute, Studenten und wer ſonſt für die neuen Ideen ſchwärmte; an Dorſch wendeten ſich gern außer den Fremden und Reiſenden, die ſich jetzt zahlreich nach der neufränkiſchen Geſtalt der Dinge umſahen, alle jene zum Theil verlumpten oder verlaufenen Subjecte, die bei dem neuen Umſchwung der Verhältniſſe ihren Vortheil ſuchten. Dorſch ſtand im augenblicklichen Einfluß durch den franzöſiſchen General, an den er ſich anſchmiegte; während Hofmann mit ſeinem Anhang auf die Conventsdeputirten rechnete, die täglich von Paris erwartet wurden.

Inzwiſchen zog Cuſtine ſeine Truppen über den Rhein zurück, und traf Vorkehrungen zum Schutze der Stadt und der Plätze des Stromes, wo ein Uebergang des Feindes zu fürchten war. Eine ſtarke Beſatzung blieb in Caſtel zurück, deſſen Befeſtigung mit lebhafter Anſtrengung betrieben ward.

Dieſer Rückzug der Franzoſen ſchleppte ſo viel Verwundete und Erſchöpfte mit ſich, daß die Spitäler im Altmünſterkloſter und im Schönborn'ſchen Hof nicht mehr zureichten und Raum für dieſelben im kurfürſtlichen Schloß beſchafft wurde. Die Adminiſtration zog ins deutſche Haus über, und der Club mußte ebenfalls den herrlichen Saal zu einem Lazareth räumen. Nur Cuſtine behielt die früher vom Kurfürſten bewohnten reizenden Zimmer bei.

Als unter dieſen Bewegungen Franz Karl eines Abends ſpät nach Mainz zurückgekehrt war, eilte er des andern Morgens zu Forſtern. Vor dem Hauſe hielt ein bepackter Haudererwagen, und oben traf er Frau Thereſen reiſefertig in Forſter's Armen. Wie gerufen, um Beiden den ſchmerzlichen Abſchied zu erleichtern, trat der junge Freund ein. Thereſe ſchrie freudig auf, wie denn leidenſchaftliche Herzen einer heftigen Empfindung durch die andere Gewalt anzuthun pflegen. — Ich hatte Sie ſchon mit Betrübniß aufgegeben, mein lieber Baron, ſagte ſie, und freue mich ſehr, Sie nun noch einen Augenblick zu ſehen. Aber — Sie wollten mir ja Jemand mitgeben? Es iſt gerade noch ein Platz im Wagen, und wenn's ſein muß, wartet auch der Hauderer noch einen Tag. Wie?

Befangen, bedenklich, in großer Unruhe ſtand der Freund da. Sein Anliegen war ein zartes Geheimniß; aber es foderte eine fremde Hülfe. Und indem er keinen Augenblick ſchwankte, Thereſen das unbedingteſte Vertrauen zu ſchenken, wußte er doch nicht gleich, wie er es anfaſſen und ausſprechen ſollte. Er hatte ſeine Mittheilung noch zu überlegen, noch mit Thereſen allein das rechte Stündchen dafür zu finden gehofft, und nun drängte ihn der Augenblick in Forſter's Gegenwart. — Ich konnte nicht früher zurückkehren, ſagte er in Ueberlegung zögernd. Es koſtete viel, meine Mutter zu einer Reiſe nach Münſter zu bewegen. Doch mußte es geſchehen, und ich brachte ſie nach Koblenz, wo ein Vetter ſie nach Münſter zu begleiten übernahm. Dann hatte ich mit meiner armen Schweſter —

Arm? Iſt die gute Baroneſſe krank? fragte Thereſe mit lebhafter Theilnahme.

Das Wort war ihm in der Zerſtreuung entſchlüpft, und er ſtand ſchon im Begriff, Thereſens Frage kurzweg zu bejahen und die Sache damit abzubrechen, als im Augenblicke der Kutſcher auf der Flur nach den Päckchen für die Sitzkaſten des Wagens fragte. Forſter eilte mit ſeiner kleinen Roſa auf dem Arme hinaus, und dieſen guten Augenblick ergreifend, flüſterte der Freund:

Meine Schweſter befindet ſich in der unglücklichſten Lage, in die — ein Mädchen kommen kann, ſo glücklich eine Verheirathete ſich darin fühlt. Ich wollte ſie Ihnen nach der Schweiz mitgeben, allein in ihrem Zuſtande will ſie durchaus nicht vor Ihnen erſcheinen. Ich allein ſoll ihr eine Zuflucht ausmachen, und ich weiß mir doch nicht zu helfen.

Ich helfe Ihnen, lieber guter Baron! erwiderte haſtig Thereſe. Ich bleibe vorerſt in Straßburg. Forſter ſieht nicht gern, daß ich nach Neufchatel gehe, weil es preußiſch iſt. In Straßburg mache ich eine ſtille anſtändige Familie aus —

Vortrefflich! Für die junge Wittwe eines bei Frankfurt gefallenen Offiziers! Sie verſtehen mich. Ich bringe ſie dann hin. Es hat noch einige Wochen Zeit, und Sie ſchreiben mir erſt. Aber, nicht wahr —?

Thereſe verſtand die verlegene Frage, reichte ihre Hand hin und flüſterte: Geheimniß, mein Freund!

Franz Karl ergriff die Hand, ſie zu küſſen. Seine Blicke, ſein gerührtes Lächeln ſprachen den Dank aus, den er mit der Betrübniß des Abſchieds empfand. In der Verwirrung ſeines Herzens, worin er doch die mahnende Peitſche des Kutſchers vor dem Hauſe gehört haben mochte, nahm er den Arm der bewegten Freundin und führte ſie an den Wagen hinab.

Der Augenblick war gedankenvoll, der Abſchied verſtummte in ahnungsvollem Leid. Forſter reichte ihr das Kind in den Wagen, und zum letztenmal ruhte Thereſens naſſer Blick in ſeinem dunkeln, zuckenden Auge, ihre Hand an Franz Karl's heißer Lippe. — Wir ſehen uns in der Schweiz! rief wie aus einer Eingebung der junge Freund, und Thereſe, die nicht ſprechen konnte, antwortete mit lebhaftem Nicken und klatſchenden Händen. — Die Pferde zogen an, und Forſter ſtürzte in das Haus, wo ihn, an die Treppenpfoſte geſtützt, Franz Karl in heftigen Thränen fand. Er umſchlang ihn und faßte ſeine Hand. Forſter folgte ihm hinauf. — Ach! ſeufzete er, daß auch das Nothwendige noch Schmerzensopfer fodert! Es mußte ſein, lieber Freund. Ich werde ruhiger werden, nun ich meine Schätze geborgen weiß. Belagerung, Verheerung, Epidemien bedrohten mir ſie mit hundert Gefahren. War doch in letzter Zeit ſchon der Aufenthalt in unſerm einſt ſo glücklichen Hauſe meiner lieben Thereſe verleidet worden. Sie blickte ſo gern in den Schönborn'ſchen Garten, und nun iſt es der Garten eines Lazareths. Wie ich jetzt allein ſtehe, mein edler Freund, erſchrecken mich die preußiſchen Bomben nicht mehr.

Franz Karl erzählte, um den Freund zu zerſtreuen, wie er im Rheingau wirklich ſchon auf ſtreifende Preußen geſtoßen ſei, bei welcher Gelegenheit er dem Profeſſor Hofmann einen großen Dienſt auf die bequemſte Weiſe erwieſen habe.

Und wie das? fragte Forſter. Er war allerdings vom Präſidenten Dorſch ins Rheingau geſchickt, um die von den Emigrirten zurückgelaſſenen Mehl- und Fruchtvorräthe zu retten oder zu vernichten.

Es iſt ihm nicht gelungen! erklärte Franz Karl. Er mußte auf ſeine Flucht denken, ward unterwegs von preußiſchen Huſaren aufgegriffen, und vor den Rittmeiſter gebracht, der eben an meinem Wagen hielt, mich zu examiniren. Hofmann erſchrak nicht wenig, als er mich erkannte. Er warf mir einen flehenden Blick zu, wobei er fremd gegen mich that. Er gab ſich nämlich für einen Seifenſieder aus Lohr, der eine Schweſter in Kreuznach beſucht habe, und nannte ſich Michael Kerz. Der Offizier maß ihn mit ſcharfem Auge. Wir wiſſen, ſagte er, daß von den verfluchten Patrioten welche herüberkommen; allein ich habe noch keine näheren Notizen. Ich ſchwieg und Hofmann wurde entlaſſen. — Das Drollige dabei war, ſetzte Franz Karl hinzu, daß der Offizier gerade auf dieſen Hofmann fahndete, von deſſen Umherſtreifen im Rheingau er einen Wink hatte. Er verſicherte mich, daß der General von Kalkreuth eine Liſte der Clubiſten durch einen mainzer Mönch erhalten habe, und ich konnte dieſem Rittmeiſter, der auf Clubiſtenfang ſo verſeſſen war, gar wohl abmerken, daß dieſe mainzer Herren in preußiſchen Händen nicht zum beſten aufgehoben ſein würden.

Dreizehntes Kapitel.

Der Baron, der in den erſten Stunden nur Forſter's Verluſt und Verlaſſenheit lebhaft mit empfunden hatte, erfuhr bald genug, wieviel er ſelbſt durch Thereſens Entfernung entbehrte. Die Forſter'ſche Wohnung, ſchon länger das liebſte und zuletzt faſt das einzige Haus, das er in jeder Stimmung mit Verlangen beſucht und ſelten unbefriedigt verlaſſen hatte, war nun für ihn ſo gut wie verſchloſſen. Denn auf Forſtern, wenn er ihm auch den bedeutendſten Antheil an dem hohen Genuß jener ſchönen

Theeabende gern zuerkannte, durfte er doch jetzt nicht rechnen; da der ernſte Freund die Stunden der Früh- und der Abendlampe ſeinen Studien und literariſchen Arbeiten, ſeinen Tag den Geſchäften bei der Landesadminiſtration und die ehemalige Theezeit den Clubverſammlungen widmete. Was die geſcheite, geiſtreiche Frau zuletzt noch vermittelt hatte, hielt nun nicht recht mehr zuſammen; beide Freunde begegneten einander nur zufällig und flüchtig, und wenn dann auch der innigſte Händedruck die alten Herzen wieder aufſchüttelte: ſo gingen doch ihre entgegengeſetzten Richtungen immer weiter auseinander. Franz Karl empfand das Alles tief, und nie ging er von Hauſe nach der großen Bleich oder zurück, ohne einen wehmüthigen Blick in die neue Univerſitätsgaſſe und nach jenem Hauſe zu werfen, hinter deſſen hohen Fenſtern er die beſten Stunden verbracht hatte.

Aber indem er nur die gerührte und dankbare Erinnerung dieſes Verluſtes hegte, war ihm dieſer ſelbſt noch zu neu und nahe, als daß er die eigenthümliche Fügung, die darin für den Gang ſeines Lebens lag, hätte erkennen mögen. Dort hatte er nämlich zuerſt eine gemiſchte, aber durch Geiſt und Bildung ausgeglichene Geſellſchaft gefunden; bürgerliche Wirthe, aber durch Adel der Seele ausgezeichnet, voll hoher Geſinnung und reich an Gedanken, hatten eine ſtille Umwandlung ſeiner ſchrofferen Denkungsart, eine allmälige Auflöſung ſeiner anerzogenen Vorurtheile bewirkt und die urſprünglich edle Richtung ſeines Herzens gefördert. So hatte eine geraume Zeit dies Haus als Uebergang aus den adeligen in die bürgerlichen Kreiſe gedient, und war nun wie ein Lebensorgan, das ſeine Beſtimmung erfüllt hat, abgewelkt, um ihn dem reinbürgerlichen Verkehr zu überlaſſen, der ihm glücklicherweiſe mit liebenswürdigen Geſtalten und einer würdigen Aufgabe von politiſcher Bedeutung entgegenkam.

Durch Lennig's Bemühungen hatte ſich die Partei der Deutſchgeſinnten im Stillen verſtärkt. Man verſammelte ſich an den langen dunkeln Abenden abwechſelnd bei den angeſeheneren Mitgliedern. Es war ein wandernder Club, der gerade dadurch der Beobachtung zu entgehen ſuchte. Darum rieth auch Erasmus ab, als Franz Karl bei einem ſeiner traulichen Beſuche ſeine eigene Wohnung zu ſtändigen Zuſammenkünften vorſchlug. — Nein, Herr Baron, ſagte Lennig, das finde ich nicht räthlich. Sie können hundertmal zu Einem und dem Andern gehen, und es wird nicht ſo bemerkt, als wenn wir Alle regelmäßig zu Ihnen kommen. Auch hat man ein beſonderes Augenmerk auf Sie, wie wir durch Freund Blau wiſſen. Ihr Adel hat einen wunderbaren Zauber: öffentlich oder unter den Augen der Clubvertrauten wird er Ihnen und uns verderblich; insgeheim wirkt er bei den unſchlüſſigen Bürgern zum Erſtaunen. Je mehr ſich unſere patriotiſchen Bemühungen bekommen, deſto vorſichtiger müſſen wir ſein. Wie mich das Wort patriotiſch lächert! Wir nehmen es für unſere Sache, wie die Clubiſten für die ihrige in Anſpruch.

Ja wohl! verſetzte Franz Karl. Wie vielen guten Deutſchen gilt nicht Patriot und Jakobiner für gleichbedeutend! Und wie wir auf dem Theater geſehen haben, daß Hamlet und Laertes in der Hitze des Gefechtes ihre

Waffen vertauſchen; ſo geht's den Parteien dieſer aufrühreriſchen Zeit mit ihren Schimpf- und Ehrennamen.

Sehr wahr! erwiderte Erasmus. Das erinnert mich an Moſer's Wort. Lächeln Sie nicht über mein Steckenpferd! Er ſagt aber gar ſchön: Wieviel ſogenannte Patrioten gehen auf die feine Mark? Denn ſoviel deutſche Länder, ſovielerlei Patrioten gibt es, und wer dort für einen Patrioten gilt, wird eine halbe Stunde weiter als Rebell todtgeſchlagen. Ein deutſcher Patriot, — ruft weiter dieſer von heſſiſchen Gewaltſtreichen ſo ſchwer getroffene Ehrenmann aus, — ein deutſcher Patriot muß bei tiefſter Rechtskenntniß, bei den feurigſten Wünſchen ſeines Herzens, bei den redlichſten Geſinnungen für das Vaterland niemals vergeſſen, daß er ein Deutſcher iſt.

Fides, die an den Unterhaltungen lebhaften Antheil nahm, holte aus einem Eckſchränkchen ein Buch und ſagte: Ihr habt mir geſtern dieſe Stelle aufgeſchlagen, Vater; aber ich habe da noch eine andere gefunden, die auch zu bedenken iſt. Hier heißt es nämlich:

> „Unſere deutſche Freiheit iſt der Stein der Weiſen. Man ſagt, daß er wirklich in der Welt ſei. Unſere Väter haben ihn geſucht, und ſind darüber geſtorben und zum Theil verdorben.“

Und nun ſehe ich Euch, lieber Vater und Sie, Herr Baron Franz Karl, abermals recht eifrig ſuchen.

Sie ſagte das mit einem ſo bedauerlichen und beklagenden Tone, daß der Baron lächelnd erwiderte:

Ich habe ſchon öfter bemerkt, lieber Lennig, daß unſere herzliche Fides mit unſern deutſch-patriotiſchen Beſtrebungen nicht recht einverſtanden iſt. Das thut mir ſehr leid; denn ich habe gerade auf ſie gerechnet.

Auf mich, Herr Baron? fragte Fides verwundert.

Ja, meine liebe Freundin! antwortete er. Ich weiß ſehr wohl, daß wir auf der Wanderung ins gelobte Land der Freiheit noch gar tief in der Wüſte ziehen, und beſonders bei Nacht pilgern, das heißt — heimlich und verſtohlen. Da gerade wäre denn für uns ſo verworrene, berechnende, leidenſchaftliche Parteimänner ein edles weibliches Herz mit ſeinen Ahnungen und urſprünglichen Gefühlen die rechte, leitende Feuerſäule; doch Ihre Begeiſterung, liebe Fides, ſchwebt, wie mir ſcheint, gar ſehr nach dem gelobten Lande der franzöſiſchen Freiheit und Gleichheit. Nicht wahr?

Fides lächelte ſchalkhaft, indem ſie verſetzte:

Da entſteht nun freilich der Zweifel, ob ich die rechte Feuerſäule nicht bin, oder ob Sie ein eigenſinniger Wüſtenpilger ſind.

Ein Kameel, nicht wahr? lachte Franz Karl, und Fides fuhr fort:

Sagten Sie nicht, ich könnte Ihnen, da Sie des Weges zweifelhaft ſeien, als Feuerſäule dienen? Und doch wollen Sie mir nicht folgen, weil ich in einer falſchen Richtung ſei. Iſt das aber nicht der baarſte Widerſpruch? Hätten es die Kinder Israel, ſo wie der Herr Baron ſchon voraus beſſer wiſſen wollen, als ihre Feuerſäule, ſo wäre ihnen dieſe ſehr überflüſſig geweſen. Doch nein, Herr Baron! Ich bin lieber ſelbſt eine Tochter der Wanderſchaft, und mein Blick folgt der Feuer- und Wolkenſäule der neuen, großen Ideen der Zeit, die alle edeln

Seelen zum Aufbruch gerufen haben. Aber es gab auch damals ſchon ungeduldige oder zu bequeme Israeliten, die ſich Blaſen an den Füßen gelaufen hatten, und bald wieder nach den guten Schüſſeln und Zwiebeln des alten Aegyptens zurückverlangten.

O Sie irren, liebſte Fides! eiferte Franz Karl. Wir wollen das Alte nicht, das ſich ja ſelbſt verloren hat; wir wollen aber das Neue nur aus den Verwandlungen des Alten. Das iſt ein himmelweiter Unterſchied. Auch iſt mein Widerſpruch nicht ſo ſtark, wie Sie ihn machen. Wir ſchwanken blos in dem, was wir wollen, wiſſen aber ganz genau, was wir nicht wollen. Wir wollen eben keine franzöſiſche Freiheit.

Ja, ich weiß wohl! Ihr wollt deutſche Freiheit, erwiderte Fides, haſtig in ihrem Buche blätternd, und von dieſer ſteht auch ein Wörtchen hier im Moſer:

> „Wenn Gott wird ein Volk ſtrafen wollen, wird er es mit deutſcher Freiheit heimſuchen", heißt es hier.

Erasmus rieb mit vergnügtem Lachen die Hände. So eifrig er als mainzer Patriot dachte, ſo hörte er doch nicht auf, ein noch vergnügterer Vater zu ſein, und die Tochter ſogar über ſeinen flüchtig gewordenen Kurfürſten gelten zu laſſen.

Dies war nicht das letztemal, daß Fides und Franz Karl in widerſprechenden Wortwechſel kamen. Beide irrten ſich gegeneinander in den ſüßen Täuſchungen, worin ihre Phantaſie und ihr Herz verkehrten. Denn des Barons deutſche Begeiſterung, verſtohlen, wie ſie ſich einmal geberden mußte, verſteckte ſich unvermerkt hinter das alte Bild des kurfürſtlichen Hofes; nur daß er unter dem

Thronhimmel des Kurfürſten, unter dem Baldachin des Erzbiſchofs nicht mehr die greiſe Geſtalt Erthal's, ſondern den friſchen Dalberg erblickte. Er konnte ſich eben unter den damaligen Verhältniſſen keinen andern Zuſtand der Dinge vorſtellen, als den einer Umgeſtaltung des Alten, einer Abſolution der reumüthigen und büßenden alten Sünderin deutſcher Reichsverfaſſung. Eben ſo ſchwer ward es der ſchönen Fides, die alten Träume aufzugeben, woran ihr Herz früher mit ſeinen heimlichſten Wünſchen gehangen hatte, damals als ſie Berg und Thal des geſellſchaftlichen Lebens für eine edle Liebe geebnet zu ſehen gehofft hatte. Dieſen Anſpruch an die Revolution hatte Fides für ſich aufgegeben, wie auch Franz Karl für ſeine Perſon nichts von dem neuen mainzer Hof erwartete: aber Revolution und Hof hatten für das edle junge Paar eine ideale Bedeutung angenommen für ſchöne, wünſchenswerthe Zuſtände des Lebens, worin der Baron das Recht des freigewordenen Staates, und Fides das Glück ungekränkter Familie erblickten.

Vierzehntes Kapitel.

So wunderbar verſteckte ſich hinter dem großen politiſchen Widerſpruche, der jetzt ganz Mainz, ja eine Welt in Haß und wechſelſeitiger Verfolgung zertrennte, die zarteſte Wechſelneigung zweier liebenden Herzen. Wie heftig Fides und Franz

Karl in mancher Abendſtunde mit abweichenden Meinungen ſich beſtritten: im Innerſten waren ſie nicht entzweit; ſie ſuchten den Hader, um einander ſelbſt darin zu finden, und wie andere Paare ſich liebkoſen, ſo liebgrollten ſie ſich. Der Mutter Lennig preßten ſolche Wortwechſel manche Verlegenheit und Angſt aus; Vater Erasmus dagegen hatte ſeinen ſtolzen Spaß daran; und wenn er zuweilen etwas von dem Geheimniß ahnete, das darunter lag: ſo ängſtigte ihn das jetzt nicht mehr. Wie ſehr hatten nicht die Zwiſchenereigniſſe einer kurzen Zeit ſein Verhältniß zur Tochter und ſeine Meinung vom Baron verändert! Ja ſelbſt die neue Macht des Tages hob ihn über die Beſorgniſſe ſeines väterlichen Herzens hinaus. Die Gegenwart mit all' ihren Umgebungen, ob man ſie liebte oder haßte, hatte eine veränderte Temperatur, und die neuen Ideen der Zeit machten es wie die Sansculotten ſelbſt: auch wo ſie verwünſcht waren, nahmen ſie doch Quartier. Soweit ging indeß der Einblick Lennig's nicht, um in den politiſchen Streitigkeiten des Barons und der Tochter einen dunkeln Drang zu ahnen, aus welchem beide Liebende die rauhe Schale des Standesunterſchiedes aneinander abzureiben ſuchten. Sie ſelbſt dachten ja nicht daran, und wenn ſie oft auch wieder in rein menſchlichen Dingen einig, bei ſchönen Gedanken und hohen Empfindungen gleichmäßig gerührt und über edle Handlungen der Zeit und der Vergangenheit entzückt waren, wurde ihnen nicht klar, daß ſie auf politiſchem Boden vielleicht nur dazu rückwärts auseinandergingen, um einen ſtärkern Anlauf zu höherem Einverſtändniß des Herzens zu nehmen.

In ſolcher Stimmung hatte der Baron mehr als einmal ſein wiederholt umgearbeitetes und ſorgfältig abgeſchriebenes Mährchen zu ſich geſteckt, um es der Freundin für das Album zu übergeben; aber in ihrer Nähe konnte er ſich keinmal dazu entſchließen. Es kam ihm dann vor, als ob ein Liebesbekenntniß, wie es in dem Mährchen kaum verſteckt lag, zu kindiſch für das Gefühl ſei, das er in ſeiner Bruſt ſchweigen ließ, und als ob auch ihre beiden Herzen inmitten des großen Aufruhrs der Zeit einer höhern Macht hingegeben ſeien, als dem ſpielenden Zug ihrer Wünſche. Vielleicht ſagte ihm auch ſchon ſeine gute Lebensart, daß der Uebergang von einer Comteſſe zu einer Fides — von einem verlobten zu einem liebenden Herzen, nicht mit hüpfenden Schritten geſchehen dürfe.

All' dieſe Regungen der Liebe blieben ſich geheimnißvoll, während Lennig und der Baron manch' heimlich Stündchen zu einem patriotiſchen Vorhaben verwendeten. Ein wirkſamer Verſuch der Deutſchgeſinnten mußte nämlich geſchehen; denn mit jedem Tage wurden die Commiſſare des National-Convents aus Paris erwartet, die das von Cuſtine beſetzte Rheinland für die franzöſiſche Nation in Beſitz nehmen ſollten. Die Verſtändigen ſahen ein, daß dieſe Abgeordneten der Revolution nicht ſo zaudern würden, die neue Eroberung der franzöſiſchen Republik einzuverleiben, wie die mainzer Bewohner noch immer ſchwankten, ſich mit Nachdruck für einen deutſchen Fürſten zu erklären. Noch immer hörte man ja in den Weinhäuſern die Loſung ſelbſt angeſehener Männer:

„Wer uns gewinnt, der hat uns!“

Franz Karl und Lennig kamen überein, den Kampf gegen den Club in deſſen eigenem Lager zu erheben. Sie hofften dadurch auf die unſchlüſſige Bürgerſchaft einen lebhaften Eindruck zu machen, und ſelbſt manche Clubiſten zu gewinnen, die aus Ueberzeugung oder aus Unzufriedenheit mit der trübſeligen Lage der Dinge insgeheim für den Coadjutor geſtimmt waren. Zu dieſem Zwecke entſchloß ſich Lennig in den Club zu treten, und wirklich erregte dieſer Schritt, als er ausgeführt wurde, das lebhafteſte Aufſehen. Erasmus ſtand durch ſeine Perſönlichkeit und als Mitglied des Vicedomamtes bei der Bürgerſchaft in großer Achtung. Daher nahmen ihn die eifrigen Clubmänner mit Lärm und Jubel auf, ohne zu ahnen, daß das Gewicht dieſer Auszeichnung gegen ſie ſelbſt in die Wage fallen könnte. Erasmus beſuchte nun fleißig die Abendverſammlungen der ſogenannten Volksfreunde und wußte ſich in eine gewiſſe Geltung zu ſetzen, während um ſeinetwillen, — um für oder wider ihn Partei zu nehmen, auch die Weinſtuben fleißiger beſucht wurden.

Zu dieſem Aufruhr lächelnd, ſaßen Lennig und Franz Karl vertraulich zuſammen und arbeiteten eine Rede aus, die Erasmus im Club halten wollte. Das Staatsrecht des jungen Freundes verband ſich mit Lennig's praktiſchem Blick, um etwas zu Stande zu bringen, was auf alle Klaſſen der Bürger einen entſcheidenden Einfluß gewinnen ſollte. Dem jungen Freunde gelang in dieſer Sympathie mit Erasmus zu ſeiner eigenen Verwunderung der populäre Ton, womit er das Intereſſe der deutſchen Höfe bei Aufrechthaltung des linken Rheinufers für das deutſche Reich entwickelte, und die Gefahren für Mainz darſtellte, wenn es eine eigene Republik oder mit Frankreich vereinigt werden ſollte. Es wurde ſehr anſchaulich gemacht, wie unmöglich Mainz ſich bei einer reichswidrigen Conſtitution halten könnte, vielmehr mit dem wärmſten Patriotismus unter kahler franzöſiſcher Freiheit im erſten Winter erfrieren müßte. Lennig in ſeinem Beitrag zur Rede bemühte ſich beſonders auf das jetzt ſchon gedrückte Volk zu wirken, und war mit den bisherigen Verhältniſſen vertraut genug, um zu wahrer Beängſtigung der Bürgerſchaft darzuthun, wie abhängig der mainzer Nahrungsſtand vom freien Verkehr mit der Pfalz und den übrigen deutſchen Nachbarländern jenſeit des Rheins ſei, und wie wenig Stadt und Land ohne den reichen geiſtlichen und weltlichen Adel beſtehen könnten, der mit ſeinen ſchönen Revenüen aus den beſten Ländern Deutſchlands ſo lange nicht zurückkehren werde, als die Vogelſcheuche einer rothen Jakobinermütze auf einem Freiheitsbaum ausgeſteckt bleibe.

Mit der fliegenden Batterie dieſer Rede bereitete ſich Lennig vor, den Club zu überraſchen.

Fünfzehntes Kapitel.

Lennig und der Baron hatten ſich nicht über die Wirkung getäuſcht, die ſie von ihrer gemeinſchaftlich verfaßten Rede erwarteten. Dieſe Rede war, ſo zu ſagen, ein aus adeliger Staatskenntniß und bürgerlicher Gewerbskunde geſchickt gewebtes Netz, worin Gelehrte und Bürger, Ganz- und Halbvögel, ſich fangen mußten. Wirklich hatte ſich auf Betrieb der deutſchen Partei eine ungewöhnlich ſtarke und gemiſchte Zuhörerſchaft im neuen Clublokal eingefunden. Dies war, ſeit der Verwendung des Akademie-Saales zu einem Lazareth, im Schauſpielhaus hinter der ehemaligen Wohnung der Gräfin Coudenhove eingerichtet.

Hier ſtand vor dem ehemaligen Souffleurkaſten die jetzige Rednerbühne; unter derſelben im Orcheſter war der Präſidententiſch, rechts von einem Freiheitsbaume, links von einer aufgeſteckten Pike eingefaßt, und etwas tiefer der Tiſch der Sekretäre aufgeſtellt. Das Parterre nahmen die Clubiſten ein, ſo daß dem zuhörenden Volke die Logen und Galerien blieben, mit dem altrömiſchen Namen „Tribunen“ beehrt. Der Raum, gegen den prachtvollen Akademieſaal durchaus nicht glänzend zu nennen, ward auch von einer einzigen, hochſchwebenden Lampe nur ſo dürftig beleuchtet, daß es in dieſem Tempel der Freiheit nicht an dunkeln Eckplätzen fehlte, die von dem ſittenloſen Theil des Publikums ſogleich zu Kapellen für untergeordnete Freiheiten benutzt wurden. Doch heut begünſtigte dies Helldunkel des Saales den Eindruck der Rede Lennig's und den Beifall, den man ihr ſpendete. Denn es waren verzagte Seelen genug darunter, deren Begeiſterung ſich nur im Dämmerlicht hervorwagte. Anfangs hatte eine große Stille der Erwartung und Verwunderung geherrſcht. Als aber einige der wüthendſten Clubiſten aus Aerger und Beſorgniß dem Redner Stillſchweigen zuriefen, entſtand ein kämpfender Tumult: auf jeden Clubiſtenruf zum Schweigen erfolgte eine Volksaufmunterung zum

Weiterreden, und jeder Beifall der Logen und Galerie rief einen Widerſpruch des Parterres hervor. Lennig hatte ſich dergleichen erwartet und verlor auf der Rednerbühne ſeine lächelnde beharrliche Faſſung nicht. Sobald es ſtürmte, zog er die Segel ein, und ſpannte ſie bei der erſten Stille wieder auf. Als aber auch der verdutzte Präſident Schweigen auferlegen wollte, erhob ſich Blau am Tiſche der Clubiſten und ſprach mit Nachdruck:

Niemand kann hier Stillſchweigen gebieten gegen Gedanken und Ueberzeugungen, ſo lange ſie nicht in unanſtändiger Einkleidung erſcheinen. Freiheit der Meinung und des Wortes iſt des Clubs Grundgeſetz, und jeder wahre Volksfreund würde mit mir von dieſem Tiſch aufſtehen, ſobald man hier nur der Partei zu Lieb' ſprechen dürfte. Ich würde mich ſchämen ein Volksfreund zu heißen, könnte man mir unterſagen, wenn auch nicht die Wahrheit einer Rede, doch den Muth des Redners zu bewundern. Und wenn ich je dem Sprecher, der mein Freund iſt, das Zeugniß der Ehrlichkeit nicht verſagen konnte, ſo kann ich es am wenigſten jetzt, wo er ſich von der Wuth Derjenigen nicht einſchüchtern läßt, die ſich ſo leicht hinter die öffentliche Macht von Mainz verſtecken können.

So weit hatten es dieſe Exaltirten gebracht, daß ſelbſt einer der angeſehenſten Clubmänner gegen ſie ſprechen mußte. Die eifernde Partei verſtummte; Lennig beendigte ſeine Rede und ſtieg unter dem Jubel der Logen und Galerien von der Rednerbühne. Viele der Zuhörer verließen das Haus ohne weitere Verhandlungen abzuwarten, als ob ſie nun ein für allemal über die mainzer Lebensfrage entſchieden wären.

Dennoch war die Sache damit nicht abgethan, und die zum Schweigen gebrachten Clubiſten blieben darum nicht unthätig. Noch in der Nacht berathſchlagten die Eifrigſten mit Böhmer, was zu thun ſei. Dieſer exaltirte Mann, ſoviel er ſonſt durch ſein überſpanntes Weſen dem commandirenden General Cuſtine zu lachen und zu ſpotten gab, war doch als deſſen Sekretair in Dingen, die eine beſondere Kenntniß von Mainz vorausſetzten, oder die den mißtrauiſchen und eiteln Franzoſen mit Verlegenheit bedrohten, nicht ohne Einfluß; ſo daß er unter Umſtänden manches Uebertriebene dennoch durchſetzen konnte. Daher war es nicht zu verwundern, als ſchon am andern Morgen eine Auffoderung Cuſtine's an die Bürger erſchien, alle Feuergewehre, die ſie beim Anzuge der Franzoſen aus dem Zeughaus erhalten hätten, und die ſie eigenthümlich beſäßen, binnen fünf Tagen abzuliefern. Hausſuchung und 500 Gulden Strafe von jedem verheimlichten Gewehre wurden dabei angedroht.

Um aber auch die Rede Lennig's zu entwaffnen, kündigte der Profeſſor Metternich eine Widerlegung derſelben mit ſehr viel Lärm an, wodurch ſich an dem anberaumten Clubabend ein zahlreiches Publikum aufgeregter und ſkandalſüchtiger Einwohner ins Schauſpielhaus verlocken ließ. Wie erſtaunte man aber, als man vor den Eingängen, an den untern Schranken und auf den Galerien franzöſiſche Schildwachten fand, die unter den Augen der Eintretenden ihre Gewehre luden! Der Baron und Lennig verließen ſogleich mit ſtolzer Entrüſtung das Haus, und zogen viele ängſtliche Männer mit ſich fort. Doch die Menge blieb aus Neubegierde und in geſpannter Erwartung zurück.

Mit der Zuverſicht auf ſeine bewaffnete Unterſtützung beſtieg Metternich die Rednerbühne und führte die Behauptung aus, daß die deutſche Verfaſſung den natürlichen Rechten der Menſchen und der Bürger widerſtrebe, und ihre deſpotiſche Natur am unwiderlegbarſten durch das auf dem Lande beſtehende Elend darlege.

Begreiflicherweiſe hielten ſich die Zuhörer vor den Mündungen der Gewehre ſehr ruhig. Nur als der Redner gegen den Beifall eiferte, den Lennig's „Vorſpiegelungen", wie er es nannte, bei den Unverſtändigen gefunden, und den er einen bezahlten Enthuſiasmus nannte, erhob ſich gegen dieſe allgemeine Beleidigung ein Murren; doch ſchnell erfolgte aus allen Ecken des Theaterbaues ein gebieteriſches Silence! der Wachtpoſten mit raſſelndem Anſchlag der Gewehre. Alles verſtummte und die furchtſamſte Stille herrſchte bis zum Schluß der Rede, wo das Schweigen ſelbſt einen kleinen Triumph feierte. Als nämlich Metternich ſeinen leidenſchaftlichen Vortrag mit dem feierlichen Aufgebote ſchloß:

> „Wer ſchwört nun nicht mit mir, frei zu leben oder zu ſterben?"

ſprangen zwei bis drei Clubiſten auf und riefen mit dünnen Stimmen: Ich ſchwöre. Dieſe Lächerlichkeit wäre durch ein heiteres Lachen des Publikums verwiſcht worden; da jedoch auch nicht eine Stimme laut wurde, ſo fiel das Komiſche des Augenblicks wie eine unverſöhnte Selbſtverhöhnung auf die Tafel der Clubiſten nieder.

Böhmer und ſeine Freunde fühlten auch, wie wenig ſie mit dieſer Rede bewirkt und welchen Mißgriff ſie gemacht hatten, die Gemüther durch Furcht zu verſchließen und zu verbittern. Sie ſuchten daher einen andern Zugang für ihre Belehrungen bei der mainzer Bewohnerſchaft, und Böhmer brachte es dahin, daß Cuſtine die Koſten zum Druck der Rede Metternich's und anderer eindringlichen Clubvorträge bewilligte.

In Tauſenden von Abdrücken verbreitete ſich nun Metternich's Rede über das Land. Dies brachte den Baron Franz Karl auf den Gedanken, auch Lennig's Rede in den Druck zu geben, um das Volk in den Stand zu ſetzen, eine für ſeine Zukunft ſo ſchwere Frage von allen Seiten zu prüfen.

Des andern Tags ſaß er eben mit Lennig in Ueberlegung, wie ſich die Abdrücke am ſicherſten verbreiten ließen, als der Druckereibeſitzer in athemloſer Haſt die Handſchrift zurückbrachte. — Er ſei mit Zerſtörung ſeiner Wohnung und Preſſe bedroht worden, erklärte der angſtvolle Mann.

Der Baron fragte nach einem ſchriftlichen Verbot Cuſtine's oder der Adminiſtration oder der Municipalität, und da kein ſolches ergangen war, belehrte ihn der junge Freund über die Gewerbsbefugniſſe ſeiner Preſſe in einem Staate der Freiheit und Gleichheit, und Lennig machte ihm begreiflich, daß man ihn eben nur ängſtige, weil man mit keinem Verbot an ihn könne.

Ach! rief der Mann, und rückte ſeine ſchwere ſilberne Brille zurecht, man will mich ja nicht verklagen, mir keinen Prozeß vor einem rechtmäßigen Richter machen: zerſtören will man mich!

Dabei blieb denn auch der eingeſchüchterte Drucker. Was man ihm auch erklären mochte, — er ſah es ein, war aber durch nichts zu bewegen, die Handſchrift wieder mitzunehmen. Die Angſt vor der pöbelhaften Gewalt wirkte mächtiger bei ihm, als ſonſt vielleicht der Reſpekt vor einem obrigkeitlichen Befehl vermocht hätte.

Sechzehntes Kapitel.

Zu dieſem Verdruß kamen mit jedem Tage mehr betrübende, ja empörende Eindrücke, die dem jetzt ſo reizbaren Baron, wäre er nicht von ſeinem patriotiſchen Vorhaben und ſeiner Herzensneigung eingenommen geweſen, den längern Aufenthalt in Mainz gänzlich verleidet hätten. — Die Unſauberkeit in der Stadt nahm mit jedem langen Abend und ſpäten Morgen zu. Sogar die Fenſter an vielen Häuſern wurden aus Muthwillen oder als nächſte beſte Auskunft von den Nationalgardiſten zu Verrichtungen gebraucht, die ſelbſt der Naturmenſch zu verheimlichen ſucht. Die Ausgelaſſenheit der einquartierten Soldaten, die nach Luſt und Laune ihre Gewehre abfeuerten, ängſtigte die Bürger und hatte ſelbſt kleine Beſchädigungen verurſacht. Dabei griff die Unſittlichkeit auf entſetzliche Weiſe um ſich. Wer auch um den verwerflichen Verkehr, den der lange Winterabend in bekannten Häuſern und einſamen Gaſſen begünſtigte, ſich nicht bekümmern mochte, war doch nicht ſicher, mancherlei Unanſtändigkeiten der

Soldaten und Leichtfertigkeiten mainzer Dirnen am hellen Tage zu begegnen. Bürgertöchter ſcheuten ſich ohne Begleitung über manche Straße zu gehen, und von den Fieberkranken im Schönbornerhofe war gegen junge Mädchen, die aus der Schule vorüberkamen, Gewalt gebraucht worden. — Die Beſchwerden der Einwohner wurden immer dringender und erwirkten einen ſcharfen Tagsbefehl des Obergenerals, wodurch dem Betragen der „Soldaten des Heeres der Republik" Schranken geſetzt wurden.

An einem der nun ſtilleren Abende, als der junge Freund von Lennig nach Hauſe kehrte, empfing er an der Treppe ein Billet aus der bebenden Hand eines Mädchens in dunkelm Bürgermantel. Auf ſeine Frage, von wem das Brieſchen komme, erfolgte keine Antwort, ſondern die Ueberbringerin verneigte ſich mit einem langen, dunkeln Aufblick aus dem zuſammengerafften Mantel, und ſchwebte mit anmuthigen Schritten nach der Emmeransgaſſe hinab. Auf dem Zimmer las der Baron nicht ohne Befremden die wenigen Zeilen:

> „Ihrem Herzen das Theuerſte iſt bedroht und Sie ſelbſt mit Ihrer unpolitiſchen Politik werden ſich in Mainz kaum lange genug halten können, um Ihre Geliebte zu behüten. Wollen Sie Löſung dieſes Räthſels, ſo vertrauen Sie ſich der Hand an, die Ihnen morgen Abend ſieben Uhr unter der matten Laterne des Dienheimerhofs zur Führung geboten wird."

Ein C. ſtand als Unterſchrift dieſer Zeilen von einer — wie es ſchien, ins Grobe verſtellten Frauenhand.

Der Freund las wiederholt, als ob er damit das verſteckte Abenteuer aus dem räthſelhaften Dunkel hervorziehen könnte. Es war das erſte ſolcher Art, das ihm geboten wurde, und er fiel daher gleich auf den Zweifel, ob nicht eine Neckerei dahinterſtecke. Doch zu ſolchen Späßchen ſchien ſo wenig, als zu verliebten Unternehmungen dieſe troſtloſe Zeit geſtimmt zu ſein, und die Geſellſchaftskreiſe fehlten jetzt ſogar in Mainz, von denen dergleichen ſonſt vielleicht hätte ausgehen mögen. Ueberdies enthielt das Billet Winke, die nur ein mit ſeiner Lage bekannter Menſch zu geben im Stande war. Dabei konnte er ſich auch darüber nicht täuſchen, daß er wirklich in Mainz eine bedenkliche Stellung genommen habe, wenn er auch ſie zu behaupten den Muth in ſich fühlte. Aber Fides? Wer kannte ſie als ſeine Geliebte? Wer wußte von dieſem wenigſtens nicht ausgeſprochenen Verhältniß? Und ein ſolcher konnte freilich auch von Gefahren wiſſen, die ihr drohen ſollten. — Oder, wäre Fides gar nicht gemeint, und der ganzen Einladung läge ein Irrthum in ſeiner Perſon zu Grunde? — Aber die Botin des Briefes kannte doch gewiß den Bewohner des Hauſes, an deſſen Treppe ſie ihn erwartet hatte. — Der bedenkliche Freund erinnerte ſich plötzlich jenes Abends, da er unter den Fenſtern der Geliebten ſich Kummer um ihre Zukunft gemacht hatte, und der entwurzelte Goldlack als Sinnbild ihres Mißgeſchicks an ſeine Bruſt geflogen war. — — Eine wunderſame Angſt foderte ihn auf, der Einladung zu folgen, und am andern Abende ſchnallte er den Degen um, mit welchem er ſich bei Cuſtine's Annäherung zur Vertheidigung von Mainz an die Spitze einer Bürger-Compagnie geſtellt gehabt hatte. — In Kriegszeiten dürfen auch verliebte Abenteuer nur bewaffnet unternommen werden! ſagte er lächelnd zu ſich ſelbſt; doch hoffte er dieſe Klinge, die er früher einem edeln Kampfe nur verlobt, aber nicht vermählt hatte, auch diesmal aus niederen Gefahren jungfräulich zurückzubringen. Den Regenmantel umgeworfen, ſtand er zeitig genug unter der bezeichneten Laterne.

Sie brannte matt durch die niederſchlagende Nebelluft des Decemberabends, und warf ein ſchauriges Halbdunkel über den Mitternachtplatz. Nur vereinzelte Geſtalten, die ſich, vielleicht dem Namen des Platzes zu Lieb', wie Geſpenſter der Mitternacht ausnahmen, huſchten in durchkreuzter Richtung nach den ſtillen Gäßchen. Am ſchreckhafteſten kamen zwei dunkle Perſonen das enge Mitternachtgäßchen herauf, und ſchlüpften durch die nur angelehnte Thüre des Dienheimerhofs ein. Franz Karl erkannte zwei Mönche, und ſann mit Verwunderung nach, was dieſe frommen Väter ſo ſpät in einem Hauſe ſuchten, deſſen Bewohner, der Kapitular von Bettendorf, mit den klugen Andern entflohen war. Darüber ſah er gerade, was er erwartete, nicht herankommen, und plötzlich ſtand dieſelbe weibliche Geſtalt, die ihm das Billet zugeſtellt hatte, vor ihm, winkte, als ſie ihn erkannt, und ſchwebte vor ihm her das ſchaurige Gäßchen hinab. Nur rechts von einigen alten Häuſern, links von den hohen fenſterloſen Hintergebäuden des Zeughauſes eingezwängt, ſcheint es bei Nacht ein dumpfer Schlund, der in einen Abgrund führt. Um die Ecke rechts erweitert ſich nur ein weniges die untere Löhrgaſſe, und einer hohen Mauer gegenüber liegen ein paar niedere Wohnungen, aus denen eben Zank und Lachen vermiſcht ſich vernehmen ließ, als der Freund, von ſeiner Begleiterin am Mantel gefaßt, in das erſte Häuschen gezogen wurde. Durch einen ſchmalen Gang, der von einer Hausrinne durchfeuchtet war, tappte er an ihrer Hand eine noch engere ſteile Treppe hinauf, wo ſich, um ihm die bängliche Bruſt zu erleichtern, ein helles Stübchen vor ihm aufthat, — ſauber eingerichtet, mit feinem Sande beſtreut, und ein wenig von Wachholderbeeren durchräuchert.

Halb abgewendet, wie verſchämt ſich nun ſehen zu laſſen, legte das Mädchen den dunkeln Kapuzmantel ab, warf ein Tüchlein über die weiße Schulter, und wollte, ſeine Verlegenheit zu verbergen, des Barons Mantel abnehmen. Aber Franz Karl verwehrte es, den fragenden Blick auf das Mädchen geheftet, das ſchlank gebaut, in anmuthiger Befangenheit vor ihm ſtand, und nach einem ſtummen Weilchen ein dunkles, ſchwärmeriſches Auge zu ihm aufſchlug. Eine Fülle loſe aufgeſteckten Haares fiel dabei in den Nacken zurück, und umſchattete ein blaſſes, einnehmendes Geſicht. Der Anzug des intereſſanten Geſchöpfes war leichter, als es der Jahreszeit zukam, und eher dem Zimmer angemeſſen, das von einem alten Kachelofen überheizt war.

Setzen Sie ſich, Herr Baron! ſagte endlich das Mädchen mit einem Tone, den ein Herzklopfen durchzitterte.

Franz Karl ſetzte ſich auf einen geflochtenen Stuhl, und warf einen Blick über die getünchten, mit kleinen Bildchen verzierten Wände. Ein Paſtellgemälde hing über einer Commode, das Portrait, wie es ſchien, eines geiſtlichen Herrn im Weltkleide.

Es ſieht ganz artig hier aus, — beſonders wenn man ſo fatale Gäßchen hinter ſich hat, ſagte der Baron etwas verlegen, und ſetzte über ein Weilchen hinzu: Aber ich möchte doch nun gern wiſſen —

Ja, Ew. Gnaden, — erwiderte das Mädchen mit geſenktem Blick, — ich ſoll Ihnen die Wahl vorſchlagen, ob Sie eine wichtige Mittheilung aus den Karten meiner Mutter, oder aus dem Munde einer Freundin vernehmen wollen.

Von der lieblichen Stimme und dem gebildeten Ausdrucke überraſcht, verſetzte Franz Karl etwas freundlicher:

Allen Reſpekt vor den Karten deiner Mutter, mein artiges Kind! Aber du wirſt ſelbſt einſehen, daß man doch dem Munde einer Freundin mehr Vertrauen ſchenken muß, zumal einer Freundin, an der ich in dieſer Region gewiß eine neue Entdeckung mache.

Dann müſſen freilich Eure Gnaden noch ein wenig verziehen: die Dame iſt noch nicht da.

Und deine Mutter —?

Iſt im anſtoßenden Hauſe, Herr Baron.

Ihr habt alſo zwei Wohnungen? bemerkte der Baron, und das Mädchen ward feuerroth, als es erwiderte:

Ja, wir mußten noch dieſe nehmen, weil drüben der Zuſpruch ſo ſtark war. Es kam Vornehm und Gering, und —

Da haſt du die Karten ſchlagen helfen? fragte der Baron.

Nein, Eure Gnaden. Ich mußte — die Mutter wollte, daß ich die Wartenden unterhalten mußte.

Sie ſchwieg ſtockend, und die langen dunkeln Augenwimpern fächelten eine Thräne zurück.

Wie heißeſt du denn?

Dorothea, Eure Gnaden!

Laß dieſen Titel, gutes Dorchen! ſagte lächelnd der Freund. Die Gnaden ſind in Mainz abgeſchafft, und du mußt dich nun in die allgemeine Gleichheit ſchicken, nachdem du dich, wie mir ſcheint, in ſo mancherlei Freiheiten geſchickt haſt. Nicht wahr?

Dorchen wendete ſich mit einem Seufzer vom Baron ab.

Iſt deine Mutter etwa die berühmte Kartenſchlägerin Steiglehner? fragte der Baron.

Dorchen nickte.

Von der hab' ich früher gehört, fuhr der Freund fort. Die ſoll merkwürdige Dinge aus den Karten geſagt haben, und die Vornehmen haben euch damals ſehr beſucht. Doch bei den Franzoſen werdet ihr auch nicht zu kurz kommen: ſie, die ſo viel Glauben abgeſchafft haben, laſſen ſich nun eher etwas Aberglauben gefallen.

Dorchen ſah den Baron lächelnd an, und er fragte, was ihr Vater geweſen ſei.

Vicariats-Kanzliſt, antwortete ſie.

Aha! darum alſo, des Vicariats wegen, hat er ſich halb geiſtlich getragen?

O nein, Herr Baron! Warum meinen Sie das?

Iſt denn das nicht ſein Bild? Das dort! Es iſt ja doch dein Geſicht?

Dorchen machte ſich am Fenſter zu ſchaffen, und ſagte kleinlaut:

Nein, Herr Baron, das iſt der geiſtliche Rath Vattberg, — ein Freund des Vaters, — jetzt im Eichsfelde. — Mein Gott, ich höre kommen!

Die Thüre öffnete ſich, und ein geſchminktes Mädchen, leichtfertig angezogen, ſtürzte wild herein, ſtutzte aber über den Beſuch, und ſagte an der Thüre ſtehend:

Nun hernach, Doris!

Dorothea winkte ihr mit beiden heftigen Händen fortzugehen. Jene aber hüpfte herbei, und flüſterte ihr, hinter dem halblauten Namen „Chadelas,“ ins Ohr.

Ich will nicht, und ich will nimmermehr! antwortete ihr Dorothea heftig, und drängte ſie zur Thüre hinaus.

Chadelas? fragte der Baron. Was will der General-Adjutant Cuſtine's hier? Er kömmt doch nicht herein?

Er ſtand heftig auf. Erſt war es die Verlegenheit, hier gefunden zu werden; dann fiel ihm die Warnung des Billets ein, und ein Argwohn beſchlich ihn, — er ſei hier in die Gefahr gelockt worden, vor der man ihn gewarnt habe. Wie erſtaunt war er daher, als Dorothea vor ihm niederſtürzte, und ſeine Kniee umfaſſend ausrief:

Helfen Sie mir, Herr Baron! Ich bin von Gott und der Welt verlaſſen. Kein ſo reiner, edler Herr iſt noch hier hereingekommen: ſeien Sie mir darum auch ein guter Geiſt, und gehen Sie nicht fort ohne ein edles Werk! Retten Sie mich, und helfen Sie mir aus dieſem Hauſe!

Franz Karl, von dem flehenden Ton und Aufblick des reuigen Mädchens erſchüttert, reichte ſeine beiden Hände hin. Er kam ſich im Augenblick wie ein Heiliger vor, der eine Seele erlöſt, ohne daß er bedachte, welchen Vortheil er bei dieſem himmliſchen Vergnügen als Menſch durch den Beigeſchmack des ſinnlichen Wohlgefallens an einer ſo anmuthigen Erſcheinung voraus hatte. Dorothea hatte ſich an ſeinen Gnadenhänden aufgerichtet; doch ehe er ſeine Gewährung und ſie ihren Dank ausſprechen konnten, öffnete ſich leiſe die Thüre, und Frau Karoline Böhmer in einem Herrnmantel trat herein. — Aha! rief ſie mit einem Blick auf Dorothea, die ihre Augen trocknete, meine Iris ſchwebt auf einem Regenbogen! Ich errathe ſchon! Soll ich euch Mythologie leſen? Sie ſehen, Baron, wie ich aus dem Kalten ins Warme komme, ſchlage ich auch gleich von meines Mannes froſtiger Gelehrſamkeit aus. Aber Sie wiſſen ja, daß die Göttin Iris eine Schweſter der Harpyien war, und meine Iris da war vorhin auch eine ſolche raubende, entführende Göttin, und hat nun ſchnell ihren Regenbogen wieder vorgenommen. Wahrhaftig, lieb Irischen, das Magdalenennaß ſteht dir ſehr gut zu Geſicht! Wie iſt es, Baron, können Sie 'was für das arme Ding thun? Hat es Ihnen gebeichtet, wie lange es ſchon ein zärtliches träumeriſches Herzchen für Sie gehegt hat, und Ihnen zu gefallen gegangen iſt?

O Frau Profeſſorin! rief Dorothea mit erröthendem Mädchenzorn. Wie ſehr mißbrauchen Sie mein Vertrauen! Ich weiß, Sie ſind eine wilde Frau, aber mich ſo zu demüthigen —!

Sie verließ heftig weinend das Zimmer.

Siebzehntes Kapitel.

Eine ſo raſche Aufeinanderfolge des Unerwarteten mußte den etwas reizbaren jungen Freund verwirren. Doch nur wenig Augenblicke, und ein lebhafter Aerger über die eingetretene Frau gewann die Oberhand. — Sie alſo, Madame Böhmer, haben mich hierher geladen? fragte er empfindlich und den Mantel ordnend, der ihm von der rechten Schulter gerutſcht war.

Aha! er iſt böſe! ſagte Frau Karoline lachend vor ſich hin. Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie geſtört habe! Allein, Sie ſtanden ſo hölzern vor dem Mädchen, daß ich mir auch nicht hätte denken können, Sie wollten ſich in den Magdalenenthränchen baden. Ich glaub's auch noch nicht, da ich weiß, wie unabſichtlich Sie in das bedenkliche Haus gekommen ſind.

Allerdings, — nach Ihnen, Madame! Auf Ihre Einladung! erwiderte er.

Sie lachte, indem ſie ſich behaglich ſetzte, und ſprach, ihm zu Gehör, vor ſich hin:

Er muß recht böſe ſein, denn er wird grob! Aber Zorn ſteht einem Manne ſo lieb zu Geſicht, wie einem Mädchen Thränen. — Nun, ich will Sie nicht lange aufhalten, lieber Baron. Es iſt mir eigentlich auch nur um das Weggehen zu thun, wie Sie gleich hören ſollen. Wiſſen Sie alſo, daß Sie an Pater Garzweiler nicht den beſten Freund haben? Notabene! was ich Ihnen mittheile, habe ich von vertrauten Männern aus der Umgebung Cuſtine's, und iſt Dienſtgeheimniß: ich rechne alſo auf Ihre Verſchwiegenheit! Der genannte Pfaff hat Sie zuerſt als kurfürſtlichen Spion bezeichnet. Da jedoch Forſter und andere Freunde gleich für Sie eingetreten ſind, und wir auch die kurfürſtlichen Spione durch die unſerigen kennen: ſo iſt der Schelm von Pater damit abgefahren, hat aber ſeinen Haß — wie man zu ſagen pflegt, auf einen andern Karren geladen. Er hat ſeiner Einquartierung ſo viel und lange von einer gewiſſen Fides Lennig vorgeſchwatzt, bis Herr Cardinet ſich entſchloſſen hat, beim Einquartierungswechſel in nächſter Woche zu Lennig's überzuziehen. Cardinet, einer der Cuſtine'ſchen Adjutanten, iſt ein Freund von mir, ich meine von Böhmer, und ich kann Ihnen daher ſagen, daß er ein eben ſo verwegener und gewiſſenloſer Menſch iſt, als Sie ihn vielleicht für einen artigen, einnehmenden Mann kennen. Und Garzweiler ſcheint ihm von Fides Lennig und Ihrem Umgang mit ihr einen ſo leichtfertigen Begriff beigebracht zu haben, daß Sie ſich Alles von ihm erwarten können. Thun Sie mir den Gefallen, beſter Baron, und entfernen lieber Fides ganz aus dem Hauſe: vielleicht quartiert ſich dann Cardinet gleich wieder um.

Ihnen den Gefallen? Ich dachte, Sie handelten für mich? erinnerte der Baron.

Mit einer, bei dieſer Frau ſeltenen Verlegenheit antwortete ſie ein wenig hochtrabend:

Es iſt die edle Sache aller Frauen, daß eine Jungfrau nicht gekränkt werde, ſei es auch nur durch Blick und Wort! Alſo —! Das iſt Eines. Und dann ſchrieb ich Ihnen zweitens, daß Sie ſich ſehr unpolitiſch benehmen. Kaum haben Ihre Freunde gut für Sie geſagt, ſo ſtecken Sie ſich hinter Papa Lennig, regen ihn an, laſſen ihn Reden halten, die den Club in Harniſch bringen, betreiben geheime Bürgervereine —. Glauben Sie denn, wir hätten keine Horcher und Späher? Und wiſſen Sie, wer unſer beſter Spion iſt? Pater Garzweiler! Stellen Sie ſich mit *dem* auf beſſern Fuß, ſonſt können Sie ſich nicht halten, und müſſen am Ende noch für Lennig büßen, den man als erklärten Clubiſten, der Conſequenz halber, noch ſchont. Aber man wird dem guten Manne dafür andere Kränkungen von Herzen gönnen, und an ſeiner Fides iſt er gewiß am verletzlichſten. Sie, beſter Baron, haben durch Ihr Verhältniß mit dem lieben Mädchen und durch Garzweiler's Rachſucht die ſchlimmſten Gefahren auf Fides gezogen, und benehmen ſich dabei ſo, daß man Sie aus Mainz wegbringen muß. Vergeſſen Sie denn ganz alle Ritterlichkeit gegen Ihre Dame? Tauſend noch einmal, Barönchen! Am ſicherſten ſchlöſſen Sie ſich an meinen Mann an: doch kann ich Ihnen nicht zureden, denn ich merke wohl, daß Sie ſich nichts aus mir machen. Und nun bin ich am rechten Ziel. Glauben Sie etwa, ich hätte Sie hierher beſtellt, um Ihnen das Alles aus Liebe für Sie zu ſtecken? Da ſind Sie ſehr irre! Ich habe Sie nur einmal hierher bringen wollen. Wiſſen Sie! Seit Sie mir bei Forſter's ſo ſchnöde begegnet ſind, habe ich meinen Kopf darauf geſetzt, daß Sie mich einmal nach Hauſe führen müſſen. Allons, Herr Baron, — Ihren Arm her!

Und ohne des jungen Freundes dankbare Artigkeit zu erwarten, faßte ſie ihn unterm Arm, und zog ihn lachend mit ſich fort. Auf dies Lachen kam Dorchen aus dem untern Zimmer, und trat mit Licht an die enge Treppe. Kaum aber hatten Beide, Karoline voraus, die tennige Flur erreicht, als man vor der Hausthüre aufſtampfende Gewehre vernahm, und ein Offizier ins Haus trat, in welchem Karoline nicht ohne Schreck den beſprochenen Adjutanten Cardinet erkannte. Auch der Adjutant ſchien nicht wenig überraſcht, indem er ausrief:

Ah, Madame! Sie hier? Und mit einem jungen Herrn?

Ganz recht, mein Freund! verſetzte ſie; nur daß ich eben aus dieſem untern Zimmer komme, und der junge Herr vermuthlich die Treppe hinauf will. Wir begegnen uns hier bei Einem Licht. Iſt das nicht eine gefährliche Beſtellung? Aber — daß auch Sie, Bürger-Adjutant, ſich hier — die Karten legen laſſen, hätte ich nicht gedacht.

Und ich, Madame, habe längſt gedacht, daß Sie mit falſchen Karten ſpielen, war die Antwort. Laſſen Sie doch ſehen, was heute Trumpf bei Ihnen iſt!

Indem er bei dieſen Worten Dorothea's Hand mit dem Licht lenkte, um dem Baron keck ins Geſicht zu ſchauen, rief er mit ſchadenfroher Ueberraſchung:

Mein Gott! Bürger Wallbrun? Ha! Madame, — iſt das Ihr Trumpf? Aber den ſteche ich! Ha, ha! Ich komme eben von Ihrer Wohnung, Bürger, und da ich hörte, daß Sie zu Tiſch erwartet würden: ſo wollte ich hier nur erſt ein Glas Punſch trinken. Aber nun bin ich alsbald zu Ihrem Befehl: folgen Sie mir!

Folgen? Und wohin? fragte der Baron nicht ohne Beſorgniß.

Sie ſind arretirt, und werden morgen das Weitere hören.

Wie kann man mich arretiren? rief der Freund entrüſtet. Hab' ich ein Verbrechen begangen?

Bürger Wallbrun, erwiderte der Soldat mit leichtem Lächeln, verſehen Sie mich für Ihren Richter, vor dem Sie ſich vertheidigen? Ich bin der Adjutant Cardinet, wiſſen Sie! und habe Befehl, Sie zu arretiren. Iſt Ihnen das verſtändlich? Sonſt ſtehen vor der Thüre einige Explicationen.

Ehe der Wortwechſel heftiger werden konnte, wozu der beleidigte Baron Miene machte, hatte Karoline das neben ihr ſtehende Mädchen verſtohlen am Kleide gezupft, und ſagte, indem ſie Cardinet am Arm nach der Hausthüre zurückführte: Auf ein Wort, mein Freund!

In dieſem Augenblicke blies Dorothea ihr Licht aus, und zog den Baron ins anſtoßende Zimmer, das ſie raſch hinter ſich verriegelte. Sie eilte mit ihm in ein Hinterſtübchen, öffnete das Fenſter, half ihm mit ſeinem beſchwerlichen Mantel und Degen hinaus, wies nach einer Gartenmauer und nannte den Dienheimerhof. So beſonnen als raſch verſchloß ſie die Kammer, ſchob mit Hülfe zweier Mädchen, die hinterm Ofen geſeſſen, den ſchweren eichenen Tiſch an die verriegelte Thüre, an welcher von Cardinet's Fußtritten bereits der untere Kloben wich, löſchte das Licht, und entſchlüpfte durch eine dritte Thüre, die in das anſtoßende Haus gebrochen war. Dort ſank ſie von Eifer und Eile erſchöpft zu Boden.

Achtzehntes Kapitel.

Durch dieſe Vorkehrungen eines ſchwärmeriſchen Mädchens hatte der Baron Zeit gewonnen, mittelſt einer niedern Breterwand zwiſchen beiden Höfchen der kleinen Häuſer ſich über die hohe Mauer zu ſchwingen. Er befand ſich in einem, wie es ſchien ausgedehnten Garten, und vermuthete, daß derſelbe hinter den ärmern Häuſern herlaufend zu dem von Dorothea genannten Dienheimerhof gehöre. Kaum hatte ſein Auge ſich etwas an das Dunkel gewöhnt, als er auch auf dem Grasplatze, wo er ſtand, einen ſchmalen Steig nach der Mauer bemerkte, über die er eben gekommen war. Er tappte noch ein paar Schritte weiter, und ſtand auf einem ſchimmernden Sandwege, der ihn richtig an das Stacket führte, das den Garten vom Hofraume ſchied. Es war ſchlecht erhalten und bot Lücken zum Durchgang. Dagegen war die Hofthüre verſchloſſen, und der Freund nahm Bedenken, durch Klopfen Lärm zu machen, und ſich ſo den Verfolgern zu verrathen. Ein matter Lichtſchein fiel durch das Fenſter der Flur, aber es war zu. Doch ſtand ein Flügel des nächſten dunkeln Fenſters offen, und ein leeres Weinfäßchen in der Treppenecke ließ ſich leicht unter das Fenſter rollen, wo es eine Stufe zum Einſteigen abgab. Kaum hatte der Flüchtling die Brüſtung erreicht, ſo hörte er aus einem anſtoßenden vordern Zimmer männliche Stimmen ſprechen und lachen. Er ſchlich durch die Stube nach der Verbindungsthüre, und erkannte Garzweiler's Ton. Er erſchrak. Seine Flucht hatte ihn von einem erklärten Verfolger zu einem heimlichen geführt. Er hing gleichſam zwiſchen Thüre und Angel, und konnte nicht anders, als vorwärts oder zurück. — Eine Lichtritze in der Thüre verrieth ihm einen Schieber, den er, als die Sprechenden lauter wurden, ein wenig zu heben wagte. Da erblickte er nun wirklich Garzweilern mit einigen Kapuzinern um eine gedeckte Tafel, von einer ab- und zugehenden alten Magd bedient. Während die aufgeregten Patres ſich noch wacker an die Flaſchen hielten, hatte Garzweiler aus einem Wandſchränkchen Briefe herbeigebracht, über welche eben die lebhafte Unterhaltung ging, und die er nach den laut verleſenen Adreſſen den einzelnen Mönchen zutheilte. Sie waren an Pfarrer oder Amtsvögte des beſetzten Rheinlandes gerichtet, und wurden von den jovialen Mönchen mit etwas derben Scherzen über dort ſtationirte Freiheitsprediger in Empfang genommen. Aber wie erſtaunte der geſpannte Freund, als Garzweiler einem ältlichen ſtillen Pater ein Schreiben an einen preußiſchen Kriegscommiſſar übergab! Es mochte nicht der erſte Brief ſein; denn man ſprach von dem Commiſſar wie von einer bekannten Perſon. — Ihr trefft ihn vielleicht nicht in Wiesbaden, Pater Florian, bemerkte Garzweiler. Die Preußen leiden im naſſauer Gebirge großen Mangel, und der Commiſſar iſt oft unterwegs — in Wickert, Maſſenheim, Telkenheim, Erbenheim und wo ſie ſonſt Kantonirungsquartiere bezogen haben. Wäre er vielleicht nach Frankfurt, woher das Hungerleidervolk jetzt die beſte Fütterung bezieht: ſo dürft

Ihr den Brief ja nicht in andere Hände geben. Nur der Commiſſar iſt im Vertrauen des Generals von Schönfeld. Ihr nehmt auch den Weg nicht über die Brücke nach Wiesbaden, ſondern laßt Euch bei Mombach oder Budenheim überſetzen. Wir müſſen auf unſerer Hut ſein: das Ohnehoſengezücht wird mit jedem Tag argwöhniſcher, und könnte unvermuthet einmal die terminirenden Kapuziner ſchärfer ins Auge faſſen. Der Himmel und der Kurfürſt wird uns ja die harten Umwege und frommen Mienen belohnen, womit wir uns in jetziger Noth zwiſchen Jakobinern und Proteſtanten zum Sieg der guten Sache durcharbeiten müſſen.

Während dieſer mit bedeutſamen Geſten geſprochenen und vom Pater Florian abwechſelnd mit Nicken und Achſelzucken vernommenen Rede hatte Letzterer den Brief in einer, unter der langzipfligen Kapuze angebrachten geheimen Taſche verwahrt, und leerte das Glas auf gut Glück ſeiner Botſchaft.

Dieſe Vorgänge und die dazwiſchen fallenden Aeußerungen ließen dem lauſchenden Freunde keinen Zweifel über eine geheime Correſpondenz, die Garzweiler mit den Preußen unterhielt. Wie war er verwundert, dieſen Mann, den er in ſo verſchiedenen Wandlungen geſehen, unvermuthet auf ſeinem eigenen Wege zur deutſchen Sache zu finden! Frau Böhmer hatte ihn aber auch für den beſten Spion der Franzoſen erklärt: welcher Partei diente er nun, und welche verrieth er?

Der Baron hatte nicht Zeit dieſer Frage nachzudenken, indem er vom Garten her die heftige Stimme eines Mannes vernahm, und im Schein einer Laterne einige Franzoſen erblickte, die von der Wohnung der Kartenſchlägerin her ſeiner Spur folgend ſich ſchon dem Hauſe näherten. Er eilte in die Hausflur, um wo möglich durch die Hausthüre zu entkommen. Doch im Augenblicke ſtampften Gewehre auf die Treppe und der Thürklopfer ſchlug hart an. Franz Karl ſchlüpfte in die Stube zurück, als die Andern eben in den Hof drangen, und er ſo von hinten und vorn abgeſchnitten war. Durch den Schieber erblickte er die Mönche aufgeſtanden und in höchſter Unruhe hin und wieder rennen. Garzweiler hatte ein Fenſter und den Laden geöffnet, um hinauszublicken, und wendete ſich eben mit den ängſtlichen Worten ſeinen Gäſten zu: Franzoſen ſind an der Thüre! Franzoſen! Sind wir verrathen?

Einer der Mönche, um zu entfliehen, riß die Thüre, hinter welcher Franz Karl ſtand, auf, und prallte vor der Erſcheinung des Barons ſo heftig gegen Pater Florian zurück, daß der alte Mönch wider den Tiſch geworfen wurde; wodurch Gläſer und Flaſchen zuſammenklingend umſtürzten und ſich ausleerten. — Ruhig, ruhig, es gilt mir! rief der Freund. Man verfolgt mich, ſetzt mir durch den Garten nach. Retten Sie mich, Pater Garzweiler, verſtecken Sie mich!

Und als er des Paters auskunftfrohes, achſelzuckendes Aufathmen bemerkte, ſetzte er gleich mit Entſchloſſenheit hinzu:

Zögern Sie nicht! Wenn man mich findet, ſo laſſ' ich auf der Stelle auch den Brief unter des Paters Kapuze finden. Ich habe Alles gehört!

Aber jetzt war an Garzweiler Schreck und Angſt. Er zitterte, rannte hin und wieder, und rieb die kalte Stirne, als ob er aus den ſchweren Beſinnungsfalten einen Rettungsgedanken raſpeln wollte. Dazwiſchen klopfte es immer heftiger an die Haus- und Hofthüre, und die unbemerkt gebliebene alte Magd fragte immer dringender, ob ſie öffnen ſolle.

Nein, nein! ſchrie gedämpften Tons Garzweiler, und ſtürzte im Aerger ſeiner Verlegenheit mit einem Schimpfnamen und zwei Fäuſten auf die alte zitternde Perſon los.

Sie haben den Kopf verloren, Vater! ſchalt Franz Karl, dem die Gefahr einen beſonnenen Muth gab. Oeffnen Sie ſelbſt die Hausthüre, und locken die Soldaten herein, derweile ſpringe ich hier durchs Fenſter.

Schon ſtand er auf einem hingeſchwungenen Stuhl, hakte den Mantel am Halſe feſt und zog ſeinen Degen. — Garzweiler war hinausgeeilt, und öffnete die Thüre mit höflicher, dringender Einladung. — So wie der Baron das Eindringen der Soldaten hörte, wand er ſich durch das Fenſter, und ſprang auf die Straße hinab. Zufällig war ein Soldat noch nicht eingetreten, bemerkte den Sprung und drang mit gefälltem Gewehr auf den Flüchtling ein, der zwiſchen zwei Pflaſterſteinen den Fuß verſtaucht hatte. Mit gewandter Kraft wehrte der Freund das Gewehr ab, und ſtieß mit Heftigkeit den Soldaten in die Schulter, daß er zu Boden taumelte. Mit gezogenem Degen, ſeines Schmerzes nicht achtend, hinkte er fort über den Mitternachtplatz in die nach dem Flachsmarkte hin dunkeln und verſchlungenen Gäßchen. Leiſe Schritte, die er hinter ſich vernahm, mußten ihn nur immer ängſtlicher vorwärts treiben.

Neunzehntes Kapitel.

Was den Baron glücklich gerettet hatte, der Sturz des blutenden Soldaten, brachte nun Garzweilern in die Klemme. Denn der Getroffene, eigentlich nur von dem heftigen Stoße niedergeworfen, und durch das Lederband der Patrontaſche nur leicht verwundet, hatte ſich bald aufgerafft, und ſeine Ausſage über die Flucht brachte den inzwiſchen aus dem Hof eingelaſſenen Adjutanten Cardinet in übereilte Wuth. Er befahl Alles im Hauſe zu arretiren. — Hier gehen nächtliche Verſammlungen vor, und man begünſtigt die Feinde der Republik! rief er mit drohender Geberde. — Worauf Garzweiler, der ſeine Beſonnenheit wiedergefunden hatte, mit lächelnder Ruhe verſetzte:

Sie ſehen an dieſen leeren Flaſchen, Bürger-Adjutant, gegen welchen Feind wir verſchworen waren, und an dieſen Fiſchgräten, mit welcher Wuth wir Politik getrieben. Nein, nein! mein Freund, wir haben den Namenstag des Pater Thomas gefeiert; es iſt heut der 21. December, wie Sie wiſſen. Möge Sie dieſer Tages-Heilige mit etwas von ſeiner berühmten Ungläubigkeit ſegnen!

Warum hat man uns aber nicht gleich geöffnet? fragte Cardinet.

Wir ſchämten uns, auf ſolchem Schlachtfelde gefunden zu werden, antwortete Garzweiler, da es heut

Freitag, mithin Faſttag iſt, und wollten ſchnell ein wenig aufräumen; doch wie Sie ſehen, iſt es uns ſchlecht gelungen!

Aber der Wallbrun war auch hier? Wie geht das zu?

Machen Sie nicht eben Jagd auf ihn? Sie haben uns den Haſen zugetrieben. Und ich habe ihn nicht einmal geſehen. Woher iſt er denn gekommen, Pater Thomas, während ich die Hausthüre öffnete?

Etwas verdutzt, weil er nicht Thomas hieß, verſetzte der angeredete Mönch:

Hier durch die Thüre iſt er hereingekommen. Mir gilt's, mir gilt's! rief er, und ſprang durch das Fenſter.

Dann werden wir auch ſeine Spur finden! Kommen Sie, Bürger Cardinet!

Mit dieſen Worten ergriff Garzweiler ein Licht und öffnete die Seitenthüre. Hier, wo der Baron hinter dem Schieber geſtanden, unter dem Fenſter, durch das er hereingekommen, und auf dem Fäßchen im Hofe lagen die Sandſpuren ſeiner feuchten Sohlen. Dieſer Augenſchein war zu überzeugend für Cardinet, zumal er auch am beſten wußte, woher der Baron gekommen, und wie lange er höchſtens im Hauſe war.

Ja wohl, Bürger Cardinet, ſagte der Pater mit angenommenem Bedauern. Es iſt uns Beiden ein gutes Wild entgangen. Sie kennen mich ja. Ich hätte wiſſen ſollen, daß es in mein Gehege käme! Wäre ich wenigſtens nur im Zimmer geweſen!

Und mit vertraulichen Winken flüſterte er ihm ins Ohr:

Die Patres da konnten ihn nicht feſthalten: die wiſſen von nichts. Sie ſehen, wie ganz verplex ſie daſtehen!

Darauf lud er die Franzoſen ſehr artig zu Tiſche, ließ friſch auftragen, was noch zu haben oder ſchnell zu bereiten war, und mahnte die Kapuziner, ſeine Gäſte bedienen zu helfen. Sie folgten ſeinem Wink in die Küche, wo er ihnen ſchnell die Briefe wieder abnahm, und gefüllte Flaſchen übergab. Die Soldaten ließen ſich den guten Wein ſchmecken, und als ſie munter wurden, mußten ſich die Kapuziner zu ihnen ſetzen. Dieſe, durch den Schreck wieder nüchtern geworden, hielten ſich zum zweitenmal tapfer. Mönche und Sansculotten, wunderlich verbrüdert, ſchenkten einander fleißig ein, und umarmten ſich in berauſchendem Einverſtändniſſe. Ein gebrochenes Deutſch, ein zerhacktes Franzöſiſch taumelte von den lallenden Zungen. Der Franzoſe zupfte zuweilen den Kapuziner am Bart, und dieſer erlaubte ſich, den Soldaten am Zopfe zu ſchütteln. In dieſer Vertraulichkeit von hinten und vorn fanden ſie die längſte Nacht des heiligen Thomas lang genug, um keinen Zweifel übrig zu laſſen, daß Mönch und Sansculotte gegen Morgen ſo beſoffen waren, wie man es nur immer auf dem rechten und linken Rheinufer werden kann. — —

Der Baron Franz Karl hatte doch nicht gar weit laufen können, ohne ſich von dem Schmerz am Fuße und der inneren Bewegung erſchöpft zu fühlen. Er blickte nach den Schritten um, die er hinter ſich hörte, und da er eine weibliche Geſtalt unterſchied, blieb er vor dem Kloſter der welſchen Nonnen ſtehen, und betrat die kleine gewölbte Eintrittshalle, um ſich auf einer Steinbank unter dem Schellenzuge niederzulaſſen. Die Geſtalt näherte ſich ſchüchtern, und auf ſein Anrufen trat Dorothea zu ihm.

Ihre Erſcheinung brachte für den verlaſſenen Freund etwas Erquickendes mit ſich. Er fragte nach dem Verlauf der Geſchichte im Hauſe. Dorothea war aus ihrer Ohnmacht bald wieder zu ſich gekommen und hatte ſich, um dem Zorne Cardinet's zu entgehen und den Ausgang ihres Rettungsverſuches zu beobachten, auf dem Boden ihrer Wohnung verſteckt gehalten, bis des Flüchtlings Spur gefunden war. Nun von neuer Beſorgniß getrieben, hatte ſie ſich durch die Bauerngaſſe nach dem Mitternachtplatze geſchlichen, und war dem entſprungenen Baron durch die Gäßchen gefolgt.

Franz Karl von ihrer athemloſen Anhänglichkeit gerührt, faßte mit freundlichem Dank ihre Hand, und zog ſie neben ſich auf den Sitz. Dorothea, von Froſt oder Herzklopfen bebend, ſchmiegte ſich ihm mit einer Innigkeit an, die ihn an Frau Böhmer's neckende Worte und an Dorothea's beſchämtes Eingeſtändniß ihrer Schwärmerei erinnern mußte. Der ängſtliche Athem des Mädchens, das blaſſe, ſeelenvolle Geſicht, das im matten Strahl des vor einem Muttergottesbilde brennenden Lichtes zu ihm aufdämmerte, bewegten ihn wunderbar in der Ermüdung und Stimmung dieſer wechſelvollen Stunde. — Was haſt du, gutes Dorchen? fragte er nach einer ſtummen, empfindſamen Weile. Du weinſt ja? — Und dabei ſtrich er mit ſanfter Hand über Stirn' und Wang' des Mädchens.

Ich bin ſo froh, Eure Gnaden! war die ängſtliche Antwort.

Wie nach einem guten Gelingen, nicht wahr? ſagte er. Du haſt mir auch einen großen Dienſt erwieſen: daß ich jetzt frei bin, danke ich deinem klugen Herzen.

Ach, könnte ich Ihnen immer dienen! ſeufzte Dorchen. Doch, ich verlange zu viel: ſeine Sünden büßt man nicht im Himmel ab!

Biſt du denn eine ſo arge Sünderin? Geh', gutes Kind, und beruhige dich mit dem Troſte, der in der Bibel ſteht: Du haſt viel geliebt, d'rum wird dir viel vergeben.

Ach nein! Erſt jetzt weiß ich, wie man liebt, und darum ſchmerzt mich Eines ſo, was ich Ihnen nicht ſagen kann.

Und doch mußt du mir's ſagen! erklärte Franz Karl. Auch iſt es ja ein geweihter Ort; nimm dieſes kleine Kreuzgewölbe für einen Beichtſtuhl und ich bin ein milder Vater.

Nach einigem Zögern flüſterte Dorothea:

Ach, ich habe Ihr edles Bild verletzt, wo ich unter mancher Sünde an Sie dachte.

Und mit dieſem allerſonderbarſten Liebesbekenntniß glitt das unglückliche Geſchöpf weinend an ihm nieder — tief und tiefer bis zu ſeinem Fuß, den ſie küßte, wie einſt ihre Mutter Garzweiler's Fuß geküßt hatte. Den Freund überſchauerte dieſe Berührung der Demuth; er faßte, Dorothea aufzurichten, ihre Hand. — Ja, ja! rief ſie, ſeine Hand an ihre heißen Lippen gepreßt, — Sie allein können mich aufrichten. Als Sie in der hellen, warmen

Stube vor mir ſtanden, nicht wie andere Männer zudringlich, ſondern mit ſo reinem, wohlthuendem Blick auf mich ſahen, da empfand ich zuerſt, was ein edler Mann iſt. Und da war's, als ob in meinem Herzen ein heißer Quell aufſpränge und füllte meine ganze Bruſt mit Schmerz und Reue aus, bis herauf an die Augen. Und da rief etwas in mir: Jetzt, Dorothea, iſt es Zeit, deinen Weg zu verlaſſen! Das Schöne und Edle iſt dir erſchienen, — ergreif's, ſtatt der Hand deines Schutzengels, der dich verlaſſen hat. — — — Helfen Sie mir nun auch! Ich gehe nicht wieder zu meiner Mutter. Ich will dienen und demüthig ſein. Ich habe einen ſchönen, großen Ablaß gewonnen, als ich zu Ihrer Rettung das Licht löſchte, das ſo manchmal über meiner Schmach und Erniedrigung erloſchen iſt.

Während Dorothea ſtill vor ſich hinweinte, überlegte der Freund, was er für ſie thun könne. Seine Schweſter Cäcilie fiel ihm ein, welche in der Kürze nach Straßburg reiſen ſollte, wo Frau Forſter eine Zuflucht für ſie beſorgt, und nur die letzte Nachricht über die fertige Einrichtung und ihre eigene Abreiſe in die Schweiz zu geben hatte. Franz Karl fühlte die Lage des Mädchens mit einem für ihn ganz neuen Mitleid, und was ihn auf das wunderſamſte bewegte, war der ſo leicht zu mißdeutende Drang Dorothea's, gerade vor dem ſchwärmeriſch geliebten Manne ihre beſchämende Schuld und Schmach zu bekennen. — — Er ſagte ihr einige milde und verſprechende Worte, erhob ſich, als es eben von der nahen Emmeranskirche Neun ſchlug, und ließ ſich, auf ihre Schultern geſtützt und ſeinen Mantel um ſie geſchlagen, weiter führen. Nach Hauſe durfte er nicht gehen, um dort nicht von den Franzoſen aufgegriffen zu werden. Er dachte an Forſter, und als er Licht auf des Freundes Stube ſah, kehrte er ein. Er traf ihn unter guter Vorbedeutung, nämlich über Briefen von ſeiner Thereſe. Ein Beiſchluß an ihn ſelbſt war das Gaſtgeſchenk, womit Forſter den Baron aufs herzlichſte bewillkommnete.

Zwanzigſtes Kapitel.

Als der Baron ſein Abenteuer erzählt und für ſich und Dorothea eine vorläufige Zuflucht beſprochen hatte, wurde der leidende Fuß in Behandlung genommen. Ein heiteres Geſpräch knüpfte ſich an; doch lag das Erlebniß des Abends dem Baron zu nahe, um nicht ſeine politiſche Unzufriedenheit mit einzumiſchen. Er beklagte die zunehmende Willkür leidenſchaftlicher und exaltirter Clubiſten, die ſelbſt den Franzoſen die Köpfe toll machten, und die Lage der Dinge immer tiefer verwirrten. — Dieſe Narren ſind auch ſchuld, ſagte er, daß die Municipalität ihre Polizeigewalt mit der Militairbehörde theilen muß. Nur ſo konnte das geſtrige Aergerniß vorfallen, daß man einen mainzer Bürger aus dem Weinhauſe nach dem Stadtgericht ſchleppte, und mit 25 Stockprügeln mißhandelte. Und wofür? Daß er auf die Geſundheit des Kaiſers und des Königs von Preußen getrunken hat!

Auch Forſter mißbilligte eine ſolche Härte gegen eine bloße Unklugheit.

Nicht einmal Unklugheit iſt es zu nennen! rief der Baron. In einem wahrhaft freien Staat kann's eine ſolche Unklugheit nicht geben. Jener Bürger ſetzte ſeinen Trinkſpruch nur den Schimpfreden gegen Preußen und Oeſtreich entgegen, womit ein elender Burſche alle Gäſte gereizt hatte. Bringt es aber die öffentliche Freiheit mit ſich, daß man über Potentaten ſchimpfen darf: ſo muß es auch erlaubt ſein, auf ihre Geſundheit zu trinken.

Forſter hoffte von den erwarteten Commiſſaren des National-Convents eine Umgeſtaltung des Clubs und einen beſſeren Geiſt dieſer Geſellſchaft. — Die Stadt verdirbt übrigens auch Manches, ſagte er; indem die Lauigkeit der Einwohner die Eiferer aufregt. Auf dem Lande, von Speier bis Bingen, herrſcht ein lebhafterer Sinn, und alle Stimmen erklären ſich für die Einverleibung mit Frankreich und für die Annahme der franzöſiſchen Verfaſſung. Und das, mein lieber Freund, iſt auch der einzige Weg, die Ruhe von Europa wiederherzuſtellen. Oder wird man jenſeit des Rheins ernſtlich darauf denken, die Menſchen, die ſich freiwillig trennen, wieder mit Gewalt an ſich zu reißen?

Solche Aeußerungen konnten freilich dem jungen Freunde nur den Zwieſpalt ihrer beiderſeitigen Anſichten und Stellung wieder lebhaft in die Seele rufen, und er ſchwieg. Aber auch Forſter ſchien Manches auf dem Herzen zu haben, was ihn drückte. Er klagte über ſeine Einſamkeit und über die Laſt der ihm auferlegten Arbeiten. — Ich mache mir nichts daraus, ſagte er, mich ganz aufzuopfern: nur möchte ich, daß es ſich auch der Mühe lohnte, und ich etwas damit für die Anderen erwerben könnte; ſonſt iſt bei Gott! das Leben, das ich jetzt führe, nicht der Mühe werth, ſich einen Augenblick zu beſinnen, ob man es hingeben ſolle oder nicht. Wahrlich! jetzt, da Sie unter meinem Dache ſind, theuerſter Freund, könnte ich alle Laternen in Mainz mit mir herumtragen, ohne einen Menſchen zu finden. Und eben darum, weil ihnen ſelbſt Alles fehlt, wiſſen ſie von keinem Mangel. Kein Funke von Willen und Entſchiedenheit, keine Kraft, keine Thätigkeit, keine Vernunft, keine Kenntniſſe, kein Gefühl, keine Zuneigung. In dieſer gänzlich iſolirten Lage thue ich Alles, was ich kann, ohne Hoffnung, etwas Weſentliches zu wirken. Soll ich die Wahrheit bekennen? Ich mache jetzt ſonderbare Betrachtungen über mein Schickſal und über das Loos der Menſchen überhaurt, und finde, daß meine Thereſe Recht hat, wenn ſie ſo oft behauptete, nur die breiweichen Menſchen kämen fort, und fänden Freude. Auch der freie Republikaner hat die Wahl nicht, von Menſchen, von ihren Privatabſichten und Leidenſchaften und dem daraus erwachſenden Parteigeiſt unabhängig zu bleiben, bei Strafe, ſich von allen Seiten beengt und eingeſchränkt zu ſehen. Ich hange dem General nicht an, nicht den Kriegscommiſſaren, nicht dem Präſidenten der Adminiſtration; aber ich arbeite unausgeſetzt und merke wohl, daß man dieſe Art von Unbeſtechlichkeit mehr fürchtet als ehrt, mithin ſich zwar meinen guten Willen zu nutze macht, aber weiter keinen Theil an mir nimmt, weil ich dem Eigennutz all' dieſer Menſchen nicht diene.

Franz Karl hörte dem Freunde ſtillſchweigend, aber nicht ohne innige Theilnahme zu, und Forſter, der lange kein ſo herzliches Stündchen gehabt hatte, überließ ſich ſeinem aufgeregten Gefühl. Was ihn am ſchmerzlichſten berührt zu haben ſchien, war, unter ſo viel öffentlichen Stimmen in Deutſchland, die ſein Benehmen verurtheilten, ein Brief ſeines Schwiegervaters Heyne aus Göttingen, der ihm Undank gegen den Kurfürſten vorwarf. — Undank! rief er lebhaft aus. War der Kurfürſt rechtmäßiger Herr über das, was er vergab? Gab er nicht Volkseigenthum weg? Und ſeit wann muß denn der Vortheil eines Einzelnen dem Wohl vieler Tauſende vorgehen? Und endlich, kann denn ich hindern, was geſchieht, und iſt er denn der Menſch, der mich entſchädigt hätte, wenn ich von hier weggegangen wäre? Nicht einmal zu gedenken, wie niederträchtig ich mich dadurch gemacht hätte. Papa Heyne ſpricht immer nur davon, daß man ſehen müſſe, wie man auskomme; immer ſoll man nur für ſich handeln und nicht bedenken, ob man ein Vaterland habe oder nicht.

Dieſe reine edle Ueberzeugung, die ſich in Forſter's Klagen ausſprach, verſöhnte den jungen Baron immer wieder mit einer Richtung, die er nicht billigte oder vielmehr mit dem Freunde, der von einer ſo hohen Geſinnung geleitet wurde.

Es war tief in der Nacht, als Forſter ſeinen Gaſt in ein ſtilles hinteres Zimmer brachte, und ihm mit einer Umarmung gut' Nacht wünſchte.

Den folgenden Tag mußte der Baron ſeines leidenden Fußes warten, und richtete ſich mit der Pflege deſſelben auf dem Sopha zum Leſen und Schreiben ein. Dorothea bediente ihn mit der anmuthigſten Aufmerkſamkeit, wobei ſie ſich anſtändig und beſcheiden benahm, wie es der Freund kaum erwartet hatte. Denn eine bereute Vergangenheit iſt noch keine überwundene, und was man im Lebenskreiſe der Unſitte annimmt, legt ſich nicht ſo leicht ab, als was man dort verliert. Nun aber mochte der Baron Dorothea im Stillen mit einem Vogel vergleichen, der die Mauſer beſtanden hat, und ein neues glänzendes Gefieder ſetzt. Im Intereſſe der Beſtimmung, die er ihr zudachte, beobachtete er ſie ſchärfer, hieß ſie Manches thun und belauſchte durch kurze, flüchtige Unterhaltung ihre Denk- und Sinnesart. Als er ſie darauf zum Dienſte bei ſeiner Schweſter vorzubereiten ſuchte, war es ihm lieb, daß ſie wenig von Cäcilien wußte. Er gab ihr kurze Andeutungen, der gnädigen Frau zu begegnen, da dieſelbe noch in der tiefſten Betrübniß über den frühen Verluſt eines theuern Gatten leider! etwas ungeduldig und nicht ergeben genug ſei. Dorothea gab die beſten Zuſagen, und Franz Karl machte das Uebrige von der Schweſter abhängig, der er ſie in den nächſten Tagen vorſtellen wollte.

So ſtill es in Forſter's Wohnung um den verborgenen Flüchtling blieb: ſo drang doch etwas von den Bewegungen des Sonnabendsmarktes zu ihm hinauf; indem ihm Dorothea von den vielen Fichtenbäumchen erzählte, die heute ſchon auf nächſten Montag-Abend zur Chriſtbeſcherung gekauft und vorübergetragen würden, — die Freiheitsbäumchen der Kinder, wie der Baron ſie nannte, mit Gaben des frommen Glaubens geſchmückt. Freund

Forſter trug ihm Neuigkeiten aus der Stadt zu, und theilte ihm nicht ohne Beſorgniß mit, welche Anordnungen an den Thoren gegen die Flucht des Freundes getroffen ſeien. Auch den Schiffern war verboten, den Baron überzuſetzen. Forſter vermuthete, daß dies Alles nur von Cardinet betrieben ſei, den man von Frau Böhmer begünſtigt wußte, und der ſeine Freundin im Verdacht eines Rendezvous mit dem Baron zu haben ſchien. Forſter war auf dieſe Frau überhaupt nicht gut zu ſprechen; der Baron aber meinte, nur aus übertriebener Liebe zu ihrem Mann, der Cuſtine's Civil-Adjutant ſei, begünſtige ſie alle Militair-Adjutanten des Generals. — Man überlegte hin und her, was zu thun ſei, und Franz Karl ließ endlich den Schiffer Jean Baptiſt rufen, und entdeckte ſich ihm. — Mir iſt nichts verboten, ſagte der junge Mann, bei Franz Karl's Anblick erheitert. Man weiß, daß ich meine Fahrzeuge verkauft und mein Geſchäft aufgegeben habe. Doch was würde mich auch ein ſolches Verbot bekümmern, wenn es darum gilt, Ihnen zu dienen. Wieviel wird jetzt nicht verboten! und die Mainzer ſagen ſehr wahr: Verbot iſt wohlfeiler als Brot. Ja, ja, ich ſetze Sie mit meiner Privatgondel über. Das Ruder iſt mir immer noch ein liebes Möbel und ich werd' es in mein Wappen aufnehmen, wie der Wagnersſohn Willigis das Rad ins mainzer Wappen. Nur rathe ich Ihnen, am hellen Mittag überzuſetzen, wo man der Bewegungen auf dem Rhein am wenigſten achtet.

Dahin wurde nun die Verabredung getroffen. Doch wollte Franz Karl die Stadt nicht verlaſſen, ohne Fides benachrichtigt, gewarnt und ihr Lebewohl geſagt zu haben.

Dieſer Brief beſchäftigte ihn des anderen Morgens in der Stille und Feierlichkeit des letzten, wettertrüben Adventſonntags.

Franz Karl meldete der geliebten Freundin von ſeinem Abenteuer ſoviel er für geeignet hielt, ſie auf die ihr drohende Verſuchung aufmerkſam zu machen. Die Feder, die einen zarten Ausdruck und bedeutenden Inhalt ſuchte, nöthigte den Baron, tiefer in ſich einzugehen. So traf die Warnung der Frau Böhmer, obgleich, wie es ſchien, aus bloßer Eiferſucht gegeben, doch eine Stelle in ſeinem Herzen, wo ſie Boden fand. Er mußte ſich eingeſtehen, daß nur um ſeinetwillen Fides den ſchmählichen Angriffen eines verwegenen Soldaten ausgeſetzt ſei, daß ſie von dem feindſeligen Garzweiler mißbraucht werde, nur um ihn ſelbſt zu kränken oder in gefährlichen Streit mit den feindlichen Offizier zu verwickeln. Er begriff die wunderbare Fügung, daß die Gefahr, die er in ahnungsvoller Stunde für die Geliebte befürchtet hatte, von ihm ſelbſt herbeigeführt werden ſollte, und faßte eine unbeſtimmte Angſt vor allem Thun und Laſſen in einer ſo unſeligen, verhängnißvollen Zeit. Dieſer Vorwurf, den er ſich zu machen hatte, und die Sorge um die Ruhe der edeln Fides ſtimmten ihn während des Schreibens ſo ängſtlich und in dieſer Aengſtlichkeit ſo zärtlich und ſchwärmeriſch, daß eine tiefe Neigung, eine hoffende Liebe, eine hohe Leidenſchaft ſich in jedem Worte verriethen, und am wenigſten einem gleichgeſtimmten Herzen verborgen bleiben konnten. Der Freund vergaß ſeiner bisher ſo enthaltſamen Vorſätze dergeſtalt, daß ihm unvermerkt die Geſchichte jenes dämmerigen Abends und des vorbedeutſamen Goldlacks aus dem Herzen in die träumeriſchen Zeilen ſeines Briefes floſſen. Ja, als er ſich verkleidet am Spätabend über den Thiermarkt nach Hauſe wagte, um Anordnungen für ſeine Abweſenheit zu treffen, brachte er ſein Mährchen mit zurück, und fügte es dem Briefe bei.

So ſeltſam wird oft der unentſchloſſene Menſch ſeiner Zukunft entgegengeführt! Und Franz Karl ahnete nicht, wie viel ſchneller er in ſeinem ängſtlichen Verſteck vorwärts gekommen war, als mit all' ſeinen bisherigen Gängen nach der Umbach.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Der Brief war abgeſchickt, und Franz Karl rüſtete ſich mit Anbruche des Montags zu ſeiner Flucht. Ein fernes dumpfes Kanoniren eröffnete den Tag, und Forſter, der auf Erkundigung auslief, brachte die Vermuthung zurück, daß die Preußen mit der angedrohten Beſchießung der Veſte Königſtein begonnen hätten. Die fangen ſchon mit dem dämmerigen Morgen ihre Chriſtbeſcherung an! ſagte Forſter.

Die Bewegung, die hierdurch in die Stadt kam, war den Freunden ganz erwünſcht, indem dieſelbe die Aufmerkſamkeit der Franzoſen und Clubiſten von dem Baron, wenn er nach dem Rhein hinabginge, abzuziehen verſprach. Aber gegen Mittag regte ein neuer Lärm die

Stadt noch mehr auf. Generalmarſch wurde geſchlagen, und brachte Soldaten und Bürger auf die Beine. Im erſten Augenblicke glaubte man, die verbündete öſtreichiſch-preußiſche Armee rücke gegen die Stadt vor, und Angſt und Jubel zugleich gaben die entzweite Geſinnung der Einwohner kund. Man beſtärkte ſich in dieſer Vermuthung, als alle Bataillone mit Waffen und Torniſtern, klingenden Spiels, vom Thiermarkt über die Bleich nach dem Schloßplatze zogen, und die Munitions- und Bagagewagen mit voller Beſpannung folgten. Auch hörte man, daß ſchon früher eine Abtheilung Küraſſiere und Jäger zu Pferd auf der Straße nach Worms vorgerückt ſeien.

Noch hatte ſich hinter den Truppen her das Gedränge der Menſchen nicht verlaufen, als Forſter aus der Stadt kam und den Baron auffoderte, nach dem Rhein zu eilen. — Vom Schloß bis ans Neuthor wird ein Spalier gezogen, ſagte er, ſo daß Sie ſpäter vom Fluß abgeſchnitten ſind. — Und als ihn der Baron betroffen anſah, ſetzte er lachend hinzu:

Es gilt Ihnen nicht, lieber Freund, es gilt nicht den Fang eines flüchtigen Barons, ſondern dem Empfang der Commiſſare des National-Convents, die denn endlich über Straßburg kommen, und in ein paar Stunden hier eintreffen.

Den Commiſſaren, die das linke Rheinufer der franzöſiſchen Republik einzuverleiben kommen? rief der junge Freund lebhaft. Seltſame Fügung, daß ich in derſelben Stunde Mainz verlaſſen muß! Ja, nun iſt die Flucht keine Schmach mehr! Ich eile auf die deutſche Seite, wo mein friedliches Beſitzthum liegt. Dennoch geht der Bruch durch mein Herz, daß dieſe goldene Arabeske des linken Rheinufers aus dem kaiſerlichen Schmucke Deutſchlands gebrochen wird.

Ein Edelſtein fällt dabei aus der Faſſung über den Rhein hinüber! rief Forſter, und umarmte den jungen Freund.

Leider ſitzt der größere, koſtbarere Juwel zu feſt! ſeufzete Franz Karl, und preßte ſein Geſicht hart an Forſter's Bruſt.

Doch es war keine Zeit zu verlieren, und Franz Karl im weiten Bürgerrock drückte einen großen Schlapphut in die Stirne und ergriff einen Schreinermaßſtab als Stock. So folgte er Forſtern in die kleine Langgaſſe, wo er Fides zuerſt begegnet war, und warf an der Ecke der krummen Steingaſſe einen Abſchiedsblick nach ihrer Wohnung. Der bewegte junge Freund nahm es für eine gute Vorbedeutung, daß die Geliebte, wahrſcheinlich nach den öffentlichen Vorgängen ausſchauend, eben herüberſah. Was hätte er darum gegeben, zu wiſſen, ob ſie ihn auch erkannt, als er ſeinen Schlapphut grüßend geſchwenkt hatte.

Als ſie ohne Anfechtung die beſprochene Abfahrtsſtelle erreichten, ſteuerte ſchon Jean Baptiſt mit ſeiner Gondel heran. Auf der Martinsburg wehte eine große dreifarbige Fahne; denn Cuſtine hatte den National-Deputirten ſeine Zimmer als Ehrenwohnung eingeräumt. — Und was werden es für Burſche ſein, die dieſen Kurfürſtenſitz beziehen? ſagte der Baron.

Wir werden ſehen! erwiderte Forſter. Von Rewbell weiß ich, daß er General-Syndikus zu Kolmar war;

Hausmann iſt ebenfalls von dort, und wie ſich Merlin von Thionville, der Sohn eines Bierbrauers, mit den mainzer Weinfäſſern vertragen wird, muß ſich bald zeigen.

Jean Baptiſt hatte angelegt, und der Baron mit kurzem ſtummen Abſchied von Forſter ſprang in die Gondel. Hinter ihm wirbelten die franzöſiſchen Trommeln, vor ihm rollten dumpfe Kanonenſchläge der Preußen vom Taunus herab. Welche Zukunft lag zwiſchen dieſen kriegeriſchen Signalen? Es war jetzt die Sonnenwende des Winters: welche Verhängniſſe ſollten die zunehmenden Tage bringen?

Unter dieſer Betrachtung ſchwamm das Boot ſchräg hinüber nach der Uferſtelle, wo auf dem Wege nach Biebrich ein beſtellter Hauderer mit einer Kaleſche hielt.

Hier, nachdem er den Anzug gewechſelt und die ausgezogenen Stücke an Jean Baptiſt zurückgegeben hatte, fuhr er guten Trabs die Straße entlang. Das bisherige Regengewölk zog langſamer und ſchien ſich zu heben; die Luft war rauher geworden: der Winter bereitete ſeinen Einzug. Doch diesmal hing der Freund weniger der Naturbetrachtung nach, obſchon er das linke Wagenleder zurückgeſchlagen hatte, um den Fluß, der ihn fortwährend begleitete, im Auge zu haben. Der Freund ſah ihn mehr als einen mit ſeiner eigenen trüben Stimmung ſympathiſirenden Grenzwächter zweier feindſeligen Ufer an. — Wie entzweit ſchlagen nicht ſeit dem unglücklichen October hüben und drüben die deutſchen Herzen, die ſonſt ein und derſelbe Kurmantel umfaßte! dachte er. Wie verwirren ſich hier und dort die Meinungen, verhetzen ſich die Beſtrebungen der Menſchen! Hier am rechten Ufer klammert man ſich gegen die fränkiſchen Neuerungen an das alte Vaterland, und haßt, was dort am linken Ufer ſich Patriot nennt. Wie lange wird es dauern, ſo ſchlagen von beiden Ufern feindſelige Bayonnette auf einander an, die der Strom auseinanderhält, und ſpeien Geſchütze hin und wieder, denen das breite Gewäſſer nicht wehren kann. Zum Glück darf ich ſelbſt, der ich drüben ein verfolgter Bürger und Flüchtling bin, mich hier als getreuen Baron froh und geborgen fühlen. Wie freue ich mich, daß mein liebſter Beſitz auf der Seite liegt, wo mein Herz mit ſich ſelbſt einig iſt. Und was meine politiſchen Ueberzeugungen angeht, ſo glaube ich am rechten Ufer auch des rechten Glaubens zu leben.

Unter dieſen und ähnlichen Betrachtungen erreichte er Hattenheim, und ſah ſchon etwas weiter unten ſein ſchönes Beſitzthum liegen. In Hattenheim wollte er in einigen Tagen Jean Baptiſt und Dorothea finden, um Cäcilien mit dem jungen Mann auszuſöhnen und ihr die künftige Dienerin vorzuſtellen. Um wegen Beider Beſtellungen zu machen, ließ er am bekannten Wirthshauſe halten. Als er das rechtſeitige Wagenleder zurückſchlug, trat eben der ſtattliche Wirth in die Thüre, und zog die Mütze; ſobald er aber den Baron erkannte, eilte er erſchrocken ins Haus zurück und rief der Tochter. Auch Sabina trat auffallend verzagt heran, ſie, die ſonſt ſo geſchäftig dem Baron entgegengekommen war, und ſich von ſeinem Gruß als „liebe Nachbarin“ oder „ſchöne Spanierin“ ſo geſchmeichelt gefühlt hatte. Sie hörte zerſtreut, während ſie verlegen an ihren dunkelglänzenden

Flechten ordnete, des Barons Beſtellung an, und warf dabei einen verſtohlenen Blick der großen ſchwarzen Augen nach den obern Fenſtern des Hauſes.

Franz Karl, von dem Benehmen befremdet, bog ſich über den Schlag, um auch hinauf zu ſchauen, und wie er hinter den Scheiben einen preußiſchen Offizier erblickte, fragte er, ob es Einquartierung ſei. — Ach! nun hat der Major Sie geſehen! antwortete Sabine ängſtlich. — — Eilen Sie fort! Der Major commandirt hier, und — — hat Sie auf der Liſte der Patrioten. Er paßt Ihnen auf!

Sie zögerte noch mehr zu ſagen; ja, ſie erſchrak, ſo viel verrathen zu haben, und eilte, wie ſie das obere Fenſter knarren hörte, ohne Gruß ins Haus zurück.

Der Kutſcher fuhr weiter, hatte aber kaum das Dorf verlaſſen, als der Freund ein Alarmzeichen vom Wirthshauſe her vernahm. Er ließ raſch zufahren, — an der Mauer ſeiner Beſitzung vorbei, über die er einen betrübten Blick nach den Fenſtern des Schloſſes warf. Der Schreck des Wirthes bei ſeinem Anblick, die Befangenheit der Tochter bekräftigten ihm die Warnung, die ſchon ſchwer genug in dem Worte Patriot lag. War es Beſorgniß um ihn oder der allgemeine Haß gegen die Clubiſten, was dieſe ſonſt ſo dienſtfertigen Menſchen gegen ihn verſchüchtert hatte? Der Offizier kannte ihn von Perſon nicht, aber der Freund traute der Miene des Wirthes wenig Verſchwiegenheit zu. In ſolcher Unruhe und Ungewißheit blickte er öfter aus dem Wagen zurück, und bemerkte wie er in Oeſtrich einfuhr, ein Reiter-Piket in gutem Trab hinter ſich herkommen. Er ließ an einer

Scheune halten, ſprang aus dem Wagen, befahl dem Kutſcher, immer eilig auf Mittelheim los zu fahren, und ſtahl ſich um die Häuſer nach der bekannten Wohnung des Krahnmeiſters Gratz.

Dieſer, zwar überraſcht, ja faſt erſchrocken, ſammelte ſich doch gleich zur heiterſten Begrüßung. — Sind Sie es denn wirklich, Herr Baron? rief er. Wir wußten gar nicht, wie wir Sie jetzt aus Mainz zu unſerm Vorhaben bekommen ſollten, und nun ſind Sie von ſelber da, — wie vom Himmel gefallen! Das iſt ja eine wahrhafte Beſcherung auf Chriſtabend! Meine Frau war recht in Verlegenheit, ihres Verſprechens halber.

Ich bin's, ja, ich, lieber Gratz! fiel der Baron ein. und indem er mit flüchtigen Worten das ſonderbare Mißverſtändniß andeutete, aus dem er verfolgt werde, bat er dringend um ein Verſteck.

Der gelaſſene Krahnmeiſter verlor den Kopf nicht, verriegelte vor Allem die Hausthüre, und nahm nach einigem Ueberlegen den Baron mit ſich die Treppe hinauf. Hier vor dem Zimmer nach vorn, das zuletzt Garzweiler bewohnt hatte, hieß er ihn ein wenig warten, und trat leiſe und ruhig ein. Nach einer Weile öffnete er dem harrenden Baron mit dem Winke, ja recht leiſe zu thun. Wie befremdet war aber der Freund, als er in ein verdunkeltes Zimmer mit verhangenen Fenſtern trat! Er erkannte nicht gleich die Umgebung bis ihn Frau Gertrud aus einem Vorhangbett begrüßte. Er trat näher, ein Wickelkind lag in ihren Armen. Doch ließ ihn Gratz nicht zu Worte kommen, ſondern nöthigte ihn, ſich zwiſchen das Bettgeſtell und den Vorhang zu ducken, deſſen

Falten er auf nachläſſige Weiſe um ihn her verdichtete. Schon hörte man vor dem Hauſe die Hufen der Pferde und Rufe der Reiter, die des Hauderers Kaleſche leer gefunden, und ſich im Dorfe nach dem Entflohenen zurechtgefragt hatten. Gratz gab der Hebamme, die am Ofen wollenes und leinenes Geräth für den Neugeborenen wärmte, einen ernſten Wink, nichts zu verrathen, und eilte hinab, den Anklopfenden die Hausthüre zu öffnen.

Während man von unten einen lebhaften Wortwechſel hörte, fand innerhalb des Bettraums ein leiſes Zwiegeſpräch zwiſchen zwei Geſichtern ſtatt, deren eines aus der Decke hervor, das andere zwiſchen den Vorhangfalten herausſah. — O mein Herr Baron! Ich begreife noch gar nicht —!

Hab' ich Sie doch nicht erſchreckt, liebe Frau Nachbarin? Ich wußte ja nicht —

Ach nein, Herr Baron! Das iſt es nicht: aber — Sie ſind noch nie ſo unbequem bei uns geweſen.

Ah pah! Wenn ſie mich nur nicht finden, und fortſchleppen! Den Kopf koſtet es nicht; aber es ſind Unannehmlichkeiten. Auch muß ich ja den Kleinen aus der Taufe heben. Es iſt doch ein Kleiner und nicht eine Kleine?

Ein prächtiger Bub', Eure Gnaden, antwortete die Hebamme.

Auch noch nicht getauft —?

Nicht doch! Geſtern früh glücklich zur Welt gekommen! erwiderte dieſelbe Frau mit vergnügten Gedanken an des gnädigen Herrn Taufgeſchenke.

Ach Gott! ſie kommen herauf! rief Gertrud ängſtlich, und Franz Karl duckte unter.

Frau Cratzin, um des Himmelswillen keine Alteration! warnte die Hebamme. Und ſtillen Sie mir jetzt bei Leibe das Kind nicht!

Nehme Sie den Nazi auf den Arm, Frau Dotzler: ſieht Sie nicht, daß der böſe Junge neugierig um den Vorhang krabbelt?

Cratz öffnete die Thüre und ſagte laut:

Liebe Frau, erſchrick nicht! Es wird ein Flüchtling im Hauſe geſucht, der wahrſcheinlich nur um unſer Haus herum ins Freie entwichen iſt; aber der Herr Offizier muß ſich doch überzeugen —

Und das leideſt du, lieber Mann? erwiderte mit klugem Unwillen Frau Gertrud. Wie kannſt du ſo 'was zugeben? Nehmen denn die preußiſchen Herren ſo wenig Rückſicht eine Wöchnerin zu ängſtigen? Sind wir denn in Feindes Land?

Man ruhig, Madame! ſagte der eintretende Major. Ich muß mir doch überzeugen, ob effectiver Stand eines Kindes vorhanden iſt!

Er ſah ſich ſcharf nach allen Ecken um, taſtete an den Vorhang, und da im Augenblicke das von der Mutter emporgehobene Kind zu greinen anhob, rief der Offizier, aus Aerger in gemeiner Mundart:

Ne, det is keen Baron nich; det benimmt ſich wie ein janz jemeiner bürgerlicher Jöre!

Hiermit verließ er lachend das Zimmer, und nachdem er noch alle oberen Räume durchſucht hatte, auch das Haus mit einem Dutzend guter Huſarenflüche.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Erſt jetzt, als der Baron ſich aus ſeinem faltigen Verſteck hervorwand, überkam die Wöchnerin hinter ihrer verſchwindenden Angſt her eine verſchämte Verlegenheit vor dem jungen, vornehmen Manne. Doch die Unbefangenheit Franz Karl's erleichterte eine ſo ungewöhnliche Vertraulichkeit, die von der Noth herbeigeführt war. — Da ſehen Sie nun, wie's Einem in jetziger Zeit ergeht! ſcherzte er. In Mainz verfolgt man mich, weil ich kein Clubiſt werden will, und hier, weil man mich für einen nimmt.

Aus Schonung für die liebe Frau verſchwieg der Freund den Namen des Mannes, der ihm offenbar dieſe widerſprechende Doppelverfolgung angerichtet hatte. Denn daß die Liſte der Clubiſten, worauf er oben anſtehen ſollte, durch Garzweiler in die Hände der Preußen gekommen war, blieb gar nicht zu bezweifeln. Statt dieſer Mittheilung ſuchte der Freund das wunderliche Spiel des Zufalls ins Bedeutſame zu wenden, indem er heiter ſagte:

Sehen Sie, ſo wiſſen die Menſchen, die's übel mit Einem vorhaben, oft nicht, wie gut ſie's eigentlich machen.

Denn iſt es nicht eine höhere Fügung, daß ich, über allen ordinairen Anſtand hinaus, vor das Wochenbett einer lieben Nachbarin geführt werde, um das Kind aus der Taufe zu heben und ſo eine alte Zuſage zu erfüllen?

Dieſe Zuſage hatte der guten Frau viel Sorge gemacht, und nur die katholiſche Gewohnheit, ein Kind nicht lange ungetauft zu laſſen, hatte ſie bewogen, ihre Zuſtimmung zur Gevatterſchaft des Amtsſchreibers zu Eltvill zu geben. Doch mußte dieſer nun zurückſtehen, und ſollte gleich morgen in der Frühe abbeſtellt werden.

Während nun der Chriſtbaum für den kleinen Nazi vor dem Bette der Mutter brannte, und Kind und Hebamme um die Wette jubelten, berathſchlagte man über die Lage des Barons. Franz Karl war geneigt, ſich dem Major zu entdecken und ihn über den Irrthum in Betreff ſeiner Perſon aufzuklären. Allein Cratz widerrieth es entſchieden. — Ja, wenn der Major die Sache abmachen könnte! ſagte er. Aber alle Verdächtige, die man bei Tage auffängt oder bei Nacht aufhebt, werden weit umher, von Pontius zu Pilatus geſchleppt, und nicht ſehr freundlich, ſondern oft ſehr ſchnöde behandelt. Noch vor ein paar Tagen iſt der junge Studioſus Weitzel, ein gar hoffnungsvoller Menſch, glücklich entgangen. Auf dem Wege von Rüdesheim zum Beſuche ſeiner Mutter auf dem Johannisberg kehrt er in Eibingen ein, um ein Glas Wein zu trinken, und hört hier von der Wirthin, die ihn nicht kennt, daß der im Haus einquartierte Offizier dieſe Nacht wieder einen der Schelme von Patrioten ausheben werde. Weitzel fragt in treuherziger Weiſe nach dem Namen dieſes Schelms, und erfährt ſeinen eigenen. Natürlich machte er ſich aus den Aeſten, und ſah ſich vor.

Nach Allem, was Franz Karl über die Stimmung und Geſinnung der Preußen gegen Mainz und den Club vernahm, ließ er ſich rathen und ein Verſteck in dem einmal durchſuchten Hauſe gefallen. Pfarrer Chambion ward in das Geheimniß gezogen, und übernahm die Verabredungen mit Baroneſſe Cäcilie, da zu beſorgen war, daß der Major jetzt den Verkehr mit dem Schloß ſchärfer beobachten ließe. Am andern Abende, nach der häuslich vollzogenen Taufe, brachte Cratz ſelbſt unter dem Schutze der Nacht den Baron in einem Kahne am Ufer entlang auf das Gut und nach den dringendſten Verabredungen mit der Schweſter wieder zurück. Da ſich der Baron jetzt weder im Schloß aufhalten, noch nach Mainz zurückkehren konnte: ſo entſchloß ſich Cäcilie, alsbald in ſeiner Begleitung nach Straßburg abzureiſen. Dorothea war ihr nach des Bruders Mittheilungen ganz recht; nur fand ſie es unbedacht, daß Franz Karl das Mädchen in die Nähe des Schloſſes beſtellt hatte, wo es von jedem Menſchen die wahren Verhältniſſe Cäciliens erfahren konnte. Der Freund hatte dieſe Vorſicht auch ganz überſehen. Gegen Jean Baptiſt dauerte die ſtolze Erbitterung der Baroneſſe fort, und ſie war durch nichts zu bewegen, ihn vor ſich zu laſſen; wie denn Franz Karl die Schweſter nach der Abreiſe der Mutter gefaßter und muthig, aber auch gegen ihr früheres Weſen hart und entſchloſſen fand. Er ließ daher durch Pfarrer Chambion Dorotheen nach Mainz zurück und Jean Baptiſt nach Oeſtrich beſcheiden.

Der Baron hatte ſeine wahre Noth mit dem jungen Manne, der in der Nähe des Schloſſes, worin er Cäcilien wußte, und die verhängnißvollſte Stunde ſeines Lebens pulſirt hatte, höchſt aufgeregt und in eine erwartungsvolle Unruhe gefallen war, die keinen Zuſpruch und keine vernünftigen Vorſtellungen annahm. Dem Baron blieb aus Theilnahme für ihn und aus Vorſicht wegen des Familiengeheimniſſes nichts übrig, als ihn über Cäciliens Geſinnung und Abſichten zu täuſchen und mit heimlichen Hoffnungen auf die nächſte Zukunft und auf einen Beſuch in Straßburg hinzuhalten.

Dieſe Ausſicht, indem ſie den Gedanken ein beſtimmtes Ziel vorſteckte, brachte den ungeſtümen Menſchen zu einiger Faſſung, und um ihn nach und nach auf andere Gegenſtände zu führen, zog ihn Franz Karl in ſeine eigenen mainzer Angelegenheiten. Er übertrug ihm Beſtellungen an Lennig, entdeckte ihm das ſchlimme Vorhaben des Adjutanten Cardinet auf Fides, und ließ ihn ſogar, um ſein Vertrauen zu feſſeln, etwas von ſeiner Theilnahme an der ſchönen Baſe merken. Wie jubelte Jean Baptiſt bei dieſer letzteren Entdeckung! Wie ſah er ſich ſo unerwartet in ſeiner eigenen Neigung beſtärkt, und erblickte in dem Baron einen mitfühlenden Gehülfen ſeiner eigenen ſo zu ſagen — blutverwandten Abſichten! Er gelobte Alles, was Franz Karl verlangte; beſonders wollte er Cardinet nicht aus dem Auge laſſen und über Fides wachen. In dieſer exaltirten Stimmung blieb er auch, bis ihn Franz Karl mit dem Auftrag an Dorothea, ſich zur Mitreiſe in Caſtel einzufinden, entließ. Er umarmte mit ungeſtümem Lebewohl den Baron, wobei er mit ſchalkhaftem Bezug auf Franz Karl und Fides folgende Verſe, die eigentlich ſein eigenes Verhältniß zu

Cäcilien ſehr wahr bezeichneten, in ſingendem Tone recitirte:

Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm,
Da war's um ihn geſchehen:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehen.

Gertrud, obſchon ſie den jungen Mann nur ein Viertelſtündchen beobachtet hatte, fand ihn nach ſeinem Ausſehen und Benehmen ſehr verändert, und ſie ſprachen länger darüber. Franz Karl, den die Sache bekümmerte, hielt zu eigener Herzenserleichterung mit ſeinen Betrachtungen nicht zurück. — Wie merkwürdig bilden ſich die menſchlichen Verhängniſſe! ſagte er. Und ſo reißen hier altadeliges Geld und neue bürgerliche Freiheit, in eigenthümlichem Zuſammentreffen, einen ohne beides ſo tüchtigen Menſchen in ihren Wirbeln mit ſich fort. Seit er ſein Geſchäft aufgegeben, lebt Jean Baptiſt in wunderlichen Phantaſien. Der bewegte Strom, der ſonſt in anmuthig-verſchlungenem Laufe die Einbildungskraft des Jünglings beſchäftigte, hat ihn verlaſſen, und er bringt ſeine müßige Zeit in Träumereien und ungewohnten Genüſſen zu. Der holländiſche Reichthum, dieſe Verlocke am ſchimmernden Strombande, ſetzte früherhin ſeinem dürftigen Boot ein Segel auf, bis der hineinfallende einheimiſche Gewinnſt es in bildlichem Sinn unterſenkte. Anfangs hatte ſich unſer Jean Baptiſt mit lebhafter Regung in den Club aufnehmen laſſen; gerieth aber bald ins Schwanken, ob er ſein Glück auf dem neuen oder auf dem alten Weg am beſten verfolgen könne. Das Geld lockte nach adeligem Beſitz, die Freiheit nach revolutionairer Verbindung, ohne daß die höhere Bedeutung der einen oder anderen Richtung den rechten Verſtand bei ihm gefunden hätte. So verlor ein begabter Menſch oder warf vielmehr mit dem Ruder, für das er geboren war, — ſo zu ſagen, die Balancirſtange für ſein ſittliches Leben weg. Er entfremdete ſich dem Kreiſe, worin er galt, ohne einen höheren zu finden, der ihn anerkennen mochte. Nun fängt er an, dieſen Zwieſpalt zu empfinden, und ſeine Wünſche treiben ihn von Mainz hinweg, wo ihn ſeine Erinnerungen feſſeln. Ich möchte ſagen, die Flucht des Adels zieht an ſeinem Gelde, aber der Strom, auf dem er es verdient, lockt ihn noch fortwährend mit dem geheimnißvollen Zuge ſeiner blaßgrünen Wellen. Da hat nun dieſer Strom unglücklicherweiſe einen neuen, bisher ihm unbekannten Zauber über ihn gewonnen, und ihm eine bedenkliche Parole gegeben. Wie er mich nämlich öfter beſucht, traf er mich vor einiger Zeit bei einem dringenden Briefe, den ich nach Straßburg zu ſchreiben hatte. Ich heiße ihn niederſitzen, und er findet einen aufgeſchlagenen Band Gedichte, worin ich geleſen, und läßt ſich von der Ueberſchrift eines derſelben: „Der Fiſcher“, intereſſiren. Es iſt eine ſchöne Ballade von einem unſerer Dichter, Namens Goethe, den ich jüngſt perſönlich kennen gelernt. Ein Fiſcher, wie er eben angelt, wird von der Nixe, die ihre lieben Fiſchchen zu beſchützen aus dem Waſſer blickt, mit ſüßen Worten in die Tiefe verlockt. Dieſe Verſe ergreifen den träumeriſchen Jean Baptiſt; ich muß ihm das Buch auf der Stelle ſchenken, und er führt es nun ſtets in der Taſche, ohne etwas Anderes, als die Ballade darin zu leſen.

Die Freunde verſtanden nicht Alles, und freilich konnte ihnen der Baron einen Zuſtand nicht ganz begreiflich machen, der in dem unſeligen Liebesgeheimniß wurzelte. Ihn ſelbſt aber beſchäftigte deſto lebhafter das Nachdenken über ein ſo eigenthümliches Verhältniß. Der leidenſchaftliche Bund des Augenblicks erſchien ihm wie ein Frühlingsgewitter ſinnlicher Jugend. Aber jener zündende Wetterſtrahl, in welchem die geſpannten Elemente ſich entluden, — welche verſchiedene Temperatur beider Herzen hatte er nicht zurückgelaſſen? Ein kalter Stolz des Standes war in Cäciliens Seele erwacht, während in Jean Baptiſt's maiwarmer Bruſt eine ernſte, ſehnſüchtige Liebe wuchs. Dennoch mochte Franz Karl die Schweſter nicht unbedingt tadeln. In ihrem Stolze ſchienen ſich doch die Gefühle eines ſonſt verweichlichten Gemüths wieder aufzurichten, indeß bei Jean Baptiſt ein wackeres Naturel ſich unter dem ſchwülen, wolkigen Himmel ſeiner Seele aufzulöſen drohte.

Aus Vorſicht hatte Franz Karl durch den Pfarrer Chambion den preußiſchen Major um einen Geleitsbrief für Cäcilien angehen und auf Kutſcher und einen Bedienten mit ausſtellen laſſen. So kamen ſie guten Muths durch die preußiſchen Pikete nach dem von den Franzoſen noch beſetzten Caſtel. Hier im Wirthshauſe, wohin Dorothea beſchieden war, kehrte Cäcilie ein, bis Franz Karl, in der Livree ſeiner eigenen Herrſchaft, das Reiſegepäck auf einen bereit ſtehenden Haudererwagen hatte überſchaffen laſſen.

Während dieſes Vorgangs, durch welchen die Umwandlung der Baroneſſe in eine junge trauernde Offiziers-Witwe geſchah, näherte ſich in einen Mantel gehüllt Jean Baptiſt, der Dorothea herüber begleitet hatte, um Cäcilien wenigſtens aus der Ferne zu ſehen. Franz Karl erkannte ihn, und trat zu ihm, den unvorſichtigen Menſchen zu entfernen. In dieſem Augenblicke bemerkte er einen die Straße herkommenden Mönch, in welchem er den Pater Florian wiedererkannte. Der Brief an den preußiſchen Kriegs-Commiſſar fiel ihm ein, und ſein erſter Gedanke war, ob der Pater nicht etwa mit der Antwort von Wiesbaden käme? Gedacht, und mit einem Wink gegen Jean Baptiſt trat er dem Pater entgegen, bat ihn, mit in den Hof des Wirthshauſes zu treten, und hier, hinter einer Scheuer, ſagte er mit ängſtlichem Flüſtern:

Ich habe Euch hier erwartet, frommer Pater. Herr geiſtliche Rath Garzweiler ſchickt mich mit dieſem Manne da, den Ihr vielleicht kennt. Auf der Brücke ſteht eine Wacht, die jeden Mönch durchſucht. Man iſt hinter die Sache gekommen, und wenn Ihr vielleicht Schreibens vom Kriegs-Commiſſar habt: ſo gebt's nur ſchnell heraus, und dieſer unverdächtige Mann ſoll's hinüberbringen. Habt Ihr?

Der Mönch, der mit mißtrauiſchem Blicke das Geſicht des Bedienten zu kennen ſchien, hatte kaum bei dieſer Frage unwillkürlich genickt, als Franz Karl den jungen Schiffer antrieb, unter der Kapuze nachzuſehen. Ehe nur Pater Florian zur Ueberlegung kam, hatte Jean Baptiſt die verborgene Taſche gefunden und einen Brief heraus gezogen, den er an Franz Karl hingab.

Nun geht mit Gott! rief dieſer, und berichtet Euerm

Garzweiler, der Baron Wallbrun ließ ihn grüßen, und würde den Brief wohl zu verwenden wiſſen.

Jetzt erkannte Florian mit einem Aufſchrei den Baron und flehte um Rückgabe des Briefes.

Nein, guter Vater! erklärte, den Brief einſteckend, der Freund mit Entrüſtung. Garzweiler hat mich den Franzoſen als Spion, den Preußen als Clubiſten, Beides fälſchlich, angegeben. Sagt ihm, er müſſe Beides binnen acht Tagen zurücknehmen, ſonſt überlieferte ich den Brief an Cuſtine. Und nun macht, daß Ihr über die Brücke kommt!

Der Mönch eilte nach vergeblich wiederholter Bitte, in ängſtlicher Verwirrung fort. Franz Karl übergab Jean Baptiſt zu ſorgfältiger Verwahrung den verdächtigen Brief, den er nicht mit ſich führen konnte, und eilte ins Wirthshaus. Nach wenig Augenblicken beſtieg Cäcilie in ihrem ſchwarzen Anzuge mit Dorothea den Wagen; Franz Karl ſchwang ſich auf den Bock, und das Fuhrwerk nahm den Weg nach Hochheim hinauf.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Jean Baptiſt ſchlenderte gedankenvoll eine Strecke Wegs der Kaleſche nach, bis ſie in einem Hohlwege ſeinen Blicken entſchwand. Seine Gedanken wechſelten zwiſchen Cäcilien und dem Baron; jene verſchmähte, dieſer begünſtigte ihn: aus beiden Ziffern ſuchte er ſeine Zukunft zu berechnen, und kam doch zu keiner beſtimmten Summe. Seine Wünſche eilten dem trägen Fuhrwerke nach Straßburg voraus, bis eine ſchwere Glocke vom Dom ihn an Mainz und an des Barons Aufträge erinnerte. Er eilte zurück, und indem er ſich dieſe Aufträge vorzählte, tauchte ſonderbarerweiſe eine bibliſche Erzählung aus der Knabenſchule in ſeiner Erinnerung auf. Er kam ſich wie der junge Jakob vor, der mit dem liſtig entwendeten Segen der Erſtgeburt flüchtig geworden, in der Fremde um die geliebte Rahel dienen muß. Dieſer Gedanke erheiterte ihn, und machte ihm des Barons Anliegen bedeutſam und wichtig. So Vieles, was zu thun, und das Höchſte, was für ſein Herz zu gewinnen war, lag vor ihm, und befreite ihn von der verdroſſenen Stimmung, in die ein müßiges Brüten den rührigen Burſchen bisher verſetzt gehabt hatte. Er fühlte ſich wie neugeboren und ſo aufgeregt, daß er den Schiffer Chriſtian, der ihm auf der Brücke begegnete, um den Hals faßte und ausrief:

Ach wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt hinunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

Aber das Vorhaben, das ihn augenblicklich ſo froh machte, drohte ſich ſchon zu verwickeln, als er zu Hauſe eine Vorladung zum geiſtlichen Rathe Garzweiler erhielt. Er beſann ſich des ihm anvertrauten Briefes, und da er ſolchen in der oft unverſchloſſenen Commode aufzubewahren Bedenken trug, verſteckte er ihn ohne viel Ueberlegung im Kleiderſchranke in einem der jetzt zurückgehängten Schifferwämmſer. Die Feindſeligkeit Garzweiler's gegen den Baron machte ihm Sorge: Jenem wie Dieſem verbunden, wußte er nicht, wen von Beiden er in einem ausſchließenden Falle zurückſetzen dürfe. Glücklicherweiſe trat diesmal der befürchtete Widerſpruch nicht ein, daß der Pater den Brief verlangt hätte, der ihm vom Baron auf die Seele gebunden war. Pater Florian, der ſchon fortgeeilt geweſen, als Franz Karl das bedenkliche Schreiben abgegeben, hatte nichts davon melden können. Der Pater erkundigte ſich nur nach allen Umſtänden des Begegniſſes, und ſchien ſehr froh, den Baron auf einer weiteren Reiſe zu wiſſen, obſchon er beklagte, daß ſich nun das unangenehme Mißverſtändniß hinauszöge. Sein Hauptanliegen war aber, dem jungen Mann ein ſtrenges Stillſchweigen aufzulegen.

Beim Oheim Lennig, wohin Jean Baptiſt die erſten Aufträge hatte, fand er Fides eben beſchäftigt, auf die Dauer der Einquartierung des Adjutanten Cardinet zu Felix Blau überzuziehen. Als Mitglied der Adminiſtration hatte dieſer alte Freund Lennig's keine Einquartierung; wie denn viele Clubiſten, ungeachtet der allgemeinen Gleichheit, ſich Ausnahmen von Geſetz und Ordnung geſtatteten, ſo daß Subalterne in irgend einer Dienſtſtellung ihren nichtclubiſtiſchen Vorgeſetzten ſehr übermüthig begegneten, andere mit bedecktem Haupt in die Gerichtsſtuben traten, und was dergleichen mehr war. — Erasmus hatte, auf des Barons ſchriftliche Warnung, jenen Ausweg zum Schutze ſeiner Tochter mit Blau verabredet, und lachte noch immer vergnügt ſeines guten Einfalls, den ſpitzbübiſchen Franzoſen, wie er meinte, — hinter's Licht zu führen. — Er vernahm nun Jean Baptiſt's Beſtellungen, erfreut über des gnädigen Herrn Theilnahme „an ſeinem Hauſe", wie er es nannte; wobei er jedoch mit einem ſtolzen und beifälligen Lächeln nach ſeiner Fides blickte.

Als Jean Baptiſt ſich mit Fides allein ſah, hielt er, ſeiner eigenen Liebeshoffnungen voll, mit dem nicht zurück, was ihm der Baron ſelbſt von ſeiner Geſinnung für ſie bekannt hatte. Fides hörte es lächelnd an. Für ihre heimlichſten Gedanken war nichts Ueberraſchendes dabei; der jüngſte Brief Franz Karl's hatte ihr unendlich mehr geſagt: dennoch gewann dies Alles durch des Vetters Mitwiſſenſchaft eine neue Bedeutung; ſie glaubte ein anerkennendes Echo der Welt darin zu vernehmen. Sie erſchrak nicht mehr davor, und die Art, wie ſie ſtill und ſtolz dazu lächelte, zeigte recht, welche große Veränderung im öffentlichen Leben von Mainz und in ihrem eigenen Herzen ſeit jenem Namenstagsmorgen der Mutter vorgegangen war, da ſie der alten Magd entſetzt und warnend zugerufen hatte: Welch' ehrbares Mädchen darf auf einen Herrn von hohem Adel achten! Doch hielt ihr Zartgefühl des Vetters Vertraulichkeit in Schranken, und ſie wendete zuletzt Alles zu einem Scherz, indem ſie ihn lächelnd den Schildträger ihres entfernten Ritters nannte, und ſich ſeiner guten Knappenliſt gegen den lauernden Cardinet aufs beſte empfahl.

Sie ſprachen noch zuſammen, als Cardinet's Bedienter, ein Elſaſſer von verſchlagenem Ausſehen, verſchiedenes Gepäck ſeines Herrn überbrachte, und die Logirſtube einrichten wollte. Jean Baptiſt ließ die gute Gelegenheit nicht vorüber, mit dem Menſchen anzubinden. Indem er auf die leichtfertigen Späße des Burſchen einging und ihm einige Treuherzigkeit zeigte, hatte er ihn ſchon halb und halb eingenommen, und verſprach ſich, die neue Bekanntſchaft zum Vortheil des Barons wohl zu benutzen.

In dieſer Lage der Dinge wurde der Neujahrstag mit viel Lärm begangen. Aber es hob auch mit dem Januar eine neue Thätigkeit der Menſchen an, — eine Regſamkeit, als ob die Abſichten der Parteien von dem hellen und kalten Wetter eine friſche Anregung empfangen hätten. — Während der Feſte, die man den drei Commiſſaren der franzöſiſchen Nation gegeben hatte, war von der Adminiſtration zur Aufnahme der Volksſtimmen in Betreff der neuen Verfaſſung des Landes eine Inſtruction entworfen worden, womit die beſtimmten Beamten in die Bezirke von Mainz, Speier und Worms abgingen, um zugleich auch die Wahl der Deputirten zu einer baldigen rheiniſch-deutſchen Nationalverſammlung anzuordnen.

Zur Unterſtützung dieſer wichtigen Angelegenheit erließ der Club Zuſchriften an die Landesbewohner, worin denſelben mittels der brüderlichen Verfaſſung der Franzoſen die Wohlthaten eines zufriedenen Lebens, überflüſſigen Brotes, nöthiger Kleidung und zur Ruhe von ihren Tagwerken die freudige Andacht, von einer liebenden Gottheit zu vernünftigen Menſchen geſchaffen zu ſein, feierlich zugeſagt wurden. Eine große Aufregung entſtand hierdurch unter den Bauern, beſonders gegen die neuen Freiheitsprediger, die nicht immer willige Ohren fanden. Ja. Metternich, der nach Fintheim und Ginſenheim kam, mußte vor aufgehobenen Stöcken die Flucht ergreifen.

Andere Zwiſte entſpannen ſich zwiſchen der Adminiſtration und dem erzbiſchöflichen Vicariat. Schon früher hatte dieſe geiſtliche Behörde durch einen Erlaß an das Volk vor den Irrlehren in jener Rede gewarnt, welche der abtrünnige Prieſter Pape im Club über die Uebereinſtimmung des Katholicismus mit der franzöſiſchen Verfaſſung gehalten hatte. Jetzt wurde vom Präſidenten Dorſch die Foderung an das Vicariat geſtellt, gewiſſe, von Cotta zuſammengedruckte Aufſätze, beſonders jenen: — „Wie gut es jetzt die Leute am Rhein und an der Moſel haben können", von den Kanzeln der Pfarreien verkündigen zu laſſen. Das Vicariat verweigerte dieſe Dienſtbarkeit der Kirche gegen den Staat. Vollends aber widerſetzte ſich daſſelbe, als ihm in der Perſon des geweſenen Kapuziners und Profeſſors Nimis ein Mitglied als geiſtlicher Rath aufgenöthigt werden ſollte, und gab auch nicht nach, als der Präſident Dorſch ein Decret zur Abſetzung des ganzen Vicariats bei der Adminiſtration durchſetzte. Es brach im Gegentheil allen Verkehr mit der

Adminiſtration ab, und wendete ſich mit nachdrücklicher Beſchwerde an die franzöſiſchen National-Commiſſare, wo dieſe Streitigkeit unter noch anderen Verlegenheiten liegen blieb.

Am wildeſten ging es aber im Club ſelbſt zu. Der alte Riß zwiſchen beiden Parteien ſpaltete ſich immer tiefer, ſeit Hofmann mit ſeinem Anhange ſich an die National-Commiſſare angeſchloſſen hatte, wie Dorſch ſich längſt zu Cuſtine und der Militairpartei hielt. Dieſer feine und freundliche Lebemann Dorſch hatte bei ſeinem Auszug aus dem Schloſſe ſich und ſeine Geliebte mit kurfürſtlichen Möbeln und koſtbaren Bildern, beſonders einigen geſchätzten Rubens, in der Stadt aufs prächtigſte eingerichtet, und hierdurch Hofmann's derbe Ehrlichkeit tief empört. Dies freimüthige Rechtsgefühl Hofmann's war auch ſchon bei andern öffentlichen und verſtohlenen Betrügereien franzöſiſcher Offiziere und ſelbſtſüchtiger Clubiſten laut und den Betheiligten läſtig geworden, und hatte daher Verfolgungen erfahren, die den ungeſtümen Mann doch nicht einſchüchtern konnten. Jetzt, als das Decret zur Abſetzung des Vicariats im Club zur Sprache kam, brach Hofmann's Unmuth heftig gegen Dorſch aus. — Was? rief er mit ſeiner kraftvollen Stimme, — geht etwa der niedliche Präſident Dorſch, der ehemalige Kaplan von Fintheim, damit um, die ſtolze Biſchofmütze, die er dem Friedrich Karl Joſeph Erthal abgeriſſen, ſich ſelbſt aufzuſetzen und ſein Katharinchen zur Gräfin zu machen? Soll uns denn ſo das Alte, das doch noch in ſeiner Art eine gewiſſe Größe hatte, durch den Storchſchnabel verzierlicht, wieder vorgebracht werden?

Von ſolchen Mißklängen war jetzt das goldene Mainz verſtimmt. Mehr und mehr Bürger folgten dem Beiſpiele des Profeſſors Vogt und ſtrichen auf der Clubiſtenliſte ihre Namen aus. Sie löſten die franzöſiſche Kokarde von den Hüten und Rockaufſchlägen ab, und betheiligten ſich an den Späßchen und Spöttereien über die Blechdecoration der Clubmitglieder. Beſonderes Glück machte in dieſer Richtung ein Judenwitz Iſak Bär's aus Weißenau. Befragt, was wol die beiden Buchſtaben F. G. auf jenen Ehrenzeichen bedeuteten, meinte er, ſie hießen — Frau Grauſin; und wer nur immer dieſe Witwe des Waſenmeiſters als die Verkäuferin der Hundezeichen kannte, verſtand auch gleich das bittere Wort.

Gegen ſo bedenkliche Unruhen ließ Cuſtine auf vier Hauptplätzen der Stadt, auf dem Schloßplatze, dem Thiermarkt, Speiſemarkt und Leichhofe Galgen errichten. So lebhaft aber auch über dieſe elf Schuh hohen, weiß angeſtrichenen Pfähle das Entſetzen in der Dämmerung und die Angſt bei Tage war: ſo wagten ſich doch Witz und Spott auch an dieſe Gefahren heran, die vom Waſenknechte her, der ſie aufgeſtellt hatte, beißend genug — die Mathes'ſchen Freiheitsbäume hießen.

Ein Erlaß der Adminiſtration, wodurch den Einwohnern zur Pflicht gemacht wurde, die Verbreiter falſcher Zeitungsnachrichten, ſo wie alle irgend verdächtigen Perſonen bei der Municipalität zur Anzeige zu bringen, hatte nur noch gefehlt, um die Bürger zu ihren alten Aengſten auch noch in Verſuchung zu führen oder jedem Böswilligen preiszugeben. Niemand wagte mehr in einer Geſellſchaft zu ſprechen; ſcheu und ſtumm zog Jedermann ſich in ſeine vier Wände zurück.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

In ſolchen Zeiten pflegen die Zimmer der Familien wohnlicher zu werden: der Kachelofen erweiſt ſich jetzt mittheilſamer, und ſtatt der fahlen Wangen lächeln die freundlichen Wände vom ehrlichen Lampenlichte. Solche Abende gab es auch jetzt bei dem milden, liebevollen Herrn Felix Blau. Fides, die ſich nicht blos als Zufluchtsgaſt ihres väterlichen Freundes betrachten wollte, hatte deſſen Wirthſchaft übernommen. Vielleicht hätte Katharine, die blonde „Petra“, ihr Schlüſſelbund nicht ſo freundlich abgegeben, wäre ihr dafür nicht der junge Neeb mit ſeiner huldigenden Aufmerkſamkeit an die Seite getreten. Dieſer liebenswürdige Mann, ſeitdem er die Vorleſungen ſeines Lehrers an der hohen Schule übernommen hatte, ſchien ſich nun auch um deſſen Freundin zu bewerben, bei welcher er nur auf die Nachleſe der Liebe rechnen mochte. Er unterhielt ſie gern mit ſeiner Abſicht, bei der jetzigen Gunſt der Zeit für junge Geiſtliche ſich durch eine Heirath häuslich einzurichten. Neeb war nicht ohne Geiſt und beſaß eine ſchöne Empfänglichkeit für das Hohe und Bedeutende im Leben; nur daß es ihm an Tiefe und Stärke des Charakters fehlte. An ſeinem Lehrer Blau hing er dabei mit einer Liebe, die ſich nur mit ſeiner Schwärmerei für Jakobi's Philoſophie vergleichen ließ.

Zu dieſen langen traulichen Abenden fand ſich faſt täglich Erasmus Lennig allein oder mit der „Mutter“ ein, und Blau lud wol noch einen oder den andern zuverläſſigen Freund dazu; da denn bei einigen Schüſſeln ein paar Flaſchen ihre Siegel und die Zungen der Männer löſten. Durch die drückenden Nebel der Gegenwart ſprach man ſich in eine heitere Zukunft hinein. Blau, der wirkliche Clubiſt, war mit Lennig, dem Schein-Clubiſten, über die troſtloſe Lage von Mainz einverſtanden; nur trugen ſeine ſanften Gedanken nicht ſoweit darüber hinaus, wie Lennig's muthiges Herz. Der edle Geiſtliche war von der unglücklichen Wendung der Dinge, von den leidenſchaftlichen Stürmen im Club und von den verworrenen Arbeiten bei der Adminiſtration ſehr erſchöpft. Man hatte ihm in der Verwaltung die Partie der Finanzen übertragen, und das Siechthum des öffentlichen Einkommens ſchien auf die reizbare Bruſt des gefühlvollen Mannes ſympathetiſch zu wirken. Dennoch ſprach er immer mit einſichtvoller Liebe auch von dieſer betrübenden Lichtwandlung des öffentlichen Lebens und von der Nothwendigkeit ſolcher Vorentwicklungen. Aber indem er ſich mit gutem Vertrauen darein ergab, ſchien ihm doch vor einem Rückfall des Alten bange zu ſein, — vor der Rachſucht vertriebener und rückkehrender Gewalt, die vielleicht mehr Glück als gutes Gewiſſen habe. Was man bereits von dem Uebermuthe und den feindſeligen Drohungen der Preußen gegen das jetzige Mainz vernahm, ſchreckte auch die ehrlichen Männer im Club, zu denen Blau wie Forſter gehörte, und beſtimmte ſie voraus ſich mit dem Rücken gegen Deutſchland zu wenden, und von Frankreich, woher ſie das Glück der Revolution gehofft hatten, nun wenigſtens ihre perſönliche Sicherheit zu erwarten. — Wir haben jetzt freilich erſt die Flegeljahre der Volksherrſchaft durchzumachen, die nicht ohne Puff und Knuff abgehen, ſagte Blau; aber es iſt doch nur die Ungeberde der erſten freien Jugend, die einer reifenden, ſich beſinnenden Zukunft entgegengeht, in der man ein allgemeines Intereſſe darin erkennt, daß Ruhe und Ordnung gehalten werde. Was haben wir dagegen von dem alterſchwachen, launenvollen Regententhum zu erwarten, deſſen Intereſſe ein apartes, ein Familien-Intereſſe iſt? Und ſprecht mir auch nicht von der Heilſamkeit des Unglücks, von den Lehren ſchmerzlicher Erfahrung, von Buße und Beſſerung abſoluter Herren! Der Abſolutismus iſt ein Greis, deſſen Hirn zu trocken und Herz zu welk für tiefere Eindrücke der Gegenwart iſt, und der nur für eine alte Vergangenheit, für die Jugend ſeiner unangefochtenen Macht, ein treues Gedächtniß hat. Im Unglück erkennt er nicht ſeine eigene Schuld, ſondern nur was ihm die Unterthanen während ſeiner Verbannung ſchuldig geblieben ſind, und er ſtreicht es mit doppelten Ruthen ein. Wenn Einer behaupten wollte, der Abſolutismus lerne und vergeſſe nichts, ſo wäre damit eben nichts Beſonderes und nicht mehr geſagt, als was man täglich an jedem Graukopfe wiederkehren ſieht, der ſein Geſtern und Vorgeſtern vergißt und nur mit ſeiner guten Zeit liebäugelt. Das „Von Gottes Gnaden“ würde uns zuerſt wieder heimſuchen. Was ſagt aber dein Orakel, Erasmus, — dein

Moſer? — „Daß ein Regent Niemandem als Gott Verantwortung ſeiner Handlungen ſchuldig ſei, iſt ein Despotismus, der drückender erſcheint als der orientaliſche.“

Bei ſolchen Ueberzeugungen ſeines geiſtlichen Freundes konnte Erasmus nur eine bedenkliche Miene deſſelben erwarten, als er eines Abends, heiter aufgeregt, mit einem Briefpacket kam, das ein Mann aus Speier auf verſtohlenen Wegen überbracht hatte. Es waren Neuigkeiten vom Baron aus Frankfurt mit einer Nachſchrift aus Speier. Manches von deſſen Erlebniſſen, was auch nur für Fides Intereſſe hatte, theilte Lennig nur kürzlich mit. — Durch Fürſprache Hubers, der noch in Frankfurt verweilte, Sömmering's und verſchiedener Flüchtlinge aus Mainz war es dem Baron gelungen, die preußiſche Generalität von der Falſchheit der gegen ihn vorliegenden Beſchuldigung zu überzeugen, und Befehle zu ſeiner Sicherheit an die im Rheingau ſtationirten Offiziere zu erwirken. Bei Huber hatte er gute Nachrichten von Frau Forſter aus Neufchatel vorgefunden. Huber ſelbſt ſtand im Begriff mit nachgeſuchter Dienſtentlaſſung zum Beiſtand ſeiner Freundin nach der Schweiz zu gehen. — Das Folgende las Lennig wörtlich vor:

„Was ich aber für eine wahre Schickung anſehen muß, ſo kam am Vorabende unſerer feſtgeſetzten Weiterreiſe — rathen Sie einmal wer? mein lieber Lennig! und ſtieg im römiſchen Kaiſer ab? Wer? — — Seine erzbiſchöflichen Gnaden, der Coadjutor von Dalberg mit kleinem Gefolge, worunter ich einen Mainzer fand, den Sie wohl kennen, — den Regierungsrath Doctor Strecker, dieſen lebendigen, fröhlichen, liebenswürdigen Mann, der ſein eigenes Wohlwollen in die ganze Welt hineinlachen möchte, und wahrhaft liberal in häuslicher wie in politiſcher Bedeutung des Worts heißen darf. Natürlich verweilten wir nun noch, und ließ ich mich dem Coadjutor vorſtellen. Ich eröffnete ihm meine Dalbergs-Idee und das Geheimniß der in ſeinem Namen verbündeten Mainzer. Sie können denken, wie huldvoll ich damit aufgenommen ward. Die Zufriedenheit wiegte ſich auf der vorragenden Unterlippe des Fürſten. Der joviale, geiſtvolle, humane Mann iſt nicht ohne weichliche Sinnlichkeit und hat ſeine Portion Ehrgeiz. Er war auf der Reiſe von Erfurt nach Krautheim begriffen, um mit dem Kurfürſten eine Conferenz zu haben, und ihn nach Erfurt einzuladen. Ich mußte ihn öfter beſuchen, da wir denn die Zeit und Zukunft beſprachen. Er befürchtet nur in Betreff ſeiner Uebernahme der Regierung den Widerſpruch des Kurfürſten und der kriegsverbundenen Mächte, die einmal darauf erpicht ſeien, das unbedingt Alte wieder herzuſtellen, und es für Zugeſtändniß an die Revolution anſehen würden, dem Vernünftigen einigen Raum zu geſtatten. So ſpielte nun ſeine lebhafte Phantaſie zwiſchen Hoffnung und Hinderniſſen, in welchem Wechſel er mich ſelbſt bald Excellenz, bald armen Verbannten betitelte; da er meint, vom Kurfürſten würde ich ausgewieſen, von ihm aber in ſein Miniſterium aufgenommen werden. Für dieſe gute Meinung und Abſicht habe ich ihn, glaub' ich, zuletzt noch beleidigt. Wie er nämlich hörte, meine Schweſter ſei mit mir, wollte er ſie durchaus beſuchen; denn galant iſt er von den Hühneraugen bis zur Tonſur. Und obgleich ſein Beſuch bei Cäcilien am Tage und durch die Thüre, nicht aber, wie's in Erfurt vorgekommen ſein ſoll, bei Nacht durchs Fenſter geſchehen wäre: ſo blieb doch meine Schweſter ein für allemal entſchieden gegen ſeinen Beſuch, und wir reiſten andern Morgens ohne Abſchied weiter. Nun beſteht in Frankfurt ein mainzer Bund, der die Vertreibung der Franzoſen aus dem Rheinlande bei den hohen Mächten Oeſtreich und Preußen betreibt. Man hat mich eingeweiht und mir den Poſten in Mainz angewieſen. Sie ſehen, daß ich — was es auch koſte, dahin zurück muß. Helfen Sie alſo durch Garzweiler, dem wir die Daumſchrauben des verdächtigen Briefes anlegen können. Einſtweilen erhalten Sie die beigefügte Anzahl Abdrücke einer Auffoderung an unſere Mitbürger. Verbreiten Sie ſolche nach beſter Thunlichkeit!"

Hier, wo das Schreiben ſich an Fides wendete, brach Erasmus ab und übergab es der Tochter. Ein Wortwechſel widerſtreitender Anſichten entſpann ſich, ohne daß es dem ſanften Eifer des oft von Hüſteln unterbrochenen Felix Blau gelingen wollte, den alten Freund von den bedenklichen Folgen, die der gedruckte Brief nach ſich ziehen könnte, zu überzeugen. Böhmer's Phantaſtereien und Cuſtine's Mißtrauen — welches Unheil können ſie nicht über Mainz bringen! rief er mit bedauerndem Kopfſchütteln.

Sie ſprachen noch darüber, als Jean Baptiſt, der ſich auch zuweilen einfand, mit einer gewiſſen ärgerlichen Aufgeregtheit herein kam. — Es iſt etwas im Werke, rief er, und ich kann nicht dahinter kommen! Die Franzoſen ſind rechte Halunken! Dacht' ich doch den Burſchen Cardinet's ganz in der Taſche zu haben, und bringe doch nichts von ihm heraus. Er ſchimpft auf die Mainzer und droht, aber ich weiß nicht, was er eigentlich in der drohenden Fauſt feſthält. Mit einer Redoute haben ſie 'was vor, darauf möcht' ich wetten. Der Cardinet will einen ſaubern Schifferanzug von mir geliehen haben. Ich kann mir nur nichts dabei denken.

Gut, daß wir darauf kommen! fiel Blau ein. Es iſt eine Redoute zu Ehren der Commiſſare des Nationalconvents, von der ſich kein echter Clubiſt ausſchließen werde, wie man erwartet. Ich rathe dir, Freund Erasmus, dich bei dieſer Gelegenheit auf ſo wohlfeile Weiſe wieder in einigen Credit zu ſetzen. Wir führen deine Tochter mit uns hin, und wahren dadurch den guten Schein der Sorgloſigkeit vor dem argwöhniſchen Cardinet.

Fides, ſo neu und lockend ihr ein Maskenball war, willigte doch nur in der Vorausſetzung ein, daß „ihr Ritter“ — wie ſie lächelnd ſagte, wieder in Mainz ſei und ſie beſchütze. Und Erasmus, ohne etwas gegen Blau's Vorſchlag einzuwenden, verſetzte:

O der Cardinet iſt jetzt ſehr artig! Ja, er iſt ſo zuthätig und zuvorkommend, daß ich eine Argliſt dahinter fürchten würde, wenn der Menſch nicht ſo bodenlos leichtſinnig wäre.

Nun, nun! meinte Blau. So lange ſich der Garzweiler an ihn drückt, möchte ich ihm nicht unbedingt trauen!

Ei nun! das hat doch ſeinen guten Grund! fiel Jean Baptiſt ein. Der Vater hat, meine ich, Urſach genug, ſich den Franzoſen beliebt zu machen. Wenn man den bewußten Brief gegen ihn vorbrächte: ſo würde wol einer unſerer vier Galgen ein erſtes Anhängſel bekommen!

Bei dem Worte Brief holte Lennig ſein Päckchen hervor, und theilte, unter ſchalkhaftem Lächeln gegen Blau, der es mißbilligte, dem Neffen eine Anzahl der gedruckten Briefe zur Verbreitung mit der Warnung zu, ja vorſichtig dabei zu Werke zu gehen.

Jean Baptiſt las eines der Exemplare. Der Brief lautete in derbem Druck:

„Mainzer Bürger!
Einwohner des mainzer Landes!

Eure Befreiung naht heran. Erwartet ſie gefaßt. Eure Treue und Standhaftigkeit iſt euern Vorſtehern bekannt, und ſie ſorgen für euch in der Stille. Auch die braven Preußen, Heſſen und Oeſtreicher, die zu eurer Rettung herbeikommen, kennen und ehren eure Rechtſchaffenheit. Rechnet auf ſie, rechnet auf uns! Das Ziel iſt geſteckt für die Gewaltthätigkeiten eurer Unterdrücker. Die Zeit naht, wo Rechtſchaffenheit und Verbrechen, jedes ſeinen verdienten Lohn erhält. Trotz aller Beſtrebungen der Ruheſtörer ſollen geſetzliche Ordnung, Sicherheit und Wohlſtand wieder in Mainz und im Lande zurückkehren.

Eure abweſenden
Freunde und Vorſteher.“

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Dieſer Brief, der ſich durch die Hände der Deutſchgeſinnten ſchnell verbreitete, machte das lebhafteſte Aufſehen; indem er Beſorgniſſe auf einer Seite und noch übertriebenere Erwartungen auf der andern hervorrief. Die überlegenden Männer im Club unterließen nicht, auf den unbeſtimmten Urſprung und nichtsſagenden Inhalt des Briefes aufmerkſam zu machen: aber gerade in dieſer geheimnißvollen Dämmerung fand die Phantaſie aller Parteien für Alles, was ſie fürchtete oder wünſchte, Raum und Antrieb. Eine Kinderei kam dazu, die Angſt der Clubiſten zu erhöhen. Eines Morgens hing nämlich am Galgen des Leichhofplatzes, den Vorübergehenden zur Anlockung, ein Schattenriß des Generals Cuſtine mit leidenſchaftlichen Ausfällen gegen ihn, den Präſidenten Dorſch und den geweſenen Prieſter Pape. So roh der Angriff war, blieb er doch den drei vom öffentlichen Haſſe bezeichneten Männern nicht gleichgültig; als überdies auch noch, wenige Tage darauf — wie es ſchien aus höheren Kreiſen entſprungen, — am neu errichteten Freiheitsbaum ein franzöſiſch geſchriebener Anſchlag haftete mit den Reimen:

Arbre de misere,
Bonnet de Corsaire,
Guerre de Brigands;
Avis aux honnêtes Gens!

Nun ſchien es doch dem Cuſtine'ſchen Anhang die höchſte Zeit, einer ſo übermüthig drohenden Verſchwörung zuvorzukommen. Das hergebrachte Früh- und Nachtgeläute wurde durch einen Tagsbefehl Cuſtine's eingeſtellt, vielleicht aus Beſorgniß, der Ausbruch einer revolutionairen Vesper oder Mette könnte an ſolch' ein Glockenſeil geknüpft ſein. Streifwachen gingen jetzt auch den Tag über durch die Stadt, und man war im beſten Zuge zu noch ſtrengeren Maßregeln, als ein großes Ereigniß plötzlich alle Gemüther erſchütterte, und dem Obergeneral ganz andere Beſorgniſſe erweckte.

Am 26. Januar kam nämlich durch Staffette die Nachricht von der am 21. ſtattgehabten Hinrichtung des unglücklichen Königs Ludwig nach Mainz, und riß den Spalt der Geſellſchaft noch tiefer, — nicht blos zwiſchen den deutſchgeſinnten Einwohnern, die wie betäubt von dieſem Schlage des Guillotinenbeiles waren, und dem Club, der von wilden Reden und rohen Anträgen auf Dankadreſſen wiederhallte, ſondern ſelbſt auch zwiſchen den franzöſiſchen Linien-Truppen der Beſatzung, die jene Hinrichtung mit lebhaftem Mißvergnügen aufnahmen, und den Nationalgarden, die ihren Jubel nicht zu mäßigen wußten. Die Erbitterung beider Waffen gegen einander ſteigerte ſich mit jedem Tage bis zum drohenden Ausbruche von Thätlichkeiten, und ſetzte den General in die Angſt, daß die mainzer Verſchwörung ſich mit ſeinen eigenen Truppen verbinden und bewaffnen könnte. Ein ſtrenger Tagsbefehl des Stadt-Commandanten, Generals von Wimpfen gebot, während man mit den Truppen unterhandelte, allen Einwohnern der Stadt, bei entſtehendem

Lärm Thüre und Fenſter zu ſchließen und ſich ruhig zu halten, bis durch Trommelzeichen die wiederhergeſtellte Ruhe verkündigt werde. — Mit der Bangigkeit der Einwohner ſtieg die Kälte, die denn auch das Behagen der Menſchen einzuengen pflegt; der Rhein ging ſtark mit Eis und die Brücke mußte abgeführt werden. Man hatte das Vorgefühl einer Belagerung, und Viele ſahen es als ein Vorſpiel derſelben an.

In dieſen ängſtlich geſpannten Tagen kehrte Franz Karl mit Erlaubniß des Commandanten, doch nicht ohne einige Vorſicht zurück. Er hatte ſich, gegen ſeine Zeitberechnung, länger in Frankfurt, öfter unterwegs, und der betrübten Schweſter zu Lieb' auch in Straßburg aufhalten müſſen, um ihr dort in die Gewohnheit der neuen Lage zu helfen. Dies war ihm eben nicht leicht geworden, und er hatte, um die Anſprüche Cäciliens mit der Demuth Dorothea's auszugleichen, Verdruß und Mühe genug gehabt.

Kaum aber fühlte ſich der Baron, mit dem Rückblick auf die letzten unruhigen Wochen, ſeines lange entbehrten Zimmers froh, als Jean Baptiſt, der von ſeiner Ankunft unterrichtet war, ihn aus ſeinem Behagen ſtörte. Er foderte ihn auf, ſich vorerſt noch ein wenig verſteckt zu halten, wozu er ihm eine Stube in ſeiner eigenen, hinter dem rothen Thore ſtill gelegenen Wohnung anbot. — Es geht etwas vor, ſagte er abermals; ich kann es nur immer noch nicht herausbringen. Doch die Art, wie Garzweiler ſo ängſtlich und Cardinet's Burſche ſo ſpitzbübiſch ſich erkundigen, ob Sie noch immer nicht zurück ſeien, und ob Sie etwa der Erlaubniß mißtrauten, iſt mir verdächtig, und ein Zettel des Paters hat mich vollends bedenklich gemacht. Was werden Sie aber von mir denken, daß ich ein ſo argwöhniſcher Schleicher geworden bin? Wahrlich! dieſer Garzweiler hat mich ganz heruntergebracht! Und es iſt auch jetzt ein Spitzbubenleben in Mainz.

Ein Zettel, Jean Baptiſt? fragte der Baron.

Ja, hören Sie! erzählte der junge Mann. Läßt er mich letzt rufen, und ich bemerke beim Eintreten, daß er einen Zettel verſtohlen vom Tiſch auf das Sopha zieht; ſteht dann auf, und es war Ihretwegen. Er habe nun all' die Mißverſtändniſſe beſeitigt, ſagte er, und hoffe von einem, ſtets ſo wahrhaft adeligen Manne, wie Sie ſeien, den bewußten Brief bald, und am liebſten von Ihnen ſelbſt zu erhalten. Er habe mit Ihnen ſehr Wichtiges zu beſprechen, und Sie würden ihn gewiß ſo wenig, als Ihr eigenes mainzer Herz verrathen. Darüber kömmt der Adjutant Cardinet, und ſie treten ins Fenſter und ſprechen Franzöſiſch. Derweile fällt mein Blick auf den Zettel, und — Sie wiſſen, was ich für ein weitſchweifiges Auge habe! — was ſteht darauf? Nichts als Name unter Name, — Hofrath Itzſtein, Profeſſor Waldmann, mein Onkel Lennig, der Domprediger Reichert, der Buchhändler Alef, Stadtrath Krebs und Andere, die ich nicht mehr leſen konnte, weil eben Garzweiler das Papier holte und es dem Adjutanten zuſtellte. Wie er ihn darauf hinaus begleitet, und wieder zurückkömmt, ruft er mit einer aufgehobenen Fauſt aus: O dieſe Franzoſen! Denke dir, ehrlicher Jean Baptiſt, daß ſie damit umgehen, eine Anzahl unſerer beſten Leute als Geißel nach Frankreich abzuführen, um ſich der Ruhe der Stadt zu verſichern. — Ich denke mir nichts, dir nichts dabei, bis mir dieſe Nacht brühheiß einfällt, ob der Zettel nicht gar die Liſte der Bürger geweſen, die gegeißelt werden ſollen? Was ſagen Sie?

Der Baron, indem er Jean Baptiſt's Hand ergriff, ſagte mit lebhafter Entrüſtung:

Ja, mein ehrlicher, wachſamer Schildträger, du magſt es errathen haben! Vielleicht hat der Pater die Liſte ſelber aufgeſtellt, und wenn ich noch nicht darauf ſtand, mich einſtweilen mündlich empfohlen. Was könnte er auch Beſſeres für ſich thun? Wenn mich die Franzoſen als Geißel wegnähmen, würde er mich ja mit der unſchuldigſten Miene los. D'rum kitzelt er mich auch bei meiner adeligen Geſinnung: ich ſoll nur hübſch edelmänniſch ſchweigen, bis mich andere Leute fortgeſchafft und unſchädlich gemacht haben. Der Schalk hat Recht: ich möchte auch wahrlich nicht für mich ſelbſt Teufel austreiben mit Hülfe Beelzebubs, ſo lange noch mein ritterliches Schwert blank iſt; aber — um Lennig's willen? Sein Name ſteht auf der Liſte, ſagſt du. Ich werde mit ihm reden. Hoffentlich wird man eine ſo grauſame Maßregel nicht übereilen. Doch ehe mir dieſer brave Mann, unſer lieber Erasmus, als Geißel entführt wird, will ich den Pater als Spion gehenkt ſehen! Für einen Freund iſt das erſte Mittel das beſte.

Unter dieſen Umſtänden wagte der Baron nicht vor Nacht auszugehen, und begab ſich dann in Begleitung Jean Baptiſt's nach Blau's Wohnung, um Fides zu ſehen und Lennig zu finden. Da jedoch gerade dieſen Abend mehrere Freunde oben waren, die Franz Karl lieber vermeiden mochte, ſo kehrte er mit Jean Baptiſt in deſſen

Wohnung zurück. Des andern Abends war die große Redoute, und es blieb ihm daher nichts übrig, als durch Vermittlung Jean Baptiſt's die nöthige Verabredung zu treffen, um Fides und Lennig unter den Masken herauszufinden. Jean Baptiſt berichtete, daß Fides als Pilgerin kommen wolle, und ſich freue, ihm als Pilger zu begegnen.

Der Freund ließ ſich daher gleich einen ſolchen Anzug beſorgen, worin er auch am wenigſten erkannt zu werden hoffte, während dieſe Maske gerade ſeinem jetzigen unſteten Leben ſo entſprechend ſchien.

Im Laufe des Tages fand, aus Zufall oder Abſicht, ein Aufzug ſtatt, wie er von den Franzoſen zu den wichtigen Proclamationen Cuſtine's eingeführt war. Der Polizei-Commiſſar Scheuer ritt, hinter einer Reihe Trommler, 25 ſchweren Reitern vor, von denen die beiden erſten ihre Stutzflinten geſpannt, die übrigen ihre Säbel gezogen führten. Den Zug beſchloß der bürgerliche Wachtmeiſterlieutenant zu Pferde mit den Polizeidienern zu Fuß. Auf allen Kreuzgaſſen und öffentlichen Plätzen wurde Halt gemacht, und die Verkündigung durch Trommelſchlag eröffnet. Laut und langſam verleſen wurde dann ein Erlaß Adam Cuſtine's, Generals en chef der Vogeſiſchen Armee, an alle Bürger der Provinz zwiſchen Landau, der Moſel und dem Rhein, einſchließlich der ſich darin aufhaltenden Adeligen, Geiſtlichen und Beamten, weß Standes und Ranges ſie vorher geweſen ſein möchten, ſo wie aller Mitglieder der Univerſität, der Seminare und geiſtlichen Behörden, mit der Auffoderung an Alle, welche bis jetzt noch nicht zur Freiheit und Gleichheit geſchworen, — bis zum 20. Februar eine ſchriftliche Erklärung an Eides

Statt dahin auszuſtellen, daß ſie dem Volk und den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit treu ſein, und ſowol dem Kurfürſten und ſeinem Anhang, als auch allen ihren bisherigen Vorrechten und Privilegien entſagen wollten. Angedroht war dabei, daß Alle, die ſich des Eides weigern würden, als der öffentlichen Freiheit und der fränkiſchen Republik gefährlich, über die Grenze entfernt, und dem Feinde, deſſen verrätheriſche Helfershelfer ſie ſeien, zugeſchickt werden ſollten.

Dem jungen Freunde blieb den Tag über in ſeinem Verſteck Zeit und Einſamkeit genug, ſich die Folgen dieſer feindlichen Maßregel, — die Seelenkämpfe ehrlicher Bürger zwiſchen dem gefoderten Schwur und der angedrohten Ausweiſung, und die Bilder der Trennung und Verbannung auszumalen. Sein Bewußtſein warf ihm einmal die Frage auf, ob nicht etwa die geheime Verbindung zu Gunſten des Coadjutors und der ausgeſtreute Brief der auswärtigen Freunde den grauſamen Befehl zur Abſchwörung hervorgerufen hätten. Aber ſein Herz ſchlug ſo heftig dabei, daß er mit verzweifelnder Gewalt ſich von dieſer Betrachtung losriß.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Dennoch blieb ein Mißmuth, eine dumpfe Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt in der Bruſt des Freundes zurück, bis der Abend der feſtlichen Redoute angebrochen war. Die Beſchäftigung mit ſeinem Anzug und die Sehnſucht nach Fides brachten ihn auf andere Gedanken und in eine gehobenere Stimmung. Nur mit halber Ueberlegung und halb aus Gewohnheit der letzten Zeit ſchnallte er, als die Pilgerkutte ſchon übergeworfen war, noch ſeinen Degen um. Jean Baptiſt, in der Maske eines Sennhirten aus Schwyz, bediente ihn.

Sie hatten nur eine kurze Strecke am Kaufhauſe vorbei, über den Karmelitterplatz und durch die enge Gaſſe zum Schröder'ſchen Kaffeehauſe, worin dergleichen Bälle gehalten wurden, ſeit der Umfang des Saales und die innere Einrichtung dieſes ehemaligen Gutenbergerhofs das ältere adelige Redoutenhaus am Neubrunnen überflügelt hatten.

Ein dicker Nebel war mit dem Abend herabgeſunken; durch das rothe Thor hörte man das knirſchende Rauſchen dichtdrängender Eisſchollen, mit denen der Rhein ging, und Jean Baptiſt, der auf die Erſcheinungen des Stroms zu achten gewohnt war, wollte darauf wetten, daß ſich bei dieſem feuchtkalten Duft das Eis ſtellen werde.

Die hellen Fenſter des Redoutenſaales ſtrahlten — wenn es von einer ſo üppigen Luſtbarkeit bei wilder türkiſchen Muſik geſagt werden dürfte — einen Heiligenſchein in den Duftnebel. Das Haus war von neugierigem Volk umdrängt; Treppe und Vorplatz wimmelten ſchon von Masken, und ein lärmendes, lachendes, quikendes Getümmel empfing den Pilger Franz Karl und den Schweizer Jean Baptiſt beim Eintritt in den Saal. — Was ihnen zuerſt auffiel und wie eine üble Vorbedeutung verkehrter Welt ausſah, waren an den taghell erleuchteten Wänden die großen Bilder der alten Kurfürſten, die man aus republikaniſchem Eifer umgewendet hatte, ſo daß ſtatt der Gemälde die ſchmutzige Leinwand mit den Pinſelproben und Farbenkleckſen der Maler als Schmuck des Saals herausgekehrt war. Den Freund lächerte im Stillen dieſe Erſcheinung, worin die Clubiſten, wie durch Inſtinkt, ſelbſt dieſe alten geiſtlichen Kurfürſten in Sansculotten umgeſtaltet hatten. — Unter den Bildern war eine Ballordnung angeſchlagen, welche elf Uhr zum Demaskiren und zur Präſentation aller Masken vor den drei Convents-Commiſſaren beſtimmte.

Unſere beiden Masken trieben ſich, die Pilgerin aufzufinden, im Saale umher. Der Walzer hinderte ſie überall, der ſich durch das Gedränge der Masken wie ein mühſamer Wirbel in ſtockendem Strom bewegte. Im Augenblicke wo Franz Karl ſeine Pilgerin im Gewühl erblickte, faßte ihn ein ägyptiſcher Prieſter am Arm, und indem er mit ſeinem Stabe bedeutſame Zeichen vor ihm in die Luft ſchrieb, nahm er ihn mit ſich unter den Kronleuchter eines Seitenzimmers, wo er ihm die feierlichen, nur von Hüſteln unterbrochenen Worte ins Ohr raunte:

Sklave des Verhängniſſes, deſſen zermalmende Wagenräder du ſchieben hilfſt, beſinne dich! Du reizeſt mit Druckbriefen die Stadt zum Widerſtande, und bedenkſt nicht, daß du nur die übermüthige Gewalt reizeſt. Flieh' zu deinem Coadjutor, ehe du die Kämpfe ſchaueſt, die der fürchterliche Eid dem Kurfürſten abzuſchwören, deinen Mitbürgern bereitet hat.

Noch einmal hob Saraſtro den Stab, während ſeine bebende Linke auf der Bruſt ruhte, als zwiſchen ihm und dem ſtarr zurückgetretenen Pilger eine wunderliche Figur mit Bockſprüngen hindurchſetzte, und eine Menge lachender Masken nach ſich zog. Hinter dieſen war der Prieſter verſchwunden, und die tolle Geſtalt kehrte noch einmal zurück, und umtanzte mit ſpöttiſchen Geberden unſern Pilger. Es war eine weibliche Geſtalt, bunt aus verſchiedenen Volkstrachten gekleidet, um die plumpe Taille eine dreifarbige Schärpe geknüpft, woran vorn und hinten zwei Schildchen hingen, — jenes über dem Schooſe mit dem Worte Freiheit, das hintere mit dem Worte Gleichheit beſchrieben.

Dieſe ſcharfe und ſchalkhafte, ja unanſtändige Deutung der beiden politiſchen Heilsworte erregte nur theilweiſe ein verſtohlenes Gelächter; denn Manche nahmen Aergerniß daran, und Viele ſchienen zu fürchten, daß der Spaß übel aufgenommen werde. Auch konnte, da die Maske an ſich und durch ihre tollen Sprünge alle Aufmerkſamkeit auf ſich zog, der verborgene Schalk nicht lange unerrathen bleiben. Denn kaum hatte er noch einigemal den Saal durchraſt: ſo hörte man erſt einzeln, und bald zunehmend — Dietler! der närriſche Dietler! rufen, und das ſogenannte Genie fand für gut zu verſchwinden.

Der Baron trieb ſich inzwiſchen beſtürzt und bedenklich im Gewühl umher. Er ſuchte wieder Fides auf, und konnte ſich doch nicht von dem Räthſel des Prieſters losmachen, das ihn verfolgte. Wer nur in der Maske ſtecken könnte — Freund oder Feind, fragte er ſich, und ob es nicht gerathener wäre, den Saal zu verlaſſen, wo er nicht blos von Perſon, ſondern in ſeinem geheimſten Bezuge gekannt ſei. Er war geneigt, die Warnung eines Wohlwollenden in jenen Worten zu finden, weil ein böswilliger Gegner ihm wol Nichts geſagt haben würde, was er als Wink benutzen konnte. Indem ſich der Freund aber, um den Unbekannten noch einmal zu treffen und zur Rede zu ſtellen, nach ihm umſah, erblickte er ſeine Pilgerin wieder, die ſich an einen reiſenden Doctor hielt, in welcher Maske der Baron den Vater Lennig wußte.

Dieſe ſeltſame Figur ergötzte die Umſtehenden, und ſchien aus dem Leben gegriffen, da ſolche wandernde Heilkünſtler ſich in manchen Gegenden noch unter den Bauern umhertreiben und ihre Mittel aus zerriebenen Erdarten, roh gequetſchter Wermuth mit Branntwein vermiſcht oder einem Abſud von Kamillen und Ehrenpreis, Alles friſch aus eigener Fabrik, verkaufen durften. Unter einer entſprechenden Larve mit kupferigter, warziger Naſe, rothen, wolkenartigen Haaren und borſtigem Schnurrbarte trug der reiſende Quackſalber einen dunkelblauen Ueberrock mit gelben Metallknöpfen, rothe Weſte mit Spuren von Goldborten, gelblederne Beinkleider, halb durch hohe enge Stiefeln bedeckt, einen großen Dreſſenhut und ein altdeutſches Schlachtſchwert. Aus einem Tablette, worin er ſeine Apotheke trug, theilte er mit halb lateiniſchen Redensarten ſeine Mittel aus, die unſer Erasmus, in ſeinem politiſchen Uebermuthe, leider! etwas bitter und auf mainzer Verhältniſſe bezüglich verſchrieben hatte; ſo daß er nur zu ſehr damit auffiel.

Franz Karl nahm, nach einiger Maskenbegrüßung ſeine Pilgerin mit ſich fort, um in einem Nebenzimmer vertraulich mit ihr zu reden, und ihr ſeine Beſorgniſſe mitzutheilen. Aber ein Mohr, der ihnen gefolgt war, trat ſo dicht an ſie heran, daß ihm Franz Karl ſeine Zudringlichkeit verwies, und den Arm hob, um den trotzigen Menſchen zurückzuſtoßen, als dieſer ſich mit einem Dolche zur Wehr ſetzte. Fides ward ängſtlich und zog den Freund mit ſich nach dem Saale zurück. Der Mohr folgte ihnen an der Ferſe. Franz Karl, um zu ſehen, wem die Verfolgung gelte, trennte ſich von Fides: der Mohr blieb hinter der Pilgerin. Während er überlegte, was zu thun ſei, geſellte ſich zu dem Mohren die Maske eines Schiffers, woran der Freund, nach Jean Baptiſt's Mittheilung, den Adjutant Cardinet erkennen mochte. Ein himmelblauer Domino begleitete ihn. Auf des Mohren Bericht faßte der Schiffer den nicht gar entfernt ſtehenden Baron ſcharf ins Auge, und mit einer Bewegung gegen ihn, foderte er etwas von dem Mohren. Dieſer ſteckte ihm verſtohlen ſeinen Dolch zu. Der Schiffer fuhr raſch damit in die Bruſttaſche des Schifferkamiſols, und brachte einen Brief heraus, den er mit Geberden der Verwunderung dem Domino vorzeigte. Dieſer, ſchreckhaft zurückfahrend, ergriff haſtig den Brief; doch in demſelben Augenblick entriß ihn ihm der mißtrauiſche Schiffer wieder, und eilte damit einem Seitenzimmer zu, worin Cuſtine mit den Conventsdeputirten verweilte. Franz Karl bemerkte, wie ſich darauf der Domino mit ſcheuen Umblicken ins Gedränge verlor. Auch der Mohr hatte ſich jenem Zimmer ſchleichend genähert, ohne doch Fides ganz aus dem Auge zu laſſen.

Dieſe myſteriöſen Vorgänge, die der Freund mit großer Spannung beobachtet hatte, flößten ihm eine unbeſtimmte Beſorgniß ein. Er eilte zu Fides, die ihn erwartend ſtehen geblieben war, als es eben an der Uhr im Saal elf ſchlug und Viele ſich ſchon demaskirt zeigten. — Ich kann nicht länger bleiben, flüſterte er ihr zu, ich darf mich nicht entdecken. Wollten Sie nicht lieber auch weggehen, liebe Fides? Ich will Sie nach Hauſe begleiten. Eine Angſt quält mich —. Kommen Sie!

Wie kann ich das, Herr Baron? erwiderte ſie, nicht ohne Befangenheit. Mein Vater würde mich vergebens ſuchen, und in Sorge kommen.

Wo iſt Ihr Vater?

Ich ſehe ihn eben nicht. Ich ſah ihn ſchon eine Weile nicht.

Und Herr Profeſſor Blau?

Iſt ſchon früher nach Hauſe gegangen. Er verträgt die ſpäte Unruhe nicht.

War er maskirt, liebe Fides?

Ja, als Saraſtro.

Er war es? rief Franz Karl angenehm überraſcht. Das iſt gut! Er hat mir ſehr bange gemacht, und viel Betrübendes geſagt. Doch ich muß fort. Alles demaskirt ſich. Wie viel hätte ich Ihnen zu ſagen, theure Fides! Ich will unten an der Ecke der Karmelittergaſſe warten:

ſuchen Sie zu entkommen, wenn Sie den Vater geſprochen. Ich werde nicht eher ruhig ſein!

Er hatte bei dieſen letzten Worten ihre Hand gefaßt, und ſchied mit einem leiſen Druck derſelben. An der Thüre traf er mit ſeinem Schweizer zuſammen, von dem er längſt getrennt worden war, und der ebenfalls zu entkommen ſuchte. Jean Baptiſt faßte ihn am Arme, und mit dem leiſen Zurufe: Gott ſei Dank, daß Sie da ſind! Geſchwind, geſchwind! zog er ihn mit ſich fort.

Vor dem Hauſe war es ſtille, das neugierige Volk hatte ſich verlaufen. Eben verſtummte auch die Muſik, man hörte nur das Getümmel des Saales, und matter durch den dichteren Nebel ſtrahlte das Licht der Fenſter.

Der Brief, — der preußiſche Brief an Garzweiler —! rief Jean Baptiſt ängſtlich und nicht ohne Verlegenheit. Ich bin damals ſo zerſtreut geweſen, als ich den Brief ja recht gut aufbewahren wollte, und habe vergeſſen gehabt, daß er im Wamms ſtak, als ich es dem Adjutanten geliehen. Nun hat er ihn gefunden und dem Cuſtine überliefert. Um Gotteswillen, was wird das werden?

Laß werden, Jean Baptiſt! ſagte nach einigem Ueberlegen der Baron. Ich verlaſſe Mainz, und du berufſt dich auf mich. Du haſt den Brief von mir erhalten, für mich bewahrt: was weißt du vom Inhalt und Herkommen deſſelben? Nichts! Und man wird dir nichts anhaben.

Sie waren in den Winkel der Mauer getreten, die das Kaffeehaus mit den vorſpringenden Häuſern der Karmelitergaſſe verband. Franz Karl, indem er das Pilgergewand ablegte, das ihn im raſchen Gehen hindern konnte, trieb den jungen Mann, noch einmal hinaufzugehen, wenigſtens bis an die Saalthüre, und Fides abzuholen. Jean Baptiſt that es, nicht ohne zögernde Bangigkeit.

Während nun der einſame Freund, die Kutte gegen die feuchte Kälte um die Schulter geſchlungen, in ängſtlicher Unruhe hin und wieder wandelte, bemerkte er in der Nähe eine dunklere Stelle des Karmelitterplatzes, und entdeckte näher getreten, eine Chaiſe mit einem maskirten Kutſcher, der ihm auswich. Dies ſchien ihm verdächtig. Er zog ſich wieder in die Ecke zurück. Nicht lange, ſo war aus dem Hofe des Redoutenhauſes ein lebhaftes Flüſtern zu vernehmen; das Pförtchen der Mauer riegelte ſich auf, und zwei Masken mit umgeworfenen Mänteln traten heraus. — Kommen Sie doch nur, Mademoiſelle! ſagte der Eine. Dort um die Ecke ſteht die Chaiſe, und Ihr Vater wartet darin. Eilen Sie, man ſucht ihn, er ſoll arretirt werden! Seine Freunde haben ihn geflüchtet. Geſchwind doch! Sie müſſen noch mit ihm nach Weißenau fahren.

Nein, nein! Erſt ſollte er im Hofe ſein, nun auf der Straße? Wer ſeid ihr? Was habt ihr vor? Doch ja! Wartet nur! Laßt mich frei hinaus!

Und indem beide Männer etwas zurücktraten, kam eine ſchlanke Geſtalt eiligſt auf die Straße heraus und rief laut:

Iſt Niemand da?

Es war Fides, und offenbar galt ihre laute Frage dem Freunde, den ſie in der Nähe wußte, und der auch raſch hervortretend antwortete:

Ich! Hier bin ich!

Zurück da! gebot in franzöſiſcher Sprache ein Dritter, der inzwiſchen um die Ecke des Hauſes herangekommen war. Und augenblicklich drang Cardinet in der Schiffermaske, mit einem Dolche ſo ungeſtüm auf den Baron ein, daß er, als dieſer zurückſpringend ſich raſch zur Wehr ſetzte, unverſehens in den eben ausfahrenden Degen rannte, und mit einem Schrei zu Boden ſtürzte.

Ein Moment ſtummen Entſetzens folgte dieſem unerwarteten Unglück; worauf die zwei Masken durch den Hof entwichen, und Fides in Franz Karl's Arme ſank.

Wer weiß, wie lange der beſtürzte Freund auf der gefahrvollen Stelle noch gezögert hätte, wäre nicht Jean Baptiſt aus dem Hauſe mit den ängſtlichen Worten herbeigekommen: Fort, fort! Mein Oheim iſt arretirt, in der Stadt wird arretirt, Geißel werden genommen und fortgebracht!

Der blaue Domino war ihm gefolgt, trat hinzu, und indem er auf die Leiche deutete, ſagte er mit dumpfer Stimme: Rettet euch! Rettet mich!

Sie eilten über den Karmelitterplatz hinab. Die Lauer-Chaiſe war auf dieſen Lärm ſchon fortgefahren.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Wohin? — — —

Dies war die ſchwere Frage dieſer kalten, finſtern Nacht. Jean Baptiſt, mißtrauiſch gegen den Domino wagte nicht in ſeiner nahen Wohnung einzukehren. Er wendete ſich dem rothen Thore zu, das jetzt, ſeit die Brücke abgefahren war, keine beſondere Wache hatte. — Hier ſtanden nun dieſe vier Menſchen vor dem dumpfen Rauſchen des Eisſchollenzuges bebend vor Angſt und Kälte.

Ueberſetzen! rief der Baron.

Ueber den Rhein? Durch das dicht treibende Eis? Nicht möglich! antwortete Jean Baptiſt.

Gerade weil es dicht geht, ſtoßen wol die Schollen weniger, erwiderte Franz Karl. Nur immer ſchräg hinüber mit dem Strom: mögen wir bei Bibrich oder wo immer ankommen! Nur ans andere Ufer!

In dieſer Dunkelheit? In dieſem erſtickenden Nebel?

Immer ſicherer als hier bleiben. Die Thore ſind geſchloſſen: uns bleibt nur der Strom. Nicht dein Brief allein, die Leiche Cardinet's verfolgt uns hier. Und wer weiß, ob wir nicht ohnedies ſchon zu Denen gerechnet waren, die feſtgenommen werden ſollten? Wir haben uns nur nicht demaskirt, um gekannt zu werden.

Eben die Leiche! verſetzte Jean Baptiſt ängſtlich. Sie trägt meine Kleider: der ermordete Schiffer, das Geſpenſt, ſetzt ſich mit uns ins Boot, und wir verſinken.

Aberglauben! murrte der Domino mit dumpfer Stimme. Ueberſetzen! Jean Baptiſt iſt ein tüchtiger Schiffer, und ich bringe Glück und Segen mit.

Franz Karl glaubte die verſtellte Stimme zu kennen; als man die Schritte einer Patrouille hörte. — Weichen wir aus! ſagte er. Nach Zwölf ſammeln wir uns hier wieder. Kommt!

Der Domino entſchlüpfte. Man hatte nicht Zeit über ihn zu räthſeln; zumal er offenbar keine Gefahr brachte, ſondern die vorhandene mit zu fürchten hatte. Der Baron ſchickte Jean Baptiſt mit Befehlen an die Dienerſchaft ſeines Hauſes und nach der Umbach, um Frau Lennig zu beruhigen und ihr Nachricht von Fides zu geben, die er zu ihrer größeren Sicherheit auf der Stelle zu den welſchen Nonnen bringen wollte.

Fides, die inzwiſchen Alles bedacht hatte, benahm ſich mit einem bewundernswerthen Muthe. Froh, der ihr offenbar zugedachten Entführung und Mißhandlung durch die Entſchloſſenheit ihres Freundes entgangen zu ſein, beruhigte ſie ſich ihres Vaters wegen durch die Betrachtung, daß er als Geißel für Mainz keine üble Behandlung zu erfahren habe, und daß er in guter Geſellſchaft anderer braven Mainzer nach Frankreich gebracht und vielleicht bald zurückkehren werde. Nur eine Sorge um Franz Karl laſtete auf ihrem Herzen mit aller Angſt einer ſo entſetzlichen Stunde und der bevorſtehenden Ueberfahrt.

Von dieſen Empfindungen und nicht blos von der feuchten Kälte ſchlotterten ihre Glieder und ſchlugen ihre

Zähne auf einander, während ſie an Franz Karl's Arm durch die ſtillen, dunkeln Gaſſen eilte.

Nun ſtanden ſie unter derſelben gewölbten Halle, wo vor Kurzem die arme Dorothea ihre rührende Liebesbeichte abgelegt hatte. Doch nicht dieſe Erinnerungen, andere Eingebungen des Herzens bewegten den Freund. Er mußte wiederholt und hart die Glocke ziehen, die das jungfräuliche Kloſter aus dem erſten Schlaf erwecken ſollte. Inzwiſchen ruhte die zitternde Pilgerin, von der Pilgerkutte des Freundes umhüllt, abermal, wie einſt im Bienenzellchen ihrer Manſarde — nur mit welch' andern Empfindungen! an der Bruſt des geliebten Mannes. Jenes Augenblickes gedenkend, ſagte Franz Karl:

Welches Verhängniß, das uns hier zuſammenführt! Aber, theure Fides, wie Sie mir auf ſo grauſenvollem Scheideweg meines Lebens begegnen, gehören Sie mir durch eine heilige Fügung an. Die beſten Abſichten, in der Welt und für die Welt zu wirken, mißrathen mir. Nur Eins iſt mir gelungen, Sie aus einer ſchmählichen Gefahr zu befreien. Heißt das nicht offenbar, daß ich nur durch Sie eine Zukunft gewinnen ſoll? Darum kann ich Sie nicht durch dieſe ſchwere Thüre verſchwinden ſehen, ohne mich des glücklichſten Wiederſehens zu verſichern. Sie haben es gewiß erkannt, liebſte Fides, wie ich Ihnen mit dem beſten Theil meiner Seele angehöre, und durch all' mein Irren und Schwanken angehört habe. So war mir nun einmal zur Erkenntniß zu kommen beſtimmt. Aber immer noch ſchien mir die Zeit zu ſchwer, um blos an das Glück meines Herzens zu denken; doch was hab' ich mit all' meinen großgefaßten Unternehmungen? Sie hab' ich in mein Verhängniß gezogen. Laſſen Sie es nun nicht meine Schuld, ſondern mein Glück ſein! Sagen Sie, daß Sie mich lieben, und Schuld und Unglück verſchmelzen zu einem gemeinſamen Lebensgeſchick. O ſage, daß du mich liebſt!

Ach! wenn Sie nur nicht über den Rhein ſetzen müßten! ſeufzete Fides.

Sage, daß du mich liebſt, und mir angehören willſt, rief er, und ich fahre mit dem Segen deiner Schutzengelſeele, mit deinem und meinem Lebensglück, — und das geht nicht unter! Um deinetwillen nicht unter!

O mein Franz Karl! flüſterte ſie, und umſchlang ſeine Schultern.

Ein entzückter Augenblick, ein reiner Blitz des Gelöbniſſes brach aus dieſer ſchweren Mitternachtsſtunde. Das frühere Siegel des Bundes, auf die jungfräuliche Stirne gedrückt, ſchmolz auf die Lippen zu einem heißen Bekenntniß. Alle Schauer der Winternacht waren verſchwunden, und das Beben der ſeligen Fides war zitternde Liebe.

In dieſem Augenblick öffnete ſich das Schubfenſterchen der Kloſterthüre. Der Lampenſchimmer dreier Nonnen in übereilten Schleiern fiel auf die wunderbare Erſcheinung einer Pilgerin, die um Einlaß flehte, und in welcher die ſchlaftrunkenen Schweſtern bald eine ehemalige Schülerin erkannten. — Schnell ging das Pförtchen auf. — Nehmt und ſchützt meine Braut! ſagte der Baron. Sie wird euch Alles erklären.

Fides war eingetreten, Franz Karl ſtand außen, und ihre Hände fügten ſich über der geweihten Schwelle ineinander. Noch einmal wurden die zärtlichen Namen

Fides und Franz Karl, noch einmal das verlobende Du gewechſelt, und neben der Thürpfoſte, die Kloſter und Welt ſchied, begegneten ſich noch einmal, unter ſechs niedergeſchlagenen Nonnenaugen, die ſcheidenden Lippen.

Lebe wohl, ewige Fides!

Gott führe dich, mein Franz Karl!

Gelobt ſei Jeſu Chriſt, Herr Baron.

Gut' Nacht, Schweſter Beatrix!

Hinter dieſen Wechſelgrüßen verſchwand die Lampe der Nonnen.

Zum erſtenmal wußte der junge Freund nicht, wie er die langen Gaſſen hinab an den Rhein gekommen war, wo er Jean Baptiſt an der Bucht fand. Dieſer hatte bereits einen Kahn vom Ufer hinabgeſchoben, und einige Mäntel und Erfriſchungen aus ſeiner nahen Wohnung herbeigeholt. Eine mitgebrachte Laterne hielt er verdeckt, um keine Aufmerkſamkeit zu erregen, obgleich ſie durch den dicken Nebel kaum einige Schritte weit leuchtete.

Der Kahn iſt für Drei zu klein! ſagte er, als der Domino eben aus einer alten Breterhalle hervortrat. Einer muß zurückbleiben.

Wer von uns Beiden? fragte der Baron die Maske in ſcherzhaftem Tone.

Nicht ich! war die kurze, finſtere Antwort des Unbekannten, über welche verdroſſen Jean Baptiſt heftig ausrief:

Steigen Sie ein, Herr Baron!

Wird dein Ruder ſeinen Wohlthäter verläugnen? ſagte der Domino, und indem er die Maske abnahm, ſtand Garzweiler da. — Was nöthigt mich zu fliehen, fuhr er fort, als euer Verrath meines Briefes? Das Wenigſte iſt, daß ihr mich jetzt aufnehmt, und mit euch rettet. Bei Gott! ich rath' es euch auch zu thun; denn meine Perſon iſt für euer ſchmales Boot doch immer noch leichter, als mein Fluch.

Ihr irrt, Vater! verſetzte Jean Baptiſt verdroſſen. Nicht wir, der Zufall hat den Spitzbubenbrief verrathen. Steigt in Gottesnamen ein! Mag uns nun auch der Zufall ſteuern!

Garzweiler ſtieg zum Baron ein, und dieſer ſagte in der heitern Stimmung ſeines Herzens:

Legt nur aber auch vor Allem den Groll gegen mich ab, Vater Ignaz! Wenn er auch den Kahn zur glücklichen Fahrt nicht beſchwert, ſo beſchwerte er doch, falls wir verſänken, Euer Herz.

Halte mir Einer die Laterne hoch! rief Jean Baptiſt, indem er mit Anſtrengung zwiſchen den knirſchenden Eistafeln durchzukommen arbeitete.

Der Baron hob die Laterne empor, und Jean Baptiſt fuhr murrend fort:

Das Ding leuchtet auch in des Teufels Namen nicht beſſer, als ein Stück faules Holz! Licht und Hülferuf erſtickt in dem verfluchten Nebel. Müßt' uns nur der Lucifer ſeinen Höllenſchweif vorhalten: wir hätten eine beſſere Laterne!

Könnte ich dir mein ſeliges Herz borgen, Jean Baptiſt! ſagte der Freund. Könnte ich dir mit der Flamme meiner Liebe vorleuchten! Faſſe Muth, guter Jean Baptiſt! Wir gehen nicht unter: wir fahren mit dem Zauber meines Glücks, mit dem Nachtgebete meiner Fides. Unter dieſem Schirme nehme ich euch Beide mit. Wißt, Vater Ignaz, daß ich mich eben mit Fides verlobt habe! Euch danke ich die erſte Bekanntſchaft, und wie Ihr's auch damals gemeint haben mögt: um des frohen Endes willen iſt Euch Alles vergeben. Dieſer Liebe, von der Ihr Euch ganz andere Dinge verſprochen, verdankt Ihr jetzt noch eine glückliche Ueberfahrt in dieſer ſchaurigen Nacht. Das habt Ihr doch nicht erwartet!

Garzweiler erwiderte nichts. In ſeiner Seele war es ſo kalt und finſter, wie in ſeiner Umgebung von Nebel und Eis. Keine Silbe verrieth den Trotz und die Angſt ſeines Herzens.

Wir frieren ein! rief Jean Baptiſt. Muß der verfluchte Wind nach Nord umſpringen! Das Eis ſtellt ſich! Wir kommen nicht weiter, oder müſſen verſuchen, übers Eis wegzugehen.

Der Wind ſchnitt ſcharf. Der Schiffer ſchlug die Arme kreuzweiſe über die Bruſt, um die naſſen Hände zu trocknen und zu erwärmen. — Reißt die Sitzbreter los! gebot er nach einer Weile der Ueberlegung. Wir legen ſie aus, und verſuchen darüber wegzugehen.

Die beiden Männer ſtrengten ſich an, die Sitzbreter krachten. Der Schiffer legte das erſte über die ſtehenden, aber theilweiſe noch ſchwankenden Schollen, und betrat es, ſeine Stange in der Rechten, die Linke einem Nachfolgenden darbietend.

Ihr habt den Vortritt, Vater! ſagte der Freund, haltet Ihr die Laterne, und ich nehme das andere Bret.

So ſtanden ſie nun alle Drei draußen, und drängten ſich mit verzagten Füßen nach der vorderſten Spitze des Bretes zuſammen. Jean Baptiſt legte das zweite Bret aus, betrat es, und zog die Andern nach. Der Baron als Hintermann hob ſodann das überſchrittene erſte, das ſchon anfrieren wollte, los, und reichte es an Jean Baptiſt zum Weiterlegen. So langſam vorwärts auf den wechſelnden ſchmalen Bretern, unter Froſt und Angſt zitternd und zagend, ſchob ſich die grauſenhafte Wanderſchaft. Die Laterne leuchtete nur, den dichten Nebel zu ſehen, der um ſie her zu erſtarren ſchien. Kein Ton der Welt war zu hören, außer dem Knirſchen und Krachen des Eiſes, das unter und neben ihnen ſich dehnte und ſtreckte, ſich bog und bauſchte.

— — — — — — — — —

Am nächſten Morgen, als der Nebel aufgeſtiegen war, erblickte man von beiden Ufern in Mitte des erſtarrten Stromes einen ſchmalen Kahn, halb vom Eiſe verſchlungen, emporragen. Man räthſelte, wie er dahin gekommen oder welchen Unglücklichen er unter das Eis begraben habe, um als Leichenſtein dazuſtehen. Doch ein dichtes Schneegeſtöber entzog bald auch dies räthſelhafte Denkmal den Blicken der Menſchen.

VII.

Baron Franz Karl.

Erſtes Kapitel.

Ein tiefblauer Himmel ſtand über den Bergkuppen des Jura und leuchtete in das längliche Thal, das in der Einfaſſung der Felſen wie in einem Ringe der weithin gezogenen Bergkette lag. Die Juliſonne neigte ſich bereits hinter die weſtliche Wand; in halbem Lichte ſtuften ſich die koloſſalen Würfel gelblichen Kalkſteins, unterſetzt mit gebrochenen Felstafeln, und hier und da mit Buſchwerk und Tannen bewachſen, ſteil übereinander, und einzelne Fichten, vom Spiel der Lüfte bewegt, wiegten ſich auf der Firſte im Abendglanze des Himmels. An den unteren Bergabſätzen hingen vereinzelte Hütten, mager umgrünt, und von Ziegen umklettert. Freundliche Häuſer mit hellen Fenſterſcheiben ſtanden um den lebhaft ſtrömenden Bach, aus welchem die Gießkanne kleine Blumenbeete und die Pflanzungen des Spatens bewäſſerte. Es war noch ſtill um die Häuſer. Durch die großen Fenſterſcheiben erblickte man männliche und weibliche Geſtalten über feinen Arbeiten der Finger gebückt. Nur eine halbblinde Greiſin ſaß in einem Gärtchen, und hörte dem Plaudern eines ſpielenden kleinen Mädchens zu, das mit ſeinem kindlichen Deutſch ſich der Franzöſin begreiflich zu machen, nicht ermüdete.

Als die Sonne tiefer hinter die Felſenkuppen getreten war, und die Schatten des Thals an der öſtlichen Bergwand langſam emporſtiegen, kam Frau Thereſe Forſter an Huber's Arm von einem Spaziergange. Sie betraten den kleinen Garten und nahmen an einem Tiſchchen Platz, das bereits gedeckt ſtand. Huber legte ſein Buch bei Seite, und lockte die kleine Roſa auf ſein Knie, während Thereſe ab- und zugehend das einfache Mahl bereitete. Dazwiſchen kam Etienne, der Hauswirth, leicht gekleidet und gebückter Haltung, aus dem Hauſe, übergab Thereſen mit ſeinem freundlichſten „Bon soir“ einen Brief aus Neuſchatel, und rief Micho, den kleinen Sohn, herbei, der ein Schächtelchen fertiger Uhrgeräthe noch vor Nacht über den Berg nach Valangin bringen ſollte. Dann ſetzte ſich Herr Etienne, indem er eine verſtohlene Priſe nahm, neben Huber, und ſagte mit ſcherzhafter Neubegierde:

Sie ſind geſtern bei uns eingezogen, Madame, und empfangen heute ſchon Correſpondenz? Ah! Madame, Sie haben noch mehr Freunde, als Monſieur Uber?

Thereſe, die den Brief durchlaufen hatte, erwiderte mit lächelnder Rührung:

Ich habe noch meinen Mann, lieber Herr Etienne. Und Sie können mir gleich einen guten Rath geben. Er iſt unterwegs von Paris hierher: kann ich ihn hier empfangen, oder bleibt er beſſer drüben in Pontarlier auf franzöſiſchem Boden?

Madame, ich verſtehe Sie nicht! bemerkte mit geſpannter Miene Etienne.

Sie haben Recht, Herr Etienne! lächelte Thereſe wehmüthig. Sie wiſſen ja nicht, wie die Sachen ſtehen.

Hören Sie! Der Zuſtand von Mainz iſt Ihnen bekannt. Mein Mann ſtand dort bei der Adminiſtration der Rheinprovinz, die der General Cuſtine beſetzt hielt. Die Commiſſaire des National-Convents, die von Paris geſendet wurden, haben eine große rheiniſch-deutſche Nationalverſammlung gehalten, in der man ſich für die franzöſiſche Republik erklärt, und meinen Mann nebſt zwei anderen Mainzern zu Deputirten nach Paris erwählt hat, um die Vereinigung der Rheinprovinz mit Frankreich zu betreiben. Dieſe Deputation iſt gegen Ende März nach Paris gekommen, mein Mann hat im National-Convent geſprochen —

Ah! Ihr Mann, Madame! fiel Etienne mit ehrerbietiger Verbeugung ein, und Thereſe fuhr fort:

Worauf die Einverleibung des Rheinlandes mit Frankreich durch Acclamation genehmigt worden iſt. Seitdem verweilt mein Mann in Paris. Erſt hielt ihn eine Zeitlang das wichtige Geſchäft feſt, und als er hätte zurückkehren können, waren die Preußen gegen Mainz vorgerückt, das ſie jetzt belagern. Sehen Sie, unter dieſen Umſtänden will uns mein Mann auf einige Tage beſuchen, um Verſchiedenes zu verabreden, was uns von Wichtigkeit iſt. Aber, darf er es wol wagen, das neufchateler Gebiet zu betreten, das Preußen gehört? Iſt ſeine Freiheit hier nicht gefährdet, lieber Herr Etienne?

Ah, jetzt verſtehe ich Sie, Madame! verſetzte er. Ja, wir gehören allerdings zu Preußen; aber nur unſere Ariſtokraten drunten am Ufer des Sees, in den Paläſten und Landhäuſern von Neufchatel, ſind auch preußiſch geſinnt; hier oben in den Bergen ſind wir Schweizer. Ah, Madame! was thun wir auch mit einem König, der 300 Lieues von hier reſidirt? Und was haben wir von ihm? Unſere Vornehmen ſchicken ihre Söhne nach Berlin, und laſſen ſie am Hof oder in der Armee Dienſte nehmen: wir aber und unſere Söhne machen die Uhren für Europa. Glauben Sie mir, Madame, unſere Uhren ſind aufrichtiger, als die preußiſche Politik; unſere Uhrfedern gehen richtiger mit der Zeit, als die Federn des berliner Miniſteriums. Laſſen Sie nur immerhin Ihren Mann kommen! Der Weg nach Pontarlier geht hier unweit vorüber, und Neufchatel erfährt nicht, daß ein mainzer Deputirter in unſerem kleinen Thal, dieſſeit des Chaſſeral eingekehrt iſt.

Etienne erhob ſich. — Ich muß noch vor meinem Salat einen kleinen Lauf machen, ſagte er, indem er verſtohlen ſchnupfte, und dann nach dem Fenſter rief: Madelon! Komm herab! Laß deine Zifferblätter! — Meine Tochter iſt zu fleißig, ſetzte er mit Stolz hinzu. Sie iſt ſo fleißig als geſchickt. Sie emaillirt vortrefflich. Aber ſehen Sie dort ihre Großmutter! Dieſe war auch im Malen und Emailliren die erſte Künſtlerin. Die Lupe hat ihre ſchönen braunen Augen getödtet. Guten Abend, theure Mutter! Geht doch ins Haus, ehe es zu kühl wird. Kommt, ich führe Euch hinein. Es iſt noch der Schenkel eines Huhns da: genießt ihn zu Eurem Salat!

Und kommen Sie, Madame! ſagte Huber. Ein Glas von dieſem rothem Weine wird Ihnen gut thun! Echter Cortaillod!

Ah! Monſieur Uber, Sie ſind ſehr gütig! rief

Etienne, wobei er mit artigen Umſtänden eine Priſe anbot.

Wenn mein Freund Forſter hier ſein wird, ſagte Huber mit klugem Nachdruck, ſo müſſen Sie, Herr Etienne, uns die Ehre ſchenken zu einigen Flaſchen dieſes vortrefflichen Cortaillod, die wir mit großer Verſchwiegenheit über unſern Beſuch leeren wollen.

Monſieur Uber, Sie ſind charmant! antwortete Etienne. Sehen Sie, ſeit Sie drüben bei meinem Nachbar Vital wohnen, ſehe ich auch das Haus wieder an. Wir ſind Nebenbuhler, Vital und ich; nicht in der Liebe, ach nein! Meine Cataut kenne ich ſeit ihrer Confirmation; aber in der Geſchicklichkeit ſind wir Rivalen. Er macht nur Uhrſchrauben, ſehen Sie! und ich mache verſchiedene der kleinen Räder, und meine Spindeln ſind ſehr geſucht. Das beneidet er mir. Ich verdiene auch an Wochenlohn das Doppelte ſeines Erwerbs. Ah, Madelon, biſt du da? Komm!

Madelon, ein blaſſes, mageres Mädchen mit eingedrückter Bruſt und blinzelnden Augen, nahm des Vaters Arm. Im Forthüpfen ſang Etienne an Vital's Hauſe vorüber, wahrſcheinlich aus eigener Poeſie:

Bon soir, Vital, mon chèr voisin!
Me voilà heureux à ton chagrin.

Ich denke, ſagte Huber, die Ausſicht auf meinen Cortaillod wird dieſen Etienne verſchwiegen machen. Wüßte er von dem Preiſe, der auf Forſter's Kopf geſetzt iſt: ſo würde ich ihm weniger trauen.

Der Abend war ſo ungewöhnlich mild unter dem farbigen Glanze des Himmels, der über der dunkeln Bergwand leuchtete, daß unſer befreundetes Paar tief in die Nacht ſitzen blieb. Ein Glas des rothen Cortaillod hatte Thereſens Nerven gehoben; denn nicht nur der Brief hatte ſie angegriffen: ſie war ſchon ſeither über Forſter's Beſuch ſehr nachdenklich geweſen. Daß George dadurch ſeine perſönliche Sicherheit und ihr friedliches Aſyl in Neufchatel aufs Spiel ſetze, war es nicht allein, was ſie beunruhigte. Dieſer Beſuch galt beſonders auch der Ueberlegung und den geeigneten Einrichtungen wegen ihrer gemeinſamen Zukunft. Thereſens Herz geſtattete ſich allerdings keine zweifelhafte Wahl zwiſchen dem Freund und dem Gatten; aber es fand Gedanken, die es ſich ſchon eher eingeſtehen durfte und die ſich mit erlaubten Empfindungen vertrugen. — Welche Laſt und niederdrückende Sorge würde jetzt Frau und Kind für den verbannten Mann ſein! ſagte ſie gern. Wir müſſen durch jede Art von Selbſterhaltung ihm wenigſtens dieſe Erleichterung verſchaffen. Und wie könnte ich mein liebes deutſches Vaterland verlaſſen und nach Frankreich ziehen, wo George ſich ſelbſt nicht glücklich fühlt? Nein, lieber Huber, es gelingt uns vielleicht, ſeine Verbannung zu löſen und ihn wieder zu uns herüberzuziehen.

Mit dieſen Gedanken hatte Thereſe ſich vertraut gemacht und beruhigt. Deſto mehr war ſie nun von einer Stelle des Briefes erſchüttert worden. Sie ließ eine Lampe kommen, und las nicht ohne Thränen dem Freunde die Worte vor:

„Nach ſo vieljähriger angeſtrengter Arbeit iſt mir nunmehr Alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehlgeſchlagen, und ich fange die Welt gleichſam von Neuem an, ohne zu wiſſen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeſchnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterſtützung und faſt ohne Ausſicht bin. Ich habe mich anheiſchig gemacht, Alles anzunehmen, was man mir anbieten würde, wäre es auch eine Sendung nach St. Domingo oder Oſtindien; allein in dieſem ungeheueren Strudel wird jetzt das Individuum verſchlungen, das keinen Rückhalt hat, um ſich geltend zu machen, und vor Allem keine Unverſchämtheit und Zudringlichkeit. Gelehrtes Verdienſt und ſelbſt die Talente des Geſchäftsmannes gelten jetzt nichts. Wer oben auf ſchwimmt, ſitzt am Ruder, bis ihn der Nächſte, der für den Augenblick am ſtärkſten iſt, verdrängt. Wenn man nicht verfolgen, denunciren und guillotiniren kann, iſt man nichts. Kurz, zum erſtenmal in meinem Leben helfen mir all' meine Hülfsmittel nichts, und ich ſtehe ſo verlaſſen da wie ein Kind, das keine Kräfte hat, ſich ſelbſt zu ernähren."

Heiterer ſchreibt er über den auf ſeinen Kopf geſetzten Preis, ſagte Thereſe, und las:

„Alſo 100 Dukaten auf meinen Kopf? Der arme Schelm von einem preußiſchen General, da er nicht beſſer weiß, was ſo ein Kopf werth iſt. Ich gäbe keine ſechs Kreuzer für den ſeinigen."

Und doch finde ich es für Deutſchland conſequent, ſagte Huber mit ſchmerzlicher Bitterkeit, daß man einen Kopf, den man ſo wenig zu ſchätzen weiß, ſo lange man ihn brauchen und ehren ſollte, auch nicht hoch tarirt, wenn man ihn abſchlagen möchte. Unſer Unglück iſt, daß wir ſo viel vortreffliche Köpfe zum Dienen, und ſo jämmerliche regierende Häupter haben, und daß dasjenige, was wahrhaft excellirt, nicht unterm Toupet der Excellenzen zu wohnen pflegt.

Mit einer Stelle des Briefs hielt Thereſe zurück, bis ſie von einem kühleren Winde, der jetzt ins Thal herabwirbelte, zum Aufbruche getrieben wurde. Jetzt ſagte ſie mit einiger Befangenheit:

Ich hatte ihm von den befremdenden Mienen und Bemerkungen geſchrieben, womit uns die Societät von Neufchatel betrachte, lieber Ferdinand; darauf antwortet er nun:

> „Liebe Frau, ſei ruhig bei den Albernheiten deiner ehrlichen Umgebung, — ſie haben mich nicht frappirt, denn ich habe ſie mir vorausgeſagt. Du kannſt ihnen nichts entgegenſetzen, als die ſtrengſte Beobachtung der Regel, die du dir ſelbſt vorſchreibſt, und daneben die vollkommenſte Nichtachtung ihrer eingeſchränkten Begriffe. Ich könnte mir die Befriedigung wünſchen, einige Augenblicke in einem ſo geſtrengen Zirkel zu ſein, um ihnen Allen die Mäuler zu ſtopfen; denn mich dünkt, das iſt das Vorrecht der Tugend.“

Iſt er nicht der edelſte Menſch, unſer George! rief ſie aufſtehend. Er allein unter Tauſenden faßt unſer Verhältniß recht und rein auf, und nicht der leiſeſte Argwohn findet Zugang in ſeinem großen Herzen.

Huber ſchwieg nachdenklich, indem er die Lampe aufhob. So begleitete er Thereſen bis an die Thüre des Hauſes, die Vorſchrift achtend, nie mit ihr einzukehren.

Aber noch lange blieben die oberen Fenſter in Etienne's und Vital's nachbarlichen Häuſern offen, und zwei Geſtalten erſchienen hüben und drüben, die nach der friſchen Luft des Gebirges ausathmeten, und nach dem ſternhellen Himmel aufblickten, der über dem ſchwarzen Kamme des Jura ſtand.

Zweites Kapitel.

Für die kurze Zeit, die Forſter zu bleiben dachte, hatte Etienne noch eine Manſarde eingeräumt, die auch mit dem Nothwendigſten eingerichtet war, als der Freund auf einen in Pontarlier vorgefundenen Brief bei Thereſen eintraf. Das Wiederſehen war beiderſeits ſtumm und innig, — nicht ohne Thränen, die aus Schmerz und Freude zugleich floſſen. — Leidvolle Erinnerungen, ängſtliche Erwartungen preßten die Herzen der Gatten. Forſter ſah ſehr geſund aus; dennoch lag etwas in ſeiner Stimmung, was um ſein Befinden beſorgt machen konnte. Und wenn früher Muth und Schwung ſeines Geiſtes ihm leicht über körperliche Leiden hinausgeholfen hatten, ſo ſchien jetzt ſein müdes Herz am guten Ausſehen ſeines Körpers wenig Antheil zu nehmen. Auch in ſeinem Betragen erſchien Manches verändert, und wenn er gegen Thereſen noch ſo zart und aufmerkſam wie früher war, ſo verſagte er ſich doch jede Zärtlichkeit; wogegen er Hubern gleich bei der erſten Umarmung und ohne weitere Erklärung darüber mit vertraulichem Du näher trat. Seine kleine Roſa herzte und hegte er mit doppelter Innigkeit, that ſie aber niemals anders von ſich, als daß er ſie Hubern mit einem tiefen verweilenden Blick in des Freundes Auge übergab.

Die erſten Stunden gingen im Austauſche ſeitheriger Erlebniſſe hin. Thereſe ſprach ihre Zufriedenheit aus, zu rechter Zeit Mainz verlaſſen zu haben. — Aber, o dies mainzer Volk! rief ſie aus. Mit wie viel Schmähſchriften und Bettelbriefen haben ſie mich bis hierher verfolgt!

Nicht wahr? erwiderte Forſter. Und doch, wie ſchwer wurde es dir gutem Geſchöpf, an die ſchändliche Aufführung der mainzer Clubiſten zu glauben! Woher ſollten auch rohe Knaben, — denn das waren die meiſten — Studenten und Leute ohne Erziehung und Grundſätze auf einmal tugendhaft geworden ſein?

Thereſe gab es zu; aber ſie beklagte die Redlichen unter ihnen, die im Fall einer Wiedereinnahme von Mainz von den ſiegenden Preußen ſo ſchlimm, wie die Unedeln würden behandelt werden. Und jene Rechtſchaffenen, meinte ſie, hätten doch Recht in der Sache, wenn auch der Troß in der Art und Weiſe, ja wol auch in den Abſichten fehle.

Was auch das bevorſtehende Schickſal von Mainz und von Europa ſein werde, antwortete Forſter, die eine Ueberzeugung habe ich voraus, daß gerade die jetzige Periode eine von denen iſt, welche am deutlichſten die Abhängigkeit der allgemeinen Schickſale des Menſchengeſchlechts von einer höheren Ordnung der Dinge beweiſen. Und da wir die Verhängniſſe nicht kennen, ja, nicht einmal wiſſen, wer wir ſind und was wir ſind: was bleibt uns da übrig, als die Eine Verbindlichkeit, die einzige, die wir gegen uns haben, — unſerer ſelbſt werth zu ſein? — Auch iſt dies ja die einzige Grundlage aller Moralität des Menſchen. Tauſend und noch tauſend Dinge, welche die Menſchen für erlaubt halten, weil ſie ſich Regeln abſtrahirt haben, die ihre ganze Verbindlichkeit erſchöpfen, ſind mir nicht möglich; eben ſo aber ſind mir viel Dinge erlaubt, die bei den Menſchen durch unrichtige Folgerungen aus ihren Regeln, oder ſogenannte Vorurtheile, für Vergehungen gelten.

In liebe- und gedankenvollem Verkehr — wie ſchnell ſchwanden die Tage hin! Und über die Zukunft blieb noch ſo Manches zu beſtimmen übrig. Mit einer wehmüthigen Scheu hielt der Freund immer noch mit der geheimen Angelegenheit zurück, derenthalben er gekommen war. Es ſchien, als ob ſein ſo vielfach bewegtes Herz noch immer nicht die rechte Faſſung zu ſolcher Mittheilung finden könnte. Dies brachte natürlich in den Umgang, ſo traulich und hingebend er war, eine gewiſſe ängſtliche Spannung. Thereſe, die dieſe Verſtimmung zu heben ſuchte, hatte aus den Klagen ihres Mannes über ſeinen verlaſſenen Zuſtand einige Hoffnung geſchöpft, daß er ihr Vorhaben, in Deutſchland zu bleiben und für ihr Fortkommen ſelbſt zu ſorgen, deſto leichter billigen werde. In einem günſtigen Augenblick kam ſie darauf zu reden, und entdeckte ihrem Manne, was bereits begonnen war. Sie hatte nämlich angefangen, aus dem Franzöſiſchen zu überſetzen und ſich mit einer deutſchen Erzählung zu verſuchen, um ihren Freund Huber zu unterſtützen, der jetzt auf den bloßen Erwerb ſeiner ſchriftſtelleriſchen Feder die theure Familie des ausgewanderten Freundes übernommen hatte. Zögernd, mit mädchenhafter Verlegenheit überließ die ſonſt ſo unbefangene Frau zur Anſicht des Gatten ihre erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche, die in Stil und Rechtſchreibung von Huber's Bleifeder ſtark verbeſſert ausſahen. Erſt ſuchte Forſter ſeine Rührung hinter Scherz und freundlichem Necken zu verbergen; bald aber übermannte ihn das Leid, und er verließ das Zimmer; ja die kummervollſten Betrachtungen trieben ihn durch das einſame Thal ſo lange umher, bis der rauſchende Bach und der ſtolze Anblick des Jura ſein ſtürmiſches Herz beſchwichtigt hatten.

Denſelben einſamen Pfad und irgend einen ſchattigen Sitz auf vorſpringenden Felsplatten, unter flüſternden Tannen, ſuchten auch gern die drei befreundeten Menſchen gemeinſchaftlich auf, und der lange, ſtille Nachmittag verging dann in traulichen Geſprächen. Dieſe Gedanken und Gefühle dreier echtdeutſchen Einwanderer — welche Fremdlinge waren ſie unter den Kalkſteinwürfeln dieſer Einſamkeit! Wie rührend flüſterten dieſe Worte unter den wilden Bienen, die um die ſpärlichen Blüthen eines verſteckten Jurathales ſumſeten! In dies Thal, zwiſchen den kindiſchen Neid armer Uhrmacher, hatte das ſtürmende Unglück der Zeit dieſe innigen Menſchen gewürfelt!

An einem ſolchen Nachmittage, gegen Abend, traf ein junger Fußwanderer über die Höhe von Valendys im Thale ein, von einem Boten begleitet, der des vornehmen jungen Mannes Gepäck trug. Er fragte ſich an den wenigen Häuſern nach Thereſens Wohnung zurecht, und nahm in Erwartung ihrer Rückkehr den Sitz am Gartentiſchchen ein, das bereits für die Heimkehrenden gedeckt ſtand. Durch den Boten ließ er nach einer Wohnung auf ein paar Tage umfragen, und fand Nachbar Vital bereit, ihm eine Schlafſtätte einzurichten. Inzwiſchen hatte er Briefe und ein geſchriebenes Heft hervorgezogen, und beſchäftigte ſich mit Leſen und Notiren, bis er hinter der Hecke hervor bekannte Stimmen vernahm. Aber, welch' ein Jubel begrüßte ihn jetzt hinter der erſten Ueberraſchung her! Und der zu überraſchen Gekommene — wie war er ſelbſt von dem unvermutheten Freunde Forſter überraſcht! — Hier alſo müſſen wir uns wiederfinden, mein theuerer Baron Franz Karl! rief Forſter mit einer Umarmung. Ach! welche unberechnete Zulage zu meinem hier geſuchten Glück!

Habe ich nicht unſerer lieben Frau Thereſe einen Beſuch in die Schweiz verſprochen? ſagte Franz Karl, und ihr die Hand reichend ſetzte er hinzu: Müſſen jetzt nicht die Menſchen deſto pünktlicher ſein, da die Zeit ſo wenig Wort hält?

Ihre Rührung zu verbergen, äußerte Thereſe übereilt, er werde wol von Straßburg kommen? Und als er es mit einem ſchmerzlichen Blicke bejahte, fragte ſie erſchrocken halblaut:

Wäre denn etwa ſchon —?

Ach, ja wol! Ein unglücklicher Fall hat eine zu frühe — war die leiſe Antwort.

Mein Gott! Doch nicht todt —? flüſterte ſie.

Nur das Kind. Die Mutter iſt nach überſtandenen ſchweren Leiden wohl, und — in der Schweiz, drunten in Neufchatel.

Was habt ihr für Geheimniſſe? fragte Huber ſcherzend, und die Vertrauten ſchwiegen, alle Fragen ablehnend. Thereſe ſetzte ſich zwiſchen Garten und Haus in heitere Geſchäftigkeit, indem ſie ſagte:

Heut aber — Thee! Das Wunder, wie ſich der vertrauteſte Kreis meiner Theebekenner, das Presbyterium unſerer vertriebenen Andacht, hier im hohen Jura zuſammengefunden, wollen wir hier auf alte Weiſe feiern. Die geweihten Gefäße fehlen uns freilich, beſonders beklage ich mein in Mainz jetzt mitbelagertes Waſſerkeſſelchen, das zugleich unſere Orgel vorſtellte. Indeß, man muß ſich heutzutage in Alles ſchicken lernen.

Und erzählen Sie uns dabei von Ihrer wunderbaren Nachtfahrt durch den Eisſtrom! rief Forſter. Wir ſind, mit Ihrer Vergebung! noch nicht auf Ihre Perſon zu reden gekommen, beſter Baron, und — du weißt auch noch nicht einmal, Thereſe, daß der Baron verlobt iſt!

Mit —? fragte ſie geſpannt; worauf Franz Karl lachend und vergnügt erwiderte:

Beruhigen Sie ſich, liebe Frau! Mit der richtigen Fides! Konnte ich denn auch das Bedenklichſte und Gefährlichſte in meinem Leben anders, als — in fidem, auf Treu und Glauben und zugleich mit der heiligſten Zuverſicht unternehmen? Und das war meine Verlobung und meine Rheinfahrt in der bänglichſten Winternacht. Ich darf wohl ſagen, — Fides hat mir zur rechten Stunde nicht gefehlt. — — Aber, fuhr der Baron nach empfangenen Glückwünſchen fort, wie werde ich für einen ſo heiteren lauen Sommerabend Eis und Nebel kalt und dick genug beſchreiben können, um euch einen Begriff von jener Nacht zu geben? Für die Nebel zwar habe ich jene Felſenwand: wahrhaftig! ſo ſtarr und dick ſtand er um uns her.

Und nun malte der Freund mit aller Heiterkeit eines frohen Gemüths jene nächtliche Fahrt ins Allergrauſenhafteſte aus; da es denn einen gar ſeltſamen Eindruck hervorbrachte, als am Ende die drei verzweifelnden Flüchtlinge nach unſäglicher Angſt und Anſtrengung in der Irre des Nebels auf demſelben Geſtade wieder angelangt waren, von welchem ſie ſich, mit dem Einſatz ihres Lebens, zu retten geſucht hatten. — Im Gegentheile von jenen Mainzern, ſagte der junge Freund, die nach der Kapitulation gerufen hatten, — „wir haben Mainz verſpielt“, konnten wir mit gleich luſtiger Verzweiflung ſagen: Wir haben Mainz gewonnen. Und wer von uns war dabei reicher? Doch jetzt, von Kälte erſtarrt, fanden wir endlich das Mittel, das wir gleich anfangs hätten ergreifen können, wären wir nicht von unbeſtimmter Furcht noch mehr als vom Nebel verwirrt geweſen: wir ſuchten nämlich eiligſt, — denn es war ſchon gegen Morgen, — Jeder ein Verſteck. Ich fand es bei meinem lieben Forſter, Jean Baptiſt bei einer alten Muhme, die ſchon zur Frühmeſſe wach war, und Garzweiler hoffte bei den Patres Kapuzinern einen guten Winkel zu finden, woran es keinem Kloſter fehlen ſoll. Ein Umſtand kam uns dabei zu gut, daß nämlich nach Anbruche des Tages, als man die Vorfälle der Redoute erfuhr, einige Maskenſtücke von uns am Ufer gefunden und der Kahn im Eis erblickt wurde: Niemand zweifelte, wir lägen unter der Grabdecke des Eiſes, und kein Menſch dachte daran, uns aufzuſpüren. Mein Erſtes war nun, Fides durch Forſter's Beſtellung von meiner Rettung zu benachrichtigen, und meine weitere Flucht vorzukehren, die nach einigen Tagen in guter Verkleidung leicht zu bewirken war. Ich entkam nach Straßburg, froh, den unſeligen Ereigniſſen von Mainz enthoben zu ſein, von denen ich Einiges aus einem Tagebuche meiner Fides mittheilen kann. Dies Tagebuch iſt mir nämlich vor Kurzem durch Jean Baptiſt überliefert worden, nachdem er, ſo glücklich als tollkühn, ſich aus der belagerten Stadt nach Straßburg gerettet hat.

Unter dieſer Erzählung war die Nacht eingebrochen; die Freunde zogen ſich auf Thereſens Zimmer zurück, und ſetzten ſich um die Lampe, die weniger lebhaft als das herzliche Geſpräch loderte. Hatte Forſter ſchon in dieſen Tagen, wenngleich mit liebevollen Worten Vieles zu klagen gehabt; ſo brach, als jetzt auch Franz Karl mit mancher Betrübniß und mit Zweifeln über ſich ſelbſt nicht zurückhielt, ſein ſchmerzlich bewegtes Herz vollends aus. — O mein Freund! rief er, den Baron umarmend, mußten wir in dieſe Ferne entrückt werden, um wie von einer hohen Zinne der Welt unſere Lebenswege zu überſchauen? Mit welcher ſchönen Wärme des Herzens verließen Sie ſo manche Vorurtheile Ihres Standes, und folgten den leichten Fußtapfen einer neuen Zeit bis zur Stelle, wo bei der Flucht des Fürſten und des Adels unſere Herzen in gemeinſamer Entrüſtung aneinanderſchlugen! Damals füllten nicht jene Eisſchollen Ihrer

Verlobungsnacht, aber die Trümmer eines alten, geheiligten Herrſcherthums, das in ſich ſelbſt zuſammenbrach, den ſchönen deutſchen Strom. Doch bald ſchied ſich unſer gemeinſame Weg, als ich zum Club übertrat, und Sie — ich weiß nicht von welcher verbeſſerten Rückkehr der alten Macht träumten. Wer hat nun mehr geirrt von uns Beiden, — ich am Neuen, oder Sie am Alten? Doch wozu ſolche Frage? An der einen Ueberzeugung halten wir Beide feſt, daß politiſche Freiheit das höchſte Bedürfniß unſerer Mitbürger und Mitmenſchen ſei, und es ſchmerzt uns darum, wenn ſie ſolche nicht erwerben können, wenn Böſewichter ſie ihnen rauben, wenn ſie ſelbſt nicht Kraft genug haben, ſie zu behaupten. Freilich iſt dies Bedauern unfruchtbar, und unſer unmittelbares Wirken vermag ebenfalls ſo gut als nichts dazu zu thun. Wenn ich blos erwäge, wie wenig Alles, was ich ſeit dem November gethan, jetzt zweckmäßig erſcheint; ſo möchte ich manchmal wünſchen, ich wäre ruhig aus Mainz weggezogen und hätte mich in Hamburg oder Altona niedergelaſſen, ohne etwas mit den Händeln der Völker zu thun zu haben. Wenn ich dagegen bedenke, daß nur auf dieſe Art unſer Schickſal die Richtung nehmen konnte, die in unſerer Lage nun einmal die einzige war, daß nur ſo die Gewißheit in mir entſtehen konnte, meinen politiſchen Grundſätzen Genüge geleiſtet zu haben, daß nur auf dieſe Weiſe eine gewiſſe Entwickelung meiner ſelbſt möglich war, eine wenn auch unendlich ſchmerzliche, doch auch eigenthümlich bildende, und daß ich bei dem Allem das Bewußtſein in mir trage, nach der jedesmaligen Ueberzeugung, die ich hatte, und nicht aus Leidenſchaft gehandelt zu haben: dann bin ich zufrieden mit Allem, was geſchehen iſt.

Aber ich? ſeufzete der junge Freund. Wer gibt mir eine gleiche Beruhigung, wenn das Alte in ſeiner ganzen Verdorbenheit zurückkehren ſollte?

O Sie haben doch viel gelernt! erwiderte Forſter. Sie werden es erkennen, wenn es einſt wieder zu handeln gilt. Sie haben gelernt, daß alles Wirkenwollen über einen gewiſſen Kreis hinaus durch die Ungewißheit des Erfolges zum böſen Hazardſpiele wird. Eine große Uebung und Erfahrung, eine umfaſſende Beurtheilung gehört dazu, wenn man beſtimmen will, wo endlich gehandelt werden muß, und wo man mit leidendem Verhalten den Begebenheiten ihren Lauf zu laſſen hat, um das Gute nicht zu verrücken. Uns Deutſchen wird noch lange die Schule noth thun, und umgekehrt, wie die Hunde mit Schlägen ihrem Herrn angewöhnt werden, wird die Ruthe des Mißgeſchicks uns die hündiſche Natur austreiben müſſen. Ich ehre Treue und Beharrlichkeit als ſchöne, männliche Tugenden: aber — ſagen Sie ſelbſt! — welch' ein Lob iſt es für eine ſo große Nation, als wir noch immer nicht werden können, wenn man immer und immer wieder und nichts als die Alles duldende Anhänglichkeit an unſere angeſtammten und oft auch weiter nichts werthen Fürſtchen preiſt? So theuer bezahlen wir es, daß nichts aus uns wird in der Welt? Sie ſind jung: ſparen Sie ſich für beſſere Zeiten auf! Gründen Sie eine Familie, und der Himmel ſegne ſie mit Söhnen, in denen neue Geiſter der Zukunft aufwachſen. Bedenken Sie das Eine! Deut[illegible]nds Lage, der Charakter ſeiner

Einwohner, der Grad und die Eigenthümlichkeit ihrer Bildung, die Miſchung der Verfaſſungen und Geſetzgebungen, kurz, ſeine phyſiſchen, ſittlichen und politiſchen Verhältniſſe haben ihm eine langſame, ſtufenweiſe Vervollkommnung und Reife vorbehalten; es ſoll durch die Fehler und Leiden ſeiner Nachbarn klug werden und vielleicht von oben herab eine Freiheit allmälig nachgelaſſen bekommen, die Andere von unten gewaltſam und auf einmal an ſich reißen müſſen. Die Uebereilungen der Reformatoren können dieſen ruhigen Gang hemmen, die Regenten ihn beſchleunigen: Beides gegen ihre beſtimmteſte Abſicht. In der That haben die Fürſten eben durch ihre unzeitige Einmiſchung in die fränkiſchen Angelegenheiten die Ruhe Deutſchlands aufs Spiel geſetzt; allein diesmal rechtfertigen ungeſchickte Freiheits-Apoſtel ſelbſt in den Augen des Volkes, dem ſie Freiheit aufdringen wollen, die Strenge der Maßregeln, womit einige Regenten ſich allen Neuerungen widerſetzen. Darüber reifen wir dem Haß aller willkürlichen Herrſchaft entgegen, und wehe den Gewalthabern, die einſt auch noch die Freiheit verfolgen, wo ſie begehrt wird! In unſerer altgewohnten ſubmiſſen Stellung, in der dankbaren Verneigung für das Lob unſerer Treue, wiſſen wir nur noch nicht, wie groß wir an Geiſt und Herzen ſind; ſtänden wir einmal auf, ſtrack in unſerem vollen Wuchſe: wir würden alle — ich ſage nicht deutſchen Throne, ſondern europäiſchen Völker überragen.

Forſter ſchwieg und eine nachdenkliche Stille entſtand um die Lampe. Er ſchloß die Augen mit dem Lächeln des Nachbrütens. Aber bald verzog es ſich in den Ernſt des Entſchlummerns. Franz Karl winkte Hubern, und Beide erhoben ſich leiſe, küßten Thereſens Hand, und verließen mit freundlichem Nicken auf leiſen Zehen das Gemach.

Drittes Kapitel.

Auf die Ermüdung ſeiner Fußreiſe und nach den lebhaften Gemüthsbewegungen des Abends ſchlief der Baron vortrefflicher, als ſonſt ein glücklicher Bräutigam, ſo fern von der Geliebten, zu ſchlafen pflegt. Wie er erwachte und auf Huber's Zimmer kam, war es ſchon verlaſſen: er trat an das offene Fenſter; da erblickte er Thereſen, die ihm aus dem kleinen Garten zuwinkte. Sie lud ihn zu ihrem Frühſtück, das in Kaffee mit Butter und Honig beſtand.

Es verlangt mich recht nach Ihrer Mittheilung, ſagte ſie, und dieſe Stunde iſt uns dazu gegönnt, da George mit Huber in einer Verhandlung begriffen iſt, die er bisher von Tag zu Tag verſchoben hatte. Ich habe ſehr unruhig geſchlafen: ich mochte meinen Mann auf dem Stuhl nicht aus ſeinem ſanften Schlummer wecken, und mußte ihn doch auf dem unſichern Stuhle hüten. Später träumte ich von Ihrer Schweſter und dem Unglücke, das ſie durch zu frühe Wochen genommen hat.

Ja, es ſind Monate aus dieſen Wochen geworden, ſagte Franz Karl, indem er ſich nachdenklich in ſeine Erzählung verlor. Ich ſagte Ihnen ſchon, daß es durch einen Fall kam, den meine Schweſter that, als ſie lebhaft durch das Zimmer eilend, ſich mit dem Fuß in den Teppich verwickelte. Sie lag ſehr lange darnieder. Doch war es vielleicht weniger die körperliche Erſchöpfung, woran ſie zu leiden hatte, als der nagende Gram, die heimliche Sorge, die ihre Geſundheit tief untergraben hatten. Denken Sie ſich, in welche Mitleidenheit ich dadurch ſelbſt gezogen war! Glücklicherweiſe hatten wir hülfreiche Hausleute, Cäciliens Dienerin bewährte ſich durch zuthätigen Verſtand und aufopfernde Befliſſenheit, und ſo lange noch Briefe von Fides kamen, fehlte mir auch nicht die beſte Erquickung des Herzens und Erhebung der Seele. Doch dies durch Vor- und Nachgenuß ſo reiche und reizende Glück ſeelenvoller Briefe hörte auf, als die Preußen endlich Mainz einzuſchließen begannen. Wie ſchwer findet man ſich in die Entbehrungen des liebſten Genuſſes und der auch noch der einzige iſt, den man in ſolcher Verbannung hat! Zu einigem Troſt machte ich eine neue Bekanntſchaft, die ſich bald als eine würdige bewährte. Als nämlich meine Schweſter ſo weit hergeſtellt war, daß wir die ſchweizer Luft und Ruhe aufſuchen konnten, trafen wir in Baſel mit einem preußiſchen Hauptmann, einem Herrn von Humbert aus Neufchatel, in den drei Königen zuſammen. Er war in der Affaire bei Marienborn am rechten Arme verwundet, und wollte bei ſeiner Mutter und Schweſter der völligen Herſtellung warten.

Marienborn? Bei Mainz? fragte Thereſe, und der Baron fuhr fort:

Ja wol! Dort iſt, nach des Hauptmanns Beſchreibung, das Hauptquartier der Preußen in Mitte eines Halbkreiſes von Lagern und Batterien, die vom linken Ufer des Rheins oberhalb Mainz anfangend, die Stadt in der Entfernung einer halben Stunde umziehen, und ſich unterhalb derſelben wieder an den Strom anlehnen. Die Franzoſen verſuchten gegen Ende Mai einen nächtlichen Ausfall auf jenes Hauptquartier, um den commandirenden General von Kalkreuth in Marienborn oder auch den Prinzen Ludwig auf dem nahe dabeigelegenen Chauſſeehauſe zu fangen oder zu tödten. Bei dieſem Ueberfall, der den Franzoſen jedoch fehlſchlug, wurde Humbert nebſt manchen anderen Offizieren verwundet. Ein hübſcher Mann, wie er iſt, machte er ſich uns durch ſein feines Weſen, durch die Erzählung von dem liebevollen Verkehr mit Mutter und Schweſter, gar bald auch durch die ſtrengen Urtheile über den verdorbenen Zuſtand des preußiſchen Militair- und Civildienſtes achtbar und intereſſant. Wir ließen uns gern von ihm auf die Terraſſe des Münſters begleiten, wo man den reizenden Ausblick über den grünen Rhein nach den dunkeln Höhen des Schwarzwaldes hat, und waren ihm um ſo freundlicher, als er unſerthalben zu verweilen ſchien. Selbſt in der Herſtellung ſeiner Geſundheit begriffen, nahm er ſichtlich einen zarten Antheil an meiner wiedergeneſenden Schweſter, und brachte mit ernſtlich gemeintem Scherz ein Feſt in Vorſchlag, womit Beide auf dem Righi oder irgend einem intereſſanten Punkte der Schweiz ihre Geneſung feiern wollten. Nun kann ich Ihnen, meine theure Freundin, wie Sie Cäcilien von ihrer tadelnswerthen Seite kennen, nicht genug ausſprechen, welche glückliche Entwicklung durch die Kriſe des moraliſchen Bewußtſeins und der erſchöpfenden Krankheit ihr ganzes Weſen genommen hat. Es iſt zum Erſtaunen, wie mit jedem Tag ihres friſcheren Aufblühens eine ruhige, wohlwollende, auf den Ernſt des Lebens gerichtete Seele ſich hervorthut. Ihr natürlicher Verſtand trübt ſich nicht mehr durch ungeduldiges Verlangen des Herzens, ihre Anſprüche ſind beſcheiden, ihre Erwartungen gelaſſen, ihre Urtheile gütig. Mit dem Bewußtſein ihres ſittlichen Verluſtes, möchte ich ſagen, hat ſie ſogar aufgehört, ſich, wenigſtens in früherer Weiſe, als Baroneſſe zu fühlen. So nimmt ſie denn auch Humbert's liebenswürdige Aufmerkſamkeit für weniger hin, als er ſie gibt, und ich zweifle, daß ſie bei ihren jetzigen Scrupeln ſich entſchließen werde, auf ſeine Abſichten, die er mir vertraulich bekannt hat, einzugehen; ſo ſehr mich die glückliche Fügung freuen ſollte, wenn ein Verhältniß, das wir vorher zu gutem Zweck erdichtet hatten, ſich dahinterher verwirklichen wollte, und die vorgebliche Witwe eines erſchoſſenen Offiziers die Frau eines verwundeten Kapitains würde. Bis jetzt hat Herr von Humbert noch zu viel Achtung vor der Trauer der Witwe eines erſchoſſenen Kameraden, um auf dem Schlachtfelde des Lebens ſo raſch an deſſen erledigte Stelle vorzutreten. Aber, wie lieb wäre mir dies um meiner Mutter willen, die auf mein rheingauer Gut zurückgekehrt iſt, und ſehr nach uns verlangt! Doch ſo leicht wird es Einem in verſchuldeten Verhältniſſen nicht gemacht. Unerwartet fand ſich Jean Baptiſt ein. Seine Sehnſucht nach Cäcilien, wie er mir ſagte, und Träume von einer Untreue gegen ihn hatten den unbefriedigten Menſchen getrieben, ſich durch eine verzweifelte Nachtfahrt auf dem Rhein aus der belagerten Feſtung zu flüchten. In Straßburg erfragt er uns, in Baſel ſind wir leicht zu finden. Nach ſolchem Aufwand von Anſtrengung gab ich es auch gleich auf, ihn abzuweiſen, und bereitete meine Schweſter vor, ihn zu ſehen. Wir überlegen das Verhältniß, für welches ſie keinen Zug in ihrem Herzen, ich kein Fürwort in meiner Vernunft finden kann; weil es mir ohne die Weihe der Liebe nichtig in ſich ſelbſt erſcheint. Mit bewundernswürdiger Ruhe und Freundlichkeit empfing ihn Cäcilie, ſprach mit Liebe und Einſicht über ihre beiderſeitige Lage, und indem ſie ihn an den Himmel ſelbſt verweiſt, der das Band ihrer beiderſeitigen leidenſchaftlichen Selbſtvergeſſenheit gelöſt habe, nimmt ſie im ganzen Ausdruck ihres Weſens etwas ſo Erhabenes an, daß ſie den natürlich und lebhaft empfindenden Menſchen zu Thränen und unbedingter Unterwürfigkeit bewegt. Dafür geſtattet ſie ihm, acht Tage lang um uns zu bleiben, und nimmt auch, als Herr von Humbert eben eintritt, einen guten Vorwand, ihm den jungen Mainzer vorzuſtellen, und ſeine Verdienſte um unſere Familie zu rühmen. Dieſe unbedachte Wendung der Verlegenheit that mir leid. Es wäre beſſer geweſen, ſie hätte das mir überlaſſen; denn ich ſah, welch' übeln Eindruck das Unwahre darin auf Jean Baptiſt machte, der nun auch ſogleich noch die zarte Annäherung des vornehmeren Mannes an Cäcilien bemerkte und ſtillſchweigend verwinden ſollte. Indeß war ich froh, die Sache ſoweit abgemacht zu wiſſen, indem ich nun bald daran denken durfte, Sie, meine theure Freundin, im Gebirge aufzuſuchen, wohin Sie gegen mein Erwarten gezogen waren. Und wie nun Herr von Humbert uns im Namen ſeiner Mutter einlud, Wohnung auf ihrem reizend gelegenen Landſitze zu nehmen, kam mir das, um Cäciliens willen, ganz gelegen; ich redete ihr zu; blieb aber ſelbſt mit Jean Baptiſt im Hotel des Alpes zurück. Jetzt wußte ich Cäcilien vollends geborgen, und fand ſie auch auf ihrem ſtillen Zimmer vergnügt über das abgebrochene Verhältniß, das ihr bisher noch auf dem Herzen gelegen hatte. Wie entzückte ſie ſich über die reizende Ausſicht auf den grünen See, den blauen Jura, auf die Rebenhügel und ſauberen Landhäuſer umher! Ich dachte nun wieder lebhafter an meine liebe Frau Forſter, und entſchloß mich ohne Weiteres Ihnen nachzuziehen. Nur ſollte ich erſt noch die Partie auf den nahen Chaumont mitmachen, wozu uns denn auch glücklicherweiſe einer der ſeltenen hellen, nebelloſen Abende beſchert war, um die charmante Ausſicht auf den neuenburger, murtener und bieler See, ſowie über die fruchtbaren Hügellande nach Solothurn, Bern und Freiburg hin zu genießen. Meine Schweſter hatte auf dem Landſitze Rouſſeau's: „Rêveries d'un promeneur solitaire" gefunden, und ein Buch, das ihr in Mainz langweilig vorgekommen wäre, feſſelte ſie jetzt. Sie hatte es mitgenommen und las uns, während wir oben ausruhten, das Lob der Peter-Inſel im nahen bieler See vor, auf welcher der Einſiedler Rouſſeau nach ſeiner Vertreibung aus Genf zwei Monate lang im Schaffnerhauſe ein Zimmer bewohnt hatte. Wie Cäcilie jetzt, beim Anblicke ſchöner Natur, leicht in eine früher nicht gekannte Empfindſamkeit verfiel, ſo trug ſie mit vieler

Gemüthsbewegung jene Stelle vor, die, ſo viel ich mich der Worte erinnere, ungefähr lautet: Que ne puis-je aller finir mes jours dans cette ile chérie, sans en ressortir jamais u. ſ. w. Der Wunſch, dieſe von einem berühmten und ſeltenen Manne geweihte Stätte zu beſuchen, lag ſehr nahe und ergriff auch mich, ſo daß wir verabredeten, bei meiner Rückkehr aus dem Gebirge die kurze Fahrt dahin zu machen. Jean Baptiſt hatte beim Verleſen dieſer Stelle Thränen in Cäciliens Augen geſehen, und ich mußte ihm unterwegs die rührenden Worte überſetzen, die ihn ſehr nachdenklich machten, und ihn an das Goethe'ſche Gedicht vom Fiſcher erinnert haben mußten, das ich des andern Morgens bei ihm aufgeſchlagen fand, als ich ihm Lebewohl ſagte und noch einige Winke wegen ſeines Betragens gegen Cäcilien gab. Sehen Sie, liebe Freundin, ſo ſtehen die Sachen jetzt, und wie ich glaube, ganz gut, bis auf Humbert's Neigung für meine Schweſter, die uns noch mit einigen Verlegenheiten bedroht.

Thereſe hatte dieſen Mittheilungen anfangs ſehr geſpannt, zuletzt nicht ohne einige Zerſtreuung zugehört; denn die Unterhandlungen, die zwiſchen Forſter und Huber noch immer nicht beendigt waren, ſchienen ihr Gemüth ein wenig zu beunruhigen. Bald aber kamen beide Freunde Arm in Arm und mit befriedigten Mienen aus dem Hauſe. Man beſprach den Tag, und da der Himmel leicht bewölkt und die Luft ziemlich friſch war, entſchloß man ſich, nach Valangin zu wandern, und dort im belobten Gaſthauſe zur Krone zu Mittag zu eſſen. Darüber und über die Ausflüge der nächſten Tage kam der Baron immer nicht dazu, aus dem mainzer Tagebuche vorzuleſen, das er aus den frühern Briefen und den von Jean Baptiſt mitgebrachten Aufzeichnungen ſeiner geliebten Fides zuſammengeſtellt hatte. Auch mochte der Freund, da er ſah, wie wohlthuend Forſtern die Stille des Jurathals war, ihm die Erinnerungen an Mainz gerade nicht aufdringen.

In dieſer Wahrnehmung über die Seelenſtimmung des Freundes fand ſich der Baron beſtätigt, als ein Brief aus Paris ankam, der Forſtern dahin zurückberief, und obgleich er eine Ausſicht in die Zukunft eröffnete, doch den unglücklichen Mann durch die Nothwendigkeit des Abſchieds ſehr niederdrückte. — Ich muß Alles annehmen und verſuchen, ſagte er, ſo unmöglich es faſt iſt, daß ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundſätzen, von meinem Charakter ſich dort in einem öffentlichen Poſten erhalten, mithin dem Staat nützen kann. Tugend, Redlichkeit, gute Abſicht, Aufopferung ſind nichts, das Schiboleth, das Parteizeichen iſt Alles: und kann der freie Mann dies ſein Alles ſein laſſen? Schlägt der Verſuch fehl, ſo trete ich freiwillig in meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn zurück und arbeite für Voß und Treuttel. Was ich von Voß verdiene, tilgt meine Schulden und hilft mein Kind ernähren, Treuttel's Zahlungen geben meinen nothdürftigen Unterhalt. Wo ich mein Zelt aufſchlage, weiß ich noch nicht; ich wünſchte an der Rhone, in oder unweit Lyon, ſobald dort Alles ruhig iſt. Wie ſchwer iſt es nicht dermal zu ſagen, was man will, da man nicht weiß, was für ein Soll und Muß dahinter liegt! Ich habe kein Intereſſe, mich vor mir ſelbſt beſſer zu machen, als ich bin; aber ich müßte lügen, wenn ich geſtehen wollte, daß irgend ein armſeliger Beweggrund mich in die thätige Laufbahn geworfen hätte. Ich wäre jetzt, hätte ich gegen Ueberzeugung und Gefühl handeln wollen, Mitglied der Akademie in Berlin mit einem Gehalt, wobei ich allenfalls zu leben gehabt hätte, und — wer kaufte mir nun das Bewußtſein der Schande ab, meine Grundſätze, die ich ſo *oft zu erkennen gegeben, verleugnet zu haben?* Denn man ſage nur nicht, daß ich in Berlin ſo hätte fortſchreiben, fortdenken können, wie ich angefangen hatte.

Sie ſollten die Geſchichte dieſer Tage ſchreiben, ſagte der Baron. Wer könnte das, wie Sie? Wer lebte ſo in der tiefſten Strömung dieſer Zeit, und ſteht doch ſo bald ſchon auf ihrer Höhe?

Ich kann es nicht, antwortete Forſter. O, ſeit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution iſt, ekelt es mich an. Ich konnte fern von allen idealiſchen Träumereien mit unvollkommenen Menſchen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufſtehen und weiter gehen: aber mit Teufeln und herzloſen Teufeln, wie ſie dort in Frankreich ſind, iſt es mir eine Sünde an der Menſchheit, an der heiligen Mutter Erde und am Lichte der Sonne. Immer nur Eigennutz und Leidenſchaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt; immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Sein und Wirken, — wer mag das aushalten und beſchreiben? — — Es iſt nicht Reue, was mich ſo ſprechen läßt! Freiheit und Gleichheit? Das Bewußtſein meines Lebens ſagt mir, daß dieſe Grundſätze mit mir, mit meiner Empfindung innig verwebt ſind und es von jeher waren. Ich kann und werde ſie nicht verleugnen.

Aber wo ich in jetziger Zeit noch Tugend und Sinn fand, war es bei Leuten, die ſtill ihren Gang gehen, fern vom Geräuſche der öffentlichen Geſchäfte. Solch' ein Glück iſt jetzt der Gegenſtand meiner Träume. Vor Ihnen, mein junger Freund, liegt es da. Folgen Sie ihm!

O um wie viel verkürzt und verkümmert ſich mir dies Glück, verſetzte der Baron, da ich in dieſem Augenblicke nicht ſagen kann: Kommen Sie, mein Freund, und theilen Sie es mit uns!

Ja, ich bin vom deutſchen Boden verbannt! rief Forſter ſchmerzlich.

Der Sieg der deutſchen Sache wird von edler Vergebung — oder beſſer geſagt, — von Einſicht und Verſtändniß begleitet ſein, erklärte Franz Karl mit Wärme. Ich werde Alles in Bewegung ſetzen, daß man Sie und Ihr Thun ſo begreiſe und würdige, wie ich Sie verſtehe, und wie ich mit meiner Perſon und meinem Beſitzthum Bürgſchaft für Sie leiſten kann. Verſprechen Sie mir, daß Sie dann an den Rhein ziehen und mit uns leben wollen! Wir werden die glücklichen Stunden fortſetzen, die uns dort — erinnern Sie ſich! — mit der Ausſicht auf unſere vereinigte Zukunft, mit dem Vorgefühl gemeinſamen Genuſſes und Wirkens beſchieden waren! Verſprechen Sie mir's.

Gerührt, aber mit wehmüthigem Kopfſchütteln umarmte Forſter den jungen Freund, deſſen Erwartungen von der Einſicht und dem Edelmuthe der deutſchen Fürſten er nicht zu theilen ſchien. Doch mehr als dieſe Ueberzeugung mochte die ſchmerzliche Foderung von den Seinen zu ſcheiden, ſein Herz belaſten.

Der Morgen des Lebewohl war denn unabänderlich gekommen. Franz Karl und Huber, in Erwartung des Freundes, der noch mit Thereſen auf ihrem Zimmer verweilte, wandelten im Gärtchen hin und wieder, — ſtumm und in Gedanken, die gewiß weiter auseinander gingen, als ihre nachbarlichen Schritte. Endlich kam Forſter mit Thereſen herab, das Kind auf dem Arm. So ſchritt er auch mit ihr voraus, Hubern und den Baron im Gefolge, am Flüßchen hin bis zur Stelle des ſich verengenden Thales, wo im Schatten einer überhangenden Felſenſchicht mit Tannenwuchs das Pferd hielt, auf dem er nach Pontarlier reiten wollte, um von da nach Paris zu fahren. Er ließ es noch eine Strecke vorausführen, um das herzzerreißende Lebewohl noch aufzuſchieben. Endlich mußte er doch ſtehen bleiben, und warf tief aufathmend noch einen Blick über die hohe Gebirgswand zerklüfteter Kalkwürfel, als ob er an dieſer zerriſſenen und doch ſo ſtolzen Felſenhalde ſein verzagtes Herz aufrichten möchte. — Es iſt eine ſeltſame Lage, worin ich mich befinde, mein Freund, — ſagte er zu Franz Karln, indem er zum Scheiden deſſen Hand ergriff. Ich werde ſelbſt von Denen, die keine Alltagsmenſchen ſind, nicht verſtanden werden. Man wird nicht begreifen, wie ich Das thun konnte, was ich nicht laſſen darf. Aber ich muß meinen Weg fortgehen, und ohne jetzt weiter vor mir ſehen zu können, als ein Wanderer bei Nacht und Nebel, will ich doch die Möglichkeit nicht aufgeben, zu unſerer allſeitigen Ruhe einſt noch beitragen zu können. — Ach in dieſer Stunde fühle ich recht, wie ſehr mein Unglück mich verändert hat, fuhr er gegen Thereſen fort. Sieh', meine Beſte, es fehlt mir nicht an Muth und Kraft, aber an jener heitern und freien Geiſtesregſamkeit, die ich noch hatte, als ich hoffen konnte. Ich bin jetzt da, wo Menſchen in meiner Lage ſich immer glücklich ſchätzen können hinzugelangen, — im Hafen der Reſignation. Aber der Name ſelbſt lehrt ſchon, daß es die letzte, öde Zuflucht des von Stürmen umhergetriebenen Herzens iſt. Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt.

Er ſetzte ſeine kleine Roſa nieder, blos — wie es ſchien — um gebückt, und während er ihr Hütchen zurückſchiebend die kindliche Stirne küßte, ſeine Thränen zu verbergen, die heiß in die blonden Löckchen tropften. Die Kleine, als ob ſie die ganze Tiefe dieſer Alles auflöſenden Stunde mitempfände, umſchlang ſeine Kniee, das Geſicht dazwiſchen gedrückt, feſt, ohne Regung. Dann richtete ſich Forſter, die Lippen krampfhaft verſchloſſen, empor, faßte Thereſens und Huber's rechten Hände, fügte ſie in einander, umſchlang das Paar mit Thränen und Beben, küßte Frau und Freund, und lehnte ſich noch einmal, nicht ohne heftige Stöße der Bruſt, an Thereſens Schulter. — Löſt mich von dem Kinde! flüſterte er, ſobald er es konnte, und die Neuverbundenen nahmen jedes eine Hand des Kindes, das widerſtrebend vom Vater gezogen wurde. So befreit und ledig, ſtürzte der erſchütterte Mann fort, beſtieg das Pferd und trabte der Felſenecke zu, um die ſich der Weg ſchlang. Hier ſah er im Fluge ſich noch einmal um, und es war der letzte Blick, den die Zurückgelaſſenen von ihrem unvergeßlichen Forſter hatten.

Viertes Kapitel.

Der Baron fand ſich nach Forſter's Abreiſe in eine wenig befriedigte Gemüthsſtimmung verſetzt. Je reiner und tiefer er des Freundes Schmerz und ahnungsvolles Scheiden mit ſich umhertrug, deſto leichter ſtörte und verdroß ihn der Anblick Huber's und Thereſens, die er viel mit einander beſchäftigt ſah. Forſter hatte ihre Hände zuſammengefügt, und ſie hielten ſich nun auch aneinander, wie ſie bisher ſich blos zuſammengehörig empfunden hatten. Ihre Neigung, als ob ſie nun beſtätigt ſei, zeigte ſich offener. Wenngleich erſchüttert von des Freundes Lebewohl, waren Beide doch auch von ſeinem Edelmuthe gerührt, und hatten ſich gleichſam in eine Verlaſſenſchaft des Hingegangenen zu theilen. Franz Karl konnte in wunderlicher Reizbarkeit ſeines beweglichen Gemüthes die Vorſtellung von lachenden Erben nicht loswerden, und fand ſich verlaſſen zwiſchen ihnen, mit denen er eben nichts zu theilen hatte. Das Bild und Andenken Forſter's trat ihm deſto näher; er glaubte allein den Schmerz des unglücklichen Mannes recht zu verſtehen, ja zu theilen, indem auch er mit ſeinen innigſten Ueberzeugungen und Beſtrebungen am Mißverſtand einer ſelbſtſüchtigen Welt zu ſcheitern bedroht war. — In dieſer theils wahren, theils überreizten Verſtimmung hielt ihn nur ein gewiſſes Zartgefühl und ſein natürlicher

Stolz zurück, um nicht ſeinen Beſuch raſch abzubrechen und mit der Miene des Gekränkten nach Neufchatel zurückzukehren. Was vielleicht an ſeiner heimlichen Kränkung einen ihm ſelbſt unbewußten Antheil hatte, war doch auch der Gedanke, daß er nun noch weniger, als früher, dazu kommen würde, aus dem mainzer Tagebuche ſeiner verlobten Fides vorzuleſen, und ſo die unſchuldige Eitelkeit ſeines liebenden Herzens zu befriedigen. Er nahm ſtatt deſſen die theuern Briefſchaften auf einſame Spaziergänge mit, wo er ſich in die Betrachtung des Gefüges und der Lagerung des Jurakalks ſowie der magern Gebirgsvegetation verlor; oder er beſuchte die verſchiedenen Häuſer, um den Arbeiten der Uhrmacher zuzuſehen, wenig belehrt von dieſen Stückwerken, deren Zuſammenfügung ihm intereſſanter geweſen wäre.

Thereſe fand ſich indeß ſchnell wieder zurecht, und mit ihrem guten Takte foderte ſie von dem jungen Freunde, deſſen Verdruß ihr nicht unbemerkt blieb, Mittheilungen aus dem Tagebuche. Mit ziemlicher Heiterkeit brachte daher Franz Karl eines heißen Nachmittags das ſaubere Heft mit in das Gärtchen unter den breiten Nußbaum, und begann auch gleich ſeine Vorleſung, jedoch mit Auswahl ſolcher Stücke, die den innern Zuſtand und die intereſſanten Vorfälle in Mainz darſtellten; indem er unterm Leſen ſelbſt eine zarte Scheu vor jenen Stellen empfand, wo Fides blos ihren Gefühlen, ihren Träumen und ihrer Sehnſucht Worte gab, ſo ſtolz er gerade auf dieſe zarten Ergüſſe war.

Zu ſeinem Mißvergnügen wurde er im Leſen durch einen Boten unterbrochen, der ihm einen als dringend bezeichneten Brief überlieferte, von eilfertiger Hand Cäciliens geſchrieben, und folgenden Inhalts:

„Mein theuerſter Bruder!

Deine Rückkehr nach Neufchatel verzieht ſich gegen Erwarten, und ich komme mit jeder Stunde tiefer in Verhältniſſe, die mir deinen Rath und Beiſtand unentbehrlich machen. Herr von Humbert, der wohldenkende Mann, begegnet mir mit Aufmerkſamkeiten, die mich eine Erklärung ſeiner Zuneigung und Wünſche befürchten laſſen. Zartfühlend wie er iſt, wartet er wol nur den Augenblick ab, wo ich das Haus ſeiner Familie wieder verlaſſen habe, und frei von allen andern Rückſichten bin. Aber Zweierlei wird mir für alle Zukunft unmöglich ſein: einem edeln Manne meine Vergangenheit zu entdecken, und von einem gleichgültigen die Verzeihung derſelben anzunehmen. Ich bete täglich, der Himmel möge mein Herz vor einer wahren Neigung bewahren, deren Recht und Hoffnung es verwirkt hat. Auf der andern Seite nimmt Jean Baptiſt, der uns noch immer nicht verlaſſen, des Kapitains Annäherung, vor der ich doch ſo unausſprechlich bange, als von mir begünſtigt auf, und ſein Betragen darüber fängt an, der Familie eben ſo ſehr aufzufallen, als mich ſelbſt zu beunruhigen. Er verſinkt abwechſelnd in Träumereien, die ihm oft den Ausdruck eines irren Menſchen geben, und bricht dann wieder in eine Eiferſucht aus, die mich mit der entſetzlichſten Verlegenheit bedroht. Du haſt mich der Verſchwiegenheit ſeines beſſern Herzens verſichert; aber — wieviel ein leidenſchaftlicher Augenblick über all' unſere gute Geſinnung vermag, — habe ich es denn nicht grauſam genug erfahren müſſen? Seine acht Tage ſind vorüber, und als Herr von Humbert geſtern eine Aeußerung über die bevorſtehende Abreiſe fallen ließ, brachte ich raſch, um ſolche zu fixiren, die Partie in Vorſchlag, mit der wir auf dich warten, lieber Franz Karl, — die Fahrt nach dem bieler See und der Peters-Inſel. Ich gab ihm zu verſtehen, daß wir ihn ſo eine Strecke Wegs begleiten könnten. Er nahm es ohne Antwort auf, und mir ſcheint, er ſieht es für eine Verabredung, ihn fortzutreiben, an. Während wir heut unſere kleinen Vorkehrungen zu dieſem Ausfluge treffen, höre ich, daß er die ganze Nacht im Gebirge umhergeirrt iſt. Eine ungeheure Angſt liegt auf meinem Herzen. Auf welche Wunderlichkeiten fällt man nicht in ſolcher gedrückten Stimmung! So beunruhigt es mich eben, daß die Inſel, wo ich den gekränkten Menſchen verabſchieden ſoll, juſt denſelben Namen führt, wie die Rheinau, wo ich ihm an jenem Feſtabend im Mondſcheine leider! Anlaß zu ſeiner erſten Leichtfertigkeit gab. Lächerlich, nicht wahr? Am Ende iſt die ganze Angſt nichts weiter, als meine verſteckte Beſorgniß, Jean Baptiſt möchte etwa von der Inſel doch nicht weiter reiſen, ſondern wieder mit zurückkehren. Eile darum, mein theurer Bruder, der du mir ſchon ſo viel Liebe und Geduld bewieſen haſt, noch einmal herbei, und tritt mit deinem freundlichen Anſehen zwiſchen mich und den unglücklichen Menſchen. Du allein vermagſt noch etwas über ihn. Sollteſt du nicht mehr zur morgenden Partie kommen können, ſo erwarte uns bei Frau von Humbert. Sie geht nicht mit. Oder komm' uns auf der Straße nach Biel entgegen. Alles wird gut ſein, wenn ich dich nur erſt bei mir weiß, und ſchon daß ich dich nun gewiß erwarten darf, nimmt einen großen Theil der fürchterlichen Angſt von meinem Herzen. Auf froheres Wiederſehen!" C.

Dieſer Brief, der den Bruder nur zu einer entſchiedeneren Rückkehr antreiben ſollte, beunruhigte ihn mit Vorwürfen, die er ſich machte, über ſein Verlangen nach Frau Forſter jene bedrohlichen Verwicklungen nicht vorausgeſehen zu haben. Seine leicht aufgeregte Einbildungskraft malte ihm die Mißverſtändniſſe zwiſchen einem neu ſich bewerbenden und einem altanſpruchvollen Liebhaber von ſo verſchiedener Stellung und Bildung ängſtlich genug aus. Er ſah das beſchämende Geheimniß der Schweſter bedroht, ihr Verhältniß mit Jean Baptiſt, durch deſſen gereizte Eiferſucht, von der Familie errathen, dieſe ſelbſt empört, den Hauptmann in ſeinen edeln Abſichten und an ſeinem gerechten Stolze gekränkt, und Cäcilien als vorgebliche Witwe von der geſtrengen neufchateler Geſellſchaft aus ihren Kreiſen verbannt. Dieſe Angſt trieb ihn zu raſchem Aufbruch, den er kaum vor Thereſen und Huber rechtfertigen konnte. Seine Unruhe wuchs, als er bei nochmaligem Einblick in den Brief wahrnahm, daß derſelbe durch ein Verſäumniß verſpätet, und ſtatt geſtern Abend erſt dieſen Nachmittag überliefert war. Nun wollte er wenigſtens bei der Rückkehr der Geſellſchaft vom bieler See anweſend ſein, wenn auch nur um Cäcilien zu beruhigen. Er hoffte, da er dem kühleren Abende entgegen — und die größere Strecke des Weges abwärts ging, noch bei guter Zeit in Neufchatel einzutreffen.

So eilte er mit dem Boten, der ſeine Sachen trug, über Valendys durch das fruchtbare Val de Rüz und die angenehme Schlucht hinab, welche der Seyon durchſtrömt, indem er dem See zueilt. Der ſteile Jura warf ſchon ſeinen Schatten über die Stadt, als Franz Karl das Landgut erreichte, wo er Frau von Humbert in Erwartung der Ihrigen und wegen ihres Ausbleibens in Sorge fand. Aus verſchiedenen Aeußerungen der gemeſſenen Dame konnte der Baron ſchließen, wie verlegen man ſich ſchon durch Jean Baptiſt's räthſelhaftes Betragen fühlte und es gelöſt zu ſehen wünſchte. Franz Karl, in der Ungewißheit, was beim Abſchiede des unglücklichen Menſchen vorgefallen ſein konnte, war in der Verlegenheit eine Erklärung zu geben, die ihn ſelbſt leicht beſchämen und bloßſtellen dürfte. So verging die peinlichſte Dämmerſtunde, ehe der Wagen im Garten anfuhr, und der Freund, hinabgeeilt, zu ſeiner Verwunderung nur den Hauptmann von Humbert, deſſen Schweſter und Dorothea ausſteigen ſah. Sie eilten auf ihn zu; Humbert umarmte ihn, Roſalie ergriff ſeine Hand, Dorothea ſank vor ihm nieder und preßte den Zipfel ſeines Ueberrocks an ihre Augen. Dieſe Geberden der Theilnahme und des eigenen Verzagens konnten den Baron auf ein Unglück vorbereiten, das erſchütternd genug aus ſo entſtellten Zügen ſich verkündigte. Endlich, als Roſalie auf das Rufen der Mutter zu ihr geeilt war, führte Herr von Humbert den Freund auf Cäciliens Zimmer, und erzählte ſtockend, von innern

Bewegungen oft unterbrochen, die Erlebniſſe des Tages. Auch Dorothea, als der Hauptmann das Zimmer verlaſſen hatte, gewann ſoviel Faſſung, um ihre eigenen Wahrnehmungen, ſowie einige Aeußerungen ihrer unglücklichen Gebieterin und was ihr Jean Baptiſt vertraut hatte, zu berichten! — — —

Wir verzichten darauf, die wechſelnde Tonart dieſer Unglücksverkündigungen und die zerreißenden Eindrücke, die der Freund davon hatte, ausführlich darzuſtellen, ſondern theilen ganz einfach das Geſchehene mit, wie es der Baron nach einer ſchlafloſen Nacht mit gefaßter Trauer überſchaute.

Sie hatten zu fünfen eine ziemlich ſtille und durch Jean Baptiſt's verdüſtertes und in ſich verſunkenes Weſen ſehr verlegene Fahrt gehabt. Beſonders hatte ſich Cäcilie nur allzuſehr beunruhigen laſſen. Im Stillen verſprach man ſich dafür eine deſto vergnügtere Heimfahrt, beſonders wenn ſich vielleicht der Baron noch einfinden ſollte, um Jean Baptiſt's Platz im Wagen einzunehmen. Bei der Ueberfahrt über den See nach der Inſel hatte der unglückliche junge Mann, aus ſeiner Verſunkenheit in ſich ſelbſt auffahrend, eine wunderliche und für Dorothea, die ihn nach ſeinem Gewerb kannte, ſehr befremdende Angſt und Scheu vor dem Waſſer gezeigt.

Auf der Peter-Inſel beſah man das Schaffnerhaus und fragte nach dem von Rouſſeau ehemals bewohnten Zimmer. Ein junger Herr aus Lauſanne, der für Rouſſeau ſchwärmte, hatte es auf ein paar Wochen gemiethet, war aber artig genug, die Pilger, die ſich zu ſeiner eigenen Andacht bekannten, auf dem Zimmer zu empfangen.

Er pries das Glück ſeines Aufenthalts, und las ihnen mit geſteigertem Ausdruck die bezüglichen Stellen der „Reveries“ vor, die ſie ſchon kannten. Auch auf Jean Baptiſt, ſo wenig er von der franzöſiſchen Unterhaltung verſtand, ſchien das aufgeregte Weſen des jungen Fremdlings erheiternd zu wirken.

Nachdem man ein beſtelltes Mahl eingenommen, wandelte man zwiſchen Gärten und Weinhügeln nach dem Höhepunkt der Inſel, und ſetzte ſich im Schatten der herrlichen Eichen, die den nördlich gegen den See ſehr abſchüſſigen Gipfel bedecken. Hier in wechſelnder Unterhaltung bringt Humbert das Geſpräch auf einen Ausflug nach Lauſanne und Genf, wovon er Cäcilien die herrlichſten Eindrücke verſpricht. Sie nimmt dieſe ſchönen Erwartungen mit lächelndem Vergnügen auf: da erhebt ſich Jean Baptiſt mit Ungeſtüm. — Auch ich reiſe ja! ruft er aus. Und ich ſoll ja nun allein reiſen. Muß ich wirklich allein reiſen?

Man war aufgeſtanden, und Cäcilie ſagte mit Freundlichkeit und Güte: O Sie haben Zeit, lieber Herr Fernekorn. Es ſind nur zwei Stunden bis Biel, und ich würde Ihnen rathen, für heute nicht weiter zu gehen, damit Sie den morgigen Tag friſch und ganz für den von der Birs durchrauſchten Engpaß des Jura und für das ſchöne Münſterthal behalten.

So? Iſt das Alles, was Sie mir rathen? erwiderte er mit etwas wildem Blick. In Biel übernachten? Ich allein? Und den weiten Weg bis Baſel, und die lange Strecke bis Straßburg, und — wie weit iſt es dann noch bis Mainz? Und was hab' ich dort in Mainz?

Er hatte dies mit ſteigendem Tone kindiſcher Verzweiflung geſprochen, ſchwieg dann nachdenklich, und mit den zuckenden Mienen innern Kampfes; während die Andern aus Verlegenheit ſtumm und Cäcilie erblaßt war. Endlich nahm er ſich, wie es ſchien, zuſammen, warf einen Blick umher, und ſagte ſehr ruhig:

Ich hätte gern noch den Herrn Baron geſprochen, und ihm Einiges geſagt: aber — er bleibt wol abſichtlich weg, und — darf ich es Ihnen ſagen, Frau von — ?

Er verneigte ſich gegen Cäcilie, die mit ſtolzer Miene vortretend, ihn bei Seite nahm und ein Streckchen mit ihm vorauswandelte. Die Andern folgten den angenehmen Steig hinab, der am Rande der Inſel vorwärts führte. Humbert ließ das Paar nicht aus dem Auge, und glaubte zu bemerken, daß ſie einen lebhaften Wortwechſel hatten, und beſonders Cäcilie mit ſehr entſcheidenden Bewegungen der Hände ſprach.

Unten, wo die Felſen etwas hervortreten, und ein ſchmaler Steig zwiſchen denſelben und dem Waſſer hinzieht, blieb Jean Baptiſt ſtehen, mit der Bewegung, als ob er etwas Ueberraſchendes erblickte. Er nahm Cäcilien bei der Hand und deutete nach dem Gegenſtande. Herr von Humbert eilte hinzu, die Schweſter und Dorothea folgten; wo man denn auf einem Felſenvorſprung den jungen Lauſanner ſitzen ſah, ſeine Angel an ſchwanker Ruthe in den See geworfen. — Mein Gott, wie gefährlich ſitzen Sie da! rief ihm erſchrocken Herr von Humbert zu; einen Ruck und Sie gleiten hinab. Wiſſen Sie, daß hier der See am tiefſten iſt?

Auf dieſe laut geſprochene Warnung, als ob von den franzöſiſchen Worten begeiſtert, declamirte Jean Baptiſt noch lauter und mit wilden Geberden gegen den Angler:

Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesglut? —

Und gegen Cäcilie, ihre Linke ergreifend, als wollt' er mit ihr zum Tanze gehen, rief er:

Ach wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt,
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund!

Und im Nu ſie umſchlingend, ſchwang er ſie hoch empor. Sie ſchrie entſetzt: doch ehe Humbert mit ſeinem linken Arme, da der rechte im Verbande lag, den verzweifelten Menſchen erreichte, war dieſer mit drei Schritten am Rande des Sees und warf ſich mit der Geliebten hinab. Ein paar Augenblicke ſah man Beide mit der Flut ringen, ehe ſie verſanken, und ſchon war Dorothea hülferufend nach dem Landungsplatze fortgeeilt, und der junge Lauſanner ohne Ueberlegung, um zu retten, von ſeinem Felſen in den See geſprungen. Während Herr von Humbert, bald dem erlahmenden Schwimmer zurufend, bald der ohnmächtigen Roſalie beiſpringend, in verzweifelnder Hülfloſigkeit hin- und herrannte, kam der Fährmann mit ſeinem Boote eiligſt herbei, — dem jungen Franzoſen zum Glück, der eben verſinken wollte, und dem er vor Allem ins Boot und ans Ufer half. Vergebens aber verſuchte er dann, über dem Abgrunde kreiſend, mit ſeiner Hakenſtange und einer Hakenleine die Verſunkenen zu erreichen: der tiefe See hielt ruhig ſeine Beute feſt.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Wir verlaſſen die erſchütterte Familie, und die betrübten Erörterungen über ein Unglück, das nur verwirrend und niederdrückend auf die Gemüther wirken konnte. Franz Karl, entſchloſſen das Andenken der Schweſter vor der Welt in Ehren zu halten, vermied es, das räthſelhafte Unglück durch Cäciliens Vorgeſchichte befriedigend zu erklären, und fand ſich durch ſolche Zurückhaltung und unzureichende Vermuthungen, die er vorſchob, ſehr ungern einer liebenswürdigen Familie entfremdet, der er lieber Beweiſe ſeiner dankbaren Geſinnung gegeben hätte. Wir überlaſſen ihn der troſtloſen Pflicht, abzuwarten, daß der See die beiden Leichen herausgebe, und der Kirchhof von Neuenſtadt ihnen am Fuße des hohen Geſtler ein gemeinſames Grab verleihe. Indeß, und bis wir dem Freunde gefaßter und vor bedeutſameren Ereigniſſen wieder begegnen, theilen wir einige Bruchſtücke aus des Barons Briefſchaften mit, — Aufzeichnungen ſeiner Fides, die uns zum Verſtändniß der nächſten Begebenheit in Mainz in die von unſerer Erzählung überſprungene Zeit zurückführen.

Fünftes Kapitel.

Aus dem mainzer Tagebuche.

Den 7. Februar.

Ich habe ſchon nach ein paar Tagen aufgehört, eine Zufluchtſchweſter der welſchen Nonnen zu ſein, und bin wieder die Tochter meiner betrübten Mutter. Ich konnte ja mein Verſteck auch gar wohl verlaſſen; denn Cardinet war begraben, und der Mann, in deſſen Degen er gerannt war, geborgen, ja nicht einmal erkannt worden, und Garzweiler nebſt Jean Baptiſt, denen man des Briefes wegen nachforſchte, galten für verunglückt unter dem Eis. Meine Mutter verlangte aber auch nach mir; denn obgleich ſie dem Vater alle Bedürfniſſe reichlich nachgeſchickt hatte und ſeinethalben eigentlich auch beruhigt war, konnte ſie ſich doch nicht darein finden, ſeines Anblicks und ſeiner Anordnungen zu entbehren; ihre Liebe und ihr Gehorſam fühlten ſich ganz verlaſſen. Ich mußte das Hausweſen übernehmen und ſie liegt nun blos noch dem Beten ob. — — Und, wie ſehnte ich mich ſelbſt aus dem Kloſter hinaus! Ich war ja auch nur von dir, mein Herzens-Franz Karl, dahin geführt worden, um in jener bebenden Nacht, wo meine Seele gleichſam in einem Wechſelfieber von Jubel und Angſt lag, für deine Rettung zu beten. Ja wol, Jubel und Angſt! Wie hätte ich je gedacht, daß ſie bei einander ſein könnten, und zugleich ins Herz einer Braut einzögen! Sie ſtörten mich auch recht im Beten. Doch warſt du nun wohlbehalten in der Welt und ich mußte darum auch hinaus. So entfernt ich dich auch wußte, kam ich mir doch mehr in Verbindung mit dir vor. Mein erſter Gang war nach deinem Hauſe: ich wollte mir das Fenſter denken, aus welchem ich einſt zum erſtenmal mit dir herausſehen würde. Aber ich vergaß dieſer Abſicht ganz, als ich zu meinem Schreck auf einer angelehnten Leiter einen Maurergeſellen mit Meißel und Schlägel beſchäftigt ſah, dein Wappen über dem Thor abzuſchlagen. Zuerſt dachte ich, es geſchähe auf deinen Befehl, vielleicht — daß ich nicht vor deiner Herkunft erſchrecken ſollte, wenn du mich einmal ins Haus führteſt, oder aus irgend einem andern Grunde. Bald aber hörte ich, die Wappenbilder an allen adeligen Häuſern würden auf Befehl der Municipalität abgehauen, und mein lieber Herr Profeſſor Blau erzählte mir, auch der Kurhut auf der Säulenſpitze am Neubrunnen habe in eine Freiheitsmütze umgemeißelt werden ſollen, der Bildhauer Pfaff aber habe gerathen, lieber eine ſolche Mütze von Blech machen zu laſſen und darüber zu ſtülpen: das ſei leichter zu machen, und habe noch den Vortheil, daß man nach Umſtänden die Blechkappe gleich wieder könnte abnehmen, und den Kurhut ohne Schaden zum Vorſchein kommen laſſen. Der gute Blau lächelte recht herzlich dabei, und meinte, an dem Bildhauer ſei ein Diplomat verdorben, und man ſollte ihn Preußen empfehlen, wenn es vielleicht einen Separatfrieden machen wollte. Das verſtand ich nicht recht; aber in Einem gab ich ihm Unrecht, als er nämlich prophezeiete (oder ſchreibt man vielleicht prophezieh?), es würde jetzt eine Zeit kommen, wo überhaupt Alles nur proviſoriſch gelte. Nein, lieber Freund, ſagte ich ihm, — Alles, nur nicht meine Liebe und Franz Karl's Wort.

Den 18. Februar.

Es iſt eine außerordentliche Bewegung in der Stadt, eine unbeſchreibliche Angſt. General Cuſtine hat befohlen, daß die Einwohner ſich mit Proviant auf ſieben Monate verſehen ſollten. Aber dieſe Furcht vor einer Belagerung iſt es nicht allein; ſondern es naht auch der 20. heran, an dem alle Einwohner dem Kurfürſten abſchwören und der Freiheit und Gleichheit aufſchwören ſollen. Aber damit glauben die Bürger nicht nur ihrem alten Fürſten, ſondern auch ihrem Kirchenhaupte zu entſagen, und ängſtigen ſich, daß ſie um ihre Religion gebracht werden ſollten. Alle Proclamationen, die Leute darüber zu beruhigen, helfen auch nichts; ſondern die Zünfte, das Kammeramts- und Stadtgerichts-Perſonal haben ſich verabredet, den Eid zu verweigern, ſie haben Erklärungen und Druckſchriften übergeben, worin ſie um Verſchonung mit ſolchem Schwur bitten, und ſich auf die ausdrücklichen Beſtimmungen der Capitulation berufen. — —

Das Eis, das in jener Maskenballnacht ſich geſtellt hatte, iſt von lauen Regengüſſen und Südwinden plötzlich aufgebrochen. Es ſetzte einen rechten Lärm und Noth ab zu der Angſt, die ſchon in der Stadt war. Alarmſchüſſe fielen in der Nacht und kündigten den drängenden Eisgang an. Trommler raſſelten durch alle Straßen, die Bürger zu wecken, die denn auch den bedrohten Bewohnern der untern Gaſſen zu Hülfe eilten. Die Bocksbatterie ſprengte das Eis mit Kanonen. In der Unruhe, die ich jetzt immer habe, konnte ich mich nicht halten, und lief mit unſerer Magd auch hinab. Das geſtaute Waſſer drang durch die Thore ein, und da man nicht wußte, wie hoch es ſteigen würde, ſuchten die Erdgeſchößner ihre Sachen fortzubringen. Da hab' ich recht geſehen, wie die Noth und die Tollkühnheit gern beiſammen ſind. Die Schiffsleute fuhren auf Kähnchen, ja auf Bretern das Thor aus und ein, daß man ſie jeden Augenblick fürchtete in die Flut ſtürzen zu ſehen. Dabei lamentirten die Bedrängten, und die Helfenden fluchten. Warum man nur ſo leicht in Nöthen und Aengſten flucht? Ueberhaupt, wie mir ſcheint, hört man *regelmäßige* Arbeiter, wie Schreiner, Schuhmacher u. dgl. nicht fluchen, aber Schiffleute, Laſtträger, Holzmacher pflegen bei ihrer *zeitweiligen* Thätigkeit zu fluchen. Seltſame Redensarten und wunderliche Gedanken kriegt man dabei auch zu hören. Einem Schifferknecht, der in Gefahr ſchwebte, rief ſein Kamerad zu: Wenn dich der Teufel holt, biſt du gut verkauft. Und Jean Baptiſt, der außerordentlich thätig in der Noth war, rief einem trägen Ruderer zu: Nun du —? Lauerſt du auf eine Ohnmacht und kannſt nicht hineinfallen? — — — Am größten war die Noth, als das Maineis quer durch den Strom beim Holzthore eindrang. Alles arbeitete; doch Einer, der am ruhigſten blieb, leiſtete die beſte Hülfe, das war der alte Kaſtanienbaum auf der Holzbatterie: an ihm brachen ſich die gefährlichen Schollen. Da haben ſie ihn nun geſtern, unter Muſik, mit Citronen und Bändern geſchmückt, und ihm als Ordenszeichen ein Täfelchen angehängt mit dem Vers:

Du hölzerner Kaſtanienheld,
Dich hat der Herr hierhergeſtellt,
Um gegen Flut und Eisgefahren
Die gute Stadt Mainz zu bewahren. — —

Jean Baptiſt kam heut und ſagte mir, er habe bei dem Eis-Alarm ſich nicht länger verſteckt halten können. Glücklicherweiſe hat er einem Hauptmann der Pontoniers das Leben gerettet, wurde aber vor den General Cuſtine beſchieden, der ihn befragte, wo er bisher geſteckt habe. Mit ſchalkhafter Miene hat er geantwortet:

Die Mainzer haben mich ja unter's Eis verſinken laſſen, Herr General, und da hab' ich nur den Eisgang abgewartet, um wieder hervorzukommen. Cuſtine hat darauf, ſeinen großen Schnurrbart ſtreichend, gelacht und ſich die Geſchichte der Flucht und des Briefes erzählen laſſen. Jean Baptiſt war aber ſchlau genug, nichts von dir zu ſagen, auch von Garzweiler's Aufenthalt nichts zu wiſſen. Er hat dem General in die Hand verſprochen, daß er es mit der Freiheit und Gleichheit halten wolle; worauf er zur Belohnung ſeiner That an dem Hauptmann für einen freien mainzer Bürger erklärt worden iſt.

Den 25. Februar.

Ach! welche Auftritte haben wir verlebt! Die ſämmtlichen geiſtlichen Räthe ſind in die Wohnung des Generals Leblou vorgeladen und zum Abſchwören aufgefodert worden. Sie haben ſich aber ſtandhaft geweigert und erklärt, ſie könnten ihrem Erzbiſchof nicht entſagen, mit dem ſie nur die Glieder eines einigen Körpers ausmachten. Worauf ſie den Beſcheid erhielten, — die Glieder möchten ſich alſo nur ohne Verzug zu ihrem Haupt verfügen. Sie wurden alſo nach ihren Wohnungen gebracht, und nachdem ihr Eigenthum unter öffentliches Siegel gelegt war, insgeſammt, ohne daß ſie mit Jemandem verkehren durften, von der Domprobſtei aus, theils zu Wagen, theils zu Fuß, einen Trompeter voraus, und von ſchwerer Reiterei begleitet, nach der Brücke, von hier aber mit verbundenen Augen langſam unter Angſt und Beleidigungen durch Kaſtel bis zu den preußiſchen Vorpoſten bei Hochheim gebracht.

Ebenſo iſt es dem Handelsmann Dumont auf der großen Bleich ergangen. Während die ganze Straße zur Verhütung allenfallſigen Aufruhrs mit Soldaten beſetzt war, wurde ſein Vermögen verſiegelt, und er ſelbſt den preußiſchen Vorpoſten überliefert.

Ein neuer Befehl des Stadt=Commandanten verbreitet eine neue Angſt. Es ſollen nämlich auch noch alle Seitengewehre und zwar bei Todesſtrafe abgeliefert werden. Nun haben die entflohenen Cavaliere und Beamten und manche abweſende kurfürſtliche Hofdiener ihre Galanterie=Degen im Verſchluß zurückgelaſſen, und die Bedienten und Frauen der Abweſenden ſchweben in der Angſt, die Schränke möchten erbrochen, und die Degen gefunden werden. Man könnte ſagen, daß in ſolch' einer verkehrten Zeit ſogar die Galanterie-Degen ungalant würden; aber es iſt jetzt mit der Angſt kein Spaß zu treiben. Wir haben den Stahldegen meines Vaters gleich eingeſchickt. Und was ganz gräßlich iſt, ſo haben ſich die Clubiſten ein Schreckenswort aus Paris angewöhnt, und man hört auf allen Gaſſen rufen: „An die Laterne mit den Ariſtokraten!" — In meinem Abend- und Morgengebet danke ich dem Himmel, daß du, mein geliebter Franz Karl, fern biſt und allen den — ich will nicht gerade ſagen Gefahren, aber doch widerwärtigen Eindrücken überhoben.

N. S. In der Stadt laufen dutzendweiſe die Schnurrbärte umher. Jeder, der ſeine Freude am Tode des armen Königs Ludwig an den Tag legen will, läßt ſich einen Schnurrbart wachſen. Ach! wie verkehrt muß ein Herz ſein, das mit ſeinem Haß groß thut! Oder iſt es vielleicht eine Verrücktheit des Verſtandes? Lieber Gott, was verrückt und verſchiebt dieſe ungeſtüme, leidenſchaftliche Zeit nicht Alles! Und gerade der Verſtand kömmt da leicht am erſten zu kurz.

Den 15. März.

In jener Nebelnacht, da ich kein Auge ſchloß, des feſten Glaubens, wenn ich einſchliefe, gingſt du auf dem Rhein zu Grund, habe ich mit dem Gebet um dein Leben und um die Gnade, daß ich mit meiner Liebe dich beglücken möchte, auch für mich ſelbſt eine hohe Gunſt, — das himmliſche Geſchenk eines unbeſchreiblichen Muthes erhalten. Oder es iſt vielleicht das Gefühl, daß mein Gebet erhört worden iſt, was mich jetzt ſo unerſchrocken macht. — — Jene Mitternacht entführte mir den Vater, und ſchenkte mir den Mann meines Herzens und meiner ewigen Zukunft. Doch ſcheint mir, ich würde jetzt, unter dieſen entſetzlichen Erſchütterungen des bürgerlichen Erdbebens, ſelbſt an meines Vaters Seite ſo muthvoll und vertrauend nicht geſtanden ſein, als ich mich mit dem bloßen Bild und Andenken von dir, mein Seelenmann, aufrecht halte. Alles droht um mich her einzuſtürzen; aber ich ſtehe mit dem nie erlöſchenden Gedanken an dich, mit dieſem Grubenlichte meines einſamen Herzens, unter dieſen Trümmern, voll jener Zuverſicht, mit der du zwiſchen die Eisſchollen des umnebelten und umnachteten Stromes hinausfuhrſt. Ich würde ſie meiden und fliehen dieſe täglichen Ereigniſſe, die mir das Herz zerreißen, müßte ich ſie nicht für dich ſehen und aufſchreiben. Die Feder iſt die Stütze meines Herzens: ich überwinde Angſt und Entſetzen mit dem Bemühen, dir unſere Bedrängniſſe mitzutheilen. Aber glaube nicht, mein koſtbarer, lieber Franz Karl, daß ich mich allen Widerwärtigkeiten ausſetze! Nein, Jean Baptiſt berichtet mir Vieles. Ich laſſe ihn aus meiner Arche hinaus in die Sündflut fliegen, und die Taube bringt mir, ſtatt eines Oelblattes im Schnabel, etwas vom Schmutz des Bodens an den Füßen mit zurück.

Ich habe dir noch nicht vom merkwürdigen 24. Februar geſchrieben. Es war eine Todtenſtille in der Stadt.

Alle Deutſchgeſinnten und wer nicht ſchwören wollte, verſchloſſen ſich in ihren Wohnungen, und darbten lieber, als daß ſie nur eine Magd ausgeſchickt hätten, etwas zu holen. Es war der Tag zu den Ur- und Gemeindewahlen, zu deren Vornahme ſechs Kirchen beſtimmt waren. Um acht Uhr läuteten alle Glocken dieſer Kirchen, und die erſchienenen Bürger legten, nach dem kirchlichen Anruf des heiligen Geiſtes den Eid ab, daß ſie dem Volke und den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit treu ſein wollten.

Ach der Freiheit und Gleichheit! Alle ſüßen und reichen Hoffnungen, den ganzen lockenden Inhalt dieſer beiden Worte habe ich in einem einzigen Augenblick eingebüßt, als ich auf jener Redoute eine tolle Weibsperſon erblickte, die mit Inſchriften jener Worte behangen war. Ein unbegreiflicher Schauer überrieſelte mich bei jenem Anblick; ich wußte nicht, was mich ſo entſetzte, und ſcheute mich zugleich, darüber nachzudenken. Ach! welche Zuſagen fand ich, — nicht für mich, aber für die Welt in jener Loſung der Zukunft! Und faſt ſchäme ich mich der Empfindung einer ſo ungeſtümen Freude meines Herzens darüber, daß ich in derſelben Nacht für den Verluſt, den ich die Welt erleiden ſah, eine Entſchädigung für mich ſelbſt erhielt, — ſtatt der Freiheit nämlich dein Herz, und ſtatt der Gleichheit deine Hand. Du mußt mir verſprechen, daß, wenn einſt dein und mein Herz durch deine und meine Hand verbunden ſind, wir in unſerm ſeligen Glück die Welt nicht vergeſſen, ſondern auch ſie, ſo viel wir vermögen, befreien und beglücken helfen.

Aber ich habe ja die ſechs Kirchen vergeſſen! Nur über dich, mein theurer Franz Karl!

Nachdem die Bürger geſchworen hatten, wurden neue ſtädtiſche Behörden und ſechs Deputirte zum rheiniſchen National-Convent gewählt. Auch dein Freund Forſter iſt vom Stadtviertel Litt. B. zu einem dieſer Deputirten gewählt worden. Während dieſer Vorgänge in den Kirchen ſtreiften reitende Patrouillen mit geſpannten Piſtolen und blanken Säbeln durch die Stadt. Es war wol mehr zur äußern Feierlichkeit; denn die öffentliche Ruhe ſchien nicht von Denen bedroht, die ſich ſo ängſtlich in ihren Wohnungen verſchloſſen hielten. Wäre nur ſtatt deſſen innerhalb der Kirchen mehr Feierlichkeit geweſen! Aber viele Clubiſten ſollen ſich zum allgemeinen Unwillen unanſtändig betragen haben. Nicht nur, daß ſie während der Vorgänge in der Kirche aßen und tranken, ſie ſteckten auch ihre mitgebrachten Tabakspfeifen bei der ewigen Lampe des Hochaltars an, hetzten ihre Hunde und ließen ſie über die Altäre ſpringen. Es iſt empörend für unſer Gefühl, dergleichen zu erfahren, doch Profeſſor Blau erklärte mir, wie die menſchliche Unvernunft auch gegen lebloſe Dinge von einer Uebertreibung in die entgegengeſetzte fallen müſſe, um zur Vernunft zu kommen, und wie eine abergläubige Erniedrigung ſich in ungerechten Uebermuth verkehre. Die Sklaven des Gehorſams, ſagte er, betragen ſich zügellos, um zu zeigen, daß ſie frei ſeien. Sie begreifen nicht, daß man erſt frei iſt, wenn man ſich ſelbſt binden kann um des Himmels willen.

Während jenes — beinahe hätte ich Gottesdienſtes geſagt! wurde eine Anzahl Bürger, die ſich gegen die neufränkiſche Freiheit zu laut ausgeſprochen hatten, aus ihren Wohnungen theils ins Zuchthaus, theils auf die Rheininſel bei Heidesheim gebracht, um dort Holz zu fällen. Aber nun denke dir, daß die Preußen dies Holzmachen nicht leiden wollten und vom rechten Ufer mit Kanonen auf die Inſel ſchoſſen! Welche Arbeit unter Todesangſt!

Alles, was nur einen Paß erhalten kann, verläßt auch Haus und Hof in dieſem unglücklichen Mainz.

Den 1. April.

Der tolle Club iſt geſprengt worden. Merlin von Thionville, der Convents-Deputirte, hat mit gezogenem Degen ein paar Kreuzhiebe in die Luft gemacht und gerufen: Ich ſprenge den Club!

Herr Blau, der mir's erzählte, meint, die Franzoſen hätten ihr eigenes Kind über die Klinge ſpringen laſſen: ſie müßten alſo ſelbſt den Club für einen ganz ungerathenen Buben gehalten haben. Die Uneinigkeit der Mitglieder ſoll aber auch aufs Höchſte geſtiegen geweſen ſein. Nachdem die Veſte Königſtein genommen war, hat die Furcht vor den anrückenden Preußen viele Mitglieder verzagt und reuig gemacht, Andere aber auch wieder zu verzweifelten Streichen des Trotzes getrieben. Manche wollten ſelbſt den neuen Eid nicht leiſten; Etliche hetzten zu den ſchiefſten Zwangsmitteln gegen die eidweigernden Einwohner auf. Nun haben Forſter, Hofmann, Blau und einige Andere einen neuen Club der für Glück und Unglück entſchloſſenen, muthigen und beſonnenen Männer gegründet. Dieſe Geſellſchaft hält auch wieder im Schloß ihre Verſammlungen, — im ſogenannten blauen Saal.

Der große rheiniſche National-Convent iſt jetzt hier eröffnet; Profeſſor Hofmann iſt Präſident, Forſter Vicepräſident, Frank und Schlemmer ſind Secretaire dabei. Viel Bauern, zum Theil mit militairiſcher Gewalt nach Mainz gebracht, ſitzen unter den Mitgliedern dieſer Volksvertretung. Der liebe, edle Blau meinte mit ſeinem gutmüthigen Lächeln, dieſe wackern Leute, die ſich im großen Ritterſaale des deutſchen Hauſes recht ſtattlich ausnähmen, hätten doch etwas ſehr Offenes, nämlich ein aufgeſperrtes Maul für die Verhandlungen und zwei weite Weſtentaſchen für die 5 Gulden 30 Kreuzer Tagegelder. Beſſere Deputirte könnte ſich kein deutſches Land wünſchen.

Vor Allem hat unſer Convent den Entwurf Forſter's zu einem Decret genehmigt, wodurch der Landesſtrich von Landau bis Bingen für frei, vom deutſchen Reich unabhängig und aus der Souverainetät ſeiner bisherigen Fürſten ausgeſchieden erklärt wird. Dies Geſetz iſt dann mit 30 Kanonenſchüſſen und durch 30,000 Abdrücke publicirt worden, und Cuſtine hat mit 30,000 Mann die Stadt und die Freiheit zu ſchützen gelobt. Eins, dachte ich, wird bei dieſen Ziffern mein lieber deutſcher Mann Franz Karl vermiſſen: daß nämlich jedem Abgeordneten, der für dies Decret geſtimmt hat, 30 Silberlinge ausgezahlt würden. Aber, geliebtes Herz, wo wäre denn der rechte Judasbeutel dazu? — — —

Hierauf hat man die Stellung von Mainz in Betracht ſeiner Zukunft berathen, und weil es zu ſchwach ſei, um ſich als beſondere Republik gegen die feindſeligen deutſchen

Mächte zu behaupten, hat man ſich für eine Vereinigung mit der großen Republik Frankreich erklärt, und drei Deputirte gewählt, die das linke Rheinufer dem franzöſiſchen National-Convent anbieten ſollen. Ich weiß nicht, wer den Präſentir-Teller dazu liefert; die drei Abgeordneten aber ſind — Forſter, den du kennſt, der Kaufmann Potocki und ein Studirter, der aber jetzt in Koſtheim ein Gütchen bebaut, Namens Lux. Man hat Forſtern gewählt, angeblich um in Paris das Wort zu führen; eigentlich aber wollte man ihn gern los ſein, wie mir Blau ſagte, weil er durch ſeinen edeln Eifer für die Sache, durch ſeine Selbſtändigkeit gegen Perſonen und Parteien den Franzoſen und Parteimännern läſtig war. Dieſe drei Abgeordnete ſind bereits nach Paris abgereiſt. — — —

Wir haben uns zu Blau gerettet, meine Mutter und ich, und finden unſern Schutz an ihm. Denn alle in herrſchaftlichem Dienſte geſtandenen Perſonen und ihre Familien ſollten bis zum 30. März ſchwören oder ſich zur Ausweiſung über den Rhein gefaßt halten. Denke dir, geliebter Franz Karl, das Entſetzen der Menſchen! Viele Einwohner, die erſt noch entſchloſſen waren, alles Ungemach der Belagerung mit ihren Mitbürgern zu tragen, verſahen ſich nun eiligſt mit dem Nothwendigſten zum Fortkommen, ſtahlen ſich ohne Päſſe über die Brücke und wanderten als Spaziergänger aus. Und nun war der Tag da. Alle ehemals Bedienſteten des Hofmarſchallamtes, alle Pedellen und Bedienten von der Regierung, dem Hof- und Stadtgericht, vom Vicariat und Domkapitel, den Stiftern und Klöſtern, alle ehemaligen Lakaien und Kammerdiener, Kutſcher, Jäger, Heiducken, Gardereiter und ehemaligen mainzer Soldaten, die den Eid noch nicht geleiſtet hatten, mußten ſich mit ihren Familien nebſt dem nöthigſten Gepäck früh um acht Uhr an der Schloßwacht einfinden, und wurden, mehrere Hundert Köpfe ſtark, zum Schloßthore hinaus, der Brücke zugetrieben, — eine Heerde des Jammers. Du hätteſt dieſe Schmerzen und Kämpfe ſehen ſollen, dies Ausreißen der Herzen aus dem heimiſchen Boden, wobei die zarteſten Faſern abbrachen! Greiſe wanderten darunter, von ihren Enkeln geführt, da ihr Auge nicht mehr ſehen, daher auch nicht mehr weinen konnte; Mütter wehrten ihre ſchreienden Säuglinge von der Bruſt, die jetzt von Angſt und Verzweiflung vergiftet war; Knaben klammerten ſich an die Rockſchöſſe des Vaters, der dumpf, in ſich verſunken dahinſchritt. Ehemalige Dienſtboten einzelner Familien ſtürzten herbei, um Abſchied zu nehmen. Manche flehten, mitgenommen zu werden, um den Vertriebenen zu dienen, und wurden weinend und mit Herzeleid abgewieſen. Eine Treue ſtieß die Andere von ſich, und Jede war in Verzweiflung. Dazwiſchen ging wol manches Mütterchen, familienlos und das ſich an nichts mehr in der Welt halten konnte, als an ſeinen Roſenkranz, den es laut und lächelnd abbetete, oder ſchritt ein junger Geiſtlicher, der freiwillig und mit freundlichem Leid ſeine Mutter begleitete. Und nun denke dir dieſe Gruppen des Elends, dieſe auswandernde Trauer, dieſe vertriebene Treue, dieſe zitternde Entſchloſſenheit, — Alle und Alle, die auf der Brücke hundertmal zurückſahen, ihre Hände nach der Stadt ausbreiteten, und ſich mit dem Blicke nach dem Dom bekreuzten, denke ſie dir umſprungen von raſenden Clubiſten, die wie Hetzhunde die Heerde anbellten, ſie aushöhnten, ausſchimpften, bis die Auswandernden ins Bereich der preußiſchen Vorpoſten kamen, wo man von dem zahlreichen Zuge befremdet, die Kanonen auf das anrückende Elend richtete, ehe man es erkannte, und die entſetzliche Lunte zurückzog.

Mein Herz war zermalmt, als ich nach Hauſe kam. Und dies Leid, das unſere Seele nur niederzudrücken gemacht iſt, war mir nicht einmal rein und ohne den bitterſten Nachgeſchmack gegönnt. Ich hatte nämlich unter den Auswanderern auch den Kammerkanzliſten Grimm erkannt, und hörte nachher ſeine häusliche Noth, die mir noch ſchlimmer als ſeine Auswanderung vorkömmt. Seine eigene Frau hatte ihn nämlich als einen gefährlichen Ariſtokraten angezeigt, in der Hoffnung, nach ſeiner Ausweiſung in den Beſitz ſeines Vermögens zu kommen. Allein das Stadtgericht hatte gleich Alles unter Siegel gelegt. Da wendet ſich das ſchlechte Weib an den franzöſiſchen Commiſſar des Vollziehungsrathes, Namens Simon. Und was thut dieſer? Er hebt auf ſeine eigene Fauſt das ganze Stadtgericht auf, und läßt die Siegel abnehmen. Aber nun mußte man den Lärm und Aufruhr aller Bürger über den Mord der Juſtiz hören! Sie hätten nicht mehr außer ſich ſein können, und wenn ihnen die Stadt überm Kopf wäre zuſammengeſchoſſen worden. Wie ſchön, daß dem deutſchen Manne doch Recht und Gerechtigkeit über Alles geht! Kurz, der rheiniſche National-Convent ſah ſich genöthigt, das Verfahren des Commiſſars Simon für null und nichtig zu erklären, und legte das Grimm'ſche Vermögen wieder unter das öffentliche Siegel.

Da weiß man aber doch wirklich nicht mehr, wer

Koch oder Kellner iſt, wer zu befehlen und wer zu gehorchen hat.

Gleich darauf hat ſich unſere rheiniſche Verſammlung in Erwartung des Beſchluſſes des pariſer National-Convents über das mainzer Land vertagt. Einzelne Mitglieder hatten ſich ſchon vorher nach Hauſe geſtohlen, und auch der Adminiſtrations-Präſident Dorſch iſt mit Sack und Pack heimlich nach Straßburg entwichen. Er ſoll einem Freund geſagt haben, — in Straßburg ſtehe er ſich grün; die Ladſtöcke der Preußen würden aber nächſtens die mainzer Clubiſten berlinerblau färben. — Mein väterlicher Freund, als er mir's erzählte, ſetzte mit ſeinem milden Lächeln hinzu: Was werden denn die Preußen mit mir anfangen, — ich bin ja ſchon als Blau bekannt?

Sie ſind kornblumenblau, hab' ich ihm geſagt, — die freundliche Cyane in der reifenden Saat der Zukunft. Worauf er mit wehmüthigem Lächeln erwiderte:

Und falle unter der Sichel ohne Aehre, meine liebe Tochter!

Den 2. Mai.

Meine Briefe hören nun auf, geliebter Franz Karl; denn die Preußen, Oeſtreicher und Heſſen haben uns eingeſchloſſen, und laſſen keine Correſpondenzen mehr durch. Ach! nun ſind mit Lagern und Batterien viel dichtere und verſchloſſenere Mauern zwiſchen uns gezogen, als jene des welſchen Nonnenkloſters waren, worin ich mich zu eng fühlte. Mein Troſt iſt der freiſtrömende Rhein. Wenn ich ihn beſuche, blinkt er mir ſo grün und luſtig zu, als wollt' er mir ſagen: dein Herzensmann iſt in der Schweiz und ich hab' ihn geſtern ſteben ſehen. Manchmal ſprudelt eine Welle auf, und ich denke, ſie hat mir einen Gruß von dir auszurichten gehabt. Ich bin viel unruhiger geworden; aber ich ſchreibe ruhiger, da das Geſchreibſel vorerſt doch bei mir liegen bleibt, und ich möchte lieber Alles malen, was ich dir zu melden habe. Wenn ich darüber nicht Alles notire, was vorfällt, ſo ſollſt du doch nicht darum kommen; denn der junge Neeb führt eine Chronik, die er dir gar gern mittheilen wird, wenn du wieder da biſt, und das Allermeiſte wird dir der Thürmer auf der Stephanskirche erzählen können, weil der von ſeiner Höhe in die Gaſſen der Stadt und ins Lager des Feindes zugleich ſchauen kann.

Was hätte ich dir auch dieſe Wochen her melden können, als Ausweiſung und Verbannung von Einwohnern? Sie ſind die Tagesgewohnheit unſeres Unglücks geworden, und bleiben doch immer neu durch ihre Schrecken und ihre wechſelnden Auftritte. Wie abſtechend waren z. B. zwei ſolcher Züge, die ich mit angeſehen! Ein Transport Juden gerieth in Verzweiflung, nicht blos weil ſie fort ſollten, ſondern weil ein Samstag dazu beſtimmt war, an dem ſie nicht reiſen dürfen. Alles heulte und flehte nur um Verzug eines Tages. Es half aber nichts: die Clubiſten betrieben den Schabbes, und ohne Zweifel thaten ſie es zum Poſſen. So zogen nun die Armen, von Municipalräthen geführt und von Soldaten gedrängt, den Preußen zu, mit Wehklagen, daß ſie gegen das Geſetz ſündigten, vielleicht auch, weil ſie doch heut keine Bündel mitnehmen konnten. Die Clubiſten verhöhnten das unruhige, hin und wieder rennende, trotzend verzagte Völkchen mit dem Zuruf: „Die Kinder Israel ziehen aus! Aber es iſt eine ſchlechte Speculation, ihr ſeid noch bei keinem Geſchäft ſo leer ausgegangen“, u. dgl. — Eine andere Pilgerſchaft beſtand aus Geiſtlichen der verſchiedenen Orden. Wie rührend war die edle Haltung, die Ruhe und Würde, womit dieſe treuen Prieſter des alten Mainz und ihres alten Eides den Dom und Sitz ihres Erzbiſchofs verließen! Eifrige Bürger waren in die Kirchen geeilt, und zogen alle Glocken. Aber noch höhere Feierlichkeiten miſchten ſich darein. Es war Nachmittag; ein Frühgewitter zog von der Bergſtraße herüber, und der ſchwarze Himmel, aus dem es donnerte, breitete ſich bis über Hochheim herauf; die Sonne fiel hinein und ſprengte von jenſeit Caſtels nach Weißenau, über Strom und Brücke hin, einen Regenbogen. Die Geiſtlichen gingen paarweiſe, theils vor, theils hinter einem Seſſel, in welchem, von vier jungen Benedictinern getragen, der ehrwürdige Abt Iſaachy ruhte. Er war im Sterben begriffen, verlangte aber mit ſeinen auswandernden Söhnen zu ziehen. Ueber die Lehne des Seſſels zitterte ſeine ſegnende Hand gegen die Menge, die den Zug betend und weinend umdrängten. Auf der Mitte der Brücke machte der Zug plötzlich Halt, und das Tragbett ſenkte ſich auf die Bohlen. Alles kniete nieder bis auf einen jungen Geiſtlichen, der des Sterbenden Hände unterſtützte, indem ſie ſich zum letzten Gebet falteten. Es läutete vom Dom und donnerte aus Oſten, und während der junge Geiſtliche die gefalteten

Hände des Greiſes auf deſſen Bruſt ſinken ließ und die erloſchenen Augen zudrückte, loderte wie eine Pforte des Friedens, wie ein Siegesthor der Treue jener Regenbogen in funkelnden Farben auf. Alle Geiſtlichen erhoben ſich mit verklärtem Aufblick und ſangen den Pſalm, den ich früher bei den welſchen Nonnen mitgeſungen: In exitu Israel ex Aegypto. So zogen ſie weiter, und das weinende Volk folgte bis es von der Wache in Caſtel zurückgetrieben wurde.

Seit dieſem Zuge verſchwand vollends alles religiöſe Vertrauen zu den Geiſtlichen, die ſich mittelſt der Eidesleiſtung in die erledigten Pfarreien geſetzt hatten. Eine Sehnſucht vertrieben zu werden, ergriff viele Menſchen. Die Furcht vor den Preußen, die unterhalb Bingen den Rhein überſchritten hatten, und die Franzoſen gen Mainz zurückdrängten, kam dazu; ſo daß man jetzt diejenigen Einwohner feſthalten mußte, die man während der Belagerung zu verſchiedenen Dienſten, beſonders auch des Löſchens der Brände nöthig haben möchte. So jammerte man nun bleiben zu müſſen, wie man früher vertrieben zu werden gejammert hatte. — „Wir haben früher den Kurfürſten und jetzt den Abt Cöleſtin auswandern ſehen, und können nicht fort!“ hörte man laut klagen.

Ach!' ſagte ich zu mir ſelbſt, wie doch die Schätzung der menſchlichen Lagen und der Werth des Lebens ſelbſt wechſelt! Und wenn ich mein eigenes Leben betrachte, wie iſt es in der bedenklichſten Nacht und durch ein einzig Wort von dir, du mein Herzensfreund, in ſeinem Werthe geſtiegen, durch jenes Wort, das den ganzen Reichthum meiner verborgenen Liebe in Geltung ſetzte!

O mein Franz Karl, kehre zurück, und ſtehe in Troſt und Hülfe für Andere der Verlaſſenen bei, die du ſo froh gemacht haſt, und die ſich faſt ſchämt, allein in dieſem unglücklichen Mainz ſo glücklich zu ſein! — — —

Bei Annäherung des Feindes ſind Cuſtine und Houchard mit einem Theil der Truppen nach Landau abgezogen, und haben die Vertheidigung der Stadt dem General d'Oyre überlaſſen. Auch der Oberkriegs-Commiſſar Blanchard hat ſich mit der Kriegskaſſe aus Mainz entfernt. — Seitdem läßt ſich auch Pater Garzweiler wieder, wiewol mit Vorſicht blicken. Er trägt die Kutte eines Franziskaners, was er zuerſt geweſen ſein ſoll. Wie mir Jean Baptiſt ſagt, hat er ſchon früher, aus Mißtrauen gegen die Franzoſen, all' ſeine Heimlichkeiten in der Sacriſtei der Jeſuitenkirche verſteckt, und bringt jetzt manche Nächte dort zu, vielleicht als lebendiges Geſpenſt ſeiner ſündhaften Geheimniſſe, wenn nicht aus Vorſicht, um ſeinen Nachtaufenthalt zu wechſeln.

Von den Verſchanzungen der Feinde um die Stadt, von den ſtörenden Ausfällen der Franzoſen u. dgl. verſtehe ich nur ſo viel, daß Jedermann in Angſt lebt; aber die zunehmende Theuerung ſchlägt ſchon mehr in mein Fach. Das Maß Milch koſtet bereits 48 Kreuzer, das Pfund Butter 3 Gulden 40 Kreuzer und die alten Hennen werden mit jedem Tage hochmüthiger, ſeitdem ſie mit 3 Gulden das Stück geſucht werden. Da freut ſich Mancher, wenigſtens im Stillen, daß ſo viel Hundert Mäuler exportirt ſind, die uns ſonſt in eine noch größere Theuerung mit hineinäßen. Und wie waren doch auch dieſe Auswanderer in Sorgen um ihr Fortkommen! — „Wie ſollen wir in der Fremde unſere Kinder ernähren?“ rieſen über die Brücke wandernd manche Mütter, und die Antwort der Clubiſten war: Werft ſie in den Rhein! Dieſer frevelhafte Spott hat den Tollköpfen im tiefſten Herzen der Mainzer einen unvergeßlichen Haß erweckt, wenn dieſer Widerwillen überhaupt noch erhöht werden konnte. Wie viele chriſtlicher geſinnte Menſchen haben ſich nicht in Frankfurt gefunden! Dort hat der evangeliſche Stadtpfarrer Hufnagel durch ſeine Predigten ein echtchriſtliches Mitleiden erweckt und durch ſeine Bemühungen in der Stadt und Umgegend bedeutende Unterſtützungen für die vertriebenen mainzer Familien geſammelt. — — Das iſt der Segen des Unglücks, daß es Liebe und Einigkeit unter den Verſchiedengläubigen erweckt, und man überzeugt ſich dann, daß die wahre Wurzel des Chriſtenthums ihre Früchte nicht in Farben des Glaubens, ſondern in Werken der Liebe treibt. Hoffentlich haben unſere ausgewieſenen Prieſter, wenn ſie einſt zurückkehren, Duldung und Liebe in der Verbannung gelernt.

Wir leben Tag und Nacht in Lärm und Unruhe. Tägliche Ausfälle der Beſatzung bringen bald einen Vortheil, bald eine Schlappe ein.

Geſtern Abend hatten wir eine ſchaurige Erinnerung an die Feſtlichkeiten vergangenen Jahrs. Du haſt jene nächtliche Beleuchtung der Kirchthürme in den nächſten Ortſchaften von der Favorite aus geſehen: letzte Nacht brannte der Ort Koſtheim unter einer entſetzlichen Kanonade der preußiſchen Batterien. Die grauſenvolle Beleuchtung ſpiegelte ſich im Zuſammenfluß des Mains und Rheins ab. Zu wildem Zechen loderte dieſe raſende

Fackel; denn während die Franzoſen in den Weinkellern des Ortes ſich berauſchten, wurden ſie von den Preußen überfallen, und Wein und Blut ſtrömten bei dieſem nächtlichen Gelag.

Den 30. Juni.

Die Stadt zittert und bebt, die Kirchthürme wanken von den unaufhörlichen Bomben und Haubitzen der Belagerer, und ein loderndes Dach verräth jeden Pfühl, in welchen die wilde Karkaſſe ihr feuriges Haupt eingewühlt hat. Aber mein Herz verzagt nicht, und ich bin da und dort, helfe retten, wo es brennt, und tröſte, wo man verzagt. Woher ſchöpfe ich ſo viel Mädchenmuth? Aus dem Gedanken an dich, theurer, unvergeßlicher Mann. Du biſt nicht da, und ich muß für dich da ſein. Jetzt, da die Stadt um mich bebt, die nächſte Welt vor und neben mir zuſammenbrechen will, fühle ich erſt recht mit Stolz, wem ich angehöre, weſſen ich bin, und dein Bild ſchwebt mir vor, hält mein Herz, und hebt meine Seele. Ich würde verzagen in dieſem Aufruhr der Zerſtörung: aber an deinen Namen, wie an eine ſchützende Säule gelehnt, fühle ich eine neue, wunderbare Begeiſterung; dieſe Erſcheinungen machen mich zur Dichterin, dieſe Gefahren zur Heldin, — Beides durch dich. Aber auch nur für dich, nur ſtatt deiner, mein Franz Karl; und wenn du ſelber erſcheinſt, werde ich verzagt ſein, Wort und Muth werden ſich in das Herz zurückziehen, woher ſie ſtammen.

Ach! möchteſt du dann zufrieden ſein, glücklich ſein mit dieſem Herzen und Allem, was ſich darin verbirgt!

Wüßte ich nur manchmal, wie nahe oder wie fern du mir biſt; ob du im Geſichtskreiſe dieſer Feuerkugeln lebſt, die unſere Johannisnächte leuchtend durchſchwärmen, — im Anblicke der Bomben, die wie Sternſchnuppen auf unſere Thürme und Dächer niederfallen.

Ich war nahe genug, als die erſte Brandfackel auf die Liebfrauenkirche niederſchlug, die Magazine in Brand ſteckte und mit der ungeſtümen Flamme die Kirche und Dechanei verzehrte. Die Splitter zerſprungener Haubitzen warfen neben mir einige Menſchen nieder, und ich rief im erſten Schreck, was mir am nächſten war — laut deinen Namen aus. Hundert und hundert Kehlen riefen mir nach: Franz Karl! als ob es eben die Loſung der Nacht, das rettende Wort der Noth, oder der Schutzengelruf des Augenblicks ſei. Ich erſchrak nun ſelbſt vor dieſem unerwarteten Nachhall, als wäre dein ſüßer Name in tauſend Stücke zerſprungen, und alle Welt dürfte ſich in dich theilen. Ach! dachte ich zuletzt, als ich unter einem ſchützenden Dache ſtand, ſo geht es wol manchem hehren Worte der Weisheit oder des Glaubens: Jahrhunderte ſprechen es mit Andacht und Schwärmerei nach, und doch nur Eine Seele wußte recht, was es bedeute!

Zuweilen, wenn es bei Nacht zwiſchen den Bombenſchlägen ſtill wird, höre ich von meinem Fenſter aus die Rufe des Werda? und die Wechſelfragen der ausgeſtellten franzöſiſchen Poſten; höre die Trommelwirbel und Trompetenſignale aus dem preußiſchen Lager. Wenn kein Kirchthurm fackelt, keine Feuerkugel ſchwärmt, glüht noch der lichtgelbe Saum des nordweſtlichen Sommerhimmels. Wo biſt du jetzt, geliebter Mann? Könnte ich mir auch deine Umgebung träumen! Welche friedlichen Klänge der Sommernacht ſpielen um dich, und welche Berggipfel ragen dunkel in dein leuchtendes Abendroth? Ich dachte die lange Nacht an dich, in der jener blaſſe Schimmer am Horizont nicht erloſch. Ich ſpielte mit dem Gedanken, ob die Abendröthe wol auch einen fernen Bräutigam habe, und nicht ſchlafen gehen möchte. Aber ich weiß es doch beſſer: die Sonne hat eben jetzt nicht viel Zeit zu ſchlummern, und verläßt uns nicht weit; ſie braucht den langen Sommertag zu ſegenvollem Herrſchen. Da ſchreitet die hohe Königin, wo die wogenden Kornfelder ſich vor ihr verneigen, wo die Waizengürtel der Hügel ſich vergolden, der Mais ſeine rauſchenden Fähnchen entfaltet, von ihrem Lächeln die Kinder des Aepfelbaums erröthen, unter ihrer warmen Sandale, in den lockern Hügeln des Kartoffelfeldes, ein Schatz für die Armen wuchert, und die Beeren des Rebſtocks ſich vom Athem der müden Herrſcherin verſüßen. Nur auf kurze Stündchen wirft ſie ſich auf das Ruhebett, ohne den Purpur und das gelbatlaßne Gewand abzulegen, deſſen Zipfel auf der Schwelle des Horizonts liegen bleibt.

— — — — — — — — —

Vorgeſtern Nachmittag ſtreifte eine Haubitze den hohen Chor des Doms an ſeiner äußerſten Spitze, prallte ab, und erſchlug im nahen Kramladen den Handelsmann Molinari. Gegen zehn Uhr Abends traf eine Brandkugel den

Dom noch einmal; Dach und Thürme entbrannten, und zündeten fünfzehn Nachbarhäuſer. Es war ein entſetzliches Feuer, — über dem Heiligthume des Erzſtiftes ein flammender Buſch! Ich wandelte mit dem Profeſſor Blau bis Mitternacht auf dem Platz, und Jean Baptiſt, der ſich uns zugeſellte, berichtete von andern Bränden und von 40 Menſchen, die im Hoſpital der Franziskanerkirche in den dort ausgebrochenen Flammen umgekommen ſeien. Da, mit einem Mal ſauſeten zwei bis drei Brandkugeln herüber, und knickten hinter der Schuſtergaſſe nieder. Eine Bewegung unter den Menſchen entſteht, und bald ruft es, die Jeſuitenkirche brenne. Wir eilen dahin, und betreten das Plätzchen, wo ſonſt die alte Braunſchiedel ihren Obſtkörbethron aufſchlägt. Sie ſtand auch ſelbſt da, bange, glaub' ich, daß ihr Reichsgebiet zerſtört werde. Die Kirche thut ſich auf; doch Niemand wagt ſich hinein, außer einigen Kapuzinern, die herbeikommen, die Heiligthümer zu retten. Ein Mönch mit übergezogener Kapuze eilt heraus, tritt umherſpähend zwiſchen die Menſchen, und wie er mich erkennt, erkenne ich ihn, — Pater Garzweiler — und er übergibt mir eine Schatulle, die er unterm Arme hat, — dieſelbe, die ſchon einmal in meiner Manſarde verwahrt ſtand. Sie war ſchwer; ich ſehe mich nach Jean Baptiſt um, der ſich vor dem Pater zurückgezogen hat, und übergebe ſie ihm. — Es iſt das Teufelsgeld des Pfaffen! flüſtert mir der Vetter zu. Ich will's nur gleich in deine Wohnung tragen, ſonſt ſchleppt mich der Verführer noch in die gefährliche Kirche, ihm zu helfen. So eilt er fort.

Inzwiſchen war der Pater wieder in die Kirche gelaufen. Brennende Latten, loderndes Gebälk ſtürzt vom Thurm auf das Dach, vom Dach auf den Platz. Die Menſchen weichen immer weiter zurück. Abermal kömmt der Pater heraus mit einer Kiſte; ich ſehe, wie er beim Anblick des brennenden Scheiterhaufens vor der Kirchentreppe ſtutzt, einen Augenblick in Beſinnung ſteht, und dann mit raſchem Entſchluß an die Flamme tritt, und die Kiſte mit Schriften dem Feuer übergibt. Wie er jetzt mit ausgebreiteten Armen betend niederkniet, kann ich mich, bei dem Mißtrauen, das ich nun einmal gegen ihn habe, des Gedankens nicht entſchlagen, er bete die Schuld dieſer Papiere ab, die eben ihr Fegefeuer beſtehen. Gedacht, und ein entſetzliches Krachen des einſtürzenden Gewölbes wird aus der Kirche vernommen. Die Menſchen ſchreien auf, der erſchrockene Pater erhebt ſich raſch; doch im Augenblicke ſchmettert, vom Feuer geſprengt, ein Quaderſtein nieder, trifft ihn in den Nacken, und wirft ihn aufs Angeſicht zu Boden. Wir Alle gerathen in Bewegung, ſchreien um Hülfe, aber Niemand wagt ſich hinan. Eine Weibsperſon, von der du, lieber Franz Karl, als Kartenſchlägerin Steiglehner weißt, wird von wilder Begeiſterung ergriffen, rennt umher, und fodert uns und Alle zum Beiſtand für den heiligen Mann auf. Ehe ſie jedoch einen Menſchen bewegen kann, ſtürzen die Kapuziner ſchreiend und händeringend aus einer Seitenthüre hervor, erblicken Garzweilern, den ſie geſucht zu haben ſcheinen, und heben ihn raſch auf, um ſich mit ihm aus dem Bereiche der Gefahr zu flüchten. Wie ſie zwiſchen uns treten, bildet ſich ein Kreis, und wir ſehen, daß der arme Pater mit zerſchmettertem Rücken todt iſt. Die Mönche faſſen die Leiche zu bequemerem Tragen: da erhebt ſich aus der feierlichen Stille die grelle Stimme der Steiglehner und ruft: Heiliger Garzweiler, bitt' für uns! Die Braunſchiedel ruft es nach, und wol hundert Menſchen rufen: Heiliger Garzweiler, bitt' für uns!

Die Mönche ſchreiten mit der Leiche und einer Litanei vorwärts, die beiden Weibsperſonen, die den Abgeſchiedenen zuerſt heilig geſprochen, ſchließen ſich mitbetend an, und paarweiſe folgt die Menge dem Zuge nach der hohen Kirche auf dem Stephansberge. — Herr Blau und ich waren allein zurückgeblieben, und ſahen einander in die blaſſen Geſichter. Ein unbeſchreibliches Lächeln ſchwebte um die freundlichen Lippen meines väterlichen Freundes; doch, mit einem Blick auf die brennende und einſtürzende Jeſuitenkirche, ſagte er blos:

Komm, meine Tochter, die Ignatius-Andacht iſt aus!

Sechstes Kapitel.

Eine mehrtägige Reiſe zu Pferd über Baſel nach Straßburg hatte den trauernden Baron Franz Karl zerſtreut und mit reizenden Anſchauungen der Natur und des fröhlichen Erntebetriebs erquickt. Wie ihm nun mit jeder Stunde Gerüchte von Mainz entgegenkamen, trieb es ihn, vorwärts zu eilen. Ein Waffenſtillſtand ſollte geſchloſſen, die Uebergabe der Stadt in Unterhandlung ſein. Zu

Worms hörte er über Nacht, daß bereits die Außenwerke der Feſtung von den Deutſchen beſetzt wären. Mit den beſten Erwartungen brach er alſo in der Frühe des 24. Juli auf und kam, mittelſt des in Frankfurt erwirkten preußiſchen Reiſepaſſes, unbehindert am Chauſſeehauſe bei Marienborn, zwiſchen den Lagern und Batterien der Preußen an. Die Stadt war noch nicht geöffnet, und der Baron hatte zu überlegen, was er inzwiſchen vornehmen möchte. Die Ordnung des Lagerdienſtes inmitten der Kriegsverheerung wäre hier zu beobachten geweſen, hätte nicht eine ungewöhnliche Menge von Menſchen aller Art die Aufmerkſamkeit des Freundes noch näher und lebhafter auf ſich gezogen. Auch was er hier ſah, konnte er mit einer Ernte vergleichen; denn dies bewegte Volk war eben darauf geſpannt, die Früchte in Empfang zu nehmen, die das jetzt ruhende Geſchütz abgeſchüttelt hatte. Daher trieb ſich, indeß die Arbeit des Belagerungsheeres ruhte, dies erwartungsvolle Völkchen unruhig genug umher, — obdachloſe Einwohner der nahen, abgebrannten Ortſchaften; mainzer Ausgewieſene, die mit ihrem leichten Gepäck in ihr Eigenthum einzuziehen nicht erwarten konnten; Ausgewanderte, die zu Wagen und Pferd ihren Triumpheinzug vorbereiteten; dazwiſchen auch Neubegierige aus Frankfurt und der Umgegend, die das ſo ſeltene Schauſpiel einer Belagerung und die durch Bomben zerſtörte Bühne deſſelben nicht gern ungeſehen ließen.

Im Schatten zur Seite des Chauſſeehauſes haltend, beobachtete der Baron das Treiben nah und fern und ſah, wie ſorgfältig die ehemals Ausgewanderten ſich von den Ausgewieſenen geſondert und entfernt hielten. — Gewiß gilt ihnen Flucht für vornehmer als Verbannung! dachte er bei ſich. Das gemeinſame Unglück ſcheint ohnmächtig an dem alten Familienſtolze vorübergegangen zu ſein, und ſchon vor den ungeöffneten Thoren ſehe ich, daß es mit dem kurzen Reiche der Gleichheit zu Ende iſt.

Es war, wie geſagt, ein buntes Durcheinander. Viele verzehrten in den ſtaubigen Chauſſeegräben ihr kaltes Mahl; Andere liefen pfeifend und ſingend umher; Frauen hatten mit den verſchiedenartigen Bedürfniſſen oder Nothdurften ihrer größeren oder kleineren Kinder zu ſchaffen, und ihre Männer ſchienen daneben in heftigen Reden und Geberden bald einig, bald uneinig zu ſein. Verſchiedene Geiſtliche, mit Stöcken und Handbündelchen verſehen, wandelten dazwiſchen, betheiligten ſich am Geſpräche der Männer, und der Baron, der ſie für Friedensprediger anſah, glaubte doch zu bemerken, daß da, wo ſie weggingen, die Lebhaftigkeit der Aufgeregten nicht abgenommen hatte. — Einer derſelben, in welchem Franz Karl den Pfarrer Schick von St. Quintin in Mainz erkannte, näherte ſich ihm, und ſprach mit vieler Salbung ſeinen Glückwunſch zur frohen Rückkehr aus. — Leider! ſagte er, iſt unſer Verlangen, in die Stadt zu kommen, größer geweſen, als der Eifer der Franzoſen, ſie zu verlaſſen. Nun haben ſie ſich, zu unſerem Verdruß, in der Capitulation bedungen, daß vor dem gänzlichen Abzuge der Beſatzung kein außerhalb der Stadt befindlicher Mainzer dahin zurückkehren dürfe. Nur einzelnen Leuten iſt es durch Liſt oder mit Gunſt der Wachtpoſten gelungen, ſich durch die Caſematten und Linien bis an die inneren Werke zu ſtehlen, um friſche Butter und Fleiſch hinzubringen; denn die Theuerung iſt aufs Höchſte geſtiegen. Manche ſind bei dieſer Gelegenheit auch in die Stadt ſelbſt eingedrungen.

Während ſie noch ſprachen, hatten einzelne Staubwolken, die ſich von der Stadt her erhoben, eine allgemeine Bewegung verurſacht, und viele der heftig ſprechenden Männer an das Chauſſeehaus herangelockt. Man hörte jetzt deutlich die Drohungen und Verwünſchungen, die gegen die Clubiſten ausgeſtoßen wurden, und was man aus der Ferne für Zank gehalten, verrieth ſich nun als die leidenſchaftlichſte Einigkeit, worin Jedermann den Unglücklichen Tod und Verderben ſchwor.

Der Baron foderte den Pfarrer auf, den wüthenden Menſchen zuzureden, und ihnen chriſtlichere Abſichten einzuſprechen. Worauf der Geiſtliche mit Achſelzucken erwiderte:

Die gerechte Wuth dieſer unglücklichen Menſchen iſt zu groß, und leider! die Schuld jener Ruchloſen noch größer. Sie kennen das ja ſelber, gnädiger Herr Baron. Auch mich hat ein nichtswürdiger Menſch, der von dem eingedrungenen Biſchof von Straßburg die Weihen empfangen und den franzöſiſchen Conſtitutionseid geleiſtet hat, in meiner Pfarrei erſetzt, und mir bebt das Herz, wenn ich bedenke, wie manchen Sterbenden er die Sacramente ungültig geſpendet und ſie um die ewige Seligkeit gebracht hat!

Was? rief Franz Karl entrüſtet aus. Mit ſolchem Friedensgruße kehrt ihr zurück? Dieſe Seelenängſte wollt ihr in die Gemüther des Volkes werfen, zerſtörender als die Feuerkugeln in ihre Wohnungen gefallen ſind?

Dieſe heftige Frage beantwortete der Pfarrer nur mit bedauerndem Achſelzucken, womit er ſich entfernte. — Ja, rief Franz Karl, da haben wir wieder dieſe geiſtlichen Herren! Nur im Unglücke ſind ſie Prieſter; im Glück werden ſie Pfaffen.

Inzwiſchen vernahm der Freund von der vorderen Seite des Hauſes her kräftigen Zuſpruch an die drohenden Haufen, und die Stimme war ihm bekannt.

So ſchlimm habt ihr's vor? lautete die Rede. Nein, nein! Dafür kann euch kein wohldenkender Menſch loben. Alſo wollt ihr die Rückkehr in einen friedlichen häuslichen Zuſtand mit neuem Haß und Krieg verunreinigen? Soll denn durch ſolche Rache das Unglück ſich verewigen? Und dürft ihr euch denn auch ſelber Rache nehmen? Ihr klagt die Clubiſten der Eigenmacht und Gewaltthätigkeit an: nun wollt ihr Gleiches mit Gleichem vergelten? So ſeid ihr ja ſelbſt wieder Clubiſten, und da ihr euch zu einer Geißel der Rache macht: ſo ruft ihr auch wieder eine Geißel auf euern Rücken hervor. Jene Menſchen haben allerdings entſetzlich viel verſchuldet: aber man muß ihre Beſtrafung den hohen Alliirten und dem wahren Landesherrn nach deſſen Rückkehr überlaſſen!

Franz Karl, während dieſer Rede mit ſeinem Pferde hinterm Haus hervorgekommen, erblickte hier in dem Redner den Geheimerath Goethe, der auch ihn gleich erkannte und aufs freundlichſte willkommen hieß. Während ſie die erſten Begrüßungen wechſelten, zogen ſich die heftigen Männer, reſpektvoll vor dem ſtattlichen Herrn, der mit rückwärts überkreuzten Armen und den feurigen ſchwarzen Augen von dem Plätzchen am Hauſe zu ihnen geſprochen hatte, langſam und in leiſem Widerſpruche zurück. — Goethe, der es bemerkte, wie wenig überzeugt und gebeſſert ſie waren, ſagte lächelnd:

Zum Bußprediger fehlt es mir an Glück oder an der rechten Weihe; aber ich war denn eben auch nur im wirklichen Sinn des Wortes Cicero pro domo sua, und bin zufrieden, daß ich mir dieſe Aufgeregten vor dem Hauſe weggeſprochen, wo ſie mich mit ihrem wilden Schreien und den leidenſchaftlichen Geberden ſchon gar ſehr beunruhigt und angewidert haben. Uebrigens bin ich eben mit meinem Eifer nur der gegenwärtigen Zeit verfallen. Denn, wiſſen Sie, Herr Baron, wie's jetzt heißt?

Was der Eine will bereiten,
Einem Andern will's nicht gelten;
Hüben, drüben muß man ſchelten:
Das iſt nun der Geiſt der Zeiten.

Der Baron gab ihm Recht, und ſagte lächelnd:

Aber wenn das Ew. Excellenz Wohnung iſt, ſo werden Sie als hieſiger Chauſſeegeld-Erheber ſchlechte Einnahmen machen; indem Sie, wie eben, die zeitläufige Münze dieſer Menſchen abwehren.

Goethe lachte, und lud ihn ein, bei ihm vorlieb zu nehmen, und es ſich bequem zu machen. — Hier war vor Kurzem noch das Quartier des Prinzen Louis von Preußen, ſagte er, und mit meinem gnädigſten Herrn, der im preußiſchen Heere commandirt, hatten wir Zelte inne. Seit der Prinz aber in der Nacht vom 16. auf den 17. d. M. durch eine Kartätſchenkugel am Schenkel verwundet, nach Mannheim gebracht worden, hat mein gnädigſter Herzog dieſe Wohnung genommen, worin ich nun auch mein ſchmales Unterkommen habe.

Dabei gab er einem Burſchen in Livree Befehl, den Mantelſack des Herrn Barons vom Pferde zu nehmen und das Thier bei den übrigen einzuſtellen. — Sie können heut nicht in die Stadt, fuhr er dann gegen Franz Karl fort, und werden den erwarteten Auszug der erſten franzöſiſchen Colonne am beſten von meinem Fenſter aus ſehen können. So nahe vor dem Thor Ihrer Vaterſtadt wird freilich Ihre Ungeduld groß genug ſein. Mich treibt nicht weniger mein herumſchweifendes Leben und die politiſche Stimmung aller Menſchen nach Hauſe. Ich habe mich ſeither mit dem fabelhaften Reinecke Fuchs beſchäftigt, und die Verſe ſind während der Belagerung wie gute Preußen vorgerückt; vor Allem aber ſuchte ich dem Schlaukopf Reinecke abzulernen, wie man ſich zwiſchen gar manchen Unannehmlichkeiten des wechſelvollen Lebens beſtens durchzudrücken ſuchen muß. Dergleichen hätte ich mir nicht an jenem Abende gedacht, als wir mit Sömmering bei vortrefflichen Schüſſeln und Flaſchen des beſten Humors waren. Apropos! Freund Sömmering hat ſich geſtern, wo ich bis an das Thor vorgeritten war, glücklich in die Stadt einzuſchleichen gewußt, um Forſter's Eigenthum in Schutz zu nehmen.

Ei! rief der junge Freund, faſt verdrießlich. So kömmt mir der lebhafte Mann darin zuvor? Ich hatte mir das zur Aufgabe gemacht, als ich Forſtern ſo beſorgt um ſeine literariſchen Schätze ſah, und dieſer Vorſatz neben einer noch ſüßeren Hoffnung trieben mich vor Allem hierher, ſtatt nach meinem friedlichen Landſitz im Rheingau.

Forſtern? rief Goethe etwas leiſer. Haben Sie ihn geſehen? Sie müſſen mir das erzählen! Treten wir aber lieber in das Haus! Der Name Forſter iſt von übelm Klang im preußiſchen Lager. Doch habe ich die Zuverſicht, die hohen Verbündeten und vor Allem Se. kurfürſtliche Gnaden werden aus Antrieb ihres frohen Sieges Vergebung und Vergeſſenheit ausſprechen. Die Wiſſenſchaft gehört ja mit zur Ausſaat des Friedens, und Forſter, wenn ſeine politiſche Hülſe gebrochen iſt, fällt mit ſeinem edeln Kern in die Furchen der neuen Zeit, in der er noch Herrliches hervorbringen wird.

So betraten ſie das Haus und Goethe's Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Ueber des Barons Mittheilungen aus dem Jurathal war es Mittag geworden. Zwei Maler, die ſich zu Studien des Belagerungslebens und nächtlicher Brandeffekte hinter dem Lager aufhielten, kamen zu Tiſche, und auf Goethe's Verſicherung, daß die Küche noch mehr Gäſte vertrage, nahm auch der Freund die Einladung an.

Vor dem Hauſe hatten ſich inzwiſchen die Menſchen etwas verlaufen oder im Schatten der ſtaubigen Bäume gelagert. Eine große Stille herrſchte in der Natur und zwiſchen den Zelten des Lagers, als man von der Stadt her einige Wagen herankommen hörte, die bald auch dreiſpännig kurz hintereinander raſch vorüberfuhren. Aber ſchon hinter dem letzten her rannten, mit den Armen winkend, einige aus dem Chauſſeegraben aufgeſprungene Männer nach, und ſchrieen: Haltet auf! haltet auf! — Doch zum Aufhalten war es zu ſpät, und ein gräßliches Toben und Schimpfen entſtand unter den Zuſammengelaufenen.

Der Baron, vor das Haus getreten, fragte, was es ſei, und erfuhr, man habe in den verſchiedenen Wagen einige der Haupt-Clubiſten, namentlich den Präſidenten Hofmann, den Doctor Wedekind und den lumpigen Metternich erkannt. — Gott weiß es, wer's noch alles war! ſchrie einer der höchſt erboſten Männer. Die Hauptſpitzbuben ſind uns entgangen. Sitzen wir da, und ſammeln in Gedanken Fauſtſchläge und Fußtritte für dieſe Halunken, für dieſe Schurken und Nichtswürdigen, die uns ins Elend gebracht haben, und derweile fahren ſie dreiſpännig vorüber, lachen jetzt in ihre Fäuſte hinein, und wir, — und wir —?

Aber wartet nur! drohte ein Anderer gegen die Stadt. Ihr da drinnen ſollt's eingetränkt kriegen. Die dort ſind uns entgangen, aber die Prügel, die ihnen zugedacht waren, bleiben wohl aufgehoben, und ſollen euch Anderen nicht verloren gehen!

Wacht gehalten! Keine Chaiſe mehr vorbeigelaſſen! ſchrie ein Dritter, und Alles rief und lief wild durcheinander.

Durch die Fenſter hörten nun die Freunde bei Tiſch die verſchiedenen Betrachtungen der ergrimmten Männer vor dem Hauſe. Einer dieſer Erboſten fand es auffallend, daß eben kein Wachtpoſten, kein Piket und nichts zu ſehen ſei, wobei er behauptete, man habe mit Abſicht, um die Clubiſten entſchlüpfen zu laſſen, jedes Hinderniß entfernt. Ein erneutes Schelten und Drohen ward darüber laut, und Alle waren darin einig und verſchworen, ſich nicht um die übrigen Clubiſten prellen zu laſſen.

Ich glaube ſelbſt, ſagte Goethe, daß man übereingekommen iſt, den flüchtigen Clubiſten durch die Finger zu ſehen. Ich weiß wenigſtens, daß der General d'Oyre in den Punctationen der Capitulation für alle in Mainz befindlichen Perſonen, welche an der Revolution Antheil genommen, freien Abzug ausbedungen hat. Solch' ein Verlangen war denn auch von Seiten der Franzoſen zu Gunſten ihrer Anhänger nicht mehr als billig; darum ließ es ſich, als der Graf von Kalkreuth dieſen Punkt unbedingt verworfen hatte, der General d'Oyre nicht verdrießen, geſtern ſelbſt ins Lager herauszureiten, um noch mündlich das Seinige zu thun. Bei dieſem Anlaß hab' ich ihn geſehen. Er kam hier vorüber, — ein großer, wohlgebauter, ſchlanker Mann von mittleren Jahren, in Betragen und Haltung recht natürlich. Da jedoch auch des Königs von Preußen Majeſtät, an den ſich der General noch beſonders ſchriftlich gewendet, nur mit und wegen Militairperſonen zu unterhandeln befohlen: ſo war nichts für die Clubiſten weiter zu bedingen; da man denn wahrſcheinlich dem General, um ihn zufriedenzuſtellen, eine ſtillſchweigende Nachſicht gegen jene, zwiſchen Thür und Angel ſchwebenden Menſchen zugeſagt hat. Freilich werden ſie nun, wenn man ihnen auch auf einer Seite durch die Finger ſieht, auf der andern in deſto ſchlimmere Klauen fallen.

Durch die Unterhaltung der beiden Künſtler, die — wie Goethe ſcherzte, — das Unglück ſelbſt maleriſch zu machen gekommen waren, erfuhr der Baron manches Schreckhafte von Brand und Bruch ehrwürdiger Bauten in Mainz aus der Zeit, auf welche ſich die Tagebuchsmittheilungen nicht erſtreckten. Sie wurden jedoch durch den beginnenden Auszug der Franzoſen unterbrochen, den die kleine Geſellſchaft von den Fenſtern aus auf das bequemſte mit anſehen konnte. — Preußiſche Reiterei, als Geleit, eröffnete den Zug. Bei der erſten franzöſiſchen Colonne rief Goethe aufgeräumt:

Seht doch, ihr Freunde! hat nicht König Edwin ſeinen Berg aufgethan, und ſein munteres Zwergenheer ausgeſendet? Da verkenne einmal Einer an dieſen kleinen, ſchwarzen, buntſchäckigen und lumpig gekleideten Geſellen das marſeiller Blut! — — — Aha! nun kommen regelmäßigere Truppen! fuhr er, über die Köpfe ſeiner Gäſte hinausblickend, fort, wie er denn, beſonders in weinfröhlicher Stimmung, was er ſah und dachte, laut auszuſprechen liebte. — Jäger zu Pferd! Sehen etwas ernſt und verdrießlich aus; aber durchaus nicht beſchämt und niedergeſchlagen. — — Hört doch, wie langſam zu ihrem ſchleichenden Ritt das Tempo des Marſeillermarſches genommen iſt! Dies revolutionaire Tedeum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn's auch noch ſo muthig vorgetragen wird: ſo aber iſt es ganz ergreifend und furchtbar. — — Lange, hagere Männer, von ernſter Miene! Jeder Einzelne könnte euch Malern zu einem Don Quixote ſitzen; zuſammen aber machen ſie eine ehrwürdige Maſſe aus.

Unter der Reiterei erblickte man einzelne bängliche Männer in bürgerlichen Kleidern zu Fuß, und ihr Anblick erregte die Wuth des umſtehenden Volkes; denn man erkannte Clubiſten in ihnen. Die Leidenſchaftlichſten unter den Zuſchauern ſprangen zwiſchen die Glieder, um einen oder den andern dieſer Verhaßten herauszureißen; doch die Huſaren ritten ſchnell dazwiſchen und ſchützten die Flüchtlinge.

Zwiſchen den Colonnen ritt Merlin von Thionville in Huſarenkleidern, durch Bart und Blick wild ausſehend. Ihm zur Seite, in gleichem Coſtüm, zeigte ſich ein Reiter, den die Mainzer aber gleich als verkleidet erkannten. Ein ſtarker Mann ſprang auch zu, und fiel dem Pferd in die Zügel. — Ja, er iſt es! rief er zurück. Es iſt Razen, der vermaledeite Clubiſt! Schon hob aber Merlin drohend ſeinen krummen Säbel und rief in ziemlich gutem Deutſch:

Zurück da! Im Namen der franzöſiſchen Nation, deren Repräſentant ich bin! Keine Gewalt an einem franzöſiſchen Bürger! Bedenkt, daß ich nicht zum letztenmal in Mainz geweſen bin! Ich rathe euch, unſere Rache nicht zu reizen!

Man kann ſich die Wuth der rachedurſtigen Menſchen denken, als ihnen abermal ſo mancher Clubiſt unter ihren Augen entzogen ward. Die Erbitterung der Gemüther, die wechſelſeitige Verhetzung wußte ſich keinen Rath. Goethe, um aus der ihm ganz widerwärtigen Region zu kommen, ſchlug einen Gang ins Lager zum Marketender vor, deſſen Champagner man nicht ſchelten dürfe. Des Barons Entſchuldigung, daß er noch ein Nachtquartier aufzuſuchen habe, wurde nicht angenommen. — Machen Sie ſich keine Sorge, ſagte der Dichter. Sie haben nur nach Oberkulm zu reiten, und finden ein gutes Nachtlager. Ich habe früher auch da geſchlafen. Wir beſtellen Ihr Pferd an das Zelt und Sie reiten zur rechten Zeit hinüber.

Im Zelte des Marketenders trafen ſie eine Anzahl Offiziere, und da der Wein wirklich nicht übel war, ſo fand er lebhaften Zuſpruch. Nicht weit entfernt ſpielten die Hautboiſten von Thadden das Ça ira und die Marſeillaiſe; die Fröhlichkeit ward immer lauter, und Goethe ſelbſt ungemein luſtig. Vorfälle der Belagerung wurden abwechſelnd erzählt, und Jeder erhob die Gefahren, denen er glücklich entgangen war. Alles dies regte den jungen Freund ungemein auf, aber es machte ihn auch reizbarer; ſo daß ihm die etwas barſche Anrede eines Huſaren-Offiziers recht in die Quere kam, als derſelbe, etwas angetrunken, in ſcharfem berliner Accent ſagte:

Sie, Baron, als Mainzer, müſſen doch wol den Spitzbuben kennen, den Verräther Eickemeyer? Wo ſteckt er denn jetzt, der Burſche? Wenn wir ihn man hier hätten, er müßte baumeln, wie der Bauer aus Oberulm, der die Franzoſen beim nächtlichen Ueberfall angeführt. Kennen Sie ihn? Ich meine den nichtswürdigen Eickemeyer?

Eickemeyer iſt bekanntlich als General in franzöſiſche Dienſte getreten, antwortete Franz Karl. Zufällig weiß ich, daß er jetzt bei der Diviſion am Oberrhein ſteht, die zur Verſchanzung der Zugänge aus der Schweiz ins baſeler Gebiet commandirt iſt; denn ich begegnete ihm in

Baſel, wohin er aus dem nahen Hauptquartier in Bourg-libre geritten war.

Alſo mit dem Generals-Patent hat er ſich den Verrath bezahlen laſſen? rief der Huſar. Hole der Donner ſolche Generäle! Und iſt er ſo unverſchämt geweſen, Sie anzureden, Baron? Ich hätte ihm einen Schurken ins Geſicht geſchmiſſen!

Wenn ich von ihm erzählen ſoll, erwiderte Franz Karl mit verhaltener Empfindlichkeit, ſo muß ich ihn vor Allem gegen die Beſchuldigung des Verraths in Schutz nehmen. Ich habe die Uebergabe von Mainz mit erlebt, und mich über manches mir doch noch gebliebene Räthſel derſelben aufzuklären geſucht. Major Eickemeyer war ſo weit entfernt, die Feſtung zu verrathen, daß er vielmehr im Kriegsrathe der Einzige blieb, der ſich für die Vertheidigung erklärte. Aber keiner unſerer Generäle hatte Entſchloſſenheit genug dazu. Ich will mit keinem abſprechenden Urtheil gegen dieſe Männer vortreten; ich laſſe ihren perſönlichen Muth ganz außer Acht, und erwähne nur, daß der innere Zuſtand und die politiſche Lage von Mainz entmuthigend genug waren. Schon der lütticher Feldzug hatte manche militairiſche Schwäche, Folge langen Friedens und ſittlicher Haltloſigkeit, verrathen. Dazu waren die Feſtungswerke verfallen und unzureichend hergeſtellt; Fürſt und Adel entflohen, was einen beängſtigenden Eindruck zurückgelaſſen hatte. Ermuthigend war auch das Benehmen der Reichsfürſten nicht, die ihre Contingente verweigerten, beſonders Darmſtadts, das ſeine Truppen faſt unter unſern Augen nach Gießen zog, um ſich die Franzoſen geneigt zu machen. — Von all' dieſen und anderen Schwächen war der anrückende General Cuſtine unterrichtet, und hierbei mag etwa Verrath im Spiele geweſen ſein, den aber, weiß der Himmel wer! zu verantworten hat. Dennoch, hätte unſere Generalität ſo viel Vertrauen auf ihren Muth gehabt, als Cuſtine auf ihre Muthloſigkeit hegte, ſo wäre Mainz wol noch zu halten geweſen. Keiner der Generäle mochte aber zur Vertheidigung vortreten, im Gegentheil, man ließ ſich unter nichtigen Vorwänden, z. B. wegen eines verſtauchten Fußes, und ähnlicher Unglücke, von den bedrohten Schanzen ablöſen. Cuſtine drohte mit Sturm, ließ ein Wort von Plünderung fallen, und warf ein paar Bomben in die Stadt; das war genug! Der Gouverneur erklärte im Kriegsrath, der entflohene Kurfürſt habe ihm das Wohl der Stadt ohne Rückſicht auf das landesherrliche Intereſſe auf die Seele gebunden, und fragte, ob nicht das Wohl der Stadt am beſten durch eine Uebergabe zu wahren ſei. Eine hohe Erleuchtung kam über die übrigen Generäle, und ſie erkannten dies auch. Nur der Major Eickemeyer war nicht ſo einſichtsvoll, und meinte, die Vertheidigung der Reichsveſte ſei möglich und geziemend. — Sie ſehen, der gute Mann dachte zu weit: er träumte über das Wohl von Mainz hinaus vom Intereſſe des Reiches! Ungeduldig fragte ihn der Gouverneur, — ob er für die Folgen eines mißlungenen Verſuchs perſönlich verantwortlich ſein wolle. Aber — wie hätte Eickemeyer für ſich eine ſolche Verantwortlichkeit übernehmen mögen? Konnte er bei ſolchem Verſuche die Generäle entbehren, oder — auf ihren Muth rechnen? Ueberdies war ja die Majorität der Generäle gegen den

Major. Kurz, man trat in Unterhandlung mit Cuſtine, und übergab die Stadt, zum Schreck und Staunen aller Welt. Hätte man jetzt nur noch bekannt, daß man dem Wohl von Mainz die perſönliche Ehre zum Opfer gebracht habe! Aber nein! Man fühlte wohl, was man gethan, und ſah ſich nach einem Sündenbock um, dem man unter den Augen des erſtaunten deutſchen Reiches die Sündenſchuld aufbürden könnte. Und ſieh! da fand ſich wie gerufen der Major Eickemeyer, der allein einen vorlauten und beſchämenden Muth an den Tag gelegt hatte, und gerade auch im Kriegsrathe der einzige bürgerliche Tölpel geweſen war. Daß der auf ihn geworfene Verdacht leicht an ihm haften blieb, iſt zum Theil Eickemeyer's eigene Schuld: der Treubruch ſeines deutſchen Herzens, den er durch Annahme eines dem Reich feindlichen Degens beging, ſtellte ihn mit Recht bloß. Man irrte nur darin, daß man ein franzöſiſches Generals-Patent für Belohnung gewiſſer Dienſte anſah, während es von Seite Cuſtine's nur eine Anerkennung der Brauchbarkeit Eickemeyer's, und für den unglücklichen Mann ſelbſt der nächſte, damals vielleicht einzige Weg war, eine bedrängte Familie zu erhalten. So ſteht nun Eickemeyer als Verräther der Feſtung Mainz vor der erſt entſetzten und nun deſto lebhafter ſchmähenden Welt da, die — möcht' ich ſagen, durch den Staub des zuſammengebrochenen Reichsbollwerkes den wahren inneren Verrath nicht erkennen konnte.

Franz Karl erhob ſich, und winkte dem Burſchen, der ſein Pferd führte. Eine heftige Debatte entſpann ſich am Tiſche. Die Seitenhiebe des Freundes auf die adeligen

Generäle, wodurch der bürgerliche Eickemeyer gleichſam aus ſeiner Bedrängniß herausgehauen werden ſollte, hatten einige der Offiziere verdroſſen. Rede und Gegenrede ſpitzten ſich zu, und drohten verletzend zu werden. Der Baron erhob ſich und leerte ſein Glas mit einer artigen Wendung auf die preußiſchen Waffen, und ging, von Goethen begleitet, nach ſeinem Pferde. — Sie haben ſich eines, wie mir nun ſcheint, mit Unrecht beſcholtenen Mannes gar muthig angenommen, mein lieber Baron, ſagte der Dichter; aber dieſe Herren werden ſich einen ſo bequemen Gegenſtand für ſtolze Entrüſtung und ſoldatiſchen Tadel ſo leicht nicht entziehen laſſen; daher denn der ehrliche Eickemeyer noch eine Zeitlang wird herhalten müſſen. Ueberhaupt aber faſſen die Menſchen gar ſchwer, wie ein Weltereigniß, ſei es der Sturz einer Veſte oder einer Monarchie, durch innere Schuld und Fäulniß mit unſichtbarer Nothwendigkeit herbeigeführt werde. Und wie ſie denn in allen Stücken auf das Aeußere gerichtet ſind, ſo können ſie auch im politiſchen Leben gewöhnlich nur die mechaniſchen Kräfte von Stoß und Gegenſtoß begreifen.

Der Baron war aufgeſeſſen, reichte dem Dichter dankend die Hand, und ritt mit guten Geleitswünſchen nach Oberkulm.

Achtes Kapitel.

Des andern Morgens, als der Baron ſich bei guter Zeit am Chauſſeehauſe wieder einfand, war der Auszug der Franzoſen bereits im Gang; aber auch die Menge der ihres Einzuges harrenden Mainzer hatte über Nacht zugenommen, und Fuhrwerke mit Lebensmitteln hielten ſich bereit, beim erſten Aufgang der Stadt noch die hohen Preiſe der Theuerung zu finden.

So viel bekannte Geſichter dem Freund auch unter der aufgeregten Menge vorkamen, verſuchte er es doch nicht, zur Begütigung der Gemüther zu ſprechen, in denen die Empfindungen der Rache ſich mit dem Gefühl ihres grenzenloſen Unglücks verſchwiſterten. Auch war die Menge der Grollenden ſo groß, daß es ohne beſondere Folgen geweſen wäre, Einen oder den Andern zur Vernunft zu bringen, zumal jedes Wort, jedes Beiſpiel der Wuth ein wankend gewordenes Herz doch raſch wieder mit ſich fortgeriſſen hätte.

Zwiſchen den einzelnen Regimentern der über 17,000 Mann ſtarken Beſatzung fuhren die Packwagen und einzelne Chaiſen mit Menſchen. Keine der letzteren wurde undurchſucht von den lauernden Volkshaufen vorüber gelaſſen, um ſich zu überzeugen, daß keine Clubiſten, ſondern wirkliche Franzoſen oder Fremde die Stadt verließen. Mit den Regimentern zogen viel mainzer Mädchen mun ter zu Fuß und mit kleinen Bündeln auf dem Rücken oder an der Hand davon. Ohne Schimpf und Spott der Umſtehenden kamen ſie jedoch nicht vorüber. Die Männer riefen ſie bei Namen oder mit Spottnamen, fragten, ob ſie das Franzöſiſche gut begriffen, oder ob ſie haltbare Sohlen an den Füßen hätten u. dgl., wobei man ihnen glückliche Reiſe wünſchte. Die Weiber ließen ſich dann ſchon heftiger aus, ſcheltend, daß die Dirnen ſo frei ziehen, und vielleicht was für fremdes Gut fortſchleppen dürften.

Dieſen Vorgängen ſah der Baron vor den Fenſtern des Chauſſeehauſes zu, wohin er, Goethen zu begrüßen, geritten war. Eine Einladung in die ſchon überfüllte Stube hatte er nicht angenommen, und ſtieg auch nicht ab, weil er verſuchen wollte, in die Stadt vorzudringen, was Einzelnen auf dieſe oder jene Weiſe gelang. Während des Geſprächs kam wieder von der Stadt ein Wagen, aus deſſen beiden Schlagfenſtern zwei Frauenzimmer freundlich umher grüßten. Franz Karl erkannte auf der einen Seite ſchon von weitem Frau Böhmer, und faßte eine lebhafte Beſorgniß, wie es jetzt ihrem ſo verhaßten Mann ergehen dürfte. Ehe ſie ſelbſt noch den Baron erblickte, war der Wagen angehalten; beide Schläge wurden aufgeriſſen, und ein gräßliches Jubelgeſchrei erhob ſich, ſeltſam genug mit dem Ausrufe: Stumme, Stumme! Wirklich war es der zitternde und ſchreiende Kammerſecretair und Clubiſt, der aus dem Wagen gezogen, und mit Fauſtſchlägen und Fußtritten nach dem nächſten Acker geſchleppt wurde, wohin ihm ſeine jammernde und flehende Frau folgte. Inzwiſchen hatten auch Einige die Frau des

Erz-Clubiſten Böhmer erkannt und ſuchten ſie aus dem Wagen zu bringen. Sie ſchrie entſetzlich, bemüht, mit ihrem vorgehaltenen Wickelkinde die Unholde zu beſänftigen. Franz Karl ritt entſchloſſen an den Wagen. Frau Karoline erkannte ihn, und flehte um Schutz. Vergebens aber ſprach der ritterliche Freund den Wüthenden zu; keine Bitte, keine Vorſtellung fand Gehör, und es blieb ihm nichts übrig, als ſein Pferd zu ſpornen, und mit Capriolen Platz um den einen Schlag zu gewinnen; während er gegen den andern mit Reitpeitſchenhieben ſeine Dame von den eingekrallten Händen eines Schifferknechtes frei zu machen ſuchte. Nun half er dem zitternden Weibe aus dem Wagen, und begleitete es mit gezogenem Degen, da er dieſe Waffe als Geleit auf der Reiſe angelegt hatte. Offenbar wirkte dabei der Muth und das Anſehen ſeiner Perſon mehr, als die rührende Weiſe, wie die Bedrängte ihr Kind zwiſchen den zur Abwehr vor Verletzung geſpreizten Armen trug. Am Chauſſeehaus nahm Goethe die ihm von Franz Karl genannte und übergebene Frau mit Artigkeit in Empfang, und ſicherte ihr Schutz und gutes Fortkommen zu.

Inzwiſchen hatte man das fürchterliche Schreien Stumme's vom Felde her vernommen, und ſah durch das Gedränge manche der gräßlichen Bewegungen ſeiner Mißhandlung. Franz Karl ritt nach der nächſten Lagerwacht, und rief zur Hülfe auf, die kaum noch zeitig genug kam, um des armen Mannes Leben zu retten. Zerſchlagen an allen Gliedern, mit blutend entſtelltem Geſicht, wurde er unter Wachtgeleite nach dem nächſten Bauernhauſe gebracht, und die Frau ihm ohnmächtig nachgetragen.

Aehnliche Scenen wiederholten ſich, als zwiſchen den Gliedern des nächſten Bataillons, das vorüberzog, mehrere bekannte Clubiſten erblickt wurden. Unglücklicherweiſe ſchützten auch die Soldaten jene Flüchtlinge nicht, wie die frühern gethan, ſondern ließen es mit Lachen geſchehen, daß man ſie packte und fortſchleppte. Bei Mehreren fand man Klumpen goldener Borden und zuſammengeſchlagener Silberverzierungen, worin man Kirchengut erkannte, deſſen ſich dieſe Männer, vielleicht zur Beſtreitung ihres Fortkommens, bemächtigt haben mochten. Es läßt ſich denken, wie ſehr dadurch die Wuth des Volkes geſteigert wurde, und doppelt gerechtfertigt erſchien.

Dieſe Auftritte erſchütterten den Baron, und eine kurze Unterhaltung mit Frau Böhmer empörte ihn vollends. Sie erſchien nämlich durch Goethe's Artigkeit ſehr bald getröſtet, dankte dem jungen Freunde mit ſchalkhaftem Lächeln, daß er ſie nun doch endlich einmal, wenn auch nur eine kleine Strecke, begleitet hätte, und erzählte, daß ihr Phantaſt ſich nicht habe von den alten Scharteken und ſchweinsledernen Autoren aus den Kloſterbibliotheken trennen können; ſonſt ſie den erſten Tag gewiß glücklich entkommen wären. Offenbar hatte ſie ihren Mann endlich ſitzen laſſen, was Franz Karl aus Verſchämtheit für das leichtfertige Weib ſelbſt nicht ausdrücklich fragen mochte.

Im Innerſten verletzt und betrübt ritt der Baron, ſobald die Chauſſee wieder frei war, der Stadt zu, und kam auch unbehindert bis an den Schlagbaum des äußerſten Thors. Dieſer war geſchloſſen, und viele Menſchen, Männer und Frauen, die des Einzugs von Freunden und Nachbarn warteten, oder der Zufuhr von Lebensmitteln entgegenſahen, drängten ſich hier zuſammen. Man erkannte und empfing den Reiter mit Jubelruf und grüßenden Schwenkungen der Hüte. Sein Name wurde genannt, und das Wort „gnädiger Herr Baron“ wirkte auf die Gemüther wie ein glücklich wiedergefundener Zauberſpruch. Franz Karl dankte mit freundlicher Handbewegung, und fragte den franzöſiſchen Poſten, ob er bald abgelöſt werde.

Wir ziehen mit dem letzten Bataillon ab, war die Antwort, und dann ziehen die Preußen auf.

Franz Karl, der in Unterhaltung mit dem Franzoſen die ab- und zuſtrömende Menge durchmuſterte, erblickte in einiger Entfernung, was er geſucht zu haben ſchien, — Fides, indem ſie ſich eben von der Seite eines langen, hagern Bürgers, ihres Begleiters, losmachte, und durch das dunkle Feſtungsthor in die Stadt zurückeilte. Raſch gegen den Poſten gewendet, ſagte er:

Freund, habt Ihr keine Geliebte, keine Braut zu Hauſe?

Nein, Bürger!

Aber doch eine Schweſter?

Ja, Bürger!

Ich ſehe dort die meinige nach langer Entfernung: ſeid ſo gut, ich bitte, und öffnet mir den Schlagbaum!

Mit gutmüthiger Artigkeit öffnete der Franzoſe. Nun aber umdrängte den eilfertigen Freund die Menge mit neuem Vivatrufe und einer Fröhlichkeit, die ihm, ſo ungeduldig er war, doch einige Rückſicht auferlegte. — Willkommen, willkommen, Eure Gnaden! hieß es. Gott ſegne Ihre Einkehr ins alte, freie Mainz!

Der Baron lächelte über das Wort „frei“, das ihm nun wie ein zweideutiges Schlagwort der Zeit auf das Volk vererbt erſchien.

Jener hagere, lange Bürger hatte ſich indeß angelegentlich durch das Gedränge gearbeitet, machte, ſo viel er Raum dazu fand, ſeinen Scharrfuß, und rief mit lächerlicher Feierlichkeit:

Sie erſcheinen uns, gnädiger Herr Baron, wie der Morgenſtern vor Sonnenaufgang. So gehen Sie der Ankunft unſeres geliebten Landesvaters, als deſſen Abgeordneter, voraus. O verkündigen Sie uns: Wann werden die Strahlen Sr. kurfürſtlichen Gnaden gleich der Frühlingsſonne nach hartem Winter, unſer armes Mainz beglücken?

Wer ſeid Ihr, guter Mann? fragte der Baron lächelnd und ausweichend.

Ich bin der honeste penſionirte Rector Meiſenzal, an der Realſchule, unterthänig aufzuwarten! war die Antwort.

Und die ſchöne Nachbarin, die neben Euch ſtand?

Jungfer Fides Lennig, mein holdſeliges Nachbarskind, hat ſchnell nach Hauſe gemußt. Sie hatte ſich mir angeſchloſſen, um einen Augenblick vors Thor zu blicken, ſintemal wir wiſſen, daß unſere theuern Emigrirten und Exportirten draußen harren und hoffen. Alſo Seine kurfürſtlichen Gnaden — wenn ich fragen darf?

Bringt ihm ein Lebehoch! antwortete Franz Karl kurz, und ſuchte durch das Gedränge zu kommen.

Habt ihr's gehört, ihr Nachbarn und Freunde? rief der Rector. Ein getreues Lebehoch unſerm Kurfürſten Erthal! Hoch!

Alles fiel jubelnd ein, während die Trommeln eines ausziehenden Regiments unter der langen Wölbung des nahen Thores raſſelten.

Neuntes Kapitel.

Fides kam in ſehr feierlicher Stimmung nach Hauſe; und indem ſie die Mutter ohne weiteres aus der Küche in die gute Stube führte, ſagte ſie:

Mutter, er kömmt! Setzt Euch hier in den Seſſel, und empfangt ihn mit Liebe und Freundlichkeit!

Sie zog den ledernen Lehnſtuhl, worin wir ſie einſt nach den Vorkehrungen zum Namenstage der Mutter ſo träumeriſch ausruhen geſehen, hinter dem Ofen hervor, und nöthigte die verwunderte Frau zum Niederſitzen. — Wer denn nur Fides? fragte dieſe. Wer ſoll denn kommen?

Wie Ihr auch fragen könnt! verſetzte Fides. Wer könnte denn kommen, als Franz Karl?

Der Herr Baron? rief die Alte, und ſprang auf. Nein, ſo kann ich ihn ja nicht empfangen.

Fides hielt ſie zurück, und gab nicht zu, daß ſie ſich umkleide. — Er wird gleich da ſein, ſagte ſie begütigend. Bleibt nur immer, wie Ihr ſeid, liebſte Mutter! Franz Karl ſoll uns finden, wie wir eben ſind; es muß nichts Gemachtes ſein, wie er uns trifft. Und — hat er denn auch nicht auf Anderes zu ſehen, als auf Eure Küchenſchürze?

Sie brachte die verlegene Frau wieder zum Sitze, zog das Fußſchemelchen neben den Lehnſtuhl, und ſetzte ſich darauf, indem ſie mit kindlicher Anmuth der Mutter Hand ergriff, und feſthielt. Es war auch hierin nichts Gemachtes, nichts Ueberlegtes: es entſprach ſo der Empfindung des erwartungsfrohen Mädchens, das bei Franz Karl's Anblick ängſtlich und — ein Kind geworden war. — Ei, Fides! tadelte die Mutter, aus Verlegenheit ihres Zwangs etwas ärgerlich. Was ſetzeſt du dich nun, wie ein einfältig Ding, auf das Fußbänkchen?

Worauf Fides erwiderte:

Habt Ihr denn vergeſſen, liebe Mutter: „Wer ſich erniedrigt, ſoll erhöht werden.“ Ihr wißt doch, wozu Franz Karl kömmt?

Wozu er kömmt? verſetzte die Mutter. Biſt du denn ſo gewiß, daß er dich noch will? Das war damals in der kalten, dunkeln Nacht, wo er ſich dir verſprochen hat; wenn du ihn überhaupt bei dem dicken Nebel recht verſtanden haſt! Und jetzt iſt es heißer Sommer, — ein halb Jahr darüber hinaus, und der Kurfürſt ſoll wiederkommen, wie's heißt, und ſoll all' dem Freiheits- und Gleichheitsweſen ein Ende machen. Haſt du das auch überlegt?

Liebſte Mutter, antwortete Fides, — von dem Allem iſt jetzt die Rede nicht; ſondern der Augenblick ſteht vor Euch, daß Franz Karl meine Hand von Euch begehrt.

Heiliger Jeſus! rief Frau Hildegard, und wäre aufgeſprungen, hätten die Hände, die ſich an der Mutter halten wollten, nicht auch die Mutter gehalten. — Und darauf ſoll ich ihm antworten? Aber, was hab' ich ihm denn darauf zu antworten? Wie antwortet man denn überhaupt einem Baron? O ich weiß wol zu reden und zu antworten, wo ich's mit Meinesgleichen zu thun habe, und wenn der Baron ein ordentlicher Bürgerſohn wäre, meinetwegen könnte er auch Rechnungsſchreiber oder Hofkammer-Secretarius ſein, und ich wüßte gar wohl, wie mein Vater ſelig zu deinem Vater geſagt hat, als er auf ſeinen zwei Freiersfüßen hereinkam: Es gereicht uns zur Ehre, Herr Vicedomamtsſchreiber, ſagte er, und gebe der Himmel, daß es meiner Hildegard auch zum Glück gereiche! Aber ſo ſpricht man doch zu keinem Baron? Daß auch jetzt gerade mein Alter nicht da iſt! Der weiß für Vornehm und Gering die Rede zu ſetzen. Und es iſt auch eigentlich ſeine Sache; es iſt deines Vaters Sache, und ich will gar nichts damit zu thun haben!

Liebſte Mutter, verſetzte Fides. Ihr ſeid jetzt an des Vaters Stelle da, und müßt ſtatt ſeiner reden und thun. Aber denkt bei Franz Karl ja nicht an geſuchte und geſetzte Worte: ſprecht nur, wie's Euch ums Herz iſt! Doch braucht Ihr Euch gerade nicht zu demüthigen: Ihr ſeid die Mutter von uns Beiden und gebt dem Baron Euer Beſtes und Alles, und was auch Franz Karl ſo hoch hält, als ob es eine Baroneſſe wäre.

Zwiſchen dieſen und ähnlichen Ermunterungen, welche Fides im Sinn der Mutter und nach ihren eigenen ängſtlichen Empfindungen faßte, lauſchte ſie fortwährend nach der Straße. Denn ſie erwartete in ihren Gedanken einen Reiter, und glaubte immer aus dem Schreien und Lärmen draußen die Tritte eines Pferdes zu hören. Sie, wie die Mutter, waren ſo ſehr von ihrem aufgeregten

Herzen eingenommen, daß ſie in ihrer Befangenheit eines ſo auffälligen Getümmels, wie es eben auf den nächſten Gaſſen vorging, gar nicht achteten. So kam es, daß Fides bei geſpannter Erwartung doch überraſcht werden konnte, als nach leiſem Anklopfen die Thüre aufging, und Franz Karl eintrat.

Fides ſprang auf und flog ihm mit dem Ausrufe ſeines Namens entgegen; doch wie er ſie zu empfangen ſeine Arme breitete, ergriff ſie verſtummend ſeine Hand, ſah ihn lächelnd an, und führte ihn nach dem Lehnſtuhl, in welchem die Mutter aufgeſtanden war.

Nehmen Eure Gnaden Platz! ſagte Frau Hildegard unter verlegenen Knixen, und der Baron, indem er einen Stuhl ergriff, und ſtehen blieb, erwiderte gegen Fides, die ſich wieder auf ihr Schemelchen niedergelaſſen hatte: Aber, Fides! — bin ich dir denn ſo fremd geworden?

Sie lächelte erröthend und verneinend zu ihm auf.

Dann zeigſt du dich wenigſtens anders, als in deinen Briefen, fuhr er fort. Wie lieb und herrlich haſt du mir geſchrieben! Und wie ſehnte ich mich da nach der Schreiberin, — nach der Hand, die ſolches geſchrieben, nach dem Munde, der es ausſprechen würde! Ich werde wieder fortgehen müſſen, weithin, meine Fides, damit du mir wieder ſchreibeſt!

Ach nein, nein, Franz Karl! rief ſie, ſprang auf, und umfaßte mit aller Zärtlichkeit, ihn feſtzuhalten, den Geliebten!

Bei jedem Kuß, den Beide unter wechſelnden Verſicherungen tauſchten, zupfte Frau Hildegard verſtohlen und immer ſtärker ihre Tochter am Kleide. — Ja, ſiehſt du, lieber Franz Karl, ſagte Fides, Schreiben und Sprechen iſt verſchieden. So oft ich an dich ſchrieb, ſtandeſt du ganz anders vor mir, — wie aus Licht und Duft fern, und deine Erſcheinung wandelte und richtete ſich immer nach meinen Empfindungen. Wie du aber jetzt vor mir ſtehſt, ſo nahe und ſo feſt: da iſt es etwas anders, obſchon du ſelbſt nicht anders biſt. Ich weiß es nicht zu ſagen. Vielleicht nur weil du eben da biſt, und ich ſo ſehr auf dich blicken und achten muß. Wenn ich an dich ſchrieb, da ſuchte ich dich — in meinem Herzen, und fand darin Gedanken an dich; jetzt ſind aber all' meine Gedanken außer mir!

Indem beſann ſie ſich wieder auf ihre Mutter und auf ihre Erwartung, und ſetzte hinzu:

Aber, lieber Franz Karl, — meine Mutter iſt ganz verwundert über uns, und weiß nicht, was ſie von uns denken ſoll, — meine Mutter da!

Bei dieſen Worten ſetzte ſie ſich wieder mit wunderbarer Anmuth auf ihr niederes Stühlchen, und der Baron, indem er kindlich vergnügt vor Frau Lennig niederkniete, rief aus: Ach ja wohl! Ich Vergeſſener! Verzeihung! Aber nicht wahr, beſtes Mütterchen, — Fides iſt mein?

Frau Lennig, die eine umſtändliche, förmliche Bewerbung erwartet haben mochte, war von dieſer kurzen, kindlichen Frage ganz verblüfft, und ſah, wie Erklärung und Beiſtand ſuchend, bald den Baron, bald Fides an, die mit gefalteten Händen und innigem Lächeln zu ihr aufblickte. — Herr Baron, ſagte ſie verlegen, — wenn ich Sie recht verſtanden habe, wollen Sie uns die Gnade erzeigen — Ich will mich zwar nicht demüthigen — Ach Gott!

wenn doch nur mein Alter da wäre! Wiſſen Sie denn nicht, Herr Baron, ob mein Erasmus bald zurückkommen wird?

Gewiß wird er bald! antwortete Franz Karl. Nach Uebergabe der Feſtung müſſen ja die Geißeln zurückgegeben werden. Und damit wir ihn dann mit einem häuslichen Feſte recht froh bewillkommnen, ſo laſſen Sie ihn mit der Tochter zugleich einen Sohn finden!

Einen Sohn, Euer Gnaden? fragte ſie verwundert.

Nun ja! Wenn Sie mich nämlich wollen, Herzensmütterchen!

Ah ſo! Nun verſtehe ich! Einen Herrn Sohn! Nun ja! So nehmt euch nur in Gottes Namen! Es wäre freilich meines Mannes Sache; aber wenn er mir aus meiner Voreiligkeit vielleicht einen Vorwurf macht, ſo werd' ich ihm ſagen: Ich habe dir nichts vergeben, Erasmus, — ſie hatten ſich ja ſchon vorher!

Liebe, theure Mutter! rief Franz Karl, indem er ihre Hand küßte und ſie umarmte. — Und wie er nun aufgeſtanden, nach dem Geſchenk der Mutter — nach Fides reichte, ſagte ſie gerührt: Zieh' mich zu dir auf, Franz Karl!

Er hob ſie auf, und ſie ſank an ſeine Bruſt.

Frau Lennig, nach glücklich überſtandener Klemme um Vieles gefaßter, legte Beider Hände in einander, und ſagte:

Sehen Eure Gnaden zu, was Sie an meiner Fides haben! Sie iſt nicht vornehmer Leute Kind: mein Erasmus meint aber, ſie habe doch ein gar vornehmes Weſen an ſich, und iſt jedenfalls Alles, was wir haben; wozu der liebe Gott ſeinen Segen geben mag. — — Aber, nun müſſen Sie verzeihen, Herr Baron, und ich bin recht in Verlegenheit. Sehen Sie, — wir hätten nicht gedacht, daß Sie ſo früh kämen, — ich meine, in dieſe theure Zeit, wo nichts zu haben iſt. Denn ſchicklicherweiſe müßten Sie nun doch bei uns zu Mittag eſſen, und wir können nicht einmal ſagen, Sie möchten vorlieb nehmen: denn wo nichts Rechtes und Schickliches zu haben iſt, da kann eben kein Chriſtenmenſch vorlieb nehmen. Es fehlt ſogar an friſchem Fleiſch. Denken Sie nur, daß ein Ei ſechs Batzen koſtet, ein Pfund Dürrfleiſch drei Gulden, und ein Pfund alt Kuhfleiſch war nicht mehr unter einem Dukaten zu haben.

Franz Karl lächelte, indem er ſprach:

Iſt es nicht ordentlich ſinnreich, liebe Fides, daß unſer unſchätzbares Glück in eine ſo theure Zeit fällt? — — Aber beruhigen Sie ſich, beſte Mutter! Vor den Thoren hält eine außerordentliche Zufuhr, die vielleicht heut noch oder doch morgen zu Markt kömmt. Machen Sie ſich um uns keine Sorge: Liebende entbehren nichts leichter als die Küche.

Inzwiſchen hatte das Getümmel auf den Straßen nicht nachgelaſſen, und man erblickte vor einzelnen Häuſern Volkshaufen, die unter Schimpfen und Toben eingebrochen waren, Thür' und Fenſter zerſchlugen, alles Geräth auf die Straßen warfen, und es theils zertrümmerten, theils verſchleppten.

Es iſt entſetzlich! rief Franz Karl mit Unwillen. Schon auf meinem Ritt durch die Stadt, auf meinem Gang von Hauſe hierher, habe ich dieſe Pöbelhaufen bemerkt, die ſich gegen die Beſtimmung der Capitulation einzuſchleichen gewußt haben, und in Verbindung mit Leuten ihres Gelichters aus der Stadt dieſen empörenden Unfug verüben. Es gilt den Clubiſten. Man rottet ſich zuſammen, hetzt die einzeln in die Stadt gekommenen deutſchen Soldaten zum Plündern auf, und überfällt mit ihnen die Wohnungen der Clubfreunde, mißhandelt die Familien derſelben, und raubt oder zerſtört ihr Eigenthum. Niemand widerſetzt ſich dieſer Wuth der Rache und der Raubſucht; der Pöbel iſt Herr in dieſer Zwiſchenzeit der Geſetzloſigkeit. Ich habe daher auch mein Schwert nicht von mir gethan, ſondern es nur draußen vor die Stubenthüre geſtellt. Es iſt eine Zeit des Fauſtrechts und der Selbſthülfe!

Dieſe Worte der Entrüſtung über einen Unfug, den man vom Fenſter aus vor Augen hatte, ſetzte die Mutter Lennig in Angſt und Unruhe. Sie faßte für ihr eigenes Haus die Beſorgniß, daß man ihrem entfernten Manne ſeine Verbindung mit dem Club gedenken dürfte. Der Baron ſuchte dagegen mit ruhigem Zuſpruch die perſönliche Achtung Vater Lennig's, und was er als Geißel für die Stadt gelitten, geltend zu machen. Doch erſt, als mehrere tumultuariſche Haufen auch ohne die Miene, daß es auf Lennig's Wohnung mit abgeſehen ſei, vorübergezogen waren, beruhigte ſich die gute Frau inſoweit, um ihre Fides unter Franz Karl's ſchützendem Geleit nach der Wohnung des lieben Profeſſors Blau ziehen zu laſſen, dem wol auch eine Unbilde zugedacht ſein konnte. Mit dieſer Sorge, die durch das Glück gemildert war, zum erſtenmal am Arme des Geliebten durch die Straßen von

Mainz zu ſchweben, verließ Fides mit Franz Karl, der ſeinen Degen wieder umgelegt hatte, das Haus in der Umbach.

Zehntes Kapitel.

Wohin ſich das glückliche Paar wendete, traten ihnen die bejammernswertheſten Erſcheinungen der Unordnung und Zerſtörung in den Weg. Schmutz und Wuſt hatten ſich nicht mehr in den Winkeln gehalten, ſondern nahmen die breiteſten Straßen und Plätze ein. Doch das Entzücken, Arm in Arm zu wandeln, Beiden ſo neu, trug die Frohen über dieſe Begegniſſe leichter hinweg. Ein ſo unausſprechliches Glück, als ſie inmitten ſolcher Zerſtörung gewonnen hatten, ſchien auch die jammervollen Eindrücke derſelben zu mildern! Sie hatten die ahnungsvolle Empfindung, als ob dieſe Welt umher, in ihrer vormaligen Herrlichkeit ihnen ſo bekannt, in ſolche Trümmer hätte zerbrechen, in dieſen Wuſt zerfallen müſſen, um ihnen den vergrabenen Schatz herauszugeben, der in der alten Ordnung des Lebens verzaubert gelegen, und ihnen jetzt ſo beglückend zugefallen war. Hand in Hand und voll Hoffnung ihrer ſchaffenden Zukunft, erblickten ſie weniger, was zerſtört umherlag, als was in neuem Bund und Frieden ſich noch ſchöner aufbauen ſollte.

Als ſie aus einiger Ferne vor Blau's Wohnung Alles ruhig fanden, kamen ſie überein, jetzt nicht einzukehren, ſondern weiter zu wandeln. Franz Karl hatte ſo Vieles mitzutheilen, auch Betrübendes, was ſeiner Verlobten mit zu gehören ſchien. In raſchen Umriſſen erzählte er ihr die Geſchichte Cäciliens und Jean Baptiſt's, — eine Trauer, die ihnen durch Verwandtſchaft beider Unglücklichen gemeinſam war, und durch den Contraſt mit ihrem eigenen Glück einen tragiſchen Eindruck auf Fides machte. Dorotheen hatte der Baron auf ſeine Koſten vorerſt bei Frau Forſter untergebracht, die wieder aus dem Gebirge nach Neuſchatel übergezogen war. Die künftige Beſtimmung des ſchätzbaren Mädchens ſollte von Fides geſchehen. — Nun ſtand aber dem glücklichen Freunde noch eine harte Stunde mit der Baronin Mutter bevor. Er hatte ihr geſchrieben und ſich ihr angekündigt. Nach vieler Ueberlegung entſchloſſen, ihr in Betreff Cäciliens nichts von der Wahrheit zu verſchweigen, fand er ſich jetzt darin durch die Zuſtimmung ſeiner Fides bekräftigt. Abgeſehen von der Schwierigkeit, eine haltbare Geſchichte zu erfinden, die doch nur die Umſtände des Unglücks, nicht dieſes ſelbſt mildern konnte, glaubte der Baron auch, die volle Wahrheit nicht blos ſeiner Geſinnung, ſondern eben ſo ſehr der hohen Bedeutung des Ereigniſſes ſelbſt ſchuldig zu ſein. — Aber, wendete Fides ein, wird deine Mutter, die ich freilich zu wenig kenne, das Unglück auch in dieſem Sinne faſſen?

Allerdings iſt mir dieſer Zweifel auch gekommen, meine theure Fides! erwiderte er. Wenn ich aber auch fürchten müßte, Schmerz und Kränkung werde zu tief auf das Gemüth der Mutter wirken, als daß es eine freie, verſöhnende Betrachtung faſſen könnte: ſo verſpreche ich mir doch einen andern Vortheil davon. Ich hoffe nämlich, der durch die Umſtände ſo erſchütternde Verluſt einer Tochter wird ihr den Erſatz durch eine Schwiegertochter deſto erwünſchter machen.

Mit einem zärtlichen Händedruck verſetzte Fides:

Muß denn aber die Wahrheit gerade auch noch einen Vortheil bringen, beſter Franz Karl?

Das nicht, mein Herz! antwortete er. Wenn jedoch meine Mutter einſehen muß, wohin verſchrobene, unnatürliche Verhältniſſe der höhern Geſellſchaft führen können: ſollte ſie dann nicht leichter über ihre alten Vorurtheile hinauskommen? Denn — ich darf dir nicht verſchweigen, meine theure Fides, daß ſie ſich keine bürgerliche Schwiegertochter wünſcht, ja, ſich vielleicht kaum einer ſolchen Neigung zu mir verſieht.

Worauf Fides, indem ſie ſich feſt an ihm ſchmiegte, mit gerührtem Blick verſetzte:

Wie froh machſt du mich, mein geliebter Franz Karl, indem du mir das offen ausſprichſt! O daß ich dich dafür im Angeſicht dieſes hohen und zerſtörten Doms umarmen könnte! Du zeigſt mir ein edles Vertrauen, und ſollſt dich darin nicht irren, daß ich es verdiene. Sieh', liebſter Freund, ich verſpreche mir von deiner Mutter nicht, was du erwarteſt. Ein ſo ſchmerzliches Opfer kann ihr mütterliches Herz eben ſo leicht verhärten, als verſöhnen; ja vielleicht öffnet es, ſtolz, wie es iſt, in einer Zeit wie die jetzige, ſich noch leichter dem Trotz als der Ergebung. Es wird mich tief betrüben, wenn ich der Frau Baronin keine werthe Tochter ſein kann; aber die Liebe darf ſich dem Vorurtheil nicht unterwerfen, und das Leid der Mutter über ſolchen Ungehorſam können wir mit aller kindlichen Liebe ihr leider! nicht erſparen. Sag' mir nur, mein lieber, ehrlicher Freund, — haſt du dich auch geprüft, und biſt du gewiß, daß die Mißbilligung der Mutter, die ſich vielleicht von uns trennt, dein Glück und unſer Glück nicht ſtören wird?

Niemals, niemols! rief der Baron mit hohem Ernſte. So wahr uns dieſe verhängnißvollen Vorbilder umgeben! Mußte nicht dies altadelige Mainz ſelbſt unter den neuen Gedanken der Zeit brechen? Mag immerhin das alte Vorurtheil unter der alten Fürſtenperrücke noch einmal ſiegreich wiederkehren! Dieſe Bollwerke ſind nicht vergebens gefallen; vergebens nicht hat die Zerſtörung dieſen Grund und Boden, hat Empörung, Haß und Liebe der Herzen gemiſcht: das zitternde Zepter kann die Zukunft nicht mehr bewältigen, die zwiſchen dieſen Trümmern und aus den Kämpfen der Menſchen mit neuen Schöpfungen, mit einer höhern Geſtalt des bürgerlichen Lebens hervorbringen wird. — — —

Hier in der Umgebung des Doms wandelte das Paar recht im Mittelpunkte der Zerſtörung. Die Trümmer der zuſammengeſchoſſenen und in Flammen aufgegangenen Hauptgebäude lagen umher; ſtehen gebliebene Mauern drohten den Einſturz; einzelne Thürme, im Innerſten erſchüttert, vermochten ſich kaum noch aufrecht zu halten. Der herrliche Dechaneibau jammerte den Freund. Noch ſtand die Säulenhalle aufrecht; die Decken aber lagen in Schutthaufen, und die Drahtgitter der zur Erleuchtung von oben eingerichteten Fenſter waren wie Netze über die Zerſtörung geworfen. Der alte Bau hatte im Geſpenſterruſe geſtanden, und hier noch erblickte man an Bruchſtücken vergilbter Wände die Kreuze und Heiligennamen, die man von Zeit zu Zeit als Geſpenſterſcheuchen unter geſprengtem Weihwaſſer angeſchrieben hatte. — Indem das wandernde Paar ein oder das andere noch erhaltene Gebäude betrat, fanden ſie, zu ihrem noch lebhafteren Verdruß, ſtatt betrübender Zerſtörung die empörenden Spuren von Rohheit, Muthwillen und Frevel, die ſich an Decken und Wänden, an Stuck und Marmor ausgelaſſen, als dieſe Räume zu Wachtſtuben, Einquartierungsſälen, Schneiderwerkſtätten u. dgl. gedient hatten.

In die Nähe des Schloſſes durfte man ſich kaum wagen, und man errieth hinter bretternen Angebäuden die ſchmähliche Verunreinigung dieſes hohen Fürſtenſitzes. Eine Wildniß ineinandergeſchobener Kanonen, Lavetten, Pulverwagen, theils vom Feinde zerſtört, theils im Gebrauch verdorben, erfüllte den weiten Platz.

Einige Reiter begegneten dem Paar auf der großen Bleich, und Franz Karl, als er den ſtattlichſten darunter von weitem erkannte, flüſterte ſeiner Fides den Namen Goethe zu. Die kleine Geſellſchaft war nach dem Abzuge des letzten franzöſiſchen Regiments, um den Zuſtand der Stadt zu beſchauen, von Marienborn hereingeritten. — Ha, welch' ein erquickender Anblick! rief der Dichter aus, als ihm der Baron ſeine Braut vorſtellte. Ein ſchönes Paar, liebend und verlobt, und mit Werdeluſt auf eine glückliche Zukunft gerichtet, begegnet uns zwiſchen dieſen beklagenswerthen Ruinen! Sagt, ihr Freunde! Sollen wir es mit zwei Edelſteinen vergleichen, die aus dem zerbrochenen Luſtpokale von Mainz gefallen, in ein Liebesband gefaßt werden? Oder wiederholt ſich uns die mythologiſche Zeit, da aus zerſtörenden Fluten Deukalion und Pyrrha, von Promotheus und Pandora ausgeſtattet, ſich retteten, um ein neues Geſchlecht zu begründen?

Der Baron, indem er des Dichters Hand ergriff, verſetzte dankend und artig:

Sie retteten ſich, ſo viel ich weiß, auf den Parnaß, unter Apollos ſegnende Augen: und ſo ſtellen wir uns jetzt freilich als Deukalion und Pyrrha dar! — —

Goethe beklagte die gräuelvolle Zerſtörung. — Wir kommen von der Favorite, ſagte er, und konnten kaum noch den Platz unterſcheiden, wo Terraſſen, Orangerien, Springwerke, Gartenſaal und Götterbilder den zaubervollen Aufenthalt geſchmückt hatten. Weinend erzählte uns der Gärtner von den Herrlichkeiten des vorigen Sommers, als der Kurfürſt die höchſten Häupter und zahlreiches Gefolge unter jenen Alleen, an unüberſehbaren Tafeln, auf damaſtenen Decken und ſilbernen Tellern geſpeiſt hatte. So ſehen wir denn in Schutt und Trümmer zuſammengeſtürzt, was Jahrhunderten aufzubauen gelungen, was in der ſchönſten Lage der Welt an Reichthümern von Provinzen zuſammengefloſſen, und was Religion als Beſitzthum ihrer Diener zu befeſtigen und zu vermehren bedacht geweſen war! — —

Nach ſolchen Klagen ſchied der Dichter mit wohlgefälligen Blicken auf die ſchöne Fides, deren Auge mit andächtigem Staunen an dem hohen Manne hing. — Selbſt für mich, wie viel weniger für ein ſeliges Paar, iſt hier des Bleibens nicht! ſagte er. Ziehen Sie mit dem geretteten Schatze dahin, lieber Baron, wo der Zauberkreis, den Freundſchaft und Liebe, Wiſſenſchaft und Kunſt um uns ziehen, von keinen Fragen und Bedrängniſſen der Zeit geſtört wird. — — —

Sieh', meine theure Fides! rief Franz Karl hinter den Weggerittenen her, ſo ſegnen die Mahnungen und Weiſſagungen der edelſten Geiſter unſern Bund ein! Wie der Dichter mit frohen, ſo wies Forſter mit ſchmerzlichen Worten auf die Zukunft hin. — —

Wie ſie weiter kamen, hörte man von fernher Trommeln und Muſik eines deutſchen Marſches. Die Straßen wurden lebendig, und Alles rannte dahin, um den Einzug des Königs von Preußen mit ſeinen Garden zu ſehen. Wie ein Wolkenbruch ergoß ſich zugleich durch alle Thore die Flut der ausgewieſenen und ausgewanderten Mainzer und was von fern und nahe ſich ihnen anhing. Leider! erneuerten ſich mit dem neuen Zufluß der Menſchen die tumultuariſchen Auftritte. — „Das iſt auch Einer"! ſchrie es in allen Straßen, und dieſer Hetzruf eines jeden Schurken konnte die Jagd der Rachſüchtigen auf den unſchuldigſten Menſchen lenken. Man drang in die Wohnungen, und wo man keine Clubiſten fand, fand man ihr Eigenthum. Die Verſteckten zog man hervor, mißhandelte und lieferte ſie den Preußen aus, von denen ſie mit Kolbenſtößen empfangen, dem öffentlichen Geſpött preisgegeben und eingeſteckt wurden, um nach Frankfurt geſchleppt zu werden, wo eine „mainzer Commiſſion" zur Unterſuchung gegen die Clubiſten beſtellt war. — Die Rachſucht des Pöbels kannte keine Grenzen. Selbſt die Frauen und Kinder der Unglücklichen erfuhren Unbilden aller Art.

Ja Manche wurden ſelbſt mit fortgeſchleppt und mit Zuchthaus und Schanzarbeit bedroht.

Entſetzt von ſolchen Vorgängen eilte Franz Karl mit Fides fort. Doch kaum konnte man in irgend einer Richtung ähnlichen Auftritten entgehen. So wurde unter ihren Augen auf dem Platz um den Neubrunnen, im Gedränge der Menſchen, ein junges, ſchönes Mädchen für todt vom Pflaſter aufgehoben und fortgetragen. Noch über die Ohnmächtige ergingen Schmähworte und Schimpfnamen, aus denen man errathen konnte, worin ihre Schuld beſtand, — daß ſie nämlich auf einem Liebhabertheater der Clubiſten in einigen patriotiſchen Stücken eine Rolle geſpielt hatte.

Elftes Kapitel.

Dieſe Unordnungen hörten mit der Beſetzung der Stadt durch Preußen und Heſſen nicht auf. Selbſt eine Proclamation des preußiſchen Gouverneurs, Generals von Wolframsdorf, und des Commandanten, Generals von Grevenitz, worin zur Ruhe und Ordnung ermahnt, vor Privatrache gewarnt, und Gehorſam gegen den rechtmäßigen Landesherrn anbefohlen wurde, half dem Unfug nicht überall ab, und man ſah ſich genöthigt, Streifwachen, auch den Tag über, beſtändig im Gang zu halten.

Der Baron hatte das Forſter'ſche Haus ziemlich im

Auge behalten, und es war ihm mit Sömmering, der des abweſenden Freundes Sachen packen ließ, gelungen, wiederholte Anfälle des Pöbels, die doch nur einer Plünderung gelten konnten, abzuwehren. Endlich fand er einen preußiſchen Poſten vor dem Haus aufgeſtellt, und erfuhr, daß der Prinz Louis von Preußen in Anerkennung der gelehrten Verdienſte Forſter's dieſe Schutzwacht befohlen habe. Der lebhafte Sömmering pries mit rührendem Stolz auf den unglücklichen Freund dieſe fürſtliche Großſinnigkeit, und verſprach ſich von ſolcher Gunſt eine vollſtändige Amneſtie für den Verbannten.

Nun hatte der Baron keine Entſchuldigung mehr, den ängſtlichen Beſuch bei ſeiner Mutter länger hinauszuſchieben. Auch flößte ihm der Anblick des Stroms, als er über die Brücke ritt, Muth und Entſchloſſenheit ein. Nach längerer Abweſenheit athmete er hier mit der erquicklichen Luft die heiterſten Erinnerungen, und faßte mit einem Blick ins Rheingau hinab die belebendſten Ausſichten in ſeine Zukunft. In dieſer Stimmung ließ er ſich auch den öden Anblick verwüſteter Felder und Gärten, Alleen und Rebenhügel um Caſtel nicht anfechten. Innerhalb der Feſtungswerke fand er Alles, wie es die Franzoſen bei der Nachricht von der Uebergabe ſtehenden Fußes verlaſſen hatten, und kaum war zum Durchkommen der Verhau geöffnet, zu welchem die Belagerten alle Obſtbäume der fruchtbaren Umgebung ſchonungslos niedergehauen, und zu einem letzten Bollwerk mit Kronen und Aeſten ineinandergeſchoben hatten.

Als nach etlichen Tagen der Baron nach Mainz zurückkehrte, taumelte die Stadt noch in einem unendlichen

Feſtjubel. Der Kurfürſt hatte ſeinen Einzug gehalten, und die Luft dröhnte noch vom wilden Jauchzen des Volkes, vom Geläute der Glocken und dem Donner der preußiſchen Batterien. Die zwölf Metzger, die ſtatt der ausgeſpannten Pferde den Reiſewagen des Fürſten mit dem friſch aufgemalten Wappen durch die Stadt gezogen hatten, ſchleppten eben eine reiche Weinſpende aus den im Gewölbe des Doms bewahrten Vorräthen nach einem Vergnügungsplatze, und ſchlugen gelegentlich, im Uebermuth ihrer Verdienſte, an einigen Clubiſten-Wohnungen die letzten noch vorhandnen Scheiben ein.

Mit der Abendkühle des 31. Juli betrat Franz Karl das kleine Haus in der Umbach, und überraſchte Fides, die eben am Fenſter einen großbedruckten Bogen las. Sie ließ in der Aufwallung ihres ſehnſüchtigen Herzens das Blatt zur Erde fallen, und eilte mit ausgebreiteten Armen dem Geliebten entgegen.

Wie? Du haſt geweint? rief der Freund erſchrocken.

Ach! der arme Blau! ſeufzete ſie, und kämpfte mit dem wiederkehrenden Leide. Sie haben ſeine Möbel zerſchlagen, ſein Geräth geraubt, den Wein, den ſie nicht leeren und fortbringen konnten, auslaufen laſſen. Er ſelbſt hatte ſich verſteckt, und wäre gewiß auch mit Hülfe des jungen Neeb glücklich entkommen, hätte nicht einer ſeiner ehemaligen Collegen an der Univerſität den edeln Mann verrathen. Er wurde, gleich den übrigen Clubiſten, die man auffand, ergriffen und zur Haft gebracht. Vorgeſtern hat ihn nun der König, der Kronprinz nebſt anderen hohen Perſonen in des Königs Gefolge vor ſich führen laſſen, um den „Finanzminiſter der Adminiſtration", wie ſie ihn ſpottend nannten, zu ſehen. Lange ſoll er zu den Spöttereien der hohen Herrſchaften ſchweigend gelächelt haben, bis er in edelm Unwillen an die Wandelbarkeit des Glücks und an die Leichtigkeit, eines Gefangenen zu ſpotten, erinnerte. Da erhielt er mit hartem Reiterhandſchuh einen Schlag ins Angeſicht.

Von wem? rief Franz Karl in aufwallender Entrüſtung.

Ich habe ihn gefragt, fuhr Fides fort. Es gelang mir nämlich, ihn einige Augenblicke im Gefangenhauſe zu ſprechen, als er geſtern mit Profeſſor Böhmer und anderen Clubiſten aus Mainz gebracht wurde. Aber — nein, nein, meine Tochter! antwortete er mir mit ſanftem Kopfſchütteln. Laß mich den zornmüthigen Herrn verſchweigen! Gott kennt ihn, und möge der gütige Himmel die Hand ſegnen, die mir ſo weh gethan, und Schwert und Scepter, die ſie einſt führen ſoll, vor der Wandelbarkeit des Glücks bewahren! — Auch verſchwieg mir der edle Mann, daß er — —

Fides umſchlang laut weinend den Geliebten, und konnte nur ſtöhnend die Worte hervorbringen:

Daß er auf höchſten Befehl, — Stockprügel — —!

Eine tiefe Stille entſtand, in welcher das von Schmerz — und das von Zorn bebende Herz des verſtummten Paares heftig aneinanderſchlugen. Endlich erklärte Franz Karl mit beruhigenden Worten:

Wir verlaſſen dieſes unſelige Mainz, o meine geliebte Fides! Und es wird uns auch leicht gemacht, hier abzuſchließen. Ich komme eben von Albini, den mir der Zufall in den Weg führte: er war ein wenig verlegen, that ein wenig fremd; doch ließ er mich endlich errathen, daß der Kurfürſt mancherlei Gnaden im Werk hat. Ich werde z. B. aus Mainz verbannt, vorgeblich wegen meiner Dalbergs-Idee, wahrſcheinlich aber auf eine Eingebung der Gräfin Coudenhove, die wieder, jedoch ohne ihre nach Hauſe gekehrten Nichten, im Pavillon zum goldenen Pferd eingekehrt iſt; dein Vater wird ſeines Dienſtes entlaſſen, weil er, wenn auch nur zum Schein und ſelbſt aus Treue und Anhänglichkeit, ſich doch einmal zum Club eingeſchrieben hatte, und was ſonſt noch Erfreuliches herauskommen wird. Die Verdienſte werden jetzt gar abſonderlich gemeſſen. Nur wer Mainz und ſeine Mitbürger im Stich gelaſſen, hat Recht und Gnade zu erwarten; unter den Zurückgebliebenen fällt ein Lächeln des Fürſten blos auf Diejenigen, die als Spione des entflohenen Hofs gedient, nicht auf Jene, die zum Schutz ihrer Familien und Anvertrauten, zur Erhaltung ihres Beſitzthums, zur Ermuthigung verzagter Herzen, zur Anfeuerung deutſcher Geſinnung in Verfolgung, Gefahr und Leiden ausgeharrt haben. Jetzt, mein treues, edles Herz, iſt es Zeit, daß wir auswandern. Wie glücklich macht es mich, daß ich die ſeligſte Zuflucht für uns habe. Für uns Beide, meine ich, und die Deinigen: ihr macht jetzt meine Familie aus; denn meine Mutter — Er ſchwieg einen Augenblick, und ſagte dann mit Ruhe und Faſſung: Meine Mutte iſt nach Münſter abgereiſt!

O mein lieber Franz Karl! rief Fides ſchmerzlich, indem ſie ihn umfaßte und küßte.

Dafür kömmt dein Vater! fuhr der Freund heiter fort. Die Geißeln werden gegen ſolche Clubiſten ausgewechſelt, die nach Frankreich überſiedeln wollen. Ich habe ſchon im Voraus Wohnung für dich und deine Mutter bei der wackeren Frau Gertrud, meiner Gevatterin, einrichten laſſen. Dort ſeid ihr meine lieben Nachbarinnen; indeß ich Alles für den glücklichen Tag vorbereite, der uns, nach der Rückkehr deines Vaters, mit heiliger Weihe zu einer einigen, frohen Familie verbinden ſoll. Für uns Alle iſt Raum in meinem ſtillen, friedlichen Hauſe. Nichts fehlte bis jetzt auf jenem paradieſiſchen Sitze, als eine Herrin wie meine Fides!

Sie ſank an ſeine Bruſt. Mutter Hildegard kam dazu. Sie hatte auf dem überfüllten Markte gute Einkäufe gemacht, und deckte mit behaglichem Lächeln den Abendtiſch.

Franz Karl nahm den bedruckten Bogen vom Fußboden auf, und ſetzte ſich ans Fenſter, die Proclamation des Kurfürſten an ſein Volk zu leſen. Sie war am Tage des Einzugs verbreitet worden und von Aſchaffenburg aus datirt. Bei einzelnen Stellen lächelte der Freund ſtill vor ſich hin, andere las er halb laut, und rief endlich Fides herbei, ſie mit anzuhören. — Komm, mein Herz! ſagte er. Die braven Kinder bekommen da vergoldete Nüſſe beſchert. Er las:

„Wir haben mit gerührtem Herzen und der lebhafteſten Freude die beharrliche deutſche Treue und Standhaftigkeit erfahren, womit unſere gutgeſinnten Unterthanen“ — —

Ich bin deine Unterthanin! unterbrach ihn Fides, indem ſie ſich auf dem Fußbänkchen neben ihm niederließ, und ſich mit traulichem Lächeln auf ſeine Knie ſtützte. Nun lies weiter, lieber Herr und Gebieter! Ich muß mir doch etwas von den ſchönen Worten und Redensarten zu eigen machen, die mir vorhin gar zu fremd und kalt vorgekommen ſind. Nun lies doch!

Franz Karl ſchlang ſeinen Arm um ihre Schulter, und las weiter:

„Vor Allem wollen wir zum eignen Wohl unſerer Unterthanen die vorige Ordnung der Dinge wiederherſtellen. Zu dem Ende heben wir alle von der franzöſiſchen Generalität, dem anmaßlichen Convent, Adminiſtration und Municipalität getroffenen Verfügungen, ertheilten Geſetze und Verordnungen wieder auf, und erklären dieſelben für null und nichtig.“

Nein, nein! lachte Franz Karl. Die vorige Ordnung der Dinge können wir Beide nicht brauchen. Wir wollen die allerneueſte Ordnung der Dinge. Aber, ich fange doch auch mit Aufheben an, und hebe dich, liebſte Fides, auf meine Knie. Ich bin nur der Thron meiner Herrin und Gebieterin. Wir erklären uns für die neue Ordnung der Freiheit und Gleichheit, — der Freiheit im Küſſen und der Gleichheit durch Umarmung, wobei immer Eins ſo viel hat und bekömmt, als das Andere.

Nachdem Beide lachend dieſe neue Ordnung eingeſetzt, und durch Wiederholung beſtätigt hatten, las Franz Karl leiſe weiter bis zu den Worten:

„— — Uns ferner die mit ruhmvoller Standhaftigkeit erprobte Treue zu beweiſen; dagegen auch von Uns überzeugt zu ſein, daß wir keinen andern Wunſch in Unſerm Herzen nähren, als den Reſt unſerer Tage dem Glück und der Zufriedenheit unſerer geliebten Unterthanen noch ferner zu widmen."

Aber, meine ſüße Fides, erinnerte Franz Karl mit ſchalkhafter Wichtigkeit, — wäre es nicht Schade für die ſchönen Worte, wenn ſie keine Wahrheit wären? Sag', wie machen wir ſie wahr?

Ich weiß es, mein Herzens-Franz Karl! erwiderte ſie. Wenn du mein Kurfürſt biſt, ſind ſie wahr!

Wenn ich aber ein richtiger Kurfürſt ſein ſoll, wendete er ein, ſo muß ich auch küren, und ich erküre dich zu meiner Kaiſerin: ſo ſind ſie doppelt wahr!

Sie ſind wahr, die ſchönen Worte ſind wahr! riefen Beide jubelnd und in die Hände klatſchend.

Eben trat Frau Hildegard ein, ſchmunzelnd über die duftenden Feldhühner, die ſie gebraten auf den Tiſch ſetzte.

Unſer Erbtruchſeß! lachte Franz Karl, und blinzelte auf die Mutter. Fides lachte mit, und die geſchäftige Frau ſchalt freundlich:

Seid ihr nicht Kinder! Da ſetzt euch lieber her, und ſtopft euch die Mäuler!

Kinder? Ja, theure Mutter, rief mit Wärme Franz Karl, indem er die gute Frau umarmte, — aber auch Zauberer! Eben haben wir herrliche Blüthen, unvergängliche Früchte für uns aus vertrockneten Reiſern des Hofgartens hervorgelockt!

Zwölftes Kapitel.

Es war wieder ein ſo ſchwüler und gewitteriger Tag, wie jener, an welchem Garzweiler vor der Kaiſerkrönung, das goldene Vließ einer Familie zu gewinnen, den ſtillen Rhein hinabgeſchifft war, als heut Baron Franz Karl mit ſeiner Fides und Frau Hildegard langſam die große Bleich hinabfuhr, um mit eben ſo ſüßen und heimlichen Hoffnungen dieſelbe Gondel zu beſteigen. Er hatte ſich dies Fahrzeug von den Erben Jean Baptiſt's ausbehalten, als er ihnen die nöthigen Nachweiſe über den Tod des reichen und unglücklichen Schiffers mit guten Rathſchlägen zuſtellte.

Der Sonntag Portiuncula ward gefeiert. Noch lagen Schutt und Schmutz in allen Gaſſen. Denn von oben bis zum geringſten der zurückgekehrten Diener herab, waren Alle ſo voll perſönlicher Anliegen und gieriger Bemühungen, daß man des öffentlichen Wohls noch immer nicht achten konnte. Zum Vergnügen oder zur Andacht geputzt, trieb ſich die bürgerliche Einwohnerſchaft auf — und zwiſchen dem Braß von Brand und Einſturz, wie Mücken auf der Fäulniß, fröhlich hin und wieder. Aus halbverbrannten, mit Balken geſtützten Häuſern wirbelte der Rauch von Garküchen für die Soldaten und Familien, die noch des eigenen Herdes entbehrten. Tanzmuſik und Jubel zechender Preußen und Heſſen erſcholl aus Kneipen und Kaſernen. Zank und Zotenlieder, Lärm und Lachen tobten durch die unſauberen Gaſſen, und auf den Tanzböden. Das beſiegte Ça ira ſpielte zu luſtiger Erinnerung immer wieder aus den Wirthshäuſern. Dazu läuteten die Glocken; eine feierliche Dankproceſſion wallte durch die Straßen, und das unbefriedigte Volk, zu allem Aufregenden getrieben, ſchloß ſich in unabſehbaren Reihen betend an. Patrouillen, die der noch ſo leicht aufwallenden Unordnung wachten, durchkreuzten die Proceſſion. Die Litaneien der Andächtigen, Spottlieder der Zechenden vermiſchten ſich ſeltſam, und zwiſchen den Gläubigen, die, ſich bekreuzend, vor dem rothen Baldachin des Weihbiſchofs niederknieten, ſtanden rauchend und lachend übermüthige Preußen. Leidenſchaftliche Wallbrüder ſchlugen mit ihren brennenden Fackeln nach den Spöttern, und dieſe zogen ihre Seitengewehre: wenig fehlte, daß nicht Mord und Todtſchlag das Dankfeſt beſchloſſen hätten.

Bei Hofe war große Vorſtellung. Der Kurfürſt hatte das deutſche Haus, das vor und unter der Belagerung unverſehrt geblieben war, bezogen. Die Gitterthore ſtanden weit geöffnet; zwiſchen ihren ſteinernen Pfeilern fuhr die Gala der Hoffähigen ein, und füllte den weiten Hofraum des ſchönen Gebäudes. Durch die offenen Fenſter des großen Ritterſaals erblickte man das Gewimmel der zurückgekehrten Uniformen. Auf den bekränzten Balkon der ſchattigen Rheinſeite des Palaſtes war die Gräfin Coudenhove mit den übrigen Freundinnen des Fürſten herausgetreten, die erquickende Luft des grünen Stroms mit großen Fächern zu fangen. Sie ſahen fremd und ſchnöde herab, als der Baron in ſeiner offenen

Kaleſche vorüberfuhr; vergnügten Lächelns blickte er hinauf, noch vergnügter Fides in die Augen des Verlobten, die von keinen Hoferinnerungen getrübt waren. — Was ſiehſt du mir ſo geſpannt in die Augen, mein Herz? fragte er freundlich, und Fides erwiderte, ihre frohe Rührung unter Scherz verbergend:

Ich beobachte das Wetter unſerer Zukunft!

Auf meinem Geſichte?

Ja, lieber Franz Karl! Weißt du, wenn der Mond einen Hof hat, wie man's nennt, bedeutet es Niederſchläge und trübe Witterung. Dein Auge war eben ein glänzender Vollmond, und hatte — keinen Hof.

O mein Engel! rief Franz Karl entzückt. Wünſcheſt du dich nicht an den Hof? Dort hinter uns, im Ritterſaale des deutſchen Hauſes, wäre dies geiſtreiche Wort ausposaunt worden, und der Kurfürſt hätte dir wenigſtens die Hand geküßt!

Du biſt ja mein Kurfürſt! ſagte ſie, und reichte ihm ihre Hand hin.

Franz Karl küßte die kleine weiße Hand, und da der Wagen eben am Landungsplatze anfuhr, hielt er die liebe Hand feſt, hob die Geliebte aus dem Wagen, und führte ſie nach der Gondel. Die Mutter folgte, und der Bediente trug die ſchwere Schatulle nach, die als ungezähltes Erbe der Tochter und der Enkel Garzweiler's mit nach Oeſtrich genommen wurde.

Hier an dieſem zaubervollen Ufer — welch' eine ſelige Stille zwiſchen dem Segen der Ernten nahm die mainzer Flüchtlinge auf! — — —

Im Schlößchen herrſchte jetzt eine ſtille Thätigkeit, um den glücklichen Tag vorzubereiten, an dem man die Trauer um eine begrabene Schweſter abzulegen dachte, um den rückkehrenden Vater Lennig und den Trauſegen des Pfarrers Chambion feſtlich zu empfangen.

Doch darüber ging noch der hohe Monat Auguſt hin.

Endlich wurde am Landungsplatze des Schloßgartens eine Ehrenpforte errichtet und ausgeſchmückt. Bald glitt ein Boot zwiſchen den Inſeln hindurch, und lenkte nach dem Geſtad herüber. Jetzt fielen vom Tempelhügel des Gartens Böllergrüße des Willkomms. Frau Hildegard mit Fides und Franz Karl an beiden Händen, Meiſter Cratz und Gertrud im Sonntagsſtaat, Chambion und der Schulmeiſter, die Bedienten in Gala gruppirten ſich um die geſchmückte Pforte. Und als Herr Erasmus Lennig lächelnd und bewegt die Ufertritte heraufkam, wußte er nicht, wen er zuerſt umarmen ſollte. Da trat Nazi als Liebesgott hervor und überreichte dem Ankömmling einen friſchen Eichenkranz. Vom Balkon ſpielte Muſik.

— — — — — — — — —

Die Begrüßungen uud Erklärungen, die Glückwünſche und Umarmungen waren vorüber, die Erfriſchungen eingenommen, da rief Lennig in vertrautem Kreiſe:

Ja, hier laſſ' ich mich willkommen heißen! Vergeſſen wir Mainz, hier am Sitze des Friedens, wo Liebe und Verſtändniß der Zeit einander die Hände reichen, Eins dem Andern dient, Eins das Andere beherrſcht! O hätten wir nur noch zwei edle Freunde mit herüberretten können! Der gute Blau liegt ohne viel Hoffnung darnieder. Die ſchmählichen Mißhandlungen haben ſeine kranke Bruſt hart getroffen! Katharine iſt wenigſtens doch zu ſeiner Pflege zugelaſſen. Und von Forſter hört' ich unterwegs, daß heftige Gicht, und wer weiß, welches Seelenleid ſein edles Leben bedroht.

Eine tiefe Stille feierte die fromme Trauer der Herzen. Nach einer Weile fuhr Erasmus fort:

Ach, dies beklagenswerthe Mainz! Dort haben Einigkeit und Vertrauen ſich in Haß und Mißtrauen verwandelt. Tückiſche Schadenfreude und zügelloſe Ueppigkeit begegnen einander auf den Schutthaufen des alten Wohlſtands. Der Adel ſchickt ſich wieder an, in gedankenloſer Beſchäftigung und frivolem Betragen darzuthun, daß es *über* dem denkenden und arbeitenden Bürgerthume eine erhabenere Gattung von Menſchen gebe, und die Prieſterſchaft legt dem vom Unglück verzagten Volke mit alten Kunſtgriffen neue Ketten an. Da habt ihr die neueſte Verordnung des Weihbiſchofs und Provicars vom 31. Auguſt! Hierin wird das Volk umſtändlich über die von den unrechtmäßigen Prieſtern geſpendeten Sakramente belehrt. Die Taufe der Kinder wird noch für giltig angeſehen: man will doch einmal keine Wiedertäufer; alle geſchloſſenen Ehen aber werden für nichtig erklärt, und die Eheleute auseinandergeriſſen, um ein neues Sakrament nachzuſuchen. Die Sünder, die jenen Prieſtern gebeichtet, werden zu anderweiter Buße angewieſen, und die mit ungiltiger Abſolution Verſtorbenen der Barmherzigkeit Gottes empfohlen; während ihre Hinterbliebenen der Verzweiflung ihrer Seelenängſte überlaſſen bleiben. Am Schluß dieſer Verordnung heißt es, — hört doch, ihr Kinder! — heißt es:

„Ein jeder Menſch ſei der höhern Macht unterthänig,

— denn es iſt keine Macht, als von Gott, und alle ſind von Gott verordnet worden; wer alſo der Macht widerſtrebt, der widerſtrebt den Anordnungen Gottes: durch dieſen regieren die Könige.“ — — —

Erasmus ſah mit fragenden Mienen das liebende Paar an, die aber Eins in des Andern Augen, wie es ſchien, eine freundlichere Zukunft erblickten; worauf Vater Erasmus ſcherzend ausrief:

Nun, lieber Sohn Franz Karl, — was ſagen Sie denn nun zu meinem Hanſelmännchen? Wackelt das Köpfchen aus Hollundermark nicht wieder ganz vergnügt oben auf? Aber ich beruhige mich mit einem neuen Spruch, den ich inzwiſchen kennen gelernt. Lacht nur immerhin, daß er wieder von meinem braven Moſer herrührt. Der herrliche Mann ſagt nämlich:

„Wir werden unſer Ça ira denken, ohne es zu ſingen, aber uns mehr Zeit nehmen, als die Nationalverſammlung der Franzoſen.“ — —

Pfarrer Chambion kam aus dem Garten, und fragte, welchen Tag die Trauung ſein ſollte.

Uebermorgen, antwortete Franz Karl raſch und mit lächelndem Blick auf ſeine erröthende Fides.

Und während der Pfarrer die Notiz in ſeinen Taſchenkalender nahm, ſagte er verwundert vor ſich hin:

Juſt derſelbe Septembertag, an welchem vor zwei Jahren der Handwerksburſchenunfug in Mainz war!

Wo ich dich zum erſtenmal ſah, Fides!

Und ich dich, Franz Karl.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Zehnter Band.

Georg Forſter's Leben.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Georg Forſter's Leben

in

Haus und Welt.

Von

Heinrich Koenig.

In zwei Theilen.

Zweite, ſehr verbeſſerte Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorerinnerung.

Es iſt ſeither für eine Art von nationaler Schuld angeſehen worden, daß ein nach Begabung und Verdienſt ſo ſeltener Mann wie Georg Forſter — nicht etwa unbekannt blieb, ſondern nach der lauteſten Anerkennung und nach all den Huldigungen, die ihm bei ſeinem erſten Auftreten in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft dargebracht wurden, erſt von Mitlebenden geſchmäht, und dann von den Nachkommen faſt gänzlich vergeſſen werden konnte.

Aus dieſem Geſichtspunkt einer öffentlichen Schuld, die denn auch nur durch allgemeine Theilnahme getilgt wird, müßte jeder ernſt und ehrlich zu ſeinen Ehren gemeinte Beitrag darauf rechnen dürfen, mit Wohlwollen aufgenommen zu werden.

Der Verfaſſer des vorliegenden Buches, auf ſeinem ungünſtigen Bildungswege ſehr ſpät, und zwar erſt durch die Studien zu ſeinem Roman „Die Clubiſten in Mainz“ zu Forſter'n gelangt, iſt dadurch zunächſt der menſchlichen Seite des merkwürdigen Mannes nähergetreten, und hat die Leſer dieſes mit ungewöhnlicher Gunſt aufgenommenen Romans, wie es einer ſolchen Darſtellung eignet, hauptſächlich in die reinmenſchlichen, poetiſch motivirten Lebensverhältniſſe deſſelben eingeführt. Wirklich hat man hier auch für den liebenswürdigen und unglücklichen Mann warm und lebhaft Partei genommen, und ſelbſt die öffentlichen Stimmen der Kritik haben ihn hervorgehoben; wie denn Rudolf Gottſchall in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Literatur des 19. Jahrhunderts“, bei der wohlwollenden Darlegung dieſes Romans, Forſter'n ausdrücklich für den „geiſtigen Helden“ deſſelben erklärt, der gleichſam „den geiſtigen Chorus der großen Welttragödie bilde, und ihre innerſte Bedeutung in der geiſtvollen Weiſe ſeiner eigenen Worte ausſpreche“.

Dieſe Einführung Forſter's in weitere Kreiſe des Vaterlandes erſcheint vielleicht nicht überflüſſig, wenn man bedenkt, daß vorausgegangene, berufenere und bedeutendere Bemühungen zur Wiederherſtellung des verkannten und vergeſſenen Mannes in der öffentlichen Meinung doch nicht überall durchgedrungen waren.

Nennen wir zuerſt Forſter's hinterbliebene Gattin, ſeine Thereſe, die im Jahre 1829, nachdem ſie längſt ſeinen Namen mit dem ſeines Freundes Huber vertauſcht hatte, die geſammelten Briefe ihres erſten Mannes in zwei Bänden mit einem kurzen Lebensabriſſe deſſelben herausgab. Auch nach mehr als dreißig Jahren durfte dies ein muthiges Unternehmen heißen. Denn ſoweit man Forſter'n noch kannte, galt er für einen Revolutionär, auf deſſen Kopf ein Preis von 100 Dukaten geſtanden hatte. Der Preis war zur Beruhigung der Nachwelt nicht verdient worden; das Ausgebot hatte nur den von Frau und Kindern, von Liebe und Fürſorge verlaſſenen Mann ins Ausland gebannt, wo zu einem frühen Grab in der Fremde die ſchmähliche Vergeſſenheit ſeiner Landsleute kam.

Nun nach Jahrzehnden öffnete die Frau, die ihm die Augen zuzudrücken an ſeinem Sterbebette gefehlt hatte, dem Vaterlande dafür die Erkenntniß eines unglücklichen Sohnes, der durch umfaſſende Begabung, hohen Sinn und ſchwungvolle Seele ſo ausgezeichnet erſchien, als der Lebensweg eigenthümlich geweſen war, auf welchem er unter wechſelnden phyſiſchen und geiſtigen Klimaten ſeine Ausbildung empfangen hatte.

Indeß kam jene innerlich gährende Zeit noch lange nicht in die Stimmung, dieſe Briefe ſonderlich zu beachten, eine Sammlung, die, wie Gervinus ſagt, „an Reichthum und Werth des Gehalts nur wenige ihres Gleichen hat, und die allein, auch ohne die vergeſſenen Schriften, die Aufmerkſamkeit des Denkenden auf dieſen Geiſt feſſeln konnte“.

Vierzehn Jahre ſpäter verſuchte man es denn auch mit eben dieſen vergeſſenen Schriften. Im Verlage von F. A. Brockhaus erſchienen in neun Bänden: „Georg Forſter's ſämmtliche Schriften. Herausgegeben von deſſen Tochter und begleitet mit einer Charakteriſtik Forſter's von G. G. Gervinus“.

Dieſe, dem ſiebenten Theil der Schriften einverleibte Charakteriſtik iſt ein ſchönes Opfer, das der berühmte Literaturhiſtoriker — wir möchten ſagen im Namen der Nation — dem Andenken und der Anerkennung Forſter's darbringt. Indem er darin aber mit Einſicht und ſelbſt mit billigem Zugeſtändniſſe nachweiſt, warum Forſter's Schriften ungeleſen blieben, hat er doch ſeine Würdigung des gerühmten Todten gerade in den unbeſuchten Tiefen der anempfohlenen Schriften niedergelegt, und ſo ſcheint damit für die Bekanntſchaft Forſter's in weitern Kreiſen mehr gethan als gewonnen.

„Außer dem Bruchſtückartigen, Unverbundenen, Fachleſen der neun ſtarken Bände“, ſagt Gervinus, „iſt es das Schwergewicht des Inhalts, was die Leſer abhält oder zu früh ermüdet. Aus jedem, auch dem kleinſten dieſer Fragmente redet ein Geiſt von ungewöhnlicher Stärke, der in einer Anſtrengung hält, welcher die Maſſe der Leſer nicht gewachſen iſt, der ſich auch bei kleinen Anläſſen zu großen Geſichtspunkten erhebt, der immer die geſammten Kräfte des Geiſtes in Anſpruch nimmt, den Mann der Anſchauung zur Abſtraction nöthigt, und wieder Den, dem nur die Speculation geläufig iſt, auf das unermeßliche Gebiet der Thatſachen und Erfahrungen zurückruft.“ —

Daher iſt man denn allerjüngſt darauf gefallen, „Lichtſtrahlen“ aus Forſter's Werken dem Publicum anzubieten. Es iſt eine Frauenhand (Eliſa Meier), die ſolche Immortellen zuſammengebunden hat und damit vielleicht ſinnige Frauen für die Schriften eines Mannes gewinnt, der, wie ſeine Thereſe berichtet, im Leben gerade die Frauen ſo leicht für ſich einnahm. Auch erſcheint es weniger ungerechtfertigt, gerade aus Bruchſtückwerken Bruchſtücke zu geben.

Wird man nun aber hinter jedem ſolchen Bruchſtücke her von den ungewöhnlichen Kräften und dem ſo ſeltenen Umfange eines Geiſtes, wie Forſter's, überführt, ſo empfindet man mit dem innigſten Leide, daß ſein Leben ſo zerſtückelt, ſo auseinanderfallend, ſo von immer wiederkehrenden Sorgen um die gemeine bürgerliche Exiſtenz zerſtört war, und der bedrängte kämpfende Mann keinen dauernden Boden, keine anhaltende Sammlung der Seele gewinnen konnte, um ſeine Kräfte an einheitliche Werke zu ſetzen, die im Pantheon unſerer Literatur einen der ausgezeichnetſten Plätze einnehmen würden.

So ſieht man ſich denn von allen Seiten an Forſter's Leben gewieſen. Es erklärt die Bruchſtücke ſeiner Feder, und indem es Jegliches an die Stelle ſetzt, wo es unter den Bedingungen des Augenblicks erwuchs, findet ſich all das Zerſtückelte mit dem Leben ſelbſt zu einem deſto bedeutſamern Ganzen verknüpft.

Unter welchen Umſtänden der Verfaſſer des vorliegenden Buches ſich bewogen fand, ſobald nach ſeinem Roman „Die Clubiſten in Mainz" eine Biographie Forſter's zu ſchreiben, hat er damals in einem Vorwort angedeutet. Jetzt kommt nichts mehr darauf an, und er beſchränkt ſich auf die Bemerkung, daß dieſelbe im Winter 1850—51 in jenen unſeligen Tagen der bewaffneten Beſetzung Kurheſſens durch die Baiern und Holſteins durch die Oeſterreicher geſchrieben wurde, und daß der Titel „Haus und Welt", unter dem jene Biographie ausging und ihren Gegenſtand räthſelhaft ließ, eben auch nicht glücklich gewählt war.

Das Buch hielt ſich daher in einem ſehr engen Kreiſe gebildeter Leſer, ſodaß man vielfach erſt aufmerkſam auf daſſelbe wurde, als zwei Jahre ſpäter Jakob Moleſchott mit ſeinem Buche „Georg Forſter, der Naturforſcher des Volks“ hervortrat, und die Stimmen der Kritik hier und dort vergleichsweiſe auf das frühere Buch „Haus und Welt“ zurückwieſen, ohne es eben gegen das neue zurückzuſetzen.

Moleſchott's Buch machte, wie es nach öffentlichen Stimmen ſcheint, raſches und lebhaftes Glück. Es fiel allerdings in das bereits geweckte Intereſſe für Forſter, dennoch mag der Name des Verfaſſers noch mehr gethan haben. Es iſt ein bei Gönnern und Gegnern bekannter Name, er ſteht in Anerkennung bei Denen, deren Blick ins Leben der Natur Moleſchott durch ſeine eifrigen Forſchungen erweiterte, und ſteht in einer Art von Schwärmerei bei jenen Halbgebildeten, deren unbefeſtigte Ueberzeugung und wenig eindringliches Denken er durch übereilte Schlüſſe in ein, ihm ſelbſt vielleicht weniger bekanntes Gebiet auf eine rein materielle Welt beſchränkt hat.

Dieſe begeiſterte Dankbarkeit zahlreicher Jünger für das öde Dogma des Materialismus gehört zu den vielen widerſprechenden Erſcheinungen der Gegenwart. Ich ſage „Dogma“, denn über das uralte „Er hat's geſagt!“ iſt eigentlich doch die Ueberzeugung ſeiner Gläubigen noch nicht hinausgekommen. Jedenfalls iſt es im Geſchmack unſerer Zeit, wenn die cigarrenrauchende Jugend ohne Anſtrengung im Denken und Thun, ohne große Anfoderung an ſich ſelbſt, geſcheiter zu erſcheinen und reicher zu werden ſucht, als es die gläubige und arbeitſame Menge iſt.

Gewiß hat dieſe Schule ihr volles Recht zu forſchen und für die nachweisbaren Ergebniſſe ihres Forſchens unſere Anerkennung, ja unſern Dank zu erwarten. Wenn ihre Meiſter aber für Schlüſſe, Anſichten und Behauptungen, die über das Nachweisbare hinausgehen, mit einer Art von Fanatismus auf Proſelyten fahnden, ſo ſteht ihnen das noch viel weniger gut zu Geſicht als die Bekehrungsſucht anderer Eiferer innerhalb jener poſitiven Glaubensgebiete, die dem Menſchen doch noch eine höhere Welt, eine ewige Dauer und ein Himmelreich zuſagen und zuwenden wollen, während doch, genau beſehen, jene Naturforſcher bisjetzt nur negiren und nehmen können und zwar durch Einbruch in ein Gebiet, wo ſie gar nichts zu thun haben, und das Begreifen nicht mit den Händen geſchieht.

„Nichts widerſtrebt dem toleranten und phyſikaliſchen Denker ſo ſehr als der religiöſe Fanatismus“, ſagt Kuno Fiſcher in ſeinem „Franz Baco“, S. 308, — ein Wort, das an ſeinem Platze vielleicht eine andere Beziehung hat, aber umſomehr auch da trifft, wo der Ueberzeugungs- und Bekehrungseifer von Naturforſchern ordentlich religiös wird, um mit ſtofflichen Experimenten ein überſinnliches Gebiet zu escamotiren und Andächtige für ihre Theophanien des Stoffwechſels zu gewinnen.

Moleſchott's Schriften ſind von dieſer zudringlichen Tendenz nicht unbedingt freizuſprechen. Selten ſchickt er ein Experiment in die Welt hinaus, ohne hinter demſelben herzurufen: „Seht ihr, daß alles ſogenannte Geiſtige bloße Wirkung des Stoffwechſels iſt, und daß es nichts Ueberſinnliches gibt!“

In ſeinem Buche über Forſter geht ſein Bemühen darauf aus, dieſen ſo betitelten „Naturforſcher des Volks“ als Vorläufer des heutigen Materialismus, dieſes Erlöſers von der Erbſünde des Ueberſinnlichen, geltend zu machen.

Es gilt uns wahrlich nicht, etwa aus religiöſer Befangenheit, darum Forſter'n um jeden Preis vom Verdachte des Materialismus zu reinigen; nein, wir müſſen uns nur, um ihm gerecht zu werden, gegen die Befliſſenheit ausſprechen, womit ihm der Materialismus aufgebürdet wird, nur gegen den Zwang, den man ihm anthut, für den größten Mann des 18. Jahrhunderts zu gelten, nur weil er, den großen Materialiſten des 19. voraus, ſchon ein Materialiſt geweſen ſei. Daß dies zugleich mit einem Nachdrucke geſchieht, als ob zur allgemeinen Anerkennung der materialiſtiſchen Wahrheit nichts mehr gefehlt habe, als zu wiſſen, daß auch der Weltumſegler Forſter ihr Bekenner geweſen, nimmt ſich wunderlich genug gegenüber einem Manne aus, der ſich ſelbſt nie für unfehlbar gehalten, und im Leben gegen nichts entſchiedener als gegen den Wahn menſchlicher Unfehlbarkeit gekämpft hat.

Wir verkennen an Moleſchott's Buche, ſelbſt in dem überſchwänglichen Stil, in welchem es großentheils geſchrieben iſt, die ſchöne Wärme der Begeiſterung nicht, mit welcher der Verfaſſer deſſelben die Jahrhundertfeier der Geburt Forſter's begehen wollte; doch wäre vielleicht eine gehaltene Lebensentwickelung des edeln Todten, eine treue Darſtellung ſeines Werdens und Wachſens, auch mit ſeinen Schwächen, ſeinen innern Widerſprüchen und äußern Verirrungen, einer ſolchen Feier angemeſſener geweſen als ein bloßer Hymnus oder Panegyricus, der ihn ungemeſſen hoch und mehr auf den Credit des Biographen als auf die Wahrheit ſeines eigenen Lebens ſtellte.

Dieſe Bewunderung Forſter's, die den Grundton des Buches ausmacht, nimmt den höchſten Aufſchwung in jenem unverhältnißmäßig ausgedehnten Capitel, in welchem mit großer Befliſſenheit abgeriſſene Ausſprüche Forſter's als deſſen höchſte perſönliche Ueberzeugung, als der ſchwer errungene Schatz ſeines Lebens zuſammengetragen ſind.

Dieſe einzelnen Sätze ſind aber in den Augen eines unbefangenen Leſers nicht immer ſo materialiſtiſch gemeint, als ſie ſich deuten laſſen. Aus der Tonart der Briefe Forſter's genommen, werden ſie zu Diſſonanzen, aus dem Zuſammenhang einer Abhandlung geriſſen, verlieren ſie alle Modification.

Nebenher iſt es bei deren Aufleſe Moleſchott nicht beſſer ergangen als manch anderm ehrlichen Manne, der mit eifrigen Augen eben nur findet, was er ſucht, und liegen läßt, was ihm nicht dient. So — um dieſe Behauptung nicht ganz unerwieſen zu laſſen — beruft ſich Moleſchott auf die Worte Forſter's (VII, 231):

> „Die Empfindungen, auf die wir uns gütlich thun, ſind oft oder immer Folgen einer körperlichen Stimmung.“

Wie leicht es der eben reiſemüde Forſter mit dieſem brieflichen Ausſpruche meinte, geht daraus hervor, daß er zugleich dabei von unſerer materiellen Hälfte ſpricht, mithin eine geiſtige vorausſetzt, die von der körperlichen influenzirt werde. Moleſchott, der ſolche Modification nicht brauchen konnte, hatte auch die, einige Zeilen vorausgegangenen ſchönen Worte liegen laſſen:

> „Vernunft und Empfindung, durch einander geſchärft und berichtigt, ſchaffen in mir eine Welt, wozu ich jetzt nur die formleere Hyle in mir trage: ſo geht ein vollkommneres Weſen hervor, mit erhöhtem Bewußtſein, mit andern Quellen des Genuſſes, mit einem umfaſſendern Sinn, zu erleſenern Freuden und Leiden gebildet.“

Moleſchott legt ferner ein beſonderes Gewicht darauf, daß Forſter ſage: „Alle Operationen ſeines Gehirns“, nicht aber die Operationen im Gehirn. Warum aber bleibt er bei dieſem ſo fein herausgeſtocherten Nachweiſe ſtehen, während doch Forſter fortfährt zu erklären, „daß ein kränklicher Nervenreiz ſeinem Geiſt behülflich wäre“?

Weiter bringt Moleſchott einige Stellen bei, nach welchen Forſter — „Alles, auch auf dem ſittlichen Gebiete, für abhängig von unſerer Organiſation erkläre, von Selbſtbeſtimmung mithin keine Rede ſein könne“.

Wie? Und die herrlichen Worte aus Forſter's reifſter Zeit (III, 186) überſieht er:

> „Iſt die innere, ſittliche Freiheit die wahre Grundlage menſchlicher Glückſeligkeit; iſt alles Glück unſicher außer demjenigen, welches in dem

Bewußtſein der moraliſchen Unabhängigkeit beſteht, ſo hintergeht man uns, wenn man in allen Fällen auf die Erhaltung des gegenwärtigen Zuſtandes dringt, und den hohen Genius anfeindet, der vielen Menſchen Veranlaſſung gab, durch ungehemmte Wirkſamkeit der Geiſteskräfte ſich zu jenem Bewußtſein emporzuſchwingen.“

Heißt das Forſter'n gerecht werden? Iſt das am Ende das Ziel der hohen Bewunderung Forſter's, daß man bei einem Piratenauszuge des Materialismus den berühmten Weltumſegler zum Matroſen preſſen will? —

Allerdings bemerkt Moleſchott gelegentlich, daß Forſter auch nach ſeiner gewonnenen Ueberzeugung von der Alleinheit des Stoffs zuweilen wieder in gemüthliche Stimmungen ſeines überwundenen alten Glaubens — ſozuſagen zurückgefallen wäre. Allein, liegt in dieſer Deutung widerſprechender Aeußerungen Forſter's nicht noch mehr Zwang und Befliſſenheit als in der Auswahl der beigebrachten? Denn die vermeintlichen „Rückfälle“ kommen oft, wie wir nachgewieſen, in einem und demſelben Briefe, wenige Zeilen voneinander vor. Auch iſt es dem ſonſt ſo gründlichen Forſcher entgangen, daß Forſter's ſogenannte „gemüthliche“ Aeußerungen mit der Reife ſeines Lebens und ſeines Geiſtes zunehmen; es iſt dem Manne des Stoffwechſels unbemerkt geblieben, daß die meiſten der von ihm als materialiſtiſch citirten Aeußerungen Forſter's in die Zeit ſeines Uebergangs aus der überfrommen kaſſeler Richtung und in die Tage ſeines verdrießlichen Aufenthalts in Wilna fallen, ſich daher viel leichter theils als Symptome eines Umſchlags aus kindiſcher Frömmelei zur allmäligen Geiſtesreife, theils aus krankhafter Reizbarkeit ſeines polniſchen Mismuths begreifen laſſen. — —

Es gehört mit zur Aufgabe unſerer Biographie, dieſe Umwandlungen in Forſter's Denkungsart an ihrem Platze nachzuweiſen, und beziehen wir uns hinſichtlich des eben erwähnten „Umſchlags“ auf Seite 155 und 156 des erſten Theils.

Uebrigens legen wir überhaupt keinen ſo unbedingten Werth auf vereinzelte Aeußerungen Forſter's, die zum Beweiſe dieſes oder jenes Glaubens gelten ſollen. Wir könnten, Scherzes halber, eine Stelle aus einem Briefe deſſelben an Jacobi vom 28. Januar 1781 über „Toleranz“ anführen, die Herrn Profeſſor Stahl in Berlin veranlaſſen dürfte, Forſter'n mit gleichem Rechte zu ſeiner chriſtlichen Partei zu zählen, wie Moleſchott ihn für ſeinen gemüthlichen Materialismus in Anſpruch nimmt.

Nein, ein ſo umfaſſender Geiſt wie Forſter, der auch noch auf einer frühen Weltfahrt ſein Anſchauungsvermögen ſo ungewöhnlich erweitert hat, wechſelt leicht nach innern und äußern Anläſſen ſeine Geſichtspunkte, und ſetzt ſeine augenblickliche Stimmung in Einklang mit den vorübergehenden Accorden oder Diſſonanzen der Welt.

Dieſe Leichtigkeit wechſelnder Anſichten war es auch, die Forſter'n unter dem Einfluſſe äußerer Bedürfniſſe ſo leicht zu entgegengeſetzten Unternehmungen verlockte, denen ſich aber ſeine edle und hohe Geſinnung niemals als Trägerin entzog.

Nur dieſe Geſinnung blieb auch in Glück und Unglück unwandelbar bei Forſter, der ſonſt in ſeinen Handlungen und Richtungen ſehr beſtimmbar durch Umſtände und Bedürfniſſe erſcheint. Er hatte zu Allem Anlage, nur nicht zur Pedanterei, und ging im Gegentheile ſoweit, daß er ſelbſt keine ausſchließende Moral annahm, ſondern dieſe für verſchiedene Begabung, Bildung und Lebenslage der Menſchen elaſtiſch haben wollte, — ein Irrthum, den er gerade in dem engſten ſittlichen Lebensverhältniſſe des eigenen Hauſes ſchwer genug zu verbüßen hatte.

Nach dieſer Feſtigkeit der Geſinnung und Wandelbarkeit des Handelns modificirt ſich denn auch Forſter's Charakter, von welchem Moleſchott zur Todtenfeier des edeln Mannes ſagt:

„Der Anblick eines Charakters war der Welt entriſſen, deſſen Feſtigkeit nie die blühende Geſtalt ſeiner Denkbilder gefeſſelt hat.“

Eine Behauptung nebenbei, die in ihrer Folgerung ſchwer aufrechtzuhalten ſein dürfte; inſofern nämlich der etwas pretiöſe Ausdruck ſagen will, daß ein feſter Charakter in der Regel lebhaften und anſchaulichen Gedanken hinderlich wäre.

Schließlich haben wir ſehr ungern einen Widerſpruch gegen die biographiſche Leiſtung eines Mannes erhoben, der in ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit ſo intereſſant erſcheint und im Beſondern die Meinung hegte, daß nur ein Naturforſcher das Leben Forſter's beſchreiben könnte. Wir haben uns gegen das Buch nur um Forſter's willen erklären müſſen, deſſen Andenken wir gerade durch die Befliſſenheit eines ſeiner lebhafteſten Verehrer für verletzt hielten. Wir Andern lieben keine Andacht, die ihren Abgott ſelbſt opfert, und erinnern uns bei Moleſchott's warmer Behauptung, Forſter ſei ein hoher Geiſt geweſen, daß gerade die höchſten Geiſter der Menſchheit, vor und nach Platon, — eben auch geiſtesgläubig waren und ihre Welt nicht auf den Stoffwechſel abſchloſſen.

Uebrigens würdigen wir Moleſchott's Buch für Das, was es nach der Abſicht des Autors ſein ſollte.

Moleſchott wollte offenbar kein ausgeführtes Lebensbild Forſter's geben. Dazu wäre es zu ſprunghaft, zu wenig entwickelnd abgefaßt; ganze Partien charakteriſtiſcher Lebenszüge, ſelbſt ſolcher, die Forſter's Verhängniß bilden helfen, ſind weggeblieben; es fehlen alle Schattirungen, und die hoch aufgetragenen Farben verdecken nicht überall die unrichtige Zeichnung. Aber es bleibt ein ſchönes Brandopfer, das ein bewunderungsvoller Jünger zur Säcularfeier der Geburt eines großen Meiſters aus verehrungsvollem Herzen darbringt, wobei er zugleich, was er als eigene Ueberzeugung für das Höchſte hält, zum Schmuck des Gefeierten mit auf den Altar legt.

Umſomehr hat der Verfaſſer des vorliegenden Buches, da ihm der Naturforſcher fernſteht, ſich bemüht, dem Menſchen Forſter gerecht zu werden, — nicht durch Worte der Bewunderung, die mehr die Empfindung des Biographen als die Wahrheit des erzählten Lebens ausdrücken; nicht mit ſchwärmendem Auge, dem allzu leicht die Umriſſe des Wirklichen hinter dem Lichtkranze verſchwinden, den es um das Haupt ſeines Helden erblickt; — ſondern gerecht durch Forſter'n ſelbſt, indem wir ihm mit Theilnahme von Station zu Station ſeines Lebens, Schritt vor Schritt, folgen und ſeine Empfindungen und Handlungen im Einklang oder Misklang mit den Begegniſſen ſeiner

Welt betrachten. Und zwar mit unparteilicher Beſonnenheit, nicht ohne Vorliebe, doch ohne Voreingenommenheit und ohne Tendenz.

In Hinſicht auf letztere iſt daher auch in der neuen Bearbeitung Alles ausgemerzt worden, was von Reflexionen und Anzüglichkeiten aus der Verſtimmung des Verfaſſers über die widerwärtigen Zeitverhältniſſe in das Buch gefloſſen war, als es im Winter 1850 auf 1851 zuerſt niedergeſchrieben wurde, — Gedanken und Empfindungen, wie wahr vielleicht und durch Betrachtung Forſter's veranlaßt, dennoch nicht in das Lebensgemälde, ſondern in die Bruſt des Biographen gehörig.

Auch die ſchriftſtelleriſchen Züge in Forſter's Lebensbilde ſollen hier mehr in ihrer perſönlichen als in literariſcher Bedeutung hervortreten. Der Verfaſſer hofft diejenigen Leſer, denen Forſter's Schriften noch weniger bekannt wären, von dem Sterbebette des edeln Mannes zu dem ſchönen Denkmale, das er ſich in ſeinen Werken ſelber geſetzt hat, hinzulocken. Da werden ſie finden, daß der Mann, der hergebrachtermaßen kein Mann des Buches, ſondern der That genannt wird, eigentlich doch im Schreiben viel glücklicher als im Handeln war.

Wir haben der Ausgabe von Forſter's Schriften in neun Bänden ſchon oben gedacht, und die beigegebene Abhandlung von Gervinus im ſiebenten Bande gibt das Beſte, was über den Werth dieſer Schriften und zur Würdigung des Schriftſtellers geſagt werden kann.

Und ſo möge denn das gegenwärtige Buch dazu beitragen, daß der Mann, der von ſich ſelbſt wußte und ſchrieb, — „er ſei in zahlreichen Kreiſen Deutſchlands nie ſo wichtig, nie ſo bekannt geweſen“, mehr und mehr zu dieſer Anerkennung gelange, und daß er — dem Volke durch ſeine Verdienſte als Naturforſcher fremd — durch das

> „was er irrte, was er ſtrebte,
> was er litt und was er lebte“

— wie Goethe von ſich ſagt, ein warnendes und ermunterndes Vorbild deutſchen Lebens werde.

Hanau, im Auguſt 1857.

Heinrich Koenig.

Erſtes Buch.

Haus und Schule.

Im Jahre 1754 am 26. November wurde zu Naſſenhuben, einem ärmlichen Dorfe in der Nähe von Danzig, dem daſigen reformirten Pfarrer Johann Reinhold Forſter ein Knabe, ſein erſtes Kind, geboren und auf den Namen Johann Georg getauft.

Ein erſter Sprößling, der die Zukunft der Familie erweiterte, mußte dem Vater die Vergangenheit des Stammes lebhafter in Erinnerung bringen. Dieſe Erinnerung hing, wie das nahe Meer, mit der ſchottiſchen Küſte zuſammen. Die Familie Forſter, ihrem Siegel nach mit den in Schottland angeſeſſenen Foreſters verwandt, hatte einſt zu den Anhängern des Hauſes Stuart gehört. Das Anſehen und die damalige Bedeutung derſelben laſſen ſich ſchon aus ihrem Misgeſchick errathen, indem ſie nach dem Tode Karl's I. geächtet das Land verlaſſen mußte, eine Verfolgung, die nur früher geübtem oder künftig zu befürchtendem Einfluſſe gelten konnte. Demzufolge hatte die Familie Forſter, gleich andern ſchottiſchen Flüchtlingen, in Polniſch-Preußen eine neue Heimat genommen.

Auf dieſem Boden ging aber dem engliſchen Stamme das politiſche Element ab; die Stürme fehlten, in denen er groß geworden war. Das deutſche Staatsleben bot nur ſchwachen Erſatz im Berufe der Anwaltſchaft. Die Forſter wurden tüchtige Juriſten; ſie vererbten aber auch etwas von jenem Geiſte ſtarrer Oppoſition, den der Urgroßvater in den bürgerlichen Unruhen bethätigt hatte, auf die Enkel. Dieſe zeigten oft genug, indem ſie am Recht hielten, einen rechthaberiſchen Trotz und Eigenwillen; bis endlich in unſerm Reinhold dieſe Familieneigenheit ſich mit der hergebrachten Familienrichtung ſelbſt überwarf. Reinhold verließ nämlich auf der Univerſität Halle die Rechtswiſſenſchaft, an die er gewieſen war, und widmete ſich der Heilkunde. Hier ſtieß aber ſein Eigenwille auf den entſchiedenſten Widerſpruch des Vaters, der ihm am Ende nichts übrigließ, als auf das neutrale Feld der Theologie auszuweichen.

So kam denn eine Lebensbeſtimmung ohne innern Beruf heraus, als Reinhold in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre die kleine Patronatspfarre in Naſſenhuben annahm. Er that dies auf Andringen ſeines Vaters, der ihn gern vor ſeinem Ende verſorgt ſehen wollte, und verſcherzte ſich dadurch die Gunſt der reformirten Gemeinde in Danzig, die es auf ihn abgeſehen hatte. Zugleich nahm er in das geringe Amt eine Blutsverwandte zur Frau, Juſtine Eliſabeth Nicolai, ein Geſchwiſterkind, glücklicherweiſe von ſanftem, nachgiebigem Charakter.

Reinhold war von Natur und durch die Erziehung ſeines Vaters auf das Praktiſche gerichtet. Durch bloßes Sprechen hatte er ſchon als Kind vom Vater die lateiniſche Sprache gefaßt, und lernte, da die Aeltern in Dirſchau an der polniſchen Grenze wohnten, von der Mutter und einer Amme die polniſche Mundart. Als Knabe eignete er ſich dann das Deutſche an, und erwarb ſpäter noch eine Anzahl Sprachen dazu. Ein günſtiges Bewußtſein auch von ſeiner äußern Begabung trieb ihn zur Geſelligkeit, wo er durch angenehme Redegabe und artige Manieren bei anſehnlicher Geſtalt, lebhaften Augen und hübſchen Zügen ſich geltend zu machen verſtand.

Für eine ſolche Perſönlichkeit hatte jene ſchlaffe, aus dem Ueberſinnlichen einer Wunder- und Gnadenwelt auf bloße Philanthropie und verſtändige Aufklärung herabgefallene Theologie jenes Jahrhunderts wenig Anziehungskraft. Unſer Pfarrer nahm für ſich aus der wirklichen Welt, nach welcher die Theologen griffen, mit Talent und Vorliebe die Natur heraus, für welche er ſich ſchon bei ſeiner frühern Wahl der Arzneikunde beſtimmt gehabt hatte. Er ſtellte nach und nach die Bibel hinter den Buffon, und verkehrte lieber mit ſeinem Linné unter blühenden Gewächſen als mit dem Katechismus unter den aufwachſenden Pfarrkindern. So ward er nach dem Zeugniß ſeines Sohnes „ein nützlicher und brauchbarer Mann für die Wiſſenſchaft, der gründliche Gelehrſamkeit, auserleſene Literatur- und Bücherkenntniß beſaß, dabei ein guter Naturkundiger und Antiquar“.

Bei all dieſen Vorzügen brachten ihm ſeine Hitze, Heftigkeit und eifrige Verfechtung ſeiner Meinungen nur Verdruß und Schaden zuwege. Selten verließ ihn eine leidenſchaftliche Unruhe; denn nie in ſeinem Leben konnten, wie es ſchien, ein angeerbter Stolz mit ſeiner ſtets bedrängten Lage, ſeine Talente mit ſeinen Erwartungen ins Gleichgewicht kommen. Dies umſoweniger, als er zu ſeinem Unglück die Menſchen nicht kannte und nie kennen lernte, bald mistrauiſch, bald leichtgläubig, und beides immer da, wo es nicht am Platze war.

Unter dieſer Heftigkeit litt auch der junge Georg, und verhältnißmäßig mehr als ſeine nachwachſenden Geſchwiſter, gerade weil er des Vaters Liebling war. Das Kind verrieth frühzeitig eine auffallende Begabung. Noch auf allen Vieren in des Vaters Studirſtube umherkriechend, arbeitete es ſich, von der goldenen Titelſchrift der Foliobände angelockt, an ſolchen empor, und ward ſo zuerſt an Büchern ein zweibeiniges Geſchöpf. Dies bewog den vergnügten Vater, dem Knaben, wol allzu früh, einigen Unterricht im Latein, im Franzöſiſchen und Rechnen zu geben. Das ſetzte aber auch mehr Anlaß zur Unzufriedenheit ab, die dann in harter Züchtigung aufbrauſte, meiſtens mehr nach dem väterlichen Zorn als nach dem kindlichen Fehler gemeſſen.

Bei ſolchen Eigenſchaften und Eigenheiten des Pfarrers Forſter iſt kaum zu erwarten, daß es mit ſeinem Hauſe beſonders gut beſtellt geweſen ſei. Die Pfarreinkünfte von 200 Thlrn. waren gering, und ſieben Kinder vermehrten nach und nach die Bedürfniſſe der Familie. Dabei war Reinhold ein großer Bücherfreund. Wie viel blieb da nicht der Hausfrau gutzumachen, neben der unermüdlichen Geduld, ohne die ſie mit dem heftigen Weſen des Mannes nicht ausgekommen wäre! Nur die hohe Meinung, die ſie von ihm hegte, und die Achtung, die ſie ſeinen wiſſenſchaftlichen Verdienſten von angeſehenen

Männern erweiſen ſah, ſowie ſeinerſeits die Güte, mit der er in freundlichen Stimmungen die Sorgen des Hauſes theilte, konnten dieſe Unebenheiten einigermaßen ausgleichen.

So verlebte der junge Forſter die erſten zehn Jahre. Ehe er noch die Enge und Bedrängniß des älterlichen Hauſes recht ermeſſen konnte, war das nahe Danzig ganz gemacht, ſeine knabenhafte Neubegierde frühzeitig auf eine ferne Welt zu richten und ihm Anſchauungen von weitreichender Thätigkeit der Menſchen zu geben. Hinter hohen Wällen und befeſtigten Hügeln genoß die Stadt in anmuthiger Umgebung einer ausgezeichneten und begünſtigten Lage. Sie gehörte damals noch zu Polen, ſah ſich aber von dem anwachſenden preußiſchen Gebiete mehr und mehr beengt und bedroht. Ihr ſchöner Hafen und die Mündung der Weichſel förderten den Welthandel. Auf den Inſeln des Stroms, in großen Vorrathshäuſern, ſpeicherten ſich die Ernten der polniſchen Fluren auf. Und hinter der großen Thätigkeit der Gegenwart verlor ſich eine rühmliche Geſchichte in graue Zeiten. Dreihundert Jahre früher, juſt in demſelben vierundfunfziger Jahre, in welchem Georg geboren war, hatte Danzig ſeine Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von Polen erklärt. Die Stadt mit ihrem Gebiete hatte ſich ein eigenes Geſetzbuch geſchrieben, das ſeltſam oder kühn die „Danziger Willkür" hieß, gleichſam Beſtimmungen nach Gutfinden gewählt. Sie ſchlug ihre eigene Münze, nur mit dem Bruſtbilde des Königs von Polen. Ein Mitglied des Stadtraths, der „Burggraf", repräſentirte den König, und zu den Reichstagen, zu den Königswahlen, entbot Danzig ſeine eigenen Abgeordneten.

Eine ſo ſchwungvolle Seeſtadt ſchlingt, gleich einer drehenden Spule, tauſend Fäden des Familienlebens zu Tauen des Weltverkehrs zuſammen. Ihre Nähe ſollte auch nicht ohne Einfluß auf Forſter's Leben bleiben. In einem Alter, da der Knabe an ſolchen Plätzen nur lebhafte Anſchauungen, vielfache Begriffe, vielleicht Erzählungen von fernen Ländern und, wenn er Phantaſie hat, Träume von Meerwundern empfängt, kam für Georg aus Danzig ein Anſtoß, der ſeiner ganzen Zukunft eine verhängnißvolle Richtung gab. Der ruſſiſche Geſchäftsführer in Danzig, Herr von Rehbinder, war ohne Zweifel mit der ſchiefen Stellung und wiſſenſchaftlichen Brauchbarkeit des naſſenhuber Pfarrers vertraut, als er ihm 1765 den Antrag that, die neuangelegten deutſchen Colonien an der Wolga mit Aufträgen der Regierung zu bereiſen. Der Vorſchlag war ihm willkommen, und er nahm ſeinen elfjährigen Georg mit nach Petersburg. Hier empfing er ſeine Anweiſungen, mit denen er die neuen Anſiedelungen bis Saratow und an den See Jeltow bereiſte. Er unterſuchte den Boden, die Lage und Bedürfniſſe derſelben, nahm eine Karte auf, und faßte in einer Denkſchrift ſeine Beobachtungen und Vorſchläge zu Verbeſſerungen und Hebung der Colonien nebſt Andeutungen zu einem für dieſelben geeigneten Geſetzbuche zuſammen.

Welch eine Schulclaſſe für den Knaben! Mit dem frühen Lernen war ein ungewöhnlicher Wiſſensdrang und frühreifer Ernſt in ihm erweckt worden; er hatte die Knabenſpiele überſprungen und bereiſte fremde Länder, ehe er noch kirchlich confirmirt war. Es läßt ſich denken, wie er auf dieſer Fahrt Geographie, Naturgeſchichte, Völkerkunde und was man überhaupt unter dem Worte Leben verſteht, in ſo großen, athmenden Schriftzügen in ſich aufnahm. Dies waren andere Gebirgsfolianten, andere Inſchriften, an denen der Knabe ſich früh zur Selbſtändigkeit des Geiſtes erhob. Beſonders bildete Georg ſchon ſo früh ſein Auge und ſein Gedächtniß für die Pflanzenwelt, ſein Ohr und ſeinen Sinn für fremde Sprachen aus. So erlangte er denn auch eine ziemliche Fertigkeit im Ruſſiſchen. Schwerer möchte der Einfluß zu bemeſſen ſein, den dieſe frühe Reiſe auf die Seelenſtimmung des Knaben und auf die erſte Ausweitung ſeines Gemüths gehabt haben muß. Den männlichen Forſter finden wir immer auf großartige Anſchauung, auf umfaſſende und edle Geſichtspunkte gerichtet, aber auch in engen Verhältniſſen nur allzu leicht beunruhigt, daher gleich ſeinem Vater zu jeder neuen Unternehmung und Berufsänderung aufgelegt und zwiſchen Haus und Welt nie oder doch nicht auf die Dauer zu heimatlichem Glück gelangt.

In dieſem Betracht ſollte denn auch der Rückſchlag der ruſſiſchen Weltfahrt auf das deutſche Haus nicht ausbleiben. Mit einbrechendem Herbſte 1765 kehrte Forſter mit Georg nach Petersburg zurück und erſtattete ſeinen Bericht. Welchen Lohn oder welches Loos er ſich als Ergebniß ſeiner Reiſeverdienſte im voraus verſprochen habe, ſteht dahin. Gewiß wäre ſeine kenntnißreiche Denkſchrift auch nicht ohne gute Folgen für ihn ſelbſt wie für die Colonien an der Wolga der Kaiſerin zu Händen gelangt: hätte es nur der Verfaſſer nicht wieder an der ganz gewöhnlichen Menſchenkenntniß fehlen laſſen. Indem er aber auch gleich das den Colonien bisher zugefügte Unrecht darzulegen ſuchte, verdarb er es mit dem Urheber deſſelben, dem habſüchtigen Gouverneur zu Saratow, und hatte nun begreiflicherweiſe den ganzen ruſſiſchen Anhang und deſſen Einfluß bei Hofe wider ſich. Vergebens harrte er in Petersburg auf Erfolg und Lohn ſeiner Bemühungen. Statt deſſen erhielt er andere Aufträge, die in der Ausführung ebenfalls unbeachtet blieben.

Während dieſes überwinternden Aufenthalts in Petersburg beſuchte Georg die Petriſchule, die unter Büſching's Aufſicht ſtand. Lehrer an dieſer Anſtalt war auch der berüchtigte Stark, nachmaliger Oberhofprediger in Darmſtadt, den Forſter hier noch kennen lernte. Georg trieb hier Latein, Franzöſiſch, Ruſſiſch, Geographie, Statiſtik und Zeichnen. Dazwiſchen ſtrengte ihn ſein Vater noch mit andern Dingen an. Dieſem lag doch ob, für die dringendſten Bedürfniſſe ſeiner verarmten Familie zu ſorgen. Er vermochte dies nur durch literariſche Arbeiten, und maß dem Knaben Georg für den Mitgenuß der Weltfahrt gleich auch ſein Theil am häuslichen Erwerbe zu. Georg lieferte Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen ins Ruſſiſche, und lernte in dieſer Schule der Sorgen, vielleicht abermals allzu früh, nicht ſowol häusliche Nothdurft und Theilnahme als die leichten Waffen kennen, ſolche Bedrängniß zu beſtreiten.

Zuletzt war Forſter doch ſeines Harrens auf Belohnung ungeduldig, benahm ſich mit ſeiner wiederholten Foderung wol auch ein wenig barſch, gewiß aber nicht weltklug, und wurde am Ende ohne alle Belohnung ziehen gelaſſen. Durch die lange Abweſenheit war ſeine Predigerſtelle verſcherzt, und da auch das übrige Deutſchland weniger als England Wege praktiſchen Erwerbs darbot, ſo ſchiffte ſich der unruhige Mann, ohne nur ſeine Familie zu beſuchen, mit ſeinem Georg nach London ein.

Die Seereiſe ward von Vater und Sohn benutzt, um die engliſche Sprache zu lernen, und da ſo entſchloſſene, praktiſche Menſchen alles Begegnende zu irgendeinem Vortheil zu wenden ſuchen, ſo gewannen ſie ſelbſt durch die Verzögerung der Ueberfahrt, indem das Schiff zwei mal, unweit Chriſtianſand und bei Mandal in Norwegen, einlaufen mußte, nur mehr Sicherheit in der Sprache, dem unentbehrlichſten Mittel zu ihrem Fortkommen in England.

In Danzig verkaufte der alte Forſter zur einſtweiligen Unterhaltung der zurückbleibenden Familie ſeine bedeutende Bibliothek, indem er von den 2500 Bänden derſelben nur die kleinern griechiſchen Geographen zurückbehielt.

Wir vermuthen, daß er, wenn auch ohne viel kaiſerliche Silberrubel, doch nicht ohne gute Empfehlungsbriefe nach London kam. Denn er fand in dieſer großen Stadt ſehr ſchnell die Theilnahme angeſehener Männer, die ſich für ſein Fortkommen bemühten. Unter mehren ihm gemachten Anträgen entſchied er ſich für die Annahme eines Lehrſtuhls der Naturgeſchichte an dem zur Ausbildung junger diſſentirender Geiſtlichen beſtimmten College zu Warrington in Lancaſhire. Bei ſeinem Ueberzuge dahin gegen den Sommer 1766 verſchrieb Forſter ſeine Familie aus Naſſenhuben, ſeinen Georg aber ließ er in London bei einem angeſehenen Kaufmann, Namens Lewin, der nach Rußland handelte. Dieſer hatte durch verſchiedene in Ausſicht geſtellte Vortheile den Vater gewonnen, ſich einen kaufmänniſchen Glücksweg für den Sohn und die Familie zu verſprechen. Die körperliche Schwächlichkeit des zwölfjährigen Knaben brachte er nicht in Anſchlag. Bald zeigte ſich jedoch, daß Georg den Anſtrengungen des Contor nicht gewachſen war. Und da ohnehin die Abrechnung der Schiffe in die Mitte Sommers fiel, ſo erſchöpften ſich ſeine Kräfte ſo ſehr, daß eine Auszehrung drohte. Da kam zum Glück die naſſenhuber Familie in London an, und der arme Georg fiel unter das Mutterauge. Er mußte ſie nach Warrington begleiten, auch ſchon als Führer, da ſie der Landesſprache fremd waren. Hier überzeugte ſich nun auch der Vater von der Gefahr des Sohnes und gab ihn dem berühmten Doctor Parcival in Behandlung, der ihn denn auch binnen ſechs Monaten wieder zu Kräften brachte.*)

Von nun an war Georg wieder in des Vaters Schule, der mit ihm Mineralogie und Zoologie, Mathematik und Phyſik trieb. Daneben hörte er ſogenannte philoſophiſche Collegien und ſetzte ſeine ſchönwiſſenſchaftlichen Studien fort. Auch ging er wieder ans Ueberſetzen und übertrug Lomonoſſow's ruſſiſche Chronologie ins Engliſche,

---

*) In Strieder's „Heſſiſchen Gelehrtengeſchichte“ findet ſich ein von Forſter ſelbſt mitgetheilter Artikel über ſein Leben bis zu ſeiner Anſtellung in Kaſſel.

Lomonoſſow's, dieſes genialen Schöpfers der ruſſiſchen Literatur und Vorgängers wie Vorbildes in allen Richtungen derſelben.

Inzwiſchen zeigte ſich bald, daß Vater Forſter, obgleich ſoviel älter geworden, doch ſo ziemlich noch der Alte war. Unfähig Widerſpruch zu ertragen und Vorgeſetzten, die er zu überſehen glaubte, ſich zu fügen, hielt er es in dem ruhigen Amte nicht lange aus. Da er in keinem Stücke ſeinen Eigenwillen durchſetzen konnte, ſah er ſich für verfolgt und in ſeiner Denkungsart nicht geduldet an, gab ſeine Stelle auf und ergriff den Weg des Privatunterrichts. Der literariſche Erwerb wurde damit verbunden und Georg zu dieſer Betriebſamkeit mit herangezogen. Dieſer überſetzte nach und nach Osbeck's und Toreen's „Reiſen nach China", Kalm's „Reiſen nach dem nördlichen Amerika", von Bougainvill's „Reiſe um die Welt" u. A. ins Engliſche, die der Vater durchſah und mit Anmerkungen begleitet herausgab. Georg ertheilte nebenher in einer vor der Stadt gelegenen Erziehungsanſtalt Unterricht im Franzöſiſchen und Deutſchen an Schüler, die älter und ſtärker als der Lehrer ſelbſt ausſahen. Aus dieſer Zeit rührt ein kleines Erlebniß her, bedeutſam dadurch, daß es den jungen Forſter nicht blos in ſeiner damaligen Stimmung, ſondern vorbildlich für den Gang ſeines Lebens charakteriſirt. Der Weg zur Erziehungsanſtalt führte nämlich an einem Bäckerladen vorüber, der mit ſeinen Paſtetchen für den kleinen Lehrer zum Verſucher ward. Unvermerkt war er weit über ſein kleines Taſchengeld hinaus in Schulden verſtrickt und mußte ſich auf dem unvermeidlichen Wege an dem Laden vorüber von der Bäckerfrau rufen und mahnen laſſen. Dies verſetzte ihn in ſolche Pein, daß er eines Tags, wie er aus der Lehrſtunde zurückkehrend mit Seelenangſt an den Bäckerladen dachte, ſich mit einem Gebet um Beiſtand an den lieben Gott wendete. Da nöthigt ihn doch der Wall eines Feldſchluſſes, den er überſchreiten mußte, die flehenden Blicke wieder zu Boden zu wenden, und ſiehe da! — eine Guinee blinkt ihm aus der halbtrockenen Stapfe eines Pferdehufs entgegen. Es fällt dem gläubigen Knaben nicht ein, ob es nicht vielleicht gar der Pferdefuß und Köder des böſen Verſuchers ſei. Im Gegentheil, dankbar gegen Gott für den goldenen Segen des Gebets, eilt er die Bäckerfrau zu befriedigen, und da er noch die Hand voll Ueberſchuß hat, weiß er in der Aufwallung ſeines ſorgenfreien Herzens nichts Beſſeres zu thun, als ſeiner Schweſter Wilhelmine einen goldenen Fingerhut zu kaufen.

Hier haben wir die Signatur ſeiner Zukunft: dieſer Geldverlegenheit, dieſem Glauben an hülfreiche Mächte und der unüberlegten Gemüthlichkeit zum Ausgeben, ſo liebenswürdig an dem Knaben, werden wir auch auf dem Lebenswege des Mannes immer wieder einmal begegnen.

Das knappe aber doch ſtetige Auskommen der Forſter'ſchen Familie ſcheiterte an einem Anerbieten, das die Wirkung einer Verlockung hatte. Der durch Kenntniß der indiſchen Meere und durch Verdienſte um die Erdkunde ſo ausgezeichnete Dalrymple hatte ſich bereitwillig finden laſſen, als Gouverneur der Oſtindiſchen Geſellſchaft nach Banjermaſſing, einem der Reiche von Borneo, zur Begründung einer Niederlaſſung zu gehen, und warb Forſter'n zu ſeiner Begleitung an. Zu Dergleichen war dieſer gar ſchnell entſchloſſen. Kaum aber war er gegen Ende des Jahres 1770 nach London geeilt, ſeine Zurüſtung zu machen, als das Unternehmen Dalrympl's ſich zerſchlug. Forſter, der ſeinen Erwerb in Warrington abgebrochen, entſchloß ſich nun in London zu bleiben, und nahm ſeine Familie zu ſich.

Gar bald aber gerieth auf den hohen Wogen des londoner Lebens die Familie mit ſieben Kindern, bei unſtetem Erwerb und unſichern Einnahmen, in beängſtigendes Schaukeln. Da wurde denn wieder zur überſetzenden Feder gegriffen. Sie gab das ſchwache Ruder ab, um das ſchmächtige Fahrzeug des Hauſes über Waſſer zu halten, nachdem das ſtolze Steuer einer Weltfahrt geſunken war. Auch Georg wurde an dies Ruder zurückgenommen, und der Vater verſprach ſich nun wieder mehr von den Wiſſenſchaften als von der Krämerwage für den Sohn und für ſeine Familie.

Unter dieſem Kampf mit häuslichen Sorgen und Entbehrungen erreichte Georg ſein ſiebzehntes Jahr. Schon als Knabe zum Ernſt höherer Jahre durch Noth und Miterwerb gezogen, hatte er unvermerkt das Alter überſchritten, in welchem für andere Kinder die Confirmation eine feſtlich geſchmückte Stufe des Uebergangs zu einem Lebensberuf zu legen pflegt, und der Pfarrersſohn überging ſogar das Abendmahl. Der alte Forſter, wenn auch kein eifriger Pfarrer, war doch nicht ohne Religioſität, ja er war ein feſter Proteſtant. Allein ſein unruhiges Herz, ſein umtreibender Sinn und wechſelnder Aufenthalt verſäumten jenen feierlichen Lebensmoment. Die Häuslichkeit, möchte man ſagen, war zu ſaftlos und wurzelte zu unſtet, um ſolch eine Blüte des Familienlebens zu treiben.

Für den jungen Forſter ſelbſt war indeß der engliſche Boden nichts weniger als unfruchtbar. Bei ihm, der ſeine ganze Geiſtes- und Gemüthsentwickelung nicht auf den Schulbänken empfing, ſondern unmittelbar aus den Darbietungen, Wechſeln und Prüfungen des Lebens nahm, iſt der Aufenthalt in England gerade zu jener Zeit und in ſeinem Alter nicht zu überſehen. Er bildete ſeine höchſte Schulclaſſe, eine wahre Selecta, deren Verſtändniß ohne Zweifel ein auf das öffentliche Leben ſo geſpannter Vater vermittelte. Die praktiſche Richtung jenes Volks im täglichen Leben, die geſteigerte und ſchwungvolle Betheiligung deſſelben an der Welt verſtehen ſich in ihrem Einfluß auf die Entwickelung des Verſtandes und Auffaſſung des Lebens von ſelbſt. Wenn überdies aber der junge Forſter in ſeinen männlichen Jahren ſich durch politiſchen Blick, ſtaatsmänniſches Urtheil und lebendigen Freiheitsſinn ſowie durch die Denkungsart auszeichnete, die damals in Deutſchland ſo neu war wie das von ihm ſelbſt eingeführte Wort „Gemeingeiſt“: ſo deutet dieſe eigenthümliche Bildung auf jene Jahre zurück, die für England ſelbſt eine Periode der innern Entwickelung bezeichnen.

Wir dürfen uns nur erinnern, daß Forſter's londoner Aufenthalt unter die Regierung Georg's III. fiel, jenes beſchränkten, ehrbaren Mannes, der von angeborener Fürſtengewalt und Gottesgnadenmacht die allerdeutſcheſten Begriffe hatte. Hierin beſtärkte ihn ſeine deutſche Mutter, unterſtützt von ſeinem Miniſter, dem ſchottiſchen Lord Bute, dem bekanntlich die hohe Frau auf die vertraulichſte Weiſe zugethan war. Solche Grundſätze, da ſie durch bereitwillige Miniſter und gewonnene Parlamente ins Leben eingriffen, waren ganz gemacht, die demokratiſchen Elemente im Volk aufzuregen und die kühnſten Angriffe der Preſſe hervorzurufen. Revolutionäre Zuckungen erfolgten, die zwar in England ſelbſt, auch bei längerer Dauer, nichts umſtürzten, jedoch den Abfall der amerikaniſchen Colonien veranlaßten. Denn indem ſich die Machtvollkommenheit des Königs durch das Beſteuerungsrecht in jenen Colonien geltend machen wollte, führte es durch den Widerſtand derſelben den verhängnißvollſten Sieg der Volksherrſchaft herbei. Wir erinnern uns zweier demokratiſchen Geſtalten und einer ariſtokratiſchen Maske, die in jenen folgenreichen Bewegungen erſchienen und den Aufruhr machen halfen. Zuerſt jener Wilkes, Redacteur des „Nordbriten“, mit beißend boshafter Feder die Miniſter angreifend, mit denen er einſt leichtfertig gelacht und liederlich geſchwärmt hatte. Ein langjähriger Proceß ſpann Verfolgungen, die nur noch gefehlt hatten, um einem ſo verwerflichen, nichtswürdigen Manne in den Augen des Volks Anſehen und Anhang zu verſchaffen. Volk und Miniſterium riſſen ſich um ihn, — jenes, um ihn mit dem Siegesjubel gelungener Wahl ins Parlament zu führen, dies, um ihn als Verbrecher in Kingsbench einzuſtecken. Die Miniſter ließen unter die ſtürmende Menge feuern, das verhetzte Volk feierte dagegen tolle Revolutionsfeſte.

Die andere Geſtalt war Benjamin Franklin, als Agent ſeines amerikaniſchen Vaterlandes wiederholt und auf Jahre in London erſchienen. Zwiſchen den Miniſtern und dem Volke ſtand der wunderbare Mann da — in Beiderwand, innerlich als Diplomat, äußerlich als Moraliſt, von oben als Orakel befragt, von unten als Abgott der Freiheit verehrt. Er war ganz der praktiſche, aus Armuth und Jugendausſchweifungen wohlhabend und ehrbar hervorgegangene Amerikaner, der zur Schwärmerei der Menge lächeln und aus der Verlegenheit der Miniſter Nutzen ziehen konnte; der für Mittel und Wege zu einem erwünſchten Zweck und Ziel die ſchlauen Augen offen hatte, zur rechten Zeit aber auch eines davon zudrücken konnte.

Und endlich meinen wir mit der räthſelhaften Erſcheinung den noch immer unenthüllten „Junius“, der mit ſeinen vielbeſprochenen Briefen ſeit Januar 1769 den politiſchen Brand vollends in Flammen ſetzte und durch alle Claſſen der Geſellſchaft verbreitete. Dies Product der Preſſe gilt durch unübertrefflichen Stil, Gewalt der Rede, durch ſchonungsloſe Bitterkeit und Schärfe der Wahrheit für unvergleichlich. Der unerrathene Verfaſſer verrieth die genaueſte Bekanntſchaft mit dem Hof und dem hohen Leben, mit den Verhältniſſen der öffentlichen Perſonen wie mit der Verfaſſung und den Geſetzen Englands. Ohne Zweifel Ariſtokrat von Geburt, mochte er ernſtlich für Recht und Freiheit eifern oder auch nur die demokratiſche Bewegung des Augenblicks gegen den König und die Miniſter benutzen: jedenfalls legte er die Grundelemente der Volksherrſchaft in der engliſchen Verfaſſung auf neue, ſchlagende Weiſe zutage. In ſeinen Briefen wetterleuchtet zwei Jahrzehnde voraus die Franzöſiſche Revolution mit jenen Ideen von Gleichheit vor dem Geſetze, Freiheit des Worts und des Erwerbs, Brüderlichkeit in den Anſprüchen an den Staat und an die Geſellſchaft, Ausgleichung zwiſchen Armuth und Ueberfluß, zwiſchen Rechten und Laſten — Gedanken, die in ihrer Bettlergeſtalt verachtet oder verlacht, unter Wechſelſtößen von Volksaufſtänden und Reactionsniederſchlägen doch unaufhaltſam gegen den Thron der Zukunft vordringen.

Wir haben flüchtig auf jenes eigenthümlich durchwirkte Stück engliſchen Lebens hingewieſen, nur um an die Lehren und Lectionen zu erinnern, aus denen der junge Forſter als Mitlebender ſeine politiſche Bildung und Geſinnung nachmals nach Deutſchland mitbrachte.

Weltfahrt.

War nun durch den Anblick ſo lebhafter Volksbewegungen um die Frage der öffentlichen Freiheit dem jungen Forſter ein Verſtändniß des innern Staatslebens ſo früh erweckt, ſo ſollte demſelben auch der Anblick des weiteſten Welt- und Naturlebens ſchon im erſten Jünglingsalter beſchieden ſein; ſo, daß einem ſo ungewöhnlichen Lehrling eben wol eine außergewöhnliche Wanderſchaft als beſondere Gunſt verhängt war. Von einer andern Seite erſcheint aber der junge Georg einer edeln Frucht vergleichbar, die der weiten Ueberfahrt halber, für welche ſie beſtimmt iſt, vor vollendeter Reiſe gebrochen wird. Sein körperliches Wachsthum hatte ſich verſpätet, ſeine Geſundheit nicht befeſtigt in dem Grade, als ſeine Geiſteskräfte zu früh getrieben, ſein Gemüth durch Mitſorge gedrückt worden.

Im Jahre 1772 ward dem Vater Forſter der Antrag gemacht, den Capitän Cook auf einer zweiten Entdeckungsreiſe als Naturforſcher zu begleiten. Cook war eben mit dem Schiff „Endeavour" nach England zurückgekehrt, und erhielt neue Anweiſungen zu weitern Erforſchungen und Unterſuchungen im Südmeer und gegen den Südpol. Zwei tüchtige Schiffe, die „Reſolution“ und die „Adventure“, wurden dazu gerüſtet. Forſter ließ ſich bereitwillig unter der Bedingung finden, daß er ſeinen Georg als Gehülfen mitnehmen dürfe. Seiner übrigen Familie ſicherte er durch Anweiſung eines Theils ſeines eben nicht übermäßigen Gehalts ein dürftiges Zurückbleiben.

Vater und Sohn rüſteten ſich in Eile zu dem wichtigen Vorhaben und ſchickten ihr Reiſegeräth innerhalb neun Tagen an Bord der „Reſolution“, die damals noch bei Sheerneß lag. Georg vergaß dabei nicht ſeines kleinen Schreibſchrankes von Nierenbaumholz (Acajou), eines Möbels, das ihn auf der Fahrt um die Welt und nachher auf allen Lebensſtationen begleitete. Am 26. Juni verließen ſie London und kamen in zwei Tagen nach Plymouth, wo in der Nacht vom 2. zum 3. Juli die „Reſolution“ vor Anker legte. Cook fand noch manche Vorkehrungen zu treffen, ſodaß erſt am 13. das Schiff in Begleitung der „Adventure“, Capitän Furneaux, abſegelte.

Georg „kehrte noch einen Abſchiedsblick gegen Englands fruchtbare Hügel zurück und ließ dem natürlichen Gefühl der Verbindungen, woran ihn dieſe Ausſicht erinnerte, freien Lauf; bis endlich die Heiterkeit des ſchönen Morgens und die Neuheit der Fahrt durch die glatte See die Oberhand gewannen und jene trüben Gedanken zerſtreuten“.

Dieſe Abſchiedsworte Forſter's von Europa ſind aus ſeiner eigenen Erzählung jener Fahrt um die Welt in den Jahren 1772—75 genommen. Sie iſt in den beiden erſten Bänden ſeiner „Sämmtlichen Schriften" ſo ſchlicht und anſchaulich enthalten, daß ſie noch heute eine höchſt anziehende Lectüre bildet und uns zugleich die umfaſſende Begabung und frühe Reife des Geiſtes unſers jungen Helden zu bewundern gibt. Wir enthalten uns aber, dieſe dreijährige Wanderfahrt auf der Südſee, die Cook nach allen Richtungen durchkreuzte, in flüchtigen Umriſſen nachzuerzählen, aus Furcht, durch einen zuſammendrängenden Bericht den Leſer eher zu ermüden als für Forſter's Mittheilungen zu gewinnen. Wir verweiſen auf deſſen eigene Erzählung, und füllen dieſe Lücke der Lebensgeſchichte mit einigen Bemerkungen aus.

Die Entdeckungen, die ſie machten, die geographiſchen Vermuthungen, die ſie darauf ſtützten, ſind von ſpätern Seefahrern überboten und berichtigt worden. Aber die Erlebniſſe und Abenteuer, die Arbeiten und Forſchungen, die Leiden und Freuden, Gewinnſte und Folgen der Fahrt haben in der einfach-ehrlichen, anſpruchlos-ausführlichen Erzählung des jungen Forſter kaum von ihrem geſchichtlichen Werth und noch weniger von ihrem unterhaltenden Reize verloren. Seine Auffaſſung des fremden und damals noch ſo neuen Natur- und Menſchenlebens iſt ſo unbefangen und ohne europäiſche Voreingenommenheit, daß man ſich ganz heimiſch in ſolcher Ferne und wie aus einer ungetrübt friſchen Granitquelle erquickt fühlt. Die hier und da eingeſtreuten Betrachtungen erinnern zuweilen wol an die Jugend des Erzählers, nöthigen uns aber noch öfter eine Anerkennung ſeines für dies Alter ſo tief eindringenden Geiſtes ab. Wir erkennen eine ernſte, empfängliche Seele, die durch den Anblick paradieſiſcher Natur und urſprünglicher Menſchheit im Vergleich mit den Culturzuſtänden unſerer Entwickelung ſich in Begriffen erweitert, an Sympathien bereichert findet. Sein Urtheil erobert neue Meſſungsfelder, ſein Herz zieht neue Saiten menſchlicher Theilnahme auf.

Und hierin machte Forſter den Hauptgewinn für ſeine eigene Ausbildung. Welche glückliche Fügung für ihn gerade in einer Zeit überſpannter und oft verkehrter Beſtrebungen, da die Einen in Rouſſeau'ſchem Ueberdruß nach Rückpfaden zum Naturſtand umblickten, die Andern auf den Abwegen der modernen Bildung nicht raſch genug vorwärtskommen konnten! Sein geſunder Sinn ſuchte nach einem Durchſchnitt der Cultur und der Natur im Völkerleben. Die Faulflecken der Civiliſation, früh genug von ihm in Rußland und England durchſchaut, beirrten ſein Auge nicht, um die Anſätze der, wie es ſcheint, unvermeidlichen Entwickelungskrankheiten der Menſchheit nicht auch ſchon am Kindesvölkchen auf den Südſeeinſeln zu entdecken. Wir geben einige Proben dieſer Anſätze aus der Reiſebeſchreibung: ſie gehören zu Forſter's politiſchen Studien.

Wenn Cook nach einigem Aufenthalt auf Tahiti bei einer Audienz unter freiem Himmel dem König Aheatua ein Stück rothen Boi, ein Betttuch, eine breite Zimmeraxt, ein Meſſer, Nägel und Korallen überreicht, das umherſtehende braun-nackte Völkchen darüber ſein ſtaunendes „Au-wäh" jubelt, aber ſowenig in allertiefſter

Ehrfurcht erſtirbt, daß des Königs Leute mit Stöcken und „Manu“-Ruf Ruhe und Stille ſchaffen müſſen; wenn der König dann als Entgegnung dem Schiffsvolk Cook's auf den andern Tag Schweine zu ſchicken verſpricht: wie einfach erſcheint dieſer diplomatiſche Verkehr! Und doch findet Forſter ſchon zu bemerken: „Wir rechneten nicht darauf; denn ſowenig Klein-Tahiti als ein hochverfeinerter Staat angeſehen werden kann, ſo hatten wir doch ſchon gefunden, daß ſich von der thätigen Gutherzigkeit, welche uns der Mittelſtand durch Gaſtfreiheit und eine Menge dienſtfertiger und edler Handlungen bezeigte, im geringſten nicht auf die Denkungsart des Hofs und der Hofleute ſchließen laſſe.“

Alſo ſchon Mittelſtand und Hofleute!

Die tahitiſchen Schweinchen, blos mit Früchten gefüttert, waren freilich ſo ſelten als lecker, und Forſter erzählt weiter:

„Man ſchlachtet nur ſelten welche, ja vielleicht nie anders als bei feierlichen Gelegenheiten; aber dann verſchlingen die Vornehmen das Fleiſch auch mit ebenſo viel Gierigkeit, als die Aldermen von London bei einem guten Schildkrötenſchmauſe bezeigen ſollen. Der gemeine Mann bekommt äußerſt ſelten davon zu koſten, ungeachtet gerade dieſe Claſſe des Volks die Mühe allein auf ſich hat, ſie warten und zu mäſten.“

Alſo wirkliche Schweinefütterungs-Frohnen?

So ſchwer es den Reiſenden ward, ſich mit ihrer mangelhaften Sprachkenntniß Einſicht in die religiöſen Vorſtellungen und Gebräuche zu verſchaffen, ſo waren ſie doch auf Spuren von Menſchenopfern gekommen, unbegreiflich von einem ſo ſanften, gutherzigen Völkchen wie auf Tahiti! Cook hatte aber herausgebracht, daß nur bei erſchienenen Uebelthaten und Laſtern Menſchen zum Opfer verurtheilt wurden. Es war mithin ein religiöſes Strafgericht, über das Volk verhängt. Und wer war Richter? „Der Mann“, „heißt es, den ich hierüber befragte, gab ſich Mühe die ganze Ceremonie zu beſchreiben. Seiner Ausſage zufolge kommt es blos auf den Hohenprieſter an, wen er zum Opfer wählen will. Wenn das Volk verſammelt iſt, geht er allein in das Haus Gottes und bleibt da eine zeitlang. Sobald er wieder heraustritt, verkündet er, daß er den großen Gott geſehen und geſprochen, und daß dieſer einen Menſchen zum Opfer verlangt habe. Er ſagt ihnen dann namentlich, wen das traurige Loos getroffen. Vermuthlich fällt aber die Wahl auf Jemand, der dem Prieſter gehäſſig iſt.“

Wir ſchließen mit einer tiefſinnigen Betrachtung des jungen Forſter — einer Frage des Jünglings, der ſich einſt als Mann bei einer Revolution betheiligen ſollte, über Recht und Rache. Bei Gelegenheit der Erzählung, wie die Neuſeeländer früher im Streite mit gelandeten Franzoſen eine wahrſcheinlich vorausgegangene Verletzung durch blutige Grauſamkeit gerochen hatten, philoſophirt er:

„Wir werden geboren, unſere abgemeſſene Zeit auf dem Erdboden zu durchleben; will Jemand vor dem Ablauf dieſer Zeit unſerm irdiſchen Daſein ein Ziel ſetzen, ſo können wir es als ein Vergehen gegen die Geſetze des Schöpfers anſehen. Dieſer verlieh uns die Leidenſchaften gleichſam zur Schutzwehr, und beſtimmte den Trieb der

Rache vorzüglich zur Abwendung aller gewaltſamen Unterdrückung. Der Wilde fühlt dieſes, und eignet ſich ſelbſt das Recht zu, Beleidigungen zu rächen; dahingegen in der bürgerlichen Geſellſchaft gewiſſen einzelnen Perſonen ausſchließenderweiſe die Macht anvertraut und zugleich die Pflicht auferlegt iſt, alles Unrecht zu rügen. Indeß iſt dieſe Art das Recht zu handhaben auch in den geſitteten Ländern Europas nicht immer und nicht auf alle Fälle hinreichend. Wenn z. B. dieſer Gewährsmann der öffentlichen Ruhe, dieſer allgemeine Rächer des Unrechts ſeinen eigenen Arm gegen die geheiligten Rechte des gemeinen Weſens aufhebt, müſſen alsdann nicht alle bürgerlichen Verbindlichkeiten aufhören, muß nicht ein Jeder ſeine eigenen natürlichen Rechte ſelbſt verfechten, und die Leidenſchaften, als den urſprünglich angeborenen Mitteln zur Selbſterhaltung, wieder freien Lauf geſtatten?"

Im Uebrigen war Forſter's Wanderſchaft — wie dies auch bei andern wandernden Geſellen vorzukommen pflegt — nicht ganz frei von den Widerwärtigkeiten der Lehrjahre. Georg blieb auch zu Schiffe immer noch der Sohn eines reizbar jähzornigen Vaters, ja für die Naturforſchung deſſen Gehülfe. Zu dieſer Unterwerfung hatte er noch die Pein für ein kindliches Herz zu erleben, daß dieſer zufahrige Vater, ſelbſt unter ſo ſtrenge Zucht geſtellt, wie ſolche zur See geſetzlich iſt, ſeines anmaßlichen Weſens ſo wenig Herr werden konnte, um ſich dem Capitän Cook zu unterwerfen, daß dieſer ſich genöthigt fand, ſein Amtsanſehen gegen den widerſetzlichen Untergebenen mit ſtrafender Strenge geltend zu machen. Da mußte denn Georg im bitterſten Gedränge ſeines Herzens ſowol wegen der Gunſt, worin er bei Cook ſtand, als wegen des Zwangs, den gegen dieſen ſein Vater ſich anthun mußte, auf deſſen doppelt üble Laune ſich täglich gefaßt halten.

Ein körperliches Uebel kam dazu. Der umſichtigſten Vorkehrungen Cook's ungeachtet riß unter ſeinen Leuten die Krankheit des Scorbuts ein. Sie bekamen zum Theil böſes Zahnfleiſch, ſchweres Athmen, blaue Flecke, Ausſchlag, Lähmung der Glieder u. dergl. Georg, noch nicht befeſtigt in ſeiner Conſtitution und daher für die Einflüſſe des Lebens zur See deſto empfänglicher, blieb nicht verſchont. Das Uebel befiel ihn bei der erſten Ankunft auf Tahiti und nahm auf der zweiten Fahrt in die ſüdliche Breite von Neuſeeland nach Oſtereiland bei ihm wie beim Schiffsvolke überhand. Ehe er ſich nur für eigentlich krank halten wollte, war er in wenig Tagen völlig heruntergebracht. Durch möglichſte Enthaltſamkeit vor ungeſunden und ungünſtigen Speiſen war ſeine Verdauung ſo geſchwächt, daß er die gegen die Krankheit mitgenommene Bierwürze nicht in hinreichender Menge zu ſich nehmen und das Uebel dadurch mindern konnte.

So brachte er, 20 Jahre alt, aus dem paradieſiſchen Tahiti ein Erbleiden mit, das in wechſelnden Geſtalten von Hypochondrie, Rheumatismen, gefährlichen Koliken ihn nicht mehr verließ und zu fortwährender Diät, Mäßigkeit, Sorgfalt und Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung nöthigte.

In dieſer Krankheit und in der obigen Betrachtung über Revolution liegen die Keime des Forſter'ſchen Schickſals beſchloſſen. Beide, in demſelben Alter Georg's und in demſelben Klima gefaßt, ziehen ſich nebeneinander durch ſein folgendes Leben hin, bis da, wo ſie ſich durchkreuzen, ſein Verhängniß ſich erfüllt.

Am 30. Juli 1775 erreichte das rückkehrende Schiff, auf welchem ſich Forſter befand, zwiſchen der Inſel Wight und den fruchtbaren Ufern von Hampſhire hinlaufend, Spithead, wo es gegen Mittag die Anker fallen ließ. Alle Linien ihres verſchlungenen Laufs zuſammengerechnet, hatten ſie nach Meilen eine Bahn von mehr als drei mal den Umkreis der Erde durchlaufen. Wie waren ſie von den großen und merkwürdigen Begebenheiten überraſcht, die ſich während ihrer Abweſenheit in Europa zugetragen! „Ein junger Held hatte mit Guſtav Waſa's Geiſte Schweden vom Joche der ariſtokratiſchen Tyrannei befreit. Die finſtere Barbarei, die ſich im Oſten von Europa und Aſien ſelbſt gegen Peter's herculiſche Kräfte zu erhalten gewußt, war entflohen vor einer Fürſtin, deren Gegenwart, ſowie das Wunder am nordiſchen Himmel, mit Lichtſtrahlen die Nacht in Tag verwandelt. Endlich nach den Gräueln des bürgerlichen Kriegs und der Anarchie hatten die größten Mächte in Europa ſich vereinigt, den langerwünſchten Frieden in Polen wiederherzuſtellen, und Friedrich der Große ruhte von ſeinen Siegen und opferte den Muſen im Schatten ſeiner Lorbern, ſelbſt von ſeinen ehemaligen Feinden bewundert und geliebt. Das waren große, unerwartete Ausſichten, die uns auf einmal eröffnet wurden, die das Glück der Menſchheit verſprachen und einen Zeitpunkt zu verkündigen ſchienen, wo das menſchliche Geſchlecht in erhabenerm Licht als je zuvor erſcheinen wird."

Schulden und Gäſte.

Mit dieſem Fernblick eines edeln, ſchwärmenden Herzens kehrte Georg bei der Mutter und den Geſchwiſtern ein. Vielleicht fand er, beſonders anfangs, das Haus nicht zu enge, den Tiſch nicht zu einfach: ein mehrjähriger Aufenthalt zu Schiffe war eben nicht gemacht geweſen, um ihn zu verwöhnen. Aber die Sorge wohnte mit im Hauſe, und bald ſollten andere Mißhelligkeiten dazukommen.

Die wiſſenſchaftliche Ausbeute der Weltfahrt, ja die unterhaltenden Nachrichten von derſelben erſchienen ſo vielverſprechend, daß Vater Forſter ſich ungeſäumt daranmachte, ſie der Welt mitzutheilen. Hiermit gerieth er aber an den Widerſpruch der Admiralität. Dieſe hielt ſich an den von ihm eingegangenen Vertrag, nach welchem keine Reiſenotizen veröffentlicht werden durften, bevor nicht die Regierung die ſämmtlichen wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe der auf ihre Koſten geſchehenen Reiſe bekannt gemacht habe. Dafür ward Forſter'n von dem Ertrage des mit koſtbaren Kupfern nach den Zeichnungen des mitgereiſten Malers zu veranſtaltenden Werks ein Antheil zugeſagt. Forſter verſuchte nun ſtatt wiſſenſchaftlicher Mittheilungen eine bloße Reiſebeſchreibung; aber die Admiralität wies eine ſolche im Vertrage nicht als Ausnahme erwähnte Arbeit ab. Darauf beſchränkte ſich Forſter auf ſogenannte philoſophiſche Bemerkungen; doch auch dieſe wurden verworfen und nun ſogar das gegebene Verſprechen eines Theils der Kupferplatten zurückgenommen.

Wie viel hierbei von der einen und andern Seite gefehlt oder geirrt worden; ob die Regierung Forſter'n getäuſcht oder dieſer ihr ungebührlich getrotzt habe, läßt ſich nicht aufs genaueſte ermitteln. Auch können wir es hingeſtellt ſein laſſen, ſoweit es unſern Georg Forſter nicht betrifft. Dieſer ſtand mit entſchiedener Misbilligung gegen die Lords der Admiralität auf ſeines Vaters Seite, und wir vertrauen ſeinem Rechtsgefühl und ſeiner Ehrlichkeit. Glücklicherweiſe war er ſelbſt im Vertrage nicht miteinbegriffen und nahm alſo umſoweniger Bedenken, aus ſeinen eigenen ſorgfältigen Aufzeichnungen eine engliſche Reiſebeſchreibung in zwei Quartbänden abzufaſſen und zwei Jahre nach der Rückkehr herauszugeben. Aus dieſer iſt die nachmalige deutſche Ausgabe hervorgegangen, deren wir bereits oben gedachten. Georg blieb dieſes Unternehmens wegen nicht unangefochten, da man ihn nicht für den Verfaſſer, ſondern für ſeines Vaters Beiläufer anſah. Er ward dadurch in einen Flugſchriftenkampf, beſonders gegen den Angriff eines gewiſſen Wales verwickelt, worin er ſich wacker genug finden ließ und gelegentlich auch einige Seitenhiebe nach Göttingen hinüber gegen Profeſſor Meiners führte, der ſich in öffentlichen Blättern gegen das Recht beider Forſter zur Herausgabe einer Reiſebeſchreibung ausgeſprochen hatte.

Mit dieſem Werke, aus welchem die Tageblätter in Deutſchland Auszüge gaben, verbreitete ſich Georg's Name und Ruf in ſeinem Vaterlande. Das Buch war ſein Vorläufer, der ihm, dem jungen und für die damaligen Deutſchen von Meerwundern umwitterten Weltumſegler, in hohen und niedern Kreiſen eine dort freundliche, hier feierliche Aufnahme bereitete.

Indeß ließ dieſer fernhin leuchtende Ruhm das Forſter'ſche Haus zu London im Dunkel von Noth und Kümmerniſſen zurück. Die Familie war erwachſen; doch ſcheint außer Georg keins der Kinder im Stande geweſen zu ſein, mitſchaffend und erwerbend an des Vaters Seite zu treten. Näheres aus dieſer ſorgenvollen Zeit iſt nicht aufbewahrt. Wir wiſſen nur, daß doch reiſende Deutſche, ſelbſt aus höhern Kreiſen, dem Sterne des Forſter'ſchen Namens folgend, die dunkle Wohnung der erſten deutſchen Weltumſchiffer in Percysſtreet aufſuchten. Wir wiſſen es ganz beſtimmt vom Fürſten Franz von Deſſau.

Dieſer, von durchaus anderm Naturell als ſein Großvater, der humoriſtiſche Tyrann und berühmte preußiſche Feldherr, war nach ein paar Jahren preußiſchen Kriegsdienſtes früh zur Regierung berufen worden und hatte ſie mit Opfern angetreten, indem er ein reiches Erbe und ſelbſt ſein Silbergeſchirr zur Deckung der Kriegslaſten und Kriegsſteuern ſeines Landes darbrachte. Mit eingetretenem Frieden holte er die Schule des Reiſens nach. Er beſuchte Italien, Frankreich, Holland und England, knüpfte gern mit Gelehrten und Künſtlern an, und ließ den dadurch neu erworbenen Reichthum von Welt- und Menſchenkenntniß, von Einſicht in Kunſt und Gewerbe abermals ſeinem Lande durch Förderung und Verſchönerung deſſelben zugute kommen. Bei jenem Beſuch Englands ſprach er im Forſter'ſchen Hauſe ein, empfing belehrende Mittheilungen der Weitgereiſten, und ließ ſich kleine Geſchenke von Tahitiſchen Stoffen und Arbeiten der Wilden gefallen. Es wird ſich ſpäter zeigen, daß er doch auch manchen Blick in die bedrängte Lage der Familie gethan haben mochte.

Indeß brachte zu jener Zeit Georg noch die Mittel zu einem Ausfluge nach Paris auf. Es war im October 1777. Sein oder wol ſeines Vaters Zweck mag geweſen ſein, einen Theil der von den Südſeeinſeln mitgebrachten Seltenheiten in Paris zu verwerthen, und zu verſuchen, ob etwas mit einer franzöſiſchen Ausgabe ihres Reiſewerks zu machen ſei.

Unter Forſter's Papieren haben ſich Tagebuchsbemerkungen über dieſe Reiſe vorgefunden, in der heiterſten Stimmung niedergeſchrieben, und wahrſcheinlich als Rückfracht für ein engliſches Journal beſtimmt. Wir wiſſen wenigſtens, daß er auch ſchon früher kleine Arbeiten in Journale und ſogenannte Magazine gegeben hatte. Jenes Tagebuch iſt weiter nicht bekannt geworden, und man weiß nur Einzelnes daraus. So, daß er einmal mit Franklin zu Tiſche geladen war. Der heitere Greis, „der ehrwürdige Philoſoph der weſtlichen Welt", in hellgrauem Anzuge erzählte über Tiſch luſtige Geſchichtchen, bis er zu ſeinem Mittagsſchläfchen ging. Auch den großen Naturforſcher Buffon beſuchte Georg und gewann eine zweiſtündige Unterhaltung mit demſelben; ſowie er denn auch mit den Akademikern Le Roy, Sage und d'Aubenton angenehm verkehrte.

Mit bedeutenden Hülfsmitteln für das Haus ſcheint indeß der junge Freund nicht zurückgekommen zu ſein. Vielmehr traten des Vaters Gläubiger immer drängender, drohender auf. Denn die Familie lebte ſeither, wenigſtens theilweiſe, vom Borg. Das Wenige, was Georg's Reiſebeſchreibung eingebracht hatte, war bald verzehrt. Von Zeit zu Zeit, manchmal, wann eben die Noth am größten war, lief von dieſem oder jenem Fürſten, dem der ältere Forſter Seltenheiten der Südſee verehrt hatte, eine kleine Summe ein, freilich unzureichend um neben dem täglichen Bedarf alte Schulden abzutragen.

Unter dieſen Umſtänden entſchloß ſich Georg in Deutſchland Hülfe für den Vater zu ſuchen, irgendeine Stelle, wo der verzweifelnde Mann für die Seinigen einen Herd und für ſich ſelbſt Muth und Arbeit fände.

Haus und Welt, die beiden Pole jedweden äußern Daſeins, erfaßten in ihrem anziehenden und abſtoßenden Wechſelwirken doch in eigenthümlicher Weiſe und Weite des jungen Forſter's Leben, um es kaum mehr zur Ruhe in ſich ſelbſt kommen zu laſſen. Heute braucht er Geld, morgen vermißt er Freiheit, und dieſe beiden Pulſe des Hauſes und der Welt bewegten ſein bald bedrängtes, bald ſchwärmeriſches Herz.

Ehe Forſter London verließ, erſchien ein neuer Gaſt, der für ihn zu einer ſchönen und dauernden Lebensverbindung beſtimmt war. Ein gut und kräftig ausſehender junger Mann, am 18. Auguſt 1778 über Holland in London angekommen, trat als ausgezeichneter göttinger Student der Medicin und Naturwiſſenſchaften ſehr bald der Theilnahme beider Forſter näher. Er hieß Thomas Sömmerring, und da er zu Thorn im polniſchen Preußen geboren war, wurde er auch als engerer Landsmann begrüßt. Kaum anderthalb Monate jünger als Georg, ſchloſſen Beide ſich als gute Geſellen aneinander, beſahen zuſammen die Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgegend, machten Ausflüge und trieben Botanik. Sömmerring beſuchte die anatomiſchen Vorträge des berühmten John Hunter, dem er ſo wohlgefiel, daß ihn der artige und reiche Anatom gern zum Frühſtück bei ſich hatte. Daneben trieb er ſich mit dem jungen Meckel aus Berlin umher. Hatte er dann aber ſeinen Tag in dieſer Weiſe oder mit ſeinen Studien und in Uebungen mit der Elektriſirmaſchine und mit Einſpritzen der Lymphgefäße zugebracht, ſo verſäumte er keinen Abend das Forſter'ſche Haus in Percysſtreet. Er erzählte von Peter Camper in Holland und wie freundlich ihn der berühmte Mann bei ſeinen prächtigen Sammlungen von Skeleten empfangen habe. Georg hatte die Abſicht, bei ſeiner Reiſe nach Deutſchland dieſen als Arzt, Wundarzt und Zergliederer, als Künſtler und Staatsmann ſo hervorragenden Menſchen zu beſuchen, daher ihn Alles von demſelben intereſſirte. Am meiſten mußte es in Verwunderung ſetzen, daß dieſer Anatom nicht nur mit der Feder fertig zeichnete und in Oel malte, ſondern auch den Bildhauermeiſel zu führen wußte. Der Künſtler mag allerdings einer genauen Kenntniß des Knochenbaus nicht entrathen; daß aber derſelbe Mann, der mit dem

Zergliederungsmeſſer ein wirkliches Knochengerüſt entblößen und darſtellen kann, auch den Meiſel in der Hand, ein gedachtes Skelet mit Marmor zu überfleiſchen verſtehe, mag ſich ſchwerlich zum zweiten mal vereinigt finden. Aus dieſer Verbindung des Anatomen mit dem praktiſchen Kunſtkenner ließen ſich auch die geiſtreichen Anſichten Camper's über die von ihm aufgeſtellte Geſichtslinie und über die Schönheit der Formen in der thieriſchen und menſchlichen Bildung erklären. Wie umfaſſend war alſo nicht das Gebiet dieſes Geiſtes, der den Reichthum ſeiner Kenntniſſe und Gedanken auch noch in vier Sprachen, ſelbſt ſchriftlich, mittheilen konnte.

So begegneten ſich denn beide junge Männer, Forſter und Sömmerring, in allen Richtungen ihres Beſtrebens; ihre junge Freundſchaft ſetzte ſich, ſozuſagen, in allen vier Elementen feſt, — durch gleichen Boden der Herkunft, gleichen Fluß der Jahre, durch die Wärme derſelben Studien und den Athemzug der Bewunderung für dieſelben Heroen der Wiſſenſchaft. Nur ein Geheimniß fehlte noch in dieſem Bunde, um ihm eine myſteriöſe Weihe zu geben. Forſter führte es herbei, indem er den Freund in die Verbrüderung der Freimaurer brachte, der er ſelbſt damals ſchon angehörte. Dieſer Schritt ward für Beide verhängnißvoll: ſie geriethen auf dieſem Wege in eine Verirrung, in der ſie mit der Stärke ihrer zunehmenden Freundſchaft ſich wechſelſeitig beſtätigten, und Einer den Andern weiterführte, als er vielleicht allein gegangen wäre.

Doch ohne Ahnung einer ſolchen Verwickelung ihrer Zukunft trennten ſie ſich für diesmal. Sömmerring, dem

Rathe ſeiner wiſſenſchaftlichen Freunde folgend, ging Anfang October nach Edinburg, wo er für britiſche Lebensweiſe eine lebhafte Vorliebe faßte, ſodaß er auch ſeinen Briefwechſel mit dem Freunde in engliſcher Sprache führte, bis dieſer ein paar Wochen ſpäter ſeine Reiſe nach Deutſchland antrat.

Die Bedrängniß des Vaters Forſter beſchleunigte die Abreiſe. Seine Gläubiger, des Hinhaltens müde, ließen ihn ins Schuldgefängniß von Kingsbench einſchließen. Welches Misgeſchick der Weltumſegler! Der Vater wurde feſtgenommen, und der Sohn mußte — wenigſtens ſeinem Gefühle nach — die Kreuzwege des Bettlers betreten.

„Geſund und friſch, geduldig und getroſt, daß Gott ſie nicht verlaſſen werde", ſegelte Georg am 23. October 1778 Nachmittags von Harwich ab und erreichte über Nacht Helvoet auf der holländiſchen Küſteninſel.

Sorgen und Suchen.

Mit Wechſeln oder Schatzſcheinen und Creditbriefen war der junge Reiſende nicht beſonders verſehen. Statt deren führte er einen Ballen Pflanzen von 68 Pfund Gewicht und in einem, über 200 Pfund ſchweren Koffer noch andere Naturalien und Seltenheiten mit ſich, woraus er, durch Verkauf in Holland, Reiſegeld für ſich und eine Rimeſſe für die älterliche Wirthſchaft zu gewinnen hoffte. Zuerſt freilich machten die ſchweren Sachen nur Schwierigkeit und Koſten des Transports.

Trauriger und bitterer hatte Forſter noch keine Stunden erlebt, als die des Abſchieds von Hauſe und der ſtürmiſchen Ueberfahrt waren. Theilnahmlos und nur mit den ſchweren Gedanken an die Seinigen beſchäftigt, ſaß er zwiſchen den Reiſegefährten. Wie anders, in Fröhlichkeit und Hoffnung, war er noch im vorjährigen Herbſte nach Paris übergefahren! Doch, er ſuchte ſich aus dieſer trüben Stimmung loszureißen. Der humoriſtiſche Gedanke, man möchte ihn in ſeiner Stumpfſinnigkeit für einen Holländer nehmen, erweckte ihn; die Beſorgniß, durch Trübſinn untüchtiger für ſein Vorhaben zu werden, und den Menſchen, deren Beiſtand er anſprechen mußte, zu misfallen, rüttelte ihn auf, und das erwachende Gottvertrauen erhob ſein Gemüth. Er überließ ſich frommen Empfindungen gegen den Allwaltenden, der ihnen Leiden ſchicke, um ſie zu künftigem Glücke vorzubereiten; indem ja Glück ſchwerer zu tragen, als Widerwärtigkeit auszuhalten ſei.

Von Helvoet durchwateten die Paſſagiere unter Sturm die grundloſen, unfahrbaren Wege der Inſel bis Briel, wo ſie in einer elenden Herberge ſchmuzig übernachteten. Des andern Morgens wurden ſie nach einer Inſel der Maas übergeſetzt, von wo ſie in einer Trekſchuyt über das hübſche, anſehnliche Delft mit einbrechender Nacht Rotterdam erreichten. Hier kam ihnen ein gutes Abendeſſen und bequemes Bett ſehr zuſtatten; worauf die Fahrt nach dem Haag ging.

Hier hatte nun unſer Reiſender bald genug die betrübende Erfahrung zu machen, daß ſchlechterdings keine Möglichkeit ſei, von den mitgebrachten Sachen etwas zu verkaufen. — „Ich ſehe nichts als Finſterniß vor mir“, klagte er in einem Briefe an ſeine Mutter; „aber ich bin in Gottes des Allmächtigen Hand, und ergebe mich in ſeine Schickung. O weh, mein armes Herz! Ich kann jetzt nicht mehr ſchreiben!“ —

Sonſt aber fand er viel Freunde und ward mit Einladungen beſtürmt, daß er ſechs Monate hätte bleiben können, um ihnen genugzuthun. Nur Camper war leider verreiſt. Unter andern Umſtänden würde ihn dies ſchmerzlich betrübt haben; jetzt in der Niedergeſchlagenheit ſeines Herzens ließ er ſich, wie zum Troſte für den vergebens gehofften Beſuch, gegen den bisher bewunderten

Mann faſt ein wenig einnehmen. Er gerieth nämlich in den Kreis der Gegner Camper's. Dieſe bewegten ſich um Vosmaer, einen kränklichen Mann von gründlichen, nur nicht methodiſchen Kenntniſſen der Natur, beim Naturaliencabinet mehr aus Liebhaberei beſchäftigt als eigentlich angeſtellt, da er ein hübſches Vermögen beſaß. Eine Anmerkung Forſter's in dem engliſchen Werke ſeines Vaters über die Südſeeinſeln in Betreff eines Orang-Utang der haager Sammlung hatte Vosmaer'n compromittirt, und dadurch die Unzufriedenheit des Hofes ſo ſehr erregt, daß der Philoſoph Hemſterhuis, Camper's Freund, von dem jene Anmerkung veranlaßt war, ſeinen ganzen Credit darüber beim Prinzen von Oranien verloren hatte. Der Bibliothekar des Prinzen ließ Forſter'n beim erſten Beſuch ſeine Misbilligung empfinden. Vosmaer ſelbſt empfing ihn aber mit freimüthiger Höflichkeit, ſetzte ihm den Verlauf der Sache auseinander, zeigte ihm Briefe von Camper an Hemſterhuis, die Aufſchluß gaben, und wies den beſtrittenen Affen ſelbſt ausgeſtopft vor, ſodaß Forſter ſeine Uebereilung einſah und bekannte, wodurch der Streit ſich ins Freundliche ausglich. Allein nun bekam er, ſelbſt von „excellenten Leuten“, die ſchlimmſten Urtheile über Camper's Charakter zu hören. Ja, hieß es, er ſei groß, wohlgewachſen, ſchön, bärenſtark, ein trefflicher Redner, unvergleichlicher Zeichner, ein ſeltener Anatom und endlich auch ein Mann, der von Hochmuth und unleidlich übermüthigem Stolze ganz aufgezehrt werde, ſich für den erſten Mann auf dem Erdboden halte, auf ſein Geld und ſeine Rieſenſtärke poche, und dem man nie zu niederträchtig ſchmeicheln könne.

Forſter war nicht geneigt, der übeln Nachrede ohne weiteres Glauben zu ſchenken; doch drückte ſie noch auf ſeine ohnehin ſchwere Stimmung. Er vernachläſſigte gewiſſe Kreiſe, die ſeine Aufmerkſamkeit erwarten mochten. Hemſterhuis ſah er nicht ſelbſt, ſondern nur ſeine Gegenbeſuchskarte, und ließ ſich die Meinung beibringen, daß dem Philoſophen ſchwer beizukommen ſei. Ebenſo unterließ er, ſich dem ruſſiſchen Geſandten im Haag, Fürſten Dimitri Gallitzin, vorzuſtellen, wozu er von Herrn Magellan in London mit der Zuſicherung des beſten Empfangs aufgefodert war. Der Fürſt beſchäftigte ſich mit Phyſik und Mineralogie, und beſaß ein intereſſantes Mineraliencabinet. Aber auch dies zog Forſter'n nicht an. Seines Vaters Misgeſchick lag ihm zu ſchwer in Gedanken. Er dachte daran, ſich für denſelben an den Prinzen von Oranien zu wenden, bei dem er nach nunmehr aufgeklärter Orang-Utang-Geſchichte Zutritt finden könnte; aber er fürchtete, vielleicht wochenlang auf die rechte Stunde und Gelegenheit dazu warten zu müſſen. Dennoch verweilte der gefeierte junge Reiſende auch wieder in Amſterdam, vergnügt, ſich einmal unter heitern Deutſchen und Franzoſen zu befinden, und unbekümmert um Arſenale, vlämiſche Bauernlandſchaften und um Hondhorſt's Nymphen.

Endlich trieb ihn doch das Verlangen nach Kaſſel zu kommen, wo er ſich noch am eheſten einen Platz für ſeinen Vater verſprach. Und ſo ſetzte er Mitte November ſeine Reiſe über Arnheim rheinaufwärts fort.

Deutſches Leben.

Nach einer ſehr beſchwerlichen Reiſe auf den heilloſeſten Wegen, durch ſehr wenig angebautes Land kam Forſter den 21. November in Düſſeldorf an. „Eine wohlgebaute Stadt, ſchöne, maſſive Hauſer, gerade und helle Straßen, thätige, wohlgekleidete Einwohner, — wie erheitert das nicht dem Reiſenden das Herz!“ Düſſeldorf hatte auch in ſeiner Entfernung vom jetzigen Hofe in Manheim immer noch das Anſehen einer ehemaligen fürſtlichen Reſidenz. Sie behauptete ſich als Sitz einer Landesregierung, und beſaß damals noch einen Schatz, der Reiſende anziehen, Durchreiſende feſthalten mochte. Es waren jene koſtbaren Gemälde, die ſpäter nach München gebracht wurden. Der Malerakademie ſtand Kammerrath Krahn als Director vor, ein alter, würdiger, für die Kunſt enthuſiaſtiſcher Mann. Er empfing Forſter'n freundlich, und da dieſer beim Anblick einiger guten Bilder in den Wohnzimmern raſch die Meiſter erkannte, nahm er ihn für einen Kunſtkenner und brachte ihn auf die Säle über den kurfürſtlichen Ställen, wo die jungen

Leute unter Modellen und Abdrücken von Antiken zeichneten. Als Forſter des Nachmittags die Bildergalerie beſuchte, fand ſich der Sohn des Directors bei ihm ein, ein talentvoller Zeichner, der ſich eben anſchickte, in Rom unter Mengs ſich als Maler auszubilden. Forſter erfreute ſich an manchen Gemälden, die Alles übertrafen, was er bisher geſehen, und fand ſich in ſeinem Geſchmacke mit dem jungen Künſtler lebhaft übereinſtimmend. Dieſer, von der Unterhaltung angeregt, brachte ihn gegen Abend in die Akademie, da der Sonnabend einer der zwei Wochentage war, an welchen, zur Abwechſelung mit Modellzeichnen, den jungen Leuten Kupferſtiche nach den beſten Meiſtern vorgelegt wurden. Dieſen Abend galt es Pouſſin'ſchen Sachen, aus jener Sammlung von 24,000 Stichen, die der alte Krahn nebſt 8000 Handzeichnungen von italieniſchen Meiſtern dem Kurfürſten um 26,000 Thaler verkauft hatte. Beim Weggehen fiel ein gelegentliches Wort des jungen Krahn, der ſeinen Fremden nicht kannte, auf jenen Forſter, der die Fahrt um die Welt gemacht habe. — „Der bin ich ſelbſt!" verſetzte unſer Reiſender, und wie überraſcht ihn der junge Mann anſtaunte, läßt ſich denken.

Dieſem Zufall ſollte Forſter eine der anziehendſten und nachhaltigſten Bekanntſchaften zu verdanken haben. Denn der junge Enthuſiaſt ließ es nicht bei ſeiner vergnügten Entdeckung bewenden, ſondern führte zum Abendtiſch ins Wirthshaus zwei intereſſante junge Freunde herbei, den ausgezeichneten Kupferſtecher Heſſe und den Dichter Heinſe. Dieſe nahmen nach lebhafter Unterhaltung Forſter ohne weiteres auf morgen für Jacobi in

Beſchlag, dem ſie mit der neuen Bekanntſchaft ein rechtes Feſt zu machen erklärten.

An dieſen Namen knüpfen ſich bekanntlich die bedeutendſten literariſchen und geſellſchaftlichen Verbindungen jener Tage. Hier war es ganz beſonders der Fall, was Goethe von jener merkwürdigen Zeit überhaupt ſagt, daß bedeutende Exiſtenzen zuſammentrafen, und Menſchen von einer Seite ſich aneinanderſchloſſen, obgleich von der andern höchſt verſchieden. Und wenn es einmal dem jungen Weltumſegler beſtimmt war, ins Binnenmeer der deutſchen Literatur verſchlagen zu werden, ſo konnte er an keiner glücklichern Inſel landen. —

Pempelfort, der Sommerſitz Jacobi's in der Nähe von Düſſeldorf, war ein Glanzpunkt in dem damaligen deutſchen, beſonders literariſchen Leben, wo bedeutende Perſönlichkeiten ab- und zugingen. Welch reizendes Bild hat uns Goethe von jenem Sitze hinterlaſſen! „Ein freiſtehendes geräumiges Haus, in der Nachbarſchaft von weitläufigen, wohlgehaltenen Gärten, im Sommer ein Paradies, auch im Winter höchſt erfreulich. Jeder Sonnenblick ward in reinlicher, freier Umgebung genoſſen; Abends, oder bei ungünſtigem Wetter zog man ſich gern in die ſchönen, großen Zimmer zurück, die behaglich, ohne Prunk ausgeſtattet, eine würdige Scene jeder geiſtreichen Unterhaltung darboten. Ein großes Speiſezimmer, zahlreicher Familie und nie fehlenden Gäſten geräumig, heiter und bequem, lud an eine lange Tafel, wo es nicht an wünſchenswerthen Speiſen fehlte. Hier fand man ſich zuſammen, der Hauswirth immer munter und aufregend. Heinſe, mit zur Familie gehörig, verſtand Scherze jeder

Art zu erwidern; es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen kam.“ Jetzt aber zur Winterzeit wohnte der Hofkammerrath in der Stadt, und von ihm erhielt Forſter am andern Morgen in aller Frühe ein vertraulich-hochachtungsvolles Billet, das ihn auf den ganzen Sonntag einlud.

Im Hauſe empfing ihn ein überaus einnehmender, ſchlanker, hoher Mann, in der Mitte der Dreißiger, von feiner Geſichtsbildung, leicht gebräunter Farbe und ſinnenden, herrlich blauen Augen; in ſeinen Bewegungen eine leichte, kräftige Jugendlichkeit; edler Anſtand, natürlich und doch gewählt in Kleidung, Haltung und Ausdrucksweiſe. — Es war Friedrich Heinrich Jacobi, der jüngere Sohn eines aus dem Hannoveriſchen nach Düſſeldorf übergeſiedelten unterrichteten und betriebſamen Kaufmanns. Forſter fand ihn ſehr unähnlich dem ältern Bruder, Georg Jacobi, der als Amoretten- und Toilettenſänger einen bedeutenden Ruf hatte und in Halberſtadt mit dem Dichter Gleim traulich lebte. Ihn, als den vermeintlich Begabtern, hatte der Vater urſprünglich dem gelehrten Stande beſtimmt, unſern Jacobi aber aus Unzufriedenheit mit ſeinen, wie ihm ſchien, geringen Talenten nach Frankfurt in kaufmänniſche Lehre gegeben. Von da war Fritz ſehr bald nach Genf gekommen, wo er während dreier glücklichen Jahre neben dem Comptoir ſich um wiſſenſchaftliche Bildung bemühte und eine Vorliebe für gelehrte Beſchäftigung faßte. Dieſer Neigung entgegen mußte er in ſeinem zwanzigſten Jahre des Vaters Geſchäft übernehmen und heirathete die ihm in Vaels bei Aachen geworbene Betty von Clermont. In dieſer Stellung und bei anſtrengenden Geſchäften hielt er ſich doch mit der Literatur vertraut; indem er zugleich geſellig und brieflich intereſſante Verbindung pflog und erweiterte. Zu ſeinem täglichen Umgange gehörte der Statthalter in Düſſeldorf, Graf von Goltſtein. Dieſer Mann von finſterer Laune hatte für Jacobi eine ſolche Zuneigung gefaßt, daß er ihm ungefragt eine Anſtellung bei der Hofkammer, ſogar mit einem übergewöhnlichen Gehalt erwirkte. Aber er hatte es bei dem Kaufmann, der es eben ungern war, richtig getroffen. Jacobi gab alsbald ſein Geſchäft auf und übernahm mit ſeiner Vorliebe für ſtaats= und volkswirthſchaftliche Studien die Verwaltung des Zollweſens. Auch in dieſen Studien war er, ſeinem ariſtokratiſchen Weſen gemäß, entſchieden dem phyſiokratiſchen Syſtem vor dem mercantiliſchen zugethan.

In dieſer Stellung lebte er jetzt, unverdroſſen thätig, ſoviel er auch über ſchwächliche Geſundheit zu klagen hatte, und höchſt glücklich durch ſeine Betty. Nie hatte er, ſeinem Geſtändniſſe nach, erblickt, was ihr an Reinheit des Herzens, an Größe der Seele, an Liebe und Treue und himmliſchem Wohlthun gleich geweſen wäre. Er hatte fünf Kinder, von denen die beiden älteſten Knaben bei Claudius in Hamburg erzogen wurden. Zwei Schweſtern umgaben ihn als gute, gebildete Geſellſchafterinnen, lebendig an Geiſt, ſcharf an Verſtand, theilnehmend an allen literariſchen Bewegungen. Beide erſchienen aber auch als die oberſten Prieſterinnen der Bewunderung für den Bruder — ihren Stolz, ihr Orakel. Ihr ſtarker Weihrauch blieb wol nicht ohne alle Schuld, wenn Ja=

cobi bei ſeinem feinen, vornehmen Thun und Laſſen in mancher Stunde eine naive Selbſtbewunderung empfand. In der Unterhaltung herrſchte jener ſüße, überſchwängliche Ton, der damals in der gefühlvollen Geſellſchaft eingeführt war und ſelbſt die freundſchaftlichen Briefe durchzog. Da „hielten die Herzen ſich ſtets in ſanfter Bewegung und machten die Sinne zu den feinſten Rührungen geſchickt". Das Entzücken über Natur, Poeſie und Tugend rang nach dem innigſten Ausdruck. Man umarmte ſich, drückte einander die Hände, Eins blickte abwechſelnd dem Andern, voll zärtlicher Rührung, ins Angeſicht, die ſelige Thräne der Empfindung ſtieg in die beiderſeitigen Augen, und man ſegnete den Gegenſtand des Entzückens mit dem heiligen Kuſſe der Freundſchaft.

Eine lächelnde Nebengottheit des angebeteten Jacobi erſchien ſeine Betty — völlig einnehmend, wie Goethe ſie fand, ohne eine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, ſich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr tüchtiges Weſen an die Rubens'ſchen Frauen erinnerte.

Forſter, ſo friſch aus England herübergekommen, brachte dieſer deutſchen Gemüthlichkeit ein junges, durch Kummer etwas aufgeweichtes Herz zu, ſodaß die zärtliche Art, wie der vornehme Jacobi zwiſchen den bewundernden Schweſtern, zwiſchen Lotte und Lene, ſaß, ihn nicht ungerührt ließ. Dabei durfte er ſich ſelbſt als den Gegenſtand der heutigen Sonntagsfeier empfinden — „von Allen auf den Händen getragen, auf alle erſinnliche Art fêtirt, mit allen neuen Büchern in dem Belleslettres-Fach und den ſchönſten neuen Gedichten von Goethe unterhalten, mit köſtlichem Champagner, Xeres und Capwein getränkt", wäre Forſter gewiß des ſchönen Tages froh und ganz glücklich geweſen, hätte nicht ſoviel Aufwand und Auszeichnung ſeine natürliche Beſcheidenheit doch ein wenig gedrückt, und vollends am Abend „ein Blick nach Paddington ſeine Seele aus dem Taumel der Freude und Fröhlichkeit zurückgerufen". Aber der Gedanke an die Seinigen und die Angſt vor einem Mislingen ſeiner Abſichten wichen nicht von ihm, und nächtliche Träume, quäleriſche Beſorgniſſe verkümmerten ihm die geſellſchaftlichen Freuden des Feſtes. Sein Herz ſprach ſich Tags darauf in einem Briefe an ſeinen Vater aus. „Wenn ich", ſchrieb er, „den guten Jacobi zwiſchen ſeinen beiden Schweſtern ſitzend, von Beiden geliebt und ſo ganz glücklich ſehe, ſo gehen mir die Augen über, und ich möchte ſogleich vergehen. Gott! ich ſaß ehedem auch ſo. Zwar nicht zwiſchen glücklichen Schweſtern, aber doch bei ihnen, half ihren Kummer tragen, half Troſt und Hoffnung einſprechen, die in meinem eigenen Buſen nicht wohnten. Und jetzt, wo ſind ſie, was wird aus ihnen, wen haben ſie, ihr Herz auszuſchütten, wie ſie es ihrem Bruder zu thun pflegten!"

So lebhaft mußte ſelbſt der Anblick des Familienglücks den Sohn eines unglücklichen Hauſes erſchüttern.

Forſter ließ ſich von der liebenswürdigen Familie noch vier Tage in Düſſeldorf halten. Alles, was er von den Verhältniſſen und Verbindungen Jacobi's erfuhr, war ihm höchſt anziehend, und eröffnete ihm die gelegenſten Einblicke in das geiſtige Leben Deutſchlands. Jacobi, weniger zum Schaffen begabt, als für Bildung beſtrebt und

Bildung fördernd, erwies ſich nach allen Seiten des Lebens und der Literatur empfänglich, nach allen anregend. In dieſer Stellung iſt er von Bedeutung und Verdienſt für jene Zeit. Er unterſtützte Talente und zog Perſönlichkeiten an ſich, die zuweilen ſeinem Naturell und ſeiner ſonſt bequemen Art zu ſein durchaus widerſtrebten. Glücklicherweiſe für ſolchen Hang ſah er ſich ſeit ein paar Jahren durch das anſehnliche Vermögen ſeiner Frau zu einer ſo breiten Gaſtlichkeit angethan, wie ſolche nicht leicht wieder von einem Privatmanne ausgeübt wird.

Um es anſchaulicher zu machen, wie verſchiedenartig und umfaſſend die Standpunkte waren, die Forſter über das deutſche Culturleben, das er eben als Fremdling betrat, durch Jacobi's Bekanntſchaften gewann, müſſen wir einige derſelben näher bezeichnen.

Als vorragendes Kleeblatt der Jacobi'ſchen Verbindung und des pempelforter Sommerweilers erſcheint zwiſchen **Fürſtenberg** und **Hemſterhuis** die Fürſtin **Gallitzin** — dem Herzen jenes Domherrn als Freundin, der Feder dieſes Philoſophen als begeiſternde Diotima angehörig. Fürſtenberg, damals 50 Jahre alt, ſtand als Miniſter des kölner Kurfürſten Maximilian Friedrich an der Spitze der Regierung in Münſter. Unter ſeiner trefflichen Verwaltung hatte das Münſterland ſich von der Erſchöpfung und der Schuldenlaſt des Siebenjährigen Krieges erholt. Der geſunkene Credit war wiederaufgerichtet, Ackerbau, Gewerbe, Leinenhandel wetteiferten zu allgemeinem Wohlſtande. Nirgends war der Volksunterricht beſſer als dort begründet, die katholiſche Geiſtlichkeit auf wiſſenſchaftliche Bildung gewieſen, die innere Ordnung durch echte Polizei, die Volkskraft durch tüchtige Waffenübung gefördert. Und in all dieſen Richtungen des Staatslebens ging der prälatiſche Staatsmann als Lehrer und Lenker voraus, er ſelbſt durch Studien und Reiſen vorgebildet, und ſeine Erholung im Verkehr mit unterrichteten Männern und in wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung ſuchend.

Ein ſolcher Mann, bei großer Wirkſamkeit für ſich ſelbſt „ſehr einfach, mäßig, genügſam, auf innerer Würde ruhend, alles Andere verſchmähend“, konnte freilich auch, wenn er aus einer ſo vielfachen Wirkſamkeit ſchied, einen Halt in ſich ſelber finden. Wirklich unterlag er dem Einfluß Oeſterreichs bei einer nicht ganz ordnungsmäßigen Coadjutorwahl, zu der er ſich als Mitbewerber im Anſchluß an Preußen durch die Wünſche des Landes hatte bewegen laſſen. Er legte darauf ſeine Miniſterſtelle nieder. Jacobi, der in jenen Tagen ihn beſuchte, „fand ihn ſehr heiter und mit noch einem Grade von Munterkeit mehr als gewöhnlich; kurz, voll jener herrlichen Ruhe, welche Demjenigen eigen iſt, bei dem die alte Philoſophie, daß die Glückſeligkeit eine Eigenſchaft der Perſon und nicht eine Folge äußerlicher Umſtände ſei, daß ſie nicht davon abhange, wie ſich das Schickſal gegen uns, ſondern wie wir uns gegen das Schickſal verhalten, Syſtem des Herzens iſt“.

In dieſer edeln Perſönlichkeit verband ſich große Weltkenntniß mit Unbefangenheit des Herzens, eine kühne Freiheit in Behandlung hergebrachter Geſellſchaftsformen mit lebhaftem Eifer für das überlieferte Kirchliche in der Religion. Einer jener herrlichen Prieſter, die gegen das

Ende des 18. Jahrhunderts der katholiſchen Kirche Deutſchlands einen ſo hohen Glanz verliehen.

Dieſer ſtaatsmänniſchen Thätigkeit des katholiſchen Prälaten trat die philoſophiſche Speculation des holländiſchen Hemſterhuis an die Seite, deſſelben, den Forſter im Haag verfehlt hatte. Von ſeinem Vater, dem berühmten Philologen Hemſterhuis, mit claſſiſcher Bildung ausgerüſtet, erweiterte ſein lebhafter Geiſt in platoniſirenden Geſprächen jene auf ſinnlichen Antrieben beruhende Forſchung und Weltanſicht (Senſualismus), mit welcher Locke bei der gebildeten Geſellſchaft ſoviel Glück gemacht hatte. Aber „auf zartere Beruhigung, auf ideelle Befriedigung ausgehend, neigte er ſich mit platoniſchen Geſinnungen der Religion zu“. Er beſaß viel Eigenthümliches in ſeiner Naturbetrachtung und eine zarte Empfänglichkeit für das Harmoniſche im ſinnlichen und ſittlichen Leben. In ſeinen philoſophiſchen Schriften bediente er ſich, dem Holländiſchen abgeneigt, der franzöſiſchen Sprache, und huldigte in mehren derſelben der Fürſtin Gallitzin unter dem Namen Diotima. Dabei war er nicht blos Kunſtkenner, ſondern auch gewandter Zeichner.

Und wie er mit ſeinem Stift ſeine Freunde gern zeichnete, liebte die Fürſtin Amalie von Gallitzin ſie zu modelliren — die Gemahlin jenes ruſſiſchen Geſandten, den Forſter im Haag vernachläſſigt hatte, eine Tochter des Grafen von Schmettau, damals 30 Jahre alt. Der Fürſt hatte ſie 1768 in Spaa kennen gelernt, und ſie war mit 20 Jahren ſeine Gattin geworden. Sie hatte vor ihrer Heirath einen Theil ihrer Jugend um die Prinzeſſin Ferdinand, Schwägerin Friedrich's des Großen zugebracht. Nachher fand ſie in dem hohen Leben in Wien, in Petersburg, Paris und dem Haag keine Befriedigung ihres frühen Triebs nach Erkenntniß und einem ſittlichen Ideal. In einem kleinen Hauſe nahe beim Haag gab ſie ſich unter Hemſterhuis mathematiſchen Studien, Sprachen und griechiſcher Literatur hin, und lebte ſpäter bei der öftern Abweſenheit ihres reiſeluſtigen Mannes und bei dem Mangel an Neigung für denſelben in Münſter oder in dem nachbarlichen Angelmodde. Ein Kreis geiſtvoller und ausgezeichneter Männer umgab dieſe mit ſchönen Anlagen und ſelbſterworbener wunderlicher Bildung ausgeſtattete Frau. Anfangs war ſie mit Hemſterhuis etwas freigeiſteriſch geweſen, aber „früh zum Gefühl gekommen, daß die Welt uns nichts gebe, daß man ſich in ſich ſelbſt zurückziehen und in einem innern beſchränkten Kreiſe um Zeit und Ewigkeit beſorgt ſein müſſe. Doch in dem Maße, als ſie mit zunehmenden Jahren durch Kränklichkeit fromm und aus Frömmigkeit bekehrungsſüchtiger ward, unterlag ihr eigenthümlicher Geiſt einem wunderbaren Wechſel anziehender und abſtoßender Kräfte. Jacobi ſelbſt, der gläubige Verehrer, zerfiel ſpäterhin mit ihr, und was er damals brieflich über ſie äußerte, bezeichnet ſowol die mächtige Begabung als die eigenthümliche Seelentrübung dieſer bedeutenden Frau der pempelforter Beziehungen. „Ich fand ſie“, ſchrieb er, „wie ich ſie immer gefunden habe: geſpannt, zudringlich, buchſtäbelnd, ohne wahre Einfalt und Ruhe und höchſt unzuverläſſig in Allem, was ſie erzählt. Ihre Vorurtheile täuſchen ſie auf eine unbegreifliche Weiſe, verderben ihr Auge, Ohr und Zunge. Das Schmollen hat ſie abgelegt, aber dafür iſt ſie hetzender geworden, und hat die Gicht des Mönchthums in allen Gliedern.“ Und einige Zeilen ſpäter: „Ich muß noch einmal auf die Fürſtin zurückkommen, um dir zu ſagen, daß ich trotz alledem, was mir an ihr nicht lieb iſt, ſie dennoch unausſprechlich liebe, bewundere und verehre. Es iſt eine unermeßliche Fülle in ihr von Schönheit und Größe: ſie hat ein wahrhaft fürſtliches Gemüth, und jede Grazie ſteht ihr zur Seite, wenn ſie nur winkt.“

Wir knüpfen an dies eigenthümliche Kleeblatt gleich noch ein anderes: Sophie Laroche mit ihrem Mann und ihrem Freunde. Durch geiſtige Begabung ausgezeichnet wie die Gallitzin, kam dieſe ſchöne Frau im Gegenſatz von jener mit den Jahren mehr und mehr zur Harmonie ihres Weſens — die wunderbarſte Frau, wie Goethe ſie nennt, der keine andere zu vergleichen, mild gegen Alles und Alles in gleicher Weiſe erwidernd, ſelbſtändig gegen Gutes und Schlimmes. Bei Gelegenheit eines frühern Beſuchs in Darmſtadt gefiel ſie dort weniger. Herder's Braut ſchrieb: „Sie tritt ſehr leicht auf, wirſt Jedem wem ſie will einen Kuß mit der Hand zu; ihre ſchönen ſchwarzen Augen ſprechen rechts und links und überall, und ihr Buſen wallt noch hoch und jugendlich.“ In Wiſſen und Welterfahrung der Fürſtin ebenbürtig, machte ſie ſtatt Proſelyten wie dieſe — Romane, denen es nicht an Kenntniß des menſchlichen Herzens, an Phantaſie und edelm, einfachem Stile fehlt.

An den Platz des Staatsmanns von Fürſtenberg tritt in dieſer Gruppe Sophiens Gatte, der Geheimrath von Laroche, ein heiterer Welt- und Geſchäftsmann in kurtrieriſchen Dienſten, und im Thal von Ehrenbreitſtein wohnhaft, bis er etwas ſpäter an der Nachwirkung ſeiner freimüthigen und ſehr bittern „Briefe über das Mönchsweſen“ ſeine Stelle verließ oder verlor und nach Speier überſiedelte. Er war, obgleich Katholik, ein gründlicher Haſſer des Mönchthums.

Und den Philoſophen Hemſterhuis in jenem Dreiblatte vertritt hier der Poet Wieland, einſt jugendlicher Bewerber um Sophiens Herz und nach ihrer Verheirathung ihr treuer Lebens- und Literaturfreund. Durch Sophie war unſer Jacobi mit Wieland zuerſt in Verbindung gekommen, und er erzählte gern von jenem Beſuche, den der Dichter, ſieben Jahre früher, in dem am Ende des Thals etwas erhöht, mit dem Blick auf den Rhein gelegenen Hauſe des Laroche abgeſtattet hatte. Der achtunddreißigjährige Poet kam angefahren und fragte die ihm entgegentretenden Männer ſehnſüchtig nach der Freundin. Die vierzigjährige Sophie eilte hinunter und empfing mit ausgebreiteten Armen den lieben Gaſt, der mit zitternder Bewegung, den Hut rückwärts weggeworfen, auf ihre Hände ſtürzte und ſein blatternarbig Geſicht, von Thränen gebadet, darein verbarg; worauf Sophie mit himmliſcher Miene ſich über ihn beugte und mit einer für die Clairon und die Dubois unnachahmlichen Stimme „Wieland, Wieland; Sie ſind immer noch mein lieber Wieland!“ rief, Wieland aber in ihr weinendes Auge blickte und ſein naſſes Geſicht auf ihren Arm ſinken ließ.

Nach dieſer Bekanntſchaft hatte Jacobi an Wieland's Zeitſchrift, dem „Deutſchen Mercur", Antheil genommen, und dahin gearbeitet, daß dieſelbe ſich beſonders auch für die Tiſche des Adels und der Damen einrichte. Ungeachtet der wechſelſeitigen Freundlichkeiten wäre es mehre Jahre früher beinahe zu einem förmlichen Bruche zwiſchen Beiden gekommen. Doch ging der Streit für diesmal noch mit Verſöhnung aus.

Können wir auch Jacobi's Verbindungen hier nicht erſchöpfen, ſo dürfen wir doch Heinſe nicht unerwähnt laſſen, der unſern Reiſenden dort eingeführt hatte und ihm auch auf einer ſpätern Lebensſtation wieder begegnen wird. Forſter'n erſchien er zuerſt als „ein überaus witziger, ſatiriſcher Kopf von weitem Umfang und doch ohne Scheinbarkeit". Um fünf Jahre älter als Forſter, hatte er durch Ueberſetzungen aus dem unſaubern Petron, durch ſeine ſchlüpfrigen „Kirſchen", durch ſeine Sinngedichte, „Laidion" und die Erzählungen bereits einen gewiſſen Namen. Aber ſelbſt dem ſchalkhaften Wieland war ſeines Zöglings ausſchweifender Muthwille zu viel; wie denn dies ſonſt kräftige, feinſinnige und vielbegabte Weltkind durch ſchwelgeriſche Sinnlichkeit zu keiner Vollendung mit ſich ſelbſt und mit ſeinen Productionen kam. Georg Jacobi hatte ihn von Wieland aus Erfurt mit nach Düſſeldorf gebracht. Hier hing er nun feſt im Verkehr mit dem Jacobi'ſchen Kreis und im bildenden Genuſſe der herrlichen Gemäldeſammlung; wobei er zur „Iris" des ältern Jacobi und zu Wieland's „Mercur" Beiträge für gutes Honorar lieferte. Er arbeitete eben an ſeiner proſaiſchen Ueberſetzung des „Taſſo" und ſprach von ſeinen ſpätern

Romanen. Allein Jacobi zweifelte, daß er je ein Ganzes von wahrhaft lebendiger Schönheit hervorbringen werde, weil ſein Herz echter, reiner Liebe unfähig ſei. Es liege nicht in dieſem ſonſt guten und ſchätzenswerthen Menſchen, irgendetwas aus der Fülle zu thun. Und doch konnte der liebenswürdige Jacobi einen ihm ſo wenig zuſagenden Geiſt als Gaſt halten und hegen.

Schließen wir mit Goethe! Gegen dieſen, um ſechs Jahre jüngern Dichter war Jacobi, ehe er ihn perſönlich kannte, ſehr voreingenommen geweſen, um der Schalkheit willen, die auch er gegen Georg Jacobi ausgelaſſen hatte. Doch das Vorurtheil ſchwand im Augenblick als Beide ſich in der glücklichen Wechſelſtimmung eines poetiſch-philoſophiſchen Herzensbedürfniſſes begegneten. Es war damals geſchehen, als das frankfurter Weltkind, von den Propheten Baſedow und Lavater in die Mitte genommen, nach Köln kam. Die raſch entſtandene Freundſchaft athmete ſo recht in der Subſtanz des Jacobi'ſchen Kreiſes. Sie ſprachen über Spinoza, den Jacobi durch Hemſterhuis kannte. Daß deſſen Philoſophie auch die Fürſtin Gallitzin beſchäftigte, verräth ein gedruckter Brief ihres philoſophiſchen Freundes — „Lettre de Diocles à Diotima sur l'athéisme". Goethe ließ ſich von Jacobi belehren, und lebte ſich in eine Philoſophie hinein, von der ſich Jacobi in einer ſpätern Schrift ganz losſchälte.

Von Jacobi's Haus und Frauenkreis hingeriſſen, hatte Goethe bei jenem Beſuche lebhaft empfunden, wie alles Gute und Liebevolle, was in ſeinem Gemüthe lag, in der pempelforter Atmoſphäre aufbrach und hervorkam. Und Jacobi, voll Bewunderung dieſes „außerordentlichen Geſchöpfes Gottes", mochte ſich wol gegen Forſter'n, als er ihn mit den ſchönſten Gedichten Goethe's bewirthete, über den genialen Poeten in gleicher Weiſe wie früher gegen Sophie Laroche ausſprechen: „Goethe iſt der Mann, deſſen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erſt ſeine echte eigenthümliche Feſtigkeit erhalten; denn Goethe's Anſchauung hat meinen beſten Ideen, meinen beſten Empfindungen — den einſamen, verſtoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben."

Mit dieſer Gewißheit hatte Jacobi ſeine ſchriftſtelleriſche Weihe emfangen. Früher hatte er blos einzelne Gedichte ſeines Bruders ins Franzöſiſche überſetzt, in der Weiſe ſich unterordnend, wie er in ihren Knabenſpielen, wenn Georg den Prediger machte, als Küſter hinter ihm hergegangen war. Dann hatte ihm Wieland kleine Aufſätze zum „Deutſchen Mercur" abgeſchmeichelt. Nun aber ging er an größere Sachen. Er gab in der „Iris" ſeines Bruders die Erſtlinge von Allwill's Briefen. Die Briefform war damals für den Roman überhaupt beliebt oder vielmehr bezeichnend. Briefe machten durch ihre innerliche Ausdrucksweiſe den natürlichen Uebergang vom Lyriſchen zur erzählenden Darſtellung; ſie kleideten die ſentimentale Stimmung jener Zeit am beſten, ja man führte mehr als heute ein wirkliches Briefleben. Jetzt, bei Forſter's Durchreiſe, war Jacobi mit ſeinem „Woldemar" beſchäftigt, und las eines Abends ein Bruchſtück aus dieſem poetiſch-philoſophiſchen Roman vor.

Aus den verſchiedenartigen Unterhaltungen während der vier Raſttage faßte Forſter ſein erſtes Urtheil über

Jacobi dahin ab: er ſei ein überaus einnehmender, ſcharfſehender, einſichtsvoller Mann, voll Gefühl fürs Schöne in allen Fächern, ganz voll richtiger Begriffe über die meiſten Gegenſtände, Goethe's Buſenfreund, auch Wieland's, Leſſing's, Klopſtock's, kurz, aller deutſchen Genien Bekannter, Correſpondent und Freund. —

Und nun ſteht unſer Reiſender im Begriffe, die gaſtfreundliche Familie zu verlaſſen.

In der Verwirrung ſo vieler raſch empfangener Eindrücke kam Forſter vielleicht erſt nach und nach zur Beſinnung darüber, welch ein ſchöner Umblick auf das geiſtige Leben ſeines wiederbetretenen Vaterlandes ihm auf dieſer zufälligen Ruheſtation ſeiner Wanderſchaft gegönnt worden — auf die mannichfaltigen Richtungen des Dichtens und Forſchens, des Zerſtörens und Verbeſſerns, des Wirkens und Schwärmens, wo überall junge muthige und übermüthige Kräfte ſich beſtritten und beſtrebten. Es waren gerade auch die Bewegungen, in denen allein ſich etwas von nationaler Einheit verrieth, und die allein auch in dieſem Lande zu einem Unterkommen für ſeinen Vater und vielleicht auch für ihn ſelbſt führen konnten.

Aber auch der Einblick in die Familie Jacobi's konnte in Forſter's Herzen nur wohlthuend nachwirken. Jene Rührung, die er am erſten Abend empfunden hatte, aus der Erinnerung an die Seinigen entſprungen, führte doch auch zu einem Vergleiche der ſorgenvollen Lage derſelben mit dem durch Wohlſtand, Bildung und Liebe ſo glücklichen Hauſe in Düſſeldorf. Hätte doch der junge Mann nach einer ſo reichen Weltfahrt in ſolch einen glücklichen Hafen einlaufen können, um in heiterer Muße jene Reiſe zu verarbeiten; ſtatt daß er nun von einer deutſchen Stadt zur andern pilgerte, eine Zuflucht für den Weltumſegler Forſter und deſſen dürftige Familie zu ſuchen!

Mit welchen Gefühlen und Nachklängen Georg aus Düſſeldorf und von Jacobi geſchieden war, verrathen ſeine erſten Briefe, in denen ſein Dank, ſeine Verehrung und Liebe in wahrhaft ſchwärmeriſchen Worten laut werden.

Aber auch er ließ die angenehmſten Eindrücke zurück. Gleich hinter ſeiner Abreiſe ſchrieb Jacobi an die Freundin Sophie im Thal Ehrenbreitſtein:

„Beinahe hätten Sie einen ſehr intereſſanten Beſuch bekommen von Herrn Georg Forſter, der mit Cook die Reiſe nach dem Südpol und um die Welt gethan hat. Er war fünf Tage hier, und hätte ſich wol gern auf ſein ganzes Leben hier feſtſetzen laſſen. Es iſt ein gar herrlicher junger Menſch. Ich habe lange Niemand geſehen, der mir das Herz ſo abgewonnen hätte wie dieſer Forſter, und einen ähnlichen Eindruck hat er auf Alle gemacht, die hier mit ihm umgegangen ſind.“

Es läßt ſich vermuthen, daß Jacobi mit ſo wohlwollendem Herzen hinter der reiſenden Angelegenheit ſeines Gaſtes, wie zart und zurückhaltend Georg auch zu ſein pflegte, doch etwas von der Noth und Bedrängniß der Forſter'ſchen Familie wahrgenommen habe. Denn in einem Schreiben an den jungen Freund, worin er die allzu ſchnelle Flucht der mit ihm verlebten paar Tage beklagte, forſchte er nach den Ausſichten und Anſchlägen deſſelben, und — ob er vielleicht etwas für ihn thun könnte.

Wir beſorgen im voraus, Forſter möchte ſolche freundſchaftliche Hülfe nöthig genug haben.

Jener Brief folgte dem Reiſenden auf dem Wege nach Heſſen-Kaſſel.

Deutſches Unterkommen.

Kaſſel hatte bereits einen glänzenden Aufſchwung genommen, als Forſter am 30. November zuerſt dahin kam. Landgraf Friedrich II. war ſeit 1763 in ſeine Reſidenz eingekehrt. Er hatte zuletzt in Braunſchweig in einer Art von Verbannung gelebt, von ſeinem Vater, ſeiner Gemahlin und den Kindern getrennt, ſeitdem ſein Uebertritt zur katholiſchen Kirche bekannt und von ihm eingeſtanden worden. Seinem Regierungsantritt hatte das Land mit der Beſorgniß entgegengeſehen, er werde die Politik ſeines Vaters ändern und ſich an die zum Schutze der Landesreligion von ihm ausgeſtellte „Religions-Aſſecurations-Acte vom 28. October 1754“ wenig gebunden halten.

Durch öſterreichiſchen Einfluß, nicht ohne Vorſpiegelung politiſcher Vortheile, war Prinz Friedrich, während eines Beſuchs beim Kurfürſten Clemens Auguſt von Köln, katholiſch geworden; unter öſterreichiſchem Einfluſſe ſuchte man ihn zu überzeugen, daß er durch jene, ihm von ſeinem ſtrengen Vater abgenöthigte Acte (Verfaſſung) in ſeinen angeborenen Fürſtenrechten viel zu ſehr beſchränkt werde, als daß ſie für ihn verbindlich ſein könne. Allein ſo leicht der ſanfte, gutmüthige Prinz ſich erſt hatte verleiten laſſen, ſo entſchieden hielt er bei ſeinem Regierungsantritt an den kirchlichen Anordnungen ſeines Vaters feſt. In andern Stücken hatte dagegen der Fürſt die annehmlichſten Veränderungen in ſeiner Reſidenz vorgenommen und dabei ungewöhnliche Kenntniß und Bildung an den Tag gelegt. Die Verwüſtungen des Siebenjährigen Kriegs und zweier Belagerungen waren allmälig geheilt, die Feſtungswerke gänzlich abgetragen; die weiten Räume geſchleifter Wälle und ausgefüllter Gräben theilten ſich zu Bauplätzen ab und nahmen nach und nach hübſche Gebäude und neue Straßen auf. Aber nicht blos eine friſchere Luft drang in die dumpfen Gaſſen der Altſtadt: ein geiſtiger Hauch erfriſchte zugleich das abſtändige Leben einer ziemlich philiſterhaften Bevölkerung. Neben einer neugeſtifteten Maler- und Bildhauer-Akademie, die ſich für Kaſſel förderud erhalten hat, wurde die Muſik lebhaft betrieben, leider von zwei franzöſiſchen Marquis zu ausſchließend auf italieniſche und franzöſiſche Oper gerichtet. Deſto erfreulicher war des Landgrafen Unternehmen, Kaſſel zu einem lebendigen Sitze für die Wiſſenſchaften zu machen. Das überkommene Karls-Colleg gab den Mittelpunkt ab, an den in wiederholter Verjüngung deſſelben das wiſſenſchaftliche Leben ſich anſchloß. Hier fanden ſich ſeit 1773 bis zu Friedrich's Tode ſoviel literariſch ausgezeichnete und ſtrebſame Köpfe zuſammen, wie keine andere ſtädtiſche Mauerkrone von ſo kleinem Umfang auf einmal umfaßt hat. Die Philoſophie, die Welt- und Naturkunde, die Geſchichte, Civil- und Staatsrecht, die

Kameralwiſſenſchaften, Medicin und Entbindungskunſt wurden von Lehrern vertreten, die eine bleibende, mehr oder weniger glänzende Stelle in der Geſchichte unſerer Literatur einnehmen, wie Dohm, Johannes Müller, Runde, Tiedemann, Mauvillon und Andere.

Hier ſuchte Forſter für ſeinen Vater einen Platz. Sein Erſtes war ſich an die Miniſter zu wenden. Er fand eine ſchmeichelhafte Aufnahme bei Baron Waitz von Eſchen und dem General von Schlieffen. Beide waren Männer von anerkannten Verdienſten, und Schlieffen im Beſondern der eigentliche Agent und Vermittler der wiſſenſchaftlichen Abſichten ſeines Fürſten. Ein ſchöner Mann aus einem alten pommernſchen Geſchlecht, damals ein tiefer Vierziger, offen, lebhaften Ausdrucks und geiſtreicher Augen. Von Friedrich dem Großen aus einer Laune des preußiſchen Dienſtes entlaſſen, war er nach Heſſen gekommen und als Generallieutenant ins Miniſterium getreten. Mit mannichfachen Kenntniſſen ausgerüſtet, die er ſich durch eigene Studien erworben, arbeitete er damals an der zwei Jahre ſpäter anonym herausgegebenen „Nachricht von dem pommernſchen Geſchlecht der von Sliewin oder Schlieffen". Dieſe muſterhafte Geſchlechtsgeſchichte gibt zugleich in einer Einleitung eine ausgezeichnete Geſchichte des Adels überhaupt, in edler, körniger Sprache, voller Ergebniſſe geiſtreicher Forſchung.

Von beiden Miniſtern ward der junge Weltumſegler mit Gaſtmahlen geehrt, und in den erſten Tagen dem Fürſten im Kunſthauſe, vor den aufgeſtellten Antiquitäten vorgeführt. Dieſe in Italien geſammelten Schätze waren des Fürſten ſchwache Seite. Forſter ließ es ſich etwas koſten, ſie über Gebühr zu loben, und ſelbſt mit etwas mehr Kindes- als Wahrheitsliebe ſeinen Vater für einen beſondern Kenner und Forſcher in dieſem Fach auszugeben. Dennoch gelang es ihm nicht, die erwünſchte Anſtellung für denſelben zu erlangen. Der Fürſt hatte ſich an ſeinen Sammlungen zu ſtark verausgabt, um dem alten Forſter einen ſeinem Ruf und ſeiner ſtarken Familie angemeſſenen Gehalt anbieten zu können. Statt deſſen wünſchte er aber den Sohn, der ihm ſehr gefiel, zu behalten. Er foderte ihn auf, ſeine Weiterreiſe über eine Verſammlung ſeiner Antiquitäten-Geſellſchaft zu verſchieben. In dieſer hielt Forſter eine ſchnell entworfene franzöſiſche Rede mit allgemeinem Beifall. Unterhandlungen wegen einer Anſtellung am Carolinum knüpften ſich daran. Man bot 450 Thaler Gehalt mit Ausſicht auf baldige Zulage und freie Muße zu eigenen Arbeiten. Für ſeinen Vater erhielt er Verſprechungen und zur Anerkennung eines dem Landgrafen überreichten Werks den Werth einer goldenen Doſe mit 50 Dukaten.

Nur ungern und auf Zurathen von Freunden entſchloß ſich Forſter das Anerbieten anzunehmen und als Profeſſor der Naturkunde in Kaſſel zu bleiben. Er fühlte ſich mehr gedrückt als befriedigt. War er doch nach Deutſchland gekommen, „nicht um für ſich zu ſorgen, ſondern für den Vater irgendeine Lücke auszuſpähen, wo der unglückliche Mann zur Ruhe kommen, d. i. in Sicherheit vor der ſchweren Laſt der Nahrungsſorgen fortarbeiten, der Welt und ſich ſelber wieder nützlich ſein könnte“. Die Umſtände hatten aber nur ihn begünſtigt, und dies nicht einmal ohne Opfer. Denn — wie ſollte er ſeine Niederlaſſung und Einrichtung anders anfangen als mit Schulden? Und doch, mußte er ſich nicht dazu entſchließen, wenn auch nur „um nicht vollends in Unthätigkeit zugrunde zu gehen“?

Außerdem ſagte ihm Kaſſel ſelbſt ſehr zu. Er fand die Stadt ſchöner als irgendeine gelegen, und das Leben der Profeſſoren höchſt einfach eingerichtet, zurückgezogen, auf die Familie eingeſchränkt und bewundernswerth häuslich. Er rechnete ſeinem Vater die einfache Art des Kleideraufwandes, die billige Miethe der Wohnungen und den geringen Lohn der eingeführten blos weiblichen Dienſtboten umſtändlich vor, als ob er ihm die Hoffnung, noch einen Platz in Kaſſel zu erhalten, durch Zahlen zuverläſſiger machen wollte. Doch ſetzte er ſich ſelbſt nicht ruhig auf ſolche Erwartung nieder, ſondern nahm mit ſeiner Anſtellung gleich einen längern Urlaub zu ſeiner früher beabſichtigten Reiſe nach Preußen, wo er ſich auch für ſeinen Vater ein Unterkommen verſprach. Mit Anfang des Jahres 1779 reiſte er ab.

Neue Bekanntſchaften.

In Göttingen wurde Forſter von den erſten Profeſſoren mit Ehren empfangen. Für Gelehrte hatte ſein Geſpräch ein Intereſſe, für das wir jetzt keinen Maßſtab mehr haben, wie Thereſe Huber in ihren „Nachrichten von Forſter's Leben“ bemerkt. „Für Michaelis, Heyne und andere geiſtvolle Forſcher des Alterthums und der Menſchengeſchichte eröffnete er die Wiſſensquelle der Urwelt in der Bekanntſchaft mit den noch von keiner Art Civiliſation gemodelten Südſeevölkern, ſowie in der Kenntniß einer Natur, auf die noch keine Menſchenkraft wirkte.“

Aber auch Forſter konnte neue Lebenskreiſe und eine neue Art von Menſchen kennen lernen. Der weltläufige junge Mann war dem deutſchen Univerſitätsleben doch zu fremd geblieben, als daß ihm Pedanten und Schulfüchſe nicht hätten auffallen ſollen. So fand er, von drei kleinen Kuderhunden unaufhörlich angeklafft, den ehrenwerthen Profeſſor Büttner am Arbeitstiſche in einem Tabacksgewölke halb verſteckt. Forſter „dachte an Cerberus und den Acheron“. Des gelehrten Sprachforſchers Gedanken folgten ſo langſam aufeinander, daß er, hinter hundert verſchiedenen Sachen aus Forſter's Munde bei ſeinem erſten Gegenſtand ſtehen geblieben, nach einer halben Stunde wieder mit demſelben fortfuhr, als ſpräche er im Zuſammenhange mit ſeinem erſten Worte.

Profeſſor Meiners war in einiger Verlegenheit. Er hatte ſich durch Forſter's Streitſchriften über deſſen Recht zur Herausgabe der Reiſebeſchreibung endlich überzeugt, daß er dem jungen Autor groß Unrecht gethan. Da er inzwiſchen aber ſein erſtes übereiltes Urtheil bereits durch weitere öffentliche Beſprechung gutzumachen geſucht hatte, ſo war das Streithühnchen bald gerupft und in gutem Humor verzehrt. — —

Für Hofrath Heyne empfand Forſter alsbald einen warmen Zug des Herzens. Sollte die Anerkennung dieſes „vortrefflichen Mannes“ vielleicht von einem leiſen Vorgefühl der künftigen Verbindung mit ihm durch die Hand der Tochter begleitet geweſen ſein? —

Die Zeit, die unſer Reiſender in ſeines Vaters Angelegenheit in Braunſchweig verweilen mußte, wurde ihm durch Eſchenburg's, Leſſing's und beſonders Jeruſalem's Bekanntſchaft „verſüßt“, — wie er ſich ausdrückte. Denn ſein Anliegen war von der Art, daß es einem Mann von ſeinem Zartgefühl durch leidige Gänge und bittliches Aufwarten ſauer genug werden konnte. Er wollte nämlich nicht blos den Herzog um Verwendung bei dem König von Preußen wegen einer Stelle für ſeinen Vater angehen, ſondern womöglich auch durch die Gunſt dieſes Fürſten und durch die Beihülfe einflußreicher Männer von der Loge die Mittel zur Befreiung ſeines Vaters aus dem Schuldgefängniß gewinnen. Dieſe Geſchäfte, die abgewartet werden mußten, ließen ihm Zeit zu den literariſchen Bekanntſchaften, an denen er ſich erholte.

Mit Leſſing ſcheint Forſter gerade in kein näheres Verhältniß gekommen zu ſein, ſo ſehr man ſich denken ſollte, daß beide ſo klare und beſtimmte Geiſter einander gut verſtanden haben müßten. Freilich konnte Forſter nicht ahnen, daß dieſer Träger unſerer Literatur und Bildung dem Ausgang ſeines Lebens ſo nahe ſei. Denn ſchon im zweiten Jahre nachher ſtarb er. Der geiſtigen Entwickelung ſeiner Zeit weit vorausgeeilt, ſchloß er ſein Leben mit 52 Jahren und mit „Nathan dem Weiſen“ ab, um deſſen Vermächtniß der drei Ringe immer wieder neuer Eifer und Streit entbrennt.

Eſchenburg, der gelehrte hamburger Kaufmannsſohn, kam ſchon in nähere Berührung mit Forſter'n durch ſeine gründliche Kenntniß der engliſchen Literatur, aus welcher er mit Sprach- und Sachkenntniß uns durch Ueberſetzung den Shakſpeare vermittelte.

Am meiſten aber zog Jeruſalem unſern Freund an. Der damaligen religiöſen Stimmung Forſter's entſprach ein Mann, der während eines längern Aufenthalts in London etwas von dem eleganten Chriſtenthum der engliſchen Theologen angenommen hatte, und mit viel Welterfahrung ſich auch als Prediger um die Aufklärung ſeiner Zeit bemühte. Der philoſophiſche Gedankengehalt und die gute Proſa ſeiner „Betrachtungen über die vornehmſten Wahrheiten der Religion“ und ſeiner „Predigten“ fanden ſpäter eine rühmliche Anerkennung. Abt Jeruſalem war auch auf unfreiwillige und ſchmerzliche Weiſe in unſere poetiſche Literatur verflochten. Er war bekanntlich der Vater jenes jungen, begabten Mannes, der aus unglücklicher Neigung zur Gattin eines Freundes ſich erſchoſſen, und dadurch dem jungen Goethe, der ihn zu Wetzlar flüchtig kennen gelernt, Stoff und Anlaß zu deſſen „Werther's Leiden" gegeben hatte. Forſter kannte den gewaltigen Einfluß, den dies Buch ſeit vier Jahren auf die damalige ſchwüle Zeitſtimmung ausübte, an welcher der Dichter ſelbſt gelitten hatte, und die auch unſern Reiſenden zuweilen nicht unangefochten ließ.

Auch mit Leiſewitz wurde Forſter bekannt, jenem Poeten, dem ſein einziges Product, das proſaiſche Trauerſpiel „Julius von Tarent", einen Namen in unſerer Literaturgeſchichte erhält. Mit echt Forſter'ſcher Hingebung bezeichnete er ihn gleich als „einen vortrefflichen Jungen, der eine edle Seele hat". —

Erſt Ausgang Januar 1779 kam Forſter nach Berlin, wo er auf den König und die Männer des Einfluſſes bei demſelben zählte. Während der fünf Wochen, die er verweilte, erfuhr er hinſichtlich der mitgebrachten Vorſtellung von dieſer großen Stadt einen betrübenden Umſchlag. Das Aeußere derſelben erſchien ihm viel ſchöner, das Innerliche aber viel ſchwärzer, als er es ſich gedacht hatte: — „Gaſtfreiheit und geſchmackvollen Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit und Praſſerei, freie, aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelaſſenheit und zügelloſe Freigeiſterei."

Er hatte „Geiſtliche von außerordentlicher Art erwartet, von Gott mit ſeinem hellen Licht erleuchtet, einfältig und demüthig wie Kinder", und mußte „den Stolz und Dünkel der Weiſen und Schriftgelehrten" entdecken.

Spalding gefiel ihm noch am beſten; Nicolai war ihm ein angenehmer Geſellſchafter, ein Mann von Kopf, wenn auch etwas von ſich eingenommen. Mit Forſter'n hatte dieſer thätige Buchhändler manche Berührungspunkte. Auch er hatte ſeine Bildung und Kenntniſſe ſich nicht auf den Schulbänken angeſeſſen, ſondern durch Selbſtbelehrung erworben, und beſaß Weltkenntniß und Weltmanier. Dabei mußte man ihm Verdienſte um die Literatur zugeſtehen, weniger als Autor denn als Factor. Seine Thätigkeit fiel zwiſchen die Periode der Pedanterei vor Leſſing und der Poeſie nach Leſſing. Dort bekämpfte er das geiſtloſe zähe Alte, hier begriff er den kühnen neuen Geiſt nicht. Er beſpöttelte Goethe und beſtritt Kant; indem er ſeinen verſtandesmäßigen Geſchmack und ſeine populäre Philoſophie ſolchen Geiſtern als Maßſtab anlegte. Dieſen Dünkel merkte ihm denn auch Forſter an. Sonſt war Nicolai ein tüchtiger Buchhalter der Literatur, und wirkte für dieſe und für Aufklärung überhaupt durch ſeine „Bibliothek der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften". Und wie er dieſe ſich, nach dem Zeitbedürfniß, in die „Literaturbriefe" und in die „Allgemeine deutſche Bibliothek" verwandeln ließ, verſtand er es auch zur Förderung derſelben die ſtets nachwachſenden literariſchen Kräfte an ſich zu ziehen. Berühmt iſt er auch durch ſeine Spürnaſe für alle Geheimbündnerei und für Jeſuiten. Ob er Forſter'n die Maurerei anmerkte, iſt nicht ermittelt; doch begegnen ſich Beide ſpäter noch über andern Geheimniſſen.

Engel erſchien unſerm Reiſenden als launiſches, ſehr gelehrtes Geſchöpf; Ramler als die Ziererei und Eitelkeit in Perſon. Sulzer'n, den Aeſthetiker, fand er auf dem Sterbebette. Er, der im Widerſpruche mit Leſſing als Grundlage des Schönen das Gute foderte, verſtand es, durch Heiterkeit und Theilnahme bei anhaltenden Schmerzen und Schlafloſigkeit wenigſtens ſchön zu ſterben.

Dem reiſenden Vielgereiſten machte ſich beſonders die berliner Neubegierde recht läſtig. Bei unzähligen Mittag- und Abendeinladungen quetſchte man ihm mit denſelben Fragen immer wieder die alten Geſchichten aus; als ob er nur geliehen ſei, müßigen Leuten die Zeit zu vertreiben. In einem Briefe an Jacobi beſchwerte er ſich in den lebhafteſten Ausdrücken, wie ihn dieſe „Seccatori“ faſt zu Tode gequält hätten. Ebenſo verdrießlich ward ihm die allgemeine Vergötterung und Anbetung des Königs, dieſe Lobpreiſung auch Deſſen, was ſchlecht, falſch, unbillig oder wunderlich am alten Fritz erſcheinen mußte. Ganz unleidlich fand er das berliner ſchöne Geſchlecht, — in Eigenliebe und Gefallſucht ſo verderbt wie in Paris oder irgendwo, den Ton der guten Geſellſchaft auf fade, abgeſchmackte Witzeleien und Complimente, auf das unaufhörliche Erſinnen der ſogenannten jolis riens geſtimmt, wo gar nichts gedacht, und außer der größten Sinnlichkeit nichts empfunden werde. — Hätte Forſter nicht als ausdrücklich befriedigend einzelner Abende erwähnt, die er bei Nicolai, Engel und Andern heiter und mit guten Einfällen und Hiſtörchen verbrachte, wir würden ihn für hypochondriſch geſtimmt oder unzufrieden mit ſeinen Bemühungen halten.

Doch dies letztere war er wirklich. Er hatte um ſeines Vaters willen die verſchiedenſten Menſchen von Einfluß angeben und ſich in ſie ſchicken müſſen, nur um keinen übeln Eindruck zu hinterlaſſen, wie es ſelbſt Goethe'n ergangen war, der bei ſeinem Beſuche durch ſein wenig biegſames Weſen allgemein misfallen hatte, ſich ſelbſt aber auch an der verdorbenen Brut wenig erfreut haben ſollte. Und nach dem Allen hatte Forſter außer ſchwanken Andeutungen und umnebelten Hoffnungen wenig Tröſtliches in Potsdam erwirkt.

Damit reiſte er ab, beſuchte in Kloſterbergen den Abt Reſewitz, einen alten Freund, zu deſſen Geburtstagsfeier er eben recht kam, und ging dann nach Deſſau, zu dem humanen Fürſten, den er aus London kannte.

Fürſt Franz gehörte unter den kleinen Regenten des 18. Jahrhunderts weder zu den ſelbſtherrſchenden Despoten, noch zu den wollüſtigen Vermiethern ihrer „von Gott verliehenen“ Macht, ſondern war einer der wenigen, die eine ererbte Kleinſtaaterei von der idylliſchen Seite des Volksfamilienlebens auffaßten. Seit der Rückkehr von ſeinen Reiſen hatte er ſich beſonders mit Verſchönerung ſeines Landes und um die Bildung ſeines Völkchens bemüht. — Bildung und Aufklärung der Menſchheit war damals die Loſung, und man betrieb dieſelben mit ſolcher Schwärmerei, daß man gerade den wunderlichſten Wegen zu dieſem Ziel am liebſten Vertrauen ſchenkte. So hatte der Fürſt den Neid von ganz Deutſchland auf ſein kleines Deſſau gezogen, als er den Ausbund aller ſeltſamen Zeitfiguren, der ſich zur Begründung einer großen Bildungsanſtalt öffentlich ausbot, meiſtbietend gewonnen hatte. Es war der bekannte Baſedow, jener ſchmuzig ausſehende, liederlich aufziehende Enthuſiaſt, jener eitle Trunkenbold und ſtreitſüchtige Grobian, der als widerwärtiges Gefäß den Heiltrank der Menſchheit zu enthalten einen Preiszettel an ſich trug. Baſedow's Philanthropin in Deſſau war aber bereits wieder im Verfall; er ſelbſt, nachdem er durch ſeine Unverträglichkeit die beſten Lehrer, wie Salzmann, Campe, vertrieben hatte, war ausgeſchieden. Doch traf Forſter bei ſeinem Beſuche mit einem ruſſiſchen Oberſten zuſammen, der ſeinen Sohn in die Anſtalt gebracht hatte. Was der Fürſt weiter für Schulen, Bauten u. ſ. w. in Deſſau und Zerbſt that, fällt größtentheils ſpäter. Das Luſtſchloß Wörlitz war aber ſchon fertig, das Luiſium, wie es der Fürſt nach ſeiner Gemahlin Luiſe nannte, dieſer durch ſchöne Geſtalt und Geiſtesbildung ausgezeichneten Frau. Hier weilte der Fürſt am liebſten. „Zu edel, um die erzwungenen Bücklinge und Narrenpoſſen der Hofetikette leiden zu können“, hatte er die einfachſte Einrichtung des Hofſtaats angeordnet. —

Der Frühling meldete ſich bereits an einzelnen Tagen mit freundlichen Sonnenblicken an. Der Fürſt nahm daher ſeinen Gaſt mit nach Wörlitz. Forſter blieb drei Tage. Man machte Morgenſpaziergänge zuſammen, und an einem der Abende beim Thee, den die Fürſtin ſchenkte, hielt Forſter einen Vortrag über die Kunſtſachen aus der Südſee, die der Fürſt hier aufbewahrte. — „Jetzt bin ich wieder mit dem Geſchlechte der Durchlauchtigkeiten ſo halb verſöhnt“, ſchrieb Forſter an ſeinen Vater, „um der guten Fürſten willen, die ich hier faſt noch beſſer finde als damals in England. Für das bischen Höflichkeit, das wir ihnen in London erwieſen, können ſie ſich nicht oft genug erkenntlich zeigen, und von den paar Lappen tahitiſchen Zeugs, die wir ihnen gaben, habe ich alle Tage hören müſſen.“

Vor dem Scheiden von Wörlitz nahm der Fürſt eines Morgens Forſter'n mit in ſeine Bibliothek, wo er ihm auf die zarteſte Weiſe als Zeichen ſeiner Dankbarkeit und Bereitwilligkeit dem alten Forſter nützlich zu ſein, 100 Louisdor für denſelben mit den Worten zuſtellte: „Sie wiſſen, meine Kräfte ſind nicht groß, aber kann ich ſonſt durch meine Freunde in London noch etwas für Sie bewirken, ſo ſagen Sie es nur, ich verpflichte mich zu Allem.“

Noch aus Deſſau kündigte Forſter ſeinem Vater die Summe an, die ihm centnerſchwer anzunehmen geworden ſei. Es iſt dabei die Rede von Ausrüſtung des Ueberzugs nach Halle, und daß wol bereits durch die Bemühung der wenigen edeln Seelen, die ſich des Vaters angenommen, alle Schwierigkeiten gehoben ſein würden. Dies zielt offenbar auf Forſter's Löſung aus Kingsbench, und es läßt ſich errathen, daß der Herzog von Braunſchweig und die Maurerei dazu geholfen haben. In Berlin war zugleich eine Profeſſur an der Univerſität Halle für den ältern Forſter in Ausſicht geſtellt worden.

Einrichtung und Verkehr.

Der Frühling begrüßte Forſter'n bei ſeiner Wiederankunft in Kaſſel. Er fand die Gegend reizend ſchön; die Obſtgärten prangten mit einer Verſchwendung von Blüten, und allenthalben war's voll Nachtigallen. Er fühlte ſich außerordentlich wohl, und auf den Morgenſpaziergängen ſein ganzes Weſen von den herrlichſten Empfindungen getragen.

Das Carolinum, von nur wenig Studenten beſucht, gab ihm keine volle Beſchäftigung. Indem er aber dieſe Muße zu Studien und literariſchen Arbeiten zu benutzen ſuchte, fehlte es ihm an Hülfsmitteln. Seine Bücher, Pflanzenſammlungen und Inſtrumente waren auf der Ueberfahrt von England über Hamburg durch Stranden des Schiffs theils verloren, theils verdorben werden. Kaſſel bot keinen Erſatz. Er nannte es eine ordentliche Wüſte, wenn es auf neue Bücher ankomme, indem der Fonds zu Anſchaffungen für die fürſtliche Bibliothek aus jährlich nur 400 Thalern beſtehe, und alle Fächer daher entſetzlich lückenhaft ſeien. Glücklicherweiſe hatte er Göttingen mit Bibliothek und Naturalienſammlung in der

Nähe. Nur banden ihn die Lectionen am neuerrichteten Cadettencorps dergeſtalt, daß er Kaſſel ohne Aushülfe eines Mitlehrers, die dann auf andere Weiſe wieder verbindlich machte, keine Woche verlaſſen konnte.

Da regte ſich denn ſchon früh jener Zwieſpalt, der Forſter'n ſein Leben lang zu klagen gab. Es war der Widerſpruch zweier Bedürfniſſe, die einander auszuſchließen ſchienen, einander aber nur ablöſten. Wir meinen das Verlangen zu reiſen und Bücher, Inſtrumente u. dergl. anzuſchaffen. Beides, da er weder dem Einen noch dem Andern widerſtehen konnte, brachte ihn gar oft in Geldverlegenheit.

Noch hatte es aber mit dieſer Unzufriedenheit nicht viel auf ſich. Der Frühling und die Freundſchaft beſchäftigten ſein Herz. Mit der Andacht an die glücklichen düſſeldorfer Raſttage erhob er das Bild Jacobi's zu den Penaten ſeiner Miethwohnung. „In meiner Einbildungskraft ſtehen Sie vor mir“, heißt es in ſeinem erſten Briefe an den Freund, — „ich ſchaue in das weite, offene, durchdringende Auge tief hinein; ein heller Lichtſtrahl fließt aus Ihrem Blick, den ich begierigſt einſchlürfe. Dann überfällt mich's wieder, daß ich die große, weitſchauende Seele nicht faſſen kann; das Gefühl eigener Schwäche drückt mich nieder, und der Lichtſtrom brennt wie elektriſches Feuer, daß ich nicht länger im Stande bin ihn zu ertragen, und — blinze. Courage, mon coeur! wieder aufgeſchaut! nicht in die funkelnden Augen, ſondern auf die ſchöne, hohe, freundliche Stirn, die wieder ſanftes Zutrauen erweckt, die mir meinen Platz in dem edelſten Herzen anwies, und meines Jacobi Hand mir reichte, wo die Sonne ſo warm, wohlthätig und milde ſcheint“ u. ſ. w.

Der Ausdruck dieſer Briefſtelle iſt durchaus bezeichnend für Forſter's Stimmung nach dieſer neuen Bekanntſchaft und einzig für ſeinen Stil. Man ſieht welch mächtigen Eindruck die Perſönlichkeit Jacobi's auf den damals ſehr niedergedrückten jungen Mann gemacht hatte. Es iſt aber auch, als ob Forſter eine kleine Anſteckung aus der Jacobi'ſchen Umgebung ausſieberte, oder als ob ein dunkles Nachgefühl der dort herrſchenden Hausandacht der Schweſtern Lotte und Lene den Schreibenden überkommen und angetrieben hätte, nach einem Ausdruck für ſeine Verehrung zu ringen, der zugleich den geſpannten Anſprüchen des Verehrten genugthäte. Denn ſonſt lag das Ueberſchwängliche nicht in Forſter's Feder, ſowenig als das Schwulſtige, wie es in jener Stelle: „die Stirn, die eine Hand reicht“, zum Vorſchein kommt.

In dieſer Stimmung fand Forſter kurz nach ſeiner Rückkehr im Aprilhefte des „Deutſchen Muſeum“ ein Bruchſtück des Romans „Woldemar“. Er war entzückt, er las es ſich laut und mit dem eigenen Ausdruck vor, wie er es aus Jacobi's Mund vernommen hatte. Freilich war Forſter damals auch für jenes grübelnde Seelengemälde in einer empfänglichen Stimmung, ſodaß er ſich lebhaft freuen mochte, Jacobi's religiöſe Anſichten ſo übereinſtimmend mit den ſeinigen zu finden. Und das war's denn auch: der Roman ſchlug gerade einzelne Saiten in Forſter's Herzen an, oder — wie er ſelbſt ſchrieb — „gewiſſe abgeriſſene Worte, gewiſſe Wendungen und Ausdrücke Woldemar's fielen ihm aufs Herz“. Sonſt würde ſeinem geſunden Sinn für das Schöne und Wahre doch mehr aufgefallen ſein, wie unerquicklich in dieſem Roman geiſtreich vornehme, ſelbſtbewußte Perſonen ſich in unnatürlichen, erkünſtelten Verhältniſſen ſprungweiſe bewegen und über die geheimſten Vorgänge im menſchlichen Herzen ſpitzfindig klügeln. Der Freund bewunderte noch zu lebhaft Jacobi's Perſönlichkeit, um es auffallend zu finden, wie ſehr dieſelbe ſich in dem Roman ſpiegelt und darin abgeſpiegelt liegt.

Der Roman, der nach jenem Bruchſtück bald erſchien, erregte große Theilnahme in den gebildeten Kreiſen. Die Stimmung der Zeit kam der Tendenz des Buchs entgegen, oder fand ſich darin ausgedrückt, indem die Individualität des Menſchen in ihrem augenblicklichen Empfinden und Behagen zum unabhängigen Herrn auch über das Sittliche im Leben gemacht wird. Forſter hatte ſonſt ſtrengere Grundſätze, auch hat das Buch nicht nachhaltig auf ihn eingewirkt, da ſpäter ſelbſt ſeine religiöſen Anſichten ſich der Jacobi'ſchen Philoſophie ganz entzogen. Wir betrachten daher dieſen Roman nicht genauer, zumal er heutige Leſer ſo ſchwer anzieht und ſo leicht fallen läßt.

Bald kam auch zu Forſter's reiner Verehrung gegen Jacobi ein Zuſatz von Dankbarkeit für — einen Geldvorſchuß, den der poetiſche Philoſoph von Pempelfort dem neuen kaſſeler Profeſſor zu deſſen erſter Einrichtung leiſtete. Dies Gefühl dankbarer Verpflichtung gegen einen angebeteten und wohlhabenden Gönner war ein ſowenig drückendes Band für Forſter'n, daß er, nach ſeinem eigenen Bekenntniß, als er ſpäter Gehaltszulage erhielt, gar nicht eilte, es durch Rückzahlung des Betrags wieder zu löſen. Dieſe Empfindung, ſo begreiflich für den Seelenkundigen, hatte vielleicht doch etwas Verführeriſches für einen Mann, der noch mehrmals, auch unter andern Umſtänden, in die ſonſt ſo peinigende Verlegenheit Schulden zu machen kommen ſollte.

In Forſter's Leben ſtoßen wir auf manche vorahnende Aeußerung, auf manches vorbedeutſame Begegniß. Vielleicht iſt dies im Leben der meiſten Menſchen nicht weniger der Fall, und man erkennt nur nicht das Vorzeichen, oder hat es vergeſſen, wenn es ſich erfüllt. Wir werden auf dergleichen bei Gelegenheit hinweiſen, wie wir ſchon das Knabenerlebniß mit dem gefundenen Goldſtück als vorbildlich bezeichnet haben. Ebenſo läßt ſich in einer Bemühung Jacobi's zur Verbeſſerung der Lage ſeines jungen Freundes ein verhängnißvoller Fingerzeig erkennen.

Zu Anfang des Jahres 1779 war nämlich Jacobi nach München berufen worden, um in dem Miniſterium ſeines Gönners von Hompeſch verſchiedene neue finanzielle Einrichtungen bearbeiten zu helfen. Er wurde zum Geheimrath befördert, und ſtimmte dafür, daß der bisher verpachtete Landzoll in den Herzogthümern Jülich und Berg von 1780 an in Adminiſtration genommen würde. Jacobi ſollte dann die Direction übernehmen, und hatte ſchon im Stillen die Abſicht gefaßt, Forſter'n zum Generaladminiſtrator vorzuſchlagen, die Caution von 30,000 Thaler für ihn zu ſtellen und in der Arbeit mit zuzugreifen, bis der Freund ſich würde eingeſchoſſen haben. Dann ſollte es Forſter'n ein Leichtes ſein, neben dem einträglichen Amte noch Muße für ſeine wiſſenſchaftlichen Intereſſen zu erübrigen.

Mit dieſer edelmüthigen Geſinnung berührte er unbewußt die heimlichſten Träume Forſter's. Der junge Profeſſor hegte damals keinen innigern Wunſch, als entweder ein paar akademiſche Jahre frei von allen Geſchäften für ſich zu haben, oder eine Civilbedienung zu finden, wozu — wie er ſcherzend meinte — „ein armer Weltumſchiffer von der Linie her allenfalls noch Verſtand genug mitgebracht habe“.

Indeß drohte dem Unternehmen, worauf Jacobi's gutes Vorhaben berechnet war, eine münchener Cabale. Jacobi hatte ſich gegen Einführung der bairiſchen Mauth in Jülich-Berg geſetzt und die Nachtheile der Mauth, ſelbſt für Baiern, dargelegt. Dies war ungnädig aufgenommen worden, und man ließ es ihn nach ſeiner Rückkehr empfinden. Die Gegner ſeiner Entwürfe ſetzten nun auch leichter durch, daß der Landzoll nicht in eigene Verwaltung genommen, ſondern wie früher in Pacht gegeben wurde.

Ob Forſter auf dem Verwaltungspoſten ſeine innerſte Befriedigung gefunden hätte, läßt ſich nicht verſichern. Doch wäre ihm mit dem beſſern Auskommen und einer praktiſchen Thätigkeit damals ſehr geholfen geweſen. Denn keine Stellung war ihm weniger angemeſſen als auf dem Katheder. Hier war der ſonſt ſo beredte, weltgewandte Mann befangen und unbeholfen. Er ſelbſt erkannte es, erklärte das „ſyſtematiſche Dogmatiſiren“ für ein ihm völlig verſchloſſenes Geheimniß, und konnte einer Profeſſur, ſelbſt auf der erſten Univerſität, nichts Schmeichelhaftes abgewinnen.

Vorbedeutſam finden wir aber Jacobi's Abſicht einmal als Fingerzeig, der Forſter'n mit ſeinem innerſten Zwieſpalt an den Staat weiſt, in welchem Haus und Welt ſich ausgleichen; ſodann als Vorzeichen jenes letzten unglücklichen Schritts, da Forſter in die öffentliche Verwaltung eingreift im Augenblick, als der revolutionäre Staat unter ihm zuſammenbricht. —

In derſelben Zeit, während Forſter die freundſchaftlichen Abſichten Jacobi's abzuwarten hatte, erwuchſen ihm ſelbſt freundſchaftliche Bemühungen für Sömmerring. Dieſer war im April aus England nach Göttingen zurückgekehrt und bewarb ſich um die eben vacant gewordene Lehrſtelle der Anatomie am kaſſeler Carolinum. Forſter wendete ſich an den Miniſter von Schlieſſen, der am meiſten perſönlichen Einfluß beim Landgrafen hatte. Dieſem war aber ſchon die Meinung beigebracht worden, daß in Straßburg und in Frankreich überhaupt die beſten Anatomen gebildet würden. Es erfoderte daher alle Klugheit, den Fürſten von ſeiner vorgefaßten Meinung abzubringen und für einen Deutſchen zu ſtimmen, der ſelbſt noch keinen literariſchen Namen hatte. Schlieſſen gab ſeinen Rath, hielt ſich aber, um den Landgrafen nicht argwöhniſch zu machen, im Rückhalt. Forſter inſtruirte den Freund für das einzureichende Geſuch. Sömmerring ſollte beſonderes Gewicht auf die Ehre legen, die ihn antreibe im Dienſte eines Fürſten zu ſtehen, der eine ſo ſeltene Menagerie unterhalte, um derentwillen der Bewerber die günſtigen Berufungen nach Jena und Halle auszuſchlagen bereit ſei. — „Sie können“, ſchrieb ihm Forſter, „Ihro Durchlaucht das Maul mit Complimenten nicht zu voll ſchmieren, damit gewinnt man hier öfter."

Wirklich ſcheint Sömmerring gut geſchmiert, und Schlieſſen von hinten gut angetrieben zu haben; denn der junge Freund fuhr ganz gut. Er bekam im Laufe des Juni die Stelle, und eilte nach Kaſſel, wo das anatomiſche Theater am Geburtstage des Landgrafen eingeweiht werden ſollte, und Sömmerring daher ſein Antrittsprogramm zu beeilen hatte.

Dieſe Wiedervereinigung mit dem Freunde war ein erfreuliches, erquickliches Ereigniß für Forſter's Leben in Kaſſel. Die bleibende Amtsgenoſſenſchaft, ein neues Band zu den frühern Verbänden, verſöhnte ihn mit dem Katheder und ließ ihn die verlorene Zöllnerſchaft vergeſſen, die ihn ja doch von Kaſſel und dem Freund entfernt hätte. Beide unverheirathet, vereinigten ſich zu einem gemeinſchaftlichen Mittagstiſch, wodurch ſie ſich mehr und mehr verbrüderten und als Duzfreunde, verwandt durch wiſſenſchaftliches Intereſſe und durch Geſinnung, ſich in ein Vertrauen hineinlebten, das bald verhängnißvoll für Beide werden ſollte.

Ein ſo inniger Anſchluß hielt Forſter'n freilich von lebhaftem Verkehr mit den andern Profeſſoren ab, unter denen ausgezeichnete Männer waren. Wir nennen **Dohm**, der aber noch in demſelben Jahre nach Berlin zum Departement des Auswärtigen und zum Geheimen Archiv mit dem Titel eines Kriegsraths abging. Er lebte ſeit drei Jahren in Kaſſel, wo er auch mit Boje das

„Deutſche Muſeum“ herausgab. Seine bekannten „Denkwürdigkeiten“ fallen ſpäter.

Tiedemann der Philoſoph, war zwar als Philolog nach Kaſſel berufen worden, beſchäftigte ſich aber hier wieder mit jenen räthſelvollen Fragen, die bald darauf Kant zu löſen ſuchte, und ſchrieb „Unterſuchungen über den Menſchen“. Bei Forſter's lebhaftem Geiſt iſt der Umgang mit dieſem Philoſophen gewiß nicht ohne vielfache Anregung geblieben. —

Auch an gelehrten Franzoſen fehlte es an jenem halbfranzöſiſchen Hofe des Landgrafen nicht. Marquis de Luchet, der ſich mit Poeſie und Literatur früh befaßt hatte und mit einer Empfehlung des alten Voltaire nach Kaſſel gekommen war, ſpielte eine große Rolle bei Hofe, als Director des franzöſiſchen Theaters und als ſtändiger Secretär der Antiquitäten-Geſellſchaft, in welcher Forſter zuerſt aufgetreten war.

Ein Mann, der uns durch Verkehr mit Forſter'n einige Beſorgniß für dieſen Freund einflößen könnte, war Jakob Mauvillon. Er war vom Wege- und Brückenbau als Hauptmann und Lehrer des Kriegsbauweſens zum Cadettencorps übergegangen. Ueber zehn Jahre älter als Forſter, hatte er ſich ſchon mit Theologie, Jurisprudenz, Mathematik und Sprachen befaßt und im Siebenjährigen Kriege als Ingenieur in hannoveriſchen Dienſten geſtanden. Jetzt war er mit Profeſſor Schlettwein zu Gießen in Verbindung gegen das phyſiokratiſche Syſtem, dem Jacobi anhing. In näherer Beziehung zu Forſter werden wir ihm noch begegnen.

Andere Verbindungen knüpften ſich bald nach des

Freundes Niederlaſſung in Kaſſel mit der Univerſität Göttingen. So oft er Urlaub erhalten konnte, eilte er hinüber, meiſt zu Pferde, wozu er fünf Stunden brauchte. Seine Einkehr war ſehr oft bei dem damals noch unverheiratheten Lichtenberg, mit dem er dann in launigen Geſprächen zu Rapp's ſchmackhaften Schüſſeln wandelte.

Die Freundlichkeit, mit welcher dieſer berühmte Spötter den zwölf Jahre jüngern Forſter gleich aufgenommen hatte, erregte deſſen warme Hingebung. Forſter war ein liebevolles Gemüth, zur Anerkennung ausgezeichneter Menſchen — und hierin bis zur Schwärmerei geſtimmt. Dieſe überdauerte nicht immer den guten Verſtand und edeln Sinn, womit er ſeinen Irrthum oder ſeine falſche Schätzung bald erkannte. Witz und Spott war auch ſonſt ſeine Vorliebe nicht: doch kehrte Lichtenberg vielleicht in perſönlichem Umgang mehr Herz heraus, als wir ihm hinter dem ſcharfen Spotte ſeiner Schriften zutrauen. Wenigſtens nennt ihn Herder von einem Beſuche deſſelben in Bückeburg her — „einen kleinen, buckeligen, ſchwachen Menſchen, aber eine ſchöne, allerfreuliche Seele". — Durch die Schuld einer Wärterin verwachſen, beſaß er als Entſchädigung, oder wol auch als zweites Unglück, einen ſcharfen Blick und Witz für alles Schiefe, Verzwickte und Verkrümmte im Leben. England gab Berührungspunkte für beide Freunde. Der im Darmſtädtiſchen geborene göttinger Profeſſor der mathematiſchen Naturwiſſenſchaften war zwei mal dort geweſen, wo er an den großartigen und handfeſten Verhältniſſen des Landes und Volks den Blick geübt hatte, um mit Humor über die kleinlichen, ſentimentalen Erſcheinungen im damaligen

Deutſchland hinzuſtreifen. Neben Forſter fehlte ihm deſſen großartige Geſinnung und eine auf den Kräften des Gemüths oder der Macht des Geiſtes ruhende Ueberzeugung, die ihm über ſeine Zweifelſucht und manche Aengſtlichkeit hinausgeholfen hätte. So kam er aber zu keiner feſten Anſchauung der Welt, und brachte mit ſeiner ſchönen Begabung kein umfaſſendes Werk zuſtande. Seine Geſinnung ging übrigens mit dem Fortſchritt der Zeit, während er ſelbſt mehr und mehr vereinſamte, und nach reichlich verausgabtem Spott und Spaß für ſich ſelbſt und ſeine letzten Jahre die Melancholie übrigbehielt.

Der Verkehr Forſter's mit Lichtenberg ward noch lebhafter durch das „Göttinger Magazin der Wiſſenſchaften und Literatur", das Beide von 1780 an unternahmen. Dadurch änderte ſich aber auch Manches in Forſter's Meinung von ſeinem gelehrten Geſchäftsgenoſſen. Wir finden es ausgeſprochen bei Gelegenheit eines etwas ſpätern literariſchen Streits, worin Lichtenberg einen groben Angriff Voßens im „Deutſchen Muſeum" mit bitterſtem Spott abfertigte. Jacobi war ſehr ungehalten darüber, und Forſter äußerte darauf über Lichtenberg:

„Er iſt aus Muthwillen und Leichtſinn zuſammengeſetzt wie Käſtner, nur ſo dreiſt iſt er nicht, und dies fällt vielleicht auf Rechnung des Körpers. Ich ehre ſeine Talente, ſeine mathematiſche Wiſſenſchaft, ſeine Schreibart, ſeinen Witz und ſeine muntere Laune, ſeinen oft philoſophiſchen Blick; aber ich finde ſchlechterdings nichts für mein Herz bei ihm, und unſere Freundſchaft kriecht jetzt wieder in die Schranken der gewöhnlichen Bekanntſchaft zurück."

Die Nachklänge aus dem unglücklichen Vaterhauſe, eine vorherrſchende religiöſe Empfindſamkeit und jene Schwärmerei, auf die wir nachher kommen, hielten Forſter's Gemüth noch etwas ſchwer und ſentimental geſtimmt. Beſonders hing es von ſeiner religiöſen Stimmung ſehr ab, wie er eben die Menſchen und die Dinge anſah. Als er daher nachmals dieſe Kriſe glücklich überſtanden und ſich zu freierm Lebensblicke durchgerungen hatte, gab er ſich doch wieder ſehr an Lichtenberg hin und ging nicht ſelten auf deſſen ſcherzhaften Ton ein, obſchon Witz und Humor nie ſeine entwickelte Seite war.

In jenem Streite nahm er indeß auch nicht für Voß Partei, dem Jacobi geneigter ſchien, ſondern nannte ihn den hochmüthigſten Gelehrten, den er aus Schriften kenne, und deſſen Gelehrſamkeit er oft, deſſen menſchenfreundliches, ſanftes Herz er aber nie habe rühmen hören.

Wir müſſen hier ein für alle mal auf Eines aufmerkſam machen, was Forſter's Art bezeichnet, daß er nämlich ſo leicht, auch bei ganz alltäglichen Anläſſen, ſich in hohe Seelenſtimmungen oder auf umfaſſende Standpunkte der Betrachtung verſetzt, wie es nur den edelſten Geiſtern gegeben iſt. Wir denken ſolche Aeußerungen, die nicht blos ihn charakteriſiren, ſondern für den Leſer auch etwas Anregendes haben, in dieſe Lebensgeſchichte wörtlich aufzunehmen, hoffend, daß ſo edle Worte unſerm Verſuch einigen Werth verleihen ſollen. — Da ruft denn unſer Freund bei jenem Federgefecht aus:

„Laſſen Sie uns die Wahrheit ſuchen, um ſie feſtzuhalten und zu küſſen, nicht um ſie unerkannt und ungenoſſen, weil wir ſie in dieſem oder jenem ſchlechten Gewande nicht vermutheten, unſern Händen entſchlüpfen zu laſſen. — — — Daß ſich doch immer Einer um den Andern und Keiner um ſich ſelbſt kümmert! Ein Geſchäft, wie die Sorge um Andere, iſt das heiligſte auf Erden; es ſetzt Menſchen voraus, die dem Ziele der Vollkommenheit ſo nahe ſind, daß ſie auch Andern den Weg weiſen können. Nach dieſer Definition wird mir allerdings Alles oder doch das Meiſte von Dem, was heutigentags Philoſoph, Profeſſor, Prieſter, Prediger heißt, zum Ekel. — Wenn wir keinen untrüglichern Wegweiſer zur Wahrheit, zur Weisheit und Glückſeligkeit als dieſe hätten, ſo wäre es beſſer nicht zu ſein. Ich danke Gott, daß ich erkenne, daß die Wahrheit von Menſchen ganz frei und unabhängig iſt; daß Keiner im Stande iſt, ſie dem Suchenden vorzuenthalten; daß Der, der ſie erkannt hat, bei ihrem eigenen Lichte wandelt und nicht irren kann, ſo er von dieſem Führer nicht muthwillig weicht.“ —

Bedeutender für Forſter und für ſeine Zukunft verhängnißvoll war das gaſtliche Haus des Profeſſors Heyne. Seit ſechzehn Jahren war es mehr und mehr der Vereinigungspunkt für ausgezeichnete Männer und junge, aufſtrebende Talente geworden. Heyne's Perſönlichkeit übte eine mächtige Anziehung nicht blos durch umfaſſende Gelehrſamkeit, Geiſt und Geſchmack, ſondern auch durch zartes Gemüth, milde, ſchonende Geſinnung und feines, anſtändiges Benehmen. Sohn eines armen, aus Schleſien nach Chemnitz geflohenen Leinwebers, hatte er auf den Schulen und in den drückenden Lagen, in die der Siebenjährige Krieg ihn verſetzte, ſich mit Noth und Misgeſchick herumſchlagen müſſen, und auf dem mühſamen Wege ſeines Unterkommens „Menſchen zu ertragen und zu gewinnen“ gelernt. Wodurch er ſo allgemein anzog und einnahm, war ſein vermittelnder Geiſt und Sinn. Mit dem Beſtreben, das römiſche und griechiſche Alterthum in die gebildeten Kreiſe der Geſellſchaft einzuführen und Deutſchland mit den ausgezeichnetſten Werken der Engländer und Franzoſen bekannt zu machen, mit dieſem Humanismus in der Literatur verband Heyne die liebenswürdigſte Humanität im Leben — ſchonend, verſöhnend in Meinungen und Kämpfen, ohne Vorurtheil in philoſophiſchen und kirchlichen Lehren. Als Mann von Einſicht und Charakter, verdient um den Aufſchwung der Univerſität, um die Förderung der literariſchen Anſtalten und Einrichtung der großen Bibliothek in Göttingen durfte er ſich für anerkannt und geſchätzt halten, und genoß durch ſeine Bemühungen zur Wiederbelebung der Alterthumswiſſenſchaften und zur Bildung von Lehrern im Geiſte des neuen Lebens eines ausgebreiteten Ruhms.

Heyne war damals 50 Jahre alt und ſeit kurzem zum zweiten mal verheirathet mit einer Schweſter des nachmals als Publiciſt und Staatsmann bekannt gewordenen Ernſt Brandes in Hannover. Seine Tochter erſter Ehe, Thereſe, kam in demſelben Jahre 1779 aus einer hannoveriſchen Penſion zurück, 15 Jahre alt, und von der Stiefmutter als jüngere Freundin aufgenommen. Thereſe war ein ſtark und blühend heranwachſendes Mädchen, unter ernſter Haltung eine lebendige, leidenſchaftlich erregbare Natur. Im Verkehr mit edeln Jünglingen und würdigen Männern des väterlichen Kreiſes bildete ſie ſich immer mehr zu jener Selbſtändigkeit im Denken und Unbefangenheit im Benehmen, auf die es ſchon die Umſtände ihrer früheſten Kindheit angelegt hatten. Ihre Mutter, kränklich und ſchwermüthig, ließ nämlich das Kind ohne Aufmerkſamkeit, ja ohne Geſpielen im engen Haus und öden Gärtchen gewähren. Von dem zwei Jahre ältern Bruder lernte ſie leſen, und blieb übrigens ohne Unterricht. Aber ſie athmete in der gelehrten, geiſtvollen Umgebung des Vaters. Aus dem Spieleckchen des Zimmers hervor lauſchte die Kleine dem jungen Dichter Bürger, den beiden Grafen Stolberg und andern talentvollen Studenten, die ab- und zugingen. Später hörte ſie Herder'n, während des kurzen Aufenthalts einer erwarteten Anſtellung in Göttingen, der Mutter den „Meſſias" Klopſtock's vorleſen, den jungen Dänen Valle ihr den Homer überſetzen, und der Vater pflog über Tiſche belehrende Unterhaltung mit dem Töchterchen.

Bald nach ihrer Rückkehr aus der Penſion brachte Thereſe Heyne ein paar Mädchenjahre in Gotha zu, wo ſie auch ihre innigſte Mädchenfreundſchaft ſchloß. So gerade in der intereſſanteſten Zeit ihrer Entwickelung der ruhigen Beobachtung Forſter's entzogen, ſcheint ſie den angenehmen Hausfreund erſt in der letzten Zeit ſeines kaſſeler Aufenthalts mehr überraſcht als allmälig eingenommen zu haben. — —

Dieſer Verkehr mit Göttingen zog unſern jungen Profeſſor, wie es ſcheint, mehr an als das innere Leben in Kaſſel. Seine Briefe wenigſtens, ſonſt voll traulicher Ergüſſe gegen Jacobi und ſeinen Vater, enthalten außer dem Lobe der ſchönen Gegend faſt nur Klagen über die geringe Theilnahme der Kaſſeler an der Literatur. Sonſt findet man wol die Profeſſoren an den Erholungs- und Vergnügungsplätzen; Forſter gedenkt aber nicht einmal der lockenden Spazierläufe nach Spickershauſen über der nahen hannoveriſchen Grenze, wo die in Kaſſel verfolgten Kaffeemühlen noch laut und luſtig knarren durften. Denn der Landgraf gehörte zu jenen deutſchen Fürſten, die den alten Fritz auch in deſſen Kaffeeverboten nachahmten; nur daß dieſer das Kaffeetrinken eigentlich ſteuerbar — der Landgraf aber nur ſtrafbar machte, um nach damaliger Finanzpolitik kein Geld aus dem Lande zu laſſen.

Das damalige Leben in Kaſſel wäre überhaupt ein anziehender Gegenſtand der Beobachtung für einen Mann wie Forſter geweſen, hätten nicht Sorgen und Anliegen anderer Art ſein Gemüth eingenommen gehabt. Es war ein eigenthümliches Leben am Hofe des Landgrafen. Infolge ſeines Uebertritts zur katholiſchen Religion hatte ſich ſeine Gemahlin, eine Tochter Georg's II. von England, mit den drei Söhnen von ihm getrennt. Der Landgraf, human, für den Umgang mit heitern, fröhlichen Menſchen geſtimmt, luſtig und guter Dinge im Genuſſe des Lebens, wenn auch nicht ohne Grillen und Chimären im Denken und Glauben, war von italieniſchen Prieſtern umgeben, die ihn in dem Einen und Andern nicht ſtörten.

Mit Ernſt und mit Aufwand betrieb er die Angelegenheiten des Muſeums, der Bibliothek, der Sternwarte, der Oper, des franzöſiſchen Theaters und ſeiner Antiquitätenſammlung. Er ſah gern Gelehrte und Männer von Talent um ſich, zog ſie an ſeine Tafel und gefiel ſich in ihren Augen als Kenner und Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften.

Nach dem Tode ſeiner Gemahlin verſuchte es der Landgraf, obgleich ein Funfziger, mit einer zweiten Heirath. Er nahm die junge Prinzeſſin Philippine von Brandenburg-Schwedt. Dieſe neue Landgräfin, ſchön, reizend, war in keiner allzu tugendhaften Umgebung aufgewachſen und brachte einen neuen Ton und Schwung in das Hofleben, das ſchon bisher, wenn auch ohne den Schmuck und Reiz einer Fürſtin, doch eben nicht zu den trübſeligen gehört hatte. Ueppigkeit und Weichlichkeit nahmen noch zu. Kleine Spiele dehnten die luſtigen Abende bis in die tiefe Nacht und über das ſchlafengehende Podagra des Landgrafen hinaus.

Die Fröhlichkeit endigte mit einer Scheidung des fürſtlichen Paars, und Philippine heirathete ſpäter ihren Oberſtallmeiſter von Wintzingerode.

Doch auch ſeitdem mag es am Hofe des Landgrafen nicht gerade auf ein durchaus bußfertiges und erbauliches Leben abgeſehen geweſen ſein. Dies geht aus einer Aeußerung Forſter's in ſeiner damaligen ſittlichen Strenge hervor. „Tugend wohnt an unſerm Hofe nicht", ſchrieb er an Jacobi, „und wie könnte ich nur den Anſchein haben, einen Menſchen zu ehren und zu lieben, der ſie mit Füßen tritt? Ich glaube Alles gethan zu haben, wenn ich Ehre gebe, dem Ehre gebührt; aber man fodert mehr, und ich kann nicht ſchmeicheln."

Beſuche.

Wir gehen hier in jene Kreiſe des kaſſeler Lebens nicht tiefer ein, als ſich Forſter ſelbſt davon berühren ließ. Anziehender war ihm eine neue perſönliche Bekanntſchaft, die er im erſten Jahre ſeiner Anſtellung machte. Anfang September 1779 erhielt er Beſuch von einigen Fremden. Da ſie aus Weimar kamen, fragte er bei einem derſelben nach Goethe. Der Befragte war es ſelbſt. Unſer Profeſſor wurde in Beſchlag genommen und aß mit ihnen zu Nacht in der Stimmung ſeiner aufgeregteſten Freimüthigkeit. Goethe war ſehr ernſthaft, fragte viel nach den Südländern, über deren Einfalt und kindliches Weſen er ſich freute, hielt ſich aber, ſobald der Oberforſtmeiſter von Wedel ins Wort fiel, zuhörend zurück. Des andern Tags, während die Fremden ſich den weißenſteiner Park — Wilhelmshöhe — beſahen, erfuhr Forſter, daß dieſer Oberforſtmeiſter Niemand anders als der Herzog ſei. Er war nun froh, daß ihm in ſeiner geſternabendlichen Lebhaftigkeit keine Sottiſe entſchlüpft war, meinte aber, es habe Goethe'n gewiß Mühe gekoſtet, bei einigen Gelegenheiten über ſeine Treuherzigkeit nicht „loszuvruſchen“. Er brachte die Reiſenden noch in die Kunſtkammer und zu den Alterthümern des Landgrafen. Auf dem Rückwege zum Gaſthof ließ Forſter, an Goethe's Seite, ſeiner Verehrung für Jacobi freien Lauf, ohne zu wiſſen, daß dieſer auf den Dichter, von dem er ſich verletzt glaubte, damals ſehr ungehalten war. Goethe hörte ihm gedankenvoll, aber mit Theilnahme zu, und gab nur, als Forſter ſich über den „Woldemar“ aus überfließendem Herzen ergoß, dann und wann ſein lakoniſches, trockenes Ja darauf. Der erſte Theil iſt nunmehr gedruckt, bemerkte er zuletzt.

Vom zweiten ſind Bruchſtücke im „Muſeum“ mitgetheilt, antwortete Forſter.

„Daß er doch nicht hat warten können!“ rief Goethe. „Warum Bruchſtücke? Konnt' er's nicht erſparen, bis der Theil ganz fertig geweſen wäre?“

Dieſe flüchtige Misbilligung ausgenommen, äußerte ſich Goethe nur freundlich über Jacobi. Er nannte ihn beim altvertraulichen Namen Fritz, und trug nach eingenommenem Mittagsmahl, bei ihrer Abfahrt nach Darmſtadt, Forſter'n wiederholt auf ihn zu grüßen.

Der Herzog hatte Forſter'n gefallen, als ein artiger kleiner Mann, der ziemlich viel wiſſe, ſehr einfach ſei und geſcheite Fragen thue. Für einen zweiundzwanzigjährigen Fürſten, der ſeit vier Jahren ſein eigener Herr war, fand Forſter viel mehr in ihm, als er erwartet hätte. Goethe'n, damals in dem ſchönen Alter ſeines dreißigſten Jahres, bezeichnete er ſeinem Vater als einen geſcheiten, vernünftigen, ſchnellblickenden Mann, der wenig Werte mache, gutherzig, einfach in ſeinem Weſen. „Pah!“ rief er aus, „Männer, die ſich aus dem großen Haufen auszeichnen, ſind nicht zu beſchreiben. Der Charakter eines Mannes von hohem Genius iſt ſelten wetterleuchtend und übertrieben; er beſteht in einigen wenigen Schattirungen, die man ſehen und hören muß, aber nicht beſchreiben kann.“ Keinen Augenblick fand Forſter den Dichter in jener ausgelaſſenen Laune, die ihm Goethe's Freund Beriſch in Deſſau geſchildert hatte.

Und — ſonderbar genug! Kaum war Fauſt den Kaſſeler Berg hinab, als Mephiſtopheles hinter ihm herkam — Kriegsrath Merck, auf ſeiner Rückreiſe nach Darmſtadt, wohin ja Goethe — freilich, um genau zu erzählen, zwei Monate früher — voraus war. Merck, von Lichtenberg ſeinem Freund empfohlen, ſprach bei Forſter'n ein, der aber, wie er an Jacobi ſchrieb, keine Zeit fand, ihm den Teufel anzuſehen. Doch fühlte er ſich durch Mittheilungen Jacobi's in einem folgenden Briefe zu dem Ausrufe veranlaßt: „Warum gibt es Menſchen in der Welt wie Merck? Ich kann ſagen, mir ſchaudert.“

Jacobi war durch Forſter's Mittheilungen über Goethe's Beſuch an ihren Zwiſt erinnert worden, über den er nicht ſo heiter wie der Dichter hinwegkommen konnte. Man fühlt es Forſter's Briefen an, wie ſehr er von des verehrten Mannes Empfindlichkeit und Schwäche betroffen war, und obgleich er ſich ſagte, Zwietracht ſtiften ſei auch ein Geſchäft für die Welt, ſo zog er es doch vor, den verſtimmten Mann zu Muth und Erhebung anzumahnen. Bei dieſer Gelegenheit kam er auch auf den literariſchen Parteigeiſt in Deutſchland zu reden. Er erblickte in demſelben eine Kriſe zu großen Veränderungen, nicht blos in der gelehrten, ſondern auch in der theologiſchen und politiſchen Welt, eine Kriſe, die er bei allem Hang ſeiner Seele zur Ruhe herbeiwünſchte, auf die er große Hoffnungen gebaut hatte.

Hinter ſolchen Beſuchen und Erörterungen trat gleich wieder der alte Kummer hervor, der ihn noch immer nicht verlaſſen wollte. Die Lage ſeines „bedrückten und doch nicht verdienſtloſen Vaters“ laſtete ſchwer auf ihm; das Verlangen, ihn, „die kranke, tugendhafte Mutter, die ſchuldloſen Geſchwiſter“ endlich in Ruhe zu wiſſen, war ſo lebhaft in ſeinem Herzen, daß er nur mit dem Aufgebot aller vernünftigen Grundſätze ſich der Anfechtungen von Schwermuth und Menſchenhaß erwehren konnte. Wie gern hätte er ein paar ſeiner Schweſtern zu ſich genommen; allein ſein jetziges Einkommen ertrug es noch nicht, ob ihm gleich die Wonne, mit ihnen zu ſein und ihres Umgangs zu genießen, größerer Leiden werth ſchien, als er bisher noch zu erfahren gehabt.

Wie wir wiſſen, hatte Forſter in Kaſſel und in Deſſau Geld für ſeinen Vater empfangen. Aber es hatte nicht weit gereicht. Seitdem war der bekümmerte Sohn „im Gefühl eigenen Unvermögens, und weil Noth kein Gebot kennt“, mit großer Selbſtverleugnung wiederholt beim Könige von Preußen eingekommen und hatte die königlichen Schweſtern, Prinzeſſin Amalia und Herzogin von Braunſchweig, ja den Herzog ſelbſt und den Prinzen Karl von Heſſen um Vermittelung und Fürſprache angegangen. Durch Abt Jeruſalem erhielt er gute Zuſagen des Herzogs, und durch Herrn von Catt, den Vorleſer des Königs, einige Ausſicht auf die Anſtellung in Halle. Endlich war es ſoweit gekommen, daß ſein Vater, hauptſächlich durch den Herzog Ferdinand — „einen der beſten Menſchen und nebenher auch Fürſten“, wie ihn Forſter bezeichnet — mittels einer anſehnlichen Rimeſſe aus dem Labyrinth gezogen wurde: die londoner Gläubiger wurden befriedigt und die Profeſſur der Naturgeſchichte in Halle angeboten. Da ſetzte der Tollkopf den alten Eigenſinn oder Hochmuth auf und wollte, pochend auf ſeine gerechten Foderungen an die engliſche Krone, nichts davon hören, daß er edeln und großmüthigen Seelen in Deutſchland etwas koſten ſolle. — Doch ſcheint er ſich bald eines Beſſern beſonnen zu haben; denn nicht lange darauf hatte er Kingsbench verlaſſen und traf Anſtalten zu ſeinem Ueberzug nach Halle.

Forſter beſchloß ſein erſtes kaſſeler Jahr mit einer kleinen Druckſchrift, die im Spätherbſt erſchien: „Leben Dr. Wilhelm Dodd's.“ — Er hatte ſie ſchon vor zwei Jahren, gleich nach der Hinrichtung dieſes engliſchen Geiſtlichen, auf Verlangen des Verlegers binnen 14 Tagen geſchrieben und war ſehr ungehalten über die Verzögerung der Herausgabe, ohne daß ihm eine nochmalige Ueberarbeitung der „Schartek“, wie er ſie nannte, war vergönnt geweſen.

Es iſt die intereſſante Lebensgeſchichte eines unglücklichen Geiſtlichen, dem zu einer hübſchen Geſtalt und einnehmendem Aeußern eine leidenſchaftliche Neigung für das andere Geſchlecht gegeben war — eine Erzählung, die ſehr anziehend entwickelt, wie des jungen Mannes früher Hang zu Zerſtreuung und Wohlleben an ſeinem lebhaften und begabten Kopfe leider einen allzu bereitwilligen Vermittler findet, bis er ſelbſt in die Schlinge des Henſers fällt. Jacobi nannte dieſe Geſchichte lehrreicher, inſonderheit für unſere Zeit, als irgendein Dichter ſie hätte erſinnen können, und geſtand, daß er in Betracht der Jugend des Verfaſſers bei mancher Stelle vor Verwunderung geſtutzt habe.

Allerdings ſticht in der für das Volk beſtimmten Darſtellung das Moment der moraliſchen Belehrung etwas ſtark und zuweilen jugendlich hervor. Doch bleibt es bei der klaren, angemeſſenen und anmuthigen Sprache dieſes Lebensgemäldes immer erſtaunlich, daß auch ſchon des jungen Forſter's Feder, die doch öfter auch ins Franzöſiſche und Engliſche tauchte, in ſeinen deutſchen Schriften ſo rein und richtig fließt und niemals eine fremdſprachliche Wendung in ihrer Spule zurückbehält.

Oekonomie und Philoſophie.

Der Frühling des Jahres 1780 ließ ſich für Forſter'n mit guten Ausſichten auf Verbeſſerung ſeiner Lage und auf muntere literariſche Thätigkeit an. Der Landgraf bewilligte ihm, mit Uebertragung der Aufſicht über das Naturaliencabinet, 100 Rthlr. Zulage. Dies Cabinet, eines der magerſten, das ſich denken ließ, war von Forſter's Vorgänger in größter Unordnung hinterlaſſen worden; es diente aber dem Landgrafen zur Unterhaltung. Er beſuchte es täglich, und Forſter ward bald genug inne, daß es zu dieſem Amt gehörte, dem Fürſten einen Theil ſeiner Langeweile zu vertreiben.

Literariſch erſchien von ihm zunächſt freilich nur früher Geſchriebenes. Das zweite Stück des „Göttinger Magazin“ brachte Cook's Leben, zwar von Lichtenberg verfaßt, aber dem Inhalte nach faſt gänzlich von Forſter, der auch das Bildniß Cook's für ſprechend ähnlich erklärte.

Damit es denn aber dem April nicht an Froſtgeſtöber fehle, lief, vom 15. dieſes Monats datirt, ein franzöſiſcher Brief Camper's aus dem Haag ein. Camper war letzten Herbſt in Kaſſel geweſen, ohne Forſter'n beſucht zu haben, und dieſer, der ſich gegen ihn nicht ganz klar fühlen mochte, hatte ihm darüber geſchrieben. Nun kam die Antwort, und zwar ſo derb, als es ſich nur immer in gutem Franzöſiſch geben läßt. Forſter's Haltung auf der Durchreiſe im Haag, ſeine Beſuche bei Vosmaer, ein dieſem mitgetheilter Brief und die Unaufmerkſamkeit gegen Männer, denen er Achtung ſchuldig ſei, wurden ihm zum Vorwurf gemacht und ſollten als bedenkliche Züge ſeines Charakters angeſehen werden. Camper erklärte ihm geradezu, er ſchätze ſeine Kenntniſſe, aber Freundſchaft meſſe man einem Manne nicht nach deſſen Geiſt und Wiſſen, ſondern nach moraliſcher Geſinnung ab. Sobald Forſter ſich in Betreff ſeiner behaupteten Ehrlichkeit ausweiſen werde, wolle er ihm alle Genugthuung geben, und was dergleichen mehr war.

Forſter fühlte ſich in den Augen eines ſo vorzüglichen Mannes zu ſehr gedrückt, als daß er ſich zu rechtfertigen hätte unterlaſſen mögen. Und daß er es konnte, geht aus einem, freilich erſt im Spätſommer eingelaufenen weitern Schreiben Camper's hervor, worin er ſich vollſtändig befriedigt erklärt, Forſter'n um Austauſch ihrer Freundſchaft und um die Gefälligkeit bittet, ihm von Zeit zu Zeit zu ſchreiben.

Inzwiſchen wollte die neue Zulage und Verbeſſerung ſeines Einkommens nicht lange vorhalten. Nach kaum neun Monaten finden wir Forſter'n in einer Art von Verzweiflung über ſein Budget. Einzelne kleine Schuldpoſten im Belang von 400 Rthlrn. waren ihm, wie kleines Ungeziefer, am läſtigſten, ſodaß er darauf dachte, eine Summe von 1000 Rthlrn. aufzunehmen, um jene loszuwerden, und nur einen einzigen Gläubiger zu haben. Allein er konnte nur 600 Rthlr. erhalten, was nicht zureichen wollte, Schulden und laufenden Bedarf befriedigend auszugleichen. Er enthielt ſich nicht, gegen Jacobi zu klagen, nur um ſeiner Bedrängniß etwas Luft zu machen. Statt des erwarteten Raths erfolgte das Anerbieten eines jährlichen Vorſchuſſes von 25 Piſtolen zu häuslicher Erleichterung. Anfangs lehnte Forſter dieſe Herausfoderung der Freundſchaft auf Piſtolen gerührt ab, weil er, wenn auch ſich damit erleichtern, doch ſeiner Plage kein rechtes Ende machen könne.

Man ſieht, wie ſchwer es dem Freunde ward, zu wirthſchaften, ſeine einzelnen Ausgaben zu meſſen, und mittelſt einer Verbeſſerung ſeiner Einnahme kleine Schuldpoſten nach und nach abzutragen. Dieſe waren ſo unvermerkt aufgewachſen, bis ſie ihn quälten; nun erfaßte ihn die Ungeduld, ſie auf einmal loszuwerden. Gerade ſo hatte er ſich einſt in die warringtoner Paſtetchen hineingegeſſen. Und gerade ſo nahm er auch wieder, laut ſeines Briefes an Jacobi — „da, wo menſchliche Hülfe nicht zureichen wollte, zum alten Gottvertrauen ſeine Zuflucht und machte die alte Erfahrung, daß, je mehr der Sturm ſauſe, deſto ruhiger Alles in ſeiner Seele werde, — ein Vorbote heitern und ſanften Wetters".

In der That folgte dieſen Vorboten guten Wetters bald darauf, um die Mitte des Jahres 1781, eine heitere, weite Ausſicht, nämlich — nach Mitau, wohin Forſter einen Ruf an das akademiſche Gymnaſium als Profeſſor der Philoſophie erhielt. Das Anerbieten ſchien ſehr vortheilhaft: für wöchentlich vier Stunden Vortrag wurden 400 Species, nebſt einem gewiſſen Deputate an Weizen und Korn, einem fetten Ochſen und Matrikelgeldern geboten. Zur Reiſe waren 100 Dukaten ausgeſetzt, und mit Einem Worte, allerlei Annehmlichkeiten ſeiner Lage in Ausſicht geſtellt. —

Die erledigte Stelle war bisher von jenem Herrn Stark beſetzt geweſen, den Forſter von der Petriſchule in Petersburg her kannte und der nun als Oberhofprediger nach Darmſtadt ging. Es galt alſo bei Forſter's Berufung um keine Profeſſur für Wiſſenſchaften, die im weitern Sinne zur philoſophiſchen Facultät gerechnet werden, ſondern um Vorleſungen über eigentliche Philoſophie. Niemand ſtand aber Dem, was Schulphiloſophie heißt, entfernter als unſer Forſter. Betrachten wir dies Verhältniß mit ein paar Worten, um einen Blick in Forſter's Denkungsart zu thun!

Forſter's Schule hatte, wie wir geſehen, keine philoſophiſche Claſſe gehabt. Die ſogenannten philoſophiſchen Collegien, die er als lehrender Knabe in Warrington nebenher mitnahm, ſind wol nicht in Anſchlag zu bringen. Philoſophie kümmerte ihn auch nicht, als beſonderes Studium, wenn er zuweilen von Kaſſel aus die Univerſität Göttingen beſuchte. Hier ward überdies auch eigentliche Philoſophie gar wenig getrieben. Proſa und Praxis galten, und Heyne ſelbſt ſuchte ſein ſchönſtes Verdienſt darin, das Alterthum auf geſchmackvolle Weiſe dem modernen Leben anzueignen. Solche Studien und Beſtrebungen lockten damals nach dem berühmten Göttingen, bis Poeſie und Philoſophie eine Nationalſache wurden, und Jena als leuchtender Herd der neuen Bildung die Jugend anzog und das alte Göttingen in Schatten ſtellte.

Doch ohne Schule und Schulphiloſophie war Forſter von Natur zum praktiſchen Philoſophen angelegt und dazu getrieben, die vereinzelten Erſcheinungen der Welt, die er mit ſcharfen Sinnen erfaßte, zu bedenken, nach ihren Geſetzen zu forſchen, ihre Beziehungen zueinander zu ermitteln, die Beſtimmung des Menſchen und das Glück der Geſellſchaft zu ergründen, und mit den uns verliehenen Kräften die Welt als ein Ganzes zu faſſen, ſie aber auch gegen das Ueberſinnliche zu begrenzen. Das Speculative war nicht für ihn da; das heißt, er wollte nichts davon wiſſen, faſt möchte man ſagen — er hielt es ſich vom Leibe.

Um dieſe Zeit erſchien Kant's „Kritik der reinen Vernunft“; Forſter aber, obgleich er noch in Kaſſel eine große Umwandlung im Denken beſtand, war doch ſchon zu tief in ſein Intereſſe am Wirklichen, in ſeine naturwiſſenſchaftlichen Studien eingefahren, um der gewaltigen Umgeſtaltung und Steigerung des philoſophiſchen Gedankens, die jenes ewige Werk anregte, ſo leicht zugänglich zu ſein. Die Kant'ſche Forſchung mußte erſt durch ihre Wirkung auf die Welt und Wiſſenſchaft ein Gegenſtand der Erfahrung für ihn werden, ehe ſie ihn anzog.

Wo er jetzt noch von philoſophiſchen Schriften entzückt wird, ſind es immer ſolche, die von der philoſophiſchen Profeſſion als philoſophiſch nur belächelt werden — gemeinverſtändliche, edle, auf das Leben der Natur und der Menſchheit gerichtete, Herz und Sinn erhebende Erörterungen. In dieſer Richtung finden ſich denn auch in

Forſter's Schriften zahlreiche Stellen, die zum Edelſten und Herrlichſten gehören, was wir in unſerer Literatur an Gedanken des Herzens beſitzen. Hier aber müſſen wir einige ſeiner zu verſchiedenen Zeiten gemachten Aeußerungen über Philoſophie zuſammenſtellen, um zu prüfen, ob wir ihn auf dieſelben hin für den philoſophiſchen Lehrſtuhl zu Mitau zum Doctor promoviren können.

„Ich habe nie eine Logik geleſen und gehört, nie eine Metaphyſik und Naturrecht. Alles, was ich davon weiß, iſt wahrhaftig nicht viel mehr als bloße Empfindung" — ſchrieb er einmal an Jacobi, und ein andermal:

„Ich mag von den Herrlichkeiten der Philoſophie mehr nicht wiſſen, als was zu meinem Frieden dient." — — „Philoſophen und kein Ende! Mich dünkt die Herren ſchwächen ihr Empfindungsvermögen, indem ſie ihre Vorſtellungskraft unnatürlich erhöhen wollen. So gerathen ſie unvermerkt in lauter Spitzfindigkeiten und dreſchen ewig Stroh. Der Weiſe ſucht Weisheit — nicht leeres Wort, ſondern lebendige Gotteskraft, nahrhafte Lebensſpeiſe, und wenn er ſie findet, wo die Welt ſie nicht des Aufhebens würdigt, ſo iſt des Frohlockens in ſeiner Seele kein Ende."

Und an Sömmerring ſchrieb er noch einige Jahre ſpäter:

„Wenn mich etwas aus der Faſſung bringen und zum Aerger treiben könnte, ſo iſt's gerade dies, daß die Metaphyſiker ihre Subtilitäten und Wortkämpfe, wenn ſie ſich auch herauszuwinden und ihnen das Anſehen eines Zuſammenhangs anzudichten wiſſen, doch alle mal ſo verzweifelt abſtract machen und ſo dunkel, über gewöhnliche Faßlichkeit hinaus, daß unter einer Million Menſchen kaum Einer iſt, der ſie wahrhaft faßt und verſteht, — und daß ſie nun doch behaupten wollen, vom Glauben an ihre Lehren hingen Glück der Staaten und Seligkeit der Menſchen ab.“ —

Hiernach könnte doch Forſter, wie uns ſcheint, nur mit dem größten Opfer ſeiner alten wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung und mit ganz neuen Studien die wünſchenswerthe Verbeſſerung der 400 Species und den Genuß des fetten Ochſen in Mitau verſuchen. Er ſcheint dies auch ſelbſt bald erkannt zu haben. Wenigſtens kam ihm gleich der Gedanke, den auswärtigen Ruf als Mittel zur Verbeſſerung ſeiner kaſſeler Lage zu benutzen. Wäre nur Eins nicht ſo verlockend geweſen: die kleine Weltfahrt, die mit 100 Dukaten Reiſegeld in die Junggeſellenwohnung winkte! Auf ſolchen Kreuzwegen zwiſchen Haus und Welt wurde Forſter leicht, wenn auch nicht zum Philoſophen, doch ein wenig zum Sophiſten. „Wenn ich wenigſtens hinreiſte, — wäre es nicht Nahrung für meinen thätigen Geiſt?“ — ſchrieb er vertraulich an Jacobi. Doch ehe er mit ſich ſelbſt ganz einig wurde, zerſchlug ſich die Sache, und ihm war am Ende, wie er ſelbſt geſtand, eine kleine Zulage in Kaſſel lieber als in jener Ferne ein glänzendes Gebot. Er bezog jetzt 800 Thaler Gehalt. Ueberdies verſtand ſich nun auch der Landgraf zu dem von Forſter früher gewünſchten unverzinslichen Vorſchuß zur Deckung der Schulden, ſodaß der vergnügte Profeſſor nun vollkommen Urſache zur Zufriedenheit mit ſeiner Lage zu haben glaubte.

Dieſen hohlen Ruf nach Mitau, der wenigſtens eine klingende Verbeſſerung der Umſtände Forſter's veranlaßte, können wir als etwaiges Vorzeichen einer ſpätern folgereichen Berufung nach jener Richtung hingeſtellt ſein laſſen. Aber den Namen Stark wollen wir einen Augenblick feſthalten. Es war jener in allen geheimen Geſellſchaften damaliger Zeit thätige Mann, der bald genug des heimlichen Katholicismus verdächtig, nach ſeinem Tode als lutheriſcher Oberhofprediger zu Darmſtadt in ſeinem verkappten römiſchen Jeſuitismus wirklich erkannt wurde. Es liegt etwas Ironiſches darin, daß Forſter an deſſen Platz eingeladen wurde, — er ſelbſt damals in einem geheimen Irrthum, in einer ſpäter oft und ſchmerzlich bereuten Täuſchung und Schwärmerei begriffen. — Wir müſſen dieſe wichtige Periode der Entwickelung unſers Freundes etwas näher betrachten. Es war freilich ein verborgener Proceß, der größtentheils errathen werden muß.

Verirrung.

Schon durch die von Zeit zu Zeit immer wiederkehrenden Geldverlegenheiten ſcheint Forſter, in der Weiſe, wie ein leidendes Glied des Körpers die Einflüſſe der Atmoſphäre leichter aufnimmt, für gewiſſe Geheimbeſtrebungen jener Zeit empfänglicher geweſen zu ſein. Bekanntlich kamen kurz nach Aufhebung der Jeſuiten andere geheime Orden und Bündniſſe in Aufnahme und beſchäftigten die Köpfe der Zeitgenoſſen. Das deutſche Gemüth ſcheint immer einen oder den andern dämmerigen Schlupfwinkel nöthig zu haben, wohin es ſich gegen äußern Druck rette. Gegen ſeine landesväterlichen Tyrannen ſuchte man damals geheime Geſellſchaften und Naturgeheimniſſe auf, wie man ſich ſpäter unter der Fremdherrſchaft der Franzoſen in die ſpeculative Philoſophie und in die romantiſchen Dämmerungen der Poeſie flüchtete.

Zu jenen Verbindungen gehörte der Bund der Roſenkreuzer, der anderthalb Jahrhunderte früher durch mancherlei Schriften aus ſeinem alten Dunkel hervorgetreten, aber bald wieder in Vergeſſenheit gefallen war. Unter dem Aushängeſchild einer Verbeſſerung der Kirche und Begründung der öffentlichen Wohlfahrt verdeckten die geheimen Bekenner mit ihren Schurzfellen und wunderlichen Symbolen oft nur das Kohlenfeuer der Alchymie, in deren Keſſeln und Retorten die unedeln Metalle ſich in reines Gold läutern ſollten. Eine ſich immer wieder erneuernde Verlockung! Denn ſchon in den älteſten Zeiten, ſo früh der Menſch dazu kam Metalle zu gießen und zu miſchen, beſtrebte man ſich ein Mittel zu entdecken, um gemeines Metall durch ſtufenweiſe Veredelung in Gold zu verwandeln. Lehrte doch jene Urzeit auch ſchon eine allmälige Läuterung unſers überſinnlichen Weſens durch Seelenwanderung. Man forſchte nach der Subſtanz des Alllebens; es galt um irgendein Mittel, das durch den in ihm enthaltenen Urſtoff aller Materie — die Hyle — jeden Körper in ſeine Urbeſtandtheile aufzulöſen vermöchte.

Dieſem „Stein der Weiſen“ ſollte zugleich die Kraft beiwohnen, allen Krankheitsſtoff aus dem Menſchen zu entfernen. Natürlich wollte man, um des Goldes froh zu werden, das man ſo reichlich zu gewinnen hoffte, auch geſund, womöglich unverwüſtlich ſein, und jedenfalls lange leben auf Erden.

Indeß war es dies nicht allein: eine ganze Sippſchaft von Schwärmereien, Gaukeleien und Gaunereien zigeunerte in Deutſchland. Wir begnügen uns, mit einigen bekannten Namen an dieſe verſchiedenen Beſtrebungen zu erinnern.

Um die Zeit als Forſter nach Deutſchland herüberkam, war Pater Gaßner noch ganz bei der Hand mit Wundercuren, und trieb in Baiern Teufel aus, die doch immer wieder dahin zurückgekehrt ſind, ja in neueſter Zeit von lutheriſchen Gottesmännern förmlich wieder inſtallirt werden. —

Mit ihm ſtand Lavater in Verbindung und gab ſich ſelbſt mit proteſtantiſch-wunderbarem Gebet ab. Zu gleicher Zeit wurden auch denkende Männer von Mesmer's magnetiſcher Materie angezogen.

Um das umfaſſende Treiben der Illuminaten, dieſer jeſuitiſchen Gegenfüßler der Jeſuiten, zu übergehen, gedenken wir noch des Grafen St.-Germain, der ein Lebenselixir beſaß, durch welches er ſelbſt ſchon 300 Jahre alt war. Und wenn er nebenher auch noch Diamanten machen konnte, ſo blieb dagegen dem Kaffeewirth Schröpfer, ungeachtet ſeiner überirdiſchen Verbindungen, nichts übrig, als hienieden Bankrott zu machen und ſich mittelſt einer Kugel zu ſeinen Geiſtern zu retten.

Doch auch ſolche Enthüllungen des unglaublichſten Betrugs brachten die Schwärmerei nicht zur Beſinnung, obgleich ſie doch in den höhern und gebildeten Kreiſen graſſirte und ſelbſt Prinzen und regierende Herren beherrſchte. All dieſe Geheimnißkrämerei und ſelbſt die Langeweile beförderte das Clubweſen und bildete ſo jene Wachszellen aus, worin demnächſt die Revolution ihre Eier brüten konnte.

Daß ein ſo allgemein herrſchendes, ſchleichendes Fieber ſeine Anſteckung auch nach Kaſſel verbreitet habe, läßt ſich bei der krankhaften Miſchung der dortigen Atmoſphäre, beſonders der Hofluft, leicht denken. Um dieſe Vermuthung zu bekräftigen, treten auch am landgräflichen Hofe ſo räthſelhafte Charaktere und wunderliche Perſönlichkeiten auf, wie ſolche überhaupt jene Jahrzehnde myſteriöſer Beſtrebungen bezeichneten.

Ein ſolcher lebendiger Schriftzug war jene bettelhafte franzöſiſche Marquiſe, deren Erſcheinung zu Kaſſel im Sommer 1782 Forſter'n intereſſirte. Witwe eines ſpaniſchen Granden, galt ſie für unermeßlich reich, bis ſie auf eine Penſion des Landgrafen Jagd machte und zur Auguſtmeſſe eine goldene Doſe von 150 Louisdor an Werth annahm. Dieſe ſiebzigjährige alte Hexe war gekommen, dem Landgrafen einige Geiſter zu zeigen, erklärte ihn aber für nicht fromm genug, vom Teufel in körperlicher Geſtalt verſucht zu werden. Sie war von einem alten Franzoſen begleitet, einem halben Narren und Taſchenſpieler, der den Leuten erzählte, daß die heilige Dreifaltigkeit zur Taufe jener Alten herabgekommen ſei. Beide gingen eigentlich darauf aus, den Leuten den katholiſchen Glauben beizubringen und Beſeſſenen den Teufel auszutreiben. Zu ſeiner Empfehlung erzählte der alte Herr mit feierlicher Ausſchmückung, wie er in Paris eine Frau vom böſen Geiſte wirklich befreit habe. Er legte ihr nämlich ſeine Hand auf die Bruſt, worauf ſich der Teufel alsbald abwärtsflüchtete. Er aber folgte ihm mit der Hand und trieb ihn aus einer Verſchanzung in die andere hinab, bis dem beängſtigten böſen Geiſt kein anderer Ausweg blieb, als wo ihn der Beſchwörer in einem bekannten ſchnell ergriffenen Topfe einfangen konnte.

Wie Forſter zu jener geheimen Verbrüderung gekommen, erſehen wir aus einem, nach ſeinem Austritt geſchriebenen Briefe an Heyne vom 28. September 1786. „Ich bin ſelbſt durch die Freimaurerei mit den Roſenkreuzern genau bekannt geworden", geſteht er, „und weiß am beſten, was ſie Uebles wirken. In Kaſſel hat mir die Erfahrung, die ich über dieſen Punkt einſammeln mußte, manchen Tag und manche Stunde geraubt." — Wie weit er aber verwickelt geweſen, läßt ſich aus einzelnen Andeutungen im Briefwechſel und aus den von Sömmerring hinterlaſſenen Papieren nicht genau ermitteln. Soviel iſt aber gewiß, daß beide Freunde, Forſter und Sömmerring, eingeweiht waren. Unzufrieden mit der Maurerei und mit Dem, was ſie von den Brüdern erlebten, ſuchten ſie nach reichern und reinern Geheimniſſen — Beide durch fromme Erziehung gläubig und ſelbſt durch ihre exacte Wiſſenſchaft auf Wunder und Wandlungen in der Natur hingewieſen. Auch bekennt Forſter, wie verlockend für ihn die Eitelkeit geweſen ſei, „den großen Zuſammenhang des Schöpfungsplans zu überſehen, und als Vertrauter der Geiſterwelt und ſelbſt ein kleiner Halbgott den verborgenſten Naturkräften zu gebieten".

In ſolchem ſchwärmeriſchen Drange nach unbegrenztem Wiſſen bekräftigt man ſich leicht durch theilnehmende Freunde. Doch ſcheint es in Kaſſel auch nicht an Männern der höhern Geſellſchaft gefehlt zu haben, die verlockend oder verführend wirkten. Selbſt der Curator des Karls-Collegiums, der Miniſter von Fleckenbühl, genannt Bürgel, ſcheint dem Bunde angehört zu haben, und eine Andeutung Sömmerring's in ſeinem Tagebuche von 1780 — daß er ſich mit Major von Canitz über den Roſenkreuzerbund viel unterhalten habe, läßt noch mehr ſolche Verbindungen vermuthen. So führen auch Aeußerungen Forſter's auf Mauvillon, den wir ſchon unter ſeinen kaſſeler

Bekannten kennen gelernt haben. Dieſer lebhafte Kopf ſteckte in allen geheimen Verbindungen jener Zeit, und aus ſeiner nachmaligen Freundſchaft mit dem bekannten Grafen Mirabeau läßt ſich auf verwandte revolutionäre und moraliſch ungebundene Denkungsart ſchließen. Er haßte wie dieſer die Fürſten, an deren Höfen der ehrgeizige Mann eben keinen Platz fand, und legte als Republikaner ſeinen ariſtokratiſchen Ton und Geſchmack nicht ab. Er war jedenfalls ein Mann, der Forſter'n, wenn er ihn etwa zu dem Geheimbunde mit verlockt hatte, auch durch ſeine moraliſche Geſinnung am eheſten wieder zur Beſonnenheit bringen mußte.

Als Naturforſcher mögen beide Freunde, Forſter und Sömmerring, beſonders bei den alchymiſtiſchen Tiegeln der Roſenkreuzer und den Verſuchen zur Gewinnung der Goldtinctur bemüht geweſen ſein. Wir haben Grund zu vermuthen, daß ſie ſolchen Verſuchen, oder den betrügeriſchen Adepten derſelben, nicht unbedeutende Opfer gebracht haben. Zeitverluſte geſteht Forſter brieflich ein, und hiermit hängt es zuſammen, daß er und Sömmerring gerade in jenen Jahren ſowenig für die Literatur zuſtande gebracht haben. Von dieſen doppelten Verluſten rühren ohne Zweifel auch die öftern Geldverlegenheiten und Schulden Forſter's her, die ihn dann freilich immer wieder zu den verſprechenden Schmelztiegeln trieben. Und wenn wir hierin nur das alte Vertrauen zu rettenden Mächten erblicken, ſo können wir es umſomehr entſchuldigen, als wir finden, wie ſelbſt der kalte und ſcharfe Denker Lichtenberg ſich mit demſelben Aberglauben mehr befaßte, als daß er etwa blos die Krallen des Spotts, mit denen er ſonſt ſo gern auf die Verkehrtheiten der Menſchen ſchlug, von den heißen Retorten der Goldmacher zurückgehalten hätte. Im September 1782 ſetzte er Forſter'n durch die ernſtliche Mittheilung in Staunen, daß ein Dr. Price in England vor einer Anzahl ſachverſtändiger Richter Queckſilber in wirkliches Gold verwandelt und Proben davon dem König vorgelegt habe. Er gab das Nähere der Miſchungsmengen an, worauf Forſter an ſeinen Vater mit dem bedeutſamen Ausrufe ſchrieb: „Ich weiß nicht, was ich von der Geſchichte denken ſoll!"

Lichtenberg verhehlte auch in Betracht ſolcher Dinge ſeine Philoſophie nicht. „Ich bin ſehr abergläubig", ſchrieb er einmal an Forſter; „allein ich ſchäme mich deſſen gar nicht, ſowenig, als ich mich ſchäme zu glauben, daß die Erde ſtillſtehe. Es iſt der Körper meiner Philoſophie, und ich danke nur Gott, daß er mir eine Seele gegeben hat, die dieſes corrigiren kann."

Aber nicht blos die Goldtinctur, auch Ermittelungen aus der Region der Unſterblichkeit durch Verkehr mit den Abgeſtorbenen gehörte zu den Beſtrebungen des Roſenkreuzerbundes, und unſere Freunde glaubten auch an dieſe Möglichkeit. Solche Myſterien verbinden ſich gewöhnlich mit religiöſen Weihen. Sich mit überirdiſchen Mächten und mit Gott ſelbſt in Verbindung zu ſetzen, dienen feurige Gebete, und dieſe zu erregen und zu ſteigern, gehört mit zu den Weihen. Welch großes Vertrauen Forſter ſchon früh zu der Macht des Gebets hegte, iſt uns aus ſeiner Knabenzeit bekannt, und die ihm damals beſcherte Guinee hatte ſeinen Glauben auf lange, ja bisjetzt, gegen allen Grünſpan von Zweifeln vergoldet.

In dieſer Kapelle des Geheimbundes, oder vielleicht auch in der alchymiſtiſchen Küche war noch ein berühmter Mann unter den Vertrauten und — Bethörten: der berühmte Geſchichtſchreiber Johannes Müller. Er war vom Miniſter von Schlieffen an Dohm's Stelle nach Kaſſel berufen worden, und im Mai 1781 dahin gekommen. Obgleich nur zwei Jahre älter als Forſter und wie dieſer ein Pfarrersſohn, nämlich aus Schaffhauſen, fand er bei unſerm Freunde doch, wenigſtens anfangs, durchaus keine Sympathie. Forſter, ſonſt ſo leicht hingeriſſen von ausgezeichneten Männern, ließ ſogar Müller's erſten Beſuch unerwidert, und hielt in einem Briefe an Jacobi das bitterſte Urtheil nicht zurück. „Er iſt mir nichts und kann mir nichts werden", ſchrieb er, „wie ein Jeder, der den Mantel nach dem Winde hängt und auf beiden Schultern trägt. Er ſchimpfte in meiner Gegenwart auf ſein Vaterland, verſpottete deſſen Freiheit und machte das Eloge des Despotismus — um dem Miniſter von Schlieffen zu gefallen. Er blasphemirte beim franzöſiſchen Geſandten, und Mauvillon (!) erzählt von ihm, daß man ihm die Sokratiſche Liebe ſchuldgibt. Witz und Voltaire'ſche Antitheſe und Scheinphiloſophie kann man ihm nicht abſprechen."

Wie ſich dennoch ein freundſchaftliches, ja ein herzliches Verhältniß einfand, ob beim alchymiſtiſchen Tiegel und auf dem Betſtuhle des Geheimbundes, oder dieſe durch jenes, iſt nicht zu ermitteln. Jedenfalls war bis zum Jahre 1783 in Forſter's Geſinnung eine große Umwandlung zu Müller's Gunſten geſchehen. Er that ihm denn auch gewiſſermaßen Abbitte bei Jacobi, indem er dieſem im Februar ſchrieb: „Ich freue mich Ihnen ſagen zu können, daß ich dieſen guten Menſchen jetzt recht lieb habe, weil Sie ihn auch ſchätzen, obgleich es unmöglich iſt, daß Sie ihn von der Seite kennen ſollten, die ihn mir genähert hat. Ehedem ſchrieb ich Ihnen ganz anders, und hatte damals Recht; allein es hat ſich Vieles geändert, und Müller wird ſich zeitlebens an Kaſſel mit Rührung und anbetendem Danke gegen Gott erinnern. Er verdankt dem Aufenthalt hier ſeine ganze moraliſche Glückſeligkeit. Doch hiervon bleibt Alles unter uns!“

So hätte Müller jedenfalls aus jenen Geheimniſſen noch den ſicherſten Gewinn an der moraliſchen Goldtinctur davongetragen. Denn daß er mit der Roſenkreuzerei, ob eingeweiht oder nur Schüler, in Verbindung geweſen, geht aus einem Briefe Forſter's an ihn hervor.

Müller hatte ſchon im Sommer 1783 Kaſſel wieder verlaſſen und ſich mit dankbaren Erinnerungen nach Genf zurückgezogen, um ſich ſeinem väterlichen Gönner, dem achtzigjährigen Generalprocurator Tronchin, zu widmen. Gewiß hatte Forſter auch Müller's frühere Aeußerungen über ſein Vaterland zu hart aufgenommen, als Ergüſſe der Geſinnung, während es vielleicht Urtheile der Einſicht waren. Denn Müller hing an der Schweiz, und ſeine große Schweizergeſchichte beſchäftigte ihn damals. Als zarter, zappeliger, kurzſichtig-unbehülflicher Knabe von den Spielen der derben Schweizerjungen ausgeſchloſſen, hatte er von ſeinem mütterlichen Großvater alte Schweizergeſchichten vernommen und hierdurch die erſte Anregung und Nahrung für ſein hiſtoriſches Talent gefunden. In der Freundſchaft mit Bonſtetten, durch die Gunſt des Staatsraths Tronchin, war er dann, mehre Jahre am Genferſee lebend, als Hiſtoriker gewachſen. Nun dahin zurückgekehrt, ſchrieb er an Forſter über ſeinen Gemüthszuſtand, und dieſer antwortete darauf mit der Mahnung, ja bei ſeinem Entſchluß zu bleiben und — keine geheimen Geſellſchaften und Wiſſenſchaften zu ſuchen. Forſter wollte es dahingeſtellt ſein laſſen, ob es überhaupt geheime Geſellſchaften gäbe; ſoviel bliebe aber ausgemacht, daß das Meiſte, was von dieſer Art in der Welt umhergetragen werde, falſche Vorſpiegelung, Lug und Trug oder mindeſtens fromme Selbſtverblendung ſei.

Dieſe Aeußerung, die uns Forſter's ſchon damalige Rückkehr zur beſſern Einſicht vermuthen läßt, bringt uns auf die Frage, wie lange wol die Verirrung beider Freunde gedauert, wie früh oder ſpät ſo treffliche Köpfe ſich wieder zurechtgefunden. Wären ſie nur in ihren brieflichen Mittheilungen nicht ſo ängſtlich, vorſichtig oder verlegen geweſen! Ende 1781 mögen ſie noch tief und gläubig im Bunde befangen geweſen ſein. Forſter war nämlich damals zum Beſuche der Seinigen nach ihrem neuen Wohnort Halle gereiſt, wo er Alles von Art und Ausſehen wie in Paddington, der letzten engliſchen Wohnung, fand; nur daß ſeine jüngſte Schweſter inzwiſchen herangewachſen war. Von hier ſchrieb er ſeinem Sömmerring voll Ungeduld über die Geſellſchaften, in denen er von Morgens bis Mitternacht mit einfältigen Zoten und Späßen gelangweilt werde. — „Mit Einem Wort“, heißt es, „ich bin ganz außer meinem Centro verrückt, und du kannſt dir vorſtellen, wie mich nach dir und unſern lieben Brüdern verlangt.“ Einige Wortabkürzungen und Chiffern verrathen die Roſenkreuzerangelegenheiten. Forſter bittet Gott, er möge das Werk von Sömmerring's Händen ſegnen. Sömmerring ſoll für ihn beten, da ihm bis auf die Augenblicke, die er Gott ſelbſt geweiht habe, nichts von Zeit zueigen bleibe. Er klagt, wie enge und gedrückt es ihm unter den Seinigen ums Herz ſei, weil er keine Seele auch nur von fern einen Blick dürfe hineinthun laſſen. Er bemerkt, daß er in Leipzig, weil ihn ſein Vater dahin begleiten wolle, mehr als je Behutſamkeit nöthig habe, wenn er einige Nachforſchungen anſtellen wolle. „Man kann nie zu verſchloſſen ſein“, ſchrieb er. „Gott ſei Dank, bisjetzt ahnt man auch nicht einmal etwas von mir. Der Geiſt Jeſu leite uns in Demuth, Geduld und Liebe. Amen!“ —

Manches Ereigniß mußte doch endlich die Freunde ſtutzig machen. Schröpfer endigte durch Selbſtmord, und im October 1783, alſo nach jenem Briefe an Müller, ſollte Forſter auch erfahren, was er von des Dr. Price in Gold verwandeltem Queckſilber zu denken habe. „Dr. Price“, ſchrieb er ſeinem Vater, „der Goldmacher, hat ſich aus dem Staube gemacht, indem er ein Nößel concentrirtes Lorberwaſſer getrunken hat, an einem zweiten Experimente verzweifelnd.“ —

Ein etwas ſpäteres Bekenntniß Forſter's verräth uns auch, wodurch er hauptſächlich zur Beſinnung gekommen iſt. „Ich war ein Schwärmer“, heißt es; „aber wie ſehr ich's geweſen bin, welchen hohen Grad ich erſtiegen hatte, das konnten, weil ich's für Pflicht hielt es zu verbergen, ſo wenig Menſchen wiſſen. Ich habe Alles geglaubt. Die Ueberzeugung, daß Diejenigen, die mich zu dieſem Glauben verführten, keine moraliſch guten Menſchen wären, öffnete mir die Augen; ich glaubte nun das ganze aufgethürmte Gebäude auf einer Nadelſpitze ruhend zu ſehen, und wie ich die unterſuchte, fand ich ſie auch verroſtet und unſicher.“

Doch ſo mit einem male abgeſchüttelt wird ein ſo ſchwerer Irrthum nicht, ohne daß man noch lange Zeit fühle, wo er gehaftet. Daß die Freunde noch jahrelang ein Intereſſe für jenen fortdauernden Bund behielten, läßt ſich begreifen; ins Unverſtändliche aber fällt die Furcht und Vorſicht, die ſie hinſichtlich deſſelben nicht loswerden konnten. Der ganze Aufenthalt in Kaſſel war ihnen verleidet. Doch kam Forſter früher darüber hinaus als Sömmerring, den eine wunderliche Aengſtlichkeit faſt nicht mehr verließ. — Ob ſie durch beſondere Schwüre gebunden waren, — oder ob mächtige Mitglieder des Bundes ihrem Austritte zürnten und ſie mit der Rache der Brüder bedrohten? —

Innere Entwickelung.

Geheimniſſe der bezeichneten Art bergen in ihrer dunkeln, moorigen Tiefe keine Quellen innerlicher Befriedigung. Sucht man in denſelben doch auch keine Offenbarungen, die uns vom Drange des wandelbaren Daſeins befreiten, ſondern gerade ſolche, die dieſem Drange dienſtbar machen: die Geheimniſſe der Natur ſollen Gold ſchaffen, die Geiſter die man erbetet, ſollen als Geſpenſter erſcheinen. Daher unterlag denn auch unſer Forſter während der Jahre des Roſenkreuzerbundes dem wunderbarſten Wechſel der Stimmungen, — einem Fieberpulſe, wie ſolcher freilich die Kriſe einer ſo tiefen Seelenentwickelung zu begleiten pflegt. Es wird uns intereſſiren dieſe wechſelnden Stimmungen zu betrachten.

Vor allem nimmt uns Wunder, wie bereitwillig Forſter auf jede Veränderung ſeiner Weltſtellung eingeht, ſobald ſich eine ſolche darbietet, oder auch nur in ferne Ausſicht ſtellt. Bald findet er die Verbeſſerung ſeines Einkommens, bald die Erweiterung ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit höchſt erwünſcht, je nachdem die neue Stelle unter den einen oder den andern Geſichtspunkt fällt. So war er gegen Jacobi bereit, Generalzolladminiſtrator zu werden, und bald darauf hätte er ſich dazu verſtanden, als Profeſſor der Philoſophie nach Mitau zu gehen. Und jetzt äußerte einmal der uns bekannte Vosmaer in einem holländiſchen Briefe, wie ſehr es ihm bei ſeiner Kränklichkeit am Herzen liege, die Oberleitung des haager Cabinets in Hände wie Forſter's kommen zu ſehen. Forſter fand zwar, daß der von Vosmaer für die Stelle bezeichnete Gehalt (het tractement alhier) von 600 holländiſchen Gulden ihn eher zurückwerfe als fördere; dennoch ſchrieb er gleich ſehr angelegentlich an Camper: „L'idée de diriger un jour un cabinet qui doit être l'un des plus complets, et des plus beaux en Europe, a quelque chose de fort attrayant pour moi.“ Dagegen ließ er, in dem ſchönſten Liebesalter des Lebens, keine Neigung des Herzens und keinen Wunſch nach einem glücklichen Hausſtande bemerken. Im Gegentheil, als gegen Ende ſeines dritten kaſſeler Jahres ein Gerücht von ſeiner Verheirathung auskam, erklärte er es in einem Briefe an Jacobi für ganz grundlos. Wer in Göttingen einen Profeſſor beſuche, der eine mannbare Tochter habe, meinte er, müſſe auch gleich ein Auge auf dieſelbe haben wollen. Und fügte hinzu: „Ich habe das Weib noch nicht geſehen, das ich heirathen möchte. Wenn Sie aber jemals hören, daß ich verheirathet bin, ſo freuen Sie ſich, daß ich glücklich bin, und lachen Sie, wenn Sie wollen, über die Art wie ich es bin. Sowie ich jetzt denke, heirathe ich nie.“ —

Vielleicht dürfen wir hier, auch ohne Vorausblick auf ſein ſpäteres eheliches Verhältniß, die allgemeine Bemerkung erheben, daß die Liebe in Forſter's Herzen niemals eine leidenſchaftliche Macht beſeſſen zu haben ſcheine. Nicht, als ob es ihm an Wärme des Herzens und an Begeiſterung gefehlt hätte; vielmehr waren ſeine Empfindungen lebhaft und er ſelbſt gerade damals ſogar ein Schwärmer. Allein ſeine Gefühle ſprechen ſich überall am wärmſten über reinmenſchliche, über ſogenannte höhere Angelegenheiten des Lebens aus und werden, wo ſie ſich auf die Liebe beziehen, von einer urſprünglich ſo edeln, beſonnenen Anſchauungsweiſe getragen, daß eine ſtarke Beimiſchung ſinnlicher Antriebe als vorausgegangen, und mit Kampf ausgeſchieden, kaum anzunehmen ſteht. Zwar nennt er ſich einmal in einem ſpätern Briefe an Sömmerring „ſinnlich", meint es aber von ſeiner Empfänglichkeit für Lebensgenuß, und erklärt es ein andermal für Sünde, dem Triebe nachzugeben, der bei ihm nie ſo heftig ſei, daß Vernunft nichts über ihn vermöchte. Wollen wir daraus aber auch nicht ſogleich auf ein urſprünglich ſehr gemäßigtes Temperament ſchließen, ſo lag doch damals ſchon ſoviel von Schickſalen und Erlebniſſen hinter dem jungen Profeſſor, daß es als Läuterungsmittel auch eines ſehr leidenſchaftlichen Naturells hinreichend geweſen wäre. Unter ſtrenger väterlicher Zucht hatte Georg früh genug Selbſtüberwindung neben der Beſchäftigung mit ernſten Wiſſenſchaften gelernt. Bald begegneten auch dem Knaben-Jüngling auf der Reiſe um die Welt die großartigſten Erſcheinungen der Natur und nahmen mit Räthſeln und Aufgaben ſeinen Sinn und ſeine Seele gefangen. Zugleich erſchütterte die Krankheit des Scorbut ſeine Geſundheit für das ganze Leben, — ein Uebel, das alle üppigen Lebensreize des Blutes zu ſchwächen geartet ſcheint. Und als ob es das Schickſal Forſter's darauf abgeſehen hätte, allen Zauber der Geſchlechtsliebe für ihn auch noch geiſtig zu zerſtören, erlebte er auf derſelben Fahrt ein zweites — Unglück darf es wol für ſein damaliges Alter heißen. Wenn nämlich unter Culturvölkern gerade die verhüllte und verſchämte Neigung mit ihren Reizen und Räthſeln die Phantaſie eines Jünglings aufs lebhafteſte beflügelt und das Verlangen entflammt, ſo mußte der junge Forſter auf Neuſeeland, auf Tahiti und den Societätsinſeln ſo oft den Anblick erleben, daß der thieriſche Drang der Matroſen und die auf europäiſche Spielereien verſeſſene Hingebung der Töchter jener Naturvölker einander oft nur im Schatten eines verwachſenen Manglebaums begegneten und der entblößte und entblödete Trieb das Naturgeheimniß der Liebe ohne Scheu und Scham entweihte. Wie viel durch wiederholte Eindrücke ſolcher Herabwürdigung das Herz des jungen Mannes verloren habe, läßt ſich gar nicht berechnen. Als ein Gewinn davon darf vielleicht ſein Zartgefühl in geſchlechtlichen Beziehungen gelten. Hierüber iſt ein heiteres Zeugniß überliefert. Der alte Forſter liebte unter Männern eine ſchlüpfrige Unterhaltung, witzige Zweideutigkeiten und Anſpielungen. Sobald aber ſein Georg ſich näherte, flüſterte er: „Jetzt aber ſtill, mein Alter kommt!" —

Kehren wir nach Kaſſel zurück!

Zunächſt fand Forſter in ſeiner ſehr getheilten Thätigkeit ſich zu ſeinem Verdruſſe mehrfältig geſtört. Von innen durch wechſelnde Kränklichkeit, die ihn den ganzen Sommer 1782 mit den Folgen eines epidemiſchen Flußfiebers heimſuchte und ihm — wahrſcheinlich alte ſcorbutiſche Schärfen erſt auf die Finger, dann auf die Zehen verſetzte. Er hatte ſechs Wochen das Zimmer zu hüten und konnte ſich kaum vom Bett zum Schreibepult ſchleppen, auf welchem ſeines Vaters „Bemerkungen über die Südländer" zum Ueberſetzen und Umarbeiten aus dem Engliſchen für die Michaelismeſſe dringend lagen. Und von außen ward er mit dem Frühling folgenden Jahres in der Ueberſetzung des ziemlich „unterhaltenden" Werks von Pagès: „Voyage autour du monde", und den ganzen Sommer hindurch von einem Strom Fremder geſtört, die damals Kaſſel fleißig beſuchten und denen er theils von Amtswegen, theils auf Empfehlungen die Herrlichkeit der Reſidenz zeigen mußte. Dazu gehörten die Alterthümer, für welche der Landgraf beſonders eingenommen war, ſodaß er ſelbſt viel Zeit mit denſelben zubrachte, und daher Forſter'n oft in Anſpruch nahm. Kam aber, wie nicht ſelten, fürſtlicher Beſuch, ſo verſammelte er gern ſeine Alterthumsgeſellſchaft zu einem feierlichen Act. So hatte Forſter im März 1782 bei Anweſenheit des Herzogs von Braunſchweig und ſeiner Familie nebſt der Herzogin von Würtemberg, deren Sohn, der nachmalige dicke König, eine Tochter des Herzogs geheirathet hatte, ſich ſchnell auf eine Rede gefaßt machen müſſen. „Es war", ſchrieb er an ſeinen Vater, „ein Gewäſch ohne allen Bezug auf Alterthümer, wie man es aber bei ſolcher Gelegenheit vorzubringen die Erlaubniß hat." — Bei dergleichen Vorfällen ging es denn nicht ohne huldreiche Fragen nach Forſter's Reiſe um die Welt und ohne gnädige Zuſage, die Beſchreibung derſelben zu leſen, ab.

Weiter machte ſich um dieſe Zeit ein höherer Aufſchwung religiöſen Gefühls bei Forſter bemerklich. Zwar verleugnete ſeine Denkart zu keiner Zeit den Pfarrerſohn, deſſen Vater, wenn auch kein freudiger Theolog, doch immer ein kirchlicher Mann geblieben war. Jetzt aber erſchien die religiöſe Stimmung vorherrſchend, beſonders in den Briefen an ſeine Schweſtern aus dem Sommer 1782, die ausſchließend religiöſen Inhalts waren, — voll Selbſtprüfung in den Neigungen und Schwächen ſeines Herzens und voller Mahnung zur Selbſtbeherrſchung, zur Liebe Gottes und zum Streben nach der Glückſeligkeit, die er nur in der Annäherung zur Gottheit finden kann. — Außerdem, daß dieſe Briefe in Forſter's roſenkreuzeriſche Andachten fallen, ſtand er auch mit ſeinen Schweſtern, durch Entfernung und Erinnerung, noch auf der frühern Frömmigkeit häuslicher Noth und jugendlicher Leiden. Wir haben in dieſer Hinſicht ein zwei Jahre ſpäteres Bekenntniß an ſeine Verlobte, das ſeine damals überwundene fromme Stimmung erklärt. „Sie wiſſen", ſchrieb er, „daß ich von Jugend auf Vieles gelitten, daß ich die Sorgen einer zahlreichen Familie, die noch dazu unglücklich war, getragen habe, daß ich in dem Alter, wo man ſich dem lachenden, einladenden Rufe der Natur ſonſt überläßt, wo man ganz Gefühl zu ſein und kein Geſchäft als Genuß des Lebens und Vorbereitung zu dieſem Genuß zu haben pflegt, anhaltend gearbeitet habe, und dadurch als Knabe und Jüngling ein ziemlich trübes, niederdrückendes, alle Leibes- und Geiſteskräfte erſchlaffendes Leben geführt, ſo zum Einzigen was mir übrigblieb, zur religiöſen Schwärmerei hinübergetrieben und allgemach gewöhnt worden bin, Leiden für gut und zuträglich, Genuß für gefährlich, wo nicht gar für ſchädlich anzuſehen.“

In dieſer Zeit der Eingenommenheit ſeines Gemüths ſcheint Forſter den politiſchen Vorgängen weniger, als er ſonſt pflegte, gefolgt zu ſein. Ein vaterländiſches, wenigſtens reſidenzliches Ereigniß trat ihm aber ſo nahe, daß er deſſelben gegen ſeinen Vater gedachte. Im Februar 1783 kehrten nämlich die drei Prinzen, die der Landgraf ſeit 29 Jahren nicht geſehen hatte, weil ſie nach der Religions-Aſſecurations-Acte von ihm getrennt waren erzogen worden, nach Kaſſel zurück. — „Es ward ſoviel vor Freude geweint, daß auf der Parade alle Soldaten unter den Waffen in Thränen waren, als der Landgraf ſeinen älteſten Sohn zum Generallieutenant aller heſſiſchen Truppen erklärte. Er ſelbſt weinte lange und ſo thaten alle Prinzen. Prinz Karl und Friedrich gingen bei ihren Bekannten unter den Offizieren herum und ſagten: Gott Lob und Dank, nun ſind wir wieder beiſammen!“

Forſter ſpricht ſich über dieſen Auftritt weiter nicht aus und ſcheint an dieſer Rührung ſelbſt keinen Theil genommen zu haben. Vielleicht ſchlug er die natürliche Tugend der Liebe zu ſeinen Kindern da weniger hoch an, wo ſie von eigentlichen Fürſtentugenden überſtrahlt werden ſollte.

Auch andere intereſſante Bekanntſchaften, neue und alte, nahmen den Freund auf erheiternde Weiſe in Anſpruch. So hatte er im Nachſommer des vorhergegangenen Jahres mehre Tage in freundlichem Umgange mit der Fürſtin Gallitzin zugebracht, die wir aus Jacobi's Kreiſe kennen, und die von dem damals ſehr beſuchten Bade Hofgeismar herüber nach Kaſſel gekommen war. Und nun erſchien in jenem unruhigen Sommer 1783 auch Goethe wieder in Kaſſel, beſuchte den Hof und noch fleißiger Sömmerring's Anatomie. Forſter fand ihn ernſthafter, zurückhaltender, verſchloſſener, kälter, auch bläſſer und magerer, doch freundſchaftlich und mit einem Etwas, das zu ſagen ſchien, er wolle nicht verändert ſcheinen. Sein Dichten und Trachten war Wiſſenſchaft und Kenntniß. Naturgeſchichte ſchien er fleißig zu ſtudiren, denn er wußte Vieles davon zu reden. — Briefe von ihm und dem Herzog knüpften ſich an dieſen wiederholten Beſuch.

Solche Erquickungen fielen indeß nur ſehr einzeln. Und wenn Forſter nach Tagen, die er mit Leuten verſchleudern mußte, — „ihm ſo fremd wie Perſer und Elamiter, oder wie Gog und Magog“ — ein wenig zur Ruhe kam, ſo rief er wol aus, wie er ſchon vor dem Sommerdrange dieſes Jahres gegen Jacobi gethan: „Wie wohl wäre mir in meinem Schneckenhäuschen, wenn nicht jeden Augenblick Jemand käme und mich hervorriefe. Bald werde ich es wie andere Schnecken machen müſſen, die ſich nur deſto feſter verſchließen, je mehr man ſie heraushaben will.“

Er wußte ſchon damals, daß man ihn mit ſeiner Zurückhaltung nicht verſtand und der Menſchenſcheu beſchuldigte. In der That nahmen aber Anwandlungen von Trübſinn und Verſtimmung in den letztern kaſſeler Jahren zu. Da fehlte es denn nicht leicht an etwas, woran man ſeinen Mismuth heftete, und ſo beklagte er gewöhnlich den Mangel an Hülfsmitteln, wie Bücher, Naturalien und Inſtrumente, ſodaß er verzweifelte, je wieder etwas Eigenes ſchreiben zu können. Und es ſchien ihm doch „ſo traurig, die Zeit, da er pflügen und ſäen ſollte, ungenutzt vorbeigehen zu laſſen, obgleich bereit, alle ſonſt gehegten Begriffe von häuslicher Glückſeligkeit aufzuopfern, wenn er dadurch das Mittel erlangen könnte, in ſeinem Berufe nützlich zu werden“.

Späterhin erkannte er freilich, daß die Roſenkreuzerei ihn und Sömmerring um Zeit und Geld gebracht habe. In jener muthloſen Verſtimmung aber ſchien ihm ſeine Fähigkeit zu Geſchäften aller Art ſo ſichtbarlich abzunehmen, daß er ſich manchmal ſelbſt fragte, ob er noch der Alte ſei. — „Ruhe des Geiſtes“, klagte er, „freudige, heitere Empfindung des Daſeins ſind ſo von mir verſcheucht, daß ich in meinen trüben Stunden darum traure, wie man um Freunde trauert, die man nie mehr zu ſehen hofft. Ich wende mich auf alle Seiten und werde nur dunkle Ausſichten gewahr. Es iſt ſchrecklich, aber wahr, daß auch das einzige Gefühl, welches mich ſonſt bei meinen Leiden ſtärkte und tröſtete, welches mich zum Stoiker und mehr — zum chriſtlichen Helden umzuſchaffen pflegte, jetzt ſo erkaltet, ſo leiſe und ſchwach iſt, daß alle meine Anſtrengung es nicht anfachen kann. Muthloſigkeit, Trübſinn und Zweifel haben ſich meiner Seele bemeiſtert, bald kann ich nicht mehr dawider kämpfen.“ —

Wir fühlen uns verſucht, gerade hier eine Aeußerung Forſter's einzuſprengen, die den ungemeinen ſtaatsmänniſchen Blick des Mannes während ſeiner Gemüthsbefangenheit verräth: wenn man nicht etwa annehmen will, daß auch hier wieder ein gerade gedrücktes, leidendes Herz vom Vorgefühl der Zukunft bewegt, oder daß wol gar ein rechter Mismuth zum Propheten des Unglücks werden könne. Merkwürdig bleibt jedenfalls dieſe Aeußerung Forſter's in einem Briefe an ſeinen Vater aus 1782, mithin ſieben Jahre vor der Franzöſiſchen Revolution. — Die Rede war von dem alten König Fritz, der in ſeinen letzten Tagen zu neroniſiren anfange. Forſter meinte, die Wolken, die ſich von allen Seiten ſammelten, trieben einen Mann aufs Aeußerſte, der den Sturm als unvermeidlich und deſſen Ausgang für ungewiſſer als je anſehe, und ſetzte hinzu:

„Europa ſcheint auf dem Punkt einer ſchrecklichen Revolution. Wirklich, die Maſſe iſt ſo verderbt, daß nur Blutlaſſen wirkſam ſein kann. Vom Throne bis zum Bauer ſind alle Stände von Dem, was ſie ſein ſollten, herabgeſunken, und keiner mehr, als unſere vorgeblichen Gottesgelehrten; von ihnen kann man wol ſagen, daß ſie wolfsartiger in ihren Schafskleidern ſind, als Phariſäer und Schriftgelehrte je waren, unwiſſender im Geiſt der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heiland als die armen Neger, welche, nichts beſſer erkennend, ihren Fetiſch anbeten. — — Es iſt den Ungläubigen unſerer Tage nicht zu verargen, wenn ſie die Scheinheiligkeit und dogmatiſchen Abgeſchmacktheiten derſelben nicht ſchätzen.“

Zu all dieſen wechſelnden Stimmungen kam gegen Ende 1783 eine moraliſche Beunruhigung, über welche Forſter gegen Jacobi und Müller — freilich nur eine allgemeine Beichte ablegt. — „Ich bin dieſen Sommer hindurch nicht ſo glücklich geweſen wie Sie, einige Schritte weiterzukommen", ſchrieb er unterm 20. December an Müller in der Schweiz; „ich bin vielmehr einige Schritte zurückgekommen, und dieſe Demüthigung iſt mir heilſam geweſen. Ich armer ſchwacher Menſch fühlte das zweifache Geſetz in mir, deſſen Paulus erwähnt, und ſage mit ihm: Wer will mich vom Leibe des Todes erretten? Durch vieles Fallen und Wiederaufſtehen lernen die Kinder gehen. Das iſt mein Troſt."

Daſſelbe Bekenntniß, allerdings auch unter demſelben Datum, machte er gegen Jacobi faſt mit denſelben Worten; nur daß er ſtatt auf das zweifache Geſetz des Paulus ſich auf die zweifache Seele des Cyrus bezieht, von denen die unartige in ihm noch laut mitſprechen könne. Er geſteht, daß er darüber eine zeitlang ganz zerrüttet geweſen ſei.

Worin er aber gefehlt, ſagt Forſter nicht, und gibt nur durch den brieflichen Zuſatz, — das Nähere davon ließe ſich nicht ſchreiben, dem Räthſel noch einen verſchämten Reiz. Ohne Zweifel war aber auf den Roſenkreuzerbund gezielt, und wir werden mithin wieder auf den Sommer 1783 zurückgeführt, in welchem alſo die Freunde zur Einſicht über ihre Verirrung gekommen wären. Um darüber, daß dieſe Verirrung gemeint ſei, keinen Zweifel zu haben, darf man nur die Angſt und Beſchämung ins Auge faſſen, womit die Freunde noch nach Jahren auf ihre Thorheit zurückblickten. Noch im Jahre 1821, als Forſter's Witwe ſeine Briefe zu ſammeln begann, verweigerte ihr Sömmerring nicht blos jene, die er in Händen hatte, ſondern beſchwor Thereſen auch mit

Drohen und Bitten, der Ordensverbindung in ihren Nachrichten über Forſter's Leben nicht zu gedenken. Die Rache einer unſichtbaren Macht würde ſie und ihre Kinder treffen. So ſehr bethörte nach beinahe 40 Jahren noch immer die Furcht einen ſo ausgezeichneten Mann! Denn daß Thereſe Huber in ihren Mittheilungen unter dem „vertrauten Freunde“ Sömmerring gemeint habe, iſt kein Zweifel. Nur er lebte damals noch von den im Roſenkreuzerbunde mit Forſter vertrauteſten Freunden, und wirklich findet ſich auch kein an Sömmerring gerichteter Brief in der Sammlung des Forſter'ſchen Briefwechſels. Erſt nach dem Ableben des ängſtlichen Anatomen und Akademikers hat Rudolf Wagner in ſeinem „Leben Sömmerring's“ eine Auswahl jener intereſſanten und merkwürdigen Briefe herausgegeben.

Lebenswechſel.

Betrachten wir Forſter's Lage in Kaſſel beim Ablauf des Jahres 1783, ſo drängt ſich uns lebhaft der Gedanke auf, daß der junge, ſtrebſame, ſtets ins Weite getriebene Mann die Elemente ſeiner kaſſeler Exiſtenz erſchöpft, Kaſſel, ſozuſagen, ausgelebt hatte. Er ſelbſt mochte eine Empfindung der Art haben, als er einem Freunde ſchrieb, er ſehe wohl ein, daß er der Welt weit nützlicher ſein würde, wenn er noch eine große Reiſe thun, unbefangen ſehen und das Geſehene ehrlich aufzeichnen könnte. — Solcher Zerfall mit den irdiſchen Verhältniſſen erſcheint bei gläubigen Gemüthern nicht ſelten von religiöſer Erhebung begleitet, wie ja mancher Fäulniß auch ein Phosphorſchimmer beigegeben iſt.

Wie viel begabte Naturen fallen nicht in ähnliche Erſchöpfung! Ihre Berufsarbeiten, ihre amtliche Thätigkeit ſind ein Mechanismus geworden, ein Rad, deſſen abgeriebene Kämme nur noch lahm ins Lebensgetriebe eingreifen; die Hülfsmittel ihrer Stellung ſind aufgebraucht, die lebendigen Quellen der Mittheilung verſiecht oder getrübt, die Erholungen befreundeten Umgangs, die Zerſtreuungen der geſellſchaftlichen Ordnung abgewelkt; kurz die Lagen der Menſchen und der Dinge zeigen ſich in ihren Fundamenten geſunken oder durch höhere Einflüſſe verzogen.

Wirklich hatte Forſter, in ſeine Geheimniſſe verſunken und gegen alte Beziehungen ſich verſchließend, gar manchen Bekannten vernachläſſigt und ſich wohlwollende Männer fremd werden laſſen, — ein Verluſt an Freundſchaft zu den Verluſten an Zeit und Geld, dreifache Opfer, ſeinen Geheimniſſen dargebracht. Dies Alles vermehrte begreiflicherweiſe ſeinen Verdruß an Kaſſel, der vielleicht durch die beſchämende Erinnerung, als er ſeine Bethörung einſah, ſich nur noch verſchärfte. Daß hauptſächlich dieſer Verdruß am abgebrochenen Verhältniß zu den Bundesbrüdern ihm Kaſſel widerwärtig machte, äußerte er ſelbſt noch vier Jahre ſpäter in einem Briefe an Sömmerring mit den Worten: „Wäre nicht der Ekel und Abſcheu gegen den Orden geweſen, ſo wäre ich doch nicht von Kaſſel weggegangen, und folglich auch du nicht.“ —

An dieſem Weggehen ſtehen wir nun. Was hätte damals Forſter'n Glücklicheres begegnen können als ein Ruf in die Ferne, als eine Beſtimmung, die für ſeine Zukunft viel verſprach und ihn in diejenige Thätigkeit zu verſetzen das Anſehen hatte, die er ſich nach Maßgabe ſeiner Kenntniſſe und Studien wünſchen mußte! —

Im December 1783, alſo fünf Jahre nach ſeiner erſten Ankunft in Kaſſel, ward er an die neue Univerſität Wilna, an die Stelle des abgegangenen Franzoſen Gilibert, als Profeſſor der Naturgeſchichte berufen. Man hatte in Polen die Güter der aufgehobenen Jeſuiten zur Nationalerziehung beſtimmt. Eine Commiſſion aus mehren Großen des Landes, — den Fürſten Primas, Biſchof Poniatowſki, Bruder des Königs, an der Spitze — war vom Reichstage zur Verwaltung dieſer Güter und zur Errichtung von Schulen und Univerſitäten ernannt worden. Von dieſer Commiſſion erfolgte Forſter's Berufung. Allerdings war ſein Name ausgebreitet genug; doch kam ihm gerade für Polen die beſondere Bekanntſchaft eines warſchauer Freundes zugute. Der vom König zum Baron ernannte Bergrath von Scheffler, der 13 Jahre früher, damals ſelbſt von Schickſalen gebeugt, Forſter'n zu London in trauriger Lage kennen gelernt hatte, war ihm ein herzlicher Freund geblieben und hatte ihn bei dem Biſchof Poniatowſki aufs nachdrücklichſte empfohlen.

Eine Hauptabſicht ſeines neuen Berufs ging dahin, die Verwendung der inländiſchen Naturproducte bekannter und allgemeiner zu machen. So verband ſich gleich mit dem neuen Wohnort eine neue Aufgabe für Forſter'n, — die Erzeugniſſe des Landes, ihren wirthſchaftlichen und medicinſchen Nutzen, ihre Anwendung für Künſte und Handwerke, Färberei, Manufacturen und Handel, ihre Verbeſſerung, leichteſte Culturart, Erhaltung u. dergl., zu ſtudiren. Wenn aber dieſe Aufgabe auch ſeiner praktiſchen Richtung gar wohl gelegen war, ſo brachten dafür die Vorleſungen, da ſie in lateiniſcher Sprache gehalten wurden, doch eine neue Schwierigkeit mit ſich, deren er jedoch, vorwärtsſchreitend, durch Uebung bald Herr zu werden hoffte.

Die Zuſagen des Fürſtbiſchofs Poniatowſki ließen Forſter'n erwarten, dort in volle Activität zu kommen, und für die Naturgeſchichte alle Unterſtützung zu erhalten, die ihm in Kaſſel abging. Sein Vertrauen auf dieſe Verſprechungen wurde durch den Miniſter von Schlieſſen beſtärkt, der den Biſchof perſönlich kannte. Zwar erwog der Freund auch, was Polen durch Klima, Sitten, Charakter und vielfältige Unbequemlichkeiten Abſchreckendes mit ſich brachte; dafür aber fielen ganz annehmliche baare Vortheile in die andere Wagſchale. Mit der Stelle waren unter Geheimrathscharakter 400 Dukaten Gehalt nebſt freier Wohnung verbunden. Es wurden aus beſonderer Rückſicht für ihn 200 polniſche Gulden für Correſpondenz zugelegt, und ein jährlicher kleiner Fonds zur Vermehrung des Naturaliencabinets und der Bücherſammlung, zur Unterhaltung des Botaniſchen Gartens und zu Streifereien auf Pflanzen und Mineralien verfügbar geſtellt. —

So ſah Forſter eine neue Laufbahn eröffnet, die ihn, wenn auch nicht in glänzende Verhältniſſe, doch dahin brachte, daß ſein Haushalt ordentlicher und die Sorge für ſein Auskommen wie für die Befriedigung ſeiner Gläubiger weniger ängſtlich blieb. In Kaſſel würde er — wie er ſich gegen Jacobi äußerte — den einzigen Fall einer reichen Heirath ausgenommen, ſich nur mit äußerſter Mühe wieder ins Reine, frei von Schulden und in eine Lage geſetzt haben, ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe praktiſch zu erweitern. Wie anziehend erſchien alſo diesmal eine neue Welt, die auch ein verbeſſertes Haus, vielleicht ein neues verſprach! Dennoch unterließ er nicht, ſeine Freunde zurathe zu ziehen. Heyne und Lichtenberg riethen zu; Sömmerring enthielt ſich, aus Furcht vor ſeiner leicht parteilichen Liebe, des Zuſpruchs wie des Abrathes. Bei ſeiner Roſenkreuzerangſt mochte es ihm auch leid ſein, ſich von dem Freunde verlaſſen zu denken, während er doch deſſen Glück anerkennen mußte.

Die Unterhandlungen mit Forſter gingen Namens des Königs von Polen durch deſſen Bruder, den genannten Biſchof von Plock, der ſich dabei des Bergraths von Scheffler und eines Dr. Czempinſki bediente. Der Abſchluß zog ſich über den Januar des folgenden Jahres hinaus. Aus einem franzöſiſchen Schreiben des Biſchofs an den genannten Doctor geht hervor, wie viel Werth man auf Forſter'n legte. Es iſt von Einſicht und Humanität dictirt und hebt Forſter's durch Reiſen und Schriften begründeten Namen und anerkannte Eigenſchaften des Herzens hervor. Und indem der Biſchof beklagt, daß der dermalige Stand der Kaſſe nicht erlaube, bei Forſter's Abgang aus Kaſſel den ihm geleiſteten Vorſchuß des Landgrafen zu übernehmen, benachrichtigt er Czempinſki, daß der deshalbige Betrag durch eine Subſcription gedeckt ſei, wozu der König als Protector der Erziehungscommiſſion ſowie mehre Mitglieder derſelben verhältnißmäßig, er ſelbſt auch 100 Dukaten beigeſteuert hätten. Dieſe Summen und 200 Dukaten Reiſegeld ſollen Forſter'n zur Verfügung geſtellt werden. Weiter enthält das Schreiben Fingerzeige über Forſter's Reiſerichtung durch die fruchtbarſten Gegenden des Landes und über den Weg, auf welchem ein gewiſſer Jankiewicz das Reiſegepäck nach Wilna zu beſorgen habe. —

Ein von Forſter's Vater erhobenes Bedenken iſt eben ſo bezeichnend für dieſen als die Beſeitigung deſſelben für den Sohn. Indem dieſer nämlich den Vater verſichert, daß er in Polen nie werde katholiſch werden, ſetzt er hinzu: „Obgleich meine Meinungen weder mit denen der Lutheraner noch Calviniſten, noch Katholiken oder Griechen, noch irgendeiner andern chriſtlichen Sekte übereinſtimmen, ſo werde ich doch fortfahren, mich zu der Kirche zu bekennen, in der ich geboren und auferzogen ward. Die römiſch-katholiſche Religion iſt mir vor allen andern zuwider, wegen ihres despotiſchen Geiſtes und ihrer Unduldſamkeit. Deshalb machte ich es mir zum Grundſatze, ſie nie aufzumuntern, in welcher Geſtalt es auch ſein möchte.“ —

Der Erſte, den Forſter von ſeiner Annahme und von der Entſcheidung ſeines Schickſals in Kenntniß ſetzte, war Heyne — „ſein väterlicher Freund“. Doch verräth noch keine Silbe ein Herzensanliegen für deſſen Tochter Thereſe. Nur, daß er ſich einſtweilen als guten Haushälter zu erkennen gibt, indem er um Verſchwiegenheit bittet, damit ihm nicht, wie es Abziehenden leicht begegne, die Haus- und Handwerksrechnungen erhöht würden.

Bald ſollte ihn aber ein betrübendes Ereigniß an ſeine einſame Lebensſtellung aufs lebhafteſte erinnern. Jacobi's Frau, die liebenswürdige Betty, ſtarb zu Anfang März 1784, und eine ſeiner Schweſtern gab dem kaſſeler Freunde dieſe Trauernachricht. Forſter ſchrieb ſein Beileid und kam dabei auf folgende Betrachtung: „Ach! armer Einſiedler, der du ſeit mehr als fünf Jahren keinen häuslichen Geſellſchafter kannteſt, der du die

Süßigkeiten des häuslichen Umgangs ſolange entbehren, und bei ſo manchen harten Vorfällen, wo Andere gerade den ſeligſten Genuß von ihren Hausgenoſſen, — Troſt, Aufmunterung, Zerſtreuung, Beruhigung erhalten, dich allein behelfen, dich von Allem, was die Freundſchaft und geſellige Liebe Beglückendes hat, entwöhnen mußteſt — du biſt nicht fähig, den Schmerz zu fühlen, den ein ſolcher Verluſt in den Seelen der Verlaſſenen hervorbringt!"

Und wie mit dieſer theilnehmenden Empfindung das Herz einmal ſoweit aufgegangen war, drängte ſich hinter der Nachricht von ſeiner häuslichen Veränderung gleich noch ein anderes Bekenntniß nach. „Ich fühle", ſchrieb er, „daß wir Mannsperſonen ſelten zum Wirthſchaften Anlage haben, zumal iſt dies bei Studirenden und Gelehrten der Fall; ich fühle auch Lücken in meinem Herzen, die ausgefüllt werden müſſen; wundern Sie ſich alſo nicht, wenn die Veränderung des Wohnorts bald auch eine Veränderung meiner bisherigen einſamen Lebensart nach ſich ziehen ſollte."

Er erwähnte zwar ausdrücklich, daß er noch keinen „Gegenſtand" habe; allein im October hatte er 14 Tage bei Lichtenberg in Göttingen zugebracht, — die fröhlichſten, die er jemals dort verlebt zu haben dem Gaſtfreunde verſicherte. Damals war Thereſe Heyne im väterlichen Hauſe, und ob nicht etwa ihr Bild im Hintergrunde ſeines Herzens jene lebhafte Empfindung ſeiner traurigen Einſiedlerſchaft erregte, die er bei Betty's Tode nur laut werden ließ, hatte er vielleicht ſelber noch nicht bedacht.

Der Beſinnung auf ſein vereinſamtes Leben trat ein erhebendes Bewußtſein zur Seite. In ſeinem Denken glaubte er kürzlich eine Revolution beſtanden zu haben, die zu ſeiner künftigen Zufriedenheit beizutragen verſprach. Er nannte es „eine gute Portion Schwärmerei, die er fahren gelaſſen habe“ — froh, daß es noch vor ſeinem dreißigſten Jahre geſchehen ſei. Er fühlte ſich dadurch in ſeinen geſellſchaftlichen und bürgerlichen Pflichten außerordentlich geſtärkt; da es ja die Wirkung aller falſchen Schwärmerei ſei, Menſchen von Menſchen zu entfernen.

Rückblick und Ausſicht.

Forſter, da er ſeine neue Beſtimmung nicht vor Ende März 1784 wollte ſtadtkundig werden laſſen, hatte darum auch das Prorectorat am Karls-Colleg für das neue Schuljahr nicht abgelehnt. In der Rede, womit er es angetreten, ſprach er über den bedenklichen Beruf eines öffentlichen Lehrers in Betreff der Ausbildung der Schüler, deren Lebensrichtung, nur allzu oft im Widerſpruch mit ihren natürlichen Anlagen, von der Convenienz der Geſellſchaft beſtimmt zu werden pflege. Da es aber eine weiſe Anordnung der Karlsanſtalt ſei, daß die Lehrer ſelbſt nach den Fähigkeiten der Schüler deren Studien zu beſtimmen hätten, ſo foderte der Redner die Aeltern auf, zu dieſem Ende ihre Abſichten mit den Pflichten der Lehrer in glückliche Uebereinſtimmung zu bringen.

Während nun Forſter ſich zur Abreiſe rüſtet und ſeine Papiere packt, fallen uns noch einige ſeiner kleinern Arbeiten in die Augen.

Die jeweiligen Verſammlungen der Alterthumsgeſellſchaft brachten es mit ſich, daß ein und das andere Mitglied einen Vortrag in franzöſiſcher Sprache hielt. Wir kennen deren mehre auch von Johannes Müller, unter denen die „Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié du 8 siècle" vielleicht als Vorläuferin ſeiner ebenfalls in Kaſſel geſchriebenen „Reiſen der Päpſte" betrachtet werden kann. — So hatte Forſter ſchon Ende November 1782 ein „Mémoire sur les pygmées" vorgeleſen. Auf das Lob des Landgrafen und ſeines Sohnes gab er nichts, weil ſie kein Urtheil über den Gegenſtand hätten. Aber er bearbeitete ſpäter, unzufrieden mit jenem eilig und ohne literariſche Vorbereitung hingeworfenen Aufſatze, das Räthſel der Pygmäen gründlicher, indem er, durch Tyſon's „Anatomy of a pigmy" veranlaßt, Dasjenige, was bisher über dieſen Gegenſtand beigebracht worden, verglich, die hervorſtechendſten Ergebniſſe zuſammenſtellte und hier und da ſeine eigenen Gedanken einknüpfte. Er hatte dieſe räthſelhaften Weſen, deren ſchon Homer gedenkt, zuerſt in der Natur geſucht, und fand ſie endlich in der mythologiſchen Symbolik der alten Aegypter auf. Im vierten Bande ſeiner „Geſammelten Schriften" ſteht die kleine gelehrte Abhandlung zu leſen.

Anziehender iſt die Abhandlung über den Brotbaum, die vor ſeiner Abreiſe im Druck erſchien. In gedankenreicher, anſprechender Darſtellung leitet der Weltumſchiffer den Blick des Leſers nach jenen begünſtigten Klimaten, wo dieſer völkernährende Baum, eines der koſtbarſten Geſchenke der Natur, auf den üppigen Inſeln Aſiens wild, aber unter ſo vielen herrlichen Naturerzeugniſſen vernachläſſigt, wächſt, und durch ſeine frühe Verbreitung über die glücklichen Eilande der Südſee veredelt, der Ernährer eines zerſtreuten, einfachen und harmloſen Naturvolks wird. Mit der Anſchaulichkeit und dem Reize des Selbſterlebten führt uns Forſter unter die ſchattigen Aeſte dieſes prächtigen Baums, uns zu belehren, wie derſelbe im Wechſel der Jahreszeiten ſich reich befruchtet, wie der Menſch ohne Mühe und Sorgen ſein Brot von den Zweigen, ſein leichtes Halbgewand aus dem Stamme nimmt, und wie „die Geſchichte der Erzeugniſſe des Erdbodens tief und innig in die Schickſale der Menſchen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwebt iſt". —

Und jetzt ſehen wir Forſter'n gegen Ende April aus Kaſſel ſcheiden. Wie damals, als er aus Berlin über Deſſau zurückkehrend ſich hier niederließ, brach eben wieder der Frühling aus. Freund Sömmerring begleitete ihn bis Münden. Der Abend war ungewöhnlich mild, und als Forſter nach genommenem Abſchied auf dem Wege nach Göttingen weiterzog, leuchtete der Mond ſo freundlich, „als wüßte er nichts von der ſchmerzlichen Wehmuth des Scheidens". Dieſer Wehmuth hing der Freund nach. Es machte ihn nicht irre, daß keiner von Allen, die zu ſeiner Fahrt nach Polen die Köpfe ſchüttelten, das Leid begreifen würde, das er in der Erinnerung an vergangenes Glück und bei der Erfahrung empfand, wie ſehr er doch noch am Zurückgelaſſenen hange, und was in Freud' und Leid ein Menſch dem andern ſei.

Sein erſter Brief an Sömmerring iſt noch bewegt von aufgeregten Reiſeempfindungen und Gedanken. Wir können uns nicht enthalten, eine Stelle aus dieſem ſchönen Briefe einzuſchalten, die uns einen lebhaften Begriff von der

Innigkeit und vom Gehalte — vom Schrot und Korn — einer ſo ſeltenen edeln Freundſchaft gibt. Forſter ſpricht von dem Schmerze, der die Uebergewalt ſeiner Betrachtungen unterbrochen habe:

„Durch ihn erwachte mir eine Welt von Erinnerungen. Lebendig ſtand es vor mir da, wo wir zuſammengeweſen, was wir gemeinſchaftlich gethan, wie Einer den Andern gefördert, gebeſſert, gehalten hatte, — ein ſchöner, ſchöner Traum! Wie forſchten wir nach Wahrheit ſo abſichtslos und unbefangen! Im Genuſſe der ſchönen Gegend, wie heiter philoſophirten wir nicht am Abend über das Studium des Tags! Selbſt jener Pfad, wo uns der Anblick eines tiefangelegten, ſyſtematiſchen Betrugs überraſchte, wie lehrreich war nicht der! Welche Blicke in das menſchliche Herz und in die Schickſale der geſammten Gattung gewährte er uns nicht! Ein wohlthätiges Verhängniß waltete über uns, daß wir einander verſtehen lernten, daß unſer ruhiger, hochachtungsvoller Bund der Freundſchaft entſtand, und Einer des Andern Schutzengel ward; daß ſtrenger Wahrheitsſinn zur Schonung ſich geſellte, und wir einander fortbildeten da, wo die gemeine Erziehung aufhört, zu dieſem hohen Bewußtſein der Reinigkeit in Gedanken, Wort und That, dieſem Frieden, der höher iſt als alle Vernunft.“ —

In dieſer Stimmung faßte er auch ſeine Zukunft mit einem großen Blick ins Auge. Ihm bangte vor Polen; aber — „wenn auch alle Phantome von Gemeinnützigkeit, von Einfluß auf Menſchenbildung, von Ausſaat und Hervorgrünen wiſſenſchaftlicher Cultur unter einem fremden Himmel zerronnen ſind, dann finde ich mich ſelbſt dort noch wieder. Was das Schickſal an uns Einzelnen fortbildet, indem es uns in neue Thätigkeit verſetzt, uns neue Berührungspunkte verſchafft, uns auffodert, für Andere zu wirken, das iſt der erhabene Zweck unſers Daſeins, wobei wir nur das Zuſehen haben. Ich ringe acht bis zehn Jahre mit neuen Verhältniſſen, ſammle neue Vorſtellungen, neue Begriffe, laſſe durch neue Eindrücke Reactionen hervorrufen aus meinem eigenen Selbſt, die mir jetzt noch unbekannt ſein mögen; Vernunft und Empfindung, durch einander geſchärft und berichtigt, ſchaffen in mir eine Welt, wozu ich jetzt nur die formleere Hyle in mir trage! So geht ein vollkommeneres Weſen hervor mit erhöhtem Bewußtſein, mit andern Quellen des Genuſſes, mit einem umfaſſendern Sinn, zu erleſenern Freuden und Leiden gebildet!“

Möge den edeln Mann auch im ſandigen Lithauen dieſe verklärte Erhebung der Seele nie verlaſſen!

Zweites Buch.

Auf Freiersfüßen.

Forſter hatte Kaſſel mit der Ueberzeugung verlaſſen, daß in ſeinem Denken kürzlich eine Revolution vorgegangen ſei. In einem Stücke ſchien es ſo. Denn hatte er früher an Jacobi geſchrieben — wie er jetzt denke, werde er ſich nie verheirathen: ſo war es nun nach dem herzlichen Lebewohl von Sömmerring ſein Nächſtes, ſich in Göttingen um Thereſe Heyne zu bewerben.

Seit ihrer Rückkehr aus der hannoveriſchen Penſion ins väterliche Haus hatte Thereſe einige Zeit in Gotha bei einer befreundeten Familie verlebt, und im letztverfloſſenen Sommer, 1783, einen weitern Ausflug in die Schweiz gethan, wohin ſie den Oheim Blumenbach auf ſeiner wiſſenſchaftlichen Fahrt begleitete. So ſtand ſie nun da, anmuthig und intereſſant entwickelt, ohne gerade ſchön zu ſein. Forſter, der ſie in letzter Zeit mehr beobachtet zu haben ſcheint und den Weg ihrer Entwickelung kannte, hielt es für ein Glück, daß ſie bei emporſtrebendem Geiſte ganz durch ſich ſelbſt gebildet, daher frei im edelſten Wortverſtande und ganz Natur in ihren Gefühlen und Handlungen war. Er fand ſie jedem Eindrucke des Schönen und Guten offen, bereichert durch ausgebreitete Lectüre, die ſie mit Vernunft und guter Beurtheilung zu geſunder Geiſtesnahrung verarbeitet hatte. Ihre Schätzung der Welt und der Menſchen erſchien ihm richtig, mit ſeinem Gefühl übereinſtimmend, und mit Muth und Entſchloſſenheit für das Leben verbunden. In Geſellſchaft belebte ſie ſich zu witziger Unterhaltung, ſodaß ſie ihn mehr und mehr angezogen hatte; bis er mit der allmäligen Umwandlung ſeiner Anſichten und Grundſätze auch mehr Uebereinſtimmung zwiſchen ſich und ihr entdeckte und ſie nun vollends liebgewann, als ein Mädchen von Geiſt und Herz — „wie er es nie in der Welt zu finden gehofft hatte“.

Hofrath Heyne ſcheint zwar dem jungen Forſter, ſo ſehr dieſer ſich zu fördern und zu verbeſſern ſuchte, doch nie zu einer Stelle an der Univerſität oder Bibliothek in Göttingen gerathen und ſeinen Einfluß angeboten zu haben; aber er hegte die höchſte Achtung vor einem ſo edeln Manne von Geiſt, Bildung und Charakter. Dennoch ſtiegen dem Vater manche Bedenken in Betreff der materiellen Verhältniſſe und ſelbſt der nächſten Lebensſtellung des Bewerbers auf. Was dieſe letztern betraf, ſo glaubte man damals in den politiſchen Kreiſen an dauernde Ruhe in Polen; da die Nachbarmächte durch die erſte Theilung befriedigt und das Reich unter ruſſiſchem Einfluß durch die dem noch beſtehenden Polen auferlegte Conſtitution geordnet ſchien. Heyne ſelbſt hatte, bei all ſeiner Vorſicht, doch ebenfalls dieſe Meinung, und fand es für Forſter'n heilſamer, nach Wilna zu gehen, als daß er in Kaſſel geblieben wäre. Denn welche Opfer hier der junge Mann ſeiner Verirrung unter die Roſenkreuzer gebracht hatte, war ihm nicht unbekannt geblieben. Der Irrthum war nun wol abgethan; allein ſo geiſtesfrei und herzensmuthig er den jungen Freund auch jetzt vor ſich ſah, wußte er ihn doch noch keineswegs auf dem Wege zu bürgerlichem Wohlſtande, ja noch nicht einmal ſchuldenfrei. Daher wünſchte er als fürſorgender Vater, daß wenn Thereſe nicht etwa aus eigenem Herzensantriebe Forſter's Bewerbung ablehne, die Entſcheidung der Angelegenheit wenigſtens noch ſchwebend gehalten werde, und Forſter ohne abgeſchloſſene Verabredung ſeinem neuen Berufe folge, auch über ſeine Abſichten auf Thereſe noch Stillſchweigen beobachte.

Thereſe nahm ihrerſeits die Bewerbung an. Wir haben hierüber ihr eigenes Bekenntniß in den „Nachrichten von Forſter's Leben". Dort ſagt ſie wörtlich:

„Das junge Mädchen hatte Forſter'n bei ſeinen Beſuchen in Göttingen während ſeines Aufenthalts in Kaſſel einige mal geſehen: die innigſte, bis zu ſeinem Tode dauernde Achtung gab ihr Vertrauen zu ihm; Mitgefühl für die vereinzelte Lage, die ihn im öden Polen erwartete, Herzlichkeit, Jugendmuth und Stolz ſpornten ſie an, mit dem berühmten Mann ein ernſtes Schickſal zu theilen, und ſo gab ſie Forſter'n vor andern Ausſichten den Vorzug."

Alſo Liebe, Mädchenleidenſchaft entſchied eben nicht für Forſter'n; aber bei den „andern Ausſichten" auch nicht gegen ihn. Jenen Mangel ſcheint Thereſe ſelbſt leiſe andeuten zu wollen. Wir halten die ausgezeichnete Frau in ihren Mittheilungen aus dem Jahre 1829 durchaus nicht für unwahr; allein in dem unglücklichen Ausgang ihrer Ehe mit Forſter liegt ein Umſtand, der ein nachrechnendes Herz unvermerkt täuſchen kann, auch wenn es darin keine ausdrückliche Selbſtentſchuldigung ſucht. Jedenfalls lag zwiſchen den mit Ueberlegung abgefaßten Bekenntniſſen Thereſens, als ſie zum zweiten mal Witwe war, und zwiſchen jenem Frühling ihrer erſten bräutlichen Empfindungen eine ſo ſchwere Luftſchicht unglücklicher Jahrzehnde, daß die Erinnerungen des vielgeprüften, ſchmerzlich heimgeſuchten, vielleicht auch bereuenden Herzens Manches an der Klarheit und Schärfe der Umriſſe verlieren können. Wir haben jene Mittheilungen aus Forſter's Leben, ſelbſt in äußern Thatſachen, nicht durchaus genau mit andern Nachrichten und ſelbſt mit den Briefen übereinſtimmend gefunden; wie viel leichter kann man ſich in der Erinnerung an Empfindungen und Seelenſtimmungen irren? —

Was aber die „andern Ausſichten“ betrifft, ſo beziehen ſie ſich vielleicht auf Wilhelm von Humboldt. Er hatte ihre Bekanntſchaft in Göttingen gemacht und war in dem Maße ihr Verehrer geworden, daß ſeine nähern Freunde („Henriette Herz“) die feſte Ueberzeugung hegten, er werde keine Andere heirathen.

Treffend iſt ohne Zweifel Thereſens Zeichnung von Forſter's äußerm Erſcheinen. Und da man gerade auf Freiersfüßen ſeine ganze Perſon geltend zu machen ſucht, ſo erſcheint hier der geeignete Platz für Forſter's Porträt.

„Seine Perſönlichkeit vermehrte das Intereſſe, das er als Weltumſegler einflößte; nicht weil er hübſch war

— ſeine urſprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Kinderblattern eingeſchrumpft und mit Narben bedeckt; der heftige Scorbut, den er auf ſeiner Seereiſe erlitten und von dem die Maſſe ſeiner Säfte auf immer angeſteckt war, hatte das Weiße ſeiner Augen gefärbt und ſeine Zähne gänzlich verdorben; aber ſobald er durch das Geſpräch belebt ward, erhielten ſeine Züge den mannichfachſten Ausdruck, und kaum ſah ich je ein Geſicht, das durch Geiſt und Empfindung einer größern Verſchönerung und eben auch des Gegentheils fähig geweſen wäre. Ein Ausdruck von Beſcheidenheit und Sicherheit zugleich gab ihm den Anſtand der beſten Geſellſchaft, ſodaß er in dem geiſtvollſten Cirkel gefiel und im vornehmſten an ſeinem Platze war. Unaufgeregt ſprach er nicht, aber ſobald er von einer Idee erwärmt war, drückte er ſich, nicht im Deutſchen allein, ſondern auch im Engliſchen und Franzöſiſchen mit ſoviel Leichtigkeit und in ſo klarem Zuſammenhang aus, daß ſeine Unbehülflichkeit, auf dem Lehrſtuhle zu ſprechen, gar nicht zu erklären iſt. Sein Betragen im engen Familienkreis war immer ſo fein und geſittet wie in der Geſellſchaft. Nie hörten die Seinen ein rauhes Wort von ihm, nie vernachläſſigte er ſeine Kleidung, ſein Zimmer, noch die Aufmerkſamkeit eines Mannes von feinem Ton gegen weibliche Bekannte. Bei dieſem höchſt gebildeten Betragen bezeigte er die gütevollſte Theilnahme an fremden Schickſalen, wurde leicht heimiſch im engern Kreiſe und machte keine Art von geſellſchaftlichen Anſprüchen. Dafür hatte er aber auch das Glück einer Art unſchöner Männer, daß ihm die Frauen auf halbem Weg entgegenkamen, was ihm bei ſeinem ſehr weichen Herzen ſtets den Genuß einer ſehr geſteigerten Freundſchaft gewährte.“

Wie ſchön verbinden ſich hier die Vorzüge der großen Welt mit den Gaben für die Häuslichkeit! Und wir hoffen, ſie werden ſich durch den Bund der Ehe zu jenem befriedigenden Glücke durchdringen, das dem Freunde bisjetzt noch nicht beſchieden war.

Thereſe ſchwankte alſo mit ihrer Hingebung an Forſter's werbende Hand nicht; ſie fügte ſich aber in des Vaters Anſichten, ſodaß der auf Hoffnung Vertröſtete ohne eigentliche Verlobung abreiſte. Und zwar ohne auch nur den nahen 7. Mai, Thereſens Geburtstag, abzuwarten, an welchem ſie ihr zwanzigſtes Jahr zurücklegte, während er in Mitte ſeines dreißigſten ſtand. Er ging nach dem Harz, nach Zellerfeld. Als er Abends 10 Uhr an Heyne's Wohnung vorüberfuhr, ſah er des arbeitſamen Profeſſors Licht. Der Gedanke erſchütterte ihn, mit fünf Schritten von dem lieben Manne doch ſo fern, ſo getrennt zu ſein. „Und dann die liebe Thereſe! Kaum war der Schmerz auszuhalten.“

Von der Ungewißheit gequält, wendete er ſich von Zellerfeld aus an die Hofräthin Heyne, die junge Stiefmutter Thereſens, die auf ſeiner Seite war. Noch vor Thereſens Geburtstage hatte er von der artigen Frau und von Heyne ſelbſt beruhigende, befriedigende Zeilen. Einen herrlichen Brief nannte er das Schreiben der geiſtreichen Frau. Alles wollte er nun anwenden, um nächſtes Jahr heirathen zu können, und der liebe Gott ſollte ſein Gedeihen geben, daß es gut gehe, — ſchrieb er an Sömmerring.

Wie wir nun das Paar als innerlich einander angehörig betrachten dürfen, finden wir in Forſter's unterwegs geſchriebenen Briefen ein Bekenntniß, das wir als Abſchluß ihres beiderſeitigen Einverſtändniſſes anſehen mögen: —

„Sie ſind mir das edeldenkendſte, beſte Mädchen, das ich je ſah, ich bin Ihnen ein redlicher Mann von weichem Herzen, von ziemlich richtigem Naturgefühl, der nicht nach einigen allgemeinen Grundſätzen an klaſſiſche Tugend glaubt, ſondern nach der jedesmaligen Lage der Sachen das Beſte zu wählen wünſcht und ſtrebt. Wir erkennen Beide, daß dies unter den Menſchen heutzutage eben nicht allgemein iſt; wir fühlen uns dadurch einander näher, verſtehen uns und haben durch Selbſtprüfung und Selbſtverleugnung gelernt, mit der menſchlichen Natur nachſichtsvoll zu ſein, nicht zu viel von ihr zu fodern, kleine Irregularitäten zu verzeihen, wenn nur Tugend im Ganzen und mit ihr wahre Glückſeligkeit das Ziel bleibt. Wir wiſſen, daß das höchſte, reinſte Glück, deſſen Menſchen auf Erden fähig ſein können, in Mittheilung beſteht, in Liebe, die ſich ſelbſt in Andern empfindet und Anderer Wohl und Freude zum Ihrigen macht. — Ich dächte in dem Allen läge für uns eine ſolche Gewißheit der Glückſeligkeit, ſoweit ſie von uns und nicht von äußern Umſtänden abhängt, daß wir ruhig der frohen, fröhlichen Stunde entgegenſehen müſſen, die uns ganz und unzertrennlich verbindet.“

Ob in dieſem — Programm einer Verlobung die Bürgſchaft der Unzertrennlichkeit ihres Ehebundes lag, wird der Verlauf dieſer Geſchichte ausweiſen. Wie leicht könnte nicht gerade Das, wodurch Beide einander verſtehen, die Grundlage ihrer Misverſtändniſſe werden, — zu den Irrungen und Nachſichten der Liebe führen!

Der Frühling hat ſeine wehmüthigen Stimmungen, Frühlingsliebe gleich der Nachtigall ihre gezogenen Töne; ſonſt möchten wir glauben ein leidvolles Vorgefühl ſeiner verhängnißvollen Trennung und ſeiner verlaſſenen Sterbeſtunde habe Forſter's Seele bewegt, als er ſeiner Thereſe in einem der erſten Bräutigamsbriefe ſchrieb:

„Ich habe nur noch zwei Epochen vor mir, die der Ehe und die der Auflöſung; und ich danke es Ihnen, daß Sie mich über die erſte durch ihre Zärtlichkeit ſo ganz beruhigen. Wenn ich an Sie, als an meine künftige liebe Gattin denke, ſo macht mich Ihr gefühlvolles Herz und Ihr ſtrenger Begriff von Pflicht, dem Sie ſo willig folgen, für jedes Ereigniß unbeſorgt. — — Wenn ich mir nicht umſonſt ſchmeichle, daß man mich mit ſanfter Güte zu einem guten Menſchen machen könne, ſo ſehe ich die frohe Ausſicht vor mir, an Ihrer Seite an Dem, was die Menſchen Tugend nennen, zu wachſen, und von Ihrer Hand gepflegt, einſt ruhig und gutes Muths zu entſchlafen.“ —

Wir greifen der eigentlichen Reiſe Forſter's von Göttingen nach Wilna mit einigen Blicken in die Briefe vor, die er von Station zu Station ſeiner Sommerfahrt an ſeine Thereſe richtete. Wir möchten gern aus der Tonart dieſes Briefwechſels die Lebensmelodie des künftigen Paares, die Harmonie ihrer verbundenen Zukunft voraus errathen. Auch intereſſiren uns Beide genug, um an ihrem Brautſtandsleben theilzunehmen. Aber ſie ſind weit getrennt, und ſobald ſie zuſammenkommen, werden ſie ſich trauen laſſen. Als Verlobte verkehren ſie mithin nur in ihrem Briefwechſel. Leider fehlen uns Thereſens Antworten. Als ſie, über 30 Jahre nach Forſter's Tode, ſeine Briefe herausgab, konnte ſie wahrſcheinlich ſich nicht entſchließen, unter den Misklängen der öffentlichen Meinung über ihn auch noch die große Diſſonanz lautwerden zu laſſen, die zwiſchen ihrem Brautſtand und ihrem Ehebund entſtanden war. Oder ſie ſchwankte im Zweifel, ob ſie die alten Briefe, die Forſter gewiß aufbewahrt hatte, verbeſſert herausgeben dürfte, oder unverbeſſert herausgeben möchte. Ihre frühere Schreibart bedurfte nämlich der Verbeſſerung. Die Fülle ihrer lebhaften Gedanken und Empfindungen war nie durch eine Grammatik gefloſſen, und erſt zehn Jahre nach ihrer Verlobung, als das Verhängniß ihr eine ſchriftſtelleriſche Feder in die Hand drückte, ſetzte ſie ſich mit der deutſchen Rechtſchreibung auf guten Fuß. Indeß ergibt ſich aus Forſter's Bräutigamsbriefen, daß ſie ſich ſtets in Ton und Text der ſeinigen hielt. Forſter's Briefe athmen immer einen warmen Ernſt um die höchſten Anliegen des Lebens. Sie grünen, ſozuſagen, im Klima jener glücklichen Inſeln der Südſee, wo die Erinnerungen ſeiner erſten Jugend lebten, da die Sonne für den Brotbaum, den Piſang und die Cocosnuß warm genug — aber nicht heiß genug für reißende Thiere und giftiges Gewürm ſcheint. Allerdings, die Lenzblüten des Brautſtandes fehlen, die Roſen der Luſt, die Nachtſchatten des Verlangens duften nicht zwiſchen dieſen fruchtbaren Zeilen; der Brautkuß war nicht einmal glühend genug geweſen, das weltläufige „Sie“ in ein trauliches „Du“ zu verſchmelzen mit dem erſten Silberblick innigſter Angehörigkeit. Dieſe Briefe beſtätigen unſere frühere Vermuthung, daß Forſter's Herz mehr für die Freundſchaft als für Liebe geſtimmt geweſen ſei. Es ſind Briefe des verlobten oder auch nur vertröſteten Freundes, dem keine Erinnerungen bräutlicher Zärtlichkeit, wol aber beruhigende Erwartungen häuslichen Glücks vor die Seele treten. Schreibt er doch ſelbſt einmal an Thereſe: „Ich glaube nicht, daß Sie ſich je über den zu feurigen Liebhaber beklagen werden; aber den treuen, den gutmeinenden, den dankbaren, den zärtlichen, der nie glaubt erwidern zu können, was Ihre Liebe ihm ſchenkt, den — hoffe ich — werden Sie nicht an mir vermiſſen.“

Alſo blättern wir ein wenig in dieſen Briefen!

Forſter beeifert ſich an mehr als einer Stelle mit freimüthigen Bekenntniſſen über ſich ſelbſt. So hat ihm „in der Periode ſeiner größten Heiligkeit“ ein Narr auf den Kopf zugeſagt, daß er ein ſinnlicher Menſch ſei. Einem Bruder Schwärmer hat er ſelbſt eingeſtehen müſſen, er ſei voll Eigenliebe, und eitel war er immer geweſen. „Erbärmlich eitel, eigenſüchtig und ſinnlich dazu, das iſt Ihr Marc Aurel!“ ruft er aus. Dieſen Namen hatte ihm Frau Heyne gegeben, und er bemerkt darüber: „O die liebe Mutter! Sie hat gewiß nicht geglaubt, daß eine Thräne aus meinem Auge ſich auf dies Wort verlieren würde!“

Neben ſich betrachtet er gern ſeine Verlobte. Wir nennen ſie einmal ſo. Neben blos ein wenig Ungleichheit des Temperaments, auf die er ſich gefaßt macht, erkennt er in ihr einen redlichen Geiſt des Forſchens nach Wahrheit, und wünſcht nur, daß derſelbe nie dadurch laß werde, daß ſoviel Schranken dem menſchlichen Forſchen geſetzt ſind, die ihm überall entgegenſtehen.

Philoſophirt dann Thereſe wieder einmal und hält das Syſtem unſerer heutigen Wiſſenſchaft für zu entfernt von der Einfalt und Wahrheit der Natur, ſo ſtimmt ihr Forſter bei, weiſt ihr aber auch nach, worin Wahrheit beſtehe, und wie der Irrthum ſich derſelben zugeſelle; wobei er ſie zugleich aufmerkſam macht, daß in den meiſten Fällen unſer Glück von ſolchen Speculationen gar nicht abhange. „Unſer Wähnen über Wahrheit mag unſern Geiſt beſchäftigen; allein unſere unauflösliche Verbindung mit den Dingen, die uns umgeben, beſtimmt unſere Handlungen und Gefühle. Sie ſehen, daß ich nicht im mindeſten bei Ihrem Forſchungsgeiſte beſorgt bin. Ich laſſe Ihren Kopf unter den Sternen wandern, wenn es ihm einfällt, ſich von mir zu verſteigen, und halte mich an Ihr liebes Herz deſto feſter.“

Wir haben hier einen Blick auf die Umwandlung zu werfen, die mit Forſter's Denkungsart vorgegangen war.

In Jacobi's Hauſe wurde die Beſorgniß ausgeſprochen, der liebe Freund möchte nach abgelegter Schwärmerei in das „andere Extrem“ fallen. Und wirklich verrathen ſeine auf der Reiſe und ſpäter aus Wilna geſchriebenen Briefe einen Rückſchlag. Er gefiel ſich nun darin, ſeiner frühern, übertriebenen Frömmelei entgegen, die Naturſeite des menſchlichen Daſeins herauszuwenden, den unbegreiflichen Erſcheinungen des Ueberſinnlichen die unerbittlichen Naturgeſetze entgegenzuhalten. Er ſtürzt ſich, ſozuſagen, in materialiſtiſche Anſichten, um ſich ſeiner frühern übertriebenen Gläubigkeit recht frei und ledig zu empfinden.

Freunde ſolcher Anſichten haben dies für ein neues Glaubensbekenntniß, für eine endlich durchgedrungne Ueberzeugung Forſter's angeſehen, ohne wahrzunehmen, daß zwiſchen den oft im Tone bewußten Uebermuths oder Verdruſſes hingeworfenen Aeußerungen auch wieder die erhebenſten Gedanken eines wahrhaft platoniſchen Geiſtes vorkommen, und daß Forſter nachmals, und in ſeiner reifſten Zeit, auch von dem „andern Extrem“ wieder zurückgekommen war. Ein ſo tiefer Geiſt wie Forſter's konnte ſich auch in ſeinem Ringen nach Wahrheit nicht wol zu einem ausſchließenden Dogma, am wenigſten zum Dogma einer pantheiſtiſchen Materie bekennen.

Wer nicht einſeitig und befangen den „Kreislauf des Lebens“ auf das phyſiſche Gebiet der Sinnenbeobachtung abſchließt, weiß auch, daß ſolche Reactionen und Schwankungen zwiſchen Extremen, wie eben Forſter zu beſtehen hatte, in der Entwickelung des Seelenlebens kein Räthſel, ſondern ſehr bekannt, und — möchte man ſagen — geſetzmäßig ſind.

Wir kehren zu Forſter's Reiſebriefen zurück.

Der frohe Bräutigam, der bei Thereſens „Forſchungsgeiſte nicht im mindeſten beſorgt“ ſein will, läßt ſich gern auf die, wie es ſcheint, zuweilen etwas bizarren Aeußerungen ihrer Briefe mit feurigen Erwiderungen ein. Einmal will er ſich nicht dazu verſtehen, ihr, wie ſie es verlangt, zu gebieten, daß ſie frömmer und gleichmüthiger ſein ſolle: er billigt einen ſo traurigen Zwang nicht in etwas, was ſchon von ſelbſt kommen werde. Dagegen findet er es auch nicht, wie ſie meint, wider den Lauf der Dinge, daß das junge Mädchen ihn bittet, mehr Schurken in der Welt zu glauben, als er ſich's denkt, mehr feſt, mehr mistrauiſch zu ſein. Er fühlt dieſen Vorwurf gegründet, und mag gern erinnert ſein.

Wandelt ihn dann manchmal eine kleine Furcht an, daß er Thereſen aus ihrem Vaterlande nach Polen zu führen wage, wo ſie noch weniger als in Göttingen Umgang, der ihrer werth ſei, finden, und ihren Blick nicht einmal an der ſchönen Natur, an der ſchönen Kunſt weiden könne wie dort: ſo hält er doch bald wieder an dem blinden Vertrauen feſt, das er in ihren Geiſt ſetzt, ſich in jedes Land, jedes Klima, jedes Volk, jede Lebensart zu ſchicken.

Zwiſchen ſolchen Betrachtungen ſtrahlen da und dort des Freundes Erwartungen von ſeinem Ehebündniß hervor, — Hoffnungen, die im Leben, wie er es ſelbſt einmal ausſpricht, — einen unerbittlichen Rabatt leiden, deren ſchönſte und innigſte aber gleich auch wieder, nach ſeiner hochgetragenen Weiſe, über den Bund fürs Leben hinausſchweifen. Denn mag er auch das eine mal ſich darauf beſchränken, zu träumen: „Wenn ich Bücher habe, ſo kann ich arbeiten, und wenn ich meine Freundin habe, kann meine Arbeit mich froh und glücklich machen“; das andere mal geht er doch gleich wieder ins Unermeßliche. — „Ich weiß es“, ſchreibt er ſpäter von Wilna aus, „ich fühle es ſo innig, ſo überzeugend gewiß, daß mein wahres Glück erſt von dem Augenblicke anfängt, wo ich wieder bei Ihnen ſein werde. Alles war Vorbereitung bis dahin, meine erſte Jugend meine frühe Reiſe nach Rußland, mein Aufenthalt und meine Arbeiten in England, meine Reiſe mit Cook, meine ſchwärmeriſche Epoche, mein fünfjähriger Umgang mit meinem unerſetzlichen Sömmerring, meine diesjährige Reiſe, mein Briefwechſel mit Ihnen: nun wird das Leben kommen und ſein Ziel! Der vertraute Umgang mit Ihnen, meine liebe Freundin, lehrt mich gewiß leben, wie man leben ſoll. Sie werden meiner Seele das zarte Gehäuſe bauen helfen, welches ſie als ihre einzige Beute aus dieſer Welt einſt in jene übertragen wird, — ein Gewebe von den reinſten und beſten Ideen, den auserleſenſten Gefühlen, Gedanken und Thaten, in denen ſie, dort ſich ihrer wieder ſelbſt bewußt, ihr Weſen forttreiben wird."

So finden wir Forſter'n in ſeinen Briefen. Aber dieſe müſſen doch in ihrer ernſten Richtung, um eben darin zu bleiben, einen Anhalt an Thereſens Antworten gehabt haben. Auch geht dies aus einzelnen von Forſter'n herausgehobenen Aeußerungen hervor, an die er nicht ſelten ſeine bedeutendſten Erörterungen anknüpft. So brachte ihn, in dem herrlichen Briefe aus Freiberg vom 7. Juli, ein Gedanke Thereſens zur Betrachtung über das Weſen der Freiheit und über unſere Aufgabe, ſtets das Nächſte, wenn auch Kleinſte zu thun. Sie hatte es einen Jammer genannt, daß die Menſchen nicht werth wären, daß man ſich Mühe um ſie gebe; ſie fühlten es nicht, wenn man ihr Beſtes wolle, weil ſie nicht einmal fühlten, wenn man ihnen wirklich wehthue. Darauf ruft Forſter aus:

„Ferne ſei es von dem Menſchenfreunde, ſeine Brüder um dieſer traurigen Unempfindlichkeit willen, zu der ſie durch Unterdrückung und Aberglauben hinabgeſunken ſind, ihrem Schickſale zu überlaſſen! — — Nichts iſt edler, nichts eine ſo ſichere Anzeige von der Gewalt der Tugend über das Herz und auch von der Kraft, die der Schöpfer in manche Seele gelegt hat, zum Wohle der Menſchheit thätig zu ſein, als der Enthuſiasmus für Freiheit und Volksglückſeligkeit, die der Jüngling zumal am lebhafteſten fühlt; und gleichwol iſt nichts gewöhnlicher als das Erlauen und Erkalten in einem nur wenig vorgerückten Alter, ſobald man die Hinderniſſe empfunden hat, welche die vielumfaſſenden Ausſichten eines ſolchen Patrioten in einen ſehr engen Wirkungskreis zurückweiſen. Ich kenne hier nur einen Mittelweg. Die Natur knüpft ein unauflösliches Band zwiſchen unſern Pflichten und unſerm Intereſſe, glücklich zu ſein. Es darf die Frage nicht ſein: können wir Gutes ſtiften, können wir Misbräuche abſtellen, können wir Früchte unſerer Bemühungen zur Wohlfahrt des Staats oder der Geſellſchaft, in der wir zu wirken beſtimmt ſind, erleben? Nein, dies Alles hängt nicht von uns, hängt nicht von Menſchen ab; es iſt im Rathe der Götter beſchloſſen und im heiligen undurchdringlichen Dunkel des Schickſals verhüllt. Aber es kann und muß die Frage täglich aufgeworfen werden, ob wir heute thaten, was nach unſerm Gefühl und Verſtand das Beſte ſchien, das Beſte des Staats unter den Umſtänden, worin er, worin wir uns befanden, das Beſte des einzelnen Menſchen, mit dem wir beſonders zu thun hatten; denn das Beſte unſers eigenen Selbſt, welches uns am nächſten angeht, iſt Reſultat dieſer beiden und folgt unmittelbar daraus.“

Schwerlich haben viele Verlobte einen gehaltreichern und — möchte man ſagen — weihevollern Briefwechſel geführt als Forſter mit Thereſen. Kein Wunder, daß ſie mit ſo hoch geſchwungener Feder zuweilen, ohne es ſelbſt zu ahnen, das Verhängniß ihrer verbundenen Zukunft berühren. Wir haben die Empfindung Forſter's ſchon angeführt, mit welcher er auf ſeine Sterbeſtunde unter Thereſens pflegender Hand einen Blick that, den wir ahnungsvoll nannten. Und nun finden wir von Thereſens Seite bei herannahender Vermählung einen Gegenſtand berührt, der gerade für die Entwickelung der Ehe und dadurch für jene Sterbeſtunde verhängnißvoll werden ſollte.

Wenn wir ſo oft auf vorbedeutſame Züge in Forſter's Leben hinweiſen, ſo geben wir zu bedenken, daß ein Menſchengeſchick, indem es aus eigenen Herzenstrieben erwächſt, ſeine Entwickelung ſchon aus den früheſten Keimaugen der lebenden, treibenden Geſinnung errathen läßt. Dies zu thun erfodert nur einen aufmerkſamen Rückblick vom Gipfel eines abgeſchloſſenen Lebens auf deſſen frühere Ausſchläge. Als einen ſolchen erkennen wir nun folgende Aeußerung:

Thereſe hatte ſich in einem Briefe gegen die Strenge, womit die Fehltritte der Frauen in der Geſellſchaft gerügt würden, bitter geäußert. Forſter gab ihr Recht und wies nach, daß eigentlich die Frauen mehr als die Männer intolerante Sittenrichter ſeien. Innigkeit und Richtigkeit des Gefühls lehre das Weib ſeine Pflicht, weniger das Nachdenken als innerer Trieb, innerer Sinn. „Jene Vorurtheile“, ſagte er, „über welche Sie zürnen, verdienen auch meinen ganzen Abſcheu. Ich haſſe Alles, was der Freiheit in den Weg tritt, was einer Knospe, einem Keim verbietet, ſich zu entwickeln, Blüten und Früchte zu tragen.“

Ohne Zweifel iſt an dieſem Gedanken der Ausdruck unbedingter als die Meinung. Was würde ſonſt der edle Mann dazu ſagen, wenn das liebende Herz ſeiner Thereſe ohne weiteres eine Seitenknospe der Neigung triebe, deren Entwickelung ihre Freiheit foderte? Oder würde er ſich ſtreng und heiter ſeinen eigenen Worten ergeben?

Reiſe-Stationen.

Mit der Sympathie, die wir aus dem Briefwechſel der Geheimverlobten für ſie gefaßt haben, folgen wir nunmehr der Reiſe des ernſten Bräutigams.

Wir verließen ihn zu Zellerfeld. Hier finden wir ihn im Hauſe des Viceberghauptmanns von Trebra, „des vortrefflichen, herzensguten, ohne Complimente höflichen Mannes einer recht liebenswürdigen, ſanften und ungezwungenen Frau". Er beſuchte das Mineraliencabinet und trieb Mineralogie, fuhr Viſiten und lernte die intereſſanten Leute des Harzgebirges kennen, in deſſen Höhlen er nach vorſündflutigen Reſten forſchte.

In dem Wechſelwetter, das er hier in der Nähe des Blocksberges um Walpurgistag fand, ſtöberte es auch wieder von Roſenkreuzerei um ihn her. Trebra erzählte ihm von ſehr angeſehenen Männern, die bei dem Kaffeewirth und Geiſterbanner Schröpfer geweſen ſeien und Vieles beſſer als — Canitz in Kaſſel wüßten. Er war mit Forſter'n einverſtanden, daß dieſer Schröpfer ein Betrüger geweſen ſei; aber das Unerklärbare reizte ſie, —

wie es dieſer Menſch nur angefangen habe, in fremden Zimmern, die er zum erſten mal betreten, ohne alle Vorbereitung und am hellen Tage vor den geſcheiteſten Köpfen ſeine Gaunereien auszuführen. Auch die Möglichkeit, durch höhere Verbindungen hinter das Geheimniß einer Fortdauer nach dem Tode zu kommen, beſchäftigte beide Männer, und Forſter ging dabei von der Meinung aus, man müſſe, um Wahrheit zu finden, Alles an ſich kommen laſſen und prüfend das Beſte behalten. Das gab denn intereſſante Nachrichten an Freund Sömmerring in Kaſſel, an den inzwiſchen Anträge aus Mainz gelangt waren, für die ihn ſeine Roſenkreuzerangſt ſehr geneigt machte. Auch Forſter ſtimmte für Annahme derſelben, und meinte, er müſſe vorerſt auch aus Kaſſel fort, damit er Athem holen könne.

Leider blieb, wenn auch dieſe thörichten Geheimniſſe verdunſteten, doch das Bedürfniß Deſſen, was man darin geſucht hatte, als drückender Niederſchlag zurück, und Forſter rief in demſelben Schreiben aus: „Das verdammte Geld! Oder vielmehr das Unglück, daß ich nicht damit haushalten kann. Doch ich will's lernen, mag es koſten, was es will!“

Mit dieſem guten Vorſatze reiſte er Mitte Mai ab und nahm als Gebirgsſchatz — „manches Stüfchen aus dem Harz mit“.

Seinen Aeltern in Halle ging es noch nicht zum erwünſchteſten. Der alte Forſter hatte wieder Unvorſichtigkeiten begangen. Dem Studium der Rechte war er einſt hier als Student abwendig geworden: rechthaberiſch blieb er aber auch noch als Profeſſor. Auch fühlte er ſich in

Halle nicht am beſten Platze, indem die Parteien und Zänkereien, die es zerrütteten, einen ſo leicht erregbaren und heftigen Mann leicht in ihre Strudel zogen. Dabei konnte er außer ſeinem Gehalte nichts verdienen, und ſeine Leidenſchaftlichkeit machte ihn zu langwierigen gelehrten Arbeiten unfähig. Ueberdies ſtumpfte manche Sorge ſeinen Geiſt ab und ſtimmte ſein lebhaftes Temperament zu menſchenfeindlicher Bitterkeit, ſodaß er ſelbſt an der öftern Kränklichkeit ſeiner duldenden Frau ein Hinderniß im Arbeiten zu finden glaubte. Ein Sprichwort ſagt, daß man nicht ungeſtraft unter Palmen wohne; aber der alte Forſter, und in milderm Grade ſelbſt der Sohn, laſſen uns auch vermuthen, daß man ebenſo wenig ungeſtraft eine Reiſe um die Welt macht, wenn man nach derſelben in beſchränkter Häuslichkeit ſein Glück finden ſoll. — Zufriedener war ſchon Forſter's Schweſter Wilhelmine, obgleich in ziemlich eingeſchränkter Lage, durch die Beſchäftigung mit der Erziehung ihres kleinen Knaben. Eine in England verheirathete Schweſter lebte, um die Ihrigen in Deutſchland wenig bekümmert, für ihren Mann. Die mittlere Schweſter wurde aus Surinam erwartet, da der dortige Gouverneur Texier, deſſen Kinder ſie erzog, vor kurzem geſtorben war.

Um unſern Reiſenden in ſeinen bisherigen und in den künftig wechſelnden Stimmungen recht zu verſtehen, müſſen wir uns darüber klar machen, daß er eine zur Thätigkeit und Theilnahme geborene und gebildete Natur war. Das Bedürfniß, Eroberungen für ſeinen Geiſt zu machen, trieb ihn dem bewegten Leben zu. Mit ſeiner Beute zog er ſich dann, um ſie zu verarbeiten, in die

Einſamkeit zurück und fand hier ein vorübergehendes Genüge. Darum wollte er das eine mal nicht aus ſeinem Schneckenhäuschen gerufen ſein, und hielt das andere mal dafür, daß ihm, um der Welt zu nützen, eine große Reiſe noththue. So ſagt er einmal in ſeiner Monographie über Cook den Entdecker: „Die vollkommenſte Art unſers Daſeins beſteht, nach den ewigen Geſetzen der Natur, wechſelsweiſe im Sammeln und Zerſtreuen unſerer Kräfte.“ Und darum liebte er den Ausſpruch des Helvetius: „C'est dans les deserts que se ramassent les diamants, et dans les villes qu'on les taille, les polit et les monte; c'est pourquoi je suppose qu'on ne puisse s'illustrer dans les lettres sans partager son temps entre le monde et la retraite.“

Wie ſchön ſtimmen damit Goethe's Worte in „Werther's Leiden“ überein: „Lieber Wilhelm, ich habe allerlei nachgedacht über die Begier im Menſchen ſich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuſchweifen; und dann wieder über den innern Trieb, ſich der Einſchränkung willig zu ergeben, im Gleiſe der Gewohnheit ſo hinzufahren und ſich weder um Rechts noch Links zu bekümmern.“

Beide Richtungen thätiger Menſchen ſtehen aber vielleicht nie oder höchſt ſelten im Gleichgewicht. Auf Forſter'n übte jetzt noch die Welt einen vorherrſchenden Einfluß, der vielleicht nach des Freundes Verbindung mit ſeiner Thereſe auf das Haus übergeht. Dies Weltbedürfniß, um es ſo zu nennen, war durch den eigenthümlichen Lebensgang des jungen Menſchen vielleicht ein wenig ins Krankhafte ausgebildet worden. Man weiß, wie im physiſchen Leben durch Ueberſättigung in der Kindheit die Organe der Verdauung und das Nahrungsbedürfniß ſich erweitern und überreizen. Aehnlicherweiſe ſcheint im geiſtigen Leben ein zu frühes Uebermaß von großen und wechſelnden Eindrücken der Welt den Sinn und die Seele des Menſchen zu erweitern und aufzuregen. Muß daher nicht das Herz eines Mannes, der ſchon als angehender Jüngling die Welt umſegelt und ſeinen Geiſt an den größten Erſcheinungen des Weltmeers und fremder Continente entwickelt hat, gerade in ſeinem kraftvollſten Alter von ganz andern Bedürfniſſen getrieben werden als der Zögling des Stilllebens, dem die Unendlichkeit des Daſeins ſich nur in kleinen, murmelnden Lebenswellen abgeſpiegelt hat? Aber das Schickſal gleicht gern ſeine Gaben aus, und wenn es die Kinderbeſcherung der Zufriedenheit am liebſten unter den ledernen Großvaterſtuhl der Familie, hinter die Stachelbeerhecke des Hausgärtchens verſteckt, ſo legt es nicht ſelten ſeine beneidetſten Lebensſchätze, die Gewinnſte der Welt, in einer nie befriedigten Unruhe zur Schau. Jenes partager des Helvetius iſt denn freilich die ſchwere Aufgabe, und glücklich nur der Mann, der Haus und Welt auszugleichen die Kraft oder die Kunſt beſitzt!

Forſter hatte nur vor vielen Unbefriedigten den hohen Seelenblick voraus, mit welchem er für ſein Beſtreben auch im Kleinen und Engen ſtets die edelſten und umfaſſendſten Zielpunkte ſuchte. So legte er auch ſeiner Verſetzung nach Wilna, wie wir aus dem ſchönen Abſchiedsbriefe an Sömmerring geſehen, einen Sinn bei, der ſein perſönliches Bedürfniß einer Veränderung zugleich mit der höchſten Bedeutung, die für jeden ſinnigen Menſchen ein Wechſel ſeiner Weltſtellung hat, aufs trefflichſte bezeichnet.

Wie er mit ſolcher Gemüthserhebung von Kaſſel über Göttingen ſeine Ueberſiedelungsreiſe angetreten hatte, ſetzte er ſie mit Heiterkeit und ſelbſt bei beſſerm körperlichen Befinden auf Umwegen fort.

In Leipzig traf er mit Nicolai zuſammen, der ihm ſein Jeſuiten ſchnupperndes Steckenpferd vortummelte. Nicolai überzeugte den Freund, daß die Jeſuiten in allen Geheimbünden ohne Ausnahme ſteckten und die Haupttriebfeder abgäben. Das bekannte Zeichen S. J. habe zwar immer Superiores incogniti (unbekannte Obere), aber auch Societas Jesu (Geſellſchaft Jeſu) bedeutet. Es liege eben ein echtjeſuitiſcher Doppelſinn darin.

Nun ſcheint aber die Rache gerade dieſer Verkappten der Gegenſtand der Angſt beider kaſſeler Freunde geweſen zu ſein. Forſter ſetzte daher ſeinen Sömmerring von Nicolai's Mittheilungen in Kenntniß, ermahnte ihn aber zugleich auf einen kummervollen Brief, ruhig zu ſein. Manches iſt dabei nur ſehr räthſelhaft angedeutet. Sie ſcheinen ein Erbrechen ihrer Briefe in Kaſſel — mithin dort auch ihre Verfolger gefürchtet zu haben. Nur Forſter's Zuruf an den verzweiflungsvollen Freund iſt klar: „Sei nur verſchloſſen! Sei fröhlich und gutes Muths! Ach, daß dich die Einſamkeit ſo finſter machen, dir Alles ſo ſchwarz zeigen muß!“ — —

In Dresden erlebte der Reiſende eine rührende Scene. Vor dem Wilsdruffer Thore beſuchte er Heyne's alte Mutter, die Großmutter ſeiner Thereſe. Sie war blind und erſchöpft zu Bette. Er mußte ihr vom Sohn und ſeiner Familie erzählen. Seine Hand gefaßt, fragte ſie immer wieder nach der Zahl der Kinder, klagend wie vergeſſen und in ihren Gedanken ſelbſt an Gott wie verſtört ſie ſei. — Forſter, geſegnet als Bote Derer, die der guten Greiſin nie aus dem Sinne kämen, ſchied, zu Thränen gerührt, mit der Betrachtung, wie lebhaft der Wunſch und die Hoffnung der Unſterblichkeit erregt werde beim Anblicke des hohen Alters, wenn der ehemals feurige, thätige und wirkſame Geiſt, mit ſeinem zerrütteten, entkräfteten Körper unzufrieden, noch das Bedürfniß eines Inſtrumentes für ſein herrliches, wunderbares Gedankenſpiel empfände. —

Von Dresden ging Forſter nach Freiberg, um einige Wochen auf Erweiterung ſeiner Kenntniſſe des Bergbaus zu verwenden. Es that ihm leid, daß er dieſem ſo wichtigen Gegenſtande nicht Monate widmen konnte. Hier ſtand der nachmalige Bergrath Ritter Werner, damals noch vernachläſſigt, ſchlecht beſoldet und ſtatt geehrt vielmehr zurückgeſetzt von Obern, die er überſah und die ihn nicht zu behandeln wußten. Nur ein paar Jahre älter als Forſter, Sohn eines Eiſenhammeraufſehers in der Oberlauſitz, war er auf ſeine Schrift über die äußerlichen Kennzeichen der Foſſilien von Leipzig, wo er eben ſeine Studien vollendet hatte, nach Freiberg berufen worden, um Mineralogie und Foſſilienkunde zu lehren. Ein wiſſenſchaftliches Genie, ließ er damals Niemand ahnen, welcher Ruhm und wiſſenſchaftlicher Welteinfluß ihm bevorſtand. Er hatte ſein Syſtem der Mineralogie noch nicht geſchrieben, das ſiegreich über die Widerſprüche gegen ſeine Neuheit, eine über ganz Europa bis nach Amerika ſich verbreitende Schule der Metall-, Stein- und Erdkunde begründete. Forſter erkannte gleich in ihm den von Natur zum Entdecker in ihren Gebieten vorbeſtimmten Mann von ſchärfſtem Blicke für ſinnliche Wahrnehmung, von lebendiger Einbildungskraft und ausgebreiteter Beleſenheit im Felde der Länder- und Völkerkunde. Er bezeichnet ihn in ſeinen Briefen als Mineralogen ohne Gleichen und als ſyſtematiſchen Kopf, der Linné überrage. Ueber die Bearbeitung der Naturkunde hatte Werner ſeine eigenthümlichen Ideen, denen Forſter Beifall gab; hielt ſich aber innerhalb ſorgfältiger Beobachtung, ohne ſich mit Schriftſtellerei zu übereilen.

Das Praktiſche des Bergbaus war Charpentier's Fach, eines Mannes, den Forſter höflich in Worten fand, während ſich Werner gefällig und dienſtfertig durch That erwies. Von beiden Männern gibt Steffens, der ſie in einer ſpätern Zeit kennen lernte, in den Mittheilungen aus ſeinem Leben ausführlichere Charakterſchilderungen, beſonders von Werner, der inzwiſchen ſein geniales Weſen mehr und mehr mit wunderlichen Verzierungen ausgeführt hatte.

Eine intereſſante Begegnung hatte Forſter in Freiberg mit dem Fürſten Poniatowſki, einem Neffen des Königs und des Fürſtbiſchofs, einem ſchönen jungen Mann in den Dreißigen, voller Einſicht und Kenntniſſe, ſehr beſtimmt, ernſt und gütig. Er ließ ſich gegen Forſter'n mit gutem Blick über die Bedürfniſſe Polens aus: wobei er ihn einerſeits über manches Bedenken hinſichtlich Wilnas beruhigte, ihm jedoch auf der andern Seite durch herabſetzende Urtheile, z. B. über Forſter's Freund Scheffler, Beſorgniſſe wegen dortigen Parteitreibens erregte. Hinſichtlich der Aufklärung Polens beklagte der Fürſt, daß den Gutsherren das ſchöne Maſtholz mehr werth ſei als eine größere Anzahl Unterthanen. Jene Herren gütig gegen die Bauern zu machen, ſei ſehr ſchwer, ſolange dieſelben ſoviel Bedürfniſſe hätten und die Juden brauchten, um die Bauern zu ſchurigeln.

Nachdem Forſter eines leidenden Fußes und geſtörter Verdauung wegen auch Zwiſchenausflüge nach Teplitz gemacht hatte, verließ er nach Mitte Juli „das ſchöne Sachſen und die lieben Menſchen, die er darin gefunden hatte“. Ueberall war dem intereſſanten Weltumſegler die lebhafteſte Theilnahme entgegengekommen. Alles hing an dem Munde, aus dem Palmen und Piſang hervorwuchſen, an dem gelblichen Auge, das die braun-nackten Bewohner des Paradieſes Tahiti geſehen hatte. Forſter nahm all dieſe Zuthätigkeiten unbefangen auf. Er fand darin nur die Anerkennung ſeines wohlwollenden Gemüths, und folgerte daraus nur, daß die Menſchen im Grunde gute Geſchöpfe und mit Wenigem zu befriedigen ſeien; daß Güte des Herzens immer den bleibendſten Eindruck auf ſie mache, und uneigennützig ſcheinende Liebe ſie immer am tiefſten rühre.

Vom 23. Juli an trieb ſich Forſter, die Merkwürdigkeiten von Prag kennen zu lernen, in dieſer „großen und größtentheils ſchönen Stadt“ umher. Er verweilte vier Tage, überraſcht, Männer von Verdienſt zu finden, die er da in Böhmen nicht geſucht hätte. Ein Brief an Heyne berichtete über die Ausbeute ſeiner Beſuche bei Gelehrten, die von keiner Bedeutung mehr für uns ſind, und bei Anſtalten, die ſeitdem ſich ſehr verändert haben. Wir heben nur einige intereſſante Notizen aus. — In dem naturgeſchichtlichen Manuſcript des Thomas Cantopratenſis aus der Mitte des 13. Jahrhunderts fiel dem blätternden Forſter eine Stelle auf, die nicht ſehr zweifelhaft von einer Bewegung der Erde um die Sonne — 300 Jahre vor Kopernicus, ſpricht. — In einer andern Handſchrift der Bibliothek, einem Evangelienbuche der Huſſiten, zeigte ſich auf einem der koſtbaren Miniaturgemälde in artiger Allegorie — Wicliffe mit Stahl und Stein Feuer ſchlagend, Huß mit einem entzündeten Hölzchen und Luther mit einer lodernden Fackel abgebildet.

An Licht und Aufklärung fehlte es damals in Prag nicht. Forſter traf unter den katholiſchen Geiſtlichen helldenkende, freimüthige Männer, und das Publicum hatte auf Redouten Mönche als Masken von der perſonificirten Aufklärung im Saal herumpeitſchen ſehen und dazu gelacht. — Was immer aber damals in Prag zur Förderung der Wiſſenſchaften geſchah, — es ging nicht von der Regierung aus, ſondern war das Werk patriotiſcher Beſtrebungen einzelner Privaten.

Neben den Merkwürdigkeiten von Prag wurde unſer Reiſender von den erſten Familien in Anſpruch genommen, — vom Fürſten von Fürſtenberg, der Gräfin Wallis, dem jungen Grafen Sternberg, — wahrſcheinlich dem inzwiſchen durch ſeine Verdienſte um die Naturwiſſenſchaften berühmt gewordenen Kaspar Maria, damals 23 Jahre alt. Und war der Tag mit Beſehen und Beſprechen, mit Fragen und Antworten hingebracht, ſo trieb ihn ſein

Bräutigamsherz zu langen Briefen an ſeine Thereſe. Ja er las daneben auch noch ernſthafte Sachen, wie daraus hervorgeht, daß er ihr Herder's „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" empfahl. Herder gehörte zu Thereſens Lieblingsſchriftſtellern, und Forſter wollte ihn um dieſes Buches willen lieber gewonnen haben, ungeachtet der darin enthaltenen phyſiſchen Unrichtigkeiten, die er übrigens an einem Manne, der kein Naturkundiger von Profeſſion ſei, gern entſchuldigen wollte. Späterhin äußerte er doch einmal, daß Herder eigentlich ſein Mann nicht ſei.

In naturwiſſenſchaftlichen Dingen hatte Forſter gewiß ein zuſtändiges Urtheil; wenn er aber in demſelben Briefe Garve den zuverläſſig größten jetzt lebenden Philoſophen nennt, ſo lächeln wir heute zu dieſer unwiſſentlich begangenen Sünde gegen den Geiſt der Kant'ſchen „Kritik der reinen Vernunft", die damals doch ſeit drei Jahren erſchienen war. Garve zählte doch nur zu den Philoſophen des erfahrungsgemäßen Volksverſtandes. Er ſchrieb vielleicht ſchöner und deutlicher als mancher Andere, nur immer noch nicht wie Leſſing, und an die höchſten Fragen ſpeculativer Philoſophie reichte er von weitem nicht.

Den 27. Juli reiſte Forſter von Prag nach Wien ab.

Aufenthalt in Wien.

Wäre Forſter noch zweifelhaft geweſen, ob er wirklich eine Revolution im Denken beſtanden, und beſonders ob er eine gehörige Portion Schwärmerei abgelegt habe, ſo hätte er, um hierüber die Probe zu machen, nichts Beſſeres thun können als über Wien zu reiſen. In dieſem Klima konnte eine ſo ſelbſtquäleriſch ſich Alles verſagende Schwärmerei ſich nicht halten. Sehen wir zu, welche Eindrücke er hier aufnahm!

Die Stadt ſprach ihn an, — ſchön gelegen, nicht gar groß und eng, die Vorſtädte weitläufig und mit Gärten geräumig. Die Wohnungen waren geſchmackvoll und auf Bequemlichkeit eingerichtet. Alles verrieth Wohlſtand und Reichthum, wie man ſie anderwärts nicht fand; daher denn auch viele Dinge Bedürfniß waren, die an andern Orten zum weitgetriebenen Luxus gehörten. Die Lebensmittel im Ueberfluß, wohlfeil und von beſter Beſchaffenheit. Nicolai und Riesbeck, der als reiſender Franzoſe ſchrieb, hatten die Wiener als Freſſer geſchildert. Forſter fand dies nicht: Man aß Abends ſehr wenig und trank mäßig. Mit Lachen über ſolche Reiſeberichte meinten die Wiener, ſie unterſchieden ſich von den Berlinern in dieſem Punkte nur dadurch, daß ſie gern etwas Gutes äßen, weil ſie es eben hätten, jene aber, wenn ſie es hätten.

Forſter ſpricht hier freilich nur von den Abendeſſen: Lady Montague erzählt dagegen von den üppigſten Mahlzeiten, von funfzig trefflich zubereiteten, in ſilbernen Schüſſeln aufgetragenen Gerichten, von Deſſert im ſchönſten Porzellan, und fand unter den Couverten ein Weinverzeichniß von wol 18 Sorten zur Auswahl.

In der Geſellſchaft herrſchte ein ſehr angenehmer Ton. Ohne Zurückhaltung und viel Umſtände ſtellte man ſich mit dem Fremden auf freundſchaftlichen Fuß gegenſeitigen Vertrauens. Daß auch dies eigentlich auf feinen Lebensgenuß berechnet war, ſchien nicht tadelnswerth. Auch die berüchtigte wiener Unſittlichkeit fand Forſter nicht ſchlimmer als in andern Reſidenzen, da die Höfe doch mehr oder weniger und der Adel überall verderbt ſeien; wogegen der Kleinſtädter gar häufig auch den feinen Ton für ein Anzeichen von Sittenloſigkeit nähme. Warum ſollte nicht ein hübſches Mädchen ſich zuweilen die Hand und gelegentlich auch einmal auf den Mund küſſen laſſen, oder einem geachteten Manne ſagen dürfen, es ſei ihm gut?

Unter den artigen und witzigen Frauenzimmern fehlte es nicht an Schönheiten und an liebenswürdigen Geſchöpfen. Im Franzöſiſchen und Italieniſchen waren die Damen zu Hauſe, manche auch im Engliſchen nicht fremd. Klavierſpielen war allgemein, und das Zeichnen ziemlich betrieben.

Auch die höhere Geſellſchaft öffnete ſich dem intereſſanten Reiſenden mit einer ſo herbeilaſſenden Freundlichkeit, daß er ſich ſtets auf gleichem Fuße mit den Vornehmſten empfand. Beſonders ſagte ihm die Gräfin Thun und ihr Kreis zu, — „das beſte Weib von der Welt mit ihren drei Grazien von Töchtern, deren jede ein Engel von eigener Gattung erſchien, unbefangen, heiter wie die Morgenſonne, voll natürlichen Verſtandes und Witzes“. Bei der Gräfin fand man die feinſte Unterredung und eine mit der größten Delicateſſe gepaarte Freimüthigkeit; ſie beſaß eine ausgebreitete, aber auch ganz durchdachte Beleſenheit, verbunden mit einer reinen, herzlichen, von allem Aberglauben entfernten Religioſität, der Religioſität eines ſanften ſchuldloſen und mit der Natur und Schöpfung vertrauten Herzens. Der Kaiſer, Fürſt Kaunitz und die in Wien verweilenden Engländer beſuchten ihre Cirkel. Faſt alle Abende zwiſchen 9 und 10 Uhr kam man bei der Gräfin zuſammen; ein munteres witziges Geſpräch wechſelte mit Klavierſpiel, deutſchem und italieniſchem Geſang, und wenn die Luſt dazu trieb mit einem Tänzchen. Forſter ſelbſt, eben kein gewandter Tänzer, wurde einmal als Zuſchauer, da es eben an der achten Perſon zu einem Cotillon fehlte, trotz aller Abwehr am Arme gepackt und von einer Tänzerin zur andern geſchoben. — „Nicht wahr, das heißt in Saus und Braus gelebt?“ ſchrieb er ſeiner Braut. — Auch zu Landpartien wurde er von der Gräfin gezogen, z. B. nach Dornbach, dem ſchönen Landſitze des Feldmarſchalls Lascy, wo auf dem Raſen gefrühſtückt, dann umherſpaziert und um 5 Uhr im Augarten bei der Stadt zu Mittag geſpeiſt wurde.

Es nimmt uns Wunder, daß Forſter in keinem ſeiner wiener Briefe des Grafen Franz Joſeph von Thun gedenkt, der ſeit ein paar Jahren mit Lavater in myſtiſcher Verbindung, als Schwärmer damals ſchon Aufſehen erregte. Dies war freilich neun Jahre ſpäter noch mehr der Fall, da der Graf über Karlsbad nach Leipzig zog und durch Handauflegen an Gichtiſchen und Gelähmten Wunder verrichtete. Der Zulauf von Patienten war außerordentlich, bis man inne ward, daß die mit verbundenen Augen eingeführten Kranken unter des Grafen Zuſpruch von einem Andern behandelt wurden.

Jene Wirbel des Cotillon waren nicht die einzigen, in die Forſter gezogen wurde. Andere führten ihn von Haus zu Haus: denn des Einladens bei den Vornehmen war kein Ende. Um Allen Alles zu ſein, wie der Reiſende ſich einmal vorgeſetzt hatte, mußte er ſich ſtets auf den Beinen halten, oder im Wagen von einer zur andern Thür rollen.

Beim Fürſten Kaunitz, dem genialen und mächtigen Miniſter, war Forſter wiederholt zur Tafel gezogen. — Bekanntlich führte dieſe Gunſt, wie hoch man ſie auch anſchlug, einiges Bedenkliche mit ſich. Der Fürſt, ſo bizarr in ſeinem Geſchmack als großartig in Staatsgeſchäften, benahm ſich in ſeinen Sonderbarkeiten ſo abſolut, daß ſelbſt Maria Thereſia mit ihrem Eichenſinn — wie ſie das Wort unrichtig, aber treffend ſchrieb — im Verkehr mit ihrem Miniſter ſich in ſeine Wunderlichkeiten gefügt hatte. Nicht blos, daß Kaunitz über Tiſche, beim Mittagsmahle Abends 7 Uhr, die Zähne putzte und nach dem Fallen und Steigen der Temperatur eine Anzahl ſeidener Mäntel an- und auszog, wechſelte er auch leicht ſeine von Bewunderern verwöhnte Laune und konnte unhöflich werden. Forſter'n blieben ſolche Auffälligkeiten nicht unbemerkt: er erkannte aber hinter denſelben einen vortrefflichen Charakter, ja Züge der Sanftmuth. An dieſer Tafel kamen ihm zugleich die ausgezeichnetſten Männer von Wien entgegen, der ſanfte Graf Cobenzl, der Feldmarſchall Graf Haddick, „ein ſchlichter Soldat zwiſchen zwei artigen Töchtern", der Feldmarſchalllieutenant Graf Noſtitz, der Baron van Swieten und Andere.

Ueber dieſe Männer von Stande wurden indeß die Männer von Fach und Feder nicht verſäumt. Wir nennen zuerſt ein paar Dichter, die ſeitdem freilich an poetiſchem Gewicht ſehr eingetrocknet ſind.

Blumauer war aus einem Jeſuiten der bekannte leichtfertige, durch Dick und Dünn ſpaßhafte Poet geworden. Forſter fand auch einen ſehr philoſophiſchen Kopf an ihm, ja er nannte ihn einen beſſern Philoſophen als Dichter, dem man aber weder Poeſie noch Philoſophie an ſeinem nüchternen, trockenen Ausſehen anmerke. Er ſtellte bekanntlich eine lange, hagere Figur von gelber Geſichtsfarbe dar, ſodaß ihn die ſcherzhaften Wiener einem Eibiſchbaume verglichen.

Alringer, von gleichem Alter mit Blumauer, hatte damals ſeine phantaſieloſen, in hohen und hohlen Versſtiefeln einherſchreitenden Ritter „Doolin von Mainz" und „Bliomberis" noch nicht geſchrieben; daher ihn auch unſer Reiſender neben den uns ganz unbekannten Raſchky und Petzel blos als guten belletriſtiſchen Kopf bezeichnet.

Perſönlich näher ſtand Forſter'n der Freiherr Otto von

Gemmingen. Sie waren Freunde, zwei des Kleeblattes, zu dem ſich der Dritte finden wird. Gemmingen, vorher kurpfälziſcher Kämmerer, privatiſirte ſeit kurzem in Wien. Forſter erklärte ihn wie Blumauer'n für einen philoſophiſchen Kopf. Wir wiſſen ſchon, was Forſter Philoſophie nennt. Wenigſtens in der Literatur hat ſich Gemmingen von dieſer Seite nicht hervorgethan. Deſto höher war er damals durch ſein Schauſpiel — „Der deutſche Hausvater" als Poet angeſehen. —

Seit etlichen Jahren war die Flut der Familienſtücke und Rührſpiele auf dem deutſchen Theater im Steigen, — ein laues Bad für die Muſen, worin Apollo ſie nicht überraſchte. Urſprünglich dem „Père de famille" Diderot's nachgebildet, hielt ſich „Der deutſche Hausvater" in ſeinen vier Wänden ziemlich ſpießbürgerlich, ohne Anſpruch auf originelle Auffaſſung, oder kühne, friſche Darſtellung, und befand ſich ganz wohl bei „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln", die der berliner Großmann auftrug, — ein Luſtſpiel, das damals viel Geſchmack und Zuſpruch fand.

Der dritte im Kleeblatte war Herr von **Born.** Forſter nannte ihn, den zwölf Jahre ältern Mann, ſeinen beſten Freund von dem edelſten, aufopferungsfähigſten Herzen. Im Siebenbürgiſchen geboren, hatte er unter den Jeſuiten ſtudirt und ſich ſpäter den Naturwiſſenſchaften gewidmet. Damals war er Hofrath in Münz- und Bergwerksſachen, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten, großer Faſſungsgabe und ausgebreiteten Sprachkenntniſſen, Wiens Juvenal genannt. Sein bedeutendſter Ruhm kam ihn freilich auch am theuerſten zu ſtehen, indem er ſich bei ſeinen Verſuchen in der Amalgamirung durch Queckſilberdämpfe langjährige Leiden zugezogen hatte, ſodaß er damals noch an Lähmungen litt. Dies hinderte aber ſeinen Witz nicht, in einer köſtlichen Satire die verſchiedenen Mönchsorden nach dem Linne'ſchen Syſtem zu claſſificiren und zu beſchreiben. Er hatte hierzu einen Maler eigens in die verſchiedenen Klöſter geſchickt, um Porträts — vorgeblich zu Heiligenbildern, aufzunehmen. Vielleicht fällt aber ſolcher Spott unter Kaiſer Joſeph weniger auf als in Wien eine ſo ſentimentale, platoniſche Freundſchaft, wie Vater Born ſie mit der ältern Tochter einer Hofräthin von Raab unterhielt, — einer 29 Jahre alten Eleonore, die ſich aber nur Laura nennen ließ, ihrem Born zuliebe Mineralien ſammelte, dabei hübſch ſang und artig beleſen war. Forſter beſuchte die allabendlichen glänzenden Cirkel dieſer Familie ſo fleißig, daß er ausgeſcholten wurde, wenn er ſich einmal einen Tag nicht hatte ſehen laſſen. Glücklicherweiſe war er als Bräutigam gefeit gegen die ſchönen, etwas wilden Augen der jüngern Tochter von dem gefährlichen Alter ſeiner Thereſe.

Ein merkwürdiger Mann von noch heute geltendem Namen, und deſſen Haus Forſter zu beſuchen pflegte, war der Reichsfreiherr von Sonnenfels. Forſter rühmte deſſen gutes Herz, mit welchem es ſich aber gar wohl vertrug, daß der brave Mann beſtändig von ſich ſelbſt ſprach. Dieſe Schwäche trifft man leicht bei Menſchen an, die ſich auf ſo mühſamen Wegen wie Sonnenfels emporgearbeitet haben; wiewol dieſelbe auch unter ganz andern Vorausſetzungen dem Fürſten Kaunitz eigen war.

Sonnenfels, ein angehender Funfziger, ſtammte aus

Berlin von einem jüdiſchen Vater, der nach Oeſterreich übergeſiedelt und daſelbſt mit ſeiner Familie katholiſch geworden war. Bei den Piariſten erzogen und ein guter Schüler, ſah er doch in ſeinem ſechzehnten Jahre keinen andern Lebensweg vor ſich, als hinter der Trommel zu marſchiren. Er brachte es zum Unteroffizier, und lernte von franzöſiſchen und italieniſchen Ueberläufern ihre Sprachen zum Hebräiſch, das er vom Vater hatte. Las daneben was er nur Alles erhaſchen konnte, wenn es auch nicht immer zur Bildung des Geſchmacks diente. Nach beendigter Dienſtzeit ſtudirte er die Rechte und prakticirte bei einer Gerichtsſtelle. Als Dolmetſcher für das Hebräiſch bei der niederöſterreichiſchen Regierung angeſtellt, übte er ſich im Deutſchen, und verſuchte ſich mit einzelnen Aufſätzen über dramatiſche Literatur, Rechtspflege, Verwaltung u. dergl. für das große Publicum. Endlich gelang es ihm, mit der Feder eines militäriſchen Rechnungsführers ſich zum Lehrſtuhle der Staatswiſſenſchaften an der wiener Univerſität emporzuarbeiten.

Auf dieſem wiſſenſchaftlichen Felde erwarb Sonnenfels durch eine Anzahl Schriften einen gewiſſen Namen. Aufgeklärte Denkungsart, Freimuth, edle Geſinnung bei feinem Witze mußte man ihm zugeſtehen. Die Zeitumſtände waren ſeinem unermüdlichen Kampfe mit alten Vorurtheilen günſtiger als die Menſchen. Doch hatte die Kaiſerin Maria Thereſia ſich durch all ſeine fanatiſchen Feinde nicht irre machen laſſen, den verdienten Mann zu befördern und als Hofrath in den Reichsfreiherrnſtand zu erheben.

So fand ihn Forſter. Und die Frau von Sonnenfels erſchien ihm ſo ſchätzenswerth, der Umgang mit ihr ſo bildend, daß er den jungen Heyne, Thèreſens Bruder, der damals als junger Mediciner nach Wien kam, vor allem in ihr Haus führte.

Dieſem jungen Mann kam es denn auch zugute, daß Forſter im Kreiſe der wiener Aerzte ſehr geſchätzt war. Unter dieſen haben in der Geſchichte der Heilkunde Männer wie Stoll, Quarin und Andere noch heute einen guten Namen. Quarin, der an Forſter — wie dieſer ſich brieflich ausdrückte — einen Narren gefreſſen hatte, genoß eines bedeutenden auswärtigen Rufs; obgleich der glücklichſte Moment ſeines Lebens ihm noch bevorſtand. Dieſer fiel ihm neben dem Sterbebette des Kaiſers Joſeph zu. Als nämlich der Monarch den Arzt fragte, wie lange er noch zu leben habe, beſaß Quarin den Muth, die kürzeſte Friſt auszuſprechen. Der Kaiſer blieb an Großſinnigkeit nicht zurück, belohnte ihn reichlich und erhob ihn für ſeinen Freimuth in den Freiherrenſtand. Zu viel für Quarin, der von nun an in die Schwachheit fiel, einem Jeden das Alter und die Lebensdauer anſehen zu wollen.

Hinſichtlich des wiſſenſchaftlichen Lebens fing es in Wien, wie Forſter es beobachtete, zu tagen an. Es war Gährung in den Köpfen, und man ging im Denken ſeinen eigenen Weg. Allerdings gehörte vieles von Dem, was hier als gefundene Wahrheit erhoben wurde, in Norddeutſchland längſt zur angelebten Bildung. Daß aber gerade einheimiſche Schriftſteller dabei thätig waren, hielt Forſter für ein Glück, indem auf dieſem Wege die Kenntniſſe dem Publicum angemeſſener und einmal in einem andern als proteſtantiſchen Zuſchnitt erſchienen.

Dies waren die Kreiſe der Geſellſchaft, in denen ſich Forſter bewegte, oder die ihn vielmehr erfaßt hatten und in Umſchwung ſetzten. Und wie ihm mit aufgethanem Sinn und Herzen dies neue Leben begegnete, — hätte es ohne Eindruck und Einwirkung auf ihn bleiben können? Auch blieb es dies in der That nicht. Forſter verweilte an ſechs Wochen, — den ganzen Auguſt und bis gegen die Mitte September in Wien, — lange genug ihn zu durchdringen und eine bereits eingeleitete Umwandlung ſeines Innern zu vollenden. Die neue Lebensluſt, die von allen Seiten auf ihn eindrang, ſchien den Raum in Beſitz nehmen zu wollen, den eine grämliche Schwärmerei vor kurzem verlaſſen hatte. Schon vor Ende Auguſt geſtand er brieflich ſeinem Freunde Sömmerring, Wien ſei ein Paradies für ein Herz wie das ſeinige, das der Freude mit Menſchen zu leben, ſie zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, ſo gern ſich öffne. Empfinden ſei ihm ja ſtets die erſte, und Wiſſen nur die zweite Wolluſt geweſen. — „Ich bin ſinnlicher als du“, ſagte er, „und bin es mehr als jemals, ſeitdem ich der Schwärmerei auf immer Adieu geſagt und einſehen gelernt habe, daß es Thorheit ſei, um des ungewiſſen Zukünftigen willen das ſichere Gegenwärtige zu verſcherzen. — — — Wahres Glück iſt nach meiner Meinung jetzt: Alles zu genießen, was erlaubt iſt, — d. i. was mir ſelbſt und Andern nicht ſchadet, ſondern vielmehr zuträglich iſt.“ —

War der grämliche Roſenkreuzer nicht innerhalb vier Wochen der fröhlichſte Wiener geworden? Hatte der ängſtliche Goldmacher nicht unvermuthet den Stein der Weiſen gefunden? — Dieſe Umwandlung zeigt ſich auch darin, daß er hier nicht, wie ſonſt, nach den Spuren der Roſenkreuzer forſchte. Und doch war auch Wien dieſem Treiben keineswegs fremdgeblieben. Nach Kaiſer Franz' I. Vorgang, der den Stein der Weiſen ſuchte und mit allen Wundermännern ſeiner Zeit verkehrte, ſollen ſich Tauſende in Wien mit Alchymie beſchäftigt haben. Oberſtlieutenant Szekuly, Maurer und Roſenkreuzer, hatte ein Deficit ſeiner Regimentskaſſe von beinahe 100,000 Gulden mit alchymiſtiſchen Eroberungen decken wollen, und drei Tage am Pranger ſtehen müſſen.

Bezeichnen wir Forſter's Umwandlung ſeiner Gemüthsſtimmung als einen Umſchlag nach außen, ſo erſchien dieſer doch ſo gründlich, daß der Freund auch nach ſeiner Abreiſe von Wien, im Winter und in polniſcher Umgebung, ſich in jenen Empfindungen des Herzens durch eine Art philoſophiſcher Einſicht noch beſtärkte. Jacobi's Schweſter war nämlich der Beſorgniß geweſen, er möchte aus der verlaſſenen Schwärmerei ins andere Extrem fallen, und Forſter fand dies, wie er ſeinem Freunde Jacobi geſtand, ſo natürlich, daß er es ſelbſt vorausgeſehen habe, als ihm die Schuppen von den Augen gefallen ſeien. Die Neigung hatte gleichſam mechaniſch ins andere Extrem geführt, wie ein Pendel, durch irgendeine Kraft in dem einen Extrem des Cirkelſchnitts, den er beſchreiben konnte, feſtgehalten, ſobald er in Bewegung geſetzt wird, ſogleich zum andern äußerſten Punkt hinübereilt.

Wie ſich Forſter aber in ſeiner Gemüthsverfaſſung ſo genau beobachtete, glaubte er, außer ſeiner Stimmung auch ſeine Denkungsart verändert zu finden. Es betraf ſeine nächſte Stellung und ſeine künftige Wirkſamkeit. Schon in Dresden hatte man ihn zu behalten gewünſcht. Der Miniſter von Wurmb hatte eine günſtige Meinung von ihm gefaßt, und der Miniſter von Gutſchmidt ihm für den Fall, wenn's in Polen nicht ginge, wie es ſollte, ſeine Freundſchaft angeboten. Ebenſo hatte man ihm in Prag von allen Seiten den Wunſch ausgeſprochen, er möchte bleiben, oder doch in kaiſerliche Dienſte treten. Und nun in Wien vernahm er aus jedem Munde ähnliche Gunſt und Anerbietung, — nicht blos von dem befreundeten Hofrath von Born oder der ihm ſo herzlich zugethanen Gräfin Thun, ſondern von allen wiſſenſchaftlichen Männern, von jenen Staatsbeamten und Generalen, die er an der Tafel des Fürſten Kaunitz traf, ja von dieſem damals noch mächtigen Miniſter ſelbſt. Schon Hofrath von Spielmann, des Fürſten Kaunitz rechte Hand, ein ernſter Geſchäftsmann, der keine Complimente machte, hatte ihn beim erſten Beſuche geradezu gefragt, womit man ihm in den Erblanden dienen könne. Das höchſte Gewicht aber bekamen dieſe Bewerbungen durch die huldvollen Aeußerungen des Kaiſers ſelbſt.

Es läßt ſich erwarten, daß ein Kaiſer Joſeph den Mann, der von den erſten Häuſern der Reſidenz ausgezeichnet wurde, nicht unbeachtet und ohne Empfang ließ. Dieſer Empfang war ſehr huldreich und fand in der gewöhnlichen Wohnung des Kaiſers, im erſten Stockwerke der Hofburg, im Ritterſaalsflügel ſtatt, wo er drei Zimmer bewohnte, ein Schlafzimmer, ein geheimes Schreibzimmer und ein Cabinet. Hier unterhielt ſich Joſeph länger und allein mit Forſter'n. Er ſchien von einer Univerſität in Wilna noch nichts zu wiſſen und meinte, man ſolle den Polen doch erſt das A-B-C lehren, ehe man ihnen Naturgeſchichte leſe. Wie Joſeph überhaupt auf die Polen nicht gut zu ſprechen war, äußerte er auch: „Ich kenne die Polen; ſie werden viel Worte machen, aber von Halten iſt nicht die Rede." — Dann kam der Kaiſer auf Forſter's große Reiſe zu reden, fragte nach den Erlittenheiten, Krankheiten und Vorkehrungen zur Geſundheit der Schiffsmannſchaft, erkundigte ſich nach der Perſönlichkeit Cook's u. dergl. Und indem er darauf anſpielte, was Forſter in Polen finden werde, ſagte er: „Wenn Sie arbeiten wollen, werden Sie's dort nicht lange aushalten, die Polen ſind eigenſinnig und dumm. Das Beſte iſt, daß man ja den Weg heraus weiß, den man hineingekommen iſt. Ich denke, ich ſehe Sie bald wieder einmal hier; denn ich glaube nicht, daß Sie der Mann ſind, der ſich blos um der größern Beſoldung zu genießen verändern würde; ich glaube nicht, daß ſie der Mann ſind!"

„Nien, Ew. Majeſtät!" antwortete Forſter. „Ich habe nur den Wunſch glücklich zu ſein, um recht arbeiten zu können."

„Nun, Sie werden in Polen nicht bleiben!" —

Mit dieſer in eine Prophezeiung gekleideten Einladung entließ ihn der Kaiſer. —

Wie hätte Forſter ſolcher Schätzung und Gunſt nicht froh werden ſollen! Vielmehr kamen dieſe ſchmeichelhaften Ausſichten zu den Lockungen des wiener Sommerlebens, um den reiſenden Freund ſolange feſtzuhalten. Doch konnte er am Ende nicht umhin, ſich dies Verweilen aus perſönlichem Behagen, dies Zögern vor ſeinem eigentlichen Beſtimmungsorte zum Vorwurf zu machen. Er ſchalt ſich einen Müßiggänger, ſuchte ſich aber vor ſich ſelber und gegen ſeine Verlobte damit zu rechtfertigen, daß er eigentlich ihrethalben Zeit und Eifer aufgewendet habe, um ihr nämlich einen angenehmern Aufenthalt, eine für ihren Geiſt, ihr Herz und ihre Geſundheit angemeſſenere Wohnſtätte, als das ferne, wüſte Wilna ſei, für eine ſpätere Zeit vorzubereiten. Für ihre beiderſeitige Ruhe, für ihr gemeinſames Glück wollte er die ihm in Wien begegnende Gunſt feſthalten, und die Hoffnung einer Rückkehr aus Polen an bleibende Freunde feſtknüpfen.

Gerade auch in ſolchem Bemühen glaubte der ehemals allzu bedenkliche Forſter eine Veränderung ſeiner Denkungsart zu erkennen. — „So denkt Forſter", ſchrieb er Anfang September an ſeine Thereſe, „der Forſter, der ſonſt zu ſtolz oder zu demüthig oder zu ſehr ein Feind aller Künſte war, um ſich zu einem Etabliſſement zu drängen; der eine ſo große Süßigkeit darin fand, Alles der Hand der Vorſehung, die ihn immer ſicher und gut führte, zu überlaſſen, und alle Veränderungen, alle Glücks- und Unglücksfälle dankbar von ihr zu erwarten, unverhofft, unvorbereitet. Jetzt, wie verändert! Jetzt, da ſeine Sorge nicht mehr das geringfügige Selbſt betrifft."

Indem wir nun den zartfühlenden Mann ſeine Abreiſe rüſten laſſen, müſſen wir nur noch bemerken, daß er die kaiſerliche Reſidenz doch nicht blos von ihrer verlockenden Seite kennen lernte, und daß er die genußſüchtige Stadt nicht ohne erbauliche Erinnerungen verließ. Schon in der erſten Woche ſeines Aufenthalts ſchrieb er ſeiner Thereſe:

„Seit mehren Stunden wimmelt's gerade unter meinem Fenſter vor der Kirche der Kapuziner, die heute ſeit

Aufgang der Sonne Ablaß für die vergangenen und künftigen Sünden verkauft haben. Das arme, blinde Volk kniet mitten auf der Straße, nur das Geſicht nach der Gegend gerichtet, wo ſeine Verblender ihm ſeine Götzen ausſtellen. Der Menſch iſt ein weichherziges Thier; Verſöhnung und Frieden ſucht er ſo gern, und iſt ſo froh, wenn er ſie erlangt zu haben glaubt. Das wußten die Menſchen wol, die ſeinem Geiſte Feſſeln ſchmiedeten, welche noch jetzt ſo feſt und unauflöslich ſind.“

Der Brief datirt vom 1. Auguſt, und Forſter hatte wol im katholiſchen Kalender überſehen, daß auf dieſen Tag wirklich — Petri Kettenfeier begangen wird.

Doch reichte dies Treiben nicht über den Kreis hinaus, innerhalb deſſen der Geruch der Kutte für heilig galt und ſelig machte. In einem Briefe an Sömmerring aus Wien heißt es unter Anderm:

„Das Beſte iſt, man hat endlich aufgehört in guten Geſellſchaften von den Zänkereien der Pfäfflein zu ſprechen, und nun hören ſie auch auf zu zanken, und freſſen und ſaufen friedlich nebeneinander auf Unkoſten der übrigen Welt, die aus langer Angewohnheit den Stand der Mönche für unentbehrlich hält. Wie die Menſchen allenthalben Menſchen ſind, und wie allenthalben oder durchgängig entweder treuherzige Dummheit oder gedankenloſe Gewohnheit, oder abſichtliche Heuchelei, oder überdachte Weltklugheit Das iſt, was mit dem Namen Religion bezeichnet zu werden pflegt, das iſt mir ſo ſonnenhell geworden wie nie zuvor.“ —

Mancherlei Empfindungen bewegten Forſter's Herz, als er in Wien Lebewohl ſagte. Ein paar Mädchen, obgleich ſie den Freund verlobt wußten, weinten bei ſeinem Abſchied, und konnten nicht aufhören. Deſto lebhafter rief er ſich aber in die Betrachtung, daß doch Thereſe ihn ſehr glücklich machen werde, ſo übereilt eigentlich ſeine Wahl geweſen ſei. In dem Allen erkannte er die Hand der Vorſehung und hoffte, daß es gut ſein werde. Dem Herzensfreunde Sömmerring bekannte er aber dennoch, daß er, wenn er als freier Mann nach Wien gekommen wäre, dem Kaiſer anders geantwortet hätte und auch mit weniger Gehalt geblieben ſein würde. Nun freute er ſich wenigſtens, daß dieſer Freund bereits auch Kaſſel verlaſſen hatte und all den Widerwärtigkeiten entgangen war, die ihnen die Verbindung mit den Roſenkreuzern bereitet hatte. „Wohl uns!“ ſchrieb er ihm nach Mainz, „denn wir können nun mit Ruhe auf das Meer zurückſehen, das wir durchſchifften, und uns freuen, daß, weil uns einmal dieſe Art von Erfahrung zur Züchtigung und Belehrung nöthig war, wir glücklich Alles überſtanden und doch viel Menſchen- und etwas Sachkenntniß erworben haben!“

Polniſche Wirthſchaft.

Nicht ohne guten Grund haben wir uns mit dem reiſenden Forſter ſolange in Wien verweilt. Jener Aufenthalt, jener Monat Auguſt des Jahres 1784 darf für den Glanz- und Höhepunkt im Leben dieſes edeln Mannes gelten. Geſunder als gewöhnlich, liebenden, hoffenden Herzens, aufgeſucht von Gelehrten, von edeln und adeligen Frauen geliebkoſt, ausgezeichnet von Staats- und Kriegsmännern, und von einem Kaiſer Joſeph huldreich empfangen, von Allen gelockt und gewünſcht, ſah er ſich nicht blos äußerlich gehoben und durch die heiterſten Ausſichten auf Familien- und Weltverkehr erweitert, ſondern mußte ſich auch innerlich bereichert empfinden durch die aus einer trüben Gemüthsverwandlung erwachte Empfänglichkeit für die Genüſſe des Lebens, die er mit den Wahrheiten des Geiſtes zu verbinden verſtand. Auf dieſer ſonnigen Höhe, wo Haus und Welt ineinander aufzugehen ſchienen — wie hätte er den Gedanken gefaßt, oder für ſeine Zukunft die Ahnung empfunden, daß eines Mannes Leben gar oft nicht blos von Kränklichkeit und wirthſchaftlichen Sorgen heimgeſucht, ſondern auch von Zweifeln und Zwieſpalt in Freundſchaft und Liebe zerriſſen werde, und daß durch gewaltige Erſchütterung der Staaten Ruhm in Schmach und Verdienſte in Vergeſſenheit fallen könnten? Gerade auf der heiterſten Höhe des Lebens hat man, wie auf den Mittaggipfeln der Berge, die wenigſte Fernſicht: die Schatten fallen unter die Gegenſtände und der Horizont iſt von einem ſeidenen Duft umgaukelt. Nein, ſo glücklich unter dem Aequator ſeines Lebens, ſchien Forſter allem Bangen wie allem Verlangen überhoben zu ſein.

Doch dem Wechſel einer ſo befriedigenden Reiſeſtation war er nicht überhoben, als er Mitte September von Wien abreiſte. Vielleicht war er nur reizbarer für weniger freundliche Eindrücke von andern Gegenden und Menſchen geworden. Selbſt Jahreszeit und Witterung begünſtigten ihn weniger, als er das durch Klima und Anbau unfreundliche Polen betrat. Wie gefaßt er ſich auch auf den Abſtich gemacht hatte, erſchrak er doch heftig beim Eintritt in dies Land. Zum erſten Anblicke des ſandigen, von ſchwarzen Wäldern überall bedeckten Landes, was ſchon über ſeine Vorſtellung hinausging, kamen nur zu bald noch die Erſcheinungen der Halbwildheit und Halbcultur des Volks, der Verfall und Schmutz in ſinnlichem und ſittlichem Verſtande. Forſter war ſo erſchüttert, daß er in einſamer Stunde den Thränen nicht wehren konnte, die er erſt ſeinem Misgeſchick weinte, und als er ſeines Kleinmuths ſich beſann, dem ſo geſunkenen Volk weihte. Er mußte ſich fortan rechtſchaffen zuſammennehmen gegen ſo Vielerlei, was ſeiner gewohnten Anſchauungs-

und Empfindungsweiſe widerſtrebend auf ihn eindrang. Andere Sitten, andere Lebensart, andere Sprache und Kleidung, Verſchiedenheit der Regierungsformen ſtörten ihn wol; aber indem ſie ſich auf ihr einheimiſches Recht ſtemmten, ſöhnten ſie allmälig ſeine Einſicht mit ſich aus, bis auf Eines und das Andere, was in ſeinen Augen als fehlerhaft und anſtößig an ihnen haften blieb.

Den 20. September erreichte er Krakau. Der Anblick der verfallenen Stadt erſchreckte ihn. Auch war ſie der Ferien wegen von den Profeſſoren verlaſſen, und er mußte neun Meilen weit nach dem Profeſſor Jankiewicz ſchicken, an den er gewieſen war und der ſeine Sachen nach Warſchau zu beſorgen gehabt hatte. Jankiewicz befand ſich auf der Beſitzung einer Marquiſe Myszkowſka, deren Naturaliencabinet zu ordnen. Er ließ Forſter'n dahin abholen. Der Reiſende ward mit offenen Armen empfangen. Man machte Ausflüge nach Salzquellen und auf Petrefacten, ließ Luftbälle ſteigen und lebte acht Tage in „Saus und Braus", ohne daß doch Forſter einen rechten Antheil zu nehmen geſtimmt wurde.

Geleitet von des Profeſſors Bedienten erreichte er in drei Tagen Warſchau. Hier nahm ihn der alte Freund Scheffler aufs zärtlichſte in ſeinem Hauſe auf. Er fand einen Haufen hierheradreſſirter Briefe vor und blieb drei Wochen. Währenddeſſen ward ſeine Ankunft dem Fürſten Primas gemeldet, der ihn ſogleich nach Grodno einlud, wo er ſich mit dem König und den Magnaten auf dem Reichstage befand. Unterwegs dahin machte Forſter einen Abſtecher nach dem Schloſſe der Witwe des Kronfeldherrn Branicki, einer Schweſter des Königs. Ihr verſtorbener Gemahl war zugleich Caſtellan von Krakau geweſen, daher ſie von den Polen kurzweg Madame de Cracovie genannt wurde. Eine Dame in den Vierzigen, ſehr verſtändig, beleſen, einſichtsvoll, religiös ohne Andächtelei und völlig frei von Standesanſprüchen auf ſteife Ehrerbietung. Sie hatte den Cardinal Archetti um ſich, und Beide kamen dem Gaſt aufs heiterſte entgegen. Beide ſtanden im Begriff ebenfalls nach Grodno zu gehen, und ſo eilte ihnen Forſter nach zwei Tagen Aufenthalt dahin voraus.

Hier in Grodno, einem dunkeln, dorfähnlichen Städtchen, gerieth unſer Profeſſor in den vollen Glanz des polniſchen Adels. Es war ſchwer unterzukommen. Der Kanzler von Lithauen, Graf Chreptowicz, räumte ihm in ſeiner eigenen Wohnung eine Stube ein, — ein alter, ehrlicher, etwas phlegmatiſcher Mann, für manches Gute geſtimmt, das er nur, wenn ſeine Spielverluſte ihm nachzudenken gaben, allzu leicht verſäumte.

Vor allem hatte Forſter ſich dem Fürſten Primas, durch den ſeine Berufung ergangen war, vorzuſtellen. Dieſer ſonſt ziemlich zurückhaltende Prälat erwies doch dem berühmten Reiſenden ſeine freundlichſte Theilnahme, indem er aus freien Stücken auf deſſen Angelegenheiten einging, ihm Rath und Anweiſung hinſichtlich ſeiner Einrichtung gab und ihm die wichtigern Perſonen ſchilderte, mit denen Forſter zu thun haben würde. Er ſchloß mit den beſten Zuſagen, dem Ankömmling über die Schwierigkeiten hinauszuhelfen, an denen es in einem Lande nicht fehlen könne, wo noch Alles im Werden ſei und Jeder ſeinen eigenwilligen Kopf habe.

Nach all dieſen eigenwilligen Köpfen ſich umzuſehen, war nun hier die rechte Gelegenheit. Unter dem zahlreichen Adel, der auf den verſchiedenen Rangſtufen von Baronen, Grafen, Marquis und Fürſten doch gleichberechtigt war, ſtellten ſich durchgehends Männer von großer Geſtalt, wohlgewachſen, in der Regel von edler, offener, nicht ſelten aber auch von roher, wilder Geſichtsbildung dar. Die lange Tracht erſchien aber unſerm Forſter ebenſo wenig anſprechend als die ganz geſchorenen Köpfe. Und wollte er an dieſen auch das Bemühen um Reinlichkeit nicht verkennen, ſo gab ihm dies nur eine um ſo ſchreckhaftere Vorſtellung von einem Wildſtande, um deſſentwillen der Wald ſelbſt im Abtrieb gehalten werden mußte. Auch das Frauenzimmer kam dem Freunde weniger ſchön vor, als er es ſonſt rühmen gehört. Weißer Teint, ſchlanker Wuchs und einzelne ſchöne Züge vereinigten ſich doch ſelten zu einem einnehmenden Ganzen. Den meiſt unſchönen Mund ſuchte Forſter aus der harten Sprache zu erklären, ohne daß er jedoch mit ſolcher deutſchen Ergründung bei den Einheimiſchen Glück machte. Am widerwärtigſten war unſerm freiheitſtolzen Manne die einheimiſche Sitte, ſich vor Jedem bis zur Erde zu verneigen, und Jedem von höherm, oft ſogar von gleichem Range begrüßend nach den Knien oder Füßen zu langen.

Forſter traf hier auch wieder den ihm von Freiberg her bekannten Neffen des Primas und des Königs, den jungen Fürſten Poniatowſki als Großſchatzmeiſter von Lithauen, und fand ſich mehr und mehr in dem guten Urtheil beſtärkt, das er ſchon damals von ihm gefaßt hatte. Und wenn auch die Meinungen über das Herz des Fürſten getheilt waren: für den am zweckmäßigſten ausgebildeten Kopf, und der es mit der Liebe zu den Wiſſenſchaften und mit der Aufklärung ſeines Vaterlandes ernſtlich meine, mußte man ihn gelten laſſen.

Im Kreiſe dieſer durch ihren Rang erleſenen Polen begegnete Forſter unvermuthet einem ausgezeichneten Franzoſen, der — gewiß eine ſeltene Zuſammenkunft! — ein noch berühmterer Weltumſegler war, — Bougainville. Dieſer geniale Mann, damals in ſeinem fünfundfunfzigſten Jahre, hatte ein merkwürdig reiches Leben hinter ſich. Mit ſeltener Begabung für Sprachen und Wiſſenſchaften war er nach dem Studium der Rechte doch bald aus der Parlamentsadvocatur geſchieden und mit dem fertigen Ruf eines Gelehrten in den Militärdienſt getreten. Er hatte als Adjutant gedient, und war als Geſandtſchaftsſecretär in London Mitglied der Königlichen Geſellſchaft geworden. Nachdem er in Canada und in Deutſchland Unternehmungen und Feldzüge gemacht, war er zur Marine übergegangen, und hatte mit Erlaubniß des Königs als Schiffscapitän auf eigene Koſten eine Niederlaſſung auf den maluiniſchen Inſeln angelegt. Wie aber dieſe Inſeln wieder an die Spanier abgetreten wurden, machte er eine Reiſe um die Welt, und bereicherte die Erdkunde durch ſchöne Entdeckungen. Im amerikaniſchen Kriege befehligte er mit Auszeichnung mehre Linienſchiffe, und ward bald hernach zum Marechal de Camp in der Landarmee ernannt. — Jetzt war dieſer merkwürdige Mann hier mit ſeinem ehemaligen Gefährten auf der Reiſe um die Welt — einem Prinzen von Naſſau, der, nachdem er eine Polin geheirathet, beim Reichstage das polniſche Indigenat betrieb und erlangte.

Inzwiſchen war auch jene verwitwete Schweſter des Königs angekommen, Madame de Cracovie. Forſter wurde wiederholt bei ihr zur Tafel gezogen und bei erſter Gelegenheit dem Könige vorgeſtellt.

In dieſem erkennen wir jenen Stanislaus Poniatowſki, den als abgelegten Liebhaber die Kaiſerin Katharina, nach dem Tode Auguſt's III., unter unglückſeliger Anarchie der polniſchen Großen, auf den polniſchen Thron gehoben hatte. Ein Mann von perſönlicher Liebenswürdigkeit ohne politiſche Bedeutung weder als Staatsmann noch als Soldat, aber durch Kenntniß, Geſchmack und Urtheil in Poeſie, Muſik und Kunſt vielſeitig gebildet und mehrer Sprachen in ihrem nationalen Accente mächtig. Selbſt gutunterrichtet, umgab er ſich gern mit einſichtsvollen Männern, und förderte die Literatur, während unter ihm ſeit einem Jahrzehnd das von den Parteien des fremden, feindſeligen Einfluſſes ſiebernde Reich ſo grauſam zerriſſen worden war, daß es noch heute zuckt.

Forſter folgte nach ſeiner Vorſtellung dem Könige in die Sitzung des Senats und beſuchte auch den Saal der Landboten. Es war der erſte Reichstag unter dieſer Regierung, der einmal ohne Parteiverbindungen abgehalten, die Geſchäfte in ordentlichem Gang erledigte. Auch hatte man dem Könige die früher bezogenen 700,000 polniſchen Gulden zur allmäligen Befriedigung ſeiner Gläubiger auf weitere zehn Jahre bewilligt, worüber er höchſt vergnügt ausſah. Indeß, ohne heftiges Reden und Toben ging's doch nicht ab, und es koſtete an manchem Tage mehr als einen hölzernen Stab, wenn der Reichsmarſchall Stille gebietend auf den Boden ſchlagen mußte. Im Senat ließen es die Magnaten wenigſtens nicht bis zum Brechen des Stabes kommen. Dennoch bemerkte der König, während der Verhandlungen im Saale umherwandelnd, indem er zu Forſter'n im Kreiſe einiger Herren herantrat, mit Lächeln: „Vous avez bien vû des orages, mais Vous n'en aurez pas vû de cette espèce.“

In einer andern Aeußerung, über der Abendtafel bei ſeiner Schweſter, Madame de Cracovie, ſprach ſich des Königs Humanität oder Feinheit artig aus. Forſter hatte von Otaheiti und ſeiner Reiſe viel erzählen müſſen, als der König bemerkte:

„Man wird Ihnen dieſelben Fragen viele Hundert mal gethan haben, Sie müſſen daher des Antwortens müde ſein, und ich mache mir ein Gewiſſen daraus Sie zu fragen.“

Und beim Abſchiede Forſter's entließ er ihn mit den freundlichen Worten: „Ich bin der einzige Mann in Polen, der ihre Anweſenheit am wenigſten genoſſen hat; ich will mich aber ſchadlos halten und ſie einmal in Wilna beſuchen.“

Bei all dieſer Auszeichnung hatte Forſter die herzlichſte Langeweile in Grodno, — ſchlecht logirt und oft genug in Verlegenheit um einen Wagen, ohne welchen durch den Ocean von Koth in allen Straßen nicht fortzukommen war. Allein, man ließ ihn immer nicht ziehen. Zum Glück erhielt ſich ſeine Geſundheit. Erſt, als am 13. November der Reichstag geſchloſſen war, durfte er abreiſen, und ſo erreichte er am 18. das Ziel ſeiner Beſtimmung in Wilna.

Es konnte keine Weltfahrt im gewöhnlichen Sinne heißen, von welcher Georg Forſter hier zu einer neuen Häuslichkeit gelangte. Dennoch hatte er in einer Welt wechſelnder Eindrücke mehr erfahren, als ein bekannter lateiniſcher Spruch ſelbſt dem über Meer Reiſenden zugeſteht: er hatte nicht blos den Himmel, ſondern auch das Herz verändert. Nach einer trüben und ängſtlichen Periode frommer und bethörter Schwärmerei hatte er die Herrſchaft der Freude, die Urrechte der Sinne, das Glück des Genuſſes anerkannt. Wir haben es einen Rückſchlag nach außen genannt, als er die vorempfundene Umwandlung in ſeinem Denken nun wirklich erprobt hatte. Ueberdies ſtand die neue Häuslichkeit — freilich nur noch des Junggeſellen, in einer neuen Welt.

Wilna ſtellte ſich mit ſeinen vielen und ſchönen Kirchthürmen dem Ankömmlinge von außen ebenſo angenehm als im Innern durch leere, wüſte, zerfallene und in den letzten Kämpfen abwechſelnd von Ruſſen und Conföderirten geplünderte oder in Schutt gelegte Häuſer traurig dar. Die Umgegend, obgleich ebenfalls ſandig und nur fichtenwaldig, mochte ſich doch nach der langen Ebene von Krakau her durch hügelige Abwechſelung für die hübſcheſte in Polen und Lithauen ausgeben. Eine Stunde vor der Stadt war durch den Biſchof, Fürſten Maſalſki, mit Hülfe eines deutſchen Hofgärtners ſelbſt eine artige Anlage zuſtande gekommen. Werky und Zagreb, zwei Landhäuſer dieſes Prälaten, boten in guter Jahreszeit hübſche Promenaden.

Dem neuen Profeſſor war in dem ſogenannten mediciniſchen Colleg, dem ehemaligen Penſionshauſe der Jeſuiten, eine Wohnung angewieſen. In einem Flügel dieſer, zu verſchiedenen Zeiten und nach jedesmaligem Bedürfniß verſchiedentlich zuſammengewachſenen Bauten zerſtreuten ſich durch mehre Stockwerke ſeine theils neſtartig kleinen und niedrigen, theils auch noch in der Herſtellung begriffenen Gemächer. Sie befriedigten Forſter's Anſprüche nicht, und waren blos nicht ſchlechter als die von ſeinen Amtsgenoſſen bewohnten Räumlichkeiten.

Sein Junggeſellenhaushalt fand glücklicherweiſe, um ſich anzulehnen, eine bequeme Familienwirthſchaft. Im andern Flügel deſſelben Hauſes wohnte Langmeier aus Wien, einer der Profeſſoren der Arzneiwiſſenſchaft, — ein ehrlicher kleiner Ungar, ſchmächtig und ſchwächlich, doch bei öfterer Kränklichkeit ſehr thätig, in ſeinem Fache durch Gründlichkeit, ärztliche Wiſſenſchaft und Erfahrung ein trefflicher Mann. Durch manche Eigenſchaften erinnerte er Forſter'n an Freund Sömmerring: er war gerade und rechtſchaffen, haßte Unrecht und Falſchheit wie der ältere Freund, und beſaß auch, wenngleich in milderm Grade, deſſen heftiges Temperament. Dabei einfach und ohne Charlatanerie bekannte er ſich zu den Grundſätzen, die Forſter und Sömmerring die ihrigen nannten. So ſchloß unſer Ankömmling ſich raſch einem Manne an, der ihm den Freund nicht erſetzte, aber vertrat. Denn in Vielem blieb Langmeier auch hinter Sömmerring zurück, wie er denn mit ſeinem guten Kopfe in die förmlichſte Lehrmühle eingekeilt, ſeinen Gang weiter, nur nie auf Neues losging. Noch Eines fügte ſich ſo freundlich wie mit Sömmerring, daß nämlich Forſter ſeinen Mittagstiſch auch beim neuen Freunde fand. Frau Langmeier, eine geſunde, treuherzige

Wienerin, nicht ſehr unterrichtet und witzig, aber nicht ohne hausbackenen Verſtand, bereitete einen einfachen, ökonomiſchen Tiſch, wie er Forſter'n ganz recht war. In Wilna brachte es ohnehin das Herkommen mit ſich, daß unverheirathete Profeſſoren zu Denen, die einen Haushalt führten, auch ungebeten zu Tiſche gingen und fürliebnahmen. Selbſt für einen eingeladenen Gaſt pflegte man keine Schüſſel zuzuſetzen, und ein geringer Tiſch war nie für den Wirth ein Gegenſtand der Verlegenheit.

Forſter hatte ſich eingerichtet, den Nachmittag von 3 Uhr an in ſeiner Wohnung zu ſein, den Abend aber von 7 Uhr an, falls er nicht in Geſellſchaft ging, wieder mit Langmeier zuzubringen. Zum Abendgericht, an das er früher gar nicht gewöhnt war, gab's eine Suppe von polniſcher Grütze. Etwas dünn und kraftlos kam dem Freunde die wilnaer Küche überhaupt vor; doch befand er ſich geſund dabei, und die Kleider wollten ihm ſogar enger werden. Nur wenig Lebensbedürfniſſe waren eigentlich gut und billig. Brot war immer ſchlecht; das Fleiſch konnte zuweilen leidlich ſein; gute Butter und Milch blieb ein Vorrecht für Diejenigen, die eine eigene Kuh hielten. Eine Equipage war theuer zu halten, Möbel ſchwer zu bekommen, und Alles, was zur Kleidung gehörte, ſtand im höchſten Preis.

Es läßt ſich denken, daß es einem allerwärts ſo geſuchten Manne wie Forſter, der hier zumal als Profeſſor den Rang des polniſchen Adels hatte, ein Leichtes war, die wilnaer Geſellſchaft in allen Schattirungen kennen zu lernen. Die Stadt belebte ſich eben noch mehr durch das oberſte Tribunal, das in den Wintermonaten in Wilna gehalten wurde und einen Zufluß von Menſchen brachte. Dann wetteiferte der Marſchall des Tribunals mit dem Biſchof in Gaſtereien. Dieſer Fürſt Maſalſki war ein artiger, feiner, gefälliger Prälat, nur von etwas zu ſüßlicher Wohlredenheit. Er machte das glänzendſte Haus in Wilna. Seine Gärtnerei lieferte Ananas zu den Reinetten aus Italien. Auch war er, ehe das Spiel ihn zugrunde gerichtet, außerordentlich reich. Und noch jetzt ſprach man von 60,000 Dukaten jährlicher Einkünfte.

Hinter dem Reſpect vor der geiſtlichen Würde kommen wir zu ein paar intereſſanten Damen. Forſter meinte, wenn ſeine zukünftige Frau erſt einmal den Namen der Gräfin Przezdziecka ausſprechen könnte, würde ſie die halbe Schwierigkeit der polniſchen Sprache überwunden haben. Dieſe Frau und ihre Mutter, Fürſtin Radziwill, gehörten zu den Wenigen, mit denen im angenehmen Umgang ſich eine Unterhaltung machen ließ. Etwa 26 Jahre alt und Witwe, begünſtigte ſie die Bewerbung eines Bruders ihres Schwagers. Forſter wollte in ihrer großen Lebhaftigkeit ſowie im Ausdrucke des Mundes von feinem Witz, von Bemerkungsgeiſt und ſpitzer Satire die auffallendſte Aehnlichkeit mit ſeiner Thereſe entdeckt haben. Ebenſo erinnerte ihr gediegener Geſchmack für die Wiſſenſchaften an die Verlobte. Forſter brachte manchen Abend bei ihr zu, las ihr geſchriebene Aufſätze vor und verſchmähte ihre maskirten Geſellſchaften nicht.

Eine andere ſchwer auszuſprechende Gräfin von ähnlichem, etwas kürzerem Namen — Przesiecka, nahm ſich auch von etwas kürzerem Wuchs aus. Schön bei ihrer Corpulenz, luſtig und muthwillig, erſchien ſie auch ohne die Beleſenheit und den Verſtand jener ganz Unausſprechlichen doch durch natürlichen Witz und gutes Herz ſehr einnehmend. Leider war ſie mit einem der häßlichſten Fehler der polniſchen Geſellſchaft ſtark behaftet — mit der Spielwuth. Aus einem der erſten Häuſer, und zwar ironiſch-bedeutſam — aus der Familie des Schatzmeiſters, war ſie durch das Spiel ſo verarmt, daß ſie an dem Stadtpfarrer von Wilna faſt ihre einzige Stütze hatte. Durch dieſen mildthätigen Geiſtlichen machte Forſter auch ihre Bekanntſchaft. Abbé Strzecky, zugleich Profeſſor und königlicher Aſtronom, war ihm nämlich ſchon aus London befreundet und ſuchte ſeinen ſpielſüchtigen Günſtling mit ſoliden Leuten in Umgang und dadurch zu beſſerm Geſchmack zu bringen.

Die Spielſucht war unter Männern und Frauen ſo eingeriſſen, daß ſogar an den maskirten Abenden bei der unausſprechlichen Gräfin, die ſelbſt nicht ſpielte, wenigſtens ein halb Dutzend Bänkchen als Abgründe des Verderbens geöffnet ſtanden.

Eine andere Schattenſeite des polniſchen Lebens lag in den häufigen Eheſcheidungen. Manche Mädchen heiratheten auf Gerathewohl, nur um unabhängig zu werden, da ſie dann nach leichtfertiger Scheidung auf eigenem Fuß ohne Zwang, wenn nicht auch ohne ängſtlichen Anſtand, leben konnten. Vornehme, wie unſere luſtige Spielgräfin, die ebenfalls geſchieden war, nahmen wol auch in einem Frauenkloſter ein paar Stübchen außerhalb der Clauſur zur Wohnung.

Mit dieſer leichtfertigen Geſinnung ſtimmte der leichte Ton des Umgangs überein. In einem Schreiben an

Sömmerring klagt Forſter: „Ich muß mit den Weibern ſchönthun und Zeit vertändeln, wenn ich irgend mit ihnen umgehen will, auch wol mitunter ihnen geradezu auf den Leib gehen. Denn obgleich das Aeußerſte ein Fall iſt, der nicht oft vorkommen ſoll, ſo wollen ſie doch ziemlich handgreiflich careſſirt ſein, oder ſind's von ihrer Nation gewohnt. Man küßt ein Frauenzimmer wol ohne Skandal auf die Bruſt.“

Außer dieſen wechſelnden Flecken der Geſellſchaft war die allgemeine Färbung derſelben eigenthümlich polniſch und ſchillerte nach einer Seite recht anſprechend, nach der andern ſehr widerlich. Zu beiden wollen wir die Farben von Forſter's Palette ſelbſt nehmen, wenn auch einige Worte zur Bezeichnung der Schattenſeite für unſern heutigen Geſchmack etwas nachgedunkelt haben. Er ſchreibt ſeiner Thereſe:

„Der Mangel an guter Geſellſchaft rückt die Stände näher aneinander; der Umgang mit den vornehmen Perſonen, den einzigen, die Bildung und Erziehung haben, iſt auf den ungezwungenſten Fuß; von Adelſtolz und Ahnenſtolz iſt nichts zu ſehen, und wo er ja ſich merken läßt, verlacht man ihn kräftigſt, und dies gilt nicht etwa für Männer allein, ſondern auch das Frauenzimmer genießt eben die Vortheile. In Religionsſachen herrſcht neben tiefem Aberglauben doch eine faſt vollkommene Toleranz.“

Dagegen heißt es in einem Briefe an Sömmerring:

„Die Polen ſind Schweine von Haus aus, ſo Herren als Diener; Alles geht ſchlecht gekleidet, zumal das weibliche Geſchlecht; putzen ſie ſich, ſo ſitzt es wie der Sau das güldene Halsband. Ausnahmen gibt's, das versteht ſich; ich ſpreche von der allgemeinen Regel. Polniſche Fräulein kämmen ihr Haar zum Fenſter hinaus, — — — und Cavaliers mit dem Stanislausorden ſchnäuzen ſich zwiſchen den Fingern die Naſe; expertus loquor. Vornehme Schnurrbärte, mit ihren Säbeln an der Seite, haben ſtatt Strümpfe Stroh in den Stiefeln, — wenigſtens ſagte es mir Madame Przesiecka."

Solche Geſellſchaft — mußte ſie es nicht dem neuen Profeſſor erleichtern, in ſeine ſonſt nicht ſehr anziehenden Wohnzimmer gern zurückzukehren und ſeinem Berufe zu leben? Dieſer führte ihn unter die bunte Schar ſeiner Mitlehrer. Die Namen, perſönlichen Eigenheiten und wiſſenſchaftlichen Richtungen derſelben können uns heute nicht ſo intereſſiren, wie Forſter ſie ſeinem Sömmerring umſtändlich ſchilderte. Wir ſtellen nur die Namen Pocalojewſki, Profeſſor des Kanoniſchen Rechts mit einer italieniſchen Frau, Regnier, Profeſſor der Chirurgie und geweſener biſchöflicher Kammerdiener, Biſio, gewinnſüchtiger Arzt, und Langmeier, Profeſſor praxeos und geſchickteſter Arzt, zuſammen, um das Gemiſch des Lehrerperſonals aus Polen, Franzoſen, Italienern und Deutſchen zu bezeichnen. Die größere Zahl waren Exjeſuiten und bewohnten das ſchöne Gebäude des ehemaligen Jeſuitencollegs, — „höfliche, beſcheidene, zum Theil gelehrte, dienſtfertige und gutmüthige Männer, denen Wiſſenſchaft und Aufklärung ſo ſehr am Herzen lag, daß ſie ſolche, nachdem man ihnen die Adminiſtration der Ordensgüter genommen und zu jenem Zweck verwendet hat, auch ferner noch aus eigenem Enthuſiasmus, wenn jene nicht zureichten, oder die jetzigen Adminiſtratoren zu karg waren, mit ihrem Privatvermögen kräftigſt beförderten".

So fand Forſter dieſe Männer anfangs, und ebenſo mit ſeinen Kräften und ſeiner Geſundheit ſich hingebend für das Wohl der Akademie erſchien ihm der Rector der Univerſität, Abbé Proczebut, ein gelehrter, ſanfter, kränklicher Mann.

Die Einrichtung der Univerſität ließ Manches zu wünſchen übrig. Sie beſaß ein eigenes Einkommen von 300,000 polniſchen Gulden oder 16,000 Dukaten. Der Primas aber mit ſeiner Vorliebe für die Univerſität Krakau zog etwa den vierten Theil davon zur Förderung dieſer Schule, und die Exjeſuiten waren zu ſchüchtern, ſich dieſem Verfahren zu widerſetzen, ſo ſehr ſie ſonſt den Primas haßten, dem auch ſie verhaßt waren. Doch ſchmeichelte ſich die Univerſität, auf einem der nächſten Reichstage die Verwaltung ihrer Güter wieder in eigene Hand zu bekommen. Außerdem ſtanden der Erziehungscommiſſion noch anſehnliche Fonds zugebote; doch begegneten leider dieſe Gelder auf dem Wege zu ihrer Beſtimmung — den Schulden, den Bedürfniſſen, den ehrgeizigen Abſichten jener Männer, durch deren Hände ſie liefen, ſodaß gar manche Summen, wie ſonſt loſe Knaben thun, — neben der Schule hingingen.

An neue Einrichtungen war unter dieſen Umſtänden nicht zu denken. Und dieſe Vernachläſſigung traf vor allem in Forſter's Lehrbereiche das Naturaliencabinet, den Botaniſchen Garten und die ſpecielle Bücherſammlung. Für alles Dies blieben kaum 300 Thaler zu verwenden. Forſter ſetzte ſeine Hoffnung auf den jungen Fürſten Poniatowſki, von dem er briefliche Zuſagen für Verbeſſerung der mediciniſchen Facultät und der dahin ſchlagenden naturwiſſenſchaftlichen Studien erhielt. Wie die Sachen jetzt ſtanden, konnte der Profeſſor der Chemie, aus Mangel eines noch nicht fertigen Laboratoriums, noch gar nicht leſen. Die Phyſik verfügte ſchon eher über eine Anzahl guter Inſtrumente. Noch beſſer war aber zufällig die Sternwarte ausgerüſtet, nämlich durch die Mittel des Vermächtniſſes von 12,000 Dukaten einer Dame, die es durch die Sternwarte in ihrer Weiſe auf den Himmel mochte abgeſehen haben.

Seelenſtimmung.

Solange Forſter in der Beſchränkung auf ſein Amt und ſeine Wiſſenſchaft den ihm von allen Seiten gegebenen Zuſagen noch einigermaßen vertrauen konnte, richtete er ſich mit ſeinem eifrigen Beſtreben immer wieder aus den Anwandlungen von Mismuth auf, der ihn nur allzu bald in ſeiner wilnaer Verlaſſenheit überſchlichen hatte. Wer auch hätte, von dem Herzensfreunde und der Verlobten fern, ſich den polniſchen Winter und die polniſche Wirthſchaft nicht ſollen verdrießen laſſen? Zu ſeiner Beruhigung glaubte er ſich zu überzeugen, daß er in Wilna für ſein Fach beſſer arbeiten könne, als er in Deutſchland dazu im Stande geweſen wäre; er ſchmeichelte ſich mit dem Nutzen, den er in einem Lande ſtiften werde, wo eben jetzt inmitten franzöſiſch-oberflächlicher Erziehung wenigſtens einzelne redliche Männer zu wittern anfingen, daß man ſich auf Abwegen befinde. Sobald freilich ſolche weitausſehende Abſichten ihn an einen dauernden Aufenthalt in Wilna erinnerten, regte ſich gleich wieder die natürliche Unruhe und eine keimende Unzufriedenheit, ſodaß er ſchnell einen andern Geſichtspunkt für ſeine freiwillige Verbannung in Polen ſuchte. — „Ich ſehe die Jahre, die ich hier zu bleiben verſprochen habe“, ſchrieb er ſeiner Thereſe, „als eine neue Vorbereitungszeit an, in welcher ich mich für eine dereinſtige beſſere Lage, wo ich mehr Gelegenheit zu nützen finden möchte, durch meine Studienfortſetzung anſchicke.“ — So dachte er alſo, ehe noch der erſte Nutzen geſtiftet war, an den größern, den er ſtiften möchte. Auch in dieſer Abſicht der Welt zu nützen, worauf er in ſeinem Leben immer wieder zurückkommt, verräth ſich das ihm einmal eigene Streben ins Große und Weite. Ein Naturaliencabinet war ihm nie reich genug, ein botaniſcher Garten nie ausgedehnt genug; er dachte nur daran ſie zu erweitern, ſtatt zu verſuchen, wie er einſtweilen mit dem eigenen Reichthum das Kleine fruchtbar und ergiebig machen könnte. Auch ſcheint er, vielleicht unüberlegt, beim Lehren vielmehr immer nur das eigene Lernen im Auge gehabt zu haben.

Bald nach ſeiner Ankunft in Wilna hatte der neue Profeſſor ſeine Antrittsrede auszuarbeiten. Das Latein, worin ſie zu halten war, brachte für ihn Schwierigkeiten mit ſich. Er konnte im Kopfe die Worte nicht zuſammenbringen; eine „Ewigkeit von Zeit“ wurde fruchtlos aufgewendet, und es verdroß ihn, ſich gerade in dieſer Sprache ſo gehindert zu fühlen, da er doch Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch ſo leidlich ſchreiben könnte, „daß man nicht gerade auszuſpucken und zu ſagen brauche: daß Gott erbarm'!“

Nebenher machte ihm das Polniſche zu ſchaffen, deſſen er bei keinem Handwerker, bei keinem Dienſtboten entrathen konnte. Er ſchalt es eine barbariſche Sprache, worin alle die Conſonanten zu viel ſeien, welche die Otaheiten zu wenig hätten. Jenen Naturkindern war ſchon der Name Georg zu hart: ſie ſprachen ihn Theori. Wie mag in jenem polniſchen Winter die Erinnerung an Tahiti ſein Herz bewegt haben! Es mag ihm geweſen ſein, wie in Heine's ſchönem Gedicht der froſtigen Tanne, die in ihrer Winternacht von einer Palme des ſonnigen Süden träumt.

Unwohlſein blieb nicht aus nach dem guten Befinden, das ihn auf der Reiſe begleitet hatte. Da er, am Spätabend von Langmeier herüberkommend, gewöhnlich noch eine oder zwei Stunden länger, als er ſollte, mit Leſen und Schreiben wachblieb, und andern Morgens von 5 Uhr an ſich wieder mit Licht an die Arbeit zu ſetzen pflegte, ſo entzündete ſich ſein ſchwächeres Auge. Der alte kaſſeler Mismuth über nachlaſſende Arbeitskraft kehrte zurück. Er jammerte, daß er mit ſeinem Kopf vom Wetter, vom Magen und von ſoviel Dingen außer ihm abhange; da es ihm dann ſei, als ob er eine Wand vor dem Verſtand habe, und nichts aufſchließen, nichts herauslangen könne.

Unter dem Augenübel litt auch begreiflicherweiſe ſeine Correſpondenz. Thereſe, durch lange Briefe in kurzen Friſten verwöhnt, nahm die Pauſen nicht ohne Empfindlichkeit als Vernachläſſigung auf. Ihre Beſchwerde läßt ſich aus Forſter's brieflicher Frage errathen: „Warum, meine Freundin, können Sie noch zweifeln, daß in Ihnen allein mein Glück aufgehoben iſt?“ — Dieſer Brief, wider des Arztes Verbot mit dem einen, nicht wie das andere durch einen Deckel beſchützten Auge geſchrieben, iſt voll Zärtlichkeit, voll Rührung und wehmüthiger Erinnerung an ſeine Vergangenheit. Er rechnete der Verlobten Alles vor, worin für ſie Beide eine Gewißheit ihres Glücks liege, ſoweit es von ihnen ſelbſt und nicht von äußern Umſtänden abhange. Und indem er ihr zu verſtehen gibt, daß ſie in Allem reizbarer als er ſei, ruft er aus: „Wir ſind ein paar alberne Leute, meine Freundin; wir haben jedes faſt die nämliche Demuth und die nämliche daraus fließende Beſorgniß; wenn wir ganz beiſammen ſein werden, wird uns dies Alles Thorheit dünken.“

Dieſe von Forſter ſelbſt erwähnte Reizbarkeit und das leidenſchaftliche, vielleicht etwas überſpannte Weſen Thereſens ſcheint dem verſtändigen und theilnehmenden Sömmerring nicht neu, aber ziemlich bedenklich geweſen zu ſein. In ihrer Reizbarkeit hatte ſich merkwürdigerweiſe Thereſe für Wilna mit Abneigung gegen Wien entſchieden. Die herzliche Aufnahme, die ihr Georg in dortigen Familien gefunden, die Abſchiedsthränen jener liebenswürdigen Wienerinnen ſcheinen ihr doch empfindlich geweſen zu ſein; wenigſtens vertraute Forſter dem Freunde, daß ſeine Thereſe in ihren zärtlichen Zeilen eine Eiferſucht über die Gräfin Thun nicht habe unterdrücken können. Er lächelte dabei des Misverſtändniſſes in Betreff einer edeln Dame, die drei erwachſene Töchter und einen erwachſenen Sohn habe.

Was ſollen wir aber dazu ſagen, wenn Forſter in ſeinem merkwürdigen Erguſſe gegen den Herzensfreund, bei aller edeln Zuverſicht auf das Glück ſeiner Wahl, am Ende doch ausruft:

„Sieh, lieber Bruder, denke daran, ich ſag' es dir voraus, Thereſe wird ſich eher von Wilna wieder wegwünſchen als ich; oder ſie müßte mich mehr lieben, als ich es hoffen, fodern und begreifen kann. Sie iſt enthuſiaſtiſch in der Liebe, und deſto furchtſamer bin ich wegen der **Dauer**."

Ein Bangen überkommt uns bei der Liebe und Hoffnung eines Bräutigams, der die Seele ſeiner Verlobten ſo abwägt, daß er, die Bedenken ſeines Freundes verwerfend, den ſchwerſten Zweifel doch ſelber in die Wagſchale drückt. Wahrhaft beängſtigend aber wird für uns dieſe Betrachtung durch ein weiteres Bekenntniß Forſter's über ſeine eigene Empfindung. Sömmerring's Briefe waren nämlich überlang ausgeblieben und der verlangende Forſter auf den Gedanken gefallen, der Freund könnte plötzlich erkrankt und geſtorben ſein. Ein Condolenzbrief, den er von anderer Seite empfangen hatte, brachte ihn auf dieſe traurige Vorſtellung. Wir laſſen nun Forſter'n ſelbſt die Empfindungen einer Freundſchaft ausdrücken, die ſo hoch und edel getragen, Manchen nur als poetiſche Offenbarung erſcheinen dürfte. Er ſchrieb:

„Ich habe dich ſchon als einen vom Himmel mir entriſſenen Freund beweint. Ich habe deshalb noch keine vergnügte Stunde hier in Wilna gehabt. Ich machte mich gefaßt, dir zu folgen in jene Welt; ich war ſinnlos und gefühllos gegen alle Freundſchaft, die man mir hier bewies. Ich haßte mein Daſein. Gottlob! daß du lebſt, geſund biſt und auf dem Wege, durch Liebe glücklich zu werden, und Das erſetzt zu bekommen, was du an deinem armen Freunde verlorſt. Der Gedanke, daß dir die Trennung von mir ſo ſchwer ward, daß du vielleicht aus Unmuth könnteſt geſtorben ſein, daß ich alſo mit ſchuld daran ſei, beugte mich bis zur Verzweiflung. O mein einziger, mein herzgeliebteſter, mein oft zurückgewünſchter und geſeufzter Freund, ich habe es bitterlich bereut, daß ich mich von dir trennte, und ich bereue es noch, da ich weiß, daß du lebſt und wohl biſt. Allein ſei nur zufrieden; ich bin Mannes genug, um mich zu faſſen, um Alles, was iſt, ſowie es iſt, gut zu finden, folglich auch unſere Trennung. Vielleicht würde ich ins andere Extrem zu leicht gefallen ſein, wenn ich nicht ſo lebhaft, ſo feurig, ſo unwiderlegbar durch unſere Trennung fühlte, daß es noch jenſeit dieſes Lumpenlebens eine beſſere Exiſtenz geben muß. O Freund, o Bruder Sömmerring, wenn es nicht möglich ſein ſollte, daß wir hier noch nebeneinander wohnen, ſo muß, ſo wird es gewiß noch ein Leben nach dem Tode geben, wo wir gemeinſchaftlich unſer Weſen treiben müſſen. *Selbſt die Liebe weicht dem Seelenbündniß, welches mich an dich kettet.* Ach mein Einziger, Beſter, ich jammerte nie ſo nach etwas, wie ich nach dir gejammert habe.“

Wenn man die Glut dieſer Empfindungen mit der gedankenvollen Vernünftigkeit der Briefe an Thereſen vergleicht, das innige Du für Sömmerring dem anſtändigen Sie an Thereſen gegenüberhält, ſo möchte man glauben, daß Liebe und Freundſchaft in Forſter's Herzen ihre nachbarlichen Kammern vertauſcht hätten. Jedenfalls beſtätigt es uns in der ſchon gefaßten Meinung, daß Forſter mehr für die Freundſchaft als für die Liebe geſtimmt geweſen ſei. Es ſteht vielleicht aber auch dadurch, daß Liebe zunächſt zum Glück des Hauſes, Freundſchaft mehr zur Wirkſamkeit in der Welt hinſtrebt, in nothwendigem Zuſammenhange mit der Polarität oder Wechſelwirkung der bewegenden Kräfte in Forſter's Weſen überhaupt. Doch können wir nicht ohne Beſorgniß einem Bunde entgegenſehen, den von der einen Seite eine in ihrer Dauer zweifelhafte — von der andern eine in ihrer Macht untergeordnete Liebe knüpfen wollen.

In dieſer wunderbaren Lage, worin Forſter mit dem heißen Herzen empfand, was er verloren, und mit dem beſonnenen, was er zu hoffen hatte, blieb es doch der Gedanke an Thereſen und ſeine künftige Einrichtung, was ihn den langen Winter hindurch erhob. Denn manche Unruhe und Ungeduld beſtürmte in jenen trübſeligen Monaten ſein Herz.

Wir erinnern uns, daß er nach abgelegter kaſſeler Schwärmerei ſich dem fröhlichen wiener Leben hingab. Wir nahmen es für einen Rückſchlag nach außen. Jetzt, in ſeinem wilnaer Unbehagen, kam mehr und mehr der Gedanke in ihm auf, er ſei doch für ſo manches innige Gefühl, für „die Art des Genuſſes, den die volle Jugendblüte gibt“, ſchon zu alt und altere mit jedem Tage. Daher angetrieben, jeder unſchuldigen Freude entgegenzueilen, und die einzig beglückende, vollgenügende ſobald wie möglich zu erreichen, ward er ungeduldig und mismuthig über Alles, was ſeinen Lieblingswünſchen widerſtrebte, oder den Zeitpunkt ſeines innigen Glücks hinauszurücken Miene machte. So ſchlug die Weltluſt, in die ſeine heimliche Schwärmerei umgeſchlagen war, wieder in Grübelei zurück. Da fing er, wie nur von ſern der Frühling ſich wittern ließ, die Monate und Wochen zu zählen an, bis er nach Göttingen zu ſeiner Verbindung eilen könnte. In die träge Zeit mußte er ſich mit Gelaſſenheit ergeben: deſto lebhafter ließ er den Verdruß aus, den ihm ſeine häusliche Einrichtung verurſachte. Dienſtboten und Handwerker waren zum Verwünſchen. Kaum dürfen wir uns ſo derb ausdrücken, wie Forſter es in ſeinen Briefen that, ſo oft er von der Ungeſchicktheit der polniſchen Köchinnen, von ihrer Unſauberkeit ſpricht, und daß Weibsbilder wie Mannsperſonen ſich wöchentlich wenigſtens einmal „himmelhagelvoll in Branntwein beſöffen“; wobei ſie, mit ihrem eigens Gekochten ſelbſt unzufrieden, auf Faſttage wenigſtens drei Schritte weit nach dem ranzigen Oele röchen, womit ſie Alles „fräßen“. Die Handwerker aber könnten und wollten nicht arbeiten; ihre Leiſtungen blieben unter aller Kritik, während ihre Preiſe alle Gebühr überſchritten. Der Freund ſah keinen Rath, als demnächſt deutſche Dienſtboten mitzubringen und berliner Möbel kommen zu laſſen.

In ſolchen wechſelnden Stimmungen verlebte Forſter den ſchwermuthvollſten Winter ſeines Lebens. Er konnte ſich nicht in ſeine Lage finden, und ſo entfernt von dem Freunde und der Verlobten keinen beruhigenden Mittelpunkt in ſeinem Lebenskreiſe gewinnen. Er vereinſamte inmitten einer ihm zuthätigen, aber nicht anziehenden Geſellſchaft. Denn für innigen Umgang hatte er, ſelbſt an den Profeſſoren, außer Langmeier keinen Menſchen. „Me non capit haec schola!“ war ſein Spruch. Was halfen ihm einige gutherzige Menſchen, die ſeinem Kopfe keine Nahrung boten, wie Forſter ſie haben mußte! Auch von der lieben polniſchen Natur konnte er vor Mitte Mai keine Unterſtützung erwarten. Wie lebhaft dachte er dann an das erſt ſo gern verlaſſene Kaſſel! „O mein Sömmerring“, ſchrieb er, „der Weg nach der Waldau, die Allee im Augarten, wo wir ſo manchmal Eins philoſophirten und Das wurden, was wir ſind, uns herauswanden aus dem Schlamm von Schwärmerei, worin uns der Teufel geführt hatte, — die finde ich nicht wieder!“

Kamen nun noch Rheumatismen und Augenentzündung dazu, ſo ſetzte es eine wahre Verzweiflung ab, und der Wunſch zu ſterben wandelte ihn nicht blos aus Verzweiflung an, ſondern er hielt ihn mit überlegendem Stolze feſt. Durch den Tod bildete er ſich ein der Verlegenheit zu entgehen, der Reue, daß er ſelbſt dies Wilna gewählt habe, wo er ſich ſeine Thereſe nicht glücklich denken konnte. Thereſe, „die ihm ſo zärtliche Briefe ſchrieb“, konnte ſie in dieſem traurigen, abſcheulichen Neſte, in dieſer baufälligen Hütte, unter dieſen Thieren in Menſchengeſtalt auch nur Einen freudigen Augenblick leben? Und er ſelber — konnte er auf etwas Anderes als auf Thereſens blinde Liebe rechnen, die ihr über Alles, was ſie ſehen, riechen, hören und ſchmecken würde, einen täuſchenden Zauber werfen müßte? — „Das, Bruder, das zerſtört meine Seele!“ ſchrieb er an Sömmerring. „Ich bin ſo dumm, ſo leer, ſo gedankenlos, ſo abgeſchmackt, wie ausgedroſchenes Stroh, wie taube Spreu, wie dürre Späne, und nirgends um mich glimmt irgendein Fünkchen des heiligen Feuers vom

Himmel, des Verſtandes und Witzes, das mich anzünden könnte.“

Wirklich muß der arme Freund, als er dies ſchrieb, im tiefſten Mismuth geweſen ſein; ſonſt hätte er wol ſelbſt über dieſe gefährliche Zuſammenſtellung von Bildern gelächelt, die ihn zu einem Gegenſtande der Brandverſicherung machen mußte.

Eins war indeſſen, was in ſeinem Mismuth, wenn er aus Verzweiflung hätte aufbrechen und davonrennen mögen, ihn ſozuſagen warnend am Ohr zupfte: er ſtak eben bis an die Ohren in Schulden und konnte an ein Wegkommen nicht denken. Die Erziehungscommiſſion hatte ihm zur Ausgleichung ſeiner Verbindlichkeiten in Kaſſel 830 Dukaten nebſt 200 Dukaten Reiſegeld geſchickt und nachher geſchenkt, die ihm aber, falls er jetzt, oder vor Ablauf der acht Jahre ſeines Vertrags, die Univerſität verlaſſen wollte, zu erſetzen oblagen. Ueberdies war er von noch weiter erborgten Reiſegeldern 100 Dukaten ſchuldig, und hatte zu ſeiner nothdürftigen Einrichtung ein halbjähriges Gehalt vorausgenommen. Ohne 1500 Dukaten konnte er mithin nicht vom Flecke kommen; ungerechnet was ihm auch dann noch der Rücktransport und irgendeine anderweite Einrichtung koſten würden.

Am Ende, was blieb ihm übrig, als ſo ſchweren Ziffern eine Berechnung der Vortheile entgegenzuhalten, die doch mit ſeiner Verſetzung nach Polen in Anſchlag kämen. Er zählte ſich auf echt Forſter'ſche Weiſe vor, in welchen Stücken er doch Gelegenheit gefunden, ſich zu vervollkommnen. — „O ein Stoß“, rief er aus, „der uns ſo auf einmal aus dem Centrum, worin wir lange ruhten, oder uns regelmäßig um unſere Achſe bewegten, herausprellt, gibt ſoviel neue Erſchütterungen, daß man unzählig Neues in ſich und Andern gewahr wird. Durchaus ſehe ich Wilna als einen Raupenſtand für mich an. Ich bin auf acht Jahre gebunden; danach kommen die Flügel, und das vollkommene Inſekt wandelt ſeiner Beſtimmung nach.“

Ausſichten.

Indeß, wie dieſe letzte Verwandlung in ziemlicher Ferne lag, war der unbefriedigte Forſter einem Zwiſchenwechſel innerhalb des Raupenſtandes, als ein ſolcher ſich darbot, eben nicht abgeneigt.

Langmeier, der tüchtigſte Arzt in Wilna, mochte des Freundes bedrängte Verhältniſſe kennen, und brachte ihn auf den Gedanken, das ihm in den mediciniſchen Kenntniſſen noch Fehlende nachzuholen, ſodann in Deutſchland zu promoviren und allmälig in Wilna zur ärztlichen Praxis überzugehen. Ein Vorſchlag, der ſich für die wilnaer Verhältniſſe ſehr empfahl. Forſter hatte ſchon wahrgenommen, wie ängſtlich die reichen und vornehmen Polen am Leben hingen, das ſie doch nur auf die nichtswürdigſte Weiſe zu verbrauchen wußten. Sie ſchätzten daher von allen Wiſſenſchaften eigentlich nur die Arzneikunde; aber ſie bezahlten dafür auch reichlich. Profeſſor Biſio, der ſchlaue Italiener, hatte, ſolange er der einzige Arzt war, durch vorausbedungene übermäßige Deſerviten ein bedeutendes Vermögen erworben, war aber, ſeitdem der ehrliche Langmeier das Voraushandeln und

Vorausbezahlen abgeſchafft, aus aller Praxis gekommen. Außer Langmeier trieben aber nur noch zwei Juden, die in Königsberg promovirt, aber wenig profitirt hatten, die Praxis. Dies waren einleuchtende Umſtände. Und Langmeier wußte dem Freunde die Sache leicht zu machen durch die Vorſtellung, daß man einem Manne wie Forſter'n die Würde eines Doctors der Medicin, wenigſtens ehrenhalber, ohne Umſtände ertheilen würde. Ohnehin hätten auch ſeine Vorgeſetzten den berufenen Profeſſor der Naturwiſſenſchaften gar gern als Doctor der Medicin ankommen geſehen.

Forſter ging auf den wohlmeinenden Vorſchlag um ſo lieber ein, als er auf dieſem Wege einen Erſatz ſeines literariſchen Erwerbs zu gewinnen hoffte. Dieſer war in der Entfernung von Deutſchland und bei dem Mangel an literariſchen Hülfsmitteln ſehr unſicher für ihn geworden. Und ſo verband ſich allmälig mit der im Sommer bevorſtehenden Fahrt zur Hochzeit der Gedanke einer Doctorpromotion.

Inzwiſchen hatte Freund Sömmerring, ſeit dem October Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie in Mainz, ſeinen erſten dortigen Winter eben auch nicht behaglich überſtanden. Die kaſſeler Furcht vor den Roſenkreuzern hatte ihn am Rhein nicht verlaſſen. Auch mochte die Trennung von Forſter'n für Sömmerring kummervoll geweſen ſein. Ob in dem Grade wie bei Forſter'n, läßt ſich nicht ermitteln; doch haben wir ein literariſches Denkmal ſeiner Geſinnung an der Widmung einer kleinen Schrift, die in Kaſſel abgefaßt und zuerſt in Mainz gedruckt, der Zeit dieſes Uebergangs angehört.

Sömmerring hatte aus der kleinen Negercolonie des Landgrafen Friedrich, in der Nähe von Schloß Weißenſtein, mehre Leichname beiderlei Geſchlechts zergliedert, mit dem Bau des Europäers verglichen und die Verſchiedenheit in einer Abhandlung entwickelt. Dieſelbe erſchien gewidmet — „Seinem vertrauten Freunde, dem Welt- und Menſchenkenner Georg Forſter“, mit der Anrede: „Du, mein Forſter, haſt auf die Beurtheilung dieſer Zeilen das erſte Recht. Uns band Vaterland, Alter, gemeinſchaftlicher Eifer zur Naturkenntniß und — — — außer mehren zufälligen Umſtänden eine täglich innigere Freundſchaft. Uns trennte Enthuſiasmus, der Welt, ſelbſt mit Aufopferung der angenehmſten äußern Lage, zu nützen. Die vollkommenſte Harmonie der Denkungsart, die unſere Entfernung noch mehr bewährte, wird uns wiedervereinigen.“ — — —

Endlich erwachte denn auch die träge Frühlingsnatur um Wilna. Die Tannenwälder auf den nahen Sandhügeln trieben ihre lichtgrünen Zweigſproſſen; die magere Pflanzenwelt öffnete ihre matten Blütenaugen; aber ihre Armuth verlockte den Botaniker nicht, ſeine Herbarien zu bereichern. Kein Vogel belebte das Gebüſch; denn die Unzahl der wilnaer Müßiggänger, die auf die Jagd liefen, verſcheuchten Alles bis auf die letzte zwitſchernde Kehle. Andere Strichvögel trafen dafür ein und verunzierten den holden Mai: der polniſche Adel kam 20—30 Meilen weit nach Wilna zur Maicur, um unter Anleitung der daſigen Aerzte zu purgiren, zu vomiren, zur Ader zu laſſen, oder die Molken zu trinken. Für die Aerzte war's eine Frühlingsernte, da ſie für die Behandlung 10—50 Dukaten von der Perſon erhielten. Leider prakticirte Forſter noch nicht, und andern Antheil an dieſer Frühlingsbewegung zu nehmen fand er ſich wenig geſtimmt. Sein Herz war unruhig von Verlangen nach Deutſchland und aus Ungewißheit über ſeine Verbindung mit Thereſen. Hofrath Heyne hielt noch immer mit ſeiner Zuſtimmung zurück. Entſchiedener trat die Hofräthin auf. Eingenommen für den liebenswürdigen Weltumſegler und mit dem Entſchluſſe der Stieftochter vertraut, legte ſie ohne weiteres Hand an Thereſens Ausſtattung. Dieſe gab Forſter'n gute Winke: daß der Vater nichts dagegen eingewendet, jüngſt vielmehr 10 Louisdor zum Ankauf von noch mehr Leinwand dargeboten habe.

So nahm denn Forſter Mitte Mai allen Muth zuſammen, dem Vater Heyne die Gründe, weshalb er jetzt die Tochter zu holen käme, auseinanderzulegen. Und um jedem Einwande vorzubeugen, ſetzte er gleich die Zeit ſeiner Ankunft in Göttingen feſt. Gegen Ende Juni dachte er von Wilna abzureiſen. Er lud ſchon Sömmerring zur Hochzeit ein und verſprach ihm, dem Anatomiker, einen ſkeletirten Biber- und Bärenkopf zum Hochzeitſchmauſe mitzubringen.

Da überfiel ihn gerade um die zur Abreiſe beſtimmte Zeit eine heftige Krankheit, die ihn 14 Tage lang zwiſchen Leben und Tod in der Schwebe hielt. Die Aerzte behandelten ihn auf ein Faulfieber. — —

Forſter war nicht mehr abergläubig wie früher, um etwa dieſe, in ſo bedenklicher Zeit eingefallene Abhaltung für eine höhere Warnung vor dem verhängnißvollſten

Schritte ſeines Lebens zu nehmen. Auch ließ der Anfall ſich aus den Eindrücken des Klima, aus den Nachwirkungen ſo vieler Unruhe und Gemüthsbewegungen auf einen, vom Scorbut der Südſee durchgohrenen Körper nur allzuwohl begreifen.

Nach den 14 Tagen des Fiebers gönnte ſich Forſter nur 14 Tage der Erholung, worauf er, um vier Wochen verſpätet, die 200 Meilen ſeiner Fahrt nach Göttingen mit dem beſten Vertrauen auf Thereſen und ihre Leinwand antrat.

Drittes Buch.

Flitterwoche.

In der Frühe eines ſchönen Sonntags im Auguſt 1785 traf Forſter in Göttingen ein und wurde in Heyne's Hauſe als Sohn empfangen. Freund Sömmerring verweilte ſchon, auf der Reiſe zur Hochzeit, im nachbarlichen Kaſſel. Forſter benachrichtigte ihn durch ein Billet vom 22. Auguſt von ſeiner Ankunft und lud ihn nach Göttingen ein.

Während der 16 Tage, die Forſter in Göttingen zubrachte, lernten die Verlobten einander durch traulichen Umgang doch eigentlich erſt genauer kennen. Wenigſtens hatte Thereſe, abweichend von Forſter, der ſie wie alles Neue mit ſchwärmeriſchem Vertrauen umfaßte, hinter dem Briefwechſel her noch allerlei Mistrauen und Beſorgniſſe behalten. Viel Bitterkeit gegen die Menſchen und wenig Erwartung von ihnen war ihr einmal eigen. Sie traute, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, Niemanden das Beſte — und ſich ſelbſt nicht zu, daß ſie immer gut bleiben könne. Für Forſter'n hatte ſie ſich entſchloſſen, weil er ihr unter den andern Bewerbern als der Beſte erſchien. Wie ſie ſich ſtets nur einen Mann gewünſcht hatte, den ſie glücklich machen könnte, ſo hielt ſie den Freund gerade für Denjenigen, der es eben durch ſie am meiſten würde.

Um die künftige Hausfrau in ihrem Thun und Laſſen zu verſtehen und zu würdigen, dürfen wir die Stimmungen und Bedenken der Braut nicht unbeachtet laſſen. Solche Gemüther, die nicht von einer leidenſchaftlichen Empfindung zu einem Manne hingezogen werden, faſſen auch nicht leicht ohne Abſicht und beſondere Veranlaſſung den Entſchluß überhaupt zu heirathen, und wirklich ſcheint bei Thereſen nicht das Herz, ſondern verſtändige Ueberlegung den Ausſchlag gegeben zu haben. Sie verhehlte nämlich Forſter'n nicht, daß ſie gern ihr väterliches Haus verlaſſen möchte, theils um den nachwachſenden Geſchwiſtern Platz zu machen und durch ihr Verbleiben keinen Grund zur Unzufriedenheit zu geben, theils auch um des Vaters Sorgen zu erleichtern. Außerdem waren ihr bei freier Sinnesweiſe und etwas ungebundener Art mancherlei Menſchen, die im Hauſe ab= und zugingen, verdrießlich und widerwärtig; wie ſie denn überhaupt einen Widerwillen gegen das kleinſtädtiſche Göttingen nicht verbergen mochte.

So, mit befriedigtem Verſtande und wagendem Herzen, flüchtete ſich Thereſe an Forſter's Bruſt. Und der Glückliche hielt in der Weiheſtunde des Bundes neben dem heißergeliebten Freunde ein Weſen feſt, „an dem ſeine Liebe ſich noch ſteigern und eine durch Freundſchaft nicht zu befriedigende Seite“ erobern konnte. Die Trauung fand Anfang September ſtatt, und das verbundene Paar trat demnächſt die Heimreiſe nach Polen an, — Thereſe, wie ſie von ſich ſelber ſagt, mit leichten Sinnes gefaßtem, aber feſtem Entſchluſſe, jedes Schickſal mit Georg zu theilen.

Forſter machte, um Goethe zu beſuchen, am 14. September Station in Weimar. Nach der Mittagstafel bei Hofe brachte er mit Thereſe und in Geſellſchaft von Herder, Wieland und Thereſens gothaer Freundin Amalie Seidler den Abend bei Goethe zu. Ebenſo verweilte er in Berlin, um ſeine junge Frau bei alten Freunden einzuführen. Thereſen's gutes geſellſchaftliches Benehmen überraſchte ihn zu ſeiner Befriedigung. Er ſollte immer neue Seiten an ihr entdecken. Er beſuchte Dohm, Nicolai und Andere.

Beim Eintritt in Polen, — es war am 9. October — nahm das reiſende Paar ein kleines Unglück, ſah es jedoch für kein böſes Vorzeichen an. Eine Meile vor Poſen nämlich warf der Wagen in einer Regenpfütze um, und ſie mußten ihre Sachen am Ofen zu trocknen verweilen. Forſter ſchrieb von hier aus an Jacobi, indem er mit dem Gefühle ſeines neuen Glücks und einer ſchwärmeriſchen Schilderung ſeiner Thereſe ſein Scheiden aus Deutſchland an die erſte, erinnerungsvolle Station ſeines frühern Eintritts anknüpfte und ſich entſchuldigte, daß er den verehrten Freund aus Mangel an Zeit nicht habe heimſuchen können.

Jacobi hatte eben ſeine „Briefe über die Lehre des Spinoza" herausgegeben. Forſter zeigte den Empfang des ihm zugefertigten Exemplars mit der Betrachtung an, daß er ſein Wähnen über Alles, was Metaphyſik und Theologie betreffe, wol nie mehr für etwas Anderes als bloßes Wähnen halten werde, da es ihm ganz unmöglich ſcheine, hierüber je Gewißheit zu erlangen, ſolange wir ſeien, was wir eben ſeien: Weſen, die nur Eindrücke leiden, nur Bewußtſein haben von den anziehenden und abſtoßenden Kräften der Natur, und die weder in das Weſentliche ihres eigenen, noch irgendeines andern Geſchöpfes eindringen können.

Bei Gelegenheit des überſchickten Buches hatte Jacobi hinſichtlich der verwandelten Denkungsart Forſter's die Aeußerung gethan, daß der Freund wol nicht ohne Gefahr der Rückkehr von einem Extrem ins andere übergegangen ſei. Darauf erwiderte Forſter mit einer Geſinnung, die man heute wieder den verfolgungsſüchtigen Zeloten des Tages nicht entſchieden genug entgegenhalten kann. „Ich weiß nicht“, ſagte er, „ob es einen Grad von Einſicht geben kann, der mich wirklich zurückführen könnte. Das aber weiß ich gewiß, daß ich Wahrheit nie zurückſtoßen werde um des Gewandes willen, das ſie tragen mag, daß ich eigentlich nur ſie ſuche, oder den Schatten von ihr, der uns Sterblichen zu ſehen und zu faſſen vergönnt iſt, und daß ich, ich mag in dieſer Hinſicht denken und wähnen was ich will, in jeder andern bleiben werde, was ich bin, — der Freund meiner Freunde, der nur in ihnen lebt, der Freud' und Leid mit ihnen brüderlich theilt, und der es ſehr gut fühlt, daß, wenngleich aller Genuß aufhört, wo völlige Vereinigung ſtattfindet, dennoch keine wahre Freude dem Menſchen gegeben ſei, als die von homogenen Seelen angezogen zu werden und ſie anzuziehen.“

Erſt als ſie Warſchau erreichten, brachte Forſter ſeine häusliche Einrichtung in Wilna zur Sprache. Thereſe hatte ſich die geringſte Vorſtellung davon gemacht, und bereit ſie gutzuheißen, wie ſie ſolche auch finden werde, hatte ſie aus Schonung für den lieben Mann nicht danach fragen mögen. — Sonderbare Zurückhaltung, wunderliches Zartgefühl zweier Neuvermählten über einen Gegenſtand, der ſonſt ſchon den Verlobten die reizendſte Unterhaltung gewährt! Nun freute ſich die junge Frau umſomehr zu erfahren, daß eine erträgliche Wohnung und die Anfänge einer Hauswirthſchaft ihrer warteten. Und bei ihrer Ankunft in Wilna, wo ſie nach den warſchauer Beſuchen und Vorſtellungen erſt in der zweiten Novemberwoche eintrafen, freute ſich auch Forſter, daß die Wohnung nach ſeinem Verlangen wirklich ausgebeſſert, mit einer neuen Treppe, neuen Fußböden und doppelten Fenſtern verſehen war. Thereſe bezeigte ſich ſehr zufrieden damit. Und da Forſter überdies durch Verwilligungen der Erziehungscommiſſion ſich aus ſeiner Verlegenheit wegen der Reiſekoſten geriſſen und durch einen Zuſchuß von 4000 polniſchen Gulden zum Fonds für Bibliothek, Cabinet und Botaniſchen Garten unterſtützt ſah, ſo fühlte er ſich über alle Wünſche hinausgehoben.

Dieſe Zufriedenheit mit der nächſten Umgebung kam dem neuen Liebesleben des glücklichen Paares zuſtatten. Jetzt ging Forſter'n im winterlichen Hauſe eine innere Welt auf. Im Gefühl, wie Eins für das Andere ſorge, Eins das Andere erleichtere, der Haushalt von einer rechtſchaffenen Frau, die Geſchäfte von einem beſonnenen Mann richtig geführt werden, und die Außenwelt an Bedeutung verliere, was das Haus gewinne, erklärte er die Ehe für den glücklichſten Zuſtand auf Erden. — „Ich ſterbe nachgerade der Welt ab", ſchrieb er Anfang December an Sömmerring, „und lebe nur noch meinem Weibe. Sie iſt mir Alles und erſetzt mir Alles. Wir leben miteinander wie die Kinder und freuen uns wie Kinder. Wir genießen unſere Liebe, und wiſſen daß alles Andere nichts werth iſt, und — hoffen, daß wir den Augenblick nicht erleben werden, wo wir zu lange gelebt, wo wir fühlen müßten, daß wir unſern Genuß überlebt hätten. Ich bin dir jetzt ſo ruhig, ſo zufrieden, ſo vergnügt ohne Gott und ohne Gebet, als ich es ehedem mit aller Kraft und Aengſtlichkeit des Glaubens nicht ſein konnte. Wenn es ein Weſen gibt, das als Schöpfer alle Weſen in ſich faßt, ſo bin ich überzeugt, daß das Glück ſeiner Geſchöpfe ihm angenehmer als ihr unaufhörliches Betteln iſt." —

Daß Forſter in ſolcher Stimmung das Kirchliche nicht überſchätzte, da er eigentlich nie kirchlich und zum Kirchlichen confirmirt war, läßt ſich erwarten. Seine Frau fand wol eine lutheriſche Kirche innerhalb der Stadt, er ſelbſt vor dem Thore eine proteſtantiſche, für deren Arme er auch beitrug, aber — „wir beſuchen ſie nicht", geſtand er dem Freunde. „Wir leben in Anſehung dieſes Punktes frei und vergnügt. Mag die Welt glauben was ſie will, wenn ich nur wiſſen darf, was ich will, und nichts glauben darf. Seeng is believing!"

Dies: Sehen iſt Glauben, drückt lebhaft genug den Umſchlag in ſeiner Seelenſtimmung aus. Wie er vorher nur in ängſtlichem Gebete ſeine Zufriedenheit geſucht hatte, ſo fühlte er jetzt, daß in Liebe, in Schaffen für die Welt, in Forſchen nach Wahrheit ein Glück liege, das für ſich ſelbſt beſtehe, unabhängig von unabläſſigen Gedanken an das Ueberſinnliche, zu dem er ſich doch oft genug, mitten in ſeinem ſinnenfrohen Jubel, mit den herrlichſten Empfindungen wiedererhebt, — mit Gedanken, die nur aus einer gläubigen Seele kommen.

Wir ſehen wol, daß Forſter, ſoviel Schwärmerei er auch abgelegt zu haben glaubte, doch das augenblickliche Glück ſeines Herzens noch überſchwänglich genug empfinden konnte. Nur Eines beſorgen wir dabei, — ſein edles Herz möchte ſich leicht nach einer andern Seite in ein für ſeine Zukunft bedenkliches Zutrauen verirren, und ſeiner übermüthigen Liebe ein ſehr unglückliches — Sehen iſt Glauben im eigenen Hauſe bereiten. Wir wollen uns darüber erklären.

Die Auflöſung, die der nächſten Zeit bevorſtand, machte ſich ſchon jetzt auf verſchiedene Weiſe fühlbar. Während die gemeinern Seelen mehr in die Gährungsſtoffe des politiſchen und ſittlichen Verfalls geriethen, wurden die edlern Geiſter ſozuſagen von der Subſtanz der Welt angezogen in dem Grade, als die beſondern Bildungen derſelben abſtändig und abſtoßend wurden. So dachten damals die ausgezeichnetſten Geiſter in Deutſchland weltbürgerlich in der Politik, indem Männer, wie ſelbſt Schiller, ſchwärmend für die Idee der Menſchheit, die Individualitäten der Völker, in denen jene Idee doch allein zur Geſtalt kommt, für eine durch Humanität zu hebende Beſchränktheit anſahen. Auch Forſter war Kosmopolit, wozu ein Weltumſegler, der die Gipfel- und die Wurzelvölker der Civiliſation kennen gelernt hatte, noch leichter als Andere kommen konnte. Noch umfaſſender aber als die Idee der Menſchheit iſt die Idee der Liebe. Sie iſt die ſchöpferiſche und erhaltende Kraft des geſammten Weltalls. Aber dieſer Athem der Gottheit webt und waltet auf unendlich mannichfache, oft kaum erkennbare Weiſe in lauter engen, abgeſchloſſenen Kreiſen des Natur- und Menſchenlebens, und begünſtigt es nicht, daß dieſe Kreiſe ineinander überfließen, ſich miſchen und ſtören. So findet bekanntlich ſchon bei Thieren und Gewächſen nur innerhalb beſtimmter Gattungen eine Geſchlechtsverbindung und Fortpflanzung ſtatt; in der Geſtalt von Haß und Zerſtörung hütet die erhaltende Liebe ihre Familien. Auf demſelben Geſetze beruht die Treue im Liebesvereine ſittlicher Weſen, indem innerhalb des weitern Gebiets, worin die Natur noch Verbindungen geſtattet, ja zu Verbindungen lockt, die ſittliche Liebe ihren engern Bund abſchließt.

Wie nun Forſter mit dem überſchwänglichen Gefühle ſeines glücklichen Herzens dort über alles Poſitive und Kirchliche religiöſer Anſchauungen hinausging, ſo erſcheint er hier für die allwaltende Macht der Liebe empfänglicher als für die ebenſo umfaſſende Geſetzmäßigkeit derſelben in ihren abſchließenden Erſcheinungen. Streift er dort, weil ihn der kirchliche Abſchluß lebendiger Religioſität beengt, wenigſtens ſcheinbar an Unglauben, ſo geräth er hier, freilich auch nur ſcheinbar, in nahe Berührung mit einer Unſittlichkeit ſeiner Zeit. Es gehörte zum feinen und guten Tone der damaligen Geſellſchaft, in der Ehe, dieſer ſittlich abgeſchloſſenen Liebesſphäre, wechſelnde Neigungen, zarte Herzensverirrungen einander im Namen der freien Liebe nachzuſehen und zu geſtatten.

Um nun auch hier unſere Vorausſetzung durch Forſter ſelbſt beſtätigen zu laſſen, ſo geht aus ſeinen Briefen hervor, daß Freund Sömmerring ſchon damals an Thereſens Benehmen im Umgange mit Männern Manches zu tadeln gefunden hatte. Dies konnte ſich nur auf ſeine Beobachtung bis zu ihrer Trauung beziehen, mithin auf jene Zeit, in welcher auch Thereſe merkwürdigerweiſe über das kleinſtädtiſche Weſen in Göttingen ärgerlich und zum Heirathen entſchloſſener wurde. Aber Forſter vertheidigte ſie gegen den Freund und erklärte, daß ihm jede ſympathetiſche Regung ihres Herzens Freude mache; er glaube ſich nie glücklicher zu fühlen als im Gedanken, daß ſeine Liebe Thereſen eher aufmuntern als abhalten ſolle, Alles was lieb und gut zu lieben; er glaube es als ein Glück zu empfinden, ſo oft ſie Irgendjemand, den er für gut und edel halte, recht herzlich liebe.

Wie leicht ein Mann zu dieſem Glücke kommen oder daß es ihm ſelbſt begegnen könne, ahnte der edle Freund noch nicht; ſowenig wir ihn hierin wie in ſeinen unkirchlichen Aeußerungen misverſtehen.

Mit dieſer Empfindung für ſeine Thereſe ſtimmte ſein ebenſo vorbedeutſames als bedenkliches Lob überein, daß ſie an keinen Vorurtheilen der Erziehung und des Geſchlechts klebe, und über Vernünftigſein ihr Gefühl nicht eingebüßt habe. —

Der freie Flug der Gedanken, den Forſter in den Honigmonden der Liebe aus dem beglückten Herzen nahm, berührte gelegentlich auch die höchſten Fragen der philoſophiſchen Speculation. — „Mich hat es immer ſonderbar gedünkt“, ſchrieb er an Lichtenberg, „wie man ſich ſo ſehr um Eigenſchaften des Geiſtes und der Materie ſtreiten könne, da beide doch im Grunde Ein Ding ſind und wir von einem ſoviel wie vom andern wiſſen. Die Vorſtellungen, die wir von Dingen außer uns haben, geben uns zuſammengenommen den Begriff eines Objects, welches wir Körper nennen. Nun ſind wir aber der Erkenntniß des Weſens des Dings, welches dieſe Vorſtellung in uns hervorbringt, nicht um einen Schritt näher, wir mögen dies Weſen Geiſt oder Materie nennen.“ —

Dieſer Ausſpruch, den man zum Beleg materialiſtiſcher Anſichten Forſter's angeführt hat, zeugt vielmehr gegen die Materialiſten. Dem Weſen der Dinge, das mit ſeiner Erſcheinung (Geiſt und Materie) Eins iſt, kommen wir durch die Vorſtellung, die uns die Erſcheinung hervorruft, um keinen Schritt näher, meint eben Forſter, während unſere Materialiſten behaupten, in der Erſcheinung — dem Stoffe — das Weſen ſelbſt zu faſſen.

Um dieſe Zeit kam die Philoſophie des Spinoza, beſonders auch durch Jacobi, zu lebhafter Verhandlung. Dieſe Erſcheinung iſt bedeutſam, hier aber der Ort nicht, um zu fragen, wie dieſe Lehre, die den perſönlichen Gott in die Subſtanz der Welt auflöſt, im Zuſammenhange mit der ganzen Weltbewegung geſtanden habe, indem man damals nicht blos mit Kant nach dem Dinge an ſich fragte, ſondern auch in Kirche und Staat auf eine Auflöſung veralteter Formen und auf Erneuerung derſelben aus der ihnen zugrunde liegenden Weſenheit ausging. Wie gern hätte man ſeitdem alles Poſitive im politiſchen und ſocialen Leben in die Subſtanz der Freiheit aufgelöſt! Jacobi's Buch über Spinoza hatte einen Kampf erregt, in welchem ſogar ein beklagenswerther Todter auf dem Kampfplatze blieb, — der arme Mendelsſohn bekanntlich, dem der Eifer, womit er ſeinen verſtorbenen Freund Leſſing gegen Jacobi's Anſchuldigung des Spinozismus vertheidigte, eine tödtliche Erkältung zuzog.

Wie dieſe Kämpfe, lag unſerm Forſter das Studium Spinoza's fern. Aber Jacobi's Buch über die Lehre dieſes Philoſophen und die weiter veranlaßte Streitſchrift gegen Mendelsſohn regten ihn auf. Er misbilligte des verehrten Mannes Feſthalten an der Fahne des Glaubens, indem er nicht begriff, daß Jacobi einen theologiſchen Glauben feſthalten wollte, weil ein phyſiſcher Glaube nothwendig ſei. „Etwas Anderes iſt es doch“, meinte er, „an Dasjenige glauben, was allen Erſcheinungen zu allen Zeiten, für alle Menſchenorgane ſich gleich darſtellt, als dagegen Das, was ſich keines Menſchen Organen je darſtellen kann, und folglich nie einem Menſchen Beweis oder Empfindung ſeines Daſeins gibt.“

Dennoch wollte er dem Freunde noch gern deſſen „Kopfunter“ und „metaphyſiſchen Purzelbaum“ gelten laſſen, wenn derſelbe nur nicht eine verhaßte Gewiſſens- und Moralitätsſache daraus gemacht hätte. — Und darüber wallt denn wieder das echt Forſter'ſche Herz auf. „Wann wird es doch dahin kommen“, ruft er aus, „daß Menſchen einſehen lernen, die Quelle der edelſten, erhabenſten Handlungen, deren wir fähig ſein können, habe nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns vom lieben Herrgott, vom Leben nach dem Tode und vom Geiſterreiche machen. Wann wird man einſehen wollen, daß Patriotismus, Aufopferung ſeiner ſelbſt, kurz Alles, was wir groß und bewundernswürdig zu nennen pflegen, nichts Anderes als edelſtes, reinſtes Selbſtgefühl iſt.“

Solche Empfindungen konnten ihn denn freilich auf den übereilten Gedanken bringen, den er gegen den Freund ausſprach:

„Im Cirkel menſchlicher Begriffe lag es freilich, daß unſere Gattung ſich einmal mit ſpeculativen Ideen herumtummeln mußte, und zur Entwickelung der Denkkraft hat es freilich genug beigetragen, mithin zur Vervollkommnung des Menſchen, inſofern jede Uebung des Geiſtes dahin abzweckt. Aber gut iſt es doch, daß wir endlich dieſen Wuſt ins Reine haben, wiſſen, man komme nimmermehr auf dieſem Wege weiter; daß wir die jämmerliche Metaphyſik auf ewig unter die Bank werfen und uns an das für uns reelle Sinnliche halten.“

Hier dürfen wir wol die Flitterwoche ſchließen.

Mit dieſen verwegenen Sätzen eines Mannes, der das Terrain nicht kennt, überſpringt Forſter die eben glänzend angehobene mächtigſte Entwickelung unſerer philoſophiſchen Speculation, das halbe Jahrhundert der höchſten Leiſtungen in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes.

Doch ein Mann wie Forſter, ſeiner Begabung und Bildung nach kein einſeitiger Dogmatiker, kam bald genug von ſolchen Aufwallungen zurück, ſodaß er ſchon in dem bald nachher geſchriebenen Aufſatze über die Menſchenracen eine weniger unbedingte Anſchauung faßte. Er glaubte wenigſtens einzuſehen, daß man endlich dem Abſtractionsvermögen Abbruch thun könne, indem man zu feſt an der Anſchauung klebe, und ſo mislich es auch immer ſei, ſich von ihr zu entfernen, ſo ſcheine doch der Aufklärung und dem Fortſchritte in der Erkenntniß nicht gerathen zu ſein, wenn irgendeine Anlage in der menſchlichen Natur vernachläſſigt werden ſollte.

Haushaltung.

Die Vorleſungen machten dem glücklichen Profeſſor anfangs und wie er fürchtete auf längere Zeit viel Mühe. Nicht blos ſein ungefälliges Gedächtniß und das ungewohnte Latein nöthigten ihn ſeine Vorträge vom Papier abzuleſen; auch die alte, unbegreifliche Schüchternheit im Lehrvortrage war ihm nach Polen gefolgt und ließ ihn, ſelbſt ſeiner misachteten Zuhörerſchaft gegenüber, kein unbefangenes Selbſtvertrauen faſſen. Er ſagte ſich Alles vor, was gegen ſolche Schwachheit geltend zu machen war, und vertröſtete ſich auf Zeit und Uebung, die ihm über eine ſo wunderliche Verlegenheit hinaushelfen würde. Die Ungeduld mit ſich ſelbſt machte ihn aber noch weniger nachſichtig mit ſeinen Zuhörern. „Aus Bären Menſchen zu machen", ſchrieb er an Lichtenberg, „dazu gehört weder die Feder noch die Zunge. Die Natur geht ſtufenweiſe zuwerke, und Peter der Große, glaub' ich, hatte das Ding beim rechten Zipfel gefaßt, als er ſeine Bären durch Knute und Ukaſen vorerſt zu Hunden umbildete."

Regte ſich zuweilen auch ein beſſerer Sinn in der wilnaer Geſellſchaft, ſo fehlte es derſelben doch an Ausdauer. So ließ Forſter, obgleich mit Arbeiten überhäuft, ſich von einer Anzahl Damen zu einem Colleg über Botanik bewegen. Der Winter bot ihm freilich keine Pflanzen dar; er ſuchte aber ſeinen Vortrag über das Naturleben der Gewächſe, über das Geſchlechtsverhältniß, das Liebesleben und die Befruchtung im Pflanzenreiche ſo leicht und faßlich wie möglich zu machen, um ſeinen Kreis angenehm zu unterhalten. Da der Vortrag franzöſiſch gehalten wurde, ſo mußte er ihn ebenfalls vorher niederſchreiben, hatte aber auch die Befriedigung, daß man nach vier Vorleſungen das Heft gedruckt zu haben wünſchte. Da fiel mit einem male Carneval ein; die Luſtpartien blühten noch vor den Pflanzen auf, und ſeine Zuhörerinnen verflogen, — doch keineswegs um zu botaniſiren, — „nach allen vier Ecken von Lithauen“. Es hatte den Polinnen eben nur um ein neues Mittel, die alte Langeweile loszuwerden, gegolten.

Da war denn Forſter der lieben deutſchen Hausfrau immer wieder froh, — Thereſens, die er ſtets daheim fand, die auf ihn wartete und mit ihm die liebe Einſamkeit des Hauſes theilte, ſie ihm verſüßte. „Wir leben hier in gänzlicher Eingezogenheit“, ſchrieb er noch Anfang April 1786 an Lichtenberg, „vollkommen vergnügt, weil wir uns beſchäftigen können und überzeugt ſind, daß die Quelle des Glücks und der Zufriedenheit in uns liegt, daß keine Geſellſchaft beſſer als ſchlechte iſt.“

Was nun die Theilnahme des jungen Paares an der Geſellſchaft betrifft, ſo ward Thereſe, nach ihren eigenen Bekenntniſſen, im großen Verkehr mit dem polniſchen Adel nie recht heimiſch. In den verſchiedenen deutſchen Verhältniſſen ihres frühern Mädchenlebens hatten ihr ſtets Geiſt und Herz für die rechten Elemente des geſellſchaftlichen Verkehrs gegolten. Jugend und die Freude zu gefallen hatten jene ernſte Anſicht belebt. Jetzt im Gefühl ihres Glücks und ihrer Beſtimmung ſowie in der Befriedigung ihres Selbſtgefühls fand die Frau für Dasjenige, was ſie als Mädchen entbehrt haben würde, keinen Erſatz im Luxus, in der Leichtfertigkeit und Leere des wilnaer Salon.

Forſter ſelbſt wünſchte ſich oft nur Lichtenberg's Blick und Feder, um den Miſchmaſch von ſarmatiſcher, faſt neuſeeländiſcher Roheit und franzöſiſcher Ueberfeinerung, dies geſchmackloſe, unwiſſende und doch in Luxus, Spielſucht und Moden verſunkene Völkchen ins Komiſche zu malen; vorausgeſetzt, daß man über Menſchen lachen könnte, die ohne eigentliche Schuld durch Regierungsform, Auffütterung ſtatt Erziehung, durch Beiſpiel, Pfaffen, ruſſiſchen Einfluß ſowie durch ein Heer franzöſiſcher Vagabunden und italieniſcher Taugenichtſe ſchon von Jugend auf verhunzt worden ſeien. Im Ernſt oder Scherz behauptete der Freund, er und Thereſe müßten unabläſſig übereinander wachen, damit ſie nicht von Entartung überſchlichen und unvermerkt „polackiſirt“ würden. Und allerdings kam die Hausfrau in ihrer Wirthſchaft wie der Mann in der Stadt oft genug mit dem eigentlichen polniſchen Volke in ſo nahe Berührung, daß man wol etwas Polniſches abbekommen konnte.

Nun hatte freilich unſere junge Hausfrau dieſen Kreis des weiblichen Berufs als Schülerin betreten, die bei ſich ſelbſt die Lehre beſtand und an ſich ſelbſt das Schulgeld bezahlte. Denn ſie brachte faſt nur guten Willen zur Selbſtbelehrung mit. Sie hatte, ſelbſtgeſtändig, nie Geld in Händen gehabt und nie gelernt, Geld einzutheilen. Sie kannte wol die Beſtandtheile, nicht aber die Führung einer Haushaltung. Noch waren die Bedürfniſſe des Hauſes gering, und Thereſe, bei vielfachen geiſtigen Intereſſen an beſcheidene Wünſche gewöhnt, verkannte nicht den Beruf zu erhalten, zu ſparen und zu beſchaffen. Da hätte es ſich mit Anlernen und Ausüben im Wirthſchaftlichen bald gemacht, wäre Forſter nicht gewöhnt geweſen, ihr an Geld immer nur für die Bedürfniſſe des Tages zu geben. So hatte er es im älterlichen Hauſe geſehen, und jene alte Noth pflanzte ſich nun als Angewöhnung auch auf ſeinen beſſern Wohlſtand fort. Dadurch bildete ſich eine Hauswirthſchaft, die über ihr Auskommen ſtets im Dunkeln tappte. Der Mann, leicht auszugeben geneigt, behielt für ſeine Perſon immer mehr in der Hand, als ihm bei einer Vorlage für die Haushaltung auf die ganze Periode der laufenden Einnahme übriggeblieben wäre, und ſo kam es denn auch, daß die Frau eine Eintheilung dieſer Bauſchſumme in die wechſelnden Bedürfniſſe der Periode nicht erlernen und des Mannes jeweilige Geldverlegenheit nicht wahrnehmen konnte. Da durfte nur noch ein falſches Zartgefühl in Geldſachen zwiſchen Mann und Frau ſich einſchleichen, wie es hier wirklich der Fall war, um eine Verwirrung anzurichten, die ſelbſt das innere Glück der Ehe bedrohen konnte.

Wir haben hier die Wurzel des ſpätern häuslichen und ehelichen Zerfalls zwiſchen Georg und ſeiner Thereſe berührt.

Leider läßt ſich dieſem ſo gemeinen, der Alltäglichkeit dienſtbaren Gelde ein ſo großer Einfluß nicht abſprechen, noch weniger entziehen! Mögen wir uns den erhabenſten Begriff von der Ehe machen, — ja wol, ſie gleicht dem edeln Baume, der duftige Blüten, würzige Früchte, beides zugleich trägt; aber, überſehen wir dabei nicht, daß derſelbe im Klima unſerer unparadieſiſchen Welt eines Kübels mit guter Erde für ſein Wurzelwerk bedarf! In einem Bunde, der ſich aus geiſtigen und ökonomiſchen Beſtandtheilen miſcht, kann eben hieraus auch Störendes, ja ſich Zerſetzendes entſtehen. Hinſichtlich Forſter's wenigſtens haben wir leider! die Erfahrung zu machen, daß ſeine perſönliche Zufriedenheit und ſein gepaartes Glück — wie zwiſchen Haus und Welt ſo zwiſchen Geld und Freiheit unaufhörlich geſchaukelt werden. Jetzt kannte er die Misbildungen unglücklicher Hauswirthſchaft nur aus den Erinnerungen ſeiner früheſten Jugend, aber hinreichend um einzuſehen und ſelbſt in Briefen anzuerkennen, wie nothwendig zum Anbau des häuslichen Glücks eine „ſtrenge Oekonomie und Frugalität“ ſei. Daher freute er ſich, daß ſeine Thereſe nicht blos hierin mit ihm übereinſtimme, ſondern auch „daß ſie im Fache der Haushaltungskunſt Kenntniſſe beſitze, die ſeine Erwartung weit überträfen“. — Nach Thereſen's Selbſtbekenntniſſen mochte wol die Erwartung des Weltumſeglers an der Haushaltung der guten Frau ſeines Vaters gemeſſen ſein.

Nun fand aber unſere junge, beſtrebſame Hausfrau an ihren polniſchen Dienſtboten gar wenig Unterſtützung. Sie machte bald die Erfahrung, daß eine tüchtige deutſche Magd mehr als drei polniſche Kerle zugleich arbeite, daß ſie eine drei mal größere Laſt trage, drei mal geſchwinder gehe, und vielleicht nebenher noch ſolche drei matte Fliegen von Burſchen zu Boden ſchlage. Daher nahm in Polen auch jedes Geſchäft einen eigenen Bedienten in Anſpruch, und ein Profeſſor, der Pferde hielt, hatte fünf Dienſtleute nöthig. — In einem Briefe an Lichtenberg bemerkt Forſter: „Mein Ofenheizer und Holzhacker iſt ein Adeliger, der des Jahres hindurch ſeine Koſt und 8 Thaler Lohn nebſt einem Schafpelze und ein Paar Stiefeln bekommt, und dem man bei jedem dritten Worte Prügel droht oder Branntwein zum Lohn verſpricht.“ —

Unſer haushälteriſches Paar hielt es unter dieſen Umſtänden für ſehr gerathen, Mägde und Bedienten aus Göttingen zu verſchreiben. Iſt aber einmal die verſchreibende Feder eingetaucht, ſo findet ſich leicht noch Anderes, was mitbeſtellt werden kann. Man entdeckte bald, daß auch kein lithauiſcher Kaufmanns- und Handwerksartikel gut genug ſei, und Forſter ließ dergleichen ebenfalls von auswärts kommen, woher er ja ohnehin auch die koſtſpieligen Bücher, Karten und Inſtrumente beziehen mußte. Dafür ſuchte er anfangs die Equipage zu ſparen, die eigentlich der Anſtand in Wilna erfoderte und der Schmuz der Straßen unentbehrlich machte. Auch ſeufzte er recht nach Wagen und Pferden und ſann auf Mittel, jenen Aufwand — vielleicht durch andere Einſchränkungen zu beſtreiten. Hätte er nur von ſeinem Gehalte zu 8000 polniſchen Gulden nicht jährliche 1125 Gulden zu allmäliger Abtragung empfangener Vorſchüſſe zu entbehren gehabt!

Familie.

Durch all dergleichen Sorgen, Plackereien und Verdrießlichkeiten finden jedoch Natur und Liebe ihre Wege. Schon Ende December hatte Forſter ſeinem theuern Sömmerring zu melden, daß ſein Weibchen ſeit fünf Wochen durch dies und jenes gewöhnliche Unwohlſein die erfreulichſte Hoffnung gäbe. Und wie viel that er ſich ſelbſt zugute darauf, daß ſeine Thereſe durch ſolche intereſſante Umſtände ſich durchaus nicht von der Küche und andern Häuslichkeiten abhalten laſſe, und außer den geplagteſten Augenblicken munter und heiter ſei! — „Kurz", fügte er hinzu, „ich bin dir recht vergnügt, obgleich ich nicht aus dem Hauſe komme, theils vor gehäufter Arbeit, theils aus Abneigung vor dem hieſigen elenden Umgang, theils — aus Mangel an Kutſche und Pferden!"

In ſolcher Zurückgezogenheit war ein Buch wie das von Zimmermann „Ueber die Einſamkeit" recht am Platze. Denn die Abende, wenn Forſter des Schreibtiſches und Thereſe des Herdes ledig waren, wurden mit guter Lectüre hingebracht. „Denn hier", ſagt Forſter in ſeiner Abhandlung über die Menſchenracen, „in den ſarmatiſchen

Wäldern vertritt die Lectüre die Stelle des Umgangs mit denkenden Menſchen, der in großen Städten und ſelbſt auf deutſchen Akademien über manche Gegenſtände ein ſo helles und ſo neues Licht verbreitet.“ — So an Herz und Geiſt beſchäftigt, hofften ſie über den wilnaer Winter ohne Langeweile hinauszukommen. Sie lächelten zur Verwunderung des „vornehmen Geſindels“, das nicht begreifen konnte, warum ſie in keiner Aſſemblée erſchienen, um Faro zu ſpielen, kein Schauſpiel beſuchten, das ſich auf der mimiſchen Höhe des holländiſchen hielt, und die Concerte verſäumten, für welche ihnen ihre Ohren zu lieb waren.

Zur Lectüre wählten ſie meiſt ernſtere Werke, wie Herder's „Ideen“, Archenholz „Ueber Italien“, Ferguſon u. dergl. — geſchichtliche, philoſophiſche Schriften, heißt das, volksverſtändliche Philoſophie, wie jenes bekannte Werk von Zimmermann, das von ſeinem erſten Erſcheinen durch Zuleſen und Nachdenken des Verfaſſers während zweier Jahrzehnde zu vier Theilen angewachſen, jetzt Forſter's Abende beſchäftigte. Er fand das Werk, abgerechnet die Frömmigkeit, die Vorurtheile und Hypochondrie, die da und dort hervorſtachen, „doch eines der reichhaltigſten, durchdachteſten, unterhaltendſten und lehrreichſten durch die Abwechſelung und reiche Mannichfaltigkeit von Bemerkungen, Anekdoten, Geſchichtsfacten, eine unendliche Beleſenheit, vielfach und herrlich verdaut“.

Die Hypochondrie, die Forſter dem Buch anmerkte, war ein früher Zug jenes berühmten Arztes, der damals ſchon anfing ein berühmter Patient zu werden. Unſerm wilnaer Paare war dieſer königlich großbritanniſche Leibarzt von Hannover her nicht unbekannt; doch dachte Forſter nicht, daß er ſehr bald deſſen weitreichenden Einfluß werde anzuſprechen haben. Zimmermann, damals ein tiefer Funfziger, Sohn eines Rathsherrn in Brugg und einer franzöſiſchen Mutter, verband in ſeinen Schriften die ſchweizeriſche Härte mit franzöſiſch-geiſtreicher Klarheit. Als Arzt, durch ſcharfen Blick ausgezeichnet, hatte er einen ausgebreiteten Ruf und genoß des beſondern Vertrauens der ruſſiſchen Kaiſerin, die Briefe mit ihm wechſelte und ihn gern nach Petersburg gezogen hätte. Lichtenberg nannte ihn ſcherzhaft, wahrſcheinlich in Bezug auf den hypochondriſchen Hochmuth und die krankhafte Vornehmigkeit, durch welche Zimmermann übel berüchtigt war, — „Don Pomposo Zimmermann“.

Dieſer vornehme Arzt erinnert uns eben an Forſter's früheres Vorhaben Doctor zu werden. Aufgegeben hatte er den Plan noch nicht und dachte noch ſehr daran, ſich als Arzt ein reichliches Einkommen zu verſchaffen. Auch erinnerte ihn Thereſe gelegentlich und munterte ihn auf. Doch geſtand ſie in ſpäterer Zeit ſelbſt, daß ſie es aus Gedankenloſigkeit und Unachtſamkeit auf das häusliche Geldbedürfniß an dem bei Forſter nöthigen Nachdruck habe fehlen laſſen. Nicht, daß der Freund den Fehler der Unentſchloſſenheit und Unrührigkeit überhaupt gehabt hätte, ſondern er fand ſich, wie mancher Andere, mit Dingen, die ihm gerade ſoviel Schwierigkeiten machten, als ſie ihn lockten, gern mit träumeriſchem Hinhalten oder ausweichenden Vorkehrungen ab. So arbeitete er wirklich an einer Disputation zur Erlangung der Doctorwürde; da er ber in Wilna ſchon für dieſe Würde galt, ſo wollte er dieſe Arbeit nicht als Streitſchrift, ſondern als botaniſche Abhandlung drucken laſſen. Daneben ſtudirte er, ſoviel es ſeine übrigen Geſchäfte erlaubten, mediciniſche Schriften. Aber er klagte gegen Sömmerring, wie träge bereits ſeine Hirnthätigkeit für fremde Wiſſenſchaft ſei, ſodaß er für jeden Paragraphen doppelte Anſtrengung machen müſſe. Ueber ſeine Unentſchloſſenheit, die wol auch zum Theil aus Gewiſſenhaftigkeit herrühren mochte, täuſchte er ſich ſelbſt durch Theilnahme an einzelnen ärztlichen Berathſchlagungen; indem er ſich überredete, die Praxis nur auf die erſte gute Gelegenheit zu verſchieben, wo er ſeinen Doctortitel geltend machen und in die Facultät treten werde.

Und ſo erſchien denn, herbeigeliebt, herbeigeleſen, endlich auch der wilnaer Frühling. Wie froh eilte unſer verlangendes Paar der, weniger als die polniſche Geſellſchaft üppigen polniſchen Natur entgegen! Sie durchſtreiften täglich Wald und Gebüſch. Forſter fühlte ſich geſünder als vor etlichen Jahren. Und Thereſe erblickte an Keimen und Knospen eine tauſendfache Entwickelung, der ſie in ihrem geſegneten Zuſtande vorleuchtete. Im Ganzen war auch ſie während dieſer Monate von beſſerm Befinden als früher, und blieb bis in die letzten Wochen ſtets ihrer häuslichen Verrichtungen mächtig.

Wie denn aber eine Hoffnung die andere weckt, ſo knüpften auch die ehemaligen Jeſuiten die ihrige an Forſter's und verſuchten bei ihres Collegen vergnügten Erwartungen — „auf einen jungen Katholiken zu pränumeriren“. Sie erboten ſich das Kind zu taufen, wollten vornehme Pathen ſchaffen u. dergl. Aber — „das laſſ' ich wol bleiben", ſchrieb Forſter an Sömmerring, „daß ich ſolchen Leuten einen Vorwand erlaubte, mir in die Erziehung zu pfuſchen. Weil einmal getauft ſein muß, ſoll reformirt getauft werden, und alsdann bin ich ſicher, daß ich ſchalten und walten kann wie ich will, und ehe das Kind groß genug iſt, Unterricht zu bekommen, bin ich nicht mehr hier. Bei Jeſuiten wäre das nicht der Fall: die würden von Jeſus und Maria bei einem lallenden Kinde ſprechen. So haben wir nicht gewettet!"

Dieſe Aeußerung verräth uns, daß doch auch Forſter hinter ſeiner ſchönſten häuslichen Hoffnung ebenfalls einen ſtillen Vorbehalt hegte, und wie die Jeſuiten auf einen fraglichen Katholiken, auf ſein Wegkommen von Wilna pränumerirte. Ja, dieſer Vorbehalt ſprach ſich ein andermal gegen Sömmerring ſogar etwas jeſuitiſch in Folgendem aus:

„Ich lebe in einem Lande, wo ich von Tag zu Tag mehr einſehen lerne, daß der Nutzen, den ich als Profeſſor ſtiften kann, unendlich klein iſt. Folglich muß ich, däucht mich, meine Lage benutzen, mir meine Exiſtenz ſo leicht und angenehm wie möglich zu machen, und mich in Stand zu ſetzen, wenigſtens in meinem Fache der Welt und den Wiſſenſchaften im Ganzen Vortheil zu bringen. Das heißt auch genutzt. Ich kann eine ganze Nation nicht umſchaffen, deren größte und unheilbarſte Schäden in ihrer abſcheulichen Staatsverfaſſung liegen: ſie hat mich aber hergeſprengt (!?): ſo ſoll ſie wenigſtens das Verdienſt um mich haben, mir Vorſchub zu thun. Es wird ihr hernach doch auch zu Nutzen kommen, und am Ende — wäre ich nicht Profeſſor der Naturgeſchichte in Wilna, ſo wär's ein Anderer, der ſein Brot ebenſo und vielleicht noch mehr mit Sünden verzehrte. Ich habe wenigſtens den Trieb, meine Amtspflicht ſo gut und vollkommen als möglich zu erfüllen."

Wie aber, wenn dieſer Andere kein Sünder, ſondern ein Mann geweſen wäre, bemüht, wenigſtens im Kleinen und Angemeſſenen zu nützen, und mehr bedacht, ſich, wenn auch mit Selbſtverleugnung, verdient um die Nation zu machen, als der Nation Verdienſt um ihn ſelber zuzumuthen? Und wie ſoll denn wol den Polen die auf ihre Koſten durch Forſter weitergeförderte Wiſſenſchaft „am Ende zu Nutzen kommen", wenn ſie für des Profeſſors jetziges Wiſſen noch zu unfähig ſind? — Nein, nein! Forſter ſuchte ſich diesmal mit Sophismen über den verſteckten Widerſpruch zu täuſchen, daß er in ſeinem wechſelnden Lehrberufe hinter der lebhaft empfundenen Abſicht, der Welt zu nützen, ſich unbehaglich fühlte, ſobald er nicht weiter ſich ſelbſt „Vorſchub" thun konnte.

Nun finden wir ihn denn auch mit eingetretenem Frühling viel mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt. Gerade im Gefühl, daß in Wilna ſeines Bleibens nicht ſei, ſuchte er ſeinen Ruf in Deutſchland von Zeit zu Zeit aufzufriſchen und durch wiſſenſchaftliche Leiſtungen auch in der gelehrten Welt ſeinen geltenden Namen im Andenken zu erhalten. Zu dieſem Ende entwarf er eine Einleitung zur Beſchreibung der auf der Reiſe um die Welt geſammelten Pflanzen, und ſchrieb eine Lobſchrift auf Cook für die göttinger „Commentarien". Eine Ueberſetzung von Cook's Reiſe beſchäftigte ihn anhaltend den

Sommer hindurch. Er ſtand früh um 6 Uhr auf, um das Werk zur nächſten Oſtermeſſe für den Verleger Spener in Berlin fertigzubekommen. Großen Ruhm baute er auf eine Ueberſetzung nicht, hielt aber das Buch für zu wichtig, um nicht eine ſorgfältige Ueberſetzung daran zu wenden. Die Anmerkungen des engliſchen Herausgebers ſtrich er, wo ſie langweilig wurden, und wo ſich der Kanonikus zu laut hervorthat, „gab er ihm ein Wörtchen mit auf den Weg“. Forſter fand es zum Erſtaunen, wie arg es die Engländer im theologiſchen Fach trieben. Er ſchrieb an Lichtenberg: „Dinge, die unſere Theologen ſich ſchämen weiterzuerzählen, Dinge, die bei uns ausgetrommelt und ausgepfiffen ſind, ſieht man in England noch als Heiligthümer an, und die Reviews vor allen Dingen, die einen ſo unerhörten Despotismus über die Urtheilskraft der Engländer ausüben, verrathen eine Unwiſſenheit und einen Grad von Bigotterie, der mich immer anekelt.“ — Nachmittags pflegte er an einzelnen Aufſätzen zu arbeiten, ſeinen Briefwechſel zu beſorgen und ſodann der freien Luft zu genießen.

Zweierlei Antriebe beſtimmten in der Regel Forſter's ſchriftſtelleriſche Federn: ſie flogen für das bedürftige Haus auf Brot aus, oder ſie ſchwangen ſich für ſeinen Weltruf in die Lüfte. War jenes oft drängender, ſo war dieſes dagegen anziehender; ja, Forſter ſuchte gern den unvermeidlichen Gelderwerb, z. B. durch Ueberſetzung, an ein bedeutendes Werk zu knüpfen, das nebenher doch auch einiges Verdienſt um die Wiſſenſchaft abwürfe. Man könnte ſcherzend behaupten, es habe ihm beſonders darum gegolten, die beiden gar oft entzweiten Verdienſte, — den Verdienſt und das Verdienſt, zu vereinbaren.

Frau Thereſe macht in ihren Mittheilungen über Forſter die Bemerkung, er habe dem Ernſte der damaligen Gelehrten gemäß Bedenken getragen, mit leichten, unterhaltenden Sachen aufzutreten. Als ſie dies ſchrieb, im Jahre 1829, mochte ihr unſere Unterhaltungsliteratur vorſchweben. Damals waren freilich flüchtige Reiſebilder, Reiſenovellen, Genrebilder, Reſidenzpanoramen, Beſuche bei berühmten Männern und emancipirten Frauen, biographiſche Bruchſtücke u. dergl. mehr als über 40 Jahre früher in den Tagesblättern beliebt; ſonſt hätte Forſter allerdings dann und wann einen Beſuch bei Magnaten zu intereſſanten und pikanten Bildern aus Polens Adels- und Volksleben vortheilhaft für die Journale ausbeuten können.

In Gedanken beſchäftigte ſich der Freund während des Sommers mit einer Auffoderung Campe's aus Salzdahlen, zu der unter Protection des Herzogs von Braunſchweig beabſichtigten Schul-Encyklopädie ein Handbuch der Naturgeſchichte zu ſchreiben. Der Antrag ſchien ihm ſehr ehrenwerth: aber es lag in ſeiner Art, daß er, um das Tüchtigſte und etwas Eigenthümliches zu leiſten, ſolange nachdachte und anderwärts nachforſchte, bis ihm die Arbeit etwas verdrießlich oder ganz abfällig wurde. Er ging nun einmal mit Allem gern ins Weite, und kam mit Manchem zu gar keinem Anfange, weil er am Grundſatze hielt: „Je n'aime point a faire les choses de moitié." Dagegen ſchrieb er den Herbſt auf Spener's Erſuchen für deſſen hiſtoriſchen Kalender einen Beitrag über Neuholland.

Wir ſchließen mit einer gehaltvollen Fehdeſchrift Forſter's „Ueber die Menſchenracen“. Sie iſt gegen Kant gerichtet, den königsberger Weltweiſen, der dem Weltumſegler auf dem Naturgebiete mit zwei Abhandlungen über denſelben Gegenſtand begegnete. Kant hatte über die Südſeeinſulaner manches Unrichtige beigebracht. Dies veranlaßte unſern Freund, von ſeinem Standpunkte zu unterſuchen, ob die Menſchen, wenn auch von Einer Gattung, wol ebenfalls Eines Stammes ſeien, was Forſter in Abrede ſtellte. Er weiſt in dieſem Aufſatze nach, wo der Philoſoph auf unzureichende Erfahrung oder auf theilweiſe misverſtandene Zeugniſſe ſeine Behauptungen gründet, und ſtellt das Verhältniß von Erfahrung und Speculation feſt, wobei er mit feiner Zurechtweiſung Kant's eine formelle Ehrerbietung verbindet. So eröffnete er ſeinen Widerſpruch gegen Kant mit der ſehr artigen Anerkennung der beiden Abhandlungen „des vortrefflichen Herrn Profeſſors“ im „Deutſchen Mercur“ — Arbeiten, die nicht nur ſeine Wißbegierde von der Seite, von welcher ihn praktiſche Bemühungen im Fache der Naturkunde entferntgehalten, befriedigt, ſondern auch eine Reihe von Gedanken in ihm erweckt hätten, die ihn eine zeitlang lebhaft und angenehm beſchäftigten.

Mit mehr Selbſtgefühl äußerte ſich Forſter in Briefen, wo er Kant mit einem Ausdrucke Herder's „den Archiſophiſten und Archiſcholaſtiker unſerer Zeit“ nennt. Ja, er hatte die übertriebene Gefälligkeit, ſeinen Aufſatz vor der Abſendung an den „Deutſchen Mercur“ Herder'n, dem leidenſchaftlichen Gegner Kant's, mitzutheilen, wofür er denn „einen lieben vortrefflichen Brief voll großer Freude" erhielt. Auch in ſeiner Correſpondenz mit Camper in Holland gedachte Forſter mit einiger Befriedigung der kleinen Arbeit. Er habe ſie gegen einen Metaphyſiker gerichtet, der im Wahne, mit ſeiner Metaphyſik Alles ausrichten zu können, auch Regeln, von denen die Natur nichts wiſſe, zur Beſtimmung der verſchiedenen Varietäten der Menſchengattung habe feſtſtellen wollen. —

Die in all dieſen Richtungen fleißige Feder unſers Freundes war ſeit dem ſchönen Monat Auguſt öfter unterbrochen worden durch die Aufmerkſamkeit auf — „ein kleines Teufelchen mit einem Vollmondsgeſicht und der Lebhaftigkeit der Mutter".

Warum Forſter ſein erſtgeborenes Töchterchen ein Teufelchen nennt, geht aus dem Briefe an Lichtenberg nicht hervor. Jedenfalls war es damals ſchon getauft und — hieß Röschen. Daß man den Vätern zu einem Mädchen nur mit condolirender Miene zu gratuliren pflege, ſah der Freund für ein Erbſtück aus der barbariſchen Zeit an, da die Männer ihrem Geſchlecht einen ſo großen Vorzug vor dem andern beilegten, daß es ſchon eine Ehre war, als Junge auf die Welt zu kommen. Forſter bedachte nicht, daß ein Mädchen ein Geſchenk für das Haus, ein Knabe aber ein Geſchenk für die Welt bedeutet, ſondern dachte mit dem Tempelherrn in Leſſing's „Nathan": „Der Schlag iſt auch nicht zu verachten."

Thereſe ſtillte ihr Kind ſelbſt, worüber die Polinnen „die Hände überm Kopfe zuſammenſchlugen und Wunder ſchrien". — Keine Mutter, die eine Amme bezahlen konnte, unterließ es, ihrem Kinde Krankheiten einflößen zu laſſen, die wir mit Forſter's Bezeichnung nicht nennen wollen.

Außer dem glücklichen Vater, der jetzt den Schriftſteller Forſter zuweilen am Schreibepult ſtörte, that dies auch der Natur- und Seelenforſcher. Für dieſen war das erſte Kindeslächeln eine Aufgabe. Forſter ſelbſt lächelte der hochweiſen Herren, welche dieſe holdſelige Erſcheinung daher erklärten, daß das vom Thiere ſich unterſcheidende menſchliche Weſen ſchon eine unbewußte Vergleichung der Dinge umher anſtelle. Er meinte vielmehr, das Lächeln gehöre eben zur Natur des Menſchen, um Wohlbehagen auszudrücken, wie es der Hund mit Wedeln, die Katze mit Schnurren thue.

Daß er auch früh genug, wie Väter, beſonders bei den erſten Kindern, zu thun pflegen, ſich nicht blos mit der Wartung, ſondern auch ſchon mit der künftigen Erziehung ſeines drei Monate alten Röschen beſchäftigte, geht aus einem Briefe an Sömmerring vom November hervor, worin er ſchrieb:

„Jetzt bilde und erziehe ich es erſt, ſo gut ich kann, *zum guten, tauglichen und folglich glücklichen Menſchen*. Das Uebrige, wenn's nöthig iſt, läßt ſich leicht hinzuſetzen. Wenn über vierzehn Jahre die Umſtände es erfodern, daß mein Kind confirmirt ſein muß, ſo werde ich es confirmiren laſſen. Iſt es dumm, ſo mag es ſich tout de bon confirmiren laſſen; iſt es geſcheit, ſo kann ich ihm alsdann von der Saloppe nach der Mode, wie du es ausdrückſt, etwas ſagen.“

Hatte es ja doch auch an den „Umſtänden“ gelegen, daß Forſter ſelbſt bisjetzt gar nicht zur Confirmation gekommen war, und nach ſeiner jetzigen Aeußerung müſſen wir es wol aufgeben, daß er ſie noch nachhole. Wir werden es auch ohne weiteres thun, wenn wir in einem andern Briefe — an Lichtenberg ein kühnes Wort leſen, bei Gelegenheit, wo er ſein Entzücken darüber ausſpricht, daß dieſer Freund, in einer Unterredung mit Herſchel, den großen Aſtronomen über die Schichten der Firſterne und über die Lichtnebel ſprechen gehört habe. — „O das Feſt!" ſchrieb er. „Wie öffnet ſich Einem da der Verſtand, und wie klein kommen Einem die Menſchen vor, die auf ihrem atome de boue (Dreckhäufchen) ſich einbilden, der allmächtige Gott ſei ein Jude geworden."

Im Uebrigen blieb Thereſe auch nach ihren Wochen geſund; nur etwas mager bei geſchwächter Verdauung. Von ihren Opfern ſchien es zu kommen, daß „das Kind von Geſundheit ſtrotzte". Aber auch auf ihre Seelenſtimmung blieb ihr Mutterſtand nicht ohne Einfluß; wie denn Forſter ſeinem Sömmerring beichtete, — ſie ſei „nicht mehr ſo übereilt, ſo brauſend wie ſonſt, ohne von ihrer Lebhaftigkeit etwas eingebüßt zu haben".

Wilnaer Unmuth.

Dies Hin- und Herwandeln Forſter's zwiſchen der neuen Wiege und dem alten Schreibſchränkchen von Acajou, dieſer Pendelſchwung des Herzens maß vielleicht den reinſten Höhepunkt ſeines häuslichen Glücks. Welche Gedanken und Erinnerungen erwarteten ihn an jenem Arbeitsgeräth, welche Empfindungen und Hoffnungen kamen ihm an dieſem ſchaukelnden Lager entgegen! Haus und Welt ſchwankten, ſein Glück wägend, nebeneinander wie die Wiege, in der es lag; und dies warme Kindeshaupt verſprach eine innere Unermeßlichkeit, lebendiger, als ihm der Globus die glücklichen Inſeln der Südſee in blaſſen Umriſſen zeigte. Verſtummt für immer ſchienen auch jene Klagen, die er noch den Sommer über, inmitten ſeines häuslichen Liebens und Hoffens, doch in ſeinen Briefen laut genug hatte werden laſſen. Sie betrafen ſeine Weltverbindungen, die er nie ſchwunghaft genug haben konnte. Er wurde über das Ausbleiben von Nachrichten bitter bis zum Witz. „O man läßt uns hier von allen Seiten fühlen, daß wir einander genug ſein ſollen!" ſchrieb er im Juni an Lichtenberg. „Den einzigen Sömmerring ausgenommen, haben unſere Correſpondenten in Göttingen, Halle, Wien, Berlin, Dresden und wo nicht ſonſt entweder Lethe getrunken oder an ihrer correſpondirenden Kraft eine Lähmung erlitten, und ſowol meine Frau als auch ich hören kaum alle Vierteljahr einmal, daß unſere Verwandten leben. Ich meines Theils habe mich ſchon darein ergeben; wenn ich es nur dahin bringen könnte, daß die Geiſtesverwandten dann und wann ein Zeichen des Lebens von ſich geben möchten, denn der Geiſt leidet hier eigentlich am meiſten Noth."

Er bat nur um die Broſamen von gelehrten Neuigkeiten, die von Lichtenberg's reichem Tiſche fielen. Der lebendige Umgang mit wiſſenſchaftlichen Männern ſchien ihm doch das ſchmerzlichſte Entbehrniß. Dennoch blieb er darin ſehr wählig und verlangte viel. Wenn er z. B. dem Italiener Sartoris, als dem einzigen umgänglichen Mann in Wilna, außer naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen noch franzöſiſche Politur und Bekanntſchaft mit England zugeſtand, ſo war er ihm doch immer noch — „ein Piemonteſer und kein herzlicher Deutſcher". Mit den Exjeſuiten, den anfangs ſo gerühmten, war es nun wirklich aus. „Selbſt Diejenigen", meinte er, „die mit ihnen in ihr Horn blieſen, fänden da nichts zu holen." Treffend ſind die Pinſelſtriche, mit denen Forſter dieſe Männer zeichnete. „Es iſt keine Silbe wiſſenſchaftlichen Geſprächs mit dieſen Menſchen möglich; ſie ſind trotz ihrer unaufhörlichen Verbeugungen, Höflichkeit und Freundſchaftsbetheuerung immerfort auf ihrer Hut, immer mistrauiſch, immer heimlich und hinterrücks wirkſam, äußerſt bemüht, unter dem Anſcheine von Geſchäftigkeit keinen Fortſchritt zur wirklichen Aufklärung machen zu laſſen, wol aber durch ewige Klage, ihnen ſeien die, Hände gebunden, ſchnappend nach mehr Gewalt und Einfluß und um ſich greifend, unter welchem Vorwand es immer ſei."

Wie glücklich, wenn dann einmal ein Durchreiſender einſprach, und man ſich unterreden konnte, wie man es in Deutſchland täglich habe, „nämlich ſo, daß man der intereſſanten Gegenſtände mehr hat, als man abzuthun Zeit findet, und deshalb vom Hundertſten ins Tauſendſte redet". — Mit Polen war das nie der Fall: die Geſchliffenern wollten glänzen und ihre Einfälle hören laſſen, die Andern intereſſirte nichts.

Dieſe Noth war indeß durch den ſchreienden Ankömmling nicht gehoben worden, ſondern nur unterbrochen, und nach wenig Monaten der neuen Vaterſchaft kehrten die alten Klagen über den lockern Verband mit der Ferne zurück. Jetzt ſchloß Forſter auch „ſein gutes Weib mit ein in den Jammer, von Briefen verlaſſen zu ſein". Es gab nun einmal, nach Forſter's eigenem Bekenntniß, keinen Genuß für ihn ohne die weitumfaſſende Theilnahme an Menſchen der eigenen Art. Daher fand, ſo voll von Glück und Liebe für Frau und Kind ſein Herz auch ſchlug, doch eine wahre Wehmuth Zugang, ſobald er an ſeine wilnaer Lage dachte. „Ach, Gott weiß es", ſchrieb er im November an Lichtenberg, „ich bin ganz der Alte, opfere noch immer ſo gern auf jedem Altare des Genius, den ich auf meinem Wege antreffe, erkenne noch immer ſo gern und ſo theilnehmend fremdes Verdienſt, freue mich ſein ohne Misgunſt, und achte doch mein Wiſſen ſo gering, fühle ſo ſehr meine Nichtigkeit gegen den Reichthum des Verſtandes, der Andern zutheil ward! Allein, ich wäre doch auch unfähig, Ihr Freund und von Ihnen geachtet zu ſein, unfähig, ein Urtheil und einen Vergleich anzuſtellen, wenn ich nicht gewahr würde, daß ich hier iſolirt ſtehe, und kein Menſch iſt, der ſich an mich ſchließt, keiner, der mich verſteht, keiner, der mit den Worten dieſelben Begriffe verbindet, keiner, der einen Trieb fühlte, ſein ſogenanntes Fach um einen Fußbreit zu erweitern, eine einzige neue Entdeckung zu machen, keinen, den es kümmerte, ob er je außerhalb der Mauern von Wilna genannt werden will." —

In ſolcher Stimmung fielen des Freundes Blicke trüb genug auf ſeine Stellung als Profeſſor, auf ſeine Umgebung als Menſch. Mehr und mehr ſetzte ſich bei ihm die Ueberzeugung feſt, daß man in Polen die Wiſſenſchaft wol nie auf zweckmäßige Art unterſtützen und betreiben werde. Die Univerſität galt ihm für nichts weiter als eine Jeſuitenſchule, die ſich gänzlich auf dem alten Fuße jenes aufgehobenen Ordens hielt, und wol gar unbeſucht bleiben würde, wenn man den armen Adel nicht dadurch intereſſirte, daß man die Studenten oder vielmehr Schüler kleidete, fütterte und unentgeltlich auferzöge. Und wenn er dieſe Schüler betrachtete, für die er Profeſſor war, rief er ärgerlich aus: „Nein, Scheermeſſer ſind nicht gemacht, um Klötze zu ſchnitzen!" Die Univerſität und die Stadt hatten nicht einmal einen Buchhändler, und die zwei Druckereien, die hier beſtanden, mußten einmal tüchtig zuſammengreifen, um eines Profeſſors Handbuch von 300 Seiten binnen ſechs Monaten zuſtande zu bringen.

Vollends wie niederſchlagend war für ſeine menſchenfreundliche Theilnahme der Anblick des eigentlichen Volkes, dieſer „Millionen Laſtvieh in Menſchengeſtalt, von allen Vorrechten der Menſchheit ausgeſchloſſen, und durch die langgewohnte Sklaverei zu einem Grade der Thierheit und Fühlloſigkeit, der unbeſchreiblichſten Faulheit und ſtockdummen Unwiſſenheit herabgeſunken, von welchem es vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder zur gleichen Stufe mit anderm europäiſchen Pöbel hinaufſteigen würde, wenn man auch desfalls die weiſeſten Maßregeln ergriffe“. Die niedere Claſſe des Adels, deſſen äußerſte Armuth ihn abhängig machte, und zu den verächtlichſten Handarbeiten verdammte, erſchien ebenſo dumm und faul, wie das Volk, und in Anſehung der kriechenden Niederträchtigkeit noch verworfener. Der höhere und reichere Adel bis hinauf zum Thron konnte blos für eine Schattirung der vorhergehenden Claſſen, nur mit mehr Gewalt ausgeſtattet, gelten. „Jeder Magnat ein Despot, läßt Alles um ſich her fühlen, daß er es ſei; denn nichts iſt über ihm, und ſelbſt die gröbſten Verbrechen büßt er höchſtens mit einer Geldſtrafe oder einem Verhaft von etlichen Wochen, wobei er ein Palais zum Gefängniß hat, und die ganze Zeit mit ſeinen Freunden in Schmauſen und Luſtbarkeiten aller Art zubringt.“

Wenn ſolchen troſtloſen Betrachtungen noch etwas abging, was ſie verſchärfen konnte, ſo ſtellte ſich die trübſelige Jahreszeit mit allerlei Leiden für Forſter ein. Der zweite Winter ſeiner Ehe ſchien nachholen zu wollen, was der erſte, vielleicht aus beſonderer Rückſicht für den jungen Ehemann, an heimſuchenden Leiden gegen ſonſt zurückgehalten hatte. Nie war Forſter geſunder geweſen, frei ſelbſt von Rheumatismen und Augenentzündung, als in der erſten Zeit ſeines häuslichen Glücks. Jetzt aber wechſelte ſein Befinden, und es blieb nicht bei den gewöhnlichen Erkältungsleiden, ſondern heftige Koliken ſtellten ſich manchmal auf eine Wochendauer ein. Drei Monate lang hielt ein Huſten an, der die Lunge bedrohte. Da hatte der Patient Gelegenheit, bei öfterer Abweſenheit Langmeier's den prakticirenden Arzt an ſich ſelbſt zu verſuchen. So war er ins neue Jahr 1787 übergegangen, und richtete — wie er denn immer auf etwas geſpannt ſein mußte — ſeine Hoffnung auf den Frühling. Dieſer ließ aber, auf gut Wilnaiſch, nicht nur lange genug auf ſich warten, ſondern erlöſte auch den Harrenden nicht von der Hypochondrie. Noch in die beſſere Jahreszeit hinein hatte der Verlaſſene über unordentlichen Schlaf und immer heiße Stirne zu klagen.

Pflegt der Frühling ſelbſt in der Bruſt des geſunden und glücklichen Menſchen eine, wenn auch oft zielloſe Unruhe und Sehnſucht anzuregen, ſo kann man ſich erſt die Ungeduld, das ungeſtüme Fortverlangen des leidenden und innerlichſt unbefriedigten Forſter denken. Da ging es ihm aber wie dem Gefangenen, der, ſich aufraffend, die vergeſſenen Fußſchellen empfindet. Wie konnte der Freund Polen verlaſſen, ohne wenigſtens Das zu erſtatten, was man für ihn aufgewendet hatte und durch jährliche Abzüge an ſeinem Gehalte nach und nach wiedererlangen wollte? Erſt nach acht Jahren war er frei von dieſer Schuld, wie von der eingegangenen Verbindlichkeit, im Lehramte zu bleiben. Nach Ablauf derſelben konnte er ſich mit der Hälfte ſeines Gehalts zurückziehen. Forſter überredete ſich aber, wenn er nur die ihm geleiſteten Vorſchüſſe erſtattete, das Land ohne Verletzung ſeiner Ehre und Rechtſchaffenheit verlaſſen zu dürfen. Er ſah es nämlich als einen Vertragsbruch ſeitens der Schulbehörde an, daß man ihm keine der verſprochenen Bedingungen gehalten, es am Naturaliencabinet, am Botaniſchen Garten und ſonſt hatte fehlen laſſen, — Mängel, denen man auch, allem Anſehen nach, gar nicht abhelfen wollte. Wie wahr hatte ihm nicht auch ſchon Kaiſer Joſeph die Polen als Leute bezeichnet, die viel Worte machen, aber nicht ans Halten denken. Ja, es war offenbar ein Vertragsbruch! —

Indeß, auch angenommen, daß die Schulcommiſſion dieſer Anſicht beiſtimmte: woher wollte er auf einmal die Summe nehmen, deren Erſatz durch Gehaltsabzüge doch immer noch auf ſieben Jahre vertheilt blieb?

Eine andere zarte Verbindlichkeit, die Forſter dafür hatte, daß ihm der, zur Tilgung ſeiner kaſſeler Schulden geleiſtete Vorſchuß bei ſeiner Ankunft in Wilna geſchenkt worden war, wußte er freilich auf keine andere Weiſe auszugleichen, als daß er, wie er ſich in einem Briefe an ſeinen Schwiegervater erklärte, ſeine wilnaer Erlittenheiten in Gegenrechnung brächte. Er mochte im Augenblicke nicht überlegt haben, wie ſchwer es ſein würde, deutſche Unzufriedenheit gegen baare polniſche Gulden abzuwägen.

Doch an alles Dieſes war nicht eher zu denken, als bis ſich ihm ein anderweites Unterkommen darbieten würde. Dies mußte jedenfalls eine Stelle ſein, deren Einkommen die alte Schuld, die neue Einrichtung, den koſtſpieligen Umzug und das laufende Bedürfniß des Hauſes zu beſtreiten vermöchte. Nach welcher Seite hinaus ſollte ſich wol eine ſo breite Ausſicht eröffnen?

Forſter täuſchte ſich nicht darüber, wie feſt er in dieſem unglücklichen Wilna eingethan war. Dennoch blickte er unaufhörlich bald dahin, bald dorthin nach Deutſchland aus. Er flatterte mit hoffenden Gedanken in ſeinem Käfige; denn ſchon im Flattern liegt ein Gefühl der Freiheit, und die Ermüdung davon hat etwas Beruhigendes.

Schon im Laufe des Winters hatte Vater Heyne ſeinen Schwiegerſohn auf Profeſſor Leske's Ableben in Marburg aufmerkſam gemacht. Forſter redete ſich ein, Marburg, wenn auch an ſich ein unbeträchtlicher Ort, hätte doch gerade für ihn durch die Nähe von Göttingen mit deſſen Hülfsmitteln für Naturwiſſenſchaft manches Anziehende. Er faßte allerlei Plane, wie die Stelle zu erweitern, der Gehalt von 1200 Thalern zu verbeſſern, ſeine Ueberſiedelung zu erleichtern wäre. Er hoffte, ſeine Ernennung zum außerordentlichen Mitgliede der Akademie in Berlin ſollte ſeiner Bewerbung und ſeinen Bedingungen mehr Nachdruck geben.

Der ganze Zuſtand in Heſſen hatte ſich freilich durch Regierungswechſel geändert. Der alte Landgraf Friedrich, den Forſter im vorigen Sommer von Göttingen aus noch ganz rüſtig angetroffen hatte, war im Herbſt am

Schlage geſtorben, — „luſtig und guter Dinge, bis zum Augenblicke, da er ſanft und plötzlich entſchlief, ohne bei langwieriger Krankheit der Welt noch das Schauſpiel mancher Schwachheit zu geben und ſich ſelbſt mit Grillen und Chimären zu ängſtigen“. Daß ſein nun regierender Sohn, Wilhelm IX., der nachmalige erſte Kurfürſt, das Karls-Colleg mit Marburg vereinigt hatte, ſchien Forſter'n nicht unzweckmäßig. Sonſt wußte er dem neuen Regenten noch nichts Beſonderes nachzurühmen, außer etwa, „daß derſelbe trotz einer Maitreſſe, die er ſich halte, doch ein bigotter Proteſtant ſei“. Gegen den Mai hin, wo die Angelegenheit wegen Marburgs ſich zerſchlug, hatten ſich die heſſiſchen Verhältniſſe immer weniger einladend angelaſſen, ſodaß Forſter ſich über dieſe verſchwundene Ausſicht eben nicht ſehr kränkte. In einem franzöſiſch geſchriebenen Briefe an Camper äußerte er, daß er ſich unter dem eiſernen Scepter, das jetzt über Heſſen herrſche, auf der elenden Univerſität Marburg doch nicht wohl würde befunden haben. „L'anarchie regne dans ce malheureux pays dans toute son hourreur“, ſchrieb er damals — am 7. Mai 1787!

Doch Forſter ſetzte, wie ein ungeduldiger Spieler, auf mehr als eine Nummer, um eine andere Stellung zu gewinnen. Noch ehe ſein Hoffnungseinſatz auf Marburg verfallen war, ſann er auf das reizendere Mainz. Wie oft hatte er auch nicht dorthin an ſeinen theuern Sömmerring zu ſchreiben? Und den Gedanken des Herzens folgten unvermerkt die berechnenden Abſichten. Mit ſcherzendem Ernſte warf er gelegentlich die Aeußerung hin, „ſobald man ihn haben wollte, würde er kommen —

vorausgeſetzt, daß man ihm 1200 Thaler Gehalt, 400 Dukaten Reiſekoſten und 1000 Dukaten Vorſchuß, ſich in Wilna loszumachen, bewillige". Er fühlte wohl, daß dies ein ſchweres Wort war, und ſuchte es durch das Gewicht ſeines Selbſtgefühls aufzuwägen, indem er hinzuſetzte: „Was iſt's am Ende, wenn ich den Kurfürſten 6000 Gulden koſte? haben ihn doch Andere mehr gekoſtet, die weniger Namen haben!" — In Mainz hoffte er fleißiger zu ſein und mehr zu verdienen, als ehedem in Kaſſel, wo er nichts habe vor ſich bringen können, weil „die Teufelswirthſchaft mit den Roſenkreuzern" geweſen wäre.

Es ſchien Forſter'n nicht irre zu machen, daß zu gleicher Zeit Sömmerring von Mainz wegzukommen ſuchte. Denn einmal lag der Antrieb dazu in den beengenden Verhältniſſen des mainzer Freundes; ſodann galt es demſelben um die beſſer bezahlte Stelle des von Wilna weggehenden Profeſſors der Anatomie, Biſio, und außerdem mochte es ihm neben Gehaltsverbeſſerung beſonders auch um eine Wiedervereinigung mit Forſter'n zu thun ſein. Forſter war aber bei aller Liebe zu Sömmerring nicht ſelbſtſüchtig genug, den Freund um jeden Preis nach Wilna zu wünſchen. Er that zwar die nöthigen Schritte für denſelben, warnte ihn aber, ſich aus bloßem Unbehagen in Mainz ja nicht zu übereilen. Er kannte zu genau alle die Unannehmlichkeiten von Wilna, die man ſich nur durch eine ſtarke Einnahme einigermaßen erleichtere; wogegen man einer ſolchen begünſtigten Lage, neben der Misgunſt feindſeliger Amtsgenoſſen, doch nicht recht froh werden könne. Vielmehr rieth Forſter dem Freunde, ſich lieber um die Stelle des in Göttingen abgegangenen Profeſſors Richter zu bewerben, — allen Nachtheilen Göttingens zum Trotze; denn — „zwei Stunden mit Lichtenberg ſind ja allein ſchon Erquickung auf ein halbes Jahr, wie wir oft in Kaſſel erfahren haben", ſchrieb er.

Inzwiſchen blieb Sömmerring in Mainz, und hier ging durch die Wahl Karl's von Dalberg zum Coadjutor für Männer von Geiſt und Talent manch ſchöne Erwartung auf. Bekanntlich ſetzte auch Schiller ſeine Hoffnung auf die künftige Regierung dieſes geiſtreichen und wiſſenſchaftlichen Prälaten, ſeines beſondern Gönners in Erfurt. Auch Forſter freute ſich in einem Maibriefe an Sömmerring jener Wahl; indem er ſich dabei doch mehr als früher in ſeinen Wünſchen beſcheidete. Er rechnete nämlich nun erſt nach ſechs Jahren, mithin nach Erfüllung ſeiner wilnaer Verbindlichkeiten, auf eine Wiedervereinigung mit dem Freunde, da er alsdann auch ſchuldenfrei, blos „für ein angemeſſenes Reiſegeld und honnetes Gehalt" kommen wolle, um mit dem Herzensfreunde in einem milden Klima vereint zu leben.

Weniger erfreut war Sömmerring über Dalberg's Wahl. Er konnte ſeines geheimen Grauens vor Roſenkreuzern und Jeſuiten nicht loswerden, und hielt den neuen Coadjutor für einen Jeſuiten. Forſter verwarf dieſe Beſorgniß. Mit ſo aufgeklärten Männern, ſo feinen Weltleuten ſei immer gut leben, meinte er. Jedenfalls ſei Dalberg kein plumper Jeſuit, der bei Dummheit und Aberglauben ſein Glück ſuche. Den Jeſuitismus erblickte Forſter nur durch eine ganz feine Schattirung von jeder andern Anhänglichkeit an Weltregiment unterſchieden. In dem Princip, der Menſch ſei ein Thier, das eines Herrn bedürfe, liege der wahre Jeſuitismus. Aber, ſchrieb er, „die weltlichen Regenten gehen von demſelben Princip aus. Es iſt alſo nur zwiſchen Beiden die Frage, wer der Herr ſein ſolle, der Geiſtliche oder der Weltliche. Eine gewiſſe Cultur der Wiſſenſchaften, ein feines, tiefes Studium haben die Jeſuiten immer getrieben. Nur die wahre Aufklärung iſt ihnen zuwider; — aber die weltlichen Fürſten können ſie auch nicht leiden; denn ſie ſtößt ihr Princip über den Haufen. Der wahrhaft und der ganz aufgeklärte Menſch bedarf keines Herrn“.

Noch eine Ausſicht bot ſich dem Freunde mehr an, als daß er ſie geſucht hätte. Im Laufe des Frühjahrs kamen ihm Winke und Einladungen von Freunden in Wien, ja ſelbſt anonyme Auffoderungen zu, ſich um die Stelle des ſterbenden und endlich wirklich geſtorbenen Profeſſors der Naturgeſchichte, Herrn Well, zu bewerben. Allein bei aller Sehnſucht nach Deutſchland und allen lockenden wiener Erinnerungen blieb der Freund doch klar genug über ſeine Lage und Bedürfniſſe, um die berechnende Einſicht auch ein Wörtchen mitreden zu laſſen. Die mit dieſer Stelle verbundene Beſoldung von 1200 Gulden, die noch dem gewöhnlichen Abzuge von 5 Procent unterlag, war für das große Leben in Wien etwas mehr als nichts. Den Kaiſer ſelbſt hielt Forſter nicht für den Mann, der den großen Knoten löſe, von dem unſer Profeſſor in Wilna feſtgehalten wurde. Im Stillen erfreut über das eifrige Andenken ſeiner dortigen Freunde, über die erwachende Gunſt der ihm früher feindſeligen

Parteien, that er doch keinen Schritt um die Stelle in Wien. Vertrauen war Alles, was er jetzt wünſchte und zu verdienen ſuchte.

Daß hierbei Thereſens frühere Abneigung gegen Wien Forſter'n mitbeſtimmt habe, iſt nicht anzunehmen. Nie berief ſich Forſter bei dem unruhigſten Verlangen nach Deutſchland auf gleiche Wünſche oder Ungeduld ſeiner Frau. Wirklich ſcheint ſie, ohne ihn mit Unzufriedenheit zu drängen, ſo geſtimmt geweſen zu ſein, wie ſie es von ſich bekennt, daß nämlich „jeder Tag ihr genügt, und ihre Sehnſucht nach Aeltern und einem cultivirten Lande, nach einem milden Himmel nur poetiſchen Schwung, keinen Trübſinn hervorgebracht habe".

Ruſſiſche Löſung.

Die zarte Selbſtverleugnung Thereſens und von Seiten Forſter's die Einſicht und Ergebung, die er zuletzt über ſeine Unruhe und Ungeduld gewonnen hatte, gaben vielleicht dem häuslichen Leben jene Stimmung, durch die man eine beſſere Lage, wenn nicht erringt, doch verdient. In der That ſollte der Freund noch im Laufe des Frühlings erfahren, daß das alte Glück, welches ihm vor drei Jahren im rechten Augenblicke von Kaſſel hinweggeholfen hatte, ihm auch jetzt noch treublieb und mit der unverhoffteſten Erlöſung erſchien.

Mit dem Monate März hatte Forſter ſeine Arbeit über „Cook den Entdecker“ als Einleitung zu der überſetzten dritten Reiſe dieſes berühmten Weltumſchiffers beendigt.

Mit der verzehrenden Anſtrengung, womit er, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, dieſen Aufſatz ausgearbeitet, hatte er nie etwas gemacht. Thereſe fürchtete für ſein Leben. Die Arbeit fiel in die Leidensmonate des böſen Winters, wo ſeine einzige Erholung war, jeden Abend ſeiner Frau vorzuleſen, was er den Tag über geſchrieben hatte. Doch von all dieſen körperlichen Leiden und Verſtimmungen des Gemüths trägt die gehaltvolle Monographie keine Spur an ſich. Nicht blos, daß den bis dahin nur unvollkommen erkannten außerordentlichen Leiſtungen und dauernden Verdienſten dieſes ſeltenen Seemanns gerechte und rühmliche Anerkennung widerfährt, erhebt ſich auch Forſter in ſeiner eigenſten Weiſe zu den edelſten Anſichten über Menſchen- und Völkerleben. So ſpricht er über menſchliches Glück:

„Zwiſchen den Augenblicken des Begehrens und der Befriedigung liegt der Augenblick des Beſtrebens, um den es vielleicht der Natur am meiſten zu thun iſt. Ihr Inſtinct, der mit unwiderſtehlicher Kraft nach phyſiſchem Wohlbehagen, nach geſundem, ſchmerzloſem Daſein, oder auch nach der lebhaftern Empfindung angenehmer ſinnlicher Eindrücke ſtrebt, iſt ebenſo wol als dieſer Genuß ſelbſt nicht Zweck, ſondern Mittel. Die Abſicht der Natur ging auf Entwickelung der Kräfte, auf Handlung, Bewegung, Thätigkeit; was ſie von Genuß uns zur Lockſpeiſe vorhielt, ſollte wie die kleine Portion Honig, welche der Hottentotte ſeinem freundlichen Bienenkukuk überläßt, nur den Gaumen reizen, uns nur körnen, deſto eifriger ihren Zweck zu befördern. — — Glücklich ſein ſcheint demzufolge einen Zuſtand zu bezeichnen, wo Arbeit und Ruhe, Anſtrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung, Wolluſt und Schmerz, Freude und Leid miteinander wechſeln, wo aber die frohen Augenblicke des Genuſſes kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen, und lebenslang die möglichſte Entwickelung aller phyſiſchen und ſittlichen Kräfte befördern. Die Extreme einer zu heftigen Erſchöpfung und einer gänzlichen Befreiung von aller Mühe erſticken beide die Thätigkeit, und machen nicht glücklich." Da nun „wo das richtige Verhältniß zwiſchen Arbeit und Genuß alle Fähigkeiten und Anlagen hervorruft, entwickelt und in volle Wirkſamkeit ſetzt, da ſcheint der weiſen Staatskunſt weiter nichts übrigzubleiben, als über die Entwickelung verſchiedener Kräfte zu wachen, daß ſie einander nicht zerſtören können".

So unmittelbar vor der Franzöſiſchen Revolution, als Forſter ſeine Arbeit abfaßte, hatten edle Geiſter das lebhafteſte Vorgefühl von einem herannahenden glücklichen Zuſtande der Menſchheit. Es war, als ob das Verhängniß unſers Geſchlechts den ſchauenden Geiſtern auf einen Augenblick den Siegespreis jener Kämpfe zeigte, die bald blutig und dauernd entbrennen ſollten, hinter denen aber das gehoffte Glück ſich immer wieder zurückzieht. So ſpricht denn auch Forſter, gelegentlich der Entdeckungen Cook's, von einem nicht mehr fernen Zeitpunkte, wo im Denken, Thun und Laſſen von Millionen Menſchen eine merkwürdige Revolution vorgehen werde, „wo Lehren der Weisheit aus Europa, vielleicht auch aus Amerika und den Südländern mit unwiderſtehlicher Macht der Ueberredung ſie auffodern werden, ihrer langgewohnten Sklaverei, ihrer natürlichen Weichlichkeit und Indolenz, dem deſultoriſchen Gang ihrer in Bildern ſpielenden Vernunft, kurz, den angeerbten klimatiſchen Irrthümern und Mängeln ihres Verſtandes und Herzens zu entſagen, und dafür die Wahrheit zu erkennen und anzunehmen, welche den europäiſchen oder aus Europa entſprungenen Selbſtdenker glücklich macht“. — — — „Vor der Morgenröthe der Wiſſenſchaften verſchwindet die menſchliche Unfehlbarkeit. Duldung und Gewiſſensfreiheit verkündigen den Sieg der Vernunft, und bahnen den Weg zur Preßfreiheit und zur freien Unterſuchung aller Verhältniſſe, die dem Menſchen unter dem Namen Wahrheit wichtig ſind. Endlich geben Luxus und Fleiß dem Leben neuen Werth; die Künſte erreichen den Gipfel der Vollkommenheit und Einfalt; Beobachtung und Erfahrung erweitern und verbinden alle Wiſſenſchaften miteinander, alle politiſchen Kräfte neigen ſich ins Gleichgewicht; kurz, es iſt oder es wird ſchon Blütezeit.“

Wie treffend bezeichnet hier Forſter die Gegenſtände des Kampfes, des Genuſſes und der Beſtrebung unſerer lebevollen Gegenwart!

Forſter widmete dieſe Arbeit dem Kaiſer Joſeph mit deſſen „ſehr herablaſſender Genehmigung“. Bloße Huldigung war es nicht, ſondern einige Berechnung ſeiner Zukunft bewog ihn zu dieſem Schritte, „den er nicht gethan hätte, wenn er ſeine Pflichten nicht der Unabhängigkeit von Fürſtengnade vorgezogen hätte“. Mit dieſem Bekenntniß bat er ſeinen Schwiegervater, ihm deshalb nicht zu zürnen, und die wenngleich ſchon gedruckte Dedication zu kritiſiren, da ſeine Frau zu nachſichtsvoll ſei, und er doch außer ihr Niemanden habe, der ihn tadle und belehre.

Es lag eine heitere Laune des Glückes in der Art, wie es ſeine neue Gunſt Forſter'n zuwendete. Gleichſam zur Anerkennung des Verdienſtes, das der Freund ſich um den erſten Schiffscapitän ſeiner Zeit, um Cook, erworben hatte, erſchien unverhofft ein anderer Seemann, um Forſter'n aus der ſandigen Wüſte Polens zu einer neuen Weltfahrt an Bord zu nehmen. Einſt war dem Knaben auf kindliches Gebet durch ein Goldſtück aus kindiſcher Noth geholfen worden, jetzt ward dem Manne, der Beten verlernt hatte, für edle Arbeit Huld und Hülfe verliehen!

Eines Morgens in den erſten Tagen des Juni ſaß Thereſe am Fenſter, als ein ruſſiſcher Offizier auf ihre Wohnung zukam. Im erſten Augenblicke dachte ſie an ihren Bruder, jenen jungen Mediciner, den Forſter in Wien eingeführt hatte, und der jetzt als Arzt bei den ruſſiſchen Truppen diente, die auf dem Wege der Kaiſerin nach Cherſon aufgeſtellt waren. Doch an der Marineuniform erkannte ſie ſogleich ihren Irrthum. Beim Mittagtiſche fragte Forſter, wozu ſie wol rathen würde, wenn er unter der Bedingung, eine mehrjährige Seereiſe zu machen, die Mittel gewänne, Polen zu verlaſſen, und nach ſeiner Rückkehr von jener Fahrt ſorgenfrei zu leben.

Ich würde rathen es anzunehmen, erklärte Thereſe, raſch entſchloſſen. Und nun erfuhr ſie das Nähere. Jener Offizier war der Flottencapitän Mulowsky, von der Kaiſerin abgeſchickt, um Forſter'n zu einer von ihr angeordneten Entdeckungsreiſe nach der Südſee anzuwerben. Ein verbindlicher Brief des ruſſiſchen Geſandten von Stackelberg aus Kiew vom 30. April datirt, hatte den Capitän bei Forſter'n eingeführt. Die Zeilen erinnerten den Freund an die in Grodno gemachte Bekanntſchaft, und empfahlen ihm Mulowsky's mündliche Angelegenheit.

Dieſer, ein Mann in den beſten Jahren und in England für das Seeweſen erzogen, hatte wie Cook ſeine Lehrjahre in einem Kohlenſchiffe beſtanden, und ſeitdem auch ein Schiff von 74 Kanonen im Mittelländiſchen Meere commandirt.

So ſollte denn Forſter mit einem Lebensabſchnitte wechſeln, der wieder von Weltverhältniſſen beherrſcht würde. Je inniger inzwiſchen aber das häusliche Glück geworden war, das ihn jetzt umfangen hielt, deſto mehr Kraft mußte, ſozuſagen, die Welt anwenden, um ihn wieder an ſich zu ziehen. Dieſer Kraftaufwand drückt ſich in den Bedingniſſen und Vortheilen aus, die Forſter'n angeboten und in der Unterhandlung zugeſtanden wurden. Das unglückliche Polen machte zwiſchen dieſen beiden Lebenspolen Forſter's, zwiſchen Haus und Welt, keineswegs den Indifferenzpunkt, ſondern vielmehr den unwillkürlichen Vermittler zu Gunſten der ruſſiſchen Bewerbung. Denn nur die unbefriedigende und doch ſo gefeſſelte Lage der Familie in Wilna konnte Forſter'n zu ſeinem ſo bedenklichen Entſchluß beſtimmen. Die Bedingungen waren folgende:

1) Rußland bewirkt die Entlaſſung Forſter's aus dem polniſchen Dienſt, und übernimmt die Berichtigung des Vorſchuſſes, den der Profeſſor an die Erziehungscommiſſion ſchuldet.

Die Fußſchellen des fortverlangenden Mannes wurden alſo gelöſt.

2) Während der Seereiſe empfängt Forſter, neben freiem Unterhalt für ſich und einen Bedienten, 3000 Rubel Jahresgehalt, wovon 1000 an ſeine Frau bezahlt werden.

3) An Reiſekoſten und Ueberfahrt des Gepäcks bis nach England, von wo die Expedition ausläuft, werden 4000 Rubel bewilligt.

4) Nach beendigter Expedition bleibt Forſter'n ein Jahrgehalt von 1500 Rubeln, verzehrbar, wo es ihm beliebt, auf die Dauer ſeines Lebens.

5) Im Falle ſeines Todes erhält ſeine Frau als Witwengehalt die Hälfte Deſſen, was Forſter eben zu beziehen gehabt, mithin während der Reiſe die Hälfte von 3000 Rubeln, und nach beendigter Expedition von 1500 Rubeln; der gleiche Betrag bleibt ſeiner Tochter, wenn ſie verwaiſt, bis zu einer etwaigen Heirath.

Ueberdies wurde Forſter'n die ganze Einrichtung des wiſſenſchaftlichen Theils der Expedition überlaſſen; ſodaß er Zeichner, Jäger, Chemiker anzuwerben, ihre Gehalte vorzuſchlagen, ihre Werkzeuge anzuſchaffen hatte.

Dieſe Bedingniſſe nebſt Dem, was das Unternehmen noch an wiſſenſchaftlichen und literariſchen Vortheilen verſprach, erſchienen günſtig genug für Forſter's Zukunft und zureichend, ihn bei ſeiner alten Vorliebe für ſolche weltweite Unternehmungen doch auch über ſeine häuslichen Pflichten zu beruhigen. Eines kam noch hinzu, was dem Geſchäft auch einen gemüthlichen Reiz verlieh und Forſter'n einigen Erſatz für die doch immer ſchmerzliche Trennung von ſeiner Familie verſprach: er dachte an Sömmerring, den Herzensfreund, der als naturforſchender Schiffsarzt die ſo belehrende Weltfahrt mitmachen könnte. Er eilte ihn dazu aufzufodern.

Eingedenk der Behandlung, die ſein Vater früher in

Petersburg erfahren hatte, machte Forſter ſich vor allem über die Verhältniſſe klar, unter denen er jetzt ſelbſt ruſſiſche Zuſagen empfing. Hier ergaben ſich gute Vorausſetzungen. Capitän Mulowsky war ein natürlicher Sohn des Grafen Iwan Tſchernyſchew, Vicepräſidenten des Admiralitätscollegs; dieſer ſtand beim Großfürſten im höchſten Anſehen, und der Großfürſt ſelbſt unterzeichnete als Großadmiral alle auf dieſe Expedition bezüglichen Verträge. Mit dieſem Vertrauen ſchloß Forſter ab.

Und Thereſe? Wir haben ihr eigenes Bekenntniß über ihre damalige Geſinnung: Sie „fühlte das Wagniß, zu welchem ihr Mann ſich entſchloß, das Schickſal, das ihr drohen konnte, die Vorwürfe, welche Forſter's Freunde ihr über ihre völlige Zuſtimmung zu dieſer gefährlichen Reiſe machen möchten, wenn er nie von ihr zurückkehrte. Allein Jugendmuth, Ehrgeiz, Unbedachtſamkeit über die möglichen Nachtheile, und die traurige Ausſicht, Forſter'n in Polen geiſtig und körperlich zugrunde gehen zu ſehen, erſetzten bei ihr die Vernunft, und gaben ihr die nöthige Klarheit der Anſicht, welche uns willig macht, das unvermeidliche Böſe mit dem Guten zugleich über ſich ergehen zu laſſen, ſobald die Erreichung eines Endzwecks es erfodert“. — So gab ſie auch in Betracht ihres Aufenthalts während der vierjährigen Abweſenheit ihres Mannes der Anſicht deſſelben nach, und entſchied ſich für Göttingen, obſchon ihr der geſellſchaftliche Kreis ihrer Jugendfreundin Reichard, geborenen Seidler, in Gotha lieber geweſen wäre.

Von ihrem Vater erhielt ſie die herzlichſte Zuſtimmung. Er bewunderte den Muth ihres Entſchluſſes, und richtete ihren Blick auf die wunderbare Fügung in Forſter's und ihrem Leben mit Hindeutung auf die Zukunft nach Forſter's froher Rückkehr, da ſie wieder vereint, aber unabhängig, vielleicht in der Nähe des väterlichen Hauſes, eines glückſeligen Lebens genießen würden.

Auch Forſter wurde wegen ſeines männlichen und würdigen Entſchluſſes gelobt. Zugleich gab Heyne Rathſchläge über zu machende Nebenbedingungen, ſowie wegen Beſtimmung des militäriſchen Ranges, wonach in Rußland Alles geſtellt ſei, und des wechſelnden Werthes des Silberrubels bei Zahlungen in Deutſchland u. dergl.

Von nun lebte Forſter in aufgeregter, aber ſeelenvergnügter Stimmung, beſonders nachdem auch Sömmerring ſich zur Theilnahme an der ruſſiſchen Expedition bereiterklärt hatte. Forſter berieth ihn darüber, was er als Vorſchuß zur Reiſe und zur Bezahlung ſeiner Schulden ſowie an Gehalt während der Fahrt und nach Beendigung derſelben fodern ſollte. Er munterte ihn auf, ſich um 300 Dukaten alter Schulden keine Sorgen zu machen, und ſich nur vor neuen zu hüten. Er ſollte nichts für Kleider verwenden, die, außer einem guten Vorrath von Hemden und Strümpfen, zu Schiff unnöthig ſeien und in London ohnehin keinen fremdartigen Schnitt haben dürften.

Es iſt rührend, wie Forſter, die große Reiſe ins Auge gefaßt, ſich auf einmal wirthſchaftsverſtändig, einſchränkungsluſtig über Alles verbreitet. Er geht ins Einzelſte ein, — wie ſie in London ſich billig einrichten, wohlfeil logiren, einfach ſpeiſen wollen. Eine vergnügte

Haſt, eine geſchäftige Umſicht, ein wohlwollendes Wichtigthun ſpricht ſich in jeder Zeile, beſonders in den Briefen an Sömmerring aus. Er plaudert ungeordnet über die Perſönlichkeit des Capitäns Mulowsky, über Namen und Größe der zur Expedition beſtimmten Schiffe, über den Plan der Reiſe u. dergl. Er phantaſirt von Allem, was ſie auf der Fahrt thun und laſſen wollen, und berührt zugleich auch wieder die Art und Weiſe, wie und wo er und Thereſe ihr Geld beziehen können. Er gibt dem Freunde Rathſchläge ſeine Präparatenſammlung zu veräußern, ſich des Mitnehmbaren zu verſichern. „Wegen unſers Ranges“, bemerkte er, „habe ich noch nichts Beſtimmtes. Ich denke am Ende bleiben wir überall Forſter und Sömmerring, und wenn dieſe Namen uns kein Luſtre geben, ſo thut's kein Titel, kein Rang.“

Zuletzt wurde ihm vor ſeiner eigenen Freude bang; wenigſtens ſchrieb er an Sömmerring:

„Noch wage ich es nicht recht, mich dem ſüßen Taumel der Idee zu überlaſſen, daß wir Beide auf eine Art, die unſere heißeſten Wünſche übertrifft, wieder vereinigt, gemeinſchaftlich eine ſo thätige Laufbahn betreten, einander in die Hand arbeiten, für Ruhm und Glück zugleich ſorgen, England, Liſſabon, Madeira, Braſilien, Vorgebirge der guten Hoffnung, Neuholland, Neuſeeland, die Freundſchafts-, Societäts-, Sandwichinſeln, die Küſten von Amerika, Japan und China beſuchen und überall unſerm Eifer für die Wiſſenſchaft uns ungehindert überlaſſen werden.“

Welch edler Sinn beſeelte den Mann, der nur mit Begeiſterung der großen, ideellen Eroberungen, und mit keiner Silbe der Leiden und Gefahren einer ſolchen Reiſe gedenkt, die er doch aus Erfahrung kannte und mit vielfacher Kränklichkeit noch immer zu verbüßen hatte!

Rückkehr nach Deutſchland.

Mitte Juli waren Forſter's Bedingniſſe und Foderungen in Petersburg angenommen, und wegen Löſung ſeines Dienſtverhältniſſes die geeigneten Aufträge aus dem Admiralitätscolleg an den ruſſiſchen Geſandten in Warſchau erlaſſen worden. Nun gerade, wo Forſter ſich aus ſeinen wilnaer Verbindungen loszuwickeln anfing, erhielt er ein begütigendes Schreiben ſeines alten Freundes Scheffler aus Warſchau. Dieſer Mann, der eigentlich Forſter'n nach Wilna gebracht hatte, war denn auch aufs thätigſte bemüht geweſen, ihn durch Beſeitigung ſeiner Beſchwerden zufriedenzuſtellen.

Dies Schreiben war nun durch die veränderten Umſtände erledigt. Auch kam die freundſchaftliche Warnung zur Vorſicht in Betreff der Geſundheit zu ſpät für einen Anfall von Gallenfieber, über den Forſter indeß diesmal ſchneller hinaus und zu den Geſchäften gelangte, die jetzt vor ihm und ſeinem Abgange lagen. Er hatte mehre Wochen alle Hände voll zu thun, um die Kataloge über die angeſchafften Mineralien und andere geſammelte Gegenſtände aufzuſtellen, zu beziffern, ins Reine zu ſchreiben, die angeſchafften Bücher zu protokolliren, die Samenvorräthe zu verzeichnen und alle Rechnungen zur Vorlage an den Rector anzufertigen. — Seine literariſchen Arbeiten waren abgeſchloſſen, der letzte Theil von „Cook's Reiſe“ in der Handſchrift an Spener nach Berlin abgegangen. Sein Mobiliar wurde mit Schaden verkauft, ſeine Sachen nach Königsberg abgeſchickt. Hier trennte ſich Thereſens Gepäck, um über Lübeck zu gehen, von Forſter's, das nach Kopenhagen beſtimmt war, wo es von dem ruſſiſchen Schiffe, auf deſſen Durchfahrt durch den Sund, an Bord genommen werden ſollte.

Den 15. Auguſt war er mit der von den Jeſuiten-Profeſſoren immer aufgeſchobenen Ueberlieferung der von ihm beſorgten Sammlungen fertig geworden, und fuhr am 16. mit Frau, Kind und Geſinde nach Werky. Hier, auf dem Luſtſchloſſe des Fürſtbiſchofs, eine Meile von Wilna, brachte er in Erwartung ſeines förmlichen Dienſtabſchiedes von Seiten der Erziehungscommiſſion einige Tage in Geſellſchaft des Fürſten und ſeiner Nichte, der Fürſtin de Ligne zu.

Inzwiſchen kam ſeine Entlaſſung. In Anbetracht, daß Rußland Forſter's Schuld und Verbindlichkeit mit 2500 holländiſchen Dukaten einlöſte, hatte die Schulcommiſſion bei den Anträgen des ruſſiſchen Geſandten keine Schwierigkeiten gemacht, und ließ ſich auch bei der Abrechnung mit Forſter'n, nach einigen Knausereien, billig finden. Und ſo verließ der Freund den 20. oder 21. Auguſt mit gerührter Freude Wilna, die ſehnſüchtigen Gedanken nach Deutſchland, nach Göttingen gerichtet. Hier hoffte er noch zur Jubelfeier der Univerſität recht zu kommen. Sein Herz feierte ſchon das traulichſte Jubelfeſt.

Die reiſende Familie verweilte fünf Tage in Warſchau, wo der Exprofeſſor ſich beim Könige, dem Primas und den Mitgliedern der Erziehungscommiſſion zu verabſchieden hatte. Er wurde mehre mal zur königlichen Tafel gezogen und mußte auch ſeine Frau dem König in deſſen Cabinet vorſtellen. — Die artige Behandlung, die er in der Angelegenheit ſeiner Dienſtentlaſſung von Seiten der Studiencommiſſion erfahren hatte, wurde ihm aus einer naiven Aeußerung des Vicekanzlers, Biſchofs Garnyſz, erklärlich. Der Prälat meinte nämlich, man müſſe ſich im Auslande mit den Gelehrten gut zu ſtehen ſuchen, — ihrer ſcharfen Federn wegen.

In den letzten Tagen des Auguſt 1787 überſchritt Forſter mit den Seinigen die Grenze Polens. Die Stoppelfelder Schleſiens nahmen ſich eben nicht günſtig aus; doch unſern Reiſenden ſchien das Land auch ſo noch ein Paradies. Sie durchflogen es, nach Thereſens Bekenntniß, „wie Menſchen, die zum Rechnen keine Zeit haben; denn Forſter machte dieſen Weg von 400 Stunden mit ſechs Poſtpferden“.

Einſt, als Knabe, hatte er auch die Hand voll Geld gehabt, und einen goldenen Fingerhut gekauft!

„Ueberall unterwegs empfingen ihn ſeine Bekannten, als ſei er aus einem ungerechten Exil zurückgekehrt. Seine nächſte Zukunft zog die lebhafteſte Theilnahme auf ſich.“ —

In Dresden, wo ſie kurz verweilten, machte Forſter die Bekanntſchaft des ſpaniſchen Mineralogen Elhuyar, eines liebenswürdigen jungen Mannes, bei der Bergwerksdirection in Mexico angeſtellt und auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe begriffen. Derſelbe hatte zugleich Auftrag, ein paar Gelehrte zu einer Expedition nach den Philippinen zu gewinnen und dem Miniſter vorzuſchlagen. Beide Männer gefielen ſich wechſelſeitig; die gleiche wiſſenſchaftliche Richtung und eine gewiſſe Verwandtſchaft der Geſinnung zog ſie lebhaft zueinander hin. Und wenn der geiſtreiche Spanier Forſter'n bereits durch den Ruf kannte, ſo fand dieſer das beſondere Intereſſe, daß Elhuyar mit einer Tochter des Hofraths von Born in Wien, mit der liebenswürdigen Jeanette, verlobt war. Doch mußten ſie ebenſo ſchnell wieder ſcheiden, ohne Hoffnung, ſich ſobald wiederzubegegnen.

An Halle ging Forſter vorüber, ohne das Aelternhaus zu beſuchen. Er hatte auf Heyne's Warnung die Unterhandlungen mit Rußland bis zu deren Abſchluſſe ſeinem Vater, aus Beſorgniß vor deſſen ſtörender Betriebſamkeit, verſchwiegen, und derſelbe neidete ihm nun wirklich und nicht ohne Groll die ruſſiſche Expedition, die er ſelbſt gern gemacht hätte. Leidenſchaftlich, wie der Alte noch immer war, hatte er ſogar ſeinen Sohn Wilhelm abgehalten, die ihm von Georg angebotene Stelle eines Hülfsarztes der Expedition anzunehmen. Zum Hauptwundarzte hatte ihn aber Forſter als unzureichend nicht vorſchlagen können. In des Bruders ablehnender Antwort erkannte er des Vaters Dictat.

Halle im Rücken, trafen in einem Taumel von Hoffnungen und Freude unſere Reiſenden am 16. September, den Tag vor dem Univerſitätsjubiläum, in Göttingen ein. Forſter mochte die Feier als eigenen feſtlichen Empfang, als jubelvolle Begrüßung empfinden. Sie galt aber dem erſt halbhundertjährigen Stiftungstage der Univerſität, und wurde mit gelungener Pracht ausgeführt. Sie war eben auch glänzend beſucht, drei engliſche Prinzen und zwei franzöſiſche Montmorencys zählten zu den Studenten. Unter den Profeſſoren war nur der einzige Hollmann noch von der erſten Ernennung übrig. Ihm kam es zu, an der Spitze der Profeſſoren bei der Feier aufzutreten. Aber die Beſchäftigung mit den Feſtgedanken, bei der Ueberſpannung, womit der Jubel vorbereitet wurde, war ſo angreifend und erſchöpfend für den guten Alten, daß er ihr erlag und einige Tage vor dem Freudenfeſte ſtarb. — Forſter wurde zum Ehrenmitgliede der königlichen Societät ernannt, und machte derſelben ſeine Sammlung magellaniſcher und atlantiſcher Pflanzen zum Geſchenk.

Verluſt und Gewinn.

Unmittelbar hinter der Jubelfeier umwölkte ſich die ſchöne Ausſicht Forſter's auf die ruſſiſche Weltfahrt. Die Zeitungen brachten immer beſtimmtere Nachrichten über den Ausbruch des Kriegs zwiſchen Rußland und der Pforte, wodurch das Unternehmen nach dem ſüdlichen Ocean bedroht erſchien. Unverhoffte und ebenſo peinliche Verlegenheit für Forſter'n, nicht blos in Betracht ſeines perſönlichen Geſchicks, ſondern auch in Betreff ſeiner Aufträge! Es lag ihm nämlich ob, die nöthigen Gehülfen zu den wiſſenſchaftlichen Zwecken der Expedition anzuwerben. Solange dieſe unabbeſtellt blieb, durfte er nichts verſäumen; dennoch ließ ſich auch nicht ohne Gefahr für ſeine Ehre und Redlichkeit auf Verhältniſſe abſchließen, die ſich über Nacht auflöſen konnten. Wie ſchwierig und verfänglich waren alſo die doch ſo dringenden Schritte und Correſpondenzen! Dies ſelbſt im Falle, daß, wie Forſter anfangs dachte, die Expedition wegen gehäufter Arbeiten beim Admiralitätscolleg und in den kaiſerlichen Werften ſich auch blos verzögern ſollte. Da hätte ein

Abergläubiger es für ein übles Vorzeichen des Fehlſchlagens anſehen können, als auf Forſter's Widmung von „Cook's Reiſe" ein prächtiger Brillantring Kaiſer Joſeph's mit einem verbindlichen Dankſagungsſchreiben des Fürſten Kaunitz irrthümlich nach Wilna geſchickt wurde, wo man den Autor noch wohnhaft glaubte. Ein Brief des Hofraths von Born gab Kunde von dieſem kleinern Misgeſchick.

Andere Eindrücke und zerſtreuende Gedanken zu bekommen, machte der ſtets reiſeluſtige Freund einen kleinen Ausflug nach ſeinem alten Kaſſel. Hier hatte unter dem neuen Landgrafen Alles auch ſchon ein anderes Ausſehen genommen. Es war ſtiller als früher, und eine unmuthige Stimmung gab ſich zu erkennen. Die berühmten Gelehrten hielten keine Vorträge mehr; dafür machten die Maitreſſen von ſich reden. Die Antiquitäten hielten ſich verſchloſſen, aber flüſternde Novitäten liefen in der Stadt um. Eben war der Landgraf hinter eine Intrigue ſeiner — Freundin, Frau von Lindenthal, mit ſeinem Adjutanten von Lützow gekommen und hatte die Mitſchuldigen auf Feſtungen geſchickt. Schlieffen gab ſich noch als der gewogene Alte; im Ganzen aber galten die Miniſter nicht mehr viel, am wenigſten Bürgel, der Bruder Roſenkreuzer von ehemals. Dieſe Brüderſchaft ſelbſt war indeß noch nicht erloſchen; es glühten noch lebendige Kohlen unter den Retorten, und Mitglieder des Bundes laborirten fortwährend auf Gold und gute Geiſter. Unter denſelben kannte Forſter einen Apotheker Fiedler, der wahrſcheinlich das Metalliſche beſorgte, und einen Uhrmacher Senger, der wol die Ewigkeit aufzog.

Der Landgraf und die Landgräfin, die Forſter'n noch von früher kannten, nahmen ihn, als er ſich vorſtellen ließ, ſehr gnädig auf. Er wurde nach Weißenſtein zur Tafel geladen, wo er vor den Miniſtern den Ehrenplatz neben dem Fürſten erhielt. Dieſer war ſogar ſo huldvoll, daß er wiederholt bedauerte, einen ſo berühmten Mann nicht mehr in ſeinen Dienſten zu haben; was Forſter mit aller Höflichkeit erwiderte.

Nach Göttingen zurückgekehrt, empfing er ein heiteres, höchſt freundſchaftliches Schreiben ſeines ſpaniſchen Freundes d'Elhuyar aus Wien. Er war ſeit wenigen Tagen verheirathet und im Begriffe, mit ſeiner jungen Frau nach Spanien abzureiſen. Aus Forſter's vorausgegangenem Glückwunſche zu dieſer Heirath hatte er den drohenden Umſchlag der ruſſiſchen Expedition erſehen, und beeiferte ſich den Freund für Spanien zu gewinnen. Etwas Beſtimmtes konnte er ihm freilich im Augenblicke nicht anbieten. Für das Unternehmen nach den Philippinen hatte er blos zwei Männer vorzuſchlagen, und mußte das Weitere dem Miniſter überlaſſen. Ueberdies ging dieſe Expedition auch nicht von der Regierung, ſondern von der Philippiniſchen Compagnie aus. Doch hatte auch der ſpaniſche Hof ſelbſt mehre Unternehmungen im Auge, zu denen ihm ein Mann wie Forſter höchſt erwünſcht ſein mußte. Und wer hätte ſelbſt einen Platz in der eben zu errichtenden Akademie zu Madrid rühmlicher einnehmen können als dieſer deutſche Mann der Welt? Elhuyar wünſchte nur im Allgemeinen zu wiſſen, ob Forſter ſich für Spanien entſchließen möchte, um in dieſem Falle mit allem Eifer der Freundſchaft beim Miniſter für ihn zu wirken. Bei ſeiner Ankunft in Madrid hoffte er des Freundes Briefe und Erklärung vorzufinden.

War es nicht, als ob Nord und Süd wetteiferten, Forſter'n ſeiner ungewiſſen, vielleicht unglücklichen Zukunft in Deutſchland zu entreißen? Da ſchwebte nun zwiſchen Petersburg und Madrid ſein Loos: wer wird es ziehen? Sein Verhängniß wollte, daß es in der Mitte zwiſchen beiden, in einer deutſchen Profeſſorwohnung mit dem Ausblick in den ſtillen Obſtgarten eines Adelſitzes niederfiele, auf einem Boden, der bald von der heftigſten Erſchütterung des Jahrhunderts mit erbeben, und wo ihm Liebe, Freundſchaft, Glück und Ruhm entſchwinden, Haus und Welt ihn verlaſſen ſollten.

Ehe ſich Forſter auf d'Elhuyar's freundſchaftliche Beeiferung erklären konnte, erhielt er durch den ihm befreundeten Secretär des ruſſiſchen Geſandten in Warſchau die vertrauliche Nachricht, daß auf Befehl der Kaiſerin die Südſeeexpedition verſchoben ſei.

Und nun ſeine Anſprüche?

Auch ſie ſchienen ins Ungewiſſe verlegt, wo ſie zwiſchen den Acten der ruſſiſchen Kanzlei, oder auf dem Feldzuge gegen die Türken nur allzu wahrſcheinlich in Staub und Vergeſſenheit gerathen würden. Wie ſollte er ſie geltend machen? Er kannte Rußland und das petersburger Verfahren. Man rieth ihm, ſich durch Vermittelung Zimmermann's in Hannover unmittelbar an die Kaiſerin ſelbſt zu wenden.

Wir erinnern uns, daß dieſer berühmte Arzt, der ſo anziehend über die Einſamkeit geſchrieben, in lebhaftem

Weltverkehr und bei der Kaiſerin Katharina in hoher Gunſt, ja ſelbſt in der Gnade des Briefwechſels ſtand. Ob ſich Zimmermann mehr hierauf oder mehr auf ſeine vierbändige „Einſamkeit“ zugute that, wiſſen wir nicht, ebenſo wenig, ob Forſter deſſen literariſche Eitelkeit zu Hülfe zu nehmen dachte, um die politiſche für ſich zu gewinnen. Doch ehe er ſich auf den Weg nach Hannover machte, antwortete er dem ſpaniſchen Freunde d'Elhuyar.

Thereſe in ihren Mittheilungen aus Forſter's Leben ſcheint ein wenig zu ſchwärmen, wenn ſie erzählt, der ſüdliche Himmel der Philippinen habe ihn angelockt, und ſeine Frau mit Freuden eingewilligt, Europa mit ihm zu verlaſſen. Freilich ſchrieb ſie aus der Erinnerung von 40 Jahren, und ihre geiſtreiche Feder gefiel ſich im Jahre 1829 in dem Gedanken: ihre Tochter unter farbigen Menſchen zu erziehen; ſtatt der neueſten Producte der leipziger Meſſe die befremdliche Natur der tropiſchen Pflanzen zu ſtudiren, ſei ihr Alles gleich geweſen, „ſobald Forſter'n ein erwünſchtes Loos fiel und ſie ihn Ehre gewinnen ſah“. — Sie täuſchte ſich; denn Forſter war gar nicht entſchloſſen die philippiniſche Reiſe zu machen. In ſeiner franzöſiſch geſchriebenen Erklärung vom 23. December ſagte er ausdrücklich: „Je renonce au projet de Philippines“, und ſchlägt auch gleich einen andern Gelehrten vor, wie ihn die Compagnie verlange, „einen ausgezeichnet thätigen, mit den für ſeine Beſtimmung berechnetſten Kenntniſſen ausgerüſteten, tüchtigen Naturforſcher, beſonders geeignet, die Naturgeſchichte auf die Bedürfniſſe des Handels und des Staats anzuwenden“. Und als dieſen empfohlenen Mann nannte er — ſeinen Vater, der mit 58 Jahren noch kräftiger als er ſelbſt ſei, und für deſſen Eifer er einſtehen wolle. Er legte auch auf einem beſondern Blatte den Plan und die Bedingungen „ſeines Vaters“ dem Schreiben bei. Dies Blatt iſt in der Briefſammlung nicht mit aufgenommen; allein Thereſe theilt in ihren Nachrichten über Forſter dieſe Bedingungen als die ſeinigen mit, und glaubte ſogar „in dem Umfang der in ihnen ausgeſprochenen Foderungen eine Zunahme der Täuſchung zu ſehen, in die ſich Forſter je mehr und mehr in ſeinem Beſtreben, ſich eine beſſere Zukunft zu bilden, verloren habe“. Dieſe Auslegung erſcheint etwas geſucht; doch hat ſie darin nicht Unrecht, daß die geſtellten Foderungen gar nicht ſchlecht ſind. Nur tragen ſie einen ſo hochmüthigen Eigennutz an der Stirn, daß wir ſie ohne weiteres auch nur dem alten Forſter zutrauen können. So im Nebenartikel 13, wo ſich vorbehalten wird, neben den wiſſenſchaftlichen Aufträgen uneingeſchränkten Handel treiben zu dürfen; was unſerm Freunde Georg, dem unausgelernten Zöglinge des Kaufmanns Lewin, gar nicht ähnlich ſieht.

Nein, unſer Georg erklärte in jenem Briefe nur ſeine Bereitwilligkeit, ſpaniſche Dienſte überhaupt zu nehmen, in dieſer oder jener Laufbahn, und zwar ſpaniſche lieber als andere, da er im Dienſte Seiner katholiſchen Majeſtät beſonders und auf ehrenvolle Weiſe nützlich werden könnte. Seine Vorliebe ſei zwar mehr für die Geſchäfte als für die Wiſſenſchaften; doch wolle er damit eine ausgezeichnete und mit den erfoderlichen Hülfsmitteln verſehene literariſche Stellung nicht abgewieſen haben. Um ihn empfehlen zu können, macht er dem Freunde Elhuyar über ſeine Perſönlichkeit und Befähigung ein Selbſtbekenntniß, das zu bezeichnend iſt, als daß wir es in ſeinen Hauptzügen nicht hierher überſetzen ſollten. Es lautet wortgetreu:

„Im Gefühle meiner Pflichten als Gatte und Vater darf ich hier vor dem Tribunal der Freundſchaft zwar die Gelegenheit mich zu empfehlen nicht verſäumen, aber auch durch Uebertreibung des Unhaltbaren den Freund nicht bloßſtellen. Ich bin 33 Jahre alt, von gutem Befinden und von einem, wenn auch nicht ſehr empfehlenden, doch durchaus nicht abſtoßenden Aeußern. Ich habe alle Zweige der Naturwiſſenſchaft, einſchließlich der Phyſik und Chemie, betrieben. Ich zeichne Pflanzen und Thiere recht leidlich, bin nicht fremd in der Philoſophie und in den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten, habe mich jedoch mit Geographie, Geſchichte, Politik und den öffentlichen Angelegenheiten von jeher am meiſten beſchäftigt. Ich ſchreibe Latein und verſtehe auch ſo ein wenig Griechiſch; Franzöſiſch aber, Engliſch und Deutſch ſchreibe und ſpreche ich mit Leichtigkeit, leſe Holländiſch und Italieniſch ohne Schwierigkeit, und mit etwas Uebung würde ich mich aus den Anfangsgründen, die ich im Spaniſchen, Portugieſiſchen und Schwediſchen beſitze, leicht vervollkommnen. Auch von Polniſch und Ruſſiſch verſtehe ich etwas. Meinen Charakter anbelangend, bin ich mit aller Liebe zur Unterhaltung eher ſchweigſam und beherrſche mich. Mein Naturell iſt ſanft, meine Lebhaftigkeit durch Ernſt gemäßigt. Ich wende Treue und Eifer auf meinen jedesmaligen Beruf, frei zugleich von den gewöhnlichen Vorurtheilen der Gelehrten, die wenig weltklug, ihre Theorien und Hypotheſen ſelten den wirklichen Geſchäften des Lebens anzupaſſen verſtehen. Soll ich noch hinzufügen, daß ich nüchtern lebe, nicht ſpiele und in meiner Häuslichkeit viel zu glücklich bin, um unſtatthaften Verbindungen nachzuhangen. Reichthümer zu ſammeln iſt mein Beſtreben nicht (ſiehe obigen Art. 13); aber um der Ehre und Würde meines Herrn willen wünſche ich anſtändig geſtellt zu ſein. Soviel zu meinen Gunſten. Sonſt ſind meine Talente beſchränkt, mein Geiſt hat nichts glänzend Erhabenes und von Fehlern und Mängeln bin ich ſowenig wie Andere frei, wol aber von Laſtern."

Dies Schreiben auf die Poſt gegeben, eilte Forſter nach Hannover, wo er im älterlichen Hauſe der Frau Heyne, geborenen Brandes, einkehrte. Wie ſchon bemerkt, faßte ſein Anliegen den Ritter von Zimmermann geradezu an ſeiner ſchwachen Seite. Die Eitelkeit dieſes ausgezeichneten Mannes, die für koloſſal und vielſeitig galt, gab ſich doch der Geſellſchaft am liebſten durch den Juchtengeruch ſeines Briefwechſels mit der Kaiſerin Katharina zu erkennen. Aber eine eifrige Andacht hält zugleich ſehr auf die Ceremonien, womit ſie begangen wird. Daher fand Zimmermann bei allem geſchmeichelten Wohlwollen für Forſter doch das Bedenken, daß er immer nur *antwortende* Briefe an die Kaiſerin zu geben pflege, nun aber die Majeſtät zuerſt anreden müſſe. Glücklicherweiſe ſiegte über Nacht die Eitelkeit oder auch die Herzensgüte über die Hofſitte, und Zimmermann nannte ſein Bedenken ſelbſt Hypochondrie. Forſter mußte ſein Anliegen in ein franzöſiſches Promemoria faſſen, das ſodann Zimmermann mit Begleitung der empfehlendſten Zeilen zum Neujahrstage an die Monarchin abgehen ließ.

Während ſeines Beſuchs ward Forſter von dem jüngern Brandes auf Mainz aufmerkſam gemacht. Ernſt Brandes, ein ſcharfſinniger und geiſtvoller Beobachter der Zeit, zeichnete ſich als Menſch und Schriftſteller durch lebhaftes ſittliches Gefühl, großes Talent in Beurtheilung und Behandlung der Menſchen und durch umfaſſende Kenntniſſe, beſonders auch der engliſchen Sprache und Literatur aus. In Mainz, wohin er Forſter's Blick richtete, war der ſeit Februar 1786 vom Kurfürſten berufene, ehemalige kaſſeler Freund Forſter's, Johannes Müller, aus der Bibliothek ins Cabinet des Kurfürſten gezogen und dadurch die Bibliothekarſtelle an der Univerſität erledigt worden. Brandes rieth aber, nach ſeiner bekannten Welt- und Menſchenkenntniß; dem lieben Vetter, um beſſere Bedingungen zu erhalten, ſich nicht geradezu *anzubieten* oder antragen zu laſſen, ſondern etwa durch einen Beſuch in der angenehmen Jahreszeit bei Sömmerring die Gedanken der dortigen Männer von Einfluß auf ſich zu lenken.

Mainz hatte, wie wir wiſſen, dem Freunde ſchon früher im Auge gelegen. Dort waren aufgeklärte Männer am Ruder der Regierung oder doch von Einfluß auf dieſelbe. Gerade in Göttingen ſtand, noch von ſeiner Studirzeit her, der Domherr Graf Friedrich Stadion in erwartungsvollem Andenken. Der Coadjutor Dalberg hatte die Anwartſchaft auf den Kurfürſtenſtuhl. Freund Sömmerring und Müller lebten da, und wie lockend war nicht die Gegend und die Nachbarſchaft um Mainz! Jedenfalls mit Wilna nicht zu vergleichen.

Dieſe Betrachtungen müſſen doch Forſter'n ſehr beſchäftigt und mainzer Wünſche erregt haben; denn ſeinen Briefen nach war das hannoveriſche Geſchäft den 27. December glücklich eingeleitet, und er ſelbſt hatte „der Gaſtereien wegen noch einige Tage Topp zu halten“: dennoch iſt ſchon vom 9. Januar ein nächſter Brief aus Mainz datirt, damals, wo man von Hannover über Göttingen nach Mainz noch nicht einmal mit Eilwagen, geſchweige mit Dampf reiſte.

In Mainz ſcheint der Freund ſich aber wirklich nur umgeſehen und bemerklich gemacht zu haben. Er erwähnte brieflich nur der Klatſchereien der Gelehrten und des übeln Zuſtandes der dortigen Bibliothek. Von den angeblichen 50,000 Bänden derſelben ſchätzte er nicht 15,000 verſchiedene Werke. Von dieſen waren nicht über 4—5000 ſeit 1700 gedruckt und über die Hälfte theologiſchen Inhalts; ſodaß der Nutzen der Bibliothek für Lehrer und Lernende beinahe Null würde.

Das Feld, welches Forſter zu übernehmen wünſchte, bot mithin keinen reizenden Anblick. Wie leicht konnte die mainzer Bibliothek werden, was in Wilna der Botaniſche Garten geweſen war, — Urſache und Gegenſtand der Unzufriedenheit und der Klagen! Soweit aber dachte der geheime Bewerber ſowenig voraus, daß er vielmehr einen Antrag, den er aus Wien zu einer Profeſſur in Peſth erhielt, mit guter Ueberlegung und Berechnung ablehnte.

Nach ſeiner Wiederankunft in Göttingen trafen auch amtliche Schreiben, ſowol des Flottencapitäns Mulowsky als eines Herrn von Siniavin aus dem Admiralitätscolleg ein, und meldeten die Zurücknahme der Expedition. Die Unterhandlungen mit Gelehrten und Künſtlern ſollten abgebrochen und wegen Forſter's perſönlichen Verhältniſſen die weitern Befehle der Kaiſerin eingeholt werden. Dieſer Vorbehalt erledigte ſich aber bald darauf durch eine Antwort auf Zimmermann's Vorſtellung bei der Kaiſerin. Im Auftrage derſelben gab Graf Anhalt, Vorſteher der kaiſerlichen Erziehungsanſtalten, die Nachricht, daß Forſter auf die mit ihm abgeſchloſſenen Bedingungen ſich in Petersburg einfinden möge, wo er vielleicht veranlaßt würde, dem Corps der adeligen Landcadetten ſeine Kenntniſſe auszuſpenden. Die Reiſekoſten ſollten ihm in Petersburg mit 200 Dukaten vergütet werden.

Forſter erhielt dieſe Auffoderung in einem an Zimmermann eingeſchoſſenen Briefe, den dieſer durch einen Reitboten überſchickte. Er berieth ſich mit Thereſen. Einen raſchen Entſchluß zu faſſen, erleichterte das naßkalte Februarwetter, das die alten rheumatiſchen Uebel Forſter's erregt hatte und Thereſens ſchwache Bruſt bedrohte. Beiden graute vor dem petersburger Winter noch lebhafter als vor den unbeſtimmten Verhältniſſen, die in Ausſicht ſtanden. — Nach Petersburg möchte ich nicht! meinte Thereſe. Und ich auch nicht! erklärte ihr Mann. — So ward der Bote Zimmermann's mit einem Briefe an den Grafen Anhalt ſchnell abgefertigt. Forſter machte darin aufmerkſam auf den Unterſchied zwiſchen den Bedingniſſen, um derentwillen er Wilna aufgegeben hatte, und der Ungewißheit und Unzulänglichkeit der ihm dafür angebotenen petersburger Stellung. Auf dieſen Grund erhob er Anſprüche, die den für den Fall der Expedition gemachten Zugeſtändniſſen angemeſſen wären.

Für Forſter'n entſprang die unbehaglichſte Unruhe aus ſeiner ſchaukelnden Lage. Peſth und Petersburg abgelehnt, Mainz und Madrid unentſchieden, regten mit dort abgeſtoßenen, hier angezogenen Betrachtungen den Freund ſelbſt in der ungünſtigen Jahreszeit zum Reiſen auf. Kaum von Göttingen nach Hannover, von da nach Mainz geeilt, wird er Mitte Februar von Briefen der Freunde in Berlin aufgeſucht. Er war dorthin gereiſt, um für ſeinen immer noch nicht befriedigten Vater etwas zu verſuchen, indem er doch auf einen erwünſchten Ausgang des Projects wegen der Philippinen nicht rechnen mochte. Da hatte er nun vor allem der für eine ſo reizbare Geſundheit gefährlichen Jahreswitterung ſein Opfer zu bringen. Was anfangs bloßer Katarrh ſchien, verſchlimmerte ſich zu einem Gallenfieber. Heißer Puls, Schlafloſigkeit, Mangel an Appetit quälten ihn über eine Woche. Selbſt noch ohne Antwort aus Petersburg auf ſeine letzte Erklärung, hatte er Freund Sömmerring zu beruhigen, der für ſeine Bereitwilligkeit zur Südſeeexpedition als Angeworbener 100 Dukaten Abfindung verlangt hatte. Forſter glaubte, daß man ſie ihm bewilligen werde; an das Unternehmen ſelbſt möchte aber wol, bei den raſenden Koſten des Türkenkriegs, unter vier bis fünf Jahren nicht wieder gedacht werden; alsdann aber würde er ſich bedanken eine ſolche Fahrt noch zu unternehmen. Ungeachtet ſeines mit Rußland abgebrochenen Verhältniſſes empfing er vom ruſſiſchen Geſandten in Berlin, Grafen Romanzow, die entſchiedenſten Beweiſe von Wohlwollen. Er wurde öfter, als er es ſeines Befindens wegen annehmen konnte, zu Tiſche geladen. In ſeines Vaters Angelegenheit hatte er aber kein Glück. Unter dem jetzigen Könige und bei Wöllner's und von Biſchofwerder's Einfluß ſtand es ſo, daß er die allmächtigen Leute gar nicht ſprechen und ſondiren konnte, ohne ſich als ehrlichen Mann zu verleugnen. Die genannten beiden Männer des königlichen Vertrauens gehörten der Ordensverbindung an, aus der Forſter und Sömmerring mit Entſchloſſenheit geſchieden, aber nicht ohne Angſt weggekommen waren. Die Roſenkreuzerei wurde aber in Berlin in den höchſten Kreiſen noch fortwährend betrieben, und man zweifelte nicht an Verbindung der Brüder mit den Vätern Jeſuiten. Forſter erfuhr ſogar den Ordensnamen des Königs, wie wir aus den behutſamen Andeutungen ſehen, die er ſeinem Sömmerring gab. Dieſe Verhältniſſe lagen ihm bei ſeinen Abſichten im Wege. Er wußte freilich, daß man ihn als ehemaligen Ordensbruder kannte, doch hatte er ſich jenes Treiben nicht ſo ernſtlich gedacht, da es ihm ſelbſt ſo verächtlich geworden war. — „Hätte ich Leute an ihnen gefunden", ſchrieb er an Sömmerring, „die wie Cicero's Auguren über ihre eigene Geheimnißkrämerei lächelten, ſo wäre es möglich geweſen, mich mit ihnen einzulaſſen; aber heucheln und etwas hoch und ehrwürdig nennen, was ich nie wieder dafür halten kann, das iſt mir unmöglich, und dieſe Leute ſind ſo intolerant, ſo ganz im Geiſte dieſes Ordens, wie je."

Wöllner, der mit Biſchofswerder viel um den König war, ließ ſich auch faſt von Niemanden ſehen und that in Geſellſchaften den Mund nicht auf, als ob, wie Forſter ſcherzte, gleich auch ein Geheimniß herausfliegen könnte. Berlin überhaupt mißfiel ihm wie früher. Er verglich es, und eben nicht zu deſſen Vortheil, mit Hannover, und fand dort Bettelei, hier engliſchen Wohlſtand, ſowie die dortige Aufklärung aller engliſchen Großſinnigkeit ermangelnd.

Den 2. März traf Forſter wieder in Göttingen ein. Immer noch leidend, ſetzte er ſeine Hoffnung auf den nahenden Frühling, dem er, unaufgelegt zum Arbeiten, zum Briefſchreiben und zu geſelligem Umgang, deſto ſehnſüchtiger entgegenſah. Die endlich einlaufende Antwort der Admiralität in Petersburg entſchied ſeine Angelegenheit dahin, daß ihm die Kaiſerin die zur Löſung ſeiner wilnaer Verbindlichkeiten bezahlte Summe ſchenkte, die Admiralität den ihm verſprochenen Jahrgehalt für die letzten Monate nachzahlte, ſowie über das zu ſeiner Rückreiſe empfangene Geld quittirte und ihn aller Verbindlichkeit gegen Rußland ledig erklärte. „Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich!" ſchrieb ihm Graf Anhalt kurz mit dem Wunſche, daß es ihm wohl gehen möge.

Gewinn und Verluſt aus dem ruſſiſchen Geſchäfte ließen ſich nun zum Abſchluß bringen. Die lockende Weltfahrt nach der Südſee war verloren, dafür aber die oft erſehnte Heimkehr aus Polen bequem und auf fremde Koſten geſchehen; der gefahrvolle Ruhm, auf den er unter ruſſiſcher Flagge durch die Wechſelfälle des Oceans gerechnet hatte, mußte geſtrichen werden; aber eine hübſche Baarſumme fiel in ſeine Börſe, mit welcher er, dem Rufe ſeines Namens vertrauend, eine weniger glänzende, doch auch weniger gefährliche Stellung im Vaterlande abwarten konnte; die Vortheile der Zukunft waren verſchwunden, aber die Schuldenlaſt der Vergangenheit auch gänzlich getilgt. Der Abſchluß ergab ſich in deutlichen Ziffern: Forſter faßte ihn in dem praktiſchen Satze — es ſei Pflicht und Weisheit, ſtets Das zu thun, was unter den jedesmaligen Umſtänden das Beſte ſei. In der unangenehmen und unſichern Lage in Polen, wo ſeine Geſundheit bedroht und in irgendeinem äußerſten Falle ſeine Familie verlaſſen geweſen ſei, habe er das ruſſiſche Anerbieten nicht abweiſen dürfen. Nun es ihn zu einem guten Ziele gefördert, habe der Türkenkrieg ihn glücklicherweiſe von Rußland wieder befreit.

Neuer Poſten.

So war durch eine glückliche Wendung aus den weiteſten Anſtalten zu einer Weltfahrt für Forſter'n nur eine deſto freiere Häuslichkeit hervorgegangen. In der That ſchien ein geheimnißvolles Walten den Mann, dem früh genug die Gunſt einer Fahrt um die Welt beſchieden geweſen, nun auf dem ſanfteſten Wege zu häuslichem Glück und gemeſſener Thätigkeit für ſein Vaterland hinzuleiten. Leider ſollte von Dem, was ſo ſchien, das Gegentheil erfolgen! Schon erblicken wir den Freund auf dem Wege dahin, wo das häusliche Glück zu verlieren, das Vaterland zu verlaſſen ihm bevorſtand.

Mit Anfang des Monats April 1788 reiſte Forſter nach Mainz, wo ihm Hoffnung auf jene Stelle gemacht war, zu welcher er vor drei Monaten Bekanntſchaften angeknüpft hatte. Seine Familie blieb inzwiſchen in Gotha zu Beſuch bei Thereſens Jugendfreundin zurück. Er ſchrieb ſchon von Frankfurt aus an ſie, und beſuchte dann das Theater, wo die mainzer Geſellſchaft, die hier abwechſelnd ſpielte, „Richard Löwenherz" von Sedaine aufführte. Forſter hatte von der Schauſpielkunſt den edelſten Begriff und legte der „Empfänglichkeit, der Sonderungsgabe, der bildenden Energie des großen Schauſpielers, die nicht langſam und allmälig an ihrem Werke fortarbeitet, beſſert, ändert, vervollkommnet, ſondern im Augenblick des Empfangens ſchon vollendete Geburten in ihm ſelbſt offenbart“, den höchſten Kunſtwerth bei. „So glänzend iſt der Anblick dieſes Reichthums in eines Menſchen Seele, ſo hinreißend das Talent, ihn auszuſpenden, daß ſeine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert ſich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zartheit Alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldiſtel prangen, und noch vor Sonnenaufgang verwelken.“

Mit Kopfweh von dem wenig befriedigenden Spiel fuhr er andern Morgens auf guten Wegen durch die reizenden Frühlingsfluren über Hochheim hinab, diesmal mehr als letzten Winter von den flachen Ufern des Rhein betroffen. Der ſchönen, ja prächtigen Ausſichten erfreut, vermißte er ſchattende Alleen in der äußerſt angebauten Gegend, wo die liebe Natur ſich hinter reichen Saatfeldern, großen, weitläufigen Weinbergen und koſtbaren Obſtgärten zu verſtecken ſchien.

Forſter hatte im Gaſthofe bis 4 Uhr Nachmittags auf Johannes Müller zu warten, der als Cabinetsrath des Kurfürſten nicht früher abkommen konnte. Seit dieſer alte Freund und Ordensbruder von Kaſſel ſich in die Schweiz zurückgezogen, hatte er fleißig an ſeiner Schweizergeſchichte gearbeitet. Die kleine gehaltreiche Schrift: „Reiſen der Päpſte“, ſchon in Kaſſel herausgegeben, hatte ihm viel Gunſt im katholiſchen Deutſchland erworben und würde ihm eine Anſtellung in Rom zuwege gebracht haben, hätte der ausgezeichnete Mann nicht gerade im Punkte des Religionswechſels eine ehrenwerthe Ausnahme von ſeiner ſonſtigen Wankelmüthigkeit und Charakterſchwäche gemacht.

Zu Forſter'n brachte er gleich gute Bekannte, darunter den ſächſiſchen Legationsſecretär Ludwig Ferdinand Huber mit. Dieſen lud er auch mit Forſter'n zum Abendeſſen.

Am andern Nachmittage ſtellte Müller den neuen Amtsbewerber dem Kurfürſten vor. Dieſer, ein noch munter ausſehender Siebziger, fiel Forſter'n durch etwas Ehrliches um den Mund, durch einen ſanften Blick und geſcheite Naſe angenehm auf. Der Freund, der einige Gunſt erwartete, ſcheint günſtig geſehen zu haben. Im Zimmer hin- und herwandelnd, unterhielt ſich der alte Herr ernſt, aber nicht ſteif über Verſchiedenes; er ſprach gut, mit Sammlung, ohne Befangenheit. Seine Freimüthigkeit ſtreifte ſogar ein wenig an Freigeiſterei; wie er denn überhaupt gegen Proteſtanten gern ſeine Freiſinnigkeit als Unterfutter ſeines erzbiſchöflichen Talars herauskehrte. In der Politik, wenigſtens über die Lage und Verhältniſſe der Höfe, verrieth er gute Einſichten. Zuletzt kam er denn auch auf die Bibliothekarſtelle zu reden. Er ſuchte Forſter'n auf einen geringern als den in Wilna bezogenen Gehalt vorzubereiten, und legte daher, indem er ein Fenſter ſeiner reizenden Zimmerausſicht über den Rhein öffnete, ein großes Gewicht auf die herrliche Landſchaft, im Vergleich mit der Umgebung in Wilna; wozu er denn noch die Sicherheit der Auszahlung ſowie das wohlfeilere Leben am Rhein in Anrechnung brachte.

Aus dem Schloſſe führte Müller den Freund zum preußiſchen Geſandten, Oberjägermeiſter von Stein, Bruder des bekannten Miniſters, jenes deutſchen Stein, an welchem Napoleon ſpäter ſo harten Anſtoß nahm, und zur Generalin von Coudenhoven, die Beide, bequem für vertraute Freundſchaft, in demſelben Hauſe wohnten. Dieſe ſchöne und einflußreiche Frau erſchien auch wieder, als Forſter den Abend bei Geheimrath Hoffmann, dem Leibarzte des Kurfürſten, zubrachte. Er bewohnte einige Zimmer im Schloß, und die Generalin hatte ſich von der Tafel des Fürſten weggeſtohlen, um an der lebhaften Unterhaltung theilzunehmen. Bei Hoffmann kam Forſter auch gleich an die Quelle ſo mancher ihm aufgefallenen Aeußerungen des Kurfürſten; es waren nachgeſprochene Gedanken ſeines genialen Leibarztes, eine Art Hoffmänniſcher Tropfen, die der alte Herr einnahm.

Der Coadjutor Dalberg ward natürlich nicht verſäumt. An ſeiner Tafel, in großer Geſellſchaft, lernte Forſter auch gleich an der lauten Unterhaltung und dem ſchallenden Gelächter der Gäſte die rheinländiſche Prälatenluſtigkeit kennen. Dalberg unterhielt ſich lebhaft und mit Antheil über wiſſenſchaftliche Dinge. Forſter fand ihn von gutem Ausſehen, das nur durch einen widrigen Muskelzug um den Mund und durch faltige Augenwinkel beeinträchtigt wurde. Etwas Weichliches in Gang und Haltung verrieth abgeſpannte Kraft und Schlaffheit des Charakters. Seine unverkennbare Herzensgüte ſchien doch durch etwas Mistrauen im Blicke zu verrathen, daß ſie oft misbraucht worden war. An der Tafel machte der Freund auch die Bekanntſchaft der erſten Männer des Capitels, des Domicellars Grafen Fritz Stadion und einiger fremden Geſandten.

Auch Heinſe, Jacobi's ehemaliger Hausfreund, ließ ſich bald finden. Er war in der Zwiſchenzeit drei Jahre in Italien geweſen, hatte dieſes erſehnten Paradieſes genoſſen, aber auch den „Orlando", freilich nur in Proſa, überſetzt. Einen ſchwungvollern Ruf hatte er durch ſeinen Roman „Ardinghello" erworben, den er in Mainz, als Vorleſer des Kurfürſten, geſchrieben hatte. Jetzt war er deſſen Privatbibliothekar. Bei guter Laune ſagte er „prächtige Dinge". Mehr noch fiel es Forſter'n auf, daß dieſer Poet hinter ſeiner berüchtigt lüſternen Feder — Weiberfeind und zuweilen Menſchenhaſſer war; wie er denn auch durch einen Naturfehler den Kopf ſchief trug, gleich den Scheinheiligen, zu denen er keineswegs gehörte.

Forſter hatte, nach der gewöhnlichen Langſamkeit und Bedächtigkeit an geiſtlichen Höfen, die Entſcheidung ſeiner Angelegenheit nicht ſobald erwartet, als ſie wirklich erfolgte. Den 14. April war er ſchon, an Müller's Stelle, zum Bibliothekar mit 1800 Gulden Gehalt und Ausſicht auf freie Wohnung ernannt. Er erhielt Urlaub bis Michaelis, um ſich in Göttingen mit den Bibliothekgeſchäften vertraut zu machen. Neben dieſen demnächſt auch an der Univerſität Collegia über Naturgeſchichte zu leſen, hatte er ſich bereiterklärt, ohne ſich gerade verbindlich zu machen. Der erſte Privatſchüler, der ihm in Ausſicht ſtand, war der für den Weltumſegler begeiſterte Knabe der Generalin von Coudenhoven.

Nun überlegte er ſein künftiges Leben in Mainz. Es fielen heitere, warme Tage ein, und die Kirſchbäume ſetzten ſich in Blüte. Er bedachte die ſchönen Ausflüge mit Thereſen nach dem Dorfe zwiſchen dem Fichten- und Buchenwäldchen ausgangs der Rheinallee, nach den grünen Auen im Strom und hinüber nach den romantiſchen Partien des Rheingebirges. Die Einfachheit ſeiner Thereſe, eine ſtrenge Ordnung im Hauſe und Oekonomie in den Stadtvergnügungen ſollten die Koſten ſolcher Ausflüge beſtreiten. An der Stadt ſelbſt ein Gärtchen zu miethen, hier Thereſen und Röschen mit Lauben und Buſchwerk zu umpflanzen, beſchäftigte ſeine träumenden Gedanken. Eine hübſche Wohnung, friſche Luft und Licht ſchienen in der weitläufigen Stadt noch mehr als anderswo ein Bedürfniß. Auch Huber wohnte ſo angenehm. Ein einfacher Verkehr mit wenigen Männern, auf Thee und Converſation beſchränkt, ſollte Alles ſein, was ſie von der Geſellſchaft erwarteten. Ein weiblicher Umgang für Thereſen war ohnehin in Mainz ſchwer zu finden. Der ſtiftsfähige Adel lebte blos unter ſich und der zweite Adelsrang mit ſeinen Grillen ſchloß ſich ebenfalls gegen Bürgerliche ab.

So zwiſchen reizender Natur und unzugänglicher Geſellſchaft, wie freute ſich doch der hoffnungsvolle Mann, ein feſtes Plätzchen, und zwar in Deutſchland, unter Leuten von Ehre und Grundſätzen und in ſo ſchönem Klima zu haben, herausgeriſſen aus dem öden Lithauen, nicht genöthigt, nach Petersburg zu gehen, oder unter Hoffen und Harren die erübrigte Geldſumme zu verzehren, ein Plätzchen, um in Ruhe, Muße und Unabhängigkeit zu arbeiten. Neue Bekanntſchaften, neue Einrichtung, leidende Geſundheit, was Alles ihn fürerſt vom Schreibtiſch abhalten würde, mochten freilich für das erſte Jahr eine Zubuße fodern. Nirgends in Deutſchland glaubte er ſo gut wie in Mainz für ſich ſelbſt und für die Vermehrung ſeiner Kenntniſſe leben zu können. — Einſt hatte er ſich freilich ganz deſſelben von Wilna überredet. — „Bin ich nach Jahren geſchickter, brauchbarer geworden als jetzt, und bietet ſich mir dann eine bequemere, angenehmere Lage dar: ſo hindert mich nichts, ſie anzunehmen“, ſchrieb er nach Gotha.

Erkennen wir nicht an dieſem „Vielleicht“ immer wieder den alten Freund? Alſo immer noch nicht das Plätzchen, wo er zu bleiben und zu ſterben wünſchte? Auch die Jahre, die er in Wilna auszuharren verſprochen, hatte er als eine neue Vorbereitungszeit für eine derartige beſſere Lage angeſehen. Und ſiehe, mitten im Bosquet der neuen Häuslichkeit, das er um ſein Röschen pflanzt, niſtet ſchon, noch ehe es angewurzelt, der Wandervogel der Sehnſucht, der über nichts als den Gedanken brütet, wie bald er wieder ausfliege. — Wohin wird der Freund das nächſte mal ziehen? Hat er keine Ahnung vom blutigen Paris, vom beſchneiten Jura? — —

Nach Göttingen zurückgekehrt, erblickte er Mainz in reizender Frühlingsferne. Er freute ſich neben Thereſen auf den Umgang mit Sömmerring, mit Müller, der ſich ihm in Mainz ſo offen, herzig und freundſchaftlich erwieſen und Thereſen als Tochter Heyne's verehrte, freute ſich auf den geiſtreichen Heinſe, den hannoveriſchen Geſandten von Hinüber und Andere.

Zugleich intereſſirte ihn das Schriftenthum von einer neuen Seite. Um mit Ehren als erſter Bibliothekar zu beſtehen, warf er ſich auf Bibliographie und Literaturgeſchichte. Sonſt hatte er die Schätze der göttinger Bibliothek benutzt; jetzt intereſſirte ihn ihre Einrichtung. Nebenher nahm er ſich die Zeit für kleine Arbeiten. Er ſchrieb zum „Göttinger Taſchenkalender" für 1789, den Lichtenberg ſeit 1778 beſorgte, den Aufſatz „Ueber Leckereien". Lichtenberg hatte ihn durch das ſchwediſche Buch des Bergius: „Om Lackerheter", zu der kleinen Arbeit veranlaßt, über die er ſelbſt ſich gegen Sömmerring wegwerfend äußerte, daß er „etwas ſchwadronirt, zum Scherz etwas Paradoxes geſagt habe, was ihm doch für den Kalender zu ernſthaft philoſophiſch ſcheine". Wirklich, ſo launig und witzig der Aufſatz (Band 5 der „Geſammelten Schriften") ſich einleitet, führt er bald auf tiefe und umfaſſende Betrachtungen, wie z. B. die Eigenſchaften der Speiſen durch Umwandlung der Säfte Veränderungen im Hirn- und Nervenleben hervorrufen können; wie die Leckereien, durch Cultur des Volkslebens entſtanden, auch wieder die allgemeine Aufklärung befördern; wie faſt alle unſere Kenntniſſe dem Sinne des Geſchmacks zu verdanken ſind, und wie in der Zunge, dem Schmeck- und Sprechorgane, die menſchliche Vervollkommnungsfähigkeit durch ſinnliche und geiſtige Cultur beſchloſſen liegt.

Um Forſter'n für Mainz vollends zu befeſtigen, fielen mit Sommersanfang auch alle ſpaniſchen Erwartungen weg. Elhuyar benachrichtigte im Augenblicke ſeiner Einſchiffung nach Mexico den Freund von der auf wiederholte Erinnerung eben erfolgten Erklärung des Miniſters, daß er dermal an kein Unternehmen denken könne, wozu ein Mann wie Forſter zu verwenden ſei. Der mit ſo manchen Planen beſchäftigte Marquis de Senora, von welchem Elhuyar ſeine Aufträge hatte, war nämlich geſtorben, und ſein Nachfolger de Valdes noch zu wenig in ſeiner neuen Stellung orientirt, um ſich auf neue Unternehmungen einzulaſſen.

Wie der Herbſt herannahte, betrieb Forſter ſeine Ueberzugskoſten, die ihm durch Müller's Beeiferung mit 900 Gulden zugeſtanden wurden. Für ſeine häusliche Einrichtung nahm er Freund Sömmerring in Anſpruch, der in fortwährender Angſt lebte, Forſter möchte in ſeiner Correſpondenz dem Papier zu viel von der Roſenkreuzerei anvertrauen.

Gleichſam als Vorläufer Forſter's ſtellte ſich nach der Mitte September der damals in Göttingen ſtudirende Wilhelm von Humboldt bei Sömmerring ein, mit Forſter's Empfehlung als — „ein aufgeklärter junger Mann, dem jeder Zweig des Wiſſens Vergnügen mache, und die Bekanntſchaft eines jeden verdienſtvollen Mannes wichtig ſei".

Während nun der Freund ſeine Ueberſiedelung von der Leine an den Rhein veranſtaltet, machen wir uns mit dem Zuſtand und Leben in Mainz bekannt, ſoweit es dazu dient, nicht blos die amtliche und bürgerliche Stellung des kurfürſtlichen Bibliothekars, ſondern auch das verhängnißvolle Ereigniß zu begreifen, das dieſer Stadt bevorſtand, und in welches Forſter durch ſeine, nachmals ſo ſchwer beſchuldigte Theilnahme mit verſchlungen wurde. Schon ſeit Jahren ahnte Forſter eine Revolution. Ein ſo geſtimmtes Herz ſcheint, wie ein krankes Glied, von einem Vorgefühle wechſelnder Weltwitterung durchſchmerzt zu werden. Wie tief und edel er aber die Vorzeichen der Zeit auffaßte, verräth eine Stelle ſeiner „Fragmente“ (Band 5 der „Geſammelten Schriften“), die wir als Loſung der Revolution hier aufnehmen:

„An des Jahrhunderts Neige ſtehen wir; dieſes allgemeine Sehnen nach Aenderung der gegenwärtigen Form, nach Abhülfe der ſo häufigen Mängel; dieſes Suchen hierhin und dorthin; dieſes Auflehnen der Vernunft gegen den politiſchen Zwang; dieſer Zwang der Vernunft, der das Gefühl beherrſcht; dieſe Erziehungsinſtitute zur Bildung vernünftiger Maſchinen; dieſe Convulſionen des Glaubens an Wunderkräfte außer dem Gebiete der Vernunft; dieſer Kampf der Aufklärung mit der Religion; dieſe allgemeine Gährung — verkündigt einen neuen Lehrer und eine neue Lehre.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Elfter Band.

Georg Forſter's Leben.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

Georg Forſter's Leben

in

Haus und Welt.

Von

Heinrich Koenig.

In zwei Theilen.

Zweite, ſehr verbeſſerte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Viertes Buch.

„Das goldene Mainz.“

Es war ein ſehr feſt gelagerter, ſcharf geſchichteter Zuſtand der Geſellſchaft, als im Jahre 1763 Emmerich Joſeph von Breitenbach zu Bürresheim, ein Sechsundfunfziger, Kurfürſt und Erzbiſchof zu Mainz wurde. Die Bauern lagen unter dem Drucke von Abgaben und Aberglauben; ihr Gemeindevermögen verſickerte großentheils durch die Finger der verwaltenden Beamten. Die Bürger, untergeordnet und beſchränkt, lahmten an dem herrlichen Strome von den Stockungen des Handels und Verkehrs. Theilweiſe Armuth und allgemeine Unwiſſenheit l[illegible]ten ſo ſchwer, daß man den Hochmuth und die Vor[illegible] des Adels gar nicht einmal als Druck empfand. [illegible] die höhern Beamten bürgerlicher Herkunft kamen in [illegible] Berührung mit dem ſtiftsfähigen Adel; inſofern [illegible], auf die höhern Staatsämter zunächſt berechtigt, die [illegible] denſelben verbundenen Laſten gern auf bürgerliche [illegible]altern legte, um ſich für die ſocialen Vorzüge und excluſiven Genüſſe, die er zu tragen hatte, einigermaßen zu erleichtern.

In Betracht dieſes Zuſtandes möchte man es für eine höhere Fügung anſehen, daß der vorletzte mainzer Kurfürſt ein Mann von bürgerlichem Sinn und Geſchmack war, der durch ſeine menſchliche Perſönlichkeit wie durch ſeine fürſtlichen Beſtrebungen in den bürgerlichen Kreiſen ein höheres Bewußtſein erweckte, und ſie für die neuen Ideen und Anſprüche der Zeit vorbildete.

Wenn Emmerich Joſeph's Vater, der Freiherr Damian von Breitenbach, ausdrücklich glaubte, neugeborene Kinder nähmen durch ſympathetiſche Verbindung etwas vom Taufpathen an: ſo war dies für ſeine abergläubige Zeit weniger zu verwundern, als daß er gerade aus dieſem Grunde zur Taufe ſeines ſechsten Sohnes, gegen alles Standesherkommen, ſich einen bürgerlichen Pathen, den ehrlichen Emmerich Oehlinger in Koblenz, ausſuchte. Und die gewagte Sympathie bethätigte ſich nicht blos in dem derben Geſchmacke des Fürſten für bürgerliche Koſt von Hülſenfrüchten und Möhren, von Schöpſenfleiſch und Schinken, von Sauerkraut und Nudeln; ſondern auch in dem vereinfachten Hofhalte, der zwiſchen den Anfoderungen der Doppelwürde eines Kurfürſtenerzbiſchofs und den hausväterlichen Rückſichten auf einen verſchuldeten Staat ſich ſchicklich zu halten ſuchte; ſie bethätigte ſich in dem ganzen ehrlichen, volksfreundlichen Gemüthe des geiſtlichen Regenten. Emmerich Joſeph ritt oft mit der Morgendämmerung aus, ſeine Freude an Allem zu finden, was ſich mit der Frühſonne regte. Er knüpfte gern mit den Landleuten an und wohnte ihren Vergnügungen bei, — ihren Geſängen, ihren luſtig jauchzenden Tänzen. Näher oder entfernter hegte er ſeine Lieblingsplätze auf luſtigen

Höhen oder an ſchattigen Quellen. Freunde aus der Stadt, Flaſchen aus dem Hofkeller wurden mit dahin genommen; ein guter Spaß brauchte nicht blöde zu thun, ein derber Witz ward nicht abgewieſen. Der Fürſt hatte gern einen guten Vers zu einer guten Flaſche, liebte das Reimen beim — Leimen, wie er das Trinken nannte. Sollte aber die Luſt ganz voll anſchwellend überlaufen, ſo mußten ſich Blasinſtrumente aus einiger Ferne hören laſſen. Der herrliche Höhepunkt an der Rheinhalde über der Stadt, die jetzt ſogenannte Schöne Ausſicht, war damals ein kurfürſtlicher Landſitz mit Schlößchen, Alleen und Gärten — die Favorite. Sonntags wurde ſie auch den Bürgern geöffnet. Da zog der Handwerker mit Familie hinaus; die Magd trug den Henkelkorb mit Flaſchen und kalter Küche, der Lehrjunge ſchleppte das kleinſte Kind. Und wenn nun Alles im Schatten der Bäume gelagert recht luſtig war, da trat wol, wie eine Erſcheinung, ein heiterer Mann im Violettalar mit dem Demantkreuze auf der Bruſt aus dem Buſchwerk hervor, verkoſtete des Meiſters Wein und gab vom Seinigen aus dem Hofkeller zu verſuchen.

War das nicht Revolution im Gewand einer Idylle? Aber, wenn es dem erweckten bürgerlichen Selbſtgefühle, dieſen neuen Anſichten ohne Anſprüche, bisjetzt noch an innerer Kraft ſich aufzurichten fehlte, ſo ließ es Emmerich Joſeph auch nicht bei ſolchen Erweiſen eines menſchenfreundlichen Herzens bewenden, er ſchaffte auch einen neuen Boden des Wohlſtandes, und rief die Thätigkeiten auf, die ein höheres Volksbewußtſein erwecken, indem ſie es erfodern. Und hier am Eingang in die Lebenskreiſe ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit tritt uns in einem prachtvollen Augenblick eine bedeutſam verknüpfte Erſcheinung entgegen. Neun Monate nach Emmerich Joſeph's Wahl, noch unter dem Widerhall eines unermeßlichen Volksjubels, ſehen wir den neuen Kurfürſten nach Frankfurt fahren, um am 3. April 1764 den römiſchen König Joſeph zu krönen.

Joſeph und Emmerich, der König und der Erzkanzler des Reiches — welch ein Doppelſtern der Volksaufklärung und Volkswohlfahrt ſo kurz vor dem Falle des Reiches, aber auch — Beide trüb untergehend!

Gut vorgebildet kam Emmerich Joſeph auf den mainzer Stuhl. Schon von Rheims aus, wo er ſeine trierer und mainzer Studien vollendet hatte, war er in mehren Städten Frankreichs auf Handel und Induſtrie aufmerkſam geweſen. Später ins Capitel getreten, und um ſeiner ſtatiſtiſchen, kameraliſtiſchen und adminiſtrativen Kenntniſſe willen vom Kurfürſten von Oſtein zum Regierungspräſidenten beſtellt, hatte er an der Hinterlaſſenſchaft der Kriegszeit — an Landesſchulden, Verwirrung in der Verwaltung und Volksverarmung ein Feld für ehrlich-eifrige Thätigkeit gefunden. Endlich erweiterten ſich ihm als Kurfürſten die Kreiſe materieller Verbeſſerung durch Minderung des Militärſtandes, durch umfaſſende Bauunternehmungen, Anlegung von Kunſtſtraßen, Flußdämmen, Erweiterung von Salinen, Hüttenwerken und Manufacturen.

Doch dies galt ihm Alles nur als die Grundlage geiſtiger und ſittlicher Cultur, worin das mainzer Land ungemein zurückgeblieben war. Leider ſtanden ihm zu einer

Umgeſtaltung der Volksſchule die Jeſuiten im Wege, in deren Händen die höhern und niedern Schulen waren, und hinter deren Rücken der Klerus ſich ſehr gern allen Beiträgen zur Schulverbeſſerung entzog, das Mönchthum noch lieber ſein Element, den Aberglauben, zu erhalten ſuchte. Da konnte es dem edeln Fürſten nur erwünſcht kommen, daß im Jahre 1773, nach dem erſten Jahrzehnd ſeiner Regierung, die Jeſuiten aufgehoben wurden. Es ward, wenn auch kein außerordentlicher Fonds, wenigſtens doch freies Feld gewonnen. Allein, wie überall, ließ der vertriebene Orden ſeinen Fluch und ſeinen Anhang zurück. So ſetzten ſich auch kryptogamiſche Jeſuiten in Mainz feſt, — auf Hemmen und Zerſtören erbittert. Doch ging nun die gründliche Umgeſtaltung der Volksſchule in Stadt und Land vor ſich. Neue Lehrer und neue Lehrgegenſtände wurden aufgenommen, — deutſche Sprache mit Leſeſtücken aus unſerer damaligen Frühlingsliteratur, Erdkunde, Welt- und Naturgeſchichte, Mathematik, Zeichnen, Lehre vom Landbau u. dergl. In den höhern Schulen war die Leibniz-Wolf'ſche Philoſophie eingeführt. Am Miniſter von Groſchlag und Kanzler von Bentzel hatte der Fürſt vortreffliche Diener ſeiner guten Abſichten; beſonders widmete ſich Bentzel, der Vater unſers geiſtvollen Schriftſtellers Grafen Bentzel-Sternau, mit raſtloſer Thätigkeit dem geſammten öffentlichen Unterrichtsweſen, und Steigenteſch, ein tüchtiger Schulmann, leitete nach neu verfaßten Schulbüchern die Volksſchule. Bald konnten die mainzer Lehranſtalten für das katholiſche Deutſchland und ſelbſt für manche proteſtantiſche Länder als Vorbild dienen.

Zugleich ließ aber der Fürſt ſich auch die Förderung des ſittlichen Volkslebens überhaupt angelegen ſein. Die zahlreichen Feiertage wurden vermindert, die Wallfahrten nach wunderthätigen Orten verboten, die Erbſchleichereien der Geiſtlichkeit, das Umherlungern der Mönche bei pfaffenſeligen Familien unterſagt, die Krämerei mit Reliquien und Bildern, mit geweihten Geißeln zur Teufelsabwehr, mit Ablaß und Amuletten abgeſchafft. Rückſichtslos ſtreng gegen die verbreitete Unſittlichkeit der Geiſtlichen, gab Emmerich Joſeph ſelbſt keine Blößen, ohne darum im Verkehr mit Frauen ein Sauertopf zu ſein. Vielmehr hatte er ſeine launigen Gedanken, wenn er, wie einſt, zwiſchen der wohlbeleibten Frau von Wambold und der hagern Frau von Greifenklau geſeſſen, einem lächelnden Herrn zuflüſterte: Kann man ſich beſſer unterbringen als zwiſchen Fleiſch und Geiſt?

Zu den Bildungsanſtalten im Volksleben rechnete der Fürſt beſonders das Theater und ſuchte es zu heben. Er hielt das Repertorium im Auge, ließ für ſich ſelbſt eine Loge einrichten, und gab ſeine Kammermuſik ins Orcheſter. Er ermunterte die Stiftsherren und Weltgeiſtlichen, dieſe Predigten aus dem menſchlichen Leben nicht zu verſäumen. Und wirklich erwieſen ſich Männer wie Bentzel, Graf Wartensleben, die Dalberge und von Hoheneck zuthätig in Mitbeſorgung der Theaterſtücke, Opernmuſiken, der Scenerie und des Coſtüms; indem ſie zugleich die Mitglieder der Bühne, unter denen auch Schröder auftrat, an ſich zogen und durch Artigkeiten anfeuerten. Sogar das Extemporiren hatte mit Ausſchluß des religiöſen Gebiets freien Spielraum, und Emmerich Joſeph ſelbſt nahm die ihn treffenden Abfälle lächelnd hin.

Wenig von Dem, was damals in deutſchen Landen für Volksaufklärung und Bildung geſchah, läßt ſich mit Dem vergleichen, was aus dem umfaſſenden Sinn und Beſtreben dieſes humanen Prieſterfürſten hervorging. Auch ſchien für ſeine vielverſprechenden Abſichten nichts zu wünſchen übrig, als eine erkleckliche Dauer ſeiner Thätigkeit. Niemand erkannte das beſſer als die Jeſuitenpartei, die dem Fürſten im Stillen entgegenarbeitete, bald aber berechnen mochte, daß ſie gegen den Frühlingsſegen der Aufklärung mit ihren Maulwurfsarbeiten zu kurz kommen werde. Emmerich Joſeph, wennſchon ein Sechziger, war doch ein rüſtiger Mann, als er auf Himmelfahrtstag 1774 plötzlich erkrankte. Er hatte eine Suppe mit Leberklöschen nur zur Hälfte genoſſen, als er dem aufwartenden Haiducken befahl: „Nimm die Suppe weg, ſie ſchmeckt ſchlecht!“ aufſtand und in ſein Cabinet ging. Mangel an Schlaf und Eßluſt, Herzklopfen und Beklemmungen traten ein. Die Aerzte wurden beſorgt, die Stadt beängſtigt. Man ſchöpfte Argwohn. Der Fürſt kränkelte bis zum 11. Juni, an welchem Tage er, um ſich auf Zureden dem beunruhigten Volke zu zeigen, den Wagen vorfahren ließ, aber, auf den Domherrn von Frankenſtein geſtützt, doch nur die Treppe erreichte, wo er zuſammenbrechend mit einem frommen Ausruf für ſeine Feinde verſchied.

Wie Zeitgenoſſen erzählen, wäre den Aerzten, welche die herkömmliche Einbalſamirung zu beſorgen hatten, zur Pflicht gemacht worden, im Leichnam nichts zu finden, was das Volk beunruhigen könnte. Dennoch war das Gerücht von einer Vergiftung verbreitet und wurde geglaubt. Denn es war ſchon vorher ausgekommen, als die Nachforſchungen unter den Küchenperſonen auf ein hinter jener Suppenſchüſſel verſchwundenes Subject geführt hatten. Ein getaufter Jude, Ignaz Herz, war nämlich früher in der Küche der Jeſuiten als Handlanger gebraucht worden, und nach Aufhebung des Ordens bei den Exjeſuiten, beſonders einem Pater Joſeph Goldhagen, dienſtbar geblieben. Seit kurzem in der Hofküche, Niemand wußte durch wen, eingeführt und als Handlanger gebraucht, hatte er an jenem Himmelfahrtstage die Suppe dem Kammerlakaien zur Hand beſorgt, und war ſeitdem nicht mehr zu ſehen, nicht mehr aufzufinden geweſen.

Was die Goldhagen'ſche Jüngerſchaft vorbereitet hatte, brach ſchnell zur Todtenfeier Emmerich Joſeph's aus. Die Maulwurfsarbeit warf ihre Siegeshügel auf und kam ans Licht. Noch am Sterbetage verbreitete ſich die Nachricht, daß der Domcapitular Baron von Erthal die Stimmenmehrheit für den Kurſtuhl erhalten habe, und ein Pöbeltumult der ſchmählichſten Art erhob ſich, die Stadt durchraſend. Die Jeſuiten boten ihren Anhang, die Mönche, wie ein Zeitgenoſſe ſich ausdrückt, „ihre Bettelſuppenkundſchaft" zum ſcheußlichſten Unfug auf. Die Miniſter und Geheimräthe wurden in der erſten Stunde der Zwiſchenherrſchaft des Domcapitels unter Goldhagen's Einfluß abgeſetzt und vom Pöbel verfolgt. Groſchlag und Bentzel retteten ſich aus Mainz. Der Schuldirector Steigenteſch, auf ſeiner Flucht von wohldenkenden Bürgern der Mönchsmeute entzogen, ward im Bild eines

Strohmanns auf öffentlichem Platz gehängt und verbrannt. Schullehrercandidaten, die ſich erblicken ließen, wurden mishandelt. Man nahm Rache für den „Jeſusſpott“, wie die Jeſuiten dem Volke das Additionskreuz der Mathematik bezeichnet hatten, und die Tollheit raſte bis in die Nacht; da ſie denn in unzähligem Vivat vor der Wohnung des neuerwählten Kurfürſten erſtickte.

So endigte der trauervolle Sonnabend des Ablebens, und in der Frühe des Sonntags, die neue Auferſtehung zu feiern, trat Pater Joſeph Goldhagen als neuer Schuldirector ſeine reactionäre Thätigkeit an.

Die Volksbildung war alſo das Hauptärgerniß geweſen. Sie hatte freilich offene und verſteckte Feinde genug, damals wie heute. Wie wahr ſagt Forſter in dem Aufſatze über gelehrten Zunftzwang („Sämmtliche Schriften“, 5. Bd., S. 302):

„Auf die Erhaltung der Unwiſſenheit ſcheint von jeher eine größere Anzahl Menſchen bedacht geweſen zu ſein, als auf die Erweiterung der Grenzen menſchlicher Erfahrung; wenigſtens gibt die Geſchichte von den älteſten bis auf unſere Zeiten das merkwürdige Zeugniß, daß, wo man von der Verbindung des Eigennutzes mit der Macht die eifrigſte Betriebſamkeit um Berichtigung und Vermehrung der gemeinſamen Maſſe von Kenntniſſen hätte erwarten ſollen, gerade dort der gänzlich fehlende Wille mehrentheils dieſe Erwartungen kläglich getäuſcht habe.“

Auch war die Volksſchule das Opfer, welches Erthal ſeiner Erwählung auf den mainzer Stuhl vorausgelobt hatte.

Capitular von Erthal war bisjetzt kurzmainzer Geſandter in Wien geweſen. Seine Gegner in Mainz hatten ihn dorthin zu entfernen gewußt, wo er mit ſeinem zweideutigen Weſen ebenſo wenig Kaiſer Joſeph's Vertrauen und Gunſt gewann. Deſto beſſer ſtand er bei der Jeſuitenpartei in Wien und in Mainz, und erhielt früh genug einen vertraulichen Wink über Emmerich Joſeph's Erkrankung, um mit Urlaub, wegen vorgeblicher Kränklichkeit, nach Mainz zu eilen. Weltklug, verſchlagen, ehrgeizig und ſchon auf der Schule zu Rheims mit ſtaatswiſſenſchaftlichen Studien auf das hohe Ziel gerichtet, das jetzt zu verdienen oder zu erſchleichen war, ſtellte er ſich mit der geringen Hoffnung, die er im Domcapitel für ſeine Wahl hatte, aber mit deſto mehr Heuchelei an die Spitze der Unzufriedenen und vor die Springfedern des geheimthätigen Jeſuitismus. Er ſpielte den Kränklichen, den Frommen, den Eiferer gegen die kirchlichen und ſocialen Verirrungen und monarchiſchen Uebergriffe Emmerich Joſeph's ſowie gegen das Verderbniß der Religion durch die neuen Lehren der Schulen; er ſprach ſich nachdrücklich für die Nothwendigkeit aus, die kurfürſtliche Gewalt durch erweiterte Rechte des Capitels zu beſchränken. Hinter ſeinem Rücken thaten dann die Jeſuiten das Ihrige, dieſen vortrefflichen, wie ſie behaupteten, von Oeſterreich, von Frankreich, ja von Preußen gewünſchten Kopf doch ja unter den mainzer Kurhut zu bringen. Es gelang. Erthal hatte den Weg gefunden, der ihn hinter ſeinen Gegnern her auf den mainzer Stuhl führte.

Noch eine zeitlang fügte er ſich darein, gebückt zu gehen, auch nachdem er das Geſuchte gefunden hatte.

Da war Erthal der ſparſame Fürſt, der den Marſtall, Keller und Küche, ſeine Hauskapelle und das Theater einſchränkte, war der eifrige Erzbiſchof, welcher Prieſter weihte, das Volk firmelte, Fußwaſchungen auf Gründonnerstag verrichtete, bei Proceſſionen das Hochwürdige trug und keine Abendkirche verſäumte. Und die Heuchelei, bei Hof anſteckend wie ein Schnupfen, ergriff den Adel und die mainzer Geſellſchaft ſo, daß Alles aus Gebetbüchern nieſte. Wie ſonſt ins Theater, eilte die vornehme Welt jetzt nach den Kirchen, die Hände mit koſtbaren Roſenkränzen umwunden. In der Frühe des Tages wurde aus allen adeligen Häuſern beim Hofmarſchall Erkundigung wegen der Kirche eingezogen, die Se. kurfürſtliche Gnaden heute beſuchen würde, und man wetteiferte dann mit den ſammetnen Kniekiſſen um die Nähe des „frommen Herrchens“, dem die kluge „Langnaſe“ über die betenden Lippen hing. Nie war auf dem volkbeglückenden Fürſtenſitze Humanität von Heuchelei ſo raſch überholt worden.

Aber Sinnlichkeit und Ehrgeiz bei frivolem Geiſt halten Solches nicht lange aus. Erthal fing allmälig an ſich aufzurichten. Anfangs mögen ihm die Jeſuiten, wie zur Erinnerung, leiſe warnend aufs Rückkreuz geklopft haben; allein, biegſam genug ſich einzudrängen, war er auch glatt genug zu entſchlüpfen. Es koſtete gar keine beſondere Verpuppung, ſo war die fromme Raupe in den luſtigen Schmetterling verwandelt. Die fürſtliche Sparſamkeit ſchlug in die üppigſte Hofhaltung, die Frömmelei in ſchwelgeriſches Genußleben, der kirchliche Eifer in etwas Freigeiſterei um. Statt der Abendandachten trug eine ſpätere Stunde ein feines Souper für eine vertraute Genoſſenſchaft auf, zu der manchmal auch Künſtler, poetiſche und witzige Köpfe gezogen wurden. Die Betkiſſen blieben als Fußſchemel vor den londoner und pariſer Lotterbetten liegen. Statt der Wallfahrten durch die Gaſſen nahm der Adel wieder die ſogenannten Pirutſchaden auf; da man dann in 40—50 „Pirutſchen“ vor dem gaffenden Volke durch die Stadt und die Alleen fuhr. Waſchungen und Handauflegungen hatten ſich, wer weiß mit welchen Ceremonien, in die innerſten Gemächer der Martinsburg zurückgezogen, hinter das Flüſtern des Rheines und — des Publicums. Die theologiſchen Unterhaltungen mit Goldhagen waren durch Beſprechungen mit Heinſe über deſſen Roman „Ardinghello“ verdrängt, und ſtatt des frühern Diakons aus dem Meßbuche las die ſchöne Frau von Coudenhoven dem franzöſiſch plaudernden Freunde Voltaire's „Pucelle“ und die „Lettres persannes“ vor, — ſie ſelbſt gebaut und gekleidet, daß es ihrem Zuhörer leicht ward, ſtatt des Erbaulichen ſich ans Beſchauliche zu halten, und ſtatt des ſonſt vom Diakon dargebotenen Evangeliums die Leſerin ſelbſt zu küſſen.

Der Geſchmack im Prachtaufwande hatte ſogar ſein Miniſterium ergriffen, inſofern der Miniſter Graf von Sickingen, in Staatsgeſchäften durchaus unbrauchbar, im Luxus von Livréen, von Wagen und Pferden, von Schmuck und Geräthen, in Schlittenfahrten und Gaſtereien tonangebend und Vorbild war. Eine Bekanntſchaft des Kurfürſten von Wien her, bewies er ſich doch ſo unnütz für Geſchäfte, daß der elegante Wagenlenker endlich abfahren mußte.

Im Uebrigen lagen die Staatsangelegenheiten zum Theil in thätigen und nicht untüchtigen Händen, die jedoch, nach dem Herkommen an geiſtlichen Höfen, für die eigene Sippſchaft mitzuſorgen pflegten. So Staatsrath von Strauß, im Departement des Weltlichen, ein unermüdliches Laſtthier, das ſich aber unter gewiſſen Zumuthungen doch einmal ſchüttelte und in Ungnade fiel; ſo in der Abtheilung des Geiſtlichen Heimes, ein Bauernſohn von Kopf und Charakter, der Achtung einflößte, und es durch Erthal's Gunſt zum Weihbiſchof und zu guten Pfründen brachte, nicht gerade für Rom, aber für Prieſtervorrechte ein Eiferer.

Andere Geſchäfte wurden auch wieder unter Frauen-einfluß mit Leichtſinn und Unbeſonnenheit geführt. Oder es bemächtigten ſich auch Männer von Kopf, an denen es nicht fehlte, gerade der kleinlichſten Angelegenheiten und betrieben ſie mit der vom Kurfürſten gern zur Schau getragenen hohen Politik. Jene verzupften das Wichtige, dieſe bauſchten das Unbedeutende auf.

Dieſe hohe Politik hing mit dem Fürſtenbunde zuſammen, für welchen der Kurfürſt, in ſeiner perſönlichen Abneigung gegen Kaiſer Joſeph, ſich im Jahre 1787 von Preußen hatte gewinnen laſſen. Zu dieſer gegen Oeſterreichs Uebermacht gerichteten Politik hatte ſich auch der kurz vorher in demſelben Jahre erwählte Coadjutor Dalberg bekannt. Der Fürſtenbund, die damalige preußiſche Union, war das Loſungswort ſelbſt für die bei Hofe mitregierenden Frauen. Wer ihnen misfiel, wurde als öſterreichiſch geſinnt, als ſchwarzgelb bezeichnet.

Die Hauptperſon dieſes Einfluſſes, auf welchem das welkende Herz des alten Fürſten ſchaukelte, war Frau Generalin von Coudenhoven. Eine geborene von Hatzfeld, war ſie mit dieſer zahlreichen gräflichen, unſerm Erthal verwandten Familie nach Mainz gekommen, und hatte den kurfürſtlichen Hof durch neue Stellen für die Vetterſchaft erweitern helfen. Die reizende Frau und Cabinetsfreundin des Kurfürſten vertrat an dieſem geiſtlich-eheloſen Hofe, der doch des Frauenbeſuchs nicht entbehren mochte, die Stelle einer Oberhofmeiſterin. Voll liebenswürdiger Schwächen und nicht ohne Standesvorurtheile, die weltlichen Händchen in die geiſtlichen Finanzen eingeweiht, beſaß ſie für einen prieſterlichen Hof kleiner und zahlreicher Intriguen Schlauheit und Unbeſonnenheit in der rechten Miſchung, um eigene Netze zu ſtellen und darüber in fremde zu fallen. Die Diplomaten ihrer Schule, in die auch Fürſt Metternich damals als junger Menſch blickte, nahmen gern etwas von ihrem Biſam der Galanterie an.

Ihre Baſe, Frau von Ferette (Pfürdt), ſaß in der andern Herzkammer des Fürſten und ſpielte die zweite Kammerfreundin und Hofdame, um einem Doppelherrn, — einem Reichs- und Kirchenfürſten, auch in der Freundſchaft die Wechſellaune von Braun und Blond zu laſſen. Und mit dieſer Laune, mit dieſem Blutwechſel in den Herzkammern, wechſelte auch manches Ehrenfeſt in den prachtvoll eingerichteten Schlöſſern und in den verſchwiegenen Luſtgärten zu Mainz und Aſchaffenburg, zwiſchen denen der genußſüchtige Hofhalt eben wol wechſelte. Hier wie dort fehlte es nicht an duftigen Lauben und kühlen Grotten, wenn nach der Tafel die Höflinge den Fräulein ſchalkhafte Gedichtchen von Voltaire und Greſſet vorlaſen, oder die Prälaten auf die Waden der ſchönen Frauen wetteten, um ſie mit dem Band ihres Capitelkreuzes meſſen zu dürfen.

Deſto ſteifer ging es an den großen Hoffeſten zu. Militär in ſtracker, gepuderter Dreſſur machte Spalier. Der bürgerliche Hauptmann blieb in Reihe und Glied, wenn der adelige Lieutenant austrat und ſich zu den Gäſten ſetzte. Es fehlte nicht an hohen Offizieren neben den Domherren. Die kurfürſtliche Armee, wenn auch nur 3000 Mann ſtark, hatte doch zwölf Generale. Die ältern Herren verzierten ihre Anmaßungen mit albernen Späßen, der jüngere Adel von einiger Bildungsbeſtrebung ſchmückte ſeine Anſprüche mit etwas frivolen Gedanken. Auf eigenthümliche Weiſe miſchte ſich franzöſiſche Converſation mit der deutſchen Steifheit. Schon auf den Kinderbällen, die auf dem cölibatären Eſtrich des Schloſſes zuweilen auch ſtattfanden, zwitſcherte die unflügge Brut franzöſiſch, zählte mit ſteifgehaltenen Köpfchen die Schritte ab und ließ ſich vom Papa im Violettalar aus der Bonbonnière füttern. Merkwürdig war das Augenſpiel an dieſem Hofe. Der Kurfürſt ſuchte mit majeſtätiſch geſpannten Blicken zu imponiren; ſein Bruder, der Oberhofmeiſter von Erthal, ſonſt rechtlich und harmlos, ahnenſtolz und wohlthätig, zwiſchen Papagaien und Kupferſtichen ein Hageſtolz, pflegte bürgerliche Begrüßungen nur mit auf- und niedergezogenen Augenbrauen zu erwidern, und alle andern bedeutenden Perſonen blinzelten und kreuzten mit den Augen, wie Leute, die gern ſpähten, aber nicht durchſpäht ſein möchten.

Einen andern Einfluß neben den Weibern, der mehr die Schlauheit des alten Herrn als deſſen Herz in Bewegung ſetzte, übten die Mitglieder des Domcapitels. Durch perſönliche Begabung und Eigenheiten verſchieden, wie denn einzelne ehrgeizig und reich nach hohen Würden ſtrebten, andere mit ihren Finanzen entzweit, zu Cabalen und Intriguen geneigt waren, noch andere als Dummköpfe um ihrer Stimmen willen zum politiſchen Spiel der übrigen geſucht wurden, theilten ſie ſich auch in verſchiedene Parteien. Der jeſuitiſchen, durch welche Erthal emporgekommen war, entgegen, hatte ſich nach dem Namen und im Geiſte ſeines Vorgängers eine emmerizianiſche Partei als Oppoſition gebildet. Vielleicht eine Verwandlung der mit dem Jahre 1786 auseinandergegangenen Geſellſchaft der Illuminaten. An ihrer Spitze, gelehnt an den öſterreichiſchen und ruſſiſchen Geſandten, ſtand der Domherr von Walderdorf. Sie hielten es mit Kaiſer Joſeph's Reformen und verbanden ſich mit den zum Illuminatismus neigenden Profeſſoren und höhern Staatsbeamten. Zu dieſen Profeſſoren zählten die nachmaligen Clubiſten Blau, Wedekind, Hofmann, Metternich und Andere. Die Univerſität war einigermaßen ihr Arſenal; beſonders ſeit der großartigen Umgeſtaltung und Beſetzung derſelben, nach welcher ſie im Sommer 1784 unter prunkhafter, von andern Hochſchulen beſchickter Feierlichkeit eingeweiht worden. Wirklich hatte Erthal an den gelehrten Anſtalten die jeſuitiſche Sünde, die er an der Volksſchule begangen, wiedergutzumachen geſucht. So befriedigte er, indem er der wiſſenſchaftlichen Bewegung der Zeit entſprach, noch mehr ſeinen fürſtlichen Ehrgeiz. Bei dieſer Gelegenheit war Bentzel aus ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit zum Kanzler der Univerſität mit dem Prädicat Excellenz berufen worden. Die Lehrfächer wurden auf das Verzweigteſte und theilweiſe mit Männern von literariſchem Namen beſetzt. Das Glänzendſte ſollte erreicht werden. Und ſoweit ging Erthal's Umwandlung, daß er, der anfangs die Schule den Pfaffen geopfert, jetzt, um Fonds zu gewinnen, drei reiche Klöſter der Hochſchule zum Opfer brachte, 17 Kanonikate zum Univerſitätsvermögen ſchlug und die 12 beſten Pfarreien für Doctoren der Theologie beſtimmte.

Die Univerſität hatte ihren Schweif an einer großen Leſegeſellſchaft für Zeitungen und Journale. Anfangs im Lottohauſe auf dem ſogenannten Höfgen eingerichtet, galt ſie ſchon früher für ein wenig durch Klatſcherei anrüchig; ein Urtheil, welches aus dem Cabinet des Kurfürſten herrühren mochte wo man freilich den Nachhall der Oppoſition ſo ungern vernehmen mochte, wie etwas ſpäter das Echo, das die pariſer Revolution in denſelben Räumen fand. Es war eben jene Zeit und Stimmung, die Weitzel als mainzer Student erlebte. „Bei großem Wohlſtande herrſchte ziemlich allgemeines Misvergnügen, und bei einer wirklich ſeltenen und ungewohnten Freiheit hörte man Klagen und Murren über Druck und Willkür. Selbſt Leute, die bei jedem Wechſel nur verlieren konnten, ſchienen ſich nach einer Veränderung zu ſehnen, die das langweilige Einerlei ihres Wohlſeins unterbreche, und ſtatt des wirklichen Glücks in der hellen Gegenwart ihren phantaſtiſchen Wünſchen und Hoffnungen ein eingebildetes in der dunkeln Ferne zeigte."

Auch einige journaliſtiſche Thätigkeit regte ſich im Lebenskreiſe der Univerſität. Eine Geſellſchaft von Gelehrten gab eine theologiſche Monatsſchrift heraus und ein „Politiſcher Mercur" vermittelte die neueſten Staatsbegebenheiten, über die man denn die „Geſpräche im Reiche der Todten" las.

Als Mäkler der literariſchen Unterhaltung führte ein aufgeklärter Jude Ingelheim eine gute Leihbibliothek, und verdrängte in den bürgerlichen Wohnungen die zerleſenen „Haimonskinder", den „Gehörnten Siegfried", die „Unglückliche Genoveva" und den „Curiöſen Antiquarius über alle vier Welttheile". Selbſt eine poetiſche Feder in Frauenhand fand ſich in Mainz: eine Demoiſelle Weikard lieferte Theaterſtücke.

Wirklich hatte das „fromme" Herrchen, ſeit ſeiner Bekehrung oder Verkehrung in ein luſtiges Herrchen, auch das Theater wieder in Gnaden aufgenommen und ſogar einen Muſentempel errichtet, dürftig ausſehend, aber innerlich von den Geſtalten des claſſiſchen Dramas belebt. Ein Dalberg war Intendant, mit beſſerer Vorbedeutung des Namens als der Theaterdichter, genannt Schmieder. Großmann als Bühnendirector hatte aus den beſten Gliedern verſchiedener Geſellſchaften ein tüchtiges Enſemble gebildet, deſſen Darſtellungen eine zeitlang mit Frankfurt wechſelten.

Und hier im Parterre begegnen wir denn auch noch einmal dem mainzer Bürgerſtande. Dieſe Claſſe der Bevölkerung war nun beſſer daran als vor Emmerich Joſeph's Regierung. Weitzel*) bezeugt, wie leicht es dem Bürger fiel, ſich und die Seinigen ohne beſondere Anſtrengung zu ernähren. „Der Hof, der Adel, die zahlreiche Geiſtlichkeit, die es ſich Alle bequem und angenehm zu machen wußten, die verſchiedenen Collegien der Verwaltung, die Univerſität, das Militär ſetzten ein ſchönes Geld in Umlauf und gaben Jedem, der beſchäftigt ſein wollte, ein gemächliches Auskommen. Ueberdies war die Stadt von vielen Laſten frei, die auf dem Lande lagen. Im geſelligen Umgang herrſchte wenig Zwang. Ein fröhliches Wohlleben war allgemein verbreitet, und die angeborene Offenheit, das ſorgloſe Weſen des Rheinländers wie die herrliche Natur, die ihn umgibt, unterhielten eine rege Bewegung in Lüſt und Freude.“

Die Signatur der geiſtlichen Hirtenſchaft, die geiſtige Unmündigkeit und Unfreiheit im Denken und Handeln, ſaß freilich noch als Kennzeichen auf dieſer Wolle der Wohlhabenheit; aber in dem Maße als dieſe wuchs, verblaßten jene Zeichen. Dicker und deutlicher haftete dieſe Theerſchrift an der Landbevölkerung, die freilich auch mehr geſchoren ward.

Herrſchte dennoch ein Misbehagen auch unter jenen Wohllebenden, ſo lag es vielleicht mit darin, daß der Wohlſtand zu mühelos gefunden ward. Der Genuß ſtand nicht im Gleichgewicht mit der Thätigkeit, ihn zu verdienen. Mainz war ein überſättigtes Haus noch immer ohne eigentlichen Weltverkehr. — Doch ging freilich auch in weitern deutſchen Kreiſen eine ſchwüle, ahnungsvolle, umherſuchende Unruhe der großen Erſchütterung voraus, die ſo nahe und drohend bevorſtand.

---

*) „Das Merkwürdigſte aus meinem Leben und aus meiner Zeit“ (zwei Bände.).

Häuslichkeit und Weltweisheit.

In dieſen eigenthümlich beſtellten Boden, in dies wunderſam gemiſchte Klima wurde Forſter verpflanzt. Was wird hier aus ihm werden, wie wird er gedeihen? Er, der auf ſeiner frühen Weltfahrt nicht blos eine Krankheit empfangen, die ihn auf ſein ganzes Leben reizbar für jeden Wechſel der Atmoſphäre gemacht hat, ſondern deſſen Geiſt und Herz auch empfänglicher für alle Einflüſſe des Weltlebens auf das öffentliche Wohl der Völker geworden ſind.

Forſter wurde, wie manche Fruchtbäume, im Herbſte verſetzt. Am 27. September 1788 Abends 11 Uhr traf er zu Frankfurt im Weidenhof ein. Mit den Seinigen hier auszuruhen kündigte er ſich auf ein paar Tage ſpäter bei Sömmerring zum Mittagseſſen an. Legationsſecretär Huber, der ihn aufſuchte, ſcheint eigens von Mainz herübergekommen zu ſein, die Familie zu begrüßen. Er war, wie er kurz vorher einem Freunde geſchrieben, auf den Umgang mit Forſter, beſonders auch auf Thereſen, die viel Geiſt haben ſollte, ſehr geſpannt. Und da in der Regel die Abſicht, „mit gewiſſen Menſchen einen Umgang zu ſtiften", ihn etwas unſicher machte und in weniger vortheilhafter Geſtalt ſehen ließ, ſo bezeigte er ſich nachher gegen denſelben Freund doppelt vergnügt, bei dieſem Beſuche nichts gefunden zu haben, „was ſeine Hoffnung ſtörte".

Forſter brachte zur Miterziehung neben ſeinem Röschen eine kleine Schwägerin aus ſeines Schwiegervaters zweiter Ehe, — Jeanettchen Heyne mit. Unter ſeiner häuslichen Einrichtung zu Anfang October belebte ihn aufs neue die freudige Zuverſicht, daß der literariſche und häusliche, der öffentliche und Privatmenſch in ihm ſich in Mainz beſſer als im wilden unholden Lithauen, im ſteifen, ungeſelligen Göttingen befinden werde. Hier an demſelben Prachtbande des Rheinſtroms, das an Jacobi's düſſeldorfer Wohnung vorüber wäſſerte, überkam ihn die lebhafteſte Erinnerung an ſeine erſte Einkehr in jenem glücklichen Hauſe, und die alte warme Verehrung erneuerte ſich in ſeinem gerührten Herzen. Mit dem Freund an Einem Fluſſe zu wohnen, ſchien ihm eine Art von elektriſcher Communication, weil das Waſſer ein guter Conductor ſei. Und ſo ließ ihn der verbindende Strom auch ein baldiges Wiederſehen hoffen, in welcher Erwartung er einſtweilen den erſchlafften Briefwechſel wieder anzog. — „Wie auch das Schickſal mich umhergeworfen", ſchrieb er in den erſten Octobertagen, „fühle ich doch, daß ich in der Wurzel noch immer Derſelbe bin, den Sie in Düſſeldorf und Kaſſel kannten, und ſolange auch unſere Correſpondenz geruht hat, war doch meine Liebe und Verehrung unverändert."

Ein Glück für Forſter, daß gemüthliche Erinnerung ſich ſo früh als Hausgenoſſin mit einfand! Sie beſeelte ſein mainzer Leben, das bald genug ſtill und einſam zu werden ausſah. Mit dem Adel, der hier aus verſchiedenen Provinzen des Reichs zuſammenfloß, war, wie wir ſchon gehört, kein Umgang zu pflegen. Zwar in Dalberg's Umgebung wurde mit weimarer Sympathien und mit der Einſicht in die vorausgeſchrittene norddeutſche Bildung proteſtantiſche Vorliebe gehegt, oder wenigſtens ausgehängt, und man ſchätzte Literatur und Literaten; allein des Coadjutors Anhang war klein und durch Standes- und Hofrückſichten beengt. Dabei lag es nicht in Forſter's Art, ſeine Perſon geſellſchaftlich vorzudrängen, oder ſich auch nur, etwa durch naturwiſſenſchaftliche Vorträge, dem jungen, für Bildung beſtrebten Adel zu nähern, und ſo mit der Hofwelt in Verbindung zu kommen.

In den bürgerlichen, rein mainzer Kreiſen fand die Berufung proteſtantiſcher Profeſſoren ſowenig Beifall, daß manche böswillige Aeußerungen bis zu Forſter's Ohr kamen. Und da es dem Mittelſtand an aller Bildung fehlte, ſo milderte ſich auch der katholiſche Eifer nicht an der perſönlichen Geltung wiſſenſchaftlich oder literariſch anerkannter Männer. Blos die fremden Geſandten aus Dresden, Berlin, Hannover und dem Haag pflegten ausgezeichnete Talente in ihre weltgebildeten Kreiſe zu ziehen, um ſie auch durch Kunſt und Wiſſenſchaft zu bereichern und zu verſchönern.

So beſchränkte ſich des Weltumſeglers Haus ſehr bald auf wenige Freunde, die ſich Abends zu heiterer und geiſtreicher Unterhaltung an Thereſens Theetiſch einfanden.

Forſter hatte eine Vorliebe für den Thee; ſodaß ihm auch das bei den Herrnhutern ſtatt der Liebesmahle der erſten Chriſten eingeführte gemeinſchaftliche Theetrinken ehrwürdig erſchien. — Eigentlich war aber auch etwas Excluſives um dieſe Abende; indem ſie wenigſtens das Anſehen gewannen, als beabſichtige man nur, ſich durch den Ton der Unterhaltung, durch die Gegenſtände des Geſprächs und die einfache Bewirthung vor den mainzer Kreiſen ſchärfer abzuſchneiden, oder doch ſich als abgeſchnitten zu empfinden. Thereſens Geſchmack und Oekonomie thaten das Ihrige dazu, indem ſie mit ihrem Manne ſich von der mainzer Tafel und den mainzer Landpartien gleich anfangs zurückzog.

Doch erfriſchten durchreiſende Fremde, auch fremder Nationen, nicht ſelten den abgeſchloſſenen Kreis und erquickten durch ihre Anerkennung Forſter's Selbſtvertrauen, das nicht immer der äußern Stütze entbehren mochte. Der Ruf ſeiner Weltfahrt, der ſonſt ſo angezogen hatte, fing in Deutſchland an zu verduften; jene Blüte aus der Südſee fiel ins Abwelken; während die Reife ſeines Geiſtes und ſeiner Geſinnung ſich erſt verſchloß, um bald in ſeinem gelungenſten Werke und in ſeiner kühnſten That zur Erſcheinung durchzubrechen.

Sein Amt hatte Forſter alsbald angetreten; es gab ihm aber wenig zu thun. Die Bibliothek lag eigentlich im Staube, indem es an geeignetem Raume, ſie brauchbar aufzuſtellen, fehlte. Die Univerſität entbehrte gar ſehr dieſer Bücher, aber auch des nöthigen Geldes zur Einrichtung irgendeines der vorhandenen Gebäude, und ſelbſt über ein ſolches wurde man nicht einig. Der Coadjutor war gleich für die Jeſuitenkirche; aber die Jeſuitiſchen arbeiteten entgegen. Forſter ließ es an Erinnerungen, an Vorſtellungen und Klagen nicht fehlen; der Kurfürſt gab ihm Recht; aber die Sache lag im Kampfe der Parteien, die ſich hier für die Einrichtung der Bibliothek, dort für die Herſtellung eines Hoſpitals ſtritten. Die Miswollenden, an denen es für dieſen Gegenſtand auch nicht fehlte, unterhielten insgeheim dieſe Widerſprüche; wodurch ſie am einfachſten ihre eigene Abſicht erreichten, nämlich den an geiſtlichen Höfen beſonders beliebten alten Zuſtand, den Statusquo, zu erhalten.

Forſter benutzte die Zeit zu literariſchen Arbeiten. Schon Anfang November war er früh von 5—7 Uhr eifrig an der Ueberſetzung der für die Kenntniß des Menſchen ſo intereſſanten Geſchichte des Schiffbruchs einiger Engländer auf den Pelewsinſeln. So kreuzte er nun wenigſtens mit der überſetzenden Feder in der Nähe jener Philippinen, nach denen er zu ſteuern früher abgelehnt hatte. Weiter beſchäftigte ihn eine vollſtändige Geographie der Südſeeinſeln, die alles Alte und Neue, was zwiſchen China und Peru je entdeckt worden, zuſammenfaſſen ſollte. Auch dachte er im Laufe des Winters die in Magazinen und Mercuren zerſtreuten kleinen Aufſätze verbeſſert in einem Bändchen zuſammenzuſtellen. Dies und die Ueberſetzung der Pelewsinſeln ſollten zu Oſtern fertig ſein.

Zu einer verzweifelten Arbeit, die auf den Tag geliefert werden mußte, hatte ihn gleich anfangs Archenholz durch das Verlangen veranlaßt, zu dem neuen Unternehmen britiſcher Annalen vom Jahre 1788 einen Abſchnitt über engliſche Literatur und Kunſt auf fünf Bogen zu liefern. Ohne Materialien, wie Forſter ſeinem Jacobi bekannte, ließ er ſich darauf ein, und ſah ſich ſo auf einmal — „den zünftigen Schriftſtellern angehörig, die da Waare für Geld liefern“. Mit dieſem Kopfſchütteln über ſich ſelbſt ſchrieb er die Abhandlung.

In dieſem doch immerhin geiſt- und ſtoffreichen Aufſatze („Sämmtliche Schriften“, Bd. 5) bewegt ſich der Autor allerdings hauptſächlich in allgemeinen Betrachtungen über den Zuſammenhang der wiſſenſchaftlichen Fortſchritte eines Volks mit ſeinen politiſchen und ſittlichen Verhältniſſen; über die Triebkraft einer lebenden Sprache in neuen Wörtern; über die Ephemeren von Ausdrücken wechſelnden Luxus bei geſitteten und üppigen Nationen; über die Wandlungen und Fortſchritte des Stils und der Geſtalt wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe; über die Beförderungsmittel der Literatur durch Reichthum, Anſtalten und Stiftungen. Doch geht er auch auf einzelne poetiſche und wiſſenſchaftliche Leiſtungen ein, und verräth jedenfalls, wie aufmerkſam er bisher dem Gange des geiſtigen Lebens in England, auch ohne Abſicht auf ſeine Arbeit, gefolgt war. Dennoch blieb ihm die Art und Weiſe, wie er dieſelbe übernommen und geſtellt hatte, ſehr drückend. So unwandelbar zeigte ſich der Magnet ſeines auf das Edle und Geiſtesfreie gerichteten Gefühls, daß die frühen Abweichungen der Knabenfeder und die ſpätern Inclinationen des literariſchen Erwerbs ihn doch nicht zum eigentlichen Lohnarbeiter verkehren konnten. Wie aber Forſter's Seele, wenn ſie aus tiefem Mismuthe ſich erhob, leicht das dunkle Gebiet ſeines Lebensverhängniſſes anſtreifte, ſo gilt uns dies auch jetzt, wenn er nach jenem Bekenntniſſe gegen Jacobi ſeine Stimmung ausſpricht. — „Ich habe meine Stunden“, ſchrieb er, „wo ich mir es wünſche, gar nicht ſchreiben zu dürfen; es iſt mir des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt, und unter dem Wuſt geht nicht nur das nahrhafte Korn verloren, ſondern um nur einigermaßen gangbare Münze zu liefern, muß man das Gepräge der Zeit darauf ſtempeln, welches nicht immer das ſchönſte iſt.“

Werden wir ihn demnach ſo leicht verdammen dürfen, wenn eine Weltbewegung ihn zum Handeln mit ſich fortreißt, dahin, wo Recht und Unglück, Noth und Irrthum ſich der prüfenden Vernunft, der abwägenden Klugheit entziehen? — Wie rührend, wenn er ſich anklagt, nicht den zehnten Theil von Dem zu wiſſen, was man wiſſen müßte, um ſchreiben zu dürfen! Indem er aber bedenkt, daß von Denen, die da ſchreiben, Hunderte es noch weniger dürften, beruhigt er ſich durch eine umfaſſende Anſicht in ſeiner Weiſe. „Das Jahrhundert, wie das Menſchengeſchlecht überhaupt, rückt nicht vorwärts in einem regelmäßigen Schritte, ſondern in einer unaufhörlichen Rotation. Der Ball wird von unzähligen Händen geſchlagen, geworfen, geſtoßen, geſtreift, berührt, und alle dieſe verſchiedenen kleinen und großen Impulſionen treiben ihn fort. — Mein Scherflein muß doch beigetragen werden. Nun kommen noch die Pflichten des engern häuslichen Kreiſes hinzu, und ſo ſteht der complete Schriftſteller des 18. Jahrhunderts, und ich muß hinzufügen, deutſcher Nation, denn dieſe Species iſt ſehr auszeichnend, vor uns da!“ —

Wenn Forſter bei allem Reichthume ſeines umfaſſenden und lebendigen Wiſſens doch die Lücken deſſelben beklagte, ſo lag darin keine falſche, aber auch keine faule Beſcheidenheit; denn er ſtrebte mitten im Drange ſeiner Pflichten und Arbeiten ſich durch neue Studien zu ergänzen. Und da ſtieß er denn vor allem auf einen ſpecifiſch deutſchen Schriftſteller des 18. Jahrhunderts, deſſen Feder nicht durch enge häusliche Sorgen beſtimmt wurde, ſondern der zu einer wahren Weltbewegung in der Wiſſenſchaft damals eben den Anſtoß gegeben hatte.

Kant, ſeit acht Jahren mit ſeiner „Kritik der reinen Vernunft" hervorgetreten, ſteuerte gleich einem Weltumſegler mit philoſophiſchem Kiel im unermeßlichen Gebiete der Gedanken, um die Grenzen des feſten Landes gegen das Ueberſinnliche zu entdecken und zu chartiren. Viel umfaſſender, als die Revolution zu Ende deſſelben Jahrzehnds die Volksrechte gegen das abſolute Königthum der Geburt von Gottes Gnaden beſtimmte und beſtätigte, hatte er die demokratiſchen Anſprüche der Erfahrung gegen die ſogenannten angeborenen Ideen nachgewieſen. Die großen, neuen Gedanken, die ungewohnte Richtung eines eigenthümlichen Geiſtes, nachdem ſie in ſchwerfälliger, ſchulgemäßer Trockenheit erſt Befremden und dann Widerſpruch erregt hatten, fingen allmälig an in alle Wiſſensgebiete einzudringen und alle Wiſſenſchaften, die exacten wie die theologiſchen, umzugeſtalten. Denn ſogar die Naturwiſſenſchaften, diesſeit der Grenze der Philoſophie, gewannen durch Kant die Anerkennung eines Vorrechts der Erfahrung gegen den ſeitherigen Einfluß mancher alten metaphyſiſchen Vorurtheile.

Auch Forſter, früher der Speculation abgeneigt, ſah jetzt ein, daß er der neuen philoſophiſchen Strömung ſich nicht entziehen könne. Es war die von Kant angeregte, und er ließ ſich darin auch nicht durch Urtheile, wie z. B. Heyne's, irre machen. Dieſer fand nur die Kunſtſprache, den philoſophiſchen „Jargon“ Kant's neu, ſonſt aber „nichts in dieſer Philoſophie aufgeſtellt, was nicht der Bonſens einem Jeden, der ohne Brille ſah, längſt gelehrt hätte“.

Wie richtig trifft hier Goethe's Bemerkung, „daß kein Gelehrter ungeſtraft jene große philoſophiſche Bewegung, die durch Kant begonnen, von ſich abgewieſen, ſich ihr widerſetzt, ſie verachtet habe, außer etwa die echten Alterthumsforſcher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menſchen vorzüglich begünſtigt zu ſein ſcheinen“.

Forſter gab ſich den Winter viel mit Jacobi's Schriften ab, beſonders mit deſſen „David Hume über den Glauben“, und bekannte dem Freunde „ſeine Unwiſſenheit und ſeinen Unverſtand“ in philoſophiſchen Dingen, und wie er auch in ſeinem frühern Streite gegen Kant in Betreff der Menſchenracen, zum Theil eben aus Mangel an philoſophiſchen Vorkenntniſſen, manche Blöße gegeben habe. „Mein nächſtes Studium“, ſchrieb er, „wenn ich Muße gewinnen kann, ſoll ſein die Kantiſche Philoſophie, mit der ich gar gern auf dem Reinen wäre. Noch kenne ich ſie nur, ſo zu reden, durch den dritten Mann, nämlich nach Sulzer's und Reinhold's Darlegung, und ſehe einſtweilen nur ſoviel ein, daß der Mann eigentlich noch keinen Widerſacher gefunden hat, der ihm gewachſen wäre.

Sie gehen Alle um den Brei und fürchten ſich vor dem Verbrennen.“

Er charakteriſirt dann kurz und treffend die damaligen Gegner Kant's und ihre Schwächen, — den gar lieben Mann Eberhard, Feder'n, der Kant's Schuhriemen nicht auflöſt, Meiners, der nur polternd ſeinen ungeheuern Collectaneenſack von Cruditäten ins Publicum ausleert, ja Herder'n, deſſen Göttin Phantaſie ein hübſches Kind iſt, das man küſſen und dem man wider beſſere Ueberzeuguug den Willen thun muß. Jacobi's Angriffe gegen Kant waren Forſter'n ſehr einleuchtend, wie denn ſo glänzende und geiſtreiche Anſichten, anſprechend in der Schreibart und das Gefühl angehend, ſich bei Nichtphiloſophen ſehr angenehm machten. In mehren Briefen aus dem Januar 1789 entwickelt unſer angehender Kantianer flüchtige, aber tüchtige Gedanken über Raum und Zeit, über die Idee Gottes und die verſchiedenen Volksanſichten von Gott, über Freiheit und Nothwendigkeit u. dergl. An dieſen Fragen damaligen Forſchens ſuchte ſein ſpeculatives Talent die erſten Sporen zu verdienen, ohne doch mit ſeinen ganz braven Sätzen über Jacobi's Dilettantismus hinauszuſprengen; wie er es denn dieſem Freunde als große Leiſtung anrechnet, daß deſſen Philoſophie der Empfindung zurückgegeben, was die Denkkraft uſurpirt habe.

Wenn nun auch zu dieſer neuen Gedankenrichtung Jacobi's Schriften die äußere Anregung gaben, ſo erſcheint dieſe ſpeculative Theilnahme doch nichtsdeſtoweniger als ein Bedürfniß für des Freundes innere Geiſtesreife. Er mag dies auch ſelbſt anerkannt haben, als er an Jacobi ſchrieb: „Sie müſſen nur bedenken, daß ich über dreißig Jahre alt war, ehe ich ein Compendium der Logik in die Hände bekam, und nun mußte ich zu gleicher Zeit meine Vorleſungen lateiniſch ausarbeiten, Polniſch lernen, eine andere Wirthſchaft, einen Haushalt in Lithauen anfangen, ein Weib nehmen u. ſ. w.; da kommt man wol in der praktiſchen Philoſophie weiter, aber nicht ſo leicht in der Speculation."

Nun getraut er ſich auch nicht mehr wie früher die Metaphyſik als unnütz, zeitverderblich und unfruchtbar zu verwerfen; dennoch hält ſie der praktiſche Mann als bloße Abrichtung der Geiſteskräfte für ziemlich entbehrlich im Leben, und wirft ihr als das Schlimmſte vor, ſie gewöhne den Geiſt zu ſehr an entfernte, Alles umfaſſende Geſichtspunkte, daß man ſich hernach zu den gewöhnlichen Verhältniſſen des Daſeins unter unſerm Monde ordentlich herablaſſen müſſe.

Mit dieſem treuen Herzen für das wirkliche Menſchenleben bewahrte ſich Forſter denn auch wieder ſeine Freiheit gegen die Speculation, die bereits anfing die vornehmen Geiſter mehr und mehr an ſich zu locken. Wie gegen jeden Despotismus ſprach er ſich aufs nachdrücklichſte auch gegen jede Tyrannei allgütiger Principien aus.

Freiheit.

Mit dem Aufgange des Rhein zu Anfang Februar 1789, mit den abziehenden Gewäſſern, die bis zur Mauer des Favoritegartens angeſchwollen waren, ſchöpfte Forſter Frühlingsausſichten. Er ging muthig an den Realkatalog der Bibliothek, dem er täglich vier Stunden widmete, in der Hoffnung, die Maſſe des Unbrauchbaren herauszuſcheiden. Er rechnete auf das dereinſtige Erbarmen des Coadjutors; denn der Kurfürſt ſelbſt ſchien bereits an ſeinen großen Unternehmungen Verdruß zu finden; auch die Univerſität entſprach ſeinen Erwartungen nicht und er hörte nicht einmal mehr gern von ihr ſprechen. Bentzel war geſtorben, und ſeitdem fand ſich keine Seele, die ihn bei ſeinem beſten Willen unterſtützt hätte. Dieſer großgeſinnte Curator, bei der Einrichtung der Hochſchule und mit der Anzahl der beſtellten Profeſſoren weit über ſeine Mittel hinausgegangen, hatte ſich zuletzt wegen der Fonds im Widerſpruche mit der Adminiſtration geſehen, die nur ſein Werk ins Stocken zu bringen beſtrebt war. Sein letztes Mittel, die fehlenden Fonds durch weitere Aufhebung von Klöſtern zu beſchaffen, war nicht mehr durchzuſetzen geweſen. Und nachdem das Geld anfangs an Nebendinge verſchleudert, Manches auch veruntreut worden war, hielt es die unzufriedene Adminiſtration für angemeſſen, die Univerſität zu tyranniſiren und die Bibliothek für die begangenen Fehler büßen zu laſſen. So erreichte, nach Forſter's Anſicht, die Partei der Uebelwollenden ihren Zweck, Thätigkeit, Arbeitſamkeit und Aufklärung zu hemmen und die berufenen fremden Profeſſoren auf alle Weiſe zu behindern und in falſches Licht zu ſetzen.

Mit der aufgehenden Witterung empfand Forſter auch bald die Nachwirkung ſeines verſeſſenen Winterfleißes durch Schnupfen und Schlafloſigkeit. Kälte war ſein Tod, wie er ſagte, und Näſſe lähmte ſeine körperlichen und geiſtigen Kräfte. Indem er ſich nun ſeiner Verſtimmung überließ, verglich er ſich — jetzt ſo lahmen, unbeholfenen Geiſtes — mit jenen Menſchen — „bei denen die Ideen ein eigenes Leben haben, immer unaufgerufen, von ſelbſt im Kopf herumſpuken, ſich kreuzen, anſtoßen, widereinanderrennen, ſich gatten und junge Ideen hecken, kurz, einen regen lebendigen Verkehr bilden und in einem beſtändigen Streben ſind auszufließen oder auszuſtrömen". Solche Beweglichkeit vermißte er an ſeinen Ideen; er mußte ſie aufſtöbern, aus ihren Schlupfwinkeln heraustreiben, und wenn er ſie aneinanderreihen wollte, äußerten ſie keine Zuneigung zueinander, waren auch und blieben unfruchtbar. Er ſchrieb es der Zähigkeit ſeines Gehirns zu, und empfand einen niederdrückenden Mismuth darüber. Er konnte eine Sache, die er behandelte, nie im ganzen Zuſammenhange, im Détail überſehen, und alle Operationen ſeines Gehirns gingen nicht über die zweite oder dritte Schlußverbindung hinaus. Dabei wollte er wahrgenommen haben, daß es mit der Kopfthätigkeit gerade bei einigem Unwohlſein noch am beſten ginge, daß ein kränklicher Nervenreiz ſeinem Geiſte behülflich wäre, wenn auch auf die Gefahr hin, daß ſeine Geſundheit ſich dadurch verſchlimmere.*) Dieſer Kampf zwiſchen Geiſt und Körper war ihm nicht recht. Der Geiſt ſollte herrſchen, erſchien aber für ihn nur als der Gegner des Genuſſes; ſodaß er ein mechaniſches, inſtinctmäßiges Hinleben, von Denken nur aufs flüchtigſte durchwürzt, für ſich am meiſten zuſagend fand. Der Genuß aber, dem ja in ſeiner unüberlegenden Hingebung Raum und Zeit verſchwanden, erſchien ihm ſchon dadurch als der höhere Zuſtand des Menſchen, als ein Zuſtand urſprünglicher Vereinigung, die eben nur durch das Alles trennende Bewußtſein und durch das Gefühl der Perſönlichkeit geſtört und aufgehoben werde. Daher galt ihm die Perſönlichkeit, als auf Einſchränkung beruhend, für das Ungöttliche am Menſchen, deſſen Unvollkommenheit eben darin läge, daß er nur mit und durch Perſönlichkeit genießen könne. Mit dieſer Anſicht berief er ſich auf jene frommen Schwärmer aller Jahrhunderte, welche die Seligkeit in den Zuſtand der in die Gottheit aufgelöſten Selbſtigkeit ſetzten, wie denn auch Chriſtus von der Gottheit keinen reinern Begriff als den der Alles in ſich auflöſenden Liebe gegeben habe.

---

*) Aber auch auf die Gefahr hin, daß ſeine Gedanken ein kränkelndes Ausſehen annehmen. Wenigſtens ſcheint das ganze vorliegende Raiſonnement über Geiſt und Materie etwas von der körperlichen Verſtimmung bedingt, in welcher Forſter ſich zwiſchen materialiſtiſchen und pantheiſtiſchen Anſchauungen fieberhaft ſchaukelt. D. Verf.

So finden wir Forſter'n auf dem Höhepunkte ſeines Lebens, da ſein nach Ausbreitung ſtrebender Geiſt ſich durch körperliches Leiden ſo oft gehemmt fühlte, mit der Urfrage nach dem Verhältniſſe von Geiſt und Materie beſchäftigt, und angetrieben, dieſen Dualismus zu löſen. Er konnte vom Intellectuellen ausgehend die Materie, — von dieſer als etwas Realem aus, das Unkörperliche nicht begreifen, dennoch aber auch zwei getrennte Welten, des Geiſtes und des Stoffes, und ihr Zuſammenwirken nicht verſtehen. Hier lag ihm der alte Streit, den Niemand entſcheiden könne. Und allerdings iſt es dieſelbe Streitfrage, die heute wieder, auf übereilte Schlüſſe jüngerer Naturforſcher, die denkenden Geiſter beſchäftigt. Eines nur fiel Forſter'n immer wieder auf, wie man bei kränklichem Befinden mehr als bei gedeihlichem Körper zum Denken aufgelegt ſei. Es iſt dieſelbe merkwürdige Erſcheinung, die uns die Geſchichte von den großen, altindiſchen und chriſtlichen Büßern überliefert, die durch „Abtödtung" des Leibes die Tiefe, Helle und Lebendigkeit des Bewußtſeins ſteigerten, ſtatt ſie abzuſchwächen. Eine humoriſtiſche Laune wandelte Forſter'n darüber an. „Ihr habt es gut, ihr dürren Herren!" ruft er aus. „Ihr waret ja von jeher auch die ſcharfſinnigſten Denker; euer Geiſt fliegt mit euerm Minimum von Materie davon, als ob es nichts wäre. Aber wartet nur, ich werde auch noch die Zeit erleben, wo ich das überflüſſige Phlegma verdünſten und ganz abſetzen werde; dann wollen wir ſehen!“ —

Doch der warme, feierliche Ernſt des Herzens ſchlägt bei Forſter'n ſtets vor. Von dem verdrießlichen Widerſpruche zwiſchen Wohlſein und Denken erhebt er ſich über die Räthſel von Geiſt und Materie, Bewußtſein und Genuß, Liebe und Leben, in der menſchlichen Perſönlichkeit verbunden und beſchränkt, zur Frage der Unſterblichkeit. Und indem er überlegt, daß Raum und Zeit, nach Kantiſcher Darſtellung, nur als unſere *bedingte* Exiſtenz, nicht aber *an ſich ſelbſt* vorhanden ſind, daß mithin die Aufeinanderfolge der Dinge in der Erſcheinungswelt wirklich bloßer Schein, und nur auf die Dauer unſerer perſönlichen, d. h. eingeſchränkten Exiſtenz gültig iſt, läuft ihm die Frage der Unſterblichkeit auf ein bloßes Wortſpiel hinaus. — „Nehmt doch nur die Einſchränkung hinweg“, ruft er, „und ihr ſeid wieder in dem urſprünglichen freien, unbeſchränkten, vollkommenen Daſein einer Allgemeinſchaft; Alles löſt ſich aus ſeiner ſcheinbaren Abſonderlichkeit in einem unendlichen Daſein auf. — — — Darum aber auch kein Grübeln und kein Streiten über jenes uns unerfaßliche Ewige und ſogenannte Ueberſinnliche.“ „*Freiheit!*“ ruft er dann aus, „*grenzenloſe Freiheit in Allem, was über das in erfahrungsgemäßer Anſchauung des Objectiven Gegebene hinausgeht.* Jeder wähle ſich ſeinen Weg, ohne daß es auf ſeine politiſchen Verhältniſſe Einfluß habe; Jeder *glaube* ſowenig oder ſoviel er kann; Jeder ſage frei und ohne Furcht, was er glaubt: Keiner freue ſich blos der *Dul-*

dung, ſondern Jeder des anerkannten Rechts zu denken, wie und was ſein ganzes Weſen mit ſich bringt; nur Der ſei ausgeſchloſſen von unſerm Bunde, der auf alleinſeligmachendem Wege zu gehen und das compelle intrare (Bekenntnißzwang) zu misbrauchen ſich unterſteht, denn er iſt der Feind Aller, und deswegen ſei Jedermanns Hand wider ihn!“

Da haben wir wieder unſern alten, ſeelengeſunden Forſter, der nie herrlicher iſt, als wenn er die tropiſchen Früchte ſeiner freien und weiten Gedanken in die abſtändigen, dumpfigen Verhältniſſe unſers bürgerlichen Lebens bringt und zur Erfriſchung darbietet. Nichts iſt dieſem edeln Herzen ſo zuwider als jedweder Despotismus im Glauben wie im Wiſſen und Wollen, jede „certaine Science, ſie mag herkommen aus Rom oder aus Berlin“. —

Von ſeinen Verſtimmungen ſuchte Forſter immer noch gern ſich durch einen kürzern oder weitern Ausflug in die Welt wiederherzuſtellen. Jetzt benutzte er die Oſterferien im April zu einem Beſuche Jacobi's in Pempelfort. Thereſe und Sömmerring begleiteten ihn. Sie brachten dort bei leidlichem Frühlingswetter neun vergnügte Tage zu. Forſter wäre gern länger geblieben, zumal er ſich in den letzten Tagen heimlich unwohl fühlte; allein der Kurfürſt hatte ihm in einer Geſchäftsaudienz die Ferienzeit auf vierzehn Tage beſchränkt, nur, wie der unwillige Freund meinte, um den Herrn de mauvaise grace zu ſpielen; wie denn auch die vorbeſtimmte Sitzung in Bibliotheksangelegenheit hernach wirklich nicht gehalten wurde.

Die Liebenswürdigkeit Jacobi's nahm Forſter'n immer wieder ein, ſo oft ihn auch irgendeine Schrift oder eine abſprechende Anſicht deſſelben verdroſſen hatte. Ja, bei einer brieflichen Misdeutung, die Forſter'n aufs tiefſte kränkte, kam er nach jenem Beſuche dem ariſtokratiſchen Philoſophen mit verſöhnungbietender Hand entgegen; weil Verſchiedenheit der Meinungen die Freundſchaft nicht ſtören dürfte, die ja ſonſt nicht eher möglich wäre, bis die Natur alle Individualität aufgehoben hätte. Auch Spinoza war diesmal kein Dorn geweſen; vielmehr hatten die um die Hälfte vermehrten Briefe Jacobi's über dieſen ungläubigen Denker unſers Freundes Beifall in dem Grade, daß er ſie für das Beſte, was Jacobi geſchrieben, und ihn ſelbſt für den hellſten und tiefſten Denker erklärte, der mit Wärme und Richtigkeit des Gefühls echte Billigkeit verbinde, die von Keinem mehr als Conſequenz in ſeinem Denken fodere. Aber auch als Menſch erſchien ihm Jacobi unvergleichlich.

Für heitern, wohlthuenden Verkehr der Menſchen blieb Forſter in jeder Lebenslage geſtimmt. Er beklagte daher des vereinſamenden Lichtenberg's moraliſche Verkümmerung und Müller's Enthaltſamkeit von Umgang und Zerſtreuung. Dieſer, mit des Kurfürſten Cabinetsgeſchäften überladene und dabei auf ſeine geſchichtlichen Studien verſeſſene Mann war denn eben auch in ſeiner auffallenden und moraliſch ſchwer beſchuldigten Zurückgezogenheit bedenklich erkrankt. Der Kurfürſt fand ſich dadurch um ſo rathloſer, als ein Gerücht von dem lebensgefährlichen Zuſtande Kaiſer Joſeph's ſich verbreitete und den Erzkanzler des Reichs mit dringenden Wahlgeſchäften bedrohte. Glücklicherweiſe war dieſe Beſorgniß ebenſo voreilig, als das Gerede von Müller's Kränklichkeit übertrieben. Der Cabinetsrath erholte ſich im Laufe des Sommers zum Verdruß der Mainzer, die ihm als Fremden und Proteſtanten das entſchiedene Vertrauen des Kurfürſten misgönnten, und ſeine Talente nie lauter geprieſen hatten, als ſolange ſie ſeines nahen Todes ſich verſahen. Dagegen hatte dieſes Frühjahr doch aus Forſter's Weltverbindungen einen berühmten Mann weggenommen, — Camper, der zum Leidweſen aller europäiſchen Naturforſcher am 7. April, ſiebenundſechzig Jahre alt, im Haag geſtorben war, wohin er vor zwei Jahren als Wirklicher Staatsrath von Franeker ſich übergeſiedelt hatte.

Inzwiſchen ſollte das Unwohlſein, mit welchem Forſter aus Pempelfort zurückgekehrt war, ſich in der Geſtalt von Schlafloſigkeit oder unruhigem Schlafe bis in den Sommer hinein erhalten. Daher nahm er im Juli mit ſeiner Familie auf vier Wochen einen ländlichen Aufenthalt in Eltwill, wo er ſich denn auch, aller Ungunſt des Sommers ungeachtet, durch Luft und Rheinbäder zu einem erfriſchten, wieder ſchreibfertigen Menſchen herſtellte. Das Wetter dieſes Sommers war kalt, wie im November rauh, und den im letzten Winter erſparten Regen nachbringend. Die Ernten fielen ſchlecht aus, und an Weinleſe war nicht zu denken. Theuerung ſtand bevor und nahm in Frankreich bereits überhand.

Dennoch trieb nicht das Wetter den Freund früher, als er gewünſcht hätte, ſondern das Bibliothekgeſchäft rief ihn zur Stadt. Die Sammlung auf der Karthauſe ſollte geſondert und mit der ſtädtiſchen vereinigt werden.

Zu einer Zuſammenſtellung der Dubletten war ihm ein Bodenraum angewieſen, auch die Herſtellung einiger Repoſitorien auf dem alten Bibliothekſaale bewilligt worden. Dieſe blieben aber von der Univerſität aus Geldmangel unausgeführt, und Forſter legte, um ſich wenigſtens vor Verantwortung zu wahren, ſeine Vorſtellungen und Plane zu den Acten.

Auch damals ſchon pflegte die gute Jahreszeit einen Strom von Reiſenden an den Rhein zu führen, und es fehlte daher auch in dieſem Sommer dem Forſter'ſchen Hauſe nicht an manchem Zuſpruch. Graf Moltke kam mit Baggeſen, dieſem ſanften und doch leidenſchaftlichen Poeten, wie ihn Forſter bezeichnete, auf ihrer Reiſe nach Italien über Mainz. Ihnen folgten für uns unintereſſante Leute aus London und Mitau, und ſpäter trafen Wilhelm von Humboldt und Campe, Beide von Paris ein, voll von der dort ausgebrochenen Revolution. „Schön iſt es zu ſehen", war Forſter's erſter Gedanke bei dieſem weltgeſchichtlichen Vorgang, „was die Philoſophie in den Köpfen gereift und dann im Staate zuſtande gebracht hat, ohne daß man ein Beiſpiel hätte, daß je eine ſo gänzliche Veränderung ſowenig Blut und Verwüſtung gekoſtet hätte. Alſo iſt es doch der ſicherſte Weg, die Menſchen über ihren wahren Vortheil und über ihre Rechte aufzuklären; dann gibt ſich das Uebrige wie von ſelbſt." —

Campe hielt ſich nur einen halben Tag in Mainz auf, und Forſter ſcheint mit ihm in einen lebhaften Streit über die damaligen Unterrichts- und Erziehungsgrundſätze gerathen zu ſein, mit denen er wenig einverſtanden war. Sie ſchieden aber ohne einander verſtändigt zu haben, und ohne daß Forſter ſich über die Gunſt, die das Publicum dieſen Männern ſchenkte, zufrieden gab.

„Der gute Herr von Humboldt“ verweilte aber faſt den ganzen September und half, nachdem er ſich „von der pariſiſchen, nicht paradieſiſchen Freiheit auserzählt hatte, mit jugendlich warmem Gefühl bei ſo männlichem Geiſt und reifer vorurtheilsfreier Vernunft“ dem mainzer Freundeskreiſe das Leben würzen, das ohne ſolchen Zuſatz wirklich inſipid erſcheine. Während dieſes Aufenthalts nahm er an einer literariſchen Fehde und Arbeit Forſter's lebhaften Antheil.

Das Auguſtheft der „Berliner Monatſchrift“ hatte nämlich den abgedruckten Brief eines Beamten in Eltwill gebracht, worin der Witwe eines Proteſtanten der Rath ertheilt wurde, ihre Kinder katholiſch zu erziehen. Bieſter, der Redacteur, erſter Bibliothekar in Berlin und als Ueberſetzer von Anacharſis' Reiſen bekannt, ein für Aufklärung eifernder Mann, zog gegen den Proſelytenmacher in einer ſo unberufenen Weiſe los, daß es Forſter'n umſomehr empörte, als jener Beamte namhaft gemacht war. Ein ſolches Verfahren verſchlug gegen des Freundes Begriff von der Freiheit im Denken und Glauben, die er überall dergeſtalt geachtet wiſſen wollte, daß irrige oder gemeinſchädliche Lehren nur als ſolche widerlegt, niemals aber die Perſon eines Andersdenkenden als verächtlich oder ſträflich angetaſtet würde. Was ihn aber noch beſonders bewog, ſich des Angegriffenen anzunehmen, war der Umſtand, daß er ſelbſt mehre Wochen in Eltwill gewohnt hatte und in den Verdacht zu kommen fürchtete, auch er ſei ein Spion der berliner Jeſuitenriecher. Er ſchrieb daher nicht ohne Aufregung den Aufſatz über Proſelytenmacherei („Sämmtliche Schriften", 5. Bd.), las ihn aber ſtückweiſe den Freunden Sömmerring und Humboldt vor, indem er auf der Stelle verbeſſerte, was denſelben nicht beſtimmt oder verclauſulirt genug erſchien. So ging denn die kleine Abhandlung an die Monatsſchrift ab und erſchien ſpäter abgedruckt.

Welche Bewandtniß es mit der von Forſter in Schutz genommenen Sache hatte, erfuhr er umſtändlich erſt im nächſten Frühjahre, als der Amtmann Bender in Eltwill ihm für ſeine Vertheidigung herzlich dankte und die eigenthümlichen Verhältniſſe, unter welchen der fragliche Brief geſchrieben worden, darlegte; da ſich denn ein unmündiger junger Adeliger ergab, der ſich durch Einſendung eines vor Jahren geſchriebenen Briefes der Dankbarkeit für die ihm und ſeiner Familie von Bender erzeigten Dienſte entledigt hatte.

Ein anderer Aufſatz: „Leitfaden zu einer künftigen Geſchichte der Menſchheit", erſchien im dritten Stücke des „Neuen deutſchen Muſeum". Forſter nannte es einen launigen Einfall, wie er darin nachgewieſen, daß ganze Völker dieſelben Stufen der Bildung hinanzuſteigen hätten, die den einzelnen Menſchen vorgezeichnet ſeien. „Die Natur ſcheint anfänglich auch bei den Völkern nur für Erhaltung zu ſorgen (muskulariſche Cultur); ſpäterhin, wenn ſie reichlichere Quellen der Subſiſtenz ausfindig gemacht haben, kommt die Zeit ihrer Vermehrung (ſpermatiſche Cultur); ſodann entſtehen große Bewegungen, gewaltſames Streben nach Herrſchaft und Genuß (heroiſche Stufe); endlich entwickelt ſich der Verſtand, verfeinert ſich die Empfindung, und die Vernunft beſteigt ihren Thron (ſenſitive Culturſtufe).

Innere Sammlung.

So durfte Forſter am Ende ſeines erſten mainzer Jahres ſich gar wol ſeines Fleißes rühmen. Es war Manches zuſtande gekommen als Frucht jener ruhigen Seelenſtimmung, die von keinem Weltverlangen geſtört wurde und von keinem innern Misbehagen kränkelte. Wie ſchön erkannte er dies ſelbſt, als er Anfang des Jahres 1790 an Heyne ſchrieb:

„Die Freude, die Meinigen vergnügt um mich zu ſehen, der innere Umgang mit mir ſelbſt, wobei ich merke, wieviel der immerwährende Zuwachs von Kenntniſſen den Genuß des Daſeins erhöht, indem man in ſich ſelbſt einen immer reinern Abdruck der äußern Welt gewahr wird, alle Verhältniſſe ſich immer mehr beſtimmen und zu einem hellern Ganzen verbinden, — das und das Vergnügen, in einem unendlich kleinen Kreiſe doch auch etwas für das Ganze thun, einen gewiſſen Einfluß behaupten zu können, muß, dünkt mich, jeden thätigen Menſchen überzeugen, daß keine Art von Exiſtenz dieſes Maß von Glück gewährt, deſſen er in ſeiner Thätigkeit theilhaftig wird. —

Es gibt gewiß, wenngleich nicht für uns, einen höhern Geſichtspunkt, wo das Trivialſte und gar nichts Scheinende als Bindungsmittel des Ganzen ſo wichtig iſt wie das anſcheinend Große.“

Dieſe innige Zufriedenheit mit ſich und ſeiner Lage hatte ſich auch ſchon in der Zueignungsſchrift ausgeſprochen, womit er im vergangenen Sommer — „die Erſtlinge ſeiner mainzer Nebenſtunden“ dem Kurfürſten öffentlich darbrachte. — „Es iſt das Werk Ew. kurfürſtlichen Gnaden“, hieß es darin, — „daß ich in Deutſchland zufrieden lebe, daß auf eine mühſelige Jugend ein Zeitpunkt des ſtillen Genuſſes folgt, ehe noch des Lebens Werth dahin iſt; daß mir eine wärmere Sonne ſcheint und die Natur ſchöner um mich lacht; endlich daß ich das Koſtbarſte, womit je ein Fürſt einen Schriftſteller beglückte, die Zeit nach dem Maß meiner Kräfte dem Nutzen meiner Mitbürger widmen kann“ u. ſ. w.

Da ſchienen jene Anwandlungen wieder überwunden, die er noch im November gegen Jacobi hatte lautwerden laſſen: „Mein Kopf iſt leer, ich weiß der Welt nichts Eigenes mehr zu ſagen“, ſchrieb er. „Wer doch auch nach Italien oder nach England oder nach Spanien oder noch weiterhin, wo nur irgend Neues zu ſehen iſt, reiſen könnte! Denn am Ende, mehr hat man doch nicht, als was Einem durch die zwei kleinen Oeffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt. Die armſeligen vierundzwanzig Zeichen reichen nicht aus; etwas ganz Anderes iſt die Gegenwart der Dinge und ihr unmittelbares Einwirken. Ich werde in dieſen Tagen fünfunddreißig Jahre alt, die beſte, weil die beſte

Hälfte des Lebens iſt dahin, und mir wie unnütz verfloſſen! Ich wende mich weg von dieſer Anſicht.“

Zwei ſehr abweichende Stimmungen wechſeln oft nur allzu raſch in Forſter's Seele, — eine enthuſiaſtiſche, in welcher er ſeine herrlichſten, erhebendſten Anſchauungen ausſtrömt, und eine mismuthige, mit welcher er leicht auf öde, troſtloſe Gedanken fällt. Seine wahren Verehrer ſind es nicht, die gerade in dieſen Aeußerungen des Verdruſſes ſeine hohe Bedeutung finden wollen. Diesmal kam ſeine Verſtimmung aus unbefriedigter Reiſeluſt. Jacobi ſuchte ihn zu beruhigen, indem er ihm mit feinem Wink andeutete, woher Einem, ohne zu reiſen, noch gar Manches durch die zwei kleinen Oeffnungen der Pupille zugehen könne. — „Es grämt mich mehr, als ich es Ihnen ſagen kann“, ſchrieb er, „daß Sie das Leben mit Ueberſetzen und Compiliren verſauern müſſen. An Ihrer Luſt zu reiſen nehme ich weniger Antheil. Leſen Sie den Homer, den Sophokles, den Herodot, den Plato, und Sie gewinnen wahrlich mehr dabei als bei einer Wanderung durch Spanien oder Welſchland.“

Freilich brachte er dadurch Forſter'n nur auf einen andern Gegenſtand ſeiner Unbefriedigtheit. Der Freund beklagte eben ſeine mangelhafte Kenntniß der Alten, um erſt ein rechter Schriftſteller zu werden. Dann würde ihm Alles ſanft und reichlich hervorſtrömen, was er jetzt aus ſich herausreißen müßte; es würde mehr ein Ganzes bilden, mehr individuell bei aller Allgemeinheit ſein können. Und indem er ſich von nichts mehr anekeln ließ als von ſeiner jetzigen literariſchen Exiſtenz und Abhängigkeit von Buchhändlern, vom guten Wetter, von einer guten Verdauung und einer heitern Phantaſie: kam ihm auch ſein geringes ſchriftſtelleriſches Glück in den Sinn. Er verſtand darunter einen einträglichen Abſatz ſeiner Schriften: denn die Anerkennung, der Beifall denkender Männer und gebildeter Kreiſe ging ihm durchaus nicht ab. Lichtenberg z. B. wurde nie wärmer als in der Anerkennung ſeines herrlichen Freundes. Er, der Einſamverkümmernde, der aus Geiz mit Briefen geizte, hatte um dieſe Zeit wieder einmal — mit Gelegenheit eines Reiſenden, geſchrieben und bewunderte an Forſter's Aufſätzen „den geraden, immer gleich ſtarken Strich, der ihn wie der Gang eines ſchönen Mädchens entzücke", ihn, dem ſo etwas ſchlechterdings verſagt ſei. Aber Forſter konnte leider! gerade die baaren Abfälle der ſchriftſtelleriſchen Feder nicht außer Abſicht laſſen, und dieſe Gewinnſte wurden von „Schmierern" bezogen, — von Campe mit ſeinem „Väterlichen Rath", von Meißner mit ſeinen „Skizzen", von Salzmann mit ſeinem „Karl von Karlsberg". Die Fortſetzung dieſes breiten Romans wurde mit 5 Louisd'or per Bogen geſucht, und Becker's „Noth- und Hülfsbüchlein" hatte dem Verfaſſer 12,000 Thaler eingetragen. —

An einem reifenden Obſte bemerkt man, wie gerade die Sonnen- und Wetterſeite ſeines Hanges ſich am lieblichſten bräunt und röthet. Von dieſer Seite, ſozuſagen, erkannte Vater Heyne Forſter's innere Reife mit Zufriedenheit an. Allerdings traf es eben jene Seite des thätigen Lebens, von welcher Forſter dem Schwiegervater manche Sorge gemacht haben mochte. Wenn wir den gelehrten Alten ſelbſt in literariſchen Dingen, wie z. B. über

Kant's Bedeutung, von ſehr befangenem Urtheil finden, wieviel leichter mögen wir begreifen, daß er Forſter'n in deſſen großartigem Thun und Laſſen da nicht immer richtig erfaßte, wo ſich ſeine ſonſt warme Liebe für den edeln Schwiegerſohn durch einige väterliche Sorge trübte! Umſomehr mag es ihm von Herzen gegangen ſein, als er Forſter'n ſchreiben konnte:

„Daß Sie in Ihrer Thätigkeit Ihre Zufriedenheit ſuchen, freuet mich. Allmälig, ſehe ich, werden Sie auch von der Chimäre geheilt, in der man ſich ſo gern verſtrickt, als müßten wir Alle in das Große, in das Ganze wirken, ſonſt hätten wir Urſache misvergnügt und mit dem Gang der Dinge unzufrieden zu ſein, wenn wir einen kleinen Wirkungskreis haben. Ich weiß keinen ſichtbarern Beweis von Schwäche als ebendieſelbe. — — Ein kranker Mismuth, daß ich auf keinem höhern Poſten ſtehe, führt zu nichts als nur dahin, daß ich auch den eingeſchränkten Kreis ſchlecht ausfülle; und ein höherer Geiſt — wie muß der nicht meiner kleinen unanſtändigen Eitelkeit ſpotten!“ — —

Nun aber gerade in der Zeit, als Forſter ſich innerhalb ſeiner ruhigen Wände zu befriedigen anfing, wurde die Welt um ihn her unruhig und drohte den Mann herauszufodern, der eine Weile aufgehört hatte nach ihr zu ſtreben. Alles war auf das revolutionäre Paris geſpannt. Forſter ſelbſt ſah zuerſt noch mit gelaſſenem Wohlgefallen dieſer wachſenden Bewegung zu, in deren Springfluten, von ihm ungeahnt, das Verhängniß ſeines Lebens mitwogte.

Viel zahlreicher als Diejenigen, die Forſter's Geſchick beklagten, waren ſtets Jene, die ihn ſchwer beſchuldigten. Wir müſſen daher ſeiner Theilnahme an der Revolution Schritt vor Schritt folgen. Die Fährte ſeiner Hingebung zieht durch ſeine Briefe, rein ausgedrückt; denn hat Forſter irgendetwas ohne Vorausſetzung oder Vorausberechnung geſchrieben, ſo ſind es jene Ergüſſe, in denen ſich jede wechſelnde Seelenſtimmung ſo friſch wie unvergänglich wittern läßt. Die Franzöſiſche Revolution fand ihn auf einem Höhepunkte der Betrachtung, der kein Ausgangspunkt demokratiſcher Betheiligung zu werden pflegt. Was möchte ihn wol in ſeiner jetzigen Lage zu revolutionären Unternehmungen treiben?

Zu jener Zeit hatte er keine politiſche Correſpondenz. Scheu vor allem Ordensweſen, hielt er ſich auch von allen politiſchen Verbindungen zurück, wenn etwas derart irgendwo beſtand. Seine Lebensgewohnheiten und Neigungen wichen dem Leben und Treiben der unterſten Volksclaſſen eher aus, als daß ſie es aufgeſucht hätten; während ſeine Arbeiten die Gunſt der Herrſchenden, ſeine Abſichten die Wege weitausſehender Unternehmungen ſuchten. Soweit entfernt ſtand anfänglich der Freund von allem Revolutionären. Er verſprach ſich nicht einmal ſo Außerordentliches von Dem, was damals alle Edeln in Deutſchland begeiſterte. An Vollkommenheit, zu der es in menſchlichen Dingen gebracht werden könnte, glaubte er nicht mehr; nur Grade und Stufen des mehr oder weniger Unvollkommenen gab er zu, und daß, wenn nur das Beſſere errungen werde, Alles geleiſtet ſei, was man von der Menſchheit verlangen könne. Darum verwarf er jedoch den Enthuſiasmus nicht, der um Paris ſtammte. Ohne ihn, was würde nun gar aus der Menſchheit in unſerm Weltheile? fragte er. In Frankreich wollte er es ausgähren laſſen, und ſah Mirabeau nur als den Sauerteig an, im Grund eine ekelhafte, jedoch eine ſehr unentbehrliche Subſtanz. — Wie nun aber Reibungen Wärme erzeugen, ſo konnte ſich auch Forſter's Theilnahme an den Kämpfen in Frankreich nicht immer ſo kühl erhalten. Gegen Ende des Jahres war es ihm ein intereſſanter Anblick, nicht daß Frankreich kämpfe, ſondern wie es kämpfe, und wie dieſer Strauß der Demokratie mit dem Deſpotismus keinem frühern ähnlich ſei und das Gepräge des Jahrhunderts der ausgebildeten Vernunft trage.

Die Einwirkungen jener Kämpfe auf Deutſchland entgingen ſeiner Beobachtung nicht. Es regte ſich in Kaſſel, ohne „diesmal“ zum Ausbruche zu kommen. In Trier wollte das unruhige Volk ſeinen Beſchwerden abgeholfen wiſſen. Auch für Mainz fing er an zu fürchten, zumal der Hunger ein gewaltiger Agent der Revolution zu werden drohte. Der Laib Brot war von 8 auf 13 Kreuzer geſtiegen, und die Fruchtſperre in der Pfalz ließ noch ein Steigen der Theuerung beſorgen.

Preußen hielt Forſter ohnehin ſtets im Auge. In einem Briefe an Heyne meinte er einmal, das preußiſche Cabinet müſſe für alles Feine keine Gefühl haben, weil es für die Perſiflagen in öffentlichen Blättern unempfindlich bleibe, während dieſelben doch ins Publicum wirkten, und daß Leute, die nichts Anderes als die Jagd auf Jeſuiten oder die Verfolgung eines Stark im Kopfe hätten, ſelbſt leer wären und nichts Beſſeres mehr liefern könnten. —

Ueberhaupt, wie ja Forſter's Leben mit all jenen Fragen und Kämpfen, Leiden und Entrüſtungen, von denen es ſelbſt bewegt war, noch warm in unſere Gegenwart hineinpulſirt, ſo begegnen wir auch Aeußerungen des edeln Mannes über die preußiſche Politik ſo bezüglicher Art, als ob ſie geſtern geſprochen worden.

Der Winter war nun vorüber. Kälte und unruhiger Schlaf hatten den Freund gar hypochondriſch geſtimmt: er empfand das Bedürfniß einer lebhaftern Bewegung; die alte Reiſeluſt erwachte wieder und brachte ihn auf den Gedanken London zu beſuchen. Er verſprach ſich Manches, was in ſeinen Kram tauge für Geographie, hoffte die Cabinete von Holland und London für die Naturgeſchichte zu benutzen, für ſich und Sömmerring Materialien zur Erforſchung der Verwandtſchaft der Thiere mit den Menſchen einzuſammeln und über moderne Kunſt Dies und Das aufzuzeichnen. Und wollte dann hinter dieſen ſchönen wiſſenſchaftlichen Abſichten doch die Geldfrage nicht ganz verſtummen, ſo ließen ſich die alten Foderungen ſeines Vaters an die Admiralität hören, die jetzt vielleicht geltend, d. h. zu Geld gemacht werden konnten. Auch war allerdings nur noch in London die geeignete Unterſtützung zu jenem umfaſſenden Werke über die Südſee zu erwarten, für welches Forſter ſich bisjetzt vergebens um einen Verleger in Deutſchland bemühte. Zunächſt, und bis einer oder der andere dieſer Anſchläge etwas einbringen würde, lag noch der Reſt der von Rußland bezogenen Gelder zur Verwendung da — ein Vorſchuß zu den Reiſekoſten.

Der Kurfürſt bewilligte einen dreimonatlichen Urlaub zu dieſer Reiſe, und ſobald der erwartete junge Alexander von Humboldt ſich als Reiſegefährte eingefunden, traten Beide die Rheinfahrt an.

Hinter ihnen war das Castrum doloris, das Leichengerüſt zu den Seelmeſſen für den am 20. Februar verſtorbenen Kaiſer Joſeph bereits abgebrochen und die zahlreichen ſilbernen Leuchter mit demſelben entfernt; aber das ſechswöchige Trauergeläute mit allen Glocken tönte ihnen von den Thürmen der Stadt nach, als ſie zwiſchen den aufgrünenden Inſeln des prächtigen Stromes dahinfuhren.

Ein Hausfreund.

Wie man die einzelnen Gegenſtände am genaueſten in der Nähe erkennen, ihren Zuſammenhang aber beſſer aus einer gewiſſen Höhe beurtheilen kann, ſo erſcheint uns auch erſt auf dem Gipfel der Gegenwart jene Rheinfahrt und Reiſe, von der uns nur wenig Umſtändliches mitgetheilt worden, in ihrer von beiden Gefährten damals ſelbſt nicht geahnten Bedeutung.

Alexander von Humboldt, ſeit 1788 in Göttingen ſtudirend, hatte im Heyne'ſchen Hauſe Forſter'n kennen gelernt, als dieſer, von Wilna dahin zurückgekehrt, eine neue Beſtimmung abwartete. Der Weltumſegler zog ihn an; die Erzählungen aus der Südſee nährten in der Bruſt des Jünglings die frühen transatlantiſchen Träume und den Drang, jene fabelhaften Welttheile zu ſehen, die eben ſo lebhaft, als ſie ſeine Phantaſie beſchäftigten, den ihm eingepflanzten Forſchungstrieb reizten. Wie von einer höhern Miſſion getrieben, erſchien nun der einundzwanzigjährige junge Mann in Mainz, um die Reiſe nach England mitzumachen. Es war, als ob er unter des

Weltumſeglers erweckender Anleitung eine Vorſchule zu den großen Weltfahrten machen wollte, die an Umfang und Vielſeitigkeit der Erforſchungen, Beobachtungen und Mittheilungen Forſter's jugendliche Seereiſe weit übertreffen.

Von ſolcher Beſtimmung des jungen Mannes hätte Forſter ſich damals nichts träumen laſſen; zumal Humboldt von ſchwächlichem Ausſehen, fortwährend mit ſeiner Geſundheit zu kämpfen hatte. In einem Briefe an Jacobi bemerkt der Freund, indem er bedauert, daß Wilhelm von Humboldt, der ältere Bruder, aller öffentlichen Thätigkeit entſagen wolle, „deſto mehr wird Alexander wirken und treiben wollen, und hat den Körper nicht dazu“. —

Wie verhängnißvoll muß uns heute jene Zuſammenkunft Humboldt's mit Forſter'n erſcheinen, — ein zartes Reis, zu einer erſtaunlichen Ausbreitung auf einen abſtändigen Stamm gepfropft! Es war der Moment, in welchem unſerm Forſter ſeine alte Weltbeſtimmung abgenommen wurde und mit erweiterten Aufträgen an Humboldt überging. —

Leider griff aber Forſter's Verhängniß jener Tage noch weiter und bereitete ihm auch für ſeine häusliche Zukunft noch ſchmerzlichere Entſagungen zu. Welt und Haus entzogen ſich ihm, um dem verlaſſenen Manne — wir werden ſehen welchen wankenden Boden übrigzulaſſen.

Was in einem bloßen Roman aus poetiſchen Motiven entwickelt werden darf, läßt ſich in einer Lebensgeſchichte nur als unbeſtrittene Thatſache darlegen, deren Werden und Wachſen verhüllt geblieben und kaum mit ſeelenforſchender Vermuthung zu berühren iſt. Thereſe ſagt in ihren Mittheilungen über Forſter:

„Warum eine Ehe, in der gegenſeitige Achtung und innige Theilnahme unerſchütterlich blieb, beide Theile nicht beglückte, iſt das Geheimniß der beiden Gatten, in das Niemand ein Recht einzudringen hat. Der ſcharfſinnige Seelenkundige erräth vielleicht, die Zeitgenoſſen haben Thatſachen in der Hand, um ihre Anſicht zu bilden.“

Zu dieſen Thatſachen ſcheint denn freilich auch eine fremde Liebe zu gehören, die in dem verunglückenden Ehebunde Boden und Pflege fand, — Thereſens Liebe zu einem Freunde, dem ſie gleich nach Forſter's Tode ihre Hand reichte.

Dieſer Hausfreund war Ludwig Ferdinand Huber, ſeit Oſtern 1788 Legationsſecretär der ſächſiſchen Geſandtſchaft in Mainz. Sein Vater Michael Huber war — man weiß nicht wie und wann — aus dem Niederbairiſchen nach Paris gekommen, wo er als Lehrer und Literat den Franzoſen einige Bekanntſchaft mit unſerer frühern Literatur durch Ueberſetzungen vermittelte. Nachdem er ſpäter ſeine Haushälterin, eine wackere und nicht ungebildete Franzöſin, geheirathet, brachte er ſie und ſeinen zweijährigen Knaben mit nach Leipzig, als er 1766 an die daſige Univerſität als Lector der franzöſiſchen Sprache berufen wurde. Der junge Huber, ein hübſches Kind, aber mit der Engliſchen Krankheit behaftet, wurde etwas verzärtelt, aber ſorgfältig erzogen, einer jener Knaben, die lebensſchwächlich und leſeluſtig frühreif werden. Schon in ſeinem funfzehnten Jahre lieferte er Ueberſetzungen zum

Drucke, blieb aber in körperlicher Ausbildung ſo ſehr zurück, daß er herangewachſen nicht ohne Angſt auf ein Fußbänkchen treten und nie ohne Entſetzen die Sproſſen einer Leiter beſteigen konnte. Einen ſteilen Abhang herabzulaufen, verſagte ihm der Athem ſeiner kurzen, eingedrückten Bruſt. Als junger Diplomat vielſeitig unterrichtet, blieb er doch ungewandt im Leben, zum Tanzen ungeſchickt und ein Pferd zu beſteigen unfähig. Dabei verwöhnte er ſich in Diät und Kleidung. Dieſer Schwächlichkeit entſprach eine weiche, gütige Gemüthsart mit einer kleinen Neigung zu milder Satire. Auch ſtand es vielleicht im Zuſammenhange mit ſeiner engen körperlichen Rührigkeit, daß er auch geiſtig ohne Anregung nicht leicht aus ſich herausging, Menſchen und Dinge in ſehr wenig Beziehungen beobachtete und augenblickliche Erſcheinungen ſelten in ihrem urſachlichen Zuſammenhang erfaßte. Mechaniſche Fertigkeiten gingen ihm ab; ſeinen umfaſſenden Kenntniſſen gebrach die eigentliche wiſſenſchaftliche Grundlage, und im Handeln folgte er mehr dem moraliſchen Gefühl als moraliſchen Grundſätzen. Ja, er glaubte an ein gewiſſes nothwendiges Beſtimmtwerden im Leben; ſodaß man eigentlich Geſchehenes nie bereuen, ſondern Unrecht nur verbüßen könne.

In dieſer Haltloſigkeit, in dieſem ſich Hingeben und Gehenlaſſen, in dieſer poetiſch geſtimmten Unthätigkeit, worin Reden ihm als Genuß, Empfinden als Handeln erſchien, entging er doch ſittlichen Kriſen keineswegs. Wenig beliebt durch ſein ſchlaffes, unumgängliches Weſen und durch die poetiſirende Laune in Verſen und Tiraden zu antworten, gerieth er durch einen etwas abenteuerlichen Hang in ein Haus, worin liederliche Männer der höhern Claſſe und Schauſpieler ihr Weſen trieben. Hier fühlte er ſich zwar nicht froh; aber es that ihm anfangs wohl, ſich in ſeinen Eigenheiten und Schwächen einmal geduldet zu ſehen, und er hielt darum ſchmerzlich aus, bis er durch Spielverluſte zur Beſinnung kam. Nun raffte er ſich auf und ward erwerbſam durch Schriftſtellerei. Eine gefährliche Krankheit kam dazu, aus welcher er, bisher verwöhnt nur mit Andern zu denken und zu fühlen, mit der wiedererlangten Geſundheit auch zu etwas mehr Selbſtändigkeit genas.

Aber auch nach dieſer Umwandlung behielt Huber noch genug von jenen Eigenheiten, die gerade für Forſter nichts Einnehmendes hatten. Solch unthätiges, ſchwankendes Sehnen nach einer Lebensbeſtimmung, wobei ein ſo junger Mann zugrunde gehen müſſe, war Forſter'n zuwider. Auch Thereſe fand an ſeinen Gewohnheiten, geſellſchaftlichen Nachläſſigkeiten u. dergl. Manches zu tadeln und ſchonte ihn nicht mit ihrem Spotte. Doch Huber blieb unbefangen und unverdroſſen, unabläſſig bemüht, die intereſſante Familie für ſich einzunehmen. Er brauchte nun einmal, ſelbſtgeſtändig, etwas zum Schluſſe ſeines Tages, „damit demſelben beim Niederlegen nicht wie bei unvollendeten Accorden die letzten Töne fehlten". Forſter, für den er ſchwärmte, erſchien ihm ein gar guter Menſch, voll Feuer, reinen Gefühls und echter Naivetät. Da derſelbe aber mit Menſchen verkehrte, denen Huber zuwider war, ſo legte es dieſer, wie er brieflich geſteht, „auf einen langſamen Eroberungskrieg" an. Und wirklich gewann er immer mehr Boden im Forſter'ſchen Hauſe.

Schon gegen Mitte December bekannte er einem Freunde: „Mit mir und Forſters fängt es an ſich ſehr gut zu machen. Wir ſind nahe daran einen Cirkel untereinander zu bilden, wie ich ihn ſehr brauche.“ — Er rühmte Forſter'n, der mit ſeinem umfaſſenden Feuer nichts ausſchließe und ſich für Alles entzünden laſſe, während Heinſe immer nur an einer Stelle brenne, und außer dieſer eiskalt bleibe.

Bald zog denn auch der junge Mann von dieſem Umgange die beſten Gewinnſte für ſeine Ausbildung. Forſter trieb ihn zu mehr gehaltener Thätigkeit an und lenkte ihn zu einer mehr praktiſchen Anwendung ſeines Wiſſens. Huber hatte einen lebhaften Hang zum Dramatiſchen, und Forſter ſcheint ſich anfangs dafür intereſſirt zu haben. Er begleitete den jungen Mann Ende September 1789 nach Wiesbaden, wo ſich eben Iffland aufhielt, dem Huber ſein Drama „Das heimliche Gericht“ zur Aufführung in Manheim übergab. Ja ſpäter reiſte unſer Freund mit Huber'n zur Aufführung des Stücks dahin. Wahrſcheinlich infolge der gemachten Erfahrung über Huber's Talent und Leiſten rieth ihm Forſter von der dramatiſchen Dichtung ab zur Bearbeitung von Reiſebeſchreibungen; ja er zog ihn zur gemeinſchaftlichen Ueberſetzung der Briefe Dupaty's „Sur l'Italie“ heran; wobei er freilich mit ſeiner claſſiſchen Feder dem deutſchen Stile Huber's zu Hülfe kommen, deſſen poetiſch-tragiſche Ausdrucksweiſe auf gute Proſa herabſtimmen und dieſe an Würde und Klarheit gewöhnen mußte.

Auch Thereſe gewann allmälig für die mancherlei Unbeholfenheiten Huber's einen günſtigern Geſichtspunkt, vor welchem ihr anfänglicher Spott einer gewiſſen ſchwärmeriſchen Bewunderung wich. Des Freundes *Kindlichkeit*, die um den Zuſammenhang der Dinge unbeſorgt, ſtets mit heiterer Zuverſicht das Nächſte erfaßte, galt ihr für eine beſondere Gunſt des Himmels, ein ſo begabter Menſch für einen „Liebling der Götter“.

Sie war, mündlichen Ueberlieferungen nach, etwas herrſchſüchtig, und zog auch in ſpätern Jahren noch den Umgang mit geiſtig untergeordneten Männern vor.

Doch in dieſer Stellung zu Mann und Frau blieb Huber's Verhältniß als Hausfreund nicht abgeſchloſſen. Allerdings, eine *glückliche* Ehe zu ſtören, wäre er, wie wir ihn kennen, der Mann ſchwerlich geweſen. Weder von Geiſt noch von Naturell erſchien er ſo gewaltig, ſo anziehend und unwiderſtehlich, um eine auflöſende Wahlverwandtſchaft auf eine Frau wie Thereſe, in feſter Verbindung mit einem Gatten wie Forſter, auszuüben. Allein Forſter's Ehe war, wer weiß wie lange ſchon, keine glückliche mehr, und das urſprünglich nicht ſehr übereinſtimmende Weſen beider Gatten verlor mehr und mehr an Einklang der Seelen. Bei der hohen Achtung und innigen Theilnahme, die dennoch Beide füreinander hegten und feſthielten, wären ſie die herzlichſten Freunde geweſen, der innigere Bund knüpfte für Beide kein Glück. Wie dies nach und nach ſo gekommen, läßt ſich nicht nachweiſen. Hätte Forſter, getrennt von ſeinem Sömmerring, wie einſt von Wilna aus Briefe mit ihm gewechſelt, ſo wären wol ſchriftliche Bekenntniſſe über die unglückliche Entwickelung dieſer Ehe erhalten worden. Sömmerring war der einzige Menſch, dem Forſter *dieſe* Kammer ſeines

Herzens öffnete. In Mainz that er es wol mündlich, und wir wiſſen nur, daß Sömmerring, deſſen frühere Bedenklichkeiten Forſter zu beruhigen geſucht hatte, doch in Mainz von einer gewiſſen Abneigung gegen Thereſen nicht zurückkam.

Was aber auch nicht nachzuweiſen iſt, bleibt doch als Räthſel deſto anziehender für die Betrachtung eines bedeutenden Menſchenlebens. Mehr aber als ein lockendes Räthſel fällt der Umſtand, daß Forſter's Verhängniß ſich mit dem häuslichen Misgeſchicke verband, für den Biographen ins Gewicht und berechtigt ihn zu Vermuthungen. Auch hat Thereſe ſelbſt ſchon einige Spuren zu jenem Heiligthum des Unglücks angedeutet. „Neben den ſchwer zu gewährenden Bedingungen, Forſter's Lage ſeinen Bedürfniſſen entſprechend zu bilden, ſtanden ihm manche Verſtandesanſichten über die herzlichen Verhältniſſe des Lebens im Wege, die er nicht ſich ſelbſt abſtrahirt, ſondern als ſeine Eigenheiten begünſtigend ſich angeeignet hatte.“ Nach dieſer Bemerkung deutet ſie auf die Anſichten von Jacobi's „Woldemar“ über Liebe und Freundſchaft, die auf den Freund gewirkt und ſeine innere Zufriedenheit wenig befördert haben möchten. Sie zählt ihn zu den guten Köpfen von damals, die aus dem ſpitzfindigen Wortkrame jenes geiſtvollen Buches ſich eine gegen reine Sittlichkeit und dazu erfoderlicher Selbſtherrſchaft anſtrebende Art, zwiſchen erhabenen Gedanken, edeln Gefühlen und krankhaft thätiger Sinnlichkeit auszukommen, angeeignet hätten.

Wir ſtehen hier vor einer ſo wunderbaren Verwickelung, daß wir zur Enträthſelung derſelben nur die flüchtigſten Andeutungen zu geben wagen. Aus Huber's Lebensbeſchreibung, die von Thereſen ſelbſt herrührt*), geht hervor, daß Forſter die zärtliche Freundſchaft, die ſeit Jahren zwiſchen ſeiner Frau und Huber ſtattgefunden, gekannt und gebilligt habe. Dieſe Billigung ſtimmt mit ſeinen allerfrüheſten Anſichten von der Freiheit und Unabhängigkeit der Liebe überein. Dennoch ſcheint der Freund, wie uns Thereſens Hinblick auf Woldemar'ſche Sophiſterei vermuthen läßt, nicht geſtimmt geweſen zu ſein, die Anſprüche ſeines eigenen verlangenden Herzens mit der Anerkennung der freien und ihm abgewendeten Liebe Thereſens in Uebereinſtimmung zu bringen.

Indeß war ohne Zweifel ſchon vor Huber's Bekanntſchaft das innigſte Verhältniß zwiſchen beiden Gatten geſtört. Man weiß ja, daß das Glück einer Ehe weniger durch den geiſtigen und ſittlichen Werth oder Unwerth der Verbundenen als durch Dasjenige bedingt wird, was ſie in der perſönlichſten Unmittelbarkeit einander ſind, wie ſie einander anziehen, ergänzen, fördern. Es iſt eben etwas Magiſches um das wahre eheliche Glück. Wodurch aber dieſe perſönlichſte Wechſelbeziehung zwiſchen Forſter und Thereſe im Laufe der Jahre ſich getrübt habe, bleibt unnachweisbar; nur wie ſich durch dieſe Trübung die Beſtandtheile ihres ehelichen Lebens feſtgeſetzt, weiſt Thereſe ſelbſt nach. — „Innige Achtung", ſagt ſie, „ſchonende Nachſicht erhielt die Würde ihrer Verbindung; gleiche Denkart über das Sichtbare und Unſichtbare, was den Menſchen angeht, gleiche Theilnahme an allem Wiſſen, allem Schönen, allem Guten vereinte ſie, gab Forſter'n ſtets neuen Antrieb zu ſeinen Arbeiten, gab ſeinen Mußeſtunden ſtets neuen Stoff zu geiſtiger Unterhaltung. Aus ſolchen Elementen mußte eine Vereinigung beſtehen, die keine Veränderung der Form aufzulöſen vermocht hat."

---

*) „Huber's Lebensjahre, die wir ſeiner treuen und in ſo vieler Hinſicht höchſt ſchätzenswerthen Gattin verdanken", ſagt Goethe. „Tag- und Jahreshefte", 1806. D. Verf.

Dieſer letztere Ausdruck ſcheint nicht ganz richtig gewählt zu ſein. Die Form ihres Verhältniſſes, ihr Ehebündniß, iſt ja nicht verändert worden; wol aber hat der Gehalt deſſelben eine weſentliche Umwandlung erlitten. Wer könnte ſagen, was Alles zu dieſer Wandlung mitgewirkt hat!

Jene innerſte Störung gab der Freundſchaft Huber's Raum, aber eigentlich zugänglich war Thereſens zärtliche Erwiderung mehr von Seiten der äußern Lage und Verlegenheit des Hauſes. Hier lag eine große Störung, eine immer wiederkehrende Verſtimmung. In Geldſachen, worin gerade die ehrlichſte Verſtändigung hätte ſtattfinden ſollen, hielten beide Gatten ſich durch wunderliches, falſches Zartgefühl auseinander. Geldſachen ſind aber im Familienverbande nie von ſo reinem Silber, daß ſich nicht leicht Grünſpan anſetzte, woran auch die edlern Beziehungen des Lebens ſich vergiften. In Haus und Staat bringt das Geld Revolutionen hervor, und in Forſter's Leben begegnen ſich beide.

Wie Thereſe ſelbſt bemerkt, hatte die fortſchreitende Zeit ſie mit den Erfoderniſſen einer Haushaltung hinlänglich bekannt gemacht, um ſie zu belehren, daß einſeitiges Sparen, Vereinfachen, Eintheilen nicht hinreiche, um

Forſter's ökonomiſche Sorge zu erleichtern. Aber die Befugniß, ſeine Projecte zu durchkreuzen, fiel ihr nicht ein, da ſie deren Ausführbarkeit nicht überſah, und die Betrachtung, daß er in deren Ausführung ſeine Zufriedenheit ſetze, jede andere überwog.

Dem Vorwurf entgegen, den ſie mit dem Ausdruck „*einſeitiges* Sparen" Forſter'n macht, ſpricht ſie ein andermal von ſeiner „Aengſtlichkeit mehr zu erwerben". Auch nimmt ſie die Beſchönigung ihres Schweigens zu ſeinen ins Geld greifenden Projecten durch das Bekenntniß zurück, wie Unrecht es von ihr geweſen, daß ſie nicht, als ihr jene Aengſtlichkeit ſichtbar wurde, jedes unſtatthafte Zartgefühl bei Seite geſetzt, und eine gründliche Beſchränkung der Bedürfniſſe erzwungen habe.

Hier erſchien nun Huber's Weſen ſchon durch ſeinen Gegenſatz zu Forſter's Natur ein gar leicht eingehendes Element. Beſeelt von der lebhafteſten Hochachtung für beide Verbundenen, konnte er, nach ſeinen eigenen ſo ſchmerzlichen Erfahrungen im Verlieren und Verdienen von Geld, ſich vermittelnd, verſtändigend, ausgleichend erweiſen. Wir kennen ſeine Unverdroſſenheit in der Bewerbung um die Gunſt geſchätzter Menſchen, um jenes Etwas, das er beim täglichen Schlafengehen als befriedigenden Accord brauchte, und wie er in einem Briefe ſelbſt bekennt, verlangte er im Verkehr mit ſolchen Freunden — „ein gewiſſes Intereſſe an den événements ſeines Lebens, *das er redlich wieder zurückgab*". Wie hätten ſich ihm da die Verlegenheiten des Hauſes, die Verſtimmungen der Ehe Forſter's lange verborgen halten, und wie hätte er ſelbſt theilnahmlos bleiben mögen?

Denken wir uns nun von Seiten des beeiferten Hausfreundes bei dieſen „événements" des Mannes eine zarte Theilnahme am Erwerbe durch gemeinſchaftliches Ueberſetzen, wie wir es von Dupaty's „Lettres sur l'Italie" kennen: ſo mußte ein ſo verſtändiger Beiſtand in ſorgenverwirrter Lage den jungen „Liebling der Götter" in den Augen Thereſens gewiſſermaſſen als Erſatzmann des Gatten an deſſen ſchwacher Seite erſcheinen laſſen. Und vielleicht iſt dies gerade diejenige Seite, von der es einer erleichterten Hausfrau eben auch am leichteſten wird dankbar zu ſein. In Goethe's „Wilhelm Meiſter" ſteckt die ſchalkhafte Baronin den liebenswürdigen jungen Mann in des Grafen Kleider, um die Gräfin zu einer Zärtlichkeit gegen den bekannt ausſehenden Fremden zu verleiten. In Forſter's Hauſe war Huber nur allzu bald mit mehr als des Mannes Kleidung, er war mit deſſen Pflichten-négligé angethan.

So näherte ſich der ſorgenvollen Frau ein Freund von gleichem Alter mit ihr, wie ein Bruder theilnehmend, aufmerkſam, Vertrauen erweckend, vertraulich. Er half ihr Forſter'n ſchonen, das gab eine großmüthige Heimlichkeit; er entſchuldigte den weitſtrebenden Freund, das machte ihn noch liebenswerther; er erſetzte ihn durch Rath und Beiſtand, das machte ihn unentbehrlich. Huber war mehr als Forſter für das Kleine, Allernächſte; aber aus ſolchem beſteht ja das alltägliche Leben, und es betraf eben Dasjenige, woran das Haus kränkelte. So erweckte der blaſſe Legationsſecretär ganz unabſichtlich die Betrachtung in Thereſens Herzen, daß der Boden einer glücklichen Ehe ſich nicht immer aus ungewöhnlichen und ſeltenen

Beſtandtheilen miſche, und daß weltumfaſſende Eigenſchaften eines Mannes nicht auch nothwendigerweiſe das Haus beſeligen, oder gemacht ſind, durch Liebe befriedigt zu werden. Und wie leicht tauchte da der alte Mädchenwunſch wieder auf, gerade Den zu lieben, den ſie am glücklichſten machen könnte! Hatte Thereſe aber ſchon früher zu Forſter's Freude „über Vernünftigſein ihr Gefühl nicht eingebüßt“, durfte ſie dann, ſelbſt nach Forſter's allgemein ertheilter Erlaubniß, dieſen Huber, der ja ſo gut und edel war, nicht herzlich lieben?

In ſolchen Empfindungen gab ſich aber Thereſe von jeher ſehr unbefangen; wie wir ja wiſſen, daß Sömmerring, der ernſte und ängſtliche Freund, mit ihrem Benehmen gegen Männer ſchon früher nicht ſehr zufrieden geweſen war. Und ſollte ſie, auch nach ſo manchen trübſeligen Jahren, doch nicht noch immer ein wenig enthuſiaſtiſch in der Liebe geweſen ſein, wie Forſter ſie früher erkannt hatte? wenn er ſelbſt vielleicht auch jetzt weniger als damals beſorgt wegen der Dauer dieſer Liebe zu ihm war; nachdem er, von wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, häuslichen Sorgen, kleinlichen Arbeiten, gehemmtem Amte und verworrenen Pflichten herabgezogen und zerſtückelt, auch aufgehört hatte, in der Liebe zu ſchwärmen.

Daß aber auch Huber ſchon früh eine tiefere Hingebung für Thereſen gefaßt habe, läßt ein Umſtand aus ſeinem Leben vermuthen. Er hatte nämlich, als er noch in Dresden, eine zeitlang mit Schiller als Stubengenoſſe, wohnte, ein anerkanntes Verhältniß mit Körner's Schwägerin geknüpft, und wir wiſſen aus Körner's Briefwechſel mit Schiller, wie entrüſtet beide Freunde über Huber's Benehmen waren, ſeit er in Mainz ſtand und die Geliebte oder Verlobte ſtillſchweigend aufgab.

Wir begnügen uns damit, die unglücklichen Verhältniſſe anzudeuten, durch welche Huber und Thereſe einander aufs innigſte vertraut wurden. Daß dies Verhältniß um die Zeit der Forſter'ſchen Reiſe ſchon länger beſtanden, iſt nach der mitgetheilten Notiz aus Huber's Leben kein Zweifel; doch mag es immerhin durch des Freundes längere Abweſenheit, durch die Verlaſſenheit der mit jener Reiſe im Stillen unzufriedenen Thereſe und durch Huber's Beeiferung ausgeſprochener und gewiſſermaßen beſtätigter geworden ſein.

Und ſo verknüpfte ſich mit dieſer Reiſe, die Forſter mit den ſchönſten Erwartungen angetreten hatte, das geheimnißvolle Verhängniß, das ihm durch Huber die Zukunft des Hauſes wie durch Humboldt die Miſſion für die Welt entzog. Wie der Auguſt 1784 den glänzenden Gipfel ſeines Lebens bezeichnet hatte, ſo fällt in das Frühjahr 1790 der nächtliche Tiefpunkt deſſelben.

Reiſe und Reſultate.

Wir eilen unſern Reiſenden nach, die den herrlichen Rheinſtrom hinabgleiten, — Forſter höchſt vergnügt durch die beneidenswerthe Laune, womit Humboldt, durchdrungen vom Genuſſe der lieblichen Natur, auf der ganzen Fahrt die einförmigen Stunden verkürzte.

Dieſer junge Mann „von der beweglichſten Phantaſie und vom zarteſten Sinne“ veranlaßte Forſter'n merkwürdigerweiſe zu einer Betrachtung, wodurch er, wie mit prophetiſchem Blicke, die ſpätern Verdienſte dieſes ausgezeichneten Naturforſchers voraus andeutet. — „Noch kann ich mir den großen Zweifel nicht löſen“, ſchrieb er in ſein Tagebuch, „ob es befriedigender ſei, Bilder des Wirklichen unmittelbar aus der umgebenden Weite zu ſchöpfen, oder ſie von zahlloſen Anſchauungen bereits überallher geſammelt, erleſen, geordnet, zuſammengeſetzt, zu ſchönem Ganzen vereinigt aus einer reichen Menſchenſeele, unſerm Weſen ſchon mehr angeeignet, in uns übergehen zu laſſen — Da geſellen ſich, von einer menſchlichen Organiſation aufgefaßt, die mannichfaltigſten Formen aus allen Welttheilen zugleich, aus der Vergangenheit und — darf ich es ſagen? — aus der Zukunft zum Gegenwärtigen, und verweben ſich mit ihm zu einem die Wirklichkeit nachahmenden Drama."

So ſehen wir, wie auf dieſer Reiſe die Sinne und die Seele des jungen Humboldt für die Zukunft ſeiner Weltfahrten aufblühen, Forſter aber nur reiſe Samenkörner der Betrachtung in ſeinem Geiſte ſammelt. Da überkommt ihn denn zwiſchen der tiefſinnigen Anſchauung der Kunſtſchätze in Düſſeldorf und dem Anhauche der Frühlingsnatur jene Seelenſtimmung innerer Vollendung, in der er ausruft: „Friede ſei mit Allem was da iſt, Friede mit jedem Geiſte, ſein Wirken und Gebilde ſei dem meinen ſo fremd wie es wolle. — Alles iſt unzertrennlich von Allem; der blaue Bogen über mir, die hellleuchtende Sonne und Berg und Flur, Fels und Wand, Pflanzen und Thiere, der Menſch und ſeine Kunſt, Alles iſt Theil eines großen, nicht zu umfaſſenden Ganzen!"

Von Düſſeldorf aus beſuchten ſie Jacobi in Pempelfort, und ließen ſich von dem liebenswürdigen Wirthe länger, als Forſter es ſich vorgeſetzt hatte, feſthalten. Froh und heiter geſtimmt ſchwelgte der Freund in den Eindrücken dieſes glücklichen Hauſes bis zum Abſchiede, den er mit einem früher nie ſo hohen Grade von wehmüthiger Liebe nahm. — „Solche Menſchen finden wir auf der ganzen Reiſe nicht wieder!" ſagte er zu Humboldt, als ſie aus dem Hofe des Landſitzes fuhren. „Wenn ich einen großen, einen guten Menſchen in meinem Herzen und in meinem Sinne trage, iſt mir's, als trüge ich die Welt in mir, in einem ſchönen, umfaſſenden Bilde."

So ſcheidend fuhren ſie bei Mondſchein die ganze Nacht hindurch nach Jülich, und hielten erſt wieder in Aachen an, wo ſie wieder Manches zu beſchauen und zu betrachten, das heißt zu bedenken fanden.

Was Forſter Abends in ſein Tagebuch eintrug, waren keine jener flüchtigen Notizen, jener Witze, Einfälle und Gedankenſprünge, wie ſie in unſern ſpätern „Reiſebildern“ ſelten als Bienen, meiſt als Schnaken erſcheinen. Forſter's Aufzeichnungen haben einen Gehalt, eine Tiefe, daß ſie, obgleich aus den individuellen und vorübergegangenen Zuſtänden damaliger Zeit geſchöpft, doch eine dauernde, immer wiederkehrende Bedeutung enthalten. Oder iſt es nicht wie für heute geſchrieben, was er bei Betrachtung der aus einer fehlerhaften Conſtitution herbeigeführten damaligen Unordnungen in Aachen bemerkt? „Mäßigung iſt die Tugend, welche unſerm Zeitalter vor allen andern am meiſten zu fehlen ſcheint. Ueberall ſind die Leidenſchaften aufgeregt, und wo ſie immer Geſetze geben, da iſt jederzeit Gefahr, daß Ungerechtigkeiten eine Sanction erhalten, ſie mögen gerichtet ſein gegen welchen Theil der bürgerlichen Geſellſchaft ſie wollen. Das Volk iſt ſelten zurückhaltender oder billiger als der Despot; denn moraliſche Vollkommenheit konnte ihm ja der Despotismus nicht geben, und mit welchem Rechte will man Mäßigung von ihm erwarten, wenn man es geißelt, bis es in Wuth geräth, und ſeinen unbarmherzigen Treiber nun zu zertreten droht?“ —

Von Aachen aus machten ſie einen Abſtecher nach Vaels zu Herrn von Clermont, Jacobi's Schwager. Dieſer ausgezeichnete Fabrikherr, der auch einen großen Theil des Jacobi'ſchen Vermögens in Händen hatte, beſchäftigte an hundertſechzig Weber mit Fertigung von Tüchern, die leichten, lockern, einem Grosdetours ähnlichen Gewebes von bewundernswürdiger Präciſion mit weißen Leiſten großentheils nach der Levante gingen. Die Reiſenden erfreuten ſich an dem Aufſchwunge, den dieſer Ort genommen hatte, ſeit hier, nach der Vertreibung der Proteſtanten aus Aachen, Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Juden und Mennoniten einträchtig nebeneinander bei freier Religionsübung auch der Freiheit genoſſen, mit ihrem Vermögen und ihren Kräften nach Willkür hauszuhalten. Die fruchtbarſten Gedanken über das Phänomen des fortwährenden Austauſches verſchiedener Producte der Natur und der Kunſt, womit die Ausbildung des Geiſtes ſo innig verbunden iſt, drängten ſich hier dem Freunde auf; indem er lebhaft den gerechten Stolz empfand, den der Wahlſpruch über der Thür des Wohnhauſes ausdrückte: „Spero invidiam", — ich hoffe beneidet zu werden. Doch beſchäftigte ſich ſeine, vielleicht ahnend beunruhigte Seele mit etwas ſeinem eigenen Geſchicke näher Liegendem. Er wählte, wenigſtens in Gedanken, unter den liebenswürdigen Töchtern des Herrn von Clermont — für Huber. Die feinweibliche, geiſtreiche, talentvolle und dabei ſo unbefangene Fritze war nicht mehr frei, ſonſt hätte er Huber'n unbedenklich zur Bewerbung angetrieben. Von der muthwilligen Chriſtel fürchtete er eine Uebermacht des erſten Eindrucks, der ſeinen jungen Freund unfähig machen würde, mit ihrem Charakter eine zergliedernde Analyſe vorzunehmen. Chriſtel, ein liebes Mädchen, müßte aber einen Mann haben, der ſie führe, nicht der von ihr geführt würde, und es fragte ſich, ob Huber ſoviel Ueberlegenheit habe.

Aus dem friedlichen, gewerbthätigen Vaels kamen unſere Reiſenden nach Lüttich und ſo recht in eine politiſche Aufregung hinein. Der General von Schlieffen, der ehemalige Miniſter und Forſter's Gönner in Kaſſel, vor kurzem aber in preußiſche Dienſte zurückgekehrt, hielt mit 6000 Mann ſeit vier Monaten die Stadt und die Citadelle beſetzt. Auf die revolutionären Bewegungen in Frankreich und Brabant hatte ſich nämlich das lütticher Volk im vorigen Jahre erhoben und die Abſchaffung des Edicts von 1684 gefodert. Mittelſt dieſes Edicts hatte der damalige übermüthige Fürſtbiſchof die uralte Verfaſſung des Landes ſo weſentlich verletzt, daß das Volk ſich politiſch vernichtet und durch die ſchwerſte Steuerlaſt unterdrückt ſah. Zu der aufgewachſenen ungeheuern Staatsſchuld war nun noch die zunehmende Eigenmacht des jetzt regierenden Biſchofs gekommen und hatte die gewaltſame Kriſe beſchleunigt. Sobald ſie aber eintrat, gab er nach, willigte in die Herſtellung der ehemaligen Rechte des Volks und erſchien perſönlich auf dem Rathhauſe. Der Jubel war groß, bis der geprieſene Fürſt aus ſeinem Luſtſchloſſe nach einer Abtei bei Trier entfloh. Das Reichskammergericht in Wetzlar hatte hierauf von Amtswegen gegen die Lütticher als Empörer Execution erkannt und der wiederermuthigte Biſchof um die unbedingte Vollſtreckung dieſes Urtheils angeſtanden. Infolge deſſen waren Preußen eingerückt.

Die Reiſenden fanden die Einwohner bis zum Ueberſtrömen voll von ihren politiſchen Verhältniſſen und „wie alle freien Völker mit den öffentlichen Angelegenheiten beinahe mehr als mit ihren Privatbedürfniſſen beſchäftigt“. In den Wirths- und Kaffeehäuſern politiſirte ſelbſt der gemeine Mann von den Rechten der Menſchheit und allen den neuen Gegenſtänden des Nachdenkens, die ſeit ein paar Jahren endlich auch auf dem feſten Lande in Umlauf gekommen waren.

Darüber blieb allerdings unſern Reiſenden kein Zweifel, daß über die wichtigen Fragen, worüber ſie urtheilen hörten, kein Köhler oder Schwertfeger entſcheiden könne; doch meinte Forſter zu ſolcher Einrede gegen den ſogenannten „beſchränkten Unterthanenverſtand“ mit Recht: „Wahrhaftig! wenn Niemand ſich unterſtehen dürfte über Dinge zu ſprechen, oder vielmehr ſeine Verſtandeskräfte an Dingen zu üben, die er nicht rein bis auf die letzten Gründe entwickeln kann, ſo gehörte die große Maſſe der fürſtlichen Automaten, des ungebildeten und ausgearteten Adels, der juriſtiſchen Tröpfe, der Theologen, die ihre Dogmatik nur auswendig wiſſen, zu den Erſten, denen man Stillſchweigen gebieten müßte, indeß nur wahre Weiſe ſprechen und — was mehr iſt — regieren dürften.“ —

Ueber Brüſſel, wo die politiſche Lage von Brabant den Reiſenden viel zu bedenken gab, und über Antwerpen, wo Forſter über die niederländiſche Kunſt und Meiſter Rubens manches für uns noch immer Lehrreiche aufzuzeichnen fand, gelangten ſie nach dem Haag. Hier ward die wehmüthigſte Erinnerung an Petrus Camper lebhaft in Forſter's Herzen, an dieſen außerordentlichen Mann, „der durch die Univerſalität ſeiner Kenntniſſe und Fähigkeiten, durch naturwiſſenſchaftliche Leiſtungen bei richtigem

Sinn für das Schöne der Kunſt zu den merkwürdigſten Männern gehört, welche die Niederlande hervorgebracht haben“.

Ein zweiter ſeltener Sohn Hollands lag ſterbend: der elegante und gelehrte Hemſterhuis, — „der Plato, nicht etwa nur der hieſigen akademiſchen Schattengänge, ſondern unſers Jahrhunderts“, wie ihn Forſter etwas ſtark über Gebühr bezeichnet, der uns ſchon bekannte Freund der Diotima — Gallitzin.

Nach England übergeſetzt verlor unſer Forſter an die Unermeßlichkeit von London viel Zeit, an die Gleichgültigkeit und mistrauiſche Zurückhaltung der Engländer viel Mühe, ohne viel Gewinnſt. Nach zwölfjährigem Aufenthalt in Deutſchland war er dieſes fatalen Zugs im engliſchen Nationalcharakter entwöhnt. Indeß raffte er wiſſenſchaftlich zuſammen, was er vermochte, darunter einige gute Correſpondenzen, womit er zuletzt ſich doch zufriedengab. Heyne's Aufträge wegen Herausgabe eines engliſchen Virgil hatte er beſorgt, und bei dieſer Gelegenheit mit Vergnügen erfahren, wie geehrt und geliebt ſein Schwiegervater in England war, und wie hoch Göttingen als Univerſität in Anſehen ſtand. Um aber für ſich ſelbſt, namentlich in Beziehung auf die unbelohnt gebliebene Reiſe um die Welt, noch etwas zu erlangen, fand er die Zugänge zum König zu ſehr verſperrt. Auch mußte er den gehofften Verlag und etwaige Unterſtützung ſeines herauszugebenden Pflanzenwerks und der geographiſchen

Geſchichte der Südſeeinſeln aufgeben. Der Einzige, der durch ſein Anſehen als Naturforſcher und durch ſeine Stellung als Pair und als Präſident der Königlichen Geſellſchaft etwas für dies literariſche Unternehmen thun konnte, wäre Sir Joſeph Banks geweſen, der die erſte Reiſe Cook's mitgemacht und den Brotbaum nach den amerikaniſchen Inſeln verpflanzt hatte. Allein kalt gegen Gelehrte überhaupt, hegte er im Herzen einen Widerwillen gegen Jeden, der auch etwas von der Südſee wußte.

Die erſten drei Wochen in London war Forſter unwohl und durch die zufällig erhaltene Nachricht der ihm von Thereſen verſchwiegenen Impfung ſeiner Kleinen ſehr beunruhigt. Auch Humboldt hatte ſich auf der Reiſe zuletzt nicht zum beſten befunden. Er hatte damals über fortwährende Kränklichkeit durch immer wiederkehrende Verderbniß der Säfte zu klagen. Forſter aber meinte, der zu thätige Geiſt ſtöre des jungen Mannes Geſundheit, und die „logiſche“ Erziehung der Herren Berliner habe ſeinen Kopf ſehr mitgenommen.

Nach einem flüchtigen Ausfluge nach Birmingham und Oxford verließen die Reiſenden am 19. Juni England.

Im Ganzen war es eine verfehlte Reiſe. Von allen Abſichten auf baare Gewinnſte war keine eingeſchlagen, und was der Freund als vortheilhaft für ſeine geiſtige Förderung anſehen mochte, — die ihm nach Verabredung mit einem londoner Buchhändler fortan zuſtrömenden engliſchen Bücher, Flugſchriften, Charten u. dergl., vermehrten nur ſeine Ausgaben und erſchwerten Frau Thereſens „einſeitiges“ Sparen. England gab, ſtatt der gehofften Subſidien, fortan nur eine neue Rubrik in ſeinem Ausgabebudget.

Nur das eine ſtille Project, einen reichen jungen Engländer zu finden, der ihm zur Erziehung anvertraut würde, und der ungemein gut bezahlen ſollte, ſchlug nicht ganz fehl. Ein junger Mann von bedeutender Verwandtſchaft, Thomas Brand, ernſten Geiſtes, edler Sitten, kenntnißreich und wiſſensdurſtig kam, um die deutſche Sprache zu erlernen und Kant's Schriften zu ſtudiren, zu Forſter'n in Haus und Koſt. Aber auch dies zu keinem ſonderlichen Vortheil für Forſter; indem der Freund, deſſen rechnender Verſtand gar leicht an ſeinem handelnden Herzen ſcheiterte, ſeine Foderungen auf deutſches Maß und Münze ſtellte. —

Von den Bewegungen in Frankreich angelockt, nahmen Forſter und Humboldt den Rückweg über Paris. Dort verſprach eben noch Alles den beſten Erfolg der neuen Einrichtungen. Der allgemeine Enthuſiasmus auf dem Marsfelde unter den Zubereitungen zum großen Nationalfeſte, ſo rein und einfach alle Volksclaſſen durchſtrömend, und mit Hintanſetzung des Privatvortheils auf das allgemeine Beſte gerichtet, war für den Freund herzerhebend.

Reich an Stoffen und angeregt zu neuen Arbeiten, traf der Freund mit ſeinem Gefährten am 11. Juli geſund und glücklich in Mainz wieder ein.

Zum Willkommen.

Dieſe kurze Fahrt des Mannes, die nach ihrem äußern Umfange gegen die Weltfahrt des Jünglings in die Südſee kaum in Betracht kommt, hat uns doch das Hauptwerk Forſter's hinterlaſſen. Es iſt das Höchſte an Geiſt, das Reichſte an Ideen, das Reifſte an Welt- und Menſchenkenntniß, was aus Forſter's Feder gefloſſen iſt, — ein Werk, womit er den Beſten der Nation zu gefallen dachte, und das den Beſten noch immer nachzudenken gibt. Es iſt ein Kunſtwerk eigener Art, in welchem „Gehalt und Form zu freier Einheit zuſammengegangen, Verſtand und Geſchmack ſich in gleichem Maße befriedigt finden, und das unſere nationale Proſa als eines ihrer ſchönſten Denkmale aufweiſt; ein Werk von reindeutſchem Charakter, Gründlichkeit der Sachkenntniß mit dem Ernſte der Wahrheit und der Innigkeit des Gefühls vereinend, das belehrt, indem es erweckt, und erweckt, indem es belehrt“. (J. Hillebrand.)

Wir verweiſen auf das Buch ſelbſt, das gewiß kein Gebildeter ungeleſen läßt, und ſchalten hier als freundliche, von der Reiſe mitgebrachte Gaben einige Gedanken und Betrachtungen aus Forſter's Schriften ein, die wir zugleich als Amulete auf den Weg mitnehmen, auf welchem wir, nach dieſem Ausruhen, dem ruheloſen Manne in die trübſeligſte Lebensverwirrung folgen, — Amulete, mit denen wir uns ſelbſt vor Verkennung deſſelben in ſeinem Irren und Unglücke behüten.

Natur.

„Die Natur, es ſei als Wirkung oder wirkende Kraft, bleibt allezeit die erſte, unmittelbare Offenbarung Gottes an einem Jeden unter uns. — Was wiſſen wir anders von unſerm unſichtbaren, unerforſchlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieſer Offenbarung durch ſo unendlich viele, bewundernswerthe Kräfte verkündigt? Eben das Unbegreifliche, nicht blos im Kreislaufe der Geſtirne, ſondern in der Entwickelung eines jeden Dinges aus ſeinem unſichtbaren Keime; das Unerſchöpfliche ſo vieler Millionen Zeugungen, die ſtets dem Urbild ähnlich ſind; kurz dieſes beſtändige, jedoch faſt unerkannte Wunder, das nun ſeit Jahrtauſenden währt und immer wieder vor unſern Augen ſich erneuert, iſt Vorbereitung unſers Geiſtes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbarungen, welche das Heil des Menſchengeſchlechts näher betrafen und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.

„Die thätige, lebendige Kraft, die Alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, iſt geiſtig und unſichtbar. Eine erſtaunliche große, körperliche Maſſe iſt der Stoff, den ſie bearbeitet und den ſie, anſtatt ihn zu erſchöpfen, unerſchöpflich macht. Zeit, Raum und dieſe Materie ſind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihr Endzweck.“

(„Sämmtliche Schriften“, IV, 311. 312.)

Materialiſten.

„Die Herren von der Facultät pflegen ſich bekanntlich an die handgreifliche, ſichtbare Natur zu halten, und vor dem Reiche der Geiſter keinen Reſpect zu haben!“

(Daſ. VI, 325.)

Zweck der Bildung.

„Alles iſt gewonnen, wenn es zur Gewohnheit wird, die Geiſteskräfte zu beſchäftigen, und die Vernunft, die man dem größten Theil des Menſchengeſchlechts ſolange und ſo gern abgeleugnet oder auch wol unmenſchlich entriſſen hat, in ihrer Entwickelung überall zu begünſtigen. Nur der Geiſt, welcher ſelbſt denkt und ſein Verhältniß zu dem Mannichfaltigen um ſich her erforſcht, nur *der* erreicht ſeine Beſtimmung. Wie wir anfingen, ſo endigen wir dann; durch die Wirbel aller möglichen Zuſammenſetzungen hindurch kehren wir, reich in uns ſelbſt und frei, zu der urſprünglichen Einfalt zurück.“

(Daſ. III, 26.)

Wie heute.

„Umſonſt hofft man von einer geſunden Philoſophie die gänzliche Vernichtung aller menſchlichen Thorheiten: man bedenkt nicht, daß in einem ſchiefen Kopfe die trefflichſten Principien zu falſchen oder einſeitigen paradoxen Reſultaten führen, wie ein Hohlſpiegel nothwendig verzerrte Geſtalten zurückſtrahlen muß. Der hohe Grad der Vollkommenheit, wohin zumal in Deutſchland der theoretiſche Theil aller Wiſſenſchaften gediehen iſt, dieſe Ordnung und Vollſtändigkeit, womit unſere Syſteme jetzt, dem innern Verhältniß unſerer Kräfte und dem Reichthum unſerer Erfahrungsbegriffe gemäß, ſich zur allgemeinen Faßlichkeit und Brauchbarkeit organiſiren, verhütet keineswegs, daß nicht die längſt verlachten Grillen, die ſeltſamſten Vorſtellungsarten aus vorigen Zeiten wieder zum Vorſchein kommen.“

(Daſ. VI, 91.)

Grundlage der Bildung.

„Ohne die zarteſte Reizbarkeit des moraliſchen Gefühls kann die Entwickelung der übrigen Geiſteskräfte genau ſo gefährlich werden, als ihre Vernachläſſigung es bis dahin geweſen iſt; die Ertödtung aber jenes Gefühls, dieſe unverzeihliche Sünde des religiöſen und politiſchen Despotismus, der die Menſchheit in den Ketten der mechaniſchen Gewöhnung gefangenhält, bereitet jene furchtbaren Zerrüttungen vor, die von der jetzigen Art der Fortſchritte im Denken unzertrennlich ſind."

(Daſ. III, 338.)

Kunſt und Natur.

„Den Künſtlern kann man es nicht oft genug wiederholen, daß die treue Nachahmung der Natur keineswegs der Zweck der Kunſt, ſondern nur Mittel iſt; daß Wahrſcheinlichkeit ihr mehr als Wahrheit gilt, weil ihre Werke nicht zu den Weſen der Natur gehören, ſondern Schöpfungen des menſchlichen Verſtandes, Dichtungen ſind; daß die Vollkommenheit dieſer Geiſtesgeburten deſto inniger empfunden wird, je unauflösbarer die Einheit und je lebendiger die Individualität ihres Ganzen iſt; endlich daß die Schönheit ihr vollendetes, äußerliches Gepräge und zugleich ihre inwohnende Seele bleiben muß."

(Daſ. III, 277.)

Volksſtimme.

„Nur dann iſt die Stimme des Volkes eine unfehlbare Gottesſtimme, wenn Liebe für Geſetz und Vaterland es mit Muth und Kraft bis zur Verachtung des Todes begeiſtert. Die armen Bürger eines armen Freiſtaats ſind dieſer Aufopferung fähig; wo man hingegen den üppigen Genuß des Lebens gewohnt iſt, den nur der Reichthum erſchwingen kann, oder wo die mechaniſche Geſchäftigkeit, Schätze zu häufen, die Stelle des Genuſſes vertritt, dort muß die Unabhängigkeit des Willens bald der Sicherheit des Eigenthums weichen."

(Daſ. VI, 253.)

Luxus.

„Das vervielfältigte Bedürfniß der Sinne und der Eitelkeit verſchlingt die ganze phyſiſche und moraliſche Thatkraft des Menſchen, und läßt der edlern Eigenliebe, die ſich in Andern ſucht und erkennt, keinen Raum. Wo fände man Gedankengröße, Schwung der Gefühle, begeiſternden Schönheitsſinn? Wo Selbſtverleugnung, Aufopferung, Unabhängigkeit des Geiſtes? Mit Haben, Gewinnen, Beſitzen, Genießen ſchließt der Ideenkreis eine Kette um den Menſchen, die ihn an Staub und Erde feſſelt."

(Daſ. VI, 320.)

Entwickelung des Menſchen.

„Im einzelnen Menſchen, der vom Bedürfniß zur Begierde und von dieſer zur Leidenſchaft geleitet wird, entwickelt ſich ſtufenweiſe durch neue Erfahrungen, neuen Genuß und neuen Drang der Verhältniſſe jedes wirkſame Princip. Inſtinctmäßig gehorcht er einer Anziehung, die von ſeiner Willkür unabhängig iſt; er ſtrebt mit jugendlichem Muthe nach der Befriedigung eines heißen Triebes — und ihm bleibt zurück, was er nicht ſuchte: das Bild der Vergangenheit, das Bewußtſein des Geſchehenen, der neuerlangte Begriff, verſchränkt mit dem Begriffe ſeines individuellen Weſens. Allmälig, wie ſeine phyſiſchen Kräfte ſich vermindern, ſeine Nerven ſich härten, ſeine Sinne ſtumpfer werden, das Bekannte und Erprobte ihn nicht länger reizt und das Bedürfniß der Ruhe jedes andere Verlangen mäßigt oder gar unterdrückt: allmälig lebt er dann in ſich gekehrter als zuvor, mit der Entwickelung ſeiner Sittlichkeit aus ſeinem Schatze von Empfindungen, Bildern und Begriffen beſchäftigt und eben reif zur Weisheit — wenn er kaum mehr wirken mag.

„Daher gehört der Wahn, als könne jemals etwas Großes ohne einen gewiſſen leidenſchaftlichen Antrieb geſchehen, unſtreitig zu den ſchädlichſten Vorurtheilen, die der Misverſtand tiefſinniger Wahrheiten veranlaßt hat. Vergebens fodert die Philoſophie, vergebens beſiehlt der Glaube das uneigennützige Streben nach dem Guten um des abgezogenen Begriffs willen vom Guten. Diejenigen, die ihrer Wirkſamkeit dieſen Beweggrund andichteten, waren Heuchler, und die wirklich keinen andern hatten, verſanken bald in unthätige Ruhe, oder verfielen auf kindiſche Spielereien, oder verſündigten ſich durch ihre Unerfahrenheit, ihre Einſeitigkeit und ihr Scheinwiſſen auf jahrhundertelang an der Menſchheit. Wahr und heilig ſteht darum dennoch das göttliche Ideal der Vollkommenheit, wie ein glänzendes Ziel in der Höhe, vor uns aufgeſteckt."

(Daſ. IV, 111. 112.)

Nachwehen und Vorſpiele.

Von der londoner und pariſer Weltbewegung blieb anfangs eine gewiſſe reizbare Aufgeregtheit in Forſter's Gemüth zurück. Wir erkennen ſie noch in brieflichen Erörterungen zwiſchen ihm und Vater Heyne. Er hatte nämlich in den „Göttinger Anzeigen" verſchiedene Werke aus Fächern, in denen er auch zu recenſiren pflegte, ſehr abweichend von ſeiner Art beſprochen gefunden, und beſorgt, in den Verdacht der Autorſchaft zu kommen, war er darüber ziemlich empfindlich geworden. Auf Heyne's ruhige Erklärung aber bereute er ſeine Hitze und gelobte Beſſerung. Bald aber fühlte er ſich und tiefer von Heyne ſelbſt verletzt. Als er nämlich ſeine Reiſenachrichten angekündigt hatte, jenes claſſiſche Buch der „Anſichten vom Niederrhein", das wir bereits als reifſte Frucht ſeines Geiſtes bezeichneten, ſchrieb ihm der ängſtliche Papa: — „Mir wird bange dabei! Wie werden Sie die Reiſenachrichten für das große Publicum intereſſant genug machen können! Wie werden Sie allen Beleidigungen Eines und des Andern ausweichen! Wie werden Sie der Empfindung, der Phantaſie und dem Hang über Religion zu ſprechen immer ſteuern können! Sie gehen auf Kohlen, und ich wünſche, daß Sie nichts ſchreiben, was Ihre Ruhe untergräbt.“

Forſter fühlte ſich „niedergeworfen“ von dieſen Bedenklichkeiten. — „Meine Lage als Schriftſteller“, antwortete er unter Anderm, „iſt doch in der That traurig, wenn ich bei den wenigen Gelegenheiten, wo ich mich mit meinen eigenen Arbeiten zeigen kann, ſo ängſtlich beſorgen muß, auf dem Wege, der Andere zur Ehre, zum Ruhm und zu anderweiten Vortheilen führt, zu ſcheitern, und ſogar das Wenige, was ich ſchon genieße, mir zu verbittern. — — — Sie mein gütiger, väterlicher Freund, haben bei Ihren Erinnerungen gewiß meinen wahren Vortheil im Auge. Dieſer, ſoviel ich es beurtheilen kann, beſteht in eigener Ausbildung, in zweckmäßigen Arbeiten für meine Zeitgenoſſen und im Fortrücken zu einer für mich und die Meinigen vortheilhaften, bequemen Lage. Daß dies durch ewiges Ueberſetzen nicht erreicht werden könne, wiſſen Sie am beſten. — — Meine Reiſenachrichten, dachte ich, wären gerade von der Art, daß ſie mich ſo, wie ich nun einmal bin, bekannter machen. — Ob das größere Publicum meinen Beobachtungen einen Geſchmack abgewinnen könne, mußte ich, wenn ich hoffen wollte den beſſern Köpfen zu gefallen, dahingeſtellt ſein laſſen. — — Sicherlich werde ich ſuchen in den Schranken zu bleiben, die Billigkeit und Wahrheitsliebe mir vorſchreiben. Wer ſich dennoch beleidigt fände, — ſollt' ich um deſſentwillen lieber nicht ſchreiben? — — Phantaſie und Empfindung hoffe ich vertheidigen zu können, ſolange ſie nicht falſch und erkünſtelt, ſondern wahr und natürlich ſind. Nie war ein Zeitpunkt an Phantaſie und Empfindung der guten Art ärmer als der unſerige, und nie ſtand man wol mehr in Gefahr, die kalte Vernunft auf Koſten des Gefühls zu einem allangebeteten Götzen zu erheben. Es kann alſo umſoweniger ſchaden, wenn Jemand einmal wieder die Rückſeite der Medaille zeigt. Ueber Religion zu ſprechen iſt nicht meine Abſicht, obgleich dieſer Gegenſtand auch einer von denen iſt, worüber man eben jetzt am meiſten verſtändigen ſollte u. ſ. w.“

Jetzt war die Reihe des Begütigens am guten Papa, und er that es nicht mit profeſſorlichen, ſondern mit herzlichen Worten. —

Die geiſtliche Polizei in Mainz hatte damals noch nicht die heutige Ausbildung ihrer Spürorgane und Maßregeln erreicht; ſonſt wäre Forſter ohne weiteres in den Verdacht gekommen, die Influenza der Revolution aus Paris eingeſchleppt zu haben. Denn für weniger als Revolution ſah man den Studententumult nicht an, der bald nach Forſter's Rückkehr vorfiel; obgleich derſelbe ſechs Wochen früher ſein burſchenmäßiges Vorſpiel in Göttingen gehabt hatte. Forſter ließ es für ein bloßes Poſſenſpiel gelten. Es war eine ziemlich ernſthafte Schlägerei zwiſchen Studenten und Handwerksburſchen, wobei Profeſſor Nikolaus Vogt eine Kopfwunde davontrug, als die angreifenden Handwerker in das Gymnaſialgebäude eindrangen. Und doch gewann dabei die Zeitſtimmung einigen Einfluß. Denn als die Handwerker obgeſiegt, traten die Meiſter auf und drangen auf Abſtellung alter Misbräuche. Mainz war eben von ſeiner Beſatzung ent=

blößt. Die Preußen hatten ſich aus Lüttich zurückgezogen, und ſie zu erſetzen waren die Pfaffenſoldaten von Mainz, Köln und Trier zur Execution aufgeboten worden. Da geriethen bei ſolcher Hülfloſigkeit die mainzer Staatsmänner in Angſt und gaben hergebrachterweiſe die beſten Zuſagen, bis über Nacht Truppen aus Darmſtadt einrückten, worauf die Verſprechungen zurückgenommen und „zur Herſtellung der landesherrlichen Autorität“ die ſtrengſte Unterſuchung eingeleitet wurde. — „Dieſe Art zu regieren geht denn ſolange ſie gehen kann“, meinte Forſter.

Es läßt ſich ſchon aus dieſer hingeworfenen Bemerkung Forſter's abnehmen, daß er die Maßnahmen der deutſchen Regierungen gegen die Freiheitsbewegungen nicht großartig genug finden mochte, um die Bedeutung und den Einfluß der Franzöſiſchen Revolution damit zu verdecken und zu vertreiben. Sah doch ſelbſt Johannes Müller, ſo nahe er in des Kurfürſten Cabinet dieſen Vorkehrungen ſtand, über ſie hinaus, und erklärte in einem franzöſiſchen Billet an Forſter die Revolution nicht für der Franzoſen, ſondern für Gottes Werk. „Man ſagt, es wird nicht dauern“, ſetzte er hinzu, — „ich ſage, es wird dauern und wird ſich verbreiten. Auch in 1517 glaubte man nicht, daß Luther ſich halten würde. Ich ſehe in alledem eine Vorbeſtimmung, Wege der Vorſehung.“

So nahe in der innerſten Ueberzeugung ſtanden ſich damals zwei Männer, Predigerſöhne, Profeſſoren, Politiker und alte Freunde, die nachmals im Handeln ſo verſchiedene Wege gingen, wie Müller, der ſich durch die Cabinete der Könige drückte, und Forſter, der ſich in den Kampf des Volkes ſtürzte.

Jetzt bewegte ſich unſer Freund noch im Gebiete der bloßen Betrachtung. Und hier kam den einſchmeichelnden Eindrücken, die er aus Paris mitgebracht, ein engliſcher Staatsmann mit berühmten „Bemerkungen über die Franzöſiſche Revolution“ entgegen. Wir meinen Burke's Schrift, die Forſter in ſeiner „Geſchichte der engliſchen Literatur“ von 1790 für die „Annalen“ von Archenholz beſprach.

Die Beredtſamkeit des engliſchen Staatsmanns, ſein Scharfſinn, ſein Witz, ſein tiefer erfahrener Blick wurden damals allgemein bewundert. Dies ſchüchterte aber Forſter'n nicht ein, die „Reflections“ nach dem erſten Eindrucke des Geleſenen für elendes Gewäſch zu erklären, das er nicht zu überſetzen wage. Bei ruhiger Betrachtung blieb er dabei, daß die Schrift keinen Leſer befriedige, vielmehr das Gefühl von Freund und Feind empöre; indem man aus dem Wahren der Beobachtung das Schiefe der Stellung, die Parteilichkeit des Geſichtspunkts, die Nichtigkeit unerwieſener Machtſprüche, den blendenden Staub der Autoritäten und die Unhaltbarkeit eines Raiſonnements herausfinde, das von falſchen Grundſätzen ausgehe, welche, abſichtlich im Dunkel gehalten, das Urtheil des Leſers zur Beiſtimmung in die Schlußfolge des Verfaſſers verführen könnten.

Und von dieſer Prüfung erhebt ſich der Freund zu ſeinen eigenen großen Geſichtspunkten. — „Die Natur der willkürlichen Gewalt“, ſagt er, „läßt ſich nicht verkennen, ſie werde von einem Tyrannen und ſeinen Satelliten oder von einer zwölfhundertköpfigen Hydra verübt; ſie trotze auf Erbrecht, Herkommen und Vorurtheil, oder ſie trage die Larve der Alles richtenden Vernunft.“ — — — „Im großen Gange menſchlicher Begebenheiten liegt weit mehr Unwillkürliches, als das ſtolze, denkende Thier in ſeinem Freiheitstraume zugeſtehen will. Die Revolution iſt wirklich anzuſehen als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur. Der Stolz der Vernunft mit ſeiner Gleichheit, ſeinen Rechten der Menſchheit, ſeinen metaphyſiſchen Theorien iſt jetzt an die Reihe gekommen; ſonſt war es der Stolz der Geburt und der Heiligkeit, womit man ſich für beſſer als Andere ausgab, um ungeſtraft ſchlechter ſein zu können. Nicht die Weisheit oder die Thorheit der Nationalverſammlung hat den in Lüſten erſchlafften hohen Klerus und den mark- und hirnloſen Adel vernichtet, ſondern die gänzliche Unfähigkeit dieſer beiden Geſammtheiten hat ſie geſtürzt. Wenn es Sterblichen vergönnt iſt, ſich Wege des Schickſals, der Vorſehung, der Gottheit zu denken, ſo ſind es gewiß nicht die armſeligen Combinationen, die eine menſchliche Klugheit dafür ausgibt; ſondern die Geſchichte des Vergangenen kann ſie lehren, wo ſie uns Revolutionen aufbewahrt, die den allzu ſichern Frevler überraſchten.“

Wir ſehen, die revolutionären Bewegungen überfluteten bisjetzt ſein Schreibſchränkchen von Acajou und die Unparteilichkeit ſeines Urtheils noch nicht.

In den Winter 1790 auf 1791 hinein ſaß er den Tag über, wie in der Galeere, an die Feder geſchmiedet, theils um Bibliothekgeſchäfte zu treiben, theils zu überſetzen, theils an ſeinen Reiſebriefen zu arbeiten, woran er nur bei heiterer Stimmung ſchreiben konnte, was ihnen freilich auch, wie die Sonne den Trauben, die durchſichtige Reife gab. Die franzöſiſchen Blätter las er über Tiſche, bis er Ausgeſcholtenes darüber von Frau Thereſen bekam. Noch im September hatte er zu der von ihm beſorgten Ueberſetzung von Benjowsky's Mémoiren als Vorrede einen Aufſatz über hiſtoriſche Glaubwürdigkeit geſchrieben (Bd. 5 der „Geſammelten Schriften“). Ja, er verlor ſich in die indiſche Poeſie des Kalidaſas, indem er das Schauſpiel „Sakontala“ nach der engliſchen Ueberſetzung des Sir William Jones bearbeitete. Unter dem abendlichen Spiel mit den Blumen Indiens dachte er an Vater Heyne, dem er ſie zu einem Kranze für die ehrwürdigen Schläfe beſtimmte. Sie ſollten einen mit der Phantaſie der Griechen, Römer und anderer berühmten Völker vertrauten Geiſt zu Vergleichungen anregen, um wahrzunehmen, wie weit die ſchöpferiſche Energie des Menſchen ſich in ihren Aeußerungen überall gleichbleibt, und wie weit ſie durch Localverhältniſſe ſich verändern läßt. —

Dieſe Arbeit fiel ſchon in die Zimmer der neuen, dem Bibliothekar gleich anfangs zugeſagten freien Wohnung, die er in einem der von der Univerſität erbauten Häuſer bezog. Die ruhige Gaſſe geht nach dem nahen, für den Univerſitätsfonds eingezogenen Altmünſterkloſter, einerſeits durch dieſe Häuſerreihe, andererſeits durch die lange Mauer gebildet, die den Garten des damals Schönborn'ſchen Palaſtes umſchließt. Forſter und Thereſe ließen ſich noch im November das Tapezieren und Möbliren ſo angelegen ſein, daß Vater Heyne über ausbleibende Briefe zu klagen fand und meinte, die lieben Kinder gingen, wie im Evangelium, dahin, unter den Sorgen und Reichthümern des Lebens erſtickend und keine Frucht bringend.

Ja wol unter Sorgen! Denn bald genug hatten ſie den Einſtand in die neue Wohnung mit beiderſeitigem Unwohlſein zu zahlen, und ſtatt eines Tiſchrückens der Freunde wurde ihnen das Krankenbett gerüſtet. — Da konnte wenigſtens die deutſche Politik nichts dazu beitragen, einen Mann von Forſter's Geſinnung in ſeiner körperlichen und gemüthlichen Verſtimmung zu erquicken. Miniſter von Herzberg, der Mann des Fürſtenbundes, unterſtützte die kämpfenden Patrioten in den Niederlanden, um Oeſterreich niederzuhalten. Aber Kaiſer Leopold gewann in Berlin, ja in der Umgebung des Königs einflußreiche Leute gegen den Miniſter und gegen die ganze Geltung Preußens. — „Preußen iſt die dupe dieſer Sache, wie überhaupt der ganzen Negociation mit Oeſterreich", ſchrieb Forſter in Betreff Lüttichs. „Es muß eine traurige Zerrüttung im preußiſchen Cabinet ſtattfinden, daß alle Maßregeln Herzberg's zu Waſſer werden. Hätte Preußen im Frühling losgeſchlagen!"

Und ein andermal:

„Der kaiſerliche Hof verfährt in der lütticher Sache mit einer unerwarteten Geringſchätzung des Königs von Preußen; allein das berliner Cabinet iſt, durch ſeine innerlichen Zerrüttungen und durch entgegengeſetzten Einfluß — — auch überall verächtlich geworden." — — „Im Preußiſchen hofft Alles ſehnlich auf den Krieg als das einzige Rettungsmittel gegen die Cabale, die den König beherrſcht und ſein Cabinet überall ſo verächtlich macht, ungeachtet ſeines großen politiſchen Gewichts." — — „Durch das ſchwache Zaudern hat Preußen Alles verloren. So wird es auch noch in Siſtowa gehen, denn die Kaiſerlichen ſind einmal im Vortheil."

Gefahren der Revolution.

Auf dieſer, Mainz ſo hart umwogenden Politik ſchaukelte um dieſe Zeit der Cabinetsrath Müller. Er hatte ſeit Leopold's Kaiſerkrönung wiederholt ſeine Entlaſſung gefodert, unzufrieden nicht blos mit dem Gang der Politik, ſondern auch verletzt von der perſönlichen Behandlung des Kurfürſten, über den Forſter damals das Wort eines angeſehenen Mannes hörte: „Il a le besoin d'être ingrat.“ Man ſprach von zurückgenommener Rangerhöhung und Adelsertheilung für Müller und von einer Berufung deſſelben nach Wien. Als man endlich in der That beſorgte, dieſen, als Widerſacher des Fürſtenbundes in Wien ſehr willkommenen Mann zu verlieren, ſetzten es ſeine Gönner durch Vermittelung der Frau von Coudenhoven durch, daß der Kurfürſt ihn um ſeiner Brauchbarkeit willen, und vielleicht noch mehr wegen ſeiner geheimen mainzer Erfahrungen aufs neue gewann und feſthielt.

Um dieſe Zeit ward es in Mainz wieder lebhaft, ja mit jedem Tag unruhiger. Der eintretende Frühling führte die mainzer Executionstruppen mit Siegesſtolz aus dem lütticher Lande zurück, — die Gemeinen grob und vorlaut, die Offiziere brutal und mit dem durch vermeintliches Heldenthum verdoppelten Anſpruche ihres Adels ſich überhebend. Außerdem trieben die Stürme der Franzöſiſchen Revolution immer mehr Springwellen der Auswanderung gegen das Rheinufer. Die hohe Politik des alten Kurfürſten ſchwoll immer höher. Sein Hochmuth und Ehrgeiz ſtrebte nach einer bedeutenden Rolle in den deutſchen Angelegenheiten. Zu dem Ende hatte er an dem Freiherrn von Albini einen gewandten Staatsmann zu ſich berufen. Dieſer hatte als geheimer Reichsreferendar zu Wien im Vertrauen Kaiſer Joſeph's geſtanden und ging nach Leopold's Thronfolge als Staatskanzler nach Mainz. Hier ward nun die Verbindung der deutſchen Großmächte gegen das revolutionäre Frankreich eifrig betrieben. Zugleich gefiel ſich der alte Herr in der Rolle eines Beſchützers der vornehmen Emigranten, — kühn oder unbedacht genug, die gefährliche Unzufriedenheit des franzöſiſchen Republikanismus auf Mainz zu ziehen, ja doppelt unbedacht, auf demſelben Wege die innere Unzufriedenheit ſeiner Reſidenz und ſeines Landes zu erregen, und durch Ekel am franzöſiſchen Royalismus bedenkliche Sympathien für die Franzöſiſche Revolution anzuſchüren. Denn die zahlreichen adeligen Flüchtlinge prächtig zu bewirthen, wozu den Kurfürſten ſeine prachtliebende Eitelkeit trieb, ließ er es ſich, oder vielmehr die öffentlichen Kaſſen etwas koſten. Dem Prinzen Condé wurde das biſchöfliche Schloß in Worms eingeräumt. Deſſen Freundin, die junge, blonde, poſſenhafte Fürſtin Monaco, umgaukelte den alten verliebten Kirchenfürſten. Andere vornehme Maitreſſen wurden hier fêtirt, und als der Graf von Artois durch Mainz kam, verſchlang jeder einzelne Tag dieſes liederlichen Vollbluts 2400 Gulden. „Die höchſte Schuhuperücke in Mainz" wackelte vom Schmunzeln, wenn das nichtsnütze Völkchen dem alten Herrn mit dem ſchmeichelhaften Namen père et protecteur huldigte; ſie bedeckte das welke Ohr, wenn dieſelben Undankbaren ihn im Rücken l'Abbé de Mayence und gentilhomme parvenu aushöhnten. In der Stadt aber empörte die Sittenloſigkeit, die Frechheit und Anmaßung dieſer Maden des Königthums die ehrbare Einwohnerſchaft, die mit gerechtem Unwillen neben den Günſtlingen und Favoritinnen des alten fürſtlichen Prieſters an dieſen Emigrirten noch einen dritten Schlund erblickte, der den öffentlichen Wohlſtand verſchlingen half. Die Theuerung nicht gerechnet, die mit jedem Tage ſtieg. Der gar bald merklichen Finanznoth abzuhelfen, machte der Kurfürſt einen beſondern Finanzminiſter, ohne zu bedenken, daß hier weniger ein Arzt als eine Apotheke fehlte. Ueberhaupt wurde damals gewirthſchaftet, daß Fünf gerade ſein mußte. „Es gehen hier Sachen vor", ſchrieb Forſter im Januar 1791 an Heyne, „wovon man in keinem deutſchen Lande, das nach Geſetzen regiert wird, einen Begriff hat. Es gibt kein willkürlicheres, despotiſcheres Verfahren in der Welt." Und an Jacobi etwas ſpäter: „Unſere Politik iſt, alle Leute zu betrügen, mit Allen zu negociiren und Keinem Wort zu halten."

In Betreff der hohen Politik, an der ſich der Kurfürſt mit Stolz betheiligte, meinte Forſter nach der unglücklichen Flucht des Königs von Frankreich:

„Jetzt fehlt der geſtärkten Nationalverſammlung nur noch ein auswärtiger Krieg, und die europäiſchen Fürſten ſcheinen unbeſonnen genug, um ihn doch noch anfangen zu wollen. Wir hätten noch ein Jahrhundert ohne Revolution ausgehalten; der Krieg beſchleunigt ihre Erſcheinung um mehr als 50 Jahre; allein der deutſche Adel iſt ganz blind vor Wuth.“

Auf dem höhern Standpunkte, von welchem Forſter die Revolution betrachtete, ließ er ſich auch nicht irre machen, als ihr Proceß ſich trübte und die deutſche Begeiſterung an den blutigen Parteikämpfen erkaltete. Man habe die Menſchen, meinte er, lehren, erziehen, zu reifen Weſen bilden ſollen, ſtatt deſſen aber habe man ſie ſchändlich gemisbraucht, ſie dumm und blind zu machen geſucht, und zu Befriedigung ſeiner Leidenſchaften ſich die Herrſchaft über freie Intelligenzen angemaßt. Ob es da ein Wunder ſei, wenn die Ausbrüche des endlich erwachten Gefühls nicht ganz rein und ungemiſcht blieben. — Ja, er fand immer noch zu bewundern, daß ſoviel Mäßigung, ſoviel echte politiſche Tugend bei einem Volke möglich ſei, das jahrhundertelang von den elendeſten Despoten und einem intellectuell und moraliſch tief geſunkenen Adel unterdrückt worden.

Dennoch ſah der Freund auch mit ſo günſtigen Blicken für Deutſchland kein Heil in einer Rückwirkung der Revolution auf unſere Staaten. Bei uns ſei es noch auszuhalten mit den Mängeln, Misbräuchen und Unterdrückungen, und es mache ihm keine Freude, wenn ſich hier und dort in Deutſchland etwas rege, was der zahmen Gelehrigkeit der Nation eben nicht das Wort rede. „Die Reihe iſt jetzt nicht an Deutſchland“, ruft er in ſeinen „Pariſer Umriſſen“, „durch eine Revolution erſchüttert zu werden; es hat die Unkoſten der lutheriſchen Reformation getragen, ſowie Holland und England, jedes zu ſeiner Zeit, den Schritt, den ſie zur ſittlichen und bürgerlichen Freiheit vorwärts thaten, mit einem blutigen Jahrhundert haben erkaufen müſſen. Jetzt gilt es uns, und ich wünſchte ſo herzlich, man möchte ſich am franzöſiſchen Feuer wärmen und nicht verbrennen. Aber ach! durch Schaden klug werden und am Unglück Anderer ſich ſpiegeln iſt nicht Jedermanns Sache!“

Bei ſolcher Geſinnung war wol von den in gewiſſen mainzer Kreiſen, beſonders unter den exaltirten Mitgliedern der Leſegeſellſchaft, zunehmenden revolutionären Sympathien für Forſter'n nichts zu beſorgen. Zum Ueberfluß fanden ſich um dieſe Zeit gar manche Anliegen und Sorgen zuſammen, ihn zu beſchäftigen und von jenen Kreiſen abzuziehen. — Der Monat Auguſt brachte angenehme Beſuche mit ſich, die Forſter machte oder empfing. Am Pult erkrankt, wurde er vom Arzt zu einer kleinen Erholungsreiſe angetrieben, und fand auch in Karlsruhe bei Goethe's Schwager, dem Geheimrath Schloſſer, einen erquickenden Umgang und innige Theilnahme. Ebenſo belebend erſchien bei ihm in Mainz Graf Friedrich Leopold Stolberg mit einer ganzen „Kleriſei“, worunter nebſt einem Sohne Jacobi's die Gräfin Sophie von Redern dem Freund einen Himmel auf Stirne, um Mund

und Auge entgegenbrachte. — Im Spätherbſt kam auch Vater Heyne auf etliche Tage ins Haus.

Weniger erfreulich blieb noch immer ſeine dienſtliche Stellung. Alle Verſuche, zu einem Bibliotheksgebäude zu gelangen, liefen fruchtlos ab. Von den Millionen der zum Fonds aufgehobenen Klöſter waren viele Hunderttauſende neben der Univerſität weggeſchmolzen; ſodaß man daran dachte, durch anderweite Verwendung von Profeſſoren die Schulanſtalten zu erleichtern, mithin ſich noch entſchiedener gegen neue Ausgaben ſträubte.

Da tröſtete denn über die zahlreichen Bücher, die kein ordentliches Unterkommen fanden, Forſter'n ſein eigenes, das im Publicum umherlaufend ſein Glück machte. Es war das erſte Bändchen der „Anſichten vom Niederrhein". Das Schönſte was wol damals, zugleich ſehr treffend, über dies claſſiſche Werk Forſter's geſagt worden, kam von Lichtenberg. Wir erinnern uns gern wieder einmal dieſes alten und treuen Freundes, deſſen ſonſt ſo ſchalkhafte Feder vielleicht wärmer und poetiſcher floß, ſeit er verheirathet war, und ſeiner lieben Frau und des kleinen Jungen ſo herzlich gedachte. Schon früher hatte er den Hauch der Philoſophie bewundert, der Forſter's Kenntniſſe durchwehe, daß ſie mit einer Art von Verklärung hervorgingen, die vielleicht Niemand weniger als der Autor ſelbſt bemerke. Und nun ſchrieb er:

„Ich ſage Ihnen, daß ich Ihre Anſichten für eins der erſten Werke in unſerer Sprache halte. — — Ich habe einmal in einem Feenmärchen eine ſehr angenehme Vorſtellung geleſen; der Held nämlich reiſt, und unter der Erde reiſt ihm beſtändig ein Schatz nach, wohin er auch geht. Bedarf er etwas, ſo pocht er nur leiſe an die Erde, ſo ſteht der Schatz ſtill und öffnet ſich ihm. Sie ſind mir, beſter Freund, auf Ihrer Tour hundert mal ſo vorgekommen wie jener Glückliche in der Feenwelt. Auch da, wo Ihr Stab den Boden nicht anſchlug, ſah ich immer den Schatz Ihnen folgen. Wer Ihre Worte zu wägen weiß, kann es auch unmöglich überſehen. Die Gabe, jeder Bemerkung durch ein einziges Wort Individualität zu geben, wodurch man ſogleich erinnert wird, daß Sie die Bemerkung nicht blos ſprechen, ſondern machen, habe ich nicht leicht bei einem Schriftſteller in ſolchem Grade angetroffen. O die innigſte Theilnahme an Allem, was den Verfaſſer angeht, verbreitet über das Werk ein unbeſchreiblich angenehmes Licht!"

Hätten ſolche goldene Worte ſich nur auch für die Bedürfniſſe des Lebens vermünzen laſſen! Denn Forſter befand ſich gegen den Winter hin in der drückendſten Lage ſeines Lebens, wie er gegen Jacobi klagte. „Das ganze Jahr hindurch habe ich unabläſſig mit eiſernem Fleiß und großer Anſtrengung des Geiſtes gearbeitet", ſchrieb er. „Meine Kräfte ſind erſchöpft, mein Körper iſt keiner Anſtrengung mehr fähig, mein Geiſt iſt erlahmt, und ich habe die betrübteſte Ausſicht auf den Winter und auf das künftige Jahr vor mir. Es iſt, als ob mir Alles zu Waſſer werden müßte, nichts gedeiht mir; je mehr ich arbeite, je mehr ich hoffe zu gewinnen, deſto ärger zerrinnt mir's unter den Händen, und ich ſtehe jetzt mit leeren Händen da, unfähig wie bisher zu arbeiten, und doch nicht im Stande, ohne die Fortſetzung der bisherigen Anſtrengung mit meinem Haushalt auszukommen."

Laſſen wir uns von Thereſen einige Nachricht über die Urſachen dieſer Noth geben, ſo war ſolche der täglichen Hausordnung Forſter's, wenn man ſie mit ſeinem feſtgeſtellten Einkommen verglich, keineswegs zuzuſchreiben. Sein Tiſch war ſehr frugal, ſeine Frau beſchäftigte ſich wenig mit Putz, Beide beſuchten ſelten das Schauſpiel, ſpielten niemals, und ihre Gaſtfreiheit konnte bei der Einfachheit ihrer Bewirthung in jener wohlfeilen Zeit gar nicht unter die Unkoſten gerechnet werden. In Wohnung und Hauseinrichtung that freilich der Freund etwas mehr, als gerade nothwendig war. Sich überall beengt und verkümmert fühlend, ſuchte er darin einen täuſchenden Erſatz. — Dagegen freilich unterwarf er ſein Bedürfniß gelehrter Hülfsmittel keiner Berechnung, und ſeine kränkliche Unruhe, ſein zur Gewohnheit gewordenes Verlangen eines ſteten Wechſels von äußern Eindrücken veranlaßten Ausgaben und Reiſen, die ihn in ſteter Nothwendigkeit, auf Geldmittel zu ſinnen, erhielten. —

In ſolcher Bedrängniß taſtete ſeine Verzweiflung immer wieder nach dem großen Werke über die Pflanzen aus der Südſee. Dies Herbarium duftete immer noch von der Hoffnung, mit der es der Weltumſegler angelegt hatte. Die Materialien dazu waren blos noch zu ordnen, die Kupfer nur noch auszumalen. Aber es fand ſich „kein Verleger, der das Werk honorirt hätte, kein Fürſt, der wenigſtens die Eitelkeit, in einer Dedication als Unterſtützer des Werks zu prangen und im Reiche der Wiſſenſchaft unſterblich zu werden, mit ein paar Hundert Louisdor bezahlen mochte".

Statt der Verleger und der Fürſten hätte Forſter die

Verlegenheit der Zeit anklagen ſollen. Wer hätte ſich vor den einbrechenden Stürmen einer Revolution um die Pflanzen der Südſee bekümmern mögen! Allein eine gegenwärtige Noth ſo heimlich quälender und erſchöpfender Art beengt leicht den Blick und verſtimmt das Urtheil. So meinte Forſter jetzt auch gegen Jacobi, an den Orten, wo er ſonſt gewohnt, habe er Reſſourcen, bekannte Freunde zu Rath und That gehabt, — gerade Dasjenige, was er allerwärts mit ewigen Klagen entbehrte! Und ſo fühlte er ſich nun in Mainz „durch die Nothwendigkeit ſich abzuſondern, und durch die Leere der Menſchen, die für ihn keinen Berührungspunkt hätten“, unglücklicher als irgendwo früher.

Wir möchten Forſter'n ungerecht nennen, wenn wir bedenken, daß es damals in Mainz an ausgezeichneten und theilnehmenden Männern, Gelehrten und Weltleuten, durchaus nicht fehlte. Allein wir wiſſen ſchon, wie wenig anſchließend und wie wählig für Umgang und Hingebung Forſter ſein konnte. Wie ſcharf urtheilte er z. B. um dieſe Zeit über Heinſe, der ihn bei ſeiner erſten Bekanntſchaft in Düſſeldorf ſo angezogen hatte! „Heinſe thut ſich trefflich bene! So gern ich ihn lieb hätte, ſo unmöglich macht er mir's doch an ihn zu kommen. Das Futteral, das er anhat, iſt nicht von Holz, ſondern von Leder, und das zieh' ihm der Teufel ab; — — — denn ich glaube das Leder hat ſich mit ſeiner eigenen Subſtanz identificirt. In der That ſein Egoismus iſt bewundernswerth, weil er ſich wohl und glücklich dabei fühlt.“

Freilich galt es dem Freunde jetzt um einen „Berührungspunkt“, den er allerdings bei dem Cabinetsrath

Müller vergebens geſucht hatte. Dieſer fand ſich durch Forſter veranlaßt zu beklagen, daß er jetzt ohne Mittel ſei, ihm beizuſpringen; ſein Sparpfennig liege in den kaiſerlichen Fonds; was er bereit habe, decke nur die laufenden Bedürfniſſe, da er als ein Mann, der Bücher und ſo Mancherlei anzuſchaffen habe, von ſeiner ſonſt artigen Beſoldung zu 2500 Gulden kaum etwas erübrige. Leider brauchten jetzt auch alle Fürſten ihr Geld; die Ausgaben ſeien überall ganz außerordentlich, die gewöhnlichen Hülfsmittel aber theils unanwendbar, theils unergiebig. — Ebenſo vergebens ſcheint Forſter einen Vorſchuß aus den öffentlichen Kaſſen betrieben zu haben. Müller wünſchte die genaue Summe zu wiſſen, die er verlange, wahrſcheinlich nur um ihn bei dieſer Gelegenheit aufmerkſam zu machen, daß durch die Kaiſerkrönung und den täglichen Aufwand die Staatskaſſen in dem ſchlechteſten Zuſtande ſeien.

Gerade in dieſer Bedrängniß unſers Freundes tritt uns das wunderliche Zartgefühl, das beide Ehegatten in Geldſachen und häuslicher Noth füreinander hatten, oder das ihnen ihre eheliche Verſtimmung auferlegte, recht ausgeſprochen entgegen. Forſter bittet nämlich in ſeinen nach Pempelfort adreſſirten Klagen, Jacobi möchte, wenn er in ſeiner Antwort dieſen Sorgenpunkt berühre, es doch auf einem beſondern Blatte thun. Er leide gern allein, was er zu leiden habe, und möchte in dem lieben Briefe, nach welchem Alle haſchten, Niemanden der ihm nahe ſei, etwas darin finden laſſen, was Unruhe und Kummer verurſachen könnte.

Er meinte doch wol Thereſen mit dieſem Jemand, der ihm nahe ſei, und glaubte ſo, wie es ſcheint, durch einſeitiges Leiden ſtill zu verbüßen, was ihm Thereſe durch ihr „einſeitiges Sparen“ ebenfalls im Stillen zuſchulden legte.

Leider ſollte nicht ausbleiben, was Beiden gemeinſam zu tragen ſchwer genug beſchieden ward.

Nach ſeinem Röschen waren dem Freunde noch zwei Mädchen, das jüngſte im letzten Frühjahre geboren worden. Beide wurden im November zum Schutze gegen herrſchende Pocken geimpft, und das jüngſte, ſchwächliche Luischen ſtarb. Das lebenskräftige Klärchen überſtand dagegen „dieſe Zuchtruthe des Menſchengeſchlechts“, und kam bald wieder zu Kräften. Die Mutter hatte ſich brav gehalten, blieb aber matter und angegriffener, als ſie es geſtehen mochte. Forſter ſelbſt war geiſtig tief gebeugt. Heyne's herzliche Theilnahme führte ihn durch die Bemerkung, daß wir im Denken leider! über eine gewiſſe Linie hinausgegangen ſeien, auf religiöſe Gedanken. Die Betrachtung beſchäftigte den Freund, wie die Religion, beſtimmt, blos Sache des Herzens und der Gefühle zu ſein, ſelbſt gegen die Abſicht Chriſti in das Syſtem der bürgerlichen Regierungen verwebt und ein Mechanismus geworden ſei, wodurch ränkevolle Menſchen und Geſellſchaften ihre herrſchſüchtigen Abſichten erreichen wollten. Dagegen empfand er auch lebhaft, in welchen Widerſpruch eine zu ſinnlich gedachte Fortdauer des Menſchen nach dem Tode mit der Unentbehrlichkeit der Organe gerathe, die ja doch im Tode zerſtört würden. „Allein“, ruft er aus, „wenn meine Vernunft mir wehrt, Vorſtellungsarten der ſinnlichen Welt in die überſinnliche zu übertragen, ſo geſtattet ſie mir doch immer noch eine Ideenfolge, bei welcher ich ruhig erwarten kann, was die Zukunft erſt enthüllen wird. Das Weſen, das durch mich und von mir ward, hat eine nähere Verwandtſchaft mit meinem Weſen als jedes andere. Zwiſchen dem Gleichgearteten herrſcht eine Verbindung, die ich mir nicht wegleugnen kann. Sowenig alſo ich im Stande bin, mir die Art meiner Exiſtenz nach dem Tode zu denken, ſowenig ich begreife, was aus der Seele meines Kindes wird, das vor mir ſtirbt; ſo unumſtößlich bleibt mir der Satz, daß es wegen ſeiner Gleichartigkeit mit mir nicht aufhört, in einem engern Verhältniß mit mir zu ſtehen; ſo klar die Wahrſcheinlichkeit, daß verwandte Weſen ſich da leichter wieder aneinanderſchließen, wo ſie einander wieder antreffen."

Und ſo ſehen wir denn gegen das trübſelige Ende des Jahres den Freund von betrübten Gedanken nach dem Jenſeits hingezogen, unter Umſtänden, in welchen ein zerfallender häuslicher Wohlſtand den wachſenden Stürmen einer Staatsumwälzung oft nur allzu leicht zugänglich wird, und perſönlicher Mismuth die öffentliche Unzufriedenheit leichter aufnimmt.

Forſter neutral.

Aus eigentlich revolutionären Bewegungen in Mainz hätte ſich zu Anfang des Jahres 1792 das große Verhängniß noch nicht vermuthen laſſen, das ſchon mit dem Herbſt über die Stadt kommen ſollte. Streitende Verhandlungen in der Leſegeſellſchaft, laute Kannegießerei in den Weinhäuſern waren mit wortreicher Parteinahme noch weit entfernt von thätlichen Unternehmungen. Die kurfürſtliche Regierung hatte die freimüthigen Aeußerungen politiſcher Meinung lange ruhig hingehen laſſen, ja es nachgeſehen, daß Profeſſor Hofmann in ſeinen Vorleſungen über philoſophiſche Geſchichte eine baldige deutſche Revolution, und zwar von der Gerechtigkeit des Himmels erwartete. Nun glaubte ſie doch mehr Aufmerkſamkeit auf die Neuigkeiten richten zu müſſen, die von der Leſegeſellſchaft ausgingen, wo man nicht blos die franzöſiſchen Zeitungen, ſondern auch die leidenſchaftlichſten Flugſchriften und geheime briefliche Nachrichten aus Frankreich zu lärmender Verhandlung ausbeutete. Der Director der Leſegeſellſchaft, der bekannte Hartleben, Profeſſor des Römiſchen Rechts, der neben dem Staatsrechtslehrer Frank durch ſeinen Pandektenvortrag ſelbſt norddeutſche Studenten nach Mainz lockte, ließ ſich herbei, dem Miniſterium die dort eingebrachten und aufgelegten Blätter und Schriftſtücke vertraulich mitzutheilen. Dies aber entdeckt, erregte einen ſolchen Sturm, daß ſelbſt ein ſo reſoluter Mann wie Hartleben, der einſt dem Jeſuitencolleg entſprungen war und als Cavalerieoffizier im Siebenjährigen Kriege gedient hatte, nicht widerſtehen konnte, ſondern das Directorium niederlegte; worauf die Geſellſchaft zerfiel und eine neue ſich beim Buchhändler Sartorius einrichtete.

Unter den Bürgern lief die hauptſächliche Misſtimmung gegen die Emigrirten und gegen die Begünſtigung aus, die denſelben vom Hofe zutheil wurde. Das ganze Rheingau wimmelte von ihnen; alle Wirthshäuſer der Umgegend füllten ſich an, wodurch den luſtigen Mainzern die gewohnten Vergnügungspartien verkümmert wurden. Bald gaben auch die Vorkehrungen, die der Kurfürſt ſeit dem letzten Spätherbſte gegen einen Ueberfall von Mainz angeordnet hatte, einen Gegenſtand der Beſorgniß und des Tadels ab.

Bei dem langjährigen Frieden und den freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Frankreich und Oeſterreich hatte man die Feſtungswerke unachtſam verfallen laſſen. Man hatte nicht blos den Aufwand der Unterhaltung zu ſparen geſucht, ſondern Gräben und Wälle für die Hofkammer und ſtückweiſe für den Gouverneur auch ökonomiſch nutzbar gemacht. Aber auch jetzt noch, wo die kriegeriſche Stimmung in Paris immer drohender wurde, griff man die Vertheidigungswerke nur ſpärlich an, und der umfaſſende, ſelbſt vor franzöſiſchen Ingenieuren gebilligte Herſtellungsplan des mainzer Ingenieurmajors Eickemeyer wurde nur unzureichend, durch einige Ausbeſſerung und Herſtellung von Zugbrücken, Thoren und Gattern, durch Verpaliſſadirungen und Ueberſchwemmungseinrichtungen, ausgeführt.

Forſter ſah dieſen Vorkehrungen mit Ruhe zu. Er theilte die Beſorgniß vor einem Kriege nicht. Sein politiſcher Blick traute den europäiſchen Cabineten mehr Staatsklugheit zu, als ſie noch in demſelben Jahre bewieſen. Sie würden, meinte er, Frankreich lieber in ſeiner innern Zerrüttung erhalten, und es eher zur Fabel von Europa werden laſſen, als es zum Vorbilde für daſſelbe machen helfen. Viel mehr als die mainzer Anſtalten regten ihn kleinliche Aengſtlichkeiten aus Göttingen auf. — Nach dem letzten, über Gebühr beſchäftigten Sommer und der Erlittenheiten des Vorwinters brachte er die harten Monate in Abſpannung und Unthätigkeit hin. Doch hatte er in den „Göttinger Anzeigen“ eine Schrift Briſſot's recenſirt, dieſes überſpannten Republikaners, der aus einem franzöſiſchen Polizeiſpion für England ein amerikaniſcher Demokrat geworden war und in Quäkertracht, ungepuderten Haares, unter den Girondiſten unermüdlich gegen die auswärtigen Mächte handirte. Die Recenſion, gewaltig charakteriſirend, machte Aufſehen. Anfragen an Heyne wegen des Verfaſſers ſetzten den ängſtlichen Papa in Beſorgniß für Forſter'n, wenn die Recenſion nach Mainz käme. Er warnte den Schwiegerſohn, die Schrift Briſſot's ja nicht zu überſetzen, ihn und die Seinigen in Göttingen und ſich ſelbſt nicht um einer

Grille willen aufzuopfern, oder auch nur in Gefahr zu bringen. — „Glauben Sie nur", ſchrieb er, „den großen Haufen erleuchten wir über das Politiſche ſowol als über das Theologiſche nie; nur Autorität, Faction und Fanatismus ſetzt ihn in Bewegung. — Ich kenne Ihren ſchönen Enthuſiasmus, der in Ihrem Hauſe je zuweilen mehr angefacht wird, als gut iſt, und weiß an meinem eigenen Beiſpiel, wie leicht man ſich hinreißen läßt."

„In meinem Hauſe", erwiderte Forſter, „wird ſoviel und mehr ariſtokratiſirt, als für die andere Seite geſprochen, und was mich perſönlich betrifft, ſo gehöre ich in keinem Falle zu den enragés, weder der einen noch der andern Seite. Gerade dieſe Billigkeit aber iſt allen Narren oder Schurken, die Partei ergriffen haben, verhaßt."

Er hatte nicht daran gedacht, Briſſot zu überſetzen. Für ſich unbeſorgt, gab er der mainzer Regierung das gute Zeugniß:

„Wer ſo die Wahrheit ſagt, iſt hier nicht gleich in die Acht erklärt."

Und mit edelm Unwillen ſetzte er hinzu:

„Auf die Gnade von Hannover werde ich doch nicht Rückſicht nehmen ſollen. Als die Logen in ganz Deutſchland vom Herzog von Braunſchweig aufgefodert wurden, einen Beitrag zu geben, um meines Vaters Schulden in England zu bezahlen, waren Hannover und Göttingen die einzigen Orte, die keinen Pfennig hergaben. — — Wie ſollte es mir einfallen einen Umſturz predigen zu wollen, den ich ſelbſt nicht wünſche, ſondern vielmehr für ein ſo großes Unglück in Deutſchland halte, daß ich Alles aufbiete, um es abzuwenden." — —

Bald drängten deutſche Angelegenheiten ſich vor das drohende Frankreich, und ſchoben die vom Kurfürſten heimlich begünſtigte Contrerevolution der Emigrirten etwas bei Seite. Kaiſer Leopold ſtarb am 1. März. Das Cabinet des Reichserzkanzlers, von welchem die Vorkehrungen zur neuen Kaiſerwahl ausgingen, kam in athemloſe Geſchäftshaſt. Welche Erwartungen ſpannten ſich nicht auf den neuen Kaiſer! Man verſprach ſich von dem jungen Franz ein Ablenken von der Politik Leopold's in das verlaſſene Fahrgleis Joſephiniſcher Reformen, — eine Selbſttäuſchung, die man wol mehr aus dem gefühlten Bedürfniſſe der Zeit, als aus der Perſönlichkeit des jungen Erzherzogs ſchöpfte. —

Zwei perſönliche Erlebniſſe, die in denſelben Monat März fielen, zogen unſern Freund — als ob ſie ſeine rühmliche Neutralität beſtätigen wollten, nun auch von einer lebhaften Theilnahme an der öffentlichen Angelegenheit des alten Deutſchen Reichs ab. In der Woche des Sonntags Lätare ward ihm ein Knabe geboren. Wir wiſſen von Röschens Geburt her, daß Forſter die Thorheit, Kinder des einen Geſchlechts denen des andern vorzuziehen, nicht kannte. Aber es freute ihn doch, daß nun ein Junge da war, — „weil es eine Ausſicht eröffnete zu einer Art der Mittheilung von Ideen, welche bei Mädchen gar nicht möglich iſt". Und daß Thereſe ſich geſund fühlte, wie ſie es lange nicht war, erheiterte ihm den Blick in die Zukunft.

Das zweite war ein Begegniß der Freundſchaft. Sömmerring, ſeit dem December mit Margareth Eliſabeth Grunelius in Frankfurt verlobt, heirathete, und erfüllte ſo endlich Lichtenberg's Catoniſches „Ceterum censeo uxorem esse ducendam".

Aber auf den heitern März folgte der April, und ſeine Wechſel blieben für Forſter's Stimmung nicht aus. — „Es iſt zum Erſtaunen", klagte er gegen Lichtenberg, „was man nicht Alles über ſich muß ergehen laſſen, was man nicht Alles erfahren muß, blos um es erfahren zu haben. Ich glaube, ich bin ſeit Jahr und Tag um zwanzig Jahre älter geworden, und das nicht im beſſern Sinne des Worts; ich fühle mich erſtorbener, als ich es ſollte, wie eine Pflanze, die vom Froſte gerührt iſt und ſich nicht wieder erholen kann. Ich fühle meinen Kopf ſo leer, wie einen ausgehöhlten Kürbis, und von meinen Schenkelknochen kann ich leider nicht rühmen, daß ſie noch Mark hätten. Es iſt mir ſeit geraumer Zeit ganz unmöglich, etwas Ordentliches zu ſchreiben. Wie der zweite Band der «Anſichten» fertig geworden iſt, begreife ich ſelbſt nicht."

Hinter dieſen Klagen verſteckte ſich, neben körperlichem Misbehagen, freilich wieder die alte Geldnoth. Daß ſeine „Anſichten" ſowenig öffentlich beſprochen würden, wollte er weit ruhiger anſehen, wenn er eben nicht trotz aller Anſtrengung „ein armer Teufel" bliebe, und folglich auch dieſe Mittelchen, vorwärts zu kommen, nicht ganz verſchmähen dürfte. Er geſtand ſich ſelbſt ein, daß er, ſoviel er auch erarbeite, doch noch mehr ausgebe, — bald zu kleinen Erholungsreiſen, bald für Bücher, Landkarten u. dergl.; ſodaß er ſeine Reputation eines raſchen Arbeiters ſehr theuer erkaufe. Und am Ende, als ob er vorausſehe, worauf ihn die Freunde, denen er ſeine Noth vorjammerte, tröſtend verweiſen würden, läßt er ſich ſeltſamerweiſe gerade vom Bewußtſein ſeiner Ohnmacht auf ſein eigenes Ich zurückführen, überzeugt, Alles in der Natur ſei darauf berechnet, daß der Menſch nach Verlauf der Jugend mehr an ſich ſelbſt als an allem Andern haben ſollte; wozu denn die leidigen Wahrnehmungen gut ſeien, die Einen oft unſanft genug vom Rückfall in jugendliche Schwärmereien heilten.

Richtig wieſen denn auch die theilnehmendſten Freunde auf dies eigene Ich des unglücklichen Mannes, auf ſeine Kräfte und Leiſtungen hin. Schon früher hatte Dohm, der mit ſeiner Familie fünf ſchöne Winterwochen bei Jacobi in Pempelfort verlebt hatte, ermunternde Zeilen nach Mainz gelangen laſſen. „Sie haben Alles in ſich, was Sie aufrichten und ermuntern kann", ſchrieb er. „Sie haben auch Das, was das Wichtigſte iſt von Allem, den Willen und feſten Entſchluß, ſich durch die äußern Dinge nicht unterdrücken zu laſſen. Sie genießen dabei auch einer Unabhängigkeit und eines Gebrauchs Ihrer Zeit, daß Sie Ihre Lage ſchwerlich irgendwo in Deutſchland verbeſſern könnten." —

Der wohlgeſinnte Mann fügte noch andere Andeutungen hinzu, — wie ſich Forſter etwa mit ſeinem botaniſchen Werke unmittelbar an den König von England, dieſen hohen Freund der Botanik, wenden, oder den Kaiſer von Oeſterreich, der beträchtliche Summen zur Erweiterung der Naturkunde beſtimmt habe, mit ſeinem Vorhaben angehen, oder bei der berliner Akademie eine Unterſtützung jenes Werkes nachſuchen möchte. In letzter Hinſicht brachte er den Freund auf den Gedanken, an den

Miniſter Grafen Herzberg zu ſchreiben, und erbot ſich, bei dieſem die Angelegenheit mündlich zu unterſtützen. Hinter all dieſen Winken fiel freilich ein trüber Seitenblick Dohm's auf die Ungewißheit des allgemeinen Zuſtandes in nächſter Zeit, die in alle Angelegenheiten und Entwürfe etwas Abſchreckendes bringe.

Aehnliche Ermunterungen kamen von Heyne, der ſich beſonders gegen die ſelbſtquäleriſchen Zweifel des Schwiegerſohns darüber, daß er mit allen Bemühungen nichts Gutes ſtifte, ereiferte. Er ſchalt es Hypochondrie, um es nicht Sünde wider den guten Geiſt zu nennen. Herzlich war das väterliche Wort: „Stößt Ihnen eine jählings dringende Noth auf, ſo wiſſen Sie, daß ich Sie nicht verlaſſen werde."

So war auch Jacobi's Urtheil über des Freundes Einleitung zu den neueſten Reiſeſammlungen recht erquickend. Er dankte „für die mannichfache Belehrung, welche ſie für ihn enthalte, für den ſchönen Umgang, den ſie ihm unter dem Leſen mit einem kenntnißreichen, edeln philoſophiſchen Manne gewährt, und vielleicht am meiſten für die Luſt an ſeinem Freunde, die ſie ihn empfinden ließ".

Zwiſchen dieſem und desgleichen Zuſpruch rückte, vielleicht noch wirkſamer, der Monat Mai herbei. Forſter's Befinden beſſerte ſich, ſeine Kräfte kehrten wieder. Er ward ſeiner Hypochondrie inne und glaubte in ſeinem zu langſamen Blut einen Grund ſeiner Schwermuth und der Trägheit im Wollen und Entſchließen zu erkennen. Mit dieſer Einſicht in ſein Uebel meinte er ſchon weniger krank zu ſein. Er erkannte mit jenen Freunden die Arbeit als einzige Nothhelferin an; nur hatte er am Ueberſetzen einen ordentlichen Widerwillen genommen, und fühlte zum eigenen Schaffen, z. B. am dritten Theile ſeiner „Anſichten", noch keinen innern Antrieb.

Bei alledem folgte er den revolutionären Bewegungen in Paris mit der alten Aufmerkſamkeit. Das Unerfreuliche daran entging ihm nicht; allein er war geneigt, die Ausartungen der Revolution nur dem Hofe, dem Adel, den Prieſtern und den auswärtigen Mächten ins Gewiſſen zu ſchieben. Sein Unwille traf die reactionären Maßregeln, die fort und fort mit gänzlicher Verwerfung alles Deſſen, was Vernunft und Billigkeit foderten, offenbar und heimlich gegen die Sache der Revolution gerichtet wurden. Dennoch, ſo beißend oft ſeine Bemerkungen, beſonders auch über die ganz ehr- und grundſatzloſe Politik der Großmächte ausfielen, ließ er ſich doch — wenigſtens ſinnbildlich — den revolutionären Zahn förmlich ausziehen. Das ſchlechte Wetter ſuchte ihn nämlich mit Schmerzen an einem kranken Zahne heim. Nachdem er ihn hatte ausnehmen laſſen, ſchrieb er an Papa Heyne unter Anderm:

„Es iſt lächerlich, bei einem ſo kleinen Verluſte an das allmälige Abſterben zu denken, und doch kann man in dem Augenblicke, wenn man den Höllenſchmerz des Ausreißens erlitten hat und nun die Lücke fühlt, ſich einer ſolchen Reflexion nicht erwehren. Da wünſchte ich denn immer nur auf dem Punkte zu ſein, daß, wenn es einmal nicht länger mit dem baufälligen Leimhüttchen zuſammenhalten will, ich wenigſtens mit einem beruhigten Abſchiedsblick auf Diejenigen, die ich zurücklaſſe, hinſcheiden könnte. Ich glaube, lieber Vater, eine ſolche Sinnesart und ein ſolcher Wunſch iſt wol die ſicherſte Verwahrung gegen das Jakobinerwerden, weil doch das wol am allerweiteſten liegt — gegen jede zu excentriſche und gewagte Anwendung meiner geringen Kräfte.“ —

Und noch entſchiedener iſt das Wort der Entrüſtung, das Forſter über des Kurfürſten thörichte und trotzende Politik, als ſein Ultimatum, gegen Heyne ausließ:

„Meinetwegen mag doch geſchehen, was immer will; es iſt nicht der Mühe werth, daß man ſich um Fürſten noch um Nationen bekümmert. Klötze mit Scheermeſſern ſchnitzeln wollen macht nur das Meſſer ſtumpf, der Klotz bleibt, was er war. Wo alle unmittelbare Theilnahme am Schickſal der Menſchen ein Verbrechen iſt, dort gibt es keinen Gemeingeiſt, dort bleibt keine Pflicht, als für ſich ſelbſt und für die Seinigen zu ſorgen.“ —

Und doch ſtand Forſter vielleicht einer Parteinahme nie näher, als da er von Fürſten und Völkern nichts mehr wiſſen wollte. Für welche Seite, für welche Sache wird er ſich entſcheiden? Und was wird bei ſeiner Wahl den Ausſchlag geben?

Hohe Politik.

Derſelbe Monat Mai, der unſern Freund neu belebte, hatte denn auch der trotzig herausfodernden Politik des alten Herrn auf dem mainzer Stuhle eine gute Gelegenheit geboten, die imponirenden Blicke aufzuſpannen.

Seit dem 20. April war, auf Andrang des jakobiniſchen Miniſteriums, von Frankreich der Krieg an Oeſterreich erklärt. Mit Mainz und dem Deutſchen Reiche hatte das franzöſiſche Cabinet den Weg der Unterhandlung noch offengehalten. So angemeſſen für die Lage von Mainz eine kluge Neutralität geweſen wäre, ſo auffallend hatte der Kurfürſt ſie bisher verletzt; indem er mit dem Herzog von Würtemberg und dem Prinzen Condé Verabredungen gegen Frankreich traf, in Mainz die franzöſiſchen Nationalfarben beſchimpfen ließ, und den Emigrirten Waffenübungen in Worms und Bingen, Anlegung von Magazinen u. dergl. geſtattete. Nun erſchien zu freundlichen Unterhandlungen und um dem alten Fürſten ſein und ſeines Landes wahres Intereſſe begreiflich zu machen, in der Perſon eines Herrn von Villars ein franzöſiſcher

Abgeordneter jakobiniſcher Farbe. Der Kurfürſt ließ ihn 14 Tage auf eine Audienz warten, empfing ihn dann nicht ohne auffallende Vernachläſſigung auf dem pomphaft umgebenen Thronhimmel, erwiderte kurz und kalt die Anrede des Franzoſen, und entließ ihn ohne die gewöhnliche Einladung zur Tafel. Während bei ſeiner feierlichen Auffahrt ein zahlreiches Volk ſich mit Theilnahme um das Schloß drängte und die Franzoſenfreunde Zeichen des Beifalls gaben, hatten die wüthenden Emigrirten einen Scherenſchleifer unter den Fenſtern des Geſandten am Hauſe eines Kaufmanns aufgeſtellt und drängten ſich, ihre Säbel zu ſchleifen, prahleriſch herbei. Sie verhöhnten und beleidigten ihn, wo er ſich zeigte, und der Hof war unklug genug, einen in der Eigenſchaft eines Geſandten aufgenommenen Mann unbeſchützt und unberückſichtigt zu laſſen. Man rechnete auf die zugeſagte preußiſche Armee, um dann auch den Emigrirten die vorbereitete bewaffnete Erhebung zu geſtatten.

Unter ſolchen Bewegungen kam die Wahl und Krönung Franz' II. herbei. Als ob im Vorgefühle, daß es der letzten Kaiſerkrönung gelte, hatte ſich am 14. Juli ein unermeßliches Volk zu dieſer Feierlichkeit in Frankfurt zuſammengedrängt. Auch Forſter war mit Huber und ſeinem jungen Engländer hinübergefahren.

Die Jugend des Kaiſers, als er auf dem Zuge nach der Kirche unter der Laſt des Hermelinmantels und der Krone die großen blauen Augen auf der Menge der Zuſchauer umherirren ließ, hatte ſelbſt für Forſter'n etwas bis zu Thränen Rührendes, — Empfindungen, die, wie der Freund meinte, ein ſo ſchönes Verhältniß zwiſchen

Regenten und Regierten als möglich zu erkennen gäben, zugleich aber auch des Misbrauchs wegen ſo gefährlich wären. Bange machen galt auch damals ſchon von Seiten Derer, die einen jungen Herrſcher gern beherrſchen mögen, und ſo wurden an den Tagen der Krönung verſchiedene Franzoſen feſtgenommen unter dem Vorwande, es ſei ein Complot gegen das Leben des Kaiſers im Werke geweſen.

Der Kurfürſt hatte die verſammelten Fürſtlichkeiten nach Mainz eingeladen, und die zahlreichen Gäſte trafen am 18. Juli ein, nachdem der jakobiniſche Geſandte auf Albini's Erklärung, daß man ihm länger keinen Schutz gewähren könne, etwas haſenherzig die Stadt verlaſſen hatte, ohne nun ſeinem Hofe berichten zu können, ob Mainz und das Reich neutral oder kriegsrüſtig gegen Frankreich geſinnt ſeien.

Da war nun vom 19. bis 22. Juli, auf der Sommerhöhe des Jahres, Mainz „der Sammelplatz von Allem, was in Deutſchland wichtig war oder ſich wichtig dünkte, von gekrönten Häuptern, Fürſten, Miniſtern, Geſandten und zahlreichem Adel. Man zählte gegen zehntauſend Fremde. Alle Gaſthöfe waren mit Prinzen beſetzt, die in den kurfürſtlichen Paläſten nicht Platz mehr gefunden hatten, und alle Privathäuſer beherbergten Gäſte oder Fremde aus irgendeinem entfernten Winkel von Deutſchland. Vom frühen Morgen an wimmelten die Straßen von wohlgekleideten Perſonen, und gegen Mittag ward das Gewühl der Kutſchen rauſchend genug, um einer Hauptſtadt den Rang ſtreitig zu machen. Bei Hofe folgten Feſte, Schmäuſe, Concerte, Bälle, Erleuchtungen

Feuerwerke, verherrlicht durch den unnachahmlichen Zauber der Gegend und die majeſtätiſche Pracht des Rhein mehre Tage hindurch in ununterbrochener Reihe aufeinander. Vor allem trugen die Erleuchtungen den Beifall der Kenner davon. Die Gärten der Favorite, die Schiffbrücke, die Jachten auf dem Fluſſe, die Kirchthürme von Koſtheim, Caſtel und Hochheim zauberten im Dunkel der Nacht einen künſtlichen Tag hervor. Im unermeßlichen Spiegel des Rhein verdoppelten ſich die brennenden Thürme und die vom Ufer in die Lüfte ſteigenden Feuergarben. Die anbefohlene Erleuchtung war ungeachtet der kurzen Vorbereitungsfriſt außerordentlich wohlgelungen. Ueberall brannten im bunten Lampenſcheine ſchwergereimte Glückwünſche an das neue Reichsoberhaupt und deſſen Gemahlin, und geiſtreiche Anſpielungen auf das gute Vernehmen der beiden Adler; hier und da ermannte ſich ſogar ein loyaler Hofbedienter, den vereinigten Waffen Sieg zu prophezeien!" (Forſter's „Geſammelte Schriften", VI, 358 fg.)

Unter dieſem Glanze, der vor allem die Blicke des revolutionären Frankreich auf ſich ziehen mußte, verſammelten ſich täglich in einer kleinen Schenke des nahen Dorfes Weißenau am Rheinufer die kaiſerlichen, die preußiſchen und einige andere Miniſter und bereiteten die Gegenſtände der Berathung für ihre Herren. „In dieſem Fürſtencongreß ward das Schickſal Europens gewogen und über Frankreichs Provinzen das Loos geworfen. Hier ward die Ausführung jener Plane zum letzten mal verabredet, die man in Pavia und in Pillnitz genehmigt hatte."

Unzählige Gerüchte über die Schickſale Frankreichs und die Rheinländer irrlichterten, wie es ſich denken läßt, um dies weißenauer Geheimniß. Forſter warf einen Blick auf Frankreich, wo Alles aufs äußerſte geſpannt war und die letzten Gräuel in Paris den Grad der Erbitterung bewieſen. — Jetzt nur Tollheiten von Seiten der deutſchen Ligue, ſo geht das Gemetzel an! rief er aus. Und auf Deutſchland blickend fürchtete er, daß Abſtellung der Misbräuche, die ſo leicht geweſen, wenn man ſie unter der Hand vorgenommen hätte, endlich auch hier wie in Frankreich das Werk einer Gährung ſein werde, die um ſo länger dauern müſſe, als es überall an einem großen Manne fehle, der ſich zum Haupt einer Partei aufwerfen und als ſolches behaupten könnte, aber auch ebenſo wenig wahre Größe unter den wirklich Machthabenden anzutreffen ſei.

In dieſen glanzvollen Tagen von Mainz fühlte Niemand ſich glücklicher als der Wirth eines ſo außerordentlichen Feſtes, — der Kurfürſt, der jetzt hohe Politik trieb. Profeſſor Hofmann ſcherzte in ſeiner oft etwas derben Weiſe darüber, wie vergnügt der alte Köter wedle, weil er jetzt mit den großen Hunden umherlaufen und ihre politiſchen Aeußerungen beſchnüffeln dürfe. Nur ſchade, daß er ſelbſt das Bein dabei nicht ſo hoch wie ſie aufheben könne! Die raſtloſe Bemühung deſſelben, Gegenrevolution in Frankreich zu bewirken, ſollte nun gekrönt werden. Wirklich erſchien, als die Prachtblüte der Feſte abzuwelken begann, die große Frucht der weißenauer Berathungen. Aus den Preſſen der Hofbuchdruckerei ging das berühmte Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig als oberſten Befehlshabers aller gegen Frankreich vereinigten Armeen hervor. „Es foderte die franzöſiſche Nation feierlichſt auf, den deutſchen Heeren überall offenen Zugang zu laſſen, und ſich ihren Waffen nicht zu widerſetzen. Gegen den Geiſt der Freiheit, der die neue Verfaſſung geſchaffen hat, flammte es Rache und Vernichtung und erklärte auf das kaiſerliche und königliche Wort der beiden verbündeten Monarchen, daß die geringſte, dem Könige von Frankreich und den Seinigen zugefügte Beleidigung die gänzliche Zerſtörung der Stadt Paris und die Hinrichtung der Aufrührer nachſichziehen ſoll.“

Forſter meinte:

„Wahrhaftig, wenn man es darauf angelegt hätte, die Franzoſen zur Gegenwehr anzuhetzen, ſo hätte man es nicht klüger anfangen können. Und das ſind die Menſchen, deren Maßregeln man billigen ſoll? Wohl Dem, der einen Winkel gefunden hat, wo er ruhig dem wahnſinnigen Treiben zuſehen kann!“ —

Dennoch blieb er nicht in dieſem Winkel, als am 22. Juli die hohen Häupter Mainz verließen. Der König von Preußen begab ſich mit ſeinem Gefolge in den prächtig geſchmückten kurfürſtlichen Jachten nach Koblenz zu der dort marſchfertigen Armee. Eine Menge großer und kleiner Fahrzeuge, mit unzähligen Neugierigen beſetzt, die zum erſten mal in ihrem Leben ein Lager anzuſtaunen wünſchten, zogen nach. Der Strom war zu mächtig, um Forſter'n nicht mit fortzureißen. Er begleitete die ſeiner Frau befreundete Familie des Kriegsraths Reichard aus Gotha bis Koblenz. Selbſt Heyne ſcherzte, er müſſe ein Ariſtokrat geworden ſein, und pries ihn als welterfahrenen

Mann, der nun auch eine Kaiſerkrönung geſehen habe; ſetzte aber hinzu: „Ich beneide Ihnen doch mehr, daß Sie die Häupter von Otaheiti geſehen haben.“

Frederic North, der dritte Sohn des Grafen Guilford, machte die Fahrt mit, nachdem er ſich etliche Tage bei Forſter'n aufgehalten hatte. Ein drolliger Menſch, voll der ſeltenſten Kenntniſſe von Sachen, Menſchen und Sprachen, der dem Freunde Luſt zu machen ſuchte, ihn auf ſeiner im Jahre 1794 vorzunehmenden Reiſe nach Griechenland zu begleiten.

Wie verlockend für den immer reiſebereiten Weltumſegler, der nicht ahnte, welche Wendung es mit ſeiner nächſten Zukunft infolge der hohen Politik jener glanzvollen Feſttage nehmen werde! Ein ſchmerzliches Vorzeichen begegnete ihm bei ſeiner Rückkehr von Koblenz. Kaum war er angelangt, als das ſchwächliche Söhnchen ſtarb, das ihm in der Lätarewoche geboren war.

München

Fünftes Buch.

Scheidewege.

So war denn der Glanz der mainzer Feſte für Forſter und Thereſe mit einer häuslichen Trauer erloſchen. Für Beide ein ſchweres Ereigniß! Thereſe kränkelte ſchon länger an einem dauernden Bruſtleiden, das ihren ſonſt ſo lebhaften Geiſt mit Ahnungen eines frühen Todes drückte, ohne ſie für die Kämpfe, die ihr bevorſtanden, zu entmuthigen. Forſter ergab ſich darein, zu dulden und zu ſchweigen, weil ſonſt des Fragens doch kein Ende ſei, warum gerade hier dieſe Verkettung, hier der Schlag. Und in der That, je mehr er mit Verdruß von der Sache der Könige und der Völker abgewendet, ſich auf ſeinen engſten Lebenskreis zurückzog, deſto dringender löſten ſich hier die Bande, die ſein Herz mit Liebe oder mit Pflichten feſſelten; als ob ſein Verhängniß ihn zu irgendeinem Unternehmen ledig — oder irgendeinem Unglücke preisgeben wollte.

Befürchtungen dieſer Art regten ſich wirklich ſogar bei entfernten Freunden. Ein Brief von Jacobi lief in dieſen Tagen ein und ſprach die Beſorgniß aus, Forſter möchte in den Fall kommen, Mainz zu verlaſſen. Seine bekannte Geſinnung und gewohnte Freimüthigkeit mag ſo ängſtliche und weltkluge Leute wie Heyne und Jacobi bedenklich um des Freundes Stellung gemacht haben. Wir wiſſen, daß Forſter weder die Politik ſeines Fürſten noch die Manifeſtationen des mainzer Congreſſes angemeſſen und weiſe fand. Am mainzer Hofe und in der Atmoſphäre der Emigrirten herrſchte aber jetzt eine zugleich ſo übermüthige und empfindliche Selbſtzufriedenheit, daß Jeder, der die gegen Frankreich erhobenen Schritte nur für bedenklich oder gefahrbringend erklärt hätte, für einen Jakobiner oder Propagandiſten wäre angeſehen worden. Die während der Anweſenheit der Fürſten zurückgewichenen und unbeachteten Emigrirten waren nun deſto vorlauter hervorgetreten, gaben den Ton an und rüſteten ſich mit kurfürſtlichen Waffen zu dem „Spaziergang nach Paris“, wo alle dort zurückgebliebenen, ſelbſt dem König treuen Männer gehenkt und alle Jakobiner geköpft werden ſollten.

Forſter verſtand die Andeutung Jacobi's genug, um die Innigkeit der Theilnahme an ſeinem Schickſale darin zu erkennen. Er ſuchte den Freund zu beruhigen. Seine Antwort verräth aber zugleich auch das von Trauer gebeugte Herz. — „Ich nehme ja keinen Antheil an Allem, was vorgeht“, ſchrieb er; „ich ſehe mit gleichgültigem Auge, was hier geſchieht, ohne nur meine Meinung darüber zu äußern, und wenn ich fehle, ſo iſt es durch *negatives* Verhalten, weil ich nicht heucheln und da meine Anhänglichkeit bezeigen kann, wo ich meine Achtung verweigern muß. Freilich gibt es Menſchen, die von dem

Spruche «Wer nicht für uns iſt, der iſt wider uns» eine böſe Anwendung machen, und gern Jeden, der noch ſo gemäßigte Grundſätze im Buſen trägt, für den Anhänger der verhaßten Gegenpartei ausſchreien, gegen welchen jede Verleumdung, jede Verletzung der Treue und des Glaubens gilt. Allein gegen Widerſacher dieſer Art kann ich mich nicht ſchützen, und muß alſo geduldig abwarten, was über mich ergehen mag.“

Aus ſo tiefbewegtem Herzen ſcheint denn auch ein erſter Seufzer des Freundes über ſein eheliches Unglück in denſelben Brief übergegangen zu ſein. Zur Entſchuldigung ſo mancher Ausdrücke ſeines Mismuths und ſeiner Traurigkeit, wodurch er dem Freunde Jacobi Beſorgniſſe erwecke, möchte Forſter gern einmal alle Fäden ſeines Herzens berühren, die es in Bewegung ſetzen, und bekennt, daß er Augenblicke habe, „wo eine andere Gattung von Unglück“ ihn das Drückende ſeiner äußern Lage tiefer empfinden laſſe. Dieſer Kummer unterſcheidet ſich alſo von ſeiner „äußern Lage“, das heißt von den uns und Jacobi bekannten Geldverlegenheiten und häuslichen Sorgen. Auch kann mit dieſer leiſen Andeutung die Trauer des väterlichen Herzens nicht gemeint ſein. Denn warum ſollte er den Verluſt ſeines Knaben nicht ausgeſprochen haben? „Es iſt unbeſchreiblich“, ſetzt er hinzu, „was der Menſch erfahren kann, und wenn alles Böſe, was uns widerfährt, wie ich nicht zweiſle, zu unſerer Beſſerung geſchieht, ſo muß ich wirklich ſchließen, daß an mir ganz ungeheuer viel zu beſſern geweſen iſt. — — Das Beſte von Allem iſt ein kleiner Reſt von Muth, der mir noch übrigbleibt und immer noch wiedergekommen iſt, ſo oft ich nur zu erträglichen phyſiſchen Kräften gelangen konnte.“

Dieſen Muth zu beleben, ließ ſich für Forſter's „äußere Lage“ Manches günſtig an. Als ob die Stille, die hinter dem verrauſchten Congreß in Mainz eingetreten war, durch keinerlei Beſorgniß geſtört werden ſollte, ließ der Kurfürſt unmittelbar auf die Abreiſe ſeiner hohen Gäſte alle Feſtungsarbeiten wiedereinſtellen. Der Koſtenpunkt mag den alten Verſchwender hauptſächlich dazu beſtimmt haben; denn darin trieb er es im Staate, wie's Forſter im Hauſe machte, daß er in Nebendingen zu viel aufwendete, als daß er dem Nothwendigen hätte genügen können. Indeß erſchien ja doch auch jede Vorſicht und Vertheidigungsmaßregel überflüſſig hinter ſo kühnen Manifeſten, ſo tapfern Erwartungen und ſo kriegeriſchen Preußen, die alle Revolution, wo ſie ſolche nur anträfen — „werfen“ würden. Nun zeigte ſich der alte Herr auch wieder für die Angelegenheit der Bibliothek eifrig.

Schon ſeit dem Winter war man damit umgegangen, das Jeſuiten*colleg* zur Aufnahme der verwaiſten Bücher einzurichten. Die Jeſuiten*kirche*, die ſich beſſer geeignet hätte, wagte man nicht zu nehmen. Die geheimen Jeſuiten, die viel Anhang unter den hohen Beamten hatten, wußten im Volke eine lebhafte und eiferſüchtige Anhänglichkeit gerade an dieſe Kirche zu unterhalten. In einem anonymen Drohbriefe wurde gefragt, ob dies der Dank — *des Proteſtanten* (Forſter's?) für das gute mainzer Brot ſei, daß man dem Volke auch noch dieſe *Lieblingskirche* nehmen wolle.

Gar bald überzeugte ſich Forſter durch den Gang der

Verhandlungen, daß es der Univerſität und den Jeſuitiſchen kein Ernſt mit einem Bibliotheksgebäude und noch weniger mit einer zweckmäßigen Vermehrung der Bibliothek ſei. Aber auch von den doppelt vorhandenen Büchern wollte man nichts veräußern laſſen. Die ehemaligen Jeſuiten waren auf jedes nur einigermaßen gute Buch ihrer Anſchaffung ſo eiferſüchtig, als ob man ihnen ein Stück aus dem Leibe ſchneiden wollte, wenn von deſſen Veräußerung geſprochen wurde.

Was war da zu hoffen, als endlich der Kurfürſt und der Coadjutor ſogar auf die Jeſuitenkirche ſelbſt fielen? Allerdings war dieſelbe eine durchaus geeignete Räumlichkeit, die nach Forſter's wiederholter Ausmeſſung den ganzen Bücherſchatz bequem aufzunehmen verſprach. Indeß meinte Forſter ſelbſt, wenn juſt in den jetzigen Zeiten aus dem Bibliothekbau Ernſt würde: ſo gehöre dies zu den ſonderbarſten Erſcheinungen.

Doch wenn dieſer Gegenſtand nur Forſter's Thätigkeit belebte, ohne ſeine Lage zu verbeſſern, ſo ergab ſich von einer andern Seite auch eine Ausſicht auf Gehaltszulage. Der Profeſſor der Naturgeſchichte wurde nach wiederholten Blutſtürzen aufgegeben, und der Prorector, in jenem Jahre der Profeſſor des deutſchen und mainzer Rechts, Hof- und Regierungsrath Bodmann, drang in unſern Freund, dieſe Lehrſtelle zur Bibliothek mit zu übernehmen; wodurch ihm freilich ein Fixum von 600, mindeſtens von 400 Gulden zuwachſen mußte. — Fixum war ein koſtbares Wort für Forſter, etwas, was er nicht abweiſen zu dürfen glaubte, zumal ein paar Stunden die Woche in einem ihm nicht fremden Gebiet ihn nicht überladen konnten. Auch Heyne ermunterte ihn zu einem ſolchen Nebenamte, das einen lebendigen Verkehr, eine geſunde, frohe Thätigkeit neben dem gelehrten Grab einer Bibliothek fortzuführen gemacht ſei. Forſter that demnach die nöthigen Schritte, und obgleich er die Sache in ſeinen Briefen nicht mehr erwähnt, wiſſen wir doch, daß er die Stelle mit einer Zulage von 400 Gulden wirklich erhielt.

Zugleich ging er auch wieder an ſeine literariſchen Arbeiten, die bei ſoviel abwechſelnden Auftritten in Frankfurt und Mainz, bei ſo mancherlei Beſuchen von reiſenden Offizieren, Feldärzten, Feldpredigern u. dergl. und unter der Benutzung des Sommerwetters zu Erholungsgängen ziemlich ſtill gelegen hatten. Da kam er unvermuthet und gerade durch eine ſeiner flüchtigſten Federn in eine ganz neue, intereſſante Verbindung. Man könnte glauben, des Freundes Verhängniß, indem es ſo manches Herzensband löſte, habe ihn durch neue Verknüpfungen feſſeln und von allem revolutionären Andrang der Zeit ablenken wollen.

Der Buchhändler Voß in Berlin hatte ihn für eine Darſtellung der Begebenheiten des Jahres 1790 gewonnen, die für 1793 in Kalenderform, mit Bild und Biographie des Grafen Herzberg, erſcheinen ſollte. Während Forſter an dieſem hiſtoriſchen Verſuch arbeitete, kam ihm dieſer berühmte Staatsmann durch eine beſondere Aufmerkſamkeit entgegen. Der Miniſter des Hubertsburger Friedens und des Fürſtenbundes, der Vertraute des Alten Fritz, hatte ſich unter dem jetzigen Könige halb und halb von den Geſchäften zurückgezogen und befaßte ſich mit einer Sammlung von Staatsſchriften ſeiner Zeit. Von dieſen ließ er durch den Verleger Voß Forſter'n ein Exemplar zuſtellen, wobei er ſich über jenen hiſtoriſchen Kalender gegen den Buchhändler geäußert hatte. Herzberg ſah ſich nämlich bei dieſem literariſchen Unternehmen perſönlich gar ſehr betheiligt. Im Jahre 1790 war ſein Miniſterium am thätigſten geweſen, und bei der von Voß beabſichtigten Vergleichung zwiſchen ihm und Pitt hielt er ſich für zu intereſſirt, um nicht zu wünſchen, daß ſolche, auch in einem kleinen Gemälde, mit treuer Wahrheit ausgeführt werde.

Forſter hegte eine hohe Meinung von dieſem ausgezeichneten Staatsmanne. Aus welchen Geſichtspunkten er ihn betrachtete, können wir aus dem kleinen Aufſatze im 6. Bande ſeiner „Geſammelten Schriften", S. 241 fg., entnehmen. In ſeinem Dankſchreiben an Herzberg ſprach er ſich über ſein Vorhaben beſcheiden und entſchuldigend aus. Er legte es dem Publicum zur Laſt, daß ein abhängiger Schriftſteller auch mit einer ernſten Arbeit, für die er eine angemeſſene Form wählen ſollte, ſich den Launen der Leſer und der Toilette flüchtiger, leichtſinniger Zeitgenoſſinnen untergeben müſſe. Er erwähnte ſeiner äußerſt eingeſchränkten Lage, die ihn in die Nothwendigkeit verſetze, allerlei literariſche Arbeiten nicht aus eigener Wahl, ſondern nach dem Verlangen der Verleger zu unternehmen; wobei er bedauerte, daß eine ſo unbedeutende Arbeit, welche höchſtens das Verdienſt haben könnte, den großen Haufen urtheilsunfähiger Leſer auf eine richtige Anſicht der Dinge zu führen, für den Staatsmann, den erfahrenen Lenker der politiſchen Angelegenheiten einer großen Monarchie, den gelehrten Geſchichtskenner und den erſten Mitwirker in den politiſchen Ereigniſſen unſerer Erde, nicht das mindeſte Intereſſe haben, oder ihm auch nur eine Idee darbieten könne, welche ſein Scharfblick nicht ſchon längſt aus der genauern Kenntniß und Ueberſicht aller geheimen Triebfedern der Cabinete richtiger und treffender geſchöpft hätte.

Graf Herzberg nahm dies Schreiben ſehr freundlich auf. Er fand den Plan des hiſtoriſchen Kalenders ſchön und intereſſant, aber auch ſchwer, weil die meiſten ſolcher Begebenheiten noch mit dem faſt undurchdringlichen politiſchen Schleier des Geheimniſſes, welches ja die Stärke des neuen Staatsſyſtems ſein ſolle, verhüllt ſeien. Forſter würde Vieles aufklären können, meinte er, wenn er ihm nur den dritten Theil ſeiner öffentlichen Schriften, der ſchon gedruckt ſei, mittheilen dürfte, was ihm aber der König auf das ſchärfſte verboten habe. Herzberg erbot ſich ſogar, wenn ihm das Manuſcript des Werkes, das ja in Berlin gedruckt werde, auf einen oder zwei Tage vorgelegt würde, dafür zu ſorgen, daß es intereſſant und völlig wahr und unparteiiſch werden, und nichts hineinkommen ſolle, was allen Theilen anſtößig und dem Abſatze nachtheilig ſein könnte. Zugleich hatte er eine vermehrte Biographie von ſich dem Verleger für Forſter'n übergeben.

Wir haben dieſen berliner Faden ſoweit in unſere Erzählung hereingezogen, weil uns die unerwartete Anknüpfung deſſelben von Bedeutung erſcheint. So kurz vor der verhängnißvollen Stelle, wo Forſter's Lebenspfad zur Revolution umbog, ſtreckte ſich ihm eine mächtige

Hand entgegen, die unter Umſtänden ſo leicht hätte dazu kommen können, ihn zur Diplomatie hinüberzuziehen. Freilich hatte ſich Graf Herzberg bereits aus dem Miniſterium des Auswärtigen auf die bloße Curatel über die Akademie zurückgezogen; doch ſtand er jetzt noch immer in des Königs Achtung und Gunſt. Aber die hiſtoriſche Arbeit Forſter's, durch die eine ſo klare und würdevolle, in drei Sprachen gewandte Feder ſich zur Hiſtoriographie für die laufende Geſchichte, zur Schriftführung über die brennenden Fragen der Cabinete, zum Secretär für Manifeſte hätte empfehlen können, verſpätete ſich leider! bis zum Falle von Mainz, mit welchem auch der Freund ſelbſt ins Schwanken kam. Uebrigens zweifeln wir nicht, daß Forſter einem ſolchen Rufe unter günſtigen Bedingungen gefolgt wäre. Wir haben ihn bisher durch äußere Bedrängniß nur allzu geneigt gefunden, im Gefühle der mit umfaſſenden Weltanſichten verbundenen großen Fügſamkeit ſeiner Arbeitskräfte jeden dargebotenen Weg zur Verbeſſerung ſeiner Lage zu ergreifen. Ohne Freude am Lehrberufe war er Profeſſor in Kaſſel geworden, war bereit, Jacobi's General-Zolladminiſtrator zu werden, als Profeſſor der Philoſophie nach Mitau zu gehen, das haager Cabinet zu übernehmen, und in Wilna die ärztliche Praxis zu ergreifen. Dabei herrſchte, wie es ſcheint, über ſeinem Leben ein ungünſtiger Planet, ſodaß er ſich mit ſeinem Kopf in alle Richtungen deſſelben finden, mit ſeinem Herzen aber in keiner von allen die volle Zufriedenheit gewinnen konnte. Und zu dieſem Zwieſpalte kam nun noch ein wunderbares Spiel des Verhängniſſes mit jenen entzweiten Kräften; indem daſſelbe, wie eben jetzt wieder, dem Freunde immer nur halbe Gelegenheiten, ſich zu helfen und zu retten, immer nur neckiſche Winke von entgegengeſetzten Seiten gab, die ihn nur verwirren, nicht aber mit ſich fortreißen konnten, weſſen er doch öfter ſo ſehr bedurft hätte.

Wir werden bald finden, daß die mächtige Hand, die dem Freunde jetzt nicht helfen konnte, doch zur rechten Zeit noch eine Geldunterſtützung darreichte.

Entſcheidende Flucht.

Die ſo von einem Staatsmanne begünſtigte Arbeit zog auch den diplomatiſchen Hausfreund Huber mit heran. Forſter und er laſen vertheilt und beſprachen gemeinſam Alles, was die Ereigniſſe des Jahres 1790 anging. Sie lebten mit ihren Gedanken zwei Jahre hinter dieſen Auguſttagen. Bald aber machte ſich die Gegenwart mit Trommeln und Pfeifen vernehmbar genug. Der Kurfürſt hatte ſeinen hohen Verbündeten ein Regiment von 2000 Mann zu dem gegen Frankreich beſtimmten öſterreichiſchen Heere zugeſagt. Dies wurde nun gerüſtet, die Rekrutenſchaft eingeübt und ein Lager vor dem Gauthore abgeſteckt.

Dieſe Spannung in der Nähe erleichterte doch keineswegs die ängſtliche und in der Theilnahme der Mainzer zwieſpältige Erwartung von dem Einbruche der Preußen in das franzöſiſche Gebiet. Das Vorrücken derſelben war langſam, auf grundloſen Wegen. Ob die franzöſiſchen Feſtungen ſich ohne weiteres ergeben, die franzöſiſchen Regimenter mit ihren dreifarbigen Fahnen zu den Verbündeten übergehen würden, war die hinüber und herüber geworfene Frage. Die Emigrirten und ihr Anhang betheuerten, die heimlichen Freunde der Revolution verlachten es. Und Forſter weiſſagte gleich hinter dem Abzuge der hohen Häupter, daß man ſobald nicht nach Paris kommen, und Frankreich in keinem Fall ganz bezwingen werde.

Unter dieſem Waffenlärm, unter dieſer Schwüle der Meinungen und Erwartungen überraſchte den Forſter'ſchen Kreis ein Beſuch, der wie eine erlöſende Erſcheinung an die heiterſten Tage des Vaterlandes erinnerte. Goethe, ſeinem Herzoge folgend, der mit dem preußiſchen Heere nach der Champagne zog, verweilte zwei Tage in Mainz. Von der Mittagstafel beim preußiſchen Reſidenten von Stein, „der ſich in Haß gegen alles Revolutionäre gewaltſam auszeichnete“, kam der kriegeriſche Dichter zum Abende in den Kreis von Sömmerring, Forſter, Huber und andern Bekannten und Studiengenoſſen, — Männern die im Gegenſatze republikaniſche Geſinnungen nicht ganz verleugneten, aber weniger leidenſchaftlich ſich auf dem Boden der Wiſſenſchaft und heiterer Lebensbezüge hielten. Die Politik entfernt, von der beſten Stimmung mit ergriffen, fand Goethe nach ſchnell abgelegter ſteifer Haltung den geſelligen Ton milder, leichter Anſpruchloſigkeit. Am erſten Abende bei Wein erinnerte der poetiſche Gaſt durch gute Einfälle mit Raiſonnement, durch lebhafte, launigkräftige Mittheilung die in Frankfurt heimiſchen Freunde an die Art ſeiner Mutter. Von ihr wurde ihm denn auch manches glückliche, treffende Wort berichtet. Am zweiten Abende machte das vorgezogene Bier die Unterhaltung etwas ſchwerfälliger. Goethe that noch das

Beſte durch Erzählungen aus Italien, in denen er ſich launig und gemüthlich gehen ließ.

Hinter ihm her, der des andern Tags über Bingen nach Trier reiſte, hatten die Freunde an dieſem wunderlichen Feldzug eines Dichters viel zu räthſeln. Da wurde Forſter freilich wieder lebhaft an den „Groß-Cophta“ erinnert, den ihm Goethe ſelbſt, nach pomphafter Ankündigung, vergangenes Frühjahr zugeſchickt hatte. Er nannte das Stück — ein Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten könne, ohne eine ſchön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man ſich intereſſire. „Dieſer platte, hochadelige Alltagsdialog“, rief er aus, — „dieſe gemeinen Spitzbuben, dieſe blos höfiſche Rettung der Königin! Ich that einen Sprung, als ich das Petſchaft aufriß, und — o what a falling-off was there!“

In der That ſchien der zu Felde ziehende Dichter die Loſung zu den kriegeriſchen Unternehmungen für Mainz hinterlaſſen zu haben. Auf ſeinen Geburtstag, den 28. Auguſt, bezog die erſte Abtheilung des ausrückenden Regiments das Lager vor dem Gauthore. Die gedankenloſe Menge ſtrömte hinaus, um, wie Forſter meinte, auf das gute Glück des Feldzugs ihrer vaterländiſchen Waffen gegen die Volksfreiheit die Bierfäſſer leeren zu helfen, aus denen der Kurfürſt ſeine Krieger begeiſtern ließ. Und doch hatte man bereits nöthig gefunden, durch gedruckte Anſchläge in den Wirthshäuſern alle Unterhaltung über die öffentlichen Angelegenheiten bei Strafe zu verbieten. Deſto prickelnder waren die Bemerkungen geworden, die man an öffentlichen Orten und beſonders auf der Leſegeſellſchaft über die Maßregeln der Regierung nicht zurückhielt. Am heftigſten tadelte man es, daß der Kurfürſt, nachdem er das revolutionäre Frankreich auf beleidigende Weiſe herausgefodert, nun die Stadt und Feſtung doch von Truppen entblößte und jedem feindlichen Angriff bloßſtellte.

Die unzufriedene Stimmung erhielt immer friſche Nahrung durch die ſchlimmſten Zeitungen aus dem preußiſchen Lager. Die Deſertion war dort ſchon ungeheuer und ſchien zuzunehmen. Krankheiten griffen um ſich. Die franzöſiſchen Prinzen und Emigrirten wurden bald genug von den Preußen ohne Schonung und Rückſicht, ja mit Verachtung behandelt, und was von deren Anhang noch in Mainz war, knirſchte vor Wuth mit den Zähnen.

Mit Anfang September zog die erſte, und nachdem auch die zweite Abtheilung einige Tage gelagert hatte, das ganze Regiment mit ſechs Kanonen gegen Speier zu dem unter Befehl des Generals Grafen von Erbach ſtehenden öſterreichiſchen Heere. Nur ein paar Hundert alte Soldaten blieben in Mainz, zu denen man noch ein 5—600 Mann Reichstruppen, Fuldaer und Naſſauer, in die Feſtung zog. Als gegen Mitte Monats das Erbach'ſche Corps ſich mit den Preußen in Lothringen vereinigte, blieben nebſt einigen Hundert Oeſterreichern die Mainzer unter dem Oberſten von Winkelmann zum Schutze der ſpeierer Magazine zurück. Dieſer Oberſt, ein choleriſcher Verfechter des reinſten Despotismus, der bei den Worten Freiheit, Menſchenrechte u. dergl. in Wuth gerathen konnte, verſprach ſich einen glänzenden Triumph über die verächtlichen Nationalgarden, die unter General Cuſtine heranrückten. Statt deſſen wurde er am 29. September von Cuſtine's 8000 Mann völlig geworfen; ſeine Offiziere wurden auf Ehrenwort entlaſſen, die Gefangenen nach Straßburg gebracht.

Ein unbeſchreiblicher Schreck kam mit der Nachricht von dieſem Unglück unter den mainzer Adel, die Geiſtlichkeit und die vornehmen Emigrirten. Der Gouverneur, General von Gymnich, verzweifelte am Vertheidigungsſtande der Feſtung, und als der Regierungspräſident von Frankenſtein den officiellen Bericht über den unverhofften Schlag ins Zeughaus brachte, wurde mit Zuziehung des Ingenieurmajors Eickemeyer ſchnell ein Vertheidigungsplan entworfen. — Die Bürgerſchützencompagnie und Huſaren wurden zur Beobachtung des Feindes außerhalb der Feſtung verwendet; die Linientruppen in die wichtigſten Außenwerke vertheilt, die innern Feſtungswerke aber von den Bürgercompagnien beſetzt. Alle Bauprofeſſioniſten und Pferde auch des Adels wurden zu Feſtungsarbeiten und Aufführung des ſchweren Geſchützes aufgeboten. Junge Handwerksleute ſollten zur Bedienung der Kanonen unterrichtet, die Studentenſchaft bewaffnet und zum Dienſt aufgefodert, und jene Landleute, welche vormals im Militär geſtanden, einberufen werden. Nach Darmſtadt und Hanau wurden Abgeordnete geſchickt, um Verſtärkung der Beſatzung zu erwirken.

Der abweſende Kurfürſt traf am Morgen des 2. October in Mainz ein, genehmigte die getroffenen Maßregeln, ernannte den Domdechanten von Fechenbach und den Kanzler Albini zu Statthaltern, und verließ im Dunkel des Abends $9\frac{1}{2}$ Uhr die Stadt, ſeine Wappen von den Reiſe- und Gepäckwagen abgekratzt.

Der Mann der hohen Politik bedachte nicht, wie leicht ſein abgeſchälter Stammbaum ſich in einen Freiheitsbaum verwandeln und hinter dem fliehenden Kurhute die Jakobinermütze eindringen könnte.

Und wie ungeſtüm ſtürzte nun hinter dem ausgebrochenen Schlußſteine des mainzer Staates Alles nach, was am Gewölbe ariſtokratiſch gefügt und beamtenherrlich behauen war! — Auf die Nacht der Entweichung des Kurfürſten folgte vier Tage lang eine allgemeine Flucht und ein verzweifeltes Flüchten. —

„In keines edeln Mainzers Seele kam der Gedanke: Widerſtand. Jeder dachte zuerſt auf Rettung ſeines Eigenthums, als hätte er vom Staate und von ſeinen Pflichten gegen denſelben im Zeitpunkte der gemeinſchaftlichen Noth und Gefahr in ſeinem Leben nichts gehört.“ —

Mit dieſer ſchmerzlich bittern Empfindung wandelte Forſter in dieſen Tagen durch die Gaſſen der Stadt und am Ufer des Rhein, — bisher noch ohne einen revolutionären Gedanken im Herzen, und nun ein Zeuge der conſervativen Geſinnung und der Anhänglichkeit an die Monarchie von Seiten dieſes Adels, der eben auf ſeine Weiſe mit der Revolution brach!

Schnell waren die Pferde aus dem Dienſte der Feſtungswerke zurückgezogen, um die bewegliche Habe ihrer Herren an das Rheinufer zu ſchleppen. Hier drängten ſich unzählige Fahrzeuge von aller Größe, mit Waaren und Beſitzthum tief beladen, Jachten und Nachen mit Hunderten von Paſſagieren, Alles nach Koblenz eilend. Man zahlte unglaubliche Summen für die Fracht der Perſonen und Güter, und die zuletzt Abgehenden ſchätzten ſich glücklich, um zehnfach den Preis, den es die Erſten gekoſtet hatte, fortzukommen. Ueber 200,000 Gulden ſollen zur Beſchleunigung der Flucht ausgegeben worden ſein. Und ein Darlehn kaum der Hälfte dieſes Betrags hätte Mainz in einen haltbaren Feſtungszuſtand zu verſetzen hingereicht. Und was auch noch von den geflüchteten Sachen den Eigenthümern verloren ging! Denn Viele vergaßen in der Verwirrung ihre Habe zu adreſſiren. — „Zu Lande ging die Auswanderung nicht beſonnener vonſtatten. Alle Pferde in der Stadt, alle alten und neuen Fuhrwerke fanden ihre Ladung, und die Brücke war mehre Tage lang vom frühen Morgen bis zum Thorſchluſſe mit einer ununterbrochenen Reihe von Equipagen, Phaetons, Whiskys, Kutſchen, Chaiſen, Frachtwagen und Karren bedeckt. Viele franzöſiſche Emigrirte, die neben den mainzer Emigranten weder Pferde noch Wagen bezahlen konnten, flüchteten zu Fuß ins Rheingau und in die benachbarten naſſauiſchen und heſſiſchen Gebiete.

Auch die Reichthümer und Koſtbarkeiten der Kirchen, der Domſchatz von mehren Millionen Werth, wurden eingepackt und von einem Domcapitular nach Düſſeldorf geflüchtet. Das Reichsarchiv, das ſich am Sitze des Reichserzkanzlers befand, und die Landeskaſſen gingen unter Aufſicht der Archivare und Kaſſenbeamten denſelben Weg. Die koſtbarſten Effecten des Hofes blieben ebenſo wenig zurück.

Daß dieſe Angſt ſich auch auf die wohlhabenden Bürger verbreitete und ihnen unter den Fußſohlen heiß machte, läßt ſich denken. Doch kaum hatte der Adel und die hohe Geiſtlichkeit ihre Koſtbarkeiten gerettet, ſo erging ein ſtrenges Verbot die Stadt zu verlaſſen und Beſitzthümer fortzuſchaffen. Der Staatskanzler Albini verſammelte die Bürgerſchaft und foderte ſie auf, die Stadt und ihr Eigenthum auf das äußerſte zu vertheidigen. In ſeiner Rede nannte er die Bürger — Brüder, eine in Mainz ſo unerhörte Herablaſſung, daß ein derber Handwerksmeiſter ſeinem gerührten Erſtaunen nur durch einen Fauſtſchlag auf die Tafel und einen koloſſalen Fluch Luft machen konnte. Leider ſtörte auch dieſen rührenden Auftritt die große Diſſonanz der letzten Tage! Ein allzu dienſtgefälliger Bürger rief im Augenblick in die Verſammlung, daß Sr. Excellenz, des gnädigen Herrn „Bruders“ Packwagen die Schiffbrücke ſoeben glücklich paſſirt wären.

Capitulation.

Wir gehen auf jene Zeitgeſchichte ſo umſtändlich ein, um die Vorgänge anſchaulich zu machen, die Forſter's Seele nicht ohne Eindruck und Anfechtung ließen, und um die Entſchlüſſe zu begreifen, zu denen er fortgetrieben wurde.

Begreiflicherweiſe mußte ein ſo reißender Strom der Flucht auch die ruhigſte Atmoſphäre der öffentlichen Meinung in eine Strömung und Gegenſtrömung verſetzen. Denn wer mit guter Ueberzeugung dem Zuge nicht folgen konnte, mochte ſich leicht gedrungen fühlen, der Richtung ſelbſt zu widerſtreben, oder alsbald eine entgegengeſetzte zu ergreifen. In der That erſchien über Nacht die dreifarbige Cocarde am Hut von Männern wie Profeſſor Hofmann, und in der Schuſtergaſſe wurde dies Abzeichen franzöſiſch-republikaniſcher Geſinnung auch ſchon zum Verkaufe gehalten. Doch ſcheint dieſer tricolore Regenbogen der Freiheit auf dem mainzer Sturmgewölke nur erſt bruchſtückweiſe und vorübergehend erſchienen zu ſein. Forſter ſteckte dieſe Farben noch nicht auf und puderte auch noch ſeinen kurfürſtlichen Zopf. Aber ſeine Aeußerung bei dem ſtrengen Verbote des Auswanderns für die Bürger, das entrüſtete Wort: „Die letzte Zuckung des ſterbenden Despotismus iſt eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit mehr“ — konnte ſeine Freunde, wie eine Loſung zur republikaniſchen Wendung, beſorgt machen.

Zu dieſen würde wahrſcheinlich Sömmerring gehört haben. Er befand ſich aber mit ſeiner jungen Frau eben auf einer Reiſe nach Wien. Doch auch Huber, der als ſächſiſcher Geſchäftsträger in Abweſenheit des Geſandten von Bünau mit andern Diplomaten ſich nach Frankfurt zurückgezogen hatte, drang fortwährend in Forſter, Mainz zu verlaſſen. Zwar bekannte er ſelbſt ſich ſowenig zu einer unbedingten Hofpolitik, daß die Ariſtokraten ihm demokratiſche Geſinnung zutrauten, während die Demokraten ihn für einen Ariſtokraten hielten. Doch mochte er in Dem, was bevorſtand, mancherlei Gefahren für einen Mann von Forſter's Herzen beſorgt haben; wobei denn freilich auch für ihn ſelbſt durch Thereſens Abweſenheit jedes abendliche Schlafengehen ein unvollendeter Accord war, dem die letzten, nun ſchon ſo gewohnten Töne fehlten.

Forſter hatte ihm gleich anfangs erklärt, daß er ſchon der Confuſion wegen Mainz nicht verlaſſen werde. Anfangs vielleicht in Sorgloſigkeit um den Einfluß, den die franzöſiſche Bewegung auf ihn haben könnte, fand er ſich auch von Seiten Thereſens nicht beängſtigt, da ſie gewohnt war, jeden Tag mehr nach deſſen Wirkung auf Andere als auf ſie ſelbſt zu berechnen. Nun ſuchte Huber von Frankfurt aus dem Freunde vor dem Eigenſinne der wiederaufgenommenen Vertheidigungsanſtalten bange zu machen, die zum Schutz unzureichend, den andringenden Feind nur erbittern könnten. Dies ſei auch ohne die andern Rückſichten ſchon Antrieb genug, den Fuß von der Stelle zu ſetzen.

Forſter in ſeiner vereinſamten Straße, wo Alles bis auf ein einziges Nachbarhaus fortgelaufen war, verwarf alle freundſchaftlichen Capitulationsvorſchläge und beharrte bei ſeinem Entſchluß auszuhalten, entrüſtet über die Menſchen, die, ſelber auf der Flucht, Andere zur Abwehr auffoderten, ohne einen Begriff von Verantwortlichkeit für Das, was kommen konnte. Auswandern hieß ihm die Feigheit beweiſen, die er doch mit jedem Gutdenkenden an dem Adel und der Geiſtlichkeit verabſcheute. Er rechnete ſich für Mainz nichts Gutes aus den Umſtänden heraus. Der Rhein war weithin zu Berg und Thal ohne Preußen, ohne Kaiſerliche, und Heſſen-Darmſtadt hatte, unter Flüchtung ſeiner Truppen nach Gießen, den von Mainz nachgeſuchten Beiſtand mit einer feigen Neutralitätserklärung abgeſchlagen. So lag die Stadt der Willkür des anrückenden Feindes rückſichtslos preisgegeben da.

Forſter konnte ſich wegen des bedenklichen Scheins oder Argwohns, den ſein Bleiben auf ihn werfen möchte, um ſo leichter beruhigen, als ſelbſt Heyne, der ängſtlich Umſchauende, des Schwiegerſohnes Entſchluß billigte. Nur vor einem zu vertraulichen Verkehr mit franzöſiſchen Offizieren, wenn die Stadt genommen würde, warnte er; damit Forſter, vielleicht ſchon um ſeines Namens willen lebhaft aufgeſucht, nicht etwa in den Verdacht des Einverſtändniſſes mit dem Feinde fallen möchte.

Doch für ein unbedingt unthätiges Verhalten war

Forſter von vornherein nicht geſtimmt. Wenn Noth an den Mann ginge, meinte er, und bei Vertheidigung der Stadt etwas für das allgemeine Beſte zu gewinnen wäre, möchte es die Zeit ſein, ſich für ſeine Mitbürger wirklicher Gefahr auszuſetzen. Dazu rechnete er aber nicht den übertriebenen Eifer, jetzt ſchon perſönlich Wachtdienſte zu thun, wozu ſich auch der Prorector Bodmann einfand, der Doctor beider Rechte, der es auch der Statthalterſchaft gern recht machen wollte. Forſter gönnte lieber jenen Bürgern, die jetzt ohne Verdienſt waren, die 40 Kreuzer, wofür ein Wachtdienſt ſtellvertretend gern übernommen wurde.

So ſtand mithin der Freund Mitte October noch auf dem Gedanken einer tapfern Vertheidigung der Stadt. Allein in der Weiſe, wie große Blutverluſte Nervenfieber nachſichziehen, mag man ſich den angſt- und erwartungsvollen Zuſtand vorſtellen, worin nach der großen Flucht des bisher ſo ſtolzen, ſo hoch pulſirenden mainzer Vollbluts die zurückgebliebene Bevölkerung fieberte. Aller Muth ſchien der Stadt wie abgezapft; obgleich das Abgezapfte eben doch der Muth nicht geweſen war. Zum Gefühle der Verlaſſenheit kamen die bedenklichſten, ja bedauerlichſten Nachrichten aus der Champagne über den Widerſtand der Franzoſen und den Zuſtand der Preußen. Dies, und was die bei Speier auf Ehrenwort entlaſſenen Offiziere, ehe man ihnen Stillſchweigen auferlegte, und die Gemeinen, die man ſchnell auf die Veſte Königſtein entfernte, von der guten Mannszucht des Generals Cuſtine und von der Tapferkeit und dem brüderlichen Benehmen ſeiner Truppen erzählten, — Alles erregte die

Gemüther, verwirrte das Urtheil der Parteien, lähmte die Vorſätze und Entſchlüſſe der Bürger, und ſteigerte das Wechſelfieber von Angſt und Hoffnung im Herzen der Bevölkerung. Da wollte der Zuſpruch des umherreitenden Gouverneurs, Generalfeldzeugmeiſters von und zu Gymnich Excellenz, bei den untern Offizieren der Beſatzung ſchon nicht mehr verfangen, und ſeine Verſicherung, die Stadt bis aufs Hemd zu vertheidigen, machte der Bürgerſchaft eine Gänſehaut. Der noch zurückgebliebene preußiſche Reſident von Stein, gewaltſam im Haß gegen alles Revolutionäre, durchſtreifte mit den Landjägern die Umgegend, trieb aber nur erdichtete Neuigkeiten über die Flucht der Franzoſen und die Siege der Preußen auf, woran Niemand glauben wollte. Bald fingen die zur Vertheidigung der Stadt vertheilten Generale ihre Werke und Wälle zu bezweifeln an; die wenigen noch Stand haltenden Ariſtokraten ereiferten ſich allmälig darüber, daß man ſie bisjetzt mit ſo falſchen Nachrichten über „die edle und tapfere Nation der Franzoſen“ getäuſcht habe; die Bürger bangten um ihre Habſeligkeiten um ſo lebhafter, als der Adel die ſeinigen glücklich gerettet und dabei unverſehens alle Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Aufopferung mit eingepackt hatte.

Der umherſchleichende Mismuth fing endlich an zu murren. Man ſchalt es Unſinn, einem ſo tapfern Feinde mit ohnmächtigen Kräften — ſeinem republikaniſchen Enthuſiasmus mit dem Flickwerke deutſcher Reichsbollwerke Widerſtand leiſten zu wollen. Dazwiſchen erſchallte durch die Fenſter der Leſegeſellſchaft zu den laut geleſenen franzöſiſchen Journalen Händeklatſchen und Beifallsjubel, welchem der Erlaß der Statthalterſchaft vom 13. October mit der freundlichen Miene althergebrachter Nachſicht doch von der allgemeinen Angſt ein wenig auffallend nachhinkte. Der Dombechant vertraute zu ſehr dem gutdenkenden und „für ſeine eigene Ruhe rühmlich beſorgten Publicum“, um der Neugierde der Einwohner jene Aufruhr predigenden Blätter noch zur Zeit zu entziehen, verſah ſich aber zu den Gliedern der Leſegeſellſchaft, daß ſie nur den „nöthigen“ Gebrauch davon machen, und ſich keine applaudirenden Bemerkungen erlauben würden.

In ſolcher Stimmung konnte ein Huſar auf Streifwacht eine Schafherde für feindliche Colonnen anſehen, und verhängten Zügels zur Stadt und die Stadt in die größte Unruhe ſprengen. Ein falſcher Alarmſchuß bringt fuldaer und weilburger Beſatzung auf die Beine, um — Reißaus über den Rhein zu nehmen; bei welcher Gelegenheit die niedergeſchlagenen Einwohner einen für ein paar Tage erquicklichen Rheinſchnakenwitz gewinnen, indem nun jeder aus Mainz Entflohene — ein Weilburger genannt wird, — in der mainzer Mundart ein Bürger der da weilt.

Da ſcheint freilich aller Muth und Troſt ſich zu den Generalen hinter die Feſtungswerke zurückgezogen zu haben, und ſie halten bei ſo übeln Anzeichen Kriegsrath, unter Zuziehung des einzigen bürgerlichen Offiziers, des Ingenieurmajors Eickemeyer. Dieſer legt einen Vertheidigungsplan vor und entwickelt ihn mit muthigem Hoffen unter den immer verdrießlichern Mienen der Generale. Unglücklicherweiſe werden ſie durch abermaligen Lärm über den annahenden Feind unterbrochen. Der Gouverneur hebt die Sitzung auf; allein Eickemeyer tritt ihm entgegen und beſteht auf einer Beſchlußnahme. Es ſoll beſtimmt erklärt werden:

Ob's edler im Gemüth die Pfeil' und Schleudern
des wüthenden Cuſtine zu meiden, oder
ſich waffnend gegen ihn zu Grund zu gehn. — —

Die Feſtung verlaſſen oder vertheidigen? lautet die kurze martialiſche Frage des Gouverneurs.

Verlaſſen! iſt die noch kürzere Antwort der tapfern Generale, und Eickemeyer packt ſeine Pläne ein.

Die Statthalterſchaft war dieſes Beſchluſſes nicht wenig erſtaunt, zumal der Gouverneur, der Vertheidiger bis aufs Hemd, dieſe Erklärung in voller Uniform überbrachte. Inzwiſchen hatte ſich der Lärm, der jene Ergebung herbeigeführt, als ungegründet erwieſen, und man konnte die Sache noch weiter und in beſſere Ueberlegung nehmen. Dennoch ließ der Vorgang nichts Beſſeres erwarten; wenn nicht etwa ein von preußiſcher Seite betriebener Waffenſtillſtand und Separatfriede, worüber neue Nachrichten einliefen, den vorrückenden Cuſtine aufhalten dürften.

Forſter ſah bei dieſen Neuigkeiten weiter als auf die zu ſolchen Anträgen drängende Noth der preußiſchen Armee, die am Verhungern war, deren Ruhrkranke die Spitäler füllten und deren abgetriebene Pferde fielen. — „Welche Baſis zum Frieden wird man nehmen?“ fragte er. „Wer wird die Zeche bezahlen, wer wird das Opfer ſein. Ehre iſt nicht mehr das Wort, aber welche Infamie kann noch erſonnen werden, um die Schande zu decken?“ —

Inzwiſchen benutzte man in Mainz die harrende Zeit zur Ausführung der Vertheidigungsanſtalten. Auch rückte zur Beſatzung eine öſterreichiſche Schwadron ein und 800 aus den Spitälern entlaſſene, und nach den Niederlanden beſtimmte Kaiſerliche wurden in die Stadt gezogen, bewaffnet und in die Werke vertheilt.

Am 19. October rückten endlich die Franzoſen unter die Feſtung. Eine anſehnliche Colonne drang gleich, unbekannt mit der Umgebung und von der verblüfften Beſatzung unbehindert, zwiſchen die Linien zweier Hauptforts ein. General Cuſtine ſchlug ein Lager, und foderte die Feſtung auf ſich zu ergeben. Der Gouverneur hielt das Schreiben ſtillſchweigend für ſich zurück, um ſich Bedenkzeit zu nehmen.

Innerhalb der Stadt ging es in dieſen Tagen bunt genug zu. Bürgerpoſten verließen beim erſten Kanonengruß ihren Platz. Schreiner- und Schloſſergeſellen bedienten die Kanonen in Ermangelung der rechten Bemannung; an Schießbedarf war eben kein Ueberfluß, und ſelbſt die Kugeln nahmen an der allgemeinen Verwirrung theil, und gelangten mit ihrem verſchiedenen Kaliber gewöhnlich an die unrechten Batterien. Aus dem feindlichen Lager kamen einzelne, gerade nicht ſehr unartige Kanonenmahnungen, von denen einige Kugeln in die Straße der Forſter'ſchen Wohnung fielen. Sie müſſen doch nicht ſehr ſchreckhaft geweſen ſein; denn die kleinen Mädchen ließen ſich von der Mutter aus „Tauſend und eine Nacht" erzählen, und durften ſelbſt über die Gaſſe zu Geſpielinnen gehen, wo der junge Engländer ſie nach Hauſe abholte.

Bald erfolgte eine zweite Auffoderung, begleitet von einer an die Bürgerſchaft gerichteten, beruhigenden, Freiheit verkündenden Anſprache. Dieſe behielt man im Kriegsrathe zurück. Man fürchtete eine Geneigtheit der Stadt für die Franzoſen, gerade etwas, was man doch bei dem ſtillen Vorhaben, ſich in Hemd und Uniform zu ergeben, als guten Beweggrund hätte benutzen können. Denn im Kriegsrathe, der nun wieder zuſammenkam, erklärte ſich alsbald der dem Kurfürſten verwandte General Graf Hatzfeld, in der vom Gouverneur angegebenen Tonart, für die Capitulation. Die übrigen Generale eilten presto mit ihren Abſtimmungen nach, und der Gouverneur wußte auch die Diſſonanz der Eickemeyer'ſchen Einwendungen ſchnell aufzulöſen. Gegen die einredende Statthalterſchaft berief ſich der Gouverneur auf die zuſtimmende Anſicht des kriegskundigen preußiſchen Reſidenten von Stein, bezog ſich ferner auf ſeine eigene, bis aufs Hemd entkleidete Einſicht in die Lage der Sachen, und zu ſeiner vollſten Rechtfertigung auf ſeine vom Kurfürſten erhaltene Vollmacht.

Und ſo zogen ſich die genehmigenden Statthalter auf die gewiſſenhafte Beruhigung zurück, daß doch durch ſolch' eine Capitulation das gute Mainz vor Bomben und glühenden Kugeln, vor unwiderſtehlichen Sturmleitern und republikaniſcher Plünderung mit Gottes Hülfe behütet werde.

In der Nacht vom 20. auf den 21. wurde durch Geheimrath Kalkhof und Ingenieur Eickemeyer mit den Franzoſen unterhandelt, — bedeutſam genug in dunkler Octobernacht des Neumonds, von Sonnabend auf Sonntag, von Wendelin auf Urſula des mainzer Kalenders. Die guten Bürger der Stadt hörten erſt davon nach dem ungeſtörten Frühſtück, als am 21. Morgens 10 Uhr der kaiſerliche Hauptmann Andujar, da er auf ſeine ſchriftliche Anfrage wegen der Capitulation von des Herrn

Gouverneurs von und zu Gymnich Excellenz keine Erklärung erhielt, mit 1100 übergabsunwilligen Oeſterreichern klingenden Spiels über die Rheinbrücke abzog.

Unter der Mittagsglocke öffneten ſich die Thore. Hauſenweiſe liefen die ſonntäglichen Städter ins franzöſiſche Lager, wo eben Nationalcocarden von geſponnener Wolle vertheilt wurden. Der Janhagel fiel über die Weinberge der Univerſität und des St.-Victorſtifts wie ein gefräßiger Staarenſchwarm her und beſorgte ſo die reife Octoberernte.

Verſuchungen.

Noch am Abende des 21. beſetzten die Franzoſen jene Thore, die eine Verbindung des Lagers mit der Stadt offenhielten, und Cuſtine bezog mit ſeinem Gefolge das Schloß und die Zimmer des Kurfürſten. Am folgenden Tage rückte die Beſatzung der Reichstruppen aus. Cuſtine bewilligte jedem Offizier ein Reitpferd aus dem kurfürſtlichen Marſtall und dem Gouverneur die ſechs Iſabellen des Kurfürſten. Sie wurden angenommen; aber jenſeit der Brücke verpflichtete Herr von Gymnich die Offiziere bei Dienſtentlaſſung, die Pferde an den Kurfürſten nach Erfurt zurückzuliefern. Wenigſtens wollte er ſeinem Herrn doch die Gäule retten, nachdem er die Reſidenz und Reichsfeſtung verſpielt hatte. „Verſpielt“ war die Parole der leichtherzigen Beſatzung. „Wir haben Mainz verſpielt!“ war das kurze Soldatenwort, das eigentlich auf den Kurfürſten zurückfiel, der mit ſo lumpigen Matadoren von Generalen das Spiel ſeiner hohen Politik — remis oder gar bête gegeben. —

Die Franzoſen zogen ein, nur von den Revolutionsfreunden mit Jubel begrüßt. Die Nationalgarden theilweiſe blau mit roth uniformirt, zur Hälfte zerlumpt in bunten Anzügen deformirt; anſehnlicher die Linientruppen; am vortheilhafteſten ausſehend die Reiterei und das Geſchütz mit guten Pferden. Im Ganzen charakteriſirten ſich die Truppen durch leichte, loſe Haltung in Schmuz und Frohſinn, durch Schwärmerei für Cuſtine und Brüderlichkeit mit ihren Offizieren. Gegen 15,000 Mann wurden als Beſatzung untergebracht und einquartiert. Forſter war glücklich genug, den Quartiermeiſter, einen Braunſchweiger, zu gewinnen, der die ihm beſtimmten 20 Mann ſtrich und ſich dafür ins Quartier ſetzte.

Auch Forſter war mit Frau und einigen Freunden vor das Thor hinausgegangen, wo ſie zuerſt einige luſtige Soldaten erblickten, die einander die umherliegenden Kanonenkugeln zuſchoben. Vive la république! rief ihnen Forſter grüßend zu.

War dieſe unüberlegte Gefälligkeit vielleicht eine Orakelfrage wegen ſeiner Betheiligung an der nächſten Zukunft, ſo erhielt er eine Antwort, die er ſich konnte zur Warnung dienen laſſen. — „Sacré!“ — — — fluchte der Franzoſe, „elle vivra bien sans Vous!“ —

Cuſtine's erſtes öffentliches Auftreten geſchah auf dem Rathhauſe. Ein Mann von etwa 50 Jahren, natürlichen würdevollen Anſtandes, übrigens nur durch einen mächtigen Schnurrbart und kleine, unruhige Augen auffallend, hielt er an die kleine Verſammlung eine Anrede, worin er Alles beim Alten zu laſſen und den Bürgern die Wahl einer Verfaſſung freizuſtellen verſprach. Er werde ſie bedauern, wenn ſie zum alten Despotismus zurückgriffen, ſie aber unterſtützen, wenn ſie die freie franzöſiſche Verfaſſung vorziehen und ſich zu einer rheiniſchen Republik ordnen wollten. — Nur einzelne Stimmen riefen: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! —

Nun betrieb auch gleich ein Adjutant Cuſtine's die Bildung eines Clubs. Manche der anweſenden Mainzer ſtutzten; wer ihn aber lebhaft beſtritt, war Forſter, indem er nachwies, daß damit weder dem öffentlichen Wohl noch dem Privatintereſſe gedient ſei. Der Adjutant konnte ihn nicht widerlegen; aber es fehlte nicht an überſpannten Köpfen, die dennoch einen Club durchſetzten. Cuſtine bewilligte zu dieſen Verſammlungen den prachtvollen Concertſaal im Schloſſe, und eröffnete dieſelben mit einer Anrede.

Forſter nahm keinen Antheil weder an dem Tiſche der erhitzten Sprecher und Tyrannenhaſſer, noch unter der von kalter Neugierde hingetriebenen Zuhörerſchaft. Dagegen bemühte er ſich für die Wiedereröffnung des Theaters, um die fremden Offiziere zu unterhalten und das Publicum zu „humaniſiren“, wie er es nannte.

Denn das mainzer Volk erſchien ihm in dieſen Tagen gar erbärmlich. Er hatte es noch nie in ſolcher Leere und Charakterloſigkeit erblickt. Verblüfft und wie ſtupid, konnte es ſich in den Umſchlag der Dinge nicht finden, und wußte weder wie ihm geſchehen war, noch wie es ohne ſeine entflohenen gnädigen Herren auskommen ſollte. Dadurch gewannen die paar zurückgebliebenen Regierungsmänner und auf dem Lande die kurfürſtlichen Beamten einen geheimen Einfluß, die Maſſen zu ängſtigen und mit Zweifeln zu verwirren. Bald waren auch Spione der

Entflohenen und geheime Correſpondenzen mit dem unſteten Hofe zu ſpüren. — Zwar den Kurfürſten haßte man allgemein, da er ſein Land ſo ſchnöde verlaſſen und die öffentlichen Kaſſen, ſogar die Witwen- und Pupillenkaſſengelder, mitgenommen hatte. Dagegen verlangte man und ſendete auch nach dem Coadjutor. Ob dieſer ſich aber dazu verſtehen werde, als bloßer Biſchof von Mainz zu erſcheinen, bezweifelte Forſter. —

So überlegt aber der Freund ſich auch zurückhielt, war ihm doch nicht beſtimmt, von dem großen Umſchwung des mainzer Lebens unergriffen zu bleiben. Und da ihn das Verhängniß an keinem Freiheitsſchwindel, an keiner republikaniſchen Schwärmerei faſſen konnte, ergriff es ihn bei ſeiner geiſtigen Bildung und Begabung. —

Von allen öffentlichen Anſtalten ſah ſich nämlich zuerſt die Univerſität in ihrem Fortbeſtande bedroht. Es blieb nicht bei jener Plünderung ihrer Weinberge, und daß der Pöbel ihren Holzvorrath von 200 Klaftern verſchleppte. Eine dauernde Erſchöpfung ihrer Exiſtenz ſtand bevor; indem die Bauern von der neuverkündigten Freiheit wenigſtens das Capitel der aufgehobenen Zinſen und Zehnten ſehr ſchnell begriffen, und ſofort ſich dieſes fette Stück der eingebrachten Freiheit und Gleichheit herausnahmen. Drei Viertel der Univerſitätseinkünfte beſtanden aber aus dieſen Abgaben, und es ſah bereits danach aus, daß das letzte Beſoldungsquartal der Profeſſoren nicht ausbezahlt werden könnte und die Anſtalt gänzlich eingehen müßte, falls nicht etwa ein Erſatz aus den Gütern des Domcapitels bewilligt würde.

Daher fand es die Univerſität gerathen, mittelſt einer feierlichen Begrüßung des Generals Cuſtine aus ihrer Mitte ſich um deſſen Schutz und Beiſtand zu bewerben. Forſter's Gewandtheit im Franzöſiſchen und im äußern Benehmen verſchaffte ihm die Ehre an der Spitze der Deputation das Wort zu führen. Er hielt eine kurze Anſprache, wiewol nicht frei, ſondern vom Papier ab, und Cuſtine antwortete aus dem Stegreif, wohlgeordnet und keines Punktes vergeſſend, ſo günſtig, als es die Univerſität nur verlangen konnte; indem er ſtatt der Zehnten, die freilich als ein Theil des gothiſchen Feudalgebäudes nicht fortbeſtehen könnten, nach dem Beiſpiele Frankreichs die Beſchaffung anderer Fonds in Ausſicht ſtellte. Er bat ſich Forſter's Aufſatz aus, und ließ den Freund nicht lange in Zweifel darüber, daß er von ihm, ſchon durch das vom gewöhnlichen mainzer Kauderwelſch ſich unterſcheidende Franzöſiſch, eine gute Meinung gefaßt habe.

Hiermit war es indeß nicht abgethan. Und wenn in ruhigen Zeiten ein brauchbarer Mann ſeine Neider hat, die ihn überall verdrängen, ſo fehlt es in den Tagen des Umſturzes den meiſten Menſchen nicht an Angſt oder Klugheit — ihn recht gern vorzuſchieben. Forſter's Verhältniſſe zur Univerſität brachten es mit ſich, daß er auch mit dem Generalkriegscommiſſariat zu thun bekam, um die Lieferungen der Univerſität zu reguliren. Dabei fand er Gelegenheit, die nothwendige Verſehung der Stadt mit Salz und Holz zu empfehlen. Und da man ihn hier als rechtſchaffenen Mann kennen lernte, gewann er immer mehr Zutrauen, ohne daß er einen abſichtlichen Schritt gethan hätte. Er bedachte nur, daß er ſich ſolchen Geſchäften ohne Undank gegen die Univerſität und die Mainzer ſelbſt, unter denen er bisher gut gelebt habe, unter den jetzigen Umſtänden nicht entziehen dürfe, und daß er zugleich mancherlei Hülfe oder Abhülfe leiſten könne. So fand er ſich, ſchon allein um Schutzwachen auf das Land zu verſchicken, wo die Soldaten übel hauſten, zu unzähligen Gängen veranlaßt; man wendete ſich brieflich und mündlich an ihn; ſodaß er ſich bald genug als ein Geſchäftsmann im Kleinen vorkam.

Wie verlockend aber gerade eine ſolche Thätigkeit für Forſter'n war, der es immer beklagt hatte, daß des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt ſei, wiſſen wir ſchon aus jenem Selbſtempfehlungsbriefe an d'Elhuyar, worin er ſeinen — penchant pour les affaires de préférence aux sciences bekannt hatte; nun noch doppelt verlockend, nachdem die unzureichende Schriftſtellerfeder ihn ſo oft im Stiche gelaſſen und ſo vielfach verdrießlich gemacht hatte, die jetzige Bewegung ihn aber geſund, heiter und gutes Muthes ſtimmte.

So überſtäubte ſich bald ein wenig das vielgereiſte Schreibſchränkchen von Acajou. Der hiſtoriſche Kalender für 1793 kam nicht zuſtande, da das Buch zu Michaelis nicht fertig wurde, und Forſter's Arbeit löſte ſich in bruchſtückartige „Erinnerungen aus dem Jahre 1790", („Sämmtliche Schriften", VI, 160 fg.) auf, zu denen nun die vorbereiteten Kupfer verwendet wurden.

An dieſen flüchtigen Bildern knüpfte doch Graf Herzberg noch einmal an, und die Zuſchrift ſieht ganz danach aus, als ob er Forſter'n, für den ſeine auswärtigen Freunde bereits bangten, noch am Scheidewege zur Revolution gern zurückgehalten hätte. Herzberg bezeugte ſeine Dankbarkeit für die „vortreffliche Art“, wie Forſter ſein Miniſterium geſchildert habe, wie zu ſeiner Verwunderung der Sinn ſeiner Miniſterialgrundſätze vollkommen getroffen ſei. Er deutete ihm dann einige der Hauptgeſichtspunkte für ſeine miniſteriellen Beſtrebungen an, über die er nichts veröffentlichen dürfe, und ſchickte ihm durch Buchhändler Voß einige ſeiner literariſchen, auch politiſchen und ökonomiſchen Schriften, aus denen Forſter wenigſtens im Großen ſehen könnte, was er gethan habe. Zum Schluſſe ſpricht er die Hoffnung aus, „daß Forſter immer ein echter Deutſcher und ein guter Preuße bleiben werde“, und verſpricht das Mögliche dazu beizutragen, wenn nur erſt der liebe Friede hergeſtellt ſei. Und um Forſter'n gleich ganz monarchiſch zu zeichnen, möchte er ihm als Mitglied der Akademie gern auf ſicherm Wege die große ſilberne Medaille mit des Königs ungemein gut ausgearbeitetem Bildniſſe ſchicken.

Uebertritt zur Revolution.

Es war zu ſpät. Kurz vor jenem, am 13. November gethanen Schritte Herzberg's hatte Forſter der Revolution eine Hand geboten, und wir fürchten, ſie wird feſtgehalten werden.

Forſter hatte nämlich bei Gelegenheit jener Geſchäfte für Mainz und die Univerſität bemerken wollen, wie der Wille des Volks ſich immer deutlicher entwickele, indem man wahrnehme, daß der entflohene Fürſt und Adel ſeine Anſprüche an Mainz gar nicht geltend mache, und die entſchiedene Uebermacht der Republik im ganzen Kampfe keine Hoffnung auf eine etwaige Wiederabtretung des Landes übriglaſſe. Jetzt ſchien es ihm Pflicht, die noch unentſchieden gebliebenen Wenigen zu einer Entſcheidung aufzumuntern und ihnen die Freiheit in ihrem wahren, wünſchenswerthen Lichte zu zeigen. Er trug kein Bedenken mehr zur Volksgeſellſchaft zu treten, und ließ ſich in der gewöhnlichen Abendſitzung des Clubs von dem eifrigen Doctor Wedekind, Thereſens Arzte, dem er es bisjetzt ſtandhaft abgeſchlagen hatte, dort einführen. Hatte man hier allerdings die Augen ſchon lange auf ihn gerichtet, ſodaß es ihm auch gelang, die ſchon entzweiten Gemüther zu einigen: ſo blieb doch ſein Schritt von Seiten der ſtillen Anhänger des Kurfürſten ebenſo wenig unbeachtet. Seine frühere Dedication, worin er die Verdienſte dieſes Fürſten und die von demſelben empfangenen Wohlthaten öffentlich anerkannt und es ausgeſprochen hatte, daß ihm vom Kurfürſten das Vaterland wiedergeſchenkt worden ſei, war nicht vergeſſen worden. Man zog ſie hervor, und bezeichnete ihn damit als undankbar und verrätheriſch. Daß der Kurfürſt vom Sommer 1789 für Forſter ein Anderer war als Erthal nach abgekratztem Chaiſenwappen im October 1792, bedachten dieſe Altmainzer nicht, und ebenſo wenig, daß für ſie ſelbſt der Kurfürſt nicht mehr der Alte blieb, nachdem er das Land ſo treulos verlaſſen hatte, mit welchem als ſeinem neuen Vaterlande Forſter es noch immer hielt.

Bedenklicher war ein zweiter Schritt, den Forſter bald nach dem 5. November that.

Schon unter den Verhandlungen mit Cuſtine und deſſen Commiſſaren hatte Forſter die Vermuthung gefaßt, man beabſichtige, ihn zum Mitgliede der neuen Behörde für die Verwaltung des linken mainzer Rheinufergebiets von Speier nach Bingen zu machen. Aus blos pflichtgetreuem Verbleiben in Mainz und in ſeinem Amte ſollte er alſo in den Dienſt der franzöſiſchen Eroberung übertreten. Es galt nicht mehr blos, ſich bei den ſiegreichen Fremden für eine öffentliche Anſtalt und für ſeine Mitbürger zu bethätigen, ſondern eine Provinz adminiſtriren zu helfen, die von dem Feinde vielleicht dem Vaterlande entfrembet werden konnte. Dies war eine Sache der ernſteſten Ueberlegung. Und wie Forſter um jene Zeit die Lage der Dinge ins Auge faßte, läßt uns vermuthen, daß ihm dieſe Tage nicht ohne innern Kampf vorübergingen. Der Gedanke der Flucht aus den bevorſtehenden Verwickelungen blieb ihm nicht fremd. Aber er gab ihn auf, weil er Frau und Kinder eben nicht aufgeben konnte. Sodann bot ihm Thomas Brand, der junge engliſche Hausgenoſſe, die Mitreiſe nach Italien an. Auch er trieb, aus Abneigung gegen die Franzoſen und bekümmert um Forſter's Geſchick, den Freund an, Mainz zu verlaſſen. Allein, war dies etwas Anderes als Flucht, und ſtand neben der Sorge für die Seinigen nicht auch ſeine bürgerliche Exiſtenz auf dem Spiele?

Er hatte in dieſer Angelegenheit auch mit Huber eine Zuſammenkunft in dem, zwiſchen Mainz und Frankfurt gelegenen Städtchen Höchſt, wohin er Sonntags den 28. October mit Thereſen und Brand fuhr. Huber war immer noch dafür, daß Forſter Mainz verlaſſe; wogegen dieſer ihm begreiflich zu machen ſuchte, daß er ja ſelbſt, von ſeinem Miniſter noch immer ohne Inſtruction gelaſſen, ebenſo gut in Mainz als in Frankfurt ſein könne, und daß er dabei vielleicht noch einen diplomatiſchen Dank verdiene, indem man unter den jetzigen Umſtänden von Dresden aus wol ebenſo ungern verbieten als befehlen möchte. — Was aber auch bei dieſer Zuſammenkunft mag beſprochen und verabredet worden ſein: Forſter blieb auf ſeinem Platze.

Aber er faßte mit ernſtem Blicke ſeine eigene und die Lage von Mainz und von Deutſchland ins Auge.

„Es iſt eine der entſcheidenden Weltepochen, in welcher wir leben“, war ſeine Anſicht. „Seit der Erſcheinung des Chriſtenthums hat die Geſchichte nichts Aehnliches aufzuweiſen. Dem Enthuſiasmus, dem Freiheitseifer kann nichts widerſtehen als etwa die in Stupidität verſunkene Verfaſſung Aſiens.“

Dennoch hielt er Deutſchland zu keiner Revolution reif. Unſer rohes, armes, ungebildetes Volk könne nur wüthen, aber nicht ſich conſtituiren. „Ich möchte bittend vor allen Fürſten Deutſchlands ſtehen“, ſagte er, „und ſie um ihres eigenen Lebens und um des Glückes ihrer Völker willen bitten, es bei Dem, was geſchehen iſt, bewenden zu laſſen, nicht Alles aufs Spiel zu ſetzen, wo es unfehlbar verloren gehen muß, und zwar wie verloren gehen!“ —

Und nun ſeine mit Mainz ſo innig verwebte Lage! Den Kurfürſten wußte man in dieſem Augenblick in Hannover, der Coadjutor mochte nicht nach Mainz kommen, und vom Capitel bekümmerte ſich Niemand darum, zum Beſten des Adels, der Geiſtlichkeit und der alten Verfaſſung auch nur ein Wörtchen zu ſprechen. „Feig und adelig fingen an ſynonym zu werden.“ Was war in ſolcher Lage zu thun? Eine Art von Sein oder Nichtſein war hier die Frage. Sollte Forſter ſein Haus und Alles was er beſaß verlaſſen, und aufs Gerathewohl mit Frau und Kind umherirren, bis es ihnen an Mitteln des Weiterkommens fehle; oder — ſollte er bleiben, die Univerſität aufrechtzuerhalten, ſich der Bürgerſchaft anzunehmen, ſie auf vernünftigem, gemäßigtem Wege ſo zu führen, daß ihr bei dem Frieden die Wiedervereinigung mit dem Deutſchen Reiche, wenn ſie nothwendig ſein würde, nicht nachtheilig werde, und bei dieſer Laufbahn zu wagen, was zu wagen ſei? „Ich ſehe ein, lautete ſein Entſchluß, „daß ich das Letztere wählen muß, wenn ein Funken Liebe für das Wohl Aller, wenn einiges Gefühl von Würde in mir ſelbſt, wenn Sorge für die Meinigen mit leitet.“

Und dazu trieb denn ferner auch die Gährung in der Stadt, die nahe Trennung der Bürger in Parteien, die Nothwendigkeit, Ruhe, Einigkeit, Geduld unter ihnen zu erhalten. Und zu alledem ſollte ihm durch eine Theilnahme an der Landesverwaltung die günſtigſte Stellung geboten werden. — „Alles kommt hier auf die einzige Frage an“, ſchrieb er Anfang November, „was jetzt der wahre Vortheil des Landes ſei, und ich beantworte ſie mir ohne alle Rückſicht auf politiſche Verhältniſſe des eventuellen Beſitzes ſo, daß ich glaube, es ſei die Erhaltung des Privateigenthums. Demjenigen, der einſt in Frieden der Herr des mainzer Landes wird, wer es auch immer ſei, muß es ein höchſt erfreulicher Gedanke ſein, das Land nicht erſchöpft, den Bauer nicht zugrunde gerichtet, den Handwerker nicht am Bettelſtabe zu ſehen.“

Wird nicht hier noch jeder Conſervative unſerm Forſter die Hand reichen? — Aber vielleicht läßt er ſie ſchon fahren, wenn er weiter hört:

„Zum eigentlichen Demagogen bin ich freilich mit meinem etwas philoſophiſchen Zuſchnitt verdorben; daß ich aber den Mainzern von Herzen Freiheit wünſche, will ich nicht leugnen, und daher werde ich auch ihren Bemühungen um dieſelbe kein Hinderniß in den Weg legen, des feſten Glaubens, daß — wenn die Frankenverfaſſung jetzt hier angenommen wird, und im Frieden Mainz doch wieder deutſch werden ſollte, Frankreichs Garantie uns unfehlbar eine modificirte, immer verhältnißmäßig freie Verfaſſung zuſichern müſſe.“

So fehlgeſchlagen uns heute auch dieſe letztere Erwartung erſcheint, immer bleibt es doch merkwürdig, wie entſchieden Forſter ſchon damals die jetzt ſo verbreitete Ueberzeugung andeutete, daß unſer in ſich zertheiltes Deutſchland ſeine politiſche Entwickelung nur mit Hülfe Frankreichs machen könne.

Ueber alle Zweifel und Beſorgniſſe ſcheint indeß der Freund mit ſeinen Betrachtungen doch nicht hinausgekommen zu ſein. Und wie er ſich in ſolchen verworrenen Lagen des Lebens, wo ihn ſeine Berechnung verließ, mit dem Schwunge des Herzens zu erheben pflegte, wiſſen wir ſchon aus frühern Begegniſſen. Auch jetzt faßte er ſich wieder in einer Empfindung, an der wir uns ſelbſt heute noch einmal erbauen können.

„Wir leben in einem ſo ſeltſamen Zeitpunkte, wo man die Menſchen kaum mehr richtig beurtheilen kann, wenn man ſie nur nach ihren äußern Verhältniſſen richtet; wo die Maßſtäbe, womit wir ſonſt einander zu meſſen pflegten, — faſt möcht' ich ſagen, zerbrochen werden müſſen, und nur der eine, der der Humanität, allein übrig bleibt. Grundſatz, Charakter, Wandel, Laufbahn, an dem Allen kann man jetzt irre werden. Das Herz ſcheint das Einzige zu ſein, welches, wo es vorhanden iſt, das wahre point de ralliement unter redlichen Männern bleibt.“

Eine ſolche Faſſung mäßigte einigermaßen ſeine anfangs ſehr ſtürmiſche Gemüthsbewegung. Wie heftig dieſe in den erſten Tagen des mainzer Verhängniſſes ſelbſt in ſeine Briefe überſtrömte, läßt ſich aus einem Antwortſchreiben Heyne's erſehen. Der ängſtliche Papa war ordentlich erſchrocken, „als ob Forſter ſchon mit Leib und Seele Jakobiner ſei". — „Brauchen Sie ums Himmelswillen Mäßigung, Vorſicht und Klugheit", rief er ihm aus Göttingen zu, — „daß Sie nicht einmal, wenn die Sachen wieder auf den vorigen Fuß kommen, ſich und Ihre Familie unglücklich gemacht haben. Sie werden doch nicht im Ernſte glauben, daß Alles ſo bleiben wird, wie es iſt? Was ſoll das ſchreckliche Schimpfen auf die Gegenpartei helfen? — — Gehen Sie nicht ſo ganz in das Leidenſchaftliche hinein, das Sie unfähig macht, irgendetwas mit Beſtand der Sache zu beurtheilen!" u. ſ. w.

Da konnte für den ſo erregten Mann eine beſtimmte und gemeſſene Thätigkeit, die überdies auch gegen die beunruhigenden Verhältniſſe ſelbſt gerichtet war, nicht anders als willkommen erſcheinen. Und ſie ward ihm beſchieden. General Cuſtine, mit jedem Tage unzufriedener über die Widerſetzlichkeit des mainzer Vicariats und die Widerſprüche der Regierungsbehörde, denen er auch den ſchlechten Fortgang der franzöſiſchen Sache unter den Einwohnern beimaß, hatte ſich endlich dafür entſchieden, die alte Regierung aufzulöſen, und ſtatt derſelben ein „proviſoriſches Adminiſtrations-Conſeil" für das eroberte Land von Speier bis Bingen einzuſetzen. Dieſe aus neun Mitgliedern beſtehende Behörde ſollte die

Provinz verwalten, bis das Volk ſeine eigenen Repräſentanten und öffentlichen Beamten gewählt haben würde. Die von Cuſtine bei der Beſitznahme der Stadt dem Lande verkündigte Freiheit, ſich für die alte oder für eine neue Verfaſſung ſelbſt zu beſtimmen, ward hiermit ſchon in republikaniſche Formen, mithin zu Gunſten der franzöſiſchen Sache, umgebogen.

Eine jener neun Stellen ließ Cuſtine unſerm Forſter antragen. Dies geſchah zufällig durch einen Mann, für den Forſter vor zwei Jahren ſich um eine Profeſſur in Göttingen, freilich ohne Erfolg, bei Heyne bemüht hatte. Es war Anton Joſeph Dorſch. Schon damals, als er für denſelben an Heyne ſchrieb, hatte unſer Freund die ſchönen Kenntniſſe und den ausgezeichneten Vortrag dieſes kleinen lebhaften Mannes gerühmt. Dorſch war, durch Beeiferung ſeiner Mutter, unpaſſenderweiſe in den geiſtlichen Stand gerathen, und ſchon Kaplan in Findheim, als der Kurfürſt auf dieſen trefflichen Kopf aufmerkſam gemacht, ihn zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung nach Paris ſchickte. Eine gefährliche Schule für den jungen eiteln und ſinnlichen Mann, dem die Mainzer nach ſeiner Rückkehr die leichtfertigſten und nicht ganz ehrlichen Liebeshändel nachſagten. Als Profeſſor angeſtellt, zog er ſich durch die Kantiſche Philoſophie, die er mit Eifer vortrug, die mainzer Orthodoxie viel zu dicht auf den Hals, als daß neben ſeinem Eifer für den Kategoriſchen Imperativ nicht auch ſeine fortgeſetzten Liebesgeſchichten beobachtet worden wären. Damals hatte er, der Prieſterneckereien müde, an eine proteſtantiſche Univerſität zu kommen geſucht. Da es ihm aber nicht gelang, ſeine Hoffnung auf

Gehaltsverbeſſerung fehlſchlug und die gute Hoffnung ſeines geliebten Käthchens ihn mit Verlegenheiten ängſtigte, war er von Mainz nach Strasburg übergeſiedelt. Von dort hatte ihn jetzt Cuſtine kommen laſſen, um ſich ſeines Verſtandes, ſeiner Gewandtheit und ſeiner doppelten Bekanntſchaft mit Mainz und mit den franzöſiſchen Einrichtungen zu bedienen. Ihn hatte er auch zum Präſidenten des Adminiſtrations-Conſeils eingeſetzt.

So intereſſant auch dies Zuſammentreffen zweier früher Bekannten erſcheint, ſo konnte doch der Einfluß dieſes begabten und zur politiſchen Betriebſamkeit berufenen Mannes auf den Freund, der voraus für ihn eingenommen war und von ihm als Präſidenten Arbeiten und Aufträge zu empfangen hatte, nur ins Parteiliche und Leidenſchaftliche führen; wozu wir denn Forſter'n auch von jetzt an immer mehr geneigt finden. War nun aber das neue Regierungsmitglied durch Dorſch für die franzöſiſche Sache nicht blos wie früher mit idealer Betrachtung, ſondern mit wirklicher Theilnahme an ihrer beſondern mainzer Entwickelung eingenommen, ſo kam in dieſen Tagen auch noch ein alter Freund hinzu, von dem er vielleicht am wenigſten ſoviel Zuſtimmung erwartet hätte, als er durch ihn erhielt oder zu erhalten vermeinte. Der Geheime Staatsrath Müller eilte von Wien herbei, um ſeine Sachen zu packen und nach Empfang ſeiner gebetenen Dienſtentlaſſung in die Schweiz überzuziehen.

Eine lebhafte Bewegung kam unter die Bürger. Das ehemalige Orakel des Fürſten ſchien, nach deſſen ſchnöder Flucht, gekommen zu ſein, um nun von dem verlaſſenen

Volke, von einer angſtvoll zweifelhaften, von außen bedrohten, von innen aufgehetzten Bürgerſchaft befragt zu werden. Das alte Mißtrauen gegen den proteſtantiſchen Rathgeber ihres Kurfürſten war wie dieſer ſelbſt verſchwunden. Zu Hunderten drangen ſie in die Wohnung Müller's, um ſich Raths zu erholen. Und dieſer Rath fiel dahin aus, — ſie möchten ſich, wenigſtens vorläufig, zur franzöſiſchen Republik halten, um ſich durch Widerſetzlichkeit keine feindſelige Behandlung zuzuziehen und dem alten Druck nicht unbedingt heimzufallen, ſtatt daß ſie, auch wenn Frankreich das Rheinland nicht behaupten könnte, durch deſſen Vermittelung beim Friedensſchluſſe eine mildere Verfaſſung erwarten dürften.

Auch Forſter ſuchte den befreundeten Rathgeber auf, nachdem er in einem franzöſiſch geſchriebenen Briefe ſeine jüngſten Schritte zu rechtfertigen geſucht hatte. In dieſem Schreiben beruft er ſich darauf, daß ihm von jeher die politiſche Freiheit für das koſtbarſte Gut gegolten habe, ohne welches ein Volk nie zur geiſtigen und ſittlichen Vollkommenheit, dem höchſten Ziele ſeines Daſeins, gelangen könne. Die Frage aber, wann für den beſonnenen und rechtlichen Mann der Zeitpunkt eingetreten ſei, der öffentlichen Freiheit die Wege bereiten zu helfen, entſcheide der allgemeine Wille. Und wenn dieſer freilich dermal im mainzer Lande noch fehle, ſo ſei dafür der ſtark bewaffnete Wille der franzöſiſchen Sieger eingetreten, und habe die Bewohner des eroberten Landes aufgefodert, ſich für die Herrſchaft der Freiheit auszuſprechen. Widerſtand könne da nur das Verderben des Landes herbeiführen. Und indem der Freund ſich auch hier als Ziel ſeines Beſtrebens für Erhaltung des Privateigenthums, als der Grundlage des öffentlichen Wohlſtandes erklärt, beruft er ſich mit edelm Bewußtſein auf ſeine ſtrengen Grundſätze, auf ſeine, ſoweit man ihn kenne, anerkannte Rechtſchaffenheit, auf ſeine Liebe, ſeinen Eifer für ſeiner Mitbürger Glück und Wohl, — Eigenſchaften, die er zu Bürgen ſeiner Handlungsweiſe ſtellen könne. Möchten die politiſchen Wechſelfälle immerhin unberechenbar ſein: doch blieben Unparteilichkeit, Gerechtigkeit, Rechtſchaffenheit und was überhaupt menſchliche Tugend heiße, unabhängig von allen politiſchen Schwankungen.

Für ſeine Perſon erhielt Forſter, wie ſich nach dem den Bürgern ertheilten Rath denken läßt, nicht blos zuſtimmende Aeußerungen, ſondern Müller ließ ſich auch vertraulich über Wien und Berlin gegen den Freund aus. Es ſei ein Elend, wenn man die Leute perſönlich kenne, die dort das Ruder in Händen hätten; man halte freilich auch im Publicum nicht viel auf ſie; aber ſie wären auch unter aller Kritik, ſo ganz ohne alle umfaſſende Idee. —

Müller, der behutſame, mit gutem Compaß des Rechtsgefühls in der Bruſt dennoch gern lavirende und muthlos die Segel ſtreichende Staatsmann, mochte nicht erwarten, daß ſein zwiſchen den Zimmerwänden ertheilter Rath ſich in die Welt verlaufen würde. Allein Forſter legte zu eigener Beruhigung und Rechtfertigung zu viel Werth auf jene Anſicht, um ſolche nicht in ſeinen Briefen an die Freunde hinauszuſchreiben. Ja während der Clubſitzung am 15. November berief er ſich vor einer zahlreichen Verſammlung in einer umfaſſenden Rede, die er jenen Abend

„über das Verhältniß der Mainzer gegen die Franken“ hielt, ausdrücklich auf Müller's Einverſtändniß mit den darin entwickelten Anſichten.

Müller beſchwerte ſich ſpäter brieflich über Forſter's unbedingte Ausſage; er habe ſeinen Rath nur mit der Einſchränkung ertheilt, falls die Mainzer nicht anders könnten und pariſer Blutſcenen zu befürchten wären. Forſter ſei ein geborener Enthuſiaſt, der immer nur Eins, nur Eine Seite ſehe. —

Am Ende — um keinem von beiden Männern entſchiedenes Unrecht zu thun — begreift man leicht, wie in ſolchen Zeiten, unter ſolchen Umſtänden, ein Mann wie Müller ſich etwas zweideutig ausdrückt, und ein Mann wie Forſter es in ſeinem einſeitigen Intereſſe auffaßt. Jedenfalls ſtehen wir hier am Scheidewege der Freunde: der edle Forſter ſtürzt ſich in die unglücklichen Kämpfe für die Freiheit des Volks, — während Herr Johannes von Müller zu Sylvelden einen glänzenden Weg durch die Cabinete und Akademien abwartet. Beide finden dann — jener bald genug auf franzöſiſchem Boden, dieſer 16 Jahre ſpäter in deutſcher, aber franzöſiſch unterjochter Erde ihr Grab.

Die oben angeführte Rede Forſter's (Bd. 6 der „Sämmtlichen Schriften“) iſt darauf gerichtet, die noch immer ſchwankenden, zwiſchen der franzöſiſchen Republik und der deutſchen Reaction fröſtelnden Mainzer zu einer entſchiedenen Erklärung für die republikaniſche Eroberung zu vermögen. Es fehlte dem Sprecher nicht an lebhafter Beredtſamkeit und an manchen eindringlichen Motiven; doch artet die Sprache ſchon in leidenſchaftlichen Worten und parteilichen Bezeichnungen aus, und leider! finden wir bereits auch eine Anſicht ausgeſprochen, die einen möglichen Abfall von Deutſchland voraus andeutet. „Der Rhein", heißt es, „ein großer, ſchiffbarer Fluß, iſt die natürliche Grenze eines großen Freiſtaats, der keine Eroberung zu machen verlangt, ſondern nur die Nationen, die ſich ihm freiwillig anſchließen, aufnimmt und von ſeinen Feinden für den ſo muthwillig von ihnen veranlaßten Krieg eine billige Entſchädigung zu fodern berechtigt iſt. Der Rhein wird der Billigkeit gemäß die Grenze Frankreichs bleiben; dies ſieht ſchon jedes, an die politiſchen Verhältniſſe gewöhnte Auge voraus u. ſ. w."

War nun allerdings Forſter's ſonſt ſo gutes Auge, oder vielmehr ſein Herz, in jener Luftſchicht ſtürmiſcher Leidenſchaften ſehr getrübt; ſo reicht doch über die damalige Rheinfrage und die ſpätern Kämpfe um den deutſchen Strom weit hinaus ein anderer Blick und Ausſpruch Forſter's in jener Rede und trifft unſere geſtrigen Erlebniſſe:

„Ihr wißt vielleicht nicht, wie leicht es den Fürſten wird, ſobald ſie Macht haben, alles Vorhergegangene, was nicht nach ihrem Sinne geſchehen iſt, geradeswegs als ungeſetzmäßig anzuſehen, aufzuheben und noch obendrein Recht zu behalten."

Drei Tage darauf, mit dem 20. November, trat Forſter ſein Amt im Adminiſtrations-Conſeil an.

Ruf und Würde.

Wir ſtehen hier wieder vor einer jener wunderſamen Fügungen, denen wir in Forſter's Leben wiederholt begegnet ſind. Ein unerwarteter Glückswechſel, der des Freundes eigenthümliche Begabung anſpricht, und ſeine verfahrene Lage zu ebenen verheißt, bietet ſich dar; doch wie Forſter ihn ergreift, findet er ſich am Ende durch die Unzeit der Schickung oder durch Halbheit der Gewährung mehr verlockt als begünſtigt. So war ihm zuerſt das Glück einer Weltfahrt, nur für den Knaben allzu früh, beſchieden worden, und hatte ihm jenes zahlreiche Gefolge körperlicher Leiden, Sorgen der Wirthſchaft und Kümmerniſſe des Herzens hinterlaſſen. Und jetzt, da die Weite der Welt und die Traulichkeit des Hauſes ſich vor ihm zurückziehen, öffnet ſich ihm ungeſucht und neu das Leben des Staats, das von Haus und Welt getragen, mit beiden im Wechſelverkehr, den unglücklichen Mann zu entſchädigen und in die angemeſſenſte Thätigkeit zu verſetzen die Miene annimmt. Nun aber vielleicht zu ſpät, und auf einem Boden, der bereits von den Stößen der

Revolution ſchüttert, und wo der Freund auch was er noch beſitzt — das Vaterland und ſich ſelbſt verlieren kann. Möglich, daß ſein Leben, durch das Unzeitige verderbt, am Ueberreifen ſich verzehre!

Schon vor Jahren hatte ſich für Forſter'n eine flüchtige Ausſicht auf den Staat gezeigt; damals als Jacobi vorhatte, den jungen, bedrängten Freund bei der Adminiſtration der Zölle in Vorſchlag zu bringen. Damals war's zu früh für das noch zu ſchaffende Amt, im Gegenſatz zu den Hoffnungen, die jetzt unterm 13. November Graf Herzberg auf das monarchiſche Preußen gab und die für Forſter'n zu ſpät und zu unbeſtimmt erſchienen.

Forſter's Programm zu ſeinem Geſchäftsantritt lautet kurz in den brieflichen Worten:

„Das Beſte des uns anvertrauten Landes und ſeiner ſämmtlichen Einwohner wird mein Augenmerk ſein, und es gehört nur ein halbes Auge dazu, um zu unterſcheiden, daß politiſche Verhältniſſe darin jetzt nichts ändern und keine Rückſicht verdienen können."

Die oben ſchon wörtlich angeführte Anſicht, womit er die Frage, was in ſeiner Lage zu thun ſei, ſich beantwortet habe, wiederholte er in ſeinen Briefen nach allen Seiten. Man möchte glauben, in dem Eifer, womit er ſeine Abſichten und Beweggründe wieder und wieder geltend zu machen ſucht, verrathe ſich doch eine gewiſſe Unruhe — um nicht zu ſagen des Gewiſſens, doch des Bewußtſeins über den gethanen Schritt, ſei es auch nur des Bewußtſeins von dem Eindrucke, den ſein Thun und Laſſen in Deutſchland machen werde. Er mochte etwas von den Urtheilen ahnen, die nahe und fern bald genug lautwerden ſollten, und die in ſolchen Zeiten nur unbillig und leidenſchaftlich ausfallen konnten. — Nur wenige Wochen ſpäter ſchrieb ſelbſt ein ſo chriſtlicher Mann wie Graf Friedrich Leopold von Stolberg an Jacobi:

„Ich bitte dich, liebſter Jacobi, laß dem mainzer Forſter deinen Schutz nicht länger angedeihen! Laß ſein Andenken zugleich mit Kotzebue's Büſte in irgendeiner Rumpelkammer vergeſſen ſein! Es bedarf in dieſem Augenblick einer tüchtigen Wurfſchaufel, um den Weizen zu ſichten und heulenden Winden die Spreu zu überlaſſen."

Und fand nicht ſchon früher Forſter ſelbſt durch einen, zwei Tage vor ſeinem Amtsantritte datirten Brief ſeines Vaters ſich veranlaßt zu erwidern: „Ich hoffe, Ihr informing gentry in Halle wird mir erlauben, Ihnen zu ſchreiben, ohne davon Rechenſchaft von Ihnen zu fodern." Und weiter: „Wenn Sie es für jetzt nicht rathſam halten, Briefe von mir zu bekommen, wird es hinreichen, daß Sie mir es mit ein paar Zeilen melden" u. dergl. —

Wie weit Jacobi jener gräflichen Erbitterung ſein Forſter'n freundliches Herz öffnete, wiſſen wir nicht; doch macht es uns bedenklich, daß ſchon ſeit dem Auguſt dieſes Jahres ſich kein Brief aus Pempelfort vorfindet. Jenes elektriſche Band, durch welches Forſter bei ſeiner Niederlaſſung in Mainz ſich aufs neue zu Jacobi gezogen und mit Düſſeldorf verknüpft fühlte, blieb auch fortan abgebrochen. Und ſo nähern wir uns denn, hinter Müller und Jacobi, der Lebensepoche und der Zeit, da noch manches andere inniger eingewebte Band ſich vom Herzen des „mainzer Forſter“ löſen ſollte.

Bei der ausgebreiteten Bekanntſchaft, deren unſer Freund beſonders in den ariſtokratiſchen und gelehrten Kreiſen genoß, konnte er auch aus vereinzelten Stimmen, die zu ihm drangen, ſich die Höhe und Breite der öffentlichen Meinung über ihn von ſelbſt ermeſſen. Glücklicherweiſe fehlte es ihm in dieſen Tagen noch nicht an einer Zuflucht im eigenen Hauſe, wo Thereſe den ringenden Mann verſtand und durch innige Theilnahme ſtützte. Wir beſitzen hierüber ein ſchönes Bekenntniß von ihr ſelbſt in einem Briefe an ihren Vater, den ihr Forſter im Drange ſeiner neuen Geſchäfte zu beendigen überlaſſen hatte. — „Da bleibt mir nicht viel zu ſchreiben“, heißt es, „als daß ich Sie um die Ruhe und das Zutrauen auf die Sache der Wahrheit bitte, die ich habe, und die mich Armuth, Unruhe und — wenn's ſein müßte — Tadel mit Muth erwarten läßt. Ich bin nicht fanatiſch, aber ich ſah, daß dies Forſter's Weg war. Johannes Müller hat ihm aufgetragen, dieſen Weg dem Volke im Club öffentlich in ſeinem Namen zu empfehlen. In Gefahr werde ich mich mit meinen Kindern nie ſetzen; ich würde im Falle der Noth nach Frankreich hineingehen, wo ich nur Stützen fände, und wo die Menſchlichkeit der Einwohner nur Stütze iſt, wie unſere Kriegsgefangenen täglich bezeugen. Unſer Weg iſt ernſt und mühſam. — Dies Erwachen der edelſten Kräfte anzuſehen, winkt freundlich in jene Welt, wo alle Kräfte in vollem Leben ſtehen. Die Erlaubniß zu ſprechen entwickelt den Geiſt dieſer verkommenen Mainzer; ſie ſtehen und denken laut über ihre Rechte, und fühlen zum erſten mal die göttliche Wärme eigenen Werthes und Willens."

Was Thereſe hier von der unter die Einwohner gekommenen Bewegung bemerkte, war einigermaßen Folge der Rede Forſter's am Clubabende des 15. November, und wol noch mehr des von Müller gegebenen Fingerzeigs. Wirklich kam man jetzt zahlreicher in den dazu beſtimmten Stunden des Vor- und Nachmittags in das Clublocal, um ſeine Namen in das rothe „Buch des Lebens" einzutragen.

Dies war eine Erfindung Böhmer's, des entſchiedenſten Phantaſten im Club. Cuſtine's Heeresſtrom hatte dieſen wormſer Gymnaſialprofeſſor entwurzelt und mit nach Mainz geführt, wo er den Secretär des Generals machte. Die Mainzer zögerten ihm zu ſehr, ſich für die franzöſiſche Republik zu erklären. Um ſie zu drängen, hatte er Tags nach Forſter's Eintritt in den Club zwei Bücher in die Verſammlung gebracht, — eines in rothen Saffian gebunden, auf beiden Decken mit der Freiheitsmütze geziert, und zum Zubinden mit tricoloren Bändern verſehen; das andere merklich dünner und durch ſchwarzen Einband ſowie durch Sinnbilder des Despotismus, z. B. durch kleine Ketten zum Verſchließen, abſchreckend. In das erſtere ſollten ſich alle Einwohner, vom einundzwanzigſten Lebensjahre an gerechnet, einſchreiben, die ſich für eine republikaniſch-demokratiſche Verfaſſung erklärten; ins andere Buch diejenigen, denen es noch einmal nach dem altmainzer Despotismus gelüſten möchte.

Da dieſer Sporn anfangs noch immer nicht genug antreiben wollte, ſo wendeten die Freiheitsmänner noch andere Hülfen an. In der Stadt und auf dem Lande ſtreute man die Drohung aus, — wer ſich ins ſchwarze Buch oder auch gar nicht einzeichnen würde, dürfte ſich nur auf doppelte Einquartierung und auf einen Schießprügel gefaßt machen, mit welchem er, im Falle eines Angriffs von Kaiſerlichen oder Preußen, in Reihe und Glied gegen den Feind geführt würde.

Zu ſolchen Mitteln pflegen anfangs freilich nur die Uebertriebenen einer Partei zu greifen; am Ende aber wird auch der Gemäßigte, wenn er einmal nach demſelben Ziele marſchirt, auf ungeziemende Pfade mit fortgeriſſen. Und ſo finden wir nicht viel ſpäter auch ausdrücklich Forſter'n neben Wedekind genannt, die bei der nächſten Präſidentenerneuerung für den Club am 25. November ſich beeifert hätten, mittelſt Vertheilung von Zettelchen mit der Aufſchrift „Dorſch Präſident“ ihren bevorzugten Mann durchzudrücken. Da hätte der Freund, der immer für Selbſtbeſtimmung geeifert, nun an ſich ſelbſt die Erfahrung machen können, daß man ſich mit Parteinahme auch von Parteitreiben kaum frei erhalte, und daß auf dem Wege zu gut geglaubten Parteizielen der Jeſuitismus der Mittel ſich auch der edelſten Geſinnung unvermerkt aufdringe. Freilich hatte er ſchon ſelbſt gegen Heyne bekannt, es ſei unmöglich, in einem gährenden Staate neutral zu bleiben.

Da war denn auch bald keine Rede mehr von Forſter's anfänglichem Bemühen, Einigkeit im Club zu erhalten. Dieſer brach allmälig in zwei Hauptparteien auseinander, die von Dorſch und Profeſſor Joſeph Hofmann vertreten wurden. Verſchiedener als dieſe beiden Männer konnten auch nicht leicht zwei Parteiführer auftreten. Hofmann derb von Geſtalt wie von Geſchmack im Ausdrucke ſeiner Gedanken, aber in ſeiner Geſinnung offen und ehrlich; Dorſch, zierlich gebaut, eitel ſogar auf ſeinen kleinen Fuß, und ebenſo zierlich in Stil und Manieren; jener von einer ſtreng römiſchen Republik träumend, dieſer von einer Republik mit Hofpracht eingenommen; jener wahr und durch Wahrheit verletzend, dieſer artig und durch Artigkeit einnehmend. Zu jenem hielten ſich die jungen Leute, Studenten und wer noch für die neuen Ideen eigentlich ſchwärmte; an Dorſch wendeten ſich gern, außer den Fremden und Reiſenden, die ſich nach der neufränkiſchen Geſtalt der Dinge umſahen, alle jene zum Theil verlumpten oder verlaufenen Subjecte, die beim neuen Umſchwung der Verhältniſſe durch den beim General einflußreichen Mann ihren Vortheil ſuchten.

In Forſter's Augen ließ ſich nun, zumal als nach dem Eintritt der neuen Verwaltung der Andrang zum rothen Buche zunahm, ſich Alles dazu an, daß in wenig Wochen Mainz mit der umliegenden Gegend ſich zur Frankenverfaſſung bekennen werde, und ſonderbarerweiſe ohne Aufwallung, ohne Enthuſiasmus, ſo ganz als eine Sache, die ſich von ſelbſt machte und nicht ausbleiben konnte. Auch ſchien ihm wie ſeinen Freunden die Sache ſowenig verwickelt, daß die Partei, die Jeder ergreifen müſſe, Jedem klar einleuchte. Außer einigen Hofbeamten und Creaturen des Adels erblickte Forſter keine Diſſidenten mehr, und dieſer Adel, dieſe Räthe und Beamten, die der Kurfürſt jetzt ſammt ſeinen Hofmuſikanten zu einem Interimshofſtaate an ſich zog, ſchienen ihm ſo ganz von jedem Genius verlaſſen, daß ihr Ende kommen müßte. Und ſo hielt es Forſter auch für wahrſcheinlich, daß gegen Ablauf des Jahres der allgemeine Wunſch der Stadt und des Landes, ein Theil des franzöſiſchen Freiſtaates zu werden, an den National-Convent abgehen werde.

Forſter ſpricht dieſe Wahrſcheinlichkeit als eine Erwartung aus, und wir entſetzen uns vor dem Gedanken, daß ein ſo edler und wackerer Mann dem Vaterlande abfallen und den Abfall einer ſo ſchönen Provinz, wenn auch im einſeitigen Intereſſe derſelben, begünſtigen oder gar betreiben könnte. Und doch verknüpft ſich zu gleicher Zeit dieſer Schein politiſchen Verraths einem ſo männlichen Gehalt von Uneigennützigkeit und Ueberzeugungstreue, daß wir die Verirrung einer ſonſt ſo klaren als rechtſchaffenen Seele kaum begreifen würden, wenn wir nicht aus Forſter's früherm Leben wüßten, wie leicht ſeine Begeiſterung für erhabene Erſcheinungen des Lebens ſich — wenn auch nur vorübergehend, trüben ließ.

Folgen wir nun dem Freunde nicht ohne Beſorgniß in ſeiner öffentlichen Thätigkeit, ſo finden wir ihn als neues Adminiſtrationsmitglied alsbald unter einer Laſt von Arbeiten und Verdrießlichkeiten, zum Glücke von ausnahmsweiſem Wohlbefinden unterſtützt. Indem aber ſein Einfluß zunächſt der Univerſität zugute kam, deren Verſchonung mit militäriſcher Contribution er durchſetzte, traf ihn auch gerade von daher der erſte Rückſchlag ſeiner Freiheitsbeſtrebungen. Die der Anſtalt pflichtigen Bauern zahlten und lieferten nämlich nicht, und ſo blieb ſchon ſein Profeſſorgehalt aus. Von der Luft konnte er nicht leben, wie er ſeinem Schwiegervater ſchrieb, und fand ſich ſo unvermerkt den Leuten zugeſellt, die durch die franzöſiſche Eroberung um Verdienſt und Brot kamen. Denn auch die Felder der Ueberſetzung und der literariſchen Production waren brachgelegt. Als Mitglied der Landesadminiſtration bezog er keinen Gehalt. Es war ein demokratiſches Ehrenamt, bei dem es aber einem zugänglichen Beamten an Gelegenheit und Verlockung ſich zu bereichern nicht fehlte.

Die Gebiete der geiſtlichen Fürſten hatten wirklich, nach dem Ausſpruche des himmliſchen Meiſters, das Anſehen, nicht von dieſer Welt zu ſein; inſofern Herr und Diener mit dem irdiſchen Gute gar nicht ängſtlich wirthſchafteten, und die öffentlichen Gelder kein Gegenſtand für Gewiſſenhaftigkeit zu ſein ſchienen. Die Landesverwaltung war auf dem Wagen der Themis mit verladen und die Rechtſuchenden gewöhnt, das Fuhrwerk zu ſchmieren. So kam es, daß alle Beamten ſowie die wohlhabenden Beſitzer in der Rheinprovinz ihre Unterhandlungen bei den Mitgliedern der Adminiſtration mit Beſtechung oder Verſprechungen anhoben. Bei den vielfältigen Lieferungen an die Eroberer war denn freilich dem Einzelnen Schonung oder eine Schutzwacht gegen requirirende Soldaten etwas werth, und es fehlte wol am wenigſten dem geſchäftsthätigen Forſter an verlockenden Anerbietungen. Selbſt Thereſe geſteht nicht nur dies, ſondern ſogar, daß auch Forſter einen Augenblick in Zweifel geweſen ſei, ob es nicht für einen rechtlichen Austauſch von Dienſt und Lohn gelten dürfe, wenn er für Tauſende, die er den Herrſchaftsbeamten erſparte, ein Geſchenk annähme. Am Ende ſeiner Erwägungen kam er jedoch zur Einſicht, daß nicht Forſter eine Gefälligkeit, ſondern der öffentliche Beamte nur ſeine Schuldigkeit gethan hatte, und lehnte beim erſten Anlaß für diesmal, und bei jeder Gelegenheit, Geſchenke ab, ſo entblößt auch ſeine Kaſſe war.

Ja, er nahm ſich auch, ſo bedenklich es damals war, der Habſucht franzöſiſcher Commiſſare und Offiziere entgegenzutreten, Derjenigen an, die ſolchen Republikanern unter die Klauen fielen. So wendete er ſich einmal zu Gunſten eines gewiſſen Regierungsraths Mieg in Heidelberg, auf deſſen zwiſchen Worms und Oppenheim gelegener Beſitzung ein Capitän Maugis alle Vorräthe von Fütterung und Lebensmitteln weggeführt hatte, an den General Cuſtine. Am Schluſſe des mit ſchöner Wärme und nachdrücklicher Offenherzigkeit franzöſiſch geſchriebenen Berichts konnte Forſter mit edelm Bewußtſein von ſich ausſagen:

„Ich habe Alles verlaſſen, um meinen Mitbürgern Freiheit verſchaffen zu helfen, und ſeit Sie Mainz eingenommen, arbeite ich Tag und Nacht dafür. Ich habe nie die Kunſt der Verſtellung gekannt, nie von dieſer ſo gerühmten Kunſt etwas zu hoffen gehabt, und ſollte es jetzt noch lernen, da mein Loos geworfen iſt? Nein, ich werde immer ausſprechen, was ich denke, überzeugt, daß dies der rechte Weg iſt, das Gute zu bewirken.“

In derſelben Zeit ſeiner entſchiedenen häuslichen Verlegenheit erſchien von einer entgegengeſetzten Seite ein Anerbieten, das, anfangs vom Freunde als reactionäre

Verſuchung angeſehen, einen noch edlern Stolz ſeiner Armuth herausfoderte.

Die vom Grafen Herzberg angekündigte Bücherſendung traf mit einem Schreiben des Verlegers Voß und einem andern Briefe ein, worin dem Freunde eine Summe Geldes als Vorſchuß zur Verfügung geſtellt wurde, — preußiſche Thaler für einen Mann, „der ein guter Preuße bleiben möge“.

Forſter erwiderte:

„Ich bin in Polniſch-Preußen, eine Stunde von Danzig geboren, und habe meinen Geburtsort verlaſſen, ehe er unter preußiſche Botmäßigkeit kam. Inſofern alſo bin ich kein preußiſcher Unterthan. — — Heißt ein guter Preuße ſein, wenn man in Mainz unter franzöſiſcher Herrſchaft ſteht, ſoviel, als allen Preußen Gutes, einen baldigen Frieden, Erholung von allen Uebeln des Kriegs wünſchen, ſo bin ich ein guter Preuße; heißt es aber, daß ich in Mainz meine allbekannten Grundſätze verleugnen, mich nicht freuen ſoll, daß es eine freie Verfaſſung erhält, aufgefodert wie ich bin, nicht dazu mitwirken, in einer Gährung, einer Kriſe entweder ganz unentſchieden bleiben, oder das mainzer Volk zu überreden ſuchen, es thue beſſer die alten Gräuel beizubehalten, als mit den Franken frei zu werden, heißt alſo ein guter Preuße ſein, Grundſätze annehmen, die nie die meinen waren, und die nie das Wohl der Einwohner Preußens, ſondern das Wohl des Cabinets, des Hofs, der Geiſterſeher im Auge behalten ſollen; ſo verlangt man etwas, wofür ich verdiente, an den nächſten Laternenpfahl aufgeknüpft zu werden. — Jetzt begreifen Sie, daß es meine dringendſte Pflicht iſt, auf den angebotenen Vorſchuß gänzlich Verzicht zu thun, obſchon ich nie ſo arm war wie jetzt, und durch die getäuſchte Hoffnung noch ärmer geworden bin. Ich mag aber lieber alles Elend über mich ergehen laſſen, als meinen Grundſätzen ungetreu werden.“

Dieſe muthige Faſſung in ſich ſelbſt und an ſeinen Grundſätzen that Forſter'n vielleicht niemals nöthiger als ſo unmittelbar vor einem Ereigniß, das nicht nur den Freiheitsbewegungen in Mainz eine unerwartete Wendung geben, ſondern auch in den innerſten Lebenskreis des Freundes eine verhängnißvolle Auflöſung bringen ſollte.

Das frankfurter Unternehmen.

Noch am Abend des 21. October, an welchem Cuſtine die Thore von Mainz beſetzen ließ, hatte er auch einen ſtarken Heerhaufen aus reitenden Jägern und Nationalgarden, unter Anführung des Jägeroberſten Houchard, nach Frankfurt entboten. Hier lagerten ſie am Frühmorgen des 22., zur Ueberraſchung der Bürgerſchaft, vor den verſchloſſenen Thoren und aufgezogenen Brücken, die ſich aber öffneten, als General Neuwinger des Nachmittags die franzöſiſchen Kanonen gegen dieſelben vorrücken ließ. An 4000 Mann zogen ein, Houchard an der Spitze, deſſen von Säbelhieben entſtelltes Geſicht mit einem tief herabgezogenen Auge und einem emporgezwickten Mundwinkel der erwartungsvollen Menge eine ominöſe Miene zeigte.

Die Abſicht des Unternehmens blieb nicht lange ein Geheimniß. Ein an den Magiſtrat gerichtetes Schreiben Cuſtine's beſchuldigte die Stadt und Kaufmannſchaft, daß ſie die flüchtigen Ariſtokraten freundſchaftlich aufgenommen, daß ſie mit Geldern des öſterreichiſchen

Kaiſers und des Königs von Preußen Geſchäfte machten, durch welche ſie im Handel mit falſchen Aſſignaten den Credit der echten untergraben, und aus Frankreich das baare Geld gezogen hätten. Cuſtine erklärte deshalb Frankfurt für eine feindliche Stadt, und legte ihr zu einiger Entſchädigung eine Contribution von 2 Millionen Gulden auf.

Die Franzoſen wurden nun einquartiert, machten es ſich bequem, indeß der Magiſtrat ſich beeilte, durch eine Deputation nach Mainz den General Cuſtine zu beſänftigen. Sie wurden von ihm unfreundlich aufgenommen, erhielten aber eine halbe Million an der Foderung erlaſſen. Hiermit nicht zufrieden, verſuchte der Magiſtrat durch eine zweite Beſchickung des Feindes die Contribution noch weiter zu mildern, unterließ aber nicht, einſtweilen einen Theil derſelben flüſſig zu machen. In der Stadt ging es unruhig zu. Die Soldaten lärmten, prahlten und brachten vor allem durch Unreinlichkeit und Ungeziefer die guten Frankfurter zur Verzweiflung. Die Bürger wehrten, die Wäſcherinnen weigerten ſich, und indeß das republikaniſche Geſindel an den Ufern des Main die Wäſche ſelbſt beſorgend ſein luſtiges Ça ira ſang, machte ſich der frankfurter Pöbel an den Straßenecken über Cuſtine's volksfreundliche Proclamationen luſtig.

Inzwiſchen ward bis zum 25. October doch ein Theil der Contribution abgeliefert, und am 27. erſchien Cuſtine ſelbſt in Frankfurt mit anſehnlichem Gefolge, unter welchem Doctor Böhmer im rothen Rock hervorſtach. Die Garniſon zu wechſeln, führte der General ſelbſt die neuen

Regimenter und Kanonen durch das Bockenheimer Thor ein, verkündigte dem Volke, daß nur den Reichſten in der Stadt die Contribution auferlegt ſei, und nahm chriſtliche und jüdiſche Geiſeln aus, die im Rothen Hauſe feſtgehalten wurden.

Zugleich unternahmen die Franzoſen einen Ausfall ins heſſiſche Gebiet, nach Nauheim, wo ſie die anſehnlichen Salzvorräthe der dortigen Saline theils nach Mainz abführten, theils in herabgeſetztem Preiſe verwertheten. Neben den Salzſäcken brachten ſie 120 Mann gefangene heſſiſche Soldaten ein.

Am 1. November war eine Million abbezahlt. Wegen Erlaſſes der andern halben Million hatte ſich der Magiſtrat an den National-Convent nach Paris gewendet. Cuſtine gab nun die Geiſeln wieder frei und kehrte, als General Neuwinger eintraf, unzufrieden mit der Stadt, nach Mainz zurück.

Die franzoſenfeindliche Geſinnung der frankfurter Einwohner verrieth ſich noch deutlicher als bisher bei der am 10. November einlaufenden Nachricht, daß die anrückenden Heſſen bei Weilburg die Franzoſen zurückgedrängt hätten. Und als am 28. der preußiſche General Graf Kalckreuth, Befehlshaber des verbundenen preußiſch-heſſiſchen Armeecorps, bereits bis Bergen und mit ſeinen Vorpoſten ſogar bis an die nahe Friedberger Warte vorgerückt, durch einen Stabsofficier mit einem Trompeter die franzöſiſche Beſatzung von 1800 Mann auffodern ließ, wurde dieſer Parlamentär mit Lebehoch für die Preußen empfangen.

Allein die Franzoſen waren nicht willens zu weichen;

vielmehr begehrte der Commandant, General van Helden, ein ſonſt billiger und wohlwollender Mann, die Kanonen der Stadt zur Verwendung und die Pulvervorräthe zum Ankauf. Das Volk wurde aufrühreriſch, und der Magiſtrat, in Beſorgniß um die Stadt, ſuchte hier den Commandanten von der beabſichtigten Vertheidigung, draußen den preußiſchen Heerführer durch Abgeordnete von einem Angriff abzubringen. Die Kanonen aber wurden verweigert.

In der Ungewißheit, die ungeachtet des von beiden feindlichen Seiten verſicherten Wohlwollens für die Stadt immer beängſtigender wurde, traf unerwartet General Cuſtine wieder ein, begab ſich auf den Römer und ertheilte die Verſicherung, daß er, obgleich entſchloſſen, ſeine Poſition gegen die Preußen zu behaupten, doch bei einem für ihn unglücklichen Ausgang des Treffens ſich nicht in die Stadt werfen und ſie keiner Belagerung ausſetzen werde.

Mit dieſer Beruhigung verließ er die Stadt und kehrte zu ſeinen Truppen zurück, mit welchen er, von Mainz herauf vorgerückt, eine vortheilhafte Stellung genommen hatte. Die Garniſon zog unter ihren Fahnen mit Sack und Pack auf und beſetzte die Wälle der Stadt. Die Heſſen rückten dicht heran, ohne jedoch den Verkehr der Stadt mit dem Lande zu ſtören. So geſchah es denn auch, daß am 30. November die des Buß- und Bettags wegen feiernden Handwerksgeſellen zu Hunderten auszogen, den Heſſen einen Beſuch an der Friedberger Warte zu machen.

Hier wahrſcheinlich ſchöpften ſie aus brüderſchaftlichem

Trunk und Händedruck jenen Muth, womit ſie am 2. December eine kriegeriſche Rolle hinter den Couliſſen des Treffens glücklich ausführten.

An dieſem Tage nämlich, dem erſten Adventsſonntag, als bei friedlichem Sonnenſcheine ſich Alles nach den Kirchen begab, brach plötzlich die heftigſte Kanonade los. Granaten fielen in die Stadt; es entſtand Feuerlärm.

Unbekümmert um Brand und Angſt der Stadt traf der Commandant ſeine Anſtalten zur Vertheidigung und ließ noch die zwei Kanonen vor ſeinem Quartier nach den Wällen abfahren. Doch jetzt thaten ſich die Handwerksgeſellen hervor. Sie hielten die Kanonen und Munitionswagen an, ſpannten die Pferde aus, zerſchlugen die Räder. Den Franzoſen, die von den Wällen ab- und zuliefen, nahmen ſie höflich oder mit Gewalt die Gewehre ab und entluden ſie; ja ſie entwaffneten eine franzöſiſche Thorwache und ließen, mit Lebensgefahr vordringend, die Zugbrücke nieder, über welche die tapfern Heſſen in die Stadt eindrangen, und mit blinder Wuth gegen die fliehenden Franzoſen ihren guten Namen bewährten.

Unmittelbar nach der Einnahme zog der König von Preußen mit dem Herzoge von Braunſchweig und andern Fürſtlichkeiten in die Stadt und wurde mit Zujauchzen empfangen. Vor dem Neuthore war es am heißeſten zugegangen; hier lagen die heſſiſchen Grenadiere hingeſtreckt. Das donnernde Wetter des Treffens zog ſich indeß über Bockenheim, nach Rödelheim und dem niddaer Wäldchen hinter den Franzoſen her, die langſam gegen Mainz zurückwichen.

Hier in Mainz lebte man der Erwartung eines ſiegreichen Ausgangs für Cuſtine's Begegnung mit den Preußen. Man wußte am 1. December von kleinen Scharmützeln, in welchen die Deutſchen ſollten zurückgewichen ſein. Forſter, der Cuſtine an Macht der preußiſchen Armee überlegen glaubte, zweifelte, daß es zur Schlacht kommen werde, und wenn dennoch, daß es bei Höchſt dieſen oder den folgenden Tag geſchehen müſſe.

So wandelte er an jenem 2. December Nachmittags bei mildem Sonnenſcheine, der in die leichtbeſchneite Landſchaft fiel, mit Thereſen, ſeinem engliſchen Tiſchgenoſſen und einquartierten Franzoſen über die Brücke nach Caſtel. Hier waren Soldaten und Bauern mit Hauen und Spaten an der nahe beendigten Befeſtigung des Platzes beſchäftigt. Während ſie ſich von einigen Offizieren die Verſchanzungen erklären ließen, eilte plötzlich Alles umher von der Arbeit hinweg einem franzöſiſchen Reiter zu, der gleich darauf vorüberjagend unter heftigem Erzählen die Worte — trahison, massacre, vengeance hören ließ.

Bald verbreitete ſich die Nachricht von dem übeln Ausgang des Treffens und von dem Unternehmen innerhalb der Stadt. —

In welchem Lichte Forſter beſonders die Vorfälle innerhalb der Stadt ſah, läßt ſich begreifen, wenn man bedenkt, daß er dem Schauplatze der Begebenheit ebenſo entfernt als dicht an der Stelle ſtand, woher eine politiſche, mithin die grellſte Beleuchtung auf jene frankfurter That geworfen wurde. Er hatte ſchon früher, den Zuruf eines Frankfurters an den General Cuſtine in der „Neuwieder Zeitung“ öffentlich beantwortend, die Rechtmäßigkeit der von Cuſtine gefoderten Kriegsſteuer aus dem Geſichtspunkte der Kriegsgeſetze vertheidigt, indem er die Speculation mit falſchen Aſſignaten als eine gegen Frankreich gerichtete Feindſeligkeit darſtellte und ſolche durch eine behauptete Mitwiſſenſchaft des frankfurter Magiſtrats noch verſchärfte. („Sämmtliche Schriften“, Bd. 6) Nun erſchien in der „Mainzer Zeitung“ vom 6. December ein declamatoriſcher Bericht von Daniel Stamm, einem Cuſtine'ſchen Adjutanten, über das frankfurter Ereigniß, welches als „Gegenſtück zur Bartholomäusnacht und zu der Siciliſchen Vesper“ dargeſtellt wurde. Doch Cuſtine ließ ſich von keinem Adjutanten überbieten. Im „Moniteur“ Nr. 349 erſchien ſein Bericht an den National-Convent, deſſen Unzufriedenheit der Bürger-General wol zu fürchten Urſache haben mochte. Dieſer Bericht vom 7. December, in Falſtaff'ſchem Stil abgefaßt, legt den Verluſt von Frankfurt — 10,000 Meuchelmördern zur Laſt, die mit ihren Meſſern — 300 ſeiner Waffenbrüder im glorreichen Kampfe für die Freiheit gemordet hätten. 150 Zimmerleute wären aus Naſſau, welches dem Landgrafen von Heſſen gehöre, in zwei Schiffen angelangt, um von innen der Stadt die Thore einzuſchlagen. Eins dieſer Meſſer, von einem Soldaten erbeutet, war dem Bericht beigelegt, und indem Cuſtine verdächtigende Seitenblicke auf den General von Helden wirft, ſchließt er den poſſirlichen Bericht mit der wunderlichen Nachricht, daß neben mehr als 4200 gebliebenen Preußen und Heſſen er ſelbſt nur „ungefähr“ 300 Brüder verloren habe; ſodaß mithin im Ganzen, mit

Inbegriff des Treffens, weniger Franzoſen geblieben waren, als jene Tauſende von Meſſern innerhalb der Stadt bereits gemeuchelt hatten, nämlich volle 300!

Wie übereilt ſcheint ſolcher Bericht durch ſeine Ungeheuerlichkeiten und Selbſtvergeſſenheit! Allein Cuſtine wußte wol, daß dergleichen Bulletins in revolutionären Tagen mit entzündeten Augen geleſen, und aufgeregte Gemüther nur von ganz Erſtaunlichem noch berührt werden.

Und nun Forſter! Begreiflich, daß er auf der Seite, wo er eben ſtand, nur die Eine Stimme hörte: „Hätten die Frankfurter nicht verrätheriſch gehandelt, ſo waren an jenem Sonntag die Preußen geſchlagen; denn die Stellung der Franken ſoll ein Meiſterſtück geweſen ſein. Allein da Frankfurt weg war, war der ganze Plan verrückt; die franzöſiſchen Truppen, die dicht unter der Stadt ſtanden, mußten ſich zurückziehen, um nicht beſchoſſen zu werden, und dies machte einen allgemeinen Rückzug nothwendig.“

Die Vorfälle in Frankfurt ſah er für ſo entſetzlich an, daß er einen Ausdruck von Rührung über jene Gräuel noch im Geſichte des Boten zu finden glaubte, den er am 4. von Huber'n erhielt.

Trennung.

Infolge der frankfurter Ereigniſſe ſtreckten, wie Forſter an Huber ſchrieb, die mainzer Pfaffen die Köpfe in die Höhe und jubelten den Frankfurtern Beifall zu; den Mainzern aber krähten ſie Unglück und drohten Mord und Tod. Eine Angſt vor den anrückenden Preußen und vor verrätheriſchen Bewegungen in Mainz griff raſch um ſich, und lähmte ſelbſt die Zungen der Clubiſten. So ſanken denn auch die ſchönen Erwartungen dahin, die der Freund vom guten Fortgang der Sache der Freiheit eben zu faſſen angefangen hatte. Er ſah, wie das laue Volk die Köpfe hängen ließ, und meinte, wer alle ſeine Hoffnungen für ſie opferte, die da nichts wollten und nichts wagten, wäre ein Thor. Er überlegte, ob er nicht fort müſſe, und dachte nach Frankreich, wo allein noch Freude, Ehre und Zufriedenheit zu holen ſei. Zwar theilte er für ſeine Perſon jene Beſorgniß nicht, daß die Mainzer bei Annäherung der Preußen, nach dem Beiſpiele der Frankfurter, mit ähnlichen Meſſern über die Franken verrätheriſcherweiſe herfallen könnten: indem es, auch abgeſehen von der ſtarken Garniſon, dieſem Völkchen, wie zu Allem, auch hierzu an Energie fehle; allein Thomas Brand, ſein häuslicher Engländer, gab ihm die Lage Thereſens mit den Kindern zu bedenken. Nach ſeinen ſtrengen Begriffen von weiblichem Anſtand ermaß der junge Mann die Unziemlichkeiten, denen bei irgendeinem, doch immer möglichen Pöbelaufſtande Frau Forſter ausgeſetzt ſei. Seine Anſichten, ſein dringendes Verlangen, daß ſie Mainz verlaſſe, fielen umſomehr ins Gewicht, als gerade ſein feſtes kühnes Weſen bei ſo manchen ſeit dem Einzuge der Franzoſen vorgefallenen Auftritten für die Hausgenoſſen bisjetzt ſehr beruhigend geweſen war und er ſelbſt im Begriffe ſtand, den längſt beabſichtigten Studienbeſuch Göttingens nun beſtimmt auszuführen. Ueberdies unterſtützte er ſein Andringen durch das Erbieten, Frau Forſter und ihre Kinder ſelbſt nach Strasburg zu bringen.

Ein Vorſchlag der noch weiter griff, kam von Huber. Forſter ſollte ſich von Thereſen trennen, um ſowol dem möglichen Vorwurfe zu entgehen, daß er die Seinigen in Gefahr gebracht, als um in ſeiner jetzigen Lage ſich ſelbſt zu erleichtern. Dafür machte der Freund ſich verbindlich, ſein Schickſal mit dem der Frau und Kinder zu vereinigen.

Bei alledem war ein Entſchluß für Forſter'n ſchwer zu faſſen. Er fühlte, daß er von Thereſen das Opfer mit ihm zu leben und zu ſterben nicht fodern könne, und deſto ſchmerzlicher war ſeine Lage. In ſeinen Augen ſtand nicht blos ihre Ruhe und Sicherheit, — es ſtand auch ſeine Ehre als Volksbeamter auf der Reiſekarte.

Noch nie hatte er ſich in ſo verwickelten Verhältniſſen befunden. Es ſchien ihm eine Nothwendigkeit, ſo zu handeln, als wäre er der einzige Menſch in der Welt, auf den man rechnen könnte. Wie aber dann, wenn das Publicum noch mehr verzagte, weil er Frau und Kinder wegſchicke, um es im Stiche zu laſſen jetzt, wo es gelte? Nun ja, — wenn es ſein mußte, ſo wollte er ſich dennoch von ſeiner Familie trennen; nur nicht heimlich, nicht hinterrücks. Er wollte vorher die Mainzer wiſſen laſſen, nur dadurch, daß ſie ſich nicht für die Freiheit erklärten, halte er ſich von aller Pflicht des Mitbürgers entbunden; und indem er nur in ſeiner Eigenſchaft als fränkiſcher Bürger handle, glaube er ihnen von keiner ſeiner Handlungen mehr Rechenſchaft ſchuldig zu ſein. Nur wenn er dadurch etwa eine Inſurrection der Freiheit bewirken würde, glaubte er, mit den Seinigen dennoch bleiben zu müſſen.

Doch, bei näherm Betracht, wie unwahrſcheinlich erſchien ihm ſolche Erwartung! Nein, er hielt den Fall, wo Thereſe das Opfer zu bleiben ſeiner Ehre bringen müſſe, unter den Umſtänden für ſo unmöglich, daß er glaubte, die ganze Welt müßte ihm alle Folgen deſſelben verzeihen, wenn er ſich an den Mainzern noch geirrt hätte, und ſie dann doch Charakter zeigten, den ſie unter weit günſtigern Aſpecten nicht bewieſen hätten.

Und ſo nahm er denn Brand's Erbieten und Huber's Vorſchlag an, bereit Thereſen mit den Kindern ziehen zu laſſen, was man auch von ihm ſagen und denken möchte.

Und Thereſe? —

Sie ſchied nicht ungern. So beſtimmt ihr Charakter ſie zu Muth und Beſtehen der Gefahr aufrief, ſo ſehr, nach ihrem eigenen Geſtändniß, fühlte ſie ſich mit ihren ſehr weiblichen Gewohnheiten, mit ſehr gepflegtem Gefühl für häusliche Ordnung und auserleſenen Umgang unbehaglich bei den jetzigen Erfoderniſſen von Forſter's täglichem Leben. Sie lebte jetzt einſamer als jemals; ihr geſellſchaftlicher Abendcirkel war durch die Flucht der Geſandtſchaften mit Einſchluß Huber's auf ein paar weibliche Bekannte beſchränkt. Dafür waren die mainzer Patrioten eingetreten, zwar ehrenwerthe Männer, die man aber ſehr ſchonen mußte, und „die keineswegs eine angenehme Theegeſellſchaft machten“. Dabei führten Forſter's Verhältniſſe ſoviel Landleute, Bürger, Beamte ins Haus, daß ſie ſich ganz aus ihrer Sphäre geſtoßen fühlte. Wie viel Huber's Briefe dabei thaten, und ob ſein Vorhaben für die Zukunft den Ausſchlag gab, läßt ſich nicht ſagen. Aber ein Schreiben ihres Vaters, das ſeine Beſorgniß um ihre Lage ausſprach, erinnerte ſie daran, jedem Umſchlag der Dinge voraus zu bedenken, wohin ſie ſich mit den Kindern begeben wolle.

So trat alſo der verhängnißvolle Wendepunkt in Forſter's und der Seinigen Schickſal entſchieden ein. Es war am 7. December. Thomas Brand hatte ſeinen Bedienten vorausreiten laſſen, um die Poſtpferde zu beſtellen, nahm mit einem Landsmann, den der Krieg ebenfalls aus Mainz trieb, eine Poſtchaiſe, und überließ ſeinen eigenen Wagen Thereſen mit ihren Kindern und einer Magd. Das Wappen an der engliſchen Berline, bei dieſer Flucht nicht abgekraßt wie das kurfürſtliche, fiel den Republikanern beleidigend in die Augen. Aber das dreijährige Töchterchen hatte bei viel Lebhaftigkeit ſchon einige franzöſiſche Phraſen gelernt und rief lachend zum Fenſter hinaus: Bon jour citoyen! und der republikaniſche Beifall deckte das ariſtokratiſche Wappen zu.

So leerte ſich Forſter's Haus, und nur Mariane, die zweite Magd, blieb zu ſeiner Verſorgung zurück.

Doch alle Verbindungen des Herzens waren noch nicht abgebrochen. Noch lebte, wenn auch im Augenblick entfernt, ein Mann, dem er ſchon als Bräutigam, in der ſchönſten Zeit ſeiner Liebeshoffnungen, aus Wilha geſchrieben hatte: — „ſelbſt die Liebe weicht dem Seelenbündniß, welches mich an dich kettet".

Sömmerring, der Herzensfreund, war mit ſeiner jungen Frau nach Wien gereiſt, ehe man den Fall von Mainz ahnen konnte. Unterm 6. October hatte ihn Forſter von der Annäherung der Franzoſen benachrichtigt, und auf Verlangen der Schwiegerältern des Freundes Wäſche, Kleider, Briefſchaften, Silberzeug, Geld und einen Wechſel von 4000 Gulden in einem Verſchlage mit dem Marktſchiffe nach Frankfurt beſorgt. Inzwiſchen war Sömmerring von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, konnte ſich aber nicht entſchließen, unter den jetzigen Verhältniſſen ſeinen Poſten in Mainz wieder anzutreten, und blieb bei den Aeltern ſeiner Frau in Frankfurt.

Was von hieraus zwiſchen ihm und Forſter verhandelt wurde, fällt zwar ein paar Wochen ſpäter, gehört aber ſeinen Motiven nach in die innere, auflöſende Kriſe des Forſter'ſchen Lebens, weshalb wir es gleich hierherziehen.

Sömmerring ſchrieb unterm 29. December an den

Freund in Betreff des mainzer Zuſtandes, beſchwerte ſich über die ſeiner mainzer Wohnung zugemeſſene Einquartierung, foderte von Forſter Sicherſtellung ſeines Eigenthums, und wollte ihn als Vicepräſidenten der Adminiſtration, was Forſter damals eben geworden war, bei deſſen Ehre verantwortlich für die Unverletzlichkeit der Siegel machen, die von der Behörde in Sömmerring's Hauſe vorſorglich für das Eigenthum des Abweſenden waren angelegt worden.

Dieſe verbiſſenen Zumuthungen und wahrſcheinlich der ganze Ton des Briefes verriethen einen Mann, der mit Beginn eines glücklichen Hausſtandes einen ängſtlichen Aerger an allem Revolutionären gefaßt hatte und ſeine Erbitterung mit aller Vergeſſenheit und Ueberhebung dem Jugendfreunde, dem Lebens- und Strebensgenoſſen, zu fühlen gab.

Forſter nahm ſich zuſammen, und antwortete unterm 6. Januar des folgenden Jahres mit hohem Ernſte, mit dem Vorgefühl ſeines Unglücks und mit dem Stolze ſeines einſamen Herzens. Er erklärte dem Freunde, wie es eben eine Folge der Einnahme von Mainz ſei, daß Einquartierung in die Häuſer käme, und eine Folge der Maßregel, die Sömmerring genommen habe, daß ſein Haus mehr beläſtigt würde, als geſchehen, — wenn er auf ſeinem Poſten geblieben wäre. Seine Effecten ſtänden unterm Schutze des Geſetzes; aber es wäre unbillig, den Zufall, den ſie Beide nicht berechnen könnten, auf Forſter's Rechnung zu ſetzen, blos weil Sömmerring deshalb an ihn geſchrieben habe. — „Hätteſt du doch lieber", ſchrieb er, den entſchiedenen Willen gehabt, hier alles Gute und

Böſe mit uns zu theilen, und dein Haus unter deiner Aufſicht zu behalten, — oder mit deinem ganzen Eigenthum wegzuziehen, und uns unſerm Schickſale zu überlaſſen! — — Wer wird einen Beamten verantwortlich für die Uebertretung machen, die er gerade durch eine Vorſichtsmaßregel zu erſchweren bemüht war? Darum ließ man ja beſiegeln, daß nichts erbrochen werden ſollte. — — Mich würde es bitterlich ſchmerzen, wenn dir das Geringſte von Dem, was nur der Wiſſenſchaft nützen kann, entkäme; ſowie es mich ſchon genug geſchmerzt hat, daß unſer Weg ſich bei der Erſcheinung der Franzoſen trennen mußte, indem wir verſchiedenen Grundſätzen folgten, oder Anderes aus einerlei Prämiſſen ſchloſſen. Ich habe mich für eine Sache entſchieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Geſundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß. Eins allein, weiß ich, iſt unantaſtbar mein, weil nur ich allein es antaſten könnte, das iſt mein Bewußtſein!“

Und das letzte Wort der Freundſchaft lautete:

„Du wirſt am beſten wiſſen, daß ich dich kenne: mithin kannſt du auch an meiner Denkungsart nicht zweifeln!“ — —

So löſte ſich denn auch dieſe alte edle Freundſchaft der Herzen und der Geiſter, des Irrens und des Strebens.

Nun ſtand Forſter allein, — Hauſes und Herzens einſam!

Sechstes Buch.

Umblick und Faſſung.

Seine Lage zu überſchauen, ſich über ſeine Anſichten, ſeine Abſichten zurechtzufinden, ſah ſich nun Forſter einſam und ungeſtört genug. Das menſchliche Herz, von den Einflüſſen verlaſſen, unter denen es lange Zeit geſtanden, gleicht dann einer Quelle, von der man die laufenden Beimiſchungen und Zuflüſſe ſorgfältig abgeſchnitten hat, um ihren Sprudel in ſeinem eigenthümlichſten Gehalt und Trieb zu faſſen.

Und ſo erſcheint wirklich der verlaſſene Mann im Beſtreben, ſich über ſeinen Zuſtand klar zu machen, bald gefaßt. Die ſchmerzliche Betrachtung, wie in einem Augenblick Alles auseinanderſtiebe, was ſich ſo an demſelben Orte zuſammenfand, wurde ihm durch die Erinnerung an Kaſſel erleichtert, wo er Aehnliches ſchon erlebt hatte, als Dohm, Müller, Mauvillon, Tiedemann, Sömmerring, — freilich innerhalb Jahresfriſten ſich zerſtreuten. — „Mein Geiſt iſt, Gott ſei Dank! unabhängig von Allem", rief er ſeiner Thereſe nach, „und ich gehe meinen geraden Gang, überzeugt daß ich nach beſter Einſicht handle; das Uebrige iſt Tand."

Das vereinſamte Haus blieb doch ſeine Zuflucht nach all den mit mancherlei Verdruß verknüpften Gängen, die ſeine Stellung und die Zeitläufe bei oft abſcheulichem Wetter mit ſich brachten. Glücklicherweiſe empfand er ſich hier von Marianen trefflich bedient und beſorgt, auch von ungewöhnlich gutem Befinden unterſtützt; obgleich er täglich ſechs mal durch Koth und Schneewaſſer rennen mußte, ſodaß er kaum ſein liebes Theeſtündchen einhalten konnte.

Zu dieſem fanden ſich denn auch noch liebe Bekannte ein. Unter Andern auch Felix Blau, ein Mitglied der Adminiſtration, — jener liebenswürdige Prieſter und Collegiatſtiftscapitular, der einſt zwar gegen die Unfehlbarkeit der Kirche zu Felde gezogen, dabei aber ſo mild von Gemüth, als aufgeklärten Geiſtes war, human und edel von Denkart, ein heiterer, friedlicher Republikaner. In den Geſchäften der Landesverwaltung, worin ihm das Finanzielle oblag, ſcheint er weniger, als es Forſter wünſchte, gewandt und thätig geweſen zu ſein.

Anfangs führte der einſame Freund auch ſeine häusliche Wirthſchaft fort, bis er denn doch inne ward, daß Küche und Keller bei ſeinen jetzigen unruhigen Verbindungen zu ſehr in Anſpruch genommen wurden; da er denn nach Thereſens Rath ſeinen Tiſch an einer Table d'hôte nahm.

Denn wie es jetzt mit ſeiner Kaſſe beſtellt war, verräth uns eine Angelegenheit, die er in den erſten Tagen nach Thereſens Abreiſe mit Huber zu verhandeln bekam. Es betraf jene Summe preußiſcher Thaler, die ihm auf ſein gutes Preußenthum hin von Berlin aus als Vorſchuß auf Frankfurt angewieſen war. Wir erinnern uns, wie ſtolz er ſie zuerſt abgelehnt hatte. Sobald aber Buchhändler Voß ſchrieb, daß ſeine und des Grafen Herzberg flüchtige Aeußerung vom guten Preußenthum ganz unſchuldig geweſen, und durchaus nicht die unterſtellte Bedeutung habe, nicht im entfernteſten bindend ſein ſollte, nahm Forſter das Anerbieten als unerwarteten Wurf des Schickſals an. Und wie willkommen ihm dieſer Wurf war, geht aus der guten Laune hervor, mit der er hoffte, das Schickſal werde ihn noch mit einigen ſolchen Würfen bedenken, und nicht bankrott an ihm werden wollen.

Die ſo willkommene Summe war von der Hand des Kaufmanns Rauspach in Berlin an Johann Mertens in Frankfurt angewieſen. Statt nun das Geld durch Thereſen bei Gelegenheit des Abſchiedsbeſuches, den ſie bei Huber in Frankfurt machte, erheben zu laſſen, ließ Forſter die Auszahlung auf einen mainzer Kaufmann übertragen, und verlangte deshalb die zuerſt mit ſeiner Quittung an Huber geſchickte Anweiſung zurück. Huber übermachte die Quittung, doch ohne den Zettel an Johann Mertens, den der mainzer Kaufmann vor der Auszahlung verlangte. Forſter mahnt ungeduldig. Huber vergaß es, verſäumte es, oder hatte die berliner Anweiſung verloren. Forſter gerieth außer ſich. — „Mein Gott“, ſchrieb er ihm, „wie kann man in Geldſachen ſo ſorglos ſein! Dieſe Tantalsempfindung, eine Summe, die ich ſo dringend bedarf, nun ſeit acht Tagen hier zu wiſſen, ohne ſie, des verwünſchten Zettelchens wegen, heben zu können, gönne ich dem Teufel und ſeinen Gehülfen, aber keinem honnetten Mann. Ich bitte Sie nochmals, eilen Sie, wenn's noch nicht geſchehen iſt, und ſchicken Sie mir das Ding; ich möchte vor Wuth und Unmuth vergehen, daß ich es Ihnen ſchickte." —

Endlich hat ſich der mainzer Kaufmann von Forſter'n bewegen laſſen oder durch ſein Intereſſe bewogen gefunden, den Betrag ohne das Zettelchen zu zahlen. Forſter entſchuldigte ſich gegen Huber, daß er ihm wehegethan, und erklärte ihm, wie er ſich mit ſeinem ganzen Daſein von der ſchwebenden Summe abhängig gefühlt habe.

Dieſer von Abhängigkeit befreienden Macht des Geldes vergaß denn freilich Forſter gar bald wieder, wenn ſeine Seele für die höchſte Unabhängigkeit, für Volksfreiheit, aufloderte. Huber hatte ihn durch den gleich hinter dem frankfurter Ereigniſſe herübergeſchickten Boten von der dortigen Stimmung und der dem republikaniſchen Forſter geſchworenen Rache benachrichtigt. Denn wie man in Mainz für die franzöſiſche Revolution ſchwärmte, ſo fehlte es in Frankfurt nicht zu Gunſten der deutſchen Reaction an überſpannten Köpfen. Forſter nannte ſie — „jene elende Race, deren Sache es freilich ſei, ihren Beutel feſtzuhalten, nicht aber der Menſchheit Puls zu greifen, und zu fühlen, um was es gelte".

Nun hatte allerdings die Sache, um die es eben in Mainz galt, durch das frankfurter Ereigniß einen unberechneten Stoß erhalten; ſodaß Forſter auch mit der brieflich ausgeſprochenen Zuverſicht, daß die Pforten der Hölle die neue Freiheit nicht überwältigen würden, doch kaum über den Verdruß hinauskommen konnte, den ihm die Unreife und das Schwanken der Mainzer, ſich für dieſe ewige Sache zu erklären, in ſeinem ſtürmiſchen Gemüth erregten. Vollends empörte es ihn aber, wenn träge, gleichgültige Menſchen mit Vorſchlägen kamen, wie bald ſich Alle für die Freiheit erklären würden, wenn man ihnen nur die Abgaben erlaſſen wollte. Da rief er wol aus: „Gemishandelt, betrogen, gedrückt werden, das Alles iſt alſo nichts, was einen Menſchen bewegen kann, das Joch abzuſchütteln, ſondern vollkommene Zuſicherung, daß man nichts thun und gar keine Pflichten haben werde.“

Seine Unzufriedenheit wird uns aber noch verſtändlicher, wenn wir die Gedanken an ſeine Zukunft, die Vorſätze für ſein Handeln mit der mainzer Verfaſſungsfrage aufs engſte verknüpft ſehen. Seine Häuslichkeit hing ohnehin ſchon in der Schwebe zwiſchen Mainz, wo er ſelbſt den öffentlichen Geſchäften lebte, und Strasburg, wo ſeine Familie, von Freunden empfohlen, den Schutz eines eifrigen Jakobiners ſuchte. Doch hielten beide Gatten an der Erwartung feſt, daß bei der Ohnmacht der Coalition durch Vermehrung der franzöſiſchen Streitkräfte ſich in wenig Wochen alle Gefahr von Mainz entfernen, und ſie einander wiederfinden würden. In ſolcher Erwartung hatte Frau Forſter auch ihren Koffer nur allzu leicht bepackt.

Bedachte nun aber Forſter die Möglichkeit, daß dieſe politiſche Rechnung doch ohne den Wirth gemacht ſei, und die Wiedereinnahme von Mainz als ſein großer Rechnungsfehler herausſpränge, — wohin ſollte er ſich alsdann wenden? Daß man ihm in Frankfurt Rache geſchworen, war nur als Anzeichen, wie ſehr dieſe Stimmung ganz Deutſchland zu durchziehen anfing, von Bedeutung. Alle jene Kreiſe, in denen einſt ſein Name mit der Würze der Südſee verbreitet war, nahmen jetzt deſto gieriger das üble Gerücht ſeiner revolutionären Geſinnung auf. Er ſelbſt blieb auch über die Lichtwandlung, worin er jetzt in Deutſchland beobachtet wurde, nicht im Zweifel. Geheimrath Schloſſer in Karlsruhe, unzufrieden mit den Declamationen, die gegen ſeine Vaterſtadt Frankfurt von der mainzer Volkstribüne aus Forſter's Munde ergangen waren, gab jetzt, ſtatt frühern Troſtes, ungeeignete Belehrungen über die alten Republiken von Griechenland und Rom im Vergleich mit dem jetzigen fränkiſchen Republikanismus. — Die „Neuwieder Zeitung" bezeichnete Alles, was Forſter über die Freiheit geſchrieben, als ſeiner unwürdig. Die Gelehrten in Berlin erklärten ihn für den Hauptanſtifter alles Uebels in Mainz. Selbſt der wohlwollende Heyne war unzufrieden und ſchrieb kaum mehr, — er ſelbſt nur darum ein Ariſtokrat, wie Forſter meinte, weil er nicht 50 Meilen ſüdlicher wohne. Der gute Papa hatte es in einem Briefe an die Tochter ſehr unvorſichtig gefunden, daß Forſter die Stelle bei der Adminiſtration angenommen, ohne dem Kurfürſten oder dem Coadjutor Anzeige davon zu machen, und ſich dadurch ſeinen künftigen Aufenthalt, Unterkommen und Verſorgung zu ſichern.

In einem andern Briefe deſſelben an Sömmerring vom 30. December finden wir die damals in Deutſchland gegen Forſter herrſchende Stimmung ſtark genug ſelbſt von dem wohlwollendſten Manne ausgeſprochen:

„Der gute Forſter hätte mögen die Partei wählen, ſich employiren laſſen, hätte er nur Mäßigung und Klugheit gebraucht, um ſich den Rücken frei zu behalten. Er iſt nun in Deutſchland ſo gut als vogelfrei. Geht Mainz über, wo will er hin? — Um ſeine Liebe bei unſern Landsleuten, ſelbſt um ſeinen Autorruhm und den Abgang ſeiner Arbeiten bei den Verlegern hat er ſich gebracht.“ —

Daß man mit Heyne's Aengſtlichkeit nur immer für ſich handeln und nicht bedenken ſolle, ob man ein Vaterland habe oder nicht, brachte Forſter'n auf. Ueberhaupt gebührt ihm jetzt noch das Zeugniß, daß er mit lebendigem Glauben an ſich und ſeine Sache, bei allen ſchiefen und ſchlimmen Urtheilen, die er über ſich vernahm, eine männliche Ruhe behielt. So ganz unrichtig war es wol auch nicht, wenn er meinte, die geſchäftige Nichtsthuerei der deutſchen Gelehrten verderbe dieſe Leute in Grund und Boden. Sie könnten einen Menſchen nicht begreifen, der zu ſeiner Zeit auch einmal handle, und fänden ihn verabſcheuenswürdig, nun er einmal nach den Grundſätzen zu Werke gehe, die ſie doch erſt auf dem Papiere ſo beifällig aufgenommen hätten.

Auf die Wuth des Parteigeiſtes zu antworten hielt er für thöricht, auch wenn er Zeit dazu hätte, und an die Nachwelt zu appelliren, hegte er von der hiſtoriſchen Wahrheit zu wenig heilige Begriffe. Warnungen und Drohungen, die ihm zugingen, ſchreckten ihn nicht; doch fühlte er ſich mehr, als durch ſolche, aus Rückſicht auf ſeine Ehre abgehalten, im Fall eines Umſchlags Deutſchland zu betreten. Und ſo wollte er ſich vorerſt blos als fränkiſchen Beamten anſehen, deſſen Verbleiben in Mainz mit dem Weichen oder Weggehen der Franzoſen ſein Ende nehme.

Dies hing denn von den Fortſchritten der Preußen ab. Daß dieſe während des Winters Mainz beunruhigen würden, ſchien Forſter'n nicht wahrſcheinlich; obgleich ihr Belagerungsgeſchütz vor der von General Meunier mit 400 Mann beſetzten Veſte Königſtein vom Taunus herab faſt täglich vernommen ward. Er lächelte zu Huber's guter Meinung von den Preußen, deren Armee doch im elendeſten Zuſtande ohne die mit ihnen verbundenen 10,000 Heſſen nichts ausrichten würde. Ihre Ausreißer kamen nach Mainz, und berichteten die Noth der Truppen, die in dem naſſauer Gebirge Hunger litten, und ihre Pferde mit Drittelrationen nur zur Noth auf den Beinen erhalten konnten. Dennoch glaubte Forſter auch nicht an Frieden. Der König von Preußen, unter dem Einfluſſe ſeiner Umgebung, war in der Hand Derjenigen, die Mainz in keinem Falle der franzöſiſchen Republik einverleibt ſehen wollten. Auf der andern Seite machten geheime Correſpondenzen mit dem Kurfürſten, Spione und reactionäre Ariſtokraten in Mainz ſtrenge Maßregeln Cuſtine's nöthig. Es wurde Jeder, der von einer Uebergabe der Stadt und Caſtels reden würde, mit dem Strange bedroht. Dies war vielleicht überflüſſig, da die Mainzer, nach Forſter's Meinung, noch immer die Alten, ſich mit dem alten guten Spruche: Wer uns gewinnt der hat uns! ruhig ſchlafen legten, aber auch auf den erſten Alarmſchuß gleich von preußiſcher Beſatzung träumten.

Wie er jetzt mit ſeinen Gedanken ſtets auf die thatſächliche Gegenwart gerichtet war, ſo bedachte er zuweilen auch die Leichtigkeit, wie die franzöſiſche Republik durch einen wohlberechneten Kraftaufwand die Preußen vor Ein=

tritt des Frühjahrs vernichten, Frankfurt als gute Geldquelle wieder einnehmen, und ſich der Zuſtimmung des Landſtriches bis nach Franken für die Freiheit verſichern könnte.

Die Vorſtellung von einem ſo glücklichen Ausgang der Dinge lieh dann auch wieder dem Wunſche, Deutſchland nahe zu bleiben, einen neuen Reiz. — „Wenn Mainz franzöſiſch bleibt, ſchrieb er an Thereſe, wüßte ich kaum, wo wir beſſer ſein könnten nach der Art und dem Zuſchnitt unſerer Lebensweiſe. Der Vereinigungspunkt für Deutſchland bliebe es nun einmal gewiß. Meine literariſchen Arbeiten gingen ihren Gang fort, und England wäre auch nicht zu fern, um Bücher, Nachrichten u. dergl. daher zu bekommen.“ —

Auch er alſo noch der gute Alte!

Geſchäftskreis und Abſchluß.

Doch näher, als die Gedanken an ſeine Zukunft, lagen die Motive des Handelns vor der brennenden Angelegenheit der mainzer Verfaſſung, und nöthigten Forſter, mit ſich in Ueberlegung zu gehen. Dieſe Angelegenheit wurde nun, hinter den dringendſten Vorkehrungen gegen einen Angriff der Preußen auf die Stadt, ihrer Entſcheidung entgegengedrängt, indem die Adminiſtration Mitte December die Stimmen der mainzer Bürger für oder wider die Annahme der dargebotenen Freiheit ſammeln ließ, und zu demſelben Zwecke Commiſſare aufs Land ſchickte. Forſter zweifelte nicht, daß die große Mehrheit ſich, wenn auch ganz gelaſſen und ohne Enthuſiasmus, für die Annahme entſcheiden werde. Solcher Erwartung arbeitete aber ein Gerücht entgegen, das ſehr abſchreckend wirkte. Es hieß nämlich, eine Liſte aller Clubfreunde ſei dem Könige von Preußen zugeſchickt, und von dort aus in Abſchriften an die Vorpoſten der anrückenden Truppen gegeben worden; jeder Mainzer, deſſen man habhaft würde, und den man auf der Liſte verzeichnet fände, habe nach Maßgabe ſeiner Theilnahme am Club, worüber Notizen im Namensverzeichniß enthalten ſeien, den Corporalſtock oder gar eine kriegsgerichtliche Behandlung zu erwarten.

Viele Clubiſten eilten nun ihre Namen auszuſtreichen. Unter dieſen bemerkte Forſter beſonders auch den durch ſeine Schriften bekannten Niklaus Vogt, den „excellenten Kopf", deſſen Einzeichnen ihn jedoch mehr als das jetzige Ausſtreichen des Namens in Verwunderung geſetzt hatte.

Eine weitere Nachricht machte auch die übrige Bevölkerung ſtutzig. Der Coadjutor ſollte in Frankfurt angekommen ſein. Da meinten denn die Mainzer bei jedem Trompeter, der einen Paß brachte, der brave Dalberg laſſe dem Cuſtine die Stadt abfodern.

Dieſem vermeintlichen reactionären Anſpruche vom rechten Rheinufer trat eine viel lebhaftere republikaniſche Bewerbung entgegen. Decrete des pariſer National-Convents vom 15. December erklärten die eroberten Länder für frei, mit der Beſtimmung, daß in denſelben proviſoriſche, vom Volke zu wählende Adminiſtrationen ſollten angeordnet werden. Zugleich wurden Commiſſare des Convents zur Beſitznahme der mainzer Eroberung angekündigt.

Indem hiernach den mainzer Abgeneigten und Unentſchloſſenen kaum ein Ausweg übrig blieb, ließen es die aufs Land geſchickten Abſtimmungscommiſſare in ihrem clubiſtiſchen Eifer auch nicht an Vorſpiegelungen und Bedrohungen fehlen; ſodaß Forſter, der nur das erwünſchte

Reſultat ihrer Bemühungen, vielleicht nicht ohne Selbſttäuſchung, ins Auge faßte, gegen Ende December die Nachricht geben konnte, daß faſt alle Stimmen der Provinz ſich für die Annahme der fränkiſchen Verfaſſung und für Einverleibung mit Frankreich ausgeſprochen hätten. Am laueſten hatte ſich dabei die Stadt Mainz bewieſen, deren Bewohner freilich ſehr ungern die nahrhafte Ariſtokratie des Krummſtabes mit einem republikaniſchen Faſten vertauſchten.

Forſter's ausgeſprochene Zufriedenheit mit dieſer Bewegung zu Gunſten Frankreichs ſtellt uns denn gleich in die Richtung ſeiner politiſchen Anſichten, von denen er auch ſeine Vorſätze und ſeine Handlungsweiſe beſtimmen ließ. So ſah er einen Frieden um jeden Preis für Deutſchland als innere Nothwendigkeit an; nachdem der unglückſelige Gedanke, mit bewaffneten Manifeſten in Frankreich einzudringen, das zu keiner Revolution noch reife und vorbereitete deutſche Volk in eine Gährung verſetzt habe, die bei dem Mangel an einem Manne, der Rath und Kraft in ſich verbinde, Alles durcheinanderwerfen könnte. Ein Friede ohne Opfer ſei jedoch nicht mehr zu haben, und die Cabinete möchten ja nicht daran denken, eine Bevölkerung, die ſich freiwillig trenne, mit großem Aufwand und noch größerer Ungewißheit des Erfolges wieder an ſich reißen zu wollen. — „Der Rhein bleibt franzöſiſche Grenze", ſchrieb er ſchon früher an Heyne, „oder Deutſchland wird ſo frei, wie Alles ſchon jenſeit des Rhein es unaufhaltſam geworden iſt. An die Kurfürſtenthümer Mainz, Trier und Köln muß man im Heiligen Römiſchen Reiche nicht mehr denken. Schwaben und

Heſſen harren ſchon ihrer Erlöſer, und die deutſche Verfaſſung mag ſehen, wie ſie ſich erhält, wenn Frankreich künftiges Jahr den Feldzug im Herzen des Reichs eröffnen muß.“ — —

Dieſe Anſicht wird ohne Zweifel Forſter'n auch in ſeinem Thun und Laſſen beſtimmen. Wir folgen den Wegen ſeines Handelns, die ſich ihm mehr und mehr erweitern und leider auch verwickeln.

Im Club war die jüngſte Präſidentenwahl auf ihn gefallen; wobei diesmal jedoch weniger ſeine perſönliche Beliebtheit, als ſein gewandtes Franzöſiſch den Ausſchlag gegeben hatte. Denn es wurden doppelte Sitzungen gehalten: für die blos franzöſiſch — und für die nur deutſch Sprechenden; der Präſident aber mußte beidlebig ſein. — Forſter's Beſtreben ging nun dahin, die Geſellſchaft beſſer zu organiſiren, damit etwas aus ihr werde. Auch ſetzte er es durch, daß von jetzt an in den Sitzungen für die Armen geſammelt wurde.

Mit Profeſſor Hofmann wurde eine neue Zeitung, „Der Volksfreund“, verabredet. Sie ſollte eine höhere demokratiſche Färbung neben der „alten Mainzer Zeitung“ haben, die in eine „National-Zeitung“ umgetauft, unter Doctor Böhmer's Redaction wenig befriedigte. So kurz vor dem neuen Jahre war keine Zeit zu verlieren; daher Forſter raſch den ganzen Plan der Redaction durch zwölf einander ablöſende Redactoren, der Finanzeinrichtung, des Verhältniſſes der Intereſſenten und der Geſchäfte der Functionärs entwarf. Als Mitarbeiter ward er dann auch gleich mit der höchſten Beiſteuer in Anſpruch genommen.

In die neue Adminiſtration durch Volkswahl hoffte er um ſo eher zu kommen, als der bisher einflußreichſte Mann, der Präſident Dorſch, wenig Ausſicht gewählt zu werden hatte. Die Pfäffiſchen, voller Haß gegen den abtrünnigen und gar verheiratheten Prieſter, zernagten ihn in der Meinung des Volkes. Und dies nicht etwa nur heimlich, ſondern mit ſo ausgeſuchter Energie, daß der Pfarrer Turin eines Tages von der Kanzel der Ignatiuskirche herab ſich ſelbſt vor der verſammelten Menge des Aergerniſſes anklagte, das er gegeben, indem er mit Dorſch ſpazieren gefahren ſei.

Freilich, um eine Rolle in der neuen Republik des Departement des bouches du Main zu erhalten, ſtand Forſter doch nicht genug im Brennpunkte der Parteithätigkeit und mithin des demokratiſchen Vertrauens. Er erkannte dies ſelbſt, und wir können ſein Bewußtſein darüber und überhaupt ſeine Sylveſterabendempfindungen nicht treffender und wärmer als mit ſeinen eigenen Worten an Thereſe wiedergeben. In Erinnerung an ſeine bewegten Tage, da er von nächtlicher Frühe 6 Uhr bis Abends 11 Uhr ſich abmühend, herzlich ermüdet zu Bette gehe, ſchrieb er:

„Soll ich dir die Wahrheit bekennen? — ich mache jetzt ſonderbare Betrachtungen über mein Schickſal und über das Loos der Menſchen überhaupt. Sie ſtimmen zum Theil mit den deinigen überein, wo du ſagſt, daß nur die breiweichen Seelen fortkämen und Freunde fänden. Ich ſtehe jetzt hier in meiner Thätigkeit ganz iſolirt, und finde alſo, daß auch der freie Republikaner nicht die Wahl hat, von Menſchen, von ihren Privatabſichten und

Leidenſchaften und dem daraus erwachſenden Parteigeiſt unabhängig zu bleiben, bei Strafe ſich in ſeinem Wirkungskreiſe von allen Seiten beengt und eingeſchränkt zu ſehen. Ich hange dem General nicht an, nicht den Kriegscommiſſaren, nicht dem Präſidenten der allgemeinen Adminiſtration; ich arbeite aber unausgeſetzt, und ich merke wol, daß man dieſe Art von Unbeſtechlichkeit mehr fürchtet als ehrt, mithin ſich zwar meinen guten Willen zunutze macht, aber an mir weiter keinen Theil nimmt, weil ich dem Eigennutz aller dieſer Menſchen nicht diene. Solch Benehmen iſt nicht von dieſer Welt. Das lerne ich täglich mehr einſehen, und deshalb ergebe ich mich auch willig in den Gedanken, mich aufs äußerſte einzuſchränken und noch ſo vielen Bedürfniſſen, wie ich kann, zu entſagen, um bei meiner moraliſchen Unabhängigkeit nicht ökonomiſch zugrunde zu gehen. Ich müßte heucheln, wenn ich nicht bekennen wollte, daß ich dieſe Vereinzelung jetzt ſehr drückend empfinde.“ — —

Mit ſolchen Betrachtungen beſchloß er das verhängnißvolle Jahr 1792. Wie viel, was ſeinem Herzen innigſt verwachſen war, hatte nicht das letzte Quartal von ihm abgelöſt! Nur mit der fatalen und verlebten alten Zeit hing er noch durch ein ſichtbares, thieriſches Zeichen zuſammen, — mit jener ſteifen Geſellſchaft, von welcher er nicht ohne die koſtbarſten Opfer loskommen konnte. Dies Gefühl mochte ihn wol in dunkler Seele ergriffen haben, als am erſten Chriſtfeſte die Kirchenglocken mit alten Erinnerungen zuſammenſchlugen. Der Friſeur erſchien wie alle Tage, und raſch entſchloſſen, ließ er ſich den noch immer gehegten und gepflegten Zopf abſchneiden. Das Symboliſche dieſer Handlung machte er ſich nicht klar, ſondern ließ es ſich nur gefallen, daß ſeine Bekannten ihn zu ſeinem Vortheil viel völliger und à l'Abbé ausſehend fanden. Einen Strang des Geflechtes ſandte er ſeiner Thereſe zu.

Thereſens Lage.

„Proſit Neujahr! Du und meine Kinder!" — —

Mit dieſem Gruß an Thereſen und mit der Hoffnung auf noch manche gute Stunde betrat Forſter das Jahr 1793. Und wie nahe hoffte er dieſe Stunden! — „Wenn das Laub an den Bäumen grünt und die Sonne warm hervor ſcheint, gibt es auch wieder wohlfeile und herzlich empfundene Freuden. Was jeder Tag mit ſich bringt, wollen wir froh hinnehmen und nur dafür ſorgen, uns empfänglich für alles Schöne und Gute in der weiten Welt zu erhalten."

Der gerührte Mann ahnte in der Frühſtunde des 1. Januar, als er ſeinen Sylveſterabendbrief fortſetzte, die winterliche Fahrt nicht, auf der ſeit der nächtlichen Stunde des Jahreswechſels ſeine Thereſe mit ihren Mädchen begriffen war.

Wir haben ſie in Thomas Brand's Wagen Mainz verlaſſen ſehen. Nicht ohne manches Ungemach der Kriegsbewegungen hatten ſie den Weg nach Straßburg zurückgelegt. Von Freunden Forſter's, vermuthlich von Profeſſor Dorſch, empfohlen, ward ſie im Hauſe eines Erzjakobiners von deſſen ſehr achtungswürdigen Frau gütigſt aufgenommen, und nach drei Tagen in einer artigen Chambre garni eingerichtet.

„Hier nahm ihr Reiſebeſchützer von ihr Abſchied. Ein ernſter, bedeutungsvoller Moment, in dem ſie erſt das Scheiden vom Alten, Gewohnten, das Alleinbleiben in der Fremde in ſeiner ganzen Stärke empfand. Wie ſich ihre Thür hinter Thomas Brand ſchloß, ſah ſie ſich in ihrem neuen Zimmer um, und raffte die einzelnen Beſtandtheile ihrer neuen Lage zuſammen. Sie war nun mit ihren Kindern allein in einer Stadt, wo ſie keinen einzigen Bekannten hatte, und nach Forſter's Willen jede Gemeinſchaft mit andern als Menſchen ſeiner Partei meiden ſollte."

In Erwartung baldiger Rückkehr hatte ſie ſich mit wenig Geräthe verſehen, und Forſter beſorgte ihr ſpäter das Weitere nach. Der Briefwechſel mit ihr war die einzige Erquickung in ſeiner verlaſſenen und bedrängten Lage. Wie Thereſe ſich aus Rückſicht auf ſeine Lage jede Beſchränkung auferlegte, ermunterte er ſie fortwährend, ſich und den Kindern nicht Alles zu verſagen, geſund zu leben und ſich angenehm einzurichten, Geſellſchaft, Zerſtreuung zu ſuchen und das Theater, auch wenn es etwas koſte, nicht zu meiden. Er rechnete 8—10 Louisdor zu ihrem monatlichen Unterhalte, meldete ihr die Glücksbeſcherung der gutpreußiſchen Summe und ſchickte Aſſignate zu Chriſtgeſchenken für Frau, Kinder und Magd. Gelegentlich lenkte er zum Behuf einer Nebeneinnahme

Thereſens Gedanken auf Ueberſetzungsarbeiten, und ſchlug ihr die Mémoiren der aus der bekannten pariſer Halsbandgeſchichte berüchtigten La Motte Valois für Cotta vor. Thereſe nahm den Vorſchlag, jedoch nicht für Cotta, ſondern für Voß an. Und obgleich jetzt aus der Sache nichts wurde, ſo iſt es doch merkwürdig, daß Forſter ſie zuerſt auf ihren künftigen ſchriftſtelleriſchen Lebensweg lenkte, der ſie ſogar auch perſönlich zu Cotta führte.

Nach einigen Wochen erhielt Thereſe eine unerwartete Einladung nach Neufchâtel von einem Freund ihrer Aeltern und Gönner ihrer Kindheit, von Georg von Rougemont. Kurz vor dem Falle von Mainz war er dort geweſen, und mochte einen Blick in Forſter's Zuſtand gethan haben. Der edle Mann ſtellte die Peinlichkeit ihrer jetzigen Lage, das Bedenkliche ihrer Zukunft eindringlich vor, und ängſtigte ſie nicht wenig durch die Auffoderung zu einem Schritte, worin für ſie, an Forſter's Rath und Leitung gewöhnt, eine Zumuthung ungewohnter Selbſtbeſtimmung in ſo wichtiger Sache lag. Da kam, wie durch höhere Fügung, nach manchen Wochen wieder einmal ein Schreiben ihres mit Forſter unzufriedenen Vaters, der mild und theilnehmend, um ihr Geſchick beſorgt, ihr befahl ſich mit einem beigefügten Billet an ſeinen alten Freund Schweighäuſer in Strasburg zu ihrer Berathung zu wenden. Dieſe liebenswürdige Familie rieth ihr die Einladung nach Neufchâtel anzunehmen. Aber Eile war nöthig. Das Geſetz gegen Auswanderung war aufs ſtrengſte ausgeſprochen, und die Leidenſchaftlichkeit der Parteien erſchwerte die Erlaubniß des Maire, Herrn von Dürkheim. Dieſer war ein nur etwas revolutionär angelaufener Ariſtokrat, Schweighäuſer war Feuillant und Thereſe die Frau eines Jakobiners, im Schutz einer jakobiniſchen Familie, deren Tochter ſogar bei einem öffentlichen Aufzuge als Göttin der Freiheit aufgetreten war. Thereſe, die hier ohne Vermittler handeln mußte, machte beim Maire einen argen Fehlgriff und konnte erſt durch Dazwiſchentreten eines friedlichen Mannes die Abreiſebewilligung erlangen.

Forſter war für das preußiſche Verhältniß von Neufchâtel doch nicht gut preußiſch genug, um nicht über Thereſens Vorhaben betroffen zu ſein. Sie und die Kinder zu ſehen war ihm jenſeit der Grenze höchſt erſchwert. Bis aber ſeine endlich doch gefaßte Zuſtimmung ſie erreichte, hatte ſie ſchon in der Neujahrsſtunde Strasburg verlaſſen, in Kolmar den Segen des alten blinden Fabeldichters Pfeffel auf die Häupter ihrer Kinder empfangen, und war durch das überſchneite, froſtſtarre Land in Neufchâtel angekommen, wo Herr von Rougemont ſie empfing und auf ſeinen Landſitz zu gaſtfreundlichen, zartfühlenden Schweſtern brachte. Mit dieſen und in deren achtungswerthem Kreiſe ſollte ſie denn vorerſt den Winter verleben.

War nun durch ihre Entfernung Forſter's häuslicher Zuſtand in Mainz ſehr einſam und troſtlos, ſodaß — wie er Huber'n klagte, ganz allein zu ſein ihn ängſtigte und quälte; ſo ließ ſich doch auch dieſer Hausfreund Huber in Frankfurt als von Unruhe und Misbehagen nicht weniger gefoltert aus ſeinen Briefen erkennen. Schon Forſter mußte ihn um Sammlung und Ruhe bitten, wie mag er erſt an Thereſe geſchrieben haben! Er wünſchte ſein jetziges diplomatiſches Verhältniß gelöſt, wiewol entſchloſſen, ſolange es dauere, demſelben ſeine Anſichten und Denkart unbedingt zu opfern. Dieſer Entſchluß ging ſoweit, daß er am letzten Tage des Jahres ſeine Correſpondenz mit Forſter'n abgebrochen hatte, weil man ihn ſonſt zu verdächtig machen könnte.

Verwirrung in Mainz.

Am 1. Januar trafen denn auch die erwarteten Conventscommiſſare Rewbel und Hausmann, Beide von Kolmar, und Merlin von Thionville ein und wurden feierlich empfangen. Die ganze Beſatzung in voller Rüſtung und mit allem Geſchütz war auf den Schloßplatz ausgerückt und bildete von hier bis zum Neuthor eine Gaſſe für die Erwarteten. Eine Abtheilung Küraſſiere und Jäger holten ſie ein. Nach 4 Uhr, unter magerm Zuruf: Es lebe die Nation! angelangt, bezogen ſie Zimmer im Schloſſe und nahmen alsbald die Aufwartung des Generals Cuſtine mit Gefolge und der Abgeordneten der Adminiſtration ſowie der Municipalität an.

Am 3. Januar erſchienen ſie, unter leidenſchaftlichem Zurufe der Clubiſten, in der gewöhnlichen Abendverſammlung. Forſter als Präſident empfing ſie mit Begrüßungsworten und mit Glückwünſchen zum Heil des Tages. Merlin und Hausmann beantworteten die feierliche Anſprache mit pomphafter Zuſicherung des beſtändigen Schutzes von Seiten des National-Convents und der ewigen Verbannung des alten Despotismus.

Es war als ob der Kurfürſt ſelbſt dieſe letztere Zuſicherung beſtätigen wollte, indem gerade um dieſe Zeit ſeine Einberufung der in Mainz noch amtirenden Hofgerichts- und Hofkammerräthe nach Miltenberg eintraf, wohin er vorerſt die Behörden ſeines Landes verlegt hatte; indeß er ſelbſt ſein Hoflager in Krautheim nahm.

Doch wie ſich auch dieſe weichende und jene beſitzergreifende Macht begegneten: ein ebener und klarer Zuſtand in Mainz wollte daraus nicht hervorgehen. Nach keiner Seite hin, weder nach der fränkiſchen Republik noch nach der deutſchen Reaction öffnete ſich eine freie Ausſicht. Die Preußen rückten nicht vor, und die Franzoſen hielten ſich zurück; oder jene thaten ſogar einen Schritt rückwärts, wie bei Hochheim, ſchlugen dann aber auch die Franzoſen zurück, als dieſe am 7. Januar den Platz einnehmen wollten. Das Wühlen der Freiheitsſchwärmer, das Aufhetzen der Altkurfürſtlichen zerſtörte oder trübte jeden Boden ſo zum Schaffen wie zum Erhalten, und weder hier noch dort wollte ein Mann hervortreten, an den das öffentliche Vertrauen, wenn auch mit Opfern, ſich hätte heften und halten können. Durch despotiſches und entſchiedenes Einlenken nach franzöſiſchen Zielen hatte Cuſtine ſeiner zuerſt gegebenen Zuſage einer freien Verfaſſungswahl ſelbſt widerſprochen und ſich die Gemüther entfremdet. Dieſe wollten ſich aber auch den neuen Commiſſaren nicht zuwenden, deren zögerndes Benehmen die Beſorgniß erweckte, man gehe damit um, Mainz wieder herauszugeben. Von allen Seiten der deutſchen Parteimänner wurde den unentſchloſſenen Mainzern die gute Sache gepredigt; aber keiner der Sprecher erſchien von ihr wahrhaftig beſeelt. Wer ſich nur im geringſten etwas zutraute, oder von ſeiner Partei nothdürftig aufſteifen ließ, ſchnappte auch gleich nach einem Aemtchen oder ſonſtigen Vortheil. Andern war ſchon damit gedient, aus alten Verpflichtungen loszukommen, und ſich ungebunden zu gebahren. Daneben fehlte es nicht an Solchen, die Alles was ſich neu geſtalten wollte, hintertrieben, um ſich bei dem Kurfürſten und Coadjutor Verdienſte voraus zu ſammeln. Die wenigen Gutgeſinnten, zu denen Forſter unbeſtritten gehörte, und zu denen er ſelbſt den liebenswürdigen Prieſter Blau zählte, hatten alle Andern gegen ſich, gewannen keinen Einfluß und mochten ſich von dieſer oder jener Seite eher auf Verfolgung als auf Anerkennung gefaßt machen. — Forſter zeichnet in ſeinen Briefen dieſen Zuſtand mit der mismuthigſten Feder. „Wo Mistrauen die Seele von Allem iſt“, ſchrieb er ſeiner Thereſe, „Mistrauen gegen die Miniſter, gegen die Commiſſarien des National-Convents, gegen die Generale, die Offiziere, die Truppen, gegen Municipalität und Adminiſtration, gegen die Kaufleute, die Pfaffen, die Weiber, gegen einzelne Bürger, da ſcheint mir uneigennützige Tugend fern zu ſein; auch glaube ich, daß zumal in Mainz die Moralität zu niedrig ſteht, um etwas Anderes als kleinlichen Eigennutz hoffen zu laſſen.“

Und ein andermal ſpricht er ein einfaches Wort aus, das aber das alte Weltunheil für alle des echten Prieſterthums bedürftigen Völker bezeichnet: „Pfaffeneinfluß wird alles Gute verhindern!“

Dieſer Einfluß trieb jetzt auch die ſchon früher erwähnte Spaltung zwiſchen den beiden Parteiführern im

Club, zwiſchen den Profeſſoren Hofmann und Dorſch, auf die Spitze. Dorſch, der jetzt verheirathete Prieſter, hatte jedenfalls die Hetze des Pfaffenhaſſes an der Ferſe, und gab ihr wol auch durch leichtfertige Schritte Anlaß immer lauter zu kläffen. So, als nach dem frankfurter Ereigniß zur Aufnahme der Verwundeten und Entkräfteten auch das Geſchäftslocal der Adminiſtration im Schloß geräumt werden mußte, hatte er Mobilien, Weißzeug und einige koſtbare Rubens und Rafael in ſeine neubezogene Wohnung im Bau des Domcapitels mit herübergenommen und ſich koſtbar eingerichtet. Hieran packte ihn der ehrliche, aber grundderbe Hofmann bei Gelegenheit einer Rede, die er in der Clubverſammlung am 10. Januar über das Thema hielt, warum die Grundſätze der Freiheit und Gleichheit ſowenig Beifall in Mainz fänden. Die Schuld davon legte er der Schlechtigkeit der angeſehenſten Clubmitglieder zur Laſt, und griff vor Allen Dorſch heraus, dem er Dieberei vorwarf und einen für jede Staatsverfaſſung gefährlichen Charakter auf eine Weiſe nachwies, die Forſter in einem Briefe an Thereſe als ſchändliche Mishandlung bezeichnete. Freilich fielen bei dieſem Angriffe auch auf Forſter und Wedekind manche Seitenhiebe, wie denn Beiden der Vorwurf des Cabalirens und der Vortheilſucht gemacht wurde. Indem aber der ungeſtüme Redner auch mehre Franzoſen und namentlich die Kriegs-Commiſſare Villemanzy und Blanchard mit Vorwürfen falſchen Benehmens ſtark geſtreift hatte, ſuchten ihn hieran ſeine Gegner zu faſſen und des Franzoſenhaſſes zu verdächtigen. Es gelang ihnen Cuſtine ſo ſehr gegen ihn zu entrüſten, daß dieſer Eroberer in der Sitzung des folgenden Tages erſchien und von der Rednerbühne herab ſich, wenn er Gebrauch davon machen wollte, für mächtig erklärte, den Bürger Hofmann wegen Beſchimpfung der freien, erhabenen Nation der Franzoſen an einem in der Stadt errichteten Galgen aufhängen zu laſſen.

In dieſen ſtürmiſchen Sitzungen, in welchen die Angegriffenen ſich zu rechtfertigen, ihre Gegner ſie zu überbieten ſuchten, finden wir Forſter'n auf dem heißen Präſidentenſtuhle. Er nahm ihn mit anerkannter guter Haltung ein. Die Umſtände erfoderten Mäßigung und Klugheit. Das gegen Dorſch aufgehetzte Publicum miſchte ſich mit ſolcher leidenſchaftlichen Parteilichkeit in die Verhandlung, daß es bedenklich ward, über Recht oder Beleidigung abſtimmen zu laſſen. Forſter nahm ſich zuſammen in einer Rede, worin er den ganzen Streit und Sturm auf die Sandbank eines Misverſtändniſſes lenkte, und zur Vergeſſenheit und Vereinigung rieth. Ein Gegenſturm des Beifalls ſtellte eine beruhigte Atmoſphäre her. Die Protokolle beider Sitzungen wurden der Vergeſſenheit zulieb, — als ob nichts geſchehen wäre, vernichtet. —

Nur Dorſch war unzufrieden und hätte lieber die Sache aufs Aeußerſte getrieben geſehen. Auch Hofmann's Anhängerſchaft ruhte noch nicht ganz. Die jungen Leute, von des Coadjutors Partei gehetzt, brachten es in einer ſpätern Sitzung dahin, daß zu Hofmann's Gunſten eine Anerkennung ſeiner patriotiſchen Geſinnung im Protokoll niedergelegt werden mußte.

Damals ſtand Hofmann auf der Höhe der Volksgunſt, und Forſter meinte, — mit ſeinem Kapuzinerton, ſeinen Grimaſſen, ſeiner Pöbelſprache und ſeinen niedrigen, giftigen Scherzen müſſe ein ſolcher Mann bei einem Volke, das für Vernunft, Anſtand und Beredtſamkeit keinen Sinn habe, die Oberhand behalten. Den obſiegenden Preußen entging er ſpäter mit dem Leben, und ſtarb im höchſten Alter vor ein paar Jahren unbeachtet im Rheingau.

Zweifel und Mismuth.

Dieſe leidenſchaftlichen Verhandlungen ließen doch eine nachdauernde Verſtimmung in Mainz und in Forſter's Bruſt zurück. Dorſch war entſchloſſen nach Strasburg zurückzukehren, und Forſter verſprach ſich von dem vertraulichern Anſchluſſe Merlin's von Thionville an Hofmann wenig Erſprießliches für die Sache, die er ſelbſt mit ſoviel Eifer betrieb. Es ſcheint ihn doch gekränkt zu haben, daß die Conventscommiſſare, obgleich ſie gerade nach jenen beiden Sitzungen ſeine kluge und tüchtige Leitung lobend anerkannt hatten, ihn neben Andern doch ein wenig vernachläſſigten. „Suchen konnte ich nie", äußerte er einmal, „nicht bei Königen, und ſollte es jetzt bei Republikanern? Aber Andere ſuchen und mögen finden. Ich weiß auch nicht, ob die Commiſſare die Leute ſind die mich finden können; wahrſcheinlich haben ſie in ihrem Leben nicht von Cook und Weltumſegeln gehört."

Iſt es nicht naiv — artig, wie ſich der gekränkte Mann hinter Cook ſtellt, um gefunden zu werden? Und wie er die Republikaner doch immer noch hinter die Könige ſetzt?

Jetzt ſchon drängte ſich ihm die ſchmerzliche Vorempfindung auf, daß die Sache der Freiheit in jenem hohen Sinne, wie er ſie zuerſt ideal aufgefaßt hatte, unter den Händen ſelbſtſüchtiger Menſchen verderbe und verloren gehe. Vielleicht beſchränkte er für jetzt noch ſeine Wahrnehmungen auf Mainz, wo er zuerſt ſich ſelbſt in ſeinem redlichſten, Alles aufbietenden, auf Alles verzichtenden Beſtreben verlaſſen und beſtritten fand. — „Ich mache mir nichts daraus“, ſchrieb er an Thereſen, „mich ganz aufzuopfern: nur möchte ich, daß es ſich auch der Mühe verlohnte, und daß ich etwas damit für die Andern erwerben könnte; ſonſt iſt ja das Leben, das ich jetzt führe, nicht der Mühe werth, daß man ſich einen Augenblick beſinne, ob man es hingeben ſolle oder nicht. Ich könnte alle Laternen in Mainz mit mir herumtragen, ohne hier einen Menſchen zu finden. Jetzt, da ich mich um ſie habe bekümmern müſſen, habe ich ſie kennen gelernt. Kein Funke von Willen und Entſchiedenheit, keine Kraft, keine Thätigkeit, keine Vernunſt, keine Kenntniſſe, keine Ausbildung, kein Gefühl, keine Zuneigung. In dieſer gänzlich iſolirten Lage thue ich Alles, was ich kann, ohne Hoffnung etwas Weſentliches zu wirken, oder auch nur Dank zu erhalten.“

Er glaubte zu bemerken, daß die franzöſiſchen Commiſſare, unbekümmert darum, was er daran ſetze und verliere, ihn nur arbeiten und ausdauern ließen, bis Mainz ihrem Frankreich einverleibt, oder wenigſtens die Rechtfertigung ihrer desfallſigen Bemühungen geſichert ſei.

In der niederſchlagenden Empfindung wie unnütz für das Volk ſein jetziges Leben und Leiſten ausfalle, und daß er ſich mit allem Eifer und aller Ehrlichkeit kaum ſoviel öffentliches Vertrauen errungen haben dürfte, um zur neuen Adminiſtration durch Volkswahl berufen zu werden, — in dieſem Mismuth überlegte er ſeinen Rückzug von den Geſchäften, denen er einmal den Vorzug vor den Wiſſenſchaften gegeben hatte, und ſah ſich wieder nach dieſen um. Und indem er lebhaft empfand, daß er ſich wider den Willen des Volkes nicht aufdringen dürfe, und daher, ſobald die jetzige Adminiſtration aufhöre, weggehen dürfe und müſſe, trat ſeine eigene Zukunft als neue und nächſte Frage wieder näher an ihn heran. Sie führte ihn auf folgende Betrachtung:

„Ob ich in Paris eine Stelle bekäme, iſt ſehr zweifelhaft, ich möchte ſagen kaum glaublich. Intriguiren kann ich nicht, den Hof machen auch nicht. Solange ich glauben konnte, ich diente meinen Landsleuten, den Mainzern, ich thäte ihnen einen Gefallen, arbeitete für ihr Glück, beförderte ihr Intereſſe und erfüllte ihre Wünſche — ſolange konnte ich mit Recht wagen und aufopfern. Der Fall iſt nicht mehr, wenn ich gegen den Willen dieſes Volkes für das Intereſſe der franzöſiſchen Republik wirken ſoll, die nicht ſoviel für mich gethan hat, mich in die Zahl ihrer Bürger aufzunehmen. So ſehr ich an den Grundſätzen der Republik hange, kann ich doch nicht als Thor mich aufopfern wollen, ehe ich einen Beruf dazu habe. Jetzt iſt leider ein Individuum in Frankreich nichts, und ich fühle, daß ich kein Lärmmacher bin; mithin werde ich immer hinter dieſen zurückſtehen. Meine zehn Finger bleiben alſo meine ſicherſte Zuflucht, und ich bin es auch dem braven Voß ſchuldig, für ihn zu arbeiten.“

Und ſo rechnete er darauf, im Februar Mainz verlaſſen zu können, und zwar ſo, daß auf ein Jahr der Unterhalt ſeiner Kinder geſichert ſei. Seine Mobilien wollte er verkaufen, und machte ſich gefaßt darauf, daß er ſie jetzt verſchleudern müſſe. Er nannte es ſein Schickſal, immer wieder von vorn anfangen zu müſſen. Ach! er ahnte nicht, wie nahe dem Ausgang ſein Leben ſtand, das er in eine neue oder auch in die verlaſſene frühere Bahn einlenken wollte! Vielmehr regte ſich, wie gewöhnlich in ſolchen weichen Stimmungen ſeines Herzens, die alte Reiſeluſt, als müſſe er in der Ferne finden, was er daheim verfehlt hatte. So dachte er nun wieder an den dritten Band ſeiner „Anſichten vom Niederrhein“, und wollte ihn in der Schweiz ausarbeiten. Und hieran webte ſich der ſchöne Traum, — vom Mai an, wo das Buch fertig wäre, über Genf nach Lyon die Rhône hinab ins ſüdliche Frankreich zu gehen, und mit der Feder in der Hand, auf einem Eſel oder Maulthier, die Provence und Languedoc zu durchreiten, niederſchreibend was er ſehen, was er empfinden und denken werde. Wie wohlfeil hoffte er dort zu leben, wie leicht zu ſchreiben! Das ſollte gar nicht beſonders ausgearbeitet werden, wie es ins Tagebuch gefloſſen ſollte es unter die Preſſe kommen. Und wenn es dann viel, viel Geld eingetragen hätte, würde ſich am Ende eines ſo ſchönen, glücklichen Sommers auch ein neuer Beruf finden. Im äußerſten Falle bliebe London als Zuflucht, wo ſich allen Ueberſetzern in der Welt der Rang ablaufen und wol auch manch engliſch Werkchen bearbeiten ließe.

Mit dem Rückblick nach jenem Landungsplatze des

Knaben, der aus Rußland kam, nach dem alten leichten Ruder und ſchmächtigen Fahrzeuge, das einſt die arme Familie des alten Forſter kaum über Waſſer gehalten hatte, regte ſich in Forſter's Seele wieder der ehemalige Lebensblick und das edle Selbſtgefühl. — „Das iſt meine jetzige Ausſicht in die Ferne des Schickſals", ſchrieb er. Glänzend iſt ſie nicht, aber ſicher; denn ich ſehe nichts, als was ich beſtreiten kann, nichts als was in meinen Kräften ſteht. — — Es wäre mir leid, bis heute gelebt zu haben, ohne daß die Erfahrung uns gelehrt hätte, daß der Zweck des Lebens nicht auf die Gewöhnung an dieſe oder jene Lebensweiſe hinausläuft, ſondern daß das Weſentliche immer bleibt, durch ſoviel neue Verhältniſſe, in welche wir geworfen werden, immer wieder von einer andern Seite auf uns zurückgehen zu müſſen, uns ſelbſt immer näher und inniger kennen zu lernen, und in dieſer Kenntniß ſelbſt immer humaner oder vollkommener zu werden. Freilich weiß ich nicht, wo es mit dem Menſchen hinaus will; allein, wenn auch mit dieſem Leben Alles geendigt ſein ſollte, ſo iſt doch nur Eins in der Welt, das mich glücklich, das heißt zufrieden machen kann, — daß ich nämlich immer mich ſelbſt achten könne."

Parteizwiſt.

Von ſolchen Rührungen, Träumen und Erhebungen der Seele ſammelte ſich Forſter immer wieder zu ſeinen Geſchäften und zu dem ermannenden Vorſatze, ſeine Pflichten gegen Frau und Kinder, gegen ſeine Gläubiger und gegen ſein Verhältniß als Glied eines Staates redlich zu erfüllen. Seiner Geſchäfte gab's eine Centnerlaſt, die er mit Ende Januar durch die Abnahme des Clubpräſidiums erleichtert zu ſehen hoffte. Dies Amt allein war erſchöpfend. Eine zeitlang wurden, wie bemerkt, getrennte Sitzungen, deutſche und franzöſiſche, abgehalten. Als man ſie dann wieder vereinigte, blieb doch dem Präſidenten die Laſt, das jedesmal bald von Deutſchen bald von Franzoſen Geſprochene auf der Stelle aus der einen in die andere Sprache zum allgemeinen Verſtändniß zu überſetzen. Dies erſchöpfende Reden kehrte bei Nebengelegenheiten wieder, wie z. B. bei Pflanzung des erneuerten Freiheitsbaumes. Dabei liefen bittere Gemüthsbewegungen immer noch mit unter.

Anderer Verdruß, wenn auch mit edlern Aufwallungen verknüpft, kam weiter her. Zum Beiſpiel von Göttingen, wo Heyne um den geſchätzten und lieben Schwiegerſohn doch immer beſorgter wurde. Mit dem Vorwurfe, Forſter habe ſich um ein ſchönes ihm in Berlin beſtimmtes Glück gebracht, verband er die Beſchwörung, ſeine Stelle in der Adminiſtration niederzulegen, vernünftig zu handeln, endlich doch einzuſehen, daß alle Vorſtellung von Vollkommenheit der Menſchheit und der menſchlichen Geſellſchaft ein thörichter Traum ſei, und ſich mit den Seinigen keinem Traum aufzuopfern. — „Wie?“ rief der aufgeregte Schwiegerſohn, „die einzige Exiſtenz für mich wäre alſo, daß ich Programme ſchriebe, Collegien läſe, auf die Bibliothek oder nach Ilefeld ginge, mich über meine Collegen, meinen Lorenz, meine Kinder alle Tage ein paar mal tüchtig ärgerte, und doch beim Leſen der Zeitung ſagen könnte: Gott ehre mir das Alte! — Und das ſind die Menſchen, die noch Glauben an Gott, Chriſtenthum, weiſe Lenkung des Schickſals der Menſchheit haben wollen, und ſich allem Neuen, allen Mitteln zur Erleichterung der Bürde, die das arme Geſchlecht trägt, allen Verſuchen der Vernunft, das Joch des Vorurtheils abzuſchütteln, widerſetzen! Menſchen, die auf ein zukünftiges Leben rechnen, weil ſie das Elend des gegenwärtigen erkennen, ſetzen doch einen ſo ungeheuern Werth auf dieſes gegenwärtige Leben, daß die geringſte Gefahr es anders als im Bett zu verlieren, oder Töchter zu hinterlaſſen, die anſtatt einen Profeſſor zu kriegen, einen Schuſter heirathen müßten, ihnen das entſetzlichſte Unglück dünkt.“

Solche göttinger Vorleſungen, wie Heyne's, waren freilich nicht angethan, um unter den jetzigen mainzer Umſtänden und Beſtrebungen Eingang zu finden. Und doch war Forſter für Einwände und Vorwürfe gegen die Revolution nicht unzugänglich; nur wollte er die Begriffe abgeſondert von den Unvollkommenheiten wiſſen, die all unſerm Thun ankleben. Daher verſtand er ſich ganz gut mit dem Maréchal de Camp Doyré, einem gebildeten, kenntnißreichen Sechziger von äußerſt feinem, zwangloſem, offenem und feſtem Benehmen. Er brachte die Abende öfter mit ihm zu oder war deſſen Gaſt zu Mittag. Auch der Liberalismus dieſes Franzoſen war ziemlich ariſtokratiſch durchduftet; doch knüpfte dieſer Mann nicht an Vorurtheile, ſondern an Erfahrungen mit ſeiner Anſicht an, daß die Menge zum Gebrauche und Genuß ihrer Rechte nicht reif ſei, und daß die Leidenſchaften Derer, die im Namen des Volkes ſprächen, im Grunde doch die Triebfedern von Allem ſeien, das Volk mithin nur den Herrn wechſele. Forſter mochte das zugeben, warf aber in die andere Wagſchale den unſchätzbaren Vortheil der Bildung, des Gemeingeiſtes, der Erziehung einer neuern, tugendhaftern Generation, ſowie den Werth der Sicherheit, die in den wiederkehrenden Volkswahlen liege. —

Nach alledem ſchloß doch der Monat Januar mit einem für Forſter's bisher ſo erſtaunliche Geſundheit ſehr ungünſtigen Facit ab. Beſonders war ihm an dem, auf den 13. Januar gepflanzten Freiheitsbaume nichts Gutes erwachſen. Vier Stunden hatte er im Waſſer geſtanden, und die tollen Feierlichkeiten, für die es uns hier an Raum zur Beſchreibung fehlt, mögen ihn wol auch noch überfröſtelt haben. Seine alte Gallenkolik überfiel ihn heftig, machte ihm üble Tage und ſetzte ihn ſehr zurück. Und am Ende ſollte ihm auf eine während der kranken Tage nach Mainz gekommene Schreckensnachricht auch die Wiedergeneſung durch Misverſtändniſſe mit ſeiner Thereſe verkümmert werden.

Am 26. Januar war nämlich durch eine Staffette die officielle Nachricht von der in Paris am 21. geſchehenen Hinrichtung des Königs nach Mainz gekommen. Für Forſter zwar nicht unerwartet. Schon vor einem Monat hatte er Thereſen bemerkt, der König werde geopfert werden müſſen, um eine neue Revolution zu verhüten. Es gäbe Kriſen, meinte er, wo es nicht mehr möglich ſei, Mittelſtraße und Mäßigung zu beobachten, und es ſogar Pflicht werde, zuweilen zu Extremen zu greifen. In Mainz fiel dieſe Nachricht wie ein angſtvoll erwarteter Blitzſtrahl nieder, und warf mit greller Beleuchtung die Parteien auseinander, indem er die deutſch- und monarchiſchgeſinnten Einwohner niederbeugte, die Freiheitsſchwindler aber vollends überſpannte. Doch bedenklicher, als durch kummervolle Mienen und beifälligen Jubel, riß der Zwieſpalt politiſcher Geſinnung in die franzöſiſche Garniſon ein. Die Linientruppen und die Nationalgarden, ohnehin unverträglich unter ſich, traten jetzt, jene empört, dieſe exaltirt, mit gezogenen Klingen gegeneinander. Man fürchtete, in blutiger Entzweiung die franzöſiſche Sache bloßgeſtellt zu ſehen; ja man dachte an die Gefahr, daß die deutſchgeſinnten Einwohner ſich zu einem Aufſtande mit den Linientruppen verbinden könnten. General Wimpffen, der Stadtcommandant, bannte daher mittelſt einer Proclamation die Bürger für jeden Fall einer etwa entſtehenden Unruhe in ihre verſchloſſenen Wohnungen.

Indem nun auch Thereſe, von Neufchâtel aus, Partei gegen die Königsmörder nahm, wiederholte ſich auch hier wieder, wie in denſelben Tagen an Sömmerring, die betrübende Erſcheinung, daß politiſche Meinung auch in die innigſten Verhältniſſe des Lebens einbricht und Menſchen entzweit, die durch natürliche und geheiligte Bande verknüpft, in jeder andern Beziehung groß und frei geſinnt erſcheinen. So hatte Forſter ſich — wie es ſcheint ohne Widerſpruch — darein gefunden, daß ſeine Thereſe Herz und Neigung einem Freunde zuwendete; daß ſie aber die Hinrichtung des guten Königs Ludwig abweichend von ſeiner politiſchen Anſicht beurtheilte, brachte ihn wahrhaft in Harniſch. Und da ſie nicht begreifen wollte, daß der National-Convent befugt, ja gerade dazu beſtellt geweſen ſei, den König zu richten, und daß Ludwig's Tod als Sicherheitsmaßregel nicht nach Geſetzbüchern, ſondern nach dem Naturrecht erfolgt ſei; ſo ſchrieb er mehr als blos empfindlich: „Eins merke ich freilich, daß du durch und durch feuillantiſirt biſt, und da hätte ich doch lieber geſehen, daß du geradezu Royaliſtin geworden wärſt. Einmal iſt es doch gewiß nicht gleichgültig, welche Grundſätze man hat und befolgt, einem Jeden um ſein ſelbſt willen; zweitens haben Verſchiedenheiten der politiſchen Meinungen jetzt mehr Einfluß als je auf Privatverhältniſſe. Alles iſt feuillantiſche Leierei, was die Leute dir von der lieben Ruhe in einer nicht halben, nicht ganzen Verfaſſung vorwinſeln.“ — Und nachdem er ſeine Anſicht noch einmal entwickelt, ſetzte er hinzu: „Ich wiederhole meine dringende Bitte, neige dich nicht auf die Seite dieſer, ohne Zweifel gefährlichſten Partei im Staate, dem wir jetzt zugehören müſſen. Findeſt du aber, daß du dir Gewalt anthun müßteſt, biſt du von ihnen ſchon gewonnen und überzeugt, ſo traue ich deiner Rechtſchaffenheit gegen mich es zu, daß du mich es wiſſen läſſeſt, weil wir unſere gegenſeitigen Maßregeln danach nehmen müßten. — — — Wenn meine Bitten etwas bei dir vermögen, ſo gib den Verkehr augenblicklich auf. Gott, wie konnteſt du doch den Leichtſinn ſoweit treiben!“ — —

Neue Amtsgeſchäfte, beſtimmtere Ausſichten, mit denen ſich zugleich auch ſeine Geſundheit wieder befeſtigte, halfen dem eifernden Manne über innern Verdruß und äußere Verdrießlichkeiten bald wieder hinaus. Doch der Februar, in welchem er Mainz zu verlaſſen dachte, zog ihn nur feſter an. Zwei Commiſſare des Vollziehungsrathes, Simon und Grégoire, milde, humane Männer, trafen von Paris ein, und Forſter, als wiedergewählter Präſident, bekam Tag und Nacht mit ihnen zu arbeiten. Er ward ruhiger, weil entſchiedener, — nun entſchloſſen, was auch komme, bis auf den letzten Mann auszuhalten.

Jetzt wurden durch eine Proclamation des Generals Cuſtine die Ur- und Gemeindeverſammlungen zu den Volkswahlen in der Stadt und auf dem Lande ausgeſchrieben. Dieſe geſchahen auf den Grund einer von jedem Wählenden vorher ſchriftlich auszuſtellenden eidlichen Erklärung, die dahin artikulirt war, dem Volke und den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit treu zu ſein, und dem Kurfürſten mit ſeinem Anhange ſowol als allen genoſſenen

Privilegien und Vorrechten zu entſagen, bei Strafe, dem Feind als deſſen Helfershelfer zugeſchickt zu werden.

Wir übergehen die Bewegungen, die dieſer Eid unter den mainzer Einwohnern erregte. Die Zünfte beriethen ſich den Eid zu verweigern, die Geiſtlichkeit, die in dem Kurfürſten, dem ſie entſagen ſollte, doch zugleich ihren geiſtlichen Oberhirten anzuerkennen hatte, widerſetzte ſich ganz entſchieden, auch als von den Vollziehungscommiſſaren zur Beruhigung der Gewiſſen begütigende Erklärungen gegeben und der Eid milder formulirt wurde.

Zugleich erſchien eine von Forſter entworfene Inſtruction über die Abhaltung zu den Gemeinde- und Urverſammlungen. Mit dieſer und der erwähnten Proclamation verſehen gingen nach allen Seiten Commiſſare ins Land, um den Eid abzunehmen und die Wahlen zu leiten.

Auch Forſter übernahm einen ſolchen Auftrag; wo er denn fand, daß der Ariſtokratismus und die Anhänger der kleinen Fürſten, die in der Provinz angeſeſſen waren, der Sache überall Widerſtand bereiteten. Solcher Widerſpruch reizt gar leicht den Dienſteifer, und wir dürfen das Gefühl an ſich nicht verwerfen, das auch einen milden, gemäßigten Mann gerade in ſeinem Berufe hinreißen kann.

Forſter kam mit Merlin von Thionville nach Grünſtadt. Hier waren die Grafen von Leiningen anweſend geblieben, nur um ſeine Operationen zu vereiteln. Sie thaten, wie Forſter erzählt, was ihres Amts war, aber auch er glaubte thun zu müſſen, was das ſeinige erheiſchte. Er foderte ſie mit allen ihren Beamten auf, Frankenbürger zu werden. „Sie proteſtirten, cabalirten, hetzten Bürger und Bauern auf“; einer von Forſter's Soldaten ward überfallen und verwundet. Forſter foderte mehr Mannſchaft, und ſobald ſie eintraf, nahm er Beſitz von beiden Schlöſſern, und gab den Grafen eine

Wache, bis er ſie den 27. Februar nach Landau ſchickte. Ihre Damen gingen über den Rhein.

Forſter geſtand, daß es ihm ein widriger Auftrag geweſen ſei, meinte aber, Alles müſſe zum Weichen gebracht werden, was der guten Sache widerſtrebe.

Wie verſchieden man nun auch über dieſe „gute Sache“ denken möge: daß Forſter's Eifer wenigſtens aus uneigennütziger Ueberzeugung hervorging, zeigte ſich gerade bei dieſer Gelegenheit. Er ſetzte ſich nämlich aus demſelben Eifer in Widerſpruch mit Merlin. Dieſer ſcheint bei den Grafen ein angenehmes Privatgeſchäftchen beabſichtigt zu haben, das ihm Forſter verdarb. Der erbitterte Franzoſe äußerte ſich wenigſtens ſeitdem nicht ohne Groll über Forſter'n, den er einen fier gredin — einen hochmüthigen Lump nannte.

In Kirchheim-Boland leitete er das Geſchäft nur ein, und überließ es dann einem andern Commiſſar.

Das Beſte, was er von dieſem Geſchäftsausfluge für ſich davontrug, war, daß er früher in ſeinem Innern zum Gleichgewicht kam als in Mainz, wo ihn ſoviel traurige Erinnerungen umgaben. Er hatte nur einen Weg, zur Ruhe zu kommen: er mußte handelnd ſeiner Ueberzeugung Genüge leiſten, und das Urtheil der Einſicht oder der Leidenſchaft der Andern überlaſſen. In dieſer Stimmung bot er auch ſeiner Thereſe ein verſöhntes Herz. „Das Vertrauen zwiſchen uns“, ſchrieb er nach Neufchâtel, „die Nachſicht, die Achtung bleiben unerſchüttert; die Zeit wird die Wunden heilen, und der Zukunft wollen wir immer Frieden und äußeres Wohlſein abgewinnen.“

Aus der duftigen Ferne dieſer Zukunft verſchwanden bereits die Reiſebilder des ſüdlichen Frankreich ſammt der Schreibfeder zu Eſel. Forſter trug Thereſen auf, ihn durch Huber, der inzwiſchen nach Dresden zurückgekehrt war, bei Buchhändler Voß wegen nichtgelieferter Arbeiten zu entſchuldigen, und dieſen beſorgten Freund über ſeine Grundſätze ſowol als über das ihm ſchuldige Geld zu beruhigen.

Der für die kurfürſtlichgeſinnten wie für die unentſchloſſenen Einwohner von Mainz ſo ſchreckliche 24. Februar, an welchem Tage die altmonarchiſche Verfaſſung vollends beſeitigt werden ſollte, war mit feierlichem Gottesdienſte zur Abnahme des Bürgereides angebrochen. Dieſer Eid war nun dahin gekürzt, — dem Volke und den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit treu zu ſein. Die Eideswilligen hatten ſich nicht ſehr zahlreich in den verſchiedenen Kirchen eingefunden, die Widerſtrebenden ſich in ihren Wohnungen eingeſchloſſen. Bei der großen Anzahl dieſer Letztern hatte es ſich Forſter angelegen ſein laſſen, durch die Zeitung auf die Einſicht des Publicums zu wirken, demſelben die Leiſtung des ſo einfachen Eides als unbedenklich für jeden Menſchen von geſundem Geiſt, und die ſtrengen Maßregeln gegen die Widerſetzlichen als traurige Nothwendigkeit begreiflich zu machen. Dieſe Maßregeln beſtanden in Exportation der Eidweigernden über die Brücke zu den preußiſchen Vorpoſten. Dieſer Androhung ungeachtet war die Stadt Mainz wol zur Hälfte aus den Kirchen weggeblieben.

Nach geleiſtetem Eide wurde an den folgenden Tagen die Wahl der Gemeindebeamten ſowie der Abgeordneten zum mainzer Convent vorgenommen, der über die Zukunft der eroberten Provinz berathen und beſchließen ſollte.

Die Eröffnung dieſes Convents war auf den 17. März verſchoben worden. Unter traurigen Ausweiſungen geiſtlicher und weltlicher Einwohner, — unter beſorglichen Vorkehrungen für den Fall einer Belagerung, nachdem die Veſte Königſtein ſich am 8. aus Hunger ergeben hatte, trafen die vom Volk erwählten Repräſentanten, nach und nach gegen hundert, in Mainz ein, zur Hälfte etwa Landbauern, vielleicht nur für die Tagegelder von 5 Gulden 30 Kr. und für die Feſteſſen bei den National-Commiſſaren empfänglich; die andere Hälfte aus Bürgern, einzelnen Studenten, verſchiedenen misvergnügten Geiſtlichen und mehren Gelehrten gemiſcht. Forſter war von den wollſteiner Bauern gewählt worden.

Die Verſammlungen geſchahen im großen Ritterſaale des Deutſchen Hauſes. Die vorbereitende Sitzung zur Prüfung der Vollmachten und Ablegung des Eides leitete, als Alterspräſident, ein Achtziger von einem für die abgeneigten Mainzer in Betracht des ganzen Convents anzüglichen Namen, — der Zinngießer Ekel.

In der Nachmittagsſitzung wurde Hofmann zum Präſidenten und Forſter zum Vicepräſidenten erwählt. Beide Gegner in jenen heftigen Sitzungen traten jetzt auf gutem Fuße nebeneinander auf. Forſter war mit Hofmann's jetzigem Benehmen ganz zufrieden und meinte, der heftige Mann ſei zu ſeinen Ausfällen gegen Dorſch angeſtellt geweſen. Dieſer Letztere war nun, nach einem modernen Ausdruck, unmöglich geworden.

Forſter erſchien jetzt auf dem Höhepunkte ſeiner öffentlichen Thätigkeit. Er war die Trieb- und Schreibfeder für die Conventsarbeiten; bei ihm verſammelten ſich die Ausſchüſſe zu den Vorberathungen. Auch war er aufs neue zum Clubpräſidenten gewählt worden. Der Club, die Adminiſtration, die Ausſchüſſe und der Convent überſchütteten ihn mit Arbeiten, ſodaß er von Morgens 4 Uhr bis gegen Mitternacht faſt keine unbeſetzte Stunde hatte und den Geſchäften zu erliegen fürchtete. Was ihn in dieſem Drang aufrecht hielt, war die allgemeine Anerkennung, die ihm nach jener drückenden Vernachläſſigung endlich zutheil wurde. Die einſichtigen Conventsglieder ſahen ihn für die Seele der Verſammlung an, und die Bauern zeigten ihm auf die naivſte Weiſe ihre Zuneigung.

Um den Gang der Conventsverhandlungen flüchtig anzudeuten: ſo wurde in der Sitzung am 18. März das erſte Decret der Verſammlung nach Forſter's Entwurf angenommen, und kraft deſſen der ganze Strich Landes von Landau bis Bingen für frei, unabhängig, unzertrennlich, folglich aller Zuſammenhang mit dem deutſchen Kaiſerreiche für aufgehoben erklärt. Alle in dieſem Strich regierenden Fürſten, Grafen, geiſtliche und weltliche Körperſchaften ſollten ihrer Anſprüche verluſtig und ihre durch Uſurpation angemaßten Souveränetätsrechte auf ewig erloſchen ſein.

Das Decret wurde feierlich publicirt und in 30,000 Abdrücken verbreitet. Während der erſten Ausfertigung deſſelben fielen 30 Kanonenſchüſſe; die National-Commiſſare und die ganze Generalität trat ein; patriotiſche Reden zwiſchen Merlin, Simon, Hausmann, Cuſtine und dem Präſidenten Hofmann wurden gewechſelt, und feierliche Umarmungen unter dem Donner der Kanonen und rauſchenden Muſikchören beſiegelten die geſchworene Bruderliebe und Treue.

In der nächſten Sitzung wurde die künftige Verfaſſung des freien Rheinlandes berathen. Zu einem ſelbſtändigen Freiſtaate erſchien daſſelbe, der Macht des ihm feindlichen Deutſchland gegenüber, zu ſchwach; ein bloßes Bündniß mit Frankreich wurde aber theils nicht zureichend zu eigener Selbſtändigkeit, theils wegen des zu bezahlenden Schutzes zu theuer für das Land gefunden, nachdem alle herrſchaftlichen, adeligen und klöſterlichen Güter von der franzöſiſchen Republik zur Deckung der Kriegskoſten in Anſpruch genommen waren. So blieb denn nur die Einverleibung der Provinz mit der fränkiſchen Republik übrig. — Die auch in der folgenden Sitzung fortgeſetzte Verhandlung über dieſe Lebensfrage führte zu dem zweiten wichtigen Decret, daß der Convent die Nothwendigkeit und den Nutzen der Vereinigung mit Frankreich erkenne und beſchließe, und daß er aus ſeiner Mitte Abgeordnete an den fränkiſchen Convent ſenden werde, die dieſe Vereinigung zuſtande bringen ſollten.

Die Wahl dieſer Abgeordneten geſchah dann in der Sitzung am 22. März und fiel auf Forſter, auf den Kaufmann Potocki und auf Lux, der eben nach einigen Studien eine Pachtung in Koſtheim betrieb. Forſter entwarf das Schreiben an den National-Convent der Frankenrepublik.

Dies beklagenswerthe Actenſtück, das die ſchwerſte Schuld auf Forſter's öffentliches Leben wirft, fehlt in der Sammlung ſeiner Schriften. Wir halten es aber für zu merkwürdig und charakteriſtiſch, als daß wir es nicht hier einſchalten ſollten.

Schreiben

des National-Convents des rheiniſch-deutſchen Volks an den National-Convent der Frankenrepublik.

Nicht den Sturz eines einzelnen Deſpoten verkündigen wir euch heute; das rheiniſch-deutſche Volk hat die ſogenannten Throne zwanzig kleiner Tyrannen, die alle nach Menſchenblut dürſteten, alle vom Schweiß des Armen und Elenden ſich mäſteten, auf einmal niedergeworfen.

Auf den Trümmern ihrer Macht ſitzt das ſouveräne Volk; es hat ſeine Magiſtrate und Stellvertreter gewählt, es hat ſich mit ſeinem Vertrauen und mit der Fülle ſeiner Gewalt gerüſtet.

Die Stellvertreter des rheiniſch-deutſchen Volks, nachdem ſie als National-Convent in Mainz zuſammengetreten waren und vor aller Welt die ehemaligen Tyrannen dieſer Gegenden aller ihrer angemaßten Rechte verluſtig erklärt hatten, haben gegen Diejenigen die Todesſtrafe erkannt, die es wagen würden, daſelbſt wieder aufzutreten, um jene Rechte zu behaupten.

Allein dieſe Aeußerungen der Volksſouveränetät ſollen nur Vorläufer eines noch wichtigern Schrittes ſein. Es heißt in der That ſehr wenig, das Gebäude der alten Tyrannei niederzureißen; das neue der öffentlichen Glückſeligkeit mußte man aufbauen. Die Stellvertreter des Volks kannten den einmüthigen Wunſch ihrer Committenten; ſie thun in dieſem Augenblick weiter nichts, als das Gefühl ausdrücken, welches alle Herzen erfüllt, indem ſie von euch die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepublik verlangen.

Bürger, Geſetzgeber von Frankreich und bald von ganz Europa! Nie werden die Deutſchen des Rheinufers vergeſſen, daß die Franzoſen ihre Ketten zerbrachen; daß ſie im Schatten der dreifarbigen Fahne ihre Wahlen vollbringen konnten. Das Gewitter tobte ringsumher; die Tyrannen und ihre Haufen knirſchten, während tiefer Friede über unſere fruchtbaren Gefilde herrſchte und mit ſeinen ſchützenden Flügeln unſere Dörfer bedeckte. Die unüberwindliche Schutzwehr der Krieger der Freiheit umringte uns von allen Seiten; da ſprach Frankreich: werde frei! und wir ſind frei.

Bürger! ihr, die ihr täglich der Vortrefflichkeit der menſchlichen Natur huldigt, möge die Frucht eurer Wohlthaten, möge die Dankbarkeit eines guten und gerührten Volks euern Herzen ein Opfer ſcheinen, das des Hauptaltars der Freiheit würdig iſt!

Durch die Vereinigung mit uns erhaltet ihr ein Land, wo die Natur ihre Güter mit milder Hand verbreitet hat; ein fruchtbares Erdreich, einen gemäßigten Himmelsſtrich, Hügel mit Reben bedeckt, deren Erzeugniſſe ſonſt unſere zehntengierigen Prieſter bereicherten: endlich eine Stadt, deren unvergleichliche Lage durch die Majeſtät des Fluſſes, der ihre Mauern netzt, verſchönert wird.

Durch die Vereinigung mit uns erhaltet ihr, was euch von Rechtswegen gebührt. Die Natur ſelbſt hat gewollt, daß der Rhein die Grenze Frankreichs ſein ſollte; er war es in der That in den erſten Jahrhunderten des fränkiſchen Reichs, und ſelbſt die Miniſter eurer Tyrannen kannten ſeinen Werth: als man ſie von dem ſchändlichen Bündniß mit Oeſterreich abbringen wollte, handelten ſie um den Beſitz deſſelben mit Friedrich von Brandenburg. Eben dieſe ſo ſehr gewünſchte Vereinigung nun, welche die Intriguen der Könige nie bewerkſtelligen konnten, wird den ſiegreichen Freiheitsheeren nur eine geringe Anſtrengung gekoſtet haben.

Durch die Vereinigung mit uns erhaltet ihr Mainz, den Sitz jenes ſtolzen Prieſters, deſſen grenzenloſer Hochmuth ihm in der Geſchichte nur den Namen eines Mordbrenners erwerben kann; Mainz am Zuſammenfluſſe des Rhein und Main, wo der Handel Deutſchlands ſich in der Hand des fränkiſchen Kaufmanns ſammeln wird; Mainz, den Schlüſſel des Deutſchen Reichs und die einzige Oeffnung, durch welche noch eure Provinzen den Armeen und den Artilleriezügen der Feinde zugänglich bleiben; Mainz endlich, das die Meiſter der Kunſt als ein Meiſterwerk von Befeſtigung anerkennen, wo ſelbſt die ohnmächtigen Bemühungen der gegen euch verſchworenen Despoten zuſchanden werden müſſen, ſo oft ſie es wagen dürften, das unſinnige Project eines Angriffs in Ausübung zu bringen.

Dies, Stellvertreter des fränkiſchen Volks, iſt der brüderliche Ausdruck unſers Danks, die erſte Aufwallung freier Menſchen, die ihr der Freiheit wiedergewonnen habt. Auf die Vorzüge unſerer Länder ſind wir nur darum ſtolz, weil wir ſie unſern Befreiern darbringen können. Dieſe Vortheile und das Bedürfniß der Vereinigung ſind gegenſeitig, auch ſteht das rheiniſch-deutſche Volk nicht an, es euch zu bekennen. Es würde aber fürchten, eure Würde zu verletzen und zugleich ſeiner reinen Liebe Unrecht thun, wenn es ſich auf kleinliche Abrechnungen einließe. Die Liebe der Völker, wie die Liebe der Geſchlechter macht Alles gleich; und wiſſen wir nicht, daß, wenn ihr unſere Bitten gewährt, wenn ihr die rheiniſch-deutſchen Gegenden der fränkiſchen Republik einverleibt, nur die Aufrichtigkeit und Wärme, womit wir uns in eure Arme werfen, euch allein beſtimmen werden?

(Folgen die Unterſchriften ſämmtlicher Deputirten des rheiniſch-deutſchen Convents.)

Forſter nahm noch an den Berathungen über das Verfahren gegen Bürger und Unterbedienſtete in Mainz, die den neuen Bürgereid bis zum 30. März nicht leiſten würden, mit ſehr entſchiedener Anſicht für die Exportation und Vermögenseinziehung theil, und reiſte darauf am 25. März mit ſeinen Mitabgeordneten, unter Begleitung des Commiſſars Hausmann, nach Paris ab.

Seine bisherige Anſtrengung und Spannung des Geiſtes, ſein Eifer bei Zerriſſenheit des Gemüths ließen ihn im Drang der Abreiſe zu keiner klaren Erwägung der nächſten Zukunft kommen, über die ihn und vielleicht auch ſich ſelbſt die Franzoſen in Mainz täuſchten. So hoffte er denn auch von der eiligen Reiſe in drei Wochen wieder zurück zu ſein. Er dachte wol daran, auf der Rückfahrt, womöglich, eine Zuſammenkunft mit Thereſen zu haben; da er aber dieſe Hoffnung nicht ganz feſthalten konnte, ſchickte er ihr einſtweilen 30 Louisdor.

Ohne Beſorgniß vor einer Belagerung der Stadt traf er über ſein Eigenthum keine Verfügung, gab für mögliche Fälle der Gefahr keinen Auftrag, ſondern ließ ſeine Papiere, Bücher, Karten, Zeichnungen u. dergl. blos unter Obhut der zurückbleibenden Magd. Von Wäſche und Kleidern nahm er nur mit, was in einen kleinen Mantelſack ging, und ließ ſogar, was man bei einer Reiſe im März und bei Tag und Nacht nicht entbehren und daher kaum vergeſſen kann, — ſeinen Mantel zurück.

Forſter in Paris.

Welch eine heilloſe Zeit, da ihrer edelſten Söhne Einer nach Paris eilen konnte, dem fremden Volk eins der herrlichſten Stücke ſeines Vaterlandes in ſowenig ſtolzer Sprache anzutragen! Dieſe Bittſchrift, ſowie die vorausgegangene Clubiſtenrede Forſter's „über das Verhältniß der Mainzer gegen die Franken“ („Sämmtliche Schriften“, 6. Bd.) gehören zu den beklagenswertheſten Schriftſtücken des verirrten Mannes. Dieſe bilden, ſozuſagen, die kritiſche Ausſcheidung einer fieberhaften Seele. — Seit der edle Mann in den Club getreten, ſpüren wir dieſen ungeregelten, bald ſtürmiſchen, bald ausſetzenden Puls ſeines Seelenlebens. Leidenſchaftliche Aufregungen ſtören das Selbſtbewußtſein eines ſtolzen Geiſtes, der in ſeinen Kämpfen zuweilen wieder den freieſten Aufſchwung nimmt.

Daß Forſter's Handeln, Reden und Schreiben beſonders am mainzer Convent gegen ſein engeres und weites Vaterland gerichtet war, — wer könnte es leugnen? Aber mit Andern meſſen wir der unglückſeligen Zeit und Lage Deutſchlands den größern Theil der Schuld bei.

Alles Nationalgefühl war bekanntlich damals in Deutſchland erloſchen. Jene Hunderte von Regierenden hatten mit hochmüthiger Politik ihre abgezählten Seelen abgepfercht, das politiſche Band des Reichs aus Souveränetätsſucht gelockert, und das geiſtige Band der Sprache durch ihre Vorliebe für Franzoſenthum verſchmäht. So hatte bei uns die hohe Ariſtokratie, die ſonſt den Stolz einer Nation vertritt, das Ihrige gethan, einem Volke, dem ohnehin ein Streben ins Weite und Fremde eingefleiſcht iſt, ſein edelſtes Bewußtſein und Selbſtgefühl zu entfremden. Die beſten Söhne Deutſchlands erhoben ſtatt deſſen die unſerer vorgeblichen Weltbeſtimmung entſprechende Idee der Humanität, und ſuchten den Adel des nationalen Gemüths im Weltbürgerthum auszuprägen. Und mußte dies, gerade damals ſo lebhafte Gefühl nicht mit doppelter Macht die Seele eines Mannes bewegen, der durch eine frühe Weltfahrt ſchon die Knabenbruſt für das mannichfaltigſte Völkerleben erweitert und einem engern Vaterlande kaum angehört hatte?

So wird es denn auch begreiflich, daß die auf dem Herde einer Revolution erweckte Idee der Freiheit, die ebenfalls ſolange in der Seele der Deutſchen erloſchen war, mehr an unſerm Weltbürgerſinn aufloderte, als daß ſie ihre Weltwirkſamkeit im Selbſt- und Kraftgefühle der Nation geſucht hätte. Die Freiheit erſchien als eine Göttin, die den zartſinnigen Seelen eine ſtumme Anbetung auferlegte, von den muthig begeiſterten Herzen aber im Nothfalle auch das Opfer des Vaterlandes für jene Millionen zu fodern ſchien, die von der himmliſchen Erſcheinung verwirrt, aus tyranniſirtem Volksthume vor allem zur edeln Menſchheit erlöſt werden ſollten.

Befremdet uns aber eine ſolche Verwirrung und Verirrung der Begriffe und Empfindungen gerade an Forſter, bei dem wir, ausnahmsweiſe von ſeinen Zeitgenoſſen, einen ſo klaren Blick, ein ſo beſonnenes Urtheil im Politiſchen zu bewundern hatten: ſo müſſen wir uns erinnern, daß dieſer Blick gewöhnlich nur auf dem ideellen Standpunkte der Betrachtung ſo klar und weitumfaſſend blieb, ſich aber, ſobald der Freund in die Sphäre des Handelns gezogen wurde, an ſeinem enthuſiaſtiſchen Herzen ins Leidenſchaftliche trüben und verengen konnte.

So kam es, daß der politiſche Blick, mit welchem er ſeinen Zeitgenoſſen voraus war, doch ſeiner Zeit, in den Tagen der Gefahr, nicht auf die richtigen Wege leuchtete, und daß ſeine Staatsweisheit, wo ſie die Volkstribüne beſtieg, einen Ausdruck nahm, an welchem ſich auch das Unglück der folgenden Jahrzehnde nicht erbauen konnte. Denn jene mainzer Reden und Schriftſtücke gehören doch keineswegs zu den Flammen der Fackel, mit welcher — nach einer enthuſiaſtiſchen Behauptung — „Forſter noch jetzt dem Jahrhundert vorleuchte". Harte Schläge des Misgeſchicks haben in Deutſchland ein mächtig wachſendes Nationalgefühl erweckt, und aus dieſem mögen wir uns gern mit dem unglücklichen Forſter durch die Leiden verſöhnen, die ihm bald genug für Das, was er geirrt und geſtrebt, eine ſchmerzliche Buße auferlegten. Zu ſeiner Selbſttäuſchung gehörte es auch, daß er durch die Einverleibung des Rheinlandes mit der fränkiſchen Republik nicht das fremde Volk durch vaterländiſches Gebiet erweitern wollte, ſondern ausgeſprochen nur unſerm Deutſchland die neue bedrohte Freiheit zu ſichern ſuchte, und daß er dem Willen des Volks, nicht dem Intereſſe der franzöſiſchen Republik zu dienen glaubte.

Die mainzer Convents-Abgeordneten trafen am Abende des 29. März in Paris ein. Schon folgenden Tags erſchienen ſie im National-Convent. Forſter las die Adreſſe mit dem Ausdrucke jener Empfindung ab, die ihm das beklagenswerthe Schriftſtück dictirt hatte, und ward von wiederholtem Beifallklatſchen unterbrochen.

Es verſteht ſich bei Franzoſen wol von ſelbſt, daß der Antrag ſehr willkommen war. Die Einverleibung des von Cuſtine beſetzten Rheinlandes mit Frankreich wurde durch Acclamation decretirt. Deſto mehr verzögerte ſich die Ausfertigung der Beſchlüſſe. Doch wurden den durch die nöthigen Formalitäten aufgehaltenen Abgeordneten Tagegelder, und zwar ſpäterhin 18 Livres bewilligt, freilich in Aſſignaten vom herabgewürdigten Werth zu 100 für den Louisdor in Gold, mithin ein Bettel, für die äußerſte Nothdurft zureichend.

Den erſten Beſuch erhielt das mainzer Kleeblatt von den Fiſchweibern mit Küſſen zum Willkommen, wofür dieſe bekannten Damen ſich ein Aſſignat von 25 Francs gefallen ließen.

Anfangs rechnete Forſter auf 14 Tage bis drei Wochen Aufenthalt, dachte aber doch bald an längeres Verweilen und literariſche Arbeiten, die er dann vornehmen konnte, wozu ihm freilich die bisherigen Hülfsmittel abgingen

Inzwiſchen wollte er es ſich wohl dabei ſein laſſen, ſo in den Tag hineinzuleben, an nichts mehr gebunden, ſeine Fürſorge auf die mitgebrachten ſechs Hemden beſchränkt, aller ſanguiniſchen Hoffnungen ledig, umherſchauend, Eindrücke aufnehmend und Alles abweiſend, was ihm näher als erwünſcht kommen möchte. So hoffte er ſich immer unabhängig und gut gelaunt zu erhalten.

Warf nun der Mann, der ſich die für Deutſchland gewünſchte Freiheit ſoviel koſten ließ, ſeinen ſchwärmeriſchen Blick gleich beim Einzug in Paris auf die brennende Revolution, ſo erkannte er ſie ſchon am 31. März für etwas ganz Anderes, als die meiſten Menſchen darunter dächten. Der April ſollte ihm bald noch andere Wechſel der Anſicht und Stimmung bringen. Zwar die Ueberzeugung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf individuelles Glück, ſondern als Mittel des Schickſals, Veränderungen im Menſchengeſchlechte hervorzubringen, betrachten müſſe, ſtand ſchon früher bei ihm feſt. Nun fand er aber das Volk zu wiederholten malen von ſeinen eigenen Leuten, — Generalen, Miniſtern, — verrathen und verkauft, die Nation ſelbſt leichtſinnig und unbeſtändig wie immer, ohne Feſtigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit, nur vom Enthuſiasmus der Idee ohne Gefühl der Sache, nur vom Schein edler Anregung getrieben. Doch gerade ſo und in dieſer Miſchung erſchien ſie ihm gemacht, große Dinge auszurichten und — vielleicht zu ihrer eigenen Strafe — beſtimmt, die Märtyrer für das durch die Revolution zu erzielende Wohl abzugeben, wie früher die Deutſchen Märtyrer der Reformation wurden, indem ſie ſolche annahmen und mit ihrem Blute bezahlten.

Dagegen lagen jetzt die edeln Kräfte, die eine Revolution zum guten Ausgang führen konnten, in verderbendrohender Zerſplitterung, — auf der einen Seite Einſicht und Talente ohne Muth und Kraft, auf der andern eine phyſiſche Energie, die — von Unwiſſenheit getrieben, nur da Gutes wirken konnte, wo der Knoten zerhauen werden mußte.

Forſter's gutes Auge drang ſchnell in die Geheimniſſe der Intrigue, in das widerwärtige Labyrinth, worin ſich Alles wand und wandelte, und die ahnungsvolle Beſorgniß trat ſchon an ihn heran, er könnte vielleicht, nach allen Leiden und Entbehrungen, ſeine letzten Kräfte einem Unding geopfert und redlichen Eifers für eine Sache gearbeitet haben, mit der es ſonſt Niemand redlich meine und die ein Deckmantel der raſendſten Leidenſchaften ſei. Er fürchtete ſich zu überzeugen, daß uneigennützige Freiheitsliebe nur eine Kinderklapper in der Hand Derer ſei, die jetzt das Schickſal der Nationen lenkten. Doch auch dieſe Angſt faßte er noch aus einem höhern Geſichtspunkte als dem ſeines eigenen verfehlten Strebens. „Die Idee“, ſchrieb er, „daß die Eigenmacht in Europa vollends unerträglich werden muß, wenn Frankreich jetzt ſeine Abſicht nicht durchſetzt, empört mich immer ſo ſehr, daß ich ſie mir von allem Glauben an Tugend, Recht und Gerechtigkeit als abgeſondert denken kann, und lieber an dieſen allen verzweifeln als jene Hoffnung vereitelt ſehen möchte.“

Und hier erhob ſich dann Forſter auf den reinſten Standpunkt des Weltbürgerthums, indem er es ausſprach, daß die politiſche Freiheit nur um des Wohls unſerer Mitmenſchen und Mitbürger willen wünſchenswerth bleibe

Aus Ueberzeugung, daß ſie deren höchſtes Bedürfniß ſei, ſchmerze es uns, wenn ſie dieſelbe nicht erwerben könnten, wenn Böſewichter ſie ihnen entriſſen, wenn ſie ſelbſt nicht Kraft genug hätten, ſie zu behaupten. Unmittelbar ſei hier nichts zu thun; wol aber ließe ſich mittelbar — durch Verbreitung richtiger Begriffe, durch Mittheilung nützlicher Kenntniſſe, durch Beförderung eigenen Denkens und Erwärmen des Gefühls wirken, und — dies ſei wol die ſicherſte Weiſe für Deutſchland.

Doch eben nach dieſer Seite des vaterländiſchen Rhein, wohin er jetzt mit dem unbefangenern Blicke der Entfernung ſah, umwölkte ſich ihm nur allzu früh der Horizont.

Die gelinde und heitere Witterung der letzten Tage des Februar und zu Anfang des März hatte die vereinten deutſchen Streitkräfte zu frühern Unternehmungen aus ihren Winterquartieren gelockt. Die um Frankfurt gelegenen Truppen lagerten ſeit Mitte März um Caſtel. An dieſe ſchloſſen ſich rechts und links die Preußen, die Sachſen und Heſſen, alle unter dem Oberbefehle des Generals von Schönfeld. Am Tage vor Forſter's Abreiſe von Mainz hatte der König von Preußen mit dem Herzoge von Braunſchweig eine beträchtliche Truppenmacht bei St.-Goar über den Rhein geworfen, und drängte mit glücklichen Scharmützeln die Franzoſen gen Bingen hinauf. Schon verließen die franzöſiſchen Commiſſare Mainz. Der daſige Convent hielt am 30. März ſeine letzte Sitzung, worin die Verleſung der Mitglieder ergab, daß elf derſelben, und unter ihnen Profeſſor Dorſch, heimlich entwichen waren.

Bald gingen die Preußen über die Nahe und Cuſtine zog ſich bis Landau zurück. Er theilte nun ſeine Truppen, indem er die Hälfte derſelben, über 23,000 Mann, dem General d'Oyré zur Vertheidigung von Mainz überließ. Die Stadt war gut verproviantirt und wurde durch wiederholte, zum Theil ſehr ſtarke Ausweiſungen eidweigernder Einwohner noch erleichtert. Der erſte Ausfall der Franzoſen nach dem rechten Rheinufer in der Nacht vom 10. zum 11. April mislang. Die Stadt wurde nun auch von der Landſeite eingeſchloſſen. Schon zeigte ſich die nächſte Zukunft für Mainz in einer flüchtigen Vorerſcheinung. Der alte Kurfürſt, — Primas auf der Flucht vor dem drohenden Feinde, war nun auch der Erſte, den das Glück befreundeter Waffen herbeilockte. Er kam über Frankfurt, hier von zahlreichen Anhängern mit frohlockenden Thränen empfangen, und über Oppenheim ins Lager des Königs von Preußen zu Guntersblum. Unter Glückwünſchen legte er die Schonung der Stadt und die Rache an den Freiheitsſchwärmern der Majeſtät ans Herz; worauf er einſtweilen nach ſeinem ſichern Erfurt zurückeilte.

Bekanntſchaften.

Den betrübenden und beſorglichen Nachrichten aus Mainz hielten die neuen und nächſten Eindrücke von Paris ein beruhigendes Gegengewicht. Das erſte Grün der Bäume erquickte Forſter's Herz und Auge; neue Bekanntſchaften zogen ihn an mit jenen Reizen des Umgangs, wofür er ſo empfänglich war. Politiſcher Parteinahme abgeneigt und müde, hielt er ſich von den Mitgliedern des Convents entfernt. Nur zu Condorcet ließ er ſich vom jungen Cuſtine bringen. Der berühmte Mathematiker und Philoſoph wohnte in Auteuil und kam nur zu den Conventsſitzungen nach Paris. Auch Thomas Payne, der verdorbene engliſche Schnürbruſtmacher und beſſergerathene Schriftſteller, war, obgleich ein Fremder, damals noch Conventsmitglied; allein der Verfaſſer von „Common sense“ und von „The rights of men“ hatte für Forſter'n, weder durch ſeine geiſtreichen Züge und feurigen Augen in glührothem, finnigem Geſichte, noch durch die Launenhaftigkeit ſeines Egoismus etwas Anziehendes, und blieb ihm nur in ſeinen Schriften genießbar.

Deſto lieber gewann Forſter den umgänglichen Einſiedler, Grafen Schlabrendorf, der auch Thereſen von ihrer Schweizerreiſe mit Onkel Blumenbach aus Zürich her kannte, — jetzt ein Vierziger und in Forſter's Augen „ein ſehr kluger, einſichtsvoller Demokrat von reifer Erfahrung und bei viel Kenntniſſen von unendlicher Beſcheidenheit, edel von Charakter, rein und gut von Herzen, nicht brillant von Kopf, aber reich, hell und richtig denkend, der praktiſchſte Philoſoph“.

Bei dieſem traf Forſter auch den bekannten Oelsner und bezeichnete ihn als einen Mann, der in Paris ganz zu Hauſe und des richtigen Ausdrucks und Kunſtwortes für Alles, ſowie des Converſationstons mächtig ſei. Er bewunderte deſſen echtfranzöſiſche Leichtigkeit in artigen Bemerkungen und entdeckte, daß er bei den Damen — joli coeur war.

Auch mit Leuchſenring kam er zuſammen, der früher mit ſeinen Briefſchatoullen zum Kreiſe der Frau von Laroche gehörte, jetzt aber mit ſeiner Frau, dem ehemaligen Fräulein von Bielefeld, Noth litt, daß es zum Erbarmen war.

Wir übergehen andere, weniger bekannte Deutſche und Polen, mit denen Forſter verkehrte, ſowie auch das Haus des reichen und weithin thätigen Bankiers Le Coulteur, wo er in gebildetem Kreiſe willkommen war, ferner den freundlichen Bibliothekar Chamfort und den berühmten Verfaſſer von „Paul et Virginie“, Bernardin de St.-Pierre, und kommen zur ſchottiſchen Familie des Mr. Chriſtie, der mit Beifall über die

Franzöſiſche Revolution ſchrieb. Hier war Forſter für jeden Abend eingeladen und fand außer der Frau und Schweſter Chriſtie's die engliſche Schriftſtellerin Mrß. Wolſtoncraft und die Dichterin Miß Williams. Der ruhige Freiheitsſinn dieſer engliſchen Familie that unſerm mainzer Abgeordneten wohler als der Fanatismus der Franzoſen, denen über dem kalten Herzen nur der Kopf glühte, während bei jenen Freunden kalte Ueberlegung ſich mit warmer Empfindung verband.

Wie er hier gern geſehen war, ſcheint er beſonders für die Schweſter, Miß Chriſtie, eine freundliche Aufmerkſamkeit gezeigt zu haben. Sie hatte, nach ſeiner Schilderung, viel Sanftes und ſtill empfindend Vernünftiges, ſprach mit Theilnahme von Allem ſehr niedlich und zuweilen originell, ohne Vorurtheil mit Imagination und Gedächtniß. Etwas ſchwächlich von Geſundheit, las ſie gern, ſang ein wenig, wiewol nicht zum beſten, ſpielte ein paar Noten, ging gern in die Komödie und ſpazieren, und ließ ſich ohne alle Ziererei und Eigenſinn den Hof machen; obgleich ſie mit einem jungen in England abweſenden Franzoſen eine Herzensangelegenheit hatte, die jedoch nicht nach dem Sinne der Familie war.

Später machte Forſter noch zwei ſehr anrüchige Bekanntſchaften von ſehr entgegengeſetztem Eindruck auf ſein Wohlgefallen. Eine war der aus ſeiner vielgeleſenen Lebensgeſchichte bekannte Staatsgefangene von Trenck. „Eine Eitelkeit und zur Gewohnheit gewordene Aufſchneiderei, eine zurückſtoßende Fühlloſigkeit, ein ſchmuziger Eigennutz, ein Gemiſch von Hochmuth und Niederträchtigkeit mit einem ſonderbaren Feuer des Kopfes und

Temperaments" machten ihn dem Beobachter ſehr unangenehm.

Deſto intereſſanter war ihm die aus der Revolutionsgeſchichte bekannte Théroigne de Méricourt, von der er ſeiner Thereſe eine ſehr anziehende und umſtändliche Schilderung gab.

Obgleich der verlaſſene Mann einmal klagte, er habe kein Wohlgefallen an den Menſchen und wiſſe ſelbſt nicht, wie der Tag ihm unter den Händen verſchwinde, ſo ſcheint in jener Aufregung der Zeit und des eigenen Gemüths doch der Umgang mit gleichgeſtimmten Menſchen noch mehr Bedürfniß für ihn geweſen zu ſein, als die Theilnahme an den öffentlichen Vergnügungen und ſelbſt als der Genuß, den die Kunſtſchätze und wiſſenſchaftlichen Anſtalten in Paris ſo reichlich darboten. Zwar das Theater verſchmähte er nicht ganz, wie er denn in Geſellſchaft ſeiner engliſch-ſchottiſchen Freundinnen Gluck's „Iphigenie in Tauris" ſah und ſich ſogar am Ballet: „Das Urtheil des Paris" entzückte. Doch auch hier blieb ſein Gemüth nicht ungetheilt: er dachte an ſeine Mädchen, die er zu dieſen wunderbar ſchönen Scenen, bezaubernden Gegenden und Göttererſcheinungen aus Neufchâtel herbeiwünſchte.

Ueberhaupt waren ſeine Gedanken jetzt öfter und aufs innigſte bei ſeinen Kindern, wozu ihn wol nicht blos die Trennung, ſondern vielleicht noch lebhafter jene Erlebniſſe trieben, die ein an dauerndem Aufruhr und verunglückenden Beſtrebungen ermüdetes Herz nach dem ſtillen, traulichen Paradieſe der Kinderwelt ziehen.

Außer jenen Empfindungen löſte ſich der Bühnengenuß leicht auch in Reflexionen über die Franzoſen auf. Und wie er während des Ballets den jungen Veſtris in der Grazie und Eleganz ſeiner Bewegungen bewunderte, ohne vergeſſen zu können, daß er ein ſchlechter Kerl und aufgeblaſener Narr ſei, ſo traute er nur dem Leichtſinn der Franzoſen die Gabe zu, in ſolchen Dingen die ganze Energie ihres Weſens dergeſtalt zu entwickeln, daß ſie für alles Uebrige nichts ſeien und ihre Humanität Null bleibe. Denn auch an ihren Schauſpielern würde man ſich irren, meinte er, wenn man an den geſchickteſten, ſobald ſie keine Rolle ſpielten, noch eine angenehme menſchliche Seite zu genießen hoffte.

Das Pantheon durfte nicht unbeſucht bleiben, um ſowol das Gebäude zu bewundern, als an den Särgen Voltaire's und Lepelletier's eine ſchauervolle Herrlichkeit zu empfinden.

Wie ſehr die Revolution bereits den Charakter der Pariſer umzuſtimmen anfing, fiel Forſter'n beſonders in Verſailles auf, wohin er am Pfingſtfeſte nach dem Mittageſſen bei Bankier Le Coulteur mit dieſer Familie gefahren war, die Waſſer ſpringen zu ſehen. Ein erſtaunlicher Zuſammenfluß von Menſchen erregte des Freundes Staunen durch ihr ſtilles, ernſtes, ehrbares Benehmen am Orte ſowol als auf dem Heimwege, wo ſich die zahlreichen Fußgänger mit Weißdorn, Ginſter und ſonſtigem blühenden Strauchwerke ſchleppten. Forſter erkannte gar nicht mehr ſein ſonſt ſo ausgelaſſenes Völkchen, dieſen peuple qui danse et qui chante. — —

Doch nicht blos bis Pfingſten: bis in den tiefſten Sommer hinein finden wir unſern mainzer Abgeordneten in Paris. Hatten ſich anfangs die nöthigen Formalitäten wegen der Aufnahme der Rheinprovinz in die Republik verzögert, ſo ſchwebte nun dieſe Eroberung ſelbſt wieder in der Luft, oder ſtand vielmehr auf dem Spiele der Belagerungswürfel und auf dem berühmten mainzer Loſungsworte: „Wer uns gewinnt, der hat uns!“

Ueberdies waren Forſter'n auch bereits im April Ausſichten zu einer andern Beſtimmung von Lebrun, dem Miniſter des Auswärtigen, gemacht worden. Die Rede war vorerſt von einer Verſendung in die nördliche Provinz mit noch unbeſtimmten Aufträgen. So lebte er denn in Erwartung, unter tauſend Unannehmlichkeiten ſeiner Wohnung und des Mangels an gewohnter häuslicher Bequemlichkeit, wenigſtens geſund und die Hitze gut vertragend. Obſchon er aber ſo ziemlich auf das Umherſchlendern angewieſen war, und nur der Zerſtreuung halber auch noch das Speiſen an einer öffentlichen Tafel dem Tiſch in einem Bürgerhauſe vorzog: ſo konnte er doch dem eigentlichen pariſer Flaniren auf die Dauer keinen Geſchmack abgewinnen. Sah er ſich dann nach Beſchäftigung um, ſo traten ihm aus allen Ecken ſchwermüthige Betrachtungen entgegen. — „Nach ſo vieljähriger angeſtrengter Arbeit iſt mir nunmehr Alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehlgeſchlagen“, — klagte er — „und ich fange die Welt gleichſam von neuem an, ohne zu wiſſen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeſchnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterſtützung und faſt ohne Ausſichbin. Ich habe mich anheiſchig gemacht, Alles anzunehmen, was man mir anbieten würde. — — Gelehrtes Verdienſt und ſelbſt die Talente des Geſchäftsmannes gelten jetzt nichts. Wer obenauf ſchwimmt, ſitzt am Ruder, bis ihn der Nächſte, der für den Augenblick der Stärkere iſt, wieder verdrängt. Kurz, zum erſten mal in meinem Leben helfen mir alle meine Hülfsmittel nichts, und ich ſtehe ſo verlaſſen da wie ein Kind, das keine Kräfte hat, ſich ſelbſt zu ernähren.“

Da tauchte der Gedanke an Indien wieder auf. Die alte Luſt des Weltfahrens regte ſich noch einmal. Und ein Mann, der Alles verloren hat, — wie aufgelegt fühlt er ſich nicht, auf Entdeckungen auszugehen! Jetzt reizt es nicht mehr, die Provence, das Languedoc auf einem Eſel zu durchreiten: je lauter um ihn her die Revolution ſtürmt, je tiefer er in den Abgrund der Hoffnungsloſigkeit blickt, deſto weiter hinweg ſehnt er ſich. Von der Höhe ſeiner Verlaſſenheit mißt er den geographiſchen Breitegrad ſeiner Sehnſucht. Faſt möchte man ſagen, die ängſtliche Unruhe habe ihn befallen, die den dem Sterben nahen Leidenden mit dem Traume von einer großen Reiſe aus ſeinem Bette treibt. — „Könnt' ich 4—500 Pfund Sterling irgendwo aufbringen, oder wären es auch nur 300“, ſchrieb er im Juni an Thereſen, „ſo lernte ich hier Perſiſch und Arabiſch und ginge über Land nach Indien, um neue Erfahrungen heimzubringen und als Arzt nebenher mein Glück in einigen Jahren zu machen.“ — Er kam wiederholt auf dieſen Wunſch zurück und meinte, wie leicht es zwanzig Freiheitsfreunden in England werden müßte, wenn jeder eine Kleinigkeit beitrüge, einem Manne zu helfen, der ſeine ganze bürgerliche Exiſtenz der Freiheit, wenn auch unter irriger Vorausſetzung, aufgeopfert habe. Er malte ſich die wiſſenſchaftliche Gewinnſte, die neuen Gegenſtände und Bilder, die Bewegung und Beſchäftigung, ja das Ungemach und die Gefahren aus, — was Alles zuſammengenommen unfehlbar für ſein verletztes Gefühl heilenden Balſam gewähren würde.

Abbruch und Aechtung.

Von dieſen weltfahrenden und abenteuernden Gedanken ſuchte ihn Thereſe durch eine allernächſtliegende Aufgabe abzubringen. Sie foderte ihn auf, die Geſchichte dieſer Tage zu ſchreiben, wozu er freilich am wallenden Strudel der Ergebniſſe ſtand. Sie mag dabei mehr an ſeine Muße und Muthloſigkeit als an die Sache gedacht haben, an der er ſich bethätigen ſollte. Auch kannte ſie den Anfang einer „Geſchichte der mainzer Revolution“ nicht, die Forſter unter der Feder hatte; ſonſt hätte ſie ſich bald überzeugt, wie wenig ein Mann, der mit ſchwankendem Herzen auf den Wogen einer ſtürmenden Zeit treibt, die Geſchichte derſelben zu ſchreiben gemacht iſt. Auch lehnte es Forſter ab. — „O, ſeit ich weiß“, antwortete er, „daß keine Tugend in der Revolution iſt, ekelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealiſchen Träumereien, mit unvollkommenen Menſchen zum Ziele gehen, unterwegs fallen und wieder aufſtehen und weitergehen: aber mit Teufeln und herzloſen Teufeln, wie ſie hier ſind, iſt es mir eine

Sünde an der Menſchheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Lichte der Sonne.“

Eine wunderliche Betrachtung, die Forſter an dieſe Entrüſtung knüpfte, über Freiheit und Gleichheit als das Ziel Derjenigen, die mit Vernunft herrſchen wollen, führt ihn zu der Prophezeiung, daß der Welt noch die eiſernſte aller Tyranneien drohe, — die Herrſchaft der Vernunft, ein größeres Unheil als Brand und Ueberſchwemmung, — jener Vernunft ohne Gefühl, wie ſolche nach den Merkmalen der Zeit uns bevorſtehe, bis einmal eine allgemeine Einfachheit der Sitten, Beſchäftigungen, Wünſche und Befriedigung, eine Reinheit der Empfindung und eine Mäßigung des Vernunftgebrauchs aus allen dieſen Revolutionen hervorkeime und ein Reich der Liebe beginne, wie es ſich gute Schwärmer von den Kindern Gottes träumten.

Anders als die Geſchichtſchreibung ſah Forſter bald darauf die Redaction einer Zeitung an. Man trug ſich damit, eine ſolche in deutſcher Sprache herauszugeben. Er betrachtete ſie ſcherzweiſe als eine Maitreſſe, die er ſich halten wollte, um ſeine Launen ein wenig zu zerſtreuen. Nachdem er, in ſeiner entſchloſſenen Weiſe, eine Ankündigung raſch entworfen und dem Miniſter zur Genehmigung vorgelegt hatte; blieb es vorerſt beim Projecte.

Hatte er nun mit der Zeitungs-Maitreſſe kein Glück: ſo bot ſich ihm eine Buchdruckerei — zur Frau an. Der Vorſchlag kam von Herrn Chriſtie und deſſen Frau, und war für die Direction einer Buchdruckerei in England berechnet. Der Gedanke ſprach Forſter'n an; doch merkte er bald, daß eine Heirath mit unter der Preſſe war. —

mit Miß Chriſtie, dem artigen Mädchen, das hinter dem fernen Geliebten einer ſogenannten Vernunftheirath nicht geradezu abgeneigt ſchien. Daraus konnte natürlich nichts werden, und ſo blieb Forſter'n nur der Gewinn, daß er nach offener Darlegung ſeiner Denkungsart fortan mit ſeinen Beſuchen für abſichtslos galt und deſto freier von ſich und ſeinen Leiden ſprechen konnte.

Während nun dergeſtalt die Franzöſiſche Revolution ſich vergebens bemühte, ihrem deutſchen Glaubenshelden und beginnenden Diſſidenten eine neue Zukunft zu begründen, brach mit deſto mehr Glück die deutſche Reaction ſeine mainzer Exiſtenz ab.

Die Belagerer rückten der Stadt immer näher. Hier ſtieg ſchnell die Theuerung, während die Exportationen, beſonders ſämmtlicher Stadtarmen, noch immer die Einwohnerſchaft lichteten. In dem Grade, als innerhalb Mainz die Angſt zunahm, wuchs außerhalb der Haß der Ausgewanderten und Ausgewieſenen, die zu Wiesbaden, Frankfurt, Aſchaffenburg, Manheim und Milteberg angeſammelt, ſich auf ihre Rückkehr ſpannten. Dazwiſchen wechſelten mit wechſelndem Glücke die Ausfälle der Belagerten und die Angriffe der Belagerer, bis am 27. Juni die Deutſchen mit Bomben und feurigen Kugeln Ernſt zu machen anhoben, Häuſer zerſchmetternd und Paläſte in Brand ſetzend. Das Bombardement wiederholte und ſteigerte ſich ſo ſchreckhaft, daß in ſechs Nächten über 50 Gebäude in Schutthaufen zuſammenbrachen. Die Verzweiflung der Einwohner, die zu wehren und zu retten ihre Tage und Nächte verbrachten, wurde nur überboten von dem Entſetzen der Ausgewieſenen, die von fern nur ohnmächtige Zuſchauer einer grauſenhaften Zerſtörung abgaben, mit welcher, gleich den Einwohnern, zu kämpfen ihnen noch ein Troſt, eine Erleichterung ſchien.

Forſter blieb in Paris nicht ununterrichtet über die Einzelheiten jenes Unglücks. Er hatte ſchon früher einem jungen Manne, der in der Adminiſtration unter ihm diente, den Auftrag zukommen laſſen, ſeine Papiere einzupacken und in Sicherheit zu bringen. Bei allem Vertrauen auf die gute Ausführung dieſes Auftrags mochte er ſich doch darüber nicht täuſchen, daß gar Manches von ſeinem häuslichen und geiſtigen Beſitzthume in Bruch und Brand aufgehen werde. Doch wandelte ihn deſſen kein Kleinmuth an. — „Mainz muß einem Schutthaufen ähnlich ſehen“, ſchrieb er an Thereſen. „Die Liebfrauenkirche, der eine Domthurm, die Schuſtergaſſe, Judengaſſe, Bleichen, Thiermarkt abgebrannt! Unſere Reihe Häuſer — ſteht ſie oder brennt ſie? Ich weiß es nicht. Und die armen Einwohner! Das iſt die Folge des Freudenfeuers vorigen Jahres! Dieſer unſelige Mann, der ſein Land, ſeine Stadt, ſeine unglücklichen Unterthanen dem leidigen Ehrgeize, ſich in die franzöſiſchen Angelegenheiten zu miſchen, aufopfern konnte, was hat er nun davon? — — Wie hat das Schickſal für uns geſorgt, daß es uns herausriß, und Tauſende müſſen jetzt ſchmachten! Was iſt der Verluſt aller unſerer Habe gegen das unbeſchreibliche Elend!“

Doch wie geborgen in der Entfernung von Paris und Neufchâtel er ſich und die Seinigen wußte: war er doch für ſeine Perſon bei jenem Misgeſchicke von Mainz nicht in Vergeſſenheit gekommen. Auf ſeinen Kopf waren 100 Dukaten geſetzt worden. — „Nur 100 Dukaten?" rief Forſter aus. „Der arme Schelm von einem General, da er nicht weiß, was ſo ein Kopf werth iſt. Ich gäbe keine 6 Kreuzer für den ſeinigen. Es iſt nicht aller Tage Abend und vielleicht ſprechen ſich die Köpfe noch auf ihren Rümpfen."

Einſtweilen beſchäftigte ſich der ſo tarirte Kopf mit der Erinnerung an die mainzer Revolution und an ſeinen Antheil dabei. Der Anfang war, wie wir ſchon bemerkten, bereits niedergeſchrieben, aber keineswegs zur Zufriedenheit des viel zu unruhigen Hiſtorikers. Ein ſolches Kind des Kummers, meinte er ſelbſt, ſei natürlicherweiſe ein Krüppel.

Kränkender als jene preußiſche Aechtung war für Forſter eine Aeußerung des Herzogs von Braunſchweig, — jenes beſten Menſchen, der nebenher auch Fürſt iſt, — wie Forſter damals in dankbarer Empfindung geſchrieben hatte: „Von Forſter begreiſe ich's nicht; denn der hatte ja zu leben." An dieſem fürſtlichen Worte empfand Forſter die ganze Erbärmlichkeit der gewöhnlichen hocharistokratiſchen Anſicht von den Motiven auch der edelſten Freiheitskämpfer. „Folglich", rief Forſter aus, „wenn man zu leben hat und ſein Vermögen aufs Spiel ſetzt, darf man ſich nicht beklagen, ſondern muß ſich mit ſeinen Grundſätzen tröſten, wenn man es verliert." — „Ich ſitze und lächle zu Allem", ſchrieb er an Thereſe. „Toller als es mir ging, kann's doch nicht wieder gehen, denke ich, und ſo harre ich des Schickſals; es mag verhängen über mich, was es will. Mehr zugrunde gerichtet kann ich nicht werden; denn ob mich der National-Convent kümmerlich füttert, oder ob ich künftig von Informationen lebe, iſt Alles Eins.“

Und ſchloß dieſen Brief vom 13. Juli mit den Worten: „Heute vor 21 Jahren ging ich zu Schiff mit Cook.“

Welche Erinnerung in ſeiner jetzigen Lage! Welches vingt-un, welches Einundzwanzig ſeines Lebenshazardſpiels!

Thereſens Einrichtung.

Mit den pariſer Erwartungen und der mainzer Entſagung Forſter's verknüpfte ſich eine innige, herzliche Beziehung zu Neuſchâtel.

Thereſe, wie wir wiſſen, lebte auf dem Landſitze des Herrn von Rougemont mit einigen franzöſiſchen Emigrirten in Penſion. Der Widerſpruch täglichen Umgangs mit Royaliſten und des brieflichen Verkehrs mit einem jakobiniſchen Gatten legte ihr viel Zwang und Vorſicht auf. In dieſer Lage hatte ſie Urſache vor einem Beſuche Forſter's zu bangen: ihre Freiſtätte wäre geſtört worden.

Forſter, obgleich früher ſelbſt von politiſchen Antipathien in Mainz heftig genug gerüttelt, wollte nun doch über dieſe ſchweizer Spannungen ungeduldig werden. Indeß blieb ihm ja zu einem ſo erſehnten Wiederſehen der Seinigen noch immer Lauſanne, Genf oder Pontarlier unverkümmert.

Jene ungünſtige politiſche Atmoſphäre übte indeß keinen Einfluß auf Thereſens Anſichten, brachte kein — Wechſelfieber in ihre politiſche Geſinnung. Sie berief ſich gegen Forſter darauf, daß ja ihre Freiheitsliebe älter als die Franzöſiſche Revolution ſei. Nur den Verluſt des deutſchen Bürgerrechts empfand ſie tief; worüber Forſter ſie zu beruhigen ſuchte, indem er ihr auch nach ſolchem Verluſte eine befriedigende Zukunft betheuerte. Mit Wärme ſprach er von den Vorzügen der Geiſtesfreiheit und jenes hohen Unabhängigkeitsgefühls, das ſie Beide durch Erziehung, Umſtände, Laufbahn und Auszeichnung vor ſo vielen Deutſchen voraus hätten. — „Weisheit und Glück ſind unverträgliche Dinge“, ſchrieb er einmal, „wenn die Weisheit nicht ihr eigenes Glück in ſich hätte, wobei man ſich allenfalls noch in die Schickſale der Welt finden kann. Laß uns nur ſorgen, die Einfachheit und Reinheit unſerer Gefühle zu erhalten, damit wir unſere Empfänglichkeit nicht einbüßen. Mit ihr bleibt uns in den traurigſten Tagen eine unſchätzbare Summe froher Augenblicke des ſchönſten Naturgenuſſes. Ihren Eindrücken offen, entgeht uns nichts Großes, nichts Schönes, nichts Gutes, nichts Rührendes im Weltall, ohne daß die Saiten unſers Herzens davon erklingen. Wenn uns der Zufall einen Erddurchmeſſer voneinander trennte, wären wir mit ſolchen Grundſätzen immer Einer des Andern gewiß, und zugleich gewiß, daß wir unſers Gleichen weit und breit nicht antreffen würden.“

Nur Thereſens oft angegriffene Geſundheit machte ihm Sorge. Ihren Briefen ſah er ſtets mit Verlangen und, wenn ſie ausblieben, mit Angſt entgegen. Hierin fand er ſich in ſeiner Umgebung nur von Miß Chriſtie theilnehmend verſtanden.

An den Kindern hing er, wie ſchon erwähnt, mit den zärtlichſten Gedanken, und labte ſich an jeder kleinen Nachricht als Erſatz der Trennung von ihnen. Er beruhigte die Mutter über des ſonſt ja doch ganz hübſchen Röschens erfrorene Händchen und freute ſich, daß Kläre ein trefflicher Tatar werde, und eine rechte Portion Volksſouveränetät mit beiden Backen behaupte. Wie gern hätte er Geſchenke und Unterſtützung geſchickt, wäre er nur ſelbſt nicht in der gedrückteſten Lage geweſen! Doch übermachte er mit Reiſegelegenheiten 25 Livres und Kleinigkeiten für die Kinder, ſowie für Thereſen ein Kleid von Sirſacá, einem Zeuge, das hübſch und beſcheiden zugleich ſei.

Gegen den Sommer kam endlich jene Verabredung zur Ausführung, die bei Thereſens Scheiden aus Mainz von Forſter im Allgemeinen gutgeheißen war. Huber hatte ſich nach ſeiner Zurückberufung in Dresden überzeugt, daß ſein Vorhaben, für die Freundin und Forſter's Kinder zu leben, ſich zumal bei dem mit Forſter's Namen verbundenen Begriffe des Jakobiners, mit keinem Staatsdienſtpoſten vertrüge. Er hatte daher mit einer berliner Buchhandlung einen Vertrag abgeſchloſſen, der ihm bei ökonomiſcher Einrichtung ſein bisheriges Einkommen auf literariſchem Wege ſicherte, und kam nach Neuſchâtel. Die Einrichtung, die ſie ſich hier geben wollten, war zwiſchen ihm und Thereſen brieflich verabredet, und Forſter, im Juli davon in Kenntniß geſetzt, billigte Alles.

Wie Forſter um dieſe Zeit und mit Bezug auf ſeine und Thereſens Lage über moraliſche Verhältniſſe überhaupt dachte, erſehen wir aus einer brieflichen Betrachtung über die Kaiſerin Katharina. Wie man nämlich eine über das bürgerliche Recht hinausgehende hohe Politik zugeſteht, nahm er, ſozuſagen, auch eine höhere Moral, oder vielmehr eine privilegirte moraliſche Ariſtokratie an. — „Du weißt ja", ſchrieb er an Thereſen, „daß gewiſſe Dinge für gewiſſe Menſchen unmöglich mehr Das ſein können, was ſie dem engbrüſtigen Moraliſten ſind. Ich bin überzeugt, der Menſch auf einer höhern Stufe der Bildung darf thun, was Andere nicht thun dürfen."

Die neue Lebenseinrichtung Thereſens war folgende:

Sie hatte den Landſitz des Herrn von Rougemont verlaſſen und ein kleines Gemach bei der Witwe eines Schloſſers in Neufchâtel, dicht am See, genommen. Huber miethete ſich am obern Ende der Stadt ein. Er ſpeiſte in einem Gaſthofe, Thereſe kochte mit der alten Magd. Morgens ließ Huber, zur Unterbrechung ſeiner frühen Arbeiten, durch den Bedienten das neunjährige Röschen zu einer Schreibſtunde abholen, und gab ihm dann für die Mutter mit, was er gearbeitet hatte. Um 2 Uhr fand er ſich bei Thereſen ein, ſie und die Kinder zum Spaziergang mitzunehmen, arbeitete darauf wieder, bis er Abends 7 Uhr zum Thee kam und den Abend blieb. Da wurde nun auch die Arbeit beſprochen, mit der ſich die Freundin inzwiſchen bekannt gemacht hatte.

War Thereſe ſchon früher von engherzigen Menſchen ihrer Umgebung mit politiſchen Augen ſcheu angeſehen worden: ſo entzog ſie ſich jetzt, in dem unklaren Verhältniſſe zu einem Freunde, lieber gänzlich dem geſelligen Verkehr. Um ſo leichter hofften beide Vertraute mit Sparſamkeit auszukommen, wobei Thereſe ſich entſchloſſener als Huber, er ſich kindlicher als ſie erwies, — der alte Liebling der Götter. Er arbeitete neben ſeinen eben unternommenen — „Friedens-Präliminarien“, zu denen Forſter Beiträge anbot, an ſeiner dramatiſchen „Juliane“. — Auch Thereſe verſuchte ſich jetzt mit der ſchriftſtelleriſchen Feder. Sie ſelbſt geſteht, daß es bei ihr mit der Orthographie und Grammatik ſcheu ausgeſehen habe, und die Anfänge überhaupt ſo jämmerlich ausgefallen ſeien, daß Huber ganze Seiten habe durchſtreichen müſſen. Doch kam bald Eins zuſtande. Ob abſichtlich, oder durch unbeachteten Zufall bezüglich gewählt, war es Louvet's „Divorce nécessaire“. Thereſe unternahm es bei der Ueberſetzung zugleich, dem Roman einen fehlenden Schluß zu geben, und ſetzte Huber'n durch die Leichtigkeit ihres Stils in Erſtaunen. So läßt ſich in Ernſt und Scherz ſagen, daß bei Thereſen die ſchriftſtelleriſche Meiſterſchaft einer freiwillig Geſchiedenen mit dem Schluſſe der Erzählung von einer nothwendigen Scheidung ihren Anfang genommen habe.

Aber auch in dieſer Zurückgezogenheit mag das befreundete und freilich auch liebende Paar den ſtrengen oder ſchiefen Urtheilen der zwiſchen dem See und dem

Jura eingeklemmten Societät nicht entgangen ſein. Wenigſtens fand ſich Forſter durch Thereſens Briefe veranlaßt, ſie deshalb zu beruhigen und zu erheben. — „Das Erſte iſt immer, daß wir uns rechtfertigen vor uns ſelbſt“, rief er ihr zu. „Danach ſei uns Liebe und Achtung der Andern willkommen, wenn ſie gerecht genug ſind uns anzuerkennen. Gern opfern wir ihren Schwächen, ihren Vorurtheilen den zwangloſen Genuß unſerer natürlichen Freiheit; nur müſſen ſie nicht fodern, daß wir um der conventionellen Formen willen, womit ſie ſich ſo jämmerlich belaſtet haben, auf das wahre Glück des Lebens verzichten, welches ſo ſelten angetroffen wird, daß wir es gewiß mit Uebergehung der kalten Gewohnheitsverhältniſſe nicht zu theuer erkaufen. — — Kinder, ſucht glücklich zu ſein, ſodaß ihr es immer bleibt, das iſt, behaltet eure ganze Empfänglichkeit unter Aufſicht der Vernunft, die nur immer die Naturgemäßheit eurer Gefühle prüfe!“ —

Aengſtlicher war er um Thereſens ſchwankende Geſundheit. Sie litt von der Hitze des Sommers und hatte die Stimme verloren. Forſter fürchtete deſto mehr vom nächſten Winter. Er bat ſie um mehr Sorgfalt auf ſich ſelbſt, und wie rührend ſind ſeine Empfindungen:

„Ich fühle dich in jedem Worte deiner Briefe, und, glaube mir! mein Blick geht weiter, als du denkſt. Solange kennen wir uns nicht umſonſt, daß ich nicht das ganze Gewicht jedes deiner Worte wägen könnte. — — Mein Herz leidet nicht mehr für die Welt; ſie iſt es nicht werth; es leidet nur für Diejenigen, die es verdienen, daß man für ſie leide.“

Nachdem unſer mainzer Abgeordneter mit angeblichen Aufträgen nach der nördlichen Grenze lange hingehalten worden, erhielt er ſolche wirklich. Ehe er aber Paris verließ, erlebte er ein betrübendes Ereigniß und eine beunruhigende Neuigkeit. Dieſe betraf Mainz. Unter unaufhörlichen Haubitzen- und Feuerkugeln, unter wiederholten Angriffen der Schanzen und Annäherung in dritter Parallele hatten die Belagerer endlich am 22. Juli Mainz zur Uebergabe gezwungen. Am 26. ſchrieb Forſter: „Ich bin für die Demüthigung nicht fühlbar, welche das Frohlocken der Eroberer Manchem wol verurſachen mag; aber ich fühle mich zerriſſen, wenn ich das Schickſal der unglücklichen Einwohner erwäge. Wie mancher arme Märtyrer der Freiheit wird nun noch bluten oder, was ärger iſt, verſchmachten müſſen.“

Seine Papiere gab er halb und halb verloren, mit denſelben aber auch ſeine literariſche Zukunft. Bei allem Muth empfand er dieſen Verluſt am bitterſten, indem er an Diejenigen dachte, die — wenn er Alles verloren habe, an ihm noch zu verlieren hätten. Und über ſich ſelbſt mußte er betrübt den Kopf ſchütteln, ſo mit einem mal um ſeine ganze Wirkſamkeit gekommen zu ſein und nach einer Exiſtenz gedrängt zu werden, die ſich blos auf einen ununterbrochenen Widerſtand gegen die ganze auf ihn einſtürmende Macht des Schickſals beſchränkte. „Ich bin ſo ſehr belagert wie Mainz“, rief er dann ſich ermuthigend, — „ich habe ſo ſtarke Ausfälle gethan und ich glaube, daß ich mich auch bis auf die letzte Extremität wehren werde.“

Und ſo behielt er auch noch innige Theilnahme an dem traurigen Ereigniſſe, das ſeinen Mitabgeordneten Lux betraf. Dieſer war am 24. Juli gefänglich eingezogen worden, weil er aus Unvorſichtigkeit oder Schwärmerei das Frauenzimmer hochgeprieſen, das mit wunderbarem Muthe den Dolch auf Marat gezückt und ihn ermordet hatte. Er war von dem Mädchen ganz hingeriſſen, ſodaß er ſchon ſeit acht Tagen faſt keine Nahrung zu ſich genommen, und an dem Gedanken, für ſeine Heldin zu ſterben, ſich entzückte. Auch abgeſehen von eigener Gefahr, die unter den Umſtänden drohte, mußte ſich Forſter überzeugen, daß es ganz unmöglich ſei, etwas für den Unglücklichen zu thun. Aller Verſuchung dazu, ſowie der beunruhigenden und bedenklichen Nähe entzog ihn denn jetzt auch eine amtliche Sendung. Er hatte ſchon früher die neue Conſtitution ins Engliſche und Deutſche zu überſetzen bekommen, und ging nun mit neuen Aufträgen des Miniſteriums nach Cambray.

Welche niederdrückende Betrachtungen ihn auch begleiteten, welche Trauer über Alle, die durch die Revolution zugrunde gingen oder ſittlich verdarben: die Idee und Beſtimmung der Revolution ſelbſt konnte er noch immer nicht aufgeben. „Ich glaube nun einmal an die Wichtigkeit im großen Kreiſe menſchlicher Schickſale“, lautete ſein Bekenntniß, — „glaube, daß ſie nicht nur ſich ereignen mußte, ſondern auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andere Entwickelung, dem Ideengang eine neue Richtung geben wird. Ich erwarte für Frankreich lange keine Ruhe und kein ſogenanntes Glück der Einwohner.

Es iſt, als ſollten die Menſchen, die zu ſehr an Dingen hingen, nun lernen, indem ihnen der Unbeſtand der Dinge recht fühlbar gemacht wird, einmal wieder, von allem Aeußern mehr unabhängig, mehr im bloßen Genuß ihrer Kräfte zu leben. Europa wird lange an dieſer Gährung ſich noch zerarbeiten."

Mit ſolchen Betrachtungen traf er den 1. Auguſt in Cambray ein.

Müßige Miſſion.

Hier wimmelte Alles von Soldaten und erinnerte den Ankömmling an ſeine letzte mainzer Zeit. Vier Meilen weiter, in Valenciennes, ſtand der Feind, — engliſche und hannoveriſche Truppen des Herzogs von York; eine halbe Meile diesſeits, nach Paris hin, war Alles ruhig, wie im tiefſten Frieden. Forſter hatte zum Gefährten oder nach dem damaligen Syſtem des Mistrauens — zum Aufſeher ſeines Geſchäfts einen zwar rechtlichen, aber trockenen, ſchweigſamen Mann, mit welchem er auf ein kleines, unfreundlich-ſchmuziges und durch ihr Gepäck noch beengtes Zimmer des Gaſthofs beſchränkt war. Die Stube war ohne Möbel, aber das Bett nicht ohne Wanzen. Thee, Kaffee und Zucker waren nicht mehr zu haben, und Butter zum Frühſtücksbrot eine beſondere Gunſt des Wirths. Die Küche war auf unverwöhnten Appetit eingerichtet. Der Ort abſcheulich; die Einwohner, ein fatales Gemiſch des Unangenehmen von Franken und Flamländern, im Elemente des Schmuzes lebend, ließen Forſter'n nur die tröſtliche Hoffnung, daß ſein Geſchäft nicht von Dauer ſein werde. Die flache Umgegend war nicht ohne den Reiz ſchöner Ulmenalleen, die längs der Kanäle hinliefen. Aber der Anblick einer eben umgehauenen und die Gefahr für die übrigen erinnerten ihn immer wieder an die Verwüſtung in Mainz.

Forſter's Sendung betraf die Auswechſelung engliſcher gegen franzöſiſche Gefangene. Ehe aber noch eine Antwort des feindlichen Befehlshabers eintraf, mußten unſere Commiſſare, um von den anrückenden Engländern nicht eingeſchloſſen zu werden, Cambray ſchnell verlaſſen. Sie ſetzten ſich in Arras, wo ſie es auch im Gaſthofe viel beſſer fanden. Allein auch dieſer größere und ſchönere Ort bot daſſelbe Bild des Elends und Mangels. Die Kriſe der fränkiſchen Freiheit nahte heran. So ſehr indeß Forſter die Schuld ſo vieler Uebel den Privatleidenſchaften beimaß, die das Schickſal des ganzen Volks aufs Spiel ſetzten, konnte er doch nicht darüber hinaus, daß der Menſch einmal ohne Leidenſchaften nichts ausrichte, und daß alle Beweggründe zum Handeln wegfallen, wenn die Triebfedern nicht hoch geſpannt ſeien. Darum hielt er auch trotz aller Monſtroſitäten, die mit heftigen Leidenſchaften verbunden ſind, an der Meinung, daß die republikaniſche Verfaſſung derzeit unterſtützt und erhalten werden müſſe, nicht weil ſie mehr Glück als jede andere bringe, ſondern weil ſie den Geiſteskräften einen neuen Umſchwung, eine neue Entwickelung und Richtung gebe; nachdem einmal gerade die Schule des Handelns und der Erfahrung für die Mehrzahl der Menſchheit durch die jetzige monarchiſche Verfaſſung gänzlich eingegangen ſei. In dieſer ſeien ja ſelbſt jene Antriebe zu großen

Handlungen und zu mannichfaltiger Uebung der Kräfte, welche der Ehrgeiz, die Habſucht und der Sinnengenuß auf leidenſchaftlicher Höhe herbeiführten, nur auf eine geringe Anzahl von Menſchen beſchränkt. Am Ende liege doch Alles daran, daß die Bedingniſſe, unter welchen wir als vernünftige, empfindende Weſen handeln, vermannichfaltigt werden.

Die Briefe aus dieſem geſchäftsloſen, abwartenden und doch unheimiſchen Aufenthalt verrathen auf jeder Seite den beſchauenden, nachdenklichen Mann. Wie er ſich hier unbehaglich fühlte, und jeder Tag ihm Frankreich mehr und mehr verleidete, ward die Frage ſeiner Zukunft ungeſtümer in ſeinem Gemüth. Sollte er nicht in der Schweiz Fuß faſſen können? Wäre es nicht möglich, mit dem jungen Brand, wenn er ihm einen engliſchen Paß verſchaffte, nach Italien zu reiſen, und die Koſten aus dem herauszugebenden Tagebuch zu beſtreiten? Und ginge denn dies und Alles nicht, ſo wollte er Europa verlaſſen, ſobald ihm nicht etwa die Nothwendigkeit ohne ſein Zuthun ein Schickſal machte.

Auf Thereſens Zureden entſchloß er ſich, auf der betretenen Bahn vorerſt noch auszuharren. Nur ſollte ſie und Huber ſich keine ſo große Vorſtellung von ſeiner individuellen Wichtigkeit im Leben machen. — „Ich fühle zu ſehr, daß mich mein Unglück verändert hat“, ſchrieb er. „Es fehlt mir nicht an Muth und Kraft, aber an jener heitern, freien Geiſtesregſamkeit, die ich noch hatte, als ich hoffen konnte. Ich bin jetzt da, wo Menſchen in meiner Lage ſich immer glücklich ſchätzen können hinzugelangen, — im Hafen der Reſignation. Aber der Name ſelbſt lehrt ſchon, daß es die letzte, öde Zuflucht des von Stürmen umhergetriebenen Herzens iſt. Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt.“

Etwas hätte er dennoch unternehmen, — er hätte ſich beſchäftigen können, meinte er, wenn ihm ſeine mainzer Literalien nicht fehlten. Der junge Mann, dem er ſie zu ſichern anempfohlen, war als gemeiner Soldat verkleidet glücklich aus Mainz nach Strasburg entkommen und hatte ihn benachrichtigt, daß die Manuſcripte und Correſpondenzen in Sicherheit gebracht, alles Uebrige von Büchern, Möbeln und Geräth unter preußiſche Wache geſtellt worden ſei. Nun wurde Forſter ungeduldig, Kleider, Wäſche und Bücher zu haben. Er drängte Thereſen, ſich wegen dieſes Eigenthums zu verwenden, und ihm Alles über Baſel zukommen zu laſſen, — was es auch koſten möge. „Wenn meine Bücher und Papiere wieder in meinen Händen ſein werden“, ſchrieb er, „verſpreche ich dir noch einmal ſolange zu leben und wieder Hoffnungen und Muth zu ſchöpfen.“

Ebenſo verlangte er die Aufſätze, Schriften, Proclamationen in Beziehung auf Mainz zu haben. Seine Darſtellung der mainzer Revolution wollte ihm nicht gelingen, und doch mochte er ſie nicht aufgeben. Er that ſich und der Arbeit Gewalt an. Erſt zerriß er den Anfang mehrmals, dann faßte er wieder einiges Vertrauen und hoffte die Arbeit ſo zu halten, daß ſie ſogar in Berlin gedruckt werden könne; bald aber erſchien ſie ihm wieder ganz unvollkommen, kahl und ungeſchmückt, hundert überflüſſige Dinge enthaltend und tauſend nothwendige entbehrend. Und wie wir ihn ja in ſolcher Unzufriedenheit zum äußerſten Mismuth geneigt kennen: ſo fühlte er ſich über dieſer Arbeit ſtumpf in ſeinem Geiſte, todt an Einbildungskraft und in ſeinem Gemüthe von ganz andern Dingen zerriſſen. Ganz aus derſelben Tonart ſtimmte auch ſein damaliges Glaubensbekenntniß: „Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine politiſche Laufbahn beendigt iſt. Dieſelbe Redlichkeit und Ehrliebe, womit ich bisher meinen Grundſätzen treugeblieben bin, überzeugt mich, daß — ſo ſehr ich nach meiner vormaligen Kenntniß der Dinge Recht hatte, oder wenigſtens glauben konnte Recht zu haben, indem ich aus dem Privatgang eines Schriftſtellers heraustrat und mich in die wirkliche Handhabung öffentlicher Geſchäfte begab — ich jetzt ebenſo ſehr Unrecht haben würde, darin zu beharren, wenn nicht die ganze Richtung, die man dem Rade der Staatsmaſchine gegeben hat, in kurzem eine weſentliche Aenderung erleidet. — Es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundſätzen, von meinem Charakter ſich in einem öffentlichen Poſten erhalten und folglich dem Staate nützen könne. — Meinungen ſind nicht frei, haben keine Impunität und können ſolche in dem gewaltſamen Zuſtande der Dinge nicht haben; hiermit ſpreche ich mir alſo ſelbſt das Urtheil, ſobald ich in einen öffentlichen Wirkungskreis trete. Tugend, Redlichkeit, gute Abſicht, Aufopferung ſind nichts; das Schibboleth iſt Alles, und kann der freie Mann dies ſein Alles ſein laſſen? Mein politiſches Glaubensbekenntniß iſt ſehr kurz. Die Periode, wo man ſich ſchmeicheln durfte, abſolute Freiheit in Europa und beſonders hier ruhig und feſt gegründet zu ſehen, iſt vorüber; es iſt keinem kaltblütigen, keinem hellſehenden Beobachter verhohlen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen. — — Die Leidenſchaften müſſen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt ſich. Das Letztere iſt unmöglich auf die Länge: alſo das Erſte. — — Hätte ich vor zehn Monaten, vor acht Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg, nach Altona gegangen, und nicht in den Club. Das iſt ein Wort, deſſen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausſpreche. — — Alſo gehe ich freiwillig in meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn zurück. Was ich von Voß verdiene, tilgt meine Schulden und hilft meine Kinder ernähren. Treuttel's Zahlungen geben mir meinen nothdürftigen Unterhalt.“ —

Bei dem Umblicke nach dem Orte, wo er ſein Zelt aufſchlagen könnte, hielt er ſelbſt Deutſchland für keine Unmöglichkeit. In den höhern Kreiſen hoffte er bald vergeſſen zu ſein, und wußte, daß er im größern, zahlreichern Publicum nie ſo wichtig, nie ſo bekannt geweſen. Leider! war mit all ſeiner Entſchiedenheit der Einſicht noch keine Entſchloſſenheit des Handelns gewonnen. Denn ſchon glaubte er auch wieder, in ſeiner jetzigen Richtung bleiben zu müſſen, da jetzt nichts übers Knie abgebrochen werden dürfe. Heut erſchien ihm Huber's Vorhaben, nach Altona zu ziehen, als Alles erledigend: dort war Ruhe und Preßfreiheit, und mehr verlangte er nicht. Morgen hoffte er wieder in Paris eine zwar kleine, aber doch ſeiner bisherigen Beſchäftigung angemeſſene Stelle zu erhalten. Doch gleich bedachte er auch wieder, daß ja in Paris und in ganz Frankreich Verdacht und Lebensgefahr über jedem Fremden ſchwebe, und er ſelbſt nicht bleiben könne, ohne ſeine Ehrlichkeit aufzugeben, das Einzige, was er aus dem Schiffbruche ſeines Glückes noch übrig behalten. Nein, er müſſe, was ſeine Kräfte noch vermöchten, zu Beſchäftigungen aufſparen, die einen Zweck hätten, die auf Erfüllung offenbarer Pflichten hinausliefen, und ſtärkere Bande als der Ehrgeiz ſchlängen.

Als ob er ſelbſt dies Hin- und Herſpringen ſeiner Abſichten erkenne, ſpricht er gelegentlich einmal von jener Verzweiflung, die den weiteſtausſehenden Projecten ſo gern eine Farbe der Ausführbarkeit leihe. Wirklich war er noch nie ſo raſchen Wechſeln in ſeinem Vorhaben, ſo unentſchloſſenem Haſchen nach dieſem und jenem Unternehmen unterworfen geweſen wie jetzt; obgleich wir ihn eigentlich auf keiner Station des Lebens für die Dauer ſo befriedigt gefunden haben, daß er nicht auf jedes Anerbieten zu einer Aenderung ſeiner Lebensrichtung eingegangen wäre. Dieſe Unbeſtändigkeit im Wollen und Streben macht einen Grundzug in Forſter's Charakter.

In der That, eine ſo vielſeitige Begabung — beobachtende und ſpeculative Fähigkeiten, Trieb zur Thätigkeit, Sinn für Sprachen, ſchwungvolle Einbildungskraft und ein edles Herz voll ſchwärmeriſcher Empfindſamkeit hätten in keine verlockendere Verbindung gerathen können, als mit ſo früher Gunſt einer Weltfahrt, mit ſo ſpringenden Wechſeln des Aufenthalts und mit ſo Alles verſuchender häuslicher Noth, um einen Menſchen auszubilden, deſſen Geiſt ſo Verſchiedenes aufnehmen, deſſen Kopf und Kenntniſſe ſo Vielerlei bewältigen, deſſen Zunge ſo mannichfaltig anknüpfen und deſſen Herz ſo Unbeſtändiges begehren konnte. Die Welt blieb dem in der Südſee geſchaukelten Knaben für ſein ganzes Leben ein bewegter Ocean; ihre ſocialen, ſittlichen, ſtaatlichen Verhältniſſe lagen nur wie zerſtreute Inſeln da, zu Entdeckungen, aber nicht zur Anſiedelung aufgeſucht und um des — Brotbaums willen in Berechnung genommen. So zerſetzte ſich die duftige Südfrucht, dem Knaben beſchieden, mehr und mehr in Fäulniß für den Mann. Und nachdem unſer Theori von Tahiti und dem Vorgebirge der guten Hoffnung Europa wieder erreicht hatte, ging es ihm, wie man von den Matroſen weiß, daß ſie, auch gelandet, noch wie auf dem wiegenden Verdecke des Schiffes mit geſpreizten Beinen ſchreiten: wohin er ſich wendete, — Alles ſchwankte unter ihm oder er fühlte Alles ſchwanken.

Freilich hatte er auch noch nie ſowie jetzt in der Luft geſchwebt, — ohne Boden für ſeine vollſtändige Exiſtenz und doch überall, wo ihm ſolcher fehlte, mit einem Theile ſeines Weſens feſtgehalten. Mainz und ſein ehemaliges Amt war verloren, doch lag dort ſein häusliches und literariſches Eigenthum; Paris und die Revolution erregten ſeinen Widerwillen, dennoch ſtand er eben in ihrem Dienſte; in der Schweiz lebten ſeine Kinder, und er ſelbſt durfte und mochte ſich kaum dahin wagen; Deutſchland hatte ihn geächtet, während deſſen Literatur die letzte Zuflucht des Verbannten blieb.

Ja, ſo ſtand es um ihn! Die ſchriftſtelleriſche Feder war ſein letztes Ruder, die Vaterliebe ſein Compaß. — „Wenn ich manchmal noch einen Strahl der Hoffnung habe, der mir zuſpricht, daß irgendeine Planke mich aus meinem Schiffbruche rettet, ſo bleibt mir die Hoffnung doch nur bei meinen Kindern", ſchrieb er an Thereſe. „Wenn ſie nur geſund und froh ſind! Daß ihnen die Freude nicht geſchmälert werde! Glückliche Kinder geben glückliche Menſchen! Alle Verſtimmung des Charakters hat ſeinen wahrſcheinlichſten Grund in dieſen frühen Eindrücken."

Mochte er dabei auch empfinden, daß er die Mutter dieſer Kinder halb und halb hingegeben hatte, ſo konnte er doch immer noch nicht mit ihr abtheilen. Bei Gelegenheit des Brieffrankirens ſchrieb er einmal: „Willſt du wol aufhören mit mir zu rechnen? Wenn ich nichts hätte, griff ich nicht in euern Beutel oder tunkte das Brot in eure Suppe? Ueberhaupt haben dieſe Worte, Mein und Dein, zwiſchen uns keinen Sinn mehr."

Nur in flüchtigen Augenblicken träumte er in einem Brief an Huber, Literatur und Liebe noch einmal zu verbinden, wie ſie einſt verbunden waren, und in der Nähe Huber's zu leben, „gemeinſchaftlich arbeitend und Einer durch des Andern Umgang aufgemuntert". Doch — ſeines häuslichen Verhältniſſes gedenkend — ſetzte er gleich zagend hinzu: „Sollte dieſer Gedanke nicht in Ihre Reihe paſſen, ſo wäre es traurig, daß wir einander auch nur einen Augenblick täuſchten. Wenn Trennung allein die Schale füllen kann, ſo muß ſie noch hinein, und dann bleibt Ihrem Freunde allerdings ein anderer Weg."

Inzwiſchen rückte die Angelegenheit ſeiner Sendung nicht vom Fleck, und das Geſchäft nahm eigentlich gar keinen Anfang. So hoffte Forſter bald wieder zurückzukehren, und dies um ſo lieber, als er durch ungeeignete Diät und mancherlei Verdrießlichkeiten ſeiner Lage leidend war, dabei wegen des Preiſes von 130 Livres für die Klafter Holz ſeine Stube nicht heizen konnte, und in der ewigen Anſpannung, ſich nur zu erhalten und kein Verhältniß zu verletzen, um alle Unbefangenheit für freies Schaffen kam. Nur leſend nahm er ſeine Zuflucht zu Tacitus, Quintilian, zu Strada, Arioſt und Mably. Oder er griff nach einem Bändchen von Destouches, und blätterte in Milton's kleinen Gedichten.

Dabei rechnete er im Stillen auf den Tag, wo er Thereſen wiederſehen und wenigſtens einige Stunden lang das Glück genießen werde, ſeine Kinder ans Herz zu drücken, wenn auch nur zur Stärkung auf neue Abweſenheit. Er bedurfte und getröſtete ſich ſolcher Stärkung.

Wirklich rückte dieſer Tag heran. Die Engländer antworteten gar nicht auf das Erbieten zu Unterhandlungen wegen Austauſches der Gefangenen. Forſter ſuchte daher um ſeine Rückberufung nach. Er rechnete den 11. October abreiſen zu können, und nach ein paar Tagen Aufenthalts in Paris am 24. in Pontarlier einzutreffen, wohin das Wiederſehen verabredet war. Thereſe und Huber ſollten aber ja nicht ohne gute und für ihre Perſonen getrennte Päſſe aus der Schweiz herüberkommen.

Die Erneuerung ſeines eigenen Paſſes und die Beſchaffung des nöthigen Reiſegeldes hielt Forſter'n in Paris über Erwarten auf; ſodaß er, bei der Entfernung von 60 Poſten bis Pontarlier in der Nähe der ſchweizer Grenze, ſeine Ankunft daſelbſt erſt auf den 30. October ankündigen konnte. — „Ich ſehne mich herzlich nach euch", ſchrieb er. „Meine Kinder zu umarmen iſt die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. Noch einmal und dann —! Die Vorſehung hat das Heft und wir ſchwimmen mit dem Strome. Führt uns die Woge wieder zuſammen, landet ſie uns einſt auf demſelben Ufer: wohl uns! denn wer iſt ſo reich wie wir, um auch in der Wüſte keines fremden Armes zu bedürfen! Soll's nicht ſein? So ſeid ihr gerettet, und ich rudere fort, bis die Kräfte fehlen. Küſſe meine Lieblinge!" —

Wiederſehen.

Endlich hatte Forſter ein Anlehen von 1000 Livres zu ſeiner Reiſe nach Pontarlier bei dem aus Mainz entwichenen Profeſſor Dorſch gegen Handſchrift aufgetrieben. So mußten ſich beide mainzer Clubfreunde in Paris noch einmal begegnen, um an dem Urſprunge der Revolution aneinander zu erfahren, wie verſchieden ihre Ausbeute derſelben ausgefallen war.

Inzwiſchen hatten es bei näherer Erwägung der damals von blinder Parteiwuth geſpannten Verhältniſſe Huber und Thereſe nicht rathſam gefunden, die franzöſiſche Grenze zu überſchreiten, um nach Pontarlier zu kommen. Die erſte Grenzbehörde hätte Thereſen, mit welchem Paſſe ſie auch gekommen wäre, als wieder eingeſchlichene Emigrirte auswittern und dem nächſten Tribunal überliefern können; für Huber, als Unterthan einer gegen Frankreich im Kriege begriffenen Macht, wäre es vollends bedenklich geweſen unter das gegen die Fremden ausgeſprochene ſchwere Geſetz zu fallen. Auf der andern Seite lag aber auch das ſtrengſte Verbot für jeden Franzoſen, ohne Auftrag ſeiner Regierung die Grenze zu überſchreiten, dem von Paris ankommenden Forſter im Wege zum Schweizergebiet. Dieſe Schwierigkeit war jedoch leichter zu überwinden, wenn Forſter ſich als Agent der vollziehenden Macht in Pontarlier ausweiſen konnte. Nur Eines kam in Betracht: er brachte eine anſehnliche Summe Geldes mit, die nach Vorſchrift des Geſetzes an der Grenze zurückgelaſſen, oder wieder eingebracht werden mußte. Forſter aber hatte ſie für ſeine Kinder beſtimmt. Dieſes Vorhaben blieb gefährlich und erfoderte große Vorſicht.

Unter dieſen Umſtänden hatte man das Wiederſehen nach Travers verabredet, einem ſchweizer Dörſchen nahe an der Grenze und an der von Pontarlier nach Neufchâtel laufenden Landſtraße gelegen. Die Reuſe durchfließt das zur Sommerzeit ſo reizende Bergthal des jetzt mit Schnee bedeckten Jura.

Anfangs November kam Thereſe mit Huber und den Kindern von Neufchâtel herauf, Forſter von Pontarlier herüber. Sie trafen ſich in der ärmlichen Bauernſchenke des Ortes. Welches Wiederſehen dieſer drei Verbannten, Heimatloſen, Landesfremdlinge, die durch gemeinſame Verluſte oder Opfer, durch Erinnerungen und Täuſchungen verbunden, ſich im Ganzen innigſt angehörten und im Einzelnen einander trennten! Zwiſchen Thereſe und Forſter ſtellte ſich Huber als der geliebte Beſchützer und Erhalter der Familie; zwiſchen Huber und Thereſen legte Forſter ſeine Hand mit dem Trauring, und beide Freunde hielt Thereſe durch das verkehrte Verhältniß auseinander, worin ſie dem Gatten durch Freundſchaft, dem Freunde durch Neigung angehörte. Nur zwiſchen den Vater und die Kinder trat Niemand, der ihm, ſeine Mädchen auf den Knien, die freudige Wehmuth des Wiederſehens verkümmert hätte.

Wie wäre uns aber heute faßlich zu machen, was jene ſo wunderſam zueinander geſtellten Menſchen in ihrer ebenſo wunderſamen Lage empfanden! Alle Verbindungen mit dem Staate, mit der Geſellſchaft, mit dem eigenen Herde lagen abgebrochen weit hinter ihnen; alle gewöhnlichen Verhältniſſe eines geordneten Lebens waren wie durch verhängnißvolle Scheidekunſt in die urſprünglichen Elemente des natürlichen Daſeins aufgelöſt. Da konnten ihre Gefühle ſich nur in hoher Würde faſſen, ihre Gedanken nur auf einfacher Wahrheit fußen, und nur eine höhere Liebe vermochte ihr, aller Welt fremdes Schickſal zu bilden. Leid und Freude, Wehmuth und Heiterkeit ſchwebten wie ein verklärtes Gewölk über dieſem Jura-Tabor eines in edelm Irren und Streben enttäuſchten und geprüften Mannes. Wie weit auseinander, wie verſchieden in ihrem äußern und innern Glanze lagen der wiener grüne Auguſt von 1784 und der ſchneeige November des Jura von 1793! Neun wechſelvolle Jahre!

Doch dies wären etwa die Betrachtungen eines Zuſchauers jener Begegnung geweſen: für die drei ſo flüchtig wieder verbundenen Menſchen war es keine Zeit, das Räthſel ihrer Lage zu löſen. Forſter erſchien Thereſen und Huber'n an Geſundheit gegen früher befeſtigter. Er war von der Reiſe nicht ermüdet, lebhaft in ſeinen Bewegungen, klaren Auges und bei einiger Bläſſe doch ohne jene Misfarbe und Flecken, durch die ſein ſcorbutiſches Uebel ſich ſehr oft verrieth. — Vielleicht rührte aber dies

Ausſehen von der frohen Aufregung der Seele her, die ihre Aufwallungen nicht immer von glücklichen Erſparniſſen beſtreitet, ſondern wol auch den Lebensfonds angreift und voraus zehrt.

Im Uebrigen traf ein, was Forſter bereits geſchrieben: die Zeit wollte nicht zu Allem hinreichen, was ſie einander zu ſagen und zu fragen hatten. Forſter erfuhr Manches, was Thereſe ihm noch nicht hatte ſchreiben mögen. So auch, daß ſie auf Anrathen einer geiſtreichen Dame aus der Nachbarſchaft ihres früheren Landſitzes ſich an den preußiſchen General Grafen von Kalckreuth, der die Belagerung von Mainz geleitet, um Schutz ihres Eigenthums gewendet und eine ſehr humane, Forſter's Haltung artig ignorirende Zuſage erhalten hatte. Vielleicht auf ſeine Veranlaſſung, jedenfalls auf Anordnung des Prinzen Louis Ferdinand, war denn auch der Wohnung Forſter's eine Schutzwache gegeben worden, zu gleicher Zeit, als ein minder genialer Prinz ſeinen Clubiſtenhaß an dem ſanften Felix Blau perſönlich ausließ, der infolge körperlicher Mishandlung dem Tode entgegenſiechte.

Forſter's Papiere betreffend, hatte jener im Soldatenrock glücklich entkommene junge Mann einen großen Theil derſelben, jedoch ohne Auswahl, in eine Kiſte verpackt, und dieſe nebſt dem uns bekannten, mit Forſter zu Meer und Land umhergewanderten Schränkchen von Acajou in einem Hintergebäude der Forſter'ſchen Wohnung verborgen. Beides wurde von einem mit den Preußen abſichtlich eingedrungenen jungen Hannoveraner von dort entführt und zu einem frankfurter Freunde Forſter's, dem Kaufmann Wenner, in Sicherheit gebracht. Wenner war inzwiſchen verſtorben, die verwahrten Sachen aber hatten, der kriegeriſchen Bewegungen halber, noch Clubiſtenquarantäne halten müſſen.

Manches verſchwieg aber auch die ſchonende Frau, — manchen Abfall von Geſinnungsgenoſſen Forſter's nach dem Siege der Preußen, manche Roheit ehemaliger Gaſtfreunde des mainzer Hauſes, von denen Thereſe Schmähſchriften und Bettelbriefe für mainzer Ausgewieſene zugeſchickt erhalten hatte, wobei alles Unglück Forſter'n allein aufgebürdet wurde. Auch die entſetzlichen Auftritte bei der Rückkehr der Flüchtlinge und Verbannten in das verwüſtete Mainz, die an den nicht entflohenen Clubiſten und Franzoſenfreunden begangenen Mishandlungen und Plünderungen, ſodann die landesväterliche Proclamation beim Einzuge des mit hergeſtelltem Wappen friſch lackirten Kurfürſten und die weihbiſchöfliche Zurechtweiſung der Gläubigen hinſichtlich der von den unrechtmäßigen Prieſtern geſpendeten Sacramente — dies Alles waren keine Gegenſtände der Unterhaltung in ſolchen, dem Unglücke geweihten Stunden.

Nun aber lag den Vertraulichen die dunkle Frage ihrer Zukunft zu beantworten vor. Und wahrlich! zu deren Löſung hätten ſie in ſo unſicherer, ſtürmiſcher und gewaltthätiger Zeit eines Orakels bedurft. Forſter meinte, ihn und ſie Alle ſcheine das Schickſal lehren zu wollen, auf nichts als auf eigene Kräfte und augenblickliche Ereigniſſe zu rechnen.

Wie aber in ſolchen hehren Augenblicken der Menſch von Empfindungen des Unermeßlichen bewegt wird, wächſt ihm, ſozuſagen, auch der Maßſtab für das Irdiſche unter den Händen. — „Wir können noch ein 20—30 Jahre vergnügt ſein, und bei- und nebeneinander leben!“ rief Forſter, ohne Ahnung, daß ihm kaum noch neun Wochen zugemeſſen waren. Es iſt begreiflich, daß nach ſolcher Trennung, in ſo innigen Stunden gerade jene Hoffnung eines Beiſammenſeins auch in ſo verſchobener Lebenslage, ſich am wohlthuendſten an ſein vereinſamendes Herz ſchmiegte. Er rechnete, daß er doch immer 6000 Livres Einnahme in Paris haben werde, und könnte er für Huber neue 4000 ausfindig machen, ſo würden ſie dort mit 10,000 ganz ordentlich leben können. — Eine Gefahr hing da freilich über dem ſtillen Glücke, das er ſich in der wechſelſeitigen Nähe für ſie Alle verſprach, — die ſo ungewiſſe Zukunft Frankreichs, aus der für ein empfindſames Herz, wie Thereſens, jeden Augenblick das Entſetzlichſte hervorbrechen konnte. „Können wir Dem, was im Ganzen durch die Revolution, bald ſichtbarlich, bald aber auch noch nicht kenntlich für die Bildung der Menſchheit Gutes gewirkt wird, unſer individuelles und ſpecielles Gefühl unterordnen?“ fragte er. „Können wir uns Stärke genug zutrauen, um außer dem Bande, welches uns vereint, jederzeit den kosmopolitiſchen Geſichtspunkt beizubehalten, und nie über die Wendung, die der unberechenbare Revolutionsſtrom nimmt, nie über das Liebliche, Schöne, Werthe, was er wegſchwemmen kann, jenen höhern Zweck, den wir doch oft nur im Glauben, nicht im Schauen verehren müſſen, aus den Augen zu laſſen, ſondern zu unſerer Faſſung und Beruhigung feſtzuhalten? Männer können und müſſen ſich immer orientiren, und das um ſoviel leichter, je länger ſie Zeit gehabt haben, ſich auf den Geiſt dieſer Epoche vorzubereiten. Aber die weibliche Reizbarkeit, Empfindung und Phantaſie, wird ſie immer das Gleichgewicht behalten bei den Auftritten, die noch bevorſtehen können?“

Außerdem blieb noch weiter zu bedenken, daß die Zeit es mit ſich bringe, jedem, nicht in uns ſelbſt liegenden Genuſſe zu entſagen, daß ſie ein weit einfacheres, mithin auch einförmigeres Leben auferlege, wobei denn auch die feinere Nahrung des Geiſtes gar oft wegfalle. Unſer Philoſoph in der Noth kam dann immer gern auf ſeine alte Anſicht vom Zwecke des Lebens zurück, indem er ſich überzeugt hielt, daß Wirken nur der geringſte Theil deſſelben ſei, die Hauptſache aber in Wahrnehmen und Aufnehmen beſtehe, — in jenem geiſtigen Genuſſe, zu welchem wir die Welt, die außer uns iſt, durch Erfahrung, Ideenverbindung und Abſtraction in uns einbringen. Das Weſentliche unſers Wirkens ſei immer nur die Freude, die man aneinander haben könne, und folglich der Familien- und Freundeskreis.

Mit dieſer allmälig gewonnenen Lebenseinſicht ſuchte alſo der Freund, der ſonſt mit ſoviel Unruhe ſich ins Weite der Welt zu entfalten geſtrebt hatte, ſein Daſein, leider zu kurz vor ſeinem Ende! in der Traulichkeit des Hauſes abzuſchließen.

Für ſeine Perſon glaubte Forſter Alles opfern zu können, was die „Rieſengröße“ der Zeit nur immer fodere, wenn ſeine Humanität dabei gerettet werde. — „Meine Kartoffeln ſelbſt ſchälen und kochen?“ rief er aus. „Was kann man nicht Alles, wenn man es nur will! Nur zur Milderung dieſer ſpartaniſchen rauhen Schale gehört die Labung des Geiſtes in den ſüßen Gefühle der Mittheilung.“

Doch nach Allem ließ über die Zukunft der drei Verbundenen ſich kein Plan entwerfen, kein Beſchluß faſſen. Vorerſt ſchien es auch Forſter'n das Beſte, wenn Thereſe mit den Kindern unter Huber's Schutze und unter Aufſicht der öffentlichen Meinung in der Einſamkeit von Neufchâtel fortlebte. Und ſo trennten ſie ſich denn nach drei Tagen im Gefühle, daß um ſich zu erhalten, Einer des Andern bedürftig und Einer der Liebe des Andern gewiß ſei. Sein entbehrliches Geld ließ Forſter für die Kinder zurück, bat ſich dafür aber von Huber'n Abſchrift eines Actenſtücks aus, das dieſem auf beſonderm Wege aus Paris vertraulich zu Händen gekommen war. Da es eine in den Augen des pariſer Heilsausſchuſſes wichtige Thatſache nachwies, ſo hoffte er für den Fall einer Anzeige und Unterſuchung ſeiner Reiſe mittelſt dieſer angeblich erkauften Schrift ſein Ueberſchreiten der Grenze und ſein hinübergebrachtes Geld zu rechtfertigen.

Mit hoffender Seelenruhe und Heiterkeit kehrte Forſter nach Pontarlier, kehrten gläubig und vertrauend die Seinen in ihre ſchweizer Freiſtätte zurück.

Nachempfindungen.

Forſter verweilte noch in Pontarlier, als ob er nach allzu flüchtigem Wiederſehen ſeiner geliebten Angehörigen wenigſtens noch den Anblik des Gebirges feſthalten wollte, das ihn ſo beglückt hatte. Er ſchrieb hier an ſeinen „Pariſer Umriſſen", die er zu Huber's „Friedenspräliminarien" beitragen wollte. Die drei Tage in Travers hatten ihn auf lange Zeit geſtärkt; er fühlte ſich wieder ins rechte Gleichgewicht geſetzt. Es war ihm zu Muthe wie dem Erdenſohne Antäus, der neue Kräfte bekam, wenn er ſeine Mutter Erde berührte. „Mein Muth auszuharren iſt feſter, entſchiedener", ſchrieb er nach Neufchâtel; „die Reſignation, wenn ich es ſo nennen ſoll, in Alles was nun geſchehen mag, hat nun keinen Kampf mehr. Was dahinten iſt, ſehe ich auch mit dem Rücken an, und nun vorwärts, vorwärts!"

Ach vorwärts! Der Himmel gab ihm wenn auch unverſtanden, die trübſten Vorzeichen für den engen Horizont ſeines Vorwärts. Das ſchauderhafteſte Wetter war eingetreten; es ſtürmte und goß tagelang herab, als ob das

Jüngſte Gericht eine zweite Sündflut herbeiführen wolle. Forſter nannte es einen hölliſchen Regen, weil er ſich nach ſeinem „alchemiſtiſch-roſenkreuzeriſchen Sauerteige“ immer noch gern den Teufel unter den beiden leidenden Elementen Waſſer und Erde dachte. Er fühlte ſich ſo abgeſpannt, daß er ſeine Zuflucht zu Voltaire's philoſophiſchem Romane „Candide“ nahm, um nicht ganz in einen engliſchen ſpleenetiſchen Mismuth zu fallen. Er las unter viel Zeitläufigem auch manches Perennirende unſerer Literatur, wie Hippel's „Kreuz- und Querzüge des Ritters A. bis Z.“ und Herder's „Briefe über Humanität“, — ein Buch, reichhaltiger, als er vermuthet hatte, wenn auch in des Verfaſſers nicht unwürdiger Art „leiernd und lavirend“. Dennoch konnte er ſich mancher trübſeligen Betrachtung nicht erwehren; zumal als ihn die Nachricht von dem unglücklichen Ende ſeines Mitabgeordneten Lux vollends niederſchlug. Dieſer war nach ſeinem ſchwärmeriſchen Wunſche ein Freiheitsmärtyrer geworden. Sehr unbefangen vor dem Tribunal hatte er erklärt, er wiſſe, daß er nach den Geſetzen des Todes ſchuldig ſei, und es ſei ihm lieb. So war er denn auch auf das Schaffot geſprungen, voll von einer Idee, für die er ſein Leben ließ.

In welch düſterm Lichte ſah Forſter hinter ſolchem Wetter und Wandel alles Erhabene unſers Daſeins an! Wenn er mit dem beſten Entſchluſſe, ſeine Kräfte aufzubieten, um ſich vorwärtszubringen, doch wieder überlegte, daß es mit all den Qualen um 10 Jahre gelte, wandelte ihn ein Spott über das menſchliche Leben, deſſen Thorheit und Elend an. Alle Moralität ſchien ihm eine Poſſe, eine abgeſchmackte Empfindung, womit man ſich untereinander zum Beſten habe. — „Aller Aufwand von Kräften, was vermag er im Schickſal des ganzen Geſchlechts, was im Schickſal eines Einzigen zu ändern?“ fragte er. „Wird nicht Alles unaufhaltſam fortgeriſſen zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zerſprengt iſt? Wenn ich täglich frühſtücke, zu Mittag eſſe, Thee trinke, zu Bett gehe, und auf hunderterlei Weiſe meine Abhängigkeit von der Natur erkennen muß, erſchrecke ich vor mir ſelbſt, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausſpreche. Alles Dies iſt ſo gefährlich nicht, wie es ſcheint; aber es führt auf einen hohen Geſichtspunkt, aus welchem die Vorurtheile und die geſchwätzigen Moralprediger unſers Zeitalters mir ſo unbeſchreiblich klein und verächtlich werden.“ —

Wetterſturm und Seelenſtimmung verſchlugen den fahrenden Freund ſogar gegen die erſt ſpät und in neueſter Zeit recht hervorgetretenen Klippen des Communismus. Die Ohnehoſenſchaft müſſe wirklich herrſchend im Geiſte der Menſchen werden, behauptete er. Luxus und Aufwand ehrten ihren Mann nicht mehr, ſie entehrten ihn; der Reichthum, der nicht mehr genoſſen werden könne, ſei keiner mehr, ſei dahin. Eſſen, wohnen, ſich kleiden müſſe man, wie ein Sansculotte; was darüber gehe, ſei todt und unbrauchbar. — „In dieſer Revolution im Denken liegt die Kraft der Republick“, erklärte er. „Keine Maßregel, welche die Reichen angreift, iſt jetzt ihres Erfolges ungewiß. Wir werden es bald erleben, daß die Nation alles Reichthums in Frankreich Depoſitär ſein wird, und dann realiſirt ſich — — — die lacedämoniſche Republik und Familienſchaft in einem Haufen von 40 Millionen.“

Doch, wir wiſſen ſchon, daß der beſchauliche und der werkthätige Forſter einander nicht immer deckten, ſozuſagen, nicht gleichwinkelig waren. Und ſo ſuchte denn unſer voreiliger Communiſt nach neuem Eigenthum und blickte nach ſeinem eingebüßten mainzer Beſitz verlangend zurück. Er hatte in der Seligkeit des Wiederſehens unter Anderm auch eine Verabredung mit Thereſen vergeſſen, die jenes Eigenthum betraf, und verhandelte jetzt brieflich ſeine Abſicht, für den in Mainz erlittenen Verluſt, der für ein der Nation und dem Republikanismus gebrachtes Opfer zu groß ſei, eine Entſchädigung von Frankreich zu fodern. Von Allem, was ſie in Mainz beſeſſen, ſollte Thereſe ein Verzeichniß mit Werthanſchlag des Einzelnen aus dem Gedächtniß aufſtellen, und er wollte es dem National-Convent vorlegen. Er hoffte wenig oder nichts davon; wollte aber doch nichts verſäumt und ſich keine Gleichgültigkeit um ſeiner Kinder willen vorzuwerfen haben. Ja er hoffte im Stillen, jener alte Beſitz ſollte ein eingeweihtes Eſtrich des Zuſammenlebens mit Thereſen abgeben. Kurz, er wollte von der Nation, dem Depoſitär alles franzöſiſchen Reichthums, ſein bischen Sondergut doch womöglich heraus haben.

Erſt mit dem 22. November brach Forſter von Pontarlier nach Paris auf. Wie die Luft hatte ſeine Laune ſich etwas gehoben. Er konnte über ſeine Beiträge zu Huber's Journal, die er „geſchmiert“ nannte, und über die deutſchen Recenſenten ſcherzen, die gegen ihn keiſten, indem ſie blos einer Stimmung ihrer Zeit zuliebe Das tadelten und herabſetzten, was er doch ohne alle Rückſicht auf Zeit und Umſtände blos aus ſeinem Sinn und Verſtande niedergeſchrieben hatte. „Die Leute machen es ſchlimm genug“, ſchrieb er, „um ihnen und ihrer Literatur das Schlimmſte zu wünſchen. Ich indeß wäre noch für Galgenfriſt und Gnade. Aber ich vermuthe, ich werde im Weltgericht überſtimmt, und es ergeht Guillotine über die «Jenaiſche Zeitung» und über die hannoveriſchen Kammerſecretäre, wenn ihre Seelen nicht zuvor aus Schrecken durch die Hinterthür entfliehen.“

Krankheit und Tod.

Wie verſchieden oft genug der Herweg von einer Glücksſtation vom Hinwege ſei, ſollte leider! unſer Rückreiſender zu erfahren haben. Die Sehnſucht nach ſeinen Lieben hatte ihn trotz aller Mühſeligkeit der Fahrt lebhaft und wohlausſehend über den beſchneiten Jura nach Travers gebracht; mit den Anfängen einer auflöſenden Krankheit langte er am 26. November Abends in Paris an. Der Weg war ſtreckenweiſe nicht der beſte geweſen; man hatte auf Pferde warten müſſen, die Tage waren kurz, und Forſter befand ſich von der erſten durchfahrenen Nacht ſo übel, daß er in den folgenden Nachtlager hielt. Er ſpürte einen fatalen rheumatiſchen Krampf in der Bruſt, der ihn doch zugleich auch mit Gedanken an Thereſens frühere Bruſtkrämpfe beſchäftigte. In ſeiner pariſer Wohnung angekommen, half er ſich mit fliegender Salbe, lief aber auch gleich wieder den ganzen Tag in Wind und Wetter umher. — —

Die Nachwitterung zum Theil blutiger Ereigniſſe duftete ihm entgegen. Unter ſeinen Bekannten hatte die

Schreckensgewalt auch den freundlichen Bibliothekar Chamfort ergriffen. Dieſer, als er in das Luxembourg gebracht werden ſollte, hatte ſich mit einem Piſtol durch die Gurgel geſchoſſen, und den unglücklichen Streifſchuß mit einigen Scheermeſſerſchnitten noch unglücklicher zu verbeſſern geſucht. Er war nun der Heilung übergeben worden.

Einige fröhliche Tage täuſchten den für heitern Umgang ſo empfänglichen Forſter über ſein tückiſch lauerndes Uebel. So war er am 1. December bei Merlin von Thionville, den er in Paris zum erſten mal wiederſah, in Geſellſchaft von Rewbel, Hausmann, Frau Dorſch u. A. zu Mittag. Man ſaß von 5 bis 11 Uhr, und beim Pfänderſpiele wurde der Plumpſack ſo luſtig handirt, daß Forſter's Hand davon am andern Tage geſchwollen war.

Plumpſack und Guillotine!

In ſeiner Wohnung Rue des Moulins, maison des patriotes Hollandois, richtete er ſich mit guten Vorſätzen ein, beſtellte frühes Kaminfeuer für alle Tage, und ſchickte ſich an, vorerſt und bis ſeine Schriften aus Mainz ankommen würden, an ſeiner Darſtellung der mainzer Revolution ſowie an den „Pariſer Umriſſen“ fortzuarbeiten. Um eine Bedienung wollte er ſich beim Miniſter nicht drängen, ſondern ſich auf ſeine täglichen 18 Livres beſchränken, und ſeine Wohnung lieber vereinfachen. Seine Bruſt ſchien geheilt, und der Rheumatismus zog nur noch, wie Forſter ſcherzte, — gleich den aus der Vendée vertriebenen Rebellen, in den benachbarten Departements herum, doch mit verlorenem Stachel. —

Aber ſchon am 8. December lag der übermüthige, unvorſichtige Mann, der ſich an einem häßlichen pariſer Nebelabende ohne Ueberrock umhergetrieben hatte, mit einer Bruſtentzündung zu Bette. Die Schmerzen waren heftig, die erſten Nächte ſchlaflos. Ein kleiner Pole und der Mediciner Kerner, ein junger Schwabe, wechſelten in der Nachtwache bei ihm.

Mit dem Gefühle leidiger Entbehrung aller häuslichen Pflege verknüpfte ſich in ſeiner leidenden Bruſt die wehmüthige Vorſtellung von einer für die Zukunft vielleicht doch unvermeidlichen Trennung von den Seinigen. Mit Ergebung auch in dieſes Geſchick ſchrieb er an Thereſe:

„Könnt ihr es mit euch ſelbſt ausmachen, auf den Fall, daß Huber eine Stelle in Deutſchland bekäme, dort zu bleiben und euch ſelbſt zu leben: ſo riethe ich noch jetzt, bietet Alles auf, ſchreibt an alle Welt, ſetzt alle Triebfedern in Bewegung und verſchafft euch ein redliches Auskommen. Nach Allem, was ſchon geſchehen iſt, meine beſten Freunde, wäre es Verkennung meiner, mich noch in Anſchlag bringen zu wollen. Seid glücklich, wo es immer ſei, ſo bin ich befriedigt. Ewig dauert kein Krieg, und im Frieden finde ich — meine Kinder wieder!“ —

Solcher Zeit zum Abwarten ſcheint er ſich alſo noch vertröſtet zu haben, und bis zum Frühjahr verſprach er ſich auch neben eigener Herſtellung manche Entwickelung der Dinge.

Am 14. December empfand er noch große Schwäche. Eine ganze Stunde brauchte er zum Anziehen, und lag dann „wie eine Fliege“ im Armſtuhl. Er ſchrieb Thereſen über die Unmöglichkeit ihn zu pflegen beruhigende Worte, und las heitern Kopfes Zeitungen aus allen Kräften, nebſt dem — „Gott ſei bei uns!“ Fürſten des Machiavell.

Der unpromovirte Arzt in ihm, der einſt in Wilna mit Recepten viel Geld zu verdienen hoffte, nahm ſich jetzt die Erlaubniß, am eigenen Leibe zu prakticiren. Der Kranke verordnete ſich, unter Zuſtimmung freilich ſeiner pariſer Aerzte, Opium in ſteigenden Doſen und Chinadecoct, befand ſich beſſer und hoffte bei dem gelinden Wetter bald auszugehen. Nach und nach hörte „die Schmerzgeſtängs- und Krummzapfenmuſik“ in ſeiner Bruſt auf, und nur mit etwas dumpfem Schmerz in derſelben arbeitete er die „Umriſſe“ 6 und 7 aus, überdachte auch einen politiſchen Aufſatz, den er dem Wohlfahrtsausſchuſſe vorlegen wollte. In den unfruchtbaren Stunden ſeiner Einſamkeit fanden ſich denn doch auch betrübte Gloſſen ein. „Wenn es nicht die ſo dunkle und nun ſo oft getäuſchte Hoffnung wäre, auch noch etwas nützen zu können“, ſchrieb er nach Neuſchâtel, „ſo hätte ich nun doch nichts mehr hier zu ſuchen, und wäre wol berechtigt, meinen Abſchied zu fodern. Für mich ſelbſt, ſehe ich wol, kann weiter nichts mehr ſein als Arbeit und Mühe, — um was? um elende Selbſterhaltung von einem Tage zum andern, in einem genuß- und freudeleeren Daſein. Hundert mal hab' ich nun ſchon erfahren, daß es größer iſt zu leben, als zu ſterben. Jeder elende Hund kann ſterben. Aber wenn hernach der Teufel, — oder wer iſt der ſchadenfrohe, zähnefletſchende Geiſt in uns, der ſo einzuſprechen pflegt? wenn der fragt: Was iſt dir nun

— die Größe? Biſt du nicht ein eitler Narr, dich für beſſer als Andere zu halten, damit du dich über wirkliches Uebel, über unverbeſſerliche Ungerechtigkeiten der Natur täuſchen kannſt? — O mein Gott, da verſink' ich in meinen Staub, nehme meine Bürde auf mich und gehe weiter und denke nichts mehr, als: Du mußt, bis du nicht mehr kannſt, dann hat's von ſelbſt ein Ende!" —

Faſt möchte man glauben, die Krankheiten der Menſchen, wenn ſie im Kampfe mit dem noch rüſtigen Organismus dieſen nicht zu überwältigen vermögen, könnten ſich durch die Stimmungen und Triebe der Seele verſtärken, indem ſie dieſelben verwirren und ſich dienſtbar machen. — So ſehen wir wenigſtens einen Mann von Forſter's Einſicht in ſeinem bedenklichen Zuſtande doch eine Unvorſichtigkeit um die andere begehen. Kaum hat er den vergeſſenen Ueberrock bitter zu bereuen gehabt und den zweiten Anfall der Krankheit einigermaßen überwunden, als er ſchon wieder dem Verlangen, eine Familie zu beſuchen, nicht widerſtehen kann, hinfährt und bis zum Abend verweilt; da er denn in dem entfernten Quartier zur Rückkehr keinen Wagen findet und den langen Weg zu Fuß zurücklegt. Er fühlte alsbald auch ſeine Bruſt ſo wund, ſo ermüdet, „als hätte ſie auf einem Reibeiſen gelegen", und der innere Schmerz erneuert ſich.

Wir begreifen es, daß gerade in dem leidenden Sitze der Gefühle die Wehmuth gern und überwältigend einkehrt. Der Einſamkranke ertappte ſich auf Thränen über das Leid, fern von Denen die man liebt, krank ohne Erquickung, ohne Bequemlichkeit zu liegen. Die Luft des Zimmers war ihm bei allen Unannehmlichkeiten des Kaminfeuers, an dem er abwechſelnd briet und fror, doch erträglicher als die friſche Luft, ſelbſt zu Wagen, die ihm ein wundes, gepreßtes Innere zu empfinden gab. Von Nachtſchweißen erſchöpft, konnte er keine hundert Schritte gehen, ohne keuchende Mattigkeit zu fühlen.

Und doch war er noch nicht bange wegen der Folgen ſeines Leidens. Er fürchtete nur bei der Jahreszeit und der feuchtkalten Witterung ſich bis zum Frühjahre „durchkrüppeln" zu müſſen. Dabei folgte er in ſeinen Briefen, wie immer, wenn auch mit gelaſſenerer Theilnahme, den Bewegungen der Revolution.

Am 22. December zeigte ſich am Knöchel der linken Hand Geſchwulſt mit dem fürchterlichſten Reißen fliegender Gicht. Der Leidende wurde ſo ungeduldig, daß er ſeinen anhänglichſten Pfleger, einen alten ausgewanderten mainzer Freund, aus dem Zimmer „ſchnauzte", weil er ihn mit pedantiſcher Belehrung über die Heilmittel der arthritis vaga beläſtigte. Mit deſto mehr Milde nahm er briefliche Misverſtändniſſe Thereſens auf, die ſeine Vorſchläge wegen ihrer künftigen Einrichtungen betrafen. Ein milder Scherz ſchimmert noch in den Tagesberichten, die er über ſich nach Neuchâtel gab. Seine Leiden und Sorgen ſah er als feindſelige Rieſen an, die in der Welt ſeien, damit die guten Ritter nicht müßig gehen. „Ich will mich mit den meinigen balgen", ſchrieb er, „ſolange ich zuſammenhalte. Danach malen ſie mir's auf den Schild, wie ſauer ich mir's habe werden laſſen, und mit dieſen preuves de civisme laß ich mir dann vom comité révolutionnaire in der andern Welt eine gute Stelle geben!"

Ebenſo heiter ſah er ſeine ſcorbutiſche Gicht an, ſo gefährliche Züge ſie bald durch den Arm in den Magen und die Eingeweide machte. Er klagte nur über unſäglichen Schmerz, Schlafloſigkeit und entkräftende Abzehrung. Drei der ausgezeichnetſten Aerzte behandelten ihn, und ſowenig als an Hülfe fehlte es ihm an Beſuch, freundlichen Dienſten und Anbietungen. Auch Merlin von Thionville fand ſich theilnehmend ein. Dabei belebte er ſich an den Nachrichten von den Fortſchritten der Franzoſen, und richtete ſich an Thereſens Briefen auf. Er billigte es, daß ſie und Huber ſich entſchloſſen hatten, in Neufchâtel zu bleiben, wobei er noch Ausgangs Decembers auf Wiedervereinigung mit ihnen rechnete. „Wenn ich", ſchrieb er, „um euer Hierſein bisweilen zweifelnd und verlegen ſcheine, meine innigſt geliebten Kinder! ſo glaubt nur nie, daß dies aus irgendeiner Beſorgniß *über unſer künftiges Verhältniß* fließe. Ich bin meiner gewiß, daß uns nichts ſtören kann und wird." — —

So lief das ſchwere Jahr ab, das der thätige, hoffende Mann mit dem Gruß an Thereſe: „Proſit Neujahr, — du und meine Kinder!" angetreten hatte. Welche Bilder aus den Tagen, die zwiſchen den bangen Vorgefühlen jenes frühern — und den Rückblicken dieſes letzten Sylveſterabends lagen, gingen in der Stunde des Jahreswechſels an ſeiner Seele vorüber! Die Trennung von ſeinen Lieben, nach drei Tagen des Wiederſehens in ſeiner ſchmerzlichen Verlaſſenheit doppelt empfunden, dehnte ſich wie eine grenzenloſe Wüſte vor ihm aus; der Fall von Mainz und der Verluſt ſeines literariſchen Eigenthums lagen darin wie die Ruinen ſeines zerſtörten

Lebens, und er ſelbſt, von ſeinem Freiheitswahne, von ſeinen Revolutionsträumen enttäuſcht, glich dem durſtigen Kameele, das dem Waſſerſcheine des fernen Wüſtendunſtes nachgerannt, nun ächzend im brennenden Sande zuſammengebrochen war. Die Klarheit des Geiſtes, mit welcher er nach aller vergeblichen Wirkſamkeit den Zweck des Daſeins im bloßen Wahrnehmen erkannte; der Muth des Herzens, womit er, alles Irrens und Strebens lächelnd, ohne Harm und Haß die fieberheiße Rechte in die kalte, erlöſende Hand der Wahrheit legte, bildeten eine Verklärung, die vielleicht Keiner der franzöſiſchen, deutſchen und polniſchen Beſucher um die feuchte Schläfe des Dahinſcheidenden ſchimmern ſah. — — — Mit der Auflöſung ſeiner körperlichen Kräfte, mit der zunehmenden Stockung des „Stoffwechſels“ erhob ſich immer freier ſein edler Geiſt. —

Am 4. Januar 1794 hatte das umherziehende Uebel die Eingeweide verlaſſen, aber der fürchterlichſte ſcorbutiſche Speichelfluß, an dem er früher in Mainz während Heyne's Beſuch gelitten, ſtellte ſich ein. Schmerzen und Schlafloſigkeit dauerten fort, ſodaß der Kranke das kürzere Bulletin vom 4., — worin er Thereſen für ihre Briefe dankte, ſie bat ſich zu beruhigen, da keine Gefahr vorhanden ſei, und ſich der löwenmäßigen Siege der Franzoſen freute — mit den Worten ſchließen mußte: „Ich habe nun keine Kräfte mehr zum Schreiben. Lebt wohl! Hütet euch vor Krankheit; küßt meine Herzblättchen!“ — — —

Dies waren die lezten Worte, die von Forſter ſelbſt nach Neuſchâtel kamen. Seine Feder verſiechte in der Sehnſucht nach ſeinen Kindern, dem Einzigen, was ihm von der Welt und dem Hauſe eigen geblieben war.

Bisher hatten Thereſe und Huber Forſter's Nachrichten über ſeine Krankheit mit bekümmerter Theilnahme empfangen. Wie ſie den Freund in ſeiner altgewohnten Eigenheit, jedes auch kleinſte Uebelbefinden mit hypochondriſcher Genauigkeit zu beobachten, ſchon ſeit Jahren kannten, faßten ſie anfänglich keine Beſorgniß und beunruhigten ſich über den Ausgang nicht. Nur ſehr wehmüthig fühlte ſich Thereſe durch die Erinnerung geſtimmt, wie ſehr jede Krankheit den Geiſt des Mannes zu trüben pflegte, deſſen innigſte, entſagendſte Liebe aus jeder ſeiner klagenden Zeilen zu ihrem Herzen ſprach. Aber ſie fürchtete umſoweniger, als Forſter ſelbſt ihr alle Beſorgniß durch ſeine Verſicherungen hinwegnahm. Um indeß der Sache doch gewiſſer zu ſein, beſonders als Forſter's Tagesberichte beängſtigender wurden, wendete ſie ſich an ihre Hauswirthin, die einen Sohn in Paris als Schreiber bei der Municipalität hatte, mit der Bitte, durch dieſen doch perſönliche Erkundigungen nach Forſter's Befinden einzuziehen.

Eines Nachmittags erſchien nun die gute Frau nicht ohne ängſtliche Befangenheit, um mit Thereſens Erlaubniß die Kinder ins Freie mitzunehmen. Sie hatte richtig vermuthet, daß die unerwartete Nachricht, die ſie ſchon am Morgen von ihrem Sohn erhalten hatte, mit der

Nachmittagspoſt auch an Frau Forſter gelangen würde, und war daher, in ihrem einfachen Zartgefühl, bedacht geweſen, die Kinder, wohlthuend für dieſe wie für die Mutter, den erſten Eindrücken des Schrecks und des Schmerzes zu entziehen.

Jener alte mainzer Flüchtling, der ſich von Forſter's Reizbarkeit nicht hatte abſchrecken laſſen, am Lager des Kranken auszuharren, meldete ſeinem Freunde Huber unterm 12. Januar (21. Nivoſe) mit gerührten Worten, daß Forſter eben zwiſchen 4 und 5 Uhr Abends an einem Schlagfluſſe verſchieden ſei. Das Podagra war ihm in die Bruſt geſtiegen. Er unterlag in ſeinem neununddreißigſten Jahre jenem Uebel, das er auf ſeiner frühen Weltfahrt in der Südſee empfangen, mit dem er ſeitdem faſt unaufhörlich zu kämpfen gehabt hatte.

Bald darauf erhielt Thereſe folgenden Todesſchein — „als Beweis zugleich, wie neben der furchtbarſten Gewaltthätigkeit, die eben in Paris herrſchte, das Geſetz doch da waltete, wo jene nicht eingriff“.

Decès de Forster.

Extrait du Registre de la municipalité de Paris, au vingt deux Nivose an second de la République.

Acte du decès de Georges Forster du jour d'hier cinq heures du soir. Agé de trente neuf ans, domicilié à Paris, rue de Moulins, No. 542, Section de la montaigne. Marié à — — (sa femme absente).

Rtre. 18. No. 663.

Suivant la déclaration faite à la maison Commune, par les témoins mentionnés au régistre.

Collationné par moi, officier publique 3 Ventose an 2. **Bergot.**

Einſt hatte Forſter als Bräutigam an Thereſe geſchrieben:

„Wenn ich mir nicht umſonſt ſchmeichle, daß man mich mit ſanfter Güte zu einem guten Menſchen machen könne: ſo ſehe ich die frohe Ausſicht vor mir, an Ihrer Seite an Dem, was die Menſchen Tugend nennen, zu wachſen und — von Ihrer Hand gepflegt, einſt ruhig und gutes Muthes zu entſchlafen.“

Jetzt hatte ein Franzoſe das Amen dieſer Bräutigamshoffnung mit den drei Worten ausgeſtellt:

„Sa femme absente.“

Hinterlaſſenſchaft.

Der Friedensrichter der Section hatte alles in Forſter's Wohnung Vorgefundene unter Siegel gelegt und die Witwe durch den Magiſtrat von Neuſchâtel davon in Kenntniß geſetzt. Es galt nun, daß Thereſe als Vormünderin der Kinder eine Procuration zur Entſiegelung, zum Verkauf der Sachen, Erhebung des noch rückſtändigen Guthabens an Tagegeldern ſowie zur Auszahlung der Schulden Forſter's ausſtelle. Zu letztern hatte Dorſch alsbald die dem Verſtorbenen geliehenen 1000 Livres angemeldet. Zu dieſen Geſchäften erbot ſich brieflich, als angeblicher Bekannter Forſter's, ein ehemaliger Graf, nun Republikaner, Bürger Joguet. Thereſe ſtellte Vollmacht aus und erhielt ſpäter von ihm die Nachricht, daß nach abgemachten Geſchäften einige Tauſend Francs erübrigt ſeien, die er nebſt Forſter's Papieren zu ſchicken bereit ſei. Dabei blieb es aber, und von Joguet ward weiter nichts vernommen.

Deſſelben Mannes bediente ſich Thereſe ebenfalls zur

Ueberreichung der Schenkung, die ſie dem Ausſchuß für die Nationalerziehung in Paris mit Forſter's aus Mainz geretteten Papieren zu machen für gut fand. In ihren Mittheilungen gibt ſie das Umſtändliche an, was ſie zu dieſer Veräußerung beſtimmte, und erzählt, auf welche Weiſe die Papiere, jedoch wahrſcheinlich vom Bürger Joguet ausgebeutet, ſpäterhin wieder nach Deutſchland zurückgebracht wurden. Außerdem, daß Huber den dritten Theil der „Anſichten vom Niederrhein" nach Forſter's erſten, nicht überarbeiteten Notizen herausgab, enthielt der Nachlaß nichts weiter von Bedeutung. Wir übergehen dieſe Mittheilungen, indem wir — nach Thereſens Ausdruck — auf jene Papiere hinblicken, wie ein Freund, der vom Geſtade aus die letzten Trümmer des Nachens treiben ſieht, in dem die Fluten den Geliebten verſchlangen.

Das vielgewanderte Schreibſchränkchen von Acajou kam an Thereſen, und begleitete, nach ſeiner Herſtellung aus den Erlittenheiten der mainzer Belagerung, mit altgewohnter Reiſefertigkeit die vielwandernde Frau auf ihren Ortsveränderungen.

Und nun werfen wir noch einen Blick auf die Leidtragenden hinter Forſter's Ableben.

Der nächſte Anverwandte, der alte Forſter, fehlte mit väterlichem Leid und würdiger Theilnahme. Er lebte noch, aber er fühlte ſich unglücklich und verkam im Unglück. In einem Briefe vom 9. Januar 1798 klagt er gegen Wieland, daß ihm ſeine Reputation nicht einmal Credit bei Bäckern, Metzgern und Wirthen gebe, und alter Wein ihm gänzlich unbekannt geworden ſei.

Heyne, der Schwiegervater, wird die Abweſenheit und das Schweigen des leidenſchaftlichen Mannes erklären. Er ſchrieb bei der Nachricht von Georg's Tode an Sömmerring unterm 31. Januar:

„Ich kann mich gar nicht faſſen, nicht ſammeln. Ich liebte den Mann unausſprechlich; er war mir mehr als Kind. Welche Schickſale verfolgten ihn! Und was hat er mir die ganzen Jahre über für Mitleid und Kummer gekoſtet! Ein paar herrliche Menſchen mußten doch durch einander unglücklich ſein, und ich mußte durch Beide leiden.“

Und unterm 3. Februar an Denſelben:

„Mein Forſter iſt mir unabläſſig vor den Augen und im Sinn. — — — Noch ſchmilzt mir das Herz, wenn ich an ihn denke. Bei ſoviel herrlichen Eigenſchaften hatte er zu wenig Selbſtändigkeit. Seine Erziehung war ſklaviſche Abhängigkeit von einem wilden Kopf als Vater. Dieſer hat ſich auch in der letzten Zeit noch unmenſchlich geäußert, wenn die Rede von ſeinem Sohn war. Der Narr iſt ſtockariſtokratiſch oder königlich, und erklärte öffentlich, es ſolle ihn freuen, den Sohn am Galgen zu ſehen. Ungeheuer! — — — Meine Familie trauert über ihn, ich habe ſeinen Tod anſagen laſſen. Ich ehre ſein Andenken, und kehre mich an keine Parteiwuth, werde auch ſeiner bei Gelegenheit öffentlich und ehrenvoll gedenken.“

Auch die Mutter Forſter's überlebte ihren durch Gaben und Unglück ausgezeichneten Georg, und als ſie im December 1804 in ihrem achtundſiebzigſten Jahre ſtarb, hatte ſie auch den Gatten und den zweiten Mann ihrer Schwiegertochter Thereſe überlebt.

Erſt über ihrem Grabe ward das Lob der Dulderin laut, in einem Aufſatze Niemeyer's im „Halleſchen Wochenblatte". — — „Es war die ſich gleichbleibende Ruhe", hieß es darin, „die aus dem ſteten innern Einverſtändniſſe mit ſich ſelbſt hervorgeht; es war die ſtille Würde, die Klarheit, der helle Verſtand, der heitere Sinn, die ſchöne Duldſamkeit, es war die Wahrheit des Gefühls, das echte Wohlwollen in Wort und Miene, was wir in ihr ehrten und liebten, und dem man hochachtend entgegenkam, wo ſie in einen Cirkel eintrat."

Lichtenberg, die verzagte Seele, folgt halbverſteckt im Zuge, leider! mit all ſeinem Spott ein Vorbild politiſcher Feigheit geworden. Er ſchrieb bei Forſter's Tod ebenfalls an Sömmerring:

„O wie gern, wie gern hätte ich ihm ein paar Bogen gewidmet, wäre ich noch das kinderloſe und wegen der Zukunft unbekümmerte, freidenkende und freiſchreibende Weſen, das ich ehemals war. Jetzt muß es beim Freidenken ſein Bewenden haben."

Auch **Goethe** hatte ſich eingefunden. Er ſchrieb unterm 17. Februar an Sömmerring:

„So hat der arme Forſter denn doch auch ſeine Irrthümer mit dem Leben büßen müſſen, wenn er ſchon einem gewaltſamen Tode entging. Ich habe ihn herzlich bedauert." —

Sömmerring, der Herzensfreund, fehlte im Zug der Leidtragenden. Dafür war er, wie wir eben bemerkt haben, dazu verurtheilt, die Beileidsbezeigungen der Andern in Empfang zu nehmen.

Alexander von Humboldt erkennt noch auf der

Höhe ſeines Ruhms und am Ziele ſeiner großen Miſſion Forſter'n als „ſeinen berühmten Lehrer und Freund“ an, wobei er ſagt:

„Durch ihn begann eine neue Aera wiſſenſchaftlicher Reiſen, deren Zweck vergleichende Länder- und Völkerkunde iſt. — Mit einem feinen äſthetiſchen Gefühle begabt, in ſich bewahrend die lebensfriſchen Bilder, welche auf Taheiti und andern, damals glücklichern Eilanden der Südſee ſeine Phantaſie erfüllt hatten, ſchilderte Georg Forſter mit Anmuth die wechſelnden Vegetationsſtufen, die klimatiſchen Verhältniſſe, die Nahrungsſtoffe in Beziehung auf die Geſittung der Menſchen nach Verſchiedenheit ihrer urſprünglichen Wohnſitze und ihrer Abſtammung. — —

„Aber auch dieſes ſo edle, gefühlreiche, immer hoffende Leben durfte kein glückliches ſein!“

Wir übergehen Schiller's ſchmähende Xenien auf den unglücklichen Todten. Sie ehren weder den Dichter noch ſeine Diſtichen, und Forſter verdiente dieſe matten Pfeile durch die Wärme nicht, womit er früher in einem Aufſatze gegen den Dichter Heinrich von Kleiſt ſich Schiller's angenommen hatte. Perſönlich ſcheinen beide, durch Enthuſiasmus für Völkerfreiheit ſogar verwandte Geiſter nicht in Berührung gekommen zu ſein. —

Und ſchließen mit der koſtbarſten Hinterlaſſenſchaft des edeln Mannes. — In Huber's Biographie heißt es:

„Heiliger durch Forſter's Tod erſchien für Huber die Pflicht gegen deſſen Familie, und vier Monate nachher ertheilten ihm die Geſetze das Recht, ſich ihren Verſorger zu nennen.“ —

Thereſe reichte ihm ihre Hand. Ihr Herz beſaß er längſt.

„Meines Lebens letzte und ſchönſte Beſtimmung iſt in unſerer Verbindung erreicht“, ſchrieb er ihr einmal. „Ich ſehe hinunter in meine Zukunft, wie lang ſie auch ſein möge, und unſere Liebe füllt ſie und reicht darüber hinaus.“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakſpeare.

Ein Roman

von

Heinrich Koenig.

Vierte Auflage.

Feſtausgabe.

Erſter Theil.

12 -

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1864.

William Shakſpeare.

Erſter Theil.

William Shakſpeare.

Ein Roman

von

Heinrich Koenig.

Vierte Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1864.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Zum Verſtändniß.

Als der Verfaſſer des vorliegenden Romans im Frühjahr 1839 denſelben unter dem Titel der erſten Auflage: „William's Dichten und Trachten“ herausgab, galt es ihm nur, nach längerer Beſchäftigung mit Shakſpeare ein lebensvolles Bild des großen Dichters, in idealer Auffaſſung und im Rahmen jenes Zeitalters, zur Anſchauung zu bringen.

Heut aber, nach genau einem Vierteljahrhundert, da mir mit dem Frühlinge meines fünfundſiebzigſten Jahres das Glück zu Theil wird, die dritte Jahrhundertfeier des großen britiſchen Dichters zu erleben, gewinnt mein Buch noch die Bedeutung eines Weihegeſchenks, indem die Verlagshandlung eine vierte Auflage deſſelben als Feſtausgabe erſcheinen läßt. Denn auch in Deutſchland wird die Shakſpearefeier mit begangen, als ein Feſt zweier verwandten Nationen, deren einer der Dichter ſeine Geburt, deren anderer er ſeine Wiedergeburt verdankt.

Es iſt bekannt und nachgewieſen, was Deutſchland zur Anerkennung und zum Verſtändniſſe Shakſpeare's geleiſtet hat; darum dürfen wir mit allem Fug den großen Anſtalten, die zur diesmaligen Jubiläumsfeier jenſeit des Kanals getroffen werden, den Sinn beilegen, daß England das hohe Bild ſeines Dichters, durch uns aus puritaniſcher Vergeſſenheit erhoben, gereinigt und verklärt, aus deutſchen Händen feierlich zurücknimmt.

Die Bekanntſchaft und der Antheil unſers Volks an Shakſpeare beginnt, merkwürdigerweiſe, genau mit dieſem dritten Jahrhundert ſeiner Geburt, das eben unter feſtlichen Vorbereitungen abläuft. Denn die erſte Ueberſetzung ſeiner Dramen, die Wieland'ſche, die deren Bekanntſchaft in weitern Kreiſen und deren tieferes Verſtändniß einleitete, fällt eben in die Zeit um 1764. Und in welchem Maße hat ſeitdem der große Dichter, für deſſen Geburt und Würdigung der germaniſche Geiſt ſeine zwei edelſten Stämme in Anſpruch nahm, unſere Forſcher und Dichter, unſere Ueberſetzer und darſtellenden Künſtler beſchäftigt und unſer Volk in bewundernde Theilnahme verſetzt!

Mit dieſer Erinnerung nehmen wir feſtlich Theil an der Jubelfeier Shakſpeare's. Er iſt auch der unſrige geworden, und ſteht uns durch ſeinen idealen Gehalt und unſer tieferes Verſtändniß vielleicht noch näher, als ſelbſt der britiſchen Nation, die ihn von Geburt den ihrigen nennt.

Indem nun die Verlagshandlung zu dieſer Feier den Roman „William Shakſpeare“ in neuer Ausgabe darbietet, geſchieht es im Hinblick auf die gute Aufnahme, die das Buch gleich anfangs gefunden, und auf den literariſchen Ruf, welchen es ſich ſeit 25 Jahren bewahrt hat.

Unter den vielen Stimmen, die beim Erſcheinen der erſten Auflage zu ſeinem Gunſten laut wurden, erinnern wir nur an die „Halliſchen Jahrbücher“, die damals auf der Höhe der Zeit und der Wiſſenſchaft ſtanden. Dort, in Nr. 196 vom 16. Auguſt 1839, heißt es:

„Dieſer Roman tritt mit einem engliſchen Product: «Shakſpeare und ſeine Freunde», in eine intereſſante Colliſion, und zwar zum Ruhme der deutſchen Poeſie. Denn während dort der rohe, hausbackne, lederne engliſche Verſtand ſich der Geſtalt des größten aller Dichter bemächtigte, um ſie in die niedrigſte Realität zu ziehen: ſo iſt es hier die Schönheit des deutſchen Idealismus, welche, der ganzen Würde ihres Stoffes ſich bewußt, in heiliger Scheu und mit der tiefſten Glut der Innerlichkeit ans Werk geht, um in rückwärts gekehrter Prophetie ein Totalbild dichteriſcher Größe nachzuzeichnen.“

Und nachdem der Referent mit Rückſicht auf Tieck's „Dichterleben“ den Zweifel ausgeſprochen, ob vom Standpunkte des Romanticismus je eine erſchöpfende Auffaſſung der hiſtoriſchen Zeitverhältniſſe Shakſpeare's zu erwarten geweſen wäre, fährt er alſo fort:

„Dieſe Zeitverhältniſſe nun treten uns bei Koenig auf eine erfreuliche Weiſe entgegen. Das beginnende Künſtlerleben Altenglands unter Eliſabeth's Regierung, Shakſpeare's luſtiges Treiben mit ſeinen Genoſſen, die Staatsverhältniſſe, das finſtre Wirken der Puritaner ſind mit gleicher Liebe und Sorgfalt ausgeführt und erſcheinen uns großentheils in hoher, objectiver Vergeiſtigung. . . . . Die Puritanerſcenen, die Schilderungen der Höflinge und ſelbſt das Erſcheinen Eliſabeth's ſind vortrefflich und voll individuellen Lebens."

Nur etwas zu deutſch, zu modern ſind dem Referenten manche Partien des Buches gehalten. Doch ſchließt er ſeine Auseinanderſetzung des Romaninhalts mit den anerkennenden Worten:

„Von ſeinem Standpunkt indeſſen hat Koenig ein vollendetes Kunſtwerk geſchaffen, und wir können es als eines der reifſten, erfreulichſten Producte unſerer neueſten Romanliteratur begrüßen. Ebenſo wie die Durcharbeitung der verſchiedenartigen Elemente der Dichtung, haben wir zuletzt auch die ſtiliſtiſche Form derſelben zu loben. Koenig's Stil iſt durch und durch ſpirituell, gebildet und geſchmackvoll" u. ſ. w.

Aus einem der zweiten Auflage des Romans vorgedruckten Schreiben von G. G. Gervinus erinnern wir nur hinſichtlich des Hiſtoriſchen im Roman an den wörtlichen Ausſpruch dieſes in Sachen Shakſpeare's höchſt competenten Richters:

„Ueber die glückliche Orientirung in Zeit und Ort darf ich Ihnen nicht erſt Complimente machen."

Die Grundidee des Verfaſſers aber iſt nirgends ſo ſcharf bezeichnet als von Rudolf Gottſchall in ſeinem Werke „Die deutſche Nationalliteratur in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts", wo es heißt:

„In dieſem Roman iſt mit Meiſterſchaft dargeſtellt, wie die Dichtung in der Täuſchung des Lebens zur Reife gedeiht, wie das Trachten des Dichters an Illuſionen ſcheitert, während das Dichten gerade aus dieſen Illuſionen unvergänglichen Nectar ſammelt."

Bei ſo guter Aufnahme des Buches in Deutſchland durfte es befremdlich erſcheinen, daß ihm gerade in England faſt gar keine Beachtung zu Theil geworden. Lewes, der berühmte Biograph unſers Goethe, gibt darüber folgende briefliche Erklärung:

„If it has not made its way in England, you must attribute it to the general distaste for « Kunstnovellen » in our public. No novel that has had a celebrated poet or artist for its hero has ever succeeded in England. In your country the public takes a strong interest in the private life of literature and art: we seem to care only for gossip or biographical details about our artists."

Dafür haben die Franzoſen ſich mit dem Roman bekannt gemacht durch eine Ueberſetzung, die im Jahre 1860 in Brüſſel erſchienen iſt.

Und ſo mag ſich denn das Buch mit ſeinem Shakſpearetitel und mit dem Prunke ſeiner Preismedaillen zur großen Feier des Dichters einfinden, den Tag zu ehren und ſein Glück zu verſuchen!

Wiesbaden, im April 1864.

Heinrich Koenig.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Es kommt im menſchlichen Leben nicht ſelten vor, daß ein langgehegtes Leid ſich plötzlich nicht mehr beruhigen läßt. Der einſiedleriſche Kummer hielt ſich lange zurück; endlich hört er das Wehr des menſchlichen Treibens aus der Ferne rauſchen, und nun iſt er nicht mehr zu beſchwichtigen: er ſtürzt zu irgend einem verzweifelten Unternehmen fort.

Dies erfuhr eines Nachmittags die ſchöne Thekla, während ſie mit unruhiger Ueberlegung hinter verſchloſſener Thüre ſaß, und einen friſchen Rosmarinkranz flocht. Es war Donnerstag und Bärenhetze im Parisgarten. Die Königin Eliſabeth ſelber hatte, dem franzöſiſchen Geſandten zu Ehren, dies ungeſchlachte Schauſpiel beſucht, und ein anſehnliches Gefolge mit ſich gezogen. Da wimmelte die Themſe von Hausgondeln der Vornehmen und Reichen, von Kähnen und Nachen für das Volk, die Menge ungerechnet, die ſich über die Londonbrücke hinüber nach Southwark trieb. Dadurch war es nach und nach ſtiller in den Gäßchen am Strande geworden, und nur von Zeit zu Zeit, wenn das Beifallgeſchrei der Zuſchauer aus dem Parisgarten mit dem Südwinde herüber ſcholl, jauchzte das Schiffsvolk in der Docke am Billingsthore nach. Der Lärm ward bis in die Fiſchergaſſe gehört, wo eben in einem Eckhauſe des krummen Gäßchens die ſchöne Thekla bei offenem Fenſter ſaß. Mit jedem Geſchrei ſchrak ſie auf, und der Gedanke zu entfliehen, dem ſie in unruhiger Angſt nachhing, wurde dringlicher. Sie hob mehrmals, wie zu fragen, den dunkeln Blick von dem fertigen Kranze nach einem Bild empor, das über dem Schmucktiſche auf alten flanderiſchen Tapeten hing. Endlich ſtand ſie auf und heftete mit bebender Hand den Kranz unter das Bild. — Rosmarin des Andenkens! flüſterte ſie, und plötzlich ſtürzten ihr die Thränen heiß über die Wangen. — Ja, ich fliehe, Schweſter! rief ſie laut. Halte mich nicht mit deinem wehmüthigen Blick auf, Roſalie; frage nicht mit deinem ſchmerzlichen Munde, wohin ich will oder kann. Laß nur! Wo ich auch zu Grunde gehen mag! Gerade der Tod nur könnte uns wieder vereinigen. Laß kommen, was da wolle! Blindlings will ich mich in das ſtrudelnde Leben ſtürzen, auf Alles gefaßt, in das Bitterſte ergeben, wenn ich nur nicht dein Andenken noch länger geſchmäht ſehe. Bitte du bei der heiligen Thekla für mich: du biſt reumüthig geſtorben, und gewiß den Heiligen nah.

Abermals ein Lärmen die Fiſchergaſſe herauf. Thekla eilte an das Fenſter; das Spiel ſchien aus zu ſein. Unentſchloſſen rannte ſie hin und wieder. Sie öffnete eine Schmucklade, aus der ſie eine Summe Geldes zu ſich nahm. Ein Dolch wurde flüchtig eingeſteckt. Zögernd und mit bedenklicher Miene holte ſie ein Käſtchen hervor. Sie ſah nach dem Bild auf, als ob ſie fragte: darf ich?

und da kein Ja herabnickte, öffnete ſie den Deckel, als erwarte ſie vom Inhalt eine Antwort. Da lag nun ein werthvoller Schmuck enthüllt, unverkennbar derjenige, der auf dem Bildniß um den ſchönen Nacken der Schweſter mit treuer, niederländiſcher Kunſtfertigkeit gemalt war. Iſt es unrecht, wenn ich das —? fragte ein feuriger Blick nach dem Bild hinauf. Dir war er geliehen; er iſt verdient mit unzähligen —. Sie wollte Sünden ſagen, aber die Lippe zuckte das Wort Schmerzen heraus. Ich nehme ihn als dein Vermächtniß. Dieſe theuern Steine —. Kann ich betteln? Wovon ſoll ich die Ueberfahrt nach Frankreich oder nach Hauſe beſtreiten?

Sie ſchloß raſch das Käſtchen, und ſteckte es eiligſt über dem Gürtel ein. Im anſtoßenden Gemach durchwühlte ſie noch einige Behälter, bis Stimmen unten im Hauſe laut wurden. Sie warf einen Mantel um, und befeſtigte ihn mit dem Haken über der Bruſt; dann riegelte ſie mit einem Abſchiedsblick nach dem Bild die Stubenthüre auf.

An der ziemlich dunkeln Treppe ſtieß ſie auf einen Mann, vor welchem ſie erſchrak. Ein ſchlanker Fünfziger, in hofgemäßem Anzuge und von feinem Anſtand. Er kam eben aus dem Parisgarten, höchſt verſtimmt, daß ihn die Königin aus ihrem Gefolge hatte wegweiſen laſſen. Betroffen über Thekla's Anzug und Ausſehen, winkte er den Diener hinweg, und führte die Flüchtige mit ſich ins Zimmer zurück. — Was haſt du im Sinne, Thekla? Wie kommſt du mir vor? fragte er nicht aufs Freundlichſte.

Ich habe einen Ausgang, antwortete ſie kurz.

Du? In der fremden Stadt? Zum erſten mal heut?

erwiderte er. Und in dieſem Anzuge, im Mantel — in den beſten Kleidern? Fliehen willſt du, undankbare Dirne!

Mit wem redet Ihr, Herr von Lasko? fuhr Thekla ſtolz auf. Welche Eurer verächtlichen Bekanntſchaften liegt Euch im Sinne, während Ihr mit mir redet? Ja, ich dachte zu fliehen; nun Ihr dazu gekommen ſeid, werd' ich gehen.

Albert von Lasko ſchwieg, und ſah ihr ein Weilchen forſchend ins Geſicht. Er überlegte, und nahm ſich zuſammen. — Komm', ſagte er dann freundlicher, ſetze dich einmal hierher zu mir. Ich weiß wohl, — ich habe dich gekränkt. Wie kannſt du aber glauben, daß ich dich im Ernſt ausgeboten hätte! Ich wollte dir nur begreiflich machen, welche Qual es für mich iſt, dir ſo nahe zu ſein, ohne dich zu beſitzen. Komm', und vergib es mir, daß ich ſo ungeſchickt war! Teufel! Ja doch! Der verfluchte Wein und luſtige Geſellſchaft ſind meine Feinde; ſie machen mich ſo ungeſchickt, ſie verwildern mich. Aber es war auch ſchon ſo ſpät, als ich die Nacht heimkehrte, ſo früh am Tage, daß ich dachte, du wärſt wol ſchon aufgeſtanden, und ich dürfte in dein Zimmer kommen.

O Herr von Lasko! erwiderte Thekla, mit Verachtung ſich von ihm wendend.

Und wär's auch anders gemeint geweſen, fuhr er fort, vergib mir's diesmal! Du weißt, wie ſelten ich von meiner Mäßigkeit abweiche.

Still davon, Herr von Lasko! verſetzte ſie. Meine ſelige Schweſter hört es. Die Erde iſt noch locker auf ihrem Hügel. Ihr Andenken wird Euch nicht beſſern;

aber da ſogar mein Anblick Euch nicht zügeln kann, ſo verlaſſe ich den Ort, wo Ihr die arme Seele unter ihrem Bilde verhöhnt. Thor von einem Mann! Bei mir um Das zu werben, was Ihr Liebe nennt! Laßko und — Liebe! Habe ich denn mit der Schweſter nicht lange genug bei Euch gelebt, um Euch zu kennen und zu haſſen? Euch vergeben? Meiner Schweſter noch thränenfeuchtes Pfühl habt Ihr mir angeboten, und wollt es hernach einſegnen laſſen? Von welchen Gauners Hand? Sagt doch, iſt der Schurke vielleicht wieder da, der drüben an der Moſel meine bethörte Schweſter getraut hat? Konnte Euch all' der Harm eines liebevollen Herzens, das nun gebrochen iſt, bewegen, Euch von echter Prieſterhand nachtrauen zu laſſen? Und wo liegen Eure Güter, Herr Baron, auf die Ihr uns führen wolltet? Ihr werdet wol Schlöſſer in Spanien beziehen, wenn Euer ſpaniſches Geſchäft hier in London gelingt, und die Königin von England —

Sie konnte nicht ausreden: Laßko drückte ihr mit Wuth im Geſicht den Mund zu. Thekla entwand ſich ſeinem Arme, und ſtellte ſich ihm entſchloſſen gegenüber. Er eilte an die Stubenthüre und ſah hinaus, ob Jemand lauſche. Dieſe Augenblicke genügten ihm, ſeiner Verſtellung Herr zu werden. — Solche kindiſche Träume könnten gehört werden, ſagte er zurückkehrend. Du brüteſt doch immer wunderliche Sachen aus. Aber du bleibſt einmal die liebenswürdigſte Dichterin. Ich weiß, o ich bereue es, was ich an deiner Schweſter gefehlt habe. Ich habe es von Tag zu Tag gut machen wollen. Ach die liebevolle Roſalie! Wie hätte ich auch fürchten ſollen, ſie ſo unerwartet zu verlieren! Und du wollteſt gehen und mich der Gelegenheit berauben, an dir Einiges wieder gut zu machen, Thekla?

Thekla lachte laut auf. — Herr von Lasko, ſagte ſie, wenn Ihr keine andere Gnaden habt, als aus dem Beutel Eurer Reue, ſo will ich nicht mit Euch Hungers ſterben. Nein, laßt mich lieber mit dem Reiſegeld wandern, das ich mir bei Euch erſpart habe, — mit einer unerſchöpflichen Verachtung. Es iſt nicht die Erbſchaft meiner Schweſter: hätte die edle Seele ſolchen Schatz beſeſſen, ſie lebte noch. Der Haß hätte ſie erhalten können; ſie liebte Euch, und ging zu Grund. Ich aber — ſage Euch Lebewohl.

Du darfſt nicht! rief er aus, und hielt die Scheidende am Mantel zurück. Was für Grillen ſind das? Habe ich deine Schweſter nicht gehalten, als ob uns ein Cardinal getraut hätte? Was willſt du denn? War etwa deine Mutter getraut, als ſie von dem deutſchen Grafen aus Welſchland entführt, Roſalien am Rhein und dich an der Moſel gebar? Laß es gut ſein! Ich habe für dich zu ſorgen, ſelbſt auf deinen Undank hin. Und wenn du auch mich nicht nöthig hätteſt, — ich kann dich nicht laſſen, kann deinen Geſang, deine Erzählungen, deine Märchen und Erfindungen nicht entbehren, — wunderbares Gemiſch du von deutſchem Vater und von italieniſcher Mutter, launenhaftes, farbenreiches Geſchöpf, das wie ein Regenbogen auf meiner dunkeln Zukunft ſtrahlt! Wer ſoll mir den Bandello, den Boccaccio vorleſen? Ich will deine Träume, deine abergläubigen Geſchichten hören. Du ſollſt mir den Lebensquell deiner

Phantaſie nicht verſchließen. Warum haſt du mich ſo verwöhnt?

Ich dich verwöhnt? lachte ſie auf. Mitgenoſſen haſt du es, wie der Hund die Knorpel unterm Tiſche der Gebieterin. Für meine Schweſter war es aufgetragen; der unglücklichen Roſalie, der kummervollen Seele ſang ich, erzählte ich. Für ſie war mein Spiel, und was ich vorlas; für ſie ſprangen die Sprudel meiner Phantaſie. Du haſt nur mitgetrunken. Bedanke dich und lebe wohl!

Wie ſie entſchloſſen ſich nach der Thüre wendete, faßte er ſie hart am Mantel, und gebot ihr mit dem barſcheſten Tone, zu bleiben. — Deine Stelzen ſind noch keine Flügel, ſagte er. Ich habe noch einiges Intereſſe bei deinem Gehen. Wohin willſt du? Die Stadt iſt dir fremd, kaum in die nächſten Gaſſen haſt du geblickt. Wovon willſt du deinen Unterhalt beſtreiten, und wenn du überzuſchiffen denkſt, woher willſt du's nehmen? Leichtſinnig biſt du; aber auf Gerathewohl in die Welt zu laufen, — für ſo thöricht halte ich dich doch nicht. Willſt du dich vielleicht an die Königin Eliſabeth wenden und ihr von meinen hieſigen Geſchäften erzählen? Mit deinen unſinnigen Vermuthungen dir ein Gnadenauskommen erkaufen? Du biſt Phantaſtin genug, der mistrauiſchen Regentin von einer neuen Verſchwörung der Katholiken, von einem geheimen ſpaniſchen Sendling, von Vergiftung, von tauſend Lügen und Jeſuiten zu erzählen. So denkſt du auf meine Gefahr hin dein Glück zu machen. Einen Plan haſt du gewiß, und du haſt mir eben deine Geſinnung zu ſehr verrathen, als daß ich Narr genug wäre, dich fort zu laſſen. Ja, wenn ich dir ſogar für jetzt noch die beſte Geſinnung zutrauen wollte, ſo weiß ich zu ſehr, wohin einen Menſchen die Noth bringen kann. Und der Noth wirſt du in London nicht entgehen, und ebenſo wenig der Verworfenheit. Nein, du bleibſt hier! Sei du nun eine Thörin, die ihrem Haſſe folgt, oder eine Bettlerin, die der Verzweiflung entgegenrennt: ſo fodert Klugheit wie Liebe, dich zurückzuhalten, dich einzuſperren.

Hiermit faßte er ſie, und zog ſie nach dem innern Gemach. Wie ſie ſeiner ſich zu erwehren rang, entfiel ihr das Schmuckkäſtchen aus dem faltigen Gewande. Lasko erkannte es gleich, und hob es auf. Er hatte im Stillen für Fälle der Noth auf den Werth des Schmuckes gerechnet, und gerieth bei dem Gedanken an deſſen Verluſt in wahre Wuth. Er ſchalt Thekla eine Diebin, und ließ ſich an, ihre Kleider nach weiter eingeſteckten Sachen zu durchſuchen. Aber Thekla wollte ſich nicht das zweite mal packen laſſen. Mit einer raſchen Wendung hatte ſie den Dolch aus dem Buſen gezogen, und ſchlug, ohne ſich lange zu einer blos drohenden Abwehr zu ſtellen, mit dem ſcharfen Stahl ſo heftig nach Lasko's Bruſt, daß ſie ihm, der zum Glücke ſich im Nu ſeitwärts wendete, das reichgeſtickte Sammetwamms bis tief herunter aufriß. Bei ſeiner zu kurzen Wendung war er im linken Sporn hängen geblieben und zu Boden getaumelt. Er ſchrie nach Hülfe, bang vor der Wuth des leidenſchaftlichen Mädchens. Der Diener ſprang herein. — Halte ſie, halte ſie! rief Lasko. Der Burſche ſchrak aber vor dem blitzenden Auge und gezückten Dolche Thekla's zurück.

So entkam ſie die Treppe hinab aus dem Hauſe.

Zweites Kapitel.

Thekla hatte keine genau überlegte Richtung; nicht nur weil ſie den Gedanken der Flucht zu kurz und zu raſch gefaßt hatte, ſondern weil ſie überhaupt bei leichtem, heiterm Sinne lieber einer lebhaften Empfindung, als gemeſſenen Abſichten folgte. Nachdenken und Ueberlegen, wenn ein Umſtand es verlangte, verſetzte ſie leicht in Angſt und Ungeduld; dann ergriff ſie gewöhnlich die nächſte Abhülfe, welche ihre Phantaſie anbot, und gerieth dadurch oft genug in noch tiefere Verwirrung. So hatte ſie jetzt, von Lasko's Zudringlichkeit geängſtigt, den Gedanken der Flucht in dieſem London gefaßt, wo ſie mit Menſchen und Verhältniſſen viel zu wenig bekannt war, um irgend etwas Berechnetes und Planmäßiges zu unternehmen. Indeß ohne alle Abſicht verließ Thekla das Haus nicht. Sie hatte die erſte Woche nach der Ueberfahrt aus den Niederlanden mit ihrer damals ſchon kränklichen Schweſter zu Greenwich bei einer verſtändigen Witwe zugebracht; während Albert von Lasko voraus nach London gegangen war, um erſt im Stillen die Lage der Dinge einzuſehen und eine Wohnung einzurichten. An jene heitere Wirthin wollte ſich Thekla wenden, um Rath und Beiſtand zum Weiterkommen zu finden. Ihr Wunſch war, über die Niederlande nach dem Rhein zurückzukehren, wozu ſie den Schmuck der Schweſter an ſich genommen hatte. Nun war ihr blos die kleine Summe Geldes geblieben, die zu weiten Unternehmungen ſchwerlich ausreichen konnte.

Vor dem Hauſe ſah ſie ſich vom Gewühl der Volksmenge nach entgegengeſetzter Richtung mit fortgezogen. Denn an die Themſe hinab zur Ueberfahrt nach Greenwich war nicht zu gelangen, ohne dem Volksſtrom entgegenzudrängen. Thekla fühlte aber, wie bedenklich dies unter dem Pöbel war, der eben vom rohen Spiel der Bärenhetze kam, zu Muthwillen und Ausgelaſſenheit noch mehr, wie immer aufgeregt. Es ſchien ihr daher gerathen, ſich dem Zuge der Menge zu überlaſſen, um nur ſchnell hinwegzukommen, weil ſie von Lasko verfolgt zu werden fürchtete.

Dieſe Furcht war nicht ohne Grund; denn kaum bis in die Lombardſtraße gelangt, ward Thekla von dem nacheilenden Diener am Mantel ergriffen. — Geht im Guten mit zurück, flüſterte der Burſche, ſonſt nehme ich mir Einen der Büffelledernen zu Hülfe, und laſſe Euch nach Bridewell in die Geſellſchaft der Eingezogenen bringen.

Thekla verſtand dieſe, freilich nur ſo hingeworfene Drohung des londoner Burſchen nicht, da ſie weder wußte, daß in Bridewell ein Zuchthaus, noch daß die Gerichtsdiener in London büffelledern gekleidet waren. Sie widerſprach und ſuchte ſich immer wieder loszureißen. Die Vorübergehenden wurden aufmerkſam und umringten das uneinige Paar. Ein junger Mann von angenehmer Geſtalt und lebhaftem Weſen trat hervor, betroffen von Thekla's Schönheit und befremdlichem Ausſehen. Sein eigener phantaſtiſcher Anzug fiel Niemanden auf, nur Thekla ſtutzte bei ſeinem blaſſen phantaſievollen Geſichte. Der leichtfertige Muth und die verwegene Heiterkeit ſeiner ſchönen braunen Augen hatten etwas Einnehmendes. — Schöne Lady, ſagte er zu Thekla, bedürft Ihr eines Armes, um die unartige Hand dieſes Burſchen loszuwerden?

Ach ja, mein Herr! erwiderte ſie lebhaft. Befreit mich von dieſem Menſchen, mit dem ich nichts zu ſchaffen habe.

He, guter Baſch! lächelte der hülfreiche Freund, da haſt du einen Schilling; aber nimm ihn mit der linken Hand.

Gereizt durch den Namen Baſch, der für Jagd- und Fanghunde üblich war, ſchüttelte der Burſche brummend ſeinen ſtruppigen Lockenkopf, ohne die linke Hand von Thekla's Mantel loszulaſſen. Raſch hatte er ſtatt des Schillings einen derben Schlag von des Freundes Degenſcheide ab, daß er das Gewand fahren ließ und mit lauten Schimpfreden den Beiſtand der Umſtehenden anrief. Da machte ſich ein ſtattlicher Mann in einem Mantel und tief eingedrückten Federhute Platz durch das Gedränge, und trat zwiſchen Thekla und den Freund, den er unſanft bei Seite ſchob. Mit Anſtand und der Miene eines Bekannten, der das verlegene Mädchen geleiten wolle, faßte er Thekla's Arm, indem er ihr gebückt mit artigem Lächeln zuflüſterte: Bei allen Teufeln, folge mir nach Haus! Du gehſt in dein Unglück!

Thekla, furchtſam und verlegen, ließ ſich fortziehen; aber der zurückgeſtoßene junge Mann trat ihnen mit gezogenem Degen in den Weg, und foderte Genugthuung für den erhaltenen Stoß.

Was fällt Euch ein? lachte der Gefoderte, der am Anzuge den Schauſpieler erkannte. Schlagt Euch mit

Denen, die Komödie mit Euch ſpielen. Geht und übt Eure Rolle an einem Andern, wenn Ihr etwa einen Helden einſtudiren wollt.

Dieſer Hohn ſetzte den jungen Mann in Flammen. Mit heftigen Worten und kecken Schwingungen des Degens ging er dem Verhüllten ſo hart zu Leibe, daß dieſer Thekla loslaſſen und ſich zur Abwehr ſtellen mußte. — Ich will Euch nur mit dieſer Heftnadel da Euer aufgeſchlitztes Sammetwamms flicken, ſagte der junge Mann. Euer Herz iſt wol ſchon herausgefallen; Ihr haltet ja nicht Stand.

Wie nun Aller Blicke auf den durchriſſenen Sammet fielen, der unter dem aufgegangenen Mantel des Fremden hervorblickte, brach ein wildes Gelächter aus. Schimpfreden und Drohungen fielen, und drangen auf den Verhüllten ein; vielleicht nur, weil er ſich unkenntlich zu machen ſuchte. — Albert von Lasko kannte den londoner Pöbel hinlänglich, und hielt es an der Zeit, ſich zurückzuziehen. Mit verächtlichem Blick umher und einem ſtolzen Zurückwerfen des Nackens entfernte er ſich, und die Menge ließ es bei einem zweiten Hohngelächter, das ſie ihm nachjauchzte, bewenden.

Als nun der zurückgebliebene junge Mann ſich nach Thekla umſah, war ſie fort. Ueber die Streitenden hatte man der Fliehenden nicht geachtet. Niemand wußte zu ſagen, wohin ſie ſich gewendet: der junge Mann betrübte ſich. Er glaubte einen unerſetzlichen Verluſt erlitten zu haben. Vielleicht daß ſo phantaſievolle Menſchen, gerade wo ſie nur wunderlichen Anwandlungen unterworfen ſcheinen, mit beweglicher Seele tiefere Lebensbeziehungen empfinden, künftige Verbindungen ahnen, und nicht ſowol von Launen, als von geheimen Verwandtſchaften zu andern Menſchen ergriffen ſind. Reizbare Perſonen haben ja auch von bevorſtehenden Stürmen oder Gewittern ein ſchmerzendes Vorgefühl.

In dieſer Stimmung umfaßte ihn ein Bekannter, der neubegierig nach dem Vorgefallenen fragte. Es war Lowin der Schauſpieler, ein blonder, ſehr ſtarker Mann. Froh, ſeiner Empfindung freien Lauf zu laſſen, ſtürmte der junge Mann am Arme des Freundes fort nach Cornhill hinauf. Sein Gang war ſo ungeſtüm, wie ſeine Erzählung, ſodaß der dicke Lowin bald heiß und athemlos ſtehen blieb. Höre, William, ſagte der Aechzende, ich weiß nicht, ob deine Erzählung oder unſer Gang auf meine Milz wirkt. Sage mir, Herzensburſche, haben wir etwa um tauſend Mark einen Wettlauf begonnen? Dann will ich um die Hälfte abſtehen, und du ſollſt Sieger bleiben. Wahrhaftig, Willy, du nimmſt mich gewiß für vollwichtig; aber du wirſt deine Noth haben, mich in Umlauf zu bringen. Meine Milz iſt ein ſchlechter Zuſatz zu meinem Feingehalt, eine elende Legirung. So, nun geht's wieder. Aber nur vernünftige Schritte, Herr Ritter!

William lächelte zu dieſem ſchon gewohnten Spotttitel, den ihm Lowin gutmüthig beilegte, ſo oft er den Freund in einem Anflug edlen Stolzes ſah. — Was? rief William aus. Sollen wir uns Erniedrigung gefallen laſſen, wir, denen die Welt die erhabenſten Gefühle verdankt? Du haſt jenes Burſchen verächtliche Worte, wegwerfende Mienen, herabwürdigende Blicke nicht erduldet, als er mich für einen Schauſpieler erkannte. Aber ich habe ihm meinen langen Degen unter die Naſe gehalten, weil er verſchnupft war, mit mir zu fechten. Nicht niederbeugen wollen wir uns laſſen. Bei Gott! von der Bühne herab entzücken wir ſie, und wollen ihnen das im Leben eintränken. Nehmen wollen wir uns, wenn ſie es verſagen, was uns auch im geſellſchaftlichen Verkehr gebührt, — Anerkennung, Adel. Und wenn die Güter, auf welche wir unſere Anſprüche gründen, in höhern Regionen liegen, als die Schlöſſer und Parke dieſer hochmüthigen Lords, ſo müſſen wir auch höher fliegen, um auf unſern Gütern zu ſein. Welche Theilung, Lowin, welch' ungerechter Widerſpruch, daß wir im Leben Schmach um derſelben Talente willen erdulden ſollen, die uns ewigen Ruhm in der Poeſie und Kunſt gewähren? Gewiß, mein Freund, dieſe Misachtung, welche die vornehme Welt dem Künſtler, ja manchmal auch noch dem Dichter zeigt, iſt nur eine Anerkennung und ein Groll, daß unſere Begabung ein Adel und eine Auszeichnung der Natur iſt. Aber, wir wollen keine Verachtung leiden! Nein, ich — will das Brandmal nicht tragen, das unſerm Namen aufgedrückt iſt. Liebe und Ehre fodere ich von der Welt, — einen reichen, genügenden Antheil an dieſen beiden höchſten Gütern. Liebe und Ehre!

William war im beſten Zuge, noch weiter zu ſtürmen, als ſie in der innern Biſchofthorgaſſe auf eine Verſammlung jubelnder Menſchen ſtießen. In der Abenddämmerung ſtanden auf dem Plätzchen vor der Thüre eines anſehnlichen Hauſes Tiſche mit Wein und Speiſen beſetzt, wovon Jedermann nach Belieben genießen konnte.

Es war ein vergnügtes Treiben. Eine grelle Hoboe ſpielte und die Jugend ſprang wild durcheinander; das Alter ſah zu, und munterte bei vollen Mäulern mit Händen und Füßen zum Tanzen auf. Von Zeit zu Zeit erſcholl ein Lebehoch den Neuvermählten. Oben auf freiem Erker des Hauſes ſtand der Bräutigam und dankte; neben ihm ein älterer, ſtattlicher Mann, dem man den reichen Squire anſah, und der in den Haufen herunterrief: ſie möchten es ſich ſchmecken laſſen. Indem bemerkte der Bräutigam die beiden vom Haufen getrennt ſtehenden Freunde, zeigte ſie dem Squire, und eilte, von dieſem aufgefodert, die Treppe herab, die unter leichtem Dach an das äußere Haus angebaut war. Indem er ſich mit Ehrerbietung an William wendete, lud er beide Freunde zu ſeiner Hochzeit ein. Er fügte hinzu, daß der edle Squire bei einem Becher Wein ihre Bekanntſchaft zu machen wünſche. Lowin entſchuldigte ſich, weil er entweder wirklich Abhaltung hatte, oder vielleicht auch nur aus Empfindlichkeit, indem er fühlte, daß die Einladung weniger ihm, dem Schauſpieler, als ſeinem Freunde, dem Dichter, gelte. William folgte alſo allein dem ihm ſonſt unbekannten Bräutigam die Treppe hinauf.

Drittes Kapitel.

Oben empfing ihn der Squire mit vieler Herzlichkeit. — Habt Dank, ſagte er, daß Ihr nicht verſchmäht, als unſer ehrenwerther Gaſt einen Becher auf dieſes jungen Paares

Wohl zu leeren. Uns ſeid Ihr nicht fremd, geſchätzter Meiſter, und wenn Ihr von John Holles gehört habt, ſo kennt Ihr auch mich. Dieſer Handelsmann, Maſter Oldys, hat Marget Orme, meines Hausmeiſters Tochter, heimgeführt, und da ich meinen treuen Orme vor den Verfolgungen des Grafen Talbot nach Irland geflüchtet habe, ſo bin ich heut hereingeritten, um Vaterſtelle zu vertreten. Nun wolan, bringt dem Paar Euern dichteriſchen Segen! Prieſterworte und Dichterworte bezeichnen doch immer am beſten, worauf es im Leben ankommt; ſie rühren aus höherer Eingebung her, und lenken vielleicht auch das Geſchick der Geſegneten.

Ein Page ſtand ſchon da, und bot dem Dichter einen funkelnden Pokal. William ergriff den Kelch und ſprach mit Anmuth, beſonders gegen die hübſche Braut gewendet, einen artigen und ſchönen Glückwunſch, den die Umſtehenden mit Beifall aufnahmen. Es zeigte ſich auch bei dieſer Geſellſchaft, was ein guter Trinkſpruch im ſchicklichen Augenblicke für neubelebende Wirkung thut. Ein paar friſche Gedanken, einige glückliche Bilder geben einer Verſammlung neuen Schwung und eine andere Richtung. Iſt ja doch der Jubel ein Fieber, das raſch aufzehrend immer neue Nahrung verlangt.

Die Geſellſchaft war zahlreich, und William, durch die ihm hier begegnende Aufmerkſamkeit verſöhnt und erquickt, hätte ſich gern drein gemiſcht, um mit den zum Scherz aufgelegten hübſchen Frauen und Mädchen anzubinden; allein der freundliche Edelmann hielt ihn bei vortrefflichem Verdea-Wein in einem Eckchen feſt. Ein um das andere mal drückte er ihm die Hände zur Verſicherung, wie ſehr er ihn ſchätze und ſich freue, ſeine Bekanntſchaft zu machen. — Ich fürchte nicht, ſagte er, daß Ihr meine Freundſchaft zu jener eiteln Zudringlichkeit rechnet, mit der man jetzt in London ausgezeichnete Dichter zu quälen anfängt. Erſt hat man ſie hintangeſetzt, und in der Art, wie man ſie nun hervorzieht, wird man oft noch kränkender, als wenn man ſie fortwährend überſähe. Ich liebe die Poeſie über Alles, und ſchätze mit aufrichtiger Huldigung den Geiſt, der ſie beſitzt und ſpendet. Mein Großvater, wie Ihr vielleicht wißt, hielt eine eigene Schauſpielergeſellſchaft, und that es hierin dem Lord Admiral, den Grafen Eſſex und Hertford, ja dem Lord Chamberlain gleich. So iſt eine Liebe für die Poeſie und einiger Verſtand von der Sache gleichſam mit mir aufgewachſen. Lange war Robert Green mein Liebling, wie ſehr ich auch Marlow und George Peel, den londoner Stadtpoeten, ſchätzte. Green iſt ein gar heiterer Geiſt, und ſeine Sachen ſind leicht und lebendig. Ja ſogar ſeine moraliſchen Schriften mag ich zuweilen gern; obſchon ſie mir wol nur darum ſo intereſſant ſein mögen, weil ich höre, daß der Verfaſſer ſelber ſehr luſtig und liederlich lebt. Dazwiſchen las ich nach und nach, und ſah auch, ſo oft ich nach London kam, die neuen vaterländiſchen Stücke, die ſo viel Aufſehen machten, — den König Johann, den Heinrich VI., die Richarde. Gott's Augenlid, das ergriff mich, das war etwas Gewaltiges! Ich konnte mich vor ſtaunender Freude nicht einmal ärgern, daß der Dichter ſo herrlicher Schauſpiele nicht der Mühe werth hielt, ſich zu nennen. Und ich hätte doch ſo gern manchmal auf ſeinen Namen den Pokal erhoben, Mitternachts wenn ich nicht vom Buche wegkommen konnte, oder zuweilen aufſprang, das Fenſter in den Park aufriß, und dachte, draußen ſtände mein dunkler Poet, er wär's, der in den brauſenden Eichen und Fichten athmete. Nun denkt Euch, Meiſter, wie überraſcht und erfreut ich war, als mir Oldys vorhin ſagte: Sir, dort unten ſteht der Dichter, der Eure Lieblingsſachen gemacht hat; man kennt ihn jetzt, er heißt William Sharper.

Und plötzlich ſprang der Squire auf, pochte und rief in die lachende Geſellſchaft hinein: Ich erſuche euch, meine Freunde, eine Geſundheit mit mir zu trinken: Meiſter William, unſer ehrenwerther Gaſt, hoch! Glück und Liebe ſeinem ſchlagenden Herzen!

Alles drängte ſich mit vollen Kelchen zu dem Gaſte herbei.

Seht hierher, Sir! rief William. Eure Wünſche ſtehen ſchon in der Ernte: — Glück und Liebe! — Hiermit küßte er eine um die andere der ſchönſten Frauen, was einen jauchzenden Beifall erweckte.

So iſt es recht! rief der Edelmann. Ein Dichter muß ins tolle, luſtige Leben hineinranken; in der Freude reift er und wird ſüß, dann bleibt der Schmerz nicht aus, der ihn keltert. — Ja, fuhr er leiſer fort, indem er William wieder neben ſich zog, ſo gedankenlos ſind die Menſchen, daß ſie den Wein der Poeſie ſchlürfen, ohne daran zu denken, welche heiße Tage ihn gezeitigt, welche Stöße des Schickſals ihn gekeltert, welche trübe, verzweiflungsvolle Stunden ihn abgeklärt haben. Wahrlich! man ſollte den echten Dichter nicht anders leſen als mit einer Thräne an der Wimper. Und edle Seelen thun das auch. Ihr werdet mich verſtehen, mein geſchätzter Freund?

Bei dieſer Frage legte er vertraulich und um Vertrauen werbend ſeine Hand auf William's Schulter. Der Freund aber lächelte nur, wiewol nicht ohne Anflug trüber Erinnerungen.

Indeß glaube ich nicht, fuhr der Squire fort, daß Euer beſter Wein ſchon abgegoren ſei. Bis jetzt haben wir nur vaterländiſche Stücke von Euch. Ihr habt nur die alten Schmerzen Englands ausgeſprochen. Ihr habt uns auf dem Theater die alten ſcharfen Gebirgszacken aufgedeckt, an denen Englands Geſchichte ihre Bruſt aufgeriſſen und ausgeblutet. Aber zwiſchen dieſen weiten Gipfeln leben wir Alle, und Ihr mit, und Euer Herz, an jenen großen Schickſalen erweitert, wird nun die Looſe der Einzelmenſchen, die heitern wie die dunkeln, in ſich aufnehmen und rütteln, es wird auch ſeine eigenen Erlebniſſe ausſpielen. Dieſe neue Poeſie wird den Menſchen noch begreiflicher ſein, wird ſie näher angehen. Ei, Meiſter, das müßt Ihr ja beſſer fühlen, als ich!

Ihr ſeid ein guter Menſchenkenner! lächelte William. Ja, ich möchte einmal ſo etwas machen, etwas voll Luſt und Liebe. Es treibt in mir, ich weiß nur nicht, wo es hinaus will. Ich ſuche nur einen rechten Gegenſtand, eine Geſchichte, die ſich knapp um jedes Herz ſchließe, und dennoch die ganze Welt umfaſſe.

Wartet's nur ab! fiel der Squire ein. Die Knospen müſſen ihre Zeit zum Schwellen haben. Der Himmel beſcheere Euch lauen Mairegen der Trauer, warme Sonnenblicke der Freude! Schmerz wie Luſt ſind für den Dichter ein Glück.

Vor Allem — Liebe, echte, glühende Liebe! fiel William ein. Kein Dichter ſollte die Feder ergreifen, ehe Liebesſeufzer ihm die Dinte gemiſcht.

Der Squire lächelte und fuhr dann fort: Wir werden noch Herrliches von Euch erhalten. Ja, ich freue mich recht, in der jetzigen Zeit zu leben. Mein jüngſt verſtorbener Großvater hatte manches Land bereiſt und blickte das Leben ſtets mit einem tüchtigen Verſtand an. Der hielt dafür, England ſei jetzt in ſeiner ſchönſten Blüte. Für einen Propheten hat er ſich nie gehalten, und gab auch zu, daß England im Wachſen begriffen ſei. Wir können reicher und mächtiger werden, ſagte er oft, aber mir geht nichts über die Jugend. Wir liegen ſo, daß wir einſt vielleicht den Ocean beherrſchen: aber wird auch unſer Herz weiter werden? Wir können Schätze und Beſitzthümer häufen, ob wir aber nicht unſern Frohſinn, unſere Feſte dafür einbüßen? Viele jugendliche Nationen ſind durch Macht und Reichthum engherzig und ſittenſteif geworden. Vor Kurzem haben wir die ſpaniſche Seemacht, die unüberwindliche Flotte eines allmächtigen Monarchen geſchlagen. Mit dieſem Meiſterſtücke ſind wir in die Herrſchergilde der europäiſchen Mächte getreten. Wir fühlen unſern Werth und unſere Kraft; in dieſem Jugendgefühl haben wir die ganze Zukunft beiſammen, die ſich ſpäter entwickeln und vielleicht verzetteln wird. Unſere dermalige Jugend iſt voll Schaffens; dies Schaffen erſcheint aber noch in ſeiner urſprünglichſten und reinſten Geſtalt — als Dichten. Die zahlreichen Dichter unſerer Zeit deuten auf eine außerordentliche Triebkraft unſeres Volkes. Es iſt die Zeit vor Johannis, da die Vögel aus tauſend und tauſend Kehlen jubeln, die Zeit des Brütens, die Zeit der Liebe und der Freude!

Unſer fröhliches England hoch! rief William, und winkte Stille in den Saal. Lange ſchlug England ſich ſelbſt in Wahnſinn, rief er laut, blind vergoß der Bruder des Bruders Blut, der Vater würgte den eigenen Sohn, dieſer ward des Vaters Schlächter. In gräulicher Entzweiung ſpaltete York und Lancaſter das ſchöne Reich. Laßt nun Eliſabeth, die echte Erbin des vereinten Könighauſes, die Folgezeit mit mildem Frieden ſegnen, mit lachendem Gedeihen und heitern Tagen. England und die Königin, dreimal hoch!

Muſik und allgemeiner Jubel erſcholl hinter dieſem Trinkſpruche her.

O mein Freund, ſagte, als es wieder ſtill geworden war, der Squire, wären wir nur im Innern unſeres glücklich in die See gefaßten Albion, vor falſchen Richtungen geſchützt, die leider! mit jedem Tage mächtiger werden. Ich meine die puritaniſche Frömmelei, die unſere Freuden verdammt, unſer Herz austrocknet, und die Welt mit einer wunderlich benamſten Brut bevölkern will. Zweitens meine ich dieſe wachſende Ehrſucht des Adels neben der Gewinnſucht des Bürgerthums. Der Adel, den ſonſt ein König mit der Fauſt niederhält, ſtreckt ſich jetzt, um einer Königin die Hand zu küſſen. Unter Eliſabeth, unſerer Monarchin, nimmt der Ehrgeiz der Großen den rothen Kamm der Buhlſchaft an, und ſie ſtreiten und ſträuben ſich wie eiferſüchtige Hähne. Dabei lockt der neue Weg nach Oſtindien, die neue Welt hinter dem alten Ocean, fort und fort nach See-Abenteuern und indiſchen Schätzen. Seit vor Kurzem unſer Mitbürger Lee den kunſtreichen Strumpfwirkſtuhl erfunden hat, ſinnt unſer bisher lebensfroher Geiſt nur auf neue Maſchinen und Fabriken. Dies Trachten nach Prunk und Reichthum wird ſeiner Natur gemäß leicht unbändig, und droht alles edle Schaffen in ein gemeines Schachern zu verkehren. Ihr Dichter, die ihr jetzt noch ein menſchenwürdiges Leben aus Sonnenſtrahlen und Blumenſtaub weben möget, werdet bald unnütze Knechte heißen, wenn ihr nicht in den Kohlengruben oder bei Spinnereien euer Brot verdienen könnt.

Ja, dieſe Trübſalsbrüder in gelbledernen Strümpfen und Kniegürteln, dieſe Puritaner, ſollen mir verwünſcht ſein! rief William. Halb Heuchler, halb Frömmler breiten ſie ſich langſam und heimlich immer weiter aus, und verfinſtern die ganze Unterlage unſeres Lebens, indem ſie die Herzen des Volks gegen heitere Kunſt und fröhliches Weltwirken einnehmen. Aber jenes Schaffen im Handel, die Unruhe des Gewerbs, das Trachten über Meer ſcheint mir ſo unwürdig nicht. Wenn wir den Ocean pflügen, die Gebirge ſpalten, finden wir ganz andere Schätze, als unſere weiteſten Phantaſien und das Dunkel unſerer Träume gebären. Die webende und ſchmiedende Hand ſchafft auch Gedichte. In dieſem Schalten und Schaffen mit den Dingen der Erde liegt doch eine Befriedigung für Genuß und Ruhe. Was habe ich von meinem Dichten? Verdruß und Mismuth, Sehnen und Seufzen. Und vollends dies elende Handiren auf der Bühne. Eine Zielſcheibe für die albernen Witze der vornehmen Couliſſenſchemel und für die faulen Aepfel der Parterre-Gründlinge zu ſein! So treiben wir Poſſen mit der Zeit, und die Geiſter der Weiſen ſitzen in den Wolken und ſpotten unſerer.

Der Squire lachte. — Euer Herz, ſagte er, ſcheint mir noch voll unruhiger, unbeſtimmter Sehnſucht; natürlich, daß Eure Phantaſie geſchäftig iſt, ihm einen Ausweg zu finden. Die Heilquellen Eurer Poeſie ſind gegen die täglichen Zuflüſſe aus dem Leben noch nicht gefaßt und abgeſchloſſen genug. Aber, bemerkt Ihr denn nicht den Widerſpruch darin, daß Ihr Eure große Dichtergabe herabſetzt gegen die gemeinen Beſtrebungen der Menſchen und doch in dieſen gerade Das herausfindet, was Ihr eben nur mit jener Gabe darin entdecken könnt, und was wieder nur jene Gabe nährt und ſtärkt? Zieht einmal mit hinüber nach den wundervollen Indien: Ihr werdet Euch doch, während die Andern Gold und Güter ſuchen, nur nach neuen Wundern für Eure Phantaſie umſehen. Ja, glaubt mir, mit allem Dichtermismuth, mit allem unbeſtimmten Sehnen und Trachten, werdet Ihr doch nur in der Befriedigung Eures Dichtergenius die Zufriedenheit Eures noch abenteuernden Herzens finden.

Ein Diener rief in ängſtlicher Haſt den Squire bei Seite.

William miſchte ſich unter die Gäſte. Die erhitzten Tänzerinnen zogen ihn an, und reizten ihn, eine Canarie mitzutanzen. Da fiel ihm die vorhin verlorene Unbekannte ein. Vielleicht hatte ſie auch zu dieſem Feſte gehen wollen; wenigſtens war dem Freunde, als ob er ſie im Gedränge herausfinden müſſe. Und da er ſie nicht fand, konnte er es doch nicht laſſen, ſich ihrer auf das Lebhafteſte zu erinnern, und ſie mit den Schönſten zu vergleichen, die luſtig an ihm vorüberſchwebten. Er nahm ſich vor, ihr nachzuſpüren, und verlor ſo auf recht poetiſche Weiſe über Jene, von der er träumte, Diejenigen aus dem Sinne, die ihn anlachten.

Eine Unruhe und Bewegung unter den Gäſten ſpiegelte ſich endlich am Schreck der jungen Mädchen ab. Der Tanz ſtockte, die Muſik verſtummte. — Was gibt es, was iſt geſchehen? fragte William.

Talbot's Leute haben eben der Unſern Einen vor der Hausthüre erſchlagen, war die Antwort. Der Graf von Shrewsbury hält mit einem Troß Bewaffneter in der Straße, und lauert auf unſers Herrn Heimkehr.

Indem erblickte William den Edelmann, der in einem Seitengemach ſeine Rüſtung anlegte. Er eilte zu ihm, und erbot ſich zu ſeinen Dienſten. Sir John Holles dankte, und ſetzte ruhig lächelnd hinzu: Wir ſind ſtark genug. Mein Großvater zog nie von ſeinem Landſitze zu einer Gerichtsſitzung ohne dreißig prächtig gekleidete Bewaffnete. Ich werde doch alſo nicht nach London kommen, ohne mich gegen die Talbots vorzuſehen. Hat mein Großvater mir die Gefahr erregt, ſoll mir auch ſeine Vorſicht zu Statten kommen.

Der Bräutigam, der William's Befremden merkte, ſagte: Ich will's Euch erklären. Der Großvater des Squire hatte ihn mit einer Verwandten des Grafen von Shrewsbury verlobt. Der Squire nahm ſich aber eine andere Frau und zog ſich dadurch die Talbots auf den Hals. In dieſem Zwiſt hat vor Kurzem Orme, meiner Braut Vater, den Stallmeiſter des Grafen im Zweikampf erſchlagen. Der Squire hat ihn, ſeinen Hausmeiſter, nach Irland geflüchtet, bis er ihm die Gnade der Königin ausgewirkt hat. Nun ſuchen ſie Rache; aber —

Der Edelmann trat jetzt gerüſtet hervor und nahm Abſchied von dem beunruhigten Hochzeitpaare. Die Braut weinte ſehr in Erinnerung an ihren geflüchteten Vater und aus Angſt für den Squire. Dieſer aber küßte ſie lächelnd auf die Stirn, und flüſterte ihr einen Scherz ins Ohr. —

Das Gefolge ritt vor dem Hauſe auf. Einige Fackelreiter wurden in die Mitte genommen. Der Edelmann ſetzte ſich an die Spitze und ſo trabten ſie mit gezückten Waffen dem Biſchofsthore zu

Viertes Kapitel.

Um eine Schar ſo muthiger und gerüſteter Männer, die vielleicht nicht einmal angegriffen werden, brauchen wir nicht ſo beſorgt zu ſein, daß wir uns nicht lieber nach der entſchwundenen Thekla umſehen ſollten.

Jenen Augenblick, da der uns nun bekannte junge Mann dem verfolgenden Lasko ſo hart zu Leibe ging, daß dieſer Thekla loslaſſen und ſich zur Wehr ſetzen mußte, hatte das erſchrockene Mädchen benutzt, um ſich unter der zudringenden Menge langſam zurückzuziehen. Die Meiſten, auf den Ausgang des Streites geſpannt, achteten ihrer nicht; Einige winkten ihr ſogar aufmunternd zur Flucht. So rannte ſie fort durch Bucklersbury und das feuchte Pancrazgäßchen. In der Angſt nahm ſie das Lachen, Rufen und Pfeifen neckender Geſellen hinter ihr für erneute Verfolgung. Athemlos eilte ſie weiter, ſie wußte nicht wohin, noch wo ſie ſich befand, wendete ſich rechts hinauf, und ſtürzte auf einmal ins Gewühl von Cheapſide, wo die Straße am breiteſten war. An der Ecke eines Hauſes ſtand eine Sänfte mit klaffender Thüre. Thekla ſchlüpfte hinein und ſank faſt bewußtlos auf den Sitz. Ihr Herz ſchlug heftig, während ſie eine Weile mit geſchloſſenen Augen ſaß. Bald erwachte ſie vom Brauſen der Menſchen auf der Straße. Sie ſchlug die Augen auf und ſah, daß ſie im Hereinſchlüpfen die Thüre anzuziehen nicht vergeſſen hatte. Nun beſann ſie ſich auch auf zwei Sänftenträger, denen ſie unbemerkt geblieben war, weil beide eben als ſie einſchlüpfte, lachend einer Balgerei zuſahen. Nach und nach legte ſich ihr Blut und ihre Angſt; je mehr es in der Straße lärmte, deſto ſicherer fühlte ſie ſich in ihrem Verſteck. Aber wie lange konnte ſie hier bleiben? Die Sänfte wartete natürlich auf Jemand, der einſteigen würde. Sie ſchielte durch das Zugvorhängchen, und hielt vor einem anſehnlichen Hauſe mit hohen Giebeln, Schießſcharten und italieniſch verzierten Säulen. Sie wünſchte die Dämmerung herbei, um wieder hinauszuſchlüpfen, und irgend eine öffentliche Herberge zu erfragen.

Allein plötzlich rief eine ſanfte Stimme vor der Sänfte die achtloſen Träger an, und der Schlag ging auf. Eine ſchlanke junge Lady fuhr beim Eintritte erſchrocken zurück. Thekla ſtreckte bittend die Hände entgegen. — Man verfolgt mich, flüſterte ſie; ich habe mich herein gerettet. Gebt mich nicht dahin, nehmt mich nur eine Strecke vom Platze mit!

Die Lady wies die neugierigen Träger an die Stangen, und ſetzte ſich ſtumm neben Thekla. Die Sänfte hob ſich und ſchwankte fort. Kein Geſpräch entſtand; man hörte das Lachen und die Späße des Pöbels draußen. Zuweilen ſchielte die Lady mit vornehmer Miene nach dem ſchönen Mädchen an ihrer Seite und ſchien ſich an deſſen überladenem Anzuge zu befremden. Auch Thekla kam nicht zu Wort. Sie ſtieß ſich an die kalte Miene der Lady, und konnte ſich auf nichts beſinnen, was ſie zu ihrer eigenen Rechtfertigung vorbrächte. Das Ausſehen der Lady war vornehm und ſchwächlich; ihre Haut, ihre feinen Zähne waren wie durchſichtig. Der koſtbare, aber geſchmackvolle Anzug verrieth zwei edle Häuſer: dasjenige, dem ſie angehörte, und jenes, aus dem ſie von einem feierlichen Beſuche kam.

Die Straße ging zu Ende, und bald war man durch Newgate zur City hinaus. Nach Holbourne hinauf ward es ſtill, und endlich kam man an einen einzeln ſtehenden Palaſt. Die Lady verließ die niedergeſetzte Sänfte mit den Worten: hier iſt es ruhig; Niemand iſt uns gefolgt. Wohnt Ihr in der Nähe, oder — wünſcht Ihr Euch etwa der Sänfte weiter zu bedienen?

Ach! Ich bin gänzlich unbekannt, ich bin fremd in London, antwortete Thekla ſeufzend.

Die Lady maß das fremde Märchen mit unentſchloſſenem Blicke. — Die Nacht iſt vor der Thüre, ſagte ſie endlich. Ihr ſeid fremd in London? Dann möchte ich

Euch vor unſerer gaſtlichen Thüre nicht wegweiſen. Kommt denn mit herein! Ich denke wol, wir dürfen Euch bis morgen eine Zuflucht gewähren?

Thekla, ohne ſich an die halb mistrauiſche Frage zu ſtoßen, dankte mit Verneigung, und folgte der Einladung durch ein feſtes Thor in den Vorhof. Sie konnte kein Wort des Dankes finden, ihr Herz fror unter dem kalten Blicke der Lady. Dennoch mochte ſie das Anerbieten nicht abweiſen. Sie fühlte ſich in der weiten Stadt wie verloren, und faßte ohne viel Ueberlegung die erſte dargebotene Hand. Man ſtieg eine Treppe hinauf; die Bedienten wichen ehrerbietig zurück. Durch einen ſchmalen Seitengang gelangten ſie zu einem hintern Zimmerchen. Hier könnt Ihr ruhig ſein, bemerkte die Lady. Morgen früh ſtelle ich Euch meiner Mutter vor.

Thekla blieb nun allein zurück. Sie verriegelte die Thüre und warf ſich in einen Seſſel, höchſt verſtimmt, ohne zu wiſſen worüber. Doch das Stübchen war ſo traulich, die dämmernde Stille that nach der geräuſchvollen Angſt und Unruhe ſo wohl, daß ihr Herz ſich bald erheiterte. Sie machte ſich bequem, und überlegte ihre ſo plötzlich veränderte Lage. Wie es ſchien, war ſie bei einer vornehmen Familie eingekehrt: wie ſollte ſie darin auftreten und ſich benehmen? Als Unbekannte konnte ſie eines angeſehenen Hauſes Schutz nicht annehmen; durfte ſie aber ihre Abkunft und ihre Verbindung mit Lasko bekennen? Vielleicht kannte man Lasko in dieſer Familie; wenigſtens hatte er ſich, ſeiner Erzählung nach, bei Hofe vorſtellen laſſen, und beſuchte die erſten Häuſer. Thekla ſann hin und her, ja ſie kämpfte mit ſich. Vielleicht wenn ſie gleich morgen früh dankend Abſchied nähme, könnte ſie aller nähern Erklärung ſich entziehen; vielleicht wäre es auch eben kein großes Unrecht, wenn ſie ſich in irgend eine erdichtete Erzählung einhüllte, um dann in längerm Schutze des Hauſes einen günſtigen Augenblick zu irgend einem Unternehmen abzuwarten. Sie mußte ſich geſtehen, daß bei den geringen Mitteln auf eigene Hand zu leben, ſolch' ein Unterkommen ein rechtes Glück für ſie wäre. Freilich mußte ſie vor Allem die günſtige oder ungünſtige Aufnahme der Hausgebieterin abwarten, ehe ſie weitere Entwürfe machte. Aber der Gedanke, unter irgend einer Erdichtung länger in einer vornehmen Familie zu verweilen, behielt für Thekla, die für alles Phantaſtiſche und Geheimnißvolle einen Hang hatte, etwas ſehr Lockendes. Und wenn ſie einmal ins Phantaſiren kam, gerieth ſie auf die wunderlichſten Gedanken. So ſah ſie bald den eben erlebten Zufall ihrer Rettung für ein Verhängniß an, und zweifelte nicht, eine ſo unerwartete Fügung müſſe vorbeſtimmte Folgen haben, — der günſtige Zufall werde ſich in ein glückliches Schickſal verwandeln. Dabei dachte ſie freilich an jenen intereſſanten Mann, der ihr auf ſo heiterkecke Weiſe Schutz und Geleit angeboten hatte. Lasko ſchien ihn als Schauſpieler zu kennen, da er ihn auf das Theater verwieſen hatte. Wer er aber auch ſein mochte, — ſie fand es immer ſchmeichelhaft, einen ſo raſchen, lebhaften Eindruck in der großen Stadt gemacht zu haben, und der leichtſinnige Gedanke ſtieg in ihr auf, es könne ihr mit ihren ſchönen Gaben nie und nirgends fehlen.

In dieſen lebhaft wechſelnden Stimmungen überhörte ſie ein leiſes Klopfen an die Thüre, und erſchrak, als es laut anpochte. Sie öffnete mit Zagen. Ein Mann trat herein, deſſen Anblick alsbald beruhigen konnte. Denn bei der brennenden Lampe, die er trug, war der Hausnarr nicht zu verkennen. Doch war es keiner der jüngern, bockſpringluſtigen, ſchellenbehangenen, ſondern ein älterer Mann in langem, golbverbrämtem Sammetrock und kapuzenartiger Kopfbedeckung; die auf das Kleid geſtickten Füchſe und Eichhörnchen waren in Farbe verblichen und faſeten ſich hier und dort aus. So erſchien er als abgelegter und auf das Gnadenbrot geſetzter Diener einer der neumodiſchen Familien, welche die alte Sitte der Vornehmen, einen Hausnarren zu halten, abkommen ließen; ſodaß dies letzte Subject ſeines Berufs in dem abgetragenen Narrenkleide wie eine Ruine verfiel. Dies Misgeſchick ſah man auch dem unzufriedenen Geſichte des Mannes an, in deſſen ſtehend gewordenen Lachzügen aus älterer Zeit ſich ein jüngerer Mismuth anſiedelte.

Glücklicher Abend! grüßte er. Nicht wahr, du brauchſt Licht? Oder haſt du brennende Erinnerungen, ſchöne Perſon?

Um einen Narren zu ſehen, wäre es wol noch hell genug geweſen, antwortete ſie.

Darin haſt du recht, gutmüthiges Ding, fuhr er fort: denn ein Narr iſt ſelber ein Licht, wiewol ich zu jenen abgebraanten gehöre, die nur noch dampfen.

Dann wird mir dein übles Dampfen Hüſteln verurſachen, ſcherzte Thekla.

Und ich denke dann, du huſteſt mir aus einem dunkeln Eckchen in Bermudas, ſtichelte er.

Bei dieſen Worten ſah der alte Schalk Thekla ſcharf an —, verwundert, daß ihre Miene ganz unbefangen blieb. Aber freilich war Thekla zu fremd in London, um den Namen eines Quartiers zu kennen, in deſſen dunkeln Gäßchen nur Elend und Unſittlichkeit hauſte, und ſchlechte Schuldner Zuflucht ſuchten. — Er fuhr alſo fort: Ich weiß nicht, ob du die dunkeln Abende gern haſt, Schweſter. Sie werden aber, obſchon wir im Frühjahre ſind, alle Tage länger, weil die Narren hier in London im abnehmenden Lichte ſtehen.

Warum nennſt du mich Schweſter, du Narr? fragte Thekla.

Wenn du mich kurzweg Narr nennſt, dann bin ich freilich nur dein Stiefbruder, lächelte er. Da ich aber ein abgängiger Narr bin, ſo kann ich dich ſchon eher Schweſter nennen; oder ich müßte dich nicht für eine abgängige Thörin halten. Mithin ſind wir Beide auf dem Wege der Beſſerung, alſo Geſchwiſter im Guten, — Trübſalsgeſchwiſter.

Auch dieſe Anſpielung auf die Puritaner, von einem ſtechenden Blicke begleitet, blieb unverſtanden; wie denn Thekla überhaupt nicht errieth, daß der ſchlaue Alte nur aus Neugier gekommen war, um über das ſo heimlich eingeführte und verwahrte Mädchen etwas Näheres heraus zu bringen. Nach Dem, was die zwei handfeſten aber hirnlahmen Sänftenträger in der Geſindeſtube erzählt hatten, war dies Völkchen der Dienſtboten auf die wunderlichſten Vermuthungen gerathen. Der Narr glaubte aber ſelber nicht zu irren, wenn er die ſchöne Unbekannte für ein verirrtes Mädchen nähme, welches die frömmelnde Lady auf den Weg der Beſſerung und in die Verſammlung der Puritaner zu führen ſuche. An den Federn hatte er, ſeinem Ausdrucke nach, den gerupften Vogel erkennen wollen. Dieſer Ausdruck aber bezog ſich auf den Anzug Theklas; indem ſich damals in London leichtfertige Frauensperſonen ſehr bunt zu tragen pflegten. Nur ſchien dem Narren jetzt viel darauf anzukommen, ob der liſtige Vogel der Lady zugeflogen ſei, um ſich zu mauſern und eine Zeit lang füttern zu laſſen, oder ob ihn die fromme Alice eingefangen, um ihm mit Gewalt einige Pſalmen vorzuorgeln, und das gottloſe Geflügel für den Himmel abzurichten. In ſolcher Vorausſetzung taſtete er in ſeinen Anſpielungen mit ziemlich grober Hand. Er hätte nicht ſo eingebildet auf ſeinen Scharfſinn ſein müſſen, wenn er zarter hätte zu Werke gehen ſollen.

Ich verſtehe dich nicht, Narr! verſetzte auf jene Bemerkung Thekla mit einiger Ungeduld über ſolche Anſpielungen, die nur durch ein ſchalkhaftes Lächeln beleuchtet waren.

Das iſt mir ein Zeichen deiner ſchon tief gewurzelten Beſſerung, lächelte der Narr; denn ein Mädchen, das mich in der That nicht verſteht, muß ſelber ſchwer zu — begreifen ſein. Wenn du ernſtlich dafür gelten willſt, liebe Schweſter, ſo laß uns um ſo vertraulicher aneinander vorübergehen. Es iſt ein wichtiges Begegnen, unſeres: denn geht's auch abwärts mit mir, geht's doch mit dir aufwärts.

Warum aufwärts, Narr, und wie?

Ei, iſt das nicht aufwärts, wenn eine Wincheſtergans zu einem himmliſchen Schwan wird? rief er laut lachend aus, und ſetzte ſchnell, um die Bitterkeit, nach Narrenweiſe, wieder wegzuſchmeicheln, hinzu: In der That, Schweſter, du haſt einen ſehr ſchönen Hals. Und willſt du wiſſen, warum es mit mir abwärts geht?

Weil du ein lahmer Narr biſt, deſſen Witz mit keiner Peitſche mehr in Trab zu bringen iſt, erwiderte ſie. Sage mir lieber, Narr, ehe dein dampfend Licht vollends erliſcht, in welchem Haus ich mich befinde.

Dieſe ganz ehrliche Frage verblüffte den Narren und verwirrte ſeine Vermuthungen.

Was? du kennſt unſere Lady nicht, rief er aus, und kommſt doch in ihrer Sänfte mit?

Die Sänfte ſtand mir bequem im Wege, als ich eben einer Unterkunft bedurfte, und Eure Lady nahm ſich meiner an.

Ei! ſchüttelte der Narr den Kopf. Alſo wirklich unſerer Lady unbekannt, und keine Wincheſtergans?

Was iſt das? fragte Thekla.

Der Narr lachte ſo ſchalkhaft und keck, daß Thekla aus mädchenhafter Ahnung der ſchlimmen Bedeutung dieſes Wortes hoch erröthete. — Und wirklich waren mit dieſer Benennung jene unglückſeligen Geſchöpfe gemeint, deren heimlich beſuchte Wohnungen damals, ſeltſam genug, ſtatt unter einer weltlichen Polizeibehörde, unter dem Amtsgebiete des Biſchofs von Wincheſter ſtanden.

So, ſo? ſchmunzelte der Narr, die Hände reibend. Ein verſcheuchtes ungerupftes Geflügel, — eine Seltenheit! Und von der frommen Alice eingefangen und eingehegt zum Schutze vor Stoßvögeln!

Er lachte und klatſchte in die Hände. Es fiel ihm ein, welch' ein Spaß es wäre, wenn der junge Graf ſich in das ſchöne Mädchen verliebte, und die Schweſter hätte es ihm in all' ihrer Frömmigkeit zugeführt. Seit er den Narren nicht mehr ſpielen durfte, war er ſehr boshaft geworden. Mit ſchadenfroher Miene verneigte er ſich gegen Thekla und ſprach: Das ſchöne Abendroth auf deinen Wangen, theures Heggeflügel, bedeutet heitere Witterung für die Grafſchaft Southampton. Jagdwetter für den Grafen. Huſſah, ſchöne Lady! In Eurer Hand — erlaubt mir ſie zu küſſen! — liegt meine Verjüngung. Ich denke, wir werden doch gute Geſchwiſter werden. Ich will jetzt gleich den abgelegten Feſtrock wieder hervorholen und die Schellen wieder anheften, benebſt der Hahnenkammmütze. Koko, mein Affe, wo biſt du? Komm herbei, du Narrengeſelle! Wir Beide gelten wieder! Die Familie Southampton braucht wieder einen Narren, — der Graf oder die Schweſter, Eins von Beiden braucht ihn. Vielleicht alle Beide! He da! wo iſt meine Pritſche, und mein alter Schnappſack, und mein alter Affe? Juchhe, Narr! Juchhe! Ich trete bei den Frommen in Dienſt!

Mit dieſen Worten hüpfte der Alte, die Finger ſchnelzend, fort, und verſuchte mit neuer Luſtigkeit jene ſpaßhaften Sprünge wieder, für die ſeine Beine zu ſteif geworden waren.

Nicht ſo luſtig blieb Thekla zurück. Was ihr an den Anſpielungen des Alten unverſtändlich war, fühlte ſie doch in ſeiner argen Bedeutung heraus. Es empörte ſie noch mehr, als es ſie ſchmerzte. Ihr Herz ſchlug heftig, indeß ſie ihren Schatten an der Wand anſtarrte. — Nein, das ertrage ich nicht! rief ſie endlich aus. So denkt das Geſinde von mir? Daher alſo der Lady verachtendes Auge? Sie hat dieſe Schmach auf mich ausgeblickt; warum dächte ſonſt die Dienerſchaft ſo ſchlimm von einem Mädchen, das mit ihrer „frommen“ Lady kommt? So darf ich das Haus nicht verlaſſen! Sie ſollen mich kennen! Beſchämt will ich ſie ſehen! Ha, dieſer hochmüthigen Lady will ich begegnen! — Roſalie! Roſalie! So gehen ſie mit mir um, die Erſten, bei denen ich Zuflucht ſuche. Ich bin keine —! O heil'ger Schutzengel mein!

Sie warf ſich in den Seſſel mit der ſchmerzlichen Betrachtung, daß ſie den Anfechtungen Lasko's nur entflohen ſein ſollte, um in einen ſo unverdienten Verdacht zu fallen. Und wie in ſo reizbaren Gemüthern die Empfindungen raſch wechſeln, ſo vergoß ſie die bitterſten Thränen. Ihr Herz, das kaum einen verhaßten Mann verlaſſen hatte, faßte einen neuen Haß gegen das Fräulein. Es empörte ſie, für verächtlich zu gelten, weil ſie hülfsbedürftig erſchienen war. Sie empfand nur dieſes Unrecht, das ihr widerfuhr, ohne zu überlegen, ob ein ſo tief kränkender Argwohn auch wirklich im Herzen ihrer Beſchützerin, und nicht etwa nur in der Geſindeſtube entſprungen ſei. Wohin auch ihre aufgeregten Gedanken ſchwärmten, Thekla kehrte immer wieder zu dieſer ſchmerzlichen Vorſtellung zurück, und beſtärkte ſich nun deſto mehr in der Abſicht, ſie müſſe jetzt bleiben und ſich rechtfertigen. In ihrer Unklarheit ward ſie natürlich nicht inne, daß ſie gerade nur aus Angſt vor einer unbeſchützten Reiſe über Meer jeden erſten Anlaß, an Ort und Stelle zu bleiben, gern ergriff. Aber nun mußte ſie auch überlegen, wie ſie ſich geltend machen, das heißt, wofür ſie eigentlich gelten wollte. Sie ſann hin und her, doch war ſie viel zu unruhig zum Ueberlegen, und riß ſich endlich mit dem Gedanken los, — es habe ja Zeit damit bis morgen; es werde ihr ſchon etwas einfallen, — etwas Gutes träumen.

Ein Dienſtmädchen erſchien mit einigen Schüſſeln zum Abendeſſen. Es lächelte ſehr ſchnöde und geberdete ſich ziemlich vertraulich. Allein Thekla wußte ſich ſchnell mit gemeſſener, vornehmer Haltung dem Mädchen ſchwer zu machen, und es zur Unterwürfigkeit hinabzudrücken, ſodaß die übermüthig gekommene Dienerin zuletzt froh war, auf freundliche Fragen Thekla's über die Verhältniſſe des Hauſes und der Herrſchaft ſich mit gefälligen umſtändlichen Nachrichten aus der Verlegenheit zu ziehen.

Fünftes Kapitel.

So viel leidenſchaftliche Vorfälle eines ſpäten Nachmittags bebten noch in Thekla's Schlaf hinein und beunruhigten ihn mit Träumen. Auch die Fabel, mit welcher ſie in der gräflichen Familie ſich einführen wollte, ſetzte ihre Phantaſie in Unruhe. — Ein Märchen oder eine recht ſpannende Erzählung zu erfinden, war ſonſt für Thekla ein Spiel und eine Luſt; wenn ſie auch ihre Erdichtungen meiſt nur aus eigenen Begegniſſen und aus unzählig geleſenen italieniſchen Novellen zuſammenwob. Nun aber fiel es ihr, bei der Sorge, die ſich damit verband, nicht ſo leicht, ihre eigene, in ein ſo vornehmes Haus hineingewehete Perſon unter den ihr unbekannten Verhältniſſen dieſer Stadt mit einem Gewebe angeblicher Erlebniſſe ſo einzukleiden, daß ſie dabei glaubwürdig und intereſſant zugleich erſcheinen könne.

Als Thekla früh am Tage ihren Anzug ordnete, war ſie mit ſich einig, die zwiſchen Schlaf und Wachen ausgedachte Erzählung von ihrer Herkunft und ihren Schickſalen ganz allgemein zu halten, um ſich auf etwa nachfolgende Fragen und Bemerkungen ihrer Zuhörer in den weiteſten Maſchen der Erfindung deſto ungebundener drehen und wenden zu können. Sie legte einiges von den Kleidungsſtücken, die ſie blos der Flucht wegen mitgenommen hatte, bei Seite; ſodaß Alice, als ſie ihren Gaſt zur Mutter abzuholen kam, überraſcht war, die ſchöne Fremde ſo viel einfacher gekleidet zu finden. Dies Wohlgefallen des Geſchmacks miſchte ſich in ihre Stimmung. Sie gab ſich heiterer hin, nahm mit Freundlichkeit Platz, und Thekla fand, daß dies zarte Antlitz einen ſeelenvollen Liebreiz gewinnen konnte. — Nachdem Alice ihren Gaſt mit dem Namen und Rang des Hauſes bekannt gemacht hatte, erhoben ſich Beide nach dem Zimmer der Gräfin. Sie kamen durch mehrere Gemächer, die eben vor der milden Morgenſonne gelüftet wurden. Die Einrichtung verrieth geſchmackvollen Reichthum. Die koſtbarſten Teppiche und gewirkte Tapeten, theils Figuren, theils Landſchaften darſtellend, bekleideten die Wände und waren größtentheils in zierliche Stellrahmen geheftet. Es fehlte nicht an Gemälden, die ſich als werthvoll durch ihre ſeidenen Vorhänge verriethen. In einem größern Gemache waren die Tiſche aus feinen Blättern, um nach Bedürfniß Platz zu machen, mit beweglichen Schragen ſo eingerichtet, daß ſie an der Wand emporgehoben und befeſtigt werden konnten. In den Ecken ſtanden metallene Candelaber, geſchmiedete Rittergeſtalten in Rüſtung, mit ausgeſtreckten Armen, worin die Dillen der Kerzen lagen.

Das Zimmer der Gräfin war einfach und heiter ausgeſchmückt. Unter den Mobilien erblickte man ein reichbeſetztes Büchergeſtell, auf welchem die koſtbar gebundenen Schriften nach damaligem Geſchmack, nicht mit dem Rücken, ſondern mit dem Schnitt herausſtanden, ſodaß man das ſeidene Band oder die goldene Klammer, womit die Decken verbunden waren, vor Augen hatte.

Thekla fand die Gräfin Southampton in einem Seſſel bei Spitzenklöppeln in geſchmackvollem Morgenkleide, noch jugendlich ausſehend und als eine heitere, freundliche Frau. Bei dem Ernſt und Alter der Tochter, die ſchon über zwanzig Jahre war, hatte Thekla ſo viel Schönheit und Anmuth der Mutter nicht erwartet, und fand es nun nicht mehr auffallend, was ihr das Hausmädchen beim Abendeſſen erzählt hatte, daß Sir Thomas Heminge, der Königin Schatzmeiſter, ſich um eine ſo einnehmende Witwe leidenſchaftlich bewerbe.

Die Gräfin, von ſo viel Schönheit und Anſtand ihres Gaſtes auf das Angenehmſte überraſcht, empfing Thekla mit vertraulichem Lächeln, und winkte Alicen, die Frühſtückſuppe reichen zu laſſen. — Habt Ihr Euch von der geſtrigen Angſt erholt? fragte ſie. Meine Tochter hat mir erzählt, auf welche überraſchende Weiſe ſie Euch in ihrer Sänfte gefunden, als ſie vom Beſuch einer Freundin zurückkehren wollte.

Verzeihung wegen des Schrecks, den ich Euch verurſacht! ſagte Thekla zu Alicen. Meine Abſicht war, mit angebrochener Dämmerung die Sänfte wieder zu verlaſſen, die mir ſo recht gelegen im Wege geſtanden war. Ihr ſeht, gnädige Gräfin, wie man in der Angſt gar nicht zweifelt, eine Sänfte müſſe gerade ſo lange ruhig ſtehen bleiben, als man ſie nöthig hat.

Das Engliſche iſt nicht Eure Mutterſprache, bemerkte die Gräfin.

Thekla verſtand den Wink, und um auch ihre Befangenheit eher loszuwerden, knüpfte ſie gleich ihr ausgedachtes Geſchichtchen an. — Ich bin erſt wenige Wochen in London, ſagte ſie, und habe mein vorher gelerntes Bischen Engliſch noch wenig bereichern können. In Antwerpen zwar fehlte es mir nicht an Gelegenheit zum Engliſchen, doch fällt einem italieniſchen Munde die Ausſprache ſchwer. Freilich war nur meine Mutter aus Italien, allein ich war mit ihr mehr als mit dem Vater, ſie ſprach und las mit mir dieſe weiche Mundart und verzärtelte dadurch meine Zunge.

Alſo von italieniſchem Geſchlecht? fragte die Gräfin.

Ja, Gnädige! fuhr Thekla fort. Mein mütterlicher Großvater ſtand in Dienſten Margarethens von Oeſtreich, der Statthalterin der Niederlande, die bekanntlich einen italieniſchen Gemahl und italieniſche Dienerſchaft hatte. Als ſie nach Ankunft des grauſamen Herzogs Alba dieſem das Regiment übergab, die Niederlande verließ, und einige ihrer vertrauteſten Räthe mitnahm, lag mein Großvater ſterbenskrank und blieb zurück. Lange hatte er die Bewerbungen eines reichen Niederländers um die Hand ſeiner Tochter abgewieſen. Nun machte ihn der Kummer um ſein einzig Kind, wenn er es ſterbend hinterlaſſen müßte, nachgiebiger. Er verſagte ſeine Einwilligung nicht länger, und kaum war die Ehe vollzogen, ſo ſtarb er auch. Seine Tochter folgte ihrem Gemahl nach Antwerpen. Hier ward ich geboren und wuchs vergnügt auf. Der ſpaniſche Druck war ſo ſchwer, daß der Vater dem Himmel dankte, als weiter keine Kinder nachfolgten. Ihr habt von der Belagerung Antwerpens gehört. Ein Brand traf meines Vaters Magazine, eine Bombe meine arme Mutter. Dem Vater blieb von ſeinen Reichthümern wenig übrig; doch wäre es zu einem neuen Anfang hinreichend geweſen, da ging aber nach ſchreckvollen Tagen die Stadt an die Spanier über. Mein Vater wurde als heimlicher Proteſtant verrathen, und hielt es für gut zu fliehen. Ein ehrloſer Vetter, dem ſeiner Liederlichkeit wegen mein Vater zweimal meine Hand verſagt hatte, verrieth uns. Nur mit Lebensgefahr entkamen wir. O welche Flucht war das! Ueberall im Lande ſtanden Galgen und Räder, die Opfer des Religionshaſſes hinzurichten, ja die Landſtraßen entlang erblickten wir an Bäumen und Pfählen Gehängte und Geköpfte. Denkt Euch, wie Fliehenden zu Muth iſt, die auf Wegen und Stegen ſchaudernd erblicken, was ihnen bevorſteht, wenn man ihrer habhaft wird. Und wir flohen meiſt bei Nacht. Hu, wie habe ich mich gefürchtet! Aus allen Dörfern hörte man die Todtenglocke; es war, als ob uns eine eherne Zunge nachrieſe und verrathen wollte. Dieſe Aengſte und die Bekümmerniß um mich ſetzten dem guten Vater ſo zu, daß er, als wir endlich doch hier in London glücklich angekommen waren, erkrankte und in Fiebern ſtarb. Nun blieb ich mir ſelbſt überlaſſen, ein ängſtliches Geſchöpf, allein, und in einer fremden Welt. Welche Lage! Ich nahm meine geringe Baarſchaft und all' meinen Muth zuſammen, um nach Frankreich zu gehen, wo meines Vaters Verwandte leben. Auch dachte ich daran, mit fremdem Beiſtand in Antwerpen noch einiges Vermögen zu retten. Aber wie ich im Begriffe bin, mit meiner Habe das Boot zu beſteigen, packt mich jener verrätheriſche Vetter, der unſere Spur verfolgt hatte, und mich nach langem Forſchen im Augenblick entdeckt, da ich mich retten will. Mit ſeiner anmaßenden Keckheit bemächtigt er ſich meiner Habe unter der Miene für mich zu ſorgen. An wen ſoll ich mich um Beiſtand wenden? Ich bin fremd hier, kenne keine Gewohnheit, keine Obrigkeit. Wen ich am Fluß anrede, hört mich entweder in ſeiner Geſchäftigkeit nicht, oder lacht über meine Ausſprache und läßt mich ſtehen. Bei den Schiffleuten erklärt ſich der Vetter für meinen Mann. Entſetzen befällt mich. Zuletzt, als der Vetter ſich mit meinen Sachen zu thun macht, und das Ufer von Menſchen wimmelt, die aus der Bärenhetze kommen, wage ich es und bin glücklich genug, zu entrinnen. Ich eile die Gäßchen aufwärts, doch der Vetter, hinter mir drein, faßt mich und will mich zurücknöthigen. Da wirft ſich aus dem um uns her gerinnenden Menſchenſtrom ein edler, ritterlicher Mann zu meinem Schutz auf. Ein Wortwechſel entſteht, die Degen werden gezogen. Umherſtehende winken mir, ich benutze den Augenblick und fliehe weiter. Immer tiefer in die unbekannten Gaſſen mich verlaufend, höre ich hinter mir Lärm, halte mich abermals für verfolgt, und finde, wie ich mich um eine Ecke wende, die, — ſo ſcheint es, — vom Himmel mir geſandte, Sänfte mit halb offener Thüre und die Träger entfernt. Die edle Lady rettet mich, und Ihr, gnädige Frau, mögt mir nun rathen, wie ich es angreife, um mit Gottes Hülfe nach Frankreich, oder den Niederlanden zu kommen, wenn es nicht etwa beſſer iſt, eine Zeitlang in London zu bleiben. Ich habe vergeſſen, — ich heiße Roſalie de la Roue.

Thekla hatte mit ſo viel Lebendigkeit und Ausdruck erzählt, daß Mutter und Tochter, ſtatt die Kunſt darin zu erkennen, von Theilnahme bewegt waren.

Wir müſſen doch gleich Eure Habſeligkeiten aus dem Schiffe zurückfodern, bemerkte die Gräfin. Mit dem ungezogenen Vetter, der ſie Euch vorenthält, wollen wir ſchon fertig werden.

Sie klingelte einem Bedienten.

Das Schiff iſt fort, fiel die betroffene Thekla raſch ein. Es iſt zu ſpät, gnädige Gräfin.

Wer ſagt Euch das, Roſalie? fragte Alice.

Der Wind war geſtern Abend umgeſchlagen, bekräftigte Thekla; die Schiffer, die nur darauf warteten, wollten bei Sonnenuntergang die Anker lichten. Entweder iſt nun der Vetter mitgeſegelt, oder wenn das Schiff liegen geblieben, hat er es mit meinen Sachen verlaſſen, weil ich ihm entgangen bin, und er fürchten muß, daß ich die Behörde gegen ihn aufbiete. O laßt doch meine Sachen immerhin verloren ſein: es war Flüchtlingshabe, von keinem großen Werth. Wenn man ſo viel verloren hat, als einen liebevollen Vater, mögen ſolche Kleinigkeiten mit dareingehen. Ach, und wenn man ſo viel wiedergewonnen hat, als in der Stunde der Verfolgung den Schutz eines edlen Hauſes, darf man da noch ein verlorenes Bündel in Anſchlag bringen?

Mit ſo artigen und gefühlvollen Worten lenkte Thekla das Geſpräch ab, aus Furcht, die Gräfin möchte noch auf andere Unternehmungen denken, die ſich an die unwahre Geſchichte anknüpfen ließen. — Jetzt erſt kam dem leichtgeſinnten Mädchen eine Ahnung, wie unmöglich es ſei, bei ſolchen Erdichtungen auch Alles und Jedes voraus mit zu berechnen, was die Andern vielleicht in der beſten Abſicht aus dem Erzählten machen möchten.

Der Gräfin blieb Thekla's Verlegenheit nicht unbemerkt; ſie legte aber in ihrem Zartgefühl dieſe Befangenheit ihres Gaſtes als Scham über ein wahrſcheinlich nur ſehr ärmliches Gepäck aus. Sie ließ daher alle weitern Vorſchläge fallen, und lenkte das Geſpräch auf die Noth der ſpaniſchen Niederlande. — Dies unglückliche Land geht uns Nachbarn beſonders nah, ſagte ſie, da wir Engländer noch die fürchterlichen Auftritte unſerer eigenen Religionskämpfe friſch im Andenken haben. Ja, mitten in unſerm jetzigen Frieden und im Glanze, der unſere glorreiche Königin umgibt, ſchweben wir in täglicher Beſorgniß irgend eines entſetzlichen Ausbruchs. Denn wir wiſſen gar wohl, daß heimliche Sendlinge derſelben Spanier, welche jetzt die Niederlande foltern, daß Jeſuitenzöglinge aus Frankreich täglich unter allerhand Verkappungen herüberkommen, um Verſchwörung gegen die Königin, Aufruhr der unterdrückten Papiſten anzuzetteln. Ich finde es daher recht natürlich, daß die Niederländer unſere Freundſchaft und ein enges Bündniß ſuchen. Ja, man ſpricht davon, ſie wollten ſich unſerer Königin als Unterthanen unterwerfen. Man erwartet in dieſen Tagen eine niederländiſche Geſandtſchaft in London. — Ei, was fällt mir ein! Ihr Roſalie. — Seht doch! das kommt ja recht gelegen: dieſe Geſandtſchaft, dies weltgeſchichtliche Ereigniß, mag das kleine Boot Eures Privatgeſchicks ins Schlepptau nehmen. Ich will ſagen, — Ihr könnt vielleicht mit dieſer Geſandtſchaft nach den Niederlanden, nach Antwerpen zurückkehren. Möglich, daß ſogar Bekannte Eurer Familie, Freunde des Hauſes de la Roue im Gefolge jener Botſchaft ſind. Jedenfalls ſollt Ihr uns bis dahin oder bis zu einer andern guten Gelegenheit ein angenehmer Gaſt ſein und Southamptonhouſe als Eure Zuflucht anſehen.

Die Gräfin umarmte das betroffene, nachdenkliche Mädchen zum Zeichen gaſtfreundlicher Aufnahme. Eine Unglückliche von edler Familie und ſo liebenswürdiger Bildung ſchien aller Herzlichkeit und Güte werth zu ſein.

Sie wurden durch den Morgenbeſuch des königlichen Schatzmeiſters, Sir Thomas Heminge, unterbrochen, eines Mannes in vorgerückten Jahren, aber von jugendlicher Lebendigkeit. Seinem Blicke und artigen Betragen merkte man gleich die Zuneigung für die Gräfin an. Seine Aufmerkſamkeit für Alice hatte etwas Gezwungenes: bald als ob er den Widerwillen der Tochter gegen eine Wiederverheirathung ihrer Mutter nicht beachten, — bald als ob er ihn verſöhnen möchte. Er drückte ſich gern ſo geziert aus, wie es damals bei Hofe üblich war, und wie es auch geiſtreiche Höflinge angenommen hatten. Dies mochte wol, wenigſtens zum Theil, daher rühren, daß die Königin in ihrem hohen Alter ſich für die Huldigung, ja zuweilen für Liebeserklärungen hübſcher Männer und Jünglinge empfänglich zeigte, wodurch ein eigenes Gunſtbewerbungsſyſtem entſtand, in welchem den Nebenbuhlern oft nichts übrig blieb, als bei kalten Empfindungen wenigſtens ſchöne Worte zu heizen, hinter denen ſich manchmal auch ein leiſer Spott verſtecken konnte. Dieſer ſüßliche Hofton erſchien nicht ſelten mit gelehrten Anſpielungen beſonders aus der alten Götterlehre aufgebauſcht, da die Königin und manche adelige Frauen die alten Sprachen trieben.

Nach den erſten Begrüßungen des Sir Thomas Heminge wollte ſich Alice mit Roſalie — wie Thekla nun im Hauſe hieß, — unter einem Vorwand entfernen; Heminge aber bat, ſie möchte bleiben, und holte eine ſaubere Handſchrift hervor, die er ihr mit bedeutendem Lächeln übergab.

Gedichte? rief Alice, das Heftchen durchblätternd aus. Seit wann gelte ich bei Euch für eine Liebhaberin von Gedichten, Sir Thomas?

Nur einen huldvollen Blick hinein, theuere Alice! bat der Schatzmeiſter. Schöne Sonette an Euern Bruder Heinrich gerichtet, und ihn zur Liebe und zur Vermählung auffodernd; die lieblichſten Sonette, ſüßer, als Edmund Spenſer's Verſe!

Mit einem Male, bei dem Gedanken an ihres Bruders Vermählung, war Alice freundlich, und zwar gewann Mund und Blick bei dem Lächeln einen holdſeligen Ausdruck. — Seltſamer Gegenſtand für eines Dichters Sonette! rief ſie. Und der Verfaſſer?

Von dem wir ſchon öfter geſprochen! verſetzte Heminge. William Sharper, der herrliche Burſche. Der Graf, Euer Bruder, hat bei dem eifrigen Beſuchen der Bühne dieſem Schauſpieler, ſeit er ihn als Dichter der bedeutenden hiſtoriſchen Dramen kennt, viel Aufmerkſamkeit geſchenkt. William ſcheint eine große Verehrung für einen ſo gnädigen Gönner gefaßt zu haben. Natürlich intereſſirt er ſich nun auch für des Grafen ſtadtkundig gewordene Herzensangelegenheit. Aber wie fein und artig! Er nimmt ſich nicht heraus, die Hinderniſſe zu kennen, die unſere Königin der Heirath macht, ſondern der Dichter pflückt, ſo zu ſagen, den Anlaß zu den Sonetten von der Liebenswürdigkeit des jungen Grafen ſelbſt. Geſtern, als ich der Theatergeſellſchaft für die bei Hofe gegebenen Vorſtellungen den Ehrenſold auszahlte, blieb William zurück und übergab mir die Handſchrift mit der Bitte, ſie dem Grafen zuzuſtellen. Eure Fürſprache, ſagte er mir, wird den Gedichten einen Werth geben, der ihnen fehlt. — Er iſt ein artiger, liebenswürdiger Mann und recht hübſch. Ja wol, theuere Alice, — wie nun Alles in der Welt auf Tauſch und Wechſelgewinn berechnet iſt: ſo hofft der Dichter durch meine Hand Empfehlung für ſein Werk, und ich ergreife daſſelbe, um mir damit einen heitern Blick von Euch zu gewinnen. Nehmt ſie, dieſe ſüßen Verſe, und ſtellt ſie ſelber Euerm Bruder zu. Eure ſchweſterlichen Wünſche haben an den dichteriſchen Verſen die beſten Verbündeten von der Welt. Wenn der liebenswürdige Dichter wüßte, daß er ſo glücklich Eures Herzens Thema getroffen und geſpielt hat! Als Nachtigall lockt er Eures Bruders Frühlingsherz zur Liebe und zu Hymens Bund. Aber dieſer Gott, deſſen Segen Ihr für den Bruder wünſcht, hat noch manch' andern Segen. Wenn Ihr, theure Alice, den Gott für einen Bruder anruft, wollt Ihr ihn für einen naheſtehenden Freund —

Er ſchwieg, denn er fürchtete, wenn er in dieſem bittenden Tone weiter ſpräche, der anweſenden Mutter zu viel zu vergeben; da dieſe, um ſich wieder zu vermählen, nicht von der Tochter Zuſtimmung abhing. Alice blätterte verlegen in der Handſchrift, bis Sir Thomas in ſeiner Verlegenheit lächelnd fragte: Nicht wahr, Alice?

Ich verſtehe Euch nicht, Sir Thomas! erwiderte ſie, und las aus Befangenheit laut einige Worte des erſten Sonettes aus der Handſchrift.

Ja du, der Welt nun jugendlichſte Zier
Und froher Herold all' der Frühlingsreize,
Begräbſt die Luſt noch in der Knospe dir —

Wie ſie leſend inne ward, daß die Verſe als ſpottende Antwort für den ſchon alternden Sir Thomas Heminge gelten könnten, erröthete ſie und hielt ein. Wirklich hatte die Gräfin das Verletzende der geleſenen Worte empfunden, und fragte raſch nach Hofneuigkeiten. So entſpann ſich ein Geſpräch, bei welchem beſonders Thekla ſehr aufmerkſam war. Denn ſie, die von früh an ſo viel Novellen geleſen und geträumt hatte, liebte nicht nur alles Novellenartige im täglichen Leben, ſondern fühlte auch, wie nöthig es ihr ſei, in den Zuſtänden Londons und in den Bezügen des Hauſes Southampton heimiſch zu werden.

Sechstes Kapitel.

So unzufrieden Alice war, daß dieſe fremde Roſalie gleich am erſten Morgen einen Blick in die Mishelligkeit des gräflichen Hauſes gethan hatte, ſo vergaß ſie es doch bald über ihr Vergnügen an den Sonetten. Dies Wohlgefallen galt nicht der Poeſie, noch weniger dem ihr unbekannten Dichter, ſondern ging aus der Beſtimmung der Verſe hervor, — eine Freude, wie ſie verſtändigen Menſchen eigen iſt, denen jede Poeſie nur um irgend eines Zweckes willen gefällt, als anmuthige Dienerin guter Abſichten.

Alice liebte nämlich ihren einzigen Bruder, wie eine einzige Schweſter mit ungetheilter Zärtlichkeit liebt. Sie fühlte ſich noch inniger zu ihm getrieben, ſeitdem ſie ihrer Mutter Herz wieder den Bewerbungen eines Mannes zugänglich ſah. In dieſer Zeit hatte der junge Graf, nur wenige Jahre älter als ſeine Schweſter, die Bekanntſchaft der ſchönen, liebenswürdigen Eliſabeth Vernon, einer Baſe des Grafen Eſſex, gemacht, und bewarb ſich um ihre Gunſt. Eliſabeth war Alicens Buſenfreundin und gewiſſermaßen ihr Schützling, weil ſie jünger, heiterer und hingebender als Alice war, und an dieſer ältern Freundin zugleich eine Vertraute ihrer heimlichen Neigung zu dem jungen Grafen hatte. Alice hielt dieſe Liebe ſehr hoch; ſie ſah in dem Geheimniſſe der Freundin das wünſchenswertheſte Glück für einen Bruder. Allein die Königin hatte ſich gegen die Bewerbung des Grafen erklärt, wie ſie denn, ſtolz auf ihren unvermählten Stand, ſich nur allzugern aus alternden Grillen, Launen und Eiferſüchteleien in Herzens- und Familienangelegenheiten miſchte. Während dieſer Widerſpruch den jungen Grafen, dem an ſeiner Monarchin Huld und Beförderung viel gelegen war, von einer förmlichen Erklärung gegen die Geliebte abhielt, erfuhr Alice, daß eine der Hoffräulein, eine leichtfertige, üppige Schöne, ſich um des Grafen Aufmerkſamkeit bemühe. Es war zu fürchten, daß die Königin am Ende dieſe Verbindung lieber zu Stande kommen ſähe, oder vielleicht ſchon begünſtige. Noch andere Gerüchte von dem luſtigen Leben mancher Freunde des Grafen kamen Alicen zu Ohren, und erweckten Beſorgniſſe, wie eine edle Schweſter ſie leicht empfindet; ſodaß der Wunſch, den Bruder würdig und glücklich vermählt zu wiſſen, zu einer unruhigen Angelegenheit für ſie erwuchs.

Wie angenehm mußten ihr daher eben jetzt die Sonette eines Dichters kommen, der ſeit kurzem in London eine namhafte Perſon geworden war, und nun durch einen günſtigen Zufall als ihr Verbündeter erſchien. Sie hoffte, daß ein ſolcher Zuſpruch bei dem für Poeſie ſo empfänglichen und ſchwärmeriſchen Bruder vielleicht noch eher, als ihre ſchweſterlichen Winke Eingang finden dürften. Urſache genug, Alicen aufgeräumt zu machen, ſodaß ſie zuweilen ſelbſt mit Thekla ziemlich unbefangen plauderte.

Jede Annäherung erneuerte jedoch bei Alicen den inſtinctartigen Widerwillen, den ſie beim erſten Anblicke gegen dieſe Roſalie empfunden hatte, und den ſie mit aller frommen Geſinnung und geſellſchaftlichen Bildung nicht unbemerklich machen konnte. Aber auch ohne dies waren Alice und Thekla zu verſchiedenartige Naturen, als daß es ihnen mit aller Selbſtüberwindung möglich geweſen wäre, ſich näher zu kommen und zu vertragen. Jede Aeußerung der Einen wurde von der Andern mit heimlichem Tadel aufgenommen, führte zu Wortwechſel und zu Misdeutung. Alice nahm ohnehin gern Alles zu ſchwer und ernſt, und ſah daher jede heitere Aeußerung Thekla's für Leichtfertigkeit an. Und Thekla, der es wirklich nicht an Leichtſinn fehlte, fand Alicen unausſtehlich. Etwas übermüthig durch die offenbare Gunſt der Gräfin Mutter, war ſie ſtets geneigt, einen Gedanken, der Alicen befremdete, nur deſto mehr auf die Spitze zu treiben. So ſprach ſie einmal von dem Unbekannten, der ſich ihrer jenes Abends gegen ihren Verfolger ſo manierlich angenommen habe, und ſetzte hinzu: Ich weiß nicht, wie mir jedesmal, wenn ich an ihn denke, Euer Bruder einfällt. Ich bin recht begierig, den Grafen zu ſehen. Wäre er nicht außerhalb Londons, ich glaubte gewiß, jener anmuthige junge Mann wäre der Graf geweſen.

Ach nein! lächelte Alice. Mein Bruder iſt mit dem Grafen Eſſex verreiſt. Euer fahrender Ritter iſt jedenfalls ein anderer Mann und ſchwerlich ein Graf geweſen.

Schwerlich? erwiderte Thekla gereizt. Habt Ihr Luſt, Milady, als unbekannte Pilgerin mit mir drauf auszugehen, wer von uns den erſten Grafen gewinne?

Bei dieſer kecken Frage wendete ſich Alice mit verachtender Miene weg. — Doch ließ ſie es noch zu keinem völligen Bruch kommen; vielmehr verſuchte ſie es, ihrer religiöſen Denkart gemäß, auf Roſaliens Sinnesänderung zu wirken. Ein Freund des Hauſes, Sir Chriſtopher Blount, ein Vierziger, und alſo in einem Alter, wo Männer nach Ehre oder Genuß jagen, bekannte ſich zu den Frommen, und beſuchte dann und wann Alicen; wenn es auch den Schein hatte, als beſuche er die Familie. Alice hegte auch für ihn eine hohe Meinung. Sie hoffte, des Freundes ernſte Anſichten über das Leben, ſein frommer Eifer gegen die Leichtfertigkeiten der Welt, ſeine Herabwürdigung der Künſte und Luſtbarkeiten würden Roſalien, das leichtfertige Mädchen, zum Nachdenken bringen, und zog ſie daher in ihre erbaulichen Unterhaltungen mit dem Freunde. Thekla betrug ſich auch ſehr geſezt in Blount's Gegenwart; die wunderlichen Redensarten des Puritaners ſchienen ihr eine neue Unterhaltung zu gewähren. Alice freute ſich dieſer Aufmerkſamkeit und dachte ſchon daran, ihren Gaſt mit in die Abendverſammlung der Brüder zu nehmen, zumal auch Blount dem fremden Mädchen viel Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſchien. — Was ſagt Ihr, Roſalie, zu Sir Chriſtopher? fragte Alice nach einigen Beſuchen deſſelben.

Ei nun, antwortete Thekla, er ſpricht gar erbaulich; aber ſeine Blicke ſcheinen mir doch einen andern Weg zu gehen, als ſeine Worte; wenngleich beide ſeltſam zu nennen ſind. Nehmt Euch vor ihm in Acht, Milady!

Seine Andacht iſt gewiß nur äußerlich. Der iſt ein Schleicher, darauf wette ich, und geht ſicherlich auf etwas ganz Anderes aus, als dem Himmelreiche Gewalt anzuthun.

Man kann denken, wie ſehr dieſe mit Lachen begleiteten Worte Alicen empörten. Einige bittere Bemerkungen gegen Thekla konnte ſie nicht zurückhalten, ſo ſehr hernach ihr Stolz ſich darüber kränkte. Von dieſem Augenblicke hielt ſie die ſchlimmſte Ueberzeugung von Roſaliens gemeiner und unverbeſſerlicher Geſinnung feſt.

So nahm zwiſchen Beiden unvermerkt eine feindſelige Stimmung zu, die aus einem Wechſelabſtoß zweier unverträglicher Naturen hervorzubrechen ſchien. — Glücklicherweiſe, um ſich in Southamptonhouſe halten zu können, fand Thekla deſto mehr Gunſt bei der Gräfin Mutter. Die heitere Frau liebte Muſik, und da Thekla den Verluſt ihrer Laute beklagte, ward ein gutes Inſtrument hervorgeholt, — Alicens Laute, die unbenutzt ſtand, ſeit das Fräulein bei wenig Geſchick für Geſang und Spiel auch eine religiöſe Abneigung gegen die Muſik gefaßt hatte. Thekla überraſchte mit einer herrlichen Stimme und einem in England ungewöhnlich ſchönen Vortrage die Gräfin und deren Freund, Sir Thomas Heminge. Dabei hatte ſie die Bruſt voll Lieder und eine kleine weiße Hand voller Akkorde. Doch war es weniger ein Talent zu nennen, womit Thekla ihre Zuhörer erfreute, als ein zur Muſik geborenes Naturel, welches durch das Inſtrument geweckt wurde. Denn ihre ganze Perſon ward zur Muſik: ihre Bewegungen waren fließende Anmuth, ihre Laune ein Zug von Melodien und eine zauberiſche Phantaſie blickte aus ihren Augen. In ſolcher Stimmung erzählte ſie wol auch Geſchichten oder ſtellte durch Geberdenſpiel wunderſame Märchen dar. Es war durchaus nichts Schauſpieleriſches im gewöhnlichen Sinne, ſondern ihr innerſtes Weſen ſchien nur durchleuchtend zu werden, und die Wirklichkeit der Perſon ging gänzlich in der Wahrheit des Dargeſtellten auf. Was ihr dabei zu ſtatten kam, war ein wunderbar biegſames Organ, mit welchem ſie die Stimme und Sprache anderer Menſchen auf das Täuſchendſte nachmachen konnte. Es war zum Erſtaunen; doch fühlte jeder Gebildete, daß man Roſalien zu ſolchen Leiſtungen nie auffodern dürfe, ſondern die gute Stunde für dies Aufblühen eines ungewöhnlichen Naturels abwarten müſſe, um ſich mit Bewunderung daran zu erfreuen. Einem näher Beobachtenden konnte es auch nicht entgehen, daß in ſolchen Augenblicken der innerſten Erregung bei Roſalien die beſten Gedanken, die edelſten Gefühle erwacht waren. Ein liebreiches Wohlwollen enthüllte ſich aus den Geſangstönen, eine anmuthige Gefälligkeit ſchwebte auf dieſem fertigen Saitenſpiel herbei. Muſik ſchien eben Thekla's innerſtes Weſen: ihre Seele war Fröhlichkeit und Fröhlichkeit ihre erſte Tugend.

Von nun an kam Thekla wenig aus den Gemächern der Gräfin. Die Lady überließ dem liebenswürdigen Mädchen gern jenen Theil des Umgangs, den ihre Tochter nicht mehr einnahm, weil dieſelbe einmal den Sir Thomas Heminge vermied, das andere mal ſich ihrer täglich zunehmenden frommen Richtung hingab. Die Gräfin wußte, daß Alice das Bethaus der Puritaner in Thurmhill öfter beſuchte. Der Mutter misfiel freilich dieſe neue Frömmigkeit; um aber Alicen Vorſtellungen dagegen zu machen, fühlte ſie zu ſehr, daß ihre eigene, nicht weniger neue Gunſt für den königlichen Schatzmeiſter der Tochter ebenſo wenig gefalle. Oft, wenn ſie ihr freundlich zuſprechen wollte, doch mehr die weltlichen Anſprüche ihres Alters und Standes geltend zu machen, flüſterte ihr etwas im Innern zu: daß wol die frühe Frömmigkeit eines jungen Mädchens eben nicht thörichter, als die ſpäte Heirath einer alternden Witwe ſei, und daß am Ende die Tochter noch viel leichter als die Mutter ihren erkannten Irrthum verbeſſern könne.

Siebentes Kapitel.

Inzwiſchen hatte Alice den Sonettenkranz wiederholt geleſen, und erwartete mit Ungeduld die Rückkehr des Bruders. Mehrmals hatte ſie die reinliche Handſchrift zurecht gelegt, um ſie mit zu Eliſabeth Vernon zu nehmen; allein jedesmal unterließ ſie es wieder, weil ſie eine Kränkung für die Freundin darin fand, daß der Mann, den dieſe ſo innigſt liebte, eines ſolchen Sporns und Antriebs zu muthiger Bewerbung bedürfen ſollte. Auch lag in den Verſen ſelbſt etwas ihr Misfälliges und was ihr verletzend für die Freundin vorkam. Hierüber ſich auszuſprechen, ſo zart es war, fand ſich Alice doch am andern

Morgen durch eine Art von Ereiferung hingeriſſen. Denn Sir Thomas Heminge fragte bei ſeinem gewöhnlichen Beſuche, was ſie nun zu den ſchönen Gedichtchen ſage. Der unverdroſſene Hofmann ließ auf ſchmeichelhafte Weiſe durchfühlen, wieviel er auf ihr Urtheil gebe. — Ich denke, fügte er hinzu, wir laſſen den Bruder, wenn er übermorgen kommt, den poeſieduftenden Kranz Abends auf dem Bette finden. Da mag er ihn vor dem Einſchlafen durchleſen, und Morpheus wird vollenden, was Apollo eingeleitet. Vielleicht erwacht der Bruder mit einem Muth und Entſchluß, der Euer Schweſterherz erfreut und unſere liebenswürdige Eliſabeth Vernon beglückt.

Den Bruder beglückt, Sir Thomas! verbeſſerte Alice und fragte dann, ob Heinrich, ihr Bruder, übermorgen wirklich käme.

Uebermorgen mit Graf Eſſex! war die Antwort. Zugleich bat Heminge um Verzeihung, daß man über den wahren Grund der Entfernung des Grafen Mutter und Schweſter habe täuſchen müſſen. Es galt kein Gütergeſchäft, ſondern einen Gang mit dem brutalen Hauptmann Gray, der wegen jenes dienſtlichen Vorfalls im letzten ſpaniſchen Feldzuge auf Genugthuung beſtand.

Der Vorfall war den Frauen bekannt, und da Heminge die Verſicherung gab, daß Graf Heinrich nicht nur unverletzt, ſondern auch ſein Gegner mit einer nur unbedeutenden Schlappe weggekommen ſei, ſo beruhigten ſich Mutter und Schweſter von ihrem flüchtigen Schreck.

Vielleicht war dieſer bedenkliche Waffengang kein Umweg zu unſern Abſichten, fuhr Sir Thomas fort. Die Gedichte finden jetzt ein deſto fröhlicher geſtimmtes Herz an unſerm liebenswürdigen Grafen Heinrich. Nach ſolcher Gefahr iſt man wieder recht aufgelegt, irgend etwas Bedeutendes für das gleichſam neugefundene Daſein zu verſuchen, dem wiedergewonnenen Leben mit etwas recht Werthem gütlich zu thun. Aber wir vergeſſen, theuere Alice, was Ihr zu den Gedichten ſagt, und ob ſie das Glück Eures Beifalls haben?

Ich weiß nicht, verſetzte ſie mit einiger Befangenheit, was die gewöhnlichen Männer im Auge haben, wenn ſie für ihr Leben wählen und ſich verbinden; der Dichter aber ſollte das höchſte Ziel, die edelſten Beweggründe eines ſolchen Bundes andeuten. In dieſen Sonetten iſt nun immerfort nur von der Schönheit des Jünglings, von der Vergänglichkeit des blühenden Daſeins die Rede, und welch' ein Glück es ſei, einen Erben alles Deſſen zu beſitzen, was ſo unwiderruflich verſchwinde. Es mag ja wol eine Freude ſein, Kinder zu haben, an denen man die eigenen abgewelkten Frühlinge wieder aufknoſpen ſieht; es mag auch die natürliche Beſtimmung der Menſchheit ſein, in immer erneuter Nachkommenſchaft eine irdiſche Ewigkeit zu gründen: aber das findet ſich von ſelbſt und ſollte gar niemals genannt werden; wogegen man mehr auf Das hinweiſen müßte, was ſo ſelten als die Hauptſache angeſehen wird, daß die Ehe ebenſo ein heiligeres Ziel habe, wie unſer ganzes Leben eine überirdiſche Beſtimmung hat. Warum ruft nun der Dichter einem Jünglinge, der ohnedies bei gutem Bewußtſein körperlicher Vorzüge iſt, immer nur zu: „Du biſt ſchön, du wirſt alt werden; wie unglücklich wirſt du dich fühlen, in trübſeligen Jahren keinen Erben deiner Kraft und Schönheit, keinen friſchen Ausſtrahl deines Lebens zu haben!“ Es iſt auch nicht ein frommer Gedanke in dieſen Sonetten. Könnte man dies nur dem Dichter recht ans Herz legen! Wenn er doch Jemand hätte, der ſeine großen Gaben rettete! Wie dürfte man die Ehe eine heilige Einſetzung nennen, wenn ſie blos beſtimmt wäre, dem irdiſchen, ſündhaften Leben, dieſem Minotaurus im Labyrinth der Erde, einen immer friſchen Tribut an Jugend zu liefern? Nein, die Ehe iſt der erſte Act der Erlöſung aus dem Sinnenleben, der ſorgfältig geſuchte Einklang zweier Herzen, in welchen der reine Grundton der Ewigkeit anſchlägt, um nach dieſem das ganze übrige Leben in ſeinem Dichten und Trachten zu ſtimmen.“

Dieſer fromme Ausbruch erregte eine befremdete Stille unter den Anweſenden. Sir Thomas Heminge ſuchte nach einem Auswege, um Alicen nicht zu widerſprechen, denn er fühlte wohl, daß er es gerade in dieſem Punkte gänzlich mit ihr verderben könnte. — Ihr habt da eine ſehr erhabene Anſicht ausgeſprochen, meine Theuere, ſagte er. Bedenkt aber auch, auf welche geheimnißvolle Weiſe gerade an dieſe Vorbereitung zum Himmel doch die Erhaltung der Erde geknüpft iſt. Jene Naturanſtalt, die erſt ſolche Weſen liefert, welche ſich zum Himmel vorzubereiten haben, kann eben darum keine Nebenſache ſein. Ja doch! Wie die Geburt früher iſt, als die Erlöſung, ſo iſt auch die Liebe älter, als die Hoffnung. Uebrigens finden ſich ſolcher engen Vereinigungen einer abwärts und einer aufwärts gehenden Richtung mehrere in der menſchlichen Natur, ſolcher Knoten möchte ich ſagen, wo ein irdiſcher und ein himmliſcher Faden zuſammengeknüpft ſind. Oder iſt

z. B. die betende Zunge nicht zugleich, und zwar früher, die ſchmeckende? So ſind auch in der Ehe, wie in allen Erſcheinungen des Lebens, ein Hereinbilden, ein Verdichten oder Dichten des Ueberſinnlichen zur Ebenbürtigkeit unſers Daſeins, und ein Trachten des Menſchlichen und Irdiſchen überhaupt nach höhern Zuſtänden miteinander verbunden. — In den beſprochenen Sonetten hat nun der Dichter ſein Theil herrlich durchgeführt. Welche ſchöne Lebensbilder, welche ſchöpferiſche Gedanken ſind nicht in dieſe Auffoderung zur Ehe eingewoben! Nehmt nur das achte Sonett, in welchem eine glückliche Ehe mit einer Muſik verglichen wird, durch Einklang zwiſchen Vater, Mutter und Kindern zu Stande gekommen. Laßt nur dieſe Lieder mit ihrem friſchen Naturwehen in des Grafen geſundes Herz einziehen, und wartet es ab, daß ein glücklicher Bund, wenn erſt geknüpft, zur rechten Zeit auch eine höhere Sehnſucht in den Verbundenen anregen werde.

Doch Eins ſchien das Andere nicht recht zu verſtehen. Nur Thekla lächelte zu Beidem, und ergriff endlich die Laute. Mit ſchnell erfundener Singweiſe pflückte ſie einzelne in ihrem guten Gedächtniß haften gebliebene Verſe aus dem Sonettenkranze. Sir Thomas und die Gräfin lächelten ihr beifällig zu. Schalkhaft blickte Thekla von ihm zu ihr, und indem ſie ſich anmuthig neben Heminge ſtellte, ſang ſie, gegen die Gräfin geneigt, mit dem ſprechendſten Ausdrucke einer Liebeserklärung die Schlußworte des fünfzehnten Sonettes:

Im Kampfe mit der Zeit lieb' ich Euch treu,
Und bringe, was ſie nahm, Euch wieder neu.

Alice verließ unzufrieden das Gemach, und Sir Thomas küßte der Gräfin inbrünſtig die Hand, indem er dieſelben Verſe mit zärtlichem Blick und Ausdruck wiederholte.

Achtes Kapitel.

In Erwartung ihres Sohnes wußte die Gräfin nicht gleich, auf welche ſchonende Weiſe ſie Roſalien für den Anfang aus dem Zimmer entfernt halten ſollte. Die adlige Abkunft, ſowie Bildung und Betragen der Fremden foderten gaſtfreundliche Behandlung. Eigentlich fühlte die Lady zum erſten male, daß ſie dem liebenswürdigen Mädchen unvermerkt ſchon zuviel Rückſichten eingeräumt hatte, und daß es daher leicht gekränkt werden könnte. Dennoch ſchien ihr um des jungen Grafen willen eine andere Stellung Roſaliens nöthig. Zwar ſetzte ſie kein Mistrauen in die Grundſätze und Geſinnungen ihres Sohnes, ſondern glaubte vielmehr durch ihre Erziehung die Neigungen und Triebe, den Geſchmack und das Temperament ihres Heinrich genau geregelt zu haben. Allein ſie wußte doch, wie leicht die Phantaſie ihres Sohnes einzunehmen, und ſein Herz zu einer gewiſſen ritterlichen Schwärmerei zu ſtimmen war. Eine ſo ſtrahlende Liebenswürdigkeit, wie Roſalie, in ein geheimnißvolles Unglück eingefaßt, durfte, ihrer Berechnung nach, dem Rückkehrenden jetzt nicht vorkommen, wo zweien Familien Alles daran gelegen war, daß des Jünglings Herz und Einbildungskraft unverlockt und unbefangen im Schwunge für ſeine Bewerbung um die ſchöne und reiche Eliſabeth Vernon bliebe. Die Abneigung der Königin gegen dieſe Verbindung erfoderte alle Aufmerkſamkeit und Thätigkeit des jungen Grafen; daher die Mutter klüglich Alles zu entfernen ſuchte, was ſein Intereſſe, ſeinen Eifer theilen und aufhalten könnte. — Sie überlegte, wie Roſalie anderswo unterzubringen wäre, bis eine Erklärung ihres Sohnes gegen Eliſabeth Vernon erfolgt ſei. Es wunderte ſie, daß Alice bei ſonſt ſo wenig gutem Vorurtheil für Roſalien ſo ruhig blieb. Die Gräfin hätte ſich gern ihrer Verlegenheit überhoben geſehen, und fürchtete doch, ihre Tochter mit einem Auftrag in dieſer Sache anzugehen, aus Beſorgniß, ſie möchte zu wenig ſchonend verfahren. Allein Alice dachte an keine Vorſicht. Es fiel ihr, wie vielen Schweſtern, gar nicht ein, daß ein für ihr Gefühl abſtoßendes, zweideutiges Mädchen einem edeln Bruder liebenswürdig und verführeriſch erſcheinen könne; zumal ſie denſelben durch entſchiedene Neigung für ihre Freundin für gebunden und verlobt anſah.

Während die Gräfin dieſe Angelegenheit bis auf die letzten Augenblicke hin und her wendete, kam ihr Thekla ſelbſt zuvor. — Gnädige Gräfin, ſagte ſie des Abends, morgen trifft Euer Sohn ein; beſſere Geſellſchaft wird dieſe Zimmer beleben; erlaubt mir die Laute mit in die Einſamkeit meines entfernten Zimmers zu nehmen. — Thekla hatte von der Gräfin gehört, welche zahlreiche Geſellſchaft nach der Rückkehr des jungen Grafen in

Southamptonhouſe verkehren werde. Sie war fein genug, zu fühlen, daß ſie dabei überflüſſig ſei, oder einer neuen Einladung bedürfe. Wahrſcheinlich erwartete ſie auch eine ſolche; ſie erhielt aber nur die freundliche Antwort: Gern, gern, gute Roſalie! Die Laute kann Euch freilich angenehmer ſein, als das tolle Gerede ſo vieler Euch unbekannter Perſonen, die wenigſtens für den Anfang unſer Haus überſtrömen werden. Ich denke Euch in guten Stündchen aufzuſuchen, um mich ſelbſt bei Euch zu erholen.

So war denn Thekla wenigſtens für den Anfang entfernt, und die Gräfin beruhigte ſich mit dieſer freilich nur halben Verbannung um ſo lieber, als ſie ihr leicht gemacht worden war. Roſalie ſchien ihr auch entfernt genug; denn ihr Zimmer lag in einem Hinterbau auf einem Gang, den der Graf nie zu betreten pflegte, und ſah ins Freie hinaus nach den Feldern des nahen Dorfes Sanct Giles. Eine eigene Treppe führte von dem Gang hinab zu einer Hinterthüre auf den Dorfweg. Die Gräfin rieth noch Roſalien, ſie möchte zuweilen die Stadt beſuchen, und ſtellte ihr einen Bedienten zur Verfügung, damit ſie ſich nicht verirre und im Volksgedränge unangefochten fortkomme.

Der Graf war nun zurück, und Southamptonhouſe ward wieder von der regelmäßigen Flut der vornehmen Welt erreicht, die vom Strand und der Fleetſtraße nach jenem halbländlichen Sitze hinaufſtieg.

Wo ſchlügen Wogen an, die keinen Schaum abſetzten? Wo trieben ſich Höflinge zuſammen, und es kämen keine

Albernheiten vor? Doch gab es in Southamptonhouſe nicht blos ſchaumabſetzende Beſuche: die erſten Männer des Hofes und des Staates kamen hieher, mit großen Entwürfen beſchäftigt, und von gediegenem Ehrgeize bewegt. Graf Eſſex bildete den Mittelpunkt, damals der Königin Günſtling und mit der Familie Southampton, ſeitdem ſeine Baſe Vernon die Bewerbungen des jungen Grafen Heinrich gern zu ſehen ſchien, im innigſten Vertrauen. Beide Grafen waren jetzt enge Freunde. Eſſex, älter an Jahren, und ehrgeiziger als Southampton, trachtete damals nach dem Oberbefehl in Irland gegen den Demagogen Tyrone. Die Königin ſchien aber nicht geneigt, dem Grafen dieſen Oberbefehl anzuvertrauen, oder vielleicht ihren Liebling nach Irland zu entlaſſen. Mit ihren zunehmenden Jahren gaben nur zu oft ihre kleinlichen Eitelkeiten in den wichtigſten Geſchäften des Tages den Ausſchlag; zu dieſen gehörten neben den irländiſchen Angelegenheiten die einberufenen Parlamente und der Zuſtand der Niederlande, aus denen nun wirklich Verriken als Abgeſandter mit einem anſehnlichen Gefolge in London eintraf.

So viel öffentliche Angelegenheiten und daran hangende geheime Anliegen zogen auch den jungen Grafen Southampton mehr, als ihm lieb war, in ihre Wirbel. Er hätte viel lieber blos ſeinem Herzen nachgehen mögen, das in der That, wie der Schatzmeiſter vermuthet hatte, nach der gefahrvollen Abweſenheit eine zärtliche Stimmung, einen ſehnſüchtigen Schwung genommen hatte. So oft er ſich daher von Hauſe los machen konnte, eilte er zu Eliſabeth Vernon, und von ihr zurückkehrend, beſtärkte er ſich wieder durch den Sonettenkranz in ſeinen Empfindungen und Abſichten. So kam er dem liebenswürdigen Mädchen immer näher, obſchon er nicht leidenſchaftlich genug war, die Rückſichten und Formen des Standes mit einem jugendlichen Anlaufe zu überſpringen. Und doch empfand er in mancher Stunde den Frühlingsdrang in ſich, irgend etwas Liebſtes mit allem Ungeſtüm zu umfaſſen.

Er hatte eben an einem heitern, ruhigen Morgen, nach wiederholtem Blättern in der zierlichen Handſchrift, den Vorſatz gefaßt, ſich heute gegen Eliſabeth zu erklären, als der Hausnarr, wie von der Witterung dieſer Stimmung gelockt, in das Zimmer des Grafen trat. Der Alte hatte ſich in den erſten Tagen gänzlich zurückgehalten und war bei dem Aufwande der geputzten Dienerſchaft, gleich einer abgelegten Livrée, nicht vermißt worden. Nun erſchien er unerwartet in dem vielfarbigen langen Rock aus goldverbrämtem Sammet mit eingeſtickten Füchſen und Eichhörnchen; die Mönchskapuze war halb über den Kopf gezogen, als ob ſich die grauen ſchlichten Haare vor der Narrentracht verſtecken möchten. Schnappſack und Pritſche waren nicht vergeſſen, und als er, die Thüre offen haltend, hinaus winkte, hüpfte auch Koko, der Affe, herein, den er früher, nach Weiſe der Hausnarren, zum täglichen Geſellen gehabt hatte.

Der Graf empfing den Narren mit lautem Lachen, das am unveränderlichen Ernſte des Eintretenden ſich noch verſtärkte. — Was? rief er aus. Haben wir denn wieder einen friſchen Narren? Wirkt denn das Frühjahr auch auf die Narrheit? Der alte morſche Weidenſtamm ſchlägt wahrhaftig noch einmal aus, und treibt junge Gerten.

Ich dachte, verſetzte der Narr, wenn etwa die Weisheit im Zweikampf bliebe, würde die Narrheit wieder aufkommen.

So? Nun dann Valet, Narr! erwiderte der Graf. Du kannſt dich an meinem geſunden Leib und Leben überzeugen, daß du den Rock wieder ausziehen mußt.

Verzeih, Graf! rief der Narr. Es liegen immer noch Wechſelfälle vor. Wenn du erlaubſt, ſo trage ich den Rock einſtweilen, — bis du heiratheſt.

Was? lachte der Graf. So iſt alſo dein Narrenrock im Bündniſſe mit den Verſen da, um mich zur Heirath anzutreiben?

Nein, nein! wehrte ſich der Narr. Mit Poeſie befaſſe ich mich nicht. Würde ich ſo über meiner alten Narrentracht halten, wenn ich mich in die neumodiſche zu kleiden verſtände? Nein, meine Meinung iſt, ich will den Rock jetzt mit Vergunſt tragen, weil ich ihn nach deiner Hochzeit mit gutem Fug zu tragen hoffe.

Spitzbube! drohte der Graf. Wenn du die Pritſche hervorholſt, warum bringſt du nicht auch die Peitſche mit? Pritſche und Peitſche, haſt du es vergeſſen? — ſtehen im Wechſelverkehr, wie Ausgabe und Einnahme des Narren.

Ei, erwiderte der Alte, wenn du heiratheſt, dann biſt eben du der Gepeitſchte, und ich theile mit dir.

Seit wann biſt du denn ein ſo edler Narr? fragte der Graf Southampton.

Du mußt das Theilen nur recht verſtehen, Graf! fuhr der Narr fort. Ich meine nämlich, du nimmſt dann deine Schläge geduldig hin, und ich decke ſie mit meinem Rocke zu, indem ich als der Narr auftrete, und deine Heirath für einen geſcheiten Streich gelten laſſe. So machen wir beide einen vollſtändigen Narren aus: du haſt das Einkommen und ich habe die Schmach; du ſtellſt den Adel vor und ich das Volk.

Nach einigem Schweigen, und doch etwas verſtimmt, weil er ſich wahrſcheinlich der Narrenunterhaltung entwöhnt hatte, ſagte der Graf: In eurer Geſindeſtube bekümmert ihr euch gar voreilig um mein Thun. Wer hat euch von meinen Abſichten unterrichtet? Ich könnte dir und deinem geliebten Rock zum Poſſen gar nicht heirathen; was würdeſt du dann mit deinem Rock anfangen, für den du immer einen Vorwand ſuchſt?

Dann wären immer noch Wechſelfälle, verſetzte der Narr. Du kennſt die Bedürfniſſe eines großen adeligen Hauſes nicht. Ich werde deiner Schweſter Narr.

Meiner Schweſter? Alicens?

Ja, bei der trete ich dann in Dienſte. Ich helfe ihr Nelken ziehen für die Trübſalsbrüderſchaft. Wir haben jetzt eine prächtige Nelke im Haus. Ich hätte Luſt, um einer ſolchen Nelke willen mir ſelbſt ein paar gelblederne Strümpfe mit Kniegürteln anzulegen, wenn ich nicht zum Beſten deiner Schweſter in meinem Rock bleiben müßte.

Nelken für die Trübſalsbrüder? verwunderte ſich der Graf. Ich weiß, Alice beſucht die Verſammlungen der Frommen; dennoch verſtehe ich dich nicht. Du haſt den Rock lange nicht getragen, Narr: dein Witz iſt abſtändig geworden; es iſt Trübwitz, wie es Trübwein gibt.

— Es geht ſo! erwiderte der Alte. Die abgekommenen Narren und die Aufkommenden ſind niemals recht ſchmackhaft: jene ſind morſches Obſt und dieſe herbes. Nur die Narren in der richtigen Mitte ſind die Genießbaren; das ſind jetzt die Allerweltsnarren. Wenn ich dir unverſtändlich bin, ſo verſuche es einmal mit Alicen, die nach angehender Narrheit ſchmeckt. Ihre Narrheit, ich meine ihre ſchöne Nelke, iſt ſchon leichter — zu begreifen. Ich bitte dich, liebe Narrenhälfte, komm' mit mir! Ich gehe in die Küche, denn ich muß mich ſchon herausfüttern, und du gehſt an der Küche vorüber den düſtern Gang hin, bis zum Zimmer, das du deutlich gezeichnet findeſt. Wenn ich dennoch meinen Schnappſack ablegen ſoll, ſo könnte vielleicht Alice ihre fromme Weisheit hineinpacken. Es iſt ja doch ein Familienſtück. Meine Schellen kann ſie auch haben, um zu ihrer Andacht zu läuten. Und an Affen fehlt es nicht unter den Frommen. Komm', mein treuer Koko!

Er tänzelte laut raſſelnd hinaus, und Graf Heinrich ſah ihm betroffen nach. — Etwas muß vorgefallen ſein, dachte er, und ward unruhig darüber. Hinter den Bemerkungen des Narren ſchienen ſich Späße des Hausgeſindes über Alicens Betragen zu verſtecken. Die Schweſter war ihm ſchon bei Ueberreichung der Sonette ſehr aufgeregt vorgekommen, und ihre puritaniſche Richtung hatte ihm längſt misfallen. Alſo ſchritt er, unruhig was in ſeiner Abweſenheit vorgefallen ſein möchte, nach dem Corridor, den Narren nicht bemerkend, der mit einem Auge hinter der Küchenthüre hervorlugte. Ueber der letzten Stubenthüre auf dem Gang ſah der Graf im Geſims eine Nelke ſtecken. Er erkannte das Merkmal des Alten, ohne die Anſpielung gleich zu verſtehen. Wie ſollte ihm auch in ſeinem Hauſe einfallen, daß von einem jener unglücklichen Mädchen die Rede ſei, die man mit dem Namen „Nelken“ bezeichnete? — Leiſe auftretend vernahm der Graf Lautenklänge aus dem Gemach. Uebt ſich die Schweſter wieder in der ſonſt verſchmähten Muſik? dachte er. Aber wie kommt ſie in dies verſteckte Zimmer? Warum treibt ſie das insgeheim? Plötzlich ſtieg ihm der Gedanke auf, Alice ſei vielleicht gar verliebt, oder bemerke wenigſtens mit Vergnügen die Huldigung eines Mannes. Jetzt waren ihm die Anſpielungen des Narren klar, denn man kannte im Hauſe längſt den Aerger des Alten an jeder Liebe und Heirath. Alice verliebt! flüſterte er. Gott, wenn das wäre! Liebe würde ſie gewiß auf heitere Wege bringen, da es die Poeſie nicht kann. Ja, durch die Liebe würde ſie auch die Poeſie finden!

Der Graf öffnete das Gemach. Man denke ſich ſeine Ueberraſchung! Aber auch Thekla's. Und wer dazu gekommen wäre, hätte nicht weniger betroffen ein ſo ſchönes Paar angeſtaunt. Erröthend und einander anlächelnd ſchienen Beide ihr wechſelſeitiges Befremden ganz heiter zu empfinden. Der junge Graf galt in London für ein Bild von Schönheit; nur war es eine mehr jugendliche als männliche Geſtalt, und eher ein edles, als ein geiſtreiches Geſicht.

Wie? rief endlich Southampton. Muſen und Grazien ſind in meiner Abweſenheit hier eingekehrt? Von Verſen komme ich zu Geſang? Doch der Geſang ſollte den erſt angehen: ich bitte, ſetzt Euch wieder, und ſeht

Euch für nicht geſtört an. Der Sohn des Hauſes gehört mit zu Eurer Bequemlichkeit.

Graf Southampton? fragte ſie mit anmuthiger Verneigung.

Weiter nichts! lächelte er. Ich bitte!

Er nöthigte ſie aufs Artigſte; es war ihm lieb, daß er die unbekannte Erſcheinung an irgend etwas faſſen konnte, um ſich zu beſinnen. Auch Thekla ließ ſich nicht ungern nöthigen, um ſich zu faſſen. Eitelkeit iſt doch immer behaglicher als Verlegenheit. Sie ſang. Der Graf ſtaunte, und faßte eine hohe Meinung von dem unerwarteten Gaſte. — Herrlich, außerordentlich! rief er am Schluſſe des Liedes. Aber beim Himmel! ich weiß nicht — und ſtaune doch ſchon nicht mehr, daß Ihr hier ſeid! Unſere Familie hat von jeher einiges unerwartete Glück gehabt. Allein, daß es meine Mutter einem ſo ſpäten Zufall überläßt, mir Eure Bekanntſchaft zu verſchaffen, ſetzt mich in Verlegenheit, Euch, ohne Zweifel unſern theuern Gaſt, — nicht einmal gebührend anreden zu können, meine liebenswürdige —?

Dem Zufall? fragte Thekla etwas empfindlich. Die gnädige Gräfin hat Euch nicht von mir geſagt —? Dann muß ich freilich wiederholen, daß ich Roſalie de la Roue heiße. Das Andere laßt Euch von der Mutter oder der Schweſter erzählen; — doch lieber von der Mutter; ſie weiß meine unglückliche Lage beſſer zu begreifen. Die Schweſter, Lady Alice, ſcheint mir weniger hold. Aber ich wundere mich, — gar nichts von mir geſprochen —? Und Ihr kommt wirklich ganz zufällig an meine Thüre?

Vergebt, ſchöne Roſalie! bat der Graf. Wir haben bisher ſehr unruhige Stunden gehabt. Meine Mutter hat ganz gewiß den beſten Augenblick abwarten wollen. Ich eile zu ihr, um mit Euch bekannt zu werden, und Eure, wie Ihr ſagt, „unglückliche Lage“ zu erfahren. Es wird hoffentlich kein unüberwindliches Unglück ſein. Oft ſucht das Schickſal in den Augen der Welt — freilich auf ſehr ungeſchickte Weiſe, die Vorzüge der Schönheit und Liebenswürdigkeit durch einiges Unglück auszugleichen. Oder es beabſichtigt vielleicht auch dem hülfreichen Wohlwollen und einer ausgleichenden Liebe einigen Anſpruch und Antheil an jenen Gaben zu gönnen.

Er ſagte noch einiges Schmeichelhafte, und verließ ziemlich aufgeregt das Zimmer. Seiner Mutter Stillſchweigen über Roſalie fiel ihm auf, wie es auch Thekla befremdet hatte. Beide dachten darüber nach, und aus dieſem beiderſeitigen Nachdenken bildete ſich der erſte Stoff zu einem ſtummen Einverſtändniſſe, — der treibende Keim einer Vertraulichkeit. Beide fühlten nämlich, daß man ſie voreinander hüten wollte, und achteten deſto mehr aufeinander.

Wie nun Southampton einmal die Fremde unvermuthet entdeckt hatte, nahm es die Gräfin abſichtlich nicht hoch auf. Sie zog Roſalien ſchnell wieder an ſich heran, und ſuchte das reizende Gewand des Geheimniſſes von ihr entfernt zu halten. Freilich legte dafür das begabte Mädchen den Schmuck des Talentes und eines höchſt anmuthigen Betragens an, wofür der junge Graf weit empfänglicher als für körperliche Reize ſchien. Beſonders nahm ihn, den poetiſchen Schwärmer, Roſaliens klangvolle Stimme und liederreiche Bruſt ſo ſehr ein, daß er ſich mit ihrem Geſchick nur allzu lebhaft beſchäftigte. So kam ohne Abſicht und Ueberlegung eine gewiſſe Lauheit in ſeine Bewerbung um Eliſabeth Vernon.

In dieſer Stimmung lernte Southampton bei ſeinem Freunde Eſſex den niederländiſchen Geſandten Verriken kennen, den die Königin auf eine feierliche Audienz warten ließ, weil ſie mit ihren Geheimräthen über die gegen die hülfeſuchenden Niederlande zu befolgende Politik nicht einig werden konnte. Die Vornehmen ſuchten indeß dem Abgeordneten durch Einladungen und Feſte den Aufenthalt in London angenehm zu machen. Graf Eſſex benutzte noch den Umſtand, daß im Gefolge des Geſandten der damals namhafte Maler Cornelius Janſen mit herübergekommen war, und ließ ſeine Gemahlin ſowie ſeine Baſe Eliſabeth malen. Ganz anders war Southampton bei der Anweſenheit des niederländiſchen Geſandten intereſſirt. Er mußte ſeiner Mutter Recht geben, daß zu einer Rückkehr für Roſalien die beſte Gelegenheit im Gefolge des alten ehrwürdigen Verriken wäre, dem man überdies, als einem einflußreichen Manne, auch die Vermögens-Angelegenheiten des unglücklichen Mädchens empfehlen könnte. Und doch hatte dieſe Abſicht etwas Verſtimmendes für ihn. Er mochte ſich nicht eingeſtehen, wie ſehr er von der liebenswürdigen Fremden eingenommen war, und überredete ſich endlich, ein Vorſchlag der Art müſſe für Roſaliens Gefühl wie eine Mahnung zur Abreiſe, wie eine ungeduldige Gaſtfreundſchaft ausſehen, die dem gräflichen Hauſe zur Unehre gereichen könnte. Dieſe Anſicht ergab ſich aber ſehr bald als unhaltbar gegen die Mutter. Die Gräfin blieb bei ihrem Abſehen auf den niederländiſchen Geſandten, deſſen Beſuch man erwartete. Roſalie ſollte ihm bei ſchicklichem Anlaß vorgeſtellt, und ihre Perſon und Familienangelegenheit ihm anempfohlen werden.

Dieſe Verabredungen geſchahen natürlich ohne Thekla's Vorwiſſen, und das vergnügte Geſchöpf hatte keine Ahnung von der peinlichen Verlegenheit, die ihr aus lauter Wohlwollen und Fürſorge bereitet wurde.

Neuntes Kapitel.

Bei all' dieſer Aufregung und Unruhe blieb Southampton doch nicht gleichgiltig gegen die ihm gewidmeten Sonette. Er hatte ſie wiederholt geleſen, und fand, im Gegentheil von ſeiner Schweſter Alice, nicht ſowol an der Beſtimmung, als an der Schönheit der Gedichte ſeine Freude. Sie beſtärkten ſein altes Wohlwollen für den Dichter.

Was mir an dieſen Sonetten mehr, als die Huldigung des Dichters und ſelbſt als der Reiz des Verſes gefällt, iſt das geiſtig-moraliſche Element in dieſen ſüßen und herrlichen Gedichten, ſagte er; — oder vielmehr die geiſtig-moraliſche Kraft des Dichters, die ſich in denſelben ausſpricht. Dieſer Blick, den der Poet auf das Menſchenleben richtet, macht die Artigkeit, die er mir erweiſt, zu etwas Höherem und Allgemeinem. Ja, ſo mag meinethalben ein begabter Dichter ſchmeicheln, indem er, um ſeinen Geſang darzubringen, uns erſt über den vornehmen Stand erhöht, den gerade ſo mancher Verſelump in uns anbettelt. Wie viel dichteriſche Schauſpieler haben meine Neigung für die Bühne, meinen nahen, ſtets beſetzten Couliſſenſchemel ſchon benutzt, um meine und meiner Freunde Gunſt anzuſprechen! Unſer Dichter dagegen hat ein uneigennütziges Intereſſe an meiner Perſon und Lage gefaßt, und ſchenkt mir eher ſeine Theilnahme, als daß er ſich die meinige erſchliche. Täuſchen wir uns darüber nicht, und geſtehen wir es, wenigſtens unter uns, daß ein Graf mit ſeinem Golde die Gaben nicht ausgleichen kann, die ein wahrer Dichter zu ſpenden im Stande iſt. Wohl uns, wenn wir es einſehen, daß eine Lordſchaft immer noch von höhern Würden überſtrahlt wird. Dann aber erfüllt es mich mit hoher Achtung für dieſen Dichter, daß er, wie ich nun gewiß weiß, ſelbſt höchſt unglücklich verheirathet, mich mit ſo überzeugender Begeiſterung zur Vermählung antreibt. Wie mancher misvergnügte Träumer würde die Ehe anſchielen, weil ihm, vielleicht durch eigenen Misgriff, ein böſes Weib zu Theil geworden iſt. Nur ein ſtarkes Herz, ein muthiger Geiſt ſondert ſein Eigenweh von der Wahrheit der Welt. Die Biene ſaugt Honig aus der rauhen Diſtel: der Dichter fliegt von ſeinem Unglück ohne Bitterkeit empor. Habt ihr, wie ich, die ſüße Wehmuth herausgefühlt, die durch die naturfriſchen Laute dieſer Sonette flüſtert? Es iſt mir vorgekommen, als ob der Dichter mitten im Schmerze ſeines Unglücks nur darauf ſänne, das ihm verlorene

Gut mir zuzuwenden. Ja, wir müſſen Freunde werden! Ich fühle es, in dieſem dichteriſchen Gemüthe ſpringen die Quellen, an denen meine eigenſte Sehnſucht, mein beſtes Trachten ihren Widerſchein und ihre Befriedigung finden.

Die Frauen, ſagt man, faſſen am ſchnellſten ein heimlich-tiefes Intereſſe für einen ausgezeichneten Mann, wenn er noch durch den Schlagſchatten häuslichen Unglücks gehoben wird. Wenigſtens ſchien es in Southamptonhouſe der Fall zu ſein.

Zu welcher Kirche bekennt er ſich? — Wie alt iſt er denn? — Er hat doch eine gewiſſe geſellige Bildung? — fragten zu gleicher Zeit Alice, Roſalie und die Gräfin.

Er mag an der Schwelle der Dreißige ſein, antwortete Southampton gegen Roſalie, und fuhr, die Frage der Schweſter überhörend, fort: Seine Manieren, liebe Mutter, ſind nicht die anerzogenen, angewöhnten, oder, noch beſſer geſagt, die angeſchraubten unſerer höhern Stände; aber ſie ſind einfacher und natürlicher, dabei von Takt und Anmuth begleitet; es iſt keine Abrichtung, aber Gefühl und Geiſt in ſeinem geſelligen Betragen.

Ja, ſetzte Sir Thomas Heminge hinzu, für einen von Stratford weggelaufenen jungen Burſchen iſt ſein Benehmen zum Erſtaunen.

Weggelaufen? fragte Alice.

Ja, meine Theuere, erzählte Sir Thomas weiter. Seine Bekannten necken ihn mit einem tollen Streiche, den er mit luſtigen Geſellen im Parke des Squire Lucy von Charlecot ausgeführt. Sie haben nämlich Wild erlegt und andern Muthwillen dabei begangen. Es iſt freilich ein lächerlicher Pedant, dieſer mir gar wohl bekannte Squire. Damals iſt unſer Poet, es mögen ſechs Jahre her ſein, von Hauſe und von ſeiner Frau weggelaufen. Er ſtellt zwar in Abrede, daß ihn jener Muthwille gegen den Squire zur Flucht bewogen habe, hält aber den wahren Grund ſeiner Entfernung auch gegen ſeine vertrauteſten Freunde geheim. In ihn dringen kann man nicht, ſein Auge hat etwas Achtung Gebietendes. Die Schuld ſcheint mir an ſeiner Frau zu liegen; doch ſagt er ihr nicht nur nichts Uebles nach, ſondern ich weiß auch, daß er, ſeitdem ſein Einkommen ſich verbeſſert hat, Geld nach Hauſe ſchickt. Sein Vater, ein geachteter Mann in Stratford, iſt nämlich in ſeinem Vermögen ſehr zurückgekommen. — Was es nun aber auch ſei, — wir verdanken ſeinem Misgeſchick einen ausgezeichneten Geiſt, der in erträglicher häuslicher Lage vielleicht verborgen geblieben wäre. Es ſind eben die Schläge der Vorſehung, die aus dem harten Leben die Geiſterfunken ſprengen.

Hat er auch hübſche Novellen geſchrieben? fragte Thekla.

Novellen nicht, antwortete der Graf. Das iſt mehr Sache der Italiener. Wir lieben in England das Drama. Wer weiß aber, was er noch Alles dichten wird! Das Herrlichſte erwarte ich erſt von ihm. Jetzt ſcheint er noch in einem Lebenstaumel begriffen, der ſein tiefquellendes Schöpfungsvermögen trübt und ſtört. Er verändert hauptſächlich ältere Stücke, fertigt Prologe und Zwiſchenſpiele, — Alles gelegentlich und eiligſt, nur um davon zu leben. Aber dieſe genialen Würfe glücken, und die Theaterunternehmer reißen ſich um ſeine Sachen, wie die

Freunde um ſeinen Umgang. Wenn er nur erſt ſein Talent für ſeinen Beruf anerkennte! So iſt er aber noch zu ſehr auf das Leben und die Lebensgenüſſe gerichtet.

Und darin ſoll er es freilich etwas bunt treiben! lachte Heminge mit Schalkheit. Beſonders ſoll ihm die Liebe tolle Streiche ſpielen.

Tadeln wir nicht zu raſch, Sir Thomas! rief der Graf. Unſere Thorheiten fallen gern nach der Seite hin, wo unſer Unglück liegt, denn da ſind wir abhängig. Auch wiſſen wir ja, daß reichbegabte Geiſter ſpäter als andere klar über ſich ſelbſt werden. Sie haben auch vor den gewöhnlichen Menſchen den Vortheil des Misgeſchicks voraus, daß es ihnen zu höhern Entwickelungen dient. Vielleicht, daß die Liebe, wenn ſie unſerm Dichter Poſſen und Unglück genug geſpielt hat, ihn auch am beſten zur Erkenntniß führt. Wenigſtens hat er, ſeinen Sonetten nach zu urtheilen, in all' ſeinen Liebesirren den Glauben an edle Frauen nicht eingebüßt.

Eine bedenkliche Hoffnung! rief die Gräfin aus. Seine bürgerliche Stellung bringt ihn zu leicht mit untergeordneten Frauen, wenn nicht gar mit verächtlichen, in Verbindung. Ihm thäte, nach Dem, was ich höre, eine aufwärts gerichtete Neigung noth. Bis aber ein tiefgeſtelltes Talent die geſellſchaftlichen Hinderniſſe beſiegt, verliert es leicht den Geſchmack an höherm Umgang und hiermit alsdann alle edeln Richtungen des Lebens.

Sehr richtig, theuere Mutter! fiel Southampton ein. Dieſe gute Bemerkung beſtätigt mich in einem guten Gedanken. Ich dachte ſchon daran, wie ich dem mir ergebenen Dichter ſeine Anhänglichkeit auf das Zarteſte er=

widern könnte Soll ich ihn beſchenken, wie ich Andern gethan? Ich ſchäme mich, ihm Geld zu bieten. Dagegen fühle ich mich geneigt, ihn freundſchaftlich zu behandeln, wodurch er dann auch in höhere angemeſſene Kreiſe gelangte. Wenn wir uns ein klein wenig über unſere Standesvorurtheile hinwegſetzen möchten, wer könnte würdiger als er einen Mantel mit unſerm Wappen tragen, ſodaß er dann den jungen Männern guter Familien gleichgeſtellt würde, die durch dies Abzeichen unſerm Hauſe angehören?

Dieſer mit edler Aufwallung ausgeſprochene Vorſchlag ſtieß bei der Gräfin auf Widerſpruch. Sie machte aufmerkſam, was man eben den angeſehenen Männern und Jünglingen ſchuldig ſei, die durch Abzeichen des gräflichen Hauſes zu deſſen Angehörigen gezählt würden, und gewiß ungern einen Schauſpieler zu ihrem Rang und Umgang erhoben ſähen.

Manches Hin- und Herreden entſpann ſich, bis Sir Thomas Heminge bemerkte, daß William nicht als Schauſpieler, ſondern als Dichter anzuſehen ſei. Manche hohe Häuſer hätten wol Dichtern ſchon ähnliche Gunſt bewilligt, und die Königin ſelbſt dem Edmund Spenſer Audienz und Gnadengehalt verliehen.

Ja, dem Edmund Spenſer! rief die Gräfin aus. Wenn unſer dichteriſche Freund etwas der Art, wie Spenſer's Feenkönigin oder deſſen Schäfergedichte, kurz, ſo etwas *Klaſſiſches* geſchrieben hätte! Schauſpiele ſind doch, auch die beſten, immer nur für das Volk, und ſelbſt eine Kaufmannsfrau der City geht nicht ohne Larve ins Theater. Nur die klaſſiſche Poeſie adelt den Dichter.

Es war zum erſten male ſeit lange der Fall, daß Alice, zumal in einem ſo zarten Punkte, auf des Schatzmeiſters Seite ſtand; nur, meinte ſie, müſſe man den Dichter doch erſt perſönlich kennen lernen, ehe man ihm eine Gunſt gewähre, die ihn berechtige, auch uneingeladen Southamptonhouſe zu beſuchen. Der ſchwunghafte Geiſt eines Mannes erleichtere die Geſellſchaft nicht vom Drucke roher Sitten und ungeſchlachter Manieren.

Hierbei blieb man ſtehen, und Sir Thomas Heminge erbot ſich, dem Dichter den Dank des Grafen abzuſtatten, und ihn zu einem ſchicklichen Zeitpunkt in Southamptonhouſe vorzuſtellen. -- Nein, fiel der Graf ein, die Sonette ſind zwar durch Eure Hände gegangen, den Dank aber will ich doch ſelbſt übernehmen; ich kann mir dann auch den rechten Ort und Augenblick dazu wählen. Ich will den Poeten in ſeiner Wohnung aufſuchen: es intereſſirt mich, einen Blick in die bunte Wirthſchaft eines ſo genialen und ungebundenen Mannes zu thun.

Im Grunde war Alicens Theilnahme an dem heute ſo umſtändlich beſprochenen intereſſanten Dichter nichts weniger als im Widerſpruche mit ihrer frommen Richtung. Denn es war ein Grundſatz der Puritaner, dem Schauſpiel und allen ſogenannten eiteln Künſten entgegenzuwirken. Alice hing nun ſehr dem Gedanken nach, ob ſich einem ſo talentvollen Dichter nicht ein religiöſes Thema aufgeben ließe, und wieviel damit gewonnen wäre, wenn man ihn auf ſittlichere Bahn brächte. Ihr Bruder, dem ſie unter vier Augen dieſe Gedanken mittheilte, widerſprach ihr nicht, ſondern lächelte für ſich ſtill vergnügt darüber, daß ſie die Poeſie in den Dienſt der Religion nehmen wollte. Sie iſt alſo noch keine eingefleiſchte Puritanerin, dachte er, und kann, da ſie der Poeſie nicht ganz entrathen will, vielleicht noch von ihrer jetzigen Frömmigkeit geneſen, wenn ihr einmal entweder die Liebe, oder — dieſer verwandt — etwas recht Poetiſches ans Herz greift; denn nur die Natur iſt der falſchen Religioſität gewachſen.

Zehntes Kapitel.

Seit Thekla ſich auf Ermunterung der Gräfin unter dem Schutze eines vorausſchreitenden Dieners zum erſten mal in die große und lebhafte Stadt gewagt hatte, fand ſie Vergnügen daran, ſolche Spaziergänge, die eine Geſchäftsmiene hatten, zu wiederholen. Zuweilen beſuchte ſie den ſtillern und vornehmern Theil der Stadt, indem ſie von Southamptonhouſe am Conventgarten hinab nach dem Savoyiſchen Quartier wandelte, und ſich dann rechts den Strand hinauf über den breiten Platz um Charing Croß nach Weſtminſter wendete. Dies Charing Croß war einer der Merkplätze, wo ſie ſich nach verſchiedenen Richtungen hin zurecht fand. — Der Hofhalt der Königin, die an- und ablandenden Gondeln der Vornehmen belebten das Ufer und die Themſe. Man zog damals im Verkehr mit der Altſtadt und Weſtminſter den offenen, breiten Fluß den engen, ſchlecht gepflaſterten, und oft von Menſchen verſtopften Gäßchen vor, daher auch die Vornehmen und Reichen den Aufwand von Pracht und Geſchmack, den man heut an Staatskutſchen zeigt, damals an ihre Hausgondeln wendeten. Die Fahrzeuge und ihre Bemannung trugen an Wimpeln und Federbüſchen die Farben und Abzeichen ihrer Herrſchaften. Hier fand alſo Thekla viel Neues und Eigenthümliches zu beſchauen. Noch lieber wandelte ſie im geräuſchvollern Theile der Stadt an den offenen Läden in Templebar, in der Fleetſtraße an den Buden der Nähterinnen und Schneider hin, und kehrte durch die offene Paulskirche zurück. Im Durchgang durch dieſe Kirche trieb ſich ein buntes Völkchen von Wechslern und Händlern, Kupplerinnen und Taſchendieben, leichtfertigen Mädchen und Zierlingen, Glücksrittern und Bettlern durcheinander. Es blieb ihr nicht unbemerkt, welches Aufſehen ſie erregte, und wie oft ihr vornehme Herren mit lautgeſpendeter Huldigung an der Ferſe folgten. Einigemal, wenn der Bediente im Gedränge von ihrer Seite geſchoben ward, ſah ſie ſich von dreiſten Männern keck angeredet. Man nannte ihr Häuſer und Plätze, wo man ſie zu ſprechen wünſchte. Beängſtigt eilte ſie fort, erröthend über das Misverſtändniß, das man von ihrer Perſon zu faſſen ſchien. Es beunruhigte ſie, was denn nur Leichtfertiges an ihrem Ausſehen ſein könnte, daß man ihr ſo begegne. Sie hielt ſich dann deſto dichter hinter dem Diener, der ihr durch ſeine Livrée Schutz und Ehrerbietung verſchaffte.

Seit des Grafen Rückkehr wendete Thekla mehr Aufmerkſamkeit auf ihren Anzug. Sie glaubte nicht vollſtändig und nicht nach dem Zuſchnitte der höhern Geſellſchaft gekleidet zu ſein. In den offenen Läden von Templebar hatte ſie die beſten Stoffe ausgelegt, und eine Unzahl von Schneidern beſchäftigt geſehen. Sie wußte ſich daher zu helfen, um Dies und Jenes an ihren beſſern Anzügen ändern zu laſſen, oder das Fehlende zu ergänzen. Ihren ingwerfarbenen Atlas ließ ſie mit breitern Beſätzen von Goldſtoff verzieren, und ſchaffte ſich unter den Hut ein ſeidnes, golddurchwirktes Netz an. Einem neuen mit Zobel beſetzten Nachtkleide konnte ſie nicht widerſtehen, obſchon Zobel damals zu den theuerſten Schmuckgegenſtänden gehörte, und ihn nur die Vornehmſten trugen. Holländiſche Leinwand, zu 8 Schillingen die Elle, that ihr, wie ſie glaubte, noth. Durchduftete Handſchuhe und ſpaniſche Strümpfe war ſie ſich um der Ehre des gräflichen Hauſes willen ſchuldig, wo ſie noch wie lange Zeit zu bleiben träumte. Mancherlei Kleinigkeiten verſtand ſie ſelbſt zurecht zu machen, und kaufte dazu den erfoderlichen Battiſt, Flor und Cambrik. So war nach einigen Beſuchen der verführeriſchen Putzläden die kleine Summe erſchöpft, die ſie bei ihrer Flucht zu ſich geſteckt hatte. Thekla dachte zuweilen an ihre Heimfahrt; aber ſie überließ ſich keiner bekümmerten Ueberlegung; ihr leichtſchiffendes Herz nahm keine Sorgen auf. — Vorerſt muß ich alſo bleiben, dachte ſie; ich bin feſt geebbt; doch die Flut hat ihre Zeit und Wiederkehr. Das Geld iſt ja nicht eigentlich fort: es iſt ſehr vortheilhaft an mich ſelbſt gewendet. Ich habe mich für das Glück geſchmückt, bin nun fertig, und es kann kommen, wann es will. Roſalie de la Roue — wäre ſie nicht jedes Grafen werth?

Sie lächelte ſich in dieſen ſchmeichelhaften Traum hinein; ihre trüben Gedanken verloren ſich darin, wie dunkle Reihervögel in tiefem Abendroth verſchwinden.

Gerade während einer ſolchen Wanderung Thekla's nach den Putzläden von Templebar machte der niederländiſche Geſandte ſeinen Beſuch in Southamptonhouſe. Graf Heinrich bemerkte mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, daß ſeine Mutter nach Roſalien fragte, und war froh zu hören, ſie ſei ausgegangen. Er dachte nicht gern daran, daß ſie London verlaſſen ſollte, wenn er auch nicht wußte wie und wozu ſie bleiben könnte. Ihre Anweſenheit fing an, ihn aufs Angenehmſte zu beſchäftigen. Seine Gedanken fanden bei ihr einen erheiternden Anklang; Alles was Roſalie vorbrachte, kam ihm ſo friſch, ſo eigenthümlich und reizend vor. Nach und nach ſchlug dies ſtumme Wechſelverſtändniß in ein heimliches Beifallnicken des Grafen, in ein verſtohlenes Zulächeln Roſaliens aus.

Dieſer ſtumme, aber bedenkliche Verkehr blieb nicht lange unbemerkt. Alice nahm ihn mit Schrecken wahr; ſie dachte an ihre Freundin Vernon, und ihr Widerwille gegen Roſalien ſtieg aufs Höchſte. Auch die Gräfin blieb nicht ohne Beſorgniß, und war darin mit der Tochter einverſtanden, daß eine entſchloſſene Abhülfe nöthig ſei. Nur beſtand ſie auf einer vorſichtigen Behandlung der Sache. Mit Zartheit zu Werke zu gehen, ſagte ſie, ſind wir uns ſelbſt ſchuldig, nachdem wir das leichtſinnige Mädchen mit ſo viel Vertraulichkeit aufgenommen und ſo manchen angeſehenen Familien vorgeſtellt haben. Was ſollen dieſe denken, wenn wir nun ſelber Roſalien in ein ſchlimmes Licht bringen? Wollen wir uns um ihretwillen in Schatten ſtellen? Auch verderben wir Alles, wenn wir deinen Bruder durch heftiges Verfahren zur Parteinahme für Roſalien treiben; denn bis jetzt noch ſcheint es mir doch nur eine unbedachte Freundlichkeit, wenigſtens von ſeiner Seite. Wir wollen uns ſeiner Vorliebe für das Mädchen anſchließen, um in gleichem Schritte mit ſeiner Neigung zu bleiben, und ſolche, wo möglich, im Gebiete des bloßen Wohlwollens zu halten. Er ſoll mit uns einſtimmen, für Roſalien zu ſorgen, indem wir ſie fortſchaffen. Ich werde mit dem niederländiſchen Geſandten reden; Verriken muß das leichtſinnige Geſchöpf mit zurücknehmen, und bis dahin wollen wir ſie nicht von unſerer Seite laſſen. Ueberwinde dich, meine Tochter, und gib dich freundlich mit ihr ab, wenn ich verhindert bin. Sie muß keinen Augenblick finden, mit Heinrich allein zu ſein!

So war die Angelegenheit in verſtändige Bahn gelenkt; doch Zwiſchenereigniſſe ſollten ſie zu einem leidenſchaftlichen Ausgang führen.

Lord Hunsdon, der Königin Oberkammerherr, gab dem niederländiſchen Geſandten zu Ehren ein Schauſpiel in ſeinem Palaſte. Er hielt nämlich, wie mehrere andere Große, eine eigene Schauſpielergeſellſchaft, zu der vorzügliche Künſtler und auch Sharper gehörte. Ein beliebtes Stück dieſes Dichters war vorbereitet, und eine zahlreiche Geſellſchaft des höhern Adels eingeladen worden. Auch der Graf Southampton erhielt eine Anzahl Karten für Angehörige und Freunde. Aber die Gräfin fühlte ſich unwohl und Alice wendete ihre Abneigung gegen das Schauſpiel vor. Sie hoffte dadurch auch Roſalien zurückzuhalten. Dieſe nahm aber mit dem lebhafteſten Vergnügen des Grafen Einladung an, und ſteigerte noch aus Muthwillen gegen Alice ihre Freude am Schauſpiel, dem erſten, welches ſie in London ſehen würde. Um ſie nun nicht allein mit dem Bruder zu laſſen, entſchloß Alice ſich doch mitzugehen. Es läßt ſich denken, mit welch bitterer Empfindung dies geſchah, und wie hoch ſie dieſen Zwang dem ihr widerwärtigen Mädchen im Stillen anrechnete. Und doch erreichte ſie ihren Zweck nicht ganz. Denn während des Schauſpiels und auf dem Heimwege drängten ſich Freunde des Grafen zu ihrer Unterhaltung herbei, ſodaß Southampton faſt nur mit Roſalien verkehrte.

Unbekümmert um Alicens Unfreundlichkeit ließ Roſalie ſich am andern Morgen über das Schauſpiel aus. Sie erzählte der Gräfin die Fabel des Stücks, und ſtellte mit Geberden die ergreifendſten Auftritte dar, wie namentlich der übermüthige Richard II., erſt als er von Bolingbroke der Krone beraubt iſt, die verſchloſſene Blume echt königlicher Geſinnung entfaltet. — Auch den Dichter des Stücks, unſern Sonettenliebling, habe ich geſehen, gnädige Gräfin! rief ſie; aber Schade! alt geſchminkt, mit grauem Bart in der Rolle Gaunt's. Ich konnte nicht wahrnehmen, wie jung oder hübſch er ausſieht. Nur ſein herrliches Auge war nicht alt; es leuchtete zu ſeiner klangloſen Stimme. Und doch war auch in dieſer etwas eigens Ergreifendes für mich, beſonders als der ehrwürdige Greis in das Lob Englands ausbricht, und ſcheltend dem König die Worte zuruft: „Laß leben Die, ſo Lieb' und Ehre haben!" Ich glaubte in dieſem Augenblicke, Mylady, der unglückliche Dichter brächte für ſich ſelbſt einen Toaſt aus, ſo eigens betonte er dieſe bedeutſamen Worte.

Thekla gab ſich in ihrer Freude über das großartige Theaterſtück und in der Wärme, womit ſie das Schöne und Ergreifende des Drama hervorhob, ſo unbefangen liebenswürdig, daß die Gräfin nicht ohne einige Beſchämung ihrer verheimlichten Abſichten gegen das argloſe Mädchen gedenken konnte. Sie mußte ſich bekennen, daß doch in dieſer reichbegabten Seele, gegen die ſie ſo viel Argwohn gefaßt hatte, ein tiefes, lebendiges Gefühl des Hohen und Edeln wohne. Aber — lag nicht gerade darin das Gefährliche und Verlockende für ein ſo reizbares Herz, wie das ihres Heinrich? Von welcher Seite ſie das Mädchen betrachten mochte, — es mußte entfernt werden. Offen darüber mit ihr zu ſprechen, konnte ſie ſich nicht entſchließen, und beruhigte ſich damit, daß ſie dies früher gethan, und daß die Reiſe nach den Niederlanden dem urſprünglichen Vorhaben Roſaliens entſpräche. Iſt es nicht dankenswerth, dachte ſie, wenn ich ihr die ſchicklichſte und anſtändigſte Gelegenheit dazu verſchaffe?

Elftes Kapitel.

Eine Einladung des niederländiſchen Geſandten zum Mittagmahl in Southamptonhouſe ward nun beeilt. Die Gräfin und Alice äußerten abſichtlich nichts weiter von ihrem Vorhaben wegen Roſaliens, weder gegen dieſe noch gegen den Grafen Heinrich. Roſalien deutete man nur an, wie ſie ſich zu ſolcher Geſellſchaft kleiden möge, und ſprach von einigen der Frauen, die ſich einfinden würden. Thekla wußte wohl, daß dem Geſandten dies feſtliche Mittageſſen gelte, und der frühere Vorſchlag der Gräfin war ihr nicht vergeſſen; da ſie ſich aber durchaus nicht vorſtellen konnte, daß man ſie überraſchen würde, ſo legte ſie ſich das Schweigen der Gräfin zu ihren Gunſten aus, indem ſie ſich überredete, der junge Graf habe aus Intereſſe für ſie das Vorhaben ſeiner Mutter rückgängig zu machen gewußt.

Das Herz voll Jubel betrat ſie mit der Gräfin den Verſammlungsſaal, wo ſich die nähern Bekannten des Hauſes ziemlich früh einfanden, um den Ehrengaſt mit Aufmerkſamkeit zu empfangen. Den Ankommenden ward die ſchöne Fremde, ohne weitere Erklärung über ihre Anweſenheit, kurzweg als Roſalie de la Roue aus Antwerpen vorgeſtellt. Indem man ſie dadurch in den Augen der Lady's ein wenig zurückſetzte, zog Thekla ſelbſt durch ihre Schönheit und Anmuth deſtomehr die Aufmerkſamkeit der Männer auf ſich. Der Ton der damaligen Geſellſchaft, ſelbſt der beſten, war nicht eben fein und ſchonend. Die Männer erlaubten ſich loſe Scherze und Wortſpiele, und die Frauen waren daran gewöhnt, daß ſelbſt derbe Schlüpfrigkeiten ſchallendes Gelächter fanden. Thekla's Ausſprache und Betonung des Engliſchen gab nun den Männern, die ſie in ihren Kreis gezogen hatten, willkommenen Anlaß zu muthwilligen Wortverdrehungen und ſchalkhaften Fragen. Thekla, die den misbilligenden Ernſt des Grafen Heinrich bemerkte, zog ſich mit anmuthigem Unwillen zurück, und ſagte, gegen die Frauen gewendet, laut und lächelnd: Es liegt wol nur daran, weil ich in London fremd bin, wenn mich hier Eins und das Andere — ſehr befremdet. — —

Ein wohlgeſtalteter junger Mann, den eine hohe, gedankenvolle Stirne und ein Zug des Tiefſinns zwiſchen den klaren Augen auszeichnete, war unſerer Thekla nicht unbemerkt geblieben, und näherte ſich jetzt an der Hand des jungen Grafen, der ihn als Sir Francis Bacon vorſtellte. Seine Unterhaltung verrieth einen Mann von umfaſſenden Kenntniſſen und Weltblick. Und als ihn Graf Eſſex mit auszeichnender Artigkeit entführte, wußte der junge Graf den philoſophiſchen Geiſt und edeln Ehrgeiz ſeines Freundes nicht genug zu rühmen. — Er iſt der zweite Sohn des verſtorbenen Großkanzlers, ſagte er. Der Miniſter Burleigh, ſein Oheim, hält ihn aus einem gewiſſen Neid im Aufſtreben zurück. Sir Francis hat darum bei ſeiner neulichen Rückkehr von einer größern Reiſe ſich zum parlamentariſchen Weg entſchloſſen, und wird in das eben einberufene Parlament treten. Zwei Wege zu den höchſten Zielen liegen vor ihm: der Weg des Philoſophen und jener des Staatsmannes. An meinem hohen Freund hat er einen entſchiedenen Gönner, und zählt ſelbſt zu unſerer Partei.

Das Geſpräch wechſelte indeß, wie die bewegten Gruppen der Geſellſchaft ſelbſt. Am längſten hielten ſich die Frauen bei den neueſten Moden von Venedig und Paris auf, und die Modeſüchtigſten wieſen ſolche an ihrem Anzuge vor. Im Allgemeinen waren die Anzüge von den reichſten Stoffen, und gaben durch bauſchende Unterkleider, gefütterte Schultern und ſteife Halskrauſen den Frauen, die dazu noch Schuhe mit hohen Abſätzen trugen, ein koloſſales Anſehen. Wohlriechende Arm- und Halsbänder, duftende Handſchuhe waren beliebt. Das röthliche Haar war nicht immer natürlich, ſondern wurde von Hoffrauen, der hochblonden Königin zu Gefallen, erkünſtelt. Im Haare trug man nach der neueſten Mode künſtliche Erbſenſchoten offen ſtehend mit einer Reihe Perlchen als Erbſen. Keiner Lady von gutem Ton fehlte aber ein Spiegelchen, das am Gürtel hing, ein mit Silber und Gold geſticktes Taſchentuch und eine üppig auf die Schulter herabfallende Liebeslocke. — Einige kamen auf das bei Lord Chamberlain aufgeführte Stück und deſſen Verfaſſer zu reden. — Ich höre ſeit meiner Rückkunft ſo viel von dieſem William Sharper, ſagte Bacon, iſt denn ein ſo tiefpoetiſcher Geiſt ſo plötzlich unter uns erſchienen, wie vom Himmel gefallen?

Er iſt doch ſchon ſeit Jahren in London, erwiderte Eſſex, und manches bedeutende Stück von ihm, beſonders aus der engliſchen Geſchichte, haben wir mit Luſt und Bewunderung geſehen, ohne uns viel um den Verfaſſer zu bekümmern, der ſich aus einer ſo ſeltenen als ſeltſamen Beſcheidenheit nicht zu erkennen gab.

Was mich ſo ſehr in Erſtaunen ſetzt, fuhr Bacon fort, iſt das poetiſche Auge dieſes Dichters, der unſern Landesgeſchichten gerade die Seite abgewinnt, auf der wir nun, was wir bisher ſo wirklich als Geſchichte gekannt haben, ebenſo wahr im Gedicht erblicken. Ich unterſcheide nämlich eine höhere Wahrheit von der gemeinen Wirklichkeit.

Jetzt fangen unſere frühern Könige, ihre Vettern und Oheime erſt recht an, mir zu gefallen, lächelte Eliſabeth Vernon. Früher vergaß ich immer wieder, was ſie einzeln in der Welt gethan haben, jetzt iſt mir, als hätte ich es mit ihnen erlebt, und fühlte ihr Herz ſchlagen.

Sehr richtig, ſchöne Eliſabeth, verſetzte Bacon. Die Könige, wißt Ihr ja, werden nach ihrem Tode einbalſamirt, wobei man ihre Eingeweide herausnimmt. So gehen ſie in die Geſchichte über. Der Dichter aber gibt ihnen Herz, Leber und Galle wieder zurück, wenn er nämlich geſchickt genug iſt, dieſe Träger des Lebens und der Leidenſchaften aufzufinden. So werden die in der Geſchichte Begrabenen im Gedicht wieder lebendig.

Ich begreife die Wunderlichkeit der Menſchen nicht, wendete Alice ein, die im Leben Täuſchung und Lüge haſſen und verfolgen, und doch entzückt werden, wenn beides ihnen als Poeſie begegnet.

Dieſe Bemerkung brachte eine umgreifende Gährung in die Geſellſchaft. Man hatte ſchon Bacon's Unterſcheidung zwiſchen Wahrheit und Wirklichkeit nicht begriffen und wußte nicht gleich klar zu machen, wie ſich die Lebenslüge zur Dichtungswahrheit verhalte. Nur darüber ſchienen Viele einverſtanden, daß ſie keine Poeſie als etwas Wirkliches durchleben möchten; wiewol Einige etwas Täuſchung einer unangenehmen Wahrheit vorziehen wollten.

Bacon verſetzte: Was iſt Wahrheit? fragte einſt Pilatus, ohne die Antwort abzuwarten. Die Wahrheit kommt mir vor, wie das bloße, klare Tageslicht, das die Masken und Larvenſpiele, die Prachtaufzüge der Welt nicht halb ſo ſtattlich und prunkvoll erſcheinen läßt, als

Kerzenlicht. Wahrheit mag im Preiſe wol einer Perle gleichkommen, die bei Tag am beſten kleidet; aber nie wird ſie bis zum Diamant oder Karfunkel ſteigen, die ſich bei wechſelnden Lichtern am beſten ausnehmen. Eine Beimiſchung von Lüge macht jedenfalls mehr Vergnügen.

Nein, nein! rief Alice, alle Lüge iſt mir ein Greuel. Und die Täuſchung, welche Wahrheit und Lüge zuſammenmiſcht, iſt vielleicht noch ſchlimmer.

O Mylady, fiel Bacon ein, entzöge man den Menſchen alle ihre eiteln Meinungen, ihre Hoffnungen, mit denen ſie ſich ſchmeicheln, ihre falſchen Schätzungen, willkürlichen Einbildungen: was würden denn die Seelen Vieler noch anders ſein, als arme, zuſammengeſchrumpfte Weſen, voll trübſinnigen Misbehagens, die ſogar an ſich ſelbſt keine Freude haben könnten!

Indeß hatte Graf Southampton, da der Hauptgaſt noch immer ausblieb, die Laute hervorgeholt und Roſalien um ein Lied gebeten. Er ſetzte ihr neben Eliſabeth Vernon einen Stuhl, und ſtellte ſich mit der Miene gegenüber, als ob er die ſo verſchiedene Schönheit Beider vergleichen, oder gar ſeinem Herzen eine Wahl erleichtern wolle. — Thekla ſang:

O Schatz, auf welchen Wegen irrt Ihr?
O bleibt und hört, der Liebſte girrt hier,
Singt in hoch und tiefem Ton.
Hüpft nicht weiter, zartes Kindlein,
Liebe find't zuletzt ihr Stündlein,
Das weiß jeder Mutterſohn.

Was iſt Lieb'? Sie iſt nicht künftig:
Gleich gelacht, iſt gleich vernünftig,
Was noch kommen ſoll, iſt weit.
Wenn ich zög're, ſo verſcherz' ich:
Komm' denn, Liebchen, küß' mich herzig!
Jugend hält ſo kurze Zeit.

Verriken, der niederländiſche Geſandte, war mit Gemahlin und Gefolge während des Geſangs eingetreten, und ſtellte ſich um nicht zu ſtören, der Gräfin und dem Grafen mit leiſer Begrüßung vor. Wie Thekla geendigt hatte, und von Vielen viel Artiges artig hinnahm, erkundigte ſich auch Verriken nach ihr. Die Gräfin ergriff ſchnell die gute Gelegenheit, und trat mit ihm zu Thekla. Unſer liebe Gaſt iſt ſogar eine Landsmännin, ſagte ſie, und faßte Thekla bei der Hand. — Liebe Roſalie, fuhr ſie fort, Ihr habt hier gleich durch Euern Geſang einen Landsmann eingenommen, der Herr Abgeordnete der Niederlande wünſcht Euch bekannt zu werden.

Eine Landsmännin? fragte Verriken.

Roſalie de la Roue aus Antwerpen! erklärte die Gräfin.

Verriken ſah Thekla, die Gräfin, die Umſtehenden verwundert an, und lachte dann laut und herzlich, wobei er der Gräfin mit dem Finger drohte. — Thekla erröthete. — Ei, fuhr er dann fort, woher weiß man denn ſchon hier in London von den luſtigen Schwänken, die wir jüngſt, der unglücklichen Zeit zum Trotz, bei Roſaliens Vermählung uns erlaubt haben?

Dieſer Roſalie? fragte Alice, und Eins ſah das Andere befremdet an.

Nicht doch dieſer! rief Verriken. Allein, Mylady, Ihr behaltet eine ſo ernſte Miene —? Woran bin ich denn? Gilt es denn nicht einer Anſpielung, einer muntern Neckerei, indem Ihr mir die ſchöne Sängerin als Roſalie de la Roue vorſtellt?

Verzeiht, ſagte die Gräfin. Hier iſt wol ein Misverſtändniß: wir reden von dem Kaufherrn de la Roue.

Ja, ja, ganz recht, von meinem Freunde in Antwerpen, der kurz vor meiner Hierherreiſe ſeine Tochter vermählte, betheuerte der Geſandte.

Eine große Stille trat ein. Eins blickte das Andere fragend an. Thekla blieb mit niedergeſchlagenen Augen und unruhiger Haltung ſtumm. Die Gräfin ſah in brennender Verlegenheit nach ihrem Sohne.

Dieſer aber wendete kein Auge von dem verlegenen Mädchen, dem er ſich langſam näherte.

Wie? fiel Alice gegen Thekla ein, Ihr habt ja doch denſelben Mann ſchon früher als unglücklichen Flüchtling hierher nach London begleitet, und den Hingeſchiedenen begraben? Nun lebt er auf einmal in Antwerpen wieder auf und Ihr ſelbſt werdet drüben vermählt?

Thekla bebte unter all' den befremdeten Blicken, die auf ſie gerichtet waren. Sie vermochte noch immer kein Wort vorzubringen. Eine drückende Stille herrſchte, während Bediente das laue Waſſer zum Händewaſchen, wie es vor Tiſche üblich war, umherreichten. — Eliſabeth Vernon lehnte ſich an die Gräfin, und flüſterte ihr zu: Helft ihr doch aus der Pein! die Arme dauert mich. Welch' ein ſeltſames Misverſtändniß! Sie kann ſich nicht erklären.

Die Gräfin nickte und wendete ſich, um von Alicens Uebereilung einzulenken, gegen Thekla. In dieſem Augenblicke aber ſprach ſchon die Gräfin Nottingham, eine ſehr hochmüthige Hofdame, ganz laut zu Southampton: Lieber Graf, eure „liebenswürdige" Roſalie verſchwindet auf einmal in ein Geheimniß, das uns den Appetit verderben könnte; Ihr wißt uns doch wol zu ſagen, wer denn eigentlich der Gaſt Eurer Mutter iſt?

Der boshafte Blick der Sprechenden ſetzte noch mehr, als ihr hochmüthiger Ton, die Geſellſchaft in Verlegenheit. Da öffnete ſich die breite Zwiſchenthüre, und in die Stille hinein rief die rauhe Stimme des Hausmeiſters: Das Mahl iſt aufgetragen!

Die ſchnarrende Stimme des Rufenden hatte an ſich etwas Komiſches, und da er bei ſeiner lauten Einladung zugleich nieſen mußte, ſo brach ein allgemeines Lachen aus. Man lachte, ſo zu ſagen, ungeheuer, um die große Verlegenheit der Geſellſchaft darunter zu begraben. Eine willkommene Bewegung entſtand. Die Herren führten die Frauen nach dem Speiſeſaal; der Geſandte die Gräfin Southampton voraus. Keiner bot der beſchämten Roſalie den Arm. Man that, als wäre ſie nicht da; bis Alice, an der Hand des Grafen Eſſex, mit den Worten zu ihr trat: Wir danken Euch für die Komödie, die Ihr in unſerm Hauſe geſpielt habt. Hättet Ihr uns nur den letzten Act erſpart, der mit einer Beſchämung für meine gütige Mutter geendigt hat!

Ihr gereizter Ton gab der verlegenen Thekla ſchnell die Faſſung wieder. — Wer iſt an eurer Beſchämung Schuld, als ihr ſelbſt, rief ſie aus, — da ihr mich ſo heimtückiſch dem Geſandten vorgeſtellt habt? Das heißt mir übel mitgeſpielt; ihr habt wenig Ehre von euern Nebenrollen in der „Komödie“. Eine Puritanerin ſollte mehr frommen Glauben haben. Was wißt Ihr, warum ich meinen ehrlichen Namen verſchweigen muß! Mein Unglück ſuchte ein wärmeres Herz als Eures, um ſich mitzutheilen; meine Schmerzen ſind keine Betbrüder, die mit Euch heucheln; ſie ſind wahr und ehrlich, indem ſie ſich vor Euch verleugnen. Genug! Laßt es eine Komödie ſein; es endigt ja ſo: Das Fräulein de la Roue hat Hochzeit gemacht. Geht Ihr, und eßt Eure Paſtinaken!

Alice erbleichte und entfernte ſich ſchnell am Arme des Grafen Eſſex, der ſich lächelnd nicht in den Streit miſchte. Thekla blieb allein im Saale zurück. Sie ſank auf einen nahen Seſſel. Aus dem innern Saale brauſte das Geſpräch der Gäſte. Sie hörte nichts. Ihre Gedanken waren verwirrt; ihr Herz ſchlug heftig; Gefühle der Rache ſtiegen in ihrer Bruſt auf. In dieſem Augenblicke hätte ſie das Entſetzlichſte thun können, und ſie erhob ſich endlich mit dem Vorſatz, es zu thun.

Wie ſie nach ihrem Zimmer rannte, um ihre Sachen zu packen, kam ihr des Grafen Kammerdiener nach, und flüſterte ihr zu: Mylord wünſcht Euch dieſen Abend bei Sonnenuntergang auf dem Platze Charing Croß zu ſprechen.

Wer iſt Mylord? fragte ſie heftig.

Seine Herrlichkeit der Graf Southampton, war die Antwort.

Bei Charing Croß?
Ja!
Sonnenuntergang?
Ja!
Sage dem Grafen, ich erwarte ihn!

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Ankertaverne galt damals eine Zeit lang für die beſuchteſte Wirthſchaft in London. In der Nähe der Themſe und des Hauptlandungsplatzes gelegen, war ſie beſonders für Schiffleute ſehr bequem, und dieſen zog ſich dann Alles nach, was nur irgend mit Handelsangelegenheiten zu thun hatte. Das Haus war vielfach geräumig und aufs Anſtändigſte eingerichtet, ſodaß man hier Geſchäfte verabreden und abſchließen konnte. Jeder fand hier zu beſtimmten Stunden, wen er von Handels- oder Schifffahrtsverwandten brauchte, — Schiffer, Rheder, Mäkler, Handlanger, Laſtträger und dergleichen. Dieſe Geſchäfte wußte der Hausbeſitzer auch als Wirth auszubeuten, indem er eine gute Küche und einen ausgewählten Keller hielt, und ſich auf kluge Behandlung ſeiner Gäſte verſtand. So kam es, daß auch Geſchäftloſe, die nur auf Leckerbiſſen und Neuigkeiten ausgingen, ſich hier, nach einem ſcherzhaften Ausdrucke des Wirthes — gern vor Anker legten. Zu Schiff ankommende Fremde kehrten gewöhnlich hier ein, um ſich in die Stadt führen zu laſſen oder von hier aus ihre Einrichtungen zu machen.

Ein ſo vielfältiger Verkehr brachte freilich auch manchen Seeſturm mit in die Wirthſchaft; allein Dumbleton, der Wirth, war ein geſchickter Steuermann. Mit ſo viel Ruhe im Blick, als Beweglichkeit in den Beinen fand er ſeine Luſt an der kleinen tollen Welt, die er mit Laune überſah und mit Verſtand beherrſchte. Er ließ Jeden gelten und behandelte ihn, wofür er gelten mochte; die Geſcheiten ſchätzte er, und ergötzte ſich an den Narren. Er konnte ſich über ernſthafte Dinge mit treffendem Urtheil unterhalten, und wendete ſich dabei einem Gecken zu, um eine Albernheit zu beantworten. Gegen Alle war Dumbleton zuvorkommend, bequemte ſich Allen an, und ließ doch am Ende Keinen auf eine oder die andere Weiſe ungeneckt. Denn — ſagte er zu Vertrauten — Niemand, wenn er nicht zur Niederträchtigkeit geboren iſt, kann immer und überall unterwürfig ſein, ohne ſich auch irgendwo einmal zu überheben. Ich muß Allen dienen, das iſt mein Geſchäft, Jedem den Durſt löſchen, Vieles über mich ergehen laſſen: dafür zapfe ich denn auch einmal die Thorheit meiner Gäſte an und nippe an ihren Albernheiten, um nicht zuletzt ganz zu vertrocknen.

Das bunte Treiben im Anker, die geſchmackvolle Wirthſchaft, der humoriſtiſche Wirth zogen noch eine andere Geſellſchaft herbei, die mit Schiffahrt und Handel nichts zu thun hatte, — junge Männer voll dichteriſchen Uebermuths und Künſtlerlaunen, die in ihrem ungebundenen Wandel täglich etwas wilden Zeitvertreib und neue Aufregung ſuchten. — Ein Theil dieſer luſtigen Geſellen, — Dichter, Schauſpieler und Kunſtfreunde, hatten auf heut ein feines Abendeſſen beſtellt, da es gerade den ganzen Tag über im Anker wild durcheinander ging. Es war nämlich die erſte engliſche Expedition nach Oſtindien glücklich heimgekehrt, und brachte koſtbare Ladung mit, die man theils an den reichen Küſten friedlich eingetauſcht, theils den Portugieſen feindlich abgenommen hatte. Dieſe Waaren und Beuten ſollten nun ausgeſchifft und vertheilt werden. Was gab es da nicht anzuſtaunen? Einige farbige Sklaven, ſeltſame Thiere, ſonderbare Gewächſe, befremdliche Kunſtſachen und koſtbare Güter. Der ganze Handel, alles Schiffvolk und jede Neubegierde von London war in Bewegung, eilte nach den Schiffen, und drängte ſich in den Anker. Kaufleute und Lords vergaßen ihre Standesunterſchiede über das gemeinſame Verlangen nach indiſchen Schätzen. Dazwiſchen war ein Fragen und Verwundern. Der ſchmuzigſte Schifferjunge dieſer indiſchen Expedition wurde hoch angeſehen, und unter den zurückgekehrten Matroſen war Keiner, der ſich nicht als einen Mittelpunkt von Wundern und Abenteuern gefühlt hätte, die er alten Bekannten und neuen Zudringlichen ausſpendete. Die ungemeſſenen Fragen der Umſtehenden nöthigten die Erzähler, ſich ſelbſt zu überbieten. Denn die Meinung, die man von dem märchenhaften Indien hegte, war nicht ſo leicht zu befriedigen; ſodaß die Erzähler, um doch nicht unter der Erwartung zu bleiben, ſich mit den abenteuerlichſten Erdichtungen aufwinden mußten. Dies ſetzte den wildeſten Lärm in der untern Wirthſchaftshalle ab, ein Getöſe, das von Zeit zu Zeit bei neuem Wein und Willkommen in lauten Jubel aufloderte.

Unter dieſem Wirrwarr vergaß aber Dumbleton jene Künſtler, ſeine Lieblingsgäſte, nicht. Für ſie hielt er ein oberes Sälchen abgeſchloſſen, aus welchem die luſtigen Freunde über einen Balcon herab die untere weite und hohe Wirthſchaftshalle überblicken konnten. Dieſe Gelegenheit war eben zu ihrer Unterhaltung mit berechnet, indem es die Schauſpieler und Dichter vergnügte, zur Abwechslung nun auch einmal Zuſchauer eines Spectakels zu ſein, das ihnen ſo bunt gemiſchte Gäſte, ohne es ſelbſt zu wiſſen, aus dem Stegreife ſpielten. — He, ihr Burſche! rief der Wirth einigen ſeiner Aufwärter zu, die in leinenen Hoſen, offenen Jacken und grünen Schürzen umherſprangen. Vergeßt mir den Parnaſſus nicht! — Bei dieſen Worten blinzte er nach dem Altane an der hintern Wand. — Seht zu, wie weit der Ochſenrücken gebraten iſt. Meine Athenienſer werden bald da ſein. Der „König Johann“ agirt ſchon ſeit drei Stunden.

Es war mithin vier Uhr nach Mittag; da zu jener Zeit das Schauſpiel von 1 Uhr an bei hellem Tageslichte gegeben wurde.

Der „König Johann“ iſt ein großes Stück und ſpielt lange! bemerkte ein ſtiller Gaſt im Eckchen, mit welchem der Wirth ſich eben unterhalten hatte. Ich habe das Stück letzten Winter in Black Fryars geſehen. Nicht wahr, ſie ſpielen ja ſchon in Southwark?

Ja, verſetzte der Wirth, in der Roſe; das Sommertheater iſt ſeit dem 1. dieſes Monats angegangen, oder vielmehr *aufgegangen*. Es wird aber heute nicht ſehr beſucht ſein: das Volk ſpielt ja ſelbſt hier und draußen am Fluß das neue indiſche Maulaffenſtück.

Ich bin ſonſt nicht ſo, wie die londoner Welt in das Schauſpiel vernarrt, fuhr der Gaſt fort: der „König Johann" aber ſcheint mir doch ein vortreffliches Stück Arbeit, und rührt gewiß von einem guten Kopfe her.

Den Kopf könnt Ihr nachher ſehen, Meiſter! verſetzte Dumbleton. Er kommt auch mit den Andern, und ſpeiſt droben auf dem Parnaß.

Was nennt Ihr: par Naß? fragte der Bürger. Trocken ſitzt man ja nirgends im Anker, weder oben noch unten, dafür iſt das Haus bekannt. Geht's denn droben beſonders par naß zu?

Gut geſagt! lachte Dumbleton. Kommt alſo nur immer zu meinem Naß hierher, wenn Euch die Muſen auf dem Trocknen ſitzen laſſen. Wiſſet, da oben hinter dem Balcon heißt es der Parnaß, wo die Muſenſöhne ſitzen. Dort iſt doch der Rahm, der Schmant meiner Gäſte, und ſetzt ſich mit Recht obenauf — ganz oben der vortreffliche Kopf, von dem wir ſprachen. Das iſt mein nobler Ephesier, das iſt der wahre Imperator. Heut ſitzt er wieder auf Nummer Eins, — mit parfümirter Serviette. Ja, das iſt ein außerordentlicher Kopf für die Welt und was über der Welt hinausliegt; mit einem Munde, der lauter Perlen und Diamanten ſpricht, der ſich jedoch auch für Stockfiſch mit Paſtinaken, für Pökelfleiſch mit Rüben aufthut.

Ja, das iſt es eben, Maſter Dumbleton, ſagte der Gaſt, daß dieſe außerordentlichen Köpfe doch auch nicht ohne den Bettelſack des Magens durch das Leben kommen. Und ſie ſind vielleicht noch erpichter als Andere auf die Lebensgenüſſe. Da kommen Einem doch die Puritaner viel reſpectabler vor. Ich war neulich in einer ihrer Verſammlungen, der Lord-Major und mehrere Aldermänner waren auch da, — und ich gebe dieſen gläubigen Brüdern nicht Unrecht, daß ſie wider die gottloſe Poeſie und das ſittenloſe Schauſpiel eifern. Es iſt doch keine Kleinigkeit um einen ſaubern chriſtlichen Wandel!

Gewiß! ſagte Dumbleton. Ich will auch jetzt ein chriſtlich Schild an meinen Anker ſetzen: „Kommt Alle zu mir, und ich will euch erquicken.“ Ich will ganz nach der Bibel wirthſchaften!

Unterdeſſen hatten ſich mehrere Freunde, die heut nicht ins Theater gegangen waren, voraus im obern Sälchen eingefunden, und traten auf den Altan heraus, um dem lärmenden Treiben in der Halle zuzuſehen. Dumbleton grüßte ſie von unten, und deutete lachend auf das tolle Gewühl. Da ſie ihn aber nicht verſtanden, ging er hinauf.

Heut werdet ihr edeln Athener euer eigenes Wort nicht verſtehen, ſagte er. Seht, da unten umſegeln ſie eben das Cap Comorin; dort links liegen die Nikobar-Inſeln, und wenn ihr euer Auge recht anſtrengt, ſo ſeht ihr da hinten nach dem Schenktiſche zu Malakka hervortauchen. Hört ihr den langen Matroſen dort von den Seeungeheuern Indiens erzählen? Und ſeht, wie ihm Alles gaffend zuhorcht! Iſt es nicht merkwürdig, — ſeht nur! — und woher kommt es, daß eifrig zuhörende Menſchen nach dem Maße ihrer Verwunderung die Mäuler aufſperren?

Ei nun, verſetzte Naſh, vor erſtaunlichen Dingen werden wir immer wieder zu Kindern, und wollen die Sachen ins Maul ſtecken.

Aber was die nicht erzählen können! fuhr Dumbleton fort. Heut iſt mein Haus voller Dichter, oben und unten. Ihr, meine edeln Athenienſer, zieht heute den Kürzern. Ich wette, die da unten bringen Meerwunder und all eure Spectakelſtücke in Blakfryars, in der „Roſe", in der „Hoffnung" und wo nur Breter aufgeſchlagen ſind und eine Traverſe herabhängt, werden abſtändig werden, wie zu alte Fiſche.

Wer ſind denn aber die getrennten Schreier jenſeit des Pfeilers? fragte Thomas Dekkar.

Die dort? erwiderte der Wirth. Wie ſoll ich ſie in eurer gelehrten Sprache nennen? Das ſind die Participien der zukünftigen Zeit.

Solche gibt's im Engliſchen nicht! rief Naſh.

Aber in England! überbot ihn der Wirth. Jene gehören nämlich zu Walter Raleigh's Geſchwader, das nach den Wildniſſen von Guiana ſegelfertig liegt. Dort ſoll nach allen Reiſeberichten die Stadt Eldorado anzutreffen ſein. Alle die lumpigen Kerle, die kein ganzes Stück Kamelot auf dem Leibe haben, hoffen dort vergoldet zu werden, und als Goldkäfer zurückzuſchwärmen. Hof- und Handelsleute haben das Geſchwader ausgerüſtet, und theilen ſich demnächſt in die ungeheuern Schätze. Die dort trinken einſtweilen darauf.

Haha! lachte Naſh, — nun verſtehe ich dich, Dumbleton: die participiren alſo an der Zukunft. Gut geſagt! Aber vergiß du über dein Latein die Küche nicht, ſondern ſchaffe dein beſtes Küchenlatein herbei, und mach' uns bald zu Participanten der gegenwärtigen Zeit. Verſtehſt du?

Ohne Randgloſſe, ihr Herren! Ihr ſprecht einen verden Text, beſonders wenn ihr kritiſirt, antwortete der Wirth. Sobald ihr beiſammen ſeid, kann's losgehen. Aber es fehlen noch Etliche. Wo bleibt denn heut unſer edle Epheſier, Maſter William? Das iſt noch ein Mann, der beſſert an ſeinen Werken, nicht an ſeinen Wirthen.

Auch Burbadge fehlt noch! riefen Einige. Wie kommt denn das? Beide ſind doch ſonſt viel zu artig gegen einen guten Braten, um ihn warten zu laſſen.

Geduldet euch ein wenig, — es wird da unten gleich zu einer herrlichen Vorkoſt kommen, lachte Dumbleton. Hört nur! die heimgekehrten Indienfahrer übertreiben ihre Erzählungen, um Jene zu ärgern, die nach Guiana wollen, und dieſe ſpannen dafür ihre Erwartungen, um Jene zu überbieten. Aus Eiferſucht und Misgunſt fallen die bitterſten Stichelreden; ehe wir uns deſſen verſehen, werden ſie handgemein ſein, und Dieſe, was ſie erdichten, Jene, was ſie erwarten, mit Fäuſten gegeneinander abwägen. Oder ſie drehen mir die Beine aus den Stühlen.

Wirklich hörten die Freunde nicht lange dem Wortwechſel zu, als ein Tumult in dem dämmernden Saal aufwetterte. Erſt regnete es Schimpfreden, bald hagelten die Knittel drein, die man damals immer in der Nähe hatte. Der Wirth eilte hinab; doch blieb den Freunden keine Zeit, den Friedensſchluß abzuwarten, weil hinter ihnen im eigenen Speiſeſälchen Lärm entſtand. William war eben eingetreten, und Burbadge erreichte ihn mit heftigen Zankworten.

Richard Burbadge, ein paar Jahre jünger als William, war von kleiner Statur, aber ausgezeichnet durch ein ſchönes Auge und ein herrliches Sprachorgan. Er ſpielte nur ernſte, aber ſehr verſchiedene Rollen, und war vom Publicum, deſſen Blicke und Gehör er magiſch feſſelte, durch unermüdlichen Beifall, beſonders bei ſeinen Bühnen-Abgängen, ſehr verwöhnt. Ein Landsmann William's, waren Beide wenigſtens für den gewöhnlichen Umgang ganz gute Freunde, bis auf ein wenig Neid, mit welchem Burbadge, der Heldenſpieler, auf William's zunehmenden Dichterruf blickte; indem er gern ſein bedeutenderes Schauſpielertalent gegen William's Dichtergaben hervorzuheben ſuchte. Darüber hatte man ſie wol ſchon im Wortwechſel geſehen, diesmal aber ſchien der Zwiſt doch mehr auf ſich zu haben.

Solche Tücke und Treuloſigkeit hebt alle Gebühr edler Kameradſchaft auf! ſprach Burbadge mit lebhaften Geberden. So handeln Menſchen, die ſich des Zartgefühls entkleidet haben, und ohne den Schmuck edler Freundſchaft leben, — Selbſtlinge, elende Habſüchtlinge! Ha, ich verachte das! Aber ich trage darauf an, Sharper aus unſern vertraulichen Abenden auszuſtoßen. Jeder von euch hat ſich gleicher Hinterliſt zu verſehen, wie ich ſie eben von ihm erfahren habe. Ich ſpreche im Intereſſe unſeres Abendvereins. Hier muß volles Vertrauen walten. Hier muß ungebundene Luſt keine hinterrückliche Falſchheit zu fürchten haben. Schon bisher hat der da (er deutete auf Sharper) den Pokal unſerer nächtlichen Feſte ſelten bis auf die Hefen mitgetrunken, theils aus Geiz, denn es iſt ja bekannt, wie er die Engel und die Soveregns unterm Daumen hält; vorzüglich aber aus Hochmuth, denn ihr ſeht ja, wie er ſich über dem unverdienten Glück ſeiner zuſammengeflickten Schauſpiele täglich mehr ſtreckt, und ſeinen Hohn über uns ausläßt. Sollen wir uns das gefallen laſſen? Ich frage, warum? Schrumpft etwa unſer gediegene Werth ein, wenn ſeine Einbildung ſich aufbauſcht? Und wenn nun ſein Dünkel auch nicht einmal mit Zartgefühl gefüttert iſt: ſo ſchließe ſich unſere Geſellſchaftskette um ein Glied enger, — um ein angeroſtetes. Iſt hier mein Platz gedeckt? Ich eſſe nicht mit; ich werde zu gehen wiſſen wo dieſer bleiben darf.

Die Freunde hörten dieſe Phraſen mit Verwunderung an. — So redet doch deutlicher! Was iſt denn vorgefallen? riefen Mehrere, und ſahen abwechſelnd von dem hin- und herrennenden Burbadge nach William, der in einer Ecke mit gefalteten Händen auf dem Knie ſeines übergeſchlagenen Beines ruhend lächelte. — Unſer tragiſche Freund verſteht keinen Spaß! ſagte er, und ihr verſteht unſern erhabenen Burbadge nicht. Heut agirt er mit der wahren Grazie des geſteiften Kragens. Er hat einmal den edlen Schwung, Alles hoch aufzunehmen, wobei uns aber die trefflichen Reden und die wohlgemeſſenen Geberden zugut kommen.

Hüte dich vor dieſen Geberden! rief Burbadge, wenn ich dich züchtige, werden ſie *ungemeſſen*.

Seht ihr! verſetzte, ein wenig gereizt, William, ſeht ihr den Verſchwender! So geht er mit den erſparten und erborgten Redensarten ſeiner Rollen um! Ich habe meinen Freund und Landsmann, wie ihr Alle wißt, immer ſehr hochgehalten, und von ihm geſagt: Burbadge macht Dichter durch ſein bezauberndes Spiel. Aber kein Dichter kann ihm mehr mit Ehren ſo kühne Worte leihen; er bringt ſie in den Kneipen durch. So ſoll er ſchon den ganzen „Hieronymus“ dreimal verputzt haben.

Bei dieſer Anſpielung auf die ſogenannte ſpaniſche Tragödie, ein damals verſpottetes Machwerk, brach ein allgemeines Gelächter aus.

Elender! ſchrie Burbadge, und rannte mit zwei gehobenen Fäuſten um den gedeckten Tiſch auf William los. Dieſer aber ſtand ſchon, den Beleidiger mit gezogenem Degen zu empfangen und abzuhalten. Die Freunde ſprangen dazwiſchen.

Iſt das Anſtand und Betragen? rief Condell. Haben dich die Matroſen drunten angeſteckt, Burbadge? Was auch William gegen dich gefehlt haben mag: du haſt eben zwei unziemliche Fäuſte dagegen in die Wagſchale gelegt, und ihr müßt euch entweder ausſöhnen, oder die Beleidigung ausfechten, wie es Künſtlern geziemt.

Ausfechten, ja, ausfechten! rief Burbadge.

Ich rathe lieber zum Frieden, fiel Naſh ein, und beſchwöre euch bei dem gebratenen Ochſenrücken mit ſcharfer Brühe, den hier unſer eherne Dumbleton heranſchiebt: Verſöhnt euch und bedenkt, wie nach dieſer Motion die köſtlichen Biſſen ſchmecken werden!

Mit dieſem koſtbaren Botargo! rief der Wirth, dem die Kellner mit den Schüſſeln folgten. Botargo, ihr Athenienſer! der Vater des Durſtes, der Kuppler weißen und rothen Baſtardes!

Er ſtellte die Flaſchen umher, die mit den damals ſo benannten Weinſorten gefüllt waren.

Hat euch der „König Johann“ noch Kräfte gelaſſen, fuhr Dumbleton fort, ſo zeigt es jetzt. Auf! ihr Kämpfer am Parnaſſus, und laßt die Schlacht beginnen. Sagt mir nichts von den dreihundert Spartanern bei Thermopylä: meine zwölf Athenienſer will ich fallen ſehen. Legitime Künſtler ſollen hier von „Baſtarden" geſchlagen werden: ſolch' eine Tragödie ſoll hier auf dem Parnaſſus in Action kommen, oder vielmehr in Paſſion. — Nun, was gibt's? Maſter William, mein nobler Epheſier, hier oben iſt Euer Platz

Dein nobler Epheſier iſt angeklagt! lachte Armin. Doch, wie wär's, Brüder, wenn wir unſern Wirth zum Richter ſetzten? Er ſoll den Zwiſt dieſer beiden Streithähne ſchlichten. Unſer weiſe Dumbleton, unſer Salomo ſpreche Recht!

Viele riefen Beifall, und der Wirth ſetzte ſich ſogleich mit gravitätiſcher Miene auf den oberſten Platz, indem er ſeine Schürze als Mantel über die Schultern nahm. — Toby! rief er dem aufwartenden Kellner zu, geh' und glüh' einen Sekt mit Zucker und Gewürz, und richte dort in der Ecke ein Banket an für zwölf Mann, für ein Dutzend Epheſier. Einer der Streitenden iſt gewiß ſchuldig, und Den verurtheilen wir in die Koſten des Bankets. Oder wenn der Fall überſalomoniſch verwickelt wäre, ſo vertheilen wir die Koſten unter beide Streitende. Ich werde mir als ein guter Richter zu helfen wiſſen. Und nun tragt mir den Fall vor. Naſh, unſer Kritiker, zerlegt einſtweilen den Ochſenrücken, bis er wieder einen Dichter unter's Meſſer kriegt. Ihr werdet den Braten ganz nach euerm Geſchmack finden; ganz nach der Zubereitung eurer Kritiken, — inwendig noch ein wenig roh. Nun zur Sache! Sprich, William, mein Hector!

Dieſer, ſo aufgefodert, verſetzte: Wollt ihr einen Vortrag im großen, pathetiſchen Stil, ſo laßt Maſter Burbadge reden; wollt ihr aber einen Spaß ſpaßhaft vernehmen, ſo will ich das Wort behalten.

Ich halte es mit einem guten Spaß, ernſthaft behandelt, — entſchied der Wirth.

Nun, ſo hört! begann eben William, als der bis jetzt unruhig hin- und hergewandelte Burbadge mit den Worten ſtehen blieb: Ich erwarte Euch um Mitternacht vor dem Hauſe, in welchem Ihr Euch vorhin ſchurkiſcher Weiſe eingedrängt habt. An jener Schwelle fodere ich meine Genugthuung. Lowin und du, Oſtler, kommt als meine Secundanten mit. Meinen Tiſchplatz laſſe ich gern euerm weiſen Salomon. Lebt wohl! Auf Wiederſehn um Mitternacht, — wer kein Schuft iſt!

Eherner Jaſon, rief ihm der Wirth, an die Stubenthür eilend, nach, — Ihr rennt in die Proceßkoſten, Ihr habt das Banket zu beſtreiten und den gebrannten Sekt!

Das Beifallsgelächter der Freunde erſcholl. Ein zweiter Daniel, unſer Wirth! rief Naſh; er hat, denke ich, den Nagel auf den Kopf getroffen.

Und doch reißt er aus! ſchmunzelte Dumbleton. Er iſt heut eben kein Nagel, der Burbadge, er iſt vielmehr — vernagelt, ſonſt wendete er dieſen dampfenden Herrlichkeiten den Rücken nicht. Indeß — laßt ihn! Wir haben die Gnade Gottes, und er hat genug!

Zweites Kapitel.

Sobald das Hauptgericht verzehrt war, mußte William erzählen.

Vor Anfang des fünften Aktes, ſagte er, bemerkte ich einen zerlumpten Burſchen mit langen, leiſen Schritten auf der Bühne umherſpähen, und erkannte ihn für einen der Gauner, wie ſie vor und in dem Theater aufwarten, und ſich zu Beſtellungen und Aufträgen anbieten. Erſt glaubte ich, er ſehe ſich nach einem der vornehmen Schemel-Inſaſſen um, die uns auf der Bühne den Platz verſperren; da er aber nach dem Hintergrunde ſuchte, wo wir uns aufhalten, trat ich ihm mit der Frage in den Weg: zu wem er wolle. — Zum großen Burbadge, zu Maſter Burbadge! ſagte er, und nahm in demſelben Augenblicke den Geſuchten wahr, der am Quervorhange ſtand. Die Neugier reizte mich: es galt offenbar eine Beſtellung. Huſch! war ich hinter der Traverſe und horchte. Der Gauner beſchrieb unſerm Burbadge ein Haus am Dowgate, wo man quer nach der Conwikſtraße geht, und wenn es dem Maſter gefällig wäre, eine halbe Stunde nach dem Theater dort anzuklopfen, ſo würde ihm auf das Loſungswort: „Johann ohne Land" aufgemacht werden. Ein reizend Weibchen und der Mann verreiſt, kicherte der Liebesbote. Dort in der zweiten Loge rechts über dem Yard könnt Ihr ſie ſehen; ſie hat aber freilich die Maske vor. — Burbadge ſagte zu, und reichte ein Trinkgeld. Ich verlor mich hinter der Traverſe. Meine Rolle war etwas früher zu Ende; ich eile am Schluſſe des Stückes voraus nach dem Dowgate. Ich hatte keine Abſicht, als zu ſehen, ob wirklich eine Frau nach Hauſe kehre und Burbadge folge, denn dieſer war, wenn nicht bei ſeiner Ehre, ſo doch bei ſeiner Rolle angegriffen. Höchſtens dachte ich mir den Spaß, den Freund mit meinen Anſpielungen zu verblüffen, wenn er ſpäter zu Tiſche käme. Kaum ſtehe ich in eine Ecke gedrückt, ſo kommt wirklich eine junge Frau und eilt munter in das bezeichnete Haus. Sie hatte zwar ihre Theatermaske abgenommen, aber einen ſeidenen Schleier vor. Augenblicklich erinnert ſie mich durch Gang und Geſtalt an jene wunderbare Schöne, von der ich dir erzählt habe, Lowin — weißt du, vor etlichen Wochen, als du mich gegen Abend nach meinem Streit mit ihrem Verfolger, Mann oder Liebhaber, auf der Straße trafſt. Seitdem gehe ich auf allen Wegen der entſchwundenen Unbekannten zu Gefallen. Keinen Tag iſt ſie mir aus dem Sinn gekommen. Denkt euch alſo meinen freudigen Schreck! Mein Herz ſchlägt heftig, meine Gedanken verwirren ſich. Endlich iſt ſie gefunden! rufe ich laut aus, und ſtürze ohne Ueberlegung, in meinen Mantel gehüllt, nach dem Hauſe, klopfe; — wer draußen? ruft eine ſanfte Stimme. Johann ohne Land! brumme ich. Der Riegel geht auf, ein weibliches Weſen rauſcht in die nächſte Stubenthüre; ich folge. Es iſt wegen der geſchloſſenen Fenſterläden ziemlich finſter; ich werfe mich der Schönen — dafür halte ich ſie, in die Arme und preiſe mich glücklich, ſie endlich nach jenem Abende wieder zu finden. — Nach welchem Abende? flüſterte ſie betroffen. Wir funkeln einander mit den Augen an, die ſich inzwiſchen an die Dämmerung gewöhnt haben, und erkennen unſern wechſelſeitigen Irrthum. Ich flehe um Verzeihung; ſie lacht, ich lache, und das heitere Misverſtändniß knüpft raſch ein neues Verſtändniß. Ich kann euch nur ſagen, — ſie hatte keine abgelegten Lippen der mondſüchtigen Diana gekauft, ſondern verſtand ſich auf das Küſſen. — Da klopft's an die Stubenthüre. Gott's Augenlid! ruft meine Schöne in brennender Verlegenheit. Ich hatte nämlich in der Haſt die Hausthüre hinter mir offen gelaſſen, und ſo klopfte denn der beſtellte Gaſt immer lauter an die Stubenthüre. — Haltet Euch ruhig! flüſterte ſie. — Aber es wird Burbadge ſein, ſage ich lächelnd. — Wer? fragte ſie höchſt verlegen. — Der beſtellte Burbadge, der verſpätete Held! lache ich. — Es war recht dumm und undankbar von mir; ich mußte der guten Frau in ganz falſchem Licht erſcheinen. — Nun klopft's ungeſtüm. — Wer da? frage ich. — Johann ohne Land! heißt es draußen. — Beſetzt! rufe ich. — Zum Teufel! Ich ſage Johann ohne Land, und aufgemacht! ſchreit Burbadge. — Die Frau zittert und bebt über den Lärm. — Ich öffne alſo dem zürnenden Freunde mit den Worten: Guten Abend, Herr Johann ohne Land! Ruhig! Ich bin Wilhelm der Eroberer. Damit eile ich lachend aus dem Hauſe.

Der witzige Ausgang eines luſtigen Abenteuers ſetzte die Freunde in die beſte Laune, die nicht ohne Rückwirkung auf die ſtarken Getränke blieb. Dieſe jungen Männer kamen eben zuſammen, um mit ihren Gedanken und Genüſſen über alles Maß hinauszugehen. Es genügte ihnen nicht, die Tage hindurch ungebunden zu leben: ſie wollten auch, wo möglich, keine Nacht an den „eingezogenen“ Schlaf verlieren. Daher ſchlemmten und zechten ſie faſt jeden Abend, ſchwatzten und ſangen, und wenn ihr Uebermuth aufs Höchſte ſtieg, verließen ſie das Haus, durchzogen die Stadt, führten entweder gemeinſam einen tollen Streich aus, oder verloren ſich einzeln in jene zahlreichen Häuſer, wo Glücks- oder Liebesſpiel ihre zuſammengeſchmolzene Barſchaft vollends aufſog. Die ungemeſſenſten Begierden, die ungeregeltſten Gedanken fanden bei ſolchen Zuſammenkünften am meiſten Beifall, und Keinem aus der Verbrüderung fehlte es an Geiſt und gutem Humor, um dies rohe Treiben zu überſchmelzen. Als Schauſpieler von ehrendem Umgang ausgeſchloſſen, von den Bahnen eines höhern Ehrgeizes abgeſperrt, fanden ſie, ſo zu ſagen, nur noch die Abwege der Geſellſchaft für ſich offen. Ihr Leben war ankerlos und ohne Compaß: ſo ſteuerten ſie wie Tolle auf das Ungefähr eines jeden Tages los; das Daſein war ihnen ein Spiel, die Welt ein Spott. William war vielleicht der Einzige, der aus dem Uebermuthe leicht in den Ernſt fiel. Dann ergriff ihn wol eine Wehmuth oder eine Schwärmerei, und oft, wenn er dem Hohn und Gelächter der Uebrigen nicht wehren konnte, verließ er ihre Verſammlung.

Sein eben erzähltes Abenteuer führte das Geſpräch auf die Liebe und die Frauen.

Es iſt zu verwundern, rief Naſh, daß man ſich hinſichtlich der Frauenliebe noch nicht zu einem völkerrechtlichen Grundſatze des Gemeinguts und des friedlichen Genuſſes vereinigt hat, — Jedem ohne Neid und Streit zu gönnen, was ihm an Liebe irgend zu Theil wird, was er ſich erobert. Denn nur in ihren Naturbezügen iſt die Liebe wahr und zuverläſſig; ihre ſittlichen Räthſel löſen ſich meiſt in Trug oder Täuſchung auf. Mein Gott, — wie man ſich nur um einer Geliebten willen ſchlagen mag! Eine Tollheit, der nun heute gar Einer unſerer Brüder verfällt, an dem mithin alle unſere andächtigen Ankernächte ohne Erleuchtung vorübergegangen ſind. Liebe und Waſſer ſind Lebenselemente, und dienen zur freien Verbindung der Weſen, ſind nothwendig für den allgemeinen Durſt. Frauenherzen und Trinkquellen ſind mithin Gemeingut. Wo ein Brönnlein ſpringt, ein Bächlein rieſelt, mag Jeder ſchöpfen, der daran kommen kann. Die Sonne ſaugt aus dem Meer der Liebe, und läßt es über alle Steppen regnen. Ich bringe einen Toaſt aus: Wilhelm der Eroberer! Aber in doppelter Bedeutung, in perſönlicher für unſern Freund, und in ſymboliſcher, als Loſungswort für unſer Leben. Wilhelm der Eroberer für immer!

Die närriſchen Ehemänner, rief Condell, die ihre aparte Liebe haben wollen! Das Weibchen am Dowgate — ha! ha! Das eingethane Brönnlein rieſelt unter dem Treppenſtein hervor und ſucht Verbindung. Ja, haſt recht, Naſh: Waſſer und Liebe, Liebe und Waſſer!

O Condell, oh! erwiderte Naſh. Du haſt dem Weine ſo zugeſetzt, daß du nicht mehr deutlich Waſſer ausſprechen kannſt. Du würdeſt bei dem Liebesbrönnlein zu — kurz kommen! Geh', leg' dich in dein kalt Bett und wärme dich.

Ei was! rief Condell, du haſt die Gnade Gottes, und ich habe genug. Rivo!

Wir müſſen den Burbadge zur Vernunft bringen, erklärte Lowin. Welche Thorheit, um Einer willen unſer Blut vergießen, wodurch wir uns auch für die Andern ſchwächen. Den Weibern wollen wir ihre Schwäche laſſen, und das Lachen für uns behalten.

Man gab ihm Recht, und ſtimmte ein Lied auf die Schwachheit des weiblichen Geſchlechts an. William ſprach: Wol ſind die Frauen ſchwach, wir ſollen es aber nicht mit Verachtung ſagen. Sie ſind, wie ihr Spiegel, zerbrechlich und wandelbar in den Geſtalten, die ſie aufnehmen und zeigen; aber wir Männer entehren uns, indem wir ſie misbrauchen. Zart, wie von Bau, ſind die Frauen auch von Seele, — weich für jeden Eindruck, für den falſchen, wie für den edeln. Liegt es nicht in ihrer Naturbeſtimmung, empfänglich zu ſein? Wir ſind die Sünder, wenn wir das Unedle an ihnen ausprägen. Wie dürfen wir das Wachs weich ſchelten, da es ja beſtimmt iſt, das Siegel der Ehre in ſich aufzunehmen? Wir ſollten ſie nicht täuſchen, ſondern die Seele ſchätzen, die ſich hingibt, um Liebe, nicht um Schmach zu empfangen.

Ein ſchallendes Gelächter der Freunde folgte auf dieſe mit einer gewiſſen Rührung ausgeſprochenen Worte William's. — Er iſt wieder aufgeweicht, er iſt beträchtlich gerührt! hieß es.

Er hat mit ein paar Bechern eingefeuert, und nun kocht ſchon ſein Herz Wehmuth.

Ei William! rief ein Dritter, du haſt ja das Sprichwort: „Ein Feuer brennt das andere nieder“, kommt, laßt uns zuſammengehen! Ein Tellerchen gekochter Pflaumen wird unſerm Willy gut thun.

Dieſe Anſpielung auf die liederlichen Häuſer, wo man den Beſuchenden gekochte Pflaumen vorzuſetzen pflegte, verdroß unſern Freund auf das Tiefſte.

Still, Freunde! rief Naſh, der Kritiker, in ſeiner trockenen, bittern Weiſe. Wir haben auch unſern William ſehr gekränkt. Er iſt nicht, wie wir ſind: er ſchätzt die Treue, er hält ſich gern an Eine, die ſich auch ihm allein widmen ſoll; er concentrirt ſich und findet, was wir bei Hunderten ſuchen. Er beſitzt alſo Weisheit. Aber noch mehr, — er beſitzt auch Tugend, ja er beſitzt die drei Cardinaltugenden, denn neben der *Liebe* hat er bekanntlich einen unbedingten *Glauben* an die Geliebte, hat die feſte *Hoffnung*, ſeine jedesmalige Eine zu beſſern und zu bilden. So nimmt er ſich jetzt eines jungen Dings an, das er unterrichten läßt mit der Nadel umzugehen. Das treue Schätzchen hat es mir ſelber lachend erzählt. Denn durch eine gewiſſe Sympathie der Freundſchaft gerathe ich immer auf William's Tugendwege und ſtoße mich an ſeine Glaubensartikel. Doch verkenne ich auch hier meinen Beruf nicht, und wo er edle Liebe *dichtet*, *recenſire* ich ſie.

Ein abermaliges Gelächter brach aus. William erhob ſich mit einem verachtenden Blicke. Aber man hielt ihn feſt, und bat ihn, Spaß zu verſtehen.

Der Neckerei machte ein halb Dutzend neuankommender Geſellen ein Ende, die ſich ohne Weiteres mit zum

Banket und zum dampfenden Würzſekte niederließen. Um dieſes einmal bereiteten Nachtiſches willen gab man es für heut auf, noch anderswohin zu ziehen, und der Vorſchlag zu einem Spiele fand Zuſtimmung. — Was aber ſpielen wir? wurde gefragt. Primaviſta oder Treſchak?

Mit oder ohne Tiddy?

Mit, mit!

Nichts da, wir würfeln.

Es wurde gewürfelt und zwar um hohen Einſatz. Auch William, um ſeine Unruhe und Verſtimmung loszuwerden, nahm Platz am Spieltiſche. Allein dieſe Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt lockte das Glück nicht herbei: er verlor ſeine ganze Barſchaft und einige Stücke von Werth, die er an ſich hatte.

Wie Mitternacht herannahte, trieben die Secundanten heimlich zum Aufbruch. An der Luft im Freien empfanden erſt die Fortgeſchlichenen, wie ſehr ſie ſich übernommen hatten. Auch William ſchritt etwas wankend. So langten ſie am Dowgate an, als es eben von Sanct-Pauls zwölf ſchlug. Burbadge ſtand ſchon an der Haustreppe, ein Fenſterladen war halb geöffnet, der Mondſchein fiel ſchräg in die enge Gaſſe, und gab hinreichendes Licht.

William, verſtimmt durch den Wirrwarr des Abends, ärgerlich durch ſeinen Verluſt, und von dem genoſſenen Wein und Sekt ſchweren Kopfes, gab dem beleidigten Freunde eine Erklärung, die ihn hätte befriedigen können. Auch die Secundanten ließen es nicht an vernünftigen Vorſtellungen fehlen. Allein Burbadge gab nicht nach. Er hatte der leichtfertigen Frau, wie ſie ſich über

William's Zudringlichkeit höchſt gekränkt ſtellte, den feigen Flüchtling an der Hausſchwelle zu züchtigen gelobt, und beſtand nun, der am halboffenen Fenſter Lauſchenden zu Gehör, mit prahlenden, beleidigenden Worten auf dem Kampfe. William ahnete nichts von der Tücke des Freundes. Als er aber, von dem ziemlich gewandten Fechter Burbadge hart nach der Schwelle des Hauſes gedrängt, eine weibliche Stimme ängſtlich flüſtern hörte: Schont ihn, guter Burbadge! — begriff er die ihm zugedachte Beſchämung. — Ha, iſt es ſo gemeint? rief er empört aus. Willſt du hier eine Heldenrolle ſpielen? — Mit den kühnſten Wendungen ging er nun dem Burbadge zu Leibe. Dieſer gab in ſeiner Verlegenheit eine Blöße, und William ſtieß im Jähzorn heftig und mit den Worten: Da, Prahler! nach der Bruſt des Gegners. Mit einem Schrei ſank Burbadge auf die Treppe.

Mehrere Nachbarn der engen Gaſſe, durch das Klirren der Degen geweckt, entriegelten ihre Thüren, und ſchrien: Stöcke her! Nachbarn heraus! Stöcke her! William eilte nach der Themſenſtraße hinab, auf das Blackfriars-Quartier los, in welchem ſeine Wohnung lag.

Drittes Kapitel.

Als William aus kurzem, unruhigem Schlaf erwachte, fand er ſich, nur halbentkleidet, quer auf ſeinem Lager hingeſtreckt. Er erhob ſich mit trübem Kopfe; ſeine Stimmung war wüſt, und nicht ohne Anſtrengung beſann er ſich auf die letzten Vorfälle des geſtrigen Abends. Er hatte Burbadge verwundet, vielleicht lebensgefährlich getroffen, und wenn die Kampfzeugen ſich unklug oder unvorſichtig benahmen, ſo fiel er in gerichtliche Unterſuchung und in die harte Strafe, die auf Zweikampf geſetzt war. Zu dieſer Angſt um ſeine Freiheit kam die Beſorgniß um Burbadge. William ſtand auf, um den Freund zu beſuchen, ihn zu verſöhnen und für ihn ſorgen zu helfen, zugleich aber auch zu hören, was er etwa zu ſeiner eigenen Sicherheit thun könne.

Das Licht brannte noch, obſchon der Tag durch die Fenſter ſchimmerte. Spenſer's „Feenkönigin“ lag aufgeſchlagen und daneben der „Schäferkalender“ deſſelben Dichters. William pflegte vor Schlafengehen in einer oder der andern Schrift ſeines Lieblings, wenn auch nur wenige Verſe zu leſen, und ſich in zaubervolle Regionen, oder noch lieber in den Frieden des ländlichen Lebens zu träumen. Er zählte die Tage zu den guten, die mit dieſem Abendrothe der Empfindung geſchieden waren. Der geſtrige Tag gehörte zu ſolchen nicht. Er hatte, ohne ſich darauf beſinnen zu können, aus angewöhntem Bedürfniß das eine und das andere Buch aufgeſchlagen, aber vergebens zu leſen verſucht. Nun fiel ihm auch ein, daß Nelly, ſeine Hauswirthin, nicht wie ſonſt auf ſeine Heimkehr wach geblieben war. William fühlte einen bittern Vorwurf darin, wie ungern er ſich auch in dem Zuſtande hätte ſehen laſſen mögen, in welchem er heimgekehrt und aufs Bett geſunken war. Nun gedachte er auch der leichtfertigen jungen Frau am Dowgate, der ſchwelgeriſchen Mahlzeit, der verwegenen Reden und unſaubern Scherze, und wie er ſich nach dem Eckchen in der Schublade umſah, wohin er Abends ſeine Barſchaft abzulegen pflegte, hatte er nichts mitgebracht. Dies Alles ballte ſich zu einer troſtloſen Verſtimmung zuſammen. Er machte ſich die heftigſten Vorwürfe, ja er ſtieß Verwünſchungen gegen ſich ſelbſt aus.

In dieſer verzweifelten Stimmung überraſchte ihn Nelly, ſeine Hauswirthin, die das Frühſtück brachte.

Nelly war die Witwe eines beim Schiffbauweſen verunglückten Mannes, der ihr ein Söhnchen und ein artiges Vermögen hinterlaſſen hatte. Sie war noch jung, zierlich von Bau, ſittſam und ſinnig in ihrem Thun und Laſſen. Mit lebhaftem Verſtand und wirthſchaftlichem Sinne verband ſie eine eigens zuſammengeleſene Bildung. Sie war nämlich die Tochter des Buchbinders Bill, der für die Königin Eliſabeth, dieſe große Bücherfreundin, und für den Erzbiſchof Parker, dieſen leidenſchaftlichen Bücherſammler, die koſtbaren Einbände zu liefern hatte. Die ganze vornehme Welt Londons, die um des Hoftones willen Bücher wenigſtens anſchaffte und aufſtellte, ließ denn auch bei Meiſter Bill, dem Hofbuchbinder, arbeiten, und das lebhafte Töchterchen Nelly durchblätterte und durchnaſchte Alles, was in der Mutterſprache gedruckt war. Sie las noch immer gern, und ihr ſchönes dunkelblaues Auge verrieth ein für Poeſie ſchwärmendes Herz. Aus dieſer Neigung für Poeſien hatte ſie auch die ungern entbehrte hübſche Giebelſtube ihres kleinen Hauſes mit der Ausſicht auf ein Stück der Themſe nur einem Dichter vermiethet, als William in der Nähe des Blackfriars-Theaters, wo er ſpielte und ſeine Sachen gegeben wurden, eine Wohnung ſuchte.

Als Nelly mit dem Frühſtück eintrat, war ſie ſchon in vollem Anzug einer ſehr ordentlichen Frau; das Käppchen von Grauwerk und die ſilberne Bruſtnadel mit einem Perlenknopfe verriethen die angeſehene Bürgerin.

William hielt ſich ſtill, während Nelly ſchweigſam und zögernd aufräumte Endlich konnte ſie doch nicht weggehen, ohne mit ſchmerzlichem Blick und weicher Stimme zu fragen: Wie geht es Euch denn, William? Seid Ihr wohl?

So, ſo, liebe Nelly! antwortete er mit erzwungenem Gleichmuthe. Nicht ſo gut, als wenn ich mit deinem freundlichen Gutnacht! ſchlafen gegangen wäre.

Ach! was helfen denn meine Wünſche? ſchalt ſie. Ihr habt Euch wieder einmal einen unglücklichen Tag gemacht.

Freilich, gute Nelly! wenn's bei einem bleibt!

Wie übel Ihr ausſeht! Und wie wird Euch erſt zu Muthe ſein!

Schändlich, Nelly. Verfluchtes Geſtern! Könnte ich es mit dieſen Nägeln wegtilgen!

Nelly ſetzte ſich. Ihr feines Geſicht war lebhaft bewegt, und ſo hart und heftig ihre Vorwürfe klangen, war doch die innige Theilnahme nicht zu verkennen.

Daß Ihr Euch auch niemals zu halten und zu mäßigen wißt, ſagte ſie, und Euch ſo viel Leid und wirre Stunden macht! Aber was das Schlimmſte iſt, — dieſe böſen Tage wiederholen ſich jetzt öfter als vormals. Wißt Ihr das, Ihr unordentlicher Mann?

Ich wollte, du lögſt, Nelly! rief der Freund ſchmerzlich aus, und warf ſich in einen Seſſel. Ich verfluche mich ſelbſt. Narren leuchten meine Tage heim, meine Abende verlöſchen wie qualmende Lampen. Ich verwünſche mein Leben. Wie ein Schatten ſtreicht es vorüber. Gleich mir ſelber iſt es ein elender Gaukler, der ein Stündchen raſt, ein Stündchen jammert, und von Niemanden mehr beachtet wird; es iſt eine Zote, die ein Narr erzählt, — es iſt ein Schall, ein Bombaſt, der nichts bedeutet.

Nun, nun! Thut Euch nicht Unrecht, guter William! lenkte ſie milder ein. Ihr habt viel Wackeres geſchaffen, und Euer edler Geiſt könnte noch Herrliches thun.

Thun? Was iſt dies Thun? rief William bitter aus. Was bedeutet dieſe alberne Gabe der Poeſie? Die Welle, die in einer ſchmutzigen Bucht des Lebens Schaum ſchlägt, und an der hungrigen Düne naſcht, — das iſt der Dichter. Habe ich Liebe, habe ich Ehre davon? Nur draußen auf hoher See des Lebens bringt man dieſe Güter und Beuten heim.

Wenn Euch Poeſie und Kunſt ſo wenig froh machen, ſagte Nelly, ſo ergreift doch etwas Anderes; ein Geiſt wie Eurer kann ja das Leben an hundert Seiten faſſen. Aber Schade wär's doch!

Wie ſchlecht verträgt ſich mein Geiſt mit dieſem tollen Leben! verſetzte William. Was will dieſe Glut in mir, dieſe Begier zu ſchaffen, die, noch ehe ſie ſich bethätigt, zum Fluche wird, unbändig, wild, treulos, mordſüchtig, ſchmachvoll! Freuden bietet dieſes Leben aus, und wenn unſer Geiſt ſie erringt, muß er ſie verachten. Vernunftlos jagt er hinter des Lebens Beute her, und haßt ſie, ſobald er ſie gewonnen. Alles wird zu einem giftigen Köder, der uns toll zu machen hingelegt iſt. Wild werden wir im Verfolgen, raſend im Genuß des Lebens. Was ich anſtrebe, was ich erringe und umfaſſe, reißt ins Ungemeſſene fort und labt mit Unfrieden. Nach Segen und Heil ringe ich, und erfaßt entwickelt ſich ein Fluch daraus. Was ein Glück ſchien, wird ein Traum; was als Wahrheit lockte, zerrinnt in Täuſchung; denn die Welt ſelbſt, aus Nichts erſchaffen, ſpielt nur den Schöpfungsfluch ab, auch wieder zu Nichts zu werden. Doch, wem iſt das etwas Neues? Wer aber lehrt uns jenen Himmel meiden, der uns in eine Hölle wirft?

Ach! ſeufzte Nelly, daß ich Euch ſo muthlos und in ſolchem Zerfall mit Euch ſelbſt ſehe, mitten in Euerm ſchönſten Lebensſommer! Und mich dünkt doch, es müßte für Euch etwas ſo Leichtes ſein, glücklich oder doch vergnügt zu werden. Wenn ich es Euch nur recht deutlich machen könnte! Lenkt doch nur einmal Euern Geiſt und Eure Luſt auf Dinge, die Euer Herz nicht verwerfen muß, und Ihr werdet bald einig mit Euch ſelber ſein. Vor Allem ſolltet Ihr Euch von Euern jetzigen Freunden und Gefährten weglaſſen, und dann Eure herrlichen Gaben anbauen. Warum laßt Ihr denn Euer ſchönes Gedicht vom Adonis wieder liegen? Erſt hattet Ihr ſo viel Luſt daran.

Ach, wenn ich keine andern Sorgen hätte! rief William. Wo ſoll ich denn ein dichteriſches Behagen hernehmen?

Sorgen habt Ihr? fragte Nelly betrübt. Ich habe ja doch noch eine hübſche Summe von Euch in Verwahrung, und anzuſchaffen iſt jetzt nichts. Oder mache ich Euch noch nicht Alles recht? So ſagt doch nur, was Euch fehlt, um bequem und ſorgenlos zu ſein! Oder ſeid Ihr nicht zufrieden damit, wie ich Euer Geld verwalte, Euere Anſchaffungen mache, Euer Geräth beſorge und Alles, William?

Wofür hältſt du mich, gute Nelly? rief der Freund aus. Nein, das iſt es nicht. Du machſt Alles und Alles recht, du biſt verſtändig und treu. Ich bin gehalten wie ein Lord. Aber kannſt du auch ſo für mein Herz ſorgen? Ja, du könnteſt wol, Nelly: du biſt reizend und anmuthig; aber eigenſinnig und kalt. Liebe, Liebe ſuche ich. O dies Leben, das nicht einmal ein Herz für mich hat! Das iſt ein Leben für Polypen, nicht für Poeten, für Seequappen, für kaltes Gewürm, das ſich im Moder nährt. O Nelly, und du haſt ein ſo treues Herz! ſetzte er hinzu, indem er ſie zärtlich umarmte.

Nicht ſo, William! rief ſie, und entzog ſich ihm. Nennt das nicht Liebe, wonach Ihr mit ſolchem Ungeſtüm trachtet. Was Ihr unter dieſem misbrauchten Namen ſucht, wird Euch niemals befriedigen, und was Euch beglücken könnte — das ſucht Ihr nicht. Nein! Laßt uns nicht vergeſſen, wie wir zuſammen ſtehen wollen. Ein heiteres Wort, ein freundlicher Blick von Euch machen mich recht froh. Und könnte ich Euch zufrieden und glücklich ſehen, ſo hätte ich in aller Welt keinen Wunſch mehr, außer daß mein kleiner Hamneth gedeihen und ein berühmter Mann werden möchte, — ſo begabt wie Ihr, nur nicht ſo unglücklich.

Ho, ho! lachte William. Wenn man Eins ohne das Andere ſein könnte!

Ach das wäre ja traurig! ſeufzte ſie.

Es war nicht Ziererei, daß Nelly ſich der zärtlichen Dankbarkeit William's ſo ängſtlich entzog. Im Gegentheil verbarg ſie kaum ihre lebhafte Neigung für ihn, und wehrte nur mit entſchiedenem Ernſte jene ungebundene, unzarte Behandlung und ſinnliche Vertraulichkeit ab, die ſich der Freund, vielleicht von frühern weiblichen Bekanntſchaften her, nicht übel nahm. Sie bewunderte den geiſtvollen Mann und beklagte ſeine Unordnungen. Aus zwei ſo widerſprechenden Gefühlen flocht ſich deſto feſter ein Intereſſe für ihn, das Nelly jetzt nicht anders als durch Sorge für ſeine Wirthſchaft und durch Kummer um ſeine Ausſchweifungen zu bethätigen wußte. Sie war von Natur ſinnig, und beſaß bei äußerer Anmuth jene Gediegenheit des Herzens, die eine Frau oft in harter Ehe gewinnt. Sie freute ſich, den Freund behaglich zu ſehen, und wenn ſie einen Vortheil ſuchte, ſo war es kein anderer, als daß ihr kleiner Sohn Hamneth manchmal auf William's Knien ſitzen, und edle Worte oder artige Geſchichten hören durfte.

Nachdem Nelly Einiges bei Seite geräumt, fragte ſie ängſtlich, ob William nun geſtimmt ſei, einen Beſuch anzunehmen.

Was? rief William, ſind die Gerichtsdiener da?

Nelly ſchrie vor Schreck auf. Was iſt geſchehen? fragte ſie. Um Gott, was habt Ihr begangen, William?

Wir wollen zu Burbadge ſenden, verſetzte der Freund. Wo bleibt mein Burſche? Wir haben einen Zweikampf gehabt, um Kindereien. Und wenn er nicht in ſeiner Wohnung iſt, zu Lowin. Ich muß wiſſen, wie es um ihn ſteht; ich habe ihn in die Bruſt getroffen, oder — ich weiß nicht wohin.

Nelly rang die Hände. Sie wollte ſelber mit dem Burſchen gehn und nachfragen, erklärte ſie. Faßt Euch nur, William, bat ſie, Euere Mutter kommt. Um Gott, laßt die ängſtliche Alte nichts merken!

William erſchrak, war verlegen und — ward gerührt.

Alles kommt auch heut zuſammen! ſeufzte Nelly. Ich habe ſie abſichtlich nicht beherbergt, ſondern bei meiner Schweſter untergebracht. Ich merkte wol, daß es eine betrübte Angelegenheit iſt, in der ſie kommt. Ich wollte Euch vorbereiten, und auch die Mutter nicht wahrnehmen laſſen, wie ſpät Ihr etwa nach Hauſe kämt.

Eben ließ ſich ein Huſten vor der Thüre hören, und die Mutter trat ein, — eine bürgerlich gut gekleidete Frau von ſtattlicher Geſtalt, aber etwas gebeugt, das einſt volle Geſicht ein wenig verkümmert. Stirne und Augen erinnerten an den Sohn. — William empfing ſie mit tiefer, ſtummer Rührung, brachte ſie auf den Polſterſitz, umarmte ſie wiederholt, küßte und hielt ihre welken Hände feſt, während er ſein Geſicht an ihrer Bruſt verbarg. — Die Mutter weinte; Nelly entfernte ſich ſtill.

Nicht wahr, ich habe euch lange nicht beſucht? rief William, ſobald ſeine Rührung zu Worte kam. Und habe auch eine Weile nichts geſchickt? — Er warf ſich abermals an ihre Bruſt.

Das nicht! erwiderte die Mutter. So bedürftig ſind wir nicht mehr; unſer Geſchäft hat ſich mit deinen Mitteln gehoben. Der Wollenhandel zieht; es iſt ein ängſtlicher Segen, den dein unſeliges Geld trägt.

Unſelig, Mutter? Unſeliges Geld?

O mein armer Willy! ſchluchzte ſie. Ich kann es nicht länger auf dem Herzen behalten, ich habe mich auf den weiten Weg gemacht, den ich ſeit fünfzehn Jahren nicht betreten: ich muß deine Seele retten. Warum haſt du uns ſo getäuſcht? Wir haben dich die fünf Jahre, ſeit du von Stratford weggegangen, für einen wohlſtehenden Schreiber gehalten, und müſſen nun hören, daß du bei dem ſündhaften Schauſpiel biſt, und ſogar Sachen erdichteſt und ſchreibſt, die ſo viel chriſtliche Seelen bethören. Dein Vater iſt außer ſich; du kennſt ſeine Heftigkeit. Und iſt er auch ſehr zurückgekommen, ſo kann er doch nicht vergeſſen, welche Ehrenämter er einſt bei der Stadt bekleidet hat, und daß er noch immer das ihm vom Heroldsamte bewilligte Wappen führt. Und nun iſt ſein verlaufener Sohn, ſolch' ehrenwerther Abkunft vergeſſend, ein Komödiant geworden. Mein Alter hat in der Wuth ſelber hierher gewollt, ich fürchtete aber, er würde ganz London in Aufruhr bringen, und bin ſelbſt gekommen, um dich zu beſchwören und zu bewegen Verlaß dieſen gottloſen Weg! Komm mit zurück und genieße mit uns, was wir ja dir verdanken. Mit dem Squire Lucy iſt dein toller Streich im Park ausgeglichen, und die Wolle ernährt uns Alle. O mein guter Willy, — nicht wahr, du ehreſt noch Vater und Mutter, und haſt dich noch nicht über das vierte Gebot hinaus gedichtet?

O meine geliebte Mutter! rief William. Was ſoll ich auf ſolche Bekümmerniſſe erwidern, in denen mich die Mutterliebe, wenn auch in ſo fremder Sprache, aufſucht? Mutter und Sohn, von einerlei Adern durchwebt, von demſelben Blute durchwärmt, und Herz an Herz gedrückt, ſtehen doch in dieſem trübſeligen Augenblicke zu weit auseinander, um ſich zu verſtehen. Sie umfaſſen ſich mit Liebe, und begreifen ſich nicht. Alſo auch dieſen Zwieſpalt meines Lebens noch, daß Glück und Ruhm, wenn ich ſie erringe, und wie Sonnenſchein auf mein väterliches Dach fallen laſſe, verwünſcht und angeflucht werden! Darum alſo, theuerſte Mutter, kommt Ihr her, um mir die ſchönſte Hoffnung zu vernichten? Einſt wollte ich nach Stratford zurückkehren, die Knabenthorheiten mit meinem Ruhm übergrünen, und die Armſeligkeiten der Jugend mit Seide überkleiden. Soll denn aber mein Verdienſt der Wuth meines Vaters begegnen, und mein Ruhm die Augen meiner Mutter in Flut ſetzen? Ja wol, ich bin der verlaufene Sohn! Ein gemeines Weib, ein ungerechter Vater haben mich von Thorheit zu Thorheit bis in die Verzweiflung hineingetrieben. Doch — wem erzähle ich das? Liebe Mutter, — wir haben uns ja niemals misverſtanden. Ihr habt mir Euern letzten goldenen Pathenlöffel mit dem Apoſtelbilde auf dem Stiele zur Wegſteuer zugeſteckt, als ich bei grauendem Tage über die nebelfeuchte Schwelle floh: ſollten wir uns mit der alten Liebe nicht auch jetzt verſtändigen? Ich habe bei meinen Beſuchen niemals über die Sache mit Euch reden können. Hört mich jetzt an, und da Ihr mich nun als Schauſpieldichter kennt, ſo betrachtet einmal meine Lage von meiner Seite. Ich kam damals hierher nach London. Wie anders ward mir an der Themſe zu Muth als am Avon! Daheim ängſtigten mich Spießbürger und Erbärmlichkeiten der engſten Gäßchen; hier erhob mich der Anblick eines großen Lebens, kühne Unternehmungen, glänzende Feſte, fürſtliche Männer, herrliche Frauen, ein brauſendes Volk, das aus den Tiefen des Lebens hervorſprudelte, in die Abgründe des Lebens hineinſchäumte. Und mich kannte Niemand: kein Nachbar blinzte über die Schulter auf mich, keine Gevatterin zuckte mit den Mundwinkeln. Ich durfte meine Hutfeder ſo hoch tragen, als ich reichte. Eine Weile war ich in der That ein Abſchreiber, und ſchwamm ſo in dieſen Wogen mit, wie ein Seeſtern, hin- und hergeſchaukelt. Bald aber mußte ich mir einen bedeutſamern Antheil dieſes großen Lebens aneignen. Nun ſagt ſelber, Mutter, — welchen ſollte ich nehmen, welchen konnte ich? Freunde hatte ich nicht gleich, keine Familie, kein Gewerbe; ich hatte nur Sinn für Alles, ich begriff oder fühlte Alles, ich gehörte dem Ganzen an, und mußte mich dem Ganzen widmen. In dieſem Volksſtrome hatte das ſonnige Leben eine glänzende Abſpiegelung in dem großartigen Volkstheater. Hier ſollten ſich die Freuden und Schmerzen, die Tiefen und Thorheiten der Menſchheit in bedeutenden Geſtalten zeigen. *Machen* wir ſie denn dieſe Tollheiten oder auch Tugenden des menſchlichen Lebens? Nein, wir ſpiegeln ſie ab, der Menſchheit zur Selbſtbeſchauung; wir ſchaffen das Leben nach, wie es Gott geſchaffen. Ich ſah dies für einen großen Beruf an, und ergriff ihn. Nichts iſt gering in der Welt, theure Mutter: es kommt auf den Sinn an, mit dem man es treibt. — Bald ſollte ich mich nicht mehr als bloßen Mitgenoſſen des Lebens, ſondern auch als einen Sohn Englands fühlen. Damals nämlich, als das ganze Reich bei Annäherung der ſpaniſchen Armada in Bewegung kam, und unſere Königin, das Heer zu muſtern, in das Lager bei Tilbury ritt. Auf einem edeln Streitroſſe, mit einem Marſchallſtabe in der Rechten, jagte ſie dahin; der Stahlharniſch glänzte auf ihrer königlichen Bruſt und dem prachtvollen Anzuge; ihr blondes Haar flatterte, und hinter ihr trug ein Page den Helm mit dem weißen Buſche. Das engliſche Heer und Volk jauchzte einen Sturmwind über die See, und die „unüberwindliche" Flotte zerſtob. Damals, o meine Mutter, dufteten alle feindſeligen Roſen, die weißen und die rothen zuſammen, und Albion war von Begeiſterung durchwürzt. Die alten Geſchichten, die Ihr ſelbſt mir als Knaben erzählt hattet, Mutter, knospeten bei ſolcher vaterländiſchen Witterung aus dem Herzen und blühten auf; die alten Kämpfe und Leidenſchaften ſchlugen an das einmüthige Herz des Vaterlandes. Ihr wißt, ich machte den kurzen Feldzug freiwillig mit, und trage den Degen jetzt mit Ehren. Ich war dann zurückgekehrt; — ich hatte England verſtanden: ich *dichtete*, und England verſtand mich. — Nur meine Mutter verwirft meine Schauſpiele, und mein Vater den verlaufenen Sohn!

Die Mutter war von dieſen letzten, ſchmerzlich herausgeſtoßenen Worten William's ſehr ergriffen, ohne daß ſie doch den Sohn für gerechtfertigt hielt. — Ach, mein Willy, ſagte ſie, du dauerſt mich, und doch muß ich deinen ſündhaften Irrthum bejammern. Aber ich entſchuldige dich: es iſt ein gar verlockender Schein, mit welchem dein bewegliches Herz verſucht worden iſt. So ſiehſt du mit verblendeten Augen nicht, wie du dem Müßiggang eines leichtſinnigen Pöbels dienſtbar geworden biſt, dich auf ſchmähliche Weiſe verkleideſt, dein ehrliches, von Gott gemachtes Angeſicht mit Bart und Schminke entſtellſt, und dich zum Ergötzen der Thoren und Sünder auf einem bemalten und behangenen Pranger geberdeſt und erniedrigſt. Gott hat dir ſchöne Gaben verliehen, ein ehrbares Gewerbe zu treiben, dir und Andern zu nützen, und betend und arbeitend ein frohes Leben zur Ehre deines Schöpfers zu führen. Statt deſſen verbrauchſt du dieſe Gaben, um Narrheiten auszuſpinnen, und Spott und Späße zuſammenzuweben zur Beluſtigung unreiner Herzen. Als Komödienſchreiber putzeſt du, ſo zu ſagen, die Leichen der Geſchichte auf, und handirſt ſie wie wirkliche Geſtalten; als Komödiant machſt du aus deinem eigenen lebenden Leib einen bemalten und aufgeputzten Leichnam zur Einkehr verſtorbener oder erdichteter Weſen. Wie? Und mit dieſem frevelhaften Treiben, mit dieſen Geſpenſtern des Müßiggangs verdienſt du dein Brot, und ſuchſt Ehre und Achtung unter chriſtlichen Menſchen?

William ſchwieg aus Unmuth und um ſich nicht gegen ſeine Mutter durch Sprechen zu erhitzen. Er fühlte ſich durch dieſe, der Mutter beigebrachten puritaniſchen Anſichten aufs Empfindlichſte gekränkt; und doch dauerte ihn dabei die bekümmerte Alte, die es auch in ihrem Misverſtande treu mit ihm meinte. Er mußte ſich überzeugen, daß er das befangene Auge der Greiſin nicht löſen könnte: wie ſollte er ihr Herz beruhigen? Am bitterſten war es ihm, daß er ſich in ſeinem mit Eifer vertheidigten Stand in der That nicht wohl fühlte. Eine ungeſchickte Hand, die er abwehren mußte, hatte doch ganz richtig die wunde Stelle gefunden, die Berührung war wahr, und doch der Griff falſch. Und nun fuhr mit neuem Misverſtande die Mutter fort:

Siehſt du, daß du mir ſelber ſtillſchweigend Recht geben mußt! Und nicht ohne Grund haſt du bei deinen Beſuchen in Stratford deine wahren Verhältniſſe verſchwiegen, und uns in dem guten Glauben gelaſſen, du ſeieſt immer noch ein Schreiber.

Laßt das jetzt, Mutter! verſetzte er etwas ungeduldig. Ich hatte andere Gründe, heimlich zu thun. Auch hoffte ich auf Glück und Gelingen, als beſte Vermittler, um einſtens meinen Namen bei der Welt, mein Herz bei Euch zu rechtfertigen. Laßt das jetzt; es durchkreuzt mich zu vielerlei Verdruß heute, und — warum, liebe, gute Mutter, ſoll ich mich durch Widerſpruch um die Freude Eures Beſuchs bringen? Nein, ſetzen wir das jetzt bei Seite; bleibt eine Weile bei mir, ſeht Euch London an, — ein anderes Mal verſtehen wir uns beſſer.

Viertes Kapitel.

Nelly ſtürzte athemlos herein; wie ſie aber die alte Mutter erblickte, ſuchte ſie ſich zu faſſen. — Es kommen Leute, ſagte ſie mit dem ſorgenvollſten Blick; es wollen Männer zu Euch. Ob ſie Euch jetzt auch recht kommen, Meiſter? Wir wollen einſtweilen hinübergehen, Mutter! Kommt!

Sie führte mit ängſtlichem Zwang die Alte fort, und kaum waren Beide in eine Nebenkammer entfernt, als der Sherif mit Gerichtsdienern eintrat.

Der in Scharlach Gekleidete ſetzte mit feierlicher Miene und pedantiſchen Umſchweifen auseinander, warum Maſter William vor Gericht und in Haft folgen müſſe. Der Freund blieb während deſſen ganz verdutzt. In andern Fällen nicht ohne Verwegenheit, ſah er ſich doch jetzt einer Gewalt gegenüber, von der ihn kein perſönlicher Muth befreien konnte. Er ſuchte Ausflüchte, that ungehörige Fragen, ſchickte ſich an, zu folgen, und ſchützte dann wieder bald ein dringendes Geſchäft, bald Unwohlſein vor; kurz, er benahm ſich wie ein Mann, der nicht ohne Schuld, aber ohne Rechtskniffe, unwillig, aber ungewandt in ſeiner augenblicklichen Lage iſt. Es half nichts, er mußte ſich ankleiden, um dem Sherif zu folgen, und ſo ſehr er dabei zögerte, fiel ihm doch keine Ausflucht vor ſolcher widerwärtiger Gewalt ein. Der Sherif ſuchte ihn zu beruhigen: Newgate ſei ja ganz in der Nähe. — Was! rief William, das Criminalgefängniß! — Es überlief ihn kalt und heiß. Eine Erſchöpfung wandelte ihn an; er warf ſich auf den Polſterſitz. Vor ſeinen Augen dunkelte es; er fühlte ſeine Zukunft als eine ſchauervolle Nacht, die des Sherifs Scharlachanzug wie ein Höllenfeuer durchleuchtete. Er erklärte feſt, er würde nicht folgen.

Der Sherif winkte den Dienern Gewalt zu brauchen; da ſtürzte Nelly herein.

Graf Southampton iſt ins Haus getreten, ſagte ſie. Wartet noch, Sherif, Maſter William bekommt Beſuch von ſeiner Herrlichkeit! — Und dem Freunde flüſterte ſie zu, er möchte doch des Grafen Schutz und Einfluß anſprechen. — William erhob ſich, und fühlte ſich erhoben.

Der Graf trat herein, maß mit flüchtigem Blicke den Sherif, und faßte mit freundlichem Gruße William's Hand. — Ich komme, hob er an, ſah ſich aber gleich wieder nach dem Sherif um und ſagte: Ihr habt da einen Scharlachhandel?

Ein Streit mit Burbadge, Mylord, erwiderte William, hat meinem Degen einen unglücklichen Sieg verſchafft, und die Maſters wollen mir nun einen ebenſo leidigen Siegeszug nach Newgate bereiten.

Ein Zweikampf? lächelte Southampton.

Ja wol, Eure Herrlichkeit! fiel Nelly ein, und Lowin mit den andern falſchen Freunden haben die Anzeige gemacht. Ich war eben aus, und habe alle die Schlechtigkeiten vernommen. Und mit Burbadge iſt es gar nicht einmal der Mühe werth; er iſt noch am Leben.

Sherif, ſagte der Graf, ich leiſte Bürgſchaft für den Maſter, ich ſtehe für ihn ein. Ich bürge, daß er das Haus nicht verläßt, bis er geſetzlich freigegeben wird. Ich werde hernach Burbadge beſuchen und in Perſon vor das Gericht kommen, wenn es erfodert wird. Es liegen Misverſtändniſſe in der Mitte. Ich werde darthun, daß es gar kein eigentlicher Zweikampf geweſen iſt, ſondern blos eine im Dunkel begangene Unvorſichtigkeit mit dem Degen. Geht nur, ich werde Alles ins Klare bringen. Das Geſetz paßt nicht auf den Fall!

Der Sherif verlangte nur eine ſchriftliche Erklärung des Grafen, erhielt ſie, und verließ nun zu William's Freude und von Nelly geleitet das Haus.

Ich komme, Euch für die köſtlichen Sonette zu danken, die Ihr mir gewidmet habt, fuhr nun der Graf fort.

Eure Herrlichkeit! rief William aus, — es wäre genug, daß Ihr mir meine Kühnheit verziehet.

Nicht alſo! verſetzte Southampton. Ihr habt mir wol früher angemerkt, wie ſehr ich Eure Dichtungen ſchätze. Darum dürft Ihr vorausſetzen, daß ich es für keine poetiſche Freiheit, ſondern für Dichtergunſt anſehe, wenn Ihr mir nicht blos ſo ſüße Verſe widmet, ſondern mich ſelbſt, ſo zu ſagen, in Poeſie kleidet.

Allerdings hat mich Eure freundliche Huld aufgemuntert, erklärte William. Wie Ihr in jedem meiner Stücke vorn auf der Bühne ſaßt, war mir Euer huldvolles Auge der Polarſtern, nach dem ich mich richtete. Das Klatſchen der Menge galt mir nur, um mich an die vielen Hände zu erinnern, die bezahlt hatten. Für meine Stücke war Eure Herrlichkeit mein Publicum. So war es früher.

Nun Ihr aber, ſeit ich Euch meine Sonette überreichen ließ, faſt gar nicht mehr ins Theater gekommen ſeid, glaubte ich, Ihr zürntet mir.

Bewahre! lächelte der Graf mit einer wehmüthigen Erinnerung an Roſalien. In der letzten Zeit habe ich meine Abende vertändelt. Ich könnte ſagen, ich hätte ebenfalls ein Schauſpiel geſehen; freilich von anderer, als poetiſcher Täuſchung. Nun werde ich aber wieder zu Euern Dichtungen eilen. Bei alledem, daß ich auf der Bühne Euch oft genug ſo nahe ſaß, bin ich doch niemals dazu gekommen, Euch auch nur zu ſagen, wie ſehr ich Euch ſchätze. Ich unterließ es abſichtlich. Ein ſolches Lob iſt bei unſern jungen Edelleuten zu ſehr zur bloßen Phraſe geworden: ich fürchtete, es möchte Euch aus meinem Munde ebenſo wohlfeil erſcheinen, als es von Andern an Andere geſpendet wird. Mir aber war es ſehr ernſt mit meinem verheimlichten Beifall, von welchem Euch nur meine Augen etwas verrathen haben. Ich wollte Euch kein Gnadengeſchenk des Lobes, ſondern einen reinen Tribut entrichten. Darum komme ich jetzt ausdrücklich in Eure Wohnung, wo ich das Wort allein habe. Damit ſoll es aber nicht abgethan ſein, wir wollen uns künftig näher bleiben. Meine Mutter wünſcht Euch kennen zu lernen; da Ihr aber des Ehrenhandels wegen, bis ich die Sache ausgeglichen, in häuslicher Haft ſeid, ſo will ich Euern Beſuch in Southamptonhouſe auf ein andermal einrichten. Wenn Euch meine Verbindungen, mein geringes Vermögen in irgend etwas förderlich ſein können, ſo habt Ihr die Schuld, wenn Ihr ſchweigt.

Herr meiner Liebe! rief William aus bewegtem Herzen, Euer hohe Werth, Euer Verdienſt hat mich mit Allem, was ich bin, Euch dienſtbar gemacht. Ich habe Euch die kleinen Gedichte geſendet, um Euch meine Ergebenheit, nicht das Ergebniß meiner Dichtkunſt zu zeigen. Zu groß iſt meine verehrungsvolle Neigung für Euch, als daß meine Poeſie reich genug wäre, ſie mit würdigen Worten zu kleiden; vielmehr hoffe ich von Eurer edeln Geſinnung, daß Ihr meinen guten Willen in ſeiner Nacktheit nicht für verwerflich achtet. Wenn einſt der Stern, der mich durchs Leben führt, heiterer, huldreicher auf mich niederlächelt, und meiner Neigung, die jetzt noch wie eine Bettlerin ausſieht, einige Zier verleiht: dann erſcheine ich vielleicht Eurer wohlthätigen Achtung werther, als jetzt, und darf eher mit meiner Liebe für Euch groß thun; wenn mir auch bis dahin nur mein Haupt vor Euch zu neigen ziemt.

Der Graf faßte den Dichter herzlich bei der Hand. Nein, ſagte er, die Schranken, die zwiſchen uns Geburt und Beruf aufgeſteckt haben, ſollen ſo freie, fliegende Seelen, wie wir ſind, nicht hindern, Freunde zu werden. Ich bemerke einen edeln Stolz, ein höheres Trachten an Euch, William. Laßt mich mit der echteſten Freundſchaft, die man haben kann, Euch in Regionen bringen, in denen ſolche Gefühle eher flügge werden, als im Gehege Eures Handwerks. Wenn Ihr, werther Freund, ſetzte er lächelnd hinzu, etwas dichten wolltet, in der Art, wie es unſern Edmund Spenſer berühmt gemacht hat; dergleichen erzählende und lyriſche Poeſien gelten der höhern Geſellſchaft; ſie werden gedruckt und geleſen; ſie ſtempeln den eigentlichen Dichter und machen ihn bei dem Adel geſellſchaftsfähig, während die dramatiſchen Sachen nur als Beluſtigung des großen Haufens gelten. Verſteht ſich, — ich denke anders darüber. Mir geht nichts über den reichen Schatz Eurer Dramen: aber es gilt mir um einen Einſtand in die gute Geſellſchaft.

Es iſt etwas dergleichen, wie Ihr meint, ſchon angefangen, Mylord! erwiderte William. Nach dieſem ermunternden Beſuche Eurer Herrlichkeit werde ich gute Stunden finden, es zu vollenden. Ich ſchweige noch über den Gegenſtand; demnächſt aber mag er Euch beweiſen, mit welcher Geſinnung ich Euch ſchon vor Euerm freundlichen Beſuche zugethan geweſen bin.

Ich ſehe hier Spenſer's Feenkönigin aufgeſchlagen, bemerkte der Graf. Ihr grollt alſo dieſem alternden Dichter nicht, der in ſeinen „Thränen der Muſe" —

Nun, ſagt es nur heraus, fiel William ein, Ihr meint, — der ſich über das junge England und über meine Ungelehrtheit ſo ſehr ereifert? Nein, ich grolle ihm nicht. Könnte ich ihn nur perſönlich kennen lernen. Lebt er wol noch auf ſeinem Gut in Irland? Er war eben dahin gezogen, als ich vor fünf Jahren hierher kam.

Nein, verſetzte Southampton. Die Inſurgenten haben ihn von dem ſchönen Eigenthum vertrieben, ſein Schloß verbrannt. Er hatte eben erſt ein junges, reizendes Landmädchen geheirathet, um an ihrem einfachen Herzen die treuloſe Roſalinde ſeiner Jugend zu vergeſſen.

Wie jammert er mich! rief William. Daß gerade die Dichter in der Liebe ſo unglücklich ſind! Alſo vertrieben, der glückliche Hirt, — „der oft die kühlen Schatten der grünen Erlen an Mullas Geſtad beſuchte."

Er ſoll jetzt in London leben, ſagte Southampton.

In London? rief William lebhaft aus. Und ich habe ihn noch nicht geſehen! Wo, wo wohnt er?

Der Himmel weiß es! antwortete der Graf. Wir haben noch nicht ausforſchen können, in welchem Winkel er ſich verborgen hält. Ich fürchte, ſein Unglück hat ihn menſchenſcheu gemacht; ſonſt würde er ſich wenigſtens ſeinen Gönnern zeigen. — Ihr habt den Triumph, mit dem Schauſpiel in der Gunſt des Volks zu ſegeln, indeß Jener mit der Vorliebe der Großen — wer weiß in welcher Bucht auf dem Sande des Elendes feſtliegt.

Nach manchen lebhaften Geſprächen ſchied der Graf herzlich, und William geleitete ihn vor das Haus. Zurückkehrend, fand er Nelly am obern Treppengeländer. In der Freude umfaßte ſie ſeinen linken Arm. Ihr ſeid frei, William, rief ſie, und habt einen hohen Gönner gewonnen! Nicht wahr, Mutter! fuhr ſie, das Zimmer öffnend, fort: wir haben zuletzt ein wenig gelauſcht? Welch' ein edler Menſch iſt dieſer ſchöne Graf! O William, das iſt ein guter Umgang für Euch! Dafür könnt Ihr ſchon Manchen Eurer bisherigen Geſellen fahren laſſen! Nach Southamptonhouſe ſeid Ihr eingeladen. Nun, Mutter, warum noch ſo niedergeſchlagen, und ſeht Euern Sohn ſo hoch geſchätzt?

Ich beklage ihn, und er dauert mich umſomehr! ſeufzte ſie. Wie ſoll er zur beſſern Erkenntniß kommen, wenn er von ſo vornehmen Leuten beſtärkt wird? In dieſer Stadt, ſehe ich, iſt Alles von derſelben Thorheit und Sünde ergriffen, Vornehm und Gering, und ihr werdet es nicht eher einſehen, bis die Stadt wieder von der alten Peſt heimgeſucht wird, die auch keinen Unterſchied zwiſchen Vornehm und Gering macht. Alsdann ſchließt ihr eure Theater wieder. Wie oft waren ſie ſchon geſchloſſen, und die Züchtigung des Herrn iſt an euch verloren gegangen!

William hörte mit unvermögendem Kummer dieſen beharrlichen Glauben an. Er ſann viel darüber nach, wie er der guten Frau beikommen könnte, und fiel endlich auf den Gedanken, ein großes, bedeutendes Bühnenſtück müßte ſeine ſonſt gefühlvolle und früher ſo ſchwärmeriſche Mutter ergreifen, und auf andere Anſicht bringen. Er beſprach ſich mit Nelly darüber, die ihm aber entſchieden abrieth, der guten Alten einen ſolchen Vorſchlag zu thun, der ſie kränken könnte. So blieb ihm, um ſeine Mutter nicht ganz troſtlos zu entlaſſen, nur das Verſprechen übrig, daß er einſt die Bühne und die Stadt verlaſſen, und ſich nach dem traulichen Stratford zurückziehen werde.

Mit dieſer Hoffnung kehrte die erquickte Mutter nach einigen Tagen wieder heim.

Fünftes Kapitel.

William brachte den übrigen Tag in einer aufgeregten Stimmung zu, wie ſie bei begabten, aber unbefriedigten Menſchen nicht ſelten einkehrt, wenn auf körperliche Verſtimmung, auf Reue und Mismuth, auf eigene Vorwürfe und fremde Engherzigkeit irgend ein muthiger Gedanke oder ein ſpannendes Ereigniß folgt, und das gedrückte Selbſtgefühl erhebt. Ein einziger guter Einfall zückt oft wie ein Blitz durch das dumpfe, ſchwüle Gemüth, reinigt es, und verklärt die trübſten Stunden. — Jene bittern Morgengefühle William's ſchlugen ſich immer mehr nieder, und ſeine Zufriedenheit beſtärkte ſich. Sein Leben ſchien nach einer ſtürmiſchen Nacht wie durch einen Ruck unerwartet in eine höhere Region gehoben; — er fühlte lebhaft, daß er auch Höheres zu leiſten habe. Die Vorurtheile ſeiner Mutter, ſeines Vaters Entrüſtung durften ihn nicht länger bekümmern und aufhalten, er war allem Engen, wie allem Niedern entrückt.

In dieſer Stimmung durchwühlte er eine kleine Lade mit Handſchriften. Wo er ſeinem, bisher in des Vaters Weiſe geſchriebenen Namen „Sharper" begegnete, durchſtrich er ihn, und ſchrieb ihn bedeutſam und prunkender in „Shakſpeare" um. Endlich fand er die geſuchten Hefte der beiden Dichtungen „Venus und Adonis" und „Lukretia". Beide waren ſchon vor ſeiner Ueberſiedelung nach London, auf träumeriſchen Spaziergängen am Avon entworfen und auf einzelnen Blättern niedergeſchrieben. Vor Kurzem hatte er aber das Gedicht „Venus und Adonis" wieder hervorgeſucht und auszuarbeiten angefangen. An Adonis hatte er, wie durch eine glückliche Eingebung, ein wahres Abbild des ſchönen Grafen gezeichnet, zu dem er ſeit längerer Zeit eine faſt verliebte Zuneigung hegte. Dieſe Vorliebe mochte wol zuerſt an die ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit des Lords für William's erſte ohne ſeinen Namen aufgeführte Stücke angeknüpft ſein; allein des Dichters Sinn für die Schönheit und die geiſtigen Vorzüge des jungen Grafen ſpann jene Empfindung zu einer gewiſſen Schwärmerei aus.

Dies wieder hervorgeholte Gedicht wollte William nun ſchnell fertigen, feilen und als Einſtand in die vornehme Welt drucken laſſen, dazwiſchen aber ſich nach neuen Fabeln zu Schauſpielen umſehen. Er fühlte einen Drang in ſich, neue, ungemeine Geſtalten und Lebensſchickſale darzuſtellen. Tiefere Schmerzen, eine edlere Luſt, als in ſeinen bisherigen Stücken, ſollten Worte finden. Er zweifelte nicht, wie er an des gräflichen Freundes Hand nur noch einige Schritte aufwärts zu thun habe, um eine unabſehbare Zukunft vor ſich zu erblicken; ſo werde er auch neue Gegenſtände, unerhörte Begebniſſe für ſeine Poeſie finden.

Während der Freund in ſolchen Gefühlen und Vorſätzen ſchwärmte, hatte der Graf durch Zuſpruch und ein anſehnliches Geſchenk den verwundeten Burbadge verſöhnt. Der Blutverluſt und die Hoffnung baldiger Wiederherſtellung hatten den Heldenſpieler ſehr weichmüthig geſtimmt, und nachdem er geeignete Erklärungen über Irrthum und Misverſtändniß in der Streitſache bei Gericht abgegeben, war der Handel durch des Grafen Anſehen leicht niedergeſchlagen worden.

Southampton benachrichtigte William, um ihn der läſtigen Haft zu entheben, ſchriftlich vom guten Ausgang der Sache. Wie der Freund, das Billet erbrechend, ans Fenſter trat, — es war gegen Mittag — fiel ihm auf der Straße ein junges Frauenzimmer auf, dem ein Page ohne Livrée, aber gut gekleidet, vorausging. Geſtalt und Gang erinnerte ihn, er wußte nicht gleich an welche Bekannte. Wie ſie eben unter ſeinem Fenſter hinſchwebte, erkannte er in ihr jene reizende Fremde, für die er in der Lombardſtraße gegen ihren Verfolger den Degen gezogen und nachdem ſie verſchwunden, ſeither geſchwärmt hatte. — Ja, ſie iſt es! rief er, und würde ihr ohne weiteres gefolgt ſein, wenn er gehörig gekleidet geweſen wäre. Bis er aber Hut und Mantel herbeiholte, fiel ihm ſeine Haft ein. Aergerlich durchlief er das Billet des Grafen, und ſah ſich frei. Nun hielt ihn nichts mehr, er eilte fort, die Straße hinab, glaubte die Schöne noch an der Ecke nach der Paulskirche zu erblicken, und drängte ſich durch die Menſchen, die von Cheapſide herab durch Paternoſter-Row kamen. Die Zwiſchengaſſe hatte einen Durchgang unter der Halle eines überbauten Hauſes. Rechts und links führten einige Höfchen zu verſteckten Wohnungen. Hier war ihm die verfolgte Schöne plötzlich verſchwunden. War ſie in eine der Wohnungen oder in das hübſche Haus über der Durchgangshalle, oder durch dieſe ſelbſt weiter gegangen: dies war das Räthſel, vor dem William um ſo verdrießlicher ſtehen blieb, als günſtig die kleinen Zufälligkeiten geweſen waren, die ihn eben gelockt hatten, um ihn abermals zu täuſchen. Erſt hat er ſich in der leichtfertigen Frau am Dowgate geirrt, und gerade während er um dieſer unglücklichen Thorheit willen ins Haus gebannt iſt, führt der Zufall jene Unbekannte vorüber, nach der er ſeither wochenlang vergebens ſuchend, ſich umhergetrieben hat. Ja im Augenblick ihrer Erſcheinung löſt ſich durch des

Grafen Gunſt ſeine Haſt; er eilt ihr nach, er beſinnt ſich ſchon auf das entzückteſte Wort, womit er ſie am Gewand ergreifen will, und — ein ſchadenfrohes Misgeſchick entreißt ſie ihm vor den Augen.

Mit dieſer Betrachtung wandelte William kleinmüthig nach Hauſe, und erfuhr jetzt, was Misvergnügten oft begegnet, daß ſie nämlich hinter ihrem Misgeſchicke gern ein Zuſammenwirken wunderbarer Verhängniſſe ſuchen, während der Glückliche die Gunſt des Lebens ohne ſchwere Gedanken hinnimmt und genießt.

Sechstes Kapitel.

Thekla hatte das Haus unter der Durchgangshalle betreten, und fand oben am Ende eines etwas düſtern Ganges einen ſtattlichen jungen Mann, eben im Begriff, ihre verſchloſſene Stubenthüre wieder zu verlaſſen. Sie winkte den Pagen weg, und öffnete.

Kennt mich die ſchöne Roſalie noch? fragte eintretend der Beſuchende.

Sie blickte ihn ſchärfer an und erröthete. Dieſer Purpur galt der plötzlichen Erinnerung an den beſchämenden Vorfall in Southamptonhouſe. Damals, vor dem Feſtmahle zu Ehren des niederländiſchen Geſandten, hatte dieſer junge Mann ſich ihr vorſtellen laſſen, und war, wenige Augenblicke darauf, Zeuge ihrer Demüthigung geweſen.

Sir Francis Bacon? lächelte ſie. Zu mir?

Welch ein glückliches Gedächtniß, liebenswürdige Roſalie! erwiderte Bacon. Oder dürfte ich etwas davon auf mein Glück rechnen? Erlaubt mir dieſe Hand, die eine Ewigkeit von Küſſen fodert!

Indem er ſie an der Hand faßte, trat ſie zurück und fragte mit Unruhe: Woher, Sir Francis, kennt Ihr meine Wohnung? Mein Verſteck?

Ihr wißt nicht, holde Liebenswürdigkeit, ſagte er befangen, daß ich Philoſoph bin, und mithin eingeweiht in die hohe Wiſſenſchaft, das Verborgenſte zu ergründen. Sollten wir nicht ſo gut, als den Lauf der Geſtirne, den Wandel eines liebenswürdigen Mädchens berechnen können?

Meinen Wandel? rief ſie empfindlich. Ich bitte mir aus, was Ihr unter meinem Wandel meint! Was könnt Ihr meinem Wandel nachſagen?

Ihr misverſteht meinen Ausdruck, Theuerſte! wendete Bacon ein. Verzeiht! Man braucht dies Wort von den Geſtirnen. Ich wollte nur ſagen —

Ihr ſollt nichts ſagen! Ich will nicht misverſtehen! verſetzte ſie erröthend. Ich will nur wiſſen, von wem Ihr meinen heimlichen Aufenthalt erfahren. Ich wechsle meine Anzüge, die Stunden meines Ausgangs, wähle die einſamſten Gaſſen zu meiner Heimkehr; ich lebe ſtill, ſehe nur durch die Vorhänge ins Gewühl der Gaſſe hinab, ich blicke vorſichtig um, wenn ich meine Wohnung aus- und eingehe. Auch ſeid Ihr mir ja nicht gefolgt;

Ihr wart ſchon hier. Wie habt Ihr meine Wohnung gefunden, ja mein Zimmer?

Der Graf Southampton hat mir vertraut, — verſetzte Bacon zögernd; aber Thekla fiel ins Wort:

Was! der Graf hat es Euch verrathen, daß er mich —? Und beſucht mich nicht mehr, ſeit — ſo viel Tagen, und ſchickt Euch hierher, und verräth meine Einſamkeit?

Bacon war ſehr betreten. — Hattet Ihr es ihm verboten, theures Mädchen? fragte er. Beruhigt Euch, ich bin ſein vertrauteſter Freund, ein verſchwiegener Freund.

Verboten, ich? zürnte ſie. Es war ſein Wille; ich lebte, wie es ihm gefiel; ich that was er wünſchte. Ich hatte nicht Urſach ein Geheimniß aus meiner Liebe zu machen: aber er, der Verlobte! Nun, bleibt er erſt weg, und verräth dann. — Oder — was? Soll unſer Verhältniß vielleicht kein Geheimniß mehr ſein? Will er es bekannt werden laſſen? Hat er mit Eliſabeth Vernon gebrochen? Und ſoll ich für Das gelten, was ich ihm bin? So ſprecht doch, Sir Francis! Warum kommt aber Heinrich nicht mit Euch? Wozu ſchickt er Euch her? Euch allein?

Das Alles war ſo leidenſchaftlich geſprochen, die Bewegungen Thekla's verriethen einen ſo tiefen Aufruhr ihres Gefühls, daß der ſonſt weltgewandte junge Mann nicht unbetreten blieb. Lächelnd ſuchte er nach Ausflüchten; während es ihn bei überwiegender Gemüthskälte im Intereſſe des Seelenbeobachters lockte, dieſe leidenſchaftlichen Regungen und — ſo zu ſagen — dieſe auf unſichtbarer Folter zuckende Schönheit zu betrachten.

Antwortet mir, Sir Francis! rief Thekla.

Bacon, der nicht errathen konnte, wie es gemeint ſei, und worauf es eigentlich dem leidenſchaftlichen Mädchen ankomme, zögerte, um ſich auf etwas Beſchwichtigendes zu beſinnen, die Worte heraus: Ihr ſprecht von meinem Wagniß, — und allerdings hätte mir des Grafen Aufmunterung, Euch zu beſuchen, nicht genügen dürfen, geradezu, ohne Euer Vorwiſſen, hierher zu kommen. Muß ich mir aber ſolche Vergunſt nicht von Euch ſelbſt erflehen? Seht, darum erſcheine ich eben! Auch gereicht es mir zum Vergnügen, Euch, mein liebes, heftiges Kind, zu hinterbringen, daß der Graf, auch wenn er Euch nicht mehr beſuchen kann, doch für Eure Bedürfniſſe ſorgen, und Euch aller Verlegenheit überhoben ſehen will, beſonders im Falle Ihr eine Ueberfahrt nach Frankreich — oder den Niederlanden —

Ueberfahrt? ſchrie ſie, als ob das Wort ein Dolch wäre, und ſetzte nach einer Pauſe ſchmerzlich ſanft hinzu: Hat der Graf Heinrich in der That von einer Ueberfahrt nach Frankreich geſprochen?

Ich ſage Euch, rief Bacon lebhaft, — es darf keine Rede davon ſein. Ich habe dem Grafen auch gleich erwidert, wir dürften keinen ſolchen Verluſt erleiden, wir müßten dieſen Juwel von Liebenswürdigkeit in London feſt halten, und in Gold faſſen.

Und da hat er Euch, Sir Francis, zum Juwelier erkoren? fragte ſie mit erbittert heftigem Tone.

Jetzt glaubte ſich Bacon in Thekla's Stimmung zu finden. — Liebenswürdige Roſalie, ſagte er, Ihr thut meinem Freunde Unrecht, Southampton weiß gar wol, was er abtreten kann.

Abtreten? unterbrach ſie ihn. Aufgeben wollt Ihr ſagen.

Hattet Ihr es nicht in dieſem Sinne gemeint? fragte er.

Nun ja! ſeufzte ſie. Was wolltet Ihr ſagen?

Mein Freund weiß gar wol, fuhr er fort, daß es Juwele gibt, die ſelbſt beſtimmen müſſen, von wem ſie umfaßt, — ich ſage gefaßt ſein wollen. Der Graf hat mir erlaubt, wegen Eurer Wünſche bei Euch anzufragen. Ich komme zu hören, worin Ihr eines Freundes bedürfen möchtet. Ihr wohnt hier im lebhafteſten Theile der Stadt; aber es bleibt ſehr wahr, was die Lateiner ſagen: „Eine große Stadt, — eine große Einſamkeit.“ Wahrlich, nichts Anderes, als eine kümmerliche Einöde iſt jede Lage, in welcher uns wahre Freunde fehlen. Die Menſchen wiſſen wenig davon, was Einſamkeit iſt, und welch' einen weiten Umfang dieſer Begriff hat. Denn ein Haufen iſt keine Geſellſchaft, und wo die Liebe fehlt, ſind Menſchengeſichter nichts weiter, als eine Galerie von Bildern, iſt ihre Rede nur eine klingende Schelle. Dürfte ich nun, ſchöne Roſalie, mich Euch zu dem anbieten, was abermal die Römer ſo ſchön ausdrücken, zum Theilnehmer Eurer Sorgen; falls Ihr, wie unſere Damen, Latein verſteht, — particeps curarum?

Wer es gewußt hätte, auf welch' leichtfertiges Unternehmen hin Sir Francis die Treppe herauf gekommen war, hätte über dieſe ſchwerfällige Gutmüthigkeit lachen müſſen, in welche hinein ihn Thekla mit ihrem ungeſtümen Weſen verſchüchtert hatte. Das leidenſchaftliche Mädchen gab auch wenig auf ſeine weiſe Rede Acht: auf einen Polſterſitz hingeſunken, überließ es ſich den bitterſten Empfindungen. — Er hat mich verlaſſen! rief Thekla aus, und wiederholte noch ſchmerzlicher die Worte: Er will mich abtreten!

Sie brach in Thränen aus, bis dem reichlich ſtrömenden Leid neue ſtürmiſche Leidenſchaft folgte. — Abtreten? rief ſie, und erhob ſich gegen Bacon. Ich will verſchmachten in dieſem üppigen London, ich will mich drunten an Broken Wharf in die Themſe ſtürzen, wenn ſie von der Meeresflut anſchwillt: aber ich will nicht abgetreten ſein. Ich habe mich dem Grafen hingegeben: ich habe ihn geliebt. Ich baute auf ſeine Ehre, und habe kein Verſprechen verlangt. Nun ſind meine Hoffnungen, meine Zukunft, mein Bewußtſein zuſammen gebrochen. Er wird ſich beruhigen, und ich werde zu Grund gehen. Was bleibt mir noch, als daß ich ihn haſſe und verachte? Geht, Sir Francis, und ſagt ihm, er ſei nicht beſſer, als alle ſchmählichen Männer. Oder bittet ihn, daß er mich noch einmal beſuche, und ich will ihm ſein ſchönes Geſicht zeichnen zur Warnung aller Welt. Ich will nichts von ihm! Sagt ihm das! Und nichts von Euch! Geht, Herr Philoſoph, und macht, daß Ihr mit Weisheit die Treppe hinab kommt; herauf hat Euch doch die Thorheit geführt. Ihr ſollt nicht auch, wie Euer Freund, hohnlächelnd über ein fremdes Mädchen aus dieſem Hauſe ſchleichen, weder um Mittag noch um Mitternacht. Geht, und laßt die Vorwürfe nicht kalt werden, die Ihr dem Grafen von mir zu überbringen habt.

Sie warf ſich abermals auf die Polſter, und preßte, die Thränen zu verbergen, ihr Angeſicht in beide flache Hände; ihre Bruſt ſchlug von zurückgehaltenen Seufzern.

Sir Francis ſtand betreten und verwirrt vor ihr, und wußte ſich nicht zu helfen. Sein Misgriff ward ihm nun klar. Er war im Auftrage Southampton's da, um mit Roſalien ein freundſchaftliches Abkommen zu treffen. Denn es reute den Grafen, daß er ſein vertrauliches Verhältniß mit ihr nur ſtillſchweigend abgebrochen, und nicht zart genug gelöſt hatte. Er hoffte die Sache durch Bacon gut zu machen, der ſich für Roſalien lebhaft intereſſirte. Nun fühlte ſich Sir Francis beſchämt, daß er, anſtatt des Freundes Anliegen rein zu beſorgen, ſeine eigene Liebesbewerbung eingemiſcht, und ſo vielleicht Beides verdorben hatte. Er fand nun keine andere Auskunft, als ſich für diesmal zurückzuziehen, ohne doch für immer abzubrechen. Er legte einen werthvollen Ring auf das Tiſchchen und ſprach ziemlich kleinlaut: Verzeiht, edle Roſalie, — ich habe Euch ſehr betrübt. Wahrlich ohne Abſicht! Ich gehorche Euch jetzt und gehe. Aber ich laſſe ein kleines Pfand zurück, daß ich wiederkomme, und Euch Angenehmeres ſage. Ich werde noch einmal ernſtlich mit dem Grafen reden. Solltet Ihr meines Rathes und Beiſtandes früher bedürfen: ſo ſendet nur nach Grays Inn, wo ich wohne.

Er wendete ſich zu gehen; doch Thekla, raſch aufgeſprungen, rief ihn zurück. — Ihr habt mich getäuſcht, ſagte ſie; denn ſeht nur, — Ihr ſeid ganz weich und reumüthig geworden. Ha, ich errathe es, — der Graf hat Euch nichts geſagt, Ihr habt es auf eigene Hand hinter ſeinem Rücken verſucht, hierher zu kommen, und mich in Verſuchung zu führen. Geſteht es nur! Nennt Ihr Euch nicht einen Philoſophen? Philoſophen ſind Betrüger; ſie lehren ohnehin, was wider die gemeine Wahrheit iſt; ſie ſpielen mit uns um hohle Nüſſe, und bringen uns mit Spitzfindigkeiten um allen Kern des Lebens. Und Ihr ſolltet gegen ein armes Mädchen ſchonender verfahren, etwa weil Ihr jung und artig ſeid? Bekennt nur, — der Graf weiß nichts von dieſem Beſuche. Geſtehet nur gleich ein, ich bitte Euch!

Wenn Ihr's gern haben wollt! lächelte Sir Francis.

Nicht, nicht? rief ſie. So rechtfertige dich, du Philoſoph, und ich will deinen Ring annehmen. Sage, was der Graf von mir erzählt. Wenn du das Rechte weißt, kannſt du es nur von ihm wiſſen. Nun, du weißt alſo nichts? — Ha, ha! Gar nichts weiß er!

Meint Ihr, ſchöne Roſalie, was Ihr ihm bei Charing Croß nach Sonnenuntergang erzählt habt? ſchmunzelte Bacon.

Bei Charing Croß? Iſt das Alles, was Ihr wißt, Sir Francis? erwiderte ſie. Dort haben uns viele Menſchen zuſammen ſprechen ſehen.

Ich nicht! fuhr Bacon fort. Auch habe ich erſt jetzt von dem Grafen Eure wahre Geſchichte vernommen. Ihr wart nämlich nicht ohne guten Grund unter fremdem Namen in Southamptonhouſe aufgetreten. Der Gemahl Eurer Schweſter hatte ſich als ſpaniſcher Ausſendling verdächtig gemacht, und war entflohen. Ihr und die Schweſter, von dem Böſewicht hintergangen, wart in Angſt und Noth zurückgeblieben. Die Schweſter ſtarb aus Kummer, und um nun nicht etwa als Schwägerin jenes verdächtigen Menſchen in Verlegenheit zu kommen, nahmt Ihr den niederländiſchen Namen an, der Euch und die Familie Southampton in ſolche Verlegenheit brachte. Ihr heißt eigentlich Roſalie Zanotti, und der Graf, mein Freund, hat Euch ſeitdem dieſe Wohnung gemiethet, und für Euch geſorgt. — Nun, meine theure Freundin, weiß ich das Rechte? — Und von wem kann ich es wiſſen?

Geſorgt hätte er für mich? rief Roſalie. Spricht der Graf ſo? Alſo nicht mich geliebt? O hört doch, — geſorgt! O der Heuchler! Und nun ſollt Ihr für mich ſorgen, nicht wahr? Was? Bin ich denn nur da, um für mich ſorgen zu laſſen, und der ſchenkenden Hand zum Spiel zu dienen? Ihr ſollt Alle verwünſcht ſein, Alle, Alle, die ihr für mich ſorgen wollt!

O deutet es doch ſo nicht! bat Bacon. Erkennt vielmehr, welch' ein Vertrauen unſer geliebte Graf Heinrich in mich ſetzt. Und wenn er, in Familien-Angelegenheiten verſchlungen, die Sorge für Euch auf mich überträgt, ſo ſeht doch darin weiter nichts, als wie werth er mich eben hält, weil er Euch wohl will. Ich bin ſtolz auf des Grafen Freundſchaft, und ich würde noch glücklicher durch eine Gunſt ſein, die Ihr von ihm auf mich übertrüget.

Thekla wendete ſich mit verachtendem Blick zu einer heftigen Erwiderung raſch um; aber Thränen überſtürzten ihren Zorn. Nach einem Weilchen ſagte ſie ſanft: Hier, Sir Francis, nehmt Euren Ring zurück. Die Glücklichen mögen Ringe tragen, die noch auf Männer und auf Liebe vertrauen, die noch einen ſtillen Bund haben, deſſen ſie mit heimlicher Luſt gedenken, — Hoffnungen, Träume, Selbſttäuſchungen, die ſich Stunde für Stunde am Goldfinger abzählen laſſen. O, Sir Francis, ich weiß es, wer mich um dies Alles gebracht hat. Ich kenne dieſe Alice! Bei allen Heiligen, es wird eine Stunde kommen, wo ich es ihr gedenke. Gott vergebe es ihr! Ich nimmer!

Sie nöthigte dem kalt verlegenen jungen Manne den Ring wieder auf, indem ſie ihn mit den Worten nach der Thüre drängte. Geht, ſagt dem Grafen, daß ich ſelbſt für mich ſorgen werde. Ich verwünſche die Beweiſe ſeiner Theilnahme, die nur aus einem kalten, liebloſen Herzen kommen. Ich verwünſche, daß ich ihn je geſehen!

Hinter dem Abgegangenen verſchloß ſie das Gemach, warf ſich in ganzer Länge auf den mit welken Binſen beſtreuten Boden, und überließ ſich der ungemeßnen Empfindung, — ſie möchte nicht mehr aufzuſtehen brauchen.

Siebentes Kapitel.

Wirklich blieb Thekla eine Weile ſo liegen. Doch, wie wunderbar wechſeln die Empfindungen der Seele! Als der Schmerz nachließ, der in ſeiner Heftigkeit nicht dauern konnte, betrachtete ſie ihre eigene dahingeſtreckte Geſtalt. Sie gefiel ſich in ſolchem heftigen Ausdruck ihrer Gefühle, und ſog bei der Nachempfindung Deſſen, was ſie aus Liebesleid zu thun fähig geweſen, eine mit Eitelkeit verſüßte Erquickung ein.

Wie es nun aber Nachmittags in der Gaſſe wieder lebhafter ward, das Treiben des Volkes, Lärm und Lachen durch das offene Fenſter herein ſcholl, raffte ſie ſich empor und blickte hinaus. Matter Sonnenſchein lag auf den Dächern; alle Welt regte ſich ſo geſchäftig und froh. Thekla ward erſt wehmüthig, bald aber gewann doch ihr leichter Sinn dieſem Treiben eine Theilnahme ab. Es ward ihr, wie nach überſtandner Krankheit, leicht ums Herz, ſo ſeltſam mattigkeitswohl; ſie athmete jetzt in ein unbeſchränktes Leben hinaus. Von einer doppelten Rückſicht, ſich nämlich verborgen zu halten und unbeſtimmter Beſuche eines Freundes gewärtig zu ſein, fühlte ſie ſich entbunden. — Jede Leidenſchaft iſt eine Tyrannin, und ſo ſehr iſt Freiheit das Element unſerer unſterblichen Seele, daß auch hinter der leidenſchaftlichen Liebe her ein verlaſſenes Herz, wenn es nur irgend von einer heitern Sinnesart begleitet wird, den erſten Troſt in dem freien Aufathmen von ängſtlichen Gewohnheiten findet. An der Stelle der täglichen ſüßen Erwartungen gewinnt eine reizende Willkür die lockendſten Fernſichten.

In dieſer träumeriſchen Stimmung blieb Thekla einige Tage ſtill zu Hauſe; dann aber, bei wiederkehrendem Anblicke der lauten, hin- und hertreibenden Menge ward ſie unruhig. Sie dachte daran, wieviel Menſchen ſich jetzt an die Putzläden drängten, hinaus nach Finsbury wandelten, oder nach Brentford führen, wohin ſie durch Southampton's Veranſtaltung an beſuchten Tagen einigemal gekommen war. Sie ſehnte ſich ins Freie. Hätte ſie nur als lediges Mädchen ohne männlichen Schutz nicht die Zudringlichkeit der Modeherren oder den Spott des Volkes zu fürchten gehabt. Ihr Page war nur ein Miethling für die nothwendigſten Ausgänge in beſtimmten Stunden des Tages. — Dazwiſchen fiel ihr doch auch wieder ihr künſtiges Fortkommen ein. Sie überſchlug ihr vorräthiges Geld, und begriff jetzt, warum der Graf ihr bei ſeinem letzten Beſuch eine ſo anſehnliche Summe zurückgelaſſen hatte. Es ſollte ihr wahrſcheinlich nicht an den Mitteln fehlen, England zu verlaſſen, wenn der Geliebte ſie verlaſſen hätte. Wenig fehlte, und ſie hätte mit ſchon aufgehobener Hand das ganze Geld zum Fenſter hinausgeworfen. Es kränkte ſie, daß er ſo verſtohlen und berechnet an ihr gehandelt habe. Auch hatte er damals ſo leiſe und wie zufällig die Mittel und Wege, nach Frankreich oder den Niederlanden zu kommen, angedeutet, mit der Miene, als ob er ſich bei ihr darnach erkundige. Der falſche Mann! dachte ſie, und verwarf nun unbedingt den Gedanken an eine Abreiſe. Sie ſchauderte bei der Vorſtellung von der Seekrankheit. Nein, dem Grafen zum Trotz wollte ſie bleiben; ſie wollte ihm überall begegnen, ihn ängſtigen und ſeine Braut necken. Vielleicht konnte ſie ſogar das noch nicht geknüpfte Band löſen und ſich rächen. Wie viel hatte ſie nicht in London zu verrichten! Ihr Herz und ihr Geiſt war beſchäftigt. — Aber ſie mußte auch auf ihr Auskommen denken. Sie wollte „zuſehen"; vor Allem ſich einſchränken, und wenn es nicht anders ſein könnte, einen Dienſt ſuchen.

In dieſer leidenſchaftlichen Verwirrung ihrer Gedanken und Abſichten kam ſie auf den ſeltſamen Einfall, ſich als Pagen in ein vornehmes Haus zu verdingen. Sie liebte alle Mummerei, alles Verſteckte. Nach ihrer raſchen Weiſe nahm ſie auch gleich Geld zu ſich, und ging, ſo bald ſich zur gewohnten Stunde der gemiethete Diener einſtellte, mit ihm in die Stadt, um männliche Kleidungsſtücke anzukaufen.

In ſolcher Verkleidung konnte ſie ſich dann allein umhertreiben, die öffentlichen Plätze und Luſtbarkeiten beſuchen. Ihr unruhiges, unbefriedigtes Gemüth ſehnte ſich nach ungezwungener Bewegung, und überdies waren Verkleidungen von Kindheit auf in Thekla's abenteuerlichem Geſchmack geweſen.

In einem eben nicht beſuchten Laden an der Sanct-Dunſtanskirche wählte Thekla, um im Anfange nichts Auffallendes zu haben, einen ſchlichten bürgerlichen Anzug, wie ihn Künſtler, Schreiber und dergleichen junge Leute trugen. Wie nun Thekla zurückgeeilt bei verſchloſſener Thüre unter lächelndem Behagen die einzelnen Stücke anlegte, ward es ihr doch nicht leicht, ihren echt weiblichen Wuchs zu verbergen. Das Wamms wollte ſich oberhalb und unterhalb der Herzgrube nicht glatt ausgleichen laſſen; die etwas einwärts ſinkenden Kniee zeigten nur deſto auffallender ihre rund ausgeſchweiften Hüften, wie vielfältig ſie auch den ſchwarzen Mantel ſo oder ſo um ſich ſchlug. Auch das reiche lichtbraune Haar machte ihr zu ſchaffen, ehe es paſſend unter dem hochſpitzen Hute untergebracht werden konnte.

Sie mußte bald, wie ſie ſich gehend und ſtehend betrachtete, den Einfall, als Page zu dienen, aufgeben. Wie hätte ſie, ohne ihr Geſchlecht zu verrathen, einen noch knapperen Anzug tragen können? Nun ſchritt ſie hin und wieder, und übte ſich in einem freien, kecken Gang und in muthigen Geberden. Sie legte ſich an das Fenſter, und da die Vorübergehenden ohne zu ſtutzen heraufblickten, faßte ſie, jedoch erſt gegen Abend, den Muth auszugehen.

Niemand im Gedränge der Cheapſideſtraße achtete ihrer, und wie ihr alſo nichts Unangenehmes aufſtieß, konnte ſie es nicht laſſen, durch Newgate über Holbourne zu wandeln, und an dem ſtillgelegenen Southamptonhouſe einigemal hin und her zu ſchweifen. Hier aber drückte ſie in ſeltſamer Angſt ein Tuch ins Geſicht, obgleich es bereits tiefe Dämmerung war. Da fiel ihr ein, daß ſie das beſte Stück eines täuſchenden Anzugs vergeſſen hatte, eine ſeidene Maske nämlich, wie ſolche damals in London nicht ungewöhnlich waren, beſonders auch für Frauen, die an öffentlichen Orten unerkannt erſcheinen wollten. Thekla nahm ſich vor, gleich morgen eine zu kaufen.

So kam ſie ſehr zufrieden mit ihrem erſten Wagniß nach ihrer Wohnung zurück, überdachte was ſie morgen unternehmen wolle, und legte ſich mit Lächeln und Vertrauen auf Glück und Zukunft ſchlafen.

Achtes Kapitel.

William hatte in einem Eifer ſein Gedicht „Venus und Adonis“ vollendet, und ſtatt der Ueberarbeitung eine zierliche Abſchrift ſelber gefertigt; indem er unter ſolcher langſamen, mechaniſchen Uebertragung die Strophen feilte, und manchen Vers umſchmolz. Eine Einladung nach Southamptonhouſe war noch nicht erfolgt; daher er ſich entſchloß, die Handſchrift dem Grafen zu überſenden. — Wie er eben das geleitende Billet ſchrieb, brachte ihm Nelly das Frühſtück, und legte die Handſchrift des Gedichtes daneben.

Du biſt ſchon fertig damit, Nelly? fragte William.

Seht Ihr's meinen Augen nicht an, daß ſie ſich bei der Lampe ſehr angehalten haben? Zweimal ſogar habe ich's geleſen, verſetzte ſie.

So ſehr hat es dir gefallen? forſchte der Freund.

Im Ganzen außerordentlich! antwortete ſie. Da iſt es auch ſinnreich und ſittſam gemeint; im Einzelnen iſt es aber nur ſchön. Ihr habt wieder Vieles zu ſinnlich und muthwillig ausgemalt, und der Moral ein zwar ſchönes, aber gar zu leichtfertiges Gewand gegeben.

Wie? lachte William. Hab' ich denn auch Moral darin? Ich habe ja nur eine alte Fabel umgefabelt.

Was! verſetzte Nelly, und ward in Blick und Ton immer wärmer und ſchwärmeriſcher, — ſtellt Eure Venus denn nicht die unordentliche Liebe vor, die einen ſchönen, reinen Jüngling verlockt? Dieſer aber verſchmäht und verhöhnt die tolle Verführerin, und Adonis hat darin ganz Recht: iſt es nicht unnatürlich, daß ſie um Liebe wirbt? Und wenn es noch eigentlich Liebe wäre; aber — Eure Venus iſt mir recht zuwider!

Ja, es iſt recht garſtig von ihr! lachte William. Nicht wahr, umgekehrt kann man es ſich ſchon eher gefallen laſſen; ſo wie des Adonis Jagdroß der ledigen Stute nachläuft?

Nelly erröthete hoch. — Darüber wollte ich nichts ſagen, verſetzte ſie. Aber nun lacht Ihr noch dazu. Das iſt auch gewiß nicht in der alten Fabel ſo geweſen; ſondern es iſt ſo ein Zug, ſo ein Spott in Eurer Art. Nein, William, dieſen bittern Hohn kann ich nicht loben. Ihr wollt die Venus in ihrer ungeordneten Begierde durch die beſſer geregelten Triebe der Thiere beſchämen: Ihr beſchämt aber noch mehr den Leſer; Ihr werft, ſo zu ſagen, ein liebendes Herz unter die Hufe des Thieres. Nein! Es iſt nicht ſchön, William, auch wenn Wahrheit darin wäre. Die Thiere mögen uns immerhin verwandt ſein, wie man ſagt, aber wir haben uns dieſer Vettern und Baſen in vielen Stücken zu ſchämen. Und was recht garſtig iſt: ſo laßt Ihr Eure Venus nicht einmal beſchämt werden, ſondern ſie ermuntert noch bei dieſem Anblicke thieriſcher Neigung den liebeskalten Adonis, vom Thiere zu lernen. Pfui, pfui, William, das gefällt mir nicht! Das gefällt auch gewiß Niemanden!

Der Freund lachte aus vollem Herzen, indem er dazwiſchen ſein Frühſtück mit Behagen einnahm. — Und doch, liebe Nelly, ſagte er, gelingt es der gottloſen Göttin wirklich, den kalten Adonis zu entzünden; er liebt ſie endlich.

Nein, er liebt ſie nicht! eiferte Nelly. Er läuft ſeinem losgeriſſenen Pferde nach, und Venus ihm. Er liebt ſie nicht, ſondern läßt ſich nur verführen. Dieſe Verführung aber habt Ihr ganz gut angelegt; wenn ſie doch einmal da ſein ſollte. Ihr laßt nämlich den Adonis nicht eher einige Neigung faſſen, bis Venus müde und aus Schmerz, keine Liebe zu finden, ohnmächtig wird. Jetzt iſt ſie ein Weib, iſt leidend und erweckt nun auch eher bei Adonis ein menſchliches Mitgefühl. Liebe iſt es aber doch nicht, vielmehr erkennt er ja gleich hinter der That ſelber beſchämt an, daß dieſe hingeriſſene Neigung ihn ſchlimmer gemacht habe. Sagt er nicht die ſchönen Worte —

Nelly ſchlug das Heft auf, und ſuchte in der Handſchrift nach einer Stelle, die ſie am weißen Rande mit einem kaum ſichtbaren Nagelſtreifchen ihres feinen Zeigefingers angeſtrichen hatte. Hier! ſagte ſie, und legte den Finger daran, indem ſie, dem Freunde das Heft zuſchiebend, ſich ihm entgegenbeugte. Wie ſie jedoch mit ihrer heißen Wange die ſeinige berührte, fuhr ſie zurück, ergriff das Manuſcript, und las mit Herzklopfen und bebender Stimme:

Nicht Liebe nenn' es; denn die Liebe floh
Zum Himmel, ſeit die Wolluſt ſie erſchreckte,
Die unter'm Namen Liebe, täuſchungsfroh,
Die unſchuldfriſche Schönheit ſchmachbefleckte.
Beſchmuzend nur kann heiße Gierde zehren,
Wie Raupen ſich auf zarten Blättern nähren.

Die Lieb' erquickt, wie Sonnenſchein auf Regen;
Die Wolluſt iſt ein Sturm nach Sonnenſchein;
Friſch bleibt der Liebe ſanfter Frühlingsſegen,
Der Wolluſt Winter bricht ſchon Sommers ein.
Die Liebe ſchwelgt nicht, — Luſt iſt ohne Gnüge,
Lieb' iſt ganz Treue, — Wolluſt lauter Lüge.

Ja, das iſt recht ſchön, William! ſprach ſie weiter. Das iſt zwiſchen den ſchönen Naturſchilderungen des Gedichtes ſo wie — womit ſoll ich es vergleichen? — ja, ſo wie die Papiſten Betkapellen in einer ſchönen Landſchaft ſtehen haben, ſo iſt es. Die Freude iſt mir bei dieſen beiden Strophen in die Augen geſchoſſen, und hier auf die Handſchrift getropft. Seht Ihr da das welke

Fleckchen auf dem glatten Papier? Ja, William, das iſt ſo ſchön, und von ſo herrlicher Wahrheit, daß ich Euch darum küſſen könnte, wenn Ihr nicht gleich ein ſo ungeſtümer Mann wäret.

Thu's, Nelly, komm! rief William. Auf Ehre, ich rühre dich nicht an!

Lächelnd lehnte ſie ſich auf des Sitzenden Schulter, und küßte ihn, während ſie ſeinen Arm hielt, auf die ſchöne freie Stirne. — Wie freue ich mich für Euch, fuhr ſie fort, wenn Ihr einmal ſo etwas ſagt. Wie glücklich wird er werden, denke ich dann, wenn er einmal mit ſeinem beſſern Herzen recht in Eintracht kommt!

William lächelte ihr ins Auge, und faßte ihre Hand. Doch Nelly zog ſie zurück und ſprach weiter: Laßt mich noch das Uebrige von den Gedichten ſagen! — Adonis wendet ſich bald von der Verführerin ab, — „im Herzen Zorn, das Angeſicht voll Scham", und ſtürmt auf die Eberjagd. Aber der arme Adonis! Nicht von Liebe, ſondern blos vom Naturtriebe beſiegt, iſt er auch der tückiſchen Natur verfallen; ſie hat Macht über ihn gewonnen: er unterliegt dem wilden Eber, dieſer ſchlägt ihm die Bruſt auf, daß Purpur über die weißen Glieder ſtrömt. Recht ſchön iſt nun die Klage der Venus. Welch' herrliche Gedanken und mächtige Gefühle habt Ihr darin ausgeſprochen, William! Aber warum läßt denn die leichtfertige Venus die ſchöne Blume nicht ſtehen, die aus des Adonis Blute ſproß, als ſein Leichnam verſchwand? Auch daran muß ſie noch ihre Luſt büßen, und bricht dieſe purpurglühe und weiße Blume, das Kind der Reinheit aus ſchamrother Reue, — bricht ſie ab, und ſteckt ſie an die Bruſt, daß ſie da verwelke, wo Adonis ſelbſt verwelkt iſt. — So bleibt es im Ganzen ein herrliches Gedicht, gleichſam ſelbſt eine Adonis-Blume, purpurroth von ſinnlichen Bildern, und weiß in ſeiner reinen Bedeutung.

Jetzt, als ſie ſchwieg, und den lächelnden Dichter anſah, erröthete ſie über ihren eigenen beredten Schwung, und ſuchte ſich hinter William's Schulter zu verbergen. Dieſer aber, von ihrer Anmuth hingeriſſen, erfaßte ſie, und wollte ſie auf ſeine Knie niederziehen. Doch Nelly ſchwang ſich empor und erklärte betrübt und ungehalten: Immer vergeßt Ihr doch wieder, oder verſteht wol gar nicht, wie es von mir gemeint iſt. Ich ſuche Euch in jedem Wort, in jeder Zeile recht zu begreifen, und aufs Beſte zu deuten; Ihr aber wollt Euch auch nicht ein Bischen bemühen, mich zu verſtehen und zu behandeln.

Mit dieſen erzürnten Worten verließ ſie das Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Auf dem ſchmalen Gange rannte Nelly in ihrem Eifer wider einen wunderlich ausſehenden Mann, der nach William fragte. Es war der uns ſchon bekannte Narr aus dem gräflichen Hauſe. In das Gemach gewieſen, ſah er ſich keck und verwundert um, maß mit einem hochmüthigen, misachtenden Blicke den Dichter, und ſagte endlich: Ich weiß nicht, ob ich hier recht bin?

Und ich nicht, wen Ihr ſucht, antwortete William.

Einen Narren ſuche ich, einen ſchriftſäſſigen Narren, fuhr jener fort. Es ſieht mir hier nur zu ordentlich für eine Narrenwirthſchaft aus. Du müßteſt denn eine Närrin um dich haben, die dich gut beſorgte. Holla, die iſt mir ja eben auch draußen begegnet, und kam aus deinem Zimmer. Du biſt es alſo doch. Heißeſt du nicht William Sharper?

Ja, für alle ſchlichten, vernünftigen Menſchen, — antwortete der Freund.

Nur? lachte der Narr. Wie heißeſt du denn für dich ſelbſt?

Ich bin eben ſchlicht und aus einem Zeuche, nicht, wie du, gefüttert, erwiderte William. Du kleideſt dich in einen Narren, der den Schurken zum Unterfutter hat. Und zwar biſt du bei all' deinem welken Geſichte noch ganz nach der Mode, und trägſt wie unſere Stutzer, theures Unterfutter unter geringem Oberzeuch.

Der Narr ſah den ernſthaften William einen Augenblick befremdet an, dann verſetzte er lächelnd und viel höflicher als vorher: Nun ja doch! So laſſ' ich mir's ſchon gefallen, wenn man ſo prompt antwortet. Ich hatte mich in dir geirrt; ich glaubte, du wäreſt blos ein Poet; aber du biſt ein geſcheiter Kerl, der ſeine Zeit kennt, und ſich in die Welt zu ſchicken weiß. Nun die Narren im Abkommen ſind, biſt du Dichter geworden. Wenn ich nur ſo jung wäre wie du, ich würde es auch noch mit dem verwandten Handwerke verſuchen. So aber bin ich nur noch gut genug, um dir Platz zu machen. Glück auf! Wenigſtens werde ich dich nun doch lieber im Hauſe ſehen. Alſo habe ich dir zu ſagen, daß ſich der Graf, mein Herr, in Gnaden empfehlen läßt, und dich gegen Mittag erwartet. — Du wirſt heute deinen Dienſt antreten ſollen, denk' ich mir.

Von welchem Grafen ſprichſt du denn? fragte William befremdet.

Vom Grafen Southampton.

Wie, von ſeiner Herrlichkeit —? rief der Freund. Aber, welchen Dienſt hätte ich denn dort anzutreten?

Ei, biſt du denn nicht ſein Dichter geworden? fragte der Narr. Meines Herrn Dichter?

Sein Dichter? Wie meinſt du denn das?

Welche Frage für einen ſo geſcheiten Kerl! rief jener. Ich war früher ſein Narr; nun will ſich der Graf aber nach der Mode einrichten, und da biſt du ſein Dichter. Ei, Eure Sorte hat's lange gut. Wir Narren mußten Zeit und Perſonen kennen, mußten im Geruch des Augenblicks, auf der Fährte aller hohen Launen ſein; mußten ſtets für die Langeweile, dieſe vornehme Bettlerin, ein gutes Almoſen in der Taſche haben; mußten auch der ſchärfſtkralligen Leidenſchaft die Fänge und Federn ſtutzen: das Alles war keine Kleinigkeit; das foderte Verſtand und Muth zugleich; ja ſogar Weisheit war nöthig, die ſich aber beſcheiden und wohlfeil als Witz kleiden mußte. Nun verlangt die wetterwendiſche Welt ſtatt der lebendigen Narrheit geſchriebene, auswendig gelernte. Ihr habt es leicht; ihr könnt eure Antworten daheim aus den Fingern ſaugen, über euern Späßen ausſchlafen, und wenn ihr eure Einfälle ſchriftlich überreicht habt, könnt ihr euch aus dem Bereich der Peitſche ziehen. Höchſtens treffen euch auf dem Theater faule Aepfel. Aber darin liegt auch wieder euer Unglück: denn wie lange wird ſich das halten? Der dichtende Narr braucht zu viel Zeit zu ſeinen Ergötzlichkeiten und kommt entweder zu ſpät für die unruhigen Launen der Großen, oder ſeine Narrheiten dauern, weil ſie ſchriftlich ſind, länger, als die Stimmung, mit der ſie zuſammentreffen ſollten. Man wird euch Poeten bald müde werden. Und dann kommt die Reihe wieder an Andere. Vielleicht kommen dann die Puritaner dran, und die Betbrüder werden ihre Streiche machen müſſen. In Gottes Namen! Ich hoffe das nicht zu erleben. Ich habe meine geſtickten Füchſe mit Ehren abgetragen; Andere mögen nun in erborgten Fuchspelzen ihre Armſeligkeit verbergen! — Alſo, Freund Poet, gegen Mittag in Southamptonhouſe! Betragt Euch ſo, daß wir gute Freunde werden. Ich kann Euch manche Winke geben, die Euch forthelfen können, wenn einmal Eure Feder ſtumpf wird.

Er drückte William die Hand, machte einige dem Freunde unverſtändliche Geberden, und hüpfte zur Thüre hinaus.

William blieb in Gedanken allein. Den wunderlichen Aeußerungen des Narren hing er nicht weiter nach, ſondern überdachte, nicht ohne eine ängſtliche Aufregung, was ihm zunächſt bevorſtand. Noch vor Mittag ſollte er der Mutter und Schweſter ſeines gräflichen Gönners vorgeſtellt werden. Er durfte ſo hohen Frauen nicht misfallen, und empfand daher noch ängſtlicher, zu welch' ungewohnter

Region er jetzt aufſteigen ſollte. Er überredete ſich, auf jenen Höhen der großen Welt werde ſein Leben eine andere Richtung gewinnen, und ſeine Seele werde bei andern Lüften auch andere Segel ſetzen. — „Laßt leben Die, ſo Lieb' und Ehre finden!“ declamirte er laut, und träumeriſch-gehegte Wünſche gaben ſich bei dieſer Loſung aus ihrem Ferndufſt hervortretend, mit gewogenem Lächeln zu erkennen.

Doch der Freund durfte ſich jetzt in ſolche Betrachtungen nicht verlieren: er ſchritt nach ſeiner Kleiderlade, um ſein Beſtes anzuziehen. Ein richtiges Gefühl leitete ihn, daß er jene phantaſtiſchen Schmuck- und Gewandſtücke bei Seite ſchob, in denen er ſich ſonſt auf öffentlichen Plätzen gern umhertrieb. Seinem Diener lieh er eines ſeiner Wämſer und ein ſauberes Baret; denn er ſollte ihm die Reinſchrift ſeines Gedichtes „Venus und Adonis“ vorauſtragen. Er ging Nelly um ein ſeidenes Tüchelchen an, das Manuſcript dareinzuſchlagen, und ſie brachte mit feierlichem Vergnügen ein Stück goldgelben Taffet von der Brautſchürze ihrer längſtverſtorbenen Schwiegermutter herbei.

Bald ſehen wir unſern Freund mit guter Faſſung hinter dem Diener her ſeiner neuen Zukunft entgegengehen. Er ſchlug, vielleicht um auf ſeinem Glückspfade einigen Bekannten zu begegnen, einen kleinen Umweg durch die belebte Fleetſtraße ein, wandelte an Templebar hin, das Kanzleigäßchen entlang über Holbourne. Einigen Freunden, die ihn verwundert anſahen, ſagte er mit einem gewiſſen wegwerfenden Selbſtgefühl: Ich gehe eben nach Southamptonhouſe.

Zehntes Kapitel.

Die Gräfin empfing den von ihrem Sohne vorgeſtellten Dichter mit gemeſſener Freundlichkeit. So hatte er ſich ſeine Königinnen und Herzoginnen gedacht, jene wahrhaft hohen Frauen, deren Huld und Milde nicht ſowol herablaſſend, als emporhebend iſt. Nicht ebenſo leicht wußte der Freund ſich in Alicen zu finden. Sie ſchien ihm, wenn er abgewendet ſprach, die heimlichſte Aufmerkſamkeit zu widmen; ſobald er aber Blick und Wort an ſie ſelbſt richtete, blieb ſie nicht unbefangen, und wie er ihr einmal näher trat, wich ſie ſogar mit ſichtbarer Angſt zurück. Dies Räthſel würde ihn geſtört haben, wären ihm nicht Southampton und Sir Thomas Heminge als alte Bekannte in ihrer lauten Unbefangenheit gute Stützen geweſen. Und als er nun „Venus und Adonis“ enthüllte und übergab, lenkte er die Aufmerkſamkeit Aller auf dies Gedicht, ſodaß er ſich ſelbſt faſſen, und ſeiner Umgebung bemeiſtern konnte. Der Graf blätterte begierig in dem Heft, las hier und da eine Strophe vor, und Alle waren erſtaunt. Glücklicher Weiſe fiel der blätternd-leſende Southampton auf keine jener ſinnlichen Malereien der Liebe, die der Dichter nun ſelbſt in Alicens und der Gräfin Gegenwart nicht um Alles hätte anhören mögen; ſo ſchalkhaft er ſich daran beim Abſchreiben gefreut hatte.

Er fühlte jetzt, daß er darin zu viel gethan, und fand Nelly's Tadel gerecht.

Herrlich, köſtlich! rief, dazwiſchen der junge Graf. Und Heminge erklärte: **Dies Gedicht, Meiſter William, wird Euer Glück in den höhern Kreiſen machen.** Der gute Edmund Spenſer iſt verſchollen; ſeine „Feenkönigin“ bezaubert nicht mehr. Bald wird „Venus und Adonis“ auf den Schmucktiſchen unſerer Ladys liegen. Ihr müßt nur ſchnell das Gedicht drucken laſſen. Wir geben es bei Witchurch in die Preſſe, und laſſen es mit den prächtigen Verzierungen jener Officin ausſtatten.

Nicht ſo eilig! fiel Southampton ein. Wir wollen erſt die Perle ein Weilchen für uns allein haben. Dieſe zierliche Handſchrift gehört Euch, theure Mutter; William gibt ſie als Einſtand in unſer Haus und in Eure Gunſt. Nun aber bitte ich Euch darum für meine liebe Eliſabeth. Das Gedicht kommt ja wie ein Feengeſchenk juſt an unſerm Verlobungstage. Leugne mir noch Einer, Dichter ſeien nicht mit höhern Mächten im Bunde!

Graf Heinrich war höchſt vergnügt. Er ließ auch gleich den Korb mit Schmuckſachen herbeibringen, der eben ſeiner Braut zugetragen werden ſollte, und verſteckte noch das Gedicht hinein, mit Nelly's goldgelbem Taffet umſchlagen.

Ich liebe dieſe Gattung von Gedichten außerordentlich, ſagte die Gräfin, und leſe Spenſer's „Feenkönigin“ von Zeit zu Zeit immer wieder. Ich meine die Erzählungen, worin Menſchen mit höhern Weſen verkehren. Das ſcheint mir auch das rechte poetiſche Gebiet zu ſein. Wenn Ihr aber, Meiſter William, in dieſer Gattung ſo viel Beifall bei der höhern Geſellſchaft findet; ſo werdet Ihr Euch am Ende von der Bühne abwenden. Es fragt ſich nur, ob Euch auch der ſtillere Beifall der Edlern für das laute Jauchzen der Menge entſchädigen könne. Das Theater bietet freilich geräuſchvollere Triumphe, und verlockt die Dichter, wie es die Zuſchauer hinreißt.

Auf dieſen leiſen Wink der Gräfin, als ob er ihn nicht verſtände, erwiderte William ſehr entſchieden und lebhaft:

Auf das Geräuſch des Beifalls kommt es mir nicht an, gnädige Gräfin; der Jubel des Volkes gilt mir aber als Echo auf einen Ruf des echt Menſchlichen. Wenn menſchliche Leidenſchaften auf wahrhafte Weiſe laut werden, ſo ſchlagen auch menſchliche Herzen an. Ich begreife, daß vornehme Leute ſich in der Poeſie an einem Verkehr der Menſchen mit höhern Weſen freuen, ſie, die ja im täglichen Leben gewohnt ſind, mit Herrſchenden in Berührung zu kommen. Darum iſt wol auch die poetiſche Sprache in ſolchen mythologiſchen Gedichten gewöhnlich ſo verzwickt, wie es die Hofſprache auch iſt. Dies will ich zwar nicht von Spenſer's Verſen geſagt haben: denn dieſe ſind ſüß und wohlklingend. Allein ſeinen allegoriſchen Perſonen fehlt doch der wahre menſchliche Kern; ſie reißen uns nicht hin, wir können nicht recht an ſie glauben, und wo wir ſie anrühren, zerfließen ſie in Dunſt. Das wahrhaft Menſchliche kommt aber zum Vorſchein, nicht wenn die Menſchen auf den Knien liegen, ſondern wenn ſie auf ihren eigenſinnigen Füßen ſtehen. Es findet ſein ſchönſtes Abbild in der dramatiſchen Poeſie. — Da ſchweben wir einmal über unſerm natürlichen Element, in welchem wir ſonſt ſchwimmen, — über dem Leben. Die ſtürmiſchen Wogen menſchlicher Leidenſchaften überfluten da nicht unſer Herz, überſchäumen nicht unſer Urtheil. Iſt es nicht wunderbar, daß wir ſo erſt im Spiele der Täuſchungen die Wahrheit des Lebens herausfinden? Dabei fällt mir ein, ob wir Menſchen nicht etwa für höhere Geiſter nur Schauſpieler auf der großen Bühne der Welt ſind! Männer und Frauen treten um uns her auf, und ſpielen ihr Leben als aufgegebene Rollen durch. Zuerſt das greinende, ſprudelnde Kind auf den Armen der Amme. Dann ſchleppt der weinerliche Knabe mit glattem Morgenangeſicht ſein Bücherbündel, wie die Schnecke ihr Haus, träg nach der Schule. Bald hören wir des Verliebten Lied auf die Augenbrauen ſeiner Liebſten, wie ein ächzendes Lüftchen im Kamin. Ganz anders klingen des pardelbärtigen Soldaten ſeltſame Flüche, — des Ehrgeizigen, Raufboldigen, der ſelbſt in der Mündung feindlicher Kanonen die Seifenblaſe Ruhm ſucht. Dort tritt ein Richter mit kapaungefülltem Bäuchlein hervor, um mit ſtrengem Blicke, raſirtem Kinn und glatten Sprüchen ein warnendes Exempel zu ſtatuiren. Doch ſchon geht's abwärts mit unſerm ſiebenaktigen Lebensſchauſpiel. Das hagere Alter ſchleicht in ſeinen Socken herbei; die Brille hängt ihm auf der Naſe, das Beinkleid, wohl geſchont, ſchlottert um die verſchrumpfte Lende; die Mannesſtimme quiekt kindiſch, und ſo ſchließt der letzte Akt mit einer zweiten Kindheit, die in Vergeſſenheit untertaucht, wie die erſte aus Erinnerungsloſigkeit hervorſtieg.

Die Gräfin lächelte zu dieſer ihr neuen und ungewohnten Lebhaftigkeit und bilderreichen Ausdrucksweiſe des jungen Mannes, deſſen Auge und Wange in lebhaftem Sprechen immer mehr aufleuchteten. Eine ungeſuchte Anmuth nahm für den Sprecher ein.

Nach dieſer Anſicht dürfte man alſo die Bühne doch nicht verſchmähen, verſetzte mit etwas bebender Stimme Alice. Nur bleibt es dabei betrübend, zu denken, daß wir in dieſem Leben unſer Heil noch nicht wirkten, ſondern erſt nach dieſem arbeitſamen Vormittage drüben als Zuſchauer des Lebens zur beſeligenden Einſicht kommen müßten.

Vielleicht wären dann gerade diejenigen Menſchen bevorzugt, erwiderte William, die ſchon mitten in dieſem Lebensſpiele durch die Täuſchungen deſſelben zu höherer Einſicht über ſich und ihre ewige Beſtimmung kämen!

Schön! rief Alice mit Wärme aus. Möchte dann beſonders auch der Dichter ſo bevorzugt ſein, um einzuſehen, wozu ihm ſo viel Macht über die Gemüther verliehen ſei. Er hat einen Zauberſtab der Täuſchungen. Misbrauche er dieſe Gewalt nicht, um uns in die Nichtigkeiten des Daſeins zu ziehen und zu bannen. Sollte nicht gerade der Dichter berufen ſein, über dieſes in Vergeſſenheit untergehende Menſchenleben eine Verklärung zu malen, und die Gefühle hervorzurufen, mit welchen ein edler Menſch unter ſolchem Hoffnungsſchimmer ſchlafen geht?

Ihr ſprecht da ſelbſt einen verklärten Gedanken aus, edle Lady, erwiderte William betreten. Aber oh! der armen Dichter! die eher beſtimmt ſcheinen, den Täuſchungen des Lebens zu unterliegen, als ſie zu beherrſchen! Was vermag ein Dichter, den Natur und Geſchick in das dichteſte Gewühl des Tages geſtoßen, in die Gährung des Lebens eingemengt haben? Nur Glück und Liebe leihen und Verklärungsfarben. Nur wer hoch ſteht, hoch fliegt, kann nach dem Himmliſchen trachten. Reicht mir die Hand zu Euch hinauf, leiht mir Euer himmliſches Auge, und —.

Alice erſchrak und trat zurück. William verſtummte; denn er fühlte bei dieſer Bewegung ſelber den Doppelſinn ſeiner Worte, die er nur als redneriſche Wendung ohne perſönlichen Bezug gemeint hatte. Die Umſtehenden lächelten, und die Gräfin fiel mit einem Blick auf ihren Sohn ein: Wir dürfen uns eigentlich nicht über Eure Poeſie beklagen, Meiſter William, da dieſelbe ſchon früher den heiterſten Antheil an den glücklichen Ereigniſſen unſers Hauſes genommen hat. Mein Sohn wird ſich dieſen Nachmittag förmlich verloben, was er mit dem Herzen ſchon früher gethan. Eure ſchönen Sonette ſind alſo damals wie ein Blumenſtrauß für den Bräutigam gekommen. Es würde zu ſpät ſein, Euch jetzt noch dafür zu danken; aber wir wollen Euch von nun an als einen Angehörigen unſers Hauſes anſehen.

Während William ſich der Gräfin näherte, um ſeinen Dank auszudrücken, flüſterte Southampton dem nächſten Bedienten einen Befehl zu. Herren und Frauen wurden gemeldet, und traten mit Glückwünſchen an die Gräfin und den Grafen heran. Lebhafte Geſpräche kamen auf, unter denen William eine ſtumme Aufmerkſamkeit auf Alicen richtete. Ihr räthſelhaftes Weſen war ihm ſehr anziehend. Er hatte eine weibliche Geſtalt vor ſich von edeln Formen, aber ohne jene Fülle und Lebhaftigkeit, die den Reiz begründen, nicht ſchön, aber von der reinſten und zarteſten Weiblichkeit bewegt. Der Freund hatte in Stunden des Mißmuths und der Reue viel von einer edeln, reinen Liebe geträumt; er hatte ſelbſt nach jener verdrießlichen Nacht in der Ankertaverne und am Dowgate die ſchöne Strophe in „Venus und Adonis“ gedichtet, in welcher Liebe und Wolluſt einander gegenübergeſtellt werden. Nun kam ihm aber zum erſten Mal ein weibliches Weſen vor, welchem er alle dieſe ungemeſſenen Gefühle und Vorſtellungen anpaſſen und anträumen konnte. Wenn er dieſe ruhige, zarte Bruſt, dieſen ſeinen keuſchen Mund, die mit Bläſſe und Röthe ſchnell wechſelnde Wange, und dies reine, wunderſam glänzende Auge betrachtete; ſo glaubte er in einen Kreis zu treten, in welchem er von Irrthümern und Thorheiten geneſen müſſe. Die Empfindung war ihm neu, daß es eine dauernde, befriedigende Zuneigung ohne vorwaltende Sinnlichkeit geben könne. Ein unbeſtimmtes Verlangen, ungeſtaltete Wünſche regten ſich tief und dunkel; er wußte nicht, was ihn antrieb, ſich Alicen zu nähern. Die rauſchende Seide ihres geſtickten Rockes, der leiſe Wohlgeruch, der aus ihren Kleidern duftete, regten ihn zu einer wunderſamen Sehnſucht auf. — Er ſprach von ſeinem heutigen glücklichen Tage, von den neuen Eindrücken, die er empfangen, von dem Beſtreben, das er gefaßt habe, den Edelſten und Würdigſten zu gefallen. So gelang es ihm, Alicens wunderliche Bangigkeit zu verſcheuchen, und er kam eben auf den beſten Weg, ins Ungemeſſene hinein zu plaudern, wozu es gerade durch das laute und luſtige Reden der Uebrigen eine recht trauliche Stimmung gab: als Graf Southampton dem Freunde zuflüſterte, ſich heimlich mit ihm zu entfernen, um noch vor Mittag einen Beſuch beim Grafen Eſſex zu machen, dem er den Dichter vorſtellen wollte.

Erlaubt mir, verehrte Alice, ſagte der Freund noch, daß ich Euch gelegentlich in gebundenen Worten den theuerſten Gewinn dieſer guten Stunde ausſpreche.

Alice nickte eine freundliche Genehmigung, und William folgte dem Grafen.

Auf dem Vorplatze ſtand in ſeinem vollen Dienſtanzuge der Narr, und hielt einen Mantel über dem linken Arme.

Nun, was gibt's? fragte Southampton. Hier den Ehrenmantel für Meiſter William! antwortete der Alte, — indem er ſich anſchickte, den Freund zu bedienen. Ich habe ihn dem Peter abgenommen, fuhr er fort; denn ſolche Inſtallation, Beſtallung oder Einſtallirung meines Nachfolgers ſchickt ſich am beſten für mich, und kommt mir zu; es ſind vielleicht meine letzten Narrenſporteln.

Mit einem ſtrengen Blicke nahm ihm Southampton den Mantel weg, in welchen ſeines Hauſes Wappen eingeſtickt war. — Ihr habt von meiner Mutter gehört, Freund, wendete er ſich an William, daß Ihr zu den Angehörigen des Hauſes gezählt werdet. Damit Euch Alle dafür erkennen, ſo tragt dieſen Mantel ſtatt des Eurigen, und zählt Euch den edeln Jünglingen und Männern zu, die ſich durch das gleiche Zeichen für Southamptonhouſe bekennen. Mögt Ihr uns in dieſem Mantel bei heiterem und ſchlimmem Wetter frohe Jahre lang heimſuchen.

O mein huldreicher Herr! rief William überraſcht aus. Ja, gebt her, damit ich aller Welt zeige, wie prunkend ich mich in Eure Gunſt und Freundſchaft kleide! Seht, wie er mir ſteht! Ich will dieſen Mantel ſo ſtolz tragen, wie der adeligſte Eurer Angehörigen und treuer, als Einer. Beim ewigen Himmel, das will ich, und will es in allen Wetterlaunen des Lebens und Eures Glückes!

Der Graf umarmte den Dichter feſt und innig. Hinter ihnen her, wie ſie ſich nun entfernten, brummte mit Kopfſchütteln der Narr: Bald werde ich doch an dieſem Poeten irre. Das umarmt ſich ja ganz brüderlich — Graf und Dichter! Ich glaubte, es ſollten neue Narren werden, und ſie helfen nur neue Thorheiten machen. Ob wir Alten dann wieder aufkommen? Oder ob das junge England ſein eigener Thor und Narr zugleich iſt? Das wäre nicht blos eine Vermiſchung der Stände, ſondern auch eine Verminderung der Erwerbszweige. Darüber muß ich mit meinen Freunden reden! — So viel ſehe ich ein: die Welt geht einer großen Umwandlung entgegen. Sie ſteht ſchon zu lang und fängt an zu gerinnen; ſie ſcheidet ſich in Parteien: die abkommenden Narren, die aufkommenden Poeten, die dazwiſchen kommenden Puritaner, die trunkenen Indienfahrer und die neuen Strumpfweber auf Maſchinen! Und die Herren dieſer tollen Welt? — Genuß und Geld!

Elftes Kapitel.

Der Graf Eſſex, damals Liebling der Königin, bewohnte eines der anmuthigen Häuſer am Strande, die mit größern oder kleinern Gärten bis an die Themſe hinabreichten. Eine ſolche Lage war von hochſtehenden Männern aus mehr als einer Hinſicht geſucht. Mit wenigen Ruderſchlägen konnte man Weſtminſterhall zu Hof- und Staatsgeſchäften erreichen, und vom Garten aus jeden Verkehr mit der königlichen Burg, die Bemühungen der Nebenbuhler um die Gunſt der Monarchin beobachten. Denn wegen der engen und gedrängten Gaſſen der Stadt waren Kutſchen und Staatswagen in damaliger Zeit noch eine Seltenheit, und kamen eben erſt mit viel Pracht in Gebrauch; ſodaß die Themſe als breite, freie Straße zwiſchen der Altſtadt, Southwark und Weſtminſter diente. Wer aber auch nicht mit Höflingsblick und Eiferſucht an den Farben und Abzeichen der Gondeln die Herrſchaften und Intereſſen zu bewachen brauchte, die nach Weſtminſterhall ſteuerten, hatte doch in dieſen Wohnungen die angenehme Strom- und Gartenluft und den Blick auf ein ſo vielfältig belebtes Waſſer.

Southampton und William, die vom Strande aus den Palaſt des Grafen betraten, wurden in den Garten gewieſen. Hier trafen ſie eine Anzahl der täglichen Genoſſen, Gunſtbefliſſenen und Anhänger des Grafen, die unter breitem Zelt- und Apfelbaumſchatten der Rückkehr ihres Gönners von Hofe warteten. Die Meiſten hatten dem mächtigen Günſtling irgend ein perſönliches Anliegen anvertraut, und ein Jeder hoffte im Stillen, heute vielleicht werde der kluge Graf den rechten Augenblick finden, um gerade dieſe Sache bei der Monarchin oder den Miniſtern durchzuſetzen. Alle miſchten indeß ihre heimlichſte Ungeduld mit heiterer Geſchicklichkeit unter die bunten Gegenſtände, mit welchen ihre Unterhaltung ſpielte.

So kam man auch auf den niederländiſchen Geſandten Verriken zu reden, der mit einem ungünſtigen Beſcheid der Königin London verließ. Mehrere Miniſter hatten darauf gedrungen, daß man den unglücklichen Niederlanden Hülfe gegen den ſpaniſchen Druck leiſte. Die Königin aber hatte ſich aufs Heftigſte widerſetzt und geſchworen, ſie werde nimmermehr ſolchen empörten Unterthanen Beiſtand gegen deren rechtmäßigen Monarchen gewähren.

Der Königin iſt es ſehr unangenehm geweſen, daß man den Abgeordneten überall ſo gaſtfreundlich empfangen, und hierdurch den Niederländern ſo viel Sympathie bewieſen hat, bemerkte Einer der Herren. Beſonders unwillig hat ſie ſich über Sir Francis Bacon geäußert, der mit Verriken ſehr vertraulich umgegangen iſt.

William hatte ſchon oft und mit Auszeichnung von Bacon reden hören. Auch jetzt ſprach man mit viel Aufheben von ihm. Man rühmte die Kühnheit, mit welcher der junge Mann ſich in den Parlaments-Sitzungen der Geldfoderung der Königin widerſetzt, und auf größere Redefreiheit gedrungen habe.

Ein ſolcher Muth in einem diesmal beſonders blöden

Parlament und nach den ſtrengen Erklärungen der Königin bei Eröffnung der Seſſion verdient doppelte, dreifache Bewunderung! rief Southampton.

Seine Herrlichkeit, der Graf Eſſex, war auch ganz hingeriſſen von dieſem jungen Freunde, bemerkte ein ältlicher Mann. — Mehrere der Anweſenden ſahen einander ſtillſchweigend mit ſpöttiſchem Lächeln an; denn man wußte, daß Eſſex in eigenem Intereſſe gern eine Oppoſition gegen ſeine Monarchin unterhielt, und Bacon zu ſeinen Werkzeugen gehörte.

Sir Francis iſt ein Mann, ſagte Southampton, der mit Geiſt und Kenntniſſen nicht weniger Charakter verbindet, und der ſeinen männlichen Ehrgeiz nicht bei Hofe, ſondern im Vaterlande befriedigen wird.

Ich ſehe in Sir Francis einen außerordentlichen Mann heranwachſen, fuhr der Aeltere fort, einen Mann, der unſer Zeitalter mit ſeinem Geiſte für Jahrhunderte ſtempeln wird. Wenn ich nämlich ſeine philoſophiſchen Anſichten recht verſtehe, ſo leitet er alles Erkennen aus der einen Quelle der Erfahrung her. Wir Engländer fangen aber an, gerade durch Erfahrung groß zu werden. Nicht umſonſt ſind wir vom Feſtlande abgerückt, und auf eine hohe Warte im Weltmeer geſtellt: wir ſollen durch den Verſtand der Wirklichkeit wachſen und herrſchen. Es iſt ſehr wahr, was unſer großer Seefahrer Walter Raleigh ſagt: „Wer die See beherrſcht, beherrſcht den Handel, wer den Welthandel beherrſcht, beherrſcht die Reichthümer der Welt und folglich die Welt ſelbſt.“ Dieſer Verſtand des Wirklichen wird ſich auch über die jetzt ſo beliebten Spiele und Täuſchungen der Poeſie mehr und mehr hervorthun. Bacon's Philoſophie erſcheint mir daher als ein Vorausblick des engliſchen Volksgeiſtes ſelbſt. Dieſer wird einſt die Welt ſo methodiſch behandeln, wie Bacon die Wiſſenſchaften. Und in welchem geiſtigen Gebiete wäre dieſer nicht mit tiefem Blick und feiner Beobachtung zu Hauſe? Dabei beſitzt er ein erſtaunliches Gedächtniß und große Imagination. Schon als Kind ließ er Ungewöhnliches erwarten, und fiel damals auch unſerer gnädigen Königin auf, wenn ſie ſeinen Vater, den Großſiegelbewahrer, in ihrer vertraulichen Weiſe beſuchte. Sie nannte den Knaben damals ſcherzweiſe ihren kleinen Großſiegelbewahrer. Aber ich fürchte, Sir Francis fängt es nicht geſchickt genug an, um ſo bald an das große Siegel zu kommen. Die Königin verträgt einmal ſolchen Parlamentswiderſpruch nicht, und hat ihren Kopf darauf geſetzt, von ihren Vorrechten nichts abzwacken zu laſſen. Wiſſen wir nicht Alle, was ſie auf des Sprechers Verlangen nach mehr Redefreiheit erwidert hat? Die Gemeinen haben Freiheit genug, um ja oder nein zu ſagen, hat ſie erklärt. Wage nur Einer etwas! Hat ſie nicht den Peter Wenkworth und den Advocaten Moritz mitten im Parlament ergreifen und feſtnehmen laſſen, weil ſie ſich in Angelegenheiten gemiſcht hatten, die unſere Königin dem Hauſe der Gemeinen entzogen wiſſen wollte? — Ha, dort kommt Bacon eben her. Möchte er bei Dem bleiben, wozu die Natur ihn an Stirn und Auge geſtempelt hat, — bei der Philoſophie!

Die Anweſenden empfingen Bacon mit einer Ehrerbietung, welche, nach William's ſtiller Gloſſe, kein anderer ſo junger Mann irgend hätte erwarten können. Als

Bacon mit ſcharfem Blicke William maß, nahm Southampton die Gelegenheit, Beide einander vorzuſtellen. — Innige Freundſchaft zwiſchen dem Denker und dem Dichter iſt ſelten, bemerkte der Graf; doch können Beide einander fördern und ergänzen.

Gewiß! verſetzte Bacon. Beide müſſen ſich eigentlich in ihrer verſchiedenen Richtung begegnen: der Dichter bindet, der Denker löſt die Welt. Jeder von Beiden braucht den Andern, wenn er vollkommen werden will. Und wären beide Weltgewichte vereinigt, ſo hätten wir das echte Prieſterthum, das die ſchaffende und die erlöſende Macht in ſich verknüpft, — das Ewige herabdichtet, um die Seele zum Trachten nach Oben zu wecken.

Sollte nicht auch die echte Liebe dieſe ſchaffende und erlöſende Gewalt in ſich haben? fragte William.

Nicht einverſtanden! rief Bacon. Denkt Ihr des Sprichwortes nicht: Niemand kann lieben zugleich und weiſe ſein? Liebe iſt eine Leidenſchaft, die nicht blos andere Dinge, ſondern ſich ſelbſt verliert. Derjenige, welcher Helena vorzog, ließ, nach des Dichters Erzählung, die Gaben der Juno und der Pallas fahren. Und gibt nicht in der That, wer ſich der Liebe überläßt, Reichthum und Weisheit auf? Die Erfahrung zeigt es alle Tage, wie ſehr die Liebe uns um die Welt täuſcht.

William behauptete, was er unter Liebe verſtehe, ſei von Sir Francis in zu engen Begriff aufgefaßt. — Der Gegenſtand würde durch Einmiſchung der übrigen Herren breiter getreten worden ſein, wären nicht eben andere Anhänger des Grafen Eſſex am Garten gelandet. Von der Gondel aus riefen ſie ſchon: Wißt ihr es bereits, ihr Herren?

Was denn? Was ſollen wir wiſſen? war die Gegenfrage. Halbpart, wenns was Gutes iſt!

Gutes? Ja, wenn ihr mit den Rebellen theilen wollt! verſetzten die nun in den Garten Getretenen. Wollt ihr aber ein patriotiſch Halbpart, ſo haltet nur eure Rücken zu Schlägen hin.

Wer ſchlägt denn, wer? fragten Mehrere.

Der Graf Tyrone hat uns geſchlagen, ganz Irland iſt im Aufſtande!

Nun, nun, fiel Einer der Angekommenen ein. Bleibt beim rechten Maß, und laßt es bei der Provinz Ulſter bewenden, die im Aufruhr iſt.

Aber das übrige Irland wartet nur auf des Spaniers und des Papſtes Unterſtützung, um ſich zu empören, nahm der Andere wieder das Wort, — und Papſt und Spanier ſind unſere Todfeinde. Alſo ſage ich einſtweilen, ganz Irland ſei empört.

Alſo wirklich geſchlagen? fragte Bacon.

Ihr wißt doch, fuhr der Erzählende fort, daß Heinrich Bagnal mit der Blüte unſers Heeres aufgeboten war, das Fort Blackwater zu entſetzen, das der verwegene Tyrone belagerte?

Ja doch, das Fort, welches Lord Borough den Rebellen früher mit großen Verluſten entriſſen hatte, ſagte Bacon.

Ganz recht! fuhr der Erzählende fort. Und vor eben dieſem Fort hat nun Bagnal die größte Niederlage erlitten, die noch ein engliſches Heer in Irland erfahren. Bagnal ſelber mit ſieben ausgezeichneten Hauptleuten und 1500 Mann liegen auf dem Schlachtfelde; die Feſte iſt an die Rebellen übergegangen, und Tyrone prahlt, er werde keine Bedingungen von der Königin annehmen, ſondern unter Waffen ſtehen bleiben, bis er durch des ſpaniſchen Königs Hülfstruppen verſtärkt ſein werde.

Unglückliches Irland! riefen Mehrere.

Drum bleibt denn auch mein Freund Eſſex ſo lang aus! bemerkte Southampton. Der Staatsrath wird über dies Unglück berathen, über den zu ergreifenden Mitteln brüten. Denn jetzt gerade iſt guter Rath theuer. Wen hat die Königin für den wichtigſten Poſten eines Statthalters und Oberfeldherrn von Irland, als eben Eſſex?

William war von dem Gegenſtande der Unterhaltung, von ſo manchen aus höhern Geſichtspunkten über Irlands Lage hingeworfenen Bemerkungen lebhaft angezogen, und ſah ſich ungern von Bacon unterbrochen, der ihn mit ſich in den Garten zog. — Laſſen wir dieſe politiſchen Schmetterlinge, ſagte er, dieſe Scheinweiſen, die einander mit Spitzfindigkeiten unterhalten, um über die Sache wegzuſchlüpfen. Aulus Gellius nennt ſolche Geſellen homines deliros, qui verborum minutiis rerum frangunt pondera. Ihr verſteht Latein, Meiſter William?

Gerade genug, antwortete William, um in dieſem Spruch Thoren zu erkennen, die mit ſpitzfindigen Worten gewichtige Dinge zermalmen wollen.

Richtig! fuhr Bacon fort. Auch Plato ſpottet über dieſe Sorte Menſchen, indem er in ſeinem „Protagoras" den Prodicus eine Rede halten läßt, die aus lauter Unterſcheidungen beſteht. Laßt uns lieber dieſe Anlagen beſehen. Ich liebe Gärten: hier ſchöpfen die Lebensgeiſter der Menſchen die beſte Erquickung; wie ſich die Seele überhaupt in der freien Natur am leichteſten von den Täuſchungen der Geſellſchaft erholt. Man ſollte für alle Monate des Jahres eigene Gärten haben; denn auch für die Wintermonate bietet die Natur an Strauch und Baum Grünes, Lebendiges genug. Ich meine zum Beiſpiel Stechpalmen, Epheu, Lorbeeren, Wachholder, Cypreſſen, Eiben, Tannen und Fichten, Rosmarin, Sinngrün, Gamander, Schwertlilien, Pomeranzen-, Zitronenbäume, Myrten: verſteht ſich, wenn man Treibhäuſer errichtet.

William erſtaunte, wie umſtändlich ſich noch weiter der junge Philoſoph über die beſten Anlagen großer, königlicher Gärten ausließ, und die Pflanzen aufzählte, wie ſie jeden Monat an die Reihe des Blühens kommen.

Durch eine Allee traten ſie an eine kleine, mit blühenden Rankgewächſen umhegte Bucht, die mit einer halbrunden Treppe ausgelegt war. Hier ſtieg man zur Themſe hinab, und einige Gondeln lagen an Ringen befeſtigt und von den hereinwirbelnden Wellen gewiegt.

Eben ſah man des Grafen Eſſex Prachtgondel mit raſchen Ruderſchlägen von Weſtminſterhall herabſchießen. Die Harrenden erhoben ſich zum Empfang ihres hohen Gönners nach der Treppe. Ihre lächelnde Neubegierde ſchlug aber ſchnell in Verlegenheit um vor dem Ausdrucke der Wuth, die ſich in Mienen und Geberden des Lord Stallmeiſters ausdrückte. — Eſſex ſprang aus der Gondel die Treppe herauf, ſtierte aus dem Kreiſe der Anweſenden den Grafen Southampton heraus, und faßte ihn krampfhaft an der Hand. Man ſah ihm an, wie ſchwer es ihm ward, vor den betretenen Gäſten ſeiner innerſten Aufwallungen Herr zu werden.

Dank, meine Freunde, für euern Beſuch! ſagte er endlich. Ich komme von Hofe, habe aber für Keinen etwas ausrichten können; die Königin hat mich heut allein bedacht. Ha! die alte — Tänzerin! Wie konnte ſie nur ihrem gekrümmten Rückgrate ſo viel zumuthen.

Eſſex hatte ganz die Miene und den Anlauf, noch Ehrfurchtloſeres auszuſtoßen, daher ihn Southampton unterbrach, um ihm William vorzuſtellen.

Willkommen, mein poetiſcher Meiſter! rief Eſſex aus. Ich könnte Euch eben eine Tragödie in der Blüte zeigen, die ſeltener iſt als die Aloe. Oder ich könnte Euch auch eine alte Aloe nennen, die nicht mehr blüht, aber noch ſticht. Was meint Ihr, könnte man eine königliche Ohrfeige zu einer Kataſtrophe brauchen?

Ohne die Antwort des betretenen Dichters abzuwarten, ſetzte er hinzu: Ich ſage euch, wenn keine poetiſche Kataſtrophe daraus zu machen iſt, — eine politiſche ſoll es werden. Gott verdamme! — Raſch wendete der Graf ſich nun gegen Bacon. Sir Francis, ſagte er, es iſt nichts mit Eurer Beförderung! Ihr habt an Lord Burleigh einen gar wohlwollenden Oheim. Er erſtaunte, daß ich für einen noch ungebildeten Jüngling, wie er Euch nannte, die Stelle eines General-Anwaltes anſpräche. Ei, mein Freund, warum habt Ihr auch ſo friſche, elaſtiſche Talente für eines erlahmenden Staatsmanns Eiferſucht? Und die Königin meinte, — ein Betragen wie Eures im Parlament hätte zu ihres Vaters Zeiten hingereicht, um einen Mann Zeitlebens wenigſtens von Hofe zu verbannen; ſtatt eine Stelle zu verlangen, wäre es Kühnheit genug von Euch, wenn Ihr ſpäter einmal, nach beſſerm Benehmen, um die Gnade nachſuchtet, wieder an den Hof kommen zu dürfen, wo Ihr vor der Hand wegbleiben möchtet.

Eſſex blickte mit herausfodernden Lächeln Bacon an; dieſer aber ſchwieg blaß und verlegen.

Munter, munter, lieber Freund! fuhr dann Eſſex fort. Der Hof iſt noch nicht Euer täglich Brot geweſen; ei, laßt ihn unverſucht, wenn er Euch verſalzen wird. Ich will Euch zum Erſatz eine würdigere und philoſophiſchere Zuflucht verrathen.

Er faßte den jungen Philoſophen unter dem Arm, und führte ihn eine Strecke in den Garten. Ich ſehe Euch betreten, mein edler Freund, ſagte er. Munter, munter, Sir Francis! Was kümmert Euch ein altes Weib, deren Urtheil ſo ſchief iſt, wie ihr Rückgrat. Aber hört! Ich bin Euch Erſatz für die Verluſte ſchuldig, die Ihr aus Freundſchaft für mich leidet. Ich habe Euch zur Oppoſition im Parlament ermuntert, Ihr ſeid, wenn auch nur vorübergehend, ein Opfer meiner Abſichten. Ihr müßt mir daher erlauben, Euch einen Kaufbrief über mein Landgut bei Barnet ausfertigen zu laſſen. Dort habt Ihr einſame Natur und doch die Nähe der Stadt, mithin den rechten Aufenthalt für das Amphibium Philoſoph. Die Rechnungen über den Ertrag des Gutes werde ich Euch zuſtellen laſſen, und Ihr werdet finden, daß Euch der kleine Beſitz auch einen ganz ſorgenloſen Aufenthalt bietet und manches einträgliche Aemtchen erſetzen kann, bis es beſſer mit unſerer Regierung wird.

Gerührt von der Großmuth des Grafen faßte Bacon die Hand des Gönners. Dieſer aber drückte die Hand des Dankenden mit Artigkeit und den leiſen Worten: Laßt es nur, Sir Francis! die Herren dort brauchen an unſerm Handſchlag nicht zu errathen, welchen Handel wir eben abgeſchloſſen haben.

Sie kehrten zur Geſellſchaft zurück. Bacon's heitere Miene war Allen ein Räthſel. Sir Francis war es wol zufrieden, daß er, wie er ſich überredete, um ſeines fürſtlichen Gönners willen, dieſes Räthſel unaufgelöſt liegen laſſen konnte.

Hört, lieber Vetter, redete Eſſex den Grafen Southampton an, ich bin nicht mehr damit einverſtanden, daß Eure Verlobung heimlich geſchehe. Wir laden alle unſere Hausfreunde auf dieſen Nachmittag ein, und bringen die Verlobte mit Muſik nach Southamptonhouſe zu Eurer Mutter.

Die Königin wird es für Trotz nehmen, wendete Southampton ein. Sie hat ihre Zuſtimmung zu meiner Heirath noch nicht gegeben.

Das ſoll ſie eben, ſie ſoll es für Trotz nehmen! ſchrie Eſſex. Sie liebt ja Muſik, die alte Tänzerin. Wir wollen ihr aufſpielen, Gott verdamme! Ich will ihr die Violine ſtreichen, als ob König Jakob's Lord Leibbarbier im Vorzimmer warte.

Alle vernahmen ſtumm und betreten dieſe Bitterkeit über eine am Hofe bekannte Schwäche der Monarchin. König Jakob von Schottland bediente ſich nämlich zum Briefwechſel mit der ihm verwandten jungfräulichen Königin ſeines zum Edelmann erhobenen Leibbarbiers. So oft dieſer nun Audienz hatte, ließ ihn Eliſabeth gern im Vorzimmer warten, während ſie im innern Gemach nach einer

Violine tanzte; damit der Briefbote ſeinem Monarchen berichten könne, wie jugendlich die Königin ſei, und wie wenig er, als ihr Nachfolger, ſich ſchmeicheln dürfe, den Thron von England ſo bald zu beſteigen.

Wir wollen es doch noch einmal überlegen, lächelte Graf Southampton; Euer Humor, Vetter, iſt kein guter Staatsrath.

Aber ein deſto beſſerer Kampfrichter, Heinrich! rief Eſſex. Ich gehe mit Euch eſſen, und werde Euch erzählen. Vergebt, Meiſter William, daß ich Euch in meinem Hauſe ſo übel empfange. Die Herren da kennen mich ſchon als ältere Freunde. Nehmt den Poeten auch mit, Vetter, wir wollen zuſammen eſſen, und ich erzähle ihm eine Kataſtrophe, eine — wie nennt Ihr's? — Peripetie für ein politiſches Drama.

Und gegen die Uebrigen gewendet, ſagte er gnädig lächelnd: Ihr lieben Freunde, findet euch doch um vier Uhr wieder hier ein: die Verlobung geſchieht jedenfalls — ſo oder ſo. Verſpätet euch nicht! Ihr ſollt mich nicht mehr in der jetzigen Stimmung treffen; ich werde bei gutem Verſtande ſein. Auf Wiederſehen!

Mit einer ſtolzen Handbewegung, wie ein König, der Audienz gegeben, verabſchiedete Eſſex die Anweſenden. Dieſe verneigten ſich tief und eilten mit langen Geſichtern und räthſelbrütenden Mienen aus dem Garten.

Zwölftes Kapitel.

Die Freunde und Hausangehörigen der beiden Grafen fanden ſich in Feſtkleidern zur beſtimmten Nachmittagsſtunde im Palaſt Eſſex ein. Sie wurden in einer mit ſeidenen und geſtickten Teppichen behangenen Vorhalle empfangen. William traf ſchon eine Anzahl älterer und jüngerer Herren verſammelt an, als er eintrat. Sein Erſcheinen erregte einen wahren Aufruhr unter den jüngern Adeligen, beſonders von der Schutzgenoſſenſchaft des Grafen Southampton, denen er als neuer Mitgenoſſe vorgeſtellt ward. Sie begegneten dem Dichter nicht blos kalt, ſondern Einige ſelbſt mit Ungeberde. William überſah es, während er ſich an einige der geſetztern Männer hielt, die er Vormittags im Garten des Grafen Eſſex kennen gelernt hatte. Doch dieſer Rückhalt ermuthigte nur die Zierlinge noch mehr zu höhnenden Mienen und Worten. William merkte den ältern Männern an, daß ſie ſeinethalben in Verlegenheit waren. Er trat alſo mit langſamen Schritten vor das ſeitwärts ſtehende Häuflein hin, muſterte ſie mit dem großen braunen Auge, lüpfte ein wenig die Degenklinge, und ſtieß ſie dann, mit einem verächtlichen Blicke über die linke Schulter ſich abwendend, wieder in die Scheide. Dieſe Bewegung wirkte; auch nahm ſie ſich ſehr gut gegen die ſteife, gezierte Haltung aus, mit welcher dieſe jungen Leute, dem Modeton gemäß, ihre engen, ſeidenen Kleider, den geſtärkten Bart und das in gekünſtelter Form aufgekämmte Stirnhaar trugen. Das Häuflein zog ſich in Kichern und Flüſtern zuſammen. Um William, wie ſie glaubten, zu demüthigen, ließen ſie ſich laut und lachend über Dinge aus, in denen ſie ſich für überlegen hielten.

Cavaliero Brisk, hieß es, dein Bart hält am beſten unter uns, die Form des umgekehrten T. Wer nur noch ſeinen Bart in der Kratzeiſenform tragen mag!

Der müßte eigentlich in guter Geſellſchaft abkratzen! ha! ha!

Ha, ha! Bravo!

Was ſagt ihr zu dieſen Handſchuhen, ihr Herren?

Wo haſt du ſie gekauft, carino? Es iſt die echte braune mit grauem Ambra gefärbte Sorte.

Das will ich meinen! Gekauft? In der New exchange, bei der allerliebſten kleinen Putzhändlerin, von der ich dieſe Roſe im Ohr trage.

Ah! ſeht doch! Nun wiſſen wir auch, warum er alle Tage ein Paar neue Handſchuhe trägt. Oime Signor! Steht ihr noch miteinander vor den Ohren? Mich hat es ein einzig Paar gekoſtet, um erhört zu werden.

Ha, ha! Vortrefflich geſagt.

Ja, ich verſichere euch! Dieſer Schwärmer da bleibt doch mit ſeinen Liebſchaften immer in den höhern Regionen: ſeine vorige Süße führte ihn nämlich an der Naſe umher, und die Putzmacherin hält ihn nun an den Ohren feſt. O weh! laß dir ſie nur nicht zu lang ziehen!

Ha, ha! God's lid! Du biſt ein verdammt witziger Kerl!

Nun, iſt es nicht wahr? Wir Andern bringens ſo hoch nicht hinauf. Wir kämpfen in den Niederlanden für unſern guten Glauben, oder um einen echten ſpaniſchen Kragen und einige brennende Rubinen.

Ein ſchalkhaftes Kichern lohnte den Witzling. — He, Ganymed! rief Einer dem aufwartenden Pagen zu. Her da mit deinem Kamm! Meine Vorpoſten fallen zuſammen.

Kaum aber hatte der Page angefangen, dem ſich bückenden Zierling den eingeſunkenen Haarbuſch über der Stirne wieder aufzuſtrecken, als ihn der junge Mann mit den Worten zurückſtieß: God's eye! dein warmer Athem erſchlafft mir den Halskragen. Und ſeht! Iſt das nicht die wahre Grazie des geſteiften Kragens?

Zwiſchen dieſem Geſchwätz ordneten ſich Einige vor dem Spiegelchen, das ſie im grauen Filzhute trugen, die Halskrauſe, den Bart oder die Bandroſe im Ohr. Einer ringelte die ſandfarbige Locke, die er von ſeiner Geliebten in einem Ring am linken Ohre trug, mit dem linken Zeigefinger auf. Andere glätteten an ihren pfirſichblütfarbenen Strümpfen, zupften die goldenen Franſen ihrer ſpaniſchen Lederſtiefel zurecht, betrachteten wohlgefällig die vergoldeten Sporen an den magern Beinen, die damals für Merkmale eines feinen Mannes galten, oder drückten auf den Schuhen die ungeheuern Bandroſen auseinander.

Höre, Harrington! rief Einer prahleriſch laut. Ich habe echte Wincheſterpfeifen erhalten. Willſt du nicht, oder ihr Alle, wollt ihr nicht zu einem Rauchſtündchen kommen? Ihr ſollt ſehen, wie ich jetzt den Whiff weg habe. Es iſt die genteelſte Rauchart, der Whiff. Da unſer Carino Denning ſteht noch am Euripus; er hat aber ſchon acht Tage den Schnupfen, und kann den Rauch nicht durch die Naſe laſſen, was doch der echte Euripus iſt.

Dies und ähnliches eitle Geplauder wurde von den ältern Herren überhört, ſobald jener bedächtige Mann, der ſich Vormittags im Garten ſo lobend über Bacon ausgelaſſen hatte, jetzt in die Halle getreten war, und mit geheimnißvoller Miene die Andern zu ſich winkte. Wißt ihr nun, was heut bei der Königin vorgefallen? Was dem Grafen Eſſex widerfahren iſt? Was ihn ſo außer ſich gebracht hatte? — Die Monarchin hat ihm eine Ohrfeige gegeben, — nichts mehr und nichts weniger, als eine Ohrfeige.

Alle verſtummten betroffen. William, dem es vom Mittagtiſche her nichts Neues war, ſchwieg, um zu hören, wie man den Vorfall in dieſem Kreiſe anſehen möchte.

Ich weiß es unmittelbar aus dem Geheimrathe, fuhr der Erzählende flüſternd fort. Es wurde nämlich über die Ernennung eines Stätthalters für Irland berathen. Ihr wißt, wie Eſſex nach dieſem Poſten trachtet. Die Königin hatte aber den Lord Montjoy im Auge. Der Graf erklärte dieſen für untauglich; die Königin widerſprach; der Graf führte Beweis; die Königin ließ ſich nicht überzeugen, und kurz, Eſſex erhitzte ſich ſo, daß er der Monarchin, als ſie fortwährend für Montjoy war, mit verächtlichem Lachen den Rücken zuwandte.

Entſetzlicher Uebermuth! flüſterten Einige.

Aber ſo viel vertrug die Königin vor ſo vielen Zeugen nicht, fuhr Jener fort. Mit einer raſchen Wendung, — doppelt raſch für eine ſo alte, gebückte Lady — traf ſie den verwöhnten Günſtling mit einem Schlag und den Worten: Geh' und laß dich hängen!

Und der Graf?

Griff an ſein Schwert. Der Großadmiral warf ſich dazwiſchen, ſonſt — ich weiß nicht, was ſonſt geſchehen wäre. So aber ſtieß Eſſex nur noch einen Schwur aus: er würde ſolche Beleidigung nicht von Heinrich dem Achten ertragen haben, und ſtürzte in Wuth fort.

Jetzt war Allen des Grafen Zuſtand, wie er im Garten ankam, begreiflich. Manche hingen der ſtummen Betrachtung nach, welche üble Folgen dieſer Vorfall haben könnte, und wie weit dieſer unerwartete Sturm ihre eigenen, dem Grafen anvertrauten Angelegenheiten verſchlagen möchte. Ein unſerm Freunde unbekannter Mann, den eine rothe Naſe auszeichnete, ſagte mit wichtiger Miene: Das kann den Grafen ſein einträgliches Privileg koſten, ich meine — den Handel mit rothen Weinen.

Was eben vor iſt, verbeſſert die Sache nicht, fuhr der Alte fort. Eſſex hat den jungen Southampton, der freilich Schwärmer genug dazu iſt, zu einem öffentlichen, trotzenden Verlöbniß überredet, während die Königin dieſer Heirath noch entgegen iſt. Mich, wenn die Monarchin unſere Theilnahme an dem Verlobungsfeſte übel anſehen möchte, bekümmert ihre Ungnade wenig. Aber nicht wahr, fuhr er mit ſchalkhaftem Lächeln fort, Mancher von uns, wenn ihm dieſe Umſtände früh genug aufs Herz gefallen wären, hätte krank davon werden, — Herzklopfen bekommen können, und ſich entſchuldigen müſſen? Es freut mich, uns hier Alle wohl zu ſehen! Bis auf Bacon, nicht wahr? Eben iſt er mir auf einem Pferde des Grafen begegnet. Er wollte auf ſein Gut zu Barnet reiten. Seit wann hat er dort ein Gut? Sicherlich hat ihm Eſſex das ſeinige geſchenkt; vielleicht heut morgen erſt, wo ſie ſo heimlich zuſammen thaten. Nun reitet er aus dankbarer Freude hin, reitet aber zugleich dem Zorne der Königin aus dem Wege (habt ihr bemerkt, wie blaß er dieſen Morgen über der Königin Ungnade wurde?), und borgt dazu noch ein Pferd des Grafen unter irgend einem Vorwande, um doch dieſen Gönner durch ſtummes Wegbleiben nicht vor den Kopf zu ſtoßen. Wißt ihr nun, was Philoſophie iſt? — Weltweisheit!

Der Haushofmeiſter öffnete beiden, Hand in Hand eintretenden Grafen Eſſex und Southampton die Thüre. Eſſex war wieder gefaßt und ſprach, als ob nichts vorgefallen, aufgeräumt mit den einzelnen Anweſenden.

Southampton nahm William unterm Arm, und wandelte mit ihm nach einer Fenſterniſche. — Ich muß Euch geſtehen, lieber Freund, ſagte er, daß mir wunderbar zu Muth iſt vor dieſem feierlichen Gang zu meiner über Alles theuern Eliſabeth Ihr habt mich über Tiſche ſchwermüthig gefunden. Es war keine Beſorgniß vor der Ungnade der Königin. Was braucht mich am Ende auch eine Königin zu bekümmern? Gewinne ich nicht eine Eliſabeth, die mein Leben beglückt, wenn ich eine andere verliere, die es beherrſchen will? Nein, ich wußte ſelber nicht, was es mit dieſem Trübſinne auf ſich hatte, bis Eure ſchönen Gedanken über die Liebe mich mit einmal klar machten. Ja, mein William, ſo finde ich gleich heute ſchon, was ich mir von Eurer Freundſchaft verſprochen habe, — Befriedigung meines vielfach bedürftigen Herzens.

Seht, ich nehme ſo meiner Eliſabeth Erſtlingsliebe, ihre reinſte Seelen- und Leibesblüte hin, ohne daß ich ihr ein gleich unverſuchtes Herz zubrächte. Noch vor kurzem war ich in eine ſo ſüße Thorheit verſtrickt, daß ich beinah irr' in meiner Heirathsabſicht geworden wäre. Ein liebreizendes Mädchen, Roſalie, die der Zufall wie eine Verſuchung in unſer Haus geführt, hatte mich gänzlich eingenommen. Auch habe ich mich nur mit aller Gewalt verſtändiger Ueberlegung von dem bezaubernden Weſen losgekämpft. Wie ich das gemacht, gehört zwar auch zu meinen Bekümmerniſſen; doch ſei davon heut keine Rede; nächſtens erzähle ich Euch die ganze Geſchichte. Wer könnte denn auch überall ohne Anſtoß durchs Leben kommen? Nein, Freund! das iſt es eigentlich nicht. Aber, daß ich bei meiner heutigen Verlobung Edleres hinnehme, als ich darbringe, — das iſt es, was mich niederſchlägt!

Ei, mein verehrter Gönner — verſetzte William.

Freund, — ich bitte, nennt mich Freund, rief Southampton; denn nur mit einem Freunde kann ich meines Herzens Geheimniſſe theilen und berathen.

Wohl denn edler Freund! fuhr William fort. Die Liebe des Mädchens iſt, denke ich, eine weſentlich andere, als des Mannes. Im weiblichen Herzen ſoll die Liebe ſich in urſprünglicher Reinheit bewahren, voll Sehnſucht, Trachtens und Heimwehs nach ihrer ewigen Abkunft. Das weibliche Herz iſt ein Kelch, den die Sinnlichkeit nicht vergiften darf; daher iſt Keuſchheit die Ehre der Frau. Des Mannes Liebe kann ſich aber nicht in ihrer Urſprünglichkeit erhalten; denn ſie iſt zum Schaffen berufen, ſie iſt eine lebendichtende Liebe; ſie muß ſich mit dem irdiſchen

Elementen miſchen und Lebenswandlungen anfachen. Da täuſcht ſie ſich denn oft genug, und bringt auch Misgeburten oder eigentlich Miserzeugniſſe hervor. Aber in den Misgriffen des ſchöpferiſchen Dranges liegt des Mannes Unehre nicht. Er, der Liebe ſuchen muß, kann oft nicht vorüber, ohne auch zu verſuchen, und, wenn er auf Liebe ausgeht, ſich auch zu verirren. Dem Pilger, dem fahrenden Ritter nimmt man ſeine Abenteuer nicht übel; wenn er ſie nur beſteht, und das Ziel ſeiner Fahrt nicht verfehlt. Darum, mein Freund, habe ich Euch im Stillen glücklich geprieſen, daß Ihr ſo früh im Leben mit Euern Liebesverſuchen fertig ſeid, und die Liebe eines reinen Frauenherzens findet. Wie mancher wackere Mann ringt ſich ſein Lebelang nicht aus dem bunten Farbenſpiele zum reinen weißen Strahle eines Frauenherzens, das ihn erlöſen könnte!

Aufrauſchende Muſik aus dem Vorhofe ſchien dieſen Ausſpruch des Dichters zu beſtätigen. Es war aber nur das Zeichen zum Aufbruche, wozu Graf Eſſex den Wink gegeben. — Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Trommeln und Pfeifen, Hoboen und Zinken, Hirtenflöten und Geigen zogen einer Fahne des Hauſes Eſſex voraus, die von zwei Mohren umtanzt ward. Eine Schar Lanzenträger folgte, hinter welchen neugekleidete Pagen die Wappen des Hauſes Southampton und der Familie Vernon trugen. Nun ritten Eſſex und Southampton; dieſer rechts in reichem Schmuck und karmoiſinrothem Sammetmantel mit ſchwerer Stickerei. Hinter beiden Reitenden wandelten in langem Zuge die Anhänger beider gräflichen Häuſer. Eine zweite Schar Lanzenknechte ſchloß den Zug.

Unzählige Menſchen hatten ſich vor dem Palaſte verſammelt, und ballten ſich immer dichter aufeinander, je weiter der Zug ſich am Strande hinab durch die belebte Fleetſtraße nach der Altſtadt wälzte. Hier, auf dem breiten Platze in Cheapſide, öffnete ſich das Thor jenes mit hohen Giebeln, Schießſcharten und Säulen ausgezeichneten Hauſes, an welchem damals Thekla Zuflucht in der harrenden Sänfte gefunden hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Der Zufall fügte es, daß Thekla zu derſelben Stunde vor dieſes Haus gerieth.

Von dem Geliebten nämlich verlaſſen, einſam und von Geldverlegenheit bedroht, hatte ſie keine behagliche Stunde mehr. Sie ward von launenhafter Unruhe umhergetrieben. Heut, nach ihrem einfachen Mittagsmahle, war ſie auf den Gedanken gekommen, den Weg ihrer Flucht von Lasko's Wohnung bis nach Southamptonhouſe zu durchwandeln, um ſich recht lebhaft aller Vorfälle jenes Tages zu erinnern, deſſen ſie nun als eines unglücklichen, wiewol mit lebhaft aufgeregter Seele gedachte. Sie hatte ſchon früher einmal geſchwankt, ob ſie ſich in ihrer Verlegenheit nicht an Lasko wenden ſollte. Allein, wie ſie den Mann kannte war ihr der Gedanke noch zu peinigend geweſen.

Heut aber, als ſie die Themſenſtraße hinab, und an der Brücke in die Fiſchergaſſe lenkend, zur alten Wohnung gekommen war, trat ſie raſch hinein, und fragte im dunklem Hofſtübchen nach Lasko. — Er wohnt noch hier, war der Beſcheid; aber ſeit Wochen iſt er nicht nach Hauſe gekommen. Nur ſein Diener fragt ein über den andern Tag an, wer etwa zu ſeinem Herrn verlangt habe. Wer ſeid Ihr, junger Herr, daß wirds ihm ſagen können?

Thekla zweifelte nicht, Lasko halte ſich ſeit ihrer Flucht, aus Beſorgniß vor ihrem Verrathe, irgend verſteckt. — Sagt dem Diener, wenn er wieder anfragt, erwiderte ſie daher, eine dem Herrn gar wohl bekannte Perſon ſei hier geweſen; Herr von Lasko möge nur ganz unbeſorgt ſein; ein Flüchtling ſei noch kein Verräther.

Weiter wandelnd kam ſie an die Stelle, wo jener angenehme junge Mann ſich ihr ſo ritterlich angetragen hatte. Wie lebhaft wünſchte ſie ihm irgend zu begegnen! Sie ſah ſich um, ob ihn der Zufall heute nicht wieder daherführen möchte. Vielleicht war ſie jetzt noch mehr, als damals, eines muntern, hülfreichen Freundes bedürftig. Nun betrat ſie die Gäßchen, welche ſie jenes Abends athemlos durchrannt hatte. Bei dieſer Erinnerung eilten unwillkürlich ihre Schritte. Sie vernahm eine brauſende Volksmenge und fernherankommende Muſik. Schüchtern wendete ſie ſich um die Ecke. Wo damals die Sänfte geſtanden, war heute das Gedräng am dickſten, — hier vor dem Hauſe mit den hohen Giebeln und Säulen. Das Thor öffnete ſich. — Was geht denn hier vor? fragte Thekla ein altes Weib, das ſich auf einen ſchmalen Treppenſtein erhoben hatte.

Verlobung, mein hübſches Bürſchchen, etwas, worauf du dich eher ſpitzen darfſt, als ich, — war die Antwort.

Wer wohnt hier im Hauſe?

Die ſchöne Eliſabeth Vernon, die ſich dem ſchönen Grafen Southampton verlobt. Eben wird der Graf mit ſeinen Freunden kommen, ſie nach Southamptonhouſe abzuholen.

Wirklich kamen ſie mit der Muſik. Thekla eilte mehrere Schritte nach dem Gäßchen zurück. Hier blieb ſie an die Mauer gedrückt ſtehen. Sie zog den Hut tiefer ins Geſicht, als ob der Graf ſie aus Tauſenden heraus in ihrem Winkel erblicken, in ihrem Anzug erkennen könnte. Das Beifallgeſchrei des Volkes erſtickte die Zinken und Flöten. Die Menſchen, die hohen Häuſer kreiſten vor Thekla's ſchwindelhaften Augen. Die Bewaffneten drängten die Menge auseinander, und der Zug betrat den alterthümlichen Palaſt. Thekla hatte im Nu den Grafen auf dem Pferde erblickt. Ein neues, muthigeres Gefühl ergriff ſie jetzt: ſie athmete auf, ſie wühlte ſich in die Volkswoge. — Alles drängte nun rückwärts, um nach dem Söller des Hauſes aufzuſchauen. Thekla wurde gedrückt, geſchoben; ſie empfand keinen Stoß, keinen Fußtritt; nur das Athmen ward ihr ſchwerer: ein dumpfes Leid laſtete auf ihrer Bruſt, und trocknete ihre Kehle aus.

Es dauerte eine ziemliche Weile, bis das Söllerfenſter aufging, und Southampton ſeine Braut herausführte. Wie das ſchöne Paar ins Gedränge herabgrüßte, brach ein betäubender Jubel aus. Thekla ſchrie mit, — ihr Herz ſtieß unwillkürliches Schluchzen aus, Thränen ſtürzten aus ihren Augen.

Eben trat Graf Eſſex auf den Söller, und warf einige Handvoll Engelmünze und den Beutel ſelbſt unter das Volk. Dort balgte man ſich um das Geld, hier ſchrien einzelne Bürger: Hol' der Teufel dein Geld, du privilegirter Weinküfer!

Es war bekannt, daß die Braut der gräflichen Mutter nach Southamptonhouſe zugeführt würde; man ſetzte ſich alſo in Bewegung dahin. Thekla folgte gedankenlos der Menge, und ſetzte ſo ohne Ueberlegung den Weg fort, den ſie das erſte Mal in der Sänfte gemacht hatte, und heute zu wiederholen ausgegangen war. — Draußen vor Newgate lag ein Gemüs- und Blumengarten. Die Nelken, das Geisblatt, Himbeerſträuche, duftendes Knabenkraut verbreiteten in feuchtwehender Luft ihre Wohlgerüche über den Weg. Thekla blickte ein Veilchen über die Hecke in den Garten, und eilte dann hinein. Sie wählte und band zwei Sträuße aus den Frühlingsblumen, warf ihr letztes Geld dafür hin, und eilte auf Southamptonhouſe zu. Das Thor war ſchon von Menſchen umdrängt. Sie fürchtete für ihre Sträuße. In der neuen Aufregung, von der ſie ergriffen war, hatte ſie kein Bedenken, durch das ihr bekannte Hinterthürchen in den Palaſt zu treten. Alles war hier in Bewegung, ſodaß man einen wohlgekleideten jungen Menſchen mit Sträußen ſeiner vermeintlichen Beſtimmung überließ. Sobald die ankommende Muſik vernommen ward, eilte die geſchmückte Dienerſchaft an ihre Poſten. Das Thor wurde geöffnet, und nicht lange, ſo zogen die Spielleute und die Fahne herein, die Bewaffneten ſtellten ſich vor dem Hauſe auf, Eliſabeth auf einem Zelter und Graf Heinrich, der ihn von ſeinem

Pferd aus führte, ritten ein. Da ſtürzte Thekla hervor, trat in ihrer Aufregung kühn zwiſchen beide Pferde hinein, und reichte dem überraſchten Paar ihre Sträuße. Ihr Auge flammte, ihr Mund zuckte; was ſie Bitteres hatte ſagen wollen, war vergeſſen; mit erſtickender Stimme liſpelte ſie: Da, und ſeid glücklich!

Danke, holder Knabe! lächelte Eliſabeth. Von wem gibſt du uns die ſchönen Blumen? — Und als Thekla ſchwieg, fragte ſie ihren Bräutigam: Kennſt du das Geſicht, lieber Heinrich? Geſehen hab' ich es irgendwo.

Nicht ohne Verlegenheit und Beſorgniß erwiderte der Graf, der die verkleidete Roſalie gleich erkannt hatte, gegen Thekla gewendet, laut und nachdrücklich: Mir ſcheints ein Knabe, der mit einem Mädchenherzen die Welt falſch beurtheilt, aber ſeinen Dichtungen nicht gewachſen iſt. Hüte dich, Knabe!

Du wünſcheſt uns Glück und weinſt? fragte die Braut.

Ich weine nicht! ſchluchzte Thekla. Es iſt nur der Thau von euern Blumen, den ich für mich behalte. Thau vom duftenden Knabenkraute. „Männertreu" iſt nicht ſo gerathen, wie Euer „Maßlieb," Lady.

Schenke doch dem Armen etwas für mich! flüſterte Eliſabeth dem Grafen zu. Er ſcheint —

Sie deutete mitleidig an ihre Stirne.

Schenken? fiel Thekla ein. Schenken iſt an mir. Nehmt Euern Heinrich und Alles!

Hiermit drängte ſie ſich zwiſchen den Pferden durch, und wühlte ſich in die Volksmenge hinein. An ihrer Bewegung im Entfliehen erkannte Eſſex das verkleidete

Mädchen und beſann ſich auf Roſaliens Geſicht. Er ſah den ängſtlich zurückblickenden Bräutigam lächelnd an, und legte zwei Finger an die Lippe. — Das Gefolge zu Fuß konnte von dem ganzen Vorfalle kaum etwas wahrnehmen, weil das neugierige Volk, ungeduldig den Empfang des unter dem Thor haltenden Paares zu ſehen, den abwehrenden Lanzenträgern zum Trotz, bis unter die Halle eingedrungen war.

Inzwiſchen eilte Thekla Holbourne entlang. Die Haſt mit der ſie lief, verhetzte noch mehr ihr ungeſtümes Blut, und verwirrte ihre Gedanken. Sie fand in des Grafen Worten und im Lächeln der Braut nur Spott und Kränkung. Sie zweifelte nicht, daß man ſie erkannt habe. Sie hatte ihre Neigung verrathen; man lachte über ihre Thorheit, — es gab ein luſtig Geſchichtchen für das Volk und für das Theater. Reue über den mislungenen Schritt kam zur quälendſten Eiferſucht. Sie wollte London verlaſſen, — aber ihre letzten Schillinge waren ausgegeben. Wo hinaus? dachte ſie, und ſtarrte umher, wer dieſe Frage gethan habe. Denn ihr Gemüth war ſo aufgeregt, daß ihre innerſten Gedanken ihr als Eingebungen von Außen vorkamen. — „Da unten fließt die Themſe, tief genug für dein Unglück. Wie raſch wirſt du hinabgleiten, wie kühl und weich werden die Wellen dich aufnehmen!“ — Es war ihr, als ob ein Schutzengel ihr dieſe Worte zugeflüſtert habe. Ihre Vorſtellungen verwirrten ſich immer mehr. Sie rannte, ihrer ſelbſt nur noch dunkel bewußt, durch das Cowgäßchen, Old Baily hinab, über Black Friars, in ein ſchmales Winkelgäßchen, das ihrer Meinung nach an den Strom führen mußte.

Doch dies Suchen, dies Umblicken brachte ſie zur Beſinnung. Sie hörte Schifferruf und Jolen. Ein Schauer überlief ſie bei dem Gedanken an das Waſſer. Sie blieb ſtehen, und ward plötzlich von einer jungen Frau angeſprochen.

Es war Nelly, deren Haus in der Nähe lag, und die an der Thüre ſtehend das verſtörte Weſen des hübſchen Knaben bemerkt hatte. — Kann ich dich zurecht weiſen, junger Menſch? fragte ſie. Wo hinaus wollt Ihr denn?

Dem Ton und eindringlichen Blicke, womit die Frage gethan wurde, mochte Thekla anfühlen, daß ihre verzweifelte Abſicht von der hübſchen Frau vermuthet werde. Ein wunderlicher Trotz, ein verwegenes Prahlen mit Dem, wovor ſie ſich jetzt fürchtete, regte ſich in der leichtfertigen Seele, und ſie antwortete keck:

Geht's hier zur Themſe hinab? — Zur Themſe? wiederholte Nelly gedehnt und überlegend. Wenn Ihr ſo eilig ſeid, ſo will ich Euch den kürzeſten Weg durch dies Haus hier zeigen. Kommt, folgt mir!

Sie faßte Thekla bei der Hand. Dieſe folgte in ſonderbarer Verlegenheit, bis Nelly hinter ihnen die Hausthüre abſchloß. Da riß Thekla ſich los. — Was habt Ihr mit mir vor? rief ſie. Was iſt das für ein Haus?

Nur ruhig und vertraue mir! ſprach ihr Nelly zu. Ich will dir nur vom obern Fenſter das Waſſer zeigen. Du wirſt ſehen, daß ich's gut mit dir meine. So ein hübſcher Fant — und willſt ins Waſſer ſpringen? Geh' doch! Es wär' Schade um dich. Bedenke dich bis morgen, und nimm beſſern Rath an! Sieh' mich einmal an:

ich bin Witwe, heirathe mich lieber! Dann haſt du immer noch Zeit ins Waſſer zu ſpringen, und vielleicht mehr Grund dazu.

Auf William's Giebelſtube führte Nelly ihren verwunderten Gaſt ans offene Fenſter. — Sieh' dir einmal das erſtaunliche Waſſer an, und bedenke, wie kalt es iſt! rief ſie ſich ſchauernd.

Nach einer ſtummen Pauſe bot Nelly einen Stuhl. Setze dich zu mir, ſagte ſie, und wenn du dich zum Heirathen durchaus nicht entſchließen kannſt, ſo wende dich hier an die Feenkönigin. Hier, ſiehſt du? Ich wollte mich doch lieber den Feen, als den Fiſchen hingeben.

Nelly hob von den friſch geſtreuten Binſen des Zimmers ein Reischen auf, und legte es als Merkzeichen in das aufgeſchlagene Buch; blätterte dann ein Holzſchnittbildniß der Feenkönigin hervor, und ſchob es dem Gaſte hin. — Noch Eins! ſagte ſie über ein Weilchen. Wenn du etwa einen guten Herrn ſuchteſt, um als Page zu dienen: hier im Zimmer wohnt Einer, ein großer Dichter. Du ſcheinſt ein netter Junge, und dürfteſt wol, wie irgend ein ſauberer Burſche, neben deinem Herrn in einem Rollbettchen ſchlafen, — hier neben dem Standbett. Unſer Poet hatte bisher einen ziemlichen Tölpel von Bedienten, muß ſich aber nun vornehmer einrichten; denn der Graf Southampton iſt ſein Freund geworden.

Was ſagt Ihr? fuhr Thekla empor.

Southampton, ſage ich, bei deſſen Verlobungsfeſte er eben iſt. — Aber komm', nun kannſt du etwas Kühlendes brauchen. Leg' dein Mäntelchen ab, knöpfe dein Wamms auf, damit die tolle Hitze herauskomme, und erwarte einmal unſern Poeten.

Nelly bemerkte mit Vergnügen, wie es ihr durch Scherz und Plaudern gelungen war, den verzweifelten jungen Menſchen auf andere Gedanken zu bringen. Sie holte eine Erfriſchung herbei, und machte ſich daran, den Burſchen zu bedienen. Dem Gedankenvollen ward das Mäntelchen abgenommen, an der Halskrauſe hinabfahrend öffnete Nelly das Wämmschen und — lüpfte eine heißduftende Mädchenbruſt.

Herr, mein Gott! erſchrak ſie.

Wie heißt Euer Miethmann, des Grafen Freund? fragte Thekla, aus ihrem Nachdenken erwachend.

Mein Miether —? erwiderte Nelly höchſt unruhig. Ja, der wird jetzt gleich nach Hauſe kommen Fort, fort! Ich will Euch nach Eurer Wohnung zu den Eurigen bringen. Ich denke, Ihr werdet nun klug und vernünftig ſein. Kommt! Aus unſerer Heirath wird nun doch nichts, und zum Pagen — wärt Ihr mir auch der Rechte, beſonders für einen Dichter! Nein, nein, Euer Mieder paßt nicht zu meinem Miether.

Indem ward die Hausthüre mit einem Schlüſſel geöffnet, und William kam die Treppe herauf. Raſch warf Nelly dem Mädchen den Mantel wieder um. — Thekla erſchrak vor dem Eintretenden; denn ungeachtet der Dämmerung des Zimmers erkannte ſie ihn gleich für den jungen Mann, deſſen ſie heut ſo lebhaft gedacht hatte. Aber deſto mehr ſuchte ſie ſich zu verhüllen, und unerkannt mit Nelly zu entkommen.

Nicht ſo raſch! bat William. Da gehen artige Verkleidungen vor. Und zwar auf meinem Zimmer. Iſt das ein Liebhaber, Nelly, ein Bewerber? Heut iſt ein glücklicher Tag für Verlobungen. Laßt mich nur immer dabei ſein; ich bringe die beſte Feſttagslaune mit. Geht, liebe Nelly, und holt Licht, damit ich ſehe, was ich da für einen freundlichen Beſuch habe. — Oder Ihr, Nelly!

Nelly wußte ſich nicht zu helfen. In der Verlegenheit, was ſie thun oder laſſen ſolle, entfernte ſie ſich endlich nach Licht. William trat heran, und faßte den Fremdling, um ihm ſcharf ins Geſicht zu ſehen, über die Schulter.

Still, ſtill! flüſterte Thekla. Ich kenne Euch. Ich bitte, thut nicht, als kenntet Ihr mich!

Ha! rief William. Welche Stimme! Ja, beim Himmel, Ihr ſeid es! Endlich, endlich finde ich Euch! Und hier, auf meiner Stube! Wie ſeltſam! Wie? Ich ſoll Euch nicht kennen? Wolan, ſo begleite ich Euch! Ich muß Euch ſprechen. Ich laſſe nicht mehr von Euch. — Ihr ſollt mir nicht wieder und wieder verſchwinden!

Der Freund war außer ſich. Thekla entwand ſich ihm. Nein, nur keine Begleitung! gebot ſie. Morgen, zu dieſer Stunde auf der Londonbrücke! Geduldet Euch, — faſſet Euch —!

Nelly trat mit Licht ein.

Verzeiht, aber ich will nicht erkannt ſein! rief Thekla mit Verſtellung, hielt ihren Mantel vor, und faßte wegeilend Nelly's Hand.

Nelly öffnete unten die Hausthüre, ſetzte dann das Licht bei Seite, um die Fremde zu begleiten. Wie ſie jedoch vor die Hausthüre kam, war der ſeltſame Gaſt entflohen.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Der erſte Gedanke Thekla's, als ſie am andern Morgen aus tiefem Schlafe munter erwachte, war der junge Mann, mit welchem ſie einſchlummernd ſich beſchäftigt hatte. Sie lächelte über das wunderliche Zuſammentreffen mit ihm, gerade an dem Tage, da ſie eine Wallfahrt zur Erinnerung an ihre Flucht und an ſein erſtes, kühnes Begegnen angeſtellt hatte. Sollte darin keine höhere Beſtimmung liegen? fragte ſich die abergläubige Thekla. Wenigſtens ſchien es ihr eine bedeutſame Fügung, daß ſie aus Verzweiflung über einen treuloſen Geliebten in die Wohnung eines werbenden Freundes gerathen war, der ihr zum Erſatz oder zur Rache dienen konnte. Dichter und Freund Southampton's hatte ihn die Witwe genannt. Wer konnte es anders ſein, als jener Sonettendichter, von welchem in Southamptonhouſe ſo oft die Rede geweſen war? Sie erinnerte ſich nun auch ſeiner Stimme aus dem Schauſpiele bei Lord Hunsdon, als er die Rolle Gaunt's geſpielt hatte. Es waren ja wirklich auch jene leuchtenden Augen. Aber hatte nicht gerade er den Grafen Heinrich zur Heirath ermuntert, und alſo zu ihrem Unglück beigetragen? Doch nein! Was konnte der Dichter daſür, daß der wankelmüthige Geliebte jene Eliſabeth Vernon und nicht Roſalien de la Roue gewählt hatte?

Sie lachte laut über die vorgebliche Roſalie; der Spaß gefiel ihr; ſie lachte mit jener wilden Luſt, in der ſich eigentlich der Aerger über ihre mislungene Liebeserwartung ausließ. Nun war aber die Frage, wie ſie es mit dem auf den Abend beſtellten Dichter halten ſollte. Da regten ſich in ihrem von geſtern noch ſo reizbaren Herzen die widerſprechendſten Empfindungen. Es war ihr ärgerlich, daß ſie den jungen Mann ſo raſch beſtellt hatte. Sie entſchuldigte es damit, daß ſie auf andere Weiſe ſeine Begleitung ſchwerlich hätte abwehren können, und er ſollte doch ihre Wohnung nicht erfahren. Sie brauchte ja nur nicht an die Londonbrücke zu kommen, und die Sache war abgethan, ohne daß ſie ihm vielleicht je wieder begegnete. Doch gerade dies wäre ihr auch leid geweſen: ſie fühlte ſich jetzt ſo einſam und verlaſſen, ja ſie brauchte Rath und Hülfe. — Sollte ſie denn aber einem intereſſanten Manne, den vielleicht eine hohe Meinung von ihr oder eine Neigung für ſie einnahm, nur als Bedürftige, als Verzweifelnde entgegenkommen? Er kannte ſie nicht, und ſie hätte in ſeinen Augen lieber für etwas Rechtes gelten und angeſehen ſein mögen. Sie fühlte ſich ohnehin ſo erniedrigt: ſie hatte ſich geſtern ſo ſehr vergeſſen, und der treuloſe Geliebte hatte ſie ſo ſchnöd verlaſſen. — Kränkung, Reue, Rachegefühl, Troſtloſigkeit, Sehnſucht, — und wer kann alle die Empfindungen bezeichnen, die raſch wechſelnd Thekla's Herz beſtürmten? Der leichte Sinn, die hülfreiche Phantaſie, ſchienen heut ihren Liebling ganz verlaſſen zu haben. Sie konnte zu keinem Entſchluſſe kommen. Das Bild des jungen Mannes trat immer wieder hervor. So ſchön freilich, ſo liebenswürdig wie Southampton, war er nicht; aber er hatte viel Einnehmendes, eine flammige Verwegenheit, und war ein berühmter Dichter. Doch dies Letztere hatte auch wieder etwas Beängſtigendes für ſie. Ein ſolcher Geiſt, ein ſolcher Blick würde ſie ganz durchſchauen und beherrſchen. Gerade vor einem Dichter fürchtete ſie mit ihren Erfindungen und Täuſchungen ſchlecht zu beſtehen. Schon der Graf hatte ihre Finten ſo bald durchſchaut, wie vielmehr würde es der Dichter! Nein, nein! Sie wollte lieber nicht nach der Brücke kommen. Der vermögenloſe Dichter konnte ihr ohnehin nicht viel helfen.

Sie dachte wieder an Southampton. Er war für ſie verloren; ſie ſollte ihn nie wiederſehen. Hätte ſie ſich nur noch einmal mit allen Vorwürfen, von denen ihre Bruſt ſo voll war, gegen ihn auslaſſen können! Der Dichter war des Grafen Freund. Durch ihn hätte ſie freilich manchmal von dem Geliebten etwas hören können; ſie wäre in Verbindung, in geheimnißvollem Bezuge mit Southamptonhouſe und den Perſonen ihrer Eiferſucht, ihres Grolles geblieben. Der Dichter kannte ſie nicht als des Grafen Geliebte; er erfuhr höchſtens als Freund deſſelben von einer gewiſſen Roſalie, und hätte ihm dafür immerhin von ſeiner theuern Thekla erzählen können.

Sie lachte über dieſen Einfall und hing ihm lächelnd nach. Ja, wenn ſie ſich in dieſer doppelten Perſönlichkeit zwiſchen beiden Freunden unentdeckt zu halten verſtände, ſo wäre ſie eine Zauberin, die das Unbegreiflichſte verrichten könnte. — Thekla klatſchte in die Hände bei dieſem glücklichen Fund. Es war ein gewagtes Unternehmen, aber es war noch lockender als gewagt. Nun wollte ſie doch nach der Brücke kommen und mit dem Dichter anknüpfen. Sie fühlte ſich wunderbar belebt und zu neuen Entwürfen, zu verſtohlenen Abſichten aufgeregt. Sie hatte wieder ein Tagwerk, eine Zukunft vor ſich; das Meer, die Ueberfahrt, das Einpacken und die Seekrankheit lagen tauſend Meilen weit von ihr. Eines nur fehlte ihr, — Geld.

Sie ſprang aus dem Bette und durchwühlte ihre Kiſten nach irgend etwas Verpfändbarem. Da fiel ihr eine ganz vergeſſene nürnberger Uhr in die Hände, die ſie, ein Vermächtniß ihrer Schweſter, bei ihrer Flucht von Lasko zu ſich geſteckt hatte. Seitdem war ſie unaufgezogen liegen geblieben. Sie kleidete ſich an, um die Uhr zu verſetzen. Sie wußte, wie koſtbar damals die Uhren in England waren, die man noch aus Deutſchland bezog. Sie war ſchnell fertig, und hatte in der Zerſtreuung nicht ihren männlichen, ſondern einen weiblichen Anzug genommen. Aber nun gerieth ſie in Verlegenheit, an wen ſie ſich mit ihrem Geſchäfte wenden ſolle. Dem Hauswirthe, dem ſie Miethe ſchuldig war, wollte ſie durch eine Erkundigung ihre Verlegenheit nicht verrathen, und ging alſo aufs Gerathewohl aus, um in den Straßen ſich zurechtweiſen zu laſſen.

Es war noch frühſtill, als ſie unter die Durchgangshalle ihrer Wohnung trat. Ein Mann ging eben vorüber, ſeltſam, doch gewiſſermaßen ehrwürdig ausſehend — in gelbledernen Strümpfen mit Kniegürteln, in ſchäbigem Mantel, langem Barte und ſchlappem Filzhute. Er wandelte gebückt mit gefalteten Händen vor ihr her, und ſchielte einige Male nach ihr um. Sie redete ihn alſo an, und fragte nach einem Hauſe, wo man auf Pfänder leihen könne. Nach einem durchdringenden Blicke die Augen niederſchlagend, antwortete der Befragte: Du biſt der Ausſprache nach ein Fremdling in London; ich ſah dir ſchon auf deiner Haustreppe an, daß du früh mit einer Sorge auf dem Herzen ausgingeſt. Was für ein Pfand haſt du?

Eine Uhr, Ehrwürdiger! verſetzte ſie.

Damit kannſt du dich an Niemand beſſer wenden, als an Eſaias Gottgeprüft.

Ich bitte, weiſt mich zurecht nach ſeiner Wohnung, bat Thekla.

Es iſt nicht weit dahin, erwiderte der Mann, folge mir mit Gott.

Stillſchweigend, rechts und links umherſchielend, führte er Thekla eine Strecke durch Cheapſide und lenkte dann in ein Winkelgäßchen, wo er ein altes, einſtöckiges Haus aufſchloß und dem ängſtlichen Mädchen winkte. — Hier wohnt Eſaias Gottgeprüft, ſagte er, und ich bin es ſelber. Komm nur, der Herr führt dich einen guten Weg.

Warum habt Ihr nicht gleich geſagt, daß Ihr's wärt? fragte Thekla mißtrauiſch, indem ſie in die Stube getreten, ſich der Thüre nahe hielt.

Ich habe überlegt, ob ich auch auserwählt genug ſei, mich in der Frühe des Tages mit verlockender eitler Jugend einzulaſſen, und ob du für einen Gläubigen nicht eine Verführung des Satans ſeieſt, antwortete er.

Geängſtigt durch die ſeltſamen Blicke des Mannes, rief

Thekla: Dann laßt mich lieber gleich weiter gehen! — Sie wendete ſich der Thüre zu.

Bleibe! rief der wunderliche Mann. Ich bin ſchon beruhigt. Der Herr hat mir unterwegs angedeutet, es ſei zu deinem Beſten, daß du zu mir kämeſt. Alſo, ſchöne Tochter Kanaans, wo iſt dein Pfand?

Dieſe Uhr, ſagte ſie, iſt mir zu werth, um ſie zu verkaufen. Wollt Ihr mir zehn Engel vorſchießen, und unter welcher Bedingung?

Zehn Engel? verſetzte er zögernd, und betrachtete die Uhr. Eine deutſche Uhr. Zehn Engel! Dich hatten gewiß die Engel verlaſſen, als du dieſe Uhr gewannſt in der Stunde der Verſuchung.

Wie meint Ihr das? fragte Thekla.

Das Werk iſt gut, fuhr er betrachtend fort. Aber die Werke der Finſterniß ſind ein Räderwerk, das die Stunde der Verdammniß herbeiführt. Laß dich aufziehen, du ablaufende Sünderin, mit dem Schlüſſel der Gnade.

Ihr ſeid ein Narr! rief Thekla. Gebt mir die Uhr zurück.

Du biſt ungeduldig, ſchöne Kanaaniterin, verſetzte der Mann. Laßt mich immerhin ſolche Betrachtungen bei dieſer Uhr anſtellen: nur den Auserwählten iſt es gegeben, an die Eitelkeiten der Welt — Erlöſungsgedanken anzuknüpfen. Ja, glaube mir, dieſe Uhr zeigt mir noch mehr, als die Stunden deines dahinrauſchenden Lebens.

Vielleicht auch die Stunden Eurer bleibenden Albernheit? fragte Thekla ungehalten.

Sie zeigt mir, fuhr er fort, daß du vornehme, reiche

Galane haſt, die bei dir die Zeit vergeſſen und die Uhren verlieren, Männer, die des Thieres Zeichen an der Stirn tragen, die dich aber auch wieder verlaſſen haben, ſonſt würdeſt du nicht nach Engeln bei mir ſuchen.

Dieſer grobe Argwohn zu der Angſt, in welcher Thekla ſchon bebte, preßte ihr Thränen aus. Gebt mir die Uhr zurück! rief ſie. Wer gibt Euch ein Recht, mir ſo zu begegnen? Mich zu kränken?

Der Herr naht ſich dir in mildem Regen! ſagte Eſaias. Deine Thränen ſind Thau himmliſcher Vergebung. Weg jetzt mit dieſer Uhr, meine Tochter! Faſſe Muth, weinende Magdalena, ſo lange dich ein Auserwählter Tochter nennt! Die Uhr ſchließe ich vor Allem hier ein: die Gedanken des Himmels finden leichter Zugang bei dir, wenn die Erinnerungen der Sünde entfernt ſind. Es war eine Eingebung deines Erlöſers, die Uhr zu verſetzen. Erkennſt du nicht die Fügung, daß ich gerade in dieſer frühen Stunde an deiner Wohnung vorüber kommen mußte, als du um ein Darlehn ausgingſt? Der Herr hat dich an mich gewieſen: vertraue dich mir an! Es ſoll dir vor Allem ein Darlehn der Gnade werden. Komm, laß mich einmal prüfen, ob du auch unſerer ſchönen Disciplin würdig ſeieſt. Weiche nicht zurück, ich will nur deiner bläßlichen Wange anfühlen, ob du der Tugend ſchon allzuſehr abgewelkt ſeieſt. Welkes Fleiſch findet ſeinen Erlöſer nicht.

Er kniff die Widerſtrebende, indem er ſie mit wildem Ungeſtüm am Arme faßte, in die Wange. — Nein, nein! flüſterte er zitternd. Du biſt noch nicht ſo geſunken; in dieſer derben Wange ſitzt noch Erlöſung. Oder, ſprich!

Biſt du etwa dem Teufel der Eitelkeit verfallen? Laß ſehen, ob du die Miſſethat eines Schnürleibs an dir haſt. Eine unterſchnürte Bruſt athmet in den Feſſeln des Satans.

Eſaias wollte ſie mit dem Arme umfaſſen; ſie ſtieß ihn zurück, und eilte nach der Thüre. Er vertrat ihr den Weg und beſchwor ſie mit keuchender Stimme, der Gnade nicht zu entrinnen. Sie ſollte ſich ihm anvertrauen, ſich ihm entdecken, ihm in die Verſammlung der Brüder folgen. Die ſchöne Disciplin werde für ſie ſorgen, ihr ein angenehmes Loos bereiten, ihr den Pfad zum Himmel ebenen und verſüßen. Zwiſchen dieſen und andern haſtig und halblaut hingeworfenen Vorſchlägen ſtöhnte er lauter: Ergib dich, ergib dich dem Herrn! Entziehe dich nicht dem Arme ſeines Auserwählten! Verſage dich nicht der rettenden Liebe! Suche zuerſt das Himmelreich und alles Andere wird dir zugeworfen werden!

Thekla ſchwebte in der entſetzlichſten Angſt. Dieſe wilden Blicke in Begleitung von Bibelworten waren ihr doppelt grauſenhaft. Sie zweifelte nicht, daß ſie mit einem Wahnſinnigen zu thun habe. So ſtark, wie eines Tollen Arm, war auch der Arm, der ihre Hand gefaßt hielt. Sie ſtrebte, ſich ihm zu entziehen. Nun flehte er, ſie möchte ſich traulich zu ihm ſetzen, er wolle ihr Alles erklären; ſie möchte ſich nur beruhigen, ihn nicht misverſtehen.

Sie bat dagegen, er möchte ſie nur erſt loslaſſen. Sie hoffte nämlich auf einen freien Augenblick zum Entſpringen.

Ich laſſe dich nicht los! ſchrie er wild. Das Himmelreich will Gewalt leiden. Gib nach! der Herr erleuchte dich. Komm, gib mir den frommen Schweſterkuß!

Indem er ſie nun mit Ungeſtüm an ſich riß und wieder und wieder küßte, nahm ſie alle ihre Kraft zuſammen, rang und ſchrie um Hülfe.

Still, ſtill! flüſterte er. Der Herr iſt überall. Du biſt verſtockt, der Heiland gebeut mir, dich zu zwingen.

Damit ſchlang er ſeinen Arm um ihren Nacken. Sie bäumte ſich mit aller Kraft, und traf ihn mit ihrem Elbogen ſo heftig an die Naſe, daß ſogleich ein Strom des erhitzten Blutes über ſeinen Bart ſchoß. Er ließ ſie los, und ſie gewann die Thüre. Glühend und athemlos rannte ſie die Straße entlang, ihr losgegangenes Haar flatterte. Die Straße war ſchon belebter, und die Vorübergehenden lachten und höhnten hinter ihr her, indem ſie auf ihre verſchobenen Gewänder deuteten. Es war ein Glück, daß man die einzelnen Blutflecke auf ihrer Schulter nicht wahrnahm, weil man ſonſt die Arme aus noch ſchlimmerem Verdacht ergriffen hätte. Erſchöpft kam ſie in ihrer Wohnung an, und ſank mit ſchwindendem Bewußtſein auf ihr Lager.

Zweites Kapitel.

In beſſerer Stimmung, als Thekla, brachte William den Tag zu. Die Probe des neu zur Aufführung beſtimmten Stückes von Marlow: „Der Jude von Malta" ward abbeſtellt, und ſo blieb der Freund in ſüßer Aufregung den Tag über daheim. An etwas Umfaſſenderem zu dichten, war ſein Gemüth zu erwartungsvoll und unruhig. Er warf daher einige der kleinen Lieder ſeines „leidenſchaftlichen Pilgers" hin, und überließ ſich dazwiſchen jenem traumſeligen Zuge der Begeiſterung, die in eines müßigen Dichters Herzen mit aufknospenden Gedanken, wie laue, würzige Mailuft mit blühenden Geſträuchen ſpielt. — Er ſpann eine lange Unterhaltung mit der Unbekannten, deren Namen er noch nicht einmal wußte. Er wollte ihr das Artigſte ſagen, wodurch er ſie günſtig zu ſtimmen hoffte, und gerieth, da es ihm an Berührungspunkten ihres wirklichen Lebens fehlte, auf lauter Geziertes und Zugeſpitztes. Natürlich ließ er ſich von der Fremden nach wenigen ſpröden Worten die angenehmſten Erklärungen und Zuſagen geben. — Eigentlich hatte er nicht die günſtigſte Meinung von ihr, und ließ ſich nicht bange ſein, ſie zu behandeln. Der Zufall einer zweimal ſo auffallenden Begegnung ſtellte das ſchöne Mädchen nicht eben in das beſte Licht, und was ihm Nelly erzählt hatte, deutete auf verzweiflungsvolle Verhältniſſe. — Dazwiſchen dachte er auch an Alicen. Seine Phantaſie wiegte ſich von der Einen zur Andern, — von den bezaubernden Reizen der Fremden zu dem edeln, durchſichtigen Weſen der Lady. Er verwechſelte in ſeinen fiebernden Wünſchen Eine mit der Andern, einem Kinde gleich, das ſeine Puppen abwechſelnd herzt und umkleidet. Er hatte bei ſeinem erſten Beſuche Alicen verſprochen, ihr gewiſſe Empfindungen und Vorſätze in Verſen auszudrücken. Nun fiel es ihm ſchwer, die richtigen Worte zu finden. Gewiß war es auch nicht der rechte Augenblick dazu. Jene Regungen, die er in Southamptonhouſe empfunden hatte, waren viel zu unbeſtimmt, um bei einem jetzt ſo heißen Verlangen nach der ſchönen Unbekannten zu Worte zu kommen. Doch verſuchte es der Freund mit einzelnen Zeilen und durchſtrich ſie wieder. Endlich nach Tiſche brachte er, halb ſchlummernd unter lauem Mittagwinde, folgendes Sonett, er wußte ſelber nicht, wie zu Stande:

O laßt ſie, denen hold ihr Stern gelacht,
Mit Ehren und mit ſtolzen Titeln prangen!
Mich, den das Glück ſo günſtig nicht bedacht,
Erfreue ſtill ein ſeliges Verlangen.

Des Fürſten Liebling breitet aus ſein Grün,
Wie an der Sonne Strahl die Ringelblume.
Ein Zornblick ſtreift die ſtolzen Blätter hin,
Die nun ein Grab nur ſind dem eignen Ruhme.

Der mühenvolle Kriegsheld, ſtolz genannt,
Nach hundert Siegen einmal nur geſchlagen,
Wird aus dem Kreis der Ehren weggebannt,
Vergeſſen aller Ruhm aus heißen Tagen.

O glücklich! wer um Liebe Liebe findet,
Mit Treue, ſelbſt gebunden, ewig bindet!

William war mit dem Sonette nicht zufrieden: es ſtand etwas da, was er eigentlich nicht hatte ausdrücken wollen; ja er wußte, wie Mancher ſeine eigene Handſchrift ſchwer lieſt, nicht zu ſagen, ob die Verſe, wenn auch an ſich ſchön, doch eher auf ſeine Unbekannte, als für Alicen paßten, an die ſie doch gerichtet ſein ſollten.

Endlich kam der Abend heran, und William verließ ſeine Wohnung. Auf der Londonbrücke drängten ſich zwiſchen Fuhrwerken die hin- und hereilenden Menſchen. Die Brücke war damals mit Häuſern bebaut. Aus manchen Fenſtern ſahen luſtige Geſichter herab, und neckten die Vorübergehenden. Auch ein Spiel- und Speiſehaus, ein ſogenanntes Ordinary, lag hier mit einem Hinterſtübchen auf den Fluß. William hatte es zuweilen beſucht, und jetzt ſcholl ihm, wie ein alter Gruß, durch die offene Hausthür der Jubel ausgebrachter Geſundheiten entgegen. Er wendete um, beſorgt, im Gedränge die Erwartete zu verfehlen. Dieſe Aengſtlichkeit nahm mit jeder Minute ſeines ungeduldigen Harrens zu. Seine Blicke verſchlangen das Gewühl. — Wenn ſie ihm entging, oder gar ausblieb, wo ſollte er ſie wiederfinden? Es that ihm leid, daß für den Fall des Verfehlens keine Abrede auf ein andermal getroffen war.

Indem ſah er am Eingang auf die Brücke die Themſenſtraße herab einen Rudel junger Burſche lachend und drängend hinter einem Frauenzimmer herkommen. Er erkannte beim zweiten Blick ſeine Erwartete, bemüht, ſich von ihren Verfolgern loszuwickeln. William drängte ſich ihr entgegen, und ſie faßte ſeine Hand wie eines Erretters. Die ausgelaſſenen Geſellen waren an ihren platten

Mützen und Späßen für Handwerkslehrlinge und Kaufmannsdiener zu erkennen. William fand es nicht räthlich noch rühmlich, gegen die klappernden Stöcke derſelben anzugehen. Er warf ihnen einen Zornblick entgegen und führte ſeinen Schützling raſch ins Gewühl auf der Brücke. Doch die gereizten Burſche blieben nicht zurück; ſie folgten drohend. Er hatte ſich, wie er ſolche Geſellen kannte, auf ihren Angriff gefaßt zu machen. Dabei konnte das ihm theuere Mädchen verletzt werden, oder durch die Flucht ihm entgehen. In dieſer Betrachtung kam er wieder an das Speiſehaus, worin eben ein Rundgeſang anhob. — Laßt uns hier eintreten! flüſterte er Thekla zu, und eilte mit ihr durch die offene Hausthüre, die er hinter ſich zuwarf. — He da! Verzeihung, edle Herren, daß ich euch unterbreche, rief er den Gäſten zu. Ich nehme euern Beiſtand gegen eine Rotte Geſindel in Anſpruch. Sie verfolgen dies Fräulein, das im Gedränge den begleitenden Pagen verloren hat. — Haltet Euch hier einen Augenblick ruhig! wendete er ſich dann an Thekla. Ich ſehe, die edeln Herren ſtehen uns bei.

In der That hatten ſich die luſtigen Gäſte erhoben. Es waren einige abgedankte Kriegsleute, die zu ihren zerriſſenen Kleidern lange Degen trugen; Andere waren Schiffer und Schiffszimmerleute, die Meiſten aber ſahen aus wie Menſchen, die, zu beſtimmten Geſchäften ungeſchickt, mit deſto mehr Geſchicklichkeit von täglichen Wechſelfällen leben. Allen kam das angebotene Zwiſchenſpiel ganz recht. Die Meiſten kannten William. — Ha! riefen ſie, unſer Will', unſer köſtlicher Junge! Sollen wir heute Euch eine Komödie aufführen? Das gibt einen prächtigen

Humor! Seht, da dringt das Pack ein, — dieſe Jauche, dies Pech, dieſe weggeworfenen Bindfadenendchen, dieſe ungeleimten Tüten! Was wollt ihr? He, haut ſie in die Pfanne!

Mit dieſen und noch derberen Schimpfworten ſtürzten die Gäſte auf die eindringenden Handwerksburſche heraus. Der Kampf wirbelte durch die ausweichende, ſchreiende Menge bis nach Southwark hinüber, wo die Verfolgten ſich in die Gaſſen zerſtreuten.

Während des Kampfes hatte ſich einer der abgedankten Kriegsleute von unförmlicher Geſtalt, was die Länge des Oberleibes, die Dicke des Bauches und die Fülle der Backen betraf, zur Unterhaltung Thekla's herbeigewälzt. Auf ſein langes Schwert geſtützt, lächelte er mit kleinen funkelnden Augen; von der Naſe waren nur zwei offene Löcher unter einem glührothen Fleiſchklümpchen zu ſehen. Die zurückkehrenden Gäſte nahmen ihn wegen feigen Zurückbleibens vom Kampfe übel mit.

Was wollt ihr? rief Sir John, wie man ihn ſcherzend nannte. Erkennt ihr meine Großmuth ſo ſchlecht? Soll ich euch alten, treuen Freunden die magere Ernte der Lorbeern verkümmern? Soll ich Alles für mich wegnehmen? Wohin ich mich mit dieſem ſchlachtgewohnten Schwerte wälze, zerdrücke ich, wie ein Elephant, ganze Lorbeerwälder, an denen Heere ſatt hätten. Ich bin ein Walfiſch im Meere der Tapferkeit, wißt ihr das nicht längſt?

O ja! rief Einer, wir erkennen dich ſchon an den leeren Tonnen, mit denen du ſpielſt, — Tonnen Sektes, die du geleert.

Richtig! verſetzte Sir John. Das geſchieht, wenn die Sonne des Friedens ſcheint und das Meer ruhig iſt. Ein Walfiſch kann nicht von Art laſſen, auch im Spielen. Und ich hätte die ganze Schar, an der ihr euch müde gekämpft habt, mit einer einzigen leeren Tonne verjagt. Eigentlich liefen ſie gleich, wie ſie meiner nur anſichtig wurden. Solche Feinde blicke ich ſchon in die Flucht. Aber wenn ein Heer ſteht wie eine Mauer, wenn Breſche gelaufen werden muß, dann ruft nur: Sir John, tapferer Sir John, wolan, dein Schwert heraus! Und dann ſollt ihr alte Wunder ſehen, die ein neues Erſtaunen erregen.

William hatte inzwiſchen zu dankbarer Bewirthung ſeiner Hülfstruppen Sekt herbeigeſchafft, und hörte mit Wohlgefallen dem närriſchen Kriegsgeſellen zu, an dem er ſchon öfter ſeinen Spaß gehabt. Man ließ William und ſeine ſchöne Lady leben. Wie aber auch Sir John zu einem Becher griff, ging die Neckerei ernſtlicher los. Wer nicht mitgefochten, ſollte nicht mitzechen, hieß es.

Was? ſchrie der Dicke, und ſchlug mit ſeinem Schwert auf den Tiſch. Ich könnt' euch hundert Gründe anführen, warum ich beim Trinken ſein muß; aber ihr ſollt euch mit einem einzigen begnügen. Der Schreck, den die Gauner bei meinem Anblick erfuhren, rührt von meinem Leibe her, — hier heraus iſt er gefahren, hier hat er eine Lücke gelaſſen, und verlangt eine Herſtellung durch Sekt. Gekämpft habe ich nicht mit euch, um eure Ehre nicht zu ſchmälern; aber vom Sekte unſers ritterlichen Sir William nicht mittrinken, hieße die Güte des edeln Spenders nicht ſchmälern wollen, und das würde heißen,

— dieſe Güte für weniger als unerſchöpflich halten. Solche Unhöflichkeit ſoll man dem Sir John nicht nachſagen. — Nein, rief er, nachdem ein Glas hinuntergeſtürzt war, Sekt und Muth haben eine nahe Verwandtſchaft zueinander; ſie ſtürzen aufeinander los, wo ſie ſich erblicken, und ſchwören einander ewige Freundſchaft. Nur der Sekt iſt ein wenig beſchämt, daß er nicht immer in ſo reichem Maße vorhanden iſt, als der innere Muth. Der edle Muth aber leidet ſolche falſche Scham nicht, und verweiſt ſie aus dem Freundſchaftsbunde. Da ſetzt ſie ſich hier oben auf die Naſe und protzt. Begreift ihr nun das Roth, welches tapfere Geſellen an der Naſe tragen? Es iſt eine Fahne uneigennütziger Freundſchaft.

An ſolchen drolligen Erwiderungen und Reden ergötzten ſich nun die überluſtigen Gäſte; ja ſie neckten eigentlich den Dicken nur, um die wunderlichſten Gedanken und Witze gleichſam aus ihm herauszuſchlagen, wie Funken aus einem Kieſel. — William winkte ſeiner Schönen, und ſtahl ſich mit ihr hinweg.

Drittes Kapitel.

Die Dämmerung war eingebrochen. Auf der Brücke ging es ruhiger zu. Das Paar ſchlug die Richtung nach den ſtillern Gaſſen der Altſtadt ein.

Vor Allem, — wo hinaus gehen wir? fragte William. Wir ſind nicht weit von der Lombardſtraße, wo ich Euch das erſte Mal begegnet bin. Iſt das Euer Heimweg? — Und — wohnt Ihr vielleicht allein? Darf ich Euch nach Hauſe begleiten?

Ihr irrt Euch in mir, erwiderte ſie empfindlich. Ich wohne nicht allein. Ich erlaube Euch bis Cheapſide mitzugehen.

Bis Cheapſide? Aber auf einem kleinen Umweg, meine ſchöne —. Ich bitte um Euern Namen!

Ich heiße Thekla.

Thekla? Das iſt ein ſchöner Name, und ein ſeltener in London. Auch iſt Eure Mundart fremd; Ihr habt keine londoner Zunge. Ihr ſeid wol aus Irland, ſchöne Thekla?

Oder auch noch weiter her. Doch will ich mich nicht ſo weit von meiner Abſicht entfernen. Ich habe Euch zu ſprechen gewünſcht, um Euch für die früher mir bezeigte Artigkeit zu danken. Durch Eure muthige Dazwiſchenkunft bin ich einer widerwärtigen Verfolgung glücklich entkommen.

Dafür habt Ihr die Schuld auf Euch, daß Ihr mir damals entflohen ſeid, und mir ſo viel unruhige Sehnſucht im Herzen zurückgelaſſen habt.

Thekla lehnte dieſen artigen Vorwurf mit Scherz ab; allein William war einmal im Anlaufe, ihr auf das Lebhafteſte zu bekennen, wie ſehr ihre Flucht ihn betrübt, wie oft er ihrer gedacht, wie tief er es empfunden habe, daß er ihr noch irgendwo begegnen müſſe. Er verſchwieg nicht, mit welcher Sehnſucht er ſich an öffentlichen Orten umhergetrieben habe, um mit Hülfe des Zufalls aufzufinden, was er nach keiner hinterbliebenen Spur, nach keinem ſichern Merkmal hätte aufſuchen können. Ich hatte ja nichts von dir, rief er aus, als dein Bild. Und wie lagen nicht Herz und Auge um dies Bild im Streite! Jedes machte auf den Alleinbeſitz dieſer Eroberung Anſpruch. Das Auge hatte es gefunden, aber auch verloren, und ſo dachte das Herz deſto feſter für ſich zu behalten, was das Auge nirgends wiederfinden konnte.

Thekla lachte. — Wer von beiden hat denn zuletzt geſiegt? fragte ſie ſcherzend.

Seit geſtern Abend haben Herz und Auge Frieden gemacht, antwortete der Freund. Nun leben beide im traulichſten Wechſelverkehr, und laden einander ſtündlich zu ihren Feſten ein, — das Auge zur Erinnerungsfeier deines Anblicks, das Herz zum Jubel ſeiner Hoffnungen. Ja, meine liebenswürdige Thekla, du warſt mir entflohen. Laß mich immer „du“ ſagen. Warſt mir entflohen; doch die munterſten Gedanken in mir waren wie unermüdliche Diener, die dir auf der Flucht folgten, und mir Traumgrüße und Hoffnungsblicke zurückbrachten. Noch ein zweites Mal habe ich dich geſehen: du kamſt an meiner Wohnung vorüber; ich eilte dir nach, und verlor dich hinter Paternoſterrow. Dort umher muß deine Wohnung ſein.

Thekla betheuerte, ihre Wohnung ſei nicht dort, und lenkte das Geſpräch ab, indem ſie bemerkte, auch ſie habe ihn ſeitdem geſehen, und zwar in Lord Hunsdon's Palaſte, als er in der Rolle Gaunt's aufgetreten ſei. — Der Freund erſchrak. Wie? ſagte er, und ließ das vertraulich umfaßte Mädchen und ſein keckes Du zugleich fahren. Ihr wart unter jenen Ladys?

William konnte nämlich in Lord Hunsdon's Haustheater nur adelige Zuſchauer von höherem Range vermuthen. Wofür ſollte er nun ſeine Unbekannte nehmen? Er hatte ſich offenbar in ihr geirrt; ſie aber kannte ihn als einen Schauſpieler. Dennoch hatte ſie nicht verſchmäht ihn zu beſtellen; ſie hatte ſich ein vertrauliches Du gefallen laſſen. Es war ein Räthſel; aber es feſſelte um ſo mehr, und verſprach ſich heiter zu löſen.

Thekla bemerkte gar wohl, in welch günſtiges Licht ſie ſich durch Erwähnung des Lord Hunsdon bei dem jungen Mann geſetzt hatte, und fuhr fort: Ja, es war das erſte Stück, das ich in England ſah, und auf dem Feſtlande iſt das Schauſpiel noch weit zurück. Ich ward alſo ſehr ergriffen und bewegt. Beſonders rührten mich die ſchönen Worte, die Ihr ſo leidenſchaftlich ausrieft: „Laßt leben Die, ſo Lieb' und Ehre haben.“ — Ich dachte nach ſo Manchem, was ich von hohen Perſonen über Euch gehört hatte, Ihr brächtet mit jenen Worten Euch ſelbſt ein Lebehoch.

O Mylady, wie gütig ſeid Ihr! rief William aus. Welch' ein Glück für mich, wenn ich bei Euch in ſolcher Meinung ſtehe! Lieb und Ehre! Ja, Ihr nennt da die Zwillingsbeere des männlichen Sommers, des Lebens Doppelſchmuck, nach welchem ich trachte. Sie können getrennt und vereinzelt ſein, dieſe Perle der Liebe und der Demant der Ehre; aber eine Liebe, wie die Eure, würde mich ſo beglücken, daß ich der Ehre vergäße, oder würde mich ſo beflügeln, daß ich ihren höchſten Sitz erſchwänge.

Dann brauchte ich mir ſelber kein Lebehoch zu bringen: die Welt ſollte es mir zujauchzen.

William hielt Thekla's Hände flehend gefaßt. Sie lächelte ihm zu; er umfaßte ſie mit Ungeſtüm, als wollte er ſich des höchſten Glücks verſichern, das aus heimlicher Gunſt zu ihm herabgeſtiegen ſchien.

Ruhig, ruhig, mein Freund! flüſterte ſie abwehrend. Dichter ſind zu Thorheiten geneigt: wollt Ihr mich Euern begangenen zuzählen?

Bei dieſen Worten überkam den Freund eine wunderbar gemiſchte Empfindung. Die Lady hatte, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, von ihm gehört und ſeine Schauſpiele geſehen. Er glaubte ſich in ſeinem Dichten und Irren erkannt, aber auch ſeines Standes ungeachtet heimlich geliebt. Er fühlte ſich beſchämt und entzückt zugleich. Der Stern, der ihn durch das Leben führte, wie er ſich ſo gern ausdrückte, ſchien nun endlich wolkenlos auf ihn herab: ein hoher Freund hatte ſich ihm angetragen, und nun ſollte ihm eine ebenſo würdige Liebe begegnen. Dies war die Empfindung weniger Augenblicke. Sein Leben lag offen: durfte ſein Herz verſchloſſen bleiben? Vielmehr konnte er ſich einer ſo hohen Gunſt, eines ſo heimlichen Glückes nur durch zwei Tugenden würdig machen, durch Offenheit über ſich ſelbſt und durch Verſchwiegenheit in Betreff der Geliebten. — William verſetzte:

Begangene Thorheiten? O Mylady, ich leugne ſie nicht. Aber von dieſem Abende an, der ſo huldvoll herunterthaut, laßt mich mein Leben ändern. O welche Tränke ſchlürfte ich höllenheiß gebrauter Sirenenzähren! Zwiſchen Furcht und Hoffnung taumelnd, was verlor ich, wo ich mich im Gewinn glaubte! In welche Tollheiten hatte ſich mein Herz verſtrickt, wo es ſich geſegnet hielt, wie nie! Doch auch die Sünde heilt, und ich erkenne jetzt, wie man durch das Böſe beſſer wird, und wie reuige Liebe nur deſto reiner und herrlicher aufſteigt. Laßt mich Eure Knie umfaſſen, Mylady! Aus dem frühen Schiffbruche meines Lebens gönnt mir vor einem ſegnenden Götterbilde auf höherem Geſtade hoffend aufzuathmen!

Sie ſtanden unweit Cornhill zwiſchen Gartenmauern in einſamer Dämmerung. Die Stimmung und Geſinnung des Freundes war für Thekla befremdend und gewiſſermaßen peinigend. Ihr Bewußtſein, ihre Abſichten ſtimmten durchaus nicht zu William's Glauben und Erwartungen. Und damit ſich das Misverſtändniß nur noch mehr verwirre, ſo ermuthigte gerade dieſe Verlegenheit den Dichter zu weitern ſchwärmeriſchen Erklärungen und Bewerbungen. Doch hieran fand auch Thekla ihre Faſſung wieder. Sie konnte den Freund am Ende nicht ohne alle Hoffnung ſcheiden laſſen. Wirklich war ſie auch nicht gleichgiltig gegen ihn geblieben. Sein ſchwunghafter Geiſt, ſein lebhaftes, anmuthiges Weſen hatten einen neuen, gewinnenden Eindruck auf ihr Herz gemacht. Sein Irrthum über ihre Perſon beſchäftigte ihre Phantaſie, und hatte ſie vorher darauf gerechnet, durch William in geheimnißvollem Bezuge mit dem Grafen Heinrich, ihrem treuloſen Geliebten, zu bleiben, ſo vergaß ſie im Augenblicke dieſer Abſicht über das ſchmeichelhafte und muthwillige Behagen, in den Augen eines Dichters eine dichteriſche Perſon zu ſpielen, und für eine Lady zu gelten.

Sie gab alſo dem ſtürmiſchen Flehen des angenehmen jungen Mannes nach, und verſprach ihn manchmal zu ſehen. Man verabredete fernere Zuſammenkünfte, wobei William ſeine Freundin einer zu großen Aengſtlichkeit und Vorſicht zu beſchuldigen hatte.

Ihr kennt meine Lage nicht, ſagte ſie. Ich bin fremd in London und doch nicht freier, als eine Einheimiſche, die bei jedem Schritte auf Verlegenheiten ſtoßen könnte. Meine Verhältniſſe ſind ſehr verwickelt.

O gönnt mir vor Allem eine Theilnahme an Eurer Lage, bat William. Erzählt mir Eure Geſchichte! Ihr kennt mich: laßt keine dunkle Hälfte in unſerm Bunde ſein.

Meine Geſchichte iſt mein Geheimniß, erwiderte ſie. Ich weiß nicht, ob Dichter ſchweigen können; ſie plaudern, wie ich höre, ihre Erlebniſſe gern in ihren Schriften aus. Ihr habt aber auch noch Freunde, mancherlei Verbindungen. Männer erzählen einander gern von ihren Neigungen und von Dem, was ſie ihre Siege nennen. Meine Geſchichte iſt nicht blos mein vergangenes Schickſal, ſondern auch mein zukünftiges Verhängniß. Es braucht nur wenig von mir in London bekannt zu werden, und ich müßte die Stadt in derſelben Stunde verlaſſen. Doch iſt dies nicht aus irgend einer Schuld, ſondern aus Unglück ſo.

O Mylady! rief William aus. Ich bin kein Geck, der das ſchönſte Glück ſeines Lebens auf den Würfel einer kindiſch plaudernden Zunge ſetzt. Wüßtet Ihr, mit welchem Leid ich meines Lebens ſchönſte Jahre lang nach edler Frauenliebe vergebens getrachtet, — Ihr würdet mir zutrauen, daß ich eine Gunſt zu verdienen wiſſe, die uns nie reizender und beglückender, als im Nachtgewande des Geheimniſſes naht. Auch weiß ich mich in meiner bürgerlichen Stellung zu beſcheiden, und kenne die zarten Pflichten, die Euerm Herkommen und der geheimnißvollen Huld gebühren, der Ihr mich würdigt. Ja, Mylady, wir müßten, wenn auch durch die ungetheilteſte Wechſelliebe Eins, im Leben doch als getrennte Zwei erſcheinen. Noch kleben meinem Ruf und Stande Flecke an, und ich muß ſie allein tragen. Unſere Doppelliebe folgt einem gleichen Hochgefühle; doch liegt zwiſchen unſern Lebenspfaden ein, nicht auch Euch gemeinſchaftlicher, Hohn, der zwar die Weihe unſers Bundes nicht ſtört, jedoch unſere Liebe um manche ſüße Stunde bringt. Nicht überall darf ich Euch als Bekannte grüßen, ſoll ich Euch nicht beſchämen, und Ihr dürft mich nicht mit öffentlicher Huld beehren, um Eurer Ehre willen. So ſteht es jetzt noch. Doch, Mylady, kennt nur erſt meine Liebe recht! Und ſeid Ihr die Meinige, gehört dann Eure Zufriedenheit nicht mit zu meinem Glücke?

Ja, ja, Ihr ſcheint ein edler Menſch! verſetzte Thekla. Ich vertraue Euch, Ihr ſollt meine Geſchichte hören, — das nächſte Mal. Aber hier zur Stelle verlaßt mich. Noch bin ich Euch ein Geheimniß, laßt mich alſo auch ins Dunkel verſchwinden.

Es half nichts, — der Freund mußte hier mitten auf der nächtlichen Cheapſide-Straße ſcheiden. Sie blickte ihm eine Strecke nach, und wie er ſich umſah, war ſie in ein Seitengäßchen verſchwunden.

Mit welch andern Gedanken über das reizende Geſchöpf, als mit denen er ausgegangen war, kehrte William nach Hauſe! Thekla's Perſönlichkeit ſchlug allen Argwohn nieder, dem er ſo willig Raum in ſeinem Herzen gegeben hatte. Manches ſprach freilich gegen ſie, — ihr erſtes Begegnen auf der Flucht vor einem verhüllten Manne, und zuletzt der Zuſtand, in welchem Nelly ſie aufgenommen hatte. — Allein, rief William aus, — wie manches edle Weſen hat — und gerade darum weil es edel iſt — eine Ausnahmsſtellung in dieſer gemeinen Alltagswelt! Da wo der anmaßliche Schein herrſcht, — und er herrſcht oft in Freundſchaft und Liebe, in der Prahlerei des Kriegers wie in der Pedanterei des Gelehrten — da wird echte Tugend, edler Charakter, reine Bildung verfolgt, und im Treiben der Geſellſchaft entwürdigt. Und ſagte Thekla nicht ſelbſt, daß nicht Schuld, ſondern Unglück ſie verfolge?

Mit ſolchen edeln Aufwallungen und den ſchwungvollſten Hoffnungen warf ſich der Freund in die Arme des Schlafes.

Viertes Kapitel.

Folgenden Abends trafen ſie ſich am verabredeten Platze wieder. Thekla war unbefangener, als geſtern. Dies machte unſern durch lockere Geſellſchaft loſen Freund gleich auch im Benehmen kühner und freier. Allein Thekla ließ ihm nichts hingehen, während ſie ſich ſelbſt bei aller Heiterkeit durchaus gemeſſen zu betragen wußte. — Lieber Freund, ſagte ſie, wollt Ihr gute Geſellſchaft, ſo lernt ſie auch richtig angreifen. Oder ſie drohte: William, William! Es iſt ein Unglück für euch Poeten, daß ihr dem Hohen und Schönen zufliegt: eure Hände bleiben dabei in ſchlimmer Geſellſchaft zurück, und gewöhnen ſich ſchlecht. Unermüdlich wies ſie ihn zurecht, ſo oft er ſich vergaß, und ward für William die beſte Lehrerin; indem ihr Schicklichkeitsgefühl mehr geſellſchaftlichzart, als moraliſch-empfindlich war. Denn ſo blieb ſie unverdroſſen und doch liebenswürdig genug, um einen verwöhnten, begehrlichen Mann, während ſie ihm ſtrenges Entbehren auflegte, doch aufs Lebhafteſte anzuziehen.

William hatte Thekla's Geſchichte erwartet; aber ſie ließ ſich an ihr Verſprechen erinnern.

Es iſt mir noch ein Bedenken aufgeſtiegen, ſagte ſie. Habt Ihr keine Pflichten der Freundſchaft? Innige Freunde dürfen keine Geheimniſſe voreinander haben. Steht Ihr mit keinem Freunde auf ſo pflichtmäßigem Vertrauen?

Ich habe das Gehege verlaſſen, in welchem ich meine Freunde hatte, antwortete William. Mit ihnen habe ich nichts Höheres gemein. Einen wahren Freund habe ich am Grafen Southampton; er iſt mir vertraulich zugethan.

Der Freund ſagte dies mit einem gewiſſen Stolze, der das Gleichgewicht gegen Thekla's vornehmen Stand herſtellen ſollte.

Southampton? erwiderte ſie mit angenommenem Staunen. Ich habe viel von dieſem Grafen gehört. Ihr müßt mir gelegentlich von Southamptonhouſe erzählen. Aber ſeht, gerade dieſe Familie und beſonders der Graf, obſchon ich in keine perſönlichen Berührungen mit ihnen komme, dürften durchaus nichts von mir erfahren. Ihr werdet den Grund ſpäter einſehen. Der Graf wird Euch von ſeinen Heimlichkeiten vertrauen, vielleicht von ſeinen Liebſchaften reden; denn ohne Zweifel hat er deren gehabt; — man erzählt von einer gewiſſen Roſalie —. Das Alles darf Euch hinſichtlich meiner zu keiner gleichen Offenherzigkeit verpflichten. Daß Ihr liebt, wird er gewiß Euerm träumeriſchen Weſen anſehen. Daß Euch der Name Thekla entſchlüpfte, wäre ſchon kaum zu verzeihen. Aber dann werdet Ihr ihm mein Ausſehen beſchreiben, meine Launen ſchildern, meine Stimme loben, meinen Gang nachmachen, oder meinen Anzug verrathen, und von meinem häuslichen Treiben, von meinen Gaben ſprechen wollen, nicht wahr?

William betheuerte, daß nichts von allem dem Statt finden dürfe. Er gelobte feierlichſt, was immer Thekla von ihm verlangte.

Solchen Schwur blos der Form wegen! ſagte ſie. Ich wäre eine Thörin, traute ich Euerm offenen Auge nicht mehr, als allen Betheuerungen. Und ehe ich Euch hundertfach geprüft habe, ſollt Ihr Euch nicht meiner mindeſten Gunſt rühmen können; darauf haltet Euch gefaßt. Und nun hört meine Geſchichte!

Meine Mutter war die Tochter eines italieniſchen Muſikers in Florenz, berühmt durch ihre Schönheit. Unter zahlreichen Bewerbern war ein deutſcher Fürſt der Begünſtigte, und verweilte ihrethalben Jahr und Tag in Florenz. Sein ſchwärmeriſches Herz und meiner Mutter leidenſchaftliches Gefühl hielten nicht Maß in den heimlichen Stunden, wann ſie ſich ſahen. Sie fühlte ſich bald in einem Zuſtande, den ſie dem zornmüthigen Vater zu offenbaren verzweifelte. Scham und Angſt brachten ſie dahin, daß ſie mit dem hohen Geliebten auf deſſen Güter in Böhmen floh. Dort gebar ſie eine Tochter Roſalie und ein Jahr ſpäter mich. Wir wurden ſorgfältig erzogen; Muſik und Italieniſch lernten wir von der Mutter, in andern Dingen unterrichtete uns ein frommer Mönch. Wie wir heranwuchſen, fanden wir viel Aufmerkſamkeit bei den Männern, die zuweilen mit dem Vater auf das Gut kamen. Wir ſahen ſie hoch an, und begriffen es nicht, wenn die Mutter uns warnte, es ſeien Abenteurer. Mir beſonders huldigte ein reicher Pole von ſchon geſetztem Alter. Er ſagte mir, er habe bei dem Fürſten um meine Hand geworben, aber eine verſagende Antwort erhalten. Dies betrübte mich in meiner kindiſchen Empfindungsweiſe, und er geſtand mir weiter, der Fürſt habe ihm verboten, mich wiederzuſehen. Dies machte mich trotzig und ſtimmte mich mehr und mehr für einen Mann, den ich eigentlich nicht liebte, ſondern der mir ehrwürdig war. Es dauerte lang, bis er mich bei heimlichen Beſuchen dahin brachte, daß ich mich in einer nahen Bergkapelle mit ihm trauen ließ, und ihm in die Welt folgte. Wir kamen nach den Niederlanden. Hier hatte mein Gemahl viel Geheimnißvolles zu thun, und da er mit Aufträgen der ſpaniſchen Statthalter nach London gehen ſollte, ſo lernten wir Engliſch. Ich ging ungern über Meer; auch hatte mein Gemahl mich nach ſeinen Gütern in Frankreich bringen wollen. In London war ich viel allein, indeß mein Mann wichtigen Geſchäften nachging. Jener Tag, wo Ihr mich gegen Abend auf der Flucht in der Lombardſtraße betratet, William, — er war der unglücklichſte meines Lebens. Es war nämlich ein Brief überbracht worden, deſſen Ueberſchrift von weiblicher Hand mich an meiner Schweſter Roſaliens Federzüge erinnerte. In der Ueberraſchung überſah ich, daß er an meinen Mann gerichtet war. Mit freudigem Herzklopfen erbrach ich das Wachs; aber faſt ebenſo ſchnell brach auch dies klopfende Herz. Der Brief war von meines Mannes rechtmäßiger Gattin. Sie hatte erfahren, daß er ſich durch die frevelhafte Hand eines als Prieſter verkleideten Gauners mit einem ehrbaren Mädchen habe trauen laſſen, und daß er jetzt in London ſei, um in ſpaniſchem Intereſſe eine Verſchwörung gegen die Königin von England zu betreiben. Ich ſah nun ein, daß mein falſcher Gemahl ein güterloſer Abenteurer war, der in ſpaniſchem Solde ſtand. Doch wie hätte ich alle Vorwürfe leſen können, die in dem Briefe gehäuft waren! Ich fühlte mich nur auf das Entſetzlichſte betrogen. Das Licht des Tages ſchwand mir, ich ſank in Ohnmacht. Wie ich zu mir kam, blieb mir nichts übrig, als Verzweiflung. Bald aber gab mir doch die Entrüſtung über den Betrüger und die Scham vor meiner Entwürdigung neuen Muth. Ich raffte mich auf, um das Haus zu verlaſſen. Mein Gemahl (ich muß ihn um meiner Ehre willen ſo nennen) kam eben an, und hielt mich feſt. Ich zeigte ihm den Brief, und wie er nun erblaſſend mich losließ, ſtürzte ich aus dem Hauſe und unter die Menſchen. Ich hatte den dunkeln Drang, in die Themſe zu ſpringen; die wogende

Menge aber ſchwemmte mich in die Stadt. Ein Diener meines Gemahls holte mich ein, und dieſer ſelbſt, ſobald er ſich ein wenig vermummt hatte, eilte mir nach. So traft Ihr mich, William!

Ach! rief der theilnehmende Freund aus, — mit welch' keckem Uebermuthe trat ich damals an dich heran, edle Thekla, ohne Ahnung der entſetzlichen Qualen, von denen dein Herz zerriſſen und wund war. Wieviel Leid richtet man nicht in der Welt an, oft durch ſeine beſten Empfindungen, die nur eben nicht zur Lage des Andern ſtimmen! Aber wie gut iſt es, daß der Schurke noch vor deiner Flucht zurückkam. Du hätteſt dir ſonſt vielleicht vorgeworfen, einem trüglichen Briefe übereilt geglaubt zu haben. Nun hat aber das Erblaſſen des Elenden ein Geſtändniß ſeiner Schuld abgelegt. Wohin flohſt du nun, während ich mit dem Elenden ſtritt?

Ich ſtürzte in enge, unbekannte Gäßchen, fuhr Thekla fort. Aus Muthwillen ſchrie man hinter mir her, und dies erneuerte meine Angſt. So warf ich mich einer alten Lady zu Füßen, die eben aus einer Sänfte ihre Wohnung betreten wollte. Sie nahm mich gütig auf, ich erzählte ihr mit aller in jener Stunde lebendigen Verzweiflung meine Geſchichte, und fand bei ihr ein Aſyl. Dort lebe ich nun in tiefer Verborgenheit. Mein Gemahl, fürchte ich, hält ſich fortwährend in London auf, und iſt mit Vornehmen in Verbindung. Meine Gönnerin beſteht darauf, daß ich ihren Namen nicht nenne; ſie verlangt dies als einzigen Dank für ihr Vertrauen zu mir. Sie iſt nämlich gemüthskrank. Ich ſinge und leſe ihr vor, bis ſie von ihrer Schwermuth aufs Heftigſte ergriffen wird. In dieſem Zuſtande läßt ſie Niemanden vor ſich, und an ſolchen Tagen gehe ich dann behutſam aus, um freie Luft und Bewegung zu haben. Seit zwei Tagen leidet ſie heftiger, als je.

Nun begreife ich nicht, ſagte William mit einiger Befangenheit, was Euch, geliebte Thekla, in dieſer ſtillen Zuflucht noch ſo Widerwärtiges begegnen konnte, als ich befürchten muß. Nelly, meine Wirthin, erzählte mir nämlich, Ihr wärt damals verzweiflungsvoll nach der Themſe geſtürzt, um Euch —

Die Närrin! fiel Thekla erſchrocken ein. Ich hatte mich mit einem Auftrage meiner Gebieterin verſpätet; hatte mich bei meiner Haſt und Zerſtreuung in den Gäßchen verirrt, und mag wol ein wenig erhitzt ausgeſehen haben. Nach der Themſe fragte ich, um mich von dem Strome her leichter aus den wunderlichen Gäßchen zurechtzufinden. Eure Wirthin deutete ſich mein Ausſehen falſch. Den männlichen Anzug trug ich zuweilen, um nicht immer einen begleitenden Diener mitzunehmen. Und, ich will nicht leugnen, — es macht mir auch Spaß, ſo verkleidet das Leben und Treiben der Menſchen mit anzuſehen. Es iſt mir hier in London ſo Vieles neu und merkwürdig. Seht da die ganze Geſchichte meiner Verzweiflung!

In der Dämmerung der einſamen Gaſſen, durch welche das Paar wandelte, gewann Thekla in ihren Erzählungen eine Zuverſicht, die ſie vor dem taghellen Auge des Freundes ſchwerlich gehabt haben würde. Dennoch war gerade ein Mann wie William, von ſo beweglichem Herzen und räthſelſchaffender Phantaſie, mehr, als mancher Andere, geneigt, wunderſame Lebensgeſchichten zu glauben, ja in ſeiner Weiſe zu ergänzen. Dabei regten ihn Thekla's vornehme Abkunft und geheimnißvolle Lage nicht weniger auf, als ihn ſo viel bisher ungewohnter Reiz eines anmuthigen Weibes lebhaft einnahm und beſchäftigte.

In ſolcher wechſelſeitig einſchmeichelnder Stimmung wandelten beide bis in die Nacht. Auf ihrem Rückwege kamen ſie wieder in die Cheapſide-Straße. Thekla hielt den Freund am Eingange in das Gäßchen an, wo Eſaias Gottgeprüft wohnte. Sie wollte ihre Uhr nicht verloren geben, und hatte ſich ausgedacht, ſie mit William's Hülfe wieder zu erlangen. Sie erzählte dem Freunde den Vorfall, indem ſie eine ſchickliche Verlegenheit zur Erklärung ihres um ein Anlehn gethanen Schrittes vorgab.

Ha, ein Puritaner! zürnte William. Das iſt die verwünſchte Verbrüderung, die ſie ihre „ſchöne Disciplin" nennen. Komm', wir wollen ihm die Uhr abängſtigen, dem Heuchler!

William klopfte an den Fenſterladen. Nach wiederholtem Pochen regte ſich ein ſpärliches Licht durch die Ladenritze. Wer ſtört mich ſo ſpät im Nachtgebet? fragte eine magere Stimme.

Wie heißt er? flüſterte William.

Eſaias Gottgeprüft, ſagte Thekla.

Mit verſtellter Stimme rief jetzt der Freund: Ein gläubiger Bruder klopft; öffne, mein Eſaias Gottgeprüft!

Es dauerte noch ein Weilchen bis die Gaſſenthüre entriegelt ward. Schnell trat William in die Hütte, und hielt die Thüre für die eintretende Thekla offen.

Ei was! rief der Puritaner, als er im Lichtſtrahle des offenen Zimmers das Paar erblickte, und ſuchte es hinauszudrängen.

Du wirſt nicht übel nehmen, verſetzte William, daß ein ungläubiger Bruder ſo ſpät zuſpricht: wir wiſſen eben nicht, wie's an der Zeit iſt, und wollen bei dir nach der Uhr fragen.

Es iſt Nacht, was habt ihr Nachts hier zu thun? rief Eſaias ärgerlich. Schwärmt draußen euern Sünden nach, ſchattiges Nachtgevögel, und fallt nicht über die Wohnungen der Gerechten her, die da beten und faſten und dem Himmelreich Gewalt anthun.

Frommer Eſaias, faßt Euch in Geduld! verſetzte William. Euer Gebet iſt dem Herrn ein Wohlgeruch. Mir riecht es hier nach einem echten Rinderbraten mit ſcharfer Brühe. Oder, nicht wahr, Mylady, es könnte auch Hirſchfleiſch ſein, in Blätterteig gebacken? Doch nein, nein! Wie konnte ich mich ſo irren! Es iſt ein Faſan! Gewiß ein Geſchenk von einem Landjunker, der nicht bezahlen kann, und ſeinem Wucherer das Maul ſtopft. Immer bleibt es aber doch ein anziehendes Räthſel für mich. Erlaubt mir, frommer Eſaias Gottgeprüft, daß ich es wie ein Weltkind prüfe. Und da ich vom Faſten der Puritaner ohnehin ſehr lockende Vorſtellungen habe, ſo möchte ich wol in eure „ſchöne Disciplin" aufgenommen ſein.

William ergriff raſch die Lampe und ſprang nach der dunkeln Kammer. Hülfeſchreiend eilte Eſaias nach. Aber ſchon ſcholl ihm des muthwilligen Freundes Gelächter entgegen.

Wirklich ſtand ein für zwei Perſonen gedecktes Tiſchchen da, mit wohlriechenden Speiſen beſetzt.

Seht doch, ſchöne Thekla, rief William, wie die Heiligen faſten, und wie ſie dem Himmel Gewalt anthun, dem Himmel in Geſtalt dieſer fürchterlichen Flaſche Orleanswein! Aha, Ihr habt aber Hülfe gehabt. Euer Gaſt iſt entflohn; da liegt nur noch das einfache ſammetne Käppchen der guten Schweſter, der gläubigen Bürgerstochter, die Euch hat faſten helfen. Und hier auch Nachtiſch: verzuckerter Kümmel mit Aepfeln! Ich bitte, frommer Eſaias, nehmt doch von dem Kümmel! Ihr wart vorhin mit Redensarten von Beten und Faſten ſehr beſchwert.

Während dieſer raſch und launig geſprochenen Reden ſtand Eſaias vor Wuth keines Wortes mächtig.

Frommer Eſaias, fuhr jetzt William mit ſehr ernſtem Tone fort. Dieſe Lady hat Euch geſtern früh eine Uhr übergeben, ein echtes nürnberger Ei. Ihr habt es aufbewahrt, und wir bitten es uns jetzt wieder zurück.

Weſſen iſt die Uhr? ſchrie Eſaias heftig und barſch, wie Einer, der aus ſeiner Verlegenheit einen glücklichen Ausweg entdeckt.

Dieſer Lady gehört ſie, antwortete William.

Und Ihr beſchützt ſie? fragte Eſaias weiter.

So iſt es, frommer Mann.

Alſo iſt ſie die Diebin, und Ihr ſeid der Diebshehler! rief der Puritaner leidenſchaftlich.

William maß mit finſterem Blicke den Sprecher, und fragte dann ruhig: Erlaubt Ihr, Lady, daß ich den heuchleriſchen Schurken da vor Euern Augen züchtige?

Laßt, ich bitte, beſter William! fiel ſie ängſtlich ein. Und zu Eſaias gewendet, ſagte ſie: Ihr ſeid mir geſtern morgen mit Ungebühr begegnet. Ich hoffe, Ihr werdet mir nicht auch noch die Uhr ableugnen, ſondern ſie herausgeben.

Das Eine thue ich nicht, und das Andere vermag ich nicht, erklärte Eſaias. Warum ſeid Ihr fortgelaufen und habt die Uhr da gelaſſen! Ich wollte Euch nicht darum bringen. Inzwiſchen aber hat ein Fremder, der mich in Geſchäften beſuchte, dieſelbe Uhr hier bei mir liegen ſehen, ſie für ſein Eigenthum erkannt, und ſich ihrer bemächtigt. Er behauptet, die Uhr ſei ihm von einer ſchönen jungen Lady entwendet worden. Ich könnte aber beſchwören, daß Ihr ſchön und jung ſeid. Wendet Euch an ihn, er hat ſie mitgenommen.

Wer iſt der Betrüger? rief William. Indeß, wir halten uns an Euch: Euern Händen war das Pfand anvertraut.

Es iſt ein Herr aus Deutſchland, verſetzte Eſaias. Die ſchöne, junge Lady wird ihn ſchon kennen. Hier, wartet, hier iſt das Zettelchen! Da hat er ſeine Adreſſe aufgeſchrieben, falls Ihr etwa nachfrüget.

Er holte ein Zettelchen hervor und las: „Albert, Baron von Lasko, wohnhaft“ —

Mit einem Schrei entfloh Thekla. William eilte ihr nach.

Mit Verwünſchungen verriegelte hinter ihnen Eſaias Gottgeprüft die Hausthüre.

Fünftes Kapitel.

William, der am andern Morgen ſeinen Freund Southampton beſuchte, traf ihn mit dem Grafen Eſſex in lebhafter Verhandlung an. Auch Francis Bacon, auf deſſen Scharfſinn Eſſex viel gab, war zugezogen. William wollte zurücktreten; allein Eſſex rief ihm zu: Nur herbei, Maſter! Gerade ein Poet fehlt uns noch. Hier ſitzt der Philoſoph, ich nehme mir den Kriegsmann, und du, Heinrich, magſt den Staatsmann vertreten. Einer Königin Ohrfeige iſt keine Kleinigkeit. Wir müſſen ſie von allen Seiten betrachten; ſie ſpielt in alle Farben; ſie iſt ein Juwel, der an mehreren Seiten geſchliffen werden muß. Denn geſteht nur, daß ſie etwas ſehr Ungeſchliffenes war! Ha, ha! Alſo zu meinem Juwel! Sagt, wie faſſen wir ihn? Wie faſſen wir des Grafen Eſſex Ohrgehäng? Es bleibt ein Familienſtück. Ja, Gott verdamme! Ihr ſeht, wie ſchwer es mir wird, die rechte Faſſung zu finden.

Lächelnd reichte Southampton einen auf dem Tiſche liegenden Brief zur Durchleſung an William.

Ja, mein Poet, fuhr Eſſex fort, hierauf eine Antwort, darum gilt es! Ihr ſeid nun zu drei und könnt in aller Form berathen. Ich bin der Betheiligte, das heißt, ich habe meinen Theil. Was ſage ich? Ich habe ſie ganz, die Ohrfeige. Gott's Augenlid, — da brennt ſie wieder! Seit dieſem Briefe da brennt ſie wieder. Aber meine Meinung ſoll durchaus nichts gelten: richtet ihr! Sprecht ihr zwiſchen eines Grafen Ohr und einer Königin Hand. Sprecht, hochweiſer Areopag, ſprecht! Ich laſſe mir Alles gefallen.

Es war ein Brief des Kanzlers Egerton, der den Grafen Eſſex im Vertrauen beſchwor, ohne Zeitverluſt, in aller Unterwürfigkeit die Vergebung ſeiner beleidigten Königin nachzuſuchen. Es waren beſonders auch Religionsgründe für ſolche Unterwerfung geltend gemacht. Die Königin, meinte der Kanzler, werde den Grafen für einverſtanden mit den Puritanern anſehen, die jedwede über die Gleichheit der Menſchenrechte hinausliegende Oberherrlichkeit verwürfen. Einer von Gott eingeſetzten Gewalt und den daraus herfließenden Handlungen dürfe Keiner in ſeiner beſchränkten Einſicht widerſprechen. — Eſſex wollte jedoch von ſolch' unbedingtem Gehorſam nichts wiſſen. Das Volk, den Pöbel ſagte er, mag man an ſolche Krippe binden: ein edles Roß duldet ſie nicht. Und ich dulde ſie nicht. Aber ſprecht ihr! Ich laſſe mir eure Meinung gefallen.

Southampton ſuchte ihn zu mäßigen. Die Wuth ſeines Vetters, wie jeder leidenſchaftliche Ausbruch, beängſtigte ihn. — Der Kanzler will dir wohl, ſagte er. Das mußt du vor Allem nicht verkennen, ſondern es jedenfalls mit gleicher Freundlichkeit aufnehmen. Und dann bedenke, was es heißt, einer Königin in Gegenwart ihres Staatsraths hohnlachend den Rücken kehren. Und bedenke noch, daß es in einem Augenblicke geſchah, wo über Maßregeln gegen einen Rebellen, gegen dieſen Tyrone berathen wurde.

Da ſchien es ja, als ob Tyrone ſchon in England, ſchon in London, ſchon in den Staatsrath eingedrungen ſei. Verzeih! Aber du wirſt mir zugeben, daß dein Betragen ein viel härterer Schlag war, viel härter traf, als jemals die Locke des ritterlichen Mannes von einer Monarchin ſanfter Hand verletzt werden kann.

Der Graf Eſſex ſchien betroffen und verlegen, was er dagegen ſagen ſollte. — Sanfte Hand! rief er ärgerlich aus. Welke Hand! Hätteſt du noch „welke Hand“ geſagt: Runzlige Hand laſſe ich mir gefallen. — Nun, und Ihr, Herr Philoſoph, wie meint Ihr denn? Habt Ihr Euch den Vorfall in der Einſamkeit Eures Gutes zu Barnet ein wenig überlegt?

Ich glaube, zögerte Bacon, bei Erwähnung des geſchenkten Gutes nicht ohne Befangenheit, — es ſcheint mir, und ich könnte nicht anders ſagen, als daß ſeine Herrlichkeit der Graf Southampton eben — in gewiſſem Betracht wohl geſprochen hat. Ich kann nämlich durchaus nicht annehmen, daß Mylords Ehre durch jenen Verſuch der Königin, — überhaupt durch einer Monarchin Hand verletzt werden könne. Nicht allein weil Mylords Ehre von zu haltbarem Stoffe iſt; ſondern weil auch eine regierende Dame, wo und inſoweit ſie keine ritterliche Satisfaction geben kann, als unmündig betrachtet werden muß. Doch nein! das wollte ich eigentlich nicht geſagt haben, weder überhaupt noch in gewiſſen Einſchränkungen. Vielmehr wollte ich anführen, daß Obherrſchende durch das Symbol des Schlags Ehren ertheilen, wie z. B. der Ritterſchlag ertheilt wird. In Betracht der Klugheit aber ſollte ſich Mylord keinen Fußbreit von der Gunſt ſeiner

Königin entfernen. Sonſt zwängen ſich Eure Feinde in den Spalt, erweitern ihn, und bringen Euch um die Gelegenheit Großes zu wirken und Euern Freunden zu nützen. Ich erinnere Euch auch noch an die köſtliche Klugheitslehre, die ich einmal aus Euerm Munde vernommen: Der ſei kein richtiger Haushalter, der ſich auf etwas einlaſſe, von deſſen Fehlſchlagen mehr Schaden entſtehe, als das Durchſetzen Ehre bringen könne. Uebrigens geht auch das Privilegium zu Ende, welches Mylord wegen des Handels mit rothen Weinen hat.

Ha, ha, ha! fiel Eſſex ungeduldig ein. Nun ſoll ich gar mein rothes Ohr als Schild meines renovirten Privilegs auf rothe Weine aushängen. O Sir Francis, wo habt Ihr heut Eure Weisheit? Eure Ohren —! Doch vergebt, ich bitte Euch! Ich wollte das nicht ſagen. Vergebt! — Nun, dritte Abſtimmung! Was ſagt denn unſer Poet! Ich laſſe mir ja Alles gefallen.

Ich glaube nicht, Mylord, ſagte William ſehr entſchieden, daß Ihr der Königin geziemend begegnet ſeid, und Ihr dürftet wol Eurer Ehre ſelbſt viel eher zu nah gethan haben, als die entrüſtete Königin, die ſich in ihrer Räthe Gegenwart unmöglich durfte herabſetzen laſſen. Hättet Ihr Unverſchuldetes erfahren, — wer weiß, wozu ich rathen würde! Ich ſehe die Ohrfeige ſogar als Ausdruck einer gewiſſen Vertraulichkeit und Herablaſſung an; ſonſt hätte die Königin ganz anders mit Euch verfahren. Allein, muß ich gleich auch für Unterwerfung ſtimmen, ſo verkenne ich dabei nicht, daß ein Mann, wie Eure Herrlichkeit, ſolchen Rath jetzt gewiß nicht befolgen wird.

Das laſſe ich mir gefallen! rief Eſſex vergnügt aus.

Das iſt vernünftig geſprochen. Nein, ich befolge nicht! Nein, ich unterwerfe mich nicht. Seid ſo gut, Maſter William, und ſetzt eine Antwort an den Kanzler auf, in dieſem Sinne, Ihr wißt ja, in dem Sinne, in dem ich jetzt bin, wie Ihr mich da ſeht. Hier iſt Dinte und Feder.

Während William, verwundert über des Grafen unvermuthete Zufriedenheit, ſich zum Schreiben niederſetzte, fuhr Eſſex fort:

Was Monarchin! Iſt eine Gewalt, eine Herrſchaft auf Erden ohne Grenzen? Nein, nein, mein Herr Kanzler! Laßt Salomo's Narren lachen, wenn er gegeißelt wird! Laßt Diejenigen, welche von Fürſten ihren Gewinn ziehen, auch für deren Mishandlung kein Gefühl haben. Laßt die eine unbegrenzte Herrſchaft auf Erden anerkennen, die ſonſt nicht einmal eine unbedingte Unendlichkeit des Himmels glauben mögen. Was aber mich anbelangt, — ich bin beleidigt worden, und fühle es. Komme nun, was da wolle! Die Mächte der Erde können nicht mehr Beharrlichkeit zeigen, mich zu unterdrücken, als ich im Erdulden Deſſen beweiſen will, was man über mich verhängen mag.

William entwarf das Antwortſchreiben, und flocht am Ende die eben vom Grafen geſprochenen Worte mit hinein. Wie er es vorlas, mußte man wenigſtens eingeſtehen, daß ein männliches Gefühl ſich in beredter Sprache Luft mache. Auch hörte es Eſſex mit großer Zufriedenheit an, und belobte den Dichter namentlich wegen der letzten von ihm ſelbſt geſprochenen Worte. Das ſind treffliche Gedanken, ſagte er, und ſehr wahr. Man ſollte nicht glauben, daß ein Dichter das Wirkliche ſo richtig bezeichnen könnte. — Da nun Alle ſchwiegen, ging Eſſex ſchnell in ſeine heitere, liebenswürdige Stimmung über.

Man begab ſich nach dem Gemach der Gräfin, wo Frühbeſuch war. Ungeachtet des lebhaften Geſprächs fuhr Heinrich Tracy, ein Günſtling des Grafen Eſſex, an Alicens Seite fort, ſie auf das Angelegenſte zu unterhalten.

Ihr freundlicher Gruß kam indeß unſerm Freunde William, als er ſich ihr näherte, mit der Frage entgegen: ob er das verſprochene Gedicht mitbringe.

Es gibt ſo ſchüchterne und dabei doch ſo hohe Gefühle, antwortete er, daß ſie ſich auch von geflügelten Worten nicht fangen oder erreichen laſſen. So iſt es mir mit Dem, was ich niederſchreiben wollte, ergangen: als ich es in Reim und Reihen feſthielt, war es etwas Anderes, als wonach ich getrachtet hatte. Hier iſt es! Ihr mögt es Euerm Bruder übergeben, der Abſchriften meiner Liedchen und Sonette zu ſammeln wünſcht. Nehmt es für ein Kind des Einfalls ohne allen Bezug und Deutung.

Alice nahm und las das Gedicht mit einiger Haſt. Am Schluſſe erröthete ſie leicht, erblaßte wieder, und ward ſtumm. Sie machte eine Bewegung, die das Herzklopfen verrieth, an dem ſie oft litt.

Es hat Euern ſtillen Beifall, ſagte Tracy, dürfte ich darum bitten?

Was denkt Ihr! erwiderte ſie. Es iſt für meinen Bruder, und darf wol nicht eher ſeinen Freunden bekannt ſein, als ihm ſelbſt.

Mit dieſen Worten verbarg ſie das Papier bei ſich.

Ach! ſeufzte Tracy, wenn nur meine Empfindungen auf ihrem Wege ſo glücklich wären, wie Eure Gedichte, Maſter William! Auch Eure „Venus und Adonis“ —

Wer ſagt Euch das? fiel Alice erröthend ins Wort. Dieſes Gedicht iſt unmittelbar an meinen Bruder gelangt. Wie könnt Ihr ſagen, Tracy, daß ich es geleſen habe?

Tracy hatte etwas ganz Anderes ſagen wollen, als Alice eben leugnend eingeſtanden hatte. Wie er ſich nun zu rechtfertigen anfing, rief ihn Graf Eſſex mit einer lebhaften Frage an, und William benutzte den Augenblick, Alicen zu bitten, ſie möchte „Venus und Adonis“ nicht leſen. Ich war ein Anderer, als ich es ſchrieb, ſagte er; ich kannte damals das Revier noch nicht, in welchem Eure Liliengefühle blühen.

Er hatte dieſes raſch und unüberlegt hingeſprochen, war aber bei ſeiner Rückkehr nach Hauſe uneins und unzufrieden mit ſeinen Reden und mit ſeinem Gedicht. Er glaubte in Alicens Auge ein ſcheues, heimliches Wohlwollen für ihn bemerkt zu haben. Was er dabei empfand, war von ſo träumeriſcher Art und mit ſo verſteckten Wünſchen gemiſcht, ſchwindelte um ſo ferne, aber lockende Höhen des Lebens, daß es wie ein zarter Ferndurft zerrann, und ſich mit keinem gediegenen Worte bezeichnen ließ. Er fühlte ſich von ſo reiner, vornehmer Weiblichkeit höher geſtimmt und nach einem ſtolzen, vielleicht unerreichbaren Ziele ſeines Beſtrebens gelenkt. Dachte er dann wieder an Thekla, ſo klopfte ſein Herz heftiger von ſüßen, nahen, ungeſtümen Wünſchen. Er gerieth in Zweifel und Unruhe. Es ward ihm zu Muthe, als ob er auf einem Scheidewege des Lebens zwiſchen zwei ſo verſchiedenen und gleich wünſchenswerthen Frauenbildern zu wählen, und ſich in dieſer Stunde für eines oder das andere zu entſcheiden hätte. Dort eine ſo reine hohe Jungfrau, hier ein ſo reizendes, vornehmes Weib. Dort eine weiße Roſe auf ſonniger Höhe, hier eine rothe im traulichen Thal. Mit einem Seufzer rief er aus: „O dreimal ſelig, die ihr Blut beherrſchend, die jungfräuliche Pilgerſchaft beſtehen! Aber die gepflückte Roſe iſt irdiſcher beglückt, als die am unberührten Dorne wächſt, welkt und ſich in heiliger Einſamkeit entblättert.“

Bei dem Gedanken einer gepflückten Roſe durchzuckte ſein Innerſtes ein ungeſtümes Verlangen nach dem liebreizenden Geſchöpfe, eine ſchmerzliche Sehnſucht nach dem innigſten Beſitze eines ſo reich und liebenswürdig ausgeſtatteten Weſens, wie Thekla war. Wenn er freilich ihr ſtrenges Betragen und ihre vornehme Abkunft erwog, beſchied er ſich ſelbſt, daß hier von keinem leicht erkauften, ſchnöd hingenommenen Genuſſe die Rede ſei; ſondern daß hier die Luſt nur im Kelche der Liebe blühe, daß um ſolche Gunſt mit Vertrauen angeknüpft, mit Anmuth geworben, mit Treue beharrt werden müſſe. Ein liebreizendes Weſen war hier in Geheimniſſe eingehüllt, und er kam ſich wie ein Jünger vor, der in die Myſterien einer Gottheit eingeweiht werden ſollte, wozu er manche Stufe der Prüfung durchzugehen habe. Er erneuerte vor ſich ſelbſt das der Geliebten gethane Gelöbniß des Schweigens. — Bei näherer Betrachtung ſchien ihm ein oder der andere Umſtand günſtig. So war es ihm lieb, daß er es nicht mit einem ungeprüften Mädchen von ſolcher Abkunft, ſondern mit einer bedrängten, in Lebenswirrniſſe gerathenen Freundin zu thun hatte. Einer ſolchen hoffte er ſchon eher durch Muth und Treue unentbehrlich zu werden. Sie hatte ein ungiltig Eheband zerriſſen, und er ſah ſein eigenes, innerlich unwürdiges Ehebündniß ſeit er Stratford verlaſſen, für gelöſt an. Was ihm dagegen nicht gefiel, war die gebundene Lage der Geliebten, die ihr beiderſeitiges Verhältniß auf einen bloßen Umgang, auf ein einförmiges, verſtohlenes Umhergehen in den abendlichen Gaſſen beſchränken mußte. Er konnte ſie nicht in ihrer Wohnung beſuchen, und ſchon um Nelly's willen auch nicht bei ſich einführen. Er ſann auf Mittel, dieſen Misſtand zu heben, und da ihm nichts einfiel, nahm er ſich vor, dieſen Abend mit ihr zu ſprechen, und ſich über ihre Zukunft gegen ſie zu erklären.

Bei ſo lebhaften Empfindungen und Vorſätzen konnte er von Stunde zu Stunde in keine rechte Stimmung zur Arbeit kommen, und war froh, als der ungeduldige Tag zu Ende ging. Aber vergebens harrete er am verabredeten Orte mit Angſt und Sehnſucht auf die Geliebte. Er harrete den zweiten und dritten Abend vergebens. Er wollte ungehalten werden; aber der Gedanke erſchreckte ihn, ſie möchte das Verhältniß ganz und gar abgebrochen haben. Sie hatte ihm jenen Abend vor der Wohnung des Eſaias Gottgeprüft keine Erklärung über die Uhr gegeben, ſondern war in der leidenſchaftlichen Aufregung von ihm geſchieden, nachdem ſie ihn beſchworen, ihr nicht zu folgen, und bis zum Wiederſehen zu vertrauen. — Was hatte ſie vielleicht gewagt? Und wer war der Mann, der die Uhr als Eigenthum in Anſpruch genommen hatte? In welchem Verhältniſſe hatte ſie zu ihm geſtanden, um die Uhr zu ſich nehmen und verſetzen zu können? Und — was das Schlimmſte wäre — hatte ſie ſolche wirklich entwendet?

William machte ſich Vorwürfe über einen ſolchen Verdacht. Er ſann über alle denkbaren Fälle nach, die eine von ſo viel Rückſichten bedrängte Freundin einige Tage abhalten könnten. Dennoch kam immer wieder der Zweifel hervor, ob ſie nicht etwa wegbliebe, weil ſie keine befriedigende Antwort zu geben im Stande ſei? — Wie, wenn jener Unbekannte ſie hätte feſtnehmen laſſen? In welches Misgeſchick war ſie gerathen? Wie war ihr zu helfen? Und jener Unbekannte ſelbſt —? Es war ein fremder Name geweſen, den Eſaias vom Zettel abbuchſtabirt hatte, und William konnte ſich nicht mehr auf den in ſeiner Zerſtreuung nur flüchtig angehörten Namen beſinnen.

Man denke ſich die Unruhe des Freundes, und welche unſeligen Stunden er zubrachte!

Sechstes Kapitel.

Es ging aber unſerm William wie Einem, der aus dem Tageslicht in eine dunkle Kluft hineinſtarrt: er glaubt Dinge zu ſchauen, die nicht da ſind, und was wirklich da iſt, ſieht er nicht. So fürchtete er Misgeſchicke für Thekla, denen ſie freilich hätte begegnen können, wäre die

Lebenslage, in welcher ſie dem Dichter erſchien, nicht ſelbſt bloße Erdichtung geweſen. Nur Mislichkeiten der kleinlichſten Art waren ihr aufgeſtoßen. Der Hauswirth und die Speiſewirthin hatten ſich nämlich nicht länger mit Zahlungsausflüchten wollen hinhalten laſſen; ſie ſetzten ihr mit den bedeutend angewachſenen Foderungen zu, ſagten ihr Koſt und Miethe auf, und legten zur Sicherung ihres Guthabens Hand an Thekla's Habſeligkeiten. Kaum ließen ſie ihr den Anzug, in welchem ſie ausgehen mußte, wenn ſie irgendwo Mittel herbeiſchaffen wollte.

Aus der Haſt und dem Ungeſtüm, womit die Gläubiger verfuhren, ſowie aus manchen Aeußerungen derſelben, hätte Thekla Verdacht ſchöpfen können, ob beide nicht etwa zu ſolcher Heftigkeit von irgend Jemand angetrieben wären. Allein ſo leichtſinnig Thekla erſt geborgt hatte, ſo entſetzlich war ihr jetzt die Noth des Bezahlens. Sie dachte nichts dabei, wenn die Speiſewirthin mit Grinſen die Frage wiederholte: Habt Ihr denn gar keinen Freund oder Angehörigen, an den Ihr Euch wenden könntet? Gott's Lid! In ſolcher Lage, wie die Eure, muß man gute Worte geben. Mit Trotz könnt Ihr Miethe und Eſſen nicht bezahlen. Ei, mein ſchönes Kind! Ihr ſeid ja ein „Engel“, dem jeder Lord oder Baron gegen Sovereigne oder gegen Portugaleſer einwechſelt, das Stück zu drei Pfund zwölf Pence gerechnet.

Solche und noch frechere Reden mußte ſich Thekla gefallen laſſen. Was ſollte ſie anfangen? Sie hatte wol früher daran gedacht, den ihr verſchwägerten Lasko um Unterſtützung anzuſprechen. Wie ſie nun aber den Gang thun ſollte, und ihr jener trübſelige Abend ihrer Flucht lebhaft ins Gedächtniß kam, entſetzte ſie ſich vor dieſem Ausweg. Sie kämpfte mit ihrem Stolze, mit ihrer Abneigung gegen Lasko und mit der Furcht vor den Zumuthungen eines leidenſchaftlichen Mannes, dem ſie ſich gewiſſermaßen verpfändete. Dieſe Furcht ſiegte. Lieber wollte ſie ſich nach Grays-Inn an Bacon wenden, um ihn als Vermittler bei dem Grafen Southampton zu brauchen; denn von ihm ſelbſt mochte ſie nichts annehmen, — ſie wollte keinen Bewerber zum Gläubiger haben.

So leicht aber ward es ihr nicht, dieſen Entſchluß zu nehmen. Der Graf hatte ſie verlaſſen, und ſie ſollte ihn anſprechen? Es koſtete ihr die bitterſten Thränen, die ſie jemals glaubte vergoſſen zu haben. Allein ſie wußte um ihrer Ehre willen keinen ſonſtigen Ausweg. Sie dachte wol an ihren Freund William und an deſſen ſchwärmeriſche Liebe zu ihr; allein, ſollte ſie dieſe Schwärmerei und die ſchmeichelhafte Täuſchung zerſtören, in der ſie ſich vor ihm ſo wohl gefiel? Sie wollte nicht bedürftig in den Augen des Dichters erſcheinen; und — wie konnte ſie auch im Schutze einer reichen Lady in Geldverlegenheit ſein? Oder ſollte ſie, um ihre Noth begreiflich zu machen, ſich in neue Erdichtungen und Geſchichten verwickeln, die des Freundes Mistrauen erregen konnten?

Sie entſchloß ſich alſo, ein paar Worte an Bacon zu ſchreiben, und ihn zu einem Beſuch einzuladen. Eine Laſt fiel ihr damit vom Herzen. Sie ſehnte ſich recht nach der beſtellten Zuſammenkunft mit William, um alle die Verdrießlichkeiten des Tages bei ihm zu vergeſſen. — Wie ſie bei einbrechender Dämmerung ihr Zimmer verließ, trat ihr von der dunkeln Treppe ein Mann entgegen, der ſie raſch in das Gemach zurückdrängte, und ſich aus ſeinem Mantel als Lasko enthüllte.

Dieſer Beſuch, den ſie nun erhielt, nachdem ſie ſich nicht hatte entſchließen können, ihn zu machen, überraſchte ſie nicht gerade unangenehm, zumal Lasko ſich mit der zarteſten Artigkeit benahm. Befremdend war es ihr nur, daß er ihre Wohnung kannte.

Dieſe Uhr, ſagte er, war meine Wegweiſerin. Ich habe ſie dem Schelm von Puritaner abgenommen, nur um ſie Euch ſelber zurückzuſtellen. Verzeiht, daß Ihr ſie dieſe Tage habt entbehren müſſen. Ich verdanke ihr, daß ich endlich ſo glücklich bin, Eure Wohnung aufzufinden. Eſaias hatte Euch jenen Morgen aus der Halle dieſes Hauſes hervorkommen ſehen, und das Weitere vernahm ich von den Hausleuten.

Indem nun Lasko den ihm nicht angebotenen Sitz mit Anſtand nahm, fuhr er fort:

Es war mir ein wahres Herzensbedürfniß, Euch, theuere Thekla, wieder einmal zu ſehen. Ich will Euch nicht herrechnen, was ich durch Euern verlorenen Umgang eingebüßt habe. Ich bin durch eigene Schuld um Euer Vertrauen gekommen, und muß wol darauf verzichten, Euch aufs Neue in meiner Wohnung zu beſitzen. Dies hat mich ſo boshaft gemacht zu wünſchen, Ihr möchtet Euch manchmal auch ein wenig einſam fühlen. Dann würde ich Euch einen Vorſchlag machen. Ich wünſche nämlich, — Ihr möchtet mir erlauben, gewiſſe Abende in der Woche mit einigen gebildeten Männern bei Euch zuzubringen. Erlaubt, daß ich ausrede! Es ſind Freunde von mir, denen ich für empfangene Artigkeiten verſchuldet bin. Aber es fehlt mir an einer liebenswürdigen Wirthin. Es ſind äußerſt ſchätzbare Männer, und lieben wilde Schmäuſe nicht. Ihr wohnt hier ſo ſtill, ſo heimlich mitten im Gewühle der Stadt. Es verſteht ſich, ich würde als naher Anverwandter auftreten. Ich habe mich ſchon beim Hauswirthe als Euern Oheim ausgegeben. Verzeiht, ich war es Euerm guten Namen ſchuldig, da der Wirth nicht gewohnt iſt, Männer zu Euch kommen zu ſehen.

Lasko konnte dieſe Worte nicht ohne ein ſchalkhaftes Lächeln ſagen, fuhr aber mit raſch wieder ernſthafter Miene fort: Wenn ich Euch als Oheim nicht recht wäre, — ich bin im Alter, um auch als Bruder, als Schwager, oder ſelbſt als jugendlicher Vater zu gelten. Nicht wahr, ich thue keine Fehlbitte? Ihr empfangt uns dann und wann, beſorgt auf meine Rechnung ein kleines leckeres Mahl, und was Ihr mit Euern Talenten beitragen wollt, edle Männer zu erfreuen, ſoll ganz bei Euch ſtehen. Wahrhaftig, verlangen werde ich nichts, durchaus nichts, nie das Mindeſte. Auf Ehre!

Wer ſind denn aber dieſe Freunde? fragte Thekla.

Ach, es ſind wenige! erwiderte Lasko. Doctor Lopez, der Königin Hausarzt, ein angenehmer katholiſcher Geiſtlicher, Namens Walpole —. Doch was helfen Euch Namen! Ihr müßt die ſchätzbaren Männer kennen lernen.

Sind es Eure — Verſchworenen? flüſterte ſie ſchalkhaft.

Lasko lächelte. — Ihr habt das alſo noch nicht vergeſſen? ſagte er. Nicht wahr, ich muß ehrlich ſein, wenn Ihr mir vertrauen ſollt? Gut denn! Du verdienſt es überdies, liebe Schweſter, daß ich ganz offen mit dir verfahre. Du haſt deine Träume nicht misbraucht, warum ſoll ich dir die Wahrheit nicht zum Mitgebrauch geben? Du weißt ſo im Allgemeinen, daß ich im Solde ſpaniſcher Statthalter herübergekommen bin, und daß es gefährliche Dinge ſind, wozu ſie mich geſchickt haben. Aber du kennſt meine Vielſeitigkeit nicht! Auf beiden Schultern tragen, gilt freilich bei den Alltagsmenſchen für etwas Unehrliches: wozu haben wir denn aber zwei Schultern? Nur der Schwächling hat ſie zum Abwechſeln, und trägt, den Umſtänden nach, ſein Lebensgepäck einmal auf der rechten und einmal auf der linken Achſel. Ich behaupte vielmehr, jeder wackere Mann trägt auf *beiden* Schultern; nur gehe er nach *einem* Ziel. Daher bin ich kein Thor, und ſetze meinen Kopf, der zwiſchen zwei Schultern ſteht, um der *einen* Sendung willen aufs Spiel. Nein! Ich thue gerade ſo viel, daß man mir die guten ſpaniſchen Gelder nicht entzieht, die zu meinem Unterhalt und Lohn ausgeſetzt ſind. Dagegen habe ich dann auch ein engliſches Intereſſe angeknüpft, das ſich vielleicht länger hinausſpinnen läßt, als die ſchwachen Lebensfäden haßvoller Königsſeelen dauern. Denn wie lange wird dieſer ſpaniſche Philipp oder auch dieſe engliſche Eliſabeth noch leben? Ich gönne beiden, eines natürlichen Todes zu ſterben. Siehſt du, Thekla, das iſt hier, ſo im Allgemeinen, mein Spiel, und du wirſt mir zugeben, daß es hinſichtlich meines Gewinnſtes ziemlich gut gemiſcht iſt. Das Nähere wirſt du nach und nach erfahren. Denn, verkenne es nur nicht! — wir beide ſind einmal hier aneinander gewieſen; es iſt unſer beider wahrer Vortheil, einander zu vertrauen und zuſammenzuhalten. Auch habe ich noch einen dritten närriſchen Plan, der auch dir viel Spaß machen könnte, und uns beide in hübſche Gewinnſte ſetzen würde. Wenn du wollteſt, würden wir ganz London aufs Köſtlichſte myſtificiren; in der Art — weißt du — wie wir es früher am Rhein einmal aus Spaß mit einer kleinen Geſellſchaft verſucht haben. Denke dir einmal, daß du als Zauberin, als Wahrſagerin deine Feinde necken, deine Freunde verblüffen, ganz London in eine Maulſperre verſetzen könnteſt, — du, nicht gekannt, ganz in geheimnißvoller Verborgenheit, du, mit deinen Gaben und Talenten, mit deiner biegſamen Stimme, die jeden Sprechenden nachmachen kann, mit deinen Augen, aus denen ein immerwährendes Geheimniß leuchtet! Nicht wahr, ich kenne ein wenig deinen Geſchmack?

Mit Spitzbuben unter der Decke zu ſtecken, — nennt Ihr das meinen Geſchmack, Herr von Lasko? fragte ſie halb ernſthaft, halb lachend.

Nun, nun — Spaß bei Seite! rief er. Wir ſprechen weiter davon. Aber ſei nur vor Allem ſo gut, und laß uns einen ſolchen Abend einrichten, wie ich dir geſagt, liebſte Herzens-Thekla! Nicht wahr? O es wird auch dir gewiß ſpäter in der ſchlimmen Jahreszeit, an den traurigen londoner Abenden zugutkommen. Glaube mir, Liebſte!

Wer weiß, wer bis dahin noch in London iſt! verſetzte ſie kurz. Alſo für meinen Oheim wollt Ihr gelten?

Für was du willſt! rief er vergnügt aus. Ich werde in jede Erzählung paſſen, die du deinen Freunden von dir gemacht haſt. Vielleicht läßt ſich mit dieſen Freunden ſelbſt manch' gutes Einverſtändniß knüpfen. Gerade weil es vornehme Leute ſind —. Graf Southampton —!

Thekla erſchrak. — Ihr ſeid mit dem Teufel im Bunde! rief ſie halb ärgerlich, halb geſchmeichelt.

Je nun, lachte er, dann beſtreite ich die Bundeskoſten, und laſſe dich unbeſchadet deiner Seele an der hohen Macht theilnehmen.

Nein, nein, keinen Scherz! wendete ſie ein. Ich muß durchaus wiſſen, woher Ihr von Southampton gehört habt; das heißt von mir und dem Grafen; ich meine —. Nun, woher? Raſch, und beſinnt Euch nicht auf Lügen!

Ei, ſchöne Thekla! rief Lasko. Keine Beleidigungen! Wie? Soll ich denn in der That meinen Zauberanzug ſo bald, ſo ſchnell ablegen, mich in deinen Augen um alle hohen Verbindungen mit überirdiſchen Mächten bringen? Nun ja! Ich muß mir ſchon dein verlorenes Vertrauen etwas koſten laſſen. Alſo denn! Mein Bedienter hat dich jenen Abend, wo ſich der Schauſpieler in unſere Angelegenheiten miſchte, nicht aus dem Auge verloren; er iſt dir gefolgt, hat dich in die Sänfte ſteigen, und in Southamptonhouſe einkehren ſehen. Das Uebrige erfuhr er von der Dienerſchaft des Grafen, das heißt, bis zur Zeit, wo du plötzlich das Haus verlaſſen haſt. Von da warſt du mir aus den Augen verſchwunden, und ich konnte nichts über dich erfahren, bis ich zufällig die ſilberne Uhr auf deinem ſtillen Lebenswege fand. Siehſt du, liebe Schweſter, ſo einfach hangen die Dinge zuſammen, die dir als Zauberei erſcheinen. Und gerade ſo einfach und unſchuldig können wir zuſammen manche Zauberei verrichten.

Lasko zog jetzt eine ſchwere Börſe mit Gold hervor, und ſchob ſie unter Thekla's Hände. — Sieh' zu, ſagte er, wie weit du damit reichſt. Ich weiß, die Sachen ſind theuer in London. Richte uns auf übermorgen Abend ein kleines Eſſen zu, für drei bis vier Freunde. Benimm dich nur mit der Hausfrau, ſie wird dir Alles beſorgen helfen.

Halt, halt! rief Thekla. Ihr habt bei meiner Seele nichts Ehrliches vor. Nehmt mir nicht übel, daß ich auf ſo artige Wendungen nur ganz einfach erwidern kann: Ich kenne dich, Lasko! — Die Sache macht mir bang, und doch hat ſie auch wieder ihre Lockungen. Eines bitte ich mir für alle Fälle aus: daß die Männer, die Ihr hier einführt, nur mit Mund und Magen kommen, und nichts für Das verlangen, was ſie ihr Herz nennen. Ihr verſteht mich. Uebrigens muß ich Zeit zum Ueberlegen haben.

Zum Ueberlegen —? Gewiß! erwiderte Lasko. Ich komme morgen Abend wieder. Ich will dich nicht drängen, aber ich weiß, wie liebreich dein Herz iſt. Kenne mich ganz, beſte Thekla! Sieh', ich möchte etwas von den ſchönen Abenden erneuern, die wir einſt zu drei genoſſen haben, als deine Schweſter, meine unvergeßliche Roſalie, noch lebte. Ach, wie verlaſſen bin ich jetzt! Vergib!

Er entfernte ſich raſch mit der Miene tiefer Rührung. Unten kehrte er bei dem Wirthe ein, um ihm zu ſagen, daß ſeine Nichte nun Alles berichtigen werde, und daß es ſich von ſelbſt verſtehe, ſie bleibe wohnen. Er legte einiges Geld auf den Tiſch, zur Entſchädigung, wie er ſagte, für das Leid, das er ihnen gemacht habe, ſeine liebe, eigenſinnige Nichte ein wenig zu ängſtigen. Er ſchied lächelnd, und hinter ihm machte der Hauswirth Geberden über die angebliche Nichte.

Thekla war gerührt zurückgeblieben, — ergriffen von der Erinnerung an die erſte glückliche Zeit der Verbindung ihrer Schweſter mit Lasko, an die ſchöne Frühlingsreiſe mit beiden, und an ihren eigenen Lenz, in welchem damals die Primeln ihrer Lebenshoffnung ſo reich aufſchoſſen. Lasko kam ihr ganz verändert und liebenswürdiger vor; ihre eigene Rührung machte ſie geneigt, an ſeine Reue und Beſſerung zu glauben. Eine Sehnſucht nach geſelligem Umgang regte ſich, und zum Uebergewichte lag noch das Mittel, ſich aus augenblicklichem Drang zu helfen, ſchwer in ihren Händen. — Der Hauswirth, die Speiſewirthin kamen und brachten demüthig die weggenommenen Sachen zurück. Stolz warf ihnen Thekla das ſchuldige Geld hin, und war nun in Lasko's Schuld. Dafür freute ſie ſich eines Triumphes. Bacon nämlich erſchien am andern Morgen, wo ſie ſeiner und des Grafen Unterſtützung nicht mehr nöthig hatte. Indeß durfte ſie den gefälligen Philoſophen nicht ſo ſchnöde, wie das erſte Mal, behandeln, und er ſchied mit der Erlaubniß Thekla's wiederzukommen. Sie nahm ſich aber im Stillen vor, ihn jedesmal abzuweiſen, oder ſich verleugnen zu laſſen.

Sie konnte nun nicht umhin, den zweiten Abend für den wiederkehrenden Lasko und den dritten für die zu bewirthenden Freunde deſſelben zu Hauſe zu bleiben. Sie dachte mit Unruhe an William, und da ſie mit ihrer aufgeregten Phantaſie nicht einſchlafen konnte, erſann ſie einen Plan, wie ſie ihren Freund künftighin ruhiger und unbefangener ſehen könnte. Der Gedanke, den ſie mit ſchalkhaftem Vergnügen ausbildete, war für ſie mit einigen Koſten verbunden; allein ihre Sorgen reichten niemals über ihre Börſe hinaus, und ihre Berechnungen fingen immer erſt an, wenn ihr Geld aufhörte. Jetzt aber lag eine ſchöne Summe Goldes in ihrer Kleiderkiſte. Am Morgen des vierten Tages ſchrieb ſie ein kurzes Billet an den Freund, worin ſie ihn auf den Abend an den früher verabredeten Platz einlud, und ſendete es in ſeine Wohnung.

Siebentes Kapitel.

So war nun Freund William plötzlich all' den räthſelnden Sorgen entriſſen, und hielt ein Blatt in den Händen, das ihn mit wenig gleichgiltigen Worten höchſt beglückte. Er las eine ganze wonnevolle Zukunft zwiſchen den Zeilen.

In dieſer erwartungsvollen Stimmung war ihm ein gegen Abend aufziehendes Gewitter recht widerwärtig. Er beſorgte, Thekla würde nicht kommen können, oder wenn ſie käme, wie ſollten ſie in Sturm und Regen durch die Straßen wandeln? — Er eilte etwas früher an den beſtimmten Ort, da es unter dem ſchweren Gewölk auch früher dämmerte. Schon begegnete ihm Thekla, beinahe unkenntlich in einem neuen Mantel. — Ein Wetter zieht herauf, ſagte ſie, wie gut iſt es, daß der Himmel ſeinen Schneckchen jedem ein Häuschen gibt! Kommt, laßt uns eilen!

Sie faßte ſeinen Arm, und zog ihn nach der Londonbrücke fort. — Wohin, wohin denn? fragte der Freund verwundert.

Sie blickte ihn lächelnd, mit einem geheimnißvollen Wink an, und deutete über den Strom hinüber. So kamen ſie ſchweigend durch das Gedränge der Menſchen. Thekla wendete ſich links von der Brücke an den erſten Häuſern von Southwark hinab, führte den Freund durch einen kleinen Garten, und betrat mit ihm ein freundlich Häuschen. Sie holte Licht aus der untern Stube, und eilte voraus eine Treppe hinauf. — Ein ſchönes, bequem eingerichtetes Zimmer öffnete ſich, aus welchem man durch einen halb auseinander gezogenen Teppich-Vorhang in ein dunkles Kämmerchen blickte.

Thekla lächelte den Verwunderten an, warf ſich an ſeine Bruſt und rief: Sei hier willkommen! Hier können wir alle Wetter der Welt aushalten.

Der Mantel war ihr von der Schulter gefallen, und der Freund hielt unerwartet und entzückt das reizende Geſchöpf in leichtem Gewand an ſeiner Bruſt. Augen voll Schwärmerei blickten ihn an, Lippen von ſchwellender Liebesanmuth lächelten ihm zu. — Hier wohne ich, fuhr ſie fort. Iſt es dir nicht zu weit herüber, Freund, mich zuweilen zu beſuchen?

O meine Thekla! rief er aus. Und wenn ein Sturm die Londonbrücke wegriſſe, ich würde wie Leander zu ſeiner Hero über den trennenden Strom zu dir herüberſchwimmen.

Ja, hier laß uns glücklich ſein in der Wahrheit unſerer Freundſchaft! ſagte ſie mit einer ſanften Rührung. Alle Täuſchungen des Lebens, alle Sehnſucht und Lüge, Alles was im Gedränge des Tages an uns verſchoben wird, alle fremden Mienen und Vermummungen, hinter die wir uns retten müſſen, — hier ſollen ſie vergeſſen, ſie ſollen vernichtet ſein! Aus dieſem Fenſter ſehen wir das alte London grau über dem grauen Strome liegen: denke, daß es eine Schaubühne ſei! Was dort vorgeht, was wir da ſehen oder ſelber thun: es ſoll nicht für mehr gelten, als für ein Spiel, zu dem wir uns angekleidet und geſchminkt haben. Das Herz iſt nicht bei Dem, was dort geſprochen wird, — auswendig gelernt, oder aus dem Stegreif. Wir denken nicht weiter daran. Wer möchte es aber grämlich eine Lüge ſchelten, wenn wir voraus wiſſen, daß es keine Wahrheit iſt? Wir lächeln darüber, wenn wir hinter der Traverſe ſind, — hier in dieſem traulichen Stübchen. Hier richtet das verſchobene Herz ſich wieder ein, und in Allem, was wir füreinander fühlen und ſinnen, ſind wir ehrlich. In dem einen Herzſchlage, daß wir einander angehören und wohlwollen, mag alles Andere verſchwinden, vergeben und vergeſſen ſein! Ach das Liebſte, was in der Welt vorgeht, iſt ja nicht wahr, und was wahr iſt, gefällt uns ſelten, beglückt uns nicht immer. Welche Sehnſucht hatte ich nicht, o mein Freund, dir das zu ſagen, es dir ein für alle Mal auszuſprechen. Vergiß es nie, und laß es dir in allen Räthſeln unſerer Begegniſſe gegenwärtig ſein!

Der Freund ſchien zuerſt mehr betroffen, als hingeriſſen. In der leidenſchaftlichen Art Thekla's lag etwas, was er an die gemeſſene Weiſe ihres frühern Umgangs nicht anknüpfen konnte. Er begriff nicht, wie nun auf einmal die Geliebte hier wohne. Dennoch ſprach ſich ihre Empfindung, ihre Sehnſucht nach etwas Wahrem ſelbſt ſo wahr aus, daß es ihn ergriff. — O meine Thekla! rief er aus. Wer könnte lebhafter dein Verlangen nach einem Aſyl von Wahrheit mit empfinden, als Einer, der vom Schauſpiel lebt, und in der Dichtung ſein beſſeres Leben ſucht? Und darf ich nun endlich dieſe erſehnte Wahrheit des Lebens in dem Glücke finden, daß du mich liebſt, daß ich dir angehöre? Und doch —! dieſe eine Wahrheit, dies Herz unſeres Lebens — iſt es nicht in eine zu nahe Täuſchung eingefaßt? Hier deine Wohnung? Nicht mehr bei der alten Lady? Vergib, daß mich dein Lächeln, deine Hingebung nach ſo verzweifelnden Tagen, dieſe Schönheit und Reize nach ſo durſtigen Stunden nicht über die kleine Befremdung hinwegheben können; daß ich nach der Wahrheit dieſes traulichen Zimmers frage im erſten Augenblicke, da ſich dein Herz mit ſo vieler Liebe öffnet. Drüben, das graue London ſoll die Bühne der Täuſchung ſein: aber dies Zimmer liegt hüben? Doch — ſagteſt du nicht, in der Wahrheit unſerer Liebe müſſe Alles verſchwinden? Wohl denn, fort mit dem Zimmer! Es iſt ja nur das Gehäuſe, worin mir deine Liebe überkommt; ich nehme den Juwel heraus und es wird bei Seite gelegt. Nicht das Kiſtchen, nur die Faſſung gehört mit zum Edelſtein deiner Liebe: dieſe deine reizende Geſtalt. Dieſe nehme ich als Pfand der innern Liebeswahrheit. Komm'! Was ich umfaſſe, an das iſt ja leicht zu glauben. Himmliſche Thekla! Zum erſten Mal ſeh' ich dich ſo hell, ſo nah, ſo in freier Geſtalt. Niemand ſtört uns, keine Rückſicht auf Vorübergehende verkümmert mir deinen Anblick, deine Rede, die Fülle deines Herzens. Ich kann mich ſetzen, dich an mich ziehen. Deinen Herzſchlag fühle ich, du fühleſt den meinen. Auge verſenkt ſich in Auge, Mund ſchmilzt auf Munde hin. Thekla!

Willy?

Zauberin!

Ruhig, ruhig, lieber Freund! Laß deine Hände ſo artig ſein, wie deine Zunge! Mit ſüßem Plaudern haſt du dich in mein Herz geſchlichen; aber es wird nur einen ruhigen, beſcheidenen Inſaſſen dulden. Laß mich nicht fürchten, daß du dich entweder in mir, oder in Dem irreſt, was du Liebe nennſt; ſonſt iſt es hohe Zeit, daß du in die Schule genommen werdeſt.

Mit Anmuth entzog ſie ſich, mit Schalkhaftigkeit wehrte ſie dem ungeſtümen Freunde. Nach heiterm herzigen Plaudern deckte ſie ein Tiſchchen, richtete ein kleines Abendeſſen an, und bediente den Freund. Sie ſelbſt netzte nur die Lippe aus dem Kelchglaſe des Freundes und holte dann eine Laute hervor. Es war ihr eigenes Inſtrument, das ſie nun nebſt ihren italieniſchen Büchern von Lasko zurück erhalten hatte. — Sie ſang einige muthwillige italieniſche Lieder mit ſo lebhaftem Ausdrucke, daß William, obgleich er nur einzelne Worte verſtand, doch die ganze Laune und Schalkhaftigkeit herausfühlte. Sie hatte dieſe luſtigen Melodien aus bloßer Angſt vor dem Gewitter gewählt, das mit ſeinen rollenden Donnern in die ſcherzhafte Weiſe hineinſpielte. Wie aber die

Schläge heftiger wurden, ſetzte Thekla, bänglich nach dem Fenſter ſchielend, das Inſtrument bei Seite, ergriff das Licht, winkte dem Freunde ruhig zu bleiben, und entfernte ſich in das Kämmerchen, den Vorhang hinter ſich zuziehend.

So ſaß nun William dunkel und ſah eine Weile in aufgeregten Empfindungen den zuckenden Blitzen zu. Thekla's Stimme und Vortrag hatten ihn überraſcht. Er liebte Muſik über Alles, und hatte die höchſte Meinung von der Macht derſelben auf ein echt menſchliches Herz: heut aber glaubte er zum erſten Mal wahren Geſang gehört zu haben, und gab ſich träumend dem neuen Zauber hin. Sein ſinnliches Verlangen löſte ſich in neuer Bewunderung auf. Welch' eine reiche Seele wohnte in dieſem reizenden Körper! Welche ſeligen Stunden ſtanden ihm bevor, wenn Thekla ihm angehören wollte! Konnte aber ein ſo edles, herrliches Weſen ihm anders angehören, als durch ein heiliges, ewiges Band? Er fühlte lebhaft, wie vergeblich und unwürdig es ſei, hier nur um flüchtige Gunſt zu werben, und daß er nach einer dauernden Verbindung trachten müſſe. Doch der Gedanke an ſeine bürgerliche und häusliche Lage verwirrte, beängſtigte ihn. Unruhig trat er an das Fenſter und ſah hinaus. Bei den zuckenden Blitzen konnte er in jäher, ſchauerlicher Helle den Tower mit ſeinen Bollwerken und Zwiſchenwällen, ja das Pförtchen und die breiten von der ſtürmiſchen Themſe beſpülten Treppen erblicken. Wie mancher Ehrgeiz und Uebermuth hat dort auf dem Thurmhügel blutig gebüßt! dachte er. Wenn aber ungemeſſenes Streben nach Glanz und Macht hinter jenen ſchauerlichen

Baſteien ſein Ziel findet: ſo wird doch ein Dichter für ſeine Sehnſucht nach Liebe, für ſeine Bewerbung um ein fürſtlich entſproßtes Herz ſo hart nicht beſtraft werden! — Er ſann ſeiner nächſten Zukunft nach; allein der grelle Wechſel von Licht und Schatten ſchmerzten ſein Auge: er ſchloß das Fenſter.

Thekla kam noch immer nicht. William ſchlich nach dem Vorhang, und zog ihn leiſe auseinander. Da kniete ſie mit gefalteten Händen vor einem Kruzifix, das über ihrem Bette hing, und betete leiſe, indem ſie zuweilen nach dem Fenſter blickte, und bei jedem Blitze mit dem Daumen der rechten Hand Stirne, Mund und Bruſt bekreuzte. Das trauliche, kerzenhelle Kämmerchen, die reizende Beterin, das ernſte Bild des Kreuzes und zwiſchen dieſem und jener das aufgedeckte weiße Lager durchrieſelte den Freund mit ſeltſamen Empfindungen.

Wie Thekla ſich umwendend des Freundes Kopf durch den Vorhang erblickte, ſprang ſie auf und ſchalt den Lauſcher. Lache nicht, ſagte ſie hoch erröthend, und ſage mir nichts darüber!

Sie hatte beim Beten ein kleines metallnes Bild an einer Schnur aus dem Buſen gezogen, und mußte es dem Freunde erklären. Es iſt ein Amulet, ſagte ſie, ein Agnus Dei, gegen den Blitz geweiht. Ich würde es dir ſchenken, wenn du gläubiger wärſt, als du biſt. Doch da nimm's! Vielleicht iſt ſein Segen ſtärker, als dein Spott. — Sie nahm es ab, und ſteckte es dem Freunde in das Wamms. — Es ſchützt auch vor Feuer und Waſſer, vor Schuß und Stich, ſetzte ſie ſehr ernſthaft hinzu. Nun komm' und ſetze dich! Komm', das Wetter iſt vorbei, laß uns dies Confekt verzehren und die Froliks leſen.

So nannte man gedruckte Reimzeilen, die um die Confektſtücke geſchlagen waren, mehr abgefaßt jedoch, um den großen Haufen zu ergötzen, als um Gebildete zu erfreuen. Thekla zerriß daher die geleſenen, indem ſie ſagte: Laß uns ſo theilen, William, daß du das Confekt verzehrſt, und ich die Froliks zerreiße: du genießeſt dann, und ich thue etwas Gutes.

Bald war ſie wieder ganz munter und aufgeräumt. Einige Tropfen des ſtarken Weines ſchienen ſie noch mehr aufzuregen. Sie verließ ihren Sitz, und tanzte mit bezaubernden Bewegungen und mit ſo ausdrucksvollen Mienen und Geberden, daß William mit Erſtaunen eine lebendige Geſchichte, ein wirkliches Ereigniß zu ſehen glaubte. Aber auch in gleichem Grade erſchöpft ſank ſie dann neben ihm nieder, und lehnte ſich an ſeine Bruſt. Ihr Auge ſchloß ſich, eine Bläſſe überzog ihr ſchönes Geſicht. Der Freund hielt ſie mit dem linken Arme ſanft umſchlungen, und ſah tief bewegt und mit Herzklopfen auf das wunderſame Geſchöpf nieder. Er war in Angſt, ſie möchte nicht wieder erwachen, und zagte doch, ſie zu wecken. — Nach und nach erwärmte ſich die Bläſſe des Angeſichtes, ſie athmete tief auf, öffnete die Augen, und lächelte den Freund an. Jetzt erſt athmete er ſelber wieder frei. — Was machſt du; Geliebte? rief er aus. Niemals in meinem Leben habe ich ſolche Angſt überſtanden. Ich hatte das lebhafteſte Gefühl, ein theuerſtes Weſen könne die ſchöne Körperhülle abſtreifen, und mir in den Armen entſchwinden.

Ich war nur müde, Willy! flüſterte ſie, und legte ihre Hand an ſeine Wange.

Wie bewirkſt du dieſen Zauber, fragte er. Ich verſtehe, was du darſtellſt und begreiſe die Mittel nicht. Deine Geſtalt wird zu Kryſtall, und ich ſehe dein Herz, die Bewegungen deiner Seele durchſchimmern.

Laß es! Ich weiß es ſelber nicht, erwiderte ſie. Es ging mir ähnlich, als ich bei Lord Hunsdon dein Schauſpiel „Richard“ ſah. Sonſt war ich immer ſehr befriedigt von unſern italieniſchen Novellen geweſen; nun wurde eine viel größere Geſchichte vor meinen Augen lebendig. Weißt du was? Ich leſe dir zuweilen aus meinen Novellen vor, das heißt, aus denen, die ich gedruckt beſitze. Siehſt du hier, in dieſen Büchern ſind lauter ſolche Geſchichten. Vielleicht kannſt du aus einer oder der andern auch ein Schauſpiel machen. Eine beſonders iſt eine herrliche Geſchichte. Haſt du von „Romeo und Julie“ gehört, von dieſer ſüßen traurigen Liebesgeſchichte?

Wir haben eine Erzählung in Verſen von Arthur Brooke, antwortete der Freund, „Romeus and Juliet“ betitelt; aber ich kenne ſie nicht; ich habe mich um das Ding nicht bemüht.

Ei, dann mußt du meine Novelle heute noch hören! ſagte Thekla und holte ein Buch hervor. Sie iſt von Bandello beſchrieben, ſetzte ſie blätternd hinzu. Wie ſie die Novelle gefunden hatte, rückte ſie dicht und vertraut an den Freund heran, und las mit einfacher, ganz eigenthümlicher Betonung die ſchöne Novelle langſam vor, indem ſie das Italieniſche mit raſchem Ueberblick ſogleich ins Engliſche überſetzte.

William fühlte ſich langſam in einen Kreis von Geſtalten und Gefühlen entrückt, für welche gerade an dieſem wunderbaren Abende, in dieſer heimlich liebevollen Umgebung ſein Herz ſo geſtimmt, ſeine Phantaſie ſo gehoben war. Die Geſchichte ſelbſt lag ſo ergreifend, ſo befriedigend, ſo fertig da, daß es dem Freunde vorkam, als habe ſie nur auf lebendige Geſtaltung durch ihn gewartet. Einen ſolchen Gegenſtand hatte William längſt gewünſcht, oder beſſer zu ſagen, — geahnet; es war alſo natürlich, daß die thätigen Kräfte ſeines Geiſtes ſich alsbald des wunderbaren Stoffes zur Tragödie bemächtigten. Thekla war längſt mit Leſen fertig, als der Freund noch in ſich verſunken da ſaß. Sie glaubte ihn von dem mächtigen Eindrucke der Geſchichte ſo ergriffen; es war aber ſchon das Brüten der Phantaſie, die den tiefſten Keim einer Tragödie geſtaltete. Sie fuhr ihm mit zarter Hand über Stirn und Auge, und er erwachte lächelnd.

Es war indeß ſpät geworden. Thekla öffnete das Fenſter. Das Gewölk hatte ſich verzogen; aus dem kleinen Garten dufteten in laufeuchter Luft Nelken und Geisblatt. London lag in dunkeln Umriſſen über dem ſchimmernden Strom.

Wie viel glücklicher bin ich, als Julia! ſagte Thekla. Denn da du nun ſcheiden mußt, lieber Freund, gehſt du in keine Verbannung, und ich weiß, wann du wiederkommſt. Bis dahin, William, halte den funkelnden Stern dort über Blackfriars für mein Andenken, das über deiner Wohnung ſtrahle.

Und wenn du dieſen lauen Weſtwind bei offenem Fenſter athmeſt, ſüße Thekla, erwiderte er, ſo denke, meine

Sehnſucht ſei es, die herüberhaucht. Meine Liebe iſt inniger als deine: ſie dringt in deine warm athmende Bruſt ein; indeß du nur ſternlich über mir leuchteſt, das Auge erfreuend, aber dieſen verlangenden Armen unerreichbar.

Sei nicht ungeduldig, herzlicher Mann! flüſterte ſie, auf ſeine Schulter gelehnt. Einſt hoffentlich gehören wir einander ganz an, wie es die Liebe begehrt. Wie dies in deiner und meiner Lage zu Stande kommen ſoll, werden wir in mancher traulichen Stunde überlegen können. Nur Vertrauen! Noch ein letztes Wort für heut! Du haſt nicht mistrauiſch geforſcht, wie ich auf einmal hier wohne: höre nun, wie es gekommen iſt. Ich hatte mich mit der alten Lady entzweit, weil ſie nicht leiden wollte, daß ich Abends ausgehe. Ich miethete dieſe Wohnung mit Rückſicht auf unſer heimliches Verhältniß. Wie ich aber meiner Beſchützerin ein dankbares Lebewohl ſagte, wollte ſie mich doch nicht gänzlich verlieren, und wir kamen überein, daß ich einzelne Tage für mich hier leben darf. Wir müſſen alſo die Abende verabreden, wann wir uns hier ſehen wollen; außer dem findeſt du mich niemals hier.

Sie verabredeten das Nächſte, und Thekla drängte nun den Freund, zu gehen. Sie begleitete ihn an die Gartenthüre, faßte zum Abſchied ſeine Hand, und ſagte: Meine Wohnung iſt ein Geheimniß für Jedermann. Wie ich ſinge, wie ich ſpiele und tanze, darfſt du keiner Seele beſchreiben. Ich ſinge nicht nur wie die Nachtigall im Verborgenen, ſondern auch für dich allein. Ich bin deine Nachtigall.

Soll ich ſchwören? fragte er.

Ja, ſagte ſie, mit einem Kuſſe!

Aus einer langen Umarmung ſchieden beide in die heimliche ſchöne Nacht.

Achtes Kapitel.

Des andern Morgens erwachte William aus ungewöhnlich tiefem Schlafe — mit dem Gedanken an Romeo und Julie. Die Hauptperſonen, die Verwicklung und Löſung des Trauerſpiels, das Ganze ſtand klar und anſchaulich vor ſeiner Phantaſie. Es war ihm ſelbſt räthſelhaft, wie alle bei ſeinem Entſchlummern noch widerſtrebenden Schwierigkeiten in Anordnung des Stoffes nun auf einmal gelöſt, und manche dunkeln Ideen bildlich geworden waren. William wußte wohl, daß ſo Manches, was in Lebensbedrängniſſen dem Menſchen an Rath und Muth über Nacht kommt, von den Frommen — eine Eingebung, eine Erleuchtung genannt wird: er hatte aber noch nicht bedacht, daß die Seele alle ſchöpferiſchen Gedanken, alle bildende Kraft aus unbewußter Tiefe ſchöpft, aus einer ihr nur im Schlafe zugänglichen Quelle; daher denn auch alles Genielle und Urſprüngliche etwas Unbegreifliches an ſich trägt.

William ging nun in begeiſterter Stimmung an die Ausarbeitung des im Entwurfe fertigen Trauerſpiels. Er arbeitete anhaltſam, und glaubte noch nie mit ſo viel Luſt und gutem Gelingen gedichtet zu haben. Er hatte eine wahre Frühlingsſtimmung, und Thekla's Geſang tönte in der Erinnerung wie ein ferner Nachtigallenſchlag. Dieſer Einklang ſeiner Seele brachte ihn ohne Abſicht auf Reime; die glücklichſten Bilder drängten ſich ihm friſch, wie Frühlingsblüten zu. Er hatte unmittelbar auf tolles, verworrenes Treiben ſo viel Ueberraſchendes erlebt; manche Räthſel waren ihm zu Füßen gelegt; ein höchſtes Liebesglück blieb zu erringen oder zu verlieren; nicht ohne Selbſtüberwindung mußte er ſein leidenſchaftliches Verlangen zu ſchicklichem Bewerben bändigen; er hatte die Freundſchaft hoher Männer, die Gunſt vornehmer Häuſer gewonnen: durch alles Dieſes fühlte ſich der Dichter befruchtet und geſtimmt, ein Spiel des menſchlichen Lebens zu ſchaffen, in welchem Wankelmuth und Treue, fromme Naturbeſchauung und blutiger Familienhaß, kecker Lebensübermuth und zarte Liebeswerbung, heilige Unſchuld und Kuppelſpäße, Lenzeshauch und Gift, Hochzeit und Tod bedeutſam, ergreifend und die tiefſten Schmerzen verklärend ſich berühren und durchdringen.

Der Freund ſchloß ſich im Zimmer ein, und Nelly mußte jeden Beſuch abweiſen, damit er in ſeiner Stimmung und Luſt nicht geſtört werde. So rückte das Trauerſpiel in wenig Tagen Scene um Scene, Actus um Actus vor. Und wenn er dazwiſchen ausruhend an ſich ſelber dachte, empfand er eine ſo muthige Befriedigung, ein ſo heiteres Genügen in ſich ſelbſt, wie ihm noch niemals zu Theil geworden war. Er geſtand ſich ein, daß er in dieſem Zuſtande der glücklichſte Menſch ſei. — Worin dies Glück beſtehe, ſetzte ſich der Freund gern auseinander, und zählte wiederholt die Einzelbeträge, aus denen ſich die Summe ſeiner Zufriedenheit zuſammenrechnete. Ein großartiges, echtes Gedicht gelang ihm, ein reizendes, reichbegabtes Geſchöpf, wie ihm noch kein ähnliches vorgekommen war, wollte ihm durch Liebe angehören. Dieſer Flug des Geiſtes, dieſer Schwung ſeines Herzens hoben ihn über ein noch unbefriedigtes ſinnliches Verlangen. Und wenn er nach ſeiner Denkungsart auch ein ſolches nicht verdammen und entbehren mochte: ſo blieb ihm ja die Zuſage der Geliebten, daß ſie ihm einſt ohne Einſchränkung angehören werde, ſo ganz und gar, wie es die Liebe fodere.

Wer dies innige Glück innigſt mitfühlte, war Nelly. Sie ſah den geliebten Freund beſchäftigt und gehoben; er ſprach von ſeinem Gedicht und las ihr manche Scene vor. Sie ahnete zwar nicht, woher William Stoff und Stimmung zu dieſem neuen Werke genommen hatte; doch vermuthete ſie eine heimliche Neigung des Freundes. Und da er öfter mit Auszeichnung von Alicen ſprach, ſo zweifelte ſie nicht, ſein Herz ſchwärme nach jener Höhe. Dies kränkte ihre anſpruchloſe Neigung nicht; ſie freute ſich eher im Stillen darüber, daß wenigſtens der Flug nach einem ſo ſchwer erreichbaren Ziele dem Freunde heilſam ſei. — William war aber auch in ſeiner Zufriedenheit erkenntlicher und dankbarer gegen Nelly's Fürſorge, betrug ſich zarter gegen ſie im Umgang, und gab ſich munterer mit ihrem kleinen Hamneth ab. Mehr wünſchte ja die vergnügte Nelly nicht.

Von William's nächſten Beſuchen bei ſeiner Geliebten läßt ſich nur im Allgemeinen reden. Thekla wußte es auf die liebenswürdigſte Art einzurichten, daß dieſe Beſuche ſich nicht zu oft und zu leicht wiederholten. Dafür ſah der Freund ſich auf die beſtimmten Tage heiter und liebevoll empfangen. Die Stunden des Nachmittags und des Abends gingen abwechſelnd hin. Thekla's lebhafte Theilnahme an der Welt regte ihn auf vielfältige Weiſe an, ſeine Gedanken und Geſinnungen auszuſprechen. Sie ſelbſt las und überſetzte ihm italieniſche Novellen, oder ſang und ſpielte. Zur Abwechſelung machte William ſie mit engliſchen Poeſien bekannt. Er las mit ihr mehrere Geſänge aus der „Feenkönigin" von Edmund Spenſer. Thekla intereſſirte ſich für den Prinzen Arthur, und William verglich ſie mit Gloriana. Bei den ſchönſten Stellen des Gedichtes beklagte der Freund den unglücklichen Dichter, der wie verſchwunden und verkommen ſei, ohne daß er ihn habe ſehen und verehren können. — Zwiſchen dieſe ernſtere Beſchäftigungen, wenn man ſie ſo nennen darf, fielen Scherze und Neckereien, die beiderſeits mit anmuthiger Unbefangenheit ausgegeben und aufgenommen wurden. Thekla's Seelenbewegungen waren überhaupt raſch wechſelnd und viel eigenthümlicher, als ſich beſchreiben läßt. Sie faßte auf ihre Weiſe die großartigſten Gedanken William's, ließ ſeine verwegenſten Meinungen, ſeine freieſten Anſichten gelten, und hing dann doch wieder an einem wunderlichen Aberglauben oder an einer beſchränkten Aengſtlichkeit, über welche der Freund ihr auf keine Weiſe hinweghelfen konnte. Eigenthümlich an ihr war es auch, daß ſie ſich in natürlichen Dingen über die gewöhnlichen mädchenhaften Rückſichten höchſt unbefangen hinausſetzte, ohne daß William geringer von ihr denken konnte. Denn nur anfangs misverſtand er es, ward aber durch ihre Blicke und Haltung von Tag zu Tage mehr an Selbſtbeherrſchung und an ein durchaus zartes Betragen gewöhnt. Thekla wußte ſich ſtets im Anſehen ihrer vornehmen Abkunft und einer guten Erziehung zu erhalten. Dabei kam ſie zuweilen auf merkwürdige Vorfälle aus deutſchen und niederländiſchen Fürſtenhäuſern, und kannte die kleinen verſteckten Quellen weltkundiger Ereigniſſe. Ueberhaupt galt ſie gern dafür, manches Wunderbare erlebt zu haben und an grauſenhaften Thaten glücklich vorüber gekommen zu ſein. Sie vermiſchte oder vertauſchte in ihren Erzählungen gern Geleſenes und Erlebtes miteinander. Niemals aber brachte William auch nur wenig Stunden bei ihr zu, ohne daß ſie nach Perſonen und Verhältniſſen der Stadt gefragt und geforſcht hätte. William hielt es ihr als einer Fremden, auch wenn es ihm einmal läſtig wurde, zu gut. Er war oft erſtaunt, wie ihr jede Kleinigkeit, die er ihr irgend einmal erzählt hatte, unvergeſſen blieb. Ja, er konnte darüber eiferſüchteln, ob ſie aus Theilnahme an ſeiner Perſon, oder aus Intereſſe für die erzählten Sachen ſo aufmerkſam ſei. Es verſteht ſich, daß ſie nie müde ward, auf Southampton und die gräfliche Familie zurückzukommen.

So kehrte der Freund niemals ohne neue Bewunderung Thekla's und ſelten ohne etwas Neues erfahren zu haben nach Hauſe. Immer zauberhafter fühlte er ſich an das liebenswürdige Weſen verſtrickt. — Der Wunſch, mit Thekla für das ganze Leben verbunden zu ſein, ward mit jedem Tag ungeſtümer, aber auch oft genug beunruhigend. Denn William war freilich von ſeiner Anna in Stratford noch nicht förmlich geſchieden. Seit er von ihr weggegangen, war er ſtets der Meinung geweſen, ledig und ungebunden zu leben, eigne ſich für einen Dichter und beſonders auch für ſein eigenthümliches Naturel. Jetzt glaubte er es beſſer einzuſehen. Er verwünſchte eine Ungebundenheit in weitem aber niederm Revier, wo es nur rohe Beluſtigungen, öde, zerſtörende Genüſſe, gemeine Verbrüderungen, entwürdigte, vergiftende Liebſchaften gebe. Welch' eine reiche, herrliche Welt ſchloß dagegen nicht das einzige Herz Thekla's in ſich! Welcher Mann, zumal ein Dichter, mußte ſich nicht viel reicher und höchſt glücklich fühlen, gerade wenn er in dies äußerlich beſchränkte, aber innerlich unermeßliche Gebiet, an dieſe friſchen Quellen des Gefühls, in dieſe Zaubergärten der Phantaſie gebannt wäre? Welcher Dichter, meinte er, könnte wol all' dieſe Launen und Geſchichten Thekla's erſchöpfen!

Je öfter der Freund dieſen Betrachtungen nachhing, deſto mehr befeſtigte er ſich in der Ueberzeugung, daß ſeine künftige Zufriedenheit und das ihm allein wünſchenswerthe Lebensglück nur im Beſitze dieſer Thekla zu finden ſei. Hundertmal des Tags, und ſo oft er Nachts erwachte, ſprach er mit Inbrunſt und ſüßen Schauern des Verlangens ihren Namen aus.

Etliche Mal ging er nun mit dem Vorſatze zu ihr, ſich über ſeine Wünſche wenigſtens zu erklären, wenn er ihr auch noch keine Vorſchläge zu thun im Stande wäre. Allein ſchon unterwegs, und noch mehr beim Anblicke Thekla's, fiel es ihm unmöglich, von ſeiner häuslichen

Lage, von ſeiner Anna und von ſeiner frühen thörichten Heirath offen zu reden. Ein Umſtand war ihm dabei beſonders empfindlich, über den er ſich noch gegen keinen Menſchen ausgeſprochen hatte. Ja, er mochte ſich die innere Beſchämung ſelbſt nicht eingeſtehen, ſondern ſuchte ſich lieber hinter den Mismuth zu verſtecken, — er könne ja einer ſo reichbegabten, fürſtlich entſtammten Geliebten kein würdiges Loos bieten. — Aber, liebt ſie dich nicht? dachte er. Iſt ſie nicht ein Weib? Und lodert im Auge des Weibes nicht des Prometheus echte Flamme, und beleuchtet des Mannes dunkeln Werth, und zehrt des Lebens Außenwerke auf? Worin zeigt ſich die Liebe der Frau am ſchönſten, als in den Opfern des Entbehrens, des Verzichtens? — Aber ich —? rief dagegen ſein Stolz. Worin ſoll ich meine männliche Liebe bethätigen, als im Erringen und in muthigen Wagniſſen? Und wenn ich das Höchſte, was Liebe gewähren kann, für mein Leben beſitzen will, — muß ich nicht vor Allem einen ehrenvollen Platz im Leben erobern?

An dieſem Gedanken hielt er feſt. — Ja, rief er aus, da haben wir es wieder! Liebe und Ehre! Ich dachte mich ſchon zu beſchränken, und wollte all' mein Glück und Leben nur in der Liebe ſuchen. Vielleicht genügt dies auch einem weiblichen Herzen; aber kein Mann kann ohne die Ehre froh werden, — ohne die Ehre ſich der Liebe werth achten.

So war denn aus derſelben Neigung, die den Freund, ſo lang er an Romeo und Julia dichtete, innigſt befriedigt hatte, nur zu bald neue Unruhe und Unzufriedenheit entſprungen. Alter Mismuth über ſeinen Stand und

Beruf regte ſich wieder; der Zweifel, was er denn eigentlich thun und zu ſeinem Glück unternehmen ſolle, kam dazu, ihm die unſeligſten Stunden zu bereiten.

Da fiel ihm des Nachts plötzlich das Schreiben ein, das er auf Geheiß des Grafen Eſſex an die Königin entworfen und dieſer mächtige Gönner mit ſo lebhafter Zufriedenheit aufgenommen hatte. Sollte dieſer einflußreiche Mann ihn nicht auf einen ehrenvollen Platz im öffentlichen Dienſt befördern können? William nahm ſich vor, bei ſchicklicher Gelegenheit ſein Anliegen dem Grafen vorzutragen, oder ſeinen edeln Freund Southampton darum zu bitten.

Neuntes Kapitel.

Thekla, ſeit ſie auf eigenem Fuße lebte, hatte die verſchiedenen Volkstheater beſucht; indem ſie in männlichem Anzuge von weitem, gewöhnlichem Zuſchnitt, mit hohem, ſpitzem Filzhute und Mantel ſich unbeachtet unter die Zuſchauer miſchte, oder wenn ſie in Frauenkleidern hinging, nach damaliger Sitte anſtändiger Frauen eine Maske vornahm. Nur in den Parisgarten zur Bärenhetze war ſie noch nicht gekommen. Sie hatte wol früher vom Fenſter aus oft genug den Zug des Bärenwärters geſehen, der unter Zulauf des Pöbels ſein Thier durch die Straßen führte, und das Volk zum Spiel einlud. Ein Spielmann ging voraus, ein Affe ſaß auf der Schulter des Bären. Thekla hatte ſich das Vergnügen der Bärenhetze beſchreiben laſſen, und fand es roh; auch ſcheute ſie das Gedränge des Pöbels; ja ſelbſt die Erinnerung an jenen trübſeligen Tag ihrer Flucht, wo eben das Volk aus der Bärenhetze gekommen war, verleidete ihr anfangs den Beſuch jener Luſtbarkeit. Nun aber in ſo vergnügter Stimmung, aufgeregt und neubegierig, ging ſie eines Donnerstags nach Southwark hinüber, um von ihrer heimlichen Wohnung aus den Parisgarten zu beſuchen. Sackerſon, des Publikums Lieblingsbär, ſollte heute wieder einmal auftreten. Sie nahm ihren männlichen Anzug, und ſchlenderte an der Themſe hinauf. Die Menge drängte ſich über die Brücke; aus den obern Quartieren der Stadt wurde an Brokenwharf und Queenhithe übergefahren. Vom Strome nach dem Strand, vom Strande nach dem Strome ſcholl ein Zujauchzen und Wechſelgeſchrei des ausgelaſſenen Pöbels.

Der Parisgarten lag auf einem mit Bäumen beſetzten Platze, dem Globustheater ſchräg gegenüber. Dies Theater ward eben erneuert und erweitert. Eine Anzahl Bürger, die ſelten aus der obern Altſtadt herüberkamen, ſtanden in Betrachtung vor dieſem ziegelroth angeſtrichenen Bau, der ſechseckig, einem ſtumpfen Thurme feſter Schlöſſer ähnlich, gezimmert war. Ein Graben zur Ableitung der Feuchtigkeiten iſt um das Theater gezogen, eine beſondere Thüre für die Schauſpieler angebracht, und über dem Eingange für das Volk ſteh: eine grobe Statue des Herkules mit einer Weltkugel auf dem Rücken.

Eine Ueberſchrift erinnert, daß die ganze Welt Theater ſpiele.

Unter den gaffenden Bürgern erkannte Thekla jenen unförmlich dicken Sir John wieder, der in dem Speiſehauſe auf der Brücke, während ſeine Genoſſen jene muthwilligen Handwerksgeſellen vertrieben, zu ihrer Unterhaltung herbeigetreten war.

Seht nur, ſprach eben Sir John, was der neu angemalte Herkules für ein Paar Augen macht.

Stellt dies den Herkules vor? fragte ſchelmiſch Einer der Bürger. Ich dachte, Sir John, es wäre Eure Statue.

Was die edle Geſtalt anbelangt, erwiderte dieſer, ſo mag Herkules allerdings aus unſerer Familie geweſen ſein; darf man aber ſchmeichelnden Frauen einigen Glauben ſchenken, ſo habe ich für meine Perſon mehr Süßigkeit im Blick.

Da liegt's, Sir John! verſetzte ein Anderer. Da liegt's! Euer Auge hat in der That noch etwas mehr als die bloße Farbe und Form einer in lauem Waſſer aufgequollenen Roſine. Es iſt auch etwas ſehr Süßes darin; zumal wenn es ein wenig thränt.

Das Haus wird nun nächſtens wieder eröffnet werden, ſagte Sir John ablenkend. Es ſoll mit einem Prachtſtücke und einem Poſaunen-Prolog geſchehen. Henslow, — ihr kennt ja den Gauch, der erſt auf Pfänder lieh, und nun mit dem Wuchergewinn Theater baut — der wird eine ganz neue Geſellſchaft zuſammenbringen, aus den beſten Burſchen der verſchiedenen Theater. Auch den Maſter William wird er zu gewinnen ſuchen, deſſen

Prachtſtücke und Hiſtorien jetzt ſo beſucht werden. Ihr kennt ihn, Maſters?

Nicht perſönlich, antwortete Einer; aber ich höre doch von ihm als Verfaſſer ſeiner Stücke viel reden. Ich nehme je alle paar Tage einmal ein Doppelbier mit geröſtetem Holzapfel in der Teufelstaverne, oder ich gehe auch dann und wann ins Meerweib zu einem Glaſe Sekt, da höre ich denn oft von dem Maſter reden. Ich habe wol ſeine Stücke aufführen ſehen, aber ich habe nie gefragt, wer ſie gemacht hat.

Den Maſter William kennt Ihr nicht? ſchrie Sir John. Das iſt ein göttlicher Burſche und mein ſpecieller Günſtling. Neulich habe ich ihm auch einen großen Dienſt geleiſtet. Der Spitzbube hatte eine junge Lady von Hof entführt, — eine wahre Nymphe von einem ſchönen Weibsbild. Ich ſage euch, — Zeus oder Jupiter hat ſie beim Nachtiſch aus Manna oder Ambroſia gedreht, und als ihn ſeine Ehewirthin eiferſüchtig angeſehen, hat er das ſüße Geſchöpf ſchnell auf die Erde fallen laſſen; ſo iſt ſie im Garten zu Greenwich unter die Himbeerſtauden gefallen und Hofdame der Königin geworden. — Da habt ihr Mythologie! Und hinter dem Entführer William kam nun ein ganzes Heer von Leibwache und Trabanten, und ſetzten ihm an der Ferſe nach. So ſtürzt er in das Gaſthaus, wo ich eben mit einigen edeln Herren, Freunden des Grafen Eſſex, bei Lampreten ſitze. Bei dergleichen ſitze ich ſonſt feſt, und überdies war noch Myrobalane im Hintergrund, wenn ihr die köſtliche indiſche Frucht kennt, verſteht ſich, eingemacht. Aber meinen Maſter William im Stiche zu laſſen — nein! Ich habe ihn denn auch glücklich herausgehauen, habe ihn dann mit edelm Sekt bewirthet, und ſeine ſchöne junge Gräfin geküßt.

Und Maſter William hat ſich dafür mit einem Gedicht bedankt, ſagte Einer, und Ihr gebt es uns jetzt zum Beſten, nicht wahr? Doch ſollt Ihr ſelber ſehr ſtark in lebenden Gedichten ſein, und kein ſchriftlicher Heldendichter ſoll ſo gute Erfindungen haben als Ihr!

Kommt, kommt! rief ein Anderer. Ich höre ſchon den Sackerſon brummen. Geht Ihr nicht mit, Sir John? Der Spaß koſtet ja nur ein paar Pfennige.

Ich darf mich vor dem Sackerſon nicht ſehen laſſen, verſetzte der Gefragte. Die Beſtie ſtiert mich immer ſo herausfodernd an; ſie hat einen Inſtinkt für fremde Tapferkeit im Leibe.

Dann würde ich es einmal mit ihr aufnehmen! bemerkte ein Bürger.

Ich, ein Duell mit Sackerſon, dem Bären? Was würde die Königin von mir denken! erwiderte Sir John. Und noch ſchlimmer könnte es für den Unternehmer der Bärenhetze ausfallen. Denkt nur, wenn ich ihm ſeinen erſten Helden, der ihm die beſte Kaſſe macht, erdrückt vor die Füße legte!

Lachend näherten ſie ſich dem Gedränge vor dem Garteneingange, wo der erſte Eintrittspfennig erlegt wurde. Zwei Männer in bekannter Tracht der Puritaner ſtanden unter den nächſten Bäumen, und mahnten das zudringende Volk von dem gottloſen „ſodomitiſchen“ Spiel ab. — O faßt euch zu Gemüth, rief der Nächſte mit heiſerer, unſerer Thekla nicht unbekannter Stimme, und bedenkt, wie dermaleinſt in der Ewigkeit zu Vergeltung ſolch' unchriſtlicher Luſt eure eigenen Sünden in Geſtalt von Doggen und Bullenbeißern auf euch losgehetzt werden. Geht ihr vielleicht in der frommen Abſicht zu dieſem Spiele, um an dem geneckten Bären vorauszuſehen, wie drüben in der Ewigkeit die Peitſchen der böſen Geiſter gegen euch geſchwungen werden? Einſt wurden die Bekenner des jungen Chriſtenthums vor heidniſchen Zuſchauern wilden Thieren zu Kampf und Fraß vorgeworfen, und jetzt nehmt ihr die Sitze der Heiden ein. O ihr Sodomiter!

Jedesmal, wenn der Redner ſchwieg, erſcholl ein Lachen der Umſtehenden, und Jener blickte mit Ergebung gegen den Himmel. — Während nun Thekla ſich dem Eingang näherte, trat Sir John an den nächſten Redner heran, zog ihn am Aermel mit ſich und flüſterte ihm zu: Steh' ab, ſteh' ab, Freund Eſaias! Du ſiehſt, das Volk iſt verſtockt; deine Worte gehen an all' denen verloren. Komm' her, ich bin der Mann, bei dem wenigſtens deine rettenden „Engel“ gute Aufnahme finden.

Schon wieder Vorſchuß? rief Eſaias. Der Herr ſei Euch gnädig! Alle ſeine Engel werden Euch nicht vor Verderben ſchützen.

Oho! verſetzte Sir John. Da habe ich beſſern Glauben, als du gläubiger Bruder haſt. Ich denke, des Herrn Barmherzigkeit wird Jeglichem nach Maß und Bedarf ſeines Naturels zu Theil. Und da gehört ſchon eine rechtſchaffene Portion Gnade dazu, mich aufzuwiegen. Ich will mich unſerm Herrgott ſchwer genug machen! Und wenn ich mit der Zeit einmal in die Ewigkeit komme, wird der alte Herr lachend rufen: Platz da für Sir John.

Der hat uns 'was gekoſtet! Alſo her mit deinen Engeln! Es ſind doch nur von den Gefallenen, die Ihr auf unſere Verführung ausſchickt. Ihr ſeid verfluchte Kerle, ihr Puritaner. Ihr könnt, der Bibel zum Poſſen, zwei Herren auf einmal dienen; ihr macht die Commiſſionen für den Himmel und für die Hölle zugleich. Die Frommen ſchreckt ihr mit Teufeln und die Gottloſen verderbt ihr mit Engeln.

Was habt Ihr für ein Pfand, Sir John? fragte, leiſe bei Seite tretend, der Puritaner.

Pfand? rief der Ritter. Hab' ich dir meine Schuld nicht jedesmal richtig abgetragen? Hat meine Pünktlichkeit noch nicht Pfandes Werth? Und überhaupt — bin ich ſelber nicht Pfands genug? Iſt dir meine Corpulenz nicht ſchwer genug? Und — hörſt du? wenn ein Bauch kein Pfand für Engel iſt, ſo ſchieß mir Nobels vor. Ihr Puritaner wollt ja doch nichts von Adel und Königen wiſſen: ei, gib deine Nobels weg, gib die Sovereigns aus, wenn auch nur Harrys Sovereigns zu zehn Schillingen das Stück! Ich nehme ſie für zwölf. Kannſt du ſie beſſer verwenden? Ihr geht ja doch in euern Lederſtrümpfen auf Freiheit und Gleichheit aus; da wird euch mein Bauch ſchon recht ſein als Pfand, — daran haſt du mein perſönliches Privilegium. Nur beſinne dich nicht lang! Ich muß einen gewiſſen Aufwand machen: ich gehe auf Werbung für des Grafen Eſſex irländiſches Heer.

Auf Werbung? fragte Eſaias begierig, und zog den Ritter vorſichtig mit ſich fort. Guter Sir John, flüſterte er, wenn Ihr bei der Werbung ein wenig im Intereſſe unſerer ſchönen Disciplin handeln wolltet, ſo würde euch die fromme Brüderſchaft gern dienen. Beſinnt Euch und erklärt Euch. Einſtweilen könnte ich Euch gegen eine Handſchrift mit einer kleinen Summe beiſtehen; nur müßt Ihr ſie in Waaren nehmen; es fehlt mir eben an baarem Gelde.

Ich kenne ſchon Eure Art, verſetzte Sir John. Was ſind es denn für Waaren?

Verſchiedenes, erklärte Eſaias. Ihr mögt ausſuchen, was Ihr eben am leichteſten verwerthen könnt, — Bettfedern, ſilberne Ohrringe mit großen Perlen, Strümpfe aus der Gascogne, einige Frauenſpiegel an Gürteln zu tragen, echten weißen Kirſey —.

Sir John lachte. Nicht wahr, ſagte er, wenn du gegen die Eitelkeit der Welt eiferſt, ſo fallen dir ſolche Waaren und Putzſtücke bekehrt und reumüthig zu? Ihr Lederſtrumpf-Seelen handelt mit Dem, was ihr doch verdammt. Wahrlich, wenn auch euer Handel nicht verdammlich wäre, ſo wären's eure Handlungen!

Ich kann Euch auch Jemanden in der Nähe nennen, der Euch die Sachen wieder abnimmt, ſagte ausweichend Eſaias; wenn Ihr etwa —

Zum wievieltenmal hat der ſie ſchon abgenommen? fiel Sir John ein. Wahrlich, dein Gewiſſen iſt nicht pfeifenswerth. Du borgſt mir Waaren mit fünfzig vom Hundert Gewinn, und dann kauft ſie mir der andere gläubige Bruder ab, um abermals fünfzig. Wo ſitzt euer Gewiſſen, ihr Frommen? In eurer erfrornen Zehe, nicht wahr? Und die juckt euch im Sommer nicht? Eſaias Gottgeprüft nennſt du dich? Ja, geprüft hat er dich, aber du haſt ſchlecht beſtanden; du ſollſt nun „dem Teufel verbrieſt“ heißen. Wahrlich, ich will lieber eine Hagebutte am nächſten Zaun ſein, als eine Roſe in eurer „ſchönen Disciplin“!

Indeß Sir John mit ſolchen bittern Worten den verlegenen nach der Brücke eilenden Puritaner verfolgte, kam Thekla erhitzt, mit verſchobenem Mantel aus dem Gedränge des Gartens. Ein junger Mann eilte ihr nach, und redete ſie an. Sie erkannte Sir Francis Bacon. — Warum verlaßt Ihr den Garten und das heut ſo beſuchte Spiel, ſchöne Roſalie? fragte er mit Artigkeit.

Thekla war verwundert, daß er ſie in ihrem Anzug erkannt habe.

Ich Euch nicht erkennen! rief er mit geziertem Nachdruck. O, in jeder Geſtalt, in jeder Verhüllung würde ich Euch herausfinden! Ei, ſchöne Roſalie! Müßte ich mich nicht ſchämen, ein Forſcher, ein Philoſoph zu heißen, wenn ich mich in dem Weſen irren könnte, das zu ergründen meine ſüßeſte Aufgabe ſein ſollte? Euere Geſtalten, Euere Wandlungen täuſchen mich nicht; wäre ich nur Eures Herzens ſo ſicher!

Es iſt ein entſetzliches Spiel, das dort! rief ſie ausweichend. Ein geblendetes Thier, jenen angeketteten Bären, mit Peitſchenhieben wüthend zu machen! Ließen ſie ihn wenigſtens doch frei, und hätten dieſe Quäler den Muth, ſich den Umarmungen des Blinden auszuſetzen; ſo wäre es doch noch ein muthiges Blindekuh- oder Blindebärenſpiel.

Ihr ſeht alſo wol das Spiel zum erſten Mal, meine Theuere? verſetzte Bacon. Ach dann hättet Ihr doch den Sackerſon abwarten ſollen. Dies Spiel nimmt ſich reiſcher aus. Der Bär iſt nämlich frei, Doggen werden an ihn gehetzt, und reizen ihn zum Kampfe —

Und dann zerreißt er die Hetzhunde, die er ertappt, fiel Thekla ein, und die Menge jubelt über das ſtrömende Blut! Hu! Eilt zurück, Herr Philoſoph, damit Ihr nicht um den Sackerſon kommt! Geht, und ſeht auch gleich meinen Theil an dieſem ungeſchlachten Schauſpiele mit an!

Erlaubt mir vielmehr, daß ich Euch begleite, und mein rohes engliſches Wohlgefallen an Euerm Zartgefühl berichtige, lächelte Bacon. Kein Philoſoph darf eine ſo ſchöne Gelegenheit, ſeine Einſicht zu verbeſſern, vorüberlaſſen. Ohnehin, meine ſchadenfrohe Schönheit, ſetzte er hinzu, habe ich große Beſchwerden gegen Euch von neulich, wo Ihr mir die gute Gelegenheit, Euch zu dienen, nur gezeigt habt, um ſie mir zu entziehen. Seitdem habe ich Euch nicht mehr in Eurer Wohnung gefunden. Ich war ſo unglücklich, Euch zu keiner Tageszeit anzutreffen. Ich ängſtigte mich, es ſei Euch ein Leid geſchehen. Auch Graf Southampton war in Sorgen um Euch. Wir beide haben uns ſehr bekümmert. Der Graf glaubte, Ihr hättet London verlaſſen, und am Ende war es wol nichts weiter, als daß Ihr Euch verleugnen ließt?

Der Graf? In Sorgen um mich? lachte ſie laut. Nun ja, ſolche luſtige Geſchichte möchte ich wol hören! Wollt Ihr mich etwa für den Sackerſon entſchädigen, — mit Märchen und Schwänken? Geht!

Mit flüchtigem Gruße verließ ſie ihn und eilte an der Brücke vorüber nach ihrer Wohnung, mit der Miene, als merke ſie es nicht, daß Bacon ihr ziemlich an der

Ferſe folgte. Sie ſchien es auch ſehr ungehalten aufzunehmen, daß er mit in den Garten getreten war, und durchaus ihre ſo artig gelegene neue Wohnung ſehen wollte.

Zehntes Kapitel.

Während William ſein Herz in den vielverſprechenden Hoffnungen wiegte, die er auf die Gunſt des Grafen Eſſex ſetzte, ſollte ihm aus dem höhern Lebenskreiſe, woher er das Glück ſeiner Zukunft erwartete, ein Verdruß aufſtoßen, den der Freund, ſo kleinlich das Begegniß an ſich war, vielleicht als ſchlimme Vorbedeutung ſehr ſchmerzlich aufnahm.

Der Graf Southampton hatte nämlich des Freundes Trauerſpiel „Romeo und Julie", ſo wie es ins Reine geſchrieben war, zuerſt erhalten, und bei nächtlicher Stille in einem Sitze durchleſen. Einen ſo gewaltigen poetiſchen Eindruck hatte er noch niemals erfahren. Er begriff nicht, wie ein ſo gänzlich neues und vollendetes Werk ſo plötzlich erfunden und ſchnell ausgeführt worden ſei. Er hatte die ganze Nacht in einer gehobenen Stimmung ſchlaflos zugebracht, und war in der Frühe nach der Wohnung des Dichters geeilt, um ihn zu umarmen, und ſein Entzücken auszuſprechen. Wie glücklich fühlten ſich beide, — der Graf in ſeiner Huldigung für den

Dichter, dieſer in der Ehrerbietung für den Lord! Jeder im Bewußtſein eines eigenthümlichen Werthes, tauſchte mit reinſtem Wohlwollen aus, was dem Andern gebührte.

Auf Southampton's Vorſchlag war dann verabredet worden, daß „Romeo und Julie" ganz insgeheim von der Privatgeſellſchaft des Lords Hunsdon einſtudirt, und an dem Geburtstage deſſelben aufgeführt werden ſollte.

Dies war nun heute geſchehen. Das Trauerſpiel hatte die vornehmen Zuſchauer auf eine ihnen ganz ungewohnte Weiſe ergriffen und erſchüttert. Die Wahrheit und Glut dieſer Leidenſchaften hatte ſelbſt die Höflingsherzen durchdrungen, und über die angekünſtelte Gefühls- und gezierte Ausdrucksweiſe ihres geſellſchaftlichen Verkehrs, wenigſtens auf Augenblicke, hinausgehoben. Die Sprache der Liebe und einer unſchuldvollen Hingebung wirkte auf die vornehmen Zuſchauerinnen wie das Wunder einer wiedergewonnenen Offenbarung. Natürlich mußte ſolch' ein tragiſches Verhängniß zweier Liebenden, die zwiſchen den blinden Stößen des Familienhaſſes zu Grunde gehen, beſonders in einer Zeit erſchüttern, wo Eiferſucht fürſtlicher Häuſer, Religionshaß und politiſche Verfolgungen noch in friſchem Andenken und ſelbſt noch nicht überall erloſchen waren. — Viele kannten ſchon aus der damals am Hofe beliebten italieniſchen Literatur, oder aus Arthur Brooke's verſificirter Erzählung die Fabel des Stücks; dennoch mußten ſie über die Behandlung derſelben erſtaunen; da eine Geſchichte ohne weſentliche Veränderung doch gleichſam in eine neue Atmoſphäre verſetzt und darin lebendig geworden war. Der Dichter ſelbſt hatte in der Rolle des Bruders Lorenz mehr als ſonſt gefallen.

Southampton war über den Erfolg der von ihm veranſtalteten Aufführung des neuen Stücks ſo zufrieden, daß er die Schauſpieler reichlich beſchenkte, und William, den Dichter, mit ſich in die Geſellſchaftshalle des Lords Hunsdon nahm. Sein Herz war ſo voll Liebe und Begeiſterung, daß er heute gänzlich der Standesrückſichten vergaß, die ein Oberkammerherr wachend und träumend zu hüten gewohnt iſt, und die Lord Hunsdon gerade heut' ſeinen vornehmen Gäſten ſchuldig zu ſein glaubte. Wenn Southampton auch für einen ſo ausgezeichneten Dichter und ſeinen Freund unter andern Umſtänden Nachſicht hätte fodern können, ſo blieb es doch ein Misgriff, William in die Geſellſchaft des Lords einzuführen, in deſſen Dienſten er als Schauſpieler ſtand. Bald merkte auch der Graf an den betroffenen Blicken der Höflinge, an der Unruhe des Lords Hunsdon ſeine Uebereilung. Er bangte, daß dem Freunde etwas Unangenehmes widerfahren möchte, und ſah ſich nach ihm um. William unterhielt ſich eben mit der Gräfin und mit Alicen; denn auch dieſe hatte gegen alle ihre Abneigung vor dem Theater, zu William's Verwunderung, das Schauſpiel beſucht. Die Gräfin ſagte dem Dichter einige freundliche Worte, nicht ohne Verlegenheit und Zerſtreuung über die Stimmung der Geſellſchaft, die ſchon laut genug wurde. Die Gräfin ſah ſich nach ihrem Sohn um, und winkte ihn herbei. Seltſam genug ward die ſonſt ſo gemeſſene Alice nichts von der Bewegung im Saal inne: ſie unterhielt ſich unbefangen mit William. — Ich kann Euch noch nichts Beifälliges über das Stück ſagen, bemerkte ſie, obgleich ich es, wie die übrigen Zuſchauer, für etwas ganz

Außerordentliches halte. Soll ich Euch darum loben, daß Ihr mit einer ſo unglücklichen Geſchichte mein Herz in Aufruhr und Verwirrung geſetzt habt? Ich mache mir Vorwürfe, daß man bei ſo viel wirklichen Leiden der Welt Thränen über eine täuſchende Fabel vergießen kann, daß man ſo das Almoſen des Lebens an einen Traum vergeudet. Und doch, wenn ich Euch darum tadeln wollte, würde ich mir geſtehen müſſen, ich hätte noch niemals das Leben ſo begriffen, als vor Juliens Grabgewölbe und vor der Klauſe des Bruders Lorenzo. Nur iſt mir Alles noch ſelbſt wie ein Traum, was ich darüber empfunden habe. Beſonders macht mich dieſe Julie irre. Ich möchte ihr gram ſein, daß ſie ſich dem Romeo ſo liebenswürdig anträgt. Geſteht mir ein, Meiſter William, wenn dies auch vielleicht in Italien vorkommt, daß es doch in unſerm England —.

Sie ſchwieg und erröthete, faßte ſich aber ſehr ſchnell, und bat William um die Handſchrift des Stücks, damit ſie es ruhig leſen, und mit Julien, wie ſie lächelnd ſagte, ſich verſtändigen könne.

Eine kleine Pauſe entſtand, in welcher unſer Freund nicht ohne Lächeln auf die Unterhaltung umher lauſchte. Es herrſchte jener geſchraubte, ſüßliche und gezierte Hofton, der in damaliger Zeit von der derben und natürlichen Ausdrucksweiſe des Volkes ſo ſehr abſtach. Vielleicht ſuchte man der Roheit der niedern Stände gerade dadurch zu entgehen, daß man auch ihre Natürlichkeit verließ.

Die Gräfin, die ſich mit ihrem Sohne beſprochen, trat wieder heran, und foderte ihre Tochter mit einem bedeutſamen Winke auf, mit ihr nach Hauſe zu kommen. Ihr, Marſte William, müßt uns wol geleiten, ſagte ſie, da mein Sohn ſich mit ſeiner Braut zu befaſſen hat.

Zu ſervibelem Dienſt! erwiderte William, und da ihn die Gräfin auf ſeinen lachenden Ton anblickte, ſetzte er hinzu: Ihr ſeht, Mylady, daß die Artigkeiten und ſüßgebackenen Wörtchen der Modeherren bei mir verfangen. In meinem zottigen Weſen bleibt ein und das andere Federchen haften, die ſich dieſe auf ihre dünnen Beine ſo ſtolzen Herrchen tänzelnd zublaſen.

Doch mit ſo heiterer Laune ſollte der Freund den Saal nicht verlaſſen. Höhniſche Mienen, laute ſpöttiſche Worte trafen ihn im Weggehen. Er blieb, der Gräfin vergeſſend, ſtehen, und blickte umher, als ob ſein Zweifel eine Gewißheit, ſein Grimm eine Beute ſuche. Er nahm einige jener Gecken wahr, die ſich ſchon beim Grafen Eſſex gegen ihn herausgelaſſen hatten, und überlegte, was er thun ſolle. Da trat Lord Hunsdon hervor, und ſagte mit einer gewiſſen ſich ſteifenden Verzagtheit: Haltet Euch hier nicht auf, Maſter, ich bitt' Euch! Haltet Euch nicht auf! — In demſelben Augenblicke eilten Southampton und Heminge herbei, und nahmen William mit ſich hinaus. Doch für ihre beſchwichtigenden Worte ſchien William wenig empfänglich; zornig verließ er ſie, eilte aus dem Palaſte, und kam mit dem bitterſten Aufruhr im Herzen nach Hauſe.

Wie hatte ſich der Ruhm des Tages ſo plötzlich in Kränkung verwandelt! William ſah den Vorfall noch ſchlimmer an, als er war; er nahm ſelbſt die Güte und Klugheit der Gräfin für eine Misachtung. Thekla fiel ihm ein. Sie hatte ihn einſt auch in Lord Hunsdon's Palaſte ſpielen ſehen. Er verſetzte ſie in Gedanken in die heutige Geſellſchaft, ließ ſich unter ihren Augen aus dem Saale werfen, und trat dann vor ſie hin — als Liebhaber, als Bewerber. In ſolcher phantaſtiſchen Uebertreibung erröthete er vor ſich ſelbſt. Unmuth, Verwünſchungen, Rachegedanken wechſelten ſtürmiſch in ſeinem Herzen. Erſt bei dem laut und mit geballter Fauſt ausgeſprochenen Schwur, daß er nie mehr Lord Hunsdon's Palaſt und Bühne betreten, keines ſeiner Stücke mehr dieſen Zuſchauern darbieten werde, gewann er einigen Halt und Faſſung.

Auch Alice brachte den Abend nicht in gewohnter ruhiger Stimmung zu. Es war ihr leid um den gekränkten Freund; doch nahm ſie den Vorfall ſo hoch nicht auf. Der Dichter würde ſich darüber hinausſetzen, dachte ſie, oder ihr Bruder ihn leicht begütigen. Mehr als dieſer Verdruß ſchien das Trauerſpiel ſie in Aufruhr und Verwirrung zu ſetzen. Juliens Liebe brachte ſie auf ſeltſame Betrachtungen über die Liebe überhaupt. Die einfache, unſchuldvolle Hingebung einer ſolchen Liebe in der naturgetreuen Poeſie des geſchätzten Freundes regte beängſtigende Empfindungen in ihr auf. Ihr Zuſtand war viel verworrener, als ſie es ſelber erkennen konnte. Ein Kampf mit ihren hergebrachten Anſichten war eingeleitet. Sie fühlte, etwas mußte aufgegeben werden, die ausſchließende, die ariſtokratiſche Frömmigkeit, auf die ſie bisher ſo ſtolz geweſen war, oder die natürlichen Anſprüche des Herzens, die ſie noch niemals ſo heiß empfunden hatte, als unter den unfreiwilligen Thränen um Juliens Geſchick.

Unter dieſen Empfindungen bekam ſie wieder ihr krankes Herzklopfen, und konnte nicht einſchlafen. — Ihre Gedanken beſchäftigten ſich mit William's Wohlfahrt. Sie wünſchte, er möchte ſeinem Stand als Schauſpieler entſagen, um deſſentwillen er die heutige Erniedrigung erfahren hatte. Zugleich aber fühlte ſie zum erſten Mal, daß ihr früherer Rath, der Poeſie zu entſagen, auf einem Irrthum beruhe, und daß dem unglücklichen Freund für ſo viel ihm verſagte Lebensgüter ein übervoller Erſatz in dieſer herrlichen Gabe vom Himmel verliehen ſein möchte.

Elftes Kapitel.

Am andern Morgen kam Southampton zu William, um ſich mit ihm wegen des geſtrigen Vorfalls zu verſtändigen. William hatte keinen Augenblick daran gedacht, daß der Verdruß eigentlich durch den Grafen veranlaßt war, der ſich deſſen auch anklagte. Ihn hatte nur die Kränkung an ſich und der laute Hochmuth jener adeligen Fante empört. Doch über Nacht hatte er ſeine humoriſtiſche Stimmung wiedergewonnen, und ward vollends heiter, als der Graf ſeinen Vorſatz, den Dienſt des Lords Hunsdon zu verlaſſen, billigte, und ihm ſagte, wie gern die Frauen ihn im Saale bemerkt und kennen zu lernen gewünſcht hätten. Am Ende foderte Southampton den Freund auf, mit zu Eſſex zu gehen. — Er hat in aller Frühe nach mir geſchickt, ſagte er; auch war er geſtern nicht bei Lord Hunsdon; es muß etwas vorgefallen ſein; vielleicht iſt er krank geworden.

Sie fanden den Grafen aber nichts weniger als krank, ſondern ſchon fertig angekleidet und höchſt aufgeräumt. — Ach, recht gut, rief er, daß du den Meiſter William mitbringſt, Heinrich, — den Hexenmeiſter! Da ſetzt euch her, und leſ't einmal!

Er ſuchte unter den umherliegenden Schriften; indem er die Papiere durcheinanderwerfend, vor ſich hinredete: Hier! — Nein, das ſind kluge Gedanken von dem wankelmüthigen Bacon. Aha! Nicht doch! das iſt ja die Sattlerrechnung von meinem Marſtall. Hier! Tauſend Hagel! Dummes Zeug von dem Spitzbuben Lasko. Fallen mir denn alle unrechten Papiere —. Aha! Da iſt es, — da iſt der Wiſch!

Es war ein Billet vom Kanzler Egerton, der ihn zu einer Audienz der Königin einlud, und ihn im Vertrauen beſchwor, ſich ja ein wenig zu demüthigen, und die ſo unbegreiflich milde und huldvolle Monarchin zu ſchonen.

Wie Southampton das Billet mit Verwunderung zurückgab, ſtieß Graf Eſſex ein lautes, vergnügtes Lachen aus. — Nicht wahr, wir haben geſiegt? rief er, und lachte immer lauter.

Wie iſt das nur gekommen? fragte Southampton. So ſchnell? Wer hat es vermittelt? Wer hat die Verſöhnung gemacht?

Wie kannſt du ſo fragen? verſetzte Eſſex. Kann ſie mich entbehren? Die Sachen in Irland verwirren ſich immer mehr. Ein neuer Statthalter muß dahin, die Expedition dringt und ſoll auf die Beine; aber der Führer — wo hat ſie einen Führer? — Wir wollen uns aber ein wenig rar machen, ein wenig ſchwer machen. Ich habe eigentlich gar keine Luſt mehr nach Irland. Mein Himmel, was ſoll ich in Irland thun? — Ich will zur Königin, jetzt gleich, und will recht artig ſein. Sieh' einmal, Heinrich, mein Ohr iſt wieder ganz heiß, nicht wahr? Ja, ja, ich fühl' es ja. Nun, ich kann artig ſein; ich will mich für den Commandoſtab mit einer Artigkeit bedanken, mit einer Artigkeit —! Auf Ehre, Heinrich, meine Artigkeit ſoll ſcharlachroth ſein, und viel heißer, als mein Ohr.

Southampton beſchwor den Grafen, von dieſem neuen Widerſpruch abzuſtehen, der nur wieder reizen, und den Bruch erweitern müſſe. — Es iſt doch alles Mögliche, rief er, wie huldreich aus eigenem Antrieb und alter Vorliebe die Königin vergißt und vergibt. Und wenn ſie dich ohne Weiteres rufen läßt, was ſoll ſie mehr thun zur Verſöhnung?

Was ſie thun ſoll? rief Eſſex. Ich weiß es nicht. Zur Verſöhnung meinſt du? Nun ja, etwas muß ſie doch zur Verſöhnung thun. Sie kann meinethalben —. Wahrhaftig, ſie könnte einen neuen Orden ſtiften, einen Feigenorden, den man am Ohr trüge, und könnte erklären, ſie hätte mir damals, — du weißt ja, damals — die erſte Decoration verliehen; ich meine, ſtatt des Hoſenbandordens. Hoſenband! Hoſenband iſt ſehr unanſtändig für eine Königin, iſt — ein unausſprechlicher Orden!

Der Graf lachte aus vollem Halſe; Southampton und William lächelten mit. Dann fuhr Eſſex fort:

Du wunderſt dich, was die Königin zu ſolchen Schritten bewogen habe? Mein Benehmen, Vetter, meine Haltung, mein Brief voll Charakter, den ihr der Kanzler ohne Zweifel mitgetheilt hat. Ganz gewiß hat er —. Es wäre mir auch ſehr unangenehm, wenn ſich irgend wer eingemiſcht, und den gefälligen Vermittler gemacht hätte. Nein, nur mein Brief —; nur meinem Briefe will ich es zu danken haben. — Ja, doch, wackrer Meiſter! wendete er ſich an William. Wir haben einen Brief geſchrieben, den die Weltgeſchichte aufbewahren kann. Bei Gott, Maſter, Euer Brief war ein Meiſterſtück. Ihr könntet Staatsſecretair werden, Ihr artiger Poet!

Bei dieſen Worten faßte er vergnügt und lachend William am Ohre.

Eure Herrlichkeit! erklärte William, braucht mich nicht beim Kopfe zu einer Beförderung zu ziehen. Es wäre Schade, wenn nicht aus mir würde, wozu Ihr mich für tüchtig haltet, Mylord.

Wie meint Ihr? fragte Eſſex, indem er niederſitzend die Beine überkreuzte.

Ich meine, lächelte William, daß ich mich nicht ſträuben werde, wenn Ihr mich etwa zu einer ehrenvollen Stelle befördern möchtet. Ihr legt jetzt ein friſches Gewand königlicher Huld an, und eine ausgeſöhnte Gunſt iſt doppelt mächtig. Ich habe Eure Großmuth gegen Günſtlinge früher bewundert: vielleicht daß ich Euch durch ein Anliegen theurer würde. Ja, Mylord, wenn Ihr Gelegenheit findet, mich zu etwas recht Bedeutendem zu machen —! Ich ſehne mich die Bühne zu verlaſſen, und etwas zu werden, ſtatt, wie bisher, nur 'was zu ſcheinen.

Southampton ſtutzte, und wollte nicht begreifen, daß es ernſtlich gemeint ſei. — Wie iſt es möglich nach dem neuen Stücke, das du geſchrieben, nach der neuen Bahn, die du betreten, und nach dem Triumphe, den deine Poeſie gefeiert? rief er aus. Ein Dichter, wie du, nach welch' höhern Würden könnte er trachten?

Ei, nach ſolchen, verſetzte William bitter, die mir dergleichen Triumphe erſparen, als ich geſtern gefunden. Iſt ein Trauerſpiel nicht einmal einer Mahlzeit gleich geachtet, daß die Gäſte, mit Leckerbiſſen befriedigt, aufſtehen dürfen, um den Wirth mit Füßen zu treten? Ich kann meiner Poeſie Adel verleihen, aber meine Poeſie kann mich nicht zu Ehren bringen, ſondern höchſtens auf die Beine des Flüchtlings.

Eſſex wollte wiſſen, worauf die Worte zielten, und Southampton erzählte den geſtrigen Vorfall bei Lord Hunsdon.

Da hat der Meiſter recht! rief Eſſex aus. Er muß eine andere Stellung haben um ſeinetwillen und um deinetwillen, Vetter. Ich werde daran denken. Verlaßt Euch darauf!

Sie ſprachen noch Einiges hin und her über dieſen Gegenſtand; da jedoch die Ungeduld des Grafen Eſſex, nach Hofe zu kommen, ſichtbar wurde, ſchieden Southampton und William.

Vor der Thüre rief ihnen Eſſex nach:

Ich werde d'ran denken, Maſter William! Sir William ſo und ſo!

Zwölftes Kapitel.

Man ſieht doch recht, wie der Fiſch nach ſeinem Elemente zappelt! lächelte William, als ſie den gräflichen Palaſt hinter ſich hatten. Es war alſo nur eine verneinende Sehnſucht, wenn der Graf ſeither den Hof und die königliche Gebieterin recht oft und heftig verſchmähte. Für den Menſchen liegt vielleicht einiger Troſt darin, Dasjenige, was er mit Leid entbehrt, und doch eben nicht beſitzen kann, immer wieder und recht ausdrücklich zu verwerfen; weil er es dabei doch jedesmal ein wenig aufheben und in den Mund nehmen kann. Sprechen die Zornigen, die Beleidigten nicht am meiſten von Dem, wovon ſie doch angeblich nichts hören wollen?

Sehr wahr, mein lieber Freund! erwiderte Southampton. Und alſo weißt du nun auch, wie es dir ſelber zu Muthe ſein wird, wenn du einmal dein natürliches Element, die Poeſie, verlaſſen haſt. Laß uns jetzt gleich ein Vorhaben, das mich ſehr beunruhigt, durchſprechen. Laß uns einen Gang nach Finsbury thun; es iſt die Stunde, wo ſich die ſchöne Welt dort vor Tiſch ergeht.

William folgte ungern. Er fürchtete, es möchten ſich andere Vorſchläge des Grafen für den Nachmittag daran knüpfen. Er hatte auf heut einen Beſuch bei Thekla verabredet, und dachte bei guter Zeit hinüber nach Southwark zu gehen.

Ihr Weg führte durch den belebtern Theil der Altſtadt. Finsbury lag nördlich von der City vor dem Morethor. Das Geſpräch der Freunde wurde im Gedränge der Gaſſen oft unterbrochen. Es behandelte in anfangs lebhafter Hin= und Widerrede die Anſicht des Grafen, William müſſe ausſchließend der Poeſie leben; wie denn Jedermann nur in der Ausübung ſeines Talents, und mithin ſeines innerſten Berufs, wahre Zufriedenheit finde; wogegen William ſeinen Anſpruch auf lebendiges Wirken, auf Ruhm und Ehre, den höchſten Lebensantheil des Mannes, behauptete.

Muß ich denn auch dich, mein Freund, an einem alten Irrthume haften ſehen, rief Southampton aus, dich, der doch ſonſt ſo tief in die Seelen der Menſchen und in das Herz des Lebens blicket? Iſt denn nur Das ein lebendiges Wirken, was die groben, äußern Bedürfniſſe des menſchlichen Daſeins behandelt, — Ackern und Schiffen, Weben und Schmieden, Backen und Bauen, in der Gerichtsſtube oder auf dem Schlachtfeld handiren? Allerdings gewinnt das Leben hierbei ſein Beſtehen und Fortkommen, und bringt es auch zu Thaten und Tugenden. Soll denn aber nur ſolches Vollbrachte ausſchließend „gewirkt" heißen? Wahrhaftig, ebenſo wenig, als blos eine Felsmaſſe oder ein ſtürmendes Meer etwas Wirkliches zu nennen ſind. Oder zählten etwa bei den Wirklichkeiten die Lichtſtrahlen nicht mit, weil du ſie mit

Händen nicht faſſen, auf dem Ambos nicht ſchmieden kannſt? Dennoch zücken ſie aus unbekannten Höhen nieder, und ich möchte behaupten, — gerade Licht, Wärme und welche unkörperlichen Kräfte ſonſt die Natur lebendig machen, ſind das Schaffende in ihr, und bringen, ſelbſt ewig, das Vergängliche hervor, das man ſo hoch ſchätzt. So nenne denn meinethalben deine Poeſie, wenn ſie nicht für ein Wirken gelten ſoll, — ein *Schaffen*, ein *Hervorbringen*. Hat die Gottheit, oder haben die von ihr beauftragten Weltgeiſter, nicht gewirkt, weil ſie die Welt nicht mit der Schaufel zuſammengebracht, mit dem Schwerte geordnet haben? Wirken ſie weniger unaufhörlich, weil ſie den erhaltenden, erneuernden Kräften nicht Brief und Siegel ausfertigten, den Naturgeſetzen keine Monopole ausſtellen, über welchen ein Staatsſecretair geſchwitzt hat und ein Sherif wacht? Nach dem Evangelium des Johannes war im Anfange das *Wort*. Sieh, von *daher* ſtammt die Poeſie, die mit dem ſchaffenden Worte belehnt iſt, in unmittelbarer Geſchlechtsfolge, und dein ſo gerühmtes Wirken leitet ſich erſt von dem ab, was das Wort gewirkt hat, iſt, ſo zu ſagen, ein Afterlehn. Wer wirkt eigentlich im höhern Sinne, als nur der Dichter, der, wie geſagt, mit einem Lehn des urſprünglich-ſchaffenden Wortes begnadigt, die erſtgebornen Gedanken und Gefühle immer wieder hervorruft, und ſo die alternde, verderbende Gemüthswelt zur rechten Zeit verjüngt und erfriſcht? Die Andern *wirken* nicht ſowol, ſondern *wälzen* nur die Maſſen des Lebens, *wickeln* nur die Fäden des Lebens auf und ab. Die Menge freilich ſchätzt die Dinge nach ihrem gemeinen Nutzen, weil eben die

Menge der Maſſe verwandt iſt. Willſt du darum etwa beklagen, daß deine Phantaſie kein Backofen iſt, vor welchem das hungrige Volk Befriedigung hoffe, daß deine Gedichte keine Kalbfelle ſind, aus denen man Schuhe und Riemen ſchneide? Staatsſecretair- und Feldhauptleute kann man aus dem gewöhnlichen Menſchenleder nach Auswahl biegſamer oder derber Felle nehmen, oder man kann ſie in der Schule kneten und backen: den Dichter aber muß man vom Himmel erwarten. Und wenn wir wieder auf die nothwendigen und gewiß ſehr achtbaren Gewerbe der Menſchen und Dienſte des Staates ſehen: ſo ſind vom niederſten Handwerke an bis zur Verwaltung eines großen Reiches gerade Diejenigen die ausgezeichnetſten — Meiſter und Miniſter, die eben etwas vom wahren Dichter haben, jene ſchöpferiſche Kraft nämlich, die in niederem oder höherem Wirkungskreiſe etwas Urſprüngliches und Neues, etwas dem Einzelfall Angemeſſenes und für hundert Fälle Grundgeſetzliches hervorbringen können. Suche mithin, ich bitte dich, Freund William, der du ein Licht in Händen haſt, keinen Ehrenweg nach einem Schimmer.

William war von der Wärme des Freundes ergriffen. Er hätte gern noch Manches eingewendet; allein er fühlte zu lebhaft, daß er die Anſichten eines Mannes nicht beſtreiten dürfe, deſſen hohe, geſchätzte Freundſchaft er eben dieſen Begriffen von der Poeſie und dem Werthe des Dichters verdankte. Was ſollte ihn noch in den Augen des edeln Grafen halten, wenn er ſelber das hochflatternde Gewand, in das ihn die Muſe gekleidet hatte, ſchmähend ablegen würde?

Ich will dir nur offen geſtehen, erwiderte er dem Grafen, was mich eigentlich treibt, nach einem Amte, nach einer äußern, weltgültigen Würde zu trachten. Ich liebe, und werde geliebt. Noch darf ich ſie dir nicht nennen, — dich, wie gern ich es möchte, nicht zu ihr bringen, die ein Inbegriff alles Deſſen iſt, was ich erſehnt, erträumt habe. Was ſage ich! Ich hatte noch gar keinen Begriff, kein Bild von ſo viel Anmuth, Reiz, Seele, Phantaſie eines Weibes. In ihr, die mich — ja ich muß ſo ſagen — mit ihrer Liebe begnadigt, ſoll ich meine zerpflückte Vergangenheit wieder ſammeln, meinen Lebensſommer mit neuen Frühlingsſproſſen bereichert ſehen. Sie vereint, was ein heißes Verlangen ſtillen kann, mit Dem, was eine ſehnſuchtvolle Seele befriedigt. Ihr Herz veredelt meine Triebe, ihr Gefühl erweckt meine Gedanken, und meine Seele, wenn in überſinnlichen Regionen ihre Flügel ermüden, findet an der ſüßeſten Bruſt, in der Fülle jugendlicher Schönheit einen neuen, erquickenden Erdenrauſch. Du freueſt dich über ,,Romeo und Julie,,: biſt du nicht auf den Gedanken gekommen, daß bei dieſem Gedicht der Liebe auch Dichterliebe im Spiel ſei? Ja, mein edler Freund, von der Geliebten habe ich den Stoff und die Stimmung zu jenem Gedichte, das ich mein glücklichſtes Werk nennen kann, mit welchem ich ein neues Indien der Poeſie entdeckt habe. Wenn ich dir nun noch ſage, daß meine Freundin von adeliger Abkunft, hoch über meinem Stande geboren iſt: ſo wirſt du meine Unruhe um eine würdige Stellung im Leben begreifen und gelten laſſen. Ich war die ganze Zeit her troſtlos, wie ich dabei zu Werke gehen, wie ich es angreifen ſollte; ich dachte im Stillen ſchon an Eſſex und an ſeine Gunſt, und ſieh', da kommt mir und meinen blöden Wünſchen ſeine ausgelaſſene Laune entgegen! Siehſt du, ſo häkeln ſich die Ereigniſſe und die Gedanken der Menſchen aneinander: der ſtolze Graf muß von ſeiner Königin eine Ohrfeige bekommen, um nun in unaufhörlichem Ohrenzwange auch mich ſcherzend beim Ohre zu faſſen, und dadurch vielleicht meinem niedern Geſchick eine Wendung zu geben.

Southampton lächelte gedankenvoll. — Alſo auf Vermählung iſt es abgeſehen? ſagte er endlich.

Ja, mein theurer Freund! rief William. Ich könnte kein Glück mehr in meinem Leben finden, würde ich eines ſolchen Weſens nicht ganz theilhaftig, nicht auf ewig verſichert. Denn, — verſtehe mich recht! Was ich dir ſagte, daß mir meine Geliebte ſei, mußt du in dem Sinne nehmen, daß ſie mir es noch werden ſoll. Nur die Ehe kann mich in die trunkenen Geheimniſſe einweihen, die hier noch hinter dem Schleier der Zucht und Sitte ruhen.

Southampton war ganz der Freund, um mit dem Freunde zu ſchwärmen. Dazu freute er ſich über das Vertrauen, welches ihm William heut zum erſten Mal zeigte. Denn in deſſen Erziehung und Erfahrungen lag es, daß er in herzlichen Mittheilungen ſich nicht leicht übereilte. Oder, um es richtiger zu ſagen, wenn William auch in ſeinen laufenden Stimmungen und Geſinnungen gemüthlich und ohne Rückhalt war und ſich in anmuthigem Humor gab und gehen ließ: ſo lag doch in ſeiner Vergangenheit Manches, wie zum Beiſpiel ſein eheliches

Verhältniß, worüber er nicht ohne Verlegenheit wegeilte, und einer Zutraulichkeit von Weitem aus dem Wege ging.

Sie hatten eben Finsbury betreten, und ſchlugen einen einſamern Gang des weiten Gartens ein. Southampton umarmte den Freund und ſagte: Wie freue ich mich über dein Glück, über deine Zukunft! Es gilt jetzt nicht darum, daß ich dies ausgezeichnete Weſen kenne, das dir einen Himmel ſchafft und verſpricht; auch die Liebe hat ihre Wiegenzeit, und Schweigen iſt die Wiege. Ich begreife und achte, was du einer ſo hochgeſtellten Geliebten ſchuldig biſt. Die zarte Blüte hüllt ſich ſo lange in das Geheimniß der Knospe, als keine günſtige Sonne ſcheint. Euer bürgerlicher Abſtand wird ſich ausgleichen laſſen, und deine Liebe dann auch mündig werden, und gewiß zuerſt für den Freund. Das ſei mithin abgethan! Ueber Eins nur wünſchte ich klarer zu werden, worüber du freilich gern zu ſchweigen ſcheinſt: du biſt noch verheirathet?

Ja, verſetzte William zögernd und befangen. Wir ſind allerdings noch nicht förmlich geſchieden, ich und Frau Anna; wiewol wir ſeit Jahren in tiefſter Seele getrennt leben, und von jeher blos äußerlich, nicht aber auch durch Liebe verbunden waren. Ich werde dir dies Unglück, dieſe Schmach meiner Jugend ein andermal vertrauen, — dir, Freund, oder Niemanden.

Er ſchwieg; der Graf drückte ihm die Hand. — Nach einer Weile, während ſie den Umherwandelnden ausgewichen waren, fuhr William fort: Eine förmliche Scheidung von der beklagenswerthen Frau wird unter den vorliegenden Verhältniſſen wenig Anſtand und Schwierigkeit finden. Unſere Heirath, auf einem erſt ſpäter enthüllten Betruge beruhend, war an ſich null und nichtig. Außerdem hat ſich Frau Anna in dieſen Jahren, und ſeit ſie ihres Vaters nicht unanſehnliches Vermögen geerbt, an eine einſame und eigenſinnige Wirthſchaft gewöhnt, und würde ſich ſchwerlich entſchließen, ihre rohe Lebenseinrichtung zu verlaſſen und ihr Vermögen mit dem heimkehrenden Gatten zu theilen. Wende ich ihr aber im Gegentheil ein hübſches Abfindungsgeſchenk zu, ſo gibt ſie gern förmlich auf, was ſie eigentlich ohnehin nicht mehr hat, und zu verlangen ſich ſcheuen muß. Allein durch eine ſolche Scheidung, die mir keine große Sorge macht, wird nur ein Hinderniß meiner Wiedervermählung beſeitigt, keineswegs aber eine angemeſſene Stellung für mich gewonnen. Bis ich dieſe erreiche, mag auch jene häusliche Auseinanderſetzung beruhen. Ja ich darf gar nicht daran denken, meiner Thekla irgend einen Vorſchlag —.

Er erſchrak über den ausgeſprochenen Namen, und ſetzte hinzu: Nun ja, den Vornamen meiner Geliebten weißt du nun!

Southampton verſetzte:

Wie ſehr verdienſt du, mein vielerfahrner Freund, nach ſo bittern Täuſchungen und Entbehrungen ein Glück, das du mir bis jetzt nur mit einem ſo ſeltenen Namen, mit dem Namen Thekla, bezeichnen darfſt. Mich, Freund, wird es recht froh machen, wenn ich etwas zu deiner Zufriedenheit beitragen kann. Ein Amt, ein Beſitzthum, irgend ein Fußgeſtell deines Glückes wird ſich ja wol ſchaffen laſſen. Eſſex, ich, — wir haben Freunde —.

Der Graf ſchwieg, und lenkte raſch in einen Seitenweg. Sie waren nämlich tiefer unter die Umherwandelnden gekommen, die ſich hier aus dem Buſchwerk, von den Hügeln und den drei Windmühlen herab um die Wirthſchaftsgebäude verſammelten. — Warum wendeſt du ſo raſch um? fragte William.

Es kam uns ein junges Frauenzimmer entgegen, das ich kenne, antwortete der Graf, und dem ich nicht begegnen möchte. Eine gewiſſe Roſalie, von großer Schönheit und wunderſamen Talenten. Sie hat ſich einige Wochen in unſerm Hauſe aufgehalten, und ich geſtehe dir, Freund, daß ich mit ihr in einer Verbindung geſtanden, die mich ſchmerzt. Sie ging eben am Arme eines Mannes. Wie lieb wäre es mir, wenn ſie mich vergeſſen hätte!

Weiß ſie deine Verlobung mit Eliſabeth Vernon? fragte William.

O ja wohl! verſetzte der Graf. Sie hat mir an unſerm Verlobungstage keinen geringen Schreck gemacht, die Tollkühne. Es iſt ein wunderbarer Zauber um das Geſchöpf, und — wirſt du es glauben? — es war ein Augenblick, da ich nahe daran war, ſie meiner Eliſabeth vorzuziehen, gegen die ich mich damals noch nicht erklärt hatte. Aber ich nahm noch zur rechten Zeit wahr, daß ihre ganze Exiſtenz eine lügenhafte iſt, — ihre Abkunft, ihre Schickſale, ihr Unglück, Alles erdichtet. Von dieſem Augenblicke an fühlte ich mich bei ihren Reizen und Talenten, wie in einem Zaubergebiet, ſeltſam beängſtigt. Ich glaubte neben ihr auf purpurnen Wolken zu ruhen, aber nicht leicht, wie ein Gott, ſondern ſterblich ſchwer. Und wenn plötzlich die Wolke zerrann, wer konnte mir ſagen, in welchen Abgrund ich ſtürzte? Ich liebe gewiß Poeſie; aber leben mag ich keine. Ich halte es mit Dichtung und Wahrheit, — jede an ihrem Platze, und keine für die andere genommen! Ja, wer Roſaliens Täuſchungen mit Täuſchung hätte begegnen mögen —! Aber meine Neigung war urſprünglich zu ernſt, um es darauf ankommen zu laſſen, wieviel die verheimlichte Wahrheit ihres Lebens werth ſei. — Bei meiner Eliſabeth finde ich Roſaliens Talente freilich nicht; allein welch ein Glück liegt in der Treue, in der Durchſichtigkeit eines liebenden Herzens!

Alſo eine Courtiſane, eine noble Nelke jene Roſalie? fragte William.

Ob jetzt, weiß ich nicht, erwiderte Southampton; aber ſie war es nicht, als wir uns fanden. Unſer innigſtes Verhältniß dauerte nur wenige Tage. Ich glaube, damals war ſie eben nicht verächtlich; doch trieb mich ein innerer Vorwurf zu Eliſabeth zurück. Laß uns gehen! Ich mag ihr nicht begegnen.

Sie gingen zurück. Nach einer Pauſe ſagte der Graf: Du haſt tief in mein Herz geblickt, Freund. Ich habe mich an meiner Braut verſündigt und mich auf ewig bei Roſalien verſchuldet —.

Southampton brach ſchmerzlich bewegt ab, und ging eine Strecke ſtumm am Arme des Freundes. Endlich ſagte er: Ich muß ſchlechterdings dieſe mir peinigende Angelegenheit ins Reine bringen. Ich bin nämlich ohne alle Erklärung von Roſalien weggeblieben; Stillſchweigen ſchließt aber ein ſolches Verhältniß nicht ab; es muß zu einer Erklärung, zu einer Abfindung kommen. Ich wenigſtens habe bei einer ſolchen nicht rein verſöhnten Angelegenheit keine Ruhe. Ich hatte mich Bacon anvertraut, den ich für weltklug halte; allein ich glaube, er hat fehlgegriffen. Er mag Roſalien für ein Mädchen angeſehen haben, das man ſo kurz weg für ſich ſelbſt in Beſitz nehmen und durch ein neues Spiel über alte Liebe beruhigen könne. Er ſcheint aber abgefahren zu ſein. Du, lieber William, haſt kein freies Herz mehr, mithin auch kein ſo leicht freiendes; ich ſetze dich keiner Verſuchung aus, und du greifſt es gewiß am beſten an. Du haſt tiefe Menſchenkenntniß und wirſt der Zauberin leicht ihre Kreiſe verwirren; dich täuſchen ihre Finten nicht. Sie aber kennen zu lernen, iſt für einen Dichter ſchon der Mühe werth. Willſt du meine ſtumme Angelegenheit mit Roſalien abmachen? Aber du mußt es gern thun!

Herzlich gern! Alles, was ich vermag! rief William. Und dieſer Auftrag iſt ja ſogar lockend.

Southampton war erfreut. — Es bedarf keiner weitern Erklärungen, ſagte er. Du weißt nun, wie ich in der Sache fühle, wie ich davon denke, worauf es mir ankommt. Sag' ihr darüber, was du für gut hältſt. Frage nach ihrer Lage, nach ihren Wünſchen, nach ihren Bedürfniſſen. Kein Opfer ſoll mir zu groß ſein, das außer meiner Perſon liegt. Vieles in der Welt läßt ſich nicht wiederherſtellen, und doch muß man den Bruch ſtreicheln, um zu ſcheinen, daß man ihn heile. Du beſchwerſt dich, Freund, über dein Theaterſpiel: ach, wenn man im Leben ſpielen muß, das iſt doch die bitterſte Komödie!

Sie ſtanden jetzt an der Foſtergaſſe, und der Graf lenkte nach Paternoſterrow hinab, um dem Freunde Roſaliens Wohnung zu zeigen. Er brachte ihn unter die

Halle, an die Wendeltreppe, die auf den obern Gang führte, und deutete ihm die zweite Thüre links als Roſaliens Wohnzimmer an. — Verzeih', daß ich dich ſo dränge, ſagte er; allein bei Roſaliens Anblick iſt die Angelegenheit mit aller Ungeduld in mir erwacht; ich brenne, ſie abgethan zu wiſſen. Geh denn hin, heut Abend, morgen früh, ſobald du kannſt, und bringe mir bald beruhigende Nachricht.

Dreizehntes Kapitel.

William beſchäftigte ſich über Tiſche mit dem Gedanken an die unglückliche Roſalie, und wie er des Grafen zartes Anliegen auf das Geſchickteſte anfaſſen und ausführen möchte. Er ſah dabei ſo in ſich gekehrt und geſpannt aus, daß Nelly ihren kleinen Hamneth, der um dieſe Zeit kommen und ſeine Kindereien vorbringen durfte, hinauswinkte. Sie zweifelte nicht, der Freund ſei eben von Entwürfen zu einem neuen Trauerſpiel eingenommen, oder mit der Verwicklung eines Luſtſpiels beſchäftigt. Allein William's Gedanken ſprangen immer von Roſalien ab, und kamen — auf Thekla, die ihn gegen Abend erwartete. Er wollte ihr von ſeinen Ausſichten auf eine ehrenvolle Stelle erzählen, und dabei ein Wörtchen von der ſüßen Hoffnung fallen laſſen, die er auf des ehrenhaften Eſſex Zuſage bauen dürfe. Er dachte bei dieſer Gelegenheit ihre Geſinnungen wegen einer künftigen Verbindung zu erforſchen. Dieſe Erwartung war ihm nicht theurer, als des Freundes Anliegen; aber ſie war viel ungeduldiger, ſie war von Empfindungen bedient, die dem überlegenden Verſtande immer vorſprangen. William überredete ſich endlich, es ſei beſſer, den Beſuch Roſaliens, den er nach Tiſche hatte machen wollen, auf morgen früh zu verſchieben, wo er ſie auch ſicherer treffen würde; denn vielleicht wäre ſie aus Finsbury gar nicht nach Hauſe gekehrt. — So ging er gegen Abend nach Southwark hinüber.

Mit einem Lächeln, das eine koſtbare Mittheilung vorausverräth, trat er bei Thekla ein, die ihn mit einiger Unruhe erwartete. Sie hatte nämlich William mit dem Grafen Arm in Arm in Finsbury geſehen, und war ungewiß, ob auch William ſie bemerkt, oder ob ihn Southampton aufmerkſam auf ſie gemacht habe. — Was lächelſt du? fragte ſie verlegen, als der Freund ihre beiden Hände faßte und ſie mit ſeinen ſchwärmeriſchen Augen feſt anſah.

Sagt dir dein Herz nichts? fragte er dagegen.

Sie zweifelte nun nicht, er wiſſe etwas, oder ſei über Lasko beunruhigt, an deſſen Arme ſie in Finsbury gewandelt war. Sie hielt es für das Beſte, ihm zuvorzukommen; was ſie ihm darüber erzählen wollte, fand dann auch mehr Glauben.

Was mir mein Herz ſagt? erwiderte ſie lächelnd. Was verlangſt du? Soll mein einfältig Mädchenherz ahnungsvoller ſein, als dein dichteriſches? Ich habe dich heut ſchon geſehen, war dir ganz nah, und du haſt nichts dabei empfunden, nichts davon wahrgenommen? Der

Rhabdomant fühlt aus dem Schooſe der Erde das edle Metall heraus; — ſein Puls verändert ſich, Röthe glüht an Ohr und Wange; Unruhe befällt ihn, wenn ſein Fuß in die Nähe einer Erzader tritt. Ein Schatz von Liebe in einem ſchlagenden Herzen thut keine ſolche Wirkung, ſcheint's, — nicht einmal auf einen Dichter. Gleich beſinne dich, ob heut gegen Mittag dein Herz einmal heftiger gepocht hat, und ich will mich überreden, es ſei gerade in meiner Nähe geweſen.

Was? Auch du warſt in Finsbury? rief William ſo aufrichtig verwundert, daß Thekla nun überzeugt war, er wiſſe nichts. Denn ſoweit kannte ſie ſchon den Freund, daß er, voll Schalkhaftigkeit im Leben, doch in der Liebe der ehrlichſte Kerl war.

Ja, weiche du nur aus! fuhr ſie lächelnd fort. Laß lieber mich fragen: Ahnet dein Herz wirklich gar nichts?

Wo hätte ich Platz für Ahnungen! verſetzte ſtolz der Freund. Die Königin „Hoffnung“ mit ihrem Säckelmeiſter „Glück“ iſt in dieſem Herzen eingekehrt, und nimmt alle Kammern und Gemächer ein; wo hätte ich noch ein Nachtquartier für eine ärmliche Wahrſagerin, für eine ſchelmiſche Speculatrix, wie deine „Ahnung“ iſt.

Bei dieſen letzten Worten ſah Thekla den Freund betroffen und mistrauiſch an, und entwand ſich ſeinen Armen.

Nun? Befremdet dich das Wort Speculatrix? fragte William. Haſt du nie von dem Beſchwörer Gladwell gehört, der hier in London durch eine Seherin, oder Speculatrix, gläubige Fragen aus einem Kryſtall weiſſagend beantworten ließ? Doch nein! das war vor deiner

Ankunſt in London. Aber ich höre, es iſt jetzt wieder eine neue Seherin in London, der die Narren zulaufen.

Ach was —! verſetzte Thekla verlegen und wegwerfend. Von welchen Hoffnungen redeſt du?

Von meiner Zukunft, von unſerer! ſagte der Freund. Setze dich hier dicht an mich und höre!

William erzählte mit ausmalendem Behagen ſeinen Beſuch beim Grafen Eſſex, die Zuſage dieſes mächtigen Gönners und die Anſichten ſeines Freundes Southampton über ſeine Zukunft. Er verſchwieg nicht, daß er dem Freunde ſeine geheimnißvolle Liebe angedeutet habe, und daß Southampton hingeriſſen ſei, ihn glücklich zu wiſſen. Ja rief er endlich aus, ich werde bald ein ehrenvolles Amt haben, daß ein würdiger Rahmen für unſere Liebe, ein glänzender Schrein für unſer verbundenes Lebensglück ſei!

Thekla neigte ſich unentſchieden lächelnd zu dem anmuthigen und begeiſterten Sprecher, legte ihre ſchönen weißen Händchen an ſeine Schläfe und küßte ihn auf die hohe, heitere Stirne.

Iſt das dein Jawort, Thekla? rief der Freund. Verſtanden haſt du mich, haſt du mit dieſem Kuſſe geantwortet?

Du meinſt, ob ich dir angehören, mit dir vereint leben möchte? O mein ſüßer William!

O du Herrlichkeit der Welt! Wol meine ich das! rief er aus und umarmte ſie mit einer ſchönen Rührung in den ſonſt luſtigen Augen. Und du —? Du weicheſt meiner Frage aus. Willſt kein Ja, kein Verſprechen geben? Doch nein! Du haſt Recht: wozu meine Frage?

Wo gäb' es denn echte Liebe, die nicht den innigſten Verein und einen ewigen Bund wünſchte? Nur außerhalb der Liebe liegen die Hinderniſſe, die Kränkungen, die Misgunſt des Lebens. Dieſe Furcht, kein Zweifel an deiner Liebe hat mich bisher abgehalten, von unſerer Verbindung zu ſprechen.

Glaube nicht, mein Freund, daß mein Herz eines hohen, glanzvollen Platzes bedarf, um mit dir glücklich zu ſein, ſagte Thekla. Allein du bedarfſt der Ehre, des Ruhms und der ſtolzen Anerkennung. Darum ſtrebe immer darnach, erobere ſie dir, — nicht, weil ich ſie brauche und wünſche, ſondern weil ich dich dann befriedigt weiß, und unſere gemeinſame Zufriedenheit nicht mehr an deinem Kummer erkranken kann.

O Liebling du, mein Abgott Thekla! rief hingeriſſen der Freund. Ja, laß mich ſo dich nennen, du mein Eins und Alles, du gütig heut und morgen gütig, unwandelbar in deiner Wunderherrlichkeit! Du ſchön, gut und treu! Was könnte ich in allen Sprachen und Wendungen ausdrücken, als das Eine: Schön, gut und treu? Ja Eins ſind dieſe ſonſt getrennten Drei in dir. Und du und ich — Eins! Und nichts mehr will ich wiſſen, als der Liebe ſüß Gebet zu allen Stunden: Du mein, ich dein! Erquickt vom Balſam dieſer Segensſtunde ſchaut meine Liebe der Zukunft, ja dem Tode entgegen. Was könnte mich erſchüttern und beſiegen, ſo lange ich bete: Du mein, ich dein! Du ſchön, gut und treu!

Wer könnte beſtimmen, wie viel von des Freundes leidenſchaftlichem Ungeſtüm im Herzen Thekla's eine wahrhaftige Erwiderung fand? Sie war mit aller Lebhaftigkeit dem Freunde zugethan, ohne ſich zu fragen, was und wie tief ſie für ihn empfände. Jetzt aber, von William's Gefühlen hingeriſſen, hing ſie mit allem Ausdrucke der Rührung und Hingebung an ſeiner Bruſt. Einer ſo empfindſamen, leicht beweglichen Seele, wie Thekla's, würde man aber Unrecht thun, wollte man irgend eine ihrer ſchnell vorübergehenden Empfindungen Heuchelei nennen. Solche Herzen ſind ebenſo zart beſaitet, daß auch ohne eigene Bewegung Töne von außen darin anklingen. Das iſt gerade das unglückliche Loos eigentlich liebenswürdiger Menſchen, daß ſie von Vielen ſo Vieles hinnehmen müſſen, ohne daß ſie etwas davon oder Alles für ſich behalten könnten. Willſt du das Echo der Felſengrotte darauf verklagen, daß es deinen zärtlichen Liebesruf mit deinen Worten, ja mit deinem Ausdruck zurückgerufen hat, weil es mußte?

So viel hatte der Freund wenigſtens gewonnen, daß die Unterhaltung, die nach und nach wieder ruhiger floß, fortan einen innigern und traulichern Ton annahm, wie zwiſchen einem Paare das über die zarteſte Angelegenheit mit ſich einig iſt. Das vergeſſene Finsbury fiel unſerm William auch wieder ein; er fragte, mit wem Thekla dort geweſen.

Ja, Willy! ſagte ſie, denk' einmal, wem ich geſtern auf der Londonbrücke begegnet bin! — Meinem Oheim, meiner Mutter Bruder. Denke dir unſere beiderſeitige Ueberraſchung! Er iſt in geheimen Aufträgen eines Hofes hier, und hat daher ſeinen Namen Lasko adeln laſſen. Vergiß das nicht, wenn wir zu ihm kommen; denn er iſt eitel. Ich habe ihm von dir geſprochen; allein ehe er dich kennen und ſchätzen gelernt, wollen wir ihm unſer Einverſtändniß verſchweigen. Er hat ſeine Wunderlichkeiten, und ich möchte mir ſeinen guten Willen nicht verſchlagen. Denn gerade er könnte am beſten die Sache mit meinem falſchen Gemahl abmachen, was doch auch zu meiner Wiederverheirathung nöthig wäre. Wie froh will ich ſein, mich aus der Verwirrung eines ſo unglücklichen Verhältniſſes geborgen, eine ſo widerwärtige Angelegenheit abgethan zu wiſſen! Nichts iſt quälender, als eine Sache, die nicht ganz abgebrochen iſt, und die man doch nicht feſthalten will.

Wie wunderbar! rief William aus, daß ich dieſen Gedanken heut zum zweiten Mal aus ſo verſchiedenem Munde höre. Southampton hat mir dieſen Morgen dieſelbe Klage mit demſelben Schmerz ausgeſprochen. Du hatteſt damals doch Recht, mein Herz, als du mir von einem Liebesverhältniß erzählteſt, das mein Freund gehabt haben ſoll. Es war eine gewiſſe Roſalie. Auch er findet ſich, wie du in deiner Lage, darin unbehaglich, daß die Verbindung zwar abgebrochen, aber nicht ausdrücklich beigelegt iſt. Er fürchtet, die tollkühne Roſalie möchte ihm noch Verdruß mit ſeiner Braut machen. Wie gerührt, wie edelgeſinnt hat er ſich gegen mich ausgeſprochen! Er hat mich gebeten, und ich werde zu Roſalien gehen, mit ihr reden, die Sache für ihn abmachen. Ich konnte es nicht ablehnen, und ich thue es gern. Welch' ein wunderliches Mädchen werde ich treffen! Er hat mir ihre Wohnung gezeigt. Sie wohnt juſt über der Halle hinter Paternoſterrow, wo ich dich, liebſte Thekla, früher einmal aus dem Auge verloren habe. Wunderbar, daß Freund und

Geliebte ganz verwandten Kummer haben! Könnte ich nur auch dir, wie ihm, ein Vermittler ſein!

Mit Herzklopfen war Thekla aufgeſtanden und hatte ſich, um ihre Unruhe und Verlegenheit zu verbergen, damit zu thun gemacht, daß ſie ein Tiſchchen deckte. Sie erwiderte nur wenige Worte der Theilnahme an dem Erzählten, und verließ das Gemach, um das gewöhnliche Abendbrot zu bereiten.

Der Freund, in ſüße Träumereien verſunken, nahm nicht wahr, daß Thekla länger, als gewöhnlich ausblieb. Wie ſie zurück kam, war ſie heiter und aufgeräumt. Sie hatte Blumen aus dem Garten geholt, und ſtellte ſie auf den Tiſch. Sie naſchte nur wenig vom Teller des Freundes, ſpielte dann und ſang. Erſt ſpäter fragte ſie leichthin, wann er denn zu Roſalien gehen wolle.

Morgen früh, ſagte er; ich denke ein Stündchen vor Tiſche.

Der Graf hat dir wol die Geliebte beſchrieben, Roſalien? fragte ſie.

In wenigen Worten, ganz allgemein, zu ihren Gunſten, ſagte William. Ich werde ſie ja ſehen.

Du wirſt nicht vergeſſen, William, ſagte ſie, was du mir gelobt haſt. Ich will nicht, daß du Beſchreibung mit Beſchreibung erwiderſt. Ich will keinem Freunde, beſonders keinem gräflichen Freunde beſchrieben ſein, ſo lang ich für die Welt ein Geheimniß bin. Meine Geſtalt, meinen Gang, und mein Ausſehen, mein Spiel und meinen Geſang, — nichts, nichts von allem Dem, und überhaupt gar nichts von mir ſollſt du beſchreiben!

Süßes, wunderſames Weſen! lachte William. Daß ich dich nicht nenne, nicht zeige, nicht verrathe, verſteht ſich; daß ich aber auch deine Gaben und Tugenden nicht rühmen, von deiner Herrlichkeit ſchweigen ſoll, — was für Gründe kannſt du nur haben, theuerſte Thekla?

Gründe? du fragſt nach Gründen? rief ſie. Biſt du ein Philoſoph? Dichter müſſen ſich an Launen gewöhnen. Und hätte ich hundert Gründe, ich würde dir nicht einen einzigen ſagen, wenn du es nicht erkennſt, daß ich nur mit dem ſtrengſten Geheimniſſe mich für dich erhalten und retten kann. Ja nur ſo kann ich einſt dir gehören. Still davon! Geh' du nur zu Roſalien! O du wirſt ſie ergründen! Du wirſt das abmachen, ihr werdet das abmachen! „Abmachen"! Sie hat ſich dem Grafen hingegeben, ſie liebte ihn; er verließ ſie ſtumm, und nun will er es abmachen. O du arme Roſalie! Du haſt ihn belogen, nicht wahr? Ei, du gottloſe Dirne, warum lügſt du auch! Ja, ſie nennen es Lügen; ſie beſchuldigen dich, du habeſt den Geliebten getäuſcht. Armes Ding! Du hältſt dich in fremder feindſeliger Welt an einem ſelbſtgeſponnenen Faden ſchwebend; du darfſt ihn nicht abbrechen, und verwickelſt dich enger und enger in dein eigenes Geſpinnſt. Ach, ſie werden dich zertreten, wie eine Spinne, — die ſtolzen Männer! Dann iſt es abgemacht!

Um des Himmels willen, was haſt du, was bewegt dich, ſüßes, theures Herz? fragte der Freund, aufs Höchſte betroffen. Was geht dich denn Roſalie an?

Sie ſah ihm eine Weile mit zerſtreutem Blick ins Auge. — Glaubſt du nicht, daß es ſo iſt? fragte ſie dann. So, wie ich es mir eben lebhaft vorgeſtellt habe? Ei nun, mein Freund, — du beſorgſt und verfichſt des Grafen Sache; habe ich weniger Herz? Darf ich mich nicht der armen Roſalie annehmen? — Ich bin begierig, wie du Roſalien finden wirſt, William! fuhr ſie nach einer kurzen

Pauſe ſehr aufgeräumt fort. Du mußt dich recht liebenswürdig machen. Und komme mir ja recht bald, und erzähle mir von der liebenswürdigen Roſalie recht umſtändlich.

Sie lachte aus vollem Herzen.

Liebes, ſeltſames Geſchöpf, ich begreife dich nicht! rief der Freund. Aber dies bunte, wunderſam-ſchillernde Band deiner Empfindungen umſtrickt mich nur deſto feſter. Was regt dieſe Stürme in dir auf? Was ſpielt dieſe Wechſelflammen aus deinem Herzen, die kein Widerſchein deiner Umgebung, die ein eigenthümliches Licht deiner tiefen Seele ſcheinen? Manchmal — bei all' deiner lebendigen, anmuthigen Schönheit — erſchrecke ich vor dir. Du kommſt mir wie ein Traumbild des in mir ſchlummernden Poeten vor. Oder biſt du mir als Muſe geſandt, die mir reiche Stoffe bringe, und wunderbare Seelenſtimmungen vorſpiele? Stoffe, wie Romeo und Julie, — Stimmungen, wie die Seligkeit, in der ich jenes Gedicht niedergeſchrieben? Wie viel Fabeln kommen mir aus deinem Mund entgegen, wieviel Seelen fliegen mir aus deinem Herzen zu! Ja, göttliches Mädchen, was brauche ich um Erfindung bekümmert zu ſein, ſo lang du deinen Mund öffneſt, und meine Verſe durchathmeſt, ſo lang du meiner Gedichte ſüßeſter Inhalt ſelber biſt, und mein kahles Papier mit herrlichen Schöpfungen überglänzeſt? Dir verdanke ich es, wenn etwas an meinen keimenden Gedichten entzücken wird. Wie ſtumpf müßte die Feder ſein, die dich ſelbſt, die dein Selbſt nicht faſſen könnte, wenn du dich als die ſchönſte Erfindung gibſt? O ſei denn meine zehnte Muſe, — mächtiger, als die neun, zu denen die Reimer flehen und betteln. Hilf dem Dichter, der dich anruft und anbetet, hilf ihm unvergängliche Werke ſchaffen!

O könnte ich, wie meine Spiele das begierige Volk hinreißen, ſo auch deinen Namen mit dauerndem Ruhme ſchmücken!

William, William, herrlicher, göttlicher Mann! rief Thekla, von einem ſeltſamen Gefühl ergriffen, und warf ſich an die Bruſt des Freundes. O ſchreibe mir dieſe Worte nieder, bringe ſie mir in Vers und Reim! Ich will ſie als Amulet in meinem Buſen, auf dieſem unſeligen Herzen tragen. O könnte ich dir ausſprechen, welche Beruhigung du mir mit dieſem Gedanken gibſt, — ich ſei deine Muſe! Ja, ich bin deine Muſe, ich lebe Gedichte für dich! Meine Schmerzen, meine Geheimniſſe verklären ſich durch dich zu rührenden und heitern Lebensſpielen. Meine Verzweiflung wird deine Begeiſterung. Gib mir deine himmliſchen Worte auf Pergament! Ich bin dein! Dem Dichter gehöre ich an, dem Dichter thue ich kein Unrecht!

Sie ſank erſchöpft auf den Polſterſitz. Der Freund hielt ſie feſt in ſeinen Armen. Sie athmete kurz; ihr Herz ſchlug hörbar. William begriff dieſe Regungen nicht; er verſtand die Worte, nicht den leidenſchaftlichen Sinn.

Wie ſie ſich langſam erholte, lächelte ſie ihn mit der ſüßeſten Schwermuth an. Dann ergriff ſie ihre Laute, und ſang, wie er ſie noch nicht ſingen gehört. Sein Herz ſchmolz, — in trübe Empfindungen aufgelöſt.

So ſchied der Freund, als es ſchon tief in der Nacht war. — Vom Fenſter herab in den Garten rief ihm Thekla lachend nach: Alſo morgen zu Roſalien!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

William Shakſpeare.

Ein Roman

von

Heinrich Koenig.

Vierte Auflage.

Feſtausgabe.

Zweiter Theil.

/3.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1864.

William Shakſpeare.

Zweiter Theil.

William Shakſpeare.

Ein Roman

von

Heinrich Koenig.

Vierte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1864.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Ueber Nacht war Southampton's Auftrag für ſeinen poetiſchen Freund, wenn auch nicht wichtiger, doch ſpannender geworden. William war früh munter, und ſah der Stunde entgegen, in welcher er Roſalien beſuchen wollte. In Gedanken hatte er ein leidenſchaftliches Mädchen vor ſich, und überlegte die gewinnendſte Anrede. Leicht würde ſie es ihm nicht machen, fürchtete er, und ſie ſollte es ihm auch nicht leicht machen: er wollte dem Grafen gern einen rechten Dienſt geleiſtet haben. Er geſtand ſich nicht ein, wie erwartungsvoll er eigentlich ſelbſt auf das intereſſante Mädchen war, das einen ſo kühlen Freund, wie den Grafen, ſogar in der Zeit ſeiner Bewerbung um die liebenswürdige Eliſabeth Vernon, zu einer Liebesthorheit hatte hinreißen können. Wer hätte alſo dem dichteriſchen Freunde William übel nehmen mögen, wenn er ſelber in Roſaliens Augen ein wenig intereſſant zu erſcheinen bedacht geweſen wäre? Wenigſtens kleidete er ſich mit vieler Sorgfalt an.

Ein Frühbeſuch kam ihm unangenehm. Meiſter Henslow, ein Mann faſt ebenſo breit, als lang, humpelte ins Zimmer. Er hatte das Anſehen eines rohhochmüthigen Menſchen, der ſeine Bücklinge und Scharrfüße nach einiger Berechnung anbringt. Früher hatte er blos auf Pfänder geliehen, ſeit einiger Zeit aber einen Theil ſeiner Capitalien auf Theaterunternehmungen angelegt. Ja zuweilen verband er noch beide Gewerbe miteinander, die damals beide einen gemeinſamen und ſehr ergiebigen Boden in dem fröhlichen Leben, im Luxus und in der Schauluſt der Vornehmen und des Volkes hatten. Auch arbeiteten beide Gewerbe einander in die Hände, und Henslow nahm oft Nachmittags an ſeinen Theatern das Geld wieder ein, das er Morgens auf Pfänder vorgeſchoſſen hatte. — Seltſam genug war Henslow durch das aus der Schauluſt der Menge ihm zugefloſſene Geld mit einer gewiſſen Liebhaberei am Schauſpiel ſo zu ſagen angeſteckt worden. Er nahm gegen Schauſpieler und Dichter gern die Miene eines Gönners an, und hatte ſogar eine Tochter dem Schauſpieler Alleyn verheirathet. Dieſe ſeltne Gunſt eines Geldmannes gegen einen Schauſpieler gründete ſich wahrſcheinlich auf die bei einem Theatermenſchen ebenſo ſeltne Tugend der Sparſamkeit und Häuslichkeit, und auf den guten Ruf Alleyn's, der für ſehr wohlhabend galt.

Eduard Alleyn, ein ſchlanker jovialer junger Mann, begleitete eben ſeinen Schwiegervater zu William. Der Alte mochte ihn überhaupt gern um ſich haben; obſchon ihn Alleyn unaufhörlich zum Beſten hatte, freilich ſo fein und heiter, daß Henslow es meiſtentheils ſogar für Schmeichelei aufnahm, oder wenn es etwas derber ausfiel, wenigſtens für einen guten Spaß gelten ließ.

Während Henslow ſich mit kurzen Schritten und Bücklingen dem Dichter entgegenſcharrte, war Alleyn ſchon mit Anſtand vorgetreten, und hatte den Kunſtgenoſſen umarmt. — Werther Freund, ſagte er auf einen Wink des verlegen-huſtenden Henslow, da, mein guter Schwiegerpapa kommt, dir ſeinen Reſpect auszudrücken.

Reſpect? fiel Henslow mit abwehrender Geberde ein. Nun ja, gewiſſermaßen doch auch Reſpect; ſo zu ſagen. Aber ich habe noch etwas Beſſeres, als Reſpect, oder vielmehr etwas, was meinen Reſpect am richtigſten ausdrückt in Maſter William's Weiſe.

Erlaubt, Papachen! — in Eurer Weiſe, bezüglich Maſter William, ſagte Alleyn.

Oder bezüglich, — ganz recht! Wohl ſpecificirt, lieber Eduard! verſetzte Henslow.

William bot Stühle an, heimlich ergötzt durch Henslow's Pedanterei, wie durch Alleyn's Muthwillen. — Ich bitte, Maſter Henslow, ſagte er, macht es Euch bequem. Ich freue mich, Euch bei mir zu ſehen, und wünſche Euer Anliegen zu vernehmen.

Mich bei Euch, nicht wahr? ſeufzte Henslow. Ja, ja, nun denkt Ihr daran, wie Ihr einmal bei mir wart, und ich es Euch nicht bequem machte. Ich hoffte, Ihr hättet es vergeſſen.

Aha, Ihr redet von damals, als ich Euch vor etlichen Jahren um ein Anlehn anging, und Ihr mir's abſchlugt? lächelte William.

O weh! rief Henslow. Siehſt du, lieber Alleyn, was er für ein herkuliſches Gedächtniß oder, beſſer zu ſagen, für ein ehernes Denkmal im Kopfe hat. Nun werdet Ihr mir's nachtragen, und ich dachte doch, die Sache wäre längſt vertrocknet, und Euer Pegaſus hätte ſie mit ſeinem dürren Futter verzehrt.

Henslow lachte ſich über ſeinen Witz in einen Huſten hinein.

O Maſter Henslow, erwiderte William, was ich noch nicht vergeſſen habe, gedenke ich Euch darum nicht. Ich hatte ja damals kein Pfand, und Ihr lieht nur auf Pfänder. Auch wart Ihr damals noch nicht Beſitzer des Theaters zur Roſe, und kanntet mich nicht hinlänglich.

Da liegt der Haſe im Pfeffer! rief Henslow. Ja wol! Ich kannte Eure vortrefflichen Stücke, Eure Hiſtorien, noch nicht, und lieh überhaupt noch nicht auf die Literatur, ſonſt hättet Ihr ja die beſten Pfänder gehabt, oder ich hätte Euch auch Koſt und Logis gegeben, und Euch Schauſtücke ausbrüten laſſen, die wir dann aufgefüttert hätten.

Nun, und jetzt —? fragte William. Erlaubt, daß ich dabei meinen Anzug vollende, ich habe hernach einen unverſchieblichen Beſuch zu machen.

Alſo, Papachen, — heraus mit dem Reſpect! rief Alleyn.

Henslow ſtreckte die kurzen, dicken Beine gerad aus, legte auf den zwiſchen beiden aufgerichteten Stock ſeine beiden Hände, und auf dieſe das Kinn oder vielmehr das Kehl. — Habt Ihr Euch denn das Globustheater ſchon etwas näher betrachtet, Meiſter? fragte er.

William bejahte.

Das iſt mir lieb, ſchwänzelte Henslow. Ihr wißt wol, daß ich das Haus an mich gebracht habe, daß ich es jetzt beſitze und habe renoviren laſſen. Wie gefällt's Euch denn jetzt, — erweitert, ziegelroth angeſtrichen — he?

Es iſt eine hübſche Farbe, beſonders bei trübem Himmel, erwiderte William, eine einladende Farbe. Ihr werdet gute Einnahmen machen, wenn ſich das ziegelrothe Haus füllt. Ihr ſeid ein wahrer ägyptiſcher König; Ihr ſolltet nicht Henslow, ſondern Pharao heißen: denn ganz London muß Euch jetzt Ziegel ſtreichen.

Henslow lachte unmäßig. — Vortrefflich geſagt! rief er aus. Ueberhaupt, was wollen wir für luſtige Stunden zuſammen haben, und was für Witze laſſen!

Zuſammen, Papachen? neckte Alleyn. Ihr und Maſter William, nicht wahr? O ja, Papachen, Witze können Euch widerfahren, dazu ſeid Ihr ganz der Mann. Aber, Ihr geht zu raſch; — ſoweit ſind wir noch nicht, Ihr ſeid ja mit Maſter William noch nicht zuſammen.

Richtig! Soweit ſind wir noch nicht, bejahte Henslow. Der Globus hat mich, ſo zu ſagen, etwas raſch fortgewälzt. Alſo weiter zurück.

Ich bitte dich, Alleyn, halte mir den hochgeſchätzten Maſter Henslow nicht auf, ich komme ja ſonſt auch nicht fort! bat William.

Zur Sache denn? rief Henslow, und ſtieß mit ſeinem Stock auf. Alſo der Globus gefällt Euch, und die Farbe gefällt Euch, und — was ſagt Ihr zu dem Herkules über dem Eingang mit der Weltkugel und der Ueberſchrift: Totus —. Wie lautet es, Alleyn?

Alleyn verſetzte: Totus mundus agit histrionem.

„Hiſtorien"! Ja, das iſt es! rief Henslow. Da ſtehen wir am Ziel. Hiſtorien brauchen wir für das neue Theater, und zwar von den neumodiſchen, wie jene von Romeo und Julie, die der Adel ſo lobt.

Papa, drohte Alleyn.

Bin ich denn wieder zu raſch? fragte Henslow. Daran iſt „Romeo und Julie“ Schuld, — das ſoll ein hinreißendes Stück ſein, — famos!

Abermal unterbrach ſich der Alte mit ſchallendem Gelächter.

Findeſt du nicht, William, daß mein lieber Papa ſelbſt etwas vom Globus hat? fragte Alleyn mit einer neckiſchen Geberde auf die runde Geſtalt des Alten.

Etwas vom Globus? verſetzte Henslow lachend. Das will ich doch hoffen, daß ich etwas vom Globus habe! Er koſtet mich ein ſchönes Sümmchen im Ankauf und in der Erweiterung. Der Globus muß ſeine ſehr guten Einnahmen machen; das dank' ihm der Teufel! Wie könnte ich ſonſt auch unſerm hochſchätzbaren Maſter William ſo vortheilhafte Vorſchläge thun, wenn ich nichts vom Globus hätte?

Alſo Vorſchläge wollt Ihr mir thun? rief unſer Freund. Gottlob, daß ich endlich erfahre, was mir die Ehre Eures Beſuchs —

Ja, hochgeſchätzter Maſter! ſagte Henslow, und rückte mit dem Stuhl. Es kommt uns auf gute Einnahme durch gute Stücke an. Es wird jetzt viel von Euerm neuen Stücke geſprochen, von „Romeo und Julie“.

Papa! wehrte Alleyn.

Geh' zum Teufel, Alleyn! rief Henslow. Du Hemmſchuh unter meinem feurigen Wagen! Nein, hört mich an, Maſter William! Das Volk will auch den Romeo ſehen, es brennt auf dies neue Stück. Es verlautet ſo viel Erſtaunliches davon: merkwürdige Vergiftungen ſollen vorgeben, und es wird ſich darin wacker herumgeſchlagen. So 'was zieht an. Schläge, Dolche, Gift, Strickleitern, Brecheiſen — Ihr habt die erſtaunlichſten Eingebungen gehabt. Das heiß' ich Poeſie! Ueberhaupt ſchreibt Ihr doch die beliebteſten Sachen, und ich gebe drauf los, den Globus zum beliebteſten Theater zu empören. Ihr verſteht mich?

Alſo Schauſpiele wünſcht Ihr von mir? fragte William.

Seht Ihr nun! rief Alleyn. Iſt das Reſpect bewieſen, wenn Ihr mit Dem anfangt, was Ihr verlangt, und nicht mit Dem, was Ihr bietet? Iſt das richtige Gönnerſchaft? Ei Papachen, ſeid nobel!

Was nobel! ſchrie Henslow, über den Scherz doch verlegen. Wenn ich mit Maſter William unterhandle, iſt Nobel die rechte Münze nicht. Ein Nobel ſind 6 Schilling 8 Pence; unſer Dichter iſt ein Sovereign zu 20 Schilling. Vivat hoch!

Er lachte wieder ſchallend und mit den Ferſen beider ausgeſtreckten Füße auf dem Boden trommelnd. Dann fuhr er, von Hüſteln unterbrochen, fort:

Jetzt bin ich im Zug: ich bin wie ein Feuer, das den Rauch überwunden hat, und hellauf brennt. Ich komme nämlich, Maſter William, unter gewiſſen für Euch günſtigen Bedingungen einen Geſellſchaftsvertrag einzugehen. Ich habe den Globus erweitert und removirt, ich werbe die beſten Schauſpieler von den Privattheatern mehrerer Lords, — den Burbadge, den Lowin, den Oſtler, den Armin für die Rollen der Clowns, den Condell, Egleſtone und eine Anzahl Chorknaben mit ganz glattem Kinn und runden Backen für die Frauenrollen. Wir wollen ganz London bezaubern, und prächtige Einnahmen machen. Dazu gehören aber auch lockende Stücke. Ich biete Euch nun einen Antheil am Unternehmen unter der Vorausſetzung, daß Ihr dann blos für den Globus ſchreiben wollt, und daß Eure neuen Stücke eine Zeitlang nicht gedruckt werden. Mit „Romeo und Julie“ eröffnen wir das neue Theater. Ich laſſe die ganze Bühne mit Matten decken, und für dies Trauerſpiel ſchwarz behängen. Dem Bürſchchen, das die Julie ſpielt, ſoll eine ganz neue, hübſche Maske gemacht werden. Wir laſſen die Zuſchauer durch den Prolog bitten, daß ſie in dem Stücke keinen Taback rauchen. Sie mögen es dem ganz neuen ſchwarzen Sammetrocke zu lieb thun, den ich für den Prolog habe machen laſſen, nebſt einem neuen Bärtchen. Ihr ſeht, vortrefflicher Maſter, daß nichts geſpart wird. Und die Eröffnung ſoll mit einem langen Poſaunentuſch geſchehen.

Alleyn blies poſaunend in die Fauſt.

Nun, William? fuhr Henslow nach einer Weile fort. Ihr blickt an der Stirne hinauf und ſchmunzelt? Habt Ihr's Euch überlegt?

Nun, und wegen meines Antheils am Gewinn? fragte William.

Hier habe ich eine Berechnung mitgebracht, ſagte Henslow, und zog ein Papier hervor, — über die ungefähren Einnahmen, über die Anzahl Eurer muthmaßlichen Stücke, Prologe und andere Schreibereien. Setzen wir uns und gehen es miteinander durch!

Jetzt nicht! antwortete William. Ich muß fort. Ich behalte das Papier da, und ſage Euch morgen meine Erklärung. Nur Eins: ich ſelber trete nicht mehr auf, ich trete von der Bühne ab, und nur meine Kinder, meine Stücke, kommen vor die Traverſe. Das iſt meine Bedingung. Und hinſichtlich Eures Reſpects für mich, mein ſchätzbarer Henslow, könnt Ihr's Euch ganz leicht machen, und nur meinen Antheil am Gewinn deſto ſchwerer ausfallen laſſen.

William ging lachend ins Nebenzimmer, um ſeinen Mantel zu nehmen. Henslow winkte Alleyn herbei, und fragte flüſternd, was er wegen William's Spiel erklären ſolle.

Schade, wenn er nicht mehr ſpielt! verſetzte dieſer. Er hatte immer etwas ſo Wehmüthiges in ſeiner Stimme, daß wir uns recht ergötzen konnten.

Aha! nickte Henslow. Ich weiß ſchon, — ich erinnere mich jetzt! Im Agiren und Rehcitiren iſt er kein Hexenmeiſter, und hat manchen Bock geſchoſſen. Aber, Alleyn, er ſchien ſehr vergnügt über meinen Vorſchlag; ich glaube, er hätte es billiger gethan, und hat nun meine Berechnung in Händen. Teufel noch einmal! Vier Portionen am Gewinnſt habe ich ihm angeboten. Ich bin zu nobel, Alleyn, immer zu nobel! Ich laſſe mich über 6 Schilling 8 Pence gelten. He, Alleyn?

William kam zurück, entſchuldigte ſich, daß er diesmal ſeine edeln Gäſte nicht länger aufhalten könne, und beſtimmte eine Stunde, um Henslow Antwort zu ſagen.

Meine Rechnung, ſtotterte Henslow, gilt vorbehaltlich aller Irrungen: gebunden bin ich noch nicht.

Ich binde Euch nicht! ſagte William mit Stolz; aber wenn Ihr mich binden wollt, guter Henslow, zumal an

Eure Krippe: ſo müßt Ihr einen goldnen Faden nehmen und zwar den dickſten.

Er geleitete ſeinen Beſuch vor das Haus, und wendete ſich dann nach Paternoſterrow.

Zweites Kapitel.

So ſehr alſo war der Ruf unſers Freundes im Steigen, daß die gemeine Gewinnſucht ſich um ſeine Leiſtungen bewarb. Aber auch William hatte einen Lebensvortheil im Auge, als er die ihm angetragene Verbindung ſo raſch ergriff: er dachte an Thekla und an die Mittel zu einer anſtändigen häuslichen Einrichtung. Eine neue Exiſtenz konnte er ſich nicht aus dem Stegreife ſchaffen; ſo wollte er wenigſtens die alte nach und nach auf ein fruchtbringendes Feld ſeiner Poeſie übertragen. Wenn die Poeſie mein irdiſcher Beruf iſt, dachte er, ſo darf ſie ſich nicht ſchämen, auch meine irdiſche Exiſtenz zu beſtreiten, ſonſt fehlt es ja dieſem Beruf an einem Boden. Nein, auf dieſer himmliſchen Domäne muß auch ein Küchengarten angelegt werden können. Und wenn, nach der Philoſophie meines Freundes Southampton, die grobe ſinnliche Welt aus dem ſchaffenden Worte der Gottheit hervorgegangen iſt: ſo gehört es ja mit zur göttlichen Macht der Poeſie, daß ſie dem Dichter eine Häuslichkeit beſchaffe, — dem Dichter, der in ſeiner Doppelnatur zugleich ſchöpferiſch und bedürftig iſt, der die ſüßen Frühlingsknospen und Blätter, die er hervorbringt, zugleich als Raupe benagen muß.

Doch all' dergleichen berechnender und beruhigender Gedanken mußte ſich der Freund jetzt entſchlagen, denn ſchon ſtieg er die Wendeltreppe zu Roſaliens Wohnung hinauf. Er klopfte an die zweite Thüre, und fragte den öffnenden Diener nach Roſalie Zanotti.

Sie iſt unwohl und zu Bette, erwiderte ſtotternd und verlegen der junge Menſch.

Gar nicht zu ſprechen? Auch nicht in dringend wichtiger Angelegenheit? fragte William.

Euer Name und Anliegen? flüſterte der Page.

William nannte ſich, und fügte hinzu, er komme von einem Freunde Roſaliens, mit guter Botſchaft, die ihr gewiß angenehm ſein würde.

Der Diener lehnte die nur ſchmal geöffnete Thüre zum innern Gemach hinter ſich an. Ein männlicher Tritt mit Sporen, ein Flüſtern und verhaltenes Kichern war zu hören. William dachte nichts dabei, und ſah ſich unbefangen in dem geſchmackvoll eingerichteten Zimmer um.

Bald kam der Page zurück, und meldete noch verlegener in ziemlicher Entfernung, ſeine Gebieterin könne ihn nicht ſprechen, ſie ſei nicht wohl genug für neue Bekanntſchaften.

Geh, rief William empfindlich, und ſage deiner Gebieterin, ich ſei zu wohl für ungeſunde Bekanntſchaften, käme daher nicht in meiner, ſondern in ihrer eigenen Angelegenheit und wünſche zu wiſſen, wann ich ſie im Namen des Grafen Southampton etwas beſſer finden würde;

vielleicht ſei ich gerade der rechte Arzt für ihren Zuſtand.

Er hatte dies laut genug geſprochen, um dem Pagen die Wiederholung zu erſparen. Sein Herz ſchlug lebhafter, während er den geſpannten Blick nach der wieder angelehnten Thüre richtete. Diesmal trat der Page gar nicht heraus, ſondern öffnete nur ein wenig die Thüre, um die unmittelbare Antwort ſeiner Gebieterin vernehmen zu laſſen.

Was will der Graf? rief eine Mädchenſtimme in etwas tief genommenem Tone. Früher hat er keine Mittelsperſon gebraucht, ſondern iſt ſelber gekommen. Und wenn ſeine Liebe nur eine Poſſe iſt, ſo ſoll er ſie wenigſtens ſelber ausſpielen, und mir weder ſeinen Hausnarren noch einen Komödianten ſchicken.

Ehe der Freund ſich noch auf dies beleidigende Wort faſſen konnte, hatte der Page ſchon die Thüre zugeſchlagen und verriegelt. William trat dicht an die Thüre und rief: Ich bin ſo ganz unrecht doch nicht gekommen, ſchöne Roſalie. Ich kann dem edeln Grafen zur Beruhigung melden, daß Ihr zwar unwohl, jedoch nicht ohne einen Tröſter ſeid, und daß es Euch auf dem alten Tugendwege nicht an neuen Sporen fehlt.

Mit ſchallendem Lachen des Zorns verließ William das Zimmer.

Drittes Kapitel.

Das Herz voll Entrüſtung beſuchte William nach Tiſche Southamptonhouſe, um ſeinem Freunde Bericht zu geben. Er traf ihn nicht allein an; Eſſex und Bacon ſaßen bei ihm. Die lebhafteſte Verhandlung war im Zuge, und William konnte ſeine leidenſchaftliche Mittheilung nicht los werden. Southampton ſah ihm die Unruhe, die innere Ungeduld an; er hielt ſie aber für begeiſtertes Entzücken über die Bekanntſchaft des ſo liebenswürdigen Mädchens, und lächelte den ſchweigend verſtimmten Freund manchmal an.

Eſſex erzählte ſeine Audienz bei der Königin. Sie hatte ihn vor den Höflingen und Miniſtern ſo zuvorkommend empfangen, daß jedes ihrer Worte, wie der Graf ſagte, ein neues Ohr werth war. — Ich ſelbſt aber machte mich immer ſchwerer und dickohriger, fuhr der Erzählende nach William's Eintritte fort. Wir ſetzten uns ſpäter im geheimen Rathe zu einer Verhandlung über die Angelegenheiten Irlands und die Ernennung eines Oberbefehlshabers. Natürlich nahm ich das Wort für Lord Montjoy. Die Königin ſtutzte, die geheimen Räthe ſchielten mich an. — Gott's Augenlid! rief endlich die Monarchin aus. Können wir denn niemals übereinkommen? Heut wollt' ich Euern Gaul ſatteln, mein

Lord Stallmeiſter, und nun reitet Ihr meinen. Ich weiß nicht, lieber Eſſex, ſind deine Worte verſöhnlicher oder nur größere Heuchler, als deine Blicke. Aber, es iſt dir nicht genug, übermüthiger Freund, daß ich deine letzthin vorgebrachten Gründe einſehe? Ja wol, wie du geſagt haſt, — der Lord Montjoy iſt im Felde wenig erfahren; er hat mehr den Studien obgelegen, als den Waffen; in den Niederlanden hat er ſtets nur als Unterbefehlshaber gedient; überdies fehlt es ihm an Vaſallen und Geld für ſo viel Ausgaben eines Oberbefehlshabers in Irland. Nein, Graf, — ich bin ganz Eurer letzten Meinung, — Ihr müßt nach Irland. Ich hoffe, Ihr werdet ein Ohr für Euern eigenen Verſtand, für Eure eigene Einſicht haben, wenn Ihr ſie als Echo aus dem Munde Eurer gnädigen Königin vernehmt. — Bei dieſen Worten ſah ſie lächelnd nach meinem Ohre, und — ſolltet ihr's glauben, der ſtolze Knorpel brannte aufs Neue von ihrem ſpöttiſchen Blicke. Ich entſchuldigte mich; ich ſprach ſo wegwerfend von mir ſelbſt, ich ſchob ſo viel Bedingungen vor, und lief doch hinter denſelben wieder weg, daß die Königin endlich vor Aerger roth wie ein Krebs wurde. Und von dieſem Moment an hörte mein Ohr auf zu brennen. Sir Francis, das iſt eine Sympathie, das iſt ein Räthſel der Natur für einen Philoſophen. Zuletzt bat ich mir einige Bedenkzeit aus, nicht zu Gunſten der Königin, ſondern meines Ohrs. Wenn dies nämlich Stand hält, und nicht mehr brennt; ſo nehme ich vielleicht den Kommandoſtab an.

Die Gräfin hatte die Herren in den Garten einladen laſſen. Indem ſie nun dahin gingen, fragte Southampton, ob Eſſex nicht Anlaß gefunden, über ihn und Bacon mit der Monarchin zu reden.

Ich warf ihr einmal deinen Namen hin, Heinrich; ſie nahm ihn aber nicht auf. Euern Namen, Sir Francis, hielt ſie feſt, als ich ihr Eure Troſtloſigkeit, von Hofe, aus der Sonne der königlichen Gunſt, verbannt zu ſein, ſchilderte. — Ei, ſagte ſie, es war ihm ja ſo wohl im Mondſcheine der Volksgunſt, dem vorlauten Parlamentsredner. Fürchtet er abnehmendes Licht? — Sie rühmte dann Eure Talente und Eures Vaters Verdienſte. Wenn Ihr klug wäret, meinte ſie, und fortführet, wie in den letzten Sitzungen zu ſtimmen, ſo wollte ſie ſehen, was zu thun wäre.

Der Graf führte dieſe letzten Worte mit ſpöttiſchem Blick und einem leiſen Nachdrucke von Bitterkeit an. Bacon fühlte den darin liegenden Vorwurf des Wankelmuths und ſagte verlegen: Ich bekenne, daß meine Seele nach Ehre athmet, aber ich werde keine falſchen Wege gehen. Die Ehre ſchließt dreierlei in ſich: eine vortheilhafte Stellung, um Gutes zu wirken, den Zutritt zu Königen und bedeutenden Perſonen, und endlich die Verbeſſerung eigener Glücksumſtände. Dieſe drei Richtungen ſind rechtſchaffen, denke ich, und wer ſie einſchlägt, verdient keinen Tadel, weil ſie aufs rechte Ziel führen.

Southamptonhouſe hatte zur Entſchädigung für ſeine einſame Lage vor der Stadt den Vortheil eines ausgedehnten Gartens, der ſich, nach damaligem Geſchmack angelegt, am Wege nach St.-Giles und bis an die Dorfflur hinzog. Die Einfaſſung deſſelben an dem Haupt-

und an den Seitenwegen lief auf einem ſanft abſchüſſigen, inwendig mit Blumen bepflanzten Walle hin, — ein aus Holz gezimmertes Werk, an welchem ſechs Fuß breite, auf hölzernen Pfeilern ruhende Bogen mit gleich breiten Zwiſchenräumen wechſelten. Ueber jedem Bogen war ein Thürmchen geräumig für einen Vogelbauer angebracht, und auf den Zwiſchenräumen der Bogen ſtanden vergoldete Figuren, die mit runden Stücken gefärbten Spiegelglaſes die Sonnenſtrahlen ſpielend auffingen. Der ſo eingehegte eigentliche Garten hatte vorn einen ausgebreiteten Grasplatz, und lief in eine, außerhalb der Einfaſſung gelegene Heide aus. Durch bedeckte Gänge des Grasplatzes gelangte man zu Seiten-Alleen, die oben gegen die Sonne, nebenher durch Hecken gegen die Winde geſchützt, zu bequemen Stellen führten, wo die weiten Bogen der Einfaſſung Durchblicke ins Freie oder auf die Heide gewährten. Der innere Garten war einfacher und weniger gekünſtelt eingetheilt, als man es ſonſt in jener Zeit liebte. Man fand keine in Wachholder ausgeſchnittene Figuren; nur niedere Hecken umhegten die Abtheilungen des Bodens; da und dort war eine hübſche Pyramide und hin und wieder eine Säule auf einem aus Holz gezimmerten Gerüſt angebracht. In der Mitte des Gartens, auf einem ziemlich hohen, runden Hügel, prangte ein Luſthäuschen, zu welchem aus den Seiten-Alleen breite bedeckte Gänge emporführten. Hinter dem Luſthauſe rauſchte ein Springquell, deſſen lebhafter Sprudel einen kleinen Teich ſpeiſte und erfriſchte. — Trat man aus dem Garten in die Heide, ſo glaubte man ſich in einer plötzlichen Wildniß zu befinden; man trieb ſich in Gebüſchen von Hagebutten, Geisblatt und wilden Reben umher. Der Boden war mit Erdbeerſtauden und Schlüſſelblumen bedeckt. Kleine Hügel, wie Maulwurfshaufen verbreitet, waren mit Thymian, Nelken, Sinngrün, Roſen, Bärenklau und dergleichen bepflanzt, zur Abwechſelung auch mit kleinen Büſchen von Wachholder, Stechpalmen, Berberitzen, Stachelbeeren, Rosmarin, Lorbeer und Feldroſen bewachſen. Der Zufall ſchien hier Gärtner zu ſein; dennoch war eine verſteckte Abſicht Pflanzerin.

Wie die vier Männer den Garten betraten, fanden ſie die Frauen um den kleinen Teich. Die Gräfin und Eliſabeth, die Braut, angelten; Alice begoß die Blumen, wobei ihr der junge Tracy im Waſſerholen zur Hand war. Nach den Begrüßungen drängte ſich Tracy an William, und fragte nach den verſprochenen Gedichten. William ſteckte ihm verſtohlen die flüchtig abgeſchriebenen Liedchen, unter dem Titel: „Der leidenſchaftliche Pilger", zu, und folgte dem Winke ſeines Freundes Southampton nach einer der Seiten-Alleen.

Ich ſehe dir längſt die Ungeduld an, lieber William, lächelte der Graf. Du biſt voll von dem bezaubernden Eindrucke, den Roſalie auf dich gemacht hat. Dennoch ſchleicht ſo etwas Finſteres in deinen Mienen umher, etwas Aergerliches. Sprich, und ſchütte dich ganz aus. Ich denke mir ſchon, daß Roſaliens Antwort unfreundlicher iſt als ſie ſelbſt. Nicht wahr? Nur heraus mit Allem! Es muß ja doch einmal zu Ende mit der Geſchichte kommen.

William war ganz im Humor, durch eine kurze, trockene Erzählung des Vorfalls den Contraſt des Geſchehenen mit der Vorausſetzung des Grafen recht fühlbar zu machen. Allein dieſe Laune rief eine ſehr abſtechende Stimmung des Grafen hervor. Das ſchöne Geſicht desſelben verfinſterte ſich; erblaſſend ſetzte er ſich auf eine ſteinerne Bank, die Hände gefaltet. Auf William's verwunderte Frage verſetzte Southampton trübſinnig:

Ich habe ſehr gefehlt, ich habe entſetzliches Unrecht gethan, ſo ſtumm, ſo verſtohlen, ſo feig von Roſalien wegzubleiben, ohne daß ich mich mit ihr ins Klare, — ſie ins Klare geſetzt hätte. Verlaſſen von mir, wer weiß, von welcher Noth bedrängt, hat ſie ſich Laffen in die Arme geworfen, die geſpornt zu ihr kommen, um die Tugend eines verzweifelten Mädchens zu — Erlaß mir das harte, unanſtändige Wort! Sie iſt geſunken, ſie geht verloren. Und ich, — ich habe ſie zuerſt in die Irre geführt, um ſie in der Irre zu verlaſſen. Ich bin der Urheber ihrer Schmach und Verzweiflung. Ich glaubte ſie hintanſetzen zu dürfen, weil ich ſie auf Widerſprüchen, auf Unwahrheiten fand, über welche ich ſie aus Stolz nicht einmal zu Rede ſetzen mochte. Und doch war es vielleicht nur die Lüge einer edlen Scham. Verfluchte Selbſtſucht, heuchleriſcher Egoismus, der uns in den beſten Gefühlen übervortheilt! Nun habe ich ein reiches Herz, eine ſeltene Seele geopfert. Ich habe Roſalien zu einer Erniedrigten, zu einer Verächtlichen gemacht. O ich möchte mich ſelbſt mit Füßen treten! Wie kann ich meiner theuern Eliſabeth wieder unter die Augen kommen? Wie darf ich es wagen, meine Hand in die ihrige zu ſchlingen? Und, glaube mir, liebſter Freund, ſie wird mir noch den tollſten Streich ſpielen, — Roſalie. Die neckenden Briefchen, die von verſchiedenen Seiten an mich kommen, ſind ganz gewiß von ihr. Ich habe dir auch erzählt, wie ſie uns damals am Thore des Hauſes die Sträuße überreicht hat. Wenig fehlte, ſo hätte ſchon damals meine Braut ein verkleidetes Mädchen erkannt, und wer weiß, welchen Argwohn gefaßt. Doch nein! Ihr Herz iſt nicht argwöhniſch, — es iſt vertrauensvoll zu meiner tiefſten Beſchämung. Aber denke dir dieſe tollkühne Roſalie, und laß ſie nun erſt noch geſunken ſein und frech werden, laß ſie in Noth und Verzweiflung kommen! Ich bebe, mich zu vermählen. Roſalie ſcheint auch von allen meinen Schritten unterrichtet, der Himmel weiß, auf welchem Wege. Ich muß von Kundſchaftern eng umgeben ſein. Jene Briefchen deuten meine geheimſten Bewegungen an, und bedrohen mich für dieſen und jenen Fall. Was kann ſie nicht in der Stunde unſerer Trauung ausführen! Und hätte ich auch nichts dergleichen ernſtlich zu beſorgen, — wäre es nicht ſchon entſetzlich genug, wenn auch nur ihr Bild, ihr Andenken in jener heiligen Stunde der Trauung oder in jeder ſtillen und traulichen Nacht zwiſchen mich und meine bebende Eliſabeth träte?

Dieſe Vorſtellungen ſtürmten ſo lebhaft in Southampton's Seele, daß er aufſprang und ſich an William's Bruſt warf mit einem Seufzer, der aus der Tiefe des Herzens kam.

Der Freund konnte die Beſorgniſſe des Grafen nicht recht theilen, und ſuchte ſie ihm auszureden. — Gewiß, mein edler Freund, du fürchteſt zu viel! ſagte er. Nicht, als ob ich dieſe Roſalie für weniger treulos, wankelmüthig, lügenhaft, verächtlich hielte, ſondern weil ich zweifle, daß ſie aus Noth und Betrübniß ſo weit gekommen ſei. Sie hat ja, wie du mir geſagt, Bacon mit ſeinen Vorſchlägen und Anerbietungen abgewieſen. Auch wirſt du ſie nicht ohne Mittel gelaſſen haben. Aber, liebſter Freund, bezahle du ſolches Mädchenfleiſch mit Millionen das Quentchen, und du wirſt es nicht vor Fäulniß bewahren. Ich kenne das, o ich kenne das, Freund! Dieſer Unbeſtand einer Mädchenſeele, dieſer Wankelmuth um des Wechſels willen, während man ſich mit einem unerſchöpflichen Herzen hingeben möchte, ſind zum Verzweifeln. Nur Leichtſinn, verhöhnender Leichtſinn, rettet uns, — wiewol freilich blos aus der Scylla in die Charybdis. Doch weg damit! Das iſt nun vorüber, ſeit ich in Thekla das edlere Weib liebe. Dieſe Roſalie war ja aber ſchon, als du ſie kennen lernteſt, voll Lüge und Täuſchung — ein loſes, leichtes Geſchöpf. Gerade darum biſt du ja von ihr weggeblieben.

Nun, wenn denn auch, was gewinne ich dabei? fragte der Graf.

Gewinnen? lächelte William. Sei froh, daß du *verliereſt*, — nämlich einmal die Selbſtquälerei, als ob du die Verdorbene ins Verderben gebracht hätteſt, und dann die Furcht, ſie werde dir Verdruß bereiten. Jene Briefchen, wenn ſie überhaupt von ihr gekommen ſind, haben ja nie eine Folge gehabt, und in der letzten Zeit auch nachgelaſſen, — wahrſcheinlich ſeitdem Roſalie neue Neigung gefaßt hat. Ja doch! Die Leichtſinnige wird dich vergeſſen in dem Taumel, der ſie aus Eines in des Andern Arme treibt, bei demſelben Lohne, den ſonſt *deine* Kiſte geſpendet. O mein Freund, — blicke du heiter ins reine Auge deiner Eliſabeth! Deine ſo bitter bereute Verirrung mit Roſalien iſt nur ein Sühnopfer, das du vor euerm heiligen Bunde der Mannestreue gebracht haſt, die ſelten unerprobt ein weibliches Herz beglückt. Sei heiter, du wirſt glücklich ſein!

Dieſer muntere Zuſpruch blieb nicht ohne Wirkung. Southampton faßte nach und nach ſeinen heitern Muth wieder. — Möchteſt du in Allem ſo Recht haben, ſagte er, wie darin, daß meine Eliſabeth gemacht iſt, mich zu beglücken!

Indem ſie nun dem Ausgange der Allee zuwandelnd auf manches geſprochene Wort zurückkamen, wollte Southampton eine Beruhigung darin finden, daß ſie beide zuſammen Roſalien beſuchten. Er ſcheute ſich vor ihrer Leidenſchaftlichkeit, um allein zu gehen, und konnte doch immer noch nicht den Wunſch los werden, ſich von ihrer Lage zu überzeugen, und wenn es nöthig wäre, etwas zu ihrer Rettung zu thun. — Vielleicht iſt ſie noch nicht ſo weit geſunken, als es den Schein hat, meinte er, und wäre wenigſtens auf anſtändiger Bahn zu erhalten. Wieviel ſollte mir nicht die Ueberzeugung werth ſein, daß meine Leidenſchaft für ſie doch kein ſo hornblinder Irrthum geweſen. Auch würde mich eine einzige Unterhaltung mit ihr viel ſchneller über ihre Geſinnung gegen mich ins Klare und Gewiſſe ſetzen. Nur möchte ich nicht allein zu ihr gehen, wiederholte er, ſchon der ungeſtümen Erörterungen wegen, denen ich mich bei ihr ausſetze.

William, noch ärgerlich über Roſalien, zuckte unentſchieden die Achſel, ohne ſich näher zu erklären. — Wenn ich jetzt, ſagte er ablenkend nach einer Weile, ſolche troſtloſe Geſchöpfe anſehe, mit denen ich auch manche dumpfe Stunde verſcherzt habe, wie froh bin ich, nach ſo vielen Täuſchungen der Liebe den ſchönen Inhalt und Beſtand alles Deſſen zu gewinnen, was ich — ohne es eigentlich je beſeſſen zu haben — in Thorheiten verlieren, in Träumen verſchmerzen mußte, — die reine Liebe, den edeln Werth eines Frauenherzens. Nun thut ſich mir ein friedliches Paradies zwiſchen vier ſtrömenden Quellen auf: ich zähle deine Freundſchaft, mein Heinrich, dann die Ehre, zu der du mich hinanführſt, ich zähle die Liebe meiner Thekla und — das Einzige, was ich ſtets beſaß — die Poeſie. O Himmel, laß mir keine dieſer Quellen je verſiechen!

Die Poeſie, mein Freund, iſt dir mit aller Sicherheit einer himmliſchen Gabe gewiß, ſagte Southampton, aber auch an meiner Freundſchaft wirſt du nicht zweifeln, meinem Herzen nie, niemals mistrauen, nicht wahr, mein William?

An Zweifeln und Mistrauen kränkelt ſonſt mein Herz nicht, verſetzte William. Ich glaube leicht, ich vertraue gern. Aber mein Geiſt, wenn ich in einſamen Stunden die Welt überbrüte, findet eine Verzweiflung im Verhängniſſe alles Lebens. Wie oft hat nicht ſchon die wilde Hand der Zeit den reichen Prachtſchmuck einer abgetragenen, begrabenen Vorwelt zerriſſen! Luft'ge Burgen ſehe ich zuſammenſtürzen; des Geſchützes ewiges Erz macht ſich einer vergänglichen Wuth dienſtbar. Dort verſchlingt der hungrige Ocean ein königlich thronendes Geſtad; dort rafft mit naſſen Armen das Feſtland ſchlammigen Boden aus dem Schooſe der Flut an ſich. Hinter wachſendem Reichthume lauert Verluſt, Verluſt erlauert neue Gewinnſte. Und wenn ich ſo die Wechſelfälle des Daſeins und den Verfall ſelbſt alles Beſtehens erblicke: ſoll ich dann nicht mitten unter Ruinen den immer wiederkehrenden Gedanken faſſen, — auch für mich werde ein Tag kommen, der mir das Geliebteſte raube? O dieſer Gedanke iſt ſelbſt ſchon ein Tod, der uns keine Wahl, ſondern nur den Schmerz an Dem läßt, was man ſo feſt an ſich klammert, nur um es zu verlieren.

Die nachdenklichen Freunde nahmen ihre Rückkehr zur Geſellſchaft, um erſt eine umgänglichere Stimmung zu gewinnen, über die Heide. Hier begegneten ſie der Gräfin und dem Grafen Eſſex im Geſpräche. Die kluge, weltgewandte Frau verſtand es, den choleriſchen Grafen in gelaſſenem, gleichmäßigem Schritte zu lenken. Auch jetzt hatte ſie ihn ſo weit gebracht, daß er wegen Uebernahme des Oberbefehls in Irland der Königin eine unterwürfige Antwort zu geben verſprach, und die gute Stimmung der Monarchin zu Gunſten des wider den Willen derſelben verlobten Paares benutzen wollte. Die Königin ſollte dann um eine Audienz zur Vorſtellung der Verlobten angegangen werden, und im Fall der Gewährung, wollte man eine feſtliche Fahrt auf der Themſe von Eſſexgarten aus nach Weſtminſterhall veranſtalten. Dieſer öffentliche Zug ſollte einigermaßen als Genugthuung für das Gepränge der Verlobung gelten, das der Monarchin ſo ärgerlich geweſen war.

Viertes Kapitel.

Inzwiſchen hatte Sir Henry Tracy — ein blondhaariger, rothwangiger junger Mann, nachdem er die empfangene Handſchrift William's hinter einer Hecke flüchtig durchlaufen, die beiden Freundinnen Alice und Eliſabeth in das Sommerhaus geleitet, um ihnen das Gedicht vorzuleſen. Beide Mädchen beſtürmten ihn um den Namen des Verfaſſers; allein er wehrte mit geheimnißvollem Lächeln die Frage ab. Wollte er ſich auch keineswegs ſelber als Verfaſſer vermuthen laſſen, ſo ſollte ihm doch der Gedanke beider Zuhörerinnen an den einmal namhaft gemachten Dichter die ruhige Wirkung ſeines ausdrucksvollen Vortrags nicht ſtören. Nur auf dieſen ſollten ſie achten. Die Verſe ſollten wenigſtens für das Gefühl eine gewiſſe Unmittelbarkeit und Quellenfriſche behalten. Und ſo las er nun einzelne bezügliche Stellen mit dem ſchwärmeriſchen Ton und Blick eines Liebenden, der die fremden Worte als den echten Ausdruck eigener Empfindung darbringt. Bei ſolchen Stellen blickte er von Zeit zu Zeit über die Handſchrift hinaus nach Alicen. Er wollte den Eindruck ſeines bedeutſamen Leſens erlauſchen, und mußte zu ſeinem Verdruß immer dieſelbe gleichgiltige Unachtſamkeit wahrnehmen. Dieſe Beobachtung brachte ihn, der in unſicher taſtender Neigung leicht Mistrauen faßte, auf den Gedanken, Alice möchte wol bei den lebhaften, leidenſchaftlichen Verſen nur darum ſo kalt bleiben, weil ſie ihn ſelbſt für den Verfaſſer hielte. — Theure Alice, unterbrach er ſich daher, das Gedicht, oder eigentlich die einzelnen Gedichte ſcheinen Euern Beifall nicht zu finden?

Ich könnte nicht ſagen, verſetzte ſie, daß mir das Gedicht ſonderlich gefiele. Es ſpringt ſo ab, bald auf Dies, bald auf Jenes; auch ſcheint mir der Ausdruck ſehr übertrieben; man weiß nicht, wie man es nehmen ſoll, — es iſt Alles ſo bildlich und unverſtändlich. Und die Anſpielung gleich vorn herein, ich glaube im zweiten Liedchen, die Anſpielung auf „Venus und Adonis" läßt mich am Ende doch nur eine unglückliche Nachahmung des herrlichen Gedichtes von Maſter William vermuthen. Sie erſchrak bei den letzten Worten, und da ſie noch immer nicht dafür gelten wollte, dies üppige Gedicht geleſen zu haben, ſetzte ſie raſch hinzu: Ich ſage herrlich, nach Dem was ich davon gehört habe.

Du mußt bedenken, liebe Alice, wendete Eliſabeth ein, daß wir einen leidenſchaftlichen Pilger vor uns haben, der bald da bald dort wandert, bald auf dürrer Höhe, bald im grünen Thale; der bald Blumen, bald Lämmer vor ſich hat, bald verſtändig, bald begehrlich, bald an einer Erinnerung ruhend, bald von einem Verlangen weiter getrieben, für Nichts ein ganz zufriedenes Herz beſitzt, und vor Allem uns Frauen für ſo wankelmüthig hält, als er ſelbſt unſtät in ſeiner Wanderſchaft iſt. Vieles erinnert mich doch an Maſter William's Art und Ausdruck, und dann —.

Dann ſeht, theure Eliſabeth, wie ſehr Ihr Recht habt! fiel Tracy ein, und reichte die Handſchrift hin.

Eben hat er mir das Gedicht mitgebracht, weil ich ihn ſchon einigemal um etwas Neues angegangen für Euch, meine hochgeſchätzte Alice, — zum Vorleſen nämlich, ich meine, was gerade ich vorleſen möchte.

Alice erröthete. — Habe ich denn ſo wenig Acht gegeben? ſagte ſie. Ich bin freilich heute viel zerſtreuter, als ich ſein ſollte. Vergebt mir, Sir Henry, und leſ't weiter, ich bitte Euch!

Sehr ſchön iſt, was er von Spenſer ſagt, fiel Eliſabeth ein, dort, wo er Muſik und Poeſie Geſchwiſter nennt. Seht, hier heißt es:

„Downland iſt dir werth, der dem Gotte gleich
die Laute rührt, und Menſchenſinn entzückt,
und Spenſer mir, der ſo erfindungsreich
all' andres Dichten mächtig niederdrückt.“

War nicht Downland ſonſt dein Liebling, Alice?

Ich hatte ſein Spiel gern, ja! antwortete ſie, und bat Sir Henry fortzufahren.

Sir Henry fuhr alſo zu leſen fort, und hatte kaum das Gedicht geendigt, als Beſuch für Alicen gemeldet ward. Sir Chriſtopher Blount warte im Hauſe, und wolle nicht in den Garten kommen. — Sie ſchien verdrießlich und nahm nach einiger Ueberlegung ihre Freundin Eliſabeth mit, den Beſuch auf ihrem Zimmer zu empfangen.

Wir erinnern uns noch dieſes vornehmen Puritaners und des leichtfertigen Urtheils über ihn, durch welches einſt Roſalie ſich das höchſte Misfallen Alicens zugezogen hatte. Es war ein ſchmächtiger Mann mit feiner Naſe und etwas wirrem Ausdrucke der Augen. Er war heut in tiefe Trauer gekleidet; nur paßte ſeine ſüßliche Miene nicht recht zu dem Anzuge.

Um des Himmels willen, Sir Chriſtopher, welch' ein ſchmerzlicher Fall hat Euch betroffen? ſagte Alice. Euer Anzug erſchreckt mich.

Nicht wahr, Ihr ſeht mir eine tiefe Trauer an? ſeufzte Blount. Ach, ich fürchte, ich habe einen unerſetzlichen Verluſt erlitten.

Ihr fürchtet nur, und kleidet Euch ſchon in die wirkliche Trauer? fragte Alice. Wie ſoll ich das verſtehen.

Ach ich verſteh's, rief ſchalkhaft Eliſabeth. Sir Chriſtopher's reiche Tante iſt wahrſcheinlich geſtorben, und ihr Teſtament noch nicht eröffnet.

Dieſe Tante würde ſelig im Herrn entſchlafen ſein, antwortete Blount; denn ſie iſt unſerer ſchönen Disciplin zugethan. Nein, mein munteres, weltkluges Fräulein, Ihr verſteht es nicht und würdet auch meine Trauer nicht faſſen. Erlaubt mir, theure Alice, von etwas Anderm zu reden, bis wir ohne Zeugen —.

Eliſabeth wollte ſich entfernen; aber Alice hielt ſich mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit zurück, und ſchlug dem trauernden Blount vor, mit in den Garten zu kommen, und an der Geſellſchaft Theil zu nehmen. Sir Chriſtopher lehnte es aber entſchieden ab, und da Eliſabeth ſich mit der Miene zu bleiben an eine Arbeit ſetzte, fuhr er fort: Ich komme im Auftrage der Brüder und — falls es mir einigen Werth in Euren Augen geben könnte — aus eigenem Antrieb zu Euch, theure Schweſter.

Willſt du etwas, Eliſabeth? fragte Alice die raſch aufblickende Freundin.

Nein, ſagte dieſe mit verſtelltem Ernſte, ich höre da von einer neuen Verwandtſchaft, und wollte nur warten, ob du Sir Chriſtopher auf ſeine Schweſterbegrüßung auch Bruder nennen würdeſt; dann hätte ich ihn gleich auch als neuen Schwager empfangen.

Alice befand ſich zwiſchen dem gläubigen Bruder und der neckiſchen Schweſter nicht ſehr behaglich. Jener ließ von finſterm Eifer die Lippe hangen: dieſe ſpitzte zu launigen Bemerkungen den ſchönen Mund. So ſaß Alice in beſtändiger Angſt, was der Eine herausſagen, und wie es die Andere beſcherzen könnte. Sie rückte verlegen auf ihrem Sitze, während Blount gebückt, und die gefalteten Hände zwiſchen den Knieen reibend, fortfuhr:

Ihr verſäumt ſeit einiger Zeit unſere gottſeligen Verſammlungen, Schweſter Alice. Das beklagen die Brüder, ohne es zu begreifen. Ich begreife es, und habe aus Schonung, ſowie aus eigenem tiefem Leid um Euer Heil über die wahre Lage Eurer Seele geſchwiegen. Ihr wart, — ich erneuere mir den Schmerz, es zu ſagen! — Ihr wart im Schauſpiele bei Lord Hunsdon?

Nun —? fragte Alice in etwas ungeduldigem Ton.

Barmherzigkeit des Himmels, wenn Ihr noch verwundert fragt! rief Blount. Ich habe dieſe Trauer angelegt und den umwölkten Himmel angerufen, mir das Räthſel zu löſen, — was die bewährteſte, eifrigſte Schweſter ſo ſehr habe bethören können, — ſie, die wir ſchon der baldigen Aufnahme in den engern Bund der Gläubigen, in den geheimnißvollen Verkehr der Auserwählten für würdig hielten. — Der Herr hat mich noch keiner Erleuchtung hierüber gewürdigt. Darin erblicke ich einen Strahl beſonderer Gnade, die Eure Verirrung mit einer mütterlichen Hand bedeckt, und Euch Zeit gönnt, dieſen Flecken von Eurer Erlöſung zu tilgen. Dies einſehen und her zu Euch eilen, war Ein Gedanke. Ich war ja, wie Ihr wißt, immer der Nächſte, der Euch in Gebet und Beſchauung begleitete; laßt mich nun auch der Erſte ſein, dem ihr auf reuiger Rückkehr begegnet. Meine Miſſion —

Verzeiht, Sir Chriſtopher! fiel Eliſabeth ein, — Ihr habt da eine wunderliche Miſſion für einen, wie man uns Mädchen erzählt, ehemals ſo galanten jungen Mann. Daß die gläubigen Brüder im Punkte der Poeſie ungläubig ſind, iſt mir bekannt. Allein Ihr müßt wol Artigkeit und Huldigung gegen die Frauen, die Ihr ſonſt ſo meiſterlich geübt haben ſollt, auch als eine Art Komödie getrieben haben, weil Ihr ſie jetzt ſo verſchmäht. Aber wahrlich, Sir, wenn ſolche Vorwürfe, wie Ihr ſie eben meiner lieben Alice macht, eine Art von Andacht ſein ſollen; ſo ziehe ich doch die Höflichkeits-Komödie noch vor. Ihr begreift nicht, was Alicen in das Schauſpiel verführt habe? Bemüht doch ja den Himmel nicht um eine Erleuchtung darüber! Ich bin gut genug, ſie Euch zu geben. Ich ſelbſt, werther Sir, habe ſie verführt und mitgenommen. Ich bin die Verführung in perſönlicher Geſtalt. Und, Ihr könnt mir glauben, Sir Chriſtopher, — „Romeo und Julie“ iſt eine hohe Liebespredigt, und Meiſter William — nicht wahr, Alice? — iſt ein allerliebſter — Poet, der für ſeine herrlichen Wahrheiten gläubige Schweſtern findet.

Die Zungen der Weltkinder ſind da, um die Geduld der Heiligen zu prüfen! ſeufzte Blount. Ich ſehe Euern niedergeſchlagenen Augen an, Alice, daß Ihr die Rede dieſer übermüthigen Braut misbilligt. Dieſe ſpaßhafte Freundin, um deren leichtes Herz die künftigen Freuden der Ehe gaukeln, wäre viel zu ſchwach geweſen, Euch in die Zauberſchlingen des Satans zu verlocken —.

Ich bitte Euch, Sir Chriſtopher, reden wir jetzt nicht davon! ſagte Alice in gereizter Verlegenheit. Ihr mögt im Allgemeinen mit Recht gegen unſer beliebtes Volksſchauſpiel eingenommen ſein; nicht alle Stücke, die dort dem Pöbel gegeben werden, mögen der Tugend und der guten Sitte huldigen. Aber Ihr kennt das ſchöne Trauerſpiel „Romeo und Julie“ nicht. Ich habe in Thurmhill keinen eurer auserwählten Redner ſo ſchön und erbaulich reden hören, als in dieſem Stücke Pater Lorenz ſpricht und handelt. Und daß der Dichter dieſe Rolle ſelbſt zu ſpielen übernommen, zeigt mir zu ſeinen Gunſten, daß gerade dieſe Geſinnungen ſeine innerſten Gedanken, ſeine eigenſten Gefühle ſind.

O Alice, verſetzte Blount, wißt Ihr nicht längſt, daß Satan die Stimme der Engel nachahmt? Der Erbfeind verſteht es, ſich mit den Hymnen der Gottſeligen, mit den Pſalmen der Gläubigen zu gurgeln, wenn es gilt die Schwachen zu verlocken. Geht, geht, Alice, und redet mir nicht von Erbauung im Hauſe der Sünde!

Laſſen wir es gut ſein, Sir Chriſtopher, ſagte Alice empfindlich. Ihr bringt mich mit ſolchen Erklärungen erſt recht in die Bedenken hinein. Wenn ich nun die Hymnen und Pſalmen der Brüder höre, was ſoll ich davon denken? Wer ſagt mir denn, welches die echten Pſalmiſten ſind? — Ja, mein Freund, ich bin vielleicht weniger befangen, als Ihr. Ich mißverſtehe das Trachten der Brüder nach dem Unvergänglichen, Ewigen nicht. Ihr aber ſcheint das Wohlgefallen an Dem nicht zu begreifen, worin doch ohne Zweifel auch ein Strahl des Göttlichen ſchimmert, — in der Poeſie und in dem flüchtigen Widerſchein des Menſchenlebens in der Kunſt. Ich habe mich nicht, wie Ihr glaubt, durch ein ſinnliches Wohlgefallen an Kunſt und Poeſie hinreißen laſſen; ſondern bin mit großer Ueberlegung und nach einem ſchweren Kampfe in das Schauſpiel gegangen. Ich ehre Gott in jeder ſeiner Offenbarungen! Und wenn Euch, Sir Chriſtopher, nicht Alles, was gedichtet und dargeſtellt wird, gefallen möchte, ſo glaubt mir, daß auch ich nicht Alles wohlgefällig finden kann, was in Eurer frommen Disciplin vorgeht. Manche der Brüder tragen auf dem Pfade des Heils das Zeichen des Thiers an der Stirne. Warum ſollte ich nicht die Signatur des Ewigen an den weltlichen Künſten aufſuchen und mich daran erfreuen? Ihr liebt ja auch die Blumen, und wendet viel Sorgfalt auf ihre Pflege: ſtören Euch denn die bunten Farben und ſchmeichelhaften Gerüche in Eurer Andacht?

Welche Verwirrung der Begriffe! rief Blount heftiger, als ſchicklich war: die Gaben der Natur mit den Thorheiten der Menſchen zu vergleichen! Ja, es gibt auch giftige Blumen, an ſchmutziggeſprenkelten Kelchen und betäubenden Düften erkennbar, und mir ſcheint, Ihr habt dort eine große Verworfenheit eingeathmet, Schweſter. Alſo gefällt Euch nicht Alles an den Brüdern? Sehr doch! Haben wir nicht immer bekannt, daß wir nur Menſchen ſind? Und wenn wir Auserwählten ſogar in Kampf und Entſagung auf dem Wege der Gnade noch ſtraucheln, welches Heil mögt Ihr bei den Verworfenen ſuchen?

Ich weiß nicht, wen Ihr ſo zu nennen wagt! ſagte Alice erblaſſend.

Wen, wen? ſchrie Blount. Dieſe liederlichen Dichter, dieſe ſaubern Komödianten, und vor Allen den Beelzebub dieſer Verführung, dieſen berüchtigten William, den jetzt der Adel aufnimmt, wie ihm bisher das Volk nachgelaufen iſt. Dieſen —

Kein Wort weiter in dieſem Tone, Sir! rief ziemlich heftig Alice. Ihr ſprecht vom Freunde meines Bruders, von einem Gaſt unſers Hauſes. Er iſt mit demſelben Rechte drunten im Garten, wie Ihr auf meinem Zimmer; mit gleichem Rechte, nur mit ungleichem Betragen; denn er würde höchſtens über Euch lächeln, und niemals ſchimpfen.

So? Im Garten iſt er? ſagte Blount und brach auf. Darum ſprecht Ihr ſo warm von ihm? Ueber mich lächeln —, ſagt Ihr?

Warm? erwiderte Alice erröthend. Ich verbeſſere nur die üble Meinung, die ich ſonſt von der Dichtkunſt hatte, und fange damit an, dieſe und den Dichter in meiner Gegenwart nicht herabwürdigen zu laſſen.

So? Damit fangt Ihr an? ſtotterte Blount. Und womit hört Ihr auf? Doch das will ich nicht abwarten.

So jäh abbrechend ſtürzte er fort, verdroſſen, wie es ſchien, über Alicens Gunſt für den Dichter. Denn Blount vergaß auch in ſeiner puritaniſchen Frömmigkeit ſeinen vornehmen Stand und ſeine hohen Verbindungen nicht.

Eliſabeth umarmte lächelnd und beifällig ihre ereiferte Freundin. — Beruhige dich, Herzens-Alice! ſagte ſie. Du haſt dich mehr ereifert, als es der Narr verdient, und als es dir zuträglich iſt. Aber — ſetzte ſie nach einem Weilchen ſchalkhaft hinzu — nimm dich in Acht! Die Poeſie geht bei dir ins Blut, und treibt nach dem Herzen. Verſchlucke mir ja mit der Poeſie den Dichter nicht!

◆

Fünftes Kapitel.

William fand ſeine Freundin Thekla, die er folgenden Tags beſuchte, ungewöhnlich aufgeräumt und zum Lachen geſtimmt. So oft ſie ihn nur anſah, erneuerte ſich ihre Lachluſt. Erſt fragte William mitlächelnd nach der Urſache dieſer muthwilligen Laune, und als, anſtatt ſich zu erklären, Thekla nur wieder aufs Neue lachte, fing es an, ihn zu verdrießen. Endlich ſprang er ganz ungehalten auf, um fortzugehen. Sie lief ihm nach, hing ſich an ihn, zog ihn zurück, und brachte ihn ſchmeichelnd wieder zum Sitzen. — Du wirſt es nicht begreifen, ſagte ſie, daß mich ein Traum ſo ins Lachen bringt. Ich kann dir nur das wunderliche Zeug nicht erzählen; es iſt zu kunterbunt und zum Theil auch unſchicklicher, als man es ſelbſt träumen ſollte. Es kommt mir immer höchſt lächerlich vor, wenn ich im Traume mit Leidenſchaft gehandelt habe, wenn ich es wundergeſcheit angegriffen zu haben glaube, und nun beim Erwachen einſehen muß, daß alle Leidenſchaft, alle Berechnung, aller Stolz oder alles Misvergnügen aus einer bloßen Täuſchung hervorgegangen iſt. Dann möchte ich mich todt lachen. Du würdeſt dich vielleicht ärgern: du kannſt ſo ernſthaft und empfindlich werden. Ich aber muß lachen, und nehme den Traum nicht höher auf, als es Einem ja manchmal im wachen Leben begegnet. Nicht wahr, mein lieber, verdroſſener Willy? Aber, wir vergeſſen ja die Hauptſache. Wie iſt es dir denn mit Roſalien ergangen?

Sie that dieſe Frage anſcheinend mit großem Ernſt; worauf William den Vorfall nur deſto launiger erzählte, dadurch aber eine Scene veranlaßte, wie ſolche zwiſchen beiden nicht ſelten vorfielen; indem durch das flüchtigſte Wort in Thekla's Herzen die widerſprechendſten Empfindungen raſch angeregt und ſchnell wieder erſtickt werden konnten. Denn als der Freund am Schluſſe ſeiner von Thekla herzlich belachten Erzählung einige bittere Bemerkungen über Mädchen, wie Roſalie, hinwarf, überließ ſie ſich der lebhafteſten Entrüſtung über ſo harte Urtheile. Aber nun befremdete den Freund dieſe leidenſchaftliche Theilnahme, und Thekla mußte aus Furcht ſich zu verrathen, ſchnell irgend eine Erklärung oder Ausflucht erfinden. Dazu war ſie denn auch gewandt genug; und William hatte eine zu hohe Meinung von ihr und ihren verwickelten Schickſalen, um ſo bald ein Mistrauen zu faſſen. Aber dieſe Hingebung des edeln Freundes fiel dann wieder ihrem, eigentlich nicht unedlen Herzen zur Beſchämung und zum Vorwurf aus. Auch hierin leidenſchaftlich, verwünſchte ſie ſich und die lügenhafte Verwirrung, der ſie ſich nicht entreißen konnte, und in die ſie wider Willen immer tiefer gerieth. Ungeſtüm, ja wie in Verzweiflung, warf ſie ſich an die Bruſt des Freundes; indem ſie ihre Erinnerungen, ihre Lebenserfahrungen und — ſelbſt hierin wieder unwahr! — ihr allzutheilnehmendes Herz verklagte. — Hinweg mit Allem! rief ſie. Laß uns das Leben und die Menſchen vergeſſen! Sagte ich dir nicht hundertmal — Alles, Alles ſei Lüge? Komm denn, mein William, — vergiß Alles! Laſſen wir dieſe Roſalie! Der Graf mag mit ihr fertig werden, mag es — „abmachen"! Du gehörſt mir, — du biſt mein Freund, und ich — bin ich nicht deine zehnte Muſe?

Dies Wort des Dichters ward durch Wiederholung bald zu einem Talisman, mit welchem das wunderliche Mädchen Alles beſchwichtigen und begütigen zu können glaubte. Und wirklich verfehlte dies Wort auch ebenſo wenig ſeine Wirkung auf den Freund. Er wähnte bei ſolchen ihm unerklärlichen Anwandlungen Thekla's, in ihr Herz wie in einen Abgrund von Leid und Liebe zu blicken, aus welchem er einſt, in Stunden des innigſten Bundes und Vertrauens, unerhörte Geheimniſſe des menſchlichen Lebens ſchöpfen werde. Freilich müßte man William's damals noch ſo argloſes Herz, ſeine wunder- und räthſelfrohe Phantaſie beſitzen, und von der lebhaften Anmuth Thekla's, von der Wahrheit ihres leidenſchaftlichen Ausdrucks, und von dem Zauber ihrer Augen, ihres Mundes gleich ihm eingenommen ſein, um es zu begreifen, daß ein ſo geiſtvoller und herzenskundiger Mann ſich, ohne allen Argwohn, wie ein Kind, in ſolchen Täuſchungen wiegen konnte.

Der unbehaglichen Stimmung, die nach den heutigen Erörterungen zurückblieb, ſuchte Thekla zu entgehen, indem ſie dazu drängte, dem Oheim Lasko einen Beſuch zu machen.

Du wirſt einen ſeltenen Mann an ihm finden, ſagte ſie unterwegs, der die Welt und die Menſchen recht durch und durch kennt, und für dich ſehr anziehend ſein wird. Ich meine, er kann dir ſein, was ein Marmorbruch dem Bildhauer: du kannſt hundert poetiſche Stoffe aus ſeinen Erfahrungen brechen. Hier in London hat er — ich weiß nicht welchen Verkehr mit angeſehenen Männern. Es iſt ſeine Art, ein wenig geheimnißvoll zu thun, und ich mache mir keine Sorge darum. Du wirſt, wenn du ihn zuweilen beſuchſt, mancherlei Männer bei ihm antreffen, mit denen ihn Geſchäfte zuſammenbringen; oder er geht auch oft am liebſten mit wunderlichen und bizarren Geſellen um. Wer das Leben, wie er, durchgenoſſen hat, liebt am Ende das Scharfſchmeckende. Fällt dir je einmal an ſeinem Treiben etwas auf, oder ſucht er dich in irgend eine Angelegenheit mit hineinzuziehen: ſo ſprich lieber erſt mit mir davon. Du könnteſt ihn leicht misverſtehen: er ſcheut es oft nicht, ſchlimmer zu erſcheinen, als er iſt. Ich kenne ihn und ſeine Art, und kann dir in einzelnen Beziehungen eher etwas Beſtimmtes ſagen, als ich dir eine allgemeine Schilderung von ihm zu geben im Stande bin.

Was weiß er von unſerm Verhältniß? fragte William.

Er kennt unſere innige Freundſchaft, antwortete ſie, und wird dich ſchätzen lernen. Das Uebrige wollen wir abwarten.

Das Eckhaus des krummen Gäßchens, — jene erſte Wohnung Thekla's, aus der wir ſie haben entfliehen ſehen, fiel ihnen jetzt in die Augen. Es war ein neugebautes anſehnliches Haus, ſehr lebhaft in der Nähe der Londonbrücke gelegen. Der Eigenthümer hatte für angeſehene Familien einige ſchöne Miethwohnungen eingerichtet. William lobte die bequeme Treppe, worauf Thekla die Bemerkung fallen ließ, Lasko ſuche ungeachtet der Vorzüge dieſer Wohnung eine andere, tiefer in der Stadt gelegene.

Nicht ohne eine kleine ängſtliche Spannung öffnete Thekla Lasko's Zimmer, ob ſich nämlich William von jenem Wortwechſel mit ihm am Abende ihrer Flucht vielleicht noch des Mannes im Mantel und eingedrückten Hut erinnere. Allein gerade dieſe Verhüllung hatte ihn damals unkenntlich gemacht. Ueberdies trug er, wie er jetzt in leichtem Hauskleide, lebhaft und artig, dem Dichter entgegenkam, den Bart nach der oft wechſelnden Mode ſehr verſchieden gegen damals zugeſtutzt.

Lasko, der vielgereiſte, in mancher Verlegenheit durchgeſchlüpfte, in verwegenen Unternehmungen durchtriebene Mann, hatte viel Gewandtheit und etwas ſehr Einnehmendes in ſeiner edeln Geſtalt und in freiem Anſtande. Heitere Laune belebte ſein Geſicht, das vom Anhauche verſchiedener Klimate gefärbt ſchien. Ein beweglicher Geiſt ſprach aus ſeinen Augen, und jene Leidenſchaftlichkeit, die ſich leicht für Wärme des Herzens und Schwung der

Seele nehmen läßt, war ihm ſtatt dieſer beiden Eigenſchaften reichlich verliehen. Wenn er in behagliches Erzählen kam, war wirklich, wie Thekla angedeutet hatte, jedes Geſchichtchen, jede Anekdote, jede Bemerkung des lebenserfahrnen Mannes ein Kern oder ein Keim für einen Dichter, der das Abgelebte mit einer Bedeutung des Lebens zu etwas Ideellem anzufachen verſtand.

Sehr angeregt und zufrieden ſchied William, nach einem Stündchen lebhafter Unterhaltung, mit Lasko's Einladung, recht oft und unbefangen wiederzukommen.

Der Freund ahnte nicht, daß es Lasko mit ſeinem zuvorkommenden Benehmen auf ihn abgeſehen hatte. Durch Thekla kannte Lasko William's vornehme Verbindungen, und wußte aus Erfahrung, daß Schwärmerei und Begeiſterung eines Menſchen für den Klugen ein nutzbares Feld ſind. Er zog überhaupt gern wirkſame Talente an ſich, wenn auch nur auf das Gerathewol irgend eines Falles, wo man ſie brauchen könnte. So hatte er in der freundlichſten, ſcheinbar gleichgiltigſten Unterhaltung mit William unvermerkt eine Menge Einzelnheiten über die Familie des Grafen Eſſex und Southampton, über deren Neigungen, Schwächen, Liebhabereien, häusliche Einrichtungen, Lebensgewohnheiten und dergleichen herausgebracht, ohne daß unſerm Freunde nur eine Frage aufgefallen wäre. Denn nicht leicht verſtand Jemand, in ſo hohem Grade, wie Lasko, die Kunſt, was er hören wollte, als etwas anzudeuten, was er ſehr genau wiſſe.

Sobald William das Haus verlaſſen hatte, eilte Lasko ſeine Bemerkungen in ein Buch einzutragen, das er zu einem auf das Sorgfältigſte geheim gehaltenen Zwecke über die londoner Perſonen und Verhältniſſe führte.

Sechstes Kapitel.

Lasko wohnte ſehr angemeſſen für einen Mann, der dafür gelten wollte, daß er als Edelmann fremde Länder zum Vergnügen und zur Belehrung beſuche. Zu ſeinen wirklichen Geſchäften lag aber das Haus nicht verſteckt genug, und hierin bei weitem nicht ſo günſtig, als Thekla's heimliche Wohnung. Graf Southampton hatte dies Verſteck für Roſalien zu ſeinen verſtohlenen Beſuchen mit ängſtlicher Vorſicht ausgewählt. — Seit aber William dieſen Aufenthalt kannte, und jeden Augenblick mit dem Grafen kommen konnte, Roſalien zu ſprechen, lebte Thekla nicht mehr ruhig. Sie trat daher ihre Wohnung an Lasko ab, dem ſie ſehr zuſagte und der ſie zu haben wünſchte. Sein geſpornter Fußtritt war es auch geweſen, den William bei ſeinem Beſuche Roſaliens in ihrem Vorzimmer gehört hatte. Für Thekla fand ſich auf dem hintern Gang des weitläufigen Hauſes eine kleinere auf ein Höfchen gehende Wohnung; ſodaß ſie, ohne auszuziehen, in neuer Verborgenheit und zugleich von Lasko getrennt war. Denn ungeachtet ihres neuen, aus Noth eingegangenen Verkehrs mit ihm hatte ſie ihr altes Mistrauen nicht völlig abgelegt, und ſo Manches, was ſie an ihm bemerkte, war nicht gemacht, ihre heimliche Abneigung zu verſöhnen.

Nun konnten ein oder der andere angeſehene Mann, der heimliche Aufträge für Lasko hatte, mancher Gauner in Lasko's Solde, und vor Allem die Freunde dieſes niemals abſichtloſen Mannes viel unbemerkter aus- und eingehen, und manche läſtige Verabredung an drittem Ort fiel hinweg. — Als heimlicher Beſucher kam auch, ohne jedoch weder vornehm noch ein Gauner zu ſein, Sir Roger Aſton, der ehemalige Leibbarbier König Jakob's von Schottland, der jetzt zum Edelmann erhoben, den perſönlichen Briefwechſel ſeines Königs mit Eliſabeth von England beſorgte. Er war ſeit geſtern wieder aus Schottland angekommen, und hatte heut Audienz bei der Königin, um ihre Briefe in Empfang zu nehmen. Lasko erwartete ihn, und nahm keine andern Beſuche an.

Endlich, Sir Roger, nun endlich doch! rief er dem Eintretenden entgegen mit einem ſehr artigen Lächeln, das aber nebenher der ſteifen Haltung und dem geſchmackloſen Anzuge des ältlichen Mannes galt. Denn zum ſpaniſchen Kragen und blaßgelben Barte nach Zuſchnitt des Adels ſtand die breite lederne Degenkoppel mit kupferner Schnalle, wie ſolche von Viehhändlern auf dem Lande getragen wurde, ebenſo lächerlich, als die Liebeslocke im ſilbernen Ohrringe zum lederbraunen faltigen Geſichte. Dabei trug Aſton aus alter Handwerksgewohnheit die Aermel ſo weit zurückgeſchlagen, daß der ſpitze Knochen des Handgelenks zum Vorſchein kam.

Ihr habt ja eine erſtaunlich gnädige Audienz gehabt, Sir Roger! ſetzte Lasko hinzu.

Gnädigſt lang, mein Herr! erwiderte Aſton, wobei er alsbald ſeinen Degen und eine verſchloſſene Brieftaſche abſchnallte, und auf den Tiſch legte. Ihr müßt mir erlauben, meine Beine ein wenig auszuſtrecken, fuhr er fort. Die Gnaden der Könige wirken ſehr übel auf die Schenkel und Knie ihrer Unterthanen. Aber ich erwartete mir's gleich. Ich habe ſo meine Zeichen. Wie ſich der Schäfer auf die Wolken verſteht, ſo verſtehe ich mich ein wenig auf die Geſichter der Majeſtäten. Und da iſt mir gleich anfangs nicht entgangen, daß die Königin unter ihrem linken Ohr ein Wahrzeichen hat, nämlich ein gnädiges Wärzchen. Je kürzer nun die drei ſteifen Haare auf dieſer Warze geſtutzt ſind, deſto länger fallen ihre Audienzen aus.

Eine ſehr feine Bemerkung, zu der ein Blick, wie der Eurige, erfodert wird, Sir Roger, lächelte — mit Bezug auf Aſton's früheres Handwerk — der Schalk Lasko.

Und deſto länger tanzt ſie auch! ſetzte der Geſchmeichelte hinzu.

Ach ja, von dem Tanzen habe ich bei Hofe gehört! ſagte Lasko. Sie ſcheint, obgleich unvermählt, doch der guten Ordnung einer glücklichen Ehe dadurch huldigen zu wollen, daß ſie, ohnehin als ein Weib von männlichem Geiſte, in dieſer männlichen Hälfte nach ihrer eigenen weiblichen Pfeife tanzt.

Verzeihung, mein Herr! rief Aſton misverſtehend, — ſie tanzt nach einer Violine, im Vorzimmer bei halb offener Thüre. Die Vorhänge werden nämlich ein wenig zurückgeſchlagen zum Durchblicke für mich, und damit ich meinem gnädigen Jakob erzähle, wie jugendlich ſie noch ſei. Sie will ihm die Zeit der Thronfolge recht lang machen, — unter uns! O wir kennen das, — mein gnädiger Jakob und ich!

Sir Roger, was für ein Mann ſeid ihr! rief Laſko mit angenommenem Erſtaunen. Wer könnte ſich rühmen, daß ihm eine ſo berühmte Monarchin etwas vortanze?

Aſton lachte vergnügt, indem er mit halbgeſchloſſener Fauſt in der hohlen Linken, als ob er Seifenſchaum in einem Becken ſchlüge, hin und her fuhr. Die Großen, ſagte er, haben ſeltſame Vorſtellungen von unſerer bürgerlichen Klugheit: ſie bilden ſich ein, wir bemerkten nichts von Dem, worüber wir uns gegen ſie nicht ausſprechen dürfen. Denn über ihre Schwächen mit ihnen reden, wäre nicht beſſer, als gegen den Strich ſcheeren. Und dabei würde die ſchärfſte Zunge juſt das ſchmerzlichſte Meſſer ſein, im graden Gegentheil von —. Was wollte ich doch ſagen? Ja ſo! Mit meinem gnädigſten Jakob, wollte ich ſagen, ſpreche ich doch darüber, und er nennt es in ſeiner witzigen Weiſe „Eliſabeth's Jugendgedicht“.

Und läßt ſich dabei die Zeit zur Thronfolge nicht lang werden? fragte Laſko.

Ein wenig doch! flüſterte Aſton. Je länger die Königin jugendlich thut, deſto heftiger wird ſein Verlangen nach ihrer Krone.

Mithin iſt ihr Gedicht doch gut, lächelte Laſko; es erregt Spannung und Erwartung. Ihr freilich, Sir Roger, dürft es gewiſſermaßen unausſtehlich finden, weil Ihr es im Vorzimmer ſtehend kaum aushalten könnt. Allein wenn dann die Violine ſchweigt, die Königin ſich verſchnauft hat, und Ihr nun eintretet, — ein ſtattlicher, anſehnlicher Hofmann: dann vergüten ihre huldreichen Worte Alles, Alles. Süße, huldreiche Geheimniſſe nehmt Ihr in Empfang —. Fühlt Ihr Euch da nicht beglückt? Ueberhaupt iſt Eure Stellung ſehr fein, und erfodert Klugheit; zwiſchen Eliſabeth's Dichten und Eures gnädigen Jakob's Trachten ſteht Ihr mitten inne, wie das Zünglein an der Wage.

Heut war ſie etwas ungnädig, verſetzte Aſton. Sie zürnte, daß mein gnädiger Jakob einige katholiſche Edelleute, die auf verrätheriſchem Briefwechſel mit Spanien über des Königs Perſon und Hofhalt ertappt worden ſind, ſo nachſichtig behandelt habe. Dergleichen müſſe mit dem Tode beſtraft werden, meinte ſie.

Hu! lachte Lasko ſchalkhaft. Und indem er einen Gang durchs Zimmer machte, ſetzte er halblaut für ſich hinzu: da mögen ſich Die hüten, die über ihre eigene Perſon nach Spanien berichten!

Sie hat immer etwas zu klagen, fuhr Roger fort. Vorigesmal beſchwerte ſie ſich darüber, daß König Jakob ſo ehrerbietig an den Papſt geſchrieben, und für ſeinen ſchottiſchen Biſchof Drummond um einen Cardinalshut gebeten habe. Hierüber habe ich ihr nun heute meines gnädigen Jakob's geheime —. Aber halt! das ſind ja eben Geheimniſſe, und mein Herz ſollte eigentlich eine ſo verſchloſſene Kapſel ſein, als dieſes Ledertäſchen iſt.

Ei was ſeh' ich! rief Lasko. Ihr tragt eine Liebeslocke? Welche der Hoffräulein iſt Euch ſo nah gekommen, Sir Roger, daß ſie mit ihrem Haar an dieſem ſilbernen Ohrringe hangen geblieben? Schalk, Schalk —!

O geht! ſchmunzelte Aſton. Was Hoffräulein! Ja, wenn Eure ſchöne Nichte ein Hoffräulein wäre, dann würd' ich mir eine Gnade von der Königin ausbitten. Aber jene bei Hofe ſind ſchon ziemlich gealtert, ſodaß ſie faſt alle etwas Bart haben.

Deſto artiger werden ſie gegen Euch ſein, ſagte Lasko.

Artiger? Warum das? fragte Roger. Wächſt denn die Artigkeit unter der Naſe?

Artig, weil ſie es mit einem Kenner zu thun haben, ſcherzte Lasko mit ernſthafter Miene. Wer weiß, wie Manche ſich doch im Stillen nach Eurer gewandten Hand ſehnt.

Nach meiner Hand? ſchmunzelte der Alte. Ihr neckt mich, Ihr ſeid ein Spötter.

Ei was, ein Mann von Euern Verdienſten —! betheuerte Lasko.

Verdienſten? rief Jener. Ich verbitte mir dergleichen Spott. Ich habe in England keine Verdienſte; ich habe Euere Königin niemals raſirt, wie meinen gnädigen Jakob.

Misverſteht mich nicht ſo! verſetzte Lasko. Ihr müßt noch ganz andere Verdienſte haben, — beſondern perſönlichen Werth. Denn nicht Jeder, der eine Majeſtät einſeift, kann vom Schaume ſeiner Finger eine Edelmannſchaft in ſein Becken ſtreichen. Fragt einmal, was Lord Burleigh von Euch hält!

Lord Burleigh? frug Aſton, und rieb ſich lächelnd mit der Oberfläche ſeiner rechten Finger am Kinn. Nun, ſagt mir's! Was? Ich habe doch Seine Herrlichkeit niemals geſprochen. O Seine Herrlichkeit, ſowie auch der Graf Eſſex, dürften mir wol das Wort gönnen. Meinen die

Lords etwa, wenn ſie mich nicht anerkennten, ſo wüßte ich auch nicht, daß ihre Briefe an meinen gnädigen Jakob heimlich, hinter dem Rücken ihrer Königin gehen? Sie ſpielen bereits verſtohlen dem künftigen Thronfolger etwas vor; wer weiß dann aber, ob ſie es beide erleben, daß ich und mein gnädiger Jakob in London einziehen. O mein Herr von Lasko, ſagt ihnen doch, ich ſei Hofmann genug, ihre Briefe durch meine Finger gehen zu laſſen, und ihrer Ehrlichkeit durch dieſelben Finger zu ſehen. Aber zulächeln dürfte mir doch ſeine Herrlichkeit, der Lord Burleigh einmal, wenn er mir ſeine Briefe auch durch Euch, mein Herr, zuſtellen läßt.

Sir Roger, flüſterte Lasko, der Lord hat eine ſehr ſpecielle Meinung von Euch —.

Sehr ſpeciell? fragte Roger mit hochaufgezogenen Augenbrauen. Das freut mich.

Sehr ſpeciell! fuhr Lasko fort. Und wenn Ihr den Lord ein Viertelſtündchen in dieſes Euer Brieftäſchchen blicken ließet, — was glaubt Ihr, was Burleigh thäte?

In dieſe Ledertaſche, worin die Briefe der Königin ſind? verſetzte Roger. Nichts da! Die Ledertaſche iſt verſchloſſen. Mein gnädiger Jakob hat einen Schlüſſel für die Schreibereien der Königin, und ſie hat einen für die ſchottiſchen Briefe.

Ei nun! lachte Lasko. Dann laßt den Lord doch ein Bischen ſeine Freude an der verſchloſſenen Taſche haben. Vielleicht will er nur daran riechen. Kennt Ihr die Sympathien der Miniſter für lederne Taſchen nicht? Eine Aktentaſche geht ihnen über den Himmel.

Ja wol! ſeufzte Roger. Denn ſie verdienen ſich gewöhnlich die Hölle damit. Aber ich trage keine Staatsakten. Wißt! Ich trage die Worte, die eine Majeſtät zur andern in die Ferne ſpricht. Und die ſind heilig, und ſollen vor Miniſtern und ſonſtigen ſchlechten Chriſten verwahrt bleiben. Daß Ihr's wißt! Dieſe Hand, die einſt meinen gnädigen Jakob eingeſeift, hat ihm Handſchlag auf Treue gegeben. Es gibt auch nachgemachte Schlüſſel. Ich bin zwar Edelmann, aber ich reiche doch noch lange nicht hoch genug hinauf, daß mich Lord Burleigh bequem über den Löffel barbieren könnte. Und — wenn er ſich auch bücken wollte, ſo — mit Erlaubniß zu ſagen! ſo ſollte mir doch keine Hand, die einen falſchen Schlüſſel führt, an die Kehle kommen. Gott verdamme!

Lasko gab dem Eifernden Recht, und lobte deſſen Geſinnung. — Wer dächte auch an ſo Arges! rief er aus. Aber Recht habt Ihr, und wenn ich mir die Möglichkeit ſolcher Liſt denke, muß ich Euch rathen, die Taſche ja nicht aus der Hand zu geben. Doch, — wie vorlaut von mir, daß ich Euch rathen will, — einem ſo welterfahrenen Staatsmanne!

Sir Roger war durch ſeinen Eifer unruhig geworden. Er griff nach dem Degen, und drang auf ſeine Abreiſe. Er wollte vor Nacht noch eine Strecke reiten, und foderte die Briefe der beiden Lords, die er mit nach Schottland nehmen ſollte. Lasko nahm ihm den Degen und die Brieftaſche wieder ab, und bat ihn, nur noch ein paar Augenblicke Geduld zu haben, die Briefe des Grafen Eſſex ſollten den Augenblick kommen. Indeß könnt Ihr meiner Nichte Lebewohl ſagen, ſetzte er hinzu. Sie würde mir's nicht verzeihen, wenn ich Euch ſo abziehen ließe, ohne daß ſie Euch geſehen hätte.

Er nöthigte den ehrlichen Gecken auf Thekla's Zimmer. — Hier, liebe Nichte, ſagte er, nimm mir einmal den Sir Roger wegen ſeiner Liebeslocke in die Beichte. Siehſt du, die blonden Haare ſcheinen ihm lieber zu ſein, als die braunen. Iſt nichts zu trinken hier? Wir wollen ſeine blonde Gebieterin leben laſſen.

Lasko entfernte ſich mit einem Winke für Thekla, ſchickte dann eine Erfriſchung durch den Diener und verriegelte ſein Zimmer. Behend öffnete er mit einem Schlüſſel die Ledertaſche Sir Roger's, und nahm eiligſt von dem hervorgeholten Schreiben der Königin eine Abſchrift für Lord Burleigh, ihren Miniſter.

Als er die Taſche wieder ſchloß, ſagte er mit boshaftem Lächeln:

Niemand kann ſanfter über den Löffel barbiert werden, als es dieſem Sir Roger geſchieht: er nimmt gar nichts davon wahr!

Dann legte er, als inzwiſchen eingelaufen, Lord Burleigh's Briefe auf die Taſche und eilte nach Thekla's Zimmer, um die gefällige „Nichte“ von dem Lord Hofbarbier und dem Seifenſchaume der Unterhaltung deſſelben zu erlöſen.

Siebentes Kapitel.

Bei wiederholten Beſuchen fand William Gelegenheit, manchen Blick in Lasko's Verbindungen zu thun. Bekannte traf er hier nicht, und die Fremden, die ihm aufſtießen, waren auch meiſt ſolche, die ihn wirklich befremdeten. Der Anziehendſte darunter war ein Mann in den Fünfzigen, Namens Walpole, — ſchlank gewachſen, von ſehr eingezogener, etwas vorgeneigter Haltung und heitern, ſanft lächelnden Mienen. Er hatte verſchiedene Länder bereiſt, erzählte gern und machte viel Rühmens von Spanien. Dabei benahm er ſich mit einer gewiſſen vornehmen Leichtigkeit, im Ganzen offen und zuvorkommend, und nur bisweilen begegnete William einem lauernden, forſchenden Blicke deſſelben. Doch dies war dem Freunde nicht das Auffallendſte; mehr machte ihn die dunkle Kleidung und der eigenthümliche Haarſchnitt ſtutzig. Beide ſchienen einen Geiſtlichen, einen der Prieſter zu verrathen, die unter dem damaligen Drucke der Katholiken weltliche Kleider trugen, in denen ſie jedoch für ihre Glaubensgenoſſen etwas Ehrwürdiges zu bewahren ſuchten.

In dieſer Vermuthung beſtärkten unſern Freund einige junge Engländer, die er wiederholt in ungewöhnlichen Beſuchſtunden bei Lasko traf. Sie waren jüngſt aus Frankreich gekommen, bewegten ſich unbeholfen in abgerichteten Manieren, wobei jedoch nicht ſelten etwas Schwärmeriſches, Exaltirtes in Blick und Redeweiſe zum Vorſchein kam. Zuweilen, wenn ſie mit Lasko vertraut ſprachen, hörte der Freund ein halblautes Wort, das ihn auf die Vermuthung brachte, es müßten junge Katholiken aus jeſuitiſchen Seminarien ſein, in denen damals reiche Engländer erzogen wurden. So kam ihm einigemal der Name eines Cardinals zu Gehör. William konnte von nun an nicht unterlaſſen, eine ängſtliche Aufmerkſamkeit auf dieſe jungen Leute zu richten. Aus ſolchen Umtrieben war eine Reihe von Jahren hindurch mehr als eine Verſchwörung gegen die Königin und ſo manche Volksbewegung hervorgegangen. Er machte Thekla mit ſeinen Beſorgniſſen vertraut. Sie blieb aber ganz ruhig, und meinte lächelnd, ſo lange Doctor Lopez, der Königin Hausarzt, mit dieſen Leuten verkehre, ſei wol keine gefährliche Anſteckung zu beſorgen. — Mein Oheim iſt ſehr geheimnißvoll, ſagte ſie; da er aber auch in Verbindung mit dem Miniſter Burleigh ſteht, ſo glaube ich eher, daß er im Intereſſe der engliſchen Regierung ſolche Leute überwachen hilft. Sonſt müßte ja Herr von Lasko auf beiden Achſeln tragen, ſetzte ſie lächelnd hinzu.

William ſchwieg; allein im Stillen erkundigte er ſich doch nach dem Doctor, und erfuhr, daß derſelbe, wie der Name ſchon verrieth, ein Spanier von Geburt war, aus Galizien ſtammend. Graf Eſſex hatte nämlich vor einigen Jahren, als die engliſche Flotte auf einer Expedition nach Portugal die untere Hafenſtadt Corunna wegnahm, dieſen geſchickten Arzt mit nach England gebracht, wo derſelbe auch bald in den höhern Kreiſen Vertrauen gewann, ſodaß die Königin ihn zum Hausarzte annahm, indeß ihr eigentlicher Leibarzt Doctor Maſters blieb. Lopez hatte ein ſehr ſpaniſches Ausſehen und war einſylbig und finſter. Nur Walpole verſtand es, ihn zum Sprechen zu bringen, und während er ihn mit der artigſten Aufmerkſamkeit behandelte, war es nicht zu verkennen, daß der verſchloſſene Arzt mit jedem Tage unterwürfiger gegen den verborgenen Prieſter wurde.

Einmal, während William mit Thekla vertraulich flüſternd ſaß, und ſie den Freund auf einige Augenblicke verlaſſen hatte, wurden im anſtoßenden Zimmer, wo Lasko mit Walpole arbeitete, Briefe abgegeben. Lasko erbrach ſie und beide Vertraute vergaßen ſich über dem Inhalte ſo ſehr, daß ſie lebhafter und lauter ſprachen, als ſie es vielleicht ſelbſt dachten. Ohne gerade zu lauſchen, hörte William durch die nur angelehnte Thüre die Namen Fuentes und Iberra nennen. Es war von einer unverſchieblichen guten That, von einer großen Belohnung, von der Umgebung der Königin die Rede. Walpole ſchien ärgerlich und nannte mehrmals den Namen Lopez. Vielleicht fehlte ein einziges Wörtchen zur Löſung dieſes Räthſels, als Thekla wieder hereintrat.

Kennſt du Fuentes und Iberra? fragte William anſcheinend gleichgiltig.

Die ſpaniſchen Statthalter in den Niederlanden? erwiderte ſie. Ich kenne ſie nicht perſönlich. Warum fragſt du nach ihnen?

Es ſind eben Briefe von ihnen an deinen Oheim gekommen, antwortete er, Nachrichten, die ihn ſehr zu intereſſiren ſcheinen.

Sie ſah ihn ſcheu und beſorgt an.

Dein Auge fragt, was etwa mein Ohr bei dieſen Nachrichten gewonnen habe, nicht wahr? lächelte William.

Ich bitte dich, ſage mir's! bat und ſchmeichelte ſie, und ſetzte, ſich beſinnend, raſch hinzu: Ich möchte wol ſo viel wiſſen, um meinen Oheim einmal auf etwas Beſtimmtes befragen zu können. Er lacht mich immer mit: „Was meinſt du denn nur?" aus, und ich weiß dann nichts. Ich möchte nur ſo viel Faden haben, um ihm einen Sprenkel zu knüpfen.

Die Worte, die ich gehört habe, ſind wenig verfänglich, verſetzte William; Jeder kann von dieſen Dingen ſprechen, aber der Ton, in welchem dieſe beiden Vertrauten ſich unterreden, — der macht mich betroffen. Worte, die ein entſetzliches Vorhaben ſchleppen, können nicht keuchender, kurzathmiger aus dem Herzen kommen, als die ſchleichenden Sylben dieſer beiden Freunde, — Wörtchen, die wie fröhliche Kinder hüpfen würden, wären ſie unſchuldig, wie Kinder.

Sei unbekümmert, lieber Freund! bat ſie. Im Vertrauen darf ich dir ſagen, daß mein Oheim eine geheime Correſpondenz eures Miniſters mit dem König Jakob beſorgt. Vielleicht iſt dies der Fall auch mit den Spaniern in den Niederlanden. Du wirſt gehört haben, daß die Miniſter in den niederländiſchen Angelegenheiten mit der Königin im Widerſpruche ſind. Es iſt nur ärgerlich, daß unſer trauliche Umgang ſo nah an Staatsgeheimniſſe gerückt iſt.

Lasko, ob nun von Thekla gewarnt, oder William's Mistrauen bemerkend, richtete es von dieſem Tage an ſo ein, daß der Freund ihn nur zu beſtimmten Stunden zu Hauſe antraf, ſonſt aber von Thekla auf ihrem Zimmer erwartet wurde. Dieſe blieb ſo unbefangen wie früher, und William war froh, keinen Grund mehr zu Mistrauen zu finden. Bald ließ er ſelbſt auch den früher gefaßten Argwohn fahren, wie ein Fiſcher die Angel, wenn nichts Rechtes anbeißen will.

Deſto unangenehmer ward ihm mit jedem Tage eine neue Bekanntſchaft, die er bei Lasko gemacht hatte, — ein gewiſſer Meiſter Mumblaze, ein ſchön gewachſener Mann von etwa dreißig Jahren, kräftig von Ausſehen, mit roben Geſichtszügen. Etwas Gemeines im Ton und Frivoles im Blicke ſtieß unſern William in der erſten Stunde ſo entſchieden ab, daß er einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen den Fremden faßte. Hierzu trug wol auch die Zudringlichkeit deſſelben gegen Thekla bei. Sie konnte ſich mit keinem gemeſſenen Ernſte, mit keinem verachtenden Blick oder entrüſteten Worte ſeiner Schmeicheleien erwehren, und wollte es doch, wie es ſchien, nicht aufs Aeußerſte ankommen laſſen. Jedes Wort, jeder Scherz des verwegenen und ebenſo unbeſonnenen Mumblaze ſetzte ſie, wie man ihr anſah, in Angſt und Beſorgniß, als ob irgend etwas Unheimliches durch ihn an den Tag kommen könnte. Es blieb ihr nichts übrig, als ſich vor ihm, ſo oft es ging, verleugnen zu laſſen, und ſich mit William in ihrem Zimmer einzuſchließen. So oft ihn der Freund in Lasko's Zimmer reden hörte, — und Mumblaze ſchrie mit rauher Stimme laut genug — trat er nicht eher ein, bis er an Thekla's Thüre vergebens geklopft hatte.

Als nun William eines Tages wiederkam, und an Lasko's Thüre nur flüſtern hörte, trat er, Thekla vermuthend, ein. Aber Mumblaze, mit welchem wol Lasko auch leiſe zu reden hatte, ſaß da, und ſchlug auch gleich ein rauhes Lachen auf. — Sie iſt nicht daheim, unſere Holdſeligkeit! rief er. Wenn ihre Anbeter kommen, geht ſie durch die Lappen. Wir ſind ſchlimm d'ran, Meiſter, mit unſerer Andacht zu ihr! Und unſere Kerzen brennen doch, unſere Herzen flammen. Ha! ha! Unſere Heilige! Ha! ha! unſere Kerzen!

So? erwiderte William. Iſt ſie Euch wieder aus dem Wege gegangen? Die Anbetung der Irrgläubigen ſcheint ihr nicht zu behagen. Ich rathe Euch, Maſter: bleibt im Kirchſpiele des Biſchofs von Wincheſter.

Mumblaze fand auf dieſen Spott nicht gleich ein Gegenwort, und William entfernte ſich mit einer Höflichkeit gegen Lasko. Er hoffte Thekla auf ihrem Zimmer zu finden. Sie war nicht da, und wie er vom hintern Gange wieder zurückkam, öffnete Mumblaze die Stubenthüre, und rief ihm einige grobe Worte zu, mit denen er ſich zu rächen dachte. William pflegte in ſolchen Fällen nackter Roheit nicht zu antworten; es ſtand ihm aber ein Blick und eine Geberde der Verachtung zu Gebote, die den Gegner durch Mark und Bein trafen, und weil ſie ſelbſt keinen Wortausdruck hatten, auch keine Erklärung oder Abbitte mehr zuließen.

Er verließ das Haus, innerlichſt doch nicht ohne Verdruß, und ſchritt auf Gerathewol in die Gaſſen der Stadt hinein.

Achtes Kapitel.

Um das große Kreuz in Cheapſide fand William die Straße von Menſchen verſperrt. Ein Mann hatte ſich auf das hohe Fußgeſtell des Kreuzes geſchwungen, und ſprach zum anwachſenden Volke. Im bekannten Anzuge der Puritaner ſchrie und handirte der heftige Menſch über den Häuptern der Menge, als ob er eine Flut beſchwören wolle. Viele hörten mit andächtiger Miene zu, die Meiſten lächelten; angenehm unterhalten ſchienen Alle. William wühlte ſich ins Gedränge, um den Redner zu verſtehen.

„Ja, ich zeuge Wahrheit!“ ſchrie dieſer eben, — „und rufe euch Alle zu Zeugen auf. Denn wer von euch wäre rein von der Sünde, das Schauſpiel beſucht zu haben? Erzählt uns die alte oder die neuere Geſchichte von irgend einem ausgezeichneten Sünder, von einem ſchauderhaften Verbrechen oder gottesläſterlichen Frevel, die nicht alle aufs Theater gebracht würden? Ja gibt es einen Teufel in der Hölle, der nicht auf unſern Theatern eine Rolle ſpielte? Denn was auch erſännen nicht die drei Dutzend Schauſpieldichter (wenn's kein Geſchock iſt!), die in unſerm London nach dem Aas des Lebens ſchnüffeln, um es zu Poeſie zu verarbeiten? Auf was verfielen ſie nicht, um euch, auf die große Weltlüge der

Poeſie erpichten Sünder, zu ergötzen? O wenn doch dieſe tollen Komödianten und ihr auf das Schauſpiel Verſeſſenen, oder vom böſen Geiſte des Schauſpiels Beſeſſenen, nur einmal ernſtlich bedenken möchtet, daß die Perſonen, deren frühere Lebensthaten und Sünden auf dem Theater geſpielt werden, gerade während dieſes Spiels doppelte Pein in den ewigen Flammen zu leiden haben. Ja, ihr Komödianten, declamirt nur und heult Eure Rollen her, und ihr Schemel-Inſaſſen und Parterreſtändigen klatſcht, lacht und jubelt, damit ihr ja nicht etwa durch die dünne Decke unter euern Füßen herauf die Seufzer und Angſt, das Aechzen und Zähneklappern, das Geſchrei und Zeter hören mögt, die eure Gottloſigkeit in der Hölle verurſacht, während ihr die Thaten der Verdammten ſpielt und darſtellt, belacht und beplaudert."

Der Eiferer hatte bei dieſen letzten Worten ſeine Stimme ſo laut erhoben, daß ſie in einen Huſten umſchlug. Ein Nachbar klopfte William auf die Schulter, und flüſterte ihm zu: Ich ſehe Euch ergriffen, guter Mann. Gehört Ihr unſerer ſchönen Disciplin an, oder fällt eben ein Strahl der Erleuchtung in Euer Herz? Ich ſah Euch, meine ich, noch niemals in unſerer Verſammlung.

Nein, mein Freund, verſetzte William, es iſt mir noch nicht gelungen, den Weg nach Thurmhill zu wandeln.

Gelungen, ſagt Ihr? fuhr der Fromme fort, und ſuchte lächelnd den Freund ſeitwärts aus dem Gedränge zu ziehen. — Das deutet mir auf Euer Trachten und Beſtreben dahin. Und Ihr habt wol noch keinen Vermittler der Gnade gefunden? Ha, der Herr beglückt meinen heutigen Tag. Ich, ich will Euch dort einführen.

Heut aber ſind wir anderswo. In Thurmhill, müßt Ihr wiſſen, iſt die große Verſammlung, da kommen auch die Lords und die Ladys hin. Da geht's in der ſtillen Erbaulichkeit zu. Allein wir wollen uns doch nicht blos in die Süßigkeiten des Gebets und der Erbauung verlieren, wir wollen auch wirken, die Welt umgeſtalten. So verſammeln ſich denn manchmal die wirkſamen Brüder beſonders. Und heut zumal iſt etwas Apartes los. Dorthin müßt Ihr mir folgen, da lernt Ihr uns gleich im Großen und Umfaſſenden kennen. Ihr habt ja einen Blick des glanzvollen Auges, der eine ganze Welt einnimmt. Ja, ja, Ihr gefallt mir. Ich irrte mich nicht in Euch; der Geiſt trieb mich, Euch anzureden. Wir wollen uns eilen. In einem halben Stündchen thut unſer Prediger der Wahrheit ſein mächtiges Gebet. Das ſoll Euch erſchüttern. Laßt uns voraus dahin gehen. Unſer Joſua Mehrfrucht dort auf dem Kreuze wird doch ſeine Rede gleich endigen, und auch zur Verſammlung kommen.

William ließ ſich von dem bekehrungsluſtigen Manne fortziehen. Er war eben in einer gereizten Stimmung, die irgend eine Nahrung ſuchte. — Ich weiß nicht, ſagte er, ob man auch ohne Kniegürtel kommen darf. Iſt denn das bloße Herz ohne gelblederne Strümpfe dem Herrn kein Gräuel? Kann denn die Gnade durch ein gemeines Felbelwamms eindringen?

Ich bitte Euch, macht Euch darüber keine Sorge! verſetzte der Puritaner. Ihr ſeht ja, ich gehe auch noch nicht vollends im Gewand der Heiligen. Man kann ſich nicht mit einem Riß aus allen Nähten der Welt lostrennen. Euer leichtfertiger Anzug iſt als eine Siegesfahne der Erleuchtung anzuſehen. Kommt nur immer ohne Bedenken!

William folgte in ſchalkhafter, wenn nicht ſelbſt in etwas boshafter Neubegierde dem werbenden Frommen. Im Quartier Klein-Britannien betraten ſie ein alterthümliches Gebäude, und gelangten Treppchen auf und ab, über dämmerige Gänge in einen geräumigen öden Saal. Einzelne Männer ſtanden mit gefalteten Händen und geſenkten Hauptes an die Wände gelehnt, oder lagen betend auf den Knien. Ein ſtattlicher Mann, der Einzige, der heiter umherblickte, wandelte mit nachläſſig gefalteten Händen hin und wieder. Er faßte William, ſo lang deſſen Begleiter neben ihm blieb, mehrmals lächelnd ins Auge. Dies ſetzte den Freund in nicht geringe Verlegenheit, indem er jetzt erſt recht bedachte, wie gewagt es ſei, als Dichter und Schauſpieler von den Fanatikern erkannt zu werden. Er überlegte, ob es nicht gerathener ſein möchte, wieder wegzuſchleichen. Ehe er einen Entſchluß gefaßt hatte, denn es lockte ihn doch auch, einen beobachtenden Blick in die berüchtigten Verſammlungen zu thun, — redete ihn jener heiter ausſehende Mann flüſternd an: Meiſter William unter den Puritanern?

Ich kann die Frage nicht erwidern, antwortete William; denn ich kenne Euern Namen nicht.

Ohne Sorgen, Meiſter! lächelte Jener. Sollte es Euch beruhigen, — ich heiße Aylford, und bin gerade nicht auf gläubigern Füßen hereingekommen, als Ihr ſelber. Ich denke, wir ſetzen uns ins dämmerige Eckchen dort, und erbauen einander im Voraus. Denn was ſie uns hier auftiſchen werden, dürfte ſo gar ſchmackhaft nicht ausfallen. Auch hat unſer Benehmen für die Gläubigen, die hierher kommen, das rechte Gepräge noch nicht: wir müſſen, wie falſche Münzen, in der Dämmerung unter den giltigen Stücken mit unterlaufen.

Beide ſetzten ſich, und beſprachen ſich leiſe unter erheuchelten frommen Geberden, worüber ſie ſelbſt einigemal ins Lachen zu fallen verſucht waren.

Endlich nahm ſich Aylford zuſammen, und ſagte mit ſanftem Ernſte:

Es iſt mir ein gar angenehmer Zufall, Euch hier zu begegnen, hochgeſchätzter Maſter. Ich hätte Euch jedenfalls morgen oder übermorgen in Eurer Wohnung aufgeſucht. Es iſt nun entſchieden, daß ich als Prediger nach Stratford gehe. Als ich mich vor Kurzem dort umſah, hörte ich, wie wenig Ihr unter den Nachbarn in Eurer Vaterſtadt und ſelbſt in Eurer Familie recht geſchätzt und gewürdigt werdet. Falls Ihr nun nicht etwa, wie man in gerechtem Selbſtgefühle ſo gern thut, ſolcher falſchen Meinung mit Fleiß trotzen wollt: ſo könnte ich Euch vielleicht dienen. Ich habe dort ſehr ſchnell Vertrauen gewonnen, und könnte alſo leicht manche Auslage zu Gunſten der Anerkennung Eures Werthes beſtreiten.

William war aufs Angenehmſte überraſcht. Er faßte den freundlichen Geiſtlichen an der Hand, und dankte ihm mit herzlichen Worten des Vertrauens. — Nein, ſagte er dann, ich will der unmündigen Meinung meiner dortigen Landsleute nicht trotzen. Ich habe ſogar Urſache, mir die Achtung derſelben zu wünſchen. Ich gehe damit um, mich von meiner Anna förmlich zu trennen, aus

Gründen und Abſichten, die ich Euch ein andermal ſagen kann.

Aylford drückte William's Hand mit den Worten: Die Heirath gehört freilich nicht zu den im Himmel geſchloſſenen. Ich habe dieſe Anna kennen gelernt und glaube, ſie wird ſich einer Scheidung nicht ſehr widerſetzen. Die wunderliche Frau hängt an nichts auf der Welt, als an ihren Habſeligkeiten. Laßt ihr nur ihr Eingebrachtes, und fügt Ihr noch etwas hinzu, eine kleine Abfindung: ſo iſt Alles gut. Ich kann Euch einen Wink geben: ſie beſäße gar gern ein Stückchen Land, wenn auch nur ein Striemchen, am Wege nach dem Kirchhof, wißt Ihr, wo das Feld auf den Avon ſtößt. Ihre jetzige Liebhaberei iſt auf den Rübenbau gerichtet; ſie würde die bei naſſem Wetter ausgezogenen Rüben gar gern im Avon awſchen, und wenn Ihr vielleicht im königlichen Garten zu Greenwich für ſie noch eine gute Sorte von Zwiebeln auftreiben könnt, ſo weint ſie vor Freuden.

William lächelte nicht ohne eine gewiſſe Beſchämung. Er fühlte zu lebhaft, daß eine Mißheirath doch zu innig mit dem Herzen und Geſchmack der Vergangenheit verwachſen iſt, als daß man ſie wie jede andere Verirrung belächeln könnte, die man einmal erkannt hat. Aylford bemerkte dieſe Befangenheit, und lenkte das Geſpräch ab. — Könnte ich Euch ſo viel Freude machen, als ich Eurer Poeſie und Kunſt verdanke! ſagte er. Ich habe mich viel mit unſerer vaterländiſchen Dichtkunſt beſchäftigt. Es iſt nun einmal meine Liebhaberei, alle Richtungen des menſchlichen Geiſtes, ſo weit ich nachkommen kann, zu verfolgen und zu erforſchen. Wie käme ich ſonſt hierher in die Verſammlung dieſer traurigen Glaubensbrüder? Ich muß aber dieſe um ſich greifende Richtung des Menſchengeiſtes als Theolog erforſchen, wie Ihr ſie als Dichter beobachtet. Ich halte keine Erſcheinung des menſchlichen Geiſtes für unbedingt unwahr: nur darf keine einſeitig über ihr Maß hinausgeführt und in falſche Verknüpfungen mit den andern Richtungen des Lebens gebracht werden. Daraus eben entſtehen unſere Irrthümer und Täuſchungen.

Als William mit beifälligem Nicken ſchwieg, fuhr der Prediger fort:

Ich bin ſo ziemlich in London fertig geworden, und habe alle heitern und heimlichen Gewächſe dieſes wilden Gartens kennen gelernt. Darüber ſind mir hübſche Jahre hingegangen, ſo daß ich eilen muß, wenn ich noch etwas wirken und leiſten will. Denn jeder Tag des Verweilens bringt neuen Aufenthalt. So iſt ſeit Kurzem von einer neuen Speculatrix die Rede, die ſo viel Aufſehen macht, daß ich dies neue Gewächs nicht unverſucht laſſen möchte. Doch vielleicht könnt Ihr mir ſagen, was daran iſt, und ob's der Mühe lohnt, das ſchwere Eintrittsgeld an ihre Prophezeibungen zu wenden?

William wußte nichts Näheres; er hatte verſchiedentlich von ihr reden hören, ohne gerade beſonders darauf zu achten, da er von andern Dingen zu lebhaft eingenommen war.

Ich rede nicht von der alten Sara Skelhorn, ſagte Aylford weiter. Dieſer lief meiſt nur immer der Pöbel zu, wenn ſie aus einem kugelförmigen Kryſtall einen eingefangenen Erzengel die an ihn gerichteten Fragen mit dumpfer Stimme beantworten ließ. Nein, die jetzige Speculatrix iſt für den großen Haufen zu theuer; ſie wird deſto mehr von der vornehmen und reichen Welt aufgeſucht. Was ich über ſie höre, muß Einen freilich in Verwunderung ſetzen. Viele, die nur zu ihrem Spaße hingegangen ſind, reden mit einem ängſtlichen Erſtaunen von dieſer arabiſchen Jungfrau. Dafür gibt ſie ſich aus. Die jungen Herren rühmen, was mich am meiſten verwundert, die Sittſamkeit und Unzugänglichkeit der jungen reizenden Prophetin. Sie hält ſich durchaus in einer, wie ſie ſagen — „heiligen Ferne“, und widerſteht allen Anbietungen. — Als Probe ihrer Wiſſenſchaft entdeckt ſie den nach der Zukunft Forſchenden gewöhnlich erſt etwas Geheimes aus des Fragers vergangenem Leben. Eins macht mir die Sache verdächtig, daß ſie nämlich Einzelne gar nicht vor ſich läßt; vermuthlich weil ſie dieſelben noch nicht kennt, und noch nichts von ihnen weiß. Bis ſolche dann wiederkommen, hat ſie durch ihre Verbindungen etwas über ſie herausgebracht. Ich fürchte, ſie wird mich auch abweiſen; denn ich bin ſo unangeſehen und fremd in London, daß eine arabiſche Jungfrau ohne Eingebung des Himmels durchaus nichts von mir erfahren kann.

Ein plötzliches Geräuſch vor der Thüre und im Saale zog beide Freunde aus ihrem vertraulichen Geſpräche. Der „Prediger der Wahrheit“ war eingetreten, einem Haufen nachdrängender Brüder voraus, die ſich vor der kleinen Bühne, die jener beſtieg, auf die Kniee warfen. Es war der hagerſte Mann, den William je geſehen zu haben ſich erinnerte. Die Steckenbeine, die beiden Hakenſchultern, der pfahlförmige, kurz geſchorne Kopf waren noch nicht das Lächerlichſte an dieſer wie zum Lachen geſchnitzten Geſtalt; denn bei den Bewegungen des Mundes konnte auch der Ernſthafteſte kaum ernſthaft bleiben. Dieſer Mund war nur ein breiter Einſchnitt ohne Lippen, und da ihm die Zähne entfallen waren, ſo berührten ſich die herabgebogne Naſe und das aufgeſchweifte Spitzkinn ſo nah, daß des Sprechenden unteres Geſicht wie eine auf- und zugehende Zange ausſah, die jeden Augenblick die Ohrläppchen abzukneipen drohte.

Nachdem er wiederholt die langen dürren Arme auseinander gezuckt und wieder über der Bruſt zuſammengeſchlagen hatte, rief er mit quiekender Stimme:

Die Lüge, die Lüge, o Herr, iſt die Nachſchöpfung Luzifer's, des Fürſten der Finſterniß. Lüge iſt die Fratze und Schalksgeberde Satans hinter dem Rücken des Allmächtigen. Vertilg', o Herr, die Lüge! Hinter jeder Wahrheit, hinter jeder Tugend ſitzt ein Schalk, und äfft ſie nach zur Bethörung der Blödſichtigen. Du, o Herr, ſchufſt Menſchenantlitze und die Lüge macht Larven. Vertilg', o Herr, die Lüge! Du ſchaffſt, o Herr, das Leben, und die Dichter pfuſchen, die Schauſpieler gaukeln die Werke der Sünder nach. Sie behängen ſich mit Flittern und bemalen ihr Angeſicht mit Zinnober; ſie nehmen den Tod und die Verweſung in die Arme, und handiren die Puppen und Schatten des Lebens. Dafür wirſt du ſie einſt zu den ewigen Schatten der Unterwelt verbannen, und wirſt ſie ſchminken mit dem Widerſcheine deiner ewigen Flammen. Sei geprieſen, o Herr! Aber dafür, daß ſie am meiſten das Volk bethören und zur Sünde verführen, ſtrafe ſie ſchon dieſſeits! Laß ſie in Thorheiten und Täuſchungen ihr Leben verzehren, ihre Tage ſich in Dunſt auflöſen. Woran ſie ihr Herz hängen, da reiße jeder Haken aus; was ſie mit Sehnſucht umfaſſen, das verſchwinde, wie wirbelnder Rauch, und die Bruſt, an der ſie Troſt und Seelenruhe ſuchen, ſinke wie ein modriger Grabhügel ein. Durch ſie iſt London geworden — ein Babylon, voll Jubel und Gottloſigkeit. Da iſt ein Jauchzen und Singen bis in die tiefe Nacht. Sonn- und Feſttage werden mit Genuß und Ueppigkeit gefeiert; jedes tiefernſte Unternehmen wird mit Flittern bekleidet, mit Schmaus geehrt. Zinken und Trommel, Geigen und Flöten erſchallen; aber es ſind nicht die Lauten und Harfen von Zion. Strafe, o Herr, die deine himmliſchen Freuden nachlügen! Das Volk rennt zu Bärenhetzen und Faſtnachtſpielen, als ob der Herr nicht Beten und Faſten verlange. Die Kirchen verfallen und die Schauſpielhäuſer erweitern ſich. Ja, die Namen dieſer Häuſer ſind ſchon bethörende Lügen. „Die Roſe“ iſt nicht die Roſe von Jericho, ſondern jene Centifolie, die aus hundert Lügenſpielen tödtlich duftet. „Die Hoffnung“ lockt das Volk auf die Wege zum Abgrunde der Verzweiflung. Und nun haben ſie die „Weltkugel“ erweitert, um den Schöpfer und Erhalter der Welt zu verſpotten. O Herr, duldeſt du noch länger, daß zweihundert in Seide prunkende Komödianten, während ſo viel Arme mit Mühe ihr Leben friſten, deinen Zorn auf England herabziehen? — Und wie greift das ſchmähliche Tabackrauchen um ſich! So weit geht der Hohn unſerer, unter Lügen aufwachſenden Jugend, daß ſie die Höllenſtrafen des Herrn nachahmen und verſpotten, indem ſie die heimliche Glut dieſes wilden Krautes einziehen und dampfend wieder ausſtoßen. So werden ſie ſelbſt einſt in der Hölle wirbeln. Räche dich, o Herr! Schwinge wieder einmal die Zuchtruthe deiner Peſt über London, und ſchone nur, o Gerechter, Alle, die ihr Heil und deine Herrlichkeit in gelbledernen Strümpfen aufſuchen! Denn nur in der Demuth und im Entſagen iſt Wahrheit. Alles was ſich erhebt und herrſchen will, iſt Lüge. So iſt es die Prieſterſchaft. In bunten Meßgewändern, in Stolen und Alben, in Vespermänteln und Chorhemden ſpielen ſie Komödie an deinen Altären, die gleich Schaubühnen geſchmückt ſind. Straf, o Herr, die Lüge der Andacht! Und ſoll ich euch die höchſten Komödianten nennen: ſo gebt nur auf die Titel Acht. Wir haben Lord Chamberlains-Spieler, Lord Pembrokes-Spieler, der Königin Spieler. Was ſagt ihr aber zu Denen, die von Gottes Gnaden agiren, — zu Denen, welche die heuchleriſchen Prologe, die blutigen Tragödien, die ſpitzbübiſchen Luſtſpiele, die albernen Poſſen und die Zwiſchenſpiele bei Maitreſſen und Günſtlingen aufführen, wobei wir Unterthanen als Chorus mitagiren und die Geberden der Ehrfurcht, die Mienen der Dankbarkeit ausdrücken müſſen? Sind wir denn aber nicht Alle Brüder auf Erden, Alle gleich untereinander, — gleich in Traurigkeit über unſere Sünden, wie in Hoffnung auf die Gnade? Laßt mich im Stillen beten, damit die Gewaltigen auf Erden nicht hören, was wir erflehen!

Er warf ſich langgeſtreckt auf den Boden, und Alle knieten nieder. Eine große Stille entſtand in dem dämmerigen Saale. Wie der Hagere ſich wieder erhoben hatte, fuhr er fort: Ich habe euch heut verſammelt, ihr Brüder, um euch zu verkünden, was mir der Herr im Traum eingegeben hat. Geh, ſagte er, und erwecke aus eurer Mitte einen Würgengel der Lüge, dem die feurigſten Brüder folgen ſollen, wozu er ſie aufbietet. Gehorſam ſolchem Gebot, habe ich mir Folgendes ausgedacht. Dem Lordmajor und den Aldermännern, die unſerer ſchönen Disciplin zugethan ſind, will es noch immer nicht gelingen, das alte Theater in Blackfriars einzuziehen, und dies wärmſte Neſt der Gottloſigkeit zu zerſtören, wo William Sharper, der Beelzebub der Dichter, ſeine poetiſche Brut auffliegen läßt. Wir müſſen daher darauf ausgehen, die Handwerksburſche von London an uns zu ziehen. Die haben, wie ihr wißt, ein altes Privilegium, daß ſie am Faſtendienſtage irgend ein verdächtiges Haus zerſtören dürfen. Aber welches ſind die ſchlimmſten Häuſer — die Spielhäuſer, die Hurenhäuſer oder die Schauſpielhäuſer? Unſtreitig dieſe letztern. In jene Häuſer ſchleichen nur Einzelne bei Nacht oder verſtohlen, und ſind mithin ſchon in der Erkenntniß ihrer Sünden; den Schauſpielhäuſern aber läuft das Volk tauſendweis am hellen Tage zu, in Verblendung über ſeine Gottloſigkeit. Ihr verſteht mich, Brüder. Vor Allem müſſen wir aber einen Würgengel der Lüge haben, der die Streiter der Wahrheit führe. Fühlt ſich kein feuriger Mann unter euch zu dieſer Sendung vom Geiſte getrieben? Dann will ich Einen ſuchen und auswählen. Vorher aber prüft euch, ihr Brüder. Ja, der Herr will einen Würgengel der Lüge erwecken. Spürt Keiner den Ruf des Herrn in ſich? Sollte der

Jünger der Wahrheit, den der Herr meint, noch unter uns fehlen? Soll ich ihn euch zuführen?

Abermals entſtand eine Stille. — Er iſt da, er iſt unter uns! rief endlich der Mann, der unſern William mitgebracht hatte.

Wie? Dick Shakebag? riefen Etliche verwundert. Du —?

Nicht ich! Nicht Dick Shakebag! rief der Mann, und drängte ſich ſuchend unter den Anweſenden umher. Nicht ich! Aber der Herr hat mir ihn gezeigt und zugeführt, ihn mit dem flammenden Auge. Wo biſt du, Fremdling vom großen Kreuz in Cheapſide? Joſua Mehrfrucht hat ihn heut erweckt. Hier, hier iſt er! — Und indem er unſern William hervorzog, ſetzte er hinzu: Hier iſt der Jünger der Wahrheit, der zum Würgengel der Lüge berufen iſt! Ich zeuge Wahrheit. Der Herr hat mich erleuchtet.

Ja, er iſt es! rief Joſua Mehrfrucht, und drängte ſich hervor. Wenn ich ihn erweckt habe, ſo iſt er es.

Aus Beſorgniß von einem der Anweſenden erkannt zu werden, zog der Freund ſeinen Mantel hoch um die Ohren herauf. Uebrigens war es ſehr dunkel in dem zwiſchen hohen Seitengebäuden gelegenen Saale geworden.

Der hagere Prediger der Wahrheit trat heran, und muſterte den Erwählten. — Ha! rief er, ſein Auge glänzt im Dunkel, und er trägt ein Schwert. Hat dich der Herr wahrhaftig gerüſtet? Sprich, wer biſt du? — Und dem Freunde flüſterte er zu: Verſtehn wir uns, Freund? Wie heißt Ihr?

William erhob drohend die Hand. — Ja, er iſt es!

rief ängſtlich zurückweichend der Hagere. Sein Blick durchleuchtet die Geheimniſſe der Seelen, die Abgründe des Lebens. Sein Schwert wird die Lüge ſpalten. Auf, ihr Brüder! Und zwei der Stärkſten tragen ihn hinab ins Höfchen unter den großen Apfelbaum. Dort im Vollmond wollen wir ihn erkennen, — ich meine anerkennen, und ihm ſchwören.

In der That faßten und hoben zwei breitſchultrige Männer den Freund. Hinter ihnen reihten ſich die Uebrigen paarweiſe. — Stimmt den 114. Pſalm an! rief der Hagere: „Als Israel aus Aegypten zog —.“

Nur Einzelne brummten die Worte und Weiſe des Geſangs nach. So kamen ſie in den Hof. Alle umringten in Erwartung den unbekannten Würgengel, der, — gerade weil Keiner ihn erkannte, Sämmtlichen einen Schauer des Geheimnißvollen einflößte. William trat tiefer in den Schatten des Apfelbaums, da der Hagere ihn fortwährend zu erkennen ſtrebte. Aylford war aus dem Kreiſe zurückgetreten, und machte im Rücken der Andern dem Freunde unverſtändliche Zeichen. William's Verlegenheit fing nun an zu weichen; er fühlte, daß er ſeiner eigenen Sicherheit halber und um einen Ausweg zu finden, ſich zuſammennehmen, und auf irgend eine Weiſe geltendmachen müſſe. — Tretet auseinander! gebot er mit verſtellter, dumpfer Stimme.

Wie der Kreis ſich erweiterte, bemerkte William umherblickend ein Mäuerchen mit einer kleinen Thüre hinter dem Apfelbaume. — Iſt jenes Pförtchen verſchloſſen? fragte er.

Der Hausverwalter, der unter den Brüdern war, eilte hin, ſchloß auf und ſah hinaus, ob Jemand draußen wäre. — Es iſt Alles ſtill in der Aldersgateſtraße! rief er zurück.

Dann laß geöffnet! gebot William. Die Stunde iſt gekommen, da ich euch meine Sendung durch ein Opfer darthun werde. Jenen William Shakſpeare, den Beelzebub, — ſoll ich ihn vor Allem aus eurer Mitte tilgen? dem Buben den Pelz abziehen?

Ha! riefen Alle erſchrocken und erſtaunt.

Nur Einer aus eurer Mitte begleite mich!

Alle wichen ängſtlich zurück.

Mir ſagt der Geiſt, fuhr William fort, daß ein gewiſſer Aylford in eurer Mitte ſei; dieſer begleite mich!

Mit kaum bezwungenem Lächeln trat unſer Prediger hervor und ſprach feierlich: Hier iſt Aylford, dein Diener.

Seht ihr, ſeht ihr, er hat einen Geiſt, der Geiſt ſpricht aus ihm! — rief Shakebag hervorſtürmend. Mir gebührt die Ehre, — durch mich hat ihn euch der Herr zugeführt.

Weiche zurück, Shakebag! rief William. Du haſt einen verdammlichen Namensanfang mit Shakſpeare. Zurück! gebiete ich dir! Und ihr Andern kniet nieder!

Sie thaten es, der Hagere jedoch nur zögernd und auf einen gebieteriſchen Wink des von ihm ſelbſt hervorgerufenen Würgengels der Lüge, dem er nun mit Ingrimm gehorchen mußte.

Und nun, fuhr William fort, indem er ſeinen Degen zog, — glaubt und harret! In fünf Minuten erhebt euch, und William Shakſpeare wird nicht mehr in eurer Mitte ſein.

Raſch entfernte ſich der Freund mit Aylford durch das Pförtchen. — Ihr lautes Gelächter draußen ließ die gläubigen Brüder nicht lang im Zweifel über den ihnen geſpielten Schalkſtreich. Wüthend eilten ſie dem Pförtchen zu; draußen aber waren Beide verſchwunden.

Neuntes Kapitel.

William hatte ſeinen neuen Bekannten Aylford nach deſſen Wohnung begleitet. In heiterer Stimmung über den eben aus dem Stegreiſe verübten Spaß blieben ſie noch eine Weile bei dem einfachen Nachteſſen ſitzen, das für Aylford bereit ſtand. Sie waren in ſo guter Laune und durch das gemeinſame Erlebniß bald vertraulich geworden. Aylford plauderte über ſeine Vergangenheit und über ſeine Abſichten, ja, nach einigen Bechern Wein kam er ſogar auf ſeine Herzensneigung zu reden. — Ich weiß ſelber nicht, ſagte er, ſoll ich meine wunderliche Empfindung — Liebe, Wohlwollen oder Mitleid nennen. Liebe darf es leider! nicht ſein: es wäre eine ſündhafte Neigung, denn diejenige die ich meine, iſt ein junges, frommes Weib, das einen viel ältern kranken Gatten pflegt, und für ihn bettelt. Ich habe noch kein durch Leidmuth ſo holdſeliges Frauengeſicht, durch Kummer und Ergebung ſo einnehmendes Herz angetroffen. Ganz zufällig bin ich ihr auf einem Spaziergange nach St.-Giles begegnet. Sie kam weinend aus der Stadt mit Arznei für ihren Mann. Ich erkundigte mich im Dorfe nach ihr, und erfuhr, daß ſie mit ihrem leidenden Gatten ſeit einiger Zeit in der letzten Hütte des kleinen Ortes wohne. Sie heißt Milliſent und ihren Mann nannten die Nachbarn nur den alten Herrn oder Squire Edmund. Etwas Genaueres über das ſtille Paar konnte man nicht herausbringen. Indem ich mich nun an bloße Namen halten mußte, befremdete mich dieſe Verbindung eines Namens, wie ihn meiſt dienende Frauensperſonen tragen, mit einem männlichen Namen von ſo vornehmer Geltung. Ich machte mir die ſonderbarſten Gedanken, die ſich aber immer zu Milliſent's Gunſten würfelten. Daß ich nun täglich nach St.-Giles hinausging, iſt leicht zu denken. Es gelang mir endlich auch, der armen Milliſent auf ſchonende Weiſe kleine Unterſtützungen beizubringen. Ich wünſchte ihren Gatten zu beſuchen; allein der wunderliche Kranke läßt keine männlichen Fremden, beſonders aus den gebildeten Ständen, vor ſich. Er leidet an einem tiefen Mismuth über das Leben, verbunden mit Menſchenſcheu. Eine ſeltſame, ich möchte faſt ſagen — eiferſüchtige Unruhe trieb mich endlich einmal an das kleine Fenſter der Hütte, das der Abendſonne geöffnet ſtand. Ich blickte in ein reinlich Stübchen mit nothdürftigen Möbeln, und im Alkoven lag der Squire auf dem Bett — ein edler Kopf mit einem bittern Zuge des Verdruſſes um den Mund. Milliſent ſaß am Fuße des Bettes mit einem Trinkgefäß, und den ſorglichen Blick auf den Kranken gerichtet. Leider nahm dieſer mich ſehr bald am Fenſterchen wahr, und hob zürnend die Fauſt. Seitdem nimmt mir Milliſent kein Almoſen mehr ab.

Aylford hatte dieſe letzten Worte mit einer ſeufzenden Betrübniß geſagt, und ſchwieg nun niedergeſchlagen. William fragte nach der Hütte, und erbot ſich, die zurückgewieſene Fürſorge zu übernehmen, und durch eine Freundin dann und wann eine Unterſtützung an Milliſent zu ſchicken. Seine Freundin würde die Sache geſchickt angreifen. — Aylford umarmte den Freund mit Ungeſtüm. Er übergab ihm, was er für das arme Weib beſtimmt hatte. Nun gehe ich viel leichtern Herzens nach Stratford! ſagte er.

Zum Abſchied für heut' erhob William den Becher, und trank auf Milliſent's Wohl und beſſere Zukunft.

Und auf ihres armen Edmund Herſtellung! rief Aylford ſeufzend.

Edler Mann! ſagte William, und ſchied mit einer herzlichen Umarmung.

Unſer Freund konnte den hagern Puritaner und die Verſammlung der gläubigen Brüder nicht ſo bald vergeſſen. Mit Betrübniß dachte er den dort vernommenen Aeußerungen nach, und die ganze heimliche und heuchleriſche Tücke eines fanatiſchen Eifers gegen alle Poeſie des Lebens ward ihm klar. Es genügte jenen Trübſalsbrüdern nicht, daß der Lordmajor und ein Theil der Aldermänner, jener Brüderſchaft zugethan, die Errichtung einer neuen Bühne in Blackfriars und die Erweiterung der ältern in der City befindlichen Theater hinderten; man ging ſogar auf Zerſtörung der beſtehenden Bühnen aus. Eine langſam um ſich greifende Frömmelei bedrohte alle heitere Kunſt, allen Frohſinn und Lebensgenuß. — Wie kommt es nur, überlegte William mit ſich ſelbſt, daß der Menſch ſo gern verdammt, wozu er ſich doch am lebhafteſten getrieben fühlt — die Freude? Wir haben eine angeborene oder anerlebte Furcht vor der Sinnenwelt, die uns freilich in ihrem Ernſte leicht überwältigt, in ihren Launen unſere Hingebung täuſcht. Aber anſtatt unſere moraliſche Kraft an der Uebermacht der Natur zu ſtärken, und aus ihren gaukelnden Erſcheinungen unſer unſterbliches Weſen kennen zu lernen, ſuchen wir uns hinter eine falſche Frömmelei zu retten. Trübſinnige Beſchränktheit oder betrügliche Herrſchſucht faſſen uns hier bei unſerer Schuld oder bei unſern Aengſten an, und machen uns ihrem Aberglauben oder ihren Zwecken dienſtbar. Beide verdammen Poeſie und Kunſt, die gerade uns helfen und beiſtehen ſollen, die Sinnenwelt mit unſerm Geiſte zu verſöhnen, und durch die Täuſchungen der Natur unſer edles Selbſt zu gewinnen. Ja, rief er mit Wärme aus, immer glaubte ich, daß Kunſt und Wiſſenſchaft edler, als Gold und Adel uns begaben. Denn leichtfertige Erben vergeuden und verdunkeln dieſe Güter der Geſellſchaft; jenen Schätzen der Menſchheit aber folgt Unſterblichkeit; ſie wandeln zum Gotte den Menſchen um.

Ein tiefer Schmerz durchzuckte den Freund, wenn er des von jenem hagern Puritaner über die Dichter ausgerufenen Fluches gedachte: „Sie ſollen in Thorheit und Täuſchung leben; wonach ſie greifen, ſoll wie Rauch verſchwinden, und die Bruſt, an die ſie ſich lehnen, wie ein modrig Grab einſinken.“ — Solches Misgeſchick war dem Freunde ſchon im Leben an ſich und an Andern begegnet, und es empörte ihn, daß ſolch ein Heuchler an ſeinen Fluch knüpfen wollte, was ein dunkles, räthſelhaftes Geſchick über dichteriſche Gemüther verhängt zu haben ſchien. Ein Vorgefühl neuer Täuſchungen überſchlich ihn, und ſteigerte ſich zu einer Ahnung allgemeiner Zeitumwandlung. Er ſah eine zerſtörende Zukunft ſturmgrau bewölkt heranziehen, das fröhliche England in Frömmelei und Arbeit verſinken, und ſeine eigenen noch ungeborenen Werke im Werkeltagsſtaube vergeſſen werden.

In ſolcher Stimmung brachte der Freund mehre Tage zu. Vielleicht machte ihn gerade dieſer gegen die Zukunft gefaßte Mismuth abergläubiger für die Wahrſagerin, von welcher ihm Aylford erzählt hatte, wenn ihn nicht etwa die Aufmerkſamkeit eines ſo beſonnenen Mannes für eine ſolche Erſcheinung einnahm. Er ſprach bei ſeinem nächſten Beſuche mit Thekla darüber. Sie lachte, daß er ſo leichtgläubig ſei. Wahrlich! ſagte ſie ſchalkhaft, ſolche arabiſche und andere fremde Jungfrauen kommen doch bei Dichtern am leichteſten an. — William berief ſich mit lebhaftem Eifer auf Aylford, einen ſo tiefſinnigen Mann, der es auch nicht verſchmähe, ſolch eine Erſcheinung näher zu erforſchen.

Wer iſt Aylford? fragte ſie begierig, und wie ſie nun einmal war, wurde dem Freunde auch nichts von Dem erlaſſen, was er von dem intereſſanten Manne zu erzählen wußte, für welchen er um der zarten Neigung willen, die derſelbe für die arme Milliſent trug, ein ſo herzliches Intereſſe gefaßt hatte. Auch dieſe Herzensangelegenheit Aylford's konnte William nicht übergehen, denn eben durch Thekla ſollte ja die Verbindung mit Milliſent, zur

Unterſtützung der armen lieben Frau, mit der nöthigen Zartheit angeknüpft und unterhalten werden. William brachte dies Anliegen und ſeinen Vorſchlag nicht ohne die Beſorgniß vor, Thekla möchte ſich nicht geneigt dazu finden laſſen. Allein im Gegentheil übernahm ſie den Auftrag ſehr gern, ja mit einer gewiſſen Luſtigkeit. Sie wollte noch den Abend nach St.-Giles wandeln, und mit einem guten Vorwande ſich der Hütte nähern. Sie gab gleich zwei, drei Vorwände an, und William freute ſich, ſeine Freundin auch in dieſer Sache ſo ſchlau und anmuthig zu finden. In dieſer frohen Laune kam er wieder auf die Speculatrix zurück, und fragte mit ernſtlich gemeintem Scherze, ob ſie nicht zuſammen hingehen, und ihre Zukunft erfragen wollten?

Thekla ſchwieg ein Weilchen nachdenkend. — Ich habe keinen rechten Glauben an Wahrſagerinnen, ſagte ſie dann. Solche Perſonen wiſſen ſich mit unermüdlicher Schlauheit Nachrichten über Menſchen und Verhältniſſe zu verſchaffen, und ſtehen auch mit heimlichen Zuträgern in Verbindung. Ich habe eine ſolche Prophetin in Antwerpen gekannt, die einen außerordentlichen Ruf hatte. Ich war ebenfalls fremd in jener Stadt, und ſie hat mir Manches vorausgeſagt, was ſeitdem allerdings eingetroffen iſt. Allein wenn ſie erſt einmal meine Lage, meine Sinnesart erforſcht hatte, wie leicht konnte ſie irgend etwas mit vieldeutigen Worten prophezeihen, was ſo oder ſo eintreffen mußte? Denn ſo machen ſie es! ſetzte ſie lächelnd hinzu, und fuhr dann raſch wieder ernſthaft fort: Manche wollen uns aus der Hand wahrſagen, und daran möchte ich noch am eheſten glauben. Iſt die Hand nicht die vertrauteſte Dienerin des Herzens? Das Herz macht unſer Schickſal. Unſere Leidenſchaften zucken und krampfen in die Hände heraus, und ein Tiefſinniger könnte wol aus dieſen Linien die Pfade des Geſchicks erkennen, die ſich wunderſam aus dem Herzen über die Hand ins Leben verlängern. Die Hände ſind die Blätter unſers Stammes, und ſind gewiß, wie die Pflanzenblätter, nur nach der Verſchiedenheit des innern Lebensmarkes ſo verſchieden gezackt, durchädert und durchfurcht. Die Neigungen, Gewohnheiten, Bedürfniſſe und Triebe ziehen die Menſchen durchs Leben. Daraus läßt ſich Vieles vorausſehen und ſagen. Ach welche fortgeſetzte Macht übt nicht eine einzige Lüge über uns aus, zu der wir je einmal genöthigt waren! Wenn ich von einem Menſchen wüßte, was er je von ſich gelogen hat oder zu ſcheinen gezwungen iſt, ich wollte gleich zur Wahrſagerin an ihm werden. Aber, lieber Freund, wiſſen wir das nicht ſelbſt am beſten von uns, und brauchen wir eine arabiſche Jungfrau dazu? — Doch abhalten will ich dich nicht. Ich würde dir rathen abzuwarten, was Aylford erfährt. Du ſagſt, er ſei in London ganz unbekannt? Nun, ſo laß ihn einen Verſuch machen; er iſt ja ein Gelehrter, ein Zweifler; er wird ſich nicht täuſchen laſſen. Und macht er dir Luſt, dein Glück zu vernehmen, ſo gehe dann hin. Aber allein. Ich mag nichts über mich ſelbſt hören, ich will in meiner Dämmerung fortleben, und den Himmel walten laſſen.

William konnte ſolche Aeußerungen mit Thekla's ſonſtigem Hang zur Schwärmerei und zum Aberglauben nicht übereinbringen. Auch ſchienen ihm ſolche Anſichten aus

Lebensbeobachtungen und Nachdenken hervorgegangen, die eher einem männlichen Blick als weiblichem Sinn eigneten. Doch war ihm ſolch' ein eigenthümliches Gemiſch in Thekla's Bildung nicht mehr neu, und er konnte ſich wol erklären, wie ein ſo begabtes Weſen durch bedeutenden Weltverkehr und vielfältiges Leſen ſich auch fremdartige Gedanken auf ſeine Weiſe aneignen könne. Nur in der Scheu, etwas über ſich ſelbſt zu hören, erkannte er die wunderliche Eigenheit ſeiner Geliebten wieder.

Zehntes Kapitel.

Während William, auf Aylford's Beſuch geſpannt, ſich mehr als man von ihm hätte vermuthen ſollen mit dem Gedanken an die Speculatrix und mit dem Räthſel ſeiner Zukunft beſchäftigte, kam Vormittags der Graf Southampton eilig und geſchmückt zu ihm. — Zieh' dich an, lieber Freund, rief er, wir fahren nach Hofe. Die Königin hat endlich den Vorſtellungen des Grafen Eſſex nachgegeben, und erlaubt, ihr meine Braut vorzuſtellen. Es hat nicht wenig gekoſtet, ihren Unwillen über unſere eigenmächtige Verlobung, wie ſie es nennt, zu beſiegen. Wir fahren mit einem kleinen Gefolge hin. Es iſt dir doch recht, daß ich dich mitgezählt habe? Du hatteſt früher einmal den Wunſch, die Königin in der Nähe zu ſehen, ſie reden zu hören. Die heutige Gelegenheit iſt freilich keine der feierlichſten; doch ohne Majeſtät iſt die Königin nie, und heut hat ſie zumal noch ein Zörnchen gegen uns.

Wird ſie mich aber nicht ungnädig aufnehmen? Wird es ſie nicht befremden, mich im Gefolge Seiner Herrlichkeit des Grafen Southampton zu erblicken? wendete William ein.

Kann ſie es übel nehmen, daß du mein Freund biſt, daß du zu unſern Hausgenoſſen gezählt wirſt? verſetzte der Graf. Im Gegentheil wird es ihr lieb ſein, dich auf ſo einfache und ſchickliche Weiſe vor ſich zu ſehen; denn ſie ſchätzt deine Werke und hat eine gute Meinung von dir. Auch mir iſt es ein Gefallen, wenn du mitgehſt: vor einem Dichter ſcheut ſich die Königin vielleicht, einen Grafen auszuſchelten.

Es blieb dem Freunde nicht lange Zeit, ſich in das für ihn merkwürdige Ereigniß hineinzudenken: er mußte ſich raſch hineinſchicken. Mit hiſtoriſchen Königen und Königinnen war er kraft dichteriſcher Oberherrlichkeit nach Gutfinden umgeſprungen; nun ſollte er aber vor einer wirklichen herrſchgewaltigen Monarchin knien. Daß er ſich auf der Stelle dazu rüſten mußte, half ihm über manche Aengſtlichkeit hinaus.

Freund, ſagte er unterwegs zum Grafen, meine Könige mußten ſich nach der Hofſitte des Parnaſſus richten; wie habe ich mich nun aber ſelber in die Etikette von Weſtminſterhall zu finden?

Lachend gab ihm Southampton einige Andeutungen über die bei ſolcher Gelegenheit am Hofe geltende Sitte, ſowie er ihm hinſichtlich des Anzugs ſchon einige Winke gegeben hatte.

Sie eilten nach der Wohnung des Grafen Eſſex und trafen die Andern ſchon harrend. Man beſtieg die Gondeln. Ein kleines Fahrzeug zog mit Muſik der Prachtgondel voraus, in welcher Graf Eſſex ſelber das Brautpaar fuhr. Es gehörte damals zum guten Tone, die eigenen geſchmückten Fahrzeuge ſelbſt zu lenken, ſowie es bis heute für nicht unadelig gilt, ſeines eigenen Fuhrwerkes Kutſcher zu ſein. Zu beiden Seiten dieſer Gondel fuhren, getrennt in zwei Fahrzeugen, die Freunde und Freundinnen des Paares. Den Schluß machte ein großes Boot mit bewaffneter Dienerſchaft. Die Muſik ſpielte während des langſamen Zuges ſtromaufwärts, und als man an der breiten Treppe unter dem königlichen Palaſt landete, bedeckte ein grüßendes, jauchzendes Volksgedränge das Ufer. Die bewaffnete Dienerſchaft bildete eine Gaſſe, durch welche das Brautpaar mit ſeinem Gefolge nach dem Palaſte wandelte. Sie gelangten durch eine Galerie, in welcher die gegen die Spanier gewonnenen Seeſchlachten auf feinen Tapeten vorgeſtellt waren, zu den beiden ſogenannten Audienzzimmern. Perſiſche und indiſche Teppiche bedeckten den Boden, und reiche Tapeten, mit Gold und Silber gewirkt, waren zum Empfang aufgehangen.

Die Königin kam im Gefolge ihrer Frauen und einiger Höflinge in weiße Seide gekleidet, mit einem ſchwarzſeidenen Mäntelchen. Eine Marquiſe hielt ihre lange Schleppe. Ihre Bruſt war nach damaliger Sitte unverheiratheter Frauen unbedeckt, und mit einem koſtbaren Juwelenhalsbande geſchmückt, wozu ſie reiche Perlen-Ohrgehänge, und auf dem röthlichen Haar ein Krönchen trug. Sie war mittler Statur, von länglich-hübſchem, aber runzeligem Geſicht, die kleinen Augen glänzten ſchwarz und freundlich, die ſchmalen Lippen zeigten ſchwarze Zähne. Ihre Haltung war majeſtätiſch auf den hohen Schuhabſätzen, die ſie trug — um größer zu ſcheinen, als ſie war. Eſſex lächelte einem der Lords einen ſpöttiſchen Wink zu; denn es entging den eingeweihten Höflingen nicht, daß die Königin ſo herausgeputzt kam, um ſich, ihres Alters ungeachtet, neben der jugendlichen Braut geltend zu machen. Eine eiferſüchtige Eitelkeit blieb der großen Frau ihr Leben lang treuer, als ihre Günſtlinge. Wie ſie mit einem finſtern Blicke das Paar anzureden vortrat, warfen ſich Beide, der ſtrengen Hofſitte gemäß, auf die Knie. — Unſer Vetter Eſſex, ſagte ſie, hat uns die Gründe und den Anlaß eures ſo übereilten Verlöbniſſes mitgetheilt. Ich will ſie gelten laſſen aus beſondern Gnaden für unſern Vetter. Aber was nicht unterbleiben konnte, — Gott's Augenlid! das hätte mindeſtens ohne ſo viel Lärm und Aufſehen geſchehen können! Warum thut Ungehorſam auch noch ſo gern laut?

Das Paar ſchwieg mit reumüthiger Miene. Wann ſoll die Vermählung ſein? fragte die Königin mit ſtolzem Blick.

Unſer Frühling beginnt, verſetzte Southampton, ſobald uns die Sonne Eurer königlichen Gunſt lächelt. Wir harren auf die Schlüſſelblume Eurer Gnade, auf die wolkenfreien Sterne Eurer majeſtätiſchen Augen.

Die Monarchin nickte wohlgefällig. — Gott verdamme, das wollt' ich hören, — Graf Southampton! ſagte ſie. Ich dachte ſchon, du hätteſt Luſt, deinen gräflichen Stamm außerhalb des Sonnenſcheins unſerer königlichen Gunſt zu pflanzen. Alſo denkt ihr doch, ihr brauchtet noch unſere Erlaubniß zum Vollzug Eurer Heirath? Gott erhalte euch bei euerm rechten Glauben! So will ich denn über eure erſtmalige Eigenmacht der Verlobung hinausſehen. Taceo video! Ich werde mich aber zu euerm eigenen Beſten mit dem Heirathsconſens nicht übereilen. Es iſt einige Zeit her, daß ich ſelber noch unvermählt bin. Ich weiß, wie ſchwer es einer Jungfrau wird, ſich in die Obergewalt eines Mannes zu geben. Ich werde dich nicht übereilen, Baſe Eliſabeth. Ich will den Mai deines Brautſtandes nicht zu ſehr kürzen.

Sie reichte nach dieſen Worten, bei welchen ſie ſich ſehr aufgeſtreckt gehalten hatte, mit einem ſpöttiſchen Lächeln dem Paare die Hand zum Kuß. Dann wendete ſie ſich mit huldreichem Blicke nach dem Grafen Eſſex. — Vetter, ſagte ſie, dein Commandoſtab liegt ausgerüſtet. Morgen iſt Geheimerath, da wirſt du ihn holen.

O meine Königin! rief Eſſex. Dieſen Stab, der Hunderten ein Zauberſtab ſein würde, ſich den Schacht der Ehren zu erſchließen, — ich ſehe ihn als einen Stock an, der mir droht, und mich aus der Wohnung meiner gnädigen Gebieterin treibt, wo ich zu ihren Füßen ſchmeichelnd wedeln und das Haus bewachen durfte, worin ich mein Glück fand. Oder, um die Gunſt meiner Gebieterin nicht zu verkennen, ſei er mir vielmehr ein Stock, den die Hand meiner Herrin in das empörte Irland ſchleudert, daß ich ihn wieder herbeihole. Ja, ich werde ihn zurückbringen, mit dem Lorbeer des Sieges, mit dem fruchtreichen Halm des Gehorſams umwunden, und werde ihn zu Euern königlichen Füßen niederlegen;

darf ich nur auch an derſelben Stelle die Todeswunde ausbluten, die mir allnächtlich ein prophetiſcher Traum verkündigt.

Die Königin ſchien von dieſen letzten Worten ſehr ergriffen. Sie war blaſſer geworden, und lächelte mit gerührtem Wohlgefallen auf Eſſex nieder. Ihre Schwäche für den Liebling nahm deſſen Schmeicheleien, ungeachtet der wechſelnden Unarten deſſelben, ſtets für wahre Empfindungen auf. Sie bückte ſich, um ihre rechte Hand auf des Knienden Schulter zu legen, und ſagte weich und vertraulich: Sprich nicht ſo, Vetter, und ſei nicht abergläubig an Träume. Du wirſt nicht fallen, glaube mir! Mein treuer Burleigh kränkelt auch, abgenagt von Staatsgeſchäften; ich hoffe doch, der allmächtige Weltbeherrſcher, der den Kummer der Könige und ihre Laſten wägt, wird mir nicht alle treuen Freunde auf einmal nehmen. Bin ich nicht ein alt einſinkend Neſt, und muß geſtützt werden?

Wie ſie bei dieſen letzten Worten ſich ſtolz ſtreckte, und mit angenommener kräftigen Haltung majeſtätiſch umherſah, fiel ihr Blick auf das zurückſtehende Gefolge und ruhte auf William. Southampton flüſterte ihr den Namen des Dichters zu. — Gott's Lid! rief ſie aus. Iſt das nicht unſer Maſter Will'? Komm' herbei, Maſter! — Ich kenne ihn, ſetzte ſie gegen Eſſex hinzu, obſchon ich ihn ſtets nur in Bart und Schminke geſehen.

William war vorgeſchritten und niedergekniet. Mit einem ſpöttiſchen Seitenblick auf das Brautpaar, fragte die Königin: Haſt du Poet dies Schauſpiel erdichtet? Oder ſtehſt du nur dahinter, um zu ſehen, wie ſie ſpielen?

Eure Majeſtät mag dies Liebes- und Huldigungsſpiel mit Nachſicht aufnehmen, verſetzte William. Euerm Kennerauge wird es nicht entgehen, daß zu viel Natur und zu wenig Kunſt darin iſt. Ich weiß nur, daß Mylord Southampton, mein Gönner, mich hierher in die Lehre mitgenommen hat. Ich habe mehrmals verſucht, Könige darzuſtellen; Mylord aber meint, eine rechte Königin von Saba zu ſchildern, würde mir ohne Vorbild niemals gelingen. Eine nach Weisheit und Tugend athmende Königin müßte es ſein, geſchmückt mit jedem Fürſtenreize, in welchem ſich die Fürſtentugenden verdoppeln. Die Wahrheit iſt ihre Amme; die Güte ihre Dienerin, ein hoher Sinn ihr Kanzler. Sie beglückt ſich ſelber und ihre Feinde fallen, wie Schwade gemähten Korns. Da lebt unter ſelbſtgepflanztem Fruchtbaume das Volk, und ſingt des Friedens frohe Lieder ſeinen Nachbarn. Die echte Ehre leuchtet um den Thron, und zum entwitterten Himmel ſteigen des freien Glauben heilige Pſalmen auf.

Die geſchmeichelte Königin lächelte beifällig, und nickte wiederholt in jener gebückten Haltung des Alters, in die ſie verſank, ſobald ſie nachdenklich ſich vergaß.

Ich kenne den Maſter ſchon, ſagte ſie zu Eſſex, ich kenne ſeinen dichteriſchen Schlag. Kannſt du mir ſagen, Vetter, wo es der Gauch gelernt hat, aus dem Herzen der Könige zu reden?

Ohne zu vergeſſen, wie das Volk ſpricht: ſetzte Eſſex hinzu. Der echte Dichter iſt eine Lerche, zwiſchen Erdſchollen niſtend und in den Wolken jubelnd.

Fahre nur fort, Maſter, mit deinen edeln Schauſtücken! wendete die Königin ſich wieder an William. Die

Bühne hebt ſich mit deinen Flügen. Ich habe früher einige Einſchränkungen des Schauſpiels zu Gunſten der Bärenhetze befohlen. Auch die Bärenhetze muß ſein. Alles iſt mir recht, was das Volk ſchauluſtig macht. Und doch habt ihr dabei nichts verloren: wenn das Volk Donnerstags nach dem Parisgarten gelaufen iſt, drängt es ſich deſtomehr wieder euern Buden zu, und prügelt ſich um eure Stücke.

Aber der Maſter findet ſich dabei wenig geehrt, ſagte Eſſex. Er ſieht ſich nach anderm Ruhme um, und hat auch Kräfte für höhere Ehren. Ich dachte, ihn mit nach Irland zu nehmen, denn ich bedarf eines vertrauten Kriegsſchreibers.

Was? fiel die Königin ein. Kann ich dir nicht hundert Kriegsſchreiber geben? Und du, Maſter, fühlſt dich nicht geehrt, wo du einzig biſt?

William war von der eben ausgeſprochenen Abſicht des Grafen Eſſex auf das Freudigſte überraſcht. Er blickte nach dem hohen Gönner hin, da er in Gegenwart der Königin ſeine Empfindungen für den Grafen nicht ausſprechen durfte. Nun gerieth er aber mit dieſer neuen lockenden Hoffnung an den Widerſpruch der Monarchin. Er fürchtete, der Graf werde nachgeben müſſen, und verſetzte daher auf die Frage der Königin mit Lebhaftigkeit: O gnädigſte Königin! Mein Name wohnt freilich im Munde des Volkes. Aber der Athem des Pöbels ſtärkt nicht, ſondern erſchlafft den echten Stolz des Mannes. Im Auge der Edeln iſt meinem Namen Schmach eingebrannt; mein Treiben und Beruf haften an mir, wie Farbe an des Färbers Hand. Der Lord Chamberlain denkt nicht wie ſeine Königin. Und dieſe Frömmler, die wie Schmeißfliegen in dem ſchönen Sommer Eurer Regierung, o Königin, die friſche Freude, die heitere Luſt des Lebens verderben, — ſie vergiften auch unſern Ruhm mit dem Unrath ihrer eigenen Sümpfe. Laßt darum, o Königin, die Hand ſeiner Herrlichkeit des Grafen Eſſex gewähren, die vollenden will, was mein Gönner Southampton begonnen hat: Beide wollen nur das huldreiche Gericht, das Eure Hoheit über den Dichter geſprochen hat, im Auge der Welt vollziehen.

Du weißt nicht, was du thuſt, Vetter, ſagte Eliſabeth. Eben dieſe Puritaner, die Niemanden, außer Gott, über ſich anerkennen wollen, nicht weltlich noch geiſtlich Regiment, und die daher alle Menſchen Brüder nennen, — ſie regen mir im Reich ein tolles Trachten nach Freiheit und Gleichheit auf; ſie ziehen das Volk in finſteres Brüten, machen es nachdenklich, unzufrieden, misvergnügt. Das Volk ſoll aber luſtig ſein, und wenn es von der Arbeit kommt, ſoll es die Augen von irgend etwas voll haben, — heut Sackerſon, morgen Burbadge!

Der Graf lachte laut, indem er ſagte: Zufällig iſt aber Maſter William weder ein ausgezeichneter Heldenſpieler wie Burbadge, noch ein ausgezeichneter Bär wie Sackerſon.

Aber er ſchafft Könige, und lehrt Unterwerfung! eiferte die Monarchin. Er füllet des Volkes Ohren und Herzen mit Majeſtät, und legt dem Pöbel Worte der Ehrfurcht auf die Zunge. Und wenn er Aufruhr und wilde Leidenſchaften malt, ſo wettert der Athem einer Vorſehung hindurch, und Gloria blitzt um die Stirne der Hoheit.

Kurz, wenn eine Zeit einen großen Dichter hat, ſo kann ihr zur Noth ein großer König fehlen; wenn aber beide zugleich vorhanden ſind, ſo iſt es eine ſeltene Gnade Gottes, um die man ſein Volk nicht kürzen darf, Eſſex. Doch einen von beiden müßte jedes Zeitalter haben, weil ſonſt das Herz der Nation einſchrumpft, und der Verſtand ſich aufbläht. Laß du den Dichter hier in London in die Empörung der gelbledernen Strümpfe blitzen, und du biſt Feldherr in Irland. Gott verdamme, ihr ſollt alle beide Lorbeern ſatt finden in England. Haben die Alten nicht beiderlei Verdienſte mit denſelben ſteifen Blättern geehrt? Gott's Lid! Soll ich mein alt Latein hervorthun?

Ich arbeite ja Eurer Hoheit in die Hände, ſagte Eſſex, den ein hoher Widerſpruch nur unlenkſamer zu machen pflegte. Der Maſter kann in Irland noch mancherlei lernen. Der Dichter ſchwimmt auf dem Leben; ein Glück für ihn, wenn gerade hohe Flut oder ſtürmiſche Wogen gehen. Maſter William wird mit größern Anſchauungen zurückkommen, und zu gewaltigern Entwürfen geſtärkt ſein.

Der Graf ſprach dies und noch Einiges mit einer gewiſſen gereizten Heftigkeit, ſo daß die Königin, entweder aus Furcht vor einem neuen Trotze des Grafen, oder für den kaum wieder verſöhnten Liebling zärtlicher geſtimmt, endlich unter der Bedingung nachgab, daß des Maſters neue Beſtimmung nur auf die Dauer des Feldzugs gelten ſolle. Ich wette, ſagte ſie, er wird auch in einem Amte das Dichten nicht laſſen können. Nehmt ihn nur! Er wird der beſte Kriegsſchreiber nicht ſein. Eine Nachtigall hat keinen Sporn und Kamm für Hahnengefechte, oder vielmehr ſie hat keine Töne für Commandoworte.

So endigte die Audienz für unſern Freund mit der unvermuthetſten Lebenswendung. Eine Stufe der Ehre und öffentlichen Wirkſamkeit war ihm angewieſen. Er durfte nun nicht mehr über ſeine ferne Zukunft räthſeln: er hatte, was ihm zunächſt bevorſtand, ins Auge zu faſſen. Der Feldzug nach Irland wurde aufs Lebhafteſte betrieben. Die Königin drang auf Unterwerfung des Volksaufſtandes, und William kannte bereits den Stachel des Ehrgeizes in der feurigen Seele des Grafen Eſſex.

Elftes Kapitel.

In jeder neuen Stellung, die wir erringen oder gewinnen, müſſen wir nicht nur uns ſelbſt gegen die Welt einrichten, ſondern auch erwarten, daß unſere Umgebung ſich gegen uns verändere. Da rückt uns Manches näher, Anderes tritt zurück; die Farben und Schatten der Dinge wandeln ſich, und oft — ehe man deſſen inne wird, hat man ein verändertes Augenmerk für das Leben, einen ganz andern Maßſtab der Dinge angenommen.

Es ging unſerm William nicht anders. Er ſtand plötzlich in einer ganz veränderten Richtung zur Welt, und ſollte die Angelegenheiten der Gegenwart in einer ganz andern Schale wägen. Bisher hat es dem Dichter nur um Das gegolten, was aufſchnellte und in die Höhe ging; jetzt ſollte er im öffentlichen Dienſte auch was ſchwer war und niederzog ſchätzen lernen. Zum Glück hatte William keinen zu raſchen Uebergang zu machen: er konnte die neuen Arbeiten mit Muße begreifen lernen, und dabei an den ſeitherigen Beſchäftigungen ſich erholen. Denn offenbar war es dem Grafen Eſſex nur um eine Gunſt für den Dichter zu thun geweſen, da es, ſo lange die Vorkehrungen zum irländiſchen Feldzuge noch Sache des Miniſteriums waren, eines Feldſecretairs für den neuen Statthalter noch gar nicht bedurft hätte. Doch eine angeborene und zur Gewohnheit angeübte Großmuth bewog den Grafen, dem jungen intereſſanten Manne, der ſich ihm ergeben und dienſtbereit gezeigt hatte, auf einen Platz zu verhelfen, wo demſelben ein gewiſſes Anſehen und Einkommen zu Theil ward. Dadurch hoffte der Graf auch noch im Stillen einen Mißſtand auszugleichen, der ſeiner Anſicht nach im Umgange ſeines Vetters Southampton mit dem Dichter lag. Der junge, für Poeſie ſchwärmeriſche Graf hatte, in den Augen des Adels, mit ſeiner Freundſchaft für den Schauſpieler William der vornehmen Welt eine ſtarke Zumuthung gemacht. Nun glaubte Eſſex, die Neigung ſeines Vetters und Freundes mit den Anſichten der Welt ausgeglichen zu haben, und freute ſich im Stillen darüber, daß es durch die ausgeſprochene Gunſt der Monarchin auf eine ſo gelegene und ſchickliche Weiſe hatte geſchehen können. Darum hatte er auch ſo hartnäckig auf ſeinem Vorſchlage gegen die Königin beſtanden, mehr nämlich aus Rückſicht für Southampton als für

William. Unſer Freund erkannte freilich dieſe Beweggründe des Grafen nicht; er freute ſich der Gunſt des fürſtlichen Eſſex, und hielt ſich ihm zu Dank und Treue verpflichtet. Er kam mit Eifer zu den Berathungen, die der Graf den Vorkehrungen zum Feldzug widmete. — Ihr werdet da leicht und bald eine Einſicht in die Lage Irlands gewinnen, ſagte Eſſex zu ihm. Euer eigentlicher Dienſt geht erſt mit dem Feldzuge ſelbſt an. Indeſſen mögt Ihr aber, Sir William, wenn Ihr auch, wie natürlich, von der Bühne abtretet, doch Euern Antheil am Globustheater ja nicht aufgeben. Das iſt ein Handelsgeſchäft, wie mein Monopol für rothe, ſüße Weine, und verträgt ſich gar wohl mit Amt und Würde. Es wird Euch auch nicht an Zeit zu Eurer Poeſie fehlen. Unſer Feldzug gegen die Rebellen ſoll das luſtige England nicht um Eure ergötzlichen Stücke bringen.

William war nun freilich, wenigſtens für den Anfang, zu zerſtreut und von Entwürfen für ſeine Zukunft zu ſehr eingenommen, um mit Luſt und Innigkeit an neue Theaterſtücke zu gehen. Allein „Romeo und Julie" zog noch immer die Menge an, und füllte die Kaſſe, ſodaß Henslow und die übrigen Mitunternehmer am Globustheater auch ohne ein neues Stück ſehr zufrieden ſein konnten.

Dazwiſchen dachte der Freund ernſtlich an eine Verbindung mit Thekla. Vor Allem ſollte aber ſein häusliches Verhältniß geordnet und Anna, ſein Weib, zu einer Scheidung bewogen werden. Bis dahin wollte er mit einem beſtimmten Antrage warten. Er hatte oft im

Stillen die abſichtloſe Anhänglichkeit Thekla's bewundert. Stets war ſie ihm mit Liebe, mit allem Aufwande eines ſo reichen Herzens und einer ſo anmuthigen Seele entgegengekommen, hatte ſeine kleinen Geſchenke und die begleitenden Sonette mit Entzücken aufgenommen und nie gefragt, ob ihnen ein gemeinſames Glück blühen werde. Dafür ſollten ihr nun auch alle die trübſeligen Empfindungen, die mit Auflöſung einer alten, unglücklichen Verbindung verknüpft ſind, gänzlich erſpart bleiben. Er wollte ihr den rein ausgebrochenen und ausgeſchälten Kern ſeines Lebens auf einer glänzenden Schale bieten.

Mit Ungeduld ſah William ſeinem neuen Freunde Aylford entgegen. Er hatte denſelben bei wiederholten Beſuchen nicht zu Hauſe getroffen. Wie nun endlich der heitere Mann erſchien, waren beide von ihren perſönlichen Angelegenheiten ſo erfüllt, daß ſie mit ihren Mittheilungen einander zu überſtürzen drohten. William erzählte die Audienz bei der Königin und die glückliche Wendung ſeines Lebens. Anſtatt des gehofften Erſtaunens rief aber Aylford nach flüchtiger, glückwünſchender Umarmung ſehr ungeſtüm aus: Was werdet Ihr aber ſagen, Freund! Werdet Ihr mir glauben? Dieſe Speculatrix ſteht wahrhaftig mit höhern Mächten im Bunde! Sie iſt eine wahre und wahrhaftige Zauberin. Aber von der guten Art. Ich bin überzeugt, es iſt durchaus keine ſchwarze Magie dabei. Ja, William, ſie hat mir Alles und Alles angedeutet, was in der Dunkelheit meines Lebens liegt, und was ſich in meinem tiefſten Herzen regt. Ihr glaubt mir nicht? Wahrhaftig, — Dinge, die außer Euch Niemand in London wiſſen konnte, hat ſie mir mit den unzweideutigſten Worten ausgeſprochen. Ich habe die unruhigſte Nacht gehabt, und eben komme ich von einer Begegnung, die mich vollends verwirrt. Hört nur! Die Speculatrix hatte mir ein Wahrzeichen ihrer Vorherſagungen angeboten. Ich ſollte mich in der Mittagsſtunde am Eingange des Dörfchens Sanct Giles aufhalten; ein junges Frauenzimmer würde mich nach der Wohnung der unglücklichen Milliſent fragen. Ich mußte mich aber, um dieſes Wahrzeichens würdig und theilhaftig zu werden, entſchließen, zu faſten und bis zu jener Frage kein Wort zu reden. Ihr werdet lachen; aber ich that es ehrlich. Und nun denkt Euch, daß nach einer ziemlichen Weile — denn ich war in meiner Unruhe etwas früher gegangen — ein junges Frauenzimmer — ich glaube das ſchönſte, das ich je geſehen — wirklich zu mir an die Hecke tritt, wo ich ſitze, und nach Milliſent's Wohnung fragt. Was ſagt Ihr dazu?

Könnte es die Speculatrix nicht ſelbſt geweſen ſein? verſetzte William.

Die Speculatrix? fragte Aylford. O nimmermehr! Ja wäre die Speculatrix ſo ſchön, ſie würde ſich mit Wahrſagen nicht abgeben, ſie würde mit dieſem Zauber die Gegenwart in Beſchlag nehmen, und aller Blick in die Zukunft würde ihr abgehen. Auch war es eine ganz andere Stimme.

Ihr glaubt alſo doch, ſie wahrſage, um ihr Brot zu verdienen, nicht aus innerm Blick und Drang der Wahrheit? — lächelte William.

Nein, das will ich nicht geſagt haben! betheuerte Jener. Gewiß wird ſie von ihrer innern Begabung getrieben, wie der Dichter zum Schauen ſeiner Art; aber ſie muß dann auch davon leben. Ich behaupte nur, der Himmel begnadigt ein Weſen nicht mit zwei ſo hohen und doch ſo verſchiedenen Gaben, nicht zugleich mit dem Zauber für die Gegenwart und mit dem Blicke für die Zukunft. Eines hebt auch das Andere auf; denn alle Kräfte des Lebens haben ihre beſtimmten Anziehungen in Raum und Zeit. Sehen konnte ich zwar das umſchleierte Angeſicht der Speculatrix nicht; aber ihre Stimme war, wie geſagt, eine ganz andere als des heutigen Mädchens, und die Mundart war ganz verſchieden. Die arabiſche Jungfrau hat auch im gebrochenen Engliſchen den Hauch der Wüſte, eine beduiniſche Kehle.

Euer Vertrauen iſt alſo gerechtfertigt, verſetzte William; und was hat ſie Euch geweiſſagt?

Der kranke Gatte Milliſent's würde eines verklärten Todes ſterben, und Milliſent ſelbſt würde Vertrauen zu meinem jüngern und frohern Herzen faſſen, erwiderte Aylford mit leiſer Stimme und gefalteten Händen. Dann ſetzte er lauter hinzu: Doch ehe der Tod die kummervolle Ehe Milliſent's trennete, würde ich eines Freundes unglücklich Bündniß in Stratford löſen. — Was ſagt Ihr, Freund? Noch manches Andere habe ich zu Hauſe aufgeſchrieben. Was denkt Ihr? Iſt es nicht wunderbar? Ich bin in meinen feſteſten Ueberzeugungen wankend geworden!

William war in der Stimmung eines Menſchen, der das Unglaublichſte aus dem glaubwürdigſten Munde vernimmt. Er konnte keinen beſtimmten Gedanken faſſen. In ſolcher Stimmung zweifelt man in einem Augenblicke, und findet im andern doch wieder die friſchen Fußſtapfen des bezweifelten Wunders in den faſſungsloſen Mienen des Erzählers. Beide Freunde räthſelten lang über dieſe merkwürdige Erſcheinung — beide in ihrer verliebten Hoffnung wundergläubig, beide auch durch ihren Lebensberuf an das Wunderbare gewieſen, der Dichter an ſeine Phantaſie, der Prediger an die Offenbarung. Am Ende war William wenigſtens darüber außer Zweifel mit ſich, daß er die Speculatrix nun ebenfalls beſuchen und befragen wolle.

Aylford traf denn auch Anſtalten zur Abreiſe nach Stratford. — Ich gehe, ſagte er, mit einem erquickten Glauben, mit einem neuen Blick in unbegreifliche Erſcheinungen. Ich empfinde eine wunderſame Rührung in mir, jenen tiefinnerlichen, weichen Wohllaut, wenn die Schmerzen und die Hoffnungen des Lebens zuſammenklingen, und ihre Bebungen an unſer Herz ſchlagen. Ich vertraue jener prophetiſchen Zuſage, die mit meinem heimlichſten Wunſche übereinſtimmt. Dennoch, ehe ſich dieſelbe erfüllt, ja bevor ich nur den Traum meiner Zukunft darf laut werden laſſen, muß erſt jener arme Greis eines verklärten Todes ſterben. Es iſt betrübend; allein — überlaſſe ich denn nicht Alles den Fügungen des Himmels? Alles, bis auf Eins, Freund, worin ich mich auf Euch und Eure Zuſage verlaſſe. Ich meine die Sorge für Millicent. Du übernimmſt dies Anliegen. Wenn der zu erwartende Tod des Greiſes früher eintreffen ſollte, als wir es hoffen —. Ei nun, Ihr werdet mir ja von jedem wichtigen Ereigniſſe zur rechten Zeit Nachricht geben. Wegen Eurer Familienangelegenheit ſeid unbeſorgt. Eure neue, amtliche Stellung befördert meine Bemühungen; Vater und Mutter ſind nun leichter zu gewinnen, und Eurer Anna wird jetzt vollends angſt und bange vor ihrem vornehmen Manne ſein. O mein Freund, in welchen Stimmungen, unter welchen Ereigniſſen werden wir uns wiederſehen? Welche Gewinnſte werden wir zu theilen, welche auszutauſchen haben?

Mit einer langen, ſtummen Umarmung ſchieden beide Freunde.

Zwölftes Kapitel.

In der Stimmung und Lage, worin William des nach Stratford geſchiedenen Freundes oft genug dachte, vergingen Wochen. Es waren angenehme Tage, mit lauen, aber ſchon verlängerten Abenden. Die Ernten fielen nicht ergiebig aus; allein die Beſorgniſſe nachdenklicher Männer um die Zukunft gingen nicht auf das fröhliche Volk über; die Schauſpiele, die öffentlichen Vergnügungen und Volksfeſte erfuhren keinen Abbruch.

Seit William's neuem Berufe näherte ſich ihm wieder Lasko. Beide waren in letzter Zeit bis auf die gewöhnlichen Höflichkeiten auseinander gekommen. William vermied die Zimmer des ihm unheimlichen Mannes, dem er mistraute und doch nichts anhaben konnte, und Lasko, der in William den Beobachter ſeiner heimlichen Wege fürchtete, ließ ihn fahren, weil er ihn nicht mehr wie früher zu benutzen nöthig hatte. Nun war aber dieſer Phantaſt, wie ihn Laſko gern nannte, auf einen bedeutenden Poſten gelangt, und gerade auf einen ſolchen, wo er wieder nützlich werden konnte; denn als Organ der Jeſuiten, die hinter dem irländiſchen Aufſtande wirkten, und im Briefwechſel mit dem Rebellen Tyrone, ging Laſko eben darauf aus, die Abſichten, die Mittel und Wege, die Operationsplane der engliſchen Regierung, kurz die Schwächen und die Stärke derſelben zu erkundſchaften. Allein, wie er jetzt mit dem Dichter ſtand und deſſen Mistrauen kannte, durfte er nur mit der größten Vorſicht und auf Umwegen zu Werke gehen. Es wurde ihm leicht, William wieder mehr an ſich zu ziehen; denn um Thekla's willen ſuchte der Freund ſich immer mit Laſko zu halten, und war von Natur zu unbefangen, um ſich vor der Artigkeit irgend eines Mannes zu verſchließen. Aus Artigkeit und Vorſicht zugleich ſuchte Loſko den Dichter anfangs mehr in Thekla's Zimmer auf. Unter muntern Geſprächen kam man dann immer wieder auf die iriſchen Angelegenheiten. Es war ja die Angelegenheit des Landes und des Tages. Laſko behandelte dieſelben wie etwas ihm durchaus Fremdes, gegen das man aber im Intereſſe Englands nicht ganz gleichgiltig bleiben dürfe. — Sind wir denn ſchon wieder in dieſe irländiſchen Sümpfe gerathen? rief er lachend aus, ſo oft es ihm gelungen war, das Geſpräch unvermerkt darauf zu bringen. Er hütete ſich alsdann wohl, an William's Amt zu erinnern, oder ihn um etwas geradehin zu fragen. Nein, er lachte über die Schwäche und Tollheit der Irländer, ſich gegen

England aufzulehnen. Und William, zum Widerſpruche gegen Lasko leicht gereizt, behauptete die Vortheile ihrer Stellung. Dann ſchüttelte Lasko den Kopf über den Ausgang der Empörung für England, und William entwickelte die gegen die Rebellen zubereiteten Mittel und Vorkehrungen. Lasko, der ſich für ſehr unwiſſend in kriegeriſchen Dingen erklärte, brachte eine Karte von Irland herbei, um ſich Einiges klar zu machen, und erfuhr nun von William, welche Vertheilung und Richtung der Truppen zum Angriff der Rebellen beabſichtigt wurden. Kurz, Lasko wußte abwechſelnd Zweifel und vorlaute Behauptungen, vorgebliche Unwiſſenheit und alberne Vorſchläge, überflüſſige Wünſche und ängſtliche Bedenken im Intereſſe ſeiner Partei ſo geſchickt zu miſchen und auszuſpielen, daß er dem unbefangenen, lebhaft-unachtſamen, eifernd ſchwärmeriſchen Freunde nach und nach Alles abgewann, was er zu brauchen wünſchte. Er hatte es nämlich bald weg, daß auch William von der Eigenheit der Poeten nicht frei war, welche, wenn ſie aus ihren luftigen Gebieten in die öffentlichen Geſchäfte gerathen, ſich auf ihre Einſicht und Geſchicklichkeit in ſolchen handfeſten Dingen gern etwas zu gut thun. — Wie ſchadenfroh lachte dann Lasko hinter des Dichters Rücken, und überhob ſich mit ſeinem Verſtande über ſolche unnütze, unbrauchbare Menſchen, — wie er ſich ausdrückte.

Thekla, die von Lasko's irländiſchen Verbindungen noch nichts wußte, kannte ſeine Verſchlagenheit zu genau, um nicht die Abſicht ſeiner hinterliſtigen Fragen zu durchſchauen. Sie ließ ſich aber nichts merken, bis ſie ſoweit in das Geheimniß eingedrungen war, daß Lasko um den

Preis ihres Schweigens gegen William ſie vollſtändig einweihen mußte. Leichtſinnig, wie ſie in dergleichen Dingen war, übernahm ſie nun auch Manches, was Lasko zu erforſchen ſcheute, dem argloſen Freund unter vier Augen abzufragen.

Wie Lasko vor ihr, hatte Thekla auch ihre Geheimniſſe vor ihm. So wußte er ebenſo wenig, wie William, daß ſie noch immer ihre alte Wohnung in Southwark beibehielt, und dort Beſuche empfing. Wenigſtens kamen Sir Francis Bacon und Graf Southampton regelmäßig an gewiſſen Tagen der Woche dorthin. Thekla ſelbſt hatte ihnen jenes Haus bezeichnet, um ſie, William's und Lasko's wegen, nicht mehr in der jetzigen Wohnung zu empfangen. — Es war nämlich dem Grafen Alles daran gelegen geweſen, Roſalien verſöhnt und beruhigt zu wiſſen, damit ihm das tolle Mädchen nicht irgend einen Streich ſpiele, und das glückliche Verhältniß mit ſeiner Eliſabeth ſtöre. Er machte ſich um dieſer Abſicht willen und da er ſich von leidenſchaftlichem Hang wie von unſtatthaften Wünſchen frei fühlte, keinen Vorwurf daraus, einen ſo geiſtreichen und anmuthigen Umgang zu pflegen. Doch ging er nie anders, als in Bacon's Geſellſchaft zu ihr. Dieſe Behutſamkeit entging dem leidenſchaftlichen Mädchen ſo wenig, als die ganze veränderte Stimmung des ehemaligen Geliebten. Indeß hoffte ſie noch, und legte es darauf an, ihn ohne Zeugen zu ſprechen, um —. Doch ſie machte ſich ſelber nicht recht klar, was ſie eigentlich dabei erlangen wollte.

Die ſo ſehnſüchtig erwarteten Nachrichten Aylford's kamen endlich von Stratford an. William hatte nicht gezweifelt, daß eine Verſöhnung mit ſeinen Aeltern, eine Scheidung von ſeiner Anna nach ſeinen Wünſchen zu Stande kommen werde; dennoch erfreute ihn die Nachricht davon, als ſei das Widerwärtigſte und kaum zu Erwartende glücklich überwunden worden. Freilich ſchrieb Aylford von Schwierigkeiten, die es doch gekoſtet, und bezeichnete einige Punkte, die dem Freunde noch Zugeſtändniſſe abforderten. Allein dieſe fielen ihm nicht ſo ſchwer, als Aylford ſich vorſtellen mochte. Er wußte nämlich nicht, wie einträglich die Theaterantheile William's ausfielen, und wie gut dieſe Summen von Nelly angelegt und verwaltet wurden. Soweit alſo nur Geld in Betracht kam, war William leichten Herzens. Er nahm ſich vor, ſobald er mit Thekla übereingekommen wäre, nach Stratford zu eilen, die theuern Aeltern zu umarmen, dem gefälligen Freunde zu danken und ſeine Scheidung vor geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit ins Reine zu bringen. In dieſem Sinne ſchrieb er vorläufig an ſeinen Freund Aylford, indem er zugleich gute Nachrichten über Milliſent beifügte.

In der frohſten Stimmung eilte William zu Thekla. Er fand ſie auf ihrem Zimmer mit Muſik beſchäftigt und höchſt aufgeräumt. Sie ſtellte das Inſtrument bei Seite und empfing ihn wahrhaft ausgelaſſen. — Du kommſt wie gerufen zu einem köſtlichen Einfall, ſagte ſie, den ich eben gehabt und auch gleich fertig gedacht habe. Du haſt nun, denke ich, ſatt Novellen von mir überſetzt und erzählt erhalten. Bis du die alle zu Schauſpielen verarbeiteſt, haſt du Jahre zu thun. Wir müſſen uns eine neue Unterhaltung verſchaffen. Da iſt mir eingefallen, wir wollen manchmal abwechſelnde Perſonen aus der Geſchichte oder dem wirklichen Leben gegeneinander vorſtellen, und uns als ſolche wechſelſeitig behandeln. Du kämeſt zum Beiſpiel einen Tag als Antonius und ich wäre Kleopatra. Oder du beſuchteſt mich als König Johann, und ich empfinge dich als Conſtanze. Aber wir beſprächen nicht die Angelegenheiten jener Perſonen, ſondern unſere eigenen. Wäre das nicht doppelt ſpaßhaft? Uns nämlich nicht blos als fremde Perſonen zu geberden, ſondern auch unſere eigenſten Geſchichten und Anliegen wie aus fremdem Munde zu vernehmen. Du ſpielſt jetzt doch nicht mehr auf dem Theater, und ich — geſtehe dir, ich ſpiele manchmal gern im Leben.

Sie lachte bei dieſen letzten Worten mit dem ſchalkhafteſten Blicke von der Welt.

Nein, ſagte William, dieſer Vorſchlag gefällt mir nicht. In ſolchen Wechſelgeſtalten bringſt du mich um die Wahrheit deines holden Selbſt. Gerade dich, wie du biſt, was du mir biſt und werden ſollſt, — nur das ſuche ich bei dir auf, halte es feſt, und will ſeiner immer mehr habhaft werden. Und nun willſt du mir, wenn ich dich faſſe, in einem wechſelnden Schein entſchlüpfen? Sonſt liebe ich wol einen Scherz, ich ergötze mich an einem muthwilligen Streiche, ich bin auch einem tollen Unternehmen mit luſtigen Geſellen nicht abhold. Allein, ich weiß nicht, welch' ein tiefer Ernſt mich immer in deiner Nähe ergreift, ſeit ich dich mit tiefſter Seele liebe. Selbſt deine zauberhaften Reize fachen in mir mehr und mehr die reinſten Flammen an, die ewige Sehnſucht nach einer Fülle des Glücks und nach der ſeligſten, ruhigſten Genüge. Ich freue mich deiner Neckereien, deiner ſteten Fröhlichkeit, und ich hoffe, ſie ſollen meinen Ernſt nur um ſo ſchöner kleiden, wie goldne Zierathen gerade auf dunkelm Stahle ſich am prächtigſten ausnehmen. O wüßteſt du, mein ſüßes Herz, wie müde ich aller Maſken und Täuſchungen bin, die mir das Theater und das Leben angethan haben! Die Wahrheit, die im Schauſpiel liegt, iſt mir abgeſchmackt worden, und im Leben iſt mir die Lüge ſo oft begegnet, daß ich es nur in deiner Liebe, in unſerm innigen, ewigen Bunde vergeſſen kann. Die Wahrheit deines Herzens, und die Wahrheit meiner Poeſie, — ſieh' da, meine Thekla, zwiſchen dieſen beiden will ich meine Seele theilen, und meine Seligkeit finden; ſie ſind für mich die Angeln der Welt.

Thekla umarmte den Freund zärtlich und ſchmeichelnd. Eigentlich, mein Will', ſagte ſie, kennſt du doch die Wahrheit noch nicht, die in der Darſtellung weiblicher Leidenſchaften durch wirkliche Frauen liegt. Auf euern Bühnen werden weibliche Rollen durch Jünglinge geſpielt, durch heranwachſende Knaben. Wie können ſolche, blos durch ſchmächtige Geſtalt und bartloſes Kinn berufene Bürſchchen — mädchenhafte Verſchämtheit, mütterliche Liebe, weibliche Eiferſucht, überhaupt die Macht und Tiefe der Frauenleidenſchaften wahr und ergreifend darſtellen? Wie können ſolche Geſellen die Geheimniſſe eines weiblichen Herzens ausſpielen? Ich ſollte dir das einmal zeigen!

Darin haſt du gewiß Recht, Thekla! verſetzte er. Es würde mir ein Entzücken ſein, ein ſo begabtes Weſen, wie du biſt, auf der Bühne ſpielen zu ſehen. Nur dich will ich dort nicht ſehen. Und zumal hier, zwiſchen dieſen traulichen Wänden, ſollſt du mir nichts Anderes ſein, als du biſt. Nicht einmal mit gutem Vorwiſſen will ich von dir getäuſcht ſein. Wie? Ich ſollte mich daran freuen, daß du mir ſo wahr darzuſtellen weißt, was du nicht wirklich biſt, um endlich in den Zweifel zu gerathen, ob das auch wirklich ſei, was du mir ſo wahr vorlebſt?

Sie lachte laut: Geh' doch! Ein Dichter, wie du, wird ſolche Skrupel haben!

Gerade der Dichter, erwiderte William, braucht ſolche Wahrheit des Lebens, — er, der in der Wirklichkeit ausruhen muß vom hohen Zwang ſeines Schaffens. Die Geſtalten ſeines Geiſtes, die Töchter ſeiner Phantaſie, jene ſüßen Täuſchungen und Träume, in denen ſich die Geſchlechter der Menſchen wiegen, ſind ſeine Geſchöpfe; ſie haben von ihm ihre Wahrheit, aber nicht für ihn, ſondern für Andere, für die Welt. Die Alltagsmenſchen können ſchon eher dem Himmel danken, wenn ihnen eine ſchmeichelnde Unwahrheit, eine begeiſternde Täuſchung begegnet, ihre träge Einbildungskraft beflügelt, und ihr ödes Herz mit Ahnungen einer unbegreiflichen Welt durchquickt. Der Dichter aber, der Vater der Täuſchungen, ſehnt ſich nach einer Wahrheit, deren Kind er ſein könne, an deren Bruſt er Troſt und Herſtellung finden muß. Braucht der Maler nicht einen feſten Grund, auf welchem er die Kinder ſeiner Phantaſie niederſetze, — einen Stab, auf welchem ſeine gebärende Hand ruhe? Nur der Zauberer ruft ſeine trügeriſchen Geſtalten in Dunſt und Nebel hervor, und ſie verſchwinden mit erſtickenden Dämpfen. O, meine Thekla, mein Alles, du ſollſt mir keine Zauberin ſein!

O Kind, das du biſt! lachte Thekla nicht ohne erröthende Verlegenheit. Biſt du denn eine Lebenswahrheit werth? Ich will ſagen, — verdienſt du denn eine? Haſt du nicht Tauſende mit Traumweſen, erdichteten Gefühlen, Aengſten und Freuden getäuſcht? Wollt ihr Dichter denn ſo ungeſtraft eure Täuſchungen in die Welt ſetzen, eure Kukukseier in die Herzen der Menſchen legen? Du kannſt den Himmel immer noch gnädig nennen, wenn er dich für deine außerordentliche Poeſie mit einer recht ausgezeichneten Täuſchung heimſucht und züchtigt. — Und du verdienſt auch keine Schonung! fuhr ſie mit lächelndem Mismuthe fort; ſchon weil du meinen herrlichen Einfall nicht aufkommen läſſeſt. Ich ſehnte mich ſo ſehr, in irgend einer angenommenen Geſtalt mit dir auszuſchwärmen. Welche herrliche Tage ſind jetzt! Wir wären nach Greenwich, nach Stains oder Islington gefahren, oder noch weiter, nach Cotſale gereiſt, das durch ſeine Spiele und Luſtbarkeiten ſo berühmt iſt, — kurz überall hin, wo Menſchen ſind, die mich nicht kennen.

Meinſt du das? rief William. Ich habe dich nicht verſtanden. Solche Spaziergänge und Fahrten laſſe ich mir gefallen; ich habe ſie längſt gewünſcht; nur hatteſt du immer —.

Nicht wahr? lachte ſie vergnügt. Beſonders aber müſſen wir dabei etwas vorſtellen, du zum Beiſpiel Romeo, ich die Julie. Du biſt freilich der jüngſte Romeo nicht mehr!

Bei dieſen Worten ſtrich ſie mit ſchalkhafter Miene die dünnen Locken von der hohen Stirne des Freundes zurück, und lief mit herausfoderndem Lachen vom Fenſter, an dem ſie ſtanden. William verfolgte und küßte ſie. Ein Ringen, eine Neckerei entſtand, die den Freund heiter ſtimmten, um auf Thekla's Spaß einzugehen. — Alſo den Romeo? ſagte er. Soll ich den Romeo vor unſrer Heirath oder nach dem Segen des Bruders Lorenzo darſtellen?

Nein vor! rief Thekla. Sonſt käme ich ja um den allerliebſten Augenblick, da du meine Hand begehrſt.

O ſüße Thekla, der Moment iſt nah, die Werbung iſt wahr und wahrhaftig da, verſetzte William. Du ſagſt: „Allerliebſter Augenblick"? Herrliche, göttliche Thekla! O ich trunkenſter Romeo! Ja, laß hier gleich Bruder Lorenzo's Zelle ſein, und ich rufe: Leg' unſre Hände nur durch deinen Segenſpruch in Eins!

Mit der unſchuldigſt-anmuthigen Julie-Miene antwortete ſie:

Ach, meine treue Liebe ſtieg ſo hoch, daß keine Schätzung ihre Schätz' erreicht.

Hingeriſſen umarmte William die Freundin mit Ungeſtüm.

Halt, halt! rief ſie mit der täuſchenden Stimme eines Mönches die Worte Lorenzo's:

So wilde Freude nimmt ein wildes Ende.
D'rum liebe mäßig, ſolche Lieb' iſt ſtät;
Zu haſtig und zu träge kommt gleich ſpät.

William war in Erſtaunen über die wunderbar wechſelnde Stimme Thekla's, über dieſe ſo verſchiedenen Töne und Klänge, die, kaum glaublich, aus einem und demſelben Munde kamen. Sie beſaß die eben nicht ſo ſeltene Gabe, die Sprechweiſe und Stimme verſchiedener Menſchen täuſchend nachzuahmen, in ungewöhnlichem Grade; doch hielt ſie, aus was immer für einem Grunde, gegen William damit zurück, und hatte auch dieſe kleine Probe mehr aus Vergeſſenheit als aus Abſicht gegeben. Sie lenkte daher des Freundes Bewunderung mit den Worten ab: Du fällſt aus deiner Rolle, William. Wir wollen aber nicht dein auswendig gelerntes Trauerſpiel geben; wir wollen aus der Fauſt ſpielen; wir wollen deine und meine Alltäglichkeit ſchmelzen, und in die Formen von „Romeo und Julie“ gießen. Das iſt ja eben der Spaß davon.

Richtig! verſetzte er. Auch muß unſer Spiel luſtiger ausfallen. Ich brauche aber an dem Stück nur Einiges zu ändern, ſo paßt ſchon Vieles. Ich nehme meinen Aeltern den Haß ab, und laſſe ſie verſöhnt ſein, und ſtatt des Bruders Lorenzo nehme ich den Prediger Aylford, der hoffentlich Alles ohne Schlaftrunk und Brecheiſen bewerkſtelligt.

William brachte nun im Charakter des Romeo ſein wirkliches Anliegen vor. Er ſchilderte ſeine Liebe, ſein Verlangen, ſein Beſtreben. Er rühmte das Glück, das er in ſeiner Julie finden und das er ihr bereiten werde. — Er ſprach lebhaft und von ſeinen eigenen Worten ergriffen.

Thekla hörte ihn nicht ohne tiefe Bewegung an; allein befangen, verworren, uneins mit ſich ſelbſt in ihrer Lage und in ihren Wünſchen ſuchte ſie durch Scherz auszuweichen. Als er daher, der guten Nachrichten Aylford's gedenkend, die Worte ſagt: Meine Aeltern ſind verſöhnt, mein Weib ſtimmt ein, unſel'ger Ehe Bündniß aufzulöſen, rief ſie: Was, Romeo! — Du biſt vermählt, und jene Roſalinde iſt dein Weib? O Betrüger! Mit eines Jünglings Miene kommſt du auf meines Vaters Maskenball, und haſt ein Weib daheim? O fort, verlaß mich, falſcher Mann! O arme, betrogene Julie! Was bleibt dir übrig? Ich werfe mich dem *Grafen* Paris in die Arme.

Bei dieſen Worten brach Thekla, in Gedanken an den Grafen Southampton, aus ihrer innern Spannung in das unmäßigſte Lachen aus.

Genug des Scherzes! verſetzte nach einer kleinen Pauſe William mit ſanftem Tone. Laß jetzt das Spiel; es fängt an, mich zu verletzen. Was ich dir als Romeo geſagt, es iſt deines William heiliger Ernſt. Ich, ich habe zu dir geſprochen, *meine* Liebe iſt es, *deine* Hand iſt es, — Thekla's Hand, um die es jetzt gilt. Weg mit Romeo! Fort mit Julie! Du und ich, — und kein Scherz zwiſchen uns! Daß du mich liebſt, haſt du mir hundertmal betheuert; daß du mir angehören willſt für immer — ſag' es nur ein für allemal!

Wer könnte beſchreiben, was in dieſen Augenblicken ſo tief empfunden, ſo ſchmerzlich wechſelnd in Thekla's Herzen vorging! Ein edler, ſeelenvoller Mann bot ihr mit ſeiner Liebe eine Zuflucht aus ihrer bodenloſen und hoffnungsloſen Lage. Sie hatte wol bisher ſchon öfter an dieſe glückliche Auskunft gedacht, allein immer nur eine geheime Angſt dabei empfunden. Sie war einer Erklärung des Freundes immer ausgewichen; wie ſollte ſie nun dieſer entſchiedenen Werbung entgehen? Was ſie ſchon früher wohl überlegt hatte, ſtand ihr auch jetzt lebhaft vor der Seele. Das Haupt des Freienden war nämlich von ihren Täuſchungen umwunden: mußte ſie nicht vor Allem dieſe Binde löſen? Allein wenn ſie es that, und der enttäuſchte Freund ſeine Geſinnung änderte, was verlor ſie nicht Alles, in welche neue Verwirrung gerieth ſie? Wie konnte ſie in London bleiben? Wo ſollte ſie hinaus? Wenn ſie auch glaubte, ein ſo großgeſinnter Mann, wie William, könnte ſolch' ein kindiſches Gewebe von Unwahrheiten lächelnd verzeihen: würde er ſich wol auch über ihr früheres Verhältniß mit Southampton hinausſetzen? Konnte ein offenes Geſtändniß nicht dieſe edle Freundſchaft zerſtören? Was ſollte ſie thun? Was konnte ſie wagen? Wieviel durfte ſie unterlaſſen?

Alle dieſe Fragen beſtürmten Thekla's Herz mit unſäglicher Qual. William, der dieſen innern Kampf und dieſe ſichtbare Aufregung ſeiner Freundin misverſtand, ſagte endlich mit weicher Ruhe:

Wenn du geſtimmt biſt, Thekla, mich nicht werth genug zu finden und mein geringes Verdienſt dahin zu geben: ſo thu's offen und ehrlich. Ich ſchlage mich nicht übermäßig hoch an; ich will mich mit dir gegen mich ſelbſt verbinden, und ſogar deinen Wankelmuth zur Tugend erheben. O ich kenne meine Mängel; ich könnte, dir zu Gunſten, ein ganz Regiſter geheimer Gebrechen aufſtellen, mit welchen du über den abgewieſenen Bewerber den Beifall einer ganzen Welt gewinnen würdeſt. Und ich will zufrieden dabei ſein, ja ich will, wie ich alle meine liebreichen Gedanken auf dich richte, ſogar ſtolz auf meine Fehler ſein, mit denen ich, um deinen Rückzug zu decken, mich ſelbſt verfolge. Mein Unbill will ich hinnehmen als dein Recht. Erzähle mir alle tollen Streiche nach: ich will dir nie widerſprechen. Fern von deinen Wegen will ich bleiben, dein ſüßer Name ſoll nicht mehr auf meiner Zunge wohnen, und die beglückende Erinnerung an dich ſoll niemals laut werden. Denn ach! was habe ich noch Liebes an mir ſelber, wenn du mich hinwirfſt?

O mein William! rief ſie, und ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt. Misverſtehe mich nicht ſo ſchmerzlich, edler, aller Liebe, alles Glückes werther Mann!

Ja, Thekla, nenne Glück und Liebe zuſammen! rief William. Mein Herz kann ſie nicht trennen. Den macht ſein Adel, den ſeine Kunſt, noch Andere macht Reichthum oder Körperkraft glücklich, oder ſie befriedigen ſich mit einem neu zugeſchnittenen Kleide, mit Falken, Roß und Hunden. Und jeder Neigung iſt ein Glück verliehen, und ein Freudenüberſchuß der Ruhe. Doch all' die Dinge ſind für mich kein Maßſtab des Glückes, das ich in höherm Gute ſuche. Mehr als Geburt gilt mir deine Liebe, macht mich reicher als Reichthum, ſtolzer als Schmuck, entzückt mich mehr als Roß und Falke. Biſt du nur mein, überbiet' ich aller Welten Stolz, elend nur, wenn du mit deiner Liebe mich all' Deſſen beraubſt, was mir ſonſt noch wünſchenswerth erſcheinen mag. Nur mit dem Verluſte deiner Liebe kann ich verarmen.

Nein, nein, mein königlicher Freund! rief ſie leidenſchaftlich hingeriſſen. Wenn das Wenige, was ich bin, dein Alles, Alles iſt, ſo nimm mich, da, da nimm mich hin! Ich werde ſtolz, daß ich einem edeln Manne ſo viel bin. O wenn du mich kennteſt, wenn du wüßteſt, wie wenig echt der Schmuck iſt, auf den du den höchſten Werth legſt —! Doch ich vertraue deinem Edelmuth, der mich verbeſſert. Nimm mich denn hin! Wo mich das Leben ausgehöhlt hat, fülle deinen Werth hinein; wo es mich verderbt hat, die Seite leg' an dein begütigendes Herz, und wende nur die glänzende dem Leben zu! Eins tröſtet mich: daß ich meine Mängel kenne, daß ich nicht zu alt bin, mich zu beſſern, nicht zu blöde, um zu lernen, — glücklich, glücklich, daß mein weiches Herz in deiner Hand liegt, mich zu halten, mich zu lenken, o mein Gemahl, mein Führer, mein König!

Weinend, ſchluchzend glitt ſie von William's Bruſt, — wie in ſich ſelbſt verſinkend, vergehend, — an ſeinen Knien nieder.

Mein, mein für ewig! rief der Freund aus.

Er hob ſie empor, er umklammerte ſie an ſeiner Bruſt, er küßte ihren Mund, ihre feuchten Augen und rief: O Herz, ſchlag' ruhiger! Dieſe Thränen ſind reich genug, alle Schuld zu tilgen, — deine wie meine!

Dreizehntes Kapitel.

William hatte nun die Zuſage auf eine Verbindung, die er ſich bisher nur als höchſtes Glück gedacht und gewünſcht hatte. Er ſah ſich für verlobt an. Thekla hatte es ihm in den folgenden Tagen, wenn auch weniger leidenſchaftlich wiederholt, daß ſie ihn liebe, daß ſie ihm angehören wolle. Allein die Stimmung, in welcher dies Gelöbniß gegeben und wiederholt worden, gewährte keine volle Befriedigung; der Freund empfand eine Unruhe, die er an dieſem Ziele nicht erwartet hatte. Es war ſo viel Rückhalt und etwas von Verzweiflung in einem Verſpruche, der nur von verſchämter oder entzückter Hingebung begleitet zu ſein pflegt. War es verborgene Schuld, oder bevorſtehendes Misgeſchick, was ſich zu fühlen oder zu ahnen gab: jedenfalls blieb es ſo dunkel und unbeſtimmt, daß es ſich gar nicht einmal zur Sprache bringen ließ. An Liebenswürdigkeit und Zauber hatte Thekla nach jener Zuſage nichts eingebüßt, vielmehr geſtattete ſie dem Freunde jene Vertraulichkeiten, zu denen ſich ein Bräutigam berechtigt glaubt. Heftige Sehnſucht, ungeſtümes Verlangen erwachten nun wieder ſtärker in William's Neigung, und verdrängten mit ihrem mehr ſinnlichen Uebergewicht jene namenloſen Empfindungen und dunkeln Warnungen eines leicht bethörten, ſchwer verſtändlichen Herzens.

In dieſer Heiterkeit einer ſtets obſiegenden Hoffnungsluſt ſuchte William ſeinen Freund Southampton auf, um ihn mit ſeinem Glücke bekannt zu machen. Der Graf umarmte ihn mit aller Lebhaftigkeit einer überraſchten Theilnahme. Es war eine geraume Zeit keine Rede von Thekla geweſen. So oft der Graf nach ihr fragen wollte, fielen ihm ſeine vor William verheimlichten Beſuche Roſaliens ein, und er ſchämte ſich, mehr Aufmerkſamkeit des Freundes in Anſpruch zu nehmen, als er ihm ſelber geſchenkt hatte. Einen ſo tadelnswerthen Rückhalt ſuchte er jetzt durch die wärmſte Umarmung im Stillen abzubitten.

Ei nun, mein Herzens-William! lachte er vergnügt. Du haſt deine Zeit benutzt, um mich einzuholen. Nun ſind wir erſt rechte Bräutigamsfreunde. Wie herrlich, daß wir nun gleiche Gewichte in die Wagſchale unſerer Freundſchaft legen, und auch ſo Gleichgewicht halten! Aber nun muß ich auch deine Braut kennen lernen; du mußt mich heute noch zu ihr bringen. Ich bin lange genug beſcheiden geweſen, und will nun auch mein Freundesrecht haben. Ohnehin ſind jetzt ihre häuslichen Angelegenheiten geordnet, da ſie ſich dir verlobt hat; ſie hat keine Urſache mehr, ein Geheimniß zu ſein, wenigſtens für mich, deinen Freund.

William hörte dieſe Worte nicht ohne Verlegenheit an. Er wußte nicht, wie er ein ſo billiges Verlangen befriedigen, noch weniger, wie er es ablehnen ſollte.

Du haſt Recht, ſagte er mit einem verbiſſenen Mißmuthe. Ich bin ſelber froh, daß dieſe verwünſchten Rückſichten endlich aufhören, dieſe widerwärtigen Geheimniſſe einmal gelöſt ſind, die mein fertiges Glück ſo lange ungenießbar gemacht haben für dich, für die Welt. Ei, iſt es nicht die unſchuldigſte, die nächſte und natürlichſte Freude, daß man eine Braut, — dieſe unſerm Herzen anwachſende Lebenshälfte, auch eng an ſeiner Seite führe, ſtolz mit ihr umherwandle und die Glückwünſche der Freunde empfange?

Alſo gehn wir? Ich weiß noch gar nicht einmal, wo ſie wohnt! rief der Graf vergnügt.

Jetzt? Meinſt du in dieſer Stunde? fragte William mit ausweichender Verlegenheit.

Es iſt die ſchicklichſte Zeit zu einem Beſuche! erklärte Southampton.

Ich möchte dich gern erſt ankündigen, erwiderte William. Thekla erwartet dich nicht; es würde ſie überraſchen —.

Ich hoffe nur angenehm, Freund! fiel der Graf ein.

Gewiß! Angenehm und ehrend, betheuerte William. Ich würde dich auch auf der Stelle zu ihr führen, hätte ſie nicht — früher gerade deine Bekanntſchaft abgelehnt.

Meine Bekanntſchaft — abgelehnt? fragte der Graf empfindlich.

Deinen Beſuch, edler Freund, verſetzte William. Ich habe mich unrichtig ausgedrückt: ſie wollte dir nicht bekannt werden.

Warum, Freund? Aus welchen Gründen? — fragte Southampton. Das haſt du mir bisher verſchwiegen!

Ich wüßte dir wahrlich nicht zu ſagen, warum, rief William aus. Thekla erklärte mir das, und berief ſich auf ihre Lage, auf ihre Geheimniſſe. Es geſchah zu einer

Zeit, wo ich ihrer Neigung und Gunſt noch ungewiß war, wo ich nicht zudringlich ſein durfte, und um Alles ihr noch ſcheues Vertrauen nicht aufs Spiel ſetzen mochte. Sie vertröſtete mich auf die Zukunft, auf unſere nähere Bekanntſchaft, und ich gewöhnte mich nach und nach an ihre Wünſche; an ihre Winke, vielleicht auch ein wenig an ihre Launen. Du, mein Freund, in deiner Stellung, bei deinen Lebensvortheilen, kannſt vielleicht nicht recht begreifen, wie ein Mann im Umgang mit ſeiner Geliebten ſich bei ſo viel Dunkelheiten, bei ſo viel Geheimniſſen beruhigen mag. Allein bedenke, wie blöde in *meiner* Lage der Anſpruch an ein ſo hohes und herrliches Weſen bleiben mußte, und wie ſehr dann ſpäterhin die bloße Gegenwart eines ſo zauberhaften Weibes mich einnahm und erfüllte. Ja, mein theurer Heinrich, ich befand mich zuletzt wohl und beglückt gerade im Wechſel all' der gefühlvollen und phantaſiereichen Launen Thekla's; — gerade ich, der ich früher ſo manchen unwürdigen Umgang beherrſcht hatte, ſuchte nun eine Luſt darin, mich der würdigſten Liebe zu unterwerfen. Jetzt freilich muß das anders werden: Hymens Fackel durchleuchtet die Geheimniſſe, in denen Amor ſo gern mit ſich ſpielen läßt — und ſpielt.

Deine Empfindungsweiſe, mein Freund, deine Bewerbung, deine Hingebung ſind mir gerade nicht räthſelhaft, verſetzte der Graf; aber was Thekla gegen mich haben kann, begreife ich nicht. So viel iſt alſo gewiß, — ſie kennt mich?

Ob ſie dich kennt, ich meine von Perſon, ſteht dahin, aber ſie *weiß* von dir, antwortete William. Sie intereſſirte ſich ſehr für dich und für Southamptonhouſe überhaupt. Ich konnte ihr niemals genug von euch erzählen. Doch war ſie ſchon, als ich ſie kennen lernte, nicht fremd über dich und hatte namentlich von deinem Verhältniſſe mit Roſalien gehört.

Es fehlte ein einzig Wort, vielleicht nur eine kleine Pauſe der Beſinnung, und Southampton wäre auf die ſo nahe liegende Vermuthung geſtoßen, ob nicht ſeine Roſalie und William's Thekla eine und dieſelbe leichtfertige Perſon ſei. Er hatte ja Roſalien ſchon in zwei Farben ſchillernd kennen gelernt. Nun machte ihn des Freundes Aeußerung irre, daß Thekla von ſeinem Verhältniß mit Roſalien wiſſe. Denn dies Wort, das ihm vollends auf jenen Verdacht hätte helfen können, erinnerte den gewiſſensängſtlichen Grafen nur zu lebhaft an ſeine Schuld.

Was? fuhr der Graf auf. Sie weiß von Roſalien? Bei allen Teufeln, das wird mir zu einem peinigenden Räthſel! Welche Verbindungen hat dieſe Thekla? Welchem Kreiſe der Geſellſchaft gehört ſie nur an, dieſe Fremde?

Als William betroffen ſchwieg, ward auch der Graf ſtill, und hundert Vermuthungen durchkreuzten ſeine Gedanken. Waren hier Misverſtändniſſe oder Täuſchungen im Spiel? Wäre Thekla vielleicht gar eine der vornehmen Abenteurerinnen, die im nächtlichen Dunkel Londons, oft nur von Wenigen gekannt, als Meteore oder als Sternſchnuppen glänzten und plötzlich verſchwanden? Doch zum Fang einer ſolchen Glücksjägerin war William nicht reich und angeſehen genug, und Southampton hielt ihn überdies für zu geſcheit und lebenserfahren, um ſich ſo weit bethören zu laſſen. Oder wäre es die Angehörige eines ihm und ſeiner Familie feindſeligen Hauſes, die ſeine Schritte beobachtete, um ſeine vielbeneidete Heirath zu ſtören und die William in ihr Netz zöge? — — — Doch jede ſolche Vermuthung lief auf Zweifel oder Ungereimtheiten hinaus, ohne daß doch der Graf beruhigt worden wäre. Vielmehr faßte er eine wunderliche Angſt vor dieſer räthſelhaften Thekla. — Höre, William! ſagte er endlich, nach aller Ueberlegung will ich deine Verlobte doch nicht beſuchen, ehe ſie es wünſcht. Aber kennen möchte ich ſie voraus. Vielleicht iſt ſie mir doch ſchon irgend begegnet. Wie ſtellen wir es an, daß ich ſie ſehe, ohne ihr gerade vorgeſtellt zu werden?

Je nun, wie das? fragte der Freund, nicht ohne heimliche Unruhe, die einem Mistrauen oder gar einer Eiferſucht ähnlich war. Dieſe unerklärte Scheu Thekla's vor dem Grafen fing jetzt an, ihn zu quälen und zu ängſtigen.

Mir fällt eine kleine unſchuldige Liſt ein, ſagte Southampton. Wenn du irgend einen Gang, eine Spazierfahrt mit ihr verabreden wollteſt, wo ich euch begegnen, zu euch ſtoßen könnte —? Thekla wird an einem guten Tage gern mit dir nach Brentford oder Islington fahren oder am beſten vielleicht nach Greenwich. Hier würde ich in einem Verſteck deine Braut ſehen, und nach Umſtänden mich zurückziehen oder hervortreten können. Ohne Zweifel trete ich hervor und der Zufall nimmt dann das Unbequeme der unvermutheten Zuſammenkunft auf ſich und entſchuldigt es. Was ſagſt du dazu, Freund?

William ergriff dieſen Vorſchlag nicht ungern. Es war ihm ganz recht, daß er Thekla nicht zu überreden brauchte, einen Beſuch des Grafen anzunehmen, und daß dieſe Lücke doch endlich ausgefüllt werden ſollte. Ein dunkles Gefühl ſagte ihm zwar, daß es eigentlich ein Betrug gegen ſeine Braut ſei; allein hatte ſich nicht auch Thekla in demſelben Punkte verſteckt gegen ihn benommen? Der Freund überredete ſich in ſeiner argwöhniſchen Stimmung, hier liege vielleicht eine Liſt verborgen, die man nur mit Liſt entdecken könne.

Ich werde mit Thekla eine Spazierfahrt verabreden, ſagte William, und dir dann einen Wink geben. Aber wahrlich, es wird mir am Ende ängſtlicher ſein, daß du in deinem Verſteck zurückbleibeſt, als daß du hervortretend Thekla überraſcheſt. Wäre es nicht ein Unglück, wenn es zwiſchen meinem theuerſten Freunde und meiner Braut ein trennendes, ein unvereinbares Etwas gäbe? Entſetzlich, wenn ich gar um Eins von euch beiden ärmer werden ſellte!

O mein Freund! rief der Graf aus, und faßte William's Hände. Was fällt dir ein? Ich wüßte nicht, was das ſein könnte. Misverſtehe mich nicht, mein Freund! Es iſt hier von keinem ſtörenden Verhältniß die Rede, in welchem ich zu dieſer Thekla je geſtanden haben könnte. Ich hatte — das weiß Gott! — nie eine vertraute Bekanntſchaft außer mit der dir bekannten Roſalie. Allein ich könnte in irgend einer der hieſigen Familien mit deiner Thekla ein Begegniß gehabt haben, das erſt eine Erörterung mit dir erfoderte, und nicht erlaubte, mich ihr ſo kurzweg vorzuſtellen. Und zwar nicht einmal um Thekla's ſelbſt willen, ſondern der Familie wegen, mit der ſie in Verbindung iſt. Wir ſtehen nicht mit aller Welt auf herzlichem Fuße, mein lieber Freund! Doch auch das iſt wol nur eine überflüſſige Beſorgniß. Gewiß! das Ganze läuft auf einen bloßen Spaß hinaus, über den wir noch manchmal lachen werden. Und ich ſelber werde der erſte ſein, der deiner Thekla unſere kleine Spitzbüberei eingeſteht und ſie um Verzeihung bittet. Alſo nur heiter, Freund William!

Vierzehntes Kapitel.

Reichbegabten Menſchen iſt die Wunderkraft der Dichtung nicht umſonſt verliehen, ſie ſind dafür auch den wunderlichſten Empfindungen unterworfen. Der wahre Dichter iſt der edelſte Herrſcher, indem er mit ſeinem Zauberzepter nur die heiterſten Gnaden verleiht, und die Launen und Laſten der Herrſchaft für ſich allein zurückbehält. Ein ſo zart beſaitetes Herz, das die leiſeſten Hauche aus einer überſinnlichen Welt auszutönen beſtimmt iſt, wird ja doch auch von den viel nähern Stürmen des alltäglichen Lebens getroffen. Unnachſichtig und oft ſtreng gegen die Reizbarkeiten und Verſtimmungen des Dichters, bedenken wir nicht, daß ein für die Wetterwechſel des Tages geſtähltes Gemüth, wie wir es dem Poeten zumuthen, zu ſtarr und unempfindlich ſein würde, die Einflüſſe des Ueberirdiſchen für die Welt auszuheben. Wahrlich, ein

Herz, das von dem Gotte beherrſcht werden ſoll, kann ſeinen Stolz nicht in unbedingter Selbſtbeherrſchung ſuchen!

William hing, ſeiner Gewohnheit gemäß, dem Vorſchlage Southampton's noch lange im Stillen nach, und träumte die ſeiner Freundin zugedachte Ueberraſchung aus. Sein Herz empfand immer mehr einen gewiſſen Trotz und eine Art von Schadenfreude gegen die ſo geliebte Braut. Er fühlte ſich aufgelegt, für ſo viel Räthſel und Geheimniſſe, die ſein Theuerſtes umgaben, als wären es Verſchuldungen, Rache zu nehmen. Die Verſicherungen ſeines Freundes Southampton beruhigten ihn nicht ganz. Um einer Kleinigkeit willen hätte ſich Thekla nicht ſo entſchieden einer Bekanntſchaft des Grafen widerſetzt. Mistrauen und Eiferſucht waren einmal angeregt, und erhob ſich dagegen der Widerſpruch ſeiner Liebe und ſeines alten Vertrauens: ſo wünſchte er um ſo lebhafter die verabredete Ueberraſchung Thekla's herbei, um das beunruhigende Räthſel ein für allemal gelöſt zu ſehen. Indeß kam er in den erſten Tagen nicht dazu, mit Thekla eine Spazierfahrt zu beſprechen.

Es waren nämlich neue Nachrichten über die Fortſchritte des Rebellen Tyrone eingelaufen, und die Expedition nach Irland wurde mit dem lebhafteſten Eifer betrieben. Graf Eſſex entwickelte eine ungemeine Thätigkeit, und zeigte ſich in gleichem Maße heiter und liebenswürdig. Die zunehmende Gefahr erweckte den engliſchen Patriotismus. Die poetiſche Stimmung des Volkes, das Trachten nach Seeabenteuern, nahm für den Augenblick die Richtung nach Irland. Adelige und bürgerliche Jugend ſtrömte herbei, um unter dem fürſtlichen Eſſex zu dienen. Geworbene Haufen langten täglich aus den Grafſchaften an, erhielten Waffen, und wurden eingeübt; die Geübten gingen in das Lager ab. Die nördlich vor der Stadt gelegenen Felder, zum Theil ſchon von der Ernte geräumt und herbſtlich ausſehend, wurden zu ſolchen Uebungen eingenommen. Finsbury, zwiſchen Spittlefield und Clerkenwell gelegen, war jeden regenloſen Nachmittag von der londoner ſchönen Welt beſucht, der Uebungen wegen, die auf dem nahen Moorfields Statt fanden, wo die Seifenſiedertöchter ihre Garnbleiche hatten aufheben müſſen.

Dieſe Muſterungen gewährten damals ein ſehr buntes, maleriſches Anſehen. Das Feuergewehr war noch nicht die einzige Waffe, und die ſteifen Monturen, die zur Handhabung der Flinten paſſen mögen, wechſelten noch mit mittelalterlichen Waffenröcken. Ein Theil der Mannſchaft war nämlich mit Bruſtharniſchen und langen Spießen bewaffnet; es gab Compagnien von Hellebardieren in ſogenannter altdeutſchen Rüſtung und die Musketiere traten in Panzerhemden und Pickelhauben auf.

Von nahen und fernen Landſitzen zogen adelige Familien nach der Stadt. Die meiſten kamen aus Neubegierde; viele hatten aber auch Söhne im Heere, das jetzt — aus mannichfachen, edeln und unedeln Beſtandtheilen zuſammengeſchmolzen — zu einer ehernen Schutz- und Trutzwaffe des Vaterlandes ausgeſchmiedet ward.

Es war um dieſe Zeit hohe Lebensflut in London. Die Speiſe- und Spielhäuſer, Theater und Bärenhetze hatten einträgliche Tage und Nächte. Die alten Schauſpiele zogen jetzt wieder vor einem größtentheils neuen Publicum an, und das Globustheater war bei jeder Vorſtellung überfüllt. Es wurde ſogar nachgeſehen, daß die Theater ſich auch an verbotenen Tagen öffneten. — In dieſer oft genug trüben Flut ſuchten die Puritaner ebenfalls zu fiſchen; allein ſie mußten die Erfahrung machen, daß die Zeit des Krieges, der Thätigkeit und begeiſterten Aufregung keiner Frömmelei günſtig iſt. Das Herz des Volkes ſchlägt dann von menſchlichen Hochgefühlen, und die kränklichen Stockungen, die trübſeligen Anwandlungen heben und verlieren ſich unter jenen Pulsſchlägen. Die Königin begünſtigte ſolche begeiſterte Aufregung des Volkes. Sie zeigte ſich faſt jeden Tag öffentlich und gab mancherlei Feſte, wobei es nicht blos auf das Vergnügen des eingeladenen Adels, ſondern auch auf die Schauluſt des Volkes abgeſehen war. So ließ ſie ein großes Mittagseſſen in Greenwich, ihrem Lieblingsaufenthalt, anordnen. In einer prachtvollen Barke, die mit Gewinden von künſtlichen Blumen geſchmückt, und mit einem ſcharlachnen Baldachin bedeckt war, fuhr die Königin, vom Graf Eſſer und vier Kammerfrauen umgeben, von Weſtminſterhall ab. In ſechs andern Böten war das übrige Gefolge vertheilt, — alle dunkelbraun mit blauem Atlasbeſatze gekleidet. Franſen und Silberſpangen waren nicht geſpart, und grüne Federn ſchmückten die Mützen von Silberſtoff. Dem Gefolge ſchloſſen ſich die zahlreichen Gäſte in bunten Kleidern und reich verzierten Gondeln an. — In einem prächtigen Pavillon unter einer Sammetdecke empfing die Monarchin in Greenwich ihre Gäſte. Während der Tafel wurden Lieder von guten Sängern vorgetragen. Abends kehrte die Königin, von allen Gondeln begleitet, unter Kanonenſchüſſen wieder zurück.

In dieſer hochgeſtimmten Zeit blieb unſer Freund William nicht ohne vielfältige Anregung. Wie ſeine ältern Stücke: der „König Johann“, „Heinrich der Sechste“, „Richard der Dritte“ in der jetzigen kriegeriſchen Aufregung und vor einem großentheils fremden Publicum neue Gunſt fanden, fühlte er ſich wieder zum Hiſtoriſchen aufgelegt. Er nahm ſeinen „Heinrich den Vierten“ vor, ſtellte die früher entworfenen Scenen zuſammen, ergänzte und überarbeitete ſie zu zwei Schauſpielen. Er verſprach ſich eine lebhafte Wirkung von dieſen Stücken, in denen ſich, wie eben im londoner Leben ſelbſt, Hohes und Niederes, Edles und Gemeines zuſammenfand und miſchte. Dieſelben drolligen und ſpitzbübiſchen Burſche, denen man alle Tage begegnete, ſollten auch einmal auf der Bühne erſcheinen, und welcher Squire oder Lord vom Lande hatte nicht in Ram-Alley, in Bermudas, in Little Britain und andern Quartieren der Stadt die Bekanntſchaft einer Frau Hurtig und eines Dorchens Lakenreißer gemacht, oder — wenn er ſehr eingezogen lebte, — wenigſtens Dirnen der Art im nahen, zum Vergnügen beſuchten Islington Wurſt eſſen ſehen?

William hielt ſich hauptſächlich Abends und in die Nacht hinein an dieſe dichteriſchen Arbeiten. Vormittags brachte er einige Stunden in der Kriegskanzlei des Grafen Eſſex zu; Nachmittags aber ſah man ihn öfter im Gefolge dieſes fürſtlichen Befehlshabers nach Moorfields zur Muſterung der Truppen reiten. Ein Pferd aus des Grafen Marſtall ſtand ihm bisher ſchon zur Verfügung. Auf dem edeln Thier erhoben, im Volksgedränge hervorragend, von der Woge des allgemeinen Jubels, die ſich bei jedem Erſcheinen des Grafen erhob, im Gefolge deſſelben mitbeſpült, oder ſogar auch als Dichter der beliebten Stücke den Fremden mit Fingern gezeigt, durfte der Freund ſich wol für geehrt und ausgezeichnet empfinden. Seine Bekannten merkten ihm auch bald ein muthiges Selbſtgefühl und eine ſtolze Haltung an. Die Frauen rühmten, wie gut ihm ſein halbſoldatiſches Amtskleid ſtehe.

William hatte nicht den Vortheil eines in höherem Stande gebornen und zu öffentlicher Anerkennung erzogenen Mannes, der ſich mit ehrengewohnter Unbefangenheit darzuſtellen weiß. Unſern Freund beſchäftigte und nahm ſolch' ein neues Selbſtgefühl einigermaßen ein. Dieſe Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, bei noch andern Anliegen, die ihn beſchäftigten, brachte in ſeinen Umgang mit Thekla, die er ohnehin für die Seinige anſah, eine gewiſſe Sorgloſigkeit. Doch gerade dieſe Gleichgiltigkeit ſchien Thekla deſto mehr anzuziehen. Sie gab ſich keine Rechenſchaft darüber; ſonſt hätte ſie wahrgenommen, daß in dem Maße als William ſie nicht mit begehrlicher Leidenſchaft und um einen ewigen Bund beſtürmte, ihre launenhaften Empfindungen, ihr Eingehen und Abſpringen einem wahren Vertrauen und inniger Anhänglichkeit für den ehrlichen Freund Platz machten. Hierzu trug ein Erlebniß bei, von welchem, wie von dem ganzen Seelenzuſtande Thekla's, unſer William nichts ahnen konnte.

Dem Grafen Southampton war es nämlich bei ſeinen Beſuchen mit kluger und anmuthiger Gewandtheit gelungen, gerade durch eine neue, eigenthümliche Annäherung das leidenſchaftliche Mädchen von ſich zu entfernen. Anfangs hatte er ſich mit vornehmer Miene artig und aufmerkſam betragen, nach und nach es ſich mit Scherzen und werthvollen Geſchenken immer bequemer gemacht, und zuletzt Thekla wie eine ältere gute Freundin behandelt, die er immer nur mit den Einrichtungen zu ſeiner Heirath und mit der Liebenswürdigkeit und Unſchuld ſeiner theuern Eliſabeth unterhielt. — Ueber ſolches Begegnen war Thekla hinter des Grafen Rücken anfangs in das ſchmerzlichſte Weinen ausgebrochen. Wie ſie dann aber ihre Erwartungen herabſpannen mußte, lachte ſie ihm aus bitterm Unmuthe nach, und war nun ſchon dahin gekommen, über das kalte, ſchöne Geſicht des Grafen, über dieſe marmorne Geſtalt ohne Herz, wie ſie ſich ausdrückte, einen rechten Widerwillen zu empfinden. Wie ſehr gewann im Vergleiche mit dem Grafen das lebendige, warme, phantaſievolle Weſen William's! Wie erquickend war ſein ſeelenvolles Auge, und wie feſt konnte man ſich an die ehrliche, argloſe Bruſt des Freundes anſchließen!

Von nun an gab ſie lieber, als anfangs, dem Gedanken an eine Verbindung mit William nach; nur ward ihr in demſelben Grade auch die Verwirrung, in der ſie ſich befand, die Unwahrheit in ihrer Lebenslage, ängſtlicher. Wie ſehr bedauerte ſie jetzt, ohne Freundin und Vertraute zu ſein! Von Rath und Beiſtand verlaſſen, hielt ſie zuletzt am leichtfertigen Vertrauen zu ihrem ſeitherigen guten Glücke feſt. Sie hatte dem ſchwärmeriſch-werbenden Freunde mehr aus leidenſchaftlicher Verwirrung und verlegenem Wohlwollen, als aus ungetheilter Neigung zugeſagt, und ſah nun mit Verwunderung immer mehr den Werth des Freundes und das Glück eines ſolchen Bundes ein. War es nicht offenbar, daß es der Himmel gut mit ihr meinte? Sie träumte ſich, beſonders Nachts, in eine frohe, ſichere Häuslichkeit, in ein liebevolles Zuſammenwirken, in eine heitere Gemeinſamkeit des Genuſſes und der Thätigkeit hinein. Am lebhafteſten ſehnte ſie ſich aus der Verworrenheit ihres unwahren Zuſtandes hinaus, — glücklich, wenn ſie einmal die Sorge, immer eine neue Ausflucht zu erfinden, und die Angſt los wäre, auf Widerſprüchen und Unwahrheiten ertappt zu werden. Sie gedachte jener Beſchämung in Southamptonhouſe. Seit jener unbeachteten Warnung — wie viel tiefer hatte ſie ſich nicht in ihre „grünen Novellen" verwickelt! So nannte ſie in guter Laune ihre Lebensgedichte.

Aber mit ihren Hoffnungen und Wünſchen war noch eine große Sorge verknüpft. Eben dieſe grünen Novellen mußten doch erſt wieder aufgelöſt, und aus dem Wege geſchafft werden. Sollte ſie denn einen feſten Hausſtand unmittelbar an ihre haltloſen Erdichtungen anbauen? Und wenn ſie dieſe Phantaſie-Schlöſſer erſt niederreißen und wegräumen mußte, um Platz für die Wohnung eines Dichters zu finden: würde ihr der Freund auch ſo viel Täuſchungen vergeben? — Sie hoffte es. Sie wollte ſich mit einem ehrlichen Bekenntniß an ſeine Bruſt werfen. Der Freund liebte ſie ja nicht ihrer Abkunft und Schickſale wegen; was ihn aber für ſie eingenommen und gefeſſelt hatte, — ihre Vorzüge und Gaben, blieben ihr ja, und ſie konnte jetzt auch mit Wahrheit hinzufügen, und vor dem Prieſter beſchwören, daß ſie ihn innig und aufrichtig liebe. Es würde ſich ja, dachte ſie, zu ihrer Entſchuldigung irgend ein Umſtand, eine Verlegenheit erfinden laſſen, die ſie genöthigt hätten, als fremde Perſon, in täuſchendem Geheimniß aufzutreten. Und indem ſie alſo ihren beſten Vorſatz, aufrichtig und wahr zu ſein, doch wieder auf eine neue Erdichtung ſtützen wollte, blieb ihr auch noch das Bedenklichſte dem Freunde zu verſchweigen übrig, — ihr Liebesverhältniß mit Southampton. Denn wenn ihr William auch eine vergangene Liebe nachſehen würde, ſo war doch Southampton ſein Freund; der Dichter konnte nicht des Grafen weggeworfene Geliebte zur Gattin aufnehmen, und den treuloſen Buhlen als Hausfreund empfangen. — Sie dachte einen Augenblick daran, mit dem Grafen, ſtatt aller Genugthuung, die er ihr ſchuldig bleibe, ein ewiges Stillſchweigen über ihren frühern Umgang zu verabreden. Allein außerdem, daß Southampton, wie ſie ihn kannte, ſich zu einer ſolchen Unehrlichkeit gegen den Freund nicht verſtehen würde, wußte ja Bacon auch von dem Verhältniſſe, und in Southamptonhouſe war es bekannt.

In dieſer Verwirrung ihrer Lage fand Thekla die beſte Auskunft darin, daß ſie dem Freunde nach Irland folge. Dort konnte ſie auch zu ihrer größeren Beruhigung von einem katholiſchen Prieſter getraut werden. Dabei fiel ihr ein, was ihr William von Edmund Spenſer erzählt hatte. Auch dieſer Dichter, William's Liebling, war einſt mit Lord Grey, damaligem Statthalter von Irland, als Secretair gegangen, und war dann mit 3000 Acker Landes in der Grafſchaft Corke für ſeine Dienſte belohnt worden; ſodaß er mit Vermögen und

Anſehn das Schloß Kilkolman bewohnte. — Welch' ein reiches und vornehmes Leben könnten ſie dort führen, fern von dem Schauplatze aller Verlegenheiten, unter den leuchtenden Zinnen eines irländiſchen Schloſſes! Welche Muße fände dort auch der Freund für ſeine Poeſie, und mit welcher freien Bruſt wollte ſie ihre ſchönſten Lieder ſingen!

Fünfzehntes Kapitel.

In dieſer Stimmung, die mit einem ſtarken Antheil von Groll gegen Southampton verſetzt war, konnte ſich Thekla an mehreren zu den Beſuchen des Grafen ſeither beſtimmt geweſenen Tagen nicht entſchließen, nach Southwark hinüber zu gehen, und dieſe Beſuche zu empfangen. Sie freute ſich ſelbſt darüber, daß der Graf und Bacon vor der verſchloſſenen Thüre ärgerlich und verlegen abziehen müßten. Denn daß Southampton nie ohne Aengſtlichkeit und Vorſicht jenes Gartenhaus betrat, war ihr nicht entgangen, und an Bacon, dem ſehr überflüſſigen Anhängſel des Grafen, wofür ſie ihn erklärte, hatte ſie ohnehin einen alten Aerger. Allein wie Thekla nun einmal war, ſprang ſie gern zu den entgegengeſetzten Empfindungen über. Sie hätte nun auch gar gern gewußt, ob der Graf ſich wol die paar vergeblichen Gänge hätte verdrießen laſſen und nicht mehr käme. Sie konnte dieſer Neugierde nicht wiverſtehen. Sie wollte es verſuchen, und ging an einem der früher beſtimmten Vormittage wieder einmal nach Southwark hinüber. Wirklich ſtellten ſich die unverdroſſenen Freunde, wiewol mit artigen Vorwürfen gegen Thekla, ein. Sie war gerade geſtimmt, beiden lachend zu verſtehen zu geben, daß ſie keine Luſt habe, ein Rechnungs-Exempel zu ſein, das mit zwei wandelbaren Ziffern zuverläſſig gefunden und gelöſt werden könnte.

Wenn wir nur wüßten, ſchöne Roſalie, wofür Ihr eigentlich genommen ſein wollt, — ſagte Bacon etwas bitter. Ihr laßt uns eine weite Wahl.

Meinethalben mögt Ihr mich für Luna gelten laſſen, verſetzte ſie lachend, die mit abnehmendem Lichte jeden Tag etwas länger ausbleibt.

Und endlich wol gar nicht mehr erſcheint? — fiel Jener ein. Dann wäre freilich Neumond, und Ihr, theure Roſalie, würdet uns nur beſtätigen, daß Ihr, wie alle Frauen, dem Neuen hold ſeid. Da träfe wieder Salomo's Ausſpruch zu, — alle Neuheit ſei nur Vergeſſenheit.

Unmöglich, beſte Roſalie, könnt Ihr in abnehmendem Lichte ſein! verſetzte Graf Southampton. Denn abgeſehen von dem täglich zunehmenden Glanze Eurer Schönheit, habe ich Euch jüngſt auch des Abends bei guter Zeit in Weſten untergehen ſehn, was, wie Ihr wißt, nur in zunehmendem Lichte geſchieht. Ihr verwundert Euch, was ich damit meine? Ich ſah Euch hinter Sanct Giles verſchwinden. Oder wären es nur meine lebhaften Gedanken an Euch geweſen?

Ach nein! lächelte ſie. Dazu war es noch zu hell am Tage. So früh erſcheinen die Geiſter der Abgeſchiedenen nicht. Und gewiß glaubt Ihr auch ſelber nicht an Eure Geſpenſter, Herr Graf! Nein, ich war es wirklich in Perſon, und wenn ich hinter jenen Häuſern unterging, ſo geſchah's mit Euern abgelegten Strahlen. Nicht wahr, das iſt nun Euch dunkel? Als Ihr letztesmal hier weggegangen wart, fand ich einige Goldſtücke dort auf dem Tiſchchen liegen, die Ihr vermuthlich in Gedanken hingelegt hattet. Aber für ſolche Zerſtreutheit ſolltet Ihr mit einem unfreiwilligen Almoſen büßen. Ihr ſeid ein Nachbar von Sanct Giles, und kennt doch ſchwerlich die holdſeligſte Armuth, die dort wohnt. Es iſt ein wunderſames Weſen, zur Hälfte in Geheimniß gehüllt, zur Hälfte in Liebreiz gekleidet.

Das iſt mir zwar ſchon mehr vorgekommen, ſagte der Graf mit lächelnder Verneigung gegen Roſalien; dennoch macht Ihr mich ſehr begierig. Allein, ich bitte, legt unſerer Ungeduld keine Räthſel vor.

Thekla erzählte von der armen, treuen Milliſent, die einen unglücklichen Greis, ihren Gatten, vom Almoſen einer ihm verächtlichen Welt ernähre und pflege.

Southampton und Bacon waren verwundert und neugierig; ſie wollten noch heute die merkwürdige Hütte beſuchen.

Nein, ſagte ſie, das geht nicht. Als fremde Männer werdet ihr nicht vorgelaſſen, und wenn ihr eure berühmten Namen nennt, gar abgewieſen. Mit Gewalt eindringen, um einen abzehrenden Greis zu empören, werdet ihr nicht wollen, und die junge Frau, die euch an der Hausſchwelle empfängt, iſt viel zu bekümmerten Herzens, als daß ſie euer lebensluſtiges Staunen ertragen könnte. Ich habe das Recht erworben, die Hütte zu betreten, und am Lager des Greiſes zu ſtehen, deſſen edle Züge und begeiſterte Sprache mich rühren. Wollt Ihr ihm Gutes thun, ſo macht mich zur Spenderin Eures Mitleids. Ich bin es bereits für einen Freund, durch den ich das Unglück jener Hütte kenne.

Schon für einen Freund, und wir wiſſen noch gar nichts von Allem? ſagte Southampton, und übergab ein anſehnliches Almoſen. Bacon verſprach bei ſeinem nächſten Beſuche eines mitzubringen.

Sehen müßt Ihr aber das holde, betrübte Weib zum reichen Lohn Eures Mitleids, fuhr Thekla fort, und ſchlug vor, Southampton möchte morgen in der Mittagsſtunde an der Hütte vorüberreiten, ſie wolle dann mit Milliſent auf der Bank unter dem ſchönen Apfelbaume, der Hütte gegenüber, ſitzen.

Southampton nahm den Vorſchlag an; er und Bacon räthſelten noch darüber, wer wol dieſer menſchenſcheue Greis mit dem jugendlichen Weibe ſein, und welch' ein Unglück ihn ſo gebeugt haben möchte. Endlich kam das Geſpräch auf die Feſte des Tages, und Thekla fragte nicht ohne Abſicht, ob auch Southampton und Bacon mit nach Irland zögen. Beide verneinten — Bacon, weil er wirklich am Feldzuge keinen Antheil nahm, und Southampton, weil er das ihm von Eſſex zugedachte Commando der Reiterei aus Politik noch geheim hielt. Er lenkte das Geſpräch auf das neue Schauſpiel ſeines Freundes William, das in dieſen Tagen zur Aufführung kommen ſollte, und ſetzte nach dem Lobe des Stückes hinzu: Es war Unrecht von Euch, liebe Roſalie, daß Ihr damals meinen Freund abwieſet, und dieſen Dichter, einen ſo einnehmenden Mann, nicht kennen lerntet.

Ich habe damals eigentlich nicht den Dichter, ſondern den unzarten Auftrag abgewieſen, mit dem er von Euch kam, antwortete Thekla mit einem Blick des Vorwurfs. Ich wußte ja auch nicht, wer vor meiner Thüre ſtand, und habe mithin unbewußt das Rechte gethan; denn Dichter ſollen nur Boten der Liebe ſein, aber keine Todtengräber der Liebe.

Der Graf ſchwieg, und Bacon nahm in ſeiner geſuchten Weiſe das Wort. — Für William war es gut, daß er abgewieſen wurde, ſagte er, um nicht etwa in die Sklaverei einer ſo grauſamen Schönheit zu fallen. Dichter haben ohnehin ein zur Verzweiflung geneigtes Herz. Machen doch ſogar wir Schüler der Weisheit bei Euch, Roſalie, die Erfahrung, wie ſchwach ſelbſt die Philoſophie iſt, uns über das Unglück Eurer Liebloſigkeit zu tröſten.

Alſo ihr Philoſophen habt einen Vortheil vor den Dichtern voraus? verſetzte Thekla. Wißt Ihr aber auch, Sir Francis, worin eigentlich dieſer Vortheil beſteht?

Nun —? fragte Bacon.

Es iſt eigentlich ein doppelter Vortheil, verſetzte ſie. Denn die Dichter ſind nicht blos vermöge ihrer lebhaften Einbildungskraft leichter als die Philoſophen den Täuſchungen des Lebens ausgeſetzt, denen ſie ſich mit ganzer Seele hingeben, ſondern die Philoſophen haben auch noch den eigenen Dünkel voraus, der ihnen treu bleibt, und mit welchem ſie ſich in allen Verluſten über dem Waſſer halten, wie Knaben mittels aufgetriebener Blaſen ſchwimmen. Uebrigens zweifle ich nicht, daß Euer William ſchon liebt, und wer weiß, wenn er damals bei mir vorgekommen wäre, ob er nicht, blos ſeiner Geliebten wegen, gar einen Haß gegen mich gefaßt hätte!

Sie lachte laut und ſchalkhaft über ihren heimlich ſinnreichen, für beide aber unverſtändlichen Einfall, und Southampton, dadurch zur Laune geſtimmt, betheuerte — ſie habe Recht, ſein Freund William ſei nicht blos bis über die Ohren verliebt, ſondern ſogar bis über die hohe Stirne hinaus verlobt.

Verlobt? fragte ſie betroffen. Hat er Euch das vertraut?

Vertraut? fragte Southampton dagegen. *Durfte* er es vor ſeinem innigſten Freunde verſchweigen?

Ich weiß es nicht, erwiderte ſie. Ich kann mir doch Verhältniſſe denken, wo Einer um der Geliebten willen Geheimniſſe vor ſeinem beſten Freunde haben müßte. Aber — ſagt mir doch, hat er gut gewählt — geſcheit? Iſt ſein vornehmer Freund damit zufrieden?

Nach ſeiner Behauptung iſt ſie ein Inbegriff aller Liebenswürdigkeit, fuhr der Graf fort. Aber ich kenne das Wunder noch nicht. Das ſo ſeltſame als ſeltene Geſchöpf hat ihm unterſagt, ſie ſeinen Freunden auch nur zu nennen.

Dann müßt Ihr Euch freilich gedulden, bis „das Geſchöpf“ aufgehört hat, *ſeltſam* zu ſein, verſetzte ſie empfindlich, fügte aber gleich wieder leichtſinnig hinzu: Vielleicht iſt ſie Euch dann auch nicht mehr *ſelten*!

Es liegt wahrſcheinlich nur ein Vorurtheil zu Grunde, ſagte Southampton, und wir werden es auf die leichteſte Art heben. Seht, ich begegnete zufällig dem Freunde mit ihr: könnte ſie es dann hindern, daß der von mir angeredete Freund ſie mir als Verlobte darſtellte?

O, dann brauchte er das gar nicht einmal, erwiderte ſie; Ihr könntet es Euch an den Fingern abzählen, daß ſie die Verlobte wäre, da Ihr doch einmal wißt, daß Euer Freund eine hat.

Richtig! Und ſo werde ich ſie denn nächſtens kennen lernen! lachte Southampton ſchalkhaft. William wird ſie zu einer Spazierfahrt überreden, vermuthlich nach Greenwich, und — da werden wir uns begegnen! Ich bin recht verlangend.

Ha! welch' ein Betrug! rief Thekla lebhaft aus.

Sagt vielmehr, welche Wohlthat! fuhr der Graf fort. Die beſten Menſchen hangen an gewiſſen vorgefaßten Meinungen und Aengſtlichkeiten, vor denen ſie umherzappeln, wie die Kinder vor einer Gaſſenrinne. Man muß ſie mit Gewalt darüber hinausheben, und ſie ſind dann froh, wenn einmal die Angſt vorbei iſt. In einem oder dem andern Stücke bleibt faſt jeder Menſch ein Kind; hier thut ihm eine Täuſchung noth und wohl. So iſt es gewiß auch mit der Wunderlichkeit jener Thekla meines Freundes. Sie ſoll mich kennen lernen, und wird dann einſehen, daß ſie nicht Urſache hat, ſich vor mir zu verbergen, wie ſie thut.

Wer weiß aber, wendete Bacon ein, ob es gerade eine grundloſe Befangenheit jenes Weibes iſt. Dieſe Thekla ſoll ſehr ſchön ſein; aber es gibt keine ausgezeichnete Schönheit, die nicht irgend etwas Seltſames in ihren Verhältniſſen hätte.

Dem ſei nun, wie ihm wolle, fuhr der Graf fort.

Unſere Verabredung iſt getroffen. Der Zufall iſt ein Halbgott: wo wir ihn auch nicht preiſen, da verzeihen oder verſchmerzen wir ihn doch, ohne Groll gegen die Menſchen. — Allein das ſind eigentlich freundſchaftliche Geheimniſſe, ſetzte er ſcherzend hinzu, ich hätte mich ſo weit gar nicht verplaudern dürfen! Ihr ſeht, beſte Roſalie, wie ſehr ich Euch vertraue. Ihr werdet hoffentlich jener Thekla von unſerm Plänchen nichts verrathen; ſonſt könnte mein Freund bittern Verdruß, oder wer weiß, was noch Schlimmeres erleben!

Sechzehntes Kapitel.

Die Freunde hatten ſich unter Scherz und Lachen empfohlen, und Thekla blieb in nachdenklicher, niedergeſchlagener Stimmung ſitzen. Sie war zum erſten mal an William irre geworden, ward aber auch zum erſten mal recht lebhaft inne, welch' ein tiefes Vertrauen ſie bisher zu ihm getragen hatte. Früher würde ſie ſich entrüſtet haben, jetzt betrübte ſie ſich. — Was hat ihn ſo verändert, daß er dich verrathen will, ſeufzete ſie, — jetzt, da er meine ſo lang geſuchte Zuſage hat, da ich ihm angehören will, da er mich, als ſein Eigenthum, nur noch ſorgfältiger zu hüten hätte?

Aber wie mit einem zuckenden Blitze wurde ihr klar.

daß ja eigentlich nicht William ſie dem Freunde verrathe, und nicht er eine Schuld begehe, ſondern daß ſie nur den zufälligen Verrath ihrer alten Liebſchaft mit dem Grafen fürchte, und nur ihre eigene Schuld an den Tag kommen könne. Sie durfte ja nicht einmal den Freund, den ſie für einen Verräther halten wollte, hierüber zur Rede ſtellen, weil ſie ſonſt ihren abermaligen und ebenfalls verheimlichten Verkehr mit Southampton verrathen hätte, der nur allein von jener verabredeten Liſt wußte. Sie erröthete; ſie ward ärgerlich und wußte nicht, ob über William oder über ſich ſelbſt. Und wie denn, wenn die Seele einmal einen Damm der Liebe oder des Haſſes durchbrochen hat, alle andern Empfindungen dahin ſtrömen: ſo nahm auch über dieſen verworrenen Vorſtellungen ihr einmal gegen den Grafen gefaßter Widerwille noch mehr zu. Auf ihn wälzte ſie die Schuld der verabredeten Liſt, die er ja eben auch ſelbſt mit ſo vieler Schadenfreude, ohne es zu ahnen, an die rechte Perſon verrathen hatte. Nicht William, glaubte ſie, fühle das Bedürfniß, ſeine Braut öffentlich zu zeigen, gewiß hatte er auch keinen Argwohn gegen ſie, ſondern der liebloſe Graf konnte nur ſeine Neubegierde nicht bezähmen; William war blos ſchwach genug geweſen, hinter ſeinem gelobten Stillſchweigen her einem, freilich für ihn zu vornehmen Freunde nachzugeben. Zuletzt ſchloß ſie damit ab, daß ſie ihm dieſe Schwäche verzeihen, und nur ſtillſchweigend die verabredete Liſt vereiteln wolle.

In dieſer weichen Stimmung eines verletzten aber auch ſchuldbewußten Herzens empfing ſie den nächſten Beſuch des Freundes. Sie und William begegneten einander mit ihren ganz entgegengeſetzten Abſichten deſto zärtlicher. Er wollte ſie für ſeinen Vorſchlag ſtimmen, ſie ihn von ſeinem Vorſatz abbringen. In der That aber hatte Thekla noch nie ſo viel aufrichtige Innigkeit für den Freund empfunden, war noch nie an ſeiner Bruſt von ſo ſanfter Schwärmerei bewegt geweſen. Hätte dieſe Herzlichkeit den Freund nicht hinreißen ſollen? So oft hatte er ſich der ſchönen Gaben Thekla's gefreut, an ihren Reizen ſich entzündet, an ihrer Anmuth und bezaubernden Laune ſich entzückt; heut aber empfing er, was er noch immer entbehrt hatte, die zärtliche Hingebung einer liebevollen Seele. Alſo auch dieſer heimlichſte Reichthum eines weichen, vertrauensvollen Herzens fehlte ſeiner Geliebten nicht. Ein allbefriedigendes Glück ſtand ihm bevor, wenn einſt dieſes zauberhafte Weſen ihm gänzlich angehören und alle jene Reize und Gaben und Launen nur zum Schmuck inniger, edler Liebe dienen würden.

O meine Thekla! rief der Freund, und umfaßte die Geliebte mit zärtlichem Ungeſtüm. Wie oft ſchwor ich dir, ich würde nie dich mehr und tiefer lieben können! Die Schwüre waren falſch; die Liebe iſt unendlich. Jene Macht war mir verborgen, die ſo helle Gluten noch heller anfacht. Wie ſelig-trunken fühle ich heut die Allmacht der Zeit, die ich ſonſt fürchtete, wenn ſie Geſtalten und Herzen umwandelte, und königliche Schlüſſe brach. Bang vor ihrer Grauſamkeit, wie hätte ich nicht jeden Augenblick meiner Liebe für den höchſten betheuern ſollen? Hinter mir lag ſo viel Unbeſtand, vor mir ſo viel Zweifel, und nur der liebevolle Augenblick war gekrönt. Ach!

Liebe iſt auch ein Kind, und wer gibt dies nicht mit Freuden zu, wenn er ſie an ſeinem Herzen ſo beglückend zur Vollendung aufwachſen ſieht?

In dieſem Glauben bleibe ich nicht hinter dir zurück, mein William! erwiderte Thekla. Daß ich dich jetzt lieber habe, als ſonſt — ſoll ich es dir ſchwören oder fühlſt du es? Ja, laß mich ganz aufrichtig ſein! Eigentlich liebe ich dich erſt jetzt recht, was man Liebe nennt. Früher war es — ich weiß nicht, welche Theilnahme an dir. Darum biſt du auch ſo oft unbefriedigt, unzufrieden von mir gegangen. Vergib, mein ſüßeſter Freund! Meine Empfindungen waren ſo verworren; ſie gingen von Erlebniſſen getrübt, nur betrübend an dir hin. O könnte ich dich heute gänzlich befriedigt von mir gehen ſehen! Doch vielleicht kann ich es. Vielleicht verlangſt du heut nicht mehr, als was ich mir ſchon ausgedacht habe. Du ſagteſt mir letzt, daß der Aufbruch nach Irland nah bevorſtehe. Iſt es dir recht, wenn ich mit dir gehe, oder dir dahin folge? Ja, Willy, ganz im Ernſte! Drüben laſſen wir uns trauen, wir leben zuſammen, wir trennen uns nicht, wie wir bisher fürchteten; du haſt kein ſehnſüchtig Leid um mich, und ich keine ängſtlichen Sorgen um dich. Ich bewohne ein einſames Zelt, oder eine trauliche Hütte; du findeſt mich nach deinem arbeitſamen Tage und ruhſt an meinem Herzen aus. Da wirfſt du alle Trübſeligkeiten eines widerwärtigen Feldzuges von dir, und wir feiern einen ſeligen Frieden. Alle Räthſel und Misverſtändniſſe löſen ſich dort, du erkennſt mich, wie ich bin — wahr, mein William, für die Zukunft wahr und glücklich!

Sie ſchmiegte ſich lächelnd an ihn; William hielt ſie in träumender Innigkeit feſt an die Bruſt gedrückt.

Ja, mein Freund, fuhr ſie fort, ich ſehne mich nach einer Verwandlung. Ach, wenn ich mich in einem Winkelchen ſo heimlich einſpinnen, und aus ekler Entſtellung losringen könnte! Nur fort aus London! Vielleicht finden wir in Irland einen Beſitz, und bleiben immer dort. Oder wo du ſonſt willſt, wo es heimliche grüne Hügel gibt für das Hirtenglück, für das Schäferleben, nach welchem auch du dich ſehneſt, von welchem du in deinem „Heinrich VI." ſo lieblich träumſt. „O Gott, mich dünkt es wär' ein glücklich Leben, nichts Höheres als ein ſchlichter Hirt zu ſein, auf einem Hügel ſitzend —." Ich weiß die genauen Worte nicht mehr, mit denen der König ein Hirt zu ſein wünſcht, wie er Sonnenuhren ſchnitzen will, und die Minuten daran, die Stunden und Tage zählen, und wie er ſeine Zeit eintheilen — wann er der Herde warten, wann ruhen, wann beten, wann ſich ergötzen will, und wie er dann zähle, wieviel Tage die Schafe ſchon tragen, wann ſie lammen werden, wann die Wolleſchur kommt, bis ſo von Minuten zu Jahren die ſtille Zeit ſein graues Haar zur Grube bringt. — O laß uns mit dem Könige rufen: „Ach, welch' ein Leben wär's, wie ſüß, wie lieblich!" Theilen wir denn hier nicht auch ſeinen königlichen Kummer — „wenn Sorge lauert, Argwohn und Verrath?" Verrath, mein Freund!

Sie hatte ſich in eine wahre Rührung hineingeſprochen. Und wie hätte William, damals zuweilen noch ſentimental und ſchwärmeriſche Sonette dichtend, ſolcher anmuthigen Rührung und ſogar ſeinem eigenen lieblichen

Königstraume widerſtehen können? Jetzt gefiel er ſich freilich im Poſaunenlärm des Tages und in der Erwartung einer ehrenvollen Zukunft; doch erinnerte ſolche heimliche Sehnſucht nach der Stille und dem friedlichen Glücke des Landlebens an ſeine frühere verworrene Zeit, an jene zwiſchen Thorheit und Reue ſchwankenden Stimmungen, und vertrug ſich noch immer mit ſeiner jetzigen traulichen Liebe, mit dem reichen Vorrathe geſammelter poetiſchen Stoffe, und mit den Geheimniſſen ſeiner Thekla. Er ahnete zugleich, wieviel ſeine Braut durch Offenherzigkeit an Liebreiz gewinnen, wie herrlich ſie aus ihren jetzigen Sorgen und Rückſichten hervorgehen werde. Gedachte er dann ſeines dichteriſchen Lieblings, Edmund Spenſer's, der auf einem ähnlichen Poſten wie der ſeinige mit einem ſo bedeutenden Landſitz in Irland belohnt worden war, ſo ſchienen ſeine alten Träume, Hand in Hand mit Thekla's Wünſchen, bald einen glücklichen Boden zu finden. Er zweifelte nicht, Eſſex werde endlich einmal das ewig unruhige Irland zu dauernder Unterwerfung zurückführen, damit es ihm ſpäter nicht auch wie jenem unglücklichen Dichter gehe, der von den Rebellen beraubt und vertrieben, in unbekanntem Elende verkommen war.

Aber wie? fragte William. Seither war ich blos um meine Scheidung beſorgt: wie iſt es denn aber mit dir? Iſt denn deine Angelegenheit mit dem falſchen Gemahl in Ordnung gebracht? Du haſt mir noch nichts von den Schritten deines Oheims in dieſer Sache mitgetheilt. Du wollteſt mich überraſchen, ſagteſt du mir ſtets. Oder glaubſt du, daß wir in Irland ohne ſolche Umſtände heirathen können?

Lieber Freund, antwortete ſie ſchmeichelnd nach einigem Bedenken, wirſt du mir verzeihen, daß ich dich über dieſen Punkt ſo lange in Irrthum gelaſſen habe? Ich war nie verheirathet. Meine Lage war indeß, ehe mein Oheim hierher kam, von ſo zarten Rückſichten umgeben, daß ich nur in einer ſolchen Maske gut fortkommen konnte. Als ich dich kennen lernte, mußte ich dich behandeln wie jeden Andern. Wer hätte gedacht, daß unſere Freundlichkeit füreinander zu ſolch' einem vertraulichen, innigen Bunde führen würde? Nun ſprengt das Herz vor dir alle die Hüllen, die es aus Kummer und Vorſicht um ſich her gezogen, und unſere Verbindung wird ſie auch vor der Welt löſen. Manches was dir jetzt geheimnißſchwer an mir vorkommt, wird dir eine Kinderei ſcheinen, wenn ich es ablege. Drüben in Irland werde ich mich aus all' dieſen falſchen Hülſen ſchälen, und als eine Andere an dein Herz ſinken — und doch auch keine Andere. Denn nur was dich irre an mir gemacht, was dich oft betrübt hat, werde ich von mir thun; Alles, was dir an mir gefallen, was dich für mich eingenommen hat, bleibt mir, und umkleidet ſich ſtatt der dunkeln Geheimniſſe mit dem lichten, roſigen Gewande der Liebe.

Im erſten Augenblicke war William über ſeine Täuſchung nicht wenig betroffen. Doch begriff er leicht den von Thekla angegebenen guten Grund. Und wie gern vergab er nicht eine Vorſpiegelung, aus der ein vermeintlich irregeführtes, misbrauchtes Weib ſich ſo reizend in ein ſchuldloſes Mädchen verwandelte! Jetzt war ihm auch das ängſtliche, jungfräuliche Betragen, das Thekla ſtets gegen ihn beobachtet hatte, erklärlicher. Mit welchem Un=

geſtüm umarmte er wieder und wieder die Geliebte, indem er behauptete, alle frühern Zärtlichkeiten ſeien in unſchuldiger Treuloſigkeit an eine unrechte Braut verloren worden. Er beſtätigte ſich jetzt in ſeinem Glauben, Thekla werde immer bezaubernder aus ihren Geheimniſſen hervorkommen; er wünſchte die unglücklichen Verhältniſſe zu kennen, die ihr ſo viel ängſtliche Vorſicht aufgenöthigt hätten.

Thekla behielt ſich vor, ihm in ruhiger Stunde ihre wahre Geſchichte mitzutheilen. Jetzt erſt ſah ſie ihre Uebereilung ein, indem ſie in beſter Abſicht, ehrlich gegen den Freund zu ſein, ſo weit gegangen war, daß ſie nun nothgedrungen ein neues Märchen erfinden mußte, den Frager zu beſchwichtigen. Sie mußte ihn aufs neue täuſchen, nur um es zu entſchuldigen, daß ſie ihn früher getäuſcht hatte. Sie war darüber ſtill und verſtimmt, während William, aufgeregt und ſchwärmeriſch, mit mehr Phantaſie als Ueberlegung ſich über ihre nahe Verbindung, über ihr glückliches Leben in Irland und über eine reizende Zukunft ausließ.

In dieſer trunkenen Stimmung hätte er beinahe wirklich, was Thekla wünſchte, ſein Vorhaben, ſie zu einer Fahrt nach Greenwich zu bereden, vergeſſen. Erſt beim Weggehen fiel es ihm wieder ein. Er warf nun den Vorſchlag wie eine beiläufige Kleinigkeit hin, indem es ihn doch ein wenig drückte, nach einer ſo herzlichen, glücklichen Stunde die Geliebte, wenn auch nur in einer Geringfügigkeit, zu hintergehen. Auch empfand Thekla jetzt die Verſtellung und Liſt des Freundes doppelt ſchmerzlich. Indeß mußte ſie ſich bezwingen, und ſtellte ihm vor, wie beſucht Greenwich ſei, und wie viel Urſache ſie noch habe, ſich bis zur Abreiſe nach Irland zurückgezogen zu halten.

Der Freund berief ſich auf ihr früheres Verlangen nach jeweiligen Spazierfahrten, ja auf die wirklich zuſammen gemachten Ausflüge; er ſuchte die Eitelkeit eines Bräutigams zu rechtfertigen, der an der Seite ſeiner ſchönen Verlobten ſo gern auf eine Ernte der Bewunderung, auf eine Aehrenleſe des Neides über ſeinen eingebrachten Lebensgewinnſt ausgehe. Thekla, immer gereizter, blieb ihm keine Erwiderung ſchuldig; aber natürlich überzeugte Keines das Andere. Sie ließ ſich nicht überreden, weil ſie William's Abſicht kannte; er ließ ihre Einwendungen nicht gelten, weil er Southampton's Wunſch erfüllen, und über ſeine heimliche Eiferſucht hinauskommen wollte. — Am Ende verſtand ſich Thekla dazu, wenn die Königin das verſprochene feſtliche Lanzenſtechen in Greenwich geben würde, mit dem Freunde dahin zu fahren. Sie hatte nämlich in ihrem Unmuthe den Gedanken gefaßt, Liſt gegen Liſt zu brauchen, und ſuchte daher vor Allem nur Zeit zu gewinnen. — Beim Scheiden ſagte ſie: Du hatteſt früher die Abſicht zu der jetzt ſo viel verſprochenen Speculatrix zu gehen. Ich habe inzwiſchen Wunderdinge von dieſer arabiſchen Jungfrau gehört. Du könnteſt nun doch einmal hingehen, und ſie über unſere Zukunft befragen. Ich habe wegen Irlands manchmal noch eine kleine Angſt. Du mußt mir aber ganz ehrlich Alles mittheilen, was ſie dir offenbart. Es könnte doch ein heilſamer Wink in Dem liegen, was ſie ausſpricht — ein Wink für dich oder für uns beide.

William ſtimmte ihr bei, ohne gerade des Nachdrucks zu achten, womit ſie die letzten Worte geſprochen hatte. Er umarmte ſie mit einem feurigen Lebewohl, das von Thekla ſehr kalt erwidert wurde.

Siebenzehntes Kapitel.

Sobald der Freund eine ſchickliche Stunde fand, ging er zu Southampton, um ihn zu einem Beſuche der Speculatrix zu überreden. Es bedurfte jedoch keiner Ueberredung; der Graf war ſelber neugierig und ſchickte ſich gleich zum Mitgehen an. — Ich habe es dir letzt ſchon vorſchlagen wollen, ſagte er. Und da man zu Dreien am beſten auf Unternehmungen aller Art ausgeht, ſo wollen wir gleich auch Bacon mitnehmen. Es ſcheint dir nicht ganz angenehm? Ich weiß, du liebſt den Philoſophen nicht ſehr; allein du biſt jetzt ein Weltmann, und mußt auch den geſellſchaftlichen Zwang kennen lernen. Auch iſt Bacon von ſolchem Geiſtesgehalte, daß man ſeiner Charakterſchwäche ſchon etwas zu gut halten muß. Man braucht oft einen ſo klar blickenden Geiſt, der die Menſchen und Lebenslagen ſcharf beobachtet und geſcheit darüber ſpricht. In einem Stücke könntet ihr beide einander zur Ergänzung dienen; es iſt mir höchſt merkwürdig, in euerm Umgang wahrzunehmen, wie tief du die Menſchen in ihrem Weſen, und Bacon ſie in ihrer Erſcheinung kennt. Du faſſeſt, ſo zu ſagen, die Menſchen an ihrer Pfahlwurzel und an den Zäſerchen, Francis aber begreift ſie an den Aeſten und Zweiglein.

Und an den Früchten! fiel William ein.

Du haſt Recht, ſagte der Graf, — etwas eigennützig iſt er bei allem Hang zur Verſchwendung, und auch ſo beweglich gegen äußere Einflüſſe, wie die Zweige gegen die Winde. Ganz auf ihn verlaſſen darf man ſich, glaube ich, nicht. Wenigſtens iſt er jetzt entſchieden der Volksſache abgefallen, um die Gunſt der Königin wieder zu gewinnen. Es iſt ihm auch gelungen: er iſt wieder in Gnaden aufgenommen, und geht fleißig nach Hofe. Ich glaube, er hat die rechte Miſchung von wirkſamem Geiſte mit biegſamem Charakter, um zu hohen Aemtern und Ehren zu gelangen. Darin iſt er ſehr verſchieden von Eſſex, dem er vielen Dank ſchuldig wäre. Soll ich aber darum mit ihm brechen, und nicht mehr mit ihm umgehen? Ich bin nun einmal ſo, daß ich auch Freunde haben muß, denen ich Manches zu verzeihen und zu gut zu halten habe, nicht blos ſolche, die ich bewundere und liebe.

Der Graf begleitete dieſe letzten Worte mit einem Händedruck und liebevollen Blick.

Wie ſie Grays Inn betraten, wandelte Bacon eben im Garten und betrachtete die Herbſtblumen.

Der Graf machte ihn auf ſcherzhafte Weiſe mit ihrer Abſicht bekannt. — Ich wäre begierig, ſetzte er hinzu, wer wol am tiefſten in die Zukunft eindringen kann — ein Poet oder ein Philoſoph, und wer von beiden mehr Glück bei einer arabiſchen Jungfrau macht.

Bacon lachte. Ihr ſeht, ich bin zum Ausgehen fertig, und ſtehe ganz zu Dienſten, ſagte er.

Nachdem ſie ſich im Garten umgeſehen, und Bacon ſeine häuslichen Beſtellungen gemacht hatte, gingen ſie. Unterwegs ſagte Sir Francis:

Wir dürfen dieſe auffallende Erſcheinung, von der nicht blos die Menge, ſondern auch glaubwürdige Männer ſo viel Aufhebens machen, allerdings nicht unbeſehen mit einem ſchnöden Urtheile wegwerfen, ſelbſt wenn wir nicht zweifeln, daß dabei Thorheit und Betrug einander begegnen. Alles, was eine Macht über die Menſchen ausübt, bietet zwei merkwürdige Seiten dar, eine poetiſche für die Anſchauung dieſer Macht, und eine philoſophiſche für die Erforſchung des Antheils von Wahrheit, ohne welche der Betrug keine Macht gewinnen könnte. Das Forſchen nach Wahrheit, das Werben um ihre Gunſt, die Erkenntniß der Wahrheit, das heißt ihre Gegenwart, der Glaube an Wahrheit, das heißt ihr Genuß, ſind die höchſten Güter der menſchlichen Natur. Das erſte Werk Gottes, in den ſechs Schöpfungstagen, war das Licht — das letzte die Vernunft, und das Sabbathswerk iſt ſeitdem noch immer die Erleuchtung durch den Geiſt. Zuerſt hauchte Gott Licht durch die Materie, dann hauchte er Licht ins Antlitz des Menſchen, und noch jetzt haucht er mit Licht ſeine Auserwählten an, indem er ſie begeiſtert. Wahrlich! es iſt der Himmel auf Erden, wenn ein menſchliches Gemüth, in Liebe thätig und im Vertrauen auf die Vorſehung beruhigt, ſich um den Angelpunkt der Wahrheit bewegt.

Es wäre wol der Mühe werth zu erforſchen, wodurch die Lüge unter den Menſchen ſo ſehr in Aufnahme kommt, meinte Southampton.

Ich glaube, nicht allein dadurch, verſetzte Bacon, daß die Wahrheit nur mit Mühe und Schwierigkeit zu entdecken iſt, ſondern auch durch einen verliebten Hang zur Lüge ſelbſt.

Das gerade meine ich, das gerade iſt mir unerklärlich! rief Southampton aus. Woher eben ein ſolcher Hang zur Lüge, — und woher gerade jene Schwierigkeit der Wahrheit? — Urſprünglich ſollte weder das Eine noch das Andere vorhanden ſein, — die Wahrheit und unſere Neigung für ſie ſollten einander näher ſein, als ſie es zu ſein ſcheinen.

Ich glaube auch, daß ſie es urſprünglich waren, fiel William ein. So lange der Menſch im Paradieſe ſich ſelber mit reinem Auge nackt ſehen konnte, ſah er auch, auf eine jetzt uns unbegreifliche Weiſe, die unverhüllte Wahrheit um ſich her. Sobald aber das erſte Paar vom Baume der Erkenntniß, gebückt und erröthet, nach dem Feigenbaume gelaufen war, und deſſen Blätter zum erſten Kleiderſtoffe verwendete, ſo verhüllte ſich auch die Wahrheit. Die Lüge iſt am Feigenbaume des Paradieſes gewachſen, denn der Menſch erkannte nun zuerſt den Unterſchied ſeiner Hülle und des Verhüllten, — ſeiner Glieder und ſeiner Kleider. Er lernte zuerſt als Schneider die Wahrheit verſtecken, und — wie er ſeitdem in Allem einen Hang zur Schneiderei behielt, — auch entſtellen. Da ſandte Gott den aus dem Paradieſe Vertriebenen zwei Genien nach, die ſeitdem auch unſer Geſchlecht nicht wieder verlaſſen haben, — die Dichtung, die dem Menſchen beim Ankleiden beiſteht, und die nackte Wahrheit des Lebens unter einer reizenden Hülle zu verbergen lehrt; dann die Forſchung, die das Leben auskleiden hilft, und den am Scheine ſich Verirrenden auf den wahren Kern des Lebens zurückführt. Jener Genius hat runde, roſige Lippen; der Andere einen ſcharfen ſtrengen Mund. Und darf ich noch eine ſcherzhafte Meinung beifügen, ſo war gewiß Eva die erſte Dichterin in Feigenblättern und Adam der erſte Forſcher nach der Wahrheit ihrer poetiſchen Einkleidung.

Das iſt eine ſchöne Dichtung, mein Freund! rief Southampton lächelnd.

Wahrhaft platoniſch gedacht! ſetzte Bacon hinzu. Dieſer Gedanke hätte jenem Kirchenvater, der die Poeſie — Teufelswein nannte, mehr Ehre gebracht, als dieſer Ausſpruch. Eure Anſicht läßt ſich noch mannichfach ausſpinnen, Sir William. Muß die Abends entkleidete Wahrheit ſich des Morgens nicht immer wieder verhüllen, wenn ſie unter die Menſchen geht? wie ja dieſe ſelbſt auch nicht nackt umherlaufen können, ohne zu verwildern. Nichts führt die Menſchen tiefer in die Irre, als eine zu weit verfolgte Wahrheit.

Hiermit hatten ſie das Haus betreten, und gelangten durch einen düſtern und modrig-riechenden Gang im Hinterhauſe an eine Thüre, die auf Pochen geöffnet ward. Ein Diener in langem Schlafrocke mit einem Turban öffnete, vernahm den Wunſch der Ankömmlinge, und führte ſie an ein Tiſchchen zwiſchen zwei hellen Fenſtern, wo er ihnen Sitze bot. Ein farbiger Zettel war aufgelegt, mit den großgedruckten Worten. „Laß jede Frage um deine Zukunft von fünf Engeln begleitet ſein. Der deine Hand öffnet, wird ſie finden.“

Lachend flüſterte Southampton:

Jetzt wird ein phrygiſcher Prieſter herauskommen, wie man mir erzählt hat, und wird die Linien unſerer Hände betrachten, um unſer Schickſal an dieſen Zügen in den Geſichtskreis der Seherin zu knüpfen. Mit dieſer ſelbſt dürfen wir nicht in Berührung kommen. Bei Oeffnung unſerer Hand muß er nun für jede Frage fünf Engel finden; er nimmt wol aber auch andere Münze, die fünf Engel werth iſt.

Allein ſtatt des erwarteten phrygiſchen Prieſters kam nach einer Weile der vorige Diener wieder, nahm William ſtillſchweigend bei der Hand und führte ihn durch einen doppelten dichten Vorhang in ein, dem Tage verſchloſſenes, ſpärlich erleuchtetes Gemach. Ein ſüßer Wohlgeruch empfing ihn. Sein Auge fiel zuerſt auf die halbverhüllte Lampe, über welcher, wahrſcheinlich von der aufſteigenden Wärme des Lichts in Bewegung geſetzt, eine künſtliche Schlange um ein ſchwarzes Kreuz kreiſend tanzte, und über den Querbalken deſſelben herabzüngelte. Der erſte Anblick hatte bei aller Künſtelei im Dunkel etwas Schauerliches. Doch blieb der Freund gleichgiltig genug, um ſich die übrigen Gegenſtände, die für ſein Auge allmälig aus der Dämmerung hervortraten, zu betrachten. Einige Pyramiden ſtanden im Halbkreis, mit wunderlichen Zeichen beſchrieben. Wie er einer derſelben näher trat, rief hinter ihm eine bekannte weibliche Stimme: Hierher wende dich, Fremdling.

Eine runde Oeffnung der Wand hatte ſich aufgethan, durch die man in ein helles Gemach blickte. Eine weibliche Geſtalt zeigte ſich in langem, weißem Gewande, das Geſicht mit einem dichtfaltigen, um die Schläfe von einem grünen Kranze zuſammengehaltenen Schleier verhüllt. — Frage, Fremdling! rief ſie.

Doch wie ſtand William betroffen da! Es war Alicens Stimme, — an dem etwas dumpfen Klange und eigenthümlichen Anſtoß der Zunge bei einigen Wortlauten unverkennbar. Er ſtarrte die Geſtalt an, um ſich zu überzeugen oder zu enttäuſchen. Die Verhüllte ſchien etwas kleiner als die ſchlanke Alice, und, wenn die weißen Gewänder nicht etwa trogen, voller in ihren Formen. Er verlor ſich in räthſelnder Verwunderung.

Frage, Fremdling! ward wiederholt gerufen. Es war dieſelbe Stimme wieder. Aber William mußte antworten, und nahm ſich zuſammen.

Kannſt du, arabiſche Jungfrau, wenn du eine biſt, in der Wüſte der Zukunft die Spuren meines Geſchicks finden? fragte er mit verhaltenem Lachen.

Das ſind hundert Fragen in einer! verſetzte ſie. Deine Hand, Unbekannter!

Immer unverkennbarer Alicens Stimme. — Verlegen und zögernd reichte William die Hand hin, in welcher er noch die Summe von fünf Engeln hielt. Mit einer unwilligen Bewegung des Kopfes ſtrich die Seherin das Geld von der Hand hinweg, daß es klingend über den Boden rollte. — Hier gehen die Pfade deines Schickſals, fuhr ſie fort, indem ſie William's Hand in der ihrigen, vom Schleier bedeckten, hielt. Die Lebenslinie — kurz und durchſchnitten? Menſa iſt eng, — biſt du karg? — Aber wie viele Linien gehen von Menſa nach Berg Jovis: das deutet Geſundheit und gutes Gemüth. Die Tiſchlinie endet zwiſchen Zeigefinger und Mittelfinger: hüte dich, das deutet auf Blutfluß! Und doch gehört eine ſo lange proportionirte Hand einem Manne von großer Vernunft an, der nicht ſtreitſüchtig, nicht rachedurſtig ſein kann. — Sie maß noch ſtillſchweigend die Finger, prüfte die Härte der Hand und was nach Chiromanten-Art dergleichen mehr war. Mit bruſtüberkreuzenden Armen trat ſie dann an einen Tiſch; eine Kerze, eine Räucherung entzündete ſich. Vor der umnebelten Lichtflamme hielt ſie, an einem ſilbernen Kreuzchen gefaßt, einen runden pomeranzengroßen Beryll empor, wendete ihn hin und her, und ſchaute forſchend in die ſpielenden Wölkchen der kryſtallenen Kugel. — Eintönig, wie träumend, ohne Ausdruck, ohne Bewegung des Körpers ſprach ſie vor ſich hin:

Ich erblicke jetzt nur deine ferne Vergangenheit, Fremdling! Deine Jugend ſpiegelt ſich hier ab. Du führſt mit lockern Geſellen ein luſtig Leben. Armſelige Genüſſe, tolle Streiche. — Ich ſehe einen ſtattlichen, finſtern Mann, deinen Vater. — Noch ganz jung nimmſt du ein Weib und Antheil an deines Vaters Wollhandel. Euer Geſchäft geht ſchlecht, deine Ehe ſchlimm. Es iſt etwas Unklares in euerm Bunde, ein ſchwarzes Wölkchen verhüllt mir noch —

Laß es, laß das Wölkchen! rief William heftig. Sprich mir von der Zukunft, von meinem neuen Bunde, von meiner —

Ich kann nur ſprechen, was ich ſehe! tadelte die Seherin, indem ſie ihre Kugel dreimal um das Licht ſchwang. — Immer noch die unglückliche Ehe! fuhr ſie im frühern Tone fort. Dein Weib iſt älter, roh, engherzig. Sie zerreißt deine Papiere, Gedichte. Sie kann nicht leſen, und zerreißt auch Abrechnungen mit euern Gläubigern. Du kommſt darüber in Verdacht des Betrugs. Dein Weib hetzt deinen Vater gegen dich auf. Aber dein Kind hat die zerriſſenen Papiere geſammelt, und bringt ſie herbei. Dein Vater iſt beſchämt, du biſt gekränkt und ſtolz. Du umarmſt deine Mutter und rennſt von Haus und Hof mit dem Bündel und Reiſeſtock.

Schweige, ſchweig! rief William. Ich bin jetzt hier in London. Was ſoll mir dieſe verwünſchte Vergangenheit? Blick' in meine Zukunft, wiederkauende Prophetin! Gib friſches Glücksfutter! Du biſt doch mit dem Teufel im Bunde, wie nichts Gutes, und nimmſt die Stimme eines edeln, reinen, frommen Mädchens an.

Kaum hatte er dies entrüſtet geſprochen, ſo ſchwang die Seherin ihre Kugel ſo heftig um und durch die Lichtflamme, daß dieſe erloſch. Auch die andern Lampen gingen aus, und das Gemach war dunkel. — Weiche, weiche von hier! rief ſie immer noch mit Alicens Stimme. Du biſt unwürdig, Weiſſagung aus geſchmähtem Munde zu vernehmen. Nur Warnung! Hüte dich! Du willſt deine Verlobte betrügen, verrathen, — wehe dir!

Mit dieſer Drohung war auch die Oeffnung in der Wand verſchwunden; es war plötzlich todtſtill. — William eilte hinaus mit ſtarrem Blick und verwirrtem Ausſehen. Vor den harrenden Freunden ſtand ein ſtattlicher

Mann in ſeltſamem Prieſtergewande, mit einer phrygiſchen Mütze und breitem, ſchwarzem Barte. Bei William's plötzlicher Rückkehr verließ er ſchnell und von William wegblickend das Gemach.

Beide Freunde empfingen den Dichter mit lachender Neubegierde. William lachte mit, wie Einer, der verlegen iſt, gläubig zu erſcheinen, wo es die Spötter nicht erwarten. Er wollte jetzt nicht Rede ſtehen, und trieb ſie an, das verhängte Gemach zu betreten.

So kommt denn, Sir Francis, rief Southampton. Der Phrygier will ja, daß wir zuſammen hineingehen.

Das iſt ein echter Phrygier aus Altengland! lachte Bacon. Dem Gauch ſind unſere zehn Engel nicht einmal der Mühe werth, um eine fremde Mundart anzunehmen.

Kommt! rief Southampton. William erwartet uns hier.

So betraten beide luſtiger, als eben William herausgekommen war, das dunkle Gemach. Auch ihr Blick fiel zuerſt auf die Schlange und die Pyramiden. Allein Bacon's leiſes und waches Ohr vernahm einen Wortwechſel, der aus einem entfernteren Zimmer zu kommen ſchien. Er machte den Grafen aufmerkſam, und beide traten dicht an die dunkle Wand. Durch die verhangene runde Oeffnung vernahmen ſie einige ruhige, aber unverſtandene Worte jenes phrygiſchen Prieſters und eine Frauenſtimme, die heftig dazwiſchen rief: Nein, ich will nicht und ich will nicht! Beim Himmel, ich trete nie mehr vor das qualmende Licht, ich will an der erſten Räucherung erſticken, die ich wieder mache. Ich verlaſſe England; zieht meinethalben die abgelegte Sara Skelhorn hervor. Ich bin es längſt müde, euern Schelmereien —

Bei dieſen immer lauter geſprochenen Worten ward inwendig eine Thüre zugeſchlagen. Die Freunde blieben, einander anlächelnd, in ihrer lauſchenden Stellung, bis ſie im anſtoßenden Gemach einen feſten Schritt vernahmen, und durch die Oeffnung der Wand der Phrygier ſie — Edle Herren! anredete, die Jungfrau iſt unwohl geworden, wie es ihr leider, nach ihren Entzückungen zuweilen begegnet. Wollt ihr nicht in einigen Tagen wieder anfragen?

Wohl, wohl! antwortete Bacon mit angenommenem Ernſte. Wenn aber die arabiſche Jungfrau durchaus nicht mehr vor das qualmende Licht treten will, ſo hoffen wir doch die alte Sara Skelhorn wiederzufinden. Die erſtickt an keiner Räucherung mehr.

Lachend verließen ſie das Gemach, und zogen den befremdeten William immer lauter lachend mit ſich fort.

Achtzehntes Kapitel.

Wie die Freunde nun draußen ihre Erzählungen gegeneinander austauſchten, miſchten ſich auch die beiderſeits ſo verſchiedenen Stimmungen. Der nachgrübelnde William mußte, wenn auch nicht mit ſo freier Laune, über das lächerliche Begegniß der beiden Andern mitlachen, und dieſe konnten nach William's Mittheilung wenigſtens nicht über die Frage hinaus, woher wol die Seherin des Freundes häusliche Lage bis ins Kleinſte wiſſen könne.

Auf William's Bemerkung über die täuſchende Stimmenähnlichkeit der Seherin mit Alicen beſann ſich Bacon, daß jene entrüſtete, mithin unverſtellte Stimme, die ihm gleich ſo bekannt vorgekommen, keine andere, als Roſaliens geweſen ſei.

Beim Himmel, Ihr habt Recht! rief Southampton. In unſerer aufgeregten Laune iſt uns das weniger aufgefallen. Den leidenſchaftlichen Aeußerungen jener Unſichtbaren nach, kann es aber nur die Seherin ſelbſt geweſen ſein, die geſprochen hat, und mithin Roſalie. In der Leidenſchaft hat ſie ihre angenommene Prophetenſtimme fallen laſſen. Da iſt ja nun auch Alles erklärt! Roſalie hat in unſerm Hauſe damals, als deine Sonette kamen, durch Heminge und Andere, vielleicht auch durch mich ſelbſt, von deinen Verhältniſſen und deiner Lage gehört.

Aber ſie kennt mich ja durchaus nicht von Perſon, verſetzte William, nicht ohne einige Empfindlichkeit über die erfahrne Täuſchung und Beſchämung. Woher wußte ſie, daß ich Derjenige ſei, von dem ſie in Southamptonhouſe dies und das gehört haben mag? Aus meiner Hand konnte ſie es doch nicht abſehen.

Ei, meine Freunde! rief Bacon. Entwickelt euch doch einmal den Zuſammenhang einer ſolchen betrüglichen Wahrſagerei. Schon der Bediente, der uns empfängt und anmeldet, iſt gewiß ein Gauner, der die halbe Stadt kennt. Dann führt er uns nicht ohne Abſicht an das helle Fenſter: habt ihr nicht das Gitter in der Wand bemerkt, durch das man die Angemeldeten beobachten und belauſchen kann? Zuletzt kommt noch der Spitzbube im Prieſtergewande mit dem angemachten Bart, guckt uns in die Hände, um uns bequemer in die Augen zu ſehen. Kennt man nun den Anfragenden und gehört er zu Denen, über die man bereits auf irgend einem Wege hinreichend unterrichtet iſt: ſo wird die Prieſterin vorbereitet und der Erwartungsvolle wird vorgelaſſen; wo nicht, ſo wird er unter irgend einem Vorwande auf Wiederkommen abgewieſen, und man zieht erſt die nöthigen Nachrichten über ihn ein. So ſeid Ihr, William, zuerſt angenommen worden. Der Phrygier muß Euch genauer kennen; denn er hat Euch nicht in die Hände geſehen, wahrſcheinlich um nicht von Euch erkannt zu werden, und als Ihr von der Prophetin herauskamt, habt Ihr's nicht bemerkt? — vermied er auch Euern Blick. Beim Himmel! Am Ende iſt es Einer der Schauſpieler, der hier eine Nebenrolle ſpielt, und Euch kennt! — Nach Euch wurden wir beide zuſammen eingelaſſen, wie wir es wünſchten; allein die gute Roſalie kennt ihre alten Freunde zu genau, und die Erinnerung hat ihren Prophetenblick getrübt. Da habt ihr die Geheimniſſe!

William konnte dieſer Erklärung Bacon's nicht widerſprechen; dennoch war er für ſolchen baaren Verſtand in dieſer Stunde zu verſtimmt. Er hätte um Alles gern einige Trümmer ſeines ſo aufgeregten Gefühls und beſchämten Glaubens gerettet. Und wirklich fand er noch ein ſchwimmendes Bret. In ſeiner Wohnung fiel ihm nämlich ein, woher denn Roſalie, wenn ſie die Speculatrix wäre, ſeine Verabredung mit Southampton zu Thekla's Ueberraſchung wiſſen könnte? Denn hierauf ſchien ſich doch die Warnung und das ausgerufene Weh vor einem Betruge ſeiner Braut zu beziehen. Einer andern Unehrlichkeit war er ſich nicht bewußt. Er konnte ſich dieſen Zweifel nicht löſen, und ſprach des andern Morgens mit Southampton darüber. Der Graf ward verlegen. Dieſe Verlegenheit galt aber nicht dem Räthſel, ſondern der Löſung deſſelben. Denn der Graf mußte dem Freunde nun ſeine heimlich gehaltenen Beſuche bei Roſalien eingeſtehen, und verſchwieg auch nicht, daß er die verabredete Liſt, wie er Thekla kennen lernen werde, ausgeplaudert habe. — So geht's, wenn man einmal auf unrechten Wegen iſt, ſagte er. Denn freilich hätte ich dieſe Beſuche überhaupt unterlaſſen ſollen. Meine Rückſichten für Roſalien machten mich rückſichtslos gegen meine Eliſabeth. Im Gefühl meines Unrechts verheimlichte ich dieſe Beſuche auch vor dir, mein William. Freilich ſoll man einem ſo vertrauten Freunde auch eine Schwäche nicht verſchweigen: ich machte mir aber in meiner verworrenen Empfindung weis, daß, wenn ich ſchweige, eben keine Schwäche vorhanden ſei.

William umarmte lachend den Freund. Es war ihm nun Alles klar. Auch Alicens Stimme im Munde der Seherin blieb kein Räthſel. Hatte er ja doch auch bei ſeiner Thekla beobachten können, wie biegſam die Frauenkehle für ſolche Nachahmung fremder Stimmen ſei. Dem Grafen war es aber ſehr ärgerlich, daß Roſalie in ihrem kecken Haſſe die Erinnerung an ſeine Schweſter in ihr betrügliches Spiel miſchte. — Wie, wenn ſie dies bei andern Bekannten des gräflichen Hauſes, die ſich etwa von ihr weiſſagen ließen, auch thäte? — Er nahm ſich vor, von dieſem Augenblick an gänzlich mit ihr zu brechen. — Das iſt eine Circe, ſagte er. Wenn man ſich auch vor ihrem Zauberbecher hütet, weiß ſie einen doch in ihr künſtliches Gewebe zu ſtricken; man iſt ſeines Wortes, ſeines Scherzes, ja ſeiner bloßen Stimme nicht mehr ſicher, zu welchen Fäden ſie verſponnen werden, und am Ende iſt man — der Himmel weiß, in welche Frevel, Verrathe oder Verſchwörungen eingeneſtelt. Ich fange ſogar an zu glauben, daß ſie ſich ſchon damals als Spitzbübin in unſer Haus eingeſchlichen hat, und daß alle ihre Erzählungen von Unglück, Verfolgungen und ſo weiter lauter Erdichtungen geweſen ſind. Dieſe verwünſchte Roſalie! Sieh, mein Freund, ſo bin ich doch nicht ohne einen Gewinn von Wahrheit zur Wahrſagerin gegangen! Roſalie hat alſo Verbindungen, Beſchäftigungen, Einkommen, Liebſchaften, und hat ſolche ſchon vor mir gehabt. Ich habe mithin keine Pflicht mehr, mich ihrer anzunehmen, nicht die Schuld, ſie verführt zu haben; kurz, ſie iſt mir mit einmal bis nach Arabien entrückt. Sie wird ſich ohne Zweifel im glücklichen Arabien fühlen; meinetwegen mag ſie aber auch ins ſteinige gerathen: wenn ich nur Ruhe vor ihr habe, und ſie mich vergißt! Und das wird ſie! Sie hat künftighin keine Zeit mehr für Erinnerungen, da ihr ſo viel zu prophezeihen obliegt. Und das Alles, mein Freund, habe ich für fünf Engel. Hätte ich ſo viel Wahrheit aus Arabien erwartet, ich hätte gern hundert gegeben!

Von ſolchen Angelegenheiten der Liebe, der Freundſchaft und der Geſelligkeit ließ William ſich nicht abhalten, täglich die Kriegskanzlei des Grafen Eſſex zu beſuchen, und an den Arbeiten Theil zu nehmen. So ſah er die Expedition nach Irland in der Schwüle, mit der ſie betrieben ward, wachſen und reifen. Es konnte ihn alſo nicht überraſchen, als Eſſex ihn eines Morgens mit den Worten auf die Schulter klopfte: Nun, Sir, denkt Ihr daran, Euch reiſefertig zu machen? Habt Ihr geſehen, daß meine Pferde gerüſtet werden und ein Theil meines Gepäckes abgeht? Ich denke, Ihr reiſet doch in meinem Gefolge?

Wenn Ihr's erlaubt, Mylord, ſagte William, ſo gehe ich einige Tage früher über Stratford, um die Eltern zu ſehen, und eine häusliche Angelegenheit abzuthun.

Das geht allerdings meinem Wunſche vor, erklärte Eſſex. Ich muß Euch heute ſagen, daß ich Euch gern um mich habe. Erſt dachte ich Euch blos eine angenehme Stellung in der Geſellſchaft zu geben; nun habe ich mich aber auch an Eure Mitarbeit gewöhnt. Ich erwartete, frei geſtanden, nicht viel für das Geſchäft von einem Dichter. Und genau beſehen iſt es auch eben das in den Augen der gejochten Geſchäftsmänner Unbrauchbare an Euren Arbeiten, was mir ſo gefällt. Eure mündlichen Urtheile, Eure ſchriftlichen Abfaſſungen bezeichnen immer gewiſſe große, phantaſievolle Geſichtspunkte und Bezüge, die neben dem berechnenden Verſtande die höhere Vernunft und das Herz in den Kreis des Geſchäftes ziehen, und wenn ſie auch für die Arbeit ſelbſt keine Hebel abgeben, deſto mehr den Arbeiter erheben. Ich wenigſtens tauche gern aus den brandenden Wogen der Geſchäfte zu jenen Punkten auf, um zu ruhen und mich zu beſinnen. Ich ſehe dann die Stücke, die der Verſtand mit Berechnung aneinanderfügt, auch organiſch zuſammenwachſend, und das Band, welches von meiner Abſicht nach meinem Ziele geht, zeigt ſich mir dann zugleich in alle Betriebſamkeiten des Lebens, in alle Intereſſen des Volkes verflochten, ja die Ahnung tritt mir nahe, daß ich an meinem engen Platze nach Weltgeſetzen zur Entwicklung der Menſchheit mitwirke. Dabei übergaukelt Euer Witz die öden Steppen der Arbeit mit blitzenden Farben, und gleich läßt auch meine Ungeduld nach, die ſonſt nicht ſchnell genug ans Ziel gelangen kann. Wahrlich beneidenswerth iſt die Euch verliehene Gunſt, mit ſchönem Flügelſchlage über chaotiſchen Arbeiten zu ſchweben, ohne Euch, feſt eingreifend, die Füße zu beſchmutzen. Solche Vögel können natürlich nur einzeln vorhanden ſein, und die Natur bringt auch die andern, die da auf dem Boden ſcharren, wühlen und aufleſen, zahlreicher hervor. Aber wenn ſolche arbeitende Thiere ihren Brotherrn gebückt mit ſchmutzigem Schnabel begrüßen: ſo iſt es für dieſen eine rechte Freude, von Euch mit einem blühenden Zweig umflattert zu werden.

Sehr vergnügt über des Grafen Zufriedenheit, die eigentlich den feinſten Tadel enthielt, ging William an das Auswählen und Packen der Sachen, die er mit nach Irland nehmen wollte. Seine Beſuche bei Thekla waren jetzt abgekürzter. Sie nahm ſeine Erzählung von dem ſonderbaren Vorfalle bei der Speculatrix mit gleichgiltigem Lächeln auf, und vermied wegwerfend dieſen Gegenſtand. — Abends hielt ſich William an die Ausarbeitung ſeiner beiden Stücke: „Heinrich der Vierte“, um für ſeinen bedeutenden Gewinnſtantheil am Globustheater auch ſeiner Verbindlichkeit auf einige Zeit zu genügen.

Da er ſich im Gewühl des Feldzugs einzelne gute Stunden der Einkehr in ſich ſelbſt verſprach, packte er die Sammlung von Entwürfen dramatiſcher Stücke mit ein, — ſeine „Keime“, wie er ſie zu nennen pflegte. Und wirklich waren dieſe Entwürfe, wie ſie aus Thekla's Novellen und eigenem Leſen gefaßt, und durch Nachdenken und Nachbrüten mehr oder weniger ausgeführt vorlagen, Keimen zu vergleichen, die theils noch feſt verſchloſſen, theils anſchwellend, zum Theil ſchon blattſchiebend nur eingeſenkt und gepflegt zu werden erwarteten.

Der Tag war nun auch beſtimmt, an welchem die Königin das Speerrennen in Greenwich geben wollte, und William ging Abends vorher zu Thekla, um ſie zur Fahrt dahin einzuladen. Sie war ausgegangen, und Lasko bat ihn ſehr artig, ihre Rückkehr zu erwarten. — Heut, mein lieber Sir William, ſagte er, ſoll uns nicht eine zufällige Wendung des Geſprächs auf unſer beliebtes Thema über Irland bringen; ſondern ich will Euch nur friſch heraus ſagen, daß ich durch Eure Abreiſe das Vergnügen Eures Umgangs nicht verlieren werde. Ihr verwundert Euch? Ja, ich werde auch nach Irland gehen. Ihr habt mir durch Eure klare Darſtellung der Lage beider Parteien ein ſo lebhaftes Intereſſe für den Feldzug erregt, daß ich ihn mitzumachen gedenke. Nicht zwar im Dienſte: dazu bin ich in keiner Weiſe tüchtig; ſondern als bloßer Beobachter. Ob ich ja eine Zeit lang hier oder dort wohne! Oder es müßten etwa friedliche Dienſte zu leiſten ſein; dann vielleicht —! Ich habe alte Verbindungen in Irland, und auch dem Grafen Eſſex — im Vertrauen! — ſchon geheime gute Dienſte geleiſtet. Als der unparteilichſte Mann von der Welt könnte ich allenfalls, wenn man mir das Vertrauen ſchenkte, zu den Unterhandlungen, Ausgleichungen und dergleichen mitwirken. Genug, ich gehe aufs Gerathewol mit hinüber, und ſehe zu, was mir unſer Herrgott zu thun gibt.

In dieſem Augenblicke trat Maſter Mumblaze herein, wankend und ein Zotenlied trällernd.

Freund! redete ihn Lasko ärgerlich an, Ihr kommt wieder von Cornhill aus dem Meerweib.

Meerweib? lachte Jener. Laskochen, du biſt ein Schlaukopf, du haſt einen tiefen Blick, Spitzbübchen du!

Es braucht eben keinen tiefen Blick, um zu ſehen, wenn Ihr zu tief in den Becher geguckt habt, zürnte Lasko. Wollte Gott, daß Ihr keinen tiefen Blick hättet!

Vertraulich klopfte Mumblaze auf Lasko's Schulter, und ſagte mit geheimnißvollen Geſten ganz laut: Muß uns denn das Meerweib nicht die Meerwunder für die arabiſche —

Du wirſt wohlthun, überſchrie ihn Lasko, dadrinnen ein wenig in die Ecke zu nicken, damit du zu gutem Verſtand und Ueberlegung kommeſt.

Hiermit zog Lasko den Betrunkenen nach dem Seitengemach. Mumblaze widerſtrebte und ſchrie dazwiſchen:

Juchhe, Meerweib! Und immer mehr Weib! Weib und Jungfrau! Ich geh' von einem zur andern. Weißt du, Lasko, — das Meerweib iſt, eigentlich zu ſagen, eine Kupplerin für die arabiſche Jungfrau, — ſo zu ſagen, Rivo, Laskochen, Rivo!

Nur mit großer Anſtrengung brachte der geängſtigte Lasko den Plauderer in das Nebengemach auf einen Polſterſitz, kam dann mit anſcheinender Unbefangenheit zurück, und ſagte: Wir ſprechen ein andermal davon; der flamändiſche Saufaus hat uns geſtört, und meine Nichte wird Euch jetzt auf ihrem Zimmer erwarten.

Wie ſich William von ſeinem Sitz erhob, ſtürzte Mumblaze wieder herein. — Aha! lallte er, da iſt ja der Sir; ich hatte doch richtig geſehen. Laß mich, Lasko! Mit dem da ein Wort! Ich habe ein Ei mit ihm zu ſchälen, aber ich brauche meinen langen Degen als Meſſer. Wo iſt mein langer Degen? Es iſt ein faules Ei. Wäre ich neulich nicht im Prieſtergewande geweſen, mit Füßen hätt' ich Euch —. Was zerrſt du an mir, Lasko? Ja! Ich ſage phrygiſch hätt' ich ihn zerſtampft!

Lasko, in größter Verlegenheit den Schwätzer zu entfernen, und ihm körperlich doch nicht gewachſen, bat William, er möchte um des Friedens willen zu Thekla hinüber gehen.

Ich werde Euch den Diener ſchicken, lachte der Freund, der Euch das Sektfaß ſchroten helfe. Ich bin eben kein Küfer, um Euch beizuſtehen.

Mumblaze fiel jetzt in Schimpfreden und Drohungen aus, ſodaß ihn Lasko kaum zu halten vermochte, und den Freund dringend bat, ſich zu entfernen. Vergebt, beſter William, ſagte er, Ihr ſeht, in welchem Zuſtande der Menſch iſt.

Ja doch! lachte der Freund. Gott ſchuf ihn, d'rum laßt ihn für einen Menſchen gelten.

In der Thüre begegnete William ſeiner Thekla. Er bat ſie mit zurück auf ihr Zimmer zu gehen. Sie folgte.

Iſt Zank? fragte ſie ängſtlich. Was hat Mumblaze geſagt? Sprich! Was hat er geſagt?

Der Sekt, der ihm zu Kopfe ſteigt, wirbelt ihm auch die Wirthshausgeſpräche durch das Hirn, antwortete William. Aber auch in dieſem Zuſtande vergißt er ſeinen Groll gegen mich nicht. Ich ſehe doch, daß er noch nicht ſo ganz unempfindlich iſt; denn ich habe ihm doch nichts gethan, als die Verachtung gezeigt, die ich bei ſeiner Rohheit empfinde.

Es iſt auch ein wenig Eiferſucht im Spiel, lächelte ſie. Mumblaze hatte mir jüngſt ſeine ungehobelte Hand zugedacht. Doch laß ihn! die lauteſten Schreier ſind gerade die gefährlichſten Feinde nicht; obſchon Mumblaze der gewandteſte Fechter ſein ſoll.

Die Liebenden vergaßen bald des Trunkenboldes über ſo manche Verabredungen zu ihrer künftigen Einrichtung und nahen Reiſe. Thekla war ſehr heiter, und ging mit liebenswürdigem Plaudern auf William's Vorſchläge ein. Sie wußte noch nichts von Lasko's Abſicht ebenfalls nach Irland zu gehen; auch ſchien es ihr höchſt unangenehm zu ſein. Sie wünſchte jedenfalls ganz und ſo weit wie möglich, getrennt von ihm zu bleiben.

William ſtimmte ihr bei. — Ich fühle meine Liebe ſo reich, ſagte er, und du biſt von ſo unerſchöpflicher Huld, daß ich meine, wir hätten eine Ewigkeit lang genug an einander. Nur einen Freund möchte ich auch drüben in Irland nicht entbehren — Southampton. Wenn du willſt, ſoll er auch der einzige Zeuge unſeres Glückes ſein. Ich denke, du haſt dort nichts mehr wider ihn und ſeine Beſuche?

Wie? Geht denn Southampton mit nach Irland? fragte ſie erſchrocken.

Es iſt nun kein Geheimniß mehr, daß er mitgeht, verſetzte William. Er hielt es bisher geheim, weil es die Königin misbilligte, daß Eſſex ihm den Befehl über die Reiterei zugedacht hatte. Auch bezweifle ich ſelbſt, daß er dieſem wichtigen Poſten gewachſen iſt. Aber Eſſex wird ſeiner Vorliebe für Southampton folgen. Es iſt zu beklagen, daß der Feldzug mit einem Trotz gegen die Monarchin beginnt. So ſegnet man ſich nicht zu einem ſo großen Unternehmen. Mit Trotze gegen die Majeſtät im Herzen iſt man nicht geſchickt, Rebellen zu bekämpfen; denn man iſt ja gewiſſermaßen blutverwandt mit ihnen, oder kann ſich täglich mit ihnen verſchwägern. Manchmal wandelt mich eine geheime Angſt um den glücklichen Ausgang des Feldzugs an.

Thekla hörte ihm nicht zu. Sie dachte an Southampton, und alle Erwartungen, alle Träume und Hoffnungen, die ſie auf Irland gebaut hatte, ſchwanden dahin. Eine unſägliche Angſt und Troſtloſigkeit legte ſich ſchwer über ihr Herz. Sie war einer Ohnmacht nahe und kaum im Stande, eine Entſchuldigung vorzubringen, um allein zu bleiben. Sie mußte den Freund nur ſchnell auf morgen vertröſten, um ſich ihm jetzt, in dieſem verzweiflungsvollen Augenblicke, zu entziehen. — Alſo morgen, lieber William, ſagte ſie matt und feierlich zugleich, morgen holſt du mich ab; wir fahren nach Greenwich zum Speerrennen.

Neunzehntes Kapitel.

Hinter dem abgegangenen Freunde verſchloß Thekla die Thüre, um ſich ihrer bitterſten Stimmung ohne Zwang zu überlaſſen. — Wer könnte dieſen dumpfen Zuſtand ihrer Seele beſchreiben? Wie eine Nachtwandlerin beim Anrufen ihres Namens, ſo war ſie beim fremden Namen Southampton's von ihrer träumeriſchen Höhe auf den alten, hoffnungsloſen Boden zurückgefallen, innerlich lahm und zerſchmettert. Sie hatte nun gar nichts mehr, woran ſie ſich faſſen und aufrichten ſollte. — Southampton! — Dieſer Name war für ſie eine Loſung des Unglücks geworden. Sie verwünſchte ihn. Ein Gefühl des Haſſes ringelte ſich, wie eine Natter, aus ihrem Herzen los. Alles Glück und Behagen, deſſen ſie hatte theilhaft werden können, ſtieß ſich an dieſen einen Mann. In London blieb ihr auch gar nichts mehr zu hoffen übrig: jedes Unternehmen, denſelben Weg ſegelnd, mußte an derſelben Klippe ſcheitern.

Thekla konnte dieſe Betrachtungen nicht mehr los werden: immer kehrten ſie, und zwar immer ſchwärzer und beängſtigender in anderer Geſtalt wieder. Sie ſuchte ihr Lager auf, um ihr Misgeſchick im Schlafe zu vergeſſen, und erquickt vielleicht irgend einen guten Gedanken zu faſſen. Allein es währte bis tief in die Nacht, ehe ſie auch nur in einen unruhigen Schlummer fiel. So oft ſie erwachte, waren die alten Gedanken wieder da, und nagten ihr am Herzen.

Wie der Tag graute, war Thekla um nichts gebeſſert. Was ſollte ſie nun heut anfangen? Sie hatte dem Freunde zugeſagt, mit nach Greenwich zum Speerrennen zu fahren. — Hatte ſie anders gekonnt? Dort war es auf eine zufällige Zuſammenkunft mit Southampton abgeſehen. — Sie lachte bitter auf. — Sollte ſie den Tag krank bleiben? Was half es ihr? Dann brachte früher oder ſpäter William den Grafen aufs Zimmer. Sie hatte gar keinen auch nur ſcheinbaren Grund mehr, den Freund ihres Verlobten nicht zu ſehen. Und fände ſie auch für jetzt noch eine Ausflucht, wie ſollte ſie es in Irland machen? Sollte ſie etwa gar nicht mit dahin gehen? Alles war dazu verabredet. Welche Abhaltung konnte ſie vorſchützen? Sie hatte ja ſelbſt den erdichteten Gemahl aufgegeben, und hiermit ihren ſeitherigen geheimnißvollen Hinterhalt verſchüttet. Dies war in einer Anwandlung von Aufrichtigkeit geſchehen. Sie hatte damit den Anfang gemacht, ehrlich gegen ihren Verlobten zu werden. Nun ſah ſie zu ihrer Verzweiflung ein, daß nicht blos jede neue Lüge, ſondern ſelbſt das Geſtändniß der Wahrheit ſie nur immer tiefer verwickle, und daß ſie, wie in einem Netze gefangen, bei jeder Bewegung, ſelbſt zum Guten, nichts als Schmerz und neue Verwirrung zu erfahren habe.

Sie ſprang vom Lager auf, und rannte, händeringend in ohnmächtiger Verzweiflung, in ihrem engen Zimmer umher. Eine aufgeregte Phantaſie bildete ihr dies Zimmer ſelbſt zu einem Käfig aus, in welchem ſie gefangen ſei. Das Gefühl überkam ſie, man habe ſie als Wahnſinnige und Wüthende eingeſperrt. Sie blieb entſetzt ſtehen, beſah, befühlte ſich, und ſuchte in einem Spiegel ihr Auge auf. Da brach ſie beim Anblicke ihres bleichen, ſtarren Angeſichtes in heftiges Weinen aus.

Doch die Rathloſigkeit ihres Herzens ließ auch dieſen Weg einer beruhigenden Erſchöpfung nicht lange offen. Die Frage, was ſie thun müſſe, um dem heutigen Tag und der Reiſe nach Irland zu entgehen, ſetzte ihr mit peinigender Angſt zu. Sie fand keine Ausflucht. Was ihren erfinderiſchen Geiſt ganz lähmte, war eben die neugefaßte Ueberzeugung, daß jedes Ausweichen ſie nur tiefer in Bedrängniß und Verderben ſtürze. Sie konnte ſich nur mit dem entſcheidenden Schritte helfen, — dem Freunde ſich entweder ohne allen Rückhalt zu entdecken, oder ſich ihm gänzlich zu entziehen. Entdeckte ſie ſich, ſo verlor ſie ihn; entzog ſie ſich, ſo gab ſie ihn auf. Aber ſie wollte ihn weder verlieren, noch aufgeben. Sie hatte ja nichts mehr in der Welt, als dieſen Freund, ſelbſt wenn ihr nichts übrig bliebe, als mit ſeiner Verzeihung und Hülfe England zu verlaſſen. Eine vorübergehende Trennung würde ſie gern beſtanden haben. Wenn William nach dem irländiſchen Feldzuge mit alter Liebe zu ihr zurückkehrte —, und Southampton, der Anführer der Reiterei, — wäre vielleicht auf dem Felde der Ehre geblieben —! ha!

Ihre Gedanken ſchwärmten jetzt nach einer neuen Richtung. In die Wildniß ihres Herzens fiel eine lichte Auskunft. Aber es ſchien eine verzweifelte zu ſein. Denn ſie warf ſich mit heftigem Herzklopfen über ihr Lager, und vergrub ihr Angeſicht in den Kiſſen. Ihre eigenen ungeſtümen Vorſtellungen ängſtigten ſie. — Die irren Träume wurden geſpenſtiſch. Ein Sherif in Scharlach ſtand unter blutenden und gefeſſelten Männern, und winkte ihr, ſie ſolle ſich verbergen.

Es klopfte an die Thüre. Thekla fuhr empor.

So viel war ihr jetzt klar: wenn ſie dem Freunde ſich und ihre Lage entdecken und er ſie verlaſſen würde, ſo verlöre ſie ihn auf immer und ihre Geltung, ihren Ruf mit; würde ſie ſich ihm aber nur entziehen, ſo behielte ſie in ſeinen Augen ihren Werth, könnte in günſtiger Zeit wieder hervortreten, ihn gewinnen, und ihr jetzt gehofftes Glück in Beſitz nehmen. — Aber wie ſollte ſie ſich ihm auf eine Weiſe entziehen, bei der ſie auch nicht verkannt würde?

Es klopfte wieder, und die Dienerin rief ihren Namen. Thekla öffnete, und Marget kam beſorgt herein. Als aber ihre Gebieterin verſicherte, ſich wohl zu befinden, erzählte das Mädchen lachend, wie drollig eben Maſter Mumblaze drüben auf dem Polſterſitze aus ſeinem Rauſch erwacht ſei. Er habe die ganze Nacht geſchnarcht, und nun ſchlaftrunken nicht gleich begreifen können, wo er ſich befinde.

Maſter Mumblaze? fragte Thekla betroffen, und an dieſen Namen ſchien ſich eine Eingebung zu knüpfen. Nach einigen Augenblicken ſagte ſie vor ſich hin: Heut iſt er mir recht, heut kann ich ihn brauchen. — Geh, Marget, befahl ſie dann, ſende mir ihn herüber, ehe er weggeht.

Bis Mumblaze kam, ging Thekla unruhig hin und her, überlegend, mit ſich kämpfend. — Mit einer ihm ſonſt nicht gewöhnlichen Schüchternheit, vielleicht in Folge der Abſpannung nach ausgeſchlafnem Rauſche, trat Mumblaze ein.

Mumblaze! redete ihn Thekla mit hörbar ängſtlichem Tone an. Ich habe noch nichts Ritterliches an Euch zu bemerken Gelegenheit gehabt. Könntet Ihr wol eine bedrängte junge Lady ihrem Geliebten und zwar Angeſichts deſſelben entführen?

Mit einem Lächeln ungläubiger Befremdung ſah Mumblaze die Freundin an, und fragte endlich: Spaß oder Ernſt?

Beides! verſetzte ſie.

Beides? erwiderte er, und ſchüttelte den Kopf. Beides zugleich iſt viel, oder vielmehr — iſt ſchwer! Der Spaß gerinnt gewöhnlich, wenn man den Ernſt dazu miſcht.

So halten wir beide geſchieden, ſagte Thekla. Ich nehme mir den Spaß.

Alſo für mich der Ernſt? lachte Mumblaze. Iſt die Lady ſchön?

Sie hat Euch ſonſt gefallen, war die Antwort.

Was? Ich kenne ſie gar? rief der Maſter.

Ihr nehmt ein paar Leute, fuhr Thekla fort, damit Ihr nicht nöthig habt, Waffen zu brauchen, ſondern blos Arme. Hört Ihr — blos Arme! Denn Ihr müßt mir geloben, daß Ihr dem Geliebten in keinem Falle feindlich begegnen wollt.

Das iſt ſchwer zu geloben, lachte Mumblaze, wenn ich nicht vorher weiß, wie mir der Angegriffene begegnet.

Das ſind aber Kleinigkeiten, die ſich finden. Ich gelob' es! Sagt mir nur, wo wir die Lady hinbringen?

Auf Umwegen nach Southwark zurück, und überlaßt ihr dort, welchen Dank ſie Euch für die Ritterthat erweiſen will.

Potz Maranatha und Geiſt Flibbertigibbet! rief Mumblaze ſich ermunternd. Das geht ja wahrhaftig auf dem alten ſchwärmeriſchen Ritterfuße. Ich weiß nur nicht, ob dazu meine Stiefel nicht zu knapp ſind. Je nun, es wird ja wol ſo genau nicht genommen werden. Wem Gewalt recht iſt, dem muß ſie auch wieder billig ſein. Und wenn ich mir wirklich bei der Entführten nichts herausnehmen darf: ſo müßt Ihr dafür in den Riß treten. Ich wage mich doch auch gegen die Geſetze für Euch. Alſo müßt Ihr auch —. Verſteht mich nur recht! Ich will jetzt nichts von Eurer Hand, oder von Eurem Herzen; denn dieſe und was ſonſt daran hangt, hat dermal der verfluchte Poet in Beſchlag genommen, und ich muß Geduld haben, bis den einmal der Teufel holt, und ich dann hoffentlich der Nächſte bin zu Dem, was er mir an Euch übrig läßt. Aber zu etwas Anderm müßt Ihr Euch als Belohnung für mich verſtehen. Ihr müßt die arabiſche Jungfrauſchaft wieder übernehmen, und ich will wieder Euer nobler Phrygier ſein. He? — Geſteht nur, wenn wir auch ohne Prophezeiungen zu leben, das heißt, — zu beißen und zu brechen hätten; ſo kann doch die Welt nicht ohne Wahrſagungen beſtehen. Wollt Ihr denn gar nichts für die Welt thun, Thekla, — nichts für die Wahrheit? — Heißt das — für das Wahrſagen?

Ich verſpreche nichts, und will erſt Euere Verdienſte ſehen, erklärte ſie mit Ernſt. Alles nach Gehorſam und Verdienſt!

Gut! lachte Rumblaze. Ich kenne Euch ſchon: man kann bei Euch nichts über'm Knie abbrechen. Alſo denn, ich übernehme die Sache! Nun ſagt mir nur das Wie, Wann und Wo, das Andere ſei dann meine Sorge!

Das verabreden wir nachher, verſetzte Thekla. Gönnt mir jetzt, daß ich mich ein wenig erhole! Bleibt aber drüben: ich laſſe Euch gleich wieder rufen.

Hinter dem Abgehenden verſchloß Thekla wieder ihre Thüre, und warf ſich, ihre Angſt und Aufregung ausathmend, auf ihr Lager.

Zwanzigſtes Kapitel.

Nachmittags, als William kam, um Thekla nach Greenwich abzuholen, fand er ſie in ſehr unbehaglichem Zuſtande. Sie fühlte ſich erſchöpft und beunruhigt zugleich, und der Freund konnte ſich an ihrem Ausſehen überzeugen, daß ihr Unwohlſein kein Vorgeben war. Sie klagte über ſchlimme Träume, die ſie gehabt, und daß ſie die Angſt vor einem Unglück, welches ihr bevorſtehe, nicht loswerden könnte.

William bot ihr an, lieber zurück zu bleiben, und nicht nach Greenwich mitzugehen. Sie lehnte das aber entſchieden ab, nahm ſich zuſammen und meinte, im Freien würde ihr wohler werden.

Wir gehen die paar Gäßchen hinab nach Brokenwharf, ſagte William, dort liegt ein kleines Fahrzeug, das ich für uns allein gemiethet habe.

Wo werden wir am beſten landen? fragte ſie beklommen. Ich möchte nicht bis Greenwich fahren, und unter ſo vielen Zuſchauern an's Land treten. Iſt nicht oberhalb Greenwich ein Platz, wo man ausſteigen, und einen Feldweg nach dem Schloßpark einſchlagen kann?

Ich erinnere mich nur einer Bucht in der Nähe von Greenwich, ſagte der Freund. Es werden Steine dort eingeſchifft. Ein Weg geht nach dem Steinbruch, und ein einſamer Pfad führt von da durch ein Wäldchen. Allein da mußt du einen holperigen Weg gehen, eine ziemliche Strecke lang.

Was thut das? rief ſie tief ausathmend. Ich ſcheue einen harten Weg nicht, wenn er auf die rechte Weiſe zum Ziele führt.

Mit einer gewiſſen Haſt vollendete ſie nun ihren Anzug, der heute ein wenig ſonderbar gewählt war. Unter dem Anziehen fragte ſie mit einer ängſtlichen Befangenheit, ob William das Agnus dei bei ſich trüge, das ſie ihm früher beim Gewitter geſchenkt habe. — Der Freund verneinte lächelnd. Sie tadelte ihn, und warnte vor Gefahren, die Einem im Gedränge böſer Menſchen zuſtoßen könnten. Auch ließ ſie nicht ab, bis William ein gegen Gift und Waffen geweihtes Amulet zu ſich geſteckt hatte. Er that es lachend. Sie aber blieb ernſt, reichte ihm dann mit einer feierlichen Miene die Hand, und folgte ihm durch Pauls Chain zur Themſe hinab.

Der Strom wimmelte beſonders unterhalb der Brücke von Fahrzeugen aller Art und aller Wimpelfarben. Alles eilte mit haſtigen Ruderſchlägen die Themſe hinunter. — In dieſer einfachen Gondel fahren wir unbemerkt, ſagte William mit Beziehung auf ſein Vorhaben. So viel Herzen ſind heute auf etwas Außerordentliches geſpannt. Wir gehen ohne Erwartung, und doch dürfte es uns nicht befremden, wenn auch uns irgend etwas zuſtieße oder begegnete. Denn wenn das Ungewöhnliche aus unſichtbaren Höhen mit ſo vielen Herzensgewichten herabgezogen wird; ſo kann auch uns ein unbegehrter Antheil zufallen. Ich ſage — zufallen: wo Tauſende von Menſchen ſich zuſammendrängen, da ſchleicht nicht blos der Taſchendieb, ſondern auch der Zufall umher; jener nimmt, dieſer bringt.

O der Zufall nimmt auch! verſetzte ſie, ebenfalls mit Bezug und Nachdruck. Dem Einen bringt er, was er dem Andern nimmt. Uebrigens haſt du Recht, — auch uns kann etwas zuſtoßen, und ich gehe nicht ohne Angſt. Allein ich folge dir, ich verlaſſe mich auf dich; du haſt dieſe Fahrt gewollt. — Was werden wir denn eigentlich zu ſehen bekommen, William?

Ein ſehr ſchönes Feſt! antwortete er. Die Königin hat im Park ein eigenes Bankethaus errichten laſſen, aus Fichtenſtämmen erbaut, mit Birkenzweigen gedeckt, und mit allen Arten von Herbſtblumen geſchmückt. Für den Hofſtaat ſind Zelte um den Platz aufgeſchlagen, auf welchem die königliche Ehrengarde mit dem Speer rennen ſoll. Du mußt wiſſen, dieſe Ehrengarde iſt die glänzendſte Waffenbrüderſchaft in Europa, aus den ſchönſten und begabteſten Söhnen des hohen Adels gebildet, deren keiner unter viertauſend Pfund Einkommen hat. Die bloße Aufnahme in dieſe Compagnie iſt an ſich ſchon eine Auszeichnung, nach welcher der Ehrgeiz der jungen Adeligen trachtet; aber ſie führt auch noch zu weitern Ehren. Die Monarchin beſetzt nämlich die höhern Stellen ihrer Hofhaltung aus dieſen Leuten. Mancher, denke ich, übt heute im Speerrennen die Geſchicklichkeit, dereinſt ſeinen Gegner auch ohne Speer vom Platze zu ſtoßen. Nach dem Speergefechte gibt die Königin ein Abendeſſen im ländlichen Bankethauſe, und dann wird nach eingebrochener Nacht unter Kanonenſchüſſen ein Feuerwerk abgebrannt. Vor Mitternacht werden wir nicht zurückkommen, wenn wir Alles ſehen wollen.

Thekla athmete bei dieſen Worten ſchwer auf. Nach einer kurzen Stille ſagte ſie mit befangener Stimme:

Wenn wir nur Lasko und — Mumblaze nicht begegnen! Beide ſind nach Greenwich voraus. Mumblaze wollte mich begleiten, und war ſehr erbittert von Lasko zu hören, ich gehe mit dir. Er hörte, daß ich mich bei dem Oheime nach einem ſtillen Landungsplatze erkundigte. Auch Lasko kannte keinen andern, als den du vorſchlägſt. Mumblaze wird uns doch nicht auflauern?

Wozu ſoll er das, liebe Thekla? fragte William.

Je nun, — ihr habt euch entzweit, und mir drohte er letzthin, ich müſſe die Seinige werden, und ſollte er wie ein Drache mich entführen und in ſeiner Höhle bewachen. O er iſt mir widerlich wie ein Drache, dieſer Menſch!

Laß ihn nur! lachte der Freund. Siehſt du nicht, daß ich meinen beſten Degen bei mir habe?

Nein, William! rief ſie mit flehendem Tone, ich beſchwöre dich, hüte dich vor ihm! Wenn er auch nicht waffenmuthig iſt, ſo ſoll er ſehr waffengewandt ſein. Laß ihn gehen! Mir wird er in jeder Lage widerwärtig bleiben.

Eben wurden die ruhig Fahrenden von einer Prachtgondel eingeholt, die mit geſchmückten Frauen und Männern beſetzt, raſch dahingleitete. Ein junger Mann, im Vordertheile ſitzend, ſpielte die Laute, und ſang eben:

Komm' herbei, komm' herbei, Tod,
Und verſenk' in Cypreſſen den Leib!
Laß mich frei, laß mich frei, Noth,
Mich erſchlägt ein holdſeliges Weib.

Ohe! riefen die andern jungen Leute in der Gondel, welch' ein trübſelig Lied? Ein anderes, ein luſtiges Lied, eine Schelmenmelodie!

Schauert dich, Thekla? fragte der Freund. Nicht wahr, es iſt Zug auf dem Waſſer?

Ausweichend erwiderte ſie: Nicht wahr, William, Gefechte haſt du in Irland nicht mitzumachen?

Nein, verſetzte er. Für mich iſt es der harmloſeſte Feldzug von der Welt. Denn da du nun ſelbſt mitgehſt, ſo iſt auch mein früherer Kummer, von dir getrennt zu werden, gehoben.

Wärſt du mir wol auch treu geblieben, wenn uns irgend ein Misgeſchick getrennt hätte? fragte ſie. Oder hätteſt du meiner bald vergeſſen?

William lächelte, wie man über eine überflüſſige Frage lächelt, um ſie damit zu beantworten.

Auch ich würde dir in Noth und Trennung treu geblieben ſein, rief ſie feierlich, und fuhr mit bezüglichem Nachdrucke fort: Wenn mich irgend ein Misgeſchick, ein Unfall, irgend eines Menſchen Bosheit von dir trennte, keine Gewalt, keine Zeit ſollte mir dein Andenken und die Hoffnung rauben, dich wiederzufinden. Wohin mich irgend ein Zwang brächte, ich würde dich erwarten, dich aufſuchen, wie ein Hündchen deine Fährte verfolgen, und nach Wiedervereinigung mit dir trachten. Haſt du dies Vertrauen zu deiner Thekla, Herzensfreund, haſt du es?

Ich habe es, betheuerte er, und ſo im Ueberfluſſe, wie es ſelbſt überflüſſig iſt. Denn ſind wir nicht glücklich, und liegt die Zukunft nicht heiter vor uns? Ich habe den Zoll des Misgeſchickes früher bezahlt, mich mit den Täuſchungen des Lebens längſt abgefunden, und fodere heut dem Schickſal mein gut gemeſſen Theil von Liebe, Glück und Ehre ab.

Ach, ſeufzte ſie, nach Allem, was ich jemals in Sagen und Geſchichten las, floß nie der Strom treuer Liebe ſanft.

Selten, ſelten! rief der Freund aus. Denn waren auch die Widerſprüche, die Kindereien, die Engherzigkeiten und Vorurtheile der Menſchen, die Tücken und Unebenheiten des bürgerlichen Lebens gehoben und ausgeglichen, ſo zeigten ſich die Schickſalsmächte den Sympathien edler Herzen feind, und Krieg, Krankheit, Tod ſtürmten auf die Liebenden ein, und machten ihr Glück gleich einem Schalle flüchtig, wandelbar gleich einem Schatten. Schnell wie ein nächtlicher Blitz in einem Winke Himmel und Erde entfaltet, und in demſelben Nu wieder verſchlingt! ſo ſchnell verdunkelt ſich des Glückes Schein. — Hier iſt die Bucht, hier landen wir!

Thekla's Bruſt hob ſich zu einem ängſtlichen Seufzer; ihre Hand war kalt, als William ihr über Bord half, und ſie über das kieſige Ufer führte. — Laß uns eilen! ſagte ſie, daß wir zu Menſchen kommen! Aus Angſt im Widerſpruche mit ihrer eigenen Abſicht, hoffte ſie Mumblaze würde noch nicht da ſein. Indem ſie unruhig umherſpähte, fuhr ſie fort:

Es iſt ſo öde und ängſtlich hier. Heut werden doch wol auch dieſe einſamen Wege begangen ſein; es werden Menſchen hin- und herwandeln?

Sie eilten am Steinbruche vorüber, und lenkten in die Schneiße eines Wäldchens, die ſich bald um einige dicht bewachſene Hügel krümmte.

Halt hier! rief eine rauhe Stimme, und ein Verlarvter trat mit gezogenem Degen hervor, zwei Andere hielten ſich dicht an deſſen Ferſe, und ein Dritter blieb mit einem Reitpferde am Gebüſch halten.

Was ſoll's hier? Aus dem Wege! rief William, und zog ſeinen Degen.

Laß die Lady fahren, und du ziehſt in Frieden! gebot der Wegelagerer.

Ich bitte, ich beſchwöre Euch, William! rief in höchſter Angſt blaß und zitternd Thekla. Weichet der Uebermacht; vergießt kein Blut um mich! Wir ſehen uns wieder; ich bleibe die Euere — ewig! O! Bei Gott, wir ſehen uns wieder!

Sie rang die Hände und trat zwiſchen die beiden Bewaffneten. Wirklich blieb auch der Verlarvte ruhig ſtehen, und gebot nur den beiden Burſchen: Nehmt die Lady in Empfang, ihr Burſche, und bringt ſie hinweg!

Der Erſte von den Zweien, der nach Thekla griff, erhielt von William einen Schlag über die Hand, daß Blut floß. — Rumblaze und Schurke, ich kenne dich! rief der Freund. Aus dem Wege, oder ich will deine Niederträchtigkeit entlarven, Gauner! Aus dem Wege!

Du kennſt mich? Dann ſei dir Gott gnädig, Verräther! rief Rumblaze, und drang mit Wuth auf William ein. — Dieſer wehrte ſich mit Beſonnenheit und Muth. Thekla rief mehrmals Hülfe, und klammerte ſich um Rumblazens Arm. Rumblaze ſuchte ſich ihrer zu entledigen. William benutzte den Augenblick und traf, jedoch nur zu leicht, ſeinen Feind in die linke Schulter.

Thekla von ſich ſchleudernd und mit einem wilden Seitenſprunge ſtürmte Rumblaze, raſch ſeine Finten wechſelnd, auf William ein. — Gott ſchuf dich, aber du ſollſt doch nicht länger für einen Menſchen gelten! heulte er, und ſtieß wüthend nach William. Da! Glückliche Reiſe nach Irland.

Getroffen taumelt der Freund zu Boden; — das Blut ſchießt aus ſeiner Bruſt.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Eine Reihe trübſeliger Wochen war vorübergegangen. Das Heer war längſt nach Irland übergeſchifft; der Landadel hatte großentheils die Stadt wieder verlaſſen, und ſo ſah London, wenn auch nichts weniger als leer, doch auffallend lebloſer aus. Die traurige Herbſtzeit kam dazu, Eintönig und langweilig goß der Regen herab, — jener ſchwermüthige, der ſich, ſo zu ſagen, vor ſeiner eigenen Verzweiflung in Nebel einhüllt, und mit dem heulenden Sturm verbrüdert. — Zugleich ſtiegen Theuerung und Noth in Folge der ſchlechten Ernte mit jedem Tage. Noch nie waren die Prozeſſionen der Armen ſo zahlreich geweſen, als ſie dieſes Jahr, nach altem Brauche, auf Allerſeelentag von Straße zu Straße zogen, um Seelenkuchen zu betteln. Vor den Häuſern der Reichen prügelte man ſich um den Armenkorb, in welchem die Reſte der täglichen Mahlzeiten geſammelt wurden, um zu beſtimmten Stunden im Pförtnerſtübchen vertheilt zu werden.

Um ſo ſehnſüchtiger ſah man den Tagen der Chriſtfeier entgegen, die damals mit althergebrachten Luſtbarkeiten begangen wurde. Unter dieſer frohen Erwartung klärte ſich nach und nach auch das Wetter auf, ward trockener, und begünſtigte die zwiſchen Chriſttag und dem Dreikönigsabende gefeierten zwölf Tage allgemeiner Freude und luſtiger Volksfreiheit.

Fenſter und Thüren aller Häuſer ſchmückten ſich mit Gewinden von Epheu, Lorbeer und was ſonſt Grünes zu haben war. Nach dem erſten, der Andacht gewidmeten Feiertage behauptete die Freude ihre alten Rechte. Man beſchenkte einander mit Kuchen in Form eines Chriſtkindes, und der mit Bändern geſchmückte Krug voll Würzbieres kreiſte im Hauſe, und ward Freunden und Bekannten durch Thür und Fenſter zugereicht. Die Straßen füllten ſich mit ſingenden, jauchzenden Menſchen. Lange Züge von Dienerſchaft in Feſttags-Livréen, mit Fichtenzweigen in den Händen, wandelten unter Muſik durch die Straßen und überbrachten irgend einem ihrer Herrſchaft befreundeten Hauſe auf ſilberner Schüſſel einen geſchmückten Eberkopf als übliches Feſtgericht. Mit einbrechender Dämmerung wurden große Wachslichter und loderndes Kaminfeuer angezündet; die Nachtſchwärmereien, die Verkleidungen und Mummenzüge begannen und die herkömmliche Gaſtfreundſchaft gegen Freunde und Fremde erhielt in dieſem Jahre noch einen Zuſatz von Wohlthätigkeit für die Dürftigen.

Gegen Abend des zweiten Chriſttages war das Thor von Southamptonhouſe geöffnet, und unter der Halle eine Tafel mit Speiſen und Getränken beſetzt. Die Armen drängten ſich unter Aufſicht von Bedienten zu. Aber auch angeſehene Bürger ſtanden um die Einfahrt, neugierig auf die Mummerei, die vorgehen würde; denn man hatte erfahren, daß die Vermählung der Gräfin mit Sir Thomas Heminge vor ſich gehen ſollte, und eine zahlreiche Geſellſchaft erwartet würde.

Schwere Kutſchen, die Kutſcher nach Sitte der Vornehmen baarhäuptig, fuhren an. Andere Gäſte kamen zu Pferd oder auf Mauleſeln, die mit Teppichen behangen waren, oder in Sänften von geſchmückten Dienern getragen. So oft Vermummte aus- oder abſtiegen, entſtand ein Jauchzen der Zuſchauer. Die Zwiſchenzeit bis zu neuen Ankömmlingen wurde mit Gloſſen, Witzen und zweideutigen Späßen über das altjunge Brautpaar hingebracht. Die unſauberſten Scherze gingen von Denen aus, die ſich eben an der offenen Tafel den Mund abgewiſcht hatten.

Zuletzt von allen Gäſten kam ein Vermummter auf einem Maulthiere, das ein Burſche am Zaume führte. Den Abſteigenden erkannte man, ungeachtet ſeiner Felbelmaske mit nur zwei Oeffnungen für die Augen, doch an ſeinem unbeholfenen Körper alsbald für Sir John, und rief ihn mit Jubel beim Namen. Heiß und huſtend zog er die Larve vom Geſicht, und grüßte die Umſtehenden.

Ei, Sir John! rief ein Bekannter. Schon aus Irland zurück? Ihr bringt gewiß den Frieden mit, oder wenigſtens einen Waffenſtillſtand.

Ja, ich komme ſtracks aus Irland, antwortete John, und habe mich kaum umgekleidet. Seine Herrlichkeit, der Graf Southampton, Anführer unſerer tapfern Reiterei, ſendet mich mit einem Glückwunſchſchreiben an ſeine Mutter, jetzige Lady Heminge.

Ah! dann muß es ſehr gut um unſere Sache in Irland ſtehen, wenn man Euch dort entbehren kann, Sir John! bemerkte ein Anderer.

Es iſt lauter Tapferkeit, lauter engliſch Heldenblut im Felde, verſetzte der Dicke. Es iſt Keiner weniger muthvoll als ich; nur iſt nicht ein Jeder ſo ſtark. Und da ich nun in den vorderſten Reihen zu kämpfen gewohnt bin: ſo verſperre ich meinen Hintermännern den Platz; oder vielmehr, ich nehme doppelten Platz bei den Mahlzeiten der Ehre und des Ruhms ein. Das ſetzt begreiflicherweiſe Neid und Misgunſt ab, denen mich Se. Herrlichkeit durch eine ehrenvolle Sendung entziehen wollte. Begreift ihr wol, wie's gemeint iſt, daß ich mitten im Kriege nach London komme?

O Sir John! rief ein Dritter, erzählt uns lieber, der Graf habe Euch aus Neid entfernt, weil Ihr ein flinkerer Reiter wäret, als er. Wir wiſſen's beſſer, wir haben andere Zeitungen. Die Krankheiten nehmen dort überhand; die Soldaten ſind den Strapatzen der Jahreszeit und den irländiſchen — dieſen katholiſchen Beſtien nicht gewachſen, und ſchmelzen zuſammen. Da ſeid Ihr nun auf der Flucht vor den irländiſchen Fiebern, vor dieſen papiſtiſchen Segnungen. He?

Kein Unrecht unſerm tapfern Sir John! fiel ein Anderer ein. Sagt lieber, er ſei herübergekommen, um Medicin für die Feldapotheke zu holen. Seht ihr denn nicht, welch' einen großen Kaſten er unterm Wamms trägt?

O ihr Verläumder und Sündenmäuler! ſchalt Sir John, ernſtlich böſe. Seht ihr hier das lederne Brieftäſchchen nicht, das ich zu überliefern habe?

Ja, ihr kränkt unſern Sir John ſehr, nahm der

Zweite wieder das Wort. Wenn ihr noch ſagtet, der Graf Southampton hätte einen Akt tiefer Staatsklugheit, oder vielmehr Lagerklugheit, oder wenn ihr wollt, — Kriegsliſt ausgeübt, indem er den Sir John entfernte! Denn in der That iſt mit ihm eine große Gefahr für das Heer entfernt worden.

Zugegeben für das irländiſche! rief Sir John.

Nein, nein, für das engliſche! fuhr Jener fort. Iſt denn nicht eben behauptet worden, unſer Heer ſchmelze von böſen Fiebern zuſammen? Nun denkt euch, daß Sir John mit ins Schmelzen käme! Die Provinz Ulſter, wo unſer Heer ſteht, hat ohnehin die vielen Seen zwiſchen dichten Wäldern. Denkt euch nun da dieſen Fettberg in einen Sumpf aufgelöſt, mitten im Lager, und aus jeder eingefleiſchten Sünde ein Fieber entſtehend! Denn ſolch' eine Ueppigkeit, die im kalten Frieden zuſammengeronnen iſt, muß nach Naturgeſetzen beim Kriegsfeuer ſchmelzen. Was bei nächtlichen Gelagen zuſammengeſchwemmt worden, muß im Lager auseinander fließen. Und wenn es dann blos ein Teich wäre für die londoner Wincheſtergänſe! Aber —

Laßt mich in Ruhe! rief Sir John verdroſſen, und ſuchte zu entkommen. Ich ſtehe hier unter der Goſſe des liederlichſten Quartiers in London: aber ich gehe hinein zur hohen Geſellſchaft, und wenn ich die geſchmückte Halle betrete, und rieche nach euern Witzen, ſo werfen mich die Lords hinaus.

Man hielt ihn feſt, und rief ihm zu: Bleibt nur und nehmt noch ein wenig Salz mit, Ihr werdet bei Tiſche doch weit genug unter das Salzfaß zu ſitzen kommen. Laßt Euch noch einſchenken; Ihr werdet zu den Gäſten geſetzt werden, denen es keinen Wein trägt.

Sir John rief die Hausbedienten um Beiſtand an, und dieſe ſprangen ihm auch bei, wiewol als Schelme, die ihn mit zum Beſten hielten. — Man wird drinnen erſtaunen, Euch wieder als einen ganzen und vollſtändigen Mann zu ſehen, geehrter Sir John! ſagte Einer.

Warum, Jack, warum das? fragte John.

Ei, iſt denn die Zeitung nicht wahr, die wir hier gehört haben? Was im engliſchen Merkur ſtand? rief Jack aus.

Eine Nachricht über mich? Jack, ſprich! Im engliſchen Merkur, ſagſt du?

Ja wol! erzählte Jack, ganz ernſthaft. Ein irländiſcher David hätte Euch als Goliath herausgefodert, und der Kampf wäre auch auf den andern Morgen anberaumt geweſen. Da hättet Ihr aber im Frühnebel Euern Bauch abgeſchnallt und unter das Heersgepäck verſteckt, und nun wäre denn um alles Geld in der Welt der Rieſe Goliath nicht mehr zu finden geweſen.

Ein allgemeines Gelächter brach aus. Und da es in ſolcher Geſellſchaft nie an einem untergeordneten Kopfe fehlt, der einen guten Einfall fortſetze oder gar breit trete, ſo rief Einer der Umſtehenden: Was werden ſich die Lady's wundern, daß Sir John wieder bei Bauche iſt.

O! rief Jack, — nicht blos wundern: ſie werden das Gewerbe unterſuchen wollen, wo Sir John's Rieſenſchaft eingehäkelt oder angeſchraubt iſt, und — —. Der Spaßvogel zog ein fratzenhaftes Geſicht.

Jetzt wurde das Gelächter unmäßig, und Sir John konnte nur mit Mühe los und in den Palaſt kommen.

Zweites Kapitel.

Inzwiſchen war die Trauung der Gräfin mit Sir Thomas Heminge auf einfache Weiſe geſchehen. Deſto umſtändlicher wollte man aber das Chriſtfeſt ſelbſt nach den alten, beſonders auf dem Lande in Ehren gehaltenen Gebräuchen begehen.

Große Kerzen wurden angezündet und hierauf das Chriſtklötzchen herbeigebracht. Dies war ein ſtarker Baumwurzelblock, den vier alterthümlich gekleidete Hausknechte unter vorausziehender Muſik aus dem Garten in die geräumige und feſtlich aufgeräumte Küchenhalle brachten. Hier bildeten die Gäſte einen weiten Kreis um das Holz. Die Gräfin und ihr neuer Gemahl ſetzten ſich zuerſt auf den Block, und Heminge, einen gefüllten Pokal emporhebend, ſang nach einer alten, von Muſik begleiteten Weiſe:

Mit Saus und mit Braus
Bringt luſtig ins Haus
Den Chriſtblock herein zum Feuer!
Mein Weibchen, juchhei!
Ruft Allen: Seid frei,
Und trinket, das Herz zu erfreuen.

Heminge trank nun auf ein luſtig Chriſtfeſt und glückliches Neujahr, worauf er den Pokal dem nächſtſtehenden Gaſte reichte, der ſich dann mit ſeiner Lady auf den

Block ſetzte, die zweite Strophe des Liedes ſang, trank, und den Becher weiter gab. In dieſer Weiſe ſetzten ſich nach und nach ſo viel Paare, als der alte Geſang Strophen hatte. — Sodann wurde der Block auf den breiten Herd erhoben, und mit beigebrachten, ſorgfältig aufbewahrten Kohlen des letztjährigen Chriſtbrandes angeſteckt. Anderer leichtentzündlicher Stoff wurde zugebracht, ſodaß ſchnell eine luſtige Flamme aufſchlug. Die Muſik ſpielte eine fröhliche Weiſe, bis die friſchen Chriſtkuchen mit aufgedrücktem Bilde des Chriſtkindes nebſt Schalen würzigen Weizenbreies umhergereicht waren. Jetzt verſtummte ſie, und zu der ſüßen Vorkoſt, mit der man den alten Gebrauch ehrte, ertönte von außen ein geiſtlicher Geſang der Chorſchüler, die während der zwölf Tage Morgens und Abends mit Chriſtgeſängen die Stadt durchzogen.

Unterdeſſen richteten die Köche das Nachtmahl an, und vermummte Geſtalten ordneten ſich unvermerkt zu einer Wallfahrt. Es waren allegoriſche Perſonen, die entweder paarweiſe gingen, oder angemeſſen vermummte Fackelträger neben ſich hatten. Am kenntlichſten unter dieſen Geſtalten ſchritt, von einigen Wärtern umgeben, „Chriſttag“ voraus, als Greis mit Höschen, hohen Strümpfen, einem Doppelwamms, hohem Spitzhute, einem langen, dünnen Barte, weißen Schuhen, Schärpe, kreuzweiſe gebundenen Strumpfbändern und einem Knüttel. — Ihm folgten eine Anzahl ſeiner Kinder, als: die „Unordnung,“ deren Fackelträger einen Strick, einen Käſe und einen Korb trug; der Jubelgeſang“ in langem, braungelbem Gewande, mit rother Mütze, einer Flöte im Gürtel, und von einem Fackelträger mit offenem Notenbuche begleitet; die „kleine Fleiſchpaſtete,“ als hübſche Köchin niedlich gekleidet, neben ihrem Manne, der eine Torte, ein Tiſchchen und einen Löffel trug. Doch ehe man die übrigen, wunderlich zuſammengeſtellten und ſeltſam vermummten Kinder des alten Chriſttags genau muſtern und einander erklären konnte, ſchwieg von außen der Chriſtgeſang, und der ganze Zug brach nach der großen Speiſehalle auf. Voraus ſchritt der Leibjäger des Hauſes, und trug auf einer ſilbernen Schüſſel das Feſtgericht, — den geſchmückten Eberkopf. Er ſang mit einer ſchnarrenden Baßſtimme das hergebrachte Lied:

Caput apri defero
Reddens laudes domino.
Den Eberkopf bring' ich herein,
Luſtig geſchmückt mit Rosmarein.
Auf, auf! und ſinget alle froh,
Qui estis in convivio!

Der ganze Zug der Chriſttagskinder und die hinter denſelben paarweiſe folgenden vermummten Gäſte wiederholten die letzten Verſe des Vorſängers, worauf dieſer wieder fortfuhr:

Des Ebers Kopf iſt wohl bekannt
Als Feſtgericht in unſerm Land.
Und findet ihr ihn irgendwo, —
Servite cum cantico!

Mit dieſen beiden Strophen war der ganze Zug in die hellerleuchtete Halle getreten. Der Eberkopf ward oben angeſetzt, und die übrigen Schüſſeln angereiht. Die Gäſte ordneten ſich am gedeckten Tiſche. Sir John, der mitten in dieſe Ceremonien hineingekommen war, und ſich nicht hervorgewagt hatte, gewann jetzt Raum, der Wirthin ſeine Brieftaſche zu übergeben. Er hoffte einen Platz an der großen Tafel zu erhalten; die Lady aber, nachdem ſie ihm einige freundliche Worte geſagt, empfahl ihn dem Hausmeiſter zur Beköſtigung. In der Taſche waren noch andere Briefe, — an Eliſabeth die Braut, an Bacon und einer, den die Lady mit ungehaltener Miene dem aufwartenden Hausnarren zur Beſorgung hinwarf.

Nach dem Eſſen zog man in eine andere geräumige Halle. Hier übergab Lady Heminge ſelber den Brief an Francis Bacon, und wünſchte ihm zugleich Glück zur neuen Gunſt der Königin. — Sie hat Euch, wie ich höre, Audienz gegeben, und zu ihrem außerordentlichen Rath ernannt?

Nicht das Amt freut mich ſo ſehr, antwortete Bacon, als die wiedergewonnene Gnade meiner Monarchin. Dieſe fließt mir zwar langſam und ſpärlich zu; allein ſo iſt es ganz in der Ordnung. Denn ein Monarch, als Quell der Ehre, ſoll dieſe ja nie aus zu weiten Rinnen ausfließen laſſen; weil ſonſt die Höflinge das Waſſer verkaufen, und dies alsdann, wie die Katholiken von ihrem Weihwaſſer ſagen, — ſeine Kraft verliert. Ich weiß, man beſchuldigt mich des Ehrgeizes: allein die zu frühe Ruhe, in der ich lebte, war mir drückend. Verdienſte und gute Werke ſind ja für den Menſchen das Ziel ſeines Strebens.

Sie wurden durch das tolle Treiben der Gäſte unterbrochen, die ihre Mummerei und die Freiheit des Feſtes nicht unbenutzt ließen. — Bacon näherte ſich Alicen, und fragte nach ihrem Befinden. Sie war leidend, und nahm an den Vorgängen des Abends nur den Antheil einer Zuſchauerin. So freundlich ſie ihn empfing und ihm Platz an ihrer Seite anbot, ſo wollte doch ein fortſtrömendes Geſpräch nicht gleich aufkommen. Alice war noch reizbarer, als früher, und gegen Das, was ihr nicht zuſagte, leicht empfindlich. Allein ſie ſchien auch ihrer Eigenheiten mehr bewußt und aufmerkſamer ſich zu beherrſchen. — Vergebt mir, Sir Francis! ſagte ſie nach einer heftigen Bemerkung, die ſie gemacht hatte. Ich dachte es gleich, daß dieſe Tollheiten des Feſtes mein krankes Herzklopfen nicht heilen würden. Ich wollte aber dem Feſte meiner Mutter mit meiner leidenden Perſon keinen Abbruch thun. Vielleicht nimmt der Himmel mein kleines Opfer am Vermählungsfeſte für einige Genugthuung wegen des ungerechten Widerwillens, den ich vorher meiner guten Mutter zuweilen gezeigt habe. Wie wär's, mein werther Sir Francis, wenn Ihr mir ein wenig mit Eurer Philoſophie beiſtündet! Die Träume der Weisheit ſind doch immer erquicklicher, als die Gaukeleien meiner fieberhaften Schlafloſigkeit.

Meine Philoſophie dürfte einen ſchweren Stand haben, verſetzte Bacon mit forſchender Miene, wenn ſie Euch die Frömmigkeit und die Liebe erſetzen ſollte, die Ihr, wie ich höre —

Die Liebe? fiel Alice empfindlich ein. Wer hat Euch von meiner Liebe geſagt?

Mit ſchelmiſchem Blick, aber mit entſchuldigendem Tone verſetzte Bacon: Ich rede von meinem betrübten Freunde Tracy!

Sir Henry iſt ein edler Menſch, erwiderte ſie in vertraulichem Tone; aber bin ich denn nicht krank? Lieber Sir Francis, wir hatten dies Jahr ſchlimme Herbſtſtürme, und auf meine ſchwache Bruſt ſtürmte noch Anderes ein. Wohin ich mich wendete, trafen mich Täuſchungen der bitterſten Art. Auch den Frommen iſt nicht einmal zu trauen. O es ſind entſetzliche Menſchen darunter! Plötzlich ſah ich durch die Schafpelze durch. Ich wußte nicht mehr, woran ich mich halten ſollte, da ich an allen Freunden irre werden mußte! Vergebt! Noch nicht an allen! Eure Philoſophie hat mich noch nicht irre geführt: ich habe mich ihr noch nicht anvertraut. Was haltet Ihr von der Liebe überhaupt?

Theure Alice, lächelte er, — es iſt bekannt, daß ich Alles auf die *Erfahrung* gebe. Darf ich da wol die Meinung bekennen, — Niemand könne lieben zugleich und weiſe ſein? Allein die Erfahrung läßt ſich auch an Andern machen, nicht blos an ſich ſelbſt. Und ſo habe ich bemerkt, daß dieſe Leidenſchaft der Liebe gerade in den Zeiten der Schwäche am höchſten ſteigt, nämlich in großem Glück und in großer Widerwärtigkeit. Auf letztern Umſtand hat man bisher wenig geachtet. Beide Zeiten entflammen die Liebe, und machen ſie feuriger: Beweis genug, daß ſie der Thorheit Tochter iſt. Indeß erkenne ich an, daß in der menſchlichen Natur ein innerer Drang liegt, Andere zu lieben. Und irrt dieſer Trieb an Einem oder dem Andern, ſo verbreitet er ſich über Viele und macht menſchenfreundlich und mildthätig. Dahin kommt durch Täuſchungen ein edles Herz, und findet Erſatz für Alles. Das übermäßige Verlangen nach Macht verurſachte den Fall der Engel; das übermäßige Verlangen nach Erkenntniß brachte die Menſchen zum Fall: aber in werkthätiger Liebe gibt es kein Uebermaß, und weder Menſchen noch Engel kommen durch ſie in Gefahr.

Alice drückte ihm die Hand, und ſah ihn mit einem dankbaren Blicke an. Ein Huſten hinderte ſie zu ſprechen.

Eben tanzte man wieder einen Brawl und trieb es in luſtiger Stimmung etwas wild mit den Schwingungen und Wechſelſtößen, die man, dieſem Tanze gemäß, paarweiſe in kleinen Kreiſen hüpfend, einander verſetzte. Alice ſah zu, allein mit abweſenden Gedanken, und als Bacon ſich entfernen wollte, winkte ſie ihn noch einmal zum Sitze, und fragte mit ſichtlicher Befangenheit ganz leiſe: Könnt Ihr mir ſagen, Sir Francis, wie ſich unſer Freund William befindet?

Er erholt ſich für die Jahreszeit zum Erſtaunen, antwortete Bacon. Ich beſuche ihn oft und hätte Euch auch Manches in ſeinem Namen zu ſagen gehabt, wäre ſein Name nicht gerade in Southamptonhouſe verbannt geweſen.

Mußten wir nicht einen Mann verbannen, verſetzte ſie lebhaft, der ſich alles guten Betragens ſo ſehr entkleidet hatte? Wir waren es den Freunden und Angehörigen unſers Hauſes ſchuldig, die uns zuerſt jene entſetzliche Geſchichte hinterbrachten und auf ſeine Entfernung aus ihrem Kreiſe drangen. Wenn beſonders meine theure Mutter ihm alle Gunſt entzog, ſo war auch ihr Schreck über den plötzlichen Krankheitsanfall meiner Bruſt Schuld.

Es war freilich ein ſehr betrübendes Zuſammentreffen ſo verſchiedener Unfälle, bemerkte Bacon mit forſchendem Blicke.

So iſt es, theurer Sir, fuhr ſie fort. Und William's Misgeſchick ſetzte ſich in meiner fieberhaften Phantaſie feſt, — ich ſah ihn immer mit der blutenden Bruſt. Ich hatte die ſeltſamſten Träume. Manchmal kam es mir vor, als ob ſeine getroffene und meine erkrankte Bruſt einen Schmerz litten, die zwei Hälften einer weiten Wunde wären; manchmal, als wären die Stiche in meiner Bruſt der wiederholte Degenſtoß in die ſeinige. Was ich in ſolchen Fiebern ausrief und ſprach, weiß ich nicht mehr; aber es erbitterte doch die Stimmung meiner Mutter gegen ihn. Wie ich mich langſam erholte, las ich doch wieder ſeine gedruckten Sachen, und was ich geſchrieben von ihm beſitze. Ich mußte mich vor ſeinem entſtellten Bilde in ſeine Dichtungen retten. Hier fand ich, während er ſelbſt mir eine fremde Perſon geworden war, doch ſeine Poeſie noch unverwandelt, und verſöhnte mich mit ſeinem Geiſte. Ich ſage Euch das, Sir Francis, damit Ihr meiner Mutter Benehmen verſtehen möget. Schweigt noch von William bei Ihr! Ich beklage ihn.

Ihr beklagt ihn, theure Alice, das heißt, Ihr verkennt ihn. Ihr haltet die Erzählung, die ſeine Neider verbreitet haben, vielleicht nur darum für ſo wahr, weil dieſe Gerüchte ſo ſehr verbreitet waren. Wißt Ihr denn nicht, daß der Neid keine Feiertage hat, und nie Feierabend macht? William ſoll im Wäldchen bei Greenwich mit einer verächtlichen Perſon von einem Liebhaber derſelben überraſcht und verwundet worden ſein. Glaubt es doch nicht, Alice! William iſt mit einer ſehr vorzüglichen jungen Witwe, — einer Fremden, verlobt, und fuhr eben damals nach Greenwich zum Feſte und zu einer Zuſammenkunft mit Euerm Bruder, dem er ſie vorſtellen wollte, als er von einem raufboldigen verſchmähten Nebenbuhler überfallen und lebensgefährlich verwundet wurde.

Alſo iſt es doch wahr? rief Alice. Wir haben dem Bruder nicht geglaubt; wir dachten, er wolle nur den Freund und ſeinen eigenen Umgang mit ihm in ein gutes Licht ſetzen. Allein Ihr, Sir Francis, ſeid unparteilich, und warum ſollte ich Euch nicht glauben? Ich bitte, ſagt mir, wie wurde nur der Arme ſchnell genug gerettet?

Zum Glücke — fuhr Bacon zu erzählen fort, war jenen Tag der Strom von Schiffen ſehr belebt. Thekla, wie William's Verlobte heißt, verließ den Freund nicht. Auf ihren ängſtlichen Hülferuf vom Ufer eilten einige Schiffer herbei, die den Verwundeten ſchnell zur Stadt in ſeine Wohnung brachten. Doctor Lopez übernahm den Leidenden. Die Hauswirthin, eine verſtändige, wohlgeſinnte Frau, beſorgte die Pflege, und auch Thekla, wie es ſich denken läßt, war mit aller Liebe und Sorgfalt um ihn. Lange ſchwebte er in Todesgefahr. Der Wahnſinn des Fiebers ſchien von den gewaltigen Kräften Beſitz genommen zu haben, die ſonſt, in geſunden Tagen, der dichteriſchen Phantaſie unſers Freundes dienen. In dieſem Zuſtande traf ihn Euer Bruder an, der das Unglück nicht gleich gehört hatte. Der Kranke war aber nicht zu ſprechen, die unglückliche Thekla nicht im Stande, den Grafen vor ſich zu laſſen, und die Wirthin, gänzlich eingenommen von der Sorge für den Leidenden, konnte nur das Allgemeinſte über den unglücklichen Vorfall mittheilen. Da nun Euer Bruder bei dem plötzlichen Aufbruche des Grafen Eſſex mit fortgezogen wurde, empfahl er mir den

Kranken. Ich ging faſt täglich hin, fragte nach, gab Rath und Anweiſung. Nach und nach ward Doctor Lopez des Fiebers Herr. Der finſtere Mann hatte ihn mit der ängſtlichſten Theilnahme behandelt. Jetzt folgten Tage der Erſchöpfung, in denen nur Nelly, die Wirthin, um ihn ſein durfte. Sie hatte die rechte Faſſung des Gemüths, den ruhigen Blick, die ſanfte Hand einer Pflegerin. Thekla war zu leidenſchaftlich geſtimmt, ſah ſich als die Urſache des Unglücks an, und würde den Kranken beunruhigt haben, wenn der Arzt ſie nicht entfernt hätte. Ich ſelbſt durfte mich nicht zeigen, bis William ein wenig zu Kräften kam. Bald erwachte dann ſeine Theilnahme an der Welt. Ich theilte ihm mit, was ihn erheitern und erheben konnte. Die Wirthin beſorgte ſeine Pflege, und auch Thekla, wie mir William erzählte, trug, nachdem er außer Gefahr war, durch ſanfte Muſik zu ſeiner Geneſung bei. Ich ſelbſt traf ſie niemals, und kenne ſie auch nicht. Sie zog ſich immer vor Fremden zurück, und benutzte die Zeit ſolcher Beſuche zu ihrer eigenen Ruhe und Erholung. Ihr ſeht zugleich, wie ſittſam und zartfühlend ſie iſt! Jetzt endlich bei friſcherer Witterung fühlt der Freund ſich ſoweit geſtärkt, daß er noch während der Feſttage kleine Ausgänge machen wird.

Eliſabeth Vernon kam fröhlich herbei. Helft mir, Sir Francis! lachte ſie. Ich wollte ja lieber in Irland neben meinem Heinrich kämpfen, als in dieſen wilden Mummereien —

Hör', Eliſabeth! fiel Alice ein, und faßte die Freundin bei der Hand. Ihr Auge glänzte ſehr. Es verhält ſich ganz anders mit William, ſagte ſie. Wir haben ihm ſehr Unrecht gethan. Es iſt ſeine Braut. Er iſt mit einer ſehr edeln Perſon verlobt. Wir müſſen in guter Stunde mit der Mutter reden.

Bacon zog ſich zurück, nachdenklich über Alicens Stimmung und Seelenzuſtand. Es blieb ihm räthſelhaft, ob William blos durch ſeine Poeſie, oder auch durch ſeine Perſönlichkeit und durch ſein Betragen dieſe zarte Neigung eines ſo heimlich-tiefen Gemüths erregt habe. Bei ſeiner ehrgeizigen Unruhe hatte er auf William's Verkehr mit Alicen zu wenig geachtet, um ſich dies Räthſel zu löſen. Mehr wußte er, durch Heminge, von dem andern Vorfalle, auf den Alice angeſpielt hatte. — Sir Chriſtopher Blount hatte nämlich nichts unverſucht gelaſſen, Alicen der frommen Brüderſchaft zu erhalten oder wieder zu gewinnen, und war, als ſie die Verſammlung wieder einmal beſuchte, mit ſeiner ſchon lange ſchleichenden Neigung ſo unerwartet und ſinnlichplump hervorgetreten, daß es Alicen entſetzen mußte. Dies war einige Tage vor William's Unfall geſchehen. Zwei ſolche Täuſchungen, in verſchiedener Richtung ſchnell aufeinander folgend, waren für Alicens ſchwache Bruſt zu mächtig geweſen, und Bacon fürchtete, ſie würde ſich von dem heftigen Anfall der Lungen ſo bald nicht erholen.

Wie er dieſen Betrachtungen mitten im tollen Toben der Mummentänzer nachhing, erregte ein luſtiger Streit der Dienerſchaft im Hintergrunde der Halle ſeine Aufmerkſamkeit. Der Hausnarr hatte nämlich ſeit des Grafen Abreiſe wieder den vollen alten Narrenanzug angelegt. Heut ſelbſt nahm er ſich heraus, diejenigen unter den hier wartenden fremden Bedienten, die ihre aus der Mode gekommenen Narrengewänder mit der gewöhnlichen Dienſtkleidung ihrer Herrſchaft hatten vertauſchen müſſen, mit höhnenden Worten zu ſchrauben. Dieſe aber, die nur die Pritſche, nicht den Witz ihres frühern Berufs abgelegt hatten, bedienten den gräflichen Narren mit viel friſchern Hieben, als dem ſäuerlich gewordenen Alten noch zu Gebot ſtanden. Sie höhnten ihn, gerade worauf er am eingebildetſten war, mit ſeinem Anzuge, der, früher ein Ehrenkleid, heut unter der allgemeinen Verkleidung zu einem Mummenbalge geworden ſei. — Die Vorſtellung von dieſer ſeiner Selbſtentehrung brachte den Alten außer ſich. Er beklagte und bejammerte ſein und ſeiner Zunftgenoſſen Misgeſchick, und rief endlich aus: Wir müſſen uns rächen, — in Gemeinſchaft rächen!

Theils ernſtlich, theils im Scherze riefen die Andern: Ja, wir müſſen uns rächen!

Aber nun hört auch, Brüder, an wem wir uns rächen wollen! fuhr der Narr fort. Nicht an den Poeten! Dieſe haben uns zwar entſetzt, aber nicht eigentlich vertrieben; ſie haben blos auf kurze Zeit unſere Plätze eingenommen. Auch ſind es luſtige Burſche, die Schnaken und Schnurren lieben, leben und leben laſſen. Ueberdies werden ſie bald unſere Leidensgefährten ſein. Ich ſage euch, ſie ſind ſchon im Abkommen, ehe ſie noch recht aufgekommen waren. Die Poeten ſind von dem leichtwurmſtichigen Obſte, das unreif abgenommen, und erſt auf dem Stroh genießbar wird. Seht nur dieſen Brief an den berühmten William! Ihr hättet den böſen Blick ſehen ſollen, mit welchem er mir zur Beſtellung übergeben worden, und zwar von einer Lady, die noch vor

Kurzem ganz eingenommen für ihn war. In dieſem Blicke lag ein Dutzend Verabſchiedungen. Und William iſt ein Burſche, der bei meiner Seele! fünfzehn Jahre früher der erſte Narr in London geworden wäre. Ich kenne ihn. Ja, glaubt mir, — die Poeten ſind im Abwelken. Und wer treibt ſie ab, und läßt uns doch nach ihnen nicht wieder und nimmermehr aufkommen? Die Gelblederſtrümpfe! Ich ſage euch, die ſind recht unſere Gegenfüßler. Nicht etwa, weil ſie ihren Stolz an den Beinen tragen, den wir auf dem Kopfe hegten: nein, wir ſuchten das Leben zu erheitern, und ſie gehen d'rauf aus, es zu verfinſtern; wir machten mit Narretheien die Welt weiſe, und ſie nennen ſich Weiſe, um die Welt toll zu machen. Wißt ihr, wie ich denke? Dieſe Betbrüder gönnen ſich entweder das Leben ſelbſt nicht, und wie werden ſie uns oder die Dichter dulden, die vom Uebermuthe des Lebens leben? Oder die Spitzbuben gönnen ſich das Leben ganz verſtohlen, und ſind dann Diebe der Freude und ihre eigenen Hehler zugleich; weshalb ſie zweimal gehängt werden müßten. Seht nur, wie ſie ſich immer mehr in die Häuſer der Vornehmen und Reichen einſchleichen und einniſten! Sie wollen der Welt werden, was an einer büßenden Sünderin das Ungeziefer iſt. Wir werden ſie nicht vertreiben, und die Welt mag ſich bei dieſer Schärfe der Frömmigkeit jucken! Dieſe Puritaner trachten auch die hebräiſche Sprache einzuführen und mit dieſem alten Teſtament gewiß auch die Beſchneidung. Meinethalben! Ich habe nicht viel dabei zu verlieren. Allein, ſollen wir ihnen nicht wenigſtens erſt einen rechten Poſſen ſpielen? Hört! Wir wollen uns zuſammenſchlagen, und in unſerer Narrentracht ihre Verſammlung in Thurmhill beſuchen. Was meint ihr dazu?

Richtig, richtig! Wir thun, als hätten ſie das unerhörte Wunder gethan, und die Narren bekehrt, rief Einer.

Wir wollen alle Narren in London dazu werben! ſagte der Andere.

Alle? Ich denke nur die profeſſionirten! meinte der Dritte. Es gibt ſonſt zu viele!

Und die ſämmtlichen Dichter dazu! meinte ein Vierter.

Und Jeder nimmt ſich eine Nelke mit, um die heimliche Gottloſigkeit mittelſt der öffentlichen zu beſchämen!

Ja, ja, wir müſſen ſie lächerlich machen, ehe ſie alles Lachen aus England verbannen!

Dies und Mehres ſchrie das dienſtbare Völkchen durcheinander, während ihre Herrſchaften die luſtigſte Canarie paarweiſe vor- und rückwärts ſprangen.

Drittes Kapitel.

Unſere ſo raſch über eine trübſelige Jahreszeit hinausgegangene Erzählung ſoll ſich auch am Krankenbette unſers Freundes nicht aufhalten. — Wie die Leiden eines Volkes in deſſen Gedichten verſiechen und ſich verſöhnen: ſo wurden unſerm Freunde Schmerz und Herſtellung ſeiner tiefgetroffenen Bruſt in den Phantaſien ſeines Fiebers unfühlbar. Er nahm auch die Aengſte ſeiner Pflegerinnen nicht wahr, deren leiſe, lauſchende Liebe ihn retten half. Als er nach Wochen des Fiebers und des Schlummers zum Bewußtſein und Wachen zurückkehrte, war ſeine Erinnerungs- und Vorſtellungskraft durch körperliche Schwäche gedämpft. Wie aus dem Schaum eines ſtürmiſchen Traumes bildeten und belebten ſich vor ihm zwei weibliche Geſtalten, die William nach und nach für Nelly und Thekla erkannte. Jene rief er zuerſt an, aber dieſe nannte er mit einer freudigern Bewegung. Wie wohl thaten ihm dieſe feuchten, frohen Blicke, dieſe leiſe flüſternden Stimmen, dieſe ſanft berührenden, reichenden, helfenden Hände! In ſeinem erſchöpften Zuſtande kamen ihm beide Freundinnen zuerſt nur als wohlthätige, verklärte Weſen vor, und zerfloſſen ineinander, bis ſie mit ſeinen zunehmenden Kräften ſich mehr und mehr verkörperten und vereinzelten. William beſann ſich auf die Veranlaſſung ſeines Zuſtandes, und erfuhr die kurze Geſchichte ſeiner Rettung. Er ſah beide Frauen einträchtig um ihn walten, und vermied, darnach zu fragen, wie beide zu einander ſtänden, was ſie von einander und von ihm denken möchten. War Eine allein bei ihm, ſo ſprach ſie ſtets rühmend von der Andern; Thekla ſagte heiter: Deine Wirthin, und Nelly eben nicht heiter: Eure Braut. — Von Thekla verlangte der Freund zu wiſſen, wie es um Mumblaze ſtehe.

Dein Fall, erzählte ſie, und vielleicht mehr noch meine Verzweiflung hatten doch den rohen Menſchen erſchüttert, oder wenigſtens verblüfft. Ein Raufbold und in ſolchen blutigen Händeln nicht unerfahren, trug er ein ſympathetiſches Pulver bei ſich, das er für deine Wunde hervorholte. Wie das Blut ſich ein wenig ſtillte, und wir deine Wunde nothdürftig verbunden hatten, rannte ich an das Ufer zurück, und — ich weiß nicht, wo mir in der entſetzlichen Angſt die wunderbare Kraft und Beſonnenheit herkam! — ſchrie einige Schiffer herbei. Wir holten dich ab, und erſt ſpäter fiel mir ein, daß ich Rumblaze nicht mehr bei dir angetroffen hatte. Wahrſcheinlich iſt er nach Irland geflüchtet, wohin ſich auch nach Abzug des Heeres mein Oheim Lasko begeben hat. Vor Gericht ſagte ich nicht mehr aus, als daß er Rumblaze heiße, daß er mich einigemal bei Lasko geſehen, und ohne meine Zuſtimmung habe entführen wollen.

Eine gerichtliche Unterſuchung war etwas Unangenehmes für William; das Unglück war zu einem Stadtgeſpräche, zu einem Spiele böſer Jungen geworden. Aus Bacon's Miene, wenn er von Southamptonhouſe ſprach, konnte der Freund auch die üble Stimmung jener theuern Familie errathen. Dabei war es ungewiß, wie der Graf Eſſex den Vorfall aufnehmen werde, und über Alles waren die Hoffnungen vernichtet, die William auf die Expedition nach Irland gebaut hatte. Doch all' dieſes beunruhigte den Freund nicht ſehr, weil er entweder bei erſchöpften Kräften zu ſchwach für tiefes Leid war, oder weil ihm dieſe Sorgen nach dem gewaltigen Anhauche des nahen Todes zu gering vorkamen. Das wiedergewonnene Leben galt ihm jetzt Alles. Wenn ſich in ſtiller Nacht eine Sehnſucht in ihm regte, ſo war es das Verlangen bald etwas zu dichten. Seine Seele war ſo voll tiefer, dunkler Erlebniſſe, wenn auch die Phantaſie nur noch matte Schwingen hob. Mittags, wenn die Winterſonne ins warme Zimmer ſchimmerte, war der Freund weich geſtimmt, und leicht zu rühren. Nelly war dann im Hauſe beſchäftigt, und gedachte Thekla zufällig der Angſt, die ſie um ihn gelitten, ſo rief er, ihre Hände ergreifend, aus: Ach wir erleben noch viel wackere Tage! Deine hellen Thränen kommen in Perlen umgewandelt wieder, das Darlehn deiner Liebe zu vergüten mit Zinſen und zehnfachem Glücksgewinn. Dich wird das heitere Leben lohnen, während ich voraus den Schatz der Todesnähe gehoben habe. Es iſt ein Gewinn, ein Glück, aus der Umarmung des Todes zum Leben zurückzukehren. Ich habe an ſeiner dunkeln Bruſt gelegen; er hat mir die Locken von der Stirne geſtrichen: ſiehſt du, wie mein Haar ausgeht? Der Tod hat mir voraus die wachſende Bürde des Alters vom Scheitel genommen: ich werde jung ſterben. Das war die Flamme ſeines Kuſſes, die du, meine Thekla, als Fieberglut meines Hauptes mit Angſt bewacht haſt. Glaube mir! Es iſt etwas Wunderbares um ſolche Todesnähe. In dunkler Bewußtloſigkeit mit unbekanntem Sinne durchſchaut man Natur- und Menſchenleben in ſeinen tiefſten Schachten, in ſeinem innerſten Mark. Die Flamme des Fiebers durchglüht das ſonſt undurchſichtige Daſein, und läßt es ausgeſchlackt zurück. Wahn und Täuſchungen, die unſer Leben verdüſtern, flackern hinweg, wie ſeidene Vorhänge, von der Kaminflamme ergriffen. Unſere vergänglichen Adern ſchlagen mit den Pulſen des allgemeinen ewigen Daſeins. Könnte ich dir ſagen, welch' ein großer Frieden jetzt in meiner Bruſt wohnt, welch' ein gewaltiger Einklang mit der Welt! Der Tod entläßt uns von ſeiner Bruſt nur mit entſiegeltem Auge und mit einem Herzen, das ſpielend die Welt wägt, und lächelnd ſich auf den kämpfenden Armen ewig widerſtreitender Elemente wiegt. Was in der Welt könnte mich noch bethören oder betrüben? Ich bin glücklicher als Orpheus, der in den Orkus hinabgeſtiegen, ſeine Eurydike zum zweitenmal verlor. Ich habe dich zum zweitenmal gewonnen. An der ſonnigen Schwelle des Lebens trittſt du mir entgegen, — dem Hinabgeſtiegenen treu, dem Verwundeten eine Retterin. Aber ich habe auch gelobt, wie Orpheus, nicht rückwärts zu ſchauen, und ich werde es beſſer halten, als er. Meine Thorheiten, meine Irrthümer ſollen mich nicht mehr betrüben, deine Räthſel mich nicht mehr bekümmern. Fort mit Allem, was hinter uns liegt! Die Vergangenheit iſt verblutet. Die Zukunft hegt unſer Glück, und der Juwel unſerer Liebe iſt in den Ring jedes frohen Tags gefaßt. Sieh', meine Thekla! Wie ich hier Finger zwiſchen Finger unſerer beiden Hände füge, — denke, daß unſere Vergangenheit zwiſchen dieſen warmen Flächen liege, und — mit einem allmächtigen Liebesdruck ſei Alles vernichtet. Deine Räthſel gehn in meinen Irrthümern, dieſe in jenen auf. Noch einen Druck! Da! Die Ewigkeit iſt unſer!

William ſtreckte ſeine Arme vom Lager auf; Thekla ſank mit weinendem Lachen an ſeine Bruſt, und küßte ſeine blaſſen Lippen, ſeine Augen, ſeine Stirne. Gerührt von des Freundes hoher, edler Geſinnung, innigſt froh, allen täuſchenden Ausflüchten überhoben zu ſein, wußte ſie ſich kaum zu faſſen, noch weniger, was ſie Alles thun, betheuern und geloben ſollte. — So wahr ich dich nun erkenne und liebe, bin ich dein, unbedingt, wie ich bin, was ich vermag, was du aus mir machen willſt! rief ſie aus. Ich traue dir, du traueſt mir: braucht es noch einer andern Trauung? Unſer Händedruck hat uns vermählt; vor Gott und dem Himmel gehören wir einander an, und wenn wir von nun an der Welt ſagen, wir ſeien vermählt: iſt es eine Lüge? Was vor Gott wahr iſt, muß auch den Menſchen gelten. Faſſe dich, beruhige dich, mein theurer William! Pflege dein wiedergewonnenes Leben, wir wollen es pflegen. Die nächſten Monate ſeien deiner Herſtellung gewidmet. Der nahende Frühling wird dich verjüngen; vom erſten Maitage an — bin ich dein Weib!

Lächelnd, erröthend legte ſie ihre weichen Händchen auf ſeine Augen, ihre heiße Wange an die ſeinige. Der Freund hielt ſie umfaßt; es war ſo ſtille im ſonnigen Gemach, daß man das Athmen des hoffnungsvollen Paares hörte, und nicht lang, ſo war William, überwältigt von den lebhaften Eindrücken, in Schlummer geſunken.

Viertes Kapitel.

Die kältere Witterung wirkte nicht ungünſtig auf des Freundes Geſundheit. Dieſe war geſchützt genug, und bedurfte nur der Kräftigung, wozu die zarte Pflege der Frauen, die frohe Stimmung des Geneſenden und der erheiternde Beſuch weniger Freunde das Beſte thaten.

Denn nicht Alle wurden vorgelaſſen, die ſich nach ihm erkundigten; ſo erfreulich die Theilnahme war, die ſein Unfall hervorgerufen hatte. Unzählige Anfragen nach ſeinem Befinden geſchahen täglich, und von Bekannten und Unbekannten wurden kleine, artige Geſchenke überſchickt, beſtimmt, den Kranken zu erquicken, oder zu erfreuen.

Doctor Lopez kam nun ſchon ſeltener. Bei ſeiner einſylbig verſchloſſenen Art bezeigte er doch gegen Nelly die freundlichſte Hochachtung, während er Thekla unachtſam behandelte. Einmal, als er mit William allein war, und dieſer Thekla's Pflege rühmte, fuhr Lopez in ſeiner finſtern Weiſe heraus: Ihr ſeid undankbar gegen Eure Wirthin, Maſter! Dieſer ſeid Ihr Alles ſchuldig. Sie handelte in den Stunden der Gefahr beſonnen, verſtändig, unermüdlich. Viele Nächte hintereinander hat ſie gewacht, Euer Fieber gehütet, Eure tollen Phantaſien heimlich eingefangen; während Thekla in kindiſcher Verzweiflung außer ſich, oder in kindiſchen Erwartungen unachtſam, dabei unanſtellig, voreilig war, und mit ihrer leidenſchaftlichen Selbſtbeſchuldigung uns Allen zur Laſt fiel. Sagt mir nichts von dieſer Thekla! Sie iſt liebenswürdig; denn ſo nennt man ja ihre Art und Weiſe; aber die gute Nelly iſt liebevoll.

Eben trat Thekla herein, und der Arzt verließ ungehalten das Zimmer. Er traf Nelly in ihrem Stübchen, und ſetzte ſich zu ihr. — Ich habe ihn ausgeſcholten, lächelte er finſter, und er ſoll's noch beſſer hören. Er ſoll wiſſen, was er Euch zu verdanken hat. Ich will's ihm ſagen!

Thut es ja nicht, guter Meiſter! bat ſie verlegen. Es kommt ja nur darauf an, daß unſer William hergeſtellt werde, nicht aber, wer's gethan hat.

Nein! erwiderte Lopez, er muß ſich dieſer Thekla für nichts mehr verpflichtet halten, als wofür er es aus ſeinen geſunden Tagen her ſein mag. Zwiſchen dem Pärchen kommt es doch einmal zum Abſchluß, und er wird dann froh ſein, wenn ſeine Schuld um all die Poſten gekürzt iſt, die ihm mit Ungebühr in Zurechnung gebracht werden könnten.

Erröthend, verlegen, unruhig fragte Nelly, ob er nichts Genaueres von Thekla, von ihrer vornehmen Abkunft wiſſe.

Nein, nichts! antwortete Lopez kurz und abweiſend.

Ihr kennt alſo auch ihren Oheim nicht? Baron Lasko, wie ſie ihn nennen?

Ich kenne ihn nicht.

Thekla iſt außerordentlich begabt und einnehmend, fuhr Nelly fort. Ich vergeſſe bei ihren Künſten manchmal ganz und gar, daß ich eigentlich kein rechtes Vertrauen zu ihr faſſen kann. Ich halte ſie für unwahr, wenn ſie vielleicht auch nicht gerade unehrlich iſt. Ich begreife wohl, wie unſer William von ihr ganz bezaubert ſein muß: allein ich denke manchmal, er ſollte lieber glücklich ſein, als bezaubert.

Ganz recht! antwortete Lopez. Wenn er wieder hergeſtellt iſt, ſolltet Ihr mit ihm reden.

Ich? erſchrak Nelly. Ach nein! Ich nicht. Das könnte eher ein Freund thun. Und auch ein Freund wird nicht gern Zweifel und Mistrauen in ein ſo ehrliches

Herz bringen, wie William's. O mein hochgelehrter Doctor, — es rührt mich, wenn ich ſein hingebendes Gemüth ſehe, — eine Seele, die ſo viel Irrungen erfahren hat, und doch immer wieder ſo fröhlich glaubt und ſo traulich ſchwärmt, wo ein Anderer nur noch Spott und Hohn für die Menſchen übrig behalten hätte.

Aber ein Freund würde ihm nicht ſo weh thun, als jeder nächſte Zufall, der ihn heut oder morgen über ſeine Geliebte enttäuſchen kann, — wendete Lopez ein.

Iſt es denn auch ſo gewiß, daß er ſich täuſcht? rief Nelly beunruhigt, und da Lopez finſter niederblickend ſchwieg, fuhr ſie fort: Man kann einem Menſchen ſehr leicht Unrecht thun. Vielleicht rührt mein Mistrauen gegen Thekla blos daher, daß ich ſie früher einmal in Verzweiflung geſehen habe. Ein Mädchen, das ins Waſſer ſpringen will, erweckt Argwohn. Allein, kann nicht Unglück oder fremdes Unrecht hinter einem armen Weſen her ſein und es verfolgen? Und wie ich, könnte ja wol auch ein Freund irren und ohne Grund Leid verurſachen, könnte gar ein geſundes Vertrauen für immer vergiften. Der Zufall aber — wenn der etwas entdeckt: ſo irrt er auch nicht, und hat darum meiſt eine heilende Hand, wo der Freund oft nur eine kränkende hat.

Nun denn, ſo müſſen wir's abwarten! ſagte Lopez, und erhob ſich zu gehen.

Abwarten? erwiderte ängſtlich-überlegend die gute Frau. Ja, hochgelehrter Doctor, wenigſtens warten, bis Southampton wieder zurück iſt. Der oder Keiner kann dieſe Zweifel angreifen und löſen.

Seitdem war Nelly nur noch vorſichtiger, William oder Thekla von ihren Beſorgniſſen etwas merken zu laſſen. Sie freute ſich, daß ſie ihren Freund von Tage zu Tage kräftiger werden ſah. Und wenn Thekla des Abends bei der Lampe, keinen Beſuch mehr fürchtend, ſich ihren bezaubernden Launen überließ, vergaß Nelly ſo ſehr jeden Argwohn ihres Herzens, daß ſie ſich ſogar, zur Abwechſelung mit Thekla's Novellen und lebevollen Erzählungen, unter Herzklopfen und Erröthen mit jenen einfachen Geſpenſter- und Unglücksgeſchichten hervorwagte, an denen man ſich auf dem Lande und in bürgerlichen Kreiſen die langen Winterabende zu unterhalten pflegte. William nahm auch dieſe liebreichen Opfer freundlich auf, und betrug ſich ſeit jenem Vorwurfe des Arztes deſto dankbarer gegen Nelly.

Andere und ernſtere Gegenſtände der Unterhaltung regte Bacon bei ſeinen Beſuchen an. William brachte ihn öfter auf ſeine philoſophiſchen Anſichten. Den Dichter, der ſeine Erlebniſſe nicht hoch anſchlug, und ſich in ſeinen guten Stunden gern über das Tagesleben erhob, freute ſich deſto mehr, einen Mann anzuhören, der ſeine beſten Kräfte auf die Natur und Erfahrung wendete, und aus beiden alle Erkenntniß und Einſicht zu ſchöpfen ſuchte. Der Menſch, behauptete Bacon, habe dann nur die geſchöpften Einſichten geiſtvoll zu ordnen. So zeigte er dem Dichter, wie alle Wiſſenſchaften ſich in drei nach unſern Geiſtesvermögen abgeſteckte Gebiete ordnen ließen, — nach Gedächtniß, Phantaſie und Vernunft. Im Bereiche des Gedächtniſſes lag ihm alles Geſchichtliche, die heilige Geſchichte über die Werke Gottes, die Welt- und

Literaturgeſchichte über die Werke des Menſchen, und die Naturgeſchichte über die Werke der Natur. Im Bezirk der Phantaſie ſind Poeſie und Kunſt anſäſſig; die Vernunft aber nimmt für ſich alles Philoſophiren in Beſchlag.

William überzeugte ſich doch auch bald genug, daß ein Mann, der es ſo ſehr mit der Erfahrung hielt, auch nicht leicht von ſeiner Zeit und Gegenwart loskommen konnte. So befremdete es ihn nicht mehr, daß Bacon ſeine Beweiſe oft aus der Bibel hernahm, wie man es in jener reformatoriſchen Zeit ſo gern that, und daß der Philoſoph ſich mit ſo manchen damals beliebten Fragen beſchäftigte, auf die William nicht viel hielt; wie man, zum Beiſpiel das Leben verlängern und verjüngen, die Naturkörper verwandeln, Gold machen, Wetter erregen, und die ſinnlichen Freuden erweitern könne. Anziehender für den Dichter war es, wenn Bacon ſich über das menſchliche Leben ausließ, und bei ſeinem ausgebreiteten Wiſſen, bei ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe kurze, tiefe Bemerkungen ausſprach. Einzelne ſolcher guten Gedanken hielt William feſt. So ſagte Bacon von den Fürſten:

„Man muß geſtehen, daß die Staatsklugheit der Fürſten in neuern Zeiten nicht ſowol darin beſteht, die Gefahren und Unfälle durch einen feſten und beſtimmten Gang fernzuhalten, als vielmehr darin, ſich — wenn ſolche nahe ſind — mit Feinheit davon loszumachen. Allein das heißt: um die Meiſterſchaft mit dem Glücke buhlen.“

Ueber Adel und Volk äußerte er:

„Der Segen des Juda und der des Iſaſchar werden nie zuſammenkommen; nie wird man ſehen, daß ein Volk zugleich ein junger Löwe und ein laſtbarer Eſel ſei. —

Läßt man in Wäldern das Pfahlholz zu dicht wachſen, ſo wird man nie ſauberes Unterholz haben, ſondern nur Stauden und Geſträuch. Ebenſo iſt es mit ganzen Ländern. Sind der Edelleute und Vornehmen zu viel, ſo werden die gemeinen Leute nur eine niedrige Geſinnung haben, und es wird dahin kommen, daß der hundertſte Kopf nicht für einen Helm paßt.“

Vom Reichthum ſagte er:

„Ich kann den Reichthum nicht beſſer benennen, als mit dem Namen: *Gepäck der Tugend*. Denn wie zum Kriegsheer das Gepäck, ſo verhält ſich zur Tugend der Reichthum: beide können nicht entbehrt, und dürfen nicht zurückgelaſſen werden; aber ſie hindern das Fortſchreiten, und was noch mehr iſt, — die Sorge um ſie raubt oder ſtört zuweilen den Sieg. — Gold iſt wie Dünger, der nur dann nützt, wenn er *ausgebreitet* wird.“

Ueber Schönheit behauptete er:

„Man ſieht faſt nie, daß ſehr ſchöne Menſchen ſonſt mit großen Gaben ausgezeichnet ſind. Es iſt, als ob es der Natur hauptſächlich darauf ankäme, nicht zu irren, und weniger darauf, etwas Vollkommnes hervorzubringen.“

Natürlich kam faſt bei jedem Beſuche Bacon's die Rede auf die öffentlichen Angelegenheiten. Es entging unſerm Freunde nicht, wie unbedingt der ſonſt ſo freiſinnige Bacon jetzt der Königin und den Miniſtern ergeben war. William legte daher auch weniger Gewicht darauf, daß er den Grafen Eſſex hart beurtheilte. Dieſem wurde bei Hofe, wie es ſchien, alle Schuld des unglücklichen Feldzugs in Irland beigemeſſen. — Ich will es für meine Perſon nicht tadeln, ſagte Bacon, daß Eſſex unſern Freund Southampton zum Befehlshaber der Reiterei ernannt hat; ich weiß nur, daß die Monarchin höchſt aufgebracht darüber iſt. Auch ändert er es nicht ab, wie ſie es will, ſondern er vertheidigt und belobt den Grafen in jedem Bericht. Ebenſo fährt Eſſex gegen den Willen ſeiner Gebieterin fort, Ritter zu ernennen. Schwer wird er es verantworten können, daß er von dem genehmigten Operationsplane abgegangen iſt. Er wollte nämlich mit allen friſchen Kräften gerade auf Tyrone losgehen, und hätte ihn dadurch ſehr wahrſcheinlich auch erdrückt. Statt deſſen hat er ſich durch abſichtliche kleine Aufſtände der Irländer da und dort hin zu Seiten des Heeres verlocken laſſen, und ſo ſeine Kraft zerſplittert. Er behauptet freilich, ſein Operationsplan ſei ihm veruntreut und den Rebellen verrathen worden. Allein, iſt dies nicht eine neue Schuld, der er ſich ſelber anklagt? Welche Unachtſamkeit, daß ſolche Veruntreuung geſchehen konnte! Was für heilloſe Menſchen hat er im Kriegsrathe und in der Kanzlei, — Schurken, die mit den Rebellen oder mit ihren Unterhändlern im Bunde ſind? Durch ſolches Verzögern und Hin- und Herziehen in ungeſunden Gegenden ſind auch noch Krankheiten eingeriſſen. Denkt Euch! Eſſex mit dem bedeutenden Heere, das ihm mitgegeben worden, wie noch kein irländiſcher Oberbefehlshaber eines erhalten hat, mußte noch um neue Truppen bitten, — jetzt ſchon! Sie ſind ihm bewilligt worden; weitere zweitauſend Mann Fußvolk ſind ihm nachgeſchickt worden. Man will dem Grafen nicht die geringſte Entſchuldigung oder Ausflucht laſſen, wenn er den Rebellen Tyrone nicht beſiegt. Dafür ſteht aber ſeine Verantwortlichkeit auf einer grauſenhaften Spitze. Ich kann Euch im Vertrauen ſagen, daß ein Bruch zwiſchen ihm und der Königin unvermeidlich iſt. Nehmt Eure Maßregeln danach, mein Freund! Der Graf wagt nun gar, ſeine Fehler durch Trotz zu decken. Die ſtrengen Verweiſe der Königin erwidert er durch Berichte voll offenbarer Beleidigungen. Der Himmel weiß, wo das hinaus will! Ihr könnt froh ſein, William, daß Ihr nicht drüben um den Grafen ſeid: Eure Feder hätte in ſeinem Dienſt Euch ganz dienſtbar gemacht, und Ihr wäret auf die widerwärtigſte Weiſe zwiſchen dem Zorn des Grafen und der Ungnade der Königin eingeklemmt worden. Ja, wenn es andem iſt, daß dem Grafen der entworfene Operationsplan entwendet und dem Feinde verrathen worden, ſo wäret Ihr als Kriegsſchreiber des Feldherrn in ſchnöden Verdacht, vielleicht in harte Unterſuchung gefallen, die nicht ohne Kerkerhaft geführt worden wäre.

So ſollte denn William den feindlichen Streich, der ihn zu Boden ſtreckte, für eine gnädige Fügung des Himmels anſehen. Wie gern iſt man nach überſtandener Gefahr und erduldeten Leiden zu ſolchem Glauben geneigt! Zum mindeſten fühlte ſich William angeregt, ſeine jetzige unfreiwillige Lage mit der in Irland erwarteten zu vergleichen. Da ſchien es ihm doch für einen freien Mann nicht ſo drückend, unter einem heftigen Fieber ohne Wahl und Widerſtand zu leiden, als wenn er einem eigenwilligen Gebieter gegen Ueberzeugung hätte gehorchen und dienen müſſen. Auch fühlte er ſich bereits vom Zwange der Krankheit wieder befreit, während er in des Grafen

Dienſte vielleicht noch die heftigſten Kämpfe zu beſtehen hätte.

William dachte nicht ohne Angſt und Sorge an ſeinen Freund Southampton und an die üblen Folgen, die der unglückliche Feldzug auch auf ihn wälzen könnte. Er ſetzte ſich hin, um das erſte Mal wieder ſelbſt an den Grafen zu ſchreiben. Es ſollten die herzlichſten Worte ſein, die den Freund erfreuen und ermuthigen möchten. Einige Sonette, in einſamen Augenblicken und weicher Erinnerung an ſeinen Heinrich gedichtet oder vielmehr ausempfunden, wurden niedergeſchrieben, und dem Briefe beigefügt.

Fünftes Kapitel.

Während auf ſolche Weiſe, — körperlich gepflegt, geiſtig erquickt, William ſeiner völligen Herſtellung mit feſten Schritten entgegenging, ward von einer muthwilligen Genoſſenſchaft ein Streich ausgeführt, an dem unſer Poet ein ausgelaſſenes Vergnügen empfand.

Jene beim Chriſtfeſt in Southamptonhouſe verſammelten Hausnarren und Bedienten waren nämlich ihres luſtigen Vorſatzes eingedenk geblieben, und hatten eine Rache an den Puritanern ausgeſonnen. Wer nur noch einen Fetzen der alten abgelegten Narrentracht beibringen konnte, hatte ſich anſchließen müſſen. Zugleich waren aber auch die Dichter in das Einverſtändniß gezogen worden, um durch dieſe Zunftgenoſſen ihren Anhang zu verſtärken. Was wäre nun dieſen launigen, zu allen Tollheiten ſtets aufgelegten Poeten nicht willkommen geweſen, wenn es irgend einen wilden Streich galt! Und diesmal war es vollends auf einen Unfug abgeſehen; wenn nicht vielleicht gerade die Dichter ſelbſt den von den Narren erfundenen Spaß zu ſolcher Ausgelaſſenheit verarbeitet hatten.

Der Streich war für den Valentinstag berechnet. Dieſer Tag war damals in London ein häusliches Feſt. Die Familien kamen zuſammen, und Unverheirathete beiden Geſchlechts vereinigten ſich um eine Urne, in welche ſo viel Namen der anweſenden jungen Männer auf Zettelchen eingeworfen wurden, als Jungfrauen zur Geſellſchaft gehörten. Dieſe griffen dann in den Topf, und Jede zog mit ihrem Looſe den Namen eines der anweſenden Jünglinge, der nun ein Jahr lang zu artigem Dienſt und Aufwartung ihr Valentin ſein mußte. Manche erſte Neigung und heimlich abergläubige Hoffnung keimte aus dieſem Spaß, und entfaltete ſich zu einer ſchönen Verbindung für das Leben.

Obgleich nun die Puritaner ſich allen aus dem Heidenthum oder dem Katholicismus abſtammenden Gebräuchen abhold erklärten: ſo hatten ſich doch gerade die vornehmen und tiefer eingeweihten Brüder zu einer Valentinsfeier in ihrer eigenen Weiſe verabredet, und dies Vorhaben war den Narren zu Ohren gekommen. Mehrere dienten ja bei Herrſchaften, die an dem Feſte Theil nahmen, und gaben den Andern Winke, wenn ſie ſelbſt auch zurückbleiben mußten.

Im Allgemeinen war es kein Geheimniß, daß mit den frommen Beſtrebungen ſinnliche Abſichten mit unterliefen. Wenn dies vielleicht auch mehr bei den Vornehmern der Fall war, die einen geheimen Bund in der Brüderſchaft bildeten, ſo wurde doch den Puritanern überhaupt Erbſchleicherei bei reichen Witwen und Verführung frommer Frauen vorgeworfen. Auffallend blieb es wenigſtens, daß manche, und gerade wirklich ſittſame Ladys, wie Alice, zuweilen plötzlich der Verbrüderung abfielen, und die Betſtunden in Thurmhill nicht mehr beſuchten.

Die Narren im Bunde mit den Poeten hatten ihre verabredete Unternehmung ſehr geheim gehalten. Nur die unbedingt Einverſtandenen und zu Allem Bereiten erfuhren, was vorgehen ſollte. Einige der Narren hatten ſich mit erheuchelter Bußfertigkeit über ihre früheren Poſſen unter die Frommen aufnehmen laſſen, um die Gelegenheit des Ortes und der Zeit kennen zu lernen, und ſich der Mittel des Eintritts in das Haus zu verſichern. William hatte früher ſchon durch Bacon die Verabredung der Narren, und ſpäter durch einige der Dichter, die ihn beſuchten, erfahren, daß der Spaß gegen die Frommen wirklich ausgeführt werden ſollte. Ihn ſelbſt hatte man, wahrſcheinlich aus Rückſicht für ſeine Geſundheit, zur Theilnahme nicht aufgefodert. Dies war ihm ganz recht, doch intereſſirte er ſich lebhaft für die Ausführung. Und da ſchon einige Tage vor Valentinsfeſt ziemlich laue Februarluft eintrat, ſo nahm er kein Bedenken, Nelly und Thekla nach dem Bethauſe der Puritaner zu führen, um den Vorgang mit anzuſehen. — Sie kamen ein wenig zu ſpät. Eben war in tiefer Abenddämmerung die Narrengeſellſchaft in das Haus gezogen, oder vielmehr gedrungen. Die Umherſtehenden erzählten, es ſeien anfangs nur zwei Perſonen an das Haus gekommen, und hätten dem Pförtner das Loſungswort für den Abend gegeben; ſobald dieſer aber geöffnet, ſeien auf einen Pfiff aus allen Gäßchen Vermummte herbeigeeilt, und ins Haus eingeſtürmt.

Eingedrungen ſchienen ſie in der That zu ſein, denn ſchon entſtand im Hauſe ein Tumult, ein Lärmen, Lachen, Schimpfen, ja man ſchien handgemein geworden, und mehrere dumpfe Stimmen ſchrieen um Hülfe. Die Hausthüre öffnete ſich, die fliehenden Perſonen aber, wie ſie ſo viel Volk vor dem Hauſe wahrnahmen, eilten wieder zurück. Dadurch war die vor dem Bethauſe ſich drängende Neubegierde aufs Höchſte geſpannt. Doch nicht lange, ſo kam der innere Tumult näher; immer mehr Lichter ſchimmerten durch die Thüre, und bald bewegte ſich ein paarweiſe geordneter Zug die Treppe herunter. Eine Anzahl Fackeln ſetzten den lächerlichſten Unfug in das hellſte Licht.

Die Poeten, in wunderlichen Theateranzügen, führten ebenſo ſeltſam gekleidete Mädchen jener Gattung, die man Nelken nannte, am Arme. Mit jedem dieſer Paare wechſelte ein Narr in bekannter Narrentracht, und führte ſeinen Affen oder, wenn Einer kein ſolches Thier mehr hatte, eine ſogenannte „Wincheſtergans,“ das heißt, ein Mädchen von gleicher Bedeutung mit „Nelke“. Nebenher ſchritten in demüthiger Haltung und mit frommen Geberden die Fackelträger in der gewöhnlichen und nur etwas übertriebenen Tracht der Puritaner mit gelbledernen Strümpfen und Kniegürteln. Dem Zuge voraus gingen die Spielleute und blieſen auf ſchreienden Hoboen eine Melodie, nach welcher die ausgelaſſene Wallfahrt folgende von William verfaßte Strophe ſang und wiederholte:

Juchhe, heut iſt St.-Valentin's Feſt,
Da paaren die Vögel ſich zum Neſt.
O Schätzchen, laß die Weltluſt fahren,
In ſüßer Frömmigkeit uns paaren!
Ich bin dein treuer Valentin,
Für unſere „ſchöne Disciplin."
St.-Valentin hat ſo verbunden,
Was ſich zuſammen hat gefunden.
Und wenn nichts Liederliches fehlt,
So nennen wir uns „auserwählt."

So durchzogen ſie mehrere Gaſſen, ſingend und jauchzend, bis ihre Fackeln erloſchen, ein Paar um das andere ſich verlor, und die allein noch übrigen Spielleute ihre Pfeifen einſteckten.

Es läßt ſich denken, welche Wuth unter den gläubigen Brüdern ſolch' ein Hohn entzünden mußte. Denn auch diejenigen Puritaner, die mit dem von den Brüdern ſelbſt gegebenen Anlaſſe zu dieſer Beleidigung unzufrieden waren, fielen doch darum dem gemeinſamen Intereſſe ihrer ſchönen Disciplin nicht ab. Vielmehr zeigten ſie ſich als die Ereifertſten, und glaubten die Sünde ihrer Brüder durch ihre Entrüſtung zu verbeſſern.

Zum Ueberfluß des ausgeführten Streiches hielten auch beſonders die Narren und die Nelken die Namen Derer nicht geheim, die ſie bei der nächtlichen Valentins-Andacht angetroffen hatten, worunter denn auch Aldermänner und Hofleute mit angeſehenen Frauen waren.

Da man aber weder den Narren noch den Nelken viel anhaben konnte, ſo mußten die Schauſpieler und Dichter für Alle herhalten. Der puritaniſche Eifer gegen die Bühne konnte zwar kaum noch zunehmen; aber die Ungunſt des Hofes und der Stadtvorſtände fand hinter alten, außer Uebung gekommenen Verordnungen gegen die Theater einen Hinterhalt, um zur Unterdrückung einzelner Bühnen und zur Einſchränkung anderer thätig zu werden. Daß auch neue feindſelige Maßregeln zubereitet würden, war bald genug mit Grund zu beſorgen; ja es war zu fürchten, daß man auch kleine und gemeine Rachemittel nicht verſchmähen werde. Man ward nämlich bald inne, daß die Handwerksgeſellen verſchiedener Innungen von den Puritanern bearbeitet wurden; man merkte viel Geld in den Händen der Altgeſellen und nahm an Feierabenden Zuſammenrottungen wahr. — William ſtand zwar jetzt bei ſeinem zurückgezogenen Umgang ſolchen Beobachtungen nicht nahe; dennoch ſollte er zufällig einer der erſten Zeugen eines Vorgangs ſein, der offenbar aus Rache für jenen tollen Streich hervorging, an welchem der Freund kaum mehr Antheil, als den eines lachenden Zuſchauers gehabt hatte.

Sechstes Kapitel.

Den Faſtnachtdienſtag bei freundlichem Wetter holte William gleich nach dem Mittageſſen ſeinen philoſophiſchen Freund Bacon ab, um mit ihm einen Gang nach St.-Giles zu machen. Er wollte Milliſent ſehen, um Aylford's Anfrage nach ihrem Befinden recht beſtimmt zu beantworten. Er ſteckte das Wochengeld zu ſich, das bisher Thekla oder Nelly beſorgt hatte.

Beide Freunde ſetzten ſich an der Quelle unter dem breiten Apfelbaume nieder, der ſchon, von reichlichem Frühlingsſafte durchdrungen, an Stamm und Aeſten grünlich ſchimmerte. Sie athmeten mit Behagen die laue Luft. Man hörte das Toſen der Stadt hinter den ſtillen Hütten des Dörfchens; indeß der Blick ſüdweſtlich die Oxfordſtraße entlang und nach Piccadilly hinab über offenes Feld und kahle Bäume ſchweifte, und ſich in die leiſen Nebel verlor, die um die entfernteren Gegenſtände webten. Zuweilen blickten die Freunde nach der von Ephen umrankten Hütte gegenüber, und das Andenken an den geheimnißvollen Kranken regte eine ſanfte Wehmuth an.

Es herrſcht hier eine ſo lockende Stille, bemerkte Bacon, daß ſich, ſo zu ſagen, ein Geheimniß meiner Bruſt hervordrängt. Wir nehmen Beide den ängſtlichſten Antheil am Schickſal des Grafen Eſſex. Wißt Ihr denn, welch' ein gefährliches Spiel er treibt? Ihr habt neulich gefragt, warum wol die Königin einige Truppen wieder aus Irland zurückziehe, wo ſolche doch ſo nöthig ſeien. Es hieß damals, es geſchähe aus Furcht vor einer Landung der Spanier in England. Dieſer Grund wurde auch dem Grafen Eſſex gegeben. Ich kann Euch jetzt aber im Vertrauen ſagen, daß es aus Furcht vor Eſſex ſelbſt geſchieht, dem man verrätheriſche Abſichten zutraut.

Ha! rief William entrüſtet. Ich ſehe, des Grafen Feinde bei Hofe ſind boshafter, als ich mir dachte.

Bacon zuckte die Achſel, und fuhr fort: So viel iſt gewiß, daß der Graf eine geheime Unterhandlung mit dem Rebellen Tyrone führt, und daß beide ſich einige Mal mündlich beſprochen haben. Eſſex hat dem Rebellen ausdrücklich erklärt, daß er ihn, wenn er ſich ihm fügen wolle, zum größten Manne in England machen werde.

Ich finde darin noch nichts Verbrecheriſches, noch keinen Verrath, verſetzte William. Ihr ſelbſt habt mir jüngſt geſagt, der Graf habe Tyrone's Heer ſtärker gefunden, als das königliche iſt. Muß er da nicht friedliche Mittel verſuchen, um die Empörung bei nicht zureichender Gewalt mit Güte zu bezwingen? Und Befriedigung eines angeborenen und übergreifenden Ehrgeizes iſt gegen Rebellen doch das wirkſamſte Mittel, ihrem ungemeſſenen und irren Trachten Ziel und Maß zu ſetzen.

Es bleibt immer gar ſchwer zu beſtimmen, meinte Bacon, wieviel man unter ſolchen Umſtänden verſuchen, und wieweit auf ſo ſchlüpfrigem Wege gerade ein ſo eigenwilliger Mann, wie Eſſex, ſich wagen dürfe. Denn auch ihn treibt ein ungemeſſener Ehrgeiz. Und mit dem Ehrgeiz iſt es, wie mit der Galle. Dieſe Feuchtigkeit macht die Menſchen thätig, munter und eifrig, ſo lange ſie nicht verſtopft iſt. Wird ſie dies aber, und kann ſich nicht ergießen, ſo brennt ſie an, wird bösartig und giftig. So der Ehrgeizige. So lange ihm der Weg zum Emporſteigen offen ſteht, iſt er mehr geſchäftig als gefährlich; hemmt man ihn aber in ſeinen Begierden, ſo wird er insgeheim unzufrieden, ſieht die ganze Welt ſcheel an und iſt am vergnügteſten, wenn Alles rückwärts geht.

Eben kam Milliſent aus der Hütte, um Waſſer zu holen.

Gott grüß' Euch, beſte Frau! ſagte William. Was macht Sir Edmund, Euer Kranker?

Er iſt ſehr ſchwach, ſagte ſie mit weicher Stimme. Er redet jetzt öfter irre und unterhält ſich mit Geſtalten ſeiner Einbildung. Ach, das iſt betrübt anzuhören! Ich fürchte, das Frühjahr —

Sie konnte nicht ausreden. Ihre ſchwimmenden Augen floſſen über, und ſie verweilte zum Brünnchen gebückt länger als nöthig war, um zu ſchöpfen.

Das Frühjahr greift auch die Geſunden an, ſagte Bacon. Wenn er aber ſo viel mit ſich ſelber ſpricht, ſo hat er vielleicht etwas auf dem Herzen, und Ihr müßt ihn zu vertraulicher Mittheilung bewegen. Man kann Saſſaparille einnehmen zur Oeffnung der Milz, Schwefelblüte für die Lunge, Bibergeil für das Gehirn; aber keine Medicin öffnet das Herz, als ein Freund oder eine Freundin, der man Leid und Freude, Furcht und Hoffnung, Verdacht und was immer ſchwer auf dem Herzen liegt, mittheilen kann, gleichſam wie in einer weltlichen

Beichte. Vielleicht aber ſetzt ihm das Frühjahr nur ſo zu, um ihn gründlicher herzuſtellen.

Gott geb' es! Ich bete darum, ſagte Milliſent. Aber Geheimniſſe hat er nicht, die ich nicht ſchon kennte. Nur ſein Name iſt noch ein Geheimniß, aber nicht der Schuld, ſondern des Unglücks.

Fürchtet ſich Sir Edmund vor dem Tode? fragte William.

Er ſpricht niemals vom Tode. Ich bin unſterblich! ruft er ſtündlich aus. — Aber um *meine* Zukunft ſcheint er ſich Kummer zu machen.

Beruhigt ihn darüber! fiel William ein. Ihr werdet auch im betrübteſten Falle Freunde finden, die ſich Eurer annehmen, gute Milliſent, — Freunde, die ſich jetzt nur aus Achtung vor der Einſamkeit Eures Gatten zurückhalten. Macht Euch ja darüber keine Sorge zu Euerm vielen Kummer!

Ach! ich ſelber mache mir keine! betheuerte ſie. Ich höre die Sperlinge auf meinem Dache ſingen, ich ſehe das Epheu an meiner Hütte grünen, und — ich habe ſo wohlthätige Menſchen gefunden!

Sie erröthete und ſchlug den Blick nieder. William faßte ihre Hand, und indem er das Geld hineindrückte, ſagte er leiſe: Nelly läßt Euch grüßen; ſie konnte nicht ſelber kommen. Laut ſetzte er dann hinzu: Laßt mich dieſe Hand drücken, die einen Kranken pflegt. Ich weiß, liebe Milliſent, was eine ſo zarte Hand vermag. Der Tod ſelbſt läßt ſeine Beute fahren, wenn eine ſo fromme Hand ſie feſthält, und mit ihm ringt. — Indem er ihre zuckende Hand küßte, ſetzte er hinzu: dieſe Verehrung in meinem und in Aylford's Namen!

Leiſe und hocherröthend erwiderte ſie: Grüßt ihn! Ich bin dem edeln Manne für manche Wohlthat verpflichtet.

Sie verneigte ſich mit niedergeſchlagenen Augen, und ſchwebte mit dem Waſſerkruge nach der Hütte.

Die beiden Freunde, die nun hinter ihr aufbrachen, hatten nicht lange Zeit, ſich über die rührend-holdſelige Milliſent zu beſprechen; denn ein Schreien und Lärmen auffallender Art, ließ ſich vom nahen Drurylane her vernehmen. Sie eilten dahin und ſahen, daß ein ſtarker Troß von Handwerksgeſellen daran war, das Phönix-Theater zu erbrechen und zu zerſtören. Mit Brecheiſen, Aexten, Sägen, Meiſeln und dergleichen Inſtrumenten fanden ſie an dem leichten Bau wenig Widerſtand. Bald wirbelte ein gräßlicher Staub aus den abgeriſſenen Bretern, eingeſtoßenen Backſteinwänden und angehauenen Balken hervor. Die Staubwolken fielen in das Gedränge des Pöbels, der gedankenlos und einer Gewaltthat froh, das fürchterlichſte Beifallsgeſchrei erhob. Da wäre es Thorheit geweſen, abzuwehren oder aufhalten zu wollen, zumal es nicht an Puritanern fehlte, die von allen Seiten das Volk auffoderten, an dieſem gottgefälligen Werke Theil zu nehmen. — Feuer herbei! Raſches Feuer! Der Phönix liebt in Flammen aufzugehen! riefen Etliche in gräulichem Scherz.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis ein Friedensrichter mit Conſtablern und Wächtern nach dieſem entlegenen Platze kam. — Die Wächter trieben zwar mit ihren Aexten, wie man die Hellebarden nannte, das Gedränge auseinander, und die Glocke des Beamten gebot Halt und Stille. Allein die Zerſtörenden beriefen ſich von ihrer

Höhe herab auf ihr Privileg, am Faſtnachtdienstag ein verdächtiges Haus zerſtören zu dürfen. — Wir ſind in Ausübung unſers Privilegs begriffen! hieß es. Wer darf uns hemmen? Die Privilegien hoch!

Sie ſind in ihrem Recht! ſchrieen die Puritaner. Sie zerſtören ein verdächtiges Haus. Steht ihnen bei, ihr Bürger!

Drauf los, drauf los! brüllte die Menge. — Knüttel, Knüttel! ſchrieen Einzelne. Die Wuth der auf dem Gebäude Handirenden war nur noch mehr angefacht. Einige ſtürzten in der Haſt herab, und mußten mit zerbrochenen und gequetſchten Gliedern weggetragen werden; doch auch dieſes hemmte die Gewaltthätigkeit nicht.

Unerwartet kam jetzt vom Strande her eine neue Bewegung in das Gedränge; neues Geſchrei, neue Loſung des Kampfes. Die Menge wich auseinander, und eine ſtarke Schar Bewaffneter, — Schauſpieler, Freunde des Theaters und raſch geworbene Helfer brachen auf die Zerſtörenden los. Die Handwerker ſtanden von ihrer Arbeit ab, und ſetzten ſich mit denſelben Inſtrumenten zur Wehr, mit welchen ſie eben verwüſtet hatten. Das Volk rottete ſich gleich in Parteien, und ſchlug ſich großentheils, entweder aus einem gewiſſen Rechtsgefühl, oder weil es unter den Schauſpielern ſeine Lieblinge ſah, auf die Seite Derjenigen, die ihren Theaterbeſitz vertheidigten. Ein blutiger Kampf entſtand, in welchen ſich nun die Conſtabler und Wächter ebenfalls zu Gunſten des Gebäudes miſchten, ſodaß die Handwerksgeſellen bald weichen mußten, und ſich kämpfend nach Holbourne zurückzogen, wo ſie ſich über Gartenmauern und in winklige Gäßchen jenes Quartiers retteten.

William war im Gedränge von Bacon's Seite weggeſchoben worden, und zog ſich, von dieſen Vorgängen niedergeſchlagen, bis an den Strand zurück. — Wie er in trübſeligem Nachdenken am Eſſex-Palaſt vorübergeht, tritt Southampton heraus. Erſchrocken, ſtaunend, zweifelnd empfängt William den Freund, der in ſeine Arme eilt.

Welch' eine gute Vorbedeutung! rief der Graf nach den erſten, lebhaften Begrüßungslauten. Du, mein Freund, der erſte Menſch, der mir in London begegnet? Du mein geneſener, wiedergefundener, neugewonnener Freund!

Wiederholte Umarmungen, lebhafte Wechſelfragen, erneute Verſicherungen, friſche Vorſätze folgten den ſtürmiſchen Wechſelreden. — Wir kommen eben aus Irland an, erzählte endlich Southampton, und ſind einem kleinen Gefolge vorausgeritten. Ich habe Eſſex nur in ſeinem Hauſe angemeldet, denn er ſelber iſt von der Straße aus nach Weſtminſter geeilt, — in den ſchmutzigſten Reiſekleidern, beſprützt, wie du einmal ſagſt, mit jedes Bodens Unterſchied, über den wir geritten ſind. Mit einem kühnen Griffe will Eſſex der Königin Gunſt, die er durch tückiſche Gegner ſich entwendet glaubt, wieder an ſich reißen.

Um des Himmels willen! rief William. Wird ſie ihn nicht als Verräther empfangen, der die Armee und die Sache des Vaterlandes verlaſſen habe?

Southampton zuckte die Achſel. — Ich habe ihm von Manchem abgerathen, ſagte er, aber du weißt, der Graf läßt ſich nicht einreden; er thut einen kühnen Wurf, und gewinnt oder verliert, nicht nach Verſtand, ſondern nach Glück. Diesmal freilich ſteht Alles auf dem Spiel. Ich bin nur froh, daß ich ihn von dem Gedanken abgebracht habe, einen Theil des Heeres mit ſich zu nehmen, um ſeinen Feinden zu trotzen.

Und du? Wie kommſt du ſo glücklicherweiſe mit, Heinrich? fragte der Dichter.

Da Eſſex durchaus auf dieſem Schritte beſtand, antwortete Southampton, ſo habe ich ihn vermocht, mir erſt das Commando der Reiterei abzunehmen.

Richtig! Warum hört er dich nicht! rief William. Alle Verantwortlichkeit während ſeiner Entfernung hätte auf dir gelegen.

Nicht darum, nein! antwortete der Graf. Die Königin, weißt du, iſt höchſt unzufrieden, daß der Graf ſo viel Ritter ernannt, beſonders aber, daß er mir jenen Poſten anvertraut hat. Vielleicht, wenn die Monarchin nun hört, daß er mir das Commando wieder abgenommen, mäßigt ſich ihr zorniger Empfang des unerwartet angekommenen Feldherrn, ſein Wagniß wird vielleicht für weniger waghalſig angeſehen, und die Königin findet an dieſem Stück Gehorſam eine Handhabe der Gnade.

Edler Mann, liebevoller, aufopfernder Freund! rief William, und drückte den Grafen an ſeine Bruſt.

Sie waren unterdeß dem nach Holbourne abziehenden Volkstumulte näher gekommen, und erblickten den von der Zerſtörung angenagten Phönix. William ſagte: Siehe da die *böſe* Vorbedeutung deiner Ankunft! Heut haben dieſe Puritaner den erſten, wenn auch nur halben Sieg davongetragen. Die drohende Zukunft, die ſchwarz verhüllt vor uns hing, hat ihren erſten Ausbruch gefunden

Mir ahnet eine Zeit, da durch eine Parlaments-Akte die Kunſt, die Poeſie, die edle Freude aus Albion verbannt werden. Vor der Ueberſchlämmung des Meeres hat die Natur dieſen ſtrahlenden Smaragd geſchützt: wer aber ſchirmt unſere Zukunft vor der Sündflut der Frömmelei und vor dem Anhauche der Verſteinerung? Hochmuth und Arbeit werden eine neue Dynaſtie gründen, die unſere Geiſter beherrſcht; der Spleen wird Prinz von Wales ſein und die Volksnoth ſeine natürliche Schweſter. Schon iſt das Handwerk im Bunde mit dem Puritanismus; die Hungersnoth iſt nahe, vielleicht auch die Peſt; wir ſchließen die Theater, und ziehen gelblederne Strümpfe an!

Der Graf lachte, und ſuchte den Freund zu beruhigen. Das ſind Bedrohniſſe einer ungewiſſen Zukunft, ſagte er. Hätten wir keine nähern Gefahren, bei denen unſer klopfendes Herz bangt! Doch will ich gern dieſen Phönix als Vorbedeutung für unſern Gönner Eſſex gelten laſſen: dieſer Bau, von ſeinen Feinden angegriffen, hat doch nicht zerſtört werden können, und bald wieder hergeſtellt, wird er die alte Macht auf die Herzen der Menſchen üben.

Siebentes Kapitel.

Am andern Morgen kam Southampton ſchon früh zu William, um ihn zum Grafen Eſſex abzuholen. — Was der Mann für ein Glück hat! rief er. Es geht ins Erſtaunliche, ja ich möchte ſagen, es geht ins Verhängnißvolle! Ich war geſtern Abend noch bei ihm aus Angſt wegen ſeines Empfangs bei der Königin. Nun höre! Wie er den Palaſt betritt, ſchrickt Alles vor ſeinem plötzlichen Erſcheinen oder vielleicht auch nur vor ſeinem unſchicklichen Anzuge zurück. Er hört, die Königin ſei unwohl und eben im Begriff, von ihrem Bette aufzuſtehen. Nun denke dir! Das hält ihn nicht ab, durch alle Zimmer bis zum Schlafgemache der Monarchin zu dringen. Wie ſie daſteht im Unterkleide mit aufgelöſtem Haare, wirft er ſich vor ihr nieder, bekennt ſeine Schuld, fleht um Gnade. Nun, addirt einmal das Negligé einer Königin und den ſchmutzigen Anzug ihres Feldherrn, und ſieh', welche Summe von Gnade oder Ungnade herauskommt. Ich möchte ſagen, nach demſelben Geſetze, wie zwei ungerade Zahlen eine gerade geben, verband ſich hier die zweite Urſache zur Ungnade mit der erſten, ſeiner unbefugten Abreiſe aus Irland nämlich — und beide brachten ihm die freundlichſte Aufnahme zu Wege. Die Monarchin hat ihre Umgebung weggewinkt, hebt den Knieenden auf, lächelt ihm zu, hört ſeine Beſchwerden und Klagen an, und empfängt ihn nach ihrer Ankleidung zum zweiten Mal. Diesmal nun ein wenig gereizt, uneinig mit ſich, oder — wie Eſſex glaubt, von der inzwiſchen eingetretenen Gräfin Nottingham gegen ihn aufgeregt. Deſſenungeachtet begrüßen ihn beim Weggehen Herren und Frauen, die kaum noch vor ihm geflohen waren, bis auf die Anhänger des Staatsſecretairs Burleigh, die ſich zurückziehen. Was ſagſt du dazu?

William bezeigte ſein Vergnügen über dieſen unerwarteten Ausgang. — Nur fällt mir der Königin bedenklicher Wahlſpruch ein, ſagte er: Taceo, video! Doch, denk' ich, wenn eine Monarchin ſieht und — ſchweigt, ſo iſt nichts zu fürchten. Gehen wir alſo getroſt!

Er eilte, mit Southampton, ſich dem Grafen vorzuſtellen, ehe dieſer in die Strudel des Tags und der Geſchäfte gezogen würde.

Graf Eſſex hatte ſich verſchlafen, und war eben noch im Ankleiden begriffen. Beide mußten alſo warten, und zogen ſich in ein Seitengemach zurück, wo ſie ſich an den Kamin ſetzten. — Ich kann dir nicht ausdrücken, mein William, wie ſehr ich mich auf das nahe Frühjahr freue, ſagte Southampton. Ich habe mir in dieſer großentheils ſchlaflos zugebrachten Nacht meine nächſte Zukunft ausgeträumt. Southamptonhouſe, von meiner Mutter verlaſſen, kam mir öde, einſam, betrübend vor. Nach Irland gehe ich nicht wieder zurück, auch wenn Eſſex den Oberbefehl behalten ſollte. Nein! Ich will vielmehr ſchnell und heimlich Anſtalten zu meiner Vermählung treffen; mit oder gegen Zuſtimmung der Königin, — mir einerlei!

Ich heirathe. Ich will froh werden im Beſitze meiner Eliſabeth. Die Vermählung ſoll ſtill auf dem Lande geſchehen, und dort denke ich auch die gute Jahreszeit zuzubringen. Unter Knospen und Blüten will ich den ſchönſten, ſüßeſten Mai der Liebe feiern. Aber ich konnte meinen lieben Traum nicht abſchließen, ohne auch dich, mein Freund, mit hineinzuweben. Zu meiner Eliſabeth und meiner Liebe gehörſt auch du mit deiner Poeſie. Mehr wünſche ich nicht; aber es dürfte auch nichts daran fehlen. Doch ſollſt du kein bloßer Zeuge meines Glückes ſein, ſondern es im ganzen Umfange mitgenießen. Ich denke nämlich an deine Verbindung mit Thekla. Sollte ſie mit ihren Verhältniſſen noch nicht im Klaren ſein: ſo könnt ihr euch gerade auf dem Lande über Vieles hinwegſetzen, was uns in London beengt und benagt. Wir ziehen auf die entfernt und traulich gelegenen Güter meiner Eliſabeth. Ueberleg' es dir, William, und dann ſprechen wir mehr davon. Ich meine nur, was deine Verbindung mit Thekla betrifft; denn wie du dich einrichteſt, ſoll dir keine Sorge machen, das iſt meine Sache, und darin mußt du mir freie Hand laſſen.

William hatte nachdenklich zugehört. Ein reizendes Bild ländlichen Lebens lockte und umgaukelte ihn. Doch regten ſich Zweifel und Beſorgniſſe, die er ſich nicht alsbald klar machen konnte. — Wie froh würde ich nicht in deinem Paradieſe ſein! rief er aus. Wie glücklich macht es mich ſchon, daß du mich ſo mit hineinträumſt, treuer, unwandelbarer Freund! Weißt du, was mich betrübt, was mich niederbeugt? Deine Mutter, deine Schweſter denken anders von mir, — ſie misachten mich!

Wir hätten jetzt noch nicht davon reden ſollen, erwiderte nicht ohne Befangenheit der Graf. Das erfodert Erklärungen, Mittheilungen, die — ich meine, die nur im rechten Augenblicke geſchehen können. Beruhige dich, mein Freund! Es ſind Misverſtändniſſe, die ſich löſen laſſen, und hinter denen du das Verlorene wiederfindeſt. Ich werde dir zur rechten Zeit ſagen, was du dabei zu thun haſt, und ich ſehe dir ſchon an, daß du es an dir nicht wirſt fehlen laſſen.

Sie wurden zum Grafen beſchieden, und fanden ihn nach Hofe zu fahren gerüſtet. Eſſex empfing den Dichter ſehr freundlich, wiewol mit auffallender Herabſtimmung ſeines ſonſt aufgeregten Weſens. — Ich bin noch ein wenig erſchöpft, von dem heftigen Ritt und manchen überſtandenen Verdruſſen, ſagte er. Und nachdem er mit Bedauern des Unfalls gedacht, der dem Freunde begegnet war, ſetzte er hinzu: Ich hoffe, der Feldzug in Irland wird mit der beſſern Jahreszeit auch eine beſſere Wendung nehmen. Auch werde ich meine Operationen ändern. Denke dir, Heinrich, fuhr er gegen Southampton fort, ich bin dieſe Nacht durch Nachdenken und Gedankenverbindung auf die Vermuthung, ja auf die Spur des Spitzbuben gekommen, der den Irländern unſere Abſichten und Plane verrathen hat. Ich laſſe mich hängen, wenn es nicht unſer Unterhändler iſt. Ich kenne ihn von andern Geſchäften her als Achſelträger, und umſonſt iſt uns der Spitzbube nicht gleich wieder hierher nachgereiſt. Ich bitte dich, faß' ihn ins Auge und ſuche herauszubringen, welche Verbindungen er in meiner Kanzlei gehabt hat.

Er muß die genaueſten Mittheilungen erhalten haben. Ich bin von Verräthern umgeben.

Was! Er iſt wieder hier? fragte Southampton.

Ja wol! antwortete Eſſex. Er iſt dieſe Nacht mit meinem Gefolge eingetroffen. Er hat meinen Leuten geſagt, er halte ſich drüben nicht mehr für ſicher, weil er uns uneigennützige Dienſte geleiſtet habe. O du uneigennütziger Spitzbube! — du ſollſt dafür an dem großmüthigſten Stricke aufgeknüpft werden. Sir William, wendete ſich dann Eſſex wieder an unſern Freund. Euer Pferd iſt hier geblieben, ich werde es Euch ſchicken, es iſt Euer. Reitet fleißig, um Euch zu erkräftigen. Ihr werdet mich hoffentlich nach Irland begleiten können. Ihr ſollt aber nicht gleich angeſtrengt werden. Morgen früh —

In dieſem Augenblicke ward ein Herr von Hofe gemeldet, und trat auch gleich hinter dem anmeldenden Bedienten ein. Den freundlich ihm entgegenkommenden Grafen wies er mit vorgeſtreckter Hand zurück, indem er ein verſiegeltes Schreiben hervorzog, und übergab.

Eſſex erbrach und las es. Er ſetzte ſich wie in einer Anwandlung von Schwäche nieder, küßte das Schreiben, und ſagte ganz ſanft: Ich ſtehe in der Hand meiner gnädigen Monarchin! Geht, meine Freunde! Verlaßt mich! Mir iſt befohlen, mich einſam auf mein Zimmer zu beſchränken, und eine Deputation des Staatsraths zu gewärtigen, vor der ich mich wegen meines Benehmens in Irland, wegen meiner — wie es hier heißt — „Deſertion“ und wegen meines Eindringens in der Königin Schlafgemach verantworten ſoll.

Und daß Euch bei aller Strenge der Hof unterſagt iſt! rief der Höfling mit wichtiger Miene und Geberde.

Wohlbemerkt, mein ſehr ſcharfſinniger Botſchafter! verſetzte Eſſex. Wenn ich mein Zimmer hüten muß, werde ich freilich nicht nach Hofe kommen können. Verlaßt mich, meine Freunde! Ich bin zur Einſamkeit verurtheilt, ich bin mit Ungnade gebrandmarkt. Geht!

Southampton warf ſich in heftigem Schmerz an des Vetters Bruſt, und William küßte gerührt ſeines Gönners dargereichte Hand. So entfernten ſie ſich mit bangem, bekümmertem Herzen.

Achtes Kapitel.

Die Loſung zu Beſorgniſſen und Unruhen der quälendſten Art war nun gegeben. Der alte Parteikampf zwiſchen Eſſex und ſeinen Gegnern entbrannte mit neuer Wuth, und noch niemals war ſo eigenthümlich wie jetzt das Herz der Königin ſelbſt ein Herd des öffentlichen Zwiſtes geweſen. In ihrer eigenen leidenſchaftlichen Bruſt ſtritten die zwei feindſeligen Kräfte, die außer ihr ſich bekämpften. Denn auch ohne den Wechſeleinfluß beider Parteien ſchwankte ſie in ihrer Geſinnung für und wider den alten Günſtling. Heute ſprach ſie mild, morgen im Zorne von ihm; heut ordnete ſie die ſtrengſten Maßregeln gegen ihn an, morgen ließ ſie ihm einen freundlichen

Troſt überbringen. Die ſeltſame Lage war vorhanden, daß zwei Parteien nicht dahin ſtrebten, die Monarchin für ſich einzunehmen, ſondern ſie nur in einer ihrer wechſelnden Stimmungen, hier für, dort wider den Grafen feſtzuhalten. Eſſex hatte eine Blöße gegeben, die ſeine Feinde zu einem Todesſtoße benutzen wollten, während ſeine Freunde einſahen, daß ſie mit einem ſo kühnen Wurf ihres Gönners Alles gewinnen könnten. Niemand aber wußte ſich dieſen tiefeigenen Widerſpruch im Herzen Eliſabeth's zu erklären. Vielleicht traf nur unſer Freund William mit ſeinem Seelenblick den rechten Grund; indem er dieſen Wechſel zwiſchen Gunſt und Groll auf jenen Doppelempfang des eben zurückgekehrten Grafen zurückführte. — Ihre Gunſt, ſagte er, haftet an dem Unterrocke und im aufgelöſten Haar; ihr Groll ſitzt in ihrem ſeidenen Mäntelchen und ihren falſchen Locken. Die Empfindungen einer liebenden Dame werden ja doch von ihrem Anzuge mehr oder weniger bedeckt. Im Unterkleide war ſie Weib, im Mantel aber Königin; dort zum Verzeihen, hier zum Verurtheilen angeregt.

Ich nehme deine Erklärung in dem Sinne, lachte Graf Heinrich, daß die Königin erſt unterm Ankleiden ſich beſonnen haben mag, wie der ſpöttiſche Eſſex ſie vorher überraſcht und in einem Zuſtande geſehen hatte, der jetzt keineswegs mehr ſo reizend iſt, als ſie es in den erſten Augenblicken ſeiner Ueberraſchung vielleicht geträumt hat. Je nachdem nun in den wechſelnden Stunden bald die erſte ſüße Eitelkeit, bald die zweite brennende Beſchämung die Oberhand gewinnt, regt ſich für den Grafen ein huldreiches oder ein rachſüchtiges Herz.

Nicht weniger als die wandelbare Stimmung der Königin war das Benehmen des Grafen Eſſex auffallend. Er zeigte unwandelbare Gelaſſenheit und Unterwerfung. Wiederholte Schreiben an die Königin athmeten faſt Erniedrigung. Er flehte um nichts als Freiheit, damit er ſich auf ſeine fernſten einſamſten Beſitzungen zurückziehen könne. — Zwiſchen meinem Verderben und meiner Fürſtin Gunſt iſt kein Zwiſchending, ſchrieb er unter Anderm, und wenn ſie mir wieder ihre Huld gewährt, ſo gibt ſie mir damit alle Dinge, die ich auf der Welt nöthig habe und wünſchen mag. — Eſſex ließ nur ſeine nächſten Angehörigen vor ſich, um der Königin ja nicht zu misfallen; ſeine Bedienten mußten in Trauer gehen, und durften ſich bei keinem öffentlichen Vergnügen ſehen laſſen. Seine Anhängerſchaft hatte ſich jetzt ſehr vermindert. Zu den Wenigen, die ihre Anhänglichkeit zu bezeigen, nach ihres Gönners Palaſt gingen, um nach deſſen Befinden zu fragen, gehörte William. Und wie nun Eſſex, ſeinem großmüthigen Hang nach, aus ſeiner Haft gern Artigkeiten erzeigte, ſo ließ er auch dem Dichter das ſchöne Pferd zuführen, das William früher geritten hatte.

Den Freunden des Grafen war dieſe ungewöhnliche Milde des ſonſt ſo gern ungeberdigen und hochfahrenden Mannes, wenn auch befremdlich, doch ganz recht, um deſto leichter bei der Monarchin für ihn zu wirken. Es läßt ſich denken, daß beſonders auch Southampton in dieſe Sorgen tief verſchlungen war. Er beſuchte faſt täglich ſeinen poetiſchen Freund, um ſich bei einem guten Geſpräche von den Parteihändeln zu erholen, aber eben ſo ſelten, als er jetzt an ſeine eigene Vermählung dachte, ſprach er von William's Verbindung, und von einem Beſuche bei Thekla war keine Rede mehr. Im Stillen hatte Southampton eine ihm unerklärliche Scheu vor der räthſelhaften Geliebten des Freundes gefaßt. Er hätte ſie gern erſt einmal ſelbſt unbemerkt geſehen, aber um Alles keinen zweiten Vorſchlag hierzu machen mögen, weil er nie ohne eine faſt abergläubige Angſt an die für William ſo ſchrecklich abgelaufene erſte Verabredung denken konnte. Aus ſolcher Befangenheit unterließ es der Graf auch, die Herzensangelegenheit William's weiter zur Sprache zu bringen, und ſuchte nur durch eigenes unbedingtes Vertrauen auch den Freund zur Vertraulichkeit zu ermuntern. In dieſen Tagen bildete ſich jene freundſchaftliche Zärtlichkeit des Grafen für den Dichter aus, die dieſer mit manchen ſchönen Sonetten erwiderte. Denn ſo ſehr unſer William im geſelligen Umgang mit Freunden und Genoſſen um ſeiner unbefangenen, milden Fröhlichkeit, ſeines Witzes und ſeiner Schwärmerei willen geliebt und geſucht war, behielt er doch im zärtlichen Erguß gegen einen Mann eine gewiſſe Sprödigkeit an ſich. Er ſprach daher manche im Umgang zurückgehaltene Empfindung für Southampton lieber in Verſen aus, und vergütete ſo die Kargheit des Augenblicks durch einen bleibenden Ausdruck ſeiner freundſchaftlichen Gefühle.

Da Southampton, gerade um ſich von verdrießlichen Angelegenheiten zu erholen, William's Umgang ſuchte, und überdies vor des Dichters ruhiger, ſchaffender Stimmung eine hohe Achtung hatte: ſo zog er ihn nicht gern in die Verwirrungen des Tages und theilte ihm nur die Vorfälle mit, nach denen William ſelbſt aus Intereſſe für Eſſex fragte. So kam denn die Rede auch nicht auf Laſko. William hatte dieſes Oheims ſeiner Geliebten gegen Southampton nie gedacht; Thekla hatte es nicht gewünſcht, und der Freund keinen Anlaß dazu gefunden.

Wirklich war Laſko aus Irland zurückgeeilt, um in London zu wachen, was es mit Eſſex und den weitern Unternehmungen gegen die Rebellen werden würde. Auf den Wink des gefangenen Eſſex ließ ihn Southampton durch vertraute Leute auf allen Schritten beobachten. Um ihn geradezu anzupacken, fehlte es an Beweiſen. Laſko hätte viel eher darthun können, welche Dienſte er dem Grafen Eſſex geleiſtet habe. Dieſe Dienſte waren zum Theil von der Art, daß der Graf ſeinen Unterhändler ſchonen mußte, um ihn nicht den Gegnern in die Hände zu treiben, die ihn vielleicht gegen Eſſex ſelbſt hätten brauchen können. Es war daher Southampton's Abſicht, den verdächtigen Mann gewähren zu laſſen, und nur deſſen Verbindungen auszuforſchen, um auf die Spur des Verräthers zu kommen, von dem Laſko die Mittheilungen aus der Kriegskanzlei erhalten hatte.

Während deſſen trug ſich Manches zu, was die Lage des in Ungnade gefallenen Eſſex verſchlimmern mußte. Lord Montjoy hatte nämlich aus Freundſchaft für Eſſex, um auf ihn den Schein einer Unentbehrlichkeit zu werfen, den ihm angebotenen Oberbefehl in Irland abgelehnt, und der Feldzug kam dadurch ins Stocken. Hauptleute, Offiziere und gemeine Freiwillige aller Waffengattungen kehrten nach England zurück. So drohte hinter dem zuerſt ausgebrochenen Schlußſteine nach und nach das ganze Gebäude der irländiſchen Unternehmung zu zerfallen. Die

Stadt ward wieder von dem ſich auflöſenden Heere belebt, wie ſie es früher von dem ſich bildenden geweſen war. Die Monarchin gerieth in Beſorgniß; Graf Eſſex ward dem Lord Siegelbewahrer übergeben, der ihn nach Yorkhouſe brachte und vor jedem Beſuch und Briefwechſel abſchloß.

Jene ungeordneten Haufen Kriegsleute fanden ihre Luſt darin, unordentlich zu leben. Die ſich aus dem feſteſten Verbande gelöſt hatten, betrugen ſich nun auch ungebunden genug. Nie war es des Nachts ſo toll und lärmend wie jetzt in London zugegangen. Den Kriegsgeſellen, die ihre irländiſche Beute durchbrachten, hing, wie Ungeziefer, hungriges Geſindel an. Die Theurung ſtieg täglich, die Bettlerhaufen wuchſen und wurden immer verwegener. Man durfte ſich nach eingebrochener Dämmerung nicht mehr in die entlegenen Gaſſen beſonders der Vorſtädte wagen, ohne beraubt, und bei einiger Widerſetzlichkeit mishandelt zu werden. Die kühnſten Einbrüche geſchahen. Am Tage zogen Scharen hungrigen Volks durch die Straßen oder lagerten ſich an öffentlichen Plätzen. Der Verkehr mit Lebensmitteln mußte verſtohlen geſchehen; ja das bloße Anſehen von Wohlhabenheit und Genuß ſetzte ordentliche Leute dem Hohne der Bettler aus. Doch waren es nicht immer nur Bettler: auch leidenſchaftliche Menſchen, denen es nicht an Arbeit und Auskommen fehlte, ſchloſſen ſich an, nicht um an dem Bettel, ſondern um an der öffentlichen Unordnung Theil zu nehmen.

Jetzt trat endlich die Stadtobrigkeit thätiger hervor, und der Lordmajor, ein ſehr entſchiedener Mann, griff mit Nachdruck ein. Doch der verwilderte Pöbel, der ſich einmal über die Achtung vor dem Eigenthum hinausgeſetzt hatte, überſprang auch bald die Scheu vor dem Geſetz und das Anſehen der obrigkeitlichen Perſon. Der Lordmajor ward in ſeinem polizeilichen Amte verhöhnt und mishandelt.

Da ließ die Königin das Kriegsgeſetz in Kraft treten. Thomas Wildford wurde zum General-Profoß ernannt, und durchzog mit bewaffneter Mannſchaft die Stadt. Die Unruhigen wurden aufgegriffen, die Widerſetzlichen nach kurzem Proceß aufgeknüpft.

Aus Verdruß an dieſen Auftritten der Unordnung und der Strenge zogen mehr und mehr Familien aus London aufs Land, um ſo lieber, als mildes Aprilwetter mit keimendem Grün einen ſo lockenden Contraſt zu dem betrübenden Zuſtande der Reſidenz bot. — Auch Thekla lag ihrem Freunde an, für einige Zeit aufs Land zu ziehen. Seit ſie den Grafen Southampton zurückgekehrt in London wußte, hatte ſie ihre alte Wohnung in Southwark wieder bezogen, behielt aber ihr Zimmer bei Lasko für außerordentliche Fälle einer geheimen Zuflucht bei. Obſchon ſich nach Allem, was ſie von William über Southampton's Stimmung vernahm, ihr alter Geliebter jetzt wenig um ſie zu bekümmern ſchien, ſo blieb ſie doch nicht ganz unbeſorgt. Sie ſehnte ſich daher auf das Land, zugleich in der Abſicht, ſich mit William wegen ihrer gemeinſamen Zukunft ein für alle Mal zu beſprechen, und durch ein offenes Geſtändniß über ihren früheren Umgang mit dem Grafen ſich aus der Schaukel zu retten, in der ſie bis jetzt, nicht zu ihrem Behagen, ſchwebte. Dies wollte ſie aber nicht eher, bis der Freund all' ihrer Liebe und Zärtlichkeit theilhaftig geworden ſei. Ihre Aengſte, ihre Beſorgniſſe, das entſetzliche Ereigniß, das ſie über ihres Freundes Haupt gebracht hatte, gaben ihr eine ungewohnte und ſeltſam geſpannte Richtung zum Nachdenken, zum Ueberlegen und Berechnen. Sie dachte durch leidenſchaftlichſte Hingebung ihren Freund zugleich zu bezaubern und zu verpflichten. Sie hielt ihn für ſinnlich und für edel genug zu beidem. Bei dieſer wunderlichen Berechnung regte ſich doch auch etwas von ehrlichem Verlangen nach Verſtändigung und Wahrheit zwiſchen ihr und William, eine aufrichtige Sehnſucht nach offenem Bekenntniß ihrer bisherigen Täuſchungen und nach einer Erleichterung durch William's Vergebung. Kurz, Thekla befand ſich in dem ſeltſamſten Gemüthszuſtande, der in ſeiner reinen und unreinen Miſchung nur bei einem ſo ſelten begabten und ſeltſam verſtrickten Herzen denkbar iſt.

Unſer Freund William kam ihr in dieſen Abſichten halben Wegs entgegen. Er hatte die Zuſage, daß ſie ihm vom Mai an ganz angehören wolle, nicht vergeſſen, und ſehnte ſich nach dieſer innigſten Verbindung. Indem er ſich aber eingeſtehen mußte, daß doch nur von einer Vermählung am Altare der Natur, unter Einſegnung der Liebe, die Rede ſein könnte, fand er es höchſt reizend, ſolchen Bund entfernt von der Stadt, in ländlicher Frühlingsumgebung zu ſchließen, und denſelben nach dem Genuß aller Maiwonnen bei ſeiner Rückkehr nach London auch öffentlich fortzuſetzen, als ob er mit aller Weihe des Geſetzes vollzogen ſei. So lockend aber auch dieſer Traum war, ſo fühlte ſich William doch von der Lage ſeines Gönners Eſſex, von den Sorgen ſeines Freundes Southampton und von dem betrübten Zuſtande der Stadt zu getheilt und zerriſſen, um ſich würdig und empfänglich genug ſolchem Glück der Liebe hinzugeben. Ebenſo wenig konnte er in dieſer vielfach getheilten Stimmung und abgeleiteten Herzenswärme anhaltend arbeiten. Er brachte nur einzelne Gedanken, Betrachtungen, Empfindungen, Anſchauungen und Lebensbilder zu Papier, die ſich an das Geſchick der Großen, an die Looſe der Niedern anknüpften.

Dieſer unbefriedigte Zuſtand, in welchem Thekla ſo ſehr in ſich vertieft, und William außer ſich zerſtreut zubrachte, ſollte nicht allzulang dauern.

Eines Nachmittags hatte William nach einem Spazierritte mit Southampton Abſchied von demſelben am Poſternthore genommen, und ritt die Towerſtraße entlang, als ihn eine männliche Stimme aus einem Fenſter anrief. Es war jener Edelmann Holles, der einſt den Dichter zur Hochzeit von der Straße hatte rufen laſſen, um ſeine Bekanntſchaft zu machen. William ſtieg ab, übergab ſein Pferd den bewaffneten Dienern des Edelmanns, die vor dem Hauſe warteten, und eilte hinein, den ehrlichen Squire zu begrüßen. Es war ein berühmter Tabacksladen, mit welchem eine der damals üblichen Rauchakademien verbunden war. Nach herzlichen Begrüßungen und wechſelſeitigen Erkundigungen flüſterte der Squire unſerm Freunde zu: Die Narrheiten in London nehmen ſo raſch überhand, daß unſer Einer nicht mehr nachkommen kann, ſie kennen zu lernen. Ich habe wieder einmal in der Stadt zu thun gehabt, und muß mir bei der Gelegenheit auch dieſe neu eingerichtete Rauchanſtalt beſehen.

Sie ſetzten ſich, um während ihrer Unterredung das Treiben der Stutzer im Auge zu behalten. Dieſe jungen, nach der neueſten Mode gekleideten Herrchen ſaßen halbdutzendweiſe um einzelne Rauchvirtuoſen, die ihnen die Kunſtgriffe der verſchiedenen Arten zu rauchen beibrachten. Jede Art hatte ihren Namen. Einige dieſer Zierlinge rauchten den „Brodel", indem ſie den Rauch lange im Munde behielten, und dann herauswallen ließen; Andere übten ſich im „Eurippus", indem ſie abwechſelnd aus Mund und Nüſtern dämpften; Wenige hatten es zum künſtlichen „Whiff" gebracht. Für dieſe Rauchgeſellſchaft ſaß hinter einem erhöhten Tiſchchen ein ſauberer Burſche, und hackte auf einem Block von Maſerholz die Tabacksblätter klein. Ein anderer Diener unterhielt ein Feuerchen mit Wachholderholz, und reichte mit ſilberner Zange die Köhlchen umher. Dort ſchimpften einige Stutzer, ihr Taback ſei mit Oel oder mit dem Satze von Sekt verfälſcht, und geriethen über beide Verfälſchungsarten ſelbſt in Streit. Andere ſchalten, der Taback werde hier im Hauſe in Sandgruben friſch erhalten und nehme von der Verpackung in Leder und ſchmierigen Tüchern einen übeln Geſchmack an. Auf dieſe Beſchuldigungen trat der Ladenbeſitzer hervor, vertheidigte ſeine Einrichtungen, brachte Lilientöpfe herbei, und reichte wohlriechende Sorten zur Probe umher. Pfeifen verſchiedener Art ſtanden in einem offenen Schränkchen zur Auswahl. — Zu all' dem Treiben lachte der Squire heimlich und durch das Fenſter blickend. Sind wir denn hier in einer Küche, ſagte er leiſe zu William, oder in einer Wohnſtube? Dabei ſuchte er mit Mund und Hand die Rauchwolken von ſich abzuwehren. — Und was für uns unangenehm iſt, muß für die Raucher vollends ungeſund ſein, meinte er. Ei, es muß ſich ja in ihrem Innern ein höchſt ſchädlicher, ölig-klebriger Ruß anſetzen und ſeine Aſche in ihre Lunge fallen. Kommt, laßt uns gehen!

Vor der Thüre lud der Edelmann unſern Freund auf ſein nur eine halbe Tagreiſe entferntes Gut ein, das er eben als Erbſchaft eines Oheims ſeiner Frau angetreten hatte, und in beſſern Stand bringen wollte. Nur ein paar Meilen habt Ihr hinauszureiten, ſagte er ſehr eindringlich, könnt zuweilen nach der Stadt zurückkehren, und habt wol auch eine friſche Frühlingsſtimmung, etwas zu dichten. Ein reinliches Dorf liegt am Park, ein herrlicher Wald iſt nahe, die Vögel ſingen ſchon meiſterlich. Ich bitte Euch, kommt, und bringt ein paar Frühlingswochen bei mir zu. Ihr thut mir einen großen Gefallen; denn ich bin noch einſam, meine Familie kommt erſt gegen den Sommer nach. Verſprecht mir, daß Ihr kommen wollt!

Es ſei! ſagte William. Ich hörte eben vom Grafen Southampton, daß die Königin meinem Gönner, dem Grafen Eſſex, erlaubt hat, wieder in ſein Haus zurückzukehren. Sie hat ihm, da er erkrankt iſt, eine Suppe zugeſchickt, und ihm einige freundliche Worte ſagen laſſen. Hoffentlich ſind das Vorzeichen der Begnadigung. Ich bin jetzt ruhiger, will mich mit meiner Verlobten verbinden, und die Küßwochen bei Euch zubringen. Ich darf doch gepaart kommen?

Der Squire umarmte den Freund mit lebhaftem Glückwunſche. Ach ja! rief er, Ihr ſeid dann zweifach willkommen. So iſt es recht! Es iſt ja jetzt die Paarzeit für alle Sänger. Ja kommt nur gleich mit Euerm jungen Weibchen. Ihr ſollt ein traulich Gemach voll Waldluft und Frühlings-Morgenſonne bei mir finden und dazu ein breites Bett hinter Vorhängen. Kommt doch ja zu unſerm Maimorgenfeſt! Wir wollen es heuer nach altem Brauche begehen. Aber kommt einige Tage vorher, damit ihr an jenem frühen Feſtmorgen gehörig ausgeſchlafen habt.

Schalkhaft lächelnd ſchwang ſich der Edelmann auf ſein Pferd, reichte dem poetiſchen Freunde die Hand und trabte in der Richtung nach St. Giles durch die Stadt.

Neuntes Kapitel.

Seitdem lag unſerm William die Einladung des Squire beſtändig im Sinne. Ein beſtimmtes Ziel der Reiſe war gegeben, und ſo war ein Entſchluß leichter zu faſſen. Die Vorſtellung von einem traulichen Gemach voll Waldluft und von ſüßen Frühlingsnächten reizte unaufhörlich ſeine Sehnſucht und ſein Verlangen. Das junge Grün trieb mächtig an den frühen Stauden. An allen Fenſtern ſtanden Levkojen und Schlüſſelblumen; in den Hausgärten blühten Tulpen, doppelte Päonien, Weißdorn, Kirſchen- und Pflaumenbäume; ſodaß der Freund ſchon die Erſtlinge des Lenzes zu verlieren fürchtete. Er verabredete mit Thekla die Fahrt zu dem Squire. — Wir gehen vor Allem einmal auf acht Tage dahin, ſagte er, und entſchließen uns dort, wenn in der Stadt nichts vorfällt, nach unſerm Wohlgefallen länger zu bleiben, oder unſern ländlichen Aufenthalt zu wechſeln.

Thekla war ſehr vergnügt. Es gefiel ihr beſonders, daß es ein ſtiller Park war, wohin ſie gingen, und daß der Squire das Schloß noch allein ohne ſeine Gemahlin bewohnte. — In der fröhlichen, hochgeſpannten Stimmung beider mußte dieſe kleine Fahrt ein phantaſtiſcher Ritt werden. Lenz und Liebe lockten eine abenteuerliche Luſt hervor. Sie wollten nicht in ihrer häuslichen Alltäglichkeit, ſondern in irgend einer dichteriſchen Geſtalt dem ſchönſten Frühling ihres Lebens begegnen. Thekla kam auf den Einfall, ſich als Feenkönigin Gloriana zu verkleiden, und William ſollte den Prinzen Arthur vorſtellen. Dieſer, recht in Thekla's Phantaſie aufgefaßte Gedanke ſtimmte ebenſo ſchön zu dem alten Wohlgefallen des Freundes an dem Gedichte ſeines Lieblings „Edmund Spenſer". William war entzückt. Das Buch wurde herbeigeholt, und die Beſchreibung des Dichters von jenen Perſonen nachgeſchlagen. Thekla übernahm es, die beiden Anzüge genau der Beſchreibung gemäß zu beſorgen. Die Vorbereitungen zur Fahrt wurden ganz ſtill in Thekla's Wohnung getroffen.

William ſetzte ſeinen Freund Southampton von ſeinem Vorhaben in Kenntniß, auf acht Tage zu verreiſen, und ſich mit ſeiner Thekla zu „verbinden". Er wollte nicht gerade „vermählen" ſagen, und doch den Schein haben, daß es eine geſetzliche Vereinigung würde. So nahm es auch Southampton auf, indem er bewegt William's Hand ergriff. O du Glücklicher! rief er aus. Nun überholſt du mich noch. Die ſchönen Frühlingsträume ſind von mir gewichen. Ich darf jetzt an das Glück einer Vermählung nicht denken. Das Misgeſchick meines Vetters Eſſex nimmt mich und meine Eliſabeth zu lebhaft ein. Unſere Herzen ſind durch Kummer verdüſtert. Doch faſſe ich ſeit geſtern beſſere Hoffnung. Die Königin ſcheint eine günſtigere Stimmung gegen den Grafen angenommen zu haben. Sie hat achtzehn Bevollmächtigte aus dem Staatsrath ernannt, die des Grafen Sache nochmal prüfen, und ſeine Vertheidigung hören ſollen. Darauf will ſie einen letzten Beſchluß faſſen. Ich weiß, daß die ernannten Richter im Allgemeinen dem Grafen nicht abhold ſind; dennoch muß mir Alles daran liegen, ihm zu ſeiner Rechtfertigung die Beweismittel über den Verrath ſeiner Operationspläne zu verſchaffen. Auf der Spur des Verraths bin ich, und habe jetzt kein lebhafteres Intereſſe, als dieſe Fährte zu verfolgen.

William war ſehr erfreut über die gute Wendung dieſer Angelegenheit. Er bat den Freund um eines ſeiner für Frauen zugerittenen Pferde, und verſchwieg ihm nicht, in welcher Verkleidung er mit ſeiner Thekla ausreiten wolle, um zugleich auch in ſo luſtigen Masken das Maimorgenfeſt mit zu begehen. Southampton freute ſich des fröhlichen Unternehmens. — Ja, genieße dein Glück, o mein Freund! rief er aus, indem er William umarmte. Du bedarfſt nach dieſem traurigen, unglücklichen Winter ſolcher Wiedergeburt durch Freude. Möge dann künftighin jede Kümmerniß des Lebens, alles Misgeſchick und jede trübſelige Verwirrung unbemerkt an dir vorüberziehen! Nur die freie, heitere Seele des Dichters kann jene Werke ſchaffen, die viel tauſend Herzen über ihre Sorgen und Aengſte hinausheben, und die Verſtrickungen des Lebens löſen.

Beim Weggehen äußerte Southampton mit einer gewiſſen Befangenheit: Vor deiner Fahrt muß ich dich noch einmal ſprechen. Ich habe dir eine Mittheilung zu machen, für welche ich bis jetzt das rechte Wort oder vielleicht die rechte Minute nicht finden konnte.

Thekla hatte mit den Anzügen nicht geſäumt, und der Tag zur Fahrt lag nur noch hinter Einer Nacht. Southampton kam noch am Vorabend in der Dämmerung, und rief dem Freunde unter den Fenſtern ſeiner Wohnung. Er wollte ihm nur Lebewohl ſagen, und war ſehr haſtig und unruhig. William eilte hinab. — Denke nur, ſagte er, was mir die verwünſchte Perſon zu ſchaffen macht! Aber ich bin nun auch dem Ausgange nahe. Weißt du, wem ich auf die Spur gekommen bin? Ich meine wegen des Verraths aus der Kriegskanzlei? — Dieſer Roſalie. Sie ſteht in Verbindung mit unſerm irländiſchen Unterhändler. Meine Aufpaſſer hatten ſie bei ihm ein- und ausgehen ſehen, kannten ſie nicht, gingen ihr nach, und zeigten mir ihre Wohnung jenſeit der Themſe an. Es iſt kein Zweifel, ich kenne das Haus. Morgen früh will ich gleich ſelbſt zu ihr: ich muß herausbringen, von wem ihr die Mittheilungen aus der Kriegskanzlei zugetragen worden. Hatte ich nicht Recht, als ich ihr die verwickeltſten und gefährlichſten Verbindungen zutraute? Iſt es nicht ein wahres Verhängniß, daß mich dieſe Perſon auf allen meinen Wegen durchkreuzt, mir in allen Richtungen zu ſchaffen macht?

Gib nur Acht! erwiderte William, wir kommen auf bedeutende Entdeckungen! Das hangt Alles mit der arabiſchen Jungfrau und ihren Verbindungen zuſammen. Ich bin ſehr begierig und hätte jetzt London nicht verlaſſen ſollen. Die unruhige Erwartung wird mir meine Freuden ſchmälern und trüben.

Nein, geh' du nur immer, mein Freund, und verliere nichts von dieſem ſchönen Lenze! rief Southampton. Es gereicht mir zur Freude, daß ihn wenigſtens doch Einer von uns beiden recht genießt. Ob du eine Woche früher oder ſpäter dieſe Schurkereien erfährſt. Hier nimm dieſen Brief zu dir: er enthält, was ich dir um deinet- und meinetwillen mittheilen muß, und was ſich mündlich nicht ſo gut ſagen und beſprechen läßt. Aber deine Hand darauf, daß du den Brief nicht eher erbrechen willſt, bis du mit Thekla verbunden biſt.

William war betreten. Er fürchtete jetzt den Doppelſinn ſeines Wortes und daß ein Misverſtand daraus entſtehen könnte, — eine Verbindlichkeit aus einem nichtigen Bunde. Mit Thekla verbunden? fragte er, und bat um nähere Andeutung; allein Southampton beſtand auf unbedingter Freundeszuſage. Wie William ſie zagend gegeben hatte, drückte ihn der Graf feſt an ſich, und küßte ihn. Dann lenkte er mit den Worten ab: Morgen habe ich noch einen unruhigen Tag, der mit dem leidigen Beſuche bei Roſalien anfängt. Uebermorgen iſt des Grafen

Eſſex Verhör, und bis du wiederkehrſt, iſt ſein Geſchick gewiß entſchieden. Wir werden uns, hoffe ich, freudig wiederſehen. So lebe bis dahin wohl! Freue dich, und kehre beglückt zurück!

Bei grauendem Anbruche der letzten Aprilwoche ritt William, als Prinz Arthur gekleidet, den Strand dahin, um auf dem Platze Charing Croß mit Thekla zuſammenzutreffen.

Hier hielt auch ſchon des Grafen Pferd für ſie. Nicht lang, ſo kam ſie glänzend in ihrem phantaſtiſchen Anzuge als Feenkönigin Gloriana, jedoch mit vorgenommener Larve, den Fluß herauf, landete am Yorkplatze, und vereinigte ſich mit dem Freunde. Am Conventgarten hinauf gelangten ſie hinter Milliſent's Hütte auf die Oxfordſtraße. Die Hütte war noch verſchloſſen; nur die Sperlinge wachten ſchon, und flatterten um das Dach. Bald verlor unſer Paar London aus dem Geſicht, und nun gewannen ſie mehr und mehr den heitern Muth und die Laune, die zu ihrem phantaſtiſchen Anzug und Unternehmen paßten. Sie freuten ſich kindiſch ihrer ſeltſamen Gewänder und wunderlichen Einbildung. William grüßte ſie feierlich „Gloriana“! Sie rief ihm lächelnd „Arthur“. — „Du meine Königin“! — „Du mein Prinz“! — Hundert Schmeicheleien, hundert Zärtlichkeiten knüpften ſich an dieſe Phantaſien, ſo oft das Paar zum Ausruhen nach jedem grünen Hügel geritten, ſich des ſchönen Tages freute, der heut — wie es ſchien, zur Schonung ſo zarter Gewänder — ohne allen Sprühregen ablief. William hatte das Gedicht ſeines Lieblings Spenſer zu ſich geſteckt, und las einzelne Stellen vor. Thekla wußte manche auswendig, beſonders auch die, wo der Dichter Arthur's ſtattlichen Helmſchmuck beſchreibt, „der mit Perlen beſprengt und goldgeſchmückt in luſtigem Tanze ſchwankt, gleich einem Mandelbäumchen, das auf grünen Berges Haupt mit Blüten prunkend, unter jedem Windeshauche zittert und mit zärtlichen Blicken herunternickt“. — Solche dichteriſche Worte lockten wieder neue Liebkoſungen. Die Liebesverſicherungen, die goldnen Gelöbniſſe, die ſeligen Hoffnungen erſchöpften ſich nicht. — Bei dieſer verliebten Art zu reiſen war es ſchon ſpäter Nachmittag, als ſie auf den Park des Squire zuritten.

Das Haus hatte eine einſame Lage. Ein breiter ſchattiger Weg führte durch ein Ulmenwäldchen an das alte Gebäude. Hinter dieſem, abhängig nach Mittag, war ein Hausgarten, aus welchem man links über einen Bach zu einer Wieſe gelangte, rechts aber die breiten Wege des über die nächſten Hügel ausgebreiteten Parkes betrat. — Der Edelmann wandelte eben im Garten, und eilte, als er Pferdetritte vernahm, dem ſeltſamen Reiterpaar überraſcht entgegen. Sobald er den Dichter erkannte, verwandelte ſich die befremdete Miene in den heiterſten Ausdruck der Zufriedenheit. — Erhabene Weſen, die ihr mein ländliches Haus beglückt, ſagte er mit lächelnder Feierlichkeit, vergebt, wenn ich euch nicht nach den Ceremonien des Parnaſſus, nach der Würde eurer himmliſchen Abkunft empfangen kann. Ich hoffe, mit derſelben Huld, mit welcher ihr zu meinem bäuerlichen Sitze niederſteigt, werdet ihr auch euern himmliſchen Magen ländlich ſtimmen, und es euch bei mir ſchmecken laſſen.

Wie die herbeigeeilte, gaffende Dienerſchaft ihren Squire ſchmunzeln und die wunderlichen Perſonen zu Pferd lächeln ſah, brachen alle in lautes Mitlachen aus. Der Squire hob die Feenkönigin vom Pferd, und führte ſie ins Haus. Erfriſchungen wurden gebracht, und mit fröhlichem Behagen genoſſen.

Kurz hinter dem Paare trat der erſt Mittags von London abgegangene Bote ein, der ein Bündel Kleidungsſtücke nachbrachte. Sie wechſelten die Anzüge, und ließen ſich vom Squire in den Park führen. Der Abend war lau und lieblich; die knospenden Geſträuche dufteten, der junge Fichtenwald athmete erquickend. Von dieſen Wohlgerüchen, von ſo friſcher Waldluft war das den Gäſten inzwiſchen zubereitete Gemach erfüllt, als der Squire ſie einführte. — Das Zimmer lag zwiſchen der großen Halle und der Kapelle des alterthümlich erbauten, aber nach neuerem Geſchmack eingerichteten Hauſes. Der Boden war mit friſchen Binſen beſtreut; gewirkte Tapeten deckten die Wände zum Schmucke wie zum Schutz gegen die Kälte der Steinmauern. Ein breites, für ein Ehepaar eingerichtetes Gaſtbett prangte im Alkoven hinter zurückgeſchlagnen Teppichen, die den heimlichen Raum von dem vordern luſtigen Gemache trennten.

Als der Edelmann ſeine Gäſte zum Abendeſſen führte, ſagte er lächelnd: Ich habe keine Geſellſchaft eingeladen: Ihr werdet müde ſein, und nicht lange Stand halten. — Als nach einigen Gerichten der Wein gebracht wurde, entfernte ſich Thekla. Der Squire war zum Plaudern aufgelegt; wie er aber William's Unruhe und Zerſtreutheit bemerkte, erhob er ſich, und wünſchte dem Dichter eine glückliche Nacht in ſeinem Hauſe.

Zehntes Kapitel.

William hielt ſich in dieſen Tagen für den glücklichſten Menſchen von der Welt. Alle ſeine Wünſche waren erfüllt; ſein Herz hüpfte in Vollgenüge. Ehre und Liebe die höchſten Güter, nach denen er getrachtet, waren ihm nun reichlich beſchieden; ſie umkreiſten ſein Leben wie ein leuchtendes, ſegnendes Tag- und Nachtgeſtirn. Genuß und Sehnſucht wiegten einander. Wohin er blickte, lag eine Unerſchöpflichkeit vor ihm. Er fühlte ſie in ſeinem Herzen und in ſeinem Geiſte, — dort in der Freude, — hier in Schaffensluſt. Jeder Moment der Liebe war von unergründlicher Tiefe, und das aufkeimende Jahr verſprach eine Ewigkeit des Genuſſes zu entfalten. Dennoch riß der Freund jede Freude mit einem Ungeſtüm an ſich, als ſei ihm nur der eine Augenblick für ein nie zu ſtillendes Verlangen gegönnt; ja es wandelte ihn mitten im höchſten Entzücken die Empfindung an, — einem ſo übermäßigen Glücke könne nur die kürzeſte Dauer gewährt ſein.

Wie gern hätte er dieſe nie wiederkehrenden Tage des erſten vollen Lebensglückes auf den zärtlichen Umgang mit ſeiner Thekla und auf die müde Träumerei in Waldeseinſamkeit beſchränkt! Allein der Edelmann wollte ſeiner Gäſte froh werden, und glaubte auch ſie unterhalten zu müſſen. Die Nachbarſchaft mußte beſucht werden, — die Landedelleute mit Frauen und Töchtern, die Pfarrer und Schulmeiſter, ja der freundliche Squire ſchloß auch die Freiſaſſen und die wenig angeſehenen Zinspächter nicht gänzlich von ſeinem Umgang aus; indem er zugleich als neuer Nachbar und Beſitzer ſich Gunſt und Vertrauen zu erwerben bedacht war. Thekla fand mehr Ergötzen als William daran, die zum Theil ſeltſamen und lächerlichen Geſtalten, Manieren und Geſpräche dieſer ländlichen Geſellſchaft kennen zu lernen. Die kleinen Alterthümer des Ortes, die Merkwürdigkeiten der Gegend bis auf die Ringel im Graſe, die von nächtlichen Feentänzen eingedrückt bleiben, die häuslichen und wirthſchaftlichen Einrichtungen, die Unglücksfälle und unheimlichen Perſonen der Nachbarſchaft, die Widerſetzlichkeiten des Geſindes gegen die alten Hausordnungen, die bei den jüngſten Gaſtereien vorgefallenen Misgriffe in der Einrichtung der Tafel und was nicht Alles — kam da zur Sprache. Einzelne Frauen waren auch beleſen, und fragten mit ſtolzem Selbſtbewußtſein, ob Thekla den Palmerin von England, oder den Eglamour von Artois kenne.

Ueber ſo viel Zerſtreuung, leidenſchaftliche Empfindungen und nachträumende Müdigkeit hätte William beinahe des Briefes vergeſſen, den ihm Southampton ſo feierlich mitgegeben hatte. Als er ihm jetzt in die Hände fiel, glaubte er ihn erbrechen zu dürfen. — Nach dem frühen Abendeſſen, das um ſechs Uhr eingenommen wurde, wandelte man noch in den Park. Während die kleine Geſellſchaft einiger eingeladenen Nachbarn ſich munter unterhielt, ſchlich William tiefer in das junggrüne Birkenwäldchen, und löſte bänglich das Siegel, in welchem das kunſtreich geſchnittene Bild einer Lukrezia abgedrückt war.

„Geliebter Freund!“ lautete der Brief. „Einer, der nach demſelben Bunde trachtet, deſſen du nun für dein Leben theilhaftig biſt, wünſcht dir aus tiefſtem Herzen Glück! Froher in deiner Seele, freier im Geiſte wirſt du zurückkehren, und beruhigter nach der Seite der Liebe hin, wirſt du einen zunehmenden Antheil von Freundſchaft deinem Heinrich zuwenden. Ueberſchwengliche Zukunft, die wir theilen werden, die uns gemeinſam ſein ſoll! Nun du für alle Zukunft verbunden biſt, darf ich und muß ich dir ein Geheimniß ausſprechen, das ich bisher mit großer Zartheit zu behandeln hatte. Meine Schweſter liebt dich. Du mußteſt dieſen ſanft leuchtenden Edelſtein überſehen, weil ein ſtrahlender Juwel dir näher lag. Ja, hätteſt du auch zu wählen gehabt, du würdeſt nach dem reichern Schatze gegriffen haben, der dich auch höher beglücken wird, und den ich dir gerührt gönne. Warum ich dir nun dieſe Mittheilung mache? Damit du wiſſeſt, auf welchem Wege, in welcher Weiſe du dich der leidenden Schweſter, der bekümmerten Mutter wieder nähern könneſt, was du ſelbſt ſo lebhaft wünſcheſt, und woran auch mir ſo viel gelegen iſt. Mit dem Werthe deiner Auserwählten, mit der Würde deiner Angetrauten wirſt du leicht alle Liebe und Gunſt wieder in Beſitz nehmen können, die dir nicht verloren, ſondern nur entzogen ſind, ſo lang der Schatten einer beargwohnten Geliebten auf dir ruht. Ich bitte dich, ſetze meine liebe Alice recht bald in den Vortheil, daß ſie die jetzt getrübte und ſchmerzliche Neigung zu dir allmälig deiner Gattin zuwenden könne. Hierin liegt für eine ſo edle Bruſt Geneſung. Bis dahin, und bis deine Thekla Alicens Schweſter geworden iſt, bleibt dies Geheimniß ein untheilbares für dich. — Vernichte darum auch dieſen Brief, und eile in die Arme deines Heinrich!“

Man kann ſich denken, in welche Gemüthsbewegung dieſe wenigen Zeilen den Freund verſetzten. Aber das Gemiſch der widerſprechendſten Regungen war ihm ſelbſt unklar, und läßt ſich kaum durchſchauen. Unruhig rannte er bis ſpät in den feuchten Abend hinein durch alle Gänge des Parkes. Was zuerſt aus dem Aufruhr ſeines Herzens auftauchte, war der Zweifel, ob ſeine Verbindung mit Thekla das Erbrechen des Briefes rechtfertigen könne. Offenbar hatte Southampton bei ſeinem freundſchaftlichen Verfahren einen andern, einen geſetzlichen Bund vorausgeſetzt, und William hatte den Freund, den edelſten Gönner, mit zweideutigem Worte getäuſcht. Wie durfte er es wagen, Thekla, ſeine Geliebte, der Mutter und Schweſter Southampton's als Angetraute vorzuſtellen? Und wie konnte er es doch auch wieder unterlaſſen? Wie ſollte er ſich bei dem Freunde rechtfertigen, den er nicht blos getäuſcht, ſondern durch dieſe Täuſchung auch um ein ſo zartes Geheimniß und um den ganzen Werth ſeines edeln Benehmens gebracht hatte? In welchen zweideutigen, lügenhaften Zuſtand war er gerathen, und wozu ſollte er ſich auf dieſen Kreuzwegen der Widerſprüche entſchließen? Er beſann ſich nicht lang: er wollte offen gegen den Freund ſein, ein Bekenntniß ſeiner Schuld ablegen und Rath oder einen Richterſpruch von ihm empfangen.

Mit dieſer Ermuthigung kehrte er ins Schloß zurück. Die Nähe der Geliebten, obgleich er ſie über ſein Ausbleiben und über ſeine Empfindungen täuſchen mußte, ſiegte doch bald über ſeine zerſtreute, trübſinnige Stimmung. Selbſt der Scrupel über ſeine Verbindung mit ihr löſte ſich, als er eingeſchlafen war, in einen heitern Traum auf. Es kam dem Dichter vor, als ob unter den zurückgeſchlagenen Teppichen ſeines Schlafgemachs Amor und Hymen ſich mit ihren Fackeln um den Wachtpoſten an ſeinem Bette bekämpften. Jeder behauptete, ihm ſtehe eigentlich der Dienſt zu. Mit jedem Schlage, den der eine Gott auf die Fackel des andern that, erloſch dieſe; entflammte aber alsbald wieder, wenn der Getroffene ſie weit ausholend gegen ſeinen Widerpart ſchwang. Während dieſes Zweikampfes lag Thekla in ſeinem Arme, und indem ſie mit ihren enthüllten Reizen ſelbſt die kleinen Götter berückte, wettete ſie lebhaft für Hymen's Sieg, William aber munterte mit verſtohlnen Winken Amorn auf, ſich zu wehren.

Elftes Kapitel.

Der Traum war dem Freunde unausſprechlich ſüß und beruhigend: allein er wurde ebenſo jählings daraus erweckt, indem vom Hofe herauf Hörner erklangen. Erſchrocken fuhr er auf, und Thekla ſchmiegte ſich ängſtlich an ihn.

Ei, was erſchrecken wir auch! lachte jetzt William. Wir haben vergeſſen, daß es der Maimorgen iſt. Sie ziehen ja gleich nach Mitternacht in den Wald hinaus, den Maibaum zu fällen, der beim Feſt aufgerichtet wird. Heut müſſen wir früh aufſtehen, und kommen vielleicht ſpät zu Bette; denn gegen Abend reiten wir wieder nach London zurück.

Heut ſchon? erwiderte ſie betroffen. Wir hatten's ja auf ein paar Wochen abgeſehen. Ich bitte dich, laß uns wenigſtens noch ein paar Tage bleiben. Ich habe ja noch ſo Vieles mit dir vertraulich zu plaudern. Ich muß endlich einmal ganz offen über meine Vergangenheit mit dir reden.

Haſt du vergeſſen, verſetzte der Freund mit hohem Ernſte, daß dein Orpheus nicht zurückſchauen will, um ſeine Eurydike nicht zu verlieren? Laß das Vergangene ein aufgebranntes Opfer ſein! Unſere Gegenwart iſt zu reich, um der Vergangenheit zu bedürfen.

Meinethalben denn fort mit der Vergangenheit, die hinter unſerer Bekanntſchaft liegt! erwiderte ſie. Du ſagſt, unſere Gegenwart ſei zu reich, um die Vergangenheit nöthig zu haben; ich darf hinzuſetzen: Meine Vergangenheit, das heißt, ehe ich dich geſehen, iſt ohne Schuld, und wahrlich, du würdeſt deine Eurydike darüber nicht verlieren! Allein gehöre ich dir nicht ſeit jenem erſten Abend an, da du mir in der Lombardſtraße auf meiner Flucht begegneteſt? Damals hat uns das Verhängniß an einander vorübergeführt, und uns für einander beſtimmt. Die ſeitdem verlebte Zeit zählt mit zu unſerer Gegenwart, zu unſerm Bunde. Es iſt die dunkle Hülſe, aus der unſer Glück, unſere Zukunft wächſt. Du mußt ſie kennen.

Lerne ich ſie denn nicht kennen gerade an Dem, was daraus erwächſt? rief der Freund. Daran will ich mich halten, an Das, was mir mit dir und durch dich zu Theil wird.

Aber es gereicht mir zur Beruhigung, bat ſie, dir Manches mitzutheilen, — was in unſere Zukunft mit überfließt, was unſere Zukunft trüben, vielleicht unmöglich machen kann, — Manches, was du mir zu verzeihen haſt. Ja, mein William, — gerade daran, an dieſem Verzeihen, will ich die Stärke deiner Liebe erkennen, — ob du meine jetzige Hingebung für einen Schwur ewiger Treue angenommen haſt, und ob auch ich deiner Liebe für immer gewiß bin.

Wenn es zu deiner Zufriedenheit gereicht, ſo magſt du nur Alles ſagen, was du auf dem Herzen haſt, verſetzte William. Darum brauchen wir aber nicht hier zu bleiben; davon können wir auch jetzt in der Stadt reden.

Ich ſage jetzt, wenn du vielleicht damit bis zu unſerer innigen Verbindung gewartet haſt. Aber ich muß nach London zurück. Ein Brief Southampton's, deſſen ich ganz vergeſſen hatte, läßt mir die Ruhe nicht. Willſt du aber bleiben: ſo komm' ich in ein paar Tagen wieder.

Sie wurden in dieſem Wortwechſel durch den Squire unterbrochen, der an ihre Thüre pochend unter neckiſchen Scherzen rief, ſie möchten den ſchönen Morgen nicht verſchlafen und nicht vertändeln. — So eilten ſie denn, in ihre phantaſtiſchen Anzüge zu kommen. — Als Feenkönigin und Prinz Arthur dürfen wir nicht bloße Zuſchauer des Feſtes bleiben, liebſte Thekla, äußerte der Freund beim Ankleiden. Wir müſſen uns dem großen Zug anſchließen. Du wirſt in dieſen Spielen des Maifeſtes einige fabelhafte Perſonen dargeſtellt finden, die dir als Fremden vielleicht unbekannt ſind. Ein geächteter Räuber aus uralter Zeit, Robin Hood iſt nämlich in unſerm ſpätern England zur fabelhaften Perſon und zum Helden vieler Balladen geworden. Seitdem hat man ſeine poetiſche Geſtalt auch in die fröhlichen Maiſpiele aufgenommen. Es ſind ja ebenfalls Waldſpiele, wenn auch andere, als Robin Hood einſt im Sherwoodwalde ausgeführt hat. Aber in keiner poetiſchen Einkleidung erſcheint Robin allein; immer treten ſein ebenfalls vogelfreier Geſelle, der kleine Hanns und ſeine Geliebte, die Maid Marianne, in ſeinem Gefolge auf, und ſogar ein Kaplan, der luſtige Franziskaner-Bruder Tuck, fehlt um den Räuberhauptmann nicht.

Thekla fand dies poetiſche Wald- und Räubergeſindel allerliebſt, und wollte es als Feenkönigin in ihren Schutz nehmen. Bald ſaßen Beide nebſt dem Squire zu Pferd, und ritten, von einigen Dienern begleitet, durch den thau- und nebelfeuchten Park dem Dorf und dem über demſelben gelegnen Walde zu. Von allen Seiten ſtrömten Landleute herbei. Man hörte Jubel und dann und wann Hörnerſignale. Die Waldvögel ſchrien luſtig dazwiſchen. Um den gefällten Maibaum drängte ſich das Landvolk zuſammen, und ſah zu, wie die Ochſen geſchmückt wurden, die ihn ziehen ſollten. Indeß ordnete ſich im Hohlwege, der zum Dorf hinabführte, der Zug an.

Sechs junge Burſche, die den Baum gefällt hatten, ſchritten voraus in Lederjacken mit Aexten auf den Schultern, und Epheukränzen mit eingeflochtenen Weißdornzweigen um die Stirne.

Ihnen folgten ſechs junge Mädchen in blauen Miedern und Schürzen, Primelkränze im Haare. Sie führten eine hübſche, glatte Kuh, die mit goldgelb gefärbten Hörnerſpitzen, vielfarbigen Bändern und allerlei Blumen aufgeputzt war.

Dann kamen ſechs Förſter in grünen Röcken, grünen Mützen und Hoſen. Jeder trug an ſeidenem Band ein Jägerhorn.

Ein Falkonier des Squire ſtellte den Robin Hood vor. Dieſer trug einen grasgrünen Rock mit goldnen Franſen, Mütze und Hoſe aus blau und weiß gewirktem Zeug, und eine Schnur Roſenknospen um den Kopf. Ein Bogen, ein Bündel Pfeile am Gürtel, nebſt Schwert und Dolch waren ſeine Waffen, und ein Jägerhorn hing mit langem, ſilberfranſigem Band an ſeiner Hüfte. — Zwei

Pagen des Squire ſpielten die Rollen des kleinen Hanns und Wilhelms Stuckely. Beide gingen rechts und links neben Robin. Hinter ihnen zog ein Rudel Burſche, grün gekleidet, mit Bögen und Pfeilen gerüſtet, als Robin's luſtige, vogelfreie Geſellen.

Auf dieſe kecke Schaar folgten zwei Mädchen, weiß angezogen mit orangefarbnen Miedern, und ſtreuten Blumen vor der Maid Marianne her, die in Blaßblau zierlich gekleidet einherſchritt. Die Aermel der Maid waren hübſch gefältelt und mit ſilbernen Franſen beſetzt, der Gürtel aus einem gold und ſilbergewebten Stoff. Ihr blondes Haar, oben in ein goldfadiges und mit blauen Veilchen geſchmücktes Netz gefaßt, ringelte ſich auf die Schultern herab. Brautjungfern und Dienerinnen gingen hinter ihr d'rein.

Nun kam Frater Tuck in ſeiner Kutte an kurzem, dickem Stabe wandelnd. Der Schmied des Ortes ſpielte ihn mit echt-mönchiſchem Anſtande.

Nach einigem Zwiſchenraum erſchienen, von einem als Muck Müllersſohn gekleideten Burſchen gelenkt, acht hübſche, mit Bändern, Blumen und goldgelben Hörnern geputzte Ochſen, und zogen den Maibaum.

Den Schluß des ganzen Zuges machte das Steckenpferd und der Drache.

Wie der Zug geordnet ſtand, eröffnete William dem Squire ſeine Abſicht, Antheil an der Prozeſſion zu nehmen. — Als die Perſonen, die meine Thekla und ich vorſtellen, ſagte er, paſſen wir recht gut in dies fröhliche Maienſpiel. Wir erſcheinen als höhere Mächte, die dem Waldfeſte Schutz verleihen. Prinz Arthur kann vor

Robert Hood herreiten, und die Feenkönigin nimmt die Maid Marianne in ihre Gunſt.

Der Squire war entzückt über den ſo unerwarteten und ſinnreichen Zuwachs ſeines Feſtes. — Aber dann will ich nicht allein zurückbleiben! rief er. Ich ſetze mich an die Spitze des Zugs, als Gutsherr, der ſo hohe Gäſte bei Sonnen-Aufgang auf ſeinem Gebiete begrüßt hat, und ihnen den Weg weiſt. Einen Kranz her für mich, und dann blaſt zum Aufbruche.

Wie verabredet, geſchah es, und die Prozeſſion ſetzte ſich unter einem Hörnermarſche in Bewegung nach dem hübſchen freien Platze vor dem Dorf.

Hier war ein, gegen den Andrang der Zuſchauer mit Seilen umſpanntes Gehege für die Spielenden, mit Oeffnungen zum Ein- und Ausgang, abgeſteckt. Oberhalb dieſes Bühnenplatzes auf einem Hügel ſtand ein Zelthaus aufgeſchlagen, aus welchem die Vornehmen der Nachbarſchaft, vom Squire eingeladen, den Vorgängen bequem zuſehen konnten.

Wie der Zug aus dem Gebüſche des Hohlwegs hervortrat, brach ein Jubel aus, der ſich noch vermehrte, als man den Squire ſelbſt an der Spitze erkannte. Die beiden Fremdlinge erregten Erſtaunen durch den ſeltſamen und prachtvollen Anzug, nach deſſen Bedeutung man einander lebhaft fragte. Die Prozeſſion zog in das Gehege ein, und ſtellte ſich innerhalb des Kreiſes in verſchiedenen Gruppen auf.

Nun wurde zuerſt dem zuſchauenden Volke ein Antheil am Feſtſpiele gegönnt. Man öffnete nämlich den Eingang, und Alles was mit einem Bande, einem Blumengewind oder irgend einem bunten, luſtigen Behängſel verſehen war, drängte ſich hinein, um den Maibaum zu ſchmücken. Wie dies geſchehen, wurde der Platz wieder geleert, und der Baum unter dem Zujauchzen der Menge aufgerichtet und befeſtigt. Die Schützen holten ſich die ſechs Milchmädchen, welche um ihre Kuh ſtanden, und tanzten nach den Melodien eines Dudelſacks mit Pfeifen und Trommeln um den Baum. Wie ſie aufhörten, kam Gregor, ein weit umher bekannter Poſſenmacher, der heut das Steckenpferd ſpielte, hervor, und machte mit ſeinen eigenen Beinen, zwiſchen denen er einen mit Pferdekopf und Schweif ausgerüſteten Stock führte, den Trab, Galopp und ſonſtige Pferdeſprünge zum unſäglichen Spaß des Volkes. Plötzlich wurde nun dieſes Steckenpferd vom Drachen angefallen. Des Squires Wildmeiſter, der ihn vorzuſtellen hatte, ſchlug mit erſtaunlicher Geſchicklichkeit die gewaltigen Flügel, und rollte den Drachenſchweif. Das Steckenpferd ſetzte ſich zur Wehr; ein Kampf begann, bis unerwartet Muck Müllersſohn dazwiſchenſprang, und mit Schellen an Knieen und Elnbogen raſſelnd, die tollſten Tanzſprünge machte. Bald hier, bald dort warf er den gaffenden Bauern Händevoll Mehl ins Geſicht, oder ſchlug Dieſem und Jenem ſeinen Lederſchlauch um den Kopf. Während dieſes unaufhörlich bejauchzten Treibens ſchritt Frater Tuck mit frommen Geberden rings im abgeſteckten Kreis um, und ſtieß mit ſeinem dicken Stock die zuweit Hereindrängenden auf die Zehen. Schrie darüber Einer auf, ſo ermahnte er ihn mit ehrwürdiger Miene, ein Vaterunſer zu beten, und ſich vor dem Fegefeuer zu hüten.

Dies wilde, fort und fort beklatſchte Spiel fand endlich ſein Ende dadurch, daß Steckenpferd, Drache und Müllersſohn ſich athemlos auf die Erde fallen ließen, und eine Weile für todt liegen blieben. Während ſie lagen, ging man zu einem ruhigern Spiele über. Eine Scheibe wurde aufgeſteckt, und die Bogenſchützen ſchoſſen um Ehrenpreiſe. Robin Hood und Willem Stuckely übertrafen heut Alle. Sie ſchoſſen zwei Pfeile in den goldfarbigen Mittelpunkt der Scheibe ſo dicht neben einander, daß die Meiſterſchaft das erſte mal unentſchieden blieb. Sie mußten noch einmal ſchießen. Robin traf jetzt allein in die Mitte, und Stuckely's Pfeil ſaß am Goldrande. Jener erhielt alſo den Lorbeerkranz mit bunten Bändern und dieſer einen Epheukranz. — Hierauf zerſtreuten ſich die ſpielenden Perſonen; die Seilſchranken wurden weggenommen, und der ganze Platz dem Volk überlaſſen, das nun ſeine Tanzluſt um den Maibaum befriedigte.

Zwölftes Kapitel.

Der Edelmann führte ſeine Gäſte aus dem Zelthauſe nach ſeinem Park und Schloß. Es war Mittag, und in der großen Halle ſtand eine Tafel gedeckt. Das Spiel war nach altem Herkommen angeordnet geweſen, und ſo ſollte heut auch nach ſtrengem Gebrauche geſpeiſt werden.

Die Vornehmen und Geringen wurden durch ein auf der Tafel ſtehendes großes Salzfaß getrennt, und unterſchiedentlich bewirthet. Die beſſern Weine und manche Speiſen gelangten nicht unter das Salzfaß hinab, wo die Schulmeiſter, die Freiſaſſen, die Zinspächter und derlei ländliche Nachbarn ſaßen.

William nahm an der Unterhaltung wenig Antheil. Er war ermüdet, zerſtreut und dachte an ſeine Rückkehr nach London. Der Squire war ungehalten über dies Vorhaben ſeines liebſten Gaſtes, obſchon William in einigen Tagen wiederzukommen verſprach. Er drang in ihn, zu bleiben. Auch Thekla redete ihm noch einmal zu. Allein mit jedem Widerſpruche wuchs des Freundes Unruhe. Niemand begriff, was ihn ſo trieb, und er ſelbſt war ſich nicht alles deſſen klar bewußt, was Southampton's Brief in ſeiner Bruſt aufgeregt hatte. Er wendete die bedenkliche Lage ſeines Gönners Eſſex vor. — Der Graf iſt in eine bedrohliche Unterſuchung gezogen, ſagte William, und man iſt den Verräthern auf der Spur, die manche Geheimniſſe der Kriegskanzlei entwendet und gegen ihn misbraucht haben. Ich war damals ſein Schreiber und finde es unpaſſend, mich gerade jetzt von London entfernt zu halten. — Er ſtellte es Thekla frei zu bleiben und ihn zu erwarten. Allein das war ihr noch weniger angenehm, und ſo entſchloß ſie ſich lieber, gegen Abend mit zu reiten. Sie ließen alſo auf Wiederkommen ihre Sachen zurück, und ritten in den phantaſtiſchen Anzügen fort, in denen ſie gekommen waren, und die zum heutigen Tage paßten, an welchem in allen Dörfern Jubel und Mummereien ſtattfanden.

Der Tag war ſchon von früh Morgens an ſehr ſchwül geweſen. Wie nun die Reitenden über die nächſten Hügel gekommen waren, ſahen ſie nach der Stadt hin ein ſchweres Wetter aufſteigen. Die ſtille Luft ward immer drückender; die Pferde gingen matt. Unſere Liebenden hatten aber keine Sorge; ſie unterhielten ſich ohne viel Aufmerkſamkeit nach außen. Ihr erſter Ausflug war ſo vergnügt abgelaufen; ſie verabredeten dergleichen ländliche Beſuche zu wiederholen. Reitend oder pilgernd wollten ſie die ſchönſten Gegenden aufſuchen, nach Luſt und Laune verweilen, oder weiterziehen, um in hundert wechſelnden Lagen ihre treue Liebe zu empfinden, und das Glück zu vervielfältigen, das ſie einander bieten konnten. Muthwillige Wünſche, neckende Fragen miſchten ſich darein; Scherz und Lachen jagten einander. Sie wurden darüber ſo ausgelaſſen, daß ſie nicht nur die ſeltſam geſtalteten und geſchichteten Gewitterwolken belachten, ſondern ſogar Blitz und Donner herausfoderten, mit ihnen zu liebäugeln und zu murren, wie es auch abwechſelnd in einer guten Ehe vorkomme. — Ein Wind erhob ſich in ihrem Rücken, und wirbelte ihnen voraus den Staub des Weges auf. Sie hofften, er werde auch die Regenwolken vor ihnen wegtreiben. Allein bald ſchlug er um; das dicke Gewölk zog raſch heran; es ward plötzlich tiefgraue Dämmerung. — Jetzt wurde den Reitenden ſchon bänglicher zu Muth. Sie ſahen ſich nach Häuſern um, wo ſie vor dem Platzregen unterkämen, und trabten ſchärfer zu. Bald hörten ſie das Glöckchen von St. Giles, das vor dem Wetter läutete. Nun fielen dicke Tropfen. Sie beſchloſſen an den Hütten anzureiten, und ſiehe, da ſtand gleich die erſte, Milliſent's Wohnung, ſonſt immer verſchloſſen, jetzt mit weiter Thüre offen. — Was bedeutet das? fragte Thekla ängſtlich. — Daß wir willkommen ſind, antwortete William, und ließ die Freundin abſitzen. Dann brachte er beide Pferde nach einem benachbarten offnen Schuppen ins Trockne, und eilte durch den heftigen Regen nach der Hütte zurück. Thekla war inzwiſchen als alte Bekannte in die Stube getreten. William wagte nicht gleich, ihr zu folgen: wie er aber durch die angelehnte Thüre eine weinende Stimme vernahm, öffnete er leiſe, und blickte hinein. Er ſah Milliſent in Thekla's Armen liegen, und errieth, der alte Edmund ſei geſtorben. So ſah auch der Greis wirklich aus, den er auf dem Bette wohl bemerken konnte. William eilte nun erſchrocken in das Zimmer, und trat an das Lager. Der Greis war noch nicht todt, er athmete noch in ſchwachen, ſchnellen Zügen, und wie es ſchien, mit verlornem Bewußtſein. Der Freund ſprach der troſtloſen Milliſent zur Beruhigung. Er und Thekla erboten ſich, in dieſer Nacht bei ihr zu bleiben. Beide traten vor das Bett, und betrachteten mit Rührung den Schlummernden. Es war ein edles Geſicht mit dem Ausdrucke des Mismuths und der Bitterkeit um den Mund und um die ſchweren Augenbrauen. Milliſent betete. Während dieſer Stille blitzte und donnerte es heftig, der Regen praſſelte am nahen Fenſter herab. — Der Kranke wachte von dieſem Getöſe auf, und öffnete die ſtarren Augen. Sein Blick haftete träumeriſch an den beiden fremden Geſtalten, die ſich, wie vor einer Erſcheinung, nicht zu regen wagten. Seine Stirne faltete ſich von angeſtrengtem Beſinnen: er hob die hagern, zitternden Hände nach Thekla empor, ſein Auge belebte ſich, ſein Mund bebte nach Worten.

Milliſent fürchtete, er zürne über den Beſuch, eilte herbei, ſtützte ihn, der ſich aufzurichten ſtrebte, und rief ihm ins Ohr, — es ſeien ja ihre Wohlthäter. — Der Greis hörte ſie nicht; wie aus einer Entzückung keuchte er mit matter, angeſtrengter Stimme: Gloriana! Königin! Du würdigeſt mich —? Deine Roſſe blitzten in meine Nacht, ſchnaubten an meinen Fenſtern, ich hörte deinen rollenden Wagen. Gloriana! Mich Armen, Mishandelten nimmſt du zu dir hinauf, hinauf! Verklüreſt deinen Diener — Gloria —!

Er ſchloß die Augen und ſank erſchöpft zurück. Die Bruſt hob ſich zu einem tiefen Athemzuge, der Kopf wendete ſich, die Glieder zuckten. Er war verſchieden. Es blitzte und donnerte heftiger: — er erwachte nicht mehr.

Milliſent brach jetzt in lautes Weinen aus. Thekla zog ſie mitweinend an ihre Bruſt. William konnte das Auge nicht von dem Verblichenen wenden, deſſen Angeſicht langſam ſich veränderte, und einen heitern, lächelnden Ausdruck annahm. — O ſeht, ſeht! rief er gerührt aus, wie wohl dem guten Manne im Sterben wird, wie freudig er, verklärten Angeſichts, dieſe ſchwere, dunkle Erde verläßt!

Beide Frauen waren herbeigetreten, und Milliſent ſagte unter Schluchzen: Der Himmel hat euch in dieſer traurigen Stunde hierher geführt, meinem armen Edmund zum Troſt. Ihr habt ihn im letzten Augenblicke —

Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden.

Er irrte ſich in uns, erkannte dich aber doch als Gloriana! bemerkte William gegen Thekla.

O gewiß kannte er Gloriana, ſeufzete Milliſent, er, der Dichter —.

Er —? O ſprecht um des Himmelswillen! rief William aus.

Ja, nun dürft ihr wiſſen, daß es Sir Edmund Spenſer, — daß es der arme Edmund Spenſer iſt —! weinte Milliſent. Und er liegt todt und vergeſſen!

Edmund Spenſer? rief William, und faltete vor Staunen und Ehrerbietung die Hände. — So ſtand er lange ſtumm, und die Augen, die auf den lächelnden Zügen des Entſeelten ruhten, netzten ſich.

Es war todſtill im Gemach. Thekla hatte ſich geſetzt, und Milliſent lag mit weinenden Augen auf ihren Knien. In den Bäumen draußen rieſelte noch leiſer Regen; in weiter Ferne donnerte es.

Hingezogen von ſeinem Leide, ſtürzte William über den Verblichenen, küßte die edle Stirne, und legte die kalte Hand des Todten wie zu einem Segen auf ſein eigenes Haupt. Ein unſägliches Weh ergriff ihn; ſchluchzend verließ er das Gemach, und warf ſich draußen über die naſſe Bank unter dem Apfelbaume. Unaufhaltſam ſtrömten ſeine Thränen; ſein Herz zuckte von Schmerzen über Spenſer's Geſchick und von einem tiefen, dunkeln Leide.

Nach einer Weile kam Thekla leiſe herbei, und ſuchte den Freund vom naſſen Sitze aufzurichten. — Ich fühle, was dich ſchmerzt! flüſterte ſie, und ſchloß ihn feſt an ihre Bruſt.

Ach der Arme! ſeufzete William. Einſt geprieſen, bekränzt, vergoldet, — zuletzt vergeſſen, vom Bettel der Gattin gepflegt, die Welt verwünſchend. Da führt eine unbegreifliche Hand den Uebermuth eines Jüngers an das Lager des Sterbenden, die Geſtalten ſeiner eigenen Phantaſie beleben ſich noch einmal um ihn her, und eine Täuſchung thauet ihm Troſt, Verſöhnung, Frieden in die ſcheidende Seele; lächelnd ſtirbt der arme Sänger. Fühlſt du das Loos der Dichter? Von Täuſchungen leben ſie, an Täuſchungen werden ſie ſelig!

Aber ſie beſeligen auch mit Täuſchungen, in denen ſie der ſpielenden Welt die himmliſche Wahrheit zuwenden. O mein William!

Mit dieſen Worten ſank Thekla vor dem Dichter auf die Knie und faßte mit flehendem Aufblick ſeine Hände.

Eine Nachtigall ſchlug im nahen Gebüſche. William lauſchte nach dem ſeltenen Gaſte. — Edmund's Seele! flüſterte er, und richtete ſich auf. — Es donnerte noch einmal in der Ferne, und über London zuckte der blitzende Himmel.

Dreizehntes Kapitel.

Als William auf Thekla's Zuſpruch mit ihr in die Hütte zurückkehrte, fanden ſie Milliſent beunruhigt, daß dem Todten keine Sterbeglocke geläutet habe. Ihr Herz ſchien ſehr an dieſem alten Brauche zu hangen, an den ſie von Kindheit auf gewöhnt war. — Unſer gute Edmund, ſagte William, iſt über die böſen Geiſter der Sterbeſtunde und über das Gebet der Nachbarn erhaben; allein Euch zu Liebe will ich den Küſter wecken, und die Glocke des Kirchleins ſelber läuten.

So that er auch. Allein Keines hatte voraus berechnet, welche Aufregung durch die nächtliche Glocke in der kleinen Gemeinde entſtehen ſollte. Die Nachbarn, des Gewitters wegen meiſt noch wach, eilten herbei, ſprachen ihr Leid aus, und wollten nun alle die Leichenwacht halten, — ein Gebrauch, der ſehr peinigend wurde, weil die Wächter bewirthet werden mußten, und wenn ſie ſich auch gerade nicht übernahmen, doch ſchon durch das bloße Zechen den niedergeſchlagnen Angehörigen die widerwärtigſten Empfindungen verurſachten. Nur mit Mühe gelang es dem Freunde, die Nachbarn bis zum anbrechenden Tage zurückzuweiſen, und zu bewegen, daß ſie ihm und ſeiner Thekla die Leichenwache für die Nacht überließen. Auch der Prediger des Ortes fand ſich mit ſeinem Troſt ein, und dies erinnerte den Freund an Aylford. Er gewann einen Burſchen, dem er ſein Pferd anvertrauen konnte, und der mit Tages Anbruch nach Stratford abging, um dem Prediger Aylford von Sir Edmund's Tode Nachricht zu geben. Der Burſche war angewieſen, demſelben, wenn er nach London kommen wollte, für den Herweg das Pferd zu überlaſſen.

Am andern Morgen brachte William Thekla's Pferd nach dem nahen Southamptonhouſe, und verlangte zum Grafen. Doch dieſer war ſchon nach Eſſex-Palaſte ausgegangen. Auf dem Wege dahin begegnete ihm Bacon, der ſich über William's zerſtörtes Ausſehen befremdete. — Ich komme von Edmund Spenſer's Leichenwacht! rief der Freund, und ſetzte durch Erzählung des Vorfalls Bacon in nicht geringe Verwunderung. — Es muß etwas Würdiges für die Beiſetzung des edlen Dichters geſchehen, fuhr William fort. Wollt Ihr nicht mit zu Eſſex kommen, und Theil an dieſer Sorge nehmen?

Eure Abſicht verdient meinen wärmſten Beifall, antwortete Bacon. Ich werde in meinen Kreiſen mitwirken; aber zu Eſſex kann man nicht gut mehr gehen, ich wenigſtens, in meiner Beziehung zum Hofe, darf es nicht. — Und als William betroffen fragte, was in jüngſter Woche geſchehen ſei, fuhr Jener fort, indem er den Freund durch einige Gaſſen begleitete:

Nach dem letzten Verhör des Grafen trug die Commiſſion des Staatsraths bei der Königin darauf an, daß Eſſex ſeiner Aemter als Staatsrath, Stallmeiſter und Oberfeldherr zu entſetzen, dagegen aber auf freien Fuß zu ſtellen ſein möchte. Die Königin genehmigte dieſen Antrag. Dem Grafen ging es aber, wie Einem der aus ſtürmiſch hin- und hergeworfenem Schiffe auf feſten Boden tritt: er that wunderliche Schritte. So brachte er mit dem Danke für ſeine Freiheit zugleich die Bitte um Erneuerung des ablaufenden Monopols für den Handel mit rothen Weinen vor. Denkt Euch nun, Sir William, einen übermäßig-demüthigen Brief voll Verſicherung von Unterwürfigkeit: — der Graf wollte die Hand und die Ruthe küſſen, die ihn gebeſſert hätten, er ſehnte ſich nur nach jenen geſegneten Augen, die ſo lange ſein Leitſtern, ſeine Glückſeligkeit geweſen, gleich Nebukadnezar wünſchte er bei den Thieren des Feldes zu wohnen, und vom Thau des Himmels benetzt, von Graſe zu leben, bis es der Königin gefallen würde, ihn wieder aufzunehmen, und was dergleichen Huldigungen mehr waren. — Und nun, nachdem die Königin all' dieſe Demüthigung mit Zufriedenheit geleſen, findet ſie das Geſuch um Erneuerung des einträglichen Monopols angefügt. Denkt Euch ihre Entrüſtung! „Nein, nein, rief ſie zürnend aus, ſolch' einem unlenkſamen Thiere muß man den Haber kürzen.“ — Seit dieſer erneuten Ungnade der Monarchin geht Niemand mehr mit dem Grafen um. Ich erlaube mir, Euch aufmerkſam zu machen, Sir William, damit Ihr —

Der Freund ließ ihn nicht ausreden, ſondern erwiderte: Ich bin dem Grafen Dank ſchuldig. Die Gunſt der Königin iſt ein hoher Juwel; wer dürfte ihn aber in die Schmach der Undankbarkeit faſſen?

Sir Francis lächelte verlegen, und ſchied mit höflichem Gruße.

William verwunderte ſich, den Palaſt des Grafen Eſſex weit geöffnet zu finden. Menſchen von niederm Stande gingen aus und ein. Im innern Hofraume drängte man ſich um einen Prediger. William blieb ſtehen, weniger aus Zweifel, daß es ein Puritaner ſei, als aus Staunen darüber. Der Eiferer ſprach eben gegen das überhandnehmende Spiel. — Die Spielhäuſer zu Ehren des Teufels, rief er, ſind zahlreicher in London, als die Tempel, in denen Gott geprieſen wird. Ich kenne einen Spieler, der ſelber, und mit Recht, behauptet, die

Würfel ſeien aus Knochen der Hexen gedreht, und die Karten aus Hexenhaut geſchnitten. Wer ſie einmal berührt, iſt ihrem Zauber verfallen. Hundertmal verſchwört ſich der Spieler, von beiden, von Würfeln und Karten, abzuſtehen, und immer fehlt ihm die Gnade, auch nur eins von beiden zu laſſen.

William eilte mit den widerſprechendſten Gefühlen die Treppe hinauf. Er fand den Grafen Eſſex nicht mehr in der frühern Herabſtimmung oder Unterwürfigkeit. Mit einem grellen Auflachen von Zufriedenheit empfing er den Dichter. — Da iſt ja unſer treuer Poet! rief er. Der Philoſoph hat ſich dem Teufel verſchrieben, um Kanzler zu werden. Ich heiße Euch willkommen, Sir William! Könnte ich Euch mit dieſem Handdruck für immer an meine Perſon knüpfen! Ich wünſche, Ihr zögt in meinen Palaſt, und nähmt dann ſpäter den Flug nach einem meiner Güter, um es zu beſitzen. Es könnte eine Zeit kommen, wo ein Dichter ſtatt der Lorbeern eine Lordſchaft verdiente. Wir bereiten — im Vertrauen! — ein Unternehmen vor, bei welchem mir die Flügel eines Dichters viel beſſer dienen würden, als der Schnabel eines Philoſophen. Wenn Ihr mich fleißig beſucht, wie ich erwarte, ſo werde ich Euch überzeugen, mein Freund, daß die jetzige Partei am Hofe, die das Ruder führt, nur aus Söldlingen Spaniens beſteht, gewonnen, die Anſprüche der Infantin auf Koſten des Rechtes König Jakob's von Schottland durchzuſetzen. Wir halten es mit Jakob. Ein andermal reden wir mehr davon. Wahrlich, William, dieſer König Jakob iſt ein Gelehrter, ein Beſchützer der Kunſt und der Dichter. Mit ſeinem Regiment werden endlich Leute, wie Ihr, Geltung und Ehre gewinnen. Der Geiſt unſerer Königin iſt vom Alter ſo gekrümmt, wie ihr Gerippe.

William, überraſcht und betreten von ſolchen ungezähmten Reden, blickte nach Southampton, und erhielt einen Wink, ſich zu beruhigen. — Vergebt, Mylord, ſagte er, wenn ich Euch nicht gleich richtig faſſe. Ich komme ganz verwirrt von einer Entdeckungsreiſe, — mit ganz eingenommenem Herzen.

Wie? lachte der Graf. Daß Ihr vom Lande kommt, weiß ich von meinem Vetter da. Habt Ihr etwa auf thauigen Spuren einer Fee das Gebiet Gloriana's entdeckt?

Nein, antwortete William; aber den verlorenen Dichter der „Feenkönigin“ habe ich aufgefunden.

Was ſagſt du? rief Southampton. Von Edmund Spenſer — haſt du etwas erfahren?

Ich habe ihn ſterben ſehen! ſeufzte der Freund, und ſeine eigene Betrübniß ging ſchnell auf beide verſtummte Grafen über.

William ſuchte ſich zu faſſen, und erzählte mit einfachen Worten das Ereigniß, das ihm und ſeiner Thekla bei ihrer Einkehr in Milliſent's Hütte begegnet ſei. — Und nun, ſagte er zum Schluß, komme ich als Leichenbitter, um von ſo edlen Männern ein würdiges Begräbniß für Edmund Spenſer zu erflehen. Helft mir, dem Undank des Vaterlandes eine Grenze ſetzen, und am Grabe des Dichters für die Vergehen Englands an ihm eine Sühne bringen!

Auf meine Koſten das feierlichſte Begräbniß, — auf meine alleinige Koſten! rief Eſſer in edler Aufwallung.

Er muß in der Weſtminſterabtei begraben werden, unſer herrliche Spenſer. Ich vermag jetzt bei Hofe nichts, ja ich würde durch meine Vermittelung das Beſte verderben: ſuche alſo du, lieber Heinrich, auf irgend einem Wege dem armen Dichter ein Grab in Weſtminſterabtei zu erwirken. Die Königin ſoll ſich nur erinnern, welche glücklichen Stunden der Eitelkeit ſie dem Dichter verdankt, in deſſen Feenkönigin Gloriana ſie ihre Perſon verherrlicht glaubte. Nehmt ihr beide euch des Begräbniſſes an! Ihr habt Vollmacht zu jeder Ausgabe für dieſen frommen Zweck.

Dieſe Angelegenheit beſchäftigte unſern Freund für die beiden folgenden Tage ausſchließlich. Denn wo auch ſein Verſtand leicht fertig geworden wäre, ſuchte doch ſein Herz eine wehmüthige Befriedigung in der übernommenen traurigen Pflicht. Er konnte ſich darin nicht genug thun. Kaum fand er die rechte Stimmung, um ſeinem gräflichen Freunde den geheimen Brief zurückzugeben, und ihm zu bekennen, daß er ihn geleſen, ohne mit Thekla in dem Sinne verbunden zu ſein, wie es Southampton vorausgeſetzt habe. — Wie er des Grafen betroffene, unzufriedene Miene bemerkte, ſetzte er raſch hinzu: Vergib! Unſere Liebe ſchien ſich ſelbſt genug zu ſein: ſeit deinem herzlichen Briefe fühle ich aber lebhafter als je, daß unſer Bund auch der Welt und ihren Formen genügen muß. Vergib mir, Heinrich, und ſchenke mir nur dieſe erſten traurigen Tage Geduld!

Southampton ließ ſich nicht weniger als William die fromme Sorge für Spenſer's Leiche angelegen ſein. Die

Königin bewilligte ein Grab in der Weſtminſterabtei neben dem alten Dichter Chaucer, der nach manchen Misgeſchicken in zufriedener und glänzender Lage geſtorben war, wie Spenſer umgekehrt nach glücklichem Geſchick arm und unzufrieden. Southampton und zum Theil auch Bacon hatten in den höhern Kreiſen eine lebhafte Theilnahme an Spenſer's Beſtattung erweckt, während William die Dichter und Künſtler gewonnen hatte, ſich mit huldigender Trauer einzufinden.

Einige Stunden vor dem feierlichen Begräbniſſe traf auch der Prediger Aylford ein. William fand Gelegenheit, ihn dem gräflichen Freunde vorzuſtellen. Dieſem ſagte das freimüthige Weſen und der großartige Weltblick des Predigers ungemein zu. Er erkundigte ſich insgeheim nach den häuslichen Verhältniſſen William's in Stratford. Der Prediger, der Southampton's freundſchaftliche Geſinnungen für den Dichter genau kannte, ſprach ſich ganz offen über dieſe zarten Angelegenheiten aus, und ſetzte am Schluſſe hinzu: Durch die unerwartete und ehrenvolle Bekanntſchaft mit Eurer Herrlichkeit finde ich auch gleich den rechten Mann für eine ſchriftliche Mittheilung. Ich habe nämlich in Stratford die frühere Lage unſeres Freundes und die Anläſſe zu erforſchen geſucht, die ihn zuerſt zur Flucht nach London bewogen haben. Das iſt der Gegenſtand, über den William gegen uns alle ein tief beſchämtes Schweigen hält. Ich bin zu dieſem Ende mit den Eltern, Nachbarn, Genoſſen und ſelbſt mit dem Squire Lucy in Unterhaltung getreten. Die Mittheilungen all' dieſer Perſonen über ein Ereigniß, das für unſern William, ja für die ganze engliſche Poeſie als ein Verhängniß erſcheint, habe ich dann in Form einer Novelle, wie man ſolche in Italien und Frankreich liebt, zuſammengeſtellt und zu beleben verſucht. Wenn es Eurer Herrlichkeit gefällig iſt, die Handſchrift zu leſen? Ich habe darin auch das ſchmerzlichſte und kränkendſte Lebensverhältniß, das unſern Freund betroffen hat, wenigſtens angedeutet Wir müſſen darum höchſt vorſichtig mit der Handſchrift umgehen.

Der Graf bat Aylford um recht baldige Mittheilung dieſer intereſſanten Erzählung.

Spenſer's Begräbniß war das feierlichſte, das ſeit Jahren in London Statt gefunden hatte. Menſchen aus allen Klaſſen begleiteten in Trauergewändern die Leiche auf dem langen Wege von St.-Giles durch die Martinsgaſſe über den Platz Charing Croß bis zur Weſtminſterabtei. Straßen und Häuſer waren voll Neugieriger, die das Trauergepränge mit Rührung anſahen, und einen hohen Begriff von dem Verſtorbenen faßten. Aus den Fenſtern der Reichen hingen Trauerflöre und Rosmarinkränze. Die Dichter warfen Elegien und Sonette in das Grab. Eine reiche Almoſenſpende breitete auch unter den Bettlern den Namen eines Dichters aus, der ihr Loos getheilt hatte, ohne daß ſie ſeine Schätze theilen konnten.

Als nach der feierlichen Beiſetzung William in Begleitung Southampton's und Aylford's die Gruft verließ, an der noch Milliſent betend zurückblieb, ſagte er:

Wie ſchwer wird es mir, von jenem Grabe zu ſcheiden! Ich nehme ein ahnungsvolles Herz mit hinweg, das, glaube ich, voll iſt von dem dunkeln Vermächtniß eines

Dichters an ſeinen Jünger. O wie habe ich mich ſonſt an ſeinen Phantaſien erhoben, wie oft an ſeinem Schäferkalender mich in ein ländliches Glück geträumt! Nun bin ich an ſeinem Sterbebette in den wunderbarſten Bezug zu einem Meiſter getreten, der in ſeinem Leben mich nicht kennen und nicht gelten laſſen wollte. Allen Dank habe ich ihm in einer Täuſchung abgetragen, die ihn am Schluſſe ſeines Lebens mit der Welt verſöhnte. Was glaubt ihr, meine Freunde, — wird der Todte ſich dafür rächen oder bedanken? Wie die zahlreichen Gedichte meinem zuerſt hineingeworfenen in das Grab folgten, war mir als ob jeden Augenblick Edmund Spenſer einen Meiſterbrief für mich herausreichen müßte. O meine theuerſten Freunde, dieſe tiefe Betrübniß meiner Seele iſt nicht ohne einen dunkeln Inhalt. Der ſüßeſte, trunkenſte Lenz meines Lebens hat, kaum angenippt, einen bittern Nachgeſchmack angenommen. Wird es mir denn ſo ſchwer, nachdem ich ſo manche erfahrene Täuſchung des Lebens überwunden habe, mich über eine zugefügte zu beruhigen? Mir iſt zu Muth, als ob mir mit dem nächſten Schritt eine große Wandlung meines ganzen Daſeins begegnen ſollte. Doch laßt mich davon ſchweigen! Vielleicht iſt es nur die Stimmung dieſer traurigen Feierlichkeit, die mich ſo durchſchüttert. Warten wir ab, was uns begegne, überſehen wir aber nicht, was zunächſt vor uns liegt. Wie ſorgen wir für Milliſent?

Mit dieſer Frage blieben ſie vor der Kirche ſtehen. William wollte hierin der Meinung des Predigers Aylford nicht vorgreifen. Eure Anſicht, werther Aylford, ſagte er, Eure Meinung und Wünſche, müſſen unſerm guten Willen die Richtung und den Ausſchlag geben. Ihr habt das wärmſte Intereſſe für dieſes edle Weſen, und Euch verdanken wir auch die erſte Bekanntſchaft Milliſent's.

Bei dieſer letztern Bemerkung erinnerte ſich Graf Southampton, daß er ſelbſt zuerſt von Roſalien auf Milliſent und die geheimnißvolle, betrübte Lage dieſer anmuthigen Frau war aufmerkſam gemacht worden. Dies fiel ihm jetzt lebhaft auf, und er beſann ſich auch, daß Roſalie ſich damals auf die Mittheilung eines Freundes berufen hatte. War etwa Aylford damit gemeint, und hatte das unbegreifliche Mädchen auch mit dem Prediger in Verbindung geſtanden? — Zu dieſer Frage kam eine zweite: ob nämlich Roſalie, nachdem er von ihr weggeblieben, auch ohne ſein Almoſen die arme Milliſent noch fortwährend unterſtützt haben möchte oder nicht? — Southampton ward nachdenklich. Vielleicht waren hier neue Spuren von Roſaliens heimlichen Umtrieben zu entdecken. Dieſe Fragen und Vermuthungen nahmen den Grafen ſo lebhaft ein, daß er hinter beiden, raſcher im Volksgedränge vorausſchreitenden Freunden unvermerkt zurückblieb, und ſie aus den Augen und aus den Gedanken verlor. Es trieb ihn zur Kirche zurück, um Milliſent zu befragen. Eben ſchied ſie von der Gruft, die ſchon durch die Hand der Steinmetzger geſchloſſen ward. — Liebe Frau, redete er ſie an, hat Euch denn Roſalie ſeither noch zuweilen beſucht, wie ſie früher gethan?

Welche Roſalie? Wen meint Eure Herrlichkeit? fragte ſie

Erinnert Ihr Euch der ſchönen Lady nicht mehr, fuhr der Graf fort, die ich im vorigen Herbſte bei Euch am

Brunnen ſitzen ſah, als ich vorüberritt? Sie rief mich an, und nannte mich Euern Wohlthäter? Wißt Ihr, ich fragte dann nach Euerm Kranken?

Ach ja! Ich beſinne mich wohl, erwiderte Milliſent. Jene Lady heißt aber nicht Roſalie, ſondern Thekla.

Thekla? fragte Southampton höchſt betroffen. Misverſtehen wir uns auch nicht, gute Frau?

Ich weiß nicht anders, ſagte Milliſent leicht erröthend. Ich wußte früher gar nicht, wie ſie hieß, und wer ſie war. So lange ſie allein zu mir kam, nannte ſie ſich nie, bis ſie an jenem traurigen Abende mit ihrem Gemahl bei mir einſprach. Während beide die Nacht über um mich blieben, und mir ſo gnädig beiſtanden, hörte ich zuerſt, daß ſie einander William und Thekla nannten. Eine Roſalie kenne ich nicht.

Alſo Thekla und Roſalie wäre dieſelbe Perſon? fragte Southampton erblaſſend.

Ich meine, die damals bei mir am Brunnen ſaß, als Mylord vorüberritt, iſt dieſelbe, die mit Sir William die Leichenwacht bei meinem ſeligen Edmund gehalten hat, — antwortete Milliſent.

Southampton verneigte ſich ſtumm. Eine Eiskälte überlief ihn, ſeine Gedanken verwirrten ſich. Er eilte fort. — „Armer, unglückſeliger Freund!“ — Mehr konnte er nicht denken und ſagen. — Er ſchloß ſich in ſeinem Zimmer ein, und ließ Niemanden vor ſich. Erſt ſpät am Abend öffnete er auf wiederholtes Pochen und Rufen des Hausnarren. Dieſer überreichte ein Päckchen, das eben ein Fremder ins Haus abgegeben hatte. — Avlford's Novelle: „William's Flucht" betitelt, und ſauber geſchrieben, fiel dem niedergeſchlagenen Grafen in die Hände.

Vierzehntes Kapitel.

William's Flucht, — eine Novelle.

Unter den Ulmen am graſigen Ufer des Avon wandelten an einem ſchönen Mainachmittage Kindermädchen, und ſuchten Schlüſſelblumen für ihre Kleinen. Alles umher war ſo friſch und grün, Hecken und Obſtbäume blühten, die Vögel ſangen, die Menſchen lachten. Ein junger Mann ſah dieſem Treiben zu, gedankenvoll unter einem von Rauten umkränzten Apfelbaume ſitzend, — einem Lieblingsplätzchen, das er, zwiſchen den Gärten und über den Kirchhof ſchreitend, faſt täglich zu beſuchen pflegte. Eine Bank ſtand am Baume, und ſitzend konnte man nach Stimmung und Belieben links den Kirchhof und rechts das Thal überſchauen. Dicht unten rauſchte der Avon mit klaren Wellen, als Grenze gleichſam zwiſchen dem Bezirk der Abgeſchiedenen und dem Bereiche des Lebens.

Es war ſchon ſtiller in den nahen Gärten geworden, als ein drei- bis vierjähriges Kind über den Kirchhof taumelte, und auf dem unebenen Boden etliche Mal ins hohe Gras fiel. Der träumeriſche Einſame nahm das Kind nicht eher wahr, bis es laut weinend auf ihn zuſtürzte, und zwiſchen ſeinen Knien ſich mit ausgebreiteten Armen an ihn ſchmiegte.

Sannchen, mein Kind! ſagte er mit weicher Stimme, und küßte es.

Die Mutter zankt wieder! ſchluchzte die Kleine. Sie hat mich geſchlagen; ich ſoll mich zu dir ſcheren; ich wäre nichts nütze, wie der Vater.

Er küßte die Kleine wiederholt.

Du biſt aber doch gut, Vater! Bin ich auch gut?

Er nickte lächelnd in trüben Gedanken.

Nicht wahr, Vater, wir haben nichts? Du kannſt nichts finden? Die Mutter ſagt, du machteſt nur Reime, aber man könnte ſie nicht kochen. Ich bin doch ſatt, Vater, und hab' auch hübſche Kleider, nicht wahr?

Sagt deine Mutter nicht, das ſei eben von ihr? fragte er.

Das iſt Alles mein, hat ſie geſagt, und hat auf den Boden getreten, ſo, Vater! und hat ſich am Ohr —

Pfui! Sannchen, du darfſt nicht ſo Acht geben, was deine Mutter thut.

Das Kind ſah ihn groß an. Nicht, Vater? fragte es. Du haſt aber doch geſagt, ich ſoll hübſch Acht haben, was kluge und gute Menſchen thun.

Ein Schluchzen entfuhr ihm. Er nahm die Kleine an ſeine Bruſt, und trug ſie über die Gräber zurück. Wie kommſt du denn gerade hierher, mein Liebes? fragte er, indem er die Kleine vor der Kirche wieder auf den Boden ſtellte.

Mutter ſagte, du ſäßeſt wol wieder hier, und machteſt Verſe. Sie hat auch wieder deine Papiere verbrochen.

Zerriſſen? Was? fuhr er auf.

Ja, Vater; es waren Männer da, die zu dir wollten; da war ſie böſe. So kleine Zeilen waren's, Vater, du nennſt es Ziffern. Aber, ſetzte ſie ſchalkhaft flüſternd hinzu: ich hab's aufgehoben und verſteckt, Vater! William überhörte dies, indem er gedankenvoll weiter durch den gewölbten Lindengang ſchritt, der von der Kirchenhalle nach dem Kirchenthore führt. Die Kleine blieb ſtehen, und ſah nach den Vögeln auf, die um das alte Gemäuer der Kirche flatterten. — Was machen denn die Vögel, Vater? fragte ſie.

Sie bauen Neſter, ſie füttern ihre Jungen, antwortete er. Siehſt du, wie jener Sperling Futter im Schnabel hat?

Aber warum beißen ſie ſich denn, Vater? Nicht wahr, wenn Einer kein Futter bringt, ſondern nur zwitſchert und umherflattert, dann wird er aus dem Neſte gebiſſen?

Betroffen blickte er die Kleine an und erröthete. War es ein Vorwurf oder eine Weiſſagung, was eben der unſchuldige Mund des Kindes ausgeſprochen hatte? — Unmuthig ging er weiter, Nachbarn und Nachbarinnen, die aus den Gärten nach der Stadt gingen, ſahen ihn lächelnd an und ſchüttelten die Köpfe. — Wie er in die Stadt lenkte, rief ihn aus dem letzten Häuschen eine bekannte Stimme an. Es war Quiney, der hier im ſogenannten letzten Heller wohnte, einer ſeiner luſtigen Kameraden. — „Nur herein, Willy, nur herein! Wir warten auf dich. Es gilt einen köſtlichen Jucks, und du mußt dabei ſein!“

William ſchickte die Kleine mit Warnung vor Pferden und Wagen voraus zur Großmutter, und eilte in das Haus. Lachend kamen ihm die Geſellen entgegen, und erzählten, wie ſie ihn in ſeiner Wohnung aufgeſucht, und von ſeiner Frau ſaubere Scheltworte abgekriegt hätten. — Wir gelten doch etwas in deinem Hauſe, William! rief Hapt. Ei, was die Frau einen Aufwand gemacht hat, uns zu regaliren! Und eine Gewalt der Stimme, eine Macht des Geberdenſpiels hat ſie verſchwendet, — die ganze Schauſpielergeſellſchaft, die jüngſt hier in Stratford gaſtirte, hätte ſich in den Ueberfluß theilen können.

Und dabei die ausgeſuchten Leckerbiſſen von Redensarten, die Seltenheiten von Ausdrücken und Wendungen! fiel Hewet ein. Saftiger und kernhafter ſind ſie auf keinem Wochenmarkte zu haben. Gott verdamme! Unſere dicke Bierwirthin zu Bedford, von der wir jüngſt auch Pröbchen erhalten haben, würde deiner Anna koſtbare Redensarten nur auf die hohen Feiertage verbrauchen.

Laßt das nur gut ſein, ich bitt' euch! unterbrach William etwas empfindlich die Geſellen. Was euch immer zu Theil geworden ſein mag: unwürdig war es nur der Spenderin, nicht der Empfänger.

Da habt ihr's! rief Quiney. Ganz recht, Sir William! Sagen ſie dir etwas Neues? Biſt du denn nicht an ſolche Leckerbiſſen deiner Anna, wie an dein täglich Brot gewöhnt? Habt Achtung vor unſerm braven Gentleman, und ſagt ihm, was wir vorhaben!

Ei, riefen ſie nun durcheinander, leben wir denn ſeit Wochen nicht wie die Puritaner! Nur die bunten Kniebänder fehlen uns, und wir könnten morgen des Tags in die Trübſalsbrüderſchaft aufgenommen werden. Wir müſſen wieder einmal einen Jucks haben. Es iſt Mai, Stauden und Bäume ſchlagen aus, und wir fröhlichen Burſche ſollten nicht auch wieder einmal über die Stränge ſchlagen?

Das muthwillige Plänchen ward eröffnet und beſprochen. Sie wollten in Sir Lucy's Thiergarten ſteigen und ein Wild erlegen. Es war nicht das erſte Mal, daß die luſtigen Geſellen ihre Luntenbüchſen ſo misbrauchten; doch da man ihnen auf die Spur gekommen, hatten ſie ihre nächtlichen Streiche eine Zeitlang eingeſtellt. Nun war heut der Abend ſo lockend, der Himmel heiterer als gewöhnlich, und Vollmond Tags vorher eingetreten. Alles begünſtigte den tollen Streich, den man weniger des Gewinnſtes halber unternahm, als um den Squire, — „dieſen pedantiſchen Friedensrichter, dies aufgeblaſene Parlamentsmitglied“, einmal recht in den Harniſch zu bringen. Man freute ſich, wenn morgen der Geck nach Stratford geritten käme, und bei jedem Bekannten am Fenſter oder an der Thüre halten, und über den „criminalen“ Streich ſich ereifern würde. „Das muß vor die Sternkammer!“ hörten ſie ihn rufen; „das geheime Concilium ſoll den Aufruhr erfahren! So ſoll man nicht mit Sir Thomas Lucy von Charlecot Armigero umſpringen!“

William hatte an manchen ſolchen muthwilligen Streichen Theil genommen; heut aber war es zum erſten Mal auf Lucy's Gehege abgeſehen, — für ihn ein leider nur zu wohlbekannter Bezirk. Hier hatte eine jugendliche Verirrung, in verhängnißvollem Zuſammentreffen mit einem fremden Vergehen, das Unglück ſeines Lebens geſtiftet, ſeine frühe, unglückliche Heirath. Daß über dieſe Thorheit ganz Stratford die Achſeln zuckte, war ihm das Schmerzlichſte nicht: was ihn am heimlichſten und tiefſten kränkte, war eben jener verhängnißvolle Umſtand, den — wie er ſich überredete —, Niemand wußte, den er keinem Blutsverwandten, keinem Freunde je vertraute, deſſen er ſelbſt nie ohne heiße Beſchämung und ohne das Gefühl tiefſter Erniedrigung gedenken konnte. Und doch verbanden ſich mit dieſem heimlichen Schmerz auch wieder die lieblichſten Erinnerungen. Kein Plätzchen jenes Waldgehegs, wo er nicht einſt in ſchönen Stunden manchem lieben Traume, mancher ſchwärmeriſchen Hoffnung nachgehangen hätte. Unter dieſen ſtolzen Eichen und Buchen, deren tiefe Einſamkeit ſich gerade durch den Lärm zahlloſer Waldſänger recht fühlbar machte, waren ſeine erſten Lieder flügge geworden. Auf dieſen moſigen Hügeln hatte er die junge Brut der Gefühle und Ahnungen, wie ſie mit unſicherm Fluge ſein Herz verließen, in Reim und Reihen eingefangen. Es war die Zeit, wo der alte Sharper in guten Vermögensverhältniſſen mit dem Squire noch vertraut umging, der junge William täglich im Park umherſchwärmte, und ſich mit George Clower, dem jungen Förſter, jagend umtrieb. Zu ſolchen Erinnerungen kam eine neue Schwärmerei, die den unglücklichen William jetzt wieder öfter nach jenem Irrgarten ſeiner erſten Jugend zog, — eine Neigung zu dem hübſchen, aber untergeordneten Töchterchen des jetzigen Förſters in Lucy's

Park. Sein Herz bedurfte immer eines Gegenſtandes, den er mit ſeinem heimlichen Dichten und Trachten umſpann. Um Mary's willen beſorgte er, bei aller Abneigung vor ſeines Vaters Wollhandel, an dem er mit dem Vermögen ſeiner Frau betheiligt war, doch wieder gern die mündlichen Beſprechungen und Abrechnungen mit Sir Lucy auf ein Capital, welches der Squire aus des alten Sharper's verfallendem Geſchäft noch nicht hatte zurückerhalten können.

Aus dieſen Umſtänden erklärt ſich die Stimmung, mit welcher William den Vorſchlag der luſtigen Geſellen ſo lebhaft ergriff. Auch war es natürlich, daß ein ſo kräftiges, zum Widerſpruch erregbares Herz, wie William's, aus der Niedergeſchlagenheit des betrübten Nachmittags nun deſto eher zu einem ausgelaſſenen Unternehmen überſprang. Nur fehlte dem jungen Freunde ſeine Büchſe. Doch nein, — ſie fehlte nicht: die Geſellen brachten ſie herbei. Einer war nämlich, während Anna ſchalt und ſchimpfte, auf William's Kammer geſchlichen, hatte die Büchſe geholt, und lachend waren ſie damit der Zänkerin entlaufen.

Bei eingebrochener Dämmerung verließen ſie das Haus, und ſchlugen den nächſten Pfad durch das Thal ein. Ueber den entfernten Hügeln ſtieg bald, wie ein purpurnes Rad, der Mond auf. Hier und dort glänzte zwiſchen Erlen- und Weidenufern der Avon. In leiſen Geſprächen gelangten die vier Muthwillensgenoſſen über die Brücke und vor das Gitterthor des Parks.

Sie ſtahlen ſich unter die Ulmen, die den Zugang bildeten. Vom Herrnhauſe her ließen ſich noch lachende

Stimmen im Freien vernehmen; doch Buſchwerk und Blumenbeete, die den großen Raſenplatz vor dem Gebäude umgaben, hinderten irgend eine wandelnde Geſtalt wahrzunehmen. Sie ſetzten ſich, bis es ſtill um das Haus ſein würde, auf die Eckſteine der Thorwarte und lugten nach dem Herrnhauſe. Dies war ein breites Gebäude aus neuerer Zeit von Backſteinen mit Steinecken, jede Ecke mit einem achtkantigen Thurme geſchützt und geſchmückt.

Nach und nach verſtummten die Stimmen im Freien, und das große Bogenfenſter über dem Thor erleuchtete ſich matt. Die Geſellen winkten einander zu und ſchlichen am Gemäuer hinab, bis wo es mit hohem Pfahlwerk unterbrochen war, und von Innen ein Fichtenwäldchen anſtieß. Hier ſtiegen ſie über, wanden ſich durch das Wäldchen nach einem lang verlaufenden Baumgange mit angrenzendem Buſchwerke, aus dem hier und dort ein weißes Standbild, vom Monde beſchienen, grauenhaft hervorblickte, und gelangten wieder an den Avon, der am Hauſe vorüber durch den Park floß. Wie ſie einzeln über den Steg in das Wildgeheg eindrangen, blieb William zurück, und näherte ſich auf bekanntem Pfade dem Herrnhauſe. Die Hunde ſchlugen an, doch William rief ſie beim Namen, und beſchwichtigte ſie. Durch eine Hinterthüre trat er in die Küche und fragte nach Crank, dem Förſter. Wie er vermuthet hatte, ſaß derſelbe mit dem Squire beim Primero-Spiel. Lachend öffneten die Mägde die Geſindeſtube und riefen: Mary Crank, hier fragt wer nach deinem Vater! Mary kam heraus, erröthend, als ſie den Freund erblickte. Unter einem weitausgeholten Vorwande wandelte William mit ihr nach dem Platze um das Haus. Wie ſie bis an das nächſte Buſchwerk gekommen waren, ſagte Mary: Nein, nein! Weiter kann ich Euch nicht folgen. Ich darf Euch überhaupt nicht ſo oft und allein ſehen. Ich höre Euch recht gern zu, wenn Ihr uns Mädchen ein und das andere Eurer Liedchen vorſagt; aber daß Ihr mich immer allein ſprechen wollt, — wenn es mein Vater wüßte!

Wenn du meine Liedchen liebſt! ſagte er, mußt du mir ſelber gut ſein, denn Lieder kommen nicht aus ungeliebten Herzen. Seit du mich zum erſten Mal angelächelt, ſeit ich dich, wie ſelten auch ſehe, iſt wieder ein Maitag in meiner Bruſt. Gute Gedanken kommen mir wieder, Lieder knoſpen und blühen auf, ja zuweilen regt es ſich, als ob Rieſenbäume aus meinem Herzen wachſen wollten. Gewiß würden ſie auch wachſen, wenn du mich nur recht lieben wollteſt, holde Mary, mir ganz angehören, ſüße Mary!

Das kann ja doch nicht geſchehen, flüſterte ſie, ſeines Armes ſich ſträubend. Wozu ſoll ich Euch ſein, wenn Ihr mich nicht ins Haus haben könnt? Man ſagt, Ihr ſeid unglücklich: das thut mir recht leid um Euch, ſehr leid. Aber was kann ich zu Euern Liedchen? Ich albernes Ding! Nein, das iſt eine Gabe Gottes, und Euch vielleicht zum Erſatz verliehen für Manches, was Euch fehlt. Wie Mancher iſt ſo unglücklich, wie Ihr, und hat die herrliche Liedergabe nicht.

Es iſt etwas mit dir vorgegangen, Mary! verſetzte der Freund betrübt. Was hat dich irre gemacht in deiner ſtillen Zuneigung, die ich mit Luſt zunehmen ſah? So warſt du vor ganz Kurzem noch nicht. Was du zu meinen Liedern kannſt? O wüßteſt du, welchen Flug mein Herz nimmt, welchen Zug mein Geiſt gefunden, ſeit du mich anlächelſt. Wiſſe nur, du mußt mich lieben! Es iſt deine Beſtimmung. Denn dort in dem Förſterhauſe, das du mit deinem Vater ſeit einem Jahre bewohnſt, iſt mein Unglück entſprungen. Da, wo an mir gefrevelt worden, wo ein rohes Herz mit der Frucht einer treuloſen Hingebung meine vertrauende Liebe getäuſcht: da muß ich auch meinen Erſatz finden, und dafür nehm' ich dich!

Ungeſtüm umarmte und küßte er ſie. Verſchämt ausweichend verſetzte ſie: Euer Unglück in unſerm Hauſe —?

Das ſoll ich dir wol umſtändlich erzählen? lachte er bitter. Nun ja, dir vielleicht noch am ehſten, wenn du mir mit ganzer, voller, unwandelbarer Liebe zugethan wärſt. Nur das liebevollſte, treueſte Auge dürfte mich in meiner Schmach ſehen. Gehſt du nicht nach Charlecot hinüber zur Kirche? Ueber den Kirchhof? Dort liegt der Schwager meiner Frau —.

Nun? fragte Mary.

Nun? ha! lachte William bitter. Nun — der war hier Förſter vor deinem Vater, und dehnte ſeinen Birſchgang ins Gehege meiner unerfahrenen Neigung aus. Still davon! — Ja, ſeit ihr hier einzogt, ſah ich dich zuweilen. Deine leichte Geſtalt, dein anmuthiger Gang, dein ſchwärmendes Auge verriethen mir eine fliegende Seele. Mit Wohlgefallen ſah ich dich, und ſuchte dich zu ſehen. Da kam eine londoner Schauſpielergeſellſchaft durch Stratford, und gab einige Vorſtellungen. Auch du kamſt mit deinem Vater hinüber. Hero und Leander wurde gegeben, und ich ſah dich weinen —. O du ſanftes Herz!

Nun ja! erwiderte ſie. Ich ſah eine Bürgersfrau weinen, als der Schauſpieler Green ſich ſo verzweiflungsvoll geberdete. Nachher hörte ich, es war eine Baſe von Green, der aus Stratford gebürtig ſein ſoll, und ſie weinte über ihren Vetter, der ſich zu der gottloſen Komödie dem böſen Feind verſchrieben habe.

Genug, ich ſah dich weinen, fuhr William fort, und hundert Trauerſpiele keimten in meinem Herzen unter dieſem Mairegen auf. Welch' ein Glück, aus ſo zartem Herzen Thränen in ſo ſchöne Augen zu locken! Welch' ein königlicher Zoll, den der Dichter an den Augenwimpern liebreicher Frauen hebt! Welch' ein Königthum des Sängers, wenn der Schönheit Augenlider Vaſallen ſeiner Lieder ſind! Ein Trauerſpiel zu ſchreiben, war jetzt meiner Tage Drang, meiner Nächte Traum: aber ich fühlte, nur durch die Liebe würde ich zur Poeſie kommen.

Ei nun, lächelte Mary verſchämt, dichtet einmal ein hübſches Hochzeitlied auf mich! Ich werde es bald nöthig haben. Ja, ich will es Euch nur ſagen, — der junge Badger wirbt um mich. Er iſt Jäger im Dienſte des Lords — nun wie heißt er nur, des zu Pebworth —? Mein Vater rühmt ihn ſehr, den Badger, und ſo viel iſt gewiß, daß er eine gute Beſtallung hat. Es wäre recht hübſch von Euch, wenn Ihr —

Schweig'! fuhr William entrüſtet auf. Geh und heirathe Badger! Du biſt ein Mädchen! Was brauchſt du ein Hochzeitlied, wenn Badger eine gute Beſtallung hat? Laß dir zur Hochzeit ein paar Rebhühner ſchießen!

In dieſem Augenblicke fiel nicht gar fern ein Schuß, und ein zweiter, ein dritter folgten. Mary ſchrie und ſank an William's Bruſt. Die Hunde bellten heftig am Herrnhauſe. William zog das Mädchen tiefer in den Schatten der Bäume und in das Verſteck des Gebüſches. Er fühlte, daß er Mary um ihretwillen verborgen und ſich ruhig halten müſſe, denn ſchon waren die Jäger und Diener des Squire vor dem Hauſe, und beſprachen ſich über die Richtung, wo die Schüſſe gefallen waren. Sie vertheilten ſich mit den Hunden, um die Wildſchützen zu verfolgen, oder ihnen auf die Fährte zu kommen. Einige ſprangen in den Kahn, und ſetzten über den Avon; Andere nahmen ihre Richtung nach der Seite, wo William ſtand. Schon bückte ſich William, und zog Mary nieder, um im Dunkel unbemerkt zu bleiben, als ein Dachshund ihre Spur gewann, und hin- und zurückwatſchelnd laut und lauter anſchlug. — Ein Jäger mit einem Burſchen folgte dem Dachshunde, und drückte ſich aus Vorſicht vor den verborgenen Wilddieben hinter zwei ſtarke Baumſtämme, um erſt des angebellten Feindes Standpunkt und Haltung im Dickicht zu erſpähen. Die ängſtliche Mary wollte fort; William hielt ſie zurück; ſie ſchrie, und wie nun der lauſchende Jäger des Mädchens Stimme erkannte, ſtürzte er hervor. — Mary, wo biſt du? rief er.

Ach mein Vater! ſchrie Jene. Zürnt mir nur nicht, Vater, ich habe da in aller Unſchuld mit William geplaudert. Dort drüben hat's geſchoſſen.

William? fuhr der Alte auf. Mit einer Flinte? Ha, Wilddieb! — He, Dicky, rief er dem Burſchen, herbei! —

Holla voran zum gnädigen Herrn! — Vorwärts, Dicky! Was ſperrſt du das Maul auf? —

Er entriß dem verblüfften William die Flinte und trieb ihn zum Gehen. Seiner Tochter aber flüſterte er zu: Dirne du! Mache dich auf einem Umweg ins Haus. Ich werde mit dir reden. Schöne Sachen das! Wenn es Badger, der Jäger, erfährt! Er wird ſich bedanken für die Kukukseier.

Dicky ſtolperte indeß voraus, und ſchrie aus der Ferne dem gnädigen Herrn zu: Wir haben Einen! Da iſt auch ſein Gewehr, eine Mordio-Luntenbüchſe! Er hatte auf Jungfer Mary gezielt.

Der Alte Crank erreichte ihn, und ſchlug ihn mit der Fauſt in den Nacken. — Burſche! knirſchte er, wenn du eine Sylbe von meiner Tochter ſprichſt, ſo ſchlage ich dir den dummen Hirnkaſten ein.

Sir Thomas Lucy ſtand an der Hinterthüre des Hauſes und trat den Ankommenden entgegen. — Sieh' da, ſieh'! Der junge Herr William? ſagte er. Was gibt's in meinem Parke, junger Herr William? Was für Geſchäfte, he? Geht Ihr bei Nacht auf Wolle aus, Herr Wollkämmer? Ihr ſollt mir gekämmt werden. Ihr ſollt nicht ungeſchoren bleiben. Wißt Ihr, was in fremdes Eigenthum überſteigen bedeutet? Das iſt ein criminales Verbrechen, ein verbrecheriſches Crimen! Ueberſteigen, überſteigen! Seht doch, eine ſchöne Büchſe! Wollkämmer mit Luntenbüchſen! Seht doch! Eine criminale Büchſe.

Gebt Acht, Sir Thomas! fiel William ruhig ein. Sie iſt noch geladen. Ihr ſeht, von mir iſt kein Schuß gefallen.

Nicht geſchoſſen? Gar kein Bischen geſchoſſen? verſetzte der Squire. Meint Ihr mir zu entſchlüpfen? Wollt Ihr mich um den criminalen Fall bringen? Ihr habt einen ſtolzen Ton, Herr Wollkämmer. Ihr überſteigt Euch, Ihr habt Euch ſehr an das Ueberſteigen gewöhnt. Ich will Euch ſchon die ſtolze Ladung herausziehen. Ich werde, ich will — doch es iſt für heut ſchon zu ſpät, etwas zu beſtimmen. Dazu gehören die Formalitäten, Umſtände und Umſtehende. Sperre ihn ein, Crank, auf morgen früh, in deinem Hauſe. Aber du haſteſt für ihn. Er iſt ein Criminaler. Er ſoll mir criminaliſirt werden, ſo wahr ich Friedensrichter bin!

Gnädiger Herr, wendete Crank ein, wie ſoll ich ihn hinter meinen niedern Fenſtern feſt halten? Ich bin müde von heutigem Waldlaufen, und meiner Tochter kann ich ihn doch nicht zum Bewachen —. Ich will ſagen, meine Tochter iſt heut etwas unwohl, und hat ſich etwas früher zu Bette gelegt. Wir wollen ihn in den Thurm ſperren.

Sperr' ihn nur in den Thurm! bejahte Sir Lucy. Nur hoch genug, daß er nicht entſpringe! Er hat criminale Beine. Das wird mir eine ſchlafloſe Nacht werden! Der Fall iſt mit Umſtänden zu behandeln. Das gibt morgen ein Frühſtück mit Umſtänden. Ha ha! Morgen bin ich ein judex pro domo sua. Und vielleicht bringen meine Leute noch ein Schock anderer Wilddiebe ein. He, Leute! daß ihr ihnen gleich die Büchſen abnehmt, und in meinem Arſenal verwahrt!

Nun ſaß William in einer Kammer des Thurmes eingeſperrt. Es war keine der oberſten, aber ſie war hoch genug, daß ein Gefangener nicht ans Entſpringen denken mochte. William dachte nicht einmal daran, nur hinauszuſehen; ja er vergaß ſelbſt den Laden gegen die feuchte Nachtluft zu ſchließen. Trübſinnig ſaß er da, nachdenklich über den unglücklichen Tag. Er ſchalt ſich einen Elenden, einen Bettler, der nicht einmal eines geliebten Weſens beſcheidene Zukunft machen könne. Nun verwünſchte er die Verwirrung ſeiner häuslichen Lage, dieſe überall nur hemmenden, nie hebenden und helfenden Umgebungen in all' ſeinem Treiben und Trachten. — Warum muß ich auf dem Wege fremder Thorheiten und in fremden Gehegen Liebe ſuchen? fragte er ſchmerzlich. Und wie er nun Mary's gemeine Denkungsart und ſeinen Irrthum erkannte, fühlte er auch deſto tiefer die Thorheit, daß er um ihretwillen an einer Unbeſonnenheit Theil genommen, von welcher er nun nicht einmal den Spaß eines glücklich ausgefallenen Muthwillens, ſondern nur Verlegenheit und Beſchämung davontrug. In dieſer Rumpelkammer zu übernachten, morgen der Pedanterei des albernen Squire ausgeſetzt zu ſein, und am Ende noch von ſeinen pfiffigen Gefährten verlacht zu werden, gereichte ihm zu bitter-nagendem Verdruß. Ja, wenn er nach Haus und an die Seinigen dachte, mußte er ſich geſtehen, daß er diesmal ihre Vorwürfe nicht wie ſonſt mit Unrecht zu ertragen habe.

Unruhigen Unmuths wandelte er, ſoviel ihm der enge Raum geſtattete, hin und wieder. Wie gern hätte er im tiefſten Schlafe dieſen Verdruß und ſich ſelbſt vergeſſen!

Er ſah ſich bei hereindämmerndem Mondlicht um. Die Kammer ſchien beſtimmt, altes Breterwerk, abgelegte Möbel und gewebte Tapeten mit verblaßten Geſtalten aus dem alten Teſtament, löcherige Kiſſen von Lotterbetten und ſolcherlei Dinge zu verwahren, — Geräth genug, um ſich ein Lager zu bereiten, auf welchem es ſich doch immer ſanfter ſchlafen ließ, als man auf einer Schaukel innerſten Unmuths wachend zubringen konnte.

O du wohlthätiger Schlaf! flüſterte William, als er ſich auf das ſchnell bereitete Lager hinwarf, und ſeine Gedanken nahmen allmälig ein träumeriſches Gewand an. Du biſt, o Schlaf, wie ein lauer See, in deſſen geheimnißvolle Tiefe der menſchliche Geiſt, gerade wenn er am meiſten mit dem Tagesleben zerfallen iſt, am liebſten ſich verſenkt. Da tritt er mit unbekannten Weſen in Verkehr, die ihn heilen und herſtellen, indem ſie ihn über die Nichtigkeit ſeiner Sorgen und Kümmerniſſe, über Zuſammenhang und Bedeutung des Lebens belehren. Ihre Erquickung bringt er meiſtens mit zurück; wenn er auch ihre Winke und Warnungen verliert, während er in ſeinen leichtſinnigen Tag wieder auftaucht. Nur ſeltſame, oft unerklärliche Neigungen und Abneigungen bleiben ihm für ſeine Welt des Trachtens übrig, — Erinnerungen ohne Zweifel, unbewußte Erinnerungen aus jener ſtillern Welt des Dichtens.

Doch diesmal ſchienen die ſo ſehnſüchtig aufgeſuchten Traummächte den gläubigen Freund aus ihren dunkeln Wohnungen weiter herauf zu geleiten, als ſie ſonſt thun. Nach einem tiefen Schlafe erwachte er nämlich bei dämmerndem Morgen — doch war es kein völliges Erwachen

— und ſann und ſchwärmte mit geſchloſſenen Augen gar wunderſamen Geſtalten nach, — ſo lebendigen, daß ſie nicht geträumt, ſondern geſchaut zu ſein ſchienen. Er ſelber begriff das wunderſame Gedränge von Geſtalten nicht, die vor ſeiner Seele vorübergezogen waren. Gekrönte Häupter hatten ihn angeblickt, die lieblichſten Jungfrauen ihn angelächelt. Narren und Rüpel, verzweifelnde Mütter und ſchleichende Mörder. Eines wahnſinnigen, gekrönten Greiſes, eines tiefſinnigen Königſohnes beſann er ſich, und ſchluchzte noch im Nachttraume von Wehmuth. Einen Helden, wie er eine Krone ſtahl, eine ſtolze Frau, wie ſie ihre Händchen von Blute wuſch, hatte er geſehen. Verwegene, tolle, rothnaſige, dickbäuchige Geſellen, liebende Paare, die kaum die Erde berührend dahinſchwebten, Helden und Hexen, Mohren und Mönche, römiſche und britiſche Kriegsleute, alle hatten ſich bunt durcheinander getrieben, bald im Schlachtfelde, bald im Wirthshauſe, oder auf dem Kirchhofe. — Der Träumer ſann darüber nach, welchem Ziele die einander fremden Weſen ſich zutrieben; doch ſchienen ſie, feindſelig oder holdſelig, einander aufzuſuchen, bald ſich zu finden, bald zu fliehen. Dies aber nicht aus eigener Macht, aus eigenem Trachten, ſondern zwei Weſen höherer Art und über dem Gewühl ſchwebend, eine ernſte und eine lachende Geſtalt, ſchienen — jene mit einem Lorbeer, dieſe mit einem Roſenzweige winkend und weihend, Alles zu lenken. Nun näherten und umarmten ſich beide ſchwebende Genien. In ihrer Liebkoſung, wie durch Zauber, ſchlangen beide Zweige ſich zu einem Kranz ineinander, — mit einem Myrtenzweiglein, als zartem Bande, verknüpft. Wie ſich nun beide Schweſtern Hand in Hand erhoben und in Wolkenduft entſchwanden, zerſtob mit einem Mal das Chaos von Geſtalten. Aus den Lüften fiel der Kranz. William griff und erhaſchte ihn: der Lorbeer war ſo ſaftreich, die Roſen ſo friſch duftend, nur das Myrtenband war verwelkt.

William erwachte, und ward durch das Concert der Vögel völlig munter. Die Sperlinge ſchrien dicht an ſeinem Schalterfenſter, Buchfinken und Amſeln ſchlugen vom Wald herauf, Spechte lachten, Holztauben girrten tief, und durch den ganzen Chor hindurch ſchmetterten langgezogene und wirbelnde Töne, die William zum erſten Mal vernahm.

Der Förſter Crank trat herein. Mit einem befangen-freundlichen Morgengruße brachte er etwas Suppe mit geröſtetem Käſe, und bot es zum Frühſtück an. — Der Squire iſt ſchon voll auf, Euch vor ſeinem Stuhle zu ſehen, ſagte er. Was denkt Ihr denn vorzubringen, guter William, womit denkt Ihr Euch denn herauszulügen?

Was ich vorbringen werde, antwortete William, wird ſich aus den Fragen ergeben, die mir Sir Lucy ſtellen wird. Winſeln und lügen werde ich nicht.

Dacht' ich's nicht! fiel der Förſter mit kaum verhaltener Wuth ein. Ihr könnt Euch nicht beſſer heraushelfen, als wenn Ihr ſagt, Ihr wäret gar nicht auf Wild ausgegangen, ſondern auf Liebſchaft mit meiner Tochter. Die Dirne hat mir geſtanden, daß ſie Euch nicht zum erſten Mal geſprochen. Nicht winſeln und lügen? Seht doch den rechtſchaffenen Menſchen an! Aber meine Tochter ins Gerede bringen vor offenem Gericht, den braven Badger wild und abſpenſtig machen! Darauf ſtehen freilich keine

Jagdſtrafen; aber beim heiligen Hubert, da bin ich Hegeförſter und Rügenrichter, und Euch ſoll ein Kreuzdonnerwetter —

Ruhig, ruhig, Mann! faßte ihn William am gehobenen Arme. Ihr habt mir wenig Gutes zugetraut, und mir daher den Mund mit einer Suppe ſtopfen wollen. Nun ſeht Ihr, Alter, daß ich hungrig genug war, Eure Spende raſch hinunterzuſchlingen. Bin ich Euch nun nicht beſtochen genug?

Wir wollen ſehen, lenkte Crank ein, ob Ihr etwas mehr Ehrlichkeit im Leibe habt, als andere Tagediebe. Zur Suppe habe ich mich meiner Tochter hergegeben; aber zu Bitten und guten Worten laſſe ich mich nicht herbei.

Beruhigt Euch, Meiſter! lächelte der Freund. Seht Ihr nicht an der leeren Schüſſel, daß ich mich von Eurer Tochter habe abſpeiſen laſſen? O Ihr habt ein ſolides Mädchen, Crank. Sie hat mich um ein Hochzeitlied gebeten. Die macht Euch keine tollen Streiche, Alter, und ich gehe nach London.

Ihr geht nach London?

Es iſt mir ſo, als ginge ich nach London, — oder hat mir's geträumt.

Ihr thut wohl daran! ermunterte der Förſter, ſehr wohl! Dort gibt's pfiffigere Mädchen, als meine Mary iſt; dort gibt's auch Liebhaber für Eure Liedchen, mithin auch Futter für Euch. Geht nur immer hin! Wer ſo wenig Wolle auf ſich hat, wie Ihr, bleibt dort auch ungeſchoren. Indeß geht Euer Weg nach London durch des gnädigen Herrn Gerichtsſaal. Haltet Euch reiſefertig. So=

bald Leute genug aus der Gegend gekommen ſind, wird man Euch abholen.

Dem Squire war der Vorfall im Stillen nicht ganz unangenehm. Er ſah darin eine gute Gelegenheit, die Langeweile ſeines Hauſes mit etwas „Criminellem“ zu beleben. Wie ein ländlicher Wirth den verirrten Reiſenden ſchält, ſo war es jetzt auf William abgeſehen.

Es währte bis gegen Mittag, ehe William abgeholt wurde. An der Treppe nahmen ihn bewaffnete Diener in Empfang, und brachten ihn nach dem Herrnhauſe. Andere Diener in großer Livrée rannten hin und her, die Menge zu ordnen, die als Zuſchauer des Gerichts aufgeboten waren, — das Hausgeſinde in Feſttagskleidern, die Tagelöhner aus dem Feld und Garten, die Frohndiener und Zinsleute, ja die neugierigen Bewohner der nächſten Meierhöfe. Die Menge öffnete ſich zu einem ſchmalen Durchgang nach der großen Halle.

Hier ſtand ein breiter Thronſtuhl aus Eichenholze dem großen Fenſter gegenüber, in welchem das Wappen der Lucy's mit den drei Hechtlein in bunten Scheiben eingefügt war. Die Halle, künſtlich getäfelt, mit Hirſchgeweihen und andern Jagdſtücken ausgeſchmückt, hatte eine kleine Galerie, die auf Pfeilern ruhte. Hier ſaßen bereits Frau und Töchter des Squire auf ihren Plätzen, und einige Hausmädchen ſtreckten hinter ihnen neugierig die Köpfe über die hölzerne Brüſtung.

Die Zuſchauer wurden jetzt hereingelaſſen, und breiteten ſich an den Wänden aus. Zu beiden Seiten des Richterſtuhls ſpreizten ſich Stallknechte in Wämmſern von rothbraunem Leder, mit Jagdſpießen ſtatt Hellebarden gerüſtet, die Hutkrämpen auf die Schulter hangend, und Fichtenzweige ſtatt Federbüſche aufgeſteckt. Sie lächelten einander wohlgefällig an, während der Hausmeiſter als Herold mit einem Stabe verſehen ab- und zuging.

Endlich entſtand Bewegung an der Thüre. Einige heiſere Töne aus einem verkrümmten alten Jagdhorn kündeten den Squire an. In gehaltenem feierlichem Schritt trat er herein. Zwei Bauernbuben, als Pagen gekleidet, und einer hinter dem andern treuherzig gehend, trugen auf ihren Schultern die gepfändete Luntenbüchſe. Sie legten ſie auf den Tiſch, ſchnäuzten ſich ihre Stumpfnaſen auf den Boden und drückten ſich verſchämt an die Wand. Dem Squire folgte der Gemeindevogt von Charlecot, berufen, den Gerichtsſchreiber zu machen. — Der Squire hatte ſeine dickſte Krauſe zu dem Sonntagswamms angelegt, und ſeine alten, aus der Zeit der Brautbewerbung herrührenden Ohrringe mit einer Liebeslocke geſchmückt, die, natürlich von der alternden Lady Lucy entnommen, nicht mehr ganz braun war.

Bei William's Anblicke gerieth Sir Lucy in einige Autoritäts-Verlegenheit. Er blickte umher und grüßte ſehr ehrerbietig ſeine Frau. Dann ſetzte er ſich und huſtete.

Alſo habe ich doch recht gehört? ſprach er und ſuchte ſehr gemeſſen zu ſprechen. Es war in der That eine Nachtigall, die wir heut Nacht und bis an den Morgen im Park vernommen mit den langgezogenen, ſchmetternden Tönen?

Eine erſtaunliche Nachtigall, ja, Sir Thomas Lucy von Charlecot und Friedensrichter! antwortete mit tiefer

Verneigung der Hausmeiſter. Gewiß die erſte, die man hier in der Gegend vernommen hat.

Hat Jemand von euch ſchon eine Nachtigall gehört? fragte der Squire gegen die Zuſchauer.

Einige brummten ein Nein, die Andern ſchüttelten die Köpfe.

Alſo die erſte! fuhr Lucy pathetiſch fort. Merkwürdig! Gerade dieſe Nacht die erſte! Was das für eine Vorbedeutung ſein mag! In meinem Park die erſte Nachtigall! Und ſie muß dicht am Geräthethurm geſeſſen haben, dem Schlage nach zu urtheilen.

Ganz dicht, Sir Thomas, — auf der Linde am Waſſer — und Friedensrichter! war des Hausmeiſters Antwort.

Haſt du ſelber ſchon Nachtigallen gehört, Toby?

Vergebung! Ich nicht, verſetzte Jener. Aber mein Vater hat eine gehört und zwar im Hofgarten zu Greenwich in jenem warmen Mai des Jahres 1533, dem Geburtsjahre unſerer geſegneten Königin Eliſabeth. Dazumal war mein Vater noch ein rund- und rothbackiger Burſche, der am Maimorgen die Maid Marianne zu ſpielen pflegte. Und ſo oft wir nun den Maibaum holten, erzählte er uns die Geſchichte, und machte uns den Nachtigallſchlag vor, das heißt, der Nachtigall nach. Daher kann ich ganz content urtheilen, was eine Nachtigall iſt.

Ja bei Gott, es war eine! rief der Squire. Ich habe ſie auch gleich dafür erkannt. Nicht wahr, theuerſte Lady Judith von Charlecot, liebwertheſte Gemahlin, ich habe Euch gleich aus dem Schlafe geweckt, und —

So gewiß, mein ehrenfeſter Sir Thomas, als ich Euern rechten Ellbogen noch unter meinem Herzen ſpüre.

O Verzeihung, um der Nachtigall willen, theuerſte Lady Judith! erwiderte der Squire. Es iſt zu merkwürdig, und hat gewiß ſeine Bedeutung. Wir wollen ein Nachteſſen veranſtalten, und die Nachbarſchaft auf heut Abend einladen, um die Nachtigall ſchlagen zu hören. So ſeltene Genüſſe muß man gemeinnützig machen. Aber es ſoll mir im Parke gewacht werden; es gibt auch Nachtigallenfänger, wie es Wilddiebe gibt. — Aha! da ſind wir ja auf dem Kapitel, auf der Epiſtel des Tags! — Hört, Verbrecher, tretet näher! Stellt Euch hierher, damit man Euch ins Angeſicht ſehen, und Eure Ausſagen mit Euerm Ausſehen confrontiren könne. Und jetzt gebt gehörig und mit Ehrerbietung Eure Antworten zu Protokoll. Vor Allem wie heißt Ihr, William Sharper, mit Vor- und Zunamen? Sprecht! — Warum antwortet Ihr nicht?

Mit launigem Lächeln verſetzte William: Ihr habt ja Eure Dreſcher unter den Zuhörern da: legt ihnen doch Wunders halber Eure Frage auf die Tenne, und Ihr werdet ſehen, daß die Antwort ſchon im Stroh ſteckt. Und es iſt ein gutes Korn, was William Sharper heißt.

Einige Bauern lachten, worüber ungehalten der Squire rief: Wollt Ihr naſeweis ſein, Sir Taugenichts? Ihr ſeid in meinen Park geſtiegen, und habt zwiſchen meine Rehböcke geſchoſſen. Was ſagt Ihr dazu? Wie könnt Ihr Euch verantworten? Wie kommt Ihr dazu, fremde Böcke zu ſchießen?

Weil ich kein Squire bin, wie Ihr, Sir Thomas Lucy und Friedensrichter, antwortete William. Ihr freilich ſchießt — eigene Böcke.

Abermals kicherten einige Zuhörer.

Da rief mit grellem Ton die Lady von oben: Sir Thomas, mein Theurer, gebt Euch mit dem ruchloſen Burſchen nicht ab; Ihr werdet lauter beleidigende Antworten erhalten.

Wie ſo denn, meine theuerſte Judith — beleidigende? verſetzte der Squire. Aha! Meint Ihr wegen der Böcke? Ich verſtehe, ich verſtehe! Ich will ihm antworten, Liebſte! Gebt Acht, ich antworte ihm! — So? Ihr redet bildlich, Meiſter William Wollkämmer? Sehr vorlaut, ſehr vorlaut und verwegen! Mit dem Bezahlen der Zinſen von meinem Capital ſeid Ihr nicht ſo vorlaut! Bildliche Böcke, meint Ihr? Aber auch darin habt Ihr Euch in meinem Parke vergangen, in bildlichen Böcken. Ihr wart noch nicht neunzehn Jahre alt, als Ihr hier in meinem Parke den Heirathsbock geſchoſſen. Ja doch, einen Bock habt Ihr geſchoſſen und doch eine trächtige Ziege damit ins Haus gekriegt, eine Ricke. Ha! Ha! Wunderbares Räthſel! Bin ich begreiflich? Mein verſtorbener Förſter hatte den erſten Schuß; er hätt' Euch ſagen können, wer Eures erſten Kindes Vater war. Nun, kann ich auch bildlich reden?

Die Lady lachte, und ſchlug in die Hände.

William, blaß und bebend, Wuth im Blick, mit zuckenden Lippen und geballter Fauſt, ſtürzte auf den Squire los, der im Augenblicke von ſeinem Sitz aufſprang, als der alte Crank dem Wüthenden in den Weg ſprang, und ihn zurück hielt. Die Lady ſchalt von oben, die Töchter liefen fort, die Umſtehenden murrten gegen den Squire, und wurden unruhig.

Was will der Halunke? ſchrie der Squire. Haltet eure Spieße vor, Leute! Hellebardirer, will ich ſagen. Das ſoll vor die Sternkammer! Das waren Schritte gegen den Friedensrichter, das war eine Fauſt gegen das Parlamentsglied. Criminale Schritte, ſag' ich, — eine Fauſt voll Crimen. Ich bin heut zu gut, ich kann gar nicht in meinen Zorn hineinkommen.

Wie er ſchwieg, war eine große Stille. William hatte ſich gefaßt, und ſprach mit Stolz: Ihr habt mich vor dieſen Menſchen da, vor Euern Dienern und Taglöhnern ungeziemend, unedel behandelt, Sir Thomas. Ihr beruft Euch auf Amt und Würde: aber Eure gemeine Geſinnung hat Euch entwürdigt. Ich gebe keine Antwort mehr, ich erkenne Euch auch nicht als Richter an in Eurer eigenen Sache. Verlaßt den Richterſtuhl und ſetzt Euch zu klatſchen in die Geſindeſtube!

Wie er ſich entfernen wollte, rief der Squire: Haltet ihn, Crank, laßt ihn nicht fort, ihr Leute, er ſoll mir ſeine Mitſchützen bekennen.

Während aber Crank im Gegentheil den Leuten winkte, ihn gehen zu laſſen, nahm William raſch ſeine Büchſe vom Tiſch, und erhob ſie drohend gegen Jeden der ihn aufhalten würde. — Man wich auseinander, und William ſchritt ſtolz durch die ihm zublinzenden Bauern. Der Squire rief: Haltet, haltet! — Crank ſuchte ihn zu beruhigen: Er hat gar nicht geſchoſſen, er hat zu mir gewollt; aber Eure Gnaden hat ihn tüchtig abgefertigt!

Sir Thomas war verblüfft, ſetzte ſich und huſtete, ſtand wieder auf, und wiſchte die Stirne, ſah nach ſeiner winkenden Lady empor, und dann wieder mit lächelnd-alberner Miene unter die Umſtehenden, die einander zupften und anſtießen, bis ſie in unaufhaltſames Gelächter ausplatzten.

William konnte des Squires Mishandlung nicht verwinden. Das Geheimniß ſeiner ſchmählichen Ehe, nämlich der an ſeiner jugendlichen Unerfahrenheit begangne Frevel, war vor ſo viel rohen Menſchen ausgeſprochen worden, und er wußte nicht, wie vielen das vermeintliche Geheimniß ſeither ſchon bekannt geweſen, in deren Augen er bemitleidet oder verachtet gelebt hatte. Er fühlte lebhaft, daß er nicht länger in Stratford bleiben könne. Er dachte an London, und in dieſem Gedanken fand er einen neuen Lebensmuth. Er verließ ſich auf ſeine gute Handſchrift und auf Green, den Schauſpieler, mit dem er in Stratford Freundſchaft geſchloſſen hatte. In dieſem Gedanken beſtärkte ihn der harte Empfang ſeines Vaters bei ſeiner Nachhauſekunft.

Der alte Scharper, in den beſſern Tagen ſeiner Wohlhabenheit und ſeines bürgerlichen Anſehens von heiterm Weſen und von einer gewiſſen vornehmen Art, war mit ſinkendem Wohlſtand und dem Verluſte ſeiner bürgerlichen Aemter täglich engherziger und heftiger geworden. Er hatte ſich von der Beihülfe des Sohns und vom Vermögen der Schwiegertochter viel verſprochen; allein dieſe hielt ſehr zähe über dem Ihrigen, und William, ſobald er das Unglückliche und Unwürdige ſeiner Verbindung einſah, faßte einen Widerwillen gegen Geſchäfte, gerieth in den Umgang mit liederlichen Geſellen, und machte Verſe oder — wie die Nachbarn in Stratford ſagten, — machte Reime und trieb Ungereimtes. Gegen dieſes eiferte der Vater, jene zerriß die Frau, ſo viel ſie deren habhaft werden konnte.

Heut nun in der Frühe, ehe William aus dem Park nach Hauſe gekommen war, hatte ein neuer Vorfall den Vater erbittert. Underhill, ein Gläubiger des Alten, hatte nämlich von einem bedeutenden Capitale, das er vorgeſchoſſen, ſchon bezahlte Zinſen noch einmal verlangt, und zwar nach einer Berechnung, in welcher die auf das Capital geleiſteten Abſchlagszahlungen mehrerer Jahre nicht in Abzug gebracht waren.

Nun ließ ſich, um den betrügeriſchen Gläubiger zu widerlegen, das Papier nicht auffinden, auf welchem die geleiſteten Zahlungen quittirt ſtanden. William hatte die Abrechnung zu führen gehabt, und war nicht ganz ſicher, wo er nach der jüngſten Abrechnung die Blätter verwahrt habe. Die Unruhe, mit welcher er nach denſelben ſuchte, vermehrt und entſtellt durch den heimlichen Groll gegen den Squire, fiel dem Vater auf, und erweckte in ihm einen ſchlimmen Verdacht. Er machte dem Sohne die heftigſten Vorwürfe. Dieſer bat um einige Geduld zu ruhigem Nachſuchen. Wenn du das Papier bis den Abend nicht findeſt, werde ich dir ſagen, wo es hingekommen iſt, ſchalt der Alte mit kaum verhaltenem Argwohn. Andere Bitterkeiten reihten ſich daran, und William verließ das Haus. Er ſuchte die Jagdgefährten auf. Dieſe waren mit der Beute eines Rehes glücklich entkommen, und hatten eben von einem reitenden Diener des Squire William's Misgeſchick vernommen.

Wir müſſen dem alten Pedanten einen Poſſen ſpielen und dich rächen, Will'! hieß es. Der alte Narr hat eben auf dieſen Abend Gäſte eingeladen. Er glaubt eine Nachtigall im Park zu haben; allein, wie ſoll ſich nur ein ſo ſeltner Sänger in dieſen Park verirren?

Sie überlegten hin und her, und zuletzt gab William einen Vorſchlag. — Andrews, unſer Vogelfänger, ſagte er, macht den Schlag einer Nachtigall perfect nach. Er muß ſich in die Nähe des Hauſes ſchleichen, und die neugierige Geſellſchaft ans Fenſter locken. Wenn nun Alles horcht, und dem gaſtfreien Wirth zu Liebe in Oh! und Ach! ausbricht, erheben die Andern ein Eſelgeſchrei und ein Hohngelächter. Bis die Diener mit den Hunden kommen, die dieſen Abend der Gäſte wegen eingeſperrt werden, ſeid ihr Miſſethäter auf und davon. Vorher habt ihr aber ein paar Verſe, „Lied der Nachtigall" überſchrieben, an einen Pfahl in dem offenen Weg geſteckt. Die ausgeſchickten Diener finden ſie, buchſtabiren den bittern Hohn heraus, und bis ſie der Squire erhält, weiß Haus und Nachbarſchaft den Jucks auswendig.

Der Vorſchlag fand den lebhafteſten Beifall. Man eilte zur Ausführung. Andrews wurde aufgeſucht, und William ſchlich wieder nach ſeinem Kirchhofplätzchen. Der Groll begeiſterte ihn, und bald waren einige Strophen ausgedacht, die er daheim mit verſtellter Hand in groben Zügen auf ein Papier ſchrieb. Gegen Abend überbrachte er das „Lied der Nachtigall" den harrenden Geſellen. Ungern blieb er von der Ausführung des Spaßes zurück;

allein er wollte ſich doch von den Seinigen den Vorwurf einer abermaligen Nachtſchwärmerei nicht machen laſſen.

So entfernt ſich aber auch William von der Ausführung des loſen Streiches hielt, ſollte doch grade er die meiſte Unruhe von dieſem Muthwillen erfahren. Noch am Spätabende kam Einer der Gäſte, ein Stadtrathsglied und dem alten Sharper befreundet, zu dieſem ins Haus und hinterbrachte den Vorfall und deſſen Wirkung. Die Gäſte waren aufs Höchſte getäuſcht worden, und Lucy der Wirth in ſeinem Vergnügen ſehr freigebig mit gutem Weine geweſen. Wie nun aber auf den Spaß der Spott folgte, nahm die Wuth des Getäuſchten einen ebenſo heftigen Ausbruch. Mit einem alten Schwerte war er aus der Halle geſtürzt, Bedienten mit Fackeln und die meiſten Gäſte waren gefolgt. Zwiſchen dem Gelächter der Spötter ſchlug noch manchmal aus der Ferne die falſche Nachtigall. Am Thore ſtieß man auf den Pfahl mit dem „Lied der Nachtigall“, und obgleich der Squire das Papier ſchnell herabriß, und für ſich las, konnte er doch nicht alle Bitterkeiten verwinden, ſondern ſtieß die ſtärkſten aus, indem er zuweilen ausrief: Was? Mich einen Parlamentseſel, mich eine Vogelſcheuche auf dem Lande zu nennen? — Vielleicht war die Kränkung dadurch auch ſo bitter geworden, weil den Squire, nachdem ſeine Eitelkeit ſo lächerlich geworden, der Aufwand des Nachteſſens im Stillen zu ſchmerzen anfing.

Lucy hatte auf der Stelle ſeinen Verdacht gegen William ausgeſprochen. Und obſchon der Vater den Beſchuldigten den ganzen Abend zu Hauſe geſehen hatte, und auch jetzt auf der Stube wußte; ſo war er doch nicht abgeneigt, ihm wenigſtens die Verſe in Zurechnung zu bringen. Der Gaſt ſchonte auch den alten Sharper nicht, ſondern theilte ihm alle Heftigkeiten des Squire mit, der ſich nicht nur über William's Lebenswandel ereifert, ſondern auch den Vater mit Aufkündigung des Capitals bedroht hatte.

Wirklich erſchien nach einer für den alten Sharper ſehr unruhigen Nacht in aller Frühe des Squires Hausmeiſter mit den unfreundlichſten Aufträgen ſeines Herrn. Sir Thomas ließ die Rückzahlung ſeines Darlehns ohne weitere Friſten einfodern, und war ſelber nach Warwick geritten, um das Gericht der Grafſchaft gegen William wegen deſſen Wilddieberei und Injurien in Bewegung zu ſetzen.

Und wie es denn im Leben nicht ſelten geht, ſchienen ſich, wie Raubvögel auf ein gefallnes Thier, alle Mishelligkeiten auf dieſen unglücklichen Tag niederzulaſſen. Denn um neun Uhr ward ein Auspfändebefehl wegen eines andern fälligen Schuldpoſtens ins Haus gebracht. — Niedergebeugt, keiner Heftigkeit mehr fähig, verwies der alte Sharper die Gerichtsdiener nach William's Wohnung und an das gute Geräth der Schwiegertochter. Dieſe aber ſetzte ſich zur Abwehr, und hielt mit heftigen Worten und Geberden jede zugreifende Hand von ihrem Eigenthum zurück. Ihre ungeſtümen Vorwürfe ſtürmten auf William ein, der ruhig ſitzend Sannchen auf dem Knie hielt, und dem zitternden, weinenden Kinde die Locken hinter die Oehrchen ſtrich. Zuweilen brannte ſein großes braunes Auge nach der Frau hin, doch ſchlang er mit Ueberwindung ſeine Entrüſtung hinab.

In dieſem Tumult, da ſich die neugierigen Nachbarinnen unter dem Fenſter verſammelten, um mit einem Ohre zu hören und mit zwei Augen einander zuzublinzen, ward ein Briefchen an den Alten überbracht. Die Neuigkeit von des Squires Ingrimm gegen den jungen und alten Sharper hatte ſich ſchnell verbreitet, und Alles fiel nun über die Unglücklichen her, die das Anſehen des Sir Thomas bis jetzt noch einigermaßen aufrecht erhalten hatte. So trat jetzt auch der habſüchtige Underhill entſchieden hervor. Von ihm war das überbrachte Zettelchen, und kaum hatte der alte Sharper die groben Zeilen durchlaufen, als er es William mit den heftigen Worten hinwarf: Jetzt, Junge, wo iſt das Papier über Underhill's Abrechnung. Der elende Menſch weiß offenbar, daß mir die Quittungen fehlen, und droht mit Gefängniß binnen einer Stunde. Wo iſt die Abrechnung?

Ich habe Alles durchſucht, geſtern und die Nacht hindurch: ich finde ſie nicht! antwortete William. Soweit geht meine Unachtſamkeit nicht; es muß eine fremde Hand daran gekommen ſein.

Eine fremde Hand? lachte der Alte auf. Ja wohl, — deine Hand iſt mir fremd geworden. Soll ich dir ſagen, wohin das Papier gekommen? Du haſt es dem Underhill ausgehändigt, — verkauft. Du theilſt mit ihm den Höllengewinn, und dein Vater iſt geliefert!

Ach, um des Himmelswillen, nein! das hat Willy nicht, Vater! Nein! rief händeringend die Mutter, das hat er nicht und nimmer!

Gott's Blitz, er hat es! betheuerte der Vater. Braucht man zu Liederlichkeiten kein Geld? Muß er alſo kein Geld haben? Und nun frage ich weiter, — woher kann er es haben? Ja, ſage ich, er hat das Geſchäftchen gemacht. Das iſt meine Logik, das iſt Weisheit, an den Fingern abgezählte Weisheit. Und wo meine Weisheit anfängt, hört mein Elend auf: ich gehe in den Schuldthurm, und im Uebrigen ſeht ihr zu!

Während Frau Anna entſchieden und lebhaft dem alten Schwiegervater beiſtimmte, die Mutter aber immer wärmer für William ſprach, ſtand dieſer ſtumm, mit gefalteten Händen da; ein Blick der Verachtung ruhte auf Frau Annen.

Unter dieſem Streite über verlorne Papiere war Sannchen, das Kind, unbemerkt weggeſchlichen. Jetzt kam es mit zerriſſenen Blättern unterm Aermchen, und ſchob ſie in des Vaters Hände.

Was iſt es? fragte William.

Das Kind ſtreckte ſich am Vater hinauf und flüſterte ihm ins Ohr: Mutter hatt's zerriſſen, ich hab's aufgehoben!

William warf einen Blick auf die Stücke. Eine Glut durchſchoß ſeine Wangen bis in die Schläfen. Er reichte ſeinem Vater die Papiere mit bebender Stimme hin: Hier die Abrechnung mit Underhill. Die Frau dort hat die Zeilen für Verſe gehalten, und wie meine Verſe behandelt.

Und wie er nun ſein Kind in ſeinen Armen emporhob, brach ſein Gefühl in Lachen und Weinen aus. Schmerz und Freude ſchienen ſich ſo feſt zu umſchlingen, wie er ſelbſt ſein Kind am Herzen hielt. Die Mutter ſprang hinzu, und umarmte mitweinend Sohn und Enkelin.

Der Vater ſtand verlegen da. Bald wollte er an den Sohn ein Wort richten, bald blickte er wieder in die Papiere. Endlich ſtieß er mit zornigem Blicke gegen ſeine Schwiegertochter die Worte aus: Wer nicht leſen kann, ſollte nichts Geſchriebenes zerreißen. Hiermit eilte er fort.

Jetzt fand und faßte ſich William. Er ſchickte das Kind mit Liebkoſungen zur Pathe, faßte dann ſeine Anna, und zog die Widerſtrebende in den kleinen Hausgarten; die Mutter folgte. — Hier unter den Augen des Himmels, rief er feierlich, hier ſcheide ich mich von dir und deinem erprobten Herzen, ſcheide mich laut, wie ich mich ſtillſchweigend von dir geſchieden hielt, ſeit ich aus deines ſterbenden Schwagers Munde den wirklichen Vater deines geſtorbenen Erſtgebornen kannte. — O ich ſchäme mich, daß mir dies Wort entfahren iſt, — vor meiner Mutter Ohren. Ich ſchäme mich, daß du mich ſoweit herunter gebracht haſt, noch im letzten Augenblicke ſo langer heimlicher Leiden. Geh' jetzt, wir ſehen uns nicht wieder!

Was war das, mein Sohn? fragte die Mutter.

Wahrheit, liebe Mutter, ſchmachvolle Wahrheit! antwortete er niederblickend.

O mein Sohn! weinte ſie, Wahrheit, und du haſt die Geſetze nicht angerufen?

Liebe Mutter! verſetzte er ruhig, — das Unrecht hatte mich hart genug geſchlagen; ſollte ich das Recht anrufen, um auch noch mit Beſchämung gegeißelt zu werden? Laßt es! Bis ich jenen Frevel erfuhr, war das arme Kind längſt geſtorben und — waren die meinigen geboren. Es iſt vorbei! Und nun muß ich Euch Lebewohl ſagen, Mutter. Wie ſchmerzt es mich, von Eurer treuen Liebe zu ſcheiden! Aber ich muß fort.

Ja, Willy, ich wollte dir's ſelber rathen, ſagte ſie. Der Squire verfolgt dich —

Was Squire! rief William. Der vertreibt mich nicht. Er hat mich einen Müßiggänger genannt, aber nicht einen Schurken, wie mein Vater that.

Vergiß das, Will'! flehte ſie. Es geht deinem Vater jetzt ſchlimm. Er wird ſanfter zurückkehren. Aber wohin willſt du?

Der Himmel wird mich einen Weg führen, Mutter, — ich gehe nach London.

O es gibt auch ſchlimme Wege, mein Sohn!

Die führt uns aber der Himmel nicht, liebe Mutter.

Mein Segen begleite dich, der Himmel beſchütze dich! rief die Alte. Ich weiß, du wirſt dir mit deinem guten Kopf und deiner ſchönen Handſchrift ſchon forthelfen. Sollteſt du dennoch in Noth gerathen, oder gar in Verſuchung, — o dann halte Gott vor Augen, Willy! Laß dich nicht zu böſen Künſten der Zauberei verlocken; verſchwöre dich nicht mit Katholiſchen wider unſere glorreiche Königin Eliſabeth, und vor Allem — werde kein gottloſer Schauſpieler. Du haſt mit dem verlaufnen Green Umgang gehabt, als ſie hier ihre Poſſen getrieben, und haſt einen ſündhaften Hang, Verſe zu machen. Laß das, mein Sohn, und reize unſern ernſthaften Herrgott nicht, dem du Rechenſchaft geben mußt von jedem unnützen Wort und Witze.

Noch manche Lehren und Ermahnungen gab ſie dem Sohn, aber auch Geld und werthvolle Stücke mit auf den Weg. William wies das Geld zurück, und bat, ſie möchte es zur Abhülfe in jetziger Noth verwenden.

Für diesmal kann ich noch helfen! ſagte ſie. Eine zurückgehaltne Summe von meinem jüngſtverſtorbenen Oheim für den äußerſten Nothfall mir übergeben, ſoll uns diesmal heraushelfen, und der Himmel wird uns nicht verlaſſen.

Wegen Sannchens Erziehung wurde Verabredung getroffen. Die Großmutter verſprach, ſich des begabten Enkels anzunehmen, bis William ſchreiben würde.

Am frühen Morgen verließ William mit einem Bündelchen das väterliche Haus. Dem Vater ließ er einen Brief zurück, den er in der Nacht geſchrieben. Wie er an der Ecke noch einmal nach ſeinem väterlichen Hauſe umblickte, fielen ihm ſeines Kindes Worte ein: Wenn Einer kein Futter bringt, ſondern nur zwitſchert und umherflattert, ſo wird er aus dem Neſte gebiſſen. — Die Mutter ſah ihm mit gefalteten Händen nach. — „In welche Verirrungen, in welche Verſuchungen wird ſein bewegliches Herz noch gerathen! ſeufzte ſie, und blickte gen Himmel. — Es war ein ſtummes Gebet für das Wohlergehen des Sohns.

Fünfzehntes Kapitel.

Mit dieſer Erzählung hatte Southampton eine ſchlafloſe Nacht zugebracht. Er konnte anfangs nicht ins Leſen kommen; die augenblickliche Lage William's beunruhigte ihn zu ſehr. Die Zufriedenheit des Freundes, der ſich in Roſaliens Armen ſelig träumte, verſetzte den Grafen in mitleidvolle Beſorgniß. Auch er hatte auf dieſer roſigen Wolke geſchwebt, bis ihn die Angſt vor jähem Fall ergriffen hatte. Sollte nun der Freund dieſen Sturz thun? Wie konnte er ihn davor bewahren? An dieſer Frage, was zu thun ſei, verwirrten ſich ſeine Gedanken. William über ſeine Täuſchung klar zu machen, jetzt, wo er ſich mit dieſem betrüglichen Mädchen ewig verbunden anſah, erſchien grauſam; ihn ſeinem Wahn zu überlaſſen, bis ein Ereigniß, ein Zufall, ein Unglück ihn enttäuſchen würde, ſtritt gegen edle Freundſchaft, ja es war dringende Pflicht, den Freund der drohenden Gefahr zu entreißen, ehe er ſich mit der Gauklerin trauen ließe, wozu er bereits entſchloſſen ſchien. Dem Grafen fiel nämlich die Aeußerung ein, womit ihm William den Brief zurückgegeben hatte, — „er fühle lebhafter als je, daß ſein Bund der Liebe auch der Welt und ihren Formen genügen müſſe“.

Wie aber dabei zu Werke gehen, nicht um eine ſolche Eröffnung glaubhaft, ſondern um ſie ſchonend zu machen? —

Zuerſt dachte Southampton daran, nicht für ſich allein, ſondern nach Verabredung mit Aylford gemeinſchaftlich zu handeln. Allein, mußte er alsdann nicht, um Thekla-Roſalie ins rechte Licht zu ſtellen, auf ſeine eigene frühere Liebſchaft mit ihr zurückgehen? So vertraulich mochte er aber nicht mit dem Prediger werden. Die Erinnerung an ſeine eigene frühere Verirrung war ihm jetzt noch ſchmerzlicher geworden. Er fing an zu zweifeln, ob er als Freund nicht gleich anfangs entſchiedner hätte auftreten, und in das ihm ſo aufgefallne Geheimniß eines, wie es nun ſchien, weltunerfahrnen Freundes eindringen ſollen. Zu dieſem Bedenken kam nun leider! noch der Argwohn, William möchte jener ſo eifrig verfolgte Beamte ſein, der des Eſſex Kriegsplane verrathen habe. So ſehr ſein Herz ſich gegen dieſen Gedanken ſträubte, ſo lag doch die Verbindung dieſer Roſalie mit Lasko, und William's mit Roſalien am Tag. Mindeſtens ſchien der Dichter einer Verirrung, einer Unachtſamkeit verdächtig. Aber, was war auch hier zu thun?

All' dieſen Fragen, Zweifeln und Aengſten ſuchte der Graf ſich für dieſe Nacht zu entreißen, indem er mit Anſtrengung, ſie zu vergeſſen, ſich in Aylford's Handſchrift hinein las. Wie ergriff ihn da wieder die innigſte Theilnahme für den ſo vielfältig geprüften Freund! Er begriff, wie leicht ein vom Schickſal auf ſo verworrenen Wegen geführtes Herz ſich auch verirren könnte. Daß ein ſo edles Gemüth keine Menſchenverachtung gefaßt, ſondern eher mit Glauben und Vertrauen neue Täuſchungen verſucht hatte, erſchien nun eher als eine Tugend. Aber es war auch ein deſto gefährlicheres Unglück. O wie wünſchte er den Freund endlich geborgen, beruhigt, und wenn es möglich wäre — beglückt zu ſehen! Er nahm ſich vor, ihm zu helfen, ſchnell und was es koſten möchte.

Aber der Tag brach an, ohne daß Southampton wußte, wie er es angreifen ſollte. Seine Schweſter hatte ihn zu ſich bitten laſſen, und er beſuchte ſie.

Alice ſah heitrer aus, und glaubte ſich beſſer zu befinden. Sie las immer emſig wieder, was ſie von William's Arbeiten gedruckt oder handſchriftlich beſaß, und träumte darüber nach. Southampton ſah wol ein, daß es weniger ein lebhaftes Gefühl an dem poetiſchen Gehalt, als vielmehr eine ſtille Freude an Dem war, was ſie daran auf ihre Weiſe mit der Perſon des Dichters in Verbindung brachte. Allein, er ſtörte ſie darin nicht, ſondern gönnte ihr, daß ſie an irgend etwas froh ward, und ſich erquickte. Ja er ſtrebte darnach, durch Eingehen in ihre Weiſe und in ihre Wünſche ein ſo einfaches Leben zu bereichern, das von jeder ſtürmenden Luft und von jeder Gemüthsbewegung bedroht war. So ſprach er auch von Aylford's Novelle mit ihr, und ſuchte ſie auf die Erzählung vorzubereiten, indem er ihr den Inhalt und Geſichtspunkt andeutete, damit durch ihre Erwartung der lebhafte Eindruck gemäßigt werde, den das aufregende Leſen auf ihre kranke Bruſt machen könnte.

Da wir eben von William reden, ſagte ſie, ſo höre, lieber Heinrich, warum ich dich habe bitten laſſen. Doctor Lopez wünſcht, daß ich den Sommer auf dem Lande zubringe, und mich an Waldluft erquicke. Ich ſehne mich auch dahin; nur fragt es ſich, wer mitgehen könnte.

Die Mutter hat jetzt für Heminge zu leben, und meine liebe Eliſabeth ſoll um Alles dir nicht entzogen werden. Nun dachte ich —. Aber du mußt einer Kranken ihr ſeltſames Gelüſt oder einen wunderlichen Einfall ja nicht übel nehmen! Ich dachte —. Denn, höre nur, lieber Bruder, wie ich rechne. Dieſer Sommer iſt doch wol mein letzter, ich fühle es, ohne es zu fürchten. Soll ich mich denn aber am Ausgang aus der Welt ſo ſehr um die Welt bekümmern, daß ich mich ängſtlich an ihre Formen und Vorurtheile hielte, die doch mich nicht halten können? Soll ich denn nur ihre Meinungen athmen, die doch meinen Athem nicht zu beleben vermögen? Eine überſinnliche Gewalt zieht mich früh aus dieſem Leben: ſollte es nicht Tugend ſein, freiwilllig die Feſſeln der Geſellſchaft abzulegen, — die Ketten, die Jene leicht tragen mögen, denen viele Tage luſtiger Geſelligkeit verliehen ſind? Alſo höre! Ich dachte, ob mich nicht William mit ſeiner Gattin aufs Land begleiten könnte? Sie ſoll ja ein gebildetes, würdiges Weſen ſein. O wenn ſie nur erträglich iſt! Ich denke mir es ſo wohlthuend, wenn zugleich meine Bruſt Waldluft und meine Seele die Poeſie des Freundes athmete. Ich habe über einiges Vermögen zu verfügen, wodurch ich dann ſcheidend des Freundes Zukunft unabhängiger machen könnte. Tauſend Pfund zum Ankauf eines kleinen Beſitzthums könnteſt du ihm gleich — in deinem Namen, auf ſchickliche Weiſe, zuſtellen. Was ſagſt du, Bruder? Nicht wahr, du gönnſt mir einen ſo ſüßen, friedlichen Sommer? Und dann mag der Herbſt —

Dich erquickt und hergeſtellt uns wieder zurückführen!

fiel Southampton ein, und umarmte die Schweſter. Ich billige ganz deinen Wunſch und übernehme die Ausführung. Es ſind ja wol noch einige Wochen, ehe du aufs Land ziehſt. Einem ſchönen Mai iſt doch nicht bis ans Ende zu trauen. Ich muß nämlich erſt William's Verlobte genauer —. Ich wollte ſagen, es iſt noch unbeſtimmt, wann ſich William verheirathen kann. Aber auch ohne dies —. Ich will's ſchon machen! Verlaß dich nur auf mich!

In dieſem Augenblicke fand der Graf, wie durch eine Eingebung, die ſo ängſtlich geſuchte Auskunft mit William. Es fiel ihm ein, ſich unmittelbar an Thekla ſelbſt zu wenden, und zu ſehen, wie weit er mit ihr kommen würde. Er entſchloß ſich, dieſen Gedanken auf der Stelle auszuführen. Zufällig hatte er an einem der letzten Tage von William gehört, daß dieſer — ſeiner frühern Gewohnheit noch immer treu — Vormittags ſeinen Geſchäften nachgehe oder ſeinen Arbeiten obliege, und hatte mithin nicht zu fürchten, ihn jetzt bei ſeiner Thekla zu treffen.

Er eilte alſo nach Southwark hinüber, in der Vorausſetzung, ſie werde, der alten Gewohnheit treu, ihre Morgenſtunden noch immer in jener zu vertraulichen Beſuchen beſtimmten Wohnung zubringen. Vor Eifer und Aufregung nahm er Milliſent nicht wahr, die eben von einem Morgenbeſuche bei Thekla weggehend, im Gärtchen des Hauſes etwas Lavendel brach, um ihn mit nach Hauſe zu nehmen.

Sechzehntes Kapitel.

Der unvermuthete Beſuch und vielleicht auch die Miene des Grafen befremdeten Thekla. Sie ſuchte ihre Befangenheit hinter der ſcherzhaften Verwunderung zu verbergen, daß Mylord noch dieſe Wohnung fände.

Dieſe Wohnung? erwiderte Southampton mit einiger Haſt. Vielmehr muß ich mich verwundern, Roſalien noch hier zu finden, wo ich Thekla ſuche.

Sie erblaßte, und ſah hoch auf.

Vergebt! fuhr der Graf fort. Ihr ſeid darum nicht überflüſſig; denn eigentlich ſuche ich beide, und — finde ich ſie nicht auch beide? Ihr ſeht, liebenswürdige Doppelgängerin, die Schlauheit iſt uns nicht ewig treu, und der Zufall iſt ein heimtückiſcher Burſche. Doch, die Sache hat noch eine höhere Bedeutung. Mein Freund William hat den ſterbenden Spenſer mit einer Täuſchung erquickt, durch Euch; dafür hat der Geſtorbene meinem Freund eine Wahrheit hinterlaſſen — durch mich, — ein Teſtament, das dem Freunde ſelbſt bis jetzt noch nicht eröffnet iſt. Wir beide ſind Teſtamentsvollſtrecker, und ich komme, mich mit Euch zu berathen. Es iſt mir lieb, daß ich Euch ſo ernſthaft geſtimmt finde: ich beſchwöre Euch, ſeid in dieſer Stunde ebenſo aufrichtig und wahr, als Ihr ernſthaft ſeid; es gilt William's Glück, ſeine und Eure Zukunft. Hört mich an!

Der Graf ſetzte ſich vertraulich Thekla gegenüber, und ſprach ſich ruhig über die verworrene Lage William's aus. Wie er ſolche jüngſte Nacht nach allen Seiten gewendet und betrachtet hatte, konnte er bündig und klar genug darüber ſprechen.

Auch während ſeiner Auseinanderſetzung gewann Thekla die rechte Faſſung noch nicht. Die Empfindung, in welch' übelm Lichte ſie jetzt vor dem ehemaligen Geliebten ſtehe, deſſen Untreue nun gerechtfertigt ſchien, war ihr peinigend und verbitterte ſie gegen ihn. In dieſer Verſtimmung ſpielte ſie, ſo zu ſagen, — Herz Trumpf, indem ſie auf ihre Liebe und Leidenſchaft für William pochte. — O Herr Graf, ſagte ſie, Ihr macht Euch da ein ſehr verworrenes Geflecht von Sorgen. Wir ſind über ſolche Bekümmerniſſe hinaus, William und ich. Es iſt wahr, ich habe William über meine Lage getäuſcht, doch nicht über meine Liebe. Er weiß nicht Alles, was ich war; aber er weiß, was ich ihm ſein werde. Ich liebe ihn, wie er mich; nicht mit jener flatterhaften Neigung, mit welcher ich einſt dem Grafen Southampton Gehör ſchenkte, ſondern mit langſamer, widerſtrebender, von dem edelſten Herzen und vom kühnſten Geiſt erzwungener und befeſtigter Hingebung. Ich glaube nicht, Mylord, daß es in Eurer Abſicht, und ebenſo wenig, daß es in Eurer Macht liegt, dieſen Bund zu ſtören.

Ich glaube dir, verſetzte Southampton mit ſpöttiſchem Lächeln. Ich kenne den Werth und die Gewalt meines dichteriſchen Freundes, und freue mich, daß du ihm nicht haſt widerſtehen mögen. Du liebſt ihn; ich zweifle nicht daran: warum ſollteſt du es nicht auch einmal mit einem

Dichter verſuchen? Doch liebſt du ihn als Thekla oder als Roſalie? Welcher dieſer beiden reizenden Namen hat denn das Taufwaſſer für ſich?

Wollt Ihr mich mit dieſer Frage kränken? rief ſie. Es ſoll Euch nicht gelingen. William kennt mich nur als Thekla, und ich werde ihm nur Thekla ſein. O wie theuer iſt mir dieſer Name durch ſo viel betrübte und freudige Erlebniſſe und durch die ehrliche Liebe meines William geworden! Alles dies knüpft ſich an den Namen Thekla. Weg mit Roſalien! Auch bin ich nicht mehr Roſalie. Ich habe dieſen Namen einer unglücklichen Schweſter in der ſchlimmſten Witterung Londons abgetragen. Dies leichte, durchſichtige Gewand hat ſich ſchnell am Hochmuth eines vornehmen Hauſes, an der Misachtung einer frommen Lady und am Wankelmuth eines reichen jungen Grafen abgenutzt. Warum zog ich auch dieſes Namenskleid einer dahingeſchiednen Schweſter, ſtatt es im Grabe modern zu laſſen, auf meiner Flucht und auf meinem Hoffnungswege an? Es konnte mich nur in Unglück bringen. Ja doch! Was man von Abgeſtorbenen an ſich nimmt, — ich wußte es ja, daß es alles Lebende, was uns theuer wird, mit Vergänglichkeit anſteckt. — Ihr, Mylord, habt einſt dieſe Roſalie gekannt: vergeßt ſie jetzt. Hier ſteht Thekla vor Euch, ſtolz durch die Liebe Eures Freundes. Nach dieſer Liebe meines Gatten will ich gewürdigt ſein!

Es iſt jetzt keine Zeit, mich gegen Eure Vorwürfe zu rechtfertigen, verſetzte der Graf mit einiger Aufwallung. Auch habt Ihr es ja gleich ſelbſt gethan. Die Zuneigung, die ich für Roſalien gefaßt hatte, war ehrlich; aber wer war denn die Roſalie? Ihr geſteht ſelber, ſie war gar nicht wirklich, — ſie war ein Phantom. Könnt Ihr es tadeln, wenn ich vor einem Scheinbilde — Geſpenſterfurcht empfand und floh? Mit William ſeid Ihr durch kein heiligeres Band verbunden, als welches früher zwiſchen uns — ſobald zerriß. Mich trieb Angſt vor Eurer Zukunft von Euch: fürchtet Ihr nicht, daß ein Blick in Eure Vergangenheit den Freund von Euch treiben muß?

Meine Vergangenheit? fragte ſie betroffen.

Ja, Thekla! antwortete er. William kennt durch mich meine Roſalie, meine Liebſchaft mit ihr, meine Beſchuldigungen gegen ſie. Ja, er hat Euch ſelbſt ſchon, als Ihr ihn damals nicht vor Euch ließt, eine Verächtliche geſcholten, ohne zu ahnen, wen er damit traf. Wie nun? Wenn er ſich mit Thekla verbindet, muß er nicht dieſelbe Roſalie mit übernehmen?

Sie ſchwieg eine Weile mit innerm Kampfe. Dann ſagte ſie ruhig: Es war eine Zeit, Mylord, da ich wünſchte und damit umging, Euch zu bitten, Ihr möchtet Eure Schuld an mir dadurch gut machen, daß Ihr jene Roſalie im Reuewinkel Eures Herzens für Euch in Vergeſſenheit und für alle Welt in Geheimniß begrübet. Ich rechnete ſo, als ob Euer Wankelmuth gegen mich und meine Hingebung an Euch einander ſo aufheben, in einander ſo aufgehen könnten, daß auch für Niemand in der Welt ein Reſt oder ein Bruch übrig bliebe. Dieſe Zeit iſt nicht mehr. Ich wünſche jetzt nicht mehr, daß mein Gatte, — denn das iſt er in meinem Herzen! — von ſeinem Freund betrogen werde. Ihr ſeht, ich bin beſſer geworden durch William's Liebe. Bis jeḁt habe ich den rechten Augenblick noch nicht gefunden, meinem William zu bekennen, daß ich einſt mit Euch in Liebe geſtanden. Ich bitte Euch, entdeckt nun Ihr ſelbſt dem Freunde unſere gemeinſame Schuld. Ich zweifle nicht an Euerm Edelſinn, ich beſorge nicht, daß Ihr meinen Schuldantheil zu Euern Gunſten vergrößert.

Seht doch, wie großmüthig Ihr ſeid! rief Southampton empfindlich aus. Ich zweifle nicht daran, daß Ihr in Euerm Herzen gern erleichtert wärt. Erlaubt mir aber zu bemerken, daß es ſich jeḁt nicht um Eure und meine Schuld und Sühne, ſondern um meines getäuſchten Freundes Ruhe und Glück handelt. Haltet Ihr ihn für ſo gefaßt darauf, daß ſeine vergötterte Thekla und meine von ihm verachtete Roſalie plötzlich zu einer und derſelben Perſon zuſammenſchmelzen? Und wenn Ihr doch zu rechnen liebt, glaubt Ihr, ſeine Begeiſterung für Thekla könne die Tiefe ſeiner Misachtung gegen Roſalie ausfüllen, und es werde noch genug zu ſeiner Zufriedenheit übrig bleiben? Wähnt Ihr, er werde es ertragen, daß die ganze Herrlichkeit ſeines jetzigen Liebes=Frühlings, die Seligkeit ſeiner Zukunft, das Paradies ſeiner jüngſten Erinnerungen in einem Dunſt aufgehen, in einem Mädchenſpiel dahinſchwinden?

O mein Gott! rief ſie in ärgerlicher Verlegenheit. Bin ich ihm denn ſo wenig geworden, daß mich, was ich ſcheinen mußte, um allen Werth, um ſein Vertrauen, um ſeine Liebe bringen ſoll?

Dieſer ſchmerzlichen Empfindung überließ Thekla ſich unter ausbrechenden Thränen. Der Graf ſah ihr ſchwei=

gend und nicht ſehr gerührt zu. Wie ihre Empfindung ein wenig nachließ, fuhr ſie fort: O könnt' ich Euch ſagen, Graf, mit welchen Schmerzen ich dieſe Verwandlungen des Scheins und der nothgedrungenen Täuſchungen durchwandelt bin! Eine Nothlüge hat mich in die andere verſchlungen; aber mein Herz hat dabei nur gelitten, ohne zu verſchlimmern. Es waren ja nur Larven vor meinem Geſicht. Wie ein Unglücklicher, Verfolgter, um ſeinen Feinden zu entgehen, die Kleider wechſelt: ſo habe ich unglücksflüchtig mich in wechſelnde Täuſchungen kleiden müſſen. Und nun, da ich dieſe Mummenhüllen ablegen will, ſoll mir mein eigenes Herz und meines Freundes Liebe darin verloren gegangen ſein? O nein doch, Mylord!

Sie weinte bei dieſen leidigen Erinnerungen an ihre Vergangenheit aufs Neue. Selbſt der Graf, ſo ſehr er gegen ſie eingenommen war, wurde etwas ſanfter geſtimmt. — Faſſet Euch, Thekla! ſagte er. Ich will es gelten laſſen, daß mancher Wanderer, ohne ſelber ſchwarz zu ſein, durch die Schatten flüchtiger Wolken verdunkelt geht. Ich will kein Mistrauen gegen Euch ausſprechen, Euch eine urſprünglich ſchuldloſe Geſinnung zutrauen. Allein, ſtellt Euch William vor, wie er mit dem letzten Glauben ſeines vielfach getäuſchten Herzens Euch für Das nimmt, wofür Ihr Euch gebt, und nun dieſe Gewänder abermals ſchwinden ſieht: wann ſollen denn für ihn dieſe Vermummungen aufhören? Und wird denn dieſe neue Geſtalt die Ihr vor ihm annehmt, Eure wahre und letzte ſein? Sind denn dieſe edeln Gefühle und Schmerzen nicht etwa nur wieder andere Gewänder, die Ihr um Eures — Fortkommens willen anzulegen für gut findet? Wenn man Euch nur immer wechſelhaft und wandelbar geſehen, wie kann man an Euer bleibendes Weſen glauben? Mag Euch immerhin Noth und Unglück zu ſolchen Täuſchungen und Ausflüchten bewogen haben: man mistraut eben der Geſchicklichkeit zu ſolchen Truggeweben und dem Herzen, das ſolche Finten nicht verſchmähte. Jene Schlangenhäute, die ein fahrendes Weib ablegt, ſind doch immer aus deſſen innerſten Säften gebildet worden: glaubt Ihr, ſie ſchwächen auch eine edle Seele nicht? Und es bliebe nichts von der Unſchuld und dem Adel des Charakters daran kleben? Eines wenigſtens geht dabei immer verloren, — Dasjenige im Weibe, was des Mannes Vertrauen feſſelt. Oder wäre Euch damit geholfen, wenn der Freund Eure Täuſchungen freilich nur für abgelegte Häute nähme, aber die Ueberzeugung feſthielte, — nur Schlangen häuteten ſich? Mit Luſt hätte Mancher Eure Lebenspoeſie mit Euch durchtändelt, und verließe Euch am Ende, wie man ein durchgeſpieltes, durchgenoſſenes Theaterſtück verläßt. William aber liebt Euch, und will von ſeinen Dichtungen in der Wahrheit Eures Herzens ausruhn. Unſer Poet iſt darin noch nicht ſo gottähnlich, um die wandelbare, wechſelnde Welt die er geſtaltet, in ſein eigenes, ewiges Weſen zu pflanzen, mit ſeiner eigenen Ewigkeit zu durchmarken. O welche Schmerzen wird es den Freund noch koſten, ehe ſein Trachten und ſein Dichten Eins werden! Ich will ſagen, ehe ſein Trachten ſich in ſeinem Dichten auflöſt und befriedigt.

Der Graf ſchwieg. Thekla ſah mit ſichtlicher Unruhe zu Boden. Nach einer Pauſe ſagte ſie kurzhin:

Nun? Ihr ſeid gekommen —? Was wäre denn Euer Rath?

Um Euern Rath bin ich hergekommen, antwortete Southampton. Allein wie ich Euch finde, bleibe ich noch wie vorher ohne Auskunft.

Und, Mylord, — wie habt Ihr mich denn finden wollen?

Wie? Das weiß ich nicht. Nur ſo, daß ich irgend eine Löſung der beängſtigenden Lage meines Freundes daran knüpfen könnte.

Was kann ich thun, was leiſten, was opfern! Sprecht nur, Graf! rief ſie. Es wird doch auf Opfern und Entſagen hinauslaufen!

Opfern? verſetzte er überlegend. Ja, wenn Ihr das vermöchtet —! Wenn Ihr Eure Liebe opfern könntet!

Wie meint Ihr, Graf?

Wenn Ihr nichts Höheres kenntet, als William's Glück, ſo ließe ſich vielleicht des Freundes Glauben und Zukunft retten.

So? rief ſie. Ihn möchtet Ihr Alles gewinnen laſſen und mich Alles verlieren? O, ich kenne ja Eure Art zu lieben, Graf! Muß Liebe nicht theilen? Ich will ſein Schickſal theilen, wie bitter es ihm beſchieden ſein mag. Aber ihn verlieren? Nein, nimmermehr! Allen treuloſen Grafen zum Trotz! Ich will ihn lieben und nie mehr von ihm geſchieden ſein, oder ich will zu Grunde gehn. William verlieren —? Was hätte ich dann noch in der Welt? Das Leben hat ja nichts mehr für mich, als ihn. Die Vorſehung hat mir ihn gegeben für Alles, was ich vorher verlieren mußte. Meint Ihr, Graf, ich wollte undankbar gegen den Himmel ſein, und opfern, was er mir beſchieden hat? Wähle du einmal zwiſchen Nichts und Allem! Gut, nehmt mir das Leben, und dann mögt Ihr ihn behalten. Ihr ſeid mir ganz unverſtändlich, Mylord: was können meine vorübergegangnen Täuſchungen nur irgend ſeiner Zukunft ſchaden? Wenn ich fortan ihn liebe, ihm treu bin und —.

Schaden! fuhr der Graf ungehalten auf. So fragt Ihr? Iſt das all' Euer Zartgefühl? Vergebt, Roſalie! Aber —. Doch nein! Ihr fragt eben nur nach dem Aeußern, nach dem Handgreiflichen, und ich will mich darauf beſchränken. Meint Ihr denn alſo, Eure wechſelnden Geſtalten wären, wie Lufterſcheinungen, in Dunſt aufgegangen? Ihr habt in jenen Geſtalten mit Menſchen verkehrt, Geſchichten angeknüpft, Handlungen begangen: könnt Ihr die Folgen berechnen? Es gibt freilich ſogar Verbrechen, die ohne Descendenz bleiben; dafür aber gibt es Scherze, die eine entſetzliche Nachkommenſchaft haben. Ich kenne Eure verſchiednen Verbindungen nicht, ich will auch die arabiſche Jungfrau nicht beargwohnen; aber ſchon allein Euer Verhältniß zu Lasko kann in ſeinen Folgen ſchlimm genug über einen Freund kommen, der mit Euch verbunden wäre. — Und das iſt keine aus der Luft gegriffene Beſorgniß, das iſt ein wirklich vor uns liegender Fall. Die Kriegsplane des Grafen Eſſex ſind den Irländern verrathen worden. Durch wen? Durch Lasko! Woher aber hat ſie Lasko? Er kann ſie nur von einem Manne aus der Kanzlei des Grafen Eſſex haben. Doch hat er vielleicht keine Verbindungen mit einem ſolchen. Gut! ſo hat er Verbindungen mit Thekla, und Thekla hat den Kriegsſecretair des Grafen zum Buhlen oder Freund. Was ſagt Ihr dazu? Ich erwarte ein offenes, wahres Bekenntniß. Bei Eurer Liebe für William, geſteht mir Alles, damit wir wo möglich ſeine Ehre retten!

Ueberraſcht von dieſer Entdeckung und von dem Argwohn gegen William, rief Thekla ſo lebhaft als unüberlegt:

Nein, Mylord, nein! William iſt kein Verräther. Lasko hat ihn mit Argliſt ausgeforſcht, und William wußte nicht, daß dieſer Mann in Verbindung mit dem Jeſuiten Walpole und dem Leibarzte Lopez den Aufſtand der Irländer —.

Plötzlich verſtummte ſie, vor dem ſo unbedacht ausgeſprochnen Geheimniß erſchrocken. Blaß und bebend ſank ſie in den Seſſel zurück, von dem ſie in ehrlichem Eifer für William ſich erhoben hatte.

Southampton ſtarrte ſie an, ohne doch ihren Zuſtand zu bemerken. Seine inneren Anſchauungen, wie von einem Blitz erhellt, verſchlangen ſeine Gedanken. — Mein Gott! rief er aus. Da ſtehen wir ja unerwartet vor entſetzlichen Dingen, vor der ganzen, verſteckten Rotte der Landesverräther! Und Lopez —? ha, der Spanier! Gott ſchütze die Königin!

Sein Gemüth war in Aufruhr; heftig durchſchritt er das Zimmer, und blieb am Fenſter ſtehen mit dem Blick über den Strom nach dem alten Tower. An dieſen ſchauerlichen Mauern und Baſteien, hinter denen ſo mancher Staatsverbrecher ſein blutig Ende gefunden, ſammelten ſich ſeine Gedanken. Er beſann ſich auf Eſſex und

William, und raſch gegen Thekla gewendet, die in ängſtlicher Erwartung daſaß, ſagte er:

Ich danke Euch, Roſalie, für die beruhigende Mittheilung über William! Ich wußte wol, daß er ohne eigentliche Schuld in dieſer Sache iſt, und freue mich, daß Ihr Euch in ſeinem Intereſſe vergeſſen konntet. Aber, macht mir doch einigermaßen begreiflich, auf welche Weiſe man ihn misbraucht hat! Er war, ſagt Ihr, in gutem Glauben an Lasko? Und dieſer —?

Nicht ohne ſcheues Widerſtreben, ängſtlich und in ſtockenden Sätzen ließ Thekla ſich über die politiſchen Unterhaltungen aus, wie ſolche früher ſtattgefunden, und in denen der argloſe Dichter bald aus Eitelkeit auf ſeine ſtaatsmänniſchen Einſichten, bald aus patriotiſchem Eifer in die Fallſtricke des irländiſchen Agenten gerathen war.

Kopfſchüttelnd und halb laut vor ſich hin ſagte der Graf:

Ja, ja! Ich ſehe wol, daß ihm für die öffentlichen Geſchäfte der rechte Schick fehlt. So gewaltig im Reiche der Dichtung, kennt er im Leben Liſt und Lüge nicht. Oder er kennt ſie durch innere Anſchauung, nicht durch äußere Erfahrung, — nach ihrem Weſen, nicht in ihrer Erſcheinung. — Um nun wieder auf unſere Angelegenheit zu kommen, fuhr er nach einigen Augenblicken gegen Thekla fort, ſo ſeht Ihr nun wol, daß unſer liebenswürdiger Freund, ſo wenig wie manchen Geſchäften, auch Eurer Art von Liebe nicht gewachſen iſt.

Wie meint Ihr das? fragte ſie betroffen; worauf der Graf mit dem Spotte des Unwillens erwiderte:

Von Eurer ſchweigſamen, ſorgloſen Liebe rede ich, die zwiſchen den bezahlten Geſchäften Lasko's und dem edeln Vertrauen Eures Geliebten ſich auf die Seite des Vortheils ſtellt, und den Freund ohne ein warnendes Wort, ohne den kleinſten wohlwollenden Wink auf dem Wege der Gefahr für ſeine Ehre und Freiheit ſich verirren läßt.

Und durch dieſe ausgeſprochne Betrachtung noch entrüſteter, ſetzte er, während Thekla kein Wort hervorbrachte, hinzu:

Ich nehme an, ſchöne Roſalie, daß dies Verſtummen Eurer Liebe gegen den betrognen Freund Eure einzige Schuld bei den verrätheriſchen Geſchäften Lasko's iſt, und wünſche nur, Ihr möchtet mit dieſem Rebellen-Spion in keiner ſo engen Verbindung ſtehen, daß der Arm des Gerichtes Eure Perſon von dem Verbrecher nicht trennen könnte. Man iſt ihm bereits auf der Fährte —. Doch das ſind auch Geheimniſſe!

Southampton erhob ſich zu gehen. — Ich ſehe wol, ſagte er, als Thekla noch immer ſchwieg, wir ſind beide nicht in der Stimmung, um in des Freundes Angelegenheit augenblicklich einen guten Entſchluß zu faſſen. Erlaubt mir übermorgen in dieſer Stunde wiederzukommen, bis wohin Ihr mir vielleicht ſagen könnt, was Euch Euer Herz eingegeben, und worin Euch meine Dienſte förderlich ſein dürften.

Aber, Mylord, rief Thekla kleinlaut dem Weggehenden nach, — wie begegnen wir inzwiſchen dem Freunde?

O mich verlangt es nicht, Roſalie, ihm die entſetzliche Offenbarung zu machen! antwortete er. Wollte der Himmel, wir fänden einen Weg, daß wir William gar nicht zu enttäuſchen brauchten, ohne ihn jedoch aufs Neue zu täuſchen! Möchtet Ihr ſo glücklich ſein einen ſolchen zu finden!

Siebenzehntes Kapitel.

Mit fröhlicherem Herzen, als um ſeinetwillen Southampton und Thekla hatten, ging William an demſelben Morgen mit Aylford nach Southamptonhouſe, um dem Grafen einen Beſuch zu machen; wobei der Prediger ſich zugleich verabſchieden wollte, um wieder nach Stratford zurückzukehren. Da ſie den Grafen nicht zu Hauſe fanden, nahmen ſie in traulichen Geſprächen einen Umweg nach William's Wohnung. Aylford hatte immer noch ein oder das andre Stratforder Geſchichtchen zu erzählen, und William wiederholte gern ſeinen Dank für des Freundes Bemühungen, ihm die Eltern zu verſöhnen und die Angelegenheit mit der unglücklichen Frau zu ordnen.

Ihr hattet mir trefflich vorgearbeitet, erwiderte Aylford. Mit Euern überſchickten Erſparniſſen hatte Euer Vater ſeinem Geſchäfte wieder aufgeholfen und mit dem wachſenden Wohlſtande kehrte ſein guter Humor zurück. Mit dem Stolz auf ſeines Sohnes Geltung in London ſtärkte er ſein eigenes Selbſtgefühl. Seltſam genug regte ſich auch wieder ſeine alte Freude am Schauſpiel, das er in der trüben Laune und bittern Verſtimmung ſeines Unglücks verdammt hatte. Er erzählte mir, mit neckenden Seitenblicken auf Eure gute Mutter, daß er Euch als Knaben zuweilen mit in die Scheune oder Bude genommen hätte, ſo oft eine wandernde Truppe nach Stratford gekommen ſei; er that ſich 'was zu gut darauf, daß er dadurch Euer Genie geweckt hätte. Bei Eurer Mutter hattet Ihr aber dadurch Alles gut gemacht, daß Ihr die Bühne verlaſſen, und ich konnte ſie nun leicht überzeugen, daß Eure herrliche Poeſie eine Gottesgabe ſei. Beide ſehnen ſich ſehr nach Euch und ich rathe, daß Ihr ſie bald einmal beſuchet. Auch muß etwas für Euer Sannchen geſchehen, — das herrliche Kind, das mit ſo viel geiſtiger Lebendigkeit und körperlicher Anmuth heran wächſt, — Euer Ebenbild, mein William! Mit wahrer Schwärmerei hangt das liebliche Weſen an dem berühmten Vater, und möchte um Alles gern eines von Euern Theaterſtücken ſehen.

Mit Rührung hörte William dieſen Mittheilungen zu. Ein ſüßes Heimweh beſchlich ſein Herz; alte Liebe und Sehnſucht regte ſich, die Erinnerungen ſeiner Kindheit wurden lebendig, ja unruhig in ſeiner Bruſt. Das Eine nur bekümmerte ihn dabei: er wollte nicht ohne Thekla nach Stratford gehn, und wußte doch nicht, wie er ſie jetzt mit hinnehmen könnte.

In der Wohnung angelangt fanden ſie Milliſent und Nelly traulich beiſammen ſitzen, und Aylford nahm heiter plaudernd neben Milliſent's Platz.

Ihr werdet den Grafen nicht getroffen haben, ſagte

Nelly mit forſchendem Blick auf William. Unſere liebe Milliſent hat ihn drüben in Southwark geſehen.

Ja, fiel Milliſent ein; aber er war ſo gedankenvoll und haſtig, daß er mich im Gärtchen gar nicht bemerkte, als er die Treppe hinaufſtürmte.

Bei wem wart Ihr denn? fragte William.

Ei, bei Thekla, war die Antwort.

Wie denn, bei Thekla? Hat ſie denn noch immer jene Wohnung?

William fragte dies ſo ungeſtüm, daß Milliſent ganz betroffen antwortete:

Ich weiß nicht, welche Wohnung Ihr meint. Ich begegnete ihr vor ihrem Haus in der Stadt, und ſie nahm mich ohne Weiteres mit hinüber in eins der Häuſer.

Und der Graf beſuchte ſie dort?

Ja, wie ich eben weggegangen war und im Hausgärtchen etwas Lavendel abbrechen wollte.

Der Graf Southampton?

Euer Freund, ja! Aber was iſt denn dabei, William? Ihr fragt ſo ungeſtüm und wichtig?

Die Unruhe des erblaßten Freundes war auffallend. Doch ohne eine Erklärung zu geben, verließ er das Zimmer, und eilte nach ſeiner Stube, von dem Doppelräthſel überwältigt, daß Thekla noch immer die alte Wohnung in Southwark beibehalten, und daß Southampton ſie dort beſucht habe.

Die Vermuthung lag ſehr nahe, daß die Wohnung um des Grafen willen noch gemiethet ſei: doch dieſe Löſung des Doppelräthſels gewährte keine Beruhigung, ſondern verdoppelte nur die Qual. Ein Gefühl, das William bei ſo mancher frühern — ſinnlichen oder ſchwärmeriſchen Neigung noch kaum in den leiſeſten Regungen erfahren hatte, bemächtigte ſich jetzt ſeiner Seele mit der Doppelgewalt von Haß und Liebe, — die Eiferſucht. Freund und Geliebte auf Einen Schlag zu verlieren, kann einen gefühlvollen Mann ſchon tief genug beugen: vollends aber mitten im Uebermuthe des Glückes von beiden ſich betrogen zu ſehen, war für William eine Kränkung, die an Verzweiflung grenzte. Auch würde er, reizbar, wie er noch von ſeiner Krankheit her war, einem ſolchen bald empörenden bald niederſchlagenden Sturme ſchwerlich ohne bedenkliche Folgen für ſeine Geſundheit Widerſtand geleiſtet haben, wäre nicht der ihm eigenthümliche Stolz ſeinem Schmerz mit einem Gegengewichte, ſeinem gedrückten Gemüthe mit heilſamer Spannung zu Hülfe gekommen. So brachte William die Mittagszeit und die ſtillen Stunden des Nachmittags hin. Er überhörte es, als der kleine Hamneth ihn zu Tiſche rief, und erſt als die matte Abendſonne auf den alten Giebeldächern des nachbarlichen Wardrobe ſchimmerte, öffnete wieder eine leiſe Hand die Stubenthüre. Nelly trat ein.

Beim Anblicke dieſer treuen, ehrlichen Seele brach William in unaufhaltſame Thränen aus, und weinte wie ein Kind an ihrer Schulter. Sie ſprach ihm Muth und Faſſung ein; indem ſie zugleich nach ſeinem Kummer fragte. Sie kannte oder errieth wol dies Leid, und als er ſchwieg, ſprach ſie es aus, und erklärte ſich, mit Uebergehung Thekla's, von der ſie nicht arglos dachte, zu Gunſten des Grafen. — Southampton, ſagte ſie, iſt ein edler Mann und braver Freund. Ich würde zu ihm gehen, William, und ihn als Freund zur Rede ſtellen. Iſt er doch auch zu Euch gekommen, wißt Ihr noch? als der Scharlach des Sherifs Euch ängſtigte und ſeine Schergen Euch nach Newgate bringen wollten. Schreibt ihm dies und ſo manches Andere zu gut, und bringt ihm perſönlich Eure jetzigen Klagen in Gegenrechnung: dann erſt wird ſich's zeigen, wer des Andern Schuldner iſt.

Und als William kopfſchüttelnd ſchwieg, fragte ſie: Soll ich den Grafen um Erklärung bitten, wenn er kommt?

Ha! lachte William bitter. Sie ahnen nicht, was ich weiß. Sie haben ſich wider mich verabredet. O ſie würden ſich zu beſchönigen wiſſen! Aber ich bin genug getäuſcht; ich verachte ſie und will ſie nicht ſehen.

So wartet denn ab, bis er kommt! verſetzte Nelly. Da ſprang William von ſeinem Stuhl auf, als ob der verhaßte Freund ſchon auf der Treppe wäre, und rief, indem er Nelly aus der Stube drängte:

Schließ' die Thüre, Nelly! Halte dein Haus verſchloſſen, Nelly! Laß' Southampton, laß' Thekla nicht ein! Nimmermehr! Was ſie ſagen mögen, Nelly, — nie!

So ging Nelly betrübt und überließ den bedauerten Freund einer qualvollen Nacht und den Dichtungen einer fieberhaften Phantaſie, die das Ungeheuerliche auf eines Menſchen gequältes Herz zu wälzen mächtig genug iſt.

Southampton, der bei ſeiner Rückkehr von Thekla-Roſalie durch den Hausmeiſter den ihm zugedachten Beſuch William's und Aylford's vernommen hatte, würde noch im Laufe des Tages den ihm beklagenswerthen

Freund aufgeſucht haben, wäre er nicht von andern bedrohlichen Bewegungen verſchlungen worden.

Die Unzufriedenen, die Abenteurer, und Wüſtlinge in London, denen der tollkühne Eſſex in ſeinem Palaſte täglich offene Tafel gab, vermehrten ſich ſtündlich und drängten ſich ihm mit den frevelhafteſten Erbietungen zu. Ihre loſen Reden und keckes Treiben, ihre verwegenen Vorſchläge bildeten eine Atmoſphäre, in welcher der Graf immer mehr ſchwindelte und durch die er die Lage der Dinge mehr und mehr verdüſtert erblickte. Vergebens ſuchte Southampton mit andern treuen Freunden den leidenſchaftlichen Mann zu mäßigen und zur Beſinnung zu bringen. Ihnen wirkte insgeheim Cuff entgegen — der, ſeines gefährlichen Charakters wegen, früher entlaſſene, jetzt aber wieder in Gnaden aufgenommene Schreiber des Grafen. Dieſer brachte ſeinen Gebieter vollends auf die tollkühnſten Anſchläge.

Die Correſpondenz mit König Jakob ward noch eifriger betrieben, und der mistrauiſche Monarch mit der Vorſpiegelung geängſtigt, wie ſehr die Hofpartei, von ſpaniſchem Einfluſſe gewonnen, gefährliche Abſichten gegen ſeine Thronfolge in England betreibe. Lasko ſogar hatte ſich bei dem früher mistrauiſchen Grafen in Gunſt geſchlichen, und that bei dieſem Briefwechſel gute Dienſte. Indem nun Eſſex auf den Beiſtand des ſchottiſchen Königs rechnete, vermaß er ſich mit ſeinen frivolen Anhängern eines Gewaltſtreichs gegen ſeine Monarchin. Man wollte mit bewaffneter Hand ihren Palaſt nehmen, und ſie mit Güte oder Gewalt dahin bringen, die Gegner des Grafen Eſſex aus ihrem Rathe und vom Hofe zu entfernen und ein anderes Parlament einzuberufen. — Der Regierung blieben dieſe Abſichten und Bewegungen nicht verborgen; indem die Miniſter durch Spione und einen gewonnenen Diener des Grafen von allen Vorgängen und Anſchlägen der Verſchworenen ſich Kunde zu verſchaffen wußten.

Southampton, der über die Selbſttäuſchung und Leidenſchaftlichkeit ſeines Vetters Eſſex nichts mehr vermochte und doch die Pflichten der Freundſchaft und der Anhänglichkeit nicht aufgeben konnte, lebte in Angſt um den Ausgang und das Schickſal des Grafen. Er fürchtete für ſeine bekümmerte Braut und wagte doch nicht durch eine, wenn auch verheimlichte Heirath den Unwillen der Königin noch mehr zu reizen, da ſie ihre Zuſtimmung zu ſeiner Verehelichung noch immer zurückhielt. Er ſuchte einen Anlaß ſeine theure Eliſabeth mit Alicen aufs Land zu bringen, und dadurch von den traurigen und gefährlichen Bewegungen in London zu entfernen. Er würde deshalb ſchon nach Stratford, wohin ſeine Schweſter verlangte, geeilt ſein, um eine Wohnung einzurichten, wenn ihn nicht im Intereſſe William's und ſeines Vetters Eſſex, der Verrath aus der Kriegskanzlei ſo angelegentlich beſchäftigt hätte. Nun war er durch Roſaliens Uebereilung auf die Fährte, ja dicht an die Ferſen dieſes Lasko gekommen, und verſprach ſich durch Entlarvung dieſes jeſuitiſchen Spions und Verräthers, den bethörten Grafen vielleicht zur Beſinnung zu bringen. Doch erfoderte die Enthüllung dieſes Mannes die größte Vorſicht. Denn Southampton hatte keine Beweiſe gegen ihn, als die Ausſagen eines zweinamigen, zweideutigen

Mädchens, das er, aus Schonung für William und für ſich ſelbſt, um Alles nicht vor die Couliſſen ziehen mochte. Daneben entſprang die Frage: ob dieſer Lasko, wenn man ſich ſeiner bemächtigte, nicht ſchon zu tief in die Geheimniſſe der Verſchworenen geblickt habe, um ſich nicht durch neuen Verrath zum Verderben des rebelliſchen Grafen Eſſex rächen zu können. — Dieſe Sorgen und Bedenken nahmen den Tag über den Grafen Southampton ein, und mit anbrechender Nacht hatte er noch keine Auskunft gefunden.

Achtzehntes Kapitel.

Ueber Nacht hatte ſich der Sturm in William's Bruſt gelegt. Eine Stille, wie wir ſie auch in der Natur nach heftigen Orkanen beobachten, war bei ihm eingekehrt, und die Beſchaulichkeit des Geiſtes breitete ſich, wie ein wolkenfreier Himmel, über ſeinem Herzen aus. Es war anfangs jenes halbträumeriſche Spiel der Gedanken, jenes ſüße Phantaſiren, das ohne zu haften, über die Gegenwart hingaukelt, und wie mit ruhigem Flügelſchlage in hohen Lüften kreiſend, Erinnerungen und Erwartungen in ihrem Fernduft überblickt.

In dieſer Stimmung griff er endlich wie aus unverſtandener Sehnſucht nach den auf ſeinem Pulte zerſtreuten Papieren. Es waren angefangene Arbeiten, aufgezeichnete

Entwürfe zu dramatiſchen Arbeiten. Indem er ſie durchblätterte, ſammelten ſich ſeine Gedanken zu der Betrachtung, — wie er doch bisher immer nur aus augenblicklichem Drange gedichtet habe, froh des Hervorgebrachten nur los zu ſein, um mit leichterem Geiſte andern Genüſſen und Gütern nachzujagen, deren Täuſchungen und Unbeſtand er nun ſo bitter erfahren hatte. — Warum freute ich mich nicht lieber an der Gabe ſelbſt, fragte er ſich, an der innern ſchaffenden Macht, die allein mir treu bleibt, die, wie ich jetzt fühle, mich auch in dieſen verzweiflungsvollen Stunden nicht verlaſſen hat? Warum ließ ich mir nicht an einer Welt genügen, die aus mir ſelbſt hervorgeht, auf mir ſelber ruht, und deren Gott ich bin? Warum fand ich keine Befriedigung in Dem, was ich doch niemals laſſen konnte, weder in Freud noch in Leid? Ach, wie ſpät lernt man ſich doch ſelber kennen! Einſt ſagte ich zu einem Freunde: Du biſt nicht glücklich, denn was dir fehlt, ringeſt du zu erlangen, vergeſſend was du haſt. Iſt das aber nicht mein eigenſter Fall?

Es war in dieſem Augenblicke dem Freund zu Muthe, als ob er eben einer tollen Verblendung und ſeines weſentlichſten Lebensirrthums inne würde. Er hätte weinen mögen, daß er das Paradies ſeiner eigenen Schöpfungskraft ſo wenig gekannt oder ſo leichtfertig beachtet hatte. Liebe, Freundſchaft, Ehre? rief er fragend aus. Wohl, vielleicht gibt es dieſe Güter, und wer ſie findet, hebe ſie auf, wie etwas Verlorenes, das auch wieder verloren geht. Vielleicht! Sieh', dies „Vielleicht" iſt der Gewinn meiner Schmerzen, das Lebensmark hohler Täuſchungen. O ſolch' ein Vielleicht iſt ein großer Gewinn!

In mir ſelbſt liegt eine Gewißheit, ſo ſchwer, daß ſie der ganzen ſchwankenden Welt das Gleichgewicht zu halten vermag. Ha! Ein Vielleicht ſei dem tollen, täuſchenden Leben geboten! Niemand, Niemand hat mich betrogen: ich ſelbſt habe mich nur geirrt in Dem, was ich ſo feſt hielt. Ich beſaß dieſen Talisman, dies Amulet „Vielleicht" noch nicht, als ich mir im Schooß der Liebe, an der Bruſt der Freundſchaft, auf der Schulter der Ehre das höchſte Glück vorſpiegelte. Ein Vielleicht euch neckiſchen Lebensgeiſtern!

In dieſer Erhebung eines edeln Selbſtgefühls erweiterte ſich dem Dichter auch gleich der Geſichtskreis der Ueberlegung, und indem er mit mildem Lächeln Thekla's und Southampton's gedachte, fühlte er, wie ſehr er ſich mit Eiferſucht und Argwohn übereilt haben könnte. Des Grafen frühere Selbſtanklage über ſeine Verirrung mit Roſalien widerſprach doch zu ſehr einem ſo raſch eingegangenen neuen Liebesverhältniſſe zu einer Zeit, wo der Freund ſich ſo lebhaft nach der Verbindung mit ſeiner Eliſabeth ſehnte. Auch Thekla, wie er ſie nach langer Bewerbung zuletzt ſo liebevoll und hingebend erkannt hatte, erſchien ihm eines ſolchen Betrugs unfähig. Und wie man denn in ſolchen Augenblicken erkannten Unrechts gar leicht ins Gegentheil überſpringt, ſo wollte ſich William überreden, beide wären vielleicht ſo heimlich blos überein gekommen, ihm irgend eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten. Nur blieb es freilich räthſelhaft, wie beide einander Unbekannte ſich ſo ſchnell zuſammengefunden. Allein, hatte ſich nicht ſchon ſo manche Räthſelknospe dieſes zauberhaften Mädchens dem Dichter zur duftigſten Blume entfaltet? Er nahm ſich vor, ſie Nachmittags, wie ſonſt, zu beſuchen, ſchon um die Geliebte nicht ungehört zu verurtheilen. Mit dieſem Abſchluſſe fühlte William ſich frei genug, was er geſtern ſo ſchmerzlich empfunden hatte, in einigen Verſen niederzuſchreiben. So gewann die Gewohnheit wieder einige Macht über ihn. Denn was aus den täglichen Begegniſſen des Lebens tiefer, wenn auch nicht dauernd, ſein Herz bewegte, faßte er gern in die abgezählten Reihen eines Sonetts, wodurch jene kleinen Gedichte entſprangen, die wie Monatröschen mit leichtem Duft das ganze Jahr hindurch nachwuchſen. Während er dieſe Verſe faßte und niederſchrieb, betrat Southampton das Haus zu einem Morgenbeſuche. Nelly, die eben das Frühſtück für William hinaufbringen wollte, empfing mit lächelnder Verlegenheit den Grafen an der Treppe, und eröffnete ihm das Verbot des Freundes. Als Veranlaſſung deſſelben theilte ſie ihm leiſe und haſtig mit, was Milliſent zufällig von ſeinem Beſuche bei Thekla erzählt hatte.

Betroffen und betrübt verſetzte, halb vor ſich hingeſprochen, der Graf:

Mein Gott! Dieſer arme Spenſer —. Bettler, die man beſchenkt, pflegen als Dank auszurufen: Gott vergelt's tauſendfach! So vergilt dieſer arme Spenſer die ſüße Täuſchung eines Jüngers, in der er hinüberſchlummerte, mit unvermeidlicher Enttäuſchung. Wie gern hätte ich dem Freunde den Schmerz erſpart: doch eine höhere Fügung greift abermals über unſer Herz und Haupt hinaus, und erreicht ihn. — — — Sagt unſerm guten William, liebe Frau, ich ſei dageweſen, doch kein Freund zum Abweiſen, und er möge ſein Urtheil über den Grafen Southampton aufſchieben, bis ich ihm ſein Unrecht darlegen würde. Dies könnte aber erſt nach morgenfrüh geſchehen.

Mit dieſen Worten eilte Southampton fort.

So viel Unerklärliches aber auch dieſe Aeußerung für William hatte, ſo erhöhte ſie doch ſeine gute Stimmung, als ſie ihm von Nelly mit dem Frühſtücke überliefert ward. Wie ſchwankend aber die Stimmungen des Gemüthes ſeien, und wie wechſelnd die Dinge der Welt ſich darin abſpiegeln, ſollte der Freund noch dieſen Tag erfahren.

Als er nämlich zur gewöhnlichen Nachmittagsſtunde nach Paternoſterrow ging, um Thekla zu beſuchen, hörte er aus Laſko's vordern Zimmern ihre Stimme, und klopfte an. Sie öffnete ein wenig die Thüre und ſchlüpfte, als ſie ihn erblickte, heraus. Doch hatte er ſchon mit ſchnellem Blicke ein Durcheinander von Mobilien und Geräth bemerkt. Nicht ohne ſichtliche Befangenheit führte Thekla den Freund nach ihrer hintern Stube. — Mein Oheim packt, ſagte ſie, um dieſe Nacht auf eine kurze Zeit zu verreiſen. Ich muß ihm helfen, und du wirſt mich morgen freier finden.

Sie bot ihm keinen Sitz an, und benahm ſich wie ſeines Weggehens gewärtig. — Wohin reiſt dein Oheim? fragte er, überlegend, wie er ſie am unbefangenſten auf ihr Begegniß mit Southampton bringen könnte.

Aus dem Wohin macht mein Oheim eben wieder ein Geheimniß, antwortete ſie lächelnd. Wir kennen ja ſeine

Art. Ich glaube es ſind Staatsgeſchäfte. Sag' darum deinem Freunde Southampton nichts davon, ich bitte dich!

William ſah ſie mit herzklopfendem Befremden an, und ſie fuhr mit haſtigen Worten fort:

Ich wußte ſeither nicht, daß Lasko auch mit dem Grafen Eſſex in Geſchäftsverkehr ſteht, und beide Lords ſind ja Verwandte.

William fragte mit forſchendem Blick, ob Southampton vielleicht auch ſchon zu Lasko ins Haus gekommen ſei; was Thekla raſch mit einem kurzen, ſcharfen Nein beantwortete. — Nach einigen Augenblicken ſagte William·

Wie wäre es, Thekla, wenn wir während deines Oheims Abweſenheit aufs Land zurückkehrten? Unſere Sachen liegen noch dort, und das Wetter ſtellt ſich, wie es ſcheint, ungemein beſtändig. Laß uns gleich morgen —

Ach ja, mein William! rief ſie erfreut aus. Das iſt ein prächtiger Gedanke. Ich ſehne mich jetzt recht von London fort. Wir wollen es aber für Jedermann geheim halten; laß uns auf einmal wie verſchwunden ſein! Nicht wahr? Doch morgen — geht's noch nicht. Uebermorgen! Morgen früh hab' ich noch mit dem Oheim abzurechnen.

Morgen früh? Nachdem er die Nacht abgereiſt iſt? erwiderte William mistrauiſchen Blicks.

Ach! lachte ſie erröthend. Beim Oheim heißt es auch — früh geſattelt, ſpät geritten. — Doch vergib! Ich hör' ihn ungeduldig klopfen. Alſo morgen Nachmittag verabreden wir die Fahrt. Welche glücklichen Tage wollen wir haben.

Sie umarmte ihn lebhaft, und zog ihn mit umſchlingendem Arme fort. An Lasko's Stubenthüre küßte ſie ihn noch einmal, und entſchlüpfte mit muthwilliger Anmuth.

Dies war für William eine niederſchlagende Fröhlichkeit. Und wenn er bedachte, wie fremdthuend nach einem Beſuche Southampton's Thekla von ihm geſprochen hatte, ſo konnte er nur die ſchlimmſten Gedanken faſſen, und die unterdrückte Eiferſucht erwachte mit neuen Flammen, ſein vorher zweifelhafter Argwohn fand im Benehmen Derjenigen, die er traf, die vollſte Beſtätigung. Wuth und Wehmuth wechſelten in ſeiner Bruſt. Er ſtürzte abſichtslos die Gäßchen hinauf, über Smithfield zwiſchen Gärten und Feldern hin, bis er auf der Oxfordſtraße umwendend plötzlich vor Milliſent's Hütte ſtand.

Sie ſelbſt war in ihrem Gärtchen beſchäftigt, und nahm des Freundes nicht wahr, der mit Rührung und Andacht das Haus und die Stube betrat, und ſich dem Lager näherte, auf dem er den armen Sir Edmund ſterben geſehen. Niederknieend und die gefalteten Hände darüber hingebreitet, überließ er ſich den ſchmerzlichſten Empfindungen. Ehre und Liebe waren ihm in Dunſt aufgegangen und hatten nur eine nachbrennende Wunde in ſeiner Bruſt, einen giftigen Niederſchlag in ſeinem Herzen zurückgelaſſen, die bald auch die Macht der Dichtung in ihm zerſtören würden. Auch dies war ihm gleichgiltig. Er überdachte das Misgeſchick des entſchlafenen Dichters, und wie in dieſem Augenblick ein matter Strahl der Abendſonne durch das Fenſter hereinfiel, und unter dem Zwitſchern der Sperlinge Milliſent von außen mit ſanfter Stimme einen Pſalm anhob, erſchien ihm ſelbſt Spenſer's

Loos beneidenswerth, um der edeln Seele willen, die ihn geliebt und beglückt hatte.

Beruhigt durch dieſen Abendſegen, verließ William die Hütte. Er fühlte ſich muthig und entſchloſſen, dem Freund und der Geliebten Valet zu ſagen, und wollte dies gleich morgen früh thun. — — Morgen früh? — fragte er ſich ſelbſt. Hat nicht der Graf und Thekla ſich auf ein Geſchäft von morgen früh berufen? — — Beide morgen früh? — Sie werden ſich ſehen, — — und ich — —? Nun ja! So finde ich ſie gleich beiſammen, — in dem ſtillen Zimmer, wo mir ein Blitz in der Wetternacht den alten Tower enthüllte und ein lügenhafter Frauenmund mir in der Geſchichte von „Romeo und Julia“ die ewige Wahrheit der Liebe offenbarte. — Alſo morgen nach Southwark!

Neunzehntes Kapitel.

Dies entſchloſſene Selbſtgefühl beſtärkte ſich über Nacht. In guter Faſſung ging William früh genug, um Thekla und den Grafen abzuwarten, nach Southwark hinüber, und betrat ein ſogenanntes Ordinary, — ein Spiel- und Speiſehaus, an welchem beide von der Brücke aus vorüberkommen mußten. Es war eine liederliche Geſellſchaft, die hier noch von der Nacht her beim Würfeln ſaß. Vorgeſehen! ſcholl dem Freunde, ominös genug, das

Wort entgegen, das üblichermaßen ein Spieler rief, der eben über den gewöhnlichen Einſatz wagte, worauf der Bankhalter erwiderte: Auf Alles unter 10 Pfund!

Die Stube war mit lächerlichen Bildern behangen, unter denen der in Bierhäuſern gewöhnliche Spaß zweier gemalten Eſel mit der auf den Beſchauer berechneten Unterſchrift: „Wir ſind drei Eſel,“ angebracht war. William lächelte zu all' dieſen zufälligen Winken und nahm an einem Fenſter Platz.

Es währte geraume Zeit, ehe er den Grafen von der Brücke her kommen ſah. Thekla mußte alſo ſchon im Hauſe ſein. Er folgte ihm aus gemeſſener Ferne. Wie er das Haus betrat, kam ihm Southampton mit der Hauswirthin aus dem hintern Garten entgegen. Ueberraſcht, aber nicht betroffen, blieb der Graf ſtehen, und ſein edles, offenes Geſicht ſchien mit wehmüthigem Lächeln des Freundes vorgefaßten Stolz zu entwaffnen. Er faßte William's Hand, und zog ihn mit ſich hinter ein Buſchwerk des Gartens. — Vergib, mein Herzensfreund, ſagte er. Ich trage mich ſchon manchen Tag mit einer kummervollen Mittheilung, für die ich keine Brücke zu deinem vertrauensſeligen Herzen fand. Nun bietet mir dein Argwohn einen Uebergang, und ich will kurz ſein, um ſchnell das betrübende Mistrauen zwiſchen uns zu entfernen. Zumal iſt es treffend genug, daß wir beide uns gerade hier begegnen; — in der Wohnung einer und derſelben Perſon, die für dich Thekla, für mich Roſalie hieß.

William prallte zurück. Southampton erfaßte ihn bei beiden Händen, indem er dem erblaßten, verſtummten Dichter in kurzen eilenden Worten ſeine Entdeckung bei

Spenſer's Begräbniß mittheilte. — Faſſe dich, mein edler Freund! rief er aus, und nimm dieſe Enttäuſchung als ein Vermächtniß deines poetiſchen Meiſters. Der Schmerz wird dir leichter werden, wenn du ihn als Dank des verewigten Dichters hinnimmſt für die beſeligende Täuſchung ſeiner letzten irdiſchen Stunde.

Nach einigen Augenblicken, in denen William ſeine Lage begriff, ſich ſelber aber noch nicht faſſen konnte, ſagte Southampton mit Rührung:

O mein William! Ich tauſche den falſchen Argwohn, der uns trennen wollte, gegen eine Lebenswahrheit ein, die uns inniger verbindet.

Er zog den Freund an ſeine Bruſt. Eine Weile hielten ſie einander feſt umſchlungen; ſie blickten ſich wieder und wieder in die glänzenden Augen; ſie küßten ſich, ſchüttelten einander, hoben ſich wechſelsweiſe vom Boden ſchwebend empor, als wollten ſie ihren wiedergefundenen Werth prüfen und wägen. — Southampton erkannte mit Rührung, wie ſeine bloße Gegenwart den vertrauenden Freund unbedingt hingeriſſen hatte, und die alte Liebe mächtig aufſchlug. Er ſprach ſeine Freude darüber aus, und rechtfertigte ſich jetzt durch eine einfache Erzählung ſeines Benehmens gegen Thekla.

Es iſt Alles klar! ſeufzte William. Ich überſchaue mit einem Blick alle Verknüpfungen des Trugs. Soll ich lächeln, daß eines Menſchen Auge ſo bezaubert werden kann? Ein einziges Schüppchen fällt von meiner Wimper, und die Zauberwelt liegt mit abgenutzten Drähten vor mir, als ein Kinderſpiel!

Wenige Worte wechſelten, in denen ſich die Beiden um Verzeihung baten, Einer den Andern entſchuldigte, Jeder nur ſich ſelber anklagte, — William eines übereilten Argwohns, Southampton eines unbedachten Misgriffs. — Es ſei vergeſſen! rief der Graf. Was wir einander zu kurz gethan, ſei der erneuten Liebe als Gewinn zugelegt!

Wir ſind bewährt auf ewig! erwiderte William. An demſelben Probſtein ward der echte Gehalt unſerer Freundſchaft geprüft. Brüder theilen einen Apfel: wir haben eine Thorheit getheilt. Wir ſind gleich! — Doch nein! ſeufzte er nach einigen Augenblicken. Wir ſind nicht ganz gleich: Du haſt noch deine Eliſabeth, du biſt geliebt! Ich —!

Geliebt? verſetzte Southampton. Mein Gewinnſt liegt im Werthe meiner Eliſabeth; denn geliebt biſt auch du — wie man nur geliebt werden kann.

Wie meinſt du, Heinrich? — fragte William befangen, indem er an Alice und des Freundes Brief dachte.

Vergib, William! Es nimmt ſich im Munde des frühern Buhlen nicht gut aus, allein ich muß dir ſagen, daß Thekla nicht mehr ohne dich leben mag, daß ſie ohne dich nicht mehr zu leben denkt. Ihre Leidenſchaft macht ſie achtbar, faſt möchte ich ſagen, — macht ſie wieder ehrlich.

Vielleicht! lachte der Dichter mit Entrüſtung auf. O vielleicht kann eine Liebe größer werden, wenn ſie ſich aus den Stücken wieder zuſammenſetzt, in denen ſie ſich an ungezählte Liebhaber vertheilt hatte. Du redeſt doch wol von deiner Roſalie? Von der Roſalie, die in Euerm Hauſe Zuflucht gefunden hatte, und für mich bei einer alten Lady untergekommen war? Die dem Puritaner die geſtohlene Uhr verpfändet hatte? Die du Vormittags in Finsbury am Arm eines Mannes wandeln ſahſt, und die mich Nachmittags mit edler Leidenſchaft empfing? Die mich als Roſalie mit Hohn abfertigte, und meiner Beleidigungen vergeſſend, ſich des andern Tags über mich todt lachen wollte? Nicht wahr, die arabiſche Jungfrau liebt mich, die meinem Freunde Aylford — aus mir abgelockten Mittheilungen weiſſagte, und die wahrſcheinlich ſchon in Antwerpen ihre Prophetenſtreiche getrieben hatte? Die Nichte Lasko's, die Angebetete des Wegelaurers Mumblaze? Liebt ſie mich mit jener Verzweiflung, mit der ſie damals nach der Themſe rannte, als Nelly ſie auffing? Siehſt du, beſter Freund, wie geſchäftig jetzt mein Gedächtniß iſt, alle die Poſſen zuſammenzurechnen, die meinem Verſtande geſpielt worden ſind? Und was würden erſt noch andere Männer von ihr zu erzählen wiſſen? Soll ich etwa im engliſchen Merkur bekannt machen, ich ſei derzeit Thekla's geliebter Mann, und nähme Glückwünſche von all' Denen an, die aus Erfahrung wüßten, was man an ihr hat? Fort mit ihr! Was? Ich ſoll ihr wol noch zugethan bleiben, nachdem ſie hundertmal an mir verübt hat, was dir einfach genügte, um ſie zu verſtoßen? Du redeſt jetzt zu ihren Gunſten? Hat ſie dir vorgeweint, und du kennſt ſolche Thränen noch nicht? Hat ſie Schwüre verpfändet! und du weißt nicht, daß Schwüre ſolcher Mädchen — Geſchwüre ſind, mit denen ſie vergiften? Sie ſei verwünſcht, an die ich meine Seele hingab, als Andere ihre Schmach hintrugen! Sie mag die Erinnerung an den Thoren, der ſie liebte, Denen

Preis geben, die ohne Herz zu ihr kommen. Ich werde ihr den Aufwand des Tugendſcheins erſparen. Mag ſie, ſtatt mit meinem Herzblute ſich zu ſchmücken, Auszehrung ſäen in hohle Männerknochen.

So und noch leidenſchaftlicher wüthete der Freund gegen Thekla, ja gegen ſich ſelbſt, und je argloſer er ſonſt vor den Geheimniſſen ſeiner Geliebten geſtaunt hatte, deſto ſchlimmer legte er ſolche jetzt aus. Southampton ſah ein, daß es nicht an der Zeit ſei, den Freund über dieſe Uebertreibungen ſeines Gefühls zu verſtändigen. Auch mochte er Diejenige nicht in Schutz nehmen, die er ſelber einſt aus geringerem Argwohn verlaſſen hatte, und die ihn jetzt vielleicht wieder, wenn auch auf andere Weiſe, täuſchte. Deſto mehr billigte er es, daß William London auf einige Zeit verlaſſen, und ſich aufs Land zurückziehen wollte. — Ja, mein Freund, ſagte er, ruhe ein Weilchen, und geneſe an lautern Naturgefühlen! Das ſind Heilquellen für dein Herz. Erfriſcht wirſt du zurückkehren, und mit neuem, glänzendem Gefieder dich erheben!

Indem nun beide einig und innig, Arm in Arm, den Garten verließen, ſagte Southampton im Vorübergehen an der Hausbeſitzerin mit lächelndem Zweifel:

Alſo verreiſt iſt Eure Lady?

Verreiſt? fiel William, der Thekla's ganz vergeſſen hatte, verwundert ein.

Ja, ſo hatte mich eben, als du ins Haus trateſt, die gute Frau beſchieden! war des Grafen Antwort, worauf die Wirthin verſetzte:

Wenn Ihr, Sir William, nichts davon wißt —? Was wär's denn wol mit meiner Lady? Ihr Benehmen iſt mir ohnehin aufgefallen. Sie hat ihre guten Sachen mit einer ſo ängſtlichen Haſt wegſchaffen laſſen, daß ſie eine mit herübergebrachte Ledertaſche vergeſſen und oben liegen gelaſſen hat. Es ſind Briefſchaften darin, wie's ſcheint. Sie muß alſo doch wiederkommen.

Mit raſchem Bedacht und einem verſtohlenen Winke für den Freund, rief der Graf lebhaft:

Ei, das ſind unſere Briefe, William! Zeigt uns doch, gute Frau —! Eure Verreiſte hat uns auf dieſen Morgen hierher beſtellt, nun läßt uns die Lady wol blos ihr Leder finden? He?

Die Frau öffnete, nicht ohne zweifelhaftes Zögern, Thekla's Stube, und Southampton fiel über das Täſchchen her, das nur mit einer Schnur umwickelt dalag. — Das iſt es ja wirklich! rief er gleich, und während er mit ſchnellem Blick und Finger die verſchiedenen Blätter durchlief, wiederholte er die Verſicherung: Ganz recht! Was wir geſucht! Nichts fehlt!

Er drückte der Frau ein Goldſtück mit den Worten in die Hand: Habt Dank, daß Ihr Euch noch zu rechter Zeit der Briefſchaften erinnert! — faßte dann die Taſche zuſammen, und führte William raſch mit ſich fort. Hinter ihnen bekam die Hauswirthin Angſt; ſie lief und rief ihnen nach; allein vor der Hausthüre wurde der goldene Portugaleſer mit ſeinem Werthe von 3 Pfund 12 Pence ſo ſchwer in ihrer Hand, daß der Zweifel in ihrem Herzen nicht weiter nachkommen konnte.

Southampton machte unterwegs nicht viel Aufhebens von ſeinem Fund, um nicht des Freundes Neubegierde auf die Papiere zu lenken, die vielleicht deſſen eigene frühere Unbeſonnenheit in Behandlung der Geſchäfte berührten. Er war daher auch über Lasko's Verrath kurz und leicht und verſchwieg gänzlich ſein Vorhaben, die Beweisthümer der Brieftaſche nach genauer Durchſicht und Sichtung in die Hände der Königin zu liefern, deren Leben ihm durch ihres Leibarztes Theilnahme an der Verſchwörung bedroht ſchien. Deſto lebhafter und herzlicher ſagte er endlich:

Jetzt, mein theurer, wiedergewonnener Freund, gehen wir zu meiner Mutter und Schweſter. Beide ſind verſöhnt, ſind dir wiedergewonnen, und machen an dir ſelbſt einen Gewinnſt, den du ſchwerlich berechnet haſt. Du weißt ja, welche Rolle dieſe Roſalie in Southamptonhouſe geſpielt hat. Getäuſcht von dieſer Zauberin begreifen ſie deinen Irrthum, und indem ſie dir die beſten Abſichten zutrauen, mit denen du dieſer in Thekla verwandelten Roſalie dich hingegeben haſt, freuen ſie ſich dir zu der rettenden Enttäuſchung Glück zu wünſchen. Dabei fühlen ſie ſich in dir zum zweiten Mal von einem Betrug erleichtert, der ihnen um ſo empfindlicher war, als ſie ſich allein für betroffen hielten. Nun haben ſie an dir einen Mitgenoſſen ihres beſchämenden Irrthums und ein gemeinſames Erlebniß liegt hinter euch.

Ja, ja, wir ſind drei Eſel! dachte William in Erinnerung an das Bild im Spielhauſe; allein er ſprach es doch nicht aus, worüber er eben lachte.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die ſeelenvollen Stunden, die William im Umgange mit beiden Frauen und mit dem heitern, weltgebildeten Sir Thomas Heminge hatte, laſſen ſich nicht beſchreiben. Sein Herz, von einer milden Trauer bewegt, hatte eine neue oder doch geſteigerte Empfänglichkeit für die Einflüſſe eines ſolchen Lebenskreiſes gewonnen, und nach ſo wunderbaren Erlebniſſen auf Pfaden der Liebe und der Ehre war ihm eine ganz neue Welt von Ahnungen und Anſchauungen aufgethan, über der ſein Geiſt ruhig ſchwebend die tiefſten Kräfte ſeines dichteriſchen Schaffens ſammelte. Ein rührender Contraſt ſtellte ſich dem Freund an Mutter und Tochter dar. Während die jungfräuliche Alice faſt zuſehends hinſchwand, wie eine Seele ihre Hülle verzehrend ſich zu den reinſten und liebevollſten Empfindungen läutert, — ſchien ihre Mutter, ſeit ihrer Vermählung mit Heminge, ſich noch einmal zu verjüngen und — ſo zu ſagen — einen zweiten, einen Sommer- oder Johannistrieb ihrer kraftvollen Schönheit zu entfalten. Sie blickte nicht, wie Alice, aus verklärten Wolken, ſondern von den freien Höhepunkten des Lebens mit edlem gebildeten Herzen und klaren, frohen Augen auf die Welt. Heminge aber, ein Hof- und Staatsmann, beſaß den mildeſten Humor, um das Bedeutſame und Richtige, das Hohe und das Hohle des menſchlichen Treibens in Berührung und Wechſelſpiegelung zu bringen. Und wenn ſo der Dichter in ſeinem alten Widerwillen gegen alles Scheinweſen ſich durch den Blick des Weltmannes beſtätigt fand, ſo trat er gerade mit dieſem Eifer auch in den Gefühlskreis der vom ganzen Scheinleben ſich eben ablöſenden Alice willkommen ein. — Ja, rief er einmal in ſeiner alten, lebhaften Weiſe, die Welt wird ſtets durch äußern Schmuck berückt. Selbſt in Staat und Kirche herrſcht der Schein. Oder, wäre denn der Themis Augenbinde ein Schutz des Rechtes? Erſchleichen nicht Betrug und Unrecht durch ſüße Heuchlerſtimme einen günſtigen Spruch? Und in der Kirche, — wo gäbe es einen Irrwahn, den ein ehrbar Haupt nicht heiligte und mit frommen Sprüchen ſchmückte? Es findet ſich kein Laſter in der Welt, das nicht von irgend einer Tugend die trügeriſche Miene, die täuſchende Geberde annehmen könnte. Und Mannesmuth! Wie manchem Feigling, der im Andrang der Gefahr ſich halten würde, wie Spreu im Winde, gelingt es doch, ſein Milchgeſicht mit dem Auswuchſe der Kraft, mit dem Barte des Herkules, des finſtern Mars herauszuputzen! Und freut ihr euch der Frauenſchönheit, ſo ſeht euch vor, wieviel Gekauftes ſie an ſich hat, und was von ihren Zaubern ſie nicht der ehrlichen Natur, ſondern täuſchender Kunſt verdankt. Jene Schönheit, die das Herz ſo locker macht durch Das, was locker ihr um Hals und Schläfe ſpielt. Denn dieſe Liebeslöckchen, jetzt von muthwilligen Lüften umgaukelt, ſind ſie nicht auf fremdem Kopf gewachſen, der bereits im Grabe modert? Ja, ſteure nur, du tolle Jugend, auf dieſem ſchlimmen See des

Lebens der trügeriſchen Küſte zu! Und ihr Hochweiſe, ihr ernſte Narren, müht euch nur um den aus Dunſt gewobenen Schleier ab, mit dem der leichtfertige Tag die Scheinwahrheit hinter lockende Falten verſteckt!

Auf dieſem Höhepunkte ſeines Lebens angelangt, empfand William in ſchlafloſen Nächten den Drang, die großen innern Anſchauungen, die im Verkehr mit der edeln Familie immer lebendiger in ihm wurden, dramatiſch zu geſtalten. So ſagte er eines Abends beim Abſchiede von Alicen: Ich habe eine ganze Bruſt voll Tragödien und ſuche nur das Neſt, worin ich ſie ausbrüte. Worauf die Kranke lächelnd erwiderte:

Mein Bruder wird Euch ein Neſt bereiten. Wir erwarten ihn morgen von ſeiner geheimnißvollen Reiſe zurück. Stellt Euch ja morgen Abend ein, ihn mit uns zu empfangen!

Als William am folgenden Abend erſchien, fand er das Haus fröhlich bewegt. Southampton empfing ihn mit einer Umarmung. — Freue dich mit mir, mein Herzensfreund! rief er aus. Eben habe ich der Königin Zuſtimmung zu meiner Vermählung erhalten. Und denke dir, woher mir der ſo friſch blühende Myrthenkranz für meine Eliſabeth zugefallen iſt: aus jener ledernen Brieftaſche, deren Inhalt ich dir ein andermal mittheilen will.

In dieſem Augenblicke trat Alice aus einem Seitenzimmer; ein jugendlich friſches Mädchen an der Hand. Wie ſich William begrüßend umwendete, ſprang ihm ſein ſchlankes Sannchen in die Arme. Ein Freudenruf des

Vaters, ein Jubelſchrei des wilden Mädchens athmeten ſtratforder Luft, des ſeidenen Gemachs der Lady Heminge vergeſſend. Wie freuten ſich die Umſtehenden der Aehnlichkeit von Vater und Tochter und des Feuers zweier ſo ſchönen braunen Augenpaare!

Du ſollſt mich einmal ins Theater führen, Vater, und ich dich dann nach Stratford bringen, ſagte Sannchen ſehr reſolut.

Ja, mein Kind! rief William, wie von einer Eingebung ergriffen. Ich kehre zurück in das Neſt, woraus der Vogel gebiſſen ward, der nur umherflattern und zwitſchern konnte! Nun aber bringt er auch Futter, mein Kind!

Hocherröthet ſchmiegte ſich Sannchen an ſeine Bruſt.

Aber ach! wie käme ich aus dieſem Zauberkreiſe los? fragte William zu den Umſtehenden gewendet.

Wir ziehen mit! rief Southampton. Und nun wiſſe nur: ich komme von Stratford. Die Aerzte haben unſerer theuern Alice einen Sommeraufenthalt auf einem entfernten Landſitze angerathen. Wir haben uns für die Heimath unſeres lieben Poeten entſchieden. Dort habe ich einen lieblichen Landſitz durch Kauf erworben. Ihr geht voraus, und ich folge mit meiner theuern Eliſabeth nach. Aylford wird uns trauen, und wir feiern dort unſern Bund.

O mein Freund! rief William ihn umarmend. Glück und Schmuck meines Lebens!

Auf jenem anmuthigen Landgute, das vor der Stadt lag, und mit einem ſchönen Garten an den Fluß Avon ſtieß, finden wir nach einigen Wochen unſern Freund in friedlicher Umgebung und in edelm Umgang zu Stratford. Man hatte Milliſent zur Bedienung und Pflege für Alicen gewonnen, und war ſehr ſchnell von London abgereiſt, weil einige Krankheitsfälle Furcht vor einem wiederausbrechenden Peſtübel erregt hatten. Dieſe Beſorgniß und noch mehr die ängſtliche Ungewißheit über das Unternehmen des Grafen Eſſex thaten der fröhlichen Stimmung, in der man ſonſt die ſchönen Junitage verlebt hätte, einigen Eintrag. Doch vergaß man wenigſtens in einzelnen Stunden über die hohen und heitern Gegenſtände der Unterhaltung, bei Aylford's Salbung, bei William's Schwärmerei jene fernen Bekümmerniſſe. Sannchen gehörte mit ihrem fröhlich-anmuthigen Weſen zu dieſem traulichen Verkehr und ſchmiegte ſich beſonders an Alicen an. William ſchrieb in den Stunden, die ihm allein gehörten, an ſeinem „Mitteſommernachtstraum". Die Poeſie war ihm jetzt ein ſchmerzlich-ſüßer Reiz, wie wenn man ſanft um eine heilende Wunde ſtreicht. Er ſelbſt fühlte ſich auf der Sommerhöhe ſeines Lebens und von einem zweiten mächtigen Schaffenstriebe bewegt.

Bald verbreitete ſich aus London eine Nachricht, die man vor Alicen und Eliſabeth zu verbergen ſuchte. Graf Eſſex, von den Miniſtern um ſeine Abſicht zur Rede geſtellt, hatte es an der Zeit gehalten, mit ſeinem Unternehmen loszubrechen. Er war mit ſeinen bewaffneten Anhängern ausgerückt, um den Palaſt der Königin zu nehmen. Durch Kundſchafter und falſche Gerüchte getäuſcht, hatte er auf einen großen Anhang unter den Bürgern und auf einen Beiſtand des Sherifs Shmitt mit tauſend

Landwehrmännern gerechnet, war aber von Allen verlaſſen, von Burleigh durch einen Herold als Rebell ausgerufen, von den Truppen der Königin zurückgeſchlagen und in ſeinem Palaſte genöthigt worden, ſich zu ergeben.

Dieſe unglücklichen Vorfälle hatten die Abreiſe Southampton's verzögert, ſodaß er erſt wenige Tage vor Johannis in Stratford anlangte. Schnell wurden die Anſtalten zur Vermählung getroffen. Die Frauen bethätigten ſich ſelbſt dabei. Nur Eliſabeth zog ſich in fromme Vorbereitung zurück.

Southampton und William wandelten im Garten. Der Graf berichtete über die jüngſten Vorfälle in der Stadt. Mir bangt für das Leben des Grafen Eſſex! ſagte er. Wenn ihn die Monarchin nicht begnadigt, die Richter — müſſen ihn verurtheilen. Was ſagſt du, Freund, daß auch Bacon unter den Richtern ſeines Gönners Platz genommen hat?

Bacon? rief William. Der Philoſoph zwingt uns für ſeine Göttin Erfahrung ein ſchmerzliches Opfer ab. Lebe wohl, Bacon!

Southampton erzählte auch von der entdeckten Verſchwörung. — An der Spitze derſelben ſtanden Lasko und der Jeſuit Walpole, ſagte er. Auf Thekla's Winke war Lasko angeblich abgereiſt; man fand ihn aber in ſeinem Verſtecke auf, — ihn und den Jeſuiten. Außer dieſen hat man aber auch Mumblaze und den Arzt Lopez eingezogen. Dieſer war gewonnen worden, die Königin zu vergiften. Auf Thekla haben die Verſchworenen zwar nicht bekannt, allein durch den feſtgenommenen Mumblaze wieder an jene Duellgeſchichte bei Greenwich erinnert, wollte das Gericht auch ſie einziehen. Auf die erſte Nachricht von Lasko's Feſtnehmung iſt ſie jedoch in männlichen Kleidern entflohen.

Alſo doch ſchuldbewußt! rief William. Die Vorſehung hat mich noch früh genug an einer großen Gefahr vorübergeführt.

Sie wird hoffentlich noch glücklich nach Frankreich entkommen ſein, ſagte der Graf. Ich war gleich nach deiner Abreiſe bei ihr, um ihr in deinem Namen Lebewohl zu ſagen. Sie beſtand darauf, dich noch einmal zu ſehen, und war außer ſich, als ſie hörte, du ſeieſt bereits nach Stratford abgereiſt. Ich rieth ihr, nach Frankreich zu gehen, und hinterließ ihr die Mittel zu ihrem Fortkommen. Dieſe brachten ſie wieder zu ſich ſelbſt, und ich überzeugte mich bald, daß ihr die Freiheit doch über die Liebe ging.

William umarmte den Grafen mit dankbarem Lächeln. Ich habe ſie geliebt und vergebe ihr! rief er in weicher Stimmung aus. Möge ſie auf der Flucht und in der Ferne glückliche Tage finden! Mir verſchwindet ſie gleich einer Fee, die mich eine Zeitlang geneckt, mir aber einen koſtbaren Talisman hinterläßt.

Und nun freue dich deiner glücklich beſtandenen Verwandlung! rief Southampton. Du haſt die letzte Dichterweihe erhalten. Bereite dich in Ruhe zu deinen höhern Flügen vor. In London greift jetzt ohnehin die anſteckende Krankheit um ſich, Folge der letzten Hungersnoth. Die Theater ſind ſchon geſchloſſen und die Puritaner heulen Bußpſalmen durch die Gaſſen. Freue dich hier des hei=

mathlichen Friedens um dich her und in dir ſelbſt. Der Sommer wird eine reiche Ernte, du wirſt neue Stücke bringen. Der Dichter und die Freude werden dann wieder nach London zurückkehren, — beide einander zur Vollendung.

Johannistag war mit dem heiterſten Wetter angebrochen. In der Frühe geſchah die Trauung Southampton's mit Eliſabeth durch den Prediger Aylford. Der Tag ward feſtlich begangen; doch ſchieden gegen Abend die Gäſte, weil in jedem Hauſe das Johannisfeſt gefeiert wurde.

Die Thüren der Wohnungen waren mit grünen Birken umſteckt, mit Fenchel, Johanniswurz, Knabenkraut, Lilien und ſonſtigen Blumen geſchmückt. An Epheugewinden wurden Glaslampen aufgehängt, und nach Sonnenuntergang angezündet. Jetzt trugen die Nachbarn geſchäftig Holz zu Johannisfeuern auf den Gaſſen zuſammen; die Frauen rückten Tiſche aneinander, die von den Wohlhabenden mit Speiſen und Getränken reichlich beſchickt wurden.

Auch vor dem ſchönen Gartenhauſe der Freunde ward eine ähnliche Feier zubereitet. William ergötzte ſich an den Neckereien des Geſindes, das ſich beſonders an Andrews, dem Vogelfänger und Gärtner, ausließ. Andrews bewohnte das Pförtnerhäuschen am Eingang des Gartens. Man wußte, daß er hier nach dem Volksglauben einen neuen Anzug für eine Gärtnerin ausgebreitet, und Käs, Brot, nebſt Bier hingeſetzt hatte. Der Geneckte nahm ſeine Zuflucht zu den Frauen, die als Zuhörerinnen herangetreten waren. — Mylady's! ſagte er, hab' ich nicht Recht? Der Menſch muß nichts zu ſeinem Glück unterlaſſen. Es iſt ein uralter, ehrwürdiger Glaube, daß man in der Johannisnacht ſeine Zukünftige ſehen könne. Sie kommt, von einem geheimen Zauber genöthigt, gegen Mitternacht in die Wohnung, nimmt das hingelegte Kleid oder koſtet wenigſtens von der einfachen Hauskoſt. Paßt man nun auf, ſo kann man ſie erkennen, und ſich andern Tags um ſie bewerben. Gelingt mir's nicht, ſo iſt es ja kein halsbrechender Verſuch. Ei, wieviel Waghälſe in England bringen nicht dieſe Nacht in den wildeſten Wäldern zu, indem ſie den Farrenkrautſamen ſuchen, mit dem man ſich unſichtbar machen kann, und der ſelbſt nur in der Johannisnacht wenig Augenblicke lang ſichtbar wird. Und das iſt kein Spaß. Denn wer ſich nicht bei der Feenkönigin in beſonderer Gunſt weiß, der mag nur daheim bleiben! Neidiſche Geiſter lauern auf Jeden, der den zauberhaften Samen ſucht. Mancher, der ſo glücklich war, ihn zu finden, und ihn ſchon in ein Büchschen eingethan hatte, fand es zu Hauſe leer; gar Viele verloren ihr Leben dabei.

Die Frauen lachten und belobten ſeine Vorſicht.

Die Nacht war angebrochen, und man ging nach der Stadt, um das feſtliche Treiben zu beſehen. Unterwegs ſagte Aylford: Es iſt eine recht poetiſche Nacht, dieſe Mitteſommernacht. Schon liegen die Frühlingsſchwärmereien hinter uns, wie die Jugendverirrungen hinter dem reifen Mannesalter. Der hohe Sommer, der fruchtbringende, öffnet ſich. Sanfte Freuden und Erwartungen treten an die Stelle drangvoller Sehnſucht, und doch erleuchten dieſe Johannisfeuer die Nacht nur ſo weit, daß Traum und Aberglauben doch auch noch ihr dämmeriges Eckchen behalten. Aber ſeht nur dieſe vergnügten Menſchen da!

Wirklich war das fröhlichſte Leben in den Straßen der Stadt. An den Tiſchen ſaßen noch die Alten zechend; die Jugend tanzte um die Feuer mit Violenſträußchen in den Händen. Dazwiſchen erſcholl Jauchzen und Geſang.

Die wandelnden Freunde wurden überall ehrerbietig begrüßt. William fand an den Tiſchen Vettern, Bekannte, Jugendgenoſſen, die ihn jetzt hoch anſahen, ihm zutranken und ihn herzten. Man hatte ſo viel Erſtaunliches von ihm gehört, und fand ihn nun in der vornehmſten Geſellſchaft. Jetzt ſahen die Nachbarn recht lebhaft ein und flüſterten es einander zu, wie unpaſſend die alternde Anne für einen Mann ſei, der ſich unter dieſen Lady's ſo ſtattlich ausnahm. — So ward William unvermerkt von ſeiner Geſellſchaft getrennt. Dieſe eilte voraus in der Abſicht, den zurückkehrenden Dichter mit einer kleinen Feier zu überraſchen.

Endlich hatte William ſich losgeriſſen und eilte nicht ohne Wehmuth zurück, um Alicen, ehe ſie zu Bett gehen würde, noch eine gute Nacht zu wünſchen. Als er am Gartenhauſe anlangte, das im Widerſchein eines Johannisfeuers leuchtete, trat ihm an der Hausthüre Aylford in wunderlichem Prieſtergewande entgegen, und führte ihn mit ſtummen Zeichen nach der Halle des Hauſes. Dieſe war mit hochſchwebenden Lichtern erhellt; eine Flamme brannte auf einem Altare und wirbelte Wohlgerüche umher. Zu beiden Seiten deſſelben ſtanden Lady Heminge mit William's Vater und Graf Southampton mit der

Mutter. Hinter dem Altare erwartete ihn Alice und Eliſabeth, als ernſte und heitere Muſe gekleidet, zwiſchen beiden Sannchen als Genius der Poeſie mit einem Lorbeerkranze. Milliſent mehr zur Seite ſtehend, hielt als Hebe einen gefüllten Pokal, und ihr gegenüber ſtellte ſich Aylford, nachdem er William herangeführt hatte.

Wie nun der Dichter bewegt und lächelnd vor die Gruppe trat, hatten Alle die Verſe vergeſſen, die ihnen Aylford eingelehrt hatte. Sannchen faßte ſich kurz und ſprang mit hochgehaltnem Kranze an des Vaters Bruſt. Er bückte ſich, ſein Kind zu küſſen: da ſetzte ihm Alice den Kranz auf. Ihres Herzklopfens wegen mußte ſie ſich auf ſeine Schulter lehnen, und wie er ſich erhob, fühlte er ſeine Hand in der ihrigen; Sannchen umſchlang beide. Aylford ſprach:

Nimm, o Freund, den Kranz des Ruhms und den Trunk unſterblicher Jugend! Sei glücklich, wie wir dich lieben! Wohl Dem, der die Täuſchungen des Lebens recht erkennt! Es ſind vermummte Genien, die das Trachten nach dem Unvergänglichen erregen, und dann verſchwinden!

Die Eltern, die Lady, der Graf traten jetzt heran und umarten ihn. Von Außen ertönte Geſang. Man trat an das große Fenſter, den Tanz um das Johannisfeuer mit anzuſehen. Während deſſen hatte Niemand Acht, wie Southampton mit ſeiner Angetrauten verſchwand, noch was Aylford und Milliſent einander gelobten.

Es war eine Nacht voll Jubel, voll Liebesfreude und Liebeshoffen. Erinnerungen und Ahnungen umflochten die Schläfe des Dichters mit einem über Alles erhabenen Mitteſommernachttraum.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Vierzehnter Band.

Auch eine Jugend.

Zweite, verbeſſerte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

Auch eine Jugend.

Erinnerungen und Bekenntniſſe

von

Heinrich Koenig.

Zweite, verbeſſerte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite
Standpunkt VII

Knabenwege.

Haus und Herkunft 3
Frühește Weltgeſtalten 11
Oeffentliches Leben 20
Die Geſellſchaft 35
Zeitſtimmung 42
Die Schule 49
Beſchäftigung 60
Gefährlichkeiten 76
Lebenskreiſe 88
Lebensbeſtimmung 100
Land und Leute 114
Lebensſtufe 121

Studentenwandel.

Oraniengelb 139
Umbildungen 149
Verſtimmungen 159
Ehrenſold und Ehrenpreiſe 168

Seite
Schulenreform 179
Melirt und tricolor 188
Alte und neue Noth 197
Zuflucht 209
Perſönlichkeiten 218
Aufklärung 226
Scheidewege 236
Lebensſchule 248
Reminiſcere 260
Ausſichten 273
Im Thiergarten 283

Knabenwege.

Haus und Herkunft.

Eines heitern Herbſtnachmittags ſah man die Schweſter Gärtnerin der Engliſchen Fräulein in Fulda aus dem Hinterbau ihres Convents nach dem gegenüberliegenden Garten geſchäftig hin und wieder gehen. Sie hatte einen kleinen Knaben der Nachbarſchaft mit einem Apfel beſchenkt und eben wieder den offenen Garten betreten, als der Kleine ihr die ſteile Treppe hinauf nachfolgte, in der Thür aber, vom Kloſterſpitz heftig angebellt, umkehrte und in der Uebereilung die Stufen hinabſtürzte. Mit blutenden Lippen wurde der Schreihals nach Hauſe geführt.

Dies alltägliche Kinderereigniß bildet den äußerſten Markſtein meiner Erinnerungen. Seltſamerweiſe war es auch, wie nach der bibliſchen Geſchichte bei unſerm Geſchlecht, ein Fall infolge der Verlockung durch einen Apfel. Nur hatte mich eine freundliche Kloſterſchweſter als Eva verführt, und ein bellender Spitz als Cherub das Paradies gehütet.

Der Gefallene brauchte nicht weit gebracht zu werden, um Troſt und Beiſtand zu finden; denn nur ein paar Häuſer unterhalb des Gartens ſtand die kleine Wohnung, die ſein Oheim zur untern Hälfte beſaß, und einigermaßen aus Rückſicht für ſeine Schweſter Katharina, die Mutter des Knaben, erworben hatte.

Valentin oder Velten Wigand diente nämlich als Hausknecht im Kloſter der Kapuziner und hatte ſich eben entſchloſſen, als Laienbruder einzutreten, da ſtarb der Vater des Knaben.

Dieſer, ein nachgeborener Bauerſohn aus dem fuldaiſchen Dorfe Schweben, war ins fürſtbiſchöfliche Militär getreten und mit den Compagnien nach Mainz zur Beſetzung der Feſtung gezogen, als die Franzoſen unter General Cuſtine im Herbſt 1792 anrückten. Dort war er am Fieber erkrankt und geſtorben.

Jetzt ließ Oheim Velten, auf Zuſpruch des Pater Hilarius, eines Hausfreundes ſeiner Mutter, ſich bewegen, ſtatt der Kutte eine Frau zu nehmen und eine Häuslichkeit zu gründen, worin neben der alten Mutter auch Katharina mit ihrem dritthalbjährigen Heinrich Joſeph ein Unterkommen hätten.

Allerdings gehörte ein Entſchluß dazu, mit einer ſchon vor dem natürlichen Zuwachs der Ehe ſo ſtarken Familie ein Hausweſen anzufangen. Doch, die Liebe dieſer einfachen Menſchen zueinander ging über alle Bedenken hinaus und fühlte ſich allen Begegniſſen des Lebens gewachſen. Auch trug die Mutter des Knaben zum Fortkommen des Hauſes bei. Sie war nicht ungeſchickt mit der Nadel, und hatte oft vollauf zu thun, um einer von den Bäuerinnen der Umgegend ſehr geſuchten Haubenmacherin die geſteppten Theile zu liefern. Ueber den Nähtiſch dieſer Frau war denn auch an den Eheherrn derſelben die Gevatterbitte der Mutter gelangt, als ihr Knabe, in der Frühe des 19. März 1790 geboren, nach katholiſchem Gebrauch an demſelben Nachmittage getauft werden ſollte. Der ſtille, freundliche Pathe hieß ein Maler, hatte aber mehr künſtleriſche Vorbedeutung in ſeinem Namen als Nachruhm auf ſeiner Palette. Er hieß nämlich, wie der acht Jahre ſpäter geborene düſſeldorf-münchener Maler, — Heinrich Heß. Sein Pinſel verſtieg ſich kaum über das Handwerk. Für gewöhnlich beſorgte er Lackirarbeiten und was anderwärts der Weißbinder verrichtet. In außerordentlichen Fällen brachte er auch ein Handwerksſchild über einer Hausthür oder ein Heiligenbild in einer Mauerblende nach der Schablone zu Stande. An einem geſchnitzten Muttergottesbilde ſtellte er das ziegelrothe Gewand, den himmelblauen Mantel und die goldene Krone in friſchem Glanze her. Dergleichen kam freilich ſchon ſeltener vor. Doch ſein Pinſel und die ihm angetraute Nadel der Frau ſchafften in fuldaiſcher Gütergemeinſchaft ein hübſches Auskommen, deſſen Segen auf ein einziges Kind mit Namen — Benedict fiel.

Als die Arme dieſes Künſtlers am Nachmittage des Joſephsfeſtes den Knaben Heinrich ſo kurz vor der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings über die katholiſche Taufe hielten, war ſeit neun Jahren eine Revolution im Reiche der Gedanken von Königsberg aus angeregt und erhob ſich eben von Paris aus ein Umſturz im Gebiete der

Staaten. Ohne den mindeſten Begriff davon, welchen Einfluß neue Gedanken und friſche Leidenſchaften der Menſchen auf das Geſchick eines Neugeborenen ausüben könnten, wurde die Mutter deſſelben doch ſchon nach zwei Jahren von der pariſer Weltbewegung erſchüttert, als der Vater des Knaben, den Vorwellen der Revolution entgegengeſchickt, nicht wieder zurückkehrte.

Seitdem war ſie zu ihrem Bruder gezogen, als er das Kloſter verließ. Velten verſtand ſich auf kein eigentliches Handwerk, ſondern hatte nur gelernt, andern zu dienen und was ſie bedurften ihnen beſchaffen zu helfen. Hierauf richtete er ſich denn auch ein Geſchäft ein für jene Klaſſe von Nachbarn und Einwohnern, die — wie man ſagt — von Hand zu Munde leben und ihren Bedarf an Mehl, Butter, Eiern, an Grütze und Graupen, ihre Kartoffeln, Hülſenfrüchte und Reiſigwellen nur im Augenblicke der Nothdurft kreuzer- und batzenweiſe anzuſchaffen vermochten. Als er ſich eben verheirathen wollte, kam die Hälfte eines kleinen Hauſes in der heute ſogenannten Schulgaſſe zum Verkauf, und ein Herr von W., der auch die kleinſten Sümmchen raſch anzulegen pflegte, hatte ein Kapitälchen mit fünf vom Hundert verzinslich darauf ſtehen laſſen, ſodaß das neue Ehepaar ſein wenig Erſpartes zum Geſchäftsbetriebe zuſammenhalten konnte.

Dieſe Wohnung im Erdgeſchoß bot alles dar, was die Familie brauchte: eine etwas niedere Stube für die Menſchen, eine beſondere Kammer für die Gegenſtände des Verkaufs — unſere Handelskammer — im Hof eine bedeckte Halle für den Reiſigvorrath und ein Ziegenſtällchen mit einem kleinen Futterboden unter dem ſchiefer-Dache. Letzteres war ein weſentlicher Beſtandtheil der neuen Einrichtung. Um die Kundſchaft für Ziegenmilch ohne Unterbrechung verſorgen zu können, ſah Velten darauf, dann und wann zwei Ziegen zu haben, die zu verſchiedenen Zeiten lammten. Er hatte das Gras eines vor dem nahen Petersthore gelegenen Gartens gepachtet und bezahlte den Pachtzins mit der Arbeit auf den Gartenbeeten. Denn aus dem Kloſter her verſtand er ſich etwas auf Gärtnerei. Wie ſtolz blickte er nach den Fenſtern der Nachbarſchaft, wenn er den Schiebkarren voll friſchen Graſes vor ſeiner Hausthür niederſetzte! Wie reich fühlte er ſich, wenn die obere Kammer, die noch zur untern Wohnung gehörte, mit duftigem Heu gefüllt war! Ueberhaupt kann man für Blutsverwandte nicht beſorgter ſein, als Velten es für ſeine meckernden Thiere war — innig vergnügt darüber, wie ich glaube, daß er auch nach ſeinem Scheiden von den Kapuzinern noch Geſchöpfe zu bedienen hatte, die lange Kinnbärte tragen. Seine Frau konnte vom Dorf her mit dem Melken umgehen, und wußte genau, wie viel Waſſerzuſatz eine fette Milch vertrug. Ein Brunnen im düſtern Hausärn erleichterte die Wirthſchaft; wenn er auch durch die Wand und den Waſſerabfluß die anſtoßende Stube ein wenig feucht machte.

Dieſe hatte für ſo viel Menſchen keinen Ueberfluß an Raum. Glücklicherweiſe theilte man ſich nicht mit harten Köpfen, ſondern mit nachgiebigen Herzen hinein. Auch machte die Wiege des Knaben bald genug Platz für ein Rollbettchen, das den Tag über leicht untergeſchoben wurde. So viel hölzerne Stühle, als Perſonen da waren, hätten neben Tiſch und Betten nicht untergebracht werden können, daher die Großmutter gewöhnlich auf der Bettlade Platz nahm. Und hier iſt ſie mir in einem hellen Moment erinnerlich geblieben: wie ſie nämlich für ihren zahnloſen Mund einen Walnußkern auf der Bettſtelle mit einem Hammer zerquetſchte. Gewiß hat ſie mir etwas davon zwiſchen die kleinen Zähne geſteckt: wie wäre mir ſonſt der unbedeutende Augenblick ſo erinnerlich geblieben! Denn von da iſt ſie mir aus dem Andenken verſchwunden und wie ohne Tod und Begräbniß weggehoben.

Zu ihrer Zeit ſoll die Großmutter ſehr hübſch und einnehmend geweſen ſein; wie ſie denn auch dreimal verheirathet und zum dritten mal Wittwe war. Mit ihrem erſten Manne hatte ſie die Reiſe nach Potsdam und Berlin gemacht, wo ſich der ſtattliche Bauerſohn in den letzten Tagen König Friedrich Wilhelm's I. unter deſſen Rieſengarde anwerben ließ. Die Großmutter erzählte gern, wie ſie damals auch den großen Fritz geſehen, von ihm bemerkt und nach ihrer Herkunft befragt worden ſei. Und als er vernommen, ſie ſtammten aus Fulda, habe er geſagt: „Alſo ſeid ihr katholiſch? Aber das iſt einerlei!“

Erſt mit ihrem dritten Manne bekam ſie die Kinder Valentin, Katharina, meine Mutter, und eine ältere, in Hofbieber verheirathete Schweſter. Er hatte ebenfalls im fürſtbiſchöflichen Militär gedient — ein muſterhafter Pfaffenſoldat. Denn wie er einſtmal zur Adventszeit im Schloßhof auf Poſten ſtand — es lag eben Schnee und der Mond dämmerte nur durch ſchweres Gewölk — da wälzte ſich gegen Mitternacht „etwas Schwarzes“ in der Richtung auf das Schilderhaus heran. Bewaffneter Muth und glaubensſtarke Furcht wechſelten in der Bruſt des fürſtbiſchöflichen Soldaten. Es war ehrlos, davonzulaufen, aber auch lebensgefährlich, vorzuſchreiten und — Werda? zu rufen. Schnell aber fand er die rechte Auskunft: er ſenkte das Gewehr mit der Mündung zur Erde und ſchlug, aufrecht ſtehend, drei Kreuze über die Bruſt. Und ſiehe, der böſe Feind ſchnopperte vorüber.

Von dieſer Familientradition in unſere kleine Stube zurückkehrend, bemerke ich, daß ſie einen Balkendurchzug hatte. Onkel Velten mit ſeiner weißbaumwollenen Zipfelmütze ſtreifte juſt darunter hinweg; denn er war ein kleiner Mann; Heinrich Joſeph aber, der Knabe, hatte hübſche Jahre vor ſich, um bis an den Balken zu wachſen, der ſchon ſo freundlich war, ſich ihm ein wenig entgegenzuneigen.

In ſolcher niedern Enge, worin aus Mangel an Raum ſelbſt das kaum Entbehrliche nicht vermißt wurde, konnte nur Reinlichkeit und Liebe das Zuſammenleben einer Familie erleichtern. Häusliche Sitte, aus frommer Gewohnheit erwachſen, that das Uebrige: ſie brachte durch regelmäßige Gebete eine höhere Ordnung in das beſchränkte Alltagsleben; durch gehobene Empfindungen gewährte ſie eine Vergütung ſo mancher Entbehrniſſe, und malte mit der Kraft des Glaubens an die feuchte Hinterwand der Stube die Perſpective der Ewigkeit. Morgengebete, Tiſchgebet, Ave-Maria gliederten den arbeitſamen Tag. Wenn das helle Glöckchen von dem

Pfarrthurme tönte, lief irgendeins im Hauſe nach der angezeigten „heiligen Meſſe“, brachte die Anliegen der Familie vor den Altar und friſchen Stoff der Unterhaltung mit aus der Kirche. Denn während die betenden Lippen den oft befahrenen Weg zum Himmel von ſelbſt fanden, brauchten ſich die Augen nichts von allem, was in der Kirche vorging, entgehen zu laſſen, ſodaß der Kirchenbeſuch des Einen mit ſeinem nächſten Segen uns allen zu gut kam. Darin waren wir echt katholiſch und würden uns, wenn wir auch den perſiſchen Dichter Sadi gekannt hätten, doch von ſeinem Spruche nicht haben anfechten laſſen:

Will der Menſch zu ſeinem Gotte flehen,
Muß er außer Gott nichts andres ſehen.

Bei außerordentlichen Vorkommniſſen zeigten wir uns ſchon geſammelter. Und ſo war auch der Knabe ſtets aufs feierlichſte ergriffen, wenn unter Gewittern aus unſerm häuslichen Gebetbuche der Eingang des Johannis-Evangeliums laut geleſen wurde. Wir alle knieten; die Mutter aber las ſtehend, ſchlug bei beſtimmten Stellen, an das Fenſter tretend, ein beſchwörendes Kreuz gegen das drohende Gewölk, und verneigte ſich tief bei dem Spruche: „Und das Wort iſt Fleiſch geworden, und hat bei uns gewohnet.“

Früheſte Weltgeſtalten.

In dieſer Stimmung und Gewohnheit des Hauſes wuchs der Knabe heran. Sein Weltbewußtſein erwachte von Kirchenglocken und ſeinem Lallen begegneten fromme Sprüche. Noch haftet mir im Gedächtniß feſter als alle Gedichte und Gedanken einer ſpätern Zeit der Morgenſegen:

> Heil'ge Barbara, du edle Braut,
> Mein Leib und Seel' ſei dir vertraut
> Sowol im Leben als im Tod!
> Komm' mir zu Hülf' in letzter Noth!
> Gib, daß ich vor dem letzten End'
> Empfang' das heil'ge Sakrament!
> Bei Gott mir auch ſo viel erwerb',
> Daß ich in keiner Todſünd' ſterb'!

Und wann wäre ich jemals, im Wechſel glücklicher und ſchmerzlicher Tage, feſter eingeſchlummert als unter dem „Gott walt's, Jeſus walt's!“ womit die Mutterhand mich allabendlich unter die Federdecke und unter das ewige Walten des Himmels brachte!

Der Oheim, geiſtig beſchränkter als die Mutter, ſetzte ihrer gläubigen Andacht mönchiſche Beſtandtheile zu. Als Kloſterknecht war er ja nahe daran geweſen, Laienbruder bei den Kapuzinern zu werden. So oft ihm der Barbiergeſelle den Wochenbart abnahm, erinnerte er ſich wehmüthig eines Berufs, der ſich mit Bart ſchmückt, und die Thränen, die ihm das ſtumpfe Meſſer verurſachte, ſchmerzten vielleicht im ſtillen ſeine kränkliche Frau, die darin den Ausdruck bereuter Ehe erblicken konnte. In ſeinem groben Kamiſol, im hellblauen Sonntagsrocke hielt ſich noch immer etwas vom Kloſtergeruche. Seine Erzählungen, ſeine Anekdoten und Scherzworte waren von den Sandalen der frommen Väter breit getreten. Seine Wundergeſchichten, wenn auch von niemand bezweifelt, beriefen ſich ausdrücklich auf irgendeinen Pater als Gewährsmann. Belten war klein von Geſtalt, etwas gedrückt von gebückter Arbeit, ernſt und eifrig in allem Thun, und ſo eng in ſeinem Glauben wie in ſeinem Gewerbe, dabei aber in dieſem ſo zufrieden, wie in jenem hingebend. Man konnte an die ſchönen Verſe von Horaz erinnert werden:

Du nennſt gewiß nicht einen, der viel beſitzt,
Deswegen glücklich: wahrhaft behauptet nur
Den Werth des Glücks, wer ſeiner Götter
Gnadengeſchenke mit Sinn zu brauchen
Und harte Armuth doch zu ertragen weiß.

Der Menſch ſcheint, unter engen oder weiten Verhältniſſen, eben nur dadurch glücklich zu ſein, daß er ſich mit den ihm eigenen Gaben und Beſtrebungen in der einen Schale der Lebenswage ſpielend ins Gleichgewicht ſetze mit dem Antheil von Gunſt und Genüſſen der Welt, der ihm in die andere Schale gelegt iſt. Wiegt er ſelbſt ſchwerer, ſo liegt er zu Boden und wird mürriſch und unzufrieden; iſt er aber leichter als ſeine Welt, ſo ſchwebt er in der Luft, zappelt ungeduldig und will verzweifeln. Und ſo ſcheint alſo die Zufriedenheit des Menſchen in dem leichten und gelaſſenen Auf- und Niederſchweben mit ſeinen Kräften und Aufgaben zu beſtehen.

Wohin der heranwachſende Knabe lief und lauſchte, begegneten ihm geiſtliche Geſtalten, kirchliche Klänge. Unſere kleine Wohnung lag, wie bemerkt, den Hintergebäuden des Engliſchen Fräuleinſtiftes gegenüber. Aus jenem Einfahrtsthore, woher meine Eva mit dem Apfel gekommen war, erſchienen nicht ſelten Laienſchweſtern in weißen Schleiern oder Kloſterfrauen in ſchwarzen, wenn ſie paarweiſe nach ihren Feldern oder Gärten vor dem nahen Petersthore gingen. Sie nickten meiner Mutter zu, die am offenen Fenſter nähte, lächelten mich an und drückten mir in die Patſchhand eine Roſe oder ein Dütchen mit Roſinen.

Die Gaſſe etwas weiter hinauf blickte man am hohen, dunkeln Bau des Seminars empor. Es war das ehemalige Jeſuitencolleg, zu jener Zeit erbaut, als in der Pfalz der Proteſtantismus mit dem Katholicismus im Kampfe lag, und die ſtreitenden Väter im Rücken des Schlachtfeldes ihre Bollwerke und Schanzen aufwarfen. Noch weiter, am Ende der gewundenen Gaſſe, ſtand ein eigentliches Nonnenkloſter nach ſtrenger Regel mit einer hellen, bilderreichen Kirche, wo wir die Schweſtern durch das Gitterwerk des Chors lateiniſche Pſalmen ſingen hörten.

Auf ihrem Terminiren kamen Franciscaner und Kapuziner durch unſere ſtille Gaſſe. Seltener ſah man Benedictiner in ihren ſchwarzen Cucullen. Aber für ein Weltereigniß galt es uns, wenn zuweilen der Fürſtbiſchof in ſchwarzem Weltkleide vorüberritt. Ein Lärm entſtand, wenn man ihn die Straße herabkommen ſah; man klopfte einander an die Fenſter; die Nachbarn ſtürzten vor die Thür, mit entblößten Häuptern und halbgebogenen Knien ſich verbeugend. Hochrothen Angeſichts, mit langer, ſchmaler Naſe und geſpannten Augen nickte der Fürſt vom Rappen nieder, oder lüftete am Stahlgriffe den runden Biberhut. Nun hatten wir den Fuß im Steigbügel geſehen, dem die prächtigen Schuhe angemeſſen waren, die zuweilen vor dem Fenſter unſers Nachbars Hofſchuhmacher zum öffentlichen Beſtaunen ausſtanden — von weißem Atlas mit eingeſticktem goldenen Kreuze. So trug ſie der Hochwürdigſte an hohen Feſten am Meßaltar und unter der Fronleichnamsproceſſion.

Wie könnte ich das Gefühl der andachtsvollen Ehrfurcht beſchreiben, womit wir Bürgerkinder nach dieſem Mann aufblickten, der mit der rechten Hand herrſchte und ſegnete, mit der linken aber in die Ewigkeit reichte, um dem lieben Gott unſere Anliegen unmittelbar zu übergeben. Ja, unmittelbar! Eines Abends verbreitete ſich der Schreck, es brenne im Schloß und eine Pulverkammer befinde ſich in der Nähe des Feuers; dennoch wolle der Fürſt ſein Cabinet nicht verlaſſen und weiche und wanke nicht. Die Nachbarſchaft bebte und betete, bis der Brand und die Gefahr vorüber war und man wieder aufathmete. Da ſagte meine Mutter mit vertrauensvollem Aufblicke: „Freilich hat der gnädigſte Biſchof ſein Zimmer nicht verlaſſen wollen: wie ja der Mann mit unſerm Herrgott ſteht, wußte er wohl, daß ihm nichts Schlimmes widerfahren ſollte.“

So ward ich ſehr früh im Leben inne, wie ein regierender Biſchof mit der Gottheit auf vertraulichem Fuße ſtehe, und konnte nun vom Papſte nicht anders denken, als daß ihm der liebe Gott bei jeder Gelegenheit die Hand drücke. Viel ſpäter erſt hörte ich, daß der Fürſtbiſchof Adalbert ein ſehr bornirter und ſtarrſinniger Mann geweſen ſei. In ſeiner Umgebung hatte man mithin aus dem Eigenſinne des Mannes jenes Benehmen doch ziemlich anders begriffen, als wir es mit frommer Phantaſie betrachtet hatten.

Schon um jene Zeit kam der Knabe mit einem für ſeine männliche Zukunft verhängnißvollen Menſchen in Berührung. Ein ſchöner Student, Liebling der Nachbarſchaft, hatte in der ſtillen Gaſſe ſeine beſcheidene Stube gefunden. Sohn eines Bäckers aus dem Städtchen Hünfeld, gab er als Theolog durch hervorſtechende Gaben und einnehmendes Aeußere die beſten Erwartungen für den geiſtlichen Stand. Dennoch hätte ſich niemand das Ziel träumen laſſen, das dem jungen Leonard Pfaff zu erreichen beſtimmt war. Ich, noch nicht viel ſicherer auf den Füßen als damals, wie ich die Gartentreppe hinunterfiel, eilte dem Studenten, ſo oft er mit ſeinem Bücherpack die Gaſſe herunterkam, eifrig entgegen, um ein oder das andere Buch zu empfangen, das ich ihm mit kindlicher Wichtigkeit nachtrug. Die Nachbarſchaft lächelte; doch wer hätte ahnen können, daß dereinſt aus dem Sturme der Revolution, der jetzt zu wüthen anhob, auf das Haupt dieſes Bäckerſohnes die Inful des regierenden Fürſtbiſchofs fallen, den eifrigen Knaben aber die Bulle eines Kirchenbannes ſtreifen werde, von derſelben Hand ausgefertigt, die ihm jetzt die Dogmatik nachzutragen reichte!

Weniger erbaulich als unſere Häuslichkeit war für einen aufwachſenden Knaben die Nachbarſchaft. Lauern oder Lärmen in den Wohnungen, Schelten und Schimpfen über die Gaſſe gehörte zum täglichen Brot, und die Gemeinheit der Geſinnung fand immer den roheſten Ausdruck und das ſaftigſte Schmähwort. Noth und Misgunſt ſchielten durch die trüben, in Blei gefaßten Fenſterſcheiben.

Gegen all dergleichen hielten Mutter und Oheim ſich ängſtlich zurück. Eine faſt unbewußte Anſtändigkeit und Zucht war ihnen von der verſtändigen, welterfahrenen Mutter, durch den ſoldatiſchen Ernſt des verſtorbenen Vaters und vielleicht durch die frühere Verbindung mit dem Kloſter angeeignet. Solange nämlich Velten dort gedient hatte, war die Wohnung der Großmutter das Abſteigequartier der Mönche geweſen, die in der Stadt terminirten oder eins und das andere zu beſorgen hatten. Daher eilten wir, ſobald draußen heftige Worte fielen, unſere Fenſter zu ſchließen; wir wollten nicht einmal zur Zeugenſchaft über das Vorgefallene aufgerufen werden. — Uebrigens waren dergleichen Uneinigkeiten von keiner Dauer, denn ſie rührten meiſt von ſchlechter Gewohnheit und mehr ungebildeten als böſen Herzen her. Die reichlich gefallenen Schimpfworte ſchienen nicht zu beflecken; die Entzweiten waren ſchnell wieder Ein Herz und Eine Zunge, und derjenige bot gewöhnlich die erſte Hand zur Verſöhnung, der zuerſt vom andern etwas zu borgen hatte.

An Originalen fehlte es uns übrigens rechts und links nicht. Hier hatten wir zum Anſtößer einen Winkeladvocaten von geringer Kundſchaft. Er lebte ſo heimlich, als ob er ſein eigenes Daſein geſtohlen hätte. Man ſah ihn nur, wenn er zuweilen mit ein paar grauen Blättern Papier unterm Arme aus der Wohnung ſchlüpfte und ohne die Nachbarn zu grüßen ſich an den Häuſern hinwegſtahl. Dies hatte für den Knaben etwas Unheimliches und ſchien zu beſtätigen, was Oheim Velten alles Ernſtes betheuerte, daß nämlich kein Advocat in den Himmel käme, weil ſie alle vom Unrecht, von der Beſtechung der Reichen und der Uebervortheilung der Armen lebten. Unſer linker Nachbar ſchien mir ſchon von der Angſt des ewigen Feuers getrieben. Gewiß aber hatte der Arme blos zu viel Sorgen bei zu wenig Clienten und ſchämte ſich nebenher der Nachbarſchaft oder ſeiner Frau. Er ſelbſt, wenn auch täglich in demſelben Anzuge, hielt ſich doch in Hemde und Halskrauſe ſehr ſauber, in Manieren fein und gemeſſen. Anders ſeine Ehehälfte. Schlampig im Anzuge, ſchlotterig im Benehmen, albern in lauten Selbſtgeſprächen, zerſtreut in ewigem Hin- und Herrennen, trug die lächerliche Perſon über all dieſem eine ſchwarzſeidene Saloppe und große Backenhäube, unter denen ſie ſich in Haſt und Zerſtreuung abwechſelnd juckte und kraute, ſodaß ſie mit dem äußerlichen Anſpruch auf höhern Stand den Nachbarn um ſo mehr zum Geſpötte diente.

Rechts wohnte uns ein andres Paar, Herr Louis, ein penſionirter Kammerdiener mit Familie. Er hielt ſich ebenſo ſcheu und zurückgezogen wie der Advocat, und ging ſogar noch weniger aus als dieſer; wogegen er ſich öfter am offenen Fenſter mit einer langen irdenen Pfeife ſehen ließ. Das Fenſter war nämlich ſeine letzte Zuflucht, wenn er ſich vor der herrſchenden Hand ſeiner Frau unter die Augen der Nachbarſchaft zu retten ſuchte. Leider fehlte ihm an dem Oekonomiebau der Engliſchen Fräulein ein bewohntes Gegenüber. Und ſo mochte er ſich mit der Bruſt noch ſo weit aus dem Fenſter legen: die Gattin, halb gebückt, traf ihn doch mit der Fauſt ſo nachdrücklich in den Rücken, daß er, die Pfeife aus dem Munde genommen, wieder und wieder hinab auf die Gaſſe nicken mußte, was ihn, zu einiger Entſchädigung, bei den Vorübergehenden in den Ruf eines zuvorkommend höflichen Mannes ſetzte. Die zärtliche Frau ſelbſt war aber das liebenswürdige Gegentheil des Advocatenweibes: ſauber und hübſch, geſprächig und von kluger Freundlichkeit gegen jedermann. Sie hatte gute Bekanntſchaften in der Stadt, beſonders an einem höhern Beamten, einem hübſchen und wohlhabenden Manne, der in kinderloſer Ehe lebte und dafür ſein heimliches Wohlgefallen an den Kindern des Herrn Louis fand, die ihm durch artige Fügung auffallend ähnlich ſahen.

Noch muß ich des ſtattlichſten und anſtändigſten Nachbars gedenken, Herrn Leiſter's, der zu jenen Wundärzten gehörte, die mit mehr Sicherheit einen Bart als ein Bein abnehmen, und es wol mit Schröpfköpfen, ſchwerlich aber mit dem Trepan wagen. Doch fand ich ſeine Hand leicht und ſanft genug, als ſein Franz, mein Geſpiele und Gefährte bei Steinwürfen nach Spatzenneſtern in der Seminariumsmauer, mir einſt durch einen Fehlwurf ein Loch in den Kopf verſetzt hatte. Weher that mir ſeine erwachſene Tochter, als ſie mich auf einen Spaß, den ich ihr machen wollte, mit ſpöttiſchem Lachen — einen Anaſtaſiuskopf ſchalt. Das Räthſelhafte des Unnamens ſchmerzte mich darum nicht weniger. Ich war ſehr empfindlich. Und wenn ein reizbarer Knabe durch ſolche Unarten gegen die Menſchen leicht verſchüchtert wird, ſo ſchlägt ſelbſt das Wohlwollen, das er von einzelnen erfährt, übel an, indem es zu hoch aufgenommen wird, um nicht die Selbſtändigkeit eines jungen Herzens zu ſchwächen.

Oeffentliches Leben.

Vor die Thore der Stadt kam der Knabe in den früheſten Jahren faſt nur an der Hand der ängſtlichen Mutter. Konnte ſie die Zeit gewinnen, ſo nahm ſie ihn mit nach dem nahen Frauenberge, wo, von der hellen bunten Kloſterkirche aus, durch den Bergeinſchnitt und über den Zwillingsberg hinweg, in einer Reihe von Stationen aus der Leidensgeſchichte des Heilands, ein Kreuzweg gebildet iſt und von den Frommen viel begangen wird. Die aus Holz geſchnitzten und bemalten Figuren des Heilands, der Schergen und der begleitenden Perſonen ſind in halber Lebensgröße von nicht ungeſchickten Mönchshänden mit gutem Sinn für ihre Beſtimmung ausgeführt und boten der eifrigen Mutter Anlaß, mir früh genug die Leidensgeſchichte des Heilands zu erzählen, die des Knaben Phantaſie mit wunderbaren Vorſtellungen und ſein Herz mit fremdartiger Rührung erfüllten.

Auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt beſuchten wir an ſchönen Sommerabenden den Kirchhof, wo viel Bürgersleute ſich einfanden, zwiſchen den Gräbern wandelnd, bis das Glöcklein zum gemeinſamen Gebet im Kirchlein bimmelte. — Der Katholik mit ſeiner Vorſtellung vom Fegfeuer nimmt von den Gräbern eine beſondere Befriedigung mit: jedes ſtille Vaterunſer fällt ja kühlend und miterlöſend in jene Reinigungsglut, ſodaß er als Wohlthäter fortwährend in Verbindung mit dem Jenſeits ſteht.

Lieber ließ ich mich aber im Frühjahr mit auf die kleinen Wieſen nehmen, die ſich um Fulda vielfach zwiſchen den Hügeln hinwinden. Wir ſuchten zu Thee Schlüſſelblumen und was die Mutter Sennesblätter nannte. Wäre mir nur damals über die Natur und über die um Fulda her ſo friſche Luft und reizende Landſchaft das Geeignete beigebracht worden! So blieb es nur bei den Wohlthaten der freien Umgebung, die meinen geſunden Sinnen zuſtrömten. Zwar zerſtreuten ſie mich ein wenig für die erbaulichen Erzählungen und Ermahnungen meiner Führerin; doch war deſſen, was mir haften blieb, immer noch genug. Ich hätte äußerer Hinweiſungen, eines Weltmaterials bedurft; ſtatt deſſen die mütterlichen Geſichtspunkte mich mehr und mehr zum Beſchaulichen verengten, worauf mein Sinn urſprünglich ſchon angelegt ſchien. So gewöhnte ich mich, nicht blos ohne Auffaſſung, ſondern ſelbſt ohne Aufmerkſamkeit an Stein, Pflanze und Gethier hinzuſchlendern und unachtſam gegen Wind und Wetter zu bleiben —

Gegenſtände, auf die man die früheſten Kindesſinne richten ſollte.

Eins jedoch entging meiner früheſten Wahrnehmung nicht — wie viel heiterer nämlich und vergnügter von ſolchen Ausgängen ins Freie oder ins Fromme meine Mutter zurückkehrte. Ihr Träumen und Hoffen, das ſie gern tief verſchloſſen hielt, hatte ſich in ſolchen Stunden ungetheilt mit der Zukunft ihres Knaben beſchäftigt. Nun kam zu ihrer Ermunterung hinzu, daß ſie durch anhaltende Kränklichkeit der Frau ihres Bruders ſich genöthigt ſah, mehr und mehr von den häuslichen Geſchäften zu übernehmen und in ihrer traumſitzenden Nähterei mit zerſtreuender Rührigkeit zu wechſeln. — Wie ſie mir aus jenen Tagen vorſteht, war ſie noch immer von gutem Ausſehen, nicht groß, aber wohlgebaut und von der angenehmen Fülle blonder Frauen, mit guten Geſichtszügen und freundlichem Blick. Ein leichter, heiterer Sinn war ihr von Natur gegeben, bis die Erfahrungen des Herzens ihre bewegliche Seele mit Trauer, mein Daſein mit Sorgen heimſuchten. Sie war bei meiner Geburt ſechsundzwanzig Jahre alt geweſen, mithin über die gedankenloſen Jahre hinaus, dabei ein Kind des erſten April, der an ihr in leicht wechſelnden Stimmungen des Gemüths ſein hergebrachtes Recht übte. In ihren guten Stunden konnte ſie eine luſtige Geſchichte erzählen; auch fehlten ihr muntere Einfälle und neckiſche Rathſchläge nicht. Hatte ſie doch im mütterlichen Hauſe Gelegenheit gehabt, an Soldaten und an Mönchen des biſchöflichen Fürſtenthums ihren Mutterwitz zu üben.

Ohne damals zu ahnen, was alles das Herz der Mutter bewegte, hing der Knabe mit ſtummer Hingebung an ihren Stimmungen, heimlich vergnügt, wenn ſie abends darauf fiel, zu ihrer Nadel ein einfaches Volkslied zu ſingen. Niemals aber bat oder quälte er darum. Vielleicht war ſchon ſein urſprüngliches Weſen auf das angelegt, was jedenfalls die enge, auf Reſignation geſtellte Häuslichkeit vollends ausbildete, daß er nichts ungeſtüm verlangte, ſondern das Beſte, das Erwünſchte ſtets für etwas anſah, das eben nur beſchert werden kann. Ueberhaupt aber herrſchte in Gefühlsſachen ein ſonderbar ſcheues und ſprödes Weſen unter uns, wie es auf dem harten fuldaer Boden überhaupt heimiſch iſt. Das Wohlwollen, die Liebe zueinander war unverkennbar; aber ſie bedurften keiner Worte, ſondern ließen ſich nur empfinden, wie man eine wohlthuende Luft und den wilden Thymian der fuldaer Hügel athmet. Die Herzlichkeit verrieth ſich ſtets nur wie hinter einem Vorhange, und jeder Zärtlichkeit hätten wir uns geſchämt, als ob ſie bei Armuth und Arbeit zu koſtbar und ein unſtatthafter Leckerbiſſen wäre.

Hier, wo die Zufriedenheit einer engen Familie ſo rein innerlich blieb — wie wäre ich da je auf den Gedanken gekommen, was man heut ſo oft von Kindern vermögender Aeltern hört, zu klagen: Ich hab' auch lang kein Vergnügen gehabt! Mein Daſein ſelbſt war mein ſtetes und volles Vergnügen. Ich hatte damals unbewußt „das Himmelreich in mir ſelbſt“, und als ich einmal von meinem Pathen einen hölzernen Pallaſch geſchenkt bekam, ſetzte es mich ſo außer mir, daß ich die

Ruhe nicht hatte, bis er an der nächſten Mauer in Stücke zerſchlagen ging, und ich wieder auf meine leere Fauſt vergnügt ſein konnte.

Geſunde Kinder finden überall eine höchſt wohlfeile Seligkeit gerade mit dem Einfachſten, was ihnen gegeben wird, und jede überflüſſige Zuthat unverſtändiger Liebe ſetzt dieſen Himmel in Gefahr oder ſelbſt auch die Engel darin.

Auch kein Lob wurde unter uns laut. Und wenn ich ſpäterhin mit den beſten Zeugniſſen aus der Schule, mit vergoldeten Prämienbüchern aus dem Gymnaſium kam, erwartete ich kein Schmeichelwort. Ich ſah die Unſerigen lächelnd einander zunicken und war ſtolz und glücklich in heimlicher Empfindung deſſen, was es bedeutete.

Wie ſich nun dem umherlaufenden Knaben die Stadt nach und nach entfaltete, bot ſich leider nichts Auffallendes dar, was die Seele der Jugend beſonders gereizt und erweckt hätte. Kein ſchiffbarer Strom, kein umfaſſendes Gewerbe, kein weither beſuchter Markt erweiterten das ſtille Thal; keine Kunſtſchöpfungen, keine wiſſenſchaftliche Thätigkeit warf eine wenn auch vorübergehende Verklärung in den Werkeltag. So alt die Stadt iſt, beſitzt ſie keine vortretenden Alterthümer, die eine Frage nach vergangenen Jahrhunderten hervorlockten. Schon Mitte des achten Jahrhunderts that ſich in Fulda, um das Stift des deutſchen Apoſtels, ſtädtiſcher Betrieb auf. Aber die reichen Spenden, von nah und fern dem *Stifte* dargebracht, verbreiteten keine Wohlhabenheit unter den Bewohnern, ſodaß man immer nur für das nächſte Bedürfniß baute und bildete, was dem natürlichen Verfalle und dem wechſelnden Zeitgeſchmack keinen Widerſtand leiſtete.

Merkwürdigerweiſe war auch in dem ſo abgeſchloſſenen und vielfach eigenthümlichen Fulda im Laufe frommer und ſtreitluſtiger Jahrhunderte kein eigentliches Volksfeſt aufgekommen, und was von alten, einheimiſchen Geſängen, bruchſtückweiſe und oft ins Sinnloſe verkehrt, hier und da noch laut wurde, erinnerte nur an alte Luſtigkeit beſcheidenen Genuſſes. Dafür fehlte es nicht an Kirchenfeſten und Proceſſionen; auch war es gelungen, ein neues Geſangbuch mit theilweiſe trefflichen Melodien dem Volk in die Hand und durchs Ohr in den Mund zu bringen.

Wir Kinder freuten uns zumeiſt auf das Chriſtfeſt. Nicht wegen der leuchtenden Beſcherung am Chriſtbaume: dieſer war damals im katholiſchen Fulda nicht üblich. Den Kindern erſchien am 6. December der heilige Nikolaus, mit Sack und Ruthe, zu lohnen und zu ſtrafen ausgerüſtet. Aber das Chriſtfeſt brachte andern Jubel mit ſich. Man ging am Vorabende nicht wie gewöhnlich ſchlafen; Freunde und Angehörige verſammelten ſich nach Verabredung. Wie die Reichen und Vornehmen bei Mahlzeiten, Spiel, dampfenden Weinkumpen und Punſchnäpfen den Abend zubrachten, weiß ich nicht: in unſerer Stube waren wir bei Kaffee mit Kuchen fröhlich, bis von elf Uhr an das Wechſelläuten zur Chriſtmeſſe der Mitternacht einlud. Nun ging's zur Kirche, einer Handlaterne nach, die durch den tiefen, vom ſchwarzen Nachthimmel rieſelnden Schnee leuchtete. Dort trat man in eine tauſendfache Helle ein. Denn zu den Kerzen der Altäre hatten die Betenden ihre Wachsſtöcke angezündet. Muſik, Geſang, laute Gebete des Prieſters, wie oft man ſie vernommen, weckten doch in der ungewohnten Umgebung einen neuen Schwung der Empfindungen. Die am Hochaltar wandelnden Geſtalten nahmen von der Mitternacht etwas Geiſterhaftes an, wozu ſelbſt die hohen Kirchenfenſter, durch die ſonſt zum Hochamte der helle Tag hereinſtrahlte, jetzt ſchauderhaft ſchwarz herabſahen.

Aber nicht alle Herzen im Gedränge waren auf den Hochaltar gerichtet. Und verſtand ich auch in jenen Jahren nicht, was alles nach üppigen Mahlzeiten und heißen Pokalen, neben den Wachskerzen, aus Wechſelblicken leuchtete oder auch die Schatten der heiligen Nacht ſuchte, ſo lief doch die Andacht nicht ohne gemeinverſtändliche Ausgelaſſenheiten ab. Studenten hatten unter der Meſſe Tinte in die Weihwaſſerkeſſel gegoſſen, und gerade die Frömmſten, die nie ohne ſich beſprengt zu haben aus der Kirche gehen, kamen, das Geſicht ſchwarz betupft, nach Hauſe und erſchraken, ein Spiel des böſen Feindes an ſich zu ſehen. Andere Muthwillige hatten im Gedränge des Ausganges dieſe und jene Andächtigen, wie ſie in der Kirche durch den gemeinſamen Faden des Gebets vereint geweſen, nun auch eiligſt mit Zwirn zuſammengeheftet. Draußen zerrten ſie dann nach verſchiedenen Seiten auseinander und konnten, vom Strome der Menge hin- und hergeſtoßen, nur mit dem Meſſer unter vorgehaltener Laterne voneinander gelöſt werden.

Von dieſem Tag an blieb uns Kindern für längere Zeit das Krippchen bei den Kapuzinern. Ein theaterartiges Gerüſte, der altengliſchen Bühne ähnlich, mehr in die Breite als in die Tiefe gerichtet, trat dem Beſchauer mit ſchmalem Vordergrund entgegen und führte an der Hinterwand bemalte Felſen und geſchwungene Felſenpfade empor. Hier wurden die heiligen Geſchichten der Geburt des Jeſuskindes mit halb lebensgroßen und bunt bekleideten Figuren dargeſtellt. Zuerſt hatten die Hirten ihre Schäfchen durch reichlich aufgeſchüttetes Moos an das Ställchen herangetrieben, um das göttliche Kind anzubeten. Wir ſahen es vor der Krippe im Schoſe der Mutter liegen, nackt, aber von Ochs und Eſelein angehaucht, damit es in der bittern Kälte nicht friere. Denn daß es um jene Zeit auch um Bethlehem gefroren habe, glaubten wir den Mönchen ebenſo gut, als daß die Hirten doch in jener Nacht mit ihren Heerden im Freien geweidet hätten.

Zu Neujahr verwandelte ſich das Ställchen in den Tempel. Maria und Joſeph hatten ſich herausgeputzt. Das Oechslein war natürlich zu Hauſe geblieben; dafür ſtand aber der Hohepriester mit einer Hörnerkappe zur Beſchneidung da. Zugleich ließen ſich ſchon in der Ferne auf hohem Bergpfade die heiligen drei Könige erblicken. Sie kamen zu Pferd mit Kameelen und Mohren und rückten bis zum ſechsten Tag immer etwas näher. Endlich waren ſie am alten Ställchen angelangt und überreichten ihre reichen Gaben an Gold, Weihrauch und Myrrhen. Wie man uns Kindern dieſe Sachen nannte, hatten wir von Gold und Weihrauch einigen

Begriff; unter Myrrhen aber ſtellten wir uns mürbe Wecke vor, fanden das Geſchenk für das Jeſukind ganz in der Ordnung und dachten uns die warme Milch dazu.

Nach wenig Tagen waren die hohen Potentaten plötzlich aufgebrochen, hatten aber jetzt den Weg links über die Berge genommen, dem Sterne folgend, der, wie wir hörten, den ſpitzbübiſchen Herodes hinters Licht führen ſollte. — Nun ſtand uns der betrübte letzte Act vor, wie nämlich des Herodes grauſame Kriegsknechte die unſchuldigen Kindlein mordeten. Es war höchſt anſchaulich dargeſtellt, und wir Knaben freuten uns nur, daß die Soldaten in ihrer blinden Wuth das Jeſuskind nicht bemerkten, das eben im Schoſe der reitenden Mutter über den nächſten Hügel geflüchtet wurde. Wir verſtanden den pfiffigen Blick des zurückſchauenden Eſels und nickten ihm zu, ſich zu eilen.

Weniger Sinn hatten wir als Knaben für die ernſten Ceremonien der heiligen Woche. Doch intereſſirten uns die ſogenannten heiligen Gräber, zu denen wir von Kirche zu Kirche mitgenommen wurden. Dieſe künſtlichen Höhlen, deren Dunkel von bunten Glaskugeln durchdämmert wurde, erregten uns ein bängliches Herzklopfen. Heiterer nahm ſich das Blumengärtchen in der Nonnenkirche aus, und die fingergroßen nackten Engelchen, die ſchwebend die ausgeſetzte Monſtranz umtanzten, waren für uns ein heiteres Wunder.

Was in jenen Jahren den Knaben noch befremden mußte, die am Charfreitage von verſchiedenen jungen Geiſtlichen in vertheilten Rollen recitativiſch geſungene

Paſſion, zog mich in ſpätern Jahren deſto mehr an. Aus ſolchen heiligen Wurzeln war ja das chriſtliche Drama, wie das altgriechiſche aus heiligen Choraufzügen, erwachſen. Das moderne Drama hatte ſich in ſeiner Entwickelung mehr und mehr ſeiner Abkunft entkleidet, während das griechiſche auch in ſeiner höchſt vollendeten Ausbildung die Chöre wie die Schnecke ihr Haus beibehalten hatte. —

Aehnliche Betrachtungen ließen ſich bei der großen Leidensproceſſion anſtellen, die denſelben Charfreitag gegen Mittag durch die Stadt von Kirche zu Kirche geführt wurde. Damals hatte ſie ſchon lange ihre frühern frommen Ausſchweifungen ablegen müſſen. Jetzt wurden nur noch die Werkzeuge der Peinigung, das koloſſale Kreuz und die weinende Mutter mit der Leiche des Sohnes auf dem Schoſe — mater dolorosa et lacrimosa — von Handwerkern mit umhergetragen. Früher hatte das wunderlichſte Schaugepränge ſtattgehabt. Gott Vater im großen Ornate, die Mutter Maria in Begleitung von Heiligen hatten bei der Proceſſion figurirt. Könige und Helden, Herodes und Pilatus, ein tanzender David mit der Harfe waren im Gefolge geweſen und ein rieſiger Walfiſch, aus dem Jonas ſang, mitgetragen worden. Simſon im Harniſch, von geharniſchten Philiſtern geführt, gab ſich durch den Eſelskinnbacken zu erkennen, mit dem er um ſich ſchlug. Außerdem war der Zug von Geiſelbrüdern begleitet geweſen und dieſe Vermummten hatten ihr Bußgelüſte nicht blos auf dem eigenen Rücken, ſondern auch mit Seitenhieben gegen Zuſchauer oder Vorübergehende ausgelaſſen. Man erinnerte ſich auch noch der dramatiſchen Darſtellung der Paſſion an dieſem Tage und erzählte den drolligen Vorfall, daß ein junger hübſcher Burſche, in der Rolle des Erlöſers am Kreuze befeſtigt und zu allmählichem Sterben abgerichtet, als er in der umſtehenden Menge ſeine Geliebte gerührt und ſtolz zugleich zu ihm aufblickend bemerkte, ſtatt Eli! Eli! laut gerufen habe: Thut mir die Madlene fort, ſonſt kann ich nicht ſterben!

Es waren Ueberbleibſel der mittelalterlichen Myſterienſpiele und erinnern abermals durch ihren Urſprung aus der Leidensgeſchichte des Heilands an den religiöſen Urſprung auch des griechiſchen Dramas. Dionyſos, der von einer menſchlichen Mutter geborene Sohn des Vaters der Götter, hatte unter dem Bilde der Rebe eine vermittelnde, erlöſende Cultur unter den Völkern verbreitet. Aus dem heitern Dienſt ſeiner Verehrung entwickelte ſich das griechiſche Drama. Die frühеſte chriſtliche Kirche war dem verlockenden Theater, auf welchem oft auch Spöttereien gegen das Chriſtenthum extemporirt wurden, feindſelig geſinnt, bis ſie, im Einklang mit dem Gedanken des Kirchenvaters Clemens von Alexandrien, der das Leben Chriſti „das Drama der Menſchheit“ nennt, ſich des Theaters, von welchem die Menge doch ſo mächtig angezogen wurde, in ihrem Intereſſe bemächtigte. War nicht Chriſtus, der göttliche Sohn einer irdiſchen Mutter, ein höherer Dionyſos, deſſen erlöſende Lehre unter dem Bilde — nicht der Rebe, ſondern des Kreuzes eine heilige Cultur über die Erde verbreiten ſollte? So bildete ſich zuerſt die Meſſe als ein ſymboliſches Drama und der chriſtliche Kirchenbau erinnerte an das alte Theater. Wie auf dieſem Götter und Heroen dem entfernt ſitzenden Volke erſchienen, ſo war der erhöhte und durch Gitter vom Kirchenſchiffe getrennte Altar die Bühne, wo durch die Vorgänge der Meſſe die Vereinigung des Gottes mit dem Menſchen dargeſtellt wurde. Aus dem Tempel heraus traten ſodann die Myſterienſpiele, in die nun freilich das Volk, dem das verhüllte Heilige preisgegeben war, auch ſeinen Witz einzumiſchen nicht unterließ.

Beinahe hätte ich des vorausgegangenen Palmſonntags vergeſſen, undankbar für die bunt gefärbten Eier und der mächtigen Brezel, die mir jener Morgen brachte. Meine Mutter wußte noch von dem Palmeneſel, der nun leider verendet war. Aus Holz gezimmert und durch die Stadt rollend, hatte er einen jauchzenden Schweif der Jugend hinter ſich hergezogen. Wo er ſtill hielt, hatte man ſich nicht um den langbeohrten Kopf, ſondern um die namenloſe Oeffnung unter dem Schwanze gedrängt, woraus man ein buntes Ei um das andere hervorholte. Dies gelang aber nur einzelnen. Die andern rangen und rauften ſich um den Glückstopf, der doch die meiſten Hände leer ausgehen ließ. Denn die neidiſchen, gläubigen Augen der Knaben nahmen nicht wahr, daß nur die in hohler Fauſt eingeführten Eier als gefundene zurückkamen.

Dieſer Eſel, wie ich mich ſpäter unterrichtete, war von bedeutender Abkunft und hatte ſeine lebenden Ahnen in jenen frühern Zeiten gehabt, da der Palmentag den niedern Geiſtlichen, wie einſt den altrömiſchen Sklaven das Saturnalienfeſt, vergönnt geweſen war, ſich einmal gütlich zu thun und gelegentlich auch gegen den hohen Klerus ſich etwas herauszunehmen. Da hatte man denn unter Spottliedern auf die Hoffart und Ueppigkeit der Prälatenſchaft einen phantaſtiſch aufgeputzten Eſel umher- und bis in die Kirche geführt, wo man ihm auf dem Altar ein Bündel Heu zu freſſen gab. Das Baſeler Concilium, nicht in der beſten Laune auf die päpſtlichen Einkünfte und kirchlichen Misbräuche, unterſagte auch jene anzüglichen Beluſtigungen, die ſich aber in beſchränkter Weiſe noch forterhielten.

Nur mit zwei Worten muß ich noch der höchſten Blüte der katholiſchen Feſte, des Fronleichnams, gedenken — dieſes Cactus grandiflorus, der nur flüchtige Stunden blüht und ſeinen betäubenden Vanillegeruch verbreitet. Auf uns Knaben machte die Fahrt des Fürſtbiſchofs nach dem Dom den lebhafteſten Eindruck. Noch ſehe ich den fürſtlichen Laufer in bunter, aufgeſchürzter Livree mit ſeinem Stab, ein Rococomercur, aus dem Schloßhofe flüchtigen Schrittes kommen. Hinter ihm, unter den Glocken des Doms, unter den ſchweren Klängen der Hoſanna, naht ſchnaubend, rechts und links mit den Federbüſchen nickend und den weißen Schaum der Zungenſtange verſpritzend, das Sechsgeſpann, das den herrſchenden Prieſter im goldenen Prachtwagen an der trommelnden Hauptwache vorüberzieht. Haiducken ſchreiten nebenher; Leibhuſaren folgen zu Fuß in großen Bärenmützen mit heraushängenden rothen Säcken, den verbrämten Dolman auf der linken Schulter, den Carabiner im rechten Arm und die Sporen an gelbledernen Stiefeln. In zwei Reihen ſtellen ſie ſich unter dem herabfallenden Lichte der Kuppel zwiſchen dem Hochaltar und den Kniebänken auf. — — Die Orgel ſchweigt, Sänger und Geigen verſtummen, eine andächtige Stille athmet den Worten des hohen Prieſters entgegen, die das Brot in den Körper der Gottheit verwandeln. Die Hoſtie wird gehoben, die dreimaligen Schellen erklingen; die Huſaren ſtürzen auf lautes Commandowort mit den Carabinern auf den dröhnenden Boden kniend nieder, die rechte Hand über der Stirn geſpreitet, als ob das Auge vor den Strahlen der herabgeſtiegenen Gottheit zu ſchirmen. Draußen fallen die ſchweren Kanonenſchläge und die Gemeinde ſtimmt ihr „Heilig, heilig iſt der Herr!“ an.

Wie denn aber Pomp und Pracht, wenn ſie ſich einmal nicht genug thun können, gar leicht von irgendeiner Seite aus dem Feierlichen ins Lächerliche fallen, ſo war für ſolchen außerordentlichen Tag zu den geſchmückten Huſaren und den geübten Musketieren noch eine Landmiliz aus dem Centamte der Stadt hereingezogen und nothdürftig abgerichtet worden. Da ſtanden nun dieſe bäuerlichen Geſtalten in ihren langen blauen Röcken, deren breite Schöſe, roth gefüttert, unten umgeſchlagen und mit Vorder- und Hintertheil zuſammengehäkelt bammelten. Der dreieckige Schlapphut ſaß ſo ſchräg in den Kopf gedrückt, daß der Schießprügel vor dem linken Theil aufrecht ſtehen konnte. Der Hauptmann der Compagnie, mit einer Schärpe angethan, war ſo im militäriſchen Selbſtgefühl verſunken, daß er, als die große Proceſſion vom Dom heraufkam, ſich des Commandowortes, womit er ſeinen Leuten eine Schwenkung zur Seite des öffentlichen Altars geben mußte, durchaus nicht beſinnen konnte. Er wendete den Kopf hin und her, als ob er das Vergeſſene herbeiſchütteln wollte, er zupfte mit der linken Hand verſtohlen am langen, dünnen Wickelzopfe wie an einem Schellenband, um das ausbleibende Wort zu citiren, während er es auszurufen bereits den alten Säbel weit in die Luft ſtreckt. Vergebens! Der Verlaſſene bleibt verlaſſen. Und ſchon ſchwebt die erſte Fahne der Proceſſion heran. Da ruft er mit der Gewalt eines Generalfeldzeugmeiſters: „Mannſchaft, Achtung! Und folgt mir nach!“

So ſchreitet er mit einhackenden Ferſen voran, und die treuherzige Schar folgt, Mann für Mann, wie eine Ente der andern.

Die Geſellſchaft.

Hinter jenen Kirchenfeſten her, die ihren pomphaften Cyklus mit dem Frühjahr abſchließen, brachte der Sommer wenigſtens *eine* Art öffentlicher Ergötzlichkeiten, an denen auch die Prälaten nur im Weltkleid Antheil nahmen. Es waren Scheibenſchießen, die in dem großen Garten eines vor dem Petersthore gelegenen Wirthshauſes ihre feſten Scheiben- und Schützenſtände fanden. Montags früh ward mit Trommeln und Pfeifen hinausgezogen. Die Schützen, aus dem Adel und höhern Beamtenſtande zuſammengetreten, bezeichneten ſich mit grünen Bandſchleifen an Hüten oder Mützen. Drei Tage währte das Schießen um die ausgeſetzten Preiſe. Muſik ſpielte dazwiſchen und die glücklichſten Treffer wurden mit Böllerſchüſſen geehrt. Der Ceremonienmeiſter des Feſtes, zugleich die Zielſcheibe für den Prälatenwitz, war ein läppiſcher weltlicher Conſiſtorialrath, anerkannter Spaßmacher der damaligen Societät und vergnügt, ſich auf dieſem Fuße vor der bürgerlichen Menge hervorzuthun. Am dritten Abende erſchienen die Frauen und legten ſich während der Preisvertheilung geſchmückt in die obern Saalfenſter. Ein Feuerwerk beſchloß den Tag und gab das Signal zum nächtlichen Ball.

Wir Knaben fehlten natürlich nie im Gedränge der Zuſchauer, die ſich zwiſchen dem Hauſe und den Schützenſtänden bewegten. Und da taucht mir aus jenen Tagen eine Erinnerung auf, die einen Rückblick in jenes nach Sittenfäulniß ſchmeckende Prälatenleben und zugleich einen Einblick in die inſtinctmäßige Empfänglichkeit der Kinderſeele thun läßt.

An einem ſolchen Abend trieb ſich unter den zahlreichen Zuſchauern ein Kapitular umher, den ich nicht ſeinem Namen, wol aber ſeiner verwachſenen Geſtalt nach von hohen Feſten aus dem Dom her kannte. Unbekümmert um das Bürgervolk, das ihm ehrerbietig auswich, unterhielt er ſich im Getöſe der Menge und der knallenden Büchſen durch Geberden mit einer Dame im obern Fenſter. Meine Knabenaufmerkſamkeit folgte jeder ſeiner Bewegungen mit dem ſcheuen Reſpecte, den ich vor allem Vornehmen hatte. Bald aber fielen mir die Mienen und Zeichen auf, die vor allem Volke zwiſchen oben und unten gewechſelt wurden, bis eine unbeſchreibliche Geberde, die der gräßliche Aeſop machte, mich mit einer geheimnißvollen Angſt überrieſelte. Nicht als ob ich die Symbolik dieſer Geſten eigentlich verſtanden hätte, nein, durchaus nicht: aber die Faunenmiene des geiſtlichen Herrn und das ſcharlachrothe Lächeln der

Dame erſchreckte mich mit einer Vorempfindung von Unſittlichem, das gemeint ſei.

Nicht um ihrer ſelbſt willen ſoll dieſe Knabenerinnerung hier mitgetheilt erſcheinen, bewahre! Sie bleibt aber bedeutſam als Probe des Zeitgeſchmacks, als Maßſtab deſſen, was in der damaligen Geſellſchaft hinter den Wänden des Hauſes doch wol für ſtatthaft muß gegolten haben, da es ſich an öffentlichen Vergnügungsorten, unter den Augen des Volks, von Prieſterfingern telegraphiren ließ. Auch iſt es für das Stillleben eines einfachen Menſchen, wenn es doch einmal ſkizzirt wird, nicht gleichgültig, zwiſchen welche Umgebung der Welt es von der Hand des Geſchickes hingeſtellt wurde und von welcher Staffage es ſeine Schatten empfing. — Und auf was hätten wir lebhaften, ungebundenen Knaben denn auch in einer ſo einſamen Stadt unſere friſchen ſuchenden Augen zu richten gehabt, um zu überſehen, wie die vornehmen und adelichen Leute, der anziehendſte Gegenſtand der bürgerlichen Aufmerkſamkeit, ſich benahmen? Wie hätten wir nichts davon hören ſollen, was aus der Region des Hofes von Ohr zu Ohr bis in unſere Niederung gelangte, wie ein wildes, wühlendes Bergwaſſer von einer zur andern Felſenmuſchel niederplätſchert?

So gedenkt mir auch noch, wie ſehr wir jungen Kameraden auf das Treiben eines fürſtlichen Vetters Acht hatten, der auf unſerer Gaſſe im Erdgeſchoß jenes Hauſes wohnte, das jetzt den beiden proteſtantiſchen Geiſtlichen überwieſen iſt. Aus der Petersgaſſe kam täglich eine hübſche, ſaubere Bürgerstochter friſchen und etwas derben Ausſehens auf ihrem Gang zur Meſſe oder Abendkirche vorüber. Wir ſchlichen hinter ihr her, um zu beobachten, was der kecke Oberjägermeiſter ihr aus dem Fenſter zurief, wie er ſie ein andermal am Hausthor erwartete, um ſie, keck umfaßt, eine Strecke zu begleiten oder halb mit Gewalt in ſeine Wohnung zu überreden. Wir verſtanden nicht, was die Nachbarſchaft bald genug von dem Fall des bethörten Mädchens flüſterte; aber wir hatten es nicht vergeſſen, als wir im reifern Alter die völlig Geſunkene, entſtellt von Ansſehen, in Haderlumpen und von berauſchendem Getränke überwältigt in der Straße erblickten, wo ſie einſt dem nun verſchollenen Manne nicht wie Gretchen dem Fauſt geantwortet hatte:

Bin weder Fräulein, weder ſchön;
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.

Allerdings waren nicht alle Höflinge ſo verwegen, nicht alle Kapitulare ſo verwachſen wie die erwähnten; doch auch die Unordnungen, die geordneter vorfielen, hatten gegen das Volksleben ſo wenig Vorhang, daß ſie nur verwirrend auf die ſittlichen Begriffe der Menge wirken konnten, wie ſie denn auch die Geſinnung der zur violetten Societät mitgehörigen bürgerlichen Beamtenfamilien wirklich verdarben. Oder wie hätten ſonſt Männer der beſten Patricierhäuſer, Mitglieder der höhern Landescollegien, ihren Töchtern oder Schweſtern den räthſelhaften Verkehr mit manchen Prälaten geſtatten mögen? Dieſe Schönen lebten nämlich zuweilen auf den Propſteiſitzen und ſtanden dem Hausweſen ihres eheloſen

Freundes vor. Hier und in der Stadt ſchickten ſie ſich nicht nur darein, eine in ihren Einnahmen und Ausgaben ſehr entzweite Wirthſchaft zu führen und an luſtigen Gelagen bei Wein und Spiel theilzunehmen: ſie miſchten ſich auch in die politiſchen Intriguen zwiſchen dem Fürſten und dem Kapitel. Es ging eben in Fulda nicht anders und vielleicht nur etwas naiver zu, als an den andern geiſtlichen Höfen. Zuweilen nahm auch eine dieſer Patriciertöchter den Augenblick wahr, mit einem Faden des Intriguengewebes einen intereſſanten jungen Mann von niederer Herkunft zu feſſeln und an die Gunſt eines einflußreichen Mannes zu knüpfen, ſodaß derſelbe mit ſeinem Talent zur Hand einer lebenskundigen Frau und zu Amt und Anſehen im Staat gelangen konnte. Ein ſolcher Mann hatte dann das Glück, ein ſehr lebhaft beſuchtes Haus zu machen. Auch ſoll es irgendwo vorgekommen ſein, daß die Frau eines ſolchen Beamten ſo rückſichtsvoll war, die Wochen für ihre ledige Schweſter abzuhalten, die vielleicht bei ihrem geiſtlichen Freund keine Zeit hatte, ſich mit ihrem Neugeborenen zu beſchäftigen.

Ueberhaupt würde eine Auswahl überlieferter Anekdoten jene Zeit treffender als die umſtändlichſte Schilderung anſchaulich machen, wären jene Geſchichtchen, urſprünglich ſchon allzu ſaftig, für die Gegenwart nicht in ſo ſcharfen Geſchmack übergegangen, daß ſie ſich dem Leſer nicht wohl vorſetzen laſſen. Im ganzen war das Leben jener Kreiſe, das heißt der eigentlichen Geſellſchaft, obgleich ins gothiſche Geſtell des Prieſterthums gefaßt, doch nur auf eine ſinnenweltliche Feder aufgezogen und ohne Minutenzeiger für die Momente des Ewigwahren und Schönen; ja die Genußſucht, der Pendel, der das Werk im Schwung erhielt, war ſo wenig vergoldet, daß er um alle Kanten und Verzierungen Grünſpan anſetzte.

Das niedere Volk wurde von dieſen Zuſtänden nur aus der Ferne berührt, doch aber wie geſagt in ſeinen ſittlichen Begriffen inſofern verwirrt, als es ſich durch die Unverhohlenheit dieſes Lebens gewöhnte, daſſelbe zwar nicht für recht und erlaubt, wol aber in einer höhern Ordnung begründet, gleichſam als ein ſittliches Privileg anzuſehen. Man ſcherzte darüber und machte es ſo zu einem Spaß. So nannte man die Chaiſe, worin einer der angeſehenſten Prälaten genau zur ſelben Stunde täglich ſeine Freundin beſuchte, die hölzerne Glocke oder die fahrende Uhr. Ein guter Kopf ließ wol in vertrauter Umgebung derbere Witze aus und man gab ſie laut und lachend weiter. Oder es entſprang aus der Phantaſie des Volks eine flüchtige Mythe, in der ſich das ſittliche Gefühl Luft machte. Dies war ſelbſt nach der Säculariſation noch einmal der Fall, als eben jener Prälat der hölzernen Glocke, ſonſt ein geiſtreicher und mit unſerer Literatur in Verbindung geſtandener Mann, geſtorben lag. Noch vor ſeinem Begräbniß lief das geſpenſterhafte Gerücht um, — ein ſchwarzes Mutterſchwein mit fünf ſchwarzen Ferkeln habe um Mitternacht des Abgeſtorbenen Prachtbett ſieben mal grunzend umkreiſt und einen großen Geſtank hinterlaſſen.

Naiver als dieſe Erfindung und doch nachdrücklich genug iſt das Wort einer Bäuerin überliefert worden, die an einem Propſteiſitze wohnte oder vielleicht in der Propſtei gedient hatte. „Es iſt ein Gotteswunder“, rief ſie aus, „daß noch ein Streifchen blauer Himmel über dem Volk hangen bleibt!“

Zeitſtimmung.

Einem Stillleben darf es nicht an jenen Lufttinten und Lichtbrechungen fehlen, die es in ſeiner Eigenthümlichkeit darſtellen, nicht an den Durchblicken und Fernſichten vor- und rückwärts, die das ſtille Gemälde in ſeine rechte Weltumgebung verſetzen. Darum muß der Erzähler hier, wo er als Knabe zum erſten mal von der Luft des Jahrhunderts überſchauert wurde, ein paar Momente verweilen, um ſich nach der wunderſamen Beleuchtung aus der damaligen Atmoſphäre umzuſchauen.

Es war bekanntlich eine ſchwüle, weiche Zeit, die der Franzöſiſchen Revolution unmittelbar vorausging und ihr unmerklich, aber deſto wirkſamer vorarbeitete. Die tiefſte Grundlage der bürgerlichen Geſellſchaft war von ihr aufgelöſt und unterwühlt, — die alte Sitte, die öffentliche Sittlichkeit. Das Geheimniß der Geſchlechter ward allzu leicht preisgegeben, das Heiligthum der Ehe allzu oft entweiht. Galt es doch unter Vermählten für feinen

Ton, alle Verirrungen wechſelnder Neigung einander nachzuſehen. Der Geſchmack an der Fäulniß der Familie eignete als Hautgout für die gute Geſellſchaft. Es war der Moden eine, die unſer äffiſcher Adel vom pariſer Hof annahm, um hernach ſich zu entrüſten, daß unſer Volk an der Franzöſiſchen Revolution auch einmal etwas von Paris haben wollte. Die Herzogin von Orleans, bekanntlich eine pfälzer Prinzeſſin, ſchrieb vom Hofe des vierzehnten Ludwig: „Wer ſich piquiren wollte, ſeine Frau allein zu lieben, würde für einen Sot paſſiren und würde von jedermann verſpottet und verachtet werden.“

Im bürgerlichen Leben war es die Zeit fröhlichen Genuſſes, ſorgloſen Hinlebens, leichter Manieren, mit denen die Götter der Ariſtokratie zu den Töchtern des Volkes herabſtiegen; die Zeit, da die katholiſche Orthodoxie tolerant und die proteſtantiſche Bildung ſo gern katholiſch wurde, — beides gegen ſeine Natur. Das mühſam aus dem Erze des Mittelalters entlarvte Gold der Humanität wurde theilweiſe breit geſchlagen, und ſo breit, daß es noch als Goldſchaum auch die Schmach und den Wurmfraß der Geſellſchaft überkleiden ſollte.

Es iſt die Rede von den höhern Ständen, von jenen Klaſſen der Geſellſchaft, die von der Franzöſiſchen Revolution am meiſten empört und freilich auch zunächſt bedroht waren, ohne es ſich einzugeſtehen, daß eben ſie ſelbſt die thätigſten Vorarbeiter derſelben abgegeben hatten.

Weiter verbreitet als dieſe ſittliche Gebrechlichkeit zeigte ſich die politiſche Immoralität; denn an nationaler Geſinnung fehlte es im ganzen Volke.

Nachdem der Dreißigjährige Krieg die Cultur Deutſchlands um hundert Jahre zurückgeworfen, war durch den Weſtfäliſchen Frieden eine Unzahl regierender Herren, geiſtliche und weltliche Fürſten, Grafen und Barone in ihrer landesherrlichen Macht beſtätigt worden. Es war mithin eine an Kraft und Muth vielfach gebrochene Nation, über die ſo vielfach geherrſcht wurde. Auch der kleinſte dieſer Machthaber war, oft gerade ſeiner Unmacht zu Liebe, groß genug, um den Eigenſinn als Diadem und das Belieben als Scepter zu führen. So zerſtückelt, von hundert Lebenspunkten der Gewalt in engen und engern Kreiſen umgewirbelt, verloren die Deutſchen allmählich das Bewußtſein eines großen, machtfähigen Volkes und das Gedächtniß glanzvoller Vergangenheit. Dieſe knappen Lebensverhältniſſe mit ihren kleinlichen Angelegenheiten und lächerlichen Anſprüchen verengten die Anſichten und Beſtrebungen, drückten den Geiſt und erniedrigten die Geſinnung des Bürgerthums. Dies blieb was man Spießbürgerthum nennt, — den Spieß ſelbſt verroſtet gedacht. Feigheit und Gemeinheit gingen Hand in Hand mit ebenſo jammervoller Unterwürfigkeit, in der alle Organe eines freien Staatslebens langſam abzehrten.

Im Luftkreiſe einer ſo dürftigen, haltloſen und verworrenen öffentlichen Meinung war es nicht anders zu erwarten, als daß Deutſchland in Handel und Induſtrie, in Poeſie und Literatur nur allzu lange hinter den Nachbarvölkern zurückblieb und deren Misachtung weder mit politiſchen Waffen, noch mit geiſtigen Werken von ſich abwehren konnte. Daß es aber noch eitel darauf war, Moden und Sitten von daher anzunehmen, wo es verſpottet wurde, ging über das Aeußerſte der Selbſtvergeſſenheit hinaus.

Solche Zuſtände des Völkerlebens, an ſich ſelbſt widerwärtig und beklagenswerth, erſcheinen doch nicht ohne innere Nothwendigkeit oder vielmehr ohne innere Geſetzmäßigkeit und Beſtimmung. Und wie ſie an gewiſſe Früchte erinnern, die eben mit der Reife ihrer verſchloſſenen Samenkerne in Fäulniß kommen, ſo ſcheinen ſie auf neue Entwickelungen des Volkslebens hinzuweiſen. Wirklich waren in den letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts neue Gedanken, die Samenkerne religiöſer und ſtaatlicher Entwickelung, zeitig geworden, und die Autoritäten und Anſtalten, in deren Schoſe ſie ſich gebildet, fingen zu zerfallen und morſch zu werden an. In dem langen, lauen Frieden vor der Revolution verriethen ſich allerwärts die thätigen Kräfte der Auflöſung in der Diöceſe des kirchlichen Glaubens, im Gebiete ſtaatlicher Verfaſſung und in den Kreiſen geſellſchaftlicher Ordnung. Zu dieſen auflöſenden Agentien gehörte beſonders auch die ariſtokratiſche Sittenloſigkeit der Zeit. Jener weltliche und geiſtliche Adel mit ſeinem bürgerlichen Dienſtgefolge konnte ſich ja als Theilnehmer an der Macht des Staats, als Inhaber der hohen Würden der Kirche von keiner andern Autorität losreißen als eben von der allgemein menſchlichen, der ſittlichen Ordnung der Welt. Und ſo trugen gerade die Vertreter der äußerlichen Gewalten, deren Geltung ſie in ihrer Perſon vor dem Volke herabſetzten, am meiſten dazu bei, den freien menſchlichen Geiſt unabhängiger zu machen.

Dieſe Selbſtändigkeit des bewußt gewordenen Geiſtes war aber das Ziel, dem das achtzehnte Jahrhundert lebhaft zuſtrebte. Die Perſönlichkeit des vernünftigen Einzelmenſchen ſollte mit dem Selbſtbewußtſein auch die Selbſtbeſtimmung verbinden, um hierin den Urquell wahrer Bildung, das Fundament der bürgerlichen Freiheit und den echten Werth der ſittlichen That zu gewinnen. Dies die Bedeutung der Kämpfe, die am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts die Gedanken und die Leidenſchaften der europäiſchen Menſchheit bewegten. Die deutſche Wiſſenſchaft hatte bereits durch Kant's Kritiken den denkenden Geiſt mit den Ueberlieferungen der Kirche und der Schule in Kampf geſetzt, als die Franzöſiſche Revolution die Rechte des freien Bürgers gegen den Abſolutismus der herrſchenden Gewalt bewaffnete.

Dieſe Fragen und Kämpfe lagen damals unſerm Stillleben weit ab. Erſt viele Jahre ſpäter konnte der belehrte Student in den Fußtapfen Kant's, dieſes überlegenen, wahrhaft eigenthümlichen und ungemein denkkräftigen Geiſtes, die Richtung erkennen, die den Menſchen von der unbedingten Herrſchaft äußerer Gewalten zu der ihm innewohnenden Macht des Unendlichen hinführen ſoll.

Schon ältere Philoſophen, z. B. Platon, ſprechen von einer Scheinwelt; ja der religiöſe Glaube ganzer Völker ruht auf der Vorſtellung von der täuſchenden Nichtigkeit der ſinnenfälligen Dinge: niemand aber hatte noch mit ſo ruhigem, nüchternem Scharfſinne wie unſer Kant die ganze Maſchinerie des menſchlichen Erkenntnißvermögens auseinander gelegt, um darzuthun, daß wir eben mit keinem unſerer Sinne die Dinge an ſich, alſo die Wahrheit der Welt, zu erkennen vermögen; ſondern daß wir blos der Eindrücke inne werden, die ſie auf unſere Organe machen. Wir ſehen bekanntlich nicht eigentlich den Baum, ſondern empfinden nur das Lichtbild, das von ihm auf die Netzhaut des Auges fällt. Unſere Vorſtellungen von den Dingen berühren alſo auch nur die Erſcheinung, nicht das Weſen derſelben, das ſich uns niemals enthüllt.

Indem nun aber aus dieſem Geſichtspunkte der königsberger Denker das Reich der menſchlichen Erfahrung ausmißt und abgrenzt, wobei er von allem darüber hinausſtrebenden Forſchen abwarnt, lenkt er unſere Erkenntniß ins Innere unſers Selbſt, wo die letzten Geheimniſſe, die einzig zugänglichen, ruhen und der Schlüſſel zum Räthſel der Welt zu finden ſei. Das menſchliche Handeln, unſer Wille, iſt unabhängig von den Geſetzen der Erſcheinungswelt und aus der Erfahrung nicht erklärbar. Da findet ſich der Menſch auf dem wahren und ſichern Boden ſeiner Weltbedeutung und Weltwirkſamkeit, — an der ewigen Quelle der Geiſtesfreiheit, und die Aufgabe wird ihm geboten, dem irdiſchen Daſein, das nur in thätiger Freiheit eine Bedeutung für ihn hat, durch Wirkſamkeit ſeiner Vernunft die ihm fehlende Wahrheit und Würde zu verleihen.

In dieſer Emancipation der Freiheit von der Natur, in dieſer Anerkennung des Geiſtes als ſeines eigenen Geſetzgebers, erblicken wir die Richtung und das Ziel der neuen Zeit und der Zukunft. Ebenſo bezeichnete es den Charakter des Zeitalters, wenn Kant in einer andern Schrift über „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ den Verſuch machte, die religiöſen Ideen als geiſtigen Kern aus der Schale der geſchichtlichen Ueberlieferungen herauszubrechen und den Glauben vom Dogma abzulöſen.

Zunächſt ſchien allerdings dieſer erſtaunliche Mann nur wiſſenſchaftliche Fragen und Unterſuchungen anzuregen, womit er denn auch ein neues philoſophiſches Zeitalter eröffnete; er wirkte aber zugleich und viel unmittelbarer durch den Nachdruck, den er auf das Sittliche legte, ins Leben, und ward durch das in der „Kritik der praktiſchen Vernunft“ aufgeſtellte Sittengeſetz ein wahrer Reformator ſeiner ſchlaffen, lockern und genußſüchtigen Zeit.

Und eben dieſe Zeitſtimmung war beſonders durch die Prälaten nach Fulda gebracht worden, wohin einem jeden neugewählten Fürſtbiſchofe ein Anhang von Männern folgte, die an den Ton und das Treiben anderer Fürſtenhöfe gewöhnt, ihre leichtfertigen Verbindungen mit denſelben unterhielten, um die einheimiſchen danach zu modeln.

Die Schule.

Der Wechſel von Tag und Nacht wiederholt ſich in der Entwickelung aller Geſchöpfe dadurch, daß auf jede Entfaltung nach außen mit Nothwendigkeit — ſei es zu bloßem Ausruhen oder für einen neuen Anlauf zu höherer Bildung — eine Rückkehr ins Innerliche folgt. So ſtrebt das Kind beim erſten Erwachen aus ſeiner bisher vom Schlafe beherrſchten Exiſtenz dem Licht und der Luft entgegen. Mit dem gewonnenen Selbſtgefühle treibt der Knabe ſich die erſten Jahre in dieſen Lebenselementen ſpielend umher und entwickelt ſeine Glieder und die weltwahrnehmenden Sinne. Dann aber wird er zum Lernen zurückgerufen, zur Einkehr in die Innerlichkeit der Seele. Freilich geht er meiſt ſo ungern an dieſe Verinnerlichung wie — zu Bette.

Auch die Mutter unſers Knaben nahm den Zeitpunkt wahr, ihn zur Stadtſchule vorzubereiten, indem ſie zu beſtimmten Stunden neben ihrer Nähterei das zum

Unterrichte eingeführte A B C-Buch feierlich vor ihm aufſchlug.

So ſchwer man ſich bloßer Gefühle aus früheſten Jahren erinnert, ſo ſind mir doch die wunderſamen Empfindungen, die ich bei dieſen Figuren und ihren Namen hatte, noch jetzt nicht ganz erloſchen; vielleicht weil ihnen der hohe Ernſt der Lehrmeiſterin eine ſchwere Bedeutung beilegte und auf mich einen feierlichen Eindruck machte. Da mir nun eine leichte Faſſungsgabe von Natur verliehen und von einem muntern Gedächtniß begleitet war, ſo ging ich im Wiedererkennen und Benennen der Buchſtaben raſch vorwärts bis zum „i“, das mir durchaus widerſtrebte. Eine Angſt überkam mich, ſo oft mir dieſer einfache Strich mit dem obſchwebenden Punkte vor die Augen trat; denn jedesmal war mir ſein Name wieder vergeſſen.

Dieſe kindiſche Befangenheit erſcheint mir jetzt, da ich ſie wunderlicherweiſe im Gedächtniß aufbewahrt finde, doch auf eine tiefere Beſchränktheit hinzuweiſen. — An einem ſo verſteckten Orte wie Fulda, in untergeordneter Lage der Geſellſchaft, zwiſchen den Wänden einer Familie, die auf Glauben und Verehren, auf Dienen und Entbehren ihre vierſchwellige Hütte gebaut hatte, ſchien dem lernenden Knaben das Verſtändniß ſeiner Zeit ſo tief verſchloſſen zu ſein, daß ihm ſogar das einfache Wurzelzeichen derſelben ſchwer zu faſſen ward. Ich möchte nämlich, ſei es auch nur im Scherze, den Buchſtaben i, der ja bekanntlich, groß geſchrieben, in der unſerm Deutſch blutsverwandten engliſchen Sprache wirklich das volle Ich bedeutet, als die Signatur der Perſönlichkeit anſehen. Und die Selbſtändigkeit des Ich, die Entfeſſelung der Perſönlichkeit, die gleiche Berechtigung derſelben in allen Lebenskreiſen war, wie vorhin bemerkt, die Aufgabe, die das achtzehnte Jahrhundert über unſere Schulbücher hinaus für das neunzehnte überlieferte.

Dieſem ſo vielfach abhängigen Knaben, dem ſchon die Signatur ſeines Jahrhunderts im erſten Schulbuche ſo ſchwer faßlich iſt, — wie ſollte es ihm möglich werden, frei vom Dogma der Kirche, freimüthig gegen die Mächte des Staats und freigeſinnt in der Geſellſchaft ſich zurecht zu finden?

Niemand in unſerm Stillleben that dieſe Frage, — niemand hätte ſie thun können. Sie verſchwindet an ſich auch neben der großen noch ungelöſten Frage der Menſchheit, — wie nämlich die Völker ſich aus der allgemeinen *Selbſtſucht*, in welche ſie, ihr edles Selbſt ſuchend, zuerſt verirrt ſind, zu religiöſer, ſittlicher und politiſcher Selbſtändigkeit durchkämpfen werden?

Für die Darſtellung eines Einzellebens bezeichnet ſie aber immerhin den Gegenſtand der Aufgabe.

Die Stadt- und Landſchulen des gefürſteten Bisthums waren für damals und unter einer geiſtlichen Regierung wirklich recht gut beſtellt. Heinrich von Bibra, der zwei Jahre vor meiner Geburt verſtorbene Fürſtbiſchof, hatte neben andern dem Lande erſprießlichen Einrichtungen auch eine lobenswerthe Schulverordnung erlaſſen und eine Schullehrerbildungsanſtalt begründet. Ein ausgezeichneter Fürſt, würdig dem Kranze jener erlauchten Biſchöfe und helldenkenden Theologen anzugehören, welche die Aufhebung des Jeſuitenordens wie eine Emancipation der Kirche empfanden und dem trübſeligen, engherzigen Proteſtantismus jener Zeit gegenüber einen leider! nur zu flüchtigen reformatoriſchen Glanz auf die katholiſche Kirche Deutſchlands warfen.

Jene Verbeſſerung der fuldaer Schule erinnert an das, was durch den Miniſter Fürſtenberg für das Münſterland geſchehen war, mag aber zunächſt von Mainz aus angeregt worden ſein. Dort hatte der heitere, volksfreundliche Emmerich Joſeph, nach Aufhebung des Jeſuitenordens, unter Mitwirkung des Hofkanzlers Bentzel vortreffliche Einrichtungen zur Hebung der untern Schulen und der Univerſität durchgeſetzt. Es war die Stimmung jener Zeit, in welcher der Weihbiſchof von Hontheim (Febronius) den Zuſtand der Kirche und die geſetzmäßige Gewalt des Papſtes mit ſcharfer Sonde unterſuchte, als Laroche, der Verfaſſer der Mönchsbriefe, an der Spitze der weltlichen Geſchäfte in Trier ſtand, Derreſer, der freiſinnige Kanoniſt, unter dem Schutze des Erzbiſchofs von Köln lehrte und Blau an der Univerſität Mainz gegen die Unfehlbarkeit des Papſtes ſchrieb. Es war vor und um das Jahr 1786, in welchem Jahre vier deutſche Erzbiſchöfe ſich gegen die verwegene Gerichtsbarkeit des Papſtes auf deutſchem Boden zu den bekannten Emſer Punktationen vereinigt hatten.

Bei meiner ängſtlichen, ich weiß nicht ob mehr angeborenen oder anerzogenen Ordnungsmäßigkeit wurde ich ſehr bald den belobteſten Schülern beigezählt. Man weiß, wie leicht Knaben, die gerade das Schriftmäßige ſchnell faſſen und behalten und ſich in die Schulordnung fügen, bei Aeltern und Lehrern für ausgezeichnet und vielverſprechend gelten vor jenen, die von ſchwerer Faſſungsgabe für das Abſtracte und nicht ſehr fügſamen Naturells, vielleicht deſto mehr praktiſches Talent und Energie des Charakters in ſich tragen. Den Lehrern, die ſich mit ſo vielen und ungleich begabten Schülern abzumühen haben, ſind begreiflicherweiſe ſtille, fügſame Knaben, weil ſie ihnen die Mühe erleichtern, vor hartköpfigen und ausgelaſſenen lieb und lobenswerth. Auch befriedigt ſich ihr Eifer und ihre Eitelkeit mehr durch diejenigen, die ſich in der Schule hervorthun, als durch ſolche, die erſt durch das thätige Leben herausgebildet werden.

Wiewol ich nun bald genug bemerkte, daß man im allgemeinen mit mir zufrieden war, konnte ich mich doch einer heimlichen Furcht vor dem älteſten der drei Lehrer nicht entſchlagen. Meiſter Klippmüller war ein Original. Seine Hände, die er ſehr pflegte und zierlich trug, ſahen viel ſauberer aus als die mit Tabak fleißig gefütterte Naſe. Wir hatten gerade vor ihm, der ſich in banalen Späßen am meiſten herausließ, doch das wenigſte Zutrauen. Wir lachten ihm zu Liebe, ſo oft er in Stunden für die Erdbeſchreibung, die Landkarte von der Wand an die Tafel hebend, mit vollem Munde ausrief: „Seht, ich trage den ganzen Welttheil Europa an meinem kleinen Finger!“ — Einige Abwechſelung brachte er in den Auftrag, womit er täglich einen

Buben nach Schnupftaback ausſchickte. Da hieß es einmal:

Da, einen Groſchen geb' ich dir,
Und gehſt zum Krämer Haberſack,
Mit ſchnellen Schritten holſt du mir
Zwei Loth Marino-Schnupftaback.

Und das andere mal:

Heut gehſt du zu Herrn Kircher,
Gutem Bürger,
Und holſt mir zwei Loth Schnupftaback.

Hinter all ſeiner Spaßhaftigkeit verlor ich aber nie die gepflegte weiße Hand aus dem Auge, die, in der Wurzel ungemein gelenk, beim geringſten Verſehen dem Schüler ans Ohr ſchnellte. Der alte Mann hatte die Eigenheit, ein jedes friſche Stück Kreide an den Spitzen und Kanten nach und nach ſo abzuſchreiben, daß es zu einer kleinen Kugel ward. Offenbar beherrſchte ihn das weltbildende Princip, das bekanntlich überall in der Kugelgeſtalt ſchafft. Aber wehe dem, der beim Rechnen dieſe Kreidekugel fallen ließ! Für ein kleineres Verſehen hatte ich ſchon an der Ohrfeige genug, die mir raſch zuſauſte, als ich einmal in den langen Strich der Ziffer 7 einen Punkt auftippte, was Klippmüller an ſich nicht leiden konnte, wobei aber diesmal auch die Kreide in ihrer beinahe vollendeten Kugelgeſtalt ein Tellchen erhalten hatte.

Genau beſehen ängſtigte mich vielleicht der Magiſter weniger als das Rechnen, das damals und ſpäter meine ſtille Verzweiflung war.

Beſſer ging es mir mit den altbibliſchen Geſchichten. Das Wunderbare der Begebenheiten, in Verbindung mit den natürlichſten Angelegenheiten der Menſchen, übt einen eigenthümlichen Zauber auf Kinder und Gläubige aus. Das Allerfaßlichſte des täglichen Lebens iſt da mit dem Unbegreiflichen durchwebt. Jene Familien leben ſo einfach, wie wir es ſelber die ganze Woche haben, und der Himmel beſtreitet dabei doch für ſie einen Aufwand, wie ihn bei Weltereigniſſen unſere Könige ſelbſt nicht machen können, — den Luxus der Wunderwerke. Die Lebensfragen jenes auserwählten Volkes berühren uns noch immer, indeß wir den Antworten ſo weit entrückt ſind, die jenen Geſchlechtern aus blitzendem Gewölk, von reiſenden Engeln oder aus Prophetenmund ertheilt wurden.

Die vielen Erzählungen von Gehorſam und Unterwerfung ſtanden ganz im Einklange mit meinen engen Lebensumgebungen und mit der untergeordneten Geſinnung der Meinigen. Sollte ich mir unſere Kartoffeln in der Schale, die von Wohlhabenden mit Butter genoſſen wurden, nicht königlich ſchmecken laſſen, wenn dem Könige Saul geſagt wurde: Gehorſam iſt dem Herrn lieber als Nierenfett? In freiern Verhältniſſen erzogen, könnte ein Knabe daran, daß alles Selbſtändige, wie edel es ſich darſtelle, verworfen, und nur Folgſamkeit und Untergebung belobt und belohnt wird, leicht irre werden. Mit einiger Lebenserfahrung nimmt man daher gern die Ueberzeugung an, daß bei Abfaſſung jener heiligen Geſchichten ein geſchloſſener Prieſterſtand in ſeinem Intereſſe thätig geweſen ſein möchte. Dies beſonders, wo man wahrnimmt, daß bei der Theilung des Lebens der Gehorſam dem Volke und das Fett den Prieſtern zufällt. Indeß entdeckte ich in jener untern Schicht meiner geiſtigen Entwickelung noch keine Spur von irgendeinem vorſündflutigen Zweifel. Ich lebte in der gläubigſten Hingebung an jene Erzählungen und an alles, was als Warnung und Lehre von dieſem Baum der Erkenntniß abgeſchüttelt wurde.

Ueberhaupt iſt ja die Volksſchule von jeher die erſte Vaſallin der Kirche geweſen, der ſie für die Volkserziehung vorarbeitet. Dieſe Erziehung nimmt gern den Charakter einer Abrichtung an. Die Kirche ſcheint nämlich, nach Arthur Schopenhauer's Anſicht, mehr um die ruhige Ordnung des Zuſammenlebens der Menſchen als um die innere Vollkommenheit des einzelnen beſorgt zu ſein. Sie mag dabei von der Betrachtung geleitet werden, daß allen Menſchen Vernunft, nur wenigen aber Einſicht und Urtheilskraft verliehen iſt; woher es auch kommt, daß die Menſchen dem Wahne und den wunderlichſten Hirngeſpinſten zugänglich und durch dieſe zu allen Verkehrtheiten und Ausſchweifungen hinzureißen ſind. Da es nun allerdings für die Schule eine vielleicht nie zu löſende Aufgabe iſt, eine ganze heranwachſende Bevölkerung von höchſt verſchieden ausgetheilten Gaben gleichmäßig zu jener geiſtigen Bildung zu führen, die auf Erkenntniß und Urtheil ruht: ſo wird die ſittliche Bildung für das eigentliche Volk wol für immer darauf berechnet ſein müſſen, die fehlende oder unzureichende Selbſtbeſtimmung durch Abrichtung und Angewöhnung zum Guten und Rechten zu erſetzen. Daher werden dem aufwachſenden Menſchen gewiſſe Begriffe nachdrücklich eingeprägt, beſtimmte Anſchauungen und Maximen eingeflößt, und ihm durch Wiederholung gleichſam angewöhnt, um ſeiner eigenen Erfahrung, ſeinem erwachenden Verſtande voraus eine beabſichtigte Richtung für das geſellſchaftliche Leben zu geben. Dieſe Gedanken und Geſinnungen haften dann wie angeboren, leiten den Lenkſamen oder ſetzen ſich mit dem Abweichenden in Widerſpruch, indem ſie, wie ein ſich mehr und mehr befeſtigendes Knochengerüſte, den beweglichen Muskeln des Handelns zur Widerlage dienen.

Nächſt den bibliſchen Geſchichten wurde uns eine andere überliefert, die ſtatt wunderbarer Begebenheiten das Wirken und Walten muthvoller und begeiſterter Männer zur Anſchauung brachte. Sie galt den Anfängen unſers engern Vaterlandes. Da vernahmen wir nun, daß dies reizende Fuldathal und die anmuthigen, nach dem Höhenzuge des Rhöngebirges aufgeſtuften Hügel einſt von dem ſchaurigen Urwalde bedeckt geweſen, der vom Mittelmain bis zur Werra den Namen Buchenwald führte. Ungeheuere Bäume hatten den rauhen Boden in Beſitz genommen und hegten wildes Gethier in Heerden und Flüge ſchreiender Vögel. Dieſen Wald durchwanderte einſt, um ihn für die Sonne und das Evangelium zu lichten, ein frommer, entſchloſſener Mönch, Winfried, nachmals Bonifacius genannt, einer jener Angelſachſen, die von den britiſchen Inſeln herübergekommen waren, den Frieſen, Sachſen und Thüringern das Wort und die Taufe des Chriſtenthums zu bringen.

Von Winfried aufgeboten und eingeſegnet, drang ſein

Schüler Sturm, ein geborener Baier, zum dritten mal in das Dickicht des Buchenwaldes, um den ihm bezeichneten ſchicklichen Platz zur Erhebung eines Kloſters aufzuſpüren. Mit allen Mühſalen kämpft ſich Sturm, dem Laufe der Fulda entgegen, durch die Wildniß. Von Menſchen begegnet er blos ſlawiſchen Kaufleuten, die nach Mainz ziehen. Die Nacht über muß er ſeinen Eſel vor dem Anfall wilder Thiere mit einem Zaun umfriedigen und ſich ſelber ſchützen, ſo gut er's vermag. Die Nacht wird immer ſchwärzer und fürchterlicher. Sturm betet. Da vernimmt er den Hufſchlag eines Pferdes. Raſch gibt er mit Beilſchlägen an eine Buche Kunde von ſeinem Daſein, und der Reiter bringt zu ihm heran. Es iſt der Diener eines wetterauer Herrn, der Gegend ziemlich kundig. Beide halten ſich zuſammen und ziehen mit anbrechendem Tage weiter. Sturm erfährt die Namen der verſchiedenen Plätze. Sie machen an einem Bache halt, und der forſchende Mönch erkennt das ihm bezeichnete Ziel, wo an der Grenze von vier heidniſchen Völkerſchaften ſein hoher Meiſter ein Kloſter errichten will. Er dankt dem Himmel und nimmt den Rückweg.

Von Karlmann, dem Hausminiſter des fränkiſchen Königs, erhält nun Winfried einen beſtimmten Waldſtrich nebſt ein paar hundert Sklaven zur Bearbeitung des Bodens, und ein königliches Aufgebot ergeht an die benachbarten Grundbeſitzer zu Schutz und Schenkungen an das neue Kloſter.

So ward es im Jahre 744 geſtiftet und Sturm zum erſten Abte beſtellt. Ringsumher ſanken die Rieſenbäume; ein ſteiniger Boden öffnet den Einflüſſen des Himmels ſeinen unfruchtbaren Schos. Die Mönche kämpfen arbeitend mit allen Entbehrungen. Die Noth macht es ihnen leicht, die ſtrenge Regel des heiligen Benedict zu beobachten, nach der ſie leben. Bald aber fließen anſehnliche Geſchenke von nah und fern zu und bereichern das Stift. Dies wächſt zur Selbſtändigkeit unter dem Papſte, zur fürſtlichen Abtei, zum äbtlichen Primat „in Germanien und Gallien“ und endlich zum gefürſteten Bisthum, in deſſen Reſidenz ich nun die Schule beſuchte.

So gut aber auch die Schule beſtellt war, ſuchte die Mutter des Knaben doch den Beitrag für einen Privatlehrer zu erſchwingen, den unter dem Namen eines Präceptors mehrere Familien ihren Kindern zum Nachhelfen für die Schule hielten. Zum Glück war ſolcher Aufwand nicht groß, es fehlte nicht an dürftigen Studenten, die für wenige Groſchen des Monats eine tägliche Unterrichtsſtunde gaben; ſonſt hätte die gute Frau doch wol erſt in Erwägung gezogen, ob ihrem leichtlernenden Knaben eine ſolche Beihülfe nicht entbehrlich ſei. Sie ängſtigte ſich nur dafür, daß etwas aus ihm werden ſollte und daß er tüchtig angehalten werde.

Beſchäftigung.

Indem nämlich der Knabe mit ſeinem Lernen immer ſchnell fertig war und es uns an Schriften, wie ſie heut die Kinderwelt überfluten, durchaus fehlte, machte es der Mutter Sorge, ihn zu beſchäftigen. Nach ihren Begriffen gab es aber nichts Schlimmeres für alt und jung als Müßiggang. Dieſer und die Lüge galten ihr für das Aelternpaar aller Laſter, böſen Neigungen und Finten. Und ſie fand Mittel, den oft Unwilligen zu beſchäftigen. Da gab es Erbſen und Linſen zu beleſen, häusliche Bedürfniſſe herbeizuholen, ja mit zwei Strickdrähten ein Strumpfband zu fertigen. Alles war ihr recht, was nur an Thätigkeit und Ordnung gewöhnte. Und ich danke es ihr heute noch: Thätigkeit und Ordnungsliebe bleiben uns bis in die hohen Jahre, wo man Erbſen und Linſen kaum noch verträgt.

Diejenigen Klaſſen der Geſellſchaft, die von den Mühen der eigenen Hände leben, ſehen allerdings ſehr verſchieden von denen, die auf fremdem Schaffen ruhen, das hohe Werk der Arbeit an. Es befriedigt und erhebt ſie. Und mit rechter Einſicht erkennt wol auch jeder in der Arbeit die unſerm Geſchlecht zugefallene Actie an dem ewigen Schaffenswalten der Gottheit, ein unendlich theilbares Ganzes, von welchem jeder, auch der geringſte Antheil menſchenwürdig erſcheint. Und ſo war auch der Knabe durch jene, wenn noch ſo geringfügigen Verrichtungen, die aber zum häuslichen Fortkommen beitrugen, doch mitleiſtend, mitleidend, ein lebendiges Glied der Familie.

Hier wäre nun zu bemerken, daß in dem verſteckten Fulda das bürgerliche Familienleben ſo enge, wie es die damalige Zeit überhaupt hergebracht hatte, ſich vielleicht noch länger als in vielen andern Städten erhielt. Eine ſchlichte, ehrbare Sitte und das abgeſchloſſene Gefühl innigſter und ungetheilter Angehörigkeit machte die Subſtanz deſſelben aus. Und indem Kirche und Schule ſich beeiferten, Herz und Geiſt durch ſtrenge Lehre und fromme Angewöhnungen in häuslicher Abgeſchloſſenheit zu bewahren, trat der Staat hinzu, das Zellengewebe der Familien zu keiner höhern Entwickelung kommen zu laſſen, das Familienleben vom öffentlichen, ja vom Gemeindeintereſſe abzuhalten. Willfährigkeit und Gehorſam war das ſittliche Erbe, das vom Großvater auf die Enkel überkam. Nur zu geſelligem Verkehr und feſtlichen Genüſſen erweiterte ſich die Familie zur Sippſchaft bei Gelegenheit von Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen. Man kam zum Gefühl der Vetter- und Baſenſchaft. Die ärmern Familien blieben wol gar beim Meiſter Nachbar und der Frau Nachbarin. Perſönlich freie Wechſelanziehung oder Aſſociation von Intereſſen ſtörten nicht das liebe Herkommen, noch die hohe Verbindung, die man ſogar mit der fürſtbiſchöflichen Regierung darin gemein hatte, alles beim Alten zu laſſen.

Hierdurch kam ein pedantiſches Geheimthun in die Familie, deren Glieder, der Luft der Oeffentlichkeit entzogen, gar empfindlich wurden, und jedes Gerücht, das über ihre Häuslichkeit umlief, wie ein Miasma empfanden. Nur die höhere Geſellſchaft ſtand mit auswärtigen Höfen und mit der Welt in einiger Verbindung. Statt aber die gute einheimiſche Sitte zu erweitern und zu erhöhen, nahm ſie jene fremden und fremdartigen Elemente des Umgangs und der Geſinnung auf, die eben nur auflöſend und entſittlichend in das deutſche Leben eindrangen. Wovon Fulda verſchont blieb, waren die franzöſiſchen Kammerherren und Köche, Kammerdiener und Spieler, Sprach- und Tanzmeiſter, die man anderwärts an die deutſchen Höfe und in die adelichen Kreiſe zog. Sie halfen die deutſche Eigenthümlichkeit mehr verderben als bilden, nachdem die frühern proteſtantiſchen Flüchtlinge des aufgehobenen Edicts von Nantes durch ihre Manufacturen und Manieren wenigſtens doch einen erweckenden Zuſatz in das bürgerliche Leben einzelner deutſchen Städte gebracht hatten. Aber auch hiervon war Fulda unberührt geblieben. Erſt die Franzöſiſche Revolution regte eine große Umwandelung des bürgerlichen Familienlebens an. Die Zeitungen, dieſe Möven des Sturmwetters, zogen zuerſt da, wo ſie niederfielen, die Hausväter hin, in die Bier- und Weinhäuſer, in die

Caſinos, Réunionen, Aſſembléen und wie dieſe Verſammlungslokale mit fremden Namen benannt wurden. Doch auch hier fand man ſich nach Gleichartigkeit des Amtes, des Gewerbes, des Vermögens zuſammen. Der äußere Anlaß bildete keine rechte Geſelligkeit aus, keine von einer Idee getragene innere Einheit der Beſtrebungen. Vielmehr verlor man ſich in Träumereien und Combinationen des Unverſtandes, und wo man ſich gar nach höfiſchen Vorbildern der Befangenheit des Familienlebens zu entziehen ſuchte, gerieth man nicht ſelten in Ungebundenheit der Sitten, in leidenſchaftliche Verwegenheit, ja über die Schranken der Rechtlichkeit hinaus. Daher fanden die eindringenden Franzoſen nur allzu leicht gelockerte Ehebande, in die ſie ſich mit ſiegesbewußtem Uebermuth einknüpfen konnten, und das einſt ſo abgeſchloſſene Familienleben war mit dem Verluſte ſeiner Einheit und Wahrheit bedroht.

Indeß hielt ſich, wie bemerkt, das bürgerliche Familienleben in Fulda wie gegen manche beſſern Einflüſſe der Zeit, auch gegen die franzöſiſchen ſehr ſpröde. Vollends unſere ſtille Wohnung, wie weit lag ſie hinter jenen Umwandelungen zurück! Daher durfte der Knabe wol in müßigen Stunden unbedenklich ins Freie laufen. Ein anderes war es aber, wenn er zu kleinen Dienſtleiſtungen oder mit Aufträgen ausgeſchickt wurde, woran der Familie beſonders gelegen war. Da konnte er gar leicht in die Verſuchung jener dunkeln Mächte fallen, die zu damaliger Zeit ein katholiſch frommes Mutterherz neben der Vorſehung, an die es glaubte, mit Aberglauben fürchtete. Nie ließ mich dann die ängſtliche Frau über die Schwelle treten, ohne vorher über die untere Hälfte der Hausthür nach einem guten oder bedenklichen erſten Begegniß auszuſchauen. Kam ein altes Bettelweib die Gaſſe entlang oder wurde die Schweineheerde ausgetrieben, ſo hielt ſie mich am Aermel zurück, bis das üble Vorzeichen vorüber war. Wandelte aber ein geiſtlicher Herr aus dem nahen Seminar daher oder ward ein Hammel vorbeigetrieben, ſo öffnete ſie raſch die Thür und hieß mich in Gottes Namen gehen.

Sehr ungern trug ich die geſteppten Kappentheile fort. Mochte mir nun die Pathe zuweilen etwas ſchenken, was mich immer in Verlegenheit ſetzte, oder eine junge Nähterin meinen pedantiſch eingelernten Gruß leiſe nachſpötteln: immer hatte ich etwas Empfindliches zu erwarten. Dann ward ich aber in meinem Widerwillen daran erinnert, wie gern der kleine Jeſus die Arbeiten ſeiner Mutter, die auch eine Nähterin geweſen ſei, fortgetragen habe. Dagegen war nun nichts aufzubringen und die gute Liſt blieb um ſo verzeihlicher, als die Mutter durch ihre eigenen Erfindungen zum Beſten ihres Knaben durchaus auf kein Mistrauen gegen dasjenige kam, was die mütterliche Kirche ihren ſogar erwachſenen Kindern Wunderbares erzählt. So hielt denn auch die gute Frau gläubig feſt an der Legende vom Kleide Jeſu, das von Maria gewirkt, mit dem Kinde zum Manne erwachſen und noch bei der Kreuzigung wie neu den Kriegsknechten zugefallen ſein ſollte. Wenn die ſeufzende Frau ſo hätte wirken können! Wie wären da ein für allemal Kamiſol und Höschen beſorgt geweſen, die jetzt nie lange genug halten wollten!

Hat uns aber das bewegte Leben einmal erfaßt, ſo zieht es uns in immer weitere Kreiſe. Daher ward mir bald die häusliche Ziege anvertraut, ſie hinaus auf freie Raine oder an grüne Hecken zur Weide zu führen. Wie freute ich mich, wenn ſie luſtig fraß, und wie verdroß es mich doch, wenn ſie auch nichts als freſſen wollte! Sie ſollte auch meine gute Kameradſchaft anerkennen. Und ſie that es nur, wenn ich ſie anhaltend neckte und ſtörte, dadurch, daß ſie mit vorgeſchobenen Hörnern auf mich losging.

Gar bald aber ward die Weide eine Verlockung zum Böſen für den Hirten. Ich führte meine Ziege gern in die Nähe eines Feldſtücks, wo ich eine Runkel, eine weiße Rübe und dergleichen ſtibitzen und der lüſternen Geis in Stücke zerſchneiden konnte. Nachher ſetzte das aber ein ſchweres Gewiſſen für die nächſte Beichte ab, zu der wir ſchon vom neunten Jahre an vierteljährig geführt wurden. Wie heilſam war es da für mich und meine Beſſerung, daß ich noch von keinen ſo verführeriſchen Beiſpielen wußte, wie von Bernardin de Saint-Pierre, der einſt Feigen, — von Rouſſeau, der Aepfel, — und ſogar vom heiligen Auguſtin, der Birnen gemauſt hatte! Der letztere bekennt ſogar von ſich, daß ihn nicht ſowol der Gegenſtand als geſtohlenes Gut erfreut, ſondern das Stehlen ſelbſt ergötzt habe. *) Ich ſelbſt hatte doch nur aus Liebe für ein anderes Geſchöpf und nicht ohne Herzklopfen geſündigt.

---

*) Non ipsa re, quam furto appetebam, sed furto ipso dilectabar.

Aus dieſer Gefahr, daß ein ziegenbärtiges Geſchöpf mich innerhalb des Reiches der Natur zum Böſen, zum Unrecht verlockte, rettete mich noch zur guten Zeit eine höhere Fügung ins Reich der Gnade dadurch, daß ich ſtatt des Leitſeils der Ziege — Glockenſtränge der Kirche in die Hände bekam. Der fromme Beruf fing mit dem Bedienen der Meſſe an.

Die Engliſchen Fräulein, durch ihre Oekonomiegebäude unſere Nachbarinnen, hatten einen neuen Meßdiener nöthig. Sie kannten mich von der hintern Gaſſe. Ich war ſeit dem Fall durch den Apfel unter den abfallenden Blättern ihrer geſchenkten Roſen zu einem ſaubern Buben und manierlichen Schüler ſo weit herangewachſen, daß ich das ſchwere Meßbuch auf dem Leſepult von der rechten zur linken Seite des Altars tragen konnte. Mit mir hatten ſie die Bequemlichkeit, daß ich von unſerer Stube aus das Glöckchen hören konnte, das bei der Ankunft des Mönchs, der ihnen die tägliche Meſſe las, angezogen wurde, um die Schweſtern aus ihren Zellen im Gartenbau nach der Kapelle zu rufen. Sie warben mich daher zu ihrem Meßdiener an und ich lernte aus einigen gedruckten Blättern ſehr ſchnell die lateiniſchen Wechſelworte zwiſchen dem Prieſter und dem Miniſtranten zu den Kniebeugungen und Verrichtungen am Altar, die ich hundertmal geſehen hatte.

Der Meßprieſter für den Convent war ein beſtimmter Mönch vom Frauenberge, ein Franciscaner, damals Pater Euſtach. In der Stadt hieß er kurzweg der Nonnenpater. Eine ſeltſame Vorſtellung machte ſich ein Bauerjunge, der an einem Feſttage mit ſeinem Vater zum erſten mal zur Stadt gekommen war und die ſchwarzen Frauen, die mit ihrem Pater über die Straße gingen, Nonnen nennen hörte. Indem er wol an ſeine Gänſe und Enten dachte, fragte er naiv: „Nicht wahr Vater, der Braune iſt der Nonnerich?“ — —

In ſolchem frommen Berufe, unter den vielen Frauenaugen, die nach dem Altar gerichtet waren, wo ich doch die zweite Rolle ſpielte, fing ich allmählich an mich etwas zu fühlen. Menſchen von einiger Phantaſie legen, wenn ſie ſich beobachtet glauben, viel Gewicht auf die kleinſten Aeußerlichkeiten, die dem Gegenſtande ihres Selbſtgefühls zukommen. Aus ähnlichem Selbſtgefühl entfaltet ſich die ceremoniöſe Grazie der Kammerherren und der Kammerdiener; aus ihm ſtrömt der Magnetismus, der den ſalutirenden, den richtunggebenden Degen des jungen Lieutenants wie die Nadel des Kompaſſes in Schwingung ſetzt. Und ſo hielt es meine Wenigkeit mit den Verrichtungen am Altar, mit dem Kniebeugen, mit dem Falten der Hände, mit dem Umtragen des Meßbuches, den Darbietungen der Meßkännchen u. dgl. Das alles wurde höchſt feierlich gethan und fand auch zu meiner Satisfaction von Zeit zu Zeit die ausgeſprochene Anerkennung der Kloſterfrauen. Eigentlich dachte ich dabei an die hübſchen kleinen Fräulein, die aus guten, meiſt auswärtigen Familien in die Penſion des Convents gegeben, unter Aufſicht der franzöſiſchen Mademoiſelle Noel in den vorderſten Bänken knieten. Es kam ohne Zweifel von der untergeordneten Herkunft des Knaben, daß ein langes ſeidenes Kleid unter einem freigelockten Haar mit bunter Schleife oder ſchmalem Stirnband einen lebhaften

Eindruck auf ihn machte und die Perſon, die es trug, in das Licht einer höhern Erſcheinung ſtellte. Es war ſpäter ſein Unglück.

Nach dergleichen Empfindungen ſah freilich der ernſte, blöde Junge nicht aus, dem die frommen Schweſtern um ſeiner Anſtändigkeit willen gar freundlich waren und Näſchereien zuſteckten. Zu ſagen wußten ſie mir wenig und Jungfer Juliane wiederholte ſich nur in dem Gedanken: „Jetzt ſage ich Du zu dir, Heinrich, biſt du aber erſt Student, dann heiße ich dich Er, und hältſt du dereinſt als junger Pater die Meſſe bei uns, dann titulire ich dich Sie.“

Dieſe Aeußerung bezog ſich auf einen Entſchluß der Meinigen, daß ich ſtudiren ſollte; worauf ich in anderm Zuſammenhange zurückkomme.

Mehr hätte wol die jüngſte der Nonnen, Jungfer Franziska, zu ſagen gehabt, wenn ich der rechte Mann dazu geweſen wäre. Einmal, wie ſie mir allein auf dem ſtillen Gange zur Kapelle begegnete, ſtrich ſie mir über die Stirn und flüſterte: „Bis du einmal lachſt, Heinrich, muß auch erſt ein kleines Dorf untergehen!“ Und doch ſah ich ſie ſelbſt eben zum erſten mal lachen. Eine ſchlanke Geſtalt, blühenden Angeſichts, mit großen, ſchalkhaft frommen Augen, wie ſie mir noch vorſteht, ſah ſie aus wie bereuend, daß ſie mit dem Schleier nicht noch ein wenig auf die Haube gewartet habe.

Einem beliebten Miniſtranten kann es wie einem berühmten Miniſter begegnen, daß er zu einem höhern Wirkungskreiſe gelangt. Connexionen thun bekanntlich dabei etwas. Eine ſolche fand der Knabe durch Velten mit dem Kapuzinerkloſter, das vor dem Florenthor den Südpol der Stadt, wie das Franciscanerkloſter vor dem Paulsthor den Nordpol machte. Das gläubige Fulda hatte damals ſeine magnetiſche Linie durch den heiligen Franz von Aſſiſi. Ich ward Meßdiener beim Südpol.

Ich wüßte heute nicht zu ſagen, worin dieſer fromme Dienſt mir ebenſo förderlich geweſen wäre, als er mir eine Zeit lang angenehm war. Es müßte denn ſein, daß der frühe Aufenthalt hinter den Couliſſen der Andacht mich leichter als ſonſt über das einnehmende Schaugepränge des Altars aufgeklärt und vor meiner Vernunft die Nebel des Weihrauchs zerſtreut hätte. Anfangs lag eine gewiſſe Befriedigung ſchon darin, daß eine kindiſche, aus geſundem Blute hervorgehende Unruhe ſich leicht und ſogar an heiligen Dingen auslaſſen konnte. Dazu kamen für die Phantaſie dämmerige Kloſtergänge, Blicke durch abgeſtorbene Fenſterſcheiben auf die mit Buchs, Ranunkeln und Grasblumen eingefaßten Beete des Kloſtergartens, kam Tonſur und Bart der Väter und — was dieſe kleine Welt wie eine Atmoſphäre umgab — der myſteriöſe Geruch, der von der Kirche und der Küche her, zwiſchen welchen das Mönchthum webt, ſich aus Weihrauch und Sauerkraut miſchte. So gefiel ſich der Knabe eine Weile auf recht klöſterliche Weiſe in einem frommen Müßiggang, den ſeine Mutter nicht bedacht oder nicht für ſo ſchlimm wie den weltlichen gehalten zu haben ſcheint. Wie hätte ſie auch einſehen können, daß dieſer Cölibatär ebenwol ſeine heimliche Lüge findet, mit welcher er eine noch ſchlimmere Brut als der weltfahrende Müßiggang zu erzeugen verlockt wird! Es war ein recht ſorgloſer Müßiggang, der, wenn er hungerig wurde, die Küche und die Brotkammer beſuchen durfte.

Ueberdies erhielten wir von den Meßprieſtern Heiligenbildchen. Und wie hingekleckſt ſie auch waren, erinnere ich mich doch, daß wir auf dieſen Lohn ſahen. Mir denkt noch jetzt ein finſterer, haſtiger Mönch, Pater Borgias, der nie etwas zu ſchenken pflegte, weshalb wir uns vor ihm, wenn er Meſſe zu leſen kam, zu verſtecken ſuchten. Einmal aber packte er mich Entwiſchenden am Kragen und nöthigte mich zum Dienſte. Dies wurmte mir während der ganzen Meſſe; zumal die andern Buben hinter den Chorfenſtern mich mit Geberden verhöhnten. Meine auswendig gelernten Gebetsantworten, das Amen und das et cum Spiritu tuo wurden unwillig abgemurrt und vollends unwahr traf es ſich auf des Prieſters Sursum corda mit meiner Antwort habemus ad dominum; indem wenigſtens mein Herz, nichts weniger als aufwärts geſtimmt, eben nur dachte, daß ich nun wieder einmal nichts bekommen würde. So kam's denn auch. Und als der Pater nach abgelegten Meßgewändern ohne weiteres fortging, gab mir der Aerger das kindiſche Wortſpiel ein: „Wann wird einmal der Pater Borgias — Pater Bezahlas werden! vielleicht als Guardian!“ Die Buben lachten und ſo war ich denn wieder auf eigene Koſten zufrieden geſtellt. Doch ſchwant mir, daß die meiner Schriftſtellerfeder nicht mit Unrecht vorgeworfene Unart des Wortſpiels als Züchtigung für jenen Knabenfrevel über mich verhängt iſt.

So viel bleibt gewiß: um Demuth und Entſagung für das Leben zu lernen, wäre mir der frühe Geruch des Kloſters eben nicht nöthig geweſen. Es war dafür ſchon in der Familie geſorgt, ehe ich noch ſo viel vom heiligen Franz von Aſſiſi zu hören bekam, der, mit dem Zeichen des Kreuzes an ſeinem Körper geboren und ſpäter von frommen Träumen gemahnt, das Seinige verkauft und ſich mit einem hanfenen Strick umgürtet hatte. Den gleichen Strick ſah ich nun an ſeinen geiſtlichen Urenkeln, denen die große Erbſchaft der Demuth und Entſagung hinterlaſſen war. Und wirklich hatte im Laufe der Jahrhunderte der Orden einen ſolchen Schatz von Demuth angeſammelt, daß die Brüder einigen Hochmuth darauf haben durften. Wie ſie denn auch die Entſagung nicht beſſer bethätigen konnten, als indem ſie eben den roheſten Genüſſen treu blieben.

Später, als ich mit dem Alterthum etwas bekannt wurde, war es mir doch intereſſant, durch Vergleichung der Cyniker mit den Kapuzinern recht klar darüber zu werden, daß gewiſſe Vorſtellungen und Anſchauungen vom Leben nicht aus den Religionen in die Menſchen, ſondern aus den Menſchen in die Religionen kommen. Denn ſo hatten ja auch die Jünger des weiſen Antiſthenes dem Behagen und Genuß des Lebens entſagt, um den mit ſolchen Gütern verknüpften Sorgen, der Abhängigkeit, den Mühen und Schmerzen des Daſeins womöglich zu entgehen. Auch ſie zogen ſich auf die nothdürftigſte Befriedigung des täglichen Lebens zurück und gingen, wie jene Mönche, mit Knittel und Schnappſack auf den Bettel. Nur daß, in ihren beiderſeitigen Abſichten verſchieden, dieſe heidniſchen Kapuziner das ſicherſte Glück des Lebens ſchon dieſſeit des Grabes zu finden, die chriſtlichen Cyniker aber die zugeſicherte Seligkeit als Lohn erſt jenſeit zu erreichen ſuchten.

Verdienſtlicher, das heißt einträglicher wurde mein Meßdienſt in der Pfarrkirche. Hier ſpendeten die Meßprieſter dem Miniſtranten jedesmal einen Kreuzer. Ja, um das Kohlenbecken der Sakriſtei lebte noch die Sage von den Groſchenſtücken der emigrirten franzöſiſchen Prieſter, deren ſich etliche auch bis Fulda verlaufen, dort aber ihre Rechnung nicht gefunden hatten.

Dieſer Erwerb floß oder tröpfelte vielmehr in die häusliche Kaſſe und wurde, wie alles, was dem Knaben von freundlichen Menſchen begegnete, ehrlich und mit einigem Stolz an die Mutter abgeliefert. Dies wäre vielleicht, da Knaben ſich ſo gern von Bäckerladen und Obſtkörben verlocken laſſen, bei manchen Buben eine Tugend der Enthaltſamkeit geweſen: bei unſerm Meßdiener war es blos das Ergebniß jener häuslichen Gewöhnung, die, was immer durch Fleiß, Gunſt oder Zufall einkam, für alle gemeinſam machte. In dieſen Kreiſen einer thätigen und geſitteten Dürftigkeit wird das Geringſte wichtig und ein Gegenſtand theilnehmender Freude. Ja unter dieſem Maßſtabe des Lebens ſcheint die natürliche Selbſtſucht der einzelnen Familienglieder zu verſchwinden. Dies ging bis zu einer kindiſchen Freude des Mitbringens und Vertheilens. So kehrte der Oheim von den Dörfern, wo er für ſeinen Kleinhandel Einkäufe gemacht hatte, nie ohne ein tüchtiges Stück Bauerbrot zurück, das, ſchwärzer und ſchwerer als das unſerige, dennoch ſchmackhafter gefunden wurde, weil es „über ſoviel Wurzel und Würzelchen gekommen war". Jedes von uns wetteiferte, ſein Stückchen dem Oheim zu Liebe mit ſchmatzendem Behagen zu genießen.

Außerdem ward der Knabe, bei mildem, fügſamem Naturell mit einer gewiſſen Empfindſamkeit für äußere Zuſtände, früh genug inne, wie viel Mühe und Sorgen die Mutter um ihn hatte und was alles mit einzelnen Kreuzern zu beſtreiten war. Die nähende Hand iſt eben keine reichlich nährende; die ſtickende, ſteppende Nadel baut eine magere Steppe an. Und am Ende, warum ſollte denn eine gewiſſe Sinnigkeit, ein ſtilles Ahnungsvermögen nicht auch einmal zum Guten ausſchlagen, da es ſich doch auch für das Schlimme in der Welt ſo offen zeigte? Hatte der Knabe nicht auch jene Geberdenſprache des verwachſenen Kapitulars, ehe er ſie verſtehen konnte, zu empfinden gehabt? Und ſo ſtieß er noch auf gar manches, was an zerſtreuter unachtſamer Jugend glücklich vorübergeht.

Hiermit ſoll aber jenes frühe innerliche Schauen keineswegs als etwas Apartes bevorzugter Kinder geltend gemacht werden. Es bezeichnet vielmehr, wo es ſich entſchieden zu erkennen gibt, nur die frühe Regſamkeit der einen jener beiden Seelenrichtungen, die ſozuſagen dem Pulsſchlage des allgemeinen Erdlebens entſprechen. Wie nämlich die Bildungen der Natur aus dem Ueberſinnlichen hervortreten und aus der wandelbaren Erſcheinung ſich wieder zurückziehen — Geburt und Tod —; wie der Luftkreis unſerer Erde ſich auf- und niederſpannt, das Meer flutet und ebbt, der Menſch aus- und einathmet und ſich nach Zeugen und Empfangen in zwei Geſchlechter theilt, ſo wiederholen ſich dieſe beiden Richtungen in der Menſchenſeele für alle Thätigkeiten des Lebens dergeſtalt, daß bei den verſchiedenen Menſchen dieſe oder jene Richtung die vorherrſchende iſt. Die einen ſind auf die Außenwelt geſpannt; ſie treten mit Muth hervor, zu ſchaffen, und mit den Dingen der Welt, mit den Begegniſſen des Lebens zu kämpfen. Man kann es die heroiſche Richtung nennen. Der Wille iſt ihr Wurzelzeichen. Die andern ſind mehr gemacht, die Erſcheinungen des Lebens in ſich aufzunehmen, auf ſich einwirken zu laſſen, und ſie mit Verſtand zu erklären oder mit Phantaſie umzubilden. Nenne man es meinethalben die philoſophiſch-poetiſche Richtung. Ihre Signatur iſt der Intellect. Sie erſcheint zweifältig. Denn hier iſt, wie in der Natur, die ſchaffende Thätigkeit einheitlich, die auflöſende aber getheilt, zerſetzend und umbildend zugleich.

Wie bemerkt, laufen aber beide Richtungen nicht nebeneinander her, ſondern verbinden ſich in der Perſönlichkeit der einzelnen Menſchen und löſen einander in den verſchiedenen Lebensbethätigungen ab. Wie ſie dann aber mit verſchiedener Stärke einander durchkreuzen und in abſonderlichen Lebenslagen wirken, erſcheint das menſchliche Thun und Laſſen in jener unerſchöpflichen Mannichfaltigkeit, in der wir es erblicken. Von jenen herzensſtumpfen, geiſtesträgen Individuen, jenen Gallertmenſchen, die von den Bewegungen des Lebens, wie die Qualle von der Meereswoge, hin- und hergeſpült werden, bis zu jenen heroiſchen und genialen Geiſtern, die ſchaffend und empfänglich ebenſo tief ins Leben einwirken, als ſie es mit Sinn und Seele in ſich aufnehmen, — welche tauſendfältig eigenthümlichen Kräfte, welche noch mannichfaltigere, bald verbundene, bald entzweite Beſtrebungen erfüllen nicht dieſen Spielraum des Lebens!

Gefährlichkeiten.

Indem ich nun aber von mir ſelbſt bekennen darf, daß ich von jenen früheſten Jahren an die Dinge der Welt zu beſchauen mehr als ſie zu bewältigen aufgelegt und viel eher träumeriſch als übermüthig zu werden bedroht war, ſo ſcheint jenes Anempfinden dunkler Lebensverhältniſſe auf eine vorwaltende Empfänglichkeit, auf eine verinnerlichende Seelenſtimmung hinzudeuten.

Zuweilen mag jedoch, was man mit dem myſteriöſen Namen eines Vorgefühls, einer Ahnung bezeichnet, nichts weiter ſein, als eine gewöhnliche und nur ſo raſch gefaßte äußerliche Wahrnehmung, daß man ihrer erſt in der Rückwirkung derſelben auf das Empfindungsvermögen inne oder bewußt wird. Von ſolcher Art mag der Vorausblick geweſen ſein, der mir einſt das Leben rettete.

Mit unſerm Dienſte vor dem Altar verband ſich noch ein weiterer auf der Glockenſtube des Kirchthurms.

Dieſe Verrichtungen ſagten uns Kirchenſtrolchen noch mehr zu. Hier konnten wir, frei von allem Zwang frommer Abrichtung, unter Spaß und Muthwillen ans Werk gehen, und ſelbſt einige Ausgelaſſenheit vertrug ſich damit. Von den größern Glocken, wenn ſie einmal im Schwunge waren, ließen wir uns, den Strang gefaßt, jauchzend emporſchwingen. Eine derſelben war auch von einem Umfang, daß unter ihrer Wölbung einer um den andern ſich mit umſchlingenden Beinen auf den Klöppel ſetzen konnte; ſodaß, von den übrigen gezogen, die ſtumme Glocke ſich uns in die luſtigſte Schaukel verwandelte.

Zu dieſem anlockenden Treiben unter den Glockenſtühlen kam für mich noch ein geheimnißvoller Reiz. In dieſem ältern Thurm einer neuangebauten Kirche, in den Winkeln des ſtarken Mauerwerks, ſollten aus kriegeriſchen Zeiten vergeſſene Schätze vergraben liegen und ſich dann und wann, während der Dämmerung beſonders vor hohen Feſten, in Geſtalt glühender Kohlen darbieten. Man erzählte von glücklichen Knaben, die den Muth gehabt hätten, ein Kreuz ſchlagend hinanzutreten und ihre Taſchen und Kappen mit dieſen Kohlen zu füllen. Hernach wären es alte, nicht mehr gangbare Geldſtücke, aber vom feinſten Silber und Gold geweſen. Seitdem konnte ich früh und abends nie ohne wunderbare, halb erwartende, halb ausweichende Angſt die innerhalb der öden Thurmmauern frei aufſchwebenden hölzernen Treppen betreten. In dem Grade aber, als dieſe Angſt durch ihre Dauer ſich abnutzte, verdroß mich der Thurm, und ein alter Wunſch wurde lebhafter. Es verlangte mich, den wenngleich nicht ſo ſchauerlichen, doch viel ehrwürdigern Thurm der Domkirche zu beſteigen und die Hoſanna, dieſe größte vaterländiſche Glocke, ziehen zu helfen. Hierzu waren eigene Froner beſtellt, und da die hehre Glocke nur zu Feſten läutete, denen der Fürſtbiſchof durch ſein Erſcheinen den höchſten Glanz verlieh, ſo war das Seil der Hoſanna für uns Kirchenläufer und Thurmkletterer das Ziel des Ehrgeizes. Endlich war es mir doch gelungen, im rechten Augenblicke an der Thür zu ſein, um mit auf den Thurm zu gelangen und einen der Stränge des rieſigen Glockenſeils in die Hände zu bekommen.

Das Seil hing nämlich von hoch oben aus der Oeffnung eines Breterbodens herab, über welchem, von unten unſichtbar, die gewaltige Glocke ſchwebte. Aus einem ſtarken Knoten dieſes armdicken Seils vertheilten ſich eine Anzahl Stränge an ſechs oder acht Menſchen, die nöthig waren, die Glocke in Schwung zu ſetzen. Während des taktmäßigen Ziehens bemerkte ich, wie der bei ruhender Glocke in mäßiger Höhe ſchwebende Knoten jetzt bald zu unſern Füßen ſich auf dem Boden ringelte, bald mit reißender Macht aufwärts zuckte. Da kam mir plötzlich der Gedanke, mich auf dieſen Knoten wie in den Sattel zu ſchwingen und in die ſelige Höhe zu fliegen. Unter den dröhnenden Schlägen der Glocke war die Ueberlegung ebenſo betäubt, wie die Empfindung geſpannt. Und ſo ließ ich ſchon meinen Strang fahren, um den Sprung auf den Knoten zu thun. Da überfiel mich eine Angſt, die mich wie eine unſichtbare Hand an den Haaren faßte. Ich mußte dem Knoten nachſehen, und dieſer zuckte durch die Oeffnung des Breterbodens hindurch. — „Jetzt lägſt du mit zerſchmettertem Schädel hier auf dem Boden!“ war meine Empfindung und überlief mich eiskalt. Ich fühlte noch, wie ſich mein ſtarkes Haar in ſeinem feſten Geflecht ſträubte.

Unter dem poetiſchen Worte „Geflecht“ hat man ſich eine ganz proſaiſche ſchwarzwollene Schnur zu denken, die ein ſtarkes, etwas rauhes und dickfadiges Haar von nicht überall gleich dunkler Farbe im Nacken umwickelte. Solches Haar ſoll auf darunterwohnenden Eigenſinn deuten in der Art, wie beſtimmte Pflanzen die Gebirgsformation verrathen, auf der ſie urſprünglich vorkommen. Iſt inzwiſchen auch jenes ſtarke und ſtraffe Haar im Laufe der Jahrzehnde dünn und biegſam geworden, ſo ſoll doch nicht geleugnet werden, daß des Knaben Eigenſinn um den Zopf der Mutter viel zu ſchaffen machte, dieweil es dem bubigen Inhaber deſſelben nie damit recht zu machen war. Sie hatte jetzt mit dem Zopfe mehr Verdruß, als da der Junge ſelbſt noch gewickelt wurde. Zuerſt konnte ihm der Zopf nicht hart genug am Nacken ſitzen, das Haar blieb bei allen Verſuchen etwas unbändig gegen ſein Band. An einem hohen Feſte bemerkte ich aber einen jungen, groß und ſtark gebauten Mann, der mit ſteifem Hals und ſtolzer Miene ſein dunkelblondes Haar über den ganzen Nacken herab glatt geſtrählt und erſt auf der Höhe der Schultern kaum fingerlang umwickelt trug. Zwei geflochtene Zöpfchen, hinter den Ohren hervorkommend, waren mit eingebunden und umrahmten gleichſam den Chignon wie mit Schnitzwerk. — Aber das gefiel mir! Und von dieſem Tag an konnte mir der Zopf nicht weit genug vom Nacken abgewickelt werden. Zwar fiel es der gelaſſenen Mutter ſchwer, ſo raſch von einem Extrem zum andern überzugehen, zumal der verſtorbene Ancillon damals noch nicht zur „Vermittelung der Extreme“ geſchrieben hatte: doch tröſtete ſie ſich damit, daß bei der neuen Einrichtung zwei Drittel der wollenen Wickelſchnur geſpart würden. —

So ſind die Kinder der Menſchen! Und während die Mutter Erde langſam, in hundert Umwindungen, aus der Sonnennähe in die Sonnenferne rückt, will ſolch ein Knabenzopf mit einem einzigen Ruck aus der Nähe in die Ferne eines eigenſinnigen Hinterkopfes gewickelt ſein, von welchem er doch dort ebenſo abhängig bleibt!

Ich weiß nicht, wie ich von einem dichtbehaarten Kopf, der freilich mancher Mutter noch andere als Zopfſorgen macht, auf die gewöhnlichen Kinderkrankheiten komme. Doch darf geſagt werden, daß dieſelben bei unſerm Knaben leicht genug verliefen und daß er auch die Blattern mit heiler Haut überſtand — und zwar die natürlichen, indem wir dürftigen Beſitzer einer bloßen Ziege die Kuhpocken noch nicht kannten. Ob ein mit Phantaſiren verbundenes Fieber, deſſen ängſtliche Träume mir noch in Erinnerung ſind, mit der Blatternkrankheit verbunden, oder ſonſt ein kleines nervöſes Fieber geweſen iſt, weiß ich nicht. Auch erinnere ich mich keines gebrauchten Arztes. Freilich ließen Familien von unſerm Budget nicht ſo leicht einen Arzt an ſich kommen, hinter dem ſie auch gleich den Apotheker ſtehen ſahen. Und wozu hätten wir denn auch im Frühling die Schlüſſelblumen geſammelt und verwahrten in reinlicher Schachtel die getrocknete Holunderblüte? — Ganz gewiß aber bin ich nicht nach dem Brown'ſchen Syſtem behandelt worden. Dies war damals eben erſt unterwegs, ſich in Deutſchland zu verbreiten; wozu gerade die eifrigſten Bemühungen eines ältern Zeitgenoſſen und fuldaer Landsmannes behülflich waren. Auch ſollte ich das ſelige Ende des Brownianismus erleben, der bekanntlich am Hospitalfieber des franzöſiſchen Rückzugs im Jahre 1813 ſich den Tod holte.

Die Lehre Brown's, auf ein Urgeſetz des Lebens — auf die Erregbarkeit des Organismus durch Reize gegründet, machte, wie jede neue Lehre, die mit einfachen Grundſätzen aus einem Wuſt und Wirrwarr von Misbräuchen und Aberglauben erlöſt, ein lebhaftes Glück, zum Theil auch durch die Anfechtungen feindſeliger Gegner, dergleichen für keine außerordentliche Verkündigung ausbleiben. Wie dem Kometen ſein ominöſer Schweif, ſo folgte der gehäſſige Kampf, den Brown in England angerührt hatte, ſeiner ſogenannten Erregungstheorie, als ſie ſich über Italien nach Deutſchland in Umlauf ſetzte. Sie wirkte nach ihrem eigenen Princip als Reiz auf die erregbaren Geiſter. Jung und jugendlich, wie dieſe Lehre auftrat, fand ſie an den noch jüngern ſpeculativen Ideen der deutſchen Naturphiloſophie begeiſterte

Freundſchaft und gewann überhaupt die Sympathien des Zeitalters, das ſelbſt im Zuſtande revolutionärer Erregtheit war. Die europäiſche Welt machte eben an Frankreich hinſichtlich der von ſeinen Königen zur Unterdrückung des Volks verordneten Mittel dieſelbe Erfahrung, die Brown mit dem Opium gemacht hatte. Dies war nämlich bisher zur Beruhigung der Nerven gereicht worden, und Brown ſtellte es nun als höchſt erregend dar. Wenn er, dieſer unordentliche Lebemenſch, in ſeinen Vorleſungen ſich matt fühlte, nahm er von Zeit zu Zeit 40—50 Tropfen davon in Branntwein, worauf er, äußerſt erhitzt, in ſeinem feurigen Vortrage rief: „Opium, mehercle, non sedat!“ Und horch! bald genug hallte aus allen Reſidenzen das europäiſche Echo: „Despotismus, beim Teufel, beruhigt nicht!“

Jenes Mehercle des Meiſters hatten die deutſchen Aerzte vernommen, leider! aber bis auf eigene traurige Erfahrungen die Probe unbeachtet gelaſſen, die Brown über ſeine Theorie an ſich ſelbſt lieferte, als er, erſt zweiundfunfzig Jahre alt, durch einen Nervenſchlag dem aufregenden Opium unterlag. Im ganzen gewann das Syſtem durch die deutſchen Aerzte eine tiefere Begründung und umfaſſendere Ausbildung. Wenn aber als die Träger deſſelben Röſchlaub und Frank genannt werden, ſo darf Weikard, der es zuerſt in Aufnahme brachte, nicht unerwähnt bleiben.

Um die Zeit, von der ich erzähle, lebte Weikard in Heilbronn, mit klugem Urlaub aus Rußland gekommen, wo er ſich als Hofarzt der Kaiſerin bei all ihrer Gunſt unbehaglich gefühlt hatte. Er arbeitete eine Ueberſicht der Brown'ſchen Theorie und ſeinen „Neuen philoſophiſchen Arzt" aus. Der „Alte philoſophiſche Arzt", den er früher als Leibmedicus des Fürſtbiſchofs Heinrich in Fulda geſchrieben, hatte ihm hier ebenſo viel Verdruß angerührt, als Ruhm vom Auslande eingebracht. Das Pfaffenthum war damals hinter dem „Freigeiſt" her geweſen, und wenn ihn auch der aufgeklärte Fürſt vor offenbaren Verfolgungen ſchützte, ſo konnte er doch die Schmeißfliegen predigender Bettelmönche kaum von ihm abwehren.

Die Mönche und die Regenwürmer haben ihr Wetter, wo ſie luſtiger hervorkommen. Um jene Zeit hatte der berüchtigte Pater Gaßner in Franken mit vielem Glücke Teufel ausgetrieben und Wunder verrichtet. Die fuldaer Kutten beeilten ſich, dergleichen auch zu verſuchen. Wir haben darüber von Weikard ſelbſt einige Ueberlieferungen. Da war, kaum funfzehn Jahre vor meiner Geburt, noch ein böſer Geiſt aus einem Mädchen ausgetrieben worden. Bei ſeiner Flucht hatte er ſo unverkennbar im Sinn und Geſchmack ſeines Beſchwörers geſchimpft, daß er gleich ſelbſt hätte in die Kutte fahren und ein Kapuziner werden können.

Einige Jahrzehnde früher war dergleichen mehr vorgekommen; doch hatte es auch nicht an aufgeklärten Widerſachern gefehlt. So legte ein Pfarrer einmal ſeine Schnupftabacksdoſe als ſcheinbares Reliquienkäſtchen einem Beſeſſenen auf die Bruſt. Der böſe Geiſt, ohne feine Naſe für den Schalk von Beſchwörer, aber auf Reſpect vor den Mitteln der Kirche abgerichtet, entfloh, anſtatt eine Priſe de contenance zu nehmen, ohne alle gute Faſſung. Einen noch nachdrücklichern Exorcismus brachte die damalige geiſtliche Oberbehörde gegen eine Weibsperſon in Anwendung, die wiederholt von einem böſen Geiſte heimgeſucht wurde. Man ließ ihr erklären, wenn ſie abermals einen ſolchen Beſuch annehmen ſollte, würde man ſie im Zuchthauſe beſprechen laſſen. Und wirklich war der böſe Geiſt ſo rückſichtsvoll, daß er nicht wiederkam, um der guten Perſon keine Unannehmlichkeiten zu machen.

Daß ein Mann wie Weikard, durch ſein geniales Weſen und freies Denken ebenſo exclusiv, als es die Prälaten und Höflinge durch Geburt und Stand waren, in ſeiner Stellung am Hofe mit ſolchen Leuten in Reibung kommen mußte, läßt ſich denken. Wie bewußt ſich aber der „philoſophiſche Arzt“ dabei behauptete und ſie in ihrer Weiſe abfertigte, geht aus einer Anekdote hervor, die hier ungeachtet ihrer Derbheit mitgetheilt wird, weil ſie zugleich den Geſchmack und Witz jener fuldaer hohen Geſellſchaft bezeichnet.

Weikard befand ſich eines heitern Sommerabends mit ſeinem Fürſten auf der Faſanerie, der ſchönen, einſamen Sommerreſidenz der Fürſtbiſchöfe anderthalb Stunden von der Stadt, als er durch einen Reiterboten eiligſt nach der nicht gar entfernten Propſtei Johannisberg verlangt wurde, wo der Propſt plötzlich erkrankt ſei. Er fuhr in einem Hofwagen dahin und fand eine ausgeſuchte Geſellſchaft von Prälaten und Hofleuten in dem wohlbeſetzten Speiſeſaal, alle etwas angetrunken und ihn mit ſchalkhaften Mienen empfangend. Man begleitete ihn nach dem Schlafzimmer des Propſtes, den er auf einem dreifach aufgeſchichteten Bette liegend fand. Weikard, klein und etwas verwachſen von Geſtalt, merkte, daß man ihn, um dem Patienten den Puls zu befühlen, nöthigen wollte, einen Stuhl zu beſteigen und dadurch lächerlich zu werden. Aber er that nicht desgleichen, ſondern rief mit großem Ernſt:

„Wollen mir Ew. Gnaden die Zunge zeigen!“

Der Propſt zeigte die Spitze.

„Mehr heraus, Ew. Gnaden!“ bat Weikard. „Noch beſſer, bitte ſehr!“

Und wie nun der Propſt endlich die ganze Zunge herausſtreckte, rief Weikard, zum Gehen gewendet:

„So, Herr Propſt, ſo reicht es zu! Nun können Sie mich im — — —“.

Im Andenken behalten! wollte er wol ſagen.

Kehren wir von der Aufregung des Brownianismus zu meinem beruhigenden Stillleben zurück.

Das dichte Haardach meines Zopfes hatte mich eines heißen Sommertags recht ungeduldig und knabenhaft ungeberdig gemacht, als die Mutter, am offenen Fenſter nähend, ausrief: „Ach! ein Haarkäufer! Nun kannſt du deinen Zopf los werden, Heinrich Joſeph! Da iſt einer, der ihn abſchneidet.“

Ich raffte mich von der Diele auf, wo ich lag, noch zweifelhaft, ob es Spaß oder Ernſt ſei. Doch als ich durch das Fenſter den ſtattlichen Fremden erblickte, verwirrte mich der Gedanke, wie mir wol ohne Zopf zu Muthe ſein werde. Ich hatte nicht Zeit zu überlegen, nicht Muth zu widerſtreben; denn ſchon war auf einen Wink der Mutter jener Mann in die Stube getreten und kam unter dem Balkendurchzug gebückt an die Fenſter hervor — fremdartig gekleidet, zwei buntſeidene Tüchlein an die Schultern geſteckt, die wie zwei Flügel flatternd ein niedliches Ränzchen auf dem Rücken halb bedeckten. Er befühlte meinen Zopf, ward mit der Mutter des Handels einig, und in wenig Minuten lag das lange Haar abgeſchnitten da und das kurz zurückgebliebene war geſtutzt, wie unſere Bauern es unter einem ſichelförmigen Kamm trugen und wie es heute von den modiſchen Herren rund und dicht im Nacken getragen wird.

Der Fremde ging und ein ſeidenes oder halbſeidenes Tuch blieb auf dem Schoſe der Mutter zurück. Ihr Auge ruhte lange darauf und füllte ſich, wie mir ſchien, mit Thränen.

Und war's nicht wunderbar? Der Zopf, als der Cocon, in den ſich die Seidenraupe des Eigenſinns eingeſponnen, war verſchwunden; abgefädelt, geſponnen und gewebt lag die Seide vor uns.

Doch, das iſt meine Betrachtung von heute. Damals war mir wunderlich zu Muthe, wie ich ſo mit der Hand im Nacken vor der gerührten Frau ſtand. Ich wagte nicht zu klagen, ſo leid es mir ums Herz war, weil ich ſie ſelbſt leidmüthig erblickte. Was ſie aber empfand, wußte ich nicht. Es war wol Leid um das Haar, mit welchem ſoviel Mutterpflege in die Fremde wanderte. Schwerlich träumte ſie, daß der Kopf, von dem es genommen war, ihr vielleicht dereinſt Seide ſpinnen werde. Eher bangte ſie wol, ob mit dem Haare nicht etwa böſen Menſchen oder Weſen eine Zaubermacht über ihren Knaben gegeben ſei.

Lebenskreiſe.

So hatte denn die Revolution, die bisher im fernen Paris ſoviel Köpfe abgeſchlagen, durch einen weiten Griff in die biſchöfliche Reſidenz Fulda auch mich am Schopf erreicht und den willenloſen Knaben vom Sinnbilde des alten gewickelten Jahrhunderts befreit, als es eben ablaufen wollte.

Wer mag wiſſen, ob nicht den Gedanken aus der Atmoſphäre einer Zeit der Zutritt durch flatterndes, ungebundenes Haar um vieles erleichtert wird! Hatte mich doch der Schulkatechismus des Jeſuiten Caniſius durch die Antwort auf die Frage, wo denn die böſen Geiſter wohnten, ſchon früh belehrt — ſie wohnten eigentlich in der Hölle, doch ſchwebten ihrer auch viele in der Luft umher. Dieſe Behauptung, eine der vielen des katholiſchen Dogma, die ich ſehr früh lernte, um ſie beizeiten nicht mehr zu glauben, brachte mich doch ſpäter auf den Einfall, ob nicht lieber die neuen und guten Gedanken einer Zeit in der Luft umſchwebten. Freilich nicht in der dicken Luft, die wir athmen, ſondern in einer geiſtigen Atmoſphäre, die mit unſerer Seele in ähnlicher Berührung ſtände wie Sauer- und Stickſtoff mit unſern Athmungsorganen. Wir haben von überſinnlichen Zuſtänden keine Vorſtellung. Läßt ſich denn aber nicht denken oder — phantaſiren, daß die Welt der menſchlichen Gefühle, Gedanken und Handlungen einen Organismus bildete, der vor einer höhern Anſchauungsweiſe, als unſere Sinne ſind, ſo offen daläge wie die Natur vor unſerm Auge oder vor unſerer Einbildungskraft ein großes Gedicht? Aus dieſer geiſtigen Atmoſphäre, dachte ich wol ſchon, könnte die Seele einen Theil der Elemente ihrer Entwickelung unmittelbar aufnehmen, in der Weiſe, wie aus dem Blute unſere Organe an ſich ziehen, was ihnen nach ihrer Reiſe und ihrer Beſtimmung aneignet. —

So ſuchte ich mir zuerſt auf äußerliche Weiſe zu erklären, was ich in mir ſelbſt erlebte, daß ich, in der Jugend ſehr vereinſamt und von den Begegnungen des geiſtigen Lebens abgeſchloſſen, ſo manche mir von Kindheit auf tief eingeprägte Lehre und Anſchauung in vorrückenden Jahren plötzlich von mir ausſtieß; wogegen Wahrheiten und Ahnungen in mir aufgingen, die weder durch mündliche Belehrung noch auf dem Wege der Literatur Zugang in mein Herz gefunden hatten. Die verzagende, ſich ſelbſt überlaſſene katholiſche Knabenſeele — wodurch wurde ſie ſo mündig, daß ſie die freieſten Gedanken unſerer Forſcher, ſobald ihr dieſelben, oft zufällig, begegneten, wie alte vergeſſene Schulkameraden freudig aufnahm, ſich aber immer wieder vor jenen verſchloß, die mit bekannten Zügen, wenn auch in neuem modiſchen Anzuge, ſich auf die alten Satzungen niederlaſſen wollten, die in mir wie für die Ewigkeit gelegt waren? Wenn ich des ſtillen Wegs meiner durch hindämmernde Empfänglichkeit gefundenen Entwickelung zurückblicke, bin ich ſelbſt verwundert, wie doch ein ſich überlaſſenes Menſchenkind zum Gegentheil von alledem erwachſen kann, worauf es Geburt, Familie, Wohnort und Schule, kurz die nächſten Lebens- und Bildungsmächte abgeſehen hatten.

Freilich die Zeit war bedeutend, die geiſtige Atmoſphäre voll gärender, befruchtender Elemente. Alles, auch das ruhigſt ſich Entwickelnde ward in die allgemeine Umwandelung gezogen. Poeſie, Philoſophie, Naturwiſſenſchaften nahmen den höchſten Aufſchwung. Die Idee eines geiſtigen Organismus gab die Loſung für das anbrechende Jahrhundert und einen Schlüſſel zum Verſtändniß des geſammten Daſeins. Der Streit, ob dies Jahrhundert mit zwei Nullen — 1800 — oder mit einer Eins hinter der Null — 1801 — anfange, war Kinderei neben den Kämpfen, die nach allen Seiten entbrannten. Und ſelbſt die Kritik ſchliff ihre Sonden und ihre Säbel. Aber eine Begeiſterung ſchwebte darüber, die nach allen Richtungen des Lebens die Regungen eines alles verbindenden, alles durchathmenden Geiſtes erkannte und erforſchte. Wiſſenſchaftlicher Ernſt und Fleiß wandelte ungeſtört durch das Geklingel von Sonetten, Madrigalen und Terzinen einer romantiſchen Jugend.

Doch ich kehre zu meinem ſtillen Fulda zurück, wo man all dieſem ziemlich entlegen war.

Betrachtet man das Leben, wie es um den neugeborenen Menſchen, gleich einem ruhigen See um einen hineingefallenen Körper, ſeine zitternden Kreiſe erweitert: ſo umgibt zuerſt die Familie den lallenden Säugling, die Nachbarſchaft bewegt ſich um den ſpielenden Knaben, die Stadt mit ihrem Weichbilde breitet ſich um den eifrigen Schüler aus. So weit war ich gekommen, als der auswandernde Zopf mir nach der entferntern Welt deutete, auf die Welt hinter jenem ſchönen Bergkranze der hohen Rhön, wohin mein Auge ſchweifte, ſo oft ich nach der Kirche des Kloſterberges oder den Weg der Stationen wandelte. Was wußten wir aber von jener Welt? Als ich in der Schule zum erſten male hörte, daß es „vier“ Welttheile gäbe und wir in Europa wohnten, war ich nicht wenig erfreut. In der Beſcheidenheit unſerer kleinen Wohnung empfand ich es als ganz erſtaunlich, daß wir einem Welttheil angehörten.

In dieſe Wohnung kamen denn auch keine Zeitungen. Ich ſah Bediente und Mägde ſich um das Schalter der alten Poſt nach den grauen Blättern drängen, die wir als etwas anſahen, was nur reichen Leuten zukäme. Und da der Oheim auch kein Wirthshaus beſuchte, was damals überhaupt noch nicht ſo üblich wie heute war, ſo kamen von den erſtaunlichen Weltbegebenheiten jener Tage bis in unſere Stube nur Gerüchte, die am Balkendurchzuge derſelben widerſäuſelten, gleichſam Gerüche, von zufälligen Luftſtößen herbeigeführt und längſt abgeſtanden. Doch erinnere ich mich zweier Namen —

Buonaparte's, der mit ängſtlichem Staunen, und des alten Fritz, der mit andächtiger Bewunderung genannt wurde. Man war ja damals bekanntlich ſtolz auf die Thaten eines Königs, der eigentlich doch das Deutſche Reich zerſtören geholfen. Man fühlte beim Namen des alten Fritz, wie es ſcheint, die letzte Regung eines verſinkenden nationalen Bewußtſeins. Eine Hoffnung, daß nach dem Abtriebe des vermorſchten Reichs die deutſche Einheit vielleicht aus dem jungen preußiſchen Wurzelſtocke treiben werde, lag damals wol nicht im Bereiche deutſcher Gedanken.

Der letzte Kaiſer war in Frankfurt gekrönt worden, als ich eben aus meinem zweiten ins dritte Jahr lief. Und ſchon etliche Jahre vor meiner Geburt war eine Schrift erſchienen über die Frage: „Warum ſoll Deutſchland einen Kaiſer haben?“ Der unbeſonnene, viel umhergetriebene Journaliſt Weckherlin fragte damals mit demokratiſchem Witz: „Gehört es wirklich zum Heiligthum unſerer Conſtitution, daß ein Ochſe gebraten, zerriſſen und verſchleiſt werden muß? Beruht die Würde und Feſtigkeit des Reichs darauf, daß der frankfurter Pöbel ſich rauſe und beſaufe? Die ſouveränen deutſchen Staaten würden weit glücklicher ſein, wenn der Reichsverband ganz aufhörte.“

War nun gleich, was jenſeit unſerer Berge verging, für uns eine unbekannte Welt, ſo gab es doch gewiſſe Lebenskreiſe, die theils ſichtbar, theils unſichtbar über uns lagen — eine Welt in der Höhe, vor der wir Furcht oder Ehrfurcht hegten. Ich nenne zuerſt den fürſtbiſchöflichen Hof; rechne aber darauf, daß man es mir nicht als Eitelkeit auslegen wird, wenn ich erzähle, daß unſer Haus in der That mit dem fürſtlichen Schloß in einiger Connexion ſtand. — Ich brauche dies fremde Wort abſichtlich, als guter Deutſcher, der eine ſo vornehme Beziehung richtig zu behandeln weiß. Die Sache war aber folgende.

Das Kapuzinerkloſter beſaß neben den katholiſchen Kirchengeheimniſſen noch das beſondere Küchengeheimniß einer eigenthümlichen Zubereitung des Stockfiſches. Unter dieſem Namen kommt bekanntlich der Kabeljau, an der Luft gedörrt und des Kopfes beraubt, als Repräſentant des ſtrengen Faſtens in die katholiſche Küche. Das Faſten in den Klöſtern beſtand nämlich und beſteht eigentlich noch immer nicht in dem Begnügen mit wenig magern Schüſſeln zur Uebung frommer Enthaltſamkeit, ſondern iſt zum Zweck einer reizenden Abwechſelung im Genuß einer Anzahl womöglich noch üppigerer Schüſſeln erfunden. Aus dieſem Geſichtspunkte war die Kopfloſigkeit des Faſtenrepräſentanten nicht ohne ſymboliſche Bedeutung, indem darauf hingewieſen wurde, daß eine ſolche kirchliche Aufgabe am vollſtändigſten gelöſt werde, wenn man ohne alles Denken dem Magen allein das gute Werk überlaſſe. Aus dieſem Betracht hatte der Stockfiſch durch Sympathie der Mönche eine veredelnde Behandlung erfahren.

Nun hatte Oheim Belten während ſeines Kloſteraufenthalts jene mönchiſche Zubereitung in der Küche kennen gelernt und war nach ſeinem Austritte, durch Vermittelung einiger Gönner, mit der Lieferung der Stockfiſche à la Capucins zur Hofküche betraut worden.

Und welche Befriedigung er damit gab, geht daraus hervor, daß man ihn ſchon zum Hofſtockfiſchlieferanten machen wollte, als man in der Hofkanzlei auf das Bedenken ſtieß, es könnten durch dieſen Titel perſönliche Misdeutungen im Publikum entſtehen, die über die Faſtenzeit hinaus dauern würden.

Wenn nun während der großen Faſtenzeit bei zahlreicher Einladung zur Tafel eine ſtärkere Lieferung dieſes vom Oheim mit Sorgfalt aufgeweichten, durchgeklopften, abgehäuteten, ausgeweideten und in Kalkwaſſer durchmürbten Fremdlings zu machen war, ſo kam ich als Knabe zu der Gunſt, den größern Kübel nach Hofe bringen zu helfen. Hier unter gewölbter Decke ſtaunte ich dieſer eigens bewegten Welt. Die verſchiedenſten Livreen rannten ab und zu. Und indem ich ſo den lebhafteſten Begriff von der Wichtigkeit dieſes Raumes an einem geiſtlichen Hofe erhielt, fand ich auch in meiner Eigenſchaft als Meßdiener ein glückliches Wort zur Bezeichnung einer ſolchen Halle, die man gewöhnlich Küche nennt, die ich mir aber nun als die „Sakriſtei“ des biſchöflichen Speiſeſaals dachte. Was ich dabei dunkel empfand, war vielleicht die noch unverſtandene Ahnung, daß ich hier der eigentlichen Seele einer hohen und gläubigen Prälatenſchaft viel näher ſei, als wenn ich ſelbſt ihre Scapuliere zu küſſen Glück und Gelegenheit gehabt hätte.

Auch mit dem Fürſtbiſchofe ſelbſt kam ich einmal als Knabe in Berührung, oder vielmehr er mit mir. Es war an einem der vier Quartal- oder ſogenannten goldenen Sonntage (gölle Sontig), als ich an der Pathenhand eines weitläufigen Verwandten im Gedränge der Domkirche vor dem rothen faltenreichen Plüſchvorhange des Hochaltars die Treppe zum Chor hinaufgelangte, um in Reihe und Glied mit zahlreichen Stadt- und Bauerbuben die Firmelung zu empfangen. Mit dem Krummſtab in der Linken, die ſeidene Inful aufgeſetzt, wandelte in Prieſterumgebung der Biſchof von einem zum andern Knaben, die Worte des Sakraments über ihn ausſprechend und ihm mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand den Backenſtreich ertheilend. Dies als Sinnbild der Leiden, die man um ſeines Glaubens willen zu tragen feſt und fertig ſein müſſe.

Wie ich ſo den Streich empfing, der eigentlich nur ein Strich war und den ich mir viel härter erwartet hatte, konnte ich mich inmitten der Feierlichkeit des Gedankens nicht erwehren: „Der Oheim Velten trifft doch ſeine Stockfiſche beſſer!" Später ſollte ich freilich, um meines Glaubens willen, härtere Pfaffenſtreiche zu empfangen haben, da meine Backen nicht mehr ſo rund wie damals waren.

Nun gab es aber einen in der Luft noch höhern Kreis als das fürſtliche Schloß, der nicht wenig unſer Herz ängſtigte und uns nicht nur wachſam erhielt, ſondern auch einmal im Jahre in feierliche Thätigkeit frommer Abwehr ſetzte. Letzteres geſchah am letzten April, am Vorabende vor der Walpurgisnacht, in welcher die Hexen von ihrer großen Verſammlung auf dem Blocksberge zurückkehrten — ausgelaſſen und aufgelegt zu allen tückiſchen Streichen an Menſchen und Vieh. Ich ſelbſt holte aus der an dieſem Abend in der Pfarrkirche eigens dazu aufgeſtellten großen Kufe einen Henkeltopf voll des friſchgeſegneten Waſſers, und der Oheim, ganz mit dem Ernſt angethan, den er von den Kloſtervätern her kannte, beſprengte alle Winkel des Hauſes und ſetzte auf jede Thür mit Kreide oder Kohle die Abwehr dreier Kreuze. Ich trug den Henkeltopf mit dem Weihwaſſer neben ihm her, ſodaß er ſich wol als Pater fühlen mochte, dem ein Miniſtrant folgt. Auch ſtrich er ſich dann und wann mit der linken Hand über das unraſirte Kinn, wie die Kapuziner mit ihren Bärten zu thun pflegten. Unſer Ziegenſtällchen wurde am wenigſten vergeſſen, da wir wußten, daß die von ihren lüſternen Tänzen auf Beſenſtielen heimfahrenden Hexen ihr garſtiges Spiel gern an den ſtrotzenden Eutern des Milchviehs auslaſſen und die Thiere ſchädigen. Aber unſere Kreuze behüteten die liebe Geis, und wir erlebten's nie, daß ſie am erſten Maimorgen das friſche Futter verſchmäht oder blutige Milchtropfen aus welkem Euter gegeben hätte.

Nun läßt ſich wol behaupten, weſſen Herz dem Aberglauben offen ſei, halte ſich auch dem Argwohn nicht verſchloſſen, und wer an Hexen glaube, ſuche auch Hexen. Wenigſtens konnte ſich damals kein altes Weib mit leidenſchaftlichen Geſichtsfurchen und unſteten Blicken, in ſchwarzem löcherigen Mantel, mit grauem, unordentlichem Haar unter ſchiefer Mütze ſehen laſſen, ohne in dieſen Verdacht zu fallen. Wie hätte es aber bei der Armuth und Roheit der untern Klaſſen in Fulda an Frauensperſonen ſolchen Gepräges und Ausſehens fehlen können? Glücklicherweiſe gab es ein Mittel, über alle

Muthmaßungen hinaus zur wirklichen Erkenntniß einer Hexe zu kommen. Ein am Charfreitage vor Sonnenaufgang gelegtes Hühnerei beſaß die magiſche Eigenſchaft, das Auge deſſen, der es an ſich nahm, ſo zu erleuchten, daß er jede Hexe an dem Kübel erkennen konnte, den ſie jedem andern unſichtbar auf dem Kopfe trug.

Was dieſe unſeligen Perſonen gerade mit Kübeln zu ſchaffen oder ihr Zauber mit einem Zuber zu thun hatte, blieb unerklärt. Der Kübel war ein Axiom, über das man nicht hinauskonnte. Das Ei gab indeß nur einen Talisman der Erkenntniß, nicht aber des Schutzes ab; und wehe! wenn die erblickte Hexe, die ein durchdringendes Auge für derlei Eier hatte, den Inhaber erreichte und es ihm zerdrückte: ſein Herz brach mit entzwei — oder es mußte dem Bedrängten gelingen, das Ei ſchnell genug in fließendes Waſſer, wenn auch nur der nächſten Goſſe zu retten.

Welch ein lockendes Geheimniß für einen Knaben! Wunderbares Ei, worin Glauben und Erkenntniß, wie Dotter und Eierklar, ſich in zerbrechlicher Schale vereinigten! Das Dotter freilich war auch hierbei das Beſte. Die Zerbrechlichkeit gab die Spannung zur Kataſtrophe. Es war ein ganz dramatiſches Ei, und das Drama, nicht in nuce, ſondern in der Eierſchale, hing vielleicht auch, wie das Drama überhaupt, mit der heiligen Geſchichte zuſammen. Den Hennen konnte ja ein ſolcher Segen für ihre Charfreitagseier um des Hahnes willen verliehen ſein, der in jener verhängnißvollen Nacht die Verleugnung des Apoſtels Petrus ausgekräht hatte.

Indeß ſo weit dachte ich nicht; mich beſchäftigte das lockende Geheimniß und ich machte mir die Rechnung, daß unſere Henne, die ſeit acht Tagen jeden Morgen legte, gewiß auch ein Charfreitagsei bringen werde — wenn nur früh genug! Ich ſchlief die Nacht ſehr unruhig, ſodaß ich ſie in der Morgendämmerung gackern hörte. Ich aus dem Bett, im Hemd und barfuß in den Hof und mich des Schatzes bemächtigt!

Nun aber auf die beabſichtigte Kundſchaft damit auszugehen, koſtete mich keinen geringen Kampf mit den Meinigen, die nicht blos eine Gefahr, ſondern auch einen Frevel darin finden wollten. Endlich vermittelte es die Mutter, die wol ſelbſt ein wenig geſpannt ſein mochte, dadurch, daß ſie mich zu begleiten erklärte. Ich trug das Ei und ging wie auf Eiern, die Mutter aber nahm einen Topf friſchen Waſſers unter ihrem Mantel mit. Wir durchwandelten rechts und links ſpähend die Gaſſen. So oft wir nur eine Frauensperſon von weitem erblickten, fragte, mich ängſtlich am Arme faſſend, die Mutter:

„Siehſt du einen Kübel auf ihrem Kopf?“

„Nein, Mutter, ich ſehe keinen.“

„Thu' mir ja die Augen auf, Heinrich Joſeph! Es kann auch ein ganz kleines Kübelchen ſein.“

Aber ich bekam auch kein kleines Kübelchen zu ſehen, und wir kehrten mit der großen Ungewißheit darüber zurück, ob es kein richtiges, vor der Sonne gelegtes Ei ſei, oder ob es keine Hexen in der Stadt gebe. Ich wollte mir das Ei, der Oheim ſich die Hexen nicht nehmen laſſen.

„Ei was!“ rief endlich die Mutter, die manchmal ſehr ſcharfſinnig den Nagel auf den Kopf traf, „die Hexen ſind ſchlau, und da ſie von den Charfreitagseiern wiſſen, laſſen ſie ſich an dieſem Tage lieber gar nicht ſehen!“

„Wozu nun die Charfreitagseier?“ fragte ich ärgerlich. „Wozu haben ſie nun den Segen?“

Auch dieſe Frage löſte die Mutter, und als ich von der großen Proceſſion zurückkam, hatte ſie mein Ei nebſt ein paar andern mit jungem Schnittlauch in einen Tiegel geſchlagen zu einem Pfannkuchen für den hohen Faſttag.

O der ſchönen Zeit, da ich noch an Hexen glaubte! Wie konnte ich damals Pfannkuchen noch ſo gut vertragen!

Lebensbeſtimmung.

Nicht ſobald aber wird der aufwachſende Menſch von dem umkreiſenden Leben zu einiger Aufmerkſamkeit erweckt, als ſich in ihm auch gleich ein Nachbildungstrieb regt, der ſich ſpielend bethätigt. Zwar die gemeinſchaftlichen Spiele der Kinder beruhen auf Ueberlieferung, ſind ſozuſagen hiſtoriſch und erſcheinen, ſoweit ſie beſonders im Freien vor ſich gehen, als wiederkehrende Eingebungen der wechſelnden Jahreszeiten. Das einzelne Kind aber, ſich ſelbſt überlaſſen, erfindet durch Nachahmung deſſen, was in ſeinem Lebenskreiſe Anſehen und Einfluß genießt. Wie viel oder wenig es von ſeinem eigenthümlichen Naturell zuſetzen mag, tritt es doch als Urheber und Schöpfer unter den Kameraden auf, denen es ſein beſonderes Spiel zur Gemeinſchaft bringt.

Daß unſer Knabe, ſo früh in die katholiſche Meſſe mitgenommen und ſpäter ſelbſt die Meſſe bedienend, bald darauf verfiel, auch Meſſe zu leſen, iſt begreiflich. Da fanden ſich nun unter dem dürftigen Hausrathe der

Familie — wer weiß aus welcher guten Zeit oder Verbindung — drei hohe Stengelgläſer, von denen ich mir eins zum Kelch nehmen durfte. Die Mutter half mit weißen und rothen Kelchtüchlein zu. Ob ſie damit nur eine ſo anſtändige Beſchäftigung begünſtigen, oder in dem frühen Trieb das Keimauge eines hohen Berufs erblicken mochte: ſie nahm es wenigſtens für keine ſchlimme Vorbedeutung, daß die Knabenprieſterſchaft nicht länger dauerte, als bis unter den frevelnden Händen die drei gläſernen Kelche nach und nach in Scherben gegangen waren.

Wie ſehr aber außer dem Hauſe die religiöſe Stimmung der Familie das Dichten und Trachten des Knaben beherrſchte, geht aus einem kindiſchen Vorfalle hervor, deſſen ich gedenken muß. Beachtenswerth iſt mir dabei, daß eine frühe Knabenneigung ſich, wie es auch ſonſt im Leben vorkommt, ins Religiöſe verſteckte, und daß der früheſte Darſtellungstrieb des Knaben in derſelben Richtung auslief, in welcher, wie ſchon erwähnt, das chriſtliche Mittelalter ſelbſt zu ſeinen dramatiſchen Aufführungen gekommen war.

Eines heitern Frühlingsnachmittags waren wir Nachbarskinder um ein Spiel verlegen. Daß wir nicht eins der bekannten ergriffen, oder uns irgendeinem Muthwillen überließen, lag an dem niedlichſten, rothwangigen Nachbarskind, um das wir ältern Knaben uns mit einer eiferſüchtigen Zärtlichkeit drängten. Wir fühlten uns zu behaglich in unſerer Art von Gunſtbewerbung, um uns in irgendeinem Unternehmen ſpielend zu zerſtreuen. Es war ein Töchterchen jener ſaubern und reſoluten Nachdarin, der Frau des Herrn Louis — ein Mädchen, das ſpäterhin durch reizende Geſtalt, einnehmende Züge und guten Verſtand einen Mann von bedeutender Stellung im Staatsdienſte feſſelte und gewann.

Ich weiß nicht mehr, wie ich endlich auf den Vorſchlag kam — wir wollen „Ewigkeits" ſpielen. Das Neue und Räthſelhafte fand Aufnahme und ich hatte als Angeber die Sache anzuſchicken, wobei mir die gute Kenntniß des Katechismus zu ſtatten kam. Oheim Velten war nach Gras ausgefahren, Tante und Mutter ſaßen bei Nachbarinnen vor dem Hauſe, und ſo gebot ich über die Räumlichkeiten unſers Hofes. Aus den Reiſigwellen in der Halle wurden drei Höhlen als Hölle, Fegfeuer und Himmel hergerichtet und die Geſpielen nach meiner Gnadenwahl darein vertheilt. Das am jüngſten Maivorabend geweihte Ziegenſtällchen hatte unter ſchrägem Dache einen knappen Bodenraum für das tägliche Futter. Jetzt, da er eben leer war, erhoben wir drei älteſten Buben unſer liebes Katharinchen als Maria zu dieſem himmliſchen Sitz und umgaben ſie als Dreifaltigkeit. Während nun die Seligen im Reiſighimmel ſich mit Jubel und Jauchzen genug thaten, ließen es die Verdammten an überbietendem Heulen und Zähneklappern nicht fehlen; wie denn auch die in der dritten Höhle ihre um Erlöſung flehenden Hände auszuſtrecken nicht ermüdeten. Ich hatte als Regiſſeur dieſer Divina Comoedia alles wohl einſtudirt. Die Sache ging luſtig und nachhaltig genug; indem dann und wann einer, der des hölliſchen Heulens müde war, in den Himmel überlief, um auch einmal zu jauchzen. Daß dazwiſchen die beunruhigte Ziege meckerte, hätte uns für die Schelmenſtimmen des böſen Feindes gelten ſollen; wir achteten aber nicht darauf. Denn wir Dreieinige, um Käthchens willen heimlich etwas uneinig, wollten uns nun doch auch, gleich unſern Seligen und Verdammten, paſſend bethätigen. Ich als Gottvater ſchon etwas verdroſſen, daß Sohn und Geiſt die Maria in ihre Mitte genommen und mich beiſeite gedrängt hatten, ſchickte jenen hinab, einige Seelen aus dem Fegfeuer zum Himmel zu erlöſen. Etwas ungeneigter als der Sohn zeigte ſich der Geiſt, dem ich aber aus dem Katechismus bewies, daß er vom Vater und Sohn ausgehen müſſe. So folgte er endlich, und hüpfte als Taube mit flügelartig gebreiteten Armen im Hof umher.

Nun rückte ich der freundlichen Maria etwas näher. Doch dieſe dritte Bewegung war zu viel für die Umſtände: die halbe Schütte Stroh, auf der wir ſaßen, rutſchte; Maria konnte ſich auf dieſen goldenen Strahlen unſers Himmels nicht halten, und glitt in den Hof hinab. Ihr Wehgeſchrei brachte Himmel, Hölle und Fegfeuer in Aufruhr; Selige und Verdammte vermiſcht, umſtanden die Gefallene, die ſich endlich erhob und mit einer Quetſchung am Bein nach Hauſe hinkte. Ueber uns andere kam die Ahnung eines Strafgerichts für unſer frevelhaftes Spiel, ſodaß wir kleinlaut davonſchlichen.

Als ich, der Urheber des Frevels, mit zerknirſchtem Herzen die Stube betrat, fiel mein erſter Blick auf unſere Hausandacht. Ich meine jenes ſtarke Buch, aus welchem die Gewitter beſprochen wurden und das für alle Tages- und Jahreszeiten Gebete und Betrachtungen enthielt. Ich nahm es an mich und ſuchte in dem „Beichtſpiegel“ nach einer etwaigen Bezeichnung meiner Sünde.

Ein ſolches Verzeichniß aller denkbaren Sünden wird nicht, wie andere Muſterkarten, zur Auswahl für neue Anſchaffungen, ſondern im Gegentheil zur Beſinnung auf das, was man abzulegen habe, den Frommen dargeboten. Wie oft, ſeitdem ich in die Jahre des Beichtens getreten, hatte ich über dieſem Regiſter geſeſſen, bald zur „Erforſchung des Gewiſſens“, bald aber auch um über manche der verzeichneten Sünden zu räthſeln, deren dunkle Benennung etwas Geheimnißvolles für den Knaben hatte und eine Ahnung deſſen erweckte, was man im Leben noch alles kennen zu lernen habe.

Dem „Beichtſpiegel“ war eine ſonderbare Lotterie beigefügt — ein liniirtes Viereck, dem Schachbret ähnlich in kleine Felder getheilt, deren jedes mit einer Ziffer bezeichnet war. Hatte man ſich hier eine Zahl gewählt oder gewürfelt, ſo wies ein nachfolgendes Verzeichniß unter derſelben Nummer nach, was man gewonnen, das heißt — bußweiſe zu thun habe: ein Gebet für den Tag, eine Lebensvorſchrift für die Woche, einen Kirchengang für den Abend, eine Enthaltſamkeit bei Tiſche, ein Almoſen für den Freitag u. dgl. An Vorſchriften zu Kaſteiungen fehlte es auch nicht, und gerade eine ſolche fiel mir durch die Nummer, die ich mittels einer kleinen Saubohne mir erwürfelt hatte, als diesmaliger Bußgewinn zu. Gleich ſuchte ich mir aus dem geſponnenen Garne der Muhme hinterm Ofen die dickſte Zaspel aus, mit welcher, als einer Bußgeiſel, ich bald über die rechte, bald über die linke Schulter den des Kamiſols entkleideten Rücken traf, bis er mir über und über brannte.

Dies war, im Vertrauen geſagt, nicht das einzige mal, daß ich in jenem Alter, und noch als angehender Student, ſolcher frommen Anwandelung folgte. Mit lächelnder Rührung gedenke ich der Zeit, da ich mir mit ungebleichtem Garn durch tüchtigen Einſchlag in den Zettel des Glaubens ein damaſtenes Bewußtſein des Guten zu weben verſtand. Wahrſcheinlich blüht auch nicht ohne Vorbedeutung der Flachs himmelblau, da er durch die Verwandlungen in Garn ein ſo heilſames Hausmittel zur Abtödtung des Irdiſchen darbietet.

Jene Gebinde ſind längſt verwebt und im arbeitsvollen Leben abgetragen worden; aber es würde unwahr ſein, wollte ich behaupten, daß mein frommer Eifer auch nur den zehnten Theil ſolange ausgehalten hätte. Wie bald ſieht man nicht ein, daß dieſelbe Schwäche, aus der man ſeine Fehler ſo gern andern zur Laſt legt, auch die Frommen dahin bringt, die Schuld des ſündhaften Willens, alſo ſeines eigentlichen Ich, dem Körper in Rechnung zu ſetzen, den man für ein Nicht-Ich zu halten pflegt. Und ſo machen ſie es wie die zornigen Kinder, die den Tiſch ſchlagen, an dem ſie ſich durch ihre Unachtſamkeit geſtoßen haben.

Es iſt auch eine Art von Kinderzucht, daß die katholiſche Kirche ſoviel Werth auf Faſten und Kaſteien legt. An ſich ſelbſt ohne ſittlichen Gehalt, lenken ſolche Mittel zur Selbſtüberwindung die gute Abſicht viel zu ſehr auf blos äußerliche Dinge, die mehr gemacht ſind, der Prieſterſchaft eine gewiſſe Beherrſchung ihrer Gläubigen, als den Gläubigen die Herrſchaft über ihren Willen zu vermitteln.

Abtödtung des Fleiſches! Im Gegentheil bedarf der Menſch, der mit hundert Widerwärtigkeiten des Lebens zu kämpfen und mit Bewußtſein und Beſonnenheit das Gute und Gerechte durchzuſetzen hat, vor allem eines durch Geſundheitspflege friſchen und kräftigen Organs für den Willen.

Neben jenem Andachtsbuche, das zu einem frommen Glücksſpiele Gelegenheit gab, muß ich eines andern Werkes gedenken, das mir früh unter die Hände kam und mein lebhaftes Wohlgefallen erregte. Wir beſaßen nämlich einen dicken Folianten Predigten des bekannten Abraham a Sancta Clara. Der wunderliche Humoriſt hatte den ſeltſamen Gedanken ausgeführt, eine Anzahl von Predigten nach dem deutſchen Kartenſpiele zuſammenzuſtellen und eine jede mit einem Kartenblatt in Holzſchnitt zu bezeichnen — als mit Herzas, Schellenbub, Eichelkönig, Grasſieben u. ſ. w. — Man kennt ja den bizarren Humor, den burlesken Witz, die kecken, oft geſchmackloſen Bilder, ſeltſamen Einfälle und lächerlichen Vergleiche dieſes geiſtreichen und weltkundigen wiener Hofpredigers. Vieles in jener Sammlung war derb und handgreiflich genug, um dem Knaben und dem angehenden Studenten nicht unverſtändlich zu ſein. Ueber alles aber ſprachen mich des launigen Paters Spiel und Umſpringen mit Gleichklängen und Wortwitzen an. Und wenn mein Stil ſchon oft deſſelben Fehlers beſchuldigt worden iſt, ſo mag ſich dieſe Neigung vielleicht aus jenem Paradies meiner erſten Knabenerkenntniß als Erbſünde meiner Feder herſchreiben.

Zu den rohen Holzſchnittbildern, mit denen das dicke Buch verziert war — wie ich mich denn des verlorenen Sohnes noch erinnere, der verzweiflungsvoll ausſehend, ſeine Mahlzeit mit Schweinen aus ihrem Troge nimmt, — ſtattete Oheim Velten den Prediger ſelbſt mit Anekdoten aus, die er aus dem Kloſter haben mochte. So hatte bei einem Beſuche des Kaiſers Leopold I. im Kloſter der Barfüßer-Auguſtiner auf die Frage der Majeſtät, warum denn auf der altteſtamentlichen Jakobsleiter die Engel auf- und abgeſtiegen ſeien, da ſie doch Flügel hätten, Abraham noch als Novize hinter den verſtummenden Kloſtervätern her raſch geantwortet — die Engel ſeien damals juſt in der Mauſer geweſen. Und dieſem raſchen Witze hatte der junge Mönch ſein ſpäter erfolgtes Glück als Hofprediger zu danken gehabt.

Da ich einmal an den Büchern ſtehe, die dem Knaben vorgekommen ſind, ſo bleiben noch zwei weltliche zu nennen. „Fortunatus mit dem Wünſchhütlein“ hat mir damals, ſoviel ich mich erinnere, eben kein abſonderliches Wohlgefallen erregt, wiewol ich viel ſpäter, wenn ich oft genug von Weltverbeſſerung und Ausführung großer Dinge träumte, jenes Wünſchhütleins gedenken mußte, ſtatt deſſen ich mir auch einen unerſchöpflichen Seckel hätte gefallen laſſen.

Noch dunkler iſt der Eindruck, den ich von Richardſon's Roman „Pamela“ behalten habe. Aus der ſauber gedruckten Ueberſetzung mit Nachbildungen engliſcher Kupfer ſtehen mir noch die ſchlanken Frauengeſtalten vor, die es auch einmal mit Wäſche zu thun haben. Sonſt iſt mir nur noch eine ſpannende Scene, worin es einer verführeriſchen Ueberraſchung der tugendhaften Pamela gilt, ganz dunkel erinnerlich geblieben. Die Lectüre mag wol auch etwas ſpäter geſchehen ſein, als ich voll Eifer für ernſte Studien war; denn ich erinnere mich wiederholter Anläufe, um das Buch zu Ende zu bringen. Der Roman ſelbſt ſcheint ſich vom Putztiſch einer adelichen Dame, bei der die Mutter des Knaben „in Gnaden ſtand", in unſere fromme Wohnung verlaufen zu haben.

Bei aller Ernſthaftigkeit, die ſich unter der ängſtlich frommen Stimmung der Familie in die früheſten Spiele des Knaben miſchte, ſchwieg doch in ſeinem Innern länger als gewöhnlich der Trieb zu irgendeinem Lebensberuf. Träumeriſche Knaben, von keiner Seite der betriebſamen Welt lebhaft genug angezogen, bleiben länger als munter nach außen getriebene Buben unentſchieden über ſich ſelbſt. Deſto bedenklicher nahm die Mutter ſich dieſe Frage zu Herzen und entſchied ſich nach langer Ueberlegung für das Schneiderhandwerk.

Abgeſehen davon, daß ihr die Welt doch am wenigſten von der Seite unbekannt war, wo ſie ſich mit der Elle ausmeſſen läßt, hielt ſie begreiflicherweiſe die nährende Nähnadel ſehr hoch. Dazu kam der finanzielle Voranſchlag, daß die Schneiderlehre wohlfeiler zu haben und die künftige Einrichtung des Meiſters, wozu ſie ſelbſt zwei Bügeleiſen beiſteuern konnte, einfacher als bei faſt allen übrigen Handwerken zu beſtreiten wäre. Vielleicht dachte man auch bei der Wahl des Handwerks an unſere Ziege, durch die unſer Haus in einer alten Connexion mit der Familie des bekannten Patrons der Schneiderzunft ſtand.

Damals, und ehe die Schneider noch Kleiderfabrikanten hießen, war es das vom Volkswitze am meiſten geneckte Handwerk. Ein mageres, dürftiges Ausſehen, die geſtohlenen Lappen und der Ziegenbock gaben ſich zu unerſchöpflichen Späßen her. Mir ſelbſt denkt noch in Beziehung auf die beiden letztern Gegenſtände ein drolliger Reim:

Ich weiß, was ich weiß:
Der Schneider hat 'ne Geis;
Der Schneider ſtiehlt ein Läppchen
Und macht — der Geis ein Käppchen.

So ſtand die Sache, und die gute Mutter war aus all den Gründen ganz einig mit ſich ſelbſt geworden, als ſie nach einer öffentlichen Schulprüfung durch einen freundlichen Lehrer auf ganz andere Gedanken gebracht wurde. Der heitere Mann wollte gute Anlagen an dem Knaben bemerkt haben und rieth ihr deshalb, ihn ſtudiren zu laſſen.

Welch ein Sonnenſchein fiel da ſo unerwartet in das Mutterherz! Eine duftige Fernſicht in eine träumeriſche Zukunft that ſich von einer Seite auf, wohin ſie noch gar nicht geblickt hatte. Ja bei näherm Betracht erſchien Studiren ſogar noch wohlfeiler als Schneiderwerden, und ſie ſelbſt behielt ihre Bügeleiſen.

In der That war unter der geiſtlichen Regierung in Fulda das Studiren ſehr begünſtigt. Die Söhne vermögensloſer Aeltern wurden nicht nur ſchulgeldfrei aufgenommen, ſondern erhielten aus Stiftungen einige Forthülfe durch Geld und Bücher. Die verſchiedenen Klöſter gewährten Freitiſche, und ein fleißiger Student fand als „Präceptor“ in bürgerlichen Häuſern kleinen Nebenerwerb. Dabei beſaß Fulda damals noch, was man Univerſität nannte, und jedenfalls eine Schule der Theologie. Geiſtliche waren ja der große Bedarf für das katholiſche Land; daher auch ein guter Kopf bürgerlicher Abkunft gewöhnlich ſehr übel angeſehen wurde, wenn er ſich nicht dem geiſtlichen Stande widmen mochte. Er fiel leicht in den Verdacht der Freigeiſterei. Jedenfalls blieb die weltliche Laufbahn viel unſicherer, indem auf den ſchmalen, verſchlungenen und zuweilen etwas ſchlüpfrigen Wegen zu den einfachen Staatsämtern die Söhne ariſtokratiſcher und patriciſcher Familien ſchwer zu überholen waren, wenn einer nicht etwa die Hand einer Tochter ſolcher Familien oder die Schürze einer Prälatenfreundin erreichen konnte.

Hatte denn aber auch die herrſchende Prieſterſchaft bei ihrer Begünſtigung armer Studenten den öffentlichen Bedarf von Weltgeiſtlichen und Mönchen in Abſicht, ſo muß doch der katholiſchen Kirche überhaupt nachgerühmt werden, daß ſie ſtets die Freiherrlichkeit der Naturgaben geachtet und kein Privileg der Vornehmen und Reichen auf eine geiſtes- und gemüthsſtarke Nachkommenſchaft anerkannt hat. Wie viel Söhne niedriger Aeltern, aber von hoher Begabung, ſind nicht, wenigſtens in frühern Zeiten, zu den höchſten Kirchenwürden, ja ſelbſt zum Heiligen Stuhl gelangt?

Zum erſten mal empfand nun auch ich ſelbſt etwas von einer Beſtimmung für die Zukunft. In der fremden Sprache, durch welche der Weg dahin ging, lag viel von dem Geheimnißvollen, das mich bisher mit den unverſtandenen Worten des Meßdienſtes bewegt hatte. — Sobald mit dem Hauslehrer Verabredung getroffen war, führte er mich, zur Vorbereitung für die lateiniſche Schule, in die Grammatik, und deckte mir mit der erſten Declination von mensa, mensae, den Tiſch für eine unermeßliche Beſcherung. Die gehobene Empfindung, in der mich eines heitern Abends die auswendig gelernten, leiſe hingemurmelten Beugeſilben mensa, mensam, mensarum vor das Thor hinaustrugen, iſt mir unvergeſſen geblieben. Auch ging es in ungetrübter Stimmung vorwärts bis zum Gebrauche des Wörterbuchs. Dies ſetzte mich zuerſt in Verzweiflung; jedoch nur durch ſeinen körperlichen Zuſtand. Ich erinnere mich nicht, woher wir das Exemplar hatten; aber während einer längern Zurückgezogenheit unter einem Hausbodendache war es durch Vermoderung und Mäuſefraß ſehr hinfällig geworden. Es laborirte am Marasmus. Im Rücken fiel es auseinander und beim Umſchlagen brachen zundermürbe die Blätter entzwei, ſodaß die Wörter, die von Moder und Mäuſen verſchont geblieben, nun noch zwiſchen den ſuchenden Fingern verloren gingen. Der Jammer des Schülers war gerecht, ohne daß ihm ſelber die Mittel des Hauſes ſobald hätten gerecht werden können.

Da erinnerte ſich der Oheim des ehemaligen Gönners und Hausfreundes Paters Hilarius im Kloſter. Ich mußte ihm in meinem Sonntagswams, das dichte

Haar glaltgekämmt, dahin folgen. Im Vertrauen auf das alte Wohlwollen dachte er den Pater um ein entbehrliches Lexikon anzugehen, wobei er ihm den Burſchen zeigen wollte, der es brauchte. Hilarius trat eben aus ſeiner Zelle, als wir anklopfen wollten, und vernahm ohne Erwiderung das Anliegen. Sein ernſter Blick ruhte lange auf mir, die Hände über der Bruſt gefaltet. Was er dachte, ſprachen ſeine Lippen nicht aus; aber der lange, angegraute Bart des ſtattlichen Mannes bebte ein wenig von dieſen Gedanken. Endlich trat er in ſeine Zelle zurück und holte ein ſchweres Buch, das er mir noch immer ſchweigſam in die Arme legte. Ich küßte ſeine Hand, die ich davon zucken fühlte. Vielleicht misbilligte er für ſich meinen lateiniſchen Lebenspfad, und bereute ſchon, mir das Buch gegeben zu haben, das wie ein verhängnißvolles Schwergewicht den bedrängten Knaben in dieſelbe braune Kutte ziehen möchte, die der Pater ſelbſt, vielleicht mit wie ſchwerem Herzen! durchs Leben ſchleppte.

Froh, daß ich mit einem Gruß an die Mutter vorausgeſchickt wurde, als Hilarius den Oheim mit ſich nahm, eilte ich fort, meinen Schatz unterm Arme. Wie oft hob und wog ich dies Lexikon! Das war doch ein Buch, das einen Puff vertragen konnte, — in derben, ſchwarzledernen Decken, durch eine Meſſingklammer verbunden, die den gerippten Rücken des ſtarken Bandes rund und feſt erhielt. An dieſem handfeſten Begleiter konnte ſich auch einmal die leicht aufbrauſende Ungeduld des lateiniſchen Schützen auslaſſen, die er ſonſt aus Mitleid gegen das ſchwindſüchtige alte Lexikon in ſich ſelbſt verzehren mußte.

Vielleicht ſchließt mit den Spielen der Kindheit oder verliert ſich allmählich jene Zeit, die in höhern Jahren, wenn uns die Stunden und Tage unter den Händen dahinſchwinden, unſerer Erinnerung ſo unermeßlich lang und an Inhalt unerſchöpflich vorſchwebt. Freilich, ſolange man mit dem unbefangenen Blicke der Jugend jede neue Erkenntniß aus der Quelle der Unendlichkeit ſchöpft, iſt man in ſeinem Gefühle mit dem Ewigen verbunden, im Unermeßlichen ſchwebend. Sobald aber das Wollen und Streben nach hundert Dingen erwacht, iſt man auf das Irdiſche gerichtet. Abſicht und Zweck bezeichnen die Schranken unſerer Welt, in welcher der Verſtand alles vereinzelt, verzettelt; die Beſtrebungen beeilen ſich und wachſen der Zeit über den Kopf; die Abſichten werden unerſättlich und zehren begierig die Stunden, die Monde und Jahre auf. Wie oft ſieht man ſich da nach jenem Paradieſe der Kindheit um, da die ſeligen Tage ſo lang und ruhig waren! Wie viel hat man damals zu lernen verſäumt, meint man, und bedenkt nicht, daß man in jener Zeit und bis zur Pubertät gerade das Ewige lernt, das allen vereinzelten Kenntniſſen zu Grunde liegt und vor unſerer Erinnerung den Schimmer der langen Dauer auf jene Tage zurückwirft!

Land und Leute.

Ueber das Weichbild der Stadt hinaus kam der heranwachſende Knabe nur nach einer Seite. Freilich nach der anziehendſten, in die Nähe der ſüdöſtlich gelegenen Rhön. In Hofbieber, am Fuß dieſes reizenden Gebirges, hatte die Mutter eine Schweſter, an einen Mann verheirathet, der neben einem beſchränkten Feldſtück eine rohe Hobelbank als Schreiner betrieb. Es war ein Feſt für eine zahlreiche Familie, wenn wir ſie alljährig zur Kirchweihe beſuchten. Wir machten die drei Wegſtunden zu Fuß, die erſte Hälfte im Anblicke des herrlichen Gebirges, die zweite auf ſtillen, zwiſchen bewaldeten Hügeln hinſchleichenden Feldwegen.

Die heimliche, weiblich waltende Ordnung und fromme Sauberkeit im Hauſe des Oheims hatte den Knaben ſo verwöhnt, verweichlicht oder verblödet, daß die neuen Eindrücke des ländlichen Lebens, der Jubel und die Genüſſe der Kirchweihe, wie ſie damals noch üppig und tobend waren, ihn zwar den Tag über fröhlich aufregten, doch allabendlich mit der Wehmuth des Ungewohnten ſein Herz beſchlichen. Wenn die Abendröthe in den Grasgarten fiel, der Kirchthum durch die kleinen Fenſter leuchtete oder das Ave-Maria der Nachtglocke mit den Hörnern und Clarinetten des Wirthshauſes wechſelte, ward er immer ſtiller und ſah dem brennenden Kienſpane zu, der, in die Gabel des hölzernen Leuchterſtocks eingeſteckt, die geſchwärzte Stube erhellte. Mit den verkohlten Gelenken, die auf den ungedielten Boden neben der Streu des nächtlichen Lagers niederfielen, qualmte in der Bruſt des unbehaglichen Gaſtes ein trübes Heimweh auf. Wie froh war er dann, wenn die Rückkehr wieder angetreten wurde, er das Bündel mit den Gaſtgeſchenken der Kuchenproben und des gedörrten Obſtes ſchleppen half, bis nach mehrſtündigem Wandern, das Gebirge im Rücken, ſich uns von der Höhe des Petersberges die liebe Stadt im grünen Thale und der hohe Bau des Doms für Auge und Herz erneuerte.

Land und Leute haben mir auch von andern Seiten ihre wiederholten Eindrücke hinterlaſſen.

Die Gegend um Fulda iſt nicht überall vom Boden und nirgends vom Klima ſonderlich begünſtigt zu nennen. Die Vegetation iſt ein wenig bleichſüchtig, und ſo anmuthig auch die Hügel und Berge ſich für den Beſchauer aus der Ferne neben- und übereinander gruppiren, immerhin bleibt es eine etwas blaſſe und magere Schönheit. Die hohe Rhön ſchließt den Süden und hält oft einen harten und langen Winter feſt, der nicht ſelten mit ſeinen Schneehäuptern in die grünen Frühlingsthäler herabnickt und die ſchüchternen Blüten entſetzt.

Der Menſchenſchlag, der dieſen Boden anbaut, iſt derb, kräftig, breitſtämmig; das gefurchte Antlitz ſpiegelt den tiefgepflügten Boden ab. Die weibliche Tracht iſt den unſchönen Geſtalten auch noch ſehr unvortheilhaft. Der vielfaltige Rock, der die bunten Zwickelſtrümpfe ſehen läßt, wird hoch unter den Armen gebunden und überhängt den Hüftenbau; das kattunene Leibchen ſpannt über der Bruſt und der Kopf wird mit einem in drei Zipfel gelegten, bunt und hell gewürfelten baumwollenen Tuche überbunden.

Das Landvolk iſt fromm und ſinnlich. Es hält ſich gläubig an die Lehren und Vorſchriften ſeiner Prieſter, ohne ſich im Myſtiſchen zu vertiefen oder im Moraliſchen ſehr zu ängſtigen. Im Beten genau, im Leiſten lau zu ſein, hatte ſich der Fuldenſer unter dem Krummſtabe gewöhnt.

Solche Frömmigkeit verträgt ſich denn auch gar wohl mit Fröhlichkeit des Genuſſes. Ja in dieſer ging man noch viel eher als in jener über das Maß hinaus. Zur damaligen Zeit war die Roheit der Luſt faſt unbändig. An Feiertagen, wenn die Bauern nachmittags aus der Stadt nach Hauſe kehrten, hüteten ſich die Städterinnen, ihnen zu begegnen. Brutale Angriffe waren vorgekommen. Und wie hätte eine kirchliche Andacht wenigſtens ohne Schlägerei abgehen können! Dem eifrigen Fuldenſer genügte es nicht, daß die hohen Feſte roth im Kalender ſtanden; er wollte ſie auch auf der blutigen Stirne als richtig begangen eingezeichnet wiſſen.

Außerdem ließ die nüchterne Fröhlichkeit des Fuldenſers ſich gern in trockener Spaßhaftigkeit aus, in einer Laune, der es nicht an bildlicher Phantaſie fehlte und die durch gutmüthige Unbeholfenheit des Ausdrucks ins Drollige fiel.

In dies bäuerliche Leben warf zu jener Zeit noch der viel angebaute Flachs mit ſeiner himmelblauen Blüte einen poetiſchen Schimmer und ſpann aus ſeinem Stengel einen Faden des Weltverkehrs. Die Spinnräder ſchnurrten im Winter bei geſelligen Zuſammenkünften; da es denn zur Liebesartigkeit des jungen Burſchen gehörte, neben einer Spinnerin ſitzend, ihr die aus dem Rocken fallenden Flachsſplitter von der Schürze zu ſtreichen und bei ſchalkhafter Ungeſchicklichkeit einen Klapps hinzunehmen. Das Geſpinſte ward von zahlreichen Webſtühlen zu allen Sorten Leinen, vom groben Packtuche bis zum kunſtreichen Damaſt, verarbeitet. Der Vertrieb ging nach Frankfurt, Bremen, Hamburg und Holland, und machte wohlhabende Unterhändler. Finken aus den Buchenwäldern der fuldaiſchen Berge lernten in kleinen Käfichen neben den Webſtühlen vorgepfiffene Melodien, und flogen an ſolchen Leinweberfäden nahen und fernen Käufern zu. Und während ſo die einheimiſchen Melodien in die Fremde wanderten, verfingen ſich im Damaſt, im Segeltuche der reiſenden Leinenhändler wunderſame Geſchichtchen der Fremde, die ſich den ſchalkhaft ſinnlichen Geſchmack der Fuldenſer aneigneten.

Einſt war ſolch ein wohlhabender Händler nach Amſterdam gereiſt und blieb über Jahr und Tag aus. Wie er zurückkam, fand er neben dem Bette ſeiner jungen, hübſchen Frau eine Wiege mit einem Säugling. „Wem gehört das Kind?“ fragte der betroffene Mann. Und die verlegene junge Frau erwiderte:

„Ja, hör' nur, Kilian, wie mir's mit dem Buben wunderbar ergangen iſt! Es war ein ſchöner Winterſonntag und die Sonne ſchien hell. Es trieb mich in unſer Gärtchen hinaus, und da hatte ich ein ſo ſehnſüchtig Verlangen nach dir, daß ich, wie zur Kühlung, einen Eiszapfen brach und gierig einſaugte. So iſt durch ein Wunder der Bub entſtanden.“

Der Mann ſchüttelte bedenklich den Kopf, als eben, wie gerufen, der junge, kircheneifrige Kaplan des Ortes, um den Angekommenen zu begrüßen, eintrat, und zur Beruhigung des Hausvaters aus verſchiedenen Kirchenvätern die Möglichkeit eines ſolchen Wunders darlegte. So ergab ſich der Leinenhändler ins Unbegreifliche, weniger weil er ein guter, gläubiger Fuldenſer, als weil er ein vorſichtiger Handelsmann war, der ſich nicht gern einen Pfaffen auf den Hals ladet und es mit den Kirchenvätern verdirbt. Er ließ den hübſchen Buben hingeſtellt ſein, nannte ihn aber aus verhaltenem Spott nur den Sohn Yszap (Eiszapfen). — Im ſtillen mochte er aber wol darauf ſinnen, den falſchen Erben bei guter Gelegenheit wieder los zu werden, oder — wie er ſich handelsmänniſch ausdrückte — das Stück Beiderwand billig loszuſchlagen.

Als daher der Sohn Yszap herangewachſen und der Kaplan inzwiſchen auch Faſtenprediger in der Stadt geworden war, wünſchte er den ſchlanken Jungen mit nach Holland zu nehmen, damit er die Welt kennen lerne. Die Mutter willigte nicht ohne Beſorgniß ein, indem ſie den Mann beſchwor, den Sohn um Gottes willen wohl zu behüten. Der Mann gelobte es, überließ aber unterwegs den jungen Menſchen an holländiſche Seelenverkäufer, wie man die Soldatenwerber nannte. Kam daher ſpäter ohne den Buben zurück.

„Wo iſt unſer Kind? Wo haſt du den Yszap?“ fragte die angſtvolle Mutter; worauf der Mann ſchalkhaft mit der frühern Wendung der Frau antwortete:

„Ja, hör' nur, Bärbel, wie mir's mit dem Buben wunderſam ergangen iſt! Es war ein ſchöner Sommertag, als wir von Mainz auf einer Jacht rheinabwärts fuhren. Da aber die Sonne ſehr heiß ſchien, warnte ich den Buben wiederholt, den Kopf bedeckt zu halten. Der Junge hörte nicht, und eh' ich mich des Unglücks verſah, ſchmolz der Yszap unter meinen Augen in den Rhein und wurde wieder zu Waſſer. Faſſe dich, liebe Frau, und höre, was unſer Freund, der Faſtenprediger, ſagt. Ich war auf der Herreiſe bei ihm, und er ſprach, die Hände über ſeinem Bäuchlein gefaltet: Je nun! der Winter hat ihn beſchert, der Sommer verzehrt; ergebt Euch in die Wunder des Herrn!“ — —

Beiläufig bemerkt, iſt es wirklich intereſſant, daß ſo manche literariſche Stoffe, Volkswitze, launige Erzählungen oder was Shakſpeare „Humore“ nennt, ſich lange erhalten und weit verbreiten, wenn ſie auch in Nebenumſtänden kleine Veränderungen erfahren, wie ich denn eben ſelbſt beim Wiedererzählen den Faſtenprediger hinzugethan habe. Die vorliegende Mär, die man in echt fuldaer Mundart hat (ſ. Götzinger's „Sprachproben“), ſtammt — isländiſchen Urſprungs — von einem lateiniſchen Volksliede der Schweiz und Tirols aus dem neunten Jahrhundert. Dort iſt ein Sueve aus Koſtnitz zu Schiff gegangen, vom Sturm auf ein fernes Eiland verſchlagen worden, und kehrt erſt nach zwei Jahren zurück, wo inzwiſchen ſeine etwas verliebte und von Liebhabern beſtürmte Frau einen unrechten Sohn zur rechten Zeit geboren hat — filium injustum fudit justo die. Auf des Mannes drohende Frage erklärt ſie, es ſei ein Schneekind, in den Alpen empfangen, wo ſie eines Tags aus heftigem Durſt eine Hand voll Schnee verſchluckt habe. Nach fünf Jahren geht der Mann wieder zu Schiffe, nimmt den Schneeſohn mit und verkauft ihn. Seiner Frau erzählt er, wie er mit dem Schiffsvolke auf eine Klippe verſchlagen worden,

et nos	und uns
omnis graviter sol	durchglühte tüchtig die volle
torret, at ille	Sonne; doch jener
nivis natus	Schneegeborne
liquescebat.	ſchmolz dahin.

Die fuldaer Nachbildung erſcheint aber in ihren Motiven anſprechender und den Umſtänden angemeſſener.

Lebensſtufe.

So näherte ich mich der Zeit, in der ein Abſchnitt des eigenen Lebens mit einer Umwandelung meines engern Vaterlandes, des Fürſtenthums Fulda, zuſammentreffen ſollte.

Sobald der junge Menſch, der eine früher, der andere ſpäter, ſich der Entwickelungsperiode jener Organe nähert, durch die er nicht für ſich ſelbſt beſteht, ſondern in die ewige Fortdauer der menſchlichen Gattung verflochten wird, nimmt ſeine Seele einen ungemeinen Aufſchwung. Die Natur geht nicht immer jäh und roh auf ihren Zweck los: ſie führt gern durch ahnungsvolle Stimmungen, geheimnißvolle Regungen ein Herz, wie durch höhere Weihen, zu ihrem myſteriöſen und bezaubernden Dienſt; ſie gibt oft lange vor den flüchtigen Augenblicken der ſinnlichen Luſt das Ewige, Unbedingte ihrer Abſichten den vergänglichen Neigungen zu empfinden, durch welche ſie ihr Ziel erreicht. Noch iſt es kein Drang der Geſchlechtsneigung: es ſind hohe unbegreifliche Stimmungen, bald mit Unruhe, bald mit Rührung verbunden. Alles Reine, Edle, Ueberſinnliche, was unſer Geſchlecht in ſeiner *göttlichen Subſtanz* erhält oder erneut, regt ſich in der Bruſt des Jünglings *vor* den ſinnlichen Trieben, durch welche ſich die Menſchheit ſinnenfällig fortſetzt. In dieſer Periode *ſchwebt* wol auch die dumpfe, platte Seele eines Menſchen, von poetiſchen und ritterlichen Regungen getragen. Selbſt das Naturleben bietet ähnliche Erſcheinungen: der Adler ſucht aus den Wolken herab ſeine Beute; ja der Sturmwind, ehe er den Staub des allgemeinen Fahrwegs aufwirbelt, brauſet in den Lüften.

Die früheſten Empfindungen des Knaben, wenn er auf die Schwelle der Jünglingſchaft tritt, fliegen ins Träumeriſche, ins Schwärmeriſche aus. Vielleicht iſt dies heutzutage weniger der Fall, wo die überſättigten Aeltern an raffinirenden Kindern, die ſocialverdroſſenen Väter an frivolen Knaben ihre Freude haben. In unſerm damaligen Familienleben nahmen, meiner Erziehung oder Abrichtung gemäß, jene Regungen ſogar eine *religiöſe* Färbung an. Solcher Stimmungen erinnere ich mich noch aufs lebhafteſte, beſonders aus der Zeit meiner Vorbereitung zur erſten Communion. So hatte ich am Charfreitage, von Kirche zu Kirche wandelnd, mit der Abenddämmerung die Pfarrkirche betreten und im dunkeln Raum unter der Orgel, wo das heilige Grab ausgeſchmückt war, in der hinterſten Bank Platz genommen. Von dem buntfarbigen Lichte der Glaskugeln matt erhellt, ſtand die Monſtranz zur Anbetung aus. Ich war mit den vorgeſchriebenen Gebeten ziemlich gedankenlos fertig geworden; aber eine unbegreifliche Rührung hielt mich in dieſer heiligen Stille feſt, und während einzelne Geſtalten der Andächtigen leiſe ab- und zugingen, fühlte ich mich allmählich ſo hoch geſtimmt, ſo tief bewegt und vom Frühlingswehen des Unendlichen überrieſelt, daß ich es nicht zu beſchreiben wüßte. Selbſt meine Athemzüge wurden kürzer unter dieſer hohen Atmoſphäre des Ewigen. Wonach ich verlangte, was ich alles wollte und erwartete, war ſo unbegreiflich wie das, was ich empfand, und blieb es auch, als ich einer der letzten den nächtlichen Raum in ſüßer Seelenermüdung verließ.

Indem ich hier aber bekennen darf, daß ſolche myſtiſche Empfindungen unmittelbarer Einigung mit der Gottheit von jetzt an und bis in die ſpätern Jahre wiederkehrten, muß ich doch geſtehen, daß ich zum eigentlichen Pietismus nie geneigt war. Wenn dieſer gern im Bewußtſein angeerbter Sündhaftigkeit verharrt, ohne ſich auch ſelbſt im Gefühl empfangener Erlöſung daraus zu erheben, ſo war ich jederzeit mehr zu einer heitern und muthigen Pelagianiſchen als zur Auguſtiniſchen Anſchauung disponirt. Ich mochte nie glauben, daß der Menſch, obgleich er noch immer gern mit einer anmuthigen Eva in einen rohen oder gebratenen Apfel beißt, von Natur oder durch Erbſchaft ſo gar verdorben ſei und ſich nicht durch rechtſchaffenen Willen, ſelbſt auch außerhalb der Kirche, zur Tugend und Tüchtigkeit bringen könnte.

Jene hohe Stimmung des Knaben wechſelte wol auch ſchon damals dann und wann die Farbe. So fühlte er ſich auf ähnliche Weiſe gehoben, als er auf ſeinem lateiniſchen Pfade zum erſten mal einen Gedanken in den fremden Worten und in ihrer eigenthümlichen Fügung mit Empfindung verſtand. Oder wären denn nicht Wahrheit, Schönheit, Güte und Liebe Ausflüſſe des Göttlichen?

Seitdem zog mich auch eine Sprache wieder an, die, vom Altare ſo früh und oft vernommen, mir bald ſehr gleichgültig geworden wäre. Zwar anfangs hatten dieſe vom Altare geſungenen majeſtätiſchen Worte den wunderbarſten Eindruck auf den Knaben gemacht. Um dieſen Eindruck gilt es ja der Kirche, und ſie hält deshalb ſo feſt an einer todten Sprache, die das Volk mit ihrem Leichenduft wie mit einem Hauche der Ewigkeit anweht. Ueberzeugt, unſer Herrgott würde kraft ſeiner Allwiſſenheit verſtehen, was mit den Worten gemeint ſei, blieb ich doch lange zweifelhaft, ob auch die Menſchen ſich mit dieſen Klängen untereinander verſtändigen könnten. Dieſer Zweifel löſte ſich zuerſt dem Meßdiener, als er neben den lateiniſchen Wechſelſprüchen, die er aus ſeinem Büchlein lernte, die deutſche Ueberſetzung fand. Nun aber brach für mich durch die Grammatik und das Wörterbuch der erſte Morgenſchimmer eines Verſtändniſſes an, und ich hörte mit innigem Antheil in dieſer Sprache vor einer auserleſenen Verſammlung predigen.

Zu einem jährlichen Sodalitätsfeſte erſchien nämlich aus der nächſten Landſtadt Hünfeld ein Prieſter, an dem noch die Zucht und Zierde des ehemaligen Jeſuitencollegs nachdämmerte. Von Alter und Andacht gebückt beſtieg er die Kanzel, ſprach aber noch mit der an ihm gerühmten Kraft der Seele und der Stimme. Für mich ſprangen einzelne verſtändliche Worte wie Silberfiſchchen aus dem lateiniſchen Strom. Auf den Geſichtern einzelner Zuhörer konnte ich aber den Ausdruck des vollen Verſtändniſſes und zugleich die aufgeſpannte Bewunderung deſſen, was und wie der außerordentliche Mann geſprochen, deutlich erkennen. Für ſie alle war die Rede — was ich damals noch nicht zu ſchätzen wußte — von der Erinnerung umwittert, daß der Sprecher noch den Jeſuiten angehört hatte. Dieſe galten damals, wo ſie noch nicht wieder aufgetreten waren, unangefochten für die Inhaber des höchſten Wiſſens und des echten Latein. Späterhin bekamen wir andere Proben vom hohen Geiſte dieſes Paters Hillebrand. Zur Winterszeit war er einmal, um die Frühmeſſe zu leſen, vor Tagesanbruch nach der Kirche gegangen und auf überſchneitem Eiſe hart zu Boden gefallen. Ein Nachbar ſprang ihm bei; während er ihn aber umfaßt, fragt der ehrwürdige Mann:

„Wer iſt Er denn, mein Freund?“

„Ich bin der Muſikant N.“, war die Antwort.

Da ſträubt ſich und ruft mit entſetzter Stimme der fromme Alte: „Muſikant? Laß Er mich liegen, Menſch! Geh' Er ſeiner Wege!“

Ohne Zweifel dachte der eifernde Greis an den Spruch — ich weiß nicht mehr welches Kirchenvaters —:

Ubi saltatio, ibi diabolus —
Spielt ein Muſikant Juchhei,
Iſt der Teufel gleich dabei;

oder kürzer:

Bei jedem Tanz
Hat der Teufel den Schwanz.

Und aus dieſem Betracht wollte er durch ſeinen Fall alle die Sünden der luſtigen Beine und ſo mancher gefallenen Tugend abbüßen, die der muſikaliſche Samaritaner auf der Seele oder auf ſeiner Fiedel hatte.

So flochten ſich denn gegen mein zwölftes Jahr der Katechismus und die lateiniſche Grammatik zu einem zweidrähtigen Faden zuſammen, mit welchem der erſte größere Abſchnitt meines Lebens ſich abknüpfen ſollte.

Ein großer Abſchluß meines Heimatlandes fiel damit zuſammen: das geiſtliche Fürſtenthum ward ſäculariſirt und ging an ein proteſtantiſches Fürſtenhaus über.

Aus jenen ſtillen, halbtrüben Frühlingstagen unſerer Vorbereitung zur erſten Communion iſt mir ein unglückliches Ereigniß im Gedächtniß geblieben, — die Hinrichtung eines Verbrechers, den die Gnade ſelbſt eines geiſtlichen Regenten und in den letzten Tagen ſeiner fürſtlichen Machtvollkommenheit der Hand des Henkers nicht entziehen mochte. Wir Schüler wurden jenes Freitagmorgens freigegeben, um die große und ſeltnere Lection vor dem Hochgerichte mitzunehmen. Auch der Mutter ſchien eine ſo eindringliche Warnung für ihren Knaben heilſam auf das ganze Leben. Da ihr ſelbſt aber ein ſo ſchrecklicher Anblick zuwider war, überließ ſie mich der Obhut einiger weniger empfindſamen Nachbarinnen.

Eine Stunde vor der Stadt, ſeitwärts der Leipziger Landſtraße, ſteht noch heute der Galgen, in deſſen Nähe wir, auf Feldwegen vorausgeeilt, einen kleinen Hügel gewannen. Von hier aus behielten wir über den zuſammenfließenden Menſchenſee den freien Blick nach dem Dreieck des Balkengerüſtes, das auf einer runden Mauerbühne ſich erhob. Von der Quadratur des Zirkels hatte ich damals noch kein Wort gehört; aber der Triangel des Kreiſes ſtand mit ſchauervoller Deutlichkeit vor meinen Augen. Endlich wurde die von allen Seiten ruhig zuſammengefloſſene Menge vom Strome derjenigen in Unruhe verſetzt, die mit dem „Armenſünderwagen“ von der Landſtraße hereindrangen. Auch legte ſich die wogende Flut nicht eher, als bis „Barthel am Stein“, wie der Verurtheilte im Volke hieß, rücklings die Leiter emporſteigend, im langen Barte, mit hohler Stimme, ſingenden Tones ſeine Warnungen vor dem Verbrechen, ſeine Ermahnungen zur Tugend auf jung und alt herniederheulte. Man weiß, welchen Eindruck eben ſolcher Ton auf ungebildete Menſchen macht. Gar oft liegt ja auch die ganze Macht eines berühmten Predigers in dieſem Stimmregiſter, das unmittelbar auf die Thränendrüſen wirkt. Ich ſelbſt war durchſchüttert und mein Herz füllte ſich wie ein Schwamm mit Rührung. Wie ſehr nun aber auch der Emporſteigende mit dem Blicke nach der Stadt, woher er einen Gnade bringenden Reiterboten erwarten mochte, von Sproſſe zu Sproſſe der Leiter zauderte, erreichte er endlich doch den Querbalken des Dreifußes, wo ihn die Henkersknechte mit dem hanfenen Halsband erwarteten. Deſto mehr ſtrengte

Barthel die ſo bedrohte Kehle mit den Gebeten an, die er dem geleitenden Prieſter nachſprach. Länger hielt aber meine innere Spannung nicht aus, laut weinend, das Geſicht in die flachen Hände verſteckt, wendete ich mich ab, bis die ſchauerliche Stimme plötzlich verſtummte. Mit erſchrockener Neubegierde wendete ich mich um, — Barthel hing.

Und er hing noch lange und predigte mir auch ſpäter noch. Doch dies erſt nach meiner Communion, für welche der ſo ſehnſüchtig erwartete Sonntag nach Oſtern, der ſogenannte Weiße Sonntag, endlich kam, der Sonntag Quaſimodogeniti.

Dies Lebensereigniß wird bekanntlich von katholiſchen Aeltern noch höher angeſchlagen und gefeiert als von proteſtantiſchen die Confirmation ihrer Kinder. Hier gilt es darum, daß Sohn oder Tochter beim Uebergang in die bewegte, bedrohte Jugend, beim Eintritt in den Vorhof des vielfach verlockenden Lebens, religiös befeſtigt und von hohen Erinnerungen geleitet ſeien; wogegen die Katholiken, vermöge ihres Glaubens an die Brotverwandlung, in dem Empfange des Abendmahls die höchſte Begnadigung ihrer Kinder erblicken. Die Communicirenden werden ſozuſagen durch die erſte Vorſtellung bei Hof, ja durch einen Empfang des Allerhöchſten in die Societät der Heiligen aufgenommen.

Mit ſolcher Empfindung hatte mich die Mutter ſchon an der Kirche empfangen und trat mir der Oheim vor die Hausthür entgegen, beide zugleich ſtolz darauf, daß ich unter den vielen geputzten Knaben, zum Theil angeſehener Familien, doch als der beſte Schüler in der

Proceſſion durch die Stadt und hin zur Communicantenbank allen vorausgegangen war. Der Sohn meines Pathen, des Malers Heß, ein hübſcher Knabe, hatte mir zur Linken die Kerze getragen.

Die Feierlichkeiten des Tags, die aufs tiefſte mein Herz bewegten, gönnten doch auch der knabenhaften Eitelkeit ihr ſtilles Theil. In dem bunt zuſammengebrachten Anzuge ſah ich mich für nicht wenig geſchmückt an. Das breite Seidenband, gleich den großen Ordensinſignien über die rechte Schulter nach der linken Hüfte in eine breite Schleife gezogen; der Rieſenſtrauß lebendiger Blumen, in deren Mitte eine goldgelbe Pomeranze ruhte; das weiße Kreuzſtichnähtchen um die hohen Schuhabſätze, und beſonders das im Nacken lockig gebrannte und dick gepuderte Haar machten mir die heimlichſte Freude. So oft ein Sonnenblick durch das Aprilgewölk fiel, hielt mich kein durchbutterter Hirſebrei, unſer Stellvertreter des Pudding, kein Safrankuchen oder was wir ſonſt Gutes hatten, von unſerm Höfchen zurück, wo ich mich drehend und wendend den Schatten meines gelockten Haares erblicken konnte.

Wie mag es ſich an dieſem Tage auf dem Kopfe geregt haben, der — wer weiß wo — das Haar meines ausgewanderten Zopfes in irgendeiner Geſtalt trug?

„Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret ſich der Wein im Faſſe.“
Und ſo bleibt in Sympathien
Haarwuchs mit Perrükenmaſſe.

Doch die glückſeligen Tage gehen vorüber wie die langweiligen! Wohl uns, wenn hinter ihnen eine neue Erwartung vortritt, die uns über trauernde Rückblicke hinaus munter vorwärts zieht! Für mich war es diesmal das Gymnaſium, dem ich nun an der vom Katechismus abgelöſten Grammatik entgegenflatterte. Die Zwiſchenzeit bis zum Herbſte, die Monate, da der eine Schulfaden abgedrillt und der andere noch nicht angeknüpft war, verſtrich in träumeriſchem Umherſchweifen. Es war dem Knaben und blieb ihm noch längere Zeit eigen, daß er ſich ohne beſtimmte Aufgabe nicht folgerecht zu beſchäftigen wußte. Ohne Bücher, die ihn gewiß angezogen, ohne Umgebung, die ihn anzuweiſen verſtanden hätte, ging ihm auch von Natur jener geniale Inſtinct ab, der ſich zu einer ihm vorſchwebenden Beſtimmung mit erfinderiſchem Triebe verſucht. Dabei verrieth ſich vielleicht jetzt ſchon jene perſönliche Eigenheit, auf welche bei mancherlei Leiden vorgerückter Jahre einſichtsvolle Aerzte den gereiften Mann aufmerkſam machten, eine eigenthümliche Verbindung von gelaſſenem, leichterſchöpftem Naturell mit unruhiger, unermüdlicher Regſamkeit der Seele. Daher war dem Knaben jede Beſchäftigung recht, mit der die Seinigen ihn auf ihre Weiſe von müßigem Umhertreiben abzuhalten ſuchten. Der Oheim beſaß in der Fuldau ein Gemüsland und hatte hinter den ſogenannten Geishecken ein Stück Kartoffelfeld gepachtet. Dort gab es an Sommerabenden zu begießen, Raupen zu tödten, Kohl zum Ziegenfutter abzublättern, hinter dem Walde aber Kartoffeln zu ſtecken, zu behacken, zu häufeln. Aus einigen Gärten bezog

Velten das Gras, und einen hochbeladenen Schubkarren voll Heu, hinter welchem der ſtämmige Bube ſelbſt verſchwand, nach Hauſe zu fahren, war für dieſen ein Feſt. Und ſo kam, was ihn freilich im Wiſſen nicht förderte, wenigſtens ſeinen friſchen Sinnen zugute und belebte das Temperament, dem es beſtimmt war, über frühe Lebensverwirrung muntern Herzſchlags hinauszuſetzen. Am liebſten ging er, die Hacke geſchultert, mit nach den Geisheckеn.

Der Feldweg dahin führte dicht am Galgen vorüber, und bei ſolchen Gelegenheiten war es, daß ich nicht zwar von Barthel am Stein, wol aber um ſeinetwillen weitern guten Zuſpruch empfing. Ein widerlicher Anblick hing er da, von Dohlen und Raben heimgeſucht. Mit dieſen arbeiteten Witterung und Fäulniß langſam an der Zerſtörung des unglücklichen Menſchenbildes und ſeiner Bekleidung. Die Mutter ſchauderte dabei, und welche trübſeligen Vorſtellungen, krächzend wie die vor uns auffliegenden Aasvögel, in ihrem Herzen aufſtiegen, konnte ich ahnen, ſo oft ſie mich unter Thränen ergriff und beſchwor, um Gottes willen wahr zu ſein in allem Thun und Laſſen. Das Laſter und Verbrechen fängt mit einer Lüge an, ſagte ſie, und endigt mit einem Stricke. Oder ſie entwarf eine Leiter, deren unterſte Sproſſe einer kleinſten Lüge allmählich zu den Staffeln des Stehlens, Raubens und Mordens führte, bis der Unglückliche zuletzt an den Kloben jenes Querbalkens ſtieß, auf den hinter uns die Raben ſich wieder verſammelten.

Und hier ſtehe ich an der weltweiteſten Lehre, die ich in jener früheſten Lebensperiode durch die Mahnung zur Wahrheit empfangen habe. Ein unzerreißbares, mit mir aufwachſendes Kleid, wie Maria ihrem Knaben gewebt hatte, vermochte die Mutter nicht zu ſchaffen; aber ſie maß mir unaufhörlich jenes ſteife Unterfutter der Wahrheitsliebe zu, das, oft unbequem für mich und grob für andere, doch ſo ziemlich durch alle wechſelnden Lebensgewänder ausgehalten hat.

So war denn in unſerer engen Lage von den drei Stücken, die nach Herodot zur guten Erziehung eines jungen Perſers gehörten — Reiten nämlich, mit dem Bogen ſchießen und die Wahrheit reden — doch wenigſtens das letzte (the last not least, wie Lear von Cordelia ſagt) auch bei mir in Betracht gekommen. Und ſtatt des Bogenſchuſſes, der ins Weite trifft, war ich im Glauben geübt, der in die Ewigkeit reicht. Oder, beziehen ſich denn nicht Wahrheit und Glauben aufeinander, begegnen ſie einander nicht wie Licht und Auge?

Denn was iſt Wahrheit, was iſt Glaube? „Das erſte Werk Gottes in den ſechs Schöpfungstagen war das Sinnenlicht“, ſagt Bacon von Verulam, „das letzte war das Licht der Vernunft, und ſein Sabbatwerk iſt ſeitdem noch immer die Erleuchtung durch ſeinen Geiſt.“

Nehmen wir an, daß die Welt im Göttlichen ruht, alles und jedes, auch das Vereinzeltſte vom Göttlichen getragen und belebt wird, ſo liegt eben hierin der Dinge Grund und Weſenheit, ihre Wahrheit. Die abſolute Wahrheit verbreitet ſich in der unendlichen Offenbarung des Weltalls; ſie iſt theilgebend an die Einzelweſen, die in ihrer Erſcheinung und Vergänglichkeit unwahr ſind, deren jedem aber ein Nervenknötchen des Göttlichen, Unvergänglichen eingeknüpft iſt, wodurch es lebt und woran es in ſeiner Wahrheit erkannt werden mag. Selbſt im Irrthum, indem er iſt, pulſirt ein Aederchen der Weltwahrheit, ohne welches er eben nicht vorhanden wäre. Und der volle Puls des Göttlichen, der den Menſchen belebt, bewegt, durchglüht, — die Vernunft iſt zugleich das Organ, womit er das Wahre in allen und jeden, auch den verwahrloſeſten Erſcheinungen des Lebens erkennen ſoll. Das Unwandelbare im Wechſel der Erſcheinungen, das Geſetzmäßige im Leben der Natur und des Geiſtes in all den tauſend und tauſend Formen iſt Wahrheit. Darum, weil die Wahrheit das Göttliche ſelbſt iſt, hat ſie ſolche Macht und Ausdauer. „Wir finden ihre häufigen Spuren wieder in allen, auch den bizarrſten Dogmen verſchiedener Zeiten und Länder“, ſagt Arthur Schopenhauer, „zwar oft in ſonderbarer Geſellſchaft, in wunderlicher Vermiſchung, aber doch zu erkennen. Sie gleicht dann einer Pflanze, welche unter einem Haufen großer Steine keimt, aber dennoch zum Licht hervorklimmt, ſich durcharbeitend mit vielen Umwegen und Krümmungen, verunſtaltet, verblaßt, verkümmert, aber doch zum Lichte.“

Und indem wir ſo inmitten der Wahrheit leben und unſer Sinn wie das Daſein der Welt von ihr bewegt wird, ſind wir mit uns und der Welt nur dann einig, wenn wir dieſelbe auch in unſer Bewußtſein aufnehmen, und ſind wahr im Leben, wenn wir das erkannte Göttliche auch frei bekennen.

Die Wahrheit beſteht mithin durch Erkenntniß und Bekenntniß deſſen, was Weſenhaftes, Geſetzmäßiges, mithin Göttliches in den Dingen der Welt und in unſerm tiefſten Bewußtſein lebt. Daher iſt unſere Beſtimmung, uns forſchend und hingebend in die Welt der Natur und des Geiſtes zu verſenken, nicht aber, nach einem frommen Misverſtande, den irdiſchen Dingen abzuſterben.

Nehmen wir aber den Glauben als das Organ für die Wahrheit, ſo meinen wir freilich nicht den Kirchenglauben, der auf äußere Autorität etwas als wahr annimmt, wofür er in ſich ſelbſt keine hat. Der Glaube iſt vielmehr der Sinn des Geiſtes, verbunden mit der Zuverſicht des Herzens, für das Göttliche im All- und Einzelleben. Er begegnet dem Wahren, wie das Auge der Sonne, ſelbſt „ſonnenhaft".

Schon daß der Menſch urſprünglich den Gedanken der Wahrheit faſſen kann und die Lüge zu bekämpfen getrieben wird, iſt etwas Heiliges in ihm, womit das Göttliche in der Welt ihn an ſich lockt. Mit dieſem Triebe der Seele ſtößt der Menſch überall auf die Wahrheit, die ſich allerdings nur in vereinzelten Strahlen und verſchiedenen Farben zu erkennen gibt, als phyſiſche, moraliſche, wiſſenſchaftliche, äſthetiſche Wahrheit, ſodaß wir durch vielſeitige Bildung empfänglich für die mannichfaltigſte Lichtbrechung der Wahrheit werden.

Wie nun derjenige, der ſich in ſeinem Wollen und Streben auf das allgemein Nothwendige und Geſetzliche der Vernunft, alſo auf das Göttliche richtet, mit der Welt und Wahrheit immermehr in Harmonie kommt, ſo liegt es in der Natur der Sache, daß der geſetzloſe, von Willkür beſtimmte, mithin der unwahre Menſch mit ſich und der Welt mehr und mehr zerfällt, und unter Umſtänden mit ſeinem ganzen Daſein zu Grunde geht.

Wie eng es daher auch gemeint war, daß Verbrechen und Unheil mit einer Lüge anhebe und mit einem Strick endige, berührte das mütterliche Wort doch in der That die Wahrheit der Weltordnung.

Im Herbſt 1802 ging ich aus der Bürgerſchule an das Gymnaſium und das Fürſtenthum Fulda aus der geiſtlichen Regierung an die weltliche Herrſchaft des Prinzen von Oranien über.

Studentenwandel.

Oraniengelb.

Es ſcheint bei flüchtiger Betrachtung eine Kleinigkeit, das Band zu löſen, das einen Krummſtab und ein Scepter über kreuz bindet, und ſchnell iſt der Fürſtenhut von der Inful getrennt. Aber welche Umgeſtaltungen und Verhängniſſe finden durch dieſen Bruch einen Eingang in die Gegenwart und verändern die Geſtalt der Zukunft! Es iſt ein Ruck, der die geſchloſſenen Bauergüter, die gewerblichen Innungen, die Bahnen des Handels, die Lehrſtühle der Wiſſenſchaft und die Polſterſitze des geſellſchaftlichen Lebens erſchüttert. Neue Politik geht vom neuen Thron aus, der mit andern Farben prunkt; ein anderer Ehrgeiz drängt ſich heran, die Anſichten des Volkes verwandeln ſich mit den neuen Anſchauungen; friſche Gedanken kommen mit den neugeprägten Münzen in Umlauf, Wiſſenſchaft und Cultur ſtellen ihre Felder anders aus, zu denen ſie ungebautes Land umroden, und die Spannung zwiſchen der nun auseinander gerückten weltlichen und geiſtlichen Gewalt ruft neue Lebensproceſſe hervor.

Eintauſendachtundfünfzig Jahre lang hatte der Krummſtab auf den rauhen Hügeln des alten Buchenlandes, in den grünen Auen der Fulda, der Ulſter und der Saale eine verſteckte Glaubensheerde geweidet, als das Ereigniß eintrat, das der geiſtreiche Fürſtbiſchof Heinrich über anderthalb Jahrzehnde vorausgeſehen hatte, indem er für den letzten vollſtändigen Fürſtbiſchof angeſehen ſein wollte. In der That wurde ſein Nachfolger als Fürſtbiſchof wenigſtens nicht mehr begraben. Dieſer ſtarrſinnige Adalbert konnte ſich in die von ſeinem Vorfahren vorausgeſehene Veränderung der Herrſchaft nicht finden. Noch als ſeine Deputation von Regensburg mit der Nachricht von der bereits ausgeſprochenen Säculariſation angekommen war, ließ er die Hoffnung, ſeinen Fürſtenſitz zu erhalten, nicht fahren. Er unterſagte — darin andern wohlweiſen Regenten nicht ungleich — jedes Geſpräch über den ihm verhaßten Gegenſtand, womit er jede Gefahr entfernt zu haben dachte. Der oranien-naſſauiſche Abgeordnete traf ein, um die Beſitznahme des Landes zu verhandeln. Der Fürſt wich aus, auf der Anſicht beharrend, er müſſe, von Kaiſer und Reich belehnt, auch abwarten, ob Kaiſer und Reich eine Uebergabe des Fürſtenthums an das Haus Oranien genehmigen würden. Sein Kapitel wendete ſich von ihm ab und unterhandelte als Landſtandſchaft mit dem oraniſchen Bevollmächtigten; die Bürgerſchaft that Vorſtellung um Nachgiebigkeit zur Abwendung von Executionstruppen; die Staatsdiener baten um Entlaſſung aus ihrem Pflichtenverbande, ja die Hofdiener traten auf die Seite des neuen Fürſten über: Adalbert wich ebenſo wenig wie einſt dem Schloßbrande, bis endlich preußiſche Truppen aus Erfurt einrückten und der oraniſche Abgeordnete feierlich im Schloß auffuhr, der verſammelten Hof- und Staatsdienerſchaft das Beſitzergreifungspatent zu verkündigen, ſie in Pflichten zu nehmen und das unter den Fenſtern des Fürſtbiſchofs aufgeſtellte fuldaiſche Militär zur oraniſchen Fahne zu beeidigen.

Unberührt von dieſer politiſchen Umwandelung und in meiner Umgebung nicht einmal über dieſe folgenreiche Wendung der Dinge verſtändigt, ward ich nur von dem neuen Lebenskreiſe des Gymnaſiums bewegt, das auch unter der neuen Landeshoheit des weltlichen und proteſtantiſchen Fürſten noch eine Zeit lang in ſeiner altgeiſtlichen Atmoſphäre fortlebte.

Dieſe Anſtalt beſtand nach jeſuitiſchem Zuſchnitt aus vier Klaſſen und einer Vorbereitungsſchule. Jede Klaſſe hatte einen geiſtlichen Lehrer für ſämmtliche Gegenſtände des Unterrichts außer der Religionslehre, die der Director in allen Klaſſen vortrug. Daß dieſe Männer in ihren langen, ſchwarzen Talaren nicht in allen Sätteln gleich feſt ſaßen, entging ſelbſt den Schülern nicht. Für die Vorbereitungsſchule erhielten wir einen ganz friſchen Profeſſor an einem jungen Prieſter, der bis dahin Pagenlehrer geweſen war. Er hieß Haberſack, ein Sohn aus jenem Krämerhauſe, wo Magiſter Klippmüller oft ſeine zwei Loth Marine-Schnupftaback hatte holen laſſen. Ein ſchlanker Mann im langen Gewande des Weltgeiſtlichen, ſchmal von Geſtalt, blatternnarbig, dunkeln Haares und Angeſichts, finſterer Miene, aber von munterm, ja ſchalkhaftem Naturell, ſodaß das ſtrenge Ausſehen durch ächelnde Laune einen ſehr einnehmenden Ausdruck gewann. Er beſaß gute Geiſtesgaben und Kenntniſſe mit Vorliebe für claſſiſches Latein.

Abſtechend gegen ihn, den ſtracken, unter der Stirne ſchwarzäugig hervorblickenden Zwanziger, erſchien der Director Pfiſter, in Jahren ſchon vorgerückt, klein und breit von Geſtalt, gebückt mit ſtets zu Boden geſenkten Augen und in dieſer Haltung bereits verſteift, ein unabläſſiger Eiferer, ſtreng orthodox, dem Brevier dienſtbar, von jeſuitiſchem Bildungsſchimmer und aſcetiſchem Geruche. In der Klaſſe wie auf ſeinem Zimmer trug er ſtets das Prieſterkäppchen von ſchwarzem Raſch über der Tonſur des dünnen Haares, das ſogenannte Calottchen, das er auf unſern eingelernten Gruß „Laudetur Jesus Christus!“ zu ſeinem feierlichen „In aeternum!“ ein wenig lüftete. Er war vertraut mit den Kirchenvätern, aus denen er den trockenen Katechismus des Jeſuitenpaters Caniſius mit guten lateiniſchen Sprüchen ſpickte.

Die übrigen Unterrichtsgegenſtände in den vier Klaſſen umfaßten neben den beiden alten Sprachen die gewöhnlichen Sachkenntniſſe. Das Griechiſche wurde ſehr knapp behandelt, das Latein, in beiden Richtungen der Abfaſſung und der Ueberſetzung betrieben, nahm auch noch ein lateiniſches Examen über einen Autor und in den höhern Klaſſen Rhetorik und Poetik auf. Die deutſche Sprache wurde nebenher mitgenommen und verſtieg ſich nicht über den deutſchen Brief und die deutſche Rede in der praktiſchen Aufgabe. Mit den deutſchen Schriftſtellern wurde keine Bekanntſchaft gepflogen; es waren ja faſt lauter Proteſtanten. Der Graf Leopold zu Stolberg war erſt ſeit zwei Jahren katholiſch geworden, und Ladislaus Pyrker, den die Katholiken ſo gern zu unſern großen Dichtern zählen, führte damals noch keine poetiſche Feder und keinen biſchöflichen Krummſtab. Auch wurden nur lateiniſche Verſe in der oberſten Klaſſe gemacht.

Der Gedankenkreis für die zu bearbeitenden Aufgaben hielt ſich zum Erſtaunen enge. So wurde zu den Prüfungen eines und deſſelben Jahres in der zweiten Klaſſe für den deutſchen Brief „Ermahnungen an einen Jüngling zu fleißiger Betreibung der lateiniſchen Sprache“, in der dritten für eine lateiniſche Rede „Kenntniß der Sprachen“, für eine deutſche Rede „Empfehlung der Mutterſprache“, und für eine lateiniſche Elegie (!) „Nützlichkeit der Sprachen“ vorgeſchrieben; während in der vierten, der oberſten Klaſſe, in lateiniſcher Rede „das Studium der griechiſchen Sprache“ empfohlen, in einer deutſchen „die lateiniſche Sprache gelobt“ und in einem lateiniſchen Gedicht alcäiſchen Verſes „die Verächter der lateiniſchen Sprache verlacht“ werden ſollten. Alſo Dicht- und Redekunſt machten nur in Sprachgeſchäften. Für Naturbetrachtung, Familienleben, geſellſchaftliche Verhältniſſe, Seelenzuſtände und Völkerleben wurde kein Nachdenken, kein Gefühl angeregt.

Völkerleben aber auch! Wurde ja doch die Geſchichte ſoviel nur möglich ignorirt. Die katholiſche Kirche hat einen Inſtinct der Furcht vor der Geſchichte. Sie traut dieſer großen Proteſtantin nicht und konnte ſie allerdings damals ſchon eher unbeachtet laſſen als bei der verallgemeinerten Bildung von heute, da man ſich vor der

Geſchichte nicht mehr retten kann und nichts übrig hat, als ſie katholiſch einzukleiden, ſolange ſie es ſich gefallen läßt. Nicht einmal von dem geiſtigen Leben unſers Volks ward auch nur das Mindeſte beigebracht. Freilich iſt auch unſere deutſche Literatur eigentlich proteſtantiſcher Herkunft, von der Wartburg ausgegangen, wo Luther ihr die Sprache ſeiner Bibelüberſetzung und das unerſchöpfliche Tintenfaß hinterlaſſen hatte, vor dem einſt der hölliſche Verſucher ſelbſt, der böſe Geiſt der Lüge, reißaus nahm.

Mit dem eifrigſten Religionsunterrichte waren die ängſtlichſten kirchlichen Uebungen verbunden, die tägliche Meſſe vor den Lehrſtunden, Hochamt und Predigt an Sonn- und Feſttagen mit Wechſelgeſang der lateiniſchen Pſalmen am Nachmittage. Gebeichtet wurde öfter, beſonders an Marientagen, und wir mußten darüber Beſcheinigungen abgeben, lateiniſch abgefaßt, wie: „Ego Henricus K. confessus sum die natali Beatae Mariae Virginis.“

Als Vorbild und Muſter eines chriſtlichen Studenten wurde uns von Pfiſter der heilige Aloyſius unabläſſig vorgehalten. Ich kannte dieſen ſchönen jungen Menſchen aus einem bei der erſten Communion empfangenen Bildchen, darſtellend, wie derſelbe ſein erſtes Abendmahl aus den Händen des heiligen Biſchofs Karl Borromäus empfängt. Dieſer Sohn aus dem fürſtlichen Hauſe Gonzaga, dem alle Bahnen der Ehre, alle Pfade des Genuſſes offen geſtanden, hatte in ſeinem Leben doch nur die zwei Wege zur Kirche und zur Schule gekannt, und indem er in ſeinen feurigſten Jahren nur den nackten Heiland am Kreuz in die Arme geſchloſſen, hatte der ſchöne Jüngling ſein Herz jungfräulich bewahrt.

Mit dieſem Zuſchnitte ſtand die fuldaer Schule im Nachſchimmer des jeſuitiſchen Ruhms. Dieſer Orden hatte für den Inhaber und Pfleger aller Zweige der Wiſſenſchaft gegolten. Dieſer Ruf war denn auch für die katholiſchen Länder nicht unverdient. Doch erinnert das jeſuitiſche Wiſſen an die Fabel von Oſiris. Wie die zerſtückten und zerſtreuten Glieder dieſes gemordeten Gottes der traurig ſuchenden Schweſtergattin Iſis nach und nach alle bis auf das bekannte eine wieder in die Hände fielen, ſo fehlte gerade der jeſuitiſchen Wiſſenſchaft für alle zuſammengeſtellten Disciplinen die zeugende freie Forſchung. Ich ſage, ihrer Wiſſenſchaft oder ihrer Lehre; denn ſie ſelbſt, wenigſtens die Höchſteingeweihten, die als weltkluge Leute für ihr Handeln nicht blos Gelübde, ſondern auch geheime Vorbehalte hatten, gingen bekanntlich auch im Forſchen und Denken über den Kirchenglauben hinaus und hatten ſelbſt die Macht der Dispenſation für andere.

Nun fand ſich dieſe alte Schulordnung durch den mit dem neuen weltlichen Fürſten in die rein katholiſche Stadt einkehrenden Proteſtantismus bedroht. Wir lateiniſchen Anfänger ſahen aber nicht ſo weit, daß wir die finſtern Blicke und den verbiſſenen Eifer der Prieſterſchaft und ihres Anhangs bemerkt hätten. Uns beſchäftigte die Bewegung, die vor dem Einzuge des Prinzen von Oranien unter die gelaſſenen Bürger kam. Alles eilte, wie der Adel, nach der Judengaſſe, um ſich mit Flor und Band orangenfarbig zu bekennen. Fulda that wie ein Mädchen, das aus der langen frommen Schule zum erſten mal in die Welt treten ſoll und eine ahnungsvolle Herrlichkeit mit Putz antreten darf. Das Band ſtieg auf einen Preis, daß man auf den Gedanken kam, für die unbemittelte Klaſſe der Bevölkerung aus pomeranzenfarbigen Papierſtreifen wohlfeile Schleifen und Cocarden zu fertigen.

Am 6. December 1802 ward der Prinz von Frankfurt her mit feſtlichen Vorbereitungen erwartet. Junge Fichten vertraten an dieſem Wintertage die friſchgrünen Birken, womit bei andern Feſten Häuſer und Plätze geſchmückt wurden. Es fehlte nicht an Gedichten, den neuen Zeitanbruch zu verherrlichen. Ich erinnere mich, daß eins derſelben, vorgeleſen, durch heitern Vers und Humor einen lebhaften Eindruck auf uns Studenten machte. Es rührte von jenem ſchönen jungen Theologen her, dem ich ſo gern die Bücher nachgetragen hatte, der ſeit vier Jahren Prieſter war und als Kaplan ſeines unwilligen Fürſtbiſchofs nicht ſcheute, den neuen proteſtantiſchen Herrn poetiſch zu begrüßen. —

Außerdem ſind mir noch zwei Momente jenes aufgeregten Tages, die mich ſelbſt betreffen, in gutem Andenken geblieben. Alle Schulen, Innungen, Corporationen bildeten vom Thore nach dem Schloſſe Spaliere zur Durchfahrt des Fürſten und ſeines Gefolges. Unſere Klaſſe kam in der Marktſtraße vor jenem Gäßchen zu ſtehen, das hinab nach der Judengaſſe läuft. Wie nun nach langem froſtigen Harren ſich endlich vom Kohlhäuſer Thore her ein brauſend anwachſendes, bei jeder Straßenwende neu aufwogendes Vivat gegen uns heranwälzte, empfand ich eigentlich zum erſten mal, was ich früher als Meßdiener auf des Prieſters „Sursum corda!“ ſo oft mit „habemus ad dominum“ kalt ausgeſprochen hatte: mein Herz war hoch emporgetragen von der Woge des Jubels. Aber aus angelebter Blödigkeit für Gefühlsäußerungen konnte ich meinem innern Drange nur dadurch Luft machen, daß ich, aus Reihe und Glied in jenes Gäßchen geeilt, mein dreimaliges Vivat hoch für mich allein herausſchrie. Darüber verlor ich aber den vorüberfahrenden Fürſten aus dem Geſicht und bekam ihn erſt in einem zweiten glücklichen Momente zu ſehen, am Abende, wo ich ſogar ſelbſt in den Lichtkreis ſeiner Verklärung zu gerathen das Glück hatte.

Die Studentenſchaft hatte einen Fackelzug unternommen, von dem aber wir Vorbereitungsſchüler, die den Studentenmantel noch nicht trugen, ausgeſchloſſen blieben. Ich begleitete daher die Mutter durch die bewegte Stadt, die das Schauſpiel einer Beleuchtung der Häuſer und einiger öffentlichen Plätze, etwas der lebenden Generation Funkelneues, zum Schluſſe des Huldigungsfeſtes darbot. Der Prinz, ein jovialer und leutſeliger Herr, der ſich in der neuen Reſidenz zugleich heimiſch und beliebt machen wollte, durchwandelte zu Fuß, am Arme ſeines Freundes Fagel und im Fackelzuge der Studenten, die Straßen. Wir vernahmen von fern das Toſen und Jubeln der mitwogenden Menge und eilten der Vorſtadt Löhersgaſſe zu, woher es erſcholl. Aber ſchon am innern Thore derſelben kamen uns die Vorwellen der Volksflut entgegen. Die Gaſſe iſt hier ſehr enge und der Strom riß alles mit ſich fort. Wir retteten uns auf die Treppe zum Bäckerladen, der heute noch ſteht, und ich ſchwang mich auf den Laden ſelbſt. Hier ſtand ich nun mit rückwärts gefaßten Händen im Ueberrock und gegen die rauhe Abendluft durch mütterliche Vorſorge mit einer baumwollenen Zipfelmütze des Oheims über die Ohren geſchützt. Die Menge ſtürmte vorüber, bis durch das damals ſchwere dunkle Thor das volle Fackellicht hereindrang. Alles aus dem vorüberbrauſenden Zuge ſah lachend nach dem Bäckerladen auf, und der Fürſt ſelbſt blieb einen Augenblick ſtehen, den beleuchteten Ladenaufſatz, dieſe aufgerichtete Feſtſtolle, mit herzlichem Lachen zu beſchauen.

Wie lebhaft die Mutter auch das Ereigniß erzählte und die Unſerigen ſich des fürſtlichen Wohlgefallens an mir erfreuten, änderte es doch nichts an der bittern Empfindung, die mir, zumal in den Augen der Studenten, den Bäckerladen zum Pranger gemacht hatte.

Umbildungen.

Es iſt hier nicht eingehend und beurtheilend darzulegen (was auch im einzelnen meiner Erkenntniß ſo weit vorauslief und nur im allgemeinen zu meinen Erlebniſſen gehört) — welche durchgreifende Umgeſtaltung mit dem altprieſterlichen Staate und dem engbürgerlichen Leben vor ſich ging. Es blieb nicht dabei, daß an den Platz eines cölibatären Fürſtenſtuhls ein zweiſchläfriger Thron rückte. Schläfrig war die neue Herrſchaft überhaupt nicht in jener revolutionär erwachenden Zeit. Der junge, ſchaffensmuthige Fürſt erhielt durch Staatsverträge revolutionären Dranges ein altes Fürſtenthum, ſo gründlicher Reformen bedürftig, daß er demſelben recht als von Gottes Gnaden und Verhängniß erſchien.

Der Krummſtab hatte ſich in ſeinem uralten Beſitze nicht als vorſchreitender Wanderſtab zu einem hohen Ziel, ſondern als Hirtenſtab erwieſen, der keine Eile hat und ſeine Beſtimmung überall erreicht, wo er die Heerde den Tag über auf ſüße Bergweide und für die Nacht in eine trockene Hürde bringt. Der Anfang eines Morgenlieds im Fuldaer Geſangbuch bezeichnet dieſen politiſchen Zuſtand:

Ruhig ſchlief ich in dem Bette,
Ohne Sorgen, als wenn ich
Keinen Feind zu fürchten hätte,
Du, o Herr, beſchützteſt mich.

So war Fulda eine ziemliche Strecke hinter der Bildung der Zeit zurückgeblieben. Das Vorhandene war gründlich umzugeſtalten und manches Neue hinzuzuthun. Dazu erſchien nun an Wilhelm Friedrich von Oranien, einem durch Bildung und Geſinnung ausgezeichneten Fürſten, der rechte Mann. Er hatte eben ſein dreißigſtes Jahr vollendet, als er das ſeinem Vater, dem Erbſtatthalter von Holland, zur Entſchädigung zugefallene Fürſtenthum übernahm. Als Jüngling hatte er ſich mit holländiſchen Waffen gegen die republikaniſchen Feldzüge der Franzoſen unter Dumouriez, Pichegru und Jourdan verſucht und kam eben von mehrjähriger Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften und mit ſeinen Landgütern. An vielſeitige Thätigkeit gewöhnt, griff er in Fulda zu, verſteinerte und übermooſte Misbräuche zu heben, unerſchrocken vor den ſich hervorringelnden Hinderungen. Ohne ungeſtümes Verfahren führte er durch ſparſame, einfache Verwaltung einen geordneten Zuſtand des Landes ein. Die Perſönlichkeit des Fürſten, ſeine heitere Unbefangenheit, ſein Rechtsſinn und eine unparteiliche Humanität entwanden einer ſonſt ſchwerfälligen und enggeſinnten katholiſchen Bevölkerung ſehr bald den Widerwillen vor proteſtantiſchen Neuerungen, bis das friſche, vielverſprechende Leben ſelbſt für ſich einzunehmen anfing.

Die oraniſchen Reformen, die auf Belebung der innern Adminiſtration, auf Vereinfachung des Finanz-Kaſſen- und Rechnungsweſens, auf Tilgung der ältern Kriegsſchulden, auf Trennung und Beſtimmung der Polizei, der Magiſtratur und des Stadtgerichts ausgingen, berührten die Aufmerkſamkeit des Gymnaſiaſten nicht. Ich erinnere mich nur, wie die organiſirenden landesherrlichen Verordnungen, in ſaubern Folioabdrücken zur Kenntnißnahme der Bürger umhergetragen, auch in unſer Haus kamen. Sie erregten hier zuerſt ein ängſtliches Befremden; wie man denn in unfreien Staaten „von oben“, dem Sitze der Gewalt, nichts Gutes zu erwarten pflegt. In der Erinnerung aber, daß am Huldigungstage doch auch ein Maß Wein aus dem Hofkeller jedem Bürger zu einem Feſttrunke geſpendet worden, beruhigten wir uns, und gewannen auch für die unverſtandenen Blätter eine nützliche Verwendung, indem wir ſie in der kühlen Vorrathskammer neben den Dingen niederlegten, die ein Kleinhändler ſeinen Kunden nicht gern uneingewickelt übergibt. Der Student fand das begreiflich, hätte aber gewiß auch ſchon etwas von den Beſtandtheilen der menſchlichen Geſellſchaft, von den Bedürfniſſen und Thätigkeiten des bürgerlichen Lebens und von den Aufgaben und Einrichtungen des Staats begriffen, wäre es ihm auf verſtändige Weiſe beigebracht worden. Dazu war aber niemand vorhanden. Es fiel ihm nicht einmal ein zu fragen — im Gefühl, daß ihm niemand antworten konnte. Alles um ihn her gehörte, wie er ſelbſt, der dumpfen Menge an, die im Staate wie in der Natur gedankenlos hinlebt und nicht einmal von einer Miſchung in der Luft weiß, die ſie athmet und von deren Störung ſie erkrankt und leidet.

Mehr Verſtändniß hatten wir ſchon für die Anregung, die unter dem neuen Regiment das gewerbliche Leben erhielt; wie denn zunächſt das durch Mildthätigkeit der Klöſter unterhaltene Betteln eingeſchränkt, ein Arbeitshaus, ein Leih- und Pfandhaus und eine Anſtalt zur Anlegung kleiner Erſparniſſe des Fleißes eingerichtet wurden. Selbſt ein bisher ungewohnter Luxus, wie ſolchen die oraniſchen Familien mitbrachten, kam den Gewerben zugute, indem ſie mehr zu thun und manches zu lernen fanden.

Unter der Prälatenherrſchaft war nur die Küche üppig geweſen, Wohnung und Einrichtung hatten auf dem einfachſten Fuße beſtanden. Kein Kanzliſt iſt heute ſo knapp eingerichtet, wie es der fuldaer Kanzler war: wenn dieſer ſich damals mit Rollgehängen von grünem Raſch und gelbem Schnurbeſatz an den kleinern Fenſtern begnügte, thut es heute kein Schreiber ohne Vorhänge von Neſſeltuch, das freilich auch jetzt in viel niederm Preiſe ſteht. Sogar die jüngere Generation erinnerte ſich lebhaft des erſten Kanapees, das in die Wohnung eines fuldaer Beamten kam, der ſeinen funkelneuen Adel vornehm zu ſetzen ſuchte. Das fremde Möbel wurde zu einer achttägigen Andacht ausgeſtellt und alles wallfahrtete nach der Wohnung, um den Bequemſitz zu bewundern, der aus weißlackirtem Holzwerke mit vergoldeten Hohlſtreifen gefertigt und mit rothem Franzleinen beſchlagen, ſteif und ſtolz daſtand. Ebenſo waren unter den Fuldaerinnen ſeit kurzem erſt die Shawls oder doch der Name für ſolche Halstücher aufgekommen. Sie nannten ſie Schalen, was einem täppiſchen Propſte Anlaß zu einem Wortſpiel mit Umſtänden im Prälatengeſchmack gab. Indem er nämlich das neue Tuch, worin eine Prälatenfreundin ſich ihren Bekannten vorſtellte, auf unziemliche Weiſe betaſtete, ſagte er: „Ich zöge die Schale dem Kerne vor." Worauf die beleidigte Schöne, den Lachenden am Bande ſeines Kapitelkreuzes ergreifend, raſch verſetzte: „Und mir wäre der Zaum auch lieber als der Eſel."

Was aber von allen Neuerungen mich perſönlich in meinen Kindes- und Knabenerinnerungen berührte, war die Aufhebung des Kapuzinerkloſters, wo ich das Krippchen beſucht, die Meſſe bedient und das handfeſte lateiniſche Wörterbuch empfangen hatte. Auf den Grundmauern der Kirche ward ein Landkrankenhaus mit einer Entbindungsanſtalt errichtet. Das alte Kloſter mit ſeinen Zellen ſchloß ſich als Hinterflügel an. Die rühmliche Anſtalt, in ganz geeigneter freier Lage vor dem Thore, ward aus ehemals geiſtlichen Einkünften dotirt. Noch heute dient ein kleiner metallener Kapuziner, ein Kreuz umfaſſend, als Wetterfahne über dem alten Einfahrthore neben dem Krankenbau.

Auch für den heitern Lebensgenuß brachte die oraniſche Regierung neue Zuthaten. Maskenbälle, Hoffeſte und dergleichen kamen für den Winter zu den geiſtlichen Feſten, die der Frühling und Sommer brachte. Daß die geiſtlichen Lehrer des Gymnaſiums die Theilnahme der Schüler an Maskeraden nicht geſtatteten, läßt ſich denken, wenn ſie auch dieſen in katholiſchen Ländern ſehr beliebten Luxus für kein lutheriſches Unweſen anſehen durften. Ein Straffall aber, der mir im Andenken geblieben iſt, legt auf komiſche Weiſe dar, wie ſehr damals alte Vorſtellungen ſich mit neuen Anſchauungen ſeltſam vermiſchten. Die ärgſten Studentenvergehen wurden nämlich mit Ruthenſtreichen über die Hände beſtraft, wozu in vorkommenden Fällen der Hausknecht des Seminars, Jörg Adam, mit friſchen Birken erſchien. Ein Mitſchüler war nun von Verwandten mit auf eine Maskerade genommen worden und wurde, als das Vergehen ſich demaskirte, vor den Jörg Adam geſtellt. Aengſtlich jammernd entſchuldigte er ſich, er habe ja nicht geglaubt, etwas Sündhaftes zu thun; im Gegentheil habe er unter der peinigenden Hitze ſeiner Larve — „jedes Schweißtröpfchen der heiligen Mutter Maria geopfert“.

Unter den Zuthaten des neuen Lebensgenuſſes erſchien bald auch zum erſten mal in der katholiſchen Stadt ein Thespiskarren und ſetzte in dem ſchönen Orangeriegebäude des Hofgartens eine Bühne ab. Die ganze Stadt drängte ſich dieſen neuen Anſchauungen zu. Doch bis in unſer enges Häuschen dehnte das Theater ſeine wiederholten Verlockungen nicht aus. Zu entſchieden und geübt darin, uns zu verſagen, was über unſere Kräfte ging, beruhigten wir uns bei der Vorſtellung, die wir uns vom Theater ſelbſt machten. Wir hielten es für eine Gaukelei der Art, wie wir ſie wol ſchon zu Pferd oder auf hochgeſpanntem Seil an freien Plätzen angeſehen hatten. Bald aber ſollte mir doch durch eine Anſchauung der richtige Begriff des Dramatiſchen — ich möchte ſagen genetiſch aufgehen.

Um jene Zeit kam ich nämlich täglich in das Haus eines wohlhabenden Beamten, der zur Aneiſerung ſeines ältern Sohnes, eines furchtſamen und wenig begabten Schläkſes, einen Mitſchüler zur Theilnahme an den Privatſtunden geſucht hatte. Des jungen Magnus Vater war ein freundlicher, heiterer Mann von dem wohlwollendſten Charakter, dem ich beſonders auch die guten Schreibmaterialien zu gedenken habe, mit denen er mich aus ſeiner Kanzlei verſah. Die Mutter dagegen hatte in ihrem ſchwarzen, ſchalkhaften Auge und in ihrer raſchen, ſcharfen Zunge etwas Hochmüthiges, was mich verſchüchtern konnte. Doch eines ſchönen Sonntagnachmittags kam ſie beſonders freundlich ins Hausgärtchen und ſchickte uns mit dem Eintrittsgelde zum Parterre ins Theater.

Hier ſtand ich nun in der Dämmerung nach dem Vorhang geſpannt, hinter welchem, wie ich mir dachte, die erwarteten Kunſtſtücke vorbereitet wurden, und der ſich nach wenig beachteter Muſik endlich erhob. In einem Zimmer zeigte ſich ein Mann mit Anordnen der Möbel beſchäftigt und unzufrieden mit einem jungen hübſchen Mädchen, das als ſeine Tochter erſchien. Ich zweifelte nicht, es gelte den Vorkehrungen zu den noch nicht ganz fertigen Kunſtſtücken, auf die ich nun deſto begieriger wurde. Bald trat eine dritte, eine vierte Perſon hinzu, die zwar noch immer keine Kunſtſtücke machen wollten, mir aber durch ihre fremdartige Kleidung auffielen, indem ſie beiſtimmend oder widerſprechend ſich in das anfängliche Geſpräch zwiſchen Vater und Tochter miſchten, ſodaß eine häusliche Angelegenheit erwuchs, für welche ich unvermerkt eine Theilnahme empfand. Ich dachte an keine Kunſtſtücke mehr, ſondern nur was aus der Sache werden ſollte. — Die Lage der Perſonen verwickelte ſich mehr und mehr und ward beunruhigend, bis mir, als der Vorhang fiel, plötzlich der Begriff aufging, daß eben dies Sprechen und Gebaren, dies Thun und Vorhaben das Ding an ſich ſei, und das Kunſtſtück eben darin beſtehe, ſich in einem beſtimmten Anzuge als ein gewiſſer Menſch zu benehmen. Denn ſo faßte ich zuerſt nur das Werk der Schauſpieler auf, ohne an denjenigen zu denken, der ſo verſtändig erfunden und gemiſcht habe, was dieſe ſo artig und geſchickt ausſpielten. Mit ganz andern Augen ſah ich nun den folgenden Act hervorkommen. Ehe er aber zu Ende lief, fiel mir ſchwer aufs Herz, daß ich über die häusliche Abendordnung hinaus an einem den Meinigen unbekannten Orte verweilte. Die alte Gewohnheit war dennoch mächtiger als der neue Zauber, und ich eilte mit dem Schluß des Actes davon.

Nun ſollte ich aber nach dieſem zufälligen Theaterbeſuche nicht ſobald zur Anſchauung eines ganzen Stücks gelangen, als eine wunderliche Verſuchung mich auf die Bühne ſelbſt verlocken wollte. Wie nämlich eines ſchulfreien Vormittags unſerer einige die Fenſter des Orangeriebaues, hinter denen eben Probe gehalten wurde, lauſchend umſchlichen, erſchien ein Schauſpieler auf der Treppe und fragte, ob wir nicht mitſpielen möchten.

Wir ſahen einander verlegen an, wie es gemeint ſei; jener aber fuhr fort, wir möchten nur immer eintreten und es verſuchen, vorausgeſetzt nur, daß wir nächſten Abend auch wiederkommen und ein ſauberes Hemd mitbringen wollten.

Mit befangenem Lachen traten wir ein. Wie unſauber und unordentlich ſah es da umher aus! Wie blaß und ſchlaff die ſpielenden Perſonen! Wir wurden angeſtellt und angewieſen, auf die Frage: „Heda, Buben! welcher von euch liebt mich am meiſten?“ recht laut und herzlich zu rufen: „Ich!“ So geſchah es denn. Wie kleinlaut und hölzern aber unſer „Ich“ ausfiel, läßt ſich denken. Da war nun zu unſerer Beſchämung ein Komödiantenmädchen von fünf bis ſechs Jahren als unſer jüngſter Bruder mit im Haufen und rief dreimal ein inniges „Ich“, womit es zuſpringend des Vaters Knie umklammerte.

Man wird wol errathen, daß es jener Scene aus Kotzebue's „Huſſiten vor Naumburg“ galt, worin der Viertelsmeiſter Wolf ſeine Knaben herbeibringt und die Rathsherren zu der Kriegsliſt bewegen will, dem blutdürſtigen Procopius die Kinder der Stadt in Sterbekittelchen entgegenzuführen, um ihn zu verſöhnen.

Der mislungene Auftritt mußte nun wiederholt werden. Ich aber, beſchämt von der Wahrheit im Ausdrucke der kleinen Komödiantin, aber zu verſchämt, es ihr nachzuthun, hatte mich ſchon hinter den Couliſſen weggeſtohlen und im wirklichen Sinne des Worts — aus dem Staube gemacht. Freilich war ich auch der größte unter den ungeſchickten Buben des Viertelsmeiſters Wolf und ſah bengelhaft genug aus, da ich in jenem Alter größer zu werden verſprach, als es mir hernach gelungen iſt. Wenn ich aber nach Jahren dazu kam, auf einem anſehnlichen Geſellſchaftstheater, ſelbſt vor fürſtlichen Perſonen, mich aus jenem hölzernen „Ich“ mit Beifall in manches „Nicht-Ich“ zu verwandeln, ſo war doch vielleicht von jenem beſchämenden Eindruck, den das Komödiantenkind auf mich gemacht hatte, etwas in mir zurückgeblieben, — eine Intuition, ein Begriff von dramatiſcher Darſtellung, ein Keim, möchte ich ſagen, der erſt viel ſpäter, unter günſtiger Zeitwitterung, ſich entwickelte. Denn jenes Theater ſelbſt war noch weniger von Dauer als von Bedeutung; es hörte mit der oraniſchen Regierung — und dieſe mit der Schlacht von Jena auf; unſer Liebhabertheater entſtand aber erſt in den Kriegsjahren und lag bereits hinter mir, ehe ich ein auswärtiges Theater zu ſehen bekam.

Verſtimmungen.

Dieſe neue Erſcheinung, von welcher die ſinnlich-geiſtige Theilnahme der Altfuldaiſchen mit fortgezogen wurde, fand an der katholiſchen Geiſtlichkeit ſehr misvergnügte Beobachter. Ich meine weniger die Prälatenſchaft, die ſich zu den Genüſſen der Künſte wie zu den Freuden des Lebens ziemlich unbefangen bekannte; wie denn auch der Propſt vom Michelsberg zu den eifrigſten Beſuchern und Gönnern des Schauſpiels gehörte. Aber die untergeordnete, dem Volke vorgeſetzte Prieſterſchaft ſah in dem Schauſpiel eine verführeriſche Mitbewerbung des kirchlichen Schaugepränges. Die Concurrenz ſtört ja überall die Producenten. Das Drama, wie bemerkt, aus den kirchlichen Myſterien und Paſſionen hervorgegangen, war überdies ein verweltlichtes, abtrünniges Kind der Kirche und bezauberte jetzt ihre Gläubigen. Zwiſchen dem Dom und der Orangerie lag die Promenade wie ein Scheideweg zur Ueberlegung, ob man Sonntags links hinab zur Faſtenpredigt oder eine Stunde ſpäter rechts nach dem Garten in die Komödie gehen — dort den Pater Roman hören oder hier den „Rochus Pumpernickel“ ſehen wollte. Beides nacheinander mitzunehmen, erlaubte ſelten die engbürgerliche Einrichtung der Familien, und auch dann kam immer noch auch die beſte Faſtenpredigt hinter den Eindrücken des Schauſpiels in Gefahr.

Dazu vermehrten ſich mit jedem Tage die proteſtantiſchen Familien des Hof- und Staatsdienſtes höherer und niederer Ordnung in der bisher rein katholiſchen Stadt. Und ſtand auch die Maſſe des Volks kaum in Berührung mit der vornehmern Geſellſchaft, in welcher die oraniſchen Ankömmlinge neue Gewohnheiten, andere Lebensordnung, reinere Sprache, feinere Manieren, freiere Gedanken einführten und dem katholiſchen, „die Einbildungskraft beflügelnden“ Kaffee den proteſtantiſchen Thee entgegenſetzten, „der das Nachdenken ſchärft“, ſo ſtand jedoch zu befürchten, der anwachſende Strom möchte ſein Bett erweitern und auch in die untere Bevölkerung ſeine — Sündflut verbreiten. Daher wurde die Kanzel hier und da laut gegen Luther und ſeine Lehre. Beſonders that ſich ein junger Stadtkaplan Namens Kalb hervor und brachte es glücklich dahin, daß ſeine Predigten, dieſe mehr ſcharfen als ſchmackhaften — Rippenſtückchen, von der Behörde eingezogen wurden, um ſie zu verſuchen. — Und wie beſtimmte Inſekten im Frühjahr nicht eher auskriechen, als die Bäume ausſchlagen, von deren Laube ſie leben, ſo fand ſich jetzt auf einmal, ich weiß nicht woher, in unſerm verſteckten Hauſe eine kleine Druckſchrift ein, die auf die Zeitſtimmung berechnet ſchien. Es war ein ausgedehntes Geſpräch zwiſchen Luther, der an die Himmelspforte klopfte, und Petrus, der mit ſeinen Schlüſſeln ihm den Weg vertrat. Nach langem Wortwechſel, worin Meiſter Martin natürlich nicht ſo beredt wie einſt in Worms erſchien, ſtieg dem apoſtoliſchen Pförtner der bekannte Haarbüſchel vor der Glatze, ſodaß er dem zudringlichen Ketzer drohte, ihm, wenn er ſich nicht auf der Stelle „aus den Lappen mache“ — „die Himmelsſchlüſſel um die Ohren zu ſchmieren“.

Im Geſchmack dieſer Ausdrücke war das Ganze gehalten und ich fand Freude genug daran, es andern zum Vergnügen vorzuleſen. Wenn ich aber für meine Wenigkeit ſolchem Wohlgefallen ſpäter untreu geworden bin, ſo habe ich doch bis in die jüngſte Zeit bewundern können, wie friſch in Wort und Witz dieſer Geſchmack ſich in katholiſchen Streitſchriften noch immer erhält.

Bei alledem erinnere ich mich nicht, daß der angeſchürte Kircheneifer in Unverträglichkeit mit den Fremden aufgelodert wäre. Selbſt unſere Nachbarſchaft, die ſich doch ſonſt nichts Rohes übel nahm, verkehrte ganz wohlgemuth mit proteſtantiſchen Unteroffizieren, Hofbedienten, Kaſernenweibern und dergleichen.

Der Benedictinerorden wurde aufgehoben, das Prieſterſeminar in jenen Convent verlegt und dieſe Gebäude unſerer Nachbarſchaft in eine Kaſerne umgewandelt. Ebenſo wurde die aus der Verödung eines Kriegshospitals kaum wiederhergeſtellte freundliche Univerſitätskirche auf unſerer Straße zum proteſtantiſchen Gottesdienſte genommen. Es erregte keine Bitterkeit unter unſern Nachbarn. So nahm auch unſere enge Wohnung das

Häuflein Kinder eines aus Hannover nachbarlich übergeſiedelten Bildhauers, ſo oft ſie zu Mittag herüberkamen, freundlich und gaſtlich auf. Wir bedachten, daß der Meißel des ſtillen Mannes von dem weißen Sandſtein, den er zuweilen bearbeitete, keine Brotſchnitten für ſoviel Mäuler abſchlüge, und daß die Ränder durchſägter Marmorplatten, ſo ſehr auch die durch naſſen Flußſand geigende Klinge die Zähne der Umſtehenden angriff, doch nicht als Bratenſtücke abfielen.

Dieſer nicht ungeſchickte Mann, von dem die Trophäe über dem Thor der Infanteriekaſerne zu Fulda herrührt, ſtammte eigentlich aus dem Fuldaiſchen, war aber in der Fremde auf ſeine Weiſe ein religiöſer Freidenker geworden. Als ſolcher gab er ein Beiſpiel, wie glücklich der Menſch im Denken wie im Handeln ſchon durch die bloße freie Bewegung wird, ſelbſt wenn ſich ſein Zuſtand nicht verbeſſert. Der Menſch gibt ſich ganz zufrieden mit einem ſelbſterwählten Unſinn, wenn er nur jenen abwerfen kann, der ihm auferlegt worden. So ging es auch unſerm Nachbar Ritz. Oekonomiſch, wie er im eigenen dürftigen Hauſe beſonders mit dem Brennmaterial umging, vereinigte er auch Hölle und Fegfeuer zu einem einzigen Brande. Da es aber überhaupt ſeiner Vorſtellung von einer überſinnlichen Welt widerſprach, daß dort Feueranſtalten unterhalten würden, ſo nahm er an, der Himmel bediene ſich der irdiſchen Flammen zur Ausſchmelzung irdiſcher Schlacken dergeſtalt, daß viele Seelen in die Eſſe großer Schmelz- und Hammerwerke verurtheilt, andere in die Glut der Ziegelöfen oder in das kleine Feuer verwieſen würden, das der Bäcker vor ſeinem Backofen mit niedlichen Birkenſcheitchen unterhält. Nun wollten mir dergleichen Meinungen, die mir der vorſichtige Künſtler im Vertrauen mittheilte, nicht recht beigehen, ohne daß ich ihn hätte widerlegen können. Der wunderliche Mann, der Feueranſtalten in der überſinnlichen Welt für ungereimt hielt, wollte doch die Seelen nicht überſinnlich genug für irdiſches Feuer finden.

Dennoch ſcheint der Gegenſtand meine Gedanken länger beſchäftigt zu haben; denn ich ſchrieb bald darauf für einen kleinen Kreis von jungen Freunden eine Abhandlung gegen die dogmatiſche Ewigkeit der Höllenſtrafen.

Die kleine Arbeit verfiel hernach ſelbſt dem irdiſchen Feuer! —

Ehe noch die umgeſtaltende Thätigkeit der neuen Regierung an die lateiniſchen Schulen ging, lief das Jahr der Vorbereitungsklaſſe ab. Wir freuten uns, in den langen, weiten Studentenmantel zu kommen, der durch die vier Gymnaſialklaſſen getragen wurde. Dieſe Tracht rührte noch von den Jeſuiten her, die bekanntlich Freunde von Mänteln waren. Wirklich ſahen wir unter den langen dunkelblauen Falten wie eine Jeſuitenbrut aus; denn ſie legten uns auch unwillkürlich eine ernſte, eingezogene Haltung auf. Die Anſchaffung war koſtſpielig; der Mantel galt aber für eine ſo weſentliche Auszeichnung des Studenten, daß er den als vermögenlos aufgenommenen Schülern aus milden Fonds beſchafft wurde. Es war eine beſondere Gunſt des Directors für mich, daß ich einen bereits getragenen erhielt, den wahrſcheinlich der Sohn eines adelichen Hauſes bei ſeinem Austritt aus dem Gymnaſium als Weihgeſchenk zurückgelaſſen hatte. Aus ſeinem blauen Tuche, lang und faltenreich, war er noch unverſehrt bis auf den kleinen Kragen, an welchem Puder und Zopf des frühern Inhabers und die ſtrenge Bürſte ſeines Kammerdieners eine verſchabte, fadenſcheinige Stelle verſchuldet hatten. Dieſer verrätheriſche Makel, den ich nun mit keinem eigenen Zopfe mehr decken und beſchönigen konnte, verdroß mich ſo ſehr, daß ich einem Mitſchüler den empfangenen neuen Mantel beneidete. Erſt als dieſer Glücklichere eines kalten Herbſtmorgens, den Mantel über das untere Geſicht geſchlagen, zur Frühmeſſe kam, und zu ſeinem „Guten Morgen" — Kinn, Wangen und Naſe blau gefärbt, uns zum Gelächter aus dem Mantel hervorſtreckte, gelangte ich zu beſſerer Einſicht. Nun nahm ich auch wahr, daß dies grobe Tuch, das ſo leichtfertig ſein Indigo oder ſein Waidblau verſchwendete, deſto mehr an ſeinen Falten geſpart hatte; ſetzte mich alſo über den fadenſcheinigen Spielplatz eines adelichen Zopfes an meinem Mantelkragen hinaus. War es ja doch ein Schaden, den ich hinter mir hatte, und über ſo manches mir angenehm Begegnende leicht vergeſſen mochte.

Zu dieſem gehörte, daß ich mich bei der erſten „Compoſition" auf den erſten Platz in der Klaſſe ſchwang, was mir in der Vorbereitungsſchule nie hatte gelingen wollen. Compoſition hieß die Ueberſetzung einer dictirten Aufgabe, die in der Klaſſe ſelbſt gemacht und abgeliefert werden mußte. Nach ihr wurde die Rangordnung der Schüler auf den Bänken beſtimmt.

Ein anderes widerfuhr mir zu Oſtern, wo das für die erſte halbjährige Prüfung ausgeſetzte Prämium in ſchönem vergoldeten Einbande mir zufiel. Doch ſollte dieſe Auszeichnung nicht ohne Verdruß bleiben. Als ich nämlich nach dem Acte mit Magnus in deſſen älterliches Haus zur gewöhnlichen Privatſtunde ging, erwarteten uns neben dem Lehrer die Aeltern. Ich hatte meine Prämie, Magnus nur ſeine leeren Hände vorzuweiſen. Der gutmüthige Vater lächelte, indem er mit ſcherzhaftem Bezug auf meinen Namen zu dem verlegenen Lehrer ſagte: „Ja, ja, nomen et omen habet!“ Indem er aber in den Mienen ſeiner lieben Frau einen andern Text leſen mochte, entfernte er ſich, worauf der Erguß des mütterlichen Herzens erfolgte. Das Grundthema — daß ihre Söhne nicht Schuſter oder Schneider werden könnten, wie anderer Leute Buben, die eben nicht zu ſtudiren brauchten — war mit ſchmählichen Verzierungen weiblicher Wuth ausgerüſtet. Ich war zu betroffen, um zu denken: In guter Laune hat ſie dich ins Theater geſchickt, jetzt im Zorn ſpielt ſie dir ſelber recht natürlich vor! Wie mir aber hinter ihrem Rücken der Präceptor lächelnd zunickte, nahm ich mir den langen Monolog leichter zu Herzen, ſpielte mit meinem glänzenden Buch und nahm es beim Weggehen ſo unter den Arm, daß es der Mantel nicht bedecken konnte. Glücklicherweiſe dachte ich nicht an meinen Kragen, der mir ſonſt den vergoldeten Rücken des Buchs ſehr verdunkelt hätte.

Doch, was wäre mir der ſchadhafte Kragen geweſen, hätte uns nicht der Mantel an ſich ganz andere Sorgen gemacht. Wir ſollten aber bald erfahren, daß ein Mantel eben auch zum Bemänteln dient, womit in der Regel nichts Ehrliches gemeint iſt.

Wir Freimäntler zogen nämlich wöchentlich, wie in andern Städten die Chorſchüler, durch die Stadt, vor beſtimmten Häuſern lateiniſche Kirchenlieder zu ſingen. Eins derſelben, durch friſche Melodie und reimhaftes Kirchenlatein recht anſprechend, iſt mir wenigſtens in der erſten, oft geſungenen Strophe noch im Gedächtniß geblieben.

Euge, mens, et primo mane
Surge, laudes Deo cane,
Nox dum claudat lumina!
Lauda Deum verbis, gestis,
Memor esto Dei testis
Observantis omnia.

Ich überſetze:

Auf! mein Geiſt, und früh vor allen
Laß zu Gott ein Loblied ſchallen,
Bis die Nacht den Tag beſchließt!
Preiſe Gott in Thun und Worten,
Eingedenk, wer aller Orten,
Zeuge deines Wandels iſt!

Währenddeſſen hatten die Jüngſten an den betreffenden Häuſern die kleinen Geldgeſchenke abzuholen und an den Aelteſten abzuliefern, der die verſchloſſene Büchſe trug. Dieſe kam jetzt an einen Studenten, der die Kreuzer- und Groſchenſtücke nicht, wie vorgeſchrieben, mit der hingereichten Büchſe, ſondern mit der ſchmuzigen Hand aufnahm, die er unter dem übergeſchlagenen Mantel hervorſtreckte. Dies wäre uns wol weniger aufgefallen, hätte uns nicht des Burſchen ödes, unheimliches Weſen auf argwöhniſche Gedanken gebracht. Doch ſo furchtſam waren wir Sammelbienen, daß wir gegen dieſe wilde Hummel auf der Büchſenunmittelbarkeit zu beſtehen den Muth nicht hatten, ſondern uns lieber in unſern Verdruß und Schaden ergaben.

Ehrenſold und Ehrenpreiſe.

Um nun hier gleich der Mittel zu gedenken, die bei der Vermögensloſigkeit des Hauſes das Fortkommen des jungen Studenten unterſtützten, ſo beſtanden dieſelben hauptſächlich in dem, was der junge Mantelträger durch Privatunterricht in kleinbürgerlichen Familien erwarb. Der Mantel lieh dem glatten Geſicht, das aus dem Kragen über den langen Falten hervorſah, ein ernſtes Anſehen, eine philoſophiſche Miene. Die Hauptſache war aber dabei, daß ſolche Docenten der Dürftigkeit auf niedrigem Ehrenſolde ſtanden. Dafür wurden ſie aber von Aeltern und Kindern ſehr reſpectirt. An den höhern Feſt- und Familientagen, an denen der geſcheuerte Tiſch Reisbrei und Braten aufwendete, war er als Ehrengaſt eingeladen.

Die Reisfrucht muß damals koſtbarer geweſen ſein, als ſie es heute iſt. Wenigſtens war Reis damals in Fulda das Ehrengericht kleiner Bürgersleute allermindeſtens doch für Oſtern, Pfingſten und Chriſttag. Es galt für ein Schmähwort des ſchwerſten Kalibers, wenn von zankenden Nachbarinnen eine rufen konnte: „Ihr Lumpenpack könnt euch nicht einmal die die drei Reisbreie ſchaffen!“ Der Reisbrei im Hauſe und der Fürſtbiſchof im Dome celebrirten dieſelben Feſte. Um ſolcher hohen Beſtimmung willen brachte denn auch dies Gericht für unſern jungen Studenten ein ängſtliches Bedenken, als er, zum erſten mal von einem ehrbaren Zimmermeiſter zu Gaſt gebeten, mit den Seinigen in Ueberlegung ging, ob Reisbrei ſchicklicher mit der Gabel oder mit dem Löffel genommen werde. Die mütterliche Weisheit gab hier wieder den Ausſchlag mit den ermuthigenden Worten: „Geh' nur, und ſieh' zu, wie's die andern machen!“

Höher wäre vielleicht bei ſolchem geringen Erwerbe die Einbuße an Zeit und friſchem Muthe für eigene Fortbildung anzuſchlagen geweſen, hätte es mir nicht ohnehin zu Privatſtudien an Büchern und Anleitung gefehlt, ſodaß ich mich nur durch lebhafte Faſſungsgabe bei ſtets munterer Geſundheit unter den beſten Mitſchülern und an der Spitze des Wetteifers halten konnte.

Andere Vortheile, welche dürftige Studenten, beſonders Söhne vom Lande, an den Freitiſchen der Klöſter und einzelner guten Familien fanden, wurden bei unſerm, wenn auch ſchmalen, doch täglich beſetzten Herde nicht hoch angeſchlagen. Dennoch ſollte unſer Mantelträger, wenn er ſich vielleicht als Ehrengaſt braver Bürgersleute allzu früh etwas fühlte, bald Gelegenheit finden, als Kloſtergaſt jene Demüthigung zu üben, die den Söhnen des heiligen Franz in den weißen Lendenſtrick eingeknüpft iſt.

Zwei meiner Mitſchüler, die einen Freitiſch bei den Franciscanern auf dem Frauenberge hatten und gern mit mir verkehrten, überraſchten mich eines Tags mit dem Erbieten, mir den eben vacant werdenden dritten Platz ihres Koſttags beim Pater Guardian zu erwirken. Sie beſchrieben mir, wie vergnügt ſie in einer aparten Stube ihre drei Schüſſeln verzehrten, und ich ſtimmte ein, da es mir ſo bequem, ohne eigene Bemühung, geboten war, mit guten Kameraden vor der Stadt zu Tiſche zu gehen.

Nun wandelte ich jeden Donnerstag mittags nach dem Bergkloſter. Mit gutem Humor bei jedem Wetter fanden wir uns zu dreien auf dem Wege zuſammen, der damals, ſchmal gepflaſtert, unter alten Baumſtämmen bergan führte, oder wir erwarteten einander, um den Bruder Pförtner durch wiederholtes Schellen nicht brummig zu machen, am Allerſeelenhäuschen vor dem Kloſter, wo man ſich des Ausblicks über die Stadt, über Wieſenthal und Hügel nach dem prächtigen Zuge des Rhöngebirges erfreut. Eine Stube im untern Kreuzgange des Kloſters, düſter durch vergilbte Wände und blinde Scheiben eines einzigen vergitterten und gegen die nahe Mauer eines Gartenwinkels gerichteten Fenſters nahm uns an einer langen, braunen, ſelten ganz reinen Tafel auf. Mir als dem jüngſten in der Gaſtfolge lag es ob, uns Miteſſer an der Küche anzumelden. Für mich blöden Burſchen immer ein bitterer Gang! Denn jedesmal, wenn ich mit den befangenen Worten: „Wir Studenten ſind beiſammen!“ die Küchenthür öffnete, erblickte ich an der Anrichte ein gefürchtetes Paar —

den fetten Koch und den gemäſteten Kloſterhund. Dieſer kam bellend gegen mich heran, während jener in wegwerfendem Tone rief: „Nun, ja doch!“ Oder: „Es iſt ſchon gut!“ Früher oder ſpäter darauf brachte uns ein unfreundlicher Bruder oder ein Tölpel von Hausknecht die gewöhnlichen drei Schüſſeln.

Drei junge Studenten, unverwöhnt von Hauſe, von beſtem Muth und Magen nach einer muntern Bergſteige, ſind keine Leckermäuler. Einmal aber machte uns doch, nach genoſſener kräftigen Suppe, die nachfolgende breite irdene Schüſſel ſtutzig. Auf gehacktem grünen Gemüſe gaben ſich drei Portionen kalten, geräucherten Schweinskopfes noch früher dem Geruche als dem Auge kund. Bei näherm Betracht zeigte ſich die Uebervölkerung des einen Schweinsohres in Aufruhr. Die weißen Citoyens balgten ſich auf dem dampfenden Marsfelde des krauſen Kohls. Mit Recht ſtehen Revolutionen im übeln Geruch. Und gleich gerieth auch unſer Appetit mit dem ſtark athmenden Schweinskopfe in einen Ringkampf, dem wir, Meſſer und Gabel in Händen, eine Weile zuſahen. Endlich unterlag bei mir der jugendliche Appetit. Und da man auf einer Flucht gern Kameraden hat, die auch das Gewehr oder die Gabel wegwerfen, ſo ſprach ich den beiden Unentſchloſſenen zu, wir ſollten uns doch ſolche Wohlthat nicht gefallen und die Schüſſel unberührt laſſen. Indem ich nun ſo auch noch den Studentenſtolz gegen den Studentenappetit aufrief, brachte ich die Aengſtlichen ſogar noch dahin, daß ſie zur Ausführung eines Einfalls, den wir für witzig hielten, ihre Zuſtimmung gaben. Wir riſſen aus einem unſerer Schulhefte ein

Blatt, worauf wir zur Erklärung unſerer Enthaltſamkeit mit Bleiſtift einen Gedanken niederſchrieben, der dem Sinne nach, wenn auch nicht wortgetreu, als Vers lautete:

Die Suppe aßen wir, die andern guten Gaben
Hebt uns gefälligſt auf, bis wir den Schnupfen haben.

Erſt vor dem Kloſter, mit dem Ausblick in die Ferne, kam uns eine Ahnung von den Folgen unſers Muthwillens. Ich mußte den beiden andern zugeben, daß wir nicht blos für heute den Appetit, ſondern auch den Koſttag für immer verloren hätten. Gedachte ich nun des Bruders Koch und des Laienbruders Küchenhund, ſo ſchien es mir ein Leichtes, den Freitiſch aufzugeben und die Schuld des Frevels auf mich zu nehmen. Dadurch ward es den Kameraden möglich, des andern Tags reumüthig vor dem Pater Guardian zu erſcheinen und ſich die erneuerte Wohlthat wieder zu erwirken.

In meinem heitern Sinne war die Sache abgethan, und erſt nach Jahren fand ich zu bedenken, daß mit jenem Muthwillen doch eigentlich mein Ketzerthum angebrochen ſei. Ich kam zur Erkenntniß, daß es in allen chriſtlichen Jahrhunderten kaum ſo gefährlich geweſen, ein bedenklich gewordenes Dogma als einen empfindlich gewordenen klöſterlichen Schweinskopf mit gereimten Alexandrinern anzugreifen. Mehr als einmal, und noch in vorgerücktem Alter habe ich zu erfahren gehabt, daß Wohlthaten der Mönche, wie ſchwer verdaulich ſie auch dem Empfänger geweſen, doch von den frommen Vätern noch ſchwerer vergeſſen werden.

Fürerſt blieb ich aber noch der eifrigſte Schüler des Katechismus, den uns Director Pfiſter ausſpendete und mit lateiniſchen Schriftſtellen der Kirchenväter ausſtattete. Solche Ausſprüche, wenn ſie auch nicht ſelten auf eine bizarre und abgethane Lebensanſicht zurückwieſen, gaben doch auch ebenſo oft Proben geiſtvoller Weltbetrachtung und ſinnreicher Combinationen. Mir ging eine dunkle Wahrnehmung davon auf, daß die Kirchenväter noch nicht an einer fertigen Glaubenslehre gebückt zu tragen hatten, ſondern die Subſtanz des Chriſtenthums als Weltweiſe zu einer Weltlehre ausbilden halfen. In ſtiliſtiſcher Hinſicht waren manche ſolcher Sentenzen durch Antitheſen geiſtreich pikant. Eben fällt mir ein ſolcher Spruch — ich glaube Tertullian's — ein, der von der blutigen Erlöſung des Heilandes ſagt:

„Quod potuit gutta, voluit unda, et quod satis fuit ad pretium, non satis fuit ad amorem.“

„Was er mit einem Tropfen gekonnt hätte, that er mit einer Welle (Blutes); und was als Preis genügt hätte, genügte ſeiner Liebe nicht.“ —

Gegen das Lutherthum hatten die Kirchenväter freilich noch keine Pfeile im Köcher. Im Gegentheil hatten manche derſelben Ketzereien auf ſich ſitzen. Pfiſter, der es in ſeinem orthodoxen Eifer für eine Forderung der Zeit und der Umſtände halten mochte, uns gegen die in der fuldaer Luft ſchwebenden Irrlehren zu ſchützen, brachte daher andere Waffen herbei. Als unwiderleglichſten Beweis für die ausſchließende Wahrheit der katholiſchen Kirche gab er uns die bekannte Darlegung, wie man doch von jedem katholiſchen Prieſter auf den Biſchof, der ihn geweiht, von jedem Biſchof auf den Papſt, der ihn eingeſetzt habe, und in ununterbrochener Reihenfolge der Päpſte bis auf den von Chriſtus ſelbſt beſtellten Apoſtel Petrus zählen könnte. Dagegen vermöchten die Proteſtanten kaum von ihren Paſtoren bis auf Luther zurückzurechnen, wo ſie dann in die von dieſem Irrlehrer verlaſſene Kirche zurückkehren müßten, wenn ſie auf Petrus und Chriſtus kommen wollten.

Dieſe Albernheit, bei der es ganz außer Frage blieb, was denn auf dem langen Wege von Petrus herab, der ſelbſt ſchon mit Paulus nicht einig war, mit der Lehre ſelbſt vorgegangen ſei, ſchürte doch auf einige Zeit ein Flackerfeuer in uns an. Auch nahm ich es um dieſe Zeit mit den kirchlichen Uebungen, beſonders mit dem Beichten, ſo oft es auch vorkam, noch ſehr ängſtlich. Mit meinem leichten und heitern Sinn in Thun und Laſſen verband ſich ein tiefwurzelnder Ernſt zum Rechten und Guten. Indem ich mich nun des einen und des andern anklagen ſollte, was im Augenblicke des Handelns, wie es mir ſchien, ſich gar nicht anders hatte machen laſſen, quälte ich mich mit Zweifeln, ob ich auch wahre Reue und Leid darüber empfände, und ob mein Vorſatz, es nicht und nie wieder zu thun, auch feſt — oder, wie's im Katechismus hieß, „ſteif" genug ſei.

Wie ſehr aber Manches in unſerer frommen Abrichtung gegen den geſunden Menſchenverſtand anſtieß, wird mir in einer heitern Erinnerung aus den Erntetagen unſers erſten Gymnaſialjahres wieder recht anſchaulich.

Unaufhörlich wurde uns, wie ſchon erwähnt, der heilige Aloyſius vorgehalten, der als frommer und ſittſamer Jüngling nur die zwei Wege zur Kirche und zur Schule gekannt hatte. Nun lag es in meiner enghäuslichen Erziehung und in einem gewiſſen träumeriſchen Weſen, daß ich, unbekümmert um die angeſehenen Familien der Stadt, kaum einzelne Wohnungen derſelben kannte. Da ſtand gegen den Herbſt, nach den ſtrengen Prüfungen, der feierliche Act der Preisvertheilung bevor. Große Zettel waren gedruckt, worin für die vier Klaſſen hinter den bezeichneten Lehrgegenſtänden nach Maßgabe der Vorprüfung, die Preisempfänger oder Bewerber mit großer — die blos lobenswerth befundenen Schüler mit eingerückter kleinerer Schrift namhaft gemacht waren. Ein ſolcher Zettel aus dem Jahre 1804 hat ſich mir, wahrſcheinlich durch die kleine Eitelkeit, mich zum erſten male gedruckt zu ſehen, unter meinen Papieren erhalten. Der Zweck dieſes Aufwandes iſt durch des Zettels Motto aus Ovid angedeutet:

> Excitat auditor studium, laudataque virtus
> Crescit et immensum gloria calcar habet.

Was ich überſetze:

> Munter erweckt ein Zeuge den Fleiß, die geprieſene Tugend
> Wächſt, und es prüfet der Ruhm ſeinen allmächtigen Sporn.

Mit ſolchen Zetteln wurde die Stadt zum feierlichen Act eingeladen, und wir Freimantelträger ſollten dergleichen in die Wohnungen der Honoratioren umherbringen. Aus freundlicher Vorliebe fragte mich der Director einigemal zuerſt: „Weiß Er denn, wo der Geheimrath Schlereth, oder der Hofrath Uth, oder der Malefizſecretär Odenwald wohnt?“ — So oft ich dann mit „Nein, Herr Director!“ antwortete, lächelte Pfiſter vergnügt und richtete die kürzere Frage: „Weiß Er's?“ an einen Mitſchüler Namens Wohlgemuth, dem er auf die raſche Antwort: „Ja, Herr Director!“ den Zettel zur Beſtellung übergab. Aber jeder ſolche Zettel war von einem misbilligenden Blicke begleitet, und beim dritten Falle beantwortete der Director ſeine Frage gleich ſelbſt mit dem Zuſatze: „Ja, Er wird's wol wiſſen, Er iſt ja Hans in allen Gaſſen!“

Ohne Zweifel erblickte Pfiſter meine Wenigkeit in Aloyſianiſcher Richtung, und freute ſich, einen jungen Menſchen ungeſchickt und unbrauchbar zu etwas zu finden, wozu er ihn doch eben brauchen wollte.

Der Verlauf der Feierlichkeit war nun folgender: Am heitern Nachmittage des 7. September drängten ſich die Zuſchauer in Menge in dem großen Speiſeſaale des Convents am Dom zuſammen. Eine Bühne ſtand errichtet mit einem Tiſche, worauf die lange Reihe der zu vertheilenden Bücher ihre prunkenden Goldſchaumrücken dem Publikum zukehrte. Der Director in Mitte der vier Profeſſoren, alle in ihren ſchwarzen Talaren, ſtanden feierlich hinter dem Tiſche. Pauken und Trompeten hatten im Hintergrunde einen erhöhten Platz eingenommen, um zu donnern, ſo oft der Director zur Verherrlichung eines Namens mit dem weißen Tuche winkte. Dies Tuch, das dem eifrigen Manne nebenher auch die Stirne trocknete, machte in dieſer doppelten Beſtimmung recht anſchaulich, wie nahe der Ruhm dem Schweiße verwandt iſt. — Die Gerufenen betraten dann die Bühne.

In der vorderſten Reihe der Zuſchauer ſaß — Auguſt Gottlieb Meißner, damals durch ſeine Romane und Skizzen ein Liebling des deutſchen Publikums. Er war von der oraniſchen Regierung aus Prag, wo er ſeit dem Jahre 1785 als Profeſſor der Aeſthetik und claſſiſchen Literatur geſtanden, nach Fulda als Conſiſtorialrath und Director der höhern Schulen nach deren Umgeſtaltung berufen worden. Solche Gelegenheit wollte der bereits abwelkende bisherige Director Pfiſter nicht vorübergehen laſſen, ohne den berühmten aber nicht ſehr willkommenen Mann zu überzeugen, daß auch in den geiſtlichen Schulen die deutſche Poeſie der lebenden Vorbilder nicht ermangele. Er hatte daher ſeinen ganzen Vortrag in Vers und Reim zu einem rechten Triumph oder Trumpf abgefaßt. Als Probe dieſer ſchwunghaften Poeſie ſind mir glücklicherweiſe, da das Werk nicht zum Drucke gekommen iſt, ſechs Zeilen im Gedächtniß geblieben, wahrſcheinlich weil ſie mich mitbetrafen und ihre erſte Anrede mich wahrhaft erſchreckte.

Ich ſtand nämlich mit dem empfangenen erſten Preiſe für Religionswiſſenſchaft, mit einem der zwei für prosa latina ausgeſetzten Preiſe und einem dritten für deutſche Sprache ebenfalls ohne Mitbewerbung erhaltenen Buche im Hintergrunde der Bühne, als unſerer vier zum Loſen um den für examen latinum in grammaticam, Cornelium Nepot. et Phaedrum beſtimmten Preis aufgerufen wurden. Ehe wir zum Loſe griffen, redete uns der Director laut und lebhaft mit bereits etwas heiſerer Stimme an:

Koenig geh' mit deinem Pack,
Laß den Preis dem Haberſack!
Oder wünſchen wir ihn lieber
Unſerm fleiß'gen, wackern Glüber?
Oder auch dem kleinen Neus!
Denn der hat noch keinen Preis.

Und auf einen Ruck des weißen Taſchentuches donnerten die Pauken, ſchmetterten die Trompeten und die jungen Kämpen loſten um das Buch.

Ich verließ die Bühne mit den drei Prämien, die ich aus freier Hand erhalten hatte; bei der Verloſung dreier anderer für das bemerkte Examen, für Rechenkunſt und Erdbeſchreibung ging ich leer aus, und bei den drei übrigen — der Ueberſetzung aus dem Latein, bei dem Griechiſchen und dem Schönſchreiben führt die Preisliſte meinen Namen unter den blos belobten, nicht des Preiſes würdigen Schülern auf.

Schulenreform.

Für das nächſte Winterhalbjahr blieb noch die alte Schulverfaſſung, und der alte, liebe Profeſſor Haberſack folgte uns zur Raufe und Krippe der zweiten Klaſſe.

In dies halbe Jahr fällt die Vorarbeit zur Umgeſtaltung der höhern Schulen. Ich erinnere mich einiger Vorzeichen derſelben. Göckingk machte dem Gymnaſium einen Beſuch. Wir hörten, daß er ein lieblicher Dichter ſei, der ſchöne Lieder, artige Sinngedichte und poetiſche Epiſteln herausgegeben habe. Um ſo höher ſahen wir das artige Männchen an, das ſich in unſerer Klaſſe gar geſprächig erwies.

Göckingk, Geheimer Finanzrath beim Generaldirectorium zu Berlin und von Friedrich Wilhelm II. in den Adelſtand erhoben, damals ein Sechsundfunfziger, war aus dem preußiſchen Staatsdienſte in den Geheimen Rath des Prinzen von Oranien als thätiges Mitglied getreten und hatte neben der Neugeſtaltung des Finanzweſens auch eine Stimme für die Angelegenheiten der Schulen. An dem „Journal von und für Deutſchland“, welches er zwanzig Jahre früher unternommen, hatte ſich auch unſer fuldaiſcher Propſt von Bibra betheiligt — jener geiſtreiche Prälat, deſſen hölzerne Glocke früher erwähnt worden iſt.

Wiederholt erſchien auch Meißner in der Klaſſe, aber nur um den Director Pfiſter zu einer Beſprechung mitzunehmen. Pfiſter's verdrießliche Miene, wenn er vor ſeinem unwillkommenen Nachfolger das Calottchen abnahm, entging uns nicht. Er redete Meißner immer lateiniſch an, ohne jedoch eine andere als deutſche Antwort zu erhalten. Wir, gegen das Neue noch voreingenommen, fanden darin eine Beſtätigung, daß die Proteſtanten ſchwache Lateiner ſeien. Was wußten wir auch vom Zuſtande der Philologie in Deutſchland und von den ausgezeichneten Leiſtungen eines Heyne, Hermann, Wolf und anderer? Was unſer Haberſack davon wußte, ward uns noch vorenthalten. Das Latein war uns überhaupt nur noch die Stola, die der Prieſter zum Altar umhängt, nicht das Band, an dem die Hand der Philoſophie die moderne Bildung zur Geiſtesfreiheit führte, und an welchem unſere eigene Literatur anknüpfte.

Mit dem Sommerſemeſter trat die neue Organiſation ein. Die ſogenannte Univerſität wurde aufgehoben. Vom Fürſten Adolf, aus dem Hauſe Dalberg, unter bedenklichen Vorzeichen — nämlich zu gleicher Zeit mit einem Hospital — geſtiftet, war ſie ihr Leben lang kraftlos und kurzathmig geblieben und nur etwas über ſiebzig Jahre alt geworden. Sie hatte ſich während ihrer für eine Landesanſtalt ſo kurzen Lebensdauer ſtets nur auf gering honorirte Vorträge angeſtellter Juriſten, Aerzte und Geiſtlichen geſtützt. Statt ihrer wurde ein Lyceum aus drei Klaſſen über dem auf ebenſo viel Klaſſen eingeſchränkten Gymnaſium eingerichtet. Von den geiſtlichen Lehrern blieben nur ein paar jüngere, vom neuen wiſſenſchaftlichen Zuge bewegte Männer. Dieſe und die neu hinzutretenden proteſtantiſchen Lehrer theilten ſich nicht mehr in die Klaſſen, ſondern in die Fächer des Unterrichts. Neue Lehrgegenſtände wurden zu den bisherigen Realien aufgenommen — Anthropologie, Technologie, neuere Geſchichte. Declamationsübungen hielten ſich unter dem jüngſten geiſtlichen Lehrer, einem ſpröden Fuldenſer, zu ausſchließend an den oberflächlichſten Vortrag, und ohne unſern Blick, wenn auch nur gelegentlich, in die Felder des poetiſchen und proſaiſchen Schaffens, gerade in jener glanzvollen Epoche unſerer Literatur zu lenken. Schiller ſtarb am 9. Mai jenes Jahres, und kein Ton des nationalen Requiem drang in unſere Klaſſe.

Ich weiß nicht, ob es den katholiſchen Schulen überhaupt oder nur der fuldaiſchen eigen war, daß wir bei keiner menſchlichen Leiſtung auf die dazu erforderliche perſönliche Begabung und auf ruhmvolle Namen hingewieſen, ſo auch jetzt bei den geleſenen Sprachſtücken nicht auf die Eigenthümlichkeit derſelben und auf die Perſönlichkeit ihres Schöpfers, ſondern nur auf angemeſſenes Leſen aufmerkſam gemacht wurden. Es hat mir lange nachgehangen, daß ich als Knabe mich in die Altarbilder verſenken konnte und von den Stimmen und Tönen einer muſikaliſchen Meſſe bewegt wurde, ohne daran zu denken, welch ein begabter Menſch dazu gehöre, dieſe Farben und Töne zu ſetzen. Dies entſprach freilich der mittelalterlichen Demuth großer und frommer Künſtler, die ihr Werk in den Abglanz der verherrlichten Gottheit ſtellten und für ihre Perſon darin verſchwanden; wogegen die Philoſophie des neunzehnten Jahrhunderts umgekehrt die Gottheit in die menſchlichen Individualitäten aufzulöſen verſuchen mochte.

Wie es ſich aber bei der Umwandelung öffentlicher Einrichtungen ſelten findet, daß aus der Umſchmelzung des Alten eine Neugeſtalt alsbald befriedigend und dauernd hervorgehe, ſo wechſelten auch mit jedem Semeſter des neuen Gymnaſiums die Verſuche in der Wahl und Vertheilung der Lehrgegenſtände. Dabei fügte es ſich für mich ſehr ungünſtig, daß manche Lectionen, z. B. über deutſchen Stil, Poetik und dergleichen, die zuerſt der höhern Klaſſe zugetheilt waren, juſt wenn ich zu derſelben überging, in die niedere verlegt wurden. So ſchien der deutſche Stil mit ſeinen poetiſchen und rhetoriſchen Töchtern gefliſſentlich einem jungen Burſchen aus dem Wege zu gehen, der ſpäter darauf verfiel, ſich um eine oder die andere zu bewerben.

Bei alledem gewannen wir gleich anfangs einen neuen Maßſtab der Achtung für die Lehrer. Es war der literariſche Ruf, der die neuangekommenen Lehrer umgab, ſtatt der rauſchenden Soutane von ſchwarzem Raſch, worin die geiſtlichen Lehrer uns imponirt hatten. Keiner von dieſen war als Schriftſteller aufgetreten, und Pfiſter ſchrieb erſt ſpäter in ſeinem Ruheſtande unter andern auch ein Buch über die — Ehe. Dagegen war mit literariſchem Namen der alte Gierig von Dortmund gekommen, als Rector am Gymnaſium und Lehrer am Lyceum. Eine Reckengeſtalt mit unintereſſanter, etwas verſchloſſener Geſichtsbildung, Stirne und Hinterkopf giebelartig zuſammenlaufend. Ein gutmüthiger, ſtiller, gelegentlich auch einmal jovialer Philolog — mehr um ſeine Anmerkungen zu Ovid's „Metamorphoſen", als um die Wandelungen im eigenen Hauſe beſorgt, wo dem ſtudirenden Witwer unter dem Commando einer plattdeutſchen, rothwangigen Köchin zwei Söhne und eine Tochter aufwuchſen.

Profeſſor Petri aus Bautzen, früher Director am Schullehrerſeminar in Dresden, führte ſich lachend und redſelig bei uns Studenten ein. Ein unterſetzter, kurzbeiniger Mann mit derber Geſichtsbildung. Schon damals hatte er ſich jener Feder bemächtigt, die zu fleißigem Zuſammentragen, beſonders im Gebiet der deutſchen Sprache und des Geſchichtsunterrichtes ausflog und das Gewonnene unter die Preſſe brachte. Sein Fremdwörterbuch hat ſich von allen dieſen Schriften in wiederholten Auflagen am weiteſten verbreitet. Neben einem eminenten Gedächtniß für vereinzelte, von Ideen nicht gebundene Kenntniſſe, für tauſend Spruchverſe aus mehreren Sprachen und einem unerſchöpflichen Anekdotenvorrath — einem Gedächtniß, dem ſelbſt Scharfſinn und Urtheilskraft reſpectvoll Platz gemacht hatten, beſaß dieſer für muntere Späße immer aufgelegte Mann freilich auch mehr als eine jener Magiſtereigenheiten, die den Muthwillen der Studenten gern herausfordern. Wir waren bald vertraut genug mit ihm, um uns tolle Sachen gegen ihn zu erlauben. Es war nicht der ſchlimmſte Poſſen, den wir ihm eines ſchönen Nachmittags zur Zeit der Holunderblüte ſpielten. Während er über dem „Siebenjährigen Krieg“ von Archenholz, den er uns zu ſeiner Bequemlichkeit ausführlich vorlas, ſanft entſchlummerte, verließen wir leiſe das Zimmer und ſuchten das Freie, bis wir uns gegen das Ende der Stunde an der Stubenthür wieder einfanden, um zu erwarten, ob er den Hubertsburger Frieden verſchlafen werde. Er erwachte mit dem Schlage der nahen Domuhr, ſuchte aber diplomatiſch, indem er die Hand über den Augen behielt, ſein Erwachen zu verbergen und ſagte ruhig: „Hier bleiben wir für heute ſtehen!“ — „Hier an der Thür, Herr Profeſſor?“ fragte einer von uns; ein lautes Lachen erfolgte, und der Profeſſor lachte blos ſcheltend mit. Auch blieb er ſich bis an ſein Ende darin treu, daß er nichts lieber verzieh, als was ihm von Neckerei und Poſſen munterer Bekannten widerfuhr. Allerdings war das nicht ſelten etwas mehr, als ein Mann billigerweiſe verzeihen ſollte.

So ſchnell hatten wir mit den abgelegten Mänteln auch die alte geiſtliche Disciplin abgeſchüttelt! Und nachdem wir einmal aufgehört hatten, an Zettel und Einſchlag rein katholiſch und kirchlich zu ſein, wurden wir auch mit einer weniger ſteifen Leinweberſchlichte von Zucht behandelt. So wurden auch Jörg Adam's Birkenruthen entfernt. Dieſe hatten zuletzt noch einmal eine rückwirkende Kraft auf den lange verheimlichten Witz des frommen Directors ausgeübt. Es war nämlich ein ſtrenges Gericht über mehrere Gymnaſiaſten ergangen, die Tabacḱ geraucht hatten. Derſelbe Wohlgemuth, der ſo unglücklich war, mehr Wege zu kennen, als der heilige Aloyſius gekannt hatte, war auch bei den irdenen Pfeifen des Inquiſitionsgerichts betheiligt und dachte ſeine Dividende an den Birkenruthen durch die Betheuerung zu kürzen, er habe nicht eigentlich geraucht, ſondern nur ein paar Züge gethan. — „Wohlan“, erwiderte Pfiſter, „ſo ſoll Jörg Adam die übrigen Züge thun.“ Zum erſten mal ſah ich den fromm gebückten Mann herzlich lachen; aber ich irre gewiß nicht, wenn ich glaube, daß er ſich zu Hauſe für dieſe leichtfertige Minute eine angemeſſene Pönitenz auferlegt hat.

Indem wir aber mit dem abgelegten Mantel die Glieder freier fühlten, konnte es wol keinen Verſtändigen wunder nehmen, wenn hinter einem Zwange her, der den Muth der Jugend und den muntern Willen über Gebühr unterdrückte, mancher Muthwille hervorbrach. Vielleicht hielt aber der faltenreiche Mantel, der die Ausbrüche der Jugend nicht mehr dämpfte, auch die äußern Einflüſſe der revolutionären Luft weniger von uns ab. Jedenfalls erinnere ich mich einer ſtudentiſchen Empörung, die ganz nach jener revolutionären Zeit ausſah.

Unſer vornehmſter Mitſchüler war nämlich ein Neffe und Pathe des Fürſtbiſchofs. Ich kannte ihn von früher, ſchon aus jener Zeit, da ich mit einem Charfreitagsei auf Hexenentdeckung ausging. Damals hatte ich eine

Zeit lang abends einen Topf Ziegenmilch in die Küche jenes adelichen Hauſes zu bringen gehabt. So oft mich der langbeinige Junge meines Alters erblickte, zog er, eines Geſpielen froh, mich mit in den Hof und Hinterbau, bis ihn eines Tags der Hofmeiſter auf dieſem Sprunge bemerkte und ihm mit ſtrengem Worte zurief: „Baron Adelbert, ſchämen Sie ſich nicht, mit einem Milchbuben zu ſpielen?“ — Dieſe Warnung fiel von zu hoher Treppe herab, als daß ich ſie nicht hart empfunden hätte. Aber ich verwand ſie; nur daß ich, ſo oft der verlaſſene Junge ſich wieder zu mir ſtehlen wollte, ihm mit meinem längſten Arm den Milchtopf entgegenſtreckte, als abwehrendes Grenzwappen meines Königreichs.

Jetzt, nach einem halben Jahrzehnd, ſtudirten wir zuſammen, und ich kannte aus der Grammatik den Satz: „An nescis longas regibus esse manus?“ So gutmüthig der wenig begabte Junge war, athmete er doch in den Gewohnheiten ſeines Hauſes. Und ſo ließ er, als wir eines freien Nachmittags im Schloßgarten umherſtreiften, ſich einfallen, einen Groſchen für drei Hiebe anzubieten, die er einem mit ſeinem Stöckchen über den Rücken verſetzen dürfe. Wir ſahen ihn verwundert an, ließen es aber auch ſtillſchweigend geſchehen, daß einer aus unſerer Mitte, Sohn eines Aſchenſammlers, ſich zu dem Geſchäfte verſtand. Doch kaum hatte er ſeinen Groſchen eingeſteckt, als wir über ihn herfielen, ihn auf den Raſen warfen und mit Püffen ſein bürgerliches Bewußtſein zu wecken verſuchten. Daß wir ihn und nicht den Baron prügelten, war vielleicht echt chriſtlichgermaniſch, ohne daß wir es ſelbſt wußten: unſer Inſtinct ließ das adeliche Herkommen, impertinent zu ſein, als hiſtoriſch gelten, und wollte nur den bürgerlichen Stolz erwecken, der auf rechtlichem Wege aller ariſtokratiſchen Anmaßung ein Ende machen könnte.

Melirt und tricolor.

Der abgelegte Studentenmantel war jedoch auch ein Ueberwurf anſtändigen Erſcheinens geweſen, und die geſchorene Heerde ſah, beſonders anfangs, auffallend bunt und zum Theil ärmlich aus. Für jene Studenten, die bisher aus beſondern Fonds Mäntel empfangen hatten, wurde durch Anſchaffung guter Ueberröcke geſorgt, zu welch geringerm Aufwande dieſe Gelder noch erklecklicher waren.

Zu jener Zeit, da der Luxus des vorrevolutionären Friedens ſich ziemlich weit hinter die kriegeriſchen Bewegungen und öffentlichen Bedürfniſſe in Deutſchland zurückgezogen hatte, führte die Mode noch nicht wieder wie heute ihr leichtfertiges, wechſellauniges Scepter. Auch hatte ſie die bürgerlichen Kreiſe in Fulda bisjetzt wenig beherrſcht gehabt. Hier ſtand noch das Herkommen in Anſehen und entſchied, kaum mit einem Seitenblick auf die ſparſame und zuweilen etwas linkiſche Putzſucht der Vornehmen, nur für Güte und Dauer eines Anzugs. Dem kernhaften Tuche des Vermählungsrockes, dem ängſtlichen Brocat des Brautkleides, wurde ſchon bei der Nadel eingeflüſtert, welchen Staat ſie dereinſt noch zur Goldenen Hochzeit zu machen und wie ſie ſich daher an hohen Feſten, bei Kindtaufen und dergleichen Erſcheinungen zu ſchonen hätten.

Es läßt ſich alſo denken, welchen guten Hinweis unſer Student zu Haus erhielt, als er eines Tags zum Director vorgeladen war, wo ihm das Maß zu einem neuen Ueberrock genommen werden ſollte. „Daß du dich nur brav ſtreckſt, wenn dir der Schneider das Maß anlegt, damit du in den neuen Rock hineinwachſen kannſt“, lautete die Mahnung.

Ich rede vom Director Meißner, dem ſogenannten Skizzenmeißner, der damals ein vielgeleſener Mann war. Der ſtattliche Bau, worin er wohnte, lag unſerm Hauſe ſo nahe, daß ich noch mit dem erſten Herzklopfen in dem eleganten und wohlriechenden Zimmer anlangte. Dieſer feine Duft, dieſe Bilder an den Wänden, Bücher und Schriften auf den Tiſchchen gaben mir eine feierliche Ahnung von der merkwürdigen Einkehr ſchöner Anſchauungen und edler Empfindungen bei einem Manne, der zu denken und zu dichten berufen ſei. Meißner ſtand damals in den erſten Funfzigern, fein von Zügen und in ſeinem Anzug, welk und leidend in Ausſehen und Haltung. Das Beinkleid ſchlotterte und der leichte Frack ſchlug Falten. Hatten ihn ſeine außerordentliche ſchriftſtelleriſche Fruchtbarkeit oder die Lebensſtudien zu ſeinen Skizzen und Romanen ſo erſchöpft?

Doch jetzt trat der Schneider ein und ich durfte nicht vergeſſen mich zu ſtrecken. Es war der erſte Meiſter der Stadt, unter deſſen Hände zu fallen ich heute das Glück hatte. Meiſter Mahlmann zog ſeinen Papierſtreif hervor, um ihn den Rücken hinab und um die Rippen des lateiniſchen Schützen zu legen und die Maße mit dem Scherchen einzukerben. Ob Meißner, zur Seite ſtehend, darauf achtete, wie ſehr ich Bruſt und Schulter emporhob und zuſehends ein beträchtlicher Menſch wurde, weiß ich nicht. Gewiß aber ließ er ſich nicht einfallen, daß dieſer befangene Knabe einſt auch Romane dichten und ſich unter dem poetiſchen Maße ſeines „Alcibiades“, „Maſaniello“, des „Spartacus“ und der „Bianca Capello“ ſtrecken werde.

Aber mit dem Strecken kam auch ein ungewöhnlicher Muth über mich. Als Meißner in ſeiner feinen, ſanften Mundart fragte: „Was werden wir denn für eine Farbe nehmen?“ wendete ich ſehr freimüthig den rauhhaarigen Kopf ein wenig links und verſetzte im beſten fuldaiſchen Deutſch: „Ich denke blau!“ Doch in demſelben Augenblick fiel auch Meiſter Mahlmann's Antwort: „So ein melirtes Tuch wird wol am beſten ſein.“

Jetzt meiner gymnaſialen Albernheit, mich für den Befragten zu halten, inne geworden, fühlte ich, wie die meinem Blut ſo fremde Unbeſcheidenheit flammend mir aus den Wangen ſchlug. Wie einer, der ſich vor ſich ſelbſt verkriechen möchte, knickte ich in mich zuſammen, gänzlich der diplomatiſchen Haltung vergeſſend, die ich für die Zukunft meines neuen Rockes genommen hatte. Glücklicherweiſe war Mahlmann fertig, ſchlug das papierene Maß um die linke Hand und ſteckte es ein.

Ich war froh, mich mit eiligen Schritten auf der Gaſſe zu finden.

So war denn die bedeutende Lehre dieſer Viertelſtunde, die mich für mein ganzes Leben gefördert hätte, daß nämlich ein Menſch ſich ſtrecken und auf fremde Koſten etwas aus ſich machen könne, rein für mich verloren, nachdem der erſte Verſuch ſo übel ausgeſchlagen war und ich zu früh — blau gedacht hatte.

Nun aber — was iſt melirt? war zu Hauſe die brennende Frage. Niemand, auch auf der Nachbarſchaft wußte, was melirt für eine Farbe ſei. Und wir waren doch ſonſt mit den gängen Farben ſo unbekannt nicht. Wir unterſchieden das Blau in ſeiner adelichen Geſchmeidigkeit und bürgerlichen Derbheit. Und wenn ein achtbarer Gewerbsmann von einem neuen Rocke wochenlang blaue Hände bekam, ſo wußten wir ja, daß deutſcher Waid und deutſches Gemüth etwas ſehr Hingebendes haben. Nächſtdem galt uns Schwarz für die ehrwürdige Farbe der Weltgeiſtlichen außer, wie der Hof- und Kammerräthe im Amte, wenn dieſe mit dem Stahldegen in weißer Scheide und horizontaler Schwebe nach dem Schloſſe wandelten. Wir reſpectirten das Scharlachroth, das wir bei hohen Gelegenheiten an den vornehmſten Hofherren zu ſehen bekamen, neben welchem aber das Braun der Mönchskutten bei uns gläubigen Leuten nichts von ſeinem ehrwürdigen Geruch verlor. Und wenn wir Grün an der Hofjägerei und bei feſtlichen Schießen als Hutſchleiſe ſelbſt an Prälaten gar keck und luſtig fanden, ſo ließen wir doch auch dem Himmelblau und Hechtgrau der Müller und der

Mühlknechte die Gerechtigkeit widerfahren, daß es ſich mit dem Mehlſtaube am beſten vertrüge.

Aber — melirt?

Wir mußten uns endlich drein ergeben, daß der Rock ſich ſelbſt am beſten erklären werde. Er kam, und wir fanden eine aus Grün und Grau gemiſchte Farbe, die uns nicht übel gefiel. Im ganzen hatte der Ueberrock von des erſten Meiſters Hand etwas recht Vornehmes im Zuſchnitt erhalten. Denn an bürgerlichen fuldaer Ueberröcken waren wir gewöhnt, was an Falten im Rücken und um die Rippen von Ueberfluß war, an beiden Seitenſchößen wieder erſpart zu finden. Dieſe beiden im Gehen auseinander ſchlagenden Seitentheile gewährten dann einen geheimnißvollen flüchtigen Einblick nach dem kurzen plüſchenen Beinkleid, das vom Sitzen wie mit zwei Eulenaugen hervorſah und von den ſtrotzenden freien Rocktaſchen aus ungebleichtem Leinen umhüpſt wurde. An dem melirten Rock bewahrten aber die Schöße eine vornehme Verſchloſſenheit und übten eine Protection über ihre Untergebenen, wobei es dem Anzuge ſelbſt nicht an der uns erwünſchten Weite und Weihe der Zukunft fehlte.

Von Meißner's Schriften kannten wir Studenten damals noch nichts. Seine Feder ſchwimmt bekanntlich in der ſchimmernden Furche des Wieland'ſchen Kiels und durch den Schaum der lehrſamen Redſeligkeit dieſes Meiſters. Blühende Einbildungskraft vertritt die ſchöpferiſche Phantaſie; ſchöne Sprache übergleißt den oft gezierten und hohlen Ausdruck, ja manche Sprachfehler; die Anmuth bewegt ſich zuweilen geſchraubt und der Witz ſpielt nicht ſelten, ſtatt zu treffen. Sein Hauptfeld war der hiſtoriſche Roman, wie er damals auch von andern behandelt wurde, mit Dialogen durchwäſſert und der hiſtoriſche Stoff von keiner poetiſchen Idee einheitlich beſeelt.

Als Menſch durch edle Eigenſchaften der Humanität, des Eifers für bürgerliche Wohlfahrt, des Wohlwollens und der Wahrheitsliebe ausgezeichnet, war Meißner auch ein heiterer, geiſtreicher Geſellſchafter, zärtlich gegen ſeine Familie und treu in der Freundſchaft. Einzelne Männer jenes Kreiſes ſprachen noch nach Jahrzehnden mit Rührung von den heitern Abendſtunden, in denen Meißner ſo gut und gern erzählt habe. Altfuldaer gehörten dem Kreiſe nicht an. Thee und Literatur wurden vom Prälatengeſchmack belächelt; Keller und Küche galten und ein derber, ſchlüpfriger Spaß würzte die Unterhaltung. Der Prieſterſchaft war ohnehin Meißner und die melirte Schule ein Aergerniß, und die Partei ſoll manches nicht unterlaſſen haben, was den hinſiechenden, reizbaren Mann verletzen konnte. Vielleicht aber, daß er auch manches mit empfindlichem Mistrauen ſchwerer nahm, als es gemeint war. So galt er dafür, daß er aus Patriotismus Napoleon und die Franzoſen haßte; doch verſteckte ſich wol nur der allezeit aufgeweckte Studentenmuthwille, ohne klerikale Aufreizung, hinter der Kohle und Kreide, womit jeden Tag friſch an Wänden, Thüren und Tafeln des Lyceums Vivat Napoléon geſchrieben ſtand.

So verlebte Meißner ſeine zwei oraniſchen Jahre ſtill thätig und auf jenen kleinen Kreis zurückgezogen, der ſich abends um ihn zu verſammeln pflegte. Die eleganten

Räume, die er im jetzigen Gymnaſialbau bewohnte, waren früher zu einem preußiſchen Lazareth verwendet geweſen. Noch andere Perſonen waren nicht alt darin geworden, und ſo ſtarb auch ihm die Lieblingstochter in Fulda. Der Sohn hatte die Stadt früh verlaſſen und ſich ſpäter als Arzt wieder nach Prag gewendet, wo ihm Alfred geboren wurde, der jetzt des Großvaters poetiſches Gefieder in glänzenden Schwingen zu entfalten begabt iſt.

Ich ſelbſt hörte noch im Herbſt 1806 einige Wochen lang Meißner über griechiſche Literatur. Er begleitete ſeine Vorträge mit metriſchen Proben aus den Lyrikern in warmer, für uns ganz neuer Declamation, worin er aber ſchon durch Huſtenanfälle und Auflöſungen in der Bruſt fortwährend unterbrochen wurde, bis er die Stunden ganz ausſetzen mußte.

Und als an einem trüben Februarmorgen des Jahres 1807 ſeine Leiche die Gaſſe herab an unſerm Hauſe vorüberkam, ſchloß ich mich im melirten Ueberrocke dem kleinen Gefolge trauernder Freunde und Verehrer an. Petri ſprach die Leichenrede. Als wir das zugeworfene Grab verließen, dankte mir der Profeſſor der Philoſophie, Chriſtian Weiß, für meine Theilnahme. Ich begriff nicht, warum er dies that, bis ich inne ward, daß ich eben der einzige Student war, der ſeinen Director zu Grabe begleitet hatte.

Wie hätte ich damals ahnen können, daß es mir beſchieden ſei, dereinſt in Fulda in eine ähnliche Lage wie Meißner zu kommen? Dies inſofern, als ich etliche und dreißig Jahre ſpäter, juſt in demſelben Lebensalter, in welchem Meißner nach Fulda war berufen worden, nach langer Abweſenheit wieder dahin zurückverſetzt wurde, und mich nun, wie Meißner, auf einen engen Kreis wohlwollender Familien abgeſchloſſen fand, zu der keine fuldaiſche gehörte. Nur mit dem Unterſchied, daß Meißner in Fulda fremd war, ich aber Fulda meine Vaterſtadt nannte. *)

Meißner hatte nur vierundfunfzig Jahre gelebt, aber ſechsundfunfzig Bände geſchrieben. Seine Freunde bezeichneten das Grab mit einer Marmortafel, auf welcher der einfache Name des Ruhenden mit den Sinnbildern der Poeſie, der Weisheit und Ewigkeit umgeben war. Erhabene Symbole, denen ſich eine rührende Ironie beimiſchte, wenn man wußte, daß durch heimliche Vermittelung eines der Freunde, des Baumeiſters Coudray, zu dieſem Grabmal hinter Meißner's katholiſchen Widerſachern her eine Altarplatte aus der abgebrochenen Kirche des aufgehobenen Kapuzinerkloſters war verwendet worden.

Doch, ich bin um Meißner's willen über einen verhängnißvollen Herbſt und Winter hinausgeeilt.

Mein Uebertritt ins Lyceum fällt mit einer unglücklichen Wandelung Fuldas zuſammen. Das franzöſiſche Tricolor bezeichnet dieſe Lebensſtufe, wie das Oraniengelb meinem Eintritte ins Gymnaſium vorgeleuchtet hatte.

Schon im Auguſt war der Prinz von Oranien nach Berlin gegangen, wo er ſonſt nur den Winter mit ſeiner,

---

*) Vgl. H. Koenig, „Ein Stillleben" (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861).

der langweiligen Reſidenz in Fulda abholden Gemahlin zuzubringen pflegte. Früher hatte er es ſchon, im Gefühl der Würde eines deutſchen Fürſten, verſchmäht, zu Napoleon's Rheinbund zu treten und ſich dem Imperator dienſtbar zu machen. Dieſer gerechte Stolz hatte ihm die Hoheit über die oraniſchen Lande gekoſtet. Nun ſetzte er auch das Fürſtenthum Fulda aufs Spiel, als er, nach der Kriegserklärung Preußens, den Oberbefehl über eine Abtheilung des preußiſchen Heeres zwiſchen Magdeburg und Erfurt gegen Napoleon übernahm. In der unglücklichen Schlacht bei Jena ging der Einſatz verloren. General Mortier rückte auf ſeinem Zuge nach Heſſen am 27. October in Fulda ein und nahm es für die Franzoſen in Beſitz.

Alte und neue Noth.

So kam nun über Fulda die ahnungsvolle Beſorgniß, nachdem einmal die friedliche Aufeinanderfolge von vierundachtzig regierenden Aebten und Biſchöfen unterbrochen ſei, möchten dem ſtillen Lande raſche Wandelungen und vielleicht eine endliche Auflöſung vorbeſtimmt ſein. Die altgeiſtliche Herrſchaft hatte in friedlichen und ſtürmiſchen Jahrhunderten ihre Dauer erſchöpft; die oraniſche, zwar infolge der Revolutionskriege, jedoch durch Friedensvertrag zu Stande gekommen, hatte dieſer Zwiſchenſtellung gemäß, als grundberechtigt ſich erhaltend, als revolutionsverwandt ſich umbildend erwieſen. Jetzt war ein Regiment der Eroberung, eine Herrſchaft des Kriegsglücks eingetreten, die möglicherweiſe nur aufzehrende, mithin zerſtörende Kräfte üben möchte.

So lebhafte und zudringliche Wechſel brachten auch den denkſcheuen, in den Tag zu leben gewohnten Menſchen auf Vergleichungspunkte, und ſetzten neue Vorſtellungen ſeinen vorgefaßten Meinungen zu. Die kurze oraniſche Regierung hinterließ auf ihren zweckmäßigen Reformen einen ſchmalen, aber freien Standpunkt, um das kaum abgethane Alte und das bedrohlich herankommende Neue zu überſchauen. Daher kam denn etwas von der Einſicht, die Moſer ſchon zwanzig Jahre früher durch eine beſondere Schrift über die Mängel der geiſtlichen Regierungen in den leſenden Kreiſen der Geſellſchaft verbreitet hatte, nach und nach, wenn auch unklar, unter das Volk; wogegen das Sprichwort vom guten Wohnen unterm Krummſtab bei den Unzufriedenen deſto mehr Glück machte, je weiter die Zeit des Krummſtabs zurücktrat.

Allerdings hatte die geiſtliche Herrſchaft in Deutſchland ſich dadurch hervorgethan, daß ſie mit dem Glanz und Anſehen des weltlichen Regenten noch die Macht und Bedeutung der geiſtigen Bildung verband. Allein gegen dieſen anfänglichen Vorzug — wie viel eigenthümliche Gebrechen hatte nicht die Zeit in die andere Wagſchale fallen laſſen? Gerade die Haltung zwiſchen Kirche und Staat ſetzte den urſprünglichen Widerſpruch in allen Beziehungen der Machtbethätigung mehr und mehr heraus. Der regierende Prieſter ſollte zugleich ein frommer Prälat und ein kluger Staatsmann ſein und mit ſeiner Abhängigkeit von Rom deutſche Geſinnung verbinden. Wie ſelten ſind aber geiſtliche und weltliche Würde ſo ineinander gewebt, daß ſie an einer und derſelben Perſon nur etwa ins Gelbe und Blaue ein wenig ſchillern? Wie oft dagegen hemmen geiſtliche und weltliche Macht und Gerichtsbarkeit eine die andere? Und da nun in dieſem Widerſtreite dringende Verbeſſerungen, wohlthätige

Abſichten ſo bedenklich als ſchwer werden, ſo empfiehlt ſich zum Kanzler am beſten der Schlendrian, die thätigen Geiſter zu ermüden und beſchränkte, fügſame Köpfe vorzuſchieben. Wie ſcheu ſieht es um die Civiliſation und Wohlfahrt des Landes aus, wenn das Scepter in der Linken zur Arbeit und Induſtrie antreibt, zugleich aber das Kreuz in der Rechten vom Verdienſte des Almoſengebens und gegen die Sorgen um das Irdiſche predigt! Da ſteht dem Arbeitshaus das Kloſter gegenüber; Bettelmönche leuchten der Erwerbsthätigkeit vor, und ein Theil der fahrenden Unternehmungen geht auf Wallfahrten nach Gnadenmärkten aus, wo man die Conſumtion des Irdiſchen durch Ablaßwechſel auf das Jenſeits ausgleicht.

Abgeſehen aber auch von ſolchem Wechſelabſtoß zwiſchen Fürſtenhut und Inful, bringt der geiſtliche Beruf an ſich dem Regieren und dem Volkswohl kein ſonderliches Heil. In den geiſtlichen Staaten leitete der Grundſatz, keine geniale Begabung und kühne Beſtrebung aufkommen zu laſſen, die Wahl der Beamten. Dummköpfe konnte man freilich nicht brauchen; aber man zog biegſame Charaktere hervor. Und hätte denn auch ein geiſtreicher Fürſt ſich einmal über ſolche Maximen hinausſetzen mögen, ſo hätte er ſich durch ſein Kapitel beſchränkt gefunden, das immer darauf ausging, ſich im Mitregieren zu erweitern und dem zu wählenden Fürſten einen Fußblock von Wahlvertrag an die Fortſchrittsbeine zu legen. Da wurden ihm alte Diener aufgedrungen, ſelbſtgewählte misbilligt. Ueberdies wurden ja die Präſidentenſtühle der Behörden ohnehin aus dem Kapitel beſetzt. Männer, denen es nicht ſelten an Welt- und Staatskenntniſſen, oft ſogar an Verſtand und Erfahrung fehlte, mußten das Alte unverbeſſerlich, das Neue gefährlich finden. Es bildete ſich kein Syſtem für die Verwaltung, keine Folge in der Thätigkeit, und das feſtgehaltene Herkommen war von keinem patriotiſchen Sinn beſeelt. Der Präſident gab den Geſchäften den Pfaffenſtrich und fand ſich in der Regel von dem ſtiftsfähigen Adel, der die obern Stellen einnahm, unterſtützt und von den untergeordneten Beamten ungeſtört, da dieſe, auf der einheimiſchen Schule glaubensfertig vorgebildet, allen Zweifel und Tadel vor der Schwelle der Kanzlei ablegten und mit gefälliger Zuſtimmung ihre Sporteln einſtrichen. Die unterſten Organe des Dienſtes, die mit dem Volke unmittelbar in Berührung kommen, wurden ohne Bildung und Geſinnung, wie ſie waren, aus der verſorgbaren Dienerſchaft der Prälaten genommen und behandelten die Unterthanen, wie ſie ſelbſt als Lakaien behandelt wurden.

Und wie denn ſo der Staat nicht als Organismus von einem ſchlagenden Herzen belebt, ſondern als Mechanismus vom Schwergewichte des Schlendrians gezogen wurde, bildete ſich auch kein bleibendes Intereſſe des Volks; im Gegentheil belebte ſich der geiſtliche Staat in der Regel nur durch den Zwieſpalt zwiſchen dem Fürſten und dem Kapitel zum Nachtheile des Volks.

Solche Betrachtungen eines Mannes von Kenntniß und Einſicht belebten mir ſpäter die Erinnerung an Menſchen und Geſchichten, die ich in früheſter Jugend aus der geiſtlich-weltlichen Herrſchaft her gekannt hatte.

Jetzt aber, beim Einrücken der Franzoſen, — wie fern lagen mir noch alle politiſchen Begriffe! — Die Soldaten des Mortier'ſchen Corps durchſtrömten die Gaſſen der Stadt, und ich beeiferte mich, ſie mit meinem gymnaſialen Franzöſiſch zurecht zu weiſen. Weiter dachte ich nicht, bis mir ein ehemaliger Schulkamerad, Sohn eines verſtändigen Schuhmachers, begegnete und mir mit bedeutender Miene zuflüſterte, daß in dieſer verhängnißvollen Stunde die Landesbehörden auf dem Rathhauſe verſammelt ſeien, um den Uebergang des Fürſtenthums an die franzöſiſche Herrſchaft zu berathen und Anordnungen zu treffen. Ich hatte keine Vorſtellung, und fand in meiner Umgebung keinen Begriff von den Folgen dieſer Umwandelung der fuldaiſchen und der deutſchen Verhältniſſe, und will nun auch kein nachgeholtes Verſtändniß in jene Periode zurückbringen, ſondern nur in flüchtigen Zügen die Eindrücke bezeichnen, die mir aus jenen franzöſiſchen Jahren geblieben ſind.

Das Mortier'ſche Corps, das zur Beſitznahme von Heſſen nach Kaſſel weiter zog, hatte das Bett gebrochen, worin von nun an die franzöſiſchen Heereszüge, ſteigend und fallend, aber nicht mehr verſiechend, hin- und herſtrömten. Franzöſiſche Behörden waren zur Verwaltung, das hieß zur Ausbeutung des Landes, gleich anfangs angeſchwemmt worden. Wir ſahen ſogenannte Employés wie winterliche Krähen ankommen und abgehen. Hungerig und wie in der Mauſer übel ausſehend erſchienen ſie und nahmen bald ein glänzendes Gefieder, freche Krallen und übermüthige Schnäbel an; der hübſcheſte darunter, Mr. Miège, brachte es ſogar zum wirklichen oder Scheingemahl einer ſtattlichen Courtiſane ſeines Chefs, des Domänendirectors Gentil. An der Seite dieſer junoniſchen Geſtalt einer deutſchen Frau, die ſchon manchen Wechſel beſtanden hatte, ſtreckte er ſich, ſtolz wie ein Franzoſe, nicht auf die ſittliche Würde, ſondern auf den ſocialen Einfluß ſeiner Dame.

Die Domänen der Provinz kamen nach und nach als Dotationen an franzöſiſche Marſchälle oder Napoleoniden. Und da auch die übrigen Einkünfte in franzöſiſche Hände fielen, ſodaß ſelbſt die Waldungen durch außerordentliche Holzfällungen gelichtet wurden, ſo geriethen oft genug die Gehalte und Penſionen der zahlreichen Beamten ins Stocken und jene Familien in Noth, die nicht blos in der Stadt lebten, ſondern auch die Stadt ernährten.

Da ſchlug ſich eine kleine ſchlaue Jüdin ins Mittel. Ich ſehe ſie noch rennen und laufen. Sie, aus deren Waarenlager die franzöſiſchen Mauſervögel ſich befiederten, machte überhaupt die großen Geſchäfte bei Franzoſen und Fuldenſern, zwiſchen den Nehmenden und den Entbehrenden. Sie war die große Lieferantin, die Wechslerin zwiſchen den beiden Sprachen, Dolmeſch bei denen, die ſie überreden, und jenen, für die ſie gutſagen mochte. Sie war die Frau von Einfluß überall, wo's nicht fließen wollte. Sie erhielt in jener Noth die Societät, zu der ſie ſelbſt nicht zählte, durch das, was ſie zahlte. Sie war für viele eine Vorſehung durch Vorſchüſſe, eine Providenz gegen Proviſion. Jene üppigen Prälaten, die ſich vor wenig Jahren von ihren verſchuldeten Propſteiſitzen in die oraniſchen Apanagen gerettet hatten, verfielen mit dieſen jetzt einer Beſchneidung der kleinen Hoheprieſterin, die nicht an das Kreuz glaubte, aber die Kapitelskreuze als leibliche Unterpfänder gelten ließ, nicht weil ſolche von hohem Werth waren, ſondern weil ſie bei jeder Feierlichkeit getragen, mithin wieder eingelöſt werden mußten. Es war eine Zeit der Paſſion, in welcher jene wenig frommen Herren doch im ſtillen wieder manchmal das Kirchenlied anſtimmten: „O crux, ave spes unica!“ — eine Zeit der Widerſprüche, da ihre Noth erſt recht anging, wenn ihnen das Kreuz abgenommen war.

Solche Noth und Bedrängniß der Zeit, dieſe fremde Gewaltherrſchaft, war auch in ſittlicher Hinſicht keine Schule der Bildung und der Selbſtändigkeit für den fuldaer Sinn und Charakter. Und wie ſehr that eine ſolche Bildung dieſen beiden noth, die unter dem uranfänglichen Krummſtab gebückt, im Beiderwand geiſtlich-weltlichen Staatsgewebes dürftig gekleidet zu gehen ſich gewöhnt hatten. Durch heimliche Angebereien und wechſelſeitige Verkleinerung ſuchte man ſich bei den Franzoſen in Gunſt und Förderung zu ſetzen. Eine ganze Repoſitur von Denunciationen erwuchs den Franzoſen und gab ihnen die erwünſchteſten Einblicke in die innerſten Verhältniſſe des Landes und der Familien. Das ſchlechte Franzöſiſch, worein die ſchlechte Geſinnung ſich hüllte, milderte vielleicht die verdiente Verachtung durch einen Zug des Lächerlichen.

Im übrigen darf man den Franzoſen die Anerkennung ſchenken, daß ſie in Deutſchland überhaupt mit einer gewiſſen Artigkeit und Discretion zu benutzen wußten, was deutſche Männer aus Mangel an Ehrgefühl und Nationalſinn, deutſche Frauen aus Mangel an weiblichem Stolz und ſittlichem Bewußtſein den Fremden preisgaben.

Es war die Zeit der ſchmachvollſten Erniedrigung, worin die Nation die Schuld ihrer Selbſtvergeſſenheit und ihrer Entzweiung ſo ſchwer zu büßen hatte. Die Geſchichte mag erzählen, in welchen höhern Kreiſen der Fürſtenhöfe und der Geſellſchaft durch Uebermuth und Ueberhebung das Unglück vorbereitet und durch welche unſelige Politik der Eiferſucht und der Uneinigkeit die Kraft und Ehre Deutſchlands gebrochen und verwirkt worden ſind. Wir gedenken hier nur einer erhebenden Erſcheinung, die in jener politiſch und ſittlich verfallenden Periode als eine gute Vorbedeutung angeſehen werden konnte.

Man hat nämlich bemerkt, daß die Kantiſche Philoſophie, indem ſie abermals der Franzöſiſchen Revolution begegnete, mit einem eigenthümlichen Einfluß im ſtaatlichen Leben Deutſchlands wahrhaft praktiſch wurde. Die Geſchäfte der Säculariſation der geiſtlichen Staaten, der Länderaustauſche, der Gebietsabrundungen und Organiſationen, dieſe brennenden Angelegenheiten jener Zeit, gaben die wichtigſten öffentlichen Intereſſen in die Hände des Beamtenſtandes, jener bürgerlich brauchbaren Männer, die durch die ſtrenge Methode jener Philoſophie geſchult, im Ideenkreiſe des Kantiſchen Rechtsſtaats, der Kantiſchen Moral mit ihrem „kategoriſchen Imperativ“ oder unbedingten Sittengeſetze lebten. Da wo geiſtlicher und weltlicher Beamtenſtand ſich zu dieſer gediegenen

Lehre bekannte, an der hohen Erkenntniß Antheil nehmend, daß das menſchliche Handeln ganz verſchieden und unabhängig von den Geſetzen der Erſcheinungswelt ſei, und mit dem „Ding an ſich“, mit dem Weſen und Urgrund alles Daſeins in unmittelbarer Berührung ſtehe, da trat eine edle, ernſte Anſchauung der Dinge dem Egoismus der habſüchtigen franzöſiſchen Employés und der gewiſſenloſen franzöſiſchen Praxis entgegen und leiſtete der deutſchen Sache weſentliche Dienſte.

Doch die tröſtlichen wie die ſchmählichen Verhältniſſe der damaligen Zeit kamen uns Lyceiſten erſt ſpäter zur Einſicht. Unſer Sinn blieb an den äußerlichen Vorgängen ziemlich gedankenlos haften. Mit den Zuzügen der Franzoſen wechſelten die Hunderte, ja Tauſende gefangener Preußen. Für dieſe Transporte war die Domkirche zur Einpferchung genommen worden und blieb lange Zeit in entweihtem Zuſtande. Die Einwohner beeiferten ſich, dieſe Elenden zu ſpeiſen, und wir Studenten ſchleppten in Töpfen und Schüſſeln die Kartoffelſuppe durch die bewachte Kirchenthür unter die Zudrängenden, die mit Näpfchen und Löffeln einander über die Köpfe reichend ſchöpften, ſodaß wir ſelbſt über und über betröpfelt und begoſſen, lächerlich und belacht, wieder herauskamen. Von gar manchem alten Soldaten um Gottes willen angefleht, ihm etwas Rauch- oder Schnupftaback zu verſchaffen, erfuhren wir, wie viel mehr als der Nahrungstrieb oft ein angekünſteltes Bedürfniß den Menſchen tyranniſirt.

Damals vertrugen unſere jungen Herzen die widerwärtigſten Contraſte. Wenn die Gefangenen unter franzöſiſchen Bajonneten weiter gebracht wurden, fanden wir den leeren Dom ſchmählich entwürdigt. Wo an hohen Feſten die Tauſende andächtig gekniet hatten, lag die zerwühlte Streu einer unſaubern Heerde. Geſtank erfüllte die Räume, die ſonſt vom Weihrauche des Altars durchzogen waren. Die Siege fremder Eroberer ſchändeten die Stätte, wo vor tauſend Jahren in einer Wildniß der Puls einer gläubigen Gemeinde erwacht war. Und von dieſem Anblicke wendeten wir uns wol der Pfarrkirche zu, die jetzt als die Landeskirche vicarirte, wenn zu einem Siegesfeſte mit militäriſchem Hochamte vielleicht das Tedeum Paeſiello's zur Friedensfeier des Conſulats, oder jenes zur Kaiſerkrönung Napoleon's componirte von Sängern und Inſtrumenten ausgeführt wurde. Der hübſche Student, dem ich als Kind die Bücher nachgetragen, der die Ankunft Oraniens mit Verſen begrüßt hatte, war inzwiſchen ein angeſehener geiſtlicher Rath geworden und hielt die Lobrede auf Napoleon. Wie hätten wir die Zeit vorausgeſehen, wo es ihm beſchieden wurde, auch eine Schmährede auf denſelben abzukanzeln? Das muß freilich künſtlich gewebt ſein, was man auf beiden Seiten tragen kann. Und der klerikale Liebling erwies ſich noch oft als ein echt bibliſcher Fuldenſer in dem Spruche: „Schicket euch in die Zeit!“

Daneben betrieben wir praktiſch die Sprache der Fremdlinge. Manchmal überkam mich doch ein eigenthümlicher Widerwille, oder war's eine Art von Antipathie, daß ich manchen zu Quartier kommenden Soldaten ſchlechterdings nicht franzöſiſch begrüßen konnte. Wurde es dann zu einer Verſtändigung mit den Meinigen unvermeidlich, ſo koſtete es mir, weil es nachträglich wie eine Tücke ausſah, die peinlichſte Selbſtüberwindung. Und wie erfreut war doch jeder, und wie kam es ſelbſt auch der Bewirthung zugute, wenn der Soldat das Maul nicht blos zum Eſſen, ſondern auch zum Sprechen brauchen konnte! Nur eines einzigen brutalen Menſchen erinnere ich mich. Er war aus einer auf Leiterwagen forteilenden Truppenabtheilung mit zwei Kameraden zu einem flüchtigen Imbiß gekommen, ſprach einen provinziellen Jargon und fiel höhnend aus, als ich ihn nicht verſtand. Statt ihm etwa zu erwidern, er möge denn ſo gut ſein, zum deutſchen Frühſtück deutſch zu ſprechen, warf ich ihm etwas ſchnöde hin, ich ſei eben an den pariſer Accent gewöhnt. „Comment?“ rief er heftig, „je suis de Paris moi!“ Ich lachte. Er ſprang auf und verlangte, ich ſolle ihm auf der Stelle zugeſtehen, daß er aus Paris ſei. „Ah bah!“ verſetzte ich und verließ die Stube. Er mir mit gezogenem Säbel nach, doch überholt von meiner entſetzten Mutter, die ſich über mich warf und ihn flehend abzuwehren ſuchte. Der tolle Wütherich! Auf der Stelle ſollte ich ſagen, daß er ein Pariſer ſei. Ich war eigentlich nicht bange, aber doch geſpannt genug, um nicht geradezu über den Unſinn zu lachen, worauf doch wol ein Hieb gefallen ſein würde. „Ein Pariſer?“ gab ich zur Antwort, „nun ja, mein Herr, Ihr habt mich überzeugt, daß Ihr ein echter Pariſer ſeid.“ „Eh bien!“ verſetzte er, den Säbel einſteckend, und kehrte in die Stube zurück. „Il m'a demandé pardon“, verſicherte er ſeine Kameraden.

Heiterer lief ein anderes franzöſiſches Wort ab. Die dem Hauſe Nr. 111 erſten Viertels zugetheilte Einquartierung wechſelte zwiſchen uns und dem Beſitzer der obern Hälfte des Hauſes. An dieſem war eben die Reihe, als ein Soldat mir vor der Thür ſein Billet fragend hinreichte. „Oui, Monsieur, c'est ici“, erklärte ich ihm. „Entrez s'il vous plait, mais il faut descendre en haut.“

Der Soldat brach in ein lautes Lachen aus. So luſtig war noch keiner ins Quartier gekommen, aber nach der Verſicherung des Wirthes auch noch keiner ſo wohlfeil gehalten worden.

Zuflucht.

Blieb demnach der angehende Lyceiſt von den Widerwärtigkeiten der franzöſiſchen Uebermacht nicht unberührt, ſo ward ihm doch gerade jetzt auch etwas von der Zuflucht angeboten, die der deutſche Geiſt damals vor dem ſchmählichen Drucke der Fremdherrſchaft nahm. Der Vorhof der Philoſophie ward uns nämlich aufgethan.

Die deutſche Philoſophie, die — der Franzöſiſchen Revolution einige Schritte voraus — ſich in den neunziger Jahren mit ihren Ideen den Waffen derſelben anzuſchließen bereit geweſen war, machte bekanntlich vor dem ſiegreichen Kaiſerthume Napoleon's eine Schwenkung nach dem Höhenzuge der Speculation. Neben ihr öffnete die Romantik die zugefallenen und übermooſten Pforten des germaniſchen Mittelalters. Dorthin zogen ſich die Geiſter der denkenden, hierhin die Herzen der träumenden Zeitgenoſſen zurück. Aber es fehlte nicht an

Männern, die beide vereinten und die der Flucht Halt geboten. Wir dürfen uns in letzterm Betracht nur des kühnen Herzogs der Geiſter — Fichte's erinnern, der in Berlin unter franzöſiſchen Behörden und Spionen ſeine muthigen, markigen „Reden an die deutſche Nation" hielt, alle Vaterlandsgeſinnten an die Pflicht der Vaterlandsliebe mahnend — ein Flügelmann ſeines Jahrzehnds, der mit dem Uebermaße ſeiner ſittlichen Forderungen die Bewegungen der entſchloſſenen Herzen hervorrief, ein Prophet, der mit ſeinen Angriffen gegen die Idee und Wirklichkeit des Staats als eines Mechanismus der Gewalt, als einer Polizeiordnung des Gehorſams, auf den Rechtsſtaat der Volkstheilnahme am öffentlichen Leben hindeutete.

Auch der ſchwärmeriſche Rückzug der Romantiker hatte doch wol ebenfalls nur — wenn nicht die Abſicht, doch die Folge, zu einem thatſächlichen Anlauf Maß zu nehmen. Denn wozu an die ſtolzeſte Zeit Deutſchlands mit Sang und Klang erinnern, als doch wol um das Nationalgefühl und den Muth der Erhebung gegen fremden Druck und Bedrängniß zu erwecken?

Dem ſei aber wie ihm wolle, ſo ward mir beim Uebergange zum Lyceum das Zufluchtsgebiet der Philoſophie eröffnet. Logik, Metaphyſik, praktiſche Philoſophie, nach hergebrachter Eintheilung, war den drei Klaſſen der Anſtalt zugemeſſen. Während des erſten Jahrgangs hielt noch der durch viele Schriften bekannte Chriſtian Weiß die philoſophiſchen Vorträge von ſeinem ſtets feſtgehaltenen kritiſchen Standpunkte. Aus Taucha bei Leipzig gebürtig und durch ſeine „Fragmente über

Sein, Werden und Handeln" ſowie durch ſeine „Winke über eine durchaus praktiſche Philoſophie" bereits bekannt, war er im Jahre 1805 aus ſeinen leipziger Vorleſungen nach Fulda berufen worden — jetzt da ich ihn hörte, dreiunddreißig Jahre alt, blaſſen breiten Geſichts von ſtets ernſtem Ausdruck und klangloſer Stimme. Er hatte ſich noch nicht lange ein hübſches, niedliches Frauchen aus Sachſen geholt, als er, mit den örtlichen und franzöſiſchen Verhältniſſen in Fulda unzufrieden, den Ruf nach Naumburg zur Direction der Bürgerknabenſchule im Jahre 1808 annahm. Seitdem hat er, auf ſeinem wiſſenſchaftlichen Standpunkte beharrend, ſeine bürgerliche Stellung wiederholt gewechſelt, bis er ſeit dem Jahre 1816 als Regierungs- und Schulrath zu Merſeburg in die Acten verloren ging.

Wir hörten Logik bei ihm nach ſeinem eigenen Lehrbuche und dem damaligen Schulbegriffe von Logik. Es ging mir mit den Geſetzen des Denkens, wie es mir früher mit der Lehre der Anthropologie von den Muskeln gegangen war: ich konnte am friſcheſten laufen und Berge beſteigen, wenn ich an das unaufhörliche Spiel der ſich ſtreckenden und zuſammenziehenden Faſern gar nicht dachte. Was mich aber ſehr anzog, waren Schriften über philoſophiſche Religionslehre, die ich von dem gefälligen Weiß geliehen bekam. Von dieſen iſt mir nur Heydenreich noch in Erinnerung, jener ausgezeichnet begabte Denker, den die Zugabe eines tiefen Gefühls zu einem ebenſo ungewöhnlich ausſchweifenden Lebemann gemacht hatte. Eine recht Fauſt'ſche Natur, wie ich mir ihn denke. Wie er, berühmtern Forſchern voraus, eine Identität des Idealen und Realen auf ſeine Weiſe verſuchte, war er dieſen einander widerſtrebenden Richtungen der Seele — der Forſchung und des Genuſſes, ſehr früh und damals ſchon unterlegen.

So viele mir neue Ideen und Geſichtspunkte religiöſen Bezugs, wenn auch mehr vereinzelt als im Zuſammenhange aufgefaßt, richteten doch unvermerkt einen Aufruhr in meinen Gedanken an, der mich innerlich beſchäftigte und die Maſſe des kirchlich Ueberlieferten zu durchgären und zu zerſetzen anfing. Dies um ſo leichter, als die empfangenen Ideen, gleich befruchtenden Lichtſtrahlen, in das religiöſe Gebiet fielen, nicht aber als Pfeile der Gegner auf die Kirche zielten, in der ich ſo eng erzogen und noch verwachſen war.

In dieſer Seelenſtimmung erhielt ich einen geiſtlichen Ruf für meine Zukunft — eine Einladung zu einer noch bequemern Zuflucht, als die Philoſophie war. Eine Aufforderung, Mönch zu werden, für meine Denkart ſchon verſpätet, kam allerdings früh genug für mein Alter von ſiebzehn Jahren. Vielleicht wollte man aber einen jungen Menſchen, von dem man ſich etwas verſprach, abſichtlich unreif abbrechen und einthun, um ihm auf dem Lager eine andere Reife zu geben, als er am proteſtantiſchen Spalier der freien, ſonnigen Schule nehmen konnte.

Nach aufgehobenem Kapuzinerkloſter hatte nämlich die oraniſche Regierung den Franciscanern auf dem Frauenberge geſtattet, fortzubeſtehen und ſich durch Fechſer oder Senker fortzupflanzen. Der Klerus bedurfte nämlich pfarrlicher Aushülfe auf dem Lande und die fuldaer Bauern damals noch Mönche. Seitdem thaten ſich die Kloſtervorſteher von Zeit zu Zeit nach Studenten um, die, auf dürftigem Boden erwachſen, im Kloſter leichter Wurzeln zu treiben und durch gute Anlagen und Kenntniſſe fruchtbare Stämme zu werden verſprachen. Denn neben denjenigen, die durch Bauch und Backen der Kloſterküche Ehre machten, wünſchte man auch ſolche zu beſitzen, die der Kloſterkirche Nutzen brächten. Ein Kloſter braucht ja nicht blos ausfliegende Sammelbienen, ſondern auch Zellen bauende, das heißt im Beichtſtuhle und auf der Kanzel erbauliche Immen.

So erhielt ich denn gegen den Sommer des erſten Jahrgangs auf dem Lyceum eines Sonntags die Einladung, den Pater Euſtach im Kloſter zu beſuchen. Wir erinnern uns dieſes Paters aus der Kapelle der Engliſchen Fräulein. Ein Gewitter hielt mich ab bis gegen Abend, und ſobald es vorüber war, eilte ich, verlangend was der Nonnenpater von mir wollte, und ohne Ahnung, daß er heute den Bienenvater machen werde, nach dem Bergkloſter.

Der Abend ſteht mir noch lebhaft in Erinnerung. Die niedergehende Sonne überglänzte durch abgeregnetes Gewölk den herrlichen Zug der Rhön und die Saatfelder der Vorhügel, über welchen noch die Ruine eines Regenbogens abſchimmerte. Wie ich die Zelle betrat, fiel mein Blick durch das kleine Fenſter, das ein Stück der glühenden Landſchaft wie mit einem dunkeln Rahmen abſchnitt. Aus dem Garten herauf duftete es in das enge Gemach. Die Natur ſchien ſich mit dem Mönche verſchworen zu haben, mich in eine ſolche Zelle zu verlocken. Zufrieden lächelnd empfing mich der Pater mit der wunderlichen Frage: „Nun, wo hinaus mit der Feder?“ Er meinte, welches Brotſtudium ich beabſichtige. Da ich daran noch nicht gedacht hatte, brachte er die Kutte in Vorſchlag und ſtrich mir das Kloſterleben heraus. — „Wir ſind nicht ſo ſchwarz“, ſcherzte er, „wie Sie uns vielleicht in den Ritterromanen gefunden haben. Nein doch! Auch ſind wir mit der Zeit fortgegangen, und es wird ſogar neben der Theologie auch ein philoſophiſcher Unterricht in unſerm Kloſter gegeben. Es kann niemand den Kant beſſer verſtehen als unſer gelehrter Polykarp Schmitt. Und wie würde ſich Ihre gute Mutter freuen!“

Schon aus verlegener Gutmüthigkeit hätte ich den Antrag nicht geradezu abweiſen können; aber es ſchmeichelte mir auch, daß man mich zu haben wünſchte, und dieſe Selbſtzufriedenheit reizte mich zugleich, etwas näher an die Verſuchung heranzugehen. Ich bat um Friſt zur Ueberlegung einer ſo ernſten Sache. Damit war der Mönch wohl zufrieden und lud mich ein, ihn recht oft zu beſuchen.

Wie ich jetzt nachdenklich den Berg hinabwandelte, tief unter mir die Stadt mit den ſonntagabendlich rauchenden Schornſteinen lag, die Lerchen in den letzten Strahlen des Tags jubelten und die alten Lindenbäume des Wegs unter dem Abendwinde vom Gewitterregen troffen: wie zog und ſog die Natur an meinem Herzen, wie ward mir bei dem Gedanken an meine Zukunft ſo weh und weich um die Seele! Ich war frei geweſen wie die ſteigenden Lerchen, ich war es noch und flatterte nun um einen Sprenkel, auf welchen ich mich zuweilen zur Neckerei des Vogelſtellers zu ſetzen dachte. Es warnte mich, wie es mich lockte. Die Kutte blieb mir zuwider, wie angenehm es mir auch war, daß man ſich um mich bewarb.

Ich beſuchte nun von Zeit zu Zeit meinen Pater Euſtach. Er bewirthete mich mit Kloſterbier und unterhielt mich von Kloſterangelegenheiten, die, an ſich kleinlich, durch die eigenthümliche Mönchspolitik, mit der ſie behandelt wurden, recht ergötzlich waren. Meines Witzes auf den duftigen Schweinskopf wurde nicht gedacht, auch auf meinen Entſchluß nicht gedrungen, obgleich der Mönch bei jedem Beſuche meine Erklärung zu erwarten ſchien. Wer weiß, wie lange ich daher den Pater hingehalten hätte, wäre er mir nicht eines Tags mit dem Gruß entgegengekommen: „Gut, daß Sie mich heute beſuchen! Der Pater Provinzial iſt da und wünſcht Sie zu ſehen. Sie haben nun Zeit zu reifer Ueberlegung gehabt und werden ihm Ihren Entſchluß erklären können. Warten Sie ein wenig, ich will Sie melden!“

Er verließ ſeine Zelle und ging nach dem Refectorium. Ein Glück, daß ich erſt gemeldet wurde!

Was aber nun? Ich war in einer knabenhaften Seelenangſt. Und wie ſehr es mir bei meiner wunderlichen Ehrlichkeit an Finten und an Faſſung fehlte, geht daraus hervor, daß mir keine andere Auskunft als die Flucht einfiel. Alſo rannte ich aus der Zelle fort, die

Treppe hinab, ſchellte an der Pforte, flüſterte dem freundlichen Bruder Pförtner ein blaſſes Wörtchen von Baldwiederkommen und ſetzte wie ein Reh, hinter dem die Büchſe des Jägers geknallt hat, über Stock und Stein den Berg hinab. Erſt als ich unten frei athmend mich in Freiheit fühlte, malte ich mir die Geſichter Euſtach's und des Provinzials, wenn ſie in die Zelle träten, um den Novizen zu prüfen.

So war ich denn dem Kuttengürtel entgangen, der, ſchon in eine Schleife gezogen, über mein Ja nickendes Haupt zu fallen bereit hing. Es war meine zweite Flucht aus derſelben verſchloſſenen Pforte. Zuerſt hatte ich die Ueberzeugung von der Küche, und diesmal den Appetit am Kloſter ſelbſt verloren. Ich muß es ſo nennen; denn von einer Prüfung ſolcher Angelegenheit für das Leben konnte in meinem Alter keine Rede ſein. Was wußte ich vom Leben, vom Wechſelbedürfniß eines Menſchen und ſeiner Zeit? Wie hätte ich in meiner Lage abwägen können, was das Leben bringt und das Kloſter nimmt? Und wenn ich erſt Armuth, Keuſchheit, d. h. Eheloſigkeit und Gehorſam geſchworen, die edelſten Keimaugen des Herzens, die Sproſſen der Thätigkeit, der Liebe, der Ehre zerdrückt hätte: ſollte ich vielleicht eine Ausſöhnung mit dem dreiknotigen Lendenſtricke darin finden, daß derſelbe wenigſtens doch über dem anſpruchvollen Bauche nachgab? Wie konnten wir das und alles überlegen? Die Mutter maß das Leben mit der Nähnadel und ich flatterte am Faden, der im Oehre dieſer Nadel hing. Sie ließ mich in dieſer Sache gewähren; ich weiß nicht, ob aus richtiger Empfindung, oder weil ſie ſich mit all ihrer Frömmigkeit doch aus den Mönchen nichts machte, die ſie aus ihrem älterlichen Hauſe her genauer kannte. — Die Sorge um meine mittelloſe Zukunft, jene Angſt, die den Klöſtern ſo manchen heuchelnden Zögling wirbt, ging an ihrer gottvertrauenden Seele und an meinem eigenen leichtgeſinnten Herzen vorüber.

Perſönlichkeiten.

Auf den abgegangenen Chriſtian Weiß nahm Burkard Schell den philoſophiſchen Lehrſtuhl ein — ein geweſener Benedictiner, klein und zierlich von Geſtalt, lebhaft in ſeiner Unterhaltung wie in ſeinem Vortrag, ernſten Weſens mit jovialem Vorbehalt, ſcharfſinnig hinter ſcharfen Zügen, von umfaſſendem Wiſſen und beſcheidenem Selbſtgefühl gegen andere.

Die Söhne des heiligen Benedict, die bei Stiftung des Kloſters mit ſoviel Arbeit und Entbehrung zu kämpfen gehabt, ſaßen zuletzt in der ſorgenfreieſten Muße. Der Spaten der erſten Arbeiter, der Griffel der frühern Abſchreiber und Lehrer hatte den ſpätern Brüdern gutes Einkommen erworben. Keller und Speicher füllten ſich jetzt leicht, die gemeine Sorge war verſchwunden und die edeln Arbeiten, in denen der Orden einen urſprünglichen Ruhm zu bewahren hatte, konnten mit behaglicher Liebe gepflegt werden. Die bedeutendſten

Köpfe, die Fulda gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte, lebten hinter dem Dom, der mit Anfang dieſes Jahrhunderts erbaut war. Dorthin zogen ſich die friſchen Talente bürgerlicher Söhne, wo ſie mit den Abkömmlingen altadelicher Familien gemeinſam des Tiſches und Unterrichts genoſſen, bis ſich beide in die Prälaturen und in die Profeſſorate theilten. Während die Prälaten den taumelnden Genüſſen der Welt nicht aus dem Wege gingen, ſcheuten ſich die Gelehrten des Ordens nicht vor den ſchwindelnden Gedanken der Zeit. Kant und die neue Bewegung der ſpeculativen Wiſſenſchaft war ſehr früh in den Convent der Benedictiner eingedrungen. Als mit der Säculariſation auch der Orden aufgehoben wurde und der Convent die Weltgeiſtlichen aufnahm, legten die gelehrten Profeſſoren ihr faltenreiches Kapuzgewand ab und richteten ſich als Junggeſellen in der Stadt ein.

Wie Schell mit lebhaftem Intereſſe der Bewegung des philoſophiſchen Gedankens folgte, war er auch nicht, wie Weiß, auf dem kritiſchen Standpunkte ſtehen geblieben. Damals war Bardili ſein Mann, der eben als Profeſſor am Obergymnaſium in Stuttgart geſtorben war. Als ſcharfſinniger Denker hatte Bardili in verſchiedener Richtung neue Wege geſucht und verſucht; indem er aber dem philoſophiſchen Bedürfniß ſeiner Mitlebenden zu wenig nachgab, blieb er auch von der nachfolgenden Generation weniger beachtet, als er vielleicht verdient hätte.

Der neue Profeſſor gab auch eine andere Eintheilung der philoſophiſchen Vorträge für die drei Klaſſen. Für die erſte wurde nur eine philoſophiſche Elementarlehre beſtimmt, um in ſolcher Vorſchule nur erſt aufmerkſam zu machen auf den Zuſammenhang zwiſchen der menſchlichen Erkenntniß und dem Weſen der Dinge ſowie auf die Elemente desjenigen Urverhältniſſes, welches beiden gemeinſchaftlich zu Grunde liegt. Beſchloſſen wurde dann mit einem kurzen Abriß der Pſychologie und mit den Hauptpunkten der Logik und Ethik.

Während der kleine Profeſſor uns nun in der zweiten Klaſſe mit den Geſetzen des Denkens und dem Weſen der Dinge beſchäftigte, legte er uns, ohne es zu ahnen, ein Lebensräthſel vor. Seiner wenn auch ſehr vorſichtigen Freimüthigkeit nach mußte er die katholiſch-kirchliche Ueberzeugung ebenſo wie die Cuculle des heiligen Benedict abgelegt haben. Dennoch ſahen wir ihn im Kloſter der Benedictinerinnen die gewöhnlichen kirchlichen Handlungen verrichten. Dieſer Widerſpruch befremdete uns. Wir waren eben noch jung genug, um zu glauben, über was man ſich hinausgedacht habe, müſſe man ſich auch friſch hinausſetzen. Uns ging noch das Verſtändniß ab, wie ſich die innigſten Ueberzeugungen der einzelnen mit dem Glauben und mit den dringenden Bedürfniſſen der Geſellſchaft zu vermitteln pflegen, und wie die Ideen dem Leben erſt noch eine Zeit lang dienen müſſen, ehe ſie es erlöſen können. Geht es doch jedem erhabenen Gedanken, auf dem eine Verheißung ruht, wie dem jugendlichen Sohne des Patriarchen Iſaak, daß er um die geliebte Rahel ſeine Dienſtzeit durchmachen muß, und wenn er doch erſt mit der triefäugigen Lea getäuſcht wird, die weitern Mühen nicht ſcheuen darf.

Ja, wenn er ſeine Geliebte endlich errungen, iſt er noch nicht am Ziele, ſondern muß ſich erſt auch noch, um ſeines irdiſchen Beſtehens willen — eine ſcheckige Heerde verdienen. Leichter, als wir dies begriffen, faßten wir leichtfertige Geſellen die Vermuthung, daß der kleine Philoſoph ſich durch die Meſſe und Vesper mit irgendeiner klöſterlichen Freundin, einer Jungfrau Scholaſtika oder Aloyſia, in Verbindung halte, und daß es dabei um andere Empfindungen gelte, als was die Kloſterſchweſtern nach einem alt überlieferten Recepte aus gewürztem Honigteige unter dem Namen der „Nonnenſeufzer“ backten.

Mir ſelbſt blieb der freundliche Mann durch meine ſpätern Lebenswandelungen zugethan, und würde mich noch entſchiedener als durch ſeine Bücherſammlung gefördert haben, wenn er ſich nicht durch ſeine Beſcheidenheit und Befangenheit hätte abhalten laſſen, mich in meinem Irren und Zweifeln perſönlich anzufaſſen. Im übrigen lebte er als der ſittlich und geſellſchaftlich achtbarſte und untadelhafteſte jener lehrenden Benedictiner, die aus dem faltenreichen Kloſtergewande ins knappe Weltkleid geſprungen waren.

So trat gleich neben ihm der für die Religionslehre und Kirchengeſchichte beſtellte Maurus Kupfer zwar im ausgewählten weltmänniſchen Anzuge, aber mit nur allzu derben Manieren und unzugänglichem Hochmuthe auf. Ein hübſcher, ſtattlicher Mann, im kraftvollſten Alter und Ausſehen, der mit etwas mehr Feinheit an einen weltfahrenden Jeſuiten erinnert hätte. Wir bewunderten noch ſpäter die Zumuthung, die er ſich machte, und die

Pönitenz, die er ſich auferlegte, — mit einer jungen und hübſchen Wirthſchafterin ſich ohne Zweifel in cölibatärer Selbſtüberwindung zu üben.

Ganz in ſich zerfallen war aber der ſonſt begabte und gründliche Profeſſor der Mathematik, Placidus Dickert. Ungeordnet in ſeinem Leben wie in ſeinem Anzuge, ließ er es merken, daß er zechte, ſpielte und der Liebe an keinem Hochaltar diente. Nach dieſen drei nicht mathematiſchen Dimenſionen bezeichneten wir auch in keckem Muthwillen die drei ziemlich abgetragenen Klappenröcke, mit denen er abwechſelnd ſeine Vorträge hielt — ſelbſt gelangweilt, verdüſtert und der Ziffer und Zeichen verdroſſen, die uns in der ebenen Trigonometrie und vor dem Prisma und Cylinder einſchläferten.

Rühriger und anregender war der vierte Benedictiner, Aegid Heller, der älteſte von ihnen. Er hatte mit tüchtigen naturwiſſenſchaftlichen Studien den Convent verlaſſen, ein kleiner breiter Mann mit einer großen wiſſenſchaftlichen Naſe, zurückgezogen lebend und der fortſchreitenden Naturforſchung an der Ferſe folgend. Er hatte die Anſchaffung koſtbarer Werke für Naturwiſſenſchaft in der Landesbibliothek und guter Inſtrumente für den phyſikaliſchen Unterricht bewirkt. Auf manche eigene Verbeſſerung der Beobachtungsmittel, beſonders in Bezug auf den Erdmagnetismus, war er ſtolz. Einſt kamen, während ſeines durch Späße und Anekdoten gewürzten Vortrags und Abwartens einer Beobachtung, einige Reiſende, um den phyſikaliſchen Apparat zu beſehen, in den Saal. Heller zeigte ihnen alles mit ſeiner einfachen Artigkeit. Aber ſie wollten ſchon alles —

das eine in Göttingen, das andere in Jena oder ſonſtwo geſehen haben, ſelbſt dasjenige, was Heller ſich eigens ausgedacht hatte. Da übermannte ihn endlich der heimliche Aerger: er ergriff ein ſtarkes Stück Kreide, brach es entzwei, und die Bruchſeiten vorweiſend, fragte er haſtig: „Haben Sie auch das ſchon geſehen?“

Rector Gierig, den wir oben ſchon bezeichnet haben, war am Lyceum Profeſſor für alte Literatur, alte Geſchichte und römiſche Alterthümer. In beſondern Stunden ließ er Uebungen im lateiniſchen Stil machen.

Um nun das Facit meiner Lyceumsjahre zu ziehen, haben ſich mir zwei Schulzeugniſſe aus der zweiten und dritten Klaſſe erhalten. Philoſophie und Mathematik treten darin am weiteſten auseinander: die Kenntniſſe in der Philoſophie werden als vorzüglich, in der Mathematik als mittelmäßig bezeichnet. Kirchengeſchichte, claſſiſche Literatur, Welt- und Literargeſchichte und phyſiſche Geographie kommen mit „gut“ — Experimentalphyſik und ſchriftliche Ausarbeitungen mit „ſehr gut“ ab. Der Fleiß im Jahre 1808 erſcheint nur „hinlänglich“, im Jahre 1809 „nicht ganz genügend“; wogegen die Sitten dort gut, hier ſogar bewährt genannt werden.

Wie lächeln mich aus dieſen vergilbten Papieren jene leichtherzigen Jahre an! Ja, Fleiß! Hätte es mir nur nicht an Büchern und Zeit gefehlt! Die gering belohnten Unterrichtsſtunden, mit denen ich die dringendſten Bedürfniſſe beſtritt, reichten nicht zur Anſchaffung von Büchern zu, während ſie mir doch Zeit und Friſche zum

Studiren nahmen. Doch freilich — leichtes Blut, heiterer Sinn, Unverſtand des Lebens ließen mich gerade nicht zu beſonderer Anſtrengung kommen. Ich war allerdings etwas unſtet; doch denkt mir auch nichts, was mich beſonders angeeifert hätte. Lag es an der Zeit oder an den Menſchen? Vielleicht an beiden. Der Krieg und die Fremdherrſchaft brachten Unruhe, Zerſtreuung, Sorgen mit ſich. Das Lehren hatte keinen rechten Zug, das Lernen kein Ziel. Die Profeſſoren, mit Einquartierung regelmäßiger als mit der Gehaltsauszahlung bedacht, erſchienen muthlos, verdroſſen. Wie leicht wurden Lehrſtunden ausgeſetzt, wie leicht es genommen, wenn wir eine ſchwänzten! Weiß und Meißner, die noch viel Anregendes hatten, waren fort; ein geiſtloſer geiſtlicher Rath Namens Gößmann war Studiendirector und die geiſtlichen Profeſſoren zeigten ohnehin wenig Hingebung und für begabte Schüler wenig perſönliches Intereſſe; wie denn das Cölibat abgeſchloſſen und theilnahmlos zu machen ſcheint. So wurden uns denn auch keine Ziele und Muſter der Nacheiferung vorgeſteckt, und das Vorbild des heiligen Aloyſius hatte aufgehört zeitgemäß zu ſein, ſeitdem wir uns nach allen möglichen Wegen umthaten.

In ſolcher Zeit und Gemüthsverfaſſung mußte mich das Ideelle um ſo lebhafter anziehen, als es gerade mir beſonders in meinen äußern Verhältniſſen an Poſitivem fehlte, was ſonſt die Menſchen einnimmt und beſchäftigt. Vielleicht hing es auch hiermit zuſammen, daß ich bei höchſter Achtung vor exactem Wiſſen doch keinen beſondern Eifer für daſſelbe gewinnen konnte. Auch in ſpäteſter

Zeit zogen mich die räthſelhaften Ein- und Ausgangspunkte des Lebens, die Herkunft und der Hingang des Menſchen, mehr an als die Geſetze, nach denen das Sichtbare und Sinnliche ſich entwickelt und verwandelt.

Selbſt in poſitiven Dingen, ſobald ich einen neuen Begriff oder die weſenhafte Einſicht — in einer Sprache z. B. die Wortfügung — gefaßt hatte, fand ich mich viel zu leicht befriedigt, ſodaß ich von den Mühen um das Detail und Material der neuen Erkenntniß oder von der Uebung einer Sprache zu früh abſtand und den Gewinn für das Leben fahren ließ.

Solche Richtung nach oben, ins Ideelle, Beſchauliche, liegt freilich einem jungen Menſchen näher, der unter engen, untergeordneten Lebensverhältniſſen ſich von äußern Antrieben und Zielen ſowie von allen Mitteln und Wegen verlaſſen findet, die Stoffe und Probleme des Wiſſens und der Weltwirkſamkeit zu überwinden.

Aufklärung.

Nun werden aber die Verſtändigen wol auch ohne meine Verſicherung hinter der höchſten Note, die mir aus den philoſophiſchen Lectionen zu Theil wurde, nichts Bedeutenderes ſuchen, als etwa ein leichteres Auffaſſen und Verſtändniß abſtracter Gedanken und ſich entfaltender Ideen, durchaus aber kein tieferes Eindringen in den Organismus eines Syſtems oder in umfaſſende Gedankenverknüpfungen. Vielmehr gaukelte mir ſelbſt in jenes enge Gebiet, ſtörend genug, eine bildernde Phantaſie, die ich gar bald lieb gewann; indem dicht hinter den Lyceumsmauern ſo manches Widerwärtige auf mich wartete, über das mir die Zauberin leichter hinaushalf. Was ich durch philoſophiſche Lectionen und Lectüre gewann, waren unerwartete Geſichtspunkte der Welt, neue Seiten des Lebens, Frühlingsſtrahlen durch brechendes Gewölk, die meine Geiſtesentwickelung beförderten.

Ich fing eben an, des Kirchlichen, das ich von Kindesbeinen auf mit ſo erſchöpfendem Eifer getrieben hatte, zu ermüden. Zweifel waren, ich weiß nicht woher, in mich gekommen. Man wird geneigt, bei religiöſen Zweifeln in der Art wie bei manchen Organismen, an denen man einen Urſprung aus Samen nicht nachzuweiſen vermag, eine generatio aequivoca anzunehmen, — eine Zeugung ohne Fruchtkeim. Jedenfalls war ich mit Einbuße für mein ſtark entwickeltes Glaubensbedürfniß bedroht. Und da mir gerade die Philoſophie Entſchädigung, friſchen Abhub aus dem Ueberſinnlichen verſprach, ſo griff ich mit Verlangen nach dem Metaphyſiſchen, gleichgültig gegen die Mathematik, die zwar viel zuverläſſigere Beſtimmungen, aber nur für irdiſche Verhältniſſe bot, an denen ich gerade — ebenfalls von Kindesbeinen an — nie viel zu meſſen, zu addiren und zu dividiren hatte. Damals ſchrieb ich für eine geheime Geſellſchaft von Studenten den ſchon erwähnten Aufſatz gegen die Ewigkeit der Höllenſtrafen und erhielt von Profeſſor Schell, als er davon hörte, eine freundliche Warnung, ja vorſichtig mit meinen Gedanken zu ſein.

Zunächſt fand ich gegen die bibliſchen und kirchlichen Wunder viel einzuwenden. Ich hatte ein dunkles Vorgefühl davon, daß für rohe Menſchen und Völker Macht faßlicher als Weisheit iſt, mithin ein Gott, der ſeine Schöpfungsordnung jeden Augenblick unterbrechen kann, mehr Staunen erregt als derjenige, der ſie zu allen Abſichten urſprünglich angelegt hat. Späterhin, als ich das Wunderbare im Leben in anderm Sinne, nämlich als dasjenige begriff, was nicht aus der Weltordnung herausfällt, ſondern was in ſeiner höhern Ordnung nur von wenigen verſtanden wird, hätte ich in all der

Unermeßlichkeit von Wundern, worin mein Geiſt und Herz ſich zu verirren Gefahr lief, mich ſelbſt über das Geſchick eines einfachen Menſchen verwundern dürfen, der durch eingebornen Trieb ſich aus Schutt und Wuſt, wenn auch mit blaſſem Keim, zu einer ganz andern Wahrheit oder Ueberzeugung hervorarbeitet, als für welche er beſtimmt und verſteckt war.

Daß ich gerade mit Zweifeln viel zu ringen und zu kämpfen gehabt, könnte ich nicht ſagen. Mein Kirchenglaube, ſo ſtreng geſchult und mit Prämien ausgezeichnet, erwies ſich endlich doch nicht tapferer, als kurz vorher die wohl dreſſirten und decorirten preußiſchen Generale, die ſo übereilt die guten Feſtungen übergeben hatten. Und gleich den Franzoſen zogen die Zweifel mit klingendem Spiel in mein Herz. Nur eins, das Sakrament der Brotverwandlung, fiel mit dem ganzen Gewichte, das es für die Kirche hat, in mein Gemüth und entſetzte mich mit Bedenken, Zweifeln und Aengſten. Dies beſonders in einer ſchweren Stunde.

Es war an einem Feſttage, an welchem wir ſchulordnungsgemäß zum Abendmahle vorbereitet in der Kirche ſtanden. Ich bedachte abermals, wie keins der wilden und der cultivirten Völker, die ihre Gottheit oft in den ſeltſamſten Gegenſtänden und Verzerrungen angebetet hatten, doch darauf verfallen war, eine Vereinigung mit dem Göttlichen in Geſtalt einer Speiſe zu ſuchen. Ich fand den rührendſten Sinn in den Einſetzungsworten des ſcheidenden Meiſters, und ſollte mich nun zu einer kirchlichen Satzung bekennen, die mir als Gottesläſterung erſchien. Aber wie — „habe ich recht in dieſer Erkenntniß, oder bin ich den Einflüſterungen eines böſen Geiſtes gegen eine unfehlbare Kirche hingegeben? Gilt meine augenblickliche Empfindung oder was ſeit tauſend Jahren gegolten hat?“ Dies Für und Wider war es, was mich unter der Meſſe qualvoll beſtürmte. Die Orgel flutete an mein banges, bedrängtes Herz; durch die hohen Kirchenfenſter lachte blau und ſonnig der Frühlingsmorgen; unter den Bildern an den hohen Wänden hing das Gemälde einer heiligen Nonne, die aus offener Bruſt ihr Herz genommen hatte und es flammend zum Himmel emporreichte: aber ich würde mich vergebens bemühen, mit der Klarheit dieſer Erinnerung auch die Gedanken zu entwickeln, die mich damals verwirrten und mir endlich mit Zweifelsangſt die heißen Schläfe badeten.

Dieſe Momente fallen noch in meine Gymnaſialzeit. Wer aber, ſolcher Aengſte eines damaligen fuldaer Gymnaſiaſten lächelnd, ſich erinnern mag, mit welchem gelehrten Rüſtzeuge die Reformatoren einſt über dieſelbe Frage geſtritten und ſich entzweit haben, dem wird es begreiflich, wie jeder einzelne, der an der Kirche irre wird, um ſeiner Voreingenommenheit willen, die Reformation einer bedeutenden Zeit in ſeiner eigenen Bruſt noch einmal durchmachen muß. Glücklich, wenn ihm ſein Dreißigjähriger Krieg erſpart wird! Und ſo ging es mir.

Als in jener ängſtlichen Stunde der Meßprieſter endlich die Hoſtie aus dem Ciborium mit dem dreimaligen Wort emporhob: „Agnus dei qui tollit peccata mundi!“ folgte ich doch dem Strome der gläubigen

Mitſchüler zum Empfang der Hoſtie mit dem innern Vorbehalt, im Vertrauen zu der unſerer Zweifel lächelnden Gottheit ruhig mit mir ins Klare zu kommen, ehe ich etwas den Menſchen Auffallendes thäte. Seitdem blieb ich, wie eine Frucht an ihrem Stiele reift, noch längere Zeit, innerlich zeitigend, an den gewohnten Ceremonien hangen. Was mir aber über die Wiederkehr angſtvoller Zweifel hinaushalf, war nicht blos leichtflatternde Jugend, die ſich in abweichenden Richtungen des Lebens gefällt, nicht blos die flaue Zeit, die ohne religiöſe Streitigkeiten von den Kriegen Napoleon's erfüllt war, nicht blos die erſten Regungen jenes ſinnlichen Verlangens, das um den Kinnflaum der Jünglingſchaft ſpielt: ſondern ein zufälliger Zuſammenſtoß mit der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts faßte und befeſtigte ein Freundespaar von außen, indem derſelbe unſern Zweifeln ihre tiefſte Vorausſetzung entzog.

Seit einiger Zeit war ich nämlich einem Mitſchüler befreundet, der, aus ähnlicher Lebensfurche erwachſen und von gleichgeſtimmtem Naturell getrieben, ſich mir leidenſchaftlich angeſchloſſen hatte. Es war jener Wohlgemuth, der ſich nicht auf Pfiſter's zwei aloyſianiſche Wege beſchränkt hatte. Er konnte mich durch ſein äußeres Umherſchwärmen ergänzen, ich ihm etwas von innerlicher Schwärmerei dagegen anbieten. In den religiöſen Zweifeln begegneten wir uns ohnedies auf einem Wege. Ich erinnere mich nicht mehr, woher ihm einſt das bekannte Buch von Sintenis: „Elpizon“, in die Hände gekommen war, das die Anſichten dieſes deutſchen Aufklärungsmichels über die Fortdauer nach dem Tode behandelt. Wol aber denkt mir noch, wie der Freund eines Sonntags früh, als ich ihn abzuholen in die Stube trat, die er mit ſeiner eben zur Kirche gegangenen Mutter bewohnte, mir feierlich entgegenkam. Er trug das Buch wie eine Monſtranz, öffnete es nach einem eingelegten Zeichen und las mir die Stelle vor, wo Chriſtus neben Sokrates, Confucius und andern Weiſen und Reformatoren als ihresgleichen genannt war. Wir blickten uns an, ſtürzten einander in die Arme, tanzten und jubelten zwiſchen den geweißten Wänden umher, — alles nur, weil wir den insgeheim bezweifelten Gottesſohn durch ſolchen Ausſpruch nun definitiv zum Menſchenſohn herabgeſetzt, mediatiſirt und ſäculariſirt erkannten. Das gedruckte Zeugniß eines ſonſt durchaus nicht ungläubigen Mannes, deſſen etwas ſchwülſtiger Stil uns ergriff, beſtätigte uns in unſerer verzagten Meinung und hob uns mit einem einzigen Ruck über die Grundlage aller Bedenken und Zweifel hinaus.

So begegnete ich, etwas ſpät in der Zeit, einem der Träger der vielberufenen deutſchen Aufklärungsperiode. Dieſer Sintenis, der jüngſte von drei ſchriftſtelleriſchen Brüdern, Schul- und Kirchenmännern aus Zerbſt, im Jahre 1750 geboren, gehörte ſo recht dem Höhepunkte der Aufklärungszeit an und trug durch moraliſch-religiöſe Schriften, wie jener „Elpizon“ iſt, und durch ſeine Romane, wie „Hallo's glücklicher Abend“, das Seinige dazu bei, über die Religionslehren und ſittlichen Lebensverhältniſſe Aufklärung unter den gebildeten Ständen zu verbreiten. Aufklärung war eine Art von Hauswurz auf den Dächern der Wohlhabenden, zwiſchen den Bodenluken des geſunden Menſchenverſtandes angelegt. Dieſe berüchtigte Aufklärung, die den Menſchen für das Begreifliche und Nutzbare unabhängig zu machen ſich berufen hielt, war eben keine aus Geiſtestiefe lodernde Flamme, ſondern ein zuckender Schimmer, der auf die Staats- und Geſellſchaftseinrichtungen fiel, das Mangelhafte beleuchtend, ohne es in einer Glut umzuſchmelzen. Man leuchtete nach der Wahrheit, ſoweit ſie brauchbar war, und erforſchte die Welt, ſoweit ſie ſich berechnen ließ. Im übrigen befriedigte man ſich durch ſein dixi et salvavi animam und fügte ſich in das Beſtehende, wodurch man eben ſelbſt beſtand. Es war ein geiſtig-moraliſches Nagen der Denkenden neben dem materiellen Kauen der Genießenden, beide die niedern und ärmern Stände ausſchließend, die wol gar das Getadelte zerſtören, das Genießbare verſchlucken möchten.

Der Siebenjährige Krieg hatte erſt die Thätigkeiten geſpannt und ein beſchränktes nationales Bewußtſein geweckt. Darauf war der lange Frieden ziemlich müßig geblieben und das zunehmende Selbſtgefühl ſuchte ſich mit revolutionären Gedanken und kraftgenialen Productionen Luft zu machen. Damals, als uns „Elpizon“ in dieſe Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts zurückverſetzte, hatte der deutſche Geiſt ſchon eine andere Richtung genommen, in welcher er den beſchränkten Hochmuth der Aufklärungsſucht, die gegen alles Ueberſinnliche, Reingeiſtige nur das Handgreifliche, Weltläufige, Werktägliche ausſpielte, mit dem friſchen und kühnſten Aufſchwunge der philoſophiſchen Speculation überbot.

Nun liegt es freilich in der Natur der Sache, daß wie ein trüber Himmel ſich eine finſtere Bildung erſt nur aufklären muß, ehe das höhere Licht hervorbrechen und ſeinen Einfluß bethätigen kann. Dies mag denn auch die Beſtimmung jener Aufklärungsbeſtrebungen geweſen ſein, ſoweit dieſelben nicht in abklärenden Unglauben ausarteten. In dieſer Hinſicht habe ich immer zu denen gehalten, die es für heilſamer anſehen, daß die Jugend, wenn ihr doch einmal eine recht vernünftige Entwickelung nicht zu Theil wird, lieber in einigem Aberglauben als in frühzeitigem Unglauben wurzele. In jenem gewinnt Glauben — das Organ der Seele für das Göttliche im Daſein — jedenfalls doch Kraft, und kann zur rechten Zeit das Unvernünftige wieder abwerfen; im Unglauben aber verkümmert jenes Organ, deſſen der ſinnlich-ewige Menſch, ſelbſt für echte Wiſſenſchaft, nicht entrathen kann, und artet oft dennoch, mit verkehrter Entwickelung, in den unheilbarſten Aberglauben aus. Von mir ſelbſt darf ich wenigſtens bekennen, daß ich ohne Schaden für die lebendigſte Zuverſicht zum Ewigen in der Welt an abergläubigen und übergläubigen Dingen ſehr früh reif bis zum Abfall vom Kirchlichen geworden bin.

Hier, wo ſich ein künftiges Lebensereigniß aus der Ferne zeigt, ſei mir ein allgemeiner Vorausblick auf dieſe Zukunft vergönnt.

Drei Richtungen meines Lebens nehmen ihre Urſprünge in den drei Jahrgängen des Lyceums. Im erſten die kirchliche, in ihrer Ablenkung vom Katholicismus auf den Weg eigener Forſchung, den ich durch jenen Lichtblick aus „Elpizon“ fand und der bis zu meiner Excommunication führte.

Auf den zweiten Jahrgang weiſt meine, wenngleich verſpätete Schriftſtellerei zurück. Aus jener Klaſſe nämlich iſt mir von ſchriftlichen Aufſätzen, die wir zu liefern hatten, die Beſchreibung eines Sommerabends erinnerlich geblieben, die vom Profeſſor als eine durchaus gelungene poetiſch-proſaiſche Arbeit in der Klaſſe vorgeleſen wurde, und einen ſolchen Eindruck auf die Mitſchüler machte, daß ſie dieſelbe für einen Gedankendiebſtahl zu nehmen geneigt waren. — — In dieſer Richtung folgten ſpäter meine Romane, und gleich der erſte, „Die hohe Braut“, vergütete mir jenes Mistrauen meiner Mitſchüler dadurch, daß mehrere Recenſenten und gereiſte Leſer des Buches mit zu viel Vertrauen annahmen, die Schilderungen aus Nizza, Turin und dem Gebirge, die jenes Buch brachte, ſeien aus lebendiger Anſchauung genommen. —

In den dritten Jahrgang endlich fällt eine flüchtige Studentenbekanntſchaft, die ſich zu einer Verbindung für Hausſtand und Familienleben ausſpann. Es war verhängnißvoll genug, daß nach dem Bibelworte: „die letzten werden die erſten ſein“, dieſe Entwickelung den beiden früher angeknüpften zuvorkommen mußte, wodurch jene in ihrer Ausbildung zurückgehalten wurden. —

Doch ehe ich zu dieſen Bekenntniſſen komme, muß ich das Lyceum verlaſſen. Dies geſchah durch eine lateiniſche Abſchiedsrede, in welcher ich „in dem Vernunſtleben und der davon unzertrennlichen Religioſität das zuvörderſt Nothwendige einer allſeitigen Bildung zu zeigen und den vom Lyceum austretenden Mitſchülern beſonders die Religion als die einzige ſichere Führerin auf dem ſchlüpfrigen Pfade des akademiſchen Lebens zu empfehlen“ hatte.

Scheidewege.

So ſtand ich nun mit meinem letzten Schulzeugniſſe vom 9. September 1809 vor der Wahl eines Lebensweges. Als ich dieſen Paß für meine Zukunft am neunten Tage des neunten Monats im Jahre 1809 aus den geiſtlichen Händen des Studiendirectors Gößmann empfing, lächelte mich der zierliche Mann mit den Worten an: „Ich höre mit Vergnügen, Sie wollen ſich unſerm geiſtlichen Stande widmen?“

Damals war mir eine naive Unbefangenheit angethan, die heute noch nicht ganz abgetragen iſt, ſo übel man damit in unſerer voreingenommenen, eiteln und heuchleriſchen Societät ankommt. Daher nahm ich auch jene Worte weder für ein Ausforſchen, noch für einen Wink, ſondern für eine Ausſage, die mich befremdete und mit einem verlegenen „vielleicht“ beantwortet wurde.

Allerdings hatte ich mit meinem Freunde Wohlgemuth — freilich etwas früher — die Theologie ins

Auge gefaßt gehabt; denn nur für dieſe gab es nach aufgehobener Univerſität noch eine einheimiſche Schule in Fulda, und wegen des Bedarfs an Prieſtern war jetzt auch das ſonſt ſehr wählige Seminar der Weltgeiſtlichen viel zugänglicher geworden.

Die katholiſche Theologie hat ihre guten Zeiten gehabt, aber auch als grämliche Alte noch erſtaunlich viel Anziehendes für junge Burſchen behalten, die ſich nicht zu helfen wiſſen. Daher hatten wir beide ſie auch über den Sintenis'ſchen „Elpizon" hinaus im Auge behalten. Wie wir die Differenz zwiſchen dem, was wir innigſt glaubten, und dem, was wir in der Soutane zu bekennen hätten, ausgleichen wollten: darüber räthſelten wir und grämten uns lange. Allein wie mancher wackere Geiſtliche mochte nicht in demſelben Zwieſpalte leben und lehren! So tröſteten wir uns am Ende. Und was träumten wir nicht von idealer Wirkſamkeit in die engen Zellen jener langen Corridore hinein, ohne die enge Disciplin zu kennen, an der ſich unſere Phantaſie die Flügel zerſtoßen hätte, und ohne das finſtere, gelbe Geſicht des rieſigen Regens zu fürchten, der ſie geſtutzt haben würde. Welche Idyllen hofften wir einſt auf jenen bergigen Pfarrſitzen abzuweiden, dort, wo ja auch ſo gutes Schaffutter wächſt! Da wir das Hauptgewicht unſerer Thätigkeit wie unſers Ehrgeizes dem Predigtamte zudachten, ſo hatten wir ſchon unſere Lunge und Kehle rechtſchaffen zu bearbeiten angefangen. An freien Nachmittagen gingen wir nach einer einſamen Seite der Gegend weit hinaus, nahmen zwei Bücher mit und laſen aus großer und immer größerer Entfernung, ſoweit wir mit Ausdruck verſtändlich blieben, abwechſelnd einander vor. Um einzelne Vorübergehende kümmerten wir uns nicht. Nur eines Bäuerchens erinnere ich mich, das neben meinem Freunde ſtehen blieb und andächtig zuhörte, wie ich vom fernen Hügel herüber aus einer überſetzten Lobrede des jüngern Plinius auf den Kaiſer Trajan immer pathetiſcher wurde. „Was aber das für ein Potentat geweſt is!“ hatte der gute Mann gemeint, und ich hielt ein, als ich den Freund lachen hörte. Es war eben eine gedrückte Zeit und wir waren noch lange nicht kurheſſiſch; ſodaß es dem Bäuerlein und dem Freunde an näher als Trajan liegenden Beiſpielen fehlte!

Ein andermal wurden wir auf dem Heimwege übler verſtanden. Wir hatten nämlich, auf reineres Deutſch ausgehend, als es die fuldaer Kanzel von ſich gab, durch viele Mühe den richtigen Unterſchied der Doppellaute ei, ai, eu, äu gefunden und übten uns laut ſprechend, während wir einen Feldrain wandelten. Ein weidender Schäfer, der uns am Anzuge für gute Landeskinder erkannte, ſtach mit ſeiner Schippe in den feuchten Stoppelacker und machte hinter uns her ſeine Einwürfe gegen unſere proteſtantiſchen „ai“ und „eu“ mit dem Zurufe: „O ihr Dummerjahne!“ Wir ließen es nicht an Erwiderung fehlen, ſo gut ſie uns der ſteinige Acker an die Hand gab, und waren auch glücklich genug, durch ein paar treffende Würfe uns des grauzottigen Schäferhundes zu erwehren, ſodaß wir gegen deſſen „au“, „au“ mit unſerm „ai“, „eu“ doch die Oberhand behielten.

Indeß mit all dieſen Feldzügen ſollten wir die Kanzel nicht erobern. War auch „Elpizon“, der „Hoffende“, kein Verräther an unſerm Irrglauben geworden, ſo verrieth das eigene Herz, unbeſonnen wie es in jenen Jahren iſt, allzu früh eine Herzensneigung, die ſich mit dem Berufe zum Cölibat nicht verträgt. Die Theologie verſchloß uns ihre Pforte zum Seminar.

Nun wäre mir die Jurisprudenz ganz recht geweſen, hätten mir nur ſelbſt für die vielleicht billigſte Schule in Wetzlar nicht die Mittel und der auf Mitteln ruhende Muth gefehlt. Dort, wo ſonſt der junge Mann von Familie für höhern Beruf die Reichspraxis ſtudirt und ein zahlreiches Perſonal ſich an unſterblichen Proceſſen mit juriſtiſchem Moos überzogen hatte, war ſeit dem Jahre 1806 das Reichskammergericht aufgelöſt und, nachdem die Stadt ſchon früher an den Reichserzkanzler Dalberg übergegangen, eine Rechtsſchule errichtet worden. Mehrere unſerer wohlhabenden Mitſchüler hatten ſchon ein Jahr früher das Lyceum verlaſſen, um ſich dort für den Staatsdienſt in juriſtiſcher Laufbahn auszubilden.

Um nur irgendetwas zu unternehmen, ſchlug ich mich zu jenen Gefährten, die das neue Landkrankenhaus beſuchten, um anatomiſche Arbeiten und Vorbereitungen zu einer mediciniſchen Schule zu machen. Wie hatten ſich dieſe Räume verändert! Wie verſchieden waren dieſe Inſtrumente, Gefäße und Verrichtungen von dem, was ich hier einſt zum Dienſte der Meſſe zu thun und zu behandeln gehabt! Jetzt bekam ich ein Meſſer in die Hand, um an macerirten Leichen das Knochengerüſte herausſtellen zu helfen. Fiel eine Section vor, ſo wurde die Gelegenheit zu belehrenden Nachweiſungen über den menſchlichen Gliederbau gegeben. Ein unter der oraniſchen Regierung berufener junger Arzt und geſchickter Operateur, Adelmann, ein hübſcher freundlicher Mann, zum Meißner'ſchen Freundeskreiſe gehörig, ſtand der Anſtalt mit vor. Zum erſten mal erblickte ich hier ein menſchliches Gehirn bloßgelegt und in ſeiner Conſtruction nachgewieſen.

Von jenen Einblicken mag mein frühes Intereſſe für Phyſiologie des Menſchen herrühren. Die Erinnerung erleichterte mir ſpäter, was ich über das Organ der Seelenthätigkeit las und zu faſſen ſuchte. Diejenigen freilich, welche die Phyſiologie nicht ſelbſt anbauen, ſondern nur nach den gewonnenen Früchten greifen, neigen am meiſten dazu, ihre leichte Beute über die Grenze der Erfahrung und Beobachtung zu verſchleppen und die koſtbaren Reſultate der Naturforſchung zu verſpeculiren. So, wenn ich mir die dreifache Ausbildung der bei niedern Geſchöpfen nur einfachen Hirnmaſſe des Menſchen vorſtellte, mußte ich immer darüber räthſeln, warum die Hauptſinnesnerven ebenſo, wie es ermittelt iſt, aus den drei Regionen des Hirns hervorgehen. Warum kommt gerade der niedere Nerv des Geruchs aus der Hauptmaſſe des Vorderhirns, das für den Sitz des Denkens, der Intelligenz gilt? Welche Sympathie beſteht zwiſchen der geiſtig auflöſenden, zerſetzend unterſcheidenden Thätigkeit des Denkens und der chemiſchen Operation des Geruchs? Wäre die Naſe eine Vorküche für den Scharfſinn? Und wenn der edle Sehnerv ins

Mittelhirn, den Sitz des Empfindens, der Gefühle eingewebt iſt, in jene Maſſe, die bei niedern, blos durch Empfindung wahrnehmenden Geſchöpfen das ganze Hirn ausmacht, ſo möchte man vermuthen, daß dem Menſchen gegen übermächtige Verinnerlichung, gegen Rückfall der Seele in das Geheimniß ihres Urſprungs die glanzvolle, herausfordernde Welt der Sonne dargeboten würde. Und wäre dagegen etwa das Nachhirn, der Sitz des Wollens, Wirkens und der Leidenſchaften, darum durch den Hörnerven an das Ohr gebunden, damit das ungeſtüme Streben der Seele nach außen durch den Schall, das Geheimniß der Körperwelt, aufgehalten und gemäßigt, der Sturm der Leidenſchaften durch tönende Harmonien gebändigt werde?

So brachte ich denn vom Dienſt in der Anatomie Anſchauungen zu ſpäterer Betrachtung mit. Bald aber auch noch anderes. Denn nicht lange, ſo ſollte, was ich mit Sinn und Seele zu faſſen ſuchte, von dem überboten werden, was ſich als Zugabe von ſelbſt mir in die Kleider ſetzte. Der faulige Geruch, der mir von den macerirten Leichnamen nach Haus in die kleine, niedere Stube folgte, erregte den Meinigen phyſiſchen Abſcheu, ja moraliſchen Ekel. Ich drohte, ihnen eine Peſt einzuſchleppen, nachdem ich ihnen doch früher mit dem Weihrauchgeruch ein Wölkchen des Segens im Knabenkamiſol gebracht hatte. Ich ſuchte das Uebel durch eine Quarantäne im Freien, durch Lüften des Rockes im Hofe abzuwenden. Es half wenig. Dennoch hielt ich mich noch bei der Sache, bis längeres Verweilen in der Anatomie mit ſo manchem Ekelhaften, was dabei vorkam, meine Nerven angriff und ein körperlicher Widerwille mich zum Nachdenken und Ueberlegen anregte. Denn es ward mir doch immer klarer, daß ich es in dieſer Schule nicht über den gewöhnlichen Chirurgen, den Feldſcherer, hinausbringen würde; wobei beſonders der Oheim, der ſich in Erinnerung an die Kapuziner noch immer ſehr ungern raſiren ließ, dem an das Metier des Chirurgen geknüpften Barbier ſehr abhold war. „Heinrich Joſeph“, ſagte er in ſeinem Eifer, „haſt du darum als Gymnaſiaſt den Kloſterkelch verſchmäht, um jetzt hinter dem Lyceum her das Barbierbecken zu führen? Meinſt du etwa, ich ließ dich dein Meiſterſtück am Barte unſerer rechtſchaffenen Geis machen? Mir ſelbſt darfſt du nie unter die Naſe greifen, ſoviel ſag' ich dir!“

Alſo gab ich die Anatomie auf und ſtand nun da, von allen drei Facultäten und von allen neun Muſen verlaſſen, von dieſen, weil ſie vielleicht über das dreimalige neun meines letzten Schulzeugniſſes ein wenig disguſtirt waren. Und wie ich mich nun ſo rathlos nach irgendeiner Ausſicht oder einem Durchgang in die Zukunft hin- und herwendete, ſchon damals etwas kurzſichtig und mich der Gläſer bedienend: ſiehe, da ſtreckte mir mein dunkles Verhängniß den Bart eines Gänſekiels entgegen. Es wurde mir der Platz am Schreibpulte eines Advocaten angeboten.

Ich darf hier wol, rückwärts und vorwärts blickend, die Bemerkung einſchalten, daß es für den in weltunkundiger Familie erwachſenden und darum ſelbſt weltblöden Burſchen, den doch der Weltgeiſt nicht ganz wollte zu Grunde gehen laſſen, ein für allemal verhängt erſchien, von außen angetippt und angeſtoßen zu werden. So hatten mich die Nonnen zum Meßdiener verlangt, der Schullehrer zum Studiren aufgemuntert, der Mönch zum Kloſter gelockt, und ſo forderte mich jetzt der Advocat Koch zum Schreiber auf. Es wird noch in wichtigern Fällen vorkommen, und ich will es daher ein für allemal geſagt haben: wo es auch geſchehen ſein mag, — ich mache mir gerade keine Ehre daraus, ſo wenig wettend und wagend zu erſcheinen.

Ich nahm das Anerbieten an, und würde es, wer weiß mit welchen Erwartungen, gethan haben, wenn ich damals ſchon ein Sterbenswörtchen von Shakſpeare gewußt hätte, der mir doch für mein männliches Alter zum Gegenſtande einer Romanproduction vorbeſtimmt war. Ging mir damals aber auch das Zeug und Vorbild eines Mannes ab, der als junger, von Hauſe weggelaufener Burſche an einem Advocatentiſche die Federn zum „Schwan von Avon“ angeſetzt hatte, ſo war ich doch über des Oheims Vorurtheil von einer Prädeſtination der Advocaten für die Hölle hinaus aufgeklärt.

Hinter der unerwarteten Aufforderung fand ich wenigſtens eine nächſte Unterkunft und Beſchäftigung. Das bringen nun einmal dürftige und untergeordnete Familienverhältniſſe mit ſich, daß man, wie für den häuslichen Tag, ſo für die ganze Lebensbeſtimmung von Hand zu Munde lebt, weil es für beide an dem einen Mittel fehlt, dort die Bedarfe des Hauſes zur rechten Zeit zu beſchaffen und für lange Zeit einzutheilen, hier Vorbereitungen und Vorſchüſſe zur Begründung der angemeſſenſten Exiſtenz zu machen. Ich berechnete auch nicht, daß ich vielleicht mit den Advocatenfedern einen Flug in irgendeine der Kanzleien machen könnte. Ich kannte den großen Vogel „Staat“ noch nicht, den ſo reich und bunt befiederten. Auf dem Kopfe trägt er ein Federhäubchen wie eine Krone; den Hals hinab fließt und ſpielt, wie geſtickte Hoftracht, ein ſchillerndes Gefieder; das Miniſterium des Auswärtigen fächelt mit langen Flügelfedern; ein weicher, dichter Flaum hält den Bauch der innern Adminiſtration warm; bunte Federmanſchetten zieren den obern Theil der Krallen, da wo ſinnreich genug das Finanz- und das Kriegsminiſterium ihren Sitz haben, und die grauen, ſtraffen Steißfedern der Kanzleien ſetzen ſich in zuckende Bewegung, ſo oft Ausfertigungen erfolgen.

So lernte nun der neunzehnjährige Menſch als neu und wichtig kennen, was in andern Familien der Knabe am Schreibpulte des Vaters längſt weggeſehen hat, wie Acten angelegt und aufbewahrt werden, wie ſie durch Alluvion, gleich Flußinſeln wachſen, wie die Geſchäftsſchriften bald auf gebrochenen Bogen, bald in die Breite des Blattes ausgefertigt, gefaltet und von Hand zu Hand befördert werden. Ich lernte die Gliederung und die Zuſtändigkeit oder Competenz der neben- und übereinander geordneten Behörden ſowie die verſchiedenen Rechtsquellen kennen, die ſo trüb fließen und ſich vermiſchen. Aus der Unterhaltung des Anwalts mit ſeinen Clienten entdeckte ich neue Felder des Unrechts und der Verletzungen im bürgerlichen Leben; wobei mir denn auch klar wurde, daß man ſich manches, was meiner milden Denkart gar leicht ausgleichbar ſchien, doch nicht braucht gefallen zu laſſen. Wenn dann der Anwalt dictirte, war ich oft verwundert, durch welche verſchlungenen Pfade und feuchte Schlupfwinkel der Rechtshülfe mich die nachſchreibende Feder führte. Im Weitern freute ich mich, eine neue vierbuchſtäbliche — quadrilitteriſche — Fahneninſchrift des Rechtskampfes kennen zu lernen. Ich kannte das altrömiſche, ſtolze S. P. Q. R. — Senat und Volk der Römer — das jüdiſch höhnende J. N. R. J. — Jeſus der Nazarener, König der Juden. Jene Standarten, dieſe Kreuzesinſchrift hatten zweimal die Welt erobert und umgeſtaltet. Auf kleinere Siege ging das auf geſtempeltem Papier obſchwebende Vierzeichen aus: R. S. L. O. — recessus scriptus loco oralis — ſchriftlicher ſtatt mündlichen Vergleichs oder Abſchluſſes.

In den Zwiſchenſtunden der Schreibſtube machte ich die Bekanntſchaft der wenigen Bücher meines Anwalts. Unter dem trockenſten Rüſtzeuge des Rechts ſtand nur ein Buch, dem ſich eine literariſche Abkunft anmerken ließ, von Hippel's Buch über die Ehe. War es eine Vorbedeutung, ſo nahm ich es wenigſtens nicht dafür, ohne Ahnung, wie nahe mir der Gegenſtand war. Das Buch zog mich nicht an und blieb mir an das Lehrgemäße gewöhnten Leſer in ſeinem geiſtreichen Witz und ſeinen lehrwidrigen Sonderbarkeiten unverſtanden und unſchmackhaft. Doch war mir das Regiſter zu ſolcher geſellſchaftlichen Tonreihe nahe genug. Mein Principal, von bäuerlicher Abkunft, etwas derb und ſchwerfällig, dabei aber von munterer und gutmüthiger Art und in ſeinem Berufe mehr auf Ernährung als auf Verklärung ausgehend, fand mich öfter arbeitsfertig und leſend auf der Schreibſtube, und ſagte mir einmal mit ehrlichem Nachdruck: „Wenn Sie nichts zu thun haben, warum gehen Sie nicht hinunter zu meiner Frau und unterhalten ſie? Sie müſſen ſich umgänglicher machen. Sie ſehen ohnehin etwas finſter aus.“

Ein anderer hätte dieſen Wink nicht abgewartet; denn Frau Koch, deren Familienname Comitti auf italieniſche Abſtammung hinwies, war eine noch junge prächtige Frau von römiſcher Geſtalt und ultramontaner Schönheit, leicht und luſtig in Ton und Manieren, mit Necken herausfordernd und mit bequemen Bewegungen unter Männern verkehrend. Mein Vorgänger auf der Schreibſtube, von guter Familie, kam noch täglich ins Haus und machte den Angenehmen um die Dame, die nicht gern allein war. Er hieß Maier und ſpielte den Major domus. Ich aber ließ mich höchſtens zu Tiſch einladen, indem ich dunkel fühlen mochte, daß ich auf ſolchem Boden der Societät mich noch nicht frei bewegen konnte. Es fehlte mir für ſchäkernde Converſation, für Luſtigkeit und Neckerei die nöthige Unbefangenheit, das ſichere Bewußtſein und ſelbſt die Bekanntſchaft mit den Stadt- und Familienverhältniſſen, auf die mit überlieferten Anekdötchen fortwährend angeſpielt wurde. Mir waren ſelbſt die Kartenblätter der Perſonen unbekannt, die man ausſpielte, um mit oft belachten Späßen einen Stich zu machen oder machen zu laſſen. Die Dame des Hauſes war ſo ſchön und ſo luſtig, daß ich mich vor ihr fürchtete.

Wie glücklich wäre ich bei einer weltkundigen Frau gefahren, die, was mir damals nöthig war, erkannt und mir mit wohlwollender Offenheit fortgeholfen hätte! Wie ſelten wird gerade dem, der es am meiſten bedarf, ſolches Glück zu Theil! Ich hatte es nicht für die Schule gefunden und fand es jetzt nicht für die Geſellſchaft. — Im ſtillen aber ſuchte ich mich mit Ohr und Auge zu orientiren, und da ich mich dabei doch innerlich viel aufgelegter und empfänglicher für jene Munterkeiten errathen ließ, als ich meiner Miene und Haltung nach ausſah, ſo mag ich wol eine Zeit lang bei manchen für einen gegolten haben, der's hinter den Ohren hat. Mit Unrecht! Denn niemand war weniger lauernd und rückhaltig.

Lebensſchule.

Hier an der Schwelle des geſellſchaftlichen Lebens fand ſich unſer junger Menſch von ſeiner frommen und häuslichen Abrichtung und Gewöhnung vollſtändig im Stiche gelaſſen, ohne daß Erziehung und Bildung dafür eingetreten wären. Daß der Burſche ungehindert aus ſich ſelbſt und ſeinem Naturell herauswachſen konnte, wäre an ſich nicht zu beklagen geweſen; denn eine ſorgfältige Erziehung kommt den natürlichen Gaben eines Zöglings nicht immer blos zu Hülfe und fördert ſie, ſondern gibt denſelben oft auch eine falſche Richtung, und unter dem Einfluß von Standesvorurtheilen eine den urſprünglichen Anlagen widerſprechende Beſtimmung. Bedenklich wird es nur, wenn ein ſo herangekommener Junggeſelle in die Geſellſchaft tritt, wo er doch ſeine Zukunft zu ſuchen hat, und fällt nun vielleicht dem Zufall in die Hände, der ihn rechts oder links auf Gerathewohl einſchiebt. Und geſchieht dies nun wie gewöhnlich, in den Jahren, da der Jüngling zuerſt die altparadieſiſche Empfindung hat, es ſei nicht gut, daß der Menſch allein ſei — in welche Gefahren bringt ihn oft genug das ungeſtüme Herz, das eben nicht weiß, nicht ahnt, wie die natürlichſten Empfindungen der Seele ſich im geſellſchaftlichen Leben zerfaſert, verſchlungen, zerſetzt und vermiſcht haben, welchen Egoismus die Geſellſchaft cultivirt, welche Lügen und Täuſchungen der künſtliche Verkehr zum beſten gibt.

Wir haben den jungen Fuldenſer langſam genug herankommen ſehen, um ihn zu meſſen, wie weit er beſonders auch für die Societät — wenngleich nur für die fuldaiſche von damals — vorgerichtet war. Es fehlte ihm noch faſt jede Handhabe. Er fühlte das auch ſelbſt, und gerade daher kam's, daß er bei der naivſten Unbefangenheit der Seele ſich doch im äußern Benehmen ſo befangen hielt. Die verſchloſſene Miene ſtand im ſchroffſten Widerſpruche mit ſeinem heitern Sinn, und die fröhliche Laune des Herzens maß immer viel zu lang die Stelle, wo er gern — nur ja nicht ungeſchickt! — in die geſellſchaftliche Luſtigkeit hinübergeſprungen wäre. Wie ernſt und ſchweigſam gab ſich unter Leuten von Stande der Gauch, der unter ſeinesgleichen ſich das erſte und letzte Wort nicht nehmen ließ! Nur Ohr und Auge hielt er, wie geſagt, offen und geſpannt, wohl fühlend, daß er, wie in allem Lehrhaften, ſo auch im Lebensgemäßen auf Erhaſchen deſſen angewieſen war, was ihm die Hausgötter nicht in die Taſche beſchert hatten. Es war ihm, wie es ſcheint, vorbeſtimmt, nicht blos im Erlernen, ſondern auch im Erleben ſich ſelbſt und allein fortzuhelfen.

Freilich ſollte er die Schule des Lebens ſoviel theuerer zu bezahlen haben, als ihm das Lernen in den Schulen wenig gekoſtet hatte! Denn worin er des Rechten verfehlte, fiel gerade in jene Jahre der körperlich-geiſtigen Entwickelung und in jene Richtung des Lebens, worin ein träumeriſch erregbarer Jüngling ohne Leitung in die unlösbarſte Verwirrung gerathen kann. Es iſt der Weg des erwachenden ſuchenden Herzens, auf welchem auch der beflügeltſte Idealismus nicht über alle Gefahren hinwegträgt — am wenigſten über die Gefahr, mit unbefangener Hingebung hier von eigenem Irrthum, dort nicht ſelten auch in fremdes Verſchulden verſtrickt zu werden.

Um nun dasjenige, was in dieſer Richtung ſich zur Mittheilung eignet, im Zuſammenhange darzulegen, kehre ich noch einmal zu jener Lebensperiode zurück, die mit meinem Austritt aus dem Lyceum die eigentliche Schule bereits abſchloß, innerhalb welcher aber meine Berührungen mit der Geſellſchaft ſich bis zu einem ſchweren Verhängniß entwickelten und verwirrten.

Die Herzensgeſchichten der Jugend fangen nicht ſelten mit Kindereien an. Wir erinnern uns der jungen Fräulein, unter deren Augen, in der Kapelle der Engliſchen Nonnen, der meßdienende Knabe behend und angenehm zu erſcheinen heimlich bemüht war. Dies kleine Herzensgeheimniß verſchwand im Glanze des hohen Altargeheimniſſes, wie der Neumond in der Nähe der Sonne unſichtbar wird. Und wenn die fromm gefalteten Hände, die geſenkten Augen, das ganze Thun und Laſſen des Knaben in ſeinen Bewegungen um den Altar zu der

Verklärung paßten, worin ihm jene jugendlichen Geſtalten erſchienen, ſo vergaß er über ſein Bemühen um ſo leichter, wie weit von ihren langen Gewändern, ihren Hand- und Halskrauſen, ihren ſeidenen Bruſt- und Haarſchleifen ſein ſchlichtes Kamiſol, ſeine Kniehoſen und derben Riemenſchuhe abſtanden.

Aus dem Knaben-Du der Schweſter Juliane war er nun zum Studenten-Er übergegangen; allein jene weihrauchduftende Träumerei war ihm geblieben und ſogar auf einige Kameraden mit übergegangen. Unſere vertrauliche Aufmerkſamkeit war auf ein kleines Gangfenſter gerichtet, aus dem zuweilen ein oder der andere Mädchenkopf herausblickte. Denn die Penſionärinnen bewohnten dieſen Flügel und ſchliefen hinter den vergitterten Fenſtern des Baues, der auf unſere Gaſſe ſtieß. Welche Angelegenheit war es nicht für uns, darauf zu achten, wie oft ein oder das andere Fenſter uns zur Freude geöffnet oder zur Betrübniß geſchloſſen ſtand! Welch ein Glück, wenn ſich uns im Vorübergehen oder im müßigen Auf- und Abwandeln eins der geheimnißvollen Weſen an einem der Fenſter zeigte! Geheimnißvoll, denn wir kannten nicht einmal ihre Namen und unterſchieden ſie nach äußern Merkmalen, als die longa, die nigra — die Lange, die Schwarze. Denn wir waren katholiſch genug, das Geheimnißvolle — lateiniſch zu behandeln. Auch hinderte uns nichts, unſere Wahl unter ihnen zu machen. Jeder hatte ſich aus eigener Machtvollkommenheit eine der jungen Schönen zugetheilt, und es hieß wol unter uns: „Euge, tuam ante vidi!“ Oder: „Meamne vidisti, Philippe?“ Unſere Empfinbungen hatten etwas von jener innigen Befriedigung Romeo's, als er unter Julia's Söller im Mantel der Nacht hinaufflüſterte:

Laß mich hier ſtehn, derweil du dich beſinnſt!

Solche Erſtlingsgefühle leben und leuchten noch von dem Aether der Phantaſie, der allmählich doch zu einer ganzen Schöpfung gerinnt. — Von „Romeo und Julie“ wußten wir eben noch nichts, ſonſt hätten wir wol auch von nächtlichem Aus- und Einſteigen und vom Liebesſtreit um Nachtigall und Lerche geträumt. Wir überboten einander ohnedies ſchon mit verwegenen Unternehmungen — in Gedanken. Und da ich, vom Meßdienſte her, mit dem Innern des Hauſes am beſten vertraut, vielleicht auch am meiſten prahlte, ſo wurde ich einmal ſo lange geſchraubt und aufgeſtachelt, bis ich mich zu einem Wagniß verſtand, das ſich in ſeiner Albernheit ungemein kühn ausnahm.

Eines Sonntags war an den Straßenecken ein franzöſiſches Siegesbulletin angeſchlagen worden. Es gelang mir, einen Abdruck deſſelben zu erhalten, den ich als wichtige Neuigkeit der Vorſteherin der Penſion, der Mademoiſelle Noel, in den Convent brachte. Sie nahm meinen Beſuch und meine Aufmerkſamkeit freundlich auf und unterhielt ſich mit mir über die Zeitverhältniſſe. Ich, nach dem Seitenzimmer lauſchend, in welchem diejenigen, denen eigentlich mein Unternehmen galt, lärmten und lachten, war nicht wenig zerſtreut und darauf geſpannt, daß jeden Augenblick eine oder die andere herüberkäme. Aber ohne dieſe Befriedigung entlaſſen, eilte ich an das Gangfenſterchen, um durch einen Gruß nach dem hintern Kaſernenthor hinüber die harrenden Freunde von meinem Abenteuer zu überzeugen. Ich ließ zwei bleierne Huſaren auf dem Fenſterſims zurück, und eilte weiter, wo ich am Ende des Ganges das große Schlafzimmer offen fand. Ich betrat es ängſtlich wie ein Dieb. Das Gemach war düſter, myſteriös durchduftet, ziemlich kahl an den Wänden, und ein geſchnitzter heiliger Joſeph mit dem Jeſuskind auf dem Arm und einer Lilie in der Hand ſtand in einer Niſche. Meinen Beſuch darzuthun oder ein Räthſel zu hinterlaſſen, brachte ich den vertrauten Namenspatron unter die nächſte Bettdecke, das jungfräuliche Lager mit ſeiner Lilie zu ſegnen, beſetzte den Tiſch mit bleierner Einquartierung und entkam über eine Hintertreppe und den Hof glücklicher, als meine Unart verdient hätte.

Auf der Straße auf- und abwandelnd ſtrich ich die baare Bewunderung meiner mitliebenden Freunde ein. Wir räthſelten noch, welche von unſern Angebeteten wol den heiligen Joſeph in ihrem Bette finden werde, als uns unvermerkt, zwiſchen den Fenſtergittern herab, die in die fromme Feſtung vorgeſchobenen Truppen an die Köpfe flogen. Wie beglückt fühlten wir uns durch dieſen militäriſchen Rapport! Es war uns klar, nur Amor könne ſeine Adjutanten ſo kühn geſprengt haben. Auch war keiner derſelben mit geraden Gliedern davongekommen.

Doch wie die Zeit ſehr bewegt und unſer Sinn ſehr beweglich war, ging auch dieſe Schwärmerei, an ihrem eigenen Idealismus abzehrend, vorüber. Die Longa und die Nigra waren nach Hauſe zurückgekehrt und wir zur Phyſik und Philoſophie übergegangen. Die letztere unterhielt uns unter anderm auch von der Identität des Realen und Idealen, und ſo ſchmeichelten wir uns mit der Hoffnung, wo wir auch das Leben anfaſſen möchten, es immer ganz zu bekommen.

Wir hatten eben den dritten Jahrgang des Lyceums betreten, als wir mit unſerer ſtudentiſchen Aufmerkſamkeit für den jüngſten Anflug der Mädchenſchar auf einen Schulgenoſſen gelenkt wurden, der das Wohlgefallen der flüggen Schönen vor allen Kameraden auf ſich zog. Sohn eines Arztes an dem Badeorte Brückenau, that er ſich bei lebhaftem Verſtande durch ein höchſt günſtiges Aeußere hervor. Uns alle an Geſtalt überragend, von heitern, einnehmenden Zügen, blühender Geſichtsfarbe und gefälligen Manieren, war er noch dadurch bevortheilt, daß er durch Verwandtſchaft mit den erſten Patricierfamilien in die gute Geſellſchaft kam, der wir andern ganz entfernt ſtanden. So fehlte es ihm nicht, wie uns, an der Kenntniß und Uebung der Umgangsformen. Mit einer lebhaften Neigung für die jungen Schönen überhaupt verband er eine anmuthige Verwegenheit, Bekanntſchaften des Salons an den abenddämmerigen Hausthüren fortzuſetzen. Es mußte womöglich ein Halbdutzend ſein, das er mit ſchalkhafter Klugheit ſtets complet zu halten ſuchte, und wobei es ihm nichts verſchlug, wenn einmal ſtatt des harrenden Fräuleins die hübſche Zofe an der Thür ſtand, die Verhinderung zu entſchuldigen. Er vertraute dann dieſer all das Zärtliche an, das er für ihre junge Herrin mitgebracht hatte, hoffend, daß der kleine Schalk etwas davon veruntreuen werde. So war es ihm ohne entſchiedene Herzensneigung ein Herzensbedürfniß, allabendlich, mit oder ohne Regenſchirm, Amor's Stationen zu wandeln, kleine Intriguen zu knüpfen, ein Liebesplänchen zu ſpinnen oder Eiferſüchteleien zu entwirren. Er hielt es für ein gutes Kleingeſchäft, ein Kapitälchen von Schmeicheleien, ein laufendes Sümmchen eingetauſchter Schwärmerei ſchnell hintereinander umzuſetzen, oder ein hier mit Entzücken empfangenes Sträußchen bei der nächſten Thür als ausgeſuchte Artigkeit gleich wieder anzubringen, wenn es nicht etwa angemeſſener war, es unterwegs zu verlieren. Mit dem Honigſeim kleiner Freiheiten, die ſich der loſe Nachtfalter an den blühenden Nachtſchatten genommen hatte, kam er nach Hauſe, lächelnd, wie verſchieden wol die verſchiedenen Mädchenherzen dieſelbe umhergetragene Verſicherung ausbrüten möchten.

Ich ſelbſt, dem Verkehre mit Familien von Stande durchaus entfernt, erfuhr erſt von dieſen Umtrieben unſers ſtudentiſchen Don Juan, als ich durch Zufall hineinplumpte. —

An einem Sonntagnachmittage des Spätherbſtes, als ich meinen Freund Wohlgemuth abzuholen in die Stube trat, fand ich — diesmal keinen „Elpizon", ſondern als Philon den ſchönen Karl zu meiner Ueberraſchung zwiſchen zwei jungen Frauenzimmern von guten Familien. Die Mutter des Freundes machte Kaffee für den

Beſuch und war eben aus, um die ihr fehlenden Taſſen auf der Nachbarſchaft zuſammenzubringen. Beide vergnügte Fräulein waren mir von Anſehen und Herkunft nicht fremd — die Blonde, jüngſte Tochter eines Actuars, in deſſen Garten ich mit dem Oheim Velten manchen Schubkarren friſchen Graſes geholt hatte, war recht hübſch von Geſtalt und Geſicht, heiter und lebhaft; die andere klein und unanſehnlich von Wuchs, ſchwarz von Haaren mit Kirſchenaugen, weniger lebhaft als hingebend, war ſehr angeſehener und wohlhabender Aeltern Kind. In der damaligen Erziehung auch ſolcher Familien der ehemaligen Prälatenzeit gab es nichts, was Töchter abgehalten hätte, ſich von einem jungen Freunde in die Wohnung einer auf Tagelohn geſetzten Frau zum Kaffee beſtellen zu laſſen.

Wie ich ſehr bald wahrnehmen konnte, war nicht etwa eine der beiden Freundinnen als Geliebte und die andere als bloße Begleiterin da, ſondern beide ließen um ſich werben und ſich die Spannung gefallen, mit der ſie auf der Schaukel des Freundes ſaßen, wenn er Artigkeiten, Neckereien und die Wechſel der Annäherung ſo gewandt vertheilte, daß keine ſich für verkürzt, jede ſich im Vortheil halten mochte. Eine Schmeichelei für die eine wurde durch einen ſpöttiſchen Seitenblick bei der andern neutraliſirt.

Wer aber von dieſer Schaukel mit bewegt wurde, war mein Freund Wohlgemuth. Ich merkte ihm bald an und er geſtand es mir auch ein, daß er eine lebhafte Empfindung für die Blonde hege. Daher blieb er auch kein ganz ruhiger Beobachter, als er neben mir am

Fenſter ſtand, das auf einen einſamen Grasgarten der Stadtmauer am Bierthurm den winterlichen Ausblick hatte.

Mit der Dämmerung brachen die Mädchen auf und Karl, nachdem er ihnen in die Mäntel geholfen, begleitete ſie durch die einſamen Gaſſen.

Dieſe Beſuche wiederholten ſich, wenn auch nicht gerade jeden Sonntag, und ich muß bekennen, daß ich, wenn auch unbetheiligt und vielleicht nicht eben erwünſcht, doch bei keiner Zuſammenkunft fehlte. Indem ich mich aber von keiner Seite ſtörend einmiſchte, dagegen manches Muntere zur Unterhaltung beitrug, fand man ſich bald in mein Erſcheinen und dachte ſogar im ſtillen daran, um meinetwillen eine dritte Freundin mitzubringen.

Karl hatte beide Schönen — jede wahrſcheinlich beſonders — um eine Haarflechte gebeten. Sie übergaben ſie aber eines Sonntags zuſammen — daumendick aus der Fülle des langen Haares genommen. Karl ließ es an blondem und braunem Entzücken über die theuern Andenken nicht fehlen. Kaum aber waren beide glückliche Kinder, diesmal ohne ſich aufzuhalten, fort, als er die eine wie die andere Flechte mit ihren himmelblauen und feuerrothen Schleifchen um zwei Nägel wickelte, die vor dem Gartenfenſter im Gebälke der abgewitterten Wandbekleidung ſtaken. Er wollte prüfen, wie er lachend meinte, welches Haar ſich in Wind und Wetter am beſten halte; danach würde er ſeine Treue bemeſſen. Er hätte das beſte Vertrauen zu der braunen Locke; denn das ſtille Katharinchen ſei auf einem dauerhaften Boden von *Familie* und *Vermögen* erwachſen.

Indem hiermit der leichtſinnige Liebhaber doch ſeine eigentlichen Augenmerke verrieth, beſtärkte ihn mein Freund Wohlgemuth darin, heimlichen Hoffens, ſich dann der verſchmähten Sabine von ſeiten ihres gekränkten Herzens anzunehmen. Wie gern wäre er, den das Verhängniß zu einem Regiſtrator vorbeſtimmt hatte — Depoſitar einer Mädchenverzweiflung geworden und hätte den reizenden Faſcikel auf den rothen Lippen rubricirt. Und ſiehe da — ein neckiſcher Zufall oder eine ſchalkhafte Nemeſis, die ſich an misbrauchte Mädchenlocken heftete, verſprach ihn zu begünſtigen.

An einem ſtürmiſchen Adventſonntage waren die Mädchen wieder da. Während die Hausmutter ab- und zuging, ſtanden wir vier eng zuſammen am Fenſter, ich den Scheiben zugekehrt. Der heftige Wind mochte etwas umgeſprungen ſein: ich ſehe plötzlich, wie die beiden Haarflechten fort und fort an das Fenſter ſchlagen, als ob erfreut beim Anblick ihrer ſchöngekämmten Herrinnen, oder ihr eigenes Misgeſchick verklagend. Blond und braun hüpften um die Wette, wie ihre ehemaligen Beſitzerinnen um die Wette liebten. Offen geſtanden, war ich boshaft genug zu wünſchen, der Lockentanz möchte von den heiter plaudernden Fräulein bemerkt werden. Von einer Seite nahm ich es mit Karl's Betragen ſchwerer und gönnte ihm eine ſolche Entdeckung; von der andern verlangte es mich zu ſehen, wie leicht er es mit ſeiner Verlegenheit nehmen werde. In dieſem Augenblicke flog die dunkle Locke mit gelöſter Schleife am Fenſter vorüber ins Nachbargärtchen hinab.

Meine nach dem Fenſter geſpannten lächelnden Blicke lenkten endlich doch die Augen der andern dahin und Sabine erkannte ihre Flechte. Sie ſtürzte nach dem Fenſter, und Karl, mit komiſcher Geberde die Schultern an die Ohren ziehend und die Hände reibend, eilte mit verſtohlenem Lachen hinter den Ofen, als ob er ſich verſtecken wollte. Sabine war etwas heftig; doch ſchien ſie zuerſt mehr verlegen als entrüſtet, bis ſie nur ihre Flechte vor dem Fenſter fand. Der Gedanke, daß das Haar der Freundin behalten und blos das ihrige ſo verächtlich ausgeſetzt worden ſei, entflammte ihren eiferſüchtigen Zorn. Blaß und keines Wortes mächtig, nahm ſie Mantel und Hut und eilte fort.

Mit dieſer Kataſtrophe endigten die Sonntagsbeſuche. Karl widmete ſeine Aufmerkſamkeit mehr der Kleinen und Freund Wohlgemuth huldigte in ſeiner etwas befangenen und drolligen Weiſe Sabinen, die zuweilen mit kleinen Aufträgen zu ſeiner Mutter kam. Sie fand an dieſer verlegenen Neigung des Freundes ihren Spaß oder eine mädchenhafte Unterhaltung, und verabredete mit ihm, daß ſie einmal mit einer Freundin kommen wollte, an die ich mich wenden möchte. Sie wurde mir genannt und gerühmt mit der Andeutung, daß ſie Sonntags in die Faſtenpredigt gehen und an dem Pfeiler gegenüber der Kanzel ihren Platz nehmen werde.

Reminiſcere.

Die Faſtenpredigten in dem nun wieder ausgeweißten und eingeweihten Dome wurden damals von zwei Franciscanern aus dem uns bekannten Kloſter des Frauenberges — Sonntags von Pater Roman und Montags von einem Mönche gehalten, deſſen Name mir vergeſſen iſt, weil er ſeiner röthlichen Haare wegen und aus einer gewiſſen Geringſchätzung ſtets nur mit dem Spitznamen „die rothe Bürſte“ genannt wurde.

Pater Roman ſteht mir in der Erinnerung immer noch als der beſte katholiſche Prediger vor, den ich auch ſpäter in Fulda gehört habe. Stattlich von Geſtalt, in Gang, Haltung und Miene von unverkennbarem Selbſtgefühl getragen, auf der Kanzel mit gewaltiger Stimme und einfachen Geberden in gebildeter Mundart ſprechend, die Predigt klar, ins praktiſche Leben greifend, frei von Kircheneifer und in jenem Zuge der Gedanken gehalten, der die Tiefen des Volks bewegt und doch dem Gebildeten aufzuathmen gibt. Von den edeln Bildern ſeiner

Diction iſt mir eins im Gedächtniß geblieben. Er verglich die guten Werke, die der Menſch in dieſer Erdentiefe ſammelt, mit den Perlen, die der Taucher auf dem Grunde des Meeres auflieſt, und die erſt in jener höhern Region, zu welcher er aufſteigt, in ihrem echten Werthe gelten.

Als ob ein ſo erbaulicher Sonntagsprediger parodirt werden ſollte, betrat „die rothe Bürſte“ Montags dieſelbe Kanzel. Auch ihm fehlte die wackere Stimme und der Redefluß nicht; ſeine Perſon aber und ſeine Predigt waren mit manchem Lächerlichen behaftet. Zwar auch er bewegte ſich mehr im Lebens- als im Glaubensgebiete, faßte aber beſonders die ſündhafte Seite hart an, und erlaubte ſich, in Ausdrücken und Bezeichnung derb und anzüglich zu werden; wie er ſich denn auch in Mundart und Manieren platt und gemein gehen ließ. Dies füllte ihm mit Neugierigen dieſelben Bänke, die geſtern von Erbauungſuchenden gefüllt waren. Hatte man geſtern manchen edeln Gedanken wie eine Perle ins erquickte Herz gefaßt, ſo nahm man heute dieſen und jenen Ausdruck mit aus der Predigt, um ihn mit neckiſcher Laune, wie Knaben eine todte Maus, einander zuzuwerfen. Auf ſolche Weiſe hörte man eine Woche oder noch länger, und zuweilen recht treffend angebracht, den Predigtrefrain: „So gehet hin und ſchämet euch!“ Ein andermal, als der Montagsprediger im Eifer gegen die Unſittlichkeit der Geſchlechter die Wangen der Frauen wahrhaft — roth bürſtete, fügte es ſich durch einen ſchalkhaften Zufall, daß zwei Schweſtern von guter Familie, aber etwas ſchillernden Bekanntſchaften, juſt durch den mittlern Gang zwiſchen den gefüllten Bänken, ein Unterkommen ſuchend, langſam gegen die Kanzel vorſchritten, als eben der Prediger, die rohe Hand und ein Stück des nacktbraunen Armes aus der Kutte vorgeſtreckt, einen unanſtändigen Ausdruck mit der Redewendung herabſchlenkerte: „Da kommen ſie her, die von ihrem Leibe leben.“

Beiläufig zu bemerken, gab es damals im Fuldaiſchen überhaupt noch wunderliche Originale von Geiſtlichen, wie ſie eben aus der Zeit rein katholiſchen Klimas ungeſtutzt und ungeputzt erwachſen waren. So kam ſehr oft ein Pfarrer aus der Nachbarſchaft in die Stadt, der von einem ihm ſehr gängen Worte allgemein — „der Höllteufel“ genannt wurde. Und er brachte freilich den Teufel in ſeinen Reden oft drollig genug an. Einſt erzählte er, wie er in der Nacht zu einem Sterbenden gerufen worden ſei, und alsbald auch das heilige Sakrament mit dahin genommen habe. — „Ich merkte aber gleich“, ſagte er, „daß der Saufbold nicht in den letzten Zügen lag, ſondern zu viel Züge Branntweins gethan hatte. Da ließ ich ihn denn auch ohne weiteres liegen, nahm unſern Herrgott und ging zum Teufel.“

Einmal bekam er eine entſprechende Antwort von einem armen Manne, der ſich mit roher Schnitzarbeit abgab und den Bauern Crucifixe ſchnitzte. Als er den Pfarrer um ein Almoſen anſprach, verſetzte dieſer:

„Was? Meiſter Niklas, Ihr bettelt und habt doch Euer ordentlich Geſchäft. Macht Ihr denn keine Herrgötter mehr?“

„Gewiß mach' ich noch Herrgötter, Herr Pfarrer, aber kein Teufel kauft ſie!“ war die Antwort.

Doch kehren wir zur Faſtenpredigt zurück!

Ich bin ungewiß darüber, war es der Sonntag *Oculi*, an dem ich zu beſehen und beſehen zu werden nach dem Dome ging, oder der vorhergegangene Sonntag *Reminiſcere*, der mir fürs ganze Leben eine Reminiſcenz anrichten ſollte. An Ahnungen zu glauben bin ich nicht abgeneigt, und habe Vorausblicke des Traumes wirklich erlebt: damals aber ſchwieg jedes Vorgefühl einer verhängnißvollen Zukunft in der Bruſt des jungen Studenten, als ich mit den hüpfenden Schritten des neunzehnten Jahres nach dem mir bezeichneten Pfeiler der Kirche ging.

Hier, neben den überfüllten Bänken, ſtand zwiſchen Frauen und Mädchen in Bürgertracht nur *ein* Frauenzimmer, dem Anzuge nach von Stande — ziemlich hoch und ſchlank gewachſen, blühenden Ausſehens, von kräftigen, angenehmen Geſichtsformen, Tituskopf nach damaliger Mode, die Augen groß, doch mehr unruhig als ausdrucksvoll. —

So habe ich *Franziska* in der Erinnerung; denn damals nahm ich von den Menſchen nur allgemeine Eindrücke auf, die ich mir nicht in ihre Beſtandtheile zerlegte. Ein lächelnder Seitenblick beſtätigte meine Vermuthung, daß ſie es ſei, und daß auch ich ihr beſchrieben ſein mußte.

Die Eigenheit der Männer iſt bekannt, daß ſie mit zunehmenden Jahren ihr Wohlgefallen auf immer friſchere weibliche Jugend richten und in ihrer Wahl oft weit hinter ihr Alter zurückgreifen; wogegen Jünglinge ſich geſchmeichelt fühlen, in Gunſt und Zuneigung bei Mädchen und Frauen zu kommen, die älter als ſie ſind. Daher ſtörte es mich durchaus nicht, daß Franziska mir wol ſechs Jahre voraus ſein mochte; obſchon ich nicht ſagen könnte, der erſte Eindruck einer doch ſo vortheilhaft ausſehenden Perſönlichkeit habe mich beſonders lebhaft eingenommen. Zerſtreut und gedankenvoll unter der Predigt, blieb ich fortwährend — ſozuſagen — im Gemeingefühl meiner Lebensumſtände; was mich denn auch abhielt, in der Kirche und nach dem Amen des Predigers, im Gedränge des ausſtrömenden Volks, mich Franziska zu nähern. Ich folgte ihr von fern im Zwielicht des froſtigen Abends über den Domplatz in die Gaſſe am Thörle, bis ſie noch einmal umblickend das kleine Haus betrat, das mit niedern Stockwerken quer in die Tiefe eines Gartens gebaut ſtand.

Dies Haus am Scheidepunkte mehrerer Gaſſen lag wie ausgeſtorben, ſo oft der geſpannte Lyceiſt ſeitdem vorüberging und einen ängſtlichen Blick durch die halboffene Thür in eine dunkle Hausflur warf. Auch in der nächſten Faſtenpredigt ſah er ſich vergebens nach Franziska um, und ſo hätte er ſich vielleicht bald gewöhnt, ihrer als einer flüchtigen Erſcheinung zu gedenken, wäre ihm nicht eines Nachmittags durch Sabine ein Wink nach dem Garten vor dem Petersthore zugekommen.

Es läßt ſich denken, daß er ſich beſtens zuſammennahm, als er einer ſolchen erſten Einladung folgte. Er näherte ſich von der Ziegelhütte her, wo er auf dem

Umwege nach der Gartenthür ſich erſt umſehen konnte. Und als er wirklich beide Freundinnen, Veilchen ſuchend, am Abhange des Grasplatzes erblickte und ſelbſt mit Freundlichkeit bemerkt wurde, gefiel er ſich darin, ſtatt mit Artigkeit um den Garten eilend durch die entfernte Thür einzutreten, ſich lieber mit zwei Sätzen über den hohen Plankenzaun zu ſchwingen. — Er half nun Veilchen ſuchen, juſt da, wo er es ſchon manches Jahr als Knabe gethan hatte; denn es war ja der Garten, aus dem der Oheim Velten das Gras bezog. — Die Unterhaltung dabei war nicht koſtſpielig, und als die freundlichen Mädchen vor dem Garten Abſchied nahmen, fühlte ſich der junge Freund ganz zufrieden mit ſeinen Auslagen.

Wie wir ihn nach ſeiner Herkunft und ſeiner bisherigen Entwickelung kennen, werden wir leicht die nächſten Eindrücke errathen, die er, vielleicht ohne Bedacht, von der neuen Bekanntſchaft hatte. Er empfand zuerſt, daß er derjenigen gefiel, die ihm ſelbſt durch ihre Erſcheinung gefallen konnte. Daß ſie von höherm Stande war, fiel leider! bei unſerm Studenten und im damaligen Fulda nicht leicht genug ins Gewicht. Der dunkle Seidenſtoff eines langen Kleides, das ſo leichte Falten um eine ſchlanke Geſtalt warf, und bei jeder Bewegung ſo flüſternd rauſchte, verfehlte ſeines Eindrucks nicht: wie weit aber wäre der Neuling davon entfernt geweſen, die zarten Bewegungen, die edeln Aeußerungen eines gebildeten weiblichen Herzens zu vermiſſen! Der Fremdling in weiblicher Geſellſchaft, der mit beſcheidener Meinung von ſich ſelbſt zum erſten male wohlgefällig in zwei

Mädchenaugen fiel, empfand mit Befriedigung die ausgeſprochene Gutmüthigkeit Franziska's. Dieſe im Leben überhaupt zu hoch und oft fälſchlich geſchätzte Eigenſchaft, indem ſie dem anſpruchsloſen Burſchen Muth und Selbſtvertrauen einflößte, galt ihm jetzt über alles; ſodaß die unverkennbare Verſtandesbeſchränktheit Franziska's ihm nur das Gefühl einer Ueberlegenheit und ein freieres Benehmen gab. Bei nur einiger Weltkenntniß wäre ihm gewiß auch die Art und Weiſe bedenklich geworden, wie ein Mädchen von höherm Stande und Alter einem ſo unanſehnlichen Studenten entgegenkam. — Indeß wie leicht befriedigen ſich nicht die erſten Regungen des Herzens gerade bei einem ſolchen Jünglinge durch die bloße Empfindung, zu gefallen und erwünſcht zu ſein!

Von Franziska's Verhältniſſen erfuhr ich damals nur das Allgemeinſte, was die ganze Stadt wußte. Der Vater erinnert mit dem Namen Follenius an jene oberheſſiſchen Familien, aus denen vorzüglich Köpfe von ausgezeichneter Begabung und ſehr entſchiedener Richtung bekannt geworden ſind. Er ſelbſt, von einem katholiſchen Zweig, war unter der fürſtbiſchöflichen Regierung in Fulda ein ſehr geſuchter Anwalt geweſen, an eine ſchöne Bürgerstochter verheirathet, deren Bildung und Verſtand jedoch nicht ergiebig genug waren für einen Mann von ſo lebhafter Begabung, heißem Temperament und genialer Ungebundenheit. Gegen letztere hatte die geiſtliche Behörde einiges zu erinnern gefunden, was unſern Anwalt bewog, mit einer lebhaften und anmuthigen Freundin Fulda zu verlaſſen und ſeinen Aufenthalt im Heſſen-

Kaſſelſchen zu nehmen, wo man ihm bedeutende Proceſſe zu führen anvertraute. Von fünf Söhnen, die ſich hauptſächlich zum Vater hielten, nahmen einige militäriſche Dienſte, der älteſte in den Niederlanden, einige ſtudirten die Rechte. Unter dem Prinzen von Oranien war der Vater zurückberufen worden und als Staatsprocurator und Fiscal mit dem Titel eines Regierungsrathes beſtellt.

Von Franziska's Geſchwiſtern kannte ich dem Anſehen nach nur den einen Bruder, der ſich denn auch, als Secretär beim Geheimrathscolleg angeſtellt, durch ſeine geſellſchaftliche Bildung, Gewandtheit im Geſchäft und im Leben, ſowie durch ſeine liebenswürdige und geſchmackvolle Erſcheinung unter den jungen Männern von damals beſonders hervorthat. Von den drei Töchtern, die um die geiſtesſchwache und körperlich gelähmte Mutter geblieben waren, hatte die älteſte, durch lebhaften Hausverſtand ausgezeichnet, ſich an den Förſter im fürſtlichen Thiergarten, einige Stunden von Fulda, verheirathet; die jüngſte, als ſehr anmuthig und liebenswürdig im Andenken ihrer Freundinnen, war früh geſtorben, und Franziska, der Mutter an Leib und Seele am ähnlichſten, zur Pflege derſelben zurückgeblieben.

Dieſe Pflege bei zunehmender Kränklichkeit hielt die Tochter von öftern und längern Ausgängen ab. Dadurch war unſer Lyceiſt auf das Glück beſchränkt, deſto öfter auf Gerathewohl am kleinen Hauſe vorüberzugehen. Zuweilen traf er's denn auch, und konnte auf flüchtige Augenblicke in die Hausflur treten, manchmal nur um einen Spaziergang vor das ſtillſte Stadtthor zu verabreden; denn die ſchönſte Frühlingszeit war eingetreten. Da nun aber bei dem Zuſtande der Mutter Tag und Stunde eines ſolchen Ausgangs ſich nie ganz zuverläſſig vorausbeſtimmen ließ, ſo nahm Franziska, wenn es einmal anging, den Weg an unſerm Hauſe vorüber, und ich ſtahl mich ihr über eine Weile durch das Petersthor nach. Indem ſie aber niemals unterlaſſen konnte, nach unſern Fenſtern zu blicken und mit verlegener Kopfbewegung zu lächeln, ſo kam die ſtill beobachtende Mutter, indem es ihr nicht an heimlicher Schlauheit fehlte, ſehr bald hinter die Schliche ihres Studenten. Sie raffte ſich auf, folgte dem unklugen Paare von fern und beſtätigte ſich durch ihr gutes Auge in ihrer Vermuthung.

Ich weiß nicht, was ſie davon dachte, denn ſie war ſehr ſchweigſam und innerlich lebend; aber ſie nahm es gelaſſen auf. Vielleicht, daß ſie mit ihrer ängſtlichen Seele das Ungehörige um des Ungefährlichen willen weniger beunruhigend empfand. Oder, da ihr nun das Kloſter aus dem Geſicht gerückt war, erblickte ſie vielleicht auch aus ihrer engen Exiſtenz hinter dem durch ſtille Felder wandelnden Paar einen verſchlungenen Pfad in die Zukunft ihres Sohnes, wie ja unter der noch unvergeſſenen geiſtlichen Regierung manch ein Sohn dürftiger Aeltern ſeinen Weg durch ein angeſehenes Haus gemacht hatte. Die veränderte Lage der Dinge, die Einflußloſigkeit der betreffenden Familie fielen natürlich über ihren Horizont hinaus.

Eines Tags machte ſich die blonde Sabine den Spaß, Franziska mit an das Haus zu nehmen, um ſich den Gartenſchlüſſel zu erbitten, den Oheim Velten als Pachter des Graſes im Gebrauch hatte. Seitdem ging Franziska nie vorüber, ohne zu grüßen. Ja ſie trat auf freundliche Erwiderung ans Fenſter und ließ ſich in die Stube einladen. Wie ſie ſich unter dem Balkendurchzuge ein wenig bücken mußte, nahm es ſich in den Augen der Inſaſſen gar bedeutſam aus, und ward ihr als anmuthige Herablaſſung angerechnet.

Das freundliche, gutmüthige Wort, beſonders wenn es in der Unterhaltung für alles ein eifrig beiſtimmendes Ja hat, gewinnt immer die Herzen ſolcher Leute, die darin nur ihre eigene Geltung empfinden, und denen erſt im Thun und Laſſen anderer ein Maß der Verſtandeskräfte derſelben gegeben wird. Die Angehörigen des jungen Studenten waren ganz eingenommen von der „Fränz“; nur die Mutter lächelte manchmal zu einer Aeußerung derſelben, ſprach aber deſto eifriger von dem Vorzug eines guten Herzens beim weiblichen Geſchlecht.

Bald ſah ſich Franziska durch die zunehmende Kränklichkeit ihrer Mutter mehr ins Haus gebannt, und es war ihr daher ganz recht, daß die obern Zimmer des kleinen Hauſes miethfrei wurden, weil ſie ihren jungen Freund, ſtatt der Spaziergänge, zuweilen in einem der Zimmer empfangen, und dabei die Mutter in Obhut behalten konnte. Eine Freundin ihres Alters war dann öfter anweſend, eine luſtige, etwas unheimliche Perſon, Tochter eines ziemlich anrüchigen Vaters, der neben ſeiner Kanzleifeder ein wenig in die Porträtmalerei mit Paſtell- und Waſſerfarben pfuſchte. Sie ſelbſt ſang bekannte Lieder nach dem Gehör, um nicht zu ſagen — aus der Fauſt. Pfiffig und etwas verſchlagen, konnte ſie es nicht laſſen, Franziska in ihrer Unbeholfenheit und Beſchränktheit gelegentlich bloßzuſtellen; wodurch ſie aber, ſtatt ihren eigenen etwas maliciöſen Verſtand geltend zu machen, nur die ſchutzbedürftige Gutmüthigkeit ihrer Freundin hervorhob. Sie hieß Eleonore und ward mir mehr und mehr zuwider.

Zu dieſer Theilnahme ergab ſich bald noch eine andere Belebung des Verhältniſſes, dem es doch — genau beſehen — bisher an innerm Schwunge gefehlt hatte. Sabine kam nämlich ſehr ſelten, und nie wenn der junge Freund anweſend war, aus der Nachbarſchaft herüber. Sie ſchien bedenklich geworden über das, was ſie doch ſelbſt angerichtet hatte, als es endlich unter den Nachbarinnen bemerkt und beſprochen zu werden anfing. In der That, während unſer Paar ſeinen Umgang noch als ein reizendes Geheimniß pflegte, war derſelbe bereits der Gegenſtand des nachbarlichen Kopfſchüttelns geworden. Bei den verlängerten Tagen und milden Abenden des Frühlings waren gewöhnlich die Fenſter und Thüren jener ſich verzweigenden ſchmalen Gaſſen beſetzt, wenn der junge Freund von einer oder der andern Seite her erſchien, und ſtatt unbeachtet ins Haus zu treten, wie er lange geglaubt, ſich von geſpannten, lächelnden, einander zuwinkenden Augen begegnet und begleitet finden mußte.

In jenem Alter, da man noch jünger an richtigen Begriffen als an reifen Jahren iſt, fühlt man ſich darin, ein ängſtlich gehütetes Geheimniß der Neigung, ſobald es an den Tag gekommen und lächerlich geworden iſt, gerade durch offenbaren Trotz zu behaupten.

Und ſo gefiel ſich unſer Student darin, jetzt mit keckem Schritt und herausfordernden Blicken nach dem Hauſe zu gehen, in das er ſonſt geſchlichen war. Auch kam ihm nicht zu ſtatten, daß wenigſtens Franziska von richtigerm Gefühle wäre geleitet worden, da ihr doch die kränkendſten Aeußerungen der Nachbarſchaft über ſie nicht unbekannt blieben. Im Gegentheil ereiferte ſie ſich gerade darin, die Farbe zu bekennen, die ihr Geliebter als Trumpf ausſpielte. So erſetzte leider! eine äußere Ungeberde, was dem Verhältniß an innerlichem Schwunge abging.

Gerade dadurch aber mußte die leutſprächig gewordene Geſchichte den Brüdern Franziska's endlich zu Ohren kommen. Warnungen, Zurechtweiſungen an die Schweſter erfolgten, die ſie aber wenig beachtete und dem Freunde verheimlichte. Indeß ward der Umgang dadurch unterbrochen, daß Franziska's Mutter ſchwer und zum Sterben erkrankte. Auch die Freundin des Vaters ſtarb nach langen Leiden, und der alte Herr entſchloß ſich nun, ſein kleines Haus zu beziehen und mit der Tochter zu leben.

Nicht lange aber hatte Franziska die Haushaltung des Vaters übernommen, als ſie den jungen Freund, mit dem ſie inzwiſchen freilich wieder zuſammengekommen war, mit der Nachricht überraſchte, ſie ſei auf den Sommer nach dem Thiergarten verwieſen, und dort in der einſamen Förſterwohnung unter die Aufſicht ihrer verheiratheten Schweſter geſtellt.

So hatte die bedächtige Familie ein durchaus haltloſes Verhältniß auf die einfachſte Weiſe gelöſt und beruhigte ſich bei der verſtändigſten Vorkehrung, die in ihrer Lage zu nehmen war. Was wollte ſie mehr? Das Undenkbare zu berechnen waren ihr keine Ziffern gegeben.

Unſerm unbedachten Lyceiſten kam es zugute, daß die Fabel, mit der ſich die Nachbarſchaft am Thörle beſchäftigt hatte, abgebrochen war, ehe ſie das Lyceum und die Conferenz der Lehrer erreichte, worin demnächſt ſein letztes Schulzeugniß ausgefertigt werden ſollte. Dies hätte ſonſt ſchwerlich auf „bewährte“ Sitten — freilich bei nur „hinlänglichem Fleiß!“ — gelautet.

Vorerſt war die kleine Geſchichte vergeſſen. Die kriegeriſche Zeit, das ſchwebende Los des Landes und die bedrohlichen Weltbewegungen des Jahres 1809 hatten die Gemüther auch unſerer fuldaiſchen Kleinſtädter mit Sorgen und Abſichten anderer Art eingenommen.

Ausſichten.

Es iſt merkwürdig, wie lebhaft die Jugend, mit der Beſtimmung, ſich nach allen Seiten in das heitere, öffentliche Leben zu entwickeln, doch gerade zu geheimen Verbindungen und Beſtrebungen ſich getrieben fühlt. Sie ſcheint demſelben Geſetz unterworfen, nach welchem die Pflanze in dem Maß, als ſie ſich nach dem Licht entfaltet, ihr Wurzelwerk in die Tiefe des Bodens treibt.

Um dieſelbe Zeit, als unſer junger Freund ſeinem unbedachten Herzensgeheimniß nachging, hatten etliche ſeiner begabtern Gefährten ſich zu geheimen Zuſammenkünften verbunden. Auch ſie waren auf ihrem Glaubensweg auf religiöſe Zweifel geſtoßen, hatten verwegene Gedanken aufgehoben und ſuchten ſich nun darüber ins Klare und auf eine beruhigende Verſtändigung zu ſetzen. Eine feierliche Zuſage gab dem Einverſtändniß eine gewiſſe Bedeutung, und ein Todtenkopf, den einer der Verbrüderten aus der Anatomie auf den Tiſch brachte, lieh den abendlichen Verſammlungen einen Schimmer und Schauer des Transſcendenten oder ins Jenſeits Greifenden.

Nun hegten dieſe Verbündeten zu ihrem Gefährten, ſeines ausgekommenen Herzensgeheimniſſes ungeachtet, das Vertrauen, ihn zu ihrem Geheimniß einzuladen. Er nahm dieſe Aufforderung mit Lebhaftigkeit an und erwies ſich alsbald auch dadurch theilnehmend und thätig, daß er für dieſe Verſchwiegenen den ſchon früher erwähnten Aufſatz gegen die Ewigkeit der Höllenſtrafen und, wenn ich nicht irre, gegen die dogmatiſche Hölle überhaupt ſchrieb und in ihrem Archiv niederlegte.

Heute lächeln wir wol über ſo winzige Heimlichkeiten. Damals aber leuchtete noch der alte Fürſtbiſchof am Abendhimmel Fuldas, ſodaß unſere kleinen religiöſen Zweifel ſehr große ketzeriſche Schatten vor uns her geworfen hätten.

Indem wir aber mit ſolchen ernſten und verſchloſſenen Mienen dennoch, unſern Jahren gemäß, ziemlich in den Tag hineinlebten, blieb auch unſer Freund ohne die flüchtigſte Ahnung darüber, daß aus einem ſo düſter ausſehenden Bunde ſtrebender Genoſſen gerade die ſchwungvollſten Jahre der Jugend und der ſpätere Ausflug ſeiner ſchriftſtelleriſchen Federn hervorgehen, hinter jenem gehaltloſen Spiele des Herzens aber der rauhe Weg ſeiner Charakterentwickelung anheben ſollte.

Stimmte es indeß wenig zu dem Sinne und den runden Wangen unſers Alters, uns lange und anhaltend in Betrachtungen zu verlieren, die einen öden Schädel zum Wahrzeichen hatten, ſo war es auch noch ein gar luſtiges Haus, worin wir uns verſammelten. Die

Witwe eines Arztes, Stiefmutter unſers anatomiſchen Freundes und zweier herangewachſenen Schweſtern, eine geſcheidte und aus der Prälatenzeit weltkundige Frau, ah gern die jungen Freunde und Freundinnen ihrer Stiefkinder um ſich und zog ſie heran. Ihre jüngere Schweſter feſſelte einen Kanzliſten, den wir noch zu unſerer Genoſſenſchaft zählten, und die Witwe ſelbſt war noch jugendlich genug für artige Aufmerkſamkeiten, ja für ſtille Huldigung geſtimmt. Dabei beſaß ſie aber Verſtand und geſellſchaftliche Bildung von der Art, daß ſie die Luſtigkeit gemiſchter Jugend, die ſie anregte und unterhielt, nie die Schranken der Schicklichkeit und des Anſtandes überſchreiten ließ. Allzu enge freilich waren dieſe Schranken im damaligen Fulda und in jener kriegeriſchen Zeit nicht geſteckt. Man fühlte ſich ja unter der Fremdherrſchaft im öffentlichen Leben ſo vielfach gezwängt, daß man in vertrauten Kreiſen der Familie ſchlechterdings auch einmal ein paar Purzelbäume ſchlagen mußte.

Hatte nun unſere heitere Wirthin in ernſter Unterhaltung die Geſichtspunkte für die Neuigkeiten des Tages und die Kritik für die Ereigniſſe der Geſellſchaft gegeben, ſo ließ ſie es dann auch in den Abendverſammlungen nicht an guten Anſchlägen zu Spiel und Spaß fehlen, und beſonders war dem Pfänderſpiel ein weiter Spielraum gegönnt. Solche Spiele galten damals durchaus nicht, wie heute, für unſchicklich. Selbſt Kirchengebräuche wurden dazu ſäculariſirt. Wir lebten ja in den Flitterwochen der Aufklärung. Wenn z. B. einer ſein Pfand durch eine Beichte löſen mußte, eilte er ins anſtoßende

Gemach, bekannte ſich durch die ſchmal geöffnete Thür als Sünder und rief einen Pater mit Namen zu ſeinem Beichtiger. Dieſer war begreiflicherweiſe ſtets vom andern Geſchlechte des Sünders. Auch das ſchöne Geſchlecht übt ja gern die Macht zu binden und zu löſen. Aber nicht genug, daß der Sünder oder die Sünderin von gütigen Lippen abſolvirt zurückkam: nein, hinter ihnen bekannte ſich der Beichtiger ſelbſt mit kläglicher Stimme als ſündenfällig, der auch wieder eines Paters bedurfte. So ging's durch die ganze Kleriſei der luſtigen Geſellſchaft, und die Kraft der Sündenvergebung pflanzte ſich, wie manche andere Sympathien, nur abwechſelnd auf Perſonen des andern Geſchlechts fort.

Indem nun auf dieſe Weiſe unſerm myſteriöſen Todtenkopf ein Schnippchen ums andere geſchlagen wurde, verfielen wir, wie wir doch einmal verbunden waren, auf andere gemeinſame Unternehmungen und Verſuche. Zu dieſen gehörten Declamationsübungen und Darſtellung einzelner dramatiſcher Scenen. Wir hatten ſeit kurzem Bekanntſchaft mit den Schiller'ſchen Dichtungen gemacht. Die „Jungfrau von Orleans“ regte uns auf, und wir debutirten mit der Sterbeſcene Talbot's. Viel Umſtände brauchten wir nicht; einige Roſenſtöcke genügten uns zu Talbot's Worten: „Hier unter dieſen Bäumen ſetzt mich nieder!“

Die feierlichen Worte der Reſignation und der atomiſtiſchen Weltanſicht aus dem Munde des engliſchen Feldherrn ſprachen uns lebhaft an, und führten — möchte ich ſagen — unſere unfruchtbaren religiöſen Zweifel zu poſitiven Kunſtverſuchen hinüber. Denn wirklich waren es die unbeachteten Anfänge eines großartigen Geſellſchaftstheaters, das nachmals Bedeutendes leiſtete und für Fulda, im Wechſel guter und ſchlimmer Ereigniſſe, einen Mittelpunkt der Geſelligkeit, einen „Verein der Muſenfreunde“ zur Erholung und Erhebung bildete.

Denn bald gingen wir von dieſen Declamationsübungen zur Darſtellung größerer Scenen in Verkleidung und hinter Tapetenwänden über, wozu uns die Frau Profeſſorin eine hintere längliche Stube einräumte. Ich erinnere mich, daß ich — wie ich denn das Pfaffenthum noch lange nicht los werden ſollte — zuerſt den Erzbiſchof von Rheims darzuſtellen hatte. Ein ſchwarzes Kleid der Hausfrau war mir unter die Arme gebunden, damit es als Talar auf die Füße falle; ein paſſender Kragen häkelte ſich mir über die Schulter und ein Kreuz von böhmiſchen Steinen hing auf der Bruſt. Unſer Komiker war als Souffleur zwiſchen die couliſſenartig herabhangenden Tapetenſtreifen geſetzt und konnte es nicht laſſen, mir — wie ich mit gefalteten Händen ihm zunächſtſtand — zuzuflüſtern: „Erzbiſchof, putz' einmal das Licht!“ Es erregte, als ich es mit aller biſchöflichen Würde wirklich that, ein ſtörendes Gelächter; denn jung und alt unſerer ſonntägigen Zuſammenkünfte bildete unſer Parterre.

Wir verſuchten es nun mit ganzen Stücken und fanden Beifall. Durch mitgebrachte Freunde vermehrten ſich unſere Zuſchauer, wie ſich unſere Wagniſſe erweiterten, und ehe wir uns deſſen verſahen, war für beide das Zimmer zu enge. Denn auch unſer leiſtendes Perſonal hatte ſich vermehrt. Dieſer und jener junge Freund und mancher ältere Mann drängte ſich zu und überraſchte mit Geſchicklichkeit für verſchiedene Rollen.

Ich habe ſchon früher an die Erſcheinung erinnert, daß im Frühling beſtimmmte Inſekten nicht eher auskriechen, als das junge Laub erſcheint, von welchem ſie ſich ernähren. Auf ähnliche merkwürdige Weiſe treffen im geſellſchaftlichen Leben der Menſchen gar oft gewiſſe geiſtige Bedürfniſſe und Entwickelungen mit den Talenten zuſammen, die für dieſelben berufen ſind. Ja ſelbſt im öffentlichen Leben zeigt ſich dieſe Erſcheinung. Wie fand die Franzöſiſche Revolution für ihre Eroberungszüge eine ganze Schar gleichzeitiger militäriſcher Talente! Und in unſerm herrlichen Frühling von 1848, krochen da nicht mit den Ausſchlägen unſerer ſpeculativen Staatsweisheit die unſeligen Profeſſoren aus, deren Futter ſie war und die leider auch alle fröhlichen Triebe unſerer nationalen Hoffnung mit zernagten und beſchmiſſen?

Unſer Dilettantismus konnte an die Anfänge des deutſchen Theaters erinnern, das ebenwol klein und unſcheinbar anhob, als Karoline Neuber unter der Dictatur der Gottſched'ſchen langen Lockenperrüke ihre Bühne eröffnete, und Thalia, mit Minerva's Helm und Spieß gerüſtet, den legitimen Hanswurſt entthronte, ein Anfang, der nach wenig Jahrzehnden eine hohe Wichtigkeit gewann und die beſten Köpfe der Nation beſchäftigte.

Wir mußten uns alſo nach einem geräumigern Lokal umthun.

Doch meine Erinnerungen eilen nach dieſer Seite zu weit voraus. Die freundſchaftlichen Verſuche und Beſtrebungen, von denen hier die Rede iſt, fallen ohnehin nach unſerm Austritt aus dem Lyceum zwiſchen jene Scheidewege meiner Zukunft, von denen ich noch einmal in den letzten Schuljahrgang zurückgekehrt bin, um meine Begegnung mit Franziska zu erzählen.

Von ihr aus dem Thiergarten erhielt ich in den erſten Wochen nur Grüße und mündliche Nachrichten durch eine Bauerfrau beſtellt, die von der Familie des Förſters zu Botengängen für Einkäufe und dergleichen in die Stadt gebraucht wurde. Durch ſie, der es an einer gewiſſen Pfiffigkeit der Armuth nicht fehlte, wären auch Briefe recht gut hin- und hergegangen. Allein Schriftliches war zwiſchen uns wenig gewechſelt worden. Irre ich in meiner Erinnerung nicht, ſo lag damals weit mehr Ueberſchwengliches in meiner Vorſtellung von Liebesbriefen, als in der Neigung, ſolche an Franziska zu ſchreiben. Vorſicht und Klugheit hätte mich damals nicht leicht von etwas der Art abgehalten; allein es fehlte mir doch, ohne daß ich deſſen inne wurde, die Innigkeit und Empfindung dafür, und einige Billete, die ich von Franziska erhielt, waren von ihrer Freundin, jener Eleonore geſchrieben.

Gegen Ende Juni, da ſich die Feiertage Johannis und Peter's und Paul's mit einem Sonntage zu einer feſtlichen Woche zuſammendrängten, erhielt ich durch jene Bäuerin die Einladung, Franziska im Thiergarten zu beſuchen. Ihre Schweſter und der Schwager würden auf ein paar Tage nach der Stadt gehen, lautete die Beſtellung, ich möchte doch ja kommen; wir hätten uns ſo lange nicht geſehen und ſie mir manches mitzutheilen.

Die Beſtellerin machte mir's noch dringender, und es wäre ja auch gar ſo ſchön im Thiergarten.

Ich ſagte zu.

Und allerdings lag der Wildpark wie eine Fabel in meiner Erinnerung. Aus der Knabenzeit gedachte mir das Raſſeln der Hofwagen, in denen Sommers, wenn der Fürſtbiſchof eine heiße Woche im Schlößchen jenes Parks zubrachte, die adeliche Geſellſchaft morgens an unſerm Hauſe vorüber durch das Petersthor hinausfuhr und gegen Mitternacht wieder zurückkehrte. Dann ſtand mir vor, wie ich auf mehreren Kirchweihen zu Hofbieber, von den Baſen nach dem Schloß Bieberſtein geführt, von dieſem erhabenen Söller aus das von einer Mauer weit umfaßte Waldgebiet überſchaut hatte. Das letzte mal war denn auch das Dorf voll von einer Wilddiebsgeſchichte geweſen. Verwegene Wilderer überſtiegen jede Mondſcheinnacht die Mauer und machten gute Beute unter dem gehegten Wild. Der junge, muthige, von Pflicht und Ehre getriebene Förſter hatte eines Nachts auflauernd die Stelle entdeckt, wo ſie überſtiegen, war ihnen nach dem Außenwäldchen, wo ſie eben ein erlegtes Thier aufbrachen, gefolgt und hatte im Zuſammenſtoß mit dem Verwegenſten derſelben glücklicherweiſe den erſten Schuß gewonnen, ſodaß er der mörderiſchen Ladung des Wilddiebes entgangen war.

So wandelte ich denn in der Frühe des heitern Feſttages über den Petersberg hinweg. Wie prachtvoll erhob ſich vor mir der Höhenzug des Gebirges, leicht von Morgenduft umſponnen! Vogelſchlag in allen Büſchen und Lüften. Und ſchon duftete mir jenſeit des Dorfes Margretenhaun der Wald entgegen und ich ſchritt zwiſchen Laubgehölz und wogender Saat leichten Schrittes, leichten Sinnes dahin, als in dieſer feierlichen Stille, vom Weſtwinde getragen, die erſten dumpfen Schläge der Hoſannaglocke des Doms mich erreichten. Ich erſchrak ordentlich vor dieſem Nachruf in die waldige Einſamkeit, blieb ſtehen und ſchwankte umzukehren. Hinter mir die feſtlich bewegte Stadt, vor mir die Fabeln des traulichen Wildparks; dort der feierliche Klang, mir entgegen der würzige Waldgeruch: wie zog mich das hin, wie zog es mich heim! Es läutete fort in gelaſſenen Schlägen, und eine Wehmuth überkam mich. Ich dachte jener Stunde, da ich die Glocke hatte ziehen helfen und eine Ahnung der Gefahr mich zurückgehalten hatte, am gefaßten Strang emporzufliegen. War es auch jetzt eine Ahnung, was mich bei ihrem Klang durchzitterte?

Aber meiner Angſt trat die gegebene Zuſage entgegen und beide beſtritten einander.

Ja Zuſage! Ich irre mich darin nicht, daß wirklich kein Verlangen nach Franziska meine Zweifel löſte; dagegen hatte ich mich früh gewöhnt, was von mir erwartet wurde — wenn auch mit Selbſtüberwindung zu thun.

Und endlich, da verſtummte die Glocke und da ſtieg dicht vor mir aus der Saat eine jubelnde Lerche auf, und — da wendete ich mich vorwärts und ſchritt raſch, raſch in den Wald hinein.

Im Thiergarten.

Der Wald, in ſeiner Feiertagsſtille mehr durch ſein Ziel als durch die einſamen Pfade bänglich für den jungen Wanderer, ſtreckte ſich bis an jenes Wildgehege, deſſen Mauer, damals noch ziemlich erhalten, andere Waldreviere mit Bergkuppen und Wieſengründen in weitem Bezirk umfaßte. Schöne Buchenwälder und beſonders auch für den Botaniker lockende Vegetation! Von dort hatte die Waldflora unſerm Profeſſor Heller für ſeine botaniſchen Vorträge die intereſſanteſten Pflanzen geliefert. Reichlich findet dort der Apotheker die Arnica und den Baldrian. Manche Pflanzen, die eigentlich den Alpen eingebürgert ſind, haben ſich auf jenen fuldaer Bergen ohne Heimweh angeſiedelt. Seltnere Orchideen, Saxifrageen, Sinnpflanzen gefallen ſich in dieſer Einſamkeit. Wie heißt doch das Pflänzchen, deſſen Blüte mit dem Ausſehen einer Mücke am Stengel ſitzt? Auch Frauenſchuh, Cypripedium calceolus, überraſcht den

Liebhaber, der von einer Fee träumt, die hier flüchtig ihr grünlich gelbes Pantöffelchen an einem ſpannenhohen Stengel zwiſchen breiten Blättern abgeſtreift und verloren habe.

Ein Thor mit einer Pförtnerwohnung bezeichnet die Einfahrt von der Reſidenz her. Ein gepflaſterter, heute ganz verfallener Weg führte nach einem alten Waldſchlößchen mit gegenübergelegenem Neubau für Stallung und Wagenſchuppen. Hier hatten „Seine hochfürſtlichen Gnaden“ während Sommeraufenthalts zuweilen gekegelt, und der aufſtellende Lakai die gefallenen Kegel mit dem Ruf verkündigt: „fünf“ oder „ſieben gnädige!“ Denn die hochwürdigen Herren machten ſich ſolche Motion gern nach Tiſche, wo ihnen der Johannisberger und der Salecker, die damals noch in den fuldaer Hofkeller floſſen, vor den Augen flimmerten. — Von da lief der Weg nach einem Seitenthore, durch welches dieſer fürſtliche Sommeraufenthalt mit dem Schloſſe Bieberſtein in Verbindung ſtand, das jenſeit einer verſchlungenen Bergwieſe von ſeinem jähen Felſenkegel hoch herabſieht.

Vom erſten Eingange windet ſich ein Fußpfad durch das Buſchwerk nach der Förſterwohnung. Das Haus, zwiſchen einem länglichen Stallbau und einem Hausgarten zurücktretend, ſah mit breiter Vorderſeite dem Ankommenden entgegen. Dieſer hatte aber kaum den Hofraum vor demſelben betreten, als ihm Franziska bis an den Brunnen entgegeneilte und ihn mit leidenſchaftlichem Wiederſehen empfing. Sie war ſtärker geworden und ſah ſonnengebräunt aus. Ihre Bewegungen hatten etwas Verwildertes, ihr Benehmen athmete Waldungebundenheit. Man lebt nicht ungeſtraft unter Palmen, ſagt man — wie viel weniger in einem einſamen Wildparke!

Fränz gab ſich aufgeregter in ihren Reden; ihr Thun und Laſſen war nicht ohne Haſt und Unruhe, die doch mehr einem erwarteten als einem überraſchenden Gaſte zu gelten ſchienen. Durch dies alles von außen wie von innen befremdet und von neugierigem Geſinde mit lächelnden Blicken begafft, fand ſich der junge Ankömmling einigermaßen verſchüchtert oder unbehaglich. Die Situation war ihm zu neu und ungewohnt; er fühlte ſich darin wie in einem Gewande, das ihm nicht angemeſſen ſaß und überall zu weit war, verdrießlich, faſt unwillig. — Ja, er hätte ſich doch immer noch ein wenig als den guten Studenten Pfiſter's erkennen dürfen, der zwar über die zwei Wege des heiligen Aloyſius hinaus nach neuen Zeitenpfaden ſchielte, doch bis jetzt mit den derben Sohlen ſeiner Herkunft, die er noch trug, nur auf dem Pflaſter jener beiden Gänge feſt und ſicher, wenn auch etwas ſchwerfällig auftrat.

Doch ein gedeckter Tiſch, eine ländliche Bewirthung machen junge Fußwanderer bald einheimiſch. Wein und Waldesduft ſchließen leicht Brüderſchaft mit einem muntern Blute und helfen ihm die Philiſterſchaft ängſtlicher Reflexionen vertreiben. In dem heitern Gaſtzimmer des obern Stockwerks, wo der Kaffee aufgetragen wurde, auf das Sofa hingeſtreckt und von der ab- und zugehenden Wirthin gepflegt, fing der junge Gaſt an ſich zu fühlen. Von den Dienſtboten, die ſich zerſtreuten, vernahm er nur noch den einſamen Geſang einer Magd. Bald verſtummte auch dieſe helle Stimme; der Mittag ward heißer; die Sonnenſtrahlen ſelbſt ſuchten durch die hohen Laubkronen die Schatten breiter Buchenäſte. Eine unendliche Stille ruhte auf der Heimlichkeit der Wälder, deren Wipfel ſich im Mittagsſchlummer wiegten, aus deren heimlicher Tiefe nur dann und wann ein wilder Vogel ſchrie oder ein zutrauliches Reh zur Wieſenquelle hervorkam.

In welch bedenklicher Lage ſich der junge, unerfahrene Gaſt befand, läßt ſich nicht verbergen. Welches Mutterherz hätte ihrem zwanzigjährigen Sohne in ſolcher Zweiſiedelei zulächeln mögen? Betrachten wir flüchtig den Menſchen, der in der einen Wagſchale der Situation lag, um einen Ueberſchlag deſſen zu machen, was in die andere fallen mußte, um ihn aufzuwägen.

Wie wir den heitern, aber nicht unſchüchternen Burſchen bis daher begleitet, und mehr träumeriſch als vordringlich gefunden haben, ſcheint ſein Naturell, wenn auch nach den Trieben gezogen, die in dieſem Alter heftig hervortreten, doch nicht ſo ungeſtüm geweſen zu ſein, daß es allzu leicht über die von ängſtlicher Zucht und frommer Gewöhnung genährten ſittlichen Gefühle hinausgeſtürzt wäre. Ueberdies hatte in allerengſter, aber geordneter Häuslichkeit ſchon der Knabe ſich im Entſagen geübt. Die tägliche Abwägung der Familie in demjenigen, was man vermöge und nicht vermöge, was ihresgleichen zuſtehe und nicht zuſtehe, hatte in dem Jünglinge für ſein Thun und Laſſen eine Vordringlichkeit der Reflexion über jedes unmittelbare Verlangen hervorgerufen — ein Ueberlegen, das denn auch dem moraliſchen Prüfen deſſen nicht fremd blieb, was man dürfe und nicht dürfe, was wol auch einmal hingehen, und was nie ohne Folgen bleiben möchte. Und wie den bürgerlichen Bedürfniſſen, hatte er ſich gewöhnt auch den ſittlichen Antrieben etwas abzuzwacken. Zuletzt, aber gewiß nicht zu geringſt, hatte ſich in Velten's Wohnung eine unter ſo engen und armen Verhältniſſen wunderſam durchgeführte äußere und ſittliche Reinlichkeit des Hinlebens, die beſonders von der Mutter ausging, in der erſten Jugend unſers Studenten zu einer faſt jüngferlichen Verſchämtheit ausgebildet, die ja bekanntlich bei dem einen wie bei dem andern Geſchlecht gar oft noch hütend und abwehrend zurückbleibt, wenn bereits alle ſchützenden Mächte der Seele von der dämoniſchen Macht des Naturells mit fortgeriſſen ſind.

Bei alledem aber ſtand der Burſche in ſeinem zwanzigſten Jahre — unbefangen und vertrauend von Seele, lebhaft empfindend, heitern Sinnes und geſunder Pulſe, zagend und wagend je nachdem.

Mehr läßt ſich nicht ausſprechen. Und wie verblaßt in den Lebenswechſeln eines halben Jahrhunderts ſind nicht auch die Erinnerungen aus jener verworrenen, unglücklich verhängten Stunde! Der junge Gaſt aber, als er gegen Abend innerlichſt verſtimmt, unruhig und mit ſeinem Tage unzufrieden das Förſterhaus verließ, hatte doch keine Ahnung, daß ihm aus jenem Waldrevier ins „Herbarium vivum“ ſeines Lebens — ein „Frauenſchuh“ beſchieden wäre, wo er lieber eine „Mimosa pudica“, das „Noli me tangere“ hätte finden ſollen.

Wie eine ſchweigſam hütende Mutter ihr unachtſames Kind, nahm die friſchduftende Waldung den zerſtreuten jungen Wanderer in ihre wohlthuenden, leiſe beruhigenden Arme auf. Die ſpielenden Sonnenſtreifen, die letzten ſchreienden Vögel, die fernher tönenden Ave-Maria-Glocken verſteckter Dörfer konnten ihn dem unruhigen Nachbrüten und dem ängſtlichen Vorwurf, den er ſich zu machen hatte, lange nicht entreißen. Das Geſchehene, das Gewagte wäre am Ende wol hinter ſeinem raſchen Schritt ermüdet; aber die Beſorgniß, ob die Zukunft keinen Anſpruch daran knüpfen könne, flog ihm länger wie eine brummende Bremſe nach. Er hatte ſich auf ein geheimnißvolles Gebiet der Natur und der Sitte verirrt: wie hätte das Räthſel — welchen Mächten des Lebens er verfallen ſein könnte, ein ſo junges, unkundiges, rathloſes Herz nicht auf das peinlichſte ängſtigen ſollen?

Wie aber dies doch auch wieder lebensfriſche, jugendpralle Herz nach und nach wieder leichten Muth und Hoffnung faßte, löſte ſich die verzagende Wirrniß, wie der Wald ſich lichtete. Aufathmend ließ der junge Wanderer ſeine gewiß nur grundloſe Bekümmerniß wie ſeinen abendlichen Schatten weit hinter ſich. Und nicht lange, ſo ſtand es — wenn auch eben nicht in voller Ueberlegung, doch in ſeiner Empfindung feſt, daß ſein Verhältniß zu Franziska gelöſt ſei, daß es hinter dem Walde, wie der Wald hinter ihm liege.

Es gibt allerdings Herzensverbindungen, die nicht ohne lange oder fürs Leben nachſchmerzende Wunde gebrochen werden, aber auch ſolche gibt es, deren Löſung den Mann in das Wohlgefühl der nun gewonnenen Freiheit ſetzt. So gab ich mich jetzt mit weniger zerſtreutem Gemüthe den Vorträgen beſonders über Experimentalphyſik, aus der Kirchengeſchichte der Periode vor Arian, den ſchriftlichen Ausarbeitungen und den Lectionen aus der praktiſchen Philoſophie hin. In dieſen hatte Profeſſor Schell, den ich vor allen andern hoch hielt, an mir einen beſonders aufmerkſamen Zuhörer, ohne daß er die Lebensverwirrung ahnte, die gerade ſeinen Vorträgen meine intereſſirteſte Theilnahme zuwendete. Er behandelte nämlich den Menſchen in ſeinen Verhältniſſen zur Welt, als ſeinem Wirkungskreiſe, und kam eben, nachdem er die Beziehungen deſſelben zur Natur entwickelt hatte, zur Betrachtung deſſen, was der Menſch zu thun und zu laſſen habe in Anſehung ſeines Nebenmenſchen; da denn die Artikel von der Liebe und Ehe, von der Erziehung und Bildung des Menſchen und vom Staate abgehandelt wurden.

Wenn nun auch Jüngſterlebtes mich lebhafter als die übrigen Schüler zur Aufmerkſamkeit auf ſolche ſcharf entwickelte Wahrheiten hintrieb, ſo kam mir dabei doch keineswegs in den Sinn, daß mein Lebenspfad ſobald in deren Bereich einbiegen und ihre Vorſchriften mir zur Abwägung neuer Lebenspflichten dienen ſollten. Da erſchien aber, noch ehe ich die Früchte meiner Aufmerkſamkeit auf den Markt der öffentlichen Schulprüfungen bringen konnte, Franziſka in der Stadt. Sie nahm ihre Einkehr bei jener fatalen Freundin, die ich früher in ihrer Wohnung kennen gelernt hatte, deren keckes und etwas durchtriebenes Weſen mir aber ſtets abſtoßend geblieben war. Dorthin ließ mich Franziſka rufen und theilte mir unter Erinnerung an meinen Beſuch ihre heimlichſte Beſorgniß mit.

Dies war nun freilich eine Nachricht, vor der ein junger Menſch vom Lebensmaß eines Lyceiſten neben dem Erlernten auch ſeine Faſſung prüfen konnte.

Nicht weniger fatal erſchien es, daß Franziſka ſich bereits auch ihrer Freundin entdeckt hatte. Denn jene Beſorgniß konnte noch viel eher voreilig ſein, als daß von dieſer Eleonore die zugeſagte Vorſicht und freundſchaftliche Verſchwiegenheit zu erwarten war. In der That mochte nur von ihr, der ein verſchlagener Verſtand und lüſterner Sinn aus den Augen ſah, das nun bald ſich verbreitende Gerücht von dieſer auffälligen Neuigkeit — und wer weiß in welcher Entſtellung oder Misdeutung — ausgekommen ſein. Aber ſo ſehr war man damals von den großen Bewegungen des Jahres — vom Erzherzog Karl und dem Sandwirth Hofer, von der Schlacht bei Wagram und am Berg Iſel, von Durchmärſchen und Einquartierung eingenommen, daß jene Klätſcherei nicht eher ins Lyceum drang, bis hinter den öffentlichen Prüfungen und meiner früher erwähnten Abſchiedsrede her mir das Schulzeugniß — „bewährter Sitten“, vom Studiendirector unterm 9. September ausgefertigt und beſiegelt in den Händen lag.

Welche verſchiedenen Lebenswege in die Zukunft ich damals prüfte und verſuchte, iſt erzählt worden. Alles verſagte, bis auf die Schreibſtubenfeder des Advocaten Koch, die mir angeboten wurde. Ich hatte ſie ohne weitere Betrachtung angenommen; wie ich denn erſt ſpät im Leben, nach wiederholten Fällen, der wunderſamen Fügung inne wurde, daß mir gewöhnlich fehl ſchlug, was ich ſelbſt unternahm, dagegen dasjenige, was mir vorbeſtimmt ſchien, unerwartet entgegenkam. — Damals aber erkannte ich noch lange nicht, wie noth eine ſolche höhere Vormundſchaft einem Menſchen that, der in ſo verſteckten Lebensverhältniſſen und von Naturell etwas unachtſam, auch mit gutem Verſtande ſehr ſpät zum Verſtändniß der Welt kommen ſollte.

Ich ſtand eben in Mitte meines zwanzigſten Jahres, als ich, aus dem Lyceum ſcheidend, ſtatt eine Univerſität zu beziehen, in die ſchwerſte Schule des Lebens gezogen wurde, um hier mein Maturitätszeugniß für das Leben zu erlangen.

Indem ich nun aber den Uebergang zu dieſer Schule durch die entſetzlichſte Verwirrung jener Tage zu berichten habe, ſei vor allem, gleichſam als Eingangsweihe, die Anerkennung ausgeſprochen, wie heilſam es für mich war, bei meinen geringen Anſprüchen an die Welt gerade auf ſolchem Wege aus achtlos zerfahrender Jugend zurückgeführt und innerlich vertieft zu werden.

Ich habe früher von dem heitern Hauſe der lebenskundigen Frau Profeſſorin erzählt, wo wir junge Freunde an fröhlichen Abenden uns zu verſammeln pflegten. Hier gerade ſuchte mich mein Verhängniß auf.

Eines herbſtlichen Nachmittags wurde ich nämlich unerwartet zu ihr beſchieden. Sie empfing mich mit ungewöhnlich bedenklicher Miene, und indem ſie mich nach einem hintern Zimmer ihrer Wohnung führte, wo mich ein fremder Herr erwarte, blickte ſie mich an, als ſollte ich errathen, was ſich mit Worten nicht ſagen ließ. — — Solche Sprache aber war für meine argloſe Unbefangenheit nicht verſtändlich, kaum räthſelhaft.

Im Zimmer trat mir ein Mann entgegen, den ich an der Jägeruniform leicht für den Förſter aus dem Thiergarten vermuthet haben würde, wäre er mir als Franziska's Schwager nicht ſchon von Anſehen bekannt geweſen — ein kleiner Mann von zierlicher, behender Geſtalt, blondem Haar und angenehmen Geſichtszügen, etwa zehn Jahre älter als ich.

Ich konnte mir ſogleich ſeine Angelegenheit denken; auch brachte er dieſelbe mit ſchonender Leichtigkeit, wiewol für ſein joviales Ausſehen etwas befangen vor. Er käme im Auftrage der Familie, erklärte er, um mir als das nächſte und natürlichſte Mittel zur Ausgleichung des Unglücks eine Heirath mit Franziska vorzuſchlagen. Eine einfache Häuslichkeit ſolle eingerichtet und aus bereiten Mitteln beſtritten werden, während ich mich zu einem ehrenvollen Amte vorbereiten würde. Zu dieſem letztern Zweck dächte man mich nach Mainz gehen zu laſſen, um dort den „Code Napoléon“ und die franzöſiſche Gerichtsverfaſſung zu ſtudiren. Beide würden demnächſt eingeführt werden, wenn — wie es bevorſtehe — das fuldaer Land an den Fürſt-Primas überginge.

Dieſer Vorſchlag, einem jungen Menſchen in meiner Lage gemacht, mochte dem Förſter ſo annehmbar ſcheinen, daß ihn mein nachdenkliches Schweigen befremdete oder vielmehr ungeduldig machte, ſodaß er — mit etwas rohern Worten, als ich es hier ausdrücken darf — die Aeußerung fallen ließ, ich würde mich doch mit ſeiner Schwägerin nicht anders als mit meiner Perſon abfinden wollen.

Sein Ausdruck verletzte und ängſtigte mich zu gleicher Zeit: denn indem ich gar nichts anderes bedachte als den Anſpruch an meine Perſon, bekam ich nun zu empfinden, daß ich auch gar nichts anderes beſaß, wenn eine Wahl gegeben wäre. — Ich faßte mich aber und verſchob meine Erklärung auf einen Beſuch im Thiergarten.

Ich war damals noch nicht zu der vorerwähnten Erkenntniß gekommen, daß gerade dasjenige, was mir unerwartet entgegenkam, mir vorbeſtimmt ſei; ſonſt hätte ich wol die mir angebotene Heirath ſogleich, ohne alle Frage an das Herz, als ein Verhängniß ergriffen. — —

Die Frau Profeſſorin, zu der ich zurückkehrte, ließ das Anliegen des Förſters ganz hingeſtellt ſein, erging ſich aber mit bezüglichem Nachdruck über die angenehme Perſönlichkeit des gewandten Jägers, den ſie für

Frauenzimmer ſehr einnehmend und verführeriſch finden wollte.

Wie aber Mistrauen und Argwohn nie in meinem Weſen lag, fing ich auch ihren für meine Unbefangenheit viel zu leiſen Wink nicht auf. Als ich ihr dann aber mein Vorhaben, nach dem Thiergarten zu gehen, entdeckte und von meinem Schulfreunde Georg, ihrem Stiefſohne, begleitet zu werden wünſchte, erklärte ſie es für wohlgemeinte Freundſchaft, daß ſie mich mit einem in der Stadt rege gewordenen Argwohn gegen den Förſter bekannt machen müſſe.

Ich will heute, ein halbes Jahrhundert rückwärts, die Empfindungen nicht mehr ſchildern, die bei dem Gedanken an ſolche Möglichkeit über mich hereinſtürzten. Es liegt eigenthümlich in ſo unbefangenen Menſchen, als ich damals und noch lange war, daß es ihnen, wenn ſie einmal in ihrem Vertrauen geſtört ſind, auch wieder an Beſonnenheit des Prüfens und Abwägens fehlt. So bedachte ich nun auch nicht, daß hier ſchon jetzt ein Vergehen ins Publikum gekommen ſein ſollte, das in der Einſamkeit des Ortes nicht nur ſo leicht verborgen bleiben konnte, ſondern auch alle Urſache hatte, ſich in der Angſt des Gewiſſens vor einer Gattin und Schweſter verſchwiegen zu halten. Ich fragte auch nicht, in welchen Winkeln der Stadt das Gerücht umlaufe, und wenn es von jener Eleonore ausgegangen wäre, bei welcher Franziska zu Beſuch geweſen, prüfte ich nicht, was eine ſo verſchlagene Perſon zu erfinden oder zu ermitteln fähig ſein möchte.

Aber nach dem Thiergarten mußte ich gehen — Wort zu halten und womöglich der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Die Stoppelfelder weit und breit, der ſchwere Himmel und die herbſtliche Trauer der öden Wälder ſtimmte zu meinen Empfindungen unterwegs mit dem Freunde. Wir wurden gaſtlich empfangen. Die Förſterin, kleiner als ihre Schweſter, blond, mit unregelmäßigen Zügen freundlichen Ausdrucks, geſcheidt und geſprächig, von tüchtigem Hausverſtande und gewandt in den umſtändlichen Manieren und hergebrachten Redensarten der fuldaiſchen Geſellſchaft von damals, that ſich als gefällige Wirthin hervor.

Der Abend iſt mir unvergeßlich. Wir ſaßen lange um den Tiſch. Wein und Wildpret kamen mir eben nicht alle Tage vor; allein ich war nicht blos durch mein Vorhaben zu zerſtreut und im Innerſten zu tief bewegt für jeden Genuß; auch ein gewiſſer Stolz und Trotz hielt mich ab, gerade dieſem Tiſch eine lüſterne Anerkennung zu ſchenken. Anders Georg, der in ſeiner unbefangenen Gemüthlichkeit dem Guten gehörig zuſprach und dem redſeligen Wirthe beifällig zuhörte. Dieſer ließ ſich in Erzählungen aus der fürſtbiſchöflichen Zeit gehen, die er hier unter ſeinem Vater und Vorgänger, dem alten Wildmeiſter Glüer, als junger Menſch erlebt hatte. Die Jägerei war damals noch die Hauptſache und der Forſtbau ſehr hintangeſetzt geweſen. Der alte Wildmeiſter hatte es aber an der Zeit gehalten, ſeinen Sohn auf eine auswärtige Schule zu ſchicken, nach Dillenburg, um unter Anleitung des berühmten Hartig die damals auch in Süddeutſchland aufgrünende Forſtwiſſenſchaft zu lernen. Der altbiſchöfliche Anhang wußte das wenig zu ſchätzen, und als der junge Forſtcandidat ſich dem Oberforſtmeiſter von Harſtall, dem Bruder des Fürſtbiſchofs, mit guten Zeugniſſen aus den verſchiedenen Zweigen der Forſtwiſſenſchaft vorſtellte, hatte der ſtattliche Baron, die Papiere durchblätternd, wegwerfend bemerkt: „Nun ja! Schon gut! Aber — kann Er denn auch einen Hund dreſſiren?

Ich bezeigte wenig Theilnahme für die Unterhaltung; als aber eine kleine Drehorgel beigebracht wurde, bemächtigte ich mich derſelben und ſpielte, unbekümmert um die andern, das Halbdutzend damals beliebter, etwas ſentimentaler Melodien wieder und wieder ab. Meine Bruſt war ja voll Buchfinken, die den weichen Tönen lauſchten, bis ſie dieſelben Empfindungen ungehört nachpfiffen, und die ſtockende Bruſt frei, die unſagliche Wehmuth der Seele etwas beſchwichtigt war.

In dieſer Stimmung gelang es mir noch ſpät am Abend, Franziska auf ihrer Stube zu ſprechen. Wir misverſtanden einander vollſtändig: ſie mich in meinen verfänglichen Fragen, ich ſie in ihren gutmüthig zuſtimmenden Antworten. Perſonen von ſolcher Verſtandes- und Willensbeſchränktheit geſtehen alles zu und ſtellen wieder alles in Abrede, wie ſie eben glauben, daß man es hören möchte, oder wie ſie ſich in ſich ſelbſt bethören.

Eine ſchlafloſe Nacht war lang genug, mich im Innerſten zu verdunkeln und zu verwirren. Infolge deſſen entſchied ich mich dahin, den Antrag des Förſters abzulehnen, was ich aber, nicht muthig genug, es unter vier Augen zu thun, beim Scheiden einer ſchriftlichen Erklärung vorbehielt, die — ſoviel ich mich erinnere — aus hochfahrendem Trotz ziemlich jugendlich tölpelhaft ausfiel.

Ueber die entſetzlichen Wochen, die nun für mich begannen, gehe ich am beſten hinaus. Ich zweifle, daß es mir heute noch gelingen würde, das Seelengemälde jugendlicher Verwirrung treu und lebhaft auszuführen. Ohne dieſes aber würde die Rathloſigkeit und der unſelige Zuſtand einer Periode voll innern und äußern Kampfes kaum verſtanden werden.

Unerhört im ſtillen, frommen Hauſe war der Widerſpruch, die Widerſetzlichkeit, worin ich mich mit den Meinigen, beſonders mit der Mutter befand, die mein Mistrauen blos für eine Ausflucht des ungeneigten, leichtfertigen Herzens anſah und ſich bald entſetzte, bald in Kummer verzehrte. Und wie oft wurde ich doch auch ſelbſt heimlich irre an mir und kämpfte mit Verzweiflung über meine Zweifel! Jene philoſophiſchen Entwickelungen über das Weſen der Liebe und die Subſtanz der Ehe, denen ich letzten Sommers mit ſoviel innerlicher Zuſtimmung gefolgt war, und die wol auch geeignet ſein mochten, ein junges Herz auf noch unbetretenen Wegen rein und recht zu führen, drohten jetzt in ihrer Rückanwendung auf ein getrübtes, voraus gemiſchtes

Lebensverhältniß zerſtörend, Verſtand und Willen verwirrend einzuwirken. Und noch ſchlimmer, wenn beſonders in ſolchem Alter Trugſchlüſſe des Wiſſens, Klügeleien des Verſtandes ſich an wackere oder ſchwärmeriſche Empfindungen halten. So kam denn auch bei meinem Widerſtreben das Glück oder Unglück der Zukunft keinen Augenblick in Betracht. Aus der einfach gemiſchten Zufriedenheit der Familie, worin ich erwachſen war, hatte ich darüber nicht einmal einen klaren Begriff mitgebracht. Mir galt es nur um das gegenwärtigſte Gefühl deſſen, was ich meinem Selbſtbewußtſein ſchuldig ſei, und welche Täuſchung meiner Jugend ich abzuwehren hätte.

Die innere Spannung meiner Seele, die aneinander ſich reibenden Sophismen und Empfindungen entzündeten herbe Witze, mit denen ich in ironiſchen Purzelbäumen im Hauſe der Profeſſorin mich ſelbſt und ſo manches, was ich höher hätte halten ſollen, dem Gelächter der Freunde zum beſten gab.

Was dieſe unſelige Rathloſigkeit verlängerte, war eine ſeltſame Befangenheit, die ſich mir aus dem Familienleben eingefleiſcht hatte. Es fiel mir nicht ein, oder war ich zu verſchämt, mich Raths bei dem Anwalte zu erholen, bei dem ich täglich zu ſchreiben hatte. — Nie war es in des Oheims Hauſe vorgekommen, daß man ſich irgendeines Anliegens halber um Rath an Fremde gewendet hätte. Heimlich und mit Gottvertrauen wurde alles beſorgt, was wir unternahmen, alles abgethan, was uns Sorgen machte. Der einfache Verſtand und der phantaſievolle Sinn der Mutter fand immer Mittel und

Auskunft. Sie war dann in die Kirche gegangen, eine höhere Macht um Segen oder Hülfe anzurufen, und ertheilte nun aus dieser Erhebung der Seele ihre kleinen Orakel. Wie viel öfter kniete ſie in ihrem jetzigen Gram vor den Altären und beging die Stationen! Und ich weiß nicht, ob der Weg, den ſie endlich einſchlug, eine ſolche Eingebung war.

Die ſtille, ſchüchterne Frau faßte nämlich den unſäglichen Muth, in ihrem beſten Anzuge die angeſehenen Familien, in denen ich noch Unterricht gab, mit der Bitte anzugehen, mir doch zur Vernunft und zum Herzen zu reden. Nachdem ich von mehreren Seiten ſolchen Zuſpruch wirklich erfahren, entdeckte es mir eine vernünftige, gebildete Frau, die Gattin des Medicinaldirectors W. Sie hatte das Anſinnen der Mutter in einer ſo bedenklichen, höchſt perſönlichen Sache abgelehnt; durch ihren Vater aber mit der Familie Franziska's befreundet, legte ſie mir in vertraulicher Unterredung das Verhältniß ſo klar und einfach hin, und wies mir die boshafte Quelle jenes Stadtgerüchts und den Widerſpruch, der in demſelben lag — jenes ſo wahrſcheinlich, dies ſo überzeugend nach, daß ich beſchämt vor mir ſelber daſtand.

Bedachte ich nun, wie weit ich in meinem bethörten Uebermuth, in meiner Selbſttäuſchung gegangen war, ſo ſchlug dies nun in eine tiefe, wahre Zerknirſchung um. Da galt es denn auch nicht mehr um die Frage, was ich mir, ſondern was ich andern ſchuldig ſei. — Eine gewiſſe Ermüdung der Seele in ungewohntem Kampfe eines, wenn auch prallen, doch zu wenig zähen Herzens mochte dazukommen, worin ich bei der Betrachtung aufathmete, daß all dieſe innern Zweifel, dieſe Kämpfe und Betrübniß um mich her, dieſe Thränen der Mutter, dieſe Zerſtörung der häuslichen Zufriedenheit, ſich aufs heiterſte löſten, wenn ich mich ganz einfach abfände — mit meiner Perſon, mit meiner Wenigkeit, wie man ſich damals ausdrückte.

Und ſo erklärte ich mich denn! Und wenn zur Rückkehr des verlorenen Sohnes kein Kalb geſchlachtet wurde, ſo lag es nicht an den dankbaren Meinigen, ſondern nur am fehlenden Kalbe.

Deſto eifriger eilte Oheim Belten nach dem Thiergarten, die Angelegenheit wieder in Gang und Gleis zu bringen. Der Bote war willkommen, und nicht lange, ſo lag mit dem beim fuldaer Stadtſchultheißenamte unterm 19. Januar 1810 vollzogenen Protokoll über das Eheverlöbniß der Grundſtein der neuen Häuslichkeit vor mir. Der Bräutigam war darin, wol mit Bezug auf ſeine Stellung in der Advocatenſchreibſtube — als Amanuensis betitelt; was einen Menſchen bedeutet, der „zur Hand iſt".

Und ſo fiel nun eine dritte Wanderung nach dem Thiergarten auf einen Winternachmittag. War der Sommergang zuerſt von mir allein, der zweite im Herbſt mit einem Freunde zu zweien geſchehen, ſo wanderten wir jetzt zu dreien — ich nämlich, von Mutter und Oheim begleitet.

Ein dichter Nebel kam uns im Wald entgegen und übereilte die Dämmerung der frühen Nacht. Je lebhaſter wir vorwärts eilten, deſto mehr ſchien die vom grauen Duft uns vorgetäuſchte Mauer des Parks vor uns zu fliehen. Doch wir verfehlten das Thor und das Förſterhaus nicht, und am andern Morgen zogen wir alle von da nach dem Orte Poppenhauſen am Fuß des Ebersberges der Rhön aus, die Frauen in einer Kutſche, wir Männer zu Fuß über den gefrorenen Schnee — ich auf den leichteſten Sohlen neuer Bräutigamsſchuhe. Der Pfarrer des anſehnlichen Ortes, dem Förſter befreundet, ſpendete das Sakrament der Verbindung und ein ländliches Frühſtück.

Dem leichten Sinne, der überſpannten Stimmung, womit ich beides hinnahm, hielt ſich die Ahnung des ſchweren Verhängniſſes fern, das ſich an dieſe Stunde knüpfte. Und am nächſten Morgen, als ich mit Mutter und Oheim nach der Stadt zurückkehrte, war mir auch mit ruhigerm Gemüthe noch leichter zu Muth. Franziska blieb vorerſt bei der Schweſter zurück. Und wie wir drei mit muntern Schritten über den knarrenden Schnee eilten, den hellen Winterhimmel über uns, die Ferne in Duft gehüllt, ſchien die Ringmauer des Parkes abermals hinter uns zu fliehen und alles weit hinwegzuführen, was von ihr umſchloſſen lag.

Aber die Mutter vergaß nicht, nach einer für uns ſchicklichen Wohnung zu ſuchen, und ſolche fand ſich in der heitern Gaſſe am Severienkirchlein hinab beim Schuhmacher Glorius. — Gloria in excelsis!

Für die Ausſtattung der zwei Stuben ſorgte der Schwiegervater auf eine Weiſe, die kaum einfach heißen durfte. Für die Stube der Mutter brachten wir unſere Sachen mit. Der willkommenſte Schatz war mir eine kleine Büchersammlung, deren ſich der Schwiegervater entledigte, um entſchuldigt zu ſein, daß er nichts mehr las. Denn kaum ein Sechziger, fing der einſt geniale, lebenskecke Mann ſich äußerlich zu vernachläſſigen und innerlich ſtumpf zu werden an.

Unter den Büchern befanden ſich auch neben einzelnen poetiſchen Schriften von Klopſtock, Jacobi, Claudius die Inſtitutionen von Heineccius, mit Höpfner's theoretiſch-praktiſchem Commentar dazu, und ich machte mich in beſtimmten Stunden an die Kenntnißnahme vom Römiſchen Recht, zumal ich bald inne ward, daß die Abſicht, mich das neufranzöſiſche Recht in Mainz ſtudiren zu laſſen, ſtillſchweigend aufgegeben war, obgleich nun Fulda zum Großherzogthum Frankfurt an den Fürſt-Primas überging.

Ich ſetzte einſtweilen noch meine mitgebrachten Unterrichtsſtunden fort und beſorgte die wenigen Schreibereien des Schwiegervaters während der kurzen Zeit, in der er noch in ſeinem Amte blieb.

Mit dem Frühling kehrte Franziska aus dem Thiergarten in unſerer Wohnung ein, ihre Niederkunft zu erwarten.

Dieſe lief glücklich ab; der zur Welt gekommene Knabe ſtarb aber ſchon am neunten Tage. — — —

Hier, wo der bedenklichſte Abſchnitt meines Lebens mit einer abermaligen Wandelung meines kleinen Vaterlandes Fulda, mit dem Uebergang deſſelben zum Großherzogthum Frankfurt, zuſammentrifft, beim Eintritt in mein einundzwanzigſtes Lebensjahr, mit welchem eigentlich die Jugend beginnen ſollte, ſchließt meine Jugendgeſchichte, und es beginnt das Stillleben des Mannes. *)

---

*) Vgl. mein Buch: „Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntniſſe“ (2 Thle., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861).

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Funfzehnter Band.

Ein Stillleben.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

Ein Stillleben.

Erinnerungen und Bekenntniſſe

von

Heinrich Koenig.

In zwei Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

A D
BIBL.UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite

Vorerinnerung VII
Worte der Weihe XI
I. Meine erſten Federn 1
II. Weimarer Beziehungen 59
III. Meine Kirche 89
IV. Emmerichshofen 121
V. Auf der Lebenshöhe 161
VI. Ruſſiſche Begegnungen 205
Wjaſemsky 217
Schewyrew 220
Turgenew 222
Shukowsky. Baron Roſen 224
Jaſikow 234
Kireewsky 239
Odojewsky 241
VII. Menſchen und Gegenden 245
VIII. Ein Feſt am Rhein 307
IX. Beſorgniſſe 339

Vorerinnerung.

Das gegenwärtige Buch, ſelbſtändig für ſich, ſchließt ſich doch an die Jugendgeſchichte des Verfaſſers an: „Auch eine Jugend“, die zugleich mit demſelben in zweiter, verbeſſerter Auflage erſcheint.

Dies ältere Büchlein konnte für einen kleinen Lebensroman gelten, der, ohne außerordentliche Begebenheiten und Verwickelungen, doch ein ſehr eigenthümliches Jugendleben durch Orts- und Zeitverhältniſſe führt, die der lebenden Generation bereits fremd geworden ſind, dadurch aber ein culturhiſtoriſches Intereſſe gewonnen haben. Als Lebensnovelle ſchließt auch die Jugendgeſchichte, gleich andern Novellen, mit einer häuslichen Verbindung. Wenn aber ſonſt die Ehe den befriedigenden Schluß einer ſpannenden

Erzählung zu machen pflegt: ſo bildete dieſelbe in dem kleinen Lebensromane den bedenklichſten Ausgangspunkt für die Zukunft des Verfaſſers.

Dieſe damalige Zukunft, wie ſie nun ſich durch ein halbes Jahrhundert entwickelt hat, macht den Inhalt des vorliegenden „Stilllebens“ aus, und der Verfaſſer glaubt eine Rechtfertigung für ſeine Mittheilungen darin zu finden, daß ein großer, gebildeter Kreis unſers leſenden Publikums die ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen, die er nach und nach dargeboten, mit einer für ihn erfreulichen Theilnahme aufgenommen hat.

Schon vor beinahe dreißig Jahren fand des Verfaſſers „Hohe Braut“ die lebhafteſte Gunſt; die zehn Jahre jüngere „Regina“ gewann ſich die Herzen gerade der gebildeten Frauen; „William Shakſpeare“ iſt von unſern genaueſten Kennern des großen Dichters mit Beifall empfangen worden; „Die Clubiſten in Mainz“, kurz vor den Ereigniſſen des Frühjahrs 1848 erſchienen, gehörten zu den wenigen Büchern, die in jenen ſtürmiſchen Tagen noch geleſen wurden, und jüngſt hat „Georg Forſter's Leben“ ſelbſt den greiſen Alexander von Humboldt mehrere Nächte ſeiner letzten Lebenstage beſchäftigt und zu höchſt merkwürdigen Aeußerungen über Forſter — „ſeinen Lehrer und Freund“ aus der Zeit vor beinahe ſiebzig Jahren veranlaßt.

Ein anderer Theil des Publikums iſt der politiſchen, wenn auch mehr in Geſinnung als in Thaten ausgeſprochenen Richtung des Verfaſſers gefolgt, und vielleicht noch allgemeiner war die Aufmerkſamkeit, die man den kirchlichen Kämpfen zuwendete, in die den Verfaſſer ſeine religiöſen Ueberzeugungen geführt haben.

In welcher Weiſe nun, unter welchen Fügungen einer vergangenen Zeit dieſe verſchiedenen Lebensfäden ſich gerade aus jenem dunkeln, bedenklichen Abſchluß der Jugendgeſchichte entwickeln konnten, ſchien dem Verfaſſer als dasjenige

Was er irrte, was er ſtrebte,
Was er litt und was er lebte,

zur Mittheilung an ſeine Wohlwollenden nicht ungeeignet, ja er glaubte es ihnen gerade um ihres Wohlwollens willen ſchuldig zu ſein, weil eben aus dieſen Mittheilungen ſich das Mangelhafte der Leiſtungen erklärt, denen ſie ihre nachſichtige Gunſt geſchenkt haben.

Auf eins rechnet der Verfaſſer nicht, — daß nämlich Anſchauungen, Geſinnungen, Ueberzeugungen, wie ſie einem ſolchen Stillleben angemeſſen ſind, auf unſere anſpruchsvolle, verwöhnte und unbefriedigte Gegenwart irgendeinen guten Einfluß gewinnen könnten. Er weiß, wie ſchwer ein in tauſend begehrlichen Dingen der Welt zerſtreutes Herz ſich auf die alte, entwerthete Weisheit beſinnt, die der „unchriſtliche“ Seneca mit den Worten ausſpricht:

> Inaestimabile bonum est suum esse;

was Fontenelle faſt wörtlich in ſeiner Sprache ausdrückt:

> D'être bien avec soi, c'est le plus grand secret pour le bonheur.

Um aber über alle perſönlichen Beweggründe des Verfaſſers für ſein dargebotenes Buch hinaus ſeine Leſer an die Bedeutung des Biographiſchen an ſich und als Aufgabe eines Schriftſtellers zu erinnern, folgen hier ſchließlich einige tiefgefaßte Ausſprüche verſchiedener ausgezeichneter Männer als

Worte der Weihe.

1.

In Wahrheit iſt das Weſen des Menſchenlebens wie der Natur überall, in jeder Gegenwart ganz vorhanden, und bedarf daher, um erſchöpfend erkannt zu werden, nur der Tiefe der Auffaſſung. Die Geſchichte aber hofft die Tiefe durch die Länge und Breite zu erſetzen: ihr iſt jede Gegenwart nur ein Bruchſtück, welches ergänzt werden muß durch die Vergangenheit, deren Länge aber unendlich iſt und an die ſich wieder eine unendliche Zukunft ſchließt.

In Wahrheit hat nur der Lebenslauf jedes einzelnen Einheit, Zuſammenhang und wahre Bedeutſamkeit: er iſt als eine Belehrung anzuſehen und der Sinn deſſelben iſt ein moraliſcher. Nur die innern Vorgänge, ſofern ſie den Willen betreffen, haben wahre Realität und ſind wirkliche Begebenheiten; weil der Wille allein das Ding an ſich iſt.

Arthur Schopenhauer.

2.

Warum trägt die Geſchichte im allgemeinen ſo wenig bei, die Menſchen weiſer zu machen?

Antwort:

Weil ſie zu allgemein iſt für die ins Unendliche ſpecificirten Lagen des Lebens; denn nur in dieſen erkennt der Menſch ſein Bildniß wieder. — —

H. M. Chalybäus.

3.

In der **Ureigenthümlichkeit** wurzelt die Beſtimmung und das Recht des Vernunftweſens, daraus fließt der durch nichts erſetzbare Werth, den es für ſich und andere ſeinem Leben zuſchreibt. — —

Unmöglich iſt es für den Menſchen, die Tiefe des Weltplans, worin eine Stelle ihm zugemeſſen iſt, zu ergründen; er ſuche aber ſich ſelbſt zu erforſchen, und was er da Urſprünglicheigenes findet, wie es in ihm als beſtimmte lebendige Möglichkeit und Anforderung vorhanden iſt, das halte er vergleichend an das reine Geſetz des Guten und des Lebens, um in Uebereinſtimmung damit und in Gemäßheit der ihm beſchiedenen Weltlage und Ausſicht ſein Werk als Antheil an dem Ganzen herzuſtellen.

F. W. Th. Schliephake.

4.

Die höchſten Erkenntniſſe müſſen eben erlebt werden. Die heiligſten Wahrheiten ſind individuell: ihr Quellen im Leben, ihr Rieſeln durch daſſelbe iſt ſubjectiv; wodurch ſie aber auch etwas Lebendiges, für Gleichdenkende etwas Erweckendes, für Aehnlichgeſinnte etwas Förderndes gewinnen.

K. G. Carus.

5.

Dieſes ſcheint die Hauptaufgabe der Biographie zu ſein, den Menſchen in ſeinen Zeitverhältniſſen darzuſtellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerſtrebt, inwiefern es ihn begünſtigt, wie er ſich eine Welt- und Menſchenanſicht daraus gebildet, und wie er ſie, wenn er Künſtler, Dichter, Schriftſteller iſt, wieder nach außen abſpiegelt.

Goethe.

Willſt du unter tauſend Welten
Dich im Kleinen etwas fühlen,
Im Beſtreben etwas gelten:
Blicke nach den höchſten Zielen!

Hanau, 19. März 1861.

Heinrich Koenig.

I.

Meine erſten Federn.

Die Naturforſcher haben in den Urſprüngen des organiſchen Lebens Erſcheinungen oder Geſchöpfe wahrgenommen, die den Beobachter in der Ungewißheit laſſen, ob eine Pflanze oder ein Thier daraus werden will.

An dieſe Thatſache der Naturgeſchichte muß ich mit Lächeln denken, wenn ich heute mich jener Zeit erinnere, da ich mit denſelben Federn Actenſtücke und kleine Gedichte ſchrieb, mein erſter Amtsberuf und mein erſtes poetiſches Product auseinander hervorwuchſen, und beide nur zu unbedeutend waren, um die Welt mit dem Räthſel zu beſchäftigen, ob ein großer Staatsmann oder ein berühmter Schriftſteller im Werke ſei. In der That fanden keine Wetten darauf ſtatt, und das war gut: denn ſie wären nach beiden Seiten hin verloren worden.

Ich war mit zwanzig Jahren — ein Werdender, und nach Naturell und Herkunft nicht darauf geſtellt, etwas aus mir zu machen, ſondern — mich eben werden zu laſſen, was Gott und die Umſtände wollten.

So war ich gerade zwanzig Jahre alt geworden*), als Karl von Dalberg, der Fürſt-Primas des Rheinbundes, im Jahre 1810 das Fürſtenthum Regensburg an Baiern abtrat, und dafür zu ſeinem übrigen Beſitze Frankfurt, Aſchaffenburg und Wetzlar, die unter franzöſiſcher Adminiſtration ſtehenden Provinzen Hanau und Fulda erhielt.

Hier in meiner Vaterſtadt hatte ich letzten Herbſt das Lyceum mit guten Zeugniſſen verlaſſen und ſtand an den Scheidewegen in meine Zukunft. Bis zu einer Univerſität, wäre es auch die nächſte, Marburg oder Heidelberg, geweſen, reichte der Faden nicht, der in der Nähe- und Nähruadel der Mutter hing. Dem Kloſter der Franciscaner auf dem nahen Frauenberge war ich ſchon früher glücklich entgangen, als es dem belobten Studenten die Pforte lockend aufgethan hatte. Dem jungen Burſchen blieb alſo nichts übrig, als zu den Federn zu greifen, die — ſo gut ſie auch in der Routine auswachſen — doch zu keinem hohen Flug im Staatsleben beſtimmt ſind. Er wurde Abſchreiber und bekam zuerſt unter der Ueberſchrift „Procès verbal de prise de possession“ einen Theil des Ueberlieferungsprotokolls jener Domänen abzuſchreiben, die aus franzöſiſcher Verwaltung an das neue Großherzogthum übergingen.

---

*) Vgl. H. Koenig, „Auch eine Jugend“ (2. Aufl., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861).

Dies Großherzogthum wurde inzwiſchen auf franzöſiſchem Fuß organiſirt, und die Stadt Fulda erhielt eine Mairie. Hier brauchten ſie Aushülfe in der Kanzlei, und der junge Menſch wurde zum Hülfsſchreiber gegen vierteljährige Gratificationen angenommen.

Der Großherzog und Erzbiſchof Karl hatte die neuen Provinzen unter harten Bedingungen erhalten. Die beſten Domänen blieben zu Dotationen für Marſchälle oder Verwandte Napoleon's (Prinzeſſin Pauline) vorbehalten. Die Anforderungen und Zumuthungen des Kaiſers der Franzoſen und der kriegeriſchen Zeit laſteten dabei ſchwer auf dem Lande und auf dem Staate, zumal die neuen Provinzen, langgeſtreckt mit zahlreichen Proviantorten, auf der Kriegsſtraße nach Preußen und Rußland lagen. Es war ein wahrer Scharfſinn der Beſteuerungskunſt nöthig, um zur Aufbringung der erforderlichen Geldmittel die verſchiedenen Glieder des Staatskörpers möglichſt verhältnißmäßig in Anſpruch zu nehmen.

Da trat ein fuldaiſcher Finanzrath, ein ausgezeichneter Kopf aus dem Bauernſtande, mit dem Project einer Klaſſenſteuer hervor und wurde mit der Ausführung beauftragt. Von ihm, in einer auf dem Stadthauſe gehaltenen Rede, hörte ich zum erſten male den beliebten Ausdruck: „Sein Opfer auf den Altar des Vaterlandes legen.“ — Die Fuldaer liebten die Altäre, hörten aber nicht gern von darzubringenden Opfern. Sie faßten gegen den Klaſſenſteuer-Improviſator, zumal er ein Landsmann war, den heimlichſten Ingrimm, der zuletzt während einer ſtürmiſchen Nacht in wirkliche Flammen ausbrach, die das Gartenhäuschen des Finanzraths verzehrten.

Für mich ſelbſt wäre beinahe eine Profeſſur aus dieſen Flammen entſtanden.

Eines Abends ließ mich nämlich der Finanzrath Menz zu ſich rufen und empfing mich aufs artigſte. Er fragte nach meinen Verhältniſſen, entdeckte an mir eine natürliche Wohlredenheit und bedauerte, daß mir die Mittel gefehlt hätten, mich zu einem wiſſenſchaftlichen Beruf auszubilden. Dem ließe ſich aber vielleicht noch abhelfen, meinte er. Der Großherzog, ein Beſchützer guter Talente, wäre wol zu vermögen, mich zum Gymnaſialprofeſſor mit Gehalt zu ernennen, in der Weiſe, daß ich vorher Univerſitätsſtudien mache und ſpäter den vorgeſchoſſenen Gehalt nach und nach der Staatskaſſe wieder abtrüge.

So angelegentlich hatte ſich ein mir fremder Landsmann mit meiner Zukunft beſchäftigt! — Als mich der Finanzrath gerührt davon bemerkte, rückte er mit ſeinem eigenen Anliegen hervor. Er wollte gehört haben, ich ſei zufällig zur Kenntniß der Brandſtiftung in ſeinem Garten gekommen, und bat mich, ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit auf die Spur derſelben zu helfen.

Ich war erſtaunt und betheuerte ihm, daß dies eine ganz falſche Nachricht und ich durchaus ohne Kenntniß und Vermuthung über dies Verbrechen ſei. Der Finanzrath bedauerte nun, mich bemüht zu haben, und entließ mich.

So war's mit dem gelehrten Amte nichts! Denn ſo ſehr mich auch Herr Menz zuerſt für ſich eingenommen hatte, war ich doch nicht — mente captus genug, um nicht zu begreifen, daß meiner natürlichen Wohlredenheit, wenn ſie auf einem Katheder laut werden ſollte, doch das Feuer zu früh ausgegangen war.

Nach der eingeführten Klaſſenſteuer kam man im Laufe des Jahres 1813 auch auf eine neue Organiſation der indirecten Abgaben. Der Großherzog brachte in dieſem Sommer, wie ſchon in frühern Jahren, mehrere Wochen im fuldaer Schloſſe zu. Welk und verblichen, wie der ſinnlich-geiſtreiche Fürſt geworden war, ſetzte er ſich mit erzbiſchöflichem Rücken in die verblaßten, brüchigen Plüſchſeſſel der alten Fürſtbiſchöfe zur Beunruhigung der Motten. Da lächelte er human, decretirte witzig und ſchenkte gutherzig, letzteres wie Menſchen thun, die zu wenig beſitzen, um es zu großen Zwecken zuſammenzuhalten. Wirklich reichten ſeine fürſtlichen Kräfte damals nicht ſo weit, als die Richtungen ſeiner fürſtlichen Freigebigkeit, und die Unruhe ſeiner edeln Abſichten, wie der Eigennutz ſeiner Umgebung, übereilten oft ſein humanes Wohlwollen. Zu jenen Richtungen gehörten Wiſſenſchaft, Kunſt, Theater. Verſtändniß und Gunſt dafür ſchien erblich in der Familie Dalberg. Fulda ſelbſt hatte ſeine frühere Univerſität von dem gelehrten Fürſtbiſchof Adolf aus dem Hauſe Dalberg erhalten, und der Primas, ſelbſt Schriftſteller, hatte Schiller begünſtigt und Jean Paul mit einer Penſion geehrt.

Jetzt fehlte es ihm zu Gunſtbethätigung auch in Fulda nicht an Gelegenheiten. Hier bildete ſich eben ein geſelliger Verein für dramatiſche Vorſtellungen, Concerte, Bälle und geſellige Abende. Der Fürſt ſtand Pathe bei demſelben, gab ihm den Namen „Verein der Muſenfreunde“, und überließ der Geſellſchaft den ſchönen Orangeriebau ſeines Hofgartens. Dies Gebäude, im italieniſchen Geſchmack, nahe am obern Eingang des Gartens gelegen, bot alles, was die Geſellſchaft zu ihrer Einrichtung an Räumen bedurfte. Der Mittelbau von der ganzen Höhe des Hauſes, mit Marmorwänden und Deckengemälden, ſchied das Theater des einen Flügels von dem Concertballſale des andern. Hinter beiden reihten ſich für Converſation und Reſtauration kleine Zimmer an. Nur die Manſarden über dem Saale waren vom Hofgärtner bewohnt; jene über dem Theater dienten zu Garderoben der Spielenden. Aber auch zur Ausſtattung des Hauſes fand ſich Rath. Der Fürſt ſchenkte der Geſellſchaft eine Forderung der Staatskaſſe an den Grafen Montjoie in Hersfeld, einem in der Rhön gelegenen Städtchen, als der Schuldner bereit war, ſtatt der ihm ſchwer fallenden tauſend Gulden ſein Privattheater zu überlaſſen. Nett gemalte Decorationen und eine artige Garderobe aus guten Stoffen langten aus jenem Gebirgsthale an und bildeten den Grundſtock des Liebhabertheaters. Nun wurde fleißig geſpielt. Die Leitung des Ganzen beſorgte mit Einſicht und Eifer Baurath Coudray, der ſpäter nach Weimar übergegangen, zu Goethe’s Hausfreunden gehörte.

Wenn der Fürſt in Fulda reſidirte, kam er, ſo oft wir ſpielten, durch den Hofgarten herüber und nahm auf der Emporbühne einen Seſſel ein. Hatten wir nicht doppelt Urſache, ſeinen Beſuch als ein Feſt zu feiern? Wir empfingen ihn mit einem Prolog, den der Erzähler dieſes verfaßt hatte und Frau Coudray ſprach. Vom Theater aus hörten wir den alten Herrn, der etwas ſchwerhörig und in ſeiner unbefangenen Gemüthlichkeit laut zu denken pflegte, wenn er nach den Spielenden fragte: „Wie heißt das Fräulein? Wer iſt ihr Vater?“ Oder: „Aha, dem Herrn N. N. ſeine Tochter. Sie ſpielt recht gut.“ — Und wenn das Parterre über einen Witz des Komikers in Lachen ausbrach, vernahmen wir die Frage: „Was hat er geſagt?“ Und das fürſtliche Gelächter ſchallte wie ein Echo nach, — olympiſch, wie in jener guten Zeit, da die Kurfürſten-Erzbiſchöfe auf ihren hohen Sitzen in Mainz, Trier und Köln einander lachen hörten.

Aber wie hätte am andern Morgen der gutherzige Fürſt des frohen Abends gedenken können, ohne den Spielenden danken, der Prologdame ein Andenken, dem Poeten eine Anerkennung zuſtellen zu laſſen! Der Schloßhauptmann Varicourt, Schweizer und Schwiegerſohn des Miniſters Albini, war der gewöhnliche Bote ſeiner humanen Gedanken. — „Der Großherzog iſt ſehr vergnügt über den Prolog, und — — — nun ja, der Apollon muß mal auch was haben!“ lächelte der ſtattliche Mann dem jungen noch amtloſen Verfaſſer zu, womit er ihm verſtohlenerweiſe eine Rolle Brabänter in die Hand drückte. Im Namen Apollo's hatte ich mich zu verneigen. Ich war nur Subdiakon des Gottes, aber ich wußte, daß Prieſter im Namen ihres Gottes nie blöde ſind, am wenigſten der Pontifex, und daß die Opfer für den Gott dem Hauſe des Prieſters zum Segen gereichen. —

In jenem Sommer von 1813 war ſein Finanzminiſter mitgekommen, der Graf Bentzel-Sternau. Dieſer, ein hübſcher, ariſtokratiſch gemeſſener, aber dabei feurig lebhafter Mann, ein Sechsundvierziger, ſtand zugleich im vollen Glanze ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhmes, der zuerſt von ſeinem in den Jahren 1802—4 erſchienenen Roman „Das goldene Kalb" ausgegangen war. Er hatte mich, ich weiß nicht auf weſſen Empfehlung, in ſein wanderndes Bureau gezogen und fand, wenn er mit dem Fürſten das Theater beſuchte, ſeinen Kanzliſten in verſchiedenen Rollen und als den Verfaſſer der Prologe, mit denen wir auch in Abweſenheit des Großherzogs ſeine perſönlichen Ehrentage feierten. So liegt eben noch das gedruckte Programm des Kotzebue'ſchen Schauſpiels „Lohn der Wahrheit" vor mir, welches wir am 7. Februar jenes Jahres zur Geburtsfeier des Fürſten aufführten. Ich finde meinen Namen für die Rolle des Secretärs Schwenzel und unter den Schlußgeſängen bezeichnet, die der Cantor Henkel in Muſik geſetzt hatte.

Dieſe augenblicklich ſo günſtige Stellung ſuchte ich zu meinem Fortkommen zu benutzen. Der Miniſter gab mir Ausſicht auf einen feſten Platz in der neuen Adminiſtration der indirecten Abgaben, und hieß mich ein Geſuch um Anſtellung bereit halten, das ich auf ſeinen rechtzeitigen Wink dem Großherzog an einem der wöchentlichen Audienztage perſönlich zu übergeben hätte.

So kam es denn auch bald. Der fürſtliche Prälat, damals neunundſechzig Jahre alt, empfing mich mit der etwas ſchlotterigen Leutſeligkeit und gutmüthig ſchalkhaften Heiterkeit, in der er ſich gefiel oder gehen ließ. Er war ein Fürſt, bei deſſen Anblick auch ein ſeines Herkommens blöder junger Menſch doch die Aengſtlichkeit des zum erſten male betretenen Vorzimmers gleich auf der Schwelle fallen ließ, über die ihm der Kammerdiener das Cabinet öffnete.

Die Erſcheinung des freundlichen Fürſten iſt mir noch lebhaft im Gedächtniß geblieben. Etwas von ſeiner Art ſich zu geben und auszudrücken habe ich in meinen „Clubiſten in Mainz“ dem Kurfürſten Erthal geliehen, und der hat es ſich auch gefallen laſſen und es bisjetzt behalten. Dies Bild der Erinnerung iſt aber zu keinem Urtheil über den Mann berechtigt, der als Regent und Schriftſteller der Geſchichte angehört, und als Menſch unſer Gemüth beſticht. Ich rufe daher lieber drei der berühmteſten ſeiner Zeitgenoſſen auf, die ſich über ihn ausgeſprochen haben.

Goethe, ſechsthalb Jahre jünger als der Fürſt, brachte im Frühjahr 1780 die erſten Maitage in Erfurt zu, wo Karl von Dalberg damals als Statthalter des kleinen zu Mainz gehörenden Staats reſidirte. An einem luſtigen Abende beim Grafen Ley, dem Schwager Dalberg's, fand er unter den „niedlichen Miſels“ auch den „Statthalter“ und ſchreibt an ſeine geliebte Freundin, Frau von Stein:

„Der Statthalter war vergnügt. Wir haben ſchon was rechts geſchwätzt, für mich iſt ſein Umgang von viel Nutzen. Durch die Erzählungen aus ſeinem mannichfaltigen politiſchen Treiben hebt er meinen Geiſt aus dem einfachen Gewebe, in das ich mich einſpinne, das, obgleich es auch viele Fäden hat, mich doch zu ſehr nach und nach auf Einen Mittelpunkt bannt. Der Statthalter iſt doch eigentlich auch kein rechtes Kind dieſer Welt, und ſo klug und brav ſeine Plane ſind, fürchte ich doch, es geht einer nach dem andern zu ſcheitern. Er hat eine treffliche Gewandtheit in bürgerlichen und politiſchen Dingen und eine beneidenswerthe Leichtigkeit."

Auch Schiller, der im Anfang ſeines bürgerlichen Ringens einmal große Hoffnungen für ſich auf Dalberg's Beiſtand und Förderung geſetzt hatte, ſchreibt zehn Jahre ſpäter aus Erfurt, wo er ſeine Verlobte erwartete, über den Statthalter:

„Ein intereſſanter Menſch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechſel hat. Zwar ſcheint er etwas Unſtetes und Schwankendes zu haben, und darum dürfte er nicht dazu gemacht ſein, eine Materie mit Gründlichkeit zu erſchöpfen; aber ſeine Blicke ſind hell, raſch und weit verbreitet, und dies macht ihn deſto genießbarer im Geſpräch."

Ein edles Wort von dem fürſtlichen Manne hat Schiller in einem Briefe an Körner bewahrt. Dalberg ſagte zu ihm, „er wiſſe nicht, wozu den Fürſten ihre Hülfsmittel nutzten, wenn ſie ſie nicht gebrauchten, vortreffliche Menſchen um ſich zu verſammeln".

Seine Denkungsart ſtimmte darin aufs ſchönſte mit der Handlungsweiſe ſeines herzoglichen Nachbars Karl Auguſt in Weimar überein.

Und nun noch die Stimme eines Weltumſeglers. Georg Forſter, der im April 1788 von Göttingen nach

Mainz reiſte, um ſich dort nach einer Anſtellung umzuthun, verſäumte bei ſeinen Beſuchen den Coadjutor — den vorerwähnten Regierungsnachfolger des Kurfürſten — nicht. An der Tafel deſſelben, in großer Geſellſchaft, lernte er auch gleich an der lauten Unterhaltung und dem ſchallenden Gelächter der Gäſte die rheinländiſche Prälatenluſtigkeit kennen. Dalberg unterhielt ſich lebhaft und mit Antheil über wiſſenſchaftliche Dinge. Forſter fand ihn — ſeinem Briefe nach — von gutem Ausſehen, das nur durch einen widrigen Muskelzug um den Mund und durch faltige Augenwinkel beeinträchtigt wurde. Etwas Weichliches in Gang und Haltung verrieth abgeſpannte Kraft und Schlaffheit des Charakters. Seine unverkennbare Herzensgüte ſchien doch durch etwas Mistrauen im Blick zu verrathen, daß ſie oft misbraucht werden.

Noch ein intereſſantes Wort findet ſich von Kaiſer Joſeph in einem Schreiben aus Wien vom 13. Juli 1787 an Dalberg, den Coadjutor. Der Kaiſer ſagt in Betreff der Einheit Deutſchlands:

„Zum erſten male ſehe ich zu meinem größten Vergnügen ganz Deutſchland auf Einem Punkt vereinigt, nämlich in ſeiner Anſicht über Ihre Perſon. Alle verſchiedenen Parteien laſſen Ihrem Charakter und Ihren Einſichten Gerechtigkeit widerfahren, während Sie der Schrecken der Brauſeköpfe, der Intriguanten und Pedanten ſind.“ — —

Glücklicherweiſe iſt doch Deutſchland bei dieſer Einheit nicht ſtehen geblieben!

Es läßt ſich denken, daß fünfundzwanzig Jahre ſpäter, da ich mit jugendlichen Augen zu ihm aufſah, die faltigen Augenwinkel des alten Herrn ſich nicht ausgeglättet hatten. Der Muskelzug um den Mund, der früher vielleicht ins Sinnliche ſpielte, hatte jetzt, wenn ich nicht irre, einen leiſen, nur von Gutherzigkeit gemilderten Ausdruck von weltmüdem Spott angenommen. Hatte Dalberg ja doch die ſchlimmſten Tage, die über Deutſchland gekommen waren, erleben müſſen, an den Despoten gebunden, dem zu wehren oder ſich von ihm loszumachen er gleich ſchwach und muthlos war. Daher das Jagen nach Witz in den fürſtlichen Reſolutionen, die zuweilen, ohne daß er es wollte, ein unglückliches Herz verletzten; daher die ſchlaffe Hand, die heut aus Wohlwollen wegen der ſchweren Zeit, morgen mit der ſalomoniſchen Empfindung, daß doch alles Lumperei ſei, die ſo ſchwer zuſammengebrachten Staatsgelder durch die Finger laufen ließ.

Ich ſelbſt ſollte in dem Viertelſtündchen, während deſſen ich vor dem erzbiſchöflichen Talar ſtand, eine freundliche, ſchalkhafte Aeußerung der fürſtlichen Humanität erfahren.

Der Graf Bentzel hatte mir einige Tage vorher ein Beſtallungsreſcript für einen jungen Grafen Beuſt im Augenblicke dictirt, als er, zur fürſtlichen Tafel gekleidet, im Zimmer hin und wieder ſchritt. Bemüht, ein ſolches von dem Fürſten zu unterzeichnendes Reſcript auf dem guten Velin ſauber auszuführen, blieb meine Feder immer weiter hinter den dictirten Worten zurück, ohne daß ich den Muth hatte, die Excellenz, der ich die Eile anmerkte, in ihrer Haſt anzuhalten. Ich ſuchte nur deſto ſchneller nachzukommen, und ſo fiel natürlich die Currentſchrift in der zweiten Hälfte gegen den zierlichen Anfang um ſo nachläſſiger aus. Der Miniſter achtete deſſen nicht; er faltete den Bogen ins Kreuz und eilte damit fort. Dem Fürſten aber mochte die Schrift aufgefallen ſein, und im Moment, wo er mich entlaſſen wollte, ſagte er in ſeinem ſchlaffen, gezogenen Ton: „Apropos! Nicht wahr, der Graf von Bentzel dictirt gar zu geſchwind?"

Ich verſtand ihn, lachte, habe aber vergeſſen, ob und was ich antwortete. Auch der Großherzog lachte laut und machte nickend ſeine entlaſſende Handbewegung.

Allerdings brachte es die vielgerühmte Humanität des vorigen Jahrhunderts in den höhern und beſonders auch in den geiſtlichen Kreiſen der Geſellſchaft mit ſich, daß man nicht ſelten auch fünf gerade ſein ließ. Und mit der Parole: „Leben und leben laſſen", kam man oft genug dahin, ſich ſelbſt etwas mehr zu gönnen und andern nachzuſehen, als eben recht und billig war. Doch rechtfertigt ſich darum die Unduldſamkeit, die Heuchelei und Verfolgungsſucht der Gegenwart durchaus nicht. Und dieſe herrſchſüchtigen Beſtrebungen eines Weltaugenblicks, wie ſolche ſich die fühlende, forſchende Menſchheit mehr und mehr entfremden, werden den neuen Frühling nicht hindern, der die tauſendblätterige Roſe der Wahrheit mit einem deſto reinern Dufte der Humanität entfalten wird.

Mein Geſuch ging dem Inſpector Kaiſer mit dem großherzoglichen Inſcripte zu:

„Den Supplikanten, von dem ich viel Gutes gehört habe, auf der Competentenliſte vorzumerken, indem ich geneigt bin, denſelben bei der neuen Organiſation der indirecten Abgaben anzuſtellen.

Karl, Großh.“

Das Nächſte wäre nun geweſen, mich dem Inſpector, der mir die Abſchrift dieſer Reſolution zugehen ließ, perſönlich vorzuſtellen. Ich unterließ es; wie ich denn von Haus und Naturell aus alles deſſen, was im geſellſchaftlichen Verkehr ſich ſchickt und was Lebensklugheit an die Hand gibt, zu meinem Schaden allzu lange unachtſam blieb. Ob es nun dieſe Verſäumniß verſchuldete, oder ob auch für den jungen Heinrich Koenig der bedenkliche Umſtand, daß der Inſpector Heinrich Kaiſer hieß, mit dynaſtiſcher Politik in Betracht kam, kurz, ich war auf der Liſte der Anzuſtellenden weggelaſſen.

Der inzwiſchen nach Frankfurt zurückgekehrte Miniſter ſprach in einem Reſcript an die Inſpection ſeine Verwunderung darüber aus und forderte wegen meiner einen beſondern Vorſchlag.

Da fügte es ſich, daß der zum Diſtrictscontroleur für das Amt Burghaun Angetragene die Stelle eines Amtsactuars vorzog, und ich wurde nun in dieſe Lücke geſchoben. Der Miniſter genehmigte es mit dem Vorbehalt, daß ich bei erſter Vacatur eines beſſern Dienſtes in Vorſchlag gebracht würde.

Der franzöſiſche Ausdruck für einen Diſtrictscontroleur bezeichnet zunächſt das Unſtete in den Verrichtungen dieſes Dienſtes. Ein Controleur ambulant hatte die Einnahmeregiſter der Ortserheber zu revidiren und die monatlichen Abſchlüſſe zu machen, auf ſeinen Wanderungen aber auch die Einnahmequellen ſelbſt und die reizbaren Unterſchleife zu überwachen, ja wenn er recht eifrig ſein wollte — zu belauern. Dafür war ihm ein Jahresgehalt von 250 Gulden nebſt einem Procent von der rohen Einnahme zugebilligt.

Mit meinem Dienſtantritte traf ich einen glücklichen Tag, der nur ominös endigte. Es war der 25. Auguſt, der Tag des heiligen Ludwig, als ich am Morgen, von Burghaun aus, mit dem daſigen Förſter am Rentereiſitze Langenſchwarz eintraf und zur Namenstagsfeier der Frau Rentamtmännin mich alsbald mit einem Glückwunſch einführen konnte. Ich fand ein ſchon alterndes Paar an dem Rentmeiſter Bock und ſeiner Luiſe; er ein gelaſſener, gutmüthig lächelnder, etwas unſtet blickender Mann mit einer haarigen Warze auf der Naſe; ſie eine kleine runde Frau, nach dem Gepräge einer der angeſehenſten Patricierfamilien in Fulda, mit dem Ausdruck von Verſtand und Wohlwollen in den angenehmen Geſichtszügen. Ihre Familie, mit Einſchluß des Bruders, der es zum frankfurter Staatsrath gebracht hatte, war früher, unter dem letzten Fürſtbiſchofe, ſehr innig mit der geiſtlichen Ariſtokratie geweſen, und ſie ſelbſt — ich weiß nicht wie — dazu gekommen, einem der Pröpſte des Kapitels auf ſeinem ländlichen Sitze die Wirthſchaft zu führen, bis die Säculariſation die Propſteien einzog. Nachher hatte der Amtmann Bock ſie mit ſchöner Ausſtattung geheirathet, ohne die Beſorgniß, aus einer Propſtei eine allzu geiſtliche Frau zu bekommen. Beide hatten aus dieſer ſpäten Ehe nur einen heranwachſenden, etwas kränklichen Knaben.

Es war ein wohlhabendes, gaſtliches Haus, Eigenthum des Rentmeiſters und dem alten verfallenden Schloß gegenübergelegen, in welchem Herr Bock eine Kapelle für die wenigen Katholiken des Orts und der Nachbarſchaft eingerichtet hatte und einen Franciscanermönch, Pater Spiridion, für dieſelbe unterhielt. Man lebte mit den Honoratioren des Orts und der Umgegend in geſelligem Verkehr, und wie Frau Luiſe darin als treffliche Wirthin anregend mit Witz und Heiterkeit waltete, ſo wohlthätig und hülfreich erwies ſie ſich unter den proteſtantiſchen Einwohnern. Der Amtmann ließ ſie walten und fand ſich ſelbſt bei ihrer liebenden Fürſorge gepflegt und in ſeinen Gewohnheiten gehätſchelt.

Unter den Gratulanten, die zu Tiſche kamen, zeichnete ſich das pfarrliche Ehepaar aus, der kleine, etwas feierliche Mann mit einem hübſchen — was wir Studenten Porzellanköpfchen nannten, von ſeiner Gattin um Hals und Kopf überragt. Sie hatte ſchon einen Pfarrer zum Manne gehabt und überließ es andern, zu errathen, was eigentlich an ihr für den zweiten, kleinen, ſo anziehend geweſen war.

Ein anderes Paar älterer Leute, vom Anſehen der Frommen im Lande, gehörte durch Fabrikbetrieb in gewebten Stoffen zu den Angeſehenen des Orts. Der mit mir gekommene Förſter, ein junger, ſtrotzender Mann, der heute der guten Bewirthung am lebhafteſten die Ehre erwies, machte einen rechten Gegenſatz zu dem ſtillen, contemplativen Pater, der vielmehr enthaltſam ausſah, und dadurch, daß er ſein Trinkwaſſer ſtark ſalzte, verrieth, wo es ihm fehlte.

Unter dem Abendtiſche dieſes heißen Auguſttages war es in den niedern überfüllten Stuben ſehr ſchwül geworden; mir ſelbſt war ſehr heiß, als ich unerwartet hinausgerufen und mir von dem allzu eifrigen Erheber des Orts ein Acciſedefraudant vorgeführt wurde. Der Menſch benahm ſich ungebührlich, und zu meiner jugendlichen Empfindlichkeit kam noch von dem nahen waldigen Hügel herüber ein ſehr friſcher Nachtwind im Durchzuge der Hausthür. Ich kehrte mit eiskalter Stirn an den Tiſch zurück, hielt mich aber leidlich, bis ich mit dem Förſter unſer Gaſtzimmer betrat. Hier ſteigerte ſich mein Misbefinden bis zu einer Anwandelung von Ohnmacht. Ehe aber der Förſter mit einer Magd, die er mit Eſſig oder irgendeiner Eſſenz herbeirief, zurückkehrte, hatte ſich die Natur durch einen heftigen Schweiß geholfen; ich fühlte mich wie neugeboren und lachte den Eintretenden entgegen. Mein Ausſehen muß ſich aber nicht ſogleich hergeſtellt haben, denn der Amtmännin war von der Magd berichtet worden, ich hätte ausgeſehen — „be der Muistod“ — wie mauſetodt. Wir lachten beim Morgenkaffee über dieſe ſprachliche Conſtruction, und ich erhielt nun mit dem Namen „der Muistod“ die Aufnahme und das Patent in die Vertraulichkeit des Hauſes.

Von dieſer Stunde an beſaß ich die Gunſt der Familie auf eine Reihe von Jahren. Ich wurde beim Abſchied eingeladen, ſo oft der Dienſt mich in meinen Amtsbezirk führen würde, das Haus als Abſteigequartier zu betrachten. Da ſich nämlich augenblicklich am Amtsorte Burghaun, dem Mittelpunkte des Bezirks, keine paſſende Wohnung fand, und ich überdies auf eine beſſere Stelle hoffte, verſah ich das Amt vorerſt von der Stadt aus. Langenſchwarz liegt am weſtlichen Ende des Bezirks, und ich hatte dahin eine kleine Reiſe über den breiten Schildwald zu machen, der ſich zwiſchen dem Bezirk von Fulda und von Burghaun hinzieht. Doch wanderte ich auf jugendlichen Füßen raſch und rüſtig, wenn auch dabei von dem gaſtlichen Haus in Langenſchwarz mehr als von meinem ungeeigneten Dienſt angezogen.

Zwar der Controleur war mir ganz recht und die Wanderungen von Ort zu Ort, um die monatlichen Kaſſenabſchlüſſe zu machen, nicht unangenehm. Es iſt ein anmuthiger, von ſanften Waldhöhen durchſetzter Landſtrich. Die Natur, ſo ſchön ſie auch meine Vaterſtadt vom Wieſenthale der Fulda zum reizenden Zuge des Rhöngebirges hinauf umgibt, hatte den zerſtreuten jungen Menſchen doch nie ſehr eingenommen. Wenn dennoch die Leſer meiner ſpätern Schriften die hier und da geglückten kleinen Naturgemälde gelobt haben, ſo bin ich die Innigkeit der Naturbetrachtung, worin ich in ſpätern Jahren für mich ſelbſt ſoviel Glück gefunden habe, vielleicht doch jenen Wanderungen, als ein Emolument meines ſo gering beſoldeten Dienſtes, ſchuldig geworden.

Auf den einſamen Pfaden, durch Thal und Wald, in den wechſelnden Monaten des Jahres, zog die Natur mich wärmer an ſich, beſchäftigte meine friſchen Sinne, meine erregbare Phantaſie mit ihren ebenſo wechſelnden Erſcheinungen, und gönnte mir die langen Stunden des Wanderns dazu, die Stimmungen der Seele, in die ſie mich verſetzte, ruhig austönen zu laſſen. Eine poetiſche Stimmung überkam mich, begleitete mich, weniger mit dem Drang, ſich in Vers und Reim auszudrücken, als mit Ahnungen menſchlicher Leidenſchaften und Schickſale, einer Welt, die mir dazumal noch in tiefer Dämmerung lag.

Aber welchen Misklang gab es, wenn das Klappern einer verſteckten Mühle oder ein ausgehängtes Wirthshausſchild mich plötzlich an den Accisviſitator erinnerte! Dort ſollte ich nachſehen, ob das eingebrachte Mahlgut die Quittungen über die bezahlte Acciſe am Hals der Fruchtſäcke trug; hier im Keller unterſuchen, ob die lagernden Fäſſer ſich mit den richtigen Papieren legitimiren konnten. Ich ſollte mein glattes, zwanzigjähriges Geſicht gegen die verdroſſenen, unwilligen Mienen der Müllers- und Wirthsleute, der Mahl- und Zechgäſte mit drohender Amtsautorität rüſten, ihren ſtechenden Blicken verbergen, daß es mir ſelber ſo bang wie ihnen war, einen Unterſchleif zu entdecken und zur Beſtrafung bringen zu müſſen. Denn eine Abgabe von den erſten Lebensmitteln, die von den Durchmärſchen der Kriegszeit mit verzehrt wurden, erſchien mir als eine entſetzliche Grauſamkeit. Glücklicherweiſe für den Widerſpruch zwiſchen Pflicht und Ueberzeugung war ich mit den Schlupfwinkeln der Defraudation unbekannt genug, um ohne Scrupel ſeelenvergnügt zu ſein, daß ich nichts fand und nur meine Unerfahrenheit mit dem Ausfall an dem Procent der rohen Einnahme zu büßen hatte. Denn eine einträgliche Sympathie waltete nun einmal zwiſchen einer rohen Viſitation und dem rohen Einkommen.

Zum Erſatze deſſen, was mir zu einem tüchtigen Keller- und Mühlenviſitator, zu einem pfiffigen Aufſpürer von Unterſchleifen und glücklichen Jäger auf Strafantheile abging, war mir etwas verliehen, was mir, bei gerade nicht ſehr gewinnendem Aeußern, die Gunſt und das Wohlwollen guter und freundlicher Menſchen ſehr bald erwarb — eine große Heiterkeit des Gemüths und die argloſeſte Unbefangenheit, mich zu geben und die Menſchen zu nehmen — ein Stoff, möcht' ich ſagen, der ſich auch mit Jahren und Erlebniſſen nicht ganz abgetragen hat. Dieſe Unbefangenheit vertrug ſich ganz gut damit, daß ich doch auch geneigt war, die Menſchen in ihrem Thun und Laſſen zu beobachten, indem ich gar wohl empfand, was mir bei mangelhafter Erziehung fehlte, wo ich zu lernen, was ich mir aus gebildeten Kreiſen anzueignen hätte. Aber es gibt eine Grundanlage oder Verfaſſung des Gemüths, die uns im Gefühl unſerer eigenen Mängel doch nicht zu ängſtlich — mit der Einſicht in die Schwächen anderer doch nicht mistrauiſch werden läßt, und uns unbewußt dazu treibt, dieſe Unebenheiten in und außer uns gerade durch Unbefangenheit im Thun und Laſſen auszugleichen. Vielleicht war auch etwas von dem „Leben und Lebenlaſſen" des achtzehnten Jahrhunderts dem Sohne des letzten Jahrzehnds deſſelben eingeboren.

Wäre eine ſolche Stimmung der Seele wenigſtens eine glückliche zu nennen, ſo durfte ich ihrer froh ſein. Ach! und eine geſunde Jugend, eine früh genug durch Entbehren all der Anhängſel und Nebendinge des Lebens zu innerer Kraft gekommene Jugend — was vermag ſie nicht!

Wenn ich heut in behaglicher Umgebung, unter liebevollen Menſchen, an jene ſchwere Zeit vor der Leipziger Schlacht, bei meinem Einkommen von 250 Gulden, unter dem Druck meiner Häuslichkeit in ſolcher Weltlage zurückdenke, ſo rührt es mich in tiefſter Seele, daß man in ſich ſelbſt ſo heiter, lebensfriſch und glücklich ſein kann, und das erhabene Wort der Schrift: „In euch ſelbſt iſt das Himmelreich!“ hebt unſern Geiſt über all den Wahn und Wuſt einer verworrenen, zerſtreuten, unbefriedigt ſatten Gegenwart hinaus.

Allerdings blieben auch auf meinen einſamen Wanderungen wehmüthige Heimerinnerungen, ſorgenvolle Blicke in die Zukunft nicht aus; aber ſie kamen wie in den kurzen Mainächten jene leiſen Regenſchauer, die nur das junge Grün des Frühlings, die Farben der Blüten in friſchern Glanz ſezen und dem Halm des Brotkorns eine kraftvollere Aehre ſchenken.

Ein ſolcher Schimmer von Fröhlichkeit verbreitete ſich durch die Stuben der Familie Bock, ſo oft ich unerwartet eintrat mit dem Ränzchen, das für mehrere Tage des Aufenthalts die kleinen Kleidungsſtücke enthielt. Und was hatte ich da nicht zu erzählen aus dem Leben und Treiben der Stadt oder vom Liebhabertheater, das mich damals ganz erfüllte und auf welchem eine ſchöne Nichte der Amtmännin mitſpielte! Selbſt der alte Großonkel der Familie, der im achtzigſten Jahre ſtand, ein längſt ausgedienter Prieſter, kam aus der Einſiedelei ſeines Gartenzimmers herbeigeſchlarft und fragte wie immer wieder nach den Familien, mit denen er jung geweſen und die ſchon ausgeſtorben waren.

Aber ich pflegte nicht blos zu erzählen: ich hatte die Unart oder die Lebhaftigkeit, erzählend darzuſtellen und die Rollen des jüngſt aufgeführten Stücks noch einmal durchzuſpielen. Neuere Anekdoten hatte ich ſtets alle Taſchen voll und für die alten brachte ich im Ränzchen neue bunte Jäckchen mit. Mit muntern Einfällen und heitern Repliken war meine vieles entbehrende Jugend geſegnet, und die Wortwitze gereichen ja heute noch meinen Recenſenten zum Verdruß.

Doch mit alledem wußte ich mich zu beſcheiden, ſobald die L'Hombrekarte der Veſperſtunde aufgelegt wurde, der Großonkel ſeinen Seſſel zum Tiſche rückte und der Pater Spiridion vom alten Schloß herüber mit ſeinem nickenden Guten Abend eintrat. Ein Glas mehr wurde neben die Weinflaſche geſetzt, die mit der unabänderlichen Sorte des Tiſchweins gefüllt war. Niemand ahnte, was mich ſo heimlich lachen machte, wenn ich immer wieder fand, daß der Amtmann Bock ausſchließend nur Geiſenheimer trank.

Blos der September 1813 gab einen vollſtändigen Monatsabſchluß meines Controlamts. Der Dienſt hatte nämlich gegen Ende Auguſt begonnen und wurde ſchon vor Ende October durch ein Weltereigniß unterbrochen.

Schon im Laufe des September waren mir im Schildwalde Haufen zerlumpter Franzoſen begegnet, die von dem bei Dennewitz verſprengten Ney'ſchen Corps auf Nebenwegen über den Rhein zu kommen ſuchten, da ſie auf der Heerſtraße, an jeder Etappe, feſtgehalten und zur Armee zurückgeſchickt zu werden fürchten mochten. Sie gingen grüßend an mir vorüber, ohne mich auch nur mit einer Bitte um ein Geſchenk anzufechten. Anders ſollte es mir aber vor demſelben Walde begegnen, als ich mich zum Monatsabſchluß für den October auf den Weg nach Langenſchwarz gemacht hatte.

Die Schlacht bei Leipzig war geſchlagen und die erſten Vorwellen der franzöſiſchen Rückflut ſpritzten eben heran, als ich die Stadt verließ. Ich blieb auf dem nächſten Hügel ſtehen, um mir doch bei ſo guter Gelegenheit ein Bild von der franzöſiſchen Retirade mitzunehmen.

Nun ja, ſeht nur: Huſaren ohne Pferde, Fußgänger ohne Schuhe wandeln und hinken untereinander fort. Jene tragen am Pallaſch ein Bündelchen, dieſe einen welken Torniſter auf dem Rücken. Die Waffengattungen, die Regimentsfarben haben ſich vermiſcht. Angſt und Hunger geben wechſelnde Parole und neue Feldzeichen. Einer um den andern hat ſchon ein Uniformſtück mit einem Bauerwams vertauſcht. Einzelne tragen den Kopf umwunden, manche den Arm in der Binde. Der Tambour hat ſeine Trommel weggeworfen, denn niemand verlangte, daß die Leute Schritt hielten; der rüſtigſte Fußgänger iſt der vorderſte Mann. Auf dem Billetamte werden ſie jetzt artiger ſein, als ſie auf dem Hinmarſche waren, und in den Quartieren werden ſie auch ohne Wein und Weißbrot fürlieb nehmen.

So ſieht's alſo um eine Retirade aus!

Wie ich mit dieſer, mir ſchien's ganz erſchöpfenden Betrachtung weiter dem Dorfe zuſchreite, das am Fuße des Schildwaldes liegt, ſehe ich zu meiner Verwunderung, daß die Bauern ihr Stallvieh den Hohlweg hinauf über die kahlen Felder dem Walde zutreiben und flüchten. Welche ſchreckliche Vorſtellung machen ſich doch gleich die unerfahrenen Landleute von einer Retirade!

So denke ich bei mir: aber noch nie iſt einem ſelbſtzufriedenen Irrthum ſo auf dem Fuße ſeine Zurechtweiſung geworden. Denn kaum weiter geſchritten, höre ich fremdtönenden Zuruf, und zwei polniſche Lanzenreiter gebieten mir Halt. Einer ſchwingt ſich vom Pferd und läßt mich nicht lange im Zweifel, daß er mich durchſuchen will. Mein Ränzchen wird ausgeſchüttelt, die Wäſche auseinander gezogen.

In meinem Amtsbezirke ſtand der Viſitator unter dem Controleur; hier mußte ich mich in die umgekehrte polniſche Dienſtordnung finden.

Während der edle Pole in meiner Taſche die Börſe fand, gelang es mir, das Uhrband zurückzuſchlagen, und wie er mich überall betaſtet, ihm mit eingezogenem Bauche die Uhr unfühlbar zu machen. Der Geldfinder mochte wol kein Metallfühler ſein. Er ſteckte die Börſe ein, beſtieg ſein Pferd, und beide ritten weiter. Es waren fünf Gulden in der Börſe, fünf von meinen 250 Gulden fürs Jahr. Ich hatte mithin etwa zwei Procent meiner Einnahme an das dienſtbare Polen entrichtet und war dafür durch eine Digitalmanipulation mit Contact hellſehend über die Bedeutung einer Retirade geworden.

Ich packte meine ſaubere Wäſche, die kein Bedürfniß für die edeln Polen zu ſein pflegt, wieder ein und nahm nun ſelbſt meinen Rückzug nach der Stadt.

Und freilich erlebte ich nun erſt den reißenden Strom der großen Armee.

Die ſtürmiſchen Bilder jenes Dranges, die drückende Angſt des zurückgebliebenen Typhus gehören nicht zu den Erinnerungen an mein Amt. Erſt tief im November durfte ich daran denken, nachzuſehen, wie es wol im Bezirke Burghaun um die Accise beſtellt ſei. Und jetzt entging ich in der Tiefe des Schildwaldes einem wegelagernden falſchen Koſacken mit ſeinem Bullenbeißer nur durch die gute Finte, daß ich ihm muthig entgegenſchreitend und leiſe ausbeugend mit der feſten Hand in meinem Ränzchen eine verſteckte Piſtole vorſpiegelte. Solche Nachzügler in ruſſiſchem Coſtüm hatten, wie ich hörte, einzelne Fußgänger bis aufs Hemd geplündert. Glücklich genug kam ich alſo zu den Freunden nach Langenſchwarz und wurde, wie einſt die mit einem grünen Zweige zurückkehrende Taube Noah's, mit Jubel empfangen.

Die Retirade hatte ſich nicht bis hierher ausgebreitet. Die Freunde wollten nur, bei ſtiller Nacht, aus der Ferne der Landſtraße die ſchweren Geſchütze fahren und zuweilen den hellen Klang einer Trommel gehört haben. Dafür hatten ſie vielleicht die ganze Angſt vor dunkelm Unheil beiſammenbehalten, die uns, inmitten des großartigen Stroms, durch zerſtreuende Thätigkeit theilweiſe verſchlungen worden. Und was hatten ſie da in den langen

Stunden nicht alles gefürchtet, welche Gelöbniſſe für den glücklichen Vorübergang des Verhängniſſes gethan!

Mit der Acciſe mußte man es glimpflich halten. Die verhaßte Abgabe rührte aus dem Druck der Fremdherrſchaft her, von der man ſich nun befreit fühlen wollte. Der Primas ſelber war raſch aus ſeinem Herzogthum entflohen; er hatte das zu alt gewordene Haupt unter die alte Biſchofsmütze von Regensburg gebracht, und das kaum flügge gewordene Neſtquakelchen ſeiner vielen ausgebrüteten Abgaben hätte ſich im Lande halten wollen?

Nach dem Abzuge der Franzoſen über den Rhein ſtand ein neuer heiterer Himmel über Deutſchland. Die nachfolgenden Heerhaufen der deutſchen Verbündeten glichen nur jenen nach einem Wetter ſich aufrollenden Wolken, die nur leicht durch die blaue Luft nachziehen und nicht mehr mit Blitzen und Schloßen drohen. Neue Hoffnungen grünten auf, ein neuer Muth kehrte in die Herzen der Menſchen zurück. Ein kleines heiteres Ereigniß im befreundeten Hauſe war recht bezeichnend dafür.

Der Großonkel hatte, ich weiß nicht mehr durch welche Verbindung, eine Flaſche echten Jamaicarum aus Bremen erhalten — auch wol eine Taube, die uns die Aufhebung der Continentalſperre verkündigte. Der greiſe Prieſter behandelte die Flaſche ſo feierlich, wie er einſt das Ciborium aus dem Tabernakel gehoben hatte. Dieſe Andacht verdiente eine Wallfahrt, und wir fühlten uns fromm genug geſtimmt.

Eine verwitwete Nichte der Amtmännin, eine noch hübſche, geiſtreiche Frau, war mit zwei kleinen Töchtern zum Herbſtbeſuche gekommen, von der Retirade der Franzoſen überraſcht worden und bisjetzt von ihrer Heimkehr zurückgeblieben. Sie machte den Vorſchlag, daß wir alle, jung und alt, mit Liqueurgläschen zum Großonkel feierlich ziehen und um ein Tröpfchen des koſtbaren Geiſtes flehen ſollten, nur um den erquickenden Hauch des verheißenen Tröſters. Geſagt, gethan! Man konnte es dem Alten anſehen, wie ſehr ihm das Verlangen ans Herz ging. Da mochte aber eine Erinnerung an ſeine frühern Gaſtſpenden als Pfarrer auf dem Lande über ihn kommen, und — wenn er auch nicht einſchenkte, ſo tröpfelte er deſto feierlicher ein. Und da hob die ſchöne Frau den zierlichen Kelch, und wir tranken ihr nach auf das Wohl des Großonkels und auf die Hoffnung, daß er ſich der neuen Freiheit und ihrer Wohlthaten noch lange mit uns erfreuen werde.

Dennoch war hinter jenen ſiegreichen Octobertagen her für den nächſten Winter an der verheerenden Krankheit, die ſich weiter als der drängende Strom des franzöſiſchen Rückzugs verbreitete, ſowie an der vielfach widerwärtigen ruſſiſchen Einquartierung und an den beſorgnißvollen Erwartungen vom Zuge der deutſchen Heere gegen Paris viel und ſchwer zu tragen geblieben. Es gab zu leiden und zu leiſten genug. Erſt als der neue Frühling und mit Ende Mai der Friede kam, erweiterten ſich die Herzen und die Welt. Jetzt kamen auch die Gelöbniſſe in Erinnerung, die man in angſtvollen Tagen gethan hatte.

Der Amtmännin galt es hauptſächlich um eine Wallfahrt nach dem an beſtimmten Marientagen viel beſuchten Maria-Hilfsberg. Das Hauptfeſt fand dort auf Maria Heimſuchung im hohen Sommer ſtatt.

Am heiterſten Julimorgen des dem Feſte vorausgehenden Tages ſetzte man ſich in Bewegung von der Treppe der Schloßkapelle aus, wo Pater Spiridion den Verſammelten den Reiſeſegen ſpendete. Ich begleitete die Amtmännin mit meinem gewöhnlichen Ränzchen, und auf die geringe Zahl der Katholiken rechnend, die Sonntags ſich zur Meſſe einfanden, war ich erſtaunt, ſoviel mit Bündeln bepackte Wallfahrende beiden Geſchlechts von allen Seiten herbeikommen zu ſehen. Es waren proteſtantiſche Männer und Frauen. Welch ein rührender Anblick von Eintracht in frommer Empfindung!

Dieſe Menſchen waren nach ſo vielen gemeinſam überſtandenen Leiden und Aengſten von einem gemeinſamen Dankgefühl — nach ſo plötzlichen Umwandelungen — vom lebhafteſten Glauben an eine göttliche Weltregierung ergriffen. Eine reinere Flamme von Religioſität ſchlug auf. Manche waren auch von ſchwerer Krankheit hergeſtellt und empfanden die Unruhe eines neuen Lebensmuths; andere hatten ſchwere Verluſte erlitten und ſuchten Troſt in Zerſtreuung und Erhebung. Dazu kam der Siegesjubel, den alle Deutſchen — die Hoffnungen vom Frieden — die alle Nachbarn theilten. Die Herzen waren für die ſtärkſten Gefühle und für gemeinſame Intereſſen erweitert. Wo immer ſolcher Jubel, ſolche Andacht, ſolches Selbſtvertrauen einen ergreifenden Ausdruck fanden, ſtimmte alles ohne Schelſucht und Rückhalt ein. Dieſer Ausdruck erſchien heute in einer Dankwallfahrt weniger Katholiken, und ſo ſchloſſen die Proteſtanten ſich an.

Der Thau funkelte auf Wieſen und Wipfeln; die Oſtluft wehte uns mit Waldgerüchen entgegen; der Buchenhain war noch voll Finkenſchlags. Die Wanderer hatten über Mittag heiße Wege zu machen, ehe ſich ihnen zum Troſt das Bergkirchlein aus der Ferne zeigte und ſie endlich das Dorf am Fuße deſſelben erreichten, wo zum Feſt übernachtet wurde.

Das Dorf liegt hart an der Heerſtraße und trug noch die Spuren des franzöſiſchen Rückzugs an den Zerſtörungen umher; in den an Thür und Fenſtern verſchloſſenen Häuſern waren ganze Familien ausgeſtorben. Von allen Seiten trafen bis zum Mondſcheine die Wallfahrer ein. Die Nacht war ſchwül, von Beten und Singen aus allen Scheunen durchhallt, und dazwiſchen in kleinen Pauſen hörte man vom Berg herab wie ein Echo den dumpfen Geſang von Hunderten, die um das Kirchlein übernachteten.

Dies Kirchlein war denn auch bereits überfüllt, als ich in der Frühe des Feſtes den Berg beſtieg. Ich wendete mich einer andern Andacht zu. Drunten lagen die Thäler mit aufqualmenden Nebeln gleich dampfenden Opferſchalen umher. Hinter den nahen waldigen Bergaltären ſtanden rieſige Wolken und legten als hohe Prieſter purpurne Gewänder um, die vor der nahenden Sonne verblichen. Andere Wolken ſchwebten als Leviten zwiſchen den hinterſten Bergen auf und zogen, aus dem Dufte der Thäler gewebt, einen ſchimmernden Schleier empor, hinter welchem die Sonne ihr blendendes Antlitz barg. Die Niederungen erwachten; aus allen Dörfern tönte Geläut, auf allen Feldwegen ward es lebendig.

Da konnte man in einſamer Betrachtung der großen Wallfahrten gedenken, die einſt nach Loreto, nach Rom, nach Paläſtina gingen, ja wol auch der großen heidniſchen Feſte, die in Aegypten, Syrien bis an das hinterſte Aſien mit Umzügen begangen wurden; wie denn zu Hurdwarra, da wo der Ganges ſich in die Ebene von Bengalen ergießt, jährlich an zwei Millionen Menſchen zuſammenkommen, um Andacht und Markt zu halten. Denn das Wallfahrten iſt allen Völkern von der Mutter Erde angeerbt, die ja ſelbſt auf der jährlichen Wallfahrt an den zwölf Sternbildern, den Stationen des Thierkreiſes, vorüber alle ihre Kinder zur Welt bringt. Selbſt unſere Halbgeſchwiſter, die Vögel und Fiſche zumal, werden von dieſer Erbneigung getrieben. Welche erſtaunlichen Pilgerzüge unternehmen nicht vor andern die Heringe an den Küſten der Welttheile vorüber, nur um ſich zu Millionen fangen zu laſſen und uns nach allem ſo lüſternen Menſchen einen Wallfahrtablaß zuzuwenden, ſtatt einen zu gewinnen.

Bald nach unſerer Rückkehr von dieſer Pilgerfahrt ſollte ich denn an demſelben Orte, wo mich erſt die ſchöne Eintracht getrennter Gläubigen ſo erfreut hatte, auch ein Beiſpiel der Beſtrebungen erleben, mit welchen der in demſelben Jahre wiederhergeſtellte Orden der Jeſuiten ſich der reinen Stimmung der Zeit bemächtigte.

Der Amtmann hatte eine Schweſter, deren ich noch nicht gedacht habe, eine rechte Kreuzſpinne von Ausſehen und an den Steuererheber des Orts verheirathet, an jenen Acciſor, der mich gleich am erſten Abende durch eine ungeſchickte Denunciation dem „Muistod“ überlieferte — einen willenloſen Tropf, wie ich ihn ſeitdem im Geſchäfte kennen gelernt hatte. Eines Mittags vertraute mir die Amtmännin, daß dieſer Groſch, der zur reformirten Gemeinde gehörte, zur katholiſchen Kirche übertreten wolle und daß ihn der Pater dieſen Abend aufnehmen werde. Ich war ſchon damals von weitem nicht in der Richtung ſolchen Eifers, aber die Ceremonie intereſſirte mich und ich fand mich dabei mit der Familie ein. Die Aufnahme ging ganz im ſtillen, im Hauſe des Bekehrten, vor ſich und wurde vom Pater mit ruhigem Anſtande verrichtet. Wenn ich aber die alberne Miene des Neubekennenden und ihm gegenüber den geſpannten, überwachenden Blick ſeiner Gemahlin betrachtete, ſo dachte ich an Adam und Eva im Paradies und an die Kantiſche Kategorie von Urſache und Wirkung, in einem Ehepaar perſonificirt.

Dieſer Vorgang, ſchon am nächſten Morgen im Orte bekannt, verdroß die Familien des Pfarrers und des Fabrikanten und ſtörte in etwas das gute Vernehmen mit dem Hauſe des Amtmanns. Da man es aber mit dieſem nicht verderben mochte, ſo hielt man mit dem heimlichen Verdruß am wenigſten gegen den Controleur zurück, wo der Aerger gerade am wenigſten treffend angebracht war.

Indeß — was fochten mich jene grollenden Familien an, während ich im Amtshauſe mich jetzt auch in ein Verhältniß ſetzte, das mir erlaubte, für ſo viel Freundlichkeit, als ich empfing, einigermaßen erkenntlich zu werden. Der Knabe, das Böcklein, wuchs heran, und ich übernahm es, ihn bei ſeiner geringen Begabung für die höhere Schule vorzurichten, die zu beſuchen er demnächſt zu Verwandten in die Stadt gethan werden ſollte. Um ſo unbefangener konnte ich all das Gute mitgenießen, wozu in der hoffnungsvollen Zeit Beſuch auf Beſuch ins Haus kam. Da wurden Landpartien gemacht nach dem nahen Schlitz, in den Schloßgarten des Grafen Görtz, nach dem Richthof, einer anmuthigen Beſitzung des Grafen, und zu nachbarlichen Pfarrersfamilien; Spiele und Neckereien unter den jungen Leuten wurden von der heitern, witzigen Hausfrau begünſtigt, und der Ton der damaligen fuldaer Geſellſchaft war nicht allzu ängſtlich. Einmal fanden ſich auch zwei dem Hauſe verwandte Bräute auf einige Zeit hier ein; die Bräutigame gingen ab und zu, und da die weniger hübſche ſehr glücklich und ſentimental — die ſehr ſchöne aber misvergnügt und widerſtrebend ſich betrug, ſo fehlte es für uns andern nicht an den ergötzlichſten Auftritten.

So kam es denn, daß, je unbedeutender mein Amt wurde, deſto reichlicher die Emolumente ausfielen, wofür ich mir all das Angenehme gelten ließ.

Erfahrener aber, wie ich jetzt im Hauſe war, konnte ich doch wahrnehmen, daß über das heitere, gutmüthige

Geſicht der Frau Luiſe zuweilen auch ſtille, trübe Wölkchen zogen. Waren es Erinnerungen an die Propſtei Zell — an jene ſtillen Mauern der pröpſtlichen Wirthſchaft? Oder kamen ihr aus der Geſchäftslage ihres Mannes Beſorgniſſe einer Verwickelung entgegen? In dieſem Falle trafen ihre Ahnungen nur allzu bald ein.

Aus der öſterreichiſchen Generalverwaltung des Großherzogthums Frankfurt war das Fürſtenthum Fulda in preußiſche Adminiſtration übergegangen, und der Geheimrath von Motz, der nachmalige preußiſche Finanzminiſter, als Commiſſar am Ruder. Das Rechnungs- und Kaſſeweſen des Amtmanns Bock war ins Auge gefaßt und ein Adminiſtrator beſtellt worden; die ſtarken Rückſtände ſollten unterſucht werden, und unerwartet erhielt ich im October 1815 von Herrn von Motz den Auftrag, zur Beſchleunigung dieſer Unterſuchung dem Adminiſtrator Beihülfe zu leiſten.

Dieſer Auftrag kam mir von mehr als einer Seite in die Quere. Nach meiner unachtſamen Weiſe berechnete ich nicht, welche ſchöne Gelegenheit mir geboten war, mich bei dem ſo einflußreichen Manne zu einer Beförderung zu empfehlen; noch weniger aber hätte ich ahnen können, daß ich gerade durch ein ſo bedenkliches Ablehnen des Auftrags die wünſchenswertheſte Beförderung einfädelte. Wirklich lehnte ich denſelben mit der ſchriftlichen Erklärung ab:

„Seit zwei Jahren, als ich bei der Acciſeregie angeſtellt bin, habe ich ſtets, ſo oft ich im Diſtrict für meine Geſchäfte anweſend war, im Hauſe des Herrn Bock gewohnt. Ich werde heute noch als Hausgenoſſe und wie Familienmitglied betrachtet, und ſtehe in Verbindungen mit demſelben, die ſich nicht plötzlich abbrechen laſſen. Ich halte mich nicht für unbefangen genug, ein Geſchäft zu führen, bei welchem in den Augen der vorzuladenden Reſtanten, die mein Verhältniß zum Bock'ſchen Hauſe kennen und als Acciſanten zugleich meine Untergebene ſind, wenn auch nur ein kleiner Schimmer von Zweideutigkeit auf mich fallen könnte; ich halte mich nicht für dankbar genug, ein Geſchäft zu übernehmen, das für den Mann, dem ich mich verſchuldet fühle, noch einen ungewiſſen Ausgang hat.“

Der Auftrag wurde mir abgenommen, und ich konnte ſo vergnügt wie der unbeſonnenſte Menſch an einer Phantaſie theilnehmen, die uns Dilettanten der Bühne aufs lebhafteſte beſchäftigte. —

Doch mit dieſer jugendlichen Beeiferung berühren wir ſchon ein neues politiſches Ereigniß, infolge deſſen auch meinen Federn, nach beiden Seiten hin, ein neues Wachsthum bevorſtand.

Weiter zurückblickend iſt mir das Jahr nicht mehr erinnerlich — es mag aber während der Länderentſchädigungs-Verhandlungen in Regensburg geweſen ſein, — daß zum erſten mal in unſerm fürſtbiſchöflichen Fulda der Schreck auskam — wir würden heſſen-kaſſeliſch werden.

Es ging die Rede, das geiſtliche Fürſtenthum ſollte ſäculariſirt werden, und dem nachbarlichen Landgrafen Wilhelm IX. die Kurwürde zugedacht ſein. Und allerdings ſchien der Caſtorhut des Fürſtenthums Fulda ganz paſſend gelegen, um, an den Landgrafenfilz angereiht, einen Kurhut zu Stande zu bringen.

Das obgleich geographiſch ganz Paſſende blieb aber in Fulda doch immer ein politiſcher Schreck, — bald ein katholiſcher vor dem reformirten Heſſen, bald ein ſocialer vor dem ſtrengen Soldatendienſte. Ich ſelbſt war ein aufgeſchoſſener Knabe und wurde von den Meinigen bereits mit bekümmerten Blicken auf das Rekrutenmaß angeſehen. Immer hieß es wieder: Jeder heſſiſche Burſche muß ein roth Halsband tragen ſein Leben lang. Die alten Geſchichten von den nach Amerika verkauften Soldaten kamen dazu, und die guten Fuldaer wollten lieber unter einem Krummſtab auf die Weide, als unterm Säbel nach Amerika gehen, um einem Fürſtenhauſe engliſche Subſidien einzutragen. — Vor Einem bangte man damals noch nicht: daß man nämlich in Deutſchland ſo regiert werden könnte, um freiwillig nach Amerika auszuwandern.

Am Ende war Heſſen-Kaſſel für Fulda nur ein falſches Gerücht — wiewol doch auch ein ungeahnter Zukunftswink geweſen. Denn nach der kurzen Regierung des viel ſchaffenden Prinzen von Oranien und hinter dem gern ſchenkenden Fürſt-Primas her wurde Fulda auf der neuen Karte Deutſchlands, die der Wiener Congreß entwarf, in der That mit den heſſiſchen Farben umgrenzt.

Es gedenkt mir nicht mehr, wie diesmal ſolche Erwartung aufgenommen wurde. Der Druck einer ſchweren Zeit hatte ſo hart auf dem kleinen Staatskörper gelegen, daß ſeine Glieder ſozuſagen taub geworden und die Herzen unter ſo raſchen Wechſeln des Regiments wenig empfänglich für Furcht und Hoffnung geblieben waren. Die Einſichtsvollen mochten vielleicht bedenken, daß jetzt wol eine zugleich ſchaffende und ſchenkende Humanität noth thäte, und daß es zum Schenken und zum Schaffen der neuzuerwartenden Herrſchaft wenigſtens nicht an den Mitteln, wenn nur nicht am Willen fehlen werde.

Und warum am guten Willen zweifeln? Siechte doch Fulda ſchon länger durch die ihm entzogenen Nahrungsquellen der Reſidenz, von denen es jahrhundertelang ausſchließend gelebt hatte, und blutete jetzt friſch von der zerfleiſchenden Hand des Wiener Congreſſes. Angeſichts ſolcher Tage — wer hätte nicht auf die raſch ausgleichende Gerechtigkeit des Staats oder der Fürſten gehofft? Ja, durfte man nicht erwarten, daß die ganze gewöhnliche Staatsklugheit, um eine neue, mistrauiſche, vielleicht abholde Bevölkerung zu gewinnen, noch etwas zum Ueberfluß thun werde, wie Preußen ſich ſo ſehr um das Vertrauen der Rheinlande bemühte?

Andere Betrachtung wird wol in den klerikalen Kreiſen laut geworden ſein. Ich hatte aber, offen geſtanden, nie weniger als damals offenes Ohr für dogmatiſche Diſſonanzen oder kirchenpolitiſche Fugen. Das Theater und ein dunkler, rathloſer Drang zu poetiſcher Production hatten mich ſo ſehr eingenommen, trieben mich ſo zerflatternd umher, daß ich nicht einmal zur Ueberlegung kam, wie nothwendig es ſei, gerade einen neuen Umſchwung der Dinge zur Sicherung meiner Zukunft durch eine Anſtellung mit Klugheit zu benutzen. — In der That ſteht denn auch meine lebhafteſte Erinnerung von damals mit unſerm Theater in Verbindung. Ich theile ſie mit.

Das erſte Gerücht über unſere Beſtimmung hatte ſich unerwartet dadurch auf die unglücklichſte Weiſe entſchieden, daß Fulda nicht in ſeinem ganzen uralten Beſtande, ſondern in drei Theile zerriſſen, nur mit der größern Portion an Kurheſſen kommen ſollte. Zwei fruchtbare Aemter fielen an Baiern, andere an Weimar, die Stadt Fulda gehörte zum heſſiſchen Drittheil. Das Ende des Jahres 1815 rückte heran, und mit dem Februar 1816 ſtand die heſſiſche Beſitzergreifung des Landes bevor. Da trat in einer Abendprobe auf unſerm Theater eine altheſſiſche Erinnerung in Geſtalt eines Geſpenſtes an uns heran. Wir ſchwärmten nämlich ſchon lange für eine Aufführung des Trauerſpiels „Kabale und Liebe“ von Schiller. Nun hieß es, *das Stück ſei in Heſſen verboten und dürfe nie aufgeführt* werden. Wir mußten nun gleich jener zweiten Scene im zweiten Act des Stückes gedenken, in welcher ein alter Kammerdiener des Fürſten der Maitreſſe deſſelben ein Schmuckkäſtchen überbringt. — „Menſch!“ ruft Lady Milford, „was bezahlte der Herzog für dieſe Steine?“

„Sie koſten ihm keinen Heller!“ antwortet finſter der Alte.

„Was? Biſt du raſend? Nichts? und — du wirfſt mir ja einen Blick zu, als wenn du mich durchbohren wollteſt! Nichts koſten ihm dieſe unermeßlich koſtbaren Steine?"

„Geſtern ſind 7000 Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen alles."

„Mann, was iſt dir? Ich glaube du weinſt?"

„Edelſteine wie dieſe da — ich habe auch ein paar Söhne darunter."

Unſere junge Kameradſchaft war bisjetzt blutwenig um altheſſiſche Verhältniſſe bekümmert geweſen. Von den veramerikanerten Landeskindern hatten wir wol gehört, wußten aber nicht, wie ſich „Edelſteine wie dieſe da" in Kaſſel verwerthet hatten. Uns ſtand nur feſt, daß das Trauerſpiel in Altheſſen verboten ſei und daß es mithin — wenn irgend, vor dem Thorſchluß aufgeführt werden müſſe. Das bekannte Nitimur in vetitum war keine Triebfeder, ſondern das Verbot half uns nur über die bisherigen Schwierigkeiten der Aufführung hinaus. Seltſamerweiſe ſollten wir aber auch jetzt noch die dramatiſche Kabale und Liebe nicht ohne wirkliche Kabale und Liebe durchbringen. Coudray verlangte die Rolle der Luiſe für ſeine Frau; wir aber in unſerer republikaniſchen Einrichtung hatten dieſelbe einer reizenden Joſephine zugetheilt, in deren ſchönes Geſicht wir insgeſammt vergafft waren. Wir boten alle Finten auf. Coudray zog ſich zurück. Und allerdings hatte Joſephine als jüngſte Acquiſition noch keine Talentprobe für eine ſo wichtige Rolle gegeben und beſaß auch für eine Luiſe Miller zu wenig ſchlanken Wuchs und zu viel — „Büſte". — Man verzeihe, beiläufig, das Wort, das in jene Zeit nicht paßt, womit aber unſere prude Geſellſchaft den warmen Gegenſtand, den es bezeichnet, durch die Erinnerung an Marmor oder Gips für die Phantaſie abzukühlen liebt. — Kurz, der Erzähler dieſes übernahm die Regie des Stücks, und wir ſetzten es ſo glänzend durch, daß es wiederholt werden mußte.

Am 5. Februar 1816 wurde denn die heſſiſche Portion des zerlegten Landes von dem Oberappellationsgerichts-Präſidenten Schenk von Schweinsberg in Beſitz genommen. Fulda kannte dieſen ehrenwerthen Mann aus der oraniſchen Zeit. Er war, zum Geheimrath des Prinzen von Oranien gehörig, auch nachdem ſein Fürſt in der preußiſchen Armee gegen Napoleon ein Commando geführt hatte, in Fulda zurückgeblieben, von den einrückenden Franzoſen feſtgenommen und nach Mainz gebracht worden. Nun erſchien der letzte jener geprieſenen Regierung als Verkündiger einer neuen Herrſchaft. Es war derſelbe Stern, der dort am Abend untergegangen nun am Morgen aufging. Ein Vertrauen, eine Hoffnung erwachte in der gebeugten Bevölkerung. Was man ſich auch von der feſthaltenden, karg verſchloſſenen Hand des neuen, reichen Landesherrn erzählte: der Name Schenk war an der Perſon ſeines erſten Abgeordneten vorbedeutſamen Klangs, hingeworfen als lebendige Zuſage von Hülfe und fürſtlicher Wohlthätigkeit.

Die frohe, friſchgrünende Aufregung der Herzen muß damals weitgegangen ſein; denn ſelbſt ein alter verkommener Sonderling von Advocaten — Diez mit Namen — fühlte ſich poetiſch, ja prophetiſch angeregt und gab's in gedruckten Reimen von ſich. Noch einmal erhob ſich, wenn freilich auch wunderlich genug, der alte

Hageſtolz aus ſeiner gedrückten Vergangenheit, denn ein unbedachter Jugendwitz war ihm lange auf allen Unternehmungen nachgetragen worden. Als junger Burſche hatte er nämlich vom fürſtbiſchöflichen Kanzler Kaiſer, dem Vater des ebengenannten Inſpectors, in derbem Ausdrucke behauptet: derſelbe beſchere jedes Jahr ſeinem Hauſe ein Kind und dem Lande ein neues Geſetz, und eins ſei ſo dumm wie das andere. Nach und nach wuchſen aber dem unglücklichen Witzbolde auf geiſtlichem und weltlichem Boden des Kanzlers Söhne über den Kopf und wollten die inzwiſchen eingegangenen Geſetze durchaus nicht als Maßſtab ihrer Geſcheidtheit gelten laſſen. Darüber war Diez vereinſamt und verkommen, und nicht blos hatte ſich ihm ein unausrottbares Schnupftabacksbeet unter der Naſe angeſetzt, ſondern auch in ſeinen Manieren manches Bizarre ſich ausgebildet. Und ſiehe da! — ſelbſt ein ſolcher morſcher Weidenſtamm trieb im neuen Frühlingsdrange aus ſeiner verwitterten Borke poetiſche Reiſer mit Palmenkätzchen. Prophetiſchen Auges, das freilich nicht bis zur Zeit der beſtrittenen gemiſchten Ehen reichte, verkündigte er in einem Lobe Heſſens das Heil, das aus glücklichen Verbindungen der katholiſchen Töchter Fuldas mit Heſſens tapfern Söhnen erſprießen werde. Nicht blos ſo drollig wie in einem frühern Gedicht auf Preußen, worin es hieß:

Ja Lob und Ehr' und Preis
Gebührt fürwahr dem tapfern Preuß!

ſondern auf die tollſte Weiſe, ebenſo unanſtändig als ernſt gemeint, waren im heſſiſchen Gedichte zwei Reimzeilen ausgefallen, die unter Männern lange Zeit mit Lachen memorirt blieben. Mittheilen laſſen ſie ſich nicht, aber ſie beſagten, auf welche phyſiologiſch anſchaulichſte Weiſe in neuen Ehebündniſſen die ſchönen Fuldaenſerinnen

Religion und Vaterland vereinen

würden.

Nun aber die Ankunft des alten Kurfürſten zur Einnahme der Huldigung im Laufe des Monats Mai bevorſtand, beeiferte ſich alles zu einem glänzenden Empfang. Unſer Liebhabertheater durfte durchaus nicht zurückbleiben. Wir waren an fürſtliche Beſuche gewöhnt und bezweifelten nicht, daß der Kurfürſt da, wo der Primas geſeſſen, einen Sitz allergnädigſt einnehmen werde. An dies neue Zuſatzwörtchen „aller", als Aufſtufe zu Huld und Gnade, hatten wir uns ſchnell gewöhnt, ebenſo wie an die Bezeichnung Großherzogthum Fulda, das durch diplomatiſche Kunſt aus einem Fürſtenthum entſtanden war, nachdem dies erſt noch ſchöne Aemter an Baiern und Weimar verloren hatte. Indem ſich aber alle Etikette ſo erweiterte, und die Bedeutung der Feier ſelbſt ſich erhöhte, durften wir uns nicht, wie bei frühern primatiſchen Feſten, auf einen Prolog beſchränken: nein, es mußte allerwenigſtens ein artiges Feſtſpiel herausſpringen.

Da entdeckte ſich in der ältern fuldaiſchen Geſchichte eine kleine Begebenheit, die ſich als vorbedeutſam in Bezug auf den jetzigen politiſchen Vorgang mit leichter Feder und Erfindung zu einem kleinen Theaterſpiel verarbeiten ließ. —

Beim Ausbruche der Reformation Luther's war nämlich Hartmann von Kirchberg, früher Domherr in Mainz, Fürſt und Abt zu Fulda, — ein Mann von Geiſt und Kenntniſſen, angeſehen beim Kaiſer Maximilian und dem päpſtlichen Legaten Raimund, mehr auf politiſche als geiſtliche Dinge gerichtet, unthätig beim Eindringen der neuen Lehre auf verſchwenderiſchem Fuße lebend. Einem ſolchen Manne kam es erwünſcht, als der ihm befreundete Abt Volbert in Hersfeld, müde der Streitigkeiten mit ſeinen Geiſtlichen und den Abteiuntergebenen, ſich mit ruhigem Einkommen zurückzuziehen wünſchte. Hartmann ergriff dieſe Gelegenheit, Hersfeld mit Fulda zu vereinigen. Der Kaiſer ſtimmte zu und verwendete ſich dafür in Rom; nur die Hersfelder ſelbſt widerſetzten ſich. Hartmann aber unterwarf ſich dieſelben mit bewaffneter Hand, legte eine Beſatzung auf den nahen Petersberg und ließ ſeinen Dechanten Philipp Schenk von Schweinsberg als Statthalter zurück.

Alſo auch ſchon hier ein Schenk! — Dies der hiſtoriſche Boden!

Mit dem bewaffneten Zuge gen Hersfeld beginnt das Feſtſpiel. Ritter und Knappen lagern beim Imbiß an der Fulda, die bekanntlich auch bei Hersfeld hinzieht. Man beſpricht nach munterm Geſang das Vorhaben des Abtes und die Lage der Dinge, bis die nahen Pferde unruhig, ſchnaubend, ja ausreißend eine geiſterhafte Erſcheinung wittern. Unter ſäuſelnden Tönen erhebt ſich die Nixe der Fulda, um das Mislingen des Unternehmens, das Zerfallen der Vereinigung vorauszuſagen.

Voreilig ausgepflegt zerfällt das Werk.
Doch eine Bedeutung hat es: es bleibt
ein flüchtig Bild der künftigen Geſtaltung.

Und nun verkündet ſie feierlich:

Der Buchen und der Katten Nachbarſtämme
Wird ein geliebter Fürſt verbinden, mächtig
Der Grenze heilig tiefe Furche tilgen!

Den Namen und die Zeit dieſes Fürſten will ſie nicht nennen und gibt nur als Wahrzeichen den Namen Schenk, den jenes wie des jetzigen Fürſten Bote tragen werde. Ihre Weiſſagung malt ſich aus in achtverſigen Strophen und ſteigert ſich zu ſtürmiſchem Geſange, mit dem ſie, den Sturm ſchwerer Zeiten verkündend, unter Blitz und Donner verſchwindet.

Im zweiten Act treten in friedlicher Landſchaft drei wackere Landleute auf. Das Ungeſtüm der Zeiten, der Fremden Druck iſt vorüber, ein fruchtbarer Frieden ſteht bevor unter mildem Scepter, den die Treue der Völker ihren Fürſten wiedererrungen hat. Und gerade jetzt wollen ſich die alten Nachbarn trennen.

Verlaſſen iſt das Land und ohne Herrn,
Mich nimmt ein edler Fürſt in ſeine Hände,

ſagt Ulſter, der nach Weimar zieht,

Und ſüdwärts ſchließ ich mich an ſchöne Länder,

erklärt der bairiſch gewordene Bauer Sinn. — Vergebens ſucht der fuldaiſche Buchen ſie mit Hinweiſung auf jene alte Weiſſagung feſtzuhalten; dieſe iſt zu unbeſtimmt; die klugen Bauern nehmen das Gewiſſe fürs Ungewiſſe, und Buchen ſchaut ihnen klagend nach:

Sie gehn gelaſſen fort und fühlen nicht
Der Trennung Wunde, die noch lange brennt.
Nur langſam heilend wird bei jedem Wetter
Sie oft mit dumpfem Leide ſchmerzend werden.

Da bringt ein fröhlicher Zug von Landleuten den alten lieben und biedern Nachbar Schenk herbei, der die Verlaſſenen und Verwaiſten beklagt und das Glück preiſt, deſſen ſie unter ihrem wieder zurückgekehrten Fürſten froh ſind. Da ſäuſelt es im Schilfe des Ufers, tönt es in den heitern Lüften, und die Nixe erſcheint wieder — ſo hübſch und jung noch wie vor etlichen Jahrhunderten.

Ha! welch ein Anblick!
Im neuen Strahl der Sonne liegt
Die Erde glänzend da!

beginnt ihr Recitativ und geht in eine fröhliche Arie über, worin das Wohlgefühl, zwiſchen grünen Auen und blauem Himmel, zwiſchen Luſt und Sehnen zu ſchweben, ſich ausſpricht. Dann redet ſie die erſtaunten Landleute an, erinnert an die alte Weiſſagung, die unter ihnen ſich fortgeerbt, und auf Buchen's Frage: ob ſich denn jetzt die glückliche Zeit erfülle, ruft ſie aus:

Seht ihr nicht an der Blumen friſchem Glanze,
Daß ich ein Feſt euch ſchnell bereitete?
Seht ihr die Welle nicht in munterm Tanze,
Die nie ſo fröhlich weilend gleitete?
Mich ſelber ſchauet ihr in buntem Kranze,
Wie ich entzückt die Arme breitete:
Die neue Erde trunken zu umfangen,
Trieb mich aus tiefen Fluten das Verlangen.

Nun weiß man ja ſchon, daß in einem Feſtſpiel ohne Blumenkränze und Bäume auf keinen grünen Zweig zu kommen iſt, und daß ich daher als junge Grasmücke nicht leicht anders zwitſchern konnte, als wie die alten geſungen; und ſo fuhr dann die Nixe fort:

Hier hab' ich in den trüb bewegten Tagen
Zwei Nachbarbäume groß und breit gepflegt;
Daß ſie empor in weite Gegend ragen,
Hab' ich mit jeder Sorge ſie gehegt.
Zwei Völker werden ſo mit ihren Klagen
In Eines guten Fürſten Hand gelegt.
Hat milden Boden erſt ihr Stamm gefunden,
Mit Liebe ſind die Zweige bald verbunden!

Und wie nun dieſe ſymboliſche Handlung mit Kränzen und Gewinden vorgenommen wird: ſo faßt ſich das frohe Völkchen Hand in Hand, und die Nixe ſegnet den Bund und erfleht vom Schickſal eine glückliche Zukunft. Natürlich ſtellt ſich denn im rechten Augenblick der unvermeidliche Opferaltar ein und entzündet ſich mit Inſchrift und Opferflamme. Der Chor ſingt:

Iſt das Rettende gelungen,
Nun, ſo werde Dank geſungen,
Jede Freude werde kund!
Hör', o Fürſt ſie, — Herz und Zungen
Sind bei uns in Einem Bund!

Die Nixe aber, eingedenk, daß die Fulda auch an Kaſſel vorüberfließt, ſingt:

Wie mit anderen Gefühlen
Treib' ich fröhlich nun die kühlen
Wellen auf der alten Bahn!
Biſt du fern, die Ferne find' ich,
Und die neuen Kinder bind' ich
Feſter deinem Herzen an!

Das mit den „kühlen Wellen“ war im bildlichen Wort ein Misgriff! Der Chor fällt dann noch einmal ein und dann der Vorhang herab.

Dies im allgemeinen der Gang des Feſtſpiels! Der Titel deſſelben: „Die Erfüllung“, hatte etwas diplomatiſch Feines; ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin. Die Muſik, wirkſam und anſprechend, rührte von einem ältern Freunde, dem als Componiſten nicht unbekannten Cantor Michael Henkel her. Die Decorationen machten nicht viel Mühe; deſto überlegter war der ungewöhnliche Anzug der Nixe, von deren Mutter beſorgt, die aber auf dem feſten Lande wohnte. Als Nixe erſchien wieder dieſelbe Joſephine, die ſich als Luiſe Miller recht brav gehalten hatte. Als Sängerin beſaß ſie einen prächtigen Sopran und gute Schule. Weniger vortheilhaft war auch hier wieder ihre Geſtalt; ja die Glieder, die ſich unter dem Bürgerkleidchen der Luiſe verſteckt hatten, traten hier im Tricot frei hervor. Aber allerliebſt war das Röckchen gemacht, das aus dem Schilfgewinde bis nahebei auf die Knie herabfloß. Floß mußte man ſagen; denn die unzähligen Fäden aufgereihten weißen Schmelzes über der weißen Atlasunterlage ſpielten wie mit unaufhörlich rieſelnden Waſſertropfen, ſodaß man ein wahres Waſſerröckchen zu ſehen glaubte. Bei dem allen blieb aber die Erſcheinung mehr reizend als ideal, und man konnte an die Worte in Goethe's „Fiſcher“ denken:

> O wüßteſt du, wie's Nixlein iſt
> So wohlig auf dem Grund!

Ihre Bewunderer mochten dabei aus demſelben Gedicht die Worte auf ſie anwenden:

> Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
> Nicht doppelt ſchöner her?

Unglücklicherweiſe war nun aber die Nixe die einzige Frauenrolle in dem Spiel, und dies erregte einen kleinen Neid oder Eifer bei den übrigen Damen des Theaters. Entweder daß auch ſie gern an dieſem Tage ihre Huldigung darbringen wollten, oder daß man ſich das Erſtaunliche davon verſprach, an dem Feſtabende ein Stündchen in der Maiſonne der fürſtlichen Huld und Anerkennung zu verweilen. Mairegen und Sonne gelten ja für ungemein fruchtbar. Genug, man verlangte die Zugabe noch eines Stückes, das ſich gut beſetzen ließe. Die Regie war in Verlegenheit, aber es ſchien grauſam und ungerecht, den Verlangenden zu ſagen: Ihr bleibt aus der fruchtbaren Sonne fort! Nun aber eingenommen von ſo vielem, beengt bei der Auswahl eines Stückes von Erwägungen aller Art, thaten wir zuletzt, um es recht gut zu machen, gerade den ungeſchickteſten Griff nach einem Luſtſpiel voller Plattheiten, — ſo verblendet dabei, daß wir in den wiederholten Proben auch gar nichts von den Unziemlichkeiten, ja von manchem Anzüglichen darin bemerkten. So ſpielte der Zopf, dies vielbelächelte Wahrzeichen des alten Herrn, eine Rolle im Stück, und es war von einem aufzuhauenden Knoten die Rede, was leicht an das auffallende Gewächs an der Wange des Fürſten erinnern konnte.

Alles war denn endlich eingeübt und ſchlagfertig. Am Abend erſchien der Kurfürſt und der Kurprinz mit Gefolge und nahmen die erhöhten Sitze ein.

Das Feſtſpiel lief ohne Anſtoß ab und hinterließ den beſten Eindruck. Es hätte für den Tag und für den Geſchmack beider Fürſtlichkeiten dabei bleiben ſollen.

Nun kam aber das Luſtſpiel, und es bedurfte gerade der feierlichen Stimmung vor und hinter den Bühnenlampen, um uns endlich, wiewol zu ſpät, hellſehend über unſern Misgriff zu machen.

Doch hielt der „Herr“ allergnädigſt aus, und als hinter ihm her ſich das Haus entleerte, lag die herrlichſte Mainacht über dem Schloßgarten und athmete im jungen Grün der Lindenallee.

Die Höflinge, welche Verbindungen in der Stadt hatten, ſprachen ſich ſehr höflich über die allerhöchſte Aufnahme des Feſtſpiels aus. Sie lächelten über das nachgehinkte Stück und fanden nun zu den vielen Anzüglichkeiten, die wir ſelbſt entdeckt hatten, ſogar im Titel des Stücks: „Drei in Einem“, noch eine politiſche Anſpielung auf die Theilung des Fürſtenthums unter drei regierende Herren.

Als wir Dilettanten und Feſtgeber uns endlich über das Glück und Misgeſchick des Abends beruhigt hatten, fiel uns doch ein, daß ein huldvolles Wort, ein allergnädigſter Dank des Kurfürſten nicht erfolgt war, und wir dachten an den Fürſt-Primas. — „Iſt kein Dalberg da?“

Der Dichter des Feſtſpiels, von Haus und Herzen ſehr anſpruchslos, war ohne weitere Erwartungen mit dem guten Erfolg ſeiner erſten dramatiſchen Production zufrieden; was aber die Nixe der Fulda dachte, welcher Traum ihr zerrann, als unter ihrem Scherchen das Waſſerröckchen ſich löſte, und von den hundert und hundert Fäden der aufgereihte Schmelz des Feſtes zuſammentröpfelte, — weiß ich nicht. Sie blieb übrigens längere Zeit im beſten Andenken bei alten und jungen Herren, die ſich an der ſchönen Harmonie und Fülle des Soprans und der Waden einer heimatlichen Waſſerjungfer gar ſehr erbaut hatten.

Noch länger unvergeßlich blieb uns der herrliche Mai. Mir ſelbſt gedenken kaum heiterere aber auch heiſerere Maitage als jene des Jahres 1816. Kaum aber war der Hof aus der hoffenden Provinz nach der Reſidenz zurückgekehrt, als der Himmel unaufhörlich herabgoß, und im Monat Juni alle Blüte und Hoffnung des Jahres zu erſäufen drohte.

So begann die neue Aera mit den traurigen Ernten des Jahres 1816. Die Angſt vor dem darauffolgenden Hungerjahre war groß, und mancher unzufriedene Fuldenſer mochte an Vorbedeutungen auf die politiſche Zukunft der Stadt glauben.

Bald hierauf wurde mir zur Abwechſelung meiner poetiſchen Feder mit einer geſchäftlichen ein beſonderer Auftrag ertheilt.

Die Koſacken hatten bei ihrem flüchtigen Beſuche der Stadt unter der franzöſiſchen Retirade die Wohnung des geweſenen franzöſiſchen Domänendirectors Gentil durchſucht, und da ſie den Mann ſelbſt nicht mehr fanden, um ihn zum Fenſter hinauszuwerfen, ſo hatten ſie dies mit ſeinen Acten gethan.

Doch waren dieſe ſchnell aufgeſammelt und in einer Stube des Landesarchivs zu einem Papierberge aufgeſchichtet worden. Darunter befanden ſich auch die Verhandlungen, die der franzöſiſche Adminiſtrator mit verſchiedenen Fürſten und Grafen wegen Rückzahlung der Kapitalien gepflogen hatte, welche ſie an die kurfürſtliche Cabinetskaſſe ſchuldeten, — Ausſtände, die Napoleon nach Beſitznahme von Heſſen als ſein Eigenthum anſah.

Dieſe Geldſache war dem nun zurückgekehrten Kurfürſten eine große Angelegenheit, und ich erhielt von dem kurheſſiſchen Commiſſar, Präſidenten von Porbeck, den Auftrag, dieſe beſondern Actenſtücke auszuleſen und nach den verſchiedenen Schuldnern zuſammenzuſtellen.

Wer in franzöſiſche Acten und Handſchriften geblickt hat, weiß, was das für eine Schererei iſt. Ein erquickendes Erlebniß iſt mir daher lebhaft in Erinnerung geblieben, daß ich nämlich in jener Stube von Stephan Schütz, aus Weimar, ein Päckchen mit deſſen „Taſchenbuch der Freundſchaft und Liebe für 1817" und den „Wintergarten" erhielt — zwei Büchlein, die ich nicht aufhören konnte mit Wohlgefallen zu betrachten, weil darin ein paar lyriſche Kleinigkeiten von mir aufgenommen waren.

So begegneten ſich denn hier zwei Weltereigniſſe, daß nämlich Deutſchland aus dem franzöſiſchen Druck, und ich zum erſten male aus der deutſchen Preſſe hervorgegangen war!

Indeß geſchah es doch nicht aus Uebermuth, ſondern nur aus der alten, blöden Gedankenloſigkeit, daß ich abermals verſäumte, mit meiner fertigen Arbeit mich den kurheſſiſchen Commiſſaren vorzuſtellen und zu empfehlen. Gottlob! daß für ſo unmündige Schwabennaturen eine höhere Vormundſchaft zu beſtehen ſcheint!

Denn ſo muß ich es anſehen, daß mir eben jetzt zwei unerwartete Anerbietungen entgegenkamen.

Die drei Regierungen, die ſich in das Fürſtenthum Fulda theilten, mußten natürlich nach Verhältniß ihrer Antheile auch Schulden und Diener des Landes übernehmen. Die Ausgleichungscommiſſare ſuchten dabei jeder ſeinen Vortheil, das heißt den Vortheil ſeiner Regierung zu wahren. Es erſchien daher ſehr wohl gemeint, als mir der weimariſche Commiſſar antrug, mich für weimariſchen Dienſt mit 300 Thalern zu übernehmen; denn er bot damit über die Hälfte mehr, als ihm an meinen 250 Gulden Gehalt zugute kam. Dennoch konnte ich mich nicht entſchließen, mit nur 300 Thalern nach Sachſen überzuziehen, da ich nicht für mich allein ſtand und die abzubrechende Häuslichkeit nicht unter fremde Verhältniſſe paßte.

Ich weiß nicht mehr, welcher beſſern Wendung meines Geſchicks ich mich getröſtete, als ich eines Spätabends von einer Theaterprobe zu dem mit der Organiſation der fuldaer Verwaltungsbehörden beauftragten Oberkammerrath Fulda ins Schloß gerufen wurde. — Bisjetzt hatte ich den für ſehr bedeutend geltenden Mann nur von fern, auf ſeinen abendlichen Spaziergängen, und wol einmal auch in unſerm Liebhabertheater geſehen, — eine hohe ritterliche Geſtalt mit ſehr unregelmäßigen Geſichtszügen, die aber einen ungemein freundlichen Ausdruck annehmen konnten.

Mit dieſer Miene trat er mir denn auch entgegen und mit der Frage:

„Wollen Sie bei der künftigen hieſigen Regierung Secretär werden?“

Die Frage kam mir ſo unerwartet und unvermittelt, daß ich zu meiner Antwort: „Solches würde mein höchſter Wunſch ſein!“ ordentlich Athem holen mußte.

Er verſprach dann, daß er mich für dieſe Stelle vorſchlagen werde; ich möchte aber nicht darauf rechnen, daß ich ſie bekäme, ſondern denken, ich bekäme ſie nicht. Er dürfe bei ſeinem Vorſchlage gar nicht einmal mein Alter bemerken, ich würde dem Kurfürſten zu jung ſcheinen; auch hoffe er und rechne darauf, der „Herr“ werde ſich bei meinem Namen nicht an den Verfaſſer des Feſtſpiels erinnern; denn der Kurfürſt möge keinen Staatsdiener, der die Actenfedern zur Schriftſtellerei „misbrauche“. —

Er ſprach noch über dies und jenes, was mich zugleich einen Blick in einen hochgebildeten Geiſt und in ein edles, mir wohlwollendes Gemüth thun ließ.

Mit Wintersanfang ließ die Regierung, um Verkehrungen gegen zu befürchtende Noth zu treffen, vor allem die Fruchtvorräthe im Lande aufnehmen. Zu dieſem Geſchäft erhielt ich den Auftrag für das meinem frühern Bezirk benachbarte Amt Hünfeld. Hier traf ich als Rentbeamten einen ältern Bruder des Steuerinſpectors Heinrich Kaiſer, kam aber mit dieſem ſchlichten, biedern Manne gleich in gute, diplomatiſche Verhältniſſe, und hatte das Vergnügen, abends, wenn ich von meinen Wanderungen über die Fruchtſpeicher der Bauern zurückgekehrt war, mit den drei mehr ländlichen als kaiſerlichen

Töchtern ein Soloſpielchen (ein Spiel mit deutſchen Karten) zu machen. Die mittlere war Braut mit dem bei ihrem Vater geweſenen Rentſchreiber Kind, und hatte die lebhafteſte, ländlichſte Freude darüber, daß ſie faſt bei jedem Spiel — den „Beſten Mann" (den Eicheloberbuben, wie im L'Hombre das Piqueas als Spadille) bekam. Es verſchlug denn auch gar nicht gegen den guten Ton von dort und damals, wenn ich ihr dann ſagte, ſie werde gewiß auch am Altar den beſten Mann zugleich mit einem „Kind" bekommen.

Als ich nun am letzten Abende meines beendigten Geſchäfts, um auch für den andern Morgen Abſchied zu nehmen, wieder bei der Familie erſchien, trat mir der Rentmeiſter feierlich entgegen, nahm die lange Tabackspfeife aus dem Munde und ſprach, mir die Hand darbietend:

„Ich gratulire, Herr Regierungsſecretär, zum neuen Amt und zu 900 Gulden Gehalt!"

Ich ſah ihn betroffen an, denn daß er von ſolcher Dienſtſtelle überhaupt nur wußte, war mir ſchon eine glaubwürdige Verkündigung. Er las mir nun aus einem vom Amtsboten mitgebrachten Privatbriefe das ganze Perſonal der drei Regierungsſectionen, für das Innere, für die Finanzen und für das Rechnungsweſen, vor.

Daß ich dieſen Abend zerſtreut ſpielte, und nur durch gute Kartenblätter mit der Braut oder gegen ſie gewann, läßt ſich denken. Das Schellenas, das mich ungewöhnlich oft heimſuchte, wollte mir zwar nicht gefallen, doch bedeutete es mir wenigſtens keine Fußſchellen, als ich mit der Frühe des Tages der drei Stunden entfernten Stadt zueilte. Und zwar wie ich ging und ſtand geradeswegs in das Schloß, mich bei meinem Gönner zu bedanken.

Doch mit welcher Miene von Leid und Verlegenheit trat mir der derb geſtaltete, weich empfindende Mann entgegen! Er faßte mit Rührung in Blick und Stimme meine beiden Hände und bat um Verzeihung, daß er mir die täuſchende Freude bereitet hätte. „Ich erhielt das Packet der Anſtellungsreſcripte“, ſagte er, „mit der allerhöchſten Genehmigung meiner Anträge im Augenblicke, wo ich ſehr beſchäftigt war, und ließ nur ſchnell in Ihre Wohnung ſagen, Sie ſeien zum Regierungsſecretär mit 900 Gulden ernannt. Wie ich dann ſpäter die Reſcripte durchſehe, fehlt das Ihrige. Mir noch jetzt ganz räthſelhaft! Ich ſuche unter allen meinen Papieren, als könnt' es ſich — freilich auf unbegreifliche Weiſe — verſteckt haben, und mit welcher Pein für Sie und Verdruß für mich ſuche ich vergebens! Aber ich hoffe doch noch, denn es fehlt ja nur und iſt keines für einen andern da!“

Und ſo war es auch. Andern Mittags, als ich mich eben zu meiner Sonntagsſuppe ſetzte, kam der Bediente des „Directors“ Fulda faſt athemlos und überbrachte mir das Reſcript. — Man erfuhr nun auch, wie's damit gegangen war. Die Stelle war nämlich erſt dem Archivar Murhard, dem jüngern der beiden reichen Sonderlinge, die auch als Schriftſteller bekannt ſind, angetragen und das Reſcript für mich erſt angefertigt worden, als Murhard, was man wahrſcheinlich wünſchte, ſeinen Abſchied genommen hatte.

Jetzt durfte ich denn auch mein erſtes, leidiges Amt als abgethan betrachten. Erſt ſpäter erfuhr ich aber, wie doch aus jenem das zweite Amt hervorgewachſen war und meine Beförderung ſich gerade an die unüberlegte Ablehnung des Motz'ſchen Auftrags anknüpfte.

Eines Abends, als ich in einer Geſchäftsſache noch ſpät zu dem Director gekommen war, und er mich beim Glaſe Wein zurückhielt, ſagte er, während wir traulich am Fenſter in die Frühlingsnacht blickten, ſehr herzlich:

„Ich fand Ihre Erklärung in den Acten. Sie wiſſen ſchwerlich ſo genau, als ich es weiß, wie ſchmählich die fuldaer Staatsdiener, groß und klein, ſich mit Angeberei gegeneinander und mit Wohldienerei vor dem mächtigen Herrn von Motz gebückt haben, gekrochen ſind, um ſich zu empfehlen und zu pouſſiren. Und da ſtoße ich nun auf die Erklärung eines jungen Burſchen, der noch nichts iſt und nichts hat, — einen ambulirenden Controleur, der einen Auftrag ablehnt, für den Hunderte die Hand geküßt hätten. Und warum ablehnt? Sie wiſſen es, und ich hab's geleſen. Sehen Sie, das war eine ſeltene Freude in der widerwärtigen Stadt meines Namens. Und da muß ich nun den jungen Menſchen, der es gar nicht der Mühe werth hält, zu mir zu kommen, im Theater aufſuchen und ſein Feſtſpiel: «Die Erfüllung», leſen. Und mußte wol auch daran denken, daß es mir nun zukomme, auch das Meinige zu erfüllen. Eine neue Einrichtung im Staat iſt eine ſeltene Gelegenheit, einen Menſchen von Talent zu befördern, der in der gewöhnlichen Dienſtordnung darum, daß er Verſe macht, keinen

Anſpruch hat, über den Vordermann hinauszukommen. Sehen Sie nun zu, wie Sie in unſern langweiligen Sitzungen von Ihrem Ambuliren ausruhen!"

Ich war eigentlich tief beſchämt, denn ich mußte mich fragen, ob das auch ſo edel gemeint geweſen, was dieſer edle Mann ſo günſtig aufgenommen hatte.

Der geniale Fulda iſt leider zu früh für Heſſen geſtorben, oder vielleicht auch mit ſeiner freien Geſinnung in Heſſen — früh genug!

II.

Weimarer Beziehungen.

Ehe ich noch Weimar kannte, hatte ich einige Beziehungen dahin.

Ich habe bereits oben berichtet, daß bei der Theilung des Fürſtenthums Fulda der weimariſche Commiſſar mir antrug, mich für weimariſchen Dienſt zu übernehmen und mich für ſchwerer gelten zu laſſen, als ich mit 250 Gulden Gehalt in der Ausgleichung wog. — Sein Wohlwollen gründete ſich vielleicht auf die entgegengeſetzte Anſicht, die mir nachmals der Oberkammerrath Fulda von ſeinem Kurfürſten verrieth: Karl Auguſt von Weimar zog im höhern und niedern Staatsdienſt Männer vor, die zugleich Schriftſteller waren. Er freute ſich, wenn im Blachfelde der Acten auch Kunſt und Wiſſenſchaft gediehen.

Der Baurath Coudray, deſſen ich auch ſchon gedacht habe, ſuchte damals in weimariſchen Dienſt zu kommen. Er eilte dahin und es gelang ſeiner weltgewandten und nicht blöden Klugheit, die vortheilhafteſte Stellung als Oberbaudirector mit Rang und Gehalt zu erlangen und ſich bei Goethe in Gunſt und Vertrauen zu ſetzen.

In Fulda war ich ihm und ſeiner Familie ſehr befreundet geweſen und blieb nach ſeiner Ueberſiedelung in brieflichem Verkehr. Die Einladungen nach Weimar wiederholten ſich im Lauf der Jahre. Ehe ich aber dieſen Winken folgen konnte, kam von dort in einem Bertuch'ſchen Journal ein Schreckſchuß, eine erſte Kritik, — eine vernichtende, wiewol nicht unverdiente meines Trauerſpiels „Wyatt“.

Vom Liebhabertheater aus hatte mein Productionstrieb die Richtung zum Dramatiſchen genommen, für welche mir vielleicht die rechte Begabung, jedenfalls aber die Schule der Bühne und die damals überhaupt fehlende Gunſt der Bühnenwärter abging.

Inzwiſchen war ich im Dienſt zur Rentkammer in Hanau verſetzt worden, und dorthin lief deſto ermunternder im Juni 1826 ein Brief Coudray's ein, nach welchem Goethe ſich von unſerm theatraliſchen Treiben hatte erzählen und mein neues Drama: „Otto's Brautfahrt“, zum Leſen mittheilen laſſen.

Das Urtheil, das Goethe dann im Beiſein des Kanzlers von Müller ausgeſprochen, lautete in wörtlicher Mittheilung günſtig genug und war von einer erneuten Einladung des Freundes begleitet.

So konnte ich mithin darauf rechnen, nicht blos auf Coudray's Fürſprache, ſondern auch mit einer Art von Vorurtheil des großen Dichters ſelbſt bei ihm zu erſcheinen.

Doch erſt im Herbſt 1828 kam ich dazu, von Hanau nach Weimar zu reiſen. Und freilich, wem es ein rechtes Verlangen war, Goethe zu ſehen, durfte den Ausflug dahin nicht länger aufſchieben. Denn wie lange ſchon war er — der alte Goethe, und der mit jedem Tage ſcheiden konnte!

Und dazu kam nun noch, daß ich Freunde in Weimar wiederfinden ſollte, — Landsleute, über ein Jahrzehnd nicht geſehene, und die früher in ſchönen Stunden innerlich und äußerlich aufgeregter Jugend beiſammengeſtanden, — in demſelben Lampenlichte der Bühne und aus demſelben Topfe geſchminkt. Man hat Erinnerungen, über die man in ſpätern Jahren lächelt und die uns nur um ſo lieber ſind. Mit ihnen ging uns ein Glück verloren, das jetzt keinen Curs mehr für uns hat, aber in der Münzſammlung unſerer Erlebniſſe einen deſto höhern Werth der Vorliebe, ein pretium affectionis beſitzt.

Wer mag es einem wehren, wenn man ſich auch einen ſo kleinen Ausflug höchſt wichtig ſein läßt? Daher ſah ich mich mit den Augen eines Reiſephiliſters den ganzen Tag über nach den Windfahnen und nach der Gunſt des Himmels um und ſchloß mich mit dem Troſte, den ein prachtvolles Abendroth gewährt, dem leipziger Eilwagen an, der nach eingebrochener Dämmerung von Frankfurt eintraf.

Das Kinzigthal webte voll mondheller Nebelzüge; die Mitternacht ſäuſelte mit friſchen Winden auf dem Scheidegebirge zwiſchen Süd- und Norddeutſchland; die Vaterſtadt Fulda empfing den Durchreiſenden zum Frühſtück mit ihrem einheimiſchen Kaffeebackwerke. Der Tag war heiter. Wie glänzte der Thüringerwald mit den kleinen Bergſeen! Abwärts ging's an dürftigen Lehmhütten vorüber, deren gebrochene Hausthüren den Bewohner ein- und den Rauch auslaſſen. Der Abend füllte die Schlucht vor Eiſenach mit Glanz und Pracht; die Felſen und ihre ſchlanken Fichten, die Wartburg über allen, ſchimmerten röthlich. — Gotha war noch von Mondſcheinwandlern belebt. — Erfurt ſchlief feſt hinter ſeinen ſchweren Thoren und unter ſeinen Schildwachen. Und wie einige Stunden nach Mitternacht der Eilwagen in Weimar einfuhr, empfand der Reiſende die erſte Täuſchung, indem das neue Thor, die nächſten neuen Häuſer ſeiner mondſüchtigen Einbildungskraft das Bild einer heitern, griechiſchen Stadt verzauberten, das am andern Morgen, als ich mich auf ſpitzigem, widerwärtigem Pflaſter umſah, ſich in den krummen Gäßchen, hinter den alten ſchiefen Häuſern, ſchnell verlor. Auch das heitere Wetter war in Trübniß umgeſchlagen, und was ich von der Einwohnerſchaft, beſonders der höhern Stände ſah, ging ſchwarz gekleidet.

Doch weder die Landestrauer über den Tod des Großherzogs noch ein bewölkter Himmel thaten der Freude des Wiederſehens Abbruch, als der Reiſende jetzt die gaſtliche Wohnung des Oberbaudirectors Coudray betrat. Heitere Mienen, jubelnde Begrüßungen ließen alles andere vergeſſen. Wie es denn nach langer Trennung zu geben pflegt: — erſt ſucht man aneinander ſelbſt, am beiderſeitigen Ausſehen, die Fußtapfen der vergangenen Jahre; hüben und drüben reihen ſich dann in flüchtigen Umriſſen die beiderſeitigen Leiden und Freuden an, bis man auf dieſen *getrennten* Spuren zur Zeit der *gemeinſamen* Erlebniſſe zurückgelangt. Ein mächtiger

Zauber liegt in ſolchen Erinnerungen verſteckt: ſie machen uns für den Augenblick wieder ſo jung wie damals, als ſie ſelbſt noch Ereigniſſe waren, und vergüten dieſe flüchtige Täuſchung durch das innigere Glück, das dieſe Ereigniſſe erſt dann gewinnen und gewähren, wenn ſie zu Erinnerungen geworden ſind. Erinnerungen ſind zwar welk wie getrocknete Früchte, aber auch ſüß wie dieſe.

Coudray, der ſich, wie ſchon bemerkt, ſehr bald nach ſeiner Ueberweiſung und Ueberſiedelung von Fulda nach Weimar unter Goethe's Hausfreunde aufgenommen geſehen, verſprach mir, bei erſter Gelegenheit mich dem „Geheimrathe“ anzumelden. Für die erſten Tage war aber darauf nicht zu rechnen: denn Rauch aus Berlin war eben da, um den Dichter zu zeichnen und zu modelliren. Von damals rührt das ſchöne Standbildchen — Goethe im Ueberrock, die Hände auf dem Rücken ineinander gefügt. — Auf einem guten Möbel im freundlichen Zimmer eines mit Goethe's Werken Vertrauten nimmt es den Ausdruck an, den der Erzähler bei Ueberſendung eines ſolchen für eine Verehrerin des Dichters beſtimmten Bildes in den Worten andeutete:

Sei dir der Dichter angenehm,
Zu deiner Winterklauſe!
Sieh nur, da ſteht er ganz bequem,
Als ſei er da zu Hauſe.

Wie wir nun gleich vormittags die Stadt durchliefen, mußte auch ich mich überzeugen, daß ſie, im Schmucke Deutſchlands von gewöhnlichem Metall und Gepräge, nur durch die Juwele merkwürdig ſei, die einſt fürſtliche Hände hier eingeſetzt hatten. Wieland's Haus, Schiller's Häuschen an der damals gegenübergeſtandenen Baumreihe, waren öde Stellen ausgebrochener Edelſteine. Wir wendeten uns um die Ecke und ſahen Goethe's Haus vor uns. Nur in Weimar konnte es ein Palaſt heißen. Eben ſtand der Alte hinter den Fenſterſcheiben und blickte herab. Dies Blinken und Funkeln eines Geiſterdemants vom erſten Feuer lieh dem kleinen Weimar damals noch einen letzten Glanz. Nachher blieb Eckermann als bononiſcher Stein dort und ſchimmerte in ſeinen bekannten „Unterhaltungen mit Goethe" die im Dunkel lang eingeſogenen Strahlen aus. — Ich nahm jenen erſten Blick als gute Vorbedeutung, die ſich noch dadurch beſtärkte, daß uns gleich darauf, beim Eintritt in die Bibliothek, zwei Hausfreunde des Dichters — Maier und Riemer — begegneten. Alsbald war vom „Geheimrath" die Rede, und zwar mit einer Ehrerbietung in Ton und Haltung, als ſei er ſelbſt mitten unter uns. Dies brachte mich auf die Vermuthung, ob nicht Goethe vielleicht in Weimar wie die Seele im menſchlichen Leibe eine gewiſſe Allgegenwart habe. Ich nahm mir im ſtillen vor, einige Beobachtung darüber anzuſtellen.

Nachmittags konnte ich mich überzeugen, daß doch Goethe nicht die einzige Angel des weimarer Lebens, ſondern wahrſcheinlich nur die obere ſei, und daß es noch eine untere gab. Frau Coudray führte mich nämlich zu Freundinnen ihres Hauſes. Hier drehte ſich alles um den Schauſpieler Wagner, den Gott ſelig habe! — Ein ſchöner Mann, wie ich ihn bald kennen lernte, und was noch mehr war, — der allen Frauen den Hof machte. Neckereien, Anekdötchen, Gelegenheitsgedichte von ihm wurden mitgetheilt. Eine kleine braune Frau aus dieſem Kreiſe, voll lebhafter Unbefangenheit, ſchien bei vielen dieſer Geſchichtchen beſonders eingefädelt zu ſein, und die Freundinnen fanden nun ihr Vergnügen daran, das Fädchen zu drehen und zu drillen.

Den folgenden Tag hatte ſich das herrlichſte Herbſtwetter eingeſtellt; der Park mußte vormittags, Belvedere nachmittags beſucht werden. Hier bot Schlößchen und Garten manches Sehenswerthe, und der Nachdenkliche fand ſich zu Vergleichen und Bezügen aufgelegt. Die ärmlich erbauten Gewächshäuſer mit reichem Inhalt erinnerten an Weimar ſelbſt in ſeiner ſchönſten Zeit. Mehr noch das Palmenhaus. An dieſem hob ſich das Dach, damit ſich die ſchlanken Bäume ſtrecken konnten. Hätten ſich doch die weimarer Lebensverhältniſſe ebenſo leicht heben und erweitern können für die dahin verſetzten Geiſter. Wer wollte berechnen, wie hoch ſie für das freie Volksleben hätten wachſen können? Wir müſſen uns bei der Ueberzeugung beruhigen, daß ihrer Werke Palmenhirn und die Kokosmilch ihrer Früchte noch manche Generation im Kampfe des Lebens nähren und erquicken wird.

Wir unterbrachen unſere weimarer Ausbeute, um bei ſo gutem Wetter, wie es ſich den Sonnabend aus ſchimmerndem Frühnebel herauszuwinden verſprach, nach Frauenpriesnitz zu fahren, wo ein fuldaer Freund, Rethenbücher, der ehemalige Liebhaber auf unſerm Theater, als Rentmeiſter ſtand. Der Kutſcher brachte uns bei ſo trockenem Wetter mitten über das jenaer Schlachtfeld und an der Windmühle vorüber, an welcher Napoleon damals commandirt hatte. Die Mühle ſtand ſtill und verfallen da: ich glaube, ſie hatte ſich von jenem Commandiren und Kanoniren noch nicht wieder erholt. Vor und jenſeit der Mühle erhoben ſich in weiter Entfernung auf dieſer Ebene zwei hohe Leichenhügel, mit üppigem Grün überkleidet. — In der Natur — ſcheint es — wird ſchneller als im Völkerleben das Abgeſtorbene zu neuen Erſcheinungen umgewandelt. Die Natur, könnte man ſagen, ſchlägt viel raſcher und raſtloſer ihr Kapital um als die Geſchichte. Vielleicht, weil dort mehr Einheit und Energie des Wollens, hier mehr Willkür und Widerſpruch herrſcht. —

Aber auch die gewaltigen Erinnerungen, die uns auf dieſer weiten Ebene wie Geiſter aufſtiegen, ſollten ſchnell dem ſiegreichen Goethe weichen. Wir ſahen nämlich Dornburg vor uns auf gleicher Ebene liegen. Wie manches war in dieſem Schlößchen von dem Meiſter gedichtet worden! Und erſt jüngſt hatte der „Geheimrath" hier die Trauer über den Verluſt ſeines fürſtlichen Freundes überſtanden. Goethe pflegte ſich nämlich bei ſchmerzlichen Ereigniſſen in die Einſamkeit zurückzuziehen. Nach allem aber, was man aus ſeinem Leben über ihn gehört hat, bleibt uns immer ein leiſer Zweifel, ob er der Einſamkeit bedurfte, um tiefe Schmerzen leichter zu bewältigen, oder ob er ſie ſuchte, um der Geſellſchaft, die auch einem ſtarken Geiſte tiefen Mitſchmerz zumuthet, ein verhülltes Zugeſtändniß zu machen.

Wir betraten den Garten, in welchem meine Reiſegefährtin mehr als einmal, wie ſie ſagte, den großen Dichter als liebenswürdigen, heitern Wirth —.

Ha! welch ein herrlicher Anblick! Tief unten, wo ich noch Ebene vermuthete, ein herauflachendes Thälchen! Am Fuße der jähen, nackten Berghalde der ſtaubige Fahrweg nach Jena; dicht daran Wiesgrund, von der Saale in muthwilligen Bogen durchſchlängelt; weidendes Vieh zwiſchen den Erlen- und Weidenbäumen ſichtbar, und drüben ein wildbewaldeter Bergzug aufſteigend. — Zwiſchen jenen Waldbergen, die Schlucht hinauf, geht's nach Frauenpriesnitz. —

Fröhliches Wiederſehen des Freundes! Eine Sonntagsfeier vergangener guter Tage folgte. Auf die heiterſten Vigilien eines warmen Sonnabends ſpielte die Orgel eines nächtlichen Sturms die Mette des Sonntags ein. Das alte, hochgelegene Schloß fing von allen Seiten den Wind auf, und durch hundert verſchiedene Spalten und Ritze ſtimmte St.-Sturmius in allen Menſchen- und Thierſtimmen ſeine Mettenhymnen an. —

Der Freund führte mich auf einem Morgengange nach einem Höhepunkte, wo man das Flußthal entlang einen Blick nach Jena hatte. Doch öffnete ſich den Vertraulichen auch ein Blick in ihre Vergangenheit; nur daß der Freund dieſen Blick, nicht ohne Befliſſenheit, mehr auf mich lenkte. Er war, wie es ſchien, nicht frei von der Eigenheit, die man an vielen guten Ehemännern bemerken kann. Wenn ſie nach leidenſchaftlichen Neigungen einen einfachen Bund geſchloſſen haben, möchten ſie gern auch die alten Erinnerungen aus dem Kreiſe ihrer Treue bannen. Das menſchliche Herz thut dann wie ein Komet, der den Dunſtſchweif ſeines feſten Kerns von der Sonne abwendet, die ihn jetzt beherrſcht. Allein die Erinnerungen unſers Lebens behalten ein ewiges Recht an uns, und ein tüchtiger Mann ſchämt ſich auch ſeiner Thorheiten nicht, ſondern höchſtens nur — ihrer Mütter. —

Statt zu fragen, wie es ſeiner ehemaligen Karoline gehe, von der ich ihm freilich nichts Erfreuliches zu berichten gehabt hätte, kam er immer wieder auf meine poetiſchen Erſtlinge zurück.

„Lieber Freund“, ſagte ich ihm, „du mußt an deinem Lobe meine Jahre in Abzug bringen. Mit achtunddreißig ſolcher Lebensringe müßte ich ganz anderes geliefert haben; meine Freunde müßten nicht auf etwas hoffen, ſondern das Publikum auf Neues harren.“

„Alles mit Ausnahmen!“ fiel der Freund ein. „Und ſo kommen deiner Verſpätung wieder die ungünſtigen Lebensverhältniſſe zugut, an denen du, ſozuſagen, einen überlangen Winter gehabt haſt. Ich will nur den Mangel an Schule erwähnen.“

„Und den Ueberfluß an Kirche, darfſt du hinzuſetzen“, erwiderte ich. „Ich will dir das erklären, da du mich doch immer wieder darauf bringſt, von mir zu reden. Auch habe ich ſchon dieſe Nacht, während mich der Sturm nicht wieder einſchlafen ließ, Betrachtungen über mich ſelbſt angeſtellt. Gerade hier auf der Höhe von Weimar darf ich wol einen Blick rückwärts auf den Weg meiner Bildung werfen, jetzt, wo es mich zwiſchen unliebſamen Acten hindurch ins Gebiet der Literatur treiben will. Alſo meine Schule, ſagſt du! Die Stadtſchule übergehe ich, die für eine katholiſche Bürgerſchule von damals, im letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts, gut genug war. Als ich aus dieſer mit etwas privat erlerntem Latein zum Gymnaſium überging, wechſelte ſchon im zweiten Jahre die alt-fürſtbiſchöfliche Regierung mit der proteſtantiſchen des Erbprinzen von Oranien. Ich fiel, ungünſtig genug, in eine Organiſirungsperiode, in der über wiederholten Verbeſſerungsverſuchen, für mich zu ſpät, etwas Dauerndes zu Stande kam. Manche Gegenſtände des Unterrichts entgingen mir dadurch, daß ſie zuerſt in einer höhern Klaſſe gelehrt, ſobald ich aber dieſe betrat, der eben verlaſſenen niedern zugewieſen wurden. Für andere Gegenſtände gingen mir Hülfsbücher ab, die ich nicht anſchaffen konnte; ich war auf mein leichtes Auffaſſungsvermögen angewieſen.

„Dennoch ging ich als belobter Schüler auf das Lyceum über. Hier intereſſirten mich die Vorträge in der Philoſophie und Phyſik. Hinter der Mathematik ſuchte ich mich wegzuſtehlen, und konnte es um ſo leichter, als der ehemalige Benedictiner, der ſie lehrte, durch ſeine Verweltlichung ſehr heruntergekommen, in ſtetem Duſel und ſehr unregelmäßig ſeine Vorträge hielt. Geſchichte und claſſiſche Literatur fielen mager aus; für neue Literatur war nach Meißner's frühem Tod nicht geſorgt; es wurden nur von Stellvertretern Aufſätze aufgegeben und corrigirt, und in ſolchen that ich mich hervor.

„Zu alledem kam die ungünſtigſte Zeit des Kriegs ſeit 1806. Die Profeſſoren wurden nicht regelmäßig bezahlt, aber regelmäßig bequartiert; ſie gingen verdroſſen an ihren Beruf, wenn ſie nicht ganz ausblieben. Einem begabten Studenten Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ihn zu ermuntern, zurecht zu weiſen, fiel keinem der Lehrer ein, und ein blöder, verzagter Mutterſohn, wie ich war, blieb ganz unbeachtet. So gingen auch dieſe Jahre unter halber Ernte hin.

„Nun hätte ich nach dem gewöhnlichen Gang in Deutſchland auf die Univerſität gehen müſſen. Aber du weißt ja, daß mir dazu die Mittel fehlten. Statt der Univerſität hatte mir — um mich den Frommen anzuſchließen, um die ſich der liebe Gott in allen Stücken bekümmert — der Himmel eine frühe Heirath zugedacht. Ehen werden ja im Himmel geſchloſſen, kommen aber auf Erden auch manchmal durch kleine Verirrungen unbeſonnener, unerfahrener Jugend zu Stande, die einer fremden Verirrung — à propos kommen! — —

„Eine unglückliche Ehe hat nur einen Profeſſor, aber außerordentlich viele Lectionen, und wenn man dieſe nicht verſäumt, kann man an Lebensweisheit einige Entſchädigung für das finden, was man auf dem Wege der Wiſſenſchaft an Weltweisheit nicht erlangen konnte. Indeß verſuchte ich auch auf dieſen Wegen zuweilen eine Strecke ohne Führer zu laufen. Nur gerade in dem, was ich etwa an productiver Gabe beſaß, blieb ich zurück. Ich kam ja zu keiner innern Sammlung, nicht zu jener Stille, die Goethe mit den Worten meint: «Es bildet ein Talent ſich in der Stille.» — Es iſt die Stille eines befriedigten oder ſehnſuchtsvollen — nicht aber eines abgefundenen Herzens.

„Sieh, lieber Freund, da bot mir hinter der Oede einer Schreibſtube und der Troſtloſigkeit des Hauſes unſer Liebhabertheater eine rechte Zuflucht. Ich fing damit an, mich zu produciren, ehe ich Poeſie producirte. Du weißt, ich war mit Leib und Seele dabei, beſonders nach Coudray's Abgang, den ich in der Regie erſetzen ſollte. Ich hatte dieſe ſchon vorher übernommen, als wir ihm zum Trotz «Kabale und Liebe» durchſetzten, weil wir alle in die vorbeſtimmte Luiſe Millerin vernarrt waren, — der magere Berliner Bierſtedt, der den Geiger Miller ausgezeichnet ſpielte, du, als Ferdinand, und ich als Regiſſeur, der unter den Augen der Frau Mama der Tochter die Rolle einſtudiren mußte. Und welche Proben koſtete das! Denn bei allem Ueberfluß an Fleiſch, deſſen ſich das Fräulein zu erfreuen hatte, benahm es ſich anfänglich, als ob es von Holz wäre. Und zuletzt ging's ſo prächtig! Weißt du noch?

„Zu meiner damaligen Unklarheit und Unkenntniß der Welt ſuchte ich nach Weimar einen falſchen Weg und wies einen richtigen ab. Wäre ich damals mit 300 Thalern in weimariſchen Staatsdienſt gegangen, — wer weiß ob ich mich nicht, vielleicht ſelbſt durch Goethe's Vermittelung, ſehr bald hätte verbeſſern können. Statt deſſen fragte ich bei Coudray an, ob ich nicht beim dortigen Theater einen Platz fände. Der einſichtsvolle Mann warnte mich, mit Mutter, Kind und einer Frau, die freilich nirgends hinpaßte, mich auf eine Komödiantengage zu ſetzen. —

„Gottlob! das alles iſt nun durchgekämpft! Ich ſtehe jetzt auf zureichendem Einkommen, und habe mich innerlich frei genug gemacht, ſodaß ich meinem Drang, etwas zu ſchaffen, in heitern Stunden nachgeben kann. Nur was ich vorhin zu viel Kirche nannte, behindert mich noch immer, und das muß ich dir nun erklären.

„Der außerordentlich ängſtliche Kirchenglaube, den mir die fromme, beengte Mutter von lallender Kindheit auf eingepflanzt, und in den mich, am Gymnaſium, ein fanatiſcher, jeſuitiſcher Director hineingeängſtigt hatte, hing mir noch lang, ſelbſt als ich längſt den Katechismus des Jeſuitenpaters Caniſius abgeſchüttelt hatte, mit einer tückiſchen Macht im Gebiete des Aeſthetiſchen nach. Hier von aller Schule und Vorbildung verlaſſen, und doch gewohnt immer nach dem Wahren und Rechten zu fragen, fehlte mir der äſthetiſche Papſt und der Katechismus der Poetik. Ich las Recenſionen auf Recenſionen berühmter Werke, um zu erfahren, worin deren Werth, worin ihre Gebrechen lägen, und worauf es alſo bei ſolchen Dichtungen ankomme. Natürlich ward ich in die Widerſprüche der Recenſenten mit hineingezogen und immer zweifelhafter. Hätte ich nur den Muth gehabt, mit meinen Eingebungen darauf loszugehen: vielleicht wäre ich mir auch in meinem dunkeln Drang des rechten Wegs bewußt geworden, ohne darum ein Genie zu ſein.“

„Wahrlich, lieber Freund, es fehlt dir nicht an Kenntniß deiner ſelbſt“, entgegnete mir Rothenbücher. „Aber — wär's nicht beſſer, du gingſt einmal aus dir heraus? Und ſollteſt du dir nicht ein freieres Feld wählen als das Drama? Ohne Theater kommſt du da nicht leicht fort, und du weißt, wie ſchwer es heute (1828) hält, ſeine Kinder vor die Couliſſen zu führen.“

„Daran habe ich auch ſchon gedacht, mein Freund“, erwiderte ich. „Vielleicht geht's beſſer mit der Erzählung, mit dem Roman. Ich muß es übrigens mit meinem Produciren halten, wie ich ſelbſt bisjetzt producirt worden bin: ich muß es ruhig werden laſſen! So ſtehen ja auch die Erzeugniſſe eines Planeten im Verhältniß zu ſeinem Sonnenſtande, Umſchwung, Umlauf u. ſ. w. Du lachſt? Gut, ich lache mit, daß man ſo gern auch ſeine Lappalien unter einen erhabenen Geſichtspunkt bringt.“

Die Frauen, die uns nachkamen, hatten uns eingeholt, und das Geſpräch nahm eine andere Wendung.

Den Montag ging's nach Jena durch das ſchöne, baumreiche Saalthal, das in der Nähe der Stadt ſich an die kahlen, ſeltſam abgeſchnittenen Berge anlehnt. Auch Jena galt mir jetzt nur für ein anderes Gewand, für einen beſondern Anzug Goethe's, in welchem er ſonſt ſeinen Schiller beſucht, oder dem Atheiſten Fichte Audienz gegeben hatte. Auch dieſen Traum zu beleben, ſtellte ſich uns in dem Bauofficianten, bei welchem wir einkehrten, — ein ehemaliger Kammerdiener Goethe's dar. — „Ei tauſendmal willkommen!“ rief der joviale Alte der Gemahlin ſeines Dienſtvorgeſetzten entgegen. „Wie geht's in Weimar? Was macht der «Geheimrath»?“

So ging mir's denn mit Goethe's Titel, wie es einſt dem Dichter ſelbſt mit dem alten Lied auf Marlborough gegangen war: wie weit auch der Reiſende kam, immer umtönte es ihn. —

Wir waren den Abend wieder nach Weimar zurückgekehrt, und beſuchten folgenden Tags das literariſch berühmte Tiefurt. Eine trauliche Einſamkeit, die mit herbſtlicher Trauer das Andenken an eine geiſtreiche Fürſtin feierte. Gute Kupferſtiche und Büſten aus jener Zeit wollten noch nicht ganz den kindiſchen Spielereien weichen, die — ſich unter dem jetzt herrſchenden Geſchmack des Hofes dort eindrängten. Wir blätterten auch in dem Tagebuche, das aus den Beiträgen jener geiſtvollen Freunde erwachſen war, die einſt hier einen ſeltenen Kranz um die Herzogin Amalie bildeten. Die Ilm murmelte noch in dem ſtillen Parke von jenen ſchönen Tagen; ſonſt war alles ſtill umher.

Wie wir zurückkamen, war Coudray auf den Abend zu Goethe eingeladen. Er rieth mir, auf eine nachfolgende Einladung gefaßt zu ſein; es ſeien Fremde da, und wenn Goethe vernähme, daß ich von Frauenpriesnitz zurück ſei, würde er mich zu den andern bitten laſſen, da er bisher nur auf einen ihm bequemen Augenblick gewartet habe, mich bei ſich zu ſehen. — Ich begriff wohl, daß ich eine der Fliegen ſein ſollte, die der alte Herr, um Ruhe zu haben, mit einer Klappe treffen wollte. Dafür brachte ich aber den Vortheil in Anſchlag, daß ich, anſtatt dem „Geheimrath“ flüchtig vorgeſtellt zu werden, nun Goethe einen Abend lang unter Fremden und Freunden ſehen und hören ſollte. Wie vorausgeſagt, ward ich, bald nachdem Coudray von Hauſe fortgegangen war, von einem Bedienten eingeladen und abgeholt.

Die Treppe ſtieg es ſich ganz bequem hinauf; nur war es mir unbehaglich, daß ich aus Achtung vor Goethe's Widerwillen gegen Augengläſer an der Stubenthür meine Brille einſtecken mußte. Nicht, weil ich nunmehr das auf der Thürſchwelle eingelegte berühmte „Salve“ überſah, ſondern weil ein Kurzſichtiger beim Eintritt in eine Geſellſchaft, die er zumal bei Kerzenlichte nicht ſchnell und aus der Ferne individualiſiren kann, leicht befangen und linkiſch erſcheint. Der erſte Eindruck eines Menſchen war aber bei Goethe's Empfindungsweiſe haftend. —

Meine Anrede ſchnitt der Geheimrath mit einer Handbewegung und einigen Empfangsworten ab, die mir vergeſſen ſind. Ich reihte mich alſo, da ich ihn eben im Geſpräch mit einem Fremden unterbrochen hatte, den ſchwarzgekleideten Freunden an, die ſeitwärts in ehrerbietiger Ferne ſtanden. Es waren außer Coudray — Riemer, Maier und Eckermann. Der eine von beiden Fremden war der Maler R. aus Berlin, der andere mir unbekannt. Mit dieſem unterhielt ſich Goethe fortwährend in der Fenſterniſche, indeß Thee umhergegeben wurde.

Nach dem Thee nahmen alle Platz um den Tiſch, und R. legte die Skizzen vor, die er auf ſeiner Reiſe, beſonders am Rhein, mit Bleifeder raſch entworfen, oder — wie er ſich ausdrückte — geknackert hatte. Ueberhaupt machte dieſer launige Maler einen ergötzlichen Contraſt zu dem ernſten Dichter. Klein und verwachſen raſchelte er hin und her, wenn Goethe hoch und aufrecht durch das Zimmer wandelte. Ebenſo ſehr ſtach ſeine Unruhe und ſein lebhafter Witz gegen Goethe's Gemeſſenheit und heitere Bemerkungen — das ſchnelle, laute Sprechen des Berliners gegen den tiefen, gehaltenen Ton des Frankfurters ab. Ruhig ſitzt der Alte da und überſchaut von ſeinem etwas erhöhten Stuhle mit feſtem Auge den Tiſch; während R., kaum über den Tiſch hervorragend, ſeine Brille bald auf die Naſe fallen läßt, um ein Blatt ſeines Skizzenbuches auszuſuchen, bald über die Stirne zurückſchiebt, um mit freiem Blick eine Bemerkung an den Geheimrath zu richten. Doch er ſelbſt ſcheint am wenigſten um die „Geheimrathſchaft“ des Wirthes bekümmert: ſeine Bewegungen, ſein lautes Wort, ſein behagliches Lachen, ſeine Anreden und Erwiderungen überſpringen alle Rangſtufen, auf denen Goethe's Hausfreunde ſich leis und lauſchend untergeordnet haben, ohne ſich zu Hauſe zu fühlen. Mir ſelbſt waren die zur Schau circulirenden Blätter ſehr willkommen, um unter ſo gutem Vorwande meine Brille hervorzuholen, und über die „geknackerten“ Zeichnungen hinweg nach Goethe zu ſchielen, der nirgends etwas Geknackertes an ſich hatte. Dieſer reicht die beſchauten und beſprochenen Blätter mit den faſt pedantiſch wiederholten Worten zurück: „Sie ſollen bedankt ſein!“ — „Sie ſollen belobt ſein, wie immer!“ — Eine ſeltene Paſte, die R. vorwies, händigte ihm Goethe mit den Worten wieder ein:

„Da, heben Sie es ſorgfältig wieder auf!“ —

„Nicht wahr“, lachte R., „damit ſie nicht in unrechte Hände komme?“ —

„Nein“, lächelte der Alte, „weil ſie vielleicht nicht in den rechten iſt.“ —

Bei dieſer Gelegenheit rühmte R. unbefangen genug ſeine beſonders in Italien verübten Kunſtdiebereien; erzählte, wie er die Aufſeher trunken gemacht habe, ſodaß ſie dann im Duſel nicht bemerkt hätten, was ihm in die Taſchen gefallen ſei.

Goethe erwiderte mit der Nachſicht, die er ſelbſt zuweilen für ſich nöthig gehabt haben ſoll: „Bei Dienſtboten werden gefundene Eßwaaren nicht für geſtohlen angeſehen. So ſind auch ſolche Kunſtſachen gleichſam für Leckerbiſſen zu halten, die man ſich zueignet, ohne des Diebſtahls ſchuldig zu werden. Ja manchem erzeigt man eine unerkannte Wohlthat, wenn man ſie ihm entwendet, und ihn dadurch von der Verantwortlichkeit befreit, nichts davon zu verſtehen.“

Unter den Seltenheiten, die R. zu beſitzen ſich rühmte, prahlte er auch ſehr mit einem Ei aus Herculanum, dem einzigen, das man in Deutſchland habe; es ſei aber leicht wie Luft.

„Es iſt alſo nicht viel auszubrüten darin“, erwiderte Goethe, „auch wäre wol dazu erſt ein herculaniſches Huhn beizubringen.“

R. war ſehr heiſer und ward es durch ſein vieles Reden immermehr. Hierüber von Goethe wohlwollend berufen, wies er ein Blatt ſeiner Skizzen vor, indem er ſagte: „Sehen Sie hier die claſſiſche Stelle, wo ich mir den Schnupfen geholt habe, — dieſen ſchlechten Referendar, der doch Aſſeſſor geworden, obſchon er im Maturitäts-Examen durchgefallen iſt.“

Auf dieſen, in Berlin vielleicht üblichen Wortwitz verſetzte Goethe ganz trocken:

„Das haben Künſtler voraus, daß ſie an ungeſunde Orte geführt werden.“

Mit Eitelkeit verſetzte R.: „Mancher aber holt ſich dort einen Schnupfen, ohne daß er die Stelle ſo bezeichnen kann.“

Nach aufgehobener beſchauender Sitzung, während kalter Punſch und Gebackenes umgereicht wurde, unterhielt ſich Goethe eine Weile mit mir über Hanau und Frankfurt. So konnte ich mir den verehrten Mann recht in nächſter Nähe betrachten. Er fragte nach den jetzt in beiden Städten befindlichen Kunſtgegenſtänden und Künſtlern, und wollte namentlich von einem Maler hören, den er, wie er vielleicht nur den Schein annahm, eben nicht nennen konnte. — Jetzt fühlt er den Puls deiner Kunſtkennerſchaft! dachte ich bei mir ſelbſt. Er konnte dieſen Puls unmöglich fieberhaft finden. Indeß war auch mein augenblickliches Intereſſe mehr darauf geheftet, den Blick, die Mienen, die Sprache des Dichters zu beobachten, um mir ein lebendiges Bild einzuprägen, als vor ſeinen Fragen nach Gemälden mit Ehren zu beſtehen. So fiel mir denn wirklich nicht ein, daß er vielleicht von Oppenheimer hören wollte, dem aus Hanau gebürtigen, in Frankfurt angeſiedelten jungen Maler, der kurz vorher dem Dichter Skizzen aus „Hermann und Dorothea“ gewidmet und überſendet hatte. —

Wie es nun Zeit zu gehen war, entließ uns der „Geheimrath“. Wir ſchieden, die Fremden mit Verneigungen, die Hausfreunde mit Bücklingen. —

Bedeutendes von dem größten Dichter des Jahrhunderts zu hören, war nun an dieſem, nur einer flüchtigen Kunſtbeſchauung gewidmeten Abende nicht vergönnt geweſen. Allein das Außerordentliche iſt eben auch außer der Ordnung: wer dürfte darauf Rechnung machen?

Hatte ich doch meine beſcheidene Abſicht erreicht und ein lebendiges Bild des großen Mannes gewonnen. Wer möchte ihn nicht in ſeiner genialen Jugend gekannt haben, wo er gewiß von innen mehr durchglüht ausſah, als ich ihn damals fand. Sein Auge war wol noch warm, ſeine Stimme ſtark; aber ſein Schritt ſchien nicht mehr feſt; wenn ihm nicht etwa die eigenthümliche Art, Schulter und Haupt ſteif aufrecht zu tragen, und mit kurzen Schritten leiſe aufzutreten, ein ſo ſchwankendes Anſehen gab, daß er mehr zu ſchweben als zu ſchreiten ſchien. —

Sollte ich nun unter dieſem Bilde noch einige Bilderchen anbringen: ſo müßte ich von Peucer und St. Schütz, von Hummel und Strohmeier, von Frau Schopenhauer und ihrer Tochter Adele erzählen. Dieſe, die uns bei unſerm Beſuche empfing, und während des Nachmittagsſchläfchens ihrer Mutter unterhielt, machte mir mit einer einzigen Bemerkung klar, wie geplagt auch Goethe oft genug geweſen ſein muß. Adele beklagte nämlich gar ſehr, daß man jetzt bei dem — „Geheimrathe“ ſo ſchwer und ſelten vorkommen könnte. Die aus den Bädern oder von der Verſammlung der Naturforſcher aus Berlin heimkehrenden Fremden nähmen ihn ganz und gar in Beſchlag. Sie warte von Tag zu Tag auf ein gutes Stündchen bei ihm; denn ſie bedürfe doch gar ſehr ſeines Rathes bei der Wahl — Sie ſuchte lebhaft unter den umherliegenden Papieren — wie ich glaubte nach einigen Porträts, — als ſie ein Papier aufrollend fortfuhr: „Bei der Wahl einiger Farben zu dieſer Arbeit auf Holz!“

Sie wies eine Blumenzeichnung auf, die mein Begleiter Coudray als Kenner ſehr lobte, während ich im ſtillen Goethe bedauerte, der ſo vielen und in ſo vielen Dingen ein „Geheimrath“ ſein mußte. Als ihre Mutter, aus dem Mittagsſchläfchen erwacht, uns auf vornehmem Sofa empfangen hatte, legte uns Adele viel Schönes, was ſie gemalt und was ſie mit der Schere aus ſchwarzem Papiere geſchnitten, zum Beſchauen vor.

Man konnte bei der Betrachtung dieſer kleinen Kunſtwerke ſich freuen, daß einem liebenswürdigen Mädchen zum Erſatze für den ihrem Angeſichte ſo gänzlich verſagten Liebreiz die Gabe, ſo Anmuthiges zu bilden, in Hand und Auge gelegt war. Denn man begegnet zuweilen im Leben dem abſonderlichen Misgeſchick, daß einer unſchönen Perſönlichkeit auch alle Grazie im Benehmen und ſelbſt der Geſchmack ſich anſprechend zu kleiden fehlt. Und dann gibt wol eine recht tückiſche Fee dem Stiefkinde des Glücks zum Troſt eine anſpruchsvolle Selbſttäuſchung mit auf den Weg!

Inzwiſchen wurde ich im Geſellſchaftskreiſe meiner freundlichen Wirthe als Gaſt hin- und hergeworfen. Man ſchien ſich in dieſen weimarer Kreiſen vor allem und über alles gern zu vergnügen, und die beſte Laune vergütete, was den Intereſſen und Abfällen des Lebens an Gewicht fehlte. Die Art, wie man auch im Kreiſe der Frauen ſich gab und die Dinge nahm, war gerade nicht vornehm zu ſchelten. Wer weiß aber, wie viel die weimarer Mundart, ein nicht nach dem reinen A geſtimmtes Inſtrument, an der Unterhaltung verdarb. Auch iſt es immer gewagt, mit dem Rauſche der einſt aus Weimar verſandten Poeſie nach der Stätte zu kommen, wo ſie gekeltert ward. Der Stadt Weimar liegen die Treſter ihrer verſandten Weine zur Laſt. Doch ward dem Erzähler mancher alte Trunk geſchenkt und gegönnt. Eine kleine lebhafte Brünette declamirte z. B. gern Stellen aus Goethe's und Schiller's Werken, und ihr Gedächtniß war ihr darin ſo treu, daß ſich ſelbſt ihr munterer Witz darauf verlaſſen konnte. Eines Morgens brachte ich ihr den in der Abendgeſellſchaft vergeſſenen Shawl in ihre Wohnung, und wie ich ins Zimmer getreten, das Tuch mit einer fragenden Geberde in die Höhe halte, ruft ſie pathetiſch: „Mein iſt der Helm, und mir gehört er zu!" —

Vom Theater und der ruſſiſchen Meſſe, vom Schloß mit den ſchönen Malachitſachen und Hackert'ſchen Bildern will ich nichts ſagen; aber zwei Octoberabende tauchen in meiner Erinnerung auf, die mich bewegen.

An einem düſtern Abende beſuchte ich den Kirchhof und blieb in der Fürſtengruft an Schiller's Sarge ſtehen. Die Worte dieſes edeln Dichters: „Es ſoll der Dichter mit dem König gehen" — waren das Thema meiner Empfindungen. Drunten im kleinen Weimar lebte noch der Dichter, der mit ſeinem gnädigen Herzoge Arm in Arm und mit Du und Du gegangen war; hier ruhte der andere, von dem es heißen konnte: Es ſoll der Dichter nächſt dem Fürſten ruhn. Ich brach einige Blätter aus dem Lorberkranze, der auf Schiller's Sarge lag, um ſie in einem Briefe zu verſenden. Doch die Tänſchungen des Lebens weben auch noch um die Särge der Dichter. Die Freundin dachte nicht daran, daß die Lorberblätter, die ſie empfing, nicht um des Dichters Haupt gelegen, ſondern aus einem Kranze gebrochen waren, der erſt ſeit kurzem, nachdem der frühere von Reiſenden zerpflückt worden, auf dem Sarge ruhte. Ich ſelber auch dachte nicht daran, daß die eingeſchloſſenen Gebeine vielleicht nicht einmal — wenigſtens nicht alle — Schiller's waren. Denn der Verſtorbene war erſt auf dem Jakobskirchhofe im Landſchafts-Kaſſengewölbe beigeſetzt geweſen, wo man ſeine Gebeine, als ſie in die Fürſtengruft erhöht werden ſollten, mit manchen andern aus den zerfallenen Särgen vermiſcht gefunden hatte. — Der Naturforſcher ordnet die vorweltlichen Thiere nach ihren wenn auch zerſtreut ausgegrabenen Knochen; welcher Kritiker aber kann die Gebeine eines Dichters von denen eines Handwerkers ſondern? Wer weiß, mit welchem längſtvergeſſenen Manne einſt bei der allgemeinen Auferſtehung unſer Dichter erſt ein Bein, eine Rippe oder ein paar Halswirbel austauſchen muß, ehe die allgemeine Verklärung ſeinen beſondern Dichterruhm in ſich auflöſt!

Oberhalb dem Kirchhofe mit der Fürſtengruft, und zwar unmittelbar anſtoßend, liegt die herrſchaftliche Baumſchule, eine großartige Einrichtung, der ein Landesdirectionsrath vorſteht. Von dieſem eingeladen, ſollten wir hier noch einen tollen Sonntagabend verbringen. Es war eine trauliche Geſellſchaft, ein freier Blick über das Thal, fröhliches Geſpräch der Männer, und dazwiſchen etwas Frauenſchwärmerei mit Declamation. Als wir ſchon bei Lichtern im Sommerhauſe an wohlbeſtellter Tafel ſaßen, trat noch ein Gaſt mit glänzenden Augen herein. Alle mutterwitzigen Blicke der Frauen fielen auf eine unter ihnen, die eben nicht verlegen ſchien. Eingeladen war der ſpäte Ankömmling nicht und konnte ſelbſt ohne heimlichen Wink jener Freundin nichts von der traulichen Geſellſchaft ſo weit außerhalb der Stadt wiſſen. Der ſpäte Gaſt war — Goethe. Nicht der „Geheimrath", ſondern der Kammerrath, der Sohn. Es war mir lieb, auch ihn vor meiner Abreiſe noch zu ſehen. Es entſtand ein eigener Wetteifer: der Kammerrath liebte ein leeres Glas vor ſich zu haben und der Landesdirectionsrath konnte als Wirth kein leeres ſtehen ſehen. Da gab's ein Füllen und ein Leeren! Goethe trank uns allen vor. Wir eiferten ihm nachzukommen und eine laute Luſtigkeit kam auf. Man ſang und lärmte. Goethe ſchlug zuletzt einen Zug durch den Garten vor. Man faßte ſich zu Paaren an den Händen; ſingend und jauchzend zog man dem luſtigen Manne nach auf den ſchmalen Pfaden, welche die verſchiedenen Klaſſen der Baumzöglinge trennten, — den Berggarten hinauf, ſeitwärts hinab immer tiefer ins Dunkel, bis wo man an einem Mäuerchen wenden mußte. Es war die Mauer des Kirchhofs.

Ich erſchrak. Es war ein ſchmales, niederes Mäuerchen, das den flüchtigen Lebensübermuth von denen ſchied, „die ſo ſanft ruhn". — Ja wohl den flüchtigen! Der damals über die ſtillen dunkeln Gräber hinjauchzte, — er lag nicht lange darauf und — früh begraben. Mag er den Rauſch des Lebens verſchlafen! Die andern Kinder ſeines Vaters ſind unſterblich. Sie werden noch manches Herz berauſchen und beruhigen.

Daß man ſich aber Goethe nicht nähern könne, ohne wenigſtens ein Weilchen in ſeinen Geſpinſten zu zappeln, ſollte ich beim Abſchiede von Weimar empfinden. Ich konnte nicht umhin, den Freunden ein gereimtes Blatt zu hinterlaſſen. Und wer erkannte nicht die unwillkürliche Nachahmung der Manier des gealterten Goethe, wenn ich den Freunden zurief:

Lang getrennt und treu gefunden, —
Neue Lagen, alte Herzen,
Alte Mären, neues Scherzen, —
Was vergleicht ſich ſolchen Stunden?

Und noch treibt's in meinem Innern;
Einmal iſt der Weg durchmeſſen,
Und zum alten Unvergeſſen
Kommt ein wachſendes Erinnern.

Grämlich ſieht das Amt zum Wandern,
Mißt nur knapp die Flatterſtunden;
Doch das Herz bleibt ungebunden,
— Einer findet wol den andern!

Daß ich nun in Hanau noch länger mit den weimarer Freunden in lebhafter Theilnahme an ihren Angelegenheiten blieb, läßt ſich denken. Aber erſt nach Jahren ſah ich Weimar wieder, nachdem die Kinder des befreundeten Paares herangewachſen und zum Theil zerſtreut waren, die liebenswürdige Mutter aber unterhalb jenes Gartens ruhte, in welchem wir, ſie ſelbſt an Goethe's, des Kammerraths Hand, mit Geſang über die Gräber hinaus den nächtlichen Umzug gehalten hatten. — —

Hier möchte es nun am Platze ſein, über Coudray's Herkunft, dieſes in Weimar ſo begünſtigten Mannes, eine flüchtige Erinnerung beizubringen.

Clemens Coudray war ein Taufpathe des Herzogs Clemens Wenzel von Sachſen, bei dem, als Kurfürſten von Trier, Coudray's Vater im Kammerdienſte ſtand. Dem Pathen wurde zum Pathengeſchenk ein Kanonikat verliehen, das ihm aber, als die Franzoſen die Rheinlande wegnahmen, verloren ging.

Der junge Clemens pilgerte nun, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, zum reichen Vetter Rumpf, dem Tapezierer, nach Frankfurt in die Lehre.

Dieſer ſchickte ihn gelegentlich nach Paris zur Auswahl geſchmackvoller Poſamentier- und dergleichen Bedürfniſſe eines Tapezierers und Decorateurs.

Hier machte Clemens die Bekanntſchaft der jungen Architekten und benutzte den Unterricht bei Durand, ſpielte auch auf dem Landſitze der Madame Durand Komödie mit.

Sehr bald verbeſſerte er auch ſeine äußere Lage dadurch, daß er, an Cambacérès empfohlen, beim Bau eines Landgutes dieſes nachmaligen Reichskanzlers von Frankreich zum Aufſeher beſtellt wurde und ein anſehnliches Tagegeld bezog.

Seine Rückkehr nach Frankfurt fiel noch in die Regierungszeit des Prinzen von Oranien in Fulda.

Dieſer hatte Rumpf von Frankfurt kommen laſſen, um das Schloß der Faſanerie auszuſchmücken, und ſprach bei dieſer Gelegenheit den Wunſch aus, einen jungen Mann zu haben, der die Arbeiten eines Hoftapezierers beſorgen könne. Rumpf empfahl den jungen Coudray und präſentirte ihn dem Fürſten, als dieſer den Johannisberg am Rhein, damals noch zu Fulda gehörig, beſuchte. Coudray gewinnt hier die beſondere Gunſt der Prinzeſſin von Oranien, die ihn eines ſchönen Tags durch ihre Kammerfrau rufen läßt, um — ſeine Zukunft mit ihm zu berathen. Wirklich wird er nun als Hofarchitekt angeſtellt und erhält nach einiger Zeit Urlaub, um Italien zu beſuchen.

Von da zurückgekehrt, gewinnt er die Gunſt der Franzoſen, die inzwiſchen Fulda in Beſitz genommen haben, und geht mit dieſer Provinz im Jahre 1810 als Chef des Bauweſens in die Dienſte des Großherzogs von Frankfurt über, wo wir ihn zuerſt kennen gelernt haben.

III.

Meine Kirche.

Die Menſchen neigen ſehr zu der unnützen Phantaſie, darüber zu räthſeln, was wol unter andern Vorausſetzungen als den wirklich erlebten aus ihnen geworden wäre. Ich ſelbſt habe in ſpätern Jahren, wenn ich bedachte, daß ich im Jahre 1816 als junger Mann nach Weimar hätte überſiedeln können, mich gefragt, ob ich nicht durch Coudray, der ſehr bald zu Goethe's Hausfreunden gehörte, in des Dichters Nähe, vielleicht dem ſpätern Eckermann voraus an deſſen Stelle oder zwiſchen Goethe und das Theater getreten wäre. Er kannte ſpäter mein Drama und hatte gegen Coudray Winke für meine nächſten Arbeiten ausgeſprochen. Ich hatte damals Freude am Theater, Gabe der Darſtellung, einige Kenntniß des Techniſchen und Vorliebe für das Dramatiſche. Goethe ſelbſt wäre zwölf Jahre jünger geweſen.

Vor dieſem Drama hatte ich ſchon für die Schuhmann'ſche Sammlung in Zwickau den Voltaire'ſchen

„Brutus“ in Jamben überſetzt, einige kleine dramatiſche Sachen und hiernach das erſt ſpäter bei F. A. Brockhaus in Leipzig erſchienene Trauerſpiel „Otto's Bußfahrt“ geſchrieben.

Jenes frühere Drama: „Otto's Brautfahrt“, war denn auch durch Vermittelung eines Freundes — da es mir in eigenen Angelegenheiten an Betriebſamkeit fehlte — für die frankfurter Bühne von dem damaligen Vorſtand Ihle angenommen worden. Ich hatte nur einige kleine Veränderungen vorzunehmen und ein paar Schimpfworte zwiſchen zwei Knappen zu ſtreichen, die einander den Schwaben- und den Sachſenbuben vorwarfen. — Die Bundestagsgeſandten ſeien gar zu empfindlich, meinte Ihle. — Was? rief ich verwundert aus, empfindlich bis ins zehnte Jahrhundert zurück, wo wir noch die mächtigen Kaiſer ohne den Jammer eines Bundestags hatten?

Wir lachten herzlich über die Behutſamkeiten der Freien Stadt. Die Rollen wurden mit zarter Rückſicht auf den ſächſiſchen und den würtemberger Bundestagsgeſandten ausgeſchrieben und Ihle konnte mir nicht genug ſagen, wie ſehr die Schauſpieler ſich auf die ſo ſprechbaren, ſchwunghaften Verſe freuten, als er unerwartet ſtarb und ſein Nachfolger das Stück beiſeite legte. —

Mir graute vor weitern Verſuchen, das Stück auf die Bühne zu bringen, und ich ſah mich nach proſaiſchen Wegen um. Da begegnete mir eine ſonderbare Aufforderung, die mein ſtilles Leben in eine neue Richtung und ungeahnte Verwickelung zu verlocken beſtimmt war.

Ich erzähle in meinem Büchlein: „Auch eine Jugend“, den frühesten Verlauf meines Lebens in den engen Verhältniſſen meiner fürſtbiſchöflichen Vaterſtadt, an der ängſtlichen Hand einer frommen Mutter im Hauſe eines Oheims, der als Laienbruder im Kapuzinerkloſter gedient hatte, und unter der Zucht des Gymnaſiums, das bis zu deſſen Umgeſtaltung unter dem Prinzen von Oranien altjeſuitiſch eingerichtet war.

Als Knabe hatte ich bei den Kapuzinern die Meſſe bedient, war zwar ſchon als Student im Uebergang aus dem Gymnaſium ins Lyceum den Verlockungen zum Kloſter der Franciscaner glücklich entſprungen: daß ich aber jetzt in den Jahren, wo man vorſichtig in der Welt wird, gegen einen Kirchenbann anrennen werde, hätte wol nach ſolchen Vorausgängen meiner Kindheit, Jugend und Bildung, niemand ſo leicht erwartet. Selbſt ein unglückliches Verhängniß erhaſchte mich noch, den Zwanzigjährigen, um mich in ein häusliches Verhältniß zu verſtricken und zurückzuhalten.

Mit der winterlichen Trauung am Fuß des beſchneiten Rhöngebirges ſchließt jene Jugendgeſchichte.

Eine ſo frühe und höchſt unglückliche Verbindung hatte zunächſt auf die ſittliche Kraft des Lebensmuthes und auf die tröſtenden Kräfte der Phantaſie einen entſchiedenen Einfluß, weniger aber auf religiöſe Anſichten. Viele Jahre lang ließ ich das Kirchliche hingeſtellt ſein. Ich meine kirchliche Fragen und Lehren; denn an den Ceremonien blieb ich fortwährend mit zarten Wurzeln hangen und ſog für mein Gefühl eine Nahrung ein, die ſich zu ganz kirchenwidrigen religiöſen Ueberzeugungen verwandelte. Ich wüßte kein eigenthümlich katholiſches Dogma, das ich damals noch geglaubt hätte. Und die Aſcetik der Kirche, — wie kleinlich erſchien ſie mir, wenn ich die großen Entbehrungen, die Faſten und Peitſchenhiebe des Lebens erwog, die mir auferlegt waren und die ich mit ſtolzer Heiterkeit ertrug. Ich wies den fröhlichen Genius nicht zurück, wenn er mir zu einer Freude winkte: aber der ernſte war mir ebenſo willkommen, wenn er in einſamen Stunden die Orgel in meiner Bruſt rührte und die Kerzen der heimlichſten Andacht anzündete. Dann fand mein Glaube nur den einen Weltaltar für den Unausſprechlichen, dem ich es überließ, ob er lieber theologiſch oder lieber philoſophiſch-dreifaltig ſein mochte; nur ein Dankgebet ſtieg auf für das beſeligende Gefühl des Daſeins; auch ein Opfer fand ſtatt, — aller der Schmerzen nämlich, die man über eigene Mängel und über fremde Leiden empfindet, und eine ewige Lampe der Erkenntniß erloſch niemals, — daß uns eine Gotteshand führe. Und wenn ich dann mit der Weihe neuen Muths in das Leben trat, kümmerte mich das Geheimniß der Gnade wenig, ſolange ich eine tiefurſprüngliche Wärme für das Gute in mir empfand, und glaubte ich an die Erlöſung, die, wenn auch nicht die Welt, doch unſern Willen frei vom Zwang des Böſen gemacht hat.

Dennoch mochte auch hierin mein Naturell viel katholiſcher geblieben ſein, als ich es dachte, und wie dieſe mütterliche Kirche ſehr nachſichtig mit den mangelhaften

Werken derjenigen iſt, die nur ihrer rührenden Andacht gläubig bleiben: ſo mag ich es wol gerade an jenen Tagen, da mein Herz ſo voller Aeolsharfenklänge eines Wehens von oben war, oft genug an energiſchem Handeln haben fehlen laſſen. Und wie oft wird man nicht ſelbſt an dieſen frommen Gefühlen irre! Darf man jenen Rührungen, die vielleicht bloße Stimmungen der Nerven ſind, ſo großen Werth um deswillen beilegen, weil man ihnen etwa den Gedanken an die Gottheit zum Exponenten gibt? Oder verhält es ſich in der That umgekehrt und bebt das Ueberſinnlich-Heilige, wenn es ſich dem Menſchen in Accorden der Andacht verkündigen will, gerade in jenen niedern Nervenſaiten, wie ja wirklich auch die zarteſten Harmonien in Darmſaiten erklingen?

Abſterbende Organismen der Natur gewähren jeglichem Beſchauer den gleichen Anblick hier noch grünender, dort ſchon vertrockneter Theile. Anders iſt es mit den Organiſationen des Geiſtes. Darum läßt ſich auch hinſichtlich des für die Menſchheit abſterbenden Katholicismus nicht beſtimmen, für welche einzelnen Menſchen er noch ſein volles Leben habe. Derſelbe Zweig, der den einen ſchon kahl anſtarrt, fächelt dem andern noch mit welken Blüten. Aber ſo überaus mächtig iſt die Lebenskraft einer Kirche, die einſt eine ganze Welt mit Wundern erfüllte, daß ſie noch immer mit einem ihrer tiefſinnigen Gebräuche oder mit der Zauberformel eines Gebets religiöſe Gefühle ſelbſt in einem ihr abtrünnigen Herzen anfacht. Oder übt die Kirche vielleicht auch dieſe Macht auf ein abtrünniges Herz nur durch den dieſem ſelbſt einwohnenden Zauber der Erinnerung?

Genug, ich beſuchte auch noch in dem proteſtantiſchen Hanau, als ich im Staatsdienſte dahin verſetzt war, die katholiſche Kapelle, in deren kahlem, engem Raume ſich die Bewegungen der Meſſe nur kümmerlich ausnahmen. In dieſer regſamen und vergnüglichen Stadt, vor Fulda durch vielſeitige Thätigkeit und anmuthige Lebensbildung ausgezeichnet, herrſcht zugleich eine auf dieſe Bildung gegründete oder auch durch geſchichtliche Entwickelung herbeigeführte Toleranz, die an Indifferentismus ſtreift. Ich ſage — durch geſchichtliche Entwickelung; denn jene eifrigen Wallonen, geſchickte Weber und Goldſchmiede, die einſt nach Aufhebung des Edicts von Nantes um des verfolgten Glaubens willen ihr Vaterland verlaſſen konnten, ſcheinen damals das ganze Familienkapital von Religionseifer verbraucht zu haben. Und nachdem ſie hier, am flachen Ufer des ruhig ſtrömenden Main, heitern Willkommen und bequemen Raum für den Webſtuhl und das Werkbret gefunden, vererbten ſie ihren Nachkommen nur die ganz unverbrauchte Erſparniß an Lebensluſt. Von Sekteneifer kam im bürgerlichen Verkehr nichts vor; einige Betbrüder belächelte man, wenn ſie einem von einem Landhauſe her auf dem philippsruher Wege in ſchlichtem Ueberrock und unter breitem Hut zur Erde blickend begegneten. Noch weniger bekümmerte man ſich um die literariſchen Fehden, die — des lieben Friedens halber — zwiſchen Katholicismus und Proteſtantismus in ältern und neubegründeten Zeitſchriften geführt wurden.

Da kam mir unerwartet durch einen Freund die Aufforderung des Pfarrers Friederich in Frankfurt, an deſſen neugeſtiftetem „Proteſtant“ — einer gegen den „Katholiken“ gerichteten Zeitſchrift — theil als Mitarbeiter zu nehmen. Dies ſeltſame Zutrauen fand in mir jenen leicht aufregbaren Trotz, mit dem man ſich ſo gern gegen eine Partei auflehnt, der man äußerlich zugezählt wird, ohne ihr innerlich anzugehören. Daneben hatte mich ohnehin ſchon die hier ſchleichende, dort anmaßliche Reaction der Römlinge, das überall wieder erwachende Pfaffenthum im ſtillen verdroſſen. Und ſoll ich hinzuſetzen, daß man zuweilen auch ſein Vergnügen darin findet, auf paradoxe Weiſe unklug zu ſein? Kurz ich gab jener Aufforderung nach und lieferte kleine Betrachtungen über katholiſche Dinge. Da mir Laien das ſchwere Rüſtzeug fehlte, ſo führte ich mit deſto mehr Laune die leichten Waffen eines Freiwilligen. Und doch iſt der Spott überhaupt meiſt viel ehrlicher, als wofür er gewöhnlich gilt: er trennt raſcher, was einer angefochtenen Sache abgefault noch anklebt, und erweckt, was ihr nur lau angehört, zu neuem eifrigen Leben. Dann muß es freilich ein Spott ſein, der vor dem *wahrhaft* Heiligen ſeine Waffe ſenkt. Und ſo war der meinige. Die kleinen Betrachtungen fanden Beifall, ſodaß es dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt ganz recht war, als ich ſie mit manchen noch ungedruckten vermehrt, bei ihm unter dem Titel „Roſenkranz eines Katholiken“ herausgeben wollte. So erſchienen ſie 1829. —

Das Büchlein liegt vor. Geſchmackvoll geſchrieben will ich es nicht nennen: es fällt hier und da ein wenig in den Ton, in welchem die Klerikalen der neuen Concordate heute noch unübertrefflich ſchreiben. Es war mein Stil vor der Excommunication.

Bezeichnend genug für die Männer der unbedingten Kirchenfreiheit war es, daß ſie erſt auf polizeilichem Wege in Frankfurt unterſuchen ließen, ob das Buch — mit Cenſur gedruckt ſei. In ihrem Intereſſe war ihnen die Cenſur recht. Dann machte das Domkapitel in Fulda aus dem Roſenkranz eine Dornenleſe, die es mir durch den katholiſchen Pfarrer in Hanau mit dem Begehr vorlegen ließ, mich zu rechtfertigen oder zu widerrufen.

Es liegt nicht in meinem Zweck, auf dem verſchlungenen Pfade zu einem freien Ausblick auf ein großes Zeitintereſſe mich bei den Verhandlungen aufzuhalten, die nunmehr mit jener geiſtlichen Behörde unvermeidlich blieben. Die Stellvertreterin der Kirche ſprach in dem ruhigen Tone, der ſcharf und ſtreng tadelt, aber mild und mütterlich ermahnt. Und wenn ich nun nichts weniger erwarten durfte, als mein Buch vor einer ſolchen Obrigkeit gerechtfertigt zu ſehen, ſo wollte ich dieſe dafür auch nicht erwarten laſſen, daß ich es widerrufen könne. Belehrungen, die ſchriftlich und mündlich verſucht wurden, konnten zu nichts führen, weil jene Lehren und meine Ueberzeugungen unter ganz verſchiedenen Himmelsſtrichen lagen. Zwar die geiſtlichen Herren ſchienen einen unparteiiſchen Standpunkt wählen zu wollen, indem ſie mir zur Selbſtbelehrung eine Schrift des proteſtantiſchen

Tholuck über deſſen Lehre von der Sünde und dem Verſöhner zuſtellen ließen. Allein, ſollte ich denn gerade um Tholuck's willen — römiſch-katholiſch glauben? Hinter Tholuck's Rücken wurde zugleich mit der Excommunication gedroht.

Ich hielt für das Beſte, um eine Friſt zu nochmaliger Prüfung der verhandelten Sache nachzuſuchen. Es ſchien mir, als ob auch das fuldaer Domkapitel der Beſinnung bedürfe, nämlich auf die Zeit, in welcher es eine Excommunication ausſprechen wollte.

Indem ich aber bei der hohen Stimmung des Kapitels, das mit dem neuen Bisthum große Kirchenthaten im Auge hatte, doch an ſolcher Beſinnung zweifelte, ſchrieb ich während der mir bewilligten Jahresfriſt das Buch „Der Chriſtbaum des Lebens“, aus welchem der Sanhedrin in Fulda erſehen ſollte, wie tiefgewurzelt meine Ueberzeugung ſtände. Dies Buch reichte ich, als nach Ablauf von Jahr und Tag eine wiederholte liebevolle Ermahnung zum Widerruf meines „Roſenkranz“ mit Androhung einer förmlichen Excommunication erfolgte, als meine Erklärung ein, beeilte mich aber auch, eine ſolche verjüngungsluſtige Kirchengewalt in ihre engſten Schranken zurückzudrängen. Ich rief den Schutz des Miniſteriums gegen jede ins Leben greifende Excommunication auf, und es erfolgte ein gemeſſenes Verbot an den Biſchof in Fulda. Dieſer blieb nun auf ſeine bloße Kirchengewalt beſchränkt, nach welcher er nur ganz im ſtillen, ohne Verkündigung von der Kanzel und ohne Anſchlag an der Kirche, den ſogenannten kleinen Bann verhängen konnte. — Und ſo ſchloß denn „Johann

Adam Rieger durch Gottes Barmherzigkeit und mit Beſtätigung des apoſtoliſchen Stuhls Biſchof zu Fulda“ ſchriftlich, durch Verfügung an den Pfarrer, den Verfaſſer des „Roſenkranz eines Katholiken“ von ſeiner Kirche aus. „Gegeben am Michelsberge zu Fulda den 25. Juni 1831“. —

Später fand doch dieſe ſtille That einen Poſaunenſtoß in der „Aſchaffenburger Kirchenzeitung“.

Unrecht vom Standpunkte des Biſchofs oder auch nur zu tadeln war es wol nicht, wenn derſelbe einen Katholiken, der einen ſolchen Roſenkranz für ſich betete, von der Kirche ausſchließen wollte. Dennoch geſtand ſelbſt der katholiſche Pfarrer in einem Bericht an ſeine Vorgeſetzten ein — es dränge ſich jedem Unbefangenen die Anſicht auf, daß es am zweckmäßigſten geweſen wäre, die ganze „Geſchichte“ mit dem Verfaſſer des „Roſenkranz“ zu ignoriren. Allein die Räthe des Biſchofs, die alſo von dem Pfarrer ſelbſt zu den Befangenen gezählt wurden, waren noch zu lebhaft jener alten Zeit eingedenk, als der Biſchof neben dem Krummſtab auch das Schwert geführt hatte. Sie gönnten ſich den unſäculariſirten Jubel, nach ſo viel unfruchtbaren Jahren wieder einen neuen Biſchof zu haben, der glücklicherweiſe für ihre Geſinnung ein alter, lenkſamer, kranker Mann war. Und alle dieſe Autodafé-Luſtigen kannten überdies den Verfaſſer des „Roſenkranz“ perſönlich, vor allen der Agent in dieſer Sache, der nachmalige Biſchof Leonhard Pfaff. —

Im ganzen war der ausgeſprochene Kirchenbann ein Gewinn für beide Theile: das Kapitel hatte nun für ſeine doch einmal angefangenen Acten einen Schluß, und der Excommunicirte war aus einem unbeſtimmten zu einem entſchiedenen Zuſtande hingewieſen. —

Er kam nun zu nachfolgender Betrachtung.

Eine Frucht, aus ihrer Kapſel geſprengt, iſt nur deſto freier für Luft und Boden, unter deren Einflüſſen ſie ihre Entwickelung durchzumachen hat. Jeder Uebergang in neue, wenn zumal höhere Zuſtände, iſt aber mit eignen Aengſten verbunden, im Menſchenleben wie in der Geſchichte — dem Leben der Menſchheit. Daher ſind religiöſe Menſchen nicht gern ohne Kirche; ſie glauben ſich in der gewohnten Hülſe, wenn auch nur aus Gewohnheit, leichter faſſen zu können, und am Ende iſt es nichts weiter, als daß ſie aus Mangel an Selbſtändigkeit eben nur gefaßt ſein wollen. Ein Kind, das zum erſten mal von der führenden Hand freigelaſſen wird, iſt voll Angſt und Beben; und der Menſch, der zum erſten mal religiös ſelbſtändig ſein ſoll, glaubt ſich im Unendlichen verloren, wenigſtens ins Unendliche ſich zu verlieren.

Ich machte die Erfahrung etwas anders. Viele Jahre ſchon hatte ich mich in der geſprungenen Kapſel des Katholicismus als ein abgefallener Kern gehalten, der zuletzt auch im oben erwähnten Schriftchen — loſe raſſelte. So hatte ich inmitten der großen Petruskirche die Uebergangskriſe des Proteſtantismus für mich im ſtillen auf innerliche Weiſe beſtanden, wie ſolche vor dreihundert Jahren äußerlich ſo viele Länder durchgoren hatte. Daher fand ich mich, durch Excommunication aus der Kapſel ausgeworfen, eben nicht verlegen: der loſe Zuſtand war nun ein freier geworden.

Einer, der den Proteſtantismus auf ſolche Weiſe am katholiſchen Stamme ſelbſt beſteht, fühlt natürlich dieſe religiöſe Kriſe anders als einer, der im Proteſtantismus geboren, ihn als einen feſten, ſelbſtändigen Zuſtand gewohnt iſt. Ich aber konnte ihn in keiner ſeiner beſtehenden Geſtalten für eine eigentliche Kirche anſehen und kann es auch dermal nicht, wo die einſt verworfene päpſtliche Unfehlbarkeit von den jungen Paſtoren für ihre ſymboliſchen Bücher oder gar für ihre eigene Perſon unter der Bezeichnung des „Amtes“ in Anſpruch genommen wird. Und war mir innerhalb des Katholicismus der Verfall der Kirche nicht unbemerkt gebieben, ſo ſah ich im Proteſtantismus nur das Abbrechen derſelben und in den evangeliſchen Kircheneinrichtungen nur die Nothkapellen für die Arbeiter am Abbruch und am neuen Aufbau einer zweiten großen Kirche des Chriſtenthums.

Aus dieſem Geſichtspunkte konnte ich mich auch nicht entſchließen, zu einer der proteſtantiſchen Glaubensgemeinden überzutreten. Ich fühlte mit tiefer Betrübniß das feuchte, faule Herbſtwetter der Gegenwart, die noch weit entfernt von einem neuen Frühling und noch lange nicht aufgeräumt für eine neue chriſtliche Kirche ſchien. Deſto lieber blickte ich zurück und betrachtete zuweilen, aus welchen Bauſteinen ſich die erſte nun baufällige Kirche einſt errichtet hatte. Innigſt überzeugt, das göttliche Chriſtenthum beſtehe in keiner äußern Form oder Kirche, ſondern es ſei nur ſchaffend erlöſender Geiſt, der

Formen und Kirchen nach Bedürfniß hervorrufe, dachte ich, — wann wol wieder einmal dieſer Geiſt ſo frei und hüllenlos in die Zeit blitzen werde, wie er einſt aus dem morſchen Moſaismus hervorgezückt war! —

Auf dieſen Stamm mußte ich zurückkommen. In ihm war einſt das religiöſe Element des Lebens zu bloßer Staatsbildung verwendet worden; er hatte mit allen Wurzeln in das Irdiſche getrieben. Die moſaiſche Prieſterſchaft, von den übrigen Stämmen Iſraels allein beſitzlos und unter alle Stämme vertheilt, diente nur als Spiralgefäß, um die Luft des Himmels durch den Staatsſtamm herab bis in die Wurzeln zu führen. Die heiligſten Gebote wurden nur gegeben, — „damit du lang lebeſt auf Erden“. Aus dem Geheimniſſe des Gegenſatzes, in welchem ja doch alle Schöpfungskräfte liegen, ſuchte ich mir faßlich zu machen, daß gerade aus einem in die tiefſte Erde treibenden Stamme die freieſte Himmelsfrucht habe erwachſen müſſen.

Die heilige Hülle dieſer Frucht, Chriſtus, war von Prieſterferſen zertreten worden; das ſtrahlengefiederte Samenkorn ſeiner Lehre, von den Aequinoctialſtürmen der Zeit da- und dorthin getragen, ſenkte ſich in eine morſche, zerfallende Welt. Es war die Welt des römiſchen Staats, mit erſtaunlicher Kraft und Klugheit aus Ländern dreier Welttheile zuſammengefügt. Die Menſchheit mußte erſt alle Herrlichkeit der Macht, alle Ueberſchwenglichkeit der Genüſſe ſchauen und abſchäumen, um das Gefühl der Leere und der Ermüdung zu gewinnen, mit welchem ſie die göttliche Weisheit von der Richtigkeit des Irdiſchen und die Erquickung einer allein beſeligenden Liebe aufnehmen ſollte.

Zu ſolchem Zwecke freilich glaubten die Römer nicht zu handeln, als ſie mit ihren Legionen die Völker bezwangen und drei Welttheile durch Straßen und Flotten verbanden. Aber aus Inſtinct, wie der Vogel ſein Neſt, baut der Menſch die Weltgeſchichte; mit Bewußtſein und Ueberlegung glaubt ein jeder, wenn er *ſeine* Abſichten erreicht, auch *ſein* Werk gethan zu haben, wie der Vogel auch, indem er niſtet, ſeinen heißeſten Trieb befriedigt: doch wie dieſer der Natur, dient jener der Vorſehung. Denn wie erlahmte nicht zuletzt die Eitelkeit der Welt an den unaufhörlichen Siegen und Triumphzügen; wie überſättigte ſich nicht der Genuß, der aus den ſcythiſchen Wäldern ſein Pelzwerk, Teppiche aus Babylon, die koſtbare Fracht der jährlichen 120 Schiffe von der Küſte Malabar, von der Inſel Taprobana und die ekeln Leckerbiſſen aus allen Meeren bezog! Und wie verzweiflungsvoll war die größere Hälfte der Menſchheit, die all dieſen Genüſſen dienſtbar war, — das Elend neben dem Ueberfluſſe, der Hunger neben dem Ekel!

Und bleibt etwa ſolche Schwelgerei und ſolche Verzweiflung ohne die entſetzlichſten Thaten? Nein. Bald war die Zeit tief durchfault und Verbrechen laſteten auf dem Bewußtſein der damaligen Menſchheit, unter denen jedes Vertrauen auf die bekannten Entſündigungsmittel zuſammenbrach. Die Gewiſſensangſt greift zur tollſten Verſöhnung mit dem Himmel. Man rannte nach den Taurobolien, — Reinigungen, denen ſich Büßende unterwarfen, indem ſie unter einem Gerüſte das Blut geopferter Stiere auf ihren Leib träufen ließen. Der ſchwarze, angeblich vom Himmel gefallene Stein, in welchem man zu Emeſa die Sonne verehrt hatte, ward in feierlicher Proceſſion durch die Straßen Roms gefahren. Sechs milchweiße Roſſe, mit reichen Decken behangen, ziehen den Wagen über vorausgeſtreuten Goldſtaub. Der fromme Kaiſer Heliogabal ſelbſt führt die Zügel, rückwärts ſchreitend, um die rettende Gottheit immer im Auge zu haben. Mit großer Feierlichkeit werden die Opfer dargebracht, — Thiere, köſtliche Weine und Räucherwerk. Syriſche Mädchen führen unter wilder Muſik wollüſtige Tänze auf, und die erſten Beamten des Reichs verrichten in langen phöniziſchen Gewändern den Gottesdienſt.

Eine Gegenwart zu begreifen, iſt das ſinnliche Volk wenig geſchickt: ſie zu genießen oder ihr zu unterliegen, iſt es allein gut genug. Doch um rückwärts und vorwärts zu blicken, ſich zu ängſtigen und zu bekümmern, ſtellen ſich auch bei dem verworrenſten und unruhigſten Menſchen einzelne Augenblicke ein und rütteln ihn aus ſeinem Taumel auf. Und da erſchallt ihm jetzt ein himmliſcher Ruf: „Kommt alle zu mir, die ihr müde und beladen ſeid, und ich will euch erquicken!“ — Müde von Genuß oder Arbeit, beladen mit Sünde oder Knechtſchaft — war es nicht alle Welt? Da wandelt mitten durch Jubel und Schmerz des Lebens, durch Ueppigkeit und Bettel, durch Liſt und Erwartung, durch Wahn und Weisheit der Zeit eine ſtille Lehre, deren alle bedürftig ſind, die alle Vergebung der Sünde, alle Verheißungen der Seligkeit, alle Kraft der Duldung und uneigennütziger

Liebe verleiht. Mitten in der allgemeinen Sündflut ſchießt ein Fels des Ewigen an, nach welchem hin ſich jede Verzweiflung zu retten vermag.

Es iſt hier von der Lehre der Liebe die Rede, einer Liebe, die mit dem Herzen zu den Menſchen und mit dem Blicke gen Himmel gerichtet iſt, die einen Beruf auf Erden und eine Heimat — nein, eine Abkunft im Himmel hat.

Dieſe chriſtliche Liebe bethätigte ſich zuerſt in kleinen Vereinen. Singend und betend wendete man ſich an den Vater, Almoſen ſammelnd und Kranke pflegend an die Brüder. Der göttliche Meiſter hatte nur zwei Symbole hinterlaſſen: man vereinigte ſich durch Taufwaſſer und verſammelte ſich beim Brotbrechen. Es galt noch keinen ſogenannten Cultus — es galt ſich für das Leben zu erwecken. Chriſtus war ein Seelen-Homöopath geweſen und hatte die heidniſch üppige, durch fette Opfer, Weihrauch und Tänze ſehr herabgekommene Andacht — auf Waſſer und Brot geſetzt. Seine Lehre nur war Lebensgeiſt. Und doch, wie bald ſetzte ſich um dieſe Lehre her eine Kirche. —

Eine Kirchengeſchichte kann hier nicht geſchrieben werden; allein es bleibt intereſſant, ſich wenigſtens der Materialien zu erinnern, aus denen die erſte chriſtliche Kirche entſtand.

Der bloße, zarte Kern der Chriſtuslehre überhäutete ſich zuerſt mit dem dünnen, anſchmiegſamen Apoſtelthume. Doch ſchon in dieſem bildet ſich ein Doppelkeimchen des Zwieſpaltes für eine tauſendjährige Zukunft. Petrus und Paulus, die Dioskuren der chriſtlichen Kirche, leuchten der ganzen innern Entwickelung vor. Petrus, dem Altmoſaiſchen zugewendet, die neue Lehre nur als verjüngtes Judenthum begreifend, und unfähig, das Freigeiſtige derſelben zu faſſen, bildet den Stamm der ſogenannten rechtgläubigen Kirche. Das Wortgemäße, Satzungsfeſte, Werkheilige, kurz, das Hierarchiſche findet in der petriniſchen Kirche alte Gunſt und neues Glück. Paulus erfaßt den Geiſt des Chriſtenthums und verchriſtlicht ſeine eigenen und die Ideen ſeiner Zeit. Er will alſo ein Chriſtenthum, das ſich dem fortſchreitenden Leben anſchmiege. Aber ſchon er wird nicht begriffen; der beſchnittene und beſchränkte Haufen wird unzufrieden mit ihm. Er, der Apoſtel der Geiſtreichen und Geiſtesfreien, bildet, bis einſt ſein Bau an die Reihe kommt, die Oppoſition der erſten Kirche. — Es ſteht uns frei, eine Vorbedeutung der ganzen chriſtlichen Entwickelung darin zu ſehen, daß Paulus, der wirkſamſte Apoſtel, vorher als Saulus zu den heftigſten Verfolgern des Chriſtenthums gehörte. Aus den beiden apoſtoliſchen Richtungen entfaltet ſich das Prieſterthum und das Ketzerthum, jenes langſam ſich befeſtigend, dieſes wandelbar und wechſelnd.

Die Natur war das erſte Prieſterthum, dem ſich der Menſch unterwerfen mußte. Aber er blieb nicht, wie ſeine thieriſchen Halbgeſchwiſter, in treuem Glauben. Er wurde durch geiſtige Bildung ein Schismatiker, und kann er ſich aus ihrem Kirchenverbande auch nicht ganz losmachen, ſo bleibt er doch ein ſteter Proteſtant gegen die Natur.

Mit ähnlicher Gewalt wie dieſe ſtellt ſich überall das Prieſterthum der religiöſen Freiheit der Menſchen entgegen. In den erſten chriſtlichen Gemeinden hatte niemand ein Recht oder ein Amt zu ſprechen; aber es ſtand wol den Aelteſten am beſten an, das Wort zu führen. Ein Aufſeher (Biſchof) ward auch bald nöthig. Aelteſte und Biſchof brachten ſich nun leicht durch Einſicht und Klugheit ein perſönliches Anſehen und einen Einfluß zu Wege, der langſam am Amte kleben blieb. Verhandlungen der getrennten Gemeinden untereinander, Kampf gegen frühzeitige Irrlehrer hob dieſen amtlichen Einfluß mehr und mehr. Nun, wie die Gemeinden ſich erweiterten und vermehrten, wurden Synoden nöthig, — Verſammlungen der Biſchöfe in der Art, wie ſich in bürgerlichen Angelegenheiten die Städte Ioniens gemeinſam zu berathen pflegten.

Indem man aber mit redlichem Eifer das gemeinſame Beſte überlegte, ward man doch bald genug auch inne, daß zugleich eines jeden perſönliches Anſehen dabei nicht übel wegkam. Dadurch fanden ſolche Kirchenverſammlungen im ganzen Römiſchen Reiche Gunſt. Durch Beſchlüſſe wurde Glaubenslehre und Kirchenzucht geregelt. Eine allgemeine Kirche bildete ſich den getrennten Meinungen gegenüber. Hiermit entſprang aber auch ein Orden bevollmächtigter Sprecher und ſtellte ſich auf verſchiedenen Stufen über die blos vernehmenden Chriſten. Die frühere Gleichheit in den Gemeinden zerfiel in Klerus und Laien.

Die Ketzereien, die von dieſer Zeit an in der chriſtlichen Welt nicht mehr aufhörten, müſſen ein für allemal aus einer höhern Anſicht begriffen werden. Wir haben ſchon bei den erſten Apoſteln geſehen, daß der geiſtreiche Paulus nicht verſtanden wurde. Natürlich findet in einer Verſammlung von Menſchen, je größer ſie iſt, bei deſto mehreren das Gemeine Anklang. Nicht anders ging es in den Concilien, und das eben wuchs zum Stamme der katholiſchen Kirche zuſammen, was den meiſten der verſammelten Biſchöfe gemein war. Das Geiſtige iſt nur den einzelnen zugänglich und faßlich. Die Ausbrüche dieſes geiſtigen, des pauliniſchen Chriſtenthums, die nach einer freiern Geſtalt verlangen, als der petriniſche, — petrificirende Katholicismus bildet, — ſie eben ſind die Ketzereien. Es iſt wahr, die ketzeriſchen Anſichten, die wandelbaren, erſcheinen meiſt ſo ſeltſam und wunderlich wie die Kirchenlehren, die einen Beſtand gewannen. Aber dieſe ſogenannten Ketzereien ſind ja auch nur die Schmerzenstöne des unwilligen, gefeſſelten Chriſtusgeiſtes, während die ſeltſamen Kirchenſatzungen für den Siegesjubel des Weltgeiſtes zu erklären ſind, dem es gelingt, den Paulus in den Petersfelſen zu bannen. So vernehmen wir freilich die ruhige, reine Stimme der Wahrheit auf beiden Seiten nicht.

Unvermögend, der fröhlichen Kraft des Chriſtenthums, das ſich in allen Bildungen des Lebens verſuchte, zu widerſtehen, nahm die junge Kirche zur Befeſtigung einer Eintracht ihre Zuflucht zum Verſtande und arbeitete, die Einheit ſuchend, immermehr auf eine Einerleiheit hinaus. Allerdings iſt die Wahrheit nur eine; aber eine, die ſich in vielen endlichen Erſcheinungen immer nur theilweiſe abſpiegelt und die Summe aller getheilten Erſcheinungen im Schoſe der Gottheit niederlegt.

Nicht ſobald hatte die Prieſterſchaft ſich von den Laien geſondert und über ſie erhoben, als auch gleich die kirchliche Hausordnung ein vornehmeres Weſen annahm. Es entſtand viel Redens über die Kraft und Würde der Andachtsgebräuche, über die Wunder des Gebets und des Faſtens. Es wird Gebrauch ſich mit dem Kreuze zu bezeichnen, einem alten Symbole, das ſchon in den ägyptiſchen Myſterien zur Bezeichnung des Durchſchnitts der Sonnenbahn mit dem Aequator heilig geweſen war, für die Chriſten aber durch den Tod ihres göttlichen Meiſters einen neuen Sinn gewonnen hatte. Und wie ſich überall ſinnliche Gebräuche gern ſelbſtändig machen, weil ſie in der Sinnenwelt ſich zu Hauſe fühlen; ſo fing man auch früh genug an, bei der Taufe das Zeichen für die Sache, das Waſſer für die Sinnesänderung zu nehmen. Abſchwörungen des Teufels wurden damit verbunden, ſogar bei Kindern, als ob jedes neugeborene Herz eine Herberge für Höllengeſindel wäre. Am nutzbarſten machte ſich aber die Polizeigewalt ſtrenger Bußſtrafen und erhob das prieſterliche Anſehen zu einem Vermittleramte zwiſchen Gott und dem Sünder.

Doch all dieſen Elementen, wie ſie ſich in einer ſeelenangſtvollen, reſignationseifrigen Zeit bekräftigten und verbanden, fehlte noch zum höchſten Wachsthume die Sonne der Gnade von der Höhe weltlicher Gewalt. Dies Glück wurde denn auch der jungen Kirche unter Konſtantin's Regierung zu Theil. —

Es liegt in der Natur der Hofgunſt, daß ſie ein begnadigtes Intereſſe an den Repräſentanten deſſelben auszeichnet. Die Geiſtlichkeit kam alſo bei dem Eifer des Kaiſers für das Chriſtenthum gut weg. Sie wurde von bürgerlichen Laſten und Dienſten befreit und man durfte die Kirchen mit Vermächtniſſen bedenken. Wie ſchnell fielen jetzt Güter und Schätze vom Herzen derjenigen, die damals ſo bekümmert um das Jenſeits waren, in die Hände derer, die das Ewige beſorgten! Ehren, Macht und Reichthümer eilen jetzt dem Katholicismus zu. Die Zeitverhältniſſe machen ihn groß; aber er vergißt dabei, wie die Zeitverhältniſſe ſich ändern dürften; er fürchtet nicht, daß er, mit dem Weltlichen beſchäftigt, ins Irdiſche verſunken, die Kraft verlieren könnte, vom Weltlichen zu erlöſen. —

Zu dieſen Zeitanſichten kam bald eine große Ahnung des nächſten Weltſchickſals. Ein gewaltiges Weltreich, die römiſche Monarchie, fängt bei innerer Fäulniß und äußerm Völkerſturme zu wanken an. Die Welt bangt. Und wenn nun aller Stolz und alle Herrlichkeit der Erde in Staub zerbrechen ſoll, welches fühlende Herz muß nicht das Irdiſche verſchmähen? —

Jahreszeit und Witterung bringen manche wechſelnde Krankheit mit: die Wechſel der Weltgeſchichte ſcheinen ähnlichermaßen auf die Stimmungen der Menſchheit zu wirken. Gerade die edelſten Herzen ergriff damals ein Widerwille am Irdiſchen, das ſie doch eher als durch das Chriſtenthum erlöſt hätten anſehen und friſch erbauen ſollen. Doch in der That das Verſchmähte ging nicht verloren! Aus dem Verfall der Welt, das Verfallende wegzuräumen, entſtand das Inſektengeſchlecht der

Mönche. Ihnen, den Verächtern der Welt, wirſt die Welt ihre Schätze zu. Dieſe häufen ſich in Klöſtern. Hierher ſchleppen reiche Novizen ihr Erbe; in Vermächtniſſen werden die Geſellſchaften bedacht, die ſelbſt kein Teſtament machen. So häufen ſich denn auch die materiellen Stoffe, um eine Weltkirche zu erbauen. — Werden nicht die edelſten Schätze aus den Felſen gehoben? Der Fels der Kirche verſchließt ſie wieder. Die Welt erkrankte am Ekel des Irdiſchen: ſie rettet ſich durch den Ausſatz dieſer Krankheit — durch das Mönchthum. — Denn nun baut dieſes in Sonnenglut die Erde an, trocknet Sümpfe und rodet Wälder um, oder es zieht in ſtillen Zellen auf ſelbſtbereitetem Pergamente die Schriftfurchen alter und neuer Weisheit; das Weizenkorn des Himmels grünt unter ſeinem Kreuzſpaten auf, und ſein Griffel überwintert für das Lenzjahrhundert neuer Aufklärung die Körner der alten Wiſſenſchaft.

Ein Ereigniß der früheſten Zeit war von den wichtigſten Folgen für die Entwickelung der katholiſchen Kirche. Kaiſer Konſtantin hatte nämlich, obſchon zum Chriſtenthum übergegangen, doch die hergebrachte heidniſche Würde eines Oberprieſters (pontifex maximus) beibehalten. Wie leicht hätte es ſich da bei der biſchöflichen Luſt zu predigen, die ihm eigen war, fügen können, daß zur weltlichen Gewalt die geiſtliche gekommen und ein chriſtliches Sultanat zum Nachtheile der europäiſchen Bildung entſtanden wäre, die ſich ſpäterhin gerade unter den Kämpfen dieſer beiden Gewalten ſo frei entwickelt hat.

Statt deſſen legte jener Kaiſer, freilich unbeabſichtigt, den Grund zu einer heilſamen Trennung beider Gewalten. Denn nach langen Kämpfen mit ſeinen Mitregenten, durch Glück und Mordthaten Alleinherrſcher geworden, erbaute er an der Grenze zwiſchen Europa und Aſien Konſtantinopel zum neuen Herrſcherſitze. Da ihm jedoch die alte Glorie Roms nicht hinüberfolgte, ſo drückte ſich nach und nach ein frommer Biſchof in dieſen Glanz, und ſetzte endlich vor den eindringenden nordiſchen Völkern die erledigte Herrlichkeit auf ſein Haupt.

Zuerſt nämlich hatten ſich die Biſchöfe der Reichshauptſtädte mit dem Titel eines Patriarchen über die andern erhoben. Dann wurde auf der Synode zu Konſtantinopel im Jahre 381 — nachdem die Verſammlung vorher dem Heiligen Geiſte die gleichvolle dritte Perſönlichkeit in der Gottheit votirt hatte, — auch dem römiſchen Biſchofe der Rang vor dem Patriarchen zu Konſtantinopel zuerkannt. Wenn nun auch im Himmel über die dem Heiligen Geiſte gemachten Zugeſtändniſſe ſich kein Streit erhob; ſo blieb doch der Biſchof zu Konſtantinopel nicht gleichgültig bei dem ſeinem Collegen in Rom zugeſprochenen Vorrang. Lange Streitigkeiten entſtanden.

Inzwiſchen bildete Gregor der Große das kirchliche Ceremoniell aus, deſſen fortdauernde Geſtalt der Katholicismus hauptſächlich ihm verdankt, der durch ein eigenthümliches Gemiſch von Einfalt und Gelehrſamkeit, Demuth und Stolz, Schlauheit und Aberglauben der Mann ſeiner Zeit war. Er erhöhte die blendende, ſchauervolle Pracht des Gottesdienſtes, ordnete den Meßkanon und den Feſtkalender, und führte den bunten, wechſelnden Schmuck der Gewänder ein. Man kann ſagen, Gregor habe zuerſt zu Gunſten der ſich einrichtenden petriniſchen Kirche die Inteſtaterbſchaft der alten Göttertempel angetreten. Und welch ein reicher Haushalt fand ſich da nicht vor! Feſte aller Art, — Demeterfeſte, Thesmophorien, die Megaleſien, Ambarvalien, Saturnalien und andere; dann Proceſſionen aller Art; ferner Geräthſchaften aller Art: purpurne Prieſtermäntel, phrygiſche Mützen, Pauken und Hörner, Kerzen und Fackeln, Weihrauchvorräthe, heilige Bilder, die einſt zum Erſtaunen geſchwitzt hatten, Iſisklappern, Fichtenzweige als Bußgeiſeln, Lorberzweige als Weihwedel, und — wer nennt alles, was einſt die Heiden gebraucht hatten, und was ſich nun für die petriniſche Kirche bräuchlich machen ließ. — So bildete ſich das Ceremonienweſen zu den Entwickelungen des Lehrgebäudes durch die Concilien. Dann that derſelbe große Gregor noch einen folgereichen Schritt.

Phokas, ein Hauptmann im griechiſchen Heere, hatte an der Spitze empörter Legionen ſich des griechiſchen Thrones bemächtigt und den Kaiſer Mauritius nebſt deſſen Kindern ermorden laſſen. Dieſen rohen, rothhaarigen, misgeſtalteten, bartloſen Kaiſermörder begrüßte zur Thronbeſteigung der Biſchof Gregor und freute ſich, daß des Phokas „milde Frömmigkeit“ auf den kaiſerlichen Thron gelangt ſei. Phokas bezeigte ſich erkenntlich und erklärte unter Gregor's zweitem Nachfolger durch ein eigenes Hofdecret (Cabinetsordre) den römiſchen Stuhl für den vornehmſten in der Chriſtenheit und den Biſchof zu Rom für das Haupt der Kirche.

Die petriniſche Kirche ſtand im Rohen fertig, wenn auch die ſpätere Zeit noch daran zu vollenden hatte. — Die Weltlage, und vielleicht noch mehr die natürliche Entwickelung der Liebe, die ſich ja entſagend und leiſtend bethätigt, brachte es mit ſich, daß das Chriſtenthum zuerſt mehr negativ, als Weltverachtung, auftrat. Reſignation auf alles, was die Welt hoch gehalten, worin ſie ſich verſündigt hatte, — Herabwürdigung der Erdengüter, Verſchmähung der Lebensfreuden, Demuth eigener Einſicht, Hingebung eigenen Willens hatten ein unerſchöpfliches Material von ſich gethan, aus welchem eine ſo prachtvolle Kirche wie die erſte des Chriſtenthums erbaut werden konnte.

Aber die aus Reſignation der Welt entſtandene Kirche konnte nur durch dieſelbe fortdauernde Reſignation beſtehen, und da die Welt ſich ihre Güter und Gelüſte nicht lange kürzen oder entziehen läßt: ſo hielt die Kirche deſto nachdrücklicher die höchſten geiſtigen Güter der Menſchen feſt, indem ſie Verzicht auf eigene Forſchung und auf ſelbſtändigen Verkehr mit der Gottheit verlangte. Zugleich unterhielt ſie mit aller Beharrlichkeit den doppelten Zwieſpalt, — jenen urſprünglichen zwiſchen Petrus und Paulus und den ſpätern zwiſchen Rom und Byzanz. Ich will ſagen, — die petriniſche Kirche verfolgte den pauliniſch-freien Geiſt in den vielfältig aufkommenden Sekten, in denen ſich die geſunde Lebendigkeit des Chriſtenthums gegen deſſen Petrification hervorthat, und ſuchte zugleich die Trennung der geiſtlichen von der weltlichen Gewalt bis zur eigenen Unabhängigkeit, ja bis zur geiſtlichen Oberherrlichkeit auszubilden.

Höchſt merkwürdig kam ein Drittes hinzu. Die ſinnliche Andacht der Kirche ſteigerte ſich nämlich bis zur Anbetung eines Körpers. Papſt Urban IV., früher Archidiakon in Lüttich, ſetzte nämlich gegen Ende des 13. Jahrhunderts das von ſchwärmeriſchen Frauen jener Stadt aufgebrachte Feſt des Fronleichnams ein, in welchem nicht mehr der menſchgewordenen Gottheit, ſondern der uns allen gemeinſamen Hülle, in welcher ſie erſchienen war, eine Anbetung geweiht wurde. An den Kerzen ſolcher Andacht entzündete ſich die verwandte Sinnlichkeit des Lebens. Die edelſten Organe der lebendigen Kirche, die Geiſtlichen und Mönche, die ſich an den von der gläubigen Welt einſt reſignirten Gelüſten übernahmen, erkrankten am tiefſten. Ein Gefühl der Laſterhaftigkeit ergriff, wie einſt in der heidniſchen Zeit, alle Stände, und führte zu jenem Unſinn raſender Bußübungen, der ein Vater neuer Ungeheuer ward; wie ſich ja die umherziehenden Geislerbrüderſchaften zuletzt in Räuberverbrüderungen auflöſten.

Ueber dieſer neuheidniſchen Sündflut fanden nur die weltliche Macht und das pauliniſch-geiſtesfreie Ketzerthum ein gemeinſchaftliches Intereſſe gegen die beſtehende Kirche. Dieſe Intereſſen verbanden ſich zuletzt mit wechſelſeitig geliehenen Waffen zu jener kirchlichen Oppoſition, die ſpäterhin unter dem Namen Proteſtantismus nach blutigen Kämpfen einen ſtaats- und kirchenrechtlichen Boden eroberte.

Wenn ich nun hiermit meine Ueberzeugung andeuten will, — der Proteſtantismus ſei nur im Abbruch der alten Kirche begriffen und entbehre des Materials zum Aufbau einer zweiten Kirche: ſo bin ich doch weit davon entfernt, das Chriſtenthum ſelbſt für erſchöpft und die Welt einer neuen Lehre für bedürftig zu halten. Vielmehr bin ich des feſten Glaubens, daß nach Abbruch oder vielleicht ſchon neben dem Verfall der petriniſchen Kirche ſich die pauliniſche erbauen werde. Hat nicht die Liebe, mithin das Chriſtenthum als Religion der Liebe, neben dem negativen Pole des Entſagens noch den poſitiven des Leiſtens zu bewähren? Und iſt dieſer nicht erſt der eigentlich ſchöpferiſche, unerſchöpfliche? —

Was ließe ſich aber von dieſer zweiten Kirche mehr ſagen, als daß ſie eines Tags erbaut ſein wird? Der Menſch reicht nur mit Bedürfniſſen, nicht mit Einſichten in die Zukunft; das wunde Herz der Menſchheit hat nur das Vorgefühl eines Wechſels der Zeit und die Vorſehung behält ſich die Ueberraſchung vor. So viel nur läßt ſich vorausſehen, daß die pauliniſche Kirche ihre Bauſteine nicht aus der Verſchmähung, ſondern aus der Anerkennung der Welt brechen wird.

Noch zu keiner Zeit war die chriſtliche Welt ſo rührig in Reformen, ſo thätig im Schaffen wie heute. Es iſt Sonnabend, die Welt hält ihren Wochenmarkt, ſie räumt auf, ſie reinigt und bereitet den neuen Sonntag vor. Ich ſage nicht, daß dieſe Kirche der anerkennend leiſtenden Liebe die Materien unſerer Werktage heilig ſprechen, das Fleiſch unſerer Carnevale emancipiren werde: vielmehr wird auch die ſchaffende chriſtliche Liebe mit jener Wunderkraft auftreten, die allein und vor allem das Jahrhundert von ſeiner Genußſucht befreien und von der Lähmung des Materialismus heilen kann. Nur wird ſie keine Reſignation auf unſere Kräfte, auf unſere Rechte, ja nicht einmal auf unſere Neigungen, kein Verſchmähen unſerer Intereſſen, unſerer Forderungen oder auch nur der Genüſſe der Welt verlangen.

Bloß eine Reſignation müſſen wir in der erſten Kirche der entſagenden Liebe gelernt haben, — jene nämlich auf Eigenſinn, Eigenliebe, Eigenwillen. Wer aber blickte nicht auf dies materielle Treiben und Trachten der heutigen Sonnabendswelt, ohne zu fühlen, daß der ſchaffende Menſchengeiſt ſich nach einer neuen Welt ſehnt, daß die Vermählung der mündigen Töchterkräfte der Natur an die mannbaren Gedanken des Menſchengeiſtes eine Einſegnung bedarf, daß die Kinder dieſer Ehe, die Erzeugniſſe des Gedankens und des Fleißes eine Taufe begehren?

Hier liegt die Bedeutung und die höhere Zukunft der in ſo erſtaunlichem Aufſchwunge begriffenen Naturwiſſenſchaften, die jetzt nach der Erkenntniß, die einſt von oben kam, in die Tiefe graben.

Dieſe Weihen für den Menſchengeiſt werden in der zweiten chriſtlichen Kirche ertheilt werden, — einer Kirche, die das ganze Leben und alle deſſen Seitenkapellen und Kreuzgänge mit einer durchſonnten Kuppel überdomen wird.

Einſt ſtand die allgemeine Bildung der Welt im Einklange mit der katholiſchen Kirche. Damals, als, wie geſagt, das Zeitalter mit Wundern bevölkert war.

Warum beſucht die heutige Bildung keine Kirche mehr? — Die Geiſtlichkeit bewehklagt es; aber es iſt begreiflich: die heutige Bildung hat eben keine Kirche mehr, die Bildung der Welt iſt — excommunicirt.

Der einzelne vereinzelt ſich mit ſeinem religiöſen Herzen. Dies alte Leben der chriſtlichen Kirche zerfällt in ſeine Atome, die das ſchöpferiſche Chriſtenthum zu einem neuen Körper wieder verbinden wird. Einſt that der Nachfolger des jäheifernden Apoſtels Petrus ganze Länder in den Bann; ſeit dreihundert Jahren excommunicirt die Petruskirche die ganze Bildung der Welt. Denn dieſe iſt bereits vom pauliniſchen Geiſte durchweht. Was einſt einzelne Männer oder Sekten in einzelnen Punkten des Kirchenglaubens waren, — ketzeriſch, das iſt jetzt, nicht in einzelnen Punkten, ſondern im tiefſten Geiſte, die geſammte Bildung der Welt; denn der peterskirchlichen Reſignation entwachſen, will ſie die Materien des Lebens gewürdigt, die Geiſter ſelbſtändig, den Glauben nicht mehr römiſch-mediatiſirt, ſondern himmels-unmittelbar wiſſen. —

In dieſer Weltlage ſchien es mir keine innere Pflicht zu ſein, daß man einer beſtehenden Kirchengemeinde angehöre. — Höchſte Aufgabe für jeden bleibt es aber, in Freiheit und Liebe, das heißt, durch edeln Willen und reine Geſinnung den wahren Geiſt des Chriſtenthums zu begreifen und in ſeinem individuellen Leben auf eigenthümliche Weiſe zu entwickeln. Wie in frühern Tagen das Chriſtenthum Heilige aus allen Ständen erzogen hat: ſo läßt ſich in jedem Lebensberufe und auf jeder Stufe der Bildung das Heilige darſtellen und lebendig machen. Jeder ſoll ſich ſelbſt zu einem Bauſteine der künftigen pauliniſchen Kirche bearbeiten, da dieſe eine Kirche des Lebens, aus Lebendigen gefügt, ſein wird. —

IV.

Emmerichshofen.

München

Ich lebte ſeit dem Mai 1819 ſchon mehrere Jahre in Hanau, ehe ich zufällig erfuhr, daß Graf Bentzel-Sternau in der Nachbarſchaft ein Gut beſitze und zeitweiſe bewohne.

Dreizehn Jahre waren vorüber, ſeit er als Finanzminiſter mir in Fulda — nach dem Scherze des Großherzogs — „gar zu geſchwind dictirt hatte“.

Die Strömung des Lebens in Hanau ging mehr weſtwärts nach Frankfurt und gegen den Rhein, und wenn man auch auf Spaziergängen nach dem kurfürſtlichen Schloſſe Philippsruh, über den Mainſtrom hinaus den Blick gen Oſten an den anmuthigen, von der Abendſonne beleuchteten Zug der freigerichter Berge hinſchweifen ließ, dachte man nicht an die ſandige Ebene, die ſich hinter dem angebauten Weichbilde der Stadt und den nächſten Domänenhöfen gegen das Gebirge hin erſtreckt.

Dort, anderthalb Stunden von der Stadt, beſaß der Graf auf ehemals kurmainziſchem Boden ein Gut, — Emmerichshofen, eine Schenkung des vorletzten Kurfürſten von Mainz, des leutſeligen Emmerich Joſeph, an den Vater des Grafen, den um die mainzer Schulen ſo verdienten Kanzler Bentzel.

Die Ebene von Hanau über Emmerichshofen hinaus iſt tief ſandig. Wohin der Mainſtrom jetzt noch manchmal mit ſeinen Ueberſchwemmungen reicht, oder wo der Menſch um ſeine Wohnſtätten her das Feld mit den Abfällen der Viehzucht ſeit Jahrhunderten bearbeitet, hat der Boden eine gemiſchte fruchtbare Schicht angenommen. Weiter hinauf aber nach den Vorhügeln der freigerichter Berge liegt noch der pure Sand. Nur die Tanne hat ſich hier mit Vortheil anſiedeln können. Um ſie her, aus ihren verwitternden Nadeln, läßt ſich der Boden eine leichte Ueberkruſtung gefallen, in welcher ſpärliches Gras wurzelt, die aber, ſobald ſich der Pflug daranwagt, vom tückiſchen Sande ſchnell wieder verſchlungen wird.

Wenn man dieſen Sand durchwatete und zwiſchen den Tannenwäldern die traurigen Torfgruben und die dunkeln Haufen des zum Trocknen aufgeſchichteten Torfes erblickte, ſo träumte man ſich eine Zeit zurück, da der Mainſtrom dieſe weite Thalfläche noch zu einem See erfüllt haben mag. Hier machte er ſich mit ſeinen jährlichen Schneegewäſſern des Fichtelgebirges breit und behaglich, ſchaukelte ſich im Spiel mit den Sturmwinden und naſchte von den nächſten Hügeln und Höhen ab; während ſein mächtiger Bruder Rhein mit dem Gebirge unter Bingen um einen Durchzug kämpfte. Und wie er ihn endlich errungen hatte, um als ein Vorbild des römiſch-deutſchen Kaiſers, deſſen Purpur zuletzt an ſonveräne Staatchen zu Fetzen ging, im Niederlande ſich verzweigend ſeine Herrlichkeit und ſeinen Namen zu verlieren: ſo ſtürmte auch der Main dem neuen Zuge nach, und ließ ein weithin verſandetes Lotterbett zurück. Ihn ſelbſt ſcheint dieſe zerwühlte Lagerſtätte angewidert zu haben, ſodaß er verſchiedenemal einen andern Weg ſuchte, wie man aus einzelnen Strecken ehemaligen Mainbettes vermuthen darf.

Wandert man nun öſtlich weiter nach dem bairiſchen Ort Alzenau, ſo hat man wahre Dünen zu erſteigen; als hätte der ehemalige Mainſee hier zu ſeinen Häupten Schlummerkiſſen aufgeſpült. Und in der That, ſobald man über dieſe Hügel hinaus iſt, thut ſich unter uns ein fruchtbares Thal am Fuße des Gebirges auf. Die Kahl ſchlängelt ſich hindurch, man betritt feſten dunkeln Boden, deſſen ſich der Pflug und der Spaten freut, und der Blick erhebt ſich an den nahen Bergen, die ſich bis zur Schulter mit einem Rebenmantel umhüllen.

Nicht aber in dieſem fruchtbaren Striche, ſondern vor den Sandhügeln zwiſchen Tannenwäldern lag die ehemalige Beſitzung des Grafen. Der ehrliche Emmerich Joſeph traute wahrſcheinlich ſeinem befreundeten Kanzler zu, er werde in dieſer unfruchtbaren Ebene, die er ihm verlieh, mit gleich unverdroſſener Einſicht Wachsthum hervorrufen, wie er in dem verwahrloſten mainzer Lande ſo vortreffliche Volksſchulen gegründet hatte.

Es war zufällig der 9. April, der Geburtstag des Grafen, als ich ihn zum erſten mal beſuchte.

Durch ein Thor auf der nördlichen Seite betrat man zwiſchen den Hintergebäuden der Landwirthſchaft einen geräumigen mit Bäumen bepflanzten Hof, über den man in das ſteinerne, modern gebaute Herrenhaus gelangte. Eine Treppe hoch reihten ſich nach vorn, der Mittagſeite, an einen Salon links die Wohnzimmer des Grafen mit Bibliothek und Arbeitszimmer, rechts die elegantern Gemächer der Gräfin. Hier hingen noch einige der guten Bilder, welche dieſe hochgebildete Dame mit feinem Geſchmack früher angeſchafft hatte, und die jetzt zum größten Theil auf die Beſitzung in der Schweiz gebracht waren. Einſt hatte ſie hier einen lebhaften geſelligen Verkehr mit Hanau unterhalten, und die jungen Maler der Akademie waren hier wochenlang gaſtlich aufgenommen geweſen, um die guten Bilder zu ſtudiren.

Später hatte ſich dieſe Blüte des Kunſt- und geſelligen Lebens in den ſtillern Fruchtknoten der Gutsbewirthſchaftung zuſammengezogen. Die Gräfin hatte ihren Geſchmack nicht geändert, ſondern erweitert, und wie ſie ſonſt mit geſellſchaftlicher Andacht die Vesper der Theeſtunde gehalten, ſo verſäumte ſie jetzt keine Mette der Milchwirthſchaft. Seit aber das edle Paar die einzige Tochter, das Schweſterchen zweier Knaben, auf dem Gute Mariahalden bei Zürich in den Wellen eines Teiches verloren hatte, trennte ein verſchiedenartiger Schmerz Vater und Mutter öfter und auf längere Zeit. Die Gräfin verweilte lieber, wo ſie ihren großen Verluſt erlitten hatte, während der Graf die zu lebhafte Erinnerung an jenes Unglück, ſoviel er nur konnte, floh. In ſeiner niedergebeugten Stimmung überſetzte er Young's „Nachtgedanken“, die ja aus verwandten Empfindungen, während der Trauer des engliſchen Dichters um den

Verluſt einer theuern Gattin, urſprünglich entſtanden waren.

Dieſe Ueberſetzung erſchien 1825 im Druck.

Was etwa ſonſt noch von abweichenden Neigungen oder unverſchmelzbaren Eigenheiten ein edles Paar für gewöhnlich ſo weit auseinander hielt, weiß ich nicht; aber ein lebhafter Briefwechſel knüpfte während ſolcher Trennung Mariahalden an Emmerichshofen. Dort fand die Gräfin an einem reizend gelegenen und wohlbeſtellten Gut ihr Gefallen. Sie war nicht dafür, Emmerichshofen, dieſe magere Oaſe in der Wüſte, mit Aufwand anzubauen und mit Entbehrung zu bewohnen. Allein der Graf ſah dieſen ihm überkommenen Beſitz mit einer Art von Pietät an, als ob ihm die unvollendete Aufgabe ſeines Vaters zu löſen bliebe. Er wollte daher das Gut nicht aufgeben, ohne den widerſtrebenden Boden wenigſtens eine Prüfungszeit von dreimal drei Jahren hindurch tüchtig bearbeitet zu haben.

Hier begegnen wir gleich einem Grundzuge im Charakter des Grafen — entſchiedenem Willen und Beharrlichkeit. Dieſe edeln Kräfte des Handelns, ſonſt in Staatsangelegenheiten bethätigt und jetzt auf die kleinſten Dingen der Wirthſchaft gewendet, milderten ſich nicht mit den zunehmenden Jahren; wie ſie denn oft, gleich den arbeitenden Muskeln des Körpers, ſich eher zu verſteifen pflegen.

Dieſe kämpfende Beharrlichkeit erfriſchte ſich im Wechſel der Beſchäftigung. Das ländliche Leben Bentzel's hatte damals ſeine zwei einander weckenden Pole — — Landwirthſchaft und Literatur. Beiden war ihre beſtimmte Zeit zugemeſſen. Und indem der Graf dieſe geregelte Wechſelthätigkeit durch nichts ſtören ließ, konnte er das Erſtaunliche zu Stande bringen. Denn wie viel las er nicht in verſchiedenen Sprachen, über wie vielerlei dachte er nicht nach, und was arbeitete er nicht aus, wenn es auch nur beſtimmt war, im Schranke ſeiner Handſchriften auf beſſere Zeiten verwahrt zu liegen! Er haßte nämlich, was ein edler Mann nur haſſen kann — die Cenſur, und wollte lieber ſeine fertigen Arbeiten zur Clauſur verurtheilen als durch die Schere des Cenſors in die Welt ſenden. Er hatte ſich gewöhnt, keinen Tag vorüberzulaſſen, ohne ſich über ein Anliegen der Gegenwart, über eine Frage der Zeit ins Klare zu ſetzen und ſeinen Abſchluß darüber niederzuſchreiben. Er nannte dieſe Gedankenſammlung mit einem bäuerlichen Ausdruck — ſein Kerbholz. Daher benutzte er auch ſeine Fußgänge zur Stadt oder ſeine Spaziergänge in den Feldern zum Meditiren. So begegnete er mir zuweilen zwiſchen den Tannen auf dem hanauer Wege, den er ſeine „Milchſtraße“ nannte, weil er täglich aus ſeinen Ställen einen Milchkarren, von einem Eſel gezogen, des Wegs zur Stadt ſchickte. Bei der Anpflanzung vieler tauſend Obſtſtämmchen hatte er ſelbſt die kleinen Hügel ſeiner Felder mit Baumgruppen und Sitzen verſehen, wo er, ſeine Feldarbeiter überwachend, zugleich leſen oder ein Thema überdenken konnte.

In dieſer doppelten, wechſelnden Thätigkeit erſchien mir der ackerbauende Poet preiſenswerth; ſodaß ich ihn zu ſeinem nächſten Geburtstage auf alcäiſchen Füßen mit nachſtehenden Strophen begrüßte:

Zum 9. April 1826.

Wie prangt ſo hehr das ſchimmernde Furchenkleid
Des Lenzgefildes! Wandelt ein Zauberer
Auf dieſen öden, wirren Fluren,
Legt ſie in Falten, die Segen duften?

Die einſt des wilden, ſtörrigen Bodens Groll
Mit Kraft geſtürzt und jochender Pflugesſchar,
Und die dem armen, auf der nackten
Klippe bewirtheten Erdenſohne

Das goldne, kronenprangende Korn geliehn:
In euch erkannte dankbar das Menſchenherz
Des Himmels Abkunft; heitre Feſte
Weihten euch Opfer und Preisgeſänge.

Geſetz und Sitte, wie das geweihte Band
Das Lieb' und Ehe ſtiftet an heil'gem Herd,
Und welche Strahlen all des Menſchen
Haupt mit unſterblicher Krone ſchmücken,

Sie ſchrieb zuerſt mit nährender Saatenſchrift
In tiefgefurchte Zeilen der heim'ſchen Flur
Des Gottes Hand, und hob den nackten
Menſchen als Herrn auf den Thron des Pfluges.

O ſteure, ſteure, muthige Sterze du,
Die Segen ſchifft auf Wogen des Ackerfelds!
Wie hebt der Menſch, von Glück umblühet,
Jetzt zu den Wolken die ſel'ge Stirne!

Kein Markſtein hält, kein grenzender Furchenzug
Und keines Stromes ſilberne Spange mehr
Den Geiſt, der frei durch alle Bahnen
Jetzo der Forſchung und Dichtung ſchweifet,

Ein Aar in Lüften! Unter ihm wogt die Saat,
Der Wolke Segen netzt ſein gewaltiges
Gefieder, und der Stolze horſtet
Ueber den Sorgen der Welt erhaben.

Doch eingehegt im heimlichen Furchenneſt,
Mit ſüßer Kehle ſchwingt ſich die Lerche auf,
Und lebt, der Lüfte wie des Bodens
Wechſelgenoſſin, mit Sang und Brüten.

So preiſt den Forſcher, jubelt dem Dichter heut,
Der einſt ein Adler, jetzo herunterſtieg,
Und wechſelnd zwiſchen Erd' und Himmel
Lebt — mit dem Pflug und dem Kiel ein Schöpfer!

Auf meinem Rückwege durch die leichte Waldung, am ſonnigen, mildfeuchten Aprilabende jenes Geburtstages hing ich der Erinnerung an den Sommer 1813 nach, da ich in der fuldaer Schreibſtube des Finanzminiſters arbeitete. Der Graf war jetzt dreizehn Jahre älter; aber das Feuer des Blutes ſchimmerte noch in ſeinen edeln heitern Zügen, das Feuer des Geiſtes ſprach noch aus ſeinen lebhaften Augen, wiewol er bereits einen Anſatz von Corpulenz genommen hatte. Bei ſeiner ſtämmigen, breitſchulterigen Geſtalt lag doch in den Formen ſeiner Glieder und in den einwärts gebogenen Knien etwas Weiches, und es ſchien, als ob — während er dem Apollo huldigte — Bacchus ihm eins angehängt hätte. Doch war ſein Gang feſt und lebhaft in ariſtokratiſcher Haltung, und in der Erſcheinung des Hofmannes verband ſich abwechſelnd der Ernſt eines feſten Charakters mit dem ironiſchen Lächeln des Humoriſten.

Als ich ihn zuerſt kennen lernte, ſtand er — am 9. April 1767 geboren — in Mitte der Vierziger und auf der Höhe ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhms wie ſeiner politiſchen Laufbahn, die jedoch ihrem Ende ſehr nahe war.

Sein Verhältniß zur Nation war ein ganz eigenthümliches. Als Schriftſteller gehörte er den höhern Kreiſen an, und war faſt nur in dieſen „goutirt“; als freiſinniger Mann wirkte er ſpäter für das mit ſeinen Schriften unbekannte Volk und ward in jenen höhern Regionen „desavouirt“. Ich muß dieſe fremden Ausdrücke gebrauchen: ſie gehören eben jenen Kreiſen an.

Im Staatsdienſte war Bentzel-Sternau, dreiundzwanzig Jahre alt, als Regierungsrath ins Cabinet Dalberg's zu Erfurt getreten. Hier ſtand Dalberg, dieſer ſinnliche, geiſtreiche Prälat, ſeit vier Jahren als Coadjutor des Kurfürſten und Erzbiſchofs von Erthal, eigentlich gegen deſſen Abſicht von einer Oppoſition im Domkapitel durchgeſetzt. Er war Statthalter in Erfurt. Freund der proteſtantiſchen Wiſſenſchaft, im Briefwechſel mit literariſchen Notabilitäten und ſelbſt Schriftſteller, galt er für den künftigen Lichtverbreiter über das katholiſche Deutſchland.

Es war eine fröhliche geiſtliche Wirthſchaft in Erfurt, lebhaften Verkehrs mit dem nachbarlichen Weimar, in den ſchönſten Tagen Wieland's, Goethe's, Schiller's, Herder's und der übrigen Geiſter, die ein genialer Fürſt um ſich verſammelt hatte. Der geiſtliche Hof hüben, der geiſtreiche drüben, welch eine Polarität, die einen jugendlichen Regierungsrath wie Bentzel-Sternau, —

von geſelligen Gaben, ariſtokratiſchen Vorzügen und poetiſchen Talenten beflügeln mußte! Es war ein katholiſcher und ein proteſtantiſcher Hof: allein die gemiſchten Ehen waren damals noch von der heitern Humanität des achtzehnten Jahrhunderts geſegnet. Der weltfrohe Dalberg hatte überdies den Kopf zu voll geiſtreicher und wohlwollender Gedanken, als daß es ihn, auch in ſpäterer Zeit, nach dem Heiligenſcheine des Prieſtertrotzes hätte gelüſten mögen.

Konnte jenes genußreiche und in Deutſchland geiſtig ſo ſchöpferiſche Jahrzehnd, das letzte des ablaufenden Jahrhunderts, noch durch einen Reiz geſteigert werden, ſo war es durch die politiſche Bewegung in Frankreich. Die Genießenden und Beſitzenden gewannen, ſozuſagen, einen friſchen Appetit für all die Herrlichkeiten, die ihnen bedroht waren, und die ſie infolge einer unberechenbaren Weltbewegung verlieren konnten. Der junge erfurter Regierungsrath hatte aber noch ganz das friſche, für die Witterung der Zeit ausgeſtattete Herz, das die neuen, von Sturmwinden umhergetragenen Ideen in ſich aufnahm; hatte lebendigen, ritterlichen Geiſt genug, um mit den neuen, jenſeit des Rhein geborenen Rieſenräthſeln anzubinden. Das erfurter Jahrzehnd war gewiß das ſchönſte und reizendſte in Bentzel-Sternau's Leben. Damals empfing er beides, — die Begeiſterung zu ſeinen nachfolgenden Schriften und die Keime zu den liberalen Beſtrebungen ſeiner ſpätern Tage.

Im Jahre 1801 wurde Bentzel-Sternau Geheimrath und Geſandter am Schwäbiſchen Kreiſe, 1802 kurmainziſcher Geheimrath und dirigirender Miniſter des

Fürſtenthums Regensburg. In dieſem und dem folgenden Jahre erſchien ſein erſtes Werk: „Das goldene Kalb“, in vier Bändchen. Das Buch machte Lärm und Aufſehen durch die Offenbarung eines reichen Geiſtes ſowol als durch das Geheimniß ſeines ungenannten Verfaſſers. Der Inhalt bezog ſich theilweiſe auf wirkliche Verhältniſſe der höhern deutſchen Geſellſchaft; dies und der Stil ließen einen vornehmen Autor errathen.

Nach dieſem Erſtgeborenen blieb auch der ungenannte Graf ſtets bezeichnet als der Verfaſſer des „Goldenen Kalb“. Wie denn der literariſche Adel überhaupt darin dem Familienadel entgegen iſt, daß er ſich nicht auf Ahnen, ſondern auf eine geiſtige Nachkommenſchaft beruft.

Bald folgten von 1803—5 „Lebensgeiſter“ in vier Bändchen und drei Bände „Geſpräche im Labyrinth“. Es war, als ob er mit dieſen Büchertiteln das von ihm ebenſo ſehr angeregte als über ihn verwirrte Publikum necken wolle. Und nun nahm er ein Weib! Im Jahre 1805 verheirathete ſich der Graf mit Marie von Seckendorf. Es ſei damals, in ſeinem achtunddreißigſten Jahre, die höchſte Zeit geweſen, verſicherte er mich einſt, da er ſich vorgeſetzt gehabt, nach ſeinem vierzigſten Jahre nicht mehr zu heirathen.

Von 1806—12 ſtand er in badiſchen Dienſten, als Geheimrath, als Staatsrath und Generaldirector, und zuletzt als Präſident des Hofgerichts in Manheim. In dieſer Zeit waren ſein „Steinerner Gaſt“ in vier Bänden, ſeine „Pygmäenbriefe“ in zwei Bänden, die Zeitſchrift „Jaſon“, 12 Bände ſtark, ſein „Proteus oder Reich der Bilder", „Morpheus oder Reich der Träume", „Schillers-Feier", „Gemmen", „Der Cid" nach Corneille und anderes erſchienen. Im Jahre 1812 wurde er Staats- und Finanzminiſter des Großherzogs von Frankfurt. So kehrte er zu ſeinem anfänglichen fürſtlichen Herrn zurück. Seine Laufbahn ſchien ihren Kreis ſchließen zu wollen. In demſelben Jahre 1812 hielt ſich der Graf einige Zeit in Fulda auf, dies Departement des Großherzogthums kennen zu lernen.

Ich muß bekennen, daß ich damals noch gar nichts von ihm geleſen hatte. Man bekümmerte ſich in Fulda nicht viel um die laufende Literatur, zumal in jener Zeit täglicher Einquartierung. Und was etwa in kleinen Kreiſen geleſen wurde, war mir nicht zugänglich. Das „Goldene Kalb" ſelbſt kam aber wahrſcheinlich erſt hinter dem Grafen her, um des Grafen willen, nach Fulda. Dennoch intereſſirte mich der berühmte Schriftſteller, deſſen Werke ich nicht kannte, bei weitem mehr als der Miniſter, deſſen Wirkſamkeit ich täglich vor Augen hatte und deſſen Amtsgewalt ſogar meine gemiethete Kanzleifeder mit in ihre Wirbel zog. Gerade dieſe Macht, die mich dienſtſuchenden jungen Menſchen heben und fördern konnte, lag meiner Aufmerkſamkeit und Achtung weit entfernter als die großen Talente, für die mir eben noch der Maßſtab fehlte.

Soviel tiefer werden wir in jugendlichen Jahren vom Ideellen als vom Reellen bewegt! Schöne Zeit der Schmetterlingſchaft, da wir uns vom Blumendufte ſättigen, von Ahnungen berauſchen, und in unbeſtimmtem Flattern hinter den ſonnigen Hügeln, hinter blauen Bergen das Paradies unſerer Zukunft ſuchen! Hätte „Seine Excellenz“ damals gewußt, wie wenig der junge Scribent aufs Zifferrechnen wie aufs Lebensrechnen ſich verſtand! Und der Burſche wollte im Finanzfache angeſtellt ſein. Große Erwartungen hatte ich freilich nicht, und meine Anſprüche waren beſcheiden. Ich glich einem Vogel, der, unflügge aus dem Neſte gefallen, nach dem nächſten Zweiglein flattert, ſich zu halten, bis er etwa mit nachwachſenden Kielchen aufzufliegen verſuchen darf.

Um aber von mir ſchnell wieder auf meinen Miniſter zu kommen, ſo hatte ihn eben dieſe Stellung eine Zeit lang dem Dienſte der Muſe entzogen. Aber ſie dauerte nur noch einige Monate nach meiner erſten Bekanntſchaft mit ihm.

Denn als mit der Schlacht bei Leipzig das Entkrönungsfeſt Napoleon's begann, hieß es wieder, wie ſonſt bei den Krönungsfeſten der deutſchen Kaiſer: „Iſt kein Dalberg da?“ — Denn wirklich war Dalberg der erſte, der ſein Land verlor, indem er es verließ.

Bentzel-Sternau blieb noch ein paar Monate Generalcommiſſar in Militärſachen und ward dann, alles Dienſtes frei, — wie er ſcherzend zu ſagen pflegte — zum Freiherrn gemacht.

Doch erſt im Jahre 1820 erſchien er wieder in der Literatur mit den zwei Bänden ſeines „Alten Adam“.

Der Graf war manchmal recht glücklich mit ſeinen etwas geſuchten Büchertiteln. Wirklich kam damals, im politiſchen und kirchlichen Leben, der alte Adam ganz wohlgemuth wieder zum Vorſchein, und that gar nicht als ob er früher in manchen ſauern Apfel gebiſſen hätte, obgleich man es an ſeiner Miene und Verſtimmung zu empfinden bekam.

Die Freunde Bentzel's in der feinen Geſellſchaft erneuerten dabei mit Vergnügen die alte Bekanntſchaft geiſtvoller Behandlung eines beziehungsreichen Stoffes. Denn eigentlich oder zunächſt geſtaltete doch Bentzel-Sternau's Feder aus dieſer — für dieſe Region der Societät, zwar nicht mit dienſtbarer Vorliebe, nein, frei ſchaltend, immer geiſtreich mit heiterer Laune und nicht ſelten mit feinem Spott, dennoch in Stoff und Stil einigermaßen feſtgehalten im Bann ſeines mehr erfaſſenden als erfindenden Talents und durch den Geſchmack ſeiner Erziehung und ſeiner Angehörigkeit. Gerade daher war auch das berühmte „Goldene Kalb“ des anonym aufgetretenen Verfaſſers ein Abgott der vornehmen Leſewelt geworden.

Inzwiſchen haben ſich die Intereſſen der Welt, der Geſchmack des Publikums und der Stil der Romandichter weſentlich verändert. Jean Paul's „Unſichtbare Loge“ wird ſehr wenig beſucht, und Bentzel's „Goldenes Kalb“ iſt — wenn auch nicht überall der wahren Gottheit der Poeſie — doch andern Götzen gewichen.

Man hat ſich gewöhnt, Bentzel einen Geiſtesverwandten Jean Paul's zu nennen. Wie ſehr muß aber eine ſolche allenfallſige Verwandtſchaft, die ſich von der Schwelle der Kinderſtube aus in himmelweit verſchiedene Lebensverhältniſſe verläuft, ihre Phyſiognomie verändern! Der eine betaſtet aus ſeiner Einſiedelei heraus die

Welt mit den Fühlfäden des Herzens, der andere überblickt ſie von den Balconen der Societät. Jener mag vielleicht grünere, duftigere Plätzchen finden, von Wellen des Baches beſpült, vom blauen Himmel überſchienen. Dagegen führt uns der andere in vornehmes und geſchäftiges Leben, unter aufgeweckte Menſchen und in die geheimen Beziehungen des Tages. Beide ſind große Seelenkenner; der eine aber gibt uns Menſchen, die von der Wärme ſeines eigenen Herzens aufgelöſt ſind, der andere ſolche, die ſeines Geiſtes Schärfe zerlegt hat. Wenn jener viel aus ſeinen Träumen zuſetzt, ſo ſcheidet dieſer nicht weniger nach ſeinen Abſichten aus. An Bildern und Vergleichen ſind beide reich bis zum Ueberfluß; ebenſo begegnen ſie ſich in der Ueppigkeit des Witzes, wenn dieſer auch nach verſchiedenen Regionen blitzt. Dieſe Blitze bilden ſich auch bei beiden gern in einer Atmoſphäre der Gelehrſamkeit, und ſchlagen dann meiſt nur — kalt ein. Mögen daher beide humoriſtiſche Schriftſteller für geiſtesverwandt gelten: leider! theilen auch beide das verwandte Geſchick, daß ſie jetzt weniger geleſen und „goutirt" werden.

Bentzel ſelbſt war ein großer Verehrer von Jean Paul. In einem mir brieflich mitgetheilten Diſtichon ſpielt er ſinnreich mit deſſen Namen:

Gleich Johannes voll Liebe und wie Paulus gewaltig
  Trug er Friedrich im Herz und als ein Richter das Schwert.

Es iſt nicht meine Abſicht, bei Gelegenheit dieſer Erinnerungen an Bentzel-Sternau's Perſönlichkeit und an meine Bekanntſchaft mit ihm auch ſeine Schriften im einzelnen zu charakteriſiren. Ich habe manche derſelben noch gar nicht, andere nicht mit kritiſcher Reflexion geleſen. Nur eine Frage iſt mir wieder aufgeſtiegen: worin es nämlich liegen möge, daß man ſo geiſtreiche Bücher jetzt nicht mehr ohne Anſtrengung und einige Selbſtüberwindung genießen kann?

Allerdings iſt die Erfindung in dieſen Romanen nicht ſo reich als die Auskleidung derſelben. Allein die Ausführung könnte doch auch für ſich anziehend und befriedigend ſein. In den uns allerdings fremder gewordenen Lebenskreiſen, Perſonen und Intereſſen kann es auch nicht liegen: wie hätten ſonſt „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre" ihren Zauber behalten? Noch weniger können wir den Grund in der Geſinnung, in der Denk- und Anſchauungsweiſe des Autors finden. Denn auf jeder Seite begegnet uns ein edler, liberaler, gegen geiſtliche und weltliche Despotie eifernder Geiſt, ein großartiger Blick, der Welt und Menſchen, Stärke und Schwäche der Lebenselemente kennt, eine hohe Geſinnung, ein kräftiges Herz voll Schwärmerei für alles echt Menſchliche, voll Spottes über ariſtokratiſche und pfäffiſche Vorurtheile und Selbſtſucht.

Wenn ich aber nicht irre, ſo iſt es dem Verfaſſer nur in einzelnen Partien gelungen zum Idealen durchzudringen und ſeinen Lebensgemälden eine wirklich poetiſche Bedeutung zu geben. Dazu iſt uns auch der zu individuelle Geſchmack und Stil des Autors zu fremd geworden. Abgeſehen von einzelnen anziehend ausgemalten Situationen iſt die Darſtellung in der Regel zu ſtürmiſch mit dennoch ermüdenden Einzelheiten. Begebenheiten überſtürzen ſich ohne eigentliche Handlung.

Der Romanſtoff, z. B. im „Alten Adam“, iſt nicht ſelten mit zu viel Zeitgeſchichte verſetzt, die nicht gehörig verſchmolzen daliegt. Ebenſo verſtecken ſich zu wenig die Abſichten des Poeten, der beſonders auch in Schilderungen von Perſonen und Situationen, die ſeiner Erinnerung vorſchweben, eine gewiſſe Befliſſenheit verräth. Ueberdies gelingt dem Dichter die Individualiſirung der Perſonen gar ſelten. Alle haben dieſelbe geſchraubte witzig-ironiſche Sprache, in der man ihren Schöpfer erkennt. Dieſer Stil iſt zugleich überladen mit Bildern, und zwar oft mit Bildern einer unverträglichen Miſchung, z. B. „Schattenſpiel mit dem eingeimpften Guten treiben“, — mit Vergleichen eines geſuchten und geſchmackloſen Witzes; indem der Dichter z. B. Grenadiere als „bärtige Kammerjungfern der Willkür“ bezeichnet, oder einen unterwürfigen Mann — „für alle Anweſenden mimiſche Rumfordſuppe bereiten“ läßt, oder Kirchthürme „Andachtsfühlhörner“ nennt u. ſ. w. Beſonders liebt Bentzel-Sternau Anſpielungen und Vergleiche aus der altrömiſchen Geſchichte, in die er ſich mit großer Vorliebe eingelebt zu haben ſcheint. So ſagt er von Faviola im „Alten Adam“: „Sie faßte im Coriolan ihrer alten Vergötterung den muthmaßlichen Octavian ihres Hans-Antonius ins Auge.“

Eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit unſers gräflichen Poeten, jene Miſchung eines vornehmen witzigen Salontons mit gebildeter humaner Geſinnung, erinnert noch lebhaft an die Atmoſphäre des mainzer Hofes unter dem letzten Kurfürſten Erthal. Dieſer freidenkende Prälat begünſtigte in den Kreiſen eines hochmüthigen unwiſſenden

Adels proteſtantiſche Wiſſenſchaft und Gelehrte, und erweckte unter den jüngern begabten Adelichen einen Eifer nach Kenntniſſen, eine Achtung vor Bildung und den Geſchmack, die goldenen Vortheile der Geburt mit den Farben des Geiſtigen zu emailliren. Er that dies vielleicht aus Eitelkeit in der Richtung jener Zeit, vielleicht auch aus Aerger gegen die jeſuitiſche Prieſterſchaft, der zu Gefallen er — um durch ihren Einfluß Kurfürſt zu werden — vorher den Frommen geſpielt und die vortrefflichen Volksſchulen geopfert hatte, die unter ſeinem Vorfahren Emmerich Joſeph durch die Einſicht und Thätigkeit des Kanzlers Bentzel zu Stande gekommen waren.

In jene Zeit des eiteln, üppigen, verſchwenderiſchen Kurfürſten Erthal fällt unſers Grafen Jugend. Der würdige Sprößling eines aufgeklärten, thätigen und volksfreundlichen Vaters, vielfach begabt und tüchtig gebildet, blickte mit edelm Sinn und ſchwärmeriſchem Auge in dieſen ſchwelgeriſchen und unſoliden Haushalt eines wankelmüthigen, wüſten Erzbiſchofs, in die Intriguen eines hochmüthigen, meiſt ſchlecht unterrichteten Adels, in das Treiben genußſüchtiger Kapitulare und Chorherren, neben geſchäftigen Mönchen, die den Aberglauben eines unterwürfigen Volks ausbeuteten, das vom Gelächter der Prieſterſchaft lebte und mit Fußtritten der Junker geehrt war.

Hätte ich damals nur eine Ahnung davon haben können, daß ich einmal einen in jener Zeit ſpielenden Roman — „Die Clubiſten in Mainz“ — ſchreiben würde, welche Studien aus lebendiger Quelle hätte ich nicht denen voraus machen können, die ich ſpäter aus halbvertrockneten Ueberlieferungen ſchöpfen mußte! — Jetzt aber befriedigte ich mich im abſichtsloſen Umgange mit dem ausgezeichneten Manne.

So oft ich den Grafen beſuchte, gewährte es mir eine intereſſante Betrachtung, wie dieſer Mann mit getheilter oder vielmehr mit abwechſelnder Beharrlichkeit zugleich das undankbarſte Ackerland und die fruchtbarſten Felder der Literatur bearbeitete. Denn die Intereſſen des Geiſtes anbelangend, ſo ſchien ſich Bentzel-Sternau nur darum in die Einſamkeit zurückgezogen zu haben, um deſto ungehinderter nach allen Seiten der Beſchaulichkeit zu leben. Aus eigener Erfahrung kannte er nicht nur die Höfe und die Höhen der Cabinete, die heimlichen Wendeltreppen der Beichtväter, die Intriguen der Vorzimmer, ſondern auch die Sorgen der Bauerhütten, den verdroſſenen Ueberfluß der Geldherren und die heitern Entbehrungen der Taglöhner. Einſt hatte er die Staatswiſſenſchaften in ihrer Wechſelwirthſchaft, wie jetzt den Fruchtwechſel ſeiner Felder angebaut; er kannte die Geſchichte und das Völkerleben genau; die Naturwiſſenſchaften waren ihm nicht fremd und die Künſte wußte er mit feinem Urtheile zu genießen. Welches Gebiet überſah er mithin! Und dazu hatte er in allen Richtungen des Lebens und der Literatur perſönliche Bekanntſchaften gemacht und bewahrte die intereſſanteſten Erinnerungen.

Ein ſolcher Mann ſieht die Erſcheinungen der Politik und der Geſellſchaft anders an als wir; ſtellt die vereinzelten Thatſachen anders zuſammen, und ergänzt ſie aus dem Hinterhalt der Cabinets- und Kanzleigeheimniſſe. Er weiß oft beſſer als wir, wie die Dinge gemeiniglich aus ihren Wurzeln wachſen. Wir genießen oft, ſozuſagen, die abgebrühten Spargeln der Begebenheiten mit einer gewürzten Sauce: er weiß auch, wie tief ſie angelegt ſind und wann ſie hätten geſtochen werden müſſen. Wir erblicken was geſchehen iſt; er kennt auch die Nerven der Liebe, die Sehnen des Haſſes, die Streckmuskeln des Ehrgeizes, den Puls des Egoismus, kurz die Phyſiologie der Thatſachen, deren Phyſiognomie uns beſchäftigt. Wie ganz anders lächelt ein Mann die Weltbegebenheiten an, der die Machthaber ſchwach, die Herrſchenden jämmerlich in ſo manchen Lagen geſehen hat! Wir Bürgerlichen, Untergeordneten wiſſen es auch, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird: wir ſcheiden aber zu ſehr als Kritiker die heilige Herrſchaft von ihren unheiligen Inhabern und verſtehen uns nicht recht auf die Poeſie der Miniſter und Kammerherren, die beides nur vereint erblicken, Herrſcher und Herrſchaft ineinander aufgehend und das Gold der Macht nicht nur ausgeprägt mit den Häuptern, ſondern auch legirt mit den Herzen und Nieren der Dynaſtien.

Ich will hiermit nur die Unterhaltung errathen laſſen, die man beim Grafen Bentzel fand. Und um eine ſo gehaltvolle Converſation noch annehmlicher zu machen, kam ſie aus dem Munde eines Poeten, der ſeine Gedanken faſt nur in Bildern ausſprach und die umfaſſendſten Wahrheiten oft in ein witziges Wort zuſammendrängte. Auch waren dieſe Witze und Bilder, wie ſie der lebendige Augenblick gab, meiſt einfacher und bezeichnender als jene, die der Schreibende Zeit oder Noth hatte herbeizuſuchen. Von der belebten und doch zugleich weltfeinen Ausdrucksweiſe des Grafen gar nicht zu reden.

Mit derſelben Einſicht und Eindringlichkeit als die ſchweren Fragen des Lebens behandelte Bentzel die kleinen wiederkehrenden Angelegenheiten des Tags. Wie das Wetter oder gewiſſe Speiſen auf die Gemüthsſtimmung wirken, wie viel Wein und ob er mittags oder abends dienlicher ſei, bei welcher Witterung oder nach welcher Bewegung eine Taſſe Thee, und zwar mit oder ohne Rum wohlthue, aus welchen Rückſichten der Graf das Rauchen nicht ohne Leid unterlaſſen und ſich an die Doſe gewöhnt, aber auch dieſe wieder abgelegt und erſt ſpäter wieder etwas Spaniol zugelaſſen habe — alles dieſes war der Beobachtung unterworfen und ſeinen Wirkungen nach geregelt worden. Sowie es denn auch ſchon in frühern Jahren bei ihm vorausbeſtimmt war, wie ſpät er nicht mehr heirathen, in welchem Alter er einen gewiſſen Romanſtoff bearbeiten, und mit welchen Jahren er ſich ein wärmendes Pelzchen auf dem Magen geſtatten werde. Was nur immer dem denkenden Manne vorkam, wurde einer Prüfung ausgeſetzt, in ſeinen Elementen unterſucht, durch Beobachtung gradirt und zu einem Ergebniß geführt, welches mit Entſchiedenheit ausgeſprochen und gegen alle fremde Erinnerung feſtgehalten ward. Träumeriſch und dämmerſelig iſt mir Bentzel-Sternau nie vorgekommen.

Dennoch war der Geiſt, der bei ihm eine vorherrſchende Macht übte, kein unbeſchränkter Monarch, ſondern die Kräfte des Gemüths beſaßen große Vorrechte.

Vielleicht zeigte ſich aber die Gefühlsſeite des Grafen mehr im täglichen Leben als in ſeinen Schriften. Denn da er ſeinen Leſern gern geben mochte, was er für das Gediegenſte hielt, ſo gab er leicht das, was durch Reflexion geläutert und verdichtet war. Indeſſen kommt doch auch in ſeinen Schriften des augenblicklich Empfundenen genug vor, und dies hat der Leſer dem entſchiedenen Weſen des Autors zu danken, der mit lebhaftem Selbſtvertrauen den zuerſt gefundenen Ausdruck ſeines Innern nicht lange anzuzweifeln und abzuwägen pflegte, ſondern ſtets mit gutem Vertrauen hingab.

Wirklich war im täglichen Leben dem Grafen eine große Weichheit des Gefühls eigen, gerade wie ſie bei recht entſchiedenen Charakteren nicht ungewöhnlich iſt. Er verſetzte ſich leicht in die verſchiedenen Zuſtände anderer und nahm gerührten Antheil. Die verſchiedenartigſten Beziehungen, in die er mit Menſchen aller Klaſſen gekommen war, hatten ihm eine große Vielſeitigkeit und einen zarten Takt in Behandlung anderer gegeben. Unter Vornehm und Gering, Frauen und Jünglingen, Unabhängigen und Dienſtſchuldigen, wechſelte er leicht und natürlich alle Tonarten des Benehmens. Doch fand dieſe Leichtigkeit, dieſe Menſchenfreundlichkeit, Artigkeit und Zuvorkommenheit ihre Schranke an einem unbedingten, auf richtigem Selbſtbewußtſein ruhenden Stolze, der nichts Verletzendes vertrug. Selbſt keine Vernachläſſigung wurde überſehen. In dieſem Gefühle war der Graf ſo entſchieden, daß er nur die Beleidigung an ſich ins Auge faßte, ohne aus Rückſicht auf Perſon und Umſtände etwas in Abzug zu bringen; gleich bereit, nach

Abwägung des Gegners eine Verletzung mit Verachtung oder mit der Waffe auszugleichen.

So gräflich wie um dies Standesbewußtſein ſah es in der Umgebung des Grafen nicht aus. Bentzel-Sternau lebte einſam und in der einfachſten Einrichtung auf ſeinem Gut, und ſah ſich gern als einen Landwirth an, der ſich eine ſchwierige ökonomiſche Aufgabe geſetzt habe. Und wie er alles ſcharf und ein wenig methodiſch nahm, ſo behandelte er damals auch ſich ſelbſt und ſeine Umgebung. Wer ſich nun dem Grafen, dem ehemaligen Miniſter, dem Manne von großen Talenten und hübſchen Einkünften näherte, konnte ſich oft nicht klar machen, warum ſein Haus, ſeine Tafel, ſeine Bedienung, kurz ſeine ganze Exiſtenz ſo wenig Behaglichkeit und Angemeſſenheit darbot. Man träumte ſich, wie erfreulich es ſein müßte, mitten in dieſer ſandigen Einſamkeit die wohlthuendſte Einrichtung anzutreffen, und wo man es kaum vermuthet hätte, nicht nur einen ausgezeichneten Mann, ſondern dieſen auch in entſprechender Umgebung zu finden.

Allein nur wenig Menſchen mögen es wol begreifen, wie viel gerade über einen einſamen Mann von Charakter und trotzender Beharrlichkeit ein gemeſſener Vorſatz vermag, und wie behaglich ſich eben der Denkende in den Entbehrungen fühlt, die durch eine vorgeſteckte Aufgabe für ihn eine rechte Bedeutung gewinnen und in ſolcher Aufgabe gänzlich aufgehend verſchwinden. Daher gefiel ſich der phantaſiereiche Mann darin, wie der Bewirthſchafter eines unergiebigen Beſitzthums auszuſehen. So wählte er ſeinen Anzug, ſo ließ er das urſprünglich wohlgebaute Schlößchen innerlich verkommen, ſo lag das ſelbſtgezogene Roggenbrot neben der ländlichen Schüſſel.

Nur Eins wollte dem conſequenten Manne nicht gelingen: im landwirthſchaftlichen Anzuge legte er das vornehme Ausſehen nicht ab, und zwiſchen den ſchlichten Wänden ward immer ein bedeutender Geiſt laut; ſo wie ſich denn auch an beſondern Tagen — aus der alten miniſteriellen Zeit zurückgeblieben — eine Flaſche ſpaniſchen Weins aus dem Kellerverſteck einfand.

Wenn denn aber an einem freiſtehenden Manne die Wetterſeite ſo gern aufgeſucht wird, ſo darf auch die ſchöne Sommer- und Sonnenſeite nicht unbeſprochen bleiben. Ich nenne ſo des Grafen warmen Glauben an die Menſchen, ſeine ſtets bereite Vorausſetzung des Edeln, als des Kerns auch in den niedern Naturen. Dieſer Glaube war dem Grafen auf eigenthümliche Weiſe verliehen und unzerſtörbar in ihm. Wer z. B. ſeine Romane und Dramen geleſen, erinnert ſich wol der mit ſoviel Wahrheit geſchilderten Bedienten, Verwalter oder Privatſecretäre, die mit erheuchelter Dienſtergebenheit und Treue ihren wohlwollenden Herrn auf alle Weiſe verkürzen und mit wahrer Lammsmiene ihr Schäfchen ins Trockene bringen. Man muß nur auch wiſſen, daß der Poet die Studien dazu ſehr bequem im eigenen Hauſe, aber auch ſehr theuer auf eigene Koſten gemacht hat. Zu keiner Zeit hat es dem Grafen an ſolchen Dienern gefehlt, und wenn beſonders weibliche Dienſtboten in ſeinen rüſtigen Jahren und in der letzten Zeit ſeines hohen Alters wirthſchaftende Freundinnen in Mariahalden ſein Herz misbrauchten: ſo kam es wol mit daher, daß ſie dies Herz in ſeinen Schwächen und des Grafen Ritterlichkeit gegen das ſchöne Geſchlecht zu genau kannten.

Solche Ritterlichkeit eines Hofmannes, eine einflußreiche Stellung im Staatsdienſte und ſchriftſtelleriſcher Ruhm ſcheinen aber in einem ſo dreidrähtigen Manne von Geiſt, Kenntniſſen und feurigem Temperamente ein Bedürfniß der Publicität zu hinterlaſſen, das in der Einſamkeit des Landlebens und einer undankbaren Feldwirthſchaft, bei fortdauernder Theilnahme an der Politik, immer verlockender wird.

Wie viel dieſe Einſamkeit ſelbſt und der Trotz, den ſie gern gegen Stellungen im Leben nährt, von denen man nicht mehr anerkannt wird, vielleicht dazu beigetragen haben, daß der Graf, der ehemalige Bureaukrat und Poet der hohen Societät, in ſeinen funfziger Jahren ſo entſchieden zum Liberalismus überging und als Vorkämpfer für das Volk auftrat, läßt ſich nicht ausmitteln. Jedenfalls bleibt es, als Gegenſatz zu den nicht ſeltenen Staatsdienern bürgerlicher Herkunft, die ihre liberalen Geſinnungen nach und nach ablegten, um miniſteriell geſtickte Amtskleider anzuziehen, eine merkwürdige Erſcheinung.

Dabei wollen wir aber nicht in Abrede ſtellen, daß der Graf auch lebhaft bewegt war von jener Freiſinnigkeit, die einen Adel der Menſchheit anerkennt und dahin arbeitet, daß die Ungleichheiten und Beeinträchtigungen, welche Natur und Geſchick über die einzelnen zueinander verhängt haben, ebenſo ausgeglichen werden, wie ſolche in der Religion vor der Gottheit aufgehoben ſind.

Ein ſo warmes und hohes Gefühl für die Sache der Völker führte alſo den ehemaligen Miniſter noch einmal ins öffentliche Leben heraus. Wir finden ihn, gewählt von ſeinen Gutsnachbarn, auf dem Landtage vom Jahre 1828 in München.

Nicht ſehr zahlreich mögen in unſern Ständeverſammlungen Männer von ſolcher Erfahrung im Staats- und Volksleben, von ſo unabhängiger Stellung und von ſo lebhaften Talenten vorkommen, die mit ariſtokratiſcher Herkunft eine unwandelbare Geſinnung für die Entwickelung des Volksthums verbinden.

Bentzel-Sternau hat ſeiner Wirkſamkeit als Deputirter ſelbſt das großartigſte Denkmal geſetzt: er hat, nach ſeiner Rückkehr vom Landtage, eine Geſchichte der bairiſchen Landtage in fünf ſtarken Bänden geſchrieben, die durch einen Regiſterband in allen einzelnen Materien zugänglich und ausbeutbar gemacht ſind. Man erſtaunt über die herculiſche Arbeit, mit welcher der Graf eine Unzahl von München nach Emmerichshofen geſchaffter Protokollbände ausfegen mußte. Bentzel's Beharrlichkeit und Anhaltſamkeit gehörte dazu, es in ſo kurzer Zeit zu Ende zu bringen.

Das Werk erſchien bei Metzler in Stuttgart. Es iſt in Briefen geſchrieben, angeblich von einem Altbaiern aus Hochwittelsbach an einen aus der Neuen Welt heimkehrenden Jugendfreund gerichtet, deſſen Vater einſt von „Mönchthum und Nachtgeiſt" aus Baiern war vertrieben worden. Jedenfalls wollte aber der Heimkehrende erſt wiſſen, wie ſich die Verfaſſung ſeit ihrer Begründung durch die Verhandlung der Landtage bewährt und entwickelt habe, und fragt danach, von Island aus — „in der Nachbarſchaft des Feuer- und Flammenbechers Hekla, der mitten unter den Eisſchollen glüht wie der Genius unter Philiſtern“.

Und ſolch ein Hekla iſt das Geſchichtswerk ſelbſt geworden und ziemlich unbeſucht geblieben im Lande der „Philiſter“. Es iſt ein Werk aus einem Guß, wenn man mit dieſem Worte das Gegentheil von dem andeuten darf, was man ſonſt darunter verſteht. Die Glut der Geſinnung, aus der er gefloſſen, hat nämlich die geiſtige Form zerbrochen und zerbröckelt. Die hiſtoriſche Erzählung, Stücke der gehaltenen Reden mit parentheſirten logiſchen oder ſtiliſtiſchen Correcturen, Apoſtrophen an den Freund, eingeſchachtelte Bemerkungen, aufgeworfene Fragen, Bilder auf Bilder, dazwiſchengeſtreute Belehrungen, doctrinäre Sätze, ſtürmende Empfindungen der Entrüſtung, lateiniſche Sprichwörter, Runenſchrift gehäufter Frage- und Ausrufungszeichen, beziehungsreiche Verſe aus Dichtern, Ironie und Declamation — kurz alles fließt in heißer Lava vorüber. Es iſt wol das eigenthümlichſte Gewächs des Bentzel’ſchen Geiſtes. Stamm und Aeſte ſind ſeltſam verwachſen, die Blätterfülle iſt groß, dazwiſchen hangen eigene dichteriſche Blüten und angeflogene Sträuße aus poetiſchen Wäldern. Von Früchten iſt nicht zu reden, denn es ſind eigentlich Fruchtkerne aus aufgeſprungenen Schoten, geborſtenen Schalen, zerplatzten Kriebſen fallend. Oder ſoll ich ein anderes Bild brauchen? Dies im ſandigen Emmerichshofen geſchriebene Werk iſt des Grafen Palmyra in der Wüſte. Aber ein umgekehrtes Palmyra: nicht die Ruinen eines zerfallenen, ſondern die Bauſteine eines zu errichtenden. Die Grundſteine, die Säulenſchäfte — glatte und geriefte — Simſe und Knäufe, Karyatiden, behauene Quadern — alles liegt zu einem großen hiſtoriſchen Bau da. Und doch paßt der Vergleich auch wieder nicht: denn der Bau iſt wirklich aufgeſtellt. Das Herz hat ihn nämlich in der Haſt ausgeführt, während der gedankenvolle Geiſt mit den Materialien beſchäftigt war.

Ich erinnere mich nicht mehr, welche Anordnung der oberſten Staatsbehörde bei Gelegenheit der nächſten Einberufung der Stände dem Grafen ſo unſtatthaft erſchien, daß er, um ſolche nicht durch Folgeleiſtung anzuerkennen, ſich vom Landtage ausſchloß. Dafür unternahm er (1831) eine Zeitſchrift, die in Hanau verlegt und gedruckt wurde — den „Verfaſſungsfreund“.

Auch in Kurheſſen war durch die Verfaſſungsurkunde vom 5. Januar deſſelben Jahres das conſtitutionelle Leben in Schwung geſetzt, und es war zu erwarten, daß an der Grenze zweier conſtitutionellen Staaten eine ſolche Zeitſchrift, unter ſolcher Redaction, in einer ſo aufgeregten Zeit ungemeines Glück machen werde. Allein gerade eine aufgeregte Zeit iſt auch nur auf eigene Weiſe zu befriedigen. Da iſt die Bewegung der Gemüther heftig, die Richtung einſeitig, das Intereſſe ſelbſtſüchtig. Nur die ungezügeltſten Gedanken, das ungeſtümſte Wort ſind erwünſcht. Wer dann auf den Gehalt ſeines Journals mehr als auf den Geſchmack der Abnehmer hinarbeitet, kommt bald zu kurz. So ging es dieſer neuen Zeitſchrift, zu der ich meine Betrachtung über „Leibwacht und Verfaſſungswacht“ und einen kleinen Scherz über die Cholera beigetragen hatte. Der „Verfaſſungsfreund“ behielt gar bald nur einen ſehr kleinen Anhang von Freunden, denen er Lebewohl ſagte. Dies that aber der großen Verehrung keinen Eintrag, die der Graf durch ſeine freundliche anſprechende Weiſe und gelegentlich durch warme, bedeutſame Rede auch unter den niedern Klaſſen des Volks erworben hatte.

Nun ſtand aber dem Grafen, ehe er nach der Schweiz überſiedelte, noch eine Metamorphoſe bevor, bei der ich mit thätig war, ohne innerlich mit theilnehmend zu ſein.

Bentzel-Sternau war katholiſch geboren und hatte in Mainz, wo ſein Vater unter den zwei letzten Kurfürſten hohe Aemter bekleidete, eine glückliche Kindheit verlebt. Sein Herz war mitten im Katholicismus aufgegangen wie eine Lotusblume inmitten himmelblauer Wellen. Doch nein, nicht ganz in der Mitte, ſondern ein wenig in der Nähe einer Furt, wo der Strom die Ausflüſſe eines üppigen Hofes aufnahm, wo das Weißgeräth wohllebender Prälaten gereinigt, die ſtaubigen Barfüße abergläubiger Mönche gewaſchen und das Hofweihwaſſer geſchöpft wurde, mit dem man die Intereſſen zu taufen pflegte, die man als Angelegenheiten der Religion in die Welt einführen wollte. Welche Anſchauungen und Vergleichungspunkte bot nicht damals

Mainz für einen jungen Menſchen von offenem Blick, und in einer Stellung zwiſchen dem Hof und dem Volke dar! Dieſer Kirchenfürſt Erthal, der erſt als „frommes Herrchen“ alle Betſtunden beſuchte, und den geiſtlichen und weltlichen Adel an Roſenkränzen hinter ſich herzog, ſpäter aber ausgezeichnete Proteſtanten berief, den üppigſten Hofhalt einführte und ſich von ſeiner Maitreſſe Voltaire's „Pucelle d'Orléans“ vorleſen ließ; dieſer zahlreiche Adel, voll Intriguen und Genußſucht, auf deſſen Tiſchen die lockern Schriften der franzöſiſchen Religionsſpötter lagen, indeß man durch alle Sorten von Mönchen den Aberglauben des Volks unterhielt; dieſe gelehrten Geiſtlichen, die gegen Papſt und Pfaffenregiment ſchrieben, während ihre Collegen Faſtenpredigten, Meſſen und Abendkirche hielten, und mit unaufhörlichen Glocken zu Wallfahrten und Betſtunden anmahnten, bis ſie ſelbſt ſich in abendlichen Hinterſtübchen bei Wein und Lachen erholten.

Solche Eindrücke mußten wol eine ſo lebendige Seele wie die des jungen Bentzel früh genug zum Nachdenken und Prüfen anregen. Wie frühe er mit der ihm eigenen Schärfe des Geiſtes die chemiſche Zerſetzung des Katholicismus für ſich, wahrſcheinlich im ſtillen, vornahm, um das reine Chriſtenthum herauszuſetzen und die darin aufgelöſten hierarchiſchen Elemente niederzuſchlagen, weiß ich nicht. Doch mag es beizeiten geſchehen ſein, wie ich aus des Grafen vertrauter Bekanntſchaft mit der Bibel ſchließe, welche Bekanntſchaft er doch wol gemacht hat, ehe ihn die frühen Staatsämter und die mannichfachen Lebenswirbel in ihre Kreiſe zogen.

Eine ſo frühzeitige Einſicht in ein aus Widerſprüchen geeinigtes religiös-kirchliches Leben hat ſeine ſchönen Vortheile voraus. Das Herz bleibt durchdrungen von dem Göttlichen; aber das Auge gewöhnt ſich, es eingelebt in einer großartigen, zeitlichen Geſtalt zu erblicken. Man kennt das innerſte reine Lebensmark, das in ſo ſeltſamen Veraſtungen verborgen iſt, und unterſcheidet es von der Rinde und den zehrenden Flechten, die ſich ihr angeſetzt haben. Aus der Jugendzeit, da man noch nicht eifert, lebt man ſo mit dem friedlichen Bewußtſein jenes Gemiſches aus Göttlichem und Menſchlichem, aus Andacht und Eigennutz, gläubig, wenn auch lächelnd auf. Das tägliche Urtheil eines gebildeten Vaters, die feſttägliche Hingebung einer frommen Mutter, der feine Ton vornehmer Geſellſchaft bilden an dem Sohn jene Milde der Anſichten und Aeußerungen aus, mit denen man es als natürlich gelten läßt, daß eine Glorie nicht ergriffen werden könne, ohne daß ſie ein wenig oder auch — nicht wenig roſte.

Wie anders aber ergeht es einem jungen Menſchen, der in beſchränkteſten und untergeordneten Lebensverhältniſſen von bigoten, abergläubigen Angehörigen erzogen und gewöhnt wird, alles und jedes an dieſem großartigen Katholicismus für gleich göttlich und nothwendig zu achten! Ja, ſie richten ſeinen Glauben und ſeine Andacht gerade auf die bunten Flechten und Flecken einer das innerſte Mark verdeckenden und verzehrenden Hülle. Wenn dann ein ſolcher Gläubiger erſt in ſpätern Jahren zur rechten Einſicht kommt, und nicht etwa allen Glauben dabei einbüßt: dann ergreift ihn eine Heftigkeit, ein unduldſamer Eifer; das ſolange hochgehaltene Menſchenwerk empört ihn, er verwirft es jäh; ſeine Wärme nimmt den Unmuth eines Langbetrogenen an, und ſtatt ironiſch zu lächeln, möchte er nur immer dreinſchlagen.

In ſolchem Falle war alſo der Graf nicht. Allein die Wiederkehr der Mönche in den deutſchen katholiſchen Ländern und die mit der politiſchen Reaction ſich verbindenden jeſuitiſchen Beſtrebungen, wie ſie ſchon inmitten der zwanziger Jahre mehr und mehr hervortraten, ſetzten ihn in wärmern Eifer, ja ſie empörten ihn.

In ſolcher Stimmung fand ich den Grafen der Bewerbung zugänglich, die ich auf den Wunſch des Pfarrers Dr. theol. Friederich in Frankfurt um Beiträge zu deſſen oben ſchon erwähnter Zeitſchrift „Der Proteſtant“ an ihn ſtellte. Er nahm raſch entſchieden den lebhafteſten Antheil.

Doch bei dieſem Bekenntniß zu einer Kampfesfahne für eine beſtimmte kirchliche Richtung ließ es Bentzel-Sternau nicht bewenden. Einem ſolchen Charakter iſt es Bedürfniß, in jedem Lebensverhältniſſe einen ausgeſprochenen und anerkannten Platz einzunehmen. Als Edelmann und als Staatsmann hatte er ſich alſo gewöhnt, und mochte nun auch über ſeine religiöſe Ueberzeugung keinen Zweifel laſſen. Dies wol zugleich mit dem Bewußtſein, daß er mit ſeiner Perſon auch hier ein Gewicht in die Wagſchale werfe. Im Auguſt 1827 legte er mit ſeinem ältern Sohne in der Gemeinde des Pfarrers Friederich zu Frankfurt feierlich und zu großer Erbauung der ſonntägigen Verſammlung ſein Bekenntniß zur evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche ab. — —

Ich ſelbſt, obſchon ich ſchon damals als Mitarbeiter an derſelben Zeitſchrift dem katholiſchen Bekenntniſſe innerlich längſt entfremdet war, und auch als ich ſpäter förmlich excommunicirt wurde, dachte doch anders über einen ſolchen Schritt und unterließ ihn.

Wol mag es ſchön und würdig erſcheinen, wie am Staat, ſo auch an einer Kirche mitbauen zu helfen oder ſich wenigſtens mitzufühlen als lebendiges Glied eines lebendigen Körpers. Denn wenn man auch religiös genug iſt, das Göttliche in Natur, Menſchheit und eigener Bruſt zu erkennen, und ihm mit Gefühl und Bewußtſein anzugehören, oder es auch, wenn es, wie das Chriſtenthum, aus einer individuellen Quelle des allgemeinen Geiſtes der Menſchheit entſprungen iſt, als beſondere Offenbarung zu bekennen: ſo bleibt es doch immer noch ein ſchönes Bedürfniß zuſammenlebender Menſchen, das Göttliche auch in einer großen, erhebenden Erſcheinung zu erblicken, in einem lebenden, ſeine Bekenner als Glieder umfaſſenden Körper zu geſtalten. Aber wo wäre denn heute dieſe lebendige Kirche, wie ſie etwa in frühern Jahrhunderten beſtand, als die Völker noch gleichmäßiger gebildet lebten und ſich in ihrer Entwickelung von der Kirche geführt und gefördert ſahen? Damals wandelte die Kirche mit der Bildung der Welt, warum will ſie jetzt unwandelbar ſein? So hat ſie für das wandelbare Leben auch kein Heil. —

Was aber den Proteſtantismus angeht, ſo hat dieſer doch in ſeiner Beſtimmung zum Abbruch der alten Kirche für den Bau des lebendigen Kunſtwerks einer objectiven Kirche zu wenig von jenem Bildungstriebe behalten, in welchem der Katholicismus ſich eher übernommen hat. Er iſt mehr in urchriſtlicher Weiſe bedacht, religiös zu belehren, religiös zu erwecken. Er fördert mehr die individuelle Religioſität und die Einzelkapellen chriſtlicher Sitte. Der Katholik, der ſeiner Kirche entwächſt, wird durch ſeinen Austritt ſein eigener Proteſtant und findet in einem gemeinſamen Proteſtantismus keine Befriedigung ſeiner mitgebrachten Herzensbedürfniſſe.

Ja, wenn die römiſche Kirche ſich geiſtig ausgebaut hätte, wie man jetzt unbewußt in Köln ein ſinnliches Abbild der Kirche der Zukunft zu vollenden hofft! — —

Träumt euch einmal in die Zukunft hinein einen Dom, in welchem vor der großen, gläubigen Menge im Mittelſchiff der römiſche Papſt zum Confiteor an die unterſte Stufe des Altars herabgetreten, mit der aus der Weltintrigue zurückgezogenen Hand, eingedenk alles deſſen, was von Rom über das Chriſtenthum ausgegangen iſt, ſein mea culpa, mea maxima culpa an die Bruſt ſchlüge. In den Seitenſchiffen knieten indeß die verwandten Gläubigen vor ihren beſondern Altären; die abweichenden Gemeinden beteten in den einzelnen Kapellen, vielleicht ohne Weihrauch und Kerzen, ihr Kyrie eleison; Tauſende, die ihr mündiges Herz vom Ceremoniendienſte befreit haben, dürften außerhalb der Kirche, aber noch zu ihrer Verherrlichung gehörig, auf den hohen Bogen der Strebepfeiler als Pyramidenthürmchen frei zum Gloria in excelsis daſtehen, während zugleich die höchſten Forſcher, Dichter und Staatsmänner auf den erhabenen Zinnen der Thürme, im weiten Ausblick zwiſchen Himmel und Erde, ihr Sanctus anſtimmten. Denkt euch einen ſolchen Dom, und dann, aber erſt dann werdet ihr die große Anſchauung, die prophetiſche Ahnung des unbekannten Baumeiſters faſſen, der im Kölner Dom ein Vorbild kirchlicher Entwickelung des Chriſtenthums geben wollte.

Das kirchliche Bekenntniß und die mehr und mehr hervortretende volksthümliche politiſche Richtung Bentzel-Sternau's zogen ihm in ariſtokratiſchen und reactionären Regionen doch viel Verſtimmung zu. Er konnte namentlich als Deputirter in München, auch in der Umgebung des Königs Ludwig, wahrnehmen, wie weit dieſe Verſtimmung ging; ſodaß er ſich bewogen fand, ſeinen ältern Sohn aus dem bairiſchen Militärdienſte zu nehmen und nach Oeſterreich zu bringen.

Durch des Grafen Abweſenheit in München und durch meinen Aufenthalt in den Jahren 1832 und 1833 am Landtage in Kaſſel war mein Verkehr mit ihm ſehr unterbrochen worden. Dieſer ſollte bald gänzlich aufhören, als der Graf, der inzwiſchen in Hanau als Volksredner aufgetreten war, es für gerathen hielt, ſich aus der Nähe des Bundestags in die Schweiz zurückzuziehen. Er war dabei noch Diplomat genug, den unverbeſſerlichen Sand der emmerichshofer Beſitzung als Grund ſeines Rückzugs vorzuſchieben und dies Gut zu verkaufen. Ich ſah ihn zuletzt auf der Schiffbrücke in Mainz und empfing noch kurz vor ſeinem Tode einen Brief, der in Varnhagen's Autographenſammlung gewandert iſt.

Bentzel-Sternau ſtarb am 13. Auguſt 1849, zweiundachtzig Jahre alt. —

Zum Schluß bin ich im Stande, von der erſtaunlichen Thätigkeit dieſes Mannes, auch in ſeinen letzten Jahren, ein Zeugniß zu geben.

Bentzel-Sternau hat ſeine ſämmtlichen Werke — die früher noch nicht gedruckten, die ganz neu verfaßten und die bereits erſchienenen, in nochmaliger Ueberarbeitung — eigenhändig und höchſt ſauber ins Reine geſchrieben. Der handſchriftliche Bogen iſt Mittelquartformat mit einem Randbruche für etwaige Nachträge und Abänderungen, die aber kaum vorkommen, alſo acht Quartſeiten enthaltend, je 36 Zeilen und durchſchnittlich 60 Buchſtaben kleiner Handſchrift in der Zeile ſtark, ſodaß der handſchriftliche Quartbogen 17280 Buchſtaben beträgt. Im Durchſchnitt enthält der Band der Handſchrift 250—300 Seiten und darüber. Und dieſer eigenhändig geſchriebenen und ſtark gebundenen Bände hat er — neunzig hinterlaſſen!

Unter den noch ungedruckten Sachen befindet ſich der Roman „Das Meiſterthum vom Stuhl“, mit dem Motto: „Sursum corda! Sperne Sperni!“ — Er bildet in zwei Bänden, jeder 438 Seiten ſtark, den vierten Theil zu dem Cyklus, aus welchem früher „Das goldene Kalb“ — „Der ſteinerne Gaſt“ — und „Der alte Adam“, jeder ebenfalls zwei Bände ſtark, erſchienen ſind.

Von anderer Seite intereſſant mögen die Aufzeichnungen ſein, die er zuerſt ſein „Kerbholz“ nannte und dann mit dem „zwillingsartigen“ Titel „Materia peccans“ belegte. Der Graf ſchrieb vom Jahre 1825—48 täglich einen Paragraphen entweder der Tagesgeſchichte nach, oder aus der anklingenden Ideenwelt. Dieſe Theile können des Grafen Memoiren heißen, erſchrecken aber durch die Zahl der Bände, deren ſo viele ſind, als von 1825—48 Jahre gezählt werden.

Charakteriſtiſch und oft ſeltſam ſind die Titel der Schriften mit ihren Mottos. — „Die bunte Bibliothek“ von 32 Bänden trägt den Spruch aus Martial: „Hominem pagina nostra sapit.“— Das „Album placidum“ kündigt ſich mit dem Worte Martial's an: „Ride si sapis!“ — Die „Attacca“ rufen mit Terenz: „Tune impune hoc facies?“ — Die „Denkſchriften der ſtillen Akademie“ geſtehen mit Juvenal: „Plus aloës quam mellis habet.“

Was wird aus dieſem todten Schatze werden?

Ein eigenes Geſchick waltet über den poetiſchen Geiſtern Deutſchlands. Beſonders leiden unſere Humoriſten unter dem wechſelnden Geſchmack der Bildung und unter der Verſtimmung der Zeit. Jean Paul wird wenigſtens noch gerühmt, wenn auch nicht mehr geleſen. Vom Grafen Bentzel-Sternau, einem der bedeutendſten Geiſtesverwandten Jean Paul's, iſt keine Rede mehr, und irre ich nicht, ſo weiß ſelbſt ſchon die große Literaturgeſchichte des G. G. Gervinus gar nichts von ihm. Und neunzig Bände, zu deren ſauberer Niederſchrift der edle Mann zweiundachtzig Jahre alt geworden, liegen jetzt in todter Hand! — — Ja wohl:

Habent sua fata libelli!

V.

Auf der Lebenshöhe.

Der Menſch, der mit ausgebildeter körperlicher und geiſtiger Kraft, rückwärts blickend, ſein Leben mit Unbefangenheit überſchaut, und vorwärts, ſein Ziel im Auge, ſich ſelbſt und die Wege dahin prüft, wandelt ſozuſagen auf der Höhe ſeines Lebens.

Dort ſteht ein Altar, der Göttin Sophroſyne — der maß- und anmuthvollen Beſonnenheit — errichtet, und der Lebenspilger ſtürmt entweder, mit ſich ſelbſt zufrieden, unachtſam vorüber, oder er tritt hinan und legt das Opfer ſeiner Gelöbniſſe und ſeiner beſten Vorſätze nieder. Er wird manches zu bereuen haben, ohne in pietiſtiſchen Bußkrampf zu fallen; er wird ſich das Höchſte und Edelſte vornehmen, ohne daß er damit aufgibt — Menſch zu ſein.

Wie früh an Jahren einer dieſe Höhe erreicht, kommt zuerſt auf ſeine urſprüngliche Begabung an, hängt aber auch von dem Wege ab, den ſeine Herkunft nimmt. Manche Jugend zieht ſich in einer Sandwüſte mit Glühhitze und Nachtfröſten hin; manche iſt von Pfaden begünſtigt, auf denen durch rechte Führung und glückliche Begegniſſe jeder Schritt für den Geiſt erweckend und bildend — jeder Ausblick erhebend und befriedigend für das Gemüth wird. — —

Ich ſelbſt war neunundzwanzig Jahre alt, als ich durch meine dienſtliche Verſetzung nach Hanau zum erſten mal das Fuldaiſche überſchritt, — jenes zwiſchen der Rhön und dem Vogelsberge verſteckte Gebiet, wo man in meiner Kindheit nur läuten, in meiner Jugend nur läuten und trommeln hörte; wo zuerſt ein verknüpfter Krummſtab und Fürſtenhut auseinander brachen, nachmals das geiſtliche Ländchen, in drei Portionen zerriſſen, an die Nachbarſtaaten vertheilt wurde.

Und ich kam aus einem Häuschen, das auf Beten und Arbeiten, auf kirchlichen Glauben und bürgerliches Entbehren vierſchwellig geſtellt war, kam aus einer eigenen allzu frühen Häuslichkeit, die in einer ſocialen Einſamkeit lag. Kein Wunder, wenn ich, wie ein guter Schwabe, vor dem vierzigſten Jahre nicht klug wurde, und im funfzigſten noch manches zu lernen hatte, was ich im fünfundzwanzigſten hätte wiſſen ſollen.

Nun aber mit meinem Eintritt in die vierziger Jahre lieſen auch die vier Hauptrichtungen meines Lebens raſch hintereinander zu Tag, — die verbundenen Elemente ſchieden ſich an der Luſt der Oeffentlichkeit.

Der Erlaß des „durch Gottes Barmherzigkeit“ Biſchof gewordenen Johann Adam Rieger, der mich von der Kirche ausſchloß, erging, wie ſchon bemerkt, unterm 25. Juni 1831. Die religiöſe Richtung entſchied ſich zuerſt; denn ſie war eben die älteſte und ängſtlichſt gepflegte in meinem Leben, und ſo unerwartet, nach allen Vorausſetzungen, gerade dieſe Wendung war, die ſie nahm: ſo hängt doch der haſtige Eifer, womit man eine neue Ueberzeugung ergreift, ganz naturgemäß gerade mit der Ehrlichkeit zuſammen, mit der man eine ältere, nicht gefaßte, ſondern überlieferte allzu lange feſtgehalten hat. Doch fällt auch der „Roſenkranz“, ſeiner Faſſung nach, noch in meine volle Schwabenzeit.

Zunächſt traten dann meine Zwillingsfedern mit der frühern Eintracht, wie ſie mein erſtes Amt und meine erſte poetiſche Production verknüpft hatten, in die Publicität.

In dieſelbe Zeit meiner Verhandlungen mit dem Domkapitel fällt nämlich auch die Ausarbeitung meines erſten Romans: „Die hohe Braut.“

Als Grundanſchauung bei dieſer Arbeit ſchwebte mir die Idee der Freiheit in ihren verſchiedenen Richtungen vor. Und in der That lag dieſe große Lebensfrage nicht blos im Stoff der behandelten Geſchichte jenes Einbruchs der Franzöſiſchen Revolution in das Gebiet von Nizza und Piemont, ſondern ſie bewegte eben auch den Verfaſſer bei Bearbeitung dieſes Stoffes. Freiheit war ſeit Monaten die Parole in Frankreich, und Belgien, in Deutſchland und Polen, in Braunſchweig und Kaſſel. Wie hallte in unaufhörlichem Echo dieſer Ruf in unſerm Hanau nach!

Zum erſten mal erſcholl er wild genug an jenem Abend, als der von Kaſſel zurückgekehrte Bürgermeiſter, und achtzehn Jahre ſpäter Märzminiſter, Eberhard der Stadt die kurfürſtliche Zuſage einer Verfaſſung für das ganze

Land verkündigte; das heißt, auch die neuen Provinzen Hanau und Fulda ſollten Antheil an der altheſſiſchen Landſtandſchaft haben.

Ich ſtand in tiefer Dämmerung unter den Arcaden des Rathhauſes; man drängte ſich in die Rathsſtube, wo jene Verkündigung wieder und wieder verleſen wurde.

Die Herauskommenden waren ſtill und nachdenklich. Sie mochten den Werth einer großen und neuen Verheißung überſchlagen, die noch unausgeprägt lag. Endlich ſchienen doch einige den Stempel zu ſolcher Präge gefunden zu haben. Dunkle Geſtalten rotteten ſich auf dem weiten Marktplatze zuſammen, und plötzlich erſcholl der Ruf Freiheit! mit gräßlicher Betonung der zweiten Silbe, wie man auch mit ſolcher Jambenbetonung das Wort Feuer zu ſchreien pflegte, ſo oft ein ſolches Unglück auskam.

Und wirklich ſchien auch von ſolchem Misverſtande das entſetzliche Element ſelbſt erweckt zu ſein. Denn kaum war man dem mit wiederholtem Schrei und dazwiſchen ſchrillendem Pfeifen von weitem um einige Straßenecken gefolgt, als man ſchon das Thor des Mauthgebäudes erbrochen und inmitten der breiten Straße ein Feuer entzündet fand, das von den aus dem Bau entwendeten Schriften, Mobilien, Waarenpäckten u. dgl. hoch und höher loderte. Die Einwohner ſtrömten herbei, die Garniſon ſtellte ſich zum Zuſchauen auf; während die nächſten Nachbarn im rothen Widerſchein der Glut aus den Fenſtern die dünnen Wände ihrer Wohnungen begoſſen, um ſie gegen die lodernde Propaganda zu ſchützen.

Damals arbeitete der Verfaſſer an ſeinem Buch, — in jenen Tagen der Unruhe, der täglichen Aufläufe und Zerſtörungen, die man — ich weiß noch nicht woher, Krawalle nannte — ein Wort, das auch in den Roman eingeweht worden iſt, weil eben deſſen handſchriftliche Blätter unter jenen Windſtößen der Zeit offen lagen. Abends, wenn das Pfeifen als Signal zum Sturm auf einen Bäckerladen oder dergleichen durch die Gaſſen gellte, wenn die Nachbarn eiligſt die Fenſterläden zuſchlugen, die Hausthüren verriegelten und die Lärmtrommel durch die Straßen raſſelte, dann ereiferte ſich wol auch einmal der poetiſch geſtimmte Verfaſſer über den ſchmuzigen, zerlumpten Vorgang, der doch manchmal ſein Farbenreiber ward. Das Erlebniß und die Dichtung begegneten einander, und wenn jenes zuerſt verworfen wurde, blieb es doch für dieſe noch aufbewahrt. So ging es dem Verfaſſer wie gar manchem echt deutſchen Liberalen: er kannte die Bedeutung dieſer Krawalle, die nur aus ſchicklicher Entfernung auf die Wehen wirken ſollten, unter welchen die neue Verfaſſung in Kaſſel geboren wurde; dennoch, während er für ſeine Dichtung über alle Richtungen der menſchlichen Freiheit nachdachte, verdroſſen ihn die erſten praktiſchen Aeußerungen derſelben, die ihn in ſeinen Gedanken ſtörten.

Wie ich nun aber auf einem etwas verſchlagenen Lebenswege mich überhaupt in allem, wozu ich innerlich getrieben oder äußerlich berufen ward, ohne methodiſche Vorbildung durch Taſten und Lauſchen zurecht finden mußte, ſo ging es mir auch jetzt, als ich über einem reichen Stoffe brütend, die Geſtalt des Kunſtwerks ſuchte.

Denn das Poetiſch-Bedeutſame lag wenigſtens in meinem Vorhaben.

Außerdem brachte auch mein Amt manche Verzögerung, manche Unterbrechung mit ſich, indem es mir als dem einzigen Secretär einer für alle Zweige der Finanzverwaltung der Provinz beſtehenden Behörde hinter maſſenhaften Acten nur wenige und oft erſchöpfte Nebenſtunden übrig ließ.

Darüber war die neue Verfaſſung vom 5. Januar 1831 erſchienen und der erſte Landtag verſammelt. Der als zweiter Abgeordneter der Stadt Hanau gewählte junge Beamte wurde vom Miniſter Haſſenpflug, als er ihn brauchbar und mit ſich uneins erkannte, dienſtlich befördert; die Bürger entzogen ihm ihr Vertrauen und wählten im Frühjahr 1832 mich an deſſen Platz. — So trat denn auch noch ein politiſcher Beruf vorübergehend an die Stelle eines nebenſtündlichen poetiſchen Schaffens. Meine Zwillingsfedern löſten einander ab.

Es kam auf dem neuen Markte unſers conſtitutionellen Lebens wiederholt vor, daß geſchäftstüchtige junge Beamte das Vertrauen des Volks gegen das Vertrauen der Regierung umwechſelten. Dies war freilich kein Geſchäft zur Hebung des eben neu ausgegebenen Papiers unſerer Conſtitution. Um ſo lebhafter mußte ich nun am Vertrauen meiner Mitbürger feſthalten, zumal ich unter ihnen als Fuldenſer, — als Fremdling lebte. Es war ein Vertrauen in den Charakter und, zumal in der Kindheit einer Verfaſſung, heiliger zu halten als das Vertrauen zu der Intelligenz eines Mannes, die freilich auch in unſerer Zeit wohlfeiler als jener zu haben iſt.

Der neugewählte Deputirte mußte ſich klar darüber machen, was er wolle, und was ihm dafür von ſeiner amtlichen Zukunft zu erwarten übrig bleibe. Er überlegte das auch, und als nach den Bundesbeſchlüſſen vom 28. Juni und 4. Juli 1832, infolge der von der Ständeverſammlung vorgenommenen Prüfung des bei deren Bekanntmachung von Haſſenpflug eingehaltenen Verfahrens der Landtag in unziemlicher Weiſe aufgelöſt wurde, kehrte er zur Vollendung der „Hohen Braut“ zurück.

Ehe jedoch auch jetzt der Roman vollendet wurde, ging der Verfaſſer, wiederholt gewählt, im Winter zu dem neu zuſammentretenden Landtage. Nach langer Verzögerung der Eröffnung deſſelben ward er aber ſchon unterm 18. März 1833 zum zweiten mal aufgelöſt, als der von Haſſenpflug verbannte Abgeordnete der Univerſität, Profeſſor Jordan, vom Legitimationsausſchuſſe für legitimirt erklärt und von der Verſammlung anerkannt wurde.

Es würde wie eine Donquixoterie ausſehen, wollte ich noch heut und hier eine eigene oder auch gutgeſchaftete fremde Lanze gegen Haſſenpflug einlegen, wie dieſer Mann jetzt in der öffentlichen Meinung der Nation am Pranger ſteht, und ſelbſt aus den Cabineten, denen er einſt gedient hat, mit Lorgnetten betrachtet wird. Wer dankt ihm noch das Bürgerlich-Gute, das er etwa gefördert hat, — überwuchert, wie es von der politiſchen Ausſaat ſeiner giftigen Hand iſt! Seine miniſteriellen

Handlungen, dem formellen Recht vorſichtig angepaßt, entbehrten alles ſittlichen Charakters. Sein Glück dabei gebar ſeinen Uebermuth. Abſolutiſtiſch, reactionär, bureaukratiſch übte ſein Syſtem anfänglich einen Zauber auf ſeine beförderten Anhänger bei allen Behörden, und ſie beeiferten ſich, ihm die Beamten im Geiſte dieſes Syſtems und mit allen Mitteln deſſelben dreſſiren zu helfen.

Als ich nun aber Anfang Juni 1833, auf meine dritte Wahl zum fortzuſetzenden Landtage, nach Kaſſel kam, traf ich dort mit meiner aus Leipzig von der Preſſe kommenden „Hohen Braut“ zuſammen.

Das Buch mit ſeinen zwei ſtattlichen Bänden gereichte mir damals zu ganz beſonderer Erquickung. Der Himmel lag in jenem unfreundlichen Sommer ſehr trübſelig über dem Landtage und ebenſo der Landtag unter dem Himmel. Zwar manches Erwünſchte kam, wenn auch verkürzt und verkümmert, zu Stande; doch wiederholten ſich jene reactionären Verſuche, die von der Ständeverſammlung endlich zu der bekannten Anklage gegen den Miniſter Haſſenpflug geſammelt wurden, und die niederdrückender waren als die Anklage ſelbſt, in der ſich eine junge parlamentariſche Kraft und eine mündig gewordene Vaterlandsliebe, wenn auch auf Gerathewohl, verſuchen mußte. Daß damals die Oppoſition hauptſächlich in den Staatsdienern, den Organen der Regierung ſelbſt, lag, erſchien freilich verkehrt und deutet auf einen ſehr krankhaften Zuſtand des Staatslebens; hätte aber dem angeklagten Miniſter nur halb ſoviel echte Staatsweisheit innegewohnt, als er Scharfſinn beſaß, ſich des Proceſſes zu erwehren: ſo würde er eingeſehen haben, daß eine Krankheit nicht gehoben iſt, wenn man mit Gewaltmitteln die Symptome derſelben vertreibt; er würde erkannt haben, daß einem ſo ehrlichen Lande, unter den damaligen Umſtänden, nichts ſo noth that, als daß die Verfaſſung deſſelben gekräftigt, nicht aber die Gewalt beſtärkt werde, die das brave, treue Volk, ſoweit es heute noch nicht ausgewandert iſt, zum Gegenſtande der Theilnahme von ganz Deutſchland und des Mitleids von Europa heruntergebracht hat. — —

Doch, ich komme auf mich zurück!

Zunächſt war es ein perſönliches Verhältniß, was mich damals betrübte. Auf meine Verſicherungen hin hatte man bei der letzten Wahl einen jüngern Freund zum andern Deputirten der Stadt gewählt, einen artigen Mann von einigem Vermögen, der den Kaufmannsſtand verlaſſen hatte, um gewiſſen Lieblingsſtudien nachzuhangen. Ein edler Stolz, eine rege Theilnahme am öffentlichen Leben beſeelten ihn. Die frühere Eitelkeit, im Auslande für vornehm zu gelten, ſchien überwunden, ſeit der Freund ſelbſt über dieſe Schwäche ſcherzte. Dennoch ſchlug dieſer welke Trieb in der Luft der Reſidenz, in der Berührung mit den adelichen Mitgliedern des Landtags, wieder friſch aus, indem der junge Abgeordnete, nach gänzlich mislungenem Verſuch einer Rede auf ſeiten der Oppoſition, eine Schwenkung zur Regierungspartei machte, und im Umgange mit dem Adel ſich von ſeinem ſchmählichen Falle zu erheben ſuchte.

So manches Jahr hatten wir vertraulich miteinander verlebt, unſer Innerſtes gegeneinander aufgeſchloſſen und unſere oft genug zuſammengehaltenen Ueberzeugungen mit gleichem Stempel gezeichnet. Nun auf einmal war mir der Freund entfremdet und unbegreiflich; wir ſtanden uns in den alten Intereſſen mit verwandelten Ueberzeugungen ſchnurgerade entgegen. Ich errieth nicht ſobald, welche neue Einſicht oder — Ausſicht ihm über Nacht gekommen war. Ich wußte genau, wie viel er mit ſeinen geiſtigen Gaben wog, und ſah nun mit Verwunderung, wie viel auf der andern Seite ſein Gewicht galt. Wie hoch dort die bloße Abſtimmung eines einzigen bürgerlichen Mannes von anſehnlichen Männern geſchätzt wurde, war eine Erfahrung für mich, die ich freilich zu meinem eigenen Beſten nicht benutzen konnte. Ohne auch nur eines der beiden Schwerter eines rüſtigen Deputirten, der Zunge und der Feder, gewaltig zu ſein, war der Freund in gewiſſen Kreiſen ſchon ſeines ſtummen Aufſtehens oder Sitzenbleibens halber ungemein geehrt und geſchmeichelt. Wir gingen noch miteinander um, aber ſo kühl, wie der Sommerabend war, an welchem wir, auf mein Zimmer zurückkehrend, einen dicken Brief vorfanden. Dieſer brachte als Einlage das Blatt Nr. 133 der „Zeitung für die elegante Welt" mit Laube's Recenſion meiner „Hohen Braut".

Eine ſolche Verkündigung mit Pauken und Trompeten, ich geſtehe es, erſchreckte mich anfangs. Für mein Gefühl ſchien das Maß deſſen überſchritten, was ich an Beifall erwarten mochte, für meine Berechnung die

Summe deſſen, was der oft getäuſchte Leſer ſich als unparteiliches Lob gefallen läßt.

Mir war Laube bisher noch ganz unbekannt geblieben; auch wußte ich noch nicht, zu welchem Credit der junge, poetiſche Redacteur die „Zeitung für die elegante Welt“ aus ihrer methuſalemitiſchen Langweiligkeit emporgebracht hatte. Bald aber beruhigte ich mich. War es nicht eine hohe Braut, die mit Poſaunen angemeldet werden durfte, wie bei Shakſpeare die Könige auftreten? Brachte doch Laube viel Anſprechendes über den hiſtoriſchen Roman überhaupt vor. Ohne zu wiſſen, wie leicht ich es mit den geſchichtlichen Vorſtudien genommen, ſagt er, wie mir ſcheint, ſehr wahr: „Die Geſchichte iſt nicht nur die Kenntniß der Begebenheiten, ſondern auch die Wiſſenſchaft, die Poeſie derſelben, das Epos der Gottheit; man muß ſie nicht blos kennen, man muß ſie wiſſen, um ſie zu ſchreiben, man muß ſie lieben, um einen hiſtoriſchen Roman zu empfangen.“ Wenn er dann von meinem Roman behauptete, es durchbringe ſich in ihm Geſchichte, Terrain, Charakter, Begebenheit auf ſo innige Weiſe, daß nicht eins vom andern zu trennen ſei, und es ſtehe nicht wie bei andern hiſtoriſchen Romanen ein Fetzen Geſchichte und ein Fetzen Erzählung nebeneinander: ſo war es wenigſtens meine Abſicht geweſen, dies zu leiſten. Am meiſten freute mich, daß dem begeiſterten Kritiker bei aller Ueberſchwenglichkeit der Empfindung, mit der er mein Buch aufgenommen hatte, doch manche meiner verſtecktern Abſichten nicht unbemerkt geblieben war.

Doch, ich wollte ja nicht über die Leiſtungen weder meiner poetiſchen, noch meiner politiſchen Feder berichten, ſondern nur nachweiſen, wie beide mit- und nebeneinander die Höhe der Oeffentlichkeit erreichten und das Gefieder bildeten, an welchem man fortan den Mann erkannte, der ſie führte.

Nun aber auch beiden dienſtbar geworden, mußte ich, rück- und vorwärts blickend, mich zuerſt mit der Vorgeſchichte unſerer Verfaſſung bekannt machen, und durfte dann auf Spaziergängen in der ſchönen Umgebung von Kaſſel auf einen neuen Romanſtoff denken.

In Betracht der Herkunft unſerer Verfaſſung wies mir die Geſchichte von Heſſen nach, daß die Stände des Landes Heſſen, denen durch ihre Einberufung des jungen Herzogs von Brabant — des „Kindes von Heſſen“ — im Jahre 1247 die jetzige Dynaſtie ihre Herrſchaft verdankt, auch jahrhundertelang, und zwar nicht als Vertreter einzelner Volksklaſſen, ſondern „gemeiner Landſchaft“ die umfaſſendſten und zum Theil noch über die Beſtimmungen der Conſtitution von 1831 hinausgehenden Rechte ausgeübt haben.

Die nachdrückliche Wirkſamkeit der alten Stände beſchrieb ſich ohne Verfaſſungsurkunde in wiederkehrenden Handlungen. Die Geſchichte iſt die Urkunde über das, was ſie gedurft haben. Ihre Wirkſamkeit wuchs in gleichmäßigem Stamm, und dieſer Wuchs läßt ſich, wie der des Baumes an den Jahresringen, ſo an den einzelnen Landtagsabſchieden nachweiſen. Erſt, als die wirkſamen Rechte ſich von außen gehemmt fühlten, ſuchten ſie ſich in Wortbeſtimmungen zu faſſen. So ſchließt ſich ein Gewächs, wenn der zurückdrängende Winter naht, in Samenkörnern ab, die zur rechten Zeit wieder aufgehen können.

Ich verſtehe darunter jene ſchriftliche Anerkennung, welche die Landſtände bei der mehr und mehr bedrohlichen Entwickelung der Regierungsgewalt der deutſchen Fürſten ſich über ihre hergebrachten Rechte ertheilen ließen. Solche liegen in den alten Landtagsabſchieden von verſchiedenen Landgrafen und namentlich auch von dem Kurfürſten Wilhelm I. vor. Es ſind die Keimblätter der Conſtitution von 1831. —

Ein neuer Trieb für dieſelben entwickelte ſich nach der günſtigen Witterung des Jahres 1813. Der Kurfürſt kehrte — wie es ſchien noch von dem aus Kaliſch ergangenen Aufruf an das Volk begeiſtert — zurück. Er, dem alles hinter ſeiner Flucht aus Kaſſel Verlorene ſo glücklich wieder zugefallen war, zeigte ſich aufs heiterſte für alles geſtimmt, was ſein Volk niemals aufgegeben hatte. Er trat zum Verein der deutſchen Fürſten, die eine grundgeſetzliche Beſtimmung nicht blos zur Erhaltung der althergebrachten landſtändiſchen Gerechtſame, ſondern auch zur Erweiterung, wenigſtens zur Entwickelung derſelben betrieben. Für ſich allein gab er den im Jahre 1815 einberufenen alten Ständen die Verſicherung, dem Lande eine Verfaſſung zu ertheilen, die auf den liberalſten Grundſätzen beruhen ſollte.

Mit welch ſchönen Worten eröffnete der Fürſt jenen merkwürdigen Landtag! „Es werde noch am Abende ſeines Lebens ihm eine große Beruhigung gewähren, wenn die Reſultate dieſer Verſammlung dahin führten, das Glück und Wohl ſeiner getreuen Unterthanen nicht blos für jetzt, ſondern für immer durch feſte und unumſtößliche Beſtimmungen dauerhaft zu gründen und zu ſichern.“

War kein Haſſenpflug da? — —

Ja doch, es gibt ſolche herrliche Augenblicke im Staatsleben, wo ſelbſt ein hundertjähriger Actenfaſcikel zu einer Aloë werden will, und zwiſchen den grauen, ſtaubigen Blättern eine Poeſie aufblüht. Nur darf man der Staatspoeſie auch keine geringern Rechte zugeſtehen, als die Poeſie überhaupt hat, von der man keine Verwirklichung im Leben zu erwarten pflegt.

Der Verfaſſungsentwurf, der damals ſchon in 67 Paragraphen die weſentlichſten Beſtimmungen der ſpätern Conſtitution, auch mit dem Einkammerſyſtem, enthielt, war bereits zur Bekanntmachung zugerichtet, ja gedruckt, als der Kurfürſt ſeinen Entſchluß wieder zurücknahm und es mit der Beruhigung am Abende ſeines Lebens darauf ankommen ließ. —

Es ſchien noch eine Zeit für das treue Volk nöthig, in der es *ohne* alle Verfaſſung und Landſtände regiert werde, um ſo im Lande eine rechte Sehnſucht nach Geſetzen, ein lebhaftes Bedürfniß verfaſſungsmäßiger Ordnung zu erwecken. Und man kann nicht anders ſagen, als daß die Regierung in Kurheſſen nach jenem Landtage vom Jahre 1815—16 zu ſolchem Zweck vortrefflich eingerichtet war. Daher denn auch der Jubel, womit die Verfaſſung vom Jahre 1831 aufgenommen wurde, — die naive Zuverſicht eines ehrlichen, treuen Volkes, das an einem geſchriebenen Document ein ebenſo ehrliches

Pfand des Glückes und der Zukunft in Händen zu halten glaubte.

Es bedurfte aber noch einer zweiten Lection — über die — Kunſt eine Verfaſſung auszulegen und ein Ei auszublaſen, — und dafür war ein vortrefflicher Haſſenpflug da!

Zwar iſt der Widerſtand von oben im Staatsleben natürlich und kann unter Umſtänden ſelbſt fördernd wirken. Bedenklich für eine noch junge Conſtitution wird er nur, wenn er aus großartiger Ueberzeugung hervorgeht, mit blendenden Leiſtungen für das öffentliche Wohl verbunden iſt und von imponirenden Perſönlichkeiten getragen wird.

Fanden ſich denn aber dieſe Wahrzeichen oder auch nur eins derſelben in dem damaligen Beſtreben des Miniſteriums?

Was ſich gegen Haſſenpflug's Künſte am Landtag wirklich fand, war eine unwandelbare, aber unreſpectirte conſtitutionelle Majorität. Dank der einen Kammer! Nicht umſonſt hat unſere Geſchichte immer nur auf eine Kammer hinausgearbeitet. Das arme Heſſen hat ſich immer mit einer Kammer beholfen, weil es ihm zu ſchwer geworden wäre, eine zweite, die man die erſte genannt hätte, vollſtändig und gehörig zu möbliren.

Die Agnaten des regierenden Hauſes und die Standesherren erſchienen ſehr bald nicht mehr ſelbſt am Landtage. Wahrſcheinlich gefiel ihnen das Ständehaus nicht, hinter welchem — kein angemeſſener Hof war; ſie ließen ſich meiſt durch Bedienſtete ſubalterner Stellen vertreten. Auf den übrigen ariſtokratiſchen Stühlen aber ſaßen doch zu viel Männer, die ſelbſt oder deren Söhne morgen in die unangenehmſte Garniſon konnten geworfen werden, aus der ſchwer zu avanciren war; Männer, die um alles ihren Civilgehalt nicht entbehren mochten und deren Ueberzeugung ſich mit der Erwartung einer höhern Beſoldungsklaſſe vertragen mußte. Manche dieſer Freiherren ſchienen mir beklagenswerth: ſie hegten gewiß die beſte Ueberzeugung, hätte nur der Ständeſaal, um ſie laut werden zu laſſen, keinen ſo fatalen Widerhall gehabt!

Dieſen bedenklichen Widerhall überwand aber der damalige Liebling der verfaſſungseifrigen Kaſſelaner, — der Profeſſor Jordan.

Dieſer durch Herkunft und Schickſale ſo intereſſante als von Charakter ehrliche und rechtſchaffene Mann ſtand damals auf dem glänzendſten Höhepunkte ſeines Lebens. Er war zum zweiten mal Bräutigam und trug nach der Sitte ſeiner tiroler Herkunft eine Roſe hinterm Ohr. Wie oft ward nicht an heitern Sommerabenden in einem oder dem andern der vielen Gärten um Kaſſel bei fröhlichem Abendſchmauſe ſein Name mit jubelndem Hoch ſeiner Verehrer laut und wiederholte ſich nach ſeiner begeiſterten Rede!

Er galt damals für den erſten Redner am Landtage, wiewol er eigentlich mehr ein ſchlagfertiger Sprecher war. Sein begeiſterter Ton reiner Ueberzeugung, die kräftigen Schlagwörter der Zeit und die nahe liegenden Gedanken, die ſich ſprunghaft wiederholten, hatten etwas Hinreißendes für die Zuhörer und liehen den unſelbſtändigen Abgeordneten des Saales Muth und Fingerzeige der Abſtimmung.

Schlagfertig, wie geſagt, nahm Jordan nach jeder Aeußerung der Regierungsvertreter und der Partei Haſſenpflug's faſt immer das erſte Wort, und gab ſo als vorſtürmender Plänkler den Kerntruppen Zeit und Sammlung, zur Schlacht vorzurücken. Anführer dieſer entſcheidenden Waffen war dann gewöhnlich der Oberappellationsrath Pfeiffer rühmlichen Andenkens.

Dieſer war dem Miniſter vielleicht gefürchteter oder achtunggebietender, während ihm jener verhaßter blieb. Denn der wirkte auf die öffentliche Stimmung im Lande, und ſeine hinſtrömende Beredſamkeit erſchien als die Flut des Jordan, aus welcher die junge Verfaſſung ihr Taufwaſſer nahm.

Der edle Mann hat jene glänzenden Tage, jene öffentlichen Abende in enger, niederer Klauſe des alten marburger Schloſſes ſchwer verbüßt, und ſelbſt die Theilnahme, die man um ſeiner Leiden willen für den verfolgten Mann allgemein hegte, konnte ſich, wie er als nothgedrungener Vertrauensmann ſeines Fürſten unter den wehenden ſchwarzrothgoldenen Rieſenfahnen des Vorparlaments in Frankfurt hinfällig und gebrochen erſchien, in jener großen ſtürmiſchen Angelegenheit des Frühlings 1848 nicht nach Verdienſt bethätigen. — Die Geſchichte unſerer Verfaſſung wird aber das Andenken des verdienſtvollen Kämpfers und Märtyrers bewahren.

Als ob nun hinter ſo mancher trübſeligen, hoffnungslos ermüdeten Stunde her mein Roman mich zu erheitern und den Blick auf mein eigenes Feld zu lenken zum Landtag erſchienen ſei, zeigte mir eines Tages der Buchhändler Bohné, bei welchem ich die literariſchen Neuigkeiten nachzuſehen pflegte, ein Umlaufſchreiben meines Verlegers, womit die noch nicht verkauften Exemplare meines Buches zurückverlangt wurden.

Bohné deutete dies auf ſtarke Nachfrage nach dem Buch und ſprach von einer zweiten Auflage. Täuſchte nun auch fürerſt noch dieſe Erwartung, ſo gab ſie doch Antrieb und Luſt zu einer neuen Unternehmung.

Doch fiel ich mit keinem Gedanken auf den ſpäter aufgenommenen Stoff zu „König Jérôme's Carneval", obgleich ich damals jener Zeit über zwanzig Jahre und an Ort und Stelle näher war. Ich erinnere mich nicht einmal, daß von jener glanzvoll luſtigen Zeit in Kaſſel nur die Rede geweſen wäre. Der Verfaſſungskampf nahm alle Gemüther ein. Und wenn man durch ſolches Schweigen auch des verſtorbenen Kurfürſten Nichtanerkennung jener ſieben fetten Jahre des franzöſiſchen Pharao noch zu reſpectiren ſchien, ſo blieb damit doch auch der Jubel vergeſſen, mit dem man hinter Jérôme's Flucht den zurückkehrenden „Herrn" empfangen hatte.

Aber auch noch ein intereſſanter Stoff, auf den mich jeder Blick aus meinen Fenſtern hätte führen können, kam mir gar nicht in Betracht. Ich wohnte nämlich am Friedrichsplatze mit dem Ausblick auf das marmorne Standbild, das dem Landgrafen dieſes Namens, dem Vater des auch bereits verſtorbenen erſten Kurfürſten, die Landſtände durch Profeſſor Nahl hatten ausführen laſſen. Zu dieſer ſteinernen Erinnerung ſprachen oft auch noch bei meiner Hauswirthin zwei alte Freundinnen ein, deren Vater am Hofe des Landgrafen bedienſtet geweſen war, und die gar gern von jenem etwas berufenen Hofhalt in Kaſſel und Wabern erzählten, wobei ſie Geſchichtchen merken ließen, die man alten Jüngferchen abzufragen einiges Bedenken hat, ohne daß man ihnen vielleicht damit einen Gefallen thut. Welche Farben hätten mir dieſe freundlichen Schweſtern auf die Palette zu einem Roman ſetzen helfen!

Landgraf Friedrich, ein hübſcher Mann von mittlerer Statur, etwas corpulent bei männlicher Haltung, war mit vierzig Jahren zur Regierung gekommen. Als Prinz hatte er ſich von dem kölner Kurfürſten Clemens Auguſt von Baiern durch Vorſpiegelung von Länderzuwachs, Kurhut und polniſcher Krone zum Katholicismus bewegen laſſen, und lebte ſeitdem von ſeiner Gemahlin Maria von Großbritannien und ſeinen drei Söhnen geſchieden. Er hielt gegen alle öſterreichiſchen Zumuthungen feſt an den ſeine Machtvollkommenheit beſchränkenden Verbindlichkeiten, die er durch eine Religionsverſicherungsacte eingegangen war, blieb aber auch bei dem angenommenen Glauben, der ihn zwar politiſch getäuſcht hatte, aber ſeinem heiter ſinnlichen Naturell zuzuſagen ſchien. Es war ihm eben jenes jeſuitiſche Chriſtenthum, — nach Capefigue's Worten — „jene geſchickte Vereinigung des Sitten- und Sinnengeſetzes, jene ſanfte Verſöhnung deſſen, was das chriſtliche Geſetz an Pflichten und Selbſtverleugnung auferlegt, mit den Leidenſchaften, welche die Jugend, das Leben, kurz dieſe ganze Welt voll Verlockung und Sinnlichkeit umlagern“.

Ein heiterer Vierziger, gütig und von gemüthlichen Abſichten bewegt, umgab ſich Friedrich gern mit fröhlichen und ſinnreichen Menſchen, wie es ihm denn nicht an Bildung und Kenntniſſen fehlte. Von dem Muſeum und der großen Menagerie, aus der Geſellſchaft der Alterthümer und von den Gelehrten der Karlsſchule kehrte er gern zu ſeinem franzöſiſchen Theater, zu ſeinen Tonkünſtlern und italieniſchen Sängern und zur romantiſchen Falkenbeize um das Schloß zu Wabern zurück.

Bei ſeinen ernſten Richtungen hing er doch auch Sonderbarkeiten nach, die eine Anziehung auf Phantaſten und Abenteuerer ausübten.

Die Abgeſchiedenheit des Fürſten von ſeiner Gemahlin entzog dem glänzenden Hofe zwar ein anmuthiges Frauenleben, dafür nahmen aber Liebesverhältniſſe anderer Art den Platz ein, wo doch einmal die Neigungen des Herzens geblieben waren.

Dieſer Zuſtand änderte ſich aber, ohne ernſter zu werden, als die Landgräfin Maria im Januar 1772 mit Tode abging. Landgraf Friedrich verſuchte es als Funfziger mit einer zweiten Heirath, und erſah ſich hierzu die ſchöne, lebhafte und reizende Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt aus, die, ſchon in keiner allzu tugendhaften Umgebung aufgewachſen, einen neuen Ton und Schwung in das Hofleben brachte. Ueppigkeit und Weichlichkeit nahmen noch gegen früher zu. Mit dem Spiel der Cavagnole und der Quadrille wechſelten Bälle, und die Landgräfin ſtürzte ſich, ihrer zunehmenden Corpulenz zu wehren, in Menuets, Contretänze und Cotillons, von denen ſie ſich in den kleinen Spielen der andern Abende ausruhte.

Kaſſel war eine Reſidenz des Frohſinns und der Lebensluſt. Fremde Herrſchaften, Reiſende aller Art, die jetzt dies Kaſſel ſorgfältig vermeiden, ſuchten es damals auf. Das Muſeum, die Bildergalerie, die für damals ſeltene Menagerie und das Perſonal der Karlsſchule zogen beſonders auch Gelehrte, Literaten und Künſtler herbei. Dazu war auch noch dem Spiel und der Laune des Glücks ein Raum gegönnt, und ſo ſtrömte wöchentlich alles aus der Umgegend herbei, um die mit Trompetenſchall verkündeten Glückszahlen des Lotto zu vernehmen und ſich der beliebten Speckkuchen zu erfreuen, die ebenfalls mit einer Trompete ſignaliſirt wurden, ſo oft ſie beim Bäcker Wagner in der Königsſtraße warm aus dem Ofen kamen.

Es ſchien, ſogar in der Verbindung zweier Hofſprachen, als ob es um ein Vorſpiel des ein Vierteljahrhundert ſpätern Jérôme'ſchen Hofhalts zu thun ſei, und wie an dieſem das Horoſkop auf den Dictator Napoleon — ſo war es damals auf Friedrich den Großen gerichtet. Und hatte der preußiſche Friedrich ſeinen Voltaire gehabt, ſo bekam der heſſiſche einen Sendling Voltaire's an Marquis de Luchet, der als Günſtling des Fürſten die Direction des franzöſiſchen Theaters, die Intendanz der Kapelle und das Secretariat der Antiquitätengeſellſchaft führte.

Die deutſchen Männer der Wiſſenſchaft, die der Landgraf neben ſeinen Franzoſen um ſich verſammelte, wollen wir hier nicht aufführen, — Namen wie Forſter's, Johannes Müller's, Sömmerring's, Dohm's, Höpfner's und anderer, die heut noch über jenem in Nacht verſunkenen Hofhalte glänzen. Aber auch ſie, die der Literaturgeſchichte angehören, hätten ſich zum Theil einem Roman nicht ganz entziehen können. Forſter und Müller beſtanden in jener Atmoſphäre von Kaſſel ihre Verwandlung; oder wir hätten dem Freundespaar Forſter und Sömmerring in tiefer Nacht begegnet, wie ſie aus einer Verſammlung der Roſenkreuzer beim Miniſter von Fleckenbühl kamen, vor dem Hauſe dem Major von Canitz, dem Apotheker Fiedler und dem Uhrmacher Senger leiſe Gut' Nacht ſagten, und Forſter dem Freund noch einen Brief des Profeſſors Lichtenberg aus Göttingen mitgab, worin derſelbe die wichtige Mittheilung machte, daß Dr. Price in England Queckſilber in wirkliches Gold verwandelt habe.

Andere Gauner und Betrüger, von denen ſich der ſo gläubig gewordene Landgraf hinters Licht führen ließ, hätten dem Roman zur wahren Zierde gereicht, z. B. jene alte Marquiſe, die mit einem franzöſiſchen Spitzbuben an den Hof kam, um dem Fürſten einen Teufel zu citiren, was aber erſt in neueſter Zeit einem heſſiſchen Kirchenmanne geglückt iſt.

Durch all dies rauſchende, lachende Leben hätte jedoch der Roman auch die wirbelnden Trommeln hören laſſen, die für engliſches Geld die braven heſſiſchen Söhne in den amerikaniſchen Krieg führten.

Haben wir vorhin den landgräflichen Hof ein Vorſpiel des weſtfäliſchen unter Jérôme genannt, ſo fügte es ſich auf merkwürdige Weiſe, daß wirklich ein ausgezeichneter Mann beide durch perſönliches Erlebniß verknüpfte.

Martin Ernſt von Schlieffen aus Pommern und aus der Leibgarde Friedrich's des Großen in heſſiſchen Dienſt getreten, war ſeit 1772 Staatsminiſter und zugleich, als Generallieutenant, Oberſt der Garde und Ritter des Ordens vom Goldenen Löwen. Damals ein angehender Vierziger, der ſchönſte Offizier, die Miene voll Würde, Edelmuth und Geiſt, adelich ſo ſeiner Geſinnung wie ſeinem freiherrlichen Stammbaume nach. Autodidakt und Schriftſteller, ſtand er als Vermittler zwiſchen dem Fürſten und der Karlsſchule.

Nach des Landgrafen Tode war er in preußiſche Dienſte zurückgetreten und verlebte nachher auf ſeinem Gute Wendhauſen, eine Meile von Kaſſel, die Regierung Jérôme's bis zu deſſen erſter Flucht beim Ueberfall Kaſſels durch die Koſacken. Nach der Rückkehr des Königs, — an jenem Sonntage des 24. October 1813, wo alle Hoffähigen ſich mit der Miene unausſprechlicher Ergebenheit wieder und noch einmal um Jérôme drängten, erſchien auch Schlieffen von ſeinem Landſitze, vierundachtzig Jahre alt, im weſtfäliſchen Coſtüm der Großcommandeur-Decoration, um ſich glückwünſchend zu präſentiren. Nach einigen Tagen vertauſchte er mit einer für ſeine Jahre merkwürdigen Behendigkeit das weſtfäliſche Coſtüm mit der heſſiſchen Uniform, hängte den großen Zopf heraus und begrüßte den zurückgekehrten Kurfürſten!

Landgraf Friedrich, zu Anfang ſeiner Regierung oft in Geldklemmen, war als reicher Fürſt geſtorben und hatte mit den engliſchen Subſidien einen außerordentlichen Schatz hinterlaſſen, mit welchem ſich aber ſein heiterer Sinn, ſeine Liebe zu Wiſſenſchaften und Künſten und ſeine Gunſt für ausgezeichnete Gelehrte nicht vererbte.

Welche Landeswohlfahrt hätte ſich nicht mit der Frucht ſchaffen laſſen, die aus den 12000 Halmen der Landeskinder erwachſen war, — welche Herrlichkeit der Bildung, welche Förderung der Wiſſenſchaften und Künſte, welcher mediceiſche Hofhalt!

Ein großer Schatz, der ja immer noch größer werden kann, nimmt aber oft die ganze Sorgfalt ſeines Beſitzers in Anſpruch. Und nachdem mit der Verfaſſung von 1831 auch jener Schatz zwiſchen dem fürſtlichen Hauſe und dem Lande getheilt worden iſt, wäre es nicht zu verwundern, wenn der einen Hälfte eine fortdauernde Sehnſucht nach der verlorenen andern bliebe.

Dieſer Stoff, wenn ich ihn damals ſo genau gekannt hätte, würde mehr Romanglück gemacht haben als die viel ältere Geſchichte der Waldenſerverfolgung in Heſſen, die ich vornahm, weil ich mit meinen Studien zu „William's Dichten und Trachten“ noch nicht fertig war.

Endlich hatte der lange erſte Landtag, nach ſeiner zweimaligen Auflöſung, ſeinen verfaſſungsmäßigen „Abſchied“ gefunden.

Meinen perſönlichen erhielt ich bei meinem Miniſter der Finanzen, indem er mir ſeine Unzufriedenheit mit meiner Haltung am Landtage ausſprach. Er that dies mit jenem Pathos, das ſeiner zierlichen Perſönlichkeit ſtatt hoher Stiefelabſätze diente.

Unzufrieden bin ich ſelbſt mit mir, Excellenz, erwiderte ich. Ich habe eingeſehen, wie unzureichend meine Vorbildung für den hohen Beruf iſt, und daß ich zu wenig gerüſtet für einen parlamentariſchen Kampf war, wie ihn unſere Verhältniſſe nöthig machen. Vielleicht verſöhnt dies Bekenntniß Ew. Excellenz, wenn Sie bedenken, daß Sie — wäre dieſer Mangel nicht geweſen, — noch viel unzufriedener mit mir ſein würden.

Und ich bin ihm, dem kleinen Miniſter mit den großen Redensarten, das Zeugniß ſchuldig, daß er perſönlich mir nichts nachgetragen hat, als er in den Fall kam, mich in die oberſte Gehaltsklaſſe einzuweiſen. So weit reichte eben noch ſeine miniſterielle Befugniß!

Nun bleibt aber, nach dem kirchlichen, dem poetiſchen und politiſchen Beſtandtheile meines Lebens, noch der häusliche zu betrachten übrig, der leidigerweiſe ebenfalls auf der bezeichneten Lebenshöhe noch einmal zu Tage kam.

Es war ein eigenes Verhängniß, daß kurz vor und bald nach meinen poetiſchen und politiſchen Ausflügen, die ſich mir doch zu einiger Freude und Befriedigung hervorthaten, meine Kirche und meine Ehe, beide nicht ohne eine weniger erquickliche Halböffentlichkeit, abbrechen ſollten.

Kaum fünf Vierteljahre nach meiner Rückkehr vom

Landtage lief ein Vierteljahrhundert des ganz verfehlten Bundes ab, dem keine Silberhochzeit beſtimmt war. Ein zweites Vierteljahrhundert liegt nun zwiſchen heut und damals und rückt jene unglückliche Zeit in die milde Ferne, in der alle Unebenheit dämmert, und ein verſöhntes Herz, ein wehmüthig lächelndes Auge nur in flüchtigen Zügen den Zuſammenhang jener fünfundzwanzig Jahre mit der friedlichen, abendlichen Gegenwart betrachtet.

Aus dieſem Zuſammenhang, aus dieſer Erkenntniß einer höhern Anordnung menſchlichen Lebens rechtfertigt ſich auch ein ſo zartes Bekenntniß.

Der Seelenkampf, die verwirrende Lage meines zwanzigſten Jahres, die ich in meinem Büchlein „Auch eine Jugend" erzählt habe, ſchloß dort mit der winterlichen Trauung im Ort Poppenhauſen am Fuß der tiefbeſchneiten Rhön.

Während Franziska den Winter über im Hauſe der Förſterin, ihrer Schweſter, zurückblieb, richtete meine Mutter in Fulda unſere kleine Häuslichkeit ein, — ſeelenvergnügt über das, was eigentlich ſie in ihrer Herzensehrlichkeit Bedenkliches angerichtet hatte.

Die nachmalige Geburt des Kindes, das in der erſten Woche ſtarb, ſchien durch körperlichen Einfluß ſehr ungünſtig auf den Geiſteszuſtand der Frau gewirkt zu haben, falls mir nicht etwa in den flüchtigen Stunden unſers frühern Umgangs, bei dem guten Ausſehen und gutmüthigen Weſen Franziska's ihre Beſchränktheit weniger fühlbar geworden war. Ohne Schweſtern, ohne ſocialen Verkehr, beim erſten Ausflug aus den Schulen, hatte ich die Zuneigung eines etwas ältern Mädchens, das lange, ſeidene Kleider trug, allzu viel gelten laſſen. Das fiel nun anders in die häusliche Wage. — Wie Franziska aus der Schule, wie ſie von der Communion (Confirmation) gekommen, wußte ich nicht; nun aber — abgeſehen von allen höhern Begriffen des gebildeten Lebens, zeigte es ſich, daß ſie nicht leſen konnte, daß ihre flüchtigen Billete von einer ſchalkhaften Freundin geſchrieben worden, daß ſie in der Kenntniß und Berechnung des Geldes unſicher und für die Führung eines Hausweſens unmündig geblieben war.

Verſtand und Liebe meiner Mutter und meine gutmüthige Geduld ſchlugen ſich ins Mittel. Ich verſuchte es mit Leſeunterricht, aber ich mußte ihn aufgeben; meine Mutter unterwarf ſich den Anordnungen der Hausfrau, aber ſie mußte zu eigener Einſicht greifen. Denn unſere Häuslichkeit war auf das ſchmalſte Einkommen geſtellt, das keine Misgriffe vertrug und für Verſuche kein Lehrgeld abwarf. Meine Abſchreibefeder ſtieß auf keine Goldader, und mit Unterrichtgeben ackerte man in Fulda auf ſehr magerm Boden. Zum Glück verſtand ſich Mutter und Sohn auf ſparſame Wirthſchaft, und verſtanden uns ſelbſt auch, mit heimlich fühlendem Schweigen, über das, was die Mutter zu bereuen, was ich zu beklagen gehabt hätte, was aber nunmehr nur zu ertragen blieb. Worüber wir beide uns nicht freuen, aber auch kaum lächeln konnten, war die große Zufriedenheit, in der Franziska mit ſich ſelbſt lebte, wenn ſie eifrig ſtrickte, ein wenig ungeſchickt nähte, am liebſten aber ſich auf die roheſte Hausarbeit warf und mit dem beſten

Willen ſich abmüdete. Doch hatte ſie auch ihre ſtolzen Momente, in denen ſie ſich über uns mit dem Bewußtſein erhob — ſie ſei eine Regierungsrathstochter!

Mit ſolcher Erinnerung ſchien die arme Frau ſich geltend machen zu müſſen, wenn ſie die herzliche Traulichkeit bemerkte, mit der Mutter und Sohn ſich begegneten und in ſchweigſamer Theilnahme einander über das hinauszubringen ſuchten, worin ſie ſich eben nicht glücklich fühlten.

Aber bei ſolcher Empfindlichkeit Franziska's blieb es nicht. Nach wiederholter Lungenentzündung, die ſie ſich durch ihr jähes Weſen zugezogen hatte, und nach der Geburt einer Tochter nahm die Heftigkeit ihres Temperaments in dem Grade zu, als ihre Seelenthätigkeit ſich verengte.

Unter dieſen Umſtänden konnte begreiflicherweiſe keine Rede mehr von einem Verkehr ſein, der im Einverſtändniß zweier von Liebe bewegter Herzen beſteht und nur darin ſeine volle Berechtigung findet. Die Ehe hatte kein Sakrament mehr, ſondern nur noch ihren bürgerlichen Verband. Auch dieſen zu löſen, fehlte es anfangs an den Mitteln ſich auseinanderzuſetzen, und hielten mich ſpäter die Schwierigkeiten einer katholiſchen Scheidung und die Rückſichten auf die Familie der Frau ab. Ich hatte früh genug gelernt zu entbehren, mir zu verſagen, und dieſe Gewohnheit, vielleicht durch Naturell erleichtert, ließ mich niemals dazu kommen, ein Verlangen, ein Bedürfniß des Herzens ohne alle Rückſicht auf Welt und Menſchen mit Heftigkeit und Ungeduld durchzuſetzen. Die Anſichten einer Dudevant-Sand und ihrer Anhänger von den Rechten des Herzens in der Liebe gehören heut noch nicht zu meinen Ueberzeugungen, und ſchwerlich darf auch der Menſch die doppelte Begünſtigung verlangen, unbeſonnen zu handeln, ohne ſich zu den Folgen bekennen zu müſſen, eine leichtſinnige Ehe ſchließen und die misrathene leichtfertig brechen zu dürfen.

Damals bildete ſich der Kern und die eigenthümliche Miſchung meines perſönlichen Weſens.

Was ich etwa von Talent beſaß, fand ſich weder durch Ort und Zeit, noch durch meine Lage begünſtigt. Fulda bot damals gar wenig von Bildungsmitteln und Bildungsreizen, beſonders für einen auch ſelbſt mittelloſen und ziemlich verzagten jungen Menſchen; das vom Kriegsſturm erfüllte Jahrzehnd wirkte zerſtreuend, beunruhigend, ſtörend auf den einzelnen wie auf die Geſellſchaft, und meine häusliche Lage gewährte keine Sammlung, keine Heiterkeit, keine Theilnahme oder auch nur Verſtändniß der Nächſten; vielmehr war ich mit meiner Jugend und Geſundheit hinausgetrieben in den Lärm des trommelnden Tages, in die freie, ſchöne Landſchaft, nach unſerm Liebhabertheater und in die muntern Familien der Mitſpielenden, wo mein Witz ſeine Purzelbäume ſchlug, und die lachenden Freunde meine Luſtigkeit nicht begriffen, indem ſie nicht bedachten, daß ich eben im Mai meines Lebens ſtand, und wenn bei Tage Blätter und Blüte glänzten, daß es über Nacht vielleicht geregnet hatte.

So verpufften Phantaſie, Stimmung des Herzens, Eingebungen der Seele in Phantasmen, in ſentimentaler Naturſeligkeit, in Träumen und Wünſchen. Ich träumte mehr, als ich las; mein Herz ſchwärmte um das, wonach es verlangte, und doch zu abgefunden war, um danach zu greifen. — „Ein jedes Talent“, ſagt Goethe, „deſſen Entwickelung von Zeit und Umſtänden nicht begünſtigt wird, ſodaß es ſich vielmehr erſt durch vielfache Hinderniſſe durcharbeiten, von manchen Irrthümern erſt losarbeiten muß, ſteht unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit findet, ſich mit Leichtigkeit auszubilden, und was es vermag, ohne Widerſtand auszuüben.“

Alles das aber, was ein Talent hindert, fördert vielleicht einen Charakter, befeſtigt eine Geſinnung.

Die Gewohnheit zu entbehren, Reſignation im Begehren, mir in den engſten Lebensverhältniſſen zur andern Natur geworden, keine erfahrene Demüthigung, für die ich zu tief unten ſtand, kein Zwang des Bittens in unſerm begnüglichen Daſein — alles hatte mir eine reine Stelle des Gemüths gelaſſen, auf der ein moraliſcher Stolz — oder ſoll ich ſagen Trotz wachſen konnte. Und während ich ſo bei vieler Faſſung und Ueberlegung in äußern Dingen und Begegniſſen für einen rechten Verſtandesmenſchen galt, lebte ich eigentlich aus lauter Gemüthskräften. — Aber nur in der Weichmüthigkeit finden die Menſchen Gemüth.

Allerdings hatte jene Abgeſchloſſenheit auch ihre Kehrſeite: ſie ließ mich ſehr ſchwer zu rechter Hingebung und Vertraulichkeit kommen, und da ich unter dem, was ich mir aufgeladen hatte, gegen niemand ächzen und klagen mochte, man aber zarte Theilnahme ſelten geſchenkt erhält, ſo wurde ich der letztern immer weniger bedürftig, immer vereinzelter, ſodaß ich nun gerade auf dieſem Wege, zumal als auch meine Geſchäftsfedern ſchwerer wurden, von jener früheſten Zerflatterung zur Einkehr und Einſamkeit zurückkam, in welcher dann meine verſpätete Schriftſtellerfeder einige Muße nachzuwachſen fand.

Inzwiſchen wuchs die Tochter als lebhaftes Kind, als geiſtig ungemein begabtes Mädchen heran.

Ich darf das und noch mehr ſagen, denn — ſie ſelbſt lieſt es nicht mehr!

Das innigſte Verhältniß bildete ſich zwiſchen Enkelin und Großmutter. Denn dieſe mußte ſich noch einmal verjüngen, das Mutterauge und die Mutterhand zu übernehmen, — die Pflege und Bekleidung des Körpers, die Gewöhnung zur Reinlichkeit und Ordnung, die Anleitung zum Morgen- und Abendgebet, den Beiſtand beim Abc-Buch und Katechismus, kurz alles, worin das ungeſtüme Kind ſich mutterbedürftig von der unbehülflichen Mutter abwendete.

Und wenn dieſe Mutterleitung für ein ſo lebhaftes Geſchöpf vielleicht ein wenig zu großmütterlich ausfiel, ſo kam bald noch Bedenklicheres hinzu. Die langſam mehr und mehr verkümmernde Seele der Mutter blieb doch nicht unempfänglich für ſolche Abkehr ihres Kindes, und verbitterte ſich gegen die Frau ohne Herkommen, die — bei Gott nicht zu ihrer Freude! — einer Regierungsrathstochter vorgreifen mußte. Die Heftigkeit des Naturells der Frau gegen die verzagte Schwiegermutter nöthigte die ſiebenjährige Enkelin, wenn der Vater den Tag über auf der Finanzkammer war, abwehrend gegen die Mutter, ſchützend für die Großmutter hervorzutreten. Des Kindes Verſtand drohte das kindliche Herz zu überwachſen, das natürliche Rechtsgefühl ſich auf Koſten mädchenhafter Sitte zu ſtärken.

Da war es ein Glück für die Kleine, daß ich mit der aufgelöſten fuldaer Finanzbehörde nach Hanau verſetzt wurde. Hier gab's gute Penſionsanſtalten für auswärtige Töchter mit Schule für Mädchen aus der Stadt, und die Einrichtung ſogenannter Halbpenſion ließ mir den Vortheil, das Kind nur zum Mittagstiſche und am Spätabende bei uns zu haben. —

In dieſer Stadt heiterer, gebildeter Bewohner, mannichfacher Gewerbthätigkeit und weitreichender Geſchäftsverbindungen ſah ich mich durch die Scheidewand einer durchaus nicht einzuführenden Frau ſehr ungern von der Geſellſchaft und von gebildetem Umgang ausgeſchloſſen. Ich wendete eine Zeit lang den Gedanken hin und her, daß eine ſolche Scheidewand durch Scheidung zu heben und durch eine andere Heirath uns allen geholfen wäre. Aber eine katholiſche Scheidung war ſchwierig und eine Wiederverheirathung gar nicht möglich, ohne daß ich zum Proteſtantismus übergetreten wäre. Nun waren freilich meine Wurzeln im Boden der römiſchen Kirche längſt abgeſtorben, und ich zählte, wie ſo viele ihrer Gläubigen, nur noch mit welkem Laub zu ihren Forſten: aber zu einem andern Bekenntniß, ſcheinbar ohne innere Wahrheit und nur des Heirathens wegen, überzutreten, verſchlug zu ſtark gegen den Stolz, mit dem ich bei ſolch einem Schritt nur als überzeugter Mann auftreten wollte.

Und doch, wenn ich es heut bedenke, verſteckte ſich wol nur hinter jenem Widerwillen die Scheu vor dem Kampfe, den es gekoſtet hätte; zumal die Perſon noch nicht gefunden war, um die mir der Muth zu dem widerwärtigen Uebertritte doch wol nicht ausgeblieben wäre. Ich war eben noch nicht aus der Zerfahrenheit meiner Lage herausgekommen, hatte den Ueberblick von der Höhe des Lebens noch nicht erreicht; ſonſt hätte ich einſehen dürfen, daß leicht entſagen, mit Muth entbehren zu können kein unbedingter Segen und Glück iſt; denn die Energie der Seele leidet darunter, wenn es gilt, Schwieriges, ja Nothwendiges durchzuſetzen. Die Streckmuskeln ſchwächen ſich ab, wenn die Beugemuskeln zu lange in Uebung ſind.

Ja, das iſt die ſchönſte Gnade, die man am Altar der Sophroſyne erflehen mag, daß man mit der Energie für alles menſchlich Erreichbare die edle Faſſung und Ergebung in dem verbinde, was eine höhere Macht nicht aus der Hand gibt!

Wie tadelnswerth nachgiebig ich durch Nachgeben geworden war, zeigte ſich, ſobald ich einen einleitenden Schritt zu erſprießlicher Veränderung in meinem Hauſe that.

Die Brüder Franziska's ließen ſich bereitwillig überzeugen, wie nothwendig es ſei, die Mutter von der Tochter zu entfernen. Sie luden ſie nach Fulda ein und übergaben ſie der ältern kalt verſtändigen Schweſter, der Förſterin, die inzwiſchen Witwe geworden und der Beihülfe froh war, die ihr in dem für die Frau beſtimmten Pflegegeld zufloß. In den Augen der geiſtlichen

Behörde, die vielleicht eine ſolche freiwillige Trennung berufen könnte, ſollten Rückſichten der Geſundheit für die leidende Frau geltend gemacht werden.

Darüber brach nun aber ein neues Unheil im Hauſe los. Die Mutter fand es unchriſtlich, die Tochter beſchämend unter ihren Geſpielen, daß die unglückliche Frau entfernt ſei. Keine Vorſtellung, kein Erinnern an die alten Kämpfe, an den ſchönen neuen Frieden halfen etwas, wollte ich Ruhe um mich ſelber haben, mußte ich, nach unerträglichem Hadern, unſer aller Misgeſchick wiederkommen laſſen, und die arme Seele zog mit Jubel wieder ins Haus.

Dafür ſollte nun die Tochter entfernt werden.

Zu den wenigen Häuſern, die ich in Hanau beſuchte, gehörte die liebenswürdige und gebildete Familie des Fabrikherrn L. Die ältere der beiden noch um den Vater gebliebenen Töchter, die von meinem Zuſtande das Allgemeinſte wiſſen mochte, vermittelte bei einer geſetzten Freundin in Marburg, der Schweſter eines höchſt achtbaren Profeſſors, die Aufnahme und Ausbildung meines Kindes.

Hiermit war wenigſtens die Hauptinconvenienz im Hauſe auf Jahr und Tag gehoben, und mit dieſer Beruhigung, bei den vielfach ernſten Intereſſen, deren ich jetzt pflog, blieb vieles leichter zu ertragen.

Freilich machte es ſich weder bequem, noch nahm es ſich anmuthig aus, daß die Frau ſich mit keinem Dienſtboten vertragen konnte, und ſolche daher oft wechſelte oder es mit Beihelferinnen verſuchte. Welches dienende Geſchöpf auch hätte ſo gut ſcheuern, kehren und abſtäuben, die Schuhe wichſen, die Fenſter putzen und klein Holz machen können, als es die Hausfrau eigenhändig im Stande war! Sie that ſich nicht wenig darauf zugute, die lachenden Dirnen zu beſchämen. Und ſollten wir beide, Mutter und Sohn, die wir ſo wenig für ſie thun konnten, ihr nicht das Glück laſſen, ſich in ihrem Glanze zu zeigen? Wenn ſie ſolcherweiſe ſich glücklich fühlte, hatten wir Frieden um uns; ihre Ermüdung war unſere Ruhe!

Nicht zu allem freilich war zu lächeln, was hinter meinem Rücken die gute Mutter nicht hindern konnte. Wenn die eifrige Hausfrau ſich mit einem Zuber, mit Sand und Strohwiſch auf die Treppe legte, ſie mit einer Gewalt zu ſcheuern, als ob ſie ſich ſelbſt aufreiben wollte, und ein Beſuchender kam die vermeintliche Magd fragend, ob Herr Kammerſecretär zu Hauſe ſei: da erhob ſie ſich, wie eine Malerin vor ihrer Staffelei, mit lächelndem Blick auf ihr Werk, um zu antworten: „Nein, mein Mann iſt aus!“

Mit welcher Miene mag der Ueberraſchte die Hand nach dem Hut aufgehoben haben!

Daß man in der Stadt mich hier und da auf die Folie meiner häuslichen Glanzpartien betrachtete, habe ich wenigſtens einmal erfahren. Die Tante eines Collegen, den ich zuweilen beſuchte, eine alte Jungfer, bemerkte mir einſt mit dem Blick auf meine Füße:

„Ihre Stiefel glänzen immer ſo merkwürdig. Sie müſſen eine beſondere Wichſe haben; unſere Magd bringt's nicht dahin!“

Eine raſche Zwiſchenrede meines verlegenen Collegen gönnte mir Zeit zu einer heitern Erwiderung.

„Die gute Wichſe thut's nicht allein, Mademoiſelle", ſagte ich, „es gehört auch eine gute Hand dazu. Mich beſorgt eine Perſon, die ihre Freude daran hat, daß ich in Hanau auf glänzendem Fuße lebe. Sie haben nur zur rechten Zeit die rechte Hand nicht gefunden, Mademoiſelle, die Ihnen die richtige Wichſe beſorgt hätte."

Doch genug der unerquicklichen Erinnerungen!

Die Tochter war endlich von ihrer Univerſität zurückgekommen; ſie hatte viel gewonnen, nur noch keine Harmonie ihrer Geiſtes- und Gemüthsbegabung. Noch mehr hatte ich ſelbſt durch ſie gewonnen, indem ich endlich mit vierzig Jahren ein Verſtändniß meines Thuns und Beſtrebens innerhalb meiner eigenen Wände fand.

Mein „Roſenkranz" war erſchienen, meine Verhandlungen mit dem Domkapitel beſchloſſen. Von dieſer Fehde mit der Geiſtlichkeit wußte meine Mutter kaum das Allgemeinſte. Nur um ihretwillen hatte ich den Schutz der Regierung gegen die Verkündigung der angedrohten Excommunication nachgeſucht, nur der guten Frau, die ſonntäglich in die katholiſche Kapelle zur Meſſe ging, den Schreck zu erſparen, daß ein Anathem von der Kanzel über ihren Sohn verkündigt würde. Wie hätte ihr Herz den Kugelregen all der gläubigen Augen ausgehalten, die auf ſie gefallen wären! —

Wenn ſie mich nun mit der Feder am Pulte fand, mich, der ſeine Amtsgeſchäfte ſtets auf der Kanzlei verrichtete, ſo dachte ſie immer nur an den alten Streit und trat wol leiſe an mich heran, indem ſie, die weiche Hand mir auf die Schulter gelegt, warnte: „Heinrich, laß doch die Pfaffen in Ruh!“

Sie war fromm und gläubig, aber von den Prieſtern machte ſie gerade kein Aufhebens. Das mochte aus ihrer Mädchenzeit kommen, da im älterlichen Hauſe die Kapuziner ihre Einkehr gehabt hatten, und die Liebesgeſchichten der Pröpſte keine Kirchengeheimniſſe waren. Wenn ſie mich einſt als Knaben ausſchickte, und aus dem Fenſter blickend ein Schwein vorübertreiben oder einen Kapuziner herankommen ſah, hielt ſie mich zurück, bis das bedenkliche Vorzeichen vorüber war. — —

Von der Enkelin erfuhr ſie nun auch, daß ihr Heinrich Bücher ſchreibe, und dafür in Zeitungsblättern gelobt werde. — „Sie werden ihren Narren an ihm haben!“ meinte ſie zufrieden lächelnd.

Und das war recht fuldaiſch geſprochen. Denn die Fuldaer haben eine anmuthloſe Sprödigkeit: ſie ſchmunzeln zu einem Lob und wenden die Kehrſeite heraus, um es abzulehnen.

Um dieſe Zeit fing die Frau zu kränkeln an. Es ſtellten ſich Waſſerſuchten ein, wurden gehoben und kehrten wieder. Das zog ſich ſo einige Jahre hin. Die Leidende machte übrigens keine große Laſt: ſie war von robuſtem Körper und für Schmerzen weniger empfindlich. Das Uebel ſchien von der Bruſt auszugehen, die früher wiederholte Entzündungen beſtanden hatte.

Schwerer als vorher erkrankte ſie wieder im Winter auf das Jahr 1835; doch gab der Arzt, der ſie öfter hergeſtellt, auch jetzt noch Hoffnung, als am 7. Januar meine Tochter, die ihr von unſerm Mittagstiſche das Eſſen an das Bett im Nebenzimmer brachte, mit dem Aufſchrei zurückkehrte: „Die Mutter ſtirbt!“ — —

Wir eilten hinüber und fanden ſie mit tief in die Kiſſen geſunkenem Kopfe erbleicht, ohne Regung auf unſern Ruf, auf unſer Rütteln und Reiben. Schnell war der Arzt da, der um die nächſte Ecke wohnte. Er gab ihr einen Löffel Hirſchhorngeiſt ein, aber die Flüſſigkeit kam zurück und floß an den geſpannten Bändern der Haube unter das Kinn herab. Er erklärte ſie für todt. — —

Wir umarmten einander, die Tochter heftig weinend, mit der aufathmenden Empfindung, daß die Hingeſchiedene vielleicht noch erlöſter war als wir drei in Vergebung und Liebe Zurückgebliebenen.

Die Leichenfrau that das Ihrige gegen Abend, und am Morgen erſchien der Leichenbeſchauer, als ich eben den fünfundzwanzig Jahren nachträumte, die in dieſen Wintertagen abliefen. Befangen grüßend war er kaum in das anſtoßende Zimmer getreten, als er mich dahin rief und mir an der weichen Stelle unter dem Kinn einen fingerlangen und breiten rothen Streif zeigte, der des Oberhäutchens entblößt war. Er verlangte meine Erklärung darüber.

Ich fühlte gleich ſeinem Ton, ſeiner Miene mit Schreck an, was er argwohnte; als er es aber ſogleich auch barſch ausſprach, zuckten meine beiden Arme gegen ihn auf. Doch beſann ich mich noch und erwiderte bebend:

„Sie ſind in Ihrem Amte da, Herr, ſonſt wären Sie jetzt nicht mehr im Zimmer.“

Betroffen und ſanftern Tones bat er um Entſchuldigung für ſeine unerlaßliche Pflicht.

Ich ſtürzte fort, wie ich eben war, zum Arzte.

Dieſer mochte die Erſchütterung misverſtehen, mit der ich ihm andeutete, um was es gelte; denn er zögerte mir zu folgen, und ich mußte ihn nöthigen, ſofort mitzukommen.

Er unterſuchte die wunde Stelle, erklärte nicht zu wiſſen, was das ſei, und entfernte ſich kurz.

Jetzt aber kam die vollſte Ruhe über mich, ich erhob mich, und mir war, als ſei ich um einen ganzen Kopf gewachſen. — „Und was muß nun geſchehen, Herr?“ fragte ich den Wundarzt.

„Ich muß dem Phyſikatsarzte Anzeige machen.“

„Thun Sie das!“

Ich trat ans Fenſter. Die Winterſonne — ich ſeh' es heute noch — ſchien längs der Straße, der Wind ſpielte mit leichtem Staub, die Menſchen eilten grüßend, pfeifend aneinander vorüber. Die Welt beſtand alſo noch, auch nachdem der Mann das Wort „Strick“ ausgeſprochen hatte.

Ich ſank in den Seſſel, die Tochter lag, in ihrer heftigen Weiſe, auf dem Boden ausgeſtreckt mit dem Haupt auf meinen Knien, die Mutter ſaß betend in einer Ecke; ein unſagliches Leid zog durch meine Seele. — „Weine nicht, mein Kind!“ ſagte ich. „Wir haben ſo manches Jahr miteinander heimlich, ſchweigend getragen, was wir an deiner armen Mutter im Leben gehabt haben; laß uns auch jetzt ganz ſtill hinnehmen, was ſie uns noch im Tode zufügt. Es ficht uns an, entſetzlich an: aber es kann uns ja nichts anhaben. Komm, ſteh' auf, richte dich auf! —“

Der Phyſikus kam. Mit aller Theilnahme in den weichen Zügen beklagte er, daß er unſern Arzt zu einer befriedigenden Erklärung nicht vermocht habe.

Der brave Mann ſchätzte mich, ich wußte das, ja er hielt ſich mir verpflichtet. — Auf ſeine Veranlaſſung war es mir bei der letzten Ständeverſammlung, ſelbſt in meiner unbeliebten Stellung, doch gelungen, dem verwahrloſten Landkrankenhauſe in Hanau, deſſen Oberarzt er war, einen ſehr bedeutenden Zuſchuß aus der Staatskaſſe zu erwirken. Und nun ſollte er eine gerichtliche Unterſuchung unſerer Hingeſchiedenen aufrufen.

Kurz zu ſein, — die gerichtliche Section wurde am Nachmittage vorgenommen. Es fand ſich keine Spur von Verletzung außer der ganz äußerlichen des dünnen Oberhäutchens unterm Kinn; dagegen entdeckte ſich eine krankhaft gänzlich zerſtörte Lunge, deren Lähmung wahrſcheinlich den plötzlichen Tod gebracht hatte, und eine organiſche Misbildung an der innern Schädelwand, — ein Knochenauswuchs, der vielleicht mit den Jahren zugenommen hatte, und ſo aus dem mehr und mehr beengten Seelenorgane die zunehmende Geiſtesbeſchränktheit vermuthen ließ.

Die beruhigende Löſung der Section zog aber noch gerichtliche Vernehmung der Hausleute, der Dienſtboten, meiner ſelbſt und meiner ängſtlichen Mutter, die zum erſten mal den Gang zu einer Obrigkeit that, nach ſich, bis denn endlich der Arzt ſich auf den eingegebenen Hirſchhorngeiſt beſann, der am Haubenband ablaufend, ſoweit eine Vertiefung in das welke Fleiſch gedrückt war, die Epidermis verbrannt hatte. Vom Unterſuchungsrichter, deſſen Protokoll er mit ſeiner ſo verſpäteten Erklärung glücklich beſchloſſen hatte, kam er zu mir gelaufen, mich zu beruhigen. Und er hatte dazu den rechten Augenblick gefunden: denn all dies Leid, aller Schmerz und Gram, alle Wehmuth und Entrüſtung dieſer ſchwerſten Stunden meines Lebens entlud ſich jetzt in der heftigſten, bitterſten Flut von Vorwürfen über das unbeſonnene Haupt des Mannes, der ſo Entſetzliches hatte über uns kommen laſſen. — —

Er ruht jetzt in ſeinem Grabe, und ich bewahre ihm ein verſöhntes und für alle Theilnahme und Sorgfalt, die er mir in ſpätern Jahren ſchwerer Leiden erwieſen hat, ein dankbares Andenken.

Ach was iſt der Menſch!

Ein edler Dichter hat das Leben einen Traum genannt. Iſt es nicht vielleicht ein Maskenball, zu welchem Geiſter, denen es droben zu wohl wird, herabſteigen, und ſich in Menſchenhüllen verkleiden, — einander zu necken und zu täuſchen, zu beglücken oder zu quälen?

Und wär' es denn, daß wir uns dort in leichtern, durchſichtigern Gewändern wieder begegneten und erkennten: was hätten wir nicht einander abzubitten! Und die arme Seele, deren zerſchnittener Maskenanzug nun begraben wurde, — vielleicht würde ſie lächelnd ſagen: „Lieber Freund, was haſt du die langen Stunden des tollen Mummenſchanzes an mir gehabt, die du ſo unglücklich engagirt hatteſt — wie wenig Freude und wie viel Plage! Aber, du weißt ja nun, meine Maske hatte einen zu dicken Schädel: ich konnte nichts dafür!“ — —

In dieſer Empfindung, der ich jetzt, nach abermals fünfundzwanzig Jahren, Worte leihe, — in dieſer Stimmung eines tiefen, innern Friedens, — den Frühling des Jahres, den hohen Sommer des Lebens vor mir — ging ich am Abend nach dem befreundeten Hauſe des Fabrikherrn. Ich traf die beiden Töchter, deren herzlicher Theilnahme ich verſichert war. Zum erſten mal erſchien ich ihnen in einer mittheilſamen Stimmung über mich ſelbſt. Ich erzählte, bewegt wie ich noch davon war, mein verhängnißvolles Erlebniß. Meine Stimme mochte ungewöhnlich weich geworden ſein, Minna, die jüngere, verließ leiſe das Gemach.

In dieſen Moment fiel der Würfel meiner Zukunft.

Ich athmete auf mit einer Ahnung, mit dem Verlangen nach Glück.

Bewegt und leiſe legte ich die Hand auf den gefallenen Würfel, auf das Räthſel des Glücks. Ich ſtand nicht allein im Leben: noch zwei Herzen, deren jedes mit andern Pulſen ſchlug, waren Theile meiner ſelbſt, und welches Glück ich hoffte — es mußte ſie mit umfaſſen. Das war viel verlangt, und was hatte ich dafür zu bieten?

Doch das Vertrauen wuchs unter dem Bedenken.

Darüber kamen die Tage des Mai mit ihren Blüten und Nachtigallen.

Am ſpäten Himmelfahrtstage fand ich Minna wieder im traulichen Garten der Schweſter, da nahm ich den Würfel auf: er ſtand auf vier Augen, und wir verlobten uns.

VI.

Ruſſiſche Begegnungen.

Auf dem Höhenzuge ſeines Lebens zu wandeln, bringt zu dem Vortheile, daß man rück- und vorwärts einen freien Ausblick hat, unter Umſtänden noch die beſondere Gunſt mit ſich, auch für ſeine Perſon von nah und fern bemerkt zu werden.

So hatten ſich die Journaliſten, vorab Heinrich Laube und Theodor Mundt, beide damals noch unverheirathet, von meiner „Hohen Braut“ lebhaft einnehmen laſſen und trauten dem Verfaſſer zu, daß er ſich in der „Eleganten Welt“ und im „Literariſchen Zodiakus“ mit Intereſſantem produciren könne.

Mundt im beſondern freute ſich, daß „Kräfte und Geſinnungen wie die meinigen in Deutſchland noch wirkſam gelaſſen ſeien; denn wirken laſſe ſich, auch unter den Umſtänden, die in letzter Zeit alles zum Schweigen gebracht, und alle Verhältniſſe mit Mistrauen verpeſtet hätten, immer noch viel, beſonders wenn man die Oppoſition in productive Geſtaltung überführe, wozu der Roman die beſte Tribüne ſei“.

Mit dieſer Anſicht von der Dienſtbarkeit des Romans, für deſſen Kunſtgeſtalt und Beſtimmung ich ſchwärmte, war ich wenig einverſtanden und ließ ſie hingeſtellt ſein.

Inzwiſchen knüpfte ſich neben dieſen deutſchen Beziehungen, die ſich ohne perſönliche Bekanntſchaft brieflich weiter ſpannen, mit einem hochgebildeten Ruſſen ein perſönlicher Verkehr, wodurch ich mit ganz fremden Verhältniſſen und intereſſanten Männern aus Petersburg und Moskau in Berührung und ſelbſt zu literariſcher Thätigkeit kam.

Ich denke meine Leſer für einige Theilnahme an dieſen Erlebniſſen am eheſten dadurch zu gewinnen, daß ich jene, durch mehrere Jahre zerſtreuten Begegnungen gleich in einem Geſammtbilde zuſammenfaſſe.

Durch eine eigene Fügung hatte mit der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre ein von der Politik des Kaiſers Nikolaus ſpäter gehemmter Zug von Ruſſen ſeine Strömung über Hanau genommen.

Früher nämlich, Anfang der zwanziger Jahre, war der Erzieher des jetzigen Kaiſers, der Dichter Shukowſkij, erkrankt. Die petersburger Aerzte bekämpften ohne Erfolg ein Uebel, das mit unregelmäßigen Blutergüſſen den Körper zu erſchöpfen drohte. Zuletzt ſchickten ſie den Leidenden ins Ausland. Der Hof und die Ariſtokratie ſahen den Erzieher des Thronfolgers, den ſinnigen Dichter, den liebenswürdigen Hofmann und Geſellſchafter, mit der verheimlichten Ueberzeugung ſcheiden, daß er nicht wiederkehren werde.

Um einen alten Freund aufzuſuchen, der ſich eben bei einem in Hanau angeſtellten Forſtbeamten aufhielt, kam Shukowsky in dieſe Stadt, und ließ ſich mit Widerſtreben zur Berathung des Arztes, Dr. Kopp, über ſein Uebel bereden. Der Doctor ſchlug eine Operation vor, die von geſchickter Hand in der Schweiz glücklich ausgeführt ward. — Die erſchöpfenden Blutverluſte hörten auf, und Shukowsky bekam ſich raſch, ſodaß er im blühendſten Ausſehen nach Petersburg zurückkehrte.

Seine Herſtellung überraſchte wie ein Wunder. Seitdem gingen Wallfahrten kranker Ruſſen jeden Sommer über Hanau, wo die verſchiedenſten Kranken den Wunderdoctor aufſuchten, um Recepte und Anweiſungen zu Bädern, Operationen oder Reiſen zu empfangen.

So erſchien auch im Herbſt des Jahres 1835 mit ſchwerer Gicht behaftet Nikolaus Melgunow aus Moskau, genas den Winter über ſo weit, daß er Weimar, Berlin und München beſuchen konnte. Unerwartet kehrte er, von ſeinem Leiden aufs neue befallen, im Herbſt des Jahres 1836 zurück und ward einen zweiten Winter feſtgehalten.

Ein Dreißiger, litt er ſeit ſeinem dreizehnten Jahre an ſkrofulöſen Leiden. — Solche kränkliche Kinder zeigen ſich nicht ſelten ſehr ſinnig und nehmen, von den Zerſtreuungen geſunder Jugend zurückgezogen, eine geiſtige Richtung. Wie aber Melgunow unter ſo andauerndem Unwohlſein, mit oft ſchwer entzündeten Augen, ſo viel lernen mochte, als er wußte, hat mich oft im ſtillen wunder genommen. Er beſaß ausgebreitete Kenntniſſe bei vielſeitigem Intereſſe. Dem Alterthume nicht fremd, und mit den neuern Literaturen, beſonders der deutſchen und franzöſiſchen, vertraut, überſah er, von Urtheil und Geſchmack geleitet, den Reichthum von Productionen der verſchiedenen europäiſchen Völker mit vergleichendem Blick und tiefer gefaßten Combinationen. Mit viel ſpeculativem Sinn verband er einigen Hang nach dem Myſtiſchen; wenn echte Speculation nicht urſprünglich mit dem Myſtiſchen verbunden iſt. Religiöſe und kirchliche Fragen hatten ihn neben philoſophiſchen viel beſchäftigt, und wenn dies freilich nicht anders geſchehen konnte, als daß der ältere Glaube ſich die jüngere Forſchung gefallen ließ: ſo kam es mir doch vor, als ob in dieſem geiſtigen Ehebunde die Forſchung immerhin dem Glauben ein wenig zu Gefallen leben müſſe. Denn Melgunow hing mit vieler Wärme an der griechiſchen Kirche, zu der er ſich als Ruſſe bekannte. Daher, als ich einmal von einer pauliniſchen Kirche im Gegenſatze zur ältern petriniſchen ſprach, ergriff er dieſen Gedanken mit Lebhaftigkeit, aber auch mit der Behauptung, dieſe pauliniſche Kirche ſei ſchon vorhanden, wenn man ſie nur in der griechiſchen anerkennen möchte. Denn dieſe, meinte er, auf altehrwürdigem, nächſt der Quelle des Chriſtenthums gelegenem Fundament erbaut, verbinde mit den myſtiſchen und poetiſchen Elementen des römiſchen Cultus, ohne welche doch jede Religion zu bloßem philoſophiſchen Rationalismus austrocknen müſſe, die Toleranz und religiöſe Freiheit des Proteſtantismus. „Unſere Kirche", ſagte er, „ſtellt das Dogma, daß ſie die alleinſeligmachende ſei, nicht auf, und erhebt ihre Autorität nicht über das Gewiſſen der Gläubigen. Sie hat keine blos äußere, keine in der Perſon des Papſtes verſinnlichte, noch weniger eine politiſche Einheit. Ihre Einheit, indem ſie ein Ganzes geiſtiger Lehren umfaßt, und dabei der individuellen Freiheit ein angemeſſenes Theil vergönnt, iſt eine innere; wobei der Hierarchie jede politiſche und polizeiliche Wirkſamkeit entzogen bleibt. Nie hat unſere Kirche den Zwang, die Inquiſition oder eine unbedingte Gewalt gekannt: ſie erlaubt ſich nur die Macht der Ueberzeugung und läßt ſich blos freie Unterwerfung gefallen. Bei ſolchen Grundlagen und dem geſchichtlichen Alter unſerer Kirche ſteht zu erwarten, daß unter günſtigen Umſtänden das Chriſtenthum ſich da noch einmal auffriſchen werde, wo es ſeinen Urſprung genommen, — im Orient, vielleicht in Rußland, dem jüngſten und lebenskräftigſten aller Länder, die ſich zur chriſtlichen Religion bekennen." —

Dabei wäre nun mancherlei zu erinnern geweſen. Was ſollte ich mir unter einer Auffriſchung des Chriſtenthums denken, da es ja in der beſchriebenen Vollkommenheit der griechiſchen Kirche noch immer ſo lebenskräftig war? Auch hegte ich vom Chriſtenthume den Begriff, daß ſein ewiges Weſen nicht darin beſtehe, ſich an ſeiner geographiſchen Quelle zu erfriſchen, ſondern der Fortbildung der Welt folgend, ſich für jeden Zuſtand derſelben zu verjüngen, um ſo unerſchöpflich zu erſcheinen, wie das Weſen der Menſchheit ſelbſt. Auch die Eigenthümlichkeit der griechiſchen Kirche, ſoviel ich davon wußte, kam mir etwas ideal aufgefaßt vor. Doch machte ich keinen Gegenſtand des Wortſtreits daraus, ſondern erhob nur ſcherzend das zeitgemäße Bedenken, daß der eine Lehrſatz der griechiſchen Kirche, — der Geiſt gehe nicht vom Vater und Sohn zugleich, ſondern nur vom Vater aus — bei unſerer ſo ſelbſtbewußten und ſelbſtändigen Jugend wenig Anklang finden werde; indem unſere anſpruchsvollen Jünglinge viel eher an der Ueberzeugung feſthielten, — der Geiſt gehe nur vom Sohne aus.

Mit den idealen Anſchauungen Melgunow's vertrug es ſich übrigens, daß er geweihte Kreuze und Bilder als Amulete mit ſich führte und über ſeinem Bett anzubringen pflegte. Es waren Vermächtniſſe einer verſtorbenen frommen Mutter, Reliquien, die ihn auf ſeinen Reiſen begleiteten.

Dieſe Kindesliebe des Fremdlings brachte aber auch ein lebhaftes Wohlwollen für Kinder mit ſich. Durch die Hauswirthin hatte er ſich die Nachbarskinder herangezogen. Die Woche über kamen ſie einzeln; aber Sonntags, wenn die winterliche Dämmerung anbrach, erſchienen ſie in den guten Kleidern zum Ball. Melgunow ſetzte ſich im dunkeln Zimmer ans Klavier und ſpielte Tänze; im anſtoßenden hellen Gemach hüpfte das kleine Volk, bis der freundliche „ruſſiſche Herr“, Wirth und Muſikant zugleich, im langen, umgürteten Rock, den grünen Schirm über die leidenden Augen geſtülpt, lächelnd hervortrat und ſeine niedlichen Gäſte mit Zuckerbrezeln, Obſt und Thee bewirthete.

Dies war die Sonntagsfeier ſo mancher Wochen, in welchen der Kampf mit den Aufgaben der Krankheit die Arbeit der Werktage ausmachte. Wir drei Freunde, die ihn abwechſelnd oder vereint jeden Abend beſuchten, hatten ſeine Geduld und Selbſtbeherrſchung zu bewundern. Er erſchien ſo heiter, fröhlich und zu allen Scherzen aufgelegt, daß er nicht einmal gern nach ſeinen Leiden gefragt war. Und ließ er doch einmal eine Beſchwerde laut werden, ſo galt ſie den entzündeten Augen, die ihm ſelbſt bei Tageslicht den Dienſt zum Leſen und Schreiben verſagten. Dann lag ſelbſt die Zeitung, die er für ſich hielt, nur mit dem Gewicht ihres Papiers in ſeinen Händen, und er mußte ſich mit den Stücken, die ihm ein fremder Mund berichtete, zufrieden geben. Und er nahm doch an allen Bewegungen der Welt ſo lebhaften Antheil!

Um jene Zeit brachte ein Zeitungsblatt die unerwartete Nachricht vom tragiſchen Ende des ruſſiſchen Dichters Puſchkin, und bald folgte ein Nekrolog aus Löwe-Weimar's Feder. Melgunow war nach ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft mit Puſchkin von dem Artikel wenig befriedigt. Er theilte mir Ergänzungen und Berichtigungen mit, die ich zu einem Aufſatze für Lewald's „Europa“ verwendete. —

Es läßt ſich behaupten, daß gerade Puſchkin's Tod in Deutſchland eine Aufmerkſamkeit für ruſſiſches Schriftenthum erweckte. Jenes unglückliche Duell, worin der Dichter gefallen, hatte ſich ſozuſagen auf der Grenze der petersburger Diplomatie begeben, — mit dem Adoptivſohne des holländiſchen Geſandten, nämlich dem Schwager Puſchkin's. Das Räthſel der Herausforderung, wobei übereilte Eiferſucht des Dichters oder wirkliche unſtatthafte Leidenſchaft des Gegners für ſeine Schwägerin im Spiele war, die Großmuth des Kaiſers, die ſich durch Unterſtützung der Familie, Bezahlung der Schulden und durch eine Prachtausgabe der Schriften des Gefallenen ausließ, endlich die lauten Klagen Rußlands über den Verluſt ſeines großen Dichters konnten Deutſchland, auch bei aller Abneigung gegen das Ruſſiſche, nicht gleichgültig laſſen. Zugleich war ja um die letzte Piſtolenpoeſie Puſchkin's etwas ſo Wildes, daß man ſich mit einer lächelnd herbeilaſſenden Neubegierde für etwas Echtruſſiſches eben nichts vergab.

Dieſe Stimmung kam günſtig genug einem deutſchen Buch entgegen, das aus derſelben Quelle wie die neue Aufmerkſamkeit für ruſſiſche Literatur entſprungen, dieſe Theilnahme gerade hinreichend und auf anſprechende Weiſe befriedigte. Die abendlichen Unterhaltungen über Puſchkin reizten mich nämlich, nach andern ruſſiſchen Dichtern zu fragen, und brachten den Freund auf den Gedanken, eine Ueberſicht der ganzen ruſſiſchen Literatur mitzutheilen. Er hatte ſich acht Jahre mit dem Studium derſelben beſchäftigt und die laufenden Leiſtungen mit erlebt. Er entwarf ſeinen Plan, ordnete in Gedanken ſeinen Stoff, und ich brachte dann ſeine mündlichen Berichte auf der Stelle zu Papier, um ſie zu bearbeiten. So erwuchs nach und nach ein Buch, das unter dem Titel „Literariſche Bilder aus Rußland“ von Cotta ſehr bereitwillig in Verlag genommen wurde.

Das Buch, deſſen Bedeutung für jene Zeit Varnhagen in ſeinen „Vermiſchten Schriften“ (II, 596) bezeichnet hat, machte Glück und erwarb ſich den Beifall der bedeutendſten ruſſiſchen Literaten, deren mehrere, gelegentlich ihrer Reiſen über Hanau oder auch auf

Ummwegen, den Verfaſſer oder vielmehr Herausgeber deſſelben zu begrüßen kamen, und zum Theil mit ihren ihm unzugänglichen Schriften beſchenkten.

Auch das Ausland nahm Kenntniß von dem Buche, und ſeltſamerweiſe haben es ſich die Holländer zuerſt durch eine Ueberſetzung angeeignet, — ſie, die auch bei der urſprünglichen Veranlaſſung zur Abfaſſung deſſelben — dem Duell Puſchkin's, durch ihren Geſandten vertreten waren.

Ehe ich meinen Leſern einige jener intereſſanten Ruſſen vorführe, muß ich bemerken, daß in der ruſſiſchen Literatur ein wirkſames deutſches Element, eine deutſche Wurzel liegt. Leben und Literatur Rußlands haben ſich deutſchen Einfluß viel früher gefallen laſſen, als wir, ſelbſt noch heute, eine Rückwirkung ruſſiſcher Politik verwinden müſſen.

Zwar wurden die deutſchen Kleider und Raſirmeſſer, die Peter der Große einführte, ſehr ungern angenommen, und die Neigung ſeiner Tochter Eliſabeth zu deutſchen Unteroffizieren machte den deutſchen Namen nicht beliebter: deſto erwünſchter und als im Ganzen wohlthätiger iſt der Einfluß des deutſchen Schriftenthums auf die ruſſiſchen Beſtrebungen anerkannt worden.

Schon der alte Lomonoſſow, der Begründer der ruſſiſchen Literatur, deſſen Feder die verſchiedenſten Bahnen brach, und mit genialen Schriftproben die Geiſter nach allen Richtungen lockte, hatte in Marburg ſtudirt, die deutſchen Dichter jener Zeit fleißig geleſen und den Philoſophen Wolf gehört. Mit echt ruſſiſcher Lernbegierde hatte er bei ſeinem Hausphiliſter in Marburg, einem ehrlichen Schuſter, nicht blos Schuhe anmeſſen geſehen, ſondern auch die Füße der deutſchen Proſodie meſſen gelernt, und nicht nur die Schuhmacherstochter mit den Kindern, die ſie von ihm hatte, ſondern auch die deutſche Wiſſenſchaft mit ihren Doctrinen nach Rußland mitgenommen.

Gewannen nun auch durch nachfolgende ruſſiſche Schriftſteller andere europäiſche Literaturen Einfluß auf die ruſſiſche ſo behauptete ſich die deutſche doch durch ihren Ideenſchatz und die in ihr eigenthümlich ausgeprägte Denkweiſe. Ja, ſelbſt in der Darſtellung, in welcher ſich oft der franzöſiſche Geſchmack geltend macht, ſchlagen doch immer wieder deutſche Formen und Versmaße vor. An einzelnen ruſſiſchen Schriftſtellern bricht das deutſche Weſen mit aller Macht heraus, wie bei Shukowsky, in welchem die Ruſſen eine Hinneigung zu Schiller nicht blos in der Liebe, womit er „Die Jungfrau von Orleans“ ins Ruſſiſche meiſterlich überſetzt hat, ſondern ſelbſt in ſeinen originalen Leiſtungen finden.

In der jüngern Generation greift allerdings die Richtung der Poeſie auf das Volksthümliche, Original-Ruſſiſche mehr um ſich. Die Politik des verſtorbenen Kaiſers hat ſie vielleicht mit in dieſen Strom gezogen; obgleich es doch auch der natürliche Weg iſt, daß ein eigenthümliches Volk von der erweckenden Nachahmung des Fremden auf ſein eigenes Weſen zurückkommt. Dennoch findet gerade bei derſelben Generation, wenigſtens in einer moskauer Schule, die deutſche Philoſophie mehr Eingang und ſchmelzt deutſche Ideen der ruſſiſchen Poeſie zu.

Melgunow genas inzwiſchen unter ärztlicher Behandlung und durch den Gebrauch der kreuznacher Bäder ſo weit, daß er nach und nach Deutſchland bereiſen, Paris beſuchen und einen Winter in Florenz zubringen konnte. Dazwiſchen mußte er, um ſeine Päſſe zu erneuern, von Zeit zu Zeit nach Rußland zurückkehren.

Dort berichtete er in ruſſiſchen Journalen über deutſches Leben und über ſeine Beſuche bei deutſchen Berühmtheiten. Denn auf ſeinen Ausflügen in Deutſchland ließ er nichts Merkwürdiges unbeſehen und keinen namhaften Mann unbeſucht. Ich beſitze eine Anzahl franzöſiſch geſchriebener Briefe von ihm, die voll der intereſſanteſten Nachrichten und Bemerkungen ſind. Aus Moskau meldete er mir den günſtigen Eindruck, den unſer gemeinſames Buch dort und in Petersburg gemacht habe, daß man damit umgehe, es ins Ruſſiſche zu überſetzen, und wie ein Graf de Circourt in Paris, der eine Ruſſin zur Frau habe, mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung beſchäftigt ſei. Melgunow ſelbſt ſammelte Notizen zu einer vermehrten Auflage des Buches, und kündigte mir den Beſuch einiger ruſſiſchen Celebritäten an, die ſich denn auch nach und nach einfanden.

Wjaſemsky.

Im Frühjahr 1838 brachte ein auf den Wogen der Oſtſee in Brand gerathenes Schiff den Fürſten Wjaſemsky von Petersburg nach Deutſchland. Wie Tamino durch Feuer und Waſſer gegangen, hatte er, ſtatt eine Geliebte zu gewinnen, ſein Gepäck eingebüßt.

Er kam nicht zum erſten mal nach Hanau. Um Hülfe für eine leidende Tochter zu finden, war er ſchon früher dageweſen. Vor meinem Buch über ruſſiſche Literatur war ich aber dem Ruſſiſchen ganz fremd geweſen und hatte nichts von ihm vernommen.

Auf den erſten Blick ſieht man dieſem Poeten und Hofmann durchaus nicht an, daß er für einen Liebling der Frauen gilt. Der finſtere Ausdruck eines ganz ruſſiſchen, oder vielmehr eines tatariſchen Geſichts, leiht ſeiner hohen Geſtalt, ſeinen einfachen, leichten Manieren keinen ſolchen Anſpruch. Die lange flache Oberlippe eines breiten, ſcharfen Mundes, die kleinen, tiefliegenden Augen, ſcheinen eher Staatsgeheimniſſe zu verſchließen und zu erſpähen; auf der viereckigen Stirne glaubt man unruhige Gedanken um die Quadratur des Zirkels bemüht. Sobald aber der Fürſt ſich in gelaſſenem Sprechen ergeht, ſpielt um den Mund, ſprüht in den Augen ſo viel Herz und Geiſt, daß gerade das Unerwartete doppelt mächtig anzieht. Jetzt erkennt man den Mann, der mit recht fürſtlicher Nachläſſigkeit ſeine lyriſchen Gedichte und liebenswürdigen Briefe ausſtreut, unbekümmert ſie zu ſammeln. Aber er weiß, daß ſie wohl aufgehoben ſind.

Wjaſemsky's poetiſche Laune verräth ſich auch im Alltagsleben durch die kindliche Empfänglichkeit des Reiſenden für alle die nicht zu zählenden Sächelchen einer vornehm behaglichen Lebenseinrichtung, und für hundert Spielereien, die er nicht ungekauft laſſen kann.

Daß die Ruſſen auf der Schwelle zwiſchen Europa und Aſien ſitzen, ward mir einmal an einer Kleinigkeit recht anſchaulich. Der Fürſt ſaß nämlich wie der feinſte Europäer auf einem gepolſterten Stuhle in heiterer nachläſſiger Unterhaltung. Plötzlich zog er in unnachahmlicher Leichtigkeit die Füße empor auf ſeinen Sitz, und ſaß nun fortplaudernd, wie ein Perſer, mit übergeſchlagenen Beinen hoch auf dem Seſſel.

Der vornehme Mann und der Höfling ſind in der Erſcheinung und Unterhaltung Wjaſemsky's nicht zu verkennen. Er iſt aber auch Staatsmann und ſteht einem Zweige des Finanzminiſteriums vor. Neben ſeinen lyriſchen Spenden wird er auch als eleganter Kritiker und geiſtreicher Bibliograph geſchätzt. Im Jahre 1792 geboren, ſieht er älter aus, als er iſt. Er litt eben an Hypochondrie und ging auf des Arztes Rath nach Kiſſingen. Von da zurück beſuchte er Ems, als der Großfürſt dort war, und reiſte dann nach Paris, von wo er England zu beſuchen dachte.

Die Ruſſen ſtehen unter einem despotiſchen Klima, das ihr Erkranken mehr als ihr Geneſen begünſtigt. Mit dem Klima verſchworen iſt die Lebensweiſe der Ruſſen, gleich ihrer Literatur, eklektiſch, indem ſie die Genüſſe und Gewohnheiten aller Länder zuſammentragend ſich die Fülle zur Mannichfaltigkeit nehmen. Man greift nach allen Erzeugniſſen milder Himmelsſtriche, um ſich gegen den nordiſchen Winter zu erhitzen. Mit hohen Flammen, bildlich zu reden, brennt der Lebensgenuß; doch die Aſche davon rieſelt in die Eingeweide. Hier iſt der Herd aller ruſſiſchen Krankheiten, — der Skrofeln, der Gicht, der Hypochondrie.

Schewyrew.

Aus einem Hauſe fürſtlichen Ranges, gleich Wjaſemsky, entſtammt, macht Schewyrew doch mit dieſem in mancher Hinſicht einen auffallenden Gegenſatz. Sein Aeußeres hat durchaus kein ruſſiſches Gepräge. Fein von Geſtalt, lebhaften Weſens und von offenem, heiterm glatten Angeſicht, könnte er für den beſten Deutſchen aus einem guten Hauſe gelten. Und erſcheint Wjaſemsky als Hofmann und gelegentlich als Poet: ſo iſt Schewyrew Profeſſor und nach Umſtänden Hofmann. Schon neun Jahre früher war er in Deutſchland geweſen und hatte ſich mit unſerer Literatur und Philoſophie bekannt gemacht. Seine Begabung hielt ihn lange unentſchieden zwiſchen Production und Wiſſenſchaft. Letztere heftete ſich aber zu ſchwer an ſein poetiſches Gefieder. Dies geht ſchon aus der Art hervor, wie er ein großes Trauerſpiel unternahm. Das ganze Leben des Romulus ſollte aus dem Geſichtspunkte eines Vorbildes der ganzen römiſchen Geſchichte in dramatiſche Handlung kommen.

Verräth dies Unternehmen nicht ein entſchiedenes Uebergewicht des Forſchungsgeiſtes über den Bildungstrieb? Melgunow ſelbſt, dem fürſtlichen Profeſſor eng befreundet, und mit dem unvollendeten Werke aus der Handſchrift bekannt, rühmt es als auf gelehrtes und philoſophiſches Studium der Geſchichte und des Lebens gegründet, und verſpricht ſich die Vollendung deſſelben, an der ich ſehr zweifeln möchte. Ich glaube vielmehr, Schewyrew hat mit ſeinen poetiſchen Verſuchen die Verſuchungen der Poeſie inſofern glücklich beſtanden, als er ein gründlicher und vielſeitiger Gelehrter, ein geiſt- und geſchmackvoller Forſcher geworden iſt. Er glüht für die Wiſſenſchaft und hat ihr alle Vortheile ſeiner Geburt und ſeines Vermögens unterworfen; er iſt vielleicht ihr reinſter und eifrigſter Prieſter in Rußland.

Die Sonne ſchien, die Luft war milde, als wir, nach ſeiner Rückkunft aus dem Bade im Garten der „Mainluſt" zu Frankfurt an einem kleinen Tiſch unter niedern Bäumen zu Mittag ſpeiſten. Wie freute er ſich auf die balſamiſche Octoberluft Roms, wohin er des andern Tags für den Winter abzureiſen gerüſtet war! Dort ſollte auch wieder das Studium Dante's aufgenommen werden. Dieſer alte Florentiner iſt ſo recht der Abgott der Gelehrten, der Forſcher und Hiſtoriker, denen er noch immer manche Nuß zu knacken gibt, wenn ſie ſich zu ſeinen poetiſchen Gerichten niederſetzen, um noch mehr als dieſe die vorſchmeckenden Früchte ihres eigenen philologiſchen Schweißes mitzugenießen. —

Schon früher hatte Schewyrew über dieſen Dichter eine gelehrte Abhandlung als Diſſertation zur Profeſſur in Moskau geſchrieben, und trug ſich jetzt mit einem größern Werk über Homer, Dante und Shakſpeare, die ihm für die drei größten Dichter galten. Mir ſchien, er hätte Homer, Shakſpeare und Goethe zuſammenſtellen ſollen, als Repräſentanten dreier großen Zeitalter und

Bildungsſtufen, ſowie der drei poetiſchen Gattungen — des Epos, des Drama und der Lyrik.

Turgenew.

Ein Mann von anſehnlicher Geſtalt, derb geformt und dunkel gefärbt von Angeſicht, ſtellte ſich in einfacher und bequemer Art als Vielgereiſter und der beſten Geſellſchaft gewohnter Edelmann dar. Wirklich hatte er, der inzwiſchen Verſtorbene, die ausgebreitetſten Bekanntſchaften und unterhielt den vielſeitigſten brieflichen Verkehr mit Staatsmännern und Gelehrten.

Als ich ihn kennen lernte, hatte Turgenew ſchon über zehn Jahre lang Fleiß und Vermögen an die Sammlung von Materialien zur ruſſiſchen Geſchichte geſetzt. Er hatte Italien, Frankreich, England bereiſt, und wol eine Schiffsladung von Abſchriften wichtiger Documente aufgeſtapelt, wobei ihm auch manches nicht gerade auf ruſſiſche Geſchichte bezügliches Werk in die Hände gefallen war. So erſchien dieſer eigenthümliche Sammler nicht ſowol als reiſender Gelehrter, ſondern war als eine literariſche Lavine anzuſehen, die fortrollend ganze Bibliotheken um ſich aufballte, mit denen ſie ſich von Zeit zu Zeit ins kalte Petersburg wälzte. Denn als ich ihn zum letzten mal in Kiſſingen traf, begab er ſich zu ähnlicher Sammlung über Hamburg nach Kopenhagen.

Daß ein ſolcher der europäiſchen Welt angehöriger Mann auch eines weltweiten Sinnes für alles in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Geſellſchaft und Staat Beachtenswürdige nicht entbehrte, läßt ſich denken. Alles intereſſirte ihn, und er faßte Menſchen und Dinge aus ihren Umgebungen und Elementen auf. Die Productionen berühmter Männer beurtheilte er aus dem Rahmen ihrer Perſönlichkeit; er kannte die chamäleontiſchen Begebenheiten des Tags von dem Boden ſelbſt, von welchem ſie Farbe nahmen. Daß aber ein ſolcher Mann mitten in der Unruhe der Welt und im Wechſel der Länderſtriche, bei vielfachen Intereſſen und verwirrenden Anſchauungen, eine ſolche religiöſe Richtung und Wärme behielt wie Turgenew, iſt eben nicht ſo gewöhnlich. Er folgte den oft ſtürmiſchen Wellenſchlägen der deutſchen Theologie, ohne ſich von dem poſitiven Boden wegſpülen zu laſſen, auf welchen ſeine Kirche ihn zuerſt durch die Taufwelle geborgen hatte. Die entſchiedenſte Vorliebe hegte Turgenew für Neander, und reiſte nie, ohne die jüngſten Schriften desſelben mit ſich zu führen. Er gehörte überhaupt einer um die ruſſiſche Literatur und Bildung ſchon früh verdienten Familie an, und war früher Director im Cultusminiſterium geweſen. Damals war es der Verwendung des Grafen Joſeph de Maiſtre, ſardiniſchem Geſandten am ruſſiſchen Hofe, gelungen, beim Kaiſer Alexander durchzuſetzen, daß das Jeſuitencollegium zu Polock zur Univerſität mit allen Privilegien der übrigen ruſſiſchen Akademien erhoben wurde. Als hierauf der Jeſuitengeneral dem Cultusminiſter, Fürſten Galizin, und deſſen Director, obgleich er beide als ſeine Gegner kannte, einen heuchleriſchen Dank abſtattete, ſagte ihm Turgenew:

„Das iſt der Anfang des Endes: Sie werden nun ſo haſtig zu Werke gehen, daß man ſie bald wird fortſchicken müſſen.“

Und wirklich kam es ſo nach wenigen Jahren.

Shukowsky. Baron Roſen.

Es war eine recht ruſſiſche Strömung in jenem Sommer vom Jahre 1838. Denn auch der Großfürſt-Thronfolger, der jetzige Kaiſer, reiſte zur Herſtellung ſeiner Geſundheit über Hanau nach Ems und zog einige literariſche Notabilitäten nach ſich. So fand ich eines Abends in meiner Wohnung ein Billet von einem Baron Roſen, worin von Mittheilungen über die „Literariſchen Bilder aus Rußland“ geſprochen war. Ich zweifelte nicht, es ſei jener Roſen, der in dem erſt ſpät erlernten Ruſſiſchen dichtete, der Schule junger Deutſchen angehörig, die ihr germaniſches Weſen in ruſſiſcher Sprache, mit oder ohne ſlawiſche Legirung, ausprägten.

Außer dieſem Secretär des Großfürſten wußte ich auch deſſen Erzieher, den Dichter Shukowsky, in Ems, und ſchon der mir noch unbekannte Badeort ſelbſt lockte mich zu einem Beſuche von Mainz aus, wohin ich zu lieben Angehörigen zu gehen bereits entſchloſſen war.

Eine reizende Fahrt nach Koblenz, ein Meilenſchritt, — damals noch über den Berg, brachten mich gegen Abend in das anmuthige Verſteck der berühmten Quellen. Auf dem freien Platze vor dem Brunnenhauſe wandelt noch, des Sonnenuntergangs wartend, die vornehme

Welt. Männer und Frauen bilden einen Strahlenkranz von Ehrerbietung um einen ſchlank und hoch gewachſenen Jüngling in dunkelblauen Beinkleidern und grünem Ueberrocke. Sein Geſicht von regelmäßigen und edeln Formen ſieht leidend — gelbblaß aus. Es iſt der ruſſiſche Großfürſt, zunächſt umgeben von benachbarten, meiſt weiblichen Fürſtlichkeiten, deren lächelnde Mienen eine unausſprechliche Zufriedenheit ausſtrahlen. In der Brunnenhalle begegne ich dem Fürſten Wjaſemsky, der es ſchon weiß, daß mich Shukowsky intereſſirt. Kaum auf den freien Platz hinausgetreten, ruft er den Dichter an und ſtellt mich ihm vor.

Man erblickt einen freundlichen Mann, dem man ſchon einigemal in Deutſchland begegnet zu ſein glaubt; nur daß man ſich eben nicht erinnert, ob man ihn im Kreiſe höherer Beamten, oder auf einem Katheder, oder im Comptoir eines großen Geſchäfts geſehen habe. Er macht durchaus keinen fremdländiſchen Eindruck — dieſer ſtattliche Mann mit etwas vorhangendem Haupt, mit dem offenen blonden Geſicht und der weichen Fülle des Körpers. Er ſpricht auch mit deutſcher Ruhe und ehrlicher Miene, wie einer, dem es vor allem um die Wahrheit, und zwar um die nicht verletzende zu thun iſt. Mit unſerm Buche über die ruſſiſche Literatur iſt er im ganzen einverſtanden; nur hätten die Blätter über Bulgarin, Gretſch und Conſorten etwas weniger rauchhaarig gewachſen ſein ſollen; nicht weil jenen Geſellen unrecht geſchehen, ſondern weil ſie ſelbſt mit Brenneſſeln abgefertigt, nun die an andere vertheilten Lorberkränze oder doch das Lorbern vertheilende Buch verſchrien und verdächtigten. Sonſt hätten ihnen die Stacheln immer noch ſchärfer erwachſen mögen.

Ich bin durchaus nicht erpicht darauf, Shukowsky zum Halbdeutſchen ſtempeln zu wollen. Aber es iſt intereſſant, an dieſer Perſönlichkeit wahrzunehmen, wie ſehr das deutſche Weſen auch in ſlawiſcher Miſchung vorſchlägt, und es darf darum wol ausgeſprochen werden, daß Shukowsky durch das deutſche Fräulein, das ihn dem ruſſiſchen Vater geboren hat, zur Hälfte unſerm Vaterlande angehört.

Nach Shukowsky, dem deutſchthümlichen Ruſſen, ſollte ich noch am Spätabende einen ruſſenthümlichen Deutſchen auffinden.

Baron Roſen iſt ein kleiner, unanſehnlicher Mann, lebhaft und geſprächig, und dennoch bei ſeinem von Shukowsky ſo verſchiedenen Ausſehen eine ganz deutſche Erſcheinung. Keine europäiſche Nation hat ja ſo verſchieden geſtempelte Menſchen und ſo verſchieden geprägte Münzen.

Roſen duftete von literariſchem Intereſſe. Da er in den „Literariſchen Bildern" nur mit zwei Worten erwähnt iſt, als ein zur deutſch-ruſſiſchen Schule zählender Mann, der viel Schönes in der erſt ſpät erlernten Sprache gedichtet habe: ſo war es mir lieb, etwas Genaueres über ſeine Verdienſte aus ſeinem eigenen Munde zu erfahren. — Erſt in den wechſelnden Garniſonen ſeiner militäriſchen Laufbahn, inmitten echt ruſſiſchen Lebens der Provinzen, hat er das Ruſſiſche erlernt und bewältigt. Dieſe Sprache iſt noch ſo jugendlich biegſam und in weicher Entwickelung unfertig, daß ihr ſelbſt der Fremdling neue Biegungen und Bildungen beibringen konnte. Roſen erinnert ſich mit Vergnügen, wie ſehr ſeine neuen Wendungen und Wortbildungen von Puſchkin bewundert worden ſeien.

Allerdings erkennen auch andere Ruſſen die Eigenheiten des Roſen'ſchen Stils an, nennen ſie aber nicht ohne Tadel — Germanismen. Die Moskauer beſonders ſind auf ungeſtörte Entwickelung des Ruſſiſchen aus ſeinem eigenen Marke ſehr eiferſüchtig.

Wie geſagt, iſt Roſen voll lodernden literariſchen Intereſſes. Die Literatur erfüllt ihn ganz. — „Ich und Schewyrew", ſagte er, „ſind die einzigen eigentlichen Literaten in Rußland, die nämlich ganz der Literatur leben und ſie um ihrer ſelbſt willen treiben. Da nehmen Sie einmal dieſe ſo ausgezeichneten Männer Wjaſemsky und Shukowsky! Beide dichten und ſchreiben nur nach Behagen und Laune. Daß ſie am Hofe leben, iſt ein Unglück für unſere Literatur: denn ſie *leben* zu viel, und die Zerſtreuungen des Hofes entführen ſie zu oft den einſamen Muſen. Ich ſage es ihnen auch oft und nachdrücklich genug. Nicht wahr, beide haben gewünſcht, daß bei einer zweiten Auflage der «Literariſchen Bilder» der gegen Bulgarin und andere ausgeſprochene Tadel wegbleiben möchte? Nein doch! Laſſen Sie ihn nur als wohlverdient ſtehen, aber fügen Sie auch für *dieſe* Herren vom Hofe die gerechten Vorwürfe hinzu! Wir wollen es ihnen laut ſagen, daß ſie faul ſind, und mit ihren Talenten zu wenig ſchaffen!" —

Solcherweiſe ereiferte ſich der lebhafte Mann den Abend und als wir des andern Morgens am Brunnen wandelten. Er ſelbſt im Dienſte des Großfürſten lebt am Hofe, und weiß mithin, daß man auch dort ſeiner geliebten Literatur treu bleiben kann. Ja, er ſucht dieſer Stellung ſelbſt Vortheile für die Poeſie abzugewinnen; wie er denn bei Gelegenheit eines von ihm gedichtete Trauerſpiels, in welchem der grauſame Zar Iwan auftritt, eine allerhöchſte Beſtimmung darüber veranlaßt hat, bis zu welcher hiſtoriſchen Zeit ruſſiſche Herrſcher auf die Bühne gebracht werden dürfen. — „Es iſt immer ein Gewinn", ſagte ich ihm, „wenn die poetiſche Freiheit weiß, was ſie darf!"

Zu einer neuen Auflage unſers vielerwähnten Buches, für welches Roſen ſich ſehr intereſſirte, verſprach er verbeſſernde und ergänzende Notizen. — „Ich kann ſolche aber nur ſtückweiſe geben", ſagte er. „Wir ſind mitten in der Unruhe des Reiſens: aber von jeder Poſtſtation ſollen Sie ein und das andere Blatt erhalten." — —

Die Blätter ſind ausgeblieben. Indeß ſoll mit Baron Roſen eine literariſche Sinnesänderung vorgegangen ſein. Er ſoll ſich der „Nordiſchen Biene", dem Organ Bulgarin's, und der Genoſſenſchaft dieſes berüchtigten Bienenvaters zugewendet haben, jenen Geſellen, die er noch in der Unterhaltung mit mir der Ruthe für werth erklärte, mit der unſer Buch ihren Rücken getroffen hatte. —

Zum Abſchiede von Ems ſei noch ein Gedicht Shukowsky's mitgetheilt, worin ſich dieſes Dichters eigene, ſinnige Anſchauungsweiſe ausſpricht. Es iſt nach einer wortgetreuen Ueberſetzung aus Melgunow's Munde, der Vers- und Reimweiſe des Originals entſprechend, übertragen worden.

Die See.

O himmelblaue See, tief und verſchwiegen
Hältſt du bezaubert mich an dir zurück!
Du athmeſt Leben aus unruh'gen Zügen,
Ein ſtumm Verlangen, ungemeſſ'nes Glück.
Welch ein Geheimniß mag dich ſo beleben?
Enthülle deiner Liebe ſtummes Los!
Wovon nur mag dein tiefer Abgrund beben,
Wovon denn zittert fort und fort dein Schos?
Biſt du vom weiten Himmel angezogen,
Gefangen du in reiner, ſüßer Schau?
Ja, er beſänftigt deine ſtolzen Wogen
Und kleidet dich in ſein durchſichtig Blau.
Sein Widerſchein iſt dir ein weicher Schleier,
Und röthet ihn der Morgen purpurlich,
Dann funkelſt du mit ſeiner Sterne Feuer,
Und ſeine goldne Wolke ſchmückt auch dich.
Doch wenn die Ungewitter ſchwer mit Nacht
Und Wolken jenes Firmament umthürmen,
Dann ächzeſt du, ſtehſt auf, mit wilder Macht,
Den eiferſücht'gen Dunſt hinabzuſtürmen.
Und ja, er weicht! Doch deine Unruh' währet
Noch flutend fort, mit wildem, finſterm Blick,
Und mit dem alten Glanz des Himmels kehret
Die alte Ruhe nicht ſogleich zurück.
Noch lange wird dein grauſer Abgrund beben,
Mit deinem Frieden iſt's auf lang' vorbei.
Wer auch vermöchte dir den Troſt zu geben:
Nun bleibe dir dein liebſter Himmel treu!

Manche Tage beglücken uns durch die anmuthigſte Uebereinſtimmung von Erlebniſſen. So ſollte ich nach meinem Abſchiede von ruſſiſch-deutſchen und deutſch-ruſſiſchen Literaten auf der Rückfahrt nach Koblenz eine deutſche, von ruſſiſchen Anliegen bewegte Schriftſtellerin zur Gefährtin finden. So manche Aeußerungen der einfach gekleideten Frau, — daß ſie Eile habe, daß eingelaufene Briefe, daß die Druckerei auf ſie warteten, ließen mir keinen Zweifel darüber, ich befände mich neben einer Schriftſtellerin. Ich ſpannte mich ſchon auf den Augenblick, da wir einander erkennen würden.

Anfangs, als wir uns ſo traulich zuſammen in einen nach Koblenz zurückkehrenden Wagen ſetzten, entging mir ihre überaus heitere und zufriedene Miene nicht. Auch konnte ſie ihr übervolles Herz nicht lange verſchloſſen halten. — „Ich habe heute einen recht glücklichen Tag gehabt!“ rief ſie bald aus. „Ich bin mit einem Anliegen bei dem ruſſiſchen Thronfolger unerwartet gut angekommen. Ein vortrefflicher Fürſt, und von wohlgeſinnten Männern umgeben, die ihn zugänglich erhalten! Ich kehre reich beſchenkt von ihm zurück.“

„Gratulire!“ verſetzte ich. „Es iſt ein erſtaunlich fruchtbarer Sommer, dieſer 1838er; ſo oft der ruſſiſche Kaiſer von einem zum andern Orte blitzt, hagelt es Ringe, Uhren, Doſen, Orden, Malachitſachen. So wird denn auch der Großfürſt“ —

„O nein!“ fiel ſie mir ins Wort. „So bin ich nicht beſchenkt worden. Es iſt wahr, die ruſſiſche Politik ſucht ſehr befliſſentlich deutſche Verdienſte auf; doch ich hatte nur zu bitten. Ich bin nicht als Künſtlerin, nicht als

Gelehrte oder dergleichen, — ich bin als Mutter beſchenkt worden. Hören Sie! Ich darf es nicht verſchweigen, daß ich von dem ruſſiſchen Regentenhauſe wiederholte Beweiſe humaner Gunſt empfangen habe. Einſt war mein Mann in ſo guten Verhältniſſen, daß wir, da es in unſerm Städtchen an einem guten Gaſthofe fehlte, den Kaiſer Alexander auf ſeiner Durchreiſe nach Paris aufnehmen und bewirthen konnten. Und er war ſo huldreich, daß er ſpäter, auf ſeiner Fahrt nach Aachen, durchaus wieder nach unſerer Wohnung verlangte; obgleich ſich inzwiſchen ein gutes Gaſthaus aufgethan hatte. Als Gunſtbezeigung nahm der Kaiſer unſern in der Polytechniſchen Schule zu Paris gebildeten Sohn mit nach Petersburg in Dienſte. Hier ging es ihm auch recht wohl. Später wurde er nach den ſüdlichen Provinzen verſetzt, da er ſich als Lehrer an höhern Schulen erſtaunlich brauchbar gezeigt hatte. Von dort blieben uns aber zuletzt ſeine Briefe aus; wir ſchrieben und ſchrieben, und erhielten nimmer Antwort. In unſerm ſchönen Vermögensſtande zurückgekommen, ſollte ich auch noch über das Leben meines geliebten Sohnes in angſtvoller Ungewißheit ſchweben. Denn auch auf unſern ſchwarzgeſiegelten Brief über den Tod ſeines Vaters lief keine Antwort ein.

„Da wendete ich mich in der Angſt meines Herzens an die jetzige Kaiſerin und flehte von ihrem deutſchen Mutterherzen Nachricht über meinen in ihrem weiten Reiche verloren gegangenen Sohn. Wir waren ja beide Mütter, und hatten unſer Theuerſtes in Rußland; nur daß ich weiter als ſie davon entfernt war. Und ſehen

Sie! nach kaum ein paar Wochen erhielt ich in der That Antwort, — mein Sohn lebe und werde mir kürzlich ſchreiben. So war es denn auch. Und wiſſen Sie, wie es damit zugegangen war? Der Gouverneur war mitternachts in die Wohnung und an das Bett meines Sohnes gekommen, hatte ſich an deſſen Vor- und Zunamen ſowie an meinem, der Mutter Namen, des richtigen Mannes verſichert, und ihm dann befohlen aufzuſtehen und eine Empfangsbeſcheinigung über den ihm von der Kaiſerin mitgetheilten Brief auszuſtellen. Bis zum nächſten Mittage mußte er ſich dann noch ſchriftlich verantworten, warum er ſeither ſeiner Mutter nicht geſchrieben, auch einen Brief an mich beifügen, und beides dem Gouverneur zur weitern Beförderung an die Kaiſerin übergeben. —

„Der Grund ſeines Schweigens war aber nur geweſen, daß er unſere Briefe ebenſo wenig als ich die ſeinigen empfangen und er mich endlich für todt gehalten hatte. Sehen Sie, mein Herr, ſolche Huld empfing ich damals von der Kaiſerin!“

„Wahrlich“, verſetzte ich, „die ruſſiſche Kaiſerin muß viel beſſer ſein als die ruſſiſche Poſt!“

„Und nun komme ich mit neuer Gunſt von ihrem Sohne, dem Großfürſten“, fuhr meine noch anonyme Schriftſtellerin fort. „Mein Sohn wünſcht nämlich mich und ſeine Geſchwiſter noch einmal zu ſehen, kann aber nur einen dreimonatlichen Urlaub erhalten, was einer ſo weiten und koſtſpieligen Reiſe nicht lohnt. Da habe ich mich an den Prinzen gewendet, und er hat mir zugeſagt, daß meinem Sohne ſechs Monate Urlaub ohne

Gehaltsabzug und ſogar mit Reiſevergünſtigungen bewilligt werden ſollen. Ich möchte ihm nur ſchreiben, daß er ſelbſt darum nachſuche. Und denken Sie! Wenn ich den Brief gleich ſchreibe, ſagte mir dieſen Morgen der Prinz, ſo ſollte ihn der Feldjäger mitnehmen, der dieſen Abend nach Petersburg abginge. So habe ich mich denn alsbald hingeſetzt, den Brief vorhin abgegeben, und kehre nun mit ſeligem Herzen nach Hauſe zurück, wo eine weniger ſchwunghafte Feder als die eben niedergelegte meiner wartet.“ —

Wir fuhren über die Schiffbrücke den zahlreichen Lichtern entgegen, die aus Koblenz über den Rhein flimmerten. Uns im Rücken lag Ehrenbreitſtein in der letzten Abendbläſſe des Himmels. Meine Abſicht war, mit dem zu Nacht fahrenden Dampfſchiffe zu gehen, um mit dem Morgen in Mainz einzutreffen. So ſehr aber meine Gefährtin nach Hauſe eilte, konnte ſie ſich zur Mitfahrt doch nicht entſchließen, und ich gab es ſchon auf, ihren ſchriftſtelleriſchen Namen noch zu erfahren, als ſie ihr Bedenken mit den Worten ſchloß:

„Die Nacht iſt keines Menſchen Freundin, und eine Dampfmaſchine iſt zu gefährlich, falls bei Nacht das Geringſte verſehen würde. Sonſt wäre ich gar gern in aller Frühe zu Haus eingetroffen. Ich bin ſchon drei Tage von dort weg; die Woche geht zu Ende, und eine Anzahl Inſerate werden eingelaufen ſein. Sie müſſen wiſſen, — ich redigire das «Binger Wochenblatt»!“

Jaſikow.

Bald nach meiner Heimkehr von dieſem Ausfluge kam einer der bedeutendſten, — vielleicht nach Puſchkin's Tode der begabteſte ruſſiſche Poet nach Hanau. Aber Jaſikow hatte nichts mehr von dem burſchikoſen Ausſehen, nach welchem er mir aus ſeinen geſunden Tagen beſchrieben war, — im Studentenkittel, einen Kranz auf dem Haupte und einen Pokal in der Hand, als ruſſiſcher Dionyſos. Abgemagert, misfarbig, gekrümmten Rückens raſchelte er aus dem Seitenzimmer und ſank wie erſchöpft in die Sofaecke.

Er war krank und litt am Rückenmark. Ein junger Arzt und ein Freund des Dichters hatten ihn nach den böhmiſchen Bädern und jetzt nach Hanau begleitet, wo er unter Behandlung des viel aufgeſuchten Arztes überwintern wollte.

Wer Jaſikow, den ſchwungvollen Lyriker, den dorpater Studenten, aus den „Literariſchen Bildern“ kannte, dachte ſich ihn gewiß nicht als menſchenſcheu oder mit ſo wunderlicher Blödigkeit behaftet. Auch war dieſe Befangenheit keine Folge ſeines Leidens, ſondern älter als dies und vielleicht gar mit Urſache deſſelben. Denn eben aus geſellſchaftſcheuem, einſiedleriſchem Hange hatte er oft monatelang ſich auf ſich ſelbſt zurückgezogen, hatte kauernd oder mit übergeſchlagenen Beinen ſitzend geleſen, geträumt, gedichtet, ohne Bewegung, ohne friſche Luft; bis von — all dem einſiedleriſchen Treiben ſein Rückenmark krankhaft ergriffen war.

Die Freunde Jaſikow's erklären ihn für eine höchſt merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung. Dieſer ſcheue, ſchweigſam-phlegmatiſche, ſo wenig für die Welt gemachte als nach Poeſie ausſehende Jüngling beſitze doch in hohem Grade alle Eigenſchaften eines echten lyriſchen Dichters. Abwechſelnd erhaben, ſchwungvoll, anmuthig, elegant, zärtlich, bacchiſch, immer kühn und neu im Ausdrucke, behandle er die Sprache wie ein unbeſchränkter Gebieter, der alle freien und alle geheimen Gaben und Reize ſeiner Sklavin kenne. Er ſei, auch im Vergleiche mit Dichtern anderer Nationen, einzig, wiewol unüberſetzbar durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Diction, in welcher ſozuſagen poetiſcher Tokayer und Champagner gemiſcht ſei, von ſo flüchtigem Geiſt und Arom, daß bei einer Ueberſetzung der feinſte Duft verfliege. Ja von ſo verſchiedenartiger Begabung ſei Jaſikow, daß er heute als fideler Burſche uns in alle ſtudentiſchen Tollheiten hineinſinge, und morgen als Pſalmiſt uns ein Knie zu beugen nöthige. —

So ſchreibt Puſchkin, vor ſeinem tragiſchen Ende ein Freund Jaſikow's, in Erinnerung an eine luſtige Fahrt, welche beide Dichter nach Trigorskoe zu ihrem gemeinſchaftlichen Freunde Wulf gemacht hatten, folgendes Billet:

„Woher, Jaſikow, dieſer Uebermuth in Deinen Liedern? O wie ſcherzeſt Du, und ach! wie liebſt Du! Welch ein Sprudel des Herzens, welche Fülle der Gedanken, und welche Jugendkeckheit lebt in Dir! Nein, wahrlich! nicht aus der Kaſtaliſchen Quelle ſchöpft Deine Muſe: Dir hat Pegaſus mit ſeinem Huf den eigenen friſchen Born aus einem Fels geſchlagen. Doch nicht Waſſer, kein kaltes Naß geußt dieſe Hippokrene: berauſchend ſpielt und perlet ein Getränk verzehrend, — jener wunderbaren Miſchung aus Rum und Weine gleich, die ohne Zuſatz gemeinen Waſſers einſtmal zu Trigorskoe ein lüſterner Geſchmack für uns erſann.“ —

So mußte mir denn dieſer ruheliebende, verlegenſte, verzagteſte Menſch als ein Poet erſcheinen, der allen bacchiſchen, ſiedenden, renommiſtiſchen Schwung an ſeine Studentenlieder verſchwendet, und für ſeine Perſon nichts davon übrig behalten hatte. Wie wilde Söhne ihren Vater ausziehen und mit ſeinen Mitteln in die tolle Welt hinaus ſchwärmen, ſo hatten Jaſikow's Geſänge allen ungeſtümen Muth, alle tollkühne Verwegenheit an ſich geriſſen und den ängſtlichen Dichter ſitzen laſſen.

Einen ſo reich und eigens begabten Fremdling näher zu ergründen, — von ſolcher Befliſſenheit hielt jedweden ſchon des Kranken leidendes Ausſehen zurück, — ſo verkommen an Geſtalt, verkümmert im Ausdrucke des Geſichts, gekrümmt mit beiden Händen auf die Knie geſtützt, wie Jaſikow daſaß und mit einem runden Knabengeſicht lächelte. Vergaß man dann bei einer feinen Bemerkung, einer abgebrochenen Kenntniß, die er von weitem wie verſtohlen in die Unterhaltung warf, dieſes Zuſtandes und trat mit heiterer Anſprache an ihn heran, ſo ward er unruhig und ſah ſcheu und ängſtlich, wie nach einer Gelegenheit zu entſchlüpfen, am Boden, an den Wänden hin und her, ſodaß man alsbald wieder abſtand.

Jaſikow durfte nicht ſtudiren, ja nicht leſen. Dennoch ſchaffte er eine Menge Bücher an, die von ſeinem guten Urtheil und vielfachen Intereſſe Zeugniß gaben, und in denen wenigſtens dann und wann zu naſchen er nicht laſſen konnte. Das Religiöſe war bei der Auswahl nicht ausgeſchloſſen, und Jaſikow zeigte ſich, wie man die meiſten religiöſen Ruſſen findet, orthodox und kirchengläubig.

Ungeachtet der Ungunſt eines langen Winters hatte ſich der leidende Poet mehr und mehr aufgerichtet. Er fuhr an günſtigen Tagen aus, um an freier Luft ein wenig zu wandeln. Ende Mai ging er nach der Saline Kreuznach und von da mit den beſten Hoffnungen nach Gaſtein, von wo er für den nächſten Winter Italien aufſuchen wollte, ehe er nach ſeinem geliebten Simbirsk heimkehre.

Wir theilen noch ein Gedicht Jaſikow's mit, und ſtellen es dahin, wie dieſer Tokayer-Champagner, mit Verluſt ſeines eigenthümlichen Duftes, aus einem deutſchen Glaſe ſchmecken möge.

An den Dichter.

Wenn ſich mit dir ein Schöpfergeiſt vermählte,
Und zitternd unter der Begeiſterung
Dich eine heil'ge Weihe hoch beſeelte,
Und du begreifſt die hehre Würdigung;
Wenn auf dich alle Schaffenskräfte ſanken,
In denen du die Gottheit wirkſam ſchauſt,
— Den Glutblitz der Gedanken,
Der Worte Feuerbrand:

Dann geh', daß der Prophet ſich weit verkünde!
Doch nur den hehrſten Pfaden bleibe hold!
Nie küſſe du den Honigmund der Sünde,
Nie ſei die keuſche Schwinge feil für Gold!
Ob dich des Herrſchers Willkür wild umſchnaube,
Des Purpurs Falten lockend dich umblühn:
Sei arglos, wie die Taube,
Sei wie der Adler kühn!

Und welch ein Zauber dann in ſüßem Klange
Aus deiner ſeelenvollen Harfe tönt,
Der ſchnell den Sklaven in dem ſchwerſten Drange
Und König Saul's verdüſtert Herz verſöhnt!
Ha, wie dein edles Leben ſtolz erblühet,
Und wie, von innerm Feuer angefacht,
Dein offnes Auge glühet,
Die ruh'ge Stirne lacht!

Doch nie, um deine Gottheit anzurufen
Aus Ruhmſucht und genußbeflecktem Sinn,
Erkühne dich zu ihres Altars Stufen
Mit prunkendem und eitlem Opfer hin!
Nicht wird ſie ſolchem Flehn ſich huldvoll wenden:
Der Rache Donner mit des Himmels Brand,
Zerſtreut die tück'ſchen Spenden
Und lähmt des Opfrers Hand.

Kireewsky.

Der Freund und Gefährte Jaſikow's war in ſeiner Weiſe ein ebenſo eigenthümlicher Menſch, der uns ins echt moskowitiſche Ruſſenthum einführt. Finſtern Ausſehens, von original-ruſſiſcher Geſichtsbildung, im geſellſchaftlichen Verkehr linkiſch, gleichgültig gegen Genüſſe, mit einer zum Sprechen ungelenken und für den Wein ſtumpfen Zunge, dabei ſtreng gläubig und in keiner Geſellſchaft des Tiſchgebets vergeſſend, wendete er auch in ſeiner Tracht den Nationalruſſen, den reinen Altruſſen heraus; wie er denn auch in Deutſchland nie anders als im langen, hängenden Ueberrocke mit ſchwarzem, um den Hals geknebeltem Tuche, in bäuerlich lang und ſchlicht gekämmtem Nackenhaare, bedeckt mit einer welken Tuchmütze, ging. Shukowsky, der ihm verwandt war, pflegte ihn nur ſcherzweiſe einen ruſſiſchen Altdeutſchen zu nennen. Dabei war aber Kireewsky voller Kenntniſſe und wiſſenſchaftlichen Intereſſes, ſeit Jahren bemüht, die Volkslieder, an denen die Ruſſen ſo reich ſind, zu ſammeln und herauszugeben. Daß er während ſeines Aufenthalts in Deutſchland ſich nach unſern Volksliedern umthat und die verſchiedenen Sammlungen ſich aneignete, läßt ſich von einem ſo gründlichen und innerlich tüchtigen Literaten erwarten. —

Mit dieſem Altruſſen ſtehen wir unerwartet vor einer bekannten ruſſiſchen Reaction.

In der ruſſiſchen Nationalität liegt, ſelbſt nach dem Eingeſtändniß unbefangener Ruſſen, etwas Serviles, — im Slawenthum etwas Sklaviſches. Selbſt wenn der Ruſſe ſich zum Liberalismus neigt, ſo geſchieht es aus Fügſamkeit nach oben. So verbreitete ſich unter Kaiſer Alexander, der den weſteuropäiſchen Ideen zu einer Zeit nicht feind war, ein liberales Thun und Gebaren, das auch in der Literatur durch Fruchtbarkeit an Journalen ſich bemerkbar machte. Man war eben geſtimmt und überzeugt wie — der Hof in Petersburg. Und ſo ſind jetzt, um des Kaiſers willen, der dem eindringenden Europäismus das Altruſſenthum entgegenſetzt, alle Gemüther mit einem Schlage für das Nationale entflammt, ſodaß ein Journal um das andere in die Aſche ſank. Man blickt ſogar auf Peter den Großen misbilligend zurück und erhebt den Vorwurf, er habe die Bildung ſeiner Nation mit ausländiſcher Hefe angeſetzt, die Uniformen des Lebens nach fremden Muſtern zugeſchnitten.

Wir reden hier allerdings von der Zeit des vorigen Kaiſers, und jene reiſenden Ruſſen nannten es ſelbſt einen Fanatismus, der denn auch ſo weit gehe, daß den ſtrengen Maßregeln der Regierung gegen alles Liberale die Stimme und Stimmung des Volks meiſt ſchon vorausgegangen ſei. Bei irgendeiner oft nur wunderlichen Aeußerung der Preſſe ſteigerte man einander in der Erwartung der Strafen, die den Verfaſſer, den Herausgeber des Journals und den Cenſor treffen müßten.

Dieſer Servilismus ging auch nicht gerade aus Furcht oder Klugheit hervor, ſondern iſt inſtinctmäßige, angeborene Hingebung an das eben herrſchende Princip. Daher waltete die gleiche Stimmung ſelbſt in den vertrauteſten Kreiſen der höhern Geſellſchaft, wo man ſich mit den ſeltſamſten Meinungen und Anſichten in allem Ernſt und Eifer befaßte. Man verhandelte z. B. über die Nothwendigkeit der Folter zur Ermittelung der gerichtlichen Wahrheit; man entwickelte mit Scharfſinn und Gelehrſamkeit die Zweifel an der echt menſchlichen Abſtammung der Juden, und dergleichen mehr.

Verlaſſen wir ſchnell dies Altruſſenthum! Ein intereſſanter Mann bietet uns die Gelegenheit, nach Deutſchland zurückzukommen.

Odojewsky.

Fürſt Adojsky, wie die Ruſſen den Namen kurzweg ausſprechen, kam im Jahre 1842 nach Frankfurt. Ich, inzwiſchen nach Fulda verſetzt, fand hier bei meiner Rückkehr aus Oſtende ein Billet von ihm aus Frankfurt vom 11. Auguſt, zu ſpät zu der von ihm gewünſchten Zuſammenkunft. Ich kannte ihn als eifrigen Bekenner der deutſchen Philoſophie, die er durch eine zu Moskau im Jahre 1824 gegründete Zeitſchrift „Mnemoſyne“ dem ruſſiſchen Publikum zugänglich zu machen verſucht hatte. Nachher im Staatsdienſte zu Petersburg der

Novelliſtik zugewendet, hat er ſich mit ſeinem einfachen, correcten, aber ſchmuckloſen Stil nach allen Richtungen dieſer Gattung verſucht; da er denn mit ſo betitelten „Bunten Märchen“ auch unſerm bizarren Hoffmann eine Zeit lang nachgegangen iſt. Ebenſo hat er, als ausgezeichneter Muſikkenner und Pianiſt der deutſchen Schule zugethan, unſern Beethoven und Sebaſtian Bach in Novellenſtoffen behandelt. Zuletzt ſoll er mit beſonderer Liebhaberei Chemie getrieben und ſelbſt eine heimliche Neigung zur Alchemie gehegt haben; daß er ſich jedoch in dieſer Richtung nicht verloren, erſah ich aus ſeinem Briefe. Er ſchrieb nämlich, in leichtem Franzöſiſch, Folgendes von ſich ſelbſt:

„Ich verlaſſe zum erſten mal meine Heimat, um meiner Geſundheit wegen nach Genua zu gehen. Voraus durchſtreife ich Ihr Deutſchland, um deſſen pädagogiſche Entwickelung zu beobachten. Da iſt mir Wunderbares aufgeſtoßen, aber auch manches, was ich nicht begreife. Jedenfalls muß ich aber bekennen, daß mir meine Lectüre durchaus keine zureichende Idee von dieſem Fach in Deutſchland verſchafft hat. Ich bin in kleinen Orten Männern begegnet, die nie etwas herausgegeben haben, Männern von wirklichem Genie in Ausbildung der Unterrichtsmethode, und doch außer ihrer Schule unbekannt geblieben. Beſonders haben die Primärſchulen, dieſe Realſchulen, meine Aufmerkſamkeit gefeſſelt. Uebrigens bin ich mit meiner Reiſe darin ſehr unglücklich daran, daß die ganze gelehrte Welt, den Sommer zu genießen, allerwärts auf den Beinen iſt. Zu Berlin habe ich Varnhagen von Enſe nicht getroffen und weiß nicht einmal, wo er iſt. Aber Zeit meines Lebens werde ich die Stunden, die ich dort mit dem großen Schelling zugebracht habe, nicht vergeſſen. Er hat mich wahrhaft väterlich aufgenommen. Unmöglich läßt ſich die Wirkung ſeines gewaltigen Wortes beſchreiben, trotz all der Kräfte, die ſich in der Oppoſition gegen ihn finden. Es iſt ein förmlicher Krieg, in welchem Schelling die Rolle Arnold Winkelried's übernimmt, indem er alle feindlichen Lanzen gegen die eigene Bruſt zuſammenfaßt.“ —

Seitdem iſt mir von all dieſen Männern keiner wieder aufgeſtoßen, und nur Melgunow wird uns vielleicht noch einmal begegnen.

VII.

Menſchen und Gegenden.

Es blieb aber nicht bei brieflichen Erweiſen von Theilnahme angeſehener Männer an meinen Beſtrebungen: perſönliche kamen dazu, und die neue frohe Häuslichkeit, ſeit dem 5. April 1836 gegründet, unterhielt nicht blos einen mir lange, ja ſtets entbehrten geſelligen Verkehr, ſondern es konnten auch Reiſende jetzt unbeirrt über die geſcheuerte Treppe kommen und aus dem richtigen Munde die Auskunft erhalten — der Herr Finanzkammerſecretär ſei zu Hauſe.

Daß ich es aber am 25. Auguſt dieſes Jahres zufällig doch nicht war, brachte mich um den ſo erfreulichen Beſuch Varnhagen's von Enſe, der mich von der Poſt aus in einem Billet begrüßte, „mit dem Bedauern", mich eben, wie er höre, nicht zu Hauſe zu finden; er hätte gern meine Bekanntſchaft gemacht, könne ſich aber nicht aufhalten; er kehre unwohl in fieberhaftem Zuſtande aus dem Bade zurück".

So kam ich um die Gunſt einer höchſt ſchätzbaren Bekanntſchaft, gewann aber die Befriedigung, von einem ſo vorzüglichen Manne ſelbſt geſchätzt zu ſein.

Im Spätherbſt kam Heinrich Laube auf ſeiner Hochzeitsreiſe durch Hanau und fand mich zu Hauſe. Ich konnte ihn als den erſten Brautführer meiner „Hohen Braut" aufs herzlichſte begrüßen.

Solche Beſuche zu erwidern, gab die ſchönſte Veranlaſſung zu einem Ausfluge nach Berlin, wobei ich Leipzig nicht übergehen konnte und Dresden nicht verſäumen durfte. Der ungünſtige Frühling des folgenden Jahres verſpätete mich aber bis in die letzten Maitage.

Die ſtille Nachtfahrt im Eilwagen, mit dem ich von Hanau her am frühen Morgen in meinem alten Fulda zum Kaffee mit den beliebten mürben Hörnchen ankam, ward von nun an zwiſchen einem adelichen Cadetten, der nach allem fragte, und einem reiſenden Commis, der zum Glück alles wußte, ganz unterhaltend. Beide hatten die Nacht über meiſt geſchlafen.

Der Commis, der nach Breslau zum Wollmarkte ging, ſah danach aus, daß er keinen Schafskopf ungeſchoren ließ. Als unſer Cadet jenſeit der Stadt die Kirche mit dem Anbau des nahen Frauenbergs erblickte, rief er lebhaft aus: „Was ſind das für Gebäude dort oben?"

„Das?" erwiderte der Commis, „das iſt ein Arbeitshaus!"

Ich freute mich insgeheim, daß ein Franciscanerkloſter für ein Arbeitshaus gelten konnte. Mußte ich mich dann aber nicht in die Seele hinein ſchämen, daß ich einſt, als ſiebzehnjähriger Student, jenen Mauern entſprungen war, um nun als ſiebenundvierzigjähriger Faulenzer in die Welt hineinzufahren?

Doch nein! Ich ſah ganz vergnügt hinaus in den reizenden Frühlingstag. Die Saaten grünten herrlich, die kleinen Thäler und Hügel, die Waldberge glänzten, die Wieſenblumen floſſen wie ein bunter Schmelz. Wie freute ich mich alles deſſen! Und dahinter der Zug der duftigen Rhönberge bewegte mein Herz mit Erinnerungen der früheſten Jugend.

So heimlich vergnügt fuhr ich dahin zwiſchen Fragen und Antworten zweier Menſchen, die mir das Reden erſparten. Noch liebenswürdiger waren ſie aber, wenn ſie ſchliefen, und ich bin ihnen das Zeugniß ſchuldig, daß ſie den warmen Tag über recht oft liebenswürdig waren.

Wir kamen an manchen Stationen früherer Erlebniſſe vorüber. Zuerſt an jenem Maria-Hilfsberge, nach deſſen Kirchlein ich vor dreiundzwanzig Jahren mit der langenſchwarzer Wallfahrt gepilgert war. Zwei Jahrzehnde hatten die traurigen Spuren des franzöſiſchen Rückzugs ausgetilgt. — Auf der Höhe von Gotha ſah es noch ſehr öde und winterlich aus; dafür lagen die intereſſanten Kuppen des Thüringerwaldes, die vor neun Jahren, bei meiner Rückkehr aus Weimar, Regen brauten, jetzt hell im Abendſchimmer. — Durch Weimar kamen wir in tiefer Nacht. In Coudray's Hauſe ſchlief alles, — die liebenswürdige Frau aber draußen, wo über dem hohen Kirchhofe die Mondſichel niederging, und wo ſie ſelber von jener nächtlichen Polonaiſe ausruhte, die der Zecher Goethe durch die Gänge der Baumſchule angeführt hatte.

Nun aber, über Eckardsberga hinauf, betrat ich mir neues, noch unbekanntes Land, und der Tag brach immer heiterer an. Drüben ſchlang ſich der Weg hinab ins Thal vor Naumburg. Von oben geſehen, lag es im glänzendſten Lichtſchaum eines hingehauchten Nebelduftes. Auf den rundumziehenden Weinbergen glänzten die weißen Häuschen; unten ſtand alles in Blüten. Die geputzten Menſchen eilten nach Schulpforta in die Kirche; von Naumburg her kamen lachende Familien in offenen Wagen. Und wie ich ſo unter den fernen Kirchenglocken und den von Blüten überfüllten Birnbäumen der Allee in mitbetendem Entzücken hinfahre, treibt mich eine innere Stimme, mein Taſchenbuch zu öffnen: es iſt wirklich der 28. Mai, und ich feiere in feierlichſter Stimmung des Herzens den Verlobungstag, der vor zwei Jahren auf Himmelfahrt fiel und heute ein Sonntag iſt.

Durch Weißenfels und Lützen, über die unüberſehbare Ebene der „Lützener Action" und der Völkerſchlacht vom Jahre 1813, kamen wir um zwei Uhr nachmittags in Leipzig an.

Die Männer, die ich damals zuerſt, und zwar ſchon am Nachmittage, zum Theil zufällig, im Roſenthal kennen lernte, ſind ſeitdem von allen Seiten — „zur Evidenz gekommen", wie Goethe ſich gern ausdrückte, und erheben mich jeder perſönlichen Schilderung. Herloßſohn, den ich nach der Beſchreibung des Oberkellners im Hotel de Saxe nach ſeiner Brille und ſeinem verfehlten Wuchs auffand, iſt bereits geſtorben. Er war von dem Dichter und Schauſpieler Le Brün und von

Karl Andree umgeben, mit dem ich ſpäter in Mainz den heiterſten Verkehr bekam.

Kühne brachte mich am andern Morgen zu Frau von Goethe, die ſich ihres Sohnes Walther wegen, der bei Mendelsſohn-Bartholdy Muſik ſtudirte, in Leipzig aufhielt. Ihre kleine Alma fiel mir auf, und ſie unterhielt ſich länger mit dem Kinde, mich die Aehnlichkeit mit dem Großvater genießen zu laſſen. Einen ſolchen Großvater zu haben, ſah ſie aber mehr für eine Laſt als für ein Glück ihrer Söhne an, um der Anſprüche, der Erwartungen willen, mit denen man in der Geſellſchaft die Enkel eines ſo großen Mannes zu empfangen pflege. Freilich die Societät bleibt auch in ihrer Theilnahme nicht ohne Anforderungen.

Wir hatten einen ſchönen Morgen im Roſenthal und fanden uns des andern Tags noch einmal an der Mittagstafel bei Herrn Heinrich Brockhaus zuſammen. Aus der Laube des Gartens hinter den ausgedehnten Gebäuden dieſer großartigen Anſtalt überſah man damals noch ein freies Gefilde, das heute mit anſehnlichen Häuſern eines ganzen Stadtviertels beſetzt iſt.

Am Abend gab Le Brün ſeine letzte Gaſtrolle im „Porträt der Mutter“. Dies alte, echt deutſche Luſtſpiel von Schröder erquickte mich recht mit ſeiner feinen und tüchtigen Charakterzeichnung. Es ruht, wie unſere ältern Luſtſpiele, auf rührendem Grunde. Wir Deutſchen mögen uns bei rein luſtigen Verwickelungen ſelten befriedigt finden. Auch wenn wir ſpielen und uns ergötzen, wollen wir den alten germaniſchen Erbſchatz des Rechtlichen und Sittlichen vermehrt oder vermünzt ſehen.

Und da wir nicht ſo überluſtig ſind, um uns Thränen ins Auge zu lachen: ſo laſſen wir in unſern Luſtſpielen gern etwas Rührendes einmiſchen.

Aus ſeiner Loge begleitete mich Brockhaus und wußte es unter traulichem Plaudern ſo artig einzurichten, daß wir unvermuthet vor dem berühmten Auerbach's Keller ſtanden. Wir unterließen nicht den poetiſchen Erinnerungen zu opfern, beſahen erſt die alten Bilder an den Wänden der Gewölbe und ſetzten uns dann in dieſer altdeutſchen Umgebung zu einem italieniſchen Salat mit einer Flaſche franzöſiſchen Weines, wozu Brockhaus von ſeiner engliſchen Reiſe erzählte.

War das nicht ein kosmopolitiſcher Abend?

Am andern Abend fuhr ich unter Regen mit dem Eilwagen nach Berlin ab. Die Nacht erheiterte ſich; es war aber kalt, und als ich früh gegen drei Uhr von einem eigenthümlichen Geräuſch aufwachte, fuhren wir in einem See. Die angeſchwellene Elbe in der Nähe von Wittenberg hatte alle Flüßchen und Bäche aus ihren Betten gedrückt. Unſern Blicken war die Landſtraße, wie den Dörfchen umher, die ſo verlaſſen aus der Flut ſahen, ihr Ackerland entzogen. Der Wind furchte jetzt über den Furchen, die der Pflug gezogen hatte.

Ich blieb in Potsdam zurück, um unter aufgeheitertem Himmel die Stadt zu beſehen und einen Beſuch auf Sansſouci zu machen. Ich ließ mich durch die Gemächer führen, die von hohen Erinnerungen wie die Bücherſchränke des großen Königs nach ihrem Cedernholze dufteten. Seine Galerie, ſeine Bibliothek, ſein Arbeitstiſch, ſein Schlafzimmer hinter Säulen, die Stelle, wo er im Seſſel ſtarb, ſein Muſikzimmer mit dem Notenpulte, ſein Empfangzimmer, der herrliche Speiſeſaal mit ſechzehn hohen Säulen aus carrariſchem Marmor — mit welchen Empfindungen durchwandelt man dieſe Räume! Und noch bleiben die ſchönen Gemächer übrig, die der Kronprinz mit ſeiner Gemahlin übermorgen beziehen ſollte.

Ich übergehe die ſeltenen Gemälde, die hier hangen, die Grabſtätten der Lieblingshunde Friedrich's: aber des entzückenden Ausblicks in den tiefern Garten und über den Baumreichthum hinaus nach den nahen Höhen und der ſchimmernden Waſſerfläche der Havel muß ich gedenken.

Während man mit träumendem Herzen dieſe Stätte verläßt, ſchlagen die Flügel der nahen Windmühle noch munter; ſie demonſtriren das Privatrecht eines Windmüllers gegen einen mächtigen König, und verfechten das Erkenntniß des Kammergerichts eines gerade in ſeinem Unterliegen recht erhabenen Monarchen.

Ich durchwandelte noch den Garten, der die Vergangenheit mit immer erneuten Blüten, mit dem Dufte der Syringen, mit Vogelſang und ewigem Sonnenſchein verherrlicht.

Meine Erinnerungen an das Berlin vom Jahre 1837, ſo werth ſie mir ſelbſt ſind, gehen doch nicht tief genug in die ganz verwandelten Zuſtände von damals ein, um viel Bemerkenswerthes für die Leſer herauszuſchlagen.

Vor allem hatte ich Varnhagen „aufzuwarten", — um mich ſeiner Redeweiſe zu bedienen, und nach ſeiner ſehr artigen Aufnahme ſah ich ihn öfter — in ſeiner Wohnung, wo er bedauerte, kein Haus mehr zu machen, um mir alles Intereſſante zu verſammeln, in einer Abendgeſellſchaft bei Laube, wo ſeine Freundin, Fräulein Solmar, meine Nachbarin war, und im vertraulichen Abendkreiſe bei dieſer liebenswürdigen Dame ſelbſt, wohin faſt täglich auch Profeſſor Gans kam, der bei aller Aufgeregtheit ſeines Weſens doch nicht vergaß, manchmal auch zerſtreut zu ſein.

Schön konnte die Solmar nicht heißen, aber ihr Geſicht war trotz der gedrückt abſchweifenden Naſe recht angenehm, und bei ſtarker, kräftiger Geſtalt gab ſich ihr Benehmen mit graziöſer Freundlichkeit.

Vor die Stadt kam Varnhagen nicht leicht, er klagte über Anwandelungen von Schwindel; aber wir begegneten uns Unter den Linden, wir kehrten zum Frühſtück in einer neuen Conditorei ein. Und wenn ich, fleißig umherſchlendernd, ſoviel Laube darüber lachen konnte, mich mit den äußern Umriſſen der Straßen und Plätze bekannt gemacht hatte, fand ich mich durch vertrauliche Mittheilungen Varnhagen's auch in die innern Verhältniſſe der Gegenwart und der Vergangenheit eingeführt. Da ſetzte es aber in der Politik, in der Literatur und Geſellſchaft gar vieles ab, womit er ſehr unzufrieden war; ſodaß er mir durchaus nicht den Eindruck eines heitern, vergnügten Mannes gab, der auf ſeiner höhern Staffel menſchliches Thun und Laſſen mit Laune ſtatt mit Lauge behandle. Auch kam es mir vor, als ob er die weltmänniſche Feinheit und Anmuth, die er beſaß, wie ein gutes Kleid ſorgfältig angelegt habe, und wache, daß ſich ja nichts daran verſchiebe oder durch ein unbefangenes Lachen etwas von ſeiner perſönlichen Bedeutung verloren gehe. Mit den Jüngern hielt er es noch eher, mit Laube, mit Mundt, als mit den Aeltern, ſeinen Altersgenoſſen; wie er denn Steffens in Frömmelei ſchwankend und ungemeſſen eitel nannte, und von der Sittenloſigkeit erzählte, die zu Tieck's und Wilhelm von Humboldt's Jugendzeit geherrſcht habe. Nur mit Gutzkow war er darin unzufrieden, daß derſelbe in ſeiner „Wally" manche private Aeußerung Rahel's, z. B. das Chriſtenthum eine Anekdote zu nennen, veröffentlicht habe.

Dabei ließ er es gegen mich nicht an Winken fehlen, wie eins und das andere aufzufaſſen ſei, was ein Reiſender meines Schlags ſeinen Leſern vielleicht erzählen möchte. Er ſchien ſolche Abſicht ohne weiteres auch bei mir vorauszuſetzen, wenn nicht zu erwecken. War es doch eben die Zeit der „Reiſenovellen", die Heinrich Heine ſo pikant angerichtet und Heinrich Laube mit Glück fortgeſetzt hatte, für die ich mir aber, obgleich auch ein Heinrich, weder eine ſo leichte Fertigkeit, noch ſoviel graziöſe Leichtfertigkeit zutrauen durfte.

Zu den neuen Bekanntſchaften, die ich theils zufällig und überhaupt nur flüchtig machte, gehört Profeſſor Fortlage, der eben Vorträge über die weltgeſchichtliche Entwickelung der Poeſie hielt.

Im Montagskranze, wohin mich Wilibald Alexis brachte, hatte ich einen Abend mit Chamiſſo, Streckfuß, Gruppe und Geibel. Beide letztere und Alexis nahmen mich um zehn Uhr mit zum „Maitrank“ in eine Schenke, luſtig bemüht, mich zu überzeugen, wie frei und fidel man doch auch in Berlin lebe!

Steffens hörte ich in einer ſeiner Vorleſungen über Pſychologie von den Spielen der Knaben und Mädchen reden. Er ſprach mit etwas ungelenker Zunge in ſpröden Sätzen, die zuweilen unfertig entzwei brachen, und mit unruhiger Händebewegung. Nur dann und wann erhob er ſich kräftig und begeiſtert. Dabei war das Auge ſeines feinen geiſtreichen Geſichts ſehr unſtet.

Wenig erbaulich war mir Ehrenberg's monoton in Sprache und Action vorgetragene Predigt im Dom bei dem etwas katholiſirenden Ausſehen des Gottesdienſtes unter Altarbildern und Lichtern.

An Marheineke hatte ich Grüße von Verwandten deſſelben aus Hanau. Er war eben in der Geneſung von einem bedenklichen Krankheitsanfall. Er lud mich zu Tiſche, mir ſeine Familie zu zeigen, und ich fand hier unter vier Kindern die Mutter mit gar lieben Augen in dem anziehendſten Geſichte.

Ich ſchließe dieſe und andere Bekanntſchaften mit einem Beſuche bei Bettina, die damals Unter den Linden wohnte.

Um nicht abgewieſen zu werden, da ich hörte, die abſonderliche Frau ſei gegen angemeldete Fremde etwas abwehrend geworden, übergab ich dem herbeigeſchellten Bedientem folgende ſorgfältig geſchriebene Zeilen:

„Wenn ich Ihnen, gnädige Frau, von Namen auch nicht ſo fremd wäre, als ich es ohne Zweifel bin, ſo würde es mich doch nicht berechtigen, Ihnen mit einem Beſuche beſchwerlich zu fallen. Wenn ich aber als Freund von Fräulein Stricker in Frankfurt und als Abgeordneter hanauer Frauen komme, ſo hoffe ich ſchon eher auf die Gunſt, Ihnen perſönlich meine Verehrung bezeugen zu dürfen."

Sie ließ mir herausſagen, ſie wäre noch nicht angezogen (es war eben zwölf Uhr), wenn ich aber ein Stündchen ſpäter kommen wollte, würde ich ihr angenehm ſein.

So fand ich ſie denn nach ein Uhr gerade nicht geputzter, als ich ſie mir viel früher gedacht hätte, in einem ſchwarzen Ueberrock mit zwei ſchwarzen Locken oder Haarſträngen, die an den Wangen herabhingen. Sie trat mir mit den halb verwundert, halb lachend ausgeſprochenen Worten: „Ein Hanauer!" entgegen, und lud mich auf das Kanapee. — Wir ſprachen von Hanau, von Frankfurt und von Berlin, über welches ſie bitter loszog. Es ſei hier ſoviel Gemachtes und Affectirtes, und von Berlin aus ſeien die Hauptangriffe gegen Goethe geſchehen.

So war ſie denn gleich auf ihrem Thema und ſetzte hinzu, — ſogar Steffens habe ihr früher einmal geſagt, ſie ſolle nur warten, bis Goethe todt ſei, dann werde es ſich zeigen, wie man von ihm denke. — „Solch ein Philoſoph", rief ſie aus, „der ſoviel Gewicht auf den Tod legt, und der Tod iſt doch nur — eine Ausdünſtung!"

„Das denkt vielleicht Steffens auch", bemerkte ich,

„und fürchtet eben, Goethe werde durch den Tod ſehr anrüchig werden.“

O dieſer Steffens, fuhr ſie fort, der ſelig werde, weil er ein Kind ſei. Und dem Varnhagen möchte ich nicht alles glauben, was er erzähle.

Die phantaſievolle Frau wußte freilich am beſten, was man alles erzählen könne und was ſie alles erzählt hatte. —

Sie kam dann auf Malerei und auf Goethe's Denkmal zu reden, das ſie auf eigene Koſten ausführen wollte und das als Gipsmodell uns gegenüber auf dem Spiegelpfeiler zwiſchen den Fenſtern ſtand.

Sie zeigte und erklärte es mir, und ſprach dann von der Ueberſetzung ihres Buches ins Engliſche, womit ſie eben noch beſchäftigt war, und das ihr für Druck u. ſ. w. 7000 Thaler koſten werde.

Bekanntlich hat ſie es ſelber überſetzt, und zu dieſem Zweck in aller Geſchwindigkeit ein Engliſch erlernt, das man in England nicht verſtand; wodurch ſie eben zu dem Schaden oder Verluſt der aufgewendeten Koſten gekommen iſt.

Leider mußte ich auf die Uhr achten, um mich nicht für Marheineke zu verſpäten, bei welchem ich gerade den Tag zu Tiſche geladen war. Wie ich dann gehen wollte, fragte ſie nach meinen Aufträgen von den hanauer Frauen.

Ich ſuchte mit einigen Artigkeiten davonzukommen, und ſie entließ mich mit der Drohung, den Damen zu ſchreiben, was ſie ihr für einen unordentlichen Abgeſandten geſchickt hätten.

Bettina's Geſicht machte mir einen ganz angenehmen Eindruck; in ihrem Benehmen aber kam ſie mir vor, als hielte ſie ſich etwas gewaltſam im Zaum. Sie ſprach in ſtarken, auffallenden Ausdrücken, manchmal unverſtändlich und nicht gerade fließend. Dabei war ſie unruhig und ſteckte die Falten an den Sofakiſſen mit Stecknadeln bald ſo, bald anders übereinander. Sie war klein, hielt ſich nicht gut und hatte — bei damals noch unbekannter Crinoline — entweder einen bauſchenden Stoff am Unterkleid oder eine vortretende Corpulenz. Von anmuthiger Verneigung bei Empfang und Abſchied war nichts zu bemerken, und ſie ſah immer wie etwas verlegen aus, — als ob ſie gar zu gern ein paar Purzelbäume geſchlagen hätte.

Im Laufe dieſer Tage hatte mich Varnhagen mit dem Gaſtgeſchenke der drei Bände von „Rahel's Briefen“ bedacht. Ich ſollte mit dafür bürgen, daß auch ſpätere Mittheilungen, die er nicht erleben könne, wohlwollende und würdige Empfänger finden würden.

Ich konnte nach ſo lieben Stunden dem verehrten Manne nicht Lebewohl ſagen, ohne noch einmal an das Fenſter ſeines Zimmers zu treten, wo im einfallenden Lichte des Tags das kleine Bruſtbild Rahel's aus ihrem dreiundzwanzigſten Jahre in einem vom Bildhauer Tieck gefertigten Gipsmedaillon hing. Das ſprechende Profil, dieſer lächelnde Mund Rahel's ſchien einen jugendlichen Antheil an der Unterhaltung zu nehmen, die ich hier mit ihrem hinterbliebenen Freund und Gatten hatte, der damals juſt noch zehn Jahre jünger war, als ſie bei ihrem

Hinſcheiden vor vier Jahren geweſen. Den Namen Rahel nannte Varnhagen — „das wertheſte und ſtärkſte Band, das ihn noch mit dem Leben verknüpfe“.

Ich ahnte nicht, was er mir in jener Abſchiedsſtunde zur Anerkennung meiner Theilnahme an Rahel zudachte, — vier Abdrücke nämlich dieſes Bildniſſes, die mir bald nach Hanau folgten und mich in den Stand ſetzten, drei der mir angehörigſten Verehrerinnen Rahel's zu beſchenken, wie ich ſelbſt beſchenkt worden.

Es war ein heiterer, heißer Sonntag, als ich in der Sommerwohnung des Buchhändlers Veit im Thiergarten zwiſchen Profeſſor Gans und dem Laube'ſchen Ehepaar im Freien des anſtoßenden Wirthsgartens zu Mittag geſpeiſt und gegen Abend meinen Koffer mit jener gemiſchten Empfindung gepackt hatte, mit der man ſich nicht ohne Wehmuth fortzukommen freut.

In der Nacht ergoß ſich der Himmel in furchtbaren Gewitterregen, und als ich am Morgen im Cabriolet des Eilwagens abfuhr, war er mit neuen Wettern umhangen. Aber ein Talisman des Frohmuths ruhte mir auf dem Herzen, — ein Brief von Hauſe, der mir mit frohem Inhalt eben noch beim Einſteigen von der Poſtwarte zugeſtellt worden.

Die verſchiedenartigen Eindrücke, die ich von Berlin mitnahm, blieben doch unvollſtändig zu einem Urtheil. Ueber die Art, wie ich ſie aufgenommen, ließ Laube ſich ein Jahr ſpäter in einem Brief aus ſeiner muskauer

Verbannung heiter aus. — „Wir haben manchmal unter uns darüber gelacht", ſchrieb er, „wie Sie in dem fremden, kühlen berliner Element ſo wohlgemuth herumruderten, ſich mit Gelaſſenheit überall fanden und als ein natürliches, tüchtiges geſundes Menſchenkind überall gefielen." — —

Die Fahrt wurde bald heiterer, die Wege waren ohne Staub und das Grün dieſer unendlichen Sandebene hatte ſich erfriſcht und bereichert. Durch die angenehmſten Städtchen Sachſens kamen wir freilich in der nächſten Nacht, und der andere Morgen niebelte wieder und verdeckte uns auf der waldigen Höhe vor Dresden die ſo ſchön gelegene Stadt.

Daß mich dieſe aber damals auch im Innern ſehr entzückt hätte, könnte ich eben nicht ſagen. Hier gähnten die leeren Straßen, dort ſtreckten ſich die grauen hohen Häuſer ſo kalt auf. Dunkelheit und Gerüche drangen aus den beſtgebauten, fünf bis ſechs Stockwerk hohen Wohnungen heraus. — Heute allerdings ſieht vieles anders aus. Die Läden aber konnten ſich damals mit den berliner und frankfurter Kaufläden nicht vergleichen. Der Menſchenſchlag erſchien nicht hübſch und die gemeinen Leute ſchlecht gekleidet.

Ich fand gleich am Morgen Gelegenheit im Gaſthofe, mit einer kleinen Geſellſchaft das Grüne Gewölbe zu beſehen. — — Doch von den Schätzen und Sehenswürdigkeiten der Stadt, die beſchrieben und beſprochen genug ſind, wie ſie es verdienen, ſowie von den reizenden Ausblicken der Brühl'ſchen Terraſſe will ich nicht erzählen; ich beſchränke mich auf meine kleinen beſondern Erlebniſſe.

Theodor Hell, den ich gegen Abend beſuchte, dieſer unſchöne Mann, der neben einer ungemein ſchönen Frau wol ſeinen Namen Winkler, nicht aber ſich ſelbſt illuſtriren konnte, wies mir über den Altmarkt hinüber das Eckhaus, in welchem damals noch Tieck wohnte, der bekanntlich ſein Freund nicht war. Er beruhigte mich, daß es dort zu einem Beſuche nicht zu ſpät am Tage ſei.

Die dunkelſte Treppe dieſes Handelshauſes führte hinter Krämergeräth, Fäſſern und Ballen zu einem kaum hellern Gang, aus welchem ich faſt geblendet in ein von der Abendſonne durchſtrahltes Sälchen trete. Aus dieſem Nimbus einer gemiſchten Geſellſchaft kommt mir der Dichter entgegen, von der Gicht gekrümmt, aber von den Grazien der Bewegung nicht verlaſſen.

Tieck hatte im vorigen Sommer auf einer Reiſe nach Baden-Baden das Unglück gehabt, durch einen Sturz des Wagens bei Wiesloch, hinter Heidelberg, an Stirn und Nacken ſchwer verletzt zu werden. Eine Hirnentzündung war zu fürchten; doch ging die Lebensgefahr vorüber: Tieck genas in Baden, behielt aber eine Steifheit in den Halswirbeln und eine ſchräge Stellung des Kopfes.

In dieſer Haltung empfing er mich. Waagen mit Familie nahm eben Abſchied zur Rückreiſe nach Berlin. Tieck's beide Töchter begleiteten ſie zur Poſt, und nach ihrem Abgang ſammelte ſich um Tieck und die Gräfin Finkenſtein eine Geſellſchaft von Frauen und Herren; unter ihnen Agnes Franz, die bekannte Dichterin, die den Sofaplatz neben der Gräfin einnahm. Die Gräfin ſelbſt, fein von Geſtalt und Zügen, in der Art engliſcher Kupferſtiche, hielt ſich auf podagriſchen Füßen. — Die Poetin, ſchon ältlich, etwas verwachſen und von der Geſichtsbildung der Verwachſenen, war nur durch ein ſprechendes Auge und ein graziöſes Lächeln ausgezeichnet, — zwei Gaben, die ſich unter Tieck's Verleſen in ihrem Glanze darlegten.

Er las dieſen Abend „Heinrich den Fünften“ von Shakſpeare.

Tieck war von der Natur mit zwei koſtbaren körperlichen Dichtergaben bedacht worden: mit dem ſchönen, dunkeln Auge — in a fine fancy rolling, nach Shakſpeare's Ausdruck — das zwar nicht ſo groß und feurig wie Goethe's Auge, dafür aber ſchalkhaft-liebeſüßer war, und zweitens mit dem heitern Munde voll ſtarken und biegſamen Klanges. Er las fünf Shakſpeare'ſche Acte mit allem Nachdruck der Leidenſchaften, ohne kaum einmal leiſe zu räuspern, er ein Vierundſechziger.

Ueber ſeine berühmte Art, Dramatiſches zu leſen, wollte ſich meine Ueberlegung nicht ganz mit meiner Empfindung vertragen. Von dem erſten Eindrucke des hinreißenden Vortrags zurückgekommen, mußte ich mich doch fragen, ob es die rechte Weiſe ſei. Der Leſende läßt ſich durchaus wie von der Bühne hören, ohne doch wie von der Bühne zu agiren; denn er ſitzt ſtill im Zimmer hinter dem Pultchen, zwiſchen zwei Lichtern, von der beſorgten Freundin vor Luftzug aus dem anſtoßenden Gemach gehütet. Selbſt bei ziemlicher Vorkenntniß des Stücks kann der Zuhörer doch, beſonders in den ernſten

Partien des Dramas, die wechſelnden Perſonen, die im Dialog nie mit Namen angekündigt werden, nicht gehörig auseinander halten. Für die komiſchen Auftritte erſchienen Tieck's Mittel faſt reicher, und es gelang ihm mit dem Wechſel der Stimme, der Ausſprache und der Betonung alle die ſchnurrigen Geſellen des Stücks unterſcheidbar zu charakteriſiren. Er brachte einen wirklichen Theatereffect hervor. Gerade dies aber konnte auch ſtören. Man erwartet vom bloßen Leſen eines Stücks nur charakteriſirende Umriſſe, die man ſonſt nicht zu coloriren pflegt, und nur die wirklichen Schauſpieler haben das farbige Gemälde zu liefern.

Am folgenden Abende las Tieck, der mich dazu eingeladen hatte, Calderon's „Standhaften Prinzen". Aber die Versart und der ſtete Ernſt des Stücks begünſtigen ſolches Leſen weniger.

Geſtehen muß man aber, daß Tieck's Perſönlichkeit und Erſcheinung ſelbſt durchaus poetiſch waren. Sein Kopf war ſein Stil, — anmuthig in reinem Ausdruck. Die zauberiſchen und ſchalkhaften Phantaſien ſeiner Novellen, ſowie die gaukelnden Waldlichter ſeiner frühern Romantik ſpielten in ſeinem Auge; der Nachtigallenſchlag und Kukuksruf ſeiner Diction niſtete in ſeinem heitern Munde. Und je mehr Vorliebe für wunderliche und bizarre Geſtalten Tieck mit dem Alter genommen hatte, deſto mehr zog ihn ſelbſt, ironiſch genug, eine eigenſinnige Gicht und zuletzt noch ein abenteuerlicher Sturz zu einer verſchrobenen Geſtalt, die ſich aber, gleich ſeinen dichteriſchen Figuren, mit einnehmender Heiterkeit und eigenthümlicher Anmuth geberdete.

Ich hatte mich einem heftigen Abendgewitter zum Trotz zu einem Ausflug in die Sächſiſche Schweiz entſchloſſen, und fuhr am frühen Morgen in einem Wägelchen von Dresden ab. — —

Der Weg nach Pillnitz war von den heftigen Regengüſſen ſehr durchweicht und der Himmel nachdrohend umzogen. Doch die hohen Halme des weiten, fruchtbaren Thales nickten mir munter mit dem friſchen Morgenwinde, und links über die Elbe herüber winkten mir die Weinberge, Findlater's Wirthſchaft und das Schlößchen vom Königsweinberge ein ſtummes Fahrewohl zu. — Gegenüber Pillnitz verließ ich den Wagen; ein königliches Fahrzeug ſetzte mich über, und ich gelangte durch eine breite Allee und ein langes Dorf zum Goldenen Löwen, wo man die verpflichteten Führer fand. — Ein blatternnarbiger, gutmüthig lächelnder Burſche zog raſch ſeinen Rock mit dem Schilde an und übernahm meinen Reiſeſack.

Wir begannen die Fahrt mit einem frommen Gang nach der Hofkapelle, Vogel's Wand- und Deckengemälde zu beſehen, auf denen die königliche Familie ihre Phyſiognomien den Perſonen der heiligen Geſchichte geliehen hat. Dadurch erſchienen die heiligen Perſonen ebenſo von Königs Gnaden, als die königliche Familie von Gottes Gnaden da iſt!

Das Dorf war von hin- und herwandelnder Hofdienerſchaft belebt, und aus den kleinen Fenſtern blickten hier und dort feine welke Mädchengeſichter, die wie gelöſte Hofräthſel ausſahen.

Neben dem Pillnitzer Grund wendeten wir uns nach dem Schloßberge. Mein Blick ruhte auf dem tief unten liegenden Schloß. Die weltwichtigen Auguſttage des Jahres 1791 fielen mir ein, als hier Kaiſer Leopold, König Friedrich Wilhelm II., Graf Artois und andere Fürſten verſammelt waren und das erſte Bündniß gegen die Revolution geſchloſſen wurde, das ſoviel Unglück und Elend über Deutſchland brachte. Wie mag ſich in jener Auguſtnacht von hier aus der Tempel ausgenomhaben, der mit der Inſchrift „Concordia Augustorum“ brannte und im Spiegel der Elbe widerglühte!

Doch ein lebendigeres Bild ſtand uns bevor, als wir, umſchattet von herrlichem jungen Laubholze des „Poetenweges“, gemach aufwärts den Gipfel des Borsberges erreichten, und auf dem Balkenaltan über der Grotte, 800 Fuß über dem Elbſpiegel, das Elbthal von Meißen bis Königſtein überſchauten.

An den fernen Gipfeln des meißener Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges zogen die Regenwolken auf und nieder, als würde es ihnen ſchwer, ſich aus der Umarmung ihrer geliebten Berge zureißen. Jetzt beim Abſchied, unter dieſem Steigen und Sinken der Wolken, ſchloß hier und öffnete ſich dort eine Fernſicht, fiel hier der Schleier eines Sprühregens über die tiefern Hügel und zuckte dort wieder ein Sonnenblick durch ein geſchwungenes Thal über ein einſam Gehöft oder einen dunkeln Wald, ſodaß alles bewegt und lebendig ausſah.

Von der Kuppe herabgeſtiegen erquickten wir uns unter einem überhangenden Baume des Wirthsgartens an der köſtlichſten Butter zu gutem Brot und Schinken und verſöhnten uns mit dem beargwohnten rothen Landweine, dem freilich ein Sommer wie der 1834 die beſondere Gnade des Geiſtes und der Süßigkeit verliehen hatte.

Aufbrechend wendeten wir uns von den abſchüſſig ſchlüpferigen Wegen dem Liebethaler Grunde zu.

Von dieſen zerriſſenen Sandſteinwänden, von welchen hoch herab das Dorf mit ſeinem Kirchthurme blickt, iſt eben nach monatelanger, gefährlicher Arbeit ein „Satz“ losgehauen. Die Steinbrecher ziehen zu einem fröhlichen Gelag; denn nun haben ſie, um den Block zu den ſehr geſuchten Mühlſteinen zu verarbeiten, für lange Zeit ein leichteres Tagewerk.

Ein Sprühregen treibt uns in die vorderſte Mühle an der Weſenitz. Behaglich ſitzt am breiten Fenſter der Müller mit einem Zeitungsblatt, und die nahe Felswand ſchielt mit ſanft tröpfelndem Geſträuche, wie mit thränender Wimper, durch die Scheiben über des Müllers Schulter; die ewig Einſame ſcheint wehmüthig mitzuleſen, was in der Ferne die unſtete Welt treibt.

Wie der Regen nachläßt, erklimmen wir die ſteile Wand unſers Einganges in das Thal. Ein anmuthiger Weg führt uns am buſchigen Rande hin; das Geſträuch öffnet ſich hier und dort auf einen Felſenaustritt und läßt uns einen Blick in die ſchaurige Schlucht hinein thun, einmal wo ſich im engen Grunde die Mühlen und der mühlsdorfer Kirchthurm hintereinander erheben, dann wo die Lochmühle, zwiſchen den Felswänden eingeklemmt, den ſchäumenden Bach aufnimmt. — Nun führt uns ein künſtlicher Mühlenweg wieder in die Schlucht hinab; wir gehen durch die Mühle und ſchauen

— auf einem Stege ſchwebend — die wilden Felswände an, die ſich vor uns an der ſogenannten Rabenteufe zuſammendrängen, und nur noch die brauſende Weſenitz durchlaſſen. Auf der andern Seite über hundertfunfzig Stufen an Felſen wieder hinaufgeklettert, befinden wir uns in heiterer, ebener Landſchaft. Die Wolken rollen ſich immer mehr auf und die Sonne bricht hervor. Wie ſüß athmet ſich die Frühlingsluft, die ſo weich und würzig von waldigen Höhen herab, über feuchte junge Saaten und Wieſengründe, und von einem verſöhnten Himmel durchſonnt, uns umfächelt! —

Bald erreichen wir das Städtchen Lohmen. Es war Mittagszeit, und das ſtille Gärtchen des Gaſthauſes ſtand einladend offen. Ein Harfenmädchen lag ſchlafend auf dem Sofa des Pavillons. — „Nanni!" rief mein Führer. Da fuhr die Schläferin auf, lachte und verſchwand. Doch nur, um ihre Harfe und eine Mitſpielerin zu holen. Und kaum waren meine beſtellten Forellen gebracht, ſo erklang auch vor dem Gartenhäuschen, im Schatten eines ſpätblühenden Apfelbaumes, Lied und Saitenſpiel.

Süße Müdigkeit, balſamiſche Luft, dunkelroth gefüllter Pokal und ihr auf Saiten tanzenden Mädchenſtimmen, welchen Accord eines unbeſchreiblichen Friedens ruft ihr nicht in meiner Bruſt hervor! Ja doch, ihr ruft hervor, ihr gebt ihn nicht ſelbſt. Der heimlichſte Mittag brütet auf meinem Herzen: ich weiß nicht, was in dieſen Tiefen ſich regt; ich fühle nur eine Unendlichkeit in dieſen engen, ſchlagenden Kammern. Was ich empfinde, was ich ahne und in ſeligen Augenblicken erſchwinge, — du gefleckte Forelle haſt es nicht aus deinem kühlen Bergwaſſer mitgebracht, nicht auf den Mittaghöhen der Elbe iſt es in rothen Beeren gereift, meine Füße haben es nicht erklettert, ihr preßt es nicht aus euern heiſern Kehlen, Sängerinnenpaar, und vergebens ſchwingen die Saiten euerer Harfen danach: dennoch, wie kommt es, daß all dieſes zuſammen eine ſo ſelige Stimmung in mir hervorbringt? Ueberall rührt man an das Räthſel der Verwandtſchaft unſerer Sinnlichkeit mit dem Ewigen. Jeder edle Genuß führt eine Wünſchelruthe auf friſche Quellen unergründlicher Ahnungen, die unſer Herz mit Seligkeit erfüllen.

Ich war noch in dieſen räthſelhaften Gefühlstrunkenheiten verſunken, als hinter den ſchweigenden Sängerinnen her ſich eine ſanfte weibliche Stimme in weicher Mundart laut rufend hören ließ: „Fahrt doch fort, ihr Mädchen! Singt noch 'was Luſtiges! Wem ſpielt ihr denn auf?“

Die Sängerinnen mochten nach meinem Pavillon gewinkt haben; denn mit den Worten: „So? Iſt jemand drin?“ blickte ſie herein. —

Im Augenblick erkannten wir uns. In der dresdener Galerie waren wir einigemal vor demſelben Bild zuſammengekommen, und hatten darüber einige Worte gewechſelt. In Bezug darauf ſagte die heitere Frau lachend: „Ha, mein Gott, Sie? Suchen Sie etwa die Sixtiniſche Madonna noch einmal hier? Wie viele mal trafen wir uns doch vor dem Bilde?“

„O wenigſtens ſechsmal“, antwortete ich ſcherzend.

„So?“ lächelte ſie. „Alſo fünfmal in aller Unſchuld; denn das ſechste mal, geſtehe ich Ihnen, kam ich blos, um zu ſehen, ob auch Sie zum ſechsten mal kämen. An Ihnen erſt fiel mir der Zauber auf, der auch mich wieder und wieder nach dem Bilde zog.“ —

„Ich muß Ihnen ſagen, wie es zuging“, erzählte ich. „Beim Eintritt in die dresdener Galerie erblickte ich nur den Secretär, der am Tiſchchen im Fenſterwinkel meine Einlaßkarte abnahm und mir das dicke Buch zum Einſchreiben meines Namens vorlegte. Nun ſchwankte ich, ob ich mich rechts oder links in die Säle wenden ſolle, um vor allem zur Sixtiniſchen Madonna zu kommen. Ihr galt meine heutige Wallfahrt. Ich wendete mich um, und — da hängt dicht vor mir an der nächſten Wand das göttliche Bild. Ich ſchreckte ordentlich zuſammen. So bleibe ich nun lange ſtehen, den Eintretenden im Wege, und muß mich endlich zwingen, weiter in die Säle vorzuſchreiten. Da iſt denn ein erſtaunlicher Reichthum über- und nebeneinander ausgebreitet. Es wird mir ſchwindelig zu Muth. Wie ſoll ich das alles bewältigen, oder wo das Anſprechendſte herausfinden? Vieles hängt auch nicht im günſtigſten Lichte. Dazwiſchen ſehe ich manchmal nach den Frauen, die in Fenſterniſchen copiren, nach den Herren, die mit ihren Paletten den hohen Originalen auf Gerüſten nachgeſtiegen ſind.

„Alles dies regt mich auf, ich kann kein Bild recht ruhig ins Auge und Herz faſſen; immer zieht es mich wieder nach dem Eingangsſälchen vor meine Madonna.“

„Ach!“ lachte die Fremde, „Sie werden geglaubt haben, die ſchöne heilige Barbara auf dem Bilde ſähe ſich nach Ihnen um.“

„Es iſt wahr, vom Glanz der Himmelskönigin geblendet, blickt die Heilige herab“, verſetzte ich. „Aber, ſo oft ich komme, finde ich auch Sie davor: hatten Sie es auf den alten Papſt Sixtus abgeſehen, der mit ungeblendetem Auge zur Muttergottes aufblickt?“

Lachend verſicherte ſie, es ſei ihr mit der Madonna ähnlich wie mir gegangen. — „Alſo ſechsmal!“ rief ſie aus. „Und doch verſtehe ich das Bild noch nicht.“

„Mir kam es zuerſt wie eine himmliſch wunderbare Pflanze vor“, erklärte ich ihr. „Zu unterſt am Boden ſitzen die zwei Keimblättchen von Engeln, denn die Menſchheit erwächſt aus Engelskeimen, die auf unſere Erde ausgeſtreut werden. Höher hangen die beiden ſchon entfalteten Blätter Sixtus und Barbara, jenes aufwärts — dieſes abwärts gewendet; wie denn jeder Menſch, gleich dem Pflanzenblatte, eine doppelte Seite hat, — eine ſonnenwärts und eine erdenwärts gekehrte, eine von oben einathmende, eine nach unten ausathmende. Es iſt eine tiefſinnige Symmetrie in dem Bilde. Denn erheben wir nun den Blick von dieſem weit auseinander gehaltenen Heiligenpaar, ſo finden wir eng vereint zu oberſt die eigentliche Blume, — die Jungfrau mit dem Kinde. Hier iſt das Göttliche auf unbegreifliche Weiſe aus dem Menſchlichen erglüht, wie ſich auch die feuerrothe, die himmelblaue Blüte aus grünem Stengel geheimnißvoll entfaltet. Und gerade über dem aufblickenden Sixtus ſchwebt Maria, die durch Gnade Erhobene, über der niederblickenden Barbara das göttliche Kind, das ja zur Menſchheit niedergeſtiegen iſt. Die Augen dieſes Kindes, durch die man in die Ewigkeit hineinſchaut, verſchlingen unſere Seele: wir wiſſen nicht, in welche Schauer der Erlöſung, in welche Ahnungen einer nahen Seligkeit wir unterſinken, bis wir endlich wieder aus den Augen der Mutter mit dem Gefühle der gläubigſten Ergebung und einer unbegriffenen Begnadigung auftauchen.“

So kamen wir bald in ein trauliches Geſpräch gerade entfernt von dem Gegenſtande, über den wir an Ort und Stelle kaum einige Worte gewechſelt hatten. Eine anziehende Erſcheinung, ſchlank gewachſen mit jener Weiße der Haut, die ſich bei röthlichen Haaren findet und in den blauen Augen und faſt durchſichtigen Zähnen widerſcheint, kam die anmuthige Frau eben mit einem alten Führer von Pillnitz, um ihren Mann aus Pirna auf der Baſtei zu finden oder zu erwarten. Ich erhielt die Erlaubniß ſie zu begleiten, und wir brachen auf, als eben eine gemiſchte Geſellſchaft den Garten betrat.

Wir folgten unſern Führern über eine wohl angebaute Ebene. Die Sonne ſchien über und über. Vor uns in der Ferne ſahen wir die Hochburkersdorfer Linde, auch Napoleonslinde genannt, ſeitwärts die Höhen um den Borsberg, im Rücken das Erzgebirge in Nebelferne. Nach einer halben Stunde erreichten wir das Dorf Ottowalde und ſtiegen hundertvierzig Stufen tief in die Schlucht hinab.

Wir hatten auf die ſchmalen, oft wankenden Trittſteine zu achten, und empfingen daher unten beim erſten freien Umblick den unzerſtückten Eindruck dieſer impoſanten

Felswände. Meine Gefährtin ſetzte ſich auf ein vorſpringendes, mit feinem Graſe bewachſenes Felsſtück nieder, überwältigt von den über hundert Fuß hohen, wie gepanzert gegeneinander ſtehenden Felſen.

Dies iſt der allgemeine Charakter der Ottowalder Schlucht. Dennoch wird das ſchweifende Auge des Wanderers unaufhörlich durch wechſelnde Einzelheiten beſchäftigt, je nachdem dieſe ungeheuern Maſſen, auf das mannichfaltigſte zerklüftet, da und dort überhangen oder ſchroff hervortreten, — auf dem Scheitel mit mächtigen Buchen, in den Spalten mit ſchlanken Fichten, tiefer herab mit Strauchwerk und Farrnkraut, und, wo ſie kahl ſind, mit ſchwefelgelben Flechten bewachſen. Am Fuße der in Reihe und Glied ſtehenden Felſen wachſen blühende Stauden; weiches Gras legt ſich über die nackten Zehen dieſer ſteinernen Rieſen. Zwiſchen denſelben, wie das verſöhnende Gebet eines Einſiedlers, murmelt der Bach, und liebkoſt die Felsblöcke, die hier und dort abgeſtürzt, ihm und dem Wanderer den Weg ſperren. Man möchte ſie für die Helme oder für die Naſen und Arme dieſer ſtarren Kämpen halten, die an ſtürmiſchen Tagen, wenn Nebel oder Wolkenbruch ſich zwiſchen ſie herabſenkt, blind gegeneinander losſchlagen und ſich zerſtücken. Heut aber ſtehen ſie ruhig mit kühlen Füßen am Bach und ſtrecken ſtolz Helm und Federbuſch, von der Sonne vergoldet, in den blauen Himmel empor.

„Nicht wahr, dieſe Felſen wiſſen ſich in Reſpect zu ſetzen?“ fragte ich meine ſtumme, blaſſe Gefährtin.

„Ich weiß nicht“, erwiderte ſie mit Ernſt, „habe ich einmal von dieſem wilden Grunde geträumt, oder iſt er nur das Abbild eines frühern Seelenzuſtandes, einer peinigenden Lebenslage, die ich durchgemacht. Wenigſtens fällt mir, ſonderbar genug, die Pein meines metzer Penſionats ein."

„Sie ſind in Metz erzogen?"

„Ich war wenigſtens Jahr und Tag in einem dortigen Convent der «Damen des heiligen Herzens»."

Ich hatte ſo manches Abſonderliche über dieſe Jeſuitenanſtalt gehört, und bat ſie, mir etwas davon zu erzählen.

Sie ließ ſich dazu bewegen, weniger vielleicht um meiner Bitte willen, als weil ſie, leicht ermüdend, ſich unter dem Erzählen manchmal ſetzen konnte. — „Was ich Ihnen mittheile", ſagte ſie, „iſt aus dem Leben; aber laſſen Sie es ſich gefallen als eine

Novelle.

„Ich ſtamme von katholiſchen Aeltern. Als nach dem Tode meiner geiſtesſchwachen Mutter der Vater ſich noch einmal verheirathen wollte, war ich ſchon ziemlich herangewachſen und nahm dieſen Entſchluß ſehr ungeberdig auf. Ich wünſchte mir eine eigene Lebensſtellung zu geben, und ging mit Empfehlungen einer Dame aus Metz dorthin, um in einer Erziehungsanſtalt mich in der Sprache zu befeſtigen. So bereitete ich mir die verdiente Zurechtweiſung ſelbſt.

„Denken Sie ſich ein weitläufiges Gebäude ganz entlegen aus dem belebten Theile der Stadt. Und nicht einmal in dieſe todte Straße konnten wir ſehen; die Fenſter waren vermauert wie in einem Gefängniſſe. Unſere Wohnungen ſahen in den Garten; doch auch in dieſem war uns nur ein gewiſſer Bezirk erlaubt, weil weiterhin an der Gartenmauer die Kaſerne der Genieoffiziere liegt, aus der man uns hätte zurufen können. Jede Stunde war ſtreng gemeſſen, dem Lernen und Beten zugetheilt. Plaudern in der Zwiſchenzeit iſt verboten, blinde Unterwerfung das höchſte Verdienſt. Wer ſich dies in hohem Grade erwirbt, wird Ange und erhält das Bild eines Engels an einem blauen Bande um den Hals. Auf einer zweiten Stufe der Auszeichnung wird man Enfant de Marie; man trägt dann ein Marienbild am blauen Bande. Leiſtet man aber in Gehorſam und Frömmigkeit noch mehr, ſo wird es mit einem breiten blauen Bande ausgezeichnet, das man von der Schulter über die Bruſt trägt. Als Ruban tritt man nun auf die unterſte Stufe der Kloſterwürden; man erhält ein Amt. Denn keine zwei Penſionärinnen dürfen ſelbſt in den Erholungsſtunden, oder im Garten wandelnd, zuſammen plaudern, ohne daß ein Ruban in ihrem Geleite ſei. Freilich haben junge Franzöſinnen ſelten das unbefangene Bedürfniß, blos gemüthlich zuſammen zu plaudern, ohne zugleich ihrem angeborenen Trieb zu kleinen Ränken Einfluß zu geſtatten. Daher jenes ſeltſame Erziehungsverfahren, nach welchem ſogar ein munteres, herzliches Anſchmiegen junger Mädchen an ihre Lehrerinnen nicht geduldet wird. —

„Wir ſchliefen in großen Sälen unter Wache der Lehrerinnen. Die Betten waren durch hohe Zwiſchenwände voneinander abgeſperrt wie in einem Pferdeſtall die einzelnen Stände. — Durch das Zuſammenklappen eines hölzernen Buchs wurden wir zu allen Pflichten des Tages aufgeboten, — zum Aufſtehen und Ankleiden, zum Kirchengang und Frühſtück, zu den Lern- und Eßſtunden, zum Spiel im Garten und zum Abendgebet. Jede Bewegung des Lebens geſchah nach dieſer hölzernen Mahnung. An Feſttagen wandelte ſich das Lernen in Beten, das Sitzen in Knien um. Weltliche Menſchen bekamen wir nur an Donnerstagen nachmittags zu ſehen, da Freundinnen des Kloſters und Verwandte einheimiſcher Penſionärinnen zu Beſuch erſchienen. Man verſammelte ſich im Salon. Da ſaßen wir ſteif, und wurden bei jeder Annäherung einer Beſuchenden ſcharf bewacht, ob wir kein Briefchen erhielten oder abgäben.“ — —

Je traulicher meine Gefährtin ſprach und ich zuhörte, deſto mehr wetteiferten die Führer, uns auf die Felſenumgebung aufmerkſam zu machen. Dort waren verſteckte Höhlen zu ſehen, worin die Bewohner der Umgegend während der Kriegszeit ihre geflüchtete Habe geborgen hatten; hier war ein nächtlich verirrter Wanderer, einem Lichtſchimmer aus dem jenſeitigen Orte Wehlen zueilend, vom hohen, buſchigen Felſen herab in die Schlucht geſtürzt. — Nun drängen ſich die feindlichen Wände eng zuſammen; zwiſchen ihnen ſind abgeſtürzte Felsblöcke hangen geblieben. Es bilden ſich drei Durchgänge eines langen, niedrigen Thors, unter welchem wir, von unſerer Phantaſie beängſtigt, hindurcheilen. Jetzt nöthigen uns die Führer gar, unter tiefhangenden Felſen hin zu einer Höhle zu kriechen. Indem wir uns darin aufrichten, ſehen wir über uns durch zuſammenſtoßende Felſen einen hohen Schornſtein gebildet, und mitten aus dem tief herabhangenden Steine ſickert wie durch Zauberei ein Waſſertropfen um den andern. Das iſt die ſogenannte Teufelsküche; wir eilen aber gebückt hinaus, um keine Teufelsbraten zu werden.

Die Schlucht iſt lang, und wo ſie ſich wendet, an dunkler kahler Felswand bietet ſich unvermuthet eine kleine Wirthſchaft an. Der Fels hat einen Keller für Getränke, eine Höhle für des Wirthes Bett. Aber „die Wand iſt noch zu kalt und feucht", ſagte das kleine Schenkmädchen, „wir ſind noch nicht eingezogen". — Tiſche und Bänke aus einfachen Bretern für Gäſte ſind aufgeſchlagen, und niedliche Schächtelchen mit Felsmoos, Steinchen und Schneckchen ſtehen zum Verkauf aus. Wir halten uns nicht auf und eilen, wo die Schlucht ſich theilt, in der links aufſteigenden Richtung weiter. — „Die Hölle" rufen uns die Führer den Namen der grauſenhaften Stätte zu. — —

„Wie ſollte ich nun aus meiner Kloſterhölle kommen?" fuhr die Erzählerin lächelnd fort. „Ich verſah es täglich und in allen Stücken; im Beten that ich zu wenig, im Plaudern zu viel. Ein Enfant de Marie zu werden, war gar keine Hoffnung da, ja nicht einmal, einen Engel an den Hals zu bekommen. Dabei verdroß mich noch manches, z. B. die geheimnißvollen Anſtalten, wenn man einmal mehr als Hände und Geſicht waſchen wollte; ferner die ewige Andacht zu Heinrich dem Fünften und die über Ludwig Philipp täglich ausgegoſſenen Bitterkeiten. Ich beſchwor meine Stiefmutter, mich zurückzunehmen. Allein, was ich zu meiner Rechtfertigung ſchrieb, ward immer erſt im Convent geleſen und erboſte die Dames du sacré coeur. Sie begleiteten meine Briefe mit ihren Beſchuldigungen, und ſo wendete es ſich in den Augen meiner Stiefmama immer dahin, daß je mehr ich zu klagen Urſache bekam, ich einer ſtrengen Zucht deſto bedürftiger erſchien. Mußte ich mir da nicht ſelber helfen? Auf Mariä Lichtmeß wurde mir endlich ein Mittel klar.“ — —

Unſre Umgebung harmonirte mit der hoffnungsvollen Ausſicht der Erzählerin: das Thal ſtieg ſanft empor, die Felſen traten hinter den Wald zurück, die Sonne ſchien bis zu unſern Füßen herein, die Vögel flatterten. — Die Erzählerin fuhr fort:

„Wir hatten einen Geiſtlichen Namens Jaquemot, der uns in der Hauskirche die tägliche Meſſe las, unſere Beichte hörte und die Communion ſpendete. Jünger und hübſcher war Père Martin, der jedoch nur zuweilen bei uns predigte. Man kannte ihn als Jeſuiten. In dieſen ſtellte ich mich nun verliebt. Ich ſchrieb ſeinen Namen auf alle Papierſchnitzel, auf alle Schreibbücher und in den Sand des Gartens. Ich war immer ſehr zerſtreut, und wenn man mich anrief, ſchrak ich auf und fragte: Père Martin? —

„Nicht lange ſo ward ich vor die Oberin beſchieden und auf Geſtändniß angegangen. Ich bekannte nichts und leugnete nichts. Erſt erhielt ich Ermahnungen, und da ſich mein Zuſtand nicht beſſerte, folgten Pönitenzen. Ich wurde in die Kapelle geſperrt, man ordnete Betſtunden an, und zuletzt ward der Beichtvater Jaquemot ins Vertrauen gezogen. Aus Vorſicht verſchwieg man den Namen des Prieſters, in den ich verliebt ſei. Der gute Jaquemot nahm nun ſeine geheimen

Ermahnungsſtündchen mit mir vor und unterließ nicht, vor allem auf den Namen des Geiſtlichen zu examiniren. Wie er dabei ſchmunzelte und liebäugelte, merkte ich wohl, welchen Namen er zu erfahren hoffte. Mein verlegenes Schweigen mochte er ſich günſtig genug auslegen: er ſuchte die Dames du sacré coeur über mich zu beruhigen, und kam ſeinetwegen ſo oft, daß es mich in Verzweiflung ſetzte. Beides ging ja gegen meine Berechnung. Ich mußte daher der Sache ein Ende machen und ſagte ihm eines Nachmittags, als er mir wieder des Namens wegen zuſetzte: Verlangen Sie das nicht, frommer Vater! Ich werde dieſen Namen in meinem Herzen begraben. Das Einzige, was ich Ihnen zur Beruhigung ſagen könnte —

„Nun, Mademoiſelle? — rief er, während ich einhielt, um mich an ſeiner faſt athemloſen Erwartung zu ergötzen.

„Das Einzige, lächelte ich, iſt, — daß Sie es nicht ſind."

„Alle Faſſung verlierend, entrüſtet, ging er weg. — Das half. Jaquemot war ſo beſchämt für ſich, erbittert gegen mich, in Angſt vor den Kloſterfrauen, daß er nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als mich fortzuſchaffen. Wie er meinen Zuſtand dargeſtellt, weiß ich nicht; allein die Damen des heiligen Herzens beſtanden auf meiner Entfernung, — ich wurde abgeholt. — Sie werden an Eliſe von Graberg denken! lachte ich beim Lebewohl."

Lachend hatten wir den Grund verlaſſen und befanden uns auf einer waldigen aufſteigenden Fläche. Die Führer lockten uns in die Gebüſche, um uns in den felſenzackigen Hirſchgrund und in die Vogelſtelle hinabblicken zu laſſen, die einem tiefen See verſteinerter Wellen gleicht. Erſt hatten wir unter überragenden Felſen gebangt, nun ergriff uns ein unterſchlächtiges Grauſen.

Der Wald lichtet ſich. Bis an die ſogenannte Ausſpann kann man auch fahren. Nun geht's ſteiler empor bis an das Gaſthaus und die wirthſchaftlichen Anlagen. Eine tiefe, ferne Gegend taucht auf. Wir eilen aus dem Buſchwerk auf das ſchmale, mit bruſthohem Eiſengeländer umſchützte Felshorn hinaus, und ſchweben nun ſchwindelnd 600 Fuß hoch über der unter uns hinziehenden Elbe, ſtaunend über eine durchſonnte, wunderbare Landſchaft. — —

Lange irrt unſer träumender Blick unſtet hin und her, bis er nun betrachtend von einem zum andern Punkte ſchweift. Links lehnt ſich die Felſenhöhe der Baſtei, auf der wir uns befinden, an eine etwas tiefere Wand, zu der eine ſchwebende Brücke trägt. Hier ſtand vormals eine unzugängliche Raubburg und beherrſchte die Elbe, die ſich wie aus alter Angſt vom Fuße dieſer Felſen abkrümmt. Hinter der Wand erheben ſich die großen Gansfelſen nach dem Dorfe Rathen, und lenken nordöſtlich, wo die wilden Felſenwarten des hohenſteiner Forſtes mit dem Schloſſe, und die Berge bei Neuſtadt ſich am Horizont verlieren. Vor uns, etwas links, zeigt ſich als fernſter Höhepunkt der böhmiſche Roſenberg; weiter rechts führen der Schneeberg und

Sattelberg aus Böhmen nach dem Sächſiſchen Erzgebirge hinüber, deſſen Höhen am dunſtigen Horizont verdampfen. Von Böhmen herein, rechts und links vertheilt, rücken immer näher und füllen den Mittelpunkt der vor uns ausgebreiteten Landſchaft — die Winterberge, die Kaiſerkrone, der Zirkelſtein, die Kuppelberge, die Koriſchfelſen, der Papſtſtein und der Pfaffenſtein. Noch näher und jäh aus flachem Boden ſteigt der Lilienſtein und die Feſtung Königſtein. Tiefer herab bis an das Ufer der Elbe treten die Rauenſteine und die Bärenſteine. —

Idylliſcher nimmt ſich unmittelbar unter uns die Landſchaft aus. Jäh hinab am Knie des Felſens, auf deſſen Naſe wir hocken, wälzen Menſchen, für uns in Zwerggeſtalt, Steine nach dem Ufer der Elbe; Boote halten am Geſtade und Menſchenſtimmen tönen matt herauf. Am Strome hin liegen einzelne Häuſer; ein Gärtchen iſt auf freiem Felſen angelegt und wird auf einer Treppe beſtiegen. Leinen iſt zu bleichen ausgeſpannt. Jenſeit des Stromes ziehen Saatfelder längs des Ufers hin und nicken wogend der wogenden Nachbarin Elbe zu. Wechſelnd ſchimmert das Grün der verſchiedenen Beete bis zum Walde hinauf, in welchem verſteckt wir ein Häuschen liegen ſehen, zur Zuflucht bei Ueberſchwemmung des heut ſo wenig übermüthigen Stromes erbaut. —

Inzwiſchen beginnt Muſik und Geſang unter den Bäumen vor dem Wirthshauſe; wir ſitzen mit dem Rücken an das Eiſengeländer lehnend, und laſſen unſere Gedanken luſtig wie jene Mückchen in der Abendſonne ſchwärmen, bis die verſchiedenen Reiſenden ſich in das Buſchwerk an die Wirthstiſche verlieren.

Die liebenswürdige Reiſende gedachte jetzt ihres Zwecks und eilte ins Gaſthaus nach ihrem Manne zu fragen, und da er noch nicht gekommen war, ſich zu ſeinem Empfang einzurichten. Ich trieb mich umher bis es dämmerte und fand nun alle Tiſche im Freien leer.

Die Fremden waren vor der Abendkühle in den Speiſeſaal gezogen. Ich bekam einen Platz neben einer freundlichen Dame mit ältlichem Manne und zwei Töchtern, die von Dresden gekommen waren. Sie warteten den vollen Mondſchein ab, um dahin wieder zurückzufahren. Von dort gedachten ſie nach Berlin zu gehen und freuten ſich ſehr auf dieſe Stadt. — „Es iſt eine ſchöne Stadt“, ſagte ich, „und ſchon recht groß, wenn man beſonders alles von den Stadtmauern mit eingefaßte Feld dazurechnet. Zuweilen iſt ſie auch großartig, z. B. an einem heitern Sonntage nach einem ſanften Frühregen gegen Mittag; da zieht vom Platze vor dem alten Schloſſe bis ans Brandenburger Thor das linke Trottoir entlang ein buntes Gewinde von Menſchen, — ſchlanken Männern mit geiſtreichen Geſichtern, ſchönen Frauen mit ſchwarzen Augen und nicht ſelten mit einem ſanften Anfluge von Bärtchen — als Niederſchlag aus der militäriſchen Atmoſphäre. Dazwiſchen rollen die herrlichſten Equipagen und Unter den Linden brauſet es von Menſchen. — Oder gegen Abend vor der Oper auf demſelben Schauplatze, wenn die Menſchen in entgegengeſetzter Richtung aus dem Thiergarten durch das Brandenburger Thor hereinſtrömen und die ſchönen Reitpferde dazwiſchen an den Bäumen entlang tanzen. — Auch Sonnabend Nachmittags, wenn man im Muſeum hoch auf der Treppenbrüſtung lehnend durch die mächtigen Säulen herabſchaut. Unter der hohen Treppe um die koloſſale Granitſchale ſpielen Kinder und Kindermädchen; der Strahl des Springquells, vom Oſtwinde getrieben, beſprüht die ſandigen Kreuzwege des Gartenplatzes; links am Dome hin ſchwärmt das Auge nach dem altehrwürdigen Königsſchloſſe hinüber, durch deſſen offene Thore und Hof hindurch man das Treiben der Menſchen nach der Brücke und der Königsſtraße erblickt; rechts am Kai des Spreearmes prunkt die ziegelrothe Bauſchule."

In weitern Geſprächen verrieth es ſich, daß der Mann ein Verehrer von Varnhagen's Schriften war, und die Frau ein Intereſſe für Rahel hegte. Mit einiger Befangenheit äußerte ſie:

„Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken. Mein Mann —"

Sie lächelte ihn an und ſchwieg.

„Iſt den Schriftſtellerinnen nicht hold, — wollen Sie ſagen", verſetzte ich. „Doch das trifft unſere Rahel nicht. Sie iſt nicht, was man unter einer Schriftſtellerin verſteht. Sie hat nicht für den Druck ſchreiben wollen, ſondern ſich nur mit den Freunden und mit ſich ſelbſt in Briefen und Tagebuchsbemerkungen zu verſtändigen geſucht. Das eben gibt dieſen erſt ſpäter geſammelten und von ihrem Manne herausgegebenen Blättern, dieſen Reliquien eines beſchloſſenen Lebens, den Reiz und Werth, daß es keine getriebenen Früchte, ſondern abgefallene ſind, — reif, und die ſüßeſten und würzigſten von einem heimlichen Schmerz angenagt. Rahel's Weſen erſcheint in dieſem ſchriftlichen Abdruck als ein höchſt eigenthümlich organiſirtes, — es iſt ein männlicher Geiſt, der in einem weiblichen Herzen eingefangen ſitzt und ſich nicht anders befreien kann, als daß er ſein Gefängniß in ſein Weſen verwandelt. Um eine ſo ſeltene, ſchöpferiſch-empfängliche Natur zu begreifen, darf nicht überſehen werden, daß Rahel von jüdiſcher Abkunft war. Dies Völkchen hat im Sturm der Weltgeſchichte eine ſolche Quetſchung und Verrenkung erlitten, daß es eigens empfindlich für die Wetterwechſel der Zeiten erſcheint, — als ein nicht geheiltes Glied der Menſchheit. — Dieſer Abſtammung entſprachen die körperlichen Leiden, die bürgerlichen Verſtimmungen, in denen Rahel lebte und die ihren Geiſt zur Selbſtändigkeit und Selbſtbefreiung trieben. Die Flammen früher Leidenſchaft beförderten dieſe Läuterung des Geiſtes aus zerfallenden Organiſationen. Daher finden wir ihren Geiſt ebenſo concentrirt für ſich als theilnehmend für die Welt, ja reizbar für den Wechſel der Zukunft. Solch ein Leben zeigt die erhabenſte Emancipation einer weiblichen Seele."

Doch ehe wir dies Thema jener Tage weiter abhandeln konnten, war der Wagen angefahren und die Familie rüſtete ſich zur Abfahrt.

Mit anbrechendem Tage erwachend, vernahm ich ein fernes, ſeltſames Geſchrei. Ich hielt es anfangs für jodelnden Geſang und jauchzenden Zuruf fröhlicher Waldwandler, für eine Neckerei gegen das ſchlummernde Echo der Felswände. Doch bald kam ich dahinter, daß es Eulen und Uhus waren, die in dieſen hohen Felswaldungen ſehr bevölkert hauſen und horſten. Ich öffnete der Morgenluft die Fenſter. In ſolcher Höhe hatte ich noch niemals geſchlafen: ich blickte auf die nahen Gipfel der Waldbäume, die ſich aus tiefer Schlucht herauf nach meinen Fenſtern ſtreckten. Ich eilte hinaus, die Sonne aufgehen zu ſehen. Die Luft war kühl, der Himmel blau. Auf die Baſtei hinausgetreten, erblickte ich unter mir ein Nebelmeer das Elbthal entlang und über die nächſten Waldhöhen, über die Rauen- und Bärenſteine hinweg bis an den Lilienſtein und die Feſtung Königſtein. Dieſe liegen wie am Saume eines Sees und glänzen im Strahl der Frühſonne. Wie die Nebel wallen und wogen und mit den Lichtern des Tages ſpielen! Die Feſtung Königſtein von den Nebeln berannt, verſinkt bald, bald hebt ſie ſich wieder ſiegend hervor. Der Lilienſtein mit ſeinen ſchroffen, wie Lilienblätter ausgezackten Felſen taucht, um ſich auch lilienweiß zu färben, in den leuchtenden Nebelſchaum; aber dunkel ſchießt jedesmal wieder die koloſſale Steinblume empor. Jäh unter mir hallen aus dem Nebel die Stimmen der Elbſchiffer dumpf herauf; Steine raſſeln aneinander, wahrſcheinlich die einzunehmende Fracht. Ich fühle mich einen Gott, der über den Wolken, welche trüb auf dem Tagewerke der Menſchen laſten, ſich in reinem Lichte freut. Da ſchlägt hinter mir der Kukuk aus dem nahen Felswald eine lange Reihe ſeiner Waldgrüße, und flugs bin ich wieder ein Sterblicher, der die ihm geweiſſagten Jahre zählt, lächelnd über den Aberglauben und doch mit der Zahl im ſtillen zufrieden. — Höher empor und dunkler wallet das Nebelmeer; hier und dort berſten ſeine Wogen, und wie durch einen Trichter erblickt man in der Tiefe ein Stück Saatfeld oder einen Streif der Elbe. Bald flüchten die Nebel vor der ſiegenden Sonne in die Seitenſchluchten und drücken ſich in die Felshöhlen und an die ſchattigen Halden.

Der Führer hat ſich indeß eingeſtellt, der verſchlafene Wirth bereitet das Frühſtück, und friſch und fröhlich wandern wir nach Rathewalde hinab. Wir laſſen den Amſelgrund liegen, weil er mit Nebeln angefüllt iſt. Ueber die thaufunkelnde Hochebene, nicht weit von der Hochburkersdorfer Linde vorüber gelangen wir bald zum Hockſtein, der ſich mit zwei dünn bewachſenen, breiten Gipfeln aus einer Waldhöhe ſteil emporhebt. Nach mühſamem Steigen kommt man auf einer künſtlichen Treppe zum niedern Gipfel, und ſchreitet dann über eine hochſchwebende Brücke zur höhern, 100 Schritte langen Kuppe. Wir ruhen auf einem kanapeeartigen Felſenſitze, unter welchem 380 Fuß tief der Polenzbach zwiſchen wildbewachſenen Felſen rauſcht. Auf der andern Seite dieſer engen Schlucht liegt Hohnſtein, das Städtchen mit einem Felſenſchloſſe.

Hier betraten wir das Sagengebiet dieſer Felſen. Indem wir nämlich in eine hinter Geſtrüpp verborgene Telle des Geſteins hinabſprangen, ſtanden wir vor einer muſchelförmig geöffneten Felswand und ſtiegen durch den Spalt in einen Schlund, in welchem man bald auf eingehauenen Trittchen, bald auf Sproſſen einer Leiter, bald auf quergelegten Holzſtückchen, indem man nach vorn und ſeitwärts ſich an die Felſen hält, tief und tiefer hinabgelangt, bis man zuletzt durch eine horizontale Erweiterung des Felſendarms aus dem Geſtein heraus das Freie gewinnt. Man glaubt ſich hier in einen Hain der Unterwelt verſetzt, in dieſem lichten Gehölz, das nach einer neuen offenen Schlucht hinabhängt. Hoch über uns, durch dieſe in den blauen Himmel getauchten Baumwipfel ſauſt in böſen Stunden das wilde Heer, und aus jenem Felſenſpalte tritt Samiel hervor.

Hier iſt nämlich das Revier des fabelhaften Freiſchützen, und wir ſind in aller Unſchuld durch die Wolfſchlucht eingedrungen. Einſt war dieſer Wald von überhandnehmenden Wölfen bewohnt. Sie zu vertilgen zogen tägliche Jagden aus; überall fand man die Fährte der Wölfe, — nirgends einen Wolf, bis man endlich entdeckte, daß dieſe Wildfänge über ein Felsſtück hinweg in die bisher unbekannte Höhle gelangten, durch die wir eben herabgekommen ſind. Das Felsſtück wurde nämlich nach dieſer Entdeckung zum Aus- und Einſteigen für Menſchen behauen.

Bald ſind wir den Felſenſchlot wieder emporgeklettert und ſchreiten auf der Landſtraße nach Schandau. Es iſt ein anmuthiger Gang. Die Berge wechſeln ihre Stellung zueinander, und unvermuthet bietet rechts oder links ſich eine ſchöne Thalſicht. Zuweilen lockt der Führer in ein Gebüſch, um eine verſteckte Felſenlaune oder eine wunderliche Schlucht zu verrathen. Dann und wann treten in unſern Geſichtskreis die fernen böhmiſchen Berge hervor. Die Sonne ſcheint heiter, die Luft weht mild. Wo man bei Walthersdorf hinab in die Thäler, und gleich wieder bei Porſchdorf über den Lachsbach empor nach den Höhen blickt, nimmt ſich alles ziemlich ſchweizeriſch aus. Mühſelig klettern, den Stock einſetzend, barfüßige Dirnen mit ihrer Laſt auf dem Rücken den gewundenen Steinpfad empor; rechts auf hohem Bergwege zieht ein Ochſengeſpann den beladenen Karren einem einſamen Hauſe zu, das mit niedrigem Dache unter Obſtbäumen liegt; links um den runden, mager bewachſenen Berg weidet mit Schellen behangen eine Heerde Rinder; einzeln um den Abhang und immer denſelben Pfad wandelnd, treten ſie dem Berge ſichtbare Kreiſe ein.

Wir folgen dem Laufe des Lachsbaches, doch nicht ganz bis zur Mündung in die Elbe. Dort laſſen wir rechts das Dorf Windiſchfähre liegen, ſo genannt von der Fähre, die in frühern Zeiten die Wenden aus der Oberlauſitz über den Strom trug, wenn ſie nach dem wunderthätigen Bilde in Papſtdorf wallfahrteten. Drüben ſtrecken ſich der Papſtſtein und der Pfaffenſtein, um unverwandt herüberzublicken, wo denn nur ſeit Jahrhunderten die Gläubigen bleiben möchten, die ſonſt mit dem Lachsbache kamen und ſich fangen ließen. Für die andern Lachſe iſt jetzt weiter zurück, hinter der porſchdorfer Mühle — ein Lachsfang angelegt.

Links hinab ſehen wir nun, von zwei Bergreihen der Elbufer eingeklemmt, das freundliche Städtchen Schandau. Hier wurden in frühern Zeiten die öſterreichiſchen

Regenten, wenn ſie zu Beſuch nach Dresden kamen, mit einer Jagd empfangen. Aus jenen waldigen Gipfeln über die buſchigen Halden und jähen Felswände herab ſtürzte das geſcheuchte Wild in die Elbe und wurde ſchwimmend erlegt. Jetzt brachen dieſe Sandſteinfelſen zu Bauſteinen, und gingen zugleich mit Holz aus den nahen böhmiſchen Wäldern elbabwärts; dieſer Ausfuhr begegnete elbaufwärts gehendes Getreide, und in dieſem Verkehr hatte Schandau ſeine betriebſamen Hände. Die erquickende Luft der Berge, der geſunde Hauch der Nadelhölzer weht herab, und neue Quellen ſteigen aus unterirdiſchen Felsapotheken zu Tage, um Nervenleiden, Verdauungsſchwäche, Hämorrhoiden, Krämpfe und mancherlei weibliche Uebel zu heilen. An Sonn- und Feiertagen ſammelt ſich um die Badegäſte lebhafter Beſuch aus Dresden und der Nachbarſchaft.

Durch ein reichbewachſenes Thal ſchritten wir dem Badehauſe zu, einem Gaſthauſe, das mit einigen Anlagen umgeben iſt. Es war Vormittagſtille; nur einige Gäſte ſaßen um ein Tiſchchen unter der auf Pfeilerbogen ruhenden freien Halle vor dem Hauſe. Es waren ebenfalls Reiſende zum Vergnügen, und wir verabredeten eine gemeinſchaftliche Partie nach den Winterbergen.

Ein kleiner Imbiß war bald eingenommen, ein Boot zur Rückfahrt aus den Bergen bei Herniskretſchen wurde beſtellt, und dann fuhren wir auf einem offenen Wagen aus.

Gleich hinter dem Bade öffnet ſich das enge Thal, die Kirnitſch rauſcht uns entgegen mit Holzſcheiten, die aus den hohnſteiner Forſten geflößt werden. Es iſt ein wildanmuthiges enges Thal; zu beiden Seiten treten hier und dort zwiſchen reichem Waldwuchſe jähe Felſen in grotesken Geſtalten, vielfach zerklüftet, mannichfach überhangend hervor, und ſchimmern mit gold- und ſchwefelfarbigen Flechten. Rechts ziehen die Oſtrauwände, über deren waldige Kuppen einige Häuſer des Dorfes Oſtrau hoch herab ins enge Thal blicken. Auf der linken Höhe zieht die Straße nach Lichtenhain. — Bald erreichen wir, ſanft anfahrend, die fünf Viertelſtunden entfernte Heidemühle in reizender Wildniß, vom Heidemadſtein überragt.

Von hier geht's zu Fuß über die Kirnitſch, und wir ſteigen am Abhang des Berges auf dem nach der Waldmünze genannten — Münzwege ſteiler empor. Hochwald beſchattet einen breiten Pfad, auf deſſen wechſelnde Windungen die heiterſte Mittagſonne durch friſchgrüne Wipfelwogen hereinfällt, und den Wald mit wankenden Lichtern durchquickt. Den Berg des Kuhſtalles, den jäh anſteigenden, erleichtert ein Geländer. Ein ausgehauener, von hohem Nadelholz eingefaßter Weg öffnet ſich, und vor uns liegt eine koloſſale Felſenhalle, durch welche hinaus wir in eine weitabgeſunkene waldige Felſenlandſchaft blicken.

Wer kann ſagen, zu welchem Triumphe die Natur dieſe erſtaunliche Ehrenpforte aus wunderbar gefügten Steinmaſſen erbaut hat? Gewiß nicht zum ſpäten Obdache des im Dreißigjährigen Kriege hierher geflüchteten Viehs; obſchon ſeitdem der unflätige Name „Kuhſtall“ an dieſer Rieſenpforte haften geblieben iſt. Jetzt treiben ſich Reiſende in dieſer weiten Halle um, betrachten das Steingefüge und bemitleiden die unzähligen Thoren, die an der Decke und den Wänden ihre kindiſchen Namen eingeſchrieben haben. Tiſche mit kleinen Waaren ſtehen da, im Felſenkeller hält ſich ein Labetrunk kühl, und die Stimme einer Sängerin zur Violine ihres Begleiters verdient die Aufmerkſamkeit des raſtenden Wanderers. Treten wir aber durch das Gewölbe hinaus, ſo ſenkt ſich die ſchroffe Felſenwand des majeſtätiſchen Thors in eine tiefe, wellenförmige, waldige Fläche hinab. Nur der Kleine Winterberg erhebt ſich nicht weit vor uns auf zackigen Wänden. —

Und nun müſſen wir freilich auch das Thor ſelbſt beſteigen. Es juckt den Führer, von der Burg Wildenſtein zu erzählen, die einſt auf dieſen Thormauern geſtanden haben ſoll. Allerdings zeigen ſich Spuren ehemaliger Befeſtigung, ſobald wir durch eine Wölbung der Thorwand auf ſchmalem Steig um die ſchroffe Felſenwand emporklimmen und durch einen Spalt auf den Gipfel gelangen. — Dieſe Steine erzählen Unglücksgeſchichten. Jenes Felſengewölbe heißt heute noch das „Wochenbett“, weil einſt hier kriegsflüchtige Mütter in Angſt und Noth geboren haben. Enger iſt jenes „Schneiderloch“ und hielt einſt einen geächteten Räuber verſteckt. Dieſe Oeffnung, das „Pfaffenloch“, erinnert noch daran, daß einſt die huſſitiſch gewordene Gemeinde Lichtenhain ihren entflohenen katholiſchen Pfarrer in der Höhle aufſand und durch die Oeffnung in die Felſenkluft hinabſtürzte. Wild genug liegt unter uns der Kirnitſchgrund, und die nach allen Seiten hin aus Wald und Thal aufſtürmenden Felſen erſcheinen uns als jene rohen Zeiten, die verſteinert hier ſtehen geblieben ſind. Denn horch nur! Wie wir rufen, werden hundert rauhe Stimmen laut, und gewölbte Felſenohren recken ſich aus dem Gebüſch, ob die Loſung zum Erwachen und Aufbruch gegeben werde.

Am ſchattigen Eingange des Thores führt ein ſteiler, durch Stufen erleichterter Weg in eine Schlucht hinab durch welche man in den Habichtsgrund gelangt. Von unten ſchauen wir zurück, und der kaum verlaſſene Kuhſtall erhebt ſich dreihundert Fuß über uns. Auf gutgehaltenen Waldwegen ſind wir in einem Viertelſtündchen am Kleinen Winterberge; aber wie mühſam iſt er im Zickzack zu erſteigen! Athemlos erreichen wir das Winterhaus, das uns mittels einer Wandinſchrift ein Jagdabenteuer des Kurfürſten Auguſt aus dem Jahre 1558 erzählt. Der fürſtliche Jäger ſtand einem bis zum höchſten Gipfel geſcheuchten Hirſch auf ſchmaler Stiege gegenüber und warf mit einem glücklichen Schuſſe das Thier in den Abgrund, als es eben mit einem Verzweiflungsſprunge ſeinen gnädigen Landesvater hinabſtürzen wollte.

Der ſüdliche Abfall des Berges iſt ſanft und flach, ſodaß man nach dem Großen Winterberge hin erſt gemächlich über Baſaltſtücke anſteigt und dann unter hohen Buchen bequem zum Gipfel gelangt.

Wir ſehen und hören ſchon ein von weitem fröhliches Weben um den Gipfel des Großen Winterberges, der ſich 1720 pariſer Fuß über das Meer erhebt. Einige Hütten kleben an der ſteilen Kuppe, Tiſche und Bänke ſtehen umher, Kramlädchen halten feil, Kellnerinnen warten auf, Spielleute und Sängerinnen laſſen ſich hören.

Von einem auf der Baſaltkuppe errichteten Altan hat man eine unbeſchreibliche Ausſicht, die aber in dieſer Stunde für uns ſehr ungünſtig mit einem höhrauchigen Gasflor überdeckt liegt. Das Panorama iſt umfaſſender, aber nicht ſo überraſchend und charakteriſtiſch als die Landſchaft unter der Baſtei.

Unſer Weg geht nun durch Wald auf holperigen Pfaden, über welche die Baumwurzeln, von den nur dünn überdeckten Felſen zurückgeſtoßen, wie Schlangen hinlaufen. Wir ſind ins Böhmiſche eingetreten, auf allen Wegen empfängt uns Muſik. Ueber Strecken, wo überflüſſiges Holz fault, gelangen wir bald an die Felſenwand des dunkeln Prebiſchgrundes, der über ſechshundert Fuß abfällt. Rechts und links hin zieht eine erſtaunliche Felſenmauer, über welche hinweg die böhmiſche Landſchaft, von ganz verſchiedenem Charakter, mit runden, bewachſenen Bergen zu erblicken iſt. Nur da und dort in dieſer freundlichen Landſchaft ſchießen einzelne ſchroffe Felſen, wie Wurzelſproſſen der ins Sächſiſche laufenden Bergſtämme empor. Auf dieſer merkwürdigen Wand ſteht nun das Prebiſchthor mit ſeiner fünfundſechzig Fuß hohen Wölbung. Es iſt leichter und luftiger erbaut als der Kuhſtall, der eher einem ſchwergewölbten Feſtungsthore zu vergleichen wäre. — Siehe da nun vor uns, mit ſchön angebautem Gelände geſchmückt, den geſtern von der Baſtei aus in ſo duftiger Ferne geſchauten Roſenberg!

Doch von ſo lockenden Ausſichten kehren wir jetzt zur Betrachtung jener dunkeln Zeit zurück, als dieſe Gebirge mit ihren ſeltſamen Geſtalten hervorgetreten ſein mögen. Mittels einer Karte machen wir uns Böhmen als einen weiten und tiefen Keſſel begreiflich, von vier Gebirgen — dem Erz- und Rieſengebirge, dem Böhmerwald und Mähriſchen Gebirge gebildet. Die vielen, rings von dieſen Gebirgen abfließenden Gewäſſer mußten den Keſſel zu einem erſtaunlichen See anfüllen, bis eine langſame Strömung, die heutige Elbe, das Gebirge, wo ſie jetzt rinnt, durchbrechen konnte. Damals waren denn auch dieſe, bei der Bildung der Erde aus ruhigen Niederſchlägen entſtandenen Sandſteinmaſſen, an deren Grenze wir hier ſtehen, überflutet. Nach und nach, wie die Elbe über den Kamm des Gebirges hinweg, mit reißenden Waſſerfällen ſich rückwärts ein Bett zwiſchen dem Geſtein auswuſch, zerklüfteten die nacheilenden Gebirgswäſſer den Sandſtein, tief und tiefer leckend, bis zuletzt die ſiegreich durchgedrungene Elbe die Gewäſſer des böhmiſchen Keſſels durch nördliches Deutſchland in die Nordſee entführte. Da entblößten die nacheilenden Fluten dieſe kahlen Steinwände; Böhmenland trat an die Sonne; die regelmäßigen Ergüſſe des umringenden Viergebirges rannen in beſtimmten Bächen und Flußbetten zur Elbe, und in den Schluchten dieſes ſächſiſchen Gebirges blieben ſieche Bächlein zurück, die nun ſchwindſüchtig in Rieſenbetten ſchlummern.

So begriffen wir denn auch, daß Prebiſchthor und Kuhſtall als Siegespforten zu betrachten ſind, von den hindurchgebrochenen Waſſern, den brauſenden, ſchäumenden, zum Andenken ihrer Befreiung, ihrer Emancipation, zurückgelaſſen. Ein neues Theater für den menſchlichen Geiſt war an Böhmen für das Drama der Geſchichte, für die Entwickelung der Cultur gewonnen. Und heut machen wir eine Luſtreiſe zwiſchen ein paar Couliſſen dieſes Theaters.

Wir ſtiegen vom Thor herab, deſſen Schlußſtein ſechzig Fuß lang iſt, erklommen noch andere Wände, und kletterten dann, nachdem wir uns ausgeruht und mit etwas erquickt hatten, durch das Harzgründel ſteil und tief hinab. Ehe wir uns jedoch in den tiefen Bielgrund verlieren, ſchauen wir noch einmal zurück, und ſtaunen an der rieſigen Felswand und dem impoſanten Prebiſchthor hinauf, die über die höchſten Tannen himmelhoch emporragen.

Der Bielgrund mit ſeinem breiten Bache führt uns an maleriſch gelegenen Mühlen und Wohnungen vorüber in den Kamnitzgrund, wo die Kamnitz den Bielbach aufnimmt. Am Ausgange dieſer nicht weniger wilden Schlucht liegt der Ort Herniskretſchen an der Elbe. Fröhlich betreiben die Einwohner ihren Getreide-, Holz- und Steinhandel, — beim Anblicke der Felstrümmer, die herabgeſtürzt vor ihren Wohnungen liegen, ohne Bangigkeit vor den noch überhangenden, welche Tag und Nacht die armen Hütten zu zermalmen drohen.

Unſer beſtelltes Boot harrt ſchon. Die Sonne ſinkt hinter den Bergzug des linken Elbufers. Schattig liegt die eine — abenddämmerig die andere Uferſeite, an deren Steinbrüchen wir vorübergleiten. Immer dunkler wird der Strom; hinter uns am blauen Himmel ſteht der Mond, vor uns in gelbröthlichem Abendglanze erhebt ſich der Lilienſtein. Mit der Nacht landen wir bei Schandau.

Früh am Tage brachen wir nun wieder auf und gingen durch das thauige Thal auf dem Wege, den wir geſtern gekommen waren, bis hinter die porſchdorfer Mühle zurück, wo wir am Lachsfange vorbei die Polenz überſchritten und den tiefen Grund betraten. Eine morgenfriſche, waldwürzige Luft regt uns an. Das Thal iſt eben breit genug für den Polenzbach und einen Fahrweg. Enger und wilder, im Charakter dieſer Schluchten, erheben ſich dann die Sandſteinklippen, bis wo wir rechts zum ſogenannten „Brand“ erſt mühſam durch Fichtenwald, dann zwiſchen einer geſpaltenen Felswand auf kurzen Wendungen ganz ſteil emporklimmen.

Oben verathmend, blicken wir in ein enges Waldthal, aus welchem, uns gegenüber, die ſogenannten Haferſacksfelſen aufſteigen — hohe Felſenkegel, die oben wie zugedrehte Säcke mit faltigen Butzen endigen. Nun links durch Wald fortſchreitend, kommen wir an einer Mooshütte für eine kleine Wirthſchaft, an einem Breterhaus für Gäſte und an freien Sitzen und Tiſchen entlang auf die freie Stirne des Berges, von der ſich uns eine prachtvolle Ausſicht eröffnet.

Man ſieht die Landſchaft in die Breite, die man von der Baſtei in die Länge erblickt. Vor uns liegt der Lilienſtein und hinter ihm der Königſtein, links herüber Pfaffenſtein und Papſtſtein, die Koriſchfelſen und Kuppelberge, der Zirkelſtein und Roſenſtein. Unter uns am Dörſchen Weißig ſchimmert ein Stück Elbſpiegel, und jäh hinab ſchwindelt der Blick in das Thälchen des Polenzbaches.

Dies ſchöne Gemälde im Morgenlicht ſog ich in mich hinein auf einem Sitze, deſſen Rücken aus altem Krummholze eine Lyra bildete mit fünf weißen Birkenſtäbchen als Saiten durchzogen. Aus dem nächſten Walde war das Sinnbild der Harmonie und Begeiſterung geſchnitten, zu der die umliegende Landſchaft mein Herz ſtimmte.

Ueber eine ſchmale tiefe Schlucht des „Brand“ führt ein Brückchen auf eine andere Felſenkuppe, wo man eine Einſiedelei findet. Durch ein Fenſterchen mit einer gelben, blauen und purpurrothen Scheibe kann man hier die ſonnige Landſchaft bald ſchneewinterlich, bald ſüdlich brennend, bald in geheimnißvollem Glutdunkel erblicken. Eine verſteckte Grotte rührt von dem alten Thümmel her mit der Wandinſchrift:

O wohl mir, daß noch unverwöhnet,
Die Lockung der Natur gefällt.
Solch eine Gegend, Freund, verſöhnet
Uns mit dem Ueberreſt der Welt.
Man wird des Lebens überdrüßig
Bei aller Ebb' und Flut der Stadt;
Doch hier, geſchäftig oder müßig,
Wird keiner ſeines Daſeins ſatt.

Man ſieht es vielleicht dieſen Verſen nicht an, welch eine tiefe Rührung ſie in mir hervorbrachten. Alle Saiten meines Herzens tönten. Was von theuern Menſchen mir fern war, ſchien herbeigezaubert! alle ſchmiegten ſich auflächelnden Auges an meine Bruſt, ohne mit Worten die Muſik zu ſtören, die in mir mit beſeligenden Accorden ſpielte. Jeder Wunſch, jedes Intereſſe, jeder Lebensbezug regte ſich, alles, um was man das andere „den Ueberreſt der Welt“ nennen konnte. Mir ward auf Augenblicke an dieſen ſchlagenden Pulſen des Naturlebens das ahnungsvolle Gefühl zu Theil, das in frühern Zeiten ſo manchen Einſiedler an ſeine verborgene Felſengrotte gefeſſelt haben mag, ihn, der vom lebendigen Glauben an das allwaltende Ewige umſchauert, einer durchkämpften Vergangenheit nachlächelte, und die Menſchen ſo innig liebte, die er aus ſeiner ſeligen Ferne verklärt in einer von tauſend Gebrechen erlöſten Welt ſchaute. —

Und wie ich gedankenvoll weiter wandernd zurückblickte, ſah ich mit feuchtem Auge weit, weit hinter mir einen Jüngling mit Roſen im Haar und einer Laute im Arm; er glich dem Knäblein, das weit daheim meinen Namen zu lallen begann.

Von ſo vielfacher Wehmuth bewegt, wandelte ich auf ſanft abſinkenden Raſenpfaden gen Hohnſtein hinab. In meinen gerührten Blicken verſchönerte ſich der anmuthige Wald, der mich eine lange Strecke mit ſeinem jungen Grün begleitete. — In dieſer Stimmung fand ich kein Intereſſe an dem Städtchen und Schloſſe Hohnſtein, an dem wir vorüberkamen, noch an den Geſchichten meines Führers von dem Bärengarten in den Abgründen des Schloſſes und von dem tragiſchen Tode des letzten hier gehegten alten Bären, der nach dreitägigem Heulkampfe mit der liebesſpröden alten Bärin die Geliebte zerriſſen hatte und dann aus Kummer und Reue ſelbſt verendet war. Träumend folgte ich meinem Führer hinter den geſtern beſtiegenen Hockſtein bergab, waldaufwärts und über die lange Hochebene bis an den Ort Rathewalde, an deſſen unterſten Häuſern wir durch ſanft abſinkendes Buſchwerk in ein Thal ſtiegen, das plötzlich rauh und wild abſtürzt.

Man kommt an dem Amſelfelſen und an den Amſelwänden vorüber; einzelne Fichten, aus den Steinſpalten ſchlank emporſchießend, ſtrecken ſich, dem meſſenden Auge gleichſam zur Elle dienend, an den erſtaunlichen Maſſen hinauf. Der Pfad wendet ſich um das mit Buſchwerk umwachſene Geſels und ſinkt noch einmal jählings hinab.

Da ſtehen wir nun plötzlich in einer etwas ausgeweiteten Telle vor einer zehn Fuß hohen und fünf Fuß breiten Felſengrotte, an der eine kleine Wirthſchaft eingerichtet iſt. Tief und kühl geht es in die Höhle, die ſich unter zuſammengebrochenen, zwiſcheneinander geſtürzten Felſenwürfeln gebildet hat; in der Grotte ſelbſt liegen kleinere, durchgefallene Blöcke. Welche Erſchütterungen haben dieſe gewaltigen Maſſen gebrochen und durcheinander gewürfelt? Jetzt ruht ſonnige Mittagſtille auf der hoch überhangenden Waldung, deren Wipfel ſich auf dem feuchten Boden abſchatten. Des hingeſtreckten Wanderers Blick ſchweift vergnügt an den dunkeln Felſen hinauf in den blauen Lenzhimmel. Kein Lüftchen ſäuſelt; vor mir an die Felswand gelehnt, ſpielen zwei Muſikanten Geige und Harfe. Der blinde alte Harfner ſingt einen rührenden Baß und lockt dazwiſchen aus zuſammengefaltetem Papier ſanfte Waldhorntöne. Wie erquickend ſchlürft man den kühlen Trunk mit den Waldgerüchen ein! Nun ſteigt noch für zwei Groſchen der Wirth über die Felſen der Grotte, verſchwindet hinter dem Geſtrüpp, und bald rauſcht es chäumend zwiſchen den Felſen hervor. Plötzlich ſchießt in einem breiten Bogen, dreißig Fuß hoch über die Oeffnung der ſchwarzen Höhle herab, ein funkelnder Waſſerſturz, rieſelt um meine Füße her, um ſich hinter mir über kleineres Gefäll abſtürzend zu verlieren.

Von dieſer wilden heimlichen Stätte läuft der Grund wieder waldig und heiterer fort. Die Felſen treten zurück, bis die hohen Steinkuppen das „Lamm“, das „Kameel“ und rechts die Felswände von Neurathen und die Naſe der Baſtei über die Waldgipfel hervortreten. Das Thal erweitert ſich, wir treten an die Elbe heraus. Nun ſehen wir aus der Tiefe, zu der wir vorgeſtern Abend niederſchwindelten, ſtaunend zur Baſtei hinauf.

Doch unverweilt ſchlagen wir am Ufer der Elbe hin den Weg nach Pirna ein. — „Eile eile, hier dräut Gefahr!“ ſteht an aufgeſteckten Schilden geſchrieben. Geblendet ſehen wir nach den weißen Steinbrüchen hinauf, an denen die Mittagſonne brennt und abprallt. Eine Strecke am Ufer hin geht man über das ausgebreitete Gebröckel der behauenen Steine. Bleich, und aus dem ſtäubenden Sandſteine frühen Tod athmend, brechen die jungen Arbeiter eben auf und ziehen wohlgemuth dem nächſten Dorfe zu, um Mittag zu halten, oder auch um frühen Feierabend zu machen; denn es iſt Sonnabend. —

Weiter abwärts ſetzen wir ans linke Ufer über und ſehen nach langem, heißem Wandern das freundliche Pirna vor uns. Rechts und links läuft hier das enge Thal der Elbe auseinander. Die rauhen Felsberge des rechten Ufers verlieren ſich über Pillnitz hinab in heitere

Weinberge; das linke Ufer erhebt ſich noch einmal über dem Städtchen und zeigt auf ſeinem Scheitel das Schloß Sonnenſtein, in welchem eine berühmte Anſtalt für heilbare Seelenkranke und Geiſtesirre eingerichtet iſt. Hinter dieſem Irrenhauſe ziehen ſich die Berge weit zurück, ſodaß ein fruchtbares Breitthal nach Dresden offen liegt.

Das Gaſthaus in Pirna, wohin mich mein Führer brachte, lag an der Straße nach Teplitz. Dort fände ſich wol, meinte er, eine aus dem Bade zurückkehrende Kutſche, die mich nach Dresden brächte. Es hielt aber nur ein bepackter Wagen vor dem Hauſe, womit eine ältere Dame mit ihrer Jungfer und ein junger Herr eben angekommen waren. Der letztere war hier ausgeſtiegen, um eine Partie ins Gebirge zu machen, und da war uns denn beiden geholfen: er übernahm meinen entlaſſenen Führer und ich ſeinen erledigten Chaiſenplatz.

Die alte Dame war ſehr geſprächig. Sie hatte Bekanntſchaften in Frankfurt, von denen ich auch manches zu ſagen wußte, ſodaß wir in der angenehmſten Kurzweile nach Dresden kamen.

Sie kehrte in der Stadt Rom, ich in meinem frühern Berliner Hof ein. Doch verſprach ich ihr, ſie am andern Morgen in die muſikaliſche Meſſe zu begleiten, da wir beide noch den Sonntag in Dresden zu bleiben dachten.

Als ich am andern Morgen meine Reiſegefährtin zur Meſſe in die katholiſche Kirche abholte, fand ich ſie ſchon wartend. Es war ein ſeltſam durchnebelter Morgen. Die ſchönen Ufer der Elbe, die fernen Berge waren mit Höhenrauch umſponnen. Die herrliche Brücke, die

Brühl'ſche Terraſſe wimmelten von Menſchen, und gegen elf Uhr drängte ſich die Menge in die nahe katholiſche Kirche, um die muſikaliſche Meſſe zu hören. — In der Kirche mußte ich mich von der Dame trennen; die Frauen knien nämlich links, die Männer rechts in den durch einen Mittelgang geſchiedenen Bänken, und ſeltſam gekleidete Kirchenlakaien halten mittels langer, ſilberbeknopfter Stäbe mit ſolchem Eifer Ordnung und Ruhe, daß ihre Thätigkeit die einzige Unruhe iſt, welche vorkommt.

Die Meſſe begann. Muſik und Geſang hoben mit anſchwellender Flut mein Herz. Zwar der Caſtratenſopran ſtörte mich: nach der ſogenannten Wandelung aber war dem herrlichſten Tenor die Hauptpartie zugetheilt. Ich war in meine gläubige Kindheit entrückt, wo ein Da pacem mich zu Thränen gerührt hatte. Dieſe Stimmen, dieſe Geigen und Flöten enthoben mich der Gegenwart. Die Wände der Kirche, die langen Säulenreihen erweiterten ſich und nahmen alle auf, deren fröhliche Blicke ſich von Menſchenliebe zu neuen, lebendigen Kerzen entzündeten, deren Herzen mit einfach aufdampfendem Glauben ſich zu warmen Opferſchalen weihten. Da war alle Zweifelspein und Höllenangſt verſchwunden; die Streitworte der Eiferer, die Breven des Oberprieſters fielen als Weihrauchkörner und Myrtenzweige auf den einen Altar nieder, an welchem alle beteten und alle Paare getraut wurden. Der Petersfels durchleuchtete ſich zu einem Weltkryſtall, den die Ewigkeit durchſonnte, und an welchem jede gläubige Ueberzeugung widerleuchtete. Ueber die ſtarren Glatzen, auf welche ein himmliſcher Strahl fiel, hoben ſich die

Kutten und Kapuzen und ſpannen ſich in bräunliche und lichtgraue Abendwölkchen aus. Es war Sonnabend vor der Auferſtehung des Herrn. Lau brütend lag die Luft auf jungen Saaten, Lerchen ſchwebten mit Jubelhymnen empor, ein wunderbares Licht zückte über die Gipfel der Berge, und aus allen Thälern ſang es: Da pacem!

Zum Abſchiede von Dresden beſuchte ich am Nachmittage Julius Moſen, den jüngern talentvollen Mann, der damals mit romantiſchem Sinn und deutſchem Herzen ſich, fahrend und dichtend, ſchon mannichfach verſucht und ſeit ein paar Jahren als Advocat in Dresden angeſiedelt hatte. Freundlich und vertraulich nahm er mich mit über die berühmte Brücke nach einem Wirthsgarten jenſeit der Elbe, wo wir bei Muſik, unter vergnügten Menſchen einige gute Stündchen verplauderten.

Damals noch friſch in ſeinem ſinnigen und innigen Weſen, gab er einem doch durch eine eigens trübe, dunkelgelbe Geſichtsfarbe einen beſorglichen Eindruck um ſein leibliches Befinden. Noch trüber waren aber ſeine Anſichten von den deutſchen Zuſtänden. Und wie oft vergißt nicht ein edler Menſch aller Beſorgniß um ſich ſelbſt über der augenblicklichen Lage der Welt, die doch zu ihrer Entwickelung und Herſtellung auf unergründlichen und ewigen Tiefen ruht. Und ſo bewegt es mich tief, den edeln Dichter mit ſeiner tiefſinnigen Begabung jetzt körperlich gelähmt und ſo arm an Hoffnung für ſeine Herſtellung zu wiſſen, indeß in dieſen Jahren ſich unſer

Deutſchland mit neuen Anſprüchen und Hoffnungen für eine neue Umgeſtaltung einigt und entwickelt.

Moſen intereſſirte ſich damals und beſchäftigte ſich für das Theater, und mit deſſen damaligem Zuſtande begannen ſeine Klagen. — „Es iſt ungemein traurig“, ſagte er, „daß die dramatiſche Poeſie von der Bühne faſt mit Hohn und raffinirter Bosheit verjagt iſt. Man will das Volk nicht an ſeine Geſchichte erinnern, und, weil man alles zum Despotismus abſchleifen mag, keinen Charakter und Leidenſchaft weder im Leben noch in der Kunſt dulden.

„Mehr oder minder wie in Oeſterreich geht es überall her. Im vorigen Jahre (1836) wollte ein armer Künſtler die Krönung des Kaiſers, welche er gezeichnet hatte, dort in Steindruck herausgeben. Zu dieſem Zweck hatte er die Zeichnung zur Cenſur nach Prag zu ſenden, erhielt jedoch die Weiſung, er ſolle erſt den Charakter aus den Geſichtern heraus und alles recht freundlich machen; ſo wie die Sache jetzt wär', dürfe ſie nicht in das Publikum!

„Iſt es in Berlin anders? wo weder «Egmont» noch «Tell» auf der Bühne gegeben werden darf? Hier in Dresden, wo wir an die Caſtraten gewöhnt ſind, hilft man ſich damit, daß man den claſſiſchen Tragödien diejenigen Theile ausſchneidet, womit ſie wieder Ideen im Volke zeugen könnten. So wird es immer ärger. — — Gebe Gott, daß dies nicht, wie ich manchmal glauben möchte, ein Symptom allgemeiner Verdorbenheit im Volke ſelbſt iſt! Ich ſehe die Zeit kommen, wo die verſchmierte Hautkrankheit giftig und entſetzlich hervorbrechen wird.“ — —

Bei alledem verzweifelte Moſen nicht an der Zukunft. — „Wie komme ich auf ſolch ein trauriges Kapitel“, ſagte er zuletzt, „da ich mit einem ſo werthen Manne wie Sie ſpreche? — Weil ich glaube, daß Sie mich verſtehen und mit mir hoffen werden auf friſchere Tage. Je ſchwüler ein Sommertag, deſto näher das rollende Gewitter, hinterdrein der Regenbogen und darüber und darunter ſchmetternde Lerchen!“ — — —

Und ſiehe da! Wie Moſen's Klage vom Theater aus die allgemeine Lage der Dinge faßte, ſo hob die *beſſere Zeit damit an, daß junge Kräfte zuerſt wenigſtens* die Bühne und für dieſelbe die Integrität unſerer claſſiſchen Stücke wieder eroberten. Und nun geht der Sinn der Nation, weniger als früher um die Bühne bekümmert, dahin, ſelbſt eine politiſche und hiſtoriſche Rolle in der Welt zu ſpielen und auf dieſem Wege dann auch Stoff und Form für eine neue dramatiſche Poeſie zu gewinnen.

Der erwartete Regenbogen, die jubelnden Lerchen werden kommen: aber dem edeln Moſen wird wie einſt dem Moſes nur ein Blick ins Land der Verheißung gegönnt geweſen ſein! —

VIII.

Ein Feſt am Rhein.

Wenige Wochen nach meiner Rückkunft aus Dresden ergab ſich ein verlockender Anlaß zu einem abermaligen Ausfluge, diesmal aber für die ganze Familie — wie man zu ſagen pflegt „mit Kind und Kegel“. Denn des Kindes wegen, des acht Monate alten kleinen Wilhelm, ging auch die Magd mit, die kurz und dick einem Kegel Ehre machen konnte.

Wir wußten, daß der Singverein zu Waſſer nach Mainz ging, vorgeübt, um nächſten Montag den 14. Auguſt bei Enthüllung des Gutenbergmonuments zu den muſikaliſchen Feſtſtücken mitzuwirken, und wir eilten daher Samstags in der Frühe nach dem hanauer Marktſchiffe, um in ſo munterer Geſellſchaft die angenehme Luft zu genießen, die ſich nach ſchwülen Tagen an einem nächtlichen Gewitter erfriſcht hatte. Es war ein furchtbares Wetter geweſen, das ſich in Donnerſchlägen, Hagelſchütten und Regengüſſen unter unaufhörlichen Blitzen ausgeraſt und manchen Schaden angerichtet hatte.

Am Morgenhimmel zerſtreuten ſich nun zwar die Nachzüglerwolken des Wetterheeres; die Sonne ſtach aber in den feuchten Dunſt der weiten Ebene und bereitete aufs neue unerwünſchte Gluten.

Unſer hanauer Schiff, von den frankfurter Druckern gemiethet, legte hier an, um ſich zur morgenden Fahrt zu ſchmücken. Wir gingen auf die aneinander gekoppelten mainzer Marktſchiffe über, die kaum zureichten, die zur Gutenbergsfeier nach Mainz Wallfahrenden unter den weißen Verdeckzelten vor der Sonne zu ſchützen. Regenſchirme dienten als Einzelzelte für diejenigen, die auf zuſammengeringelten Schiffstauen, auf Kiſten und umgeſtürzten Körben oder auf ihren eigenen Reiſepäcken ſich zuſammendrängten, die Beine am Verdeck hinabgehängt.

Nach und nach rollte ſich das herrliche Taunusgebirge vor uns ab; Hochheim ſenkte ſeine rebengrünen Halden nieder; Mainz ragte mit ſeinen Thürmen auf und ſpiegelte ſich im breiten meergrünen Strome. Wir landeten an dem von Menſchen wimmelnden Ufer. Die Sänger eilten zur Probe der Muſikſtücke; viele Paſſagiere wurden von Gaſtfreunden in Empfang genommen; wir ſtiegen die abſchüſſigen Gaſſen, an den innern Feſtungsſchanzen, nach dem Stephansberge hinauf, wo wir im ſtillen Terraſſengarten des Schwagers unter der hohen Kuppel der Kirche Schatten von oben und erfriſchende Geiſter aus dem Keller fanden, alter froher Stunden gedachten und neuem Jubel entgegenſahen.

Dieſe einſame Wohnung war einſt der Sitz eines Prälaten. Das Haus liegt zwiſchen Hof und Garten von hohen Mauern umgeben. Der Garten erhebt ſich mit Terraſſen den Stephansberg empor. Ein vergittert Fenſter, für einen lauſchenden Prieſter in der Ecke der Gartenmauer angebracht, geht auf den Weg hinaus, der an einer einſamen Baumgruppe vorbei, treppenartig anſteigend zur Kirche und über den Stephansberg hinwegführt. Orgeltöne und andächtiger Geſang fallen durch Wipfel und Aeſte vortrefflicher Obſtbäume in den traulichen Garten herein. — Eine herrliche und bedeutſame Lage für einen hohen Prieſter, dem alles zum Vortheil gereicht: zu ſeinem Gotte ſteigt er noch einige Stufen hinauf; zu den Menſchen aber kann er nur abſteigend gelangen, und die Gläubigen ſehen ihn ſtets nur von oben kommen.

Wer hätte einen Tag in Mainz zugebracht und das unaufhörliche Läuten wäre ihm nicht aufgefallen? Zumal waren wir heute in einen Sonntag hinein erwacht. Doch wenn wir auf der langen Schiffbrücke wandelnd von dem herrlichen Strome bewältigt, von der bezaubernden Gegend angelockt, oder wenn wir am gemauerten Kai entlang, beim Anblicke dieſer zahlreichen Maſte, dieſer Kranen und Waarenhallen, von den dunkeln Schätzen in aufgehäuften Ballen, Kiſten und Fäſſern ergriffen, ſelbſt der alten Paläſte und neuen Gaſthöfe vergeſſen, die ſich ſtolz und genußbietend ſtrecken, um über Handel und Gewerbe hinauszublicken: dann begreifen wir, warum die Kirche ſo oft und ängſtlich läutet, — um nämlich die raſtloſen Menſchen in den Strudeln des Erwerbes und Genuſſes an das Höhere zu erinnern; — einer Mutter gleich, die noch mahnt und meiſtert, wenn auch ihre Kinder ſchon im Begriff ſtehen, eine eigene Wirthſchaft anzufangen. Heut lief auch alles an den Kirchthürmen vorüber, um ſich neben den Schiffmaſten auf und nieder zu treiben. —

Vom abſchüſſigen Ufer des Stroms iſt mit Bretern eine Landungsbrücke gebaut. Hohe Fahnen, weiß mit rothen Streifen, ſind zu beiden Seiten derſelben aufgeſteckt, und eben bringt man noch grüne Gewinde herbei, um die Fahnenſtangen zu einem ſchwebenden Thore zu verbinden. — Immer dichter wird der Menſchenſtrom am Kai. Selber fremd, unterſcheiden wir doch zu unſerer Unterhaltung die Fremden, die ſuchend und ſtaunend ſich umhertreiben, von den Einheimiſchen, die erwartend einherwandeln. Feſttäglich aber ſehen alle aus, und die zwiſchen der Menge mit breiten, rothen oder rothgeſtreiften Bändern über der Bruſt hin und her eilenden Feſtordner geben uns durch ihr Amt einige Beruhigung inmitten des verwirrenden Treibens, daß es ſich ordnen werde.

Da entſteht nicht weit von uns Geſchrei und um eine Bucht des Rhein ein unruhiges Treiben. — Was iſt es denn? Es ſcheint ein Unglück.

Wir eilen hin, wir wühlen uns durch die Menge bis an das Ufer: eine Leiche taucht zwiſchen den Booten und Kähnen auf. Schiffer ſind herbeigeſprungen, die Beamten werden geholt; bald kommt eine verdeckte Bahre. Inzwiſchen verbreitet ſich die Erzählung, welch ein Handwerksgeſelle in dieſer Bucht jäh verſunken ſei, nach deſſen Leiche man bisher vergebens geſucht habe. —

Wir betrachten das in die Bucht einwirbelnde Waſſer und begreifen, wie es den Verſunkenen unter die nahen Schiffe treiben mußte. Nun taucht er unerwartet hervor, als ob auch er beim Feſte nicht fehlen wolle. Es gilt ja die Verherrlichungsfeier eines Längſtverſtorbenen, die nach beinahe vier Jahrhunderten begangen wird: warum ſollten keine Leichen kommen dürfen? — Der kalte Gaſt wird ſchnell in die verdeckte Bahre aufgenommen und eilig in die Stadt getragen. Wir ſehen mit der Bangigkeit nach, ob es eine unglückliche Vorbedeutung ſei.

Da fällt in der Ferne ein Kanonenſchuß. Ein Jauchzen, eine Unruhe entſteht. Von der ſogenannten „Anlage“, der Mainmündung gegenüber, hat man das von Frankfurt kommende Feſtſchiff begrüßt und eben antwortet ein dumpfer Gegengruß. Bald erhebt ſich über die weidenbewachſene Mainſpitze die Fahne und der Maſt des Schiffes. Kanonengrüße wechſeln. Langſam gleitet das Schiff an dem herübergeruderten Ankertau über den Strom und ſchwebt nun dieſſeits näher und näher herab. Zahlreiche Fähnchen und Wimpeln wehen vom Maſte, vom Zelte, vom Takelwerk. Das weiße Zelt iſt mit Blumengewinden behangen, mit grünen Kränzen umſchwebt. Das bunte Dach ſchirmt einen noch buntern Strauß geſchmückter Frauen. Die Männer drängen ſich ſchwarz auf dem Vorder- und Hintertheil des großen Schiffes. Wie es herankommt, grüßt alles jauchzend mit geſchwungenen Hüten und Sonnenſchirmen;

die Menge am Ufer erwidert den Gruß und die Muſik am Landungsplatze ſpielt. — Jetzt hält das Schiff; vom Verdeck und vom Ufer erkennen einander einzelne aus dem Gedränge; Winken und Rufen wechſelt herüber und hinüber. Sie ſteigen aus. Mit Mühe bricht ſich eine Gaſſe durch das Gedränge; der vorgetragenen Fahne, der vorausziehenden Muſik folgen paarweiſe die frankfurter Buchdruckergenoſſen, Bandroſen am linken Arme, zur Stadt. Die Menge zieht nach, drängend und ſtoßend in die Seitengaſſen ſich verzweigend, in die Nebengäßchen ſich veräſtelnd. —

Ein ähnlicher Empfang ſtand dem Schiffe bevor, das von Oppenheim herab die darmſtädter und oberrheiner Gäſte bringen ſollte. Wir begaben uns gegen Abend wieder an den Rhein. — Das Schiff, mit Kanonenſchüſſen begrüßt und grüßend, erſchien weniger groß als das von Frankfurt gekommene, war aber wie eine Henne von ihren Hühnchen mit Booten umgeben, voll geſchmückter Menſchen, die unter der Muſik des Hauptſchiffes jauchzten und vom Ufer angejubelt wurden.

Und kaum ſind dieſe Gäſte gelandet und ihren Fahnen nach in die Stadt gezogen, als neue Kanonenſchüſſe neue Ankömmlinge verkündigen. Doch kaum angekündigt und von fern dunkel erblickt, dringt brauſend durch die Flut, die hinter ihm ſchäumend in langem Schweife zurückwogt, das manheimer Dampfſchiff, gefüllt mit fernher fliegenden Gäſten. Weit drüben im Strome ſchießt es in einbrechender Dämmerung daher. Kein Jubel am Ufer begleitet es. Man wähnt ein entſetzliches Thier zu erblicken, das aus eigenem Triebe, nach eigener

Lenkung mit radförmigen Floßen auf beiden Seiten des Rieſenbauchs, ſchnaubend und aus ſchwarzem Rüſſel dampfend, die Unzahl freudetaumelnder, unbeſonnener Menſchen auf ſeinem gefährlichen Rücken dahinträgt. Auch zittern an unſerm Geſtade die vielen Kähne und leichten Boote auf dem unruhigen Gewäſſer. Schon iſt es weit unten, ſchwenkt ſich majeſtätiſch nach dem linken Ufer und verſchwindet zwiſchen den Schiffen am Kai.

Ich bezeichne nur hiermit den Eindruck, den vor dreiundzwanzig Jahren ein Dampfſchiff auf den ungewohnten Beſchauer machte.

Indeß haben wir auch von fern herauf die Rauchſäule des kölner Dampfſchiffs geſehen, und ich eile den ruſſiſchen Freund zu begrüßen, der aus dem Bade zum Feſte kommt. Kaum bringt man aber einen der rennenden Kellner in dem Gaſthofpalaſte zum Stehen. Der Name Melgunow iſt allen fremd. Doch die gewandte Buchhalterin erinnert ſich, daß eben „ein ruſſiſcher Graf“ in Nr. 48 eingethan worden iſt. So finde ich ihn, und nach den herzlichſten Begrüßungen gereichen ihm die aus meiner Taſche hervorkommenden Aushängebogen der „Literariſchen Bilder aus Rußland“ zur Vaterfreude. Ein netter Band, ein hübſches Band zwiſchen zwei Freunden zweier Nationen! Nicht wahr, wir bringen auch unſern Opferpfennig zum Feſte Gutenberg’s, zur Feier der Erfindung des Buchdrucks? —

Aber der Tag iſt noch nicht zu Ende, wenn auch die Nacht ſchon einbricht. Welches Treiben um die Gaſthöfe! Anfahrende Wagen, abgewieſene Kaleſchen, hin- und herrennende Lohndiener, Packträger, die in tiefer

Dämmerung obdachſuchende Fremde mit Mühe durch die genußſuchende Menge fortbringen.

Wir dürfen nicht zögern, ein kurzes Abendbrot zu nehmen, wenn wir das beleuchtete Schiff ſehen wollen, mit welchem die Stadt die Vigilien des Feſtes begehen und ihre Gäſte begrüßen will.

Frauen und Freunde in kleiner Geſellſchaft wandeln wir an dem noch verhüllten Gutenbergsdenkmal vorüber. Auf dem erweiterten und geſchmückten Schauplatze des morgigen Feſtes treibt ſich die Menge umher, ſteht vor dem Räthſel des Monuments, oder ſieht die zahlreichen Fahnen wehen, deren Zeichen und Inſchriften in der Dämmerung nicht mehr zu leſen ſind. Erfriſchend athmet uns durch das Thor der prachtvolle Strom entgegen, den wir nun vom dunkeln Geſtade weit und breit ſchimmern ſehen. Die Maſte und Taue der Handelsſchiffe, die ausgeſtreckten Hebarme der Kranen zeichnen ſich dunkel auf dieſer ſchimmernden Fläche ab. Von drüben flimmern die Lichter der caſteler Beſatzung. —

Jede Stelle am Ufer weit hinauf iſt von Zuſchauern ſchon beſetzt, und ſelbſt auf der Schiffbrücke wandeln wir zwiſchen Menſchen und Fuhrwerken weit über den Strom hinein, ehe wir am Geländer ein bequemes Plätzchen finden. Der Mond hinter der Stadt wirft uns einen glänzenden Streif über das gekräuſelte Waſſer zu. Weit den Strom hinauf liegt das erleuchtete Schiff unter der erleuchteten Uferhöhe der Anlage, und noch weiter zurück ſchimmert Weiſenau, woher es abgefahren iſt. — Nun ſcheinen die Lichter zu wachſen, und wir ſchließen daraus, die Jubelhymne ſei beendigt, die dort den erſten Willkomm an die Feſtgäſte richtet, und das Schiff nähere ſich. Eine Freudenbewegung entſteht; doch nein, es iſt eine andere Unruhe.

Eine Abtheilung Oeſterreicher drängt langſam das Volk von der Schiffbrücke nach der Stadt zurück, langſam und höflich. Welche Gefahr für Tauſende wär' es auch, wenn von der Laſt der Menge die Brückenkähne untertauchten! Menſchen an Menſchen gedrängt, haben — in jedem Betracht — ein außerordentliches Gewicht. Mir ſchien die Gefahr noch weit entfernt; aber gerade darum war es ja auch eine Vorſorge.

Auch hier zeigte es ſich wieder, daß ein Hinderungsſyſtem die Menſchen oft weiter bringt oder die Lagen verbeſſert. Im Gedränge am Ufer mußten wir nämlich, wenn wir den Vorgang bequem ſehen wollten, auf einen beſſern Platz denken, und fanden an der Thorwache vorüberſchleichend im Höfchen des Zollhauſes ein unbeſetztes breites Mäuerchen, welches wir Männer leicht erſtiegen, um den Frauen dann mit Handbietung emporzuhelfen.

Da ſchwamm nun das transparente Schiff leuchtend heran. Unzählige Kähne umgaben es; Muſik ſpielte, Schifferlieder und Jagdchöre wechſelten und erregten am nahen Ufer ein immer erneuertes Zujauchzen der Menge. Jetzt erkannte man Gutenberg's Geſtalt in einer gothiſchen Niſchenwand; ihm voraus ſchwebte ein lichtverbreitender Genius, ihm nach trug ein Genius die lichtbedürftige Erdkugel. Ueber dieſen drei Geſtalten waren drei Wappen angebracht: über Gutenberg deſſen Familienwappen, über dem lichtgebenden Genius das mainzer, über dem lichtbedürftigen — ich weiß nicht mehr welches Wappen. Es war ein Feld, in welches ja gar manches Wappen, gar manche Krone hätte geſetzt werden können. Zwiſchen dem Mäuerchen, auf welchem wir ſtanden, und dem nahen Ufer auf ſchmalem dunkelm Kai zog neben dem Schiff auf flimmerndem Gewäſſer her ein begleitendes drängendes Menſchengewühl, — ein jauchzender Strom neben einem rauſchenden. Nach dem Deutſchen Hauſe hinab durch die geöffnete Brücke ſchwamm das Zauberſchiff. Dort ſollte eine zweite Hymne die Gäſte bewillkommnen. Die Hymnen ſammt dem Schifferliede waren auch zu leſen, ſie waren gedruckt verbreitet: aber die Gedichte waren weit, ſehr weit hinter der lebendigen Poeſie des Feſtabends zurückgeblieben; es waren Kienhölzchen, mit denen eine große Jubelglut angezündet worden war.

Tief in der Nacht kehrten wir bei ſüßem Mondſchein aus dem Lärmen nach der ſtillen Wohnung am Stephansberge zurück. —

Die Glocke und die Kanone ſind Schweſtern aus verſchiedener Taufe. Jene fromme, der Kirche geweihte ruft mit Lippenklängen zur Andacht, ladet aber nebenher auch zu weltlichen Feſten, die einen hohen Sinn athmen. Ihre muthige Schweſter, im Fürſtendienſte, im Sold der Höfe, wird nur in rauhen, unartikulirten Tönen laut, womit ſie ausnahmsweiſe auch bei Feſten ſelbſt der Kirche dient, weniger um dazu einzuladen, als feierlich zu brüllen.

Dieſe Schweſter Bellona rief zuerſt am frühen Montagmorgen das Feſt aus und brachte Ungeduld in die Gemüther und Unruhe in die Beine. Bald kam zum Schießen das Läuten. Die Straßen wimmelten von Menſchen, die theils ihre vorausbeſtellten Fenſter- und Balconplätze aufſuchten, theils ſich nach günſtigen Schauſtätten umſahen. Vom Dome nach dem Schauplatze des Feſtes an der Gutenbergſtatue iſt von Oeſterreichern und Preußen in zwei Reihen eine Gaſſe gebildet, für den Zug aus der Kirche beſtimmt; denn der Einzug in den Dom, aus der Schuſtergaſſe hervorkommend, durchſchneidet dieſe Soldatenſpaliere, — die Schuljugend nach ihren Klaſſenfahnen gegliedert, die verſchiedenen obrigkeitlichen und ſtädtiſchen Behörden, die Abgeordneten der Buchdrucker aus deutſchen Ländern mit ihren Landesfarben und Fahnen.

Während der Biſchof die feierliche Meſſe lieſt, ſehen wir uns auf dem Platze des Monuments und der bevorſtehenden Feſtlichkeiten um.

Unter dem convexen Altan des ſchönen Theaterbaues erhebt ſich mit aufſteigenden Treppenſitzen eine hohlrunde Bühne für mehrere tauſend Zuſchauer und ſtreckt, den weiten Theaterplatz ausfüllend, ihre Arme über die Markt- und Ludwigſtraße hinüber dem Gutenbergmonument entgegen. Rings auf der hohen Hinterwand dieſes Amphitheaters erheben ſich vierundzwanzig Fahnen mit den Farben und Zeichen jener Städte, welche von Mainz aus, deſſen Namensſchild ohne Fahne in der Mitte prangt, die neuerfundene Buchdruckerkunſt einſt aufgenommen und gefördert haben. Die Fahnenſtangen mit den Namen der Städte auf bemalten Schildchen ſind durch ſchwebende Laubgewinde verbunden. —

Wir haben die Geduld nicht, um bei dieſen Namen und Fahnen Betrachtungen anzuſtellen. Eins nur fällt uns beim flüchtigen Ueberblick auf, — wie traulich nämlich hier noch Rom und Wittenberg nebeneinander ſtehen und ihre Fahnen, von gleichem Oſtwinde bewegt, nach einer und derſelben Seite hinflattern. So gleich freudig nahmen einſt beide die neue Preſſe auf. Wie bald aber hat ſich zwiſchen beiden der Preßbengel zu einer ewigen Trennung geſpreizt!

Ueber dieſen Städtefahnen, gleichſam ſie zu beherrſchen, hangen aus den hohen Theaterfenſtern zwei Rieſenfahnen mit dem mainzer Wappen rechts und mit dem verbündeten öſterreichiſch-preußiſchen Wappen links ſchwer herab, majeſtätiſch wogend unter demſelben Winde, der mit den Städtefahnen ſo luſtig tändelt. Die *Sitze* des Amphitheaters ſind gezählt und vorausbeſtellt; hier herrſcht Cenſur, während auf dem viereckigen freien Platze hinter dem Monument Tauſende ſich frei zuſammendrücken und an allgemeiner Preßfreiheit theilnehmen. Hinter dieſen *ſtehenden* Zuſchauern und über der mit grünen Maien geſchmückten Breterwand erhebt ſich ſchräg an der proteſtantiſchen Kirche empor eine zweite Bühne für Sänger und Muſiker. Trommeln und Kanonen, die mit in das Tedeum wirken ſollen, verbergen ſich hinter der Breterwand. — In der Mitte dieſes weiten Platzes erhebt ſich das noch verhüllte Monument; zu den Füßen deſſelben, zwiſchen Gießgeräth und Setzkaſten, ſteht eine ſchöne Druckpreſſe. Ein kleines Katheder iſt für die Redner da.

Aber ſchon hören wir die ſpielenden Muſikchöre. Der Zug aus dem Dome gelangt zwiſchen der Doppelmauer der Bajonnete langſam auf den Platz um das Monument. Der Biſchof, die höhern Behörden nehmen ihre Sitze, von den Deputationen der Buchdrucker umſtanden. Die Zuſchauerbühne und Plätze füllen ſich; die zwölfhundert Sänger ſteigen aus den Kirchenfenſtern auf ihr hohes Gerüſt hervor. Fürſtliche Perſonen und geſchmückte Frauen nehmen den Altan des Theaters ein. Die Fenſter der Häuſer ſind beſetzt; da und dort ſind Bodenwände weggeräumt, ſodaß die Dächer ſchattige Hallen für eingeladene Freunde bilden. Waghälſe ſind auf die heißen Dachgiebel geſtiegen, reiten auf der Firſte oder ſtehen die Schornſteine umarmend; ja von den Zinnen des Doms, aus den Glockenfenſtern herab blicken in Hemdärmeln die heißen und hitzigen Feſtgenoſſen. So hoch in die Lüfte ſprühen die Funken der Menſchenflamme, die, um das Monument Gutenberg's angeſchürt, über freie Gerüſte, über Fenſter und Giebel emporſchlägt!

Das Zeichen iſt gegeben. An der Spitze der Sänger erhebt ſich Neukom, der Componiſt, und herrſcht mit großer Bewegung den Takt über die Bühne. Das Tedeum beginnt von zwölfhundert Stimmen und von begleitenden Blasinſtrumenten getragen. Wirbelnde Trommeln und Kanonenſchläge im Takt ſtimmen ein; der Dampf des Geſchützes rollt über die Sänger hin, ſodaß die Lobpreiſenden wie niederſchwebende Chöre der

Seligen in Wolken gehüllt erſcheinen. Eine große Stille herrſcht unter den Tauſenden von Zuhörern; hoch athmet jede Bruſt, tauſend und tauſend Herzen ſchiffen auf ſteigender Flut der Andacht und manches Auge ſtrömt über. Und wieder und wieder wirbeln die Trommeln, ſchlagen die Kanonen, und aus neuen Wolken hallet der tauſendſtimmige Geſang. —

Für zwölfhundert Sänger ruhig zu ſein, war den Zuhörern leichter geweſen, als jetzt für einen Redner. Nach dem Geſange kommt das geſprochene Wort leicht zu kurz, beſonders wenn es zu lang iſt; es iſt höchſtens glühende Kohle gegen lodernde Flamme. Doch trat Präſident Pittſchaft mit vieler Zuverſicht auf das Katheder und ſprach. Eine kräftige Stimme, ein treues Gedächtniß und große Armbewegungen ſchroteten aber keineswegs die lange Rede in aller Ohren. Er ſprach natürlich über Gutenberg: den Namen hörten wir wenigſtens auf unſern Amphitheaterſitzen. Sehr lange nachher führte uns ein Lüftchen auch noch die Worte zu: „Jahrhunderte haben über ihn entſchieden." Wie beklagten wir da den Mann, der in der Sonnenglut des Mittags und in der brennenden Ungeduld ſo vieler Tauſende alle die Worte machen mußte über etwas, worüber doch Jahrhunderte ſchon entſchieden haben! —

Bei mir ſelber dachte ich, — nur wenige Blitzesworte hätten eine Andacht abkühlen ſollen, die auf dem Donner der Kanonen war getragen worden. Allein wir Deutſchen mußten vor dreiundzwanzig Jahren mehr als heute noch zweierlei lernen: zur rechten Zeit anzufangen und zu rechter Zeit aufzuhören. Zuweilen iſt uns wol auch jetzt noch das öffentliche Reden ein ungewohntes Gewand. Haben wir es einmal unter Herzklopfen angelegt, ſo glauben wir es zu einiger Belohnung auch ganz abtragen zu dürfen. —

Noch einen wirklich beredten Gedanken vernahmen wir am Schluſſe: „Gutenberg iſt nicht mehr in ſeinem Grabe, er iſt erſtanden, er iſt unter uns!“ Und wie nun auf einen Wink die Hülle der Statue niederſank und Gutenberg wirklich vor uns, unter uns daſtand, jauchzten Tauſende, donnerten die Kanonen, und des Jubels, des Schwenkens der Hüte und Sonnenſchirme wollte kein Ende werden.

Aber welch ein bedeutungsvoller Zufall! Sieh, um Bruſt und Lende der hohen Geſtalt des Mannes, der den Buchdruck erfand, liegen von den Seilen, die den Ueberzug gehalten hatten, zwei Stricke feſt. — Die Cenſurſtricke herab! rief ich ohne Ueberlegung. Der allgemeine Jubel verzehrte die unnützen Worte ungehört. Es koſtete einige Anſtrengung mit hochreichenden Inſtrumenten und — die Stricke waren gebrochen. — Niemand ſah in dieſer letzten Handlung eine ſinnbildliche Vorbedeutung für unſere Zukunft.

Mit wenigen Worten übernahm nun ein ſtädtiſcher Beamter das Denkmal für die Stadt. Inzwiſchen wurden Lettern gegoſſen und ein dreiſtrophiges Lied auf der Stelle geſetzt und gedruckt, um einzeln an die Sitzenden vertheilt, in Bündeln unter die Menge verſtreut zu werden. Den Schluß der Feier machte ein Volkslied in der Weiſe des „God save the king“, von der mainzer Liedertafel nebſt eingeladenen Geſangsfreunden vorgetragen und in den Schlußworten jeder Strophe von der Volksmenge mitgeſungen. An der Ehre ſo vieler frohen Stimmen nahm ſich das poeſieloſe Gedicht ſeinen Lohn dahin.

Es war Mittag. Die Erſchöpften ſehnten ſich nach Erfriſchungen. —

Denke man ſich einen ſonnenhellen Sommertag am Rhein, — die Tauſende von Fremden, Feſttagsluſt in allen Häuſern, Lärm in den großen Gaſthöfen: was mag an jenem Mittage nicht alles getrunken, geſprochen, gelacht worden ſein!

* * *

Wir wünſchten dem eigentlichen Feſtmahle im Hofe zum Gutenberg beizuwohnen und hatten uns früh nach Plätzen umgethan. Der Saal mochte über dreihundert Menſchen faſſen; er war heißer als die Küche, wenigſtens waren die Gäſte wärmer als die Gerichte. Zu Hauſe hätten wir ebenſo gut und viel behaglicher gegeſſen; allein was lag heute am Eſſen! Die Toaſte, die Stimmung, die Geſinnungen, die hier laut würden, wollten wir vernehmen; wir wollten mitten im Blumenkelche des Feſtes nicht ſowol den materiellen Honig als den geiſtigen Duft genießen.

Die Braten kamen endlich und der Präſident brachte einen langen Spruch auf Gutenberg aus. Er ließ dieſen ehrenwerthen Mann noch einmal aus dem Grabe erſtehen und mitten unter uns ſein. — Und warum ſollte auch ein gelungener Gedanke nicht zum zweiten mal kommen dürfen? Wir jauchzten mit: die Seele des Tags war aufgeregt.

Schnell folgten nun Trinkſpruch auf Trinkſpruch. Nicht aber wie wir eine Reihenfolge ſinnreicher, auf den Tag bezüglicher Reden und Sprüche erwartet hatten, denn ſchon vom zweiten Spruche an ſegelte man nicht mehr mit der Bedeutung des Tages, ſondern ſchien vor irgendeinem genealogiſchen Handbuche vor Anker zu liegen. Oeſterreich hatte in Mainz mitzureden, Preußen nicht minder, in Darmſtadt wohnte der Landesvater, Naſſau war der nächſte Nachbar: ſie alle lebten hoch. Wir fingen an zu fürchten, daß wir wenigſtens etwas über drei Dutzend deutſche Geſundheiten trinken ſollten. Die Erfindung der Preſſe wurde gefeiert und man brachte Lebehoch auf Lebehoch den Mächten aus, die gerade am meiſten den Segen der Erfindung verkümmerten, die ſozuſagen die Preſſe preßten. Wie unzufrieden, wie bitter ſich meine Tiſchnachbarn äußerten, will ich nicht erzählen; aber die Gäſte überhaupt ſchienen nichts mehr hören zu wollen: ſie waren mit keinem Anklingen der Gläſer, kaum noch mit gebieteriſchem Zurufe zur Stille und zum Anhören der weiter verabredeten Toaſte zu bringen. So ſchien das Ausbringen von Trinkſprüchen ein Gegenſtand der Eroberung zu werden; doch wollte ſich keiner meiner unzufriedenen Tiſchnachbarn dazu verſtehen, eine friſche Bahn für Lebehoch zu erſtürmen. Als endlich in einer wieder durchgekämpften Rede der Fremden ehrend gedacht wurde, überlegte ich mir, daß doch wol ein Dank der anweſenden Fremden nicht voraus in die Reihe der beſtellten Toaſte eingeſchrieben werden könnte, ſondern wol als Ausnahme von der gewöhnlichen Feſtordnung gelten dürfe. Raſch faßte ich mir einen Steuermannsmuth und verſuchte es, wieder auf die Bedeutung des Tags loszuſegeln.

Um mir Stillſchweigen zu erobern, beſtieg ich, was die bisherigen Redner noch nicht gethan hatten, meinen Stuhl, entſchloſſen, ſo lange an mein leeres Waſſerglas anzuklingen, bis man ſtill ſein würde. Aber das Glas ſprang unter den verſtärkten Schlägen entzwei und ich ergriff die leere Flaſche als Glocke. Jetzt lachte man umher und es ward immer weiter und weiter im Saale ſtill. Ich nun, wie ich mich über den Häuptern der Sitzenden eine geraume Weile gezeigt und als Sprechluſtiger außer der Ordnung keinen verbietenden Wink des Präſidenten erhalten hatte, glaubte mit voller Erlaubniß reden zu dürfen und begann:

„Erlauben Sie mir, meine Herren, im Namen der Fremden, denen Sie ein Lebehoch ausgebracht, mit einem Spruche zu danken, der nach ſo vielen erlauchten und manchen würdigen Trinkſprüchen wieder an die Bedeutung des heutigen Feſttags anknüpfe. So manche Deputationen ſind von auswärts zum Feſte gekommen, unter andern auch eine glänzende von Frankfurt. Die glänzendſte, die von daher zur Feier der Erfindung des Buchdrucks hätte kommen können, iſt ausgeblieben, — diejenige nämlich, die das lange erwartete Geſetz für die freie Preſſe der deutſchen Nation überbracht hätte.“

Hier wurde ich durch Bravorufen und ſtürmiſchen Beifall der Anweſenden unterbrochen. Aber was noch mehr war, — die heftig geſchwungene Schelle des Präſidenten gebot auch Stillſchweigen. Sie galt offenbar nicht dem unberufenen Sprecher, ſondern der unwillkommenen Rede; ſonſt wäre ſie früher erklungen. Es that mir leid, daß ich nicht noch ein paar Worte vorbringen durfte. Denn wenn ich auch weiß, daß das Wort „Preßfreiheit“ der ſchwarze Theerſtrich iſt, mit welchem man in Deutſchland die ſogenannten Liberalen als Schafsköpfe bezeichnet: ſo hätte ich doch wenigſtens unſere lange, ehrliche Hoffnung auf eine Aufhebung der Cenſur mit der Vorbedeutung getröſtet, die in der Löſung der Stricke um die Gutenbergſtatue zu liegen ſchien. Allein Reſpect iſt die Ordnung der Welt; ich hörte die Schelle des Präſidenten, und obſchon hundert Zungen riefen, man möchte ſtill ſein und mich reden laſſen, ſo entſchloß ich mich doch nicht zu reden, ſondern nur zu ſagen:

„Beſorgen Sie nicht, meine Herren, ich möchte einen verrufenen politiſchen Toaſt ausbringen; ich dachte nur etwas anzuregen, was zur heutigen Feier gehörte. Ich darf aber nicht weiter reden und bitte Sie nur, mit mir auf das künftige Geſetz für die freie Preſſe Deutſchlands zu trinken. Hoch die Freiheit der deutſchen Preſſe!“

Ich will den Beifall nicht nachmeſſen, mit welchem man dieſes: „Auch die Todten ſollen leben!“ aufnahm. Es entſtand wirklich ein Aufruhr, wenn man es ſo nennen will, daß man zahlreich von allen Tiſchen an meinen Stuhl kam, mir mit gefülltem Glas und Händedruck zu danken. Auch ein Fremder nahm mich beiſeite, mir franzöſiſch ins Ohr zu flüſtern, wo dieſen Abend eine geheime Verſammlung einverſtandener Freunde gehalten werde. Es war der Ausſprache nach ein Franzoſe, was der aber wollte, ging mir doch zu weit über unſern Gutenberg hinaus.

Dieſe Erinnerung, die mir einen ſchönen deutſchen Tag vergegenwärtigt, hat zugleich, um ſie mitzutheilen, ein culturhiſtoriſches Moment, durch welches ſie heute unter günſtigern Sternen ein allgemeineres Intereſſe gewinnt.

Am Abend nach dem Feſteſſen wurde das Oratorium „Gutenberg" gegeben, zugleich aber auch, wie wir ſpäter hörten, von der Polizei auf den Sprecher gefahndet, der ſich am Gutenbergfeſte mit Gedanken an die Preſſe ſo unnütz gemacht hatte. Der Name Koenig war hier und da laut geworden, glücklicherweiſe aber der Buchhändler dieſes Namens aus Hanau nicht anweſend, an den man dabei gedacht hatte, und ich ſelbſt wohnte in keinem Gaſthofe. —

Der zweite Feſttag, Maria Himmelfahrt, war für Mainz zugleich ein katholiſcher Feiertag und Napoleon's I. angenommener Geburtstag. Es wurde damals vielfach behauptet, dieſe Erinnerung treibe noch in mainzer Herzen heimlich Spuk: auf den 15. Auguſt ſei viel Unruhe im Volk und der Geiſt des alten Kaiſers zeige ſich zwiſchen zuſammengeſtoßenen vollen Weingläſern in Geſtalt eines elektriſchen Funkens. Ich habe vor und nach meinen „Clubiſten in Mainz" dort viel verkehrt, aber nie etwas davon vernommen; und war es früher geweſen, ſo iſt es gewiß jetzt nicht mehr. Napoleon III. hat jenen Geiſt erlöſt!

Auf heute war das Volksfeſt eines Schifferſtechens angeordnet. Da konnte man am Ufer des Rhein die Volksmenge noch beſſer als Tags vorher in den Straßen der Stadt überſehen.

Um halb drei Uhr war das Gedränge nach der neuen Anlage und dem darunter gelegenen Uferſtriche am ſtärkſten. Zur Sicherheit des dichtwogenden Fußvolks war den Fahrenden ein beſonderer Weg nach dem Schauplatze angewieſen. — Aus dem Wogen der Menge und durch den Schleier des hoch aufgeregten Staubes nehmen wir ſchon von weitem auf dem ſonnenhellen Strome unzählige Fahnen, Flaggen und Wimpeln wahr, mit denen ein lebhafter Südoſtwind ſpielt. Träge rollen ſich die ſchweren Fahnen mit ihren ſtolzen Wappenbildern auf und zuſammen, während die an Stangen und Taue geknüpften Fähnchen lebhaft fächeln und die vom Maſte bis aufs Waſſer hell herabhangenden Wimpeln ſich hundertfältig ſchlängeln. Den näher Gekommenen fallen jetzt auch die Schiffe ins Geſicht, die heute mit jenem reichen Feſtſchmuck aller Farben der Rheinlande prangen. Vom Geſtade in den Strom hinaus und wieder nach dem Ufer zurück ſchneidet ein Halbkreis von Schiffen, Booten verſchiedener Größe, Pontons und Kähnen aus dem breiten Gewäſſer ein Amphitheater für die Künſte der Schiffer aus. Aber jene Schiffe, Boote, Kähne, — die Couliſſen dieſer Waſſerbühne, — ſind zugleich ſelbſt mit Menſchen angefüllt, die wie zuweilen auf dem Theater zwiſchen den Couliſſen herausblicken. Wir wühlen uns in die lange Wulſt von Menſchen, die am Chauſſeegeländer, unmittelbar über dem Strome, das Ufer entlang ſtehen. Hier, über den Halbkreis der Schiffe hinausblickend, bemerken wir weit, weit drüben an der Landſpitze des eingemündeten Mainſtromes zwölf Kähne, in denen wir blaßröthliche Geſtalten wahrnehmen.

Wie wir nun der Dinge harren, die da vorgehen ſollen, fällt ein Kanonenſchuß und eine Trompete gibt Signal. Pfeilſchnell und um die Wette rudern jene zwölf Kähne heran. In jedem ſehen wir drei Ruderer, zwei im Vordertheil des Kahnes die eingelegten Ruder ziehend, einen, das gefaßte Ruder ſchlagend, zu den Füßen des jungen Schiffers, der im leichten blaßrothen Matroſenkleide barfuß auf dem Hintertheile des Kahnes ſteht, eine lange Stange im Arm, die ſpiralförmig — bei ſechs Schiffern weiß und roth, bei ſechs weiß und grün — bemalt, und am obern Ende mit einem fauſtartigen Knopfe verſehen iſt. Jetzt ſind ſie in den Halbkreis der Schiffe eingefahren und eilen auf den Mittelpunkt deſſelben, auf das neue Prachtſchiff Agrippina los, erklettern das Verdeck und laſſen ſich nach der Reihenfolge ihrer Ankunft zur Preisbewerbung anordnen.

Nicht lange, ſo erfaßt der erſte ein freihangendes Tau und arbeitet mit Händen und Füßen, das Spriet am Hauptmaſt zu erklimmen. Der zweite eilt an einem zweiten Tau nach, ein dritter am dritten. Schon hat der zweite den erſten überholt; die andern geben es auf nachzuſetzen. Jetzt iſt jener oben, ſchwingt ſich auf das Querholz und ergreift die aufgeſteckte Ehrenflagge.

Vom Ufer jauchzet ihm Beifall zu; er hat den Preis von 10 Thalern gewonnen.

Die Muſik auf dem Schiffe ſpielt und bald richten Kanonenſignale die Aufmerkſamkeit auf das zweite Wettſtück. Ein vierzig Fuß langes Bugſpriet ſtreckt ſich vom Verdecke der Agrippina hoch ſchwebend über die Flut hinaus, an der Spitze mit einer Ehrenflagge beſteckt. Der erſte Kämpfer betritt den ſchwanken Balken: es gilt bis ans Ende zu gelangen und die Fahne zu erreichen. Aber ſchon nach wenig Schritten verliert er das Gleichgewicht, wankt und ſtürzt hinab; über ihm ſchlagen die Wellen zuſammen. Ein Schrei der Menge, — er taucht hervor, ein Gelächter erſchallt, und ſo von Flut und Lachen gebadet, erreicht er ſeinen Kahn und erklettert die Agrippina wieder.

Eben ſtürzt auch ſchon der zweite, der ſich verſuchte; das tauſendſtimmige Gelächter wiederholt ſich. Nun hatte der dritte das Spriet betreten und ſchreitet, mit beiden Armen wagehaltend, raſch vor, vom ſchwanken Balken immer höher geſchnellt; jetzt ſchwippt er um, — nein, er ſchnellt ſich noch einmal auf, eilt mit raſchen Schrittchen über den Balken, ergreift im Sturze die Fahne und reißt ſie mit ſich in die Flut. Bravo! erſchallt es vom Ufer. Der Preis iſt gewonnen.

Den übrigen Preisbewerbern bleibt nun nichts übrig, als ſich noch eine Weile um den bloßen Preis des Volksgelächters auf dem ſchwanken Stege zu verſuchen; ſie wiegen ſich auf dem Balken, ſtürzen, und ergötzen mit allerhand tollen Späßen die entfernte Menge, bis ihre Luſt und der Beifall des Volkes ermüdet.

Während die Muſik abermals ſpielt und die Schiffer auf dem Verdeck oder in der Kajüte ausruhen und ſich erfriſchen, durchſchwärmt das Auge des Zuſchauers ein ſonniges Paradies. Ueber den Rhein hinüber und den breit ausmündenden Main hinauf erreicht der Blick das auf Rebenhalden thronende Hochheim. Rechts davon verbirgt ſich uns das weite ſchöne Land hinter den hohen Ufern des Stromes, links hinter einer Wand hoher Pappeln, die nach dem ſchimmernden Brückenkopfe von Caſtel hinabziehen und jenſeit deſſelben ſich unter den herrlichen grünen Bergen verlieren, denen der glänzende Rhein zuſtrömt. Die lange Schiffbrücke lenkt das Auge auf die Stadt herüber, die jetzt weit unter uns liegt. Doch knüpft uns an die Rheinſchanze ein lebendiges Gewinde von Menſchen, das am Ufer heraufzieht. —

Und ſchauen wir nun rückwärts, ſo überraſcht uns der heiterſte Anblick. Die nahe, jäh abhangende Höhe empor, zwiſchen Hecken und Stauden, im mannichfaltigſten Grün von Walnußbaum und Akazie, wimmeln Frauen und Männer, bunt wie Blumen ins Grüne gefaßt, — bewegte Menſchenſträuße. Wer zählt dieſe unruhigen Köpfe, dieſe lachenden Geſichter der Stehenden und Sitzenden? Auch die Balcone der Gartenhäuſer ſind von Zuſchauerinnen gefüllt und auf leichten Giebelaltanen unter flatternden Zelten nehmen Männer die luſtigſten Plätze ein. —

Inzwiſchen iſt an den Maſten der Agrippina und eines dicht am Ufer liegenden Schiffes ein langes Tau ſo befeſtigt worden, daß es in weitem Bogen auf die Waſſerfläche niederhangt. Ein Boot ſteuert herbei, aus welchem ein großer lebendiger Aal in der Mitte des Taues befeſtigt und auf Sprunghöhe über den Waſſerſpiegel emporgezogen wird. Die Wettkämpfer, naß und blaß von Ausſehen, ſuchen dicht unter uns am Ufer hinauf die Höhe des Stroms zu gewinnen, von wo herab ſie nach dem ſchwebenden Aale ſteuern, um ihn im Hochſprung zu erfaſſen. Aber mit der Hand am ſchlüpfrigen Aal abgleitend, ſtürzen ſie hinter ihrem inzwiſchen entglittenen Boot ins Waſſer und erregen neues Gelächter. So geht es mehreren, bis der junge Schiffer an die Reihe kommt, der mit raſchem Griff die Sprietfahne im Sturz erbeutete. Dieſem gelingt es abermals, in mächtigem Sprung nicht blos den glatten Aal, ſondern mit demſelben auch das ſchwebende Tau zu erfaſſen, an welchem er einen Halt findet. Er zieht es durch ſein Gewicht nieder, ſchlägt ein Bein darüber und gewinnt ſo freie Hände, um unter dem Halle der Zuſchauer den Aal loszuknüpfen. So hat er nun auch dieſen Preis von 35 Gulden zu jenem von 21 Gulden errungen.

Nun ſteht noch der höchſte Preis von 42 Gulden zu erkämpfen.

Bald haben die Jünglinge ſich unter ſpielender Muſik erholt; neue Signale fallen. Die Wettkämpfer theilen ſich nach ihren hellen oder dunklern Stangen in zwei Parteien. Die Rothen ſuchen in ihren Kähnen die Höhe des Stromes, und begegnen niederſchießend jeder einem aufwärts geruderten grünen Gegner. Beide fällen ihre ſtumpfen Lanzen und ſtoßen mit den Knöpfen derſelben nach des Gegners Bruſt. Der ſtärker Getroffene ſinkt vom ſchmalen Brete ſeines Kahnes rückwärts in die Flut. Oft aber fallen beide von gleich gewaltigen Stößen oder der Sieger verliert aus Eifer und Anſtrengung das Gleichgewicht und ſtürzt dem Beſiegten nach, wenn er nicht etwa, um ſich zu erhalten, die Lanze fahren läßt, die dann der ſchwimmende Gegner noch erobert. —

So wiederholt ſich und wechſelt das Stechen, bis es einem gelingt, dreimal hintereinander vollſtändig Sieger zu bleiben und den Preis zu verdienen.

Eine Ruhepauſe tritt nun ein, während welcher ein buntes Schiffchen, vom Verdeck der Agrippina hoch emporgezogen, zwiſchen den Tauen ſchwebt. Die zwölf Kämpen, umgekleidet und mit weißen Tüchern zu raſchem Einpacken erbeuteter Gegenſtände über Schulter und Bruſt verſehen, ziehen ſich in ihren Kähnen auf die Höhe des Waſſers zurück. Plötzlich ſinkt der Boden des ſchwebenden Schiffchens und zwanzig Enten ſtürzen aus der Höhe nieder, mit Ziffern bezeichnet, nach welchen für den Fänger verſchiedene Preiſe zu gewinnen ſind. —

Nun wäre es zu einem anmuthigen Schauſpiele beſſer geweſen, wenn die Schiffer den Enten entgegengefahren wären; denn ehe dieſelben noch von der Höhe herunterkommen, ſind die Enten, in dichter Schar ſich zuſammendrückend, vom Strome fortgeriſſen und an die Wände der Schiffe getrieben worden, ſodaß der freie Fang zerſtreuter und hin- und hergeſcheuchter Enten vereitelt iſt. Man fühlt das Mislungene des Spaßes; der Faden der Neugierde, der bisjetzt Tauſende zuſammengehalten, bricht, und die gebundene Volksmenge fällt auseinander, wirbelt lachend durcheinander.

Bald auch löſt ſich der Halbkreis der Schiffe. Erſt eilen die Boote und Kähne ans Ufer, um die eingenommenen Menſchen auszuſetzen, dann auch regen ſich nach gelichteten Ankern die größern Schiffe.

Ein neues großes Dampfſchiff mit glänzenden Verzierungen zieht noch aller Augen auf ſich, wie es erſt den ſchwarzen Rauch aus der maſthohen Säule wirbelt, dann mit der gewonnenen Dampfkraft eine Strecke ſtromaufwärts geht, ſich majeſtätiſch ſchwenkt und nun glänzend und prächtig den Strom hinabeilt, mit Schüſſen die Agrippina grüßend, die mit raſchern Schüſſen entgegengrüßt.

Am Abend des heißen Tages ward von den anweſenden Buchdruckverwandten dem Monumente Gutenberg's ein Geſang unter Fackelbeleuchtung gebracht. Die Menge trieb ſich noch einmal im rothen Fackellichte und wirbelndem Dampf durcheinander. Um zehn Uhr aber begann das ausgeſuchte und geordnete Vergnügen eines Feſtballes.

Dieſer Ball ſoll zwar beſucht, aber nicht gerade glänzend ausgefallen ſein, und mein ruſſiſcher Freund hatte vergebens etwas Eigenthümliches, Charakteriſtiſches, auf den Tag Bezügliches erwartet. Was ſoll auch ein Ball Eigenthümliches bieten? —

Und doch hätte vielleicht eine Anzahl Tänzer und Tänzerinnen in leichter Verkleidung lebendige Lettern vorſtellen können, die Tänzerinnen Vocale, die Tänzer Conſonanten. Die Buchſtaben wären auf dem Haupte in Blumengewinden ausgeprägt geweſen und jene Kerbe der Lettern, nach welcher dieſe zuſammengeſetzt werden, damit im Abdrucke nichts Verkehrtes zum Vorſchein komme, hätte in der Gegend der Herzgrube angebracht werden müſſen. Der Tanzmeiſter wäre zum Setzer geworden und die beweglichen Lettern hätten in anmuthigen Tänzen ſich ordnend, ſich auflöſend und wieder verbindend, den Namen „Gutenberg“ oder auch ganze Sprüche mit ihrer Blumenſchrift dargeſtellt. Vielleicht wäre ſogar das Wort „Freie Preſſe“ zu Stande gekommen, und wenn in dieſer drohenden Gefahr der Feſtpräſident als dickes Ausrufungszeichen nach dem Wort „freie“ eingefallen wäre: ſo hätte — vorausgeſetzt, daß heirathsluſtige Tänzer gewählt worden — das Wort „Preſſe“ fallen können und das Wort „freie!“ einen ſo praktiſchen, häuslichen Sinn gewonnen, daß es ſich vor jeder mainzer Unterſuchungscommiſſion hätte rechtfertigen laſſen. Der Tänzer R. hätte die Tänzerin I. gefreit und das lange F. hätte die Wahl zwiſchen den beiden Schweſtern E. gehabt, — die eine geheirathet und die andere beerbt; das dicke, zur rechten Zeit eingefallene Ausrufungszeichen hätte einen Orden erhalten.

Wir aber hatten dieſen zweiten Feſttag Hitze genug erduldet, um nicht auch noch dieſes letzte Vergnügen des Balles mit auszuſtehen. — Traulich verbrachten wir im heimlichen Garten des Freundes die ſchönſte Vornacht.

Einige disputirten heftig über Kindererziehung und Staatsverfaſſung: ich aber koſtete, ein lächelnder Zuhörer, den edeln Wein und ſah hinaus in die Nacht. Der Mond ſchien herab in die dichten, dunkeln Bäume, hoch über uns ragte die ſchwarze Kuppel der Stephanskirche in den blauen Himmel. Die Heimchen ſangen um uns; fern in der tiefern Stadt brauſte das dumpfe Wehr der Luſt und des Jauchzens durch eine ſchlafloſe Feſtnacht. Immer träger fielen die entfernten Schüſſe der endlich einſchlummernden Kanonen.

Wie ſelig ſchlief ich ein!

Am andern Morgen waren ſchon viel Fremde abgereiſt, andere reiſten eben; die Einheimiſchen wurden in ihre Tagsgeſchäfte gezogen, und ſelbſt jene Gäſte, die noch in den Straßen umherwandelten, ſahen nüchtern und erwartungsleer aus. Unverkennbar hatte die rieſige Prachtblume des Feſtes verblüht, — die Blätter welkten, oder fielen ab. Doch war heute noch ein dritter Feſttag und namentlich der Vormittag zur Verſammlung von Gelehrten und Buchdruckverwandten anberaumt, um Jahr und Tag einer Säcularfeier der Erfindung des Buchdrucks zu beſtimmen. Offenbar folgte alſo in naturgemäßer Entwickelung auf das *Abblühen* — der *Fruchtanſatz* des Feſtes.

Ich übergehe die Verhandlungen, die im Hof zum Gutenberg nicht ſehr feierlich ſtattfanden, aber den Keim zu neuen Feſten entwickelten.

Man ſetzte nach einigen Streitigkeiten das Jahr 1840 als das Säcularjahr der Buchdruckserfindung feſt und kam auch über den Tag der Feier ins Reine. Gutenberg hatte Johannes geheißen; dieſer Namenstag fällt in die ſchönſte Zeit des Jahres; die Tage ſind am längſten, die Luſt- und Badereiſenden ohnehin in Bewegung, der Tag hat etwas Uraltfeſtliches, — genug: „Johannes ſollt' er heißen!“

Das Wo der Feier machte auch nicht lange Sorgen: die Säcularfeier ſei überall Lokalſache, hieß es, ſie müſſe überall in Deutſchland begangen werden, wo ſich eine Preſſe befinde.

Ein lauter Beifall beſtätigte den Beſchluß.

Alſo auf Wiederſehen in drei Jahren!

IX.

Beſorgniſſe.

Die dem Leſer vorübergeführten mainzer Feſtbilder waren auf dem Wege der „Zeitung für die elegante Welt", worin ich ſie zuerſt mitgetheilt hatte, auch Varnhagen bei ſeiner Rückkehr aus Hamburg begegnet und hatten ihn — wie er unterm 18. September ſchrieb — höchſt erfreut. Er wäre ja nun mit bei den Feſten geweſen, habe alles miterlebt, bemerkte er artig genug.

Ich werde vielleicht wiederholt dazu kommen, mich — wenn auch mit gewohnter Discretion — auf Varnhagen's Aeußerungen über meine Sachen zu berufen. Ja doch, ſeine Urtheile waren mir immer von Werth, vielleicht gerade um deſſentwillen, was an ihnen ausgeſetzt wird. Er war eben kein bockbeiniger Kritiker, ſeine Urtheile, beſonders auch in poetiſchen Dingen, hatten immer etwas Subjectives, — einen perſönlichen Antheil. Es gehörte aber doch ſchon etwas dazu, ſolche Theilnahme in einem Manne wie Varnhagen hervorzurufen, — ihm, dem nichts Bedeutendes in alten und neuen Literaturen unbekannt geblieben, der einen weiten Horizont hatte und feinen, vielfach geübten Geſchmack beſaß. Dabei blieb er mit all ſeiner gewohnten Artigkeit gerecht und ehrlich, und wenn er gegen die Ausgezeichnetſten, wie wir es in ſeinen Briefen an Alexander von Humboldt finden, oft allzu ſubmiß that: ſo ließ er dafür ſich ſelbſt auch wieder gegen die andern in ſeinem bewußten Werthe gelten.

Hat er etwa wirklich ſeine kalligraphiſch berühmten Briefe auch ſtiliſtiſch unter der Vorausſetzung geſchrieben, ſie würden einſt veröffentlicht werden: ſo galt es ihm doch gewiß wenigſtens ebenſo viel, durch den Inhalt derſelben, mithin durch ſeine Urtheile über bekannte Schriften, nicht in Miscredit zu fallen.

So waren ihm denn auch die „Literariſchen Bilder aus Rußland“, die ſich inzwiſchen verbreitet hatten, höchſt willkommen. Die zwiefache Autorſchaft ſchien ihm hier aufs günſtigſte zu wirken. Einen richtigern Gewährsmann als Melgunow konnte er ſich nicht denken, und was ich hinzugethan, das Maß, die Miſchung und der Ausdruck des Inhalts wären ihm nicht beſſer zu treffen geweſen.

Zu meiner Zufriedenheit ward dies Urtheil von Dorpat aus, mithin aus nächſter Nähe der „Bilder“ ſelbſt, beſtätigt. Das Buch war dort reißend abgegangen und galt in den Kreiſen der Profeſſoren und ſtudirenden Ruſſen dafür, „daß es mit ſchöner Kenntniß der Dinge und Perſonen und auf ſehr entſprechende Weiſe abgefaßt ſei“. Der ſchreibende Freund ſelbſt, Profeſſor und Landsmann, glaubte, was irgend Lobenswerthes von einem oder dem andern ruſſiſchen Schriftſteller geſagt werden könne, ſei beigebracht und überhaupt die geſammte ruſſiſche Literatur in den Tinten des Morgenroths gehalten, was ſich ſehr anmuthig mache, aber kaum weiter getrieben werden durfte. — „Für mich ſelbſt", ſetzte der Freund hinzu, „war Sturm und Wetter über das kritiſche Kleeblatt — Gretſch, Bulgarin und Senkowsky — ausgegoſſen, wahre Labung. Keine Literatur hat wol dieſen Schimpf erfahren, daß ſie, wie die ruſſiſche, als ſie kaum ein paar Federn angeſetzt hatte und noch lange nicht flügge geworden war, ſich mit ſolch einem Schwall Gemeinheiten und Niederträchtigkeiten, mit ſolchem Abſprechen und Verhöhnen alles Großen und Herrlichen mäſten ließ, als von jenen ſaubern Herren geſchehen iſt."

Das, was in unſerm Buche den dorpater Profeſſor ſo ſehr gefreut hatte, war es vielleicht, worauf Varnhagen in ſeinem Brief mit den Worten zielte: „Einige Kühnheiten fielen mir auf. Mögen ſie keinen Anſtoß erwecken!"

Solche Aeußerungen welterfahrener Männer hätten mir nun, wenn ich in dergleichen Beziehungen ängſtlich geweſen wäre, einige Beſorgniß erregen können; zumal der dorpater Freund einen Vorfall erzählte, der vom Racheverfahren jener ruſſiſchen Schriftſteller einen Begriff gab. — Bulgarin nämlich, den wir ja auch aus Ueberſetzungen ſeiner Romane kennen, war eben damals mit Sack und Pack von Dorpat nach Petersburg abgezogen. Unterwegs hatte ſich ein armer Ruſſe, um einige Werſte leichter fortzukommen, auf einen der Packwagen gehockt. Der menſchenfreundliche Bulgarin hatte ihn aber mit dem Stock fortgetrieben und darüber eine ſolche Tracht Prügel zurückerhalten, daß er etliche Tage krank in Nerva liegen mußte. Darauf hatte er in Petersburg ausgeſchrien, man habe ihm von Dorpat aus Gauner nachgeſchickt, ihm Arme und Beine zu zerſchlagen.

Da nun damals ſolche Liebenswürdigkeiten und Poeſien Bulgarin's und Genoſſen im berliner „Magazin der Literatur des Auslandes“ willkommene Neuigkeiten von Bedeutung waren, ſo ließ ſich vorausſehen, welche Art von Erwiderungen auf die „Literariſchen Bilder“ und auf welchen Wegen ſie dem Herausgeber derſelben zu Verdruß und Streit zukommen konnten.

Indeß ließ ich mich von all dergleichen nicht anfechten und mir das Jahr 1837, das ich mit dem dorpater Briefe beſchloß, als mein glücklichſt verlebtes nicht verkümmern. Hatte es uns doch in den neuen frohen Hausſtand ſchon Anfang Januar einen hübſchen Knaben gebracht — als künftigen Erben von ſo manchem Fruchtbringenden, was mir Frühling, Sommer und Herbſt noch hinzugelegt hatten — an erfriſchenden Erlebniſſen, erhebenden Eindrücken, die meiner ſtillen Arbeit zugute kamen, an neuen Freunden, an Ausbreitung meines Namens.

Dieſe ſtille Arbeit — und ſo konnte ſie heißen, da ich in Hanau auch nicht Einen Mann hatte, mit dem ich ſie berathend hätte beſprechen mögen — galt meinem Roman „William Shakſpeare“ und den nebenher laufenden Studien des großen Dichters und ſeiner Zeit.

Außerdem aber beſtand hier noch manches, was auch die Wiege des Kleinen umgab, — das Glück der Mutter, die Theilnahme der Angehörigen, der heitere Verkehr mit gebildeten Familien, alle Annehmlichkeiten der mir zur zweiten Heimat gewordenen Stadt.

Gerade aber über dieſem Reichthum ſchwebte ein entferntes Bedrohniß wie ein Wetter, das lange nicht hereinbrach, ſich aber auch nie ganz verzog, ſodaß unſere vergnügteſten Stunden ein Wölkchen von Beſorgniß behielten.

Unſere für die Doppelprovinz Hanau mit Fulda beſtehende Finanzkammer ſollte nämlich mit jener in Kaſſel zu einer Oberfinanzbehörde verbunden werden. Man ging dabei den Weg der Auflöſung, d. h. eines allmählichen Uebergangs des Perſonals und des Geſchäftslagers der Acten, ſodaß der Tag unbeſtimmt blieb, an welchem auch der Secretär der abſchmelzenden Behörde nach der Reſidenz verſetzt würde.

Was Kaſſel innerhalb ſeiner Mauern und in ſeiner Naturumgebung vor unſerm Hanau voraushatte, wußten wir zu ſchätzen; wir fanden uns aber froh und glücklich in dem, was uns hier angemeſſener und gedeihlicher war als jene Vortheile, die unter der drückenden Luft, die man dort athmete, unfruchtbar und ſelten unverkümmert blieben.

Hanau, mit dem, was es weniger beſaß, lag in freierer Luftſtrömung, in einer günſtigern geographiſchen Verknüpfung; der Boden ſeines Betriebs und ſeiner Geſellſchaft war aus unabhängigern Elementen gemiſcht, die Luft heiterer, die Herzen leichter.

Indeß war unſere Beſorgniß nicht von dem Gewichte, daß ſie uns niedergedrückt hätte. Es ließ ſich ſogar noch auf ein oder das andere „Vielleicht auch nicht“ hoffen. Wußten wir doch, wie unbeliebt meine Wenigkeit an entſcheidender Stelle war. Denn ich hatte es ja bei frühern Landtagen auch mit einigen jener Actien der Oppoſition verſucht, die kurze Zeit etwas über pari ſtanden, nachmals aber durch Haſſenpflug auf pariren herunterkamen. — Auch bedachten wir, daß die fromme Partei, die dort mehr und mehr zu Einfluß gelangte, an mir keinen Zuwachs erwartete. Meine Excommunication war jenen „chriſtlichen“ Regierungsmännern ein Anſtoß. Und ihrer herrſchſüchtigen Tendenz nach waren ſie freilich mit der biſchöflichen Behörde, ſoviel ihnen dieſe zu ſchaffen machte, doch einverſtandener als mit dem echten Chriſtenthum, das eben wol von Rom aus längſt excommunicirt iſt. Zuletzt ſchöpften wir ſelbſt aus dem Umſtande, daß bei den wiederholten Verſetzungen des obern und untern Kammerperſonals gerade der Secretär zurückgelaſſen wurde, die Vermuthung, man möchte ihn dort gar nicht haben wollen.

So blieb ich denn länger meiner verminderten Geſchäfte froh. Denn in dem vereinfachten Perſonal des Collegiums lag ja die Erleichterung, daß man es wenigen eher recht machen konnte. Es gehört einmal zu den kleinen Nöthen eines Collegienſecretärs, das, was im Namen des ganzen Collegs beſchloſſen iſt, jedem einzelnen Referenten ſchnabel- oder ſchnauzenrecht in der Auffaſſung vorzuſetzen: jeder will ſeine Lieblingsworte und Wendungen in einem Concept wiederfinden, das doch einen Geſammtbeſchluß darlegen ſoll.

Das Jahr 1838 verfloß ſo ſtill und häuslich, als das vorhergegangene von heitern und zerſtreuenden Erlebniſſen bewegt geweſen war. Der Sommer blieb unfreundlich, großentheils kühl und regneriſch. Die erſte Maiwoche hatte ich bei heiterm Wetter auf dem Lande in Unterſuchung gegen einen Rentmeiſter zugebracht, und in den Auguſt fällt jener Abſtecher zu den Ruſſen in Ems, von dem oben berichtet iſt.

Die anhaltſamſte und innigſte Angelegenheit drehte ſich um den Knaben Wilhelm und um den Dichter William.

Der Kleine gedieh auf das erfreulichſte. Er brachte die Zähne ſeines erſten und zweiten Jahres ohne beſonderes Ungemach, übereilte ſich mit Sprechen und Laufen nicht, verrieth aber in allem Thun und Laſſen eine große Innigkeit und Lebhaftigkeit der Seele. Sein tiefes Auge ruhte feſt auf den Erſcheinungen um ihn her, und die Art, wie er ſich darüber ausdrückte, wie er z. B. auf allen Vieren die Bewegungen des Pferdes oder mit ſchiefem Kopf und Blicke die vom Dach auf das vor dem Fenſter ausgeſtreute Futter herabſchielenden Sperlinge darſtellte, ließ auch erkennen, wie ſcharf und mit Phantaſie er alles auffaßte, ehe er es ausſprechen konnte. Ein leiſes ängſtliches Gefühl für alles Unheimliche, ſelbſt in den Mienen der Menſchen, und eine aufwallende Theilnahme an den Vorgängen um ihn her war ihm eigen. So, als er ein Schwein, das mit Schlägen vorübergetrieben wurde, mit dem Bein zucken ſah, an welchem das Leitſeil befeſtigt war, fuhr er heftig, mit gehobenem Arm, aus dem Fenſter und rief drohend:

„Du Mann —!“ — — Wir freuten uns und hofften, daß des Knäbleins ritterliche Parteinahme dereinſt vom mishandelten Schwein auf höhere Ziele übergehen werde.

Und wie nun neben ſo ſchönen lebendigen Erwartungen auch mein „William“ in „Dichten und Trachten“ ſeinem Ende entgegenrückte, kam ich auf ein altes Vorhaben zurück.

Seit ich nämlich von Berlin heimgekehrt war, hegte ich den lebhaften Wunſch, mich gegen Varnhagen für ſoviel mir bewieſenes Wohlwollen und Vertrauen dadurch erkenntlich zu zeigen, daß ich ihm dies neue und größere Buch widme. Mit freundlicher Artigkeit gab er ſeine Zuſtimmung und kam dabei auf die „Literariſchen Bilder aus Rußland“ zurück. — „Merkwürdig iſt es“, ſchrieb er, „wie eine geiſtige Regung gleich durchfährt; von nah und fern höre ich allerlei Zuruf, manche Frauen ſogar wollen ruſſiſch lernen! Ich ſehe dabei doch von dieſer erſten Wirkung hinweg auf eine zweite, die für uns die wichtigere iſt; nämlich durch unſere Hinwendung und guten Willen — bei dem wir keine Gefahr laufen ruſſiſch zu werden — erwecken wir in viel größerm Maße die Neigung der Ruſſen zum Deutſchen, und das iſt ein unſchätzbarer Gewinn, wie ihn unſere Literatur anfängt nöthig zu haben, da das Mutterland kaum noch Boden genug darbietet. Werde daher jenes große Land und wachſende Volk unſere geiſtige Colonie und für beide Theile der Vortheil gemeinſam!“ — —

Wie ernſt es ihm damit war, zeigte ſich in dem Eifer, womit er ſelbſt, unter Beiſtand reiſender Ruſſen, beſonders eines gewiſſen Neverow, an das Ruſſiſche ging, — „langſam weiter“, wie er ſchrieb, „langſam, denn die Mühe iſt groß und mein Fleiß unterbrochen und gehindert durch Krankheit und Andrang anderer Beſchäftigung. Sonſt ſollte einmal einer ſehen!“ —

Ich ſelbſt hatte mich weder durch wiederholten Zuſpruch Melgunow's noch durch die ruſſiſchen Schriften, die mir durchreiſende Ruſſen verehrten, zu einem ähnlichen Unternehmen verlocken laſſen. Soviel Wiſſenswerthes war mir auf meinem verſchlagenen Lebenswege rechts und links liegen geblieben: warum ſollte ich mich jetzt noch nach dem Ruſſiſchen bücken, um es mit Anſtrengung aufzunehmen? Das Gefäß mag von edelm Stoffe ſein: wie arm iſt es aber noch an eigenthümlichem Inhalt gegen die weſteuropäiſchen Sprachen!

Ein ſtilles Erlebniß beſchloß dies häusliche Jahr: meine gute Mutter ſtarb in ihrem fünfundſiebzigſten Jahre nach Empfang der Sakramente, an die ſie glaubte.

In meiner Knabenzeit, wenn ſie auf Beſtellung nähte und ſteppte, hatte ich ſie gern ſtillvergnügt ſingen hören, und ſie konnte damals heiter und von witziger Laune ſein. In meinen Studentenjahren, als die bedenkliche Jugend und räthſelhafte Beſtimmung ihres Heinrich näher kam, war aus der ſchönen Miſchung ihres Temperaments mehr der Ernſt von Kummer und Sorge vorgeſchlagen. In ihrer ganzen Tüchtigkeit aber erſchien ſie während des ſchweren Vierteljahrhunderts, das wir mit dem gemeinſamen Kapital anſpruchloſen Duldens beſtritten hatten. In dieſen ſpätern Jahren war ſie oft aſthmatiſchen Anfällen unterworfen geweſen, und als dieſe auch nachließen, behielt ſie doch den leiſen Schlaf der hohen Jahre. Wenn ſie dann von einem längſtvergeſſenen Bekannten geträumt hatte, ſo erhob ſie ſich und betete einige Vaterunſer, weil es vielleicht ein Hülferuf der armen, im Fegfeuer ſchmachtenden Seele ſei, ihr mit Gebet beizuſtehen. —

Zuletzt hatte ſie noch die glückliche Ehe ihrer Enkelin erlebt und war dritthalb Jahre lang der Liebe und zarten Pflege einer zweiten Schwiegertochter froh geworden, — nach ſtürmiſchen Tagen einer Abendröthe, die auch an ihren verjüngten Wangen widerſchimmerte.

Nun war ſie, als wir uns eben auf ſchwere Leiden einer ihr drohenden Waſſerſucht gefaßt machten, ſo ſanft und ahnungslos eingeſchlummert, wie man es nur immer einem guten Menſchen wünſchen mag. Der Tod begegnete freundlicher als das Leben einer ſchön begabten Seele, die hier kein Klima gefunden hatte, ſich zu entfalten, und die nicht einmal deſſen froh werden konnte, was von ihren Gaben etwa auf ihren Sohn überkommen war.

Ihr ſpäter Enkel, der kleine Ritter, hatte ſie auf dem Steckenpferd ans Sterbelager begleitet und den Schecken, auf dem ſie ſonſt und bis zuletzt ihm zu Liebe mitgeritten, betrübt in ſein Ställchen gebracht. Er hatte nun keinen Stallmeiſter mehr.

Als das Kind am Sonntag Lätare auf den Armen des mütterlichen Großvaters getauft werden ſollte und der evangeliſche Geiſtliche ins Zimmer trat, war die katholiſche Großmutter einen Augenblick ganz betroffen geweſen, dann aber lächelnd zur Schwiegertochter geeilt, ihr die Hand mit den Worten zu reichen: „Ach ja, der Kleine kann auch auf dieſem Wege ein rechtſchaffener Menſch werden!“

Und wahrlich, er hatte das großmütterliche Vermächtniß dazu!

Meine Mutter wußte nämlich kaum von meinem Uebertritt zur franzöſiſch-walloniſchen Gemeinde der Stadt. Ich war nämlich in Mainz getraut worden und nur dieſer Trauung wegen von meinem frühern Entſchluß abgegangen, nach meiner Excommunication keiner Kirchengemeinde mehr anzugehören. Der evangeliſche Prediger in Mainz hätte mich zwar, nach dem dort gültigen franzöſiſchen Recht, auf den bloßen Nachweis, daß mein früherer katholiſcher Pfarrer ſich deſſen weigere, unbedenklich getraut; dieſer Weg erſchien mir aber etwas verſteckt, wenigſtens auf Täuſchung angelegt, und ich zog es vor, lieber offen zu einer Gemeinde überzutreten, die mich gegen das bloße ſchriftliche Bekenntniß, daß ich mich mit der chriſtlichen Lehre vertraut gemacht und als deren einzige Quelle die Heilige Schrift nach freiem Verſtändniß derſelben anerkenne, ohne weitere kirchliche Scene aufnahm.

Wenn ich dann aber doch kein allzu eifriger Kirchengänger geworden bin, ſo liegt es darin, daß meine religiöſe Ueberzeugung ſich auch in jene weite Glaubensformel doch nicht faſſen läßt, ſodaß die beſte franzöſiſche oder deutſche Predigt immer etwas von Zweifel, Einwand und Debatte in mir aufregt, ſtatt mich zu befeſtigen, zu erwärmen, zu erheben. Ich mußte mir dies Bedürfniß des Herzens ſelbſt zu befriedigen ſuchen. Und warum ſollte der Einzelne das, was die Menſchen die Wahrheit nennen, und mit andächtigem Glauben feſthalten, nicht wenigſtens für ſich ſelbſt da ſuchen dürfen, wo es der Prieſter, der Prediger für andere hernimmt oder wo es irgend zu ſchöpfen iſt? —

Noch mehr! Die menſchliche Seele ſchwebt, wie das Weltall, im Ewigen und Göttlichen, und wenn ſie die ausgebildeten Wurzeln dazu hat, es unmittelbar, unvermittelt in ſich aufzunehmen, gleicht ſie einer Lotosblume auf der Flut, — einer Seeroſe, ſei es eine weiße oder die ſeltenere goldgelbe Nymphäa, die auf herzförmigen Blättern ſchwimmt und ihren zarten Duft dahin haucht, wohin auch die Frühlingslerche ihr Lied trägt, ſich aber unter keine Glocke ſetzen läßt.

Es war wol eher eine kleine Sorge für meine Geſundheit als eine eigentliche Beſorgniß um dieſelbe, daß ich nach Beendigung meines Romans, der in den erſten Monaten des Jahres 1839 gedruckt wurde, das Verlangen faßte, zu meiner Erholung auch einmal einen Blick ins Badeleben zu thun. Vielleicht regte ſich auch ein dunkles Vorgefühl, wie ſehr ich bald genug ſolcher Beſuche mehr als diesmal nöthig haben dürfte. Denn nur ganz leiſe kündigten ſich auf dem Höhenzuge meines Lebens die Leiden an, die am Abhange deſſelben meiner warteten.

In vorhergegangenen Jahren hatte mir nämlich, als dem einzigen Secretär eines ſtarkbeſetzten Collegiums, eine größere Laſt von Amtsarbeiten obgelegen, als dies ſeit der langſamen Auflöſung deſſelben der Fall war. Neben der Dringlichkeit meiner Pflichten verließ mich aber der Drang nicht, auch etwas zu ſchaffen, was mir in der Oede meiner Lebenslage einige innere Befriedigung gewähre. Wirklich galt es mir nur um dies Bedürfniß; denn ich war durch mein Amt ſo geſtellt, daß ich in damaliger wohlfeilerer Zeit und bei der unverwöhnten und von aller Schriftſtellereoſtentation freien Einrichtung unſerer Häuslichkeit meiner ſchriftſtelleriſchen Feder keine Zumuthung auf Miterwerb zu machen brauchte und nur nach Stimmung, nie mit Speculation auf das Publikum oder die Verleger ſchaffte.

Bei der Eintheilung meiner Zeit aber zwiſchen den beiderlei Federn beachtete ich leider! faſt gar nicht den Widerſtreit, den Antagonismus unſerer verſchiedenen Kräfte und vergaß, daß die beiden großen Thätigkeiten des Denkens und des Verdauens auseinander gehalten und nie zu gleicher Zeit beſchäftigt ſein wollen. Wenige Menſchen ſind rüſtig genug, Hirn und Magen, Phantaſie und Aſſimilation, ohne Schlußdiſſonanz zuſammen ſpielen zu laſſen.

Indem ich nun von jeher, mehr freilich aus Behagen als aus Vorſicht, alles Arbeiten bei Nachtzeit und künſtlichem Licht unterließ und doch nur die Sommertage die Gunſt der Frühſtunden mit ſich brachten, ſo blieb mir zu meinen ſchriftſtelleriſchen Studien und Verſuchen gar oft nur die Zeit zwiſchen den Kanzleiſtunden übrig, und ich vergaß nicht nur des nothwendigen Wechſels zwiſchen Thätigkeit und Erholung, zwiſchen Arbeit und Ruhe, ſondern auch des Reſpects vor den beiden antagoniſtiſchen Thätigkeiten, die es nicht geſtatten, daß man dem Hirn Sitzungen mit Vortrag zumuthe, während der Magen ſein volles Protokoll zu erledigen hat.

Eine Zeit lang läßt die Demokratie der ernährenden Organe ſich ſolche Rückſichtsloſigkeit gefallen; bis ſie zuletzt reizbar und verdroſſen wird und es den legitimen Herrn, der ſich das Oberhaupt nennt, fühlen läßt, was er ohne ſie vermöge. Und da findet denn der beiderſeitige Verdruß ſehr oft zu ihren Kämpfen ein Schlachtfeld, das eigentlich beſtimmt iſt, der Ruheplatz unſers hohen Alters zu werden, wo die Seele, ſtill und verſöhnt mit dem Leben, in reinen Lüften und edeln Gefühlen athmet, — die Bruſt.

Welche Leiden mir dort bevorſtanden, war noch kein Gegenſtand meiner Beſorgniß. Nur kleine Stockungen verriethen ſich, um derentwillen der Arzt gerade Kiſſingen vorſchlug, wenn ich doch mit dem Vergnügen, das ich in einem Badeleben ſuchte, auch einigen Nutzen finden möchte.

Der fürſtliche Name Rakoczy, der einſt die Ungarn zur Befreiung vom Abſolutismus Oeſterreichs aufgerufen hatte, war jetzt in einem Abhangsthale des Rhöngebirges einem Quell beigelegt, der die Mittel beſitzt, die untergeordneten Organe unſerer Natur zu befreien und zu beleben.

Ich ging mit Anfang Juli über Würzburg dorthin ab und richtete mich auf ein paar Wochen ein.

Bei meinem erſten Morgenbeſuch am Brunnen ſtand ich unerwartet neben Varnhagen. Er empfing mich ſo freundlich, als ich ihn erfreut begrüßte. Wir wandelten umher und er hatte mir gar manches aus Berlin mitzutheilen. Beſonders ſchien Theodor Mundt's Ehebündniß mit Clara Müller dort ein Gegenſtand berliner Unterhaltung zu ſein. Der eheluſtige Freund hatte mithin doch nicht, wie er mir im Januar geſchrieben, „die Einführung der Civilehe in Preußen abgewartet, um ſein Glück durch keinen Pfaffen einſegnen zu laſſen“, ſondern hatte — um kein „alter Schlingel“ zu werden, wie er beſorgte, ſeine Zuflucht zu einem mecklenburger Prieſter genommen. Eine zahlreiche Nachkommenſchaft ſtarkbeleibter literariſcher Kinder, von Roman und Geſchichte aus der Taufe gehoben, erfreut jetzt die Leſewelt, die das Stoffreiche und was die Saiſon bringt allem vorzieht.

Wie ſehr der vortreffliche Varnhagen auf geſellige Formen hielt, merkte ich ihm ſchon am andern Morgen an, wo er ſich meines noch unterlaſſenen Beſuchs empfindlich zeigte, und es ſelbſt gern zu haben ſchien, daß ich ihn im Wannenbade fände.

Er reiſte nie, ohne Bücher und mancherlei Gegenſtände der Beſchäftigung mit ſich zu führen. So fand ich ihn in einem Haufen bunter Papierbogen auf dem Sofa und errieth auch gleich, was es damit auf ſich hatte. Beſaß ich doch aus Fräulein Solmar's Händen eins jener Büchermerkzeichen, die man mit damaliger Liebhaberei aus ſchmalſten bunten Papierſtreifchen flecht, und hatte in Berlin zu meiner heimlichen Belehrung der eifrigen Berathung darüber zugehört, welche Farben, ob z. B. lilla mit grün, und welche Schattirung von grün mit ſafrangelb harmonire.

Eine höhere Kunſt, worin Varnhagen Meiſter war, nahm er mit ins Freie. Da ſah man ihn an ſchönen Nachmittagen unter den Bäumen vor dem Curhauſe zwiſchen den Damen der guten Geſellſchaft mit dem ſympathetiſchen Scherchen ſitzen, wie er aus ſchwarzem Papier jene allerliebſten Bildchen ausſchnitt, die ihm, wie er ſelber irgendwo bekennt, nach manchen Seiten hin mehr Gunſt und Lob als ſeine Schriften zu Wege brachten. Hier, oder wenn er bei übler Witterung einmal in einem Seitenverſteck des Arcadenſaals denſelben Damen und Herren verlas, war es mir intereſſant, ihn ebenſo anmuthig beeifert zu erblicken, wie er ſich in ſeinen „Denkwürdigkeiten“ als einen Mann darſtellt, dem ein weltgebildeter Umgang und gerade die vornehme Geſellſchaft ein unwiderſtehliches Bedürfniß war, — ebenſo unwiderſtehlich, als es uns andern zur Erquickung in die freie Natur treibt.

Dieſer ſchenkte er, glaube ich, im Leben nicht mehr Beeiferung, als ſich aus ſeinen Schriften vermuthen läßt, und vielleicht zog er Berlin zum ſtändigen Aufenthalte nur darum vor, weil er ſich dort keiner Vernachläſſigung gegen die ſchöne Natur ſchuldig machen konnte.

Im übrigen kam er mir gegen früher blaſſer und magerer vor und ſchien, wahrſcheinlich von ſeinem Leiden, außerhalb der Geſellſchaft etwas gedrückt. Vielleicht irrte ich, wenn ich damals überhaupt ein krankhaftes, ewig klagendes, viel um ſich beſorgtes Weſen an ihm zu finden glaubte. Lachen ſah ich ihn wenigſtens nie und kein recht friſcher, heiterer Gedanke kam aus ſeinem Munde. An ſolchen Gedanken fehlte es ihm gewiß nicht; aber die „gute Geſellſchaft“ iſt ohne Zweifel ſehr erſchöpfend; oder es ſchickte ſich für ihn nicht, zu einem meiner Scherze zu lächeln.

Hinter dieſer Miene und Stimmung Varnhagen's verbarg ſich aber durchaus kein Miswollen oder Theilnahmloſigkeit beſonders gegen die jüngere Literatur; vielmehr gehörte er zu jenen Kritikern, die nicht mit Schulprincipien, ſondern mit lebendigem poetiſchen Sinn an eine poetiſche Production herantreten und den Intentionen eines Autors nachgehen, um ihren Leiſtungen gerechter zu werden. Mit dieſer unbefangenen Freude am Gelungenen gehörte er vielleicht mehr einer ältern Zeit an, die nicht wie die Gegenwart lieber den ſcharfſinnigen Kritiker als den ſchaffenden Autor das Spiel gewinnen läßt.

Wie erfreut und eingehend er meinen ihm gewidmeten Roman begrüßte, will ich mit ſeinem Brief nicht nachweiſen. Das Buch liegt in dritter Auflage vor und überläßt jedem das eigene Urtheil. Ein Bedenken, das er dabei erhob, gehörte aber nicht zu meinen damaligen Beſorgniſſen; vielmehr war es mir ſtets intereſſant, mit Varnhagen's brieflichen Urtheilen zugleich etwas von dem Eindrucke zu erfahren, den meine Sachen in der ſogenannten „Societät“ machten. Er zählte das Buch zu jenen „bedeutendern“, denen die „Zweideutigkeit“ des Reichthums und der Geſinnung innewohne.

Die letztere ſei es, gegen die ſich der Unverſtand und der Haß am bereitwilligſten empöre.

Von Kiſſingen nach meiner Vaterſtadt Fulda ſind nur einige bairiſche Poſtſtationen über Brückenau, das vormals zum geiſtlichen Fürſtenthum Fulda gehörte. Es war verabredet, daß Frau und Kind mit einem hanauer Wagen mich dort abholen ſollten. Die Stadt mit ihrer ſchönen landſchaftlichen Umgebung, alte Freunde und Angehörige, das Häuschen meiner Herkunft verdienten die kleine Wallfahrt in guten Sommertagen. Daß auf der Höhe über Schlüchtern, wo es hinab gen Fulda geht, ein heftiges Gewitter über den Wagen der Meinigen hinwegſtürmte, ſahen ſie für keine ſchlimme Vorbedeutung an. Wenigſtens war es kein Vorzeichen auf dem Wege nach Kaſſel!

Dieſe Beſorgniß vor der Reſidenz verwandelte ſich bald nach unſerer Rückkunft ſogar in eine ganz erfreuliche Ausſicht dorthin. Die Stadt Hanau wählte mich nach Jahren wieder zu einem ihrer beiden Landtagsabgeordneten und zum andern einen werthen Schwager, der aus einem großen Geſchäft, dem er in Mancheſter vorgeſtanden, ſich in ſeine Vaterſtadt zurückgezogen hatte, und der nun mit ſeinem Intereſſe für volkswirthſchaftliche Fragen ſowie mit gründlicher Erfahrung in Handels- und Fabrikationsverhältniſſen an unſerm Landtage tüchtig und thätig auftreten konnte.

Und wie viel Annehmlichkeit hinter Verdruß und Kämpfen unſers Berufs durften wir uns davon verſprechen, wenn beide Frauen uns begleiteten, Schweſtern, als Mutter und Pathe des Knaben, dem dort auch die rauhere Luft zugute kommen ſollte.

Zu dieſen ſchönen Erwartungen, als ob ſich nun mit einem mal alles zum Glück wenden wollte, kam bald hernach von einem Landsmann und Freund in Kaſſel, der meinem Miniſter nahe ſtand, ein vertrauter Brief, der mir den Wink gab, man würde mich bei der abermaligen Einziehung einiger Subalterndiener der Finanzkammer gern in Hanau belaſſen, wenn ich mich dazu verſtehen wollte, zu den ſo verminderten Secretariatsgeſchäften noch den zurückgebliebenen Reſt der Rechnungsarbeiten mit zu übernehmen.

Nun hatte ich mich mit Ziffern und mit Menſchen niemals ſehr aufs Rechnen verſtanden und verſtand mich vielleicht gerade bei dieſem Vorſchlag am wenigſten darauf; in der Perſpective aber, die mir geboten war, und da mir das Verlangte nicht ganz fremd ſein durfte, mochte ich nicht ungeſchickt und unbereitwillig erſcheinen und eilte, mich bei dem Miniſter nach der Andeutung, die mir gegeben, aufs ehrlichſte zu erklären.

Eine ſo geringfügige Geſchäftsanordnung lag ohne Zweifel in der Miniſterialbefugniß: es war mir aber ganz recht, daß dieſelbe durch ein allerhöchſtes Reſcript ausgeſprochen wurde. Sie ſchien dadurch mehr Dauer für mich ſelbſt zu gewinnen.

Bald aber ſollte ich erfahren, daß noch ein anderes Gewicht daranhing. Der Miniſter verfügte nämlich infolge dieſer höchſtgenehmigten Einrichtung an den Director der Finanzkammer dergeſtalt, daß dieſer ſich veranlaßt ſah, die mir ertheilte Genehmigung meiner Landtagswahl nunmehr zurückzuziehen, „da ich wegen doppelter Geſchäfte unentbehrlich ſei“. — — —

Dies doppelte Geſchäft war zwar immer noch nicht von dem Belang meines frühern Secretariats zur Zeit, als ich dreimal zum Landtage ging und die Finanzkammer ein vorübergehendes Abkommen mit den Arbeiten zu treffen wußte.

So durchſichtig mir nun die Lage war, trug ich doch Bedenken, eine Principfrage darüber vor den Landtag zu bringen. Ich wußte, daß man damit zu keinem Ziele kam, während die Stadt eines Abgeordneten entbehrte. Und — durfte es mir zuletzt nicht auch ſchmeichelhaft vorkommen, daß man mich ſo vieler feinen Vorkehrungen werth hielt, nur um mich der ſchweren Pflichten und Sorgen eines Deputirten zu erleichtern?!

Eins ſchien dabei jedenfalls doch gewonnen: daß ich nun ungeſtörter in Hanau bleiben werde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Sechzehnter Band.

Ein Stillleben.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1861.

Ein Stillleben.

Erinnerungen und Bekenntniſſe

von

Heinrich Koenig.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite
X. In der Verbannung 1
Ein Zobelfänger 3
Mein Empfang 11
Johannisfeier 22
Einrichtung 46
Eine Märznacht 59
Ueber Berg und Thal 72
Zu Hauſe 94
XI. Am Ufer des Meeres 107
XII. Neue Federn und Mauſefedern 169
Ein Monument 171
Ueber Winter und Sommer 177
Mainfahrt 185
Zwiſchen Rhön und Alpen 209
Ein bewegtes Jahr 236
Neue Lectionen 282
Invalide 299
XIII. Zwiefache Rückkehr 305
Ein fruchtbarer Sommer 307
Frühlingsboten 318
Ehren- und Jubelfeſte 332
Empfang und Aufnahme 340
Stadt und Stände 351
Morken wieder luſtik 374
Abſchied 384

Standpunkt.

Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß gerade auf jener Stufe des Alters, wo man von den Ergebniſſen ſeines Lebens ſich immer weniger befriedigt fühlt, doch die früheſten Erinnerungen aus demſelben einen deſto anmuthigern Reiz gewinnen. Die Träume, die Erwartungen und Anſprüche der Jugend hatten aus dem Fernblicke in eine lange Zukunft ihrer Erfüllung bei weitem den Zauber nicht, der die frohen und ſchmerzlichen Schickungen zurückgelegten Lebens umgaukelt, wenn man aus hohen Jahren auf ſie zurückblickt. Selbſt die Salomoniſche Weisheit, die hier an uns herantritt, — daß doch „alles eitel unter der Sonne“ ſei — nimmt jenen Ablagerungen unſerer Vergangenheit nichts von der Poeſie, die ſie in der

Entfernung, wie die Berge ihren bläulichen Duft, annehmen.

Abgeſchloſſen und unverrückbar, wie das umflorte Gebirge ſelbſt, winken ſie gleich dieſen eine aufathmende Beruhigung in das ſuchende, von ſeinen ſchleichenden Tagen verdroſſene Herz; ſie wecken, wie der umflorte Höhenzug, noch einmal die gläubige Sehnſucht nach dem Unerreichten, Unendlichen, ja ſie leuchten an ſtillen Abenden mit einer alpenglühenden Verheißung ewiger Dauer unſers Weſens.

Gerade daraus — daß es ein Ausfluß des Allebens, ein Gebilde des allgemeinen Menſchengeiſtes iſt, erklärt ſich wol der räthſelhafte Zauber, den das Alltagsleben hinter uns annimmt.

In dieſer wunderbaren Einknüpfung des Ewigen in das Individuelle liegt denn auch die Poeſie jedes Einzellebens, die es zum Gegenſtande der Betrachtung und unter Umſtänden einer künſtleriſchen Darſtellung macht. —

Von dieſem Standpunkte ließ das hier vorliegende Buch ſich bei ſeinem erſten Erſcheinen im Jahre 1852 für eine Lebensnovelle anſehen, die ſtatt außerordentliche Ereigniſſe darzubieten, ihre Leſer doch in einen ſehr eigenthümlichen Jugendverlauf ſowie in Zeit- und Ortsverhältniſſe einführte, welche einer bereits vergangenen Culturperiode unſers deutſchen Lebens angehören. So brachte die Jugendgeſchichte als Idylle wenigſtens den Reiz mit ſich, daß das, was ſie zu erzählen hatte, wie in einem verſteckten Thale hinter einer von der Zeit raſch umfahrenen Waldecke gelegen, unſerer breiten, bewegten Gegenwart ziemlich fremdartig und wie zu einem Traum geworden iſt.

Daher ſprach ſich denn auch, zu großer Befriedigung des Verfaſſers, eine ſehr achtbare öffentliche Stimme über dies Buch dahin aus, daß „das Intereſſe an dieſem ungemein feſſelnden Anfange einer Selbſtbiographie bei weitem die Mittheilung der Erlebniſſe ſelbſt überbiete“. — —

Eine neue Bedeutung gewinnt nun aber das Buch in ſeiner zweiten verbeſſerten Auflage. Es hört nämlich auf, blos der Anfang der Selbſtbiographie zu ſein, indem es ſich an die Fortſetzung derſelben anſchließt, die unter dem Titel „Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntniſſe“ in zwei Theilen zu gleicher Zeit in demſelben Verlage erſcheint.

Jene Leſer, die mit Theilnahme und Wohlwollen in der Schlußverwickelung jener Jugendgeſchichte ein für die Zukunft des Verfaſſers bedenkliches Räthſel nicht verkennen mochten, finden daſſelbe nun auf eine Weiſe entwickelt und gelöſt, die vielleicht das alte Wohlwollen für den Verfaſſer erneuern und bekräftigen wird.

Der Verfaſſer hofft und wünſcht es von ganzem Herzen.

Hanau, im März 1861.

Heinrich Koenig.

X.

In der Verbannung.

Ein Zobelfänger.

Mit der heiterſten Zuverſicht auf unſere Zukunft hatten wir eine neue Wohnung genommen und am 19. März 1840 im vertrauteſten Kreiſe unſerer Angehörigen meinen funfzigſten Geburtstag begangen, als ich Mitte April durch höchſtes Reſcript zum Secretär beim Obergericht in Fulda ernannt wurde.

Gewiß das Unerwartetſte, was uns begegnen konnte, und zugleich das Unverhoffteſte, was ich mir nicht im Traum hätte einfallen laſſen. — — — Ich zum Obergerichtsſecretär, der ich keine juriſtiſche Schule gemacht und in meinem ſiebenundzwanzigjährigen Dienſte bei der Finanzverwaltung auch keine Geſchäftserfahrung für das verantwortliche Amt beſaß!

Der Juſtizminiſter hatte das Reſcript contraſignirt, und er kannte mich perſönlich; er wußte, daß ich ohne die erforderlichen juriſtiſchen Kenntniſſe war. Dennoch unterließ ich nicht, es ſehr eindringlich vorzuſtellen. Ich that es, mit Uebergehung alles deſſen, was für meine Perſon Verletzendes in der Anordnung lag, aus dem bloßen Geſichtspunkte, daß ich durch meine neue Beſtimmung, mit Verluſt des mir erworbenen Kapitals von Brauchbarkeit, nur ein Hemmniß im Dienſte der Gerichtspflege abgeben könnte. Ich erbot mich ſogar für den unvermeidlichen Fall zum Beſten des Amtes zu einem Opfer von zweihundert Thalern — eines Viertels — meines Gehaltes für einen Referendar, der für das mir fremde Amt die geſetzliche Prüfung beſtanden hätte. Auch das Obergericht in Fulda erhob Einwendungen gegen die Anſtellung eines Nichtjuriſten: es blieb aber bei der getroffenen Anordnung.

Die Miniſter — wie mir ein befreundetes Mitglied der Oberfinanzkammer ſchrieb — hatten einen Begriff von dem, was mir geſchah; ſie hatten auf den Vorhalt des Freundes die Achſeln gezuckt, ohne daß die geringſte günſtige Erwartung davon herabgefallen wäre. — „Aide-toi même“, rief der Freund, „et le ciel t'aidera!“

So blieb mir denn das hohe Geheimniß verſchloſſen, aus welchem der bisherige Secretär des fuldaer Obergerichts, ein Doctor beider Rechte, zur Oberfinanzkammer verſetzt wurde, um einem Finanzkammerſecretär Platz zu machen, dem gerade das fehlte, was jener nicht mehr gebrauchen konnte.

Gewiß lag es nur an meiner beſchränkten Einſicht, daß ich die höhere Intention bei dieſer Anordnung nicht erkannte, und es für mehr als eine abſichtsloſe Fügung anſah, in eine Stadt geworfen zu werden, wo ich neben widerwärtigen Geſchäften mich auf den Haß der Kleriſei und auf den Widerwillen der von ihren Prieſtern geſtimmten Bürgerſchaft gefaßt halten mußte. — — —

Der Sperling flattert gern um das alte Gemäuer, in deſſen Spalten ihn die Mutter ausgebrütet hat; der Storch ſucht mit Verlangen das Neſt auf dem alten Giebel wieder auf, von dem er ausgeflogen iſt: mir aber war es beſchieden, daß ich in jenem Frühling meine eigene Geburtsſtadt als Verbannungsort, als mein Pontus, mein Sibirien anſehen mußte. Ich ſage Sibirien: nicht wegen des etwas rauhern Klima, obgleich ich mich des altfuldaiſchen Spruches erinnere:

Nix, nox et nebulæ
Sunt optima vercula Fuldæ;
Nacht, Nebel und Froſt,
In Fulda die beſte Koſt!

ſondern weil man damals gewiſſe misliebige Staatsdiener, die nach Fulda verſetzt wurden, ſcherzweiſe — Zobelfänger nannte. Wenn ich mich nun denſelben beizählen durfte, ſo fügte es ſich bei mir noch dadurch ganz apart, daß ich nun auch politiſch noch gerade dahin verbannt wurde, wo ich bereits kirchlich gebannt war.

So ungern ich mich zwanzig Jahre früher von der Finanzſection der Regierung in Fulda zur Rentkammer in Hanau verſetzt geſehen hatte, ſo feſt war ich nun in dieſer heitern Stadt gewerbthätiger und gebildeter Einwohner, in der Nähe Frankfurts und des Rhein, und durch eine ſeit vier Jahren geknüpfte erfreuliche Familienverbindung eingewurzelt und einheimiſch geworden. Hier hatte ich die beſten Jahre meines Lebens verbracht; hier die Kämpfe und Wandelungen meines Seelen- und Familienlebens mit gutem Bewußtſein beſtanden; hier jene Schriften verfaßt, die mir einen literariſchen Ruf erworben hatten, der — wie gering man ihn anſchlagen mochte — mir doch ſchwerer als der Titel eines Obergerichtsſecretärs in der ſiebenten Rangklaſſe wog. Dabei genoß ich unter den Bürgern eines ſolchen Vertrauens, daß ſie mich zum vierten mal zu einem ihrer Abgeordneten für den Landtag gewählt hatten.

Aber freilich, das war es vielleicht eben, was mir unter meinen frommen Landsleuten in Fulda nicht mehr widerfahren ſollte!

In der damaligen Stimmung des Gemüths konnte mir nichts erwünſchter begegnen, als ein zweiter Verdruß, der mir zu gleicher Zeit widerfuhr und gegen den ich wenigſtens losſchlagen durfte. Dieſer kam mit Juftengeruch von weiter als Kaſſel her und ging von jener literariſchen Genoſſenſchaft aus, die als Gegenſtand der Misachtung in den Augen der beſſern ruſſiſchen Schriftſteller auch in den „Literariſchen Bildern aus Rußland“ ſcharf gezeichnet war.

Von dem auch in Deutſchland bekannten Staatsrathe Gretſch erſchien nämlich im April ein Heftchen, worin er das angeführte Buch „in ſeinem wahren Lichte“ darſtellen wollte. Was dem Büchlein an Kraft und Geſchick der Widerlegung abging, erſetzte der Verfaſſer durch die Argliſt, mit der er unter den matten Ausfällen gegen mich, den bloßen Herausgeber des Buches, tückiſcherweiſe den eigentlichen Verfaſſer, den eben im Auslande reiſenden Melgunow, der ruſſiſchen Regierung zu verdächtigen ſuchte. Dieſe Tücke war von der Art, daß Melgunow, unter den eigenthümlichen ruſſiſchen Verhältniſſen, zu ſeiner Rechtfertigung ſelber gar nichts wagen durfte. Um ſo eher mußte ich für ihn, mehr noch als für mich ſelbſt, hervortreten, und that es in einer vier Druckbogen ſtarken Abfertigung mit der Zufriedenheit, meinen innerſten Mismuth wenigſtens auf ein ruſſiſches Haupt ableiten zu können. —

Es iſt heute von keinem Intereſſe mehr, über dieſen nachher noch weiter fortgeſetzten Streit mehr zu ſagen, als daß meine Abfertigung jenes in Rußland ziemlich anrüchigen Mannes gute Wirkung that. — „Sie haben die Waffen unübertrefflich geführt“, ſchrieb mir Varnhagen unterm 11. Juli aus Kiſſingen; „ich denke, den Burſchen ſind Sie los. Ernſt, Witz, Spott, alles iſt gelungen, ſchlagend, ich ſtimme jedem Worte bei. Auch für Melgunow haben Sie alles Beſte gethan, und er muß ſehr zufrieden ſein. Ich habe die Schrift hier allen Ruſſen zu leſen gegeben und ſie waren auf Ihrer Seite; die Schärfe der Abfertigung war dabei ſehr wirkſam.“

Indem ich hier, nach der günſtigen Aufnahme meines Ruſſenbuches, auch eines nachgehinkten Verdruſſes gedenke, darf ich nicht unerwähnt laſſen, daß dieſem voraus auch ſchon eine Verſuchung an mich herangetreten war.

In Hanau lebte nämlich zur Zeit der früher erzählten Ruſſenfahrten ein intereſſanter Mann, Herr Daniel T., Sohn aus einem anſehnlichen Bijouteriefabrikhauſe. Er war in jungen Jahren nach Petersburg und hier in die Kreiſe der erſten Männer der Geſellſchaft gekommen. Ein ſchöner Mann, und dabei liebenswürdig, geſcheidt und weltgewandt, hatte ihn ſeine Kühnheit ſelbſt auf die Herzensfährte des Kaiſers Alexander verlockt, die ihn aber in unerwarteter Wendung nach Sibirien führte. Von dort wieder losgekommen, blieb er in Hanau noch immer in Verbindung mit Petersburg und im Verkehr mit den in Deutſchland reiſenden Ruſſen, deren Angelegenheiten er mit Gewandtheit beſorgte. Man vermuthete ihn auch in Beziehungen mit den Agenten der ruſſiſchen Politik. Dies, und ob zu dieſen Agenten auch jener Freiherr von Schweizer gehörte, der aus ruſſiſchen Militär- und diplomatiſchen Dienſten ſowie nachher aus der petersburger Cenſurbehörde geſchieden, als Staatsrath in Stuttgart lebte, laſſe ich dahingeſtellt ſein.

Dieſer Herr T. hatte mich zuerſt zum kranken Melgunew gebracht und einigemal mit den intereſſanteſten ruſſiſchen Literaten zu Tiſche geladen, und kam mir nun eines Tags mit dem vertraulichen Antrage, über die laufende deutſche Literatur, — deren Ton und Tendenz, Werth und Wirkung im Publikum, Berichte abzufaſſen, die er dann zu ihrer Beſtimmung befördern würde, und mit deren Anerkennung ich gewiß zufrieden ſein dürfte.

Von ruſſiſchen, ſelbſt privaten Honoraren hatte ich nun einen guten Begriff, indem ich vorher ſchon, auf Melgunow's Andringen, ein paar ſolcher Berichte zu einem neuen moskauer Journal für Literatur geſchrieben hatte.

Ein anderes war es aber, für die ruſſiſche Diplomatie zu ſchreiben. Und wenn auch nichts Verfängliches verlangt wurde, und ſolchen Mittheilungen ſelbſt eine deutſch-patriotiſche Seite abzugewinnen blieb: ſo lebte man damals doch in einer Zeit ruſſiſchen Einfluſſes, wo mir auch nur der Schein von Bereitwilligkeit, jener feindſeligen Politik zu dienen, über jedem Preiſe in Silberrubeln oder Gold zu ſtehen ſchien. Ich würde daher dies Anſinnen ſo entſchieden, als ich es ſogleich that, auch dann ſchon abgelehnt haben, wenn ſolche Arbeiten meiner Neigung und das Gewicht der Honorare überhaupt meiner Berechnung näher gelegen hätten, als dies der Fall war.

Da mein neuer Beruf erſt mit dem Monat Juni anfing, ſo ſehnten wir uns recht, vorher noch mit befreundeten Familien aus Mainz ein paar Maiwochen in Rüdesheim, zum Abſchiede vom lieben Rhein, zu verleben. - Freund Auerbach, damals in Mainz wohnhaft, begleitete uns, und Kuranda, der eben nach Brüſſel zog, die „Grenzboten" zu begründen, ſprach auf einen Tag ein, las uns ſein Drama „Die letzte weiße Roſe" vor, und erzählte, welche Noth er gehabt und welche Erniedrigung gegen die Schauſpieler und Geduld mit ihrem Misverſtande beim Einſtudiren es gekoſtet habe, um das Stück in Frankfurt auf die Bühne zu bringen. — —

Das war freilich vor zwanzig Jahren.

Mit dieſer Erfriſchung aus dem herrlichen Rheingau zog ich dann, vorerſt ohne Familie, nach meiner Geburtsſtadt.

Mein Empfang.

Wie hatten jetzt die Umſtände ſich geändert, unter denen mir vor Jahren eine freiwillige Rückkehr in meine Vaterſtadt dargeboten war!

Damals, drei Jahre nach meiner Verſetzung nach Hanau, hatte der neue Kurfürſt Wilhelm II. die Finanzkammer in Fulda wiederhergeſtellt. Die fuldaer Subalternen kehrten alle wieder zurück, bis auf mich, den Secretär, für welchen ein Hanauer dort beſtellt wurde.

Jetzt belebte ſich dort auch wieder der alte „Verein der Muſenfreunde“, und man erinnerte ſich meiner Thätigkeit beim Liebhabertheater. Die Finanzbehörde nahm Anlaß, auf einen Austauſch ihres Secretärs, der gern nach Hanau zurückgekehrt wäre, gegen mich am allerhöchſten Ort anzutragen, und man legte mir nahe, zu gleicher Zeit um meine Rückverſetzung einzukommen.

Nun fand ich mich freilich durch meine Häuslichkeit in Hanau noch immer fremd, während alle herzlichen Verbindungen in Fulda noch nicht ganz abgelöſt waren.

Die Prieſter und deren Seele, der nachmalige Biſchof Pfaff, waren mir noch nicht abhold und die Kircheneifrigen noch nicht irre an mir geworden. Dagegen wußte ich die Vorzüge Hanaus zu ſchätzen; für meine aufwachſende Tochter mit ihrer guten Begabung bot dieſe Stadt beſſere Bildungsmittel, und was mir nicht wenig galt, ſo hatte ich angefangen, bei einer hier verheiratheten Engländerin mich, beſonders um Shakſpeare's willen, mit dieſer Sprache zu beſchäftigen.

In ſolchen Lebensfällen, wo zwei Wagſchalen meiner Wahl auf das entſcheidende Zugewicht meines Mitwirkens warteten, lag es in meiner Denkungsart, die Entſcheidung lieber einer höhern Fügung zu überlaſſen und ſolche als von oben kommend zu verehren. Ich hielt mich alſo jetzt ganz paſſiv und hatte nun dadurch, daß meine Behörde dem fuldaer Antrage deſto entſchiedener entgegenwirkte, den doppelten Vortheil, daß dieſelbe bei dieſem Anlaß ſich ſehr unumwunden über ihre Zufriedenheit mit meiner Geſchäftsthätigkeit ausſprach, und daß, als nach ein paar Jahren die fuldaer Finanzverwaltung doch wieder mit der hanauer Kammer vereinigt wurde, mir das Hin- und Herziehen erſpart blieb. Freilich verdoppelten ſich hiermit auch wieder meine Amtsarbeiten, da der fuldaer Secretär geſtorben war.

So blieb ich denn in Hanau bisjetzt, wo ich unter ganz veränderten Umſtänden als Verbannter und Unwillkommener nach Fulda zurückkehrte.

Ich traf eben zur achttägigen Bonifaciusandacht ein. Während dieſer Feſtwoche ſteht den langen Tag über der Dom weit geöffnet, und an jedem Morgen kommen aus allen Pfarreien des Fuldaiſchen Dankwallfahrten zum Grabe des deutſchen Apoſtels, der hier den Urwald lichtete, und dem Chriſtenthum ein Kloſter ſtiftete, das im Laufe der Jahrhunderte Cultur verbreitend zu einer Abtei und zum gefürſteten Bisthum erwuchs.

Da hörte ich denn nach einundzwanzig Jahren wieder in hellem Geſang die alten Melodien und erkannte die alten Fahnen, denen ſingend ein neues Geſchlecht folgte. Nur die Pfarrherren waren mir fremd geworden, die im vielgefältelten weißen Chorhemde, mit derben Stiefeln, in der Mitte zwiſchen den paarweiſen Manns- und den paarweiſen Weibsperſonen einherſchreiten, unmittelbar vor ihnen der Kirchner, hinter ihnen die Köchin.

So bildete der eheloſe Prieſter den Indifferenzpunkt beider Geſchlechter, die einander ſuchen, und nur durch ihn und ſeine Weihe zuſammenkommen ſollen.

In der Sitzung des Obergerichts am 3. Juni erſchien ich zu meiner Verpflichtung. Wie aber hätte ich über den Eid hinauskommen können, der mich verpflichtete, des Fürſten und des Landes Wohlfahrt zu befördern, Schaden zu verhüten und meine Dienſtgeſchäfte gewiſſenhaft zu erfüllen! Konnte ich denn beurtheilen, wo ich vielleicht, im Finſtern meiner Ignoranz tappend, Schaden anrichtete? Und konnte ich gewiſſenhaft handeln, wo es mir an gründlichem Wiſſen fehlte? Doch gewohnt zu gehorchen, wo ich mich höherer Einſicht und Gewiſſenhaftigkeit nur gefangen geben konnte, erklärte ich mich bereit, das neue Amt zu übernehmen, wenn ich es ſtatt gewiſſenhaft — „**nach meinem beſten Wiſſen**“ verſehen dürfte.

Auf ſolche Unterhandlung konnte der Präſident des Gerichts nicht eingehen. Er verlangte meine Erklärung ſchriftlich, um die höhere Genehmigung eines ſolchen Zugeſtändniſſes einzuholen.

Ich hatte nun freie Tage, Beſuche zu machen und mich nach einer Wohnung umzuthun.

Da erfuhr ich nun durch einen alten Freund bald genug, daß von der biſchöflichen Curie die geiſtliche Parole ausgegangen ſei, mir mein Leben in Fulda auf keine Weiſe angenehm zu machen. — — Als ob ich zu meinem Vergnügen oder wol gar mit einer Leidenſchaft für den Zobelfang nach Fulda gekommen wäre!

Zum biſchöflichen Anhange gehörte beſonders auch mein Obergerichtspräſident, und er war der Glückliche, der zuerſt die gegebene Loſung befolgen konnte. Er pflegte nämlich von Zeit zu Zeit das Perſonal des Obergerichts, mit Einſchluß des Secretärs und der Repoſitare, zu einer Abendgeſellſchaft einzuladen. Jetzt zum erſten male wurde der Secretär davon ausgeſchloſſen und blieb es für immer.

Wie viel Annehmlichkeit ich dadurch entbehrte, weiß ich nicht. Ich ſchlug den Verluſt nicht ganz ſo hoch an, als der hochgebildete Mann ſich darin gefiel, gegen einen biſchöflichen Freund und eine eifrige Gattin nachgiebig zu ſein. Denn im übrigen gehörte der Präſident zu den ausgezeichnetſten Fuldenſern. Von altadelicher Familie, vielſeitig in Kenntniſſen, und neben ſeiner Gründlichkeit in der Mathematik nicht ohne poetiſche Ader in lateiniſcher Proſodie, war er ein tüchtiger Juriſt der ältern Schule. Einer der reichſten Leute in Fulda, lebte er wie ein Mann, der ſelbſt durch geziemenden Aufwand kein verführeriſches Beiſpiel von Luxus geben will, — auch im kleinſten beeifert, kein Verſchwender zu ſein, und hierin zugleich in der ſchönſten Sympathie mit ſeiner Gemahlin, die ihrer bürgerlichen Herkunſt nach eine ausgezeichnete Wirthſchafterin war, wobei ſie im Kirchlichen nichts verſäumte, ſodaß ein einſichtsvoller Mann ſich ihrem Walten getroſt untergeben durfte.

Seinen Amtsgeſchäften lag der Präſident gewiſſenhaft ob, — oft am wenigſten nachſichtig gegen ſich ſelbſt. Die Abendſtunden gönnte er ſich bei einem Spielchen und Glaſe Bier im Caſino. Das Reiſen hatte er für immer aufgegeben, ſo ſehr ihn als Mathematiker Dampfſchiff und Eiſenbahn intereſſirten. Aber er war doch ſeinerzeit als junger Baron in Wien geweſen und hatte die große Welt geſehen, wovon er noch jetzt zu erzählen wußte. Nur im Herbſte nahm er vier Wochen Urlaub auf ſein Gut in Buchenau, wo er ſeiner Gemahlin beim Aufleſen, Brechen und Trocknen des Obſtes zur Hand ging. Ein ſchönes Herbſtbild ihres einträchtigen Lebens!

Die prieſterliche Abſicht, die von der biſchöflichen Curie gegen mich ausgegangen war, durfte mich nicht abhalten, dem Biſchof Leonard Pfaff ſo gut wie den Matadoren des weltlichen Dienſtes in der Stadt meine Aufwartung zu machen.

Es war das erſte mal, daß ich dem Manne, den ich aus meiner Studentenzeit als geiſtlichen Rath und Studiencommiſſar näher kannte, der mir zwanzig Jahre früher ſein Bedauern über meine Verſetzung aus Fulda aufs freundlichſte ausgedrückt hatte, nun nach meiner Rückkehr als heſſiſchen Biſchof begrüßen wollte, — ich freilich als ſeitdem, und zwar auf ſeinen Betrieb — excommunicirt. In ſeinem Violettgewande hatte ich ihn noch nicht geſprochen: dafür trat jetzt aus meinen Kindheitserinnerungen ſein freundliches Bild hervor, — als eines ſchönen, ſchlanken, lächelnden Studenten, der auf der Nachbarſchaft unſerer Wohnung eine Stube hatte. So oft er aus den Schulen kam, lief ich auf Kindesfüßen, vielleicht ſo alt als jetzt unſer Knabe war, ihm entgegen, er gab mir ſeine Bücher unter den kleinen Arm, und ich dünkte mich etwas, ſie ihm nachzutragen.

Meine Mutter, die mir das in ſpätern Jahren erzählte, ahnte damals mit ihrer ſtillen Freude in dieſem Verlangen ihres Knaben nach Büchern gewiß keinen früheſten Inſtinct des künftigen Schriftſtellers; wol aber mochte ſie darin eine Beſtimmung zum geiſtlichen Herrn oder zum Mönche mit froher Seele erblicken. Niemand aber aus der Nachbarſchaft hätte die glänzende Zukunft des ſchönen Studenten ahnen können, dem ich die Bücher nachtrug. Es war jener Bäckersſohn aus Hünfeld, zwiſchen deſſen Jugend und Mannesalter die Säculariſation fiel, die Inful vom Fürſtenhute trennte und ſie auf die Friedenszeit der Concordate für Leonard Pfaff, den Bürgersſohn bewahrte. Wie hätte die gute, gläubige Frau damals denken können, daß ihr kleiner Läufling, der ſich ſo früh mit fremden Büchern ſchleppte, einſtmal ſelber Bücher ſchreiben, und daß der freundliche Student ſie verdammen werde?

So mir weit voranſchreitend war der ſchöne Student zum Weltprieſter, zum geiſtlichen Rath, zum Domkapitular und Inquiſitor emporgekommen, der auf mich und einige meiner erſten Bücher den Bannſtrahl ſchmiedete, den ſein gutmüthiger Vorgänger am Krummſtab auf mich zu ſchleudern gedrängt wurde.

Auf einen Wetterſtrahl, der gezündet, beruhigt ſich leichter der Luftkreis des Wetters und der Himmel erheitert ſich wieder. So erwartete ich es auch auf meinen Kirchenbann und nach darüber hingegangenen Jahren und von dem fuldaiſchen Biſchof. Das Mitrawölkchen, aus dem es auf mich geblitzt und gedonnert hatte, umzog jetzt mit ſchönem Abendroth das greiſe Haupt Leonard's und träufte ſeinen Segen auf alle nieder, die daran glaubten.

Und ich nun, den eine machtvolle Ungunſt unerwartet, unerwünſcht nach Fulda, an den Sitz der geiſtlichen Gewalt der heſſiſchen Kirche Roms, zurückbrachte — warum hätte ich nicht der bedeutenden Perſönlichkeit jenes ſchönen Studenten, dem ich einſt die Bücher, die erſten Keimblätter ſeiner jetzt prangenden Würde, nachgetragen, meine Ehrerbietung bezeugen ſollen? Ich hatte ja ſolche Schicklichkeit auch gegen manchen minder ausgezeichneten Mann der weltlichen Behörden zu beobachten gehabt. Und wie viel beſaß nicht Biſchof Leonard, außer ſeiner Inful, an Naturbegabung und Bildungserwerb voraus, woran ich gern glaubte? Und wenn ich, der Beſtrafte, mich längſt verſöhnt fühlte: durfte ich es nicht noch mehr von dem Sieger erwarten?

Allerdings hätte ich mit meiner zureichenden Kenntniß prieſterlicher Denkungsart diplomatiſcher zu Werke gehen und erſt durch einen Bekannten, der Curie Vertrauten, wegen meines Empfangs unterhandeln können. Ich hatte ja unter dem biſchöflichen Anhang, in der geiſtlichen Camarilla, manchen Schulfreund, der mich gar freundlich begrüßt und hinter meinem Rücken ſich zu der geiſtlichen Verabredung bekannt hatte — mir es in Fulda auf alle Weiſe widerwärtig zu machen. Allein ich hielt es nicht der Mühe werth, ungewohnte Wege zu gehen, um blos eine Höflichkeit abzulegen. Auch erſchien ich ja nicht als Excommunicirter, ſondern als öffentlicher Beamter, der einem andern Bekenntniß angehörte.

Alſo ging ich eines heitern Morgens geradezu nach dem Michaelsberge und ließ mich zur Aufwartung anmelden.

Es dauerte eine ſchöne Weile, die mir gegönnt war, die Bilder der Heiligen an den Wänden des Vorſaals zu betrachten. Offenbar war ich ſehr unerwartet gekommen, und der ſonſt ſo weltgewandte Mann hatte ſich den Empfang zu überlegen oder einer prieſterlich klugen Antwort zu beſinnen. Endlich brachte der Kammerdiener mit etwas ängſtlicher und verlegener Miene den Beſcheid: Seine Hochwürden Excellenz könnten mich vorerſt nicht annehmen.

Vorerſt? — —

Ich hätte können anfragen laſſen, was denn hinter dem Vorerſt erwartet werde. Aber das Erwarten war ja des Biſchofs Sache und meine Höflichkeit war gethan. Ich verneigte mich und ging.

Eine kleine Empfindlichkeit begleitete mich allerdings über den Hof; der Aufwand des ſchwarzen Fracks und der ſtrohfarbenen Glanzhandſchuhe wollte mich verdrießen.

Alſo nur vorerſt?

Mußte ich nicht an König Heinrich denken, der — nach der gewöhnlichen, jetzt etwas anders ermittelten Geſchichtserzählung — zu Canoſſa barfuß im Winter um Gregor Hildebrand's Löſung vom Bann flehte und den Beſcheid erhielt, er ſolle wiederkommen, vorerſt könne Seine Heiligkeit den König der Deutſchen nicht annehmen.

Pfaff und Koenig — der Zufall unſerer wirklichen, gut fuldaiſchen Namen — ſpielte er nicht den uralten Zwiſt der älteſten Völker der Erde und unſers deutſchen Mittelalters, die Kämpfe zwiſchen Königthum und Pfaffheit, in einem winzigen Ereigniß ironiſch nach?

Dieſe heitere Betrachtung hätte mich über ein viel ſchwerer treffendes „Vorerſt geh'!“ hinausheben können. Es wäre ſchon genug geweſen, was mir dann auch noch einfiel, daß ich dem ſchönen Theologen einſt die Bücher nachgetragen hatte und daß nun der Kirchenfürſt mir auch meine Bücher nachtrug.

Doch ſollte mir dies räthſelhafte „Vorerſt“ bald auch klar werden.

Dank der Aufmerkſamkeit des katholiſchen Pfarrers in Hanau waren die geiſtlichen Herren in Fulda von Tag und Stunde meines Eintreffens daſelbſt voraus unterrichtet und hatten es ſehr wohlgefällig aufgenommen, daß ich für meine ſelige Mutter am Jahrestage ihres Todes eine Seelenmeſſe hatte leſen laſſen. Daß ich hiermit das Andenken der Hingeſchiedenen in dem Sinn und Glauben ehren mochte, mit dem ſie unter uns gewandelt war, begriffen die Männer nicht, die immer nur die Abſichten ihres Syſtems im Auge haben; ſie fanden vielmehr eine Geneigtheit, zur verlaſſenen Kirche zurückzukehren, und der Biſchof hatte wol mit paſtoraler Klugheit durch ſein abweiſendes „Vorerſt“ mich zu erſchüttern und mein verzagtes Verlangen ein wenig zu ſpannen gehofft.

Hiermit überein ſtimmte eine Bemerkung im „Allgemeinen Religions- und Kirchenfreund“, der in Würzburg von Benkert herausgegeben wurde. Es ſtand dort „Aus Franken“ berichtet: „Koenig hatte eine eigene Unbeſtändigkeit des Geiſtes ſchon in frühern Jahren gezeigt, die eine gründliche religiöſe Bildung nicht aufkommen ließ.“

Die fuldaer Herren, die ſich aus Franken hören ließen, hatten vergeſſen, daß ich in jenen „frühern Jahren“ des Gymnaſiums ſtets die erſten Prämien für den Religionsunterricht erhalten und für den geſatteltſten und eifrigſten Katechismusſchützen gegolten hatte. Sie ließen auch mein Buch „Chriſtbaum des Lebens“ außer Acht, das ich vor meiner Excommunication beim Domkapitel eingereicht hatte, und woraus ſie ſich wenigſtens überzeugen konnten, wie ernſtlich mich auch ſpäter und zuletzt noch das Chriſtenthum, im Vergleich mit den Religionsſyſtemen der alten Völker, beſchäftigt hatte. — Dagegen wußten ſie von meinen „Literariſchen Bildern aus Rußland“, und Herr Gretſch hatte gute Geſchäfte bei ihnen gemacht. — Dies Buch, hieß es im „Kirchenfreund“, habe durch vielfache Unrichtigkeiten Erwiderungen hervorgerufen, die den Verfaſſer in ungünſtigem Lichte erſcheinen ließen.

Das hielt aber die wohlmeinenden Herren doch nicht ab, zum Schluß ihres Artikels den Wunſch auszuſprechen: „Möge doch die Rückkehr in ſeine Vaterſtadt zugleich eine Rückkehr zu der von ihm geläſterten (?) Kirche ſein!“

Sein? — — Das war doch zu viel geſagt, und Werden wollte gute Weile haben.

Glücklicher mit meinen Beſuchen als bei den eigentlichen Fuldenſern war ich bei jenen proteſtantiſchen Familien, die damals die gebildete Geſellſchaft ausmachten, auf welche ich ſpäter zurückkomme. Denn inzwiſchen hatte der Miniſter die Eidesformel eingefordert, gegen die ich mich ſperrte. Ein neuer Aufſchub für meinen Beruf, den ich benutzte, um über Hanau nach Mainz zu eilen, wo ich nach der Gutenbergsfeier mit dem Verſprechen geſchieden war: „Auf Wiederſehen nach drei Jahren!“

Mit Johannistag 1840 nahte die Jahrhundertfeier der Erfindung des Buchdrucks, und briefliche Einladungen mit lockenden Feſtprogrammen waren mir zugeflogen.

Johannisfeier.

Abermals, wie vor drei Jahren, zogen die hanauer Sänger nach Mainz, um bei den muſikaliſchen Feſtſtücken mitzuwirken. Ich ſchloß mich wieder an wie damals. Das Marktſchiff füllte ſich mit Feſtpilgern theils zur frankfurter, theils zur mainzer Feier. Zu letzterer hatte der hanauer „Verein zum Frohſinn" achtzig Plätze auf der Taunusbahn vorausbeſtellt, und mir als Mitpilger wurde einer derſelben zu Theil.

Da flogen wir nun hin, die wir zuſammen vor drei Jahren mit der Ruhe des Stroms nach Mainz geſchifft waren. Jetzt zuckten die nahen Obſtbäume an unſern Wagenfenſtern vorbei; das ſchöne Taunusgebirge mit ſeinen hochliegenden Städtchen und weißen Waldſchlöſſern rollte vorüber; unſere Blicke ſchweiften trunken über die Ebene, die bis zum Fuß der Berge von hohen Korn- und Weizenfluren wogte, hier und da von Obſtbaumgruppen durchinſelt. Scherz und Lachen in unſerm dumpftönenden Wagen ward dann und wann von der keuchenden Locomotive und der ſchrillenden Dampfpfeife des Wagenlenkers nur unterbrochen, um an dieſer Störung ſelbſt neuen Stoff zu gewinnen. Auf was verfiel man nicht alles in dieſer flüchtigen Stunde, bis uns Mainz mit ſeinem Feſtſchmuck überraſchte.

Von allen Thürmen und Thürmchen wehten große Fahnen, weithin grüßend. Und kaum hielt der lange Wagenzug und die ausgehenkte Locomotive keuchte davon, ſo erſcholl ein vielſtimmiges Lebehoch, begleitet von einem Tuſch der Muſik. Feſtcommiſſare, an weiß und rothen Bandſchärpen erkennbar, traten zur Bewillkommnung heran. Wir ſtiegen aus und ordneten uns zum Zuge. Die Sängerfahne ward entfaltet, und mit einer zweiten Fahne ſchloß der uſinger Sängerverein ſich an. Offene Wagen nahmen die mitgekommenen Sängerinnen auf, das Gepäck füllte einen Leiterwagen. So ging der Zug mit Muſik über die Schiffbrücke, von wimmelndem Volk umdrängt. Die feſtliche Stadt hatte ſich mit hundert bunten Fähnchen und Wimpeln an Maſten und Tauen der Hafenſchiffe geſchmückt. Kanonenſchüſſe begrüßten den Zug der Feſtankömmlinge. Durch die Hauptſtraße der Stadt gelangten wir nach dem Theaterbau, wo die Sänger ihre Wohnungskarten und ihr Gepäck in Empfang nahmen. Ich eilte den altbekannten Weg nach dem Stephansberge, wo mir die liebſten Freunde wohnten.

Bewillkommnet und erquickt gaben wir, unter trauten Geſprächen und Mittheilungen, das Theater dran, um ausgeruht für den Abend nicht nur den ſpätern Fackelzug, ſondern auch das zur Mitternacht angekündigte „Fiat lux“ mit erquickten Sinnen aufzunehmen.

Der lange Tag des 23. Juni zog immer mehr Wolken zuſammen, ſodaß es gegen 10 Uhr Nacht genug zu dem Fackelzuge war, mit welchem die Stadtvorſteher, das Feſtcomité und die Druckangehörigen dem Gutenberg am Fuße ſeines Monuments eine Huldigung darbringen wollten. Der Zug kam vom „Hof zum Jungen", dem erſten mainzer Druckhauſe, her. Der Zudrang der Menſchen war auf dem weiten Platze ſo groß, daß die zahlreichen Fackeln ihren ſchwankenden Lichtglanz nur langſam um das Monument ziehen und erweitern konnten. Darüber verzögerte ſich der Geſang und die Ungeduld der Zuſchauer nahm zu. Endlich hielt ſich die Menge nicht mehr zurück: ſie brach in wiederholtes Lebehoch aus und ſtimmte ſogar, dem Sängerchor voraus, das — „Heil dir Moguntia" an. Natürlich machten nun die berufenen Sänger den feierlichen Eindruck nicht, der auf eine andächtige Zuhörerſchaft berechnet war.

Man tröſtete ſich über das Verfehlte mit der großen Erwartung, die man noch für den Abend übrig behielt; denn es ſtand eine ganz neue, außerordentliche Erſcheinung bevor. Von der Terraſſe der ſchönen Anlage aus ſollte ſich nämlich mit dem Schlage der Mitternacht — „ein großes, intenſives, der Sonne ähnliches Licht" über den Horizont verbreiten. Ein ſo geheimnißvolles Ereigniß wurde billigerweiſe in lateiniſcher Sprache mit fiat lux verkündigt; ein Vorrecht, das auch die römiſchen Kirchengebete und die römiſchen Rechtsanſprüche in Deutſchland haben. Wir Lateiner erklärten unſern deutſchen Frauen — das fiat lux erinnere an das göttliche

Schöpferwort: Es werde Licht! und bedeute ebenſo viel als dieſe drei deutſchen Worte.

Wir dämmerten alſo nach dem Rhein hinab, und fanden uns in dieſer Juninacht eines ſchwer überzogenen Himmels auf dem Verdeck eines düſſeldorfer Dampfſchiffs mit einer kleinen Geſellſchaft von Freunden zuſammen, die nach und nach, wie ſich das Auge an das Dunkel gewöhnte, einander erkannten und herzten. Der Schimmer des Stroms, die Blinklichter der Schiffbrücke vor uns ſpielten zauberhaft in unſere Dämmerung hinein. Wir ſahen zuweilen nach dem drohenden Himmel auf, der vielleicht dieſe ſchwer heranziehenden Wolken verſammelte, um die verwegene Nachbildung des erſten Schöpfungstags zu ſtören und zu züchtigen.

Einer und der Andere ließen ihre Repetiruhren ſchlagen, und immer geſpannter richteten wir den Blick über die matten Schiffbrückenlichter hinaus, die, wahrſcheinlich aus Inſtinct vor dem neuen Lichte, immer mehr zu zittern ſchienen.

Jetzt, jetzt! — Ha!

Ein Klumpen Helle, für unſere Entfernung von der ſchönen Anlage etwa ſo groß wie ein Kindskopf, ſchimmerte mit weißem, reinem Lichte auf. Ich wollte ſchnell die Dauer des neuen Tages meſſen, konnte aber die Zeiger auf meiner Uhr nicht unterſcheiden. Die Ufer des Stroms blieben hartnäckig in ihr Dunkel gehüllt, und die erſt noch zitternden Schiffbrückenlichter ſchienen mir jetzt ſchadenfroh zu tänzeln.

Natürlich ſuchten wir uns über das Mislingen dieſes intenſiven, ſonnenähnlichen Lichtes klar zu machen, ſoviel es das Dunkel zuließ. Aengſtliche Gemüther wollten in dieſem Ausgange des „Fiat lux“ eine üble Vorbedeutung auf das nächſte Jahrhundert der deutſchen Preſſe finden; grollende Herzen ſchoben dieſe Beſchränkung des großen Lichtes auf die Cenſur, und was der Scherze und Spottreden mehr waren. In der Sache ſelbſt blieben wir im Dunkel, und verließen das Schiff einzig mit dem Troſte, ungeblendet einzuſchlafen. Es ſchlug eins nach Mitternacht, als wir in die Straße einbogen.

Zu früh, um von dem ſo vielfach unruhigen Geſtern auszuſchlafen, weckt uns um 6 Uhr das Feſtgeläute von allen Thürmen. Doppelt feſtlich nimmt es ſich am frühen Morgen aus und wird noch durch Geſchützſalven geſteigert. Aber auch ein Regenguß plätſchert mit darein. Kaum aber ſchweigen die Glocken und Muſik tönt aus Blasinſtrumenten vom Dom herab, ſo blickt die Sonne hervor. Von ſo raſch wechſelnden Launen des Himmels durfte man ſich den günſtigſten Tag nicht verſprechen. Mein Fenſter hatte die Ausſicht nach dem Dom hinab; ich ſah die Blaſenden auf der hohen Zinne, und hoch über ihnen wallten drei mächtige Fahnen.

Um ſieben Uhr war feierlicher Empfang der Autoritäten und der Autoren im Stadthauſe. Manche namhafte und berühmte Männer, die man erwartet hatte, darunter auch Rückert, waren leider ausgeblieben. Andere Namhafte fanden ſich, erneuerten die alte Bekanntſchaft oder knüpften neue. — Man erwartete hier den

Feſtzug, der vom „Hof zum Gensfleiſch“ aus hier vorüberkommen ſollte. Der Zug eröffnete ſich mit Feſtordnern und Muſik. Es folgte die Jugend, nach den Elementar-, Real- und Lateinſchulen abgeſtuft; auf dieſe das Gewerbe, durch Abgeordnete vertreten, die ſich nach Standarten und Fahnen gliederten.

Eine neue Muſikabtheilung kündigt nun diejenigen an, welche die Bücher hervorbringen. Die Buchbinder mit ihrer Feſtfahne, und hierauf die Schriftgießer, Buchdrucker und Buchhändler, die eine geſchmückte, von Pferden gezogene Preſſe begleiten.

Aber auch die Blüte der Stadt fehlt nicht; geſchmückte Jungfrauen tragen die Kränze und Gewinde, mit denen das Gutenbergsdenkmal geziert werden ſoll — aufblühende Mädchen mit abwelkenden Blumen.

Eine neue Abtheilung von Feſtordnern, und es treten aus dem Stadthauſe und im Geleite des Stadtvorſtandes die Ehrengäſte hinzu, unter dieſen die Literaten und Journaliſten. An ſie reihen ſich die Feſtſänger in langem Zuge. Feſtordner machen den Schluß. —

Gehen wir nun in dieſem unüberſehbaren Prachtgeflechte des Feſtzugs den Fäden der Literatur nach, ſo fügt es ſich wunderlich genug, daß die hier beobachteten Ehrenſtufen der edeln Büchermacher in umgekehrter Folge zu den Thätigkeiten ſtehen, durch welche die Bücher zu Stande kommen. Die Buchbinder, in deren Hände die Druckſchriften zuletzt gelangen, gingen im Zuge voraus, und die Autoren, in deren Kopf oder Herzen ein Werk entſpringt, folgten zuletzt.

Der Feſtzug ging durch die Hauptſtraßen der Stadt nach dem Dom. Zu beiden Seiten der Straßen drängten ſich in ununterbrochenen Reihen die Zuſchauer; Fenſter und Altane waren mit geſchmückten Menſchen beſetzt, viele Gebäude mit Blumengewinden aufgeputzt, Teppiche hingen aus den Fenſtern, Fahnen wehten aus den Luken herab.

Im Dome war Hochamt des Biſchofs. — Bei ſolchen weltlichen Feſten wird das Allerheiligſte nicht ausgeſetzt, und es entwickelt ſich ein etwas verſchiedenes Ceremoniell. Der Biſchof, von der Geiſtlichkeit in ihren verſchiedenen Gewändern am Eingange mit dem Weihwaſſer empfangen, ſchreitet mit infulbedecktem Haupte, den Krummſtab in der Rechten, dem Altar zu und eröffnet mit dem Confiteor oder Sündenbekenntniß die Meſſe. Dann ſetzt er ſich mit Inful und Stab ausgerüſtet auf den Thronſeſſel rechts unterm Altar nieder; der Archidiakon und die Diakonen, in ihren ſchweren, goldbrocatenen Gewändern, reihen ſich in ab- und auseinander geſtuften Seſſeln zu beiden Seiten des Infulirten an. So wird vom Sitze des Biſchofs aus, unter Bedienung der untergeordneten Geiſtlichkeit in Chorröcken und unter Chorgeſang der Kanoniker die Meſſe bis zum Offertorium abgehalten, indem alles, was der hohe Prieſter zn verrichten hat, zu ſeinem Sitze herangebracht wird. Zum Opfer aber erhebt er ſich, und dann werden die weſentlichen Theile der Meſſe am Altar ausgeführt. Iſt aber bei kirchlichen Hochfeſten das Allerheiligſte ausgeſetzt, ſo geht von Anfang das Ceremoniell am Altar vor, und der hohe Prieſter erlaubt ſich nicht, in ſichtbarer Gegenwart der Gottheit zu ſitzen oder die Inful aufzuſetzen.

Als ſich mit der Weihe des Hochamts der Zug ordnete und unter Geläut und Geſchütz dem Gutenbergsplatze zubewegte, ſchloß ſich der Biſchof mit ſeiner Geiſtlichkeit, nach ſchnell abgelegten Kirchengewändern, an. — Anderwärts war eine *kirchliche* Feier von oben unterſagt worden, oder die Geiſtlichen hatten ſie verweigert: hier ehrte der Biſchof amtlich und perſönlich eine Erfindung, von der ſeine Kirche doch alles zu befürchten hat. Ja, dieſe kleinen Typen, die ſich im Dienſte des forſchenden Menſchengeiſtes raſch ordnen, trennen und wieder verbindern, ſind die Termiten, die geſchäftigen Ameiſen, die — wenn auch in jahrhundertelanger Arbeit — den größten Bau des Mittelalters untergraben und zerſtören.

Unter ſolcher Betrachtung ſind wir bereits auf dem Feſtplatze angelangt und nehmen als Ehrengäſte die unterſten, mithin vorderſten Plätze einer Tribüne ein, die ſich vor dem Theaterbau und an demſelben empor, mit halbrunden Sitzreihen erhebt und Tauſende von Zuſchauern aufgenommen hat. Ihr gegenüber, an der proteſtantiſchen Kirche hinauf, ſtand ein Hochgerüſt für die Muſik und für funfzehnhundert Sänger und Sängerinnen. Der Raum zwiſchen beiden Tribünen iſt von ſtehenden Zuſchauern erfüllt, oder ſoll ich ſagen — ausgeſtopft? Ueber dieſen erheben ſich an Fenſtern, auf Balconen und Dächern bis zum hohen Dom hinauf die Zuſchauer.

Eine Feſtouvertüre von Ferdinand Ries eröffnete die Feier und ſtimmte ſoviel tauſend unruhige Herzen für die Feſtcantate von Ritter Neukomm, deren Ausführung der Tondichter ſelbſt leitete. — Nicht leicht wird eine Tondichtung ſtatt des rauſchenden Beifalls, den ſie verdiente, eine ſo eigen geräuſchvolle Unterbrechung erfahren, als jetzt, freilich nur unter freiem Himmel, vorfallen konnte. Schon eine Weile war nämlich die Aufmerkſamkeit auf die großartige Production zerſtreut, indem die Blicke ſich mit Beſorgniß nach den Dächern wendeten, über welche das ſchwärzeſte Gewölk hereinzog. Wirklich brauſte nach einzelnen großen Regentropfen der gefürchtete Guß unter einem Donnerſchlage ungeſtüm herab. Alles gerieth in Unruhe, die Regenſchirme zu entfalten oder unter einem nachbarlichen Schirm unterzukommen. Dieſe Unruhe nahm mit dem fortbrauſenden Regen zu, denn nur wenige ſaßen ſo günſtig, daß ſie ganz geſchützt waren; die meiſten, wenn ſie zur Noth auch die Köpfe untergebracht hatten, wurden über den Rücken oder Schos von der Strömung getroffen, die zwiſchen den Regenſchirmen doppelt, ja dreifach niederrann. Mancher ſaß im Regen und in der Traufe zugleich. In ſolcher Beſorgniß um ſich ſelbſt vergaß man alles. So hatte ich eben noch zugeſehen, mit welchem Eifer die Buchdrucker an zwei zu beiden Seiten des Gutenbergsdenkmals aufgeſtellten Preſſen in Hemdärmeln arbeiteten, um die „Mainzer Zeitung" des Tags ſowie die noch zu haltende Feſtrede in zahlreichen Exemplaren zu drucken, konnte mich aber gleich darauf nicht mehr erinnern, wo die ſchneeweißen Aermel Schutz gefunden hatten. Einigemal blickte ich doch unter meinem Schirm hervor über die unzähligen Zuſchauer hin, und beſonders nach den geputzten Sängerinnen auf der hohen Bühne. Regenſchirme bedeckten alles gruppenweiſe. Es ſah aus, als ob die bunten Blüten eines Blumenbeets ſich auf einmal wieder geſchloſſen und die zurückgeſchlagenen grünen Kronenblätter übergezogen hätten.

Endlich hörte der Regen auf, die Schirme ſanken, die Menſchen ſahen einander verblüfft, verwundert, endlich lächelnd an. Ein Sonnenblick zuckte aus dem abgeregneten Gewölk hervor, und unerwarteter als der brauſende Regen rauſchte jetzt ein Jauchzen der vielen Tauſende auf, unter luſtigem Schwenken der Hüte, der Tücher und Schirme. Mit ſolchem Gewaltſtreich ſuchte der gute Humor ſich wiederherzuſtellen und des Feſtes zu bemächtigen.

Die Preſſen kamen wieder in Thätigkeit und die gedruckten Exemplare der Zeitung flogen unter das Volk. Der Bürgermeiſter beſtieg die Rednerbühne. Mit der behaglichen Miene, die ihm eigen iſt, trug er den Eingang vor, erklärte dann aber, das Wetter ſei nicht gemacht, um lange Reden anzuhören; ſein Vortrag werde eben gedruckt, und man möge ihn lieber leſen. Dieſe redneriſche Wendung aus dem Stegreif war geeignet, mit Beifall aufgenommen zu werden, und ſo ſah man um ſo vergnügter die geſchmückten Jungfrauen an das Monument herantreten, um es zu bekränzen. Es war eine Auswahl ſchöner Mainzerinnen, die aber hier hauptſächlich ihre Hände und Füße geltend machten — die Hände in Glanzhandſchuhen, mit denen ſie das naſſe Feſtgewind am Geländer des Monuments befeſtigten, und die Füße, die unter den hoch aufgehobenen weißen Gewändern durch den fließenden Sand tänzelten. Darüber verlor man manches von der Symphonie, die zu dieſer angenehmen Huldigung ſpielte. Zum Schluß ward ein Volkslied angeſtimmt.

Allein die Unruhe hatte ſich einmal der durchnäßten Menſchen bemeiſtert; wie der Sand zu ihren Füßen floſſen ſie ſelbſt auseinander, und die Feierlichkeit zerging ohne ruhigen, befriedigenden Ausklang. Die ſtechende Sonne ſchien nicht lange; neue Beſorgniß ſchwärzte ſich über den benachbarten Giebeln, und kaum hatte ich durch das Feſtthor den Platz verlaſſen, ſo goß es aufs neue herab. —

Mit welcher fröhlichen Laune ſich aber der Mainzer ſeiner ſtädtiſchen Feſte zu verſichern weiß, erfuhr ich, wie ich mich vor dem Platzregen in das nächſte Haus rettete. Der Beſitzer des kleinen Ladens, in den ich getreten war, empfing mich, wie alle ihm Zuflüchtende, mit Champagner. Ablehnen galt nicht, nippen genügte nicht. Man mußte wenigſtens Ein gefülltes Glas leeren. Es gießt ja heut' Champagner herab! rief er vergnügt. Das Volk verſteht's nur nicht ihn aufzufangen. Aber ich hab's weg! Sehen Sie da die friſche Flaſche? Die iſt vom zweiten Ausbruch.

Bei einer ſolchen Feier darf ein Feſtmahl nicht fehlen. Auch der Jubel wirkt erſchöpfend und hat den Hunger hinter ſich. Doch der Hunger ſelbſt erſcheint heute im Putz und verlangt eine feſtliche Befriedigung. So muß es ſein. Und vergleicht man überdies eine ſolche Feier mit einer Prachtblüte des bürgerlichen Lebens, ſo darf zur Vollſtändigkeit des Bildes auch der Zuzug ſumſender Bienen nicht fehlen, die im Kelche des Feſtes ſich an den Süßigkeiten berauſchen.

Dazu war nun der Saal im Hofe zum Gutenberg geſchmückt. Wir konnten uns aber nicht entſchließen, theilzunehmen, nicht blos weil wir vorausſetzen durften, die feſtlichen Toaſte würden nur cenſirt und mit höherer Genehmigung ausgebracht werden, ſondern es hatte uns auch dieſen Tag ſchon etlichemal vor dem linken Ohr geklungen wie die Schelle des Präſidenten, der beim Feſtmahle vor drei Jahren in demſelben Saale meinen unbeſtellten Trinkſpruch auf die deutſche Preßfreiheit heftig klingelnd zum Schweigen gebracht hatte. — Wir waren alſo zu Hauſe geblieben und laſen zu unſerm einfachern Mahle aus der am Fuße des Gutenbergsdenkmals gedruckten Zeitung die ſchöne Tagesbetrachtung des Redacteurs, unſers Freundes Andree. Er erinnerte an dieſem „Feſte des mündig gewordenen Gedankens“ an die Bedeutung des germaniſchen Stammes in der Weltgeſchichte. Im Herzen Europas eingeſeſſen, treibt er ſeine nationalen Tugenden ſowol als Mängel aus dem Herzen. „Mehr Sinn für das Geſammtwohl der Menſchheit und weniger Selbſtſucht, mehr innere Begeiſterung, Wärme und Aufopferung für Ideen“ wird bei keinem andern Volke gefunden als bei dem deutſchen. Dafür iſt es aber auch mit ſolchen Pulsſchlägen für die Menſchheit, mit ſolchem Triebe, das Reinmenſchliche zur

Darſtellung zu bringen, weniger ſelbſtändig als Volk. Von ihm geht die Verjüngung Europas aus. Erſt hat der Germane dieſen Welttheil in Beſitz genommen, und dann geſtaltet er ihn durch Ideen. Und die Trägerin, die Verbreiterin dieſer Ideen iſt die Preſſe, — ſie, die große Wohlthäterin der geſammten Menſchheit, ſie, der Hebel des Volksbewußtſeins. —

Der Nachmittag hatte, im Charakter des Wetters an jenem Tage, heitere Sonnenblicke. In einem derſelben gegen fünf Uhr gingen wir zu dem großartigen Muſikfeſt nach der neuerbauten Fruchthalle.

Dies ausgedehnte Magazin für den bedeutenden mainzer Fruchthandel iſt nicht ohne Mitberückſichtigung ſolcher großen Feſte gebaut worden. Es iſt ein maſſives Denkmal der alten Wahrheit: Handel nährt die Künſte. Gerade der heutige Tag der Einweihung dieſes neuen Baues zu ſeiner geiſtigen Mitbeſtimmung hatte durch Regengüſſe ein großartiges Muſikfeſt im Freien zerſtört. Dies Weihwaſſer von oben hatte recht anſchaulich gemacht, wie nöthig für ſolche Stadt ein geräumiges Lokal zu den am Rhein ſo beliebten Muſikfeſten und andern wiederkehrenden Volksverſammlungen ſei, die oft nicht blos die Erlaubniß der Regierungen, ſondern auch die Gunſt des Himmels brauchen.

Das breite Dach mit ſtumpfer Firſte ſchwebt auf kunſtvollem Gebälke ohne Pfeiler und Säulen über dem weiten Raume. Zu beiden Seiten ſind logenartige Hallen gleicher Erde und eine Treppe hoch angebracht. Zur künſtlichen Conſtruction des Daches, die mit vielen Balkenecken und Spitzen hereintritt, kamen heute noch zahlreiche über die Logen ausgeſteckte Fahnen und doppelte Reihen Kronleuchter, in Geſtalt von Blumenkränzen und Gewinden, für den morgigen Ball aufgehängt. Aber an ſoviel Zwiſchengegenſtänden brach ſich einigermaßen der Widerhall der Muſik. Dennoch — was wäre zwölfhundert Muſikern und Sängern nicht möglich? Die badiſche Hofkapelle war von Manheim gekommen, andere Orcheſter waren beigetreten und die Sängervereine naher und entfernterer Städte hatten Mitwirkende zugeſandt. Einem ſo großartigen Orcheſter entſprach die tauſendzählige Zuhörerſchaft. Und nicht weniger entſprachen einander die glückliche Ausführung der Muſikſtücke und die entzückte Befriedigung der Zuhörer. Vincent Lachner dirigirte die große Symphonie von Beethoven, C-moll, und der Muſikdirector der mainzer Liedertafel, Meſſer, leitete die Cantate „Das Alexanderfeſt oder die Gewalt der Muſik“ von Händel, mit neuer Bearbeitung Mozart's. Dieſe Gewalt der Muſik recht fühlbar zu machen, hat ſich die Poeſie der Cantate zum platteſten Text bequemt. Das Entzücken der Zuhörer, beſonders auch bei den Einzelſtimmen der Madame Pirſcher und der Herren Haitzinger und Staudigl, brach mit wiederhelten Stürmen des Beifalls aus. Ein Sturm war es zu nennen, was von ſoviel tauſend Händen und Lippen rauſchte. Und doch, wie manche lärmten nicht mit, die ihre Freude und Rührung nie mit den Händen, ſondern mit glühenden Blicken und Wangen auszuſprechen gewohnt ſind! —

Was die Muſik in den Herzen hervorgerufen, — eine heimliche Glut, ein flammendes Entzücken, ſollte nach

Einbruch der Nacht an der Stadt ſelbſt einen ſichtbaren Ausdruck finden. Der Gutenbergsplatz und die einmündenden Straßen waren illuminirt. Die großen, an beiden Feſtthoren des Platzes ſowie in der Tiefe deſſelben angebrachten Bilder — Darſtellungen aus dem Leben Gutenberg's oder Sinnbilder ſeiner glücklichen Erfindung, waren transparent und erhielten jetzt erſt ihr rechtes Licht, nämlich ein inwendiges. Was ihrem Anſehen der Tag von außen geſchadet, gab ihnen die Nacht von innen zurück. Auch an vielen Privathäuſern waren Transparente angebracht, und das Gedränge der Menſchen trieb ſich nach dieſen auseinander liegenden Stationen. Wer beſchriebe dies Gedränge! Der weite Platz war ſo angefüllt, daß die verwickelten Menſchen ſtockten und in ihren entgegenſtrebenden Richtungen einander hemmten. An die beleuchteten Bilder in der Tiefe des Platzes war ohne Kampf und Ringen gar nicht zu kommen. Künſtliche, aus Blumengewinden geflochtene Kronleuchter ſchwebten über den Straßen; da und dort in dunkeln Ecken entzündete ſich bengaliſches Feuer, das ein grünliches oder purpurrothes Licht über die Paläſte und den Strom der Menge ausgoß, bis es mit erſtickenden Dämpfen erloſch und ſeine grauen Wolken zum ſchwarzen Himmel aufwirbelten.

So war denn um dieſe Mitternacht in vielfältiger Geſtalt das Licht geworden, das in der vorigen nicht hatte zu Stande kommen können. Die Zeit bringt Roſen, ſagt man, ſie bringt auch Licht. Und ſo vieles, was um dieſe vierte Säcularfeier Gutenberg's in unſerm öffentlichen Leben edle Gemüther kränkt oder entrüſtet, wird bei der fünften als halbvergeſſene Thorheit belächelt werden.

Doch weniger mit ſolchen Betrachtungen als mit lebendigen Anſchauungen rettete ſich ſo tief in der Nacht das Häuflein zuſammengehörender Freunde ungetheilt aus dem Drängen und Wogen der Menſchen nach dem dunkeln, ſtillen Stephansberge hinauf. Bald ſah ich mich allein im trauten Gartenſtübchen, in dem ich mich — ach wie oft! aus der Zerſtreuung ſo manches lieben Tages ſtill vergnügt oder heimlich gerührt wiedergefunden hatte. All dieſe Erinnerungen der letzten guten Jahre ſammelten ſich noch einmal um die ſtille Kerze; nicht um Abſchied zu nehmen, ſondern um mit mir zu ziehen. Denn ich war ja eine Tagreiſe weiter vom lieben Rhein verbannt, und die Verwandten wechſelten nach den Feſttagen die Wohnung. Das Fenſter nach dem Rhein hinab war noch geöffnet. Dort unten ſtand der Dom im Widerſchein der Beleuchtung unter ihm. In mattrothem Lichte ſchien er wie von innen durchglüht. In demſelben Scheine wehten unter dunkelm Himmel die drei großen Fahnen wie ſegnend über der Stadt.

Wie kurz ſind die Nächte um Johannis! An ſo feſtlichen Tagen zumal reichen Erinnerung und Erwartung einander die Hände über ein kurzes Stündchen Schlaf. Als ich erwachte, graute der Morgen. Der glührothe Dom war wie erloſchen und ſtand vor dem hellen Morgenhimmel ſchwarz, wie eine ausgebrannte

Rieſenkohle. Die frühe Heiterkeit dauerte nicht, mit jeder Stunde ward es trüber und fröſtelnder.

Dieſen Morgen wollten Freunde, die den geſtrigen Tag in Frankfurt gefeiert hatten, mit dem erſten Eiſenbahnzuge herüberkommen. Ich eilte beizeiten nach dem Rheiniſchen Hof. Hier war ein lebhaftes Getümmel. Reiſegefährten von vorgeſtern begegneten mir heute zum erſten male wieder. An einem andern Tiſche ſchlugen ſich fröhliche Geſellen mit ihren Frühſtücken herum. Es waren die aufgeſuchten Freunde und hatten Unerwartete mitgebracht, — Literaten aus Frankfurt, Darmſtadt, Manheim und Bonn. Nun gab es nach jubelnden Begrüßungen Nachrichten von der geſtrigen Feier in Frankfurt. Der Zug nach dem Roßmarkt wäre außerordentlich prachtvoll geweſen; nur hatte dem äußern Aufwande die Seele des Volksjubels gefehlt. Man kam darin überein, daß die Frankfurter alles vermöchten, was mit Baarſchaft zu erreichen wäre, aller Poeſie aber ſeien ſie bar. Der Frankfurter iſt raſtlos im Erwerb und laut genug bei derbem Genuß; dem Mainzer muß man dagegen einen fröhlichen Sinn, eine wärmere Hingebung und mehr ſich ſelbſt vergeſſende Begeiſterung zugeſtehen. Allen Reſpect vor dem Geldbeutel des Gottes Mercur; nur muß Apollo die Ausgaben beſorgen!

In einem Stücke hatten ſich die Freunde geirrt, als ſie es vorgezogen, den erſten Feſttag in Frankfurt zu begehen. Sie hatten nämlich erwartet, das Feſtmahl auf der Mainluſt zu Frankfurt werde mehr Fröhlichkeit und freiſinnige Toaſte mit ſich bringen, als im mainzer

Gutenbergshof unter der Schelle eines Präſidenten zu erwarten ſeien. Allein vor dem Feſte ſchon war es bekannt geworden, daß die beſtimmten Tiſchreden acht Tage vorher der Cenſur unterlegen hatten. Und noch Auffallenderes war geſchehen. Die von einem Pfarrer in ungereimten Jamben abgefaßte Feſtrede hatte die genaueſte und vielleicht die höchſte, nur in Frankfurt mögliche Cenſur beſtanden. Dennoch kam man, als ſchon mehrere tauſend Abdrücke fertig waren, noch einem entſetzlichen Gedanken auf die Spur, der ſich in den Jamben verſteckt gehalten. Die Säcularfeier war nämlich ein „Feſt der Menſchheit“ genannt und es für einen Frevel erklärt worden, ſie zum bloßen „Innungsfeſt“ zu ſtempeln. Darüber war nun aus einem größern Nachbarſtaate, der ſich für ein Feſt der Handwerker ausgeſprochen, oder von einem Vertreter deſſelben, Beſchwerde eingelaufen, und hatte die Behörden der „*Freien*“ Stadt noch des Nachts in Bewegung geſetzt, die verwegenen Zeilen auszumerzen. Zum Glück waren es *ungereimte* Jamben, die auch noch dies Ungereimte vertrugen.

Auf dieſen Vormittag war zu einer allgemeinen Verſammlung im Hof zum Gutenberg eingeladen. Wir begaben uns dahin. Auf langen Tafeln lagen Druckwerke aus der älteſten bis auf die neueſte Zeit zur Anſicht und Betrachtung ausgebreitet. Wie ſich die gefeierte Erfindung in ihrem äußerlichen Erſcheinen, in ihren Gewändern vervollkommnet hatte, war hier anſchaulich gemacht. Hätte nur die Feſtbehörde auch einen Mann gewonnen, der in einem einfachen Vortrage den ſegensreichen Einfluß und die Wirkungen der neuen Kunſt auf die Cultur und Bildung der Welt, wenn auch nur in den allgemeinſten Umriſſen, dargelegt hätte. An Zuhörern würde es ihm nicht gefehlt haben. Denn nach und nach füllte ſich der Saal mit Männern und Frauen ſo ſehr, daß ſelbſt die aufgelegten Sachen kaum noch zugänglich blieben. Es entſtand ein ödes, befangenes Durcheinander der Umherwandelnden, eine Zerſtreuung der Gedanken, ein blödes Flüſtern der wechſelſeitigen Mittheilung. Es fehlte ein geiſtiger Geſichtspunkt, der die Anweſenden vereinigt und zu einer Verſammlung verbunden hätte; es fehlte der mächtige Ton, die untergeordneten Partikel zu einer bedeutſamen Klangfigur zu geſtalten. Schon wollten ſich auch die Freunde wieder entfernen, als ich ſie aufmerkſam darauf machte, daß nach dem Feſtprogramm ausdrücklich Raum für Beſprechung und kurze Reden gegeben ſei. Es befinde ſich einer unter uns, der ein paar Worte zu ſagen habe.

Dies war ein Freund aus Wiesbaden, der ſich ausgedacht hatte, der freien deutſchen Preſſe ein Lebehoch zu bringen. Wir fanden ihn aus dem Gedränge heraus und vermochten ihn dazu, ſeine Abſicht auszuführen, wenn auch die Verſammelten mehr wie Zerſtreute ausſähen. Wirklich brachten wir mit einem einzigen Ziſchen ſchnell die größte Stille hervor; der Freund drängte ſich nach einem erhöhten Standpunkte, während ich mich in die entfernteſte Ecke zurückzog, um deſto beſſer die Wirkung der Rede wahrzunehmen.

Der Sprecher machte in klaren und warmen Worten auf die Vortheile aufmerkſam, die wir vor den Alten durch den Buchdruck gewonnen haben; er rühmte die Macht der Preſſe in Umgeſtaltung der Welt, und deutete das Intereſſe an, das die liberale Regierung des Landes ſelbſt bei geſetzmäßiger Freiheit der Preſſe habe. Zuletzt hielt er an der Hoffnung feſt, daß ein ſo unentbehrliches Gut endlich doch auf geſetzlichem Wege errungen werde. Er ermahnte zu vereintem unverdroſſenem Streben nach dieſem Ziele, und forderte die Anweſenden, die ſich eine ſolche Aufgabe freiwillig zur Pflicht machen wollten, feierlich auf, zum Zeichen in das Lebehoch einzuſtimmen, das er jetzt der freien Preſſe Deutſchlands ausbringen werde.

Schon während der Rede ſelbſt war der Freund mit Bravozuruf ermuntert worden: man kann alſo denken, daß ſein ausgebotenes Lebehoch den ungeſtümſten Beifall fand.

Unerwartet erhob ſich aus der Mitte der Anweſenden eine kräftige Stimme und erzählte in ſchlichter, anſchaulicher Volksrednerweiſe eine Anekdote aus Kurheſſen. Kurz nämlich nach der gegebenen Verfaſſung wäre eine Deputation der Bauernſchaft von der Schwalm nach Kaſſel gekommen, um dem Kurfürſten für die Verfaſſung zu danken und ihm zugleich die Bitte um Preßfreiheit vorzutragen. — Aber was wollt ihr Landleute mit Preßfreiheit? habe der Fürſt gefragt; worauf die Bauern erwidert hätten: Wir wünſchen ja die Preßfreiheit nicht für uns, gnädigſter Herr, ſondern für Ew. königliche Hoheit, damit Höchſtdieſelben deſto ſicherer die Wahrheit vernehmen können.

Der heiterſte Beifall folgte dem Redner. Dieſer, wie er uns jetzt genannt wurde, war kein Kurheſſe, ſonſt würde er wol noch angeführt haben, wie ſehr auch ſeitdem in Kurheſſen die Wahrheit geſchätzt ſei. Denn aus keinem andern Grunde werden ja freimüthige, für Recht und Wahrheit ſtreitende Beamte da- und dorthin verſetzt, als um ſolche Geſinnung immer weiter zu verbreiten und auch an unangenehmen Orten zu bethätigen.

Für den Nachmittag war die Volksbeluſtigung der Schifferſpiele auf dem Rhein angeſetzt. Aber mit jeder Stunde nahmen die Regenſchauer zu. Dennoch verſammelte ſich gegen drei Uhr eine unzählige Menge zum Zuſchauen auf den Hügeln der neuen Anlage und am Ufer entlang. Ebenſo füllten ſich Boote und Kähne, Fahrzeuge aller Art, welche in einem Halbkreis die Bühne für die Waſſerſpiele abgrenzten. — Wir waren eingeladen, auf dem düſſeldorfer Dampfſchiffe Victoria die Vorſtellung mit anzuſehen. Dies Schiff traf um drei Uhr ſtromaufwärts ein, nahm eine zahlreiche, gemiſchte Geſellſchaft auf und eilte dem Schauplatze zu.

Ich habe dieſe Art von Spielen beſchrieben, wie ſie im Auguſt 1837 beim Feſte der Enthüllung des Gutenbergsdenkmals gegeben wurden. Diesmal waren einzelne neue Stücke eingelegt; allein weder die alten noch die neuen ließen ſich mit dem Behagen von damals anſchauen. Vor drei Jahren war es ein heiterer Auguſttag; der blaue Himmel ſpiegelte ſich im mattgrünen Strom, die Sonne brütete auf dieſen fruchtbaren Ufern und Rebenhalden. Da nimmt eine ſolche Volksbeluſtigung ſich auch luſtig aus. Und wenn dann — worauf die Spiele meiſt abgeſehen ſind — ein und der andere Schiffer in die Flut ſtürzt und, nach ſeinem Kahne ſchwimmend, gebadet wird, ſo genießen die heißen Zuſchauer den Spaß als ſympathetiſche Abkühlung mit. Bei dem trüben Himmel aber, wie er diesmal war, bei kaltem Wind und drohendem Regen ſchauerte es jeden, wenn über dem in den Strom ſtürzenden Spieler die kalte Flut zuſammenſchlug. Nur mit eiskalten Worten dürfte ich jene Spiele beſchreiben, die zuletzt in wirklichem Regen beſchloſſen wurden. Ja, wie uns nach beendigten Spielen die Victoria eine große Strecke rheinaufwärts führte, — zum Vergnügen der Geſellſchaft, wie's gemeint war, erfuhren wir einen völligen Sturm, der uns tüchtig durchkältete.

Nun blieb uns noch der letzte Abend des Feſtes übrig. Die Feſtordnung brachte einen großen Ball mit ſich, zu dem die Fruchthalle ausgeſchmückt war. Manchem von uns ſchien es intereſſant genug, in einem ſo ausgedehnten und glänzend erleuchteten Saale tauſend geſchmückte Menſchen — nicht, wie geſtern vor einem großen Orcheſter ruhig verſammelt, ſondern in fröhlicher Bewegung nach dem Takte rauſchender Muſik zu erblicken. Andere verſprachen ſich davon weiter nichts als ein wüſtes Durcheinandertreiben meiſt unbekannter Menſchen, ebenſo ſehr im Elemente des Staubes als der Muſik. Dieſe verſchiedenen Neigungen vereinigte ein mainzer Freund, indem er mit einbrechender Nacht vor Balles Anfang einen Kreis von Literaten im Dampfſchiffe

Victoria verſammelte. Hier in traulicher Kajüte, bei heimlichem Kerzenlichte, mitten auf dem freien Elemente des Waſſers, auf dem zwiſchen Schweiz und Niederlande ſchwebenden Strom ergriff uns alle der fröhlichſte Humor. In der ungewöhnlichen Umgebung fühlten wir uns wie verwandelt, von all den ängſtlichen, engherzigen Verhältniſſen der Gegenwart wie abgeſondert. Damit aber dieſer praſſelnde, blitzende Uebermuth nicht nach allen Seiten hin wild zerplatze, ſuchte man einen Zuſammenhalt durch Wahl eines leitenden Präſidenten zu bewirken. Es mag eine Art republikaniſcher Laune geweſen ſein, daß die Anweſenden gerade denjenigen, der Koenig hieß, zum Präſidenten ausriefen, und ſo die monarchiſche Würde im Beruf herabſetzten. Der Präſident ſchlug als erſtes und einziges Staatsgrundgeſetz der flüchtigen, auf dem deutſchen Strome ſchwebenden, gedankenfreien Republik vor, nicht anders zu trinken als nach reihenweiſe ausgebrachten Trinkſprüchen. Wie aber alles Leben aus Gegenſätzen erweckt wird, die ſich in höherer Einigung löſen, ſo ſollte auch, jedem ausgebrachten Lebehoch voraus, ſein Gegenſatz, der geprieſenen Perſönlichkeit eine verwerfliche, namhaft gemacht werden, die als ſolche von dem Lebehoch ausdrücklich ausgenommen ſei.

Doch hier muß die Erzählung über das verſtummen, was nach dieſem ſtürmiſch angenommenen Vorſchlage des Präſidenten im Schoſe der Victoria laut wurde. Für ſolche Kühnheit der Gedanken, für ſolche Sprünge der Laune und Trunkenheit der Wünſche behält man nur die lächelnde Erinnerung. Es waren keine Glühwürmchen, wie ſie in den Nächten um Johannis den Sentimentalen umſchwärmen: es waren Sturzbäche aus der erhabenen Einſamkeit deutſcher Herzen.

Die Mitternacht war herangekommen und wir fühlten alle, daß wir unſern Uebermuth nicht bis auf die Hefen leeren dürften, und daß mit dieſem Tage das Feſt zu beſchließen ſei. Alle umarmten ſich und drückten, jeder an des andern Bruſt, die aufgeſchloſſenen Herzen wieder zu. So ſtiegen wir die ſchmale Treppe hinauf und wandelten Arm in Arm über das Landungsbrückchen der Victoria. Es regnete leiſe; der Strom träumte, die Ufer ſchlummerten feſt. Wir trennten uns, um mit anbrechendem Tage weit auseinander zu ſcheiden.

Wir hatten heute tief in die Bruſt — nicht toller Jugend, ſondern edelgeſinnter Männer geſchaut. Wir ahnten, was der kindiſchen Gewalt des Tages unbewußt, die heilige Propaganda unſers Nationalgefühls fördern werde, und legten uns, beruhigt über die Zukunft des Vaterlandes, zum Schlafen nieder.

Einrichtung.

Auf meiner Rückkehr von dem Feſte kam mir ſchon die Nachricht bis Hanau entgegen, daß der Beſchluß des Miniſters eingetroffen ſei. Es war zugeſtanden, daß ich mein Amt nach meinem beſten Wiſſen verſehe.

Hier war alſo doch noch von Wiſſen die Rede: zehn Jahre ſpäter würde ich nicht ohne das, was Haſſenpflug Geſinnung nannte, haben beſtehen können. —

Hierauf ging nun meine Verpflichtung vor ſich, und eine beglaubigte Abſchrift dieſer miniſteriellen Abſolution, die ich mir erbat, gereichte mir zur Beruhigung für alle Fälle. Und da nun ſogleich auch ein Theil der Obliegenheiten meines Dienſtes an die Referendare beim Collegium überging, ſo hätte ich mit meiner Stellung ganz zufrieden ſein können, wenn nur ſo manches Kleinliche und Verdrießliche, was jetzt zum Belächeln weit hinter mir liegt, nicht fortwährend in mir genagt hätte, und die Betrachtung unſerer öffentlichen Zuſtände und alles deſſen, was bei uns möglich und was auch wieder nicht zu erreichen iſt, etwas erhebender geweſen wäre.

Vor allem war nun die Ueberſiedelung der hanauer Häuslichkeit zu betreiben und in der neuen Miethwohnung unterzubringen, die bei der Mangelhaftigkeit der fuldaer Einrichtungen uns auch von dieſer Seite den Wechſel fühlbar machte.

Um ſo leichter nahmen wir es dann mit den Beſuchen und mit den Anknüpfungen in einer Geſellſchaft, die unter der dumpfen Schwüle der kirchlichen und politiſchen Stimmung ſozuſagen — geronnen und etwas ſäuerlich geworden war. Nach der fuldaiſchen Seite hin thaten wir ohnehin nur das Unvermeidliche, weil vielleicht ſchon eine Erwiderung unſerer Beſuche zu den Annehmlichkeiten gezählt werden konnte, die man mir nicht erweiſen durfte. So kam es allmählich, daß wir uns in dem heitern, unbefangenen und gebildeten Kreiſe der ſogenannten proteſtantiſchen Fremden abgeſchloſſen fanden.

Den Mittelpunkt der Geſelligkeit bildete das Adeliche Wallenſtein'ſche Damenſtift. Dies hatte ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Homberg beſtanden, wo es urſprünglich von der verwitweten Freifrau Marie Amalie von Görz, der letzten Erbin des im Jahre 1745 auch im Mannsſtamme der jüngern Linie erloſchenen Hauſes Wallenſtein an der Schwalm, für Töchter des älteſten Adels, die mindeſtens ſechzehn Ahnen nachweiſen konnten, gegründet worden.

Unter König Jérôme's heſſiſcher Regierung war es nur von dreien der dreizehn Pfründnerinnen bewohnt geweſen, zu denen die Lieblingsſchweſter des Miniſters vom Stein, Marianne, als Dechantin gehörte. Die klöſterliche Stille des Stifts und der offene Verkehr, den es von jeher mit den nachbarlichen Adelsfamilien unterhielt, deckte bis zum wirklichen Ausbruche des Dörnberg'ſchen Aufſtandes den Antheil, den die Damen, beſeelt vom edeln Patriotismus ihrer Dechantin, an der Verſchwörung genommen hatten.

Näheres hierüber berichtet Pertz im „Leben des Miniſters vom Stein“ und die vor drei Jahren in Kaſſel erſchienene umſtändliche „Geſchichte der heſſiſchen Inſurrection wider das weſtfäliſche Gouvernement“ von Karl Lynker. — — Eine Folge jener Theilnahme des Stiftes war es, daß nach dem verunglückten Ausgange des Unternehmens Jérôme das Stift einzog und deſſen bedeutendes Vermögen ſeinem Kronenorden überwies.

Zum Glück aber ſtand daſſelbe zum größten Theile ſeiner Macht unerreichbar aus, ſodaß nach der Rückkehr des Kurfürſten das Stift mit einigem Ausfall an ſeinen Einkünften wiederhergeſtellt werden konnte. Nachher hatten ſich die Damen, vielleicht ſchon durch die Unzulänglichkeit der homberger Wohnung, veranlaßt geſehen, ihren Sitz zu verlegen, und hatten in Fulda an dem früher von dem ſäculariſirten Fürſtbiſchof bewohnten Palaſt eine angemeſſene Unterkunft gefunden, die ſie nach und nach in Bauten und Gärten erweiterten.

Als Mittelpunkt der fuldaer Geſellſchaft übte das Stift auf würdige Weiſe ſeine Anziehung nach allen Seiten der in ſich ſelbſt geſpannten Societät aus. Es bildete gewiſſermaßen einen kleinen Hof in der Nähe des Reſidenzſchloſſes, das jetzt mit geſchloſſenen Fenſtern von vergangenen guten Tagen träumte. Im Stifte vereinigte ſich mit ſeiner altadelichen Gründung die noch wache Erinnerung ſeiner mit Leiden und Opfern bewährten Theilnahme an der nationalen Erhebung des Volks gegen die Fremdherrſchaft. In ſeiner Union zweier proteſtantiſchen Bekenntniſſe ſtand es über aller kirchlichen Parteilichkeit, in welcher manche fuldaer Familien verbiſſen waren, und wie es aus Töchtern edler Familien der verſchiedenen deutſchen Stämme ſeine Körperſchaft bildete, ſo verband dieſe mit dem allgemein deutſchen Charakter eine vielſeitige Bildung ſeiner Glieder.

„Noblesse oblige“ — heißt es, und man kann nicht anders ſagen, als daß das Stift die würdigſte Gaſtlichkeit übte und die Diſſonanzen der Geſellſchaft zu löſen beſtrebt war. Dies gelang auch wenigſtens in den Stunden der Geſelligkeit, die öfter auch geiſtige Genüſſe in ſich aufnahmen. Der katholiſche Biſchof ſelbſt lebte im heiterſten Verkehr mit den proteſtantiſchen Damen, — damals freilich noch der geiſt- und kenntnißreiche Leonard Pfaff, der als Hofkaplan des letzten Fürſtbiſchofs etwas von Weltmanieren angenommen hatte, unter denen nur dann und wann der Kircheneifer ſeines Violettgewandes hervorſchlug; wie er denn das Stift, in welchem er ſeinen „vor der Hand“ abgewieſenen und nach der Hand nicht wiedergekommenen Excommunicirten ſo freundlich aufgenommen wußte, gar gern ebenfalls auf die gegen denſelben erlaſſene Parole verpflichtet hätte.

Eingeführt in das Stift, als ich zuerſt allein nach Fulda kam, hatte mich Dingelſtedt, der damals als Lehrer am Gymnaſium ſtand und im Stifte ſich und den Damen gefiel. Den Fuldenſern und ſich ſelbſt in Fulda gefiel er ſchon weniger, und konnte es in ſeiner jovialen und oft ausgelaſſenen Laune nicht laſſen, beides ſcharf an den Tag zu legen. Aergerlich, auch ein Zobelfänger zu ſein, ärgerte er die Fuldaer, ſo oft er nur Gelegenheit fand, in ſeinem Zobelpelze ihnen ein Schnippchen zu ſchnalzen. Sein Muthwille, auch wo ich ihn ſeiner Stellung nicht angemeſſen fand, that doch meinem verdroſſenen Ernſte wohl, und wir hatten manche lachende Stunde zuſammen.

Damals ſtanden wir, ſozuſagen, auf einerlei Pelzwerk, ob ich ihm ſchon zwei Jahrzehnde des Lebens voraus war. Er hatte wol mehr äußerlich, ich vielleicht mehr innerlich erlebt. Unſere Anſprüche und Erwartungen waren demnach ſo verſchieden, als die Geſichtspunkte, unter denen wir das Leben faßten, als die Maßſtäbe, nach denen wir es ſchätzten. Was der eine und der andere in Leid und Liebe leicht oder ſchwer nahm, was uns begegnete und was uns traf, was wir lachend fahren laſſen oder trübſelig nicht feſt genug halten konnten, das gehörte nicht zur Subſtanz unſerer innern Angehörigkeit. Auch für literariſchen Geſchmack und wiſſenſchaftliches Bedürfniß brachten wir aus verſchiedenen Zeitperioden und Schulklaſſen unſere Atteſte mit. Allein alles deſſen waren wir uns klar bewußt; es änderte unſere Geſinnung, unſer Wohlwollen füreinander nicht, ſoviel auch der Freund über mich zu lächeln, ich gegen ihn zu eifern gehabt hätte. Uns einander zu berichtigen, zu ergänzen, zu verbeſſern, wäre ſpäter gewiß nicht ausgeblieben.

Auch hatten wir außerhalb des Zobelpelzes unter den Füßen noch anderes gemeinſam: denſelben wohlwollenden, gebildeten Kreis des Umgangs, dieſelben geiſtlichen und politiſchen Widerſacher, und für Freund und Feind dieſelbe freimüthige Laune.

So unzufrieden ich mit meiner ungefügigen Stellung war, lebte Dingelſtedt in ſeinem angemeſſenen Berufe doch viel unruhiger. Als Gymnaſiallehrer konnte er kaum die Ferien erwarten, um irgendeinen Ausflug zu machen. Traf dann die Vacanz mit einem pecuniären Vacat zuſammen, fielen die Ferien juſt in die Mauſerzeit des Beſoldeten, ſo ſetzte er raſch — Novellenfedern an, die ihn manchmal noch über die Ferienzeit hinaustrugen. Wir hielten jene Unruhe des Freundes für Stimmung eines ſchwer zu befriedigenden Gemüths; es ſchien aber mehr als Stimmung, es ſchien Beſtimmung geweſen zu ſein, — jener Inſtinct, der den Vogel forttreibt, ſich ein höher gebautes Neſt und ein Weibchen, — eine Sängerin zu ſuchen. Und ſo hat denn Franz auch beides richtig gefunden. Seitdem aber flattert er nur vorübergehend noch zu unſern poetiſchen Singvögeln herbei, und zieht es vor, ſich an wechſelnden Fürſtenhöfen unter das bunte Gefieder zu miſchen, ſein Rad zu ſchlagen und gelegentlich — Novellen zu leben, ſtatt zu ſchreiben.

Am Ende aber ſcheinen jene früher geſchriebenen auch nur Vorübungen für die zu erlebenden geweſen zu ſein. Erinnern wir uns, daß er am früheſten jugendlicher Lehrer an einer Erziehungsanſtalt in der Nähe von Hannover war und da mit reichen jungen Engländern ſeines Alters verkehrte. Die gemeſſenen Formen vornehmer Geſellſchaft imponirten dem Sohne aus Halsdorf in Oberheſſen, und er übte ſich, ſie zu bewältigen. Auf heſſiſches Fortkommen angewieſen, begegnete er engliſchem Comfort, das ſeine jugendliche Aufmerkſamkeit erregte und ſeine reizbaren Wünſche gefangen nahm. In ſeinem Beſtreben, als Gentleman zu erſcheinen, gewann er auf einer Seite eine ungemeine Leichtigkeit für den gebohnten Fußboden und den ſchaukelnden Divan des Salons; auf der andern aber auch einen nur zu wohlgefälligen Blick für die oft nichtigen, ſelten bedeutſamen Aeußerlichkeiten der Societät. Geiſt und Kenntniſſe für die Converſation hatte er vor vielen Salonbürtigen voraus. — Alles das ſpielte dann in ſeinen Novellen wieder. Sie ſchöpfen aus äußerer Beobachtung und gefallen ſich am liebſten in jenen Kreiſen, die ſoviel Eindruck auf den Erzähler gemacht hatten. Dingelſtedt's Salonſcenen ſind meiſt ebenſo wahr als unpoetiſch. Jene Leichtigkeit, die in der „guten“ Geſellſchaft witzig und anmuthig über die Gegenſtände der Unterhaltung hinweggaukelt, verdrießt uns, wenn ſie in gedruckter Erzählung vor jeder bedeutenden Situation, vor jeder Untiefe der Leidenſchaft mit einem witzigen Luftſprunge hinwegſetzt. Jene lyriſche Reizbarkeit, die jede Empfindung nur ſo lange feſthält, bis ſie wahr und warm in angemeſſenen Strophen ausgeſtrömt iſt, kann uns verdrießen, wenn ſie in der Novelle den Charakter und

Ausdruck der Perſonen bei jeder Situation umſtimmt, und eine handelnde Seele objectiv wahr durchzuführen unzureichend erſcheint.

Wirklich haben bisjetzt nur die lyriſchen Federn und Novellenpulſe den Freund mit Glück durch ſeine glücklichen Metamorphoſen begleitet.

Bei allem aber, was die Damen des Stifts für die allgemeine Geſelligkeit thaten, blieb ihnen begreiflicherweiſe doch das Bedürfniß eines vertrauten Verkehrs mit Bildungs- und Geſinnungsverwandten. Ein ſolcher beſtand mit mehreren Familien meiſt höherer Beamten, die ſich öfter, ohne Umſtände und in abwechſelnden Abendkreiſen zuſammenfanden, um in unbefangenem Geſpräch, mit Muſik oder Leſen, Geiſt und Gemüth zu erquicken und bei einfacher Bewirthung fröhlich zu ſein.

Zu dieſen Familien gehörte ein fremdes ausgezeichnetes Paar, das damals mehrere Jahre nicht durch Verbannung, ſondern aus räthſelhafter Wahl in dem ſo verſteckten Fulda lebte. Marquis Cubières hatte als Angehöriger der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Dresden eine der Comteſſen von Baudiſſin geheirathet, und war beim Sturze Karl's X. zurückgetreten, indem er als Anhänger der ältern Bourbonen und Heinrich's V. es verſchmähte, unter Ludwig Philipp zu dienen.

Ich weiß nicht, was ihn gerade nach Fulda geführt hatte, — einer Stadt, die ein Mann wie er nur als freiwilliges Exil anſehen konnte. Es war hier höchſtens billiger zu leben als an manchen größern Orten, und die Bevölkerung war katholiſch wie der Marquis ſelbſt.

Dieſer, der am franzöſiſchen Hofe Page geweſen, war ein feiner, gebildeter Mann in beſten Jahren, des Deutſchen mächtig und mit unſerer Literatur vertraut, dabei begabt, ſich bei Gelegenheit in franzöſiſchen Verſen ſinnreich und artig auszudrücken.

Seine Gemahlin, eine Nichte jenes Wolf Grafen von Baudiſſin, — des Freundes von Tieck, aus deſſen ſchönen Studien wir „Ben Jonſon und ſeine Schule“ beſitzen, war eine ſo entſchiedene Schönheit blonder Art, daß ſie ſelber es wiſſen mußte, und die Anerkennung, ja die Huldigung der Männer, die in ihren Kreis traten, erwarten durfte. Und haben nicht die Götter ſelbſt von jeher Freude gehabt an den ihnen dargebrachten Opfern, und haben die Opfernden mit Wohlgefallen angeſehen? Aber mit der gewinnenden Erſcheinung verband ſich zugleich Bildung und Talent, beſonders auch für Muſik und Geſang, auf welche ſich der Marquis ebenwol verſtand.

In dieſem Kreiſe vorzüglicher Menſchen mit aller Herzlichkeit aufgenommen, ließen wir uns doch Zeit, auch ſo vertraut darin zu werden, daß wir ſie für einen Erſatz unſerer ſchmerzlich entbehrten Angehörigen betrachten durften.

Inzwiſchen hielten wir uns an die Natur, deren Eindrücke gemacht ſind, geſtörte Lebenslagen auszugleichen und verſtimmte Gemüther zu verſöhnen. Und die Landſchaft um Fulda, ob auch von etwas blaſſer Vegetation, iſt nicht ohne vielfachen Reiz durch die Wechſel zwiſchen dem verſchlungenen Flußthal und dem hohen Gebirgszuge der Rhön.

Die Ernten waren unter Ungunſt der Witterung etwas zurückgeblieben und boten noch, wohin ſich auf und nieder das Auge wenden mochte, die Fülle des Sommers, der denn auch nach der Sonnenwende heiteres ſtändigeres Wetter brachte.

Jeden ſchönen Nachmittag wanderten wir aus. An all das Neue, was ich für die Meinigen auf ſtillen Wegen und verſteckten Pfaden aufſuchte, knüpften ſich für mich tauſend Erinnerungen an vergangene Jahre der Jugend.

Das Ziel unſerer Wanderungen fand ſich dann in einem Wirthsgarten oder an einem Felſenkeller, wo es ein Glas Milch für den Knaben, eine Erfriſchung für uns gab, oder auch unter einem hohen Feldbaum, in deſſen Schatten wir uns auf abſchüſſigem Rain, zwiſchen den Familien wilden Thymians, niederließen und aus dem Handkorbe der Magd erquickten, bis der ausgeruhte Knabe auf dem Stocke des Vaters, die Peitſche ſchwingend, wieder vorausgalopirte.

Dieſe Luſt und Seligkeit des Kindes — warum ſollte ich es nicht bekennen? — ſtimmte zuerſt uns verſöhnlich für eine Verſetzung, durch die es ſelbſt ſoviel Glück fand und wir mitgenoſſen. Dieſe höhere, friſchere Bergluft, zur Sommerzeit angetreten, ſollte ſeiner zarten Organiſation zu Hülfe kommen. Und wie ich von Naturell dazu getrieben war, mich aus Widerwärtigkeiten zu einer Umſchau zu erheben, ſo kam ich bald zur Ueberlegung, ob nicht eine günſtige Fügung für das Kind darin liege, in der Atmoſphäre meiner Herkunft aufzuwachſen. War ich doch ohnehin geſtimmt, den

Knaben als eine verbeſſerte Auflage meiner ſelbſt zu betrachten. Und da mußte es mir jedenfalls eine hohe Befriedigung gewähren, daß ich ihn gerade da, wo ich ſelbſt ſo kümmerlich und dürftig aufgekommen war, in allen dem fördern konnte, worin ich gehemmt und verlaſſen geweſen. Wozu anders hatte ich mich durchkämpfen müſſen; wozu die ſchönen Mittel errungen, die ſchmerzlichen Erfahrungen erkauft, die Irrthümer mit heitern Ueberzeugungen vertauſcht, als daß dies alles einem wie es ſchien wohlbegabten Sohne zugute käme, der mir gerade auf der Höhe des Lebens und der Erkenntniß, — nicht früher, nicht ſpäter, geſchenkt werden? Das Geringſte wie das Wichtige, was an den Knaben gewendet wurde, — wie verſüßte es ſich für mich durch die Erinnerung, daß ich es einſt entbehrt und nun zu geben hatte, und wie vergoldete es ſich für ihn ſelbſt dadurch, daß es aus meiner Erfahrung im rechten Sinn und Maß gegeben ward! Meine Schriften auch, von denen ich das Beſte freilich noch im Sinn hatte, ſollten ihm zugute kommen, ihn eine Strecke ſeines Lebens begleiten und bei Gönnern und Freunden einführen.

So wanden ſich alle Fäden meiner Vergangenheit und Zukunft um den Knaben, und was mir zuerſt als eine Verbannung erſchienen war, verſprach mir eine höhere Heimkehr zu werden.

Wirklich gedieh der kleine Wilhelm ſichtlich unter den Wanderungen, die wir um ſeinetwillen wiederholten. Auch geiſtig ſchien, durch ſoviel Neues, was ihm durch ſeine friſchen Sinne zuging, ſein Welt- und Selbſtbewußtſein ſich raſcher zu entwickeln. Wie ernſt und ſinnig, anhaltſam und unverdroſſen er ſpielte, verſprach er als Mann dereinſt zu ſchaffen. Ungeſtümes Fragen nach dem, was ihm beſonders auffiel, war ihm nicht, wie ſonſt lebhaften Kindern eigen: er ſog es ſchweigſam mit leuchtenden Augen ein, und nur ſeine glühende Wange verrieth, wie tief es ihn heimlich bewegte. Aber wir kamen ihm dann raſch zu Hülfe; denn es ſollte ihm nicht etwa angeboren ſein, gar nicht zu fragen, weil er der Sohn eines Mannes war, dem in ſeiner Jugend niemand antworten konnte. Angeboren, meine ich, wie etwa die mit Abſicht enggeſchnürten Füße der Chineſen in ihren Abkommen von Natur klein ausfallen.

Um ſo hingebender war er in ſeiner Fröhlichkeit mit Altersgenoſſen, die ſich bald aus der Nachbarſchaft zu ihm fanden, ſich des großen Schaukelpferdes und der ſeltenen Spielſachen zu freuen, die der kleine Wirth ihnen gern überließ; wie er denn auch nicht anders wußte, als daß ſeine Kameraden, bei der Bewirthung mit Obſt und Kuchen, vor ihm empfingen, und wenn er einmal zu lange warten mußte, höchſtens fragte: „Wann denn ich, Mama?“

Denn ohne Eigenwillen war das Kind glücklicherweiſe nicht, und hatte bei vergeſſenen Verboten ſchon in ſeinem vierten Jahre ſeine kleinen Ausflüchte. So, als er einſt ganz wacker in eine ungeſchälte Birne biß, und ich ihn verwarnend fragte: „Ißt man denn auch die Birnen mit der Schale, Wilhelm?“ — antwortete er, ſeiner Vergeſſenheit beſchämt: „Einige eſſen ſie mit Schale, andere ohne Schale.“ — Ja, er konnte bei Widerſpruch heftig und ungeberdig werden und ſich zu

Boden werfen; ließ ſich aber mit Ernſt zureden zu gehorchen, und eine kleine Züchtigung, wenn ſie einmal nöthig war, ließ ihn ohne Grollen oder Trotz und machte ihn eher anſchmiegender, zärtlicher, ja ſo vergnügt, als ob er eben eines Unwohlſeins los geworden ſei.

Das Liebſte aber, was ihm geſchehen konnte, war, daß die Mutter ihm aus Speckter's „Funfzig Fabeln für Kinder“ zu den artigen Bildchen vorlas und erklärte. Und daß etwas von Verſtändniß und von Ahnungen ſich in der jungen Seele regte, erkannten wir aus Blick und Ton, womit er z. B. die Worte des Täubchens auf dem Dache halbſingend wiederholte:

Weil ich gar ſo fröhlich bin,
Weil der liebe Schöpfer mein
Mich wärmt mit ſeinem Sonnenſchein!

Eine Märznacht.

Der Monat März iſt mir ein verhängnißvoller Monat. Geburt und Tod, ſo gewöhnlich und allen gemein ſie auch ſind, bleiben doch immer Verhängniſſe gleich dem Außerordentlichſten, was uns zwar auf den nächſten, natürlichen Wegen begegnet, ſich aber auf ſeine höhere Vollmacht, — weder auf ſein „Woher“ noch auf ein „Warum eben jetzt?“ zur Rede ſtellen läßt.

In denſelben Frühlingstagen, in denen der Monat März mich ſelbſt ins Leben gebracht hatte, ſollte er mir ein halbes Jahrhundert ſpäter ein theuerſtes, hoffnungsvolles Leben entziehen!

Der März vom Jahre 1841, der erſte, den ich wieder in meiner Geburtsſtadt erlebte, war im Widerſpruche mit meiner Seelenſtimmung der anmuthigſte, deſſen ich mich erinnere. Leichtes Gewölk, gefaltet, gefiedert, von blaßblauen Feldern durchzogen, ſchwebte hoch über ſprießenden Saaten; ein lauer Weſt ſpielte um die ſchwellenden Knospen der Stauden; abends ſchlug in den jungen Fichten unter dem Kloſterberge die Goldamſel, die ich ſeitdem ſo früh und laut nicht wieder gehört habe.

An ſolchen Tagen, die ſchon ein ſpäterer Abend röthet, blickt man mit aufathmender Sehnſucht in die geheimnißvolle Ferne der ſchönen Jahreszeit. Die thauigen Morgen, die duftigen Abende des Sommers liegen ungezählt vor uns; tauſend Hoffnungen ſteigen mit der Lerche aus der jungen Saat, heimliche Erwartungen blicken mit Veilchenaugen aus dem ſprießenden Graſe; friſch gefurcht glänzen dieſe Stunden des Frühlings vor uns, in die wir unſere innigſten Wünſche, unſere keimenden Vorſätze einlegen.

Ach! wir bringen die Nächte des Spätfroſtes, die ſtürmiſchen Tage, die langen Regenſchleppen der Gewitter, wir bringen die Hagelſchläge in unſere Ernten und Erwartungen nicht voraus in Abzug. Und ſo vergleicht ſich ein ſchöner Märztag der noch geſchloſſenen Knospe eines lachenden Kindeshauptes, in das wir eine herrliche Zukunft hineinträumen, bis der eigene Sinn darin erwacht, die beſondere Seele ihre abweichenden Wege ſucht und unſere Wünſche durchkreuzt, unſere Abſichten verwirkt. Darum thut uns eine abwelkende Knospe ſo leid, weil ſie uns noch nicht durch ihre Entfaltung täuſchte; darum ſchmerzt uns ſo ſehr ein ſterbendes Kind, das uns noch durch keine widerwärtige Entwickelung betrübte oder ängſtigte.

Solch eine hoffnungsvolle Kindesknospe ſollte uns in jenen ſchönen Märztagen, unter dem Abendſchlage des Pirols, dahinwelken!

Wie oben erzählt, zogen wir auch wieder einmal an einem ſehr milden, halb bedeckten Septembertage, kurz hinter der Tag- und Nachtgleiche, nach einem verſteckten Dörfchen aus. Der Weg führte am ſtädtiſchen Kirchhofe vorüber und es lockte uns hinein, die geſchmückten Gräber zu beſehen.

Es iſt nicht ſo ungewöhnlich, daß man in vorrückenden Jahren zuweilen nicht ungern, manchmal ganz unüberlegt, den Kirchhof betritt, auch ohne daß man dort Gräber hingegangener Freunde zu beſuchen hätte. Schwerlich denken wir daran, daß wir die unſichtbare Macht, die uns jeden Augenblick dorthin fordern kann, durch freiwillige, zuvorkommende Beſuche nachſichtig erhalten möchten; eher vielleicht ziehen uns, nach dem Naturgeſetze der Schwere, die Gräber immer ſtärker an, je näher man ihnen im Abfallen des Lebens und der Jahre kommt und je mehr ſich im alternden Organismus die Erdatome anhäufen.

Aber allzu leicht auch tritt an dieſer ſchauerlichen Grenzmarke des menſchlichen Daſeins der Aberglaube oder auch eine Ahnung an uns heran. Daher, als ich ſeltſam getrieben, den Knaben zu mir rief, ihm die kleine Grube zu zeigen, die friſch aufgeworfen ein Kindesſärglein erwartete, warnte raſch und ängſtlich die Mutter: „Nicht doch, laß ihn in kein Grab blicken!“ — Und ſo führten wir ihn, zwiſchen uns genommen, hinweg und hinaus, als ob wir ihn retten müßten.

Doch ſchon am Heimwege von dem ſogenannten Bachrain zeigte ſich der Knabe, der ſonſt auf ſeinem Steckenpferde voraus war, ungewöhnlich matt, ließ ſich führen und ſtreckenweiſe tragen. Wir maßen es der ſchwülen, abſpannenden Luft bei; allein ſchon in der Nacht erkrankte das Kind mit Erbrechen, mit ſchwellenden Drüſen und Halskrämpfen ſehr heftig. Die Aerzte erkannten die Symptome von Scharlach; doch unter den vorſichtigſten Einrichtungen des Zimmers kam der Scharlach nicht zum vollen Ausbruch. Um ſo langſamer und ſchwieriger verlief die Krankheit, — qualvoll für das Kind, beängſtigend für uns, beſonders für die Mutter, die eine Woche lang nicht zum Schlafen kam.

Doch nach und nach gehen die wechſelnden Gefahren vorüber; der Kleine erkräftigt ſich und gelangt wieder auf die Beine; die Kameraden ſprechen wieder ein und tummeln den Schaukelgaul. Nur konnte der Reconvaleſcent den langen Winter über nicht ins Freie gelaſſen werden und der Puls blieb bedenklich.

Um Mitte März erkrankte er mit flüchtigen, erſt leicht wechſelnden, endlich heftigſten Krämpfen aufs neue; erholte ſich abwechſelnd, ward aber immer ſchwächer und ſah im Dunkeln weiße, winkende Geſtalten. Bald verläßt er das Bett nicht mehr, verliert die Freude am Spielen und lächelt nur das Vögelchen an, das ihm eine befreundete Dame im Käfig ans Bettchen bringt.

Ein bedrängtes Herz, indem es die Welt umher nicht für theilnahmlos an ſeinen Aengſten halten mag, glaubt in jeder auffallenden Erſcheinung ein Wahrzeichen deſſen zu erkennen, was ihm bevorſteht, um was es bangt und bebt.

So kam ich aus einer Sitzung des Gerichts und fand den kleinen Käfig leer. Das Vögelchen war eben entſchlüpft und durch das Fenſter entkommen. „Das Kind ſtirbt!“ rief's in meinem Innern. Indem ſtürzte ein Knabe herein und brachte den Flüchtling eingefangen wieder. Eine verzagte Hoffnung kehrte mir zurück. Indeß — ich weiß nicht wie's zuging — der Vogel entkam abermals und entflog für immer.

Die Krankheit nahm eine unerwartete Wendung und warf ſich auf das Hirn des Kindes. Das liebe Knabenhaupt lichtbraunen Haares und mit der reinen, edeln Stirn ruhte, ſchwer von Bewußtloſigkeit umhüllt.

Welche bange Tage und Nächte folgten nun! — —

Abwechſelnd mit der Mutter und der treuen Magd waltete der Vater des wehmüthigen Amtes, das glühende Kindeshaupt mit naßkalten Binden umwunden zu halten. Von fünf zu fünf Minuten wurden die feuchtwarmen mit eiskalten Tüchern gewechſelt. Während der angekommene Frühling Blätter und Blüten lockte, hatten wir uns nach einem Vermächtniſſe des Winters umzuthun, — nach Eis zu den Umſchlägen. Wir erhielten es von da, woher uns ſonſt ſo manche erfreulichere, wenn auch nicht dankenswerthere Gabe gekommen war. Ein kleines Waſſerbecken im Garten des Damenſtifts lag hinter dem hohen Bau noch zugefroren, und die gütige Aebtiſſin ſandte uns Eis, — jetzt als eine Liebesgabe.

So kam die Nacht herbei, in der wir kaum noch hoffen, ſondern nur ausharren durften. Die Mutter ruhte, zwiſchen Schlummern und Lauſchen gewiegt; die Magd, am Bette des Knaben, mit dem ſie von ſeiner Geburt an ſich nun juſt vier Jahre ſo gut verſtanden hatte, lag kniend am Bettpfoſten eingeſchlafen. Eine andachtsvolle Stille webte um die Nachtlampe; der geheimnißvolle Moſchus duftete und ein Säuſeln ging durch das Gemach, wie der Flügelſchlag eines Engels, der zu erlöſen heranſchwebe.

Und wie ich nun in dieſer feierlichen Stunde und im Amte der naſſen Binden leiſe vom Bette zum Fenſter hin und her wandele: ſiehe, da ſtand hoch im Weſten ein wunderbares Sternbild! Dicht an der untern Spitze der Mondſichel funkelte der Abendſtern wie ein ſtrahlender Diamant am glänzenden Ohre der Nacht.

Wie ließe ſich aber mittheilen, was ein angſtvolles Menſchenherz bei ſolchem Aufblick empfindet! Welch ein Wink aus den Sphären der Unendlichkeit ward ihm gegeben, ſich über den Jammer irdiſchen Wandels zu erheben! Der erfreuliche Stern, der uns bald abends, bald morgens erſcheint, früh oder ſpät derſelbe, den wir Venus — den Stern der Liebe — nennen, er hatte ſich eben heute einmal, wenigſtens ſcheinbar für unſern Standpunkt, dem Monde genähert, zum Schmucke der Luna in ihren Wandelungen, dieſem unſteten, der Erde verwandten Monde, der — ein Bild der Wandelbarkeit — unaufhörlich bald ab-, bald zunimmt, wie der flutend-ebbende Ocean, wie die auf- und abwallende Atmoſphäre, wie die wechſelnden Verhängniſſe der Völker und Geſchicke der Familien, wie das Ein- und Ausathmen jeder lebenden Bruſt. — — —

Mit erhabenerm Muthe waltete ich nun des Amtes um das Kind, das eben in einer unerforſchlichen Wandelung dalag. Vom heißen Haupte zum leuchtenden Sternbilde trieb mich hin und wieder das bewegte Herz. Die vergangenen Jahre des Lebens zogen wie Schattenbilder an meiner Seele vorüber, — Erinnerungen froher und ſchmerzlicher Stunden, Irrens und Strebens, des Wahns und der Erkenntniß. Ein Aufzug von Abgeſtorbenen ſchien es, die zurückkehrten, ihr Beileid zu bezeigen, daß ein junges Leben erlöſchen ſollte, dem ſie hülfreich zu werden, in deſſen Entwickelung ſie ſelber noch einmal Leben und Bedeutung zu finden gehofft hatten.

Und da dämmerten aus dieſer Flucht der Erinnerungen und drängten ſich als höhere, tröſtende Geiſter — Betrachtungen, Ahnungen hervor, wie Burdach ſie in ſeinen ein Jahr ſpäter erſchienenen „Blicken ins Leben“ (II, 290) ſo ſchön ausſpricht:

„Wie alles Leben nur unter der Bedingung von Einwirkungen ſich äußert, ſo bedarf auch jede natürliche Anlage der Seele zu ihrer Entwickelung mehr oder weniger eines Anlaſſes: die Tugend wird erſt durch Verſuchung, der Muth durch Gefahr, die Standhaftigkeit durch Leiden geweckt; das Talent ſchlummert, bis es durch einen Zufall angeregt wird, und ſelbſt der Inſtinct erwacht erſt, wann ſolche Verhältniſſe eintreten, die ſeine Mitwirkung nöthig machen. Kein Menſch auf Erden, der ein fühlendes Herz in ſeiner Bruſt trägt, bleibt von dem Schmerze über den Tod eines ihm theuern Weſens unberührt, und dieſer Schmerz iſt von der Natur beſtimmt, die Geburtswehe der Ueberzeugung von der perſönlichen Fortdauer nach dem Tode zu werden. Iſt ein Heros der Menſchheit, den du von ganzer Seele verehrteſt, geſtorben; iſt ein Freund, der innig mit dir verbunden ideale Zwecke verfolgte, von deiner Seite geriſſen; iſt dir die theuere Mutter geraubt oder die lieblich blühende Tochter, die Freude und der Schmuck deines Lebens verblichen, oder der Sohn, von welchem du die Erfüllung deſſen erwarteteſt, was du ſelber erſtrebt haſt, eine Beute des Todes geworden, oder die Gattin, welche die ſchönere Hälfte deines Daſeins ausmachte, vor dir ins Grab geſenkt: da fühlſt du die Unmöglichkeit, daß dieſe Seelen der Vernichtung preisgegeben ſein ſollten; da ſagt eine Stimme in deinem Innern, — ſie leben fort, und du wirſt mit ihnen leben!" — —

Gewiß, in Momenten der bezeichneten Art fühlt man, auch über ein ſolches perſönliches und beſchränktes Bedürfniß hinaus, lebhafter als ſonſt, daß auch alles Daſein an ſich ſelbſt durchaus ſeine Bedeutung verliert, wenn es nichts weiter als eben einmal dageweſen ſein ſoll. Und wenn es dem ewigen Urgeiſte Bedürfniß iſt zu ſchaffen, ſo ſcheint es ſeiner ſelbſt auch nur würdig, daß das Geſchaffene nicht zu ſeiner Ergötzlichkeit auch wieder vergehe, ſondern daß es in ſeinen Wandelungen von bewußten Geiſtern erkannt und aufgenommen, fort und fort geſammelt und durch alle Ewigkeit fortgetragen, ſelbſt in ſeiner Vergänglichkeit verewigt und ſo von Mitzeugen in der ganzen Fülle göttlicher Macht und Herrlichkeit angeſchaut werde. — — — Oder gliche der Alleinewige nur einem gelangweilten Monarchen, der in einer Sommernacht das koſtbarſte Feuerwerk verpuffen läßt?

Doch ſo mächtig über die Ahnungen der Seele hinaus bleibt die ſinnliche Anſchauung, daß ich von dem abwelkenden Knabenhaupte immer wieder nach dem Fenſter wandelte, um mich an den Strahlen des erhabenen Sternbildes aufzurichten. Denn eine andere Betrachtung kam recht ſchwer über mich. Als ich nämlich eine ängſtliche Mutter hatte, fehlte mir der antreibende, ermuthigende Vater, fehlten mir miterwachſende Geſchwiſter; als mir eine Frau zufiel, entbehrte ich der Gattin und der Wirthſchafterin zugleich; als ich dann eine Tochter bekam, hatte ich keine Mutter für ſie, und nun ich eine Gattin und Mutter gefunden, ſtirbt uns der Knabe.

Unter ſolchen Empfindungen und Betrachtungen ging die Mette der Frühlingsnacht vorüber; aber erſt gegen Mittag hörte die Spende des eiskalten Weihwaſſers auf, als nämlich der Tod die noch kältere Hand auf das heiße Kindeshaupt legte.

In der hohen Stimmung, von der mir das untergegangene Sternbild etwas hinterlaſſen hatte, fand ich die Faſſung, den Angehörigen Nachricht von dem ſchmerzlichen Erlebniß zu geben, dem ſie in der Ferne entgegenbangten. So machte ich die Erfahrung, die ja von Seelenkundigen längſt erkannt iſt, daß man aus einer allzu tiefen Trauer am eheſten gehoben wird, wenn man es dahin bringt oder genöthigt iſt, ſich den Zuſtand der Seele gegenſtändlich zu machen. Die Phantaſie, indem ſie darzuſtellen, uns zur Anſchauung zu bringen vermag, was ſo dumpf in uns laſtet, kommt unſerm Gefühl zu Hülfe, führt die Seele zur Betrachtung ihres Leids und erhebt ſie zur Erkenntniß, die ja das Höchſte iſt, was der Menſch geiſtig erreichen kann, und um derentwillen er ſein Leid nicht hätſcheln, ſeinen Empfindungen keine Uebermacht zugeſtehen darf.

Ich ſchrieb nach dem Rhein hin an die ſeelenvolle Muhme des Kindes:

„Ich weiß nicht, liebes Malchen, was Du nach meinem letzten Briefe für unſer Kind gehofft oder von Beſorgniß noch behalten haſt. Wir fingen an zu hoffen — zum zweiten, zum dritten mal, und lernten, daß erneute Hoffnung nur immer ſchmerzlicher aufgegeben wird.

„Unſer Knabe iſt verſchieden. — Seit geſtern Mittag halb elf Uhr ruht das entſeelte Gebild nicht weit von dem leeren Käfig des zum zweiten mal entflohenen Vogels.

„Die erſte Nacht, die uns wochenlang Ermüdete mit Schlaf bewältigen konnte, hat unſern Schmerz zu Trauer und Wehmuth herabgeſtimmt. — —

„Ich will es vergeſſen, wie ſchwer das liebe Kind geſtorben iſt, welches Grauſen uns die letzten Bewegungen ſeiner Krämpfe bereitet haben. Wie viel es ſelbſt dabei gelitten, weiß ich nicht; ich denke, ſeine Seele wird ſich wol früh genug hinter die Verſchanzung des Kampfgefildes zuückgezogen haben, wo ſich die der Ernährung dienenden Organe nach oben empörten, indeß die Behauſung des Bewußtſeins vom Andrang des Blutes verdunkelt war.

„In das, was wir verloren haben, was wir zu jeder Stunde der kommenden Jahre entbehren ſollen, wird unſer Herz ſich nicht ſo bald finden. Unſere Zukunft iſt in ihrem Werthe ſehr gefallen.

„Mit dem, was das edle Geſchöpf gelitten, habe ich mich verſöhnt. Es hat die Erdenleiden nicht verdünnt durch die Jahre eines langen Lebens, ſondern in der Eſſenz genommen, — zuſammengedrängt zwiſchen zwei Aequinoctien — in die ſechs letzten Monate ſeines kurzen Daſeins. Es hat eine raſche Schule gemacht, weil es vermuthlich ein Geiſt dazu — ein ſchnell begreifender war. — — — Weißt Du, Amalie, wie die Söhne höherer Abkunft, die ſich dem Militär widmen und, um von unten auf gedient zu haben, auch ein Stündchen oder zwei bei Commißbrot Schildwache ſtehen müſſen, worauf ſie dann raſch avanciren: ſo war der Fortgeeilte vielleicht ein prinzlicher Geiſt, der den Poſten auf unſerer Erde nicht umgehen konnte. Und die Vorſehung, die ihn liebte, die — wer weiß was mit ihm vorhat, iſt ihm ſo hold geweſen, ihm bei uns ein gutes Quartier anzuweiſen, wo er ſein ſauberes Leinen auf durchſonnter Matratze, Feuer und Licht und gute Beköſtigung fand, ach! und Liebe die Fülle, an uns, an Euch, ja wol an fremden Menſchen, die ihn alle ſo wohlgefällig anblickten. — — — Und daß er nun ſo kurz gefaßt zu uns ſagte: Adieu, Frau Wirthin, adieu, Herr Wirth! — ſollen wir deß murren, weil wir das Signal von oben nicht vernommen haben, dem er folgen mußte?

„Aber trauern dürfen wir doch, daß er ging, und — ihm ſelbſt ward es ja ſo insgeheim — ſchwer genug zu gehen und die zu verlaſſen, die nun auch recht verlaſſen ſind und ihm lange, lange nachſehen.“ — — —

Andern Morgens erhielten wir folgende Zuſchrift:

An Heinrich Koenig.

. . . Ne forte credas
Interiturum! . . .

Gib ſie zurück, die früh geknickte Blüte,
Ach! in des Lebens Kranz die liebſte dir,
Daß ſie der Erde Mutterſchos behüte
Beſſer, als du's im Stande warſt und wir!
Sie ſchien zu zart, drum ward ſie abgeſchüttelt,
Der Märzwind griff ſie kalt und tödlich an;
Doch wenn er auch an dir, dem Stamme, rüttelt,
Steh' feſt, mein Freund, bewähre dich als Mann!

Ich fühle mit, glaub' mir, was du verloren,
Ob gleiches Leid mich nie betroffen hat:
Das letzte Kind, ſo Liebe dir geboren,
Den Erben deines Namens, deiner That;
Er war dein Troſt in ungeliebten Räumen,
Ein Glied der Welt, die deine Kraft gebar,
Und Dämmerſtunden ließen herrlich träumen
Von ſeiner Zukunft, die auch deine war.

Ja, ſchäme dich der ſeltnen Zähre nimmer,
Sie rinnt aus Quellen tief und übervoll,
Ein Vaterherz bricht ſich in ihrem Schimmer,
Und die Natur heiſcht lindernd ihren Zoll.
Ja, wein' ihm nach, wie aus des Himmels Schleiern
Ein leiſer Thau wohlthätig niederfällt,
Und beug' das Knie, das Hochamt mitzufeiern,
Das Mond- und Lenznacht deinem Engel hält.

Doch dann, ſo wie verhüllt in ihrem Bauer
Die Nachtigall nur mehr und holder ſingt,
So ſorge, daß aus deiner Frühlingstrauer
Sich ſiegreich auf die ſtarke Seele ſchwingt.

Du biſt Poet, ein Schöpfer unter Schmerzen,
Und hat der Tod dir eine Welt zerſtört,
Ruf' eine neue auf in deinem Herzen,
Die dir und deiner Vaterluſt gehört.

Der Dichter, weißt du, ſoll der Muſchel gleichen,
Die, hart erkrankt, uns edle Perlen ſchenkt;
Und in die Stunden, juſt die thränenreichen,
Iſt ſeiner beſten Früchte Keim geſenkt;
Dir aber wandelt ſich des Grams Meduſe
Ja doppelt in ein mildes Leidensbild:
Ein treues Weib und eine treue Muſe —
Welch tröſtend Paar, welch zauberkräft'ger Schild!

So leg' denn auf das Särglein deines Knaben
Aus deinem Lorber ein geweihtes Blatt,
Und haben ſie ihn draußen erſt begraben
Bei Fremden und in fremder Lagerſtatt,
Dann überziehe des Geliebten Bette
Der Mai und deine Dichtung immergrün,
Und aus des Kindes Staub laß um die Wette
Der Muſe ſchönſte Kinder um uns blühn!

Fulda, 30. März 1841. Franz Dingelſtedt.

Ueber Berg und Thal.

„Fremde Lagerſtätte“ hatte Dingelſtedt meinen Heimatboden genannt, und „bei Fremden“ war in der That nicht nur der Knabe begraben, ſondern ich ſelbſt lebte unter ihnen fort, ich mochte auf diejenigen ſehen, die in Fulda ſo genannt wurden und mir die herzlichſte Theilnahme bezeigten, oder auf meine Landsleute, die doch kalt oder ſtumm blieben bei dem ſchweren Opfer, das ich meiner Verbannung nicht in Rechnung ſetzen durfte, das aber ſie vielleicht für einen neuen Einſatz in meine alte Heimat anſehen mochten. Dabei mußte ich mich wieder erinnern, daß auch vor meinem Bruch mit den Prieſtern kein Fuldenſer von Einfluß jemals etwas zu meiner Förderung gethan hatte, ſodaß meinem fuldaer Herzen nur der eine Troſt blieb, daß der heſſiſche Mann, der — wie früher erzählt — mir das nachhaltigſte Wohlwollen erwieſen hatte, wenigſtens Fulda hieß. — —

Selbſt mit dem, woran Dingelſtedt erinnerte, mit meinem Schaffen, gehörte ich nicht hierher, ſintemal ein mild lächelnder Domprähendar darüber wachte, daß nichts von meinen Schriften ſich in die Leihbibliothek einſchleiche — in einer Stadt, in welcher die Proteſtanten doch vielleicht mehr laſen als die katholiſchen Bürger. — „Sie ſchaffen doch nichts von Herrn Koenig an?“ warnte dieſer M., und — „Nein, ich ſchaffe nichts von Herrn Koenig an!“ beruhigte E. — —

Doch zu neuem Schaffen gehörte Freiheit des Gemüths, Schwung der Seele, und dazu mußte ich mir Zeit laſſen. Ich hoffte ſie auf einſamen Gängen und durch Ausflüge über Berg und Thal wiederzufinden. Denn die Natur führt uns leiſe und an ſanfter Hand zu uns ſelbſt zurück, wenn wir uns an Leid und Kummer verloren haben.

In die Weite war noch nichts zu unternehmen; der April ſetzte die anmuthigen Tage des März nicht fort, ſondern brachte noch einmal Schnee. Nur der Gang nach dem nahen Kloſterberge blieb durch Luft und Fernblick immer erquicklich, was die Frommen, die beſonders zur Faſtenzeit aus der Kloſterkirche über den ſogenannten Calvarienberg die Leidensſtationen des Heilandes fleißig begehen, als eine Gnade des Himmels empfinden. Luft und Bewegung ſetzt ſolche Bewohner dumpfer Wohnungen in jene aufathmende Stimmung, die ſich hinter Bußgebeten her für Sündenvergebung nehmen läßt. Wie lächelnd und in ſich befriedigt begegneten ſie mir, und ein Glaube, der eben nichts weiter mit dem Menſchen will als dies, macht es ihm leicht, ſeine

Schuld ohne viel ſittliche Arbeit an den Schuhen abzulaufen.

Aber auch wehmüthige Erinnerungen kamen mir entgegen, — manch ein Knabe, der vom Kloſter herab mit einem Stück Brot unterm geflickten Kamiſol an mir vorüberhüpfte. Ich roch das ſaure Kloſterbrot, auch wenn ich es nicht ſah. Ich kannte es von den ehemaligen Kapuzinern her, wo wir Meßbuben, wenn wir vom Dienſte hungerig wurden, es uns beim Kloſterpförtner holen konnten — ſchwarz und ſchwer wie der Boden, über den die Bindeſohlen (Sandalen) der Mönche ſchlarften, und näßlich wie die Steinplatten im Kreuzgange des Kloſters, wenn die Nebelluft aus dem Garten über ſie hinzog.

Wie rothwangig gedieh der fröhliche Bube, der mit einem Stück ſolchen Brotes für heute ſo beglückt war! Und unſer Knabe konnte bei Weizenbrot und Zwieback nicht aufkommen. — —

So zogen denn noch lange meine Gedanken den einen Weg, und alle die Fäden der Erinnerung und der Hoffnung, die um ein begrabenes Herz geſchlungen waren, wollten erſt wieder gelöſt und verwendet ſein.

Doch der erwachende, erweckende Frühling hat ſeinen beſondern Segen, und die Landſchaft um Fulda iſt zumal zur Zeit des Aufgrünens begünſtigt, Auge und Herz zu erheben.

Die Rhön umgrenzt von Nordoſt nach Südweſt das Thal der Fulda mit den aufſteigenden Hügeln. Wenig deutſche Gebirge zeigen ein ſo intereſſantes Profil. Wenn die Abendſonne hineinleuchtet, treten die felſigen und die bewaldeten Einzelheiten in lebhaftem Wechſel von gezogenen und gerundeten, ſpitzen und platten Kuppen hervor. Auf Augenblicke ſcheinen ſie in Roſa oder Lila getaucht; dann ſchwinden die farbigen Tinten raſch; dunkel und dunkler liegt das Gebirge; die Milſeburg hebt ſich wie ein hoher Sarg empor, und ſchwarz umhüllt wie ein leidtragendes Gefolge reiht ſich der lange Zug der niedern Berge an.

Dieſer Katafalk des Gebirges, der durch ſeine Höhe und auffallende Geſtalt den Blick anzieht, iſt auch von der andächtigen Vorzeit nicht unbeachtet geblieben. Man hat die felſige Stirn dieſes weitausſchauenden Berges mit einem ſteinernen Kreuz bezeichnet, an ſeiner Schläfe ein Kirchlein gebaut. Auf beſtimmte Feſttage finden ſich oben Wallfahrende aus den Gebirgsthälern ein. So auch am zweiten Pfingſttage. Wir wußten ſchon, daß auch auf Pfingſten keine feurigen Zungen über das gelaſſene Fulda kommen, und entſchloſſen uns daher zu einer Wallfahrt auf jenen Berg, um ein ſo ſchönes Feſt wenigſtens mit neuen Anſchauungen zu feiern. Dies Feſt der Blüten und feurigen Zungen fiel auf die zwei letzten Maitage.

Am erſten Feſttage nachmittags fuhren wir aus — über die nächſte öſtliche Höhe, hinter welcher ſich eine dem Fuldathale verſteckte Landſchaft aufthut — die Vorbühne des Rhöngebirges, das ſich hier erſt recht impoſant erhebt.

Die Landſchaft, durch die man jetzt kommt, iſt nicht fruchtbar zu nennen, aber der ſchwere Boden iſt mit Unverdroſſenheit angebaut. Es iſt Sonntagsſtille in den

Dörfern. Die Bewohner ſitzen ſchwer auf den Schwellen ihrer Hütten, in der wunderſamen Beleuchtung, die eben grell zwiſchen dem ſüdöſtlichen Gebirgszug und den nordöſtlichen Wetterwolken hereinfällt. Das drohende Gewitter verzieht ſich endlich, die Abendſonne bricht glänzend hervor und beleuchtet das Schloß Bieberſtein, das von ſeinem jäh abhängigen, theilweiſe bewaldeten Felſen hoch auf uns herabſieht.

Zwiſchen dem Schloßberge und dem ummauerten Wildparke verließen wir den Wagen und wandelten über hangende Triften, erquickt vom Abend, der aus den nahen Bergwäldern haucht. Die Waldvögel ſchmettern uns ihre Grüße zu, die Abendſonne gaukelt in den hohen Buchengehegen mit ihren wechſelnden Lichtern und ruht feſttäglich auf den rothen Ziegeldächern vereinzelter Bauerhöfe. Steil und ſtolz ſteht unmittelbar vor uns die Milſeburg.

Am Fuße derſelben, in einer Schlucht, liegt der Ort, wo wir übernachten. Ein botaniſirender Freund hat im überfüllten Wirthshauſe eine Stube für uns vorausbelegt.

Eine hohe Treppe führt ins Haus, das ſozuſagen an der Berghalde klebt. Blühendes Buſchwerk hängt über unſer Fenſter herab, unter welchem auf kleinen Beeten der junge Salat, Suppenkraut und Thymian wächſt.

Wir nehmen unſer ländliches Abendbrot auf der Stube ein und blicken hinab ins Gewühl der Wallfahrtgäſte, die ſich in ihren Trachten und in ihrem Treiben unterhaltend genug ausnehmen. Als es endlich ſtiller ward und wir uns zur Ruhe begaben, erhob ſich Geſang aus der offenen Halle unſers Wirthshauſes. Eine Schar Studenten, ſpät noch eingetroffen, aßen und zechten bei Lichtern und ſetzten Burſchenlieder drauf. Auch geiſtliche Lieder erſchollen aus benachbarten Häuſern, und ſo entſchlummerten wir unter widerſprechenden Melodien.

Ich weiß nicht, wie lange der Schlaf zwiſchen dem Geſange, der mich einlullte, und dem lärmenden Gelächter, das mich erweckte, gedauert haben mag. Der Tag graute und die Pilgergeſellſchaft brach auf, jene Pilger, die nicht aus einer freien Quelle oder aus der Kürbisflaſche ihres Wanderſtabes, ſondern aus der Kaffeekanne des Wirthes frühſtückten

Die Luft war lau, der Himmel heiter. Dicht an der hohen Treppe des Hauſes knüpft ſich der Bergpfad an, der erſt enge zwiſchen Gartenhecken, dann durch freies Feld ſteil emporgeht. In andern Jahren iſt um dieſe Zeit kaum das Grün einer ſo hohen Alp überall da; jetzt, nach ſo ſchönem Frühling, blüht ſchon die wilde Roſe und der Holunderſtrauch. Auf dem erſten Bergabſatze ruhen wir, die Sonne aufgehen zu ſehen.

Dieſer ſtrahlenden Majeſtät dampft es mit durchſichtigen Wölkchen aus all den ſchön verſchlungenen Thälern und Tiefen entgegen, die wir unter uns oder zwiſchen den waldigen Kuppen hindurch erblicken. Wie geſtern von der Abendſeite hoch zu uns herab, leuchtet jetz von ſeiner Morgenſeite das Schloß Bieberſtein zu uns herauf. Soviel höher ſtehen wir ſchon, und ſteigen immer aufwärts — das Ohr voll Lerchenjubel, das Auge voll Thauperlen der hangenden Trift. Noch einmal treffen wir Ackerland und Wieschen, hier auf der Höhe, am Fuße des aufgeſetzten Sargberges, um einige Hütten arbeitſamer Siedler an.

Sollen wir ſie nicht glücklich preiſen, die mit ſolchem Ausblick auf eine weite, herrliche Welt Pflug und Sichel führen? Die reinſten Morgenlüfte erquicken ſie zur Arbeit, der ſäuſelnde Abend fächelt ihre heiße Stirn. Abgeſchöpft von den Firſten der Berge ſtrömt ihrer weitathmenden Bruſt die Würze der Wälder zu. An dieſen lockern Mäuerchen von aufgeleſenen Baſaltſteinen vorüber ſchlendern ſonſt nur die grauen Gamaſchen des Jägers, die benagelte Sohle des Waldarbeiters oder der Zwickelſtrumpf der Andächtigen, die hoch oben in verſteckter Bergkapelle Meſſe leſen laſſen, vertrauend, in ſolcher Höhe ſei ihr Anliegen dem Himmel, ihre flehende Lippe dem Ohr der Gottheit näher. Heute aber ziehen Tauſende von Wallfahrenden an euern morſchen Gartenplanken vorüber. Und ihr ſelber ſeid wol ſchon voraus? Thür und Fenſter ſind geſchloſſen, die Ställe weit offen, und das Vieh brüllt aus dem Walde. O ihr Glücklichen.

Wie aber, wenn es wintert? Wer tritt euch Bahn durch die verſteckten Untiefen des Schnees? Und wenn das ſchwere Gewölk ſich lange Tage näſſend auf euer moosig Dach, auf euere mühſelige Schulter legt; wenn die Sturmnacht aus den Wäldern über euern Kopfkiſſen ſauſt und aus den Schluchten des Gebirges an euern vier Pfählen rütteln: mit welchen Gedanken und Gefühlen haltet ihr dann eure erhabene Einſamkeit?

Vor uns keuchen mit bepackten Kötzen und Körben einzelne Weibsperſonen zu Berg. Heute werden ſie recht inne, mit welchem W und Wehe die lieben Wecke und Würſte anfangen, wenn man ſie zum Genuß erſt ſo hoch hinauftragen muß. Denn dort ſollen ſie als Stöpſel auf die eingenommene Andacht geſetzt werden. Wie viel — lieber vielleicht nicht — aber leichter würde der Menſch ſein Herz dem Himmel entgegenbringen, wenn er den Magen zurücklaſſen könnte. Darum iſt es zur Erhebung des Gemüths auf den höchſten Berghöhen der Andacht klug und vorſichtig gethan, wenn Wecke und Würſte ſowie Pilger und Pilgerin ſich getrennt auf den hohen Berg begeben, dort einander zu finden. Dem Himmel kann auch ein ſolches Stelldichein nicht mißfallen, da er es ja ſelber angeordnet hat, daß der Bettelſack des Magens ſo nahe unter dem menſchlichen Herzen eingebunden iſt. Erſt der Tod, der uns als Herbergsvater entgegenkommt, knüpft uns dieſe Pilgertaſche ab. —

Hat man ſich erſt den überwachſenen Felsabhang emporgearbeitet, ſo geht's vom Fuß zum Kopf des Bergſargs ſanfter im Schatten des Hochwaldes aufwärts. Oben tritt der Fels wieder in jähem Kegel zu Tage. Am Fuße deſſelben, auf einer kleinen Fläche, ſteht ein Kirchlein; auf dem Gipfel des Felskegels iſt ein hohes ſteinernes Kreuz errichtet, von ſtarken Eiſenſtäben aus dem Boden gegen Sturm und Wetter feſtgehalten.

Wer könnte das Rundgemälde beſchreiben, das am Fuße des Kreuzes ſich tief hinab und umher ausbreitet, dieſe in reichem Wechſel von Berg und Thal, Hügel und Schlucht gleichſam wogende Landſchaft? Die Züge der Wälder, die Windungen der Wieſen, alle die Dörfer, Meierhöfe, Schloß und Kapellen, die ferne Stadt, die nahen und entfernten Bleichen! Unſere Blicke ſchwärmen und ſchwindeln hinab, verſchlingen das Ganze oder ſaugen ſich an einzelnes an.

Noch ſo früh, bemerken wir mehr Anſtalten zum Genuß als zur Andacht. Tiſche werden aufgeſchlagen und mit Eßwaaren belegt, Bier und Branntwein in Fäßchen unter ſchattigen Waldgewölben auf hölzernen Böcken mit eingeſetzten Kranen zapfrecht gehalten. Da und dort werden aber auch Roſenkränze, Wachskerzchen und bunte Heiligenbilder ausgebreitet. Zeitig genug finden ſich auch diejenigen ein, die das chriſtliche Mitleid in Anſpruch nehmen. Blinde werden herbeigeleitet, Lahme herangetragen, Blödſinnige hingeſetzt. Sie nehmen ihre Plätze zwiſchen der Kapelle und den Wirthſchaften. So hangen ſie — wie Netze zum Fang in der Strömung der Menge.

Nach und nach vermehrten ſich die Menſchen auf dem Felſengipfel. Da und dort glimmt in einzelnen Stimmen Gebet und Geſang an. Dieſen nächſten Eindrücken kaum hingegeben, werden wir von fernen Naturbildern wieder abgezogen. Da und dort, aus waldigen Gebirgskeſſeln, qualmt Nebel auf und zieht wie Rauch gewaltiger Brände wallend umher. Nicht ohne Beſorgniß für den Tag ſehen wir dieſer Wetterbrauerei, die obergärig zu werden droht, zu, bis unſer Blick in die nächſte Umgebung des Berges fällt. Da wimmelt es auf allen Pfaden von heranziehenden Menſchen. Einzeln oder haufenweiſe kommen ſie aus den Wäldern hervor, über die nächſten Höhen herab, durch die Thäler herauf, und ſammeln ſich zu Scharen am Fuße des Berges. Wir folgen ihnen, wie ſie ſich heraufmühen, bis wo das Buſchholz ſie aufnimmt. Nicht lange, ſo dringt aus dem Walde ihr gemeinſames Gebet immer lauter hervor. Es kommt näher und näher nach dem Kreuze, auf deſſen Rückenſtufen wir uns geſetzt haben. Die Häuflein der Pilger vermehren und vermiſchen ſich, und dann fließen auch die Einzelgebete in ein gemeinſames zuſammen. Ein hellſtimmiger Vorbeter führt die endloſe, vielgegliederte Litanei an, und die zahlloſe Nachbeterſchaft folgt ihm in dumpfer, eintöniger Haſt mit den immer wiederholten Flehworten: „Bitt' für uns" oder „Erhör' uns, o Herr!", während der ganze Bienenſchwarm der Betenden ſich immer dichter an dem Felſen und um das hohe Kreuz anhäuft. Ebenſo ungeſtüm wiederholen ſich nach der Litanei die unermüdlichen Vaterunſer für alle vom Vorbeter namhaft gemachten Anliegen des bäuerlichen Lebens. — Wie dieſe lauten und heftigen Gebete in kurzen, haſtigen Stößen wogen und drängen, iſt es nicht anders, als wollten die Scharen von dieſer hohen Felſenſchanze aus den Himmel ſtürmen, misverſtehend die Worte ihres göttlichen Feldzeugmeiſters, daß das Himmelreich Gewalt leide. Und wie zuletzt alle dieſe betenden Stimmen in Geſang aufſchlagen und jubeln, ſcheint es ihren Sieg zu bedeuten.

Seltſam genug trifft mit dieſer andächtigen Erhebung ein atmoſphäriſcher Niederſchlag zuſammen. Wie wir nämlich, noch immer mit dem Blick hinab, hinter dem

Kreuze ſitzen, ſchlagen über dieſes herein Rauchſtreifen, wie es zuerſt ſchien, vor uns nieder. Verwundert ſehen wir auf — es war Nebel, der ſich wie aus grauen Kreppſtreifen zuſammenſetzt und mit Franſen niederſenkt. Einzelne Flügel dieſes Vorhangs deckten uns erſt dieſe und jene Seite der eben noch ſonnenhellen Landſchaft. Bald aber ſchwanden Berg und Thal, die Welt ſchloß ſich dicht vor unſern Augen zu, bis auf die nächſten Felſenkanten des hohen Kegels, auf dem wir uns befanden. Nichts blieb ſichtbar als das graue ſteinerne Kreuz und die dichtgedrängte Schar der Betenden, die uns umgaben. Feuchtkalte Schauer überrieſelten uns, daß wir zu den mitgebrachten Mänteln greifen mußten. Doch war ein Ziehen und Wallen der niedergeſtiegenen Wolken zu bemerken, und bald riß auch hier und dort der dichte Flor entzwei. Ein Durchblick öffnete ſich in die grünen Tiefen, und die Sonne fiel in Streiflichtern wie eine Verklärung auf die Betendſingenden. Langſam tauchte die alte Herrlichkeit wieder auf, wiewol nicht mehr ganz heiter, ſondern wie mit zartem Neſſelgarn umſponnen. —

Die Andacht zum Kreuze war geſchloſſen. Die Menge hatte ſich vom Felskegel hinabbegeben; nur einzelne verharrten noch in ſtillem Gebet. Unter dieſen fiel uns ein Mann durch ſeinen wirklich mittelalterlichen Pilgeranzug auf. Zu der dunkelgrauen Kutte paßte der aufgekrämpte Hut und der lange Stab. An dieſem fehlte nur die Kürbisflaſche, an jenem der bekannte Muſchelſchmuck. Hätte er ſtatt dieſer wenigſtens doch große Schneckenhäuſer um den Kragen angeſetzt gehabt! Misfällig war der ſchmuzige Bart und das ſchielende Auge des Mannes.

Nach beendigtem Gebet ſprach er verſchiedene Bauern an, die ihm ſchalkhaft genug auf die Pilgerſchultern klopften. Wir befragten uns bei einem derſelben und hörten, der Fremdling — „ſei nicht weit her“. Der Bauer wies mit dem Knotenſtock nach einem nahen Gebirgsſtock, hinter welchem der Pilger zu Hauſe ſei, und ſetzte hinzu: „Er kann nun einmal das Pilgerfahren nicht laſſen; er iſt ſchon dann und wann eingeſteckt worden, um's ihm abzugewöhnen, und erſt vor kurzem hat ihm der Landrath eine Tracht Schläge auf den Theil des Körpers geben laſſen, der ſich nicht ans Sitzen gewöhnen will; denn er iſt ſeiner Profeſſion ein Schuhmacher. Dennoch iſt er heute wieder heraufgepilgert.“

„Was? Schläge?“ fragte ich verwundert.

„Nicht Betens halber!“ verſetzte der Mann; „aber er bettelt auch, und das iſt bei uns verboten. Auch hätte er's gar nicht nöthig, denn er iſt nicht ohne Vermögen und verſteht ſein Handwerk. Aber — hier fehlt's, hinter der Stirn iſt's nicht hell bei ihm. Und ſo mag er lieber Schuhe verlaufen als anfertigen.“ —

So weit iſt alſo ſchon, ſogar in den Köpfen einfältiger Bergbewohner, ein ſonſt für heilig gehaltenes Gebiet von induſtriellen Rückſichten geſchmälert!

Wir verloren inzwiſchen den Pilgrim nicht aus dem Auge, ſondern folgten ihm, wohin er ſich in ſeinem Pilgerdünkel wendete, an der Ferſe nach, weil wir gerade von ihm den rechten Weg und Wandel eines frommen Wallbruders lernen konnten. So kamen wir richtig an die Speiſetiſche und angezapften Fäſſer.

Hier im Gedränge der Andächtigen, wo man die Manieren und Mundarten aus den verſchiedenen Gebirgsthälern ganz echt hatte, bot ſich uns zugleich die beſte Erbauung. Wir wollten uns doch von dieſem Zweige des öffentlichen Cultus auch etwas abbrechen, und drängten uns daher zu den nährenden Tiſchen, bemühten uns um einen, wenn auch nicht ganz vollkommenen Ablaß — aus einem der ſaubern Fäßchen. Der Wald umher iſt ausgehauen, ſodaß ſich unzählige abgeſonderte Lagerplätze finden. Eine aus dem Boden ragende, vom Wetter glatt gewaſchene Felsplatte diente uns zum Tiſche. — Einem harmlos Genießenden geht das Herz weiter auf für alles Wohl der Welt. Welche Herrlichkeit genoſſen wir bei unſern einfachen Biſſen mit, — umfächelt von reiner Luft, umſpielt vom gaukelnden Schatten der Buchenzweige, umjubelt von ſoviel einfachen, „im Herrn vergnügten" Menſchen, die im Gras und Schatten ausgeſtreckt, unter keinen Binden und Schnürleibchen litten, wegen keiner geſteiften Unterlagen garnirter Roben beunruhigt waren, und einander nichts Geſuchtes und nichts Geſchmacktes ſagten. In der That, man iſt ſelten ſo unbefangen in einer ſo großen Geſellſchaft.

Das Zeichen zur Predigt wird gegeben, und die Menſchen drängen ſich unter der ſteinernen Kanzel zuſammen, die äußerlich am Kirchlein angebracht iſt. Dicht daneben erhebt ſich der Felſenkegel und iſt bis zum hohen Kreuz hinauf mit der bunteſten Zuhörerſchaft Kopf an Kopf neben- und übereinander beſetzt. Ja, zwiſchen die vorragenden Baſaltblöcke hinein haben ſich Andächtige gezwängt und ſehen hier und da nur mit dem Kopfe hervor. — So gleicht der Berg, mit ſeiner abſinkenden Waldeinfaſſung und dem bunten Menſcheneinſatz auf dem Gipfel, einem Rieſenſtrauße aus unzähligen lebendigen Blümchen auf einem gemeinſamen Blumenboden zuſammengeſetzt. Ueber alle hinaus ragt das hohe Kreuz — der einzige Staubfaden dieſer Rieſenblume, der alle die zitternden Herzen mit dem Anhauch des Ewigen befruchtet.

Heilige Pfingſtfeier des Lebens, da die Natur tauſendfältig blüht und der menſchliche Geiſt in lauter feurigen Zungen ſpricht! Die Blüten finde ich heute überall, denn ſie kehren alle Jahre wieder; aber die feurigen Zungen —? Wie vereinzelt erſcheinen ſie, beſonders in einer Zeit, da der Purpur der Könige nicht mehr vorleuchtet und nur — die Glut der Steinkohle geſchätzt wird!

Aber neue Flammen werden ſich auch wieder entzünden. Schon die Verlaufszeiten bei dem einzelnen Menſchen meſſen weitere Kreiſe, als der Jahresumlauf iſt, der uns die Pfingſtblüten bringt; wie viel mehr die Entwickelungen der Völker! Und über jedem Lebenskreiſe ſchweben andere Pfingſtzungen — die ahnungsvollen Träume der Kindheit, Liebe und Poeſie der Jugend, die Zodiakallichter über dem ſchaffenden Sommertage des begeiſterten Mannes, und der Kranz des Nordlichts um das greiſe Haupt des Weiſen. Und ſo folgen nach inwohnender Nothwendigkeit die Entwickelungen der Völker. Oder könntet ihr auch etwa große Dichter herbeirufen, wann eben euere Zeit in den Tagewerken des Lebens zu erſticken droht? Oder hättet ihr, wenn eine Völkerwanderung an die Grenze des Vaterlandes brandete, den Retter und Heldenführer in euerer Cadettenſchule erzogen, und den Reformator in euern Seminarien, wenn Aberwitz und Aberglaube die Kanzeln und Altäre euerer Kirchen mit ſeinen Spinnweben umzieht, um die junge Biene des Glaubens oder die alte Schmeißfliege der Sünde zu fangen? Nein, ihr ſtolzen Miniſter der kleinen Fürſten, die Entwickelungen und Schickſale der Völker fallen nicht aus euern Actentaſchen, ſo wenig als die Flammen nationaler Begeiſterung aus den purpurnen Falten der Königsmäntel geſchüttelt werden. Und ihr hochmüthigen Prieſter hofft mit geweihter Stola den fliehenden Wahn aufzuhalten, und mit dem heiligen Kittel, den ihr als Waffenrock anzieht, die alte Macht wiederzuerobern? Nein, nur eine neue Begeiſterung ruft ihr wider euch ins Feld! Neue Pfingſtzungen des Glaubens lodern ſchon über der kleinen Gemeinde, die von Phariſäern und Pietiſten für berauſcht vom jungen Wein des Unglaubens verſchrien wird. — —

Inzwiſchen war die Predigt beendigt, die mich tiefer im Walde an eine Buche Gelehnten in meiner eigenen Betrachtung nicht geſtört hatte. Die Meſſe im Kirchlein wurde von innen und außen mit friſchem Geſang begleitet. Mich erquickten dieſe tauſend hellen Stimmen, die vom Gipfel des hohen Berges unmittelbar in die freie

Luft erklangen. Gegen ſolche Andacht ereifere ich mich nicht. Für ſolche Menſchen iſt der Katholicismus noch gut genug. Der Bauer, der mühſam Arbeitende braucht immer eine Portion Heidenthum für ſeine Religioſität. Er will ſatt werden von derber Koſt; er will auch ſeine Andacht verarbeiten. — Das Chriſtenthum war reiner Geiſt, der aus der faulen Frucht der Alten Welt entwich, und die Kirche hat ſich um die rohen Geſchlechter der Völkerwanderung dadurch verdient gemacht, daß ſie zu deren Genuß und Geneſung jenen rectificirten Geiſt mit einem Zuſatze des abgeſchiedenen vorchriſtlichen Heidenthums genießbarer machte. Nur ſetzte ſie endlich zu viel davon zu, und ihre Rieſenfrucht nahm faule Flecken an. Da verſuchte es die Reformation, dies erſtaunliche Knollengewächs zu zerſchlagen und durch eine Läuterung den Geiſt wieder zu befreien und zu gewinnen. Aber ſie kam mit ihrem Deſtilliren nur bis zum — Lutter, wie man bekanntlich den noch trüb verwäſſerten Abzug der geiſthaltigen Dämpfe nennt. Mit dieſem geiſtigern Genuß war man lange zufrieden; mit ihm ſtärkte man ſich für den arbeitſamen Tag und brachte den Toaſt der Ewigkeit aus. Wie man aber endlich Luther's Verſuch fortzuſetzen anfängt, erwacht ein gewaltiger Streit zwiſchen denen, die den erſten Abzug jener Deſtillation entfuſeln wollen, und denen, die da behaupten, der Luther dürfe nicht weiter rectificirt werden.

Dies die Bedeutung der jetzigen kirchlichen Bewegungen! Das Chriſtenthum iſt ſozuſagen unter den Blaſenhelm geſetzt. Helm! Welch ein ſinnreiches Wort!

Denn ſolch eine lebendige Deſtillation iſt ein wahrhaftiger Kampf.

Die beſondere Art, wie ſich ein jeder mit ſeinen Gedanken und Gefühlen an dieſem hohen Kampfe betheiligt, wird für ihn ſelbſt eine eigenthümliche Läuterung ſeiner Religioſität unter dem Blaſenhelme ſeines Hauptes. Jeder gewinnt am Ende eine beſondere Sorte von chriſtlichem Spiritus, je nachdem ſeine beſondern innern und äußern Erlebniſſe einer individuellen Religioſität eigenthümliche Gefühle und Gedanken, Geſinnungen und Anſchauungen gleichſam als Phlegma zuſetzen, um den flüchtigen Geiſt zu binden.

Wie ſich nach dem „Ite, missa est“ die Menge verlief, drangen wir noch einmal zum hohen Kreuz empor, um der ſonnenhellen Landſchaft Valet zu ſagen. Dann ſchlugen wir einen andern Pfad ein, der jäh abſinkend ſich durch den hohen Wald hinab und durch einen tiefgraſigen Wieſengrund nach dem Dorfe windet. Hier tummelte ſich ſchon das ländliche Volk mit Juchhe nach der Fidel und Schalmei.

Der Tiſch im Wirthshauſe war gedeckt für die Städter und Honoratioren der Umgegend. Die Studenten ſammelten ſich wieder ſingend um einen Tiſch im Freien.

Unbemerkt zog ein flüchtiges Wetter an den Bergen vorüber; ein langerſehnter Regen rauſchte in die Wälder und Saaten nieder.

Um ſo friſcher glänzte die Landſchaft, durch die wir über feuchte Wege, an träufelnden Bäumen hin und unter abgeregneten Abendwölkchen zum alten Fulda zurückkehrten, das in einem ſtillen Thale liegt.

Hatten wir uns nun auf einer Höhe, die nach allen Seiten ſo reizende und weite Ausblicke darbot, doch mehr in den Sinn des feſtlichen Tages verſenkt, ſo ging ich, als wir gegen Ende Juni einen weitern Ausflug nach dem Main und Rhein unternahmen, deſto leichter über die Begegniſſe meiner von dort weiter fortgeſetzten Reiſe hinaus.

In Darmſtadt hielten mich Freunde ein paar Tage feſt im Umgang mit poetiſch geſtimmten Menſchen, wie Luiſe von Plönnies, eine Couſine meiner Frau, und Freiligrath, der im vergangenen Februar auf ſeiner Hierherreiſe mich in Fulda beſucht hatte, und deſſen hübſche, zarte junge Frau ſo anziehend erſchien, als ſie, leicht angegriffen und ermüdend, Beſorgniß um ihre Ausdauer im bürgerlichen Leben erregen konnte.

Nach Karlsruhe und Baden-Baden reiſte man damals noch über die Bergſtraße, die, am Gebirge dicht hinziehend, rechts hinaus das weite Rheinthal überſchauen ließ.

Ich hatte mich auf den Bock des Wagens geſetzt, um frei über all der Herrlichkeit zu thronen. Aber die mächtigen Eindrücke von Gebirg und Thal überwältigten mein Herz, das leidmüthiger Erinnerungen ſo voll war, und wozu noch die Stimmung kam, mit der ich es verbüßen mußte, daß ich mich abends vorher von lieben

Freunden mit ſtarkem 1834er Forſter hatte bewirthen und ehren laſſen.

In Karlsruhe ſuchte ich Giehne auf, zu deſſen „Deutſchland im neunzehnten Jahrhundert“ ich den Aufſatz „Fulda in ſeinen Verwandlungen“ geſchrieben hatte. Der artige Mann war mit Arbeiten überhäuft, und Itzſtein, der mich damals ſehr intereſſirte, nach Manheim verreiſt; ſo hielt mich die Stadt nur eine Nacht feſt, und vor Abend des andern Tags traf ich in Baden-Baden ein.

Dies Leben dort, äußerlich reich und prächtig entfaltet, erſchien recht gemacht, mich leicht zu zerſtreuen, beſonders in Lewald's Geleit, der in dieſer Welt des Scheins bewandert und wegwerfend zugleich ſich bewegte. Und doch kam es mir vor, als ſpiele er gegen ſolche Darbietungen der Geſellſchaft den Blaſirten mehr, als er es wirklich war. Denn er nannte mir, noch allzu beeifert, die fremden, räthſelhaften Perſonen und ihre geheimen Beziehungen; er kannte die Stoffe, bezeichnete die Moden der Damen, beurtheilte die Zuſammenſtellung der Farben und ſtellte Vermuthungen darüber an, durch welchen Verein von Natur und Kunſt an den lebenden Geſtalten der Schnitt und Fall der Gewänder ſo reizend erſchien. Dies gehörte freilich alles mit zur „Europa“, die der Freund damals noch redigirte und in die er eben ein mislungenes Bild von mir aufnahm. Und wenn er hier mit herablaſſender Huld einen alten Schauſpieler begrüßte, dort einem „lieben Grafen“ die Hand bot, zeigte er ſich als weltläufigen Mann, der dem ſchönen Sinnenleben mit Aufmerkſamkett zugewendet, und leichten Herzens gegen das Ideale, ſich frei genug erhielt, um bei geſchmackvollem Genuß doch gegen andere aufmerkſam und gefällig zu ſein.

Wie er ſein reiches, gelocktes Haar in der eben angehenden Miſchung von herkömmlichem Schwarz und zudringlichem Grau über Nacht pflegte, um es den Tag über vernachläſſigt erſcheinen zu laſſen, ſo umgab er ſich in ſeiner Wohnung wie ungeſucht mit ſeltenen Teppichen zwiſchen alterthümlichen Mobilien, mit ſchweren Vorhängen um bunte Fenſter, und mit tauſend Sächelchen und Raritätchen, die es ungewiß ließen, ob ſie zum Schmuck oder als Spielerei verſammelt ſeien. All dies Auffällige aber wurde dem Beſuchenden dadurch leicht, daß der Beſitzer dazwiſchen ſo gleichgültig wandelte wie ein Mann, der es eben nicht geringer haben konnte.

All dieſe Dinge hätten mir aber ſehr nützlich werden können, wenn ich Zeit und Sinn gehabt hätte, ihnen abzulernen, wie man die ſchweren Begegniſſe und Fragen des Lebens als Nippes behandele, zwiſchen denen man artig und liebenswürdig bleibt, wie ich es Lewald nachzurühmen habe.

Eine Nebenabſicht meiner Erholungsreiſe ging dahin, literariſche Verbindungen beſonders auch mit Cotta'ſchen Zeitſchriften zu verſuchen. Wie früher meine Zwillingsfedern ſich gut miteinander vertragen hatten, ſo hoffte ich mit noch mehr Befriedigung — wenigſtens für mich ſelbſt — mit meinem „beſten Wiſſen“ im Amte mein beſtes Können in literariſcher Production zu verbinden, und die Zeit, die mir der Kanzleiſtil übrig ließ, zu guter Proſa zu verwenden. Bei näherm Betracht überwog jedoch die Rückſicht, daß ſolche Verbindungen auch gar manche mir bisher ungewohnte Verbindlichkeit mit ſich brächten; indem ich bedachte, wie wohl es mir gerade jetzt thun würde, in meiner unfreiwilligen Dienſtſtellung wenigſtens als Schriftſteller volle Freiheit zu haben, nicht aber genöthigt zu ſein, beſtimmte Novellen einzubringen, wie ich beſtimmte Zobelpelze einliefern ſollte.

Am ſchönſten Sonntagsmorgen, unterm Ausblick aus meinem Fenſter im dritten Stock des Zähringer Hofes in die herrliche Umgebung, gab ich es daher auf, nach Stuttgart und München zu gehen. Nur das nachbarliche Strasburg wollte ich noch beſuchen, jene Miſchung deutſchen und franzöſiſchen Lebens verkoſten, mein verzagtes Herz am hohen Münſter erbauen, und dann rheinabwärts nach Mainz zu den liebſten Angehörigen fahren.

In der Zufriedenheit mit dieſem Entſchluß bemerkte ich nicht, daß ſich doch wol etwas Heimweh eingemiſcht hatte, als mir im Verkehr mit Lewald, wie früher nach Briefen von Mundt, das Journaltreiben ſo wenig verlockend erſchien. Dies beſonders unter den damaligen politiſchen Verhältniſſen, ſelbſt in Preußen unter dem neuen, geiſtvollen Monarchen. Mundt hatte mir noch im December des Jahres 1840 geſchrieben:

„Wir haben jetzt hier in Preußen die Flitterwochen unſers neuen Régime überſtanden. Was kommen oder nicht kommen wird, beides iſt jedenfalls von der größten Wichtigkeit. Die Aemterverleihungen nach einer ſtreng religiöſen Tendenz nehmen zu und dehnen ſich allmählich zu dem beſtimmteſten Syſtem aus. Doch muß man dem König, der jedenfalls eine ausgezeichnete Perſönlichkeit iſt, nachſagen, daß er ſich bisjetzt über allen Parteien ſchwebend erhält und die verſchiedenartigſten Radien derſelben in ſich ſammelt. Dieſen ſeinen merkwürdigen Standpunkt pſychologiſch zu würdigen, iſt nicht ſo leicht und dürfte noch niemand gelungen ſein.“ —

Das Intereſſe der Beobachtung an allen dieſen Dingen und vielleicht ſein perſönliches Hoffen und Harren hielt jenen Freund den Winter über in Berlin feſt. Doch ſchon im April war er nach Dresden übergeſiedelt, nachdem er erkannt hatte, wie wenig hinter dem unehrlichen Schein von fortſchreitender Entwickelung ſtak und wie man auch das Wenigſte mit abgewendetem Herzen that.

Zu Hauſe.

Bei unſerer Heimkunft aus den vertrauten Kreiſen unſerer Angehörigen am Main und Rhein kam es uns zugute, daß wir in die vorher ſchon bezogene neue Wohnung einkehren konnten. Wir ſahen in die breite, ſonnige Hauptſtraße mit Ausblick nach einer Lindenallee und über das Leipziger Thor nach fernen Höhen, und hatten uns neue heitere Räume anzubequemen, in denen keine allzu lebhafte Erinnerung durchwachter Nächte und angſtvoller Stunden uns das verklärte Andenken an den Verlorenen trübte.

Freilich durfte uns noch lange nichts Liebes und Gutes zu Theil werden, daß wir nicht mit Wehmuth empfunden hätten, wie uns doch der liebſte Mitgenoſſe fehlte, für den auch ſchon auf alle Blüten des Frühlings, auf dieſe Bienen und Schmetterlinge, auf dieſe Goldkäfer und Schnecken des Sommers abonnirt geweſen war.

Hier nun ward es für uns bald auch ein lebhafteres

Bedürfniß, uns den neuen Menſchen anzuſchließen, die uns zumal durch Theilnahme und Wohlwollen näher getreten waren. Beſonders mit den Damen des Stifts, im ganzen und im einzelnen, bildete ſich mehr und mehr ein Wechſelverkehr, in welchem ſich uns ein Heimatplätzchen unſerer Verbannung anbaute, wohin noch jetzt unſere Erinnerung mit dankbarer Zufriedenheit zurückkehrt.

Nach der bequemen Art, wie man in Hanau mit den Seinigen zu verkehren pflegte, ſchadete es uns, zumal in unſerer damaligen Stimmung, gar nichts, daß wir uns mit etwas mehr Formalität im Umgange befaſſen mußten und im Spiel der Converſation mit den Rechenpfennigen: „Gnädige Frau“, „Ew. Gnaden“, „Liebe Gräfin“, „Ew. Erlaucht“ u. dgl. leicht zu hantieren lernten. Es ſind Dantes, mit denen ſich in der Geſellſchaft die innern und äußern Ungleichheiten der Menſchen am anmuthigſten ausgleichen, und wir befanden uns ja eben auf dem Wege zu jener Weisheit, die im Spiel des Lebens die Wechſel der Würfel und die Werthloſigkeit der Rechenpfennige zu erkennen ſucht. Indem wir uns aber mit ſolchen Förmlichkeiten doch nur wie mit einer wenig anſchließenden Schale umgaben, in welcher der feſte, ehrliche Kern unſers bürgerlichen Weſens vernehmbar raſſelte, behielten wir etwas Eigenthümliches, was uns nur mehr Vertrauen und Wohlwollen erwarb. So kam es zwiſchen ihnen und uns gar bald dahin, daß wol auch einmal ohne Dantes, mit baarer Münze der Offenherzigkeit, geſpielt und mit Herzlichkeit bezahlt wurde. — — —

Zu einer Production fand ich mich im Laufe des Herbſtes noch immer nicht zurecht. Auch kleinere Arbeiten wollten nicht verfangen. Ich hatte zu erfahren, was man an verſetzten Pflanzen wahrnimmt, daß in anderm Boden ihre Triebkraft eine Weile ſtockt. Auch fehlte mir ein Stoff, der ſich mit meiner Gemüthsſtimmung in Einklang geſetzt und meine Schaffensluſt erweckt hätte. Selbſt der Briefwechſel mit literariſchen Freunden lahmte. Faſt nur von Kühne, der eben in der glücklichſten Periode ſeiner jungen Ehe und ſeiner dramatiſchen Begeiſterung lebte, finde ich herzlich theilnehmende Briefe aus jenen Tagen vor; wie ich denn an dieſem Freunde ſtets eine noble Natur und neben ſeinem unbefangenen, zart eingehenden und von allem Schönen und Gelungenen ehrlich erfreuten Sinn eine treue, gleichmüthige Geſinnung erfahren habe.

Statt einer neuen Production brachte mir der Winter eine meiner ältern unter die Hände.

Zwei erlauchte Damen, Gräfinnen von Iſenburg-Wächtersbach, Schweſtern, von denen die ältere zum Stift gehörte, und die hier einen um den andern Winter zu verbringen pflegten, kamen nebſt einer Gräfin Iſenburg-Philippseich, die ebenwol zum Stift zählte, mit Dienerſchaft an. Auch die Marquiſe bekam den Beſuch einer Schweſter, einer unverheiratheten Gräfin Baudiſſin, ſodaß für den Winter ſich eine glänzende Geſellſchaft bildete, die beſonders vom Stift mit höherm Aufwande von Unterhaltung geehrt wurde. Muſikaliſche Abende und kleine dramatiſche Darſtellungen wechſelten mit Bällen, Diners und dergleichen. Indem aber immer noch ſtille Winterabende übrig blieben, wurde ich in Anſpruch genommen, in einer engern, vertrautern Verſammlung meinen Roman „William Shakſpeare“ vorzuleſen. Ich fand mich um ſo bereitwilliger dazu, als die beſondere Gunſt damit verbunden war, daß die Leſeſtunden abwechſelnd auch in unſerer Wohnung gehalten wurden.

Dingelſtedt, für Unterhaltungen ſolcher Art beſonders geeignet, hatte leider! Fulda bereits verlaſſen und war einem Rufe zur Redaction der „Allgemeinen Zeitung“ nach Augsburg gefolgt. Durch glückliche Fügung für ihn war kurz hinter dieſem Rufe das Horn ſeines „Kosmopolitiſchen Nachtwächter“ laut geworden, und hatte den Herrn von Cotta vor einem Echo dieſes Horns in den Cabineten ſo bange gemacht, daß er den ſtaatsgefährlichen „Nachtwächter“ aus ſeinem Redactionspalaſte ſchnell entfernte und als reiſenden Correſpondenten nach Paris und London ſchickte. So ſchlugen dem Freunde, wie er es ſich nicht lieber hätte wünſchen können, ſeine Fortſchrittsverſe in die Beine, und er konnte, um demnächſt einer höhern Beſtimmung für die Fürſtenhöfe von Stuttgart, München und Weimar zu folgen, den ganzen rebelliſchen Aufruhr — ſeiner Phantaſie, das heißt, mit einem poetiſchen Horn alle ſeine politiſchen Hörner auf dem Pflaſter zweier Weltſtädte ablaufen.

Den innerlich ſo belebten Winter beſchloſſen wir häuslich mit meinem Geburtstag am 19. März. Ein paar der Damen erſchienen, mir namens des Stiftes Glückwünſche und ein artiges Andenken zu bringen.

Sie machten uns ſo die ſtille Feier zu einem kleinen Feſte. Einige Tage ſpäter entdeckten wir die uns befreundetſte jener Damen aus ihren Fußtapfen auf einem heimlichen Umwege zu unſerm Herzen. Wir fanden nämlich unſer kleines Grab, als wir es am Jahrestage beſuchten, mit blühenden Schneeglöckchen, Aurikeln und dergleichen Frühlingsblumen in eingeſenkten Scherben geſchmückt. So ragte der kleine Hügel über den Boden empor, der von ausgetretenen Märzquellen ſumpfig geworden war, und ein weiblicher Ueberſchuh, der darin ſtak, verrieth uns den kleinen Fuß der herzigen Gräfin v. B. neben den breiten Fußtritten des Gärtners, mit deſſen Beiſtande ſie das Blumenopfer ausgeführt hatte.

Bald nach Frühlingsanfang verließen die gaſtlichen Damen ihre Winterreſidenz. Es ward ſehr ſtill um uns her, und in dieſer Stille fand ich unerwartet eine neue Arbeit.

Die Vorleſung meines Romans, der mir, ſeitdem er erſchienen, ziemlich fremd geworden war, hatte doch eine gewiſſe Befriedigung bei mir zurückgelaſſen und mich mit Luſt zu einem neuen Verſuche angeregt. Da bot ſich auch zufällig ein anſprechender Stoff. Wir kamen im vertrauten Abendgeſpräche auf eine uns ſehr werthe Familie, in der ſich vor Jahren ein tragiſches Ereigniß begeben hatte, — der Selbſtmord eines Sohnes derſelben, der als junger, genialer Arzt, nach den ſchönſten Erwartungen von ſeiner Tüchtigkeit, durch ſein geheimnißvolles Ende nur Staunen und Bedauern hinterließ.

Indem ſich nun dieſer ſchrecklichen That ein ideales Motiv und dem ganzen Stoff die höhere Anſchauung unterlegen ließ, wie das Abgelebte in der Natur und in der Menſchengeſchichte zerfällt und neuen ſchaffenden Kräften Raum bietet, trat mir zugleich das Frühlingsleben entgegen, das eben erwachte, und die in der gegebenen Geſchichte mitſpielenden Kinder regten wehmüthige Empfindungen an, ſodaß wir und die Unſerigen uns auch gänzlich über das Verletzende täuſchten, das für die in der Ferne noch lebenden Angehörigen jener Familiengeſchichte aus der poetiſchen Behandlung derſelben entſpringen konnte.

So entſtand die Novelle „Regina. Eine Herzensgeſchichte“ und entwickelte ſich leicht und lebhaft, da ſie in dem Gemüth und in der Phantaſie des Autors wie eine Pflanze den zubereiteten Boden fand. Und wenn die Novelle ſelbſt in dem Frühling ſpielt, in welchem ſie geſchrieben wurde: ſo nahm ſie auch ohne alle Abſicht die ganze Stimmung in ſich auf, von welcher der Verfaſſer damals bewegt war. Ja, ſie ſteigerte rückwirkend noch dieſe Stimmung und ich trug ſie in ſentimentaler Hypochondrie überall mit mir auf den einſamſten Wegen umher, auf denen ich jedem bekannten Menſchen von weitem auswich.

Ein äußerlicher Antrieb beſchleunigte zuletzt noch die Arbeit.

An einem heitern Sonntage gegen Ende April, als wir, nach einem Mittageſſen im Stifte, von einem Spaziergange zurückkehrten, ſprach Marquis Cubières den Wunſch aus, die kleine Geſellſchaft möchte noch an dem ſchönen Abende zu ihnen hinauskommen und ich etwas zum Vorleſen mitbringen.

Der Marquis liebte ſolche Abendunterhaltung. Und wie er überhaupt als Mann von Welt und Wohlwollen erſchien, benahm er ſich als ſolchen beſonders auch gegen mich, indem er ſich mir nie, weder politiſch noch kirchlich, voreingenommen oder ablehnend zeigte. Nicht politiſch, obgleich er — wie ich durch Dingelſtedt wußte — ſehr unzufrieden mit der Art und Weiſe war, wie ich in meiner „Hohen Braut“ den Grafen Artois in ſeinem Thun und Denken dargeſtellt hatte. Der legitimiſtiſche Anhänger Karl's X. konnte die hiſtoriſche Wahrheit dieſes Charakters nicht zugeben. In kirchlicher Hinſicht aber war der Marquis ſo ſtreng katholiſch, daß er ſelbſt an geſelligen Abenden des zufälligen kirchlichen Faſttags nicht vergaß; dennoch gab er um des ihm befreundeten fuldaer Biſchofs willen nichts von der Theilnahme, die er mir und meinem Beſtreben widmete, und von dem Bemühen auf, mir Angenehmes zu erweiſen.

An jenem Abende nun überraſchte ich die kleine Geſellſchaft mit dem Anfange meiner heimlich gehaltenen Novelle und gewann das lebhafteſte Intereſſe für dieſelbe, ſodaß ich gleich die Fortſetzung für den bevorſtehenden 2. Mai zuſagen mußte. Es war der Geburtstag der Frau v. Sch. und die herrliche Witterung begünſtigte die Fahrt nach der Faſanerie, — einer fürſtlichen Sommerreſidenz, eine Stunde von der Stadt. Wir konnten dort beim Kaffee und dem Vorleſen im Freien ſitzen bis zum Abendbrote, das im nahen Pavillon des Parkes angerichtet wurde. — — „Fortſetzung folgt nun im Stift!“ rief beim Abſchiede nach der Heimfahrt die heitere Dechantin. Und ich kam dann mit meiner Arbeit ſo weit, daß ich nach dieſem dritten Abende für einige Tage ſpäter meine verlangenden Zuhörer auf den Schluß der Novelle an unſern eigenen Abendtiſch einladen konnte.

Als nachher das ſaubere Manuſcript nach Leipzig unter Brockhaus'ſche Preſſe abgehen ſollte, kam mir der gute Gedanke, ein mir ſo lieb gewordenes Büchlein, das den Leſer beſonders auch in jüdiſche Lebenskreiſe einführt, meinem Freunde Berthold Auerbach ungefragt zu widmen.

Wir kannten uns ſeit mehreren Jahren aus Hanau und Frankfurt, wo wir einander aufgeſucht hatten. Jetzt aber wohnte Auerbach in Mainz, wo er im Hauſe meines Schwagers und bei andern befreundeten Familien herzlich aufgenommen, Antheil und Ermunterung in ſeinem Beſtreben, ſowie alle Förderung in ſeiner Lage fand.

Auerbach ſtand damals in der reinſten, vollſten Blüte ſeiner ſchwarzwälder Gemüthlichkeit, die von dem Glück und den Früchten ſeiner nachmaligen „Dorfgeſchichten“ noch unbeſchwert war. Es geht den Schriftſtellern oft wie den Lerchen: ehe die Körner der Ernten ausfallen, fliegen ſie am höchſten; ſolange ihnen die Ackerfurche noch wenig bietet, ſuchen ſie es ſingend in den Lüften. Bei meinen öftern Beſuchen jener mir theuern Menſchen und erinnerungsvollen Plätze in Mainz hatten wir beide ſchon die innigſten Stunden zuſammen gehabt. In Verhandlungen mit der ſeelenvollen Hausfrau oder Arm in Arm am lebhaften Ufer des Rhein und auf der Schiffbrücke umherwandelnd — was hatten wir nicht alles geträumt und geſchwärmt! Wenn der Freund mich damals an liebenswürdiger Selbſtvergeſſenheit des Enthuſiasmus übertraf, ſo mußte ich mich mit meiner größern Selbſtbeherrſchung für ſolche Fälle des Lebens tröſten, in denen man ſich auch aus Leidenſchaftlichkeit ſelbſt vergeſſen kann. Freilich lag auch ein bedeutender Unterſchied des Alters und des Naturells zwiſchen uns, und was uns für ein dauerndes Zuſammenleben noch mehr zu ſchaffen gemacht hätte, waren die höchſt verſchiedenen Lebensgewohnheiten, die wir — ich aus der dürftigen katholiſchen Familie einer geiſtlichen Reſidenz, er aus vermögensloſem jüdiſchen Hauſe eines Schwarzwalddorfes mitgebracht hatten. Die reinliche Ordnungsliebe einer frommen Mutter war mir in eine frühe eigene Häuslichkeit gefolgt und ein Amulet in bedrängter Lage geworden; während der Freund ſich aus der väterlichen Wohnung auf auswärtigen Schulen und in wechſelnden Quartieren umgetrieben hatte. Noch immer waren ihm die Stunden ſeines Tags zu freiem Schalten gegeben, indeß ich an eine gemeſſene Dienſtordnung gebunden war. Und wenn er aus lauter Gemüthlichkeit ſich allzu ſehr gewöhnte, nach Stimmung und Laune zu thun oder zu laſſen, ſo hatte ich für mein beliebiges Schaffen früh zu lernen, Ordnung ſei Zeit, wie der Engländer ſagt: Zeit iſt Geld.

Inzwiſchen hatte mir das Frühjahr mit der neuen Schaffensluſt auch ein neues körperliches Unwohlſein gebracht. Was ich im Dienſt und im Haus erlebt hatte, konnte in meinen Jahren um ſo weniger ohne Einfluß auf die Geſundheit bleiben, als ich es in tiefſter Seele zu verwinden gehabt hatte. Meine Nerven, zumal die des ſogenannten Ganglienſyſtems, waren höchſt empfindlich geworden; mein Herz pulſirte regelwidrig und Störungen traten in den Functionen jener Organe ein, die ihr Leiden weniger durch Schmerzen als durch Gemüthsverſtimmung zu erkennen geben.

Jetzt kam ich auf den Sinn jenes guten Rathes, den ich einſt aus Kaſſel erhalten hatte: „Aide-toi même et le ciel t'aidera.“ Ich verabredete mit einem vermögensloſen, aber ſehr arbeitsgewandten Referendar die Uebernahme zweier Sitzungen in der Woche ſowie der läſtigen Protokolleinträge gegen einen beſtimmten Theil meines Gehalts. Der Präſident unterſtützte die Uebereinkunft bei dem Miniſter und dieſer genehmigte dieſelbe. Beide erleichterten mir ſo meine Verbannung gar ſehr, und der Präſident ſogar gegen die biſchöfliche Parole, mir nichts Angenehmes zu erweiſen. Mir aber gab es einige Zufriedenheit, daß ich dem Beſten des Dienſtes mein „beſtes Wiſſen“ zum Opfer bringen konnte.

Um ſo eher war ich nun im Stande, etwas Nachhaltiges für meine Geſundheit zu thun. Ich entſchloß mich zu einer Fahrt nach Oſtende, das Seebad zu verſuchen. Die Eindrücke der Reiſe, Natur, Cultur und Kunſt in Belgien, der Anblick und die Umarmungen des Meeres verſprachen mir Herſtellung und Erhebung für Leib und Seele.

Inzwiſchen ich aber zu dieſer Fahrt den hohen Sommer abwarten mußte, bereitete ſich in Fulda eine Feſtlichkeit vor, die mit ihrer vielverſprechenden Bedeutung vorausſichtlich in die Zeit meiner Abweſenheit fiel.

Die Stadt Fulda, von ihrer politiſchen Gegenwart nicht wenig verſtimmt, wendete einen erinnerungsvollen Blick rückwärts nach ihrem frühen Urſprung. Es ging gegen das Ende des erſten Jahrhunderts ihrer Gründung durch den deutſchen Apoſtel Winfried — Bonifacius, und man hatte, durch die Vorliebe der Zeit für Monumente erinnert, ſchon früher daran gedacht, dieſem Stifter des geiſtlichen Staats ein Denkmal zu gründen. Durch eifrige Bemühung einiger fuldaer Männer waren die Koſten dazu beiläufig aufgebracht und Profeſſor Werner Henſchel in Kaſſel hatte das Werk ausgeführt. In dieſem Sommer ſollte es aufgeſtellt und feſtlich enthüllt werden.

Die Geiſtlichkeit, anfangs dem Unternehmen abhold, hatte zuletzt, als es doch ohne ſie gelingen wollte, die Feſtlichkeit in ihre Hände zu bekommen gewußt.

Dies gerade beruhigte mich einigermaßen für den Fall ich um das Feſt käme. Ich konnte mir nur eine klerikale Ceremonie verſprechen, an der mir kein anderer Antheil als der eines wenig erbauten Zuſchauers blieb. Daß man die Bedeutung des im ehernen Bild erhobenen Mannes möglichſt auf ſeine Verdienſte um Rom abſchließen werde, ließ ſich erwarten. Um ſo mehr trieb es mich an, auch die weltliche und weltgeſchichtliche Bedeutung der Bonifacius-Erinnerungen zu betrachten und die Gedanken, die mir darüber kamen, für andere zur Betrachtung hinauszuführen. Ich faßte dieſelben in eine Rede und fand mich in der beſten Stimmung für eine von meiner abgethanen Novelle ſo angenehm abweichende Arbeit.

So wie ſie ausfiel, war die Rede durchaus nicht gemacht, auf eine große und ſchaubegierige Volksmenge, wie ſolche in Fulda erwartet wurde, durch lebendigen Vortrag zu wirken, auch wenn ſie überhaupt ſich hätte verſprechen dürfen, auf das geiſtliche Feſtprogramm zu kommen und im ſchwarzen Frack neben einem Violetttalar hervorzutreten. Daher ſendete ich ſie zum Druck nach Leipzig an Herrn Wilhelm Einhorn, der etwas von mir zum Verlag gewünſcht hatte, und verabredete, daß ſie auch in meiner Abweſenheit zum Feſte richtig einträfe.

Die Frage meiner Betrachtung war: „Welche religiöſe Aufgabe hatte das Jahrhundert, in welchem Bonifacius lebend wirkte, und welche Aufgabe hat die Zeit, in der wir ſein Denkmal aufrichten?“

Ich hätte meiner Arbeit nur nicht die ungeſchickte, bausbäckige Ueberſchrift „Die Aufgabe des Jahrhunderts“ geben ſollen, was jedenfalls in der Bedeutung dieſer Bezeichnung über meine Abſicht und Kräfte hinausging.

Mit den Empfindungen aber, mit denen meine Rede ſchließt, und in welchen ich mich heute noch mehr als vor achtzehn Jahren im Einklange mit unſerm deutſchen Beſtreben finde, konnte ich heiter und hoffend meine Fahrt nach dem Deutſchen Meer antreten.

„Und wenn alſo Religioſität“, heißt es dort, „die innerlichſte Angelegenheit des Menſchen und des bürgerlichen Lebens iſt: ſo höre denn auch das kirchliche Bekenntniß, das individuelle Bedürfniß des einzelnen mehr und mehr auf, eine Frage der Liebe oder des Haſſes zu ſein, wie es längſt auch kein Gegenſtand mehr der Inquiſition iſt. Wenden wir uns andern, gemeinſamen Bekenntniſſen zu! Seine Ewigkeit trägt jeder in eigener Bruſt; aber die irdiſche Dauer des Vaterlandes hängt von der Eintracht und Einigkeit aller ab. Ein neues Lebensalter der Einheit bereitet ſich im Herzen der deutſchen Völker vor. Bleibe in dieſer Geſinnung keine Provinz und kein Provinzieller zurück! Wachſen, wachſen wollen unſere Herzen in Liebe und Stolz, nicht in Haß und Unterwerfung. All das Kleine und Kindiſche, was noch am getheilten Deutſchlande nagt und die innerlich mächtigſte Nation unter den mächtigen Völkern herunterſetzt, wird von ſelbſt verſchwinden, ſobald wir in hoher Geſinnung zuſammenwachſen. In einem Bittrufe werden ſich am Standbilde des deutſchen Apoſtels alle Bekenntniſſe vereinigen:

Heil unſerm Deutſchland!“

XI.

Am Ufer des Meeres.

Sonnabends am 16. Juli, juſt acht Tage nach meiner Abfahrt von Fulda, langte ich mit Friedrich Oetker aus Kaſſel, dem heute ſo tapfern Kämpfer für die kurheſſiſche Verfaſſung vom Jahre 1831, in Oſtende an.

Von Frankfurt aus hatten wir uns eine Woche am Rhein, in Köln und Aachen umhergetrieben, waren von hier aus, da die wundervolle Eiſenbahnſtrecke durch das Weſterthal damals noch nicht fertig war, mit der Poſt nach Lüttich gefahren, und erreichten gegen Abend unſer Ziel.

Hier, zwei Treppen hoch in einem Stübchen des Hotel de Flandre, kam ich endlich zu mir ſelbſt. Es war ſtill drunten in der Rue du Chat, und über den nahen Feſtungswall herüber hörte ich das bewegte Deutſche Meer dumpf toſen und ſah auf ſeiner Höhe das Spiel ſeiner grünlich ſchimmernden Wogen.

Das Meer! Zum erſten mal ruhte ich altes Kind unter den uralten Wiegenliedern der See, der immer wachen Mutter des Erdlebens, der unruhigen Amme der Völkercultur! Ich war hier dem Urverkehr der Elemente näher getreten, dem geheimnißvollen Austauſche zwiſchen Meer, Luft und Erde. Unter jenen einfachen Urlauten des Oceans, wenn auch nicht gerade dieſes Atlantiſchen, iſt unſer Geſchlecht aus ſeinem Kindheitsſchlummer erwacht und zur Beſinnung gekommen. Wie? wenn man ſich hier auch auf die Urfragen des Lebens und der Cultur leichter beſänne, um die Zweifel und Aengſte, die Irrthümer und Unruhe unſerer ſo weit verlaufenen Bildung zu löſen und zu befriedigen? — Der leidende Pilger, der von dieſen regelmäßigen Pulſen der See, wie ein erkrankter Sohn am Herzen der Mutter, Herſtellung von ſo mancherlei Verſtimmungen hofft, — vielleicht findet er gerade in ſolcher Entfernung, unter lauter fremden Menſchen, die rechte Einſamkeit zur Betrachtung der großen, allgemeinen Zeitverſtimmung, die, wie er ſelber den Wellenſchlag, ſo — ich weiß nicht was ſucht, um zu geneſen.

Dieſe Verſtimmungen des Jahrhunderts werden ſobald nicht ihren heilenden Strand finden und ihren trüben Schaum in grauen Dünen ausgeſpült haben. Doch darauf braucht der einzelne auch nicht zu warten, um wenigſtens ſich ſelbſt frei von den Leiden der Zeit zu machen, ſoviel es durch Einſicht und Muth, an Geiſt und Herzen zu geſchehen vermag. Bisher hat man Bäder blos um körperlicher Leiden willen beſucht. Die Hypochondrie, die Gicht, die Bleichſucht, die Nervenſchwäche machen, mit Zuziehung des Arztes und der Kaſſe, ihre Wahl unter den vielen Bädern, mit denen Deutſchland mehr noch als mit Regierungen geſegnet iſt. Dort ſuchen ſie zugleich Zerſtreuung, Vergnügen und die gewohnten Sympathien der Geſellſchaft. Wäre es aber nicht eine doppelte Geneſung, wenn der Badende nebenher auch ſeine Antipathien, ſeine Vorurtheile, ſeine Zweifel und Engherzigkeiten ablegen und zurücklaſſen könnte, wenn Salz, Stahl und Meereswogen auch ſeinem Herzen und ſeinem Geiſte zu gute kämen?

Wohlan, für mich kann ich es wenigſtens verſuchen und zuſehen, wie weit man zwiſchen den Wogen des Oceans und des Jahrhunderts mit Leib und Seele ſich erholen könne.

Dieſe Betrachtung trieb mich, ſobald ich ein wenig ausgeruht und umgekleidet war, hinaus an die See.

Ich muß geſtehen, daß der erſte Anblick des Meeres mir den überwältigenden Eindruck nicht machte, den ich erwartet hatte. Vielleicht weil das Meer ruhig war und zwiſchen dem hohen Damm und der herankommenden Flut eine zu große Sandſtrecke lag. Eine zahlreiche Geſellſchaft trieb ſich lebhaft umher, theils auf dem langgeſtreckten Damm ſpazierend, theils unter der Reſtauration die Flut zum Baden erwartend. Fremde Geſichter, kalte Blicke, gehaltene Manieren; zwiſchen den engliſchen, franzöſiſchen, flamändiſchen Accenten doch auch viel deutſche, und man iſt philiſterhaft genug, ſich darüber zu freuen, ja ſich zu verwundern. So ſehr iſt uns die nationale Beſcheidenheit zur andern Natur geworden! Der Engländer im Gegentheil iſt ſehr unzufrieden, wo er Landsleute trifft.

Bald aber hatten doch die flamändiſchen Badeburſche, halb wie Matroſen, halb wie Bettler ausſehend, mich im Gewühl der Menſchen als Ankömmling erkannt und drängten ſich mit Badebilleten auf. Es beſtanden nämlich verſchiedene Geſellſchaften für die am Strande haltenden grauen und grünen Badekarren mit ihren ſchwarzen Nummern. Ich entſchied mich für die Unternehmer von 1—24 der Badekaſten, und beſtellte den Burſchen auf morgen früh. Das Bad im Abonnement mit Badeanzug, Fahrt ins Meer und ſo viel Wellen, als man in beliebiger Zeit auf den Rücken laden mag — alles damals für einen halben Franc — vierzehn Kreuzer oder vier Silbergroſchen, war das nicht ſehr billig?

Als ich am andern Morgen erwachte und das hohe Fallfenſter aufhob, da leuchtete die Sonne über und über in die Sonntagsſtille und das Meer über dem Wall hinaus lag in den Morgenlichtern — hellgrün von weißen Flammen durchzuckt. Es iſt der Schaum, womit die abſtürzenden Wogen brechen.

Ich eilte hinaus zu baden.

Die Flut kam heute ſehr früh; viel Badende fanden ſich ein. Die Badekarren, geräumige Kaſten auf hohen Rädern, hielten durcheinander auf dem Strande, einen derben Gaul vorgeſpannt. Ein Treppchen hinauf, durch eine Schiebthür eintretend, findet man das einfachſte Mobiliar, und empfängt Handtücher und einen leichten leinenen Anzug, wenn man keinen eigenen mitbringt. Damals war noch kein Platz, wie heute, wo man am fernen Strand entkleidet baden konnte. — — Ich blieb nicht ohne Aengſtlichkeit beim Entkleiden, während der Wagen eine Strecke ſanft im Sande dem Meer entgegenſchwankte. Plötzlich rauſchen die erſten Wellen durch die Räder; taktmäßig ziſchen die ſtärkern durch die

Speichen. Der Karren wendet um und hält; der Gaul wird für andere Fuhren ausgeſpannt und du bleibſt nun allein vor und über dem toſenden Waſſer. Wie du nun umgekleidet die Thür aufſchiebſt, überfällt dich ein Grauſen. Vor dir nichts als immer höher ſteigendes Meer, Wogen an Wogen, die einander überſtürzen, wie begierig an dich zu kommen. Da ſteht zum Troſt unten am Treppchen der Führer, den man anfangs gern für ein kleines Trinkgeld mitnimmt. Er lächelt gutmüthig herauf und reicht dir eine Hand. Ein unbeſchreibliches Gefühl, dieſer Meereshöhe mit ihren tauſend toſenden Waſſerfällen entgegenzuſchreiten! Anfangs ſpielen nur die gebrochenen Wellchen um Waden und Knie; du blickſt beängſtigt und gedankenlos rechts und links in die endloſe Unruhe der Gewäſſer. Plötzlich wälzt ſich dir eine Woge entgegen; der Führer reißt dich vorwärts und ſie rollt eiskalt über dich hin. Angſt, athemloſes Zittern, drohen dir die Beſinnung zu nehmen; du ſtreichſt das triefende Haar aus den Augen, ſprudelſt das bitterſalzige Waſſer aus dem Munde; da ſtürzt die zweite, da ſchon die dritte Woge auf dich herab.

„Schöne Wellen, ſchöne Wellen!" ruft mit fremdartiger Betonung der ehrliche Flamänder und lacht dich an, wie du immer wieder der triefenden Haare, des durch die ängſtlichen Nüſtern eingezogenen Waſſers dich erwehrſt. — Aber nun auf einmal ſchwindet auch die Angſt; es wird einem warm und wohl. Man fühlt ſich muthig und ſchreitet wie herausfordernd auf die mächtigſten Wogen los, denen man ſich dann, um von ihrer

Wucht und Gewalt nicht umgeworfen zu werden, mit geſpreizten Beinen entgegenſtemmt.

Doch wenn man ſich am wohlſten fühlt, ſoll man, beſonders Anfangs des Badens, das Waſſer verlaſſen. Man eilt nach dem Karren zurück, den man nach ſeiner Nummer über der Thür unter den vielen inzwiſchen herangefahrenen herausfindet, ſtreift den triefenden Anzug raſch aus und trocknet die dampfenden Glieder ſchnell, damit man nicht ſchauere. Dann hat man noch recht am Meere zu wandeln, damit erſt die Nerven ausbeben, die Herzſchläge ſich beruhigen, ehe man dem Körper eine andere Aufgabe, ſei es auch nur die des Frühſtücks, zumuthe.

Dies Frühſtück ward mir nun heute zu einer rechten Sonntagsfeier hinter dem weißgedeckten kleinen Tiſche, auf welchem mir, wie auf einem Altar, die Milch- und Kaffeekanne und das Weißbrot mit Butter vorgeſetzt wurden, um ſie in meinen lebendigen Leib zu verwandeln. Als Predigt des Tags kam mir eine ernſte Betrachtung über meine geſtrige Frage, mit der ſich meine Seele vielleicht in einem tiefen Traume beſchäftigt hatte: was denn wol in der Weiſe, wie ich durch das Seebad Herſtellung von meinen körperlichen Leiden ſuchte, unſerer Zeit noth thue, um von ihrer Verſtimmung zu geneſen.

Allerdings, dachte ich mir, wird körperlich ſchon die Seeluft, um ihrer Beſtandtheile an flüchtigem Salz und Sauerſtoff willen, für ſehr heilſam gehalten; auch mag das mit Salzen, Urſchleim und mit was allem geſchwängerte Meerwaſſer die Haut beleben und den aufſaugenden Gefäßen heilſame Beſtandtheile zuführen. Ohne Zweifel liegt aber die Hauptwirkung in den mächtigen Schauern, die das ganze Nervenſyſtem in Anſpruch nehmen. Mit heftiger Gewalt ſtürzt die Woge auf einen herein. Dicht vor dem Badenden ſchwillt gegen ihn heran ein dunkelgrüner Waſſerberg, ſchwankend, als wolle er ſein Gewicht prüfen. Und in dem Augenblicke, wo ſein Gipfel oder auch ſeine lange Firſte überſchlägt, entſteht ein Silberblick von Schaum; jedes der Millionen Tröpfchen, die wie Champagner ziſchen, iſt lebendig. So platzt die Waſſermauer dem Badenden über Kopf und Rücken, oder wenn ſie ihn nicht erreicht, ſpringen die vor ihm abgeſtürzten Wellen mit ziſchenden Pudelköpfen in zwei, drei Sätzen an ihm empor. Wider ſolche Gewalt eines übermächtigen, vom tiefſten Erdleben bewegten Elements hat ſich dann der eigene Organismus zuſammenzunehmen und zu wehren. Der Angriff einer ſo abſoluten Macht, dieſe ungeſtüme Noth von außen, ſchüttelt die lahmen, unter ſich verſtimmten Nerven, und zwingt ſie zu muthiger Erhebung, zum Aufgeben ihres kleinen, kranken Egoismus; ſie verſöhnen ſich in einer ſolchen gemeinſamen Abwehr bei wiederholten Angriffen in einer der Krankheit angemeſſenen Reihe von Bädern. Die gehobene Nervenkraft wirkt dann auf die durch frühere Lahmheit eingetretenen Stockungen und Störungen. Alle Thätigkeiten des Organismus ſind neu beſchwingt und thun ihr Werk. Du biſt geneſen.

Dieſer wunderbare Einfluß eines mächtigen Elements ſteht gewiß nicht vereinzelt da, ſondern verräth nur ſeinen Zuſammenhang mit einem allgemeinen Naturgeſetze.

Und wirklich findet man auch ſonſt, daß die beſondern, vereinzelten Lebenserſcheinungen und Geſchöpfe in der Berührung mit dem höhern, allgemeinen Lebenselement, aus dem ſie hervorgegangen ſind, ihre Kraft erhalten und neue Erquickung gewinnen. Solange ein beſonderes, vereinzeltes Weſen im Höhern noch eingehüllt iſt, wird es von dieſem genährt und bewahrt. So der Menſchenkeim unter dem Mutterherzen. Allein ſie werden erſt beſondere Weſen, wenn ſie reif dazu, aus dem allgemeinen Leben hervortretend, für ſich beſtehen. Ganz aufgehoben wird aber dieſe Urverbindung nicht; und ſo behält auch der kräftigſte, ſelbſtändigſte Menſch für ſein ganzes Erdenleben das Bedürfniß, aus ſeinem erſchöpfenden Einzeldaſein von Zeit zu Zeit im Schlafe zu dem urſprünglichen Naturzuſtande zurückzukehren, um Erneuerung an derſelben Quelle zu finden, wo er ſein Leben ſchöpfte.

Daſſelbe gilt in den Kreiſen des allgemeinen Naturlebens. Ein Magnet, im magnetiſchen Meridian aufgehangen, gewinnt vom allgemeinen Erdmagnetismus Zufluß an Kraft; jeder Körper empfängt höhere Sonnenwärme in der geraden Spannungslinie zwiſchen der Sonnenmitte und dem Erdcentrum u. ſ. w. Das heißt, in gewiſſer Lage gibt ein beſonderer Körper ſich inniger dem Einfluß eines höhern Ganzen hin, dem er verwandt iſt; er wird gewiſſermaßen von der Urmacht deſſelben überſchauert wie ein Badender von den Pulsſchlägen der mütterlichen See.

Und nicht anders läßt es ſich auch im geiſtigen Leben erwarten. Jedes beſondere Leben ſteigert ſich oder ſtellt ſich auch her durch Athmen des rechten höhern Lebens. Ja wohl, ein Athmen kann man es nennen; denn wie unſer leibliches Leben nur dadurch beſteht, daß es mittels des Luftkreiſes mit dem Aether, alſo mit dem Weltganzen, durch Athmen in pulſirender Verbindung bleibt, ſo fühlt ſich unſer zum Selbſtbewußtſein erweckter Geiſt mit wahrem Athmenstriebe zur Empfindung und Beſchauung des Unendlichen, des überſinnlichen Alls hingezogen. Von da kommen ihm die erhaltenden, die herſtellenden Einflüſſe zu, die ihm ſo unentbehrlich ſind als die Luft ſeinem Körper. Ja, die Atmoſphäre und die Religion ſind die beiden Lebenskreiſe des Amphibiums Menſch!

— — Es war doch ein herrlicher Sonntag, der ſo heiter über Land und Meer ruhte. — Sah ich durch mein Schubfenſter zum wolkenlos blauen Himmel auf, ſo mußte ich draußen den drückendſten Sommertag erwarten. Allein das Meer, bewegt wie es war, fächerte mit ſeinen langen ſchillernden Wogen die erquickendſte Friſche über den Strand. Alle Welt ſchwärmte um die Reſtauration und den Seedamm entlang. Gegen Abend wurde die Geſellſchaft immer bunter. Die vornehme Welt, durch koſtbare und zuweilen ſeltſame Anzüge hervorſtechend, fand im Gedränge mancherlei Gegenſätze. Die bürgerliche Frauenſchaft von Oſtende miſchte ſich mit ihrer alteinheimiſchen Tracht unter dieſe hellen, leichten Wechſelmoden. Es ſind dunkle Tuch- oder Kamelotmäntel mit Kapuzen, die ein wenig über den Kopf gezogen oder auch zurückgeſchlagen werden. Viele tragen

Häubchen dazu. Das Ganze ſieht recht mittelalterlich aus und man begegnet mancher Mädchengeſtalt, die mit katholiſchem Blick und kirchlicher Haltung lebhaft an Gretchen im „Fauſt“ erinnert. Und wirklich, obſchon ſie nicht aus der Kirche, ſondern ſpazieren gingen und fauſtiſche Blicke genug auf ſich zogen, ſahen ſie doch eher beſchaulich als beſchauend aus.

Ein anderes einheimiſches Element gaben die Kleriker ab, die bewußt und behaglich einherwandelten, obſchon wie Pilgernde ausſehend. Wenigſtens haben die ſchwarzen Talare ſo eigenthümliche Dütenfalten im Rücken über den Hüften, daß ſie wie aufgeſchürzte Gewänder ausſehen. Auch nonnenartig gekleidete Perſonen wandelten am Arme weltlicher Frauen, — vielleicht von den einheimiſchen „Schweſtern des heiligen Joſeph“ oder Beſuch aus Brügge. Selbſt die Waiſen- und Schulkinder wurden in langem Zuge von geiſtlichen Lehrern über den Damm geführt. Zuletzt war kaum im Gedränge fortzukommen. Denn der Damm läuft, nur ein paar Schritte breit, zwiſchen dem Meeresſtrande und den Feſtungsgräben hin. —

Ich liebe ein ſolches Drängen. Es gewährt mir immer die ſüßeſte Einſamkeit, unter tauſend fremden Menſchen ungekannt zu wandeln. Selbſt die vornehm ausſehenden alten Damen intereſſirten mich, die ihre Lieblinge an langen Bändern ſpazieren führten, — allerlei Hunde nämlich, mit leichtgeflochtenen, weitvorragenden Maulkörben bewaffnet, — oder eigentlich entwaffnet, dieſe Windhunde, Wachtelhündchen, Pudel, Spitze, Pincher und was es alle für Köter ſein mochten.

Mein erſtes Bad hatte mir ſo viel Luſt und Wohlbefinden hinterlaſſen, daß ich, eingedenk des ärztlichen Rathes von zu Hauſe, am andern Tage doppelt badete, morgens und abends. Es bekam mir ſchlecht mit heftigen Blutwallungen, und da ich dennoch am dritten Morgen nicht ausſetzen mochte, ſteigerte ſich mein Misbefinden: eine Eingenommenheit des Kopfes, eine fieberhafte Stimmung, ein ungeſtümer Puls nahmen im Laufe des Tags zu. Ich bangte eines Arztes zu bedürfen. Ausgeſtreckt auf meinem breiten flandriſchen Bette brachte ich in krankhaftem Gemeingefühl und fiebriſchen Träumen die Nachmittagsſtunden hin. Erſt gegen Abend ſtellte ſich eine gehobenere Stimmung und ein muthigeres Gefühl ein. Ich ſehnte mich nach Meeresluft und Anblick. Ich eilte hinaus mit dem Vorſatze, doch lieber nur einmal des Tags zu baden und dem gewaltigen Eindrucke vierundzwanzig Stunden Zeit zu gönnen, um auszubeben und dadurch heilſam zu werden. — — —

Mit dem Ocean pflog ich während meines ganzen Aufenthalts eines faſt ausſchließenden Umgangs. Mein Reiſegefährte war nach London abgegangen, dort einen ältern Freund, Dingelſtedt, zu finden. Ich hielt mich nun an die See, ſoweit ihr zu trauen iſt, das heißt, wo ſie einem auf weiter Sandebene entgegenkommt. Dort ſpielt ſie Balgens mit uns, ermüdet dich mit ihrer Uebermacht, aber nur um dich zu erkräftigen.

Zuweilen aber erſcheinen ihre Wogen wie wahre Ungeheuer. So fand ich es eines Abends bei bewegter Luft auf dem Hafendammſalon.

Der Hafendamm beſteht aus zwei langen Stegen, die eine Strecke ins Meer laufen. Aus ſtarkem, ſchwarz betheertem Eichengebälke gefügt, und am Strande hin mit Reiſerwerk umflochten, gewähren ſie den Vortheil, über dem Meere zu wandeln und mit jedem Windzuge, auch vom Lande her, Seeluft zu athmen. Hierzu iſt beſonders der Kopf des Steges mit Bänken beſetzt, ein über der wogenden See offener Salon. Selbſt von unten offen, denn der Fußboden beſteht aus ſchmalen Holzſchienen, durch deren Spalten man das Gewäſſer erblickt.

Gegenüber, am Kopfe des andern Steges, erhebt ſich eine leichte hölzerne Wohnung mit einem kleinen Leuchtthurm, der bei nächtlicher Flut den harrenden Schiffen die Hafeneinfahrt ſignaliſirt. Dieſe über dem Meer ſchwebende Häuslichkeit mit ihren Zugangstreppchen, ausgeſtellten Küchengeräthen, aufgehängter Wäſche u. ſ. w. gewährt ein maleriſches Bild, deſſen Ruhe und Stille man an den Pulsſchlägen des Meeres meſſen kann, das taktmäßig das mächtige Gebälk durchrauſcht, auf dem das Häuschen ſich erhebt.

Bald fing dieſer Puls zu fiebern an. Was iſt auch Flut und Ebbe anders als ein zweimaliges tägliches Wechſelfieber des Meeres? Ich lehnte mich über die Bruſtwehr und ſah dieſen wunderbaren Wogen zu, — wie ſie ſchwellen und ſchwanken, bald rechts, bald links hin einander drängen, heben, überſtürzen. Bei jeder Bewegung glänzt und ſchillert das grünliche Meer. Ich dachte mir, um dieſe Bewegungen als etwas Lebendes zu begreifen, Rieſen oder Ungeheuer, die ſich unter einer grünſeidenen, weitfaltigen Decke wälzten und balgten.

Da und dort barſten die Wogen, daß der weiße Giſcht ellenhoch aufſpritzte, und gewiß hatten dann zwei ſolche Unthiere des Meeres mit ihren Pudelköpfen die Decke zerriſſen und ſich wüthend angegeifert.

Gegen eine ſo übermächtige, zuweilen übermüthige Gebieterin beobachtete ich im Umgange, um ſie mir wohlthätig zu erhalten, ein gewiſſes Ceremoniell, wie es Könige lieben: ich ging der anflutenden See entgegen oder gab auch ein andermal der abziehenden das Geleit. In tauſend kleinen Rinnchen zittert die ſeichte Welle vor mir ab und der glatte Sand liegt dann wie ein geköpertes Gewebe vor meinen Füßen. Man kann ihn alsbald betreten, ja eine leichte Mädchenſohle läßt kaum eine Spur zurück auf dieſem von ewig wiederkehrenden Fluten feſtgewalzten Meeresſande. Noch lieber wandele ich der Flut entgegen, wenn die Wogen, den Nahewandelnden gleichſam zu erreichen, vorſchießen, und ihn auch oft genug zurückzuſpringen nöthigen. Wie neckend und frohlockend ſchieben ſie Muſchelſchälchen, Seeſterne, Quallen, Seeſpinnen und dergleichen vor ſich her und laſſen es zurückfließend vor dir liegen. Und bückſt du dich etwa, dir ein zart gefurchtes, himmelblau, goldgelb, roſaroth durchhauchtes Muſchelchen aufzuleſen oder einen fünfſtrahligen Seeſtern zu betrachten, wie er, vom Waſſer verlaſſen, die hundert ängſtlichen Blaſenfüßchen regt, oder eine misgeſtaltige Seeſpinne bald rückwärts, bald quer nach dem Waſſer zurückkriechen zu ſehen: ſo gib Acht, daß die lauernde, raſch weiter vorhüpfende Woge dich nicht plötzlich über den Fuß hinauf beſprenge oder — gönne ihr auch den Spaß.

Iſt man zuletzt auf die Höhe des Dammes genöthigt, ſo kann man das Ungeſtüm des anbrandenden Meeres nicht betrachten, ohne ſich in phantaſtiſche Vorſtellungen zu verlieren. Hundert und hundert Wellen, im Schaum gebrochen, ſchießen wie pudelköpfige Schlangen ſtoßweiſe, in langen Sätzen und gleichſam um die Wette, auf den Damm los, ziſchen an den ſchwarzen Steinblöcken herauf und ſinken, ohne die oben unbeſorgt wandelnden Menſchen an den Füßen zu erreichen, erſchöpft zurück. — Jetzt prallt wieder eine zurückſchwankende Rieſenwoge mit einer ebendaher vorſchwankenden zuſammen, ſie zerſchellen aneinander und ſpritzen ihren Schaum haushoch in die Luft. Was war es? fragt man ſich dann. Begegneten ſich vielleicht beide Oceaniden zuletzt in der Davisſtraße oder am blühenden Geſtade von Caraccas, und ſtürzen nun im alten Haß oder Jubel aufeinander los, um ſich, Bruſt an Bruſt, im Geifer oder Campagnerſchaum zu vernichten?

München

Nur einmal während meines Aufenthalts in Oſtende wurde mir der Anblick eines ziemlich heftigen Seeſturmes zu Theil.

Nach einem heitern Sonnenuntergange trat ſchon am nächſten Morgen ſtürmiſches Wetter ein. Man durfte ſich den Nachmittag kaum über den Seedamm wagen, ohne Furcht, in den Feſtungsgraben geweht zu werden. Die Wolken ſtürmten nordweſtlich vom Meer herüber.

Die See gewährte einen grauſenden Anblick: die nächſten übermächtigen Wogen ſtürzten von der Höhe des Meeres wie von zahlloſen zerſtreuten Terraſſen nieder, aber an den Küſten hin ſahen die Gewäſſer einer bewegten Schneewüſte ähnlich; ſo zu weißem, gärendem Schaum zerrieb ſich die hochwallende Flut. Die Menſchen, mit unnützen Regenſchirmen unterm Arme, drängten ſich vor der Reſtauration mit geſpannter Erwartung nach dem Meere hinausblickend, von deſſen Höhe, im Kampfe mit dem Sturm, ein Segelſchiff und ein Dampfſchiff des Signals zum Einlaufen in den Hafenkanal warteten. Die Flut erreichte ihre Höhe und die Signalflagge ward aufgezogen. Mehrere eilten nach dem Hafendamm hinüber, um das Glück oder Unglück des Einlaufens ganz nahe zu ſehen. Auch ich ſuchte dies ängſtliche Schauſpiel auf.

Hier, auf dem von allen Seiten freien Brückenkopfe ſetzte es zuerſt ein heiteres Vorſpiel ab. Die hochgehenden Wogen prallten nämlich bald da, bald dort an das offene Gebälk und brachen ſich, ſodaß man an keiner Stelle ſicher war, unerwartet überſpritzt und überſchüttet zu werden. Woher man eine geſchwollene Woge ſich heranwälzen ſah, da wich man zurück, bis ſie entweder ihren Guß über die Brüſtung hereingeworfen hatte oder geborſten am Balkenwerk unter dem geſpaltenen Fußboden ausbrauſte. Einige heraufeilende Engländer traten in einem Augenblick der Ruhe dicht an das Geländer vor und ſtarrten, auf die Brüſtung gelehnt, hinaus nach den kämpfenden Schiffen. Hinter ihrem Rücken lächelten die Vorſichtigen einander an und blickten ſchadenfroh einer Woge entgegen, die von der Seite heranſchwellend die achtloſen Fremdlinge plötzlich mit einem Vollguß durchnäßte. Wie ſie zurückſprangen, überſchüttete ſie das Gelächter der Umſtehenden und ſie mochten zuſehen, wie ſie beides abſchüttelten oder ertrügen. Aber ſchon bauchte ſich von der andern Seite das Waſſer heran; Männer und Frauen ſprangen zurück oder ſpannten zum Theil gekauert raſch ihre Regenſchirme als Schilde gegen den Ueberſturz auf. Doch die drohende Woge, von einer hintern Waſſerſchwulſt gequetſcht und unterdrückt, ſpritzt nun mit Gewalt von unten durch das Fußbodengebälk herauf. Schreiend ſpringen die Herren auf die Bänke, die Frauen drücken gebückt ihre Gewänder um die Knie zuſammen. — Das Lachen, Schreien und Kichern, das Hin- und Herſpringen, Auf- und Niederſteigen, das Ausſpannen und Einziehen der Schirme, das Abtrocknen mit den Taſchentüchern, brachte die unterhaltendſte Unruhe, aber auch eine eigene Vertraulichkeit der einander fremden Menſchen und eine unaufhörliche ängſtliche Erwartung hervor. Dennoch mochte niemand den beſtürmten Poſten verlaſſen; theils weil das Spiel doch an ſich ſpaßhaft genug blieb, theils weil man um alles gern das gefährliche Einlaufen der Schiffe abwarten wollte.

Schon war auch das Dampfſchiff ganz nahe, während das Segelſchiff mit aller Anſtrengung gegen den Nordweſtſturm kämpfte, der es zu weit rechts vom Eingang des Kanals abtrieb. Hier konnte man recht ſehen, wie viel Kraft jenes Schiff an ſeinem Dampfe voraus hatte. Wenn auch auf- und niedertanzend, von mancher

Woge überſpült, bald auf die rechte Seite gedrückt, bald auf die linke ſinkend, ſtach es doch geradeaus und drang unaufhaltſam in den Kanal ein. Einen eigenthümlichen Eindruck machte es dem Zuſchauer, wenn das Schiff ſich auf die linke Seite legte. Dann hob ſich nämlich das auf unſerm Stand ſichtbare rechte Rad im lebhafteſten Umſchwunge über das Waſſer heraus und arbeitete ſo doch vergebens. Man dachte einen Rieſenfiſch zu ſehen, der mit der waſſergewohnten Floſſe ſich plötzlich im Trockenen abmüht.

Das andere Schiff ſchwebt indeß noch in Gefahr, vom Sturm auf den Strand oder wider unſern Brückenkopf geworfen zu werden und zu ſcheitern. Mit Anſtrengung ſehen wir die Matroſen, Mann an Mann, am Ruderbalken ziehend, um die Richtung zum Einlaufen zu erzwingen. Es ſah ſich ſo drohend an, daß ich, der Feſtigkeit unſers Gebälks vergeſſend, mich auf das Treppchen zum Dammſtege zurückzog, als könnte das angeworfene Schiff unſere Freiloge umreißen und die Zuſchauer in die ſtürmende See ſchleudern.

Jetzt treibt das Schiff unwiderſtehlich auf unſern Brückenkopf los. Die Angſt benimmt uns den Athem. Krach! prallt es am Eckpfoſten an und — gleitet in den Kanal. „Bon malheur, bon malheur!“ ſchreit ein alter Franzoſe und wir athmen auf. Das Schiff zieht dem Hafen entgegen. Nur ein Bret ſchwimmt als Opfer auf den ſchäumenden Wogen und dieſe, ergrimmt, werfen einander zum Spiel die elende Beute zu.

In ſolchen und gewiß noch viel heftigern Stürmen hat denn auch wol die See ihre niedrig erzeugten Kinder von Zeit zu Zeit ausgeſetzt, — jene Dünen, die wir am Ufer hin erblickten, — Töchter des Meeresſandes, der ein Unterthan der obherrſchenden See iſt. Eine Dame, die da hinaus noch nicht gekommen war, trug Verlangen, dieſe „grauen Schweſtern" in der Nähe zu ſehen, und wir entſchloſſen uns zu einem Nachmittagsbeſuche.

Durch die Rue des ſoeurs blanches und das Weſtthor kamen wir über die Zugbrücke auf die Straße nach Thourout. An einer kleinen Fuhrmannswirthſchaft mit der Inſchrift „Het kleyn Paris" vorüber, näherten wir uns den Dünen am Fort Wellington.

Wir betraten eine Einöde von eigenthümlichem Reiz. Es iſt ein Liliputgebirge, andern Alpen nachgebildet, — jäh abſchüſſig gegen die See, in ſanften Hügeln abfallend nach dem Lande. Von der See geboren, haben dieſe Dünen an ihr eine wunderliche Mutter: je heiterer und freundlicher ſie ausſieht, deſto weiter entfernt hält ſie ſich von ihren ausgeſetzten Kindern, und nur etwa noch im Zorn des Sturmes und der Springfluten reicht ſie ihnen mit unruhigen Wogen eine tränkende Bruſt, von der ſie auch wachſen. Trockene Nahrung führt ihnen der Mutter Buhle, der Weſtwind zu. Wenn nämlich Luft oder Sonne den Strand der Ebbe getrocknet haben, treibt dieſer Wind über die glatte Fläche hin flüchtige Schwaden leichten Sandes den Dünen zu und an ihnen hinauf. Dieſe werfen dann mit Hülfe deſſelben Windes ihre leichten Kämme landeinwärts ab, und ſo entſtehen hinter ihnen wandernde Hügel. Ja, wandernde! Denn auch die Dünen haben ihre Propaganda, die den Sand als eine Offenbarung des Meeres, als einen Verkündiger der Unendlichkeit dem Binnenlande zuführt und deſſen Fruchtbarkeit im ſtillen erſtickt. Aehnlich wie unſere Frommen die Freude dieſer Welt erſticken wollen. Doch dieſem Beſtreben ſetzt das Land einige trotzigen Söhne ſeiner Vegetation zur Abwehr entgegen. Daher bleiben die Dünen nicht unbewachſen. Wir finden beſonders Helmgras mit eingerollten Blättern und ſtechenden Spitzen verbreitet. Es wächſt nur einige Fuß hoch, aber mit zwanzig Fuß langen Wurzeln, Rothwurzel, hält es ſich gegen Stürme feſt und bannt mit dieſem Wurzelneſte den Sand. Dazwiſchen ſetzen ſich mancherlei Binſen an und fangen den Flugſand mit ihren Halmen auf. Verſchiedene Salzkräuter, ſodahaltig, kommen auf, und wiſſen ſelbſt dieſem dürftigen Sande ihre fleiſchigen Stengel und Blätter abzugewinnen, wie Bettelmönche ſich von Almoſen an Bauch und Backen ganz gut bekommen. Selbſt auf einzelne Blümchen ſtießen wir in dieſem Sandgebirge — auf farbige Winden und auf das bekannte „Stiefmütterchen", das aber ſehr blaß ausſah, vermuthlich weil es ſich hier als *Stiefkind* fühlte. Sonſt heißt dies Blümchen *Dreifaltigkeits*blümchen. Und auch bei dieſem Namen iſt ſeine Bläſſe erklärlich; denn der Dreifaltigkeitsglaube iſt hier kaum geduldet, weil die Käfer und die kleinen Eidechſen, welche dieſe Berglandſchaft bewohnen, ſich zu einer Art von Mohammedanismus bekennen. Sie glauben nur an einen Gott, den Ocean, und der Flugſand iſt ſein Prophet.

Maulwurfshauſen ſind übrigens die Dünen keineswegs. Das Fort Wellington verſteckt ſich ganz hübſch zwiſchen dieſen Sandhügeln. Wir hatten ſie zuletzt auf gewundenem Pfade erklommen und eine wunderſame Ausſicht war uns gewährt. Von Nordoſt gen Südweſt hingeſchlängelt, theilt dieſer Sandſtrich das unermeßliche Rundbild in eine Land- und Waſſerhälfte. Die Dame ſetzte ſich ſchweigſam dem Meere zugekehrt, das unter dem Gazeflor des Gewölks ruhig und gekräuſelt ſich wie ein unermeßliches Damaſttuch ausbreitete. Die See in ſolcher friedlichen, kaum bewegten Stimmung kommt mir wie in ſich ſelbſt verſunken vor, als ob ſie, ihren letzten Stürmen nachdenkend, vor ihrer eigenen unbezwingbaren Wuth eine Gänſehaut bekäme. So leiſe nämlich bebt dann ihre ſchauernde Oberfläche. Mich zog mehr der Blick ins Binnenland an. Fern und ferner verliert ſich die mattgrüne Ebene mit gelben Feldern und leuchtenden Dörſchen, die oft nur an ihrem Kirchthurm errathen werden. Der Vordergrund unmittelbar an den Dünen iſt ein melancholiſcher Landſtrich. Einzeln oder in vereinzelter Nachbarſchaft liegen, um Schutz vor den Seeſtürmen an die Dünen gedrückt, die einſtöckigen Häuſer mit Stallung und einem Stück Gemüsland, eingehegt von einem Graben und Erdwall. Garten kann man es nicht nennen; denn hier kommt kein Baum auf und das verkrüppelte Buſchwerk, mit dem man auf den Erdwällen eine Hecke verſucht hat, iſt am Seewinde verdorrt. Erſt eine Strecke weiter von den Dünen hinweg wagen ſich Bäumchen hervor, ſtrecken aber noch ihre Aeſte landeinwärts, als ob ſie von dort Hülfe ſuchten gegen die ſalzathmende Seeluft. Um die feſten weißen Häuſer mit den rothen Ziegeldächern ſieht man die Frauen ſchaffen, die Kinder ſpielen. Zerſtreute Hühner ſcharren und picken auf dem Erdwall; mitten im zerfahrenen Wege lagert ein langleibiges, wildborſtiges Schwein; auf dem Wieſenſtücke, das mit einem Waſſergraben umzogen iſt, weiden ein paar ſcheckige Kühe; Eſel und Ziegen, rauhhaariger als ſonſt, gehen dem ſpärlichen Wachsthum der Dünen nach. Eine unendliche Stille ruht auf der ſchweigenden Landſchaft und dem träumeriſchen Meer.

Unſer Tag voll Ahnungen und Heimweh ſollte noch eines verklärten Abends froh werden. Schon etlichemal waren wir nach eingebrochener Nacht vergebens auf Meerleuchten ausgegangen. Heute ſchien die gewitterige Luft mehr Gunſt zu verſprechen. Als wir aus den belebten gaslichthellen Straßen durch die dunkle „Porte de Secours“ am Leuchtthurm heraufkamen, glaubten wir uns im Dämmerdunkel in eine neue ſchweizeriſche Landſchaft verſetzt. Am Abendhimmel lagerte nämlich ein ſchwergeſchichtetes Gewölk wie ein rieſiges Gebirge; das Gewäſſer vor uns glich einem ſchimmernden Landſee. Ein Streif untergegangenen Abendroths ſchien als Feuerglut aus einer Gebirgsſpalte zu leuchten. Erſt nach und nach fand ſich das Auge zurecht, als ſich eben die erſten Leuchtwogen zeigten. Wir ſtiegen die Treppe hinab auf den nächtlichen Strand, um dem zurückgegangenen Meere näher zu kommen. Eben drang die Flut wieder vor. Wo eine Welle überſchlug, brach ein bläuliches Licht oder ein Lichtſchwad hervor, erſt nur dicht zu unſern Füßen, bald aber auch in zweiter, dritter Reihe anwachſender Wogen. Das zuckte geiſterhaft hin und her, auf und nieder, ſo weit unſer Auge dem Strand entlang reichte.

Was iſt es doch? fragten wir uns, ſobald die erſten geſpenſtiſchen Eindrücke überwunden waren. Sind es leuchtende Thierchen, iſt es elektriſches Zucken? Ich raffte Sand vom Boden: unter meinen Fingern ſprühten Funken auf. Ich ſprengte eine Hand voll Sand über das Gewäſſer, und ein leuchtender Schleier breitete ſich auf einige Augenblicke aus, an dem jedes Sandkorn eine Maſche entzündet hatte. Unſere Frage löſte ſich in neues Entzücken auf.

Wir blickten umher. Ueber der dunkeln Niederung des Strandes, woher einzelne Geſtalten zu unſerm Schauſpiel heranſpukten, war ein vielfaches Licht zu ſchauen. Oben auf dem Damme, vor dem Pavillon der Reſtauration, ſtand im Strahlenwurf der Fenſterbeleuchtung eine vornehme Geſellſchaft, vom Abendeſſen zu einem Blick in die Illumination der Sommernacht herausgetreten. Gegenüber auf dem fernen Brückenkopfe des Hafendammes ergötzten ſich, man konnte nicht ſehen ob Menſchen oder Meerjungfern, damit, Raketen in die Höhe zu werfen; der hohe Leuchtthurm ſtrahlte in die dunſtige Luft einen Heiligenſchein um ſein erlauchtes Laternenhaupt, und über der Stadt ſchwebten feurige Nebelwolken im Abglanz der Gasflammen auf den Straßen und Plätzen. Ueber all dieſem Lodern und Leuchten blinkten unzählige Geſtirne aus ihren ewigen Fernen.

Noch einmal ſollte mir unter andern Umſtänden der Anblick des Meerleuchtens gegönnt ſein.

Ich befand mich unter zahlreich umherwandelnden Menſchen auf dem Strande, während der Abend immer gewitteriger wurde. Die ſinkende Sonne ſtand hinter Gewölk, das ſich noch von ihrem Lichte durchſichtig färbte, über der Stadt aber und gen Brügge hin ſchwer und ſchwarz niederhing, von einzelnen Blitzen durchzuckt. Dann und wann warf die Sonne durch geborſtene Wolken ein grelles Licht auf die Stadt; die rothen Ziegeldächer brannten, die graſigen Feſtungswälle glühten, ſcharf abgeſchnitten vom ſchwarzen Meeresdamme. Die herandrängende Flut trieb endlich alle hinauf nach dem Pavillon.

Hier blieb ich, das etwaige Meeresleuchten unter Gewitterluft abzuwarten, und hörte einer kleinen Geſellſchaft von Männern zu, die ſich dieſe wunderbare Erſcheinung zu erklären ſuchten. Bei mehreren ſtand die Meinung von der Elektricität des Waſſers feſt. Andere glaubten mit Carus, das Leuchten gehe von Milliarden eigenlebiger, zum Theil kaum für uns ſichtbarer Thierchen aus, die von dem allgemeinen, die Erde umflutenden elektriſchen Spannungsverhältniß unter gewiſſen Umſtänden ins Leuchten geriethen.

Gegen beide leicht auszugleichende Meinungen eiferte ein einzelner, die Anſicht des Naturforſchers Hugi geltend zu machen. Dieſer, der das Meer eigens und vielfach beobachtet hatte, fand im leuchtenden Waſſer keine Thierchen, noch auch da, wo das Meer wie eine glühe Maſſe aufblitzte, irgendeine faulende Subſtanz, die etwa phosphoreſcirt hätte, obſchon auch Faulendes nur an freier Luft zu ſchimmern pflegt. Ja, filtrirtes und unfiltrirtes Meerwaſſer hörten in Gefäßen gleichmäßig auf zu leuchten, bis ſie gerüttelt wurden, worauf ſie ebenſo gleichmäßig wieder leuchteten. Auch verrieth das Elektrometer überhaupt keine Elektricität beim Funkenſprühen des Meeres. — Dagegen beruft Hugi ſich auf einen vielfach zu beobachtenden großartigen Verkehr zwiſchen dem Meere und dem Luftkreiſe, wobei der Sauerſtoff der Luft, dieſer große Factor oder Gevatter alles Lebens und Leuchtens auf Erden, wieder ſeine Rolle ſpiele. Es gelte, meint Hugi, ein wahres Ein- und Ausathmen des Meeres und der Luft. Das Meer athmet aus der Luft Gaſe ein und enthält überhaupt, während die Luft in ihrer Miſchung nur 21 Procent Sauerſtoff enthält, dieſen Stoff in 33$^1/_3$ Procent. Die Atmoſphäre, die unter gewiſſen Umſtänden dieſe Gaſe abgibt, zieht ſie unter andern auch wieder an ſich, — ſie ſäuert und entſäuert das Meer. Das Barometer verräth dieſen unſichtbaren Wechſelverkehr mit Steigen und Fallen ſeiner Säule. Wenn die Luft ſauerſtoffdurſtig auf der Fläche des Meeres liegt, wird ihr Druck ſchwerer, das Barometer ſteigt, das Meer trübt ſich. Dieſe Trübe der ſo oft farbewechſelnden See rührt von unzählig aufſteigenden Bläschen her, in denen der Sauerſtoff aus der Waſſerform in Luftform übergeht, um ſich der Atmoſphäre mitzutheilen. Dieſe Ausgleichung iſt, wie jede Ausgleichung von Waſſerſtoff und Sauerſtoff, mit Leuchten verbunden, mit momentanem und natürlich nur nachts bemerkbarem Aufleuchten. Wird dann das Meer wieder hell, hört Luftbildung und Leuchten wieder auf, ſo iſt es ein Zeichen, daß das Meer nun wieder aus der Luft einathmet; das Barometer fällt.

Inzwiſchen hatten ſich die Menſchen vor dem heranſtürmenden Wetter vom Damm in die Stadt geflüchtet. Der Leuchtthurm flammte vor dem Hintergrunde des ſchwarzen Gewölks, die Flut brandete, die Nacht war hereingebrochen.

Ich weiß nicht, wer von uns Zurückgebliebenen die erſte leuchtende Welle bemerkte; allein das Schauſpiel wurde bald allgemeiner. Wo immer eine Welle überſchlug oder zerſpritzte, brach ein bläuliches Licht aus.

Wir verſtummten in feierlichem Anſchauen deſſen, was unter und über uns vorging. Meer und Himmel erſchienen uns in einem heiligen Wechſelverkehr, der ſich mit Leuchten und Brauſen zu erkennen gab; zuckende Blitze, aufflammendes Beben in den Wolken, ſanftes Schimmern, aufzitterndes Leuchten in den Wogen, Donnern der Luft, Brauſen des Gewäſſers. Segen des Himmels und Gebet der Erde ſchien in trautem Begegnen den Feiertag zu beſchließen, und uns überkam eine reine Sonntagsandacht. Wir begingen ſie ſchweigend. Da fielen mir die ſchönen Worte des Spaniers Raimund de Sabunde aus dem funfzehnten Jahrhundert ein: „Gott hat dem Menſchen das Buch der Natur gegeben, in welchem jedes Geſchöpf ein von Gott geſchriebener Buchſtabe iſt. Dies göttliche Buch und die Heilige Schrift können einander nicht widerſprechen. Von jenem, welches allen gemein, jedem am nächſten, den Laien lesbar und von Ketzern unverfälſchbar iſt, muß die Erkenntniß anheben. Aber die höchſte Erkenntniß iſt die

Liebe Gottes, als das Einzige, was der Menſch aus ſeinem Eigenen der Gottheit geben kann.“ —

Wir waren noch in dieſe feierlichen Eindrücke verſunken, als wir vom Hafen her das londoner Dampfſchiff heranrauſchen hörten. Seine Räder ſprühten von Waſſerfunken. Jeder auftanzende Tropfen leuchtete, jede aufhüpfende Welle glühte. Es war, als ob die erſt anbetend-verzagte Inbrunſt der Wogen plötzlich zu wilder Luſtbarkeit, zu wüthenden Tänzen auflodern wollte. Wirklich rollte auch ein langer, grollender Donner mit ſchwer abſinkenden Schlägen dem verlockenden Schiffe nach und ſchreckte die ſo leicht verführten Wellen in den Schos ihrer Mutter See zurück. —

Was mich in meiner damaligen Stimmung, nächſt dem Verkehr mit der See, am wohlthuendſten zerſtreute, war das Gewühl ſo vieler mir fremden Menſchen, die wie auf einem weltlichen Pfingſtfeſte in verſchiedenen Zungen laut wurden, von mir nichts wußten und ſich doch mit all ihrer Eitelkeit und Einbildung mir zur Unterhaltung darboten. Die Geſellſchaft war mir eine zweite See, die mit ihren Wogen und Wechſeln auf das Gemüth wirkte, wie das Meer auf die Sinne. Da ruht man ſich aus, indem man geſchaukelt wird; Mienen und Worte, flüchtig an uns hinſtreifend, werfen unſerer Phantaſie Räthſel hin, die uns zum Spiel dienen, oder ſich auch einmal zur innigen oder erheiternden Theilnahme löſen.

So muß ich immer wieder dieſen ſauber gekleideten Kindern nachgehen, die vor und hinter der Meeresflut her von den Müttern herab auf den Strand geführt werden, wo ſie mit ihren hölzernen Schaufeln Sandberge aufwerfen oder Gruben wühlen, die der alte pedantiſche Ocean immer wieder ebnet. Oder ich ſehe einer derben Badefrau zu, wie ſie in ihrem langen wollenen Gewande einen zarten Knaben ins Meer trägt, den Zitternden, mit dem Rücken gegen die Flut gekehrt tänzelt, bis ſie ihn unvermuthet durch die nächſte Sturzwelle ſchwenkt, den Schreienden ſchäkernd beſchwichtigt und wieder und wieder hindurchſchwenkt.

Oder es entgeht mir ein andermal auch ein ſo draſtiſcher Auftritt nicht, wie er mir eines Abends auf dem vielbeſuchten Strande begegnete.

Wenn nämlich in Badeſtunden die Flut zurückgeht, ſo folgen die Badewagen auf dem waſſerfrei werdenden Strande dem abziehenden Meere nach. Hinter denſelben her die Badeweiber, barfuß, in langen wollenen Kleidern und alten Strohhüten, ſchleppen die viereckigen Körbe mit der trockenen Wäſche. Die naſſe wird auf dem Steindamme oder auf hölzernen Geſtellen getrocknet. Während die Badenden zum oder aus dem Meere die hölzernen Karren beſteigen und von den alten, ſchwer durch den naſſen Sand trampelnden Gäulen hin- und hergezogen werden, treiben ſich Zuſchauende heran; Frauen rücken mit ihren geflochtenen Stühlen dem feuchten, ſalzdunſtigen Sande nach. Ein luſtiges Treiben entwickelt ſich im Schein der Abendſonne. Nun treten auch friſch angelangte Badegäſte lächelnd herbei, um voraus an andern ein wenig zu beobachten, was ſie morgen ſelbſt ängſtlich verſuchen wollen. Da muß man nun die wetteifernde Zudringlichkeit dieſer Flamänder ſehen, wie ſie den ſchnell erkannten Neulingen Badebillete und ſich ſelbſt als Badewärter antragen.

Zwei derſelben, ein hübſcher Burſche und eine derbe, etwas roh ausſehende Dirne, überboten heute einander mit einem Eifer, hinter dem ein alter Groll verſteckt ſein mochte, um ſich einem poſſirlichen Paare zu empfehlen — einem freundlichen hagern Männchen mit einer auffallend ſtarken, finſtern Frau am Arme. Der Burſche und die Dirne traten abwechſelnd einander vor, eins drängte das andere zurück, wobei der raſche Wechſel der zornigen Blicke, die ſie einander zublitzten, mit den freundlichen Mienen, die ſie dem fremden Paare ſchenkten, für die Zuſchauer höchſt ergötzlich war. Auch ſchien das alte Herrchen ſeinen Spaß an dieſem Wetteifer zu haben und den Verdruß nicht zu bemerken, den ſeine ſtattliche Gefährtin daran nahm. Nicht lange, ſo machte das Gemiſch von Deutſch und Franzöſiſch, in welchem jene beiden ihre Dienſte antrugen, dem derbſten Flamändiſchen Platz, in welchem ſie ſich ſchimpften. Eigentlich aber ſchimpfte nur die Dirne; doch mochten die kurzen Erwiderungen des Burſchen mit dem ruhigſten Hohn im hellen Auge nicht weniger ſcharf ſein, denn die Wuth der braunen Maid im hochrothen Wollkleide ging ſo weit, daß ſie ihrem Gegner eine ſonnverbrannte Fauſt dicht unter die Naſe drehte. Doch der blieb gefaßt und erneuerte ſeine Dienſterbietung, indem er ſich von dem Eheherrn an die Dame wendete. Raſch ſtürzte die rothe Dirne auch hinüber und machte geltend, es ſchicke ſich nicht, daß eine ſo junge hübſche Frau ſich von einer Mannsperſon bedienen laſſe, wogegen der Burſche erklärte, eine ſo reſpectable Dame bedürfe des Beiſtandes eines ſtärkern Mannes; bei heftigem Wellenſchlag könne ſie ſich auf eine Weibsperſon nicht verlaſſen.

Aber das war zu viel für die rothe Flamänderin. Mit einem Satze ſtand ſie vor dem fremden Ehepaar und mitten im engen Kreis ergötzter Zuſchauer. Sie vermöge, was der ſtärkſte Mann, ſchrie ſie, ſtreifte zum Beweis den kurzen Aermel ihres rothen Gewandes zurück und ſchwang den derben Arm in der Luft, ja, ſie hob plötzlich das Gewand ſelbſt bis an die Hüfte auf und ſchlug mit der Hand den koloſſalen Schenkel, daß es klatſchte.

Nun denke man ſich aber die Bewegung unter den Zuſchauern, das Entſetzen der jungen Engländerinnen, die auseinander ſtoben, das ſchalkhafte Lächeln der Männer, das wilde Jauchzen der übrigen vlämiſchen Badeburſche! Die dicke Dame ſelbſt fiel, in übereilter Wendung zur Flucht, über das Treppchen eines Badewagens und mochte ſich am Schienbein, wo ihre Fettwatte am dünnſten war, wehe gethan haben, denn ihr Eheherrchen hüpfte beſorgt herüber und hinüber, um ſie wieder aufzurichten.

Es war eine Scene zum Malen für einen echt niederländiſchen Pinſel von den ſaftigſten Borſten. —

Und doch, inmitten dieſes vergnügten Treibens unter Fremden, wie freut man ſich auch wieder, wenn einem aus der Flut der Menſchen ein alter lieber Bekannter auftaucht! So war mein Reiſegefährte von London zurückgekommen und hatte — Dingelſtedt mitgebracht. Dem Freunde war die Fremde ganz gut bekommen. Ein Schnurr- und Kinnbart ſtand ihm recht hübſch und verdeckte ein wenig den etwas derben Mund. Nur in mürriſcher Unzufriedenheit war er noch ein wenig der Alte. Freund Kolb, der Badegaſt aus Schwaben, hätte ihn vom Cotta'ſchen Standpunkte aus gern ſchnell aus Deutſchland fort nach Madrid oder Athen geſchickt. Dingelſtedt aber verlangte nach Wien — aus Inſtinct ſeines Glück ſuchenden Herzens ohne Zweifel. Irre ich nicht, ſo kam er eben von der londoner Bekanntſchaft ſeiner nachmaligen Gattin. Der Freund ſchwebte damals allzu unruhig und ſuchend zwiſchen Dichten und Trachten mit einem Talent, das doch mehr getrieben ſchien, Poeſie ins Leben, als Leben in Poeſie zu verſetzen. Und zu jenem gehört freilich Geld und perſönliche Geltung, Glück und Geſchick! — —

Vom Strande zur Stadt wechſelte ich gern die verſchiedenen Wege nach meiner Wohnung.

An einem heitern Sonnabend nahm ich den anmuthigen Umweg vom Leuchtthurm ab, zwiſchen der Stadt und dem Hafenkanal nach dem Fiſcherkai hin. Wenn der kühlere Abendwind die Empfindlichen von der Reſtauration wegtreibt und auf dem hohen Seedamm die letzten Geſtalten hin- und herwandeln, dunkel auf dem ſchimmernden Meeresgrunde abgezeichnet, dann ſpielt zwiſchen den nördlichen Dünen und der Stadt, um den dunkeln Hafen, der letzte Widerſchein des Abendhimmels. Noch iſt hier nicht alle Geſchäftigkeit erloſchen. Und wenn auch die müden Schiffleute, die Arbeiter und Fiſcher dem nahen Eſtaminet „In den plaisanten Vissher“ zuhumpeln, ſo raucht dagegen das londoner Dampfſchiff, das nach eingebrochener Nacht abgeht, friſch an; die Matroſen ſchaffen, und ſchon ſitzt eine einzelne Geſtalt in den Mantel gehüllt auf dem Verdeck, dem Meere zugewendet, deſſen mattſchimmernde, dumpfbrauſende Woge das Herz mit Angſt, den Magen mit Ekel bedroht.

Geht man nun hier das abſchüſſige Gäßchen zwiſchen den Niederlagegebäuden hinab, über die breite Gaſſe und am Pfarrhauſe hinein, ſo ſteht man auf dem einſamen Platze neben der Peterskirche. Tiefe, dämmergraue Stille herrſcht hier um die ärmlichen Wohnungen. Nur dicht an der Kirche, vor einer oder der andern Mauerblende, kniet auf hölzerner Bank eine ſchwarze Frauengeſtalt mit übergezogener Kapuze des dunkeln Kamelotmantels. Rechts nämlich und links einer tiefen Kirchenecke, zwiſchen vorſpringenden Strebepfeilern, iſt in kleinen Niſchen hinter Glas ein Jeſus- und ein Marienbild eingeſetzt, — in bunte Stoffe gekleidete, mit wunderlichen Inſignien umgebene groteske Geſtalten. Vor jeder derſelben brennt abends eine Laterne und wirft ihren grauſenhaften Schimmer in die tiefe Ecke ſelbſt. Hier iſt hinter geſchloſſener Vergitterung ein Calvarienberg vorgeſtellt, aus dunkeln Steinen und eingeſetzten

Schädeln errichtet. Der am Kreuz Erhobene und die ihn umſtehenden Geſtalten der Maria und des Johannes ſowie die kniende der Magdalena ſind in Lebensgröße aus Holz roh geſchnitzt. Unter ihren Füßen thut ſich der Hügel mit einer Grotte auf, aus der durch ein Gitter ähnlich geſchnitzte Geſtalten der armen Seelen die flehenden Hände ringen. Was ſie wollen, ſagt die Umſchrift: „Helpt ons door uwe Gebeden en goede Werken!“ — —

Welch ein rührender Verkehr, der hier in Nacht und Stille vor ſich geht! Die Aermſten der dürftigen Nachbarſchaft bringen den armen Seelen Hülfe. Sie ſelbſt, dieſe Betenden, darbend und dürftig gekleidet, rufen den üppigen Tagen zu: „Helpt ons!“ Und abends ſind ſie doch reich genug, mit Gebet den jenſeits Verlaſſenen beizuſpringen. Mit ſeligen Hoffnungen wieder beſchenkt, ſchleichen ſie den ſtillen Gäßchen zu, die am Collége de Notre Dame de bon secours und der Frères de la Charité hineingehen, und deren eins bedeutſam genug Rue bout du monde heißt. Selig, ſollte man rufen, ſind die Darbenden, denn ſie verbreiten Ueberfluß. Ja, nur die Armuth weiß, was entbehren heißt, und ſchwerlich hat der Reichthum mehr Gebet für Abgeſtorbene als Almoſen für Lebende. Heil dem Schmerz! Die Freude iſt ein glänzend Auge, für welches vom Himmel Licht auf die Herrlichkeiten der Erde fällt; aber der Schmerz iſt ein geheimnißvolles Ohr, das für die leiſen Stimmen des Ewigen offen iſt.

Wie lange werden ſich aber noch die Armen der europäiſchen Civiliſation mit den armen Seelen im Fegfeuer getröſten? Wie lange noch dieſen zu helfen ſich reich genug fühlen, ehe ſie mit dem letzten Nothſchrei: „Helpt ons!" ſich gegen das ſchwelgende Leben umkehren? —

Dies iſt ja die große Lebensfrage der Zukunft. Ich denke ſie nicht in einer Abendbetrachtung aus Oſtende zu löſen. Wenn ich aber in die Geſchichte der Menſchheit zurückblicke, ſo ſcheint mir, daß nicht ſowol die höhern, überſinnlichen Bedürfniſſe der Völker, ſondern gerade die Stockungen und Zerfallenheiten ihrer irdiſchen Zuſtände, durch natürliche Entwickelung der menſchlichen Civiliſation herbeigeführt, die den Völkern zu Theil gewordenen Offenbarungen hervorgerufen haben. Die eigentlich geiſtigen Bedürfniſſe haben ſich ſchon mehr ſelbſt geholfen durch ſogenannte Reformationen. — So ſind es ſchon im alten Indien blutige Gewaltthaten, ſtürmendes Unrecht und ungemeſſene Frevel eines verwilderten Geſchlechts, zu deren Sühne die erlöſende Gottheit wiederholt die Menſchengeſtalt annimmt, und namentlich als Kriſchna, von einer Jungfrau geboren, an einem Baume durch einen Pfeilſchuß ſtirbt. Wie dagegen die Religion immer mehr zerfällt und die Prieſteranmaßungen aufs höchſte ſteigen, tritt — etwa ſechshundert Jahre vor Chriſtus — Buddha als Reformator auf. Ebenſo geht in Perſien, ungefähr um dieſelbe Zeit, aus der Prieſterkaſte ſelbſt — ein vorchriſtlicher Luther — der Reformator Zoroaſter hervor, um die reine Magie, die uralte Offenbarung der Gottheit, aus ihrer Verbildung durch die Prieſter wiederherzuſtellen, nachdem dieſe das Volk verknechtet und mit falſcher Magie bethört haben. Was dagegen Moſes einem in fremder Sklaverei verderbten, verarmten, verſchmuzten, heimatloſen Volke von dem umdonnerten Sinai auf Steintafeln herabbrachte, heißt eben wieder eine neue Offenbarung. — Und, aus dieſer ſpäter hervorgegangen, jene herrlichſte Offenberung, von der wir heute noch zehren, iſt ſie nicht zur Löſung einer wahren Entwickelungskrankheit der menſchlichen Civiliſation und zur Fortbildung des menſchheitlichen Lebens erſchienen? Die Adventszeit des Chriſtenthums erinnert in ihren großen Zügen lebhaft genug an unſere heutige Noth, aber auch an die Adventsſtimmung, an die Sonnabendbewegung unſerer Tage. Sklaverei und Reichthum, murrende Arbeit und blaſirte Genußſucht, Aberglauben und Unglauben, angſtvolles Knien vor den alten Götzen, ahnungsvolle Sehnſucht nach neuer Offenbarung lebten ſo ſchroff wie heute nebeneinander. „Solch eine Ungleichheit der Macht und des Beſitzes war eingetreten, daß die allgemeine Freiheit nicht mehr ertragen werden konnte, und der Volkscharakter ſo tief geſunken, daß niemand daran dachte, die öffentliche Freiheit mit der Monarchie zu verbinden. — — Das Elend des römiſchen Pöbels ſtand verzweifelnd und drohend neben einem Reichthum, der mit ſchamloſem Scharfſinn der Natur mehr Luſt abzugewinnen rang, als ſie zu geben und zu ertragen vermag.“ So ſchildert Haſe treffend jene Zeit. Und was auf der andern Seite Rom that, um ſein erſtaunliches Weltgebiet durch Landſtraßen, Eilpoſten, Flotten und Flußſchiffe zu verbinden, und die Völker der bekannten Welt durch Handel und

Bildung zu vereinigen, gleicht es nicht unſern neueſten, freilich noch größern Beſtrebungen? Aber zu politiſchen Zwecken ausgeführt, hatte es doch eine damals unerkannte höhere Bedeutung; es waren Springfluten, die der in ihrer Entwickelung erkrankten Menſchheit heilende Schauer bereiteten — die Schauer des ewigen „Wortes“, das die Fragen der verzweiflungsvollen Zeit beantwortete, indem es der Menſchheit eine neue Stellung zwiſchen Erde und Himmel enthüllte. Es war ein Wort, das nicht etwa Ueberirdiſch-Neues vom Himmel herabbrachte, ſondern das nur im Irdiſchen ſelbſt ſozuſagen ein geheimes Schubfach mit alten Pathengeſchenken der Menſchheit öffnete, bei deſſen Einblick die irdiſchen Werthe ins Fallen kamen, Reichthum und Schwelgerei ſich ſelbſt verwarfen, und die verſklavte Armuth ſich unerwartet in die Freiheit der Erde, in die Erbſchaft des Himmels eingeſetzt ſah.

Und woher kam dies Wunder? — Aus der Hirtenhöhle eines Proletariervolks. Ja, dieſe Enkel Abram's, der mit ſeinem verſetzten Namen an Brahma erinnert, dieſe Nachkommen eines wahrſcheinlich ausgewanderten indiſchen Brahminen, die mit ihrem im Patriarchenthum verbauerten oder vereinfachten uralten Gottesglauben einer glanzvoll entwickelten indiſchen Offenbarung, im geheimnißvollen Aegypten ihr Brot ſuchen, von hier, verſklavt und verſchmuzt, durch das Rothe Meer in die Wüſte ziehen, mit heidniſchen Völkern kämpfen und ſelbſt in heidniſchen Anſchauungen „kälbern“, in den geiſtlich-weltlichen Elementen ihres Staats, ja in ihren Stämmen untereinander zerfallen, in babyloniſcher Gefangenſchaft mit aſiatiſcher, — unter griechiſcher Herrſchaft mit griechiſcher Bildung in Berührung treten, bis ſie nach flüchtigem makkabäiſchem Heldenmuthe unter Roms kriegeriſcher Fußſohle ächzen; ſie entwickeln eine merkwürdige Reihe von Sätzen und Gegenſätzen der Bildung und des Lebens, eine weltgeſchichtliche Dialektik, aus der allein der geiſtige Schlußſatz des Chriſtenthums, des weltbildenden Wortes, hervorgehen konnte. Oder — wenn ein ſolches Bild deutlicher wäre — in ſolchen Spiralwindungen verhängnißvoller Erlebniſſe und Anſchauungen zerſetzt und läutert ſich der geiſtige Stoff eines Volks oder einer Zeit, ſodaß er reif wird, die Idee einer neuen Offenbarung des Geiſtes der Menſchheit zu empfangen und zur Anſchauung zu bringen. Darum ſind es gewöhnlich elende Zeiten, erkrankte Zuſtände, verachtete Völker oder Stände, aus denen die erlöſenden Ideen hervorgehen. Die Heilande der Völker werden dunkel geboren und bringen aus einer nächtlichen Krippe ihre göttlichen Offenbarungen. —

Solche Betrachtungen eben bringen mich darauf, auch für die drohenden Verwickelungen unſerer Civiliſation unter ähnlichen Vorzeichen eine ähnliche Löſung zu erwarten, aus dem Organismus der erkrankten Menſchheit ſelbſt, wenn über ſie die Schauer des Göttlichen kommen, bis eine ſtille, träumende Seele das Wort einer neuen Weltanſchauung ausruft, die allen dunkel nahe lag und daher von allen als wahre Offenbarung begrüßt wird, von allen, die an der neuen Richtung und Bewegung, welche das löſende Wort den menſchheitlichen Kräften verleiht, ihren Antheil nehmen, das heißt, die ſich erlöſt und beſeligt fühlen.

Dabei ſollen die communiſtiſchen Beſtrebungen der Zeit, die Veranſtaltungen der Staaten, die wohlthätigen Vereine der Geſellſchaft in ihrer Nothwendigkeit nicht verkannt werden. Die heilſamen, erweckenden Schauer kommen ja nur aus ſchwellenden und brechenden Wogen. Jede Geneſung aber — einer leidenden Perſon wie einer erkrankten Civiliſation — iſt eine geheimnißvolle Offenbarung, dort des einzelnen Organismus, hier der Naturkraft der Menſchheit.

Die Stadt ſelbſt mußte mich an mein liebes Hanau erinnern: ſo durchkreuzen ſich von einem großen viereckigen Platz aus die geraden Straßen. Nur ſind in Oſtende die Häuſer großartiger, und wenn auch aus Backſteinen, doch maſſiver gebaut. Ungemein große Fenſter öffnen ſich in der Regel nicht mit Flügeln, ſondern werden emporgehoben und mittels eines eingeſteckten Nagels offen gehalten.

Unter den an Monumenten ſo reichen Städten Flanderns erſcheint Oſtende allein ſehr arm. Nichts, was weit in die Vergangenheit zurückginge, was aus glücklichen Tagen des Vaterlandes ſtammte, iſt aufzufinden. Dieſe Armuth fällt beſonders an den Kirchen auf. Freilich, als das Niederland ſeine gothiſchen Kathedralen baute, war Oſtende noch ein Dorf, von Fiſchern mit Pfählen umſchanzt. Erſt Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts hatte ſich aus dem Dorf eine Stadt, aus den Paliſſaden Schanzen erhoben, und konnten eine ſo berühmte Belagerung aushalten als die des Ambros Spinola, in der die Belagerten 50000 Menſchen und die belagernden Spanier noch mehr verloren.

Den Donner des Geſchützes vernahm man in London. So haben Wälle, ſtatt der Wallfahrten, Feuerwerke, ſtatt der Wunderwerke, in Oſtende gewirkt, und Bomben bauen keine Dome.

Die Hauptkirche zum heiligen Peter hat nichts von germaniſchem Stil an ſich; ſie ſteht ſchlicht und ſchwerfällig genug da. Pfeiler, mit derben Säulen abwechſelnd, theilen das Innere in drei Langſchiffe ohne Querſchiff. Nichts Beſonderes von Bildern. Ein Altarbild im linken Schiff ſtellt eine Anbetung der Hirten vor, an dem mir ein Motiv des Malers zu räthſeln gab. Warum hält wol der heilige Joſeph das Krippenöchslein beim Horn feſt? fragte ich mich. Entweder fühlt ſich das Thier zu lebhaft zu den angekommenen Hirten hingezogen und könnte mit ihnen fortlaufen wollen, oder es droht von den Bewegungen des Anbetens ſcheu zu werden.

Und es war doch eigentlich ſchon ein chriſtliches Oechslein, ſo gut wie unſere Frommen von heute, die bei allem und jedem fragen, ob's chriſtlich ſei.

Dieſe verdammenden Eiferer haben die große Wahrheit vergeſſen oder kennen ſie nicht, die ſchon der Kirchenvater Auguſtin mit den Worten ausgeſprochen hat:

„Der Sache nach war das, was jetzt chriſtliche Religion heißt, ſchon bei den Alten, ja es war vom Anfang unſers Geſchlechts vorhanden, bis Chriſtus erſchien, von wannen die wahre Religion, die ſchon da war, die chriſtliche zu heißen anfing.“ — —

Daſſelbe, nur kürzer, ſagt der Kirchenvater Tertullian (200 Jahre n. Chr.), und Rahel Levin hat es ihm nachgeſprochen: „Die menſchliche Seele iſt von Natur eine Chriſtin.“ — —

Und wenn Auguſtin mit ſeinem Ausſpruche nichts anderes ſagen will, als daß die großen Offenbarungen der gottentſtammten menſchlichen Vernunft aus dem Wuſte des Lebens von Zeit zu Zeit einer Reinigung bedurft und ſie gefunden haben: überzeugen uns nicht die Schickſale des Chriſtenthums ſelbſt davon? Zwei der alten Apoſtel ſpielen immer noch in dieſen Schickſalen ihre alte Rolle. In der römiſchen Ausbildung der reinen Chriſtuslehre tritt immer wieder Petrus, der gerühmte Stifter, hervor und verleugnet den Herrn. Und dieſer proteſtantiſche Eifer für das Chriſtliche iſt immer noch der alte Judas, der den Meiſter mit einem Kuß anerkennt, um ihn für eigene Rechnung zu verrathen.

Derſelbe Kirchenvater ſagt:

„Non intratur in Veritatem nisi per Charitatem“ — „man geht zur Wahrheit nur durch die Liebe ein“.

Stehen unſere chriſtlichen Schreier wol vor dieſer Pforte?

Aber auch zwiſchen Stadt und Meer gab es anziehende Punkte für mich.

Ich hatte ſchon öfter mit träumendem Wohlgefallen von der linken Brücke des Hafendammes nach dem Häuschen auf der rechten hinübergeblickt, ehe ich eines Nachmittags dazu kam, eine mir bekannte Dame, die dort ihren Kaffee zu trinken pflegte, zu begleiten, — dieſelbe, mit der ich früher die Dünen beſucht hatte.

Wir ließen uns von der Treppe des linken Dammes aus nach dem rechten überſetzen, auf welchem über der Einfahrt in den Hafenkanal das Wachthaus ſich erhebt. Es iſt ein hölzernes Haus, getheert gegen die Wellen, die es bei ganz wilden Winterſtürmen oft erreichen und überſpülen. Eine Freitreppe führt auf den offenen Raum vor dem Häuschen. Dieſen Platz umfaßt eine zwei Fuß hohe Wand, nach der Seite der Hafeneinfahrt mit Schießſcharten für Kanonen durchbrochen. Nach der Seite des Meeres iſt ein Leuchtthürmchen erhoben, nicht wie der hohe Leuchtthurm drüben für die Schiffe auf der Höhe des Meeres, ſondern für jene beſtimmt, welche bei nächtlicher Flut die oft gefährliche Hafeneinfahrt ſuchen. Darum iſt auch neben dem kleinen Leuchtthurm eine Glocke unter einem Dächelchen angebracht als leitende Stimme, wenn dicke Nebel das freundliche Zublinken der Lichter hindern. Dieſer freie Raum, durch eine bankartige Erhöhung zum Aufenthalt und Ausblick aufs Meer eingerichtet, war von der Frau des Wächters zugleich zum Gärtchen benutzt. Auf der gegen den Oſtwind geſchützten Seite zog ſie in hölzernen Kaſten Grünes, — Monatroſen, Reſeda und dergleichen.

Von hier aus betritt man die Wohnung der Familie. Die erſte Kammer iſt eine Niederlage für die fremdartigſten Gegenſtände. Da lagen die Küchenvorräthe neben Seltenheiten aus dem Meere; Fäßchen mit Branntwein und Bier für einkehrende Matroſen vertrugen ſich mit der kleinen Hausbibliothek, beſtehend aus Schulbüchern, Marmontel's Erzählungen, Reiſen des Columbus, franzöſiſcher Sprachlehre und einem Leben der Heiligen. Eine andere Thür führt in ein Gemach, das zum Arſenal des Wächters und zugleich zur Schenkwirthſchaft dient. Starke Taue und Seilerwerk, gepichte, getheerte Leinwand und was alles zum Hülfeleiſten und Retten bei Schiffsunglück dient, lag hier verwahrt, gegenüber einem langen Tiſche mit Bänken, an dem die Matroſen unter tröſtlichem Hinblick auf die getheerte Hülfe in der Noth ſich das erquickende Lebenswaſſer doppelt ſchmecken ließen. Die Frau des Wächters bediente ihre Gäſte und man merkte ihr bald an, daß ſie ſich rüſtigerweiſe auf Matroſenſpäße verſtand. Es war eine Franzöſin von derbem Schlag, braun von Geſicht mit ſtarken Backenknochen, klugen, lebhaften Augen und geſunden Zähnen. Auf dem Leuchtthurme zu Dünkirchen geboren, wirthſchaftete ſie nun auf dem Hafenleuchtthurme von Oſtende. Natürlich ſprach ſie von der See wie von ihrer Gevatterin oder Pathe. Zu einer groben, warmen Bekleidung ließ ſie es doch nie an einer weißen Schürze und ſauberm franzöſiſchen Häubchen fehlen. Auf ähnliche Weiſe vereinigte ſie mit der derben Unterhaltung für Matroſen einen artigen Ton für gebildeten Beſuch, und ſo öffnete ſie uns auch neben der Wirths-

und Schiffsgeräthſtube ein gar reinliches und freundliches Wohnzimmer. Hier waren an der Wand in Rahmen die Verdienſtmedaillen angebracht, die Mann und Frau durch Rettung ſchiffbrüchiger Menſchen erworben hatten. Alſo mußten wir auch bei dem lieblichen Sonnenſcheine, der durch die kleinen Fenſter hereinlachte, doch inne werden, daß wir uns in einer nicht immer gefahrfreien Region befanden. Singvögel hingen in Käfigen da, wie man es auch in der engſten Häuslichkeit in und um Oſtende traf und wie es den Bewohnern einer kahlen Seeküſte unſere hochdeutſchen Waldſänger erſetzt.

Wir ließen uns auch noch in das anſtoßende Schlafzimmer führen, das zugleich den Kamin zum Kochen enthielt. In einer Vertiefung ſtand das erhöhte Bett, neben welchem eine Uhr angebracht war, die mit dem Meer in Verbindung geſetzt, bei der Flut die Waſſerhöhe anzeigt und mit ihrem Stundenhammer ſo hart anſchlägt, daß die zum Wachen und Helfen beſtellte Familie gewiß keine ihrer Verrichtungen verſchlafen konnte. Auch hier war alles nett und reinlich, — die Taſſen und Leuchter auf dem Kaminſims und das Küchengeräth in dem nach außen angebrachten Schranke.

Während uns die Frau den Tiſch im Wohnzimmer deckte, Teller und Taſſen ſetzte, unterhielt ſie uns von Schiffsangelegenheiten. Sie kannte alle Schiffe und Boote, die in den Hafen einliefen und beurtheilte ihre Tüchtigkeit. Unter den regelmäßigen Dampfſchiffen ſprach ſie dem Earl of Liverpool ein großes Lob und berief ſich gegen meine Dame mit einigem Stolze darauf, daß ſie jüngſt vor der „Frau Baronin“ dem neuen eleganten Dampfſchiffe The Rainbow kein gutes Ende geweiſſagt habe. Schon in der darauf gefolgten, etwas ſtürmiſchen Nacht war es unter dem Wachthauſe von den Wogen gepackt worden und nicht ganz unbeſchädigt eingelaufen. Es ſei auf den Schein gebaut, behauptete ſie, und für den Hafen zu lang und dünn.

Ihr Mann ging dabei ab und zu, ſcheint aber an Worten zu ſparen, was ſie verſchwendet. Ein Knabe duckte ſich mit lachender Blödigkeit in eine Ecke. Ich rief ihn heran. — „Du mußt Muth haben", ſagte ich, „wenn du's einmal mit dem Meere aufnehmen willſt!"

„O non, Monsieur!" rief die Mutter. „Il a peur de la mer; il veut se faire menuisier, et j'y consens bien."

„Sie hat noch eine recht hübſche Tochter", bemerkte meine Dame, als die Frau hinaus war, „die aber auch ſehr blöde iſt; ſie geht als Nähterin in die Stadt."

„Die Kinder ſcheinen alſo all die Blödigkeit überkommen zu haben, die Vater und Mutter nicht brauchen konnten", bemerkte ich.

„Doch iſt die Frau bei aller Rauheit manierlich und ſchicklich am rechten Platze", fuhr die Dame fort. „Sie freut ſich ſehr, wenn ich ſie beſuche, und ich treffe ſie ſtets in häuslichen Geſchäften. Sie eilt ſich dann, zu meiner Unterhaltung abzukommen. Doch iſt ſie nie aufdringlich und fühlt ſehr zart, wenn man ohne ſie ſein will. —

Indem kam die Frau mit dem Kaffee herein. Sie erzählte von dem zuletzt im Jahre 1834 vorgefallenen Schiffbruche und wies nach der Stelle am Strande, wo der eingeſunkene Dampfkeſſel noch hervorblickte. Man hatte ihn noch nicht herausheben können. Mann und Frau hatten ſich damals ſehr hülfreich erwieſen, viele Menſchen gerettet und dabei ſelbſt manches verloren. Doch hatten ſich die Engländer dafür wenig dankbar gezeigt und nicht einmal Entſchädigung für die Verluſte der hülfreichen Familie geleiſtet. Sie ſchimpfte dabei als echte Franzöſin auf die engliſche Nation. Sowie wir aber das erſte deutſche Wort fallen ließen, entfernte ſie ſich mit einem Knicks, indem ſie, nach dem Meere hinausblickend, ſagte: „Voyez-vous ce petit point là? C'est un vaisseau qui vient d'Anvers, pour embarquer ici des gens pour la colonie de Sainte-Catherine.“

Als auch wir nach einer Weile den Platz verließen, war es mir lieb, daß ich der freundlichen Frau für dieſe Einſiedelei über dem Meere, wohin ſie mich gebracht hatte, ein ländliches Verſteck verrathen konnte, das ihr noch unbekannt war. Wir verabredeten auf morgen einen Gang nach dem Dorfe Slykens, wo man im Wirthshauſe auch unbeſtellt ein einfaches Mahl — ein Stück Fleiſch, eine Scholle, eine Eierſpeiſe oder dergleichen — finden konnte.

Ganz aus dem Bereiche des Meeres kommt man freilich auch hier nicht. Denn ſowol vom Hafen her als durch die Auſterngaſſe und das Brügger Thor geht der Weg nach Slykens zwiſchen den zwei großen Baſſins und am brügger Kanal hin, und gerade vor dem Wirthshauſe iſt die große Schleuſe des Hinterhafens der Stadt.

Man befindet ſich hier in einer ganz eigenthümlichen Wirthſchaft. Ich ſage nichts gegen die Küche und Aufwartung, in die ſich die beiden Töchter des Wirthes getheilt hatten und mit denen man zufrieden ſein konnte. Aber ſchon im kleinen Salon ebener Erde, wo unſer Tiſchchen gedeckt ward, ſpeiſten wir in Geſellſchaft ausgebalgter Thiere und zwiſchen dem Schmucke von Tempelchen, aus kleinen Muſcheln bunt und künſtlich zuſammengeſetzt. Vollends aber eine Treppe hoch waren mehrere große Zimmer ganz überladen, ausgeſtopft, durchhangen mit Naturalien, Mißgeburten, Kunſtſachen und Spielereien, die Herr Paret aus unwiſſenſchaftlicher Liebhaberei, mit Mühe und Koſten über Land und Meer während einer Reihe von Jahren zuſammengebracht hatte. Es fehlte nicht an merkwürdigen und für geordnete Cabinete ganz intereſſanten Stücken unter dieſen vierhändigen und vierfüßigen Thieren, Cetaceen und Amphibien, Fiſchen und Vögeln, Mollusken und Inſekten, Mißgeburten und Fötuſen, ausgeſtopften Bälgen und Skeleten, Verſteinerungen, Münzen und Seltſamkeiten. Zu letztern rechne ich auch chineſiſche Fächer und Fliegenwedel, indianiſche Pfeile, Schuhe und Waffen von Wilden und dergleichen. Zuletzt oder auch zuerſt ward man noch auf den Boden geführt vor eine Camera-obſcura, die ihr Licht durch einen hohen Trichter des Daches erhielt. Ein großes Buch, auf Anrathen des Königs Leopold angelegt, von dieſem eigenhändig eröffnet und ſchon mit vielen Namen und Bemerkungen angefüllt, ward auch uns vorgelegt, als wir in Geſellſchaft luſtiger Freunde, die zum Kaffee herausgekommen waren, die Sammlung beſahen. Wir trugen gereimte und ungereimte Scherze hinein, die unſer gutmüthiger flamländiſcher Führer, ohne ſie zu verſtehen, doch wacker mit belachen half, in der Ueberzeugung wahrſcheinlich, daß ein munteres Lachen auch den Trinkgeldern gut bekomme. Am kürzeſten faßte ſich ein Freund, indem er ſchrieb:

In dieſem Sammelſurium
Sah ich mich mit Vergnügen um.

Der Inhaber, Herr Paret, ein ſtattlicher Mann von gutem Ausſehen, der bei aller Höflichkeit in gutem Franzöſiſch den runden Hut auf dem Kopfe und die ſelbſtbewußte Miene beibehielt, hörte nicht ſobald von einem muntern Freunde, daß ein deutſcher Schriftſteller in der Geſellſchaft wäre, als er ſich beeilte, uns mit Katalogen ſeiner Sammlung zu beſchenken. Der Katalog, in franzöſiſcher Sprache und dreizehnte Edition genannt, war 32 Octavſeiten ſtark.

Meinen letzten Abend in Oſtende brachte ich vor der Reſtauration am Meeresdamm im träumeriſchen Anblick des Sonnenunterganges zu. Der letzte feurige Blick, den mir das Geſtirn aus den ſchillernden Wogen zuwarf, verſprach mir eine heitere, glückliche Fahrt auf morgen.

Die Unterhaltung einiger Männer am Nebentiſche, die ſich über Belgien und deſſen fortſchreitende Induſtrie im Kampfe mit den reactionären Beſtrebungen der

Jeſuiten, ſowie über die Bedeutung und die Bedenken unſerer deutſchen Bildung, in nord- und ſüddeutſchen Accenten, einer ſogar unter chriſtlichen Seufzern, ausließen, brachte mich noch auf eine meinen Badeabſichten entſprechende Betrachtung, mit der ich ihr Geſpräch ſchweigſam begleitete. Mich damit in den Wortwechſel einmiſchen mochte ich nicht, da der Ton der Sprechenden keinen Zweifel ließ, wie zufrieden ein jeder mit ſeiner beſondern Weisheit war, — ohne Verlangen, etwas dagegen einzutauſchen, vielleicht nicht einmal beeifert genug, etwas davon abzuſetzen.

Ja wohl, dachte ich, wenn dieſe neuen Finſterlinge in allen Ländern ſich der Schule zu bemächtigen ſuchen, wenn ſie ihre Kutten auf die leuchtenden Blätter der Weltgeſchichte, ihren Fluch auf die Wiſſenſchaft des Gedankens werfen, ſo verrathen ſie nur, daß ſie ihre Feinde kennen. Die Bildung iſt ihre geborene Widerſacherin. Auf allen Wegen geht ſie darauf aus, den Menſchen von den Gewalten über ſein ſinnliches, von den Vormundſchaften über ſein geiſtiges Leben zu befreien und zur Selbſtändigkeit in der Welt, zum Bewußtſein des Ewigen auf Erden und zur moraliſchen Selbſtbeſtimmung im Thun und Laſſen zu bringen.

Die Bildung hat ihre unzähligen Abſtufungen; ihr aufwachſendes Kapital vertheilt ſich unter die einzelnen ſo verſchieden, als dieſe durch Naturanlage, Erziehung und Stellung im Leben befähigt, begünſtigt und berechtigt ſind. Welch einfach hohe Lebensweisheit lieſt nicht zuweilen der Pflügende aus der dunkeln Furche ſeines Bergackers auf, die ein truthahniger Gelehrter mit ſeinen berühmteſten Federn nicht erfliegt! Wie viel edler iſt an Hans Sachs' Daumen das Pech, als die Tinte am Finger eines petersburger Diplomaten, der einen Steckbrief der Freiheit an die europäiſchen Cabinete ſchreibt! Welche Antheile nehmen nicht die Belgier an den Einſichten des Zeitalters in die Geſetze der Natur und an den Freiheiten bürgerlicher Verfaſſung; während ſie ſich die ſchmählichſte Unterjochung eines falſchen Prieſterthums gefallen laſſen! Dennoch führt gewiß, wenn auch langſam, die Kenntniß der Natur zu geiſtiger Freiheit. Eine Königin von Spanien zum Beiſpiel, die zu ihrer Demüthigung vom Heiligen Vater an einen beſtimmten Altar in Rom gewieſen, während ihres Gebets die brennenden Kerzen ausgehen und dieſelben, kaum wieder angeſteckt, immer wieder erlöſchen ſähe, wie dies vorgekommen iſt, würde deshalb ſich um die Ungnade des Himmels nicht ängſtigen laſſen, ſich zu keinem Widerruf liberaler Geſetze verſtehen, hätte ſie nur in irgendeiner deutſchen Mittelſtadt, unter bürgerlichen Frauen, etwa von Allerheiligen bis Chriſttag, chemiſche Vorleſungen gehört, um einen Begriff von dem zu haben, was man Wunderbares auf natürliche Weiſe zu Stande bringen kann.

Ja, die ſeit Jahrzehnden ſo raſch gewachſenen Einſichten in die Kraft und Geſetze der Natur haben das alte Gebiet übernatürlicher Einwirkung beſchränkt und den Begriff der Offenbarung in die Lebenskreiſe des Weltgeiſtes hinein erweitert. Das bürgerliche Leben tritt nun immer mehr in einen neuen Bund mit der Natur, der die Bedürfniſſe des Lebens, die Rechte der Geſell ſchaft, die Sitte der Völker und die Moral der Menſchheit weſentlich umgeſtalten wird.

Wie weit das Chriſtenthum den veränderten Bedürfniſſen der Zukunſt nachgeben möchte, läßt ſich nicht vorausbeſtimmen. Daſſelbe erſchien, wie ſich die geiſtvolle Rahel ausdrückt, in einem Seelenzuſtande der Zeit, der nicht dauern konnte. Seine Lehre, „die Verleugnung und Aufopferung heiſchte, verbreitete ſich wie eine Leidenſchaft über die Erde. So iſt ſie würdig und ſchön in den Herzen, wo ſie herrſcht wie eine Leidenſchaft, und ſollte, aufs Heiligſte getrieben, in jeder einzelnen Seele ausbrechen und wirken“.

Nun aber wurde dieſe Lehre auch auf Staat und Leben angewendet, und dann freilich blieb ſie nicht, was ſie urſprünglich geweſen war. Doch — ſie entwickelte eine neue, große Geſtalt der Welt. Und ſolange dieſe lebendige Entwickelung dauerte, war ihr auch die Bildung und der Geiſt der Zeiten dienſtbar. Die Weisheit der Alten Welt, die Anſichten der chriſtlichen Philoſophen laſſen ſich in den Dogmen und Bräuchen der Kirche nachweiſen, in die ſie von Jahrhundert zu Jahrhundert einſchmolzen, oft auch noch als Schlacken mitgeführt wurden. Sobald aber die Entwickelung der Kirche ſtill ſtand und zu Trident ihr ſogar Stillſtand geboten ward, ſagte ſich die Bildung von ihr los und erſchien als Philoſophie der einzelnen und als Proteſtantismus ganzer Länder. Die freie Bildung hat das von der Kirche excommunicirte, dem Forſchen günſtige „Prüfet alles“ des Chriſtenthums für ſich behalten und nimmt in großartiger Bewegung immer friſche Elemente aus allen Regionen des Lebens auf. So ſchwebt ſie als freie Atmoſphäre über dem Leben ſelbſt und unterhält mit ihm einen Verkehr, wie der Luftkreis mit der See und dem Lande. Hier und da durchwölkt kann dieſe Atmoſphäre werden; aber ſie wird dieſe Wolken in ſich überwinden und auflöſen. Ja die Kirche ſelbſt, die jetzt noch der ihr feindlichen Bildung entgegenſtrebt, muß wieder mit ihr in lebendigen Wechſelverkehr treten und wie in frühern Zeiten wieder fortwachſen, wenn ſie in der neuen Zukunft noch fortwirken will.

Bei ſolcher Trennung zwiſchen Bildung und Kirche, bei ſolcher Entzweiung, die von ſeiten Roms in neue Feindſeligkeit ausgeartet iſt, bleibt dem Staate nichts übrig, als der Kirche die Schule zu entziehen und dieſe dem lebendigen Einfluſſe freier Bildung auszuſetzen.

Wahrlich, dies Bild des Wechſelverkehrs atmoſphäriſcher Bildung mit den Wellenſchlägen des Lebens, die Anſchauung, wie beide einander nach Bedürfniß ſäuern und entſäuern, macht uns noch manche Erſcheinung der Gegenwart und der Geſchichte begreiflich. Schon frühere Zeiten waren nämlich, wie die heutige, bei ausgebreiteter und weit durchleuchteter Bildung doch von maſſenhaftem Aberglauben und dicken Vorurtheilen auf unbegreifliche Weiſe heimgeſucht. Man gibt zu, daß Aberglaube und Vorurtheile die troſtloſe Erbſchaft der Menge für immer bleiben; aber, fragt man, warum vermindern ſie ſich nicht wenigſtens mit der Bildung? Warum nimmt ſie der Pöbel des Adels wie der Armuth ſo begierig auf, wenn Prieſter, die berufen ſind, davon zu erlöſen, ſtatt deſſen damit ſegnen?

Sollte nicht etwa in der Atmoſphäre der Bildung ein ähnliches Geſetz herrſchen wie im Luftkreiſe der Erde? In dieſem iſt ein verhältnißmäßig geringer Theil Lebensluft mit dem weit ſtärkern Miſchtheile von Stickluft verſetzt. Allein gerade dieſes im ganzen ſtets gleichbleibende Gemiſch bildet die athembare Luft. Ebenſo ſcheint es der Menſchheit beſtimmt zu ſein, die belebende Wahrheit nur in kleinen Antheilen aus der überwiegenden Zuthat geiſtiger Stickluft von Wahn, Vorurtheil und Aberglauben zu athmen.

Eins bleibt dabei wohl zu erwägen. Die atmoſphäriſche Luft überwindet, wie das Meer, alle fremden und einſeitigen Zuthaten durch große, freie Bewegung, und ſtellt ſich immer wieder in der Grundmiſchung ihrer Beſtandtheile her. Freie Bewegung auch in der Atmoſphäre der Bildung — leider! iſt ſie in unſern Staaten noch nicht zum Grundgeſetz erhoben. Schon die Cenſur iſt bekanntlich die Erfindung eines Papſtes, um die deutſche Erfindung der Preſſe zu lähmen, dieſes Hauptwerkzeug freier Bewegung, durch welche allein das rechte Gemiſch athembarer Bildung erhalten wird.

Auf meiner Rückfahrt durfte ich nicht an Brüſſel und Antwerpen vorübergehen wie an Mecheln und Löwen. Und ſo flüchtig der Beſuch auch war, gab er mir doch neue bedeutende Eindrücke und geſchichtliche Erinnerungen. Doch will ich hier nur eines Vorganges gedenken, der gerade auch nur dem Tage angehörte, an welchem ich mich in Brüſſel umhertrieb.

Es war Sonnabend den 6. Auguſt, und ich kam aus dem zu viel gerühmten Park, wo die ſchlanken Bäume noch Schußwunden aus dem heftigen Freiheitskampfe im September des Jahres 1830 zeigten. Vom Palaſt der Volksvertreter, an den Paläſten der Miniſterien hin, durch die Rue de la loi nach der Gudulakirche hinab war große Bewegung. Zahlreiche Equipagen fuhren im Hofe des Volkspalaſtes an; einige Schwadronen Huſaren, dunkelgrün mit Silber, Bärenmützen mit rothen Beuteln, ritten vor dem Palaſte auf. Gegen elf Uhr ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Glänzende Equipagen mit ſcharlachenen Livreen eilten vom Palaſt des Königs her dem Zuge vor. Die Schwadronen hatten die Wagen der Miniſter und Deputirten in ihre Mitte genommen und zogen nach der Gudulakirche hinab, die an ihrer linken Seitenthür von zahlreichem Volk umdrängt wurde. Polizeidiener wehrten den Zudrang höflich ab, ließen aber die zahlreichen Uniformen von Civil und Militär und die Damen in Trauer ein. Auch mir gelang es, durch die innern Spaliere des Militärs zum Chor der Kirche vorzudringen. Dieſer war an den hohen Seiten und um den Altar hinauf ſchwarz mit weißen Hermelinflämmchen ausgeſchlagen, die Rieſenfalten der Wände bis hinab an die maſſiven Säulen des Schiffs mit zahlreichen Wappenſchildern behangen. Unter der Treppe des Chors ſtieg ein Katafalk empor, auf ſeinen Stufen mit brennenden Kerzen beſetzt, an den Seiten mit Inſignien des Königthums geſchmückt.

Die Blasinſtrumente klagen, der Wechſelgeſang zahlreicher Geiſtlichkeit ertönt in den ernſten, ſchweren Melodien einer Seelenmeſſe. Es war ein Hochamt — für den Schwager des belgiſchen Königs, für den jüngſt verunglückten Herzog von Orleans.

Die Trauer war endlich verſtummt. Noch einmal ſchwindelte mein Blick am Fuße der vierzig Stufen hohen Portaltreppe, an den grauen, abgeſtumpften Brüderthürmen der heiligen Gudula empor, und ich verlor mich, wie die eben begangene diplomatiſche Andacht, in den ſonnigen Tag und in das heiße Treiben der Stadt. —

In der Frühe des Sonntags, bei ſtillem, nebeligem Wetter nach gewitteriger Nacht, fuhr ich nach Antwerpen hinüber und kehrte an dieſem Ruhetag des Herrn im Hotel Le grand Laboureur ein.

Und wo hätte ein Excommunicirter ſeine Sonntagsandacht mit neuen hohen Empfindungen beſſer begehen können als in der Kirche Notre-Dame?

Die Kirche Notre-Dame iſt ohne Zweifel die ſchönſte in Belgien und weiter hin. Sie iſt nicht ſo großartig und erhaben gedacht wie der Kölner Dom, und ihre Façade hat nicht jene edle Einfachheit, da ſich beſonders die Galerie über dem Haupteingange zu breit macht; allein das Innere iſt fertig und übt ſeine Macht auf unſere Seele. Wir betreten mit Ehrfurcht dieſen Wald hoch und ſchlank aufſtrebender Säulenpfeiler der fünf Kirchenſchiffe, und eine geheimnißvolle Gewalt ergreift uns. Nicht blos unſere Seele wird emporgezogen, unſer

Körper ſogar ſcheint von ſeinem Gewicht zu verlieren und die Erhebung mitzufühlen, der unſere Seele hingegeben iſt.

Mit dieſer Macht über die Gemüther der Menſchen hat die wahre und edle Kunſt zu allen Zeiten ſich gern dem erhebenden Dienſte der Religion geweiht. Aber die Prieſter, eiferſüchtig auf die Künſtler, haben dieſe mit dem höhern Zauber zu überbieten geſucht, ſelber das Ueberſinnliche den Menſchen herabzubringen. Doch — wie oft fiel es nur als eine Herabſetzung des Unbegreiflichen aus! Auch hier, wie wir weiter nach dem Chor hinaufwandeln, finden wir auf einem aufgeputzten, mit Roſenkränzen behangenen Gerüſte die Himmelskönigin, der dieſer edle Bau gewidmet iſt, in Geſtalt einer drei Schuh hohen Puppe ausgeſtellt, in einem Kleidchen aus buntem Brocat mit ſteif gezogenen Fältchen. Dieſe frommen Niederländer erheben auch längſt nicht mehr den dumpfen Blick nach jenen hohen Gewölben, zu denen die Pfeilerſäulchen aufſtreben: ſie beugen das Knie — vor dir, du hohe Mutter, die du deinen Kindern dich als Puppe beſcherſt, da wo uns doch dieſe himmelfahrenden Steine deines Hauſes den Armſeligkeiten des Lebens entheben wollen. Ja, du Barmherzige, breite dein Brocatkleidchen über ſie aus und gönne ihnen Kinder zu bleiben. Ach! die Fältchen deines Gewandes ſind wunderthätig genug, ihre blöden Augen vor dem Glanzvollgöttlichen zu ſchirmen.

Die düſtere Andacht hat ein anderes auffallendes Werk an der Paulskirche, im Geſchmack der Dominicaner errichtet, denen dieſe Kirche gehört. Es iſt ein Calvarienberg, in einem Gärtchen an der ſonnigen Seite der Kirche aus ſchwärzlichem, poröſem Stein bis an die hohen Fenſter emporgeführt. Große Muſcheln ſind hier und dort als Schmuck eingeſetzt. In den kleinen Abtheilungen des Gartens und in erhöhten Felsgrotten erblickt man lebensgroße Steinbilder, meiſt Büßender von alt- und neuteſtamentlicher Bekanntſchaft, zum Beiſpiel den König David und den weinenden Apoſtel Petrus, der ſeinen ſogenannten Nachfolgern in Rom zwar etwas von ſeiner Verleugnung des Herrn, aber nichts von ſeinen reumüthigen Thränen vererbt hat, ſo oft der Papſt auch diplomatiſch „weint".

Das Groteske, in welcher Religion es auch dem Volksglauben dienen mag, übt eine eigenthümliche Macht auf den ungebildeten Menſchen aus und prägt dem Angeſicht des Gläubigen einen beſondern Zug ein. Ich erkannte dieſe Signatur an meinem Führer, als er mich durch die dunkle Thür der Kirchenvorhalle in den Calvarienberggarten einführte. Seine Miene ward immer geſpannter, je mehr Namen der hier verſammelten Steingeſtalten er mir nannte; bis er mich endlich bebend in eine düſtere Grotte brachte und in eine Seitenſpalte ſchob. „Bücken Sie ſich", flüſterte er mir in ſeinem niederländiſchen Franzöſiſch zu, „hier liegt der heilige Leichnam unſers Erlöſers!" Der ins Grab Blickende mußte wol niederknien, wenn er ſich nicht die Stirne zerſtoßen wollte. Es lag eine ſtille Ueberredungskraft in dieſer Einrichtung.

Ich wendete mich edlern Geſtalten zu, indem ich nach dem Hochamte der Meſſe noch einmal zur Notre-Dame-Kirche zurückkehrte, um in der Stille das anerkannt höchſte Kunſtwerk von Rubens — die Abnahme vom Kreuz — noch einmal zu betrachten.

Ich muß bekennen, das erſtaunliche Bild hatte doch beim erſten Anblick nicht den überwältigenden Eindruck auf mich gemacht wie früher die Sixtiniſche Madonna Rafael's in Dresden. Wie? hätte denn himmliſche Ruhe mehr Uebermacht über unſer Herz als irdiſche Thätigkeit? Wäre eine geheimnißvolle Erſcheinung begreiflicher als ein ſo faßlicher Vorgang? Oder wäre Rafael's Pinſel in der Offenbarung des Unendlichen noch wunderbarer geweſen als Rubens in Anſchaulichkeit endlicher Leiden?

Seltſamerweiſe erinnerte mich doch ein Bild an das andere. Am Ende war es blos eine entfernte Aehnlichkeit im Grundriß beider Gemälde. Es iſt die paarweiſe Vertheilung der Geſtalten von unten nach oben. Am Fuße des Kreuzes die beiden Frauen gebückt und knieend, vertreten die beiden Engelsköpfe auf der Brüſtung des Rafael'ſchen Bildes, und die weinende Magdalena iſt dort nicht weniger ſchön als hier der Engel, der das Fäuſtchen ſo trotzig unters Kinn ſtemmt. Dann erheben ſich über beiden Frauengeſtalten Maria und Johannes, wie bei Rafael Sixtus und Barbara das mittlere Feld einnehmen. Aber wie ſtehen ſich hier wieder himmliſche Verzückung und menſchliches Leiden entgegen! Der edle Jünger, auf die linke Hüfte zurückgelehnt, empfängt mit leidvoller Anſtrengung den vom

Kreuze geſenkten Leichnam; während auf der andern Seite eine Mutterangſt um den entſeelten Körper die Geſtalt Maria's vorwärts beugt. — Statt der Jungfrau mit dem Kinde in ſeliger Verklärung bei Rafael erſcheinen in der Höhe des Rubens'ſchen Bildes zwei heftig angeſtrengte Geſtalten, — die beiden Apoſtel, die über die Arme des Kreuzes vorgebeugt, den Leichnam niederlaſſen. Es geht nichts über die Naturwahrheit und Verwegenheit der Zeichnung dieſer ſchwebenden Geſtalten. Rafael macht ſeine zwei oberſten Figuren zum Gipfelpunkt einer hohen Erſcheinung; Rubens hat einen Mittelpunkt ſeiner zwei knienden, zwei ſtehenden, zwei ſchwebend-hangenden Perſonen an dem Leichnam, der in einem weißen Tuche ſchräg vom Kreuze herabgelaſſen wird. Gerade um den Entſeelten bewegt ſich das dargeſtellte Leben, — die angeſtrengte Arbeit der Männer, die tiefſten Schmerzen der Frauen. Leiden und Leiſten iſt ſo tiefſinnig vertheilt, wie die Geſtalten, denen beides zugemeſſen, bedeutſam angeordnet erſcheinen.

Aber ein echt deutſcher Sonntag — und die Niederländer ſind ja unſers Stammes — verlangt nach einem andächtigen Morgen auch einen vergnügten Nachmittag. Wir ſind keine puritaniſchen Engländer in der Sonntagsfeier! Die berühmten Baſſins, das Leben am Kai der Schelde hin, die Börſe u. ſ. w. hatte ich ſchon vormittags beſucht, und folgte nun gegen Abend den Antwerpenern, die ſo behaglich ausſehend, ſo wohlgekleidet ins Freie hinauswanderten. Man beſuchte den Harmoniegarten dicht unter der Laurentiusbrille der Citadelle.

Hier ſpielte Muſik, und die feinere Geſellſchaft fand ſich zu feinern Genüſſen ein als jene Bürger, die nach Berchem, ein Viertelſtündchen vor der Stadt, gingen und ſich vor den Eſtaminets zu ihrem trüben Bier ſetzten. Ein Rennen, Fahren, Reiten, wie etwa in Frankfurt an einem ſchönen Sommerſonntage, war es nicht. Dieſe behaglichen Geſtalten, dies wohlige Ausſehen, dieſe derben Mienen erinnerten zwar an Frankfurt; aber wie träg und gemeſſen ging alles zu! Man lachte nicht laut, man ſang nicht an den Tiſchchen unter den Bäumen, wie's der Hochdeutſche liebt. Und nun fielen auch die breiten flamändiſchen Worte dazwiſchen.

So war ich alſo doch weit von Hauſe und allein! Ich wandelte zwiſchen dieſen gelaſſenen Bürgern umher, ich folgte den Herren und Frauen, die ſich nicht zum Bier ſetzten, ſondern nach dem nahen Park ſpazierten, unruhig, erwartend, — als ſollte mir durchaus etwas Bekanntes begegnen. Da winkte mir über der Thür eines Eſtaminet die flamändiſche Ueberſchrift „In den Hert Herberg". Aha, dachte ich, nun weißt du, wo du einkehren kannſt: das Herz iſt die Herberge des Einſamen! — —

Für eine Stadt wie Antwerpen war es damals — ich weiß nicht ob heute noch — ein trauriger Park. In Form eines Rades angelegt, liefen die Gänge wie die Speichen eines Rades nach der Nabe des Mittelpunkts zuſammen. Das Buſchwerk war nicht blos vom Sommerwetter beſtäubt, ſondern auch ohne Pflege verwildert, die Sandwege vernachläſſigt, die wenigen Bänke verwittert.

Im Mittelpunkte des Gartens nahm ich Platz, um mir dieſe unluſtige kleine Welt eine Weile aus meiner „Herberge" zu betrachten, — aus der Herberge „in den Hert".

Als ich am andern Morgen erwachte, war der Tag voll angebrochen. Von den nachbarlichen Dächern ſahen die einfachen Telegraphen der Börſe noch müßig herüber. Auch der Grand Laboureur ſchlief noch ſammt dem Garçon, der mich hatte wecken ſollen. Ich weckte mir ihn nun ſelber, und kaum hatte ich den Schläfrigen ſo weit in die Kleider getrieben, daß er das Hausthor öffnen konnte, als auch ſchon der Eiſenbahnomnibus für den erſten Bahnzug anfuhr. Bezahlen konnte ich doch noch, aber nicht mehr frühſtücken. Ich vertröſtete mich auf die Reſtauration im Bahnhofe zu Mecheln.

XII.

Neue Federn und Mauſefedern.

Ein Monument.

Ich hätte mich wol einrichten können, noch zur Einweihung des Bonifaciusdenkmals nach Fulda zurückzukommen, zog es aber vor, bei den theuern Angehörigen in Mainz zu verweilen. Denn hier, wo mir die feſtlichen Tage der Gutenbergsfeier wieder lebhaft in Erinnerung kamen, — was konnte ich mir auf dem kalten Pflaſter meiner Geburtsſtadt und von einem klerikalen Feſtprogramm verſprechen?

So fand ich mich denn auch bei meiner Heimkunft aus dem Munde der Freunde in meiner Vorausſetzung beſtätigt. Statt einer weltlichen Feier um ein weltliches Denkmal war eine kirchliche Andacht unter freiem Himmel zu Stande gekommen. Der biſchöfliche Weiheprieſter, nachdem er mit dem Weihwedel das eherne Standbild umkreiſt, hatte eine lange Predigt gehalten, und in das Toſen der zuſammengeſtrömten Volksmenge, die ihm nicht ſtill und andächtig genug zuhören wollte, tüchtig hineingeſcholten. Als endlich die Hülle des Standbildes nieverſank, war alles verſtummt. Der Moment hatte in keiner Bruſt gezündet. — — Welch ein Jubel hatte den Gutenberg begrüßt, als er aus ſeiner Umhüllung hervortrat! Tauſend und tauſend Menſchenſtimmen erſtickten faſt den Kanonendonner; Hüte, Tücher, Sonnenſchirme ſchwangen in der Luft und der Sturm des Jubels wollte kein Ende nehmen.

Die übrigen Zuthaten des fuldaer Feſtes waren ſehr einfach ausgefallen. Zu größern Kunſtproductionen und Schauſpielen fehlte es an Mitteln und Kräften. Einige einheimiſche Gedichte, gereimte und ungereimte, erzählten das Leben und die Verdienſte des Heiligen, die für den Tag ſchon in der Predigt erſchöpft waren, für die jährliche Bonifacius-Octav aber unerſchöpflich bleiben. Zu einer großen, freien Anſchauung der Zeit und deſſen, was ihr noth thut, hatte ſich keine Feder erhoben. Was ich ſelbſt dazu in meiner gedruckten Feſtrede verſucht hatte, war durch einen Fehler der Verſendung aus Leipzig zu ſpät gekommen.

Ob es ein Wahrzeichen der Zukunft geweſen, daß der weihende Biſchof unter der Feier ſeinen Hirtenring, den er über dem Handſchuhfinger trug, verloren hatte, — wer möchte das fragen?

Nun mußte ich aber bei meinem erſten und den wiederholten Beſuchen des glänzenden Monuments meine andächtigſte Bewunderung nachbringen. In der That hat der vaterländiſch-heſſiſche Künſtler Werner Henſchel ein Kunſtwerk geliefert, das mit den letzten Productionen des berühmten Thorwaldſen wetteifern kann. Ja, viele werden es bedeutender und impoſanter finden als die

Bildſäulen Gutenberg's und Schiller's. Vielleicht war unſer Künſtler durch ſeinen Gegenſtand begünſtigter. Der Erfinder Gutenberg wie der Dichter Schiller haben ein in ſich verſunkenes, träumeriſches Ausſehen. Jener trägt ſeine erſtgedruckte Bibel gebunden und geſchloſſen mit der Linken ans Herz gedrückt, in halbgeſenkter Rechten die Typen haltend, mit denen er das Buch zu Stande gebracht. Beinkleid und Wams liegen an den wohlgeformten Gliedern faltenlos an, das Ueberkleid hangt faltig unter dem breiten Kragen am Rücken herab, das runde Mützchen mit der Quaſte bedeckt ein kurz gehaltenes lockiges Haar, und der Bart des edeln ruhigen Angeſichts liegt zweitheilig und wohlgekämmt auf der Bruſt.

Auch unſer Henſchel'ſcher Bonifacius führt die Bibel mit ſich, aber aufgeſchlagen und an das Herzblatt angelehnt. Das Buch ſpricht durch das laut hervortretende Wort. Die Rechte hält ein Kreuz, aber emporgehoben, zur Bekehrung der Ungläubigen vorgeſtreckt. Bonifacius tritt alſo mehr handelnd hervor, während Gutenberg denkend daſteht. Dieſe Stellung, dieſe mächtige Geberde hat beim erſten Anblick etwas Lebendiges, Ergreifendes, das jedoch bei fortgeſetzter Beſchauung weder beunruhigt noch erſtarrt; indem die hier fixirte Handlung des Predigens, des Verkündigens, als an ſich etwas Andauerndes, unvermerkt wieder über das eherne Bild ein hinreichendes Maß jener Ruhe verbreitet, die einem plaſtiſchen Werke unentbehrlich iſt. An der Hand, die das Kreuz emporſtreckt, iſt der Zeigefinger ſinnreich gen Himmel deutend. Dies Kreuz iſt aus Tannenſtäbchen zuſammengefügt; man ſieht noch die Stummel der abgeknickten Aeſtchen. Der wandernde Prediger hat das Zeichen ſeiner Lehre im nächſten Wald oder vor den Hütten der Heiden aufgenommen, die er bekehren will: wie können ſie noch der Verkündigung widerſtehen, zu deren Symbol ſich ihre eigenen Wälder ſchon bekannt haben? Erſt hat das Evangelium den Wald erobert und bringt nun von dort die einfache Waffe zur Beſiegung der Herzen mit. Bart und Haare des Heiligen verrathen durch ihre Fülle die Stärke des Naturells, das ſich nur in ſo gefahrvollem Bekehrungseifer befriedigen konnte. Etwas Struppiges, Verworrenes in dieſen Locken ziemt der Unachtſamkeit des Apoſtels auf körperliche Pflege; ja es liegt ein Abbild der Wildniß darin, durch welche der wandernde Prediger ſeinem frommen Ungeſtüm gefolgt iſt, und in welcher er ſeine dicken Bindſohlen abläuft. Das Antlitz ſelbſt von edler Form zeigt in den eingeſunkenen Wangen des beſten Alters einen Geiſt, der mit der Glut für ſeine heilige Sendung den Körper abzehrt, — für Angelegenheiten, zu deren Betrieb er auch Klöſter ſtiftete, in denen ſpäter vollere Wangen gediehen als er ſelber hat. Der halbgeöffnete Mund ſtrömt eben die Verkündigung aus, deren Symbol ſo hoch emporflammt. Die Stirn hat nicht das Gepräge eines umfaſſenden Denkers, ſondern jenes ſchwärmeriſchen Eigenſinns, der auf das Gegebene hält und das Gegebene durchſetzt. Dieſer kraftvolle Arm konnte die Götzeneiche bei Geismar fällen; der anmuthig zurückfallende Aermel enthüllt die zu ſo raſchem Zugreifen geſtählten Muskeln. Es iſt der Aermel eines Gewandes, das in weichen Falten auf die Füße herabfließt. Der Heilige ſteht ja eben predigend da; ſobald er weiter wandert, ſchürzt er es über den Gürtel herauf, der um die kraftvoll ſchlanke Geſtalt liegt. Und gewiß will er weiter ziehen; denn der grobtuchene Reiſemantel iſt nicht abgelegt, ſondern nur über die linke Achſel zurückgeſchlagen, unter welcher das aufgethane Buch ruht. Der Faltenwurf dieſes Mantels hat etwas Maleriſches: er gibt ein Bild für ſich; wie denn dies Monument darin ausgezeichnet iſt, daß es, von jeder Seite betrachtet, das Auge beſchäftigt und befriedigt. —

Viele vermiſſen an dem Bildniß die Bonifacius-Individualität. Freilich findet das Volk den bekannten Krummſtab, die altgewohnte Biſchofsmütze und das vom Frieſenſäbel geſpaltene Buch an Henſchel's Bonifacius nicht wieder. Man vergißt, daß es darum galt, nicht den infulirten Prieſter, nicht den Märtyrer, ſondern den reiſenden Apoſtel Deutſchlands darzuſtellen, der mit keiner Biſchofsmütze durch die Wälder rannte, um etwa den Hirſchgeweihen zu imponiren.

Aber wie? Bonifacius ſoll ja hier ebenſo wenig als Heiliggeſprochener daſtehen, als welcher er allerdings nach der Meinung der Geiſtlichen ſchon im Dom anzutreffen war, ſondern als Begründer einer weltlichen Cultur, als Stifter eines Staats. Warum trägt er als ſolcher kein Zeichen an ſich? Wofür die aufgeſchlagene Bibel, in der die alten Waldbewohner nicht leſen konnten, die auch überhaupt von Rom für Laien ſo ungern aufgeſchlagen wird? Hätte Winfried das Buch nicht lieber geſchloſſen unterm Arme und in der leeren

Hand darunter geſenkt — Axt und Spaten halten können? Denn ehe das Kreuz unduldſam ſich mit dem Schwerte verband, nahm es friedlich und cultivirend den Spaten mit unter die Ungläubigen.

So oder ähnlich hätte allerdings das Monument in beſonderer Weiſe auf den erſten Anbau des Bodens und auf die Begründung des Stiftes hingewieſen. Doch hat es der Künſtler vorgezogen, ſeinen Helden nur in der Wirkſamkeit als Apoſtel der Deutſchen darzuſtellen, der mit dem Kreuze den Boden und den Geiſt einer großen Nation zugleich angebaut hat. —

So möge denn dieſes edle Kunſtwerk ſtehen und glücklichere Tage, als die Gegenwart dem armen Lande gönnt, an ſich vorübergehen ſehen! Möge unter dieſem aufgehobenen Kreuze der Wohlſtand gedeihen und die Bildung nach allen Richtungen wachſen, — in die Tiefe der Herzen, in die Breite der Sitte, in die Höhe der Einſicht!

Dankbar für die uralte Wohlthat des Glaubens, verſchließen wir uns dem Bedürfniß der Gegenwart nicht, die nach einem höhern Bonifacius religiöſer Liebe und nationaler Einheit verlangt!

Vielleicht kommt er bald auf der langerſehnten Eiſenbahn als — Bonaventura!

Ueber Winter und Sommer.

Meiner Bonifaciusrede war bei meiner Rückkehr nur von einzelnen Stimmen gegen mich gedacht worden, und freilich war ich ſchon voraus darauf gefaßt geweſen, ſelbſt von ſeiten meiner proteſtantiſchen Freunde für meine darin ausgeſprochene kirchliche Anſicht keine unbedingte Zuſtimmung zu finden.

Von auswärts kam mir erſt Ende September, auf einem freundlichen grünen Blatte, Varnhagen's Aeußerung zu, indem er mit einigen rühmenden Worten die Rede als eine ſolche bezeichnete, „die des deutſchen Apoſtels Ehre zeitgemäß ausſpreche“.

Viel weiter her, freilich auch viel ſpäter — datirt nämlich vom 8. März 1844 — traf im Sommer dieſes Jahres aus Göllnitz in Oberungarn bei Kaſchau eine vom proteſtantiſchen Pfarrer Guſtav Steinacker mit einigen Zeilen begleitete Zuſchrift ſeiner Gattin Aurelia bei mir ein. In ſehr bewegten Ausdrücken ſchrieb ſie:

„Dein Kranz, du Mann der Wahrheit, hängt hoch genug, um aus fernen Landen ſeine Fruchtkeime auch in Ungarns Mitte zu ſtreuen; er grünt, er lebt! — — — Die Freudenthräne, die deine Feſtrede entlockt hat, rollt ungeſehen herab und befruchtet in innerſten Tiefen ein Samenkorn.“ — Und ſo weiter, was hier nicht mitzutheilen iſt.

Gegen den Winter hin erſchien nun auch meine Novelle „Regina“, und ebenwol von Varnhagen erhielt ich die erſte Nachricht über den Eindruck, den mein Büchlein auf ihn gemacht hatte. Ich durfte mir davon eine gute Aufnahme auch bei andern Leſern verſprechen. — „Seit langer Zeit“, ſchrieb er, „hat kein Buch mich ſo bewegt, gereizt und feſtgehalten wie dieſes. Ich hätte immer ſo weiter leſen mögen, durch die von Ihnen geſchilderte Welt wandern, zahlreiche Bände hindurch; mir war wohl zu Muthe, während ich las, der Lebenskreis, in den Sie mich geführt, hatte mich ganz aufgenommen.“ — — —

Ich übergehe das Einzelne ſeiner beifälligen Muſterung der Novelle, und bemerke nur, daß Varnhagen, der ſo vieles von da und dort aus dem wirklichen Leben der Zeit wußte, auch von dem Ereigniß eine Vermuthung hatte, aus welchem die Erzählung erwachſen war: er „fühlte lebendigen Boden, ſah durch die Dichtung den thatſächlichen Grund“. — —

Dagegen ſtand ein anderer Freund mit ſeiner Auffaſſung auf der Vorausſetzung, in der Novelle ein Gemälde „der ſocialen Bildung von heute“ zu finden, für deren „perfide und nervöſe Schwächlichkeit“ mein ehrlicher Pinſel nicht gemacht ſei.

Es lag aber nie in meiner Abſicht, Zeitgemälde auszuführen. Mir galt es bei meinen Verſuchen nur darum, menſchliche Lagen und Seelenzuſtände, Widerſprüche des Herzens und des Lebens um ihrer ſelbſt willen darzuſtellen, wobei ich den Zeitfarben und Culturzuſtänden nur als den Mitteln dazu gerecht zu werden ſuchte.

Bei ſo verſchiedenen Vorausſetzungen, Anforderungen, eigenen Beſtrebungen und Voreingenommenheiten unſerer Kritiker iſt es freilich nicht zu verwundern, daß ihre Auffaſſungen und Urtheile gegen bedeutende wie gegen leichtere Productionen ſo auffallend auseinander gehen, wie ich ſelbſt es zwiſchen Varnhagen und Julian Schmidt, Gottſchall und Hillebrand erlebt habe.

Wie mancher Kritiker nimmt auch ſeine Stellung viel zu hoch, wenn er, eigenen productiven Talents und poetiſchen Sinnes bar, mit der Selbſtzufriedenheit des Scharfſinns ein Werk an eine Regel, eine Vorausſetzung oder an ſeine Laune heranzieht, ſtatt ihm mit eingehender Liebe entgegenzukommen.

Einem oder dem andern geht es vielleicht auch, wie ſchon im April 1816 Goethe an Zelter ſchreibt: „Ich habe Zeit meines Lebens Gelegenheit genug gehabt mich zu verwundern, daß vollkommen gebildete Perſonen äſthetiſche oder höhere ſittliche Zwecke durchaus nicht anzuerkennen wiſſen.“ — — Goethe tröſtet ſich damit, daß die verſchiedenſten Leſer ſich bei den Productionen etwas dazu-, heraus- oder hineindächten.

Im Gebiete des Romans ſchadet aber auch ſchon die zu ſtarke Concurrenz, die um des guten Abſatzes willen die Lieferanten zu den erſinnlichſten Verſuchen auf Neues und Unerhörtes verführt. So kommt es, daß zumal die ſogenannten culturgeſchichtlichen Romane, indem ſie auf das lebhaft erwachte Intereſſe unſers Volks für das Geſchichtliche mit Vortheil ſpeculiren, den Geſchmack und die Einſicht der Leſer für wahre Geſchichte und für den echten Roman zugleich auf falſche Wege bringen und verwirren.

Leider ſind aber auch manche Werke einer höhern Auffaſſung dieſer Art, die das äſthetiſche Maß und die poetiſche Erhebung des Gemüths außer Acht und Abſicht laſſen und ſich einem fremden Zweck unterordnen, ſo ausgefallen, daß man ſich nur in kalter Bewunderung der Kenntniſſe und Kräfte, womit ſie ausgeführt worden, mit ihnen abfinden kann.

Eine briefliche Klage Varnhagen's aus jener Zeit lautet: „In der deutſchen Literatur ſieht es verworren und etwas kümmerlich aus. In unſern jungen Deutſchländern iſt zu viel perſönlicher Zweck und dabei Wandelbarkeit und Unzuverläſſigkeit. Hier in Berlin haben die Umſtände alles zuſammengebracht, um eine große Fälſchungsanſtalt zu begründen. Mit der Philoſophie hat es begonnen; ſeit ſie ſich mit Frömmelei und Hofgunſt eingelaſſen, weicht alles Intereſſe von ihr. Das Abgeſtorbene, Wirkungsloſe ſteht in Kunſt, Literatur, Kritik überall voran. Der König wird um ſeinen guten Willen und ſeine glänzenden Hoffnungen arg betrogen ſein. Friſche und mächtige Geiſter müſſen anderweitig entſtehen und in der Nation durchbrechen, ſonſt iſt kein Heil."

Je näher wir dem Winter kamen, deſto mehr empfand ich körperlich und geiſtig die gute Nachwirkung des Seebades. Ich fühlte mich gerüſteter gegen die Einflüſſe des in Fulda ſchon rauhern Luftkreiſes und für Theilnahme und Beſtrebungen erfriſcht, die mir vorher abzuwelken gedroht hatten. Dies nahm gegen die Chriſttage noch immer zu, und ich ließ es mir als die beſte Chriſtbeſcherung gefallen.

So ging ich nun auch gern auf ein Vorhaben ein, das zur Erheiterung des Winters im engern Kreiſe angeregt wurde, nämlich aus Familien verwandten Intereſſes und Geſchmacks eine größere Geſellſchaft von etwa vierzig Köpfen für äſthetiſche Abende zu bilden. Es ſollten kleinere Sachen — Novellen oder Bruchſtücke claſſiſcher Poeſie, mit Einſchluß ausgewählter Gedichte, von Männern und Frauen vorgeleſen, dramatiſche Scenen declamatoriſch dargeſtellt, und dazwiſchen mit Muſik — ein- und mehrſtimmigem Geſang oder Vorträgen auf dem Piano und einzelnen Inſtrumenten abgewechſelt werden. Indem die Geſellſchaft aber auf mehrere Abendſtunden auch körperliche Bedürfniſſe mitbrachte, ſo wurden, wenn auch keine eigentlichen Genüſſe, doch Erfriſchungen mit auf das Programm genommen. Mit Thee und Backwerk ſollte die Aeſthetik eingeleitet und etwas kalte Küche mit ein paar Gläſern Wein zum Finale der Muſik gereicht werden.

Die Beſorgung des muſikaliſchen Theils übernahm

Heinrich Henkel, jetzt Muſikdirector in Frankfurt, ſchon damals ein vorzüglicher Pianiſt; die poetiſchen Stücke, Auswahl und Einübung fielen mir zu. Für den ökonomiſchen Theil trat ein junger, gewandter Offizier der Garniſon ein, der die Bewirthung in dem bequem gelegenen Gaſthofe, in welchem für die Abende ein Salon mit zwei Zimmern gemiethet wurde, ſowie die Berechnung und Vertheilung der Koſten beſorgte.

Die Auswahl der einzuladenden Familien geſchah mit ängſtlicher Umſicht, was aber unter den eigenthümlichen Umſtänden nicht hinderte, daß die Nichteingeladenen ſich für ausgeſchloſſen anſahen und ihre Empfindlichkeit in Spottnamen auf die Geſellſchaft ausließen. Deſſenungeachtet hielt ſich der Kreis unbekümmert und vergnügt den erſten, doch auch nur noch einen zweiten Winter.

An zweien ſolchen Abenden las ich meine zwei Novellen: „Die Freitagſtündchen“, auf Anregung des Marquis Cubières geſchrieben, und „Liebe auf der Eiſenbahn“ — ein Gedanke, den ich auf der Fahrt nach Köln gefaßt hatte, — ein Scherz, der bald ein drolliges Erlebniß für uns nach ſich zog.

Zwiſchen meiner ſchriftſtelleriſchen Feder, bei der ich eben wieder ankomme, und meiner Dienſtfeder hatte jetzt der alte, mir liebe Wechſelverkehr, worin ſie urſprünglich einander förderlich geweſen, faſt gänzlich aufgehört. Die Amtsfeder, nun als Lehn an einen Referendar übergegangen, ließ der andern einen größern Spielraum. Mein eigentlicher Beruf kam ſozuſagen in dem dienſtlich ihm ungeeigneten Klima mehr und mehr in die Mauſer.

So konnte ich gegen das Frühjahr hin dem kleinen Roman „Veronika“ mit aller Sammlung nachhangen.

Wenn bei der frühern „Regina“ die poetiſche Faſſung und Behandlung einer wirklichen Begebenheit, die der Hauptperſon verwandte Frage über die Stellung der Juden, in ſich aufgenommen hatte, ſo übte dagegen bei „Veronika“ die Frage der gemiſchten Ehen, die mir im katholiſchen Fulda ſo nahe lag, einigen Einfluß auf die Erfindung und Führung der Fabel aus. Und wie von all meinen erzählenden Darſtellungen „Regina“ am meiſten aus der innerſten Stimmung des Autors geſchrieben wurde, ſo hat „Veronika“ ſich am wenigſten von Abſpiegelung der Landſchaften und der Stimmung der Zeit, worin ſie entſtanden, freigehalten. — —

Frühjahr und Sommer des Jahres 1843 machten ſich durch vorherrſchende Näſſe ſehr unfreundlich, ſodaß wir erſt nach Mitte Auguſt zu einem Ausflug aus Fulda kamen.

Wir nahmen für dieſen Ausflug eine Richtung, in der uns die überſtandene Witterung noch zugute kam. Seit dem Frühjahr gingen nämlich Dampfſchiffe auf dem Main und fanden ſich gerade durch jene dauernden Regengüſſe auf dem ungeregelten und leicht verſandeten Strom mit hohem Fahrwaſſer begünſtigt.

Für Luſtreiſende war nun auch ein neuer Zug gewonnen. Wer kannte damals die Mainufer im Zuſammenhange des Stroms, außer den Flößern und Schiffern, die bisher die weitſchweifigen Windungen des Fluſſes befahren hatten, wenn ſie Fichtenſtämme, Breter, Brennholz und Bauſteine, Schiefer und Gips, Getreide, „Wingertspfähle“ und Weinfäſſer aus dem geſegneten Franken zu Thal brachten?

Dieſe Fahrt nun wollten wir denn auch einmal verſuchen, und der Abwechſelung halber zu Waſſer, ſtatt wie bisher zu Lande, nach unſerm lieben Hanau gelangen.

Seitdem ſind nun jene Dampfſchiffe bereits den Locomotiven der jüngern fränkiſchen Eiſenbahn gewichen, und die reizenden Mainfahrten haben aufgehört. Ein flüchtiges Reiſebild hat daher ſchon eine hiſtoriſche Bedeutung, wenn wir es hier geben.

Mainfahrt.

Am heiterſten Auguſtſonnabend fuhren wir mit der würzburger Diligence aus. Es blieb eben noch ſo lange Tag, daß wir eine halbe Stunde die ſchönen Rhönberge im Abendglanze vor uns hatten; dann ſtieg über ihre dämmernden Kuppen in Südoſt Jupiter als funkelnder Abendſtern auf. Stürmiſche Winde kamen ſtoßweiſe aus den höhern Rhönthälern, und ſüdweſtlich zuckte vor uns ein Wetter über den Horizont herauf. Als wir aber in das Bergſtädtchen Brückenau einfuhren, ſtand über uns eine ruhige, herrliche Sternennacht. —

Vom Städtchen nach dem Bade hat man dreiviertel Stündchen zu gehen, aber die ſchönen Waldberge kommen dem Wanderer halben Wegs entgegen und nehmen ihn in ihre ſchattigen Gänge auf. Es iſt ein enges Wieſenthal; die Sinn treibt rechts einige Mühlen und wendet ſich dann nach dem linken Bergzug herüber, um mit den Badegäſten zu plaudern, die ihr da entgegenwandeln oder auf einſamen Sitzen eine ſolche trauliche

Unterhaltung lieben. Prächtige Eichen und Buchen bekleiden dieſe hohen Berge, die ſich nach dem Bade hin zuſammendrängen, und den alten ſoliden Stoff ihres Wachsthums zum neueſten Schnitt von Badeanlagen hergegeben haben. Drei ſchön gefaßte Quellen von je ſtärkerm Stahlgehalt liegen in der Breite des engen Thals und führen nach den Badebaulichkeiten. Hier begegnet und durchkreuzt ſich, was die alten fuldaer Fürſtbiſchöfe, als vormalige Beſitzer von Brückenau und Hammelburg, an kleinen Häuſern, kurzer Arcade und ſteifen Hecken hinterlaſſen haben. Der letzte derſelben, von dem ich noch als Knabe den Backenſtreich der Firmelung empfangen habe, erhielt gerade hier im Bade die erſte Nachricht von der Säculariſation ſeines geiſtlichen Fürſtenthums. —

An jene fuldaer Miniaturwerke ſchließt ſich an, was König Ludwig im großen Stil dazu gebaut und angelegt hat. Der Curſaal iſt wahrhaft großartig zu nennen. Eine breite prächtige Treppe führt zu der hohen Arcade, die den Bau von vier Seiten umgibt, und eine zwar enge, aber maleriſche Ausſicht in das abwärts ſich erweiternde Sinnthal, auf die waldigen Bergterraſſen und nach dem Dorfe Wernarz gewährt.

Nicht weit von dieſem Kunſtbau ſteht der Patriarch dieſer enkelreichen Eichwälder, — die ſogenannte alte Eiche. Dieſer Alte vom Berge, der ſich am ſüdlichen Abhange ſonnt, mag wol aus der Zeit ſtammen, da der fuldaiſche Abt Hermann II. ſo gern münzte und ſo unordentlich haushielt, ſein Nachfolger Reinhard aber mit henneberger Hülfe ſich damals noch den heſſiſchen Landgrafen vom Halſe ſchaffte. Ja vielleicht ſtand ſchon das Bäumchen, als mit dem Südwinde von Konſtanz herüber die weltſchweren Worte flüſterten, die der Ritter Chlum an Huß richtete: „Sei getroſt, rechtſchaffener Lehrer, denn Wahrheit iſt mehr werth als das Leben!“ — Dieſer einſame Zeuge von vielleicht vier Jahrhunderten ſteht mit halbem Leibe in aufgeſchütteter Erde, ſodaß er dicht über den Häuptern der Beſucher ſeine ſtarken Aſtſöhne und volljährigen Enkelzweige, mit Eiſenſtäben an ſeinem Halſe befeſtigt, auf ſechzehn bis zwanzig Schritte umher ausbreitet.

Es war ein warmer Sonntag, den wir hier unter den letzten Badegäſten zubrachten. Bei ſolchem Wetter iſt Brückenau reizend und ein rechtes Bad, — in hoher Gebirgslage, aber tiefem Flußthälchen einſam gelegen, nur aus Bauten und Anlagen beſtehend, die zu ſeiner Beſtimmung dienen, herrliches Waſſer, erquickende Luft, dichter Wald mit träumeriſchen Gängen und Sitzen, gute Badeeinrichtungen, treffliche Küche, kein Spiel, ſchöne Verſammlungsplätze und — heitere Erinnerungen aus der Zeit, da König Ludwig hier gern den Badegaſt und Unternehmer von Gebirgspartien machte.

Wir wandelten gegen Abend nach dem Städtchen zurück. Landleute aus den Gebirgsdörfern lagerten im Schatten der beiden ſchwächern Quellen und tranken mit Seitenblicken auf die umherwandelnden Badegäſte, unter Lachen und Scherzen, auf ihre Weiſe den Brunnen, zu ihrem Sonntagskuchen. — Näher an der Stadt begegneten wir einigen ehrſamen Bürgern im Sonntagsrock und modiſcher Mütze. Sie führten die liebe Kuh an der Kette. Der ländliche Bürger iſt nicht ohne Sinn für vornehmes Leben und regierende Beiſpiele. Die Kuh iſt ihm zur linken Hand getraut; ſie iſt die Freundin des Hauſes, um die ſich auch die Frau bemüht. Sonntags gegen Abend wandelt er mit ihr hinaus an den Bach mit Butterblumen, indeß die ruhige Gemahlin auf der ſteinernen Haustreppe, im Geſpräch mit der Nachbarin, das rückkehrende Paar erwartet.

Mit uns im Poſtwagen nach Kiſſingen fuhr abends ein artiger, geſprächiger junger Mann, der ſchon von Fulda mitgekommen und uns am Bade wieder begegnet war. Ich hatte, um den Ausblick ins Gebirge zu haben, bei ſo hübſchem Wetter das gegen Regen wenig geſchützte Cabriolet genommen und hörte den jungen Reiſenden im innern Wagen die Geſellſchaft aufs lebhafteſte unterhalten. Man verläßt bald das anmuthige Sinnthal und die Richtung nach dem Hochpunkte der Rhön, nach dem Kreuzberge, wohin eben fränkiſche Pilgerfahrten gingen. Die Straße windet ſich ziemlich ſteil am ſüdlichen Abhange des Gebirges hin. Es iſt derſelbe Charakter, den die nördliche Abdachung gen Fulda hat. Hafer und Kartoffeln wachſen noch bergauf; hier und dort hangen von den runden Bergkuppen friſchgrüne Matten nieder; der wilde Thymian hat ſich hier in zahlreichen Familiengruppen angeſiedelt. Ueber dem Weiler Schildeck neigt ſich die letzte Burgruine der Gegend zum Einſturze. —

Endlich erreicht man den Höhepunkt des Weges, — das hochgelegene Dorf Platz, wo die Pferde gewechſelt werden. Hier ſieht man den umliegenden Bergen auf die wildbewachſenen Scheitel und überblickt die Windungen der Bergthäler. Auf halbem Wege gelegen, bietet Platz auch zur Sommerzeit ein vertrautes Stelldichein für vertraute Paare, die ſich aus Kiſſingen und Brückenau zuſammenfinden, um einander zu erzählen, wie Salz und Stahl anſchlagen.

Von hier geht es ſanft abwärts; die runden, drallen Berge zerfließen nach und nach zu Ackerfeld, doch laufen da und dort noch Tannen- und Birkenwäldchen zwiſchen den Pflug und die Hacke. Der Poſtillon jagt was er kann, denn vor uns bereitet ſich eine drohende Verſchwörung. Es blitzt abwechſelnd in Südweſt und in Südoſt; zwei Wetter blinzen einander zu und haben es auf uns abgeſehen. Es fragt ſich nur, ob ſie raſcher aufſteigen, als wir hinabgelangen. Aber ſchon fängt es an zu tröpfeln, und bald murrt auch von weitem der Donner. Die Nacht bricht herein, die Wälder brauſen, der Staub wirbelt; heftig und heftiger donnert es und die Wolken ſchütten endlich herab. Wir zwei armen Paſſagiere im Cabriolet! Wir bemächtigen uns der aufgerollten Lederdecke, die aus den Riemchen losgeſchnallt ſich in ihrem eingeſchrumpften Alter nirgends zureichend erweiſt und wie ein Schild gegen die Pfeile des Regens mit Geſchicklichkeit gedreht und gewendet werden muß. Das Wetter raſt, der Wagen ſtockt, denn nur während des Blitzens findet der Poſtillon den Weg. Zum Glück hört es faſt nicht auf zu blitzen. Die Pferde wiſſen nicht wo aus noch ein. In der Zwiſchenfinſterniß ſehen wir ſchon die vielen Lichter in Kiſſingen flimmern. Aber in dieſen Troſt hinein erſchreckt uns der Zuruf des jungen Mannes aus dem Wagen. Es war ein Glück, daß der Poſtillon hielt, denn um einen Ruck hätte der Wagen umgeworfen und wir hätten in der Saale gelegen.

Hatte ſich ſo der junge Mann durch ſeine Aufmerkſamkeit und Kenntniß des Weges um die ganze Reiſegeſellſchaft verdient gemacht, ſo verpflichtete er uns beide beſonders noch durch eine Wohnung, die er uns im nächſten Gaſthofe beſorgte, während wir im beſetzten Poſthauſe vom strömenden Regen in Ungewißheit einer bequemen Unterkunft zurückgehalten wurden. Wir freuten uns, als er noch ſpät auf unſer Zimmer kam, wo wir uns behaglich gemacht hatten; leider mußten wir ihn aber zum Dank für ſoviel Gefälligkeit um den ſüßeſten Traum bringen, mit dem er ſich ſeit Monaten getragen hatte. Ehe wir uns deſſen verſahen, war er nämlich mit ſeinem Geſpräch auf einem Thema, das freilich für einen jungen fahrenden Mann, der ſeine Zukunft ſucht, das intereſſanteſte iſt, — wie nämlich doch mancher Menſch ein unerwartetes Glück finde! „Ich wollte es Ihnen ſchon im Wagen bemerken, Madame“, ſagte er, „wir wurden aber von dem mitreiſenden Juden unterbrochen. Ich habe wol ſchon oft junge Frauenzimmer davon unterhalten, und alle haben ſich erſtaunlich darüber gefreut. Ich meine, was einem artigen jungen Manne auf der Eiſenbahn begegnet iſt. Oder haben Sie es vielleicht ſelbſt geleſen — in der «Europa»? Wie ein junger Mann auf der Bahn von Aachen nach

Köln ein reiches, gebildetes Mädchen kennen lernt und ſich auch raſch mit ihr verlobt. Die Erzählung heißt: «Liebe auf der Eiſenbahn.»

Ich hätte etwas darum gegeben, wenn meine Frau nicht in Lachen ausgebrochen wäre. So aber mußte ich dem darüber verblüfften jungen Manne auf die Frage: „Sie kennen es wol?" mit lächelndem Ja antworten.

„Sie kennen gewiß jenen jungen Herrn Franz Auer, dem die Geſchichte paſſirt iſt?"

„Nein, lieber Herr, die Geſchichte kenne ich, wie ein Vater ſein Kind."

„Was?" rief er betroffen aus, „Ihre eigene Tochter wär's geweſen?"

„Nein, die Erzählung iſt von mir."

„Die Erzählung? Wie meinen Sie das?"

„Je nun", verſetzte ich, „dieſe kleine Novelle ſtammt aus meiner Feder, und ich habe ſie in der «Europa» abdrucken laſſen." —

Ich erwartete nun in meiner Schriftſtellereitelkeit, der junge Mann werde meinen Namen begrüßen. Er hatte ſich aber um den Verfaſſer der Erzählung gar nicht bekümmert, und ſein Geſicht zog ſich in ein frohes Lächeln, nur um auszurufen:

„Ach dann können Sie mir doch ſagen, wo der junge Herr Franz Auer wohnt, der das reiche Mädchen —?"

„Der wohnt gar nicht", verſetzte ich.

„Er wohnt nicht? Wie meinen Sie das?"

„Ei nun, die ganze Geſchichte iſt ja erdichtet. Ich habe ſie mir auf der Fahrt von Aachen ausgedacht und dann zu Hauſe niedergeſchrieben.“

Der junge Mann verſtummte; er war wie aus den Wolken gefallen, kam nicht mehr recht zu ſich und wünſchte bald und kleinlaut genug Gut' Nacht.

„Grauſamer Mann!“ rief meine Frau lachend. „Um was haſt du nicht den guten Menſchen gebracht! Schlägſt ihm das reiche Mädchen todt und raubſt ihm den Glauben an die Wahrheit deſſen, was doch gedruckt iſt.“

In der That ſchien es dem guten Menſchen eine ſchmerzliche Lection über Dichtung und Wahrheit geweſen zu ſein; denn des andern Morgens am Brunnen grüßte er uns von weitem mit einer Miene, als ob er mir nicht über den Weg traue. Und hatte ich ihn denn nicht um den ſüßeſten Traum gebracht, mit welchem ein Kaufmannsreiſender ſich die böſen Wege und ſauern Gänge kürzt? Um den Traum nämlich, plötzlich einem ſchönen Mädchen mit vielem Gelde zu begegnen und dieſen Doppelſchatz zu heben?

Wir hielten uns ein paar Tage in Kiſſingen auf, waren aber für Varnhagen von Enſe und für den berühmten Bulwer zu ſpät gekommen. Der König von Baiern war noch ſo glücklich geweſen, die Handſchrift des engliſchen Novelliſten zu erhalten, — wahrſcheinlich zu den deutſchen Autographen, die er ſchon beſitzt. Dann fuhren wir mit der regelmäßigen Poſt nach Würzburg, wo wir im Gaſthofe Zum Schwan einkehrten. Dieſer liegt, wie es dem Schwan zukommt, dicht am Mainufer. Der Fluß rauſcht unter den Fenſtern über ein

Wehr, und gegenüber liegt in der Morgenſonne die Feſtung und die noch höhere Bergkirche mit dem Kapuzinerhospiz. Jener Kaſernenbau der Feſte war einſt die Reſidenz der Fürſtbiſchöfe; von dort herab ſegneten ſie mit der flachen — oder drohten mit der geballten Hand, und zu beiden hohen Handlungen wuchs im Rücken des Berges der feurige Trunk des Leiſtenweins. Die übermüthigen Herren ſind freilich nicht bei ihrem Leiſten geblieben. Aber auch auf ſeiten der Stadt gedeiht ein nicht weniger edles Gewächs: dort unten an der Mainkrümme, im vollen Antlitz der Mittagſonne, wächſt am kahlen Steinberge der heiße Steinwein. So gor denn hüben und drüben des Stroms eine brauſende Rebe, und die ältere Geſchichte Würzburgs erzählt von Räuſchchen der Prälaten und der Bürger, in denen es blutige Händel ſetzte. Wenn es der Biſchof zu ſtark mit Rom hielt, ſtand die Bürgerſchaft zum Kaiſer, und die Inful mußte wol einmal reißaus nehmen. Ein Beweis, daß uns Deutſchen der Deutſchkatholicismus von jeher im Blute geſteckt hat. — —

Ich übergehe die ſehenswerthen Sammlungen und die nicht unintereſſanten Kirchen mit Einſchluß des neuen Münſters, wo der Frankenapoſtel Kilian und der Minneſänger Walther von der Vogelweide begraben liegen. Des letztern Vermächtniß zu reichlicher Fütterung der Vögel auf ſeinem Grabſteine wurde bekanntlich von den Collegiatherren, ſelbſt loſen Vögeln, in eine Spende von Weißbrot für ſie ſelbſt verwandelt.

Aelter und ehrwürdiger, ja in ſeiner Größe ſelbſt die Bedeutung Würzburgs überragend, iſt das Vermächtniß eines Hohenprieſters, — des Biſchofs Echter von Mespelbrunn. Ich meine das Juliushospital. Das Vermögen dieſer Anſtalt an Renten, Gebäuden, Domänen, Waldungen, Feldern und Wieſen, Huten und Weinbergen beträgt ſechs Millionen. Eine Stiftung für Wohlthat und Wiſſenſchaft im größten chriſtlichen Stil. Keine Confeſſion, kein Land und Stand iſt von der Aufnahme und Pflege ausgeſchloſſen. Die Anſtalt hat ihre eigenen Aerzte, Pfarrer und Kirche, Mühle und Bäckerei, Anatomie und Entbindungshaus. Die Speiſeportionen, die hier jährlich an Kranke und Geſunde, zur Pflege und als Almoſen, vertheilt werden, belaufen ſich auf Hunderttauſende. Allein an Milch floſſen in einem Jahre 65000 Maß.

Als wir aus den Gärten und Hintergebäuden, während der Sonnenſchein einen Regenguß abſchüttelte, unter der langen Halle des vordern Hofes hinwandelten, dem wahnſinnigen Prieſter ausweichend, der im wunderlichſten Aufzuge ſich hinter einem Pfeiler um den andern vor uns verſteckte, ward eben in der Küche aus einem mächtigen Keſſel die Suppe für die Aufwärterinnen ausgeſchöpft, die nach eingenommenem Mahl die Kranken ſpeiſen ſollten. Mit dampfenden zinnernen Schüſſeln zog die Wallfahrt nach einem nahen Saale, wo die reinlichen Dirnen an langer Tafel beteten und aßen. Ich hätte mich zu ihnen ſetzen und mir einen Teller Suppe ausbitten können, — ſo appetitlich ſah alles aus. Eine tiefe Rührung ergriff mich unter dieſen langen Gebäuden, bei dieſer Bewegung der vielen Menſchen in Haus und Hof, die alle um der Leidenden willen da waren; ein frommer Schauer durchrieſelte mich des Andenkens an dich, Echter von Mespelbrunn! Dein Glaubenseifer wird unter deiner fortquillenden Barmherzigkeit längſt vergeſſen. Ja, wenn die Welt einſt alle Verhärtungen und Verrenkungen der römiſchen Dogmatik verwunden haben wird, ſo wird ihr Herz noch, und nur deſto lebendiger, von chriſtlicher Liebe pulſiren.

Durch das Frühdunkel und das Rauſchen des Stroms unter unſern Fenſtern tönt ein Glöckchen, — nicht den Urſelinerinnen zur Mette, ſondern uns zu Schiffe. Ein ſchwerer Himmel bedroht leider unſere Fahrt; auch graut kaum der Tag. Doch verlieren wir auch noch nichts an der flachen Gegend rechts. — Bald aber öffnet ſich rechts und links an dieſen Ufern und mit dieſen Dörfern, die ſich nach und nach in die Neuzeit umgekleidet haben, ein altes Theater deutſcher Geſchichte voll Fürſtenaufzüge und Wallfahrten, blutiger Thaten und Hexenproceſſe. Der tiefe Hintergrund dieſer bewegungsvollen Bühne reicht bis in die Dämmerung der Sage. Ein gewerbliches Leben, eine heitere, ſichere Thätigkeit webt jetzt in dieſer fruchtbaren Landſchaft, wie für uns Vorüberfahrende der Tag immer heller durch das zerreißende Gewölk hervorbricht. — Vor Laudenbach ziehen wir an einer langen Felſenwand vorüber, die zu ihren Füßen Weinbeete hütet, auf ihren Schultern Weinhügel trägt. Bald aber weicht die Rebe vor dem Walde, die Berge ſtrecken ſich höher und drängen ſich dichter zuſammen zur Einfahrt in das ſchöne Thal bei Gemünden. —

In jenen Zeiten, da die Elemente, dieſe Rieſenhandwerker der Natur, noch am Theater der Geſchichte für die auftretenden Völker bauten, ſcheint hier der Mainſtrom, damals ſelbſt noch ein ungeſchlachter Burſche, ſich eine Weile beſonnen zu haben, ob er es mit dem Rhöngebirge oder mit dem Speſſart aufnehmen ſollte, um ſich durchzuſchlagen. Beide kommen ihm mit ihren Vorbergen entgegen, und man erreicht eine Stelle, wo man in drei reizende Thäler blickt. Plötzlich wendet er ſich nach dem engern Strombette, das uns den luſtigen Kuppen des Speſſart entgegenführt.

Wie ſich in dieſen waldgrünen Kuppen die rohe Maſſe des Gebirges gegliedert hat, ſo kugelt ſich allmählich über uns das Lagergewölk in Häufelwolken ab. Ihre Schatten gaukeln über den ſchimmernden Wäldern, und der wechſelnde Sonnenſchein belebt die Windungen des Stromthales, die Schluchten des Gebirges. Links von einem hohen Abhange, zwiſchen den Wipfeln der Eichen herab, blicken die Ruinen eines Schloſſes, das aus den Verwandlungen uralter Klöſter entſtanden war. Dort oben glauben die Forſcher alter Geſchichten die letzte Zuflucht einer hohen Frau entdeckt zu haben. Dort, meinen ſie, hätte die Freundin des deutſchen Apoſtels Bonifaz, Lioba, die Stifterin der früheſten deutſchen Frauenklöſter, ihre greiſe Einſamkeit verlebt. Im Andenken an ihren heiligen Freund blickte ſie auf dieſe ſtillen, grünen Bergkuppen, mit denen ſich das Rhöngebirge vor ihr neigte, das an ſeinem nördlichen Abhange mit ſeinen ſteinigen Hügeln das Lieblingskind ihres Freundes, das Stift Fulda begrüßt. Damals, als dies Kind in ſeiner erſten von betenden Mönchen umhüteten Wiege lag, hatte Lioba allein das Recht, als Frau den Dom zu betreten, der im Lauf der Jahrhunderte manche Verwandlung und Erneuerung erfuhr und noch heute die Gebeine des erſten Begründers verwahrt.

Bald erweitert ſich das enge Strombett und das Städtchen Lohr zeigt ſich von weitem. Welch ein anmuthiger Reiz iſt über dieſen Schos des Speſſart verbreitet! Schon früh hat man dieſe Lage in ihren Reizen und Vortheilen erkannt. Lohr iſt ſehr alt und war einſt viel größer. Aber heiter und rührig iſt es noch immer. Ein Bach und ein Flüßchen treiben die Mühlen einer vielverzweigten Thätigkeit, und der Strom dient dem Schiffbau und dem Handel, der in Holz, Stein und Eiſen „macht". Wie wir an der Landungsbrücke halten, thun ſich wieder drei liebliche Thäler vor uns auf. Aller Augen lachen in dieſer zaubervollen Landſchaft umher; ſelbſt ein Engländer, deſſen tiefer Melancholie der Rakoczy nicht gewachſen war, wendet einmal den geſenkten Blick ringsum, und die ſchöne junge Frau, die an ſeine Seite gebannt iſt, an ſeinem finſtern Munde haftet, athmet eine neue Hoffnung.

Dieſe heitere Natur des Thales, dieſe ſchaffende Thätigkeit der Menſchen gingen als Pathengeſchenke des Geſchicks auf zwei fürſtliche Prieſter über, die dort in jenem alten Schloßbau geboren wurden. Zwei Brüder Erthal ſaßen zur Zeit der Revolution auf dem biſchöflichen Stuhle zu Würzburg und auf dem erzbiſchöflichen zu Mainz. Jener war ein Schöpfer öffentlichen Wohlſtandes, dieſer ein Beſchützer der Wiſſenſchaft. Gelehrte und Dichter kehrten am mainzer Hofe ein; Johannes Müller war im Cabinet, Heinſe in der Bibliothek des philoſophiſchen Erthal; Forſter der Weltumſegler, Sömmerring der Naturforſcher lebten und lehrten hier, und der katholiſchen Schule in Mainz, der theologiſchen, ſtand Profeſſor Blau, ein Mann vor, der in Druckſchriften die Unfehlbarkeit Roms bekämpfte.

Wo ſeid ihr heute, ihr echten deutſchen Prieſter? Und ihr Hingegangenen, warum habt ihr die römiſchen Kutten nicht für immer mitgenommen?

Schnell mit dieſem anmuthigen Thale wechſelt die enge, wilde Umgebung von Neuſtadt. Die Kirche ſteht am Ufer des Stroms, und im Rücken des Dorfs gähnt der Speſſart mit einer wilden, engen Schlucht. Rechts und links in der Wendung des Stroms fallen unſere Blicke in zwei Waldthäler. Hier ſtanden einſt die Hütten des wandernden Bonifacius und die Karolinger hatten da einen königlichen Sitz, den ſie dem heiligen Burkard zu einem Benedictinerconvent einräumten.

In derſelben hochbergigen Landſchaft fahren wir an einem ausgedehnten Wildpark des Fürſten Löwenſtein hin, bis wir aus dieſer engen Bergverbindung nach Rothenfels kommen, das mit ſeinen ärmlichen Häuſern dicht am Ufer hinzieht, den Rücken an den jäh abſchüſſigen Berg gelehnt. Die rothen Felſen ſind ins Graue verwittert und ſtecken, wie luſtige Geſellen friſche Zweige, hellgrünes Buſchwerk auf. Ein Rebenhang zur Seite weiſt nach einer heitern Landſchaft hin. —

Dieſe Landſchaft öffnet ſich nun mit Feldbau, um nach einer kurzen Strecke der Fahrt uns ein friſches Intereſſe für höhere Waldberge abzugewinnen. Beim Marktflecken Heidenfeld ſchwebt hoch über dem Strom hin eine ganz neue Brücke. Wir fuhren, ohne uns mit dem Rauchfang des Dampfſchiffs zu bücken, durch einen der ſieben leichtgeſprengten Bogen. Dieſe Brücke dient dem Verkehr zwiſchen Würzburg und Aſchaffenburg, der ſonſt eine Strecke weiter unten, bei Lengfurt, ſeine Frachten auf Fahrzeugen überſetzen und dann eine ſteile Höhe hinauf bis Eſſelbach zu kriechen hatte. Noch einmal ſehen wir nach dem ſchönen Werk in römiſchem Stil zurück, und ſchon thun ſich großartige Parkanlagen am rechten Ufer des Stroms auf. Alleen und Luſthaine ziehen ſich am Bergrücken hin und empor; Tempel leuchten aus dem wechſelnden Grün, Gartenhäuſer und Pavillons verſtecken ſich hinter den Waldwieſen; ein holländiſches Fiſcherhaus und ein rundes Zelt ſtehen am Ufer.

Wunderbare Stein- und Baumſchrift, die wir hier kurz hintereinander leſen! Zwei Worte von großer geſchichtlicher und politiſcher Bedeutung ſind hier über und neben den Strom geſchrieben. Sie heißen *immediatiſirt* und *mediatiſirt*. Während jene neue Brücke das Bürgerthum mit ſeinem Handel und Wandel — *landesunmittelbar* macht, ruht in dem hohen, herrlichen Schloß jener Parkanlagen die fürſtliche Familie von Löwenſtein-Wertheim-Freudenberg von den frühern Regierungsſorgen aus. Der Fürſt ſelbſt ſitzt, wie wir vorüberfahren, nicht weit vom Ufer im Schatten eines hohen Baumes und raucht ſeine mediatiſirte Pfeiſe. Herrlicher Ruheplatz für ſchöpferiſchen Kunſtgeſchmack!

Glücklicher oder doch reizender mediatiſirter Sitz, den wir nun ſchon im Rücken haben, — an dem Strome gelegen, der durch das Herz Deutſchlands zieht! Und er ſucht ſolange wie möglich in dieſem Herzen zu verweilen: in weiten Bogen zieht er hin und her und findet ſo viel reizende Landſchaften, daß man noch einer Anzahl regierender Herren ſo herrliche Sitze zum mediatiſirten Ausruhen von ihren Regierungsſorgen wünſchen möchte, wie jener Triefenſtein iſt. Einſt ſaß dort ein Auguſtinerpropſt, jetzt ruht da ein mediatiſirter Herr: ſo falten ſich die ausgebreiteten geiſtlichen und weltlichen Mächte zur rechten Zeit immer wieder zuſammen. Die Zeiten kommen ruhig zu ihrem Recht; nur die Generationen der Menſchen haben oft keine Geduld, es abzuwarten. Doch auch die Ungeduld gehört zum Leben.

Wir fahren an zwei grauen Bergen vorüber — alten Schöppen früher deutſchen Erinnerungen, die ſich aber eine heitere Stirn zu erhalten wiſſen, indem ſie ſich einen guten Trunk, — den berühmten Kallmuth, zu bewahren verſtehen. Einſt hüteten ſie die alte Burg der Karolinger, das Hohenburgum, das noch auf Homburg zu ſeinen Füßen herabſchaut. Ueber die alten Häuschen des Orts erhebt ſich eine neue Kirche aus rothem Sandſtein mit flachem Dach und ſchwerfälligem Thurm. Wir ſehen rechts über ein ebenes, mit Saaten und Obſt wohl angebautes Land; das linke Ufer hält im Wechſel von Wein und Wald an ſteilen Höhen die bergige Landſchaft feſt.

Der Mainſtrom muß in ſeiner Jugend, als er ſich den erſten Weg in die Welt ſuchte, ein ſehr unerfahrener oder launiger Geſell geweſen ſein. Er ſcheut keinen Umweg und keine Windungen. Zwar nach ſeiner frühen Vermählung mit der Regnitz hält er ſich eine Weile auf dem geraden Wege nach Weſten, wo der Rhein vor dem noch ungebrochenen Gebirge hält und ſeiner wartet. Bald aber begeht er die ſonderbarſten Ausſchweifungen, und bringt diejenigen, die da glauben, daß die Flüſſe den Städten und Ortſchaften zu Gefallen gezogen ſeien, auf die Vermuthung, der poetiſche Schwärmer habe einen Widerwillen vor dem lieben nützlichen Hausvieh. Denn kaum kommt er auf ſeinem richtigen Wege nach Schweinfurt, ſo ſpringt er links ab und ſtürzt in tollem Taumel 16½ Stunden Wegs nach Süden hin. Sobald er aber bei Marktbreit Ochſenfurt wittert, weicht er gleich rechts aus und eilt ebenſo weit wieder nordweſtlich. In dieſer Richtung hat er uns vor Würzburg mitgenommen, und wir haben es mit ihm erlebt, daß er bei Langenprozelten wieder auf den Hacken umgekehrt. Wie er nun auf dieſer abermals ſüdlichen Bahn einen Blick in die großartigen Waldberge des Speſſart wirft, dreht er ſich wie ein luſtiger Tänzer im Kreiſel um bis nach Eicheln, und hüpft nun in kurzen, luſtigen Windungen auf Mildenberg zu, von wo er in langem, ruhigem Zuge zum zweiten male nordöſtlich wandelt. Bei Aſchaffenburg fängt er an geſetzt und proſaiſch zu werden, bekehrt ſich zwiſchen Hanau und Frankfurt, beim Anblick des alten frankfurter Doms, wieder zum rechten Wege, den er bei Schweinfurt verlaſſen, und ſtürzt, nachdem er bei Koſtheim ſehr ſtark geworden, dem Bruder Rhein in den rechten Arm.

Dies der Lebenslauf des Stroms, der im Herzen Deutſchlands hin- und herſchwankt, ob er ein höflicher Norddeutſcher oder ein gemüthlicher Süddeutſcher werden will.

Doch wir haben eben erſt die erwähnte Kreiſelbewegung bei Urfar vorüber gemacht. Wahrlich, wild und großartig wird hier die Landſchaft! Die Ufer drängen ſich zuſammen, die hohen, waldigen Berge laſſen kaum einen Pfad neben dem Waſſerwege. Dieſe Stille und Einſamkeit, dieſe Schauer der Wälder und des Waſſers, die noch heute unſere vielfach ermüdete Phantaſie wunderbar anregen, konnten in der Vorzeit einer jugendlichen Einbildungskraft nicht unbevölkert bleiben. Wir fahren durch ein Revier zahlreicher Sagen. Sie weben um die waldige Wetterburg, die nicht einmal in Ruinen vorhanden iſt, und um die Wallfahrtskirche der Maria zur Eichen. Schäfer und Hirten ſind ihre Helden. Aber unſer Schiff hält nicht ſtill, dieſen Geſpinſten und Geſpenſtern der Bergwälder nachzugehen. Schon tauchen aus der Wildniß des linken Ufers einzelne Häuschen auf Terraſſen hervor. Im ſtillen Garten lacht eine reizende Wohnung in den Armen eines rieſigen Apfelbaums herab. Mehr und mehr belebt ſich dieſe Einſamkeit, — zuerſt durch das Revier des Todes. Aus Gebüſch und üppigem Graſe ſtrecken ſich, halb nur ſichtbar, die

Grabſteine des Kirchhofs, als fürchteten ſie, in dieſem überwuchernden Naturleben möchten die lieben Hingegangenen vergeſſen werden, deren Namen ſie über dem Geheimniß der Grüfte bewahren. Und ſiehe, da liegt Wertheim und ſchmiegt ſich an das ſanft geſchweifte Ufer des Stroms an. Alte Mauern mit Thoren und Thürmen hegen die ſich verjüngende Stadt. Der Landungsplatz, die Zimmerplätze wimmeln von Menſchen. Von der Biegung des Main aus gewinnt man den rechten Geſichtspunkt für dieſe herrliche, maleriſche Lage. Vor uns die Stadt am Ufer, das hinter und neben ihr ſich mit einem Amphitheater von Obſtgärten aufſtuft, links von dem jähhohen Berge überragt, auf welchem ein runder Thurm und die prächtigen Ruinen eines alten Schloſſes aus dem Walde hervorblicken, der nach der Mainſeite jäh abfällt. Den Berg hinauf windet ſich die Straße, und aus der Stadt hervor ſtürzt die Tauber, wie berauſcht aus ihren eigenen Weinbergen, ſich dem Main in die Arme.

Das Schiff zieht weiter, aber wir ſtehen noch lange rückwärts gewendet und blicken dem Städtchen nach, das an maleriſchem Reiz ſeinesgleichen am Rhein ſucht.

Mit Wertheim verläßt uns die wilde Anmuth der Landſchaft nicht. Wir wiegen uns in den kurzen Windungen des Stroms durch die ſchönſte Strecke des Gebirges. Verſchieden von den runden Kegeln der Rhön ziehen die Speſſartberge mit langen Firſten und oft jäher Abdachung rechts und links an den reizenden Ufern hin. Hier treten ſie an den Strom hervor, öffnen ſich und gönnen uns einen Blick durch ein enges Seitenthal nach den verſteckten Hinterbergen; dort ziehen ſie ſich zurück und breiten eine ſanfte Wieſenfläche vor ſich aus. Mäher und Mäherinnen kräuſeln unter Lachen und Geſang die duftenden Schwaden des Heues, während hoch über den Giebeln des Gebirges ein Raubvogel ruhig kreiſt. Bald verſteckt ſich im Hochwalde eine graue Ruine, bald ſtürzt eine Felswand mit friſcher Wunde eines rothen Steinbruchs aus dem geheimnißvollen Walde hervor. So oft ſich das Stromthal wendet, entfalten ſich neue Reize. Dort blickt ein Dörfchen aus einer Bucht des Gebirges blöde hervor, da drängt ſich ein Rebenſtück zwiſchen das Waldgeſtrüpp und nimmt ſich die ſonnigſte Seite der Halde weg. Ueber all dieſen Wechſeln der Landſchaft liegt dieſe ruhige, träumende Sonne und erquickt die ſüße Einſamkeit, in der wir unſer nach der Karte beſtelltes kleines Mittageſſen einnehmen. —

Was im Vergleich mit dem Rheingebirge dieſer Fahrt durch den Speſſart das Gefühl der Stille und Einſamkeit, den Städtchen und Dörfern das Anſehen des Traulichen und Heimlichen gibt, liegt wol zunächſt darin, daß der Main in engerm Bette fließt und die Gebirgshalden bewaldeter ſind. Der Main und der Rhein ſind zwei deutſche Brüder, von denen der eine zu Hauſe geblieben iſt, der andere die Welt geſehen hat. — Bei Prozelten wird das Flußbett noch enger. Am Hange des Berges hin zieht mit uraltem Mauerwerk das ehemalige Schloß Laufenberg; zwei Thürme an beiden Flanken, einer mit aufgeſtellten Fähnchen, der andere mit dem Federbuſch eines auf der Mauer gewachſenen Bäumchens, hüten zu ihren Füßen die Häuſer und Hütten des ſtillen Städtchens. —

Noch einmal nimmt ſich der Speſſart zuſammen, um zu zeigen, was er allein vermag, denn bald ſtellt ſich ihm der Odenwald gegenüber mit dem Anſpruch auf das linke Ufer des Stroms. Gerade auf dieſer linken Seite ſchmückt der Speſſart jetzt noch einmal mit der großartigſten Umgebung das Städtchen Freudenberg. Auf ſchmalem Ufer lehnt es ſich an eine hohe Waldwand, von welcher die Ruine der Burg Freundberg mit ihren Erinnerungen aus dem dreizehnten Jahrhundert niederſchaut. Dieſe Burg tritt frei hervor zwiſchen den Gebirgsdächern. Aus dem wilden Grün der Wälder blickt da und dort der rothe Fels heraus gleich Mauern und Zinnen einer verſchütteten Rieſenburg. Ihren Stolz zu brechen, ſehen wir hoch oben eine Anzahl Zwerge beſchäftigt. Noch nein, es ſind Steinbrecher. Sie haben einen ungeheuern Block aus der Felswand losgearbeitet, und wie er, von unten frei geworden, auf Baumſtämmen als Stützen ruht, erſcheint er uns von hoch oben herab als ein Säulentempel.

Aber ſiehe, die Landſchaft hat ſich verändert! Das Stromthal erweitert ſich, die Berge rechts und die Berge links treten, wie voreinander ſcheu, zurück und bilden einen reizenden, fruchtbaren Schoos. Es ſind zwei verſchiedene Gebirge, die ſich um ihrer Stammesverſchiedenheit willen noch auf gut altdeutſch mistrauiſch im Auge halten. Doch nähern ſich beide Hoheiten ſozuſagen mit milden Formen und mit fröhlichen, fürſtlichen Verſicherungen; denn die ſanften Höhen rechts und links ſind mit Wein bewachſen. Dazwiſchen ziehen die flachen Berglehnen mit gefurchten Aeckern und zahlreichen Feldbäumen entlang. Am Ufer hin verſteckt ſich die Stadt in ihre Obſtgärten, nur von den grauen Ruinen einer verfallenen Burg, von rothen Kirchthürmen und dem hochgelegenen Kloſter überragt. Auf dieſen Thürmen und auf dem Berge, der ſich unterhalb der Stadt mit der Windung des Stroms wieder jäh und waldig erhebt, wehten Fahnen; Schuß auf Schuß begrüßte unſer Schiff und wir antworteten mit Böllern. Am Ufer war viel Bewegung und die Landwehr verſammelte ſich bewaffnet. Wir beſannen uns, daß es der 25. Auguſt, der Ludwigstag, der Namenstag König Ludwig's war.

Dies Mildenberg iſt einer der reizendſten Punkte am Main und voll hiſtoriſcher Erinnerungen aus den Zeiten der Römer, deren vom Rhein zur Donau gegen Einfälle der Germanen gezogener Wall hier vorüberlief, und aus der altdeutſchen Kaiſerzeit, durch die Stürme des Bauernkriegs und der Reformation bis zu den Tagen der Befreiung Deutſchlands, an die uns hier im Vorüberfahren an der dunkeln, reich umgrünten Felswand des Berges ein umhegtes Trauerdenkmal erinnert. Junge Sachſen, aus der Schar des preußiſchen Oberſten von Miltitz, wollten im Jahre 1814 hier überſetzen; der überfüllte Kahn ſchlug um und zweiundſechzig ertranken mit ihren Schiffern. Die Fürſtin von Leiningen, eine ſächſiſche Prinzeſſin, ließ ihnen jenes Denkmal ſetzen, das mit ſeiner goldenen Grabſchrift aus dem dunkeln Laub hervorſchimmert.

Auch hier, wie bei Wertheim, haben wir rückwärts einen herrlich-maleriſchen Anblick. Aber auch wieder vorwärts finden wir die Landſchaft nicht weniger entzückend. Es iſt eben das reizende Thal zweier Gebirge, die gleichſam als Pfand des Vertrags eine ſo liebliche Ebene zwiſchen ſich ausbreiten. Am kühnſten tritt noch der Speſſart hervor. Allein das Kapuzinerkloſter Engelsberg erhebt ſich vor dieſen breiten, trotzigen Stirnen des Gebirges zu einer freien, anſehnlichen Höhe und hält es in frommer Unterwürfigkeit. Es iſt ein beſuchter Wallfahrtsort; wer aber auch den da oben gewirkten Wundern nicht traut, muß doch jedenfalls, wenn er ſich die ſiebenhundert Staffeln nach dem Gipfel nicht verdrießen läßt, an den Zauber der Landſchaft glauben. Die Ausſicht über das Thal hin nach dem Odenwalde iſt aber nicht die einzige, deren dieſe Kapuziner beſtändig genießen: rückwärts, der nahen Berge ungeachtet, haben gerade dieſe Mönche die weiteſte Ausſicht; ſie ſehen nämlich — in ihr liebes Baiern. Auf der andern Seite des Stroms hütet aber eine fürſtliche, mediatiſirte Reſidenz mit einem herrlichen Park und zwei eingangs deſſelben ruhende ſteinerne Löwen den Frieden gegen das andere Gebirge. Doch der Odenwald ſieht mit ſeinen runden, grünen Häuptern friedlich genug aus. Vielleicht träumen ſie noch von den rieſigen Hünen, die einſt dieſe Wildniß beherrſchten. Auch ſie ſind mit der Zeit mediatiſirt worden und laſſen ſich ſeitdem nicht mehr ſehen. Nur die felſigen Säulen ſtehen noch, an die ſie ſich lehnten, wenn ſie aus dieſen ungeheuern Felſenſchüſſeln gegeſſen und aus den „Hünenfäſſern“ getrunken hatten.

Doch ſchon ſind wir an dieſer ſchönen, regierungsſorgenfreien Reſidenz vorüber. Die Gebirge bleiben hinter uns. Links zeigen ſich nur leichtbewaldete oder rebentragende Hügel; rechts begleitet uns noch der Speſſart von fern mit ſanftern Waldbergen, die ſich gleichſam zum Abſchied verneigen, bis nach Aſchaffenburg. Vom hohen Ufer lächelt die Stadt mit neuen Häuſern und den vier rothen Thürmen des altbiſchöflichen und nun königlichen Schloſſes.

Von hier aus fuhren wir an den flachen Ufern einer unüberſehbaren Ebene hin, aus der näher oder entfernter die Städtchen und Dörfer kaum auftauchen. Da nimmt unſere Sehnſucht nach Hanau immer zu; wir ſehen verlangend den Freunden entgegen, deren heitere Wohnung ſchon in der Abendſonne aus dem Garten blickt und die uns von der Landungsbrücke entgegenwinken und reichen.

Zwiſchen Rhön und Alpen.

In Hanau waren wir unſerm lieben Mainz ſo nahe und hatten es nicht unbeſucht gelaſſen, zumal ich den dortigen Freunden, auf deren Urtheil ich große Stücke hielt, ein großes Stück meiner Novelle „Veronika" vorzuleſen hatte.

Ehe ich nun aber zu Hauſe an die Beendigung dieſes kleinen Romans ging, lagen einige Schriften zur Beſprechung vor, unter denen mich vor allen Bettina's „Dies Buch gehört dem König" anzog. Doch könnte ich nicht ſagen, daß dies neue Werk der ausgezeichneten Frau mit all ſeinen tiefen Gedanken und ſchönen Anſchauungen mich ſonderlich erfreut und erbaut hätte. Seit dem Briefwechſel des „Kindes" mit Goethe, woran ich mich noch ergötzt hatte, war mir die Verfaſſerin perſönlich bekannt geworden, und das Bild der Matrone ſtand mir zu lebhaft vor, als daß ich, zumal ſo entfernt von — Berlin, das Abſonderliche und Erzwungene in der Compoſition und im Ausdruck hätte am Platz und für eine geiſtreiche Dame anmuthig finden können. In der heitern Stimmung, der ich mich bei der Abfaſſung meines Berichtes über das Buch zu den „Blättern für literariſche Unterhaltung“ (Nr. 333, vom Jahr 1843) nicht erwehren konnte, kam es mir vor, als ob die ſämmtlichen Productionen der Verfaſſerin eigentlich als Opfer eines Cultus zu betrachten wären, in welchem Bettina als Prieſterin und Göttin zugleich erſcheint. Im „Briefwechſel eines Kindes“ läßt ſie die Frau Rath Goethe in Erſtaunen über das Wunderkind Bettina gerathen; in der „Günderode“ preiſt dieſe Stiftsdame ihre bewundernswerthe Freundin über die maßen, und in dem „Buche für den König“ geräth der Prediger außer ſich über die erſtaunlichen Reden der Frau Rath — heißt das, über die Gedanken, die Bettina der ehrlichen Katharina Eliſabeth Textor, verheiratheten Goethe, in den Mund legt:

„Ja, Sie ſind eine außerordentliche Frau. Sie ſind gewiß die merkwürdigſte Frau unſers Jahrhunderts; Sie haben einen männlichen Geiſt, den haben Sie, meine Bewunderung geht ins Erſtaunen über“ u. ſ. w.

Hinter dieſen Erinnerungen an die merkwürdige Frau erneuerte ſich mir noch im Spätherbſt eine ältere und nähere Bekanntſchaft. Meine „Hohe Braut“ wollte ſich in zweiter Auflage verjüngen. Ich ging mit Freude an eine Ueberarbeitung des Buches. Obgleich ich aber dabei manches ausfallen ließ, ſo konnte ich mich doch auf ein franzöſiſches Urtheil hin nicht entſchließen, auch die durch das Buch fortgeſponnenen Reflexionen zu ſtreichen. In der „Revue encyclopédique“ vom September 1833 war nämlich, bei aller Anerkennung des Franzoſen, daß der Schauplatz und die Epoche glücklich gewählt und der Roman mit bemerkenswerther Sorgfalt componirt und geſchrieben ſei, doch getadelt worden, daß die Handlung zu oft durch conversations plaquées unterbrochen werde. Mir aber ſchien es, daß Betrachtungen, die dem Charakter der Perſonen entſprechend auf die Grundanſchauung eines Romans gerichtet ſind, nicht „angeklebt“, ſondern eingewachſen heißen dürfen.

So hatte ich nun für das nächſte Jahr zwei literariſche Töchter in Ausſicht: zur verjüngten „Hohen Braut“ die neugeborene „Veronika“. Denn am Abende des 31. December beſchloß ich das Jahr 1843 mit dieſer „Zeitgeſchichte“. Es ſteht mir noch vor, daß ich von dem trüben, nebelfeuchten Wetter dieſes Tags die Beſchreibung des Chriſtbeſcherabends nahm, mit welchem der kleine Roman ſchließt, und daß wir dann hinter dem letzten Strich des Manuſcripts — ich mit beſonders erleichtertem Herzen — den Sylveſterabend in heiterer Geſellſchaft feierten. —

„Veronika“ iſt, glaube ich, nicht ſo beifällig wie die ihr vorausgegangene „Regina“ aufgenommen worden; ich fühlte es ſchon dem Buche an und darf daher bekennen, daß bei der Eigenheit dieſer Darbietung mich ſelbſt nach einer fremden Meinung, beſonders eines Mannes wie Varnhagen, verlangte. Indem nun derſelbe in ſeinem Schreiben vom 27. Mai das Aeſthetiſche des Buches ausdrücklich in die zweite Linie ſtellte und mir ſeine Bemerkungen in dieſem Punkte nicht verſchwieg, faßte er die Production noch mehr als meine frühern von ſeiten des Eindrucks auf, den ſolche in den Kreiſen der höhern Geſellſchaft machen werde. Das Hauptverdienſt des Buches legte er auf den „Muth, in dieſer Zeit unſern Landsleuten ſolche Geſtalten vor Augen zu rücken“. — „Ein einmaliger Ausfall“, ſchrieb er, „wäre Ihnen vielleicht verziehen worden; dieſe Wiederkehr muß nothwendig die Feinde tiefer reizen, und nun werden Sie kaum abbrechen können. Aber Zeitgemäßeres, Willkommeneres konnten Sie uns nicht bieten, und beſonders wichtig erſcheint mir, daß Sie neben dem Zertrümmern auch gleich das Retten und Wiedererbauen bedenken und Andeutungen geben, wie ſich das Ideale, deſſen alte entweihte Gebilde zerfallen, in neue übertragen und dieſe weihen kann.“ — —

Indem ich aber ſolche Ausſprüche eines verehrten Hingegangenen hier nicht um meinetwillen, ſondern zur Anerkennung der Anſchauungsweiſe und Denkungsart des Mannes ſelbſt mittheile, darf ich eine kleine Anekdote aus demſelben Briefe nicht übergehen, da ſie Zeugniß von dem Eifer und der ſchlagfertigen Parteinahme Varnhagen’s für ſeine Freunde abgibt. Sie betrifft jenen früher erwähnten Ruſſen, mit welchem ich um Melgunow’s willen zu ſchaffen gehabt hatte. Varnhagen ſchreibt:

„Vor kurzem empfing ich unerwartet den Beſuch des Staatsraths Gretſch! Ich würde ihn zurückgewieſen haben, allein er kam mit dem Profeſſor Erman, und nur dieſer wurde namentlich gemeldet. Mir war es unangenehm, den Mann zu ſehen, ich empfing ihn kalt und ſchroff, und ſchreckte ihn gleich im Beginn durch einige harte Ausdrücke gegen Kotzebue, den ich einen ſchuftigen Spion u. ſ. w. nannte, und genugſam blicken ließ, daß ich jeden Widerſpruch ſcharf nehmen würde. Doch die Vorſicht war nicht nöthig, der Mann war zahm und ſcheu, mied jede misfällige Aeußerung und ſchien mir überhaupt etwas gedrückt; er flößte mir zuletzt nur Mitleid ein wie ein ſchon beſtrafter Sünder. Die Ruſſen hacken und hauen jetzt insgeſammt auf ihn los und beſchuldigen ihn, ihre Sache gegen Cuſtine ſo ſchlecht geführt zu haben; ſeine Schrift erregt überall Misvergnügen. In dieſem Gefühl verhielt er ſich überaus zaghaft und kein verfänglicher Name wurde von ihm berührt. Am nämlichen Tage reiſte er noch ab und ihm war alſo kein Gegenbeſuch zu machen, den ich jedenfalls unterlaſſen hätte. Tags darauf erhielt ich vom Profeſſor Erman eine Entſchuldigung, daß er mir den unwillkommenen Beſuch gebracht, er ſei dazu wider ſeinen Willen gepreßt worden. Ein ſchöner Ruhm, ſich einen ſolchen Namen gemacht zu haben, von dem jedermann ſich eiligſt losſagt.“ — — —

Dem Sommer ſah ich diesmal mit beſonderm Verlangen entgegen. Denn mit dem Herannahen der Sonnenwende des Krebſes ging es mit meinem aus dem Seebade mitgebrachten körperlichen Wohlbefinden wieder etwas rückwärts. Jene chroniſche Reizbarkeit, deren Sitz und Richtung ich erſt ſpät kennen lernte, fing leiſe zu keimen an, um mit den kommenden Jahren mir zu qualvollen Leiden zu erwachſen. Ich empfand zeitweiſe beſchwertes Athmen mit Huſtenreiz, — einen für meine, freien und tiefen Athmens gewohnte Bruſt ſo widerwärtigen Zuſtand, daß ich ihm an manchem Tage in jäher Ungeduld zu entlaufen ſuchte. Und wirklich that es gut mit den weiteſten Spaziergängen. Bald aber mußte ich inne werden, daß der Wein mit meinem verſteckten Uebel verſchworen war und es nur allzu leicht immer wieder hervorrief. Es ahnte mir bei dieſer und jener Wahrnehmung, die Zeit ſei im Anzuge, da man einem und dem andern Genuß entſagen muß, — ein Blütenblatt des Lebens um das andere abwelkt.

Hatte nun das Mittel der Spazierläufe im kleinen gute Wirkung gethan, ſo verſprach es in ſeiner Anwendung im großen eine dauernde Abhülfe der ſich regenden Beſchwerden, und ſo kam die Aufforderung eines neuen Freundes zu einer Schweizerreiſe wie mir vorbeſtimmt.

Dieſer Mann war Lorenz Diefenbach, der ſeitdem als Sprachenkenner und Sprachforſcher rühmliche Anerkennung und für Novellen einen Kreis ſinniger Leſer gefunden hat. Damals, auf einem Ausfluge nach Thüringen, ſuchte er mich in Fulda auf, und ich lernte einen angenehmen, lebhaften Mann kennen, der zu ſeiner poetiſchen Begabung poetiſche Lebensgewohnheiten angenommen hatte. Aus ſeinem frühern pfarramtlichen Verkehr mit dem kleinen Hofe eines darmſtädter Standesherrn brachte er artige Umgangsformen und verbindliche Wohlredenheit mit. Jenes theolegiſchen Berufs, der mi ſeiner philoſophiſchen Ueberzeugung nicht immer zuſammenſtimmte, hatte er ſich nun abgethan und lebte mit einer gütigen Schwiegermutter und ſeiner jungfräulich-ſeelenvollen Gattin ohne Kinder unabhängig an oft wechſelnden Wohnorten. Er nannte das „ſein Bedürfniß, den Horizont zu wechſeln“. Er ſchwärmte für ſchöne Ausſichten in die Natur, wobei er zugleich, wie mir ſchien, einer gewiſſen Unruhe ſeines Gemüths ein wenig nachſehen konnte. Wie er ſich denn auch von ſeiner erſtaunlichen Ausdauer bei gelehrten Arbeiten durch kleine Verwöhnungen in den Alltagsdingen des Lebens zu erholen verſtand.

Er wohnte damals in der angenehmen Nähe von Frankfurt, — zu Bockenheim, und wir verabredeten brieflich unſere Schweizerfahrt vom Ausgangspunkte Mainz. Vorher aber ließ ich mir zur Probe und Vorübung für jene Alpenſteige die Einladung einiger jüngern Leute zu einer Rhönpartie gefallen.

Nachmittags vor dem Feſte Peter und Paul verließen wir die Stadt und erreichten über anmuthig aufſteigende Hügel auf Wieſen- und Waldwegen mit Sonnenuntergang die Höhe über dem bairiſchen Orte Poppenhauſen. Ein prächtiges, in die Berge hineinflammendes Abendroth ſchien die Vigilien des doppelten Apoſteltages zu feiern.

In der Vieruhrfrühe des Feſttages entriſſen wir uns dem kurzen Schlafe in den kurzen Federbetten. Der Ort liegt anmuthig im tiefen Schoſe des mit Ruinen gekrönten Ebersberges. Als wir durch den abrieſelnden Nebel die nächſte Höhe eines Bauerhofes erreichten, dehnte ſich mehr und mehr die ſommerliche Landſchaft, zugleich mit einem Blick in meine Vergangenheit aus. — — — Wie tief im Winterſchnee lag jene Kirche, als ich dort vor vierunddreißig Jahren getraut wurde, und wie tief im Nebel meine Jugend! Nix, nox et nebulae! — — Und ſo fügte es ſich unbedacht, daß mir zur Feier eines Sommerfeſtes dieſe Kuppe des heimatlichen Gebirges zu einem Höhepunkte meines Lebens ward, von dem ich meinen Sommer überblickte.

Mit dieſem Frohmuthe zog ich nun umblickend und nachdenklich zugleich im Geleit der andern über die lange Firſte der abtsröder Höhe, ſtreckenweiſe durch das hohe Gras der Bergwieſen, die auf dieſen Gipfeln fruchtbaren Baſaltbodens ſo üppig gedeihen, daß ſchon in frühern Jahrhunderten die würzburger und fuldaer Pfaffenfürſten ſich mit Waffen darum geſtritten haben.

Man blickt hier in ſo anmuthige Thäler und reizende Landſchaften, daß der alte Vorſatz, uns auf Sommerwochen im Gebirge häuslich einzurichten, ſich mir lebhaft erneuerte.

Mittag zu halten ſtiegen wir in das Dorf Abtsrode herab, wo die ſeltene Porzellanerde, durch die ſich einſt das fuldaer Porzellan auszeichnete, gegraben, jetzt aber nach Sachſen ausgeführt wurde oder vielleicht noch wird.

Auf hügeliger Hochebene erreichten wir bald die Steinwand, eine intereſſante Felſenbildung unter jener hohen Milſeburg, wo wir einſt Pfingſten gefeiert hatten.

Hierher macht man gern Partien aus der Stadt, und wirklich trafen wir heute eine befreundete Familie, mit der wir die Nachmittagſtunden im Waldesſchatten auf das heiterſte zubrachten, — glücklicher als vor wenigen Tagen die Stiftsdamen mit Geſellſchaft, die ſich im Walde hatten von einem Gewitter überraſchen laſſen und durchnäßt auf dem nahen Bauerhofe, — die Damen auf einer Streu, die Herren in der Scheuer, nothdürftig, aber um ſo vergnügter übernachten mußten.

Gegen Abend brachen wir auf und gelangten auf dem Wege über Dipperz kurz vor zehn Uhr nach Fulda zurück. Wir hatten, die Raſtſtunden abgerechnet, doch wol vierzehn Stunden marſchirt, und als ich mich am andern Morgen friſcher ſelbſt als die Jüngern auf den Beinen fühlte, faßte ich Muth und Verlangen nach den ſchweizer Bergſteigen.

Doch in dem Maße meiner muthigen Erwartungen wurde die Schweizerfahrt nicht vom Himmel begünſtigt. Nur nach langer Ueberlegung und nicht ohne Beſorgniß verließen wir an einem regneriſchen Nachmittage Mainz und gelangten andern Tags von Manheim aus über Strasburg nach Baſel. Der heitere Himmel, der uns hier und auf der nächtlichen Fahrt nach Konſtanz begünſtigte, hielt nicht ſtand; ſondern von hier aus in der Richtung über Zürich, Zug, den Rigi, den Vierwaldſtätterſee, Luzern, Stanz nach Sarnen, über den Brünig und die Seen von Interlaken nach Bern waren wir wechſelnder Witterung, dem Ueberfall von Regengüſſen oder der Störung durch tiefgehende Wolken preisgegeben, ſodaß wir auch die Fahrt gegen unſern

Plan abbrachen und von Bern durch das Münſterthal des Jura nach Baſel und dem Rhein zurückkehrten. —

Mit dieſem Misgeſchick ſcheint es übereinzuſtimmen, daß mir auch die Notizen abhanden gekommen ſind, die ich von anziehenden Naturbildern und anmuthigen Erlebniſſen an Ort und Stelle genommen hatte. Ich ſehe dies für einen Wink an, von unſerer Reiſe, ſoviel heitere Punkte mir auch in Erinnerung geblieben ſind, nicht weiter zu berichten, zumal ſeit den ſiebzehn Jahren ſich in der Schweiz ſo vieles verändert hat und es den Leſern nicht an Erzählungen glücklicherer und weniger flüchtiger Touriſten fehlt.

Und wie angenehm doch auch dem Freunde unſere Fahrt im Andenken geblieben war, verräth die Stimmung, in welcher er mir ſpäter die nachfolgenden Verſe ſchrieb:

Wenn einſt vielleicht wir wieder gehn
Vereint auf Wanderwegen,
Von fremden Augen nur geſehn,
Kein Gruß uns ſchallt entgegen;
Dann ſage einer zu dem andern:
Gottlob! daß wir zuſammen wandern.

Der andre drauf aus voller Bruſt:
Mir iſt, wie einſt vor Jahren,
Wo wir vereint in Leid und Luſt
Sind durch die Schweiz gefahren,
Nie einſam, ob wie Wind und Wogen
Die Menſchen auch vorüberzogen.

Und beide beten zum Geſchick:
Erhalte uns verbunden,
Wann einſt vielleicht vor unſerm Blick
Die Liebſten ſind verſchwunden,
Und kalt vorüber an den Greiſen
Die ungekannten Menſchen reiſen!

Nach Mainz zurückgekommen, fand ich meine Frau der Pflege ihrer Schweſter ledig, und ihr zur Erholung wie mir zur Entſchädigung entſchloſſen wir uns, was mir von Urlaub und Börſe noch übrig war, zu einem Beſuche Baden-Badens zu verwenden. Wir wußten an jenem reizenden Orte auch noch einen lieben Freund, — Berthold Auerbach, der dort mit der Redaction des „Familienbuch“ beſchäftigt, zugleich ſeinen erſten Volkskalender: „Der Gevattersmann“, ſchrieb, — ein Volksbuch, das er jetzt, ſeit einigen Jahren, mit einem höhern Exponenten im „Deutſchen Familienkalender“ wieder aufgenommen hat.

Mit einem merkwürdigen Vorgefühl deſſen, was ihm nach ſiebzehn Jahren ſeine Freunde, vor allen ſeine Gönner in den „Grenzboten“, über ſeine Kalender- und Dorfgeſchichten hinaus anempfehlen, hatte er mir am 27. Juni geſchrieben:

„Seit geſtern iſt Lenau hier. Wir ſind von Stuttgart her (wo ich Oſtern war) innigſt befreundet. Du und Lenau ſeid die einzigen, die mir bisjetzt ausgeſprochen haben, daß Ihr mit meinen Dorfgeſchichten nicht ganz zufrieden ſeid. Ihr fordert und erwartet Größeres von mir. Ich ſelber auch. Ich weiß, daß ich's kann und ſoll, und es war nicht Beſcheidenheit, wenn ich den Mainzern ſagte, daß ich noch anderes ſchaffen muß, wenn ich befriedigt ſein ſoll. Ich werde Lenau Deine «Veronika» geben. Er freut ſich ſehr, Dich womöglich noch hier zu treffen."

Unter dem Briefe ſtand mit feſter angenehmer Handſchrift:

„Einen herzlichen und verehrungsvollen Gruß von Nikolaus Lenau."

Dieſe Schriftzüge des unglücklichen Dichters liegen vor mir: ihn ſelbſt trafen wir nicht mehr in Baden-Baden. Sein liebendes und verlobtes Herz hatte ihn ſchon fort und der traurigen Kataſtrophe ſeines Geiſtes und Lebens entgegengetrieben.

Damals ohne Ahnung dieſes Verhängniſſes hatten wir aber noch nicht ihn, ſondern nur uns um unſerer Verſpätung willen zu bedauern, nächſtdem aber die fortdauernde Ungunſt der Witterung zu beklagen.

Vier Auguſttage hielten ſich ſo kalt, ſo finſter, daß wir ſie nur in Uebereinſtimmung mit der vornehm ausſehenden Geſellſchaft finden konnten. Denn ebenſo froſtig verſammelte man ſich des Morgens in und an der herrlichen Trinkhalle und abends vor und in den glänzenden Sälen des Curhauſes. Wie herzlich ſich auch einige anweſende Poeten zuſammenthaten: trauliche Morgengänge nach Lichtenthal konnten ſie nicht produciren. Einmal nur, als wir unter Auguſt Lewald's Anführung und von Emma von Niendorf begleitet, eine Waldhöhe über Lichtenthal erreicht hatten, fiel ein lächelndes Abendroth zwiſchen die Waldberge herein.

Bei ſolcher abſoluten Ungnade des Himmels — was ließ ſich für das badiſche Conſtitutionsfeſt erwarten, zu dem wir uns mit rheinländiſchen Freunden auf den 22. nach Oberkirch verabredet hatten? Indeß war es einmal verabredet, und ſo verließen wir nach Tiſche Baden, um einige Eiſenbahnſtationen weiter gen Kehl vorzurücken, — wir nämlich, Mann und Frau nebſt Auerbach, der ſeinen eben empfangenen „Gevattersmann“ mitbrachte, den erwähnten erſten Jahrgang ſeines Volkskalenders.

In Renchen verließen wir den langen Wagenzug, dem diesmal zwei Locomotiven vorgeſpannt waren, und nahmen die Gelegenheit des Omnibus, der nach Oberkirch ging, wo wir mit eingebrochener Nacht anlangten.

Die frühe Dämmerung brachte uns um den erſten Eindruck dieſes herrlichen Thalſchoſes, der uns nach Jahren, an einem heitern Nachmittage des heißen Sommers im Jahre 1859, vom Kniebis herkommend, ſo entzückte.

Auf dieſer Seite des Schwarzwaldes findet man ſich auch in viel geringern Wirthshäuſern, als die Poſt in Oberkirch iſt, gar wohl aufgehoben. Was einen hier gleich ſo heimiſch ſtimmt, liegt mit darin, daß wir beim Genuſſe des herrlichen Brotes, des ſchmackhaften Weines und zarten Rahmkäſes erfahren, daß dieſe Gaben Gottes auch Erzeugniſſe eben dieſes Landes ſind, das uns mit ſeiner kräftigen Luft, ſeinen klaren Bergquellen und friſchen Matten umgibt.

In der Frühe des andern Tags begrüßte uns der Feſtcommiſſar und führte uns nach der Feſthalle auf der Wieſe vor dem Städtchen. Es war eben Wochenmarkt, ſodaß von allen Seiten die Landleute herbeikamen, — von den Bergen und aus dem reizenden Renchthale, an deſſen Eingang Oberkirch liegt. Ueber dem Gedränge des Marktes wehten Fahnen aus verſchiedenen Häuſern; unter den Fenſtern hingen die Bildniſſe liberaler Landtagsabgeordneten aus, von Blumengewinden eingefaßt. So ſchwebte ein bedeutſames Feſt über dem Wochengeſchäfte.

Welch ein herrlicher Umblick, wenn man aus dem Ort ins Freie tritt! Links an Weinbergen aufwärts ſchweift das Auge nach den Ruinen einer anſehnlichen Burg, — der Schauenburg; entfernter liegt die Burg Fürſteneck. — Rechts hinter dem Vordergrunde einer von der Rench durchfloſſenen Wieſe ſchlingen ſich die Berge in phantaſtiſchen Windungen umher und ſtufen ſich übereinander auf.

Im Vordergrunde dieſer hohen Bühnenwände betraten wir eine weite, offene Breterhalle, über deren Eingang eine ſchwarzrothgoldene Inſchrift unter rothen und gelben Fahnen die Verfaſſung des Landes pries, die im Herzen der Bürger ihre Dauer begründe. Feſtgewinde aus Fichtengrün und Blumen geſponnen ſchwebten über den langen Tafeln, die für dreihundert Gäſte gedeckt ſtanden, ſchmückten die Pfeiler der offenen Seitenwände und umrankten das Bildniß des Großherzogs Karl, das über den Abbildern bekannter Landtagsabgeordneten an der geſchloſſenen Hinterwand über einer roth und gelb ausgeſchlagenen Rednerbühne angebracht war.

Unſer Begleiter erzählte uns von der vorjährigen Feier im benachbarten Bade Griesbach, wo der verſtorbene Großherzog Karl die badiſche Verfaſſung im Jahre 1818 an dieſem Tage unterzeichnet hatte.

In Erwartung der heutigen Erinnerungsfeier beſtiegen wir die Höhe der Schauenburgruinen und warfen einen Blick in das reizende Renchthal. Alle Bilder ſüddeutſcher Fruchtbarkeit begegneten uns auf dieſer Steige, die an vereinzelten Bauerwohnungen emporführt. Getreide iſt ſchon eingethan. Die Aeſte aller Fruchtbäume hangen vom Obſte ſchwer; die Rebe, nicht wie am Rhein kurz gehalten, hat mit ihren Ranken die Aeſte der Zwetſchenbäume erfaßt und knüpft ihre ſchimmernden Trauben zwiſchen den blauen Eiern an. Der Hanf iſt den Thalbewohnern, die ihn eben rupfen, über den Kopf gewachſen. Der Hopfen ſtreckt ſich über die hohen Reben hinaus. Denn obgleich in der Umgebung des geſegneten Ortes die köſtlichen klingelberger, clevner, derbacher und ſtaufenberger Weine wachſen, kommen wir doch auch an einem Felſenkeller für neubeliebtes Bier vorüber. — Der Nußbaum begleitet uns bis hinauf in die Ruinen, wo er zwiſchen den eingeſtürzten Wänden einer ausgeſtorbenen Familie noch fortwährend ſeine Walnüſſe beſchert.

Hier oben hat man den herrlichſten Blick auf die fern hinziehenden Kuppen des Schwarzwaldes und hinaus nach der Ebene des Rhein und des Elſaß. Dies Querthal des Schwarzwaldes hat neben ſeinem oberweltlichen Reichthum an Früchten aller Art auch noch unterirdiſche Schätze wirkſamer Mineralquellen.

Tiefer hinein liegen die Kniebisbäder Freiersbach, Petersthal, Griesbach und Antogaſt, hinter denen jenſeit des Kniebis Rippoldsau ſich erhebt. — Von den maleriſchen Bergen durch vielfach verſchlungene Thäler rieſeln unzählige Quellen und nähren die üppigſte Vegetation. Die Rench ſelbſt, dem Kniebis entſprungen, eilt auf der kurzen Strecke von 4½ Meilen eine Meile nördlich von Kehl dem Rhein zu.

Aus dem Duft der Ferne reckt der Strasburger Münſter ſeinen hohen Thurm wie einen mächtigen Finger, der von einem an Deutſchland verübten Verrathe ein ewiges Zeugniß gibt und zur Wiedereroberung in beſſern Tagen winkt. Welche Bedeutung gewinnt bei ſolchen nationalen Erinnerungen die dürftige Breterbude, unter welcher die Feier der badiſchen Verfaſſung begangen wird?

Wie traulich liegt neben dieſen Burgruinen das einſame Bauerhaus, von einem Gemüſegärtchen eingefaßt und unter Obſtbäumen verſteckt! So vereinzelt kleben die Wohnungen am Abhange des Bergrückens, — dunkle Häuſer mit vorſpringenden Dächern. Von ſolchem Dache geſchirmt laufen Galerien um das Haus zu den einzelnen Gemächern und dienen zugleich zum Ueberſchutze der Viehſtälle und des aufgeſammelten Brennholzes. Keiner Wohnung fehlt ein Brunnen. Wie fühlt ſich hier unſer ſchwarzwälder Poet angeheimelt! Er jauchzt den ſchmuzigen Kindern, den drallen Dirnen zu und ſchlägt die heimatlichen Accente an, mit denen er ſogleich auch funkelnde Augen, blinkende Zähne hervorlockt.

Gegen Mittag trafen die rheinländiſchen Gäſte ein, von Itzſtein an ihrer Spitze. Die Halle füllte ſich mit Gäſten, die ſich um Itzſtein's Hände riſſen, — theils alte Bekannte, theils neu vorgeſtellte Verehrer dieſer liberalen Berühmtheit.

Die Verſammlung miſchte ſich aus Fabrikanten, Gutsbeſitzern, Schultheißen. Ein paar Advocaten kamen dazu; eigentliche Staatsdiener aber waren der Demonſtration aus dem Wege gegangen. Unter dieſen Männern des Volks erſchienen einzelne, die beim L'hombre früherer Landtage, hinter dem Matador Itzſtein her, manchen Stich gemacht oder doch die Farbe bekannt hatten, die auch in Baden nicht immer Trumpf war, immer jedoch wieder mit Ehren ausgeſpielt wurde, wenn auch ein Landtag remis gegeben oder codille verloren worden.

Oben an der Tafel, unmittelbar unter der Rednerbühne, war für Vater Itzſtein gedeckt. Neben ihm nahmen die von auswärts gekommenen Gäſte die Ehrenplätze ein. Es waren einzelne Reiſende aus Würtemberg, Rheinheſſen, Naſſau, Kurheſſen, ja aus Sachſen da, — einige auf Einladung gekommen, andere vom Zufall herbeigeführt. Unter dem Klirren — nicht der Schwerter, ſondern der Meſſer und Gabeln traf auch noch die fahrende Poetin aus Baden-Baden ein und führte uns einen ſchwäbiſchen Dichter zu, der dort nach unſerer Abreiſe eingetroffen war, — den Erzähler von „Schiller's Heimatjahren". Der ſchlichte, ſchlanke junge Mann ſah etwas blaß aus, vielleicht von dem blühenden Gedichte Gottfried's von Strasburg „Triſtan und Iſolde", das er eben ins Hochdeutſche übertragen und dem er einen Schluß angewirkt hatte.

Von Küche und Keller des Feſtes will ich nichts melden, als daß ſie gut waren und daß es faſt antik ausſah, als der Wirth, eine rechte Heldengeſtalt, auf freiem Tiſche neben dem freien Zelte die koloſſalen Braten zerlegte für ein paar hundert Männer, die heute dem Liberalismus die Faſſung der Liberalität gaben. — In dieſem doppelten Sinne des Wortes liberal fielen auch die Toaſte und Reden aus — freiſinnig nämlich und im Ueberfluß. Sie fielen zuerſt in rein badiſche Intereſſen, breiteten aber bald — gleich Steinwürfen in einem Teiche — ihre Kreiſe weiter und weiter über deutſches Vaterland und Leben aus.

Zweierlei mußte dabei die lebhafte Theilnahme der fremden Gäſte erregen. Zuerſt der tüchtige politiſche Sinn und die Wärme, die ſich unter dieſen Männern aus dem Volke kund gaben. Wie leiſe verſtanden ſie die Anſpielungen der Redner auf badiſche und deutſche Zuſtände! Wie treffend waren die Schlagworte, die aus ihrer Mitte bald da, bald dort vom Tiſche her die Gedanken eines Redners erläuterten, ergänzten, bekräftigten! Wie richtig brach in allen Ecken das Pelotonfeuer des Beifalls, der Sturm des Lebehochs aus, und wie ergreifend war wieder die ſtumme Rührung und die feierliche Erhebung aller, als der kurheſſiſche Gaſt im Kreiſe ſo glücklicher Volksvertreter des unglücklichen Jordan von der Tribüne herab gedachte. Und trieb man ſich nach der Tafel unter dieſen badiſchen Männern um, ſo hatte man ſich ſo vieler Höflichkeit des Herzens, eines ſo geſunden Volksverſtandes und eines ſo freien Blicks für deutſches Wohl zu erfreuen, daß man die geſunde Frucht reifender Volksbildung darin anerkennen mußte, von der man ſo gern Ableger für die übrigen deutſchen Stämme mitgenommen hätte.

Und das andere, was uns lebhaft anzog, war der herrliche Schlag Menſchen, die nicht ſowol neubegierig, als vielmehr mit ehrerbietiger Theilnahme das offene Zelt umſtanden, — dieſe ſtattlichen Männer, die muthig hereinblickten und lauſchten, in dunkeln Röcken, rothen Weſten mit darübergelegten Tragbändern, loſe geknüpften Halstüchern und breiten Hutkrämpen; dieſe Mütter mit länglichen feinen Geſichtern, deren große, dunkle Augen glühten, wenn ſie ihre Knaben, um Vater Itzſtein zu ſehen, emporhoben. Es ſind jene Thalbewohner forallemanniſchen Blutes, die ſich durch edle ſüdliche Formen und Augen von den verkümmerten, ärmlichen Bergbewohnern unterſcheiden. —

Die Toaſte, die Geſänge und das friſchgedichtete Lied unſers ſchwarzwälder „Gevattersmannes“ waren in die Nacht verklungen und wir ſelbſt in tiefen Schlaf geſunken. Vater Itzſtein war der erſte, der am andern Morgen die zerſtreut wohnenden Feſtfreunde weckte und zuſammentrieb. Man wollte ins Gebirge fahren, und der Tag ließ ſich ſonnig dazu an.

Es war ein merkwürdig rühriger Mann, dieſer damals neunundſechzigjährige von Itzſtein. Im Frack und ohne Mantel, nur mit den unentbehrlichſten Bedürfniſſen in leichter Reiſetaſche verſehen, war er mit viel jüngern Männern, die ſich bei dem wechſelnden Sommerwetter mit Wollenzeug und Mänteln bepackt hatten, von ſeinem Gut im Rheingau heraufgekommen. Nun war er auch am früheſten wach und am rüſtigſten von Ausſehen. Aufgeregt und anregend, beweglich und geſprächig erſchien er, im Bewußtſein der Verehrung des badiſchen Volks wie ſeiner Freunde, ſtets zuvorkommend gegen andere und galant gegen die Frauen. Ein alter Junggeſelle, hatte er keine unverheirathete Artigkeit abgelegt und keine eheliche Bequemlichkeit angenommen. Wenn er die Huldigung des gemeinen badiſchen Mannes wie eine Zehnt- oder Zinsgebühr hinnahm, ſo that er es doch nie ohne Rückgebühr freundlicher Worte, belehrender warnender Hinweiſungen für die conſtitutionelle Zukunft, wobei er es an drückender ſchüttelnder Hand nicht fehlen ließ.

Allerdings war die Gelegenheit, dieſen berühmten Volksmann zu beobachten und eine eigene Meinung von ihm zu faſſen, beſonders günſtig: er wußte ſich von lauter Getreuen umgeben, er ging von Hand zu Hand ſo vieler und ſo verſchiedener Anſprechenden, die Gemüther derſelben waren ſo erregt als ihre Worte ehrlich, daß der Mann, der jedem etwas ſein, jedem etwas geben wollte, ſich weiter als ſonſt, ja ſich ganz aufknöpfen konnte. Dennoch möchte ich auf die einmaligen Eindrücke, die er mir gab, kein entſcheidendes Urtheil gründen. Jedenfalls aber hatte ich das Modell eines damaligen Volksführers vor mir. Und wenn mir nach meiner

Sinnesart, der ich doch auch ein heſſiſcher Zobelfänger war, manches an jenem Manne widerwärtig erſchien, ſo mußte ich mich zu meiner Beruhigung klar darüber machen, daß es einmal im Weſen der Demagogie liegt, unzufrieden mit den Regierungen, unerkenntlich auch gegen guten Willen und unbillig gegen die Schwierigkeiten des Regierens zu ſein, lieber aufzuregen als zu vertröſten. Und wenn Itzſtein keinen der Bauern anſprach, ohne ihn gleich an einen perſönlichen Verdruß oder an einen für die Gemeinde deſſelben unangenehmen Erlaß von oben zu erinnern, ſo fand ich den Humor darin, daß ein geſchickter Heizer immer etwas Kienholz mit ſich führt. Für einen ſolchen galt übrigens dieſer Mann ſchon damals, ſelbſt bei ſeinem vertrauten Anhang, und man hielt ihn für ſo gewandt anzufeuern, als ſchlau die eigenen Finger in der Taſche zu halten, wenn es einmal darum gelten würde, die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen.

Bei alledem konnte doch auch derjenige, der mit der innigſten conſtitutionellen Geſinnung doch vielleicht bedauerte, wie damals das conſtitutionelle Leben unter deutſchen Verhältniſſen betrieben werden mußte, ſich an dem guten Geſellſchafter Itzſtein, als einem für Leben und Lebenlaſſen wirklich liberalen Manne, recht erfreuen. — Und wer hätte es nicht aufs tiefſte mit empfunden, daß im Jahre 1849, nach dem unglücklichen Aufſtand in Baden und nach der heimlichen Flucht des Mannes durch das Land ſeiner frühern Triumphe ein ſo rühriges, raſtloſes Leben in Geiſtesſchwäche endigen mußte!

Von der Wohnung des Feſtcommiſſars fuhren wir nach eingenommenem Frühſtücke in zwei Wagen über Lauterbach das Renchthal hinauf, bis wo es vor Oppenau ins Lierbachthal einlenkt. Dieſſeit und jenſeit des lang hingeſtreckten Dorfes gehen, im Halbkreis um den 2929 Fuß hohen Braunberg gewunden, die Straßen nach den vorgenannten Kniebisbädern.

Das Renchthal iſt das anmuthigere von beiden und erinnert an das berühmte Murgthal des an Naturſchönheiten ſo reichen Schwarzwaldes. Unſer zweites Thal iſt ſchon mehr im großen Stil geformt und bildet ſchweizeriſche Natur nach. Am Abhange des Bergzuges läuft der ſchmale Fahrweg hin. Oft ſchneidet die Felge des Wagenrades kaum Hand breit vom jähen Abſturz ein. Hier und da ſind Einſchnitte in den Berg gemacht, wo begegnendes Fuhrwerk eins dem andern ausweichen kann.

In der Tiefe treibt der Bach, über ſchwebende Rinnen geleitet, Sägemühlen und Hammerwerke. Jenſeits thürmen ſich Berg über Berg auf, mit Nadelholz bewachſen, abwechſelnd triftenkahl oder von felſigen Würfeln und Wänden durchbrochen. Hier windet ſich ein reizendes Seitenthälchen quellenreich mit Wieſengrün hervor; dort klebt am Berghange ein einſiedleriſches Schwarzwaldhaus.

Jauchzend begrüßen wir jede neue Erſcheinung und dann wird wieder eins der politiſchen Lieder angeſtimmt, die nur keck in lauter Melodie erſcheinen, im Text aber ſich in einem kleinen Liederbuche vor der Polizei in den innern Rocktaſchen verſtecken und gute Nachbarſchaft mit den Schnupftabacksdoſen und Cigarrenbüchſen halten.

Die Stimmen der einheimiſchen Sänger ſchallen in die Berge, die Augen der fremden nehmen die rührenden Naturbilder auf. Was Emma von Niendorf für ihre „Wanderberichte“ ſammelt, was der Nachſänger von „Triſtan und Iſolde“ ausſinnt, was der ſchwarzwälder Dorfnovelliſt für ſeinen „Gevattersmann“ einſteckt, — ich weiß es nicht, und was den Erzähler dieſer Fahrt durchrieſelt und bewegt, — könnte er's doch über dieſe Zeilen ergießen, ſo klar und friſch, wie da eben vor uns die ſieben Waſſerfälle von Allerheiligen ihren ſprühenden Bach herabſtürzen!

Vor dieſen damals erſt ſeit wenig Jahren bekannt gewordenen merkwürdigen Cascaden hielten wir jetzt im engen Winkel des Thals. Wir verließen die Wagen und gönnten ihnen Zeit, den Umweg über die rechts hinauf gewundene Straße zu nehmen, indeß wir die erſtaunlichen Felſen überklettern wollten.

Thurmhoch ſtarren dieſe Granitwände empor, durchbrochen von dem Bache, der kryſtallen in ſieben merkbaren Abſätzen niederfällt. Aber die Abſtürze erfolgen nicht blos übereinander, ſondern auch zwiſchen den zurücktretenden Felſen hintereinander, — bald als ſchwebende Waſſerſpiegel, bald in getheilten Strahlen, bald mit kochenden Sprudeln. Wir aber wanden uns einzeln neben dieſen Fällen auf ſchmal eingehauenen Treppchen aufwärts, eilten über ſchwanke Stege und kletterten an den ſteilſten Wänden, denen keine Treppentritte waren abzugewinnen geweſen, auf eingehakten Leitern höher und höher empor, getheilt zwiſchen der Aufmerkſamkeit auf die reizenden Waſſerabſätze und der Achtſamkeit auf uns ſelbſt. Denn nicht ohne Gefahr windet die ſchmale Steige ſich an den Untiefen hin und mehr als einmal umfaßte der dicke Herr von Soiron aus Manheim die Felſenwand, das Geſicht dem Waſſer abgewendet, vor deſſen Abſturz ihn ein Schwindel anwandelte. — —

Sei hier des früh hingeſchiedenen braven Mannes in Ehren gedacht! — —

Oben erweitert ſich der Spalt des Berges und die ſanft anſteigenden Ufer des Baches übergraſen ſich. Wir befanden uns aber auf keinem Gipfel des Gebirges, ſondern im heimlichſten Hochthälchen, 2000 Fuß über Meer und von ſteilen Waldkuppen eingehegt. Vor uns lagen die Trümmer der reichen und berühmten Prämonſtratenſerabtei, die — zu Anfang des Jahrhunderts noch in unverletzter Pracht — vom Blitze getroffen — abbrannte, als eben die ſäculariſirende Betriebſamkeit ſich um dieſelbe ſtritt.

In die Ruinen hinein, neben den ſchönſten gothiſchen Bogen, iſt eine Förſterwohnung gebaut. Hier ward uns ein gutes Mittagmahl bereitet. Unten am Bache, da wo er den Anlauf nimmt ſich hinabzuſtürzen, hatten wir die Forellen fangen ſehen, die uns jetzt gebraten und geſotten vorgeſetzt wurden, und das zarte Geflügel, das ſich zu den leckern Waſſergeſchöpfen geſellte, bildete hier oben um den Gebirgsthron eine Art von haute volée, die wir Conſtitutionellen uns gar wohl gefallen ließen. Auch Wein und Käſe bewährten ſich als gut badiſch und wir prieſen das badiſche Land. Hierin waren wir alle eines Glaubens und freuten uns dieſes unanfechtbaren Concordats. Und als draußen im Hausgärtchen der Kaffee eingeſchenkt wurde und die Cigarren ſich entzündeten, ſchwärmten unſere vergnügten Blicke um den waldigen Bergkranz, der uns eng umſchloß, und die leichteſten Sommerwölkchen ſegelten darüber hin. Ein Freiheitslied wurde angeſtimmt, damit doch zeitgemäß geſungen würde, wo einſt die Pſalmen der Prämonſtratenſer erklungen waren.

Ausgeruht von all dem Segen des Tages brachen wir endlich auf, die letzte Waldhöhe nicht ohne Anſtrengung zu erklimmen. Drüben ragte der Kniebis hervor, hüben betreten wir über Ottenhöfen das Kapplerthal, wo inzwiſchen unſere Wagen gewartet hatten.

Dies Thal, einfacher als die früher durchfahrenen, hochwaldig und tiefgraſig, öffnet ſich bald gegen die weite Ebene, in der wir bei Achern zur Eiſenbahn gelangen. Mit dem letzten Zuge eilt unſere fahrende Poetin nach Baden zurück; ihr mitgekommener Triſtanſänger aber kann ſich noch nicht von uns trennen. Denn nun ſollte es erſt recht losgehen!

Neue Gäſte hatten ſich nämlich zur Begrüßung Itzſtein's eingefunden und eine Verſammlung in einer liberalen Bierbrauerei war angeſagt. Auch wir —

Auerbach und ich — begaben uns aus dem Gaſthofe, wo wir Nachtquartier nahmen, dahin. — —

Die Lieder und Trinkſprüche, die hier laut und ſtürmiſch wurden, ließen mir keinen Zweifel darüber, es müſſe ein ſehr ſtarkes Bier ſein, das hier gebraut wurde, und deſſen berauſchende Kraft ich auch vier Jahre ſpäter erkannte, als mit dem Mittagzuge der Eiſenbahn Hecker an der Spitze ſeiner badiſchen Genoſſenſchaft jauchzend zum Vorparlament in Frankfurt einzog. An jenem Liberalismus, den ich in der Bierbrauerei von Achern kennen lernte, war mithin Hopfen und Malz nicht verloren geweſen, wenn er auch in ſeiner republikaniſchen Nachgärung einen Stich bekam.

Ich ſelbſt mußte mir damals zu meiner Beſchämung eingeſtehen, daß ich doch kein rechter — Biertrinker ſei. Eingeengt zwiſchen den Zechenden an einer hintern Wand, rettete ich mich über die lange Tafel hinweg aus der Klemme und ſtahl mich zu einem Glaſe badiſchen Weins in unſern Gaſthof, wo die Gefährtin wartete.

Wie prächtig ſchlief es ſich am Fuße des herrlichen deutſchen Gebirges, das äußerlich finſter ausſehend, ſo viel anmuthige Thäler mit duftigen Matten und heilſamen Quellen verbirgt!

In der Nacht war ein Wetter ausgebrochen und am Morgen hörten wir auch von heftigem Streit beim Bier und von dem Verdruß, den dabei Freund „Gevattersmann“ erfahren hatte. — Ei nun, dachte ich, wenn man ſich mit ſo ſtarker, brünſtiger Schar umhertreibt, kann man auch gebiſſen werden.

Für uns war der Tag ſonnig aus der abgeregneten Nacht aufgegangen und wir eilten mit dem Bahnzuge nach Manheim, mit dem Dampfſchiffe nach unſerm alten lieben Mainz zurück.

Ein bewegtes Jahr.

Das Jahr 1845 kam über ähnliche Schneefelder herein, wie ſolche in dieſem Januar 1861, in welchem ich eben ſchreibe, weit und tief umherliegen. Ein ſtrenger Froſt hielt die aufgeſchichteten Maſſen feſt bis Oſtern, die zu Ende März fielen, wo die Schneelager dann unter Thauwind und Regen raſch zuſammenſchmolzen und mit großen Ueberſchwemmungen abzogen.

Dieſen Fluten kam ein lieber Freund zuvor, — Auerbach, der im Januar ſich in Fulda einfand und drei Wochen verweilte.

Meine mainzer Schwägerin, die ſeine ſchönen Gaben an Talent und Gemüth zu ſchätzen wußte, dabei aber die ihm eigenthümliche ſaumſelige Behaglichkeit bedenklich für ſeine Entwickelung auch als Schriftſteller fand, hatte ihn längſt zu einem Beſuche Norddeutſchlands angeregt. Nun ſah er ſich durch die Vortheile ſeiner „Dorfgeſchichten“ in den Stand geſetzt, mit dem guten Reiſepaß eines verbreiteten Namens das ihm angerathene Unternehmen zu verſuchen und auf neue Eroberung auszugehen.

Uns im Winter und in Fulda kam er doppelt erwünſcht und brachte friſches Leben in unſern vertrauten Kreis. Im Stift von meiſt norddeutſchen Frauen konnte er ſeine erſten Proben machen und durfte als gute Vorbedeutung das Wohlgefallen hinnehmen, das man am Schwarzwalddufte ſeines luſtigen, unbefangenen Humors fand.

Auerbach war durch ein Naturell begünſtigt, das zumal in der Jugend ohne weiteres Bemühen die Menſchen einnimmt und eine Befliſſenheit nur nöthig hat, ſie feſtzuhalten. Denn das Wohlgefallen iſt oft ein flüchtiges Geſchenk, dauerndes Wohlwollen aber will verdient ſein. Und da hat eine ſo ſchöne Naturgabe gerade in den Mitteln, wodurch ſie ſich geltend macht, meiſt auch ihre Schranke und ihre Gefahr. Jenes unbefangene Sichgehenlaſſen ſtößt auch auf Augenblicke, die eine zarte Rückſicht und Rückhaltung verlangen, und verletzt entweder in Ermangelung derſelben oder büßt durch die Zugabe von Beſonnenheit auf Zeit und Umſtände einen guten Theil ſeines Zaubers ein. Auch findet man ja öfter, daß recht gemüthliche Menſchen, um ihrer guten Stimmung willen, ebenſo unermüdlich in Darbietungen derſelben ſind, als ſie ohne ſolche aus bloßer Rückſicht für andere gar nichts über ſich vermögen.

Unſerm Freunde ſahen wir bei ſeinem Scheiden mit der Betrachtung nach, daß auch er an dem unvermeidlichen Wechſelverkehr ſeines Naturells mit der Geſellſchaft ſeine Erfahrungen werde zu machen haben. Hierzu ward ihm denn auch auf der nächſten Station ſeines Verweilens gleich eine höhere Schulklaſſe aufgethan, indem er ſo glücklich war, in Weimar durch beeiferte Freunde bei Hof eingeführt zu werden und die freundlichſte Aufnahme zu finden.

Daß Auerbach gerade in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft ſoviel Glück mit ſeinen „Dorfgeſchichten“ machte, lag nicht blos darin, daß man des Salonromans und des blaſirten Salonplauderns herzlich müde war und ſich lieber einmal, wie es viele Familien im Sommer thun, nach einem Dorfe fahren ließ, um ſich an einer Dickmilch mit Schwarzbrot gütlich zu thun: es kam dem Freunde vielmehr zugute, daß er es verſtand, ſeine Dorfleute in den Salon einzuführen und die äſthetiſchen Damen über dieſe friſchen, naiven Menſchen in Erſtaunen zu ſetzen, mit denen man ſich, auch wenn ſie barfuß und ohne Handſchuhe waren, ſo tiefſinnig und geiſtreich-gemüthlich unterhalten konnte.

In Berlin, wohin der Freund ſich von Weimar aus wendete, fand er wieder andere Conflicte. Manche wollten dort, wie er ſchrieb — „Tirolerchens mit ihm ſpielen“, er zeigte ihnen aber, wenn ſie von ihrer philoſophiſchen Höhe den „gemüthlichen Menſchen“ zu protegiren dachten, daß er aus der Philoſophie ſtamme und erſt aus ihr heraus in die Poeſie der Naivetät gekommen ſei. Die Berliner, meinte der Freund, wie viele andere begriffen die beiden in ihm vereinigten Elemente nicht, daß er ſich gehen laſſe und doch wiſſe, was er wolle.

Zu denen aber, die das begriffen, gehörte Varnhagen. Er ſchrieb mir auf die Grüße, die ihm Auerbach von mir überbracht, wie ſehr dieſer liebe herzwarme Mann ihm und allen Leuten dort gefallen habe, indem er hinzuſetzte: „Seine Naivetät iſt aber ſchon zum Bewußtſein gekommen und ſeine Eigenthümlichkeit kann leicht in Manier übergehen.“

Dies eben war die Gefahr jener vereinigten Elemente des Wiſſens von ſeinem Sichgehenlaſſen.

Doch um bei Varnhagen wieder auf mich ſelbſt zurückzukommen: ſo war eben er die Veranlaſſung, daß ſich mir kurz nach Auerbach's Beſuch von Darmſtadt aus eine Arbeit anbot, die mir weniger um ihrer ſelbſt willen als durch die Förderung, die ſie mir für einen neuen Roman verſprach, ſehr willkommen war.

Schon im letzten Sommer hatte Varnhagen, als ich ihn auf ſeiner Fahrt nach Homburg von meiner Wohnung zur Poſt begleitete, mich auf die Geſchichte der mainzer Clubiſten als guten Romanſtoff aufmerkſam gemacht. Dieſe Geſchichten aus dem Jahre 1792 waren mir bei frühern wiederholten Beſuchen in Mainz doch ziemlich fremd geblieben, ſodaß ich auch von Georg Forſter nur das Allgemeinſte wußte. Da lag nun ein verhüllter, unſchätzbarer Stoff zu Studien vor mir, und was hätte mir da erwünſchter kommen können als ein Manuſcript aus jener Zeit?

Es iſt mir unter der Beſchäftigung mit einem oder dem andern Novellenſtoffe wiederholt begegnet, daß mir ganz zufällig von da oder dort ein Buch, eine Notiz, ein Hinweis oder dergleichen über denſelben Gegenſtand wie von unſichtbarer Hand unter die Augen gerückt wurde, und dies zwar oft viel auffallender, als daß es ſich aus der lebhaftern Aufmerkſamkeit, die man dann für alles Einſchlagende trägt, hätte erklären laſſen.

So unerwartet erhielt ich auch jetzt, mit einer Zuſchrift des Forſtmeiſters von Wedekind in Darmſtadt, die handſchriftlichen Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer zugeſchickt. Eickemeyer hatte damals im mainzer Dienſte geſtanden und Wedekind ſelbſt, eines geweſenen Clubiſten Sohn, — jenes Arztes und mainzer Profeſſors, der aus ſeinen mislungenen Beſtrebungen für die Republik in den darmſtädter Hofdienſt als geadelter Leibarzt getreten war, beſaß das Manuſcript aus den Händen der in der Pfalz verheiratheten Tochter Eickemeyer's, die es ihrem Freunde zu allenfallſiger Verwerthung anvertraut hatte.

Varnhagen, dem es Wedekind zuerſt vorgelegt, hatte ihn damit an mich verwieſen. Es ſchien mir nicht ohne Werth für die Zeitgeſchichte, da es Mittheilungen eines Augenzeugen über den Verlauf jener für Mainz ſo verhängnißvollen Tage und Aufſchlüſſe über die als „Verrath“ bezeichnete Uebergabe der Reichsfeſtung an die Franzoſen enthielt, wegen der auf Eickemeyer's Namen die ſchwerſte Beſchuldigung haftete. Ich rieth alſo zur Herausgabe, übernahm auf Wedekind's Wunſch die Ueberarbeitung des Formellen und gewann die Literariſche Anſtalt in Frankfurt für den Verlag. Das Buch erſchien dann im Laufe des Jahres.

Der nächſte Vortheil für mich ſelbſt lag in dem, was ich aus dieſer Schrift für meinen Roman ſchöpfen konnte, — Aufſchlüſſe über den Zuſtand des mainzer Landes unter den beiden letzten Kurfürſten, ſowie über das Privatleben am Hofe und in der Stadt. Und wie ich nun einmal durch einen Zeitgenoſſen orientirt war, konnte ich mich auch nach andern Seiten jener folgenreichen Epoche umthun und mit Dahinblick die merkwürdigen Plätze der Stadt und ihrer reizenden Umgebung ins Auge faſſen, an denen ich bisher nur im Gefühl der Gegenwart hin- und hergewandelt war. Gewiß lebten dort auch noch Zeitgenoſſen und mündliche Ueberlieferungen, aus denen ich mir das Bild jener vergangenen Tage vervollſtändigen konnte, die ich mir nun recht zu Herzen nahm. Wie freute ich mich auf meine nächſten Beſuche in Mainz, wo ſich mir das Leben jetzt verdoppeln wollte, durch die Gegenwart unter lieben Angehörigen und durch die Vergangenheit, deren Schatten ich noch einmal zu einem poetiſchen Daſein zu beſchwören hoffte.

Das Jahr ließ ſich ſo an, als ob — wie in einem dazu eingerichteten Garten — mit jedem Monat etwas Neues aufgehen und blühen ſollte. Noch war der März nicht abgelaufen, als ich eine Einladung meines Freundes Kühne zur Schriftſtellerverſammlung in Leipzig auf den 27. April erhielt. Bis dahin wollte er mit Frau und Tante Harkort ihren Landſitz in Dölitz bezogen haben und mich dort als ihren Gaſt empfangen.

Eine Anzahl beſonders leipziger Literaten trug ſich ſchon länger mit dem Plan einer Verſammlung der

Literaten, wie dergleichen ſeit Jahren unter den Naturforſchern beſtand und ſeitdem nach allen gemeinſamen Intereſſen des Lebens ſich ausgebreitet haben.

Zu der anſprechenden Gelegenheit guter Bekanntſchaften von Schriftſtellern kam die Einladung eines mir ſo ſchätzbaren Freundes, und die Fahrt ſelbſt ſollte mir durch einen wenigſtens bis Weimar mitreiſenden jungen Mann meiner Bekanntſchaft — angenehm werden. Ich ſagte daher mit Vergnügen zu.

Das leipziger Comité, das gelegentlich der nahen Buchhändlermeſſe dieſe erſte Verſammlung veranſtaltete, hatte als nächſten Zweck derſelben die Berathung eines für Sachſen vorzubereitenden Verlagsrechts ins Auge gefaßt, um ſolches ſodann in Form einer Petition an den Landtag zu bringen. Ein ſächſiſches Verlagsrecht erſchien mit Hinſicht auf einen Hauptverlagsplatz wie Leipzig als ein Gegenſtand allgemeinen Intereſſes. Dabei ſollte ein ſchiedsrichterliches Verfahren für Rechtsſtreitigkeiten zwiſchen Schriftſtellern und Verlegern zur Sprache kommen und über den Nachdruck allgemeine Maßnahmen aufgeſucht werden.

In der vorbereitenden Verſammlung wurde ein paragraphenreicher Entwurf über die Rechtsverhältniſſe zwiſchen Schriftſteller und Verleger vertheilt, — eine umfaſſende Arbeit, die man ſich nur früher gewünſcht hätte, um ſich vertraut mit dem Inhalte zu machen. Jetzt ließen die lebhafte Stadt mit ihrer Meſſe, die heitern Abende und eine anziehende gaſtliche Familie mich kaum an die Durchſicht der Druckſchrift kommen. Dazu noch ſchenkte mir die Verſammlung, etwa einhundert Schriftſteller ſtark, die ehrende Aufmerkſamkeit, mich zum Vicepräſidenten zu wählen, der möglicherweiſe an den Platz des Präſidenten, des Profeſſors Biedermann, zu treten hatte, um die Verhandlungen zu leiten, — mich alſo, des Weges einen unkundigen Fuhrmann. Ich konnte dieſe Wahl nur als einen Ehrenerweis für den von fernest hergekommenen Gaſt anſehen, und deutete dies in den hergebrachten Dankesworten mit dem Scherz an, daß man dem Vicepräſidenten wenigſtens nicht nachſagen könne, er ſei nicht weit her.

Biedermann, der mir nachmals ſehr befreundet wurde, erwies ſich als einen vortrefflichen Führer der Verhandlungen, nur daß bei ſeiner Nachſicht gegen die Freiheit der Discuſſion dieſe ſehr bald ſo gründlich eingehend wurde, daß man am zweiten Tage kein Auskommen mit der gegebenen Zeit vor ſich ſah. Da rief unerwartet den Präſidenten, den ich mir zum Troſt für permanent gehalten hatte, ein unvermeidliches Geſchäft in die Stadt. Eine große Anzahl von Paragraphen lag noch vor, und dazu kam, daß ich als neben meinem Staatsamte hergewandelter Schriftſteller mich bisjetzt nur um das Gelingen meiner Druckſachen, kaum aber um die Rechtsverhältniſſe bekümmert hatte, in die ſie treten ſollten. So ſaß ich freilich leicht genug auf dem Sitze des Wagenlenkers, um die Zügel zu deſto raſcherer Fahrt recht kurz zu faſſen. Ich erinnerte daran, daß die Verhandlungen bisjetzt doch für die Zeit, die uns gegönnt ſei, einen etwas zu umſtändlichen Gang genommen hätten, zumal es hier nur um Vorſchläge gelte, de noch einer weitern Prüfung unterlägen. Nun nahm ich gleich bei der Erörterung der nächſten Paragraphen ein raſcheres Tempo zur Abſtimmung. Da dies Allegro bei den Einverſtandenen Zuſtimmung fand, ſo ging es unvermerkt in ein ſolches Preſto über, daß ich eine Stimme rufen hörte, das ginge doch nun zu übereilt, und daß Profeſſor Wuttke, der ſich mit ſeiner ganzen Schwere auf die behandelte Arbeit gelegt hatte, ſeine Papiere zuſammenraffte und den Saal verließ. Glücklicherweiſe kehrte Biedermann zurück und lenkte wieder auf eine beruhigendes Andante ein.

Bei dem gemeinſamen Abendeſſen des letzten Tages herrſchte ein anmuthiger Ernſt im Wechſel mit geiſtreicher Heiterkeit guter Toaſte, bis Wilhelm Jordan, der nachmalige Marinerath der deutſchen Flotte und Dichter des „Demiurgos“, einen etwas atheiſtiſch gefärbten Spruch ausbrachte, auf den Auerbach raſch und lebhaft ein Anathema sit! ſchleuderte. Der Freund nahm es wol ſchwerer damit, als es gemeint war.

Einen zweiten Mann, deſſen Name im ſpätern frankfurter Parlament laut wurde, hörte ich dieſen Abend zum erſten mal mit ſeiner mächtigen Stimme und ſtrömender Wortfülle ſprechen. In meiner Ueberraſchung fiel mir doch der Ton und die Miene auf, womit meine Tiſchnachbarn mit einer gewiſſen Unachtſamkeit den Namen Robert Blum nannten. — —

Auf dem Landſitze bei Kühne verlebte ich heitere Stunden. Im dölitzer Garten lagen zwei artige Häuſer wie Zwillinge, eins von Frau Harkort, das andere von Kühne bewohnt, — Auerbach dort, ich hier zu Gaſt. Die Abende beſonders brachten die vielſeitigſte

Unterhaltung mit ſich. An Auerbach und Kühne hatte man zugleich zwei Muſter von Süd- und Norddeutſch, von Naturell und Bildung in geſelligem Thun und Laſſen vor ſich. Jener gab anregende Momente, dieſer anhaltendes Maß.

Nach der Stadt hin war es eine hübſche Strecke, — für Frauen zu Wagen, für Männer zu Fuß. Die Landſchaft bewahrte überlieferte Erinnerungen an die Leipziger Schlacht. Leider war das Wetter launiſch und der Boden von Frühjahrsüberſchwemmungen noch ſtreckenweiſe ungangbar, ſodaß Kühne bedauerte, mich nicht in die reizenden Wälder ſeiner Spaziergänge führen zu können. Mir Bergbewohner wollte freilich der ſogenannte Wald eher als ein — was man Gehölz nennt, erſcheinen.

Außer mit Moritz Hartmann, dem dritten der 1848er Zukunft, dem ſchönen Manne des Parlaments, der damals mit ſeinem „Kelch und Schwert“ in der heiterſten noch unbärtigen Jugendblüte ſtand, kam ich weiter mit keinem der Schriftſteller in Berührung, die mir in der Verſammlung ſo freundlich entgegengekommen waren. Bei den mannichfachen Richtungen, die ſie mit Wiſſen und Wollen vertraten, empfand ich heimlich, aber lebhaft genug, wie ſchwer das dumpfe Fulda mir als Sordine, als Dämpfer, auf der Seele lag und urſprünglich gelegen hatte, — das Fulda meiner Jugend meine ich, mit Inbegriff von Familie, von Ungunſt der Zeit und der örtlichen Lage. Wie mir da nun auf allen Stationen der Bildung das Allerwenigſte von außen dargeboten war, ſodaß ich in den ſpätern Jahren für alles, was ich unternahm, erſt wieder Schule nachzuholen hatte, ſo bedurfte ich einer ungemeinen Elaſticität des Geiſtes, einer unermüdlichen Anſtrengung der Aufmerkſamkeit, um mich einigermaßen auf der Höhe der Zeit zu halten, wo ich doch gern mitſchwimmen und mitſtimmen wollte. Und da ſchwebte ich nun, zumal in meiner jetzigen Verbannung, allerdings in der Gefahr, die mir Freund Laube ſpäter einmal brieflich in dem geiſtreichen Worte andeutete: „Laſſen Sie, lieber Freund, Fulda ja nicht Ihr Schickſal werden!“

War es da nicht vielmehr eine Gunſt, aus Groll erwieſen, wenn das eifernde Fulda ſeinen Sohn nicht allzu zärtlich an ſeine kalte Bruſt drückte, um ihn nicht feſtzuhalten?

Doch — was red' ich da von kalter Bruſt! Stand doch Fulda, als ich jetzt wieder in ſeinen Mauern eingekehrt war, in Feuer und Flammen gegen den ſich eben verbreitenden Deutſchkatholicismus!

Dieſe Bewegung war freilich eine allgemeine, und Fulda nahm nur ſein ehrliches Theil am Aufgebot der Kirche. Schon früher hatte mir von Berlin aus Varnhagen geſchrieben:

„Seit den frohen Begegnungen in Homburg und Wiesbaden habe ich Ihrer wie oft und wie innig gedacht! Bei Freiligrath und Heine, beim Trierer Rock und Ronge, bei unſern Synoden und wie vielem andern noch. Scheint es doch, als ob die Geiſter des Lichts und der Finſterniß alle Kräfte anſtrengen wollten zum äußerſten Kampf auf Tod und Leben; ihre ſtehenden Heere thun ihnen kein Genüge mehr, ſie ſchreiten zu Volksbewaffnungen. Soviel Verwirrung und Leidenſchaft haben wir in Deutſchland kaum je geſehen.“ —

Volksbewaffnung war das rechte Wort. Der Biſchof Arnoldi hatte mit dem ausgehängten „Heiligen Rock“ ein Glaubensheer zuſammengerufen, mit dem er die proteſtantiſche Welt zu ängſtigen dachte: da warf ein einfacher Prieſter einen offenen Brief der Proteſtation unter die Gläubigen, und alle Herzen lederten auf, die den Aberglauben ihrer Kirche verwarfen.

War das nicht eine weltgeſchichtliche Ironie, — der Kampf eines Briefbogens mit einem moderigen Kleide? Und war darin nicht ein alter, tiefverborgener Zwiſt innerhalb der Kirche ſelbſt urplötzlich in der Frage formulirt, — wer ſich fortan zu dem fabelhaften Gewande, oder wer ſich zum ewig wahren Geiſte des göttlichen Meiſters bekennen wolle? Und darin eben lag der Unterſchied zwiſchen römiſch-katholiſch und deutſch-katholiſch.

Ich hatte mich ſchon früher mit einer Betrachtung in Oſtende über den doppelten Begriff des Katholiſchen, des Allgemeinen klar zu machen geſucht. Die römiſche Kirche hatte dieſen Begriff mehr und mehr geographiſch und nach der Kopfzahl genommen, und je mehr ſie darin gegen den Mohammedanismus und Buddhaismus zurückſtand, deſto eifriger ſuchte ſie durch ihre Einmiſchung in die „Gemiſchten Ehen“ und durch jeſuitiſche Politik Boden zu gewinnen. In dieſem Beſtreben, ſich zu verbreiten, kam ſie immer mehr dahin, durch ihre Ausbildung ſich zu veräußerlichen. Eben darum aber wenden ſich ihr diejenigen ab, die in dem römiſch entwickelten Chriſtenthum die verlorene Innerlichkeit aufſuchen, worin eben das Allgemeingültige des Chriſtenthums, die echte Katholicität, beſteht, — die nach Herzen, nicht nach Köpfen zählt.

Nur in dieſem Moment erkannte ich auch den Begriff der kirchlichen Unfehlbarkeit. Indem nämlich der Stifter des Chriſtenthums über ein eigentliches Kirchenweſen nichts feſtgeſetzt hat, ſo konnte ſich dieſes ſo oder auch anders geſtalten, wie es der Zeit etwa noth that. Was demnach in der katholiſchen Kirche ausgebildet daliegt, hat ſeine geſchichtliche Nothwendigkeit für ſich, weil es ſonſt nicht geworden wäre, was es iſt. Selbſt da, wo es vom Geiſte des Chriſtenthums abirrte und dann gewöhnlich den Widerſpruch erleuchteter Männer hervorrief, die als „Ketzer“ den Kürzern zogen, behielt es wenigſtens noch die Rechtfertigung einer zeitlichen Angemeſſenheit und der dadurch bewirkten Völkerentwickelung für ſich. Indem nun aber dieſe Bildung, dieſe Entwickelug auf und aus dem Stamme des Kirchenthums gegenwärtig neue Richtungen für neue Bedürfniſſe ſucht, muß und darf ſie mit Rom abſchließen, weil dieſes in ſeinem unchriſtlichen Intereſſe das Chriſtenthum für abgeſchloſſen erklärt und hiermit ſeine Wahrheit verliert. Die Scheidenden nehmen aber die Unfehlbarkeit des Chriſtenthums mit ſich, das eben alles Kirchliche dem wechſelnden Bedürfniß der Zeiten überlaſſen hat, und alſo auch dieſe Neugeſtaltung deſſelben nicht ausſchließt. So gering oder vereinzelt dann auch ihre Zahl ſein mag, ſo dürfen ſie ſich wenigſtens zu den zweien oder dreien zählen, die, nach dem Ausſpruch Chriſti, in ſeinem Namen verſammelt ihn ſelbſt mitten unter ſich haben. Mit dieſer Verſichertheit ſetzen ſie die urſprüngliche Unfehlbarkeit der Kirche fort. Denn nicht darin iſt die Kirche unfehlbar, daß ſie nie irre, deſſen zum Beweis ſie nichts aufgibt und nichts ändert, ſondern unfehlbar iſt ſie durch die ihr inwohnende göttliche Lebenskraft, die neu hervorbringt, was eine neue Zeit bedarf, aber auch ausſcheidet, was die Zeit erſchöpft und ſozuſagen verlebt hat.

Macht es die Natur denn anders? Und wer iſt unfehlbarer, als eben ſie, die älteſte Offenbarung, die auch darin katholiſch iſt, daß ſie allen ihren Gläubigen ausſpendet und gerade darin ihre Einheit bewahrt, daß ſie jedem das Rechte gibt, einem Klima den Weizenhalm, dem andern den Brotbaum oder die Dattelpalme. — An dieſem aus der Natur genommenen Beiſpiel begreift ſich denn auch, was die Bezeichnung — „deutſch-katholiſch“ will: das Chriſtenthum nämlich, wie es der deutſche Geiſt begreift, das deutſche Herz bedarf. —

Bei dem hohen Begriff, den ich mir alſo von der neuen Bewegung machte, hätte vielleicht mancher erwartet, daß ich mich ihr ebenſo lebhaft anſchließen werde. Dazu empfand ich aber weder an meinem Platz und Beruf noch in meinen Jahren und Ueberzeugungen einen Anlaß, ja mein fertiger Begriff ſelbſt trat ſolcher Theilnahme entgegen. Die Bewegung ſelbſt ſchien mir nämlich ſogleich eine ſehr abweichende Richtung zu nehmen, und weder die neuen Apoſtel noch die Zeit der Verkündigung ließen mehr erwarten als eine neue Richtung der Gedanken, der Prüfung und der Verſuche, die ihre beſte Förderung im eigenen Wirken und Werden ſowie im Widerſtreben fanatiſcher Römlinge zu erwarten hätten.

Ich fand mich hierin durch Varnhagen beſtärkt, der mir mit Hinſicht auf mein „Eine Fahrt nach Oſtende“ umſtändlich und beifällig ſchrieb. Als geborener Katholik in ähnlicher Stellung wie ich, ſtimmte er in ſeiner Anſicht von der Sache mit dem überein, was auch ich empfand. Er ſchrieb:

„Wunderbar ſind die Ereigniſſe Ihren Darlegungen gefolgt, thatſächliche Zeugniſſe des richtigen Erkennens geworden. Die ganze deutſchkatholiſche Bewegung liegt in Ihrem Buche vorgezeichnet; der Unkundige könnte glauben, Sie hätten erſt nach dem Geſchehenen geſchrieben, da doch Ihr Schreiben dem Geſchehenen voranging, oder vielmehr ſelber die frühere Thatſache iſt. Dabei haben Sie den Vortheil, daß Sie in der Höhe der Geiſtesfreiheit ungebunden verweilen, während die andern ſich vielleicht allzu früh gleich wieder nach dem irdiſchen Boden umſehen müſſen, der ſie halten ſoll. Ich kann daher Ihnen unbedingt zuſtimmen, Ronge und Czerski nicht, obwol mich das, was ſie in ihrer Weiſe thun und leiſten, herzlich erfreut, und nur ein Anfang ſcheint, aus dem ſich weiteres entwickeln kann. Ob die Bewegung in der eingeſchlagenen Richtung dauern wird, kommt auf die Umſtände an; ſehr günſtig iſt die gleich anfänglich ausgeſprochene Neutralität des Königs von

Preußen, ſie würde vielleicht heute nicht ſo ausgeſprochen werden; der Miniſter Eichhorn hätte gern mit Feuer und Schwert gewüthet, die Frömmler zeigen ihre Wuth offen, und Oeſterreich legt das ganze Gewicht ſeines thätigen Einfluſſes auf die Seite Roms. Eine ernſtliche Verfolgung würde die Sachen für den Augenblick ſprengen, den Kern haben ſie noch nicht, um durch Märtyrerthum erhoben und befruchtet zu werden. Es geht mit den kirchlichen Bewegungen gerade ſo wie mit den politiſchen: die einzelne kann leicht eingehen, weil ſie eben nicht die allgemeine iſt, dieſe dagegen dauert fort und ſchafft immer neue einzelne u. ſ. w."

Wenn ich mich nun aber auch den Bekennern dieſer neuen Confeſſion nicht zugeſellen konnte, ſo durfte ich doch einem Zeugniß für dieſe ſelbſt, da wo Schmach über ſie erging, mich nicht verſagen. Dieſer Angriff geſchah in Fulda von ſeiten des Biſchofs Pfaff in einem Gedichte, das mit ſeinem Namen erſchien und in dieſer Form den Stempel ſeines Eifers und ſeiner Eitelkeit zugleich an ſich trug. Denn welche perſönliche Befriedigung lag nicht darin, für die Sache ſeiner Kirche im violenblauen Talar Silben zu meſſen und Reime aneinander zu reihen?

Doch gerade dieſe Farbe des Gewandes, dieſer Schimmer von Poeſie warf einen falſchen Glanz auf die Waffen und lieh dem Kämpfer einen täuſchenden Sieg. Solche Unwahrheit des Angriffs blieb herausfordernd, wenn es auch thöricht geweſen wäre, in Fulda für die Wahrheit des neuen Glaubens eine Lanze einzulegen. Wer aber ſollte hier gegen die biſchöfliche

Selbſt- und Volkstäuſchung hervortreten, wenn ich es nicht that? So verſuchte ich es denn mittels einer Beſprechung der biſchöflichen Dichtung in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“, die im fuldaer Caſino aufgelegt wurden. — Eine heitere Ironie ſchien mir dafür am rechten Platze, wurde damals gern geleſen und gewährt vielleicht auch heute noch eine kleine Unterhaltung.

Prälatenpoeſie.

Den neuen deutſchkatholiſchen Gemeinden und ihren Führern Czerski und Ronge. Von J. L. Pfaff. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1845. Gr. 8. 2 Ngr.

Dieſe ſechzig Stanzen eines ehrwürdigen Greiſes würden bei ihrem erſten Erſcheinen in den mainzer „Katholiſchen Sonntagsblättern“ dem Referenten unbekannt geblieben ſein, wären ſie nicht in beſonderm Abdruck einer ausgebreiteten Publicität und hiermit auch der Kritik ausgeſtellt worden. Dennoch habe mit dieſer eine Weile gezögert, ungewiß, ob der Poet mich am Gedicht oder das Gedicht am Poeten irre mache. Doch ein Gedicht möchte ich es eigentlich nicht nennen, da dem Erguß eine einheitliche poetiſche Anſchauung und Geſtaltung gänzlich abgeht. Aber Verſe ſind es, wie die abgebrochenen Zeilen, die großen Anfangsbuchſtaben derſelben, die abgeſetzten Glieder und bei genauer Betrachtung auch die Reime, wie z. B. Schutt und Muth, Hirten und führten, benagt und gemacht, Geſpötte und Decrete, gewählt und ausgeſtellt, Ruhm und Evangelium u. ſ. w. gleich erkennen laſſen. Das Ganze iſt eigentlich ein kleiner Feldzug gegen die neukatholiſchen Gemeinden und für die altkatholiſche Kirche. Die von einem alten Biſchof gewählte poetiſche Form iſt aufgefallen. Doch möchte ich mich hier bei zwei Fragen nicht aufhalten: warum nämlich der liebe Gott auch das Verkehrte in ſeinem Weltgedichte zugelaſſen, und warum der Herr Biſchof Pfaff ſich in Verſen geoffenbart habe. Ich halte mich lieber an die eine große Wahrheit der vorliegenden Dichtung, daß nämlich die neue Kirchenbewegung für einen katholiſchen Biſchof durchaus nichts Begeiſterndes zu haben ſcheint, obgleich der Verfaſſer die Feder „im Dichterflug geſchwind zur Hand“ genommen haben will. Nein, da laut ſcherzhaften Vorworts der hochwürdige Dichter durch ein in Witzenhauſen erſcheinendes Unterhaltungsblatt ſich zu ſeinem Erguſſe hat hinreißen laſſen, ſo wäre vielleicht eher ebenfalls ſcherzhaft zu ſagen, er habe uns von dem bekannten Witzenhäuſer eingeſchenkt, der ſich mehr durch ſeine Säure als durch ſeinen Geiſt einen Namen gemacht hat.

Wir dürfen daher dem geehrten Dichter durchaus nicht das Unrecht anthun, einen poetiſchen Maßſtab an ſein Werk zu legen, ſondern wollen nur den Inhalt deſſelben betrachten. Dieſer läßt ſich in drei Miſchtheile auflöſen, die viel fixe Ideen enthalten — nämlich in Schmähung der neukatholiſchen Bewegung, in Behauptungen zu Gunſten der römiſchen Kirche und in Ermahnungen, bei dieſer zu verbleiben, zu ihr zurückzukehren.

Wie glücklich iſt nicht ein hoher katholiſcher Prieſter geſtellt! Er ſpricht zu Gläubigen und hat gar nicht nöthig, ſeine Ausſprüche zu begründen. Er ruft: Das iſt grundſchlecht, das aber iſt allein gut! Und niemand fragt: Warum? Der Herr Biſchof von Fulda hat ſeine Stellung richtig erkannt. Er denkt mit Falſtaff: Und wenn Gründe ſo häufig wären wie Brombeeren, ſo will ich doch keine Gründe geben! Referent darf ſo viel nicht wagen; er muß ſich zu begründen ſuchen, d. h. von etwas ausgehen, was der hochwürdige Dichter ſelbſt nicht in Abrede ſtellen wird.

Als das junge Chriſtenthum von apoſtoliſchen Handwerkern in die Welt verbreitet wurde, hieß es den heidniſchen Völkern und Machthabern — eine Sekte. Es ward hier geduldet, dort verfolgt. Seine Bekenner, Leute aus den untergeordneten Ständen, voll guten Willens und ſchlichten Verſtandes für den neuen Ruf der Weltgeſchichte, kamen in Häuſern, ja in verborgenen Höhlen zuſammen. Mitleid und Andacht trugen die karge Krume des irdiſchen Bodens herbei, ohne den einmal auch das Geiſtige hienieden nicht fortkommen kann. An Uneinigkeit in Nebenſachen fehlte es unter den erſten Bekennern auch nicht, es gab Judenchriſten, ſamaritaniſche Chriſten u. dgl.; denn es fehlte noch an eigentlichen Prieſtern, die bekanntlich feſtſetzen, was allein wahr ſein darf, während der alte Philoſoph Heraklit, freilich ein Heide, behauptet, der Streit ſei der Vater der Wahrheit. Statt der Prieſter gab es Aufſeher, Biſchöfe, die noch keine Lilatalare, keine geſtickten Schuhe, keine Ringe über Handſchuhfingern trugen. Ihr Kreuz mit der Welt hatten ſie, aber es war nicht in Gold und Edelſteine gefaßt; ſie nahmen es auf ſich, aber nicht am Seidenband auf die Bruſt. Dafür hatten ſie etwas anderes

— Frau und Kinder. Und dieſe hinderten ſie nicht, Thaten der Liebe und Zeugniſſe des Glaubens abzulegen, ſelbſt in einer Zeit arbeitsvoller Ausſtellung des Chriſtenthums, deſſen Früchte unſere Prieſter heute und ſeit Jahrhunderten in Ehre und Behagen genießen.

Wenn nun der Herr Biſchof in Fulda in Stanze 32 ſagt:

Ihr nennt euch zwar katholiſche Gemeinde,
Seid aber eine deutſche Sekte nur,
Die Stolz und Trotz und Fleiſchesluſt vereinte,
Die ſchon des Wechſels ſchmählich Los erfuhr,
Die ſelbſt in dünnen Reihen ihrer Feinde
Schon trägt des Widerſpruches offne Spur —

ſo denkt er zwar die neue Kirchenbewegung, und eben nicht gar glimpflich, zu ſchmähen; er beſchreibt aber aufs getreueſte das Bild der erſten Gemeinden des Chriſtenthums ſelbſt. Denn auch der dritte Vers trifft einigermaßen: die heidniſchen Obrigkeiten warfen ja den Chriſten geiſtigen Stolz und Trotz vor. „Fleiſchesluſt“ iſt aber ein beliebtes Eifer- und Predigtwort des Herrn Biſchofs, mit dem er hier jene Geiſtlichen zu treffen meint, die ſich nicht etwa mit dem Concubinat befriedigen, wie es in der ſpätern Kirche häufig vorkam, ſondern eine Ehe ſchließen, wie die älteſten chriſtlichen Biſchöfe thaten. Wenn aber der hochwürdige Dichter gegenüber von heutigen Prieſtern, die auf ſichern Pfründen und im Schutze chriſtlicher Staaten leben, mit den Schlußverſen der Stanze 13 recht hat:

Gebt Weiber uns; dahin iſt unſre Ehre,
Dahin des Amtes Kraft, gefährdet Zucht und Lehre —

ſo weiß ich wirklich nicht, wie die chriſtlichen Prieſter in jenen ſchlimmern Zeiten fertig geworden ſind. Von der in dieſen Verſen verſteckten Schmähung der aller Ehren werthen proteſtantiſchen Geiſtlichkeit will ich nicht reden. Wenn ſich der Herr Biſchof ſelbſt dergleichen nicht übel nimmt, ſo mag ich es nicht thun. Am Ende muß man auch der Poeſie des geiſtlichen Dichters etwas zugute halten. Poeſie geht über das, was in der Geſchichte, im vernünftigen Menſchenleben ſchon wirklich vorhanden iſt, hinaus; ſie freut ſich an *Erfindung*. Und *Reime* ſind vollends loſe Geſellen: während man ſich anſtrengt, ſie in Reihe und Glied zu bannen, laſſen ſie — das *Ungereimteſte* einſchlüpfen. So glaubt der Herr Biſchof die Beweggründe der katholiſchen Prieſter zum Austritt aus ihrer Kirche gefunden zu haben, wenn er ihnen zuruft: „Sucht Ruhm und Geld!“ Ja, wenn ſich beides ſo leicht auf der Oberfläche finden ließe wie geiſtliche Weisheit! Was katholiſche Kaplane und Pfarrer bei ihrem Scheiden aus der römiſchen Kirche an Ausſicht auf ruhige Aemter, auf Pfründen, Kapitelskreuze u. ſ. w. fahren laſſen, läßt ſich berechnen. Doch was finden ſie bei den kleinen neuen Gemeinden? Unruhe und die dürftigſte Unterſtützung zu ihrem Beſtehen. Sie wollen überdies eine Kirchenordnung begründen, in der es keine hohe Geiſtlichkeit mehr geben ſoll, was bleibt ihnen alſo an ſogenannter Ehre zu erwarten? Oder glauben Eure Excellenz, die im Kirchlichen ſo wenig *einigen* Proteſtanten beſäßen die unerſchöpflichen Gnadenſchätze und Geldmittel der Römiſchen Propaganda, um Leute zu unterſtützen, die nicht einmal die Sache des Proteſtantismus wollen? Und Ruhm? Wahrlich, die Gegner der römiſchen Kirche in Deutſchland ſind weder ſo einig noch ſo eifrig zur Anerkennung und Anpreiſung einer neuen reformatoriſchen Unternehmung, als es die Katholiken ſind, Schmach und Verdammung über eine ſolche und deren Führer auszuſchütten. Zu dieſem Ruhme, deſſen jene Geiſtliche ſich voraus verſehen konnten, trägt freilich der Herr Biſchof mit ſeinen Stanzen ein Erkleckliches bei.

Oder meint unſer Poet mit dem Worte Ruhm den Jubel, mit dem man in Deutſchland die Ronge'ſche Bewegung aufgenommen hat? Nun ja, die Ueberraſchung war erſtaunlich, mit der man beſonders unter gebildeten Katholiken nach langjährigen, erſt leiſen, zuletzt unverſchämten Beſtrebungen des Ultramontanismus das warme, entrüſtete Wort eines unbekannten katholiſchen Geiſtlichen vernahm. Aber das war ja kein perſönlicher Ruhm für Ronge, den unſere Ueberraſchung ſelbſt wieder überraſchte: dieſe Jubel, an denen wie geſagt die Katholiken den lebhafteſten Antheil nahmen, waren vielmehr Acclamationen, mit denen man die in der Kirche endlich erwachende geſunde Vernunft begrüßte; Kränze, mit denen man die vermeintlichen Vigilien einer neuen Entwickelung der Kirche ſchmückte.

Könnte ich hier noch andere Ausſprüche unſers inſulirten Poeten in nähere Betrachtung nehmen, ſo würde man ſich noch lebhafter überzeugen, daß richtige Auffaſſung der Thatſachen, geiſtvolle Standpunkte der Betrachtung und tiefer, humaner Lebensblick nicht leicht mit ſo vieler Kunſt umgangen und ignorirt werden können, als es dem hochverehrten Dichter gelungen iſt. Dabei hat er freilich einen großen Vortheil voraus. Bekanntlich unterſcheiden ſich Krieger und Prieſter auch in der Art, wie ſie ihre Gegner behandeln. Der Soldat ſucht ſeinen Feind anzuerkennen, zu ehren, ihn hoch zu ſtellen; Prieſter pflegen ihre Widerſacher herabzuwürdigen, zu ſchmähen, zu verdammen. Der Soldat ſucht ſeine Ehre in der Ehre des Feindes; der Prieſter ſchont ſeine geſalbten Finger nicht, wenn es gilt, den Gegner zu bewerfen. Aus dieſem Geſichtspunkte muß man geſtehen, daß der Verfaſſer der ſechzig Stanzen ſich in ſeinen Standeswaffen nicht vergriffen hat. Ungläubig, frech, trotzig, Rebellen auch gegen den Staat (!), Lügner, Wollüſtlinge und was alles werden Ronge und Czerski geſcholten! Ich fühle mich nicht berufen, beide Männer zu vertheidigen. Soviel aber bekannt geworden, hat man Ronge's moraliſchem Wandel nichts anhaben können. Und wenn Czerski bei ſeinem Austritt aus der römiſchen Kirche ſich verheirathet hat, ſo vergißt der Herr Biſchof, der dieſen Schritt (Stanze 19) „unerlaubte Verbindung eines Wüſtlings“ nennt, daß die Ehe nur innerhalb der römiſchen Kirche unerlaubt, außer derſelben aber ein Sakrament iſt. Eins freilich thut mir leid, um meinetwillen: Czerski beſitzt nämlich, ſoviel man erfährt, hohen perſönlichen Muth. Mitten unter fanatiſchem Polenvolk und zwiſchen Beichtſtühlen hindurch, obgleich gewarnt vor frommen Dolchen, reiſt und predigt er — ein verheiratheter Prieſter! Wie ſoll ich nun die herrlichen Verſe der Stanze 10 auf ihn anwenden, in welchen der hochwürdige Dichter über jeden verheiratheten Prieſter ausruft:

Wird er nicht ſcheuen drohende Gefahren,
Wenn Weib und Kind ihn warnen vor der Gruft?

Was ſoll man nun dazu ſagen? Es iſt wahr, dieſe Excommunicirten gehen auch über alle biſchöfliche Stanzen und Inſtanzen hinaus! Und — ſo fürchte ich — werden ſie auch —

Wenn Seuche tödtet ganze Menſchenſcharen
Und giftgeſchwängert weht die weite Luft —

dennoch zu den Kranken eilen, dem Herrn Biſchof zum Trotz, der ſolche Heldenthat nur unverheiratheten Prieſtern zutraut, wobei der Hochwürdige freilich die Aerzte ganz überſehen hat, die doch neben ihren Pflichten auch Frauen haben.

Nach den Schmähungen, die der Dichter ſelbſt ausſpendet, haben wir noch deren zu gedenken, über die er ſich beklagt. Was du nicht willſt, daß dir geſchehe u. ſ. w.; doch dieſer Spruch gehört — in die Kirche. Des Herrn Biſchofs Beſchwerde geht nämlich gegen die Preſſe, die nur Lüge, Verleumdung, Haß, Argwohn, Läſterung und alles und alles „um Geld ſogar", „ſogar um Lohn" gegen die Katholiken ausſchütte, die der Dichter arm und wehrlos nennt. (!) Er ſagt:

Sie zu ſchimpfen,
Sucht man den Kindern ſchon Luſt einzuimpfen!

Letzteres iſt nun Kinderei; aber unſere heutige Preſſe, und beſonders den Journalismus, will ich nicht gerade vertheidigen. Der Journalismus Deutſchlands iſt der würdige Sohn ſeiner Mutter, der Cenſur, die bekanntlich ihr Daſein der katholiſch-geiſtlichen Macht, beſonders unter Alexander VI. und Leo X., verdankt. Der Enkel iſt nun freilich manchmal ein wenig unartig gegen die Großmutter, die ſich in jüngſter Zeit wieder recht rüſtig hervorgethan hat. Aber ſo viel muß ich doch als ehrlicher Mann geſtehen, daß der katholiſche Journalismus z. B. in Baiern an Ungeberde keiner Tagespreſſe in der Welt nachſteht. Was blinder Haß und rohe Wuth eingeben, iſt dort das Geringſte: Görres und Comp. haben ſogar eine Geſchichtsfabrik angelegt. Sie machen, um nur all ihren Geifer anbringen zu können, eine Art von hiſtoriſch-politiſchem Schaumwein, dem es nicht an Geiſt fehlt. Gewiß, was auch hüben und drüben geſündigt werde, darüber bleibt doch kein Zweifel, wem der Ruhm der geſchmackloſeſten Federn und der treuloſeſten Kampfesführung gebühre. Ich rede hier nicht von Verſen, ſonſt würde ich erſt noch ſechzig Stanzen eines proteſtantiſchen Prälaten abwarten, ehe ich unſerm hochwürdigen Dichter den Sieg abzuſprechen mir erlaubte.

Man darf ſich nicht über die Gegenſtände wundern, deren ſich unſer Dichter gegen die boshafte Preſſe annimmt. Es gab eine heitere Zeit im katholiſchen Deutſchland, da man gewiſſe Thatſachen des Katholicismus dem Urtheil der Geſchichte ſtillſchweigend überließ. Damals durfte, unter dem letzten Kurfürſten in Mainz, Profeſſor Blau an der Spitze des dortigen Seminars ſogar gegen die Unfehlbarkeit der Kirche ſchreiben, Dereſer, Doctor der Heiligen Schrift zu Bonn, den Primat des Papſtes in einer Diſſertation verwerfen. Heute iſt es anders; heute ſoll alles und alles wieder gelten und unanfechtbar ſein. Und ſo eifert auch unſer Hochwürdiger ſogar für den Ablaß, für Wallfahrten, für die Jeſuiten. Mit letztern mag es doch dem ehrwürdigen Greiſe ziemlich ſauer geworden ſein, wie ich aus ſo kahlen und kalten Verſen ſchließe, als:

> Die liebevollſten Lehrer waren ſie, —
> Nach irdiſcher Belohnung ſtrebend nie, —
> Für alt und jung ſich opfernd ſpät und früh.

Ich reime nur noch hinzu:

> Wahrhaftig, Excellenz? O gehen Sie! —

Dieſe Proben gehören ſchon dem zweiten Elemente der Dichtung an — den Behauptungen. Und auch in dieſem Stück iſt unſer Poet ſehr ſtark. Die laſterhaften Päpſte z. B. werden in Abrede geſtellt: Görres und Comp. müſſen erſt noch dieſe alten Geſchichten umarbeiten, aber jene Päpſte ſind „durch Fürſtenpolitik gewählt“ worden; es ſind Päpſte —

> Die uns die Welt, nicht Gottes Geiſt gegeben.

Ich war immer der Meinung, wenn etwas unter dem Einfluſſe des Heiligen Geiſtes ſtände, ſo wäre es die Wahl des Stellvertreters Gottes auf Erden. Ich hielt dies für ein Dogma. Nun werde ich durch authentiſche Erklärung belehrt, daß dieſer Einfluß doch durch Staatspolitik neutraliſirt werden kann. Geſchichtlich nachzuweiſen iſt zwar dieſe Behauptung nicht. Allein nackte Behauptungen ſind ſtets Prieſtervorrecht geweſen. Wenn es nur auch mit der Logik immer gut beſtellt wäre, — mit den Schlüſſen, die man auf ſolche Behauptungen ſtützt. So enthält der Vers (Stanze 15):

> Ihr fürchtet von der Hierarchie Gefahren?
> Hat dieſe Chriſtus ſelber nicht geſetzt?

eine alte kühne Behauptung und zugleich einen lächerlich falſchen Schluß, den ich vielleicht am kürzeſten durch einen eigenen Vers anſchaulich mache, wenn ich parodire:

> Ihr glaubt, die Menſchheit habe je geſündigt?
> Hat nicht die Gottheit ſelber ſie geſchaffen?

Doch die gewagteſte von allen Behauptungen finde ich in den Schlußverſen der vierzehnten Strophe, wo der kühne Dichter vom Papſte überhaupt ſagt:

> Ich ſehe heiße Thränen ihn vergießen,
> Ihn, der uns Deutſchen Gutes nur erwieſen.

Ich meine nicht die heißen Thränen, denn man iſt ſchon gewohnt, daß der Papſt von Zeit zu Zeit in Allocutionen weint; allein dieſe Thränen fließen bei einer guten Flaſche Lacrymä Chriſti aus dem Tintenfaſſe des Vaticans und ſollten auch als rhetoriſches Bild längſt vertrocknet ſein, wie ja der „Zahn der Zeit" auch längſt hohl geworden iſt. Aber, daß der Papſt den Deutſchen nur Gutes erwieſen habe — ! —

Was würde es helfen, wenn man ſolchem Ausſpruch mit einer Darlegung deſſen begegnen wollte, was vielmehr Rom, was die Kirche den Deutſchen zu verdanken hat. Die erſte weltliche Begründung, allen Glanz, alle Herrlichkeit und den reinſten Glauben an dieſe Herrlichkeit iſt Rom den Deutſchen ſchuldig geworden. Ja die ganze Ausbildung des Chriſtenthums in der Form des Katholicismus, der ganze hierarchiſch-ſinnliche Leib einer urſprünglich rein geiſtigen Lehre ſtammt aus der plaſtiſchen Kraft des germaniſchen Blutes, das in der Völkerwanderung ganz Europa durchſtrömte und neu belebte. Und was Deutſchland dafür von Rom empfing? Seine politiſche Schwäche und Zerſplitterung, die unzählbaren Unbilden fremder Nationen hat Rom uns angerichtet mit Bannſtrahlen, die unſere größten Kaiſer trafen, und mit jener Politik, die unſere innere Uneinigkeit nährte.

Wahrlich, ich kann nicht anders glauben, als daß mit ſoviel Schmähungen und befremdlichen Ausſprüchen das greiſe Haupt des Dichters nur ſeiner Inful ein leidiges Opfer bringt. Wie oft waren wir jüngern, wir ſpätern Söhne Fuldas nicht geſtimmt, dies edel geformte Haupt für eine höher gewachſene, vollere Aehre echter und humaner Einſicht in das Leben und in die Geſchichte der Menſchen anzulächeln, und müſſen nun dieſe Aehre, die ſich aus freien Stücken auf die Tenne des Tages wirft, ſoviel Trespe ausſchütten ſehen!

Ich habe die heitere Laune verloren, mit der ich erſt die ſechzig Stanzen las, und will mit dem dritten Element derſelben kurz ſein.

Es ſind Ermahnungen zur Rückkehr an die Verirrten, Warnung an die Gläubigen, jenen zu folgen. Sie ſind beſſer gemeint als ausgedrückt und wie natürlich vom Standpunkte eines Oberhirten gefaßt. Dreierlei werden die Römiſchgläubigen noch lange nicht begreifen oder zugeben: einmal, daß am Chriſtenthum dasjenige, was die langſame Zeit gebildet hat, nicht das Ewige und Bleibende ſein kann; ſodann, daß gerade Deutſchland, das Herz jenes Blutes, dem Rom und das Chriſtenthum ſeine vorübergehende Ausbildung zu verdanken hat, auch ein altes Recht zur Reformation beſitzt und hierin ſeinen hohen Beruf immer mehr erkennen wird; endlich aber, daß Ronge und Conſorten, gegen die man ſo kindiſch wüthet, vielleicht unterdrückt werden können, daß damit aber der Geiſt nicht getödtet iſt, der jene Männer hervorgerufen hat und der ſich ſtets neue Organe erſchaffen wird.

Der hochwürdige Dichter, der uns zuerſt (Stanze 28) mit einem ſchlimmen Kriege gewinkt hat — vielleicht ſtolz auf jene „wehrloſen Katholiken", über die „der wackere trierſche Prälat" Muſterung hielt — predigt zuletzt Liebe, die auch, glaube ich, ſeinem wahren Herzen eigener als das Eifern iſt, und die ihn ſchließlich ſo bewegt, daß er der letzten Stanze zwei Verſe mehr gibt, als eine achtzeilige Stanze gerade nöthig hat. Ein alter Kirchenvater ſagt: „Quod satis fuit ad pretium, non satis fuit ad amorem."

Daß ich dieſe Abfertigung mit meinem vollen Namen unterzeichnete, verſteht ſich wol von ſelbſt.

Welche widerwärtige Stimmung überhaupt bei dem beſchränkten Weltblicke der Fuldenſer nicht nur im Volke, ſondern ſelbſt unter der Geiſtlichkeit gegen die neukatholiſche Bewegung in jenen Tagen hervorgerufen war, könnte gerade ich anſchaulich genug darthun, müßte ich nicht aus Hochachtung für meine Leſer ein zufällig in meine Hände gekommenes Blättchen unterdrücken, worin ein Pfarrer der fuldaer Diöceſe, bei Rückſendung der ihm von einem Buchhändler zur Einſicht mitgetheilten Bücher, für die gratis beigefügte Flugſchrift Ronge's an die niedere Geiſtlichkeit „verbindlich dankt“ und es mit unverhohlenen unanſtändigſten Worten ausſpricht, — wozu er dieſe Blätter verwenden und ſich des Gebers dabei erinnern werde!

Ich ſehnte mich recht aus dieſer auch durch andere Händel und Vorfälle getrübten Atmoſphäre. So war ſchon früher ein Referendar unſers Gerichtshofes, Neffe des Biſchofs, auf einem entlegenen Felſenkeller im Wortwechſel mit einem Offizier der Garniſon jählings erſtochen worden, und die ihm am Grabe gehaltene Leichenrede eines Freundes, Lehrers am Gymnaſium, hatte Verdruß und Hader nach ſich gezogen, und was des Betrübenden mehr war.

Nun lockten die langen, anmuthigen Sommertage der Sonnenwende ins Weite und keine größere Arbeit hielt mich feſt; im Gegentheil, die gärenden Vorſtudien zu einer ſolchen Arbeit drängten mich nach dem Rhein.

Varnhagen hatte die aus einem im Jahre 1793 erſchienenen zweibändigen Werke über die mainzer Revolution für ſich ſelbſt genommenen Notizen mir zum Gebrauche mitgetheilt. Sie blieben mir ſehr dankenswerth, auch als ich das Buch ſelbſt in der fuldaer Landesbibliothek glücklicherweiſe auftrieb. Roh und leidenſchaftlich, aller Wahrſcheinlichkeit nach von einem Anhänger oder Beamten des entflohenen Kurfürſten geſchrieben, erzählt es doch von Tag zu Tag alle „Vorfallenheiten" der Einnahme und des Einzugs der Franzoſen, des frühern und jetzigen Clubiſtentreibens und der endlichen Belagerung und Wiedereinnahme der Stadt durch die Preußen. Alles dies war ja wie gemacht, meinem Roman hiſtoriſches Skelet und der Erfindung Halt und Anſchluß zu geben.

Den hier nachgewieſenen Spuren der Vergangenheit und dem geſammten Culturleben jener Tage in und um Mainz an Ort und Stelle nachzugehen, war nun mein lebhaftes Verlangen. Doch wollte ich darüber hinaus für mich ſelbſt, um meines öfter ſchwankenden Befindens willen, etwas thun, und entſchloß mich daher, als mir der zu einer Reiſe nach Paris erbetene Urlaub höchſten Orts abgeſchlagen worden, mit miniſteriellem Urlaub eine hanauer Schwägerin, der Seebäder anempfohlen waren, nach Oſtende zu begleiten.

Dorthin konnte man jetzt von Köln aus in einer Tagfahrt gelangen, da zwiſchen Aachen und Lüttich ſtatt des frühern Poſtwagens die Eiſenbahn über Verviers im Gange war.

Schon die Wunder dieſer Bahnſtrecke belohnten die wiederholte Badereiſe. Die Zauber dieſer reizenden Thäler ſiegen bald über alle Schauer der Bergdurchzüge.

Einige zwanzig Tunnel auf der kurzen Fahrt und hinter jedem ein neues engverſchlungenes, eigenthümlich belebtes Bergthal, durch welches man über einen künſtlichen Wegezug hingetragen wird, ſodaß man das enge Thal auf- und abwärts blickend in doppeltem Reize genießt. Durch Berge hindurch, über Thäler hinweg glaubt man das wiedereroberte Reich von Zauberern, die man längſt für abgeſchafft, für mediatiſirt oder apanagirt gehalten hat, zu befahren. Die Nächte der Tunnel verſchlingen uns auf Augenblicke, um jenſeits die Glanzbilder ſonniger Landſchaften vor uns aufzurollen. So ſpannt ſich bald die Angſt der Bergdurchfahrt zu ſanfter Erwartung herab, während die gewöhnliche Ruhe des Thals ſich zu einer auf uns einſtürmenden Ueberraſchung ſteigert. Die maſſenhaften Felswände des Durchbruchs wechſeln mit den ſanfteſten Wieſenabhängen eines hellen friſchen Grüns, reinliche Bauerhäuſer in ländlicher Umgebung mit großen Fabrikgebäuden in tiefer Schlucht; hüben der Landſitz eines reichen Geldherrn aus Verviers, im Stil der alten Burgen erbaut und umgeben mit Parkanlagen, ſchattigen Hainen und Bergtempelchen, drüben im Verſteck tiefhangender Waldung eine Kapelle, unter überſchlächtigem Waldbach eine Mühle. Plötzlich ſchimmert im engen Bergthal unter unſerm Fluge Verviers mit ſeinen weißen Häuſern und ſilbergrauen Schieferdächern auf. Du blickſt flüchtig in einzelne Straßen hinab und zählſt ſtatt der Kirchthürme der Glocken nur die hohen Schornſteine der Dampfmaſchinen. Durch drei Tunnel, wie durch Feſtungsthore, gelangt man endlich an die Häuſer einer Stadt, die in ſo reizendem

Gebirgsverſteck beſchäftigt iſt, ihre jährlichen hunderttauſend Stücke Tücher zu machen und für etwa fünfundzwanzig Millionen Franken nach Nordeuropa, nach Amerika und in die Levante zu verkaufen.

Und iſt nun dein Gepäck von der belgiſchen Douane durchgeſehen, und haſt du im Gedränge ein flüchtiges Frühſtück errungen, ſo geht's in bequemern belgiſchen Wagen weiter in demſelben reizenden Landſchaftswechſel. Das klare Flüßchen Wesdre umgaukelt in ſeinem Kieſelbett unſern ſtracken Lauf; auch die alte Landſtraße läuft bald rechts, bald links unter uns eine Strecke mit, bis ſie ſich hinter die Berge nach Spaa hinüber verliert. Doch auch an unſerm Wege liegt ein reizender Badeort, an dem wir einige Augenblicke halten, Chaudefontaine, altberühmt durch warme Quellen und anmuthigen Aufenthalt. Jetzt können dieſe Badegäſte, die wir da im Grünen ſchwärmen ſehen, ſchon ſicherer die köſtlichen Thäler umher durchwandern, ſeit es keine Raubritter mehr gibt, wie einſt dort hinter dem Berge auf dem feſten Schloß Chievremont der wildverwegene Idriel einer geweſen war, der mit der Deviſe: „Der Menſchen Feind, Gottes Freund“, die Gegend unſicher machte. Lange war der Biſchof Notger von Lüttich damit umgegangen, die Feſte Chievremont zu brechen, als er eines heitern Morgens von Idriel ſelbſt die Aufforderung erhielt, doch in eigener Perſon des Ritters neugeborenes Söhnchen zu taufen. „Sehr gern, aber auch mit würdigem Pomp!“ ließ ihm der Biſchof ſagen. Und ſo kam er denn am beſtimmten Tage im feierlichen Aufzuge mit zahlreichem Gefolge von Männern, die unter den Prieſtergewändern wohl bewaffnet waren. Wie nun alles in der Kapelle den Täufling umſtand, erhob der Biſchof ſein Haupt und ſeine Stimme: „Im Namen des lebendigen Gottes, deſſen Bild ich hier in meiner Rechten halte, im Namen des Kaiſers, des Schutzherrn der Kirche, im Namen der Kirche ſelbſt nehme ich Beſitz vom Schloß Chievremont!“ Bei dieſen Worten fahren die Schwerter unter den geiſtlichen Gewändern hervor und treffen jeden, der ſich widerſetzt. Idriel ſtürzte ſich mit den Seinigen über die hohe Mauer hinab.

Heute iſt von der ſchrecklichen Burg nur die Kapelle noch vorhanden. Man ſieht, daß weite Prieſtergewänder für allerlei Fälle gut ſind.

Wir verlaſſen dieſe Zauberregion auf der Höhe über Lüttich. Ein großartiger Anblick aus dem Bahnhofe hinab! Dieſe Stadt, im Innern oft etwas eng und ſtaubig, nimmt ſich, von oben überſehen, mit den weißen Häuſern und ſilbergrauen Schieferdächern groß und glänzend aus, beſonders zwiſchen den friſchen baumreichen Bergen, von denen ſie eingeklemmt daliegt, feſtgehalten vom ſchimmernden Bande der Maas. Die Vorſtädte und Landhäuſer, die Gemüſegärten und Gartenwirthſchaften ſtrecken und verzetteln ſich bis an die waldigen Berggipfel hinauf im dichten Grün von Obſt, Wein und Hopfen. Zwiſchen Kirchthürmen und luſtigen Höhen ſchienen hier dieſe 60—70000 Menſchen zur Andacht und Freude zuſammengedrängt; aber ſie ſchmieden Waffen und gießen Kanonen, wohlfeiler, wenn auch weniger vollendet als die franzöſiſchen; ſie ſchlagen Feilen und zähneln Sägen. Alles was zerſchneidet, zerbeißt, zerſtört, wird hier von einem frommen Volke verfertigt, das unter ſeinen frühern ſtolzen Fürſtbiſchöfen ſtreitſüchtig genug erwuchs. Doch ſie machen auch gute Dampfmaſchinen und geſuchte Damaſte, und den freien Künſten haben ſie einige namhafte Söhne geboren, der Poeſie Malherbe und Regnier, der Muſik Grétry und der Malerei Gérard de Laireſſe.

In Oſtende ſelbſt blieben wir nicht im deutſchen Gaſthofe, wo wir über Nacht eingekehrt waren, ſondern nahmen einige Zimmer in der langgeſtreckten Rue de la Chapelle, wo wir auch in der Couronne de France, von einem Paar älterer Demoiſellen beſorgt, eine einfachere Table-d'hôte fanden, die beſonders von deutſchen Badegäſten aus Schwaben beſucht wurde. —

Das Badeleben bot uns wenig Neues, außer daß der Preis des Bades von 50 auf 75 Centimes geſtiegen war und daß ich an der für Männer getroffenen Einrichtung theilnehmen konnte, weit oben am ſüdlichen Strand ohne Badeanzug zu baden, was für eine rechte Verbeſſerung gelten durfte.

In der Geſellſchaft machten wir die neue, ſehr angenehme Bekanntſchaft von Levin Schücking und ſeiner Gemahlin. Er, in jugendlichem Ausſehen, erſchien damals noch ein Werdender, während ſie als liebenswürdige Weltdame fertig war und zum erſten mal als liebende Mutter auftrat. Wir brachten die angenehmſten Spätabende mit ihnen in ihrer Wohnung zu. —

Was mir diesmal unangenehmer auffiel, war das ſchlechte filtrirte Trinkwaſſer. Im Hotel de Flandre hatte ich es früher beſſer gefunden, weil wahrſcheinlich die Einrichtung und Behandlung beſſer war. Wir ſuchten es uns durch Thee genießbarer zu machen. Schmackhafter fanden wir es auch in Slykens. Wir gingen daher auch des angenehmen Weges halber an ſchönen Tagen öfter dahin zu dem auf einem Spaziergang vorausbeſtellten Mittagtiſche, den wir dann im Zimmer unter dem früher beſchriebenen Sammelſurium von Naturalien oder auch im Hausgarten gedeckt fanden. — Den Kaffee nahmen wir zuweilen bei jener prächtigen Franzöſin am Hafenleuchtthurm und ſchieden denn auch am 7. Auguſt mit ihrem Segen: „Bonne santé et bon courage!“ — —

Ueber Gent und Antwerpen, wo wir das Intereſſanteſte beſahen, erreichten wir, durch einen Bruch der Locomotive verſpätet, Köln. Zu den bonner Beethoven-Feſten war ein außerordentlicher Zudrang von Menſchen, ſodaß wir nur in dem Nebenhotel Victoria Unterkunft fanden.

Auch wir wollten Bonn mitnehmen und gingen mit dem Mittagzuge dahin ab. Erſt hier, wo wir im entlegenen Holländiſchen Hof aus dem Getümmel der Menſchen zur Beſinnung kamen, ſuchte ich, wie von einer innern Eingebung gemahnt, nach meiner Brieftaſche: ſie fand ſich nicht, ſie war verſchwunden. Im Bahnhofe zu Köln hatte ich, mit Handgepäck beladen, im Zudrang der Menſchen einen Fünfthalerſchein herausgenommen, unſere Billete zu löſen und ſie dann unachtſamerweiſe in die offene Paletottaſche geſchoben, was damals, wo die verwegenſten Gaunerſtreiche ausgeführt wurden, ein bloßer Nebenſpaß für eine gewandte Hand — ich möchte ſagen ein offen hingeworfenes Futter für einen loſen Vogel war. Der Verluſt an Kaſſenſcheinen war nicht hoch anzuſchlagen, was aber die mir ſehr werthen Briefe und Notizen betraf, ſo hoffte ich einige Zeit lang, ein nobler Spitzbube würde ſie, für ihn ohne Werth, mir unter meiner aus den Papieren ſelbſt erſichtlichen Adreſſe mit der Poſt unfrankirt zugehen laſſen. Allein es kam nichts! Diebe geben keinen gelungenen Fang, wie Pfaffen kein frommes Opfer zurück.

Zu dieſem Verdruß kam noch das widerwärtige Wetter, trüb und kalt, über die tauſend Fahnen und Flaggen, die weit und breit ſchwermüthig herabhingen, ohne alle Flatterluſt. Wir nahmen daher nur noch mit, was bei einbrechender Nacht von Feuerwerk gelingen wollte, gaben die eigentlichen Feſtlichkeiten unter ſolchem Himmel und Gedränge leichten Herzens auf, und eilten Montags früh an den Rhein hinab, wo uns das ſchöne düſſeldorfer Dampfſchiff Victoria aufnahm und nach Mainz brachte. Eine dritte Victoria, die Königin von England, wurde eben erwartet. Uns konnte es keine Sorge machen, ob ihr das unfreundliche Gaſthaus Victoria oder das wackere Schiff dieſes Namens als Vorzeichen vorausgingen: wir überließen das den hohen Herrſchaften auf Stolzenfels, die dieſe reizbare Gebieterin zu empfangen hatten.

Während meines Aufenthalts in Mainz durfte ich neben den Studien und Nachforſchungen über die Clubiſtenzeit meine Freunde nicht verſäumen. Zu dieſen zählte ich einen vorzüglichen Mann mit ſeiner liebenswürdigen Familie. Ich meine den proteſtantiſchen Pfarrer Nonweiler, einen Mann von ausgezeichneter Perſönlichkeit, wiſſenſchaftlicher Bildung und dem humanſten Charakter. Ein vortrefflicher Prediger und eifriger Seelſorger ſtand er muthig im Kampfe gegen das fanatiſche Treiben des Biſchofs Ketteler, dem es gelungen war, mit den Mitteln des Jeſuitismus den einflußreichſten Männern im proteſtantiſchen Darmſtadt eine Stellung zu geben, daß er hinter ihrem Rücken freies Feld behielt. Nonweiler aber ſtand ſo geachtet da, daß ſeine Wintervorträge über Kirchengeſchichte ſelbſt von Katholiken beſucht wurden.

Nach ſo manchen Kämpfen und Leiden mußten es die Freunde des edeln Mannes, wenn auch mit Leid, ihm doch gönnen, daß er nach Bremen auf eine höhere Kanzel verſetzt wurde, wo er in der Verehrung und Liebe einer reichen, gebildeten Bürgerſchaft für den Wechſel des Rheinufers gegen das Weſergeſtade ſein glückliches Agio findet. Er konnte mit dem Bewußtſein dahin ziehen, daß er ſeine verlaſſene Gemeinde für lange geſtärkt und bekräftigt, und ſelbſt in katholiſchen Kreiſen echt chriſtlichen Sinn erweckt hatte. — —

Nichts hätte zu dieſem Manne der Gegenwart einen ſeltſamern Contraſt bilden können als ein verfallener Mann aus Goethe's weimarer Zeit. Ich meine jenen Schauſpieler und Sänger Ehlers, von dem Goethe in den Tages- und Jahresheften aus dem Jahre 1800 erzählt, derſelbe ſei für geſellige Unterhaltung höchſt willkommen geweſen, indem er Balladen und andere Lieder der Art zur Guitarre mit genaueſter Präciſion der Textworte unvergleichlich vorgetragen habe, — ganz unermüdet im Studium des eigentlichſten Ausdrucks, der darin beſtehe, daß der Sänger nach Einer Melodie die verſchiedenſte Bedeutung der einzelnen Strophen hervorzuheben und ſo die Pflicht des Lyrikers und Epikers zugleich zu erfüllen wiſſe.

Ehlers lebte damals — irre ich nicht, bei einer verheiratheten Tochter — in Mainz, und ein Freund, der gern von ſeinem Handelsgeſchäft in abweichende Richtungen des Intereſſes für Politik, Kunſt u. dgl. ſich verlief, brachte dieſe lebende Ruine zuweilen in ſein Haus, wo ich den Sonderling zu hören bekam. Es war noch dieſelbe Art des Vortrags, nur mit den über vierzig Jahre ältern Mitteln der Stimme, bei jedoch ungeſchwächter Zuverſicht auf den ehemaligen Beifall des großen Dichters. Und welche Kluſt der Weltveränderung lag nicht zugleich zwiſchen dem Sänger, der eben mit ſeiner Guitarre noch in der Erinnerung an jene heitere Zeit lebte, und zwiſchen ſeinen Zuhörern, deren Seele vom Sturm der kämpfenden Gegenwart bewegt war! Und ſo ſchien die matte Stimme des Alten von ſo weit herüberzukommen. Wer hätte ſich einer Wehmuth erwehren können, die der gute Alte für Rührung nahm! Ja, ein ehrlicher Beifall entging ihm doch nicht, wenn er den ihm mit Wein gefüllten Pokal ſingſprechend mit Goethe's Worten leerte:

O wohl dem hochbeglückten Haus
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk euch danke!

Nach Fulda zurückgekommen, ward ich aus meinem eigenen Koffer von einem neckiſchen Humor überraſcht, wie ſolchen das Leben gern in wunderlichen Fügungen an uns ausläßt, was man aber nur erkennt, wenn man die kleinen Begegniſſe, die wie Zufälligkeiten erſcheinen, recht zu faſſen und zu verbinden weiß.

In Oſtende nämlich, als ich am letzten Abend meine Sachen packen wollte, wünſchte ich ein paar hübſche ſeidene gewebte Handſchuhe mitzunehmen. Ich eilte nach einem nahen Putzladen. Die Gaslampe brannte ſchon und die Ladenmamſell legte mir, als etwas ganz neu Angekommenes, ſehr feine Handſchuhe vor, die mir aber alle zu hell ausſahen, bis auf ein Paar von gedeckter Farbe. Ich griff nach dieſem, die Mamſell aber entzog es mir und wollte mir doch lieber zu den andern gerathen haben. Mein Wohlgefallen ſteifte ſich nun aber gerade auf dies dunklere Paar, und ſie überließ es mir endlich lächelnd.

Nun beim Auspacken trat daſſelbe zwiſchen meiner Wäſche aus ſeinem Verſteck hervor und präſentirte ſich unter Tageslicht als — allerliebſt veilchenblau, juſt wie es Biſchöfe und Prälaten tragen.

Wenn aber das keine Stichelei auf die Hand war, die ſich an den violetten Verſen des Biſchofs verſündigt hatte, ſo verſtehe ich nichts! Ich ſuchte mir aber zu helfen, ließ die Handſchuhe waſchen, ſetzte ſie der Sonne aus und bekam nach und nach ein ſo hübſches ſchmuziges Grau, daß es recht zu dem Rumor paßte, der bereits über meine Kritik in den klerikalen Kreiſen entſtanden war und ſich bis auf die Kanzel erhob, wo ein Dompräbendar, wie mir erzählt wurde, ſich über einen Mann ausgelaſſen hatte, der gegen den Biſchof aufgetreten ſei, während er doch die Gaſtfreundſchaft der Bürger genieße.

Wie mag der ſanftlächelnde Mann vergnügt die Hände gerieben haben, als ihm der glückliche Einfall kam, die Unfreundlichkeit, die ich von den Fuldenſern erfuhr, als Gaſtfreundſchaft zu bezeichnen, zumal er wußte, wie gern ſonſt dieſe Bürger Gäſte hatten, von deren Gelde ſie lebten.

Damit nun der Monat September auch ſein Theil von dieſem bewegten Jahre habe, kam er, um es zu holen.

Ein junger Mann nämlich, ein Herr „von Alvensleben, früher Offizier, jetzt Redacteur der im Haag erſcheinenden Zeitung“, kam eines Morgens auf einer Beſuchsreiſe nach Preußen — um mich zu begrüßen. Er ſprach mit genauer Kenntniß von meinen Schriften und erzählte dies und jenes von ſeiner Reiſe, was mir ſchon bekannt und daher anſprechend war, z. B. wie er Lewald in Baden-Baden gefunden u. dgl. Unerwartet ſpielte er mir aber — wie er meinte, „der Curioſität wegen“, ſeinen holländiſchen Paß in die Hände.

In dieſem Augenblick faßte ich Mistrauen, da es zu merklich war, daß er ſich in Vertrauen ſetzen wollte, mithin deſſen bedürftig ſchien. Ich ſchob ihm jetzt, gleichſam zur Abwehr einer etwaigen Geldforderung, die Bemerkung entgegen, daß ich dieſen Sommer im Bahnhofe zu Köln eine merkliche Einbuße gehabt, mithin der Spitzbüberei bereits mein Opfer gebracht habe. — — „Alſo auch Sie ſind zu den vielen zu zählen, welche —?“ lachte er und erzählte einzelne verwegene Gaunerſtreiche, als wäre er ſelbſt der beſten Abſichten.

Ich bot ihm einen Spaziergang an, und er wünſchte an der Poſt vorüberzukommen, wo er Briefe und Geld zu empfangen habe.

Es wird wol kein Geldbrief daſein, dachte ich bei mir, und ſo war's auch. Alvensleben that ſehr verdrießlich, daß er nun noch einen Tag bleiben müſſe, da er zu ſeiner Weiterreiſe durchaus des Geldes bedürfe.

Aha, Vorbereitung zu einem Anlehen! dachte ich.

Zu meiner Verwunderung begrüßte ihn auf dem Caſino ein Offizier, der mir befreundet war, und unterhielt ihn, während ich die Zeitung durchlief. Alvensleben, ſtatt deſſen ich freilich beſſer den Offizier ſelbſt befragt hätte, erklärte mir, denſelben vom Exercirplatz her zu kennen, wo er in der Frühe aus alter Neigung den Uebungen zugeſehen habe. —

Am nächſten Morgen erſchien noch ein zweiter Beſuch in einem Herrn E. von Würth aus Wien, der, auf einem Ausfluge nach Norddeutſchland begriffen, ſich meine Einladung, den Tag über zu bleiben, gefallen ließ. Ich nannte ihm Alvensleben, und er wußte von ſeinen Schriften. Alvensleben aber war ſichtlich betroffen, als ich ihm bei ſeinem ſpätern Beſuche von einem Wiener ſprach, der ihn kenne; doch faßte er ſich bei der Erklärung, die Bekanntſchaft gelte nur ſeinen Schriften. Er lehnte indeß ſeine Theilnahme an unſerm verabredeten Spaziergange ab und bat nur um ein Buch zur Unterhaltung für den Nachmittag, da er auf ſeinen Geldbrief noch einmal übernachten müſſe. Ich gab ihm ein Buch und lud ihn für den Abend mit Herrn von Würth zu Tiſche.

Dieſer letztere gewann auf einem Spaziergange nach unſerm Frauenberge mein ganzes Vertrauen durch die Art, wie er als Mann von Bildung und Freimuth ſich warm und voller Intereſſe beſonders für Geſchichte und Volksleben ausſprach. Die öſterreichiſchen Zuſtände kannte er genau und ließ ſich mit Einſicht und lebhaftem Eifer gegen das herrſchende Syſtem aus, wobei er manche Andeutung über das gab, was ſich nach wenig Jahren als richtig vorausgeſehen erwies. Ich drückte ihm meine innige Theilnahme aus.

Vor dem Abendbeſuch meiner beiden Gäſte erhielt ich von Alvensleben das Buch mit einem Billet zurück, worin er mir ſeine große Verlegenheit wegen ſeiner nothwendigen Abreiſe am andern Morgen eröffnete und um ein Anlehen — wenn ich mich recht erinnere — von vier bis fünf Louisdor bat.

Gewiß hatte er dieſe Zumuthung nur um ſeinetwillen ſchriftlich geſtellt, ich aber fand darin ein Zartgefühl für mich, mir nämlich eine abſchlägige Antwort zu erleichtern. Dies fiel zu ſeinen Gunſten in die

Wagſchale gegen meine Zweifel an der Wahrheit ſeiner Perſon und ſeiner Lage, ſodaß ich mich entſchloß, zwölf Thaler auf dieſen Würfel zu ſetzen, die ich ihm zur Verfügung ſtellte.

Und freilich habe ich in bedenklichern Fällen, als dieſer war, gar oft zu bereuen gehabt, daß ich mich nie gewöhnen konnte, meinen urſprünglichen oder erſten Eindrücken zu folgen, ohne ſolche vorher in Ueberlegung und Abwägung der Umſtände zu ziehen. That ich erſt dies, ſo behielt ein natürliches Wohlwollen und muthiges Vertrauen leicht das letzte Wort und zog den kürzern.

Alvensleben erſchien denn nun im Frack und mit heiterer Miene, und wir brachten mit Würth ganz angenehme Stunden bei Thee und Abendbrote zu. Würth empfahl ſich zuerſt, lud mich zu einem Beſuch in Wien ein und hinterließ mir ſeine Adreſſe. Alvensleben blieb und erhielt ſein Geld. In ſeinem Danke lag ein Klang von Empfindung, deſſen Eindruck er aber gleich durch die Frage verdarb, ob ich den Betrag mit der Poſt oder bei ſeiner Rückreiſe von ihm ſelbſt zu erhalten wünſche. Dies erregte mein altes Mistrauen, und ich ſtellte ihm die Rückzahlung mit dem ſcharfen Zuſatz anheim — falls er wirklich daran dächte, das Geld mir wiederzugeben. — —

Am andern Morgen begegnete mir der befreundete Offizier, und ich erfuhr, daß der Abgereiſte als ehemaliger Offizier aus der Unterſtützungskaſſe des Regiments eine Wegeſteuer in Anſpruch genommen und zwei Thaler erhalten habe.

„Alſo zwei von Ihnen", ſagte ich, „und zwölf von mir, thut vierzehn, womit der Spitzbube wol bis Berlin kommen wird."

Wir waren nun über den falſchen Alvensleben einverſtanden, über den auch die nächſten Zeitungen Warnungen brachten, und Briefe von Freunden mir Vermuthungen über die Perſon des fahrenden Literaten mittheilten.

Ein Ereigniß von vaterländiſchem Intereſſe und für mich perſönlich erfreulich fiel noch in jenen Herbſt.

Das Urtheil des Oberappellationsgerichts über den Profeſſor Jordan, den unglücklichen Gefangenen auf dem marburger Schloſſe, erſchien endlich freiſprechend, wie es alle Wohlgeſinnten erwartet hatten. Daß aber dieſe Freiſprechung eines edeln und verdienten Mannes nicht zur allgemeinſten Zufriedenheit gereichte, wollten viele daraus vermuthen, daß der Referent in dieſer Sache, der Oberappellationsrath Günſte, vor der Publication des Urtheils aus dem Gerichtshofe entfernt und zur Eiſenbahndirection verſetzt wurde.

Andere wähnten gar in dieſer „Verwerfung" eines ausgezeichneten Richters und Ehrenmannes eine gegen freies Recht und geſellſchaftliche Humanität drohend erhobene Fauſt zu erblicken.

Wir aber erblickten in dieſem Schritte nur die ausgeſprochenſte Anerkennung, daß das ergangene Urtheil unter den obwaltenden Verhältniſſen eine muthige That ſei und dem Träger derſelben an der Eiſenbahn die Gelegenheit gegönnt werde, dem alten, bereits etwas angezweifelten Ruhme des Oberappellationsgerichts die weiteſte Verbreitung zu geben.

Am zufriedenſten waren dabei ohne Zweifel unſere Frommen, weil ja die Freude an der anerkannten Schuld- und Strafloſigkeit eines Nebenmenſchen echt chriſtlich iſt.

Dem Miniſter aber, der die ſo bedeutſame Maßregel in Ausführung gebracht und mithin gewiß auch proponirt hatte, gönnten wir es alle, daß er mit einem Herzen von ſolcher Bereitwilligkeit zu hohen Jahren und Ehren kommen dürfte.

Neue Lectionen.

Das abgelaufene Jahr hatte mir von keiner ſeiner bewegten Seiten her etwas Bleibendes hinterlaſſen, — nichts, was fortzuſetzen geweſen wäre, ausgenommen etwa die mainzer Studien zu meinen „Clubiſten“, mit denen ich mich nun auch ernſtlich beſchäftigte.

Die Schriftſtellerverſammlung, mit der man etwas Bleibendes zu ſtiften gedacht hatte, war inſofern für mislungen anzuſehen, als man keine zweite für 1846 zu Stande bringen konnte, und was mein Seebad betraf, ſo erwies es ſich diesmal nicht von ſo guter Nachwirkung als das erſte mal, wenn nicht vielleicht die krankhaften Bewegungen, die mich mit dem Frühjahr heimſuchten, inſofern ſie auf eine Hebung innerlicher Stockungen und Störungen hinwirkten, ſich noch auf das Meer zurückführen ließen.

Dies Frühjahr kündigte ſich bedenklich früh mit dem ſchönſten Wetter an. Der Winter, ohnehin nicht ſtreng, zog ſich mit dem Gebirgsſchnee ſchnell zurück. Schon um die Mitte Februar wurde es mild, und gegen das Ende heiter und warm. Wir bekamen Februarveilchen, und der März öffnete ſchon in der erſten Woche unter heiterm Himmel und Südwind an einzelnen Nachmittagen die Wirthsgärten für Spazierende.

Dafür ſetzte es mit anderm Südwind einen gewaltigen Sturm in den Kreiſen der Bürgerſchaft ab.

An den Dekan Zittel in Pforzheim ergingen damals zur lauten Anerkennung ſeiner in der badiſchen Ständekammer gehaltenen Rede für die Freiheit des kirchlichen Glaubens zuſtimmende Adreſſen aus vielen Städten und Ortſchaften Deutſchlands. Eine ſolche wollte nun auch in Fulda zu Stande kommen und der Oberbürgermeiſter hatte ſie mitunterzeichnet. Aber welch ein Aufruhr brach darüber los! Der Bürgerausſchuß wollte den Oberbürgermeiſter zur Verantwortung gezogen — der Stadtrath gar ihn abgeſetzt wiſſen. Man ließ es ſich etwas koſten an geſundem Verſtand, an unbefangenem Sinn, an humaner Geſinnung, die man dahingab, um zu zeigen, welche Fortſchritte das conſtitutionelle Leben in Fulda gemacht hatte. Da fuhr denn auch den übrigen Unterzeichnern ein Schreck in die Glieder. Die Adreſſe ging in ſehr engem Kreiſe von Vertrauten insgeheim von Hand zu Hand und kam zuletzt an mich, der ſie durch einen auswärtigen Freund an Zittel befördern ſollte, weil man ſich ſcheute, ſie unter der richtigen Adreſſe auf die Poſt in Fulda zu geben.

Man kann der damaligen herzhaften Vorgänge in Fulda nur noch ſcherzhaft gedenken, und ſo erzähle ich weiter.

Hatte man die Faſtenzeit mit ſo wenig Enthaltſamkeit begangen, ſo brachten die Oſtern erſt ein rechtes Halleluja mit ſich.

Zwei katholiſche Geiſtliche aus Fulda waren in Frankfurt zum deutſchkatholiſchen Bekenntniß übergetreten, und der eine, Gymnaſial- und Religionslehrer F. J. Schell, hatte bei dieſer Gelegenheit in einer kleinen Druckſchrift ſich über fuldaiſche geiſtliche Zuſtände unumwunden genug ausgeſprochen.

Schell, welcher mir nachbarlich gegenüberwohnte, war ſeiner Perſönlichkeit nach nicht der Mann, den ich mir zum Freunde gewünſcht hätte. Er hatte aber das Vertrauen zu mir gehabt, mir die Handſchrift ſeiner zum Druck beſtimmten Erklärung mitzutheilen. Ich machte ihn aufmerkſam auf ſeine Stellung, fand ihn aber zu dem vorbereiteten Schritte feſt entſchloſſen, und da er für die Wahrheit des Inhalts ſeiner Schrift einſtehen wollte, ſo blieb mir nur übrig, an der Form und Sprache ſeiner Erklärungen ſo viel zu ändern, zu mildern und zu beſſern, als ich ſeiner Stimmung und ſeinem Geſchmack abgewinnen konnte. Freilich waren ihm manche Misſtände und Conſequenzen eines veralteten Syſtems zu ſehr in perſönlicher Geſtalt begegnet, oder er hatte auch wol manche verdiente Härte ſeines Biſchofs zu ſchwer empfunden, als daß er ſeine Feder dem Einfluſſe lange verbiſſener Erinnerungen ſo leicht hätte entziehen mögen. Allerdings aber gewinnen ſolche Mittheilungen erſt dadurch Werth und Wirkung, wenn ſie, frei von perſönlicher Beziehung, einer höhern Anſchauung der Verhältniſſe untergeordnet werden, um in der Idee ihre Entſchuldigung und ihr Recht zu finden. So viel aber läßt ſich doch behaupten, daß der Verfaſſer jener Mittheilungen, wenn er mit derſelben ungeputzten Feder zum „Mainzer Sonntagsblatt“ oder zu gewiſſen bairiſchen Zeitſchriften beigetragen hätte, für einen witzigen und würdigen Mitarbeiter in den Kreiſen würde gegolten haben, deren Geſchmack jetzt ſo beleidigt war.

Aber die Beleidigten betrugen ſich eben nicht feiner; das genommene Aergerniß zeigte ſich nicht anſtändiger als das gegebene. Die brauſende Gärung der Gemüther kam nicht blos aus den Hefen des Volks; es war ein obergäriger Eifer, der einen Abſchaum der unanſtändigſten Schimpfworte ausſtieß. Die Bekehrungsluſtigen verſahen ſich mit Prügeln, um den zurückerwarteten Abtrünnigen mit treffender Belehrung zu empfangen, oder den Ketzer, den man nicht mehr verbrennen durfte, wenigſtens mit — ungebrannter Aſche zu behandeln.

Aber der Verbrecher wollte immer nicht kommen, und etwas mußte doch geſchehen; ſo abweichende Glaubensſätze, als der Flüchtling angenommen hatte, durften wenigſtens nicht ohne Einwürfe bleiben. Und ſo fand ſich denn einer, der am Spätabend ein paar Steine durch die Fenſter ſchleuderte, hinter denen zwei zitternde Mädchen ſaßen, — die Schweſter und eine zu Beſuch gekommene Baſe des Apoſtaten. Ich irrte mich wol nicht in dem vermutheten Helden dieſer That, glaubte aber, daß er aus bloßer Beſcheidenheit gegen die Anerkennung ſeiner Verdienſte um die fuldaiſche Kirche ſich ſo eilig hinter ſeinen Kramladentiſch zurückgezogen hätte.

Damit aber doch auch etwas Oeffentliches geſchähe, ſo beeilte ſich der Präſident des Obergerichts, ein halbes Dutzend katholiſcher Staatsdiener um eine Adreſſe an den Biſchof zu verſammeln, die dann in feierlichem Gange nach der biſchöflichen Curie am Michelsberge getragen wurde. Der Präſident ahnte wol auf dieſem Gange nicht, daß der Uebertritt Schell's zu einem Proceß führen könnte, bei welchem der Vorſitzende des Gerichts eine entſcheidende Stimme hatte. Wirklich mußte Schell ſpäterhin ſeinen Lehrergehalt einklagen, und das Erkenntniß des Obergerichts fiel, wenn auch nicht mit allen Stimmen des Collegiums, zu Gunſten des Klägers aus.

Ich ſelbſt als Schell's Nachbar blieb von den erzählten Vorgängen nicht unberührt. Am Tage nach jenem Steinwurfe, als meine Frau von der Angſt der beiden Mädchen vor dem folgenden Abend hörte, lud ſie dieſelben zu uns herüber, und ſie brachten dieſe gefürchteten Stunden mit gutem Muthe bei uns zu, bis ich ſie in ſpäter Nacht nach ihrer Wohnung begleitete, wo ſie vor dem Hauſe zu ihrem Troſt und Schutz einen aufgeſtellten Gensdarmen fanden.

Dieſe Theilnahme wurde uns aber nicht vergeſſen. In manchen Gaſſen, durch die wir ſpäter kamen, wurden uns aus den Fenſtern Schmähworte nachgerufen, nach denen wir freilich nicht umblickten. Ja, mehrere Wochen ſpäter, bei meinem erſten Ausgange nach einem Fußleiden, waren es ſtatt der Schimpfreden einige derbe Kartoffeln, die uns aus einem Hauſe am Horaſer Wege um die Köpfe nachflogen und glücklicherweiſe ihres Ziels verfehlten. Tagelöhner auf den Gaſſen hielten in ihrer Arbeit inne, um einander zu erzählen, wer ich meinem Herkommen nach ſei. Und ein verwegener Burſche, der in der Poſthalterei und den Fuhrmannswirthſchaften der Löhergaſſe arbeitete und wahrſcheinlich aus der Wirthsſtube des Poſthalters ſeine Inſtruction hatte, unterließ nie, ſo oft er mich vorüberkommen ſah, hinter mir herzuſchreien: „Hannes, Peter! Das iſt er! das iſt er!“ — Und was mehr dergleichen von der gerühmten Gaſtfreundſchaft der Stadt auf mein Couvert kam.

Ein anderes Ungemach fiel wie verhängnißvoll in jene Tage. Wiederholt und an den verſchiedenſten Orten der Stadt ausgekommene Feuerbrände ſetzten die Bewohner in Unruhe und angſtvolle Beſorgniß. Es war etwas in Fulda ſehr Ungewöhnliches; man begriff es nicht, und ich ſelbſt, als vorſichtiger Beobachter, wußte nicht recht, war es eine Ironie des Zufalls auf den Feuereifer der Gläubigen, oder war dieſer Eifer ſelbſt ſo gewaltig, daß er zündete.

Nichts konnte gegen dieſen fuldaer Fanatismus lebhafter abſtechen als der Enthuſiasmus, der in Hanau, wie wir hörten, für Ronge und ſein Auftreten laut wurde, und als der Triumph, den man ihm auf ſeiner Durchreiſe durch die Stadt in den illuminirten Straßen bereitete. Der ſchmerzlichſte Verdruß begegnete dort dem katholiſchen Dechanten. Alle die kleinen Familien, die er durch jahrelange ſtille Bemühungen bei der ſtädtiſchen Behörde aus katholiſchen Dienſtboten bürgerlich zu begründen gewußt hatte, gingen auf einmal zum Deutſchkatholicismus über.

Unſere orthodoxen Regierungsmänner, die mitunter nach Berlin ſchielten, blieben nicht gleichgültig bei dieſen Bewegungen. Man ſprach auch noch von ganz beſondern Einflüſſen, die vom Johannisberg des Fürſten Metternich, ja ſelbſt aus Belgien ſich in Kaſſel geltend gemacht hätten. — — — Nachmals, im Sommer des Jahres 1848, während meines Aufenthalts auf dem Landtage, ſind mir allerdings von einem Manne, der früher inmitten der gegen die deutſchkatholiſche Bewegung in Heſſen ergangenen Erlaſſe, Anordnungen u. ſ. w. geſtanden, über die Geneſis dieſer Maßregeln ſehr intereſſante Mittheilungen gemacht worden, die ich aber — nicht zu meinen Erlebniſſen zählen will, zumal jene Maßregeln mich in Fulda nie berührt hatten. Nein, es war für mich eine Zeit der Betrachtung, die aber nichts Erbauliches hatte, und die Varnhagen auf ſeine Weiſe anſtellte, indem er mir in jenen Tagen von 1846 unter anderm ſchrieb:

„In Deutſchland herrſcht eine düſtere, gereizte Stimmung, eine Zerriſſenheit, wie ſie vielleicht nie war, eine Unzulänglichkeit und Verdummung in den obern Regionen, die ſtets zunimmt und immer weiter hinter dem, was die Zeit erfordert, zurückbleibt. Alles, was die Behörden vernachläſſigen oder nicht mehr können, fällt natürlich in andere Hände; das will man nicht leiden und kann's doch nicht hindern. So iſt der Zuſtand, nichts gedeiht mehr ohne Hemmung und Einſpruch, der Geiſt wie der Gewerbfleiß müſſen um ihr Beſtehen ringen, und ärgerlich ringen wider Kleinlichkeit und Unverſtand; es iſt zum Erbarmen!“

Ueber die Verfolgung der Deutſchkatholiken hatte er mir ſchon im März mit einer Vertröſtung auf die Zukunft geſchrieben, wie ſolche längſt in meiner eigenen Ueberzeugung ruhte. — „Alles Mögliche wird gegen ſie aufgeboten“, ſchrieb er, „die Regierungen, die Hierarchie, die geſammte Diplomatik, der pietiſtiſche Glaubenseifer, alles wirkt im Verein gegen dieſe Schar aufrichtiger Leute des Mittelſtandes, die gläubig vertrauten, die ſeit dreißig Jahren überall verkündeten Grundſätze oder Rechte ſeien Wahrheit. Ueberredung, Anſehen, Ränke, Geld, nichts wird geſchont, das Begonnene zu erdrücken, zu beſchränken. Vielleicht gelingt dies dennoch nicht. Gelingt es aber, ſo iſt es nur, weil die Geſchichte den Verſuch in größerm Maßſtabe ausführen will. Der Zug und die Richtung liegen tief in dem Gange der allgemeinen Entwickelung.“

Es läßt ſich denken, daß unter dieſen Verſtimmungen um uns her, die einem jeden die „Gaſtfreundſchaft“ des Ortes verleidet hätten, unſere Sehnſucht nach der guten Jahreszeit mit jedem Tage lebhafter wurde. Dazu kam noch ein verlockender Frühling. Die nach dem milden Februar erſchienenen Wetterlaunen verliefen ſich raſcher, als ähnliches von dem Verdruß der Menſchen zu erwarten blieb. Der April brachte ſchon Blüten, unſer Herz ward unruhiger und — da ſpielte uns der Mai unerwartet den ärgerlichſten Poſſen.

Die frühern körperlichen Beſchwerden hatten ſich wieder eingeſtellt, mancherlei Unbehagen, das aus innerlichen Stockungen entſpringen mochte, hatte ſich wieder in dieſen und jenen Ausbrüchen verſucht, als es ſich plötzlich in einem Anfall von Podagra ausließ, der mich erſt in das Bett und dann auf Wochen ins Zimmer bannte. Darüber ging der ſchöne Mai hin, ſodaß die Blütenfülle der Bäume und die hochaufgeſchoſſenen Saaten mich begrüßten, als ich zum erſten mal vor die Stadt hinken konnte.

Hiermit wurde uns aber hinter mancherlei Planen her eine abweichende Richtung für unſern Sommerausflug gegeben. Der Arzt wies uns nämlich beide nach Kiſſingen. Nun ja! Warum hatte ich auch früher, halb aus Muthwillen, den Rakoczy in Verſuchung geführt! Nun mußte ich hoffen, daß er ſich auf noble Weiſe durch Wohlthun rächen würde.

Während meiner Haft hatte ich eine neue Erfahrung gemacht, indem ich es beſtätigt fand, daß Podagriſten oft Leute von gutem Humor ſind. Das Stechen und Reißen in dem engen Quartier des Uebels ſcheint günſtig auf den Kopf zu wirken, die ausſcheidende Thätigkeit in dem Wurzelſtocke ſucht im Gipfel friſchere Gedankenblüten zu fördern. Und ſo kann ich nicht anders ſagen, als daß ich unter allem Zucken und Aechzen immer der beſten Laune war und in — wie außer dem Bette mit guter Förderung an meinen „Clubiſten“ ſchaffte. Ich weiß es daher auch dem Kurfürſten von Mainz Dank, daß er am Schluß des erſten Theils meines Romans, wahrſcheinlich mir zu Liebe, als Podagriſt erſcheint und das junge Paar mit ſeinem Segen verlobt.

Ehe wir aber die Fahrt über die Rhön nach dem Wieſenthal der fränkiſchen Saale antraten, erhielten wir den erfreulichſten Beſuch unſerer lieben mainzer Familie. Der Schwager ging auf eine Geſchäftsreiſe, und die Schwägerin, die für ihr blaſſes Töchterchen erfriſchende Bergluft ſuchte, ließ ſich während ihres Aufenthalts von unſerm Arzte das Rhönbad Brückenau anempfehlen.

Brückenau liegt in der Mitte zwiſchen Fulda und Kiſſingen, und ſo fanden wir dort auf unſerer Fahrt Mutter und Tochter angenehm eingerichtet und vom heiterſten Himmel begünſtigt, der freilich auch nicht fehlen darf, wenn man der ganzen Anmuth und Erquickung dieſes heimlichen Waldverſtecks froh werden will.

Nach Kiſſingen fuhren wir dann in der angenehmen Geſellſchaft einer befreundeten Stiftsdame, die auch ihre ſtillen Abſichten auf den tapfern Rakoczy hatte. Wir richteten uns gemeinſchaftlich in einer angenehmen Wohnung ein, dankbar für die heißen Sommertage, die unſerm Trinken und Baden günſtig waren.

Die Bilder jenes Badelebens und ſelbſt einige intereſſante Perſonen von der Bekanntſchaft unſerer Stiftsdame, wie der jetzige Exminiſter von Wietersheim, ſind mir hinter der ängſtlichen Nachwirkung des Bades verblichen. — Ich hatte nämlich, von meinem Arzte über den Gebrauch des Brunnens genau unterrichtet, die anfängliche Ungefälligkeit des Rakoczy nach eigener Eingebung durch beeiferten Zuſpruch zu verbeſſern geſucht. Die hiermit errungene Gunſt erſchien nun aber wie die

Gewährung eines mächtigen Herrn, der aus Ungeduld mehr gibt, als nöthig wäre, um eine Wohlthat zu ſein. Zwar das alte Unbehagen ergriff mit ſeinem verſteckten Anhange die Flucht vor dem tapfern Befreier, wogegen ſich jedoch die erſten leiſen Regungen eines neuen Uebels — jenes krampfige Aſthma einſtellten, das von nun an Reſidenz in dem weitreichenden Gebiete der ſogenannten Schweifnerven nahm, der als doppeltherrſchender Lungen-Magennerv das Geringſte, was ihn im Gebiete der Verdauung beläſtigt, in der athmenden Bruſt verbüßen läßt. — — —

Wir nahmen unſern Weg über das vormals fuldaiſche Gebiet Hammelburg, woher einſt der köſtliche Saalecker in den fürſtlichen Hofkeller floß und ſich als guter Franke neben den rheinländiſchen Johannisberger lagerte. In Gmünd am Main gab es damals kein recht anſtändiges Gaſthaus; wir fuhren daher mit anbrechendem Abende längs des Stroms, der im Abſchimmer der Abendröthe glänzte, hinab nach Lohr. Von hier gelangten wir andern Tags mit dem würzburger Dampfſchiffe noch einmal, und zufällig an demſelben 25. Auguſt, dem Ludwigstage, auf dem Mainſtrome nach Hanau zu den Unſerigen.

Hier erwartete ich, nach einem flüchtigen Beſuch in Mainz, unſern verreiſten alten Arzt zu einer Berathung über meinen beunruhigenden Zuſtand.

Mein krampfiges Leiden ſtellte ſich nämlich mit heftigern Anfällen ein, die mich vom nächtlichen Lager aufſchreckten. Wachend und wandelnd erinnerte ich mich jetzt mit ganz neuer Theilnahme meiner ſeligen Mutter, die jahrelang von ähnlichen Beſchwerden heimgeſucht, manche halbe Nacht am Fenſter betend zugebracht hatte, ohne zu klagen.

War nun, wie es ſchien, die körperliche Dispoſition zu dieſem Leiden angeboren, ſo kannte ich mich doch auch von ſeiten einer ähnlichen Faſſung der Seele. Ob aber auch dieſe früheſten Anfälle noch lange nicht ſo heftig auftraten, als ſie ſpäterhin ſich einfanden, ſo waren ſie doch gerade durch ihre Neuheit höchſt niederdrückend. Das Athmen hängt ja mit dem Seelenleben innigſt zuſammen. Die unbewußte Gemüthsſtimmung ſchaukelt auf den Pulſen des Blutlebens, wie die klare Erkenntniß des Geiſtes auf dem Nervenleben ruht. Daher bedingt das freie, tiefe Athmen reiner Luft, wodurch das Blut belebt wird, den heitern Muth, die ſorgloſe Zuverſicht und Tapferkeit der Seele. – So war ich es von Kind auf gewohnt, zu athmen, ſpringend und kletternd, fühlend und denkend, und ſah nun in dieſer nächtlichen Verlaſſenheit, da meine Gefühle und Gedanken nicht höher, als nur ängſtlich über der Anſtrengung nach Luft flatterten, mit unſaglicher Wehmuth in die Zukunft. Die Vorſtellung quälte mich, daß ich alle die kommenden Jahre mit ſo ſchwerer Bruſt ertragen müſſe, bis ich mit einiger Achtung auf mich ſelbſt einen Begriff von dem Schlummern und Erwachen, von dem Kommen und Gehen eines Zuſtandes gewann, der mithin nicht beharrlich ſei und beherrſcht werden könne. Hatte ihn ja meine Mutter auch mit Beten überwunden.

Da war endlich mein erwarteter alter Arzt aus Wildbad zurückgekehrt und beruhigte mich über den eigentlichen Herd des Uebels, das nicht in krankhafter Bruſt, ſondern in übermäßiger Reizbarkeit des hier wirkſamen Nerven beruhe. Vorſchriften der Selbſtbehandlung wurden ertheilt, und dazu gehörte auch die Bekleidung. Bisjetzt, bis in die Mitte der Funfziger, hatte noch keine Wolle ſelbſt an den Füßen meinen Körper unmittelbar berührt; nun aber — wie bei den Römern der Jüngling an der Schwelle des Mannesalters die Toga virilis empfing — wurde mir der Flanell der hohen Jahre gereicht. Es war keine Inveſtitur zum Biſchof, wol aber zu einem Patriarchen; denn die Aſthmatiker, hieß es, könnten alt werden, und die Prophezeiung ſteht bereits in ihrem funfzehnten Jahre. —

Mit neuem Muthe reiſten wir nun nach Fulda, doppelt erheitert durch dieſen Muth ſelbſt und durch Freund Kühne, der vom Rhein kommend uns begleitete, um in Fulda Tante Harkort zu erwarten.

Mich ſelbſt erwartete dort auf dienſtlichem Grund und Boden — ich will's keinen Kampf nennen — aber ein Scharmützel.

Das Juſtizminiſterium, unter der Leitung des Staatsraths Bickell, eines ſehr orthodoxen Mannes, forderte durch den Obergerichtspräſidenten eine Erklärung darüber, ob ich die Adreſſe mehrerer Einwohner an den Dekan Zittel in Pforzheim mit erlaſſen, das heißt unterſchrieben habe.

Wie das Miniſterium auf mich als Mittheilnehmer verfallen war, der ich die Adreſſe doch *vertraulich* erhalten und, was niemand bezeugen konnte, unterſchrieben und abgeſchickt hatte, wußte ich nicht; ich befand mich aber ganz in der Stimmung, folgende Erklärung abzugeben:

„Bekanntlich bin ich kein Juriſt und finde in dieſem Umſtande vielleicht Entſchuldigung, wenn ich die Verbindlichkeit nicht einſehe, in einer bloßen Privatſache, die gänzlich außerhalb meiner Dienſtpflichten liegt, im Dienſtwege Rede und Antwort zu geben. Dennoch würde ich unter andern Umſtänden, ſchon aus gewohnter Bereitwilligkeit gegen meine höchſte Behörde, jene Frage unbedenklich beantworten, wenn ich dadurch nicht eine Gewalt über die Gewiſſen anzuerkennen fürchtete, nachdem die Beſchlüſſe der hohen Staatsregierung in Betreff der kirchlichen Bewegungen vorausgegangen ſind, — Anordnungen, die in ihrem Princip alle wahren Bekenner chriſtlicher Freiheit und Liebe mit ſchmerzlichem Erſtaunen erfüllt haben. Eine Adreſſe wie die in Rede ſtehende iſt nach meinen Begriffen ein Privatſchreiben, ein gemeinſchaftlicher Brief mehrerer Staatsbürger an einen Mann, mit dem ſie ſich in einer erlaubten Sache einverſtanden finden. Daß hohe Staatsregierung auch das verfaſſungsmäßige Recht zu Adreſſen anerkennt, geht *mir daraus hervor*, daß andere ergangene Adreſſen keine ähnliche Nachfrage erregt haben wie die Zittel'ſche, wenn auch (ich zielte auf die vom Präſidenten ſelbſt an den Biſchof feierlich überbrachte) ſolche Adreſſen, mit Aufſehen und offener Parteidemonſtration betrieben, nur einer particulären Theilnahmebezeigung galten, während der ſtill von Hand zu Hand gegangene Privatbrief an Zittel von einem Intereſſe angeregt wurde, das jetzt Deutſchland, ja die Welt bewegt und von dem auf dem dermaligen Höhepunkte chriſtlicher Bildung die Ruhe und das Glück der nächſten Zukunft abhängen dürfte.

„Sollte es aber dennoch der Inhalt der Zuſchrift an Zittel ſein, der von der höhern Weisheit kurfürſtlicher Regierung als ein Verbrechen angeſehen würde, ſo dürfte, wie mir ſcheint, die Sache ſich zu einer gerichtlichen Unterſuchung eignen, aus der dann einen jeden, der ſich an derſelben betheiligt hat, die Strafe des Geſetzes treffen müßte.“ — — —

Wie zu erwarten, beruhigte ſich Bickell bei dieſer Erklärung nicht, ſondern verlangte eine beſtimmte Ausſage unter der Androhung, daß bei fortgeſetzter Verweigerung derſelben die Bejahung der aufgeworfenen Frage um ſo mehr werde angenommen werden, als ſchon der Inhalt meines Schreibens dieſe wahrſcheinlich mache.

Ich beharrte indeß bei meiner Anſicht von dem Gegenſtande der Frage als einer privaten und Gewiſſensſache, verwahrte mich auch gegen die etwaige Unterſtellung einer Pflicht für das öffentliche Wohl, da meiner beſcheidenen Ueberzeugung nach die freilich ſehr umfaſſende Fürſorge des Staats von nichts leichter abſehen könnte als von der Gewißheit, ob einer die Zittel'ſche Adreſſe unterſchrieben habe oder nicht, und ſuchte ſchließlich einem zu erwartenden Verweiſe im voraus die Spitze dadurch abzubrechen, daß ich einen Unterſchied annahm, ob ein Strafverhängniß auf ein wirkliches Schuldbewußtſein treffe oder nicht, in welch letzterm Falle eine unverdiente Strafe nur als ein ven der Gewalt verhängtes Leiden empfunden werde.

Freilich mochten in dieſer weitern Erklärung manche

Wendungen und Worte mit untergelaufen ſein, die mei-
ner Stellung nicht zukamen. Ich erkenne jetzt ſelbſt, wie
unzierlich ich mich ausgedrückt hatte, und beſchränke mich
deshalb auf den Hauptinhalt meiner Antwort. Den-
noch ich mich möchte zur Entſchuldigung nicht blos auf
die perſönlichen Kränkungen berufen, die mich im Dienſte
getroffen hatten und infolge davon mir im bürgerlichen
Leben alle Tage begegneten; ſondern ich war über-
dies auch von einer Complexion, daß mein Gemüth
ſich unter den Einflüſſen einer ganzen Atmoſphäre un-
ſers unerquicklichen Horiz-nts wie angekränkelt fand und
von dem augenblicklichen perſönlichen Anſtoß derſelben
aufzucken mußte. Ich darf darum mir zur ſelbſtauferleg-
ten B nicht verſchweigen, daß meine Eingabe ihres
„ung nden Inhalts“ wegen mir mit nachdrücklichem
Ver nd Verwarnung zurückgegeben wurde. Zu-
glei lt ich die Belehrung, „daß es mit den Pflich-
tei Staatsdieners nicht übereinſtimme, in öf-
f Angelegenheiten ſolche Handlungen vorzuneh-
men, in welchen nur eine Demonſtration gegen das in
Fällen gleicher Art beobachtete entgegengeſetzte Verhalten
ſeiner Regierung gefunden werden könne, ein ſolcher
auch, ſolange er überhaupt ſich als Staatsdiener be-
trachten wolle, dieſer Eigenſchaft ſich nicht bei einzel-
nen ungeeigneten Handlungen entäußern könne, vielmehr
von der Regierung darauf geſehen werden müſſe, daß
die Angeſtellten überall auf eine ihrem öffentlichen Be-
ruf, insbeſondere auch ihrem Verhältniß zum Landes-
herrn und ſeiner Regierung entſprechende Weiſe auftre-
ten“. — —

Es gehörte ſich, daß der Miniſter, beſonders mit ſo vieler Weisheit, das entſcheidende Wort behielt, ſonſt hätte ich ihm gern noch erklärt, wie viel lieber ich in Sachen der Religions- und Kirchenfreiheit eine Adreſſe an ihn als an Zittel unterſchrieben hätte. Oder ich hätte mich auch verwundern mögen, daß die Inhaber der öffentlichen Gewalt ſich ſo leicht dabei begnügen könnten, wenn ihre Untergebenen immer nur mit dem Rücken und nicht auch mit dem Herzen ſich vor ihnen beugten. — —

Dies und noch einiges hätte ich auf dem Herzen gehabt, doch die Sache war abgethan und Herr Bickell hatte mich auf einen ganz neuen Gedanken gebracht, dem ich nun nachhangen mochte.

Invalide.

„Solange ich überhaupt mich als Staatsdiener betrachten wolle“ — hatte der Miniſterialvorſtand geäußert. Und freilich hatte er dabei mir einen Spiegel vorgehalten, in welchem mich öfter und noch lange zu betrachten ich doch nicht eitel genug war.

Wenn ich nun dies Wort in die Beleuchtung eines Winks ſtellte, ſo fiel mir aus der Zeit meiner Verſetzung hierher das Signal jenes Freundes ein, der mir aus dem miniſteriellen Kreiſe geſchrieben hatte: „Aide-toi même et le ciel t'aidera!“

Ein Ausſcheiden aus dem Dienſte blieb für mich in meinen Verhältniſſen und nach ſechsunddreißig Dienſtjahren nur noch auf dem Wege der Penſionirung denkbar; denn ich konnte, was ich in der langen Periode meines beſten Alters verdient und nach dem Maße des Dienſtgeſetzes zu erwarten hatte, leider nicht ſchwinden laſſen.

So wenig verſchwenderiſch aber unſer Staatsdienſtgeſetz in ſeinen Verwilligungen angelegt iſt, ſo ängſtlich nahm ich es mit den Vorausſetzungen, an die es ſeine Zugeſtändniſſe knüpft.

Mit meiner Geſundheit oder mit meinem körperlichen Befinden ſtand ich den Winter über noch immer auf geſpanntem Fuß. Ein wechſelnder Kampf ſchien in meinem phyſiſchen Innern noch lange zu keinem Friedensſchluß zu kommen. Fanden, wie es mir als Laien ſchien, die Stockungen im Bereich der Ganglien irgendeinen krankhaften Ausweg, ſo hörten die aſthmatiſchen Beſchwerden auf: ſie erſchienen aber ſobald wieder, als jene Löſungen nachließen. Dabei fand ich mich aber immer geiſtig aufgelegt und thätig an meinem gruppenreichen Zeitgemälde der „Clubiſten in Mainz“, ſodaß ich mich nicht für unzureichend, nicht für unfähig am rechten Platze halten konnte. Freilich am rechten, der ſich aber unter den ungnädigen Umſtänden, unter denen ich auf den unrechten verſchoben war, nicht wieder erwarten ließ. Auch hätte ich mit der vollen Kraft, mit welcher ich jenen Platz vor ſieben Jahren verlaſſen hatte, bei meinem jetzigen Befinden doch nicht mehr eintreten können, ſondern hätte als halber oder zeitweiſer Invalid die dienſtgeſetzliche Gunſt eines Gehilfen in Anſpruch nehmen müſſen.

Unter ſolchen Erwägungen kam der Nachwinter herbei und brachte, infolge der vorjährigen Ernteausfälle, durch Theuerung und Noth, bei Armuth, Arbeitsloſigkeit und ſchlechter Geſinnung der unterſten Schichten der Bewohner, ſo unglückliche Auftritte mit ſich, als die vorjährigen räthſelhaften Brände geweſen waren. Scharenweiſe zogen die Bettler von Haus zu Haus und entſetzten durch ihr Betragen das Mitleid, das bei ihrer Noth erwachte. Auch die Witterung machte ungeregelte Sprünge; der März überraſchte mit einem heftigen Gewitter, und der April ſetzte um den 17. einen entſetzlichen Schneefall drauf.

Indem nun mit dem Monat Mai der Druck des erſten Theils meines Romans begann, fiel es mir beim Schimmer dieſes poetiſchen Gefieders deſto lebhafter auf, wie ſehr meine andere, dem Geſchäfte dienſtbare Feder in die Mauſer gefallen war. Und während jenes ſich an der herrlichen Saatenentwickelung ſpiegelte, die auf den Aprilſchnee über Thäler und Hügel aufging, kam das alte körperliche Unbehagen wieder herbei, ſich dagegen mit der Mauſerfeder zu verſchwiſtern.

Allerdings war mir unter Hinweis auf meine wankende Geſundheit ein Gehilfe im Amte auf meine Koſten geſtattet worden; ich ſcheute mich aber jetzt nicht, dem Miniſterialvorſtande zu erklären, daß ich dies Opfer eigentlich doch zum beſten des Dienſtes gebracht hätte, — nicht leichtherzig genug, um mich bei der mir ſtillſchweigend zugeſtandenen Unverantwortlichkeit meines blos „beſten Wiſſens für das Amt“ zu beruhigen. Könnte mir nun dies ſeit Jahren gebrachte Opfer durch den Paragraphen 54 der Verfaſſungsurkunde, der einen Gehilfen auf Staatskoſten geſtatte, nicht abgenommen werden, ſo ſei ich ſelbſt zu dem noch größern Opfer bereit, das ich im Fall meiner Penſionirung durch die Einbuße an meinem bisherigen Gehalt erleiden würde.

Der Miniſterialvorſtand mochte einſehen, daß dasjenige, was mir etwa noch an zureichendem Nachweis meiner Penſionsfälligkeit abgehe, durch ſeine Fürſorge für den Dienſt weit aufgewogen würde, und bot die Verſetzung in den Ruheſtand an. Ich erklärte mich bereit zur Annahme, in der Vorausſetzung, daß mir dabei auch meine vorheſſiſchen Dienſtjahre mit berechnet würden.

So nun in Ausſicht auf eine beruhigende Löſung meines ungefügigen Verhältniſſes begingen wir das Pfingſtfeſt, das in ungewöhnlicher Blütenpracht erſchien. Ein angenehmer Beſuch erhöhte den Feſtgenuß: Gottfried Kinkel in ſeiner gewinnenden Perſönlichkeit kam durch Fulda und ſuchte mich auf, ihn zu den wenigen baulichen Merkwürdigkeiten, die unſere Michelsbergkirche darbietet, ſowie auf die Bibliothek zu begleiten, die an gemalten Handſchriften manches Intereſſante beſitzt. —

Es hätte wirklich eine ſtarke Gabe des „Zweiten Geſichts“ dazu gehört, dieſem liebenswürdigen Manne anzuſehen, welches Misgeſchick nach kaum zwei Jahren und welches Leid jenſeit des Kanals ihm bevorſtehe. Doch im Vertrauen auf König Wilhelm von Preußen möchte ich ihm mit ſeinen eigenen Verſen zurufen:

Ein neuer Tag! Neu ſteigſt du, heil'ges Licht,
Aufwärts aus deinen feuchten Tiefen wieder;
Der Vogel träumt im Neſt auf Morgenlieder,
Und ſchaudernd ſenkt die Nacht ihr Sphinxgeſicht.

Und iſt der Dichter ein Prophet, ſo erfülle ſich bald ſeine Weiſſagung:

Bald auch wird mir wieder blinken
Auf der Flut der goldne Rhein,
Und noch einmal werd' ich trinken
Maitrank in der Laub' am Rhein!

Mir ſelbſt erſchien noch im Laufe des Mai das höchſte Reſcript, das mich mit der mir geſetzlich zukommenden Penſion in Ruheſtand verſetzte, — contraſignirt von Bickell.

Bickell war früher Profeſſor und im Jahre 1832 Oberappellationsgerichtsrath geweſen. Am damaligen Landtage in Kaſſel ſah ich ihn wie oft über den Friedrichsplatz gehen, in Gang und Haltung, als ob er ſeines Kirchenwegs wandele. Unſere Frommen, auch die von der 1850er Präge oder Emiſſion, zeigen — auch wenn ſie im Hauſe gar luſtig ſein können — öffentlich eine aſcetiſche Miene mit langem Geſicht oder langen Haaren. Von Haus orthodox und abſolutiſtiſch, war Bickell ein unbedingter Anhänger des Syſtems, das ſich lange behauptete, ohne ſich zu bewähren. Später als Vicepräſident des Oberappellationsgerichts hegte er von der richterlichen Unabhängigkeit ſeine eigenen Begriffe, die er in der Profeſſor Jordan'ſchen Sache — wie man damals nicht zweifelte — feſtgehalten habe. Auch über Miniſterverantwortlichkeit beſaß er eine neue Theorie. Im Miniſterium war er bemüht, das geltende Syſtem zu heben und ſeine Leute zur Orthodoxie zu erziehen.

Damals, als er mein Penſionsreſcript unterzeichnete, ſchwebte ihm noch näher als bei Kinkel ſein nächſtes Verhängniß über dem Haupte: er erlebte den nächſtjährigen Mai nicht mehr, ſondern ſtarb juſt mit dem Ausbruche der Revolution in Paris im März 1848.

Seine Nächſten beklagten bei den bald darauf erfolgten Bewegungen in Kurheſſen ſeinen Verluſt im

Namen des Vaterlandes. Sie hegten das ſtolze Vertrauen, er wäre der Mann dazu geweſen, alles zu halten und abzuhalten, oder mit Shakſpeare zu reden: „To take arms against a Sea of troubles, and by opposing end them!“

Dies ſchöne Vertrauen iſt auch noch als Erbſchaft auf einen würdigen Sohn übergegangen, der in jüngſter Zeit ganz allein unternommen hat, zu Gunſten der neuen Verfaſſung von 1860 eine Adreſſe auf die Beine zu bringen.

So war ich nun in den Invalidenſtand getreten. Die Mauſer meiner Dienſtfeder war überſtanden. — — Doch nach Jahren, ſo oft ich mich körperlich gedrückt fühlte, träumte ich ängſtlich, was alles noch für Acten auf meinem Pulte lägen zu Berichten und Ausfertigungen, mit denen ich nicht fertig werden könnte.

Wie athmete ich auf, wenn ich dann aus dieſer Noth erwachte, und rief: Ein neuer Tag, und er iſt mein!

XIII.

Zwiefache Rückkehr.

Ein fruchtbarer Sommer.

Wie ich jetzt im Begriff ſtand, als Invalide der einen Feder mich dem activen Dienſte der andern zu widmen, kam mir eine ältere Briefſtelle Varnhagen's unter die Augen, worin der umſchauende Mann, freilich nach beiden Seiten, gar troſtloſe Blicke wirft.

„In unſerer Literatur", ſchrieb er, „ſieht es ſo verworren und düſter aus wie in unſern Staatszuſtänden. Es ſcheint alle Fruchtbarkeit zu erlöſchen; das Dichten, Bilden, Geſetzgeben, Verwalten entbehrt der Zeugungskraft; die Kritik ſelber wird unſicher und leer, weil ihr der Stoff und Anhalt mangelt. Der einzelne vermag hier nichts, er unterliegt dem Einfluſſe, den die Geſtirne auf eine ganze Zeitgenoſſenſchaft üben. Wir ſind genöthigt, das Vorhandene feſtzuhalten, auf das Vergangene zurückzugehen, es iſt unſer Einſatz in die Zukunft; Literatur und Staat dürfen nicht wie Proletarier von Hand zu Mund leben. Was können wir nicht alles aus dem achtzehnten Jahrhundert glücklich herüberholen. Die junge

Literatur, die davon nichts wiſſen wollte, ahnte nicht, wie ſie ſich dadurch arm machte. Deshalb freu ich mich jeder neuen Ausgabe von Schriften aus jener Zeit, wenn es auch nicht immer Kant, Fichte, Möſer, Lichtenberg oder Forſter ſind." — —

Zu dieſen nicht mit Varnhagen einverſtandenen Jüngern, die von den ältern nichts wiſſen wollten, gehörte ich ſelber nicht, ſondern durfte mich zu denen zählen, die von denſelben wirklich gar wenig wußten, wie ich denn ſpät genug und erſt auf Anlaß meiner Studien zu dem Roman „Die Clubiſten in Mainz" die Schriften des oben mitgenannten Forſter kennen lernte und lebhaft genug empfand, wie viel ich dadurch für mich gewonnen hatte. Denn ſeine eigene Sprache konnte mir zum Muſter bei einer Arbeit dienen, mit der ich ihn ſelber in ideeller Perſönlichkeit ins Leben jener Clubiſtenzeit zurückzurufen verſuchte.

Vor allem lag mir nun ob, mit dieſem Roman fertig zu werden. Die Correcturbogen des erſten Theils kamen nämlich fleißig von Leipzig herbei und regten rückkehrend die noch unflüggen Kapitel der nächſten Bücher an, ihnen zu folgen.

Gewohnt aber, wie ich war, nur nach Stimmung zu arbeiten, durfte ich nicht hoffen, vor Mitte Auguſt mit meiner Aufgabe zu Rande zu kommen.

Um mir aber dieſe Stimmung ſelbſt frei von jeder beunruhigenden Angelegenheit zu erhalten, faßten wir jetzt gleich den Beſchluß, unſere Ueberſiedelung nach Hanau, die wir in Abſicht hatten, auf nächſtes Frühjahr zu verſchieben, um nun mit freiem Gemüthe des ſchönen

Sommers in der reizenden Landſchaft, ſowie des nächſten Winters im anmuthigen Freundeskreiſe erſt noch recht froh zu werden.

Es war ein herrlicher Sommer, der mit der fruchtbarſten Witterung die reichſten Ernten und eine beſonders für die Lage von Fulda ſehr ungewöhnliche Obſtfülle verſprach. Für mich und meine Arbeit aber brachte der ſchöne Sommer außer den Verlockungen ſeiner Reize noch andere Störungen mit ſich, da infolge der hohen Wärme, und vielleicht auch meines anhaltenden Arbeitens, die aſthmatiſchen Anfälle öfter wiederkehrten und mir zu beſonderm Verdruß ſich als Widerſacher gerade meiner geiſtigen Stimmung erwieſen.

Eine kurze und höchſt erfreuliche Unterbrechung meiner Arbeit kam vom Beſuch eines lieben jungen Ehepaares.

Schon unterm 6. December des vorigen Jahres hatte uns Freund Auerbach ſeine Verlobung mit einer Breslauerin angezeigt, oder — wie er ſich ausdrückte — „die Erfüllung ſeines beſten Lebens kund gethan“. Nur von ſeinem Entzücken erfüllt, aus welchem er uns zurief: „Jubelt mit mir!“ hatte er uns über alle nähern Umſtände in Ungewißheit gelaſſen, bis wir jetzt im Monat Mai auf einem geſtochenen Briefblatte die Einladung ſeines Schwiegervaters zur Trauung und Hochzeit des Paares erhielten. Auch jetzt vertröſtete uns der Freund auf mündliche Mittheilungen bei ſeiner baldigen Durchreiſe durch Fulda. Er hatte uns ſchon immer daran gewöhnt, daß wir ihm in ſeiner behaglichen Gemüthlichkeit gute Stimmung wünſchen mußten, uns etwas von ſich und ſeinen Empfindungen mitzutheilen, damit wir doch Anlaß fänden, ihn auch wieder einmal etwas von uns hören zu laſſen.

Nun erſchien er gegen Ende Juni bei uns mit ſeiner Auguſte und mit dem Ausſehen ſeiner innigſten Befriedigung. Und in der That bedurften wir keiner langen Zeit, um mit ihm zu empfinden, welch ſchönes Glück ihm zu Theil geworden. Keine ſtrahlende Erſcheinung täuſchte uns über den hohen innern Werth der jungen Frau. Sie that ſich nicht durch jene kräftige Geſtalt und geſättigten Farben des Angeſichts, oder durch den dunkeln Glanz und die Fülle des Haares hervor, wodurch ſchöne Jüdinnen ſich auszeichnen: ihre Vorzüge lagen vielmehr bei zartem Körperbau in dem ſeelenvollen Ausdruck ihres ganzen Weſens, in unverkennbarer Bildung des Geiſtes und Herzens bei echt weiblichem Sinn und einer Zugabe von jener ſchönen Beſonnenheit, die dem Leben Maß und Anmuth, allen leidenſchaftlichen Begegniſſen Schranke und dem Trachten des Herzens würdige Ziele ſetzt.

Mußten wir dies beſonders bei ihrer Jugend im ſtillen bewundern, ſo ſahen wir doch die liebenswürdige Frau zugleich nicht ohne die heimliche Beſorgniß ſcheiden, ob wol auch für alle Begegniſſe des Lebens, für alle Aufgaben, die dem Weibe von der Natur und der Geſellſchaft auferlegt werden, ihre Geſundheit dauernd, ihr urſprüngliches Naturell kräftig genug ſein werde.

Dem Freunde aber konnten wir mit Freuden zugeſtehen, daß ihm — ob gewählt oder gewonnen — das geeignetſte Glück zu Theil geworden ſei, an dem er ſich befriedigen und vollenden könnte.

Das junge Paar zog von uns über Frankfurt und Mainz — die Stationen von Auerbach's vergangenen Tagen — nach Heidelberg, wo es ſich niederzulaſſen beabſichtigte.

Sobald um den 20. Auguſt das letzte Manuſcript meines Romans nach Leipzig abgegangen war, ſchickten wir uns zum Beſuch in Hanau an, wo wir im Gartenhauſe des Schwagers erwartet wurden. Zum erſten mal machte ich ohne beſondern Urlaub, im Gefühl eines Freiherrn, dieſe Fahrt.

Die Empfindung einer größern Unabhängigkeit, die Freiheit der Seele von einer langen, mit guten Erwartungen gelöſten Arbeit, körperliche Bewegung und Wechſel der Luft hatten den beſten Einfluß auf mein Befinden. Nur folgte auf den herrlichen Sommer ein regneriſcher September. Dies Wetter begleitete mich auch, als ich durch Landſtriche, deren Obſtreichthum zu einer Erntelaſt zu werden drohte, nach Heidelberg fuhr, und blieb mir die wenigen Tage, die ich hier zubrachte, ſo treu als beſchwerlich.

Meine Abſicht außer dem Beſuche Auerbach's, der bereits hier eingewohnt war, ging dahin, die Bekanntſchaft einiger namhaften Männer, beſonders auch Welcker's, zu machen, um dann im nächſten Sommer mich dort auf Monate niederzulaſſen, mit den badiſchen Liberalen in Verbindung zu treten und mich durch geeignete Studien mehr als früher auf unſern kurheſſiſchen Landtag vorzubereiten, für welchen ich mir von den Hanauern gewählt zu werden verſprach. Ich wollte wenigſtens das Meinige thun, um einen hochſtehenden Mann, der bei meiner Penſionirung ausgerufen hatte: „Nun ſind wir wieder einen los!“ um den Ruf eines Propheten zu bringen. Jener Mann wurde mir beſchrieben als von Haſſenpflug raſch befördert und eingeweiht, ſeinem Meiſter ein wenig ähnlich ſehend und noch mehr nacheifernd, — ſchweigſam, kalt, ohne Haſſenpflug's Geiſt und Kraft, dabei aber zäh, bei Geſchäftskenntniß und Fleiß kleinlich, außer den Acten aber ohne Kenntniß des Lebens und ohne ſtaatsmänniſche Ideen. Perſönlich begegnete er mir ſpäter.

Doch — der Menſch denkt, der Himmel lenkt! Wie hätte der September ahnen laſſen, was der nächſte Monat März bringen ſollte! — —

Auerbach begleitete mich nach Manheim, und wir brachten einen unerwartet heitern Sonntag mit jenen Freunden zu, die beim Gutenbergsfeſte in Mainz eine fröhlich ernſte Vornacht in der Kajüte des Dampfſchiffs Victoria mit uns zugebracht hatten.

Baſſermann ehrenwerthen Andenkens, Auerbach's damaliger Verleger, lud mich in ſeine Loge ein, um die Oper „Stradella“ zu ſehen. Er als Intendant des Theaters hatte die Bühne ſehr gehoben, und es war ihm gelungen, durch Aufführung unſerer und fremder Meiſterwerke ſtets ein volles Haus zu machen. Ich kannte ihn bereits von Oſtende her. Dort, wo man nachmittags unter der Veranda der Reſtauration ſeinen

Kaffee nahm oder ſein Fläſchchen filtrirtes Trinkwaſſer mit Pomeranzeneſſenz ſchmackhafter machte, hatte mich zum erſten mal der Zufall an ſeine Seite geführt.

Ich erwähne dieſer Umſtände, weil ich ſpäter gerade über dieſen wackern Mann mit Varnhagen zum Bruch kommen ſollte.

Der Uebergang in den Winter regte mir doch wieder die alten Beſchwerden auf, gegen die ich mit aller Wahl und Enthaltſamkeit in der Diät, ja mit ärztlichen Recepten vergebens kämpfte. So blieb mir nichts übrig, als zum Abstine der Lebensweisheit mir auch das Sustine noch gefallen zu laſſen — zum Entſagen das Ertragen.

Erſt gegen das Chriſtfeſt ließen die Krampfanfälle nach und verließen mich ganz auf der Winterfahrt nach Hanau, wohin ich noch einmal ging, um für das nächſte Frühjahr eine Wohnung zu miethen. — —

Meine „Clubiſten in Mainz“ hatten ſich inzwiſchen verbreitet und erregten, ſoweit ich ſehen konnte, eine ungewöhnliche Theilnahme, — vielleicht nur, weil dieſe Geſchichten in den ſchweren Traum der deutſchen Herzen ſpielten, aus dem ſie in den nächſten Monaten wirklich erwachten.

Schon im November, nach Empfang des dritten Theils, hatte mir Varnhagen die Eindrücke geſchrieben, die er aus dem Buche empfangen hatte. Er begann und ſchloß mit dem „herzlichſten, freudigſten Glückwunſche“ ſeinen ausführlichen Brief.

Mit beſcheidener Auffaſſung durfte ich die mir ſo erfreulichen Zeilen in ihren lebhaften Ausdrücken doch vielleicht mehr für Erwiderungen eines wohlwollenden Freundes als für ein äſthetiſches Urtheil hinnehmen. Nun aber fand ich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ einen Artikel aus Berlin vom 16. December, der ſeiner ganzen Faſſung nach auf die Feder Varnhagen's hinwies.

In dieſer Vorausſetzung gewann nun jener Brief für mich eine Beſtätigung ſeines Inhalts, und da der Bericht an ſeinem Platze ein freies Urtheil über das Buch in ſchön gefaßter Kürze darlegt, ſo trage ich kein Bedenken, die betreffende Stelle zur Erinnerung an den Roman hierher zu ſetzen. Und warum auch nicht? Nach dreizehn Jahren wird es nicht mehr als Eitelkeit erſcheinen, und iſt mir ſelbſt das Buch ſo fremd geworden, daß ich mir Luſt machen möchte, es wieder einmal zu leſen.

Nachdem der Bericht ſich über Schriften von Humboldt, Bettina, Luiſe Mühlbach, Fürſt Pückler, Fanny Lewald und Gräfin Hahn-Hahn ausgelaſſen hat, fährt er fort:

„Als die Krone der hiſtoriſchen Romane nennen wir die «Clubiſten in Mainz» von H. K.; hier ſind Dichtung und Geſchichte in harmoniſchem Bunde, der Gehalt iſt ſittlich und national, die Darſtellung romantiſch blühend, anmuthig, die Oertlichkeit von Mainz ſteigt lebendig und herrlich vor unſern Augen empor; die Stadt kann ſich bei dem Dichter für dieſes Bild nicht genug bedanken. Die ſtärkſten, die gegenwärtigſten Intereſſen der Deutſchen ſind hier anſchaulich gemacht, die geſchichtlichen Perſonen treten in aller Wahrheit ihres wirklichen Lebens vor, unter ihnen Forſter, Huber, Goethe; die Erfindung geht mit der Geſchichte Hand in Hand, beide unterſtützen einander und leiſten vereint mehr, als jede einzeln vermöchte. Die neuere Zeit hat wenig Bücher, die ſo ernſt und tief ins Leben ſchneiden, und dabei die kühne Schärfe wieder mit lieblichem Schmuck verhüllen. In den höhern Kreiſen wird man vielleicht über Einzelnes unangenehm ſtaunen, aber von dem Ganzen mächtig angezogen ſein.“ — —

Mit welcher Freude mich aber die mainzer Freunde empfingen, als ich ſie jetzt winterlich beſuchte, läßt ſich denken. Es war kein Ende des Erzählens im einzelnen von der Bewegung, die das Buch in dortiger Geſellſchaft hervorgerufen hatte. Ich hielt mich ſehr incognito, denn auch an Vorfällen des Verdruſſes fehlte es nicht in einigen Familien, deren Namen im Roman vorkamen. Die ſtreng katholiſche Familie Lennig, wie man mir erzählte, hatte alle Familienblätter ihres Stammbaums durchſtöbert, um eine „Fides“, einen „Erasmus“ Lennig zu finden. Den Erasmus werden ſie wol entdeckt haben, für die Fides aber, das poetiſche Findelkind, hätten ſie ſich bei mir zu bedanken gehabt. Vielleicht wollte dies auch eine ältere Dame jenes Hauſes thun, als ſie ſich für die geſchilderte Fides anzuſehen geneigt war, bis ihr ein Freund begreiflich machte, daß ſie im Jahre 1792 erſt vier Jahre alt geweſen ſei, mithin ihr der Baron Walbrunn unmöglich habe den Hof machen können.

Die Namen betreffend, die im Buche vorkommen, muß ich bemerken, daß ich bei einem mainzer Antiquar zu meiner Freude einen Staatskalender juſt aus dem Jahre 1792 gefunden hatte, aus dem ich mich über alle Verhältniſſe des kurmainzer Staats, geiſtlich und weltlich, über alle Abſtufungen der Adminiſtration und ihrer Dienerſchaft, ſowie über die Berührungen derſelben mit dem bürgerlichen Leben unterrichten konnte. Da waren mir denn auch die Namen aus jener Zeit für die wirklichen und für meine erfundenen Perſonen willkommen.

In der That ſind wol die Namen in einem Romane, beſonders in einem geſchichtlichen, ſo unbedeutend nicht, als es manchem ſcheinen mag. Die Familiennamen tragen immer etwas von dem Boden und Duft der Zeit an ſich, in der ſie geblüht haben, und ſind oft auch eigens bezeichnend für Stand und Charakter gewiſſer Familien. Dies fühlen auch die Romandichter und wiſſen, wie ſchwer ſich beſonders in Romanen aus der Gegenwart gute, bezeichnende Namen finden laſſen, und wie unglücklich nicht ſelten die gemachten auszufallen pflegen. Gewiß hat auch Freund Gutzkow ſeine Noth gehabt, für die unzähligen Perſonen ſeiner zwei großen Romane Gevatternamen zu bekommen, und es ſcheint mir, daß er damit nicht immer glücklich gefahren iſt, beſonders mit denen, die halb gefunden, halb gemacht ſind, und zuweilen wirkliche Perſonen halb verſtecken, halb verrathen ſollen. — Wenigſtens habe ich und andere Mühe genug gehabt, die ſich ſehr zerſtreuenden Charaktere immer wiederzuerkennen, wenn ſie aus ihren wunderlichen Namen hervorblickten wie ein Antlitz aus getrübtem Waſſer.

Von Mainz zurückgekehrt und nach dem Abſchluß der Miethe unſerer künftigen Wohnung in Hanau kehrte ich am 31. December nach Fulda zurück, ſehr durchkältet, und beſchloß ſchlafend das Jahr.

Frühlingsboten.

Und als ich in der Frühe des neuen Jahres erwachte, lag kein Traum hinter mir und wandelte keine Ahnung deſſen mich an, was hinter dem aus aller Munde ſchallenden „Glück zum neuen Jahr!“ Erſtaunliches kommen ſollte.

Nur eine ängſtliche Erwartung herrſchte in der katholiſchen Stadt: Biſchof Leonard lag gefährlich krank. Von den Symptomen der Bruſtwaſſerſucht ſchon länger bedroht, hatte er in ſeinem Eifer die Chriſtmette mit Predigt in der Michelsbergkirche gehalten, darauf auch noch im Dome das Hochamt gefeiert und bei ſolcher Anſtrengung eine tiefe Erkältung genommen, die eine Lungenlähmung befürchten ließ. Wirklich trat ſie in der Frühe des 3. Januar ein und brachte den Tod.

Es war ihm nicht vergönnt worden, die große Bewegung in Deutſchland zu erleben, der gerade die Römlinge, und zwar faſt allein, ſo ſchöne Vortheile abzugewinnen gewußt hatten. Und auch ich hatte ihm die kleine Zufriedenheit über meinen Abzug aus Fulda nicht geben können. Und doch war er für mich einer der einflußreichſten Männer geweſen. — Wie hatte ſein hoher Lebensgang meinen ſtillen Pfad durchkreuzt! Das war nun alles ausgeglichen; der Tod hätte nun auch alles verſöhnt, wenn ihm meine Einſicht in den Werth und die Würde des Mannes noch etwas zu verſöhnen in meiner Bruſt übrig gelaſſen hätte.

Ein nach Kräften feierliches Begräbniß fand ſtatt. Doch wie einſt der Selige ſelbſt in ſeiner Leichenrede auf den letzten Fürſtbiſchof den großen Wandelungen der Zeit, die einen wenig begabten Fürſten getroffen, keine Betrachtung geſchenkt hatte, ſo fand er ſelber auch jetzt für ſeine bedeutendere Perſönlichkeit und für die Ereigniſſe, die ihn emporgehoben, keinen würdigen Sprecher. Mich aber trieb es, wenigſtens doch die Betrachtungen niederzuſchreiben, die ſich mir aus den Erinnerungen an den Heimgegangenen zudrängten, und ſo entſtand der hier folgende

Nekrolog.

Die katholiſche Kirche Kurheſſens hat ihren Oberhirten, das alte Fulda einen ſeiner ausgezeichnetſten Söhne verloren.

Eine höchſt merkwürdige Zeit knüpft ſich an das Andenken dieſes Mannes, den nicht blos die Geburt zu einem Zeugen, ſondern auch die Begabung der Natur zum Zögling folgenreicher Verhängniſſe für eine hohe Beſtimmung gemacht hat. Ein bewegliches Talent, ein biegſamer Charakter begegneten jenen raſchen Wechſeln eines Jahrhunderts, das keinen Widerſtand duldete, aber diejenigen zu ſeinen Lieblingen erhob, die ſich eben auf ſeinen ſtürmiſchen Wogen zu halten verſtanden. Betrachten wir den Hingeſchiedenen, wie man jeden hervorragenden Mann betrachten muß, indem man ihn nur im Zuſammenhange mit ſeiner Zeit begreifen kann.

Als Johann Leonard am 18. Auguſt 1775 zu Hünfeld, einem drei Stunden von Fulda gelegenen Landſtädtchen, geboren wurde, hätte ſein Vater, der Bäckermeiſter Pfaff, und niemand ſich im Traum einfallen laſſen, daß dieſem Knaben die Tiare beſtimmt ſei, die damals das hochadeliche Haupt eines nicht unwürdigen Mannes, Heinrich's von Bibra, abwechſelnd mit dem Fürſtenbaret ſchmückte. Wer hätte ahnen können, daß ein Südweſtſturm den Fürſten- und den Biſchofshut auseinander reißen und die hochgeſpitzte Inful auf einen bürgerlichen Kopf drücken würde?

Hünfeld, dies Nazareth des geiſtlichen Fürſtenthums, hatte ſchon manche Prieſter und Nonnen geliefert, und übergab nun auch den jungen Leonard an die lateiniſchen und theologiſchen Schulen in Fulda. Hier unter den Lehrern fand der Knabe noch Mitglieder jenes zwei Jahre vor ſeiner Geburt durch die berühmte Bulle „Dominus ac redemptor noster“ aufgehobenen Ordens, — nach jeſuitiſchem Zuſchnitt gelehrte Männer, die urſprünglich nur zum Lehramte beſtimmt und der Politik ihres Ordens fremd geblieben, dem jungen Schüler nur den Eindruck eines wohlthätigen Wirkens hinterließen. Aus dieſen Erinnerungen, unberichtigt durch Studium der Geſchichte, und aus perſönlicher Dankbarkeit beurtheilte der Verſtorbene noch in ſeinen letzten Tagen und vertheidigte in Verſen einen Orden, den die Welt anders beurtheilte. Doch jene fromme Hingebung förderte den eifrigen Knaben, den ſchwärmeriſchen Jüngling; ſein Talent ward jener Studien, ſein jugendlicher Sinn der dürftigen Lage Herr, worin er mit mancher Entbehrung zu ringen hatte.

Jener verhängnißvolle Sturm war bereits ausgebrochen, als der junge Kleriker im Herbſte des Jahres 1798 die Prieſterweihe empfing und als Kaplan mit der Kanzel der Stadtpfarrei die erſte Staffel ſeiner geiſtlichen Zukunft betrat, — ein ſchöner, ſchlanker junger Mann, mit ſeinen, heitern und edeln Zügen, die durch abgemeſſene Angewöhnung an eingezogene, würdebewußte Haltung ſowie durch ununterbrochene Beobachtung der Mienen und Geberden eines heiligen Amtes das reinſte Gepräge jener eigenthümlichen klerikalen Erſcheinung annahmen, an die wir bei dem durch die gläubige Menge ſchreitenden Prieſter gewöhnt ſind.

Zu einer ſo gewinnenden Geſtalt war unſerm jungen Prediger ein kraft- und klangvolles Organ verliehen, das auch dem Alter noch treu, ſowie dem vaterländiſchen Accent durch die höchſte äußere Amtswürde ſtets anhänglich blieb.

Damals war die Zeit unſerer claſſiſchen Literatur, von der in einzelnen Windſtößen etwas über den Thüringerwald hereinwehte. Das bewegliche Talent des jungen Kaplans ſchöpfte, wenn auch nicht aus den Tiefen der neuen Forſchung, die von Königsberg und Jena ausfloß, doch aus den Strömungen unſerer Poeſie jene friſche, anmuthige Ausdrucksweiſe, die noch heute unſerm fuldaer Klerus ein unerreichtes Muſter bleibt. Durch Ohr und Auge drang die Predigt und der Prediger in die Herzen beſonders auch der Zuhörerinnen, und der Beifall des Volks trug den Redner ſo hoch empor, daß er als Hofkaplan des Fürſtbiſchofs Adalbert von Harſtall an den Stufen des Fürſtenſtuhls abgeſetzt wurde. Durch das Volk an den Hof zu kommen, entſprach ja der revolutionären Zeit.

Hier in der Sphäre der Ariſtokratie, die ſich beim Mangel einheimiſchen Adels mit den wechſelnden Wahlfürſten aus andern katholiſchen Ländern erneuerte, vermittelte das Verhängniß ſeinem Günſtling eine höhere Schule der Weltbildung. Selbſt daß es meiſt nur Umgangsformen waren, die ſich ihm — oft ohne allen würdigen Inhalt — zur Aneignung darboten, hatte doch gerade für ihn ſchätzenswerthe Vortheile: ſie ließen dem Geiſtesmuthe eines begabten jungen Bürgerſohnes Raum zu wurzeln und zu wachſen, ſie weckten ein Bewußtſein perſönlichen Werthes, dem der Fürſt ſelbſt, von wenig umfaſſendem Sinn und Geiſt, mit ſeinen Vorurtheilen und ſeinem Eigenwillen nicht imponiren konnte. So gewann der junge Geiſtliche jene Unbefangenheit des Benehmens, jene Weltmanier und die Gabe treffender Repliken, die ihn ſtets auszeichneten. Ja, ſeiner hohen Würde kamen dieſe wenn auch untergeordneten Vorzüge zuletzt noch dadurch zugute, daß ſie ihm vor hohen und fürſtlichen Perſonen einen gewiſſen ariſtokratiſchen Abglanz und Nachſchimmer jener Zeit bewahrten, in welcher die Inful mit dem Fürſtenhute verknüpft geweſen, ehe ſie nun auf das Haupt eines Bäckerſohnes überkommen war.

Als jener Fürſtenhut an das Haus Oranien-Naſſau fiel, folgte Leonard ſeinem Biſchof als geiſtlicher Rath und ſteter Mitgenoſſe der alten Gaſtlichkeit, die der gefürſtete Prieſter beim Abzug aus dem Schloſſe in ein nachbarliches Privathaus nicht zurücklaſſen mochte. Die kriegeriſche Zeit der franzöſiſchen Beſitznahme und der Abtretung des Landes an den Fürſt-Primas, denſelben Karl von Dalberg, der einſt den nun ſäculariſirten Fürſten zum Fürſtbiſchof geweiht hatte, führte abwechſelnd die fremdartigſten Gäſte an jene ſplendide Tafel — Perſonen hoher Abkunft und Emporkömmlinge der Zeit. Welche Gelegenheit zur ſtillen Weltbeobachtung für unſern Leonard!

Aber auch in dieſer Zurückgezogenheit von weltlichen Angelegenheiten der kriegeriſchen Zeit bis zum 8. October 1814, dem Todestage des alten Fürſtbiſchofs Adalbert, fehlte es dem geiſtlichen Rathe Pfaff nicht an manchem Anlaß öffentlichen Auftretens. An ein lebhaftes Talent, einen von wechſelnden Zeiten getragenen Ruf ſtellen wechſelnde Ereigniſſe oft genug gar bittere Zumuthungen. Und ſo fiel eben unſerm gewandteſten Kanzelredner die unabweisbare Aufgabe, dem gewaltigen Manne der Zeit, als er ſiegreich Preußen niedergeworfen hatte, eine Lobrede — und als er beſiegt aus Sachſen zurückgezogen war, eine Strafpredigt zu halten. Ein Vortheil blieb dabei dem Redner gewiß, daß er ſich in der Weltbetrachtung und Politik ſeiner Kirche üben lernte, die zu allen Zeiten dem Unglück wie dem Glück einer geſchmähten Welt Glanz und Macht in derſelben abzugewinnen verſtanden hat.

Günſtiger für die Beredſamkeit des Herzens war für den geiſtlichen Rath Leonard ein höchſt ſchmerzliches Ereigniß — das Ableben ſeines fürſtlichen Oberhirten, dem er die Leichenrede zu halten hatte. Auch beſchränkte er ſich auf die Beredſamkeit des Herzens, ſo lockend für einen geiſt- und gedankenvollen Redner die Gelegenheit geweſen wäre, wenn auch nicht über einen wenig hervorragenden Fürſten, doch über eine ſo gewaltige Zeit und über die großen Wandelungen zu ſprechen, die das alte Fulda unter ſeinem vierundachtzigſten Abte zu erfahren gehabt hatte. Allein auch abgeſehen davon, daß die Vorzüge Leonard's als Redners nicht gerade in der Geiſtesſphäre, nicht in großen bedeutſamen Combinationen, nicht auf hohen, umfaſſenden Standpunkten der Weltbetrachtung und auf keinem Tabor des eben in ſeinen mannichfachen Bekenntniſſen verklärten Chriſtenthums lagen, hütet ſich auch die römiſche Kirche überhaupt, von der Macht der Zeit, von den Umbildungen des Weltgeiſtes anders als verdammend zu reden. Denn ſie hat die Ahnung davon, daß auch ſie dieſer Macht unterliegen wird. —

In jenen kriegeriſchen Jahren hatte man ſich gewöhnt und fuhr während der unruhigen Erwartungen für Deutſchland und für das herrenloſe Fulda fort, ſich in heitern häuslichen Kreiſen abzuſchließen. Hier und bei allen Familienfeſten war der geiſtliche Rath Leonard durch die Anmuth ſeiner Perſönlichkeit, durch gehaltvolle Redſeligkeit und liebreiches Weſen, das auch weltlichem

Spaß und Genuß ſein Recht gönnte, immer willkommen und geſucht, wo er denn auch nicht leicht ſeinesgleichen fand. Dieſer geſellige Verkehr im damaligen Fulda, in deſſen Kreiſen die arabiſche Bohne, die rheiniſche und fränkiſche Rebe die Weltintereſſen und die deutſche Solokarte die Literatur vertraten, gab ſich ebenſo fröhlich als naiv.

Wie wenig auch dieſer Umgang einem vielfach unterrichteten, tiefen und ernſten Geiſte darbieten mochte, ſo nothwendig erſchien doch dergleichen Erholung auch für einen Geiſtlichen, der als Fiscal, als thätiges Mitglied des Vicariats, als Lehrer an der theologiſchen Anſtalt des Seminars, ſpäter als Studiencommiſſar und Schulreferent bei der Provinzialregierung ſo vielfach beſchäftigt und einer täglichen Erfriſchung bedürftig war. In jene Zeit ſeines kräftigſten Mannesalters fallen vielleicht auch manche Prüfungen des Herzens, dem ja kein kirchliches Disciplinargeſetz weder edle noch unedle Regungen deſſen, was menſchlich iſt, erſparen können. Aus Rom, wenn auch weit vor Gregor VII., ſtammt ja das Dichterwort: „Homo sum, humani nihil a me alienum puto.“ Wohl dem Herzen jedes wackern Mannes, das ſolche leidvolle Kämpfe und leidige Erfahrungen nicht unbereichert, nicht ohne neues Gefieder der Seele zu höherm Aufſluge durchwandelt hat.

Wir dürfen wol von jener Zeit den Uebergang zur frommeifrigen Lebensperiode unſers von der vielſeitigſten Ausbildung begünſtigten Leonard machen. Dieſe Periode beginnt etwa mit der Bulle „Provida solersque“, die nach ſo langer Unterbrechung im Jahre 1828 ein neues Bisthum in Fulda begründete.

Leonard ſtand damals in ſeinem dreiundfunfzigſten Lebensjahre, und ſeine Geſchäftserfahrung, ſeine Weltgewandtheit, ſeine freie, edle Haltung hatten ſich in den Unterhandlungen bewährt, die zwiſchen dem proteſtantiſchen Kaſſel und dem päpſtlichen Rom mit einem ungemein gewandten, glatten und oft gleiſenden Regierungsbevollmächtigten zu führen geweſen. Jetzt mochte die Kirche Fuldas erkennen, wozu ihrem vielbegabten Sohne zur Biegſamkeit des Charakters und Beweglichkeit des Talents alle die ausbildenden Wandelungen des öffentlichen und Privatlebens waren beſchieden worden, — zu nichts Höherm nämlich als zu ihrem eigenen Beſten.

Das neue bürgerliche Bisthum war gegründet, und in dem abgeſchloſſenen, von proteſtantiſchem Scepter regierten Fulda die Freude darüber ſehr groß. In der ehemaligen Reſidenz, in dem öden Haupte eines zerriſſenen und noch blutenden Fürſtenthums erwachten wieder alte gläubige Erinnerungen, und wie leicht vergißt man darüber, was inzwiſchen längſt wirklich veraltet iſt! In ſolchem Selbſtgefühl einer neuen Macht war daher der halbvergeſſene Gebrauch der Excommunication vielleicht nur übereilt, vielleicht auch nur darum an einem noch kaum bekannten Schriftſteller in Anwendung gebracht, weil derſelbe gerade auch ein Fuldenſer war, dem man weniger Nachſicht ſchenken durfte. Doch wie dieſer Verſuch an einem Privaten, blieb auch der publiciſtiſche Widerſpruch, den das Domkapitel in demſelben Jahre gegen die kurheſſiſche Verfaſſung vom 5. Januar 1831 erhob, ohne die erwünſchten Folgen, und beide Schritte kommen hier nur zur Erwähnung, weil ſie die Richtung bezeichnen, in welcher unſer Kapitular Leonard als Rath und Referent des altehrwürdigen und friedliebenden erſten Biſchofs Rieger ſich eifrig erwies. Dieſer kränkliche Greis ſtarb auch noch in demſelben Jahre, und die neue Wahl brachte die erledigte Tiara auf das ohne allen Zweifel würdigſte Haupt — auf Johann Leonard Pfaff, der denn auch am 2. September 1832 conſecrirt wurde.

Der letzte und glänzendſte Lebensabſchnitt Leonard's war angetreten; fragen wir nicht, ob es auch der glücklichſte und ungetrübteſte war! Die Vorſehung, die dem hochgeſtellten Manne noch für anderthalb Jahrzehnde eines frommen Wirkens Geſundheit und Kraft verlieh, legte doch ihren Gnaden auch die Prüfung manchen Kummers bei.

Leonard fing ſein Amt mit umfaſſendem Eifer an. Er hob einige Feiertage auf, die er bei des Fuldaers Neigung zu feiern für überflüſſig hielt, und eine apoſtoliſche Erinnerung führte den muthigen Biſchof, die Firmelung auszuſpenden, in die verſchiedenen Gemeinden ſeiner Diöceſe. Beides faßten die fuldaer Bürger aus dem Geſichtspunkte einer Beeinträchtigung ihrer Gewerbe auf und ließen ihren Verdruß über die Neuerung laut genug werden. Denn die frühern gefürſteten Biſchöfe hatten immer nur im Dome gefirmelt, und alles Landvolk ihres Kirchenſprengels war an den vier „Goldenen Sonntagen" zur Stadt geſtrömt, ihre Kinder firmeln zu laſſen und dann die Wirthshäuſer und Krämer, die

Bäcker- und Metzgerläden in Nahrung zu ſetzen. Das waren doch goldene Sonntage geweſen und hatten mit der Firmelung im Glauben auch die Gewerbe befeſtigt.

Welche kummervolle Ereigniſſe aus den Lebenskreiſen naher Anverwandten von Zeit zu Zeit den hohen Stuhl des Biſchofs umwölkten, iſt hier nicht zu erzählen. Das ſchmerzlichſte aber für den greiſen Prieſter, der hinter ſo mancher ſalomoniſchen Einſicht von dem, was die Welt betreibt und wodurch ſie beſteht, ſich eng und enger auf ſeinen römiſch-kirchlichen Beruf abgeſchloſſen hatte, war ohne Zweifel die ſtürmiſche Bewegung, die jene falſch berechnete Wallfahrt nach Trier innerhalb der katholiſchen Kirche Deutſchlands erregt hatte.

Der alte Ruf nach kirchlicher Erneuerung, der von Zeit zu Zeit im chriſtlichen Leben laut wird, brachte unerhört, wie er von Rom aus blieb, mit jeder Woche neuen Abfall echt religiöſer Gläubigen von der Kirche. Dies und eine weitgreifende jeſuitiſche Politik gegen den Proteſtantismus und die proteſtantiſchen Fürſten führte auf den Gedanken einer ſtilldrohenden Heerſchau über die katholiſch-kirchliche Macht in Deutſchland, und veranlaßte jenes Aufgebot der gläubigen Maſſen zur Fahne des „Heiligen Rocks“ in Trier. Auch Biſchof Leonard hatte in ſeinem Eifer die Reiſe nach Trier angetreten, ſich aber durch den Zuſpruch des freiſinnigen Biſchofs Kaiſer in Mainz von dem bedenklichen Ziel ablenken laſſen.

Fromme Seelen, die im Sinn ihrer Kirche Vorbilder der chriſtlichen Zeit im Alten Teſtament zu ſuchen pflegten, gedachten jetzt bei der durch Ronge hervorgerufenen deutſchkatholiſchen Bewegung des Königs David, den Gott durch ſchwere Verluſte an ſeinem Volke züchtigte, als er im Uebermuthe ſeiner Macht es nach Köpfen zu zählen unternommen hatte, und die Nachdenkenden in Fulda fragten ſich, ob denn die bloße Abſicht ihres geiſtlichen Hirten, jener Heerſchau beizuwohnen, eine ſo harte Warnung verdient habe, daß auch in ſeiner Diöceſe ſich ein paar deutſchkatholiſche Gemeinden bildeten, und ſelbſt zwei Prieſter aus Fulda ſich in jener Richtung verloren. Uebergehen wir den Kummer, den beſonders einer derſelben dem Greiſe durch eine Druckſchrift bereitete, die vielleicht nach Ton und Tendenz entſchiedener gemisbilligt, als in ihrem Inhalte durch ſchwache Erwiderungen und kleinliche Demonſtrationen widerlegt wurde.

Wie ſchmerzlich aber und innerlich zerſtörend all dieſe Erfahrungen auf Leonard's Gemüth wirkten, war nicht ohne Theilnahme der Mitlebenden daraus zu erſehen, daß er alles Bittere und Heftige, alles Enge und Unklare, was er darüber empfand, in einem Faſtenbriefe, ja in einem größern deutſchen Gedichte, theilweiſe in bedauerlichen Ausdrücken, von ſich geben mußte, um nur — möchte man wähnen — die heitere, duldſame und liebenswürdige Erſcheinung ſeiner Perſönlichkeit dadurch zu retten oder zu reinigen.

Deſto inniger ſchloſſen ſich nun ihrem Oberhirten die Treugebliebenen an und freuten ſich mit ihm der bekannten Verfügungen und Anordnungen des weltlichen Arms, die freilich dem chriſtlichen Zeitalter viel fremder erſchienen als der Deutſchkatholicismus ſelbſt, gegen den ſie gerichtet waren.

Mit dieſem Troſte, wenn es einer iſt, näherte ſich der ehrwürdige Greis dem Ende ſeiner Tage. Das Gefühl ſeiner hohen Würde blieb ihm auch bei abnehmenden Kräften lebendig und wurzelte in jener ſchönen Zeit, in welcher die eigene hoffnungsvolle Jugend mit dem letzten fürſtlichen Glanze der fuldaer Tiara zuſammenfiel. An jene ſchimmernden Tage knüpfte Leonard gern mit dem Plural des perſönlichen Fürworts, mit „Wir“ an; von dorther ſetzte er gern jene frequente Gaſtlichkeit, jene große Mildthätigkeit fort, worin er ſich als würdigen Nachfolger jener altfuldaiſchen Fürſtbiſchöfe, beſonders auch des letzten derſelben, Adalbert's von Harſtall, empfand.

Sollen wir noch ein Bild des Verſtorbenen, ſeinen hohen Vorzügen wie ſeinen kleinen Eigenheiten gerecht, im Umriß entwerfen, ſo war er ein Mann voll Anmuth und Würde in ſeiner Erſcheinung, von wohlwollendem Sinn und Herzen, freimüthig gegen Hohe, freundlich gegen Niedere. Der ſtehende Ausdruck johanneiſcher Liebesmilde in einem echt geformten Prieſterantlitz ließ nichts von der Zornmüthigkeit des Petrus vermuthen, die doch zuweilen wie bei dem Apoſtel aufwallte und wie bei dem Apoſtel unbeherrſcht war. Umfaſſende Kenntniſſe, die er beſaß, die Früchte mannichfacher Beleſenheit, wieſen auf ſchöne Ernten hin, deren reife, ſchwere Halme nur nicht durch Philoſophie in Garben gebunden waren. Leonard beſaß gute Sprachkenntniſſe, und wie ſeine Feder des Lateiniſchen, ſelbſt zu verſificirten Hirtenbriefen, — ſo war ſeine Zunge des Franzöſiſchen mächtig. Statt der orientaliſchen Sprachen, die den großen Theologen begründen, hatte er ſich mit dem Idiom bekannt gemacht, das in der weichen Luft des Vaticans herrſcht. Eine poetiſche Ader pulſirte bis in ſein hohes Alter, wenn auch mehr in anmuthiger Verſification als an ſchöpferiſcher Phantaſie fühlbar.

Ein bedeutendes literariſches Werk hat er nicht hinterlaſſen. Manche ſeiner belobten kleinern Arbeiten — Programme und Vorträge, die er als Studiencommiſſar geliefert, und andere Gelegenheitsſchriften verdienten wol als Vermächtniß für ſeine Verehrer geſammelt zu werden. Mehr von ſeiner Feder ruht wol in den Acten des Vicariats und des Kapitels für Laien begraben, für die Eingeweihten fortlebend. Aber auch ſo bleibt für die Verehrer des Mannes von ſeinen öffentlichen Leiſtungen noch anzurühmen genug übrig, und hieran erkennen wir ein Talent, das mehr ſchaffend als ſchöpferiſch, einen Geiſt, der mehr beweglich als tief, einen Charakter, der mehr liebevoll als gewaltig zu nennen ſein dürfte.

Und ſchickt es ſich wol, daß man für einen Biſchof der Neuzeit ein Vorbild unter den alten Kirchenvätern ſuche, ſo werden wir an Hieronymus von Stridon erinnert, der — mit Haſe's Worten — „vielgeſchäftig, vielerlei wiſſend, weltklug, enthuſiaſtiſch für das, was dem Zeitalter als heilig galt, doch ohne Tiefe des Charakters und des Geiſtes, einſt, als ein Traum ihm die Wahl vorlegte, ein Ciceronianer oder ein Chriſt zu ſein, der weltlichen Wiſſenſchaft abgeſchworen hatte, ohne doch ſeinen Eid allzu ſtreng zu nehmen“.

Ehren- und Jubelfeſte.

An dem Hingeſchiedenen hatte die höhere Geſellſchaft doch einen bedeutenden Mittelpunkt verloren, — der vertraute Kreis katholiſcher Eiferer ihren unterrichteten, maßhaltenden Führer und die Honoratioren des Staatsdienſtes einen oft gedeckten paritätiſchen Mittagstiſch — beide ungewiß, ob der Verſtorbene einen ähnlich gebildeten und geſinnten Nachfolger haben werde.

Aber auch die Geſellſchaft, zu der ich mitzählte, hatte Veränderungen erfahren. Der Marquis Cubières war veranlaßt geweſen, nach Frankreich zurückzukehren. Wir ſahen ein liebenswürdiges Paar verbunden ſcheiden, ohne das Leidige mitzuerleben, daß es jenſeit des Rhein ſich trennte. Eine andere Familie trat dafür an uns heran; der aus dem Oberappellationsgericht zur Eiſenbahndirection entfernte Günſte, der nun wieder an einen geeignetern Platz, nämlich zum Criminalſenat des fuldaer Obergerichts war verſetzt worden.

Nun ſtand es zunächſt uns bevor, aus Fulda zu ſcheiden. Wie ſehr wir uns auf die Unſern und auf di alten Verhältniſſe in Hanau freuten, empfanden wir doch lebhaft genug, welch ſchönen Lebenskreis wir verließen und wie ſehr wir beſonders auch dem Damenſtift für Theilnahme und Wohlwollen, für Gunſt und gute Tage verſchuldet blieben. Und wir ſollten nicht ohne einen neuen Beweis ihrer Liebe ſcheiden: am 2. März gaben uns die Damen ein ſinnreiches Abſchiedsfeſt.

Eine zahlreiche Geſellſchaft war eingeladen. Nach eingenommenem Thee ergriff die hochwürdige Frau Aebtiſſin meinen Arm, und alles folgte uns hinauf in den großen Saal. Hier, vor den angeordneten Seſſeln und Stühlen, fanden wir eine Bühne errichtet, vor deren Vorhang die Frau Dechantin, eine Dame von heiterm, erfinderiſchem Geiſte, halb theatraliſch coſtümirt, mit einem Gehilfen oder Begleiter ſaß. — Denn als fahrende Dame kündigte ſie ſich dem anweſenden Publikum an, — als Frau Birch-Pfeiffer, die auf ihrer Durchreiſe bei dem Verfaſſer der „Hohen Braut“ und der neueſten „Clubiſten in Mainz“ um die Erlaubniß anſtehen wolle, aus ſeinen Romanen Bühnenſtücke ausſchneiden zu dürfen, da ſie um alles nicht, wie mit Auerbach, mit einem König in Krieg kommen möchte.

Die humoriſtiſche Anſprache war eben lang genug, daß ich über meine Ueberraſchung hinaus zu einer eingehenden Erwiderung kommen konnte, worauf die Erklärung der reiſenden Poetin folgte, ſie habe ſich dieſer Freundlichkeit verſehen und gleich einige Proben mitgebracht, die ſie auf Verlangen zu verkoſten geben könnte.

Das Verlangen wurde ausgeſprochen, und nun ging auf ein gegebenes Zeichen der Vorhang auf und es kamen nach und nach aus verſchiedenen meiner Romane abgerundete und dramatiſirte Scenen, von jungen Herren und Damen einſtudirt, zur Darſtellung. Alles gelang vortrefflich und machte den beſten Eindruck — den gütigen Damen zur Genugthuung, mir ſelbſt zur Ehre und gerührten Freude.

Und nicht genug damit, traten zum Schluß anmuthige Mädchen hervor und übergaben vorbereitete Geſchenke, — einen Lorberkranz, deſſen ich mich nicht erwehren konnte, eine Statuette des Bonifaciusmonuments und ein großes in rothen Saffian gebundenes Buch des Andenkens mit Zeichnungen intereſſanter Punkte der Stadt und Gegend nebſt Inſchriften der Freunde.

Die lebhaft bewegte Geſellſchaft ward nun nach einem neu angebauten und geſchmackvoll eingerichteten Saale geführt, der mit dieſem Feſte bei fröhlichem Abendeſſen eingeweiht wurde. — —

Zwiſchen dies häusliche Feſt und meinen Geburtstag fielen die heftigſten Ereigniſſe jenes Märzmonats, der die deutſche Welt an jedem erwartungsvollen Morgen doch mit den unerwartetſten Nachrichten überraſchte. Uns ſelbſt gingen innerlich wie äußerlich am nächſten die hanauer Aufruhrbewegungen an. Es läßt ſich denken, wie ſehr es mich trieb, als Zeuge ſo merkwürdiger Begebenheiten dorthin zu eilen, und die Hanauerin an meiner Seite, aufgeregten Herzens, trieb mich dazu mehr an, als daß ſie mich abgehalten hätte. Wirklich war mein

Kofferchen ſchon gepackt, als ich mir überlegte, daß man mich dort als bloßen Zuſchauer nicht würde gelten laſſen, während es mir doch widerſtrebte, mich ſo weit, als man dort ſchon gegangen war, mit fortreißen zu laſſen. Nicht als ob ich dieſe heftigen Bewegungen in unſerm Lande nach ihren Anläſſen und Zielen nicht verſtanden oder ſo ſtarke Mittel nicht begreiflich gefunden hätte, ſondern weil ich meinem ganzen Naturell nach für ſolche Extreme nicht gemacht war, und mit dem Beſtreben zu mäßigen doch wäre beiſeite geworfen worden. — Non omnia possumus omnes! Es ſchien mir alſo das Richtige, bis zu unſerm nahen Ueberzuge zurückzubleiben.

Nun kam eine Deputation von dort, die Fuldaer zum Anſchluß aufzufordern. Sie fanden aber, wie ich ihnen gleich andeutete, die Bürgerſchaft ſehr kühl. Mein Präſident zum Beiſpiel, der doch auch zur Verſammlung auf das Rathhaus geeilt war, faßte die Sache ſehr gründlich an, indem er nach der Vollmacht der Abgeordneten fragte. Als man ihn natürlich mit ablehnender Verwunderung anſah, verließ er feierlichen Schrittes den Saal. Er hatte den Punkt der Richtigkeit angetippt, an dem alles ſcheitern mußte! Auch auf unſerm Caſino ſchlugen die Juriſten, als das Ultimatum erſchien, das die Volkscommiſſion in Hanau an die höchſte Stelle erlaſſen hatte, die Hände überm Kopfe zuſammen. Zwar hatte bereits der verhaßteſte der Haſſenpflug'ſchen Epigonen das Miniſterium verlaſſen und ſich in der Nacht vom 5. zum 6. März zu Bett aus Kaſſel fortgemacht; ein im Lande beliebter Mann, der Obergerichtsdirector von Baumbach aus Rinteln, war ins Miniſterium gezogen und die Ständeverſammlung auf den 20. März einberufen worden; aber jenes Ultimatum mit ſeinen acht Forderungen blieb doch allen unbegreiflich, inſofern wenigſtens, als es vom Oberbürgermeiſter und einem andern ſehr angeſehenen Juriſten mitunterzeichnet war,— von Männern, die von den der augenblicklichen Lage der Dinge angemeſſenen beſten Abſichten geleitet, gar wohl wußten, daß es Vorgänge im Leben gibt, die eben über alle Paragraphen des Staatsrechts hinausgehen, und ſo wenig als die Erdbeben mit einer andern Vollmacht kommen, als die ſie in ſich ſelbſt haben.

Doch alle Bedenklichen und Zweifler ergaben ſich bald und mit Freuden in die gute Botſchaft, daß die Forderungen durch eine Proclamation des Fürſten genehmigt und der Oberbürgermeiſter von Hanau ins Miniſterium des Innern berufen ſei.

Die Feier dieſer Zugeſtändniſſe fiel durch eine für mich erfreuliche Fügung auf meinen Geburtstag. Am heitern Abende des 18. März wurden die Vigilien des Feſtes mit Muſik vom Pfarrthurm und mit Kanonenſchüſſen begangen, und der 19. ſelbſt, ein Sonntag, mit Tedeum, einem großen Mittageſſen und einer Abendbeleuchtung der Stadt gefeiert.

Auf einen Wink aus Hanau — die Bauernſchaft des dortigen Landkreiſes beabſichtige mich an die Stelle ihres abgedankten Deputirten zum einberufenen Landtage zu wählen, mußte ich, um wählbar zu werden, meine Niederlaſſung in Hanau beeilen. Wir zogen nun über und ich ward gewählt; doch konnte ich mir nicht verſagen, vorher zum Vorparlament zu gehen, bei welchem ich als ehemaliger und jetziger Landtagsabgeordneter die Eintrittsbefugniß hatte. Das heitere, milde Wetter, das dieſen merkwürdigen Märzmonat auszeichnete, dauerte noch die wunderbaren Tage fort, deren Frankfurt ſeit der letzten Kaiſerkrönung keine von ähnlicher Bedeutung und Herrlichkeit geſehen hatte.

Am 30. März eilte ich dahin. Für einen Menſchen, der nach achtjähriger fuldaer Verbannung jetzt unter der erſten Ehrenpforte weit vor der Stadt mit der Inſchrift: „Alles für das Volk, alles durch das Volk!“ dahinfuhr, waren die Eindrücke, die ihm in der Stadt begegneten, wahrhaft überwältigend. Hinter tauſend Rieſenfahnen, die mit Schwarz-Roth-Gold von den Dächern bis in die Straßen herabhingen, verſteckten ſich die Paläſte mit ihrem Schmuck an Fenſtern und Wänden; manche Hausthüren waren in Lauben verwandelt. Durch alle Thore drängte ſich die aufgeregte Welt, Jubelzüge mit Fahnen der deutſchen Farben ſtrömten durch die Straßen, alle Männer waren über Nacht bärtig geworden, ihre Mienen ernſt, ihre Blicke brennend; eine ganz neue Generation ſchien erſtanden.

Wo man einkehrte, waren die Speiſeſäle der Gaſthöfe mit grünen Gewinden geſchmückt, die von einer Rednerbühne ausgingen, auf welcher die Sprechenden einander ablöſten. Von da ergoſſen ſich wie wilde Bergwaſſer die heftigſten Reden. Es war, als ob alle Schmerzen und Kränkungen, alle unterdrückten Anſprüche, alle getäuſchten Erwartungen und betrogenen Hoffnungen, alles was von Grimm und Groll ſo lange in den Herzen einer großen Nation ſtockte, die Dämme der

Gewalt durchbrochen hätte, um ſich in einer Sündflut zu ergießen. Wie auf einem Schlachtfelde die Verwundeten hinter die im Feuer ſtehenden Bataillone gebracht werden, ſo wichen die jungen und die alten Schreier nur von der Bühne, wenn ſie heiſer waren. Oder — es war ein Pfingſtfeſt von Begeiſterung, das jeder Seele, die es miterlebt hat, unvergeßlich bliebe, wenn ſie es um ſeines kahlen Ausgangs willen nicht vergeſſen möchte.

Ich will keine Beſchreibung jener Tage geben, auch nicht des Einzugs unſers Profeſſors Jordan. Einſt hatte ich ihn ſtrahlend in der Fülle ſeiner männlichen Kraft geſehen, als Bräutigam mit einer Roſe hinterm Ohr, wenn ihm die kaſſeler Sommerabende in den Familiengärten ihr Lebehoch brachten. Nun erſchien er ein gebrochener Mann, der im marburger Verließ jene glücklichen Abende ſchwer verbüßt hatte. Und da trugen ihn die Wogen des Jubels durch die Stadt hinter blaſenden Poſtillonen her, und von den Fenſtern winkten ihm Fähnchen und Tücher ein tauſendfaches Willkommen zu.

Der Märtyrer eines Criminalproceſſes zog jetzt als der Vertrauensmann ſeines Fürſten ein.

Das ſind die Wandelungen des Lebens! Volksjubel ſchmückt die Opfer, die einem großen Zeitmoment von der herrſchenden, aber bedrohten Gewalt gebracht werden, — ſchmückt ſie und läßt ſie fallen. — — Sieh dich um, Meiſter Jordan! Der Wunderteich Betheſda iſt um dich her bewegt: ſtürze dich hinein und ſchöpfe dir noch einmal die alte Kraft und Geſundheit und — Vertrauen zu dir ſelbſt! —

Von aller Aufregung dieſer Tage kam ich erſt zur Ruhe und Beſinnung, als ich am 7. April in Kaſſel eintraf, wo fern vom frankfurter Jubel und dem hanauer Tumult die Militärpoſten gelaſſen vor ihren Schilderhäuſern auf- und abwandelten.

Um ſo überraſchender ward ich aus dem erſten Schlaf meiner Ermüdung durch einen entſetzlichen Lärm geweckt, der neben dem Gaſthofe Zum König von Preußen, wo ich eingekehrt war, ſich zur Harmonie einer Katzenmuſik mit klingenden Fenſterſcheiben bildete.

Dieſe damals ſehr in Aufnahme gekommene Nachtmuſik galt, wie ich andern Morgens mir erzählen ließ, dem Finanzminiſter, der ſchon länger auf ſein Eiſenbahnanlehn, ſeine Rothſchild'ſchen Schienenankäufe und dergleichen Operationen übel angeſehen war und den Männern beigezählt wurde, die man im Verdacht einer neuen Reaction — ich weiß nicht auf welchen heimlichen Wegen, bemerkte.

An dieſem Morgen übergab ich meine Legitimation zur Ständeverſammlung und ward nach alsbaldiger Prüfung derſelben zur Beeidigung eingelaſſen.

Empfang und Aufnahme.

Den Eintretenden empfing ein zahlreiches Publikum der Galerien mit Zeichen des Beifalls, ohne Zweifel in Erinnerung an meine frühere Stellung im alten Hauſe und in der Vorausſetzung einer demokratiſchen Entwickelung meines ehemaligen Liberalismus.

An meinen Platz getreten, der ſich zu meiner großen Zufriedenheit neben dem mir perſönlich noch unbekannten, aber vor allen intereſſanten Collegen Nebelthau öffnete, knüpfte ich denn auch mit ein paar Worten an jene funfzehnjährigen Erinnerungen an, indem ich beklagte, daß Männer des heilloſen Syſtems, das inzwiſchen geherrſcht habe, ſich noch immer in ihrem Einfluß zu erhalten ſuchten und dadurch ein öffentliches Mistrauen nährten, das die neue Ordnung der Dinge zu keinem Frieden und Gedeihen kommen laſſe.

Nachher machte ich mir freilich einen heimlichen Vorwurf darüber, daß ich auf bloßes Hörenſagen und ganz gegen mein Naturell dem Argwohn auf Beſtrebungen der

Reaction ſo leicht Ohr und Zunge geliehen hatte. Doch ſchon der Abend des andern Tages, des Sonntags Judica, brachte ein ſchreckliches Ereigniß mit ſich, das mich auf ein eigenes Urtheil ſtellen konnte.

Ich hatte den regnenden Nachmittag bei einer befreundeten Familie vor der Stadt zugebracht und kam zu ſpät zum abendlichen Umzug, auf welchem zahlreiche Einwohner der beſſern Klaſſen den neuen Miniſtern zur Anerkennung der mit ihrer ſchwierigen Stellung verknüpften Mühen und Sorgen ein Lebehoch vor ihren Wohnungen brachten. Auf dem Wege von einem zum andern Miniſter ſtießen dieſe Haufen mit einer auf Charivaris ausgehenden Schar zuſammen und wurden unvermuthet von dreißig bis vierzig Mann von der Garde-du-Corps, die aus einem Hinterhalt der Meßbuden hervorbrachen, mit blindwüthendem Einhauen überfallen. Selbſt Bürgergardiſten in Uniform wurden ſcharf getroffen. Da brach die Volkswuth aus. Alarm der Bürgergarde wurde geſchlagen, und das erbrochene Zeughaus lieferte Waffen. Unter dieſem Lärm entſtanden von ungeübten Händen mit inſtinctiver Virtuoſität Barrikaden, die alle zum Friedrichs- und Königsplatze führenden Straßen abſperrten. Flammende Pechfackeln flogen nach dem Dache und den Fenſtern der Garde-du-Corps-Kaſerne. Schießend verlaſſen ſie — die dem Unternehmen fremden Gardiſten, aus ihren Betten aufgeſchreckt, in den Unterkleidern — das bedrohte Haus, ſchießend verfolgt das Volk die ſtarke Kette dieſer Judicaſchnepfen. Mann und Pferde werden zum Theil verwundet. So ziehen dieſe Reiter von Ort zu Ort, von den Bauern übel angeſehen und unter ſich ſelbſt uneinig geworden.

Das Palais des Fürſten lag innerhalb der Barrikaden — geſchützt durch die Bürger, und es war ein Glück, daß die übrigen Truppen ſich in ihren außerhalb derſelben gelegenen Kaſernen ruhig hielten, ſonſt hätte es in dieſer wilden Nacht zu entſetzlichen Dingen kommen können, infolge deren — wer weiß welche politiſche Veränderung vorgefallen wäre.

Die am nächſten Morgen eilig zuſammengetretenen Stände beſchloſſen in feierlichem Zuge den Fürſten um Auflöſung jener Waffe durch eine Proclamation und um Unterſuchung des nächtlichen Exceſſes ſowie der Theilnahme an demſelben anzugehen. Obgleich inzwiſchen beides durch die Miniſter bereits bewirkt war, ſo trug doch unſer Gang durch die aufgeregte Stadt viel zur Beruhigung der Gemüther bei. Dieſer Zuſtand befeſtigte ſich dann auch mehr und mehr durch die trauliche Vereinigung des Militärs mit der Bürgergarde zu gemeinſchaftlichem Wachtdienſte.

Mir aber wird das Bild aus jenem Saale, wo ich nach ſolch einer Nacht den erſchütterten Fürſten zwiſchen ſeinen Miniſtern und ſeinen Ständen ſo ſtehen ſah, unvergeßlich bleiben. — —

Unter ſolchen Stürmen und im Wechſelwetter des April entwickelte ſich der kaſſeler Frühling. Die Umgebung der Stadt bietet ungemein viel Reize in anmuthiger Abwechſelung von Berg und Thal und in der Einfaſſung zahlreicher Gärten, die ſich eben mit den ausbrechenden Baumblüten ſchmückten und mit Singvögeln aller Art belebten. Alte Erinnerungen, frühere Freunde und Landsleute aus Fulda und Hanau begegneten mir, wohin ich mich wendete. Ich war immer gern hier geweſen, und diesmal durfte ich mir für einen längern Aufenthalt in ſo ſchöner Jahreszeit noch viel mehr verſprechen, da ich inmitten aller Annehmlichkeiten mich häuslich einzurichten gedachte, wozu ich, meine Frau erwartend, eine ſtille, freundliche Wohnung am Ende der obern Karlsſtraße in Miethe nahm.

Die Stille, die hier um den ſogenannten „Todten Mann" in dieſer einſamen Lage und gewerbloſen Nachbarſchaft herrſchte, that in jener aufgeregten Zeit einem gern in ſich einkehrenden Gemüthe wohl, ja ſie war für einen zu den öffentlichen Verhandlungen jener Tage berufenen Mann ſogar ein Bedürfniß. Jetzt noch ein Einſiedler, freute ich mich der Nachtigall, die allabendlich über den Schellhas'ſchen Kunſtgarten herüber ſang und mich wunderſamerweiſe an die früheſte poetiſche Stimmung des Knaben erinnerte, als er einſt in einem Schulbuche mit inniger Empfindung den Anfang des Hagedorn'ſchen Gedichts las:

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken nun wieder
Die fröhlichſten Stunden ins Jahr.

Dieſe fröhlichſten Stunden blieben denn auch nicht aus. Jene heftigen Vorfälle bei meiner Ankunft, die nächtlichen Niederſchläge reactionärer Verſuche, verloren ſich allmählich nach dem Zuſammentritte des frankfurter Parlaments, als die deutſchen Angelegenheiten ſich zu befeſtigen und particulären Widerſtrebungen keine Hoffnung übrig zu laſſen das Anſehen gewannen. Deſto widerwärtiger trat mitunter auch in Kaſſel das demokratiſche Treiben hervor, und man mußte ſich bei dergleichen Trübſeligkeiten recht oft daran erinnern, daß eine ſtolze Erhebung ſich eben zu reinigen hat, indem ſie aus Staub und Schmutz geſchieht und mithin nicht gleich ganz ſauber anfangen kann.

Dazwiſchen war aber der Monat Mai mit aller Herrlichkeit von Sonnenſchein und Blumenpracht erſchienen. Auch war ich vom Zweiten an kein Einſiedler mehr und konnte ſelbander heiterer Stunden der reizenden Natur und des geſelligen Umgangs froh werden. Dies um ſo mehr, als ich mich ſeit meiner Abreiſe von Fulda körperlich viel wohler befand und die Ständeverſammlung noch nicht vollauf beſchäftigt war.

Unvergeßlich bleibt mir über alle Leiden hinaus, die mich ſpäter heimſuchten, jener prächtige Sommer. Ich kannte Kaſſel von früher und habe es ſpäter wiedergeſehen: aber nie waren Natur und Geſellſchaft in ſo glücklicher Harmonie wie in jenem Sommer von 1848. Es ſtand, möchte man ſagen, ein anderer Himmel über der Stadt, eine andere Luft drang in die Wohnungen der Menſchen. Alle ängſtliche Scheu vor ungnädigen Fügungen, alle Bekümmerniß und Berechnung um gutes Fortkommen ſchien von den Herzen gehoben, alle Vorſicht und Beſchränkung im Thun und Laſſen aufgegeben; die Sperrkette der Rangordnung war wie aus ihren Haken gehoben, und die geſtickten Kragen und Patten der Dienſtröcke zeigten einen mattern Glanz. Wie muntern Schrittes gingen die Menſchen einher — den Nacken geſtreckt, die Blicke leuchtend, und wie lachten ſie laut! Der Horizont der Hoffnungen war über die ſanften Kuppen der Söhre, über die mächtigen kaufunger Berge und den ſteilen Zug des Reinhardswaldes fern hinaus erweitert.

In ſolcher Stimmung kam man uns entgegen und nahm uns auf; ſelbſt Familien, denen wir uns entfernt gehalten, zogen uns an ſich heran. Mit den ſchönſten Erwartungen für unſer enges und weites Vaterland empfing mich ein Kreis wackerer Männer, und was mir zu perſönlicher Freude gereichte, ſo ſchloß die hohe politiſche Stimmung ihrer Herzen eine lebhafte Theilnahme an meinen „Clubiſten in Mainz“ nicht aus. Das Buch, als zu den neuen Dingen gehörig, mit denen es der Zeit und Bedeutung nach zuſammenfiel, vermittelte mir ein rührendes Wohlwollen auch von ſeiten der Frauen. Manches Anmuthige, was uns ungekannt begegnete, wäre zu erzählen, ich will mich aber auf ein mehr drolliges Erlebniß beſchränken.

Einen angeſehenen und talentvollen Künſtler zu beſuchen, fragte ich an der Küche an, ob er zu ſprechen ſei. Eine ſtattliche Frau in der Küchenſchürze wußte nicht, ob er bereits ausgegangen, und bat um meinen Namen. Ich nannte mich. Mit einem Aufſchrei erwiderte ſie: „Was? Sie ſind's? Aber wiſſen Sie, daß ich noch immer den dritten Theil Ihrer «Clubiſten» nicht bekommen kann? Iſt mir recht fatal! Treten Sie ein, mein Mann iſt zu Hauſe!“ — — —

Ja, damals war es eine Luſt, als Kurheſſe in Kaſſel zu leben, und die Aufforderungen, die Vorſchläge, die man uns machte, dahin überzuſiedeln, hatten viel Verlockendes. Hätten wir nur nicht die theuern Angehörigen in Hanau gehabt! Und wohl uns daß wir es auch unterließen! Wie bald ſchlug nicht in Kaſſel das gute Wetter um! Und wir erlebten es nach 1850, daß man ſich bei unſerer flüchtigen Durchreiſe an den Thüren verleugnen ließ, die ſich uns früher ſo freundlich aufgethan. Da fiel mir Varnhagen ein, der mir im October 1848 geſchrieben hatte: „Laſſen Sie ſich aber nur nicht verführen, Hanau mit Kaſſel zu vertauſchen! Hanau iſt tauſendmal beſſer, in jedem Betracht!“ — —

Zu den höhern Freuden jenes guten Sommers gehörte beſonders auch das gute Theater, und mit Vergnügen erinnere ich mich noch des ausgezeichneten Spiels der Fräulein Thate in tragiſchen Rollen. Aber auch die öffentlichen Vergnügungsorte, deren es viele gab, vermieden wir nicht. Auf den hochumſchauenden Felſenkellern traf man jeden Nachmittag eine zahlreiche Verſammlung geſchmückter Frauen an den einzelnen Tiſchen, und gegen Abend fanden ſich die Männer ein. Der tiefgelegene Aupark, bei ſchlechtem Wetter zu feuchtkühl, konnte in dieſem heitern Sommer faſt täglich beſucht werden, und belebte ſich von Fußgängern, Reitern und Equipagen.

Von dort iſt mir der Nachmittag des 11. Juni erinnerlich. Ich theile meine damalige Stimmung mit.

Pfingſten war gekommen, diesmal mehr im Sommer als im Frühlingsputz, denn die Oſtern hatten das friſcheſte Grün, die jungfräulichſten Blüten zum Feſtſchmuck der Völkerauferſtehung vorausgenommen. Alles ſtrömte an dem heißen Nachmittage der Au zu, wie man von jeher gewohnt war, den erſten Feſttag in der Tiefe des Fuldathales und den zweiten auf der Wilhelmshöhe zu begehen.

Wir durchwanderten die einſamſten Gänge dieſer reizenden Zuflucht vor ſchwülen Stunden, wo wir mehr aus der Ferne die luſtigen Stimmen der Menſchen und die fröhlichen Klänge der Muſik vernahmen. Amſeln und Droſſeln ſchlugen, die wilde Taube girrte um uns her und der Kukuk rief ſeinen prophetiſchen Namen aus. Eine Bank unter dem tiefhangenden Gefieder einer rieſigen Fichte nahm uns auf. Vor uns lag der Spiegel des weiten Waſſerbeckens, und die prächtigen Baumgruppen warfen ihre Schatten über das ſtille Gewäſſer; drüben ſpiegelten ſie ſich darin ab, und durch das gaukelnde Spiel von Licht und Schatten zogen die Schwäne in ihrer ſchimmernden Grandezza.

Die Natur hegt in überfließendem Maß jene ſtille, zarte Theilnahme, womit auch edle und feine Menſchen jedem nach dem augenblicklichen Bedürfniß ſeines Herzens begegnen. So blickte ſie an dieſem Pfingſtnachmittage uns mit heimlicher Rührung — wie dort die hundert andern mit fröhlicher, lachender Heiterkeit an. Denn mancherlei Betrachtungen bewegten unſer Herz, und Nachrichten von den Unſern über das dortige Treiben konnten uns nicht erfreuen.

Auf die Oſtern unſerer nationalen Auferſtehung waren Pfingſten gefolgt und in tauſend feurigen Zungen der Geiſt über Deutſchland ausgegoſſen. Wenn man aber dieſe aufgeregten und aufregenden, dieſe übertriebenen und übertreibenden Jünger der neuen Verkündigung ſah und hörte, brauchte man eben kein Ungläubiger zu ſein, um mit den Kalten und Verdroſſenen auszurufen: „Sie ſind des jungen Weines voll!“ Wer freilich den vorausgegangenen Durſt, wer das lange unbefriedigte Bedürfniß der Nation kannte, der begriff es, daß man nicht überall Maß hielt; dennoch blieb das Ungemeſſene nicht weniger bedenklich, und wir fingen an, um den Ausgang der ganzen Erhebung zu bangen. Die Freiheit der Völker iſt ein Zauberſchatz: man verſammelt ſich um ihn mit lautem Jubel, bis man ihn ausmißt und vertheilt, da bricht die Uneinigkeit aus und der Schatz verſchwindet unter dem Hader.

Betrachtungen ſolcher Art folgten uns, als wir gegen Abend nach der Garniſonkirche wandelten, das Oratorium „Elias“ zu hören. Seltſamerweiſe bemächtigte ſich auch hier die Muſik, wie draußen die Natur, unſerer Seelenſtimmung. Das edle Werk des ſeligen Tondichters nahm heute eine politiſche Bedeutung des Tages an und erſchütterte durch milde Pracht und edle Trauer unſer voreingenommenes Herz. Das Innere der Kirche begünſtigte dieſe Empfindungen: die Abendhelle des Himmels, die durch die trüben, kleinen Fenſter fiel, wetteiferte mit den ſchwebenden Kerzenlichtern, die hohen Räume zu durchdämmern, die ſich mit Menſchen füllten, über denen auf der Emporbühne die Muſiker, die Sänger und Sängerinnen ihre Plätze nahmen.

Elias erſchien mir heute als erhabener Volksmann. Er hatte dem durſtigen Iſrael den Regen und Segen des Himmels erſchloſſen. Die Erde war eiſern zu des Volkes Füßen, der Himmel ehern über ſeinem Haupte geweſen, und zwar um eines ſündhaften Königs willen, der die Baalspriester begünſtigte, die ſich an den ſchwelgeriſchen Tiſch der Königin ſetzten. —

Herrliche Macht der Töne! Wir lechzeten mit dem durſtigen Volke, wir ſchlürften den Regen, der auf des Propheten Gebet aus Bartholdy's Saiteninſtrumenten ſäuſelte.

Aber nun wüthet der edle Volksmann gegen die Pfaffen, und — die Reaction iſt da! Die ſchöne Königin gewinnt die wankelmüthige Menge. „Was wäre das für ein Königreich in Iſrael", ruft ſie, „wenn Elias Macht hätte über des Königs Macht?"

Ich glaubte den entflohenen Staatsrath Scheffer in der Ständeverſammlung zu hören. Sind es nicht dieſelben Vorwürfe wörtlich, die ſchon das alte Buch der Bibel aufbewahrt hat?

Und das bethörte Volk ruft: „Elias muß ſterben!" — Erquickt vom Segen ſeines Propheten läßt es ſich von der ſchönen Königin weismachen, daß gerade er den Himmel verſchloſſen und die theuere Zeit gebracht habe. — Und der Volksmann entflieht und ſchläft „unter dem Wachholder der Wüſte". Von dort hören wir ſeine Klagen: „Es iſt genug! So nimm nun, Herr, meine Seele! Ich arbeite vergeblich und bringe meine Kraft umſonſt und unnütz zu! O daß meine Seele ſtürbe!" — —

Noch tönen die ergreifenden Worte durch den milden

Baß und die klare Declamation Föppel's von dem Empor in meinem Innern nach.

Aber wie verklärt ſich nun vor dem klagenden Volksmanne das ganze politiſche Leben, als ihn der Engel den Berg beſteigen heißt, um mit verhülltem Antlitz den nahenden Herrn zu empfangen. Nicht im Berge zerreißenden, Felſen zerbrechenden Sturmwind, nicht durch Erdbeben, Feuer und brauſendes Meer: im ſanften Säuſeln, das darauf folgt, geht der Herr vorüber. — Nicht im Umſturz der Revolution: im ſanften Säuſeln der Freiheit naht uns das Glück. —

Mit der neuen Kraft des Herrn ſchreitet Elias wieder unter das Volk, unter die Siebentauſend der Uebriggebliebenen in Iſrael, die ſich nicht vor Baal und nicht vor der Reaction der bethörenden Königin gebeugt. Elias bricht hervor wie ein Feuer und ſein Wort brennt wie eine Fackel. Er hat ſtolze Könige geſtürzt, und der Volksmann, zum Geiſte des Volks verklärt, beſteigt den feurigen Wagen mit feurigen Roſſen und fährt im Wetter gen Himmel. —

Wir aber betraten die nächtliche Straße. Der heiterſte Himmel glänzte über dem dunkeln Häuſerkranze des Königsplatzes. Unſer Herz war gerührt und gehoben von der herrlichen Muſik. Eine würzige Abendluft umfächelte uns und wir hofften auf das ſanfte Säuſeln, in welchem, hinter dem Sturme der Revolution her, der ſelige Frieden der Freiheit nahen ſollte.

Stadt und Stände.

Doch die ſanft heranſäuſelnde Freiheit abzuwarten waren wir eben nicht in Kaſſel verſammelt. Vielmehr ſchien es einen rechten Kampf zu koſten, um ſie durch neue Geſetze zu faſſen und zu befeſtigen. — — Eine Geſchichte jenes merkwürdigen Landtags zu geben liegt aber nicht in meiner Abſicht, ſo zeitgemäß es wäre und ſo gern ich auch der verdienſtvollen Thätigkeit mancher Abgeordneten gedenken möchte. Nur der gewandten und taktvollen Haltung unſers Präſidenten muß ich Zeugniß geben, des Herrn von Baumbach, der bald nach dem Landtage ſeine Beſitzung verkaufte und ſeine beſte Hoffnung über Meer nach Amerika trug, wo unſere Auswanderung ſich leider zu ſehr zerſtreut, um ein transatlantiſches Heſſen zu gründen. Dann darf ich auch der vielſeitigen Thätigkeit Nebelthau's nicht vergeſſen, eines Mannes von ausgebreiteten Kenntniſſen und einer erſtaunlichen Arbeitskraft, dabei kein Pedant, ſondern dem Leben zugethan, das er von allen Seiten zu faſſen und bis in die höchſten Spitzen der Kunſt und Wiſſenſchaft zu genießen weiß, — geſund in liebenswürdiger Häuslichkeit und gefaßt auf alles, was der Tag fordert und was er bietet.

Meines eigenen Leiſtens hätte ich ohnehin nur mit aller Beſcheidenheit, wenn auch nicht einmal aus Beſcheidenheit, Erwähnung zu thun. Doch geſtattet wol der Zweck dieſes Buchs, mit einigen Blicken auf die damalige Stimmung und Bewegung in Kaſſel meinen Namen zu nennen, wenn derſelbe auf einen Moment hervortaucht.

Anfang Mai bildete ſich ein ſehr eigenthümlicher Verein, um der betrübteſten und bedrohlichſten Erſcheinung von damals entgegenzuwirken. Es blieb nämlich immer noch ein Räthſel, ob das in hundert wechſelnden Geſtalten wiederkehrende Mistrauen in das Werdende ſowie das Verdächtigen der dabei waltenden Mächte das Werk einer unermüdlichen Propaganda oder vielleicht ein natürliches Product unſerer Vergangenheit ſei, — Phantaſien unſers Entwickelungsfiebers. Der Denkende mochte letzteres glauben, während der ſchärfer Beobachtende doch auch unverkennbare Spuren des erſtern fand. So wußte man, daß unter die Gaſſenbuben Geld vertheilt wurde, um wechſelsweiſe die Soldaten und Bürgergardiſten zu verhöhnen, deren freundlicher Verbindung zu gemeinſchaftlichem Dienſte man die öffentliche Ruhe mit zu verdanken hatte. Plötzlich tauchten auch wieder wunderliche Gerüchte auf: bald ſollten preußiſche Truppen zu reactionären Zwecken heranrücken, bald bei Hofe alles von Werth zu einer allenfallſigen Flucht gepackt ſtehen

Der republikaniſcher Propaganda ſchien, da ihre offen entfalteten Fahnen nicht vordringen konnten, vor allem daran gelegen zu ſein, durch irgendein Wagniß eine Breſche ins Monarchenthum zu gewinnen, wozu man gerade die kurheſſiſchen Verhältniſſe — ich weiß nicht warum — beſonders ins Auge faßte. Da bildete ſich denn ein Verein und ſetzte ſich zur Aufgabe, ſolche auftauchenden Gerüchte zu prüfen und zu berichtigen, — gleichſam ein Anfrage- und Beſcheidungsbureau für die Aengſtlichen, eine umſpähende Warte gegen Ausſendlinge der Zwietracht.

Da man im weitern auch das ſonſt ſo populäre Miniſterium einer gefliſſentlichen Verzögerung — die Stände einer groben Verſäumniß der Geſetze beſchuldigte, durch welche die allgemeinen Zuſagen des Regenten beſtimmt und bündig werden ſollten: ſo wurde in öffentlicher Sitzung der Stände ein Programm ihrer bald zu befriedigenden Erwartungen und vom Minſterium des Innern ein Nachweis ſeiner vorbereitenden Thätigkeit abgegeben. Eine Commiſſion wurde ernannt, um die Geſetze über Emancipation der Gemeinden, über die Abtretung der niedern Polizei an die ſtädtiſchen Behörden, eine Reviſion der Gemeindeordnung, ein Preßgeſetz, ein Geſetz über die Volksbewaffnung, über Volksverſammlungen und Aſſociationen u. ſ. w. zu bearbeiten.

In dieſer Sitzung nahm ich Anlaß, mich über die in den Provinzialſtädten noch fortdauernde Aufregung und auf dem Lande immer mehr um ſich greifenden Aufſtände gegen Grundherren, misliebige Beamte und Juden auszuſprechen, um hierauf ein Vertrauensvotum für die

Miniſterien des Innern und des Kriegs in Betreff ihrer Abſichten und Mittel zu energiſchem Einſchreiten ſowie ein Erbieten der Stände zu jeglicher desfallſigen Mitwirkung zu erwirken.

Es gelang mir damit. Die Rede nebſt den bezeichneten beiden Actenſtücken wurden ſchnell gedruckt und im Lande verbreitet. Der Eindruck, den ſie machte, war lebhaft genug, wiewol kein unbedingt beifälliger. Wie es eben damals zu gehen pflegte, ſtand ich jetzt, ohne daß ich meine Meinung und Geſinnung im mindeſten geändert hatte, mit einem male rechts für alle, die mich ſeit dem Jahre 1832 auf der Linken geſehen hatten, und die andern, die mich lange mit unzufriedenem Auge angeblickt, drückten mir jetzt die Hand. Nichts konnte aber auch abſtechender ſein als die ganze Stellung der Stände zur Regierung gegen früher. Von einer Oppoſition war keine Rede, als etwa im Anſchluß an die Miniſter gegen Zögerungen und Unſchlüſſigkeiten einer über ihnen ſtehenden Macht, oder gegen die ungeſtümen, oft unbilligen, zuweilen lächerlichen Forderungen von Gemeinden und Privaten.

So ging denn, bei dem guten Einverſtändniß der Stände mit dem Miniſterium, alle Oppoſition gegen das alte Syſtem, deſſen Leichen der Landtag zu ſeciren und zu begraben hatte. Um nun dieſe traurige Pflicht auch einmal durch eine Erweckung und Auferſtehung zu erheitern, nahm ich der Gelegenheit eines in der Ständeverſammlung gründlich bearbeiteten Geſetzes wahr, durch welches die Mitwirkung der Stände bei Beſetzung der Stellen des Oberappellationsgerichts angeordnet wurde.

Sowie das Geſetz ſanctionirt erſchien, ſtellte ich mit kurzen, eindringlichen Worten den Antrag an die Verſammlung, ſich dahin auszuſprechen, daß die ſofortige Wiedereinberufung des ehemaligen Oberappellationsgerichtsraths Günſte in den oberſten Gerichtshof im öffentlichen Intereſſe des Landes und des Rechts ſei. Einſtimmig wurde der Antrag genehmigt, und Günſte war der erſte Oberappellationsrath, der, durch die Stände beſtellt, zu ſeinem Rechte kam. Und mußte nicht auch ſeine Bemühung als Referent in der Jordan'ſchen Sache, um derentwillen er als Opfer des alten Syſtems gefallen war, nunmehr ſogar als öffentliches Verdienſt anerkannt werden, da gerade durch Jordan's Freiſprechung der Landesherr den rechten Vertrauensmann beim Parlament gewonnen hatte?

Nicht ſo leicht und ſchnell kam das Miniſterium mit einigen andern Geſetzen zum Ziel. Unter dieſen bildete vorzüglich das Geſetz über die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Boden ein Revier des wildfeindlichen Eifers der Bauerndeputirten.

Oberjägermeiſter auf dieſem Gebiete des verhaßten Wildes war ein halb ſtädtiſch gekleideter Landmann, der gern in alles mitſprach und in vielem auch ganz geſcheidt reden konnte. Hier nun, im Bereich dieſes Geſetzes, fehlte es ihm weder an groben Schroten noch an „Dunſt" bäuerlicher Beredſamkeit; doch ging er damit lieber auf das Hetzen als auf den Anſtand aus. Er hatte es auf Vertilgung alles Schwarz- und Rothwildes abgeſehen, und hoffte unter der Hand auch keinen Haſen übrig zu laſſen.

Es läßt ſich denken, daß er bei allen Bauern und Oekonomen in hohem Anſehen ſtand. Daher verſprach ſich ein geübter Zeichner ein gutes Geſchäft davon, wenn er den Volksmann, der in den öffentlichen Sitzungen unermüdlich aufſtand, um zu ſprechen, gelegentlich einmal zum Sitzen brächte, um ihn auf Stein zu zeichnen und ſein Bild zu liefern. Es gelang, und der Liebling der Bauern hing nun mit etwas geöffnetem Munde ſprechend getroffen in allen Kunſt- und Buchladen zum Verkauf aus, ein Geſicht mit dem Ausdruck eines durch jahrelange Verbitterung ſtehend gewordenen Ingrimms gegen Wildſchaden.

Der Gedanke, ob auch ein ſolcher Mann die Wandelbarkeit der Volksgunſt erfahren könnte, beſchäftigte mich in einer ſchlafloſen Nacht meiner damals ſchon zunehmenden Leiden mit folgenden Illuſtrationen zu der Nachricht, daß ihm von ſeinem Wahlbezirk ein vergoldeter Becher als Anerkennung ſeiner Verdienſte zugedacht ſei.

Nicht ohne Ehrſucht nämlich, wie auch unſer Don Quixote gegen das Wild war, machte er ſich auf jene Nachricht von dem ihm beſtimmten Ehrenbecher in der Frühe eines ſchönen Sommerſonntags nach ſeinem Heimatsdorfe auf die Beine.

Da fügte es ſich, daß gerade während der letzten Nacht in des Schulmeiſters Garten das gezackte Gras der ſchönſten gelben Rüben und die ſaftigen Blätter friſcher Krautpflänzchen rein waren abgebiſſen worden. Die Spuren im Lande ſetzten außer Zweifel, daß es ein Haſe gethan. — — Denke man ſich den Aufruhr! Und wer ſich erinnert, welche Rolle in jenen Tagen die Schulmeiſter auf dem Lande ſpielten, der wird begreifen, daß der unſerige nicht müßig blieb. Zumal war er bei der Wahl zum Landtage als Mitbewerber durchgefallen. Und nun hatte ſein Gegner einen verbrecheriſchen Haſen übrig gelaſſen, um den Garten ſeines Mitbewerbers heimzuſuchen. Ja, noch Schlimmeres ließ ſich denken und zuletzt ſtand es außer Zweifel, der Deputirte war von den Jagdberechtigten oder gar von der lauernden Reaction gewonnen. Jetzt erinnerte man ſich auch, daß der ungetreue Volksmann viel zu wenig gegen die Kaninchen gethan hatte, die doch bekanntlich auf den übeln Ruf der Haſen hin noch viel ärger freveln und freſſen.

Und nun wollte man den Erwarteten an dieſem Sonntagsmorgen mit Ehren empfangen? Man hatte ihm zu dem erlegten Schwarz- und Rothwild die Vergoldung eines ſilbernen Bechers zugedacht: doch — hatte er ſich denn der zu friſchen Ehren gekommenen deutſchen Farben auch werth gezeigt? „Mit nichten!“ rief der Schulmeiſter. „Nein, eine Katzenmuſik gehört ihm, und er muß ſie haben!“

Zum Unglück war im Orte noch keine Katzenmuſik vorgekommen und man ſtand darin gegen die ganze Umgegend zurück. Alles eilte daher nach Hauſe, die Inſtrumente zur Symphonie zu holen. — —

Und ſeit dieſer Matinée muſicale war unſer Deputirter in den öffentlichen Verhandlungen etwas blöder geworden. Er blieb jetzt mehr ſitzen und mußte es erleben, daß ihm ſein verdrießlich ausſehendes Bild noch mehr glich, aber wenig gekauft wurde.

Den Höhepunkt des ſchönen Sommers und unſers öffentlichen Lebens in Kaſſel bezeichnete die erfreuliche Wahl eines Reichsverweſers und die Huldigung für denſelben.

In der Maße die deutſchen Angelegenheiten ſich zu dieſem Gipfel befeſtigten, ſchienen unſere Sonderbeſtrebungen ſich in Ruhe zu ergeben. Dennoch koſtete die frohe Verkündigung jenes Ereigniſſes ein Menſchenleben.

Freitag Abend, den 30. Juni, auf die erſte Nachricht von Frankfurt, entſtand eine freudige Bewegung in der Stadt. Die dreifarbigen Fahnen entfalteten ſich und aus vielen Häuſern fiel Lampenlicht in die ſpäte Dämmerung des Sommerabends. Ein bekannter Küfermeiſter, der ſeit kurzem in Erinnerung an das Jahr 1830 wieder den Volksmann zu ſpielen und der neuen Bewegung mit einiger Ungeſchicklichkeit ſeine alten, ungehobelten Reifen anzutreiben ſuchte, rannte mit Piſtolenſchüſſen durch die Straßen und gab ſo das Signal zu dem bisher unterbliebenen Schießen. Doch blieb es mit der Unordnung beim Einwerfen dunkler Fenſterſcheiben; deſto eifriger wurde am nächſten Abende beleuchtet, wobei man ſich doch auf größere Unordnungen gefaßt hielt. Militär, Bürger- und Schutzwacht hielt ihre vertheilten Poſten. Lärm, Schreien und Schießen hörten in der untern Stadt nicht auf. Als endlich Bürgergarde und Schutzwacht gegen eine Schar Handwerksgeſellen und zugelaufenes Volk vorrückte, ſtießen ſie in einer Seitengaſſe des Königsplatzes auf eine Barrikade. Während man dieſelbe wegräumte, brach im Rücken der Bürgerwache neuer Tumult aus. Schüſſe fielen da und dort;

die Tumultuanten ſchrien nach dem Freicops, nach „ihren Leuten“, wie ſie dieſelben nannten, die, zur Bürgerwache gehörig, ihr nun entgegenſtanden. Plötzlich fällt ein junger Burſche, von einer Kugel getroffen, todt nieder. Exaltirte Geſellen ſchleppen die Leiche als eine Schuld der Schutzwacht durch die Straße und ſchreien nach Rache. Das Lärmen und Schießen dauerte bis zum Anbruch des Tages. Da entdeckte ſich, daß noch eine zweite lebensgefährliche Verwundung mit einem Bajonnet an einem Polizeiſcribenten geſchehen war.

Alles war entrüſtet über Mangel an Energie beſonders von ſeiten des Polizeidirectors, der ſich bisher hatte verlachen und das ſich brav haltende Militär verhöhnen laſſen. Dieſe Compagnien, darüber entrüſtet, waren nahe daran, ſich ſelbſt Hülfe zu nehmen, was zwiſchen Hof und Stadt zu bedenklichen Kriſen hätte führen können.

Des Nachmittags erſchien denn eine energiſche Proclamation des Geſammtminiſteriums an die Stadt, worin an das glückliche Ereigniß in Frankfurt die Erwartung eines ſtreng geſetzlichen Zuſtandes geknüpft und jede weitere Störung der Ruhe ernſtlichſt bedroht wurde. Zugleich ward ein anderer Mann mit der Polizei beauftragt und erließ ſeine Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ordnung.

Sonnabend früh um elf Uhr erſchienen die Vorſtände der Miniſterien vor den verſammelten Ständen und verkündigten die geſchehene Wahl eines Reichsverweſers mit der freudigen Zuſtimmung der Staatsregierung ſowol zum Reichsgeſetz über die Anordnung einer Centralgewalt als zur Wahl eines Reichsverweſers.

Die Stände, über ihre Anſicht befragt, erhoben ſich feierlich und erklärten mit Acclamation ihre freudige Theilnahme an dieſem erſten Act eines geſammten Deutſchland.

Die allgemein auf den 6. Auguſt angeordnete Huldigung für den Reichsverweſer von ſeiten des Militärs ward denn an dieſem Tage auch in Kaſſel auf würdige Weiſe vollzogen.

Die Beſatzung von Infanterie, Huſaren und Artillerie war ſchon früh auf den Forſt — die Wieſenebene des Fuldathales — ausgerückt, und erwarteten unter ihren mit den deutſchen Farben geſchmückten Fahnen den Kurfürſten, der von Wilhelmshöhe zu Pferd eintraf und mit feierlichem Stillſchweigen empfangen wurde. Der Diviſionsgeneral Bauer verlas die Proclamation an das deutſche Volk, der Kurfürſt gab das Zeichen zur Huldigung, worauf ein dreimaliges Hoch für den Reichsverweſer mit dreimaligen Geſchützesgrüßen gebracht wurde. Und nun erſt ward auch dem Fürſten ſelbſt ein Hoch gerufen.

An demſelben Morgen beging auch die Bürgerwehr eine ſchöne Feier auf dem ausgedehnten Bowlinggreen des Auparks. Ein Gottesdienſt ward abgehalten, unter welchem die von Frauen und Jungfrauen für das erſte Bataillon des Schützenvereins geſtickte Fahne geweiht und übergeben wurde. Zugleich empfingen die ältern Fahnen der Bürgergade den neuen Schmuck ſchwarzrothgoldener Schleifen.

Am Nachmittage fand ſich eine außerordentliche

Volksmenge auf demſelben Raſenplatze zu Volksbeluſtigungen ein, die der Stadtrath angeordnet hatte.

Es liegt nicht in dem ernſt-gemeſſenen und reſidenzlich-behutſamen Weſen der kaſſeler Einwohnerſchaft, ſich einmal in lauter Fröhlichkeit zu verlieren; doch entſtand gegen Abend, als der Kurfürſt unerwartet und im bürgerlichen Anzuge mit der deutſchen Cocarde am Hute unter dem Volke erſchien, eine jauchzende Bewegung. In dieſem an ihm ungewohnten Kleide machte ſein Erſcheinen einen lebhaften Eindruck. Von Bürgergardiſten und Schutzmannſchaft umgeben, wandelte er durch die bewegte Menge; wiederholtes Jauchzen empfing ihn, wohin er ſich wendete. — „Er iſt in Civil, hurrah!" rief man einander zu.

Mit einbrechender Nacht ward unter Mitwirkung der Geſangvereine und Muſikchöre ein Concert gebracht, das mit dem Liede „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" ſchloß. Raketen ſtiegen bei dieſen Strophen über die herrlichen Bäume des Parks, und in feuriger Schrift ſtrahlte die Loſung des Tages: „Einheit, Einigkeit." — Meiſter Herbold, der unblöde Küfer, brachte dem Fürſten in großem Becher die Aufforderung zum Trunk auf dieſe Parole, uud der Kurfürſt trank auf das Wohl des deutſchen Vaterlandes mit ausdrücklichem Einſchluß des engern Vaterlandes Heſſen.

Indem ich nun noch einer abſonderlichen Verhandlung unſerer damaligen Landſtände zu gedenken habe, zweiſle ich nicht, daß der Gegenſtand heute wieder in gewiſſen Kreiſen etwas von der Misbilligung erregen wird, deren ich im Anfange meines damaligen Berichts Erwähnung thue.

Dieſer Bericht wurde von dem Ausſchuß, in deſſen Namen ich ihn erſtattete, nicht wie ſonſt als Zuſammenſtellung von Anſichten der verſchiedenen Mitglieder — ſondern als meine individuelle Illuſtration ihres gemeinſamen Antrags betrachtet. Ich darf ihn daher wortgetreu, als zu meinen perſönlichen Bekenntniſſen gehörig, hier mittheilen. Er betraf das unter der Haſſenpflug'ſchen Reaction bald wieder zurückgenommene Geſetz über die

Ehe zwiſchen Chriſten und Juden.

Indem Ihr Cultusausſchuß, hohe Ständeverſammlung, dieſe Angelegenheit ſeiner Betrachtung unterzog, ſah er ſich glücklicherweiſe allen Anſichten der Vergangenheit überhoben, aus denen wol noch ganz vor kurzem ein ſolcher Antrag mit „chriſtlich-germaniſchem“ Unwillen wäre aufgenommen worden. — Die ſtrengen Verbote der älteſten chriſtlichen Kirche, welche in ſolcher Verbindung der Chriſten mit Juden eine Gefahr für das heranwachſende Evangelium erblickte, ſind längſt von dem ſiegreichen Chriſtenthum ſelbſt überwunden; der mittelalterliche Haß, der in den Juden die verwünſchten Abkömmlinge jener Schergen des Heilandes verdammte, dürfte als erloſchen angeſehen werden; die aus dem Talmud geſchöpften Gründe gegen alle Emancipation der Juden bedurfte keiner gleichgelehrten und ſpitzfindigen

Widerlegung mehr, und die Idee vom chriſtlichen Staate, zu der ſich gerade in letzter Zeit eine excluſive Schule von Philoſophen und Staatsmännern bekannte und an einem nach Berlin berufenen Profeſſor „ſtählte“, unterlag über Nacht der neuen Verkündigung einer allgemeinen religiöſen Freiheit.

Gerade dieſe Verkündigung iſt es, die den Ausſchuß einer Prüfung und Widerlegung aller frühern Einwände gegen die Ehe zwiſchen Chriſten und Juden überhob. Denn es iſt ja zugleich ausgeſprochen, daß der Genuß der bürgerlichen Rechte aller Staatseinwohner unabhängig ſein ſoll von ihrem religiöſen und kirchlichen Bekenntniß, mithin vom Bann der Prieſter und von der Polizei der Beamten. In den Zugeſtändiſſen des jüngſten Frühlings liegt daher auch die Statthaftigkeit der Ehe zwiſchen Chriſten und Juden bereits anerkannt, und mit dieſen Zugeſtändniſſen hat der Staat zugleich die Obliegenheit übernommen, einer in Kurheſſen bisher unſtatthaften ehelichen Verbindung Luft und Boden, Recht und öffentliche Anerkennung zu gewähren. Es würde daher ohne weitere Ausführung von ſeiten der Ständeverſammlung weiter nichts bedürfen, als die hohe Staatsregierung um Vorlage eines Geſetzentwurfs anzugehen, wie ſolchen der Antragſteller beabſichtigt. Auch wird ſich dem Vernehmen nach in der Region des Miniſteriums bereits mit einem Geſetze beſchäftigt, daß die ſtaatsbürgerliche Stellung der verſchiedenen religiöſen Diſſidenten anordnen ſoll, und in dieſem Geſetze könnte zugleich auch die Ehe zwiſchen Chriſten und Juden ihre geeigneten Paragraphen finden. Da jedoch mit der neuen Verkündigung allgemeiner religiöſer Freiheit, auffallend genug, in mehreren Gegenden unſers Landes ein alter ſchlummernder Haß gegen die Juden erwacht und in beklagenswerthe Verfolgung ausgeartet iſt, ſo hat der Cultusausſchuß dem Referenten geſtattet, von deſſen eigenem Standpunkte aus einige freie Betrachtungen und Anſichten vorauszuſchicken, die den zu ſtellenden Antrag nicht ſowol begründen, als vielmehr nur begleiten ſollen, um zum Nachdenken über einen Gegenſtand zu reizen, der ſo viele Seiten darbietet und über den noch ſo manche Gefühlsbefangenheit herrſcht.

Faſſen wir ſolche Ehe aus dem höchſten, aus dem religiöſen Geſichtspunkte, ſo erſcheint ſie als Verſöhnung des Chriſtenthums mit dem lange verfolgten Judenthum durch natürliche und ſittliche Liebe. Die chriſtliche Geſetzgebung hat vieles gutzumachen, und ſie bleibt dabei auf echt chriſtlichem Gebiet, indem ja das Chriſtenthum ſelbſt mit ſeinem Herzſchlage von Freiheit und Liebe ſich ſchon in ſeiner älteſten Zeit als die Erfüllung des Judenthums, nicht als deſſen Vertilgung angeſehen hat. Dieſer apoſtoliſchen Anſicht iſt freilich das chriſtliche Kirchenthum mit ſeinen excluſiv beſeligenden Lehrſätzen nicht nachgekommen. Allein die Forderungen der Zeit haben ſich an dieſe und andere harte Satzungen nicht geſtoßen, als ſie darüber hinausſchritten, und ſo ſind denn alle kirchlichen Vorurtheile gegen die Ehe mit Juden, wenigſtens für das Staatsleben, überwunden. Und entzöge die Kirche ſolchen Bündniſſen ihre ſegnende Hand, ſo würde der Staat eine weihende Kraft in den Mund des bürgerlichen Geſetzes legen.

Auch das Judenthum hat in ſeinen beſonnenen Stunden, z. B. durch den von Napoleon berufenen Sanhedrin, die Ehen der Juden mit Chriſten, ſogar unter freigeſtellter Wahl hinſichtlich der Erziehung der Kinder, für erlaubt und gültig angeſehen. Dagegen verlangten ſchon wieder die im Sommer des Jahres 1844 zu Braunſchweig verſammelten Rabbiner zur Anerkennung ſolcher Ehen die Erziehung der Kinder im Judenthum. Fehlt es nun aber auch einem ſolchen Verlangen leider nicht an chriſtlich-kirchlichen Analogien und Vorgängen bei gemiſchten Ehen, ſo erſcheint daſſelbe doch ſogleich als geiſtige Beſchränktheit. Denn ſelbſt der gebildete Jude muß einſehen, daß das Chriſtenthum die ſpätere, umfaſſendere Entwickelung des religiöſen Geiſtes der Menſchheit, oder — um es anders auszudrücken — die ſpätere erweiterte *Offenbarung* iſt, und zu den zurückgelegten Stadien menſchlicher Bildung nicht zurückkehren kann. Dennoch dürfte wol auch das Gegentheil, die Erziehung der Kinder im Chriſtenthum, als abſolute Bedingung der Ehen zwiſchen Chriſten und Juden nicht gefordert werden, ſondern die Aeltern müßten hierin die volle Freiheit der Ueberzeugung behalten. Die chriſtliche Anſchauung und Behandlung des Lebens muß ihre Oberherrſchaft durch ſich ſelbſt geltend machen. Der ſtreng gläubige Iſraelit, der mit der uralten Engherzigkeit des urſprünglichen Judenthums, in den Wundern und Wunderlichkeiten des Talmud leibt und lebt und mit den frankfurter und hamburger Zeloten gegen alle kirchlichen und ſocialen Reformen eifert, wird ſich eben zu keiner Ehe mit einer chriſtlichen Hälfte entſchließen. Solche aus dem Alten und Neuen

Bunde zu knüpfenden Ehen werden überhaupt nur in engern Kreiſen der Geſellſchaft zu Stande kommen, wo Sympathien der Geſinnung oder doch der Bildung ſich berühren. Und dieſe Bildung, dieſe herrſchende Geſittung iſt eben die chriſtliche. Gerade darin wird ſich die reinſte Wohlthat des gewünſchten Ehegeſetzes darlegen, daß es den gebildeten Juden, denen es ſo ſchwer wird, ſich zu allen Glaubensſatzungen der chriſtlichen Kirchen mit Eid und Ueberzeugung zu bekennen, eine Gelegenheit darbietet, dennoch in chriſtlicher Gemeinſchaft zu leben, und wenn nicht ſelbſt, doch in ihren Kindern zum Chriſtenthum überzugehen. So würde ſich das Judenthum, das freilich in manchem Betracht fremdartig genug im modernen Leben daliegt, nach und nach darin auflöſen und verſchwinden; die chriſtliche Liebe würde das jüdiſche Geſetz erfüllen und — ſozuſagen — der „ewige Jude“ endlich zur Ruhe kommen.

Im Bereich dieſes religiöſen Geſichtspunktes liegt nun auch, genauer beſehen, jener Judenhaß nicht, deſſen vorhin gedacht wurde, wenn er auch urſprünglich dort wurzelte. Die mittelalterliche Abneigung vor den Juden als den Schergen des Kreuzes lebt nur noch im Gedächtniß, nicht mehr in der Empfindung gebildeter Chriſten. Was ſich aber von Zeit zu Zeit als Haß und Verfolgung gegen die Juden regt, muß in zwei andern Lebenskreiſen aufgeſucht werden, — in den Eigenheiten des jüdiſchen häuslichen Lebens und in dem bürgerlichen Verkehr.

Zunächſt hat freilich das Familienleben der Juden, wie aller altaſiatiſchen Völker, eine religiöſe Grundlage.

Die Bekleidung und die Ernährung des Körpers und was damit zuſammentrifft, beruhen auf religiöſen Vorſchriften. Die Kleiderkiſte und die Küche ſtehen noch in Verbindung mit der Synagoge, wie früher die Bundeslade und der Vorhof zum Tempel gehörten. Das ſinnliche Völkchen aſiatiſchen Klimas, das bei den Lehmgruben Aegyptens, auf der Wanderung durch die Wüſte unreinliche, unordentliche Gewohnheiten angenommen hatte, bedurfte höchſter Einſchärfungen, ſeine Waſchungen eines religiöſen Gebots zu bürgerlicher und häuslicher Geſittung und Geſundheit. Gerade dieſe eigens gemiſchten Töpfe, dieſe Reinigungsvorſchriften, die ganze Lebensweiſe, ſoweit ſie ſtreng jüdiſch bleibt, ſcheiden ſo ſcharf wie die unvertilgbare aſiatiſche Phyſiognomie den Juden von dem deutſchen Chriſten. In niedern Kreiſen, wo ſich dieſe phyſiſchen Gegenſätze noch nicht hinreichend ausgeglichen haben, regt ſich leicht eine natürliche Abneigung auf ſeiten der Chriſten und tritt einer Annäherung zum Ehebunde ſchon aus ſinnlichen Antipathien entgegen. Dieſer Widerwille muß überwunden werden, wenn ſich eine ſittliche Zuneigung entwickeln ſoll, und auch hierin muß der Jude die erſten Schritte der Annäherung an chriſtliche Gewohnheiten thun. Auch hindert ihn eigentlich nichts, jene moſaiſchen und talmudiſchen Vorſchriften zu verlaſſen, da die Rabbiner die geiſtliche Macht haben, einer herrſchenden Geſittung anzubequemen, was keine Geltung mehr in ſich ſelbſt hat, ſondern aus entfernten Jahrhunderten, aus einem aſiatiſchen Himmelsſtriche ſeinen Urſprung herleitet.

Dieſe natürliche Abneigung, die nur den abweichend lebenden, nicht aber den abweichend gläubigen Menſchen trifft, wird durch die Theilnahme an chriſtlicher Lebensart und Geſittung verſöhnt, und dann läßt ſich durch Annäherung gerade ſo verſchiedenartiger Elemente des Blutes und der geiſtigen Eigenthümlichkeit eine deſto lebhaftere Wechſelneigung erwarten. Und die Natur begünſtigt in allen ihren Gebieten die Vereinigungen gerade weiter auseinander liegender Weſen derſelben Gattung. Es iſt ein bekanntes Geſetz der phyſiſchen und der moraliſchen Welt, daß alles Leben, welches ſich in zu engen, verwandten Kreiſen bewegt, nach und nach verdirbt und erkrankt, aber durch eine Verbindung entfernterer, verſchieden gearteter Individuen ſich erfriſcht und in neuen, ſchönern Bildungen ſich fortſetzt.

Es läßt ſich hier über dieſen zarten und geheimnißvollen Gegenſtand nicht umſtändlicher reden, und vielen würde er auch nicht eher deutlich werden, als bis ſie die Ehen zwiſchen Chriſten und Juden durch innigere Wechſelneigung der Gatten und durch eigenthümlich ſchöne und begabte Kinder geſegnet ſähen.

Betreten wir ſodann den Kreis des bürgerlichen und geſchäftlichen Verkehrs zwiſchen Chriſten und Juden, ſo kommen wir auf den eigentlichen Urſprung jenes Judenhaſſes, der von Zeit zu Zeit wie ein Krankheitsſtoff, wie eine Anſteckung unſere Civiliſation durchfiebert. Dieſer Haß wird um ſoviel bedrohlicher, als er in den untern Volksſchichten zu entſpringen pflegt, wo er ſich an dem vorerwähnten Widerwillen gegen das jüdiſche Familienleben verſchärft, oder vielleicht gar wieder in die innerſte Region des religiöſen Glaubens zurückſchlägt und ſich zu Fanatismus ſteigert. Urſprünglich aus dieſer Region entſtanden, verräth ſich dieſer Haß als alteingewurzelter Krankheitsſtoff dadurch, daß er ſich gewöhnlich in den Entwickelungsperioden unſers bürgerlichen und politiſchen Lebens herausſetzt; wie er denn auch jüngſt wieder in einzelnen heftigen Zuckungen erſchienen iſt. Dieſer Haß, wie er aus dem Widerſpruche des Mein und Dein, aus den heißen Reibungen des Erwerbs, aus den Schwankungen des Reichthums und der Armuth entſteht, wo das gierige Darlehn des Juden oft genug die Frucht des Grundbeſitzes, den Gewinn des Gewerbes aufzehrt, kann bei der materiellen Richtung unſers Zeitalters nur wachſen, ſodaß er die öffentliche Ruhe und Sicherheit ernſtlich bedroht. Welche Nothrufe gegen Judenwucher, welche Gewaltthätigkeit an jüdiſchem Eigenthum haben nicht wieder in den letzten Tagen die ſtolze Erhebung des Volks für eine edle Freiheit auf ſo beklagenswerthe Weiſe begleitet und entſtellt!

Es liegt daher im Intereſſe des Staats, ſolche Gefahren zu verhüten, indem er die Gegenſätze ausgleichen hilft, aus denen dieſelben ſo leicht entſpringen. Aus dieſem Geſichtspunkte ſtellt ſich die Ehe zwiſchen Chriſten und Juden auch als eine Aufgabe der Politik dar. Allerdings würden die Juden auf dieſem Wege, wenn auch langſam, endlich einmal nationaliſirt werden, nachdem ſie durch eine ganz eigene, aller ehelichen Verbindung vorausgehende Scheidung von Tiſch und Bett der Chriſten jahrhundertelang ein fremdartiger Beſtandtheil im Organismus des Staats geblieben ſind und als ewige Wanderer das ebenfalls umlaufende Geld an ſich zu locken geſucht haben. Auf dies Eine mit ungetheilter Seele gerichtet, unverdroſſen, unermüdlich, wagend und unternehmend, dabei einfach lebend und einander in die Hände arbeitend, ſollen ſie, nach einer Berechnung, die ſich gerade nicht beſchwören läßt, den fünften Theil alles baaren Geldes errungen haben.

Sollte es nun nicht an der Zeit ſein, eine Theilung dieſer Errungenſchaft durch Ehepacten möglich zu machen, einen Communismus der Liebe zu begünſtigen, der nicht als eine Ausartung, ſondern als eine ſchöne Mitgift der neugewonnenen Freiheit zu betrachten wäre? —

Wie viel ließe ſich nicht noch über einen ſo vielverſprechenden Gegenſtand ſagen! Freilich auch, wie viel dagegen! Allein dies iſt nicht die Aufgabe gegenwärtigen Berichts. Dieſer hat ſich blos an die Forderung der Zeit, an die Folgerungen aus der zu verwirklichenden Freiheit aller Religionsbekenntniſſe unter allgemeiner Gleichheit der bürgerlichen Rechte zu halten. Alles übrige bleibt der Prüfung und dem Herzen derer überlaſſen, die den Bund der Ehe zu ſchließen ſich veranlaßt finden.

Zufällig war ich an demſelben Tage, an welchem dieſer Bericht im Druck ausgegeben worden, von einem jüdiſchen Anwalte zum Abendtiſche gebeten. Schwer leidend und auf die ſtrengſte Abſtinenz angewieſen, wie ich damals ſchon war, konnte ich nur aus Rückſichten der Gefälligkeit meine ruhigen Abendſtunden opfern und dahin gehen. Ein kleiner Kreis gebildeter Juden empfing mich nicht allzu freundlich. Manches, was ſie gegen meinen Bericht auf dem Herzen haben mochten, behielten ſie im Sinn; aber die Aeußerung, daß die Juden den fünften Theil alles baaren Geldes ſollten errungen haben, mochten ſie mir nicht hingehen laſſen, ſondern fanden darin einen unbedachten Wink für die damals ſo theilensluſtigen Proletarier, die damit umgingen, die ſogenannten „Geldſäcke" — aufzuknüpfen.

Und als wir uns endlich zu Tiſche ſetzten, mußte ich es vollends mit der Hausfrau verderben, die doch einmal ſo viel Genießbares aufgewendet hatte, was alles ihr Ehrengaſt an ſich vorübergehen ließ, vergeſſend, daß eine brave Hausfrau mit Recht Anerkennung alles deſſen verlangt, was ſie vielleicht ſelbſt bereitet hat. Mit unermüdetem Zuſpruche konnte ſie gar nicht begreifen, daß ein Menſch, der unter der Tyrannei eines ſchlummernden Leidens ſteht, lieber ungefällig erſcheinen als unwohl werden will.

Indeß fiel neben ſo manchem Verdrießlichen, was ſich aus den landſtändiſchen Verhandlungen nachſchleppte, doch auch manches Heitere vor, für welches ich fortwährend den beſten Humor behielt. Ich gebe nur ein Beiſpiel.

Das Geſetz für Erhöhung des Salzpreiſes fand zumeiſt bei denſelben ländlichen Abgeordneten, die ſich beim Jagdgeſetz ſo tapfer gehalten, entſchiedenen Widerſpruch. Beſonders that ſich ein fuldaer Geometer als Sprecher hervor und hatte ſich mit einer vorbereiteten Rede gerüſtet, die er im kraftvollen fuldaiſchen Deutſch vorbrachte. — Auf dem linken Flügel des Saales ſaß er mir gerade gegenüber, während ich neben mir einen wackern Landmann aus dem Schaumburgiſchen hatte, der ein weiches Hannoveriſch ſprach. Es war ein gelaſſener, vernünftiger Mann, der ſich für jeden guten Antrag auf die Beine brachte. Als Landwirth freilich hielt er ſich mit dem fuldaer Sprecher unbedingt in allem einverſtanden, was derſelbe gegen „Salzvertheuerung“ vorbrachte. Mit ungewöhnlichem Eifer begleitete er deſſen Rede unter halblauten Zwiſchenworten: „Sehr wahr!“ „Ganz recht!“ „Ja wohl, ja wohl!“ u. dgl. Ob er auch die ſein verſteckte Politik des Redners verſtand, daß derſelbe nämlich die üble Folge der Salzvertheuerung dadurch recht zu genießen gab, daß er in ſeiner ganzen Rede auch nicht Ein Körnchen Salz aufwendete, weiß ich nicht. Eins aber überraſchte mich, daß nämlich das vom Sprecher nach den Regeln der Rhetorik eingeſetzte rührende Pathos bei meinem Schaumburger nicht verfangen wollte. Als der Redner nämlich ausrief: „Und der arme Landmann, der ſo vielfach beſchränkte Hüttner — nicht einmal die Kartoffeln für ſich und Frau und Kinderchen kann er mehr ſalzen; er muß ſeine Kartoffeln mit Thränen ſalzen!“ — fiel mein Nachbar lebhaft ein:

„Aber nein, das iſt dumm, ganz dumm!“

„Beſter Mann!“ flüſterte ich ihm zu: „dumm ſagen Sie? Rührt Sie denn das nicht?“

„Gewiß iſt es dumm, unüberlegt!“ eiferte er. „Denn wenn man ſeine Kartoffeln mit Thränen ſalzen kann, ſo muß man doch erſt Salz gegeſſen, mithin gekauft haben!“ — — —

Eine tüchtige Logik machte ſich bei meinem Nachbar geltend, es fehlte ihr nur diesmal der phyſiologiſche Boden. Leider war es der rechte Augenblick nicht, ihm begreiflich zu machen, daß in der menſchlichen Thränendrüſe eine kleine Saline angelegt ſei, die der Familie Herzeleid in Erbpacht zuſtehe.

Morken wieder luſtik!

Mit dieſem bekannten Spruch aus der Lebensweisheit des verſtorbenen Exkönigs Jérôme Napoleon will ich nun auch noch deſſen gedenken, was mich neben meinem landſtändiſchen Berufe her freiwillig und unfreiwillig beſchäftigte.

Die frankfurter Tage und die erſten kaſſeler Wochen hatte ich in ungeſtörtem Wohlbefinden verlebt. Unter jenen hochathmenden Erwartungen des Frühlings ſchien mein tückiſches Aſthma ſich nicht hervorzuwagen. In den guten Maitagen war mir denn auch vom Profeſſor Hildebrand aus Marburg das Doctordiplom der philoſophiſchen Facultät überbracht worden.

Die Sache war ſchon vor Jahr und Tag durch einen jungen fuldaer Landsmann, einen Freund Dingelſtedt's, der ſich an der Univerſität habilitirt hatte, angeregt, damals aber beiſeite gelegt worden, weil ein oder das andere Mitglied Beſorgniß wegen des Eindrucks hegte, den ſolche Auszeichnung eines höhern Orts unbeliebten Mannes machen könnte. Nun aber bei dem neuen Muthe, den ganz Deutſchland gefaßt hatte, wollten doch die marburger Gelehrten nicht zurückbleiben. Von der höchſten Stelle der Wiſſenſchaft ſollte für die Staats- und Regierungsmänner eines Zwangsſyſtems die Belehrung ausgehen, wie ſehr die offen getragene Anhänglichkeit ihrer Untergeordneten doch insgeheim in Sympathie mit der wechſelnden Zeitſtimmung ſteht. Und ſo ward mir denn, noch aus dem April datirt — ob splendidum ingenium elegantissimis libris comprobatum das Ehrendiplom eines Doctors der Philoſophie und Magiſters der freien Künſte zugefertigt, ohne daß ich nach der Verordnung Kaiſer Ferdinand's III. die unbefleckte Empfängniß Mariä zu beſchwören brauchte, was für mich eine große Erleichterung war.

Wie ehrlich dankbar ich auch dieſe Auszeichnung empfing, konnte ich doch meinen Freund Friedrich Oetker nicht hindern, in ſeiner „Neuen Heſſiſchen Zeitung“ ſich ſcharf darüber auszuſprechen, daß jener Ehrenerweis nicht zu einer Zeit erfolgt ſei, „wo eine ſolche Handlung noch als Ausdruck einer unbekümmerten Geſinnung, nicht blos als Form einer äußern Ehrenbezeigung hätte erſcheinen können“. — —

Leider trafen mich andere Beſchwerden. Die Aufregung der Zeit, die Eindrücke aus den Vergängen in Kaſſel auf das Gemüth, die langen Sitzungen in der Ständeverſammlung, die Theilnahme an den Ausſchüſſen, — alles dies neben meiner Unachtſamkeit auf die neue ungewohnte Lebensweiſe beſonders an der Wirthstafel ſteigerten allmählich mein ſeit zwei Jahren keimendes krampfiges Aſthma aufs höchſte. Mit den Krämpfen der Nacht wechſelten die Erwartniſſe des aufgeregten Tages. Der Arzt, der jeden Morgen erſchien konnte jene ſo wenig bannen, als er im Stande war, dieſe zu beſchwören. An ſeiner Behandlung des Uebels, lag es nicht, er bewältigte es immer wieder; nur machte er mich nicht klar über den Sitz des Leidens und über die äußern Einflüſſe, die es hervorrufen könnten, ſodaß meine Einſicht zum Mitkämpfer gegen daſſelbe wäre aufgeboten worden. Nur langſam und in ſchweren Stunden kam ich zu einiger Erfahrung für meine Selbſtbehandlung, freilich erſt, als das Leiden bereits aller Vorſicht über den Kopf gewachſen war. — Jeden Abend ging ich mit der Erwartung zu Bette, daß ich nach zwei bis drei Stunden Schlafs von einem heftigen Anfall geweckt würde. Licht und Herdfeuer blieben daher die Nacht über unterhalten, um heißes Waſſer zu Fuß- und Handbädern zu haben; Senfumſchläge lagen immer bereit. Wie manchmal grüßte ich um zwei Uhr am Fenſter die dämmernde Frühe des hohen Sommertags oder brachte der aufgehenden Sonne aus einer irdenen Pfeife das Rauchopfer der getrockneten Blätter des giftigen Stechapfels (Datura stramonium). Zuweilen, wenn der leiſere Krampf mich nicht plötzlich erweckte, webte ſich Traum und Erlebtes ſo feſt ineinander, daß ich erwacht zur Angſt meiner Pflegerin eine Zeit lang irre redete und nur mit Anſtrengung die Fäden des Gewebes auseinander zupfen konnte.

In wie ſchweren und langen Stunden fielen mir denn auch wieder die lieben Worte von Frauen und

Freunden ein, die mir am Tage für die Freude gedankt hatten, die ihnen aus meinen Schriften geworden ſei, und ich lächelte keuchend über den Mann, der ihr freundliches Wohlgefallen an ſeinen freilich zur Unzeit geſchriebenen Büchern jetzt zu verbüßen hatte.

Doch in alles dies — ich darf es mit Wahrheit bekennen — war ich reſolut, ja heiter ergeben. Gewiß hätte ich für mich ſelbſt wohler gethan, ich wäre nach Hauſe zurückgekehrt, mich in Ruhe zu pflegen und herzuſtellen; einmal aber war doch mein Leiden mir bei weitem nicht ſo viel Beachtung werth, als alles, was um mich her vorging; dann aber bedachte ich auch, daß im Fall meines Austritts die hanauer Wortführer und Terroriſten der damaligen Stimmung an meinen Platz einen ihrer tollſten Köpfe ſchicken würden, der die jetzt ziemlich niedergeſchlagenen demokratiſch-republikaniſchen Elemente der Ständeverſammlung wieder aufregen und den erſprießlichen Verkehr mit einem volksfreundlichen Miniſterium ſtören würde. Und ſo blieb ich, zu meiner Rechtfertigung, bei allem Druck, der auf meinen Beſtrebungen lag, doch — in want of a better — gut genug. An manchem Morgen war ich freilich in einem Zuſtande, daß der Arzt mich in ſeinem Wagen an das Ständehaus brachte, oder daß ich mich auf das Abſtimmen beſchränken mußte, aus Furcht, es möchte mir zu einer ausführenden Rede die Stimme verſagen und meine Meinung ſo blöde erſcheinen, als es mein zerkrampfter Kehlkopf wirklich war.

Und ſo wüßte ich heute noch nicht, was mich bei alledem fortwährend, zwar durchaus nicht bei gutem

Ausſehen, aber doch bei Kraft und Stimmung erhielt, wenn es nicht eine ungewöhnliche Aufregung des Gemüths war, die freilich auch, nach meinen ſpätern Erfahrungen, ein Uebel wie das meinige immer wieder erweckt und damals ſteigerte.

In dieſem Zuſtande hatte ich auch fortwährend die Unruhe, in den Nebenſtunden alles zu leſen und ſchriftlich zu ſammeln, was ich mit Abſicht auf einen künftigen Roman über die weſtfäliſche Zeit König Jérôme's auftreiben konnte. — „Morken wieder luſtik!“ dachte ich am ſchlafen gehenden Abend, und vergaß, daß rechtzeitige Ruhe — wenn auch nicht immer die erſte Bürgerpflicht, doch der beſte Rath für einen Aſthmatiker iſt. Dabei durfte ich doch auch nicht verſäumen, über den Gang der Dinge in Kaſſel Nachrichten nach Augsburg und Köln zu geben. Denn auf Kaſſel waren von auswärts die Blicke geſpannt, und es hing viel davon ab, daß keine falſchen Signale hinausgegeben wurden. —

Das waren freilich gerade die beiden Zeitungen, vor denen mich nachher, unterm 23. October, Varnhagen's Brief warnte, dieſen „elenden Blättern“ ja nicht zu glauben, daß man in Berlin in Anarchie lebe, denn bürgerlich ſei alles in größter Ordnung und Ruhe, die politiſche Aufregung ſei eine Sache für ſich und bleibe innerhalb dieſer Sphäre.

Nun muß ich offen geſtehen, daß mir dieſe letzte Ausſage ganz unbegreiflich war. Eine politiſche Aufregung, die ja eben darauf ausgeht, das öffentliche Leben, worin die bürgerlichen und häuslichen Zuſtände ruhen, umzugeſtalten und wenn nöthig umzuſtürzen, bleibt doch nur innerhalb ihrer Sphäre, wenn ſie dieſe Umwandelung vollzieht. Es kam mir vor, als ob man ſage: bürgerlich und häuslich bleibt alles in Ordnung, denn das Erdbeben hält ſich innerhalb ſeiner Sphäre. Auch ſetzt Varnhagen jener Aeußerung gleich hinzu: „Ich möchte freilich keiner von denen ſein, die das Volk als Verräther bezeichnet und haßt.“ Und Eilers in den Mittheilungen ſeiner Erlebniſſe gibt die Erklärung hierzu, wenn er erzählt, daß die Zuhörer des Redners Held vor den Zelten ſich überzeugt gehalten hätten, die Zeit zum Halsabſchneiden ſei gekommen.

Varnhagen's Anſicht erklärte ſich mir einigermaßen aus ſeinem perſönlichen Befinden. Schon im März mußte er ſich „die harte Wahrheit eingeſtehen, daß er zu keiner öffentlichen Rolle fähig ſei, weder ein Amt verwalten noch Volksvertreter ſein könne“. — „Ich vermag bei meiner elenden Geſundheit nichts in ſtrenger Folge zu thun“, ſchrieb er; „am guten Tag, in guter Stunde könnte ich wol alles Mögliche leiſten, im Rath und vor dem Volk ſprechen, Schriften ausarbeiten, ja eine Schar zum Kampfe führen, aber gleich darauf wieder nichts, gar nichts, indem Schwindel, rheumatiſche Kopfſchmerzen oder Augenblendung mich hülflos auf das Sofa werfen“ u. ſ. w.

So wurde dem verehrten Manne, ebenwol wie mir, der ſchönſte, reichſte Sommer, deſſen man gern mit Leib und Seele froh geworden wäre, durch allerlei Leiden verkümmert. Aber verſchieden wie körperlich wirkten ſie auch auf die Freiheit des Gemüths.

Mich ließen ſie doch fortwährend im öffentlichen

Leben verkehren und was da vorging mit unbefangenem Sinn wahrnehmen, während ſie den Freund auf dem Sofa feſthielten, wo ſich ihm unwandelbar „die Geſinnung und Kraft des Volks in ihrer ganzen Größe zeigten". Ihm blieb, ſo ſcheint es, der Inbegriff des „Volks" eine einheitliche und reine Subſtanz, die ſich freilich dem Näherbetrachtenden ſehr bald in die verſchiedenſten Beſtandtheile nach Abſichten und Beſtrebungen, nach Mitteln und Wegen zerſetzte. So ging es auch mir, der ich doch aus dem Volke war, und nur zu bald erlitt ich große Einbuße an Vertrauen auf die Entwickelung der Dinge. Was ich noch vor kurzem in Frankfurt — beim Zuge aus dem Römer in die Paulskirche, unterm Läuten aller Glocken, unterm Donner des Geſchützes, unter den dreifarbigen Rieſenfahnen der Häuſer, unter dem Zujauchzen von den Fenſtern und Dächern — mit Thränen begrüßt hatte, die Erwartungen von dem Volke ſanken allmählich auf ängſtliche Hoffnungen für das Volk herab.

Aus dieſer Stimmung hatte ich im Nachſommer an Varnhagen geſchrieben und ihm mein Thun und Laſſen geſchildert. In jenem Briefe nun vom 23. October, worin er ſo viele früher freiſinnige Männer beſchuldigte, daß ſie erſchrecken vor den Bewegungen zurückträten weil es ihnen an politiſchem Sinn mangele, begegnete er mir noch mit ſchonender Entſchuldigung für meine Geſinnung. „Ich verdenke es Ihnen nicht, daß Sie ſich zurückziehen", ſchrieb er mir in Bezug darauf, daß ich keine neue Wahl annehmen würde, und ſetzte vielleicht ironiſch gemeint hinzu: „Beglückwünſchen muß ich Sie, daß Sie in ſo bewegter Zeit freundlichen Anhalt und edle Erholung in ſchöner Geſelligkeit gefunden und auch auf neue literariſche Arbeiten ſinnen; es iſt dies die ſchönſte Gewähr, daß Sie ſich ſelbſt treu geblieben ſind.“ — — —

Zu dieſer Geſelligkeit, die zugleich mit meinen literariſchen Abſichten in Verbindung ſtand, gehörte auch eine geiſtreiche Frau und Schriftſtellerin, Frau von Hohenhauſen, geborene von Ochs. Ihre blühende Jugend lag in jener Jérôme'ſchen Zeit und ſie hatte ſich damals in den Kreiſen der höhern Geſellſchaft auch geltend gemacht. Doch fühlte ich ihr an, daß ſie über die damaligen Verhältniſſe ſich nicht gern mittheilte; ſie hing ſchon etwas nach der frommen Seite. Von ihrer Schwägerin aber, der Frau von Ochs, einer gebildeten, ernſten Dame, erhielt ich ſechs Bände Modejournale aus jenen Jahren mitgetheilt, die mich nicht blos über die Moden und Kleiderſtoffe von damals belehrten, ſondern auch umſtändliche Berichte aus Kaſſel über die Hoffeſte u. dgl. enthielten.

Viel Intereſſantes ward ich auch den mündlichen Mittheilungen meines Wohnungsnachbars, Hofraths Harnier, ſchuldig. Er hatte als Arzt und als Mann von Welt und hoher Bildung mit den bedeutendſten Perſönlichkeiten der Jérôme'ſchen Reſidenz verkehrt und gab mir Charakter- und Perſonalſchilderungen von ſolchen Männern und Frauen, auf die ich es für meinen Roman abgeſehen hatte. Mit jenem feurigen, erröthenden Aufblick, der dem merkwürdigen Manne noch in hohen Jahren eigen blieb, ſchwärmte er beſonders für Frau von Bülow, Gattin des Jérôme'ſchen Finanzminiſters, die er mit Emphaſe ſeine Freundin nannte. Dies veranlaßte mich, im heiterſten Sinne den in meinem Roman mithandelnden Arzt Harniſch als lebhaften Verehrer jener liebenswürdigen und rechtſchaffenen deutſchen Frau erſcheinen zu laſſen. Daß der alte Herr dies übel aufnehmen könnte, wäre mir nicht eingefallen, da er ſich nicht nur ganz offen für einen beſondern Verehrer liebenswürdiger Frauen gelten ließ, ſondern mir auch eines Nachmittags in ſeinem Garten eine Geſchichte aus ſeiner früheſten hanauer ärztlichen Praxis ausdrücklich zur Benutzung für eine Novelle mitgetheilt hatte. In dies mir umſtändlich erzählte Lebensverhältniß gab er ſich ſelbſt viel tiefer verwickelt an, als ich es in meiner erſt nach Jahren geſchriebenen Novelle „Täuſchungen" darzuſtellen mir geſtattete. — —

So und noch von weiter her erwuchs mir unter der Hand ein ſtarkes Heft von Notizen, das ſpäter ſich noch aus brieflichen Nachrichten vermehrte. Dies freilich keineswegs zum Vortheil meines nachmals bearbeiteten Romans. Denn die Maſſe des aus dem Leben entnommenen Wirklichen hat für den hiſtoriſchen Roman etwas ſehr Verführeriſches, indem ſie gar zu gern unverwandelt in poetiſche Wahrheit ſich der Production aufdrängt und die Freiheit der Erfindung und der Compoſition beläſtigt und unterdrückt. Und leider begegnet hierin der Dichter, der ſich zuweilen gern als Forſcher in ſeinen Studien gefällt, dem falſchen Geſchmack der Leſer, die ebenſo gern fragen, ob denn das

Erzählte wol auch wahr, das heißt — wirklich geſchehen ſei.

Auf dieſen falſchen Geſchmack hin machen ſich heute mit beſonderm Glück die ſogenannten culturhiſtoriſchen Romane von Frauen und Männern breit. Man wählt mit Vorliebe ſolche Helden für die Erzählung, über welche ein reiches biographiſches oder hiſtoriſches Material vorliegt, woraus man denn mit leichter Mühe recht große Stücke, oft wörtlich, ausſchneidet und mit etwas eigener Erfindung zuſammenleimt. Um dann die Leſer zum Ueberfluſſe vollends zu beglücken, läßt man in kleinen Notizen die Verſicherung darunter herlaufen, daß dieſer und jener Zug wirklich hiſtoriſch ſei. Als ob der Honig der Poeſie dabei gewänne, wenn er nach dem Kraut ſchmeckt!

Abſchied.

Inzwiſchen neigte ſich der Landtag ſeinem verfaſſungsmäßigen Ende am 31. October zu, nur nicht ſo ruhig, wie es Ablebenden zukommt, indem noch die wichtigſten Geſetze, und darunter auch das Geſetz über die Religionsfreiheit, über die Civilehe, über die Umbildung des Strafverfahrens, im Laufe des October zu erledigen blieben. Anderes Ungeſtüm kam dazu. So rief ein Abgeordneter, der es ehrlich meinte, aber etwas querköpfig faßte, und der ſeine Wirkſamkeit für das „Volk“ gern am Beifall der Galerien maß, durch Anträge, die den Hof berührten, Discuſſionen hervor, die nachgerade an das Ungehörige ſtreiften und die Miniſter in Verlegenheit brachten.

Dann brach ein wahrer Sturm von Petitionen für ein neues Wahlgeſetz zum nächſten Landtage hervor. Es war der thätigen Partei damals ein Leichtes, Tauſende von Unterſchriften aufzubringen, zum Theil von Händen noch unter jenem Alter, das die Volksführer ſelbſt für active und paſſive Wahl verlangten. Mit den Frühlingsſtürmen waren die Vollbärte, die brennenden Cigarren und die Staatsweisheit über unſere männliche

Jugend gekommen. Die Miniſter befanden ſich in keiner kleinen Verlegenheit, ein Wahlgeſetz nach dem Verlangen der Demokratie gerade für Kurheſſen zu ſchaffen. Denn nicht nur ruhte die ganze Verfaſſung theilweiſe auf alten landſtändiſchen Fundamenten, theilweiſe auf den neuern Grundlagen der Volksrepräſentation, ſondern wir hatten auch nur Eine Kammer, in welcher mit der verlangten Aufhebung aller Standeswahlen und Einführung directer Wahl des ganzen Volks die conſervativen Elemente zu verſchwinden drohten, abgeſehen von dem Vorrechte der Standesherren, das als bundesverfaſſungsmäßig von der Regierung und den Ständen nicht aufzuheben war.

Ich ſelbſt hatte noch einmal, und zwar für den von Sigmaringen einberufenen Miniſter des Aeußern auf den Antrag eines unſerer Abgeordneten gegen die Fortdauer dieſes nach Eintritt der Centralgewalt angeblich überflüſſigen Miniſteriums vorzutreten, und die Nothwendigkeit der einſtweiligen Fortdauer des Miniſteriums aus der Stellung Kurheſſens zur proviſoriſchen Reichsgewalt ſowie aus unſern eigenthümlichen Zuſtänden innerhalb des zwiſchen Fürſt und Volk geſtellten Miniſteriums darzulegen. Der Antrag — das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten noch zur Zeit nicht für überflüſſig zu erklären, ging denn auch ohne Discuſſion und Widerſpruch durch.

Im übrigen war die öffentliche Stimmung ruhig. Das demokratiſche Treiben fand an dem moraliſchen Gewichte der beſonnenen Einwohnerſchaft eine Schranke, und war durch Erlaſſe der Reichsgewalt nach Vorgängen in Frankfurt eingeſchüchtert. Einige Flugblätter, wie „Die Horniſſe“, der es mehr an ſeinem Stachel als an Schmuz und Gegenſtänden zum Beſchmeißen fehlte, genoſſen Nachſicht genug, ſelbſt wo ſie den öffentlichen Anſtand und die Würde des Geſetzes verletzten.

Unerwartet erſchien noch ein großer Reactionär in Kaſſel. Schelling, der Philoſoph, voll Unwillens über Berlin und die Bewegungen der Zeit, kam von Pyrmont herüber und hoffte im Gaſthofe zu Wilhelmshöhe Stille und Ruhe zur Vollendung ſeiner „Philoſophie der Offenbarung“ zu finden. Aber auch mit dieſer Zuflucht war er nicht ſehr zufrieden, und es blieb überhaupt zu fürchten, ob er nicht, wenn er von dieſem Sinai des großen Chriſtoph mit den leuchtenden Tafeln ſeiner Offenbarung herunterſteigen würde, vor den neuen großen Offenbarungen der Geſchichte und des Volksgeiſtes unverſtanden und unbeachtet bliebe.

Und als ich endlich am einbrechenden Abende des 31. October nach dem Ständehauſe ging, um den Landtagsabſchied mit zu unterzeichnen, goß der Himmel in Regen herab, und ich mußte, athemlos wie ich an jenem Tage war, oft genug unter meinem praſſelnden Schirm ſtehen bleiben und ausruhen.

Nicht ohne verhaltene Wehmuth des Abſchieds ſtanden die Abgeordneten in zuſammengehörigen Gruppen zwiſchen den Lichtern des Saales. Ein höherer Militär, der zu uns gehörte, trug mir für den neuen Landtag eine ſtandesherrliche Wahl an, die ich ablehnen mußte. Abgeſehen von allem ſehnte ich mich nach Herſtellung meiner Geſundheit und nach der Ruhe des Hauſes.

Die erſten Tage des November hatte ich das Zimmer zu hüten. Ich fühlte mich außer Stande, Abſchied von meinen Bekannten zu nehmen. Einzelne kamen, mir Lebewohl zu ſagen, und ſchieden mit bedenklicher Miene über mein Ausſehen, mit Zweifeln über meine Herſtellung.

Am dämmernden Abende des dritten wandelten wir zur Poſt, wo ich im Cabriolet des Eilwagens unſere Plätze belegt hatte.

Dort erwartete uns noch ein liebes Mädchen, das bei zufälliger Bekanntſchaft in einer Theaterloge ſich innig an meine Frau angeſchloſſen hatte und für meine „Clubiſten" ſchwärmte. Sie war mit ihrem Vater gekommen, uns ein letztes Lebewohl zu ſagen. Ihr letztes; denn wir ahnten nicht, daß bis zum nächſten Sommer, wo ſie uns zu beſuchen dachte, eine ſo blühend und ſchön entwickelte Jugend begraben ſein würde.

Um nun aber von meinem Tagewerke nicht ohne Zeugniß zu ſcheiden, nehme ich ein ſolches von einem meiner Widerſacher.

Ein junger talentvoller Mann, der mir perſönlich unbekannt geblieben war, G. Kellner, an der Spitze der kaſſeler Demokraten und einer der Horniſſenwärter, hatte eben eine kleine Sammlung ſeiner Gedichte — „Heſſenlieder" — herausgegeben und darunter auch mir eins gewidmet. Dies freilich aus früherer Zeit, wie gleich die erſte Strophe zeigt:

Ich ſah dich nie. Dennoch laß mich dich grüßen!
Dein edles Herz, wie lange lieb' ich's ſchon;
Wie ſaß ich oft im Geiſt zu deinen Füßen,
Still lauſchend deiner Dichtung vollem Ton. —

Unter dieſer Strophe ſtand aber aus der Gegenwart die Bemerkung:

„Jetzt hab' ich ihn geſehen und gehört — in der Ständekammer. Er iſt ein Ariſtokrat. Das Gedicht gilt nur dem Dichter, nicht dem Politiker K. Hätte ich den Politiker früher gekannt, ſo hätte ich den Dichter weniger geliebt.“ —

So hatte ich denn allerdings aus meiner Landſtandſchaft eine Einbuße zu beklagen, ohne als Ariſtokrat einen Gewinn zu machen; denn auf jenes Zeugniß erfolgte doch von nirgends her ein Orden.

Wie ſehr mich nun auch der Eindruck freuen durfte, den meine Sachen zu ihrer Zeit auf einen begabten jungen Mann gemacht hatten, ſo nahm mich doch noch mehr wunder, wie er auf das Motto gekommen war, das er aus Goethe über ſein Gedicht geſetzt hatte. Wie er es auch damit gemeint haben mochte, hatte er jedenfalls das ſchönſte Ziel meines Strebens bezeichnet. Und in dieſem Sinne nehme ich die edeln Worte zum Schluß meines Buches auf:

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforſcht und ſtets gegründet,
Nie geſchloſſen, oft geründet,
Aelteſtes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßt das Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke,
Kommſt du eine gute Strecke!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Siebzehnter Band.

Die hohe Braut.

Dritte, weſentlich verbeſſerte Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1867.

Die hohe Braut.

Ein geſchichtlicher Roman

von

Heinrich Koenig.

Dritte, weſentlich verbeſſerte Auflage.

In drei Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1867.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Erſtes Buch.

Erstes Kapitel.

Nun ſeht einmal her, Meiſter Adrian! Hier in den Korb ſchaut hinein! Sind das wol Bohnen genug für die heutige Mahlzeit? Ihr ſeid auch ein Liebhaber von friſchen Bohnen, Meiſter Adrian: ſie ſollen Euch ſchmecken; denn heute wird Euch doch wol die Gnade zutheil werden, bei uns zu Tafel zu ſein. Seht Ihr! dieſes Jahr war mir etwas bange: es wollte mit den Frühlingsgemüſen nicht werden, und beinahe hätte mir's zum erſten mal fehlgeſchlagen, meinem Herrn Marcheſen ein Lieblingsgemüſe zu ſeinem Namenstag zu ſtellen. Seit ich hier den Garten baue, habe ich immer grüne Bohnen, oder doch junge Erbſen geſchafft, ſo früh auch im März das Feſt des heiligen Aleſſandro fallen mochte. In den letzten Tagen iſt unſer gnädiges Fräulein oft genug durch die Beete geſchwebt und hat die Bohnen befühlt, ob ſie wollten reif werden. Da ſind ſie! Hortenſio, gratulire dir!

Dieſe vergnügten Worte kamen aus des alten Gärtners Munde, und der Schulze Adrian hörte beifällig zu, indem er dazwiſchen nach dem Fenſter aufſah, hinter welchem der Marcheſe Malvi ſchlief. Nachdem er dem Gärtner einiges Lob über deſſen Einſicht und Geſchicklichkeit geſpendet, fuhr der zufriedene Alte, zu allgemeiner Betrachtung übergehend, fort:

Der gute Boden und die warme Sonne thun auch etwas, Meiſter Adrian. Beide ſind zuverläſſig und treu. Die Natur bleibt nicht aus. Der Frühling kommt immer wieder und die Sonne jeden Morgen. Seht nur, da geht ſie ja wie gerufen auf! Und nun werft einen Blick über den Garten und die Hügel, wie reich die Pflaumen und Birnen, die Pfirſchen und Aprikoſen in ſchönem Gemiſch von Weiß und Roth blühen. Die Feigenbäume ſchlagen aus, die Mandelblüten ſind aufgebrochen. Dort im Bache wäſcht die babyloniſche Weide ihr friſch grünes Haar. Mein Herz hüpft, wenn ich das alles ſo wiederkommen ſehe, und ich danke meinem Gott, der in ſeiner Weisheit der Natur keine Wahl und Willkür gelaſſen, ſondern ſie dienſtbar nach ſeinem ſtrengen Willen gemacht hat. Warum ſind die Menſchen ſo wenig zuverläſſig? Weil ſie Wahl haben, ohne zu wiſſen, was ſie wollen, ohne zu wollen, was ſie ſollten. Denkt Euch, wenn es die Geſtirne und die Jahreszeiten ebenſo machen wollten! Wenn wir täglich die Sonne anflehen müßten, daß ſie doch zur rechten Zeit uns die hohe Gnade ſchenken möchte. Oder wir müßten in Angſt leben, ob ſich das Weizenkorn in ſeinem Furchenbett nicht verſchlafen werde. Nein, Meiſter Adrian, auch nur der Menſch iſt rechtſchaffen, der gemeſſen iſt; nur der iſt auch glücklich, der gebunden iſt in ſeinem Thun und Laſſen.

Indeß war der Fenſtervorhang am Schlafgemach des Marcheſen in die Höhe gegangen, und Adrian eilte in das Schloß, um den harrenden Muſikern ein Zeichen zu geben. Sie hielten ſich im Vorſaal gewärtig, wo viele Menſchen in ängſtlicher Stille verſammelt ſtanden. Jetzt ſpielten die ſanften Inſtrumente. Gerührt zuhorchend und vor ſich hinlächelnd ſaß in einer Ecke der greiſe Pfarrer des Orts, Antonio Briani, während alles ſich nach der Thüre drängte, aus welcher der Marcheſe treten ſollte. Die Mönche verſchiedener Orden, durch ihr Anſehen den Laien unbedingt vortretend, machten ſich untereinander ſelbſt durch Anmaßung den Vorrang ſtreitig.

Sobald aber Blanca, die Tochter, mit feſtlich geſchmückten Landmädchen herbeikam, mußten auch die Kutten weichen.

Die Mädchen, aus dem nahen Dorfe Drappo, waren Geſpielen Blanca's und von gleichem Alter mit ihr, zwiſchen ſiebzehn und achtzehn Jahren. In gefärbte Baumwolle gekleidet, hatten ſie farbige Bänder in den kronenartig aufgewundenen Haaren. Sie hielten einen großen Blumenkranz und in Körbchen mancherlei kleine Bedürfniſſe, von der Tochter für den verwitweten Vater beſorgt.

Nun öffnete ſich die Thür und der Marcheſe trat heraus, hager von Geſtalt, edel und ernſt von Angeſicht. Mit Rührung vernahm er die einfachen, muntern Worte der Tochter, küßte ſie und nahm die Geſchenke der erröthenden Mädchen freundlich entgegen. Er dankte den Mönchen auf ihre gezierten Glückwünſche und für die

Segnungen, die ſie von ihren Klöſtern überbrachten. Dem Pfarrer, der nun gebückt herbeikam, machte der Marcheſe ſelbſt Platz, faßte den Greis an den Händen und ließ ihm einen Stuhl geben. Dem Schulzen Adrian, der zuletzt dem Grundherrn die Gemeinde Drappo vorführte, bot er die Hand. Es war heut das erſte mal, daß er dies öffentlich that, und die Umſtehenden ſahen einander erſtaunt an. Aber ihre Verwunderung ſollte noch zunehmen, als der edle Marcheſe mild und wohlwollend die Landleute anredete, ihnen für Treue und Gehorſam dankte und ſie in ihren Laſten zu erleichtern verſprach. Bisher hatten ſie zwar über Strenge ihres Grundherrn nie zu klagen gehabt; doch waren alle Erlaſſe und Erleichterungen nur aus Gnade bewilligt, und übrigens Dienſte und Abgaben nach Herkommen und Recht gefordert worden. Heute erhielt nun unerwartet die Gemeinde förmlichen Erlaß aller Hand- und Spanndienſte zu den Bauten des Schloſſes und der Meierhöfe des Marcheſen, nebſt Befreiung vom Pomeranzenzehnten ihrer Felder und Gärten, mit der Beſchränkung jedoch, daß der halbe Zehnte, mithin der Zwanzigſte, dem Franciscanerkloſter an der Muttergotteskirche von Cimiez zugewendet ſein ſollte.

Wie ſegnete ſich das gutmüthige Völkchen von Drappo! Welche Segnungen des Himmels ſagten nicht die Kloſterväter von Cimiez dem edlen Marcheſe zu! Wobei indeß die übrigen Mönche mit neidiſchem Halsdrehen ihren geſchorenen Nacken an den rauhen Kapuzen rieben. Die Greiſe aus der verſammelten Gemeinde weinten; ſei es, daß es ſie ſchmerzte, ſolche Wohlthaten nur noch eine kurze Zeit genießen zu können, oder daß ſie die Erleichterung von einer länger getragenen Laſt lebhafter empfanden. Der ſchönen Blanca ſah jeder an Mund und Augen an, mit welcher Luſt ſie die ſchon ausgefertigten Erlaß- und Schenkbriefe der Gemeinde und dem Kapuzinerpaar aushändigte.

Nachdem beide ihren Dank wiederholt hatten, ſprach der Marcheſe folgendermaßen:

Ihr guten Bewohner von Drappo, überzeugt ihr euch nun, wie ſehr ich euere alte Anhänglichkeit an mein Haus zu ſchätzen weiß? Ihr habt euch als treu bewährt und ſollt nicht ohne Belohnung dafür ausgehen. Mehr aber wird auf meine Empfehlung noch des Königs Majeſtät für euch thun. Bleibt ihm treu, ihr rechtſchaffenen Unterthanen, und laßt euch nicht von jenen Umſchleichern verführen, die euch mit thörichten Verſpiegelungen, mit falſchen Verſprechungen zu gewinnen ſuchen, — Bettler und Elende, die, wären ſie des Glücks mächtig, das ſie verſprechen, es zuerſt für ſich ſelbſt behalten würden. Nein! Sie wollen euch zu Grunde richten, um entweder dabei zu gewinnen, oder doch Geſellen ihrer Armſeligkeit an euch zu finden. Ich warne euch, liebe Freunde! Viele aus Villafranca und von der Küſte gehen ins Gebirge und kommen mit Geld und Waaren zurück: laßt euch nicht verblenden, ſchenkt ihnen kein Gehör! Sie werden es ſchwer bereuen. Bleibt ihr euerm guten König Victor Amadeus treu! Ich bin nach Turin berufen, um ſeiner Majeſtät perſönlich zu berichten, wie ihr geſinnt ſeid und welche Gnaden ihr verdienen mögt. Darf ich gut für euch ſagen, ſo reicht mir euere Hände her. So, ſo recht, brave Nizzarden! Werbt nur unter euern Nachbarn! Kittet euch zuſammen mit Gehorſam und ſeid eine unzerbrechliche Schutzmauer euers Königs gegen die ſchlimme Zeit, gegen dieſes böſe Wetter, das uns von Frankreich herüber droht. Die Könige, wißt ihr, ſind vom Himmel beſtellte Verwalter und Ausſpender der Güter und Wohlthaten; ſie geben zur rechten Zeit und im rechten Maß, wie auch ihr gegen euere Kinder thut; was aber ein Volk ſich nimmt, das wird ihm nach der Fügung Gottes in Fluch und Unheil verwandelt. Die frommen Ordensbrüder da werden euch erzählen, wie unglücklich die Menſchen drüben in Frankreich geworden ſind, die nun ſeit drei Jahren her wie Raſende alles Beſtehende umſtürzen und, um ein angebliches Heil zu gewinnen, alles Heilige zerſtören. Seid ihr nun klüger, brave Unterthanen, und erntet langſam, wo jene raſch verwüſten. Geht fleißig in die Kirche und unterrichtet euch bei den frommen Mönchen über unſere Pflichten gegen Gott und den König. Laßt euch führen und lenken, jetzt, wo der Hochmuth der Menſchen frei und ledig ſein will. Täglich kommen unglückliche Auswanderer aus allen Ständen Frankreichs in unſer Land: denkt, der Himmel ſende ſie euch zur Warnung herüber. Habt Mitleid mit ihnen und ſeid ſelbſt auf euerer Hut! Die Verführer treten in allerlei Geſtalten auf. Euere Klugheit aber und euere Treue werde ich Seiner Majeſtät zu rühmen wiſſen und darum morgen ſchon nach Turin eilen, ſo ungern ich ſonſt aus euerer Mitte gehe. Es lebe Victor Amadeus hoch!

Alle fielen jubelnd ein und verließen ſo beſchenkt und begeiſtert das Schloß. Nur Antonio Briani und Adrian blieben als Gäſte zurück. Die Art, wie hierauf die Dienerſchaft in guter Livree und nach Abſtufung eines gewiſſen Ranges vor dem Marcheſe mit ihren Glückwünſchen erſchien, zeigte dieſen nun mehr im Licht eines vornehmen Gebieters, der von den Angehörigen ſtrenge Zucht und gemeſſene Sitte erwartet und zu erfahren gewohnt iſt.

Euer Sohn ſcheint krank zu ſein, bemerkte der Marcheſe, als man ſich zum Frühſtück geſetzt hatte. Krank iſt er nicht, erwiderte Adrian in unmuthiger Verlegenheit, aber wohin er von Gottes und Rechts wegen gehörte, fehlt der Nichtsnutz immer; ſonſt wäre der Tagedieb eben hier, wie jeder brave Unterthan Euerer Gnaden. Der ungerathene Burſche iſt ſchon ſeit geſtern früh fort. Ich habe ihn immer den verlorenen Sohn geſcholten, und er wird's alle Tage mehr. Das verfluchte Umherſtreifen auf der Jagd! Ich bringe den Schlingel nicht mehr aus den Bergen. Nun aber hab ich's auch ſatt mit dem heilloſen Menſchen!

Gebt Euch zufrieden, Meiſter Adrian! ſagte hierauf die ſchöne Blanca. Gewiß ſtellt ſich Giuſeppe noch zur rechten Zeit mit einem Wild ein. Er hat auf dieſen Tag niemals gefehlt und immer in ſeiner Art etwas mitgebracht.

Ich mag des Burſchen entſchloſſenes Weſen wohl leiden, ſetzte der Marcheſe hinzu, und ſehe darum ſeinem kurzen unmanierlichen Betragen etwas nach. Wenn er ſich nur nicht von dem Geſindel anlocken läßt, das jetzt im Gebirge umherzieht und allem Vermuthen nach zu verderblichen Abſichten gegen unſer friedliches Land gebraucht wird. Solch ungebundenes Treiben, wie es Euer Giuſeppe liebt, hat für ſich keinen Beſtand. Der ledige Menſch, der ſich zu nichts Tüchtigem ſelbſt zu beſtimmen weiß, wird leicht von irgendeinem böſen Geiſt ergriffen und beſtrickt. Ich habe wieder drei dieſer Gauner einfangen laſſen. Es kommt mir auch verdächtig vor, daß jetzt die Bewohner der Seeküſte ſo fleißig nach dem Gebirge gehen, um, wie ſie vorgeben, ihre Bedürfniſſe von wandernden Krämern zu kaufen. Sie kommen allerdings mit mancherlei Waaren zurück, meiſt aber auch mit mehr Geld, als ſie zum Einkauf mitgenommen haben. Das ſind mir verdächtige Geſchäfte! Ich habe vorgeſtern auf meinem Streifritt einige dieſes Ufergeſindels, die ſich nicht gehörig ausweiſen und verantworten konnten, auf der Stelle durchpeitſchen laſſen. Sie führten die verwegenſten Reden. Ihr drittes Wort iſt „Freiheit“. Hier müßte durchgegriffen werden; fände ich nur mehr Bereitwilligkeit und Mitwirkung bei meinen Nachbarn. Die ſind aber mit Blindheit geſchlagen, wollen nicht begreifen, welche Gefahr hinter dieſem Treiben ſteckt, und lachen mich noch zu meiner Beſorgniß und Wachſamkeit aus. Und was ſoll ich am Ende auch mit den Gaunern anfangen, die ich im Thurme eingeſperrt habe? Laſſe ich ſie wieder los, ſo kehren ſie zu ihrem verwegenen Treiben zurück und arbeiten nur noch feindſeliger gegen mich; liefere ich ſie nach Turin aus, ſo ſind es verlorene Leute. Die Regierung ſpaßt jetzt nicht. Wenn ſich nur Euer Sohn hütet! Warnt ihn ja, Meiſter Adrian!

Wie? Von ſolchen peitſchenswerthen Menſchen fürchten Sie, lieber Vater, für Giuſeppe? fiel die Tochter wieder ein. Giuſeppe iſt ſtolz und läßt ſich von niemand misbrauchen. Kaum mag er ſich bequemen, den Würdigſten zu Gefallen zu leben. Und zu welchem Zwecke ſollte er ſich denn auch jenem Geſindel anſchließen? Nein, Vater, ſagen Sie ihm nur, es ſeien durchgepeitſchte Gauner, und er wird ſie keines Wortes mehr würdigen.

Laſſen Sie ihn beileibe nicht hören, wie ſehr Sie ihm zu Gunſten reden, gnädiges Fräulein! verſetzte Vater Adrian. Freilich hat der Burſche ſeinen Dünkel; wenn nur ſein hoher Gaul nicht über ſeines Vaters Krippe hinausreichte!

Schilt nicht, Alter! wehrte lächelnd der Marcheſe. Du ſchiltſt freilich deinen Sohn, aber auch Blanca's Milchbruder.

Da liegt's eben, gnädiger Herr Marcheſe! eiferte Adrian fort. Weil der Junge mit dem gnädigen Fräulein an gleicher Mutterbruſt gelegen, nimmt er ſich ſo etwas Stolzes uud Edelmänniſches heraus. Hat er aber guten Grund dazu? Ich ſage nein! Denn es war ja meiner Frauen Bruſt, nicht der gnädigen Frau, Gott habe ſie ſelig! Hat nun unſer vortreffliches Fräulein mit der Milch der Bäuerin Herablaſſung und Leutſeligkeit eingeſogen, ei, ſo haben wir Niedern und Unterthanen dafür zu danken und uns zu preiſen.

Auch der alte Geiſtliche nahm freundlich zum Beſten ſeines Täuflings und Zöglings das Wort, behauptend, Giuſeppe's Herz ſei vortrefflich und ſein freies Weſen doch keine Roheit, ſondern nur das Geſieder eines kühnen Geiſtes. Worauf der Marcheſe verſetzte:

Da ſeid Ihr wieder auf Euerm Kapitel, guter Vater. Ihr ſeht gar gern eine gewiſſe Ungebundenheit für ein freies adeliches Weſen an. Je kühner aber die natürlichen Neigungen des Jünglings ſind, deſto mehr müſſen ſie in ſeiner bürgerlich-untergeordneten Stellung gezügelt, ja unterdrückt werden. Auch meine Tochter beruft ſich gern auf Euere Lehren, wenn ſie ſich über manchen Zwang und über die Förmlichkeiten der guten Geſellſchaft hinausſetzt. Aber ich verlange ſtreng gemeſſenes Betragen. Gute Lebensart muß im äußern Umgang die Tugend vertreten; ja, für den Menſchen, der doch nur von außen erzogen werden kann, iſt Sitte die Angewöhnung zur Sittlichkeit, der Schliff der Sittlichkeit.

Wohl geſprochen, Herr Marcheſe, verſetzte der Pfarrer; aber ein Diamant kann nur mit ſeinen eigenen Abfällen geſchliffen werden; ebendarum hoffe ich, daß Giuſeppe ſeine Verirrungen zu ſeinem Beſten benutzen werde.

Man hörte jetzt im Vorſaal raſche Schritte und einen dumpfen ſchweren Fall. Blanca fuhr erſchrocken auf. Ein Diener öffnete die Flügelthür, ward aber, bevor er noch anmelden konnte, von einem kräftigen Jüngling beiſeite gedrückt. Giuſeppe trat vor, verneigte ſich mit viel freiem Anſtand gegen den Marcheſen und ſprach ſeinen einfachen Glückwunſch unbefangen aus. Dann ſetzte er gleich lächelnd hinzu: Ich habe noch Einen zum Feſte mitgebracht, Herr Marcheſe, nur hat er kein feſtlich Kleid an. Ich zwar auch nicht! Nun, ich laſſe mich dafür auch ausſchelten; den draußen aber werdet Ihr mir nicht ſchelten, Herr Marcheſe, wenn Ihr ihn ſeht. Thut ihm doch gleich die Gnade an und ſeht ihn!

Giuſeppe hatten den Marcheſen ohne weiteres an der Hand gefaßt und führte ihn nach dem Vorſaal. Die andern folgten. Ein tüchtiger Eber lag auf dem Fußboden. Alle waren über das in der Gegend ſo ſeltene Thier erſtaunt und der Marcheſe ſo erfreut, daß er dem jungen Jäger die Hand bot und weder deſſen nachläſſigen Anzug, noch die Blutflecken auf dem Fußboden beachtete.

Giuſeppe küßte raſch Malvi's Hand und ſtrich dann, mit großen hellbraunen Augen umherblickend, die Fülle unbeſchnittener Locken von der Stirn zurück. Hierauf durfte er mit frühſtücken und ſein Jagdgeſchichtchen erzählen: wo er die Fährte des Thiers entdeckt habe, wohin er ihm nachgeſchlichen ſei, wo er es erlegt und wie er es fortgeſchafft habe. Jeden Weg und Winkel des Gebirges wußte er mit Namen zu nennen. Was er beſchrieb, ſtand alles lebendig und anſchaulich da. Seine Bewegungen floſſen in ungeſuchter Anmuth, und weder das Vornehme der Umgebung noch der Perſonen legte ihm eine Befangenheit auf. Eher hätte man wahrnehmen können, daß die Fröhlichkeit der Geſellſchaft, des Fräuleins Lächeln und des Marcheſen Beifall ihn ein wenig übermüthig ſtimmten. Und ſo war es in der That. Denn als nun die Zeit zum Hochamt herannahte, erhob ſich Malvi nach ſeinem Cabinet und hieß den Schulzen und den Pfarrer folgen, um ihnen ſeiner Abreiſe wegen noch Befehle und Verfügungen auf die Dauer ſeiner Abweſenheit zu geben. Blanca ſendete ihre Geſellſchafterin Petronella hinweg, um Gebetbücher und Fächer zu holen, worauf ſie leiſe und eilig gegen Giuſeppe ſprach:

Giuſeppe, du treibſt dich viel in den Bergen umher; es ſollen dort verdächtige Zuſammenkünfte gehalten werden, wie mein Vater weiß. Mein Vater fürchtet, ſie zögen dich mit in ihre Heimlichkeiten und böſen Streiche. Halte dich mir zu Liebe von ihnen ab! Traue ihnen nicht, wenn ſie dich locken, und bedenke, daß ich bei meinem und bei deinem Vater gut für dich geſagt habe. Wirſt du mich beſchämen wollen, Giuſeppe?

Gutgeſagt haſt du für mich? rief Giuſeppe aus, und ſeine Augen brannten. Blanca, Blanca! kennſt du mich dafür? Hältſt du mich dafür, daß du für mich gutſagſt? Heilige Mutter Gottes! es iſt ja noch Blanca, wie ſie war! Und Giuſeppe, der Elende, wollte daran zweifeln. Wie du mir alles, alles Liebe und Gute immer zugewendet haſt, wenn wir zuſammen ſpielten, ſo biſt du noch fort und fort. O meine Blanca, was ſagſt du? Bin ich lange nicht in euer Haus gekommen? Bin ich vorher ſchon ſelten dageweſen? Du haſt es doch bemerkt? Ja, ich wollte auch, daß du es merkteſt! Warum war auch dein Vater nicht mehr wie ſonſt, ſondern ſo ſtolz gegen mich? Und du —? Nein doch, du nicht. Stolz warſt du nicht, aber du haſt dich doch nach deinem Vater gerichtet und biſt mir auch anders begegnet als früher. Weißt du, Blanca, wo ich geweſen bin? Im Gebirge; ja, immer tiefer hinein, immer höher hinauf hat es mich getrieben, bis wo ich ſchreien konnte: „Tief unter mir wohnt Blanca, tief drunten!“— Unten, unten! antwortete der Widerhall. Aber hier in meiner Bruſt flüſterte es doch fort: du Armſeliger, biſt doch noch lange ſo hoch nicht, um eines Marcheſen Tochter — bei der Hand zu faſſen. Blanca?

Indem er ſie nun wirklich bei der Hand faßte, gerieth ſie in die größte Unruhe, erhob ſich und blickte nach der weggeſchickten Petronella um. Giuſeppe fuhr fort:

Es kommt niemand; laß mich noch ein Wort ſagen. Du haſt alle meine Zweifel vernichtet, die mich im Gebirge und in der Irre umgetrieben haben. Bei Gott und allen Heiligen! Ich will nun gewiß nichts mit den Gebirgsleuten zu ſchaffen haben. Freilich locken ſie mich und verſprechen mir große Dinge; aber du haſt gut für mich geſagt! Deine Worte ſind meine. Und ſind unſere Worte nicht Milchgeſchwiſter? Ha, Blanca! Glaube nicht, daß ich unklug geworden ſei. Ich weiß noch wohl, wer wir ſind: des Marcheſen Tochter du, des Schulzen Sohn ich. Aus ungleichen Verhältniſſen und Ständen ſind wir als über feindſelige Grenzen herübergekommen; aber an einer Mutterbruſt, gleichſam aus einem Becher, haben wir an der Schwelle des Lebens Gaſtfreundſchaft getrunken für ewig. Dein Wort, ſage ich, iſt mein Wort, unſer Blut iſt aus gleicher Milch genährt worden. Sprich, o meine Blanca! dürfen wir uns nicht lieben? Da iſt nun das Wort heraus! Nicht lieben, Blanca? Lieben, ſage ich!

Blanca wendete ſich erröthend ab; ſie ſchalt ihn, wegzugehen, und drohete, Hülfe zu rufen. Aber wie von einem Windſtoß ſchlug die wilde Flamme ſeiner Verwegenheit plötzlich auf. Er faßte ihren abweiſenden Arm, und küßte ſie unter Ringen, und küßte ſie unter ihrem Schreien wieder und wieder. Da öffnete der Marcheſe das Zimmer; glühend und verwirrt ſtürzte Blanca ihrem Vater mit der zürnenden Bitte entgegen, er ſolle den wilden Giuſeppe fortſchicken.

Giuſeppe blieb kühnen Blicks ſtehen. Der Pfarrer hielt mit zitternder Anſtrengung den Schulzen zurück, der wüthend auf ſeinen Sohn losſchritt. Verruchter! ſchrie er; laſſen Sie mich gewähren, Herr Pfarrer! Herr Marcheſe, erlauben Sie, daß ich ihm gleich hier Arm und Bein entzweiſchlage. Ha! wie er daſteht, als hätte er noch einen Lohn für ſeine Verwegenheit zu erwarten.

Nein, Vater, verſetzte Giuſeppe ruhig, ich weiß, daß ich geſcholten werden muß, und will nur vor meiner Strafe nicht weglaufen!

Aber der Marcheſe fiel mit ruhigem Stolz ein: Glaubſt du, der Marcheſe Malvi habe dir das Schußgeld für den Eber ſchuldig bleiben wollen, daß du dir Unarten in ſeinem Schloß erlaubſt? Ehe er jedoch weiter ſprechen konnte, war ſchon Giuſeppe, beleidigt und ſtolz über die Achſel blickend, zur Thür hinausgeſchritten, und der nacheilende Marcheſe konnte ihm nur noch zurufen:

Daß du dich nicht mehr uneingeladen in meinem Hauſe ſehen läſſeſt, Burſche Giuſeppe!

Zweites Kapitel.

Vor der Kirche zu Drappo war indeß eine Menge Volks im Feſtſchmuck verſammelt. Tiſche ſtanden umher, theils von Verkäufern, größerntheils aber durch des Marcheſen Fürſorge mit Feigen, getrockneten Trauben, gekochten Kaſtanien und Wein beſetzt. Man aß oder naſchte vielmehr unter wechſelſeitigen Neckereien. Weiber und Mädchen in ihren knappen Corſeten waren heute mit Bändern und Sträußen geſchmückt. So ſchlicht die engen Frauenröcke von Seide, die Mädchenröcke von Baumwolle tief herabhingen, ſo keck zeigten ſich die unruhigen Köpfe unter den breiten wogenden Strohhüten, die mit Bändern und ſchwebenden Schleifen prunkten. Die Mannsperſonen nahmen ſich in kurzen Weſtchen, knappen Röcken und Beinkleidern, in blauen oder rothen Gürteln und mit ungeflochten zuſammengebundenem Haar unter den Hüten, drall und verwegen aus.

Das Feſt hatte, ſelbſt bei ſo unbeſtändigem Wetter, wie es in dieſer Gegend zur Frühlingszeit iſt, vielen Beſuch aus der Nachbarſchaft herbeigezogen. Auch von Nizza waren Bekannte heraufgekommen. Die Einwohner gingen in Fröhlichkeit ermunternd voraus, ſodaß ihre Luſt ſich bald auch den Nachbarn mittheilte, die nach einem ſo merkwürdigen Beiſpiel von Gunſt und Gnade des Marcheſen Malvi ſich auch von ihren Lehnsherren das Beſte verſprachen.

Als daher der Marcheſe und ſeine Tochter Blanca, im Gefolge ihrer Dienerſchaft, nach der Kirche ſchritten, entſtand eine große Bewegung unter den Anweſenden. Man ließ ſie hoch leben; Bänder und Sträuße wurden ihnen zugeworfen. Alle ſchloſſen ſich, als freiwillig dienſtbar und angehörig, dem Zuge des Marcheſen an, und plötzlich waren die Tiſche umher verlaſſen und die vielfachen Quellen und Bächlein der Luſt und des Lachens in einen einzigen Strom von Geſang und Gebet während der Meſſe zuſammengefloſſen.

Nach der Kirche fand man ſich wieder unter den Bäumen ein. Es wurde getanzt. Die Geſellſchaften vermehrten ſich, belebten ſich immer mehr. Fremde, unbekannte Männer miſchten ſich darunter und fanden für ſeltſame Reden und kühne Behauptungen die Herzen offen und die Einbildungskraft der Fröhlichen im Schwung. Auch Mönche aus den nahen Klöſtern ſtellten ſich ein und nahmen mit dem Ueberfluß an Speiſe und Trank fürlieb.

Zwei von den Fremdlingen erregten beſonders Aufmerkſamkeit und Neugier. Der eine, nach Tracht und Mundart ein Genueſe, ſah ſtolz und verdroſſen aus; der andere, freundlicher und zuthätig, trat in ungewohntem Anzug eines fremden Geiſtlichen auf. Wie beide in geheimnißvollem Geſpräch an den Tiſchen hin- und herſchritten, rückten da und dort die Neugierigſten zuſammen und ſuchten die Wandelnden an ſich zu ziehen. Dieſe nahmen endlich auch am zahlreichſten Tiſche Platz und Bewirthung an. Auf den fremden Geiſtlichen, der ein gebrochenes Italieniſch ſprach, war man beſonders geſpannt, und der Genueſe hob ihn noch dadurch hervor, daß er einem oder dem andern zuflüſterte: Das iſt ein merkwürdiger Mann! Ein Irländer, kommt ſtracks aus Frankreich, iſt in die höchſten Geheimniſſe eingeweiht und begibt ſich geradeswegs nach Rom zum Heiligen Vater. Der könnte 'was erzählen! Ein erſtaunlicher Mann! Was der weiß, wiegt ſieben Cardinäle auf. — Wunderbare Dinge ſtehen uns bevor, ſo viel iſt gewiß. Seht zu, was ihr von ihm herausquetſcht, und ſchreibt es euch hinter die Ohren, wenn er euch ein paar Worte gönnt!

So hatte der Fremdling ſchon alle Augen auf ſich gezogen, und nahm alle Herzen ein, als er von den glücklichen Nizzarden, von den fröhlichen Menſchen ſprach, die hier wie im Paradieſe wohnten.

Das Paradies iſt allerwärts, wo man vergnügter Dinge iſt, erwiderte ein alter Landmann.

Und habt ihr nicht Urſache genug, zufrieden zu ſein? fiel der Genueſe ins Wort, der überhaupt nachhalf, wenn es dem Irländer am rechten Ausdruck fehlte. Er wußte dabei durch geſchickte Fragen den ſprechenden Geiſtlichen aufzuhalten, wenn den Zuhörern irgendetwas recht eingeprägt werden ſollte, oder mit einer ſchlauen Erklärung einzulenken, wenn die Zuhörer ſtutzig wurden. Wer, rief er aus, wer mag ſich in Italien eines gleichen

Glücks rühmen, wie ihr habt? Seid ihr doch heut aller Zehnten und Frohnen los geworden!

Aller? rief einer lachend aus. Ihr habt's gut im Sinn, Genueſe: wie kann man auch aller Dienſte und Leiſtungen los werden? Nur der Tod befreit von allen Lebensfrohnen, und wer weiß auch das einmal gewiß? Denn die adelichen Herren werden jenſeits auch nicht ohne Zehnten und Dienſte leben wollen. Und werden wir wol auf dem Wege zur Ewigkeit ohne Zoll und Geleit fortkommen? Wenn ſie einen drüben nur nicht gar ſo ſehr ſchurigeln, wie bei uns am Zollhaus zu Scarena geſchieht. Das verfluchte Zollhaus! Wenn es nur von einem Erdbeben verſchlungen würde!

Was muß ich hören? fragte mit ſcheinbarem Erſtaunen der Irländer. Beſtehen denn auch hierzulande Zehnten, Zölle, Frohnen und wie die Abgaben alle heißen, die Plagegeiſter der Tyrannei? O betrübtes Paradies Nizza! Nein! Nein! Dann habe ich doch glücklichere Menſchen geſehen, als ihr ſeid, Nizzarden. Landleute ackern dort und ernten, ohne mit dem Zehntherrn zu theilen; die Wege ſind offen, alle Waaren gehen aus und ein, das Salz iſt wohlfeil und ſchärft keinen Haß und keinen Groll; die Wälder bieten ihr Holz und Wild für alle, die Fiſche ſchwimmen für jedes Netz in Fluß und Bächen; wie denn auch der Erbe die Verlaſſenſchaft ſeiner Vorfahren ungeſchmälert überkommt. Denn keine Grundherren drücken das Land, ihre Schlöſſer und Zwinger ſind gebrochen und verkündigen als Ruinen den großen Sieg der allgemeinen Freiheit.

Sprecht Ihr von Frankreich? fragte leiſe der Landleute einer. Dort ſollen ſie alles umgeſtürzt und abgeſchafft haben. Redet nicht ſo laut, es iſt hier verboten, von drüben zu erzählen, und dort ſitzen einige Dominicaner. Erzählt uns leiſe! Ihr wart in Paris? Iſt es denn wirklich wahr und möglich, daß all dergleichen abgeſchafft iſt?

In Paris und allerwärts, antwortete der Irländer; alles iſt frei und froh, ganz Frankreich.

Froh, ſagt Ihr? riefen mehrere neugierig aus: wie kann denn das nur ſein?

Das fragt ihr noch? flüſterte der Genueſe. Ihr habt heute den frohſten Tag, da ihr einige Seilchen los ſeid, die euch gebunden hielten: denket, ob ihr froh wäret, wenn man euch all euere ſchweren Ketten abgenommen hätte!

Bei der heiligen Krippe Jeſu! bemerkte der Küſter von Drappo — das iſt ein anderer Fall. Denen in Frankreich iſt nichts abgenommen worden, ſie haben es abgeriſſen, haben ihren geſalbten König ins Gefängniß geworfen, die frommen Prieſter verjagt, Gott verflucht. Und dafür ſind ſie mit Peſtilenz und Hunger, mit Seuchen und Seufzen beſtraft und heimgeſucht werden. Und wenn ſie ſich für frei halten, ſind ſie es nur von der Hoffnung der Seligkeit, und wenn ſie froh ſind, raſen ſie nur und kennen ihr Elend nicht. Schweigt nur ſtill davon!

Der Irländer lachte laut auf, und der Genueſe blickte mistrauiſch nach den Tiſchen der Mönche. Doch ruhten noch die Blicke der andächtigen Väter auf den vollen Tiſchen, ihre gefalteten Hände noch auf den Bäuchen.

Das Geſpräch ward lauter, und die horchende Geſellſchaft vermehrte ſich um den Tiſch. Indeß nun der Genueſe mit großem Scharfblick die verdächtigen Zuhörer herauslas und einen oder den andern beiſeite führend zu bearbeiten ſuchte, widerſprach der Irländer immer ſchreiender, je mehr ihm die italieniſchen Worte fehlten, der hier von Mönchen verbreiteten Meinung, daß Frankreich vom Himmel gezüchtigt werde. Die Einwohner beriefen ſich ſteif und feſt auf die Ausſagen ihrer Prieſter; wogegen der Irländer auf ſeine eigene Prieſterſchaft pochte. Ich will nichts gegen euere Prieſter ſagen, ſprach er, aber die reden von Hörenſagen, ich nach dem, was ich ſelbſt geſehen. Und ich habe die Wahrheit meinem Wohlergehen vorgezogen. Was hätte ich auch für Vortheil davon, euch zu hintergehen? Wir Geiſtlichen ſind eigentlich berufen, euch in himmliſchen Dingen zu berathen, und das Irdiſche geht uns nichts an. In frühern Zeiten aber, wo die Völker noch ſehr ſinnlich und roh waren, haben ihnen die Prieſter gar manches entzogen, wie man den unaufmerkſamen Kindern, damit ſie auf den Katechismus Acht geben, einſtweilen ihr Spielzeug aus den Händen nimmt. Jetzt haben die Franzoſen nun zuerſt erklärt, ſie ſeien keine Kinder mehr und wollten das Ihrige zurückhaben. Das finde ich auch ganz recht und billig, es mag uns Prieſtern nun behagen oder nicht. Ich bin deshalb auch auf dem Wege zum Heiligen Vater in Rom, um ihn dahin zu vermögen, daß er den mündigen Völkern das Ihrige zurückerſtatten laſſe. Und wenn ihr nun, brave Nizzarden, ebenfalls keine Kinder mehr ſein — und euerer Väter Eigenthum nicht länger entbehren wollt: ſo müßt ihr euch bald, wie man ſagt, an den Laden legen und eine rechte Fauſt machen, damit man euch auch für Männer gelten laſſe.

Den fröhlichen Nizzarden, den von Wein und Worten Aufgeregten leuchteten dieſe und andere Reden des Fremdlings ein; ſie gaben lebhaften Beifall. Dadurch wuchs des Redners Vertrauen dergeſtalt, daß er bei aller Ungewandtheit in der Landesſprache, und des Genueſen verſtohlene Winke nicht mehr beachtend, ſich auf eine Bank, ja ſogar auf den Tiſch ſchwang, um weiter zu ſprechen. Und es gelang ihm zum Erſtaunen, den größten Jubel über das Glück der Freiheit unter den zudrängenden Landleuten hervorzurufen. Als er aber unvorſichtigerweiſe ſo weit ging, den Wunſch nach den Franzoſen anzuſtimmen und den Vorſchlag zu thun, daß man, um ein gleiches Glück für die Grafſchaft Nizza zu gewinnen, die Lehns- und Grundherren vertreiben, den gebietenden Tyrannen in Turin verlaſſen und ſich an Frankreich anſchließen müſſe: ſo ſtockten mit einmal alle Herzen der Zuhörer und der Athem der Verſammlung ſchien auszubleiben. Viele ſchlichen hinweg, indem ſie ſich bekreuzten; andere murrten, manche wurden auf Zureden der Mönche mit Vorwürfen und Drohungen laut. Der betroffene Sprecher, verwirrt und voll Verlegenheit, ſtieß einen franzöſiſchen Fluch aus; da hielt ſich keiner mehr zurück. Sie riſſen ihn vom Tiſch, und etliche drangen, wiewol in einheimiſcher Gutmüthigkeit, mit blöden Fäuſten auf ihn ein, während er in lebhafter Geſticulation ſich zu entfernen ſuchte. Der Genueſe hielt ihm auf ſein Anrufen nicht ſtand, ſondern ſchlug ſich zu den Misvergnügten und half ihn wacker einen Unruhſtifter und Schurken ausſchimpfen. Doch wäre es einem Aufmerkſamen nicht entgangen, daß er dabei die allgemeine Entrüſtung von dem verunglückten Redner abzulenken und ihm Gelegenheit zur Flucht zu verſchaffen bemüht war. Wäre nur in dieſem Augenblick nicht Giuſeppe Adrian herbeigekommen! Sobald dieſer nämlich das Vorgefallene vernommen oder vielmehr aus vorworrenen Mittheilungen ſchreiender Nachbarn und Bekannten errathen hatte, entſchied er gleich, man müſſe den Läſterer vor den Marcheſen bringen und Abbitte thun laſſen. — Ja, ja, das muß er, der Elende! zum Marcheſen! Ha, der Marcheſe ſoll leben! ſchrien alle. — Es iſt des Spaßes wegen, fuhr Giuſeppe fort, daß er ſeine letzte Zuflucht und Rettung nur bei dem Lehnsherrn finde, der doch der Nächſte geweſen wäre, verjagt zu werden. Uebrigens ſchont ihn und thut ihm nichts zu Leide.

Der Irländer wurde nun von der lachenden Menſchenmenge immer mehr nach dem Schloß hingetrieben. Als aber der Marcheſe auf den Altan heraustrat, ſtahl ſich Giuſeppe aus dem jubelnden Haufen fort und ſuchte den Tanzplatz auf.

Drittes Kapitel.

Hier hatte die Jugend ſich von dem Vorgefallenen wenig anfechten laſſen. Giuſeppe miſchte ſich in das Gewühl, höchſt aufgeregt. Unter der Meſſe und zu Haus, wo er ſich umgekleidet und ausgeruht hatte, wollte ihn Blanca's Bild nicht verlaſſen. Jetzt, nachdem ſeine Leidenſchaft endlich laut geworden war, nahm ſie ſich auch gleich viel berechtigter aus.

Wie ſich Giuſeppe unter den Tanzenden umſah, war er überraſcht, in der lieblichſten Tänzerin ein Mädchen aus Nizza wieder zu erkennen, eine jüngere Geſpielin, die er als Knabe, wenn er ſich oft wochenlang bei ſeiner Großmutter in der Stadt aufhielt, gar manchmal in Schutz genommen, aber ſeit Jahren nicht geſehen hatte. Jetzt war, wie ſich an einem feuchtwarmen Frühlingstage eine Knospe zuſehends entfaltet, das funfzehnjährige Mädchen in aller Friſche und Anmuth ſchnell entwickelt hervorgetreten. Klara Vitozzi, mit einer kleinen Geſellſchaft von Nizza zum Feſt heraufgekommen, ſetzte die jungen Burſchen in Beeiferung um ſie. Giuſeppe näherte ſich ihr, kühn durch alte Bekanntſchaft und frei in unbefangenem Wohlwollen. Wie es aber dieſem Alter oft eigen iſt, war das einſt ſo zuthuliche Mädchen heute ſehr ſchnippiſch und übermüthig. Klara erkannte Giuſeppe gleich wieder, aber nur um ihm deſto ſchnöder zu begegnen. Es verdroß den Jüngling keineswegs; er lächelte der ungeberdigen Schönheit, die ſich zum erſten mal fühlte. Er tanzte mit ihr, verſorgte ſie mit Erfriſchungen und, als ein unvermuthetes Frühgewitter ſich an dem hohen grauen Gebirge heftig ſtürmend mit Regengüſſen entlud, machte er ſein altes Schutzrecht wieder geltend und brachte ſie unter ein Obdach. Hier unter den zuſammengedrängten Menſchen war auch wieder von dem irländiſchen Fremdling die Rede. Einige Diener des Marcheſen hatten ſich eingefunden und erzählten, daß ihr gnädiger Herr ihn habe gefeſſelt nach Turin bringen laſſen wollen. Auf Fürbitte des Pfarrers Briani aber, der ihn für einen armen unklugen Menſchen erklärt habe, ſei er mit einer Tracht Peitſchenhiebe unter dem Gelächter der Menge davongekommen und fortgejagt worden.

Bald war das Wetter vorüber, friſcher ſchimmerten die Hügel, die Pomeranzenblüte würzte die Luft, und die Sonne ſchien glänzender auf die Oelbäume, auf die blaßrothe Mandelblüte und auf die Goldfrucht des Pomeranzenbaums. Von neuem begann der Tanz; nur die Geſellſchaft aus Nizza fand es an der Zeit, nach der Stadt zurückzukehren. Giuſeppe nahm keine Rückſicht auf die jungen Burſchen, die theils ſchon zur Geſellſchaft gehörten, theils ſich um Klara's willen noch dazuſchlugen. Er ſchloß ſich als Begleiter an, in der

Abſicht, bei ſeiner Großmutter einzukehren, die er lange nicht beſucht hatte, und ſo dem zürnenden Vater aus dem Wege zu gehen.

Es war ein lieblicher Frühlingsabend, nur die Pfade etwas ſchlüpfrig. Fröhlich plaudernd ſchlenderte man hin; unten glänzte das Meer; über ihnen ſtiegen fruchtbare Hügel zu waldigen Höhen und zu grauen kahlen Gletſchern auf, die ſich ins Gewölk verloren. Klara betrug ſich ausgelaſſen munter; ſie neckte Giuſeppe bei jeder Gelegenheit, vergnügt über das beifällige Lächeln der übrigen Burſchen, die des Jünglings Geleit im ſtillen verdroß, bis ſie in der Nähe der Stadt eine Strecke Wegs am Bergſtrom Paglione hinzugehen hatten. Sein tiefes Kiesbett, das gewöhnlich nur von einem ſiechen Bächlein durchrieſelt wird, war vom Gebirgswaſſer plötzlich reißend angeſchwollen. Man verwunderte ſich über die ſchmuzig ſchäumende Flut und deutete einander die mancherlei Sachen an, die von den Wogen, auf- und untertauchend, in Blitzesſchnelle mit fortgeriſſen wurden. Heute morgen konnten wir noch mit trockenen Füßen durchwandern, wie die Kinder Iſrael's durchs Rothe Meer; jetzt dürfen wir uns bei der Brücke bedanken, daß ſie uns hinüber läßt. Oder willſt du jetzt König Pharao ſein, Giuſeppe, und uns vorangehen? So ſprach die loſe Klara. Man lachte, und ſie fuhr fort: Erinnert ihr euch noch, was mir dieſen Morgen die Hexe von Wäſcherin prophezeite? Höre nur einmal, Giuſeppe! Als wir heute morgen von Stein zu Stein hüpfend durch den Paglione gingen, kauerte ein altes Weib am rieſelnden Wäſſerchen und wuſch ihre zerriſſenen Lumpen. Ich neckte und fragte, ob ſie vielleicht ihr Brauthemd wüſche; ich hätte gehört, der heilige Michael wär' es müde, ihrem Bräutigam länger auf den Kopf zu treten, um ihn von ſeiner brennenden Liebe zu ihr abzuhalten. Da rief mir die Alte grimmig nach: Warte nur, unſauberes Maul du! Heute ſollſt du mir ſelber noch gewaſchen werden, verfluchter Balg!

Ei nun, Klärchen, erwiderten etliche aus der Geſellſchaft, hätte nicht der ſtrömende Gewitterregen die Prophezeiung beinahe in Erfüllung gebracht?

Nun aber begnügte ſich Klärchen mit der Erzählung nicht, ſondern es fiel ihm ein, die Alte auch noch anſchaulich darzuſtellen, indem es ſich kauerte und das gute Schürzchen rückſichtslos zwiſchen den Handballen reibend, die Verwünſchung der Alten nachnäſelnd wiederholte. Da ſollte nun leider jene Vorherſagung ſich aufs traurigſte erfüllen. Der naſſe Kies gab nämlich nach, die kauernde Klara ſank um, überſchlug ſich und rutſchte unaufhaltſam in den Paglione hinab. Sie würde auch vom Strom fortgeriſſen worden ſein, hätte ſich ihr Kleid nicht an einer Erdwurzel verfangen. Doch wie ſie Hülfe rufend mit den Wogen kämpfte, rang ſie ſich nur einer neuen Gefahr entgegen, da jeden Augenblick das Kleidchen abreißen konnte.

Die Umſtehenden waren noch kaum vom erſten Entſetzen zur Beſinnung gekommen, als Giuſeppe ſchon ſeine Jagdflinte weggelegt, ſeinen kurzen Rock ausgezogen hatte und in den Strom ſprang. Sein wilder zottiger Hund ſetzte nach, und wie er bellend von der Flut immer weiter hinabgeführt wurde, machte das Thier recht anſchaulich, wie viel Kraft und Gewandtheit Giuſeppe nöthig hatte, um die Halbohnmächtige von der Wurzel zu löſen und mit dem rechten Arm aus den Wagen emporzuſchieben, während er ſich ſelbſt an der Wurzel mit der Linken feſthielt.

Die Geſellſchaft wünſchte Klärchen und dem Retter Glück. Die Burſchen beeiferten ſich, die Gerettete ſchnell vorwärts zu bringen, während Giuſeppe am Ufer hineilte, ſeinen Hund zu locken, dem es erſt an der Brücke gelang, ins Trockene zu kommen. Klara ſelbſt wurde der Muhme überliefert, bei welcher ſie als Waiſe lebte. Die gute Jungfer Angelika ſetzte durch ihr Wehklagen die ganze Nachbarſchaft in Bewegung, und es dauerte lange genug, bis das arme Kind entkleidet und zu Bette gebracht war.

Viertes Kapitel.

Als Klara des andern Morgens aus tiefem Schlaf erwachte und die Bettvorhänge haſtig zurückzog, erſchrak ſie, daß es ſchon heller Tag war. Sie hörte wenig auf die beſorgten Fragen der Muhme nach ihrem Befinden, ſondern eilte in die Kleider zu kommen und ſich auch ein wenig zu putzen. Warum haſt du mich nicht geweckt, eh' es ſo ſpät geworden? murrte das heftige Kind. Wie lange ſoll ich denn Giuſeppe warten laſſen, bis ich ihm zu danken komme?

Die Muhme tröſtete, Giuſeppe würde wol auch lange geſchlafen haben, wenn er nicht gar krank geworden ſei. Sie half der Kleinen oder bediente ſie vielmehr; wie ſie denn, ſelbſt unvermählt, das älternloſe Schweſterkind auf alle Weiſe verwöhnte. So ſtimmte ſie jetzt auch Klarens Lobſprüchen über den wackern Giuſeppe aufs eifrigſte bei und verzieh ihm alle wilden Streiche, die man ihm nachſagte. Schon als Knabe war er dir geneigt, ſetzte ſie hinzu. Da du noch auf krummen Kindesbeinchen ſchwankteſt, hat Giuſeppe dich immer geführt und getragen. Wenn ich zu deiner ſeligen Mutter kam, die doch neben ſeiner Großmutter an der Jeſuitenkirche wohnte, hat mich der bengelhafte Junge immer gefreut, wie ſo ſtark und dreiſt er damals ſchon ausſah. Nun, der Himmel fügt die Sachen. Und die heilige Mutter Gottes ſei gebenedeit, daß ihm ſeine Neigung ſo glücklich ausgeſchlagen iſt. Der Himmel hat augenſcheinlich die Hand im Spiel, und wir müſſen uns darein ergeben. Liebe und Ehe werden von Gottes Finger geknüpft, dieſer führt uns blindlings, und wir können nur mit vorgeſtreckten Händen zutappen. Giuſeppen biſt du dein Leben ſchuldig, Klärchen, und kannſt es ihm nun auch widmen. Jetzt geh mit Gott! Mach' ein Kreuz und grüß' ihn auch von mir. — Wart' einen Augenblick, Kind, da kommt ein altes Bettelweib die Straße herab mit einem Zuber auf dem Kopf; laß die erſt vorüber, es bedeutet nichts Gutes. Nun aber geh' geſchwind, Pater Bergais begegnet dir, das iſt eine gute Vorbedeutung.

Vergnügt ſah die Muhme der zierlichen Nichte nach, ſchüttelte den Kopf, daß das Kind ſo blaß ausſähe, und nickte wieder vergnügt, daß es ſo anmuthig dahin ſchwebte wie eine Pomeranzenblüte, die der Wind wegſpiele. Darauf ſtimmte ſie unter häuslichem Aufräumen einen Morgenpſalm mit gellender Stimme an.

Nicht lange jedoch, ſo ſtürzte Klara ins Zimmer und brach mit dem erſten Schritt über die Schwelle in das heftigſte Weinen aus. Sie konnte nicht ſprechen, ſie glitt aus den Armen der höchſt betroffenen Muhme auf den Boden, und ihre Frühlingsbruſt tobte, als ob ſie unter Schmerzensſtößen brechen wollte. Er iſt fort, ſchon fort! keuchte ſie endlich auf die ängſtlichſten Fragen der Muhme. Er hat mich nicht erwartet, er will meinen Dank nicht, er kümmert ſich nicht um die Gerettete. Er will mich nur quälen und wegwerfen, darum hat er mich aus dem Waſſer gezogen. Er iſt auf die Jagd gegangen und nicht erſt zu mir gekommen. O daß ich ertrunken wäre! O daß ich wieder im Paglione läge und verſänke!

Die Muhme tröſtete und ſchalt zugleich. Sie drohte, auf der Stelle ſelbſt zur Großmutter des böſen Menſchen zu gehen, um ihn auszuſchelten. Was verſprach, was gelobte ſie nicht, während ſie Klara zu Bette brachte! Unaufhaltſam ſtrömten die Thränen des Kindes, das ſein Aeußeres der Behandlung der Muhme, ſein Herz der Herrſchaft des Schmerzes überließ.

Der Urheber ſo viel kindlichen Leides, Giuſeppe, ſchweifte indeß mit ſeiner Jagdflinte und von ſeinem Hunde begleitet im Gebirge umher, die Füße von reichem Thaue naß. Seine Gedanken waren auf kein Wild gerichtet; vielmehr ſchien er ſelbſt von einer Meute wilder Empfindungen gehetzt zu werden. Bald jauchzte er, daß alle Felsklüfte lebendig wurden, pfiff und gurgelte alle Hetzlaute des Jägers, daß der Raubvogel erſchrocken in die Lüfte ſchoß und das ruhige Wild aufbrach. Bald warf er ſich zu Boden; ein neuer unbekannter Schmerz kreiſte in ſeiner Bruſt, entflammte ſein Innerſtes. Ihm war zu Muthe, wie einer jungen Wilden ſein mag, die vor ihrer erſten Niederkunft nicht weiß, was Unſägliches unter ihrem Herzen vorgeht und ſich entwickeln will. Fern auf der Tigerjagd ſchwärmt ihr Geliebter, um ſie her iſt noch alles, wie es immer war; die Farrnkräuter fächeln noch, die Palme ſchattet noch, wie in jener ſüßvertraulichen Stunde: nur in ihrem Innern iſt es ſeitdem wunderſam anders geworden. Sie bricht in Thränen aus, ohne daß ihr angſtvoller Zuſtand gehoben würde.

Gegen Abend kam Giuſeppe auf der Höhe von Cimiez aus den Bergen hervor und ſetzte ſich in der Nähe des Franciscanerkloſters zwiſchen einer Baumgruppe von Steineichen und Cypreſſen nieder. Tief unter den blühenden fruchtbaren Hügeln erblickt man hier das Meer, links das hohe Gebirge, das nach Genua zieht. Man ſieht auf die Abtei St.-Pans hinab und in das Thal, welches, vom Paglione durchſtrömt, zwiſchen anmuthigen grünen Hügeln nach Nizza hinabläuft. Nizza ſelbſt zeigt ſich von der Landſeite um ſeinen Schloßberg wie um die Lenden ſeines Beſchützers geſchmiegt.

Ueber dieſer weiten, herrlichen Landſchaft, die vom Keimen und Treiben des Frühlings, von vielfachen Menſchengeſchäften bewegt war, ſchwieg in Giuſeppe's Bruſt auf Augenblicke das Ungeſtüm der Leidenſchaft. Wie zwei Ringer, ermüdet in ihrem Kampfe, einander mit Blicken meſſen, ſo ſteht in leidenſchaftlichen Augenblicken das Menſchenherz der Natur gegenüber. Trotzig und verſchmähend geberdet ſich meiſtens das Herz, und ach! wie glücklich iſt es am Ende, wenn es von der Natur bezwungen wird, die ja doch immer beruhigt, herſtellt und erquickt.

Giuſeppe träumte ſich in die Vergangenheit zurück. Seine Erinnerung gaukelte durch die friedlichen Jahre einer hellen, heitern Kindheit, wie über einen buntblühenden Wieſengrund. Der flatternde Schmetterling der Erinnerung ſetzte ſich auf die honigſüßen Stunden, die Giuſeppe im Schloſſe des Marcheſen als Kind, als Knabe und in Geſpielſchaft mit Blanca verlebt hatte. Gemeinſam hatten ſie die Muttermilch, gemeinſam das erſte, reine Gefühl des Daſeins genoſſen. Bald mußte jedoch der Knabe, wie er heranwuchs, der Standesverſchiedenheit zwiſchen ſeinem Vater und dem Marcheſen innewerden, bald auch die Spannung des Geſchlechtsunterſchieds zwiſchen ſich und Blanca empfinden. Ein langer innerer Kampf wühlte in der Bruſt des Jünglings. Damals war er Jäger geworden. Sein rüſtiges Naturell widerſtand jeder kränkelnden Schwermuth und ſuchte, dem Jüngling ſelbſt unbewußt, einen Ausweg in dem wilden Gebirge. Dies unſtete, kühne Umtreiben entſprach ſeinem unruhigen Herzen; dieſem Lauern auf eine unglückliche Beute glich ſeine verwegene Hoffnung. Und in der That wuchs mit ſeinem Jägerglück auch die Zuverſicht ſeiner Liebe. Aber dieſes Selbſtvertrauen war nun plötzlich in einem Sturm gegen Blanca, in einem Streit mit dem Marcheſe laut geworden. Giuſeppe wußte ſelbſt nicht, wie es dazu gekommen war. Die friſche Bergesluft, in der er ſich tagelang nach einem ſeltenen Wild umgetrieben, hatte ſein Blut angefacht; die Freude des Gelingens, der Beifall des Marcheſen hatten ihn übermüthig geſtimmt, die geſchwiſterliche Vertraulichkeit ihn hingeriſſen. Nun war es geſchehen. Was blieb ihm zu hoffen, was zu thun übrig?

Eine Weile hatte Giuſeppe ſo träumend geſeſſen, als er zwei Mönche quer durch das Feld auf das Kloſter zuwandeln ſah. Sie erkannten den grüßenden Jüngling, und der ältere blieb zurück, indem er ſprach:

Eben haben wir, Pater Florian und ich, unſere Berathung darüber angeſtellt, was Euch, Giuſeppe, wol abgehalten habe, Se. Gnaden den Herrn Marcheſe eine Strecke Wegs zu begleiten. Wir haben es gethan. Ich muß mich doch ein wenig ſetzen; denn ich habe Euch auch einige Aufträge an Euern Vater mitzugeben. Oder nein! es wird ſich doch ſchicken, daß ich des Herrn Marcheſe Befehle ſelbſt beſtelle. Wir wollten, um Sr. Gnaden nochmals für hohe Gunſt zu danken, uns im Auftrag des Kloſters nach ſeinem Schloſſe verfügen, als wir vernahmen, daß der Herr Marcheſe bereits nach Turin abgereiſt ſei, ſind jedoch ſo glücklich geweſen, Se. Gnaden noch unterwegs zu erreichen und eine Strecke zu begleiten.

Giuſeppe forſchte nach Blanca, und der Pater fuhr fort:

Auch die fromme, holdſelige Tochter iſt mitgezogen. Der Herr ſegne ihre Wege! Wie es uns vorkam, hat ſie ſchwermüthig die Reiſe nach Turin angetreten; doch ſchien dies auch bei Sr. Gnaden der Fall zu ſein. In ſeiner herablaſſenden Weiſe hat der gnädige Herr uns ſeine klugen, umſichtigen Reden gegönnt. Ein edler und vortrefflicher Mann, der Herr Marcheſe, unſer abſonderlicher Gönner und Beſchützer! Lange und nicht ſonder Betrübniß hat er von den ſchrecklichen Umwälzungen und blutigen Thaten in Frankreich geſprochen. Se. Gnaden fürchten, auch unſer friedliches Vaterland, die paradieſiſche Grafſchaft, könne heimgeſucht werden von dem Unheil der Zeit. Im ſtillen werde unſer Verderben vorbereitet und unmerklich bohre man an den Dämmen des Gehorſams, um der wahren Sündflut dieſer Tage die Einſtrömung zu öffnen.

Ihr erwähntet, Pater Lector, ſprach Giuſeppe, daß Blanca ungern nach Turin reiſe: hat ſie es Euch ausdrücklich eingeſtanden?

Das hat ſie juſt nicht, mein Sohn, aber aus ihren betrübten Mienen, aus ihrem ſchweigſamen Weſen habe ich es geſchloſſen, da der Himmel ſie ſonſt mit lächelnden Blicken und munterer Geſprächigkeit zu ihren vielen andern Vortrefflichkeiten geſegnet hat. Heute aber blickte ſie nach jedem blühenden Strauch und knospenden Bäumchen, als nach ebenſo viel Geſpielen, denen ſie Lebewohl ſagen müßte. Hoffentlich wird ſie in Turin ihres hieſigen ſtillern Aufenthalts bald vergeſſen und ſich an den herrlichen Kirchen, an den rührenden Vorgängen und feierlichen Gebräuchen während der Heiligen Woche erbauen. Der Herr Marcheſe beſtand endlich auf unſerer Rückkehr, ſo gern ich noch ſtundenlang mich an ſeinen bedeutſamen Geſprächen erquickt hätte. Wir leben doch jetzt in einer Zeit, in der wir auch aus unſerer klöſterlichen Einſamkeit gern einen Blick in die unruhige Welt thun, und da ſchaut doch keiner leicht ſo weit und ſieht ſo richtig als der Herr Marcheſe. Was mir Se. Gnaden von einzelnen Vorfällen und Thaten des gottvergeſſenen Frankreich anvertraut, darüber muß meine Zunge ruhen wie ein Grabſtein. Aber einen vortrefflichen Vergleich muß ich Euch mittheilen, den der Herr Mardieſe, als wir ſcheidend ſtillhielten, gegen mich ausſprach. Seht da hinab, Pater Lector, rief er aus, ſeht drunten das Meer, das ewig bewegliche, oft ſtürmende. Es trägt die Schiffe, weil es dienſtbar iſt; es wirft verborgene Schätze an das Ufer, denn es iſt ſteuerpflichtig. Das bedeutet die große Volksmaſſe; denn auch dieſe iſt unbeſtändig und treulos. Oft raſet das Meer und überſtürmt mit Verwüſtung die niedern Ufer; da herauf aber reicht es nicht, an dieſe unbeweglichen, unwandelbaren Felsgebirge, die von Ewigkeit her gegründet ſtehen und in ihrem Innern das Eiſen, die koſtbaren Metalle und Edelſteine hegen, wie der hohe Adel die Tapferkeit, die edle Bildung, die Kraft und Treue bewahrt. Alſo ſeht Ihr in der Natur ein großes Vorbild des Volks und des Adels ſchon ſeit der Schöpfung aufgeſtellt. O wie verkehrt und ohnmächtig handeln die Menſchen, die ſolchen Urbeſtand nun umzukehren trachten, Freiheit und Gleichheit rufen, die Gebirge ſtürzen und über alles herein das in ſich ſelbſt ſchwankende Volk wollen herrſchen laſſen! Volksherrſchaft iſt Sündflut. Und nur von einer einzigen ſolchen Empörung und Umkehrung in der Natur erzählen unſere Heiligen Schriften; da nämlich die Gewäſſer ellenhoch über die höchſten Berge geſtiegen ſind. Es war aber auch von der Gottheit nur dazu veranſtaltet, um ein frevelhaftes Menſchengeſchlecht zu erreichen und zu verſchlingen; bald traten wieder die Gewäſſer in ihre Grenzen zurück, und ſeit Jahrtauſenden iſt nun das Urrecht der Gebirge über das dienſtbare Meer hergeſtellt und herrſchend

Giuſeppe ließ das hingeſtellt ſein und fragte nur haſtig, was Blanca dazu geſagt habe.

Blanca? erwiderte der Mönch; ich weiß nicht, ob ich es mittheilen darf, denn der Vater ſchien, was ſie erwiderte, nicht zu billigen. Je mehr ich aber unterwegs darüber nachgedacht, ſcheint es doch nicht ohne Sinn. So hört denn! Jene Ueberſchwemmung, ſagte ſie, war allerdings eine Sündflut durch Empörung der Meere; wenn ſie nun aber, wie ſo vieles in den älteſten Zeiten, blos ein Vorbild geweſen wäre, daß ſpätere Sünden der Hohen durch Empörung der Völker heimgeſucht würden? Uebrigens iſt es auch in der Abſicht des Himmels geweſen, daß nicht immer Meer und Gebirge ſo getrennt bleiben ſollten; denn Antonio Briani, mein alter Lehrer, hat mich oft aufmerkſam darauf gemacht, wie nur da, wo das ſchroffe Geſtein ſich bricht und bröckelt, von ſeiner kalten Höhe herabrieſelt und mit Waſſer ſich miſcht, Mooſe, Gräſer, Sträucher und Palmen wachſen und ein Reich der Lebendigen erwacht.

Sagte ſie das, Pater? Sind das Blanca's Worte? fragte lebhaft Giuſeppe, indem er voll Unruhe den Knotenſtrick, den der Mönch über der Hüfte trug, in Gedanken ergriff und um die Finger wickelte. Worauf der Mönch, den Kopf ſchüttelnd, fragte: Was habt Ihr nur? Was treibt Euch, Herr Giuſeppe? Dieſer erwiderte etwas zerſtreut:

Nichts, gar nichts, was mich angeht; aber Blanca's wegen behaupte ich, was ſie da geſagt, ſei wohlgeſprochen und iſt wahr! Ich meine nur, und es freut mich nur, daß eine Marcheſentochter ſo vernünftig ſpricht.

Giuſeppe begleitete heiter und zuthulich den Mönch bis an das Kloſter. Als der Bruder Pförtner geöffnet hatte, küßte der Jüngling des Paters Hand mit den Worten: Pater Lector, Ihr habt mich Euers freundlichen Geſprächs gewürdigt und mir einen angenehmen Abend gegönnt: ich werde dafür Euers Kloſters gedenken, wenn mir einmal ein hübſches Stück Wild über den Weg läuft. Gute Nacht, frommer Vater! Betet für Giuſeppe's Glück! Gott ſegne Euch! Und könnte ich nur einſt Euerm Kloſter die andere Hälfte des Pomeranzenzehntens ſchenken.

Er ſchoß wie ein Falk den klippigen Pfad hinab. Bald aber von innerm Nachbrüten angehalten, ſchlenderte er träumend hin.

Er dachte den beiden Naturbildern, des Felſen und der Flut, und ihrer Bedeutung im bürgerlichen Leben nach. Es war bisher weder ſein Hang noch ſeine Stärke geweſen, über den Erſcheinungen der Natur und des Menſchenlebens zu brüten; aber ſcharf und mit geſundem Sinn auf die Außenwelt gerichtet, kannte er aus eigener Anſchauung den ſtarren Hochmuth, die finſtere Verſchloſſenheit, die trotzige Selbſtſucht des felſenartigen Adels und hatte noch genauer das unruhige Treiben, das hohle Auffahren und kriechende Inſichzerfallen, das eigennützige und diebiſche Weſen des gemeinen Volks beobachtet, das, gleich dem Waſſer, überall abnaſcht, auflöſt und wegſchwemmt.

Die Dämmerung war raſch hereingebrochen und ohne daß der träumeriſche Jüngling es gleich gewahrte, tauchten aus den Büſchen und hinter den Felſen hier und da Geſtalten hervor, die wie graue Nebelſtreifen hin- und herſchwebten, von kurzen, grellen Pfiffen gelockt. Der vorausſchnobernde und zurückſuchende Hund Giuſeppe's ſchlug an; aber ſchon ſah der Jüngling ſich von einem Rudel verdächtiger Geſellen umringt. Sie geboten ihm halt, und er blieb gefaßt ſtehen, das ungeladene Gewehr in der Hand und ſeinen unruhigen Benno dicht an ſich herangelockt. Eine ihm nicht unbekannte Stimme tobte und fluchte, ſprach von Genugthuung und foderte ihn auf, mit zurückzukehren. Giuſeppe erkannte jetzt in dem lumpigen Schifferanzuge den irländiſchen Geiſtlichen wieder, den er geſtern dem Marcheſen, einer Abbitte halber, hatte zutreiben laſſen. So wenig Giuſeppe aufgelegt war, dem heftigen Menſchen heftig zu erwidern, wollte doch eine Verſtändigung mit dem leidenſchaftlichen Fremdling nicht aufkommen. Der Irländer, wenn es einer war, ſchämte ſich, die empfangenen Peitſchenhiebe beim rechten Namen zu nennen, und ſprach nur von unwürdiger Behandlung, die ihm Giuſeppe zugezogen habe. In ſeiner Lebhaftigkeit zuckte er dabei mit den Schultern und Hüften, als ob er eben noch den fallenden Streichen ausweichen müßte. Zugleich ſtieß er die heftigſten Verwünſchungen gegen den Marcheſen aus und drohte, der Spitzbube von Ariſtokrat ſollte auf ſeiner Reiſe nach Turin nicht lebendig bis Tende kommen. Bei den Ausfällen auf den Marcheſen ward Giuſeppe nun auch heftig, vertheidigte denſelben und erklärte, daß des Irländers aufwiegleriſche Reden an das Volk die Hundspeitſche gar wohl verdient hätten. Darüber packte jener wüthend den Jüngling an der Bruſt. Aber ein Kolbenſtoß auf die Schulter und ein Biß des Hundes in die Lende warfen den Irländer zurück. Giuſeppe ſprang ſehr gewandt beiſeite, als jetzt die Geſellen des Fremdlings mit gehobenen Knitteln auf ihn hereinbrachen. Vorſchießend und zurückweichend kämpfte der heulende Benno.

Da ſtürzte der Genueſe herbei, riß den Irländer zurück und machte ihm in franzöſiſcher Sprache lebhafte Vorwürfe, wie es Giuſeppen ſchien. Er ſprang auch zwiſchen die übrigen hinein und brachte ſie durch ſein Anſehen zur Ruhe. Verſammeln wir uns zu Spitzbubenſtreichen? ſchrie er zürnend. Kennt ihr unſere Beſtimmung nicht beſſer? Iſt euer Eifer nicht höhern Dingen geweiht? Geht zum Teufel, wenn ihr nur Schurken ſein wollt, um euch an Freiheit und Vaterland zu verſündigen!

Er trat hierauf mit Artigkeit und mit einer Ruhe, als ob er eben kein böſes Wort geſprochen hätte, zu Giuſeppe, bat ihn in aller Namen um Verzeihung und ſetzte hinzu:

Stoßt Euch nicht, Herr Giuſeppe Adrian, an das verdächtige Ausſehen dieſer Leute und an den dummen Streich, zu dem ſie ſich durch den Groll des Franzoſen da haben verleiten laſſen. Es ſtecken lauter Ehrenmänner in dieſen Lumpen. Die Freiheit ſteht aber in ſo übelm Ruf, daß ſie ſich in die Länder hinein betteln muß, die ſie beglücken und ſegnen will. Es geht ja dieſer Tochter des Himmels, wenn ſie als die hohe Braut eines mündig gewordenen Bürgerthums herabſteigt, nicht beſſer, als es den Söhnen Gottes ergangen iſt, die von Zeit zu Zeit auf die Erde gekommen und mishandelt worden ſind. Aber ſie ließen ihre Erlöſung zurück und die Anbetung blieb für ſie nicht aus. Solch ein erhabenes Werk iſt es, zu dem wir uns jetzt noch insgeheim verſammeln müſſen, wie die erſten Chriſten unter heidniſcher Tyrannei ſich nachts und verſtohlen bei ihren Liebesmählern vereinigten. Ich kenne Euch lange her, Herr Giuſeppe, und weiß viel Gutes von Euch. Ja, dieſe Raſenden hier haben ſelbſt ſchon hundertmal den lebhaften Wunſch ausgeſprochen, Euch wackern Jüngling in unſerer Mitte zu haben. Ihr wäret der Würdigſte, nicht blos unter uns zu ſein, ſondern uns vorzuſtehen in unſerm kühnen Werk. Aber zur Strafe für dieſe Thörichten da will ich Euch heute nicht in unſere Verſammlung einladen. Ich weiß doch, daß Ihr bald wieder einmal hier vorüber oder abſichtlich hierher kommt.

Er faßte hierauf den Jüngling vertraulich unterm Arm, und indem er ein Streckchen Weges mit ihm abwärts ſchlenderte, flüſterte er ihm zu:

Ich weiß, Ihr ſteht mit dem Marcheſen Malvi nicht mehr ſo grün wie vormals. Aber nehmt Euch das nicht zu Herzen! Vertraut mir und haltet Euch verſichert, daß der Alte gar bald wollen ſoll, wie die Tochter will. O du glücklicher Menſch! Du wirſt Blanca heimführen: ſo weit reichen noch meine Prophezeiungen.

Er umarmte Giuſeppe mit Heftigkeit. Dieſer ſtand verblüfft da und hielt, um mehr zu vernehmen, den Genueſer am Aermel. Du ſiehſt, lieber Freund, ſagte dieſer, daß wir in unſern heimlichen Zuſammenkünften nicht ohne Geheimniſſe ſind. Ein ſehr ehrenwerthes habe ich dir eben angedeutet, dir gleichſam einen Bürgen unſerer Tüchtigkeit geſtellt. Finde dich bald bei uns ein! Was du auch von uns denken magſt: dein eigenes Glück liegt in unſern Händen. Dies genüge dir für heut! Auf Wiederſehen in der Feenkufe.

Er eilte zurück und war, ehe Giuſeppe einen Entſchluß faſſen konnte, in die Dämmerung verſchwunden. Unruhig, verwirrt, mistrauiſch und räthſelnd eilte der Jüngling weiter. Er entſchloß ſich, nicht nach Nizza, ſondern in das väterliche Haus zurückzukehren, in der Hoffnung, daß ſeines Vaters Zorn ſich nunmehr würde gelegt haben.

Fünftes Kapitel.

Der alte Adrian, nachdem er ſeinen Sohn mit heftigen Vorwürfen und Ermahnungen empfangen hatte, war doch in den erſten Tagen ziemlich zufrieden mit dem Betragen des Jünglings. Das ſtille, gefügige, in ſich gekehrte Weſen war ihm neu an dem Sohne. Er betrachtete es als das Anzeichen einer gründlichen Umwandlung und Beſſerung. Es iſt freilich die höchſte Zeit, dachte er bei ſich, wenn aus dem unruhigen Menſchen noch etwas werden ſoll. Vielleicht war gerade die äußerſte Unart, die er ſich gegen die gnädige Marcheſina Blanca im Hauſe ſeines Wohlthäters erlaubte, auch ſeine letzte, und die Vernunft kommt endlich!

Und allerdings hing wenigſtens die dem Alten ſo verhaßte Jagdflinte nun ſeit manchen Tagen ruhig am Haken und der getreue Jagdgefährte Benno ſchlummerte mit vorgeſtreckter Schnauze, blinzelnd auf der Bank vor der Hausthür. Giuſeppe dagegen gefiel ſich in ſeinem Zuſtande eben nicht zum beſten. Stets mit friſchen Sinnen auf die bewegte Welt gerichtet, über alles gebietend, was er aufs Korn ſeiner Büchſe nehmen konnte, kam er ſich bald in ſeiner träumeriſchen Stimmung ſelbſt als ein furchtſames Ziel alles deſſen vor, was ſich laut und lärmend um ihn her regte.

Auf das lebhafteſte bekümmerte ihn das Schickſal Malvi's, der nach der Andeutung des wüthenden, rachſüchtigen Franzoſen einer Lebensgefahr entgegenging, die nicht mehr abzuwehren geweſen war. Das Unglück, die Rathloſigkeit und Verzweiflung Blanca's bei einem ſo ſchrecklichen Ereigniſſe fühlte er mit ſchauderhafter Angſt. Doch auch unter dieſer gewaltigen Sorge konnte er ſich der Neugier nach den Geheimniſſen des Genueſen nicht ganz erwehren. Welche Mittel und Verbindungen jene Unbekannten haben möchten, ihm zum Beſitz Blanca's zu helfen, rieth er hin und her. Wenn ihm aber die Warnung Blanca's vor jenen Umſchweiflingen des Gebirges einfiel, regte ſich wieder ein Mistrauen, das der Neubegierde ein Gleichgewicht hielt. Er vermied daher die Richtung nach Cimiez und der Feenkufe, und ſchlich von Zeit zu Zeit nach des Marcheſen Schloß, um ja die erſte frohe Botſchaft oder Schreckenspoſt, die von Turin her ankommen mußte, gleich zu erfahren. Hier umherwandelnd gefiel er ſich doch immer wieder bei den Worten des Genueſen, der Vater werde wollen wie die Tochter. Alſo iſt denn ſchon offenkundig, daß mich Blanca liebt, dachte er; alle Welt weiß es, und du Verzagter zweifelſt noch daran? Ja, du wirſt ſie heimführen!

Während dergeſtalt Giuſeppe von Nizza und der Großmutter wegblieb, hatte, einer Wunde gleich, die unter rauher Bedeckung zu heilen pflegt, Klärchens Leid nach und nach einen Trotz angenommen, unter dem das kindiſche Herz ſich zu beruhigen ſuchte. Zwei-, dreimal des Tages lief die bekümmerte Muhme, Jungfer Angelika, zu Giuſeppe's Großmutter und rang die Hände über Klärchens Leidweſen; worauf die Großmutter immer mit einem Seufzer erwiderte: Wenn meinem Giuſeppe nur nichts Böſes von zauberiſchen Menſchen angethan iſt! Endlich riefen beide den vorübergehenden Bettler Cola, der ſich allerwärts umhertrieb und zu Botengängen brauchen ließ, ins Haus und trugen ihm auf, Giuſeppen, wo er ihn nur antreffen würde, herbeizuſchaffen. Ich weiß nicht, ob ich ihn werde erlöſen können, verſetzte mit ſchalkhaftem Ernſt der Bettler; er iſt durch einen gar gewaltigen Zauber an eine alte Schloßmauer gebannt. Ich will ihn beſprechen und mein Mögliches thun.

Klärchen hatte indeß hundert Plane gemacht, ſich an Giuſeppe zu rächen. Da es jedoch bei allem Ueberlegen nicht einmal ſeinen Trotz geltend zu machen Gelegenheit fand, brütete das Mädchen im ſtillen einen Entſchluß aus, der einer kindiſchen Verzweiflung glich.

Der zweite Stock des Hauſes war nämlich an einen deutſchen Freiherrn, Moritz von Biegleben, vermiethet, der um ſeiner kränkelnden Schwiegermutter willen erſt nach Südfrankreich und ſeit kurzem von dort nach Nizza herübergezogen war. Agneſe, ſeine Gemahlin, die nicht gern ihre nervenſchwache Mutter allein ließ, hatte Vergnügen und Zerſtreuung darin gefunden, ſich mit der heranwachſenden, kindlich offenen Klara ſcherzend und belehrend abzugeben. Bald hatte ſich das lebhafte

Mädchen an die liebenswürdige Frau ganz angeneſtelt, und die Muhme Angelika, durch den Umgang mit den verſchiedenſten Miethleuten verträglich, fand nichts einzuwenden. Nun wußte Klara, daß nach Anbruch des Frühlings die deutſche Familie weiter zu ziehen gedachte, und hierauf baute das gekränkte Kind ſein kindiſches Plänchen.

Nachmittags, während Henriette, die kränkelnde Baronin, zu ſchlummern pflegte, ſchlich Klärchen hinauf und fand Agneſe auf dem Altan, der mit blühendem Geſträuch beſtellt und mit einem leinenen Schirmdach vor der Sonne geſchützt war. Das Haupt mit der linken Hand ſtützend und auf das Meer hinausblickend, ſaß ſie da und ihre Augen ſchienen Waſſer zu ziehen, wie man von der Sonne zu ſagen pflegt, wenn ſie, halb verhüllt, ihre Strahlen durch einen dunſtigen Luftkreis wirft. Klara nahm jedoch nur auf ihr eigenes Leid Rückſicht, und brachte nach leiſem Gruß, halb verſchämt und doch, wie es ſchien, gern errathen, auf einem kleinen Umwege ihr Anliegen vor.

Haben Sie eine Bibel, gnädige Frau? fragte ſie.

Die Mutter hat eine, mein Klärchen, aber freilich eine deutſche, antwortete freundlich die Baronin.

Eine deutſche? fuhr nachſinnend das Kind fort.

Ja, erwiderte Agneſe, denn auch ich mag die Heiligen Schriften nur in der Mutterſprache leſen; die Worte gehen dann auch immer mehr wie die Sprache einer Mutter ans Herz. Die Mutterſprache bleibt doch immer das ſüße Gängelband unſers Herzens, während die fremden Sprachen nur ein ſpäteres Spielzeug werden, das wir mehr oder weniger gut gebrauchen lernen.

Das verſtehe ich nicht, gnädige Frau, antwortete Klara; Sie könnten mir aber etwas aus der deutſchen Bibel überſetzen, wenn Sie ſo gut wären.

Die Bibel ward geholt, und Agneſe wunderte ſich über Klara, die ſo feierlich das Buch erfaßte, es auf den Rücken aufſetzte und mit beiden zitternden Händen aufs gerathewohl öffnete. Es traf das ſiebenundzwanzigſte Kapitel der Apoſtelgeſchichte, und Klara deutete mit dem linken Zeigefinger, indem ſie erblaſſend lispelte: Hier, hier! Der funfzehnte Vers? fragte die Baronin und Klara erwiderte: Iſt es der funfzehnte Vers? Gut! Dieſe Stelle iſt mir zuerſt ins Auge gefallen und ſtimmt nun eben auch zu meinem Alter von funfzehn Jahren. Das iſt ſehr treffend. Da haben wir ja gleich die Vorbedeutung. Wie heißt der funfzehnte Vers?

Agneſe las und überſetzte: „Und da das Schiff ergriffen wurde und gegen den Wind nicht fortkommen konnte, überließen wir uns den Winden und ſchwebten alſo.“

Klara's Angeſicht überröthete ſich plötzlich; ſie warf ſich über der Baronin Knie, indem ſie heftig ausrief: Seht, ſeht! es iſt von Reiſen die Rede, und ich muß fort! Mit Ihnen, mit Ihnen, liebſte Gnädige! Sie dürfen mich nicht wider den Willen Gottes verſtoßen. Ich überlaſſe mich auch den Winden und ſchwebe mit Ihnen.

Die Baronin hörte nun mit Verwunderung dem Ausbruch des Leides und der Vorſätze zu, in denen ſich das junge Herz Klara's mit lebhaften Worten ergoß. Sie hatte vorher ſchon und mehrfach aus dem Munde des Mädchens und der Muhme die Lage der Sache und die Beſchwerden über Giuſeppe zu vernehmen gehabt, und ging nun um ſo lieber auf dieſe Angelegenheit eines reinen weiblichen Gemüths ein, als ihr das leidenſchaftliche Mädchen einer Leitung bedürftig erſchien. Die Baronin ſuchte vor allem Giuſeppe zu entſchuldigen, ja ſie lobte ſeine Beſcheidenheit. Klara widerſprach mit kindiſcher Heftigkeit; ihren heitern Augen ſah man aber an, daß unter dem Widerſpruch ihr Herz voll Zufriedenheit hüpfte. Sodann tadelte die Baronin Klara's Abſicht, ihre Vaterſtadt und ihre mütterliche Muhme ſo kurzweg zu verlaſſen. Darüber ſetzte ſich indeß das heftige Mädchen leicht hinaus. Es ſchien nur den Gedanken an Giuſeppe faſſen und feſthalten zu können. Um ſo mehr ſuchte die Baronin das auflodernde Kind zu überzeugen, daß es nicht wohlgeſinnt und liebreich gethan ſei, ſich kurz und gut loszureißen, wo man ſich unzufrieden fühle, oder die Verhältniſſe fahren zu laſſen, die einen beengten. Vielmehr würde die wahre Liebe das Widerwärtige nur deſto feſter an ihre Bruſt nehmen, um es zu erwärmen, zu verwandeln. Sogar nicht einmal klug würdeſt du handeln, ſetzte ſie hinzu; denn liebt Giuſeppe dich wirklich nicht, ſo verräthſt du ja durch dein Weglaufen der ſchadenfrohen Nachbarſchaft deine verſchmähte Neigung; iſt er dir aber im ſtillen zugethan, ſo bringſt du dich ja gerade um das, was du dir wünſcheſt und was dir dann vorbehalten iſt. Warte vielmehr deine Beſtimmung ab, bleibe, bis du bei guter

Gelegenheit dich für die Wohlthat des muthigen Jünglings dankbar und gefühlvoll zeigen kannſt. Ei, glaubſt du denn, in die Fremde gelaufen, würdeſt du frei von deiner Neigung ſein? Wovon man los iſt, davon wird man darum noch nicht frei. Nein, bleibe du, aber denk' an ernſtlichere Dinge und ſuche des Lebens werth zu ſein, das dir von einem wackern Menſchen noch einmal geſchenkt worden iſt.

Theils begriff nun aber Klara die Ermahnungen nicht, theils wollte ſie ſolche nicht zugeben, wobei ſie ſich abergläubig auf den höhern Ausſpruch des Loſes berief und durch den Bibelſpruch einen Wink des Himmels erhalten haben wollte. Die Baronin war menſchenfreundlich genug, in das wunderliche, beſchränkte Weſen des Kindes einzugehen, indem ſie erklärte, es gälte auch gar nicht, dem Spruch zuwider zu handeln; der Spruch aber verbiete ja eben von hinnen zu gehen. Heißt es denn nicht ausdrücklich, ſagte ſie mit angenommenem Ernſt, daß das Schiff nicht gegen den Wind fortkommen konnte? Und hat ſich der Apoſtel nicht dem Wind überlaſſen, ſodaß ſie im Schiffe alſo ſchwebeten, das heißt, ſich einer höhern Führung überließen?

Klara ſtutzte und konnte ihr Misvergnügen nicht unterdrücken. Es that ihr zu wehe, dem ſchwärmeriſchen Trotz entſagen zu müſſen, den ſie in der Flucht zu zeigen ſuchte. Da nun aber die Baronin zugleich erklärte, es liege auch überhaupt nicht mehr in ihrem Plan, ſo bald abzureiſen, ſo gab das Mädchen, wie es ſchien, dem Unabänderlichen lieber als eigener freien Einſicht nach und bat nur inſtändig, die gnädige Frau möchte der Muhme nichts von dem gehegten Vorhaben mittheilen. Agneſe's liebreiches Herz fand aber noch ein Mittel, das verwöhnte Kind vergnügt zu entlaſſen, indem ſie ſagte: Giuſeppe ſoll ein tüchtiger und fleißiger Jäger ſein; mein Gemahl liebt zu Hauſe die Jagd ebenfalls und entbehrt jetzt hier in der Fremde, wie ich ihm am Geſicht abſehen kann, ungern dies Vergnügen. Wenn du Giuſeppe ſiehſt, ſo frage ihn, ob er nicht meinen Mann zuweilen mit ins Gebirge nehmen könnte.

Klara betheuerte, daß es geſchehen könne und müſſe. Sie eilte fröhlich fort, um nach Giuſeppe zu ſenden, höchſt vergnügt über einen ſo guten Vorwand, dem Geliebten entgegenzukommen. Agneſe aber hielt eine Nachbetrachtung darüber, wie nöthig es doch für das Mädchen ſei, daß es bei ſo leidenſchaftlichem Herzen gerade in dieſem Alter unter Aufſicht genommen und geleitet werde. Sie war von Natur leicht begeiſtert und hingeriſſen und entſchloß ſich auch diesmal ſehr entſchieden, Klärchens Ausbildung zu ihrer eigenen Sorge zu machen.

Sechſtes Kapitel.

Höchſt ungeduldig, ja beinahe ungeberdig verfuhr Klärchen gegen die Muhme Angelika, die kein Mittel wußte, Giuſeppe auf der Stelle herbeizuſchaffen. Ich will ihn ja nicht haben, rief das ungeſtüme Mädchen; um meinetwillen mag er bleiben, wo er will; aber die gnädige Frau hat ein Anliegen, und wir dürfen ſie nicht warten laſſen.

Die Muhme mußte geſtehen, daß die Sache äußerſt dringend ſei. Sie berief ſich wiederholt darauf, daß ſie ſchon den Bettler Cola nach ihm geſchickt habe. Um indeß nicht ohne Theilnahme und Eifer dazuſtehen, unterließ ſie nicht, mit heftigen Geberden ſo viel zu thun, als Klara mit Worten that. Dabei kam ſie immer wieder auf die Frage zurück, was wol die gnädige Frau mit Giuſeppe vorhabe, worauf Klärchen jedesmal geheimnißvoll lächelte.

Mitten in dieſem Aufruhr öffnete Cola plötzlich die Stubenthüre und ſchob Giuſeppe hinein. Da habt ihr den loſen Vogel, rief er, den wilden Falken Giuſeppe. Er muß unter die Haube. Heute hat er ſich noch einmal fangen laſſen; wer weiß, wie's morgen geht!

Klärchen verſtummte, hocherröthend, und eilte nach der entfernteſten Ecke des Zimmers. Die Muhme aber empfing den Jüngling mit Klagen und Vorwürfen. Giuſeppe entſchuldigte ſich, indem er ſich ſelbſt ſeiner Unachtſamkeit wegen noch heftiger anklagte. Er reichte Klärchen die Hand, zog es hervor, küßte es, indem er das vergnügt lachende Kind nur ſein liebes Paillon-Fiſchchen nannte. Nun mit einmal war dem geſchäftigen Mädchen der Mund gelöſt, es eröffnete Giuſeppe das Anliegen der Baronin, wobei es die Muhme, die eine Bemerkung machen wollte, ſchweigen hieß und den Bettler Cola wegen eines vorgebrachten Spaßes ausſchalt. Klara zog den noch zögernden Jüngling mit ſich fort und die Treppe hinauf.

Eben war Moritz nicht ganz erheitert von einem Spaziergang nach Hauſe gekommen. Mancherlei Nachrichten von Deutſchland und von ſeinen Gütern hatten ihn verſtimmt. Und nun fand er, als er am Spiegel Halstuch und Hemdkrauſe anordnen wollte, die kleinen Stecknadeln nicht, die er in einer Vorhangfalte des Fenſters zu ſolchem Behuf in Bereitſchaft zu halten pflegte. Auch ſein Zahnſtocher lag auf dem Boden und war zertreten. Darüber rief er ungeduldig ſeine Gemahlin herbei und ſchalt die Kammerjungfer als unachtſam aus. Agneſe lachte und nahm alle Schuld auf ſich. Freilich, erwiderte er, habe ich dich ſchon hundertmal gebeten, mir doch derlei kleine Dinge unverrückt zu laſſen. Aber das kommt dir alles zu gering, zu überflüſſig vor. Möchteſt du doch endlich begreifen, welche koſtbaren Augenblicke man gewinnt, wenn man alles und jedes an ſeinem

Platz mechaniſch ergreifen kann, ohne daß unſer Geiſt nöthig habe, eine verlegte Kleiderbürſte oder dergleichen aufſuchen zu helfen. Soll man denn von den hundert kleinen Bedürfniſſen des Lebens unaufhörlich gegängelt, von den wiederkehrenden Strudeln des Tags ewig umhergewirbelt werden, ohne daß man ſich auf etwas Höheres richten und ſeinen Gedanken ein würdigeres Ziel gönnen dürfte? Wenn man denn ſo ſeine kleinen Mittelchen gefunden hat, dem Geiſte mehr Freiheit zu verſchaffen, mehr Unabhängigkeit zu ſichern, ſo iſt es recht fatal, recht ärgerlich, darin geſtört zu werden.

Moritz war auf dem beſten Wege, ſich in die unerquicklichſte Betrachtung hineinzuwühlen, als das heitere Klärchen und der friſche Giuſeppe in das Zimmer traten. Zu ſeiner Beſchämung erfuhr nun der hypochondriſche Freiherr, welche Fürſorge er ſeiner Gemahlin wegen der guten Jagdgelegenheit zu verdanken habe. Er bot ihr lächelnd und um Verzeihung bittend die Hand. Lauf mir nur fleißig hinaus mit Herrn Giuſeppe, verſetzte Agneſe freundlich, und du wirſt gewiß deine verlorene gute Laune wieder erjagen. Mein lieber Moritz iſt hier ganz aus ſeiner gewohnten Lebensweiſe herausgeriſſen, wendete ſie ſich an Giuſeppe. Auf unſern Gütern hatte er mancherlei Beſchäftigung und beſonders eine ausgedehnte Jagd. Ich hoffe, lieber Herr Giuſeppe, daß, wenn hier alles Wild erlegt ſein wird, Sie mit uns nach Deutſchland ziehen werden, wo inzwiſchen die wildeſte Jagd in unſern Revieren aufwächſt, die Ihnen viel zu ſchaffen machen ſoll.

Moritz ward ganz heiter geſtimmt. Er erklärte ſich gegen ſeine Gemahlin immer wieder für beſiegt durch ihre liebevolle Fürſorge. Er machte es ſich zum Vorwurf, daß er es ſich noch ſo wenig habe angelegen ſein laſſen, ihr eine Harfenſpielerin auszukundſchaften, was ſie doch wiederholt gewünſcht habe. Doch in der Liebe ſeid ihr Frauen nicht zu beſiegen, ſetzte er hinzu. Er erzählte hierauf Giuſeppe von dem Umfang und den Gegenſtänden der deutſchen Jagd. Dem Jüngling ſagte das gutmüthige, einfache Benehmen der vornehmen Fremdlinge ſehr zu, wie denn auch dem Baron das freimüthige Weſen Giuſeppe's gefiel, deſſen friſches, keckes Ausſehen gleich einen erfreulichen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Giuſeppe ſagte:

Durch Vergunſt der nachbarlichen Grundherren kann ich mich eine große Strecke des Gebirges umhertreiben. Unſer Adel hier um Nizza iſt meiſt zu faul für die Jagd und überläßt einem gern gegen gewiſſe Stücke Wild für ihre Küchen die weiten Reviere. Sie werden aber, hochedler Baron, in unſern Bergen das zahlreiche Wild nicht antreffen, das Sie in deutſchen Wäldern gehetzt und in ihren eigenthümlichen Revieren gehegt haben. Haſen trifft man zwar noch an, das rothe Rebhuhn wird aber ſchon ſelten. Wald- und Waſſerſchnepfen ſind noch nicht ausgegangen; doch iſt die wilde Taube häufiger. Sollten Sie den Ortolanenfang lieben, gnädiger Herr, die haben wir ſehr ſchmackhaft bei uns. Es iſt ein hübſcher bunter Vogel, gnädige Frau, den man hier mäſtet und weit verſchickt. Aber die Rarität von Wildſau hätten Sie ſehen ſollen, die ich jüngſt dem Herrn Marcheſe Malvi zum Namenstag ins Haus geliefert. Ha, wie war die junge Marcheſina über das Unthier erſtaunt, Klärchen! Es iſt die einzige Tochter des Marcheſen, gnädige Frau, und wir beide ſind zufällig Milchgeſchwiſter. Aber ich habe mir alle Schuhnägel weggelaufen, bis ich die Seltenheit erwiſcht habe!

Du meinſt doch die Wildſau? fragte Klärchen etwas betroffen. Der Baron fiel lachend ein: Was ſagſt du, Agneſe, zu dem Schalk von Jäger da, der im Gebirge nichts haben will und uns dabei das zahlreichſte Zeug an den Fingern herzählt, wonach uns ſchon lange gelüſtet hat?

Giuſeppe lächelte und fuhr fort: Man muß hieſigen Orts den Fiſchfang mit der Jagd verbinden, und zwar haben wir die Gebirgsbäche und die See. Unſere Seefiſche ſtehen in großem Ruf. Die Sardellen ſind köſtlich, die Anſchove, der Filate, der Kabliau, die große Meerbarbe, der San-Pietro, die Klieſche, die Muräne und wie ſie noch heißen. Um ein Geringes kann man an dem Geſchäft der Fiſcher ſein Vergnügen finden. Und Sie, gnädige Frau, müſſen ſich einmal den Spaß machen, dem Bohrmuſchelfang zuzuſehen, oder wenn eine tüchtige Schildkröte ans Land getrieben wird.

Das iſt alles herrlich! rief der vergnügte Baron aus. Uebrigens iſt es mir aber auch auf der Jagd nicht um reiche Beute zu thun; wenn ich nur die geſpannte Büchſe im Arm halte und ſelbſt geſpannt bin. Bewegung und Richtung thun ſchon vieles und ſollen mir wohl bekommen. Sie wiſſen ja, Herr Giuſeppe, aus Erfahrung, wie einem Jäger zu Muthe iſt. Die Gewohnheit macht ein ſüßes Band, und nur der iſt der Freieſte, der am längſten Bande flattert; denn ein wenig gebunden zu ſein, ſchärft eben erſt recht das Gefühl der Freiheit.

Sie verabredeten auf übermorgen einen Gang, da der Freiherr den andern Tag erſt die dringendſten Briefe beſeitigen wollte.

Siebentes Kapitel.

Auf Zureden des Bettlers Cola blieb Giuſeppe in der Stadt, um einer der patriotiſchen Geſellſchaften beizuwohnen, auf die er durch Cola's Scherz und launige Einfälle begierig geworden war. Unterwegs von Drappo nach Nizza hatte der Alte, der überhaupt ſeit einiger Zeit Giuſeppe gern aufſuchte, das Geſpräch auf die heimlichen Bewegungen unter dem Volke zu Gunſten der Franzöſiſchen Revolution gelenkt. Da er auch heute wieder den Jüngling abgeneigt fand, ſuchte er ihm jenes patriotiſche Treiben als lächerlich und ergötzlich darzuſtellen und erregte dadurch wenigſtens Giuſeppe's Neubegierde. Wir beide, ſagte Cola, haben uns hübſche Stücke aus dem Lebkuchen Freiheit herausgebiſſen, Ihr als Jäger und ich als Bettler. So weit umher, wie wir beide in einer Woche, kommen alle die Schuſter und Blechſchmiede, die Seidenſpinner und Bürſtenbinder das ganze Jahr nicht; auch nicht der Seiler Bartolo, wenn er ſelbſt alle ſeine Schritte zu einem einzigen Gange aneinanderſpinnen könnte. Ueber die Gleichheit aber müßt Ihr ſie reden hören! Und ſie üben ſie auch gleich aus: einer ſpricht nämlich ſo klug wie der andere, daß einem die Ohren ſchwarz werden möchten.

Cola hatte den Jüngling gegen Sonnenuntergang auf die Esplanade beſtellt, wo er ihn abholen und auf ſeine Verantwortung in dem Club einführen wollte, denn ſolche Zuſammenkünfte konnten in Nizza nur heimlich und mit der größten Vorſicht gehalten werden.

Nach manchen Regenſchauern war der Abend heiter und köſtlich geworden. Die Esplanade war voll Menſchen; die adeliche wie die bürgerliche Welt trieb ſich durch- und nebeneinander hin, nur daß die Bürgerlichen allen Zoll der Ehrerbietung an den Adel zu entrichten hatten. Hier und da drückte ſich ein wahrſcheinlich heimlicher Republikaner beiſeite, wenn ein alter Degen, der oft nur mit einem Seilchen an den Gürtel gebunden war, den Heranſchreitenden als einen Mann von Adel bezeichnete.

Auf den Steinplatten des Bodens war es reinlich und trocken, die ſteinernen Bänke zu beiden Seiten des Spaziergangs waren bunt beſetzt. Viele Männer und Frauen lehnten ſich über die Bruſtwehr und blickten nach dem ſandigen Meeresufer in der Tiefe hinab. Wie war es um die Fiſcherhütten ſo lebendig von Kähnen, die herantanzten, von den Frauen und Kindern, die ihnen entgegenhüpften! Von dieſen engen Hütten, von dieſem vertraulichen Verkehr rühriger Menſchen mit den unruhigen Wellen ſchweifte Giuſeppe's geübtes, kühnes Auge über das grenzenloſe Gewäſſer. Die Sonne ſank nach den weſtlichen Gebirgen, die ſich über Antibes hinausziehen. Die zahlreichen Landhäuſer glänzten im

Abendroth; ein Roſenſchimmer verbreitete ſich über das junge Grün der Frühlingswelt; auf ferner, halb umſchleierter Meereshöhe zuckten die Segel einer kleinen Flotte wie Flammen durch den Rauch, und die Gebirge von Genua ſchienen zu brennen.

Giuſeppe's Herz verlor ſich in ſolcher Unermeßlichkeit der Umgebung. Er achtete nicht auf das Geräuſch und Geſpräch der Umherwandelnden. Schon rauchten an der Bruſtwehr herauf die Kamine der Häuſer, die unter dem Boden der Esplanade auf der Seeſeite hineingebaut ſind. Die Rauchwölkchen, von dem Seewinde bewegt, gaukelten um die Bruſtwehr, auf der Giuſeppe ruhte, als wollten ſie den Träumer necken.

Da klopfte ihm Cola vertraulich auf die Schulter und beide ſchlichen über den freien Platz hinweg, eine der ſteinernen Treppen hinab, die auf den Corſo führen, wo in der Dämmerung dichtbelaubter Ulmen einſame Pärchen wandelten. Unter den Bäumen hinweg gelangten ſie an den freundlichen Kaffeehäuſern hin zu einem unbewohnten baufälligen Neſt. In einem Winkel deſſelben ſtand wie von ungefähr ein Mann, in einen Mantel gehüllt, und fragte ganz ruhig: Wohin, liebe Nachbarn?

Cola flüſterte ihm das Loſungswort zu, und jener ſtieß eine angelehnte morſche Thür auf. Beide tappten nun durch einen engen dunkeln Gang, indem Cola bemerkte: Dies war der Pförtner, der ohne Loſungswort niemand einläßt. Im Winkel iſt ein Schellenzug angebracht, um die Verſammelten bei einem etwaigen Ueberfall zu benachrichtigen. Zur Abwehr oder nach Befinden zur Flucht ſind Vorkehrungen getroffen.

Jetzt kamen beide über ein Höfchen zu einem Hinterbau und betraten, indem ſie dem Getöſe von Menſchenſtimmen folgten, eine geräumige Stube. Die Geſellſchaft war zahlreich, aus gewöhnlichen Bürgern gemiſcht, das Geſpräch heftig und lärmend.

Laßt mich nun auch zu Worte kommen! ſchrie eben ein hageres Männlein. Ich bin der Schwertfeger und ſomit der Mann des Jahrhunderts. Aber da meint ihr vielleicht, edle Mitbürger, es wäre mir um euere alten Klingen zu thun, die für die Freiheit in Stand geſetzt werden müßten? Falſch! Denkt ihr, ich wolle von der Zeit Gewinn ziehen, weil es mir an Arbeit fehle? Falſch! Ihr ſelbſt ſeid die alten Degen, die gefegt werden müſſen; Bürger und Freunde, wir ſind eingeroſtet. Der Adel allein rutſcht noch ein wenig aus und ein; der Bürger ſteckt ſeit Jahrhunderten in der Scheide feſt und liegt in der feuchten Rumpelkammer. Und was ſoll ich ſagen, meine wackern Herren, was die bürgerliche Freiheit ſei? Nichts anders, denke ich, als daß jedweder in der Scheide des bürgerlichen Weſens leicht aus- und einrutſche. Hole mich der und der! oder das iſt gut erklärt.

Aber wo bleibt die Gleichheit? krächzte ein anderer, der ſich durch einen ſtarken Kropf auszeichnete. Gleichheit iſt die Hauptſache, und ich will in keiner ſchlechtern Scheide ſtecken als Ihr etwa, Gevatter Schwertfeger, oder jeder andere. Darauf kommt alles an, ſage ich. Die Gleichheit geht noch über die Freiheit, ſage ich; die Gleichheit hoch!

Nicht hoch! rief ein dritter — Nieder, nieder! — Hundsfott! fiel der Kröpfige ein, werft ihn hinaus!

Nein! ſage ich; doch nicht hoch! ſage ich — wehrte ſich jener. Wie ſollen wir ſie denn ſonſt erreichen? Nieder! ſage ich, damit wir ſie packen können. Alles, was ſeither hoch war, muß hernieder!

Die Umſtehenden lachten und nahmen die Gelegenheit wahr, eins auf den guten Einfall zu trinken. Nun drängte ſich einer hervor und brachte ſich Aufmerkſamkeit durch Rippenſtöße zuwege. Hört mich an! rief er mit wichtiger Miene. Ich ſchlage vor, daß wir unſerm Club einen Namen geben. Unſer Club will ſich in die heiligſten Angelegenheiten miſchen und iſt ſozuſagen noch nicht getauft. Geſteht nur, daß ihr alle das Hauptſächlichſte überſehen habt. Wir müſſen doch nach etwas heißen! Seht ihr? Begreift ihr? Soll ich nun vorſchlagen, daß wir uns das „Parlament“ nennen? Oder „Dumouriez“ — oder die „Rothe Mütze“ oder „Klein-Verſailles“? Ich eröffne euch eine unendliche Wahl.

Ich verwerfe Klein-Verſailles! wurde gerufen; warum wollen wir mit etwas Kleinem anfangen?

Wohlgeſagt! rief der andere wieder, alſo einen großen Namen.

Und nun ſprach alles durcheinander, indem ein jeder durch einen Namen oder ein bedeutendes Wort ſich als Kenner der Vorfälle in Paris geltend machen wollte. Denn anfangs hatte die Regierung auf alle eindringenden Nachrichten über die Franzöſiſche Revolution ſtreng gewacht, bis durch die drohenden Bewegungen Frankreichs gegen Savoyen alle Aufmerkſamkeit auf die Vorkehrungen zur Vertheidigung Savoyens und Nizzas gerichtet ward. Nun ließ man ſich im Gegentheil angelegen ſein, recht viele Nachrichten über die Revolution zu verbreiten, die aber alle darauf abzielten, die Franzoſen als das verworfenſte und unglücklichſte Volk darzuſtellen. Hierzu bediente man ſich vorzüglich der Mönche. Natürlich ſuchte nun das Volk, mistrauiſch wie es iſt, ſich auch von anderer Seite Nachrichten zu verſchaffen. Man hielt geheime Zuſammenkünfte, errichtete Clubs und verbreitete am liebſten jene Neuigkeiten und Meinungen, die der Regierung ungünſtig und daher von ihr unterdrückt worden waren.

In den lärmenden Haufen drängte ſich nun Cola, der Bettler, ein, indem er um Almoſen bat. Laßt mir doch gleich die neugeprägte Gleichheit zu ſtatten kommen, ſagte er mit ſchalkhaftem Ernſt, wobei er jedweden mit dem Vornamen nannte. Ihr könnt noch viel an mir thun, bis ihr mich zu euersgleichen und zu einem ſo ſtattlichen Mann macht, als ihr längſt ſeid, Meiſters. Rückt nur heraus, damit ich auch wie ihr, eins trinken und mit euch anſtoßen könne! Die ſich ſonſt mit einem Soldo abgefunden hätten, gaben jetzt auf ſo ſchmeichleriſchen Spott eine halbe Lire. Zu dem kröpfigen Schreier ſprach Cola: Euch, Meiſter, muß ich vorzüglich rühmen, wiewol Euch an meinem Beifall nicht viel gelegen ſein wird, da Ihr mich noch nicht einmal eines Soldo werth achtet. Aber deſto mehr ſeid Ihr in andern Stücken durch eine muſterhafte Großmuth und Uneigennützigkeit ausgezeichnet. Redet Ihr doch mehr als einer zum beſten der Gleichheit, und wenn es nun mit dem Ausgleichen an die Hälſe kommt, ſo habt doch gerade Ihr zu verlieren und herauszugeben. Deſſenungeachtet —!

Der Geneckte ſah zornig an Cola's derber Geſtalt empor und lachte nun mit dem Lachenden. Der Schwertfeger nahm hierauf wieder das Wort und ſuchte das Glück zu entwickeln, das dem freien Mann allein gebühre. In frühern Jahrhunderten, ſagte er, ging jeder Bürger mit ſeinem Schwert aus; damals galt noch jeder für einen Mann, was man einen Mann nennt. Seit uns von den Fürſten die Schwerter zu tragen verweigert wird, ſind wir eingeſteckte Wichte, ſind höchſtens noch Küchenmeſſer für die Hofhaltungen und Klöſter, Taſchenmeſſer für den König und den Lehnsherrn mit einem Korkzieher verſehen, um den Weinzehnten in den Hofkeller zu ziehen. Und was noch ſchlimmer iſt, erſt ſeitdem die Weiber keine Schwerter mehr an unſerer Hüfte ſehen, ſind ihre Zungen ſo ſcharf geworden. Sonſt hatten ſie ein Roſenblatt im Munde, jetzt führen ſie ein zweiſchneidiges Schilf darin. Meine Herren und Nachbarn, Freiheit iſt das Schwert unſerer Männlichkeit, und die Schwertfeger ſind immer die Seele des freien Lebens geweſen. In den alten Chroniken kommen die Schwertfeger immer neben den Fürſten und Rittern vor, und die gute alte Zeit muß wiederkehren. Daran hängt alles, das iſt Moſes und die Propheten! Unſere Ehre iſt der König, euere das Schwert. So iſt es, bei Gott! Glaubt mir, ihr treuen Mitbürger, man hat nur darum die Schwertfeger etwas, ſoll ich ſagen — verächtlich gemacht, um euch die Schwerter zu verleiden. Auf denn! und vor allem die Schwertfeger wieder hoch gehalten! Dann werdet ihr eine Achtung vor dem Werkzeug euerer Freiheit und vor dem Schmuck euerer Freiheit gewinnen.

Er würde noch ins Weite geſprochen haben, wäre ihm nicht der unter einem Bückling vorgeſchobene Hut Cola's in die Quere gekommen. Der Sprecher aber that nicht, als ob es ihm gelte, ſondern fragte die Umſtehenden, wie viel Uhr es ſei. Als man es ihm geſagt, rannte er mit den Worten davon: Hole mich der und der! Es iſt ſchon ſpät, und ich habe meiner Frau verſprochen —

Cola hielt den Eilenden am Kamiſol und raunte ihm laut genug zu: Grüßt mir Euer ſanftes Weib, grüßt mir Euer gutes Schwert, Herr Scheide! Gegen die Umſtehenden aber ſetzte er hinzu: Ein wackerer, fleißiger Mann, der Meiſter da! Ein Stündchen nach Sonnenuntergang darf er frei und bellend umherlaufen, mit dem Halsband der Erinnerung, wie ihr ſeht, und dann geht er wieder an ſeine Kette und wedelt.

Inzwiſchen war Giuſeppe in ein anderes Zimmer gedrängt worden, wo ein junger Geiſtlicher von einem Stuhl herab folgendermaßen zu einem Haufen der Verſammelten ſprach: Ich habe euch alſo überzeugt, daß der Cölibat, der eheloſe Stand der Geiſtlichen, ein unnatürlicher, grauſamer, ſchmählicher und unchriſtlicher Zwang iſt, der nicht früh genug gebrochen werden kann. Ich werde noch einmal darauf zurückkommen.

Nun aber habe ich euch von der Staatsumwälzung in unſerm Nachbarlande reden ſollen. Ihr thut wohl, meine Freunde, bevor ihr ſelbſt zugreift, euch nach dort umzuſehen, woher fürder alle Freiheit des öffentlichen Lebens kommen muß. Soll ich mich in einem Gleichniſſe deutlich machen, ſo ſagt mir, was wol unſerer

Stadt und dem ſchönen Küſtenſaume die Fruchtbarkeit und paradieſiſche Lage verleiht? Ich denke, das mächtige Gebirge thut es, das uns im Rücken umringt und ſchützt, indem es von der Küſte ſich mit fruchtbaren Hügeln, öden Felswüſten und grauen Schneegipfeln in die Wolken erhebt. An ſolchen Höhen wenden ſich die Lüfte, ſcheiden ſich Fluß und Bäche, prallen die Sonnenſtrahlen zurück und werden gleichſam in den Boden gepflanzt, um zu glühenden Blumen, zu würzhaften Stauden, zu edeln Früchten zu erwachſen. Dieſes unſer Gebirge hat einſt ſeinen Schöpfungstag gehabt, und unſere Seealpen ſind damals hervorgerufen worden, um für jetzt und immer das Paradies Nizza zu bilden. Solch ein Schöpfungstag iſt nun auch die Franzöſiſche Revolution für die Welt der Geſchichte. Dieſe Revolution wird in Frankreich eine Wetterſcheide bilden für das künftige Glück und Klima der europäiſchen Staaten. Von dieſem Höhenzug der Staatsbildung wird für immer die Fruchtbarkeit des Friedens und das Wetter des Kriegs in der gebildeten Welt abhängen. Wir nun wohnen am ſüdlichen Fuße dieſes neuen Gebirges und ſollen ſo glückliche Vorhügel deſſelben werden, wie die ſegensreichen Hügel der Mutter Alpe ſind, die ſich, ihre Füße badend, an die Küſte des Liguriſchen Meeres geſetzt und ihr Kind Nizza auf den Schos genommen hat.

Bravoruf, Jauchzen und Klatſchen unterbrach den Redner, der nach abgeſtattetem Danke fortfuhr:

Drei Jahre ſchon währet der Schöpfungstag dieſer neuen Welt. Wir haben das alles erlebt, und wenn wir nicht gleich ein jedes entſtehen ſahen, weil eine tyranniſche Regierung uns die Hand davor hielt, ſo erblicken wir doch jetzt vor uns liegen, was ſeither geworden iſt. Die Noth eines ſonſt guten Königs hat nämlich die Geiſter herbeigerufen, die da helfen ſollten — die Generalſtaaten von Frankreich. Er hat aber anfangs verſäumt und ſpäter die Macht verloren, dieſe Geiſter auch wieder zu bannen und zu vertreiben. So haben ſie denn vor allem die friſche Kraft des Bürgerthums zwiſchen den Moderplätzen des Adels und der Geiſtlichkeit hervorgerufen. Die greuliche Baſtille iſt zerſtört worden, und über dieſen Abgrund von Willkür und Grauſamkeit, von Seufzern und Flüchen hat man, als Vorbild der Zukunft, einen grünen Plan für die Luſtbarkeiten des freien Bürgerlebens geebnet. In einer einzigen Nacht ſind die Feſſeln des Mittelalters gebrochen worden — das Lehnrecht, die Dienſte und Frohnen, Zehnten und ſtandesherrlichen Gerichte. Die Sperren und Mauthen im Binnenlande ſind aufgehoben, ja ſelbſt die äußern Prunkzeichen der Orden, Wappen und Livreen ſind abgeſchafft worden. Man hat die Güter der Geiſtlichkeit der Nation heimgewieſen, die Rechte der Menſchheit feſtgeſtellt und von jener allgemeinen Bundesfeier auf dem Marsfelde zu Paris wird Europa den neuen Bund bürgerlicher Erlöſung ableiten. Schon iſt im Kampfe des Volks mit dem Adel und Hofe eine herrliche Verfaſſung für das ganze Reich der Franken und Freien errungen worden, an der ſich alle Widerſprüche und die Waffen der angſtvollen Könige des Auslandes brechen werden. Schon rüſten ſie ſich — die übermüthigen Monarchen laut und lärmend, die zagen ſtumm und ſtill.

Auch unſer König, der Affe Friedrich's des Großen, ſchließt ſich an. Ha, was wollen dieſe Könige? Lange haben ſie Frankreichs Moden und Meinungen, Sprache und Spötterei, Ton und Thorheiten ſich ſchmecken laſſen; nun, wie ſie mit ekelm Magen und wüſtem Kopfe aufſtehen, wird ihnen die Rechnung gemacht; es geht ans Bezahlen, und ſie werden Kronen und Kreuze, Renten und Rechte einſetzen müſſen und verlieren.

Der Lärm des Beifalls wiederholte ſich. Der Redner aber, der ſchon heiſer geworden war, ſtieg vom Stuhl und griff nach ſeinem Glas. Die meiſten ſprachen ſich beifällig und begeiſtert, wenige nur wegwerfend aus. Er erzählt uns, ſagten dieſe, wie unſere Nachbarn ihr Brot backen, und macht uns nur jähhungerig.

Gönnt ihm doch Zeit und laßt ihn erſt trinken, erwiderten die andern, dann wird er ſchon darauf kommen, was wir ſelbſt zu thun haben.

Verwirrt und betäubt, und da nicht abzuſehen war, wo es mit dem Gerede hinauswollte, ſchlich Giuſeppe davon. Froh, ſich im Freien zu ſehen, ſchlenderte er an den Kaffeehäuſern hin. Auch hier ging es laut und lebhaft zu; als er aber aus einem derſelben Geſang einer weiblichen Stimme hörte, eilte er hinein und ward vom Anblick einer Harfnerin überraſcht, die ſelbſt höchſt anziehend einen Knaben von ungemeiner Schönheit bei ſich hatte. Ihre hohe Geſtalt, in dunkelm Anzug, beugte ſich mehr als nöthig über das Inſtrument, und eine angſtvolle Verlegenheit malte ſich auf dem Angeſicht, das von kränklichem Ausdruck und weniger regelmäßig als ſeelenvoll und einnehmend erſchien. Die ſchönſten Augen hatten einen ſchwärmeriſchen Aufſchlag, aber ſo, als ob ſie die Verzweiflung ſuchten. Ihre Stimme war rührend und ſtark; ihr Spiel verrieth ungewöhnliche Kunſtfertigkeit.

Alſo war der Lärm der Gäſte wie durch ein Wunder beſchwichtigt worden. Mit einer Art von Ehrfurcht ſah man die Geſtalt an, und hörte mit ſeltſamer Empfindung einer Stimme zu, die in den Zwieſpalt der Zeit wie eine Nachtigall in die Gewitternacht hineinſchmetterte.

Der wachſende Beifall ängſtigte die Sängerin immer mehr. Sie ſchlug die Augen nicht mehr auf, feſter und feſter ſchloſſen ſich die langen Wimpern an, und ein Thränenſtrom brach endlich mitten im Geſang hervor. Sie hielt mit einem ſchmerzlichen Misklang der Saiten inne und wendete ſich nach dem Knaben um. Dieſer, dem Anſehen nach fünfjährig, hatte ſich inzwiſchen in die Niſchenecke gekauert und war halb ſitzend, mit dem Sammeltellerchen zwiſchen den Fingern, eingeſchlafen. Die Mutter, wenn ſie es war, ſchien einige Augenblicke unſchlüſſig, das Kind zu wecken; auch erwachte es nicht, wie ſie ihm das Tellerchen aus der Hand zog. Sie ſtellte die Harfe beiſeite, um mit dem Tellerchen die Geſellſchaft anzugehen. Dies aber ſchien ihr entſetzlich. Sie war keines Schrittes mächtig und warf ſich endlich über die angelehnte Harfe. Die Nächſtſtehenden hörten ſie ſchluchzen und ſahen ſich einander fragend an; nur Giuſeppe glaubte ihre Angſt zu verſtehen, trat raſch in ſeiner Empfindung vor ſie hin und zog das Tellerchen aus ihren Fingern, indem er ſagte: Laßt das mich für Euern Knaben thun! So ging er umher, die Gaben aufzunehmen. Sie fielen reichlich aus; denn die meiſten ſchienen froh, mit einigen Soldi nur recht bald die beängſtigende Erſcheinung los zu werden. Giuſeppe legte noch, was er ſelbſt an Geld bei ſich hatte, hinzu. Inzwiſchen war die Sängerin zu einiger Faſſung gekommen, weckte haſtig das Kind auf und führte es Giuſeppe entgegen. Danke dem guten Herrn da, Tonino! ſagte ſie, noch ehe ſie das reiche Tellerchen betroffen und zögernd in die Taſche ſchüttelte, die dem Knaben an einem Band über die Schulter hing.

Schon war ſie verſchwunden, als Giuſeppe ſich der Aeußerung des Barons erinnerte, daß er noch keine Harfenſpielerin für ſeine Gemahlin habe finden können. Nacheilend traf er ſie noch unter der Haustreppe und machte ihr den Antrag, einer vornehmen Fremden Unterricht auf der Harfe zu geben oder Geſellſchaft im Harfenſpiel zu leiſten. Der Sängerin ſchien das ſehr erwünſcht zu ſein und es wurde verabredet, daß ſie morgen eine Stunde vor Tiſch ſich hier auf dem Corſo einfinden ſollte. Giuſeppe ſelbſt ſchlenderte über den Corſo der Esplanade zu, beſtieg die nächtliche Treppe und lehnte ſich abermals über die Bruſtwehr.

Der Mond ſchwebte über der See, eine flimmernde Lichtſtraße zog aus dunkler Ferne über die bewegten Waſſer immer breiter nach dem Ufer herüber, an welchem die anſpielenden Wogen naſchten. Noch glitten einzelne Fiſcherkähne mit ſchimmernden Segeltüchlein am Geſtade hin. Nachtlüfte ſpielten in den laubreichen Ulmen des Corſo, auf deſſen Boden die Schatten der Zweige geiſterartig webten. Der alte Burgfelſen erhob ſich wie ein Thron der Königin Nacht über Stadt und Meer. Nichts unterbrach die nächtliche Stille, außer wenn ein ſüßer Lautenton ſich verirrte oder ein ferner Wachtpoſten anrief. Das unaufhörliche, eintönige Zirpen unzähliger Heimchen ſchien nur die ſüße Unermeßlichkeit der Nacht und der Umgebung auszuſprechen.

Giuſeppe vergaß all des tollen Geredes; die Geſtalt der Unbekannten dämmerte räthſelnd vor ſeiner Seele. Die Töne, die Worte ihres Geſanges glitten noch einmal über ſein Herz. Er blickte in ſeine Vergangenheit zurück; ſie ſtand vor ihm wie ein hell gefüllter Pokal; Erinnerung quoll nach Erinnerung herauf, gleich Perlen des Weines, und legten ſich zu einem Kranz um den ſchimmernden Kelchesrand. Er rüttelte, und alle, alle ſchmolzen in eine leuchtende Empfindung: Blanca! rief er freudig aus, noch einmal Blanca! und es flüſterte in den Ulmen wie eine Geiſterſtimme.

Achtes Kapitel.

Die Harfnerin hatte in der Familie des Freiherrn eine artige und wohlwollende Aufnahme gefunden. Die Baronin war entzückt über die ausgezeichnete Fertigkeit und den geſchmackvollen Vortrag der Unbekannten. Ein bedeutendes Talent gab ſich hier zugleich mit dem rechten Herzen für die Muſik zu erkennen. Die Baronin brachte höchſt vergnügt ihr Inſtrument wieder hervor, zu welchem es ihr bisher an Aufmunterung gefehlt hatte. Sie ſah es als ein Glück an, eine ſolche Meiſterin gefunden zu haben, der es zugleich ſelbſt erwünſcht ſein mochte, in einer ſolchen Familie auf ſo anſtändige Weiſe unterzukommen. Denn ſo zurückhaltend und verſchloſſen die Fremde auch erſchien, konnte ſie doch ihre augenblickliche Noth und Verlegenheit nicht verbergen. Schonend und zart bot ihr die Baronin einen gaſtfreundlichen Aufenthalt an. Es fand ſich im Hinterbau ein getrenntes Stübchen, das leicht ausgeräumt und für die Unbekannte eingerichtet werden konnte.

Die Harfnerin, ſehr vergnügt über das Wohlwollen der Familie, und daß ſie ſich eines kränkenden Erwerbes überheben ſah, dankte mit Geberden, die zwiſchen ungewohnter Unterwürſigkeit und feinem Benehmen zu ſchwanken ſchienen. So ließ ſie errathen, daß ſie ganz verſchiedene Zuſtände und Lagen des Lebens zu durchkämpfen gehabt hatte.

Unſerm Giuſeppe ward es hoch angerechnet, der Baronin zur rechten Zeit gedacht und ihr die Harfnerin zugeführt zu haben. Auch der Baron gewann den Jüngling auf ihren öftern Jagdgängen lieb und lud ihn zu ſich ein. Giuſeppe fand ſich geſchmeichelt und blieb deſto lieber von Drappo weg, wo er ohnehin auch nicht wie im Hauſe der Großmutter gehätſchelt, ſondern oft genug ein Müßiggänger geſcholten und übel angelaſſen ward. Der Umgang mit der Familie des Barons war aber zugleich auch ſehr bildend für ihn. Zuerſt verglich er nämlich das offene, wohlwollende und heitere Benehmen des Freiherrn und ſeiner Familie mit den ernſten und abgemeſſenen Lebensformen im Hauſe des Marcheſen Malvi. Jener deutſchen Art und Weiſe legte er dann, vielleicht weil ſolche ihm ſelbſt mehr zuſagte, einen entſchiedenen Vorzug bei, beſonders als er noch eine ſo ausgezeichnete innere Bildung mit dem gefälligen Weſen der Familie verbunden fand. Mehrere Sprachen wurden geſprochen, und was über Kunſt und Alterthümer, aus der Natur und Geſchichte, vom Hof- und Staatsleben geäußert wurde, war ihm alles neu und erregte ſein Nachdenken. Gegenwart und Zukunft zeigten ſich ihm von Standpunkten, auf denen er beim Ueberblicke der ſittlichen Welt in gleiche Verwunderung gerieth, wie die Fremdlinge ihrerſeits bei den vielfältigen Ausſichten um Nizza über die herrliche Natur erſtaunten.

Dieſe Schule guter Manieren und nützlicher Einſichten wollte Giuſeppe nicht unbenutzt laſſen. Wie nun einmal Herz und Phantaſie bei dem Gedanken an Blanca, die Marcheſentochter, in Schwung kamen, fühlte er mit allen edeln Regungen ſich angeſpornt, einer ſolchen hohen Braut, die ihm geweiſſagt war, wenigſtens innerlich nicht unwürdig zu erſcheinen. Wie es nun kommen mag! dachte er bei ſich ſelbſt; muß ſie von ihrem hohen Stande etwas herabſteigen, ſo ſoll ſie ſich doch eben nicht erniedrigen müſſen; oder ich werde mich um einige Stufen emporarbeiten und will dann keinen unbehülflichen Mann an mir finden laſſen, ſondern zeigen, daß es mir auf den Höhen der Geſellſchaft ebenſo wenig als auf den Klippen der Gebirge ſchwindelt.

Gibt es wol in den ſchönſten Jahren des Lebens ein höheres Glück, ein ſeligeres Behagen, als ein edler Jüngling in dem Bewußtſein findet, daß er eben an ſeiner Bildung arbeite für ſeine Liebe? Bei jedem Schritte, den Giuſeppe auf dieſer Bahn vorwärts that, glaubte er ſeiner Wünſche verſicherter zu ſein, ſchien der Abgrund ſich auszufüllen, der ihn von ſeinem Ziele trennte. Einer kleinen Selbſttäuſchung ward er dabei nicht inne, daß er nämlich durch öftern und vertraulichen Umgang mit Adelichen ſelbſt nicht nur das Gepräge, ſondern auch die Währung eines Freiherrn anzunehmen wähnte.

Solche Abſichten und Empfindungen buchſtabirte nun freilich die kindliche Klara nicht aus den Mienen des

Geliebten heraus. Wie ſein Herz einmal von ſo kühnen Hoffnungen nach allen Seiten erregt war, ging er nie an Klara's offener Stubenthür oder, wenn ſie auf der Hausſchwelle ſaß, an ihr ſelbſt ohne Gruß und Koſen vorüber. Und wie daſſelbe muthige Herz, das ſo edle, ſtolze Gefühle wärmt, gewöhnlich auch heißere Blutwellen treibt: ſo riß ihn wol zuweilen auch ſeine Stimmung zu einer Schmeichelei, zu einem Kuß hin, die Klärchen in genauer Rechnung fortführte, wenn er ſelbſt ſie gleich auch wieder als Verirrungen gegen ſeine geliebte Blanca im ſtillen bereute und in ſeinem Gedächtniß zu löſchen ſuchte. Um ſeine Uebereilung alsdann auszugleichen, tadelte er oft auch wieder manches ſehr ſtreng an Klara's Benehmen oder an ihrem Anzug, worüber denn ſie, wenn er kaum den Rücken gewendet, mit klatſchenden Händen im Kreiſe umherhüpfte und rief: Mutter Angelika! haſt Du's gehört? Giuſeppe meint, das Häubchen über meine Zopfkrone ſtände mir nicht ſo gut als das bloße Haar, und er meint auch, dies baumwollene Röckchen ſei doch viel zu eng gegen das Corſet; ich ſähe darin aus wie eine Puppe. Ja, ja, Giuſeppe verſteht's! lächelte dann wol die Muhme; nun, nun, wenn er dir einmal das ſeidene Kleidchen bringt, mag er es ſo weit machen laſſen, als es ihm gefällt.

Klara erröthete, und man braucht, um es zu begreifen, freilich nur zu wiſſen, daß in Nizza blos die verheiratheten Frauensperſonen ſeidene Kleider trugen und kein Bräutigam verſäumen durfte, ſeine Verlobte vor allem mit einem erwünſchten ſeidenen Anzuge zu erfreuen.

Dergeſtalt fand unſer Klärchen bei Tadel wie bei Lob ſeine Rechnung, wie ja den Gläubigen alles zum beſten ausſchlägt.

Fortwährend blieb die Harfnerin ſchweigſam über ihre Herkunft und Verhältniſſe, in ſich ſelbſt gekehrt mit ihren Empfindungen und theilnahmlos gegen all die Fröhlichkeit der Menſchen und Frühlingsluſt in der Natur. Sie kam allen wie ein Räthſel vor, das ſo unauflöslich ſchien, als es anlockend war. Man wußte in den erſten Tagen weiter nichts von ihr als ihren Vornamen Brigitta, den die Baronin-Mutter ſehr klöſterlich fand. In der That ſchien manches in ihrer Haltung und Bewegung von klöſterlicher Erziehung oder Zucht herzurühren, wie z. B. die Art, ſich in ihrem Stübchen betend niederzuknien. Wenn ſie dagegen auch bei manchen Anläſſen weltliche Manier und Schicklichkeit, ja ſelbſt ein gewiſſes feines und vornehmes Weſen blicken ließ, ſo kam doch auf einmal auch wieder etwas in den Weg, wodurch ſie wie beengt und gebunden ſchien, wie gleichſam eine gefangene Königin wandelt, majeſtätiſch, aber doch mit Ketten beſchwert. Oft nämlich faltete ſie unbewußt die Hände vor der Bruſt wie zum Beten; ſie ſchlich manchmal mit ſeitwärts geſenktem Haupte und niedergeſchlagenem Blick; bei Verneigungen bog ſie die Knie, ohne ſich mit der Bruſt zu verneigen, und öfter ſah man ſie, wenn es unerwartet in der Nähe läutete, ein Kreuz ſchlagen, dann aber plötzlich erröthen, wenn ſie deſſen inne ward.

An dem häuslichen Umgang nahm ſie theil und zeigte ſich aufmerkſam gegen alle, wiewol ihr jedwede

Richtung nach außen viel Anſtrengung koſtete und ſie immer wieder in ihren träumeriſchen Zuſtand verſank. Sie ſpielte und ſang, ſo oft ſie glaubte, daß es gewünſcht werde; doch war es ihr lieber, Agneſen blos Unterricht zu geben. Nie aber legte ſie ſich ſchlafen, ohne daß ſie vorher in ihrem Zimmer geſpielt und ſanft geſungen hätte. Nicht immer ſchienen es Lieder oder fertige Strophen zu ſein, was ſie ſang, ſondern nur Worte, die im Augenblick eingegeben, mit augenblicklich erfundenen Accorden begleitet wurden. Zuweilen ſang ſie Pſalmen, und zwar in lateiniſcher Sprache; es waren diejenigen, die zu gewiſſen Stunden in wechſelnden Chören von den Mönchen und Nonnen pflegen geſungen zu werden.

Dieſe Klänge, dieſe Stimme, in ſtiller Nacht von lauen Lüften getragen, unter dem Anblicke des Meeres und Mondes zu vernehmen, war eine wehmüthige Luſt, der ſich Moritz und Agneſe am Fenſter gern eine lange Weile hingaben, wobei ſie die Pauſen des Spiels mit ihren wechſelſeitigen Vermuthungen über die Sängerin ausfüllten. Denn in ſie zu dringen, ließ ihr Zartgefühl nicht zu. Für dieſe Nachtmuſik ſchien der Freiherr noch empfänglicher als ſeine Gemahlin zu ſein; wenigſtens hörte dieſe manchmal, wenn ſie ſchon einſchlafen wollte, noch einmal das aufgehende Fenſter im Nebenzimmer knarren. Wenn ſie ihn dann beim Namen rief, ſo meinte er das erſte mal, man müſſe doch die unvergleichlichen Mondſcheinnächte genießen, ſolange ſie dauerten; das andere mal war er begierig, wie tief in die Nacht Brigitta doch wol wach bleibe; das dritte mal ängſtigte er ſich, ob die Sängerin auch ihr Licht gehörig löſche, ein Feuerbrand ſei doch in den engen, höckerigen Gaſſen und alten Häuſern gar bedenklich. Später rief ihn die Baronin nicht mehr, ſondern lächelte nur im ſtillen über ihn.

Unerwartet brachte der Zufall die Neugierigen auf die Spur wenigſtens eines frühern Aufenthalts der geheimnißvollen Sängerin.

Neuntes Kapitel.

Der Freiherr und Giuſeppe waren nämlich, wie ſie jetzt fleißig thaten, in der Frühe jagdrüſtig nach dem Gebirge gegangen, und nun entſchloſſen ſich die Frauen, des Nachmittags, ungeachtet der öftern und plötzlichen Regenſchauer des hieſigen Frühlings, einen Ausflug in die Gegend zu wagen.

Für die drei Frauen, die alte Baronin, Agneſe und Brigitta, waren Eſel gemiethet; ein bewaffneter Diener folgte zu Fuß. Der kleine Tonino blieb unter Klara's Obhut daheim. Eben als die Frauen, mit breiten Strohhüten geſchützt, ihre Thiere beſtiegen, kam der junge Pfarrer Francesco, die Baronin-Mutter zu beſuchen, die ſeit einiger Zeit eine Neigung für katholiſchen Gottesdienſt äußerte. Francesco entſchloß ſich kurzweg, den Ausflug zu Fuß mitzumachen und den Frauen als Führer zu dienen.

Vor der Stadt ſchritt er den Eſeln voran durch die engen, winkeligen und jetzt ſehr feuchten Gäßchen zwiſchen den zur Abwehr des Ueberſteigens mit Glasſcherben ſcharf bezahnten Mauern der zahlreichen Pomeranzengärten. In den Gäßchen war viel Gedränge, und durch die offenen Thüren ſah man ein luſtiges Treiben in den Gärten; denn die Pomeranzenernte des Frühlings war angegangen und verſprach reichlich auszufallen. Agneſe blieb öfter halten und ſah mit Wohlgefallen den Geſchäftigen zu.

Wie freuten ſich die deutſchen Frauen an all den neuen Erſcheinungen umher! Die alten Mauern und öden Plätzchen waren mit der rieſigen Agave bewachſen, ja die Wege mit ihr wie mit einer Mauer umgeben. Der Pfarrer unterhielt die Frauen von dieſer Aloë, die aus ihren ſtacheligen Blättern große Blumenſtengel treibe und deren zahlreiche Blätterfaſern zu Stricken und Packtuch ſtatt des Hanfes zu brauchen wären. Er gab dabei zu verſtehen, daß die katholiſchen Länder vom Himmel auf alle Weiſe begünſtigt und geſegnet ſeien.

Bei dieſen und andern Bemerkungen wendete er ſich gern an die alte Baronin Henriette, die ihm freundlich und meiſt beifällig zuhörte, während er gegen Agneſe's Naturſchwärmerei und Unachtſamkeit mistrauiſch ſchien, gegen die Harfnerin aber eine verächtliche Gleichgültigkeit blicken ließ.

An dem Kapuzinerkloſter St.-Barthelemi ward unter einer ſchönen Baumgruppe halt gemacht, um die Gegend mit Muße zu überſehen, während man die Eſel am Brunnen vor dem Garten aus einem alten Sarkophag, der jetzt zu einem Waſſertroge gebraucht wurde, ſaufen ließ. Francesco, der ſich im Erklären gefiel, fand glücklicherweiſe am Sarkophag eine lateiniſche Inſchrift, die er überſetzen konnte, wobei er ſich auch über die drollige

Verwendung eines heidniſchen Steinſarges zu einem Sauftroge für Eſel in ſeiner Weiſe witzig ausließ.

Ein Regenſchauer trieb die Geſellſchaft ins Kloſter, wo ſie von den Mönchen höflich aufgenommen wurden. Man beſah die wenigen Merkwürdigkeiten des Gebäudes, bis der Sprühregen nachließ, und nahm dann die ſchöne Ausſicht im Kloſtergarten mit. Ein Palmbaum zog die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich und eben war einer der Mönche beſchäftigt, Zweige abzuſchneiden. Man fragte ihn nach der Beſtimmung der Schnittlinge und erfuhr, ſie würden hinab nach dem Hafen von Villafranca und von da nach Rom gebracht, um auf Palmſonntag vom Heiligen Vater geweiht zu werden, wonach ſie dann ſehr begehrt wären. In demüthiger Stellung ſprach der Mönch noch manches zum Preis der Palmen: wie nämlich im Alterthum Palmenzweige ſtets als Siegeszeichen den Helden und Dichtern gewidmet geweſen und in dieſer Bedeutung auch den heiligen Märtyrern als Schmuck verliehen würden; die frommen Einſiedler hätten in heißen Ländern hauptſächlich von der Frucht der Palme gelebt, mit den Blättern derſelben ſich gekleidet, und manchem ſelig Sterbenden habe ſchon dieſſeits in der bitterſten Stunde des Erdenkampfes ein Engel mit dem Palmenzweig zu den Wohnungen des Friedens gewinkt.

Die alte Baronin war zu Thränen gerührt und erinnerte Agneſe in deutſcher Sprache, welch tiefen Sinn und heilige Bedeutung doch alles und jedes in dieſer Kirche habe, von der ihre bethörten Väter abgefallen ſeien. Agneſe lächelte.

Während deſſen wandelte der Pfarrer, die Neugierde des Guardians zu befriedigen, mit dieſem ſtattlichen Mann hin und wieder und erzählte, wie er zu dieſer Bekanntſchaft gekommen ſei. Ich hatte ſie mit reichem Gepäck ankommen ſehen, ſagte er, und fühlte mich, wie durch eine Eingebung des Himmels, zu dieſen Fremdlingen hingetrieben. Ich war ihnen verſchiedentlich zu Gefallen gegangen, bis ich ſie eines Tags beim Beſuch unſerer Kirchen vor dem ſchönen Gemälde der Communion des heiligen Benedict in der Jeſuitenkirche antraf. Sie waren von dem Anblick dieſes ſterbenden Greiſes, deſſen Haupt von Tugend und Hoffnung verklärt iſt, tief ergriffen, und ſo ergriff ich auch die gute Gelegenheit, ſie zu prüfen. Der Freiherr ſelbſt iſt katholiſch, aber nicht nur lau, ſondern ſelbſt ungläubig und ein Spötter. Seine Frau und Schwiegermutter ſind Ketzer; doch iſt die alte kränkliche Dame von der Gnade Gottes getroffen und unſerer heiligen Kirche zugeneigt. Sie iſt auf dem Wege zum Glauben. Schon als Hofdame hat ſie in freundſchaftlichem Umgang mit einem deutſchen Prälaten Wohlgefallen an den heiligen Gebräuchen der Kirche gefunden und in Südfrankreich, woher ſie nach Nizza gekommen ſind, immer tiefere Neigung für dieſelben gefaßt. Die Mittel und Wege des Himmels ſind wunderbar. Als die Dame auf Anrathen der Aerzte nach Nizza kam, war ſie außerordentlich ſchwach und erholt ſich nun unter Gebet und Belehrung für die Seele zuſehends auch körperlich. So führt durch wohlthätige Krankheiten der Himmel ſeine Auserwählten.

Sie wurden unterbrochen, indem Agneſe den Mönchen Lebewohl ſagte und der Pfarrer ſich mithin anſchließen mußte. Die Baronin eilte ſo um Brigitta's willen, die eine auffallende Unruhe zeigte. Sie war ſchon ungern in das Kloſter getreten und mied, ſoviel es anging, die Unterhaltung, ja die Annäherung der Mönche. Konnte ſie nicht ganz zurückbleiben, ſo ſtand ſie halb abgewendet und wie in ſich verſunken; ja ſie ging, als vom Glück des Kloſterlebens die Rede war, raſch beiſeite und bückte ſich in einer Ecke der Gartenmauer zu einem Kapernſtrauch, der auf dieſem warmen Plätzchen an der Mauer hinkroch. Im ſtillen beklagte die Baronin wiederholt, daß ſie bei der traurigen Schweigſamkeit der Unglücklichen über ihren Zuſtand nicht darauf achten konnte, ihr manche ſchmerzliche Berührung zu erſparen.

Die turiner Landſtraße, auf welcher die Geſellſchaft nach Nizza zurückkehrte, war ſehr belebt. Männer und Frauensperſonen in mannichfaltig gefärbten Haarnetzen eilten vorüber; Bäuerinnen kehrten auf Maulthieren aus der Stadt zurück und ſahen fröhlich unter den wogenden breiten Strohhüten hervor, deren hoher Kopf mit bunten Bändern geziert war. Laſtwagen, von Ochſen gezogen, fuhren nach Nizza hinab, von reinlichen und muntern Fuhrleuten geleitet.

Unterwegs ließen ſich die Eſeltreiber unſerer Geſellſchaft ins Geſpräch mit den Fuhrleuten ein. Dieſe erzählten, daß ſie Munition für die Feſtung Montalban brächten; der König wolle die Franzoſen, wenn ſie in die Grafſchaft einzubrechen wagen ſollten, an dieſer Felſenfeſte ſich die Köpfe zerſtoßen laſſen. Aber es ſind ſchlimme Vorbedeutungen geſchehen! ſetzten ſie hinzu, indem ſie ſich bekreuzten. Der Miſtral hat am Engpaß von Bruis furchtbar gewüthet. Er hat einen unſerer Wagen, der ſich verſpätet, und hinter demſelben drei Reiſende mit ihren Maulthieren nebſt einem Fußgänger ergriffen und rechts und links in die Abgründe des Gebirges geſchleudert.

Bei dieſer Nachricht fuhr Brigitta entſetzt auf. Wo, wo iſt dies geſchehen? rief ſie. — Unweit Breglio, hieß es. — Barmherziger Gott! Haſt du Gericht gehalten? O, ſei uns gnädig! Heilige Mutter, bitte für uns! rief ſie, indem ſie die Hände rang. Aengſtlich fragte ſie dann, ob der Fuhrleute einer die Verunglückten gekannt habe. Wir nicht, war die Antwort; wenn Ihr aber, gute Frau, vielleicht aus jener Gegend ſeid oder Bekannte dort habt, ſo könnt Ihr Euch nur bei dem Kriegscommiſſar erkundigen, der unſere Ladung beſorgt; der hat die Verunglückten vorher noch in dem einſamen Wirthshaus von Giandola geſprochen. Er iſt voraus geritten, und wir denken ihn am Zollhaus aufzufinden.

Ohne Ueberlegung ſetzte Brigitta ihr Thier in raſchern Schritt, hielt aber, als ſie ſich auf ihre Geſellſchaft beſann, inne. Ihr zu Liebe ritt Agneſe bei und ſprach ihr in allgemeinen Ausdrücken Troſt zu, ohne daß ſie jedoch mit ihrer Theilnahme die Geängſtete zu irgendeiner Mittheilung über den Grund ſo großer Beſorgniß hätte bewegen können. Brigitta murmelte nur lateiniſche Gebete, während ihre Augen und gewiß auch ihre Gedanken nach Nizza hinabſchweiften, das vor ihnen lag.

Langſam folgte neben der alten Baronin Francesco, der Pfarrer. Beide unterhielten ſich über die Fremde, und der Pfarrer bezweifelte nicht länger, daß die Harfenſpielerin, wie er gleich vermuthet habe, eine verworfene Perſon ſei, die kein Mitleid verdiene und die man nicht hätte aufnehmen ſollen.

Die Baronin ſprach zu Brigitta's Gunſten und erinnerte, was chriſtliche Liebe für Verlaſſene und Unglückliche zu thun gebiete, worauf der Pfarrer wenigſtens gewarnt haben wollte, Dinge von Werth vor dieſer unbekannten und verdächtigen Perſon wohl verwahrt zu halten.

Am Thor fanden ſie Agneſe allein, weil Brigitta über den Victorsplatz und die Maulbeerbaumallee hinab nach dem Hafen geritten war, um den Kriegscommiſſar am Zollhaus zu erfragen. Agneſe hatte ihr den Bedienten mitgegeben. Francesco brachte das Geſpräch auf den Baron und äußerte ſcherzhaft, der gnädige Herr werde einen geſegneten Appetit von der Jagd mitbringen. Agneſe erinnerte dagegen, daß nach ſolcher Bewegung ihrem Gemahl eine gemüthliche Ruhe mehr Bedürfniß ſei, als eine gute Mahlzeit. Doch, um dieſen Wink wieder auszugleichen, lud die Baronin-Mutter den Pfarrer ein, was für den Abend vorgerichtet ſei, mitzugenießen. Francesco nahm die Einladung unter dem Vorwand an, er ſei doch begierig, zu vernehmen, ob der Herr Baron eine gute Jagd gemacht habe.

Man ſaß noch nicht lange hinter den weißen Vorhängen des Zimmers, mit denen die Meeresluft ſpielte, als auch Moritz und Giuſeppe ſich einſtellten und ihre ſpärliche Beute auspackten. Den Baron wandelte beim Anblick Francesco's eine kleine Verſtimmung an, die in Unruhe überging, als er ſich vergebens nach Brigitta umſah. Doch fragte er nicht nach ihr, ſondern ging, ſich umzukleiden. In dieſer Stimmung vermißte er höchſt ungern einige Kleinigkeiten, die der Bediente nicht hatte vorbereiten können, weil er Brigitta zu begleiten hatte.

Inzwiſchen kam dieſe zurück und erzählte mit mehr Faſſung, daß die Verunglückten nach der Auskunft des Commiſſars fremde, ihr unbekannte Männer ſeien. Agneſe freute ſich mit ihr und theilte ihrem Gemahl und Giuſeppe den unglücklichen Vorfall mit. Es war dem Baron und Agneſen angenehm, daß Giuſeppe unumwunden fragte, wie lange Brigitta ſich in jenen Gegenden aufgehalten. Einige Wochen lang, war ihre Antwort. O dann, verſetzte der Jüngling, habt Ihr in Soſpello gleich im erſten Häuschen an der Landſtraße gewohnt; dort erinnere ich mich vor kurzem eine Harfe gehört zu haben.

Nein, nein! antwortete ſie kopfſchüttelnd, wir haben in Breglio, — in Breglio habe ich gewohnt.

In Breglio? fuhr Giuſeppe fort; o das iſt ein ſchauerlicher Aufenthalt; ich übernachte da zuweilen. Tief zwiſchen ſteilen Bergen liegt der Ort, tief unten, faſt unter dem Bereich der Sonne, und die Roya brauſt hier einen ſo ſtürmiſchen Lauf, daß man, am Ufer wandelnd, ſein eigenes Wort nicht verſtehen kann.

Aber doch den Himmel! fiel Brigitta heftig ein. Ja, ja, die Roya brauſt, ihre Wellen eilen und der

Miſtral iſt los; dort hauſen die Gerichte Gottes, dort fängt ſchon die Welt zu wanken an. Vergebens bin ich geflohen, hinter mir wird ſich alles löſen und einbrechen! O mein Tonino! Wo iſt mein Tonino?

Sie eilte hinaus und ließ die Geſellſchaft betroffen und beunruhigt zurück. Die Baronin-Mutter erhob in ihrer ſanften und gemeſſenen Weiſe einiges Bedenken gegen die Unbekannte und ſah ſich von dem Geiſtlichen unterſtützt. Deſto lebhafter nahm ſich ihrer der Baron an und fand an ſeiner Gemahlin entſchiedenen Beiſtand. Manches, was er in ſeiner Schutzrede für die Unglückliche vorbrachte, war dem jungen Pfarrer nicht ohne Bitterkeit zugedacht. Zuletzt beſtand er noch darauf, daß Brigitta zu Tiſch gerufen würde. Hat man es doch einmal, ſagte er, auf das Vergnügen von Gäſten abgeſehen, ſo verdoppele man es auch durch die Zahl derſelben.

Während der Diener fort war, Brigitta zu holen, erbot ſich Giuſeppe, in das Gebirge zu wandern, um an Ort und Stelle Auskunft über Brigitta einzuholen. Er hoffte von den Leuten, unter denen die Fremde einige Zeit gelebt habe, gewiß etwas Zuverläſſiges über ſie zu erfahren. Das Erbieten wurde mit Vergnügen angenommen. Gleich morgen verſprach er zu gehen und in zwei Tagen wieder zurück zu ſein.

Dieſe Erwartung ſtimmte beſonders den Baron recht freundlich, und wie dieſer gute Humor auf ſeine Gemahlin, ging bald auch auf die Baronin-Mutter die Freundlichkeit des Pfarrers über, der bei einer köſtlichen Rothbarbe und feurigem Languedoker alle Ketzereien der

Welt vergaß. Ueber Gegenſtände der Tafel war der geiſtliche Herr nicht ohne mancherlei Kenntniſſe und erzählte bei dieſer Gelegenheit, die alten Römer hätten die Rothbarbe mit Gold aufgewogen und dieſen Fiſch ſeines wunderbaren Farbenſpiels wegen oft in der Hand ſterben laſſen. Doch war dies dem Baron nichts Neues.

Zehntes Kapitel.

In der Frühe des Tages brach Giuſeppe nach den Bergen auf und erreichte bei guter Zeit Scarena, in einem kleinen Thal zwiſchen zahlreichen Oelbäumen gelegen, die beſonders auch an den Bergabhängen auf Terraſſen in magerm Boden eine deſto ſüßere Frucht tragen. Der Ort war heute ungewöhnlich lebendig von einer Menge Menſchen, die ſich auf dem Kirchenplatze zuſammendrängten. Viele, mit Hacken und Spaten verſehen, hatten eben eine ſtarke Pappel nicht etwa angepflanzt, ſondern nur eingegraben. Stillſchweigend hatte man den Arbeitenden zugeſehen oder abwechſelnd geholfen; als nun aber die Sache geſchehen war und die Arbeiter, ſich die Stirne trocknend, an dem Baum emporſahen, brach die Menge in Jubel aus; alles ſchrie und tobte wild durcheinander, bis ſich endlich ein Wirbel bildete, in welchem man wie raſend den Baum umtanzte.

Nicht lange jedoch ging es ſo ausgelaſſen zu; denn der Ortsvorſtand eilte mit dem Pfarrer und Richter herbei. Sie verſuchten mit Worten und Winken Ruhe und Stille zu gebieten, mit finſterm Amtsernſt die Luſtigkeit zu feſſeln. Gerichts- und Polizeidiener führten einige Gefangene heran. Da drängten ſich noch mehr Menſchen hinzu, ſolche, die hier und dort in heimlichem Geſpräch geſtanden hatten; ja von den Höhen eilten Ortsfremde herbei, mit derben Stöcken Bewaffnete.

Rebellen! ſchrie nun der Richter. — Abgötter! rief der Pfarrer. — Die ihr euch gegen den König und die Majeſtät empört! fuhr jener fort. — Die ihr um das Goldene Kalb tanzt! fiel dieſer dazwiſchen. — Welcher Empörung macht ihr euch ſchuldig! — Welche Gottesläſterung ladet ihr auf euch! — Das kann euch nicht ungeſtraft hingehen! — Die Gnade des Himmels iſt erſchöpft! — In dieſen und fortgeſetzten Ausrufungen wechſelten der Richter und der Pfarrer und überboten einander mit ſteigender Stimme in Steigerung ihrer Vorwürfe und Drohungen, bis ſie, beiderſeits plötzlich in Stocken gerathend, ſich wechſelweiſe anſtierten und mit den wunderlichſten Höflichkeitsgeberden einer den andern fortzufahren ermunterte. Da lachten etliche jolend aus den Volkshaufen, und heftig fuhren beide ehrwürdige Häupter wieder auseinander und ſchoſſen drohende, grimmige Blicke umher.

Geehrteſte und hochwürdigſte Herren! fiel endlich ein ältlicher Mann ein, was thun wir denn anders, als was wir bisher alle Jahre zur Frühlingszeit gethan, daß wir nämlich nach altem Herkommen und Brauch einen Baum pflanzen, der leider! nur ein paar Tage ſein grünes Anſehen behält, weil wir's immer zu groß damit anfangen, ich meine, einen zu alten Baum verſetzen.

Verdienen wir denn darum ſolche Vorwürfe? Und wie viel Jahre habt ihr ſelbſt mit zugeſehen, edle Herren, habt euch das Frühſtück ſchmecken laſſen, womit wir dieſe Luſtbarkeit zu beſchließen pflegen, und habt ſogar den Baum ſelbſt, wenn er dürre geworden war, euch in den Hof bringen laſſen? Ei, ſo haltet's denn in Gottes Namen heuer wie firn, nehmt fürlieb mit dem Frühſtück und mit der abdorrenden Pappel!

Nichts fürlieb! rief der Amtswichtige. Heute iſt nicht geſtern, und alles verändert ſeine Geſtalt und Bedeutung. Wir wiſſen's wohl, wie ihr's dermalen meint, einen Freiheitsbaum wollt ihr pflanzen, wie ſie drüben im babyloniſchen Frankreich thun; ſprecht von altem Herkommen und begeht die ſchändlichſten Neuerungen.

Ja, Neuerungen und Gotteslästerungen! ſetzte der Pfarrer hinzu.

Eine Frau trat lebhaft hervor und ſprach: Der Baum, Herr Richter, iſt was Altes, und unſere Luſtbarkeit, Herr Pfarrer, iſt auch was Altes; nur euere Auslegung iſt eine Neuerung, ihr alten Herren!

Der verlegene Richter ſchalt die Frau heftig aus und drohte ihr mit Amtsarreſt, während der Pfarrer aus Verlegenheit ſchnupfte. Die fortgeſponnene Wechſelrede beider Männer endigte dann mit dem Vorſchlag, daß zwar der Baum jedenfalls ausgeriſſen werden müſſe, das Feſt dagegen fortbeſtehen ſolle, dergeſtalt, daß anſtatt des Baumes ein meſſingener Leuchter an das Amt und eine große Wachskerze in die Pfarrei jedes Jahr abgeliefert würden.

Ei ſeht doch! Das ſind wol keine Neuerungen? riefen mehrere Stimmen zugleich und alle brummten durcheinander. Der Richter wehrte, der Pfarrer winkte, bis endlich einige Stille eintrat. Wohlan denn, ſo ſoll der Baum ſtehen bleiben, erklärte der Richter; wie man aber unheilige Orte zu gottesdienſtlichen Verrichtungen einweiht, ſo wollen wir gleich vornherein durch eine öffentliche Handlung der Gerechtigkeit, die wir an dieſem Baum vornehmen, jedwede ſchlimme Bedeutung eines Freiheitsbaumes hinwegräumen und vertilgen.

Er entfaltete nun ein Papier, aus welchem er auf Befehl des hohen Landesminiſteriums und im Namen des Königs jene Artikel des piemonteſiſchen Geſetzbuchs vorlas, nach welchen den Spionen, die dem König und ſeinem Recht dienen, Belohnungen an Geld und Ehrenbezeigungen verſprochen werden. Die Geſetzesſtellen waren mit viel Worten von Gott, Chriſtenthum und Gnade verbrämt: der Richter ſetzte hinzu, man ſei Umtrieben gegen das Vaterland und den König auf die Spur gekommen; in den Schlupfwinkeln des Gebirges würden Zuſammenkünfte gehalten; Ausſendlinge der Franzoſen ſuchten unwiſſende Menſchen zu verführen und für Frankreich zu ſtimmen; man arbeite darauf hinaus, den geſalbten König Victor Amadeus zu ſtürzen und Nizza ſowie Tenda, die getreuen Grafſchaften, den Franzoſen, dieſen gottloſen Feinden und Verderbern, zu überliefern und ins Unglück zu ſtürzen.

Als er geendigt, nahm der Pfarrer das Wort über noch andere Geſetzesſtellen, in welchen den Kindern und Ehegatten befohlen wird, ihre Angehörigen zu verrathen.

Er behauptete, dies ſtimme mit den Vorſchriften der Bibel überein. Jetzt iſt die Zeit gekommen, ſagte er, von welcher beim Apoſtel Matthäus geſchrieben ſteht: Es wird aber ein Bruder den andern zum Tod überantworten, und der Vater den Sohn, und die Kinder werden ſich empören wider ihre Aeltern und ihnen zum Tod helfen. Er eiferte gegen alle und jede, die von den Zuſammenkünften im Gebirge etwas wüßten, und drohte ihnen mit der ewigen Verdammniß, wollten ſie nicht in dieſer heiligen Faſtenzeit ihr Gewiſſen erleichtern und bei ihm, ihrem Seelſorger, alles haarklein bekennen, wodurch ſie ſich dann aber auch Verzeihung und ſelbſt Belohnung verdienen würden.

Wie dies geſchehen war, wurden zwei der gebundenen Männer vorgeführt und einem jeden ſein Verbrechen und ſein Urtheil vorgeleſen. Der eine hatte eine Handfrohne, zu der ihn der Frohnvogt entboten, verweigert und war, ſeinem ſterbenskranken Kinde Hülfe zu holen, nach Nizza gelaufen; den andern hatte gar ein Gerichtsdiener vor etlichen Tagen an einem Faſttage Wurſt eſſen ſehen. Jenem waren funfzehn, dieſem fünfundzwanzig Stockſchläge zuerkannt worden und ſollten ihnen nunmehr auch zugezählt werden.

Als man Anſtalten hierzu machte, geriethen die Zuſchauer in Bewegung und fingen an zu murren; aber der Richter gebot Ruhe. Schon machten ſich die Gerichtsdiener fertig und zogen die Stöcke, als ein gebieteriſches Halt! erſcholl. Der Baron Bernazza hat Vorrang! rief ein Jüngling, der zu Pferde um das nächſte Haus hervorkam. Ein hübſcher Bauernburſche ging bleich und mit geknebelten Händen hinter dem Pferde, von einem ältlichen Jäger gehütet, der einen ſtarken Hund an der Leine führte.

Indeß Richter und Pfarrer mit entblößten Häuptern und Scharrfüßen dem Reiter entgegeneilten, rief dieſer mit einem höhniſchen Zug um den Mund: Der geknebelte Gauner da ſucht muntere Geſellſchaft, und da nun hübſche Leute hier verſammelt ſind, ſo mag er mit den beiden ſein Frühſtück gemeinſchaftlich einnehmen. Ich gönne den wackern Leuten aus dem Orte und der Nachbarſchaft, daß ſie ſehen, wie der Baron Vernazza gnädig iſt. Hierauf erzählte der Reiter, ohne abzuſteigen, dem Pfarrer, daß der Bauernbengel ſeinen Lieblingshund Flora geſchlagen habe, worüber der Richter ein wahres Entſetzen ausdrückte. Der Jüngling rief aber wiederholt dazwiſchen und dem Volke zu: Er hat den Hund an mich gehetzt, der Hund hat mich in die Lende gebiſſen! Betrübt und zögernd wickelte der alte Jäger die Hundspeitſche los, mit welcher er den Jüngling hier öffentlich züchtigen ſollte.

Mittlerweile fühlte Giuſeppe, der mit geſpannter zuckender Miene den Baron im Auge hielt, ſich am Kleide gezupft und ſah den Bettler Cola neben ſich ſtehen. Wie gefällt Euch alles das, Giuſeppe? lispelte der Alte; wenn einer einzuſprechen Muth hätte, er fände Beiſtand an allen, die mit den blöden Prügeln unterm Volke ſtehen. Giuſeppe verſtand ihn nicht, denn ſein Geſicht glühte immer röther auf, ſeine Augen brannten immer feſter auf den Reiter.

Indem nun der Jäger die Peitſche hob, rief der junge Menſch noch einmal: Haltet ein! Mein Vater will ja den Schlag bezahlen, den ich der gehetzten Flora verſetzt habe; laßt Euch doch das genügen und behandelt mich menſchlich. Aber der Baron winkte, und der erſte, aus Mitleid des Jägers noch matte Hieb pfiff dem Jüngling um die Lende.

Da brach Giuſeppe durch den murrenden Haufen hervor und rief mit etwas bebender Stimme: Keinen Schlag mehr, beim heiligen Joſeph! Keinen Hieb mehr auf den Menſchen um eines Hundes willen! Nehmt eine Geldbuße für des Burſchen Nothwehr, aber beim heiligen Joſeph keinen Hieb! —

Eine Bewegung entſtand unter dem Volke. Wer iſt der brave Jüngling? flüſterten viele. Ein hübſcher Burſche, ein ſchöner Burſche! erwiderten andere. Er kommt mir bekannt vor; ich meine, ihn ſchon öfter geſehen zu haben! fiel ein dritter ein.

Wer iſt der Schurke? rief Bernazza. Willſt du zurück, Halunke! Und da Giuſeppe zwiſchen den Jäger und den Jüngling trat, ſchrie der Baron wüthend: Cäſar! — Der Hund an der Leine erhob ſich bellend. — Binde los, Benno! Der Jäger that es auf wiederholtes Geheiß und Giuſeppe trat einen Schritt zurück, indem er knirſchend rief: Unterſteht Euch das, Bernazza! Der Baron fluchte, tobte, hetzte, und Cäſar ſchoß bellend auf Giuſeppe los. Dieſer aber links ausbeugend, erhaſchte mit der rechten Hand den Hund an der Kehle, ſetzte raſch die linke an deſſen Genick bei und drückte mit erſtaunlicher Kraft, bis der röchelnde Hund die Zunge zeigte; dann hob und ſchleuderte Giuſeppe das todte Thier nach dem Reiter, daß der ſchnaubende Hengſt ſcheu ſich bäumte und den faſſungsloſen Reiter abwarf. — Freiheit! rief Cola's Stimme und die Loſung war gegeben. Freiheit, Freiheit! wieherten hundert Stimmen; die wankende Menge war durchbrochen, und auf den Baron, auf die Büttel, auf den Richter, auf den Pfarrer hagelten die Knittel. Die Männer und der geknebelte Jüngling wurden entfeſſelt. Die Beamten flohen, ſchreiende Haufen durchzogen das Dorf; die wenigen Soldaten warfen die Gewehre weg, — Freiheit, Freiheit! ſcholl es in die Berge hinein. Man ſtürmte nach dem Zollhaus; die Fenſter klirrten, die Thüren brachen ein, die Möbel wurden zerſchlagen, das königliche Wappen abgeriſſen und zertrümmert. Bald flogen die Schieferſteine vom Dache, die Latten brachen, die Sparren krachten. Erſtaunt hielten die Fuhrleute und ſahen den Raſenden zu; Fußgänger und Reiter eilten, die augenblickliche Rache fürchtend, vorüber. Aus dem Dorfe ſtürzte man mit Beilen, Aexten und Hebebäumen hinzu; die Weiber wehrten und heulten, die Kinder ſchrien zwiſchen die Jubelnden hinein. Von Stößen und Schlägen ſtürzten die Wände ein, die Balken ſanken ſtaubverbreitend, und die Raſenden ermüdeten nicht, bis das ganze Haus zu einem Schutthaufen zertrümmert und zermalmt lag. Dann eilte man, den Frühlingsbaum, den neu gepflanzten, hart angefochtenen, herauszugraben, um ihn als Freiheitsbaum auf die Siegesſtätte aufzurichten, wo er in dem Schutthaufen welken mußte.

Elftes Kapitel.

Nach dem unglücklichen Wurfe, den Giuſeppe gethan, hatte er keine Hand mehr gerührt. Viele, beſonders von den auswärtigen Männern, die ſich eingefunden hatten, traten zu ihm, prieſen ſeinen Muth und ſeine Geſinnung, thaten mehr oder weniger vertraulich und forderten ihn auf, an den großen Unternehmungen für die Freiheit des Vaterlandes Antheil zu nehmen. Giuſeppe zeigte ſich aber trocken und zerſtreut, ja befangen und verſtimmt. Wie einer, der einen Pfeil ins Blaue abgedrückt, nachſchaut, wohin er treffe, ſtand der Jüngling da, entſetzt über den losgelaſſenen Sturm. Ihn umbrauſte, gleich der wilden Jagd in nächtlichen Lüften, ein Geiſterſpuk, den er nicht begriff, obgleich er ihn doch ſelbſt hervorgerufen hatte. Jede Stimme, jeder Schrei, jeder Schlag war eine Antwort auf ſeinen erſten Zorn und traf ſein eigenes Herz. Scheu umherblickend, ſchlich er aus dem Dorfe, reuevoll und beſchämt, unmuthig und wie mit unſichtbaren Banden umſtrickt, die der losgelaſſene, fortraſende Sturm feſter um ſein Herz zuſammenzog.

Vor dem Dorfe trat ihm Cola zur Seite und bemühte ſich, da er des Jünglings Verlegenheit zu begreifen ſchien, ihn zu ermuntern. Doch konnte er bei Giuſeppe's Betrachtungen ſich ſelbſt des Ernſtes nicht ganz erwehren. Er führte den Jüngling nach einer Höhe, wo man von Gebüſch umgeben ins Dorf hinabſehen und wie in einer Loge verſteckt, das hier zum erſten mal aufgeführte Schauſpiel betrachten konnte. Setzt Euch hier nieder, ſagte Cola, und wenn Ihr nicht laſſen könnt, ernſthaft zu ſein, ſo hütet Euch wenigſtens, betrübt zu werden. Es iſt doch immer etwas Großes und Folgereiches, was ſich begeben hat, und da es von Euch ohne Abſicht angehoben worden, ſo mögt Ihr denken, daß es der Herr durch Euch gethan. Iſt es doch ſo mit den erſtaunlichſten Dingen in der Welt geſchehen. Denkt, es ſei ein Frühlingsſturm, der dem ganzen Lande zugute kommen wird. Ich hätte nicht gedacht, daß wir heute und hier einen ſolchen Frühlingsbaum anpflanzen würden, obſchon mich die Freunde hierher beſtellt hatten.

Ich fürchte, verſetzte Giuſeppe, dieſer Frühlingsſturm wird viel Schlimmes nach ſich ziehen. Glaubt Ihr, die Regierung ließe das ſo ungeſtraft hingehen?

Fürchtet Ihr für Euere Sicherheit? fragte Cola.

Es gilt nicht um mich, erwiderte der Jüngling, Scarena liegt mir gewöhnlich außer dem Wege, und ich werde kaum hier gekannt ſein; in jedem Fall aber kann ich mich auf meine guten Beine verlaſſen. Was ſoll jedoch aus den Raſenden werden, die von jener Zerſtörung in ihre Hütten zurückkehren und der Strafe nicht entlaufen können? Was aus ihren Weibern und Kindern?

Cola ſchwieg eine Weile gedankenvoll, dann rief er, ſeltſam luſtig, aus: Nicht wahr, ein Biſſen und ein guter Schluck wären nicht übel nach ſothaner Arbeit, Herr Giuſeppe? Wenn Ihr hier ein wenig warten wolltet — ja, wartet ein wenig! Ich komme bald wieder und habe Euch doch manches zu ſagen, was Euch nicht einerlei ſein wird.

Er wartete Giuſeppe's Antwort nicht ab, ſondern eilte fort und kam auf einem Pfad zwiſchen den Berggärten in das Dorf. Er klopfte am Hauſe des Richters an. Obſchon keine Seele auf dem Platze war, wagte man es doch nicht, das Haus zu öffnen. Die Läden waren verſchloſſen, die Thüren verriegelt und die Wohnung hatte ganz das Anſehen angenommen, das ſich manche Inſekten geben, indem ſie bei einer Berührung ſich wie todt anſtellen. Cola rief jedoch bei jedem Pochen mit dem Klopfhenkel an der Thür, daß er allein ſei und es des Herrn Richters Wohl gelte. Endlich öffnete leiſe und ängſtlich eine Magd, die in Strümpfen herbeigeſchlichen war. Sie führte den Bettler durch den Hof nach dem Waſchhaus und rief den Richter bei Namen. Dieſer ſtreckte den Kopf aus einer tiefen Bütte, wobei er ſich rechts und links lebhaft verneigte.

Es iſt mir um alles lieb, Herr Richter Strozzi, ſprach Cola mit dem größten Ernſt, daß Euere Geſchäfte Euch heute erlauben, mich nicht wie ſonſt fortzujagen; denn heute will ich eben kein Almoſen, ſondern bringe eins. Seht Ihr, hochmögender Herr, wie ſchon der bloße Ruf nach Freiheit die armen Leute wohlhäbig macht! Doch, kurz und gut, hört mich an! Nur verneigt

Euch nicht ſo viel beſter Herr Richter Strozzi, denn Euer Rücken iſt das noch nicht ſo gewöhnt. Kommt Zeit, kommt Rath! Ich meine nämlich, Herr Richter Strozzi, wir müßten jetzt die Sache — und dazu treffe ich Euch ja eben am rechten Platze — müßten die Sache, ſozuſagen, rein waſchen.

Liebſter, Beſter, wie meint Ihr das! rief ſchmunzelnd der Richter, indem er, auf beide geſteifte Arme geſtützt, ſich emporſtreckte und das Bein über den Rand der Bütte ſchlug, um, auf den dreibeinigen Bock tretend, herauszuſteigen.

Bitte, bitte, bleibt mir in der Bütte! rief Cola, und ſchlug ihm, ſo oft er auch überſchreiten wollte, das Bein zurück. Auch Euch, Herr Richter, und zwar vor allem, wollen wir rein waſchen. Sonſt wird gewöhnlich, wie Euch nicht unbekannt, der arme Unterthan von den Amtleuten gern bei der Obrigkeit angeſchwärzt; wir wollen es aber diesmal umkehren, da heute doch alles ſo verkehrt zugeht. Der Vorfall wird nämlich alsbald müſſen an die Regierung einberichtet werden, und da müßt Ihr nun, wackerer Herr Richter Strozzi, das arme Dorf Scarena vor Schaden zu hüten ſuchen. Denn die Leute haben Frau und Kinder, Herd und Hütten, Aecker und Oelbäume, Ziegen und Eſel und einen rechtſchaffenen Richter als Vorſtand. Dies alles ſteht auf dem Spiel. Denn in Turin iſt man nicht ſehr freiheiteriſch geſtimmt, und wenn man recht mäßig ſein wird, ſo wird man ſich an das Beſthaupt halten, und das ſeid Ihr, Herr Richter, als Vorſtand von allen obgenannten Stücken. Ich ſage Euch alſo, Herr Richter, Scarena iſt unſchuldig, und Ihr ſeid es mit. Ihr waret zufällig ein wenig in den Platzregen von Prügeln gekommen und habt alſo die Sache nicht ſo ruhig beobachten können wie ich. Darum komme ich her und erkläre Euch, daß der heutige Aufruhr von niemand geſchehen iſt, als von den Umzüglern im Gebirge. Da habt Ihr die Thäter! Mit Knitteln, ſage ich Euch und will's zu Protokoll beſchwören, mit Knitteln ſind ſie gekommen, mit langen Löffeln ſozuſagen, und haben die Freiheitsſuppe eingerührt. So iſt's, hochgelahrter Herr Richter Strozzi.

Ja, ſo iſt es! Und die Thäter werden nun auch wieder fort ſein? ſchrie der Richter und ſprang behend aus der Bütte, ſo iſt es wahrhaftig. Laßt mich gewähren, ehrlicher Mann, ich will's zu Protokoll nehmen und mich auf fidem publicam berufen.

Richtig! Vieh und Republikaner ſind's geweſen; Ihr könnt Euch darauf berufen, erwiderte Cola. Setzt ſie nur alle richtig ins Protokoll; ſie mögen dann ſo weit laufen, als ſie wollen, und den todten Hund legt nur als Anlage unter Nummer Eins bei; er bezeugt den eigentlichen Urheber, nämlich den Baron Vernazza. Den Baron müßt Ihr protokollariſch hineinreiten; der Baron Vernazza muß in die Tinte, wenn Ihr, Herr Richter, ſauber werden wollt. Es ſchadet ihm auch nichts, dem adelichen Zeug ſchadet die Tinte nichts; die Könige haben Kleeſalz und Fleckkugeln. Die Barone können etwas vertragen, wenn nur die armen Bauern und Ihr, hochweiſer Richter, ungeſchoren bleiben.

Ihr ſprecht wie ein kluger und rechtſchaffener Mann, rief der Beamte, beſonders die Richter müſſen rein erſcheinen, um des guten Anſehens willen. Der verfluchte Baren hat's angeſtellt, flüſterte er, ängſtlich umherblickend, und zwar durch den gottloſen Hund Cäſar. Was das aber auch für ein verdammter Name für einen Hund iſt! Wißt Ihr, wer der Cäſar war? Das iſt der deutſche Kaiſer geweſen, der auf einem Römerzug ganz Italien in Aufruhr gebracht und ſogar mit dem heiligen Antonius von Padua einen Bürgerkrieg geführt hat. Das iſt alles hiſtoriſch, Alter! Geſchichte iſt meine Schwachheit. Und nun muß der verfluchte Name ſogar an einem Hunde noch bürgerliche Unruhen erwecken. Noch eins, Alter! Wer iſt denn aber nur das Unthier von Kerl geweſen, denn der muß vor allem ins Protokoll! Ich meine, der dem Cäſar die Gurgel zugedrückt?

Dem alten Kaiſer, Herr Richter? fragte Cola nachſinnend.

Nicht doch! dem Hunde Bernazza's, dem Aas!

O, wie mögt Ihr ſo fragen, Herr Richter? Das verſteht ſich doch von ſelbſt, wer der geweſen, erklärte der Bettler.

Was von ſelbſt? Ich ſage dir, ich verſteh's nicht, und ich bin kein ſelbſt! ſchrie der Richter.

Es war ein franzöſiſcher Emiſſar, Herr Richter! Niemand anders! Ich kenne den Schlag Menſchen, und Ihr müßt ja doch nunmehr auch ihren Schlag kennen.

Hier zog der Richter ein ſieben Ellen langes, jähes Ah! aus der Bruſt, wie einer, dem ein wichtiger Aufſchluß zu ſeiner beſondern Zufriedenheit kommt. Der Alte aber fuhr fort:

Wahrlich und Gott! Herr Richter, die franzöſiſchen Emiſſare ſind eine Art von Todtenkäuzen und haben die

Witterung von Revolutionen. Wenn die armen Unterthanen ſeit ihrer Väter Zeiten geſchunden werden, von den Beamten ausgeſogen, von den Pfaffen geäfft, von den Baronen mit Hunden gehetzt, von fürſtlichen Maitreſſen angeſpien, und ſie reißen endlich einmal ein altes Zollhaus nieder, wie ein Geknebelter an ſeinem Stricke kratzt, ſo ſind zum Glück franzöſiſche Emiſſare gekommen und machen die Sache begreiflich. Dieſe allein bringen die glücklichen Völker in Aufruhr und zum Ungehorſam. Nun aber Gott befohlen, Herr Richter! Sorgt für die armen Leute in Scarena wie für Euch, und mir laßt eine geräucherte Wurſt oder Rindszunge nebſt einer Flaſche Wein mitgeben; denn draußen hinter einer Hecke hockt mir ein guter Freund, der's auf Euere Geſundheit mit verzehren will und der auch kein Freund des gottloſen Cäſar iſt.

Der Richter rief der Köchin ſeine Bewilligung zu und verlangte von Cola nur noch deſſen Aufenthaltsort, um ihn nöthigenfalls zur weitern Vernehmung vorladen zu können. Ich wohne zu Nizza im Trompetergäßchen, erwiderte der Bettler, und werde mich zu jeder Stunde bereit finden laſſen, ſobald ich nur erſt von einer Wallfahrt ins Gebirge zurückgekehrt bin, denn ich habe ein Gelübde zur Maria vom Guten Rath gethan.

Indem Cola hierauf die erbetenen Artikel in der Küche in Empfang nahm, dankte er der Köchin mit einem zweideutigen Spaß und erhielt dafür von der Kichernden auch noch einige Knorpel und Bratenabfälle, die er ſorgfältig in ein Papier einwickelte.

Zwölftes Kapitel.

Indeß war Giuſeppe einem unruhigen Nachſinnen überlaſſen geweſen. Um den Schutthaufen wimmelte das vergnügte Völkchen, wie die Ameiſen um ihr lockeres Gebäu, und ebenſo unruhig ging es im Herzen des Jünglings zu. Die Frage drängte ſich ihm auf, was nur die Menſchen wollten und wie ſie zu einer ſolchen Tollheit kämen. Dieſe Betrachtung beängſtigte ihn, und der das Begebniß losgelaſſen hatte, ſchien es am wenigſten zu begreifen. Wie er für die Veränderungen der Witterung, die mancher an einem erfrorenen oder ſonſt verletzt geweſenen Gliede voraus empfindet, zu geſund war, ſchien er für den Wetterwechſel der Zeit bisjetzt zu glücklich geweſen zu ſein. Was ihm bisher in der Natur und im Menſchenleben begegnete, war im einzelnen erfreuend oder betrübend an ihm vorübergegangen, ohne daß er es zu verbinden und über Urſache und Wirkung nachzuforſchen geſucht hätte. Er handelte aus Empfindung, und nur Gefühle, die Wolken wachſender Leidenſchaften, waren durch ſeinen Frühlingshimmel gezogen. Im Umgang mit dem Freiherrn Moritz gewöhnte er ſich nun einigermaßen an Nachdenken und Betrachtung; da er jedoch über dieſen wunderlichen Freiheitstaumel nicht ins Klare kommen konnte, wurde er der Ueberlegung ungeduldig. So geſtimmt, traf ihn Cola mit ſeinem Bettel von Erfriſchungen an. Mehr als dieſe ſtellte jedoch das Geplauder des launigen Alten den guten Humor des Jünglings bald wieder her.

Sie hatten nicht lange geſeſſen, als ſie nach Soſpello aufbrachen, das tiefer im Gebirge liegt. Wandernd unterhielten ſie ſich von den Vorfällen und Erwartungen der Zeit. Ihr wißt von den feuerſpeienden Bergen, ſprach Cola, daß ſie oft weit über Land, ja über Strecken Meeres hin ihre Auswürfe ſchleudern. So, möcht' ich ſagen, ſei jetzt aus dem Veſuv Paris ein Lavaſtück von Revolution hierher nach Scarena geworfen worden. Es iſt nicht anders, Ihr mögt auch noch ſo viel Widerwillen gegen die Franzöſiſche Revolution haben. Darin, Herr Giuſeppe, geht es Euch wie manchen Leuten, denen es nur drunten zwiſchen ihren Pomeranzenbäumen wohl iſt und die mit Beängſtigung nach der grauen, drohenden Höhe hinaufblicken. Wenn man aber erſt, wie wir beide öfter thun, unter dieſen überhangenden Felſen, neben dieſen aufgeriſſenen Schluchten, umgeſunkenen Bäumen und rauſchenden Bachſtürzen hinwandelt, wird es einem doch ganz wohl und das Herz ſetzt Flügel an. Ja, vielleicht iſt es einem muthigen Burſchen, wie Ihr, Herr Giuſeppe, ſeid, noch viel wohler dabei, zwiſchen dieſen gewaltigen Falten des Gebirgsmantels bis zu deſſen grauem Pelzwerk und ſchneeweißem Kragen ſich emporzuarbeiten, als drunten den fruchtbaren Saum der

Ebene zu betrachten, der ſich am Meere mit ſeiner reichen Stickerei ausbreitet.

Giuſeppe klopfte den Alten auf die Schulter und ſagte:

Ei, Meiſter Poet, wo habt Ihr das her? Ich merke wol, Ihr verzehrt nicht nur die guten Biſſen aus vornehmen Häuſern, ſondern leſt auch die Papiere, in die ſolche Brocken eingewickelt ſind.

Cola fuhr fort:

Ei, wie wenig traut Ihr mir zu, lieber Freund! Aber was für ein armer Teufel wäre nicht der Bettler, wenn er ſeine freie Phantaſie nicht hätte? Nun laßt mich aber erſt noch die Nutzanwendung machen. So nämlich, wollt' ich ſagen, wird's Euch gehen, Giuſeppe, wenn Ihr Euch nur mit den großen Bewegungen in Frankreich erſt bekannter macht: es wird Euch auch ganz wohl dabei werden.

Giuſeppe neckte den Alten mit der Bemerkung, die Franzöſiſche Revolution gehe, ſoviel er davon vernommen, darauf hinaus, die Vornehmen und Reichen herabzuſetzen, darum ſei Cola wahrſcheinlich dem Unternehmen aus Ehrgeiz ſo zugethan, um auf ſolche Weiſe gewiſſermaßen zu ſteigen und in vornehme Geſellſchaft adelicher Bettler zu kommen. Worauf aber der Alte in lautes Gelächter darüber ausbrach, daß man ihn nur für ſo thöricht halten könne, ſich die eigene magere Kundſchaft durch neue Bettler geſchmälert zu wünſchen. Sind nicht ſchon Arme genug in Nizza? ſagte er; wahrlich! wo es ſo viel üppige Prälaten und ſchmuzige Mönche gibt, kann es am Ungeziefer der Bettler nicht fehlen. Nein, Giuſeppe, da habt Ihr's ebenſo wenig getroffen, als wenn ich ſagen wollte, Ihr wäret der Revolution darum abgeneigt, weil die Marcheſen abgeſetzt werden ſollten und Ihr doch eine Marcheſentochter zu heirathen wünſchtet.

Giuſeppe erröthete und fragte haſtig, wie Cola auf den Gedanken komme und wer ihm von Blanca Malvi geſprochen habe. Alle Welt neckt mich mit Blanca Malvi, ſagte er, wie ſoll ich mir das nur erklären? Habt Ihr etwa den Genueſen geſprochen, Cola?

Euer vergnügter Mund zwinkert, Giuſeppe, indem Ihr Euch beklagt, erwiderte der Alte. Das iſt eine Sache, guter Freund, die einem ſelbſt deſto glaubhafter wird, je mehr man davon hört.

Giuſeppe ereiferte ſich ſehr und betheuerte, keinen Anlaß zu dieſem Geſpräch gegeben zu haben und daß es ihm um Blanca's willen leid thue; worauf Cola mit frommer Miene erklärte, er habe auch nur bedachtlos und ſcherzend geſprochen und halte überhaupt Giuſeppe zu einer ſo thörichten Abſicht auf das Fräulein für zu geſcheit.

In der That hatte der ſchalkhafte Bettler von des Marcheſen Geſinde mancherlei über den letzten Vorfall im Schloß und über Giuſeppe's Neigung flüſtern gehört. Er hatte nämlich wöchentlich ſeinen Tag, wo er in Malvi's Schloß Almoſen empfing. Hier wie überall hielt er es mit den Dienſtboten, die ihn gern kommen ſahen. Eigentlich war er nicht weniger auf Neuigkeiten, als auf Almoſen verſeſſen. Er bedurfte für ſeinen Körper nicht viel, aber es war ihm ein inneres Genüge, alle Verhältniſſe des Lebens und der Familien in ſeiner Betteldiöceſe zu durchblicken. Daher bettelte er in manchen Häuſern nur um anzuknüpfen, und erhielt dennoch mehr als der Bedürftigſte, weil er geſcheiter und ſpaßhafter war als jeder andere. So brachte er es dahin, unter den Bettlern als Mäcen aufzutreten und ſelbſt Almoſen zu geben. Aus dieſen überall aufgenommenen Fäden webte er nun wandelnd oder raſtend ein buntes Spiel von Betrachtung, Nachdenken, Vergleichung, Spott und Mitgefühl. Bei ſo gutem Humor fühlte er ſich dann frei und erhaben über den hundertfach verſchlungenen Beziehungen des Lebens, in denen die gedankenloſen und willensſchwachen Menſchen ſich wie in einem Netze fangen und verſtricken. Gefälliger und anhänglicher konnte niemand ſein als Cola, dabei war er nicht ohne Stolz und nannte ſich wol zuweilen gar den erſten Freiherrn in der Grafſchaft Nizza.

Giuſeppe, ohne zu ahnen, daß das ganze Geſpräch über ſeine Neigung zu Blanca Malvi durch den Bettler ausgekommen war, rückte endlich gegen dieſen mit der Bemerkung heraus, ob es denn ſo gar unnatürlich und ein Verbrechen ſei, daß ein Bürgerlicher die Tochter eines Adelichen liebe, und ob der Bürger in jetziger Zeit ſich nicht durch Bildung und Betragen höher hinaufſtellen und gleichen Rang mit Vornehmen anſprechen dürfe? — Eine Weile hörte Cola den Betrachtungen des Jünglings zu; dann ſagte er:

Es iſt ſchlimm, daß die Natur und die Menſchen ſo ſehr miteinander zerfallen ſind. Die Thiere halten ſich nach Gattungen zuſammen; warum haben die Menſchen ſich ſelbſt in der einen Gattung ſo ſehr nach Ständen abgetheilt? Was kann ein hübſcher bürgerlicher

Burſche dafür, daß er eben eine Marcheſentochter lieben muß? Hätten nur diejenigen, die ihre Mitmenſchen nach und nach um Eigenthum und Rechte gebracht haben, auch die gemeinſamen Gedanken und Gefühle derſelben verderben und verwandeln können! Statt deſſen ſchwärmen und ſchwelgen ſie, als ob wir andern von Gottes und Rechts wegen nur zu Müh' und Entbehrung angewieſen wären. Nie haben ſie ſtrenger die Zehnten, Zinſen und Zölle verlangt, auf Dienſtleiſtungen und Ehrenbezeigungen beſtanden, als jetzt, wo jeder fragt, warum er in allen ſolchen Stücken gebunden und gezwungen ſei. Bildung und Betragen, glaubt Ihr, müſſe vom Adel anerkannt werden? Gewiß nicht! Denn um ja dieſen Beſtrebungen und Vorzügen, zu denen der Menſch doch eben geboren iſt, alles Verdienſt zu nehmen, legt man das Verdienſt gerade nur in die Geburt ſelbſt und hat ſich in Bildung und Sitten nie unadelicher betragen, als ſeitdem der Bürger allen Adel in edler Sitte und guter Geſinnung ſucht.

Unter ſolchen Geſprächen, die Giuſeppe ganz nachdenklich gemacht hatten, waren ſie vor Soſpello angelangt, wo der Alte ſchied, weil der Jüngling noch bis Breglio zu wandern erklärte. Cola bezeichnete ihm ein Haus, wo er gewiß gut aufgenommen würde, und bat ihn, dort zu warten, bis auch er des nächſten Morgens einträfe; er habe ihm noch angenehme Mittheilungen zu machen. Ich könnte gleich mit nach Breglio gehen, ſagte er; ich habe in Soſpello eben kein Geſchäft, aber ich möchte doch ſehen, was mein armes Hündchen macht. Als ich nämlich vor zehn Tagen des Wegs kam, ſah ich ein niedlich Hündchen, das von dem Kutſchendach einer reiſenden Familie nach einem auffliegenden Raubvogel bellte, herabfallen. Die in der Kutſche nahmen es nicht wahr, und das Thierchen konnte wegen einer Beſchädigung an beiden Vorderbeinchen nicht nachkommen. Es verkroch ſich. Aber ich fand es auf und übergab es einer alten Frau im Dorfe zur Pflege. Nun will ich ſehen, was es macht, und ob es das Knorpelwerk bemeiſtern kann, das ich ihm aus Scarena mitbringe. Es wird Kräfte brauchen, das Patientchen. Seht Ihr, Herr Giuſeppe, ſo habe ich überall meine Plätzchen, wo ſich mein Herz anleimt, wie eine Schnecke, und ich bin ſo ungebunden nicht, als Ihr vielleicht, meinen Reden nach, glaubt. Denn wie ſehr man auch die Sklaven und dienſtbaren Leute beklagt, wer gar nirgends gebunden wäre, möchte doch wol der Unglücklichſte ſein.

Er eilte ins Dorf, indem er von weitem ſchon das Papier mit dem Bratenknorpel aufwickelte und die Knöchelchen zerbrach.

Dreizehntes Kapitel.

Giuſeppe war in den tiefen Gebirgskelch von Breglie hinabgeſtiegen. Fünf ſteile Berge umſchließen das enge Thal, in welchem der Ort liegt. Des Winters blickt die Sonne kaum ein wenig über die Berge hinein, wie eine beſchäftigte Mutter nur flüchtig nach dem Säugling ſieht, der, in die Kiſſen der Wiege geſunken, lallend mit den eigenen Fingerchen ſpielt.

Die Nacht war hereingebrochen, ſodaß Giuſeppe, ohne lange nach dem von Cola bezeichneten Hauſe zu ſuchen, an der nächſten Hütte um Aufnahme anklopfte. Eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme, das ſie einzuſchläfern ſuchte, öffnete ihm raſch die Thüre und hieß ihn treuherzig willkommen. Als ſie ſich aber umſah und nichts zu eſſen vorräthig fand, keine Feige, keinen Fiſch, ſelbſt kein Stückchen Ziegenkäſe, erröthete ſie und entſchuldigte ſich mit niedergeſchlagenen Augen. Giuſeppe betheuerte, daß er vom Beſten nichts genießen würde, indem er unterwegs keinen Mangel gelitten habe. Die Frau aber gab ſich damit nicht zufriedener, ſondern nannte es eine Schande, einen Gaſt ohne Bewirthung aufzunehmen. — Aber ich habe für nichts ſorgen können, ſetzte ſie hinzu. Meine Nachbarin kränkelt, da habe ich ihr das Kind abgenommen, damit ſie eine ruhige Nacht habe. Mein Mann iſt ſchon ſeit Jahren mit einer magiſchen Laterne weit, weit übers Gebirge hinaus auf Reiſen. Denn wir haben zu wenig Feld und nur ein paar Ziegen; da hofft er mit der Laterne etwas zuſammenzubringen, um uns zu verbeſſern. Gott geb's, daß ihm der Zauber zum Segen ausſchlage! Mancher in unſerer Nachbarſchaft iſt auf dem Wege zu ſchönem Geld gekommen. Wie war mein Baſilio ſo luſtig, eine Laterne zu erhalten, die ſchon eine ſolche Reiſe zweimal gemacht hat und in der ganzen Welt berühmt iſt. Ja, hätte ihm ſein Vater, anſtatt noch einmal zu heirathen, die verſprochenen Beete Landes und Olivenbäume wirklich abgetreten, Baſilio hätte bei uns bleiben und vergnügt ſein können. Und, meint Ihr nicht auch, Fremdling, der Segen, der in eigenem Grund und Boden wurzelt, haftet doch; aber das loſe Glück, dem einer nachlaufen muß, macht auch oft gottlos. Man erläuft ſich wol ein Stück Geld und behält am Ende die Ruhe nicht, es zu genießen. Gott ſegene meinen Baſilio, und die heilige Mutter Maria nebſt den vierzehn heiligen Nothhelfern mögen ihn begleiten! Und wäre mir nur meine Tochter nicht ſchon wieder krank geworden! Die macht mir viele Sorgen. Sie war elf Jahre alt, als mein Baſilio wandern ging, und nun iſt ſie dreizehn geweſen. Sie iſt ſchon auf den Boden hinauf ſchlafen gegangen.

Als Giuſeppe fragte, was ihr denn fehle, fuhr die Frau fort: Das weiß eben kein frommer Chriſt recht zu ſagen. Den Doctor haben wir nicht nahe; da hat mir aber der Pater Euſtachio ein geweihtes Tränkchen gegeben, und ich vertraue Gott und der heiligen Barbara. Das arme Kind wird dabei von ſchrecklichen Träumen heimgeſucht, von fürchterlichen Weſen im Schlafe gequält. Alles gottloſer Menſchen Werk!

Als es nun galt, dem Jüngling ein Lager zu bereiten, gab es neue Verlegenheit. Auf den Boden konnte er um Renate's willen nicht gewieſen werden, in der untern Stube war neben dem Bette der Frau und dem Tiſche kaum noch Platz zum Sitzen, und in der anſtoßenden Kammer ſtanden die Ziegen, weil der Stall jüngſt eingefallen war. Die Ziegen meckerten und das Kind fing ſchon wieder zu greinen an. An all dies hatte die gute Frau in ihrer Bereitwilligkeit, gaſtfreundlich zu ſein, nicht gedacht und mußte nun doch dieſen Gaſt noch ziehen laſſen. Giuſeppe drückte es, die Wirthin in ſolcher Verlegenheit zu ſehen; er beſtand auf dem Weitergehen und ward nun von ihr nach dem hinter ihrer Hütte gelegenen anſehnlichen Hauſe gewieſen, wo er alles gut eingerichtet finden ſollte. Es war das Haus, welches ihm Cola bezeichnet hatte.

Wirklich ward hier Giuſeppe aufs treuherzigſte aufgenommen, wohl bewirthet und zu einem guten Lager in einer obern Stube angewieſen. Ehe er den Laden ſchloß, der ſtatt eines Fenſters die Oeffnung verwahrte, ſah er eine Weile, nachdenklich über die Vorfälle des Tages, ins Freie hinaus. Ein niederer Seitenbau, deſſen Giebel an ſein Fenſter reichte, ſtieß an die Hütte der armen Frau, die er eben verlaſſen hatte. Seitwärts ſtieg ein Garten mit Terraſſen den ſteilen Berg hinauf. Ueberhangende Feigenbäume, in der Nachtluft mit ihren großen ſtumpfen Blättern fächernd, blickten wie lauſchende Geſtalten herab. Der ſchwarze Himmel ſtand ſchmal mit funkelnden Sternen über den Bergen und die Roya brauſte, als ob ſie den Abgrund der Nacht mit ihrem Getöſe ausfüllen wollte.

Während Giuſeppe dieſen einfachen, aber großen Naturbildern nachhing, überſchlichen ihn Erinnerungen, die aus ſeinem Innern wie nachtwandelnde Geſtalten aufſtiegen. Blanca zuerſt, an der er mit allen dunkeln Gefühlen jahrelang gehangen hatte und die er jetzt mit bewußter Abſicht, ja mit Leidenſchaft zu gewinnen ſuchte. Einſt war er an der Mutterbruſt ihr Bruder geweſen, oder vielmehr war ſie, von höherer Abkunft, ſeine Schweſter geworden; auf welchen Höhen des Lebens ſollte er ſie wiederfinden, oder in welchen Abgründen des Geſchicks mit ihr verbunden werden? Eine Ahnung überfiel ihn, als ob er von frevelhaftem Wagniß tiefer und tiefer, wie die brauſende Roya über Felſen, hinabſtürzen werde. Ein Strom von Bergluft ſchauerte über ſeinen Nacken. Brigitta's Bild ſchwebte nun hervor. Es war wol die Erinnerung an den Zweck ſeiner Reiſe. — Nun bin ich hier, flüſterte er, wo werde ich ſie denn erfragen? In welcher Kammer wird ſie ihren Harm verwimmert, in welchem Eckchen die gefiederten Pfeile des Gebets von den Sehnen ihrer Harfe abgedrückt haben? Da war es, als wenn in der Ecke neben ſeiner Lagerſtätte eine Harfenſaite von einem Luftſtoß angeklungen wäre. Raſch blickte er in die Stube und — lächelte über ſich ſelbſt. Aber die Nacht ſollte nun einmal nicht ohne etwas Geſpenſterhaftes bleiben. Als er nämlich den Laden anziehen wollte, nahm er eine weiße Geſtalt wahr, die aus der Bodenöffnung der nachbarlichen Hütte auf den Giebel des Querbaues herabzukommen ſuchte. Ein Grauſen wandelte den ſonſt ſo Muthigen an. Er trat ängſtlich zurück, überlegend, ob er den Laden ſchließen oder das „Geſpenſt“ erwarten ſollte. Da klopfte es an ſeine Stube und er öffnete raſch.

Der Wirth trat mit einem Fremden ein. — Ich bringe noch einen Gaſt, für den wir ſonſt kein anderes Plätzchen haben, ſagte er.

Ohne des Fremden zu achten, führte Giuſeppe den Hausherrn nach dem Fenſter und deutete hinaus.

Eben legten ſich zwei weiße Händchen zum Einſteigen herein.

Herr Jeſus, die arme Renate! rief der Bauer.

Still, ſtill! flüſterte der Fremde, — eine Nachtwandlerin. Sprecht nicht, helft ihr erſt herein.

Beide hoben die ſchlanke weiße Geſtalt über die Brüſtung raſch herein in die tiefe Dämmerung der Stube. Sie erwachte, ſtarrte die Männer an und ſchrie auf, indem ſie verſchämt ſich auf die Ferſen niederließ.

Giuſeppe reichte ſeinen Reiſemantel zur Bekleidung des Mädchens dem Wirth, der die Jammernde aufzurichten ſuchte. — Beruhige dich, armes Kind! ſagte er. Kennſt du mich nicht? Ich bin's ja, — Nachbar Anſelmo. Komm, ich bringe dich zur Mutter!

Und indem er ſie in den Mantel raffte, fragte er, was ſie denn nur gemacht habe?

Ein Drache verfolgte mich, antwortete ſie keuchend und verworren. Da hörte ich über die Roya her Brigitta's Harfe und ſuchte über die Brücke zu ihr zu kommen. Und bin nun hier? Heilige Mutter Anna, wie komme ich denn hierher?

Du haſt geträumt, mein Töchterchen! antwortete der Bauer. Sei nur ruhig, ich bringe dich zur Mutter hinüber.

Hiermit hob er ſie auf den Arm und trug ſie fort. Beide Gäſte blieben in der Dunkelheit zurück.

Brigitta's Harfe? Wie wunderbar! ſprach Giuſeppe halblaut vor ſich hin, daß ich gerade hierher . . .

Aber ſchon faßte ihn der Fremde heftig am Arm, führte ihn nach dem Dämmerlichte des Fenſters und beide erkannten ſich jetzt, — Giuſeppe jenen Genueſen, von dem Abend bei Cimiez her, ſeit dem er ihm nicht wieder begegnet war. — Hoho! Giuſeppe Adrian! lachte derſelbe wild auf. Gehört Ihr zu den Beſuchern der ſchönen Sängerin?

Beſuchern? erwiderte Giuſeppe betroffen. Sie hat alſo hier gewohnt?

Wie? Das wißt Ihr nicht, und kennt ſie doch, und kommt hierher?

Ich kenne ſie, nicht aus ihrer Wohnung hier in Breglio, ſondern aus dem Hauſe einer deutſchen Familie in Nizza, wo ſie an der Frau Baronin eine Schülerin und Beſchützerin hat, antwortete Giuſeppe. Aber Ihr, Genueſe, kennt ſie doch auch, und Euerm jähen argwöhniſchen Tone nach geht ſie Euch ſogar näher an?

Der Fremde, vielleicht in gleicher Abſicht wie Giuſeppe gekommen, nahm ſich jetzt ebenſo raſch zuſammen, als er ſich erſt übereilt hatte. Seine, wie es ſchien, aufwallende Eiferſucht zog ſich hinter eine Mittheilung zurück, die ihm ebenſo unerwartet begegnete, als Giuſeppen die Nachricht von dem frühern Aufenthalt Brigitta's. — Geht mich näher an? lachte er. Nennt Ihr das einen vernünftigen Schluß, weil ich ſie kenne? Iſt ſie denn nicht mit ihrer Harfe umher gezogen und hat öffentlich geſungen? Aber ſo viel iſt wahr, ſie hat mich intereſſirt, ihre Stimme iſt noch immer — ich meine ungeachtet ihres verkommenen Ausſehens — höchſt ausgezeichnet, und ſpielt ſie nicht wie eine Virtuoſin — bravissima? — Es iſt mir lieb, wenn ſie einen ſo guten Platz gefunden hat; denn ſo mit dem Kinde als Bettlerin umherzuziehen, ſchien ſie doch ſehr unglücklich.

Dieſe Worte verklangen ſchmerzlich im Munde des ſonſt ſo barſchen Mannes. Das Dunkel des Gemachs ließ den leidvollen, leidenſchaftlichen Ausdruck ſeines Geſichts nicht wahrnehmen. Auch war er zurückgetreten, anſcheinend um ſich auszukleiden. Ueber eine Weile fragte er ſehr ruhigen Tones, was das für eine deutſche Familie ſei, und wo ſie in der Stadt wohne?

Giuſeppe, arglos wie er von Natur war, und dabei von einem jugendlichen Stolz auf die vornehme Bekanntſchaft bewegt, ließ ſich umſtändlich über alles aus, was er von der Familie des Barons wußte, was er von ihr hielt, und weſſen er im Umgang mit dieſen feinen, adelichen Menſchen ſehr vergnügt ſei.

Doch eine um die andere noch weiter gehende Frage und der grübelnde forſchende Ton des Genueſen fielen dem jungen Freunde wieder auf. Er zweifelte nicht, der

Genueſe müſſe näheres von Brigitta, von ihrer Herkunft und jetzigen Lage wiſſen. Dieſe zu erforſchen, war er eben gekommen, und in der Empfindung, eine Offenherzigkeit ſei die andere werth, hielt er mit ſeinem Anliegen nicht zurück. Aber der Genueſe lehnte jede Frage ab, ſelbſt mit ſteigender Ungeduld und zuletzt mit Unwillen darüber, daß man eine arme Künſtlerin mit Neubegierde um ihre Herkunft quäle, daß man einer, ihres Kummers verſchwiegenen Frau, vielleicht zum Danke für empfangene gaſtliche Wohlthaten, das Geheimniß ihres Unglücks, ihrer Leiden auspreſſen wolle.

Giuſeppe empörte ſich über ſolche Beſchuldigung. Er vertheidigte aufs lebhafteſte, ja faſt mit Heftigkeit die edle Geſinnung, das adeliche Benehmen und das reine Wohlwollen ſeiner und Brigitta's Gönner. — Es iſt nicht Neubegierde der Frau Baronin, ſagte er unter anderm, es iſt nur ihr Zartgefühl, Brigitta ihrer Herkunft gemäß zu behandeln, da man aus dem ganzen Betragen, dem Empfinden und Sprechen der Sängerin auf eine Abkunft aus guter Familie und auf eine ungewöhnliche Erziehung ſchließt.

Der Genueſe ſchwieg. Und es war gut, daß er es that, denn es ließ ſich nicht abſehen, wohin der leidenſchaftliche Streit führen konnte. — Nach einer Weile ſagte er heiter und leichthin:

Laßt es gut ſein, Giuſeppe Adrian! Verzeiht, wenn ich Euch oder der edeln Familie unrecht gethan oder von Euch gedacht habe. Und — wenn dieſe Fremdlinge doch ſo zarte Rückſicht für die Behandlung des armen Weibes oder auch für ihren eigenen Adel nehmen, ſo mögen ſie Brigitta immer für eine — geborene Gräfin anſehen.

Giuſeppe ſchwieg nun eben wol, auch zu dem letzten Stichelwort des Genueſen. Sie ſchienen beide zufrieden damit, daß ſie für den Reſt der Nacht ſich noch zwiſchen den vier Wänden nebeneinander halten konnten.

Mit Tagesanbruch rüſtete ſich der Genueſe zur Weiterreiſe. Brigitta's gedachte er mit keinem Wort mehr. Auch Giuſeppe that es nicht, ſondern hoffte von den Hauswirthen offenere und ehrlichere Mittheilungen über ihren frühern Gaſt, als er ſolche dem verſtockten und ihm auch ſonſt bedenklichen Mann zutrauen mochte. Die Einladung des Genueſen, ihn nach dem Gebirge zur Verſammlung der Freunde der Freiheit zu begleiten, lehnte er kurzweg ab. Und ſo ſchieden beide auf Wiederſehen und freundliches Wiederbegegnen. —

Der Hauswirth war ſchon auf das Feld, als Giuſeppe hinunter kam. Deſto vertraulicher hoffte der Jüngling mit der Hausfrau zu plaudern, um hinter die wahren Verhältniſſe der geheimnißvollen Fremden zu kommen. Wirklich ſprach auch die Wirthin mit dem lebhafteſten Wohlwollen, ja mit Rührung von der Unglücklichen. Wir haben ſie ungern ſcheiden ſehen, ſagte ſie, hätten ſie gern noch länger, wenn auch nur um Gottes Lohn, bei uns behalten; denn es ging uns allen ans Herz, wenn ſie ſang und ſpielte. Aber ſobald ihr Kind von ſeinem Fieber hergeſtellt war, ließ ſie ſich nicht mehr zurückhalten; ſie beſtand darauf, nach Nizza zu gehen, weil ſie dort Nachricht von ihrem Mann erwartete.

Alſo iſt ſie verheirathet? fragte Giuſeppe.

Freilich! verſetzte die Frau; aber ihr Mann war nach Turin gegangen, um ein Unterkommen zu finden und ſie dann abzuholen.

Und wer war ihr Mann? Woher ſtammte ſie ſelbſt?

Aus gutem Hauſe, lieber Herr, ſtammte ſie, erwiderte die Bäuerin; wer jedoch ihr Mann geweſen, hat ſie nicht geſagt. Aber gewiß war er ein rechtſchaffener Mann.

Was war denn aber ihre Betrübniß?

Betrübniß, Herr? O ſie hatte alle Urſache dazu. Denkt Euch, daß ſie von ihren Aeltern verſtoßen, ihres Mannes wegen, und war ganz heimatlos und verflucht von harten Aeltern. Iſt das kein Jammer? Eine arme Ziege, die ſich im Gebirge verläuft, findet doch noch Kräuter und einen Ueberhang gegen Sturm und Wetter; aber dieſe Brotloſe, die ſo wohlhäbig erzogen worden, iſt das nicht grauſam?

Wie verhielt ſich denn das alles? fragte Giuſeppe?

Die Bäuerin trocknete ſich die Augen und fuhr dann fort, die an der Luft zerfallenen Matten der Ziegenkäſe wieder zuſammenzudrücken und auf die alten Ringel des Käſebrets aufzureihen. Wie ſich das verhielt? Je nun, ſagte ſie, wie ich Euch erzählt, daß ſie von den Aeltern verſtoßen iſt und ihren Mann aus Turin erwartet.

Und ſo kehrte die gute Frau immer wieder zu ihren erſten Worten zurück und wußte mehr und näheres nicht zu ſagen. Für ihr Herz war es bisher genug geweſen; ſie hatte eine ganze Menſchengeſchichte dabei empfunden und konnte doch nun die paar Fragen eines lieben Gaſtes nicht befriedigen.

Indem nun Giuſeppe ſich mit Dank und Lebewohl von der guten Frau verabſchiedete, klopfte Cola ans Fenſter, nach ihm zu fragen. Giuſeppe ſchloß ſich ihm an. Im Mismuth über die geringe Ausbeute, die er von ſeinem vielverſprechenden Ausflug zurückbringen ſollte, ließ er ſich ſchon williger von dem fröhlichen Alten mit in jene Verſammlung der „Freunde“ nehmen, die er gegen den Genueſen abgelehnt hatte. Er empfand in ſeinem Innern eine Leere und Oede, die ſich vielleicht durch neue Anſchauungen ausfüllen ließ. Der Athem des heitern Frühlingsmorgens, der Anhauch der emporſteigenden Wälder erfriſchte die Sinne und erhob die Herzen, und ſo ging's munter und muthig den Bergen zu.

Vierzehntes Kapitel.

Unvermuthet lenkte Cola auf ſchwierigen Pfaden in die Gebirgsſchluchten. Sie ſchienen das Reich der Raubvögel betreten zu haben. Bald aber ließen ſich noch andere Töne vernehmen: helles Pfeifen, das auf der *einen* Seite von mehrfachem Echo, auf der andern von wirklichem Pfeifen erwidert wurde. Hier zog nun Cola ein Hornpfeifchen aus der Taſche, pfiff ebenfalls und reichte es ſodann an Giuſeppe hin, um es zu gebrauchen, wenn er etwa ſpäter einmal wieder die Verſammlung aufſuchen möchte, vorausgeſetzt, daß es ihm heute gefallen würde.

Hier und dort ſahen ſie die Höhen herab oder um Felſenecken hervor Wanderer und Eſeltreiber herankommen, und nicht lange, ſo vernahm Giuſeppe ein verworrenes Getöſe verſammelter Menſchen. Plötzlich ſtanden ſie über einem engen Thale, das von wildem Geſtrüpp und blühendem Gebüſch umwachſen, von einzelnen Kaſtanienbäumen überſchattet war. An die ſteilſte und waldige Seite lehnte ſich eine alte Jagdhütte oder

München

vielmehr ein Schuppen, in früherer Zeit zu einer Zuflucht oder Vereinigung der Gebirgsjäger erbaut und jetzt dem Verfall überlaſſen.

Um dieſes Gebäude her lagerten, ſtanden und wandelten Männer eines rauhen und dürftigen Anſehens, ihrer Tracht nach Bewohner der Seeküſte und des Gebirges. Viele zechten mit großer Begier, andere verſchlangen, was ihnen von gedruckten Zetteln in leidenſchaftlichen Ausdrücken vorgeleſen wurde. Es waren übertriebene Gemälde der Volksnoth, Schmähanfälle gegen Adel und königliche Beamte, aufgeblaſene Schilderungen des neuerrungenen Glückes der Franzoſen und Aufmunterungen, ſich ihnen anzuſchließen. Nicht weit von dieſem zechenden, geſpannten und oft aufjauchzenden Geſindel wandelten ihre Eſel, die, zwiſchen Diſteln weidend, unaufhörlich die Ohren ſpitzten und von Zeit zu Zeit zähneblekend ihr hölzernes Jauchzen aufſchlugen.

Im Gefühl ihrer alterlittenen Kränkungen und ihrer neuen Anſprüche waren ſie alle einig; nur in dem Maße ihrer Wünſche und Forderungen überboten ſie einander. Wer die unverſchämteſten ausſprach, zeigte ſich auch gegen beſcheidenere Wünſche am patzigſten. Mit dem größten Ernſt überlegten ſie, ob man nach den neuen Veränderungen im Königreich lieber wie Aebte oder wie Barone leben wollte. Die Vorzüge der einen und der andern Lebensart wurden nach dem verſchiedenen Geſchmack der Sprecher geltend gemacht. Der eine glaubte ſich im Talar, der andere in einer Uniform beſſer auszunehmen; dieſer zog es vor, ein adeliches Fräulein zu heirathen; jener, ſich eine hübſche Köchin zu halten. Sie gingen ins einzelne und erzählten, wie dieſer Abt, wie jener Graf zu leben pflege. Jeder erwog, was er davon beizubehalten dächte; Küche und Keller, Böden und Betten wurden durchgangen; das lebhafte Völkchen begleitete jeden Genuß, jedes Behagen mit entſprechenden Geſten und ſtreckte ſich dabei, als gälte es, nur gleich in die neue Herrlichkeit hineinzufahren.

Es iſt recht gut, hieß es am Ende, daß endlich einmal friſche Leute in das adeliche und geiſtliche Leben hineinkommen; die alten Sünder ſind abgenutzt und machen der vornehmen Liederlichkeit keine Ehre mehr.

Währenddeſſen ging es im Innern der Halle ruhiger, ja ſehr bedächtig und geheimnißvoll zu. Hier war eine ausgeſuchtere Geſellſchaft beiſammen, wie ſich aus ihrer Sprache, aus ihrem Betragen entnehmen ließ. Denn durch ihre Tracht waren ſie eben nicht ausgezeichnet, indem ſie ſich in piemonteſiſche Bauern, zum Theil in Savoyarden, manche in wandernde Krämer verkleidet hatten. Auch ſtanden wirklich Kiſtchen und Körbe, den Maulthieren abgepackt, mit allerhand Waaren zum Gebrauch nizzardiſcher Landleute und Küſtenbewohner umher. Es wurde viel franzöſiſch geſprochen, viel notirt, Briefe und Druckſchriften gewechſelt. Einige Landkarten lagen aufgeſchlagen, und auf andern ausgebreiteten, weißen Bogen wurden Zeichnungen des Gebirges entworfen.

Hierher brachte der Genueſe, ſobald er Giuſeppe wahrgenommen hatte, den verwunderten Jüngling und ſtellte ihn den Fremden mit empfehlenden Worten und verſtohlenen Winken vor. Die Art, wie man ihn empfing und behandelte, ließ keinen Zweifel übrig, man wiſſe von ihm und habe es auf ihn abgeſehen. Indeß gingen die Fremden klug zu Werke, indem ſie ihn zart und auszeichnend behandelten, ohne zudringlich zu werden, ohne ihm Anträge zu thun. Man zog ihn zu Rathe über die Richtung der Gebirgswege und ihren Zuſtand, über die Schluchten, ihre Verbindung und Durchkreuzung, über die Sturzbäche und ihren Lauf. Er gab ihnen manchen willkommenen Aufſchluß, manche Andeutungen, die man raſch auf der Karte bezeichnete. Mit beſonderer Wichtigkeit behandelte man die Feſtung Saorgio, die auf dem Wege nach Turin lag, und hätte um alles gern einen andern Zugang zu derſelben auffinden mögen, als den bekannten, durch die furchtbare Schlucht, über welcher jene Feſte unüberwindlich throne. Giuſeppe behauptete, daß man, einen Umweg über Vindimiglia, Dolceaqua und den Berg Tanardo einſchlagend und bei Briga herabſteigend, dieſer Feſtung in den Rücken kommen könnte. Die Fremden vernahmen dies mit der lebhafteſten Freude; als indeß Giuſeppe die triumphirenden Blicke des Genueſen bemerkte, brach er ab und ließ ſich auf keine weitern Erörterungen ein. Einige Punkte dieſer Richtung, ſagte er, ſind mir nicht hinreichend bekannt und müßten erſt noch näher erforſcht werden. Damit ſchlenderte er gleichgültig aus der Halle.

Hinter ſeinem Rücken ſprachen ſich die Unbekannten ſehr günſtig über ihn aus. Es ſchien ihnen alles daran zu liegen, den Jüngling in ihrer Verbindung zu haben. Sie deuteten auf manchen großen Plan und wichtige Unternehmung hin, zu deren Ausführung ihnen Giuſeppe mit ſeiner Gebirgskenntniß die wichtigſten Dienſte leiſten könnte. Sie forderten den Genueſen auf, ihnen den Jüngling, um welchen Preis es ſei, zu gewinnen. Glaubt ihr, meine Herren, daß ich etwas unverſucht gelaſſen habe, mich ſeiner zu bemächtigen? verſetzte er. Für Geld iſt er aber nicht zu haben, und für die Revolution iſt er nicht geſtimmt. Eines hoffe ich noch von ſeiner wachſenden Leidenſchaft für des Marcheſen Malvi Tochter. Freilich ſollte gerade er am leichteſten begreifen können, wie viel er bei einem Umſturz der bürgerlichen Verhältniſſe zu gewinnen hätte. Aber ſeine ganze Kühnheit iſt bisjetzt in der ſchwungvollen Neigung ſeines Herzens aufgegangen, und die ſchlichte bürgerliche Erziehung engt und ängſtigt ihn noch zu ſehr ein, wie mir ſcheint. Ich ſehe nur dem Augenblick entgegen, wo er mit ſeiner Leidenſchaft an einen Widerſpruch ſtößt; dann wird ſein ganzes Ungeſtüm, ſeine ganze Unbeſonnenheit ausbrechen.

Nach dieſen Worten beeiferte er ſich, den fremden Herren einzelne Männer, die er als zuverläſſig empfahl, aus den Haufen der Verſammelten vorzuführen. Dieſe erhielten beſondere und geheime Inſtructionen und Aufträge. So war es vor allem wichtig, die Feſtung Montalban auf geſchickte Weiſe auszukundſchaften, die Ausbeſſerungen an den Feſtungswerken und die Verproviantirung zu beobachten, leichtere Zugänge zu denſelben auszuſpähen, und was ſonſt dahin einſchlug. Ein anderer erhielt Weiſungen für die Häfen von Nizza und Villafranca. Ein dritter ſollte den Commandanten, die Kaſernen, die Wachthäuſer und Befeſtigungen der Stadt Nizza im Auge halten. Mehrere Adeliche von Einfluß bei Hof wurden unter Aufſicht geſtellt. Die

Bürger zu ſtimmen, das Landvolk aufzuregen, gewiſſe Nachrichten zu verbreiten, wurde wieder andern Männern aufgetragen. Dann ſuchte man auch die größern Kaufleute, beſonders die Fruchthändler, zu gewinnen und ins Vertrauen zu ziehen. Kurz, nichts wurde außer Acht gelaſſen, was einen Einfall der Franzoſen in die Grafſchaft Nizza erleichtern und den Einwohnern erwünſcht machen konnte.

Die nun ſolche Aufträge erhielten, wurden angewieſen, ſich aus dem rohen Haufen die nöthigen Gehülfen auszuwählen, die dann unter ihrer Leitung in der Art ſtehen ſollten, wie ſie ſelbſt der Anordnung des Genueſen untergeben wurden.

Ehe die Unbekannten ſchieden, wurden Waaren und Geld ausgetheilt. Man hörte die Wünſche der einzelnen an und ließ nicht undeutlich merken, daß nach glücklichem Ausgange der Sachen die großen Güter der Klöſter und des Adels zerſplittert und unter die wohlgeſinnten Mithelfer vertheilt werden müßten.

Jetzt ſah Giuſeppe den jungen Geiſtlichen, den er in jenem Club zu Nizza vom Stuhl herab über die Franzöſiſche Revolution hatte ſprechen hören, von der ſteilen Höhe des Gebirges herunterklettern. Man rief ihm zu, vorſichtig zu ſein, und begrüßte ihn mit geſchwenkten Hüten. Manche brummten indeß auch und ſchalten ihn halblaut einen widerwärtigen Schwätzer. Glücklich herabgekommen, warf er eine Mappe mit Gebirgspflanzen und ein Säckchen voll abgeſchlagener Felſenſtücke auf den Boden, indem er unwillig ſagte: Seht, mit ſolchen Feſſeln muß ich mich auf dem Weg zur Freiheit ſchleppen!

Während er verſchnaufte, ſprach der Genueſe lächelnd: Ei, hochwürdiger junger Herr, geht Ihr ſo mit Euern Bürgſchaften um, mit dieſen Pflanzen und Foſſilien, die gut für Euch ſprechen und Euere Schleichwege decken? Wißt, Freund Giuſeppe, der Hochwürdige da wird nur unter dem Vorwand, Kräuter und Mineralien zu ſuchen, aus dem Seminar entlaſſen und kommt als Naturforſcher in unſere Verſammlungen. Das heiße ich mir aber eine Liebe, einen Eifer für die gute Sache! Dafür ſoll er aber auch das ſchönſte Frauenzimmer zur Braut finden, ſobald der Cölibat aufgehoben ſein wird. Nun, wackerer Freund, Ihr findet hier an uns gar keine übeln Stücke für Euere Sammlungen, ſeht Euch nur recht um. Fettſtein iſt freilich ſelten, aber Klingſtein trifft ſich ſchon, Schaumkalk und Sumpferz genug. Oder wollt Ihr uns lieber für Pflanzen anſehen? Nun denn, zu welcher Klaſſe und Ordnung rechnet Ihr uns?

Mit großem Ernſt verſetzte der Geiſtliche:

Eigentlich gehört Ihr alle zu gar keiner Ordnung, ſondern jeder echt königlich Geſinnte wird behaupten, daß Ihr zur Unordnung gehört. Ich zähle Euch zu den Misfarbigen, die nicht grün und, genau genommen, nichts als Samen ſind, Samen der Freiheit. Ich kenne nur zwei Ordnungen in der politiſchen Pflanzenwelt: die Ordnung der Gewalt und die Ordnung der Freiheit. Jene Ordnung kennen wir genau: wenige Großmächte, im Beſitz erſtaunlicher materiellen Kräfte, wollen die Schickſale der Staaten und der Menſchen lenken und beherrſchen. Die unruhigen Fluten des Mittelalters haben ihnen das Gewaltſcepter in die Hände geſpielt, und ſie wollen es nun feſthalten per omnia saecula saeculorum, wie unſere Kirchengebete ſchließen. Eine beſtimmte Zahl von Herrſchern betrachten die Welt Gottes als ihr Eigenthum und Erbe, die Völker als ihre ewigen Mündel. Den Adel wählen ſie zu ihrer nächſten Umgebung und Geſellſchaft. Die Geiſtlichkeit, die einſt das Glück der Welt ſchuf, indem ſie auf Seite der Völker die Herrſchenden beſchränkte, hat ſich jetzt durch fette Pfründen für die Könige gewinnen laſſen und es übernommen, den menſchlichen Geiſt, den einzigen Erlöſer der verſklavten Nationen, den ewigen Bedroher der Erdgewaltigen, durch Aberglauben zu feſſeln. Wie lange ſoll noch dieſe Ordnung beſtehen? Woher ſoll die Ordnung der Freiheit kommen? Aus Amerika mußte ſie kommen. Die Franzoſen haben ſie über den Ocean herübergebracht. Nordamerika gab uns die Kartoffeln und die Freiheit.

Indem der Sprecher ſich nun die Stirn wiſchte, flüſterte der Genueſe Giuſeppe zu: Ich will nur ſehen, wie er ſelbſt auf den Cölibat kommen wird; denn alle ſeine Reden endigen damit, daß er den abſcheulichen eheloſen Stand der Geiſtlichen verwünſcht. Seht, Freund, dies Pfäfflein iſt mir der furchtbarſte Menſch für unſere gute Sache. Gebt nur Acht! Wenn wir nun mit aller Mühe und Sorge die liebenswürdige Freiheit werden herbeigebracht haben, heirathet ſie uns der Schwarzkittel vor der Naſe weg.

Giuſeppe, der in ſeiner Zerſtreuung dieſen Scherz ganz überhört hatte, ſuchte aus der ihm unangenehmen Geſellſchaft wegzukommen und ſtieß auf einen Haufen der roheſten Geſellen, die ein ſchauderhaftes Geſchrei ausſtießen. Er glaubte den Namen Malvi zu hören und blieb horchend ſtehen. Da ſtürzte Cola herbei, den er die ganze Zeit über aus dem Auge verloren hatte. Kommt, kommt! rief dieſer und zog den Jüngling mit ſich fort. Laßt uns gehen, es fängt hier an, unangenehm zu werden. Kommt!

Hörte ich nicht den Namen Malvi brüllen? fragte der Jüngling?

Nun ja, es iſt nichts Unmögliches, erwiderte der Bettler. Ich will Euch unterwegs erzählen, was es war.

Auf dieſe Weiſe ſuchte Cola den aufgeregten Giuſeppe aus dem Thale und eine Strecke Wegs fortzubringen. Dann verſetzte er auf die wiederholten Fragen des Jünglings:

Es iſt eine ſpaßhafte Schlechtigkeit, oder ein ſchlechter Spaß, lieber Freund. Der Marcheſe befindet ſich glücklicherweiſe in Turin. Unter den Burſchen dort hat er aber keine Freunde. Er hat viele derſelben peitſchen laſſen; er hat ſich vor ſeinen Gutsnachbarn durch Verfolgung der Gauner hervorgethan, und daher wollen ſie ihm auch eine Auszeichnung unter den Baronen erweiſen. Er ſoll zuerſt „dran", wie ſie ſich ausdrücken. Sie erwarten ihn in der Kürze von Turin zurück und wollen ihn dann zwiſchen dieſen Bergen ermorden.

Giuſeppe fuhr wüthend auf und wollte zurück. Um Chriſti willen bleibt und folgt mir! bat Cola. Was wollt Ihr nun? Ihn mit Worten vertheidigen, rechtfertigen, Euch verhöhnen laſſen und dann dreinſchlagen?

Seid klug, begebt Euch nicht tollkühn in die Gefahr. Folgt mir! Schweigt, und denkt auf andere Mittel, den Marcheſe zu retten. Wir wollen die Sache überlegen und gemeinſchaftlich betreiben. Kommt!

Nur mit vieler Mühe gelang es ihm, Giuſeppe zurückzuhalten und auf dem Heimwege vorwärts zu bringen.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Die Glocke der Kathedrale St.-Johann in Turin läutete den Abend ein. Die Gemüſeweiber und Geflügelhändler, die hier auf dem Johannisplatze ihren Markt hielten, packten auf; die arbeitsloſen Maurergeſellen, nachdem ſie auf der Kirchentreppe, ihrem gewöhnlichen Sammelplatze, gelagert, den langen Tag über vergebens auf Arbeitſuchende gewartet hatten, erhoben ſich mismuthig, ſahen noch einmal gähnend an der hohen Kirche hinauf, die einſt ſo viel Kellen und Karren, Meiſel und Schlägel in Arbeit geſetzt hatte, und ſchlenderten ihrer Herberge zu. Durch die großen Scheiben der Paläſte, die mit ihren Arcaden den Platz einfaſſen, ſchimmerten einzelne Lichter, und hier und da zogen Livree-Bediente oder Dienſtmädchen in zierlichen Häubchen die Fenſterläden an.

Bei dem erſten Glockenſchlage ſchloß Herr von Lavergne, der nahe am Platze in einer Seitengaſſe bei einem Bürger wohnte, den ſechsten Band von König Friedrich's nachgelaſſenen Werken und legte ihn vorſichtig auf ein Spiegeltiſchchen nieder. Dann zog er die Klingel und Joſeph, der Bediente, kam verlegen herein. Haſt du es läuten hören? fragte der Baron. Nein, nein! verſetzte lebhaft der Diener, es iſt noch viel zu früh, es iſt ja noch lichter Tag, gnädiger Herr!

Dieſer erwiderte jedoch mit entſchiedenem Ton: Keine Einwendungen, Joſeph! Du ſuchſt dich immer unſerer Uebereinkunft zu entziehen und ſetzeſt mich in Verlegenheit, deine Dienſte anzunehmen. Ich werde dir einmal, ehe es läutet, Feierabend bieten, blos um dich ein Viertelſtündchen lang auszuſchelten. Nun es aber geläutet hat, biſt du Herr im Hauſe, und es kommt mir nicht zu, dich zurechtzuweiſen. Jetzt ſetze dich hier ruhig nieder, wenn du willſt, auf das Sofa; ich hole die ſeidene Weſte und die braune Hoſe herbei, die einen Schaden genommen haben.

Joſeph ſtellte ſich aber mit flehender Geberde vor den Baron, um ihn zurückzuhalten. Dieſer ſchalt, und der Bediente ſprang nun ſelbſt, die Kleidungsſtücke herbeizuholen. Die Thränen ſtanden ihm in den Augen, als er ſie mit dem Nähzeug übergab. Herr von Lavergne trug alles in das Cabinet, weil hier bei heller Tapete in engem Raum das eine Wachslicht beſſer leuchtete. Wie er ſich nun aber hinter den verſchloſſenen Fenſterladen ſetzte und die zerriſſene Weſte nebſt den ſeidenen Fäden ergriff, fiel ihm Joſeph heftig zwiſchen die Hände, küßte ſie, indem er ausrief: O mein Herr von Lavergne, o mein gnädiger Herr! Thränen fielen auf die Handkrauſe des Barons.

Sacre bleu! rief Lavergne, indem er ihn zurückſtieß, um mit einem Taſchentuch die Krauſe zu trocknen.

Kannſt du die Wäſcherin bezahlen, Schlingel? Mâtin! Das wird Flecken geben, und ich wollte morgen noch damit nach Hofe. Er tupfte und glättete an der Krauſe und ſagte dann freundlicher: Was weinſt du, Joſeph? Iſt es zum erſten mal, daß ich die Nadel führe? Haſt du die ſchönen Tage in Verſailles vergeſſen, wo ich im Boudoir der Gräfin Polignac und an der Seite dieſer Liebenswürdigſten das Glück hatte, ihr ſticken zu helfen? O ihr Tage des Ruhms und der Zufriedenheit! Ihr Tage einer unausſprechlichen Erinnerung! Wann werdet Ihr wiederkehren? Wann werdet Ihr dem verbannten Lavergne wieder lächeln? Und die Sonne Frankreichs, wann wird ſie wieder auf unſern Ueberfluß und auf die ſüßen Tändeleien des glücklichen Hofes von Verſailles niederſcheinen?

Joſeph ſuchte leiſe die Nähterei beiſeitezuſchieben, indem er ſagte: Ich fürchte, gnädiger Herr, wir werden Paris niemals wiederſehen. Die Ausgewanderten ſind aufgefordert worden, zurückzukehren, und wir haben es zu thun verſchmäht. Wir ſind verbannt für immer. Es iſt wahr, Paris iſt umgewühlt, der Adel iſt geflohen, der König in Haft und Todesgefahr. Sie haben ihm die Majeſtät genommen, die heilige Anrede Sire iſt verboten, wie die treueſten Lippen verbannt ſind, die einſt dies beglückende Wort lispelten, und ſtatt deſſen brüllt die Wuth der Jakobiner. Aber auch in dieſem entſetzlichen Zuſtande iſt es doch immer Paris, es ſind Franzoſen, die das Grauſamſte gethan haben; und müſſen wir hier in Turin doch darben, ſo wäre ja die halbe Noth gehoben, wenn wir ſie in Paris zu ertragen hätten.

Wie du das verſtehſt, Alter! fiel Lavergne ein. In Paris haben wir am ewig ſchäumenden Glücksbecher genippt und geſchwelgt; nun würde die lebendige Erinnerung uns die Schale der Leiden nur um ſo mehr verbittern. Geht es uns jetzt übel, ſo klagen wir die Fremde an. Fern vom ſchönen Frankreich, fern von Verſailles können wir nichts Beſſeres erwarten. Geduld! guter Joſeph; bald kehren wir zurück, nehmen in Beſitz, was wir verlaſſen haben, und werden dem Himmel danken, der die unglückliche Zeit vor unſern Augen verhüllt hat, in welcher Frankreich unterbrochen war, Frankreich zu ſein.

Könnte ich nur dieſe Hoffnung recht faſſen und feſthalten, gnädiger Herr, ſeufzte Joſeph.

Auffahrend und mit unwilligem Ernſt verſetzte Lavergne: Joſeph, biſt du eine bête? Mein Gott, kann denn Frankreich beſtehen ohne uns? Iſt es denn eine Möglichkeit, daß Frankreich ohne Adel und ohne Hof beſtehe? Iſt es denn nur denkbar, iſt es nicht eine Ungereimtheit? Mein Gott, Joſeph, ich begreife dich nicht! Biſt du darum im Hauſe der Lavergnes grau geworden und haſt meinem Vater den Federhut gehalten, als er nahe daran war, Marſchall von Frankreich zu werden, um dieſe Unmöglichkeit nicht zu begreifen?

Verzeihen Sie, erwiderte Joſeph, mir ſcheint, jener Pöbel will alles von vorn anfangen, und es war wol einſt auch in Frankreich eine Zeit, wo es noch ſehr wild und roh zuging. Wie es damals um Hof und Adel ausſah, weiß ich nicht. Inzwiſchen ſcheint unſere Noth nur darum ſtündlich zu wachſen, um jede Erinnerung an die letzte ſchöne Zeit von Paris ganz auszulöſchen.

Und ſetzt denn nicht dieſe Noth auch den lebloſen Zeugen jener ſchönen Tage zu? Ach! ſehen Sie, mein gnädiger Herr, dieſe Weſte, dieſelben Beinkleider, die Sie, o mein Gott! mit eigenen Händen die Gnade haben zu reorganiſiren . . .

Ha, du Jakobiner! rief Herr von Lavergne aus; welch unglückliches Wort erlaubſt du dir? Was? Sind etwa meine Nadeln elende Advocaten, flegelhafte Pächter, bankbrüchige Kaufleute, die als Deputirte der Nationalverſammlung die legitime Livree Lavergne's reorganiſiren wollen? Ha, reorganiſiren! Welcher Teufel führt dir das Wort in den Mund? Oder hätteſt du denn ganz vergeſſen, daß jene elenden Deputirten Frankreichs ihr verbrecheriſches Unternehmen wider König, Adel und Geiſtlichkeit ein *Reorganiſiren* des Staats genannt haben? Pfui, Joſeph! Willſt du dich denn nun einmal bildlich ausdrücken, um nicht *flicken* zu ſagen, ſo nenne es ein lit de justice, was ich eben über die verbrecheriſchen Nähte halte; denn es ſoll beim Alten bleiben, Joſeph, und das Alte ſoll zurückkehren!

Verzeihung, mein Herr! fuhr Joſeph fort. Ich ſage alſo, dieſelbe Hoſe und Weſte hatte ich noch bei jenem unglücklichen Frühſtück an, dem wir in den Tuilerien beiwohnten, nachdem der gute König in jenem entſetzlichen Zuge der pariſer Frauen und Hyänen von Verſailles entführt worden war. Indem ich hinter Ihrem Seſſel ſtand, bei jenem Frühſtück nämlich, ſagte Herr von St.-Prieſt zu den an den König abgeſendeten Weibern: Als ihr Einen König hattet, fehlte es euch nicht an Brot; nun habt ihr zwölfhundert Könige und hungert. O mein gnädiger Herr, ſo oft ich nun in Turin dieſe Weſte anziehe, fällt mir jener Spruch ein. O mein Gott! und dieſe Weſte iſt mir ſehr weit geworden!

Lavergne erröthete und das Geſpräch gerieth in Stocken. Er nähte indeß mit vielem Anſtand an der Weſte, und der verlegene Joſeph knüpfte damit wieder an, daß er die Rechnung über die kleinen Ausgaben des Tages ablegte und den Ueberſchuß von einem Pfandanlehn herbeiholte. Nur die größte Verlegenheit, in der ſich der Herr von Lavergne befand, nachdem alles Entbehrliche von Koſtbarkeiten zu Geld gemacht war, hatte es heute über ihn vermocht, ein theueres Kleinod anzugreifen, nämlich ein wohlgetroffenes Bild der unglücklichen Königin von Frankreich, aus Elfenbein geſchmackvoll gearbeitet, das er von der Gräfin Polignac zum Andenken erhalten hatte. Joſeph war damit bei dem Bildhauer Bozanigo geweſen und hatte, da es ſein Herr nicht veräußern wollte, eine Summe gegen Verpfändung deſſelben aufgenommen.

Es war dem Herrn von Lavergne unangenehm, zu hören, daß ein fremder Herr, um ein Bildchen des Königs Victor Amadeus zu kaufen, eben anweſend geweſen ſei und das Bildchen mit Intereſſe betrachtet habe. Er fürchtete eine nähere Erkundigung des Fremden, in deſſen Augen er weder für unachtſam, noch für bedürftig gelten mochte. In dieſer unangenehmen Stimmung wurde er durch Poltern auf der Treppe unterbrochen. Er eilte von der Nähterei hinweg in das vordere Zimmer und ſetzte ſich behaglich in das Sofa. Bald trat, nachdem er einen Packträger abgefertigt, ein Fremder herein, indem er einen ſchweren Mantelſack am ledernen Henkel nachzog. Einer lebhaften Begrüßung folgte die zärtlichſte und doch feierlichſte Umarmung.

Wie ſich Genoſſen einer glücklichen Jugend manchmal in gemeinſchaftlichem Misgeſchick wiederfinden, einſt Nebenbuhler in Ehrſucht und verliebter Bewerbung, jetzt von Mangel und Noth gleich betroffen: ſo kamen Lavergne und Aubigny zuſammen. Sie faßten ſich an den Händen, ſie ſanken ſich abwechſelnd an die Bruſt; ſie lachten über alte Geſchichten und die Thränen traten ihnen über ihre neue Lage in die Augen. Luſt und Betrübniß wechſelten in unbegreiflicher Geſchwindigkeit. Ein einziges Wort der Anſpielung rief jetzt ein Gelächter, jetzt eine Verwünſchung, jetzt einen Seufzer hervor. Herr von Aubigny kam von Koblenz und erzählte von dem dortigen Leben und Treiben der Emigrirten. Er ſelbſt, in Noth gerathen, nahm jetzt zum Grafen Artois ſeine Zuflucht, von dem er ſich alle Unterſtützung verſprach. Hierauf bekannte auch Herr von Lavergne ſeine Verlegenheit. Meine Hoffnung iſt auf Se. Majeſtät den König Victor Amadeus gerichtet, ſagte er. Ich beſitze die Gunſt des Monarchen in hohem Grade. Sieh nur dieſes Buch hier! Es iſt aus des Königs Handbibliothek, ein Band der Werke ſeines Lieblings, des großen Friedrich. Se. Majeſtät haben mir es eigenhändig mitgetheilt. Was ſagſt du, Aubigny? Der König kann mich nach ſolchen Beweiſen des Vertrauens nicht ſtecken laſſen. Ich bin ſchon ſo ſehr in der Klemme.

Er führte den Gaſtfreund zu ſeiner Nähterei, wo ſich denn Lachen und Weinen erneuerte und auch Joſeph ſich einmiſchte. Lavergne erzählte von ſeinem Vertrag mit dem redlichen Kammerdiener, wonach dieſer nämlich ſeinen Herrn den Tag über bediente und dafür ſich nun nach eingebrochenem Abend wieder ſollte bedienen laſſen. Erſt ſtanden wir, ſagte Lavergne lachend, auf dem Vertrag: Geld für Dienſt, jetzt aber auf dem: Dienſt für Dienſt. Joſeph proteſtirte; aber Lavergne ſchickte ihn fort, ein Abendeſſen zu bereiten. Aubigny! ſagte er, was gilt's, heute bin ich der Günſtling der Gräfin Polignac! Sei ruhig, diesmal ſchlagen wir uns nicht; heute iſt die Freundin auf meiner Seite und hat mich in den Stand geſetzt, dich zu bewirthen. Auf Befragen Aubigny's wollte eben der Herr von Lavergne ſich über ſein letztes Geld aus dem Verſatz des Bildchens erklären, als es leiſer und dann lauter an die Thüre klopfte. Lavergne öffnete, und als er den in einem Mantel eintretenden Marcheſe Malvi erkannte, führte er erſt ſeinen Gaſt in ein hinteres Stübchen, um ſich bequem zu machen, und empfing dann den ſpäten Beſuch.

Herr von Lavergne, ſprach der Marcheſe, ich gebe Ihnen einen Beweis von Eigenliebe, indem ich Sie ſo ſpät noch um meinetwillen beunruhige. Sie haben bei dem Bildhauer Bozanigo ein Bildchen ausgeſtellt und wahrlich! den ganzen Adel von Turin damit erfreut. Ich mußte Ihnen an meinem Theil meinen beſten Dank ſelbſt noch heute überbringen. Aber Sie werden nun von Liebhabern beſtürmt werden; denn ich geſtehe Ihnen nur gleich, daß mir ſelbſt ſeit langer Zeit nichts ſo Wünſchenswerthes vorgekommen iſt. Wahrlich, Herr von Lavergne, wenn Sie ſich bewegen laſſen, das Kunſtwerk zu veräußern, ſo müſſen Sie mich vor allen bedenken. Verſprechen Sie mir das! Darum allein komme ich noch ſo ſpät zu Ihnen.

In einiger Verlegenheit erwiderte der Baron:

Das Bild iſt allerdings von der geſchmackvollſten Kunſt; indeß beſteht doch ſein Hauptwerth für mich darin, daß es ein Geſchenk der liebenswürdigſten Dame iſt. Sie begreifen daher, Herr Marcheſe, daß ich um dieſes unerſetzlichen Werthes willen das Bildchen nicht veräußern darf.

O wie mir das leid thut! rief der Marcheſe aus, ich hatte dem kleinen Kunſtwerk in Gedanken ſchon eine Beſtimmung gegeben, die jene Dame ſelbſt nicht misbilligen würde. Ich bin offen gegen Sie, Herr Baron. Meine Tochter ſucht etwas zum Geſchenk für einen Freund, der ihr vielleicht bald noch mehr ſein wird. Sie kann nichts Geeigneteres finden, als dies Bildniß einer unglücklichen Monarchin wäre, das von ſo glücklicher Kunſt iſt.

Es macht mich wahrhaft unglücklich, erwiderte Lavergne, daß ich Ihnen die Kleinigkeit zu einem ſo ſchönen Zwecke nicht ohne weiteres zum Geſchenk machen darf. Aber ich müßte es ſogar dem König abſchlagen, der mir doch äußerſt gnädig iſt, wie Sie ſich an dieſem Buch da überzeugen können. Sie kennen den Einband der Bibliothek des Königs? Se. Majeſtät haben mir dieſen Band höchſt eigenhändig mitgetheilt, um die Anſichten des großen Friedrich über die Formen der Herrſchgewalt daraus zu leſen. Dennoch müßte ich dem König ſelbſt jenes koſtbare Andenken der liebenswürdigen Gräfin Polignac abſchlagen. Auf meine Ehre, Herr Marcheſe!

Dieſer brach nunmehr ab und lenkte das Geſpräch auf die neueſten Vorfälle in Frankreich, auf die nun gänzlich unterbrochene Verbindung ausgewanderter Familien mit ihrem Vaterlande. Er beklagte den Zuſtand des Adels, der bei den ſchönſten Gütern der Welt nun doch im Auslande der Mittel beraubt ſei, ſeiner Würde angemeſſen zu leben. Er ſprach von den Pflichten, die der Adel in Turin habe, den franzöſiſchen Familien Vorſchüſſe nach Kräften zu leiſten.

Indem Malvi ſich erhob, ſetzte er mit raſcher Wendung hinzu: Würde es Ihnen Vergnügen machen, Herr von Lavergne, einige Zeit in der Nähe von Nizza auf meiner Beſitzung zu wohnen? Sie wiſſen, die Gegend iſt reizend und geſund und mir würde ein ſo ausgezeichneter Gaſt auf beliebige Zeit höchſt angenehm ſein.

Ihre Freundſchaft rührt mich, Herr Marcheſe, erwiderte mit einem Händedruck der Baron. Auf meiner Rückkehr nach Frankreich werde ich über Nizza gehen, nur um Ihnen zu zeigen, wie ſehr ich Ihr Anerbieten zu ſchätzen weiß. Ich verſtehe Sie, Herr Marcheſe; Sie denken ſehr edel und zart. Auf mein Wort! Wenn ich in Verlegenheit wäre —; aber ich bin noch keineswegs in Noth. Doch ſelbſt in dieſem Falle könnte ich mich ehrenhalber nur an den König oder den Grafen Artois wenden. Könige ſind es allein, von denen der Adel Frankreichs Unterſtützung annehmen kann. Indeß behalte ich mir Ihre Freundſchaft vor; ich ſehe einer Verlegenheit in dem Falle entgegen, daß ich nach Frankreich zurückkehre.

Wie, Sie wollen es wagen? fragte der Marcheſe.

Wagen? erwiderte Lavergne; ich habe nichts zu wagen. Ich rede von dem Fall, daß wir ſiegreich wieder in Paris einziehen werden. Seien Sie verſichert, das wird in der Kürze geſchehen. Ich war jedoch auf meiner Flucht aus Frankreich ſo unglücklich, bei Macon in die Hände mordbrenneriſcher Landleute zu gerathen und meines Galawagens beraubt zu werden. Sie ſehen ein, Herr Marcheſe, daß ich ohne Galawagen in Paris nicht erſcheinen kann. Zu meiner Equipage würde ich dann einen Vorſchuß von Ihnen anzunehmen nicht erröthen; denn wegen eines Vorſchuſſes dürfte ich doch des Königs Majeſtät nicht angehen.

Der Marcheſe empfahl ſich. Der Hochmuth des Mannes verdroß ihn, deſſen Noth er kannte und dem er ſich auf die ſchonendſte Weiſe gefällig zu zeigen gekommen war. Er glaubte, als Edelmann gegen Edelleute ſo handeln zu müſſen, beſonders in einer Zeit, wo alles darauf ankäme, den Adel aufrecht zu erhalten. Solche Hülfeleiſtung ſah er als eine Pflicht an, die nicht zurückgewieſen werden dürfte, und fühlte ſich nun gekränkt. Nicht ohne einige Bitterkeit bemerkte er beim Abſchied: Es rührt mich ſehr, Herr Baron, zu ſehen, wie der Adel Frankreichs ſich auch in der Fremde und in allen Lagen ſtolz zu erhalten weiß.

Herr Marcheſe, verſetzte Lavergne, ich ſchätze mich glücklich, vielmehr Ihnen noch dienen zu können. Sie ſind ein Ehrenmann, und ich kann Ihnen vertrauen, daß Sie verfolgt werden. Sie haben Ihren Bauern Frohnen und Zehnten erlaſſen, wie ich höre. Mich wird das nicht hindern, Sie in Nizza zu beſuchen; aber man wird es Ihnen in Turin nicht vergeben. Ich ſage Ihnen, man bereitet einen unglücklichen Verdruß, der Sie treffen ſoll. Es würde mich unendlich betrüben, wenn Ihnen des Königs Majeſtät in auffallender Weiſe ſeine Ungnade zeigen müßte. Wiſſen Sie, man arbeitet daran, Ihnen dies Unglück zu bereiten. Aber alles dies im höchſten Vertrauen!

Der Marcheſe drückte ihm mit einer ſtummen Verſicherung die Hand und entfernte ſich in der mismuthigſten Stimmung.

Zweites Kapitel.

Auf der Straße fiel ihm eine gewiſſe verſtohlene Bewegung auf. Die Menſchen eilten in der Dunkelheit nach einerlei Richtung hin, indem ſie mit halblauten Aeußerungen und, wo eine Laterne dämmerte, mit wunderlichen Geberden bald Angſt, bald Unwillen zu erkennen gaben. Neugierig folgte der Marcheſe der Bewegung und fand ſich endlich zwiſchen Menſchenhaufen vor dem Hoſpitium Albergo reale. Dies anſehnliche Gebäude war von Soldaten umſtellt und am Eingang hielten Polizeidiener mit Fackeln. Eine dumpfe Stille herrſchte unter den Zuſchauern; nur einige Weiber, die ſich vordrängten und von den Soldaten zurückgetrieben wurden, ſtießen heftige Reden aus oder heulten und riefen alle Heiligen an.

O mein armer Filippo! Hilft ihm denn keiner? Er iſt hin, verloren iſt er; er iſt Kanonenfutter, er iſt ſo gut wie verſchlungen, rief händeringend eine Weibsperſon. O, wer rettet meinen lieben Jungen, meinen lieben, herzlichen Schelm! O mein Filippo! Einen

Schießprügel ſoll er ſchleppen, er, der ſo geſchickt mit der Kalandermaſchine umgehen kann. Meinen denn die vornehmen Herren, er ſei mit ſo viel Mühen und Sorgen degummirt worden, um ſich deſto leichter blutroth zu färben? O helft, ihr Nachbarn, helft! Ihr kennt mich ja, ihr kennt ja die Plüſchmadlene. Und ſind denn nicht auch euere Söhne und Neffen drunter? Alle, alle haben ſie was Beſſeres gelernt, als hinter dem raſſelnden Kalbfell zu gehen. Wir wollen ſie frei wiſſen, ſie ernähren uns und wir wollen nicht Hungers ſterben.

Die Frau fuhr noch eine Weile in ihrem gemeinen Piemonteſiſch fort, zu toben und zu heulen, zu drohen oder zu flehen. Die Soldaten aber ſtanden ruhig, die Bürger ängſtlich da, und ſie fand bei jenen kein Gehör, bei dieſen keinen Beiſtand. Nur in entferntern Menſchenhaufen regte ſich hier und da ein Murren; alsbald aber ſchlichen auch einzelne hinweg, als ob ſie über ihre eigene Kühnheit erſchräken oder Schutz vor ihrer eigenen Verwegenheit ſuchen müßten.

Gern hätte der Marcheſe gewußt, was hier vorgenommen werden ſollte; da er ſich aber von lauter Pöbel umgeben ſah, nahm er Anſtand, bei jemand anzufragen. Es war ihm nicht unbekannt, daß im Albergo reale junge Leute für allerlei Handwerke gebildet wurden, da viel Hutmacher, Schreiner, Tuchmacher u. dgl. ihre Werkſtätten und beſonders die Seidenweber ihre Stühle in dieſem weitläufigen Gebäude hatten; doch konnte er nicht begreifen, warum das Haus mit Wache umſtellt ſei. Er fiel endlich auf den Gedanken, die jungen Leute, loſes Fabrikgeſindel, möchten wol eine Verſchwörung angezettelt oder wenigſtens revolutionäre Verbindungen geknüpft haben. Eben ging nun das Thor auf, und die zuſtrömende Menge riß den Marcheſen wider Willen vorwärts. Bei einer unerwarteten Schwenkung der Soldaten wichen die Haufen zurück, und ein Menſchenwirbel ſchleuderte den Marcheſen hart gegen den befehlenden Offizier. Die Empfindlichkeit auf der einen, die Verlegenheit auf der andern Seite gingen ſchnell in wechſelſeitige Verwunderung und Grüße über, als man ſich erkannte. Der Marcheſe fragte nun ſchnell nach der Bedeutung des Vorgangs, worauf der junge Offizier, Graf Rivoli, antwortete:

Feige Canaille, die das Musketenfieber hat, ſoll hier ausgehoben werden. Junge Handwerker, die im Hauſe arbeiten, haben noch eine Menge ihres Gelichters mit ins Albergo geſchleppt und verſteckt. Se. Majeſtät der König brauchen noch einige Bataillone Freiwilliger für den Dienſt an der franzöſiſchen Grenze; aber die Burſchen fürchten ſich vor der Flinte, wie vor des Teufels Ofengabel. Und ſehen Sie nur die hübſchen Kerle, die da herauskommen! Das Vaterland verlangt ihre Dienſte; ſollte man glauben, daß ſie ſo wenig Ehre im Leibe hätten, ſich den ſchönſten Pflichten des Unterthanen zu entziehen? Aber wie kommen Sie hierher, mein gnädiger Papa? Und was macht meine theuerſte Blanca? Sagen Sie ihr, wie unglücklich ich bin, um eines ſo geringfügigen Auftrages willen, wie die Aushebung des Neſtes da iſt, den ſchönſten Abend ihrer Geſellſchaft zu verlieren. Der Befehl kam ſo ſpät und unvermuthet, daß ich mich gar nicht habe entſchuldigen können.

Inzwiſchen war die Frau, die ſich ſchon vorher ſo ungeſtüm betragen hatte, mit Gewalt durch die Reihen der Soldaten gedrungen, hatte ihren Filippo aus dem Haufen der jungen Handwerker ergriffen, weinend umarmt, und brachte ihn nun vor den Offizier. Indem ſie ſich ſo verſchämt und manierlich wie möglich geberdete, bat ſie um die Freilaſſung ihres lieben Filippo. Er iſt mir unentbehrlich, Excellenz, ſagte ſie; der Schelm, ſein Vater, hat ſich durch die Lappen gemacht, wie man zu ſagen pflegt, als ich auf unſerer Trauung beſtand, und hat mir den Jungen gelaſſen. Mit Taglohn habe ich ihn aufgefüttert, ja Ihro Gnaden, und habe ihn Seidenweber werden laſſen, und er ernährt nun mich, ſeine Mutter. Er iſt ſehr geſchickt, er iſt ein erſtaunlicher Seidenweber, er iſt was ganz Apartes. Herr Tribolo, ſein Patron, kann ihn gar nicht entbehren. Keiner führt ſo geſchickt wie er die Kalandermaſchine, keiner verſteht ſich ſo aufs Degummiren. Ich will nicht geſund hier ſtehen, wenn ich nur ein falſches Wörtchen ſage. Excellenz ruiniren die erſte Fabrik von Turin, falls mein Filippo hinter die Trommel rangirt wird, und ich ärmſte der Mütter ſterbe Hungers. Nicht wahr, Sie laſſen ihn frei und erhalten mir das Brot? Filippo, knie und küſſe die Hand, küſſe die gnädige Degenquaſte, Excellenz haben dich freigegeben.

Graf Rivoli wies die Bittende kurzweg ab. Sie wich aber nicht. Sie warf ſich auf die Knie, heulte und rief mit ausgebreiteten Armen zu zwanzig Heiligen, die des Grafen Herz bewegen möchten. Der Offizier fuhr ſie jedoch nur deſto ſtrenger an und ſchalt ſie eine liederliche Dirne, von welcher die Heiligen und der Himmel nichts wiſſe.

Excellenz haben ganz recht, rief die Frau, der Himmel weiß auch nichts von mir, warum wollen Sie allwiſſender ſein, warum wollen Sie von meinem Sohn wiſſen? Auch iſt er ja kein legitimes Kind, wie man zu ſagen pflegt, er entehrt die Compagnie, er muß ausgeſtoßen werden.

Der Marcheſe ſelbſt fragte mit einem bedeutenden Wink in franzöſiſcher Sprache, ob denn die Burſchen gezählt wären. Das nicht, erwiderte Graf Rivoli, auch hängt wol ſo viel von einem Offizier ab; aber ich ſehe nicht ein, daß ich auf das Geſchwätz einer . . . achten ſoll. Und auf piemonteſiſch ſetzte er entſchieden hinzu: Der Burſche iſt ſtark und muß hinter die Muskete.

O mit gnädigſter Erlaubniß, erwiderte die Frau, ſtark iſt er gar nicht. Sehen Excellenz, es iſt gar nichts an ihm, er iſt nur ein ſchlappriger Junge; die Patrontaſche zöge ihn zu Boden, und wenn er trockene Feigen ſtatt Patronen drin hätte. Dann legte ſie ſich aufs Schmeicheln; ſie nannte den Offizier einen ſchönen Mann, eine Blume der Garniſon; ſie rühmte ſeine Augen, ſeine Geſtalt; ſie pries das edle Fräulein, ja die Fürſtin, die ſeine Braut werden würde; ſie verhieß ihm die reichſte Heirath und bat um Erlaubniß, daß ihr freigelaſſener Sohn ihm die feinſten Hochzeitſtrümpfe weben dürfe, nicht ſo grobe, flockige, wie man ſie in Turin trage, ſondern von den feinſten, wie man ſie am Grafen Artois ſähe, an deſſen Waden und Worten alle Frauenherzen ſcheiterten.

Die letzte Aeußerung nahm jedoch Graf Rivoli höchſt übel. So verwegen und läſterlich urtheilt ſeit dieſer franzöſiſchen Rebellion das Geſindel über fürſtliche Perſonen, ſagte er zu dem Marcheſe, und befahl einem Unteroffizier, die Frau zu entfernen.

Das geſchieht ihr ganz recht! rief ein Bürger aus einem nahen Haufen; was will die Perſon mehr als wir andern? Erſt iſt ihr Bengel ſo frei geweſen, auf unerlaubtem Wege in die Welt zu kommen, und nun will er auch noch Freiheiten vor den übrigen voraus haben? Mir ſind zwei Söhne genommen worden, und wie vielen andern iſt ähnliches zugeſtoßen? Denn in der ganzen Gegend umher werden Freiwillige fortgeſchleppt.

Recht, lieber Nachbar! rief ein anderer, ſie mag ſich, wenn ſie ihren Sohn verliert, mit dem guten Sprichwort tröſten: Wie gewonnen, ſo zerronnen! Was kann der Herr Offizier auch für ſie thun? Wir würden uns dafür bedanken, wenn ſie nicht gleich andern Unterthanen behandelt würde.

Bei dieſen Worten fuhr der junge Rivoli entrüſtet auf und ſprach:

Wer iſt der Verwegene, der mir vorſchreibt, was ich thun darf? Sehen Sie, Herr Marcheſe, fuhr er dann fort, ſolche revolutionäre Geſinnung hat ganz Turin durchdrungen. Das iſt, was ſie Gleichheit nennen. Wißt, verwegenes Geſindel, wendete er ſich dann gegen das Volk, wiſſet, daß Gnade ein Vorrecht des Königs und des Adels iſt. Hat euch unbeſonnene Sprecher der Himmel ſelbſt etwa gleich mit allen Menſchen behandelt? Gleich an Gütern und Vorzügen? Euere Söhne müſſen dem Vaterlande dienen, das in Gefahr iſt, müſſen gegen den franzöſiſchen Feind das Gewehr führen, darin geſchieht ihnen ihr Recht; den Sohn dieſer Frau aber laſſe ich nunmehr frei, blos um euch zu zeigen, daß Gnade vor Recht geht. Nimm deinen Sohn, Frau, und wer ſich zu murren unterſteht, den werde ich als einen Rebellen behandeln.

Ehe Graf Rivoli noch ausgeſprochen, war die Frau an ihres Sohnes Hand bereits um die Ecke der nächſten Contrade geeilt und ſchlüpfte mit ihm in das Haus eines Verwandten. Die übrigen Ausgehobenen aber wurden in die Kaſerne gebracht, wo ſpäter noch andere Haufen Jünglinge aus der Stadt und Umgegend eintrafen.

Drittes Kapitel.

Des andern Morgens, als im Palaſte der Gräfin Bens de Cavour noch alles ſchlief, ſtand, ihre Blumen zu begießen, Blanca Malvi ſchon am Fenſter und blickte vom zweiten Stock auf die ſchöne Po-Straße mit hellen Augen hinab. Petronella, die Kammerjungfer, ordnete die Anzüge für den heutigen Tag und plauderte. Wir ſind heute merkwürdig früh bei der Hand, ſagte ſie; das war aber auch für Turin ein ſehr ungewöhnlicher Tag geſtern; es war doch auch gar nichts los, nicht einmal der dicke Abt von Caluſo war da, der im Vorübergehen immer etwas an einem zu tätſcheln hat. So gab's denn früh genug Feierabend, während wir ſonſt nie früher zu Bette kommen, als wenn zu Drappo die Hühner auffliegen.

Dafür träume ich mich jetzt deſto angenehmer nach Drappo, erwiderte Blanca; denn es iſt juſt um die Zeit, da ich dort im Garten zu wandeln und auch nach meinen Blumen zu ſehen pflege.

O weh, Turin! lachte Petronella, wenn ein Traum nach Haus und Heimat ſchon Erſatz für die ſchönen

Feſte der Hauptſtadt gibt. Doch merke ich Ihnen ſchon ein Weilchen an, daß Sie aus Feſten und großen Geſellſchaften ſich bei weitem ſo viel nicht mehr machen, als in den erſten Wochen unſers Hierſeins. Nicht wahr, da ging's Juchhe! in die neuen Manieren und Unruhen hinein? Aber jetzt blicken Sie ſchon ſo ruhig und lächelnd hin, als ob Sie Mitleid mit den Narreteien hätten.

Da haſt du das rechte Wort gebraucht, Petronella! erwiderte Blanca; nur drückt es noch nicht alles aus. Denn neben dem Nichtigen, das ich belachen kann, habe ich auch noch ſo viel Nichtswürdiges an dieſen Herrlichkeiten des Hofes und der vornehmen Welt entdeckt, daß ich eine tiefe Unzufriedenheit empfinde. Wahrlich, es wäre ſchon an der Zuverſicht und Unverſchämtheit genug, mit denen man das Lächerliche und das Leichtſinnige zur Schau trägt, ohne daß man die Albernheit und Schlechtigkeit ſelbſt nöthig hätte. Doch davon wollen wir ſprechen, wenn wir erſt wieder zu Hauſe ſind; jetzt ſtecken wir noch zu tief in der Herrlichkeit drin und müſſen uns hüten, ſie übel anzuſehen.

Hüten? Wovor? Fürchten Sie etwa von dem Treiben in Turin angeſteckt zu werden? Das macht mir keine Sorge, meine Gnädige. Vielmehr ſetzen Sie ja der Hofmanier ein ſo ländliches und launiges Benehmen entgegen, und man findet, ſo viel ich bemerken kann, dieſe Art ſo allerliebſt, daß man ſich viel eher von Ihnen wird anſtecken laſſen. Was will man alſo mit Ihnen machen, wenn Sie auch ganz Turin zum beſten haben? Sollen die franzöſiſchen Abbés und die turiner Prälaten kommen und Ihnen eine Strafpredigt halten?

Oder ſollen die Herren Offiziere einrücken, um Sie herauszufordern? Aber du heilige Mutter Anna, die alle können ja nicht öfter kommen, als ſie ſchon thun. Alle die jungen Herren vom Hofe, und darunter ſind auch alte genug, alle die Offiziere und Ordenskreuze kennen ja keine andere Wallfahrt mehr, als nach dem Hauſe der Frau Gräfin Bens de Cavour, um vor dem Bildniß der heiligen Blanca von Drappo ihre Andacht und Brüderſchaft zu halten.

Schweig, Schwätzerin! ſchalt Blanca. Ueberhaupt, Petronella, laß dir geſagt ſein, wenn es dir hier ſo gefällt, ſo modle dich auch ein wenig nach den hieſigen vornehmen Kammerjungfern. Du haſt von Drappo zu viel von dem mitgebracht, was ich dir dort nachſehe, was aber hier ſich nicht ſchickt.

Petronella maulte noch einen Augenblick, dann fuhr ſie ſchmeichelnd fort: Wiſſen Sie, gnädiges Fräulein, was ich mir ſchon hundertmal gewünſcht habe? Den Herrn Giuſeppe Adrian möchte ich einmal unter den jungen Herren ſehen. So mit einem mal müßte er mit ſeinem Jagdranzen und ſeiner Büchſe, mit den wirren Locken und braunen Wangen müßte er hereintreten zwiſchen die Kerlchen, die gepudert und mit papiernen Sohlen auf dem Eſtrich tänzeln. Herr Jeſus, wie ſollte ſich das ausnehmen, gnädiges Fräulein? Meinen Sie nicht?

Je nun, erwiderte Blanca, Giuſeppe würde ausſehen wie ein ſtarker Jäger vor dem Herrn, wie's in der Bibel heißt.

Das glaube ich wahrhaftig! rief Petronella; und wiſſen Sie, was ich noch glaube? Er würde viele der

Herrchen, ohne ihnen auf die Füße zu ſehen, für — Haſenfüße halten.

Sie lachte ſo unmäßig, daß es ihr Blanca verwies. Darauf wendete das Mädchen ſchelmiſch und manierlich ein: Einen nehme ich aus, meine Gnädige, den Herrn Grafen Rivoli; ja der . . . !

Der hat allerdings viel voraus, ſo viel wenigſtens, als einen Grafen ausmacht. Mit dieſen Worten wendete Blanca ſich ſo entſchieden von dem Mädchen ab, daß es nicht fortzuplaudern wagte. Doch hob es endlich wieder an:

Ich ſehe Sie, meine Gnädige, hier doch öfter als zu Drappo betrübt oder wenigſtens nachdenklich, und wundere mich darüber; denn was Sie auch auf Turin ſchelten mögen, iſt es doch hier ein ganz anderes Leben als daheim. Dies Leben und Treiben, dieſe Chaiſen und Trommeln, dieſer Putz und Prunk gefallen mir gar ſehr. Und ich ſehe doch alles nur aus der Ferne; Sie aber, die ſo darin ſchwimmen können, wie der Fiſch unter Blumenblättern im Bach, finden kein Vergnügen daran. Was haben wir denn in Drappo? Selten kommt ein alter Baron aus der Nachbarſchaft oder ein paar alte Damen aus Nizza. Da ſitzt dann der alte Herr Pfarrer Briani und ſeine haushälteriſche Schweſter. Und verſtände ich nur noch, was da geſprochen wird; aber es iſt alles ſo ernſt und klug, ſo — ich weiß nicht, wie.

Eben dieſe Geſpräche entbehre ich hier ſo ungern, erwiderte Blanca, nichts in Turin kann ſie mir erſetzen; dieſe Entbehrung allein könnte mich heimwehkrank machen.

Denn dieſe Geſpräche meines lebenskundigen Vaters und des gelehrten Pfarrers Antonio Briani führen ſo viel Wichtiges und Großes herbei, und zeigen mir das menſchliche Leben in ſo erhabener Bedeutung, daß mir all die Nichtigkeiten von Turin in der Seele zuwider werden. Du biſt ein Kind, Petronella, du kannſt dich daran freuen.

O ich verſtehe Euere Gnaden ſchon, verſetzte Petronella; aber ich befinde mich merkwürdig wohl bei meinen Kindereien. Ich halte mich an die Bibel: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder u. ſ. w. Ja, ich kann Sie, meine Gnädige, recht beklagen, um Ihrer Ernſthaftigkeit willen. Sie ſind zu früh alt geworden. Gewiß und gewiß! Es ſind ſehr, ſehr vornehme, ſehr hohe Perſonen hier, die Sie gern — nein, das darf ich doch nicht ſagen!

Petronella raffte die Wäſche zuſammen und lief verlegen aus dem Zimmer.

In der Thür begegnete ihr der Marcheſe. Haſt und Unruhe und das üble Ausſehen einer ſchlafloſen Nacht erſchreckten die Tochter, als ſie ihm entgegeneilte, um ihn zu umarmen.

Laß uns ein vernünftig Wort reden, meine Tochter, während ſie noch im Hauſe ſchlafen, ſagte er; laß uns eine vernünftige Ueberlegung anſtellen. Iſt etwas an mir? Du ſiehſt mich ſo an. Es iſt mir nichts, ich bin nicht unwohl; vergib, ich habe mich ſo gehen laſſen. Eine unruhige Nacht und, was ſoll ich es verhehlen, mancherlei Bekümmerniſſe ſtören meinen Schlaf und wecken mich früh. Komm, ſetze dich hierher. Wie ſieht's aus, bleiben wir oder kehren nach Drappo zurück? Meine Angelegenheiten mit des Königs Majeſtät ſind beendigt, es gilt nun, daß wir uns entſchließen.

Blanca fühlte wohl, worauf es jetzt ankam; ihr Herz pochte heftig, während ſie ſo leichthin wie möglich erwiderte:

Sie haben mir immer ſo vernünftig befohlen und mir das Gehorchen ſo leicht und lieb gemacht, lieber Vater, laſſen Sie mir doch auch in dieſer Sache, die an ſo weithin geſponnenen Fäden hängt, lieber noch einmal das alte bequeme Gehorchen; ich würde mich zum freien Berathenhelfen etwas ungeſchickt anſtellen.

Das iſt nicht die volle Wahrheit, Blanca! erwiderte verdrießlich der Marcheſe; ich habe dich mehr gewöhnt, mit mir einzuſtimmen, als dich blos nach mir zu richten. Wirklich wäre mir's diesmal lieber, wenn du einen recht heftigen Wunſch, ſo ein recht entſchiedenes Verlangen hätteſt, als daß du ſo gleichgültig oder gar ſo rückhaltend biſt, mir die Wahl zurückzuſchieben. Dein Gehorſam iſt mir diesmal das Süßeſte nicht.

Er ſchritt einigemal im Zimmer hin und wieder, blickte jedesmal halb fragend, halb erwartend nach ſeiner Tochter hin, und da er ſie verlegen mit den Blumen ſpielen ſah, die aus einer koſtbaren Urne auf dem Spiegelpfeiler überhingen, fuhr er fort:

Laß mich deutlicher reden! Warum ſollen wir uns nicht verſtändigen? Die Sache iſt herzenszart, ich weiß es; aber ich bin dein Vater, ich bin dein älteſter Freund, und gegen beide in einer Perſon ſollteſt du doppelt aufrichtig ſein. Sieh, ich wünſchte, daß du mir vorſchlügſt, ja, daß du entſchieden wäreſt, in Turin zu bleiben. Ich würde denken, du fändeſt ein ſtilles Wohlgefallen an der Aufmerkſamkeit und Ergebenheit des jungen Grafen Rivoli, der es werth iſt, daß du ihm Gehör ſchenkſt. Er iſt von Familie und Vermögen, er iſt durch Talente und Beſtrebungen, ja von Geſtalt und Benehmen ausgezeichnet. Eine bedeutende Laufbahn, ein ehrenvolles Ziel liegen vor ihm. Sieh, das alles kann ich anführen; ich kann auf ſeine Perſon pochen, und brauche mir nicht vorzuwerfen, es gelte mir nur darum, daß ſein Vater und ich alte Freunde ſind, die einen frühen Bund, ein herzliches Verhältniß nach langer Zwiſchenzeit in ihren Kindern verjüngt und noch inniger verknüpft ſehen möchten. Ich bin ja bei Gott und allen Heiligen ſo unbillig nicht, ein Opfer von dir zu verlangen für zwei alte Gecken von Vätern, die ſchon an ihren grauen Köpfen die Hälfte Puder ſparen können. Nein! Daß du aber deinem eigenen Intereſſe fremd biſt, daß du einer ſo wünſchenswerthen, ſo beneidenswürdigen Bewerbung entgegenſtehſt, wie ſoll ich mir das erklären? Was liegt hier Verborgenes, Hemmendes, Störendes in der Mitte?

O mein gnädiger Vater, antwortete Blanca, Sie haben nicht unrecht, wenn Sie den Grafen Guido Rivoli den zahlreichen piemonteſiſchen und franzöſiſchen Gecken vorziehen, die unſere Geſellſchaften in Turin ſo läſtig machen, wie Fliegen den Sommerabend. Achten Sie denn aber mich ſelbſt für ſo gering von Werth oder ſind Sie mich ſo müde, daß Sie mich als einen abgängigen Artikel bei der erſten Anfrage nicht ſchnell genug losſchlagen können, Ihr einziges Kind? Ei doch, mein gnädiger Vater, bin ich denn nicht auch etwas werth, und darf ſich des Marcheſen Malvi Tochter nicht ein wenig ſchwer machen? Nur am Widerſtande kann ich ja prüfen, wie viel ich dem Grafen werth bin; nur an der Mühe, die ich ihm mache, kann ich ſeine Zuneigung meſſen.

Das iſt keine Liebe, Blanca! rief der Marcheſe. Dieſe Ausflucht betrübt mich. Ich ſehe, du rechneſt, du biſt frei mit dem Verſtande, und ſollteſt befangen von Herzen ſein. Mit deiner Mutter war es nicht ſo; als wir uns verſtanden, warf ſie ſich mir ans Herz, weil ſie ihren Werth in der Gewalt der Liebe empfand; ſie fürchtete nicht, ſich wegzuwerfen, wenn ſie liebend ſich dem Liebenden hingab. Dein Rechenexempel betrübt mich. Und warum biſt du denn anfangs dem Grafen anders begegnet? Dein Benehmen hat ihn bewogen, mich in ſeinem Entzücken mit dem vertraulichſten ſüßeſten Namen zu benennen, ſodaß mir die freudigſten Erwartungen erregt worden ſind, die aber jetzt ſchon den bitterſten Empfindungen Platz machen. Warum hältſt du dich jetzt ſo zurück? Ueberhaupt haſt du ein wunderliches Naturell, wenn ich es nicht Abſicht nennen ſoll. Immer regt ein erſter Eindruck dich am lebhafteſten auf, du biſt hingeriſſen, wie ein loſes, lediges Weſen von jeder Uebergewalt leicht in Beſchlag genommen wird; dann aber plötzlich ziehſt du dich zurück und hältſt dich ſcheu in der Ferne. Iſt dein Herz überhaupt ſo ſchwach, daß es ſich nicht, wie der Magnet, durch Tragen ſtärkt? Oder willſt du es etwa deine Freiheit nennen? Damit wäre dann mir wenig geholfen; denn ich beklage es eben, daß du ſo frei biſt.

O wie ſchmerzt es mich, mein Vater, daß ich durch meine Unart Ihnen ſchon wieder Grund zur Unzufriedenheit gegeben habe. Nein, um des Himmels willen ſoll dies mein Ungeſchick nicht für Freiheit gelten, ſchon weil dies Wort jetzt in der Welt ſo viel Unheil ſtiftet und noch mehr Beſorgniß macht.

Wollte Gott, du fühlteſt ernſtlich, welches Unglück dieſes Wort in unſern engſten Wänden zu ſtiften droht. Du ſchweigſt? Ja, es iſt ſo! Deine Befangenheit verräth mir, daß du mich verſtehſt. Aber, mein Gott, wie ſoll ich das tragen und überdauern!

Er ſank in das Sofa zurück, indem er mit beiden Händen ſein Geſicht bedeckte und ſeine Bruſt nach Athem rang. Blanca warf ſich weinend über ſeine Knie, flehend, daß er ſich beruhigen, daß er ſich erklären möchte. Der Marcheſe richtete ſich auf und faßte, indem er ſich zu ſammeln ſuchte, die Hand ſeiner Tochter. Soll ich mich erklären? fragte er mit matter Stimme. Wenn du mich in der That nicht verſtändeſt, möchte ich dich mit meiner Bekümmerniß auch nicht beunruhigen oder kränken. Ja, das iſt nun die Frage! Ich will dir lieber mittheilen, was mir dieſe ſchlafloſe Nacht verurſacht hat. Ich brachte den geſtrigen Spätabend mit meinem alten Freunde Rivoli ganz allein zu; er war ſchwermüthig geſtimmt, und da er auf unſere nähere Verbindung rechnet, hielt er es für ſchicklich, mir die bisher verheimlichte Geſchichte ſeiner unglücklichen Tochter zu erzählen. Du haſt ſie nicht gekannt und auch ich habe ſie nur vor mehrern Jahren, als ich etliche Tage hier in Turin zu thun hatte, ganz flüchtig geſehen.

Etwas ſchwärmeriſch ſah ſie immer aus, doch mehr, wie es mir ſchien, für die Welt, als für das Kloſter. Ich wunderte mich daher, als ich hörte, ſie ſei Nonne geworden. Freilich war es, wie ich nun weiß, auch kein Beruf, ſondern der beklagenswertheſte Zwang. Der Graf hielt ſich nämlich von jeher während der ſchönen Jahreszeit mit ſeiner Tochter gern im ſtillen Thal von Ajas auf, wo er eine angenehme Beſitzung am Avançon hat. Als Heirathsgut ſeiner Gemahlin beſitzt er auch das weiterhin gelegene Dorf Verrez. Hier, wo einſt Schmelzhütten geweſen ſein ſollen, ließ er mit des Königs Privileg in den nahen Bergen Verſuche auf Gold und Kupfer machen, wozu er ſich eines ihm ſehr empfohlenen Mannes aus Genua bediente. Dieſer gewandte, einnehmende, dabei aber ſehr verſchlagene Menſch, auf den der Graf ein übermäßiges Vertrauen ſetzte, knüpfte insgeheim mit der jungen Gräfin ein Verſtändniß an. Jugend und Schwärmerei des Mädchens, und mehr noch der einſame Aufenthalt, begünſtigten eine unſinnige Neigung, die der Verführer zu einer verbrecheriſchen Verbindung ausſpann. Zu ſpät wurde es der Vater inne; ſchon halfen Zureden, Bitten, Drohungen nichts mehr, und ſo mußte denn die Unglückliche mit Gewalt von einem unwürdigen Menſchen entfernt werden. Sie ward nach Aoſta in das Kloſter der Auguſtinerinnen gebracht, um ihr womöglich in der Einſamkeit zur Erkenntniß ihrer Schuld zu verhelfen. Aber ihre Leidenſchaft überſchritt alles Maß. Sie hatte ſich über Ehre und Sitte hinausgeſetzt: wie hätte ſie die leiſere Stimme des Gewiſſens hören ſollen? Kurz, nach drei Jahren erheuchelter Ruhe und Ergebung entwich bei Gelegenheit eines großen Kirchenfeſtes die bethörte Gräfin Porzia. Kirche und Kloſter ſtand an jenem Tage den zahlreich Wallfahrenden offen, und ſo kam man auch den Entflohenen nicht eher auf die Spur, als bis ſie ſchon die franzöſiſche Grenze erreicht hatten. Der Vater zwar gab die Unverbeſſerliche auf, verſtieß und verfluchte ſie; doch der Sohn, unſer junger Freund Rivoli, ließ die Schweſter lange Zeit nicht aus dem Auge, und es gelang ihm, auch in der Fremde die Vermählung zu hintertreiben und die Schweſter zu ängſtigen. Denn nach ſeiner Denkungsart iſt es ihm ein Greuel, die Gräfin mit ſolchem hergelaufenen Menſchen geſetzlich oder kirchlich verbunden zu wiſſen. Du biſt bleich geworden, meine Tochter? Der Marcheſe blickte ſie mit ſeltſamer Unruhe an.

Blanca ſeufzte: Ach, die Arme!

So? ſchrie der Marcheſe und erhob ſich. Du beklagſt ſie? Wie? findeſt du ſie nicht auch beneidenswerth, daß ſie um ihrer Liebe willen elend, verachtet, verworfen ſein darf?

Blanca war aufgeſtanden und verſetzte jetzt mit ſo viel Entſchloſſenheit als Ehrerbietung:

O, mein Vater! Warum thun Sie ſich die Gewalt an, mir ſo hart zu begegnen? Wie ſoll ich Ihnen zurathen, hier in Turin zu bleiben, wo Menſchen, ja wo bloße Familienverhältniſſe Ihr gütiges Herz ſo verkehren und verwandeln können? O, laſſen Sie uns ſchnell nach unſerm ſtillen Drappo zurückkehren! Hätten Sie mir dort jemals ſo grauſame Dinge geſagt?

Der Marcheſe ſchien beſchämt und betroffen; doch war ſeine Unruhe zu groß, als daß er derſelben ſogleich Herr zu werden vermocht hätte; aber er ſprach wenigſtens gelaſſener und offener. Ich wollte dich nicht kränken, meine liebe Tochter, ſagte er. Ich habe die ſchrecklichſte Nacht gehabt, meine Träume ſpielen mir ſo übel mit. Ich fürchte ja nicht, daß du dich und deinen Vater vergeſſen könnteſt. Alle Töchter ſind ja nicht wie Porzia Rivoli. Aber verbergen kann ich dir nicht, dieſer Giuſeppe Adrian iſt alles, alles zu thun und zu wagen fähig. Nein, ich kann, ſo gewogen ich ihm ſonſt war, dieſe Verwegenheit, die er ſich auf meinem Zimmer gegen dich herausgenommen, nicht blos für eine Anwandlung von Uebermuth gelten laſſen, es war vielmehr der endliche Ausbruch einer lange verhaltenen Leidenſchaft. Nun hätte wol auch dies in andern Tagen nicht viel auf ſich gehabt; aber jetzt, in dieſer Zeit, meine Blanca? O, dieſe Unruhe des Freiheitsſchwindels, regt ſie doch auch die feſteſten Gemüther an und rührt ein unbeſtimmtes Verlangen nach Veränderung, nach Wechſel und Willkür auf. Der ruhigſte Menſch kann ſich nicht mehr halten und begnügen, wie viel weniger der Leidenſchaftliche, der die ungemeſſenſten Wünſche hegt und dem dieſe zerſtörende Zeit recht in die Hände arbeitet. Was darf ich mir nun Gutes von einem ſtets tollkühnen und jetzt noch leidenſchaftlich entflammten Jüngling verſprechen, jetzt, da dieſe Zeit des Pöbels an den Unterſchied der Stände, wie an alle heiligen Schranken des Lebens, eine ruchloſe Hand legt? Jetzt, da ſeine natürliche Verwegenheit von allen Seiten noch angelockt und aufgefordert wird, da jedes frevelhafte Wagniß Gunſt und Bewunderung findet? Was ſonſt für eine Tollheit gegolten hätte, nimmt jetzt den Schein einer kühnen That an, und wovon alle furchtſam zurückgetreten wären, davon will jetzt keiner zurückbleiben. Glaube mir, meine Tochter, an dem Geſindel in unſern Bergen wird Giuſeppe für alles, was er unternehmen will, Aufmunterung und Beiſtand finden. Ja ich fürchte, daß noch ganz andere Männer insgeheim thätig bei jenen Zuſammenkünften ſind; wer weiß, ob nicht ſelbſt Feinde von mir? Es bangt mir nicht umſonſt; in allen Träumen ſehe ich dieſen Giuſeppe, und meiſt in verdächtiger Geſtalt. Wie leicht iſt nicht eine frevelhafte That an dem Marcheſen Malvi, an dem „Ariſtokraten“ verübt! Sprich! Welche Stütze hätteſt du dann in Drappo? Welchem Zwang, welcher Mishandlung wäreſt du nicht ausgeſetzt? Und ſoll ich dich nun nicht an der Hand eines wackern Edelmannes geborgen wünſchen? Bedenkſt du dich, deinen Vater von der entſetzlichen Sorge zu befreien, unter der er erliegt, und von der nur du ihn befreien kannſt?

Blanca war ſehr bewegt, ja erſchüttert. Sie empfand ein lebhaftes Mitleid nicht allein wegen der Sorge und Angſt ihres Vaters, ſondern mehr noch wegen des Gemüthszuſtandes, in welchem er eine ſo ungegründete Bekümmerniß faſſen, ſo fieberhafte Träume ausbrüten konnte. Denn auf Giuſeppe ſetzte ſie das größte Vertrauen; ſie fühlte ſo klar und lebhaft die Unmöglichkeit, daß er auch nur erdenken, nur träumen könnte, wozu ihr Vater in ſeiner Beſorgniß ihn ſchon bereit und fertig ſah. In dieſer liebevollen Ueberzeugung wagte ſie es, ihrem Vater einzureden, und ihn auf beſſere Meinung von Giuſeppe zu bringen. Er aber ward dadurch nur unruhiger und betrübter, und ſprach endlich in einem Zwiſchenton von Schmerz und Bitterkeit: Ich wüßte freilich noch einen Weg, mich zu beruhigen; ich könnte dem kühnen Jäger meine Tochter vermählen und wäre dann freilich ſicher vor ihm und ſeinen Geſellen, ja ich hätte eine tüchtige Schutzwacht an den Gaunern des Gebirges und ihrem Hauptmann, meinem Schwiegerſohn.

Blanca wendete ſich ſchmerzlich ab, und verbarg ihr Angeſicht in dem faltigen Seitenvorhang des Fenſters. Der Marcheſe fuhr etwas milder fort:

O, meine liebe Tochter, du weißt, wie ich über die Menſchen und über die Unterſchiede im bürgerlichen Leben denke; du haſt mich hierüber vielfältig reden hören, du haſt mich jahrelang handeln ſehen. Und wenn ich in dieſer Stunde manche Bekümmerniß ausgeſprochen habe, ſo darf ich mich doch darauf berufen, daß ich niemals aus Vorurtheilen unſers Standes gegen Niedere ungerecht oder grauſam gegen menſchliche und natürliche Gefühle geweſen bin. Wir wollen hierüber keine Worte mehr verlieren. Es ſpricht ſich gar gut und träumt ſich noch ſüßer von Opfern der Liebe. Eine Hütte ſcheint zwei liebenden Herzen ein außerordentlich weiter und paradieſiſcher Raum zu ſein. Eine ſo ſchwärmeriſche Befangenheit, wenn ſie einmal da wäre, zu widerlegen, wird auch dem zärtlichſten Vater nicht gelingen. Gut denn! Ich will zugeben, Giuſeppe ſei ein edler, tüchtiger Menſch, ſo fähig und liebenswürdig, als du ihn haben willſt; ich will ferner zugeben, man dürfe auf die

Vortheile und Vorzüge des Adels verzichten, darf man aber auch aufhören, adelich zu *handeln*? Wenn ich meine Rechte fahren laſſe, darf ich mich darum auch über meine Pflichten hinausſetzen? Ich werde ſchon verfolgt und aufs empfindlichſte verhöhnt, weil ich einen halben Zehnten zum beſten armer Bauern aufgegeben habe; was wird der Marcheſentochter begegnen, die ſich einem Bauer vermählte? Von dem Adel verfolgt, von den Bauern geſcheut, wo ſoll das Zwittergeſchlecht wurzeln? Und wenn eine leidenſchaftliche Hingebung, eine trotzende Verbindung nun alle Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens ſpannt und verzieht, wäre es adelich gehandelt, einen edeln Mann wie Giuſeppe in dieſe Verrücktheit des Daſeins hineinzuziehen, ihn und ſeine ſchönſten Kräfte zu lähmen, da er in angemeſſener Lage ein tüchtiger und geſchätzter Menſch hätte ſein können? Dürfteſt du ſo an Giuſeppe handeln und ſagen, du liebteſt ihn? Iſt denn Liebe eins mit Tollheit, mit vernichtender Raſerei? Sprich ſelbſt, wäre es adelich gehandelt, wenn ein Fräulein den Vorzug ihrer Geburt hingäbe, um dafür ein ganzes verunglücktes Menſchenleben einzufordern? Mit einem Juwel, den du am Buſentuche trägſt, möchteſt du dir einen Sklaven erkaufen. O meine Tochter! Ich könnte dich betteln ſehen, im Hauſe meines Todfeindes dich als Magd Meſſer und Gabeln putzen ſehen; aber dich auf unadelicher Geſinnung zu finden, das ertrüge ich nicht!

Der Marcheſe wendete ſich, ſein Tuch vor die Augen haltend, nach der Thür. Blanca eilte ihm nach, umarmte und küßte ihn ſchluchzend, indem ſie flüſterte:

O mein gnädiger Vater! Ich kann jetzt nichts denken, nichts verſprechen; wir wollen aber in Turin bleiben. Was geſchehen ſoll, füge der Himmel!

Der Marcheſe umfaßte ſeine Tochter zärtlich. Er trocknete ihre Wangen und die ſeinigen, und nachdem er ſtumm und lächelnd ihr eine Weile in die Augen geblickt, zog er ſie wiederholt an ſein Herz.

Viertes Kapitel.

Ach mein Gott! eine Scene! rief die Gräfin Bens de Cavour, die eben durch die weit geöffnete Thür hereinrauſchte. So etwas fehlte mir noch zu den erſtaunlichen Sorgen, die mich heute früh ſchon zerfleiſchen. Euere Thränen ſind anſteckend, ihr kennt mein zärtliches Herz nicht, daß ihr mir ſo viel zumuthet.

Sie ſetzte ſich in ihrem koſtbaren Morgenanzug auf das Sofa, indem ſie beide Augen mit dem feinen Taſchentuch zweimal ſehr vorſichtig tupfte, eine Vorſicht, die das aufgelegte Weiß und Roth nöthig machte. Dieſer Eitelkeit entſprach ihr ganzes Benehmen. Sie erzählte mit großer Wichtigkeit die neueſten kleinen Vorfälle des Hofes und kicherte, aus Rückſicht auf ihre Zähne mit zugeſpitztem Mund, über die an den Tag gekommene Liebesgeſchichte eines Kammerherrn mit einer Nonne, wobei ſie verſicherte, daß ſie dieſem heimlichen Verſtändniß längſt auf der Spur ſei, und zwar mittels ihres Beichtvaters, dem dergleichen niemals entgehe. Ein Bedienter folgte mit dem Kaffee nach. Wir wollen hier oben eine Taſſe trinken, ſagte ſie. Meine Zimmer werden eben ein wenig zu einem Gabelfrühſtück eingerichtet. Der Graf Artois iſt von ſeinem Ausflug nach dem Mont-Cenis zurückgekehrt und hat mir die Ehre eines Frühſtücks zugedacht. Ich habe einige Freunde, die er gern ſieht, dazu geladen und bitte nun Sie, Herr Marcheſe, ſich recht bald dazu anzukleiden, um den Hausherrn und Hofmarſchall zu vertreten.

Ueber Blanca beſchwerte die Gräfin ſich wiederholt und mit demſelben Nachdruck, wie ſie es ſchon öfter gethan. Blanca betrage ſich zu loſe und unbefangen, ſie widerſetze ſich ganz eigenſinnig der feinern Manier und dem echten Ton. Man ſieht doch gleich, wo man aufwächſt, ſagte ſie; wenn du dich in den Salons bewegſt, glaube ich immer die Ziegen auf euern Seeklippen, beſonders über Villafranca, klettern und ſpringen zu ſehen.

Die Gräfin lachte ſehr über ihren Einfall. Blanca und der Marcheſe lächelten zerſtreut mit und gaben ihr ſtillſchweigend recht. In der Stimmung, in der beide waren, mochten ſie weder einen Einſpruch erheben, noch eine Entſchuldigung vorbringen, ja ſie überhörten ſogar manches, was die Gräfin ſprach. Am unzufriedenſten war ſie darüber, daß Blanca nicht dankbar genug, wie ſie es nannte, gegen die Auszeichnung und Aufmerkſamkeiten des Grafen Artois wäre. Es iſt gar nicht zu begreifen, ſagte ſie, wie gnädig er ſich gegen dich benimmt, ein Prinz von Geblüt. Wenn dergleichen der erſten Frau in Turin zutheil würde! Dieſer unverdienten Auszeichnung haſt du viel von der ungemeinen Aufmerkſamkeit zu danken, die du in der hieſigen Geſellſchaft findeſt.

Indeß ſtehſt du aber auch auf dem Punkt, alle Reputation zu verlieren, wenn du dich nicht ſchicklicher beträgſt. Sollten Sie es denken, lieber Schwager, daß mich die Hofmarſchallin vorgeſtern gefragt hat, ob Blanca eine natürliche Tochter von Ihnen ſei. Man begreift die Launen und Seltſamkeiten des Mädchens und ihre Erziehung nicht, da man Sie, Herr Marcheſe, als einen Mann von ſolchem Adel und von dieſer Feinheit kennt. Und von deiner Mutter haſt du es auch nicht; meine ſelige Schweſter war ausgezeichnet von Welt.

Blanca beſchwerte ſich über die kecken Blicke und verwegenen Manieren des Prinzen, die ihr Angſt und Unwillen verurſachten. Die Gräfin lachte jedoch unmäßig über dieſe kindiſche Einfalt und verſicherte, Artois ſei der feinſte Mann von der Welt. Auch der Marcheſe ſprach ſich mit Ehrfurcht über den Bruder des unglücklichen Königs von Frankreich aus.

Die Eingeladenen verſammelten ſich nach und nach in den prachtvollen Gemächern der Gräfin. Höflinge, Offiziere und Aebte umdrängten die ſeine Weltfrau und ihre ſchöne Nichte, Blanca Malvi. In dieſem Strudel buhlender Weltleute konnte der junge Graf Rivoli kaum auf Augenblicke Platz an der Seite ſeiner Angebeteten gewinnen. In ſeinem Aerger über ſo viele Mitbewerber nahm er Blanca's Befangenheit gegen ihn ſelbſt nicht wahr.

Graf Artois ließ nicht lange auf ſich warten. Mit lebhaftem Anſtande trat er in Geſellſchaft des Barons Quinto ein, der wegen ſeiner Tapferkeit und Kriegserfahrung geſchätzt und beim König beliebt war. Durch vertraulichen Umgang mit ihm ſuchte der Prinz ſo viel in der öffentlichen Achtung zu gewinnen, als er dem Baron ſelbſt Gunſt und Gnade zu erweiſen ſchien.

Eine Geſellſchaft, die in den Augen der Gräfin Bens de Caveur für ſo ausgezeichnet galt, konnte nur mit den ausgeſuchteſten Leckerbiſſen und Weinen bewirthet werden. Artois nahm als Schwiegerſohn des Königs Victor Amadeus und als Gaſt in Turin den erſten Platz in allen Geſellſchaften ein, und wußte ſolchen auch durch Lebhaftigkeit, Feinheit der Manieren und Artigkeit zu behaupten. So war er denn auch heute der Hauptſprecher. Die Prälaten, die zu den anſpruchsvollſten des Königreichs gehörten und ſich diesmal als Wortführer zurückgeſetzt ſahen, eiferten deſto mehr, als Eſſer den erſten Rang zu behaupten. Artois galt wol auch für einen Schlemmer, wußte es aber mit vielem Anſtande zu verbergen. Er ſchien ein Fürſt der Tafel zu ſein, der die Leckerbiſſen nach ihrer Herkunft, nach ihren Verbindungen, nach ihrem Rang zu würdigen verſtand. So ſchien es, als ob er nur miteſſe, nicht um die köſtlichen Sachen zu genießen, ſondern zu ſchätzen, und als ſei er gekommen, nicht dieſe ſchmackhaften Dinge aufzuſuchen, ſondern ſie nur huldreich aufzunehmen. Ja, indem er der Wirthin Schmeicheleien, dem Fräulein Artigkeiten ſagte, ſchien er mehr zu geben, als zu empfangen, und wenn er einem Abt dieſe oder jene Schüſſel bot und empfahl, gab er ſich das Anſehen, Lehen und Würden zu ertheilen. Dabei konnte er jedoch Spott und Neckereien nicht unterdrücken. — Weltkinder, wie ich eins bin, ſagte er, freuen ſich immer, wenn ſie fromme Prieſter bei guten Schüſſeln ſehen. Denn da die gottſeligen Eiferer, der Bibel gemäß, nicht zwei Herren zugleich dienen und alſo nicht zugleich eſſen und bußpredigen können, ſo müſſen ſie uns Sünder doch manchmal unbekehrt laſſen, und ſo gewinnen wir ſchon eine ſchöne Zeit. Auch verdanken wir es der Tafel und den üppigen Folgen derſelben, daß jene halben Heiligen uns näher kommen und fühlen lernen, wie armen Sündern zu Muthe iſt.

Als man über dergleichen beifällig lächelte, ging er ſo weit, auch auf andere Schwachheiten der Geiſtlichen zu ſticheln, und beſonders auf die Heuchelei der Prieſter anzuſpielen. Wir Weltlichen, ſagte er, haben es noch gut genug, wir ſind doch nur dem einen Zwang unterworfen, daß wir das Sündigen nicht laſſen können; wie viel ſchlimmer ſind aber die guten Geiſtlichen daran, die überdies auch noch gegen das zu eifern, es zu verdammen berufen ſind, was wir doch insgeſammt ſo leicht und gern begehen.

Je mehr nun die ſtarken Weine, die gewürzten Speiſen wirkten, deſto allgemeiner ſtimmte man in die leichtfertigen Reden, in die verwegenen Scherze ein. Dann ging der Graf auf Geſchichtchen aus ſeinem Leben und aus ſeiner jüngſten Gebirgsreiſe über, in welchen unſchuldige weibliche Geſinnung als die liebenswürdigſte und reizendſte Albernheit dargeſtellt wurde.

Der Marcheſe, der ohnehin die auffallende Vernachläſſigung der Anweſenden empfand, ward zuletzt doch um ſeiner Tochter willen beſorgt und unruhig. Blanca ſelbſt konnte ſich nur durch eine ſtille, ernſte Unterhaltung mit ihren Nachbarn aus der Sündflut des Tiſchgeſprächs retten.

Ja, ſie erhob ſich endlich bei einem Geſchrei auf der Straße und trat, wie aus Neugierde, an ein Fenſter. Das lenkte die Aufmerkſamkeit auf einen gedruckten Zettel, der an die Straßenecken angeheftet war. Ein Haufe Menſchen ſtand davor, bis ein des Leſens Kundiger vorüber kam und die Neugierigen befriedigte.

Mehrere der Gäſte hatten die Bekanntmachung beim Eintreten geleſen, und erklärten nun auf die Frage der Gräfin, daß es die Freiwilligen beträfe, die ſich zur Vertheidigung des Vaterlandes unter die Waffen geſtellt hätten. Es ſollen allein aus dem Albergo reale einige funfzig Freiwillige herbeigekommen ſein, bemerkte ein Höfling, von ſo viel Muth und Eifer dürfen wir Außerordentliches erwarten.

So war man glücklicherweiſe auf die Politik gekommen. Artois ſprach die lebhafteſten Hoffnungen für Altfrankreich aus. Man unterhielt ſich über die jüngſten Vorfälle in Paris und über die Fortſchritte der Revolution. Man ereiferte ſich über das Unglück des gefangenen Königs, beklagte den ausgewanderten Adel Frankreichs, ſchmähte auf den pariſer Pöbel und ſchwur der Canaille eclatanteſte Rache. Andere wägten die Gefahren ab, die von Frankreich herüber dem piemonteſiſchen Reich drohten. Wir ſind hier am Eingang von Italien, dem erſten Anfall dieſer Tigerbrut, dieſem Raubgeſindel ausgeſetzt, hieß es. Schon ſammeln ſie ihre elenden Kriegshaufen vor Savoyen, andere ziehen ſich nach dem Var hin, um durch Nizza einzudringen.

Beruhigen Sie ſich, meine Herren! nahm Artois das Wort. Ich komme eben mit Herrn Baron Quinto von der Beſichtigung unſerer Feſtungen, und wir können ganz Turin die Verſicherung ertheilen, daß das Königreich Piemont nicht einzunehmen iſt. Von Savoyen will ich nicht reden; die dort getroffenen Anſtalten habe ich bisjetzt noch nicht beſehen. Auch ſoll viel revolutionäre Geſinnung in jener Provinz herrſchen. Das Gegentheil verſichert man von Nizza, obgleich in jener Grafſchaft Leute des erſten Adels nicht die beſte Denkungsart an den Tag legen, wenn ſie das Volk erleichtern und Abgaben erlaſſen, die man nie ſtrenger als jetzt einfordern ſollte, da man ſie zu verweigern ſucht. Genug, Piemont liegt im Schoſe der Sicherheit, und ſtatt Gefahren zu fürchten, werden wir darauf denken, von hier aus Frankreich herzuſtellen, das volle Königthum wieder einzuſetzen und den Adel Frankreichs im Triumph zurückzuführen. Bis wir dieſe glänzende Offenſive ergreifen werden, vernehmen Sie, wie wir inzwiſchen gedeckt ſind! Der St.-Bernhard iſt von den Franzoſen gar nicht zu erſteigen; dennoch haben wir dort noch drei feſte Schanzen auf dem höchſten Joch. Das Fort Mirabocco auf dem Mont-Croix wird noch eine ſtärkere Beſatzung erhalten, als es ſchon hat. Die Feſtung Icilia iſt hinreichend verwahrt. Die Höhen von Argentera und der Paß della Barricate, der den Eingang ins Sturathal eröffnet, ſind gar nicht zu erzwingen. Auf dem Gipfel des Mont-Cenis iſt alles in voller Thätigkeit, Laufgräben und Redouten herzuſtellen. Was ſagen Sie dazu, meine gnädige Gräfin, daß wir jetzt oben auf dem Mont-Cenis die Redouten halten werden? Sie ſind doch von der Partie? Wollen wir oben die Sansculotten zu einer Françaiſe oder Piemontaiſe erwarten?

Ich zittere bei dem Gedanken, antwortete die Gräfin Bens. Nur ein Held, wie Euere Hoheit, kann ſolche Schreckniſſe mit ſo viel Geiſt und Witz in Bonbons verwandeln. Unter Euerer Hoheit Befehlen werden ſich dort gewiß die Redouten halten.

Artois verneigte ſich gegen die Gräfin und fuhr fort: Se. Majeſtät der König haben mir die Gunſt erzeigt, die drei Hauptredouten zu taufen. Ich habe ſie Redoute dei Rivetti, die zweite della Ramaſſa und die dritte, auf des Baron Quinto Wunſch, Straſoldo-Redoute genannt.

Ha, wie fein! rief die Gräfin aus. Der tapfere General, deſſen Namen Sie durch dieſe Redoute verewigt haben, iſt Ihnen und unſerm Lande unendlich verpflichtet worden.

Was ſoll ich nun von Saorgio ſagen? fuhr der Prinz fort; doch das geht Sie an, ſchöne Blanca. Er näherte ſich dem Fräulein und fragte: Was urtheilen Sie? Sie ſind an dieſer Feſte vorübergekommen, iſt ſie nicht unüberwindlich?

Sie iſt wenigſtens ſchrecklich anzuſehen, antwortete Blanca. Wenn man die ſteile Gebirgsſtraße von Nizza herauf und durch die enge, dunkle Felſenöffnung kommt, hängt Saorgio hoch auf dem Geſtein, und wie Schwalbenneſter ſcheinen die Häuſer angeklebt zu ſchweben; man bangt, ſie würden jeden Augenblick herab auf die Halbinſel ſtürzen, die von der tief unten vorüberfließenden Roya und Bendola gebildet wird.

Artois ſtellte ſich entzückt. Welche köſtliche Phantaſie! Wie Sie das hinzaubern! Mein Gott, jetzt erſt ſehe ich Saorgio, nachdem ich von dort zurückgekommen bin, rief er mit erkünſtelter Wärme, die das Fräulein, widerwillig gegen den geſchraubten Ton, für Spott von einem Mann nahm, der heute oft genug in ähnlichem Ton geſpöttelt hatte. Sie vergaß ſich ſo ſehr, daß ſie darauf antwortete, indem ſie einen kühnen und beißenden Vergleich zwiſchen den ſüßen Feigen von Saorgio, die einem den Geſchmack verdürben, und den überſüßen franzöſiſchen Flüchtlingen kurz und ſchnell vorbrachte. Aber ſchon beim letzten Wort fühlte ſie erröthend, daß ſie ſich vergeſſen und verwagt habe, obſchon ihr die luſtige Geſellſchaft Beifall gab. Wirklich benutzte der gewandte Artois die Blöße, die ſie gegeben hatte, indem er nach einigen flüchtigen Artigkeiten das Fräulein in anzüglichen Worten mit der ſo ſchwer einzunehmenden Feſte Saorgio verglich.

Blanca bebte, da ſie ſich all den verwegenen Männerblicken ausgeſetzt ſah; ihr Auge fiel auf den verlegen lächelnden Grafen Rivoli, und ſie verließ mit edelm Unwillen den Saal.

Fünftes Kapitel.

Der Marcheſe traf nun Anſtalten zu einem längern Aufenthalt in Turin. Er ſah ſich nach einer angenehmen Wohnung um, und freute ſich im ſtillen, unter ſo gutem Vorwand aus dem Palaſt der Gräfin Bens de Cavour zu kommen; denn das jüngſte Frühſtück hatte ihn vollends verſtimmt. Den leichtfertigen Ton der Geſellſchaft konnte er nicht entſchuldigen, noch weniger die Vernachläſſigung vergeſſen und die Stichelreden verſchmerzen, die er perſönlich hatte erfahren müſſen. Vorher ſchon hatten ihm weder die Geſinnungen, noch die Lebensart ſeiner Schwägerin gefallen, ja manches, was er hinſichtlich ihrer Liebſchaften nur errathen durfte, erregte ſeinen Abſcheu und machte ihn um ſeine Tochter bange. Er würde unter dieſen Umſtänden Turin ſchnell verlaſſen haben, wäre ihm nicht an einer Verbindung ſeiner Tochter mit dem Grafen Rivoli ſo viel gelegen geweſen. Sobald er ſich nun entſchloſſen hatte, eine Wohnung zu miethen, gab er ſeinem Verwalter zu Drappo Befehl, das feinere und koſtbare Hausgeräth an Silber, Porzellan u. dgl. zu packen und zur Verſendung bereit zu halten.

Die vielen Ausgewanderten, die ſich vor der Wuth der Sansculotten und der zügelloſen Bauern theils aus Paris, theils aus den Provinzen nach Turin gerettet hatten, nahmen damals alle Wohnungen ein. Wenn aber der Marcheſe auch noch eine paſſende fand oder wenn eine wünſchenswerthe ſich aufthat, ſo wußte die Gräfin immer ſo viel einzuwenden oder Hinderniſſe aufzuwecken, daß immer die gute Gelegenheit wieder vorüberging. Da ſie nämlich die Leidenſchaft des Grafen Artois für ihre Nichte ſtündlich wachſen ſah, wollte ſie um alles den mächtigen Einfluß feſthalten, den ſie um Blanca's willen in Händen hatte. Den Grafen und ſeine leichtfertige Geſpannſchaft täglich in ihrem Palaſt aus- und einflattern zu ſehen, war der leichtſinnigen und ehrſüchtigen Frau von unſchätzbarem Werthe; denn ſie ward jetzt aus Rückſicht für den Prinzen bei keinem Hoffeſte übergangen, und die Hochmüthige verſtand es wohl, ſich als die erſte Frau der großen Geſellſchaft geltend zu machen.

Schon bei Lebzeiten ihres Mannes hatte ſie für leichtfertig gegolten; ſeit deſſen Tode aber gab ſie ſich vollends in allem nach, was die vornehme Welt für erlaubt hielt, ſolange es ſich nur mit dem, was man feinen Ton nannte, einigermaßen vertrug. Sie ſtand eben in dem Alter, in welchem Weltfrauen, von geſetzten Männern nach und nach vernachläſſigt, aber alle Anſprüche aufzugeben noch nicht geneigt, ihr Augenmerk auf die Huldigung von blöden Anfängern in der Schule der Galanterie richten.

Wenige Tage nach jenem Frühſtück empfing die Gräfin Bens etwas unwohl, wofür ſie ſich ausgab, eines Morgens ihren Liebling, den Grafen Artois, in ihrem Boudoir. Er trat mit der lebhaften Aeußerung ein:

Gut, daß Sie krank ſind, meine liebenswürdige Freundin; vielleicht haben Sie um ſo mehr Mitgefühl mit einem ganz leidenden Menſchen. Mit Ihrer reizenden Nichte halte ich es nicht länger aus; alle meine Sinne, oder ſoll ich ſagen, alle Pulſe meines liebenden Herzens ſind in Aufruhr. Sie müſſen mir beiſtehen. Mein Zuſtand grenzt an Thorheit. Faſt ſchäme ich mich, es zu geſtehen. Nichts ruft mir das Unglück meiner Verbannung ſo lebhaft vor die Seele, als dies mein Unglück, meine Unmacht gegenüber einem liebenswürdigen Landfräulein. Wahrhaftig, wäre mir das jemals in Frankreich begegnet? Jetzt, meine allerliebſte geiſtreiche Freundin, gilt es zu zeigen, ob Turin ein zweites Paris iſt. Sie ſchweigen? Darf ich nicht mehr auf die Gunſt meiner erſten Freundin rechnen?

Mein Prinz, antwortete die Gräfin, Sie gratuliren mir zu meiner Krankheit, ich gratulire Ihnen zu Ihrer Thorheit; denn auch ich theile ſie mit Ihnen. Bin ich doch um Ihretwillen ins Philoſophiren gerathen. Nun, was ſagen Sie, mein Prinz? Um wen von uns beiden ſieht es ſchlimmer aus? Philoſophiren ſage ich Ihnen, wie reimen Sie das mit der Gräfin Bens de Cavour? Wiegt das nicht Ihr Unglück ſiebenmal auf?

Artois lachte unmäßig und wollte vor allem die Philoſophie der geiſtreichſten Frau von Turin hören. Er ſprang auf, trug ein geſticktes Schemelchen herbei und ſetzte ſich zu ihren Füßen, um in geziemender

Erniedrigung, wie er ſagte, als angehender Schüler Weisheit von Minerva's Lippen zu vernehmen.

Ich — Minerva? Nein, mein Prinz, entgegnete ſie mit Nachdruck, laſſen wir dieſe kalte, anmuthloſe Göttin! Meine Philoſophie melirt ſich nicht mit Weisheit: — ſie bekümmert ſich um Glück. Vielleicht iſt es gar keine Philoſophie. Entſcheiden Sie ſelbſt. Hören Sie! — Wie leicht meine Nichte ſich über alle Geſetze und Manieren der feinen Welt hinausſetzt, davon haben Sie ſelbſt, mein Prinz, mehr als einen Beweis erhalten. An keine Rückſicht, an keine Regel bindet ſie ſich; ihr Gang ſchon, ihre Bewegung . . .

Sind voll natürlicher Anmuth! fiel Artois ein.

Natürlich? Nun ja, wenn Sie wollen; aber wo bleibt jene ſchöne Feſſel der Kunſt und Grazie? Mein Gott! Jeder Schritt, der gethan wird, jeder Finger, den man bewegt, muß er nicht an einem unſichtbaren Bande gehen, eng genug, um die loſe Natur zu zügeln, aber doch wieder ſo weit, um der freien Grazie nicht zu nahe zu thun? Genug, es iſt etwas Unnennbares!

Richtig! rief Artois, etwas Unnennbares; doch nichts Unſichtbares, wenn man, ſo wie ich, die Gräfin Bens de Cavour im Auge hat.

Sie drückte ihm ihren linken Zeigefinger auf die Lippen und fuhr fort:

Sollte man nun denken, daß adeliche Fräuleins, die doch einmal die unentbehrlichen Feſſeln des geſelligen Lebens abgelegt haben, ſich dennoch von jenen Grillen und Vorurtheilen nicht losmachen könnten, die uns in der Kinderſchule beigebracht werden? Aber dieſe, ſoll ich ſagen — Schulriemen halten ein ganzes Leben lang feſt. Von edeln Manieren macht man ſich los, und von albernen Meinungen läßt man ſich beſtricken und feſſeln, daß es nicht zu begreifen iſt.

Artois fiel ängſtlich ein:

So hätten wir uns alſo geirrt, wenn wir uns von Blanca's Umgang mit dem jungen Rivoli die rechte Stimmung Ihrer Nichte verſprachen, jene ſüße Schwärmerei im Wechſel mit dem aufgeregten Blut, Bewegungen, die einen kühnen Sturm begünſtigen? Sturm — misverſtehen Sie mich nicht. Ich will ſagen — eine Liebesfrage? Müſſen wir den Lieutenant nun doch noch entfernen? Das ſoll bald geſchehen ſein.

Das meine ich gar nicht, erwiderte die Gräfin lächelnd, ich philoſophirte ja nur; aber ich ſehe, für uns iſt Philoſophie keine Beſchäftigung, mein Prinz. Nun denn, ſetzen wir die Betrachtung über das, was die jungen Mädchen Tugend nennen, beiſeite. Tugend und Geld ſind freilich von unſchätzbarem Werthe; man kann ſie ſammeln und aufbewahren, wie die Geizhälſe thun; dies iſt aber etwas Gemeines, ſoll ich ſagen Dienſtbares. Nur der Adel kennt ihren wahren Werth, der im Ausgeben liegt, im Hingeben, im Beglücken. Das iſt mein Thema.

Vortrefflich, vortrefflich! rief Artois, und die Gräfin fuhr geſchmeichelt fort:

Aber was fragten Sie doch, Prinz? Ja, den Lieutenant —! Entfernen, glauben Sie? Beileibe nicht! Vielmehr hat der junge Held, ohne daß er es ſelbſt weiß, ein Hauptbollwerk für Sie erſtürmt. Ihm werden Sie es zu verdanken haben, wenn meine Nichte bald die Gunſt einer Zuneigung ſchätzen wird, gegen die ſie ſich bisher ſo thöricht betrug.

Sie geben mir das Leben wieder, theuerſte Gräfin! rief Artois und ließ ſich, nachdem er ihr die Hand geküßt, begierig horchend neben ihr auf das Sofa nieder. Die Gräfin fuhr fort:

Blanca vermeidet ſchon ſeit jenem Frühſtück ihren Liebhaber, den jungen Rivoli, und hat ſich bei mir in lebhafteſtem Unwillen über ihn ausgeſprochen. Sie ſind verlangend, wie das gekommen? Je nun, Sie ſehen hierin wieder, mein Prinz, die gute Mademoiſelle von Drappo. Der Graf hat ſich, wie ſie meint, nicht ritterlich genug betragen; er hat ſtill dazu gelächelt, daß Sie damals, beim Frühſtück, ſo verwegene Anſpielungen gegen ſie ausgeſprochen; ſie grollt, daß Rivoli für ihre Schamröthe keine Rechenſchaft von Ihnen gefordert habe. Was ſagen Sie dazu, Prinz? Iſt das nicht zum Todtlachen? Ein Lieutenant ſoll dafür, daß ihr das Blut in die Wange geſtiegen iſt, einen Prinzen von Geblüt auf Piſtolen fordern! Iſt das nicht allerliebſt?

Nun, und weiter? fragte haſtig der Prinz.

Weiter? verſetzte die Gräfin. Sehen Sie nicht offenes Feld? Den Groll gegen Sie hat meine Nichte nun auf den jungen Rivoli gewälzt, und wenn Sie nur ein wenig den reuemüthigen Sünder ſpielen, wird Blanca ſich an ihrem Liebhaber dadurch rächen, daß ſie Ihnen Gehör ſchenkt.

Artois war außer ſich. Er dankte mit hundert Schmeicheleien der Gräfin und beſchwor ſie auf das artigſte um ihre fernere Gunſt.

Ungeſtümer! lächelte die Gräfin, indem ſie den Prinzen ſanft zurückſchob; ſolche Sorgen machen uns die Wunderlichkeiten der Männer, wenn ſie auf bizarre Neigungen verfallen. Mein Gott! man könnte nicht aufhören zu philoſophiren, wenn man nicht durch höhere Angelegenheiten in Anſpruch genommen würde. Aber gehen Sie jetzt, mein Prinz, verlaſſen Sie mich jetzt! Solche Angelegenheiten ſtehen mir jetzt bevor.

Er entfernte ſich jedoch nicht, ſondern drang auf eine Gelegenheit, Blanca bequem zu ſprechen, um ihr ſeine Neigung zu bekennen. Während die Gräfin ſich beſann, fuhr er fort, ihr Dinge zu ſagen, die aus Honig und Stacheln zugleich gemiſcht waren; denn er konnte nun einmal nicht ſchmeicheln, ohne zugleich zu ſpotten. Endlich kam die Gräfin auf einen Gedanken, den ſie gleich auch ſelbſt als einzig und köſtlich ankündigte.

Das nahe bei Turin gelegene Luſtſchloß Valentin hatte ſeinen Namen von einem alten Gebrauch, nach welchem daſelbſt jedes Jahr auf Valentinstag bei einem Hoffeſte jeder Herr eine Dame bedienen mußte, deren Valentin er alsdann hieß. Nun hatte die Gräfin vor, in dieſem Schloſſe dem Prinzen ein Feſt zu geben und dazu als Gäſte lauter Paare einzuladen, die für das laufende Jahr in der Valentins-Verbindung ſtanden. Nur der Prinz und Blanca, die bei jenem Feſte im Februar noch nicht in Turin geweſen waren, ſollten als neue Gäſte hinzukommen. Sobald ſich dann die Geſellſchaft in bunter Reihe ordnen würde, bliebe nach der Abſicht der Gräfin nichts übrig, als daß der Prinz ſich zu Blanca hielte und als ihr Valentin auftrete. Und ſo ſollte jener Titel für den Tag und auf längere Zeit günſtige Vorrechte geben und Gelegenheit machen.

Artois war entzückt über den Einfall. Ein Bedenken nur kam ihm noch in die Quere — der junge Graf Rivoli. Die Sache iſt doch zwiſchen den Aeltern ſo gut wie abgemacht, ſagte er, und Blanca iſt ihrem Halbbräutigam gewiſſe Rückſichten ſchuldig. Sie müſſen ihn einladen, Gräfin. Wie dann?

Und es iſt gut, daß er nicht fehle, ſagte ſie; Blanca wird nämlich durch Freundlichkeit gegen Sie ihrer Unzufriedenheit mit Rivoli Raum geben, oder wenigſtens doch im Umgang mit Ihnen durch Rivoli's Nähe in eine gewiſſe Spannung kommen, die Ihnen, mein Prinz, nur günſtig ſein kann. Für Rivoli aber lade ich die junge Faletti von Barol zu dem Feſte; Rivoli iſt ihr Valentin für dieſes Jahr und darf ſie nicht ſitzen laſſen; die Valentinſchaft geht über alles, ſelbſt über die Brautſchaft.

Nun war der Prinz ganz zufrieden und vergnügt. Er übernahm es, bei dem König die große Gunſt auszuwirken, daß jenes Schloß für eine Privatgeſellſchaft zugeſtanden würde. Und gerade darum galt es der Gräfin. Der ſchlaue Artois merkte nicht, daß ſie bei ihrem Vorſchlag zu ſeinen Gunſten zugleich ihre eigene Eitelkeit zu befriedigen ſuchte. Sie ſah es nämlich für die höchſte Auszeichnung an, für ſich und ihre Geſellſchaft das königliche Luſtſchloß Valentin bewilligt zu erhalten, eine Gnade, deren ſich noch niemand in Turin rühmen konnte. Nun noch eine Gewiſſensfrage, lieber Prinz! flüſterte ſie vertraulich; die Sache iſt ſehr zart, Sie müſſen mir mit allem Ernſt rathen. Ich habe doch von Lyon die koſtbare Haube à la bastille erhalten. Dürfte ich wol bei jenem Feſte, oder vielleicht gar früher bei Hofe ſelbſt, das ominöſe Ding tragen? Gott, wenn ich in der Haube à la bastille erſcheinen könnte!

Der Prinz zog die Sache in ernſtliche Betrachtung; er ging auf den Charakter des Königs, auf die Geſinnungen der Prinzeſſin Felicitas, auf die Stimmung des ganzen Hofes ein und verſprach endlich der Gräfin, einige Ausforſchungen anzuſtellen und nach Befinden die ſchicklichſten Einleitungen zu treffen, um ihren ſüßeſten Wunſch durchzuſetzen. Sie dankte mit den zärtlichſten Blicken, und der Prinz erhob ſich mit der Bitte, ſie möchte nun auch ſeine Valentins-Hoffnungen aufs klügſte befördern.

O meine Theuerſte! rief er, abermals von ſeiner Spottluſt hingeriſſen, aus; Sie haben doch ſeit Ihrem funfzehnten Jahre in jenem Schloß ſchon ſo manchen Valentin beglückt, verrathen Sie mir um des Himmels willen eine gute Gelegenheit zu einem traulichen Abſeits! Welches Glück für mich, wenn ich dort Ihre Fußſtapfen finden könnte!

Die Gräfin ward aber ernſtlich böſe und entfernte ſich mit einem zürnenden Blick. Artois ſah ihr mit ſtummen Lachbewegungen nach und verließ den Palaſt.

Sechstes Kapitel.

Ungebundene Wünſche und verwegene Abſichten ſetzten diesmal des Prinzen Geduld auf die Probe. Er überlegte hin und her, wie er wol dem König, ſeinem Schwiegervater, am leichteſten beikommen und den eigenſinnigen Herrn dahin bringen könnte, das Luſtſchloß Valentin zu einer Privatfeſtlichkeit zu bewilligen. Endlich glaubte er die beſte Auskunft gefunden zu haben, als ihm plötzlich einfiel, daß es in jetziger Faſtenzeit gar nicht einmal angehe, ein Feſt, zumal ein ſo auffallendes, zu veranſtalten. Er mußte ſich allerwenigſtens bis in die Oſterwoche gedulden. Und ſelbſt dann war noch die Frage, ob man den jetzt ſo beſchäftigten und ungeduldigen Monarchen überhaupt um eine Gunſt für Luſtbarkeiten und auffallende Vergnügungen anſprechen dürfe.

Die ſteigenden Unruhen in Paris und die eigenen kriegeriſchen Rüſtungen nahmen den König ein, und das Mislingen eines Projects zur bewaffneten Vereinigung der italieniſchen Staaten gegen Frankreich machte ihn ärgerlich. In dieſer Stimmung vergaß jedoch Victor Amadeus keineswegs der wöchentlichen Einladungen nach

Hofe zu Mahlzeiten oder Abendverſammlungen; vielmehr benutzte er ſolche zu politiſchen Zwecken, wie er denn öfter in kleinen Dingen eine große Einſicht an den Tag zu legen glaubte. Um nämlich der Neugierde der Stadt Turin und der Unruhe des Landes keine Nahrung zu geben, verſammelte er ſo wenig wie möglich einen großen Miniſterrath. Statt deſſen benutzte er die Hoffeſtlichkeiten, um nicht nur die Miniſter, ſondern auch noch andere Männer, die er ſchätzte, zuſammenzuberufen und insgeheim zu Rathe zu ziehen.

Als daher auf einen ſonſt ungewöhnlichen Wochentag der Marcheſe zur Abendgeſellſchaft nach Hofe geladen war, ging er nicht ohne Erwartung und Beſorgniß wegen eines beſondern Vorfalls dahin. Mit einiger Unruhe ſtieg er die Treppe des königlichen Palaſtes hinauf, ja, er blieb in Beklommenheit auf dem erſten Ruheplatz der Treppe ein Weilchen vor der Reiterſtatue Victor's Amadeus des Erſten ſtehen. Er las in lateiniſcher Inſchrift, daß hier Victor's kriegeriſche Tapferkeit und unbeugſame Gerechtigkeit in Metall ausgedrückt ſeien, die ganze Seele des Herrſchers aber erſt dann würde erblickt werden, wenn raſcher Muth und biegſame Huld in Metall ausgedrückt werden könnten. Bei dieſer wunderlichen Schmeichelei gewann der Marcheſe eine freiere lächelnde Stimmung. Raſch und feſt ſchritt er nun durch den Saal der Schweizergarden, warf kaum einen Blick auf das dem Kamin gegenüber angebrachte große Gemälde der Schlacht von St.-Quentin, eilte durch den Saal der Leibgarde und betrat die alten Zimmer, die in zwei Reihen die Wohnungen des Königs und der verſtorbenen

Königin abtheilten. Die Gemächer glänzten unter gewölbten Decken, die mit prächtig vergoldeten Feldern von Bildhauerarbeit und mit Gemälden geſchmückt waren. Die mit Geld überladenen Tapeten von Seidenſtoff und glänzende Möbel erhöhten die Pracht. Ueber die ſchön und geſchmackvoll eingelegten Fußböden glitten in bunter Miſchung Höflinge, Kammerherren und Kammerdiener in ſteifen Livreen. Flüſternd harrte eine zahlreiche Verſammlung von Frauen und Herren, bis der König und ſeine nur wenig jüngere Schweſter Maria Felicitas hereintraten.

Kaum war die Förmlichkeit der Vorſtellung vorüber, als der König, während Erfriſchungen gereicht wurden, den Marcheſe in ein inneres Gemach rufen ließ. Hier, im Kreiſe weniger Männer des engſten Vertrauens, empfing der Monarch den Marcheſe mit den etwas heftigen Worten: Sie haben mich falſch berichtet, Marcheſe! Ihre Verſicherungen von dem guten Geiſt in der Grafſchaft Nizza ſind unrichtig, gerade dort iſt die Revolution zuerſt ausgebrochen.

Wie angedonnert ſtarrte Malvi den König an, während die Umſtehenden ſchadenfroh lächelten. Einer derſelben ließ ziemlich laut gegen ſeinen Nachbar die Bemerkung hören: Muß das Bauernvolk nicht übermüthig werden, wenn man ihm Zinſen und Zehnten erläßt? Wer wird auch das rohe Geſindel von ſo heilſamen Banden losgeben?

Ja doch, Marcheſe, ſtaunen Sie nur! fuhr der König fort: in Scarena haben wir Rebellion, in Scarena. Das Zollhaus iſt niedergeriſſen, die Beamten und der

Baron Bernazza ſind mishandelt worden, ſie liegen auf den Tod. Was ſagen Sie, Marcheſe? Auf den Tod.

Der Marcheſe hatte nicht nöthig, Schreck und Verlegenheit zu heucheln; ſie hatten ihn wirklich überraſcht. Die umherſtehenden Höflinge und Miniſter, ja einige der fremden Geſandten äußerten ſich über das Ereigniß als über das Entſetzlichſte, was ſich hätte zutragen können; ſie überboten einander in Drohungen gegen die Thäter, die ſie noch nicht kannten, und in Vorſchlägen von Maßregeln, die das ganze Land in Verzweiflung zu bringen gemacht waren.

Ich erwarte ſtündlich die Einzelheiten über den Vorfall, ſagte der König. Worauf Artois haſtig verſetzte: Die Einzelheiten, Ew. Majeſtät, werden ſo reißend umhergreifen, daß ſie nicht alle zu melden ſein werden; ich zweifle nicht, daß im Augenblicke ganz Nizza in Aufruhr iſt.

Der König ſchüttelte unzufrieden den Kopf, indem er verſetzte:

Nein, nein! Wofür ſind meine guten Soldaten dort? Die Feſtung iſt ſchon ſtark beſetzt, — die Feſtung, und täglich rücken neue Bataillone ein. Die Truppen ſind vortrefflich; ich habe ſie gemuſtert, die tapfern Truppen. Mir bangt nicht vor jetziger Unordnung; ſondern der verſteckte Geiſt der Grafſchaft, auf die ich doch das beſte Vertrauen ſetzte, beunruhigt mich; ja der Geiſt — beunruhigt. Auf jeden Fall muß aber der Marcheſe auf der Stelle dahin abreiſen mit unbeſchränkter Vollmacht gegen die Rebellen; auf der Stelle. Iſt ſie ausgefertigt, Audifreddi, die Vollmacht?

Wird alsbald zur allerhöchſten Unterſchrift — erwiderte der Geheime Secretär.

Dem Marcheſe kam dieſe Weiſung höchſt ungelegen, aber widerſprechen durfte er nicht; auch war es ſeine Ueberzeugung, daß königlichen Befehlen die ſtrackſte Folge ohne alle Rückſichten geleiſtet werden müſſe. Daher beurlaubte er ſich alsbald, um noch in der Nacht abzureiſen. Der König entließ ihn nach einigen mündlichen Aufträgen gnädig und freundlich.

Artois geleitete den Marcheſe, um ihm noch einige freundſchaftliche Rathſchläge zu geben, eigentlich aber, um ihn zu bewegen, daß er doch ja ſeine Tochter in Turin zurücklaſſen möchte. Solche Unruhen, ſagte er, ſind nicht für Damen gemacht; es mag dort entſetzlich zugehen. Gewiß ſteht jener Strudel mit dem Vulkan von Paris in unterirdiſcher Verbindung. Man wird Ihnen viel zu ſchaffen machen; Sie werden wenig zu Hauſe ſein können, wollen Sie Ihre zärtliche Tochter einer angſt- und gefahrvollen Einſamkeit preisgeben?

Meine Tochter wird gewiß lieber ein wenig Unruhe an meiner Seite ertragen, als ſo fern von mir beunruhigt ſein wollen, erklärte Malvi. Hoffentlich wird ſie weniger meines Schutzes bedürfen, als ich den Troſt ihrer Geſellſchaft nöthig haben werde. Sie wird mich begleiten.

Artois mußte ſich darein ergeben, und ſo ſchieden beide unter gegenſeitigen Höflichkeitsbezeigungen lächelnd voneinander, jeder aus beſondern Empfindungen unzufrieden mit einer ſo unerwarteten Wendung der Dinge.

Inzwiſchen hatte ſich die ganze Hofgeſellſchaft im Gefolge der Prinzeſſin Felicitas durch die Galerie Daniels in den Saal Solimenes begeben, wo ein Concert aufgeführt werden ſollte. Der König nahm heute keinen Antheil, ſondern war meiſt abweſend, pflegte ſich aber ſeinen Gäſten von Zeit zu Zeit zu zeigen und betrug ſich dann wol um ſo herablaſſender, als ſorgenvoller er geſtimmt war. Wie er nun wieder aus dem Saal zu ſeiner Rathsverſammlung zurückkehrte, brachte er den ruſſiſchen Botſchafter mit. Dieſer hatte ſoeben von ſeinem Hofe eine wichtige Erklärung erhalten, die er einſtweilen mündlich und vertraulich eröffnete. Meine großmächtigſte, allergnädigſte Gebieterin, ſagte er, Katharina von Rußland, nicht einverſtanden mit den behutſamen Schritten Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich und Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, will ſich als Beſchützerin der alten Regierung von Frankreich ausdrücklich angeſehen wiſſen und alles thun, dieſelbe wiederherzuſtellen. Ein tugendhafter König iſt gefangen, ſeiner Macht beraubt und raſenden Menſchen preisgegeben. Iſt einmal ſo die königliche Gewalt in Frankreich geſchwächt oder gar vernichtet, ſo wird bald die Anarchie in alle Reiche Europas einbrechen. Dies ſchrecklichſte der Uebel wird ſo leichter um ſich greifen, als es unter dem bethörenden Namen der Freiheit auftritt, dieſem ewigen Blendwerke der Völker. Ohne ſchnelle Abhülfe wird Europa in Barbarei zurückſinken. Dies aber kann am allerwenigſten Rußland zugeben. Meine allergnädigſte Monarchin fragt, warum die Fürſten Europas zögern, einen König und ſeine mitgefangene Familie, ſo viele vertriebene Fürſten, den edeln Schmuck des Adels und die geweihte Binde des Prieſterthums, die alle in die Fremde zerſtreut und verzettelt ſind, ſo hülflos zu laſſen? Ihre Majeſtät die Kaiſerin aller Reußen erklärt ſich bereit, mit ihrer ganzen Macht das Ungethüm zu bekämpfen, das in Frankreich ſich entfeſſelt hat. Sie erklärt, daß es jetzt an der Zeit ſei, ſich zu erheben, ſich zu vereinen und die Waffen gegen die zurückgebliebene und gärende Hefe des franzöſiſchen Volks zu ergreifen. Menſchlichkeit, Liebe, Religion erheiſchen dieſen Schritt, auf ihm beruhen die heiligſten Intereſſen Europas.

Dieſe Erklärung ward mit dem lebhafteſten Beifall aufgenommen. Artois im beſondern drückte in ſeinem und des vertriebenen Frankreich Namen den Dank aus. Und als hierauf der öſterreichiſche Geſandte die Verſicherung gab, der junge Kaiſer Franz theile die friedlichen Geſinnungen des eben verſtorbenen Kaiſers Leopold nicht, ſo ſprach ſich auch, hingeriſſen von dieſer Bewegung, König Victor Amadeus lebhaft und nicht ohne militäriſche Einſicht über ſeine Mittel und eingeleiteten Vorkehrungen aus. Der Kriegsminiſter legte eine genaue Ueberſicht der Streitkräfte vor, die an Truppen, Waffen und Munition nach Savoyen und in die Grafſchaft Nizza theils abgegangen, theils unterwegs, theils in Reſerve waren.

Sie ſehen, ſagte der König, welche gute und vorſichtige Stellung ich in Savoyen und beſonders, um mein liebes und leicht heimzuſuchendes Nizza zu ſchützen, am Ufer des Var genommen habe. Bei Gott! kein Franzoſe ſoll mir über dieſen Strom und keiner durch die ſavoyiſchen Engpäſſe kommen. Kein Franzoſe! Vielmehr denke ich, von dieſen beiden Seiten aus in das Herz der bevölkertſten Provinzen Frankreichs einzudringen. Bald werde ich meine Kräfte dort entwickeln, meine Siege verfolgen, ja meine Siege. Zwei Empfindungen nur bekämpfen ſich noch in mir ſelbſt, dieſe zwei: die Ungeduld, Frankreich zu ſchlagen, und dann doch wieder die Unzufriedenheit mit dem künftigen Siege ſelbſt. O, ich brenne vor Verlangen, dies verruchte Frankreich zu züchtigen! Aber welch ein beſchämender Sieg wartet unſerer! Ja, meine Freunde, ich erlaube mir zu ſagen, daß meine rechte Wange brenne vor Kampfluſt, aber meine linke vor Scham. Ja, brenne! Hören Sie nur! Kann ich es eine Ehre nennen, dieſe undisciplinirten, ja nicht einmal bekleideten, dieſe zuſammengeflickten Heere zu ſchlagen, ich möchte ſagen, dieſe Träber der franzöſiſchen Nation auszuſchütten? Ja, Träber ſage ich. Erlaubt die Großmuth, gegen ein Kriegsheer zu kämpfen, das, aller adelichen Anführer beraubt, nur verdammt ſein kann, geſchlagen zu werden?

Ew. Majeſtät geſtatten mir zu bemerken, daß die vortreffliche Anſicht, welche Allerhöchſtdieſelben jüngſthin ausdrückten, dieſe neuere Bedenklichkeit zu heben ſcheint, äußerte der ruſſiſche Botſchafter. Es ſei hier von keinem Ehrenkampfe, ſondern von einem Rache- und Vertilgungskriege die Rede; ſo erklärten damals Ew. Majeſtät, und der Adel von Turin kämpfe nicht ſowol, um die Sansculotten zu beſiegen, als vielmehr, die Fürſten und den Adel Frankreichs wieder einzuſetzen.

Richtig! das iſt meine Anſicht; nicht wahr, ich habe es erklärt? Ja, und ich würde wol auch wieder darauf zurückgekommen ſein. Nun ja, ſo iſt es!

Als hierauf der Geſandte von Neapel erinnerte, die kühnen Unternehmungen Sr. Majeſtät würden zum Erſtaunen der Welt ſich an die glänzenden Thaten des großen Friedrich von Preußen anreihen, lächelte der König zufrieden, indem er erwiderte:

Es geht nichts über preußiſche Kriegszucht und preußiſche Staatsverwaltung. Ich werde beide in meinem Reich immer mehr geltend machen, — beide. Reiner Adel unter den Offizieren und tüchtige Corporalſtöcke in den Compagnien geben den wahren militäriſchen Geiſt und die recht preußiſche Haltung. Das wußte der große Fritz. Was hat ihn zum Mann gemacht? Antwort: Daß er eiſerne Ladeſtöcke eingeführt und die Corporalſtöcke befeſtigt hat. O, er war ein Kriegsgott! Und ſo denke auch ich. Erſt dieſen Morgen habe ich einen Beweis gegeben. Da iſt nämlich mein erſter Kammerdiener Tomaſo, ein verdienſtvoller Mann, dem ich ſehr gnädig bin; aber ſeinen Sohn, den Gardefeldwebel, habe ich doch nicht zum Offizier befördern können. Es that mir leid; der Alte weinte ſehr, aber ſind wir Könige durchaus frei? Ueber das Unmögliche kann auch Victor Amadeus nicht hinaus, die Könige ſtehen unter der Uebermacht des Unmöglichen!

Alle beeiferten ſich, dem König für dieſe edle und weiſe Geſinnung Dank und Beifall auszudrücken.

Nachdem hierauf der Monarch ſich in den Concertſaal begeben hatte, lud der Kriegsminiſter die fremden

Geſandten auf morgen Vormittag in ſeinen Palaſt ein, um noch über eine Angelegenheit von höchſtem Gewicht für die Wohlfahrt Europas mit ihnen zu berathen, worauf alle mit heitern Mienen wieder zur übrigen Geſellſchaft in den Saal Solimenes zurückkehrten.

Siebentes Kapitel.

Während dieſe Fürſten und Freiherren in den prachtvollen königlichen Gemächern die Würfel der Weltgeſchichte in ihren Händen rüttelten, um ſie auszuwerfen, trieb ein munteres und loſes Völkchen im Hofe und um die Küche des königlichen Palaſtes ſein Weſen. Nicht nur die Küchen- und Kellermeiſter und die ab- und zulaufenden Hofbedienten lärmten hier, ſondern unter den Säulen, die den viereckigen Hof umgaben, fanden ſich auch die harrenden Bedienten des um den König verſammelten Adels ein und ſcherzten mit dem Hofgeſinde. Handwerker gingen ab und zu, um Beſtellungen zu empfangen oder Rechnungen zu übergeben; Tagelöhner kamen aus den Höfen und Gärten, um ein Abendbrot einzunehmen; Bettelleute, groß und klein, alt und jung, drückten ſich an den Wänden ängſtlich heran; darunter barfüßige Mädchen, die im Vertrauen auf ihre freundlichen Augen ſich ſchon freier mit ihren Henkeltöpfen näherten, ja Barmherzige Brüder traten auf, um für arme Gefangene und Miſſethäter die Küchenabfälle zu holen.

Gegen alle und jeden betrugen ſich die Hofdiener ſehr übermüthig; ſie erlaubten ſich Mishandlungen gegen Bürger und Bettler. Der letzte Küchenjunge nahm ſich unter dem Anſehen eines Hofdieners gegen den erſten Handwerker oder Fabrikanten heraus, was ihm beliebte, und man ließ es ſich gefallen. Nur ein kleines, zwergartiges Männchen, mit einem Buckel, vorgedrungenen Augen und ſchlauer Miene, ging ohne zu necken, ja mit einer lächerlichen Gravität ab und zu. Sie nannten ihn nur Karfunkelchen oder auch Köhlchen, vielleicht wegen des feuerrothen Wamſes, der feuerrothen Hoſen und Strümpfe, die er trug, oder auch, weil er für die königlichen Kamine beſtellt war.

Angelo, des neapolitaniſchen Geſandten Kammerdiener, in Turin noch ein Neuling, äußerte ſich gegen einen der Köche, als dieſer mit ſeinem Löffel ein Späßchen an einem Bürger ausgelaſſen hatte, verwundert mit den Worten: Ich möchte dergleichen nicht wagen. Ihr aber in der Hoflivree, wie ich ſehe, genießt hier mit den Herren in Uniform und Ordensbändern große Freiheiten. Nun begreife ich, warum man in Turin ſo ſehr nach der Hoflivree trachtet und dieſe für das höchſte bürgerliche Glück anſieht.

Nachdem die Hofdiener ihren fremden Geſellen und Freunden ſolcherlei Scherze zur Unterhaltung gewährt hatten, gaben dieſe dagegen manches von den Schwachheiten ihrer Herrſchaften zum beſten.

Der Jäger des ruſſiſchen Geſandten pries ſeinen Herrn als einen erſtaunlichen Eſſer, der ſogar ſelbſt ſeinen Senf und ganz eigene Saucen zubereite, und wenn er gegeſſen, mit ausgeſpreizten Beinen auf einer Droſchke fahre, um zu verdauen. Der Kaiſerin Katharina, ſagte er, iſt mein Herr unbedingt unterwürfig; nur wider ſeinen Magen dürfte ſie nichts befehlen, denn dieſer iſt für ihn der höchſte Zar in der Welt.

Ha, nun begreife ich, rief Angelo, warum mein Herr auf ſo gutem Fuß mit ihm ſteht. Es wird das Geheimniß der ruſſiſchen Saucen gelten. Dafür wird ſich aber der Ruſſe am Ende auch, wie mein Herr, dem Teufel verſchreiben.

Einige lachten, andere ſtutzten, und Angelo fuhr fort:

Wundert euch nicht, weil etwa mein Herr ſo eifrig mit Mönchen umgeht und ſo ſtolz auf ſein freiherrliches Geſchlecht iſt; der Teufel hat ihn doch am Seil, ſo wahr ich Angelo heiße. Und hört nur, wie das zugeht. Er ſpeiſt nämlich nichts lieber als die große Meerbarbe, die er mit vielen Koſten von Nizza heraufkommen läßt. Hat er aber den Fiſch im Leibe, dann iſt er erſtaunlich träge und reizbar geſtimmt. Wehe dem, deſſen Angelegenheit er in ſolchen Stunden berathen und entſcheiden muß! Denn er iſt dann zu nichts als zu Widerſpruch und Bosheit aufgelegt.

Iſt es denn möglich, rief einer der Bedienten aus, daß eine Speiſe ſolche Gewalt über einen Menſchen haben kann? Die Köche bejahten es mit Lächeln und gaben zu verſtehen, daß ihnen auch manche Kunſtgriffe bekannt ſeien.

Wahrhaftig, fiel ein anderer Bedienter ein, jüngſt haben einige Herren bei uns auch von dem Geſandten und der Meerbarbe geſprochen.

O, das iſt ſehr bekannt, fuhr Angelo fort, und ich will euch nur geſtehen, ſeht, dieſen alten Louisdor hat mir unter der Halle dort ein vornehmer Mann in einem Mantel zugeſteckt, daß ich meinem Herrn morgen eine Portion Meerbarbe unter das Frühſtück ſtellen möchte. Vermuthlich iſt er zu einer diplomatiſchen Verhandlung eingeladen und ſoll die gute Meerbarbenſtimmung mitbringen; denn wenn er dies Gericht vor ſich ſieht, kann er nicht widerſtehen, und wenn's eine Viertelſtunde vor dem Jüngſten Gericht wäre. Und ſeht! das heiße ich nun dem Teufel verſchrieben ſein.

Während noch die Umſtehenden aus vollem Halſe lachten, fuhr der geſchmeichelte Angelo fort:

Ihr wißt doch, daß die Meerbarbe auch geſtreifter Rothbart heißt? Nun bin ich begierig, wer meines Herrn Seele an ſich reißen wird, der Teufel in Geſtalt des geſtreiften Rothbarts oder der Himmel durch meines Herrn Beichtvater, Pater Borgias, den rothbäritgen Kapuziner. Ich glaube aber, der Teufel wird Herr werden; denn Pater Borgias ſpeiſt auch von der geſtreiften Barbe mit.

Ein unmäßiges Gelächter belohnte den ſcherzhaften Angelo, und damit war nun der Weg für die loſeſten Reden geöffnet. Die erſten Männer von Turin, Aebte, Miniſter, Kammerherren, mußten herhalten und ihre geheimſten Schwachheiten wurden hervorgezogen. Wie der eine von ſeiner Frau, der andere von ſeinem Koch, der dritte vom Kartenſpiel, der vierte von der Wäſcherin abhänge, ward mit aller Laune und Umſtändlichkeit erzählt, bis es hieß: Es iſt aus droben, es iſt zu

Ende! worauf der Rudel bunter Livreen da- und dorthin zerſtob.

Als der König nach geendigtem Concert ſich in ſeine Gemächer zurückzog, begleitete ihn Graf Artois. Ich muß Euere Majeſtät noch einmal beunruhigen, ſagte er. Ich habe zwar, nachdem in voriger Nacht die ſchlimme Botſchaft von den Unruhen in Scarena angekommen iſt, ſelbſt den Vorſchlag gethan, den Marcheſe Malvi dahin abzuſenden. Da ich nichts als die gute Sache im Auge habe, konnte mir auch kein ſo ſchlimmer Verdacht einfallen, wie er mich jetzt beunruhigt, da der Marcheſe im Begriff ſteht, wirklich abzureiſen. Es iſt mir nämlich, nachdem ſich meine Gedanken geſammelt haben, aufgefallen, daß dieſe Unruhen ſo kurz nach Malvi's Abreiſe von Nizza ausgebrochen ſind. Wäre es nicht etwas Entſetzliches, wenn der Marcheſe mit den Unruheſtiftern in Verbindung ſtände? Ich wüßte im Augenblick freilich nicht, was er damit im Schilde führen könnte. Aber ſchlimm genug, wenn er auch nur von den Urhebern des Aufſtandes, oder von der Volksſtimmung überhaupt näher gewußt und doch geſchwiegen hätte. Durch den Zehnterlaß, den er Euerer Majeſtät ſelbſt mit beſchönigenden Beweggründen eingeſtanden, könnte er die Gunſt des Geſindels für ſich gewonnen haben. Bei Gott! ich denke ja nicht, daß er damit die Unruheſtifter ſelbſt zu erkaufen geſucht hätte.

Der König äußerte ſich entſchieden misbilligend über ſolche Handlungsweiſe.

Es ſei fern, daß ich den Marcheſe bei Euerer Majeſtät verdächtigen will, fuhr der Graf fort; im Gegentheil, niemand kann beſſer von ihm denken, ſo ſehr es mir aufgefallen iſt, daß er höchſt erſchrocken und niedergeſchlagen den Befehl vernahm, ſich nach Nizza zurückzubegeben. Wenn ich nun überlege, daß ja der Marcheſe nicht allein der Mann iſt, der dort helfen kann und Vertrauen verdient, vielmehr der Graf Pinto, zum Oberbefehlshaber der Armee von Nizza beſtimmt, als Soldat mit mehr Umſicht und Nachdruck handeln würde, ſo möchte es für den beſten, wie für den ſchlimmſten Fall räthlich ſein, ſtatt des Marcheſe den Grafen Pinto abzufertigen. Da wir noch die Einzelheiten über jene Unruhen erwarten, ſo dürfte vielleicht ein Rath, ein Aufſchluß oder Fingerzeig des wackern Malvi gerade dann am unentbehrlichſten ſein, wenn er ſelbſt fort wäre. Erachten es Euere Majeſtät nicht für klug, den Marcheſe von dort zurückzuhalten, wo er entweder Gefahr bringt oder Gefahr leidet? Ich denke, wir ſind es uns oder ihm ſchuldig, ihn hier zurückzubehalten.

Der König hatte ſich höchſt unruhig in einen Armſeſſel geworfen und ſchien zu keinem Entſchluß zu kommen. Er hatte bisher ein unbedingtes Vertrauen auf den Marcheſe geſetzt, ſchien aber doch einem ſchleichenden Argwohn nicht unzugänglich. Es war ja eine Zeit, da die Beſten wankend wurden. Endlich auf ſo vieles, was noch der ebenſo unruhige Artois vorbrachte, ſiegte bei dem König eine Art von Angſt, eine Sehnſucht regte ſich, wenigſtens doch den alten treuen Vaſallen noch einmal zu ſehen, ehe er ihn verlöre oder aufgäbe. Er ſendete einen Adjutanten mit dem Befehl an den Marcheſe ab, daß er noch in Turin zurückbleiben möchte.

Wie dies geſchehen, fühlte ſich der Monarch ſelbſt zufriedener und ſprach manches zu Malvi's Gunſten. Der Prinz benutzte ſchnell dieſe gute Stimmung, äußerte ſich ebenſo vortheilhaft und brachte das Anliegen der Gräfin Bens de Cavour vor, dem Marcheſe, ihrem Schwager, ein kleines ſtilles Feſt im Luſtſchloß Valentin zu geben. Er ließ es an Scheingründen zur Beſchönigung eines ſo ſeltſamen Verlangens nicht fehlen. Der Prinz hätte keinen günſtigern Augenblick finden können; der König verwunderte ſich, lächelte und bewilligte das Schloß unter Vorbehalt, das Feſt müſſe über Oſtern hinaus verſchoben bleiben.

Artois verließ ſeelenvergnügt die königlichen Zimmer, den Kopf voll verwegener Entwürfe und kindiſcher Träume.

Kaum aber hatte er die Thür hinter ſich verſchloſſen, griff der König nach der Schelle, um den Kammerdiener hereinzurufen, als das buckelige Karfunkelchen aus dem marmornen Kamin fiel und ſich bis vor des Königs Füße rollte. Der Monarch lachte mit den ſcherzhaften Worten: Nun, nun, wie lange war kein Feuer da, und doch fällt noch ein lebendig Köhlchen aus dem Kamin? Der Buckelige verſtand ſich auf Scherz, hatte manchen guten Einfall, der den König ergötzte, und hinterbrachte Hofgeſchichten, die der Monarch gern anzuhören ſchien. Als Victor doch zuletzt gähnte, ſprach der Buckelige: Majeſtät! dem Artois haſt du vorhin eine große Gunſt zugeſtanden, mußt ihn auch wieder einmal necken. Biſt die Zeit her ohnehin ſo ernſthaft geweſen, und wirſt es am Ende wieder einmal mit deiner Leber verderben.

Weißt du was? Den Artois ärgern am meiſten die pariſer Geſchichten; nun, höre ich, hat man Hauben à la bastille, Baſtille-Hauben. Laß doch die Gräfin Bens de Cavour, die Närrin, bei nächſter Hofgelegenheit eine ſolche Haube aufſetzen; der Prinz zeichnet dieſe Frau ſehr aus, und du könnteſt ihn dann mit deinen vortrefflichen Einfällen und geiſtreichen Gedanken zum beſten halten, z. B. ihn auffordern zur Beſtürmung der Baſtille u. dgl. Ich dächte mir die Gräfin zu einer ſolchen Haube zu bereden, he?

Der König nickte vergnügt und trug gutmüthig genug dem Schalk auf, die Sache ganz im Vertrauen bei der Gräfin einzuleiten. Gute Nacht, mein Gebieter und Souverän! kicherte das Karfunkelchen und rollte ſich bis an die Thür und hinaus.

Achtes Kapitel.

Auf Charfreitag hatte der Prinz ſeine engern Freunde bei ſich verſammelt. Man wollte die vorüberziehende Wallfahrt der Barmherzigen Brüder anſehen und ſeinen Spaß haben. Ein ausgeſuchtes Frühſtück ſtand zubereitet, um dieſen ſtillen Tag des Faſtens im Sinn der lockern Geſellſchaft bei üppigen Schüſſeln zu begehen. Man neckte einander mit allen den Biſſen, die nach ſtrengem Kirchengebot heute nicht hätten genoſſen werden dürfen.

Meine Herren, ſprach der Prinz mit ſpaßhafter Feierlichkeit, da wir heute ſo gut Gelegenheit haben, uns der löblichen Frömmigkeit des Faſtens zu befleißigen, ſo dürfen wir auch die Weisheit unſerer Mutter Kirche nicht ungerühmt laſſen. Die Kirche, oder niemand in der Welt, hat es verſtanden, in allen Stücken zwei Vortheile mit Einem Wurf zu gewinnen. Hören Sie mich, meine Herren! Können wir nicht den Adel und den Pöbel im Staat mit den mündigen und unmündigen Geſchwiſtern in einem Hauſe vergleichen?

Viel Gnade für den Pöbel! wendete einer ein, wenn der Adel ſein Bruder ſein will.

Ich bin heute gnädig geſtimmt, verſetzte der Prinz, und es iſt auch ein Tag für gute Werke; vor allem aber gilt mir's um meinen Vergleich. Alſo Unmündige und Mündige. Die Unmündigen müſſen geleitet werden, das verſteht ſich. Dazu ſind nun Kirchengebote, vor allen das Faſten, ganz vortrefflich. Man kann das rohe Volk nicht beſſer bewältigen, als wenn man ſich ſeines Magens bemächtigt. Der Magen wird an das Gewiſſen geknüpft, und dann geht der gläubige Menſch mit dieſem Quer- und Doppelſack wie ein ungleich bepackter Eſel durchs Leben. Ungleich, ſage ich: denn je mehr er in ſein Gewiſſen aufnimmt, deſto leerer muß er den Magen laſſen. Glauben Sie mir, meine Herren, der Pöbel wüßte gar nicht, daß er ein Gewiſſen hat, wenn es nicht mit ſeinem Magen in Verbindung gebracht würde. Wenn dem Bauer der Magen nach Fleiſch knurrt, wird er ſich bewußt, ein rechtſchaffener Chriſt zu ſein. Wie ſieht es nun aber mit den Mündigen aus? werden Sie fragen; gelten denn auch für ſie jene Kirchenvorſchriften, z. B. das Faſten? Nicht anders, meine Herren! Nur iſt hier der Fall umgekehrt, ſodaß der Magen durch das Gewiſſen gereizt werden muß. Bei dem Pöbel iſt der Magen um des Gewiſſens willen, beim Adel das Gewiſſen um des Magens willen da. Sie begreifen es nicht gleich? Sagen Sie mir doch, meine Herren, ob uns nicht bei den vielfältigen guten Biſſen, an denen es uns nie gebricht, das Eſſen zuweilen zum Ekel wird? Sehen Sie, darum werden uns von der beſorgten Mutter Kirche von Zeit zu Zeit gewiſſe Speiſen verboten, weil eben das Verbotene reizt und verdauen hilft.

Als man dem Prinzen Beifall zulachte, reichte er den Lachern Schüſſeln mit Fleiſchſpeiſen hin, indem er ſie bat, einen ſo günſtigen Charfreitag nicht unbenutzt zu laſſen.

Was gilt denn nun aber von den Pfaffen? fragte der Baron von Quinto. Wir können ſie nicht zum Pöbel rechnen, und doch dürfen ſie auch die Faſtengebote nicht übertreten, wie der Adel.

Baron, antwortete der Prinz, Sie legen es ganz darauf an, mich zum Lobredner der Kirche zu machen; denn eben entdecke ich ja noch eine dritte Seite ihrer Faſten-Politik. Da nämlich die Pfaffen den Weizenzehnten zu beziehen haben, ſo konnte nichts Klügeres geſchehen, als durch öfteres Verbot des Fleiſches die Klöſter zu nöthigen, deſto mehr Ueppigkeit auf die Mehlſpeiſen zu verwenden, und dadurch den Preis des Weizenmehls zu ſteigern. Wem verdanken wir dieſe Mannichfaltigkeit leckerer Mehlſpeiſen, als den Klöſtern? Mehlſpeiſen ſind etwas Chriſtliches, beſonders auch in der Oblatenform. Ich faſſe nun alles zuſammen und ſage, zum Unterſchied von dem ungleich bepackten Pöbel ſei der eſſende Pfaffe ein gleich bepacktes Maulthier, weil er es verſteht, dem Gewiſſen und dem Magen zugleich genug zu thun. Der Adel allein iſt demnach frei zu nennen, indem er ſich über alles Verbotene hinausſetzt und alles Köſtliche zu genießen weiß.

Dieſe letzte Erklärung laſſe ich mir gefallen, mein Prinz, verſetzte der Baron Quinto. Als ich aber vorhin Ihre Lobrede auf die Kirche anhörte und, andächtig bewegt, von dieſem Wildpret koſtete, glaubte ich ſchon, die Prophezeiung der Wahrſagerin von dieſer Nacht wolle an Ihnen in Erfüllung gehen.

Alle ſtutzten und ſahen einander verwundert an. Der Prinz lachte, und hieß den Baron die Geſchichte erzählen.

Nahe am Thor von Suſa wohnte damals eine alte Wahrſagerin, Sabina, die, von den Bürgern geſcheut und verachtet, in den höhern Kreiſen viel Aufſehen machte und mehr oder weniger heimlich um Rath gefragt wurde. Der Prinz war neugierig auf ſie geworden, und hatte ſie mit dem Baron in jüngſter Nacht beſucht, da ſie ihm denn manches Geheime aus ſeinem vergangenen Leben andeutete, was, wie der Prinz verſicherte, niemand in der Welt und kaum ſein vertrauter Kammerdiener wiſſen konnte. Als nun der Prinz dadurch in ein ängſtliches Erſtaunen verſetzt war, hatte ſie ihn auch einen Blick in die Zukunft thun laſſen, und zuletzt die feierliche Warnung ausgeſprochen: Hüte dich, Karl, vor Prieſtern und Jeſuiten; laß ſie dir die Füße, nicht aber den Kopf waſchen, ſonſt nehmen ſie dir dabei die Krone Frankreichs ab.

Es iſt eigens peinigend, ſagte der Prinz zu der verwunderten Geſellſchaft, und ſah ſelbſt ſehr verblüfft aus. Die Geheimniſſe der Vergangenheit ſind ihr bekannt, und ſo dringt ſie uns auch für ihre Vorherſagung einen beängſtigenden Glauben auf. Und doch, wo in aller Welt iſt nur eine Ader zum Betbruder und Pfaffenknecht an Karl von Bourbon, an dem liederlichen Artois zu entdecken? Wenigſtens müßten doch die Fäden des Aberglaubens, aus denen die Pfaffen ihre Leitſeile ſpinnen, an mir wahrzunehmen ſein, — die Anknüpfungspunkte wenigſtens.

Der Baron Quinto ließ ſich wegwerfend über die Prophezeiung und die Prophetin aus, worauf der Prinz erwiderte:

Dem ſei nun wie ihm wolle; falls aber das Undenkbare doch in Erfüllung zu gehen beſtimmt iſt, ſo wollen wir wenigſtens die Liebe dafür ſorgen laſſen, daß den Pfaffen einſt ſo wenig Gutes wie möglich an mir übrigbleibe.

Indeß war die Wallfahrt in die Straße gelangt, und gab der Geſellſchaft hinter den Fenſtern manchen Anlaß zu ſpöttiſchen Bemerkungen. Nur der Prinz war etwas nachdenklicher geworden, und verrieth dadurch, wie vielleicht überhaupt durch den Gang zur Wahrſagerin, daß doch eine Ader von Aberglauben wirklich in ihm war.

Die Bildſäule des Herzogs Amadeus von Savoyen ward in dieſer Wallfahrt vorausgetragen; ſie war von den Kindern des Spitals der Barmherzigkeit umgeben. Vor der Geſtalt eines Engels, der das Haupt des heiligen Johannes des Täufers trug, ging ein Muſikchor her, und Büßende folgten dem Bildniß nach. Zwölf Edelleute, ſchwarz gekleidet, mit Degen, hielten jeder eine Fahne, und zwölf Prieſter, von Büßenden umringt, trugen auf ſchwarzem Flor die Marterinſtrumente des Heilands. Hierauf folgte, von drei Prieſtern getragen, und von einem zweiten Muſikchor begleitet, das Bild des heiligen Schweißtuchs. Das Bildniß des todten Erlöſers, in weißen Flor gehüllt, folgte unter einem

Baldachin. Eine dritte Schar von Büßenden umgab endlich die Bildſäule der barmherzigen Mutter Gottes, und ein zahlloſes Volk machte den Nachzug der feierlichen Wallfahrt.

Wie nun eine jede lebhafte Volksmenge, von einer gemeinſamen Idee oder Empfindung erhoben, einen unwillkürlichen Eindruck auf den Zuſchauer macht, ſo wurde auch die leichtfertige Geſellſchaft des Prinzen von einer ernſthaftern, ja feierlichen Stimmung ergriffen. Durch eine unvermuthete Wendung kam das Geſpräch auf Caglioſtro, der auch ſeine erſte Erziehung von der Barmherzigen Brüderſchaft zu Palermo erhalten hatte. Nun war das Gerücht verbreitet worden, es ſei dieſem Zauberer gelungen, aus der Engelsburg in Rom, wo er ſeit mehrern Jahren gefangen ſaß, zu entkommen. Man ſprach im weitern von den geheimnißvollen Mitteln, die Zukunft zu enthüllen, Metalle in Gold zu verwandeln, Lebenstincturen zu bereiten u. dgl. Jeder erzählte, was er darüber erfahren oder von glaubwürdigen Perſonen vernommen habe. Bald war außer dem lächelnden Baron Quinto kein Ungläubiger mehr unter den Spöttern. Man hatte die Bedienten weggeſchickt, und nur dem vertrauteſten Kammerdiener des Prinzen war es gelungen, ſich hinter einer Tapetenwand zu verſtecken, um entweder aus eigener Neugier oder weil er dafür gewonnen war, das Geſpräch zu behorchen. Im größten Vertrauen und gegen ausdrückliches Gelöbniß der Verſchwiegenheit legte der Prinz ein von unbekannter Hand erhaltenes Schreiben vor, in welchem er von Caglioſtro ſelbſt aufgefordert wurde, dem Schüler und Liebling des

Meiſters Vertrauen und Gehör zu ſchenken. Der Schüler war nicht genannt, er würde ſich zur rechten Stunde einfinden, hieß es in dem Briefe.

Alle waren in Erſtaunen verſetzt, und erklärten die Sache für höchſt intereſſant.

Sie iſt ſogar wichtig, behauptete der Prinz, wichtig für unſere Abſichten auf Frankreich. Die Volksmacht nimmt dort mit jedem Tage zu, wir müſſen alle Mittel in Bewegung ſetzen. Die Cabinete halten uns mit Verſprechungen hin; gewiß aber nicht eher, als ſie ihren eigenen Vortheil dabei finden, werden ſie uns Beiſtand leiſten. Die Politik iſt die Selbſtſucht der Staaten. Auch die edelſten, wohlgeſinnteſten Könige ſind nicht frei von mancherlei Rückſichten. Sollte es daher nicht klug ſein, bei den freien, durch keine irdiſchen Verhältniſſe gebundenen Mächten der unſichtbaren Welt Rath und Hülfe zu ſuchen? Muß nicht zu allen hohen Unternehmungen ein unterirdiſches Fundament gelegt werden?

Man ſchlug vor, die Zauberin Sabina erſt über dieſen Fremden, dieſen Vertrauten Caglioſtro's, zu befragen, und der Prinz lobte dieſen Gedanken. Man wollte zuſammen hingehen. Ort und Stunde wurden verabredet.

Der Prinz gab alsdann ſeinen Gäſten zu verſtehen, daß er noch heute das Schloß Valentin beſehen wollte. Der Kammerdiener ſchlüpfte aus ſeinem Verſteck hinter den Verſammelten her.

Gegen Abend ritt der Prinz die ſchöne Allee entlang nach dem Luſtſchloß Valentin, und ließ ſich die ganze Einrichtung des Gebäudes von dem Caſtellan zeigen.

Durch den runden, mit Säulengängen umringten Hof war er zum Hauptgebäude gelangt. Nachdem er Säle und Zimmer, Gänge und Winkel mit Rückſicht auf ſein ſchlimmes Vorhaben durcheilt hatte, machte ihn der Caſtellan aufmerkſam auf einen Durchgang unter der Treppe, der zum Po hinabführte, an deſſen Ufer das Schloß liegt. Hier durchirrte der Prinz den botaniſchen Garten, in welchem ſein arges Auge jedes behagliche Verſteck für ein Rendezvous erſpähte.

In der Nähe einer Grotte verwunderte er ſich, daß nirgends ein Gärtner oder Arbeiter zu erblicken war. Der Caſtellan eilte zurück, um deshalb nachzufragen. Als nun der Prinz in die Grotte trat, fuhr er betroffen und keines Wortes mächtig zurück. Ein ſchöner, kräftiger Mann mit ſchwarzen Augen und langem Bart ſchritt ihm entgegen, in ein weites Gewand gekleidet, um welches ein ſchimmernder, ſeltſam beſchriebener Gürtel gelegt war. Er hielt ein großes Buch aufgeſchlagen, als ob er ſich eben vom Leſen erhoben hätte. Er ſah den Prinz mit ruhig durchforſchendem Blick an und ſprach, als der Erſchrockene unbeweglich ſtand, mit tiefer, klangvoller Stimme:

Der Schüler Caglioſtro's muß ſich dir zeigen, Hoheit, um dich zu beſchämen. Du haſt das Vertrauen zu dir ſelbſt verloren, und biſt aus Frankreich am Tage der Gefahr entwichen. Nun verlierſt du auch das Vertrauen zu mächtigen Freunden? Die Zauberin Sabina willſt du meinetwegen um Rath fragen? Die vor mir erzittern würde, willſt du über mich urtheilen laſſen? Ja, bei ſolchem Unmuth und Mistrauen rufe ich Wehe über dich und Frankreich! Gehe hin und bereite ein Feſt im Valentins-Schloß, um ein edles Fräulein in Verſuchung zu führen. Sind das Unternehmungen, um den Thron von Frankreich zu retten? Gehe, Prinz, verſuche dich in allen Thorheiten und erſpare dir keine Reue! Am Tage des Mismuths werde ich willkommener ſein als heute. Lebe wohl! Nach deinem Valentins-Feſt wirſt du mich wiederſehen.

Er rief feierlich das Zauberwort Abraxas aus und ſchlug das große Buch zu; da fuhr ein Blitz praſſelnd durch die Grotte. Seltſame Lichter zuckten an den Wänden. Geblendet taumelte der Prinz zurück. Es dauerte lange, ehe er ſich ſo weit faſſen konnte, um gedankenvoll nach Turin zurückzueilen.

Neuntes Kapitel.

Die einrückende Beſatzung brachte viel Unruhe nach Nizza. Was anfangs als eine neue Erſcheinung, als glänzendes Schauſpiel, ſehr anziehend geweſen war, ſetzte bald manchen Verdruß und viel Unzufriedenheit ab. Die Einquartierung ward erſt unbequem, dann drückend und endlich unerträglich gefunden. So war es auch natürlich, daß die bewaffneten Scharen, die man erſt in guter Laune für Beſchützer angeſehen hatte, nun in unzufriedenen Köpfen Bangigkeit und Furcht erweckten. Denn man fing an zu berechnen, daß, wo ſo viel Streitkräfte angehäuft würden, auch Gefahr und Kampf zu erwarten ſei. Wirklich wurde ein Lager am linken Ufer des Var abgeſteckt, aber es ging langſam damit zu, und die Truppen häuften ſich indeß in und um Nizza.

Auch heute rückten wieder einige Bataillone und darunter eine Compagnie Grenadiere ein und ſtellten ſich auf dem Dominicanerplatze auf, um aus dem Gemeindehauſe Einquartierungszettel zu erhalten. Wie nun die müden Soldaten, ihre Quartiere ſuchend, durch die engen, höckerigen Gaſſen der Altſtadt umherirrten und hier und da bergauf krochen, fluchten ſie über die ſpitzen Pflaſterſteine und geriethen in Zank mit den zahlreichen Eſeltreibern, deren Thiere, mit Querſäcken auf den Rücken, die engen Gaſſen ſperrten. Noch ungeduldiger wurden ſie, wenn die Einwohner ſich verbargen, hier und dort die Sommerläden ſchloſſen oder ſich unſichtbar hinter den Fenſtern machten, die freilich auf gut nizzardiſch inwendig vom Unrath der Mücken, äußerlich durch eine dicke Staubkruſte undurchſichtig waren. Nur auf hartes Anpochen ging der kleine Schieber des Gitterfenſters auf, und das ängſtliche Geſicht eines Mannes oder einer alten Frau blickte heraus, die am Ende doch die hingereichten Billete ſelbſt nicht leſen konnten, ſondern einen vorübergehenden Mönch oder Beamten abwarten mußten. Mancher harrende Musketier ſtampfte indeß fluchend ſeine Flinte auf die ſchwarze ſchieferne Treppe, daß ſie ſich blätterte, oder bohrte mit dem Bajonnet in der ſchiefernen Einfaſſung der Thür und Fenſter, um ſeinen Zorn auszulaſſen.

Klärchen ſtand in jener Stunde neugierig an der Hausthür, las die Billete der anfragenden Soldaten und wies die freundlichen Burſchen zurecht. Einen hübſchen jungen Grenadier beſchied ſie nebenan, in eine Schenke, und zagte nun dem Billet auf ihr eigenes Haus entgegen. Der Grenadier blieb aber unter der Treppe ſeiner Wohnung ſtehen und wendete, mit dem rechten Arm auf den Flintenlauf gelehnt, kein Auge von dem ſchönen Kinde, deſſen Nachbar er geworden war. Doch ſchien er unter dieſen Betrachtungen noch auf etwas weiteres zu denken; denn als ein älterer Kamerad heranhinkend ſein Billet verwies, und von dem hocherröthenden Klärchen ins Haus zu treten geheißen ward, ſprang jener herbei, unterhandelte lebhaft mit dem Kameraden, und gewann endlich, wer weiß durch welche Verſprechungen, deſſen Billet. Der ältere wandelte mit rother Naſe in die Schenke, der jüngere trat mit verlegenem Gruß bei Klärchen ein.

Nun auf unbeſtimmte Zeit einquartiert, fand Matteo Bonatti, der junge Grenadier, ſtündlich Gelegenheit, ſich mit der Bewirthung zufrieden, gegen die Wirthin höflich, artig gegen Klärchen zu erweiſen. Immer ſauber angekleidet zu gehen, ſeinen Schnurrbart zu wichſen und die prunkende Mütze zu bürſten, ließ er ſich angelegen ſein. Hierin wie in ſeinem ganzen Betragen verrieth ſich ein ſtilles, ſinnendes Gemüth und eine tiefer wurzelnde Neigung, die weder auf flüchtige Liebelei, noch auf ſoldatiſches Erbeuten ausging. Er ſann auf hundert Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten, die dann oft an einer Verlegenheit, manchmal auch an einer Ungeſchicklichkeit ihre zarte Blüte zerbrachen.

Solche taſtende, ſuchende Liebe würde von Klärchen, wenn ſie auch noch nicht ſelbſt geliebt hätte, nicht unverſtanden geblieben ſein. Aber die Bewerbung Bonatti's verſetzte das Mädchen in Angſt und Unbehagen. Was würde Giuſeppe von dir denken? Dies war Klara's ſtille abwehrende Furcht. Darum begegnete ſie dem artigen Soldaten ſo kurz und finſter, vermied bei Geſpielen und Bekannten, von ihm zu reden, und ereiferte ſich, wenn eine Nachbarin ſie mit dem ſchönen Grenadier neckte. Sie war oft unartig genug, wenn ihre Muhme außer dem Zimmer zu thun hatte, auch hinauszulaufen, aus Furcht, Giuſeppe möchte, wenn er vorüberkommend durch die Fenſter hereinſchaute oder gar in die Stube träte, ſie mit dem Soldaten allein finden. Auch ſuchte ſie dadurch jeder nähern Erklärung des jungen Mannes auszuweichen. So oft es nur anging, brachte ſie jetzt ihre Zeit bei der Baronin zu; ja, ſie gewann es über die einſame Brigitta, ihr Unterricht auf der Harfe und im Geſang zu geben; da denn bei ängſtlicher Uebung, um ja die Lehrerin vergnügt zu erhalten, ihr von Natur gutes Talent die erſtaunlichſten Fortſchritte machte.

Die Nachrichten, welche Giuſeppe über dieſe räthſelhafte Frau beigebracht hatte, regten nur, ſtatt gehoffter Befriedigung, neue Vermuthungen an und machten das Räthſelhafte noch dunkler. Der Faden, an dem man dieſe verworrene Geſchichte aufzuwickeln dachte, hatte den Wirrwarr nur noch feſter zuſammengezogen.

Inzwiſchen war es mit Brigitta's Schwermuth doch etwas beſſer geworden. Sie hatte nämlich aus Rückſicht für ihre Wohlthäterin, die Baronin, nach und nach ſoviel über ſich vermocht, daß ſie an häuslichen Beſchäftigungen Antheil nahm. Die regelmäßigen Beſorgungen, die wiederkehrenden Handgriffe ſchienen die gedrückte Seele zu erleichtern. Die Baronin freute ſich um Brigitta's und ihrer ſelbſt willen, da ihr nun manche kleine Beſorgniß abgenommen war und ihr Gemahl ſich in ſeinen kleinen Eigenſinnigkeiten befriedigter fand.

Giuſeppe verkehrte indeß in keiner ſehr aufgeräumten Gemüthsſtimmung. Gleich nach ſeiner Rückkunft aus dem Gebirge hatte er ſich bei der Familie des

Barons verabſchiedet, um nach Hauſe zurückzukehren. Eine ihm bisher unbekannte Sehnſucht trieb ihn nach ſeinem väterlichen Dache. Inmitten jener verwegenen und umſchweifenden Geſellen, die ſich zu einem greulichen Unternehmen verbunden hatten, war er ſich mit einmal wie heimatlos und in krankhafter Phantaſie wie ein Felsſtück vorgekommen, das, von der Höhe des Berges losgeriſſen, hinabrolle und in einem Sumpf verſinke. Zu Hauſe angelangt, hatte er ſich mehrtägigen Vorwürfen und Hintanſetzungen ſeines ſtrengen Vaters ſtillſchweigend unterworfen und, indem er ſich täglich zu den Haus- und Feldarbeiten des Frühlings unverdroſſen anließ, den alten Adrian allmählich verſöhnt. Er fühlte ſich nun ganz leidlich „in ſeines Vaters Pflug eingejocht“, wie er ſich ſonſt in ſeiner Ungeduld auszudrücken pflegte. So oft er abkommen konnte, umſchlich er das Schloß und den Garten des Marcheſe, um ſich bei einem der aus- und eingehenden Dienſtboten oder bei dem alten Gärtner, der ihn wohl leiden konnte, nach dem Herrn und deſſen Rückkehr aus Turin zu erkundigen. Eine Angſt überfiel ihn jedesmal bei dem Gedanken an dieſe Rückkehr; aber er ſchwieg gegen jedermann von dem Plan, den man wider das Leben des Marcheſen gefaßt hatte. Denn für eingeweiht in die Geheimniſſe der Verſchworenen zu gelten, mußte ihn ja ſelbſt in die größte Verlegenheit und Gefahr bringen. Auch wollte er im ſtillen und ganz allein den Marcheſe retten und durch eine ſolche That die verlorene Gunſt ſeines alten Wohlthäters wiedergewinnen. Er wußte, daß Malvi nie, ohne voraus angemeldet zu ſein, zurückkehrte. Was dann aber zu thun ſei, darüber war er ſelbſt in einer qualvollen Unentſchloſſenheit.

Eines Abends ſtand er am Fenſter ſeines Dachſtübchens, aus welchem er zwiſchen den Nachbarhäuſern hindurch ein Stück des Schloſſes und eine Gruppe hoher Pappeln vor demſelben erblicken konnte. Die braune Wange auf die linke Fauſt geſtemmt, ſah er mit feuchtglänzendem Auge hinüber, wie die Fenſter des Schloſſes im Feuer der Abendſonne glänzten und die wallenden Aeſte der Pappeln den ſtürmiſchen Meereswind athmeten.

Das Schloß ſoll ich nicht mehr betreten, ſtolzer Marcheſe, dachte er. Wie? Darf ich auch nicht mehr an deine Tochter denken? Aber ich will an ſie denken, und nur an ſie denken, ſo gut, als ich auf dein Dach ſehe. Keinem Wilde will ich mehr nachſchleichen, auf kein rothes Rebhuhn mehr abdrücken; nur der Marcheſentochter will ich zu Gefallen gehen, nur Blanca Malvi ſoll mein Ziel ſein. Alles, alles will ich thun, was nicht in dein Schloß gehen heißt: bleibt mir dann noch etwas übrig, Marcheſe? Iſt denn dein Schloß die Welt? — Eigentlich bleibt mir doch nichts übrig. O, dieſer Schurke von Marcheſe hat mich doch um alles gebracht. Denn wahrlich, alles außerhalb des Schloſſes iſt mir eben all zuſammen nichts werth; ich ſelbſt bin mir ohne Blanca nichts werth. Was? Hat mich der Himmel darum zu etwas gemacht, damit mich ein Marcheſe zu nichts machen ſolle? Iſt ein Marcheſe mehr als ein Menſch? Oder habe ich nicht vielmehr ein Recht, mich um ſeine Tochter zu bewerben, weil ich ohne ſie nichts werth bin? Wenn mich der Himmel gleichſam als einen

Ring gemacht hat, ſo iſt meine Sehnſucht nichts anders, als das Grübchen für einen Juwel, und nur Blanca paßt für meine Sehnſucht. Bin ich doch nicht von ſchlechterm Metall als irgendein Marcheſenſohn in Piemont, und ich bin rechtſchaffen daran, mich auch zu glätten; ohne ſie aber bin ich und bleibe nur ein unfertiger Ring, zu nichts werth, als etwa verſchmelzen zu werden und im Troß unterzugehen. So müßte ich alſo doch in jenes Schloß und meinen Rubin holen? Marcheſe Malvi, ſiehſt du die Fauſt, die ſich mir von ſelbſt an dieſem Arme ballt? — Baſta! Brauche ich denn ins Schloß? Juchhe! Iſt nicht Blanca draußen? Iſt nicht mein Juwel auf dem freien Markt, den mir der Marcheſe nicht verſchließen kann? Ich bin kein Fürſt, kein Graf; aber den Juwel muß ich haben, der in meine Sehnſucht paßt. Ein fertiger Ring will ich werden und am Finger des Lebens glänzen. Und ich will, und will—! Kaufen freilich kann ich den ſchönen Juwel nicht, den herrlichen Rubin. Rauben? Nein! — Erbeuten? Mein roth Rebhuhn erjagen? — Wer weiß denn, ob die Malvis nicht in frühern Zeiten Wegelagerer geweſen ſind und ſich durch Erbeuten groß und reich gemacht haben. Hat mir doch der deutſche Baron, ſelbſt ein Adelicher, erzählt, daß viele große Familien ſolcher Abkunft ſind. Und ſchwerlich iſt einer damals ſtattlicher ins Gebirge gegangen, als Giuſeppe Adrian geht. Welchen Anfang hätte ich damals machen können zu einem ausgezeichneten Geſchlecht! Und jetzt ſoll das nicht mehr geſchehen können? Ei, iſt es nicht viel beſſer, daß das alte Marcheſenblut der Malvi durch einen Urtropfen, durch einen friſchen Freibeuter verjüngt werde? Ha, ich will ins Gebirge hinaus —! Heilige Mutter Gottes! Sie wollen ja dem Marcheſe auflauern, ihn ermorden. Er ſteht ſchon auf der Liſte der Opfer, die nach und nach fallen ſollen. Auf! Ich muß in die Berge hinaus! Der ſtolze Mann ſoll ſehen, was ich für ihn zu thun vermag. — Oder halt, Giuſeppe! Laß die Männer doch gewähren; es iſt ja zu deinem Glück! Wenn das Futteral zerbrochen wird, fällt der Juwel heraus; er iſt ohne weiteres dein oder du erhältſt ihn von den Räubern um einen Spottpreis; ſie kennen ja ſeinen Werth nicht und wiſſen nicht, wohin er paßt. — Nein, wahrlich nein! Vater Malvi! Meinen Wohlthäter? Bei Gott und den Heiligen, nein und nimmer! Ha, ſie ſollen es wagen, dieſe Gauner des Gebirges! — Ei was! Sie werden's auch ſo ſchlimm nicht meinen! Und freilich wär's der beſte Weg, der kürzeſte für mich zu Blanca's Beſitz. Was kann auch ich eigentlich für Vater Malvi thun? Gar nichts kann ich thun. Der hochmüthige Mann! Er braucht unſereinen nicht; er verbietet mir ja das Haus; er würde ſich gar nicht einmal bedanken. So mag er denn zuſehen —! Nein, — und doch nicht! Was ich für ihn thun kann? Ich weiß es eben noch nicht; wenn ich aber ſo elend und erbärmlich wäre, daß ich für Vater Malvi nichts thun und wagen könnte, müßte ich mich nicht ins Herz hinein ſchämen, ſeine Tochter zu begehren?

Giuſeppe's Vater trat herein, mit Papieren unterm Arm. Du biſt wieder müßig, brummte er, und bedenkſt nicht, daß den Unbeſchäftigten der böſe Feind an ſeinen Strang zu tirren ſucht? Hier haſt du Beſchäftigung!

Er legte ihm die Papiere vor, eine flüchtig geſchriebene Liſte, die Giuſeppe ins Reine bringen ſollte, und auf welcher diejenigen Einwohner namhaft gemacht waren, die am öfterſten gebeichtet hatten. Solche Verzeichniſſe mußten nach Vorſchrift der piemonteſiſchen Geſetze und nach Anordnung der Regierung von den Ortsvorſtänden regelmäßig eingeſchickt werden, weil bei der Auswahl von königlichen Beamten und Bedienſteten darauf geſehen wurde, wer am öfterſten gebeichtet hatte.

Giuſeppe erſchrak beim Anblick der Liſte, weil er ſich bewußt war, in dieſem Quartal auch nicht ein einziges mal gebeichtet zu haben. Adrian ſah den Sohn ſcharf an; dieſen Vorwurf eben hatte er ihm machen wollen, da er ſonſt die Liſte ſelbſt würde abgeſchrieben haben.

Giuſeppe bekannte offenherzig ſeine Schuld; er verſprach, künftighin eifrig zu ſein, und bat nur um einen Tag Aufſchub wegen der Liſte, indem er auf der Stelle zum Pfarrer Briani hinübergehen wolle, um noch mit auf das Verzeichniß geſetzt zu werden.

Kopfſchüttelnd ſprach der Vater:

Ich weiß nicht, was ich auf deine Vorſätze und Zuſagen geben ſoll. Was verſprichſt du nicht alles und hältſt es nicht? Schon deine ſchönen freien Anlagen verſprachen mir viel, und wie wenig hält deine loſe Lebensweiſe Wort! Wenn ich dich hart anlaſſe, beſchwerſt du dich und berufſt dich darauf, kein Kind mehr zu ſein; worin zeigſt du dich denn aber als Mann? Etwa darin, daß du gute Vorſätze unverbrüchlich hielteſt, auch wenn ſie leicht zerreißbar ſind? Willſt du dich ſelbſt beſtimmen und nicht von andern angetrieben werden, ſo binde dich auch ſelbſt und achte die Feſſeln nicht gering, die man ſo leicht brechen kann. Nein! Gehorſam gehört dir noch wie einem Knaben; denn du willſt mehr als Knabe ſein, blos um ungebunden zu leben. Das haſt du an jenem Tage im Schloſſe drüben deutlich gezeigt. Wie magſt du dir gegen einen Mann, wie den Marcheſe, ich will nicht ſagen, der dir ſo viel Gunſt und Gnade erwieſen hat, ſondern gegen einen Mann von ſolchem Stande und Range, dieſe Verwegenheit herausnehmen, ſeine Tochter zu küſſen? Heilloſer Junge! Mit einer Marcheſentochter wie mit einer Bauerndirne ſich einen Spaß zu machen —, es iſt wahrhaftig gar nicht zu begreifen! Wenn der alte Herr auf den Gedanken gekommen wäre, du hätteſt eine Neigung für ſein Kind, ich könnte mich gar nicht darüber wundern. Daß du aber nicht dieſes höchſten Unſinnes fähig biſt, entſchuldigt jene Verwegenheit, jenes loſe Betragen nicht. Siehſt du, Junge, wenn Blanca mit einem Bräutigam von Turin zurückkehrte und ſolcher Herr erführe, daß du ſeine Braut anzurühren gewagt hätteſt, und er prügelte dich durch wie einen näſchigen Jagdhund, rufen würde ich: Schlagen Sie zu, immer zu, Herr Baron oder Graf, nach Umſtänden, zu, zu —! Iſt denn kein Ding da, daß ich gleich ſelbſt zuſchlage!

Der Alte hatte ſich wirklich ſo in die Wuth hineingepoltert, daß er wie raſend herumfuhr und ſchon in Ermangelung eines Stocks nach einem Stuhl griff.

Stumm entwich Giuſeppe. Bebend und ſchwindelig bei dem Gedanken an einen Bräutigam Blanca's irrte er durch das Dorf, grüßte niemand, antwortete auf keinen Gruß, und ſtand endlich unbewußt, wie vom Inſtinct feſtgehalten, eine lange Weile vor der Wohnung des alten Pfarrers. Wie er ſich beſann, trat er hinein.

Zehntes Kapitel.

Die Hausthür war nur angelehnt und öffnete ſich ohne Geräuſch. Im Vorplatze ſtand auf einer hohen Mehlkiſte eine Lampe, die an einem alten Oelgemälde hinauf ihr grelles Streiflicht warf. Es ſtellte den verlorenen Sohn dar, wie er mit verworrenen Haaren und verzweiflungsvoller Miene in Geſellſchaft der Schweine und von ihrem Futter ißt. Von ſeltſamen Erinnerungen bewegt, blieb Giuſeppe vor dem Bilde ſtehen; eine Angſt überfiel ihn vor dem Hunger, der zum Trog der Schweine treiben könnte. Mit Wehmuth gedachte er ſeiner nun verheiratheten Muhme, die ihn als Knaben in die Kirche und ins Feld mitgenommen, ihm täglich und ſtündlich die Geſchichte vom verlorenen Sohn erzählt und ihn jedesmal unter Thränen beſchworen hatte, fromm und gehorſam zu ſein. So oft er dann in ſpätern Jahren zu dem Pfarrer Briani hier ins Haus gegangen war, hatte ihn dies Bild ergriffen und erſchüttert. Oft genug von einem ſtrengen Vater geſcholten, ja gezüchtigt, hatte ihn bei lebhafter Einbildungskraft in mancher betrübten Stunde das Gefühl überſchlichen, er ſei ein verlorener, verworfener Sohn. Solche Erinnerungen kehrten jetzt zurück, als er vor dem Bilde ſtand. Eine Magd, die in der Küche junge Tauben rupfte und ihn kannte, ſtörte ihn nicht in der Wehmuth, die ihn durchrieſelte. Vor ihm auf einer Strohmatte ſpielten indeß drei junge Katzen, balgten ſich und hackten mit krummen Pfoten nach dem wedelnden Schweif der Mutter, die dann mit einem mal dazwiſchen fuhr, die Kinder durcheinanderwälzte, und mit einem buckeligen Satze in die Küche verſchwand. Eine fromme Stille herrſchte im Vorplatze, zuweilen nur aus dem Zimmer von kurzem, heftigem Huſten des Pfarrers Briani unterbrochen.

Als Giuſeppe die weiß angeſtrichenen Treppentritte zum Zimmer des Pfarrers beſtieg, las er an der braunen Thür in Kreideſchrift die Worte: „Laß die Welt draußen!“ Verwundert trat er ein und fand den ehrwürdigen Briani ruhend und leſend auf dem kattunenen Ruhelager. Herzlich empfing ihn der Alte, und die Schweſter, die ihm haushielt, verließ im Nebenkämmerchen die Spindel, um den ſeltenen Gaſt mit liebreichen Vorwürfen zu empfangen.

Wie wohl und friedlich ward es dem Jüngling, als ſeine Hand in den heißen Händen des Pfarrers ruhte, als er in das von Büchern ſchnell geräumte Eckchen des Polſterſitzes ſank.

Wo treibſt du dich doch umher, mein Sohn, daß du mich nicht mehr beſuchſt? fragte, ſobald Anna nach der Küche geſchlarft war, der Greis. Komm, blicke mich an, daß ich ſehe, ob kein Arg, keine Ruchloſigkeit in dein Auge gekommen iſt. Doch nein, mein Junge, ich finde nichts! Das wäre nun gut; aber du ließeſt mich hinſterben, Giuſeppe, und erführſt es vielleicht erſt, wenn die Leute aus der dritten Seelenmeſſe kämen. Wie?

Giuſeppe fragte nach dem Befinden. Iſt nicht zum beſten, antwortete der Alte. Mein Huſten iſt in dieſem Frühjahr wieder ärger, und ich muß oft wochenlang einſtecken. Unſere friſchen Hügel kann ich kaum beſteigen; von den gilbenden Weiden, den blumigen Wieſenthälern habe ich wenig zu ſehen gekriegt. Wenn die Pomeranzen gebrochen werden, die Blütenkätzchen von den Nußbäumen rieſeln, war ich ſonſt immer ſo glücklich. Ich ließ mich die kleinen Regenſchauer nicht verdrießen, um draußen im Anblick der friſchglänzenden Gebirge zu wandeln. Oder ich träumte, wenn im Dufte der hohen See die Segel zuckten, die Seligen mit weißen Tüchern winken zu ſehen. Wenn ich dann einmal vor die Thür komme, freue ich mich, einem alten Bekannten zu begegnen, der mir wol zuruft: Gottlob! daß Ihr noch bei der Hand ſeid, Antonio, und Euch wieder einmal im Sterbenmüſſen geirrt habt. — Je nun, antworte ich darauf, gepackt habe ich auch längſt, aber der rechte Wind will noch nicht kommen, um die Anker zu lichten. Und nun nehme ich im voraus wieder Abſchied von den Begegnenden; denn wer kann auch ſagen, ob nicht der Wind einmal über Nacht wechſelt und mir keine Zeit gönnt, meinen Bekannten anmelden zu laſſen, daß ich nun abſegele. Dann wird's einmal eines Morgens heißen: Sagt, was macht denn der gute Antonio Briani?

Man kriegt ihn ja nicht mehr zu ſehen. Ei, wird man antworten, Ihr werdet ihn auch nicht mehr zu ſehen kriegen. Wißt Ihr denn noch nicht, daß er jüngſte Nacht abgefahren iſt? Ja freilich iſt er abgeſegelt, der Wind war auf einmal gekommen. Ei ſeht doch, erwidert nun der andere, das thut mir ja recht leid; aber er hatte freilich lange genug auf den rechten Wind gewartet. Der Herr habe ihn ſelig!

Er huſtete aus hohler Bruſt mit großer Anſtrengung, lächelte aber beim erſten Stillſtand Giuſeppe die Frage zu, ob er zum Beſuch oder eines Anliegens halber gekommen ſei. Und als der Jüngling offen, wie er vor dem alten Lehrer ſtets geſtimmt war, den Vorfall mit ſeinem Vater erzählt und um Beichtabhör gebeten hatte, verſetzte Briani: Alſo aus Gehorſam, nicht aus Neigung biſt du heute gekommen? Aber ich will dir keinen Vorwurf machen; vielmehr iſt heutigentags Gehorſam mehr werth als Vorliebe; denn dieſe iſt gewöhnlich gar ſelbſtſüchtig, Gehorſam aber iſt doch höherer Abkunft.

Briani erhob ſich nun und rief durch die Thür: Schweſter, es iſt jetzt hier geſchloſſen! Rückte dann einen Lehnſeſſel an den Betſtuhl, der unter einem großen Crucifix ſtand, und nahm dem niederknienden Jüngling in freundſchaftlicher Beſprechung die Beichte ab; worauf er wieder durch die Thür rief: Anna, es iſt hier wieder offen und Giuſeppe ißt mit zu Nacht.

Ja, Giuſeppe, es wird dir bei deinem Vater heute doch nicht zum beſten ſchmecken, fuhr er fort. Ich habe letzthin auch mit dem ſtrengen Mann deinetwegen geſprochen. Ich weiß, du achteſt und liebſt deinen Vater, darum kann ich ſchon freier über euere Lage mit dir reden. Ihr ſeid mit Euern Wünſchen ſchon am Ziel, lieber Adrian, habe ich ihm geſagt; gönnt nun doch einem jungen Menſchen, der es noch nicht iſt, ins Ungemeſſene zu ſchwärmen; es iſt ja kein ſchlimmes Zeichen, wer einen freien, fliegenden Geiſt hat. Er iſt ſonſt ein wackerer Mann, dein Vater; aber eben durch das, was alle Welt ſein Glück nennt, iſt er ſo eng gebunden. Noch ſehr jung gelangte er durch ſeines Vaters frühen Tod, als Erſtgeborener, während ſeine Brüder leicht abgefunden wurden, in den Beſitz des ſchönen Lehnguts. Ehe er ſich noch in andern Kreiſen menſchlicher Thätigkeit umgeſehen, ward ihm durch Einfluß unſers Herrn Marcheſe das Vorſteheramt der Gemeinde Drappo übertragen. Pünktlich wie er iſt, und da er das Doppelglück, genährt und geehrt zu ſein, dieſer Pünktlichkeit verdankt, ſieht er nun Pünktlichkeit für die erſte Tugend an. Und gerade daran fehlt es dir, Giuſeppe. Selbſt daß du ſein einziges Kind biſt, engt den guten Mann ein; denn wie erſt ſeine Erfahrungen einſeitig herbeikamen, gehen nun auch ſeine Sorgen auf den einen Punkt hinaus, auf Ueberlieferung ſeines Zuſtandes und Glücks an dich, ſeinen Sohn. Ja, hätte er, im Leben vielfach umhergetrieben, aus vielfältigen Unternehmungen und Wagniſſen ſein Fortkommen zuſammenſpinnen müſſen, hätte er jetzt für eine Anzahl Kinder verſchiedene Wege des Unterkommens nach ihren verſchiedenen Anlagen aufzuſuchen nöthig, dann würde er gewiß anders denken, würde freier ſein in Anerkennung fremder und abweichender Richtungen des Lebens. Sein einziges Kind, wenn es einen abweichenden Weg geht, kann man leicht als ein ungerathenes haſſen und verſtoßen; erſt mehrere Kinder zeigen, wie das menſchliche Weſen eben mannichfaltig iſt, und man hält nun über einem jeden viel liebevoller, um doch in den einzelnen zuſammen ein Ganzes zu haben. Mit jedem Kinde wird ein neuer Faden aus dem älterlichen Herzen gezogen und hilft ein unzerreißbares Band weben. Nebſtdem dürfen wir aber auch nicht vergeſſen, mein Sohn, was dein Vater durch deiner Mutter frühen Tod gelitten hat und fortwährend entbehrt. Sie war eine kräftige, blühende Frau, von jenem freien und fröhlichen Naturell, das auf dich übergegangen zu ſein ſcheint. Weil ſie ſo rüſtig ausſah, fand dein Vater kein Bedenken dabei, daß ſie dich als ein Kind von fünf Vierteljahren noch nicht von der Bruſt entwöhnte. In der Zeit ſtarb nun des Marcheſe Gemahlin in den Wochen. Der Marcheſe war in der größten Beſorgniß um ſein zärtliches Töchterlein, und ſo übernahm deine gute dienſtfertige Mutter die kleine Blanca noch dazu. Es koſtete ihr das Leben; denn die feurige Frau faßte den eigenen Stolz, ihren Erſtgeborenen durchaus noch eine Weile neben der Marcheſentochter zu nähren, um nicht zu ſcheinen, als ob ſie ihr eigenes Kind um eines vornehmern willen zurückſetze. So legte ſie den Grund zu einem Bruſtfieber, an dem ſie ſchnell dahinſchied.

Mit welcher Luſt, mit welchem Stolz hörte Giuſeppe dem freundlichen Alten zu. Nur allzubald für ſeine Empfindungen kam die alte Anna herein und trug die jungen Tauben mit jungem Lattich auf. Doch auch ſie lenkte bald in daſſelbe Gleis der Unterhaltung und erzählte von ihrem Liebling, Blanca Malvi.

Ich bin doch begierig, zu vernehmen, ſagte der alte Briani, wie meiner edeln Schülerin die Auſter des Hoflebens geſchmeckt haben wird.

Die Auſter? Wie meint Ihr das? fragte Giuſeppe, und jener fuhr fort: O, dies moraliſch aufgelöſte, innerlich halt- und geſtaltloſe menſchliche Daſein des Hoflebens, das nur äußerlich durch die Schale der Convenienz und Heuchelei zuſammengehalten wird! Dort kann ſich meine Schülerin nicht wohl fühlen.

Nein, nein, das kann ſie wahrlich nicht! rief Giuſeppe; dort kann ſie auch kein Herz faſſen und zuſtimmen, wenn ſelbſt der vornehmſte . . .

Er erröthete und ſchlug die Augen nieder.

Ihre fromme, gläubige Seele, fuhr Briani fort, wie könnte ſie in jenem feinen, kalten Luftkreis des Unglaubens, der die Höhe des Throns umgibt, fröhlich athmen? Und doch iſt jene Luft voll Dünſte des Aberglaubens; denn der Menſch kann nun einmal das Gefühl des Ueberſinnlichen nicht los werden; er verlacht das Göttliche und ängſtigt ſich in böſen Künſten ab.

Und wo kein Glaube iſt, da iſt auch keine Liebe, nicht wahr, Vater Briani? fragte Giuſeppe.

Briani nickte lächelnd und brach dann mit den Worten ab: Iſt in Nizza nichts vorgefallen? Der Uebermuth unſerer Soldaten wird bald auch die ruhigen Bürger aufregen, nachdem die unruhigen längſt wider die Regierung eingenommen ſind. Ich muß nur geſtehen, ich verſpreche mir wenig von dieſen prahleriſchen Soldaten.

Jedes große Unternehmen ſoll mit Begeiſterung, aber auch mit frommer Beſcheidenheit anheben. Wie ſieht es nun mit unſern Helden aus? Die gezwungenen, widerwilligen Haufen unſerer Freiwilligen fürchten den Feind, die andern verachten ihn großſprecheriſch. Dieſe wie jene werden dem Widerſtande der begeiſterten Franzoſen unterliegen. Was haben wir zu hoffen? Schlimme Zeit, wenn es die Franzoſen auf unſer Nizza wirklich abſehen ſollten und nun hereinbrechen! Wie werden unſere ſtillen Fahrgleiſe des Lebens durchſchnitten werden! Wie mancher wird, hier- oder dorthin geſtoßen, zu Grunde gehen oder vielleicht auch emporſteigen!

Ei, mein frommer Lehrer, lächelte Giuſeppe, Ihr legt es auf Verführung an. Ich habe mir die Warnung, die mit Kreideſchrift an der Thür ſteht, wohl gemerkt.

„Laß die Welt draußen?“ Das gilt nur mir, mein Sohn, verſetzte Briani. Mein Arzt hat es hingeſchrieben, weil ich mich, zum Nachtheil für meine Geſundheit wie er meint, zu lebhaft für die jetzige Zeit intereſſire. Ich ſoll mich losreißen von dieſer ungeſtümen Mitwelt, als ob ich eigentlich leben könnte, ohne auch mit zu leben. Es iſt wahr, ich ereifere mich leicht ein wenig über dieſe Zeitbewegung, und dann droht gleich mein Huſten mich, wenn ich nicht freiwillig abſtehe, mit Gewalt von dieſem Leben abzulöſen. Aber laſſet doch immerhin dieſen Aufruhr mich erdrücken, indem ich ihn ſegne! Dieſe neugeborene Zeit ſaugt ſich in der erſten Stunde mit aller Heftigkeit eines hungerigen Kindes an die Bruſt der Menſchen, in denen die Milch der

Begeiſterung ſticht. Ach, und eine ſolche Bruſt iſt nicht immer die ſtärkſte. Siehſt du, wie ich da in den Büchern ſtecke? Mit allen Geſchichten der Völker habe ich mich umgeben. Nach den zurückgelegten Zeiten blicke ich in dieſen angſtvollen Tagen der Geburt einer neuen Zeit. Ach! dieſe ächzende Europa, die ſchon ſo manches Ungeheuer geboren hat, wehrt ſich mit Kopf und Händen gegen das ſegenbringende Weſen, das ihren Schoos wider ihren Willen verläßt. Ich muß mich drein fügen, daß ich den Ausgang nicht erlebe; wäre ich aber noch einmal ſo jung wie du, Giuſeppe, ich würde mich in das Gewühl hineinſtürzen und meinen Antheil an der Zukunft fordern und nehmen.

Er wurde durch heftigen Huſten unterbrochen. Die Schweſter bat mit betrübtem Blick und warnendem Finger; er aber fuhr kopfſchüttelnd und mit heiſerer Stimme fort:

Dennoch treibe ich dich nicht an, Giuſeppe, ein ſolches zu thun. Es geht mir wie deiner ſeligen Mutter, indem ich die neugeborene Zeit an meine Bruſt nehme, mag ich dich reifern Schüler nicht davon entwöhnen. O, ich möchte dich mit allen Armen von dem zurückhalten, was mich elenden Graukopf dahinreißt. Müßteſt du aber eines Tags thun, was du nicht laſſen könnteſt, oder riſſe der Zufall dich hinein, höre meine Warnung, die Beſchwörung deines alten Lehrers, der dich darob nicht tadelt, deſſen Ruf und Huſten du dann nicht vernehmen wirſt: Halte feſt an Sittlichkeit und Religion! Alles wird brechen, was übers Jahrtauſend beſtanden hat; Rechte und Gewohnheiten, Aemter und Anſehen werden umſtürzen, Sitten und Gebräuche ſich umkehren; was du faſſeſt, wird zerfließen, worauf du fußeſt, zerrinnen. Halte an Sittlichkeit und Religion feſt, damit du dich nicht ſelbſt einbüßeſt, wenn alles um dich einſinkt. Nach Freiheit ſchreien ſie und, indem ſie ſich los von allem reißen, glauben ſie frei zu ſein. Wird ja doch auch das Kind von der Mutter entbunden; aber bevor es laufen kann, hütet ein Mutterauge, hält und hebt ein Mutterarm das unbeholfene Geſchöpf. Alſo ſtelle dich unter das himmliſche Auge der Religion, reiße dich vom göttlichen Arm der Sittlichkeit nicht los. Heilige Freiheit, du kommſt, du nahſt, um den lange mishandelten Sklaven der Tyrannei die Ketten zu löſen; du ſchwebſt, o du hohe Braut, mit einer Ausſteuer aller Gaben des Glücks hernieder zu einem mündigen Volk! O, halte zuvor ihre Hände, daß ſie nicht wüthen; richte ihr Antlitz nach oben, damit ſie ſich beſinnen und faſſen!

Briani's Augen glänzten, er kämpfte mit ausgebreiteten Armen um Luft; aber der Huſten übermannte ihn. Er warf Blut aus unter krampfhaften Bewegungen der Bruſt.

Giuſeppe ſtand in jener Angſt, die leiden ſieht, ohne lindern zu können. Den Greis, der gebückt mit der Stirn am gehobenen Arm gegen die Wand lehnte, umfaßte die Schweſter ängſtlich um die Schultern, indem ſie rückwärts gegen Giuſeppe flüſterte: Es iſt zum Glück nicht die Lunge, die leidet, die Lunge iſt noch recht gut; aber es ſind verſchlagene . . . ich weiß nicht, wie ſie der Arzt nennt; es liegt nur im Blut; aber es iſt allerdings etwas recht Verſchlagenes und Hämiſches dabei im Spiel.

Wie Briani ſich ein wenig erholte, deutete er nach einem Medicinglaſe und Giuſeppe eilte herbei, ihm die Hand zu drücken und zu küſſen. Briani nickte ihm lächelnd nach, als er Gute Nacht wünſchend ſich entfernte.

Elftes Kapitel.

Der ehrwürdige Briani fühlte ſich dennoch am andern Morgen hinreichend wohl, um die Meſſe zu leſen. Giuſeppe hatte dieſelbe mit viel guter Empfindung angehört und ſaß hernach feſttäglich geſtimmt in der Laube am väterlichen Hauſe. Er beſann ſich auf die begeiſterten Worte des Pfarrers, und dieſer Segen, über eine ſo allgemein gefürchtete oder doch verwünſchte Zeit ausgeſprochen, ſetzte den Jüngling in Nachdenken und Verwunderung. Dennoch wollte dieſe Begeiſterung eines angebeteten Lehrers ſein Herz nicht recht ergreifen und übte keine Anſteckung auf ſein Gemüth aus. Er gedachte wol ſeiner Geliebten und wünſchte mit Freuden einem Unternehmen den Sieg, das die weite Kluft zwiſchen ſeines Vaters und des Marcheſe Stand zu ebenen verſprach; ſelbſt aber zuzugreifen und ſich in den Streit zu miſchen, bangte ihm, weil er es für Ruchloſigkeit hielt, an die alten ehrwürdigen Verhältniſſe zu rühren. Blanca's Liebe ſollte alles ausgleichen und verſöhnen, die freie Zuſtimmung des Marcheſe zu ihrem häuslichen Glück nicht fehlen. Hatte ja Blanca wirklich gut für ihn geſprochen, und war das nicht ſoviel, als ob ſie ihm ſchon ihre Ausſteuer gezeigt hätte? Wenn freilich der alte Marcheſe durch nichts zu bewegen wäre, wenn Blanca ſelbſt ihren Geliebten auffordern würde, ihren Beſitz zu erkämpfen, ja dann —! Er konnte den Gedanken, was er alsdann zu unternehmen, zu wagen, durchzuſetzen fähig ſein würde, nicht umfaſſen. Ein ſchwarzer Abgrund ging vor ſeiner Phantaſie auf, ſein Herz pochte, die Adern an ſeinem Halſe ſchlugen.

Unter ſolchen Empfindungen und Betrachtungen vernahm er eine herannahende Geſellſchaft. Es war die deutſche Familie aus Nizza, nebſt Brigitten, dem Pfarrer Francesco und Klärchen, das allen zuvoreilte, um mit großer Selbſtzufriedenheit das Haus des Schulzen Adrian anzudeuten.

Man hatte ſich nämlich ſo an die Beſuche des Jünglings gewöhnt, daß man ihn ſehr ungern ausbleiben ſah. Da man ſich dies Ausbleiben nicht erklären konnte und die Veranlaſſung zu errathen ſuchte, war Klärchen zuerſt mit dem Vorſchlag zur Hand geweſen, einen Ausflug in die Gegend zu thun und Giuſeppe aus Trappo mitzunehmen.

Der alte Adrian hatte den Umgang ſeines Sohnes mit der deutſchen Familie nur ungern geſehen und ging daher den Fremdlingen mit etwas finſterm Blick und trotzigem Mund entgegen. Als er indeß den Pfarrer Francesco bemerkte, empfing er die Geſellſchaft auf ziemlich unbefangene, aber ſehr ehrerbietige Weiſe und bewirthete ſie mit Früchten.

Man hatte vor, die St.-Andreasgrotte und von da die ſogenannte Feenkufe zu beſehen, und ſo brach man in heiterſter Stimmung auf, Giuſeppe an der Spitze. Der von Frühlingsregen angeſchwollene Paglione begünſtigte das Intereſſante des Zuges, denn über dem Schloſſe St.-Andreas, das auf einem Felſen thront, theilt ſich dieſer Bergſtrom in zwei Arme, deren einer, in eine Schlucht eingezwängt, am Fuß grauſenhafter Abſtürze dahinrollt. Nach einer Viertelſtunde kamen ſie an einen Ort, wo einſt dem Gewäſſer von zuſammentretenden Felſen der Weg geſperrt geweſen. Nach und nach waren jedoch die zürnend-ankämpfenden Wellen durchgebrochen und hatten in dieſem Kampfgewühl in dem Felſen eine Höhle gebildet, die nach dem benachbarten Schloſſe die St.-Andreashöhle hieß. Das Innere der Grotte war mit Waſſerpflanzen ausgeſchmückt, die in grünen, üppigen Gewinden herabhingen.

Mehrere wagten ſich ſo nahe, als es das hohe Waſſer zuließ, an die Grotte, um den ängſtlich ſchönen Anblick zu genießen. Vor allen drängte ſich Brigitta dahin. Sie ſah dem Wirbel der Wellen, die mit den hängenden Gewinden ſpielten, lächelnd und vergnügt zu, vergaß ihrer Umgebung und verſank in Träumerei. Wie ſolche Gemüther leicht in phantaſtiſche Vorſtellungen verfallen, ſo kam es ihr vor, als könnte ſie in dieſer ſtillen, kühlen Grotte als eine Nymphe wohnen, einſam, träumend, lächelnd, ſtumm von dieſen Geſpielen umgeben, den Wellen, die unruhig und plaudernd ſich an den ſchönen Gewinden ſchaukelten. Eine ängſtliche Luſt, ein tiefes, ahnungsvolles Verlangen fächelten, ja erfüllten ihr Herz. Sie fühlte ſich umſpielt und getragen von kühlen unruhigen Wellen; ſie breitete die Arme aus und erſchrak, als ſie die Umgebung ſah und ſich beſann. In dieſer Verlegenheit rief ſie Giuſeppe herbei und fragte, ob man nicht bei niederm Waſſer eins der ſchwebenden Gewinde erreichen und abreißen könnte. Da drängte ſich Moritz ſchnell hinzu, reichte und häkelte mit ſeinem Bergſtock, um wo möglich eins der Gehänge zu erhaſchen. Er würde den Verſuch bis ins Tollkühne fortgeſetzt haben, wäre nicht auf Brigitta's Anrufen Agneſe hinzugeſprungen und hätte ihn mit Gewalt zurückgehalten.

Als hierauf die Geſellſchaft, dem Rauſchen des Waſſers folgend, an die Stelle kam, wo der Strom ſich über die Felſen hinabſtürzt, fanden ſie den Bettler Cola dicht am Waſſerſturz auf der Erde liegen, beſchäftigt, abgeriſſene Cypreſſenzweige zu einem großen Kranze zuſammenzuflechten. Der wunderliche Alte ſah ſehr betrübt aus, ſchien geweint zu haben, und erhob ſich nicht von ſeinem Platze. Die Baronin Agneſe rief und winkte ihm, von ſo gefährlicher Stelle aufzuſtehen; er aber ſchüttelte beharrlich den Kopf. Sie trat näher hinzu, um durch das Geräuſch des Waſſers verſtanden zu werden, und fragte mit lebhafter Theilnahme, was er vorhabe. Sage es uns, bat ſie, was das bedeutet, ich ſehe dir an, daß du ganz beſonders gerührt biſt.

Cola drückte eine Hand vor die Augen; ſeine zuſammengeklemmten Lippen verriethen einen tiefen Schmerz. Endlich ſagte er, indem er ſich emporſtreckte: O meine ſchöne Gebieterin, es iſt heute der Jahrestag eines

Unglücks, das die Nachbarſchaft umher längſt vergeſſen hat. Lucia, das ſchönſte Märchen, das hier im Gebirge jemals Ziegen gehütet, iſt da hinabgeſtürzt und zerſchmettert worden. Ihrer Mutter einzige Ziege kletterte nämlich etwas tief hinunter, und Lucia erhob ſich von dem ſchönen Sitze da, wollte die Ziege locken, blickte ins ſonnenhelle Waſſer, ſah in dieſem Spiegel ihr Geſicht mit dem grünen Kranz und den weißen Blüten, bückte ſich und ſtürzte. Cola drückte die Augen in die Elnbogenkehle, rieb ſie trocken und fuhr dann mit gebrochener Stimme fort: Ich hatte ihr den Kranz aufgeſetzt; dort aus der Grotte hatte ich mit Gefahr ein Gewinde geholt, keck wie ein ſechzehnjähriger Tagdieb iſt, und glaubt mir nur, meine Verwegenheit hatte ſich mit dem Fluch eines Verhängniſſes in den Kranz mit eingeflochten und zog Lucien hinab. O meine ſchöne Ziege Lucia! Und Cola hat alles verloren! Meine Jahre haben ſich wie kahle Berge meines Lebens übereinandergethürmt; aber keine Liebe hat ſie mehr beweidet. Ich hätte ein ſchönes Weinſtück bauen können; aber die Erde feſſelt. Die Seilerprofeſſion hätte ich lernen können, was ein hübſches Bret an ſchiffbaren Gewäſſern iſt; aber das Gewerbe beſtrickt uns. Mehrere Jahre bin ich in die Kloſterſchule gegangen, habe vielerlei gehört und geleſen, um ein Mönch zu werden; aber die Kutte hätte mein Herz erdrückt. Und ſo habe ich mir denn zuletzt die Bettlerſchaft erwählt. Mit Abſicht bin ich müßig und ledig geblieben, blos um, ſo oft es mir einfällt, hierher zu laufen und — Lucia! da hinab zu rufen. Ach, immer ſprudelts dann in den Wellen, als ob ſie noch drunten lebte und ſich nicht heraushelfen könnte.

Agneſe war gerührt; ſie ſprach ihre Theilnahme an Cola's Leid mit den lebhafteſten Worten aus. Hier, rief ſie, wo die Waſſer unaufhörlich hinabſtürzen, die ungebundnen Wellen, ſchäumend, einander überrollend fortſtürzen, hat ein ſo treues, unwandelbares Gefühl ſeine fromme Stätte aufgeſchlagen! Dann aber bat ſie auch inſtändig den Bettler, ſich doch nicht an einer ſo gefährlichen Stelle, die überdies ſo viel Lockendes für ihn habe, einer ungemeſſenen Betrübniß zu überlaſſen.

Seid ruhig, ſagte Cola, ich werde aufſtehen, ſobald Ihr weg ſeid, ich gebetet und den Kranz hinabgeworfen habe.

Moritz hatte die Börſe gezogen, um den guten Alten zu beſchenken; die Baronin aber drängte ſich raſch an ihren Gemahl heran, um ihn durch einen lebhaften Wink davon abzuhalten. Doch der Bettler hatte es ſchon bemerkt, eilte von ſeinem Lager herbei und rief ſehr gerührt, indem er Agneſens Hand küßte: O meine vortreffliche Signora! Ich danke Euch! Ihr wißt doch noch einen freien Mann zu ſchätzen. Es hätte mir leid um Euern Herrn Gemahl gethan, denn heute brauche ich nichts. Da, liebe ſchöne Frau, nehmt dafür meinen Kranz und werft ihn an meiner Statt mit dieſer kleinen Hand hinunter. Kommt, tretet hierher! Thut es der ſchönen Hirtin zu Liebe. So zierlich geflochten, wie dieſer Kranz, war Lucia; wie dieſer Kranz ward ſie verſchlungen.

Als Cola den Kranz fliegen ſah, brach er in lautes Weinen aus. Die Geſellſchaft überließ ihn gerührt ſeiner Empfindung und ſchlug den Weg ein, auf welchem die alte Baronin bereits in Begleitung des Pfarrers Francesco vorausritt. Nur Moritz blieb unbemerkt zurück und flüſterte dem Bettler zu: Tröſtet Euch, lieber Alter! Schenken darf ich Euch alſo heute nichts? Wohl! ſo will ich lieber Euch um etwas anſprechen. Wollt Ihr mir nicht gelegentlich ein Gewinde aus der St.-Andreasgrotte verſchaffen und nach Nizza bringen? Verſteht ſich, ſobald es ohne Gefahr geſchehen kann! Wollt Ihr?

Wollen Sie's verantworten, wenn es auch wieder ein Unglück gibt? rief Cola heftig aus.

Ein Unglück? Ich wüßte nicht welches, lieber Alter, erwiderte lächelnd der Baron; vergiß es nur nicht!

Moritz holte die Geſellſchaft ein. Man gelangte auf ſteilen Wegen nach Cimiez und beſuchte das Franciscanerkloſter, in deſſen Garten auf einer Terraſſe die Ausſicht durch das Thal nach Nizza und dem Meer hinab beſonders reizend iſt. Man zog den Guardian und den Lector des Kloſters mit zur Geſellſchaft; die Väter betrugen ſich in ihrer Weiſe artig und unterhaltend. Moritz und Agneſe fanden ſich überdies noch durch die ſtarren und beſchränkten Meinungen und Vorurtheile angezogen, in denen die Mönche ſich ergingen. Um dieſelben jedoch auch für etwas gelten zu laſſen und eine Art von Bewirthung von ihnen anzunehmen, lenkte der Baron die Unterhaltung auf die Umgegend.

Wir ſind hier auf merkwürdigem Boden, ſagte er, den wir uns doch unter Leitung ſo wohlunterrichteter Väter näher beſehen wollen. Eine bedeutende Stadt lag einſt auf dieſer geſunden und angenehmen Höhe, Cimenelion, eines römiſchen Senats Sitz. Die Lombarden, unter König Alboin's Anführung, haben die Stadt verheert, die Sarazenen in ſpätern Zeiten haben ſie verwüſtet. Nizza war damals noch unbedeutend, nahm aber durch die vertriebene Einwohnerſchaft von Cimenelion zu, die wie ein zerbröckeltes Geſtein hinabrollte und ſich unten anſetzte.

Die Mönche nickten beifällig zu; und als man hierauf die Ruinen alter Gebäude im Kloſtergarten beſah, nahm der Lector das Wort. Wahrſcheinlich, ſagte er, hat die Stadt auf der Stelle unſers Kloſters geſtanden, denn es ſind viel Münzen, Urnen, Grabſteine und dergleichen in dieſem Garten und umher aufgefunden worden, die wir Euern Gnaden im Kloſter vorzeigen können.

Nachdem man dieſe Schätze flüchtig beſehen, begab man ſich ins Freie, nach der Feenkufe, wie im Munde des Landvolks die ovale Vertiefung eines ehemaligen Amphitheaters heißt. Sehen Sie, ſprach der Lector, hier ſind noch Reſte von Mauern und Bogengängen, ja noch Spuren der Sitze, von denen man den abgöttiſchen Thiergefechten und Kampfſpielen zugeſchaut hat. Es konnten nach der Meſſung des Amphitheaters achttauſend Zuſchauer Platz finden, und auf den oberſten Sitzen hatte man über die unzähligen Köpfe hinweg die Ausſicht auf das Meer. Das waren Theater!

Jetzt wogt ein Getreidefeld auf dieſem Kampfboden, und Oelbäume, die Kinder des Friedens, wachſen daſelbſt, bemerkte Moritz. Ja, ſo ſtill iſt es hier geworden! fiel mit Lebhaftigkeit Agneſe ein. Welche Geſchäfte, welche Thätigkeit haben einſt dieſen Ort belebt, wo jetzt euer friedliches Kloſter erbaut iſt? Pracht und Genuß ſchmückten und bereicherten das menſchliche Daſein, wo dort ein Barfüßerkloſter, euer Nachbar, am Rande eines jähen Felſen ſteht. Welche Gefühle haben hier gebrannt, welche Leidenſchaften geſtürmt, wo nun euere Lämpchen dämmern, euere Stundengebete flüſtern, Pater Guardian!

Ja, gnädige Frau, verſetzte dieſer, über den vermeinten Tadel etwas empfindlich, ja, ſo hat es der Herr verbeſſert. Unſer Gebet iſt Korn und Oel für die Ewigkeit, und wird da gewonnen, wo ſonſt die Thiergefechte abgöttiſcher Leidenſchaften geblutet haben.

Zwölftes Kapitel.

Indem man weiter umherwandelte, that ſich ein geheimnißvoller Boden auf. Bäume und Buſchwerk verdeckten die Oeffnungen unterirdiſcher Gänge, vermuthlich ehemaliger Kloaken der Stadt Cimenelion. Die Mönche verſicherten, daß alle Weinberge umher auf Gewölben ruhten. Die ganze Umgegend biete geheime Schlupfwinkel für Geſindel und Landſtreicher an, ja, unterirdiſche Gänge führen bis ans Meer hinab, wo bei Villafranca die ſogenannten Katakomben ſich in einem Felſen öffnen.

Während man eine Merkwürdigkeit um die andere beſah, theilte ſich die Geſellſchaft nach Neigung und Intereſſe. Die Baronin-Mutter fand am wenigſten ihre Rechnung bei dieſen ermüdenden Gängen. Sie blieb daher gern an freundlichen Plätzen ſitzen und erbaute ſich, ſozuſagen, während die andern den Ruinen nachliefen, an der Unterhaltung Francesco's oder des Guardians.

Sie ſollen mir doch nicht ohne etwas höchſt Merkwürdiges bleiben, gnädige Gönnerin, lächelte Francesco, als beide hinter einem Gemäuer unbemerkt verweilten. Sie ſollen auch einen Stein ſehen, der in ſeinem Werth alle heidniſchen Ruinen der ganzen Welt aufwiegt.

Wirklich zog Francesco bedeutſam lächelnd einen ſchwarzen glatten Kieſelſtein hervor. Indem ihn die Baronin begierig anfaßte und befremdet zwiſchen den Fingern hielt, ſagte er: Dieſer Stein iſt im Jordanfluß an der Stelle ausgebrochen worden, wo unſer Herr Chriſtus von Johannes die Taufe empfangen hat. Sehen Sie hier dieſe Vertiefung! Iſt es nicht der unverkennbare Eindruck einer menſchlichen Zehe?

Das bleiche ſanfte Geſicht der Matrone ruhte mit einem frommen Entzücken auf dem wunderbaren Funde. Ihre Augen füllten ſich, als ſie, dem Pfarrer zunickend, emporſah. Lieber Herr Francesco, ſagte ſie, mit ſanfter, ſchwacher Stimme, unſer Mund darf nicht ausſprechen, was unſer Herz bei dieſem geheimnißvollen Gegenſtande fühlt und glaubt. Ach, hinter dieſen ſinnlichen Dingen der Welt, hinter dieſen Sträuchern, unter dieſen Steinen liegen, wie ſchwarze Käfer verſteckt, hundert Zweifel, hundert Spöttereien, die hervorkommen, ſobald unſer innigſten Empfindungen ausgeſprochen werden. Darum weiß ich den unermeßlichen Werth dieſes koſtbaren Steins, der eine heilige Erinnerung, eine unergründliche Ueberzeugung in mir erweckt, am beſten durch Stillſchweigen zu ſchätzen.

Ich bin ſo glücklich geweſen, erwiderte Francesco, dieſe Seltenheit von einem Kaufmann zu erhalten, der ſeinen Geſchäftsaufenthalt in Kairo zu einer Pilgerfahrt an den Jordan benutzt und manche Reliquien aus jener heiligen Gegend mitgebracht hat. Sie können denken, gnädige Frau, daß der Stein mir theuer genug zu ſtehen gekommen iſt; aber was wäre mir zu koſtbar, um es meiner hohen Gönnerin zum Andenken zu verehren?

Die Baronin war ſehr überraſcht; ſie wußte nicht Worte genug zu finden, um ihren Dank auszudrücken. Franceſco aber berief ſich auf die Gaben von Werth, die er ihrem Wohlwollen verdanke, und empfahl ihrer Milde ſeine arme Kirche. Nur halten Sie den Stein geheim, ſetzte er hinzu, damit wir ihn nicht dem Geſpött Ihres Schwiegerſohnes ausſetzen.

Inzwiſchen bemühte ſich Baron Moritz, Brigitta über die intereſſanten Gegenſtände zu unterhalten. Indem er ſich faſt ausſchließend mit ihr abgab, ſchienen ihm ſtets die entlegenſten Partien der Ruinen die merkwürdigſten zu ſein. Brigitta war heute mehr als je aufmerkſam, ja ſelbſt aufgeweckt; doch ſah man ihr an, daß ſie den Anſichten und Gedanken des Barons nicht leicht folgen konnte; wo jedoch eine Empfindung berührt ward, eilte ſie ihm zuvor; ihre ſchönen Augen blitzten und wenige Worte ſchienen tief aus einem heißen Herzen zu kommen,, wie Sommerlüfte mit großer Schwüle wehen. Der Baron hatte ſich heute in ſeiner Lebhaftigkeit angewöhnt, Brigitta manchmal bei der Hand zu faſſen, mit den Worten: Nun kommen Sie einmal hierher! Im Stehen erklärend, legte er dann ſeine Hand gern auf ihre Schulter, oder er faßte ihren Arm oberhalb des Elbogens, um ſie nach einem neuen Gegenſtande hinzulenken.

Ebenſo lebhaft trieb ſich in einer andern Richtung Agneſe mit den beiden Mönchen umher, denen ſie, munter genug geſtimmt, durch raſches Umherwandeln und noch mehr durch neckiſche Fragen zuſetzte. Es ſchien ihr Spaß zu machen, wenn der befragte Lector verlegen eine Priſe nahm und der umhergejagte Guardian keuchend ſein gewürfeltes Schnupftuch wieder und wieder aus dem weiten Aermel der Kutte zog und ſich damit über Stirn und Tonſur ſtrich.

Hinter ihnen wandelten Giuſeppe und Klärchen und brachen Blumen, die Giuſeppe bei Namen nannte und Klärchen in einen Strauß zuſammenflocht.

Eben hatte man die entfernte Ruine dreier Arcaden, die eine Galerie unterſtützten, verlaſſen, als Giuſeppe ein leiſes Pfeifen vernahm und umblickend eine Geſtalt hinter den Arcaden auf den Boden geſtreckt lebhaft winken ſah. Er blieb wie zufällig ſtehen, um, ſobald die andern vorwärts geſchritten waren, nach der Ruine zurückzueilen.

Zwiſchen dem breiten Hut und einem über die Naſe gezogenen Mantelzipfel lachten ihm ein Paar ſprühende Augen entgegen, die der Jüngling bald für die des Genueſen erkannte. Lachend bot ihm der Liegende die Hand und zog ihn auf das zwiſchen Mauer und Strauchwerk anmuthige Plätzchen nieder.

Wenn man dir zu Gefallen geht, Junge, ſo findet man dich nicht, ſagte er, aber der Zufall iſt immer mein guter Freund geweſen. Höre ich da Stimmen im Gewölbe, ſtecke den Kopf heraus und ſiehe da, Freund Giuſeppe wandelt mit ſchönen Fräuleins. Wo haſt du nur ſeither geſteckt? Dachte ſchon, die Polizei hätte dich heimlicherweiſe gegrapſt wegen der Geſchichte in Scarena. Nun, du kommſt eben recht. Geht alles vortrefflich in Nizza; die Freunde haben gearbeitet wie die Maulwürfe. Bald iſt Nizza unſer, und die Franzoſen ſollen es uns gut bezahlen. Den Abend iſt Verſammlung hier in der Feenkufe. Bleibſt doch da, Seppe?

Das rohvertrauliche Betragen, das der Genueſe heute angenommen hatte, der gemeine Ton, in welchem er ſprach, entrüſtete innerlich Giuſeppe, und er ſchlug es ab, da zu bleiben. Wüthend fuhr jener auf; aber er hütete ſich vor der ruhigen Kraft des Jünglings und lenkte ein. Warum willſt du an dem großen Werke der Befreiung Nizzas keinen Theil nehmen? fragte er. An Muth fehlt es dir nicht; dein kühnes, verwegenes Herz ſollte dich ſchon von ſelbſt zu einem ſolchen großen Unternehmen antreiben. Auch ſiehſt du ein, wie elend ganz Italien iſt, und daß nur Frankreich unſer Glück machen kann. Die Zeit iſt gekommen. Wir wollen frei und ein Volk ſein! Ha, dieſe Hyänen von Ariſtokraten, die blutdürſtig das Paradies Italien durchſchweifen! Nieder mit all den Hunden in Piemont, in Genua, in Venedig, in Rom! Genügt es dir, ſtolzer Jäger, daß du, Berg und Thal durchſchweifend, dich allein frei und ungedrückt fühleſt? Und haſt du kein edles Mitgefühl für deine zertretenen Brüder? Gewiß iſt es dir Bedürfniß, dich an uns anzuſchließen, wie du auch uns ſehr erwünſcht wäreſt. Du kennſt alle Schlupfwinkel, alle Pfade des Gebirges; du kannſt uns in der guten Sache mehr nützen als einer. Und — dieſe gute Sache —

geht ſie denn nicht auch dich ſelbſt an? Wie! Hätteſt du denn gar keine Forderung an das Leben, an die Zukunft zu machen? Ich meine doch, im Punkt deiner Liebe könnteſt du guten Rath und Beiſtand brauchen. Wo der Vater dir entgegen iſt, die Standesverhältniſſe dir im Wege ſtehen, da hätteſt du, ſollt' ich meinen, beſſeres Wetter nöthig. Wohlan, vertraue mir! Du liebſt Blanca Malvi. Wiſſe, auch ich habe einſt eine Adeliche geliebt; höre meine Geſchichte, und du kannſt etwas lernen. Die Zeit iſt dir günſtiger, als ſie mir war; aber ohne den kühnſten Streich kommſt du doch nimmermehr zum Ziel. Du lächelſt verächtlich? Meinſt du dir für dein Glück Mannes genug zu ſein und uns entbehren zu können? Wohlan, ſo unternimm's! Geh ins Gebirge und verſuche dein Heil! Der Marcheſe kehrt von Turin zurück. Gehe und rette, wenn du kannſt, ſein Leben! Erſchrickſt du? Ja doch, der Marcheſe Malvi, wir haben die neueſten Nachrichten aus Turin.

Sprich! Sage mir, was du weißt! rief Giuſeppe. Der Marcheſe kommt?

Bleibe hier, und du ſollſt alles hören! erwiderte der Genueſe. Oder, wenn du noch einmal zu deiner Geſellſchaft mußt, ſo komm dieſen Abend zurück, und du wirſt Wunderdinge vernehmen. Um den Marcheſe kann ich mich nicht bekümmern; was geht er mich auch an? So viel iſt gewiß, er wird nicht lebendig aus dem Gebirge kommen. Aber du dauerſt mich, du wirſt deiner Blanca nicht helfen können. Nun, willſt du kommen? Wiſſe nur, auch deine Sicherheit erfordert, daß du dich an uns anſchließeſt. Glaube nicht, daß es mit der

Geſchichte zu Scarena aus ſei! Wenn auch der Amtmann gewarnt iſt, wenn man auch öffentlich wenig zu thun ſcheint, ehe du dich verſiehſt, wird man dir auf der Spur ſein und dich beim Kragen nehmen. Ja, daß es noch nicht geſchehen iſt, haſt du uns und unſern Verbindungen zu danken.

Dies und anderes brachte der ſchlaue Mann mit lebhafter Beredſamkeit vor, um den widerwilligen Jüngling zu locken oder zu ſchrecken. Als er aber bei einem entfernten Geräuſch umblickte, ſtieß er einen dumpfen Schrei aus und erbleichte. Brigitta? rief er mit zuckender Lippe und einem Blick voll Zornes. Wer iſt ihr Begleiter dort?

Jetzt erſt beſann ſich Giuſeppe; doch bevor er noch antworten konnte, glitt ſchon, den brennenden Blick nach den Ankommenden gewendet, der Genueſe zwiſchen dem Geſträuch hinab und zog Giuſeppe nach. Beide verſchwanden in dem überwachſenen Gewölbe.

Ja, Brigitta, fuhr Moritz in lebhaftem Geſpräch fort, wie ein Bruder freue ich mich, dem ein heimkehrendes Schiff die Schweſter aus langer Gefangenſchaft zurückbringt. Ja, Ihr Kummer wird weichen, ſehen Sie nur die Dinge um ſich her mit Vertrauen und Intereſſe an, Brigitta, und es wird Ihnen geholfen ſein. Dieſe Steine, Gewächſe und Thiere ſind nicht zu verachten; dieſe Kinder der Natur umgaukeln uns, dieſe Vorgänge auf der Erde, in Meer und Luft ſpielen um uns; faſſen wir ſie nur mit Vertrauen an, ſie helfen und erhalten uns von den Abgründen, die in unſerm Innern drohen und Gefahr bringen. Man kann ſich wol an der Sinnenwelt verletzen und verlaufen; aber unrettbar verloren geht man nur, wenn man in ſich ſelbſt verſinkt.

O ich habe alle dieſe Dinge ſehr liebgehabt, erwiderte Brigitta; ich habe Roſenſträuche und Myrtenbäumchen gepflanzt, ich habe Tauben gezogen und gefüttert, ich habe Muſcheln geſammelt, habe Erzſtufen aus Bergwerken — nein, nichts von Bergwerken!

Sie ſchwieg und vergaß ſich, bis Moritz erinnerte: Das alles haben Sie geliebt, nun —? Ich habe das alles ſehr liebgehalten, fuhr ſie fort; aber dieſe Dinge werfen uns Feuer ins Herz, oder ſchüren es darin an, und ich habe alles ſchwarz gebrannt, was ich umarmt habe, Vater, Bruder und meiner Mutter Sarg! Und damals waren doch alle die ſchönen Dinge der Welt noch in Fug und Ordnung, aber ich habe ſie zerrüttet und die Welt droht einzubrechen.

Die Welt —? Einzubrechen? Welche wunderliche Furcht, Liebſte, Beſte! Und durch Sie?

Hören Sie denn nichts von dieſem Aufruhr, der überall laut wird? flüſterte Brigitta mit Blick und Geberde geheimnißvollen Vertrauens. Man nennt es Freiheit, aber es iſt viel ſchlimmer gemeint als es klingt. Wenn alle Klammern brechen, alle Gebirge berſten, alle Geſetze zerfallen — das iſt Freiheit. Sie wiſſen ja, wenn es ſchießt, ſo thut es einen Blitz, und dann ſchlägt die Kugel ein: ſo iſt Freiheit der Blitz des Weltunterganges. Schon iſt alles los und bricht ab, nichts will mehr zuſammenhalten und in ſeinen Fugen bleiben; alles widerſpricht und widerſtrebt. Wir ſtehen wie in einem großen Gebäude, aus deſſen Gewölbe ein Stein ausgebrochen iſt. Dieſer Stein bin ich. Jetzt rieſelt es noch leis herab, aber bald wird alles krachend zuſammenſtürzen. Ach! und das jammert mich um Ihretwillen und um Agneſens, und ach! um meines Tonino! Was können Sie für meine Schuld? Dennoch werden Sie es mit entgelten, daß eine einzige Sünderin ſich zuerſt aus der heiligen Ordnung losgeriſſen hat und nun alle Ordnung gelöſt iſt.

Da Moritz ihre thränenden Augen ſah, brach er ſeinen Widerſpruch ab, weil er mit allen verſtändigen Worten nichts gegen dieſe herrſchende innere Anſchauung Brigitta's auszurichten fürchtete. Spuren dieſes ſtillen Wahnes, dieſer ſeltſamen Einbildung, hatte der Baron ſchon einigemal an ihr wahrgenommen; da ſie ſich aber heute deutlicher darüber äußerte, ſo verſuchte er, um ihr nicht auf unnütze Weiſe zu widerſprechen, eine kühne Wendung. Wenn man einen retten will, muß man ihm auf ſeinen Weg entgegenkommen, dachte er, und fuhr fort:

Ihre Schuld, liebe Brigitta, betrübt mich ſehr; aber Sie ſtellen ſich die Folgen derſelben zu wichtig vor. Die Vorſehung wird gewiß nicht Schuldige und Unſchuldige miteinander durch einen allgemeinen Welteinſturz beſtrafen wollen; das leidet die himmliſche Gerechtigkeit nicht. Wiſſen Sie, was wir thun wollen? Mich und Agneſe kann der Himmel dafür nicht verfolgen, weil wir Ihnen Liebes zu erzeigen ſuchen. Ihr Kind aber ſteht freilich in näherer Verbindung mit Ihnen. So hören Sie denn meinen Rath! Ihr

Tonino iſt ein gar lieber Junge, geſund, ſchön und gewiß von den beſten Anlagen. Ich bin kinderlos, was mich oft gar ſehr betrübt. Ich könnte alſo für den Knaben ganz bequem ſorgen. Wenn Sie nun durch irgendein Verſehen etwas Schlimmes über ſich verhängt haben, ſo retten Sie wenigſtens Tonino, indem Sie mir das Kind bis auf beſſere Zeiten abtreten. Ich will ihm meinen Namen geben; dann gehört er nicht mehr ins Bereich des Unglücks, das nur Sie, nicht uns treffen könnte. Ja, wenn Sie den Knaben veräußert haben, wird vielleicht auch Ihre Schuld geringer, und die Rache zieht wol gar an Ihnen vorüber.

Sie ſtarrte ihn eine Weile verwundert an. In ihrem beweglichen Geſichte lag der Ausdruck der Erkenntniß eines plötzlich gefundenen Rettungsweges, zugleich aber auch der Zweifel, ob ſie denſelben betreten dürfe. Zuletzt ſiegte die Freude über den Zweifel; ſie erklärte ſich bereit, ihm Tonino an Kindesſtatt zu überlaſſen.

Ueberraſcht fiel Moritz ein: Sehen Sie, daß ich recht hatte! Ich habe doch behauptet, der Knabe ſei nicht Ihr Kind.

Sie erröthete und erblaßte in raſchem Wechſel. Darf ich mein Kind nicht retten? fragte ſie nach einer Weile mit tiefſtem Schmerz. Thue ich beſſer, wenn ich es mit dieſer unglücklichen Hand zum Verderben führe? Iſt es weniger mein, wenn Sie es das ihrige nennen? Ja, nehmen Sie Tonino, nennen Sie ihn Anton, ich will ihn Tonchen nennen. Aber im Geſicht muß ich ihn behalten. Wie der Hirt ein Lamm auf die Schulter nimmt und die Mutter blökend nachlaufen läßt, ſo tragen Sie mir Tonino vor. Die Rache hat nur Augen, aber kein Herz; ſie wird Tonino für den Ihrigen anſehen und auf mein Mutterherz ſich nicht verſtehen.

Indem nun beide in ſonderbaren Empfindungen noch eine Strecke wandelten, ſtanden ſie auf der Stelle, wo der Genueſe gelegen hatte. Eben läutete es vom nahen Barfüßerkloſter und Brigitta warf ſich in Nonnenhaltung auf die Knie, um drei Ave-Maria zu beten. Aber auch als ſie damit fertig war, blieb ſie noch in der knienden Lage. Sie fühlte ſich ſeltſam bewegt: eine Wehmuth tönte in ihrer Bruſt der verſtummten Glocke nach, eine Bangigkeit durchrieſelte ſie; ihre bebenden Lippen athmeten haſtig die liebliche Abendluft. Mir iſt ſo angſt! flüſterte ſie zu Moritz empor. Er wollte ſie aufrichten, als es in einiger Entfernung Giuſeppe! rief. - Kaum hatte ſich der Baron umgewendet und die herankommende Clara bemerkt, als er durch einen Aufſchrei Brigitta's erſchreckt ward. Auf ihren Knien rückwärts geſunken, mit Blicken und vorgeſtreckten Armen nach dem Gebüſch gerichtet, ſchrie ſie wiederholt, einmal freudig, einmal ängſtlich: Vincenzo! Vincenzo!

Inzwiſchen eilte, auf ihrem Rückweg begriffen, die übrige Geſellſchaft herbei. Hin- und herblickend hatte der Baron jetzt einen Hirtenprügel gefunden und ſtürzte mit dieſer Waffe nach der überwachſenen Höhle. Da trat Giuſeppe mit verlegenem Geſicht hervor; Klärchen lachte vergnügt auf, aber Brigitta rief, nach der Höhle deutend, immer wieder: Vincenzo, Vincenzo!

Giuſeppe erklärte, er ſei es geweſen, der hervorgeblickt, um zu ſehen, ob er unbemerkt heraufkommen könne. Er hielt den Baron beſorgt zurück. Dieſer aber, aufgeregt, wie er einmal war, und nur auf Brigitta's Verſicherung hinhorchend, zog den Jüngling mit in das Gewölbe. Aengſtlich ſtanden in Erwartung die andern an dem Arcadengemäuer.

Endlich kamen beide zurück und verſicherten, ſoweit ſie in den unterirdiſchen Gang, der dunkel und verſchüttet ſei, hätten eindringen können, wäre niemand zu hören oder zu fühlen geweſen.

Brigitta verſank kopfſchüttelnd in ſtumme Betrübniß und erhob ſich vom Boden. Man ſprach ihr zu und bewog ſie, ihren Eſel zu beſteigen. Nachdenklich und verſtimmt legte man ziemlich raſch den Heimweg zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Herzlich und traulich ſtanden Moritz und Agneſe noch ſpät am Abend auf dem Altan ihrer Wohnung und blickten in die laue Nacht hinaus, — bald nach dem ſchimmernden Meer hinab, bald nach der Feſtung Montalban empor, von welcher die Laternen der verſchiedenen Wachtpoſten herunterleuchteten. Dennoch ſchienen die Hände des ſtillen Paares ſich unüberlegt nur darum zu ſuchen und ineinanderzufügen, damit wenigſtens die edeln Geſtalten feſt verbunden wären, deren Empfindungen und Gedanken weit auseinanderſchweiften. Wehmüthig geſtimmt war Agneſe über die ungleiche Vertheilung von Luſt und Mismuth unter den Menſchen. Mit welchen frohen Erwartungen, mit welch einiger Stimmung ſind wir alle heute früh ausgezogen, dachte ſie bei ſich; alle ſind wir über dieſelben Wurzeln und Steinchen gewandelt, an denſelben Gegenſtänden vorübergekommen, haben dieſelbe Luft, dieſelben Ausſichten genoſſen: doch mit wie verſchiedenen Gefühlen ſind wir zurückgekehrt! Wie die ſtreichende oder ſtürmende Luft die Gegenſtände berührt, entſtehen die vielfältigſten

Klänge und Töne; ebenſo vielfältig ſind die Empfindungen unſers Herzens, wenn die leiſen Wünſche, wenn die ſtürmenden Leidenſchaften ſich an der Außenwelt brechen.

Nicht ohne Betrübniß ſann die edle Frau dem Intereſſe nach, das ihr Gemahl an der geheimnißvollen Fremden nahm. Während ſie jedoch eifrig nachforſchte, worin ſie es wol gegen ihren Moritz verſehe, woran ſie es gegen ihn fehlen laſſe, wuchs auch gleich wieder ihr Vertrauen zu ihm. Sie ſuchte ſich ſeiner zu verſichern, indem ſie ſich an ſeine Schulter hing und ſich feſter an ſeine Seite drückte. Da erwachte auch er aus ſeiner mismuthigen Stimmung. Giuſeppe war ihm räthſelhaft vorgekommen. Warum hatte er ſich in der Höhle verſteckt? fragte Moritz ſich ſelbſt. Vielleicht um dich zu belauſchen? Wie, habe ich mich denn ſo weit vergeſſen, daß ein Verdacht von Heimlichkeit zwiſchen mir und dem unglücklichen Weibe entſtehen konnte? Und dennoch gelang es dem Baron nicht, einer bittern Empfindung von Eiferſucht über den unbekannten Vincenzo Herr zu werden. War auch wirklich kein Vincenzo in der Höhle geweſen, ſo war er doch in Brigitta's Gedanken und zwar ſo lebhaft, daß ſie ihn ſogar lebendig vor ſich zu ſehen geglaubt hatte. Wer iſt dieſer verwünſchte Vincenzo? Doch dieſe Geſpenſter entflohen, wie er, von Agneſen umarmt, zu ſeinem beſſern Selbſt erwachte.

Moritz theilte ihr ſein Geſpräch mit Brigitta und den Vorſchlag mit, den Knaben Tonino an Kindesſtatt anzunehmen. Mit lebhaftem Ja kam ſie dieſem Wunſche ihres Gemahls entgegen; nur wollten ſie beide gemeinſchaftlich noch einmal mit Brigitta darüber reden und dann gleich auch bei der Obrigkeit die nöthigen Schritte thun. So hofften ſie die arme Frau zu beruhigen; ſie ſelbſt freueten ſich im voraus eines ſo hübſchen und lebendigen Knaben, der, bedeutſam genug, Anton, wie der Vater des Barons hieß. Beide Gatten ſahen ſich unerwartet in der ſchönſten Eintracht. Aber indem ſie beiderſeits ſchon ihrem Herzen und der zärtlichen Liebkoſung nachgaben, erſchraken ſie und wichen verſchämt voneinander, um die fromme Stunde nicht zu entweihen, in der ihnen ein fremdes Kind geſchenkt worden war.

Unter den kriegeriſchen Zurüſtungen in Nizza und auf der Feſtung Montalban, unter dieſen Vorkehrungen, die bereits Arbeiter und Neugierige in Bewegung ſetzten, war die Heilige Woche herangekommen, die mit ihren feierlichen Kirchengebräuchen auch die Andächtigen noch auf die Beine brachte und von Kirche zu Kirche führte. Daher war Nizza lebhafter als je. Auch Moritz und Agneſe verſäumten nicht leicht einen Tag, ohne ſich in irgendeiner Kirche oder auf einem öffentlichen Platze einzufinden, wohin eben eine Feierlichkeit oder ſonſt ein Vorgang lockte.

Heute, als des Nachmittags Francesco gekommen war, um ſeine Erbauungsſtunde mit der Baronin-Mutter zu halten, entſchloſſen ſich Moritz und ſeine Gemahlin zu einem Spaziergange um die Stadt. Unterwegs über den Victorplatz nach dem Walle bemerkten ſie wol in der Kreuzvorſtadt einen Zuſammenfluß von Menſchen, achteten aber nicht darauf, ſondern wandelten am Paglione hin, indem ſie bald über der ſchönen Ausſicht auf die nördlichen Berge, bald in lebhaftem Geſpräch ſtehen blieben. Gib Acht, liebe Agneſe, ſagte der Baron, deine Mutter ſteht im Begriff, einen entſcheidenden Schritt zu thun. Die Beſuche des Pfarrers, die Erbauungsſtunden, die Kirchenbeſuche werden immer häufiger, ob es der Menſch nicht darauf angelegt hat, ſie zu Oſtern oder auf den Weißen Sonntag förmlich zur Katholiſchen Kirche übertreten zu laſſen?

Sieh nur, was du für ein wunderlicher Mann biſt, Moritz! erwiderte lächelnd die Baronin. Sonſt haſt du dich in Deutſchland gefreut, wenn meine Mutter einiges Wohlgefallen an Euern katholiſchen Gebräuchen fand, ſo lau du auch ſelbſt warſt. Und nun ſie ſich ernſtlich daran erbaut, ereiferſt du dich über ihre Frömmigkeit!

Du haſt recht, antwortete er. Je tiefer ich aber auch in die rein-katholiſchen Länder komme, deſto betrübender erſcheint mir der Segen dieſes Kirchenthums in der geiſtigen Unfreiheit und ſittlichen Unſelbſtändigkeit des Volks. Ich hätte Luſt, gerade hier Proteſtant zu werden. Ja, liebe Agneſe, ich bin auch manche Stunde recht unzufrieden mit mir, daß ich weder Proteſtant werden, noch Katholik bleiben kann. Es iſt eigentlich nicht gut, kirchlich ſo ganz ungebunden zu ſein; doch konnte ich noch nicht einig mit mir ſelbſt werden. Deine Mutter mag ich indeß ebenſo wenig rechtfertigen. Wir haben ihrem Treiben bisher alle Nachſicht geſchenkt, aber ich weiß nicht, ob wir es noch fernerhin thun dürfen. Kaufen wir doch wildfremde Menſchen aus der Sklaverei los, warum zögern wir, Angehörige aus dieſer Gängelei habſüchtiger Prieſter zu befreien? Iſt eine ſolche Hingebung an Gebräuche, an ängſtliche Bet- und Faſtenordnung nicht auch eine Dienſtbarkeit und zwar gerade ſogar des Geiſtes? Dieſe Roſenkränze, die man um die Finger wickelt, ſind ſie nicht das anſchauliche Bild von Geiſtesketten? Und wir ſollen dies alles an unſerer Mutter gleichgültig geſchehen laſſen? Zuſehen, wie ſie ſich um die edelſte Glaubensfreiheit bringen läßt, der ſie als Proteſtantin ſich mit Recht erfreuen ſollte?

O, laß es doch immer geſchehen! erwiderte die Baronin. Behandle ſie als eine Kranke. Wenn ſich ihre Nerven ſtärken, wird ſich auch ihr Gemüth erheben, und dieſe Spielerei mit frommen Sächelchen von ſelbſt aufhören. Und ſieh nur, wie ſie ſich wirklich erholt! Ich freue mich, daß dies andächtige Treiben, ſo falſch es auch ſein mag, doch zur Arznei für ihren Körper wird. Laß uns mit Geduld der Zeit entgegenſehen, da die arme Leidende ſelbſt dieſe Tropfen, Pillen und Mixturen Francesco's lächelnd zurückweiſen wird.

Wahrlich, die gute Mutter iſt ein wenig kindiſch geworden! verſetzte Moritz. Ich habe ſchon oft darüber nachgedacht, wie ſolche Gängeleien, für Einfältige gemacht und gegen Einfältige lange Zeit angewendet, zuletzt auch eine einfältig-machende Kraft über Menſchen von Verſtand gewinnen. Ja, wären es noch die Myſterien dieſer Kirche, denen ſich die Mutter mit Schwärmerei hingäbe! Der Menſch ſchwärmt und ſchwindelt nun einmal gern um Abgründe des Unbegreiflichen. Aber nein, gerade nur an dieſen Aeußerlichkeiten und Spielereien, an dieſen Erbärmlichkeiten hängt ſie, die ihr der Pfaffe . . . Verzeihe mir, Agneſe, daß ich mich ins Unziemliche ereifere! Wenn ich aber dieſes ſchleichende, freundlich thuende und doch vorlaute, roh-anmaßliche Männlein anſehe, das ſo gern ißt und trinkt, ſich ſo gern um die häuslichen Verhältniſſe der Leute bekümmert, ſo begreiſe ich nicht, was deine Mutter in ſeinem Umgange findet. Ohne Kenntniſſe und feine Bildung iſt er bei affectirter Manierlichkeit ſo roh-zudringlich. Wie hätte jemals die ſo fein fühlende Weltfrau ſo etwas ertragen können?

Darum laß ihn nur gewähren, Moritz! antwortete die Baronin; auf dieſe Weiſe wird er ſich ſelbſt bei der Mutter bald genug entbehrlich machen. Eine wunderliche Fügung in ihrem Leben hat mich ſchon öfter nachdenklich gemacht, ja, ich geſtehe es, in mancher Nacht ſehr betrübt. Du erinnerſt dich, was uns Tante Sophie von der Mutter und ihrer Jugend erzählt hat. Sie galt für die lebhafteſte, geiſtreichſte unter den Frauen am Hofe. Schon in ihren früheſten Jahren wußte ſich die Mutter nicht nur am anmuthigſten in den ſteifen Formen jenes kleinen deutſchen Hofes zu bewegen, ſondern ſie war es gerade, die, vielbewundert, mit kühnem Witz die Fahrgleiſe der adelichen Welt oft genug durchſchnitt und mit geiſtreicher Verwegenheit die geheiligtſten Vorſchriften der Hofetikette übertrat, ohne dabei an Achtung und Anmuth zu verlieren. So hatte ſie in Uebertretung des kleinſten Hofzwanges den heiterſten Geiſt bewieſen. Wiewol ich nun jene ſchöne Freiheit nicht tadele, ſondern bewundere, fällt mir doch manchmal ein, ob der Mutter nicht die jetzige, wunderliche

Aengſtlichkeit als ein Strafgericht für jene kühne Losgebundenheit beſchieden ſei. Sie, die ſoviel Geiſt an unbedeutende Dinge verſchwendet hat, muß ſie nun nicht auf eine ſo betrübende Weiſe an ihrer eigenen Perſon zeigen, wie wenig Geiſt man braucht, um in den höchſten Anliegen unſers Lebens, auf die eigenen Kräfte verzichtend, ſich engherzigen Vorſchriften zu fügen?

Vierzehntes Kapitel.

Unter ſolchen Geſprächen waren ſie an das Franzöſiſche Thor und auf den Dominicanerplatz gekommen und bemerkten abermals das Menſchengedränge. Sie eilten auf die Esplanade und nahmen wahr, daß etwas am Hafen vorgehen mußte, was die Menſchen in Bewegung ſetzte. Sie beſchleunigten nun ebenfalls ihre Schritte. Da wo der Weg von der Esplanade ſich an den hübſchen Häuſern zwiſchen dem Burgfelſen und dem Meere hinwindet, häuften ſich die Neugierigen. Sie gingen aber weiter, erblickten jetzt an der Spitze der Felſenecke den Hafen und ſahen faſt ganz Nizza hinabſtrömen.

Agneſe ließ ſich von ihrem Gemahl am Arme mit fortziehen, indem ſie mitten in ſolcher Bewegung nicht unterlaſſen konnte, einen flüchtigen Blick über den mit Landhäuſern, Oel- und Pomeranzenbäumen überſäeten Montbonon nach dem ſchönen Gebirge zu werfen, das an der genueſiſchen Küſte ſich erhebt.

Beim Andrang der Menge ſchlug man die Gewölbe und Waarenlager zu, die in den linken Hafendamm hineingebaut ſind. In den Dammniſchen lagerten und kochten die Schiffsleute und neckten das erhitzte Geſindel, wenn es nach den Waſſerröhren der Niſche eilte und, um zu trinken, die Hähne drehte.

Moritz hatte ſich an die Treppe des Geſundheitsbureau auf der Spitze des erſten Haſendammes vorgedrängt, wo er alles überſehen konnte. Hier fiel ihm ein wunderlicher Menſch in die Augen, der vergnügt vor ſich hinlächelte, mager und klein, ſtutzerartig gekleidet, mit ſehr ſchmuziger Wäſche. Unter einer heitern Stirn ragte eine unverhältnißmäßig große Naſe hervor, an welcher, wie Moos unter einem alten Erker, der Schnupftaback klebte.

Moritz redete ihn an, um zu fragen, was denn eigentlich vorgehe. Das Männchen antwortete, indem es eine Priſe nahm: Wunder über Wunder, Fremdling! Sehen Sie nicht das Unthier im Meere ſchwimmen, größer, als wenn ich ſelbſt in meinem ebenſo braunen Anzuge von den Wellen hin- und hergeſchaukelt würde? Sehen Sie, wie die Menge die Mäuler aufreißt und ſich bekreuzt? Es iſt das wahre Meerwunder, Fremdling. Bereuet euere Sünden, ihr Leute, denn das Unthier dort deutet auf den Untergang von Nizza. Ich für meine Perſon danke Gott, daß ich erſt noch eine Schildkrötenbouillon in der Schwanen-Apotheke zu mir genommen habe. Es wird doch mein letztes Labſal geweſen ſein.

Er ſchnupfte wiederholt und lachte dabei recht ſchalkhaft mit ſeinen offenen geiſtreichen Augen.

Inzwiſchen hatten einige Mineriten ſich in ein Fahrzeug geworfen und ſchifften nun auf das Ding zu, das in den Wellen ſchwamm. Es war offenbar eine Schildkröte, nur von außerordentlicher Größe. Die Volksmenge, geſpannt in Erwartung, theilte ſich in verſchiedene Parteien, deren eine ſich mit Bewunderung und Gunſt für die wackern Minoriten, die andere mit Tadel, ja mit Verwünſchungen gegen ſie ausſprach. Die letztere Partei wurde von den Mönchen verſchiedener anderer Orden immer mehr verhetzt. Hier behaupteten die Minoriten, als ſie das Thier endlich mit Muth und Anſtrengung ans Land gebracht hatten, es gehöre ausſchließlich ihrem Kloſter; dort ſchrien die übrigen Mönche, aus Neid und Misgunſt, das erſtaunliche Thier für etwas Entſetzliches und Unheilbringendes aus. Dadurch entſtand die größte Bewegung unter der Menge. Man lärmte, fluchte und drängte ſich rückwärts, ſodaß ein breiter Raum um das ſeltene Thier entſtand. Es war über Mannslänge groß und im Verhältniß breit. Die Minoriten ſprachen heftig für ihr Recht und für die Rechtſchaffenheit der Schildkröte. Darauf wagten ſich einzelne Männer und Frauen aus den nächſten Haufen, gebückt, die Köpfe verſteckend und ſich bekreuzend hervor, ſodaß ſie das Thier anzubeten ſchienen. In dieſe Stille rief nun der wunderliche Nachbar des Barons von oben herab und erklärte ſich für den Anſpruch der Minoriten. Die Zeit iſt für die Minores, ſagte er, und die Schildkröte kein Majorat!

Baſta, baſta! ſchrien hierauf die Minoriten; habt ihr vernommen, was der Herr Licentiat Bartolo geſprochen? Sie iſt unſer, die Schildkröte iſt von Rechts wegen unſer.

Ebenſo laut aber ſchrien die Kapuziner dagegen, es gelte den Untergang Nizzas, Krieg, Volksaufſtand und pariſer Revolution ſeien im Nachzuge dieſes Thieres und würden landen, wo das Ungeheuer ans Trockene käme. Ja, ſeht nur, ſetzten ſie hinzu, dieſes grindige Schild des Unthiers iſt gleichſam eine Schildpattbüchſe, aus welcher unſer unglückliches Nizza eine Priſe des Jammers und giftigen Verderbens ſchnupfen wird.

Der Licentiat lachte unmäßig über dieſen Vergleich, indem er ſelbſt eine Doſe von Schildpatt hervorbrachte, ſchnupfte und ſich die Augen trocknete. Dann rief er wieder hinab: So müſſen denn die Minoriten mit den Kapuzinern theilen — wegen der Gleichheit — egalité!

Theilen, theilen! ſchrien nun dieſe bärtigen Mönche; ſo recht! Weiſe geſprochen, Herr Licentiat! Wir theilen, wir theilen!

Der Schalk hielt ſich den Leib vor Lachen.

Wie nun dennoch der Streit nicht zu Ende ging, vielmehr Fiſcher und Schiffsvolk ſich mit Stöcken hinzudrängten, ſo miſchte die ſtädtiſche Behörde ſich in den Zank, und die fremden Conſuln redeten zur Eintracht. Doch konnte man die ſtreitenden Parteien nicht vereinigen. Da trat der franzöſiſche Conſul hervor, winkte die Menge zum Schweigen und ſprach: Ich kenne die Geſinnung der wackern Nizzarden. Es droht euch kein neues Unglück, aber es bedrängen euch manche alte Uebel, wie z. B. die Vorrechte einzelner Stände, die Privilegien der Vornehmen. Freiheit und Gleichheit! Auch dieſer frommen Schildkröte, dieſem bedrängten

Thiere Freiheit! Schafft ſie ins Meer, und mag ſie denn auf Frankreichs freiem Boden landen!

Wer beſchreibt den Jubel und das Gewühl, in welches mit einem mal die ganze Volksmenge verſetzt war? Die Conſuln verſchwanden vom Platze; der Pöbel jubelte hinter der Schildkröte, die nach dem Waſſer getrieben wurde, einen raſenden Freiheitsruf. Die beängſtigten Bürger eilten hülferufend nach der Stadt. Feindſelige Menſchen hemmten und ſchraubten einander und fielen mit Rippenſtößen und Fußtritten übereinander her. Rotten von Geſindel ſtürmten ſchon an die Waarengewölbe und ſchlugen auf die abwehrenden Kaufleute ein. Die Hafenwache trat unter das Gewehr, die Lärmtrommel wirbelte, und von der Feſtung Montalban fiel ein Kanonenſchuß.

Der Baron wollte, von der angſtvollen Gemahlin getrieben, nach der Stadt eilen, als ihn der Licentiat am Rock zurückhielt. Laſſen Sie uns langſam gehen, ſagte er, damit wir den Spaß recht behaglich ſchlürfen. So was Gutes wird einem nicht alle Tage zutheil. Die Sache ſieht viel ſchlimmer aus, als ſie iſt. Es wird Courage herbeigetrommelt, ſehen Sie nur, wie dieſe muthigen Piemonteſen herbeizittern, und ihre Herzen ſind ſo welk wie ihre Torniſter. Dies freiheitliebende Geſchlecht der wackern Bürger, wo iſt es hin? Ja, ſolch ein Kanonenſchuß aber auch! Daheim hinter den trüben Fenſtern werden ſie mehr von der Sache reden. O dieſe Freien von Nizza! Pomeranzen zu ziehen, dazu ſind ſie gemacht. Der franzöſiſche Conſul hat alles in Bewegung geſetzt. Und wer hat's in Scarena gethan?

Ein einziger franzöſiſcher Emiſſar, ſage ich Ihnen, ein dürrer, kleiner Kerl aus Marſeille, elender von außen als ich. Ja, die Franzoſen! Laßt hundert Mann über den Var herüberkommen, und ſie huſten unſere ganze Garniſon in die Flucht, bringen die Bellhunde von Kanonen da droben zum Schweigen und reißen den Hundeſtall von Feſtung ein. Glauben Sie nicht, Herr Baron aus Deutſchland?

Moritz ließ ſich aus Vorſicht auf kein Urtheil ein, ſondern fragte nur, woher er dem Herrn Licentiaten bekannt ſei. Lachend erwiderte dieſer:

Iſt Ihnen da mein Elefantenrüſſel von Naſe noch nicht aufgefallen? Der ſteckt voll Weisheit und hat richtige Witterung von Nation und Stand eines Menſchen. Mich kennen Sie nun auch, Licentiat Bartolo, Bruder des Seilers Bartolo. Doch dieſer macht *Bindfaden*, ich aber ſchreibe über die *Freiheit* und heiße nach der Licenz — Licentiat. Im Ernſt! ich ſchreibe jetzt etwas über die Freiheit, und es wäre mir lieb, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen. Ihr Deutſchen ſeid ein tiefſinniges Volk, und ich möchte gern über manches in meiner Schrift Ihre Meinung hören. Verwundern Sie ſich nicht; es iſt nichts Verfängliches in meiner Vertraulichkeit. Ihre Phyſiognomie gefällt mir, und ich habe manche Ihres Volks hier kennen und achten gelernt. Ich liebe die Deutſchen.

Moritz verſprach, ihn zu beſuchen; wogegen jener hundert Bedenklichkeiten über Tag und Stunde erhob, indem er endlich erklärte: Ich komme lieber zu Ihnen, Herr Baron; ich *kann* eben nicht immer, wie ich will, wegen meines Werks über die Freiheit. Den heutigen Nachmittag muß ich wieder einbringen. Ich bin nämlich aufs Beobachten ausgeflogen, und bringe nun auch wirklich einige Honigtröpfchen von der Krawalldiſtel in meine Zelle zurück, und falls es keine Tritte aus dem Gedränge ſind, was mich an dieſen meinen Schienbeinen brennt, ſo werden es vielleicht Wachsklümpchen ſein, die ich an meinen Bienenbeinen heimtrage.

Er lachte und ſchied grüßend nach der Altſtadt.

Funfzehntes Kapitel.

Nachlächelnd und in beſter Laune kamen Moritz und Agneſe in ihrer Wohnung an. Vor der Thür trat Ihnen Giuſeppe entgegen und ging mit ins Haus. Der Jüngling ſchien einer innern Unruhe und Aengſtlichkeit nicht ganz Herr zu werden, ohne jedoch der Baronin, als ſie ihn darüber berief, etwas einzugeſtehen.

Francesco hatte eben ſeine Erbauungsſtunde geendigt und eilte, die ausgelegten Reliquien des heiligen Athanaſius, deſſen abenteuerliches Leben er der Baronin eben vorgeleſen hatte, zu beſeitigen, als ihn Moritz überraſchte. In ſeiner Verlegenheit ſchob er ihm den Stein aus dem Jordan zur Anſicht hin, den der Baron als fremdes Mineral mit Intereſſe betrachtete. Sobald er ſich aber damit zu ſeiner Gemahlin und Giuſeppe entfernt hatte, ſprach Francesco mit Haſt: Seht Ihr, gnädige Frau, wie nun ſelbſt der Himmel Euern Bedenklichkeiten und Euerer Menſchenfurcht entgegenwirkt? Aus falſcher Scheu vor Euerm Schwiegerſohn zögert Ihr, den letzten Schritt zu Euerm ewigen Heil zu thun und in den Schos unſerer alleinſeligmachenden Kirche zurückzutreten. Da hat uns der Baron durch Fügung des Himmels überraſcht und iſt Euerer Geſinnung und Abſicht inne geworden. Nun erwarte ich aber auch, daß Ihr dieſe Mahnung des Himmels nicht verſäumt, ſondern Euch unverzagt gegen Tochter und Schwiegerſohn erklärt.

Dieſe ungeſtüme Ermahnung, in zufahrendem Tone geſprochen, verſtimmte die Baronin vollends, nachdem ſie ſchon während der Erbauungsſtunde über gelegentliche Bemerkungen des Pfarrers ein wenig ungehalten geweſen war. Jenes Lächeln ſpielte wieder einmal um ihre Lippen, das einſt von den Höflingen ſo ſehr gefürchtet wurde, weil es gewöhnlich einem einſchlagenden Spott kurz vorausblitzte. Ich vermuthe, Herr Pfarrer Francesco, ſagte ſie, Ihr habt Euch den heiligen Athanaſius zum Vorbild genommen. Kein Wunder, daß jener fromme Eiferer ſich an Höfen nicht hat halten können; denn höflich war er eben nicht im Uebermaß. Freilich hat er es meiſt mit Männern zu ſchaffen gehabt, wenn ſie übrigens auch Fürſten geweſen ſind. Von Ihnen, lieber Francesco, ſeinem nacheifernden Schüler, mache ich indeß den Schluß, daß er am Ende wol auch gegen die Frauen ſo gar artig nicht geweſen ſein wird.

Der Pfarrer lächelte mit einigen Verlegenheitsgeberden und begab ſich zu der übrigen Geſellſchaft hinaus.

Inzwiſchen war die Hausbeſitzerin, Jungfer Angelika, heraufgekommen, um mit vielen Knixen und Höflichkeitsumſchweifen zu melden, daß ein fremder, ſcharfäugiger, hochgewachſener Mann ſchon etlichemal ins Haus geſchlichen ſei und auf ihr Befragen ſich nach dem Herrn

Baron erkundigt habe. Der Mann ſei ihr, ſetzte ſie hinzu, etwas lauernd und verdächtig vorgekommen. Niemand bemerkte Giuſeppe's Betroffenheit; auch reizten die wunderlichen Manieren Angelika's mehr zum Lächeln, als ihre Nachricht Beſorgniß erregte. Der Pfarrer empfahl ſich endlich kurz und verſtimmt. Die Abenddämmerung war tief hereingebrochen, ſodaß der Baron vor der Treppe nach Licht rief. Francesco aber eilte, ohne es abzuwarten, hinunter, wo er denn aus einem Winkel plötzlich eine ſauſende Ohrfeige erhielt. Taumelnd ſchrie er nach Hülfe. Man eilte hinab, aber nirgends war jemand zu finden. Doch ſtand die Hausthür offen. Da Francesco vor dem Heimweg bangte, ſo entſchloß ſich Matteo Bonatti, der junge Grenadier, ihn zu begleiten, und der Baron gab noch einen Bedienten mit.

Dieſer Vorfall lag nun wie ein Räthſel da und beſchäftigte die Familie mit allerlei Vermuthungen. Die Hauswirthin wollte bei der heiligen Mutter Anna ſchwören, jener Fremdling, der ihr gleich verdächtig vorgekommen, habe die Unbill verübt, nachdem er vermuthlich wieder ins Haus geſchlichen ſei.

Die Baronin Agneſe ſtimmte ihr bei und fühlte ſich nun, da der Streich den Pfarrer getroffen hatte, von einer beſondern Angſt befreit, indem ſie ſchon bei der vorherigen Anzeige der Hauswirthin in dem verdächtigen Umſchleicher einen Feind vermuthet hatte, der ihrem Gemahl nachſtelle.

Moritz fand die Sache immer lächerlicher, je mehr davon geſprochen wurde, beſonders als ihm dabei der alte Leibſpruch ſeines in Deutſchland zurückgebliebenen

Kutſchers einfiel, der bei ſeltſamen Ereigniſſen, und ſogar als ihm ſelbſt eines Abends ein Geſchirr über den Kopf gegoſſen wurde, zu ſagen pflegte: Was der Menſch werth iſt, fährt wider ihn! Doch hütete ſich Moritz, dieſen Scherz vor ſeiner Schwiegermutter laut werden zu laſſen, da ſie den Pfarrer ſehr beklagte. Auf ihr Veranſtalten wurde auch der geiſtliche Herr zur Entſchädigung für den Schlag und den vorausgegangenen Tadel öfter zu Tiſche geladen; er ſchien aber ſeitdem ſehr mistrauiſch geworden.

Giuſeppe war ſeitdem in Drappo geblieben. Weder die große Wallfahrt auf Charfreitag, noch eine prachtvolle Kirchenparade der ſämmtlichen Soldatenſchaft hatten ihn nach Nizza gelockt. Betrübt umſchlich er des Marcheſen Schloß, ſah nach den geſchloſſenen Sommerläden hinauf und begriff nicht, daß die ſchönen Zimmer unbewohnt bleiben ſollten. Und doch war des Marcheſen Befehl wirklich angekommen, mancherlei zu packen und nach Turin zu ſenden, weil er auf des Königs Befehl noch längere Zeit dort verweilen müßte. Fiel ihm nun die mörderiſche Abſicht des Geſindels im Gebirge ein, ſo freuete er ſich, daß der Marcheſe fern blieb; gedachte er jedoch an Blanca, ſo empfand er die ſchmerzlichſte Sehnſucht. Dann kam ihm wieder ſeines Vaters Wort in den Sinn: Wenn Blanca mit einem Bräutigam von Turin kehrte —! Eine eiferſüchtige Angſt nagte an ſeinem Herzen und trieb ihn in die Einſamkeit, zu raſen oder zu weinen.

In der zweiten Woche nach Oſtern konnte er jedoch ſeinem Verlangen, den Baron wieder einmal zu beſuchen, nicht widerſtehen, und wandelte nach der Stadt.

Als er durch das Piemonter Thor in die Altſtadt kam, rief ihm aus einer Schenke eine bekannte Stimme zu. Giacomo, ein alter Reitknecht des Marcheſe, ſtolperte ſteifrückig und etwas ſperrbeinig herbei und umhalſte ihn. Ei woher, Alter? fragte der Jüngling.

Stracks von Turin, antwortete jener; ich habe hier nur eine kleine Beſtellung gemacht und einen Schluck gethan. Herr Giuſeppe, ich ſage Euch, ich habe Teufelswege gemacht. Um nichts mehr als einen Huzelbutzen, und ich hätte kein ehrlich Geſicht von Drappo mehr zu ſehen gekriegt. Bei Ca haben mich die hundsföttiſchen Coulans ausglitſchen laſſen, die Kerls, müßt Ihr wiſſen, die den Reiſenden über den ſchlüpfrigen Schnee forthelfen. He, ſagt mir doch . . . Wie ſieht es es denn mit dem Herrn Marcheſe und Blanca aus? fiel Giuſeppe ein.

Sind alle unterwegs, prahlte Giacomo; ich ſoll ſie ja eben anmelden, die Wohnungen ſollen bereit ſein, und was noch in meinen Briefen ſteht. He, Wirth! mein Maulthier heraus. Es klingelt mir vor dem linken Ohr; der Herr zankt über mich; ich muß mich eilen; ich ſoll mich ja nicht aufhalten unterwegs. Sagt mir doch, was macht denn meine alte Urſula? Wie ſieht's mit ihrem Mundwerk aus?

Giacomo! Was bedeutet das? rief Giuſeppe außer ſich. Der Herr Marcheſe kommt und Blanca kommt? O, mein Gott! Juchhe, Herr Giacomo! Sagt doch, wie das zugeht? Wollt Ihr noch eins trinken? Kommt herein! Ei, der Herr Marcheſe und Blanca? Sie wollten ja noch dort bleiben; was iſt denn dazwiſchengekommen? Sprecht doch, Giacomo!

Vorfallenheiten, Herr Giuſeppe! flüſterte der Alte, Ungnade des Königs, Verbannung —! Sagt, hat denn meine Urſula, — hat ſie ſich denn derweile im Keifen geübt?

Ungnade, Giacomo? Sprich, was iſt vorgefallen? Sprich doch, Alter!

Herr Giuſeppe, erwiderte jener, es ſind merkwürdige Vorfallenheiten geweſen und Gottloſigkeiten verübt worden. Aber es lebe unſer Herr Marcheſe! Und das Fett bleibt doch immer oben. Unſer Herr Marcheſe wird ſchon wieder zu Kräften kommen. Und kein Hundsfott ſoll ihm etwas anhaben. Gott geb's nur, daß er bei Ca glücklich über den Schnee kommt! Lebt wohl, Herr Giuſeppe; wir werden uns noch mehr ſprechen, und Ihr ſollt alles erfahren, und mehr als ich ſelbſt weiß. Der Herr Marcheſe wird bald hier ſein. Gott befohlen! Wie werde ich doch nur meine Urſula antreffen? Aber ich will ihr die Zähne weiſen! Warte nur!

Unter dieſen letzten vor ſich hingebrummten Worten ſetzte er ſein ſteifes Thier in Trab, und ließ den Jüngling in Unruhe und Unentſchloſſenheit zurück.

Sechzehntes Kapitel.

In derſelben Stunde begab ſich Jungfer Angelika nach der Kammer ihrer Einquartierung, um dem jungen Grenadier Bonatti friſche Wäſche zu bringen. Sie war erſtaunt, ihn zur ungewöhnlichen Zeit ſo geſchniegelt und gerüſtet zu finden, als ob er zur Parade gehen wollte. Bonatti lächelte, ſchien ſehr verlegen, und zog mit geheimnißvoller Miene die erröthende Wirthin an der Hand zum Sitz.

Liebwertheſte Jungfer Wirthin, hob er endlich an, indem er abwechſelnd am Schnürwerk ſeiner Mütze ordnete, am ſchwarzen Bärtchen drehte oder vor dem halbzerbrochenen Spiegelchen gebückt an ſeiner Halsbinde zog. Liebwertheſte Jungfer Wirthin! Ein Soldat hat große Pflichten und Obliegenheiten auf ſich. Wenn er im Felde und im Dienſte brav iſt, im Spital geduldig und im Quartier zufrieden und höflich, wer darf ihm dann etwas Schlimmes nachreden? Ueber das Letzte könnt Ihr mir gut Zeugniß geben, Jungfer Angelika, ich meine, wie ich mich im Quartier betrage. Im Spital habe ich noch nicht gelegen, und im Felde will ich mich demnächſt zeigen, wenn die Franzoſen oder, wie man die Nation neuerdings nennt, die Ohnehoſen den Var paſſiren werden.

Heilige Mutter Anna! rief Angelika erſchrocken aus; ſollen ſie denn wirklich kommen? Haltet Euch wacker, guter Bonatti! Ach, dann ſtehe uns die heilige Jungfrau bei! O ihr braven Piemonteſen; wehrt euch um des Himmels willen und wankt nicht!

Bonatti ließ ſich aber nicht irre machen und fuhr ruhig fort:

Liebwertheſte Jungfer Wirthin Angelika! Ich bin reinlicher Aeltern Kind aus Chivaſſo, woſelbſt wir ein niedlich Häuschen neben dem Thurm des zerfallenen Schloſſes, ſowie beim alten Bernhardinerkloſter vor der Stadt einige Aecker beſitzen. Ich bin ordentlich und pünktlich, wie Ihr mich ſeither geſehen, und was meine gute Statur, meinen Schnurrbart und anderweitiges Ausſehen betrifft, ſo mache ich gewiß keiner Compagnie in der Welt Schande. Geſtern auf der Wache iſt mir die Zuſage geſchehen, daß ich mit dem nächſten Löhnungstag Gefreiter werden ſoll. Dann geht's im Geſchwindſchritt auf den Feldwebel los. Nun habe ich mir's vorgeſetzt, Jungfer Wirthin, und will's ausführen. Ich meine nämlich . . . und habe ich etwa unrecht? Ein Soldat kann ſchon ſeine Augen wohin werfen, noch weiter hin, als er ſeine Kugeln ſchießt. Und ſo meine ich, beſte Jungfer Angelika, — Ihr ſolltet mir Euere Nichte zuſagen. Schweigt nur und laßt mich erſt ausreden. Seht, meine Kameraden gehen abends auf dem Corſo, auf der Esplanade oder auch am Fluſſe hin und haben ihre Mädchen mit ſich. Es iſt wahr, es iſt manche Dirne darunter, und ich meine es mit Klärchen ehrlich. Heirathen will ich Euere Nichte, ſobald ich entweder meinen Abſchied kriegen kann, oder zu Ehren vorgerückt bin. Ich liebe Klärchen ganz authentiſcherweiſe und habe es ihr auch ſchon in Manierlichkeit zu verſtehen gegeben. Sie iſt aber immerhin ſehr kurz gegen mich geweſen und wird's wol mehr innerlich haben. Denn, wie ich auch von andern gehört, ſo thut ein ehrliches Mädchen ſein Herz nicht ſo heraushängen, wie ſein ſilbernes Agnus Dei. Wenn nun aber ein ſchmucker und braver Grenadier ruft: Herz heraus! Was wird Klärchen dann . . . ich meine, wird's denn unters Gewehr treten, liebwertheſte Wirthin? Nun ſprecht Ihr Euere Worte, Jungfer Angelika!

Sie hatte Zeit genug gehabt, ſich zu beſinnen; dennoch war ſie in größter Verlegenheit und nicht gleich bei guter Ausflucht. Sie kannte Klärchens Neigung zu Giuſeppe und wußte, wie ſehr das Mädchen dem Grenadier auswich. Nun aber hatte dieſer ſo gute, rechtſchaffene Geſinnung an den Tag gelegt und ſeine perſönlichen und Familienverhältniſſe waren ſo annehmlich, daß ihr nichts gegen die Bewerbung einfallen wollte. Vor allem aber erwog ſie ihren Vortheil hinſichtlich der Quartierlaſt. Wenn Bonatti in Unzufriedenheit das Haus verließe, konnte ſie einen widerwärtigen Menſchen, ja vielleicht zwei Mann ins Haus kriegen.

Indem ſie daher ganz im allgemeinen ſeine gute Geſinnung rühmte, und ſeine Perſon ſowie ſeine Anſprüche herausſtrich, ſagte ſie ihm ihren eifrigſten Beiſtand zu.

Nur ſollte er behutſam zu Werke gehen, und dem albernen Mädchen, das für ſein Alter viel zu kindiſch geblieben ſei, nichts übel nehmen und etwas nachſehen. Hochzeit und Heirath müſſe ja doch noch über die nächſten kriegeriſchen Unruhen hinausgeſchoben bleiben. Er möchte ſich nur hübſch in ihrem Logis halten, rieth ſie ihm, und ja keinen zweiten Mann zulaſſen, der ſonſt ſein Nebenbuhler werden könnte.

Aufs höchſte erfreut, wollte Bonatti gleich hinuntereilen und ſich mit Klärchen verſtändigen. Jungfer Angelika hielt ihn aber zurück und eilte voraus, um Klärchen vorzubereiten.

Zweifelhaft und verdutzt redete ſie mit erzwungenem Scherz das Mädchen an. Haſt du Händchen gewaſchen, mein Herz, rief ſie, bald an ihrem Leibchen, bald an ihrem braunſeidenen Netz zupfend. Reinliche Händchen? Ein ſchmucker Menſch will ſie eben abholen. Haſt du ein gutes Heft am Herzen? Gleich wird einer mit einem Häkel an dem ſeinigen kommen. Schlingt ein, ſchlingt ein! Ihr paßt gut zuſammen.

Aus dieſer geſchraubten Scherzhaftigkeit ging jedoch Angelika, ſobald das näher verſtändigte Kind ſich heftig und widerſetzlich zeigte, in Zorn und Scheltworte über. Jetzt will ich aber Muhme ſein, rief ſie aus; auf den Kopf will ich mich ſtellen und ſehen, wer von uns zu befehlen hat!

Und ich will mich auf meine eigenen Füße ſtellen und ſehen, wer mich zwingen kann! antwortete Klärchen.

Da legte die höchſt unruhige Muhme ſich aufs Bitten. Du ſollſt ihn ja nicht gleich nehmen, ſagte ſie mit flüſternder

Stimme und heftiger Geberde, indem ſie ſich immer nach der Stubenthür umſah: nicht einmal wirklich nehmen. Du ſollſt ihm nur freundlich ſein und ihn vertröſten, auf den Frieden vertröſten. Vielleicht bleibt er auch in der Schlacht, und wir wollen es ſchon einrichten, daß Giuſeppe nichts gewahr wird. Oder was? Willſt du den friedlichen Menſchen vertreiben, und ſoll ich harte Einquartierung haben um deines Starrſinns willen, deiner Kinderei wegen? Soll ich zwei, drei, vier Mann ins Haus kriegen, die dich am Ende alle wollen, und nicht ſo beſcheiden ſind wie der brave, redliche, ehrliche und hübſche, gute Bonatti?

Klärchen aber ſprach ſich heftig und hocherröthend gegen ſolche Unredlichkeit, gegen dieſen Eigennutz aus. Laß nur, verſetzte ſie, ſolche heimtückiſche Abſichten die Frau Baronin droben gewahr werden, ſo zieht ſie gleich aus dem Hauſe. Dieſe ehrlichen Leute haſſen ſolche ſchlechte Geſinnung.

Was? Willſt du mich verrathen? ſchrie dagegen Angelika. Willſt du ſo an deiner Muhme und Pflegemutter handeln, unchriſtliche Dirne du! So was muß man in ſeinem Alter erleben, Undank auf Undank! Worauf ſie ſich heftig weinend in eine Ecke ſetzte.

Bald trat Bonatti mit Mütze und Säbel herein, und er hätte bei jeder andern Gelegenheit nicht einnehmender für ein Mädchen ausſehen können. Klärchen verſtummte, erblaßte und zitterte, daß es ſich kaum ſitzend erhalten konnte. Die Muhme war aufgeſprungen, hatte raſch ihre Augen trocken gerieben, und machte nun, freundlich und vielfach ſich verneigend und auf Klärchen deutend, die wunderlichſten Zeichen und Geberden. Da der Grenadier eine Aufmunterung in dieſen Grimaſſen zu finden glaubte, näherte er ſich dem Mädchen und ſprach ſein Anliegen beſcheiden, aber entſchieden aus. Er rühmte ſein Glück und ſeine Zukunft, und ſtellte es Klärchen in die Wahl, ob ſie ihn demnächſt als Herrn Feldwebel oder im bürgerlichen Stande heirathen wolle. Der Abſchied werde ihm gewiß nicht verſagt werden, denn er habe große Verbindungen in Turin. Ein Gevatter ſeines Vaters ſei nämlich vom dritten Mundkoch des Königs ſchon öfter mit allerlei Scherzhaftigkeiten beehrt worden.

Je mehr aber Bonatti zu ſeinen Gunſten vorbrachte, deſto mehr erblaßte und zitterte Klärchen, und ſank endlich auch wie ohnmächtig vom Stuhl. Schreiend ſprang Jungfer Angelika hinzu, rüttelte das Mädchen und riß ihr das Corſet auf, das Netz ab, wobei ſie zwiſchen heulendem Zuſpruch und während ſie das Kind in die reizendſte Unordnung verſetzte, auf den Grenadier ſchalt und ſchimpfte, der ganz verblüfft daſtand.

In dieſem Augenblick trat Giuſeppe herein. Unruhig und überlegend war er von dem Reitknecht nach der Wohnung des Barons gekommen, und hatte im Vorplatz das Jammergeſchrei der Muhme Angelika gehört.

Ach, Herr Giuſeppe! rief ſie ihm entgegen, helft, helft, unſer Klärchen iſt hin, iſt hin!

Kaum hatte das Mädchen aber den Namen Giuſeppe vernommen, als es ſich aufraffte und verwirrt, wie es war, in die Arme des Jünglings ſtürzte. Ich will ihn nicht, ich kann Bonatti nicht leiden! rief ſie; glaube mir, Giuſeppe, ich habe ihm auch nicht den mindeſten Anlaß gegeben, daß er ſich ſoviel herausnimmt; ich ſterbe bei ſeinen Zumuthungen.

Zumuthungen? Verwegener Menſch! ſchrie der Jüngling, und faßte den Soldaten ſo feſt an der Bruſt, daß einige Knöpfe abſprangen. Soviel vertrug jedoch der ſonſt ruhige Bonatti nicht; er riß ſich los, zog ſeinen Säbel und ſtürzte auf Giuſeppe zu. Dieſer wich aus, und Klärchen, das abwehrend dazwiſchenſprang, erhielt einen ſcharfen Hieb in die linke Schulter. In demſelben Augenblick riß Giuſeppe den Grenadier zu Boden, ward aber von dem Fallenden gepackt und mit größter Anſtrengung feſtgehalten.

Wie Jungfer Angelika Klärchens Blut fließen ſieht, ſpringt ſie verzweifelnd, ohne Ueberlegung an das Fenſter und ſchreit nach Hülfe. Eine ablöſende Wachtſchar zieht eben vorüber, macht halt und rückt, da die umherſtehenden Nachbarn Bonatti's Namen nennen, in das Haus. Fluchend und ſchimpfend packen ſie mit ſoldatiſcher Parteilichkeit Giuſeppe und ſchleppen ihn fort.

Es war ein großer Zuſammenlauf von Menſchen auf der Straße. Hier und da ließ ſich einer unzufrieden aus, daß man einen Nizzarden ſo behandele. Niemand aber fand ſich, der für den Jüngling etwas gewagt hätte. Nur Cola, der Bettler, eilte nach und redete auf der Hauptwache mit dem Offizier zu Gunſten Giuſeppe's. Der Marcheſe Malvi wird es Euch Dank wiſſen, ſagte er, wenn Ihr den jungen Menſchen freilaßt, der gewiß kein Verbrechen begangen hat. Der Herr Marcheſe kehrt eben von Turin in einem Geſchäft

Sr. Majeſtät des Königs zurück und wird ſchon unterwegs nach Giuſeppe fragen, er erwartet ihn ſchon im Gebirge. Der Jüngling iſt dem Herrn Marcheſe unentbehrlich.

Cola ſprach dieſes Giuſeppe ſelbſt zu Gehör, indem er ihm einen Wink geben und ihn ermuntern wollte, auf ſein Loskommen bedacht zu ſein. Er wußte nicht, daß der Jüngling bereits von der Rückkunft des Marcheſe unterrichtet, und eben aus Angſt und tiefſter Beſorgniß um denſelben ſo zerſtört, ſtumm und unfähig war, auch nur den Mund zu einer Bitte, zu einer Erklärung zu öffnen.

Cola, von dieſem Stillſchweigen beängſtigt, ließ nicht nach, ertrug Hohn und Spott der Soldaten mit Gleichmuth, und wich und wankte nicht, bis man ihn mit dem Corporalſtock vertrieb. Hierauf ließ der wachthabende Offizier, um dem Fall ein wichtiges Anſehen von Empörung zu geben, Giuſeppe auf die Feſte Montalban bringen und den Vorfall dem Stadtcommandanten melden.

Siebzehntes Kapitel.

Cola, der Bettler, ließ ſich die reiche Spende von Schimpf und Mishandlung, die ihm auf der Wache von Offizier und Gemeinen zutheil geworden war, nicht verdrießen, ſondern eilte zurück, um andere Mittel für den unglücklichen Giuſeppe aufzubieten. Zwar konnte er die ihm widerfahrene Unbill nicht gleich vergeſſen; er blieb etlichemal ſtehen und ballte knirſchend die Fauſt, um wenigſtens doch in Gedanken Rache und Genugthuung zu nehmen. Schnell aber beſann er ſich wieder, daß er jetzt um ſeinetwillen keine Zeit zu verlieren, ſondern für andere zu handeln habe; er rannte ſpornſtreichs vorwärts, immer auf das Haus der Jungfer Angelika los.

Hier fand er einen Arzt um Klärchens Wunde beſchäftigt und daneben bemüht, der Jungfer Muhme das Maul zu verbieten. Denn während Klärchen blaß, mit halbgeſchloſſenen Augen, geduldig und nur manchmal mit dem Munde zuckend, die ungeſchickte Hand des Arztes ertrug, ſpann mit Mund und Händen die ältliche Muhme einen wunderlichen Faden von Gebet, Wehklagen und Verwünſchungen aus. Mitten in ihrem Geheul fuhr dann der alte Chirurg herum und gebot mit einem grimmigen Schielauge und gehobener Fauſt Stillſchweigen, worauf Angelika erſchrocken plötzlich abbrach und unter lächerlichen Grimaſſen an den zurückgeſcheuchten Worten würgte und zu erſticken ſchien. Faſt hätte Cola ſein wichtiges Anliegen über den lächerlichen und ergötzlichen Auftritt vergeſſen. Er fragte nach dem Freiherrn Moritz. Dieſer hatte ſich aber, ſobald Klärchens weiße Schulter entblößt ward, mit ſeiner Gemahlin hinauf in ſeine Wohnung begeben.

Cola eilte dahin, indem er für Klärchen noch einige ermunternde und hinſichtlich Giuſeppe's tröſtende Worte zurückließ. Als er bei dem Freiherrn eintrat, ſprach er mit einem ſeltſamen Lächeln der Angſt: Ich bringe das befohlene Gewinde aus der St.-Andreasgrotte noch nicht mit, aber ich wollte den gnädigen Herrn dennoch um einen Vorſchuß auf die mir zugeſagte Belohnung bitten.

Moritz griff haſtig nach ſeiner Börſe, Cola faßte jedoch lächelnd den Arm, indem er erſt ſcherzend, bald aber gerührt Giuſeppe's Lage und Gefahr erzählte. Er verſicherte zugleich, daß eines vornehmen und würdigen Mannes Leben von Giuſeppe's ſchneller Befreiung abhinge, und bat, daß doch der gnädige Herr ſich des ſchuldloſen Jünglings perſönlich annehmen und Bürgſchaft für ihn leiſten möchte. Sie ſind ein angeſehener Mann, ein Fremdling, ſagte er, man wird Ihnen ſchon etwas zu Gefallen thun.

Moritz nahm den Vorſchlag in Ueberlegung, that noch einige Fragen, und hielt dann für das Beſte, vor allem den Grenadier Bonatti zu begütigen, indem er ſich von deſſen Erklärung und Mitwirkung das meiſte verſprach. Bonatti war ſchon mit Packen beſchäftigt, um das Quartier zu wechſeln. Er ſchien in ſeiner natürlichen Gutmüthigkeit des Vorfalls wegen mehr verzagt als erboſt zu ſein, und rechnete ſich Klärchens Wunde ſehr hoch an. Daher kam es ihm erwünſcht, etwas zur Verſöhnung und beſonders zu Klärchens Beruhigung zu thun. Bekannt genug mit dem Gang der militäriſchen Meldungen und der erfolgenden höhern Befehle, ſuchte er vor allem einer vielleicht unwiderruflichen Ordre zuvorzukommen. Zufällig ſtand Bonatti bei dem neuen Stadtcommandanten in Gunſt, und traf, als er mit dem Freiherrn eintrat, auch den Commandanten der Feſtung bei demſelben an, ſodaß die Angelegenheit ſich ohne viele Umſchweife berathen ließ. Und da nun der beleidigte Bonatti ſelbſt den Vorfall für ein Misverſtändniß erklärte, und ein ſo angeſehener und gebildeter Mann, wie der Freiherr, dem gefangenen Jüngling ein günſtiges Zeugniß gab, ſo wurde nach Beſeitigung einiger kleinen Anſtände die Freilaſſung Giuſeppe's verfügt, und eine Ordonnanz mit dem desfallſigen Befehl an den wachthabenden Offizier der Feſtung Montalban abgeſchickt.

Bonatti war darüber ſo erfreut, daß er ſich entſchloß, Giuſeppe zu ſehen und zu ſprechen. Er erhielt auf der Feſtung die Erlaubniß, dem Gefangenen ſeine Entlaſſung ſelbſt anzukündigen. Nicht ohne Befangenheit trat er bei ihm ein, und Giuſeppe empfing ihn nicht ohne Trotz. Doch der unerwartet gute Ausgang ihrer Feindſeligkeit mußte beide Herzen bald umſtimmen und verſöhnen.

Giuſeppe bot zuerſt die Hand und bat um Verzeihung. Ein Argwohn, wie mir ſcheint, hat uns ſo hart aneinandergebracht, ſagte er, ich habe Euch, Herr Grenadier, wegen Euerer Geſinnung und wegen Euers Betragens gegen Klara unrecht gethan; aber auch Ihr habt gegen mich eine ungegründete Meinung gehegt. Ihr haltet mich wol für Euern Nebenbuhler? Darin ſeid Ihr irre. Klärchen und ich ſind als Nachbarskinder wie Geſchwiſter aufgewachſen; ich, älter und ſtärker, habe ſie immer geſchützt und vertheidigt, und nur dies Bruderrecht auch heute geltend gemacht. Weiter iſt es nichts. Ihr ſcheint ein braver Geſell, Herr Bonatti, und begegnen wir uns ein andermal etwas weiter von dieſen Gefängnißmauern entfernt, ſo wollen wir ſuchen Freunde zu werden.

Mit dieſer Erklärung war Bonatti äußerſt zufrieden. Er begleitete Giuſeppe, nannte ihn ſeinen Freund, drückte ihm die Hände und rückte, nach einiger Verlegenheit, mit ſeinen Geſinnungen und Abſichten gegen Klärchen näher heraus. Giuſeppe, der den Bettler nachſchleichen ſah, gab in gedankenvoller Ungeduld dem Grenadier recht und ermunterte ihn, ſein Glück auf ehrliche Weiſe zu verfolgen. Dann umarmten ſich beide auf Wiederſehen.

Cola ſtürzte nun herbei, und beide hatten viel zu fragen, viel zu überlegen. Die Sonne war eben untergegangen, und der Mond hing blaß über dem Meer, das mit allen Gold- und Purpurfarben des Abendroths leuchtete.

Der Marcheſe kommt! rief Giuſeppe außer ſich; wer wagt es, ihm zu drohen? Aber eile, Cola, laß uns aus dem Bereich dieſer ſchmählichen Feſtung fliehen. Gott! Gott! Iſt es nicht ein Wunder, daß ich unerwartet noch zur rechten Zeit wieder frei bin? Fort, wir müſſen die ganze Nacht laufen und rennen.

Nein, ruhig! antwortete der Alte. Wir müſſen ausruhen. Meine Beine ſind nicht verwöhnt, aber ich habe keine geringe Angſt um Euch ausgeſtanden, und mit dieſer Angſt bin ich umhergelaufen. Euch wird's auch nicht behaglich ums Herz geweſen ſein. Halt! Ich darf nicht vergeſſen, was ich der heiligen Mutter Gottes von Eza gelobt habe. Ich habe der guten Madonna die Ruhe nicht gelaſſen, ich habe ihr mit meinen Bitten und wiederholten Ave=Maria rechtſchaffen zugeſetzt, und ich ſehe, ſie hat mich auch noch nicht vergeſſen: du biſt frei. Wenn ich reich wäre, ſollte ihr Kirchlein zu Eza eine ſilberne Kette haben; ſo aber muß ich es bei einem Wachskerzchen und drei Roſenkränzen bewenden laſſen. Nun, die will ich auch mit Vergnügen entrichten.

Weißt du denn, Cola, wie früh oder ſpät der Marcheſe kommt? fragte Giuſeppe.

Uebermorgen oder einen Tag ſpäter, verſetzte Cola.

Aber woher weißt du das aufs Pünktchen?

Ei, ich habe den alten Giacomo, den Reitknecht, auf ſeinen einfältigen Kopf geſtellt, und da ſind ihm die paar Heller von Neuigkeiten aus der Taſche gefallen, fuhr Cola fort. Ich kam eben aus Scarena von einigen unſerer Gebirgsvögel, als Giacomo an mir vorüberritt. Ich weiß ihn ſchon zu behandeln, denken und rechnen kann der lendenlahme Pinſel nicht; fragt Ihr ihn, wann der Marcheſe komme, ſo weiß er's nicht;

er weiß aber, welchen Tag er in Turin abreiſen wollte, und daß er unterwegs drei Tage bei einem Jugendfreund, auf einem Landgut bei Coni verweilen würde, und danach habe ich meine Rechnung gemacht.

Er hieß Giuſeppe nach Hauſe gehen und ſich eine Nacht ausruhen. Nachdem ſie verabredet, wo und wie früh ſie des andern Tags ſich treffen wollten, ſchieden beide in der aufgeregteſten Stimmung.

Für Giuſeppe ward es eine höchſt unruhige Nacht. Die Vorfälle des verwichenen Tags durchkreuzten ſich mit den Beſorgniſſen für die nächſte Zukunft. So oft er in einen kurzen Schlummer fiel, verwirrten ſich wunderliche Träume, und eine ahnungsvolle Angſt ſchreckte ihn gleich wieder wach.

Wie der Tag graute, ſprang er auf, rüſtete ſich und nahm Abſchied von ſeinem Vater, ohne ſich jedoch das mindeſte von der Gefahr, die dem Marcheſe drohte, merken zu laſſen. Der alte Adrian ſah ihn diesmal gern ziehen; er hoffte, dem Marcheſe würde dieſes Entgegenkommen gefallen, und ſo empfahl er Giuſeppe mit drohendem Finger nur noch Manierlichkeit gegen die junge Marcheſina und gebot ihm, den gnädigen Herrn vor allen um Verzeihung der früher begangenen Unſchicklichkeit zu bitten.

Vor Scarena mußte Giuſeppe an dem verabredeten Gebüſch auf Cola warten. Lachend kam dieſer endlich aus dem Ort, indem er den Mund wiſchte und ſich über Strozzi, den Richter, luſtig machte. Ich habe bei ihm gefrühſtückt und ihm wieder wichtige Entdeckungen hinterbracht, ſagte er. Seit dem Krawall ſind wir dicke

Freunde. Er läßt mich öfter kommen und vernimmt mich zu Protokoll; da ich ihn denn, wenn er mit ſeiner Unterſuchung irgend auf gutem Wege iſt, wieder in Verwirrung bringe. Richtig hat er geſtern auch eine recht ordentliche Naſe von Turin gekriegt. Nun wird er ſchon einen beſſern Geruch von der Sache bekommen, oder ich werde ihn beſſer packen können, wenn ich ihn an der Naſe herumführe. O er denkt, durch mich wieder zu Gunſt und Gnade zu gelangen. Ja, Herr Giuſeppe, durch mich! Er hat mich nämlich durch magere Geſchenke und fette Verſprechungen zu gewinnen geſucht, daß ich ihm auf die Spur der eigentlichen Urheber jenes Krawalls helfen ſoll. Er denkt ein halbes Dutzend wackere Leute und brave Geſellen an den Galgen zu bringen, um auf dieſem dreibeinigen Schemel in die königliche Gnade zu ſteigen, der Schurke! Ihr könnt denken, Herr Giuſeppe, daß ich ihm das Allerbeſte zugeſagt habe. Seht Ihr, nun kann ich erſt den Freunden recht nützlich werden. Denn Mannſchaft zu Fuß und zu Pferd iſt dem Richter zu Gebote geſtellt; ſo oft wir nun etwas auszuführen denken, hetze ich den eifrigen Mann und ſeine Leute dahin, wo ſie uns nicht im Wege ſind. Und glaubt ja nicht, daß er etwa böſe wird, wenn er dort ſelbſt nichts Gefährliches findet, vielmehr ſoll er mir glauben, daß er alles ins Bockshorn gejagt, daß er alle Gefahr verſcheucht habe.

Giuſeppe war ungeduldig. Ihm lag alles daran, zu wiſſen, welche Gefahr dem Marcheſe drohe, welchen Anſchlag man auf ihn gemacht habe. Cola wußte es jedoch nicht, oder gab vor, es nicht zu wiſſen. Ei, meint

Ihr denn, ſie trauten mir? ſagte er. Dann müßte ich ſie nicht ſo oft zum beſten halten. Es iſt wahr, ihr Unternehmen iſt groß, begeiſternd, und hat meinen Beifall. Was ich für ſie thun kann, geſchieht auch mit Leib und Leben. Da ſind nun aber Kerle unter ihnen, die einem fort und fort das Zwergfell reizen; Burſche, die, an der See erzogen, ihre hohlen Backen mit ſchlechtem Knaſter ausſtopfen und im Kauen unaufhörlich von blutigen Tyrannen ſprechen, oder Pfaffen und Ariſtokraten zwiſchen ihrem Daumen und Zeigefinger zerreiben, wie der Bettelmann ſein Ungeziefer. Da ſoll nun der Kukuk nicht lachen! Weil ich ſie aber necke, trauen ſie mir nicht immer, und weil ich nicht mit ihnen auf Stelzen gehe, halten ſie mich für zu niedrig, um mich von ihren geheimen Anſchlägen wiſſen zu laſſen.

Demnach war Giuſeppe raſch entſchloſſen, die Verſammelten im Gebirge aufzuſuchen, um etwas Näheres über ihre Abſichten auf den Marcheſe herauszubringen, wonach er ſeine Maßregeln nehmen könnte. Zwar fiel ihm unterwegs ein, er könnte wol auch ohne weiteres dem Marcheſe entgegengehen, und ihn mit ſeiner guten Büchſe begleiten. Ob er ihm aber allein gegen jeden Ueberfall und Hinterhalt Schutz zu gewähren im Stande ſein werde, blieb doch immer eine bedenkliche Frage. Und durfte er überhaupt den Marcheſe vor einer Gefahr warnen, die er nicht einmal näher bezeichnen konnte? Heftiger ſchritt der glühende Jüngling darauf los und wünſchte nun im ſtillen, es möchte eine recht große Gefahr auf ſeinen Wohlthäter lauern, um demſelben deſto nützlicher zu werden, und um ſich ſelbſt deſto mehr hervorzuthun. Bald konnte er ſich auch gar nicht mehr vorſtellen, daß er ſo ganz unnütz ins Gebirge hinein ſollte gerannt ſein, und daß er ganz unverrichteter Dinge zurückkehren werde.

Während Giuſeppe ſo in Gedanken immer lebhafter vorwärts eilte, ſuchte ihn der nachkeuchende Cola durch Späße anzuhalten. Manchmal zog er ihn auch am Aermel zurück, um ihm eine Neuigkeit aus Paris oder einen Vorfall aus der Nachbarſchaft zu erzählen. Wiederholt wurden ſie als verdächtig von militäriſchen Streifpoſten angehalten, lenkten daher, um nicht etwa verfolgt oder gar ergriffen zu werden, von der Landſtraße ab und ſchlugen einen pfadloſen Umweg nach jenem verborgenen Wildſchuppen ein, den Giuſeppe ſeit ſeinem erſten Beſuche ſorgfältig vermieden hatte. Bei guter Zeit kamen ſie auf einer überhangenden, buſchigen Anhöhe an, von der ſie einen ſchmalen, ſchroffen Fußſteig hinab in das heimliche Thälchen klettern mußten.

Achtzehntes Kapitel.

Nur von einem Haufen, der im Freien gelagert zechte, wurden beide Ankömmlinge bemerkt und begrüßt. Die andern, innerhalb der Jagdſcheune verſammelt und heftig ſprechend, ſchienen in leidenſchaftlicher Aufgeregtheit zu verhandeln. Giuſeppe traf diesmal keine ſo zahlreiche Geſellſchaft an wie das erſte mal, da er hier eingeführt ward; auch bemerkte er keine jener vermummten Fremdlinge, die damals nicht nur Geſchenke ausgetheilt, ſondern der gemiſchten Geſellſchaft auch einen gewiſſen Reſpect eingeflößt hatten.

Man war eben beſchäftigt, eine Liſte derjenigen Ariſtokraten aufzuſtellen, die nach und nach bei ſchicklicher Gelegenheit „dran ſollten“, wie man ſich kurzweg ausdrückte. Lauſchend näherte ſich Giuſeppe der Schar, die den Schreibenden lärmend umdrängte; da ſprang von ſeinem erhöhten Richterſitz jener Irländer herab, der früherhin den Jüngling bei Cimiez in der Dämmerung überfallen hatte. Heute kam er ihm deſto freundlicher entgegen, bat ihn wegen jenes Zwiſtes um Verzeihung und umarmte ihn. Mein Freund, der Genueſe, ſagte er, hat mich inzwiſchen mit Euern Verdienſten bekannt gemacht, und wir rechnen Euch ohne weiteres zu unſerm Bunde und zu den edeln Söhnen der Freiheit.

Indem er den Jüngling beiſeiteführte, flüſterte er ihm zu: Ihr kommt im rechten Augenblick. Die Stunde Euers Glücks naht. Staunet nicht! Ich kenne den edeln Schwung Euers Herzens, ich achte Euere Liebe. Ihr ſeid ein echter Sohn der Zeit, indem Ihr Euch nicht durch prahleriſche Worte, ſondern durch hohe Anſprüche zu erkennen gebt. Ihr laßt die andern nach einem Umſturz der Dinge ſchreien und greift nur gleich ſtillſchweigend nach dem höchſten Preis dieſes Umſturzes, wodurch er zur Wahrheit wird. Wahrlich! Wenn wir alle ſo forderten und nähmen, brauchten wir der vielen Declamationen über Freiheit und Gleichheit nicht. Glück auf, junger Freund! Und das letzte Hinderniß Euerer Wünſche wird bald gehoben ſein.

Unter ſchnellem Wechſel von Erbleichen und Erröthen ſagte ſtockend der Jüngling: Verſtehe ich Euch recht? Sprecht Ihr vielleicht von dem Marcheſe Malvi?

Weihen wir ihm eine Thräne, mein Freund! erwiderte feierlich der Irländer. Der Edle fällt, ein unerbittliches Opfer der beſſern Zukunft. Er iſt das erſte Blatt, das ein heiliger Sturm vom Baum des Lebens reißt. Ich achte deinen Schmerz, Freund Giuſeppe; aber faſſe dich und überlaſſe es deinen Freunden, die Sache zu deiner Zufriedenheit zu ſchlichten und beizulegen.

Das verhüte der Himmel! rief Giuſeppe. Nein, beim Allmächtigen, nein und nimmer! Weg mit dieſer Freundſchaft! Ich beſchwöre Euch, mir zu ſagen, was beſchloſſen iſt, mir zu rathen, wie ich es verhindere. So nur ſeid Ihr mein Freund und verpflichtet mich auf ewig. Sprecht, rathet, ſteht mir und dem Marcheſe bei!

Da Giuſeppe immer lauter ward, ſchloß ihm jener mit der Hand die Lippen, indem er ihm zuflüſterte: Vor allem Stille und Ruhe! Laßt uns gewähren und mich ſorgen! Er eilte wieder zurück auf ſeinen Sitz.

Giuſeppe's Unruhe ſtieg, wie die Drohungen der rohen Geſellen um ihn her immer lauter und verwegener wurden. Um ihrem eigentlichen Vorhaben gegen den Marcheſe auf die Spur zu kommen, zog er ſich in eine Ecke zurück, überzeugt, daß er die heimlichſten Abſichten der leidenſchaftlichen Verſammlung leichter erhorchen als erfragen würde. Unter dieſer Erwartung und Spannung beruhigte ſich einigermaßen ſein Gemüth, und da er nicht einmal den Namen Malvi's nennen hörte, faßte er ſchon einige Hoffnung; denn viele der ihm gar wohl bekannten Adelichen wurden unter Schmähungen auf die Liſte geſetzt. Bei dieſer Gelegenheit offenbarte ſich in den vorgebrachten Beſchuldigungen und Beſchwerden die gemeine Denkart und das rachſüchtige, undankbare Gemüth der Verſchworenen, deren Herkommen und Gewerbe ſich auch ſchon durch Tracht, Sprache und Manier verrieth.

Auf der andern Seite kamen bei dieſen Verhandlungen auch wieder Dinge an den Tag, die als Beweiſe von Uebermuth und Grauſamkeit des Adels und von Ruchloſigkeit und Verdorbenheit der Prälaten jeden rechtlichen Menſchen empören mußten. Bei einer ſolchen

Erzählung ſtieß Cola den Jüngling an und äußerte ſich in folgender Betrachtung:

Das eben ließ ſich noch hören, Giuſeppe; es iſt doch beim Himmel etwas Entſetzliches, ſo mishandelt zu werden! Aber wie haben Euch die vorigen Geſchichten gefallen? Fühlt doch das Geſindel da kaum noch, was recht und was ſchlecht iſt; das Ungereimteſte werfen ſie durcheinander. Seht, ſo geht's! Hinter die wirklichen Vergehen der Großen rettet ſich das gedrückte Völkchen ebenſo wol mit ſeinen Leiden als mit ſeiner Nichtsnutzigkeit, und ſo behält es natürlich in allen Stücken recht. — O, es iſt bitterböſe mit den ehrlichen Menſchen umgegangen worden! Dieſe unerträgliche Laſt, die der gemeine Mann von den Vornehmen erfahren, hat alle Empfindungen der Ehrfurcht erdrückt und ſo die Grundlage des bürgerlichen Weſens zerſtört. Seht ſie nur alle an, die Kreiſcher, das iſt elendes, zermalmtes Geſindel, erbärmlicher Menſchenſtaub, der nun von jedem Windſtoß wirbelt. Dieſe Aebte und Barone beklage ich nicht, wenn ſie von Haus und Hof gejagt werden; dieſe armſeligen Krawaller dauern mich, die dahin gebracht worden ſind, daß ſie auch kein menſchlich gutes Haar mehr an ſich haben. Darf man den Menſchen ſo ausjäten und beiſeitewerfen, wie dieſes wirklich loſe Häufchen nun verdorrt iſt? Ja, wenn man den Menſchen nur an Hab und Gut ſchädigen könnte, ohne ihn auch um alles Beſſere zu bringen! Wer aber keine Wurzel im Boden hat, für den geht auch die Himmelsluft verloren, und wer ihm den Beſitz raubt, zerſtört in ihm auch Ehrfurcht und Rechtsgefühl. Soviel ſehe ich alle Tage. Es gefällt mir heute ſchlecht hier. Mit Narren habe ich es gern zu thun, wenn man ſie anſpeit, kann man noch einen Spaß aus ihnen kneten. Dieſe armen Teufel dagegen . . . Nein, ich übernachte hier nicht! Aber mit mir gehen kann ich Euch auch nicht heißen; denn um des Marcheſe willen müßt Ihr bleiben. Alſo faßt Euch in Geduld und habt gut Glück! Ich bleibe im nächſten Ort einer kleinen Angelegenheit wegen und bin morgen mit dem früheſten wieder hier, um zu hören, wie es dem gnädigen Herrn gehen ſoll, und Euch nöthigenfalls beizuſtehen. Gott befohlen!

Als der Alte hinaus war, näherte ſich Giuſeppe wieder dem Haufen. Einige Ankömmlinge, die hereinſtürzten, brachten Nachrichten aus der Umgegend. Viele Dörfer wären in Aufruhr ausgebrochen, verkündigten ſie, und hätten ihre Beamten und Barone verjagt, Schlöſſer und Klöſter geplündert; die kühnen Bauern und Tagelöhner hätten unermeßliche Schätze davongetragen; in Savoyen wären die Franzoſen ſchon eingerückt, hätten dem Volk alle Abgaben erlaſſen, ſeine alten Freiheiten hergeſtellt und die Provinz in eine Republik verwandelt.

Darüber brach nun ein entſetzlicher Jubel aus. Man wollte nicht zurückbleiben; gleiches Blut ſollte vergoſſen, gleiches Gold erbeutet werden. Man tanzte umher, zückte Meſſer, lud Gewehre, ſchliff die Säbelklingen. Blut muß fließen! krächzten von Zeit zu Zeit einige rauhe Kehlen, und der ſchauderhafte Ruf: „Freiheit!“ donnerte gleichſam als ein allgemeines Echo darein.

Unter dieſem Wirbel war es um den Tiſch leer geworden, und Giuſeppe drängte ſich hinzu. Die Liſte lag aufgeſchlagen, und der obenanſtehende Name war kein anderer als der des Marcheſe Malvi. Empört fuhr Giuſeppe auf und fiel mit Wuth die Umſtehenden an; was man gegen den Marcheſe habe, und wer dem edeln Herrn ein Haar zu krümmen wagen wolle?

Ein Gelächter brach über ſeine Ereiferung aus. Angetrunken, wie die meiſten waren, ergoſſen ſie ſich in Hohn und Spott. Man überbot ſich in rohen Späßen, in gemeinen Witzen, und als man ſich über den Marcheſe erſchöpft hatte, ließ man ſich über Giuſeppe aus. Der Jüngling blieb ſeiner kaum mächtig genug, um an ſich zu halten und nicht mit dem Gewehrkolben dreinzuſtoßen. Doch faßte er ſich im Kampfe der Ueberlegung und des Unwillens, und wendete ſich an ein paar ernſtere Männer. O, meine Freunde, rief er mit erſchöpfter Stimme, was hat denn nur der Marcheſe verſchuldet, daß ihr es auf ſein Leben abſeht?

Nun waren unter den Anweſenden viele, die der Marcheſe hatte peitſchen laſſen; mehrere waren eingeſteckt geweſen und einige, ihrer beſonders verwegenen Reden halber nach Turin abgeführt, waren unterwegs von ihren Genoſſen mit Gewalt befreit worden. Alle dieſe wurden jetzt wider den Marcheſe laut und erhitzten ſich und die Geſellſchaft mit Beſchuldigungen, in denen manches entſtellt und übertrieben, manches ſogar erdichtet war. Er hat uns zu Krüppeln ſchlagen laſſen; ſind wir nicht ganz zu Schanden gehauen? ſchrien ſie. Wir gehen einem ſiechen Alter entgegen; jetzt oder nie müſſen wir uns etwas erbeuten, woran unſer troſtloſes Alter nagen und ſich erquicken könne. Der Marcheſe iſt uns Schmerzensgeld und Entſchädigung ſchuldig; er muß ſterben und ſoll an uns würdige Erben finden.

Wie hetzt ihr euch nur in eine unnütze Leidenſchaft und in tolle Träume hinein! erwiderte Giuſeppe. Wie in alle Wege könntet ihr euch denn nur in ſein Hab und Gut ſetzen, das entweder die Seinigen erben oder der König an ſich zieht?

Unnütz? Ihr ſprecht unnütz! war die vielſtimmige Antwort. Wißt Ihr nicht, daß uns alle Ariſtokraten, die wir liefern, von den Franzoſen preisgegeben werden?

Giuſeppe erinnerte nun an die Milde des Marcheſe gegen ſeine Untergebenen, an die Erlaſſe, die er den armen Bauern bewilligt habe; worauf jene dagegen den Marcheſe einen Heuchler ſchalten, der ſich nur vor der Gefahr krümme, bis ſie vorüber ſei, und dann deſto grauſamer erheben werde. Nein, hieß es, dieſe Ariſtokraten und Prälaten verdienen nicht mehr, was ſie beſitzen und ohnehin mit Unrecht erworben haben. Uns und unſern Vorältern hat ihr Beſitz gehört, unſern Vorfahren ſind alle die ſchönen Güter mit Gewalt oder Liſt genommen worden. Wir wollen ſie nun wieder haben und aus dem Blut ihrer Beſitzer die Verzugszinſen nehmen. Baſta, ſie ſollen dran!

Ja, ſie ſollen dran! ſchrien alle wild durcheinander.

Euere Klagen und Beſchwerden ſind nicht alle ungerecht, meine Freunde, fuhr Giuſeppe fort, und ich gebe zu, daß die Zeit bald Abhülfe bringen muß. Aber wollt ihr denn ſo unklug hineinſtürmen? Es iſt bedenklich, einen Marcheſe zu ermorden. Ueberlegt es wohl, wie ſehr ihr euere gute Sache ſelbſt damit verderbt und euch nicht nur Verfolgungen zuzieht, ſondern auch euer Leben einſetzt, ſtatt es zu verbeſſern. Was könnt ihr dem Marcheſe anhaben, ohne zuerſt euch ſelbſt in die nächſte Gefahr zu ſtürzen?

Auf dieſe Weiſe ſuchte Giuſeppe, indem er alles Zureden aufgab, die heftigen Männer wenigſtens auszuforſchen. Es gelang ihm. Giambattiſta, ein rieſiger Kerl, von der Tracht und dem Ausſehen eines Schiffers, barfüßig und bärtig, trat vor den Jüngling dicht heran, indem er grinſend und die Arme über dem Rücken kreuzend ſprach oder vielmehr ſchrie: Mache dir darüber keine Sorgen, guter Schnapphahn! Kennſt du die Felſenſchlucht bei Saorgio? Biſt du dort ſchon je einmal unter den überhangenden Felſenmaſſen hingegangen, ohne daß du ein angſtvolles Ave-Maria gebetet hätteſt? Dort niſten die Todesſchauer und locken ihre flügge Brut; die Raubvögel ſchreien dort nach Aas, donnernd über die Felſenwände hinab ſtürzt die Roya ins fürchterliche Thal. Da kann einer lange um Hülfe ſchreien, ehe er vernommen wird, und gewiß hat er eher ausgeröchelt, als die Roya ausbrauſt. Iſt das nicht ein herrliches Plätzchen, Seppe, um einem ſchuftigen Marcheſe Gute Nacht zu ſagen? Ziehe mit uns und küſſe ihm noch einmal die Hand.

Ja, rief Pietro, kannſt ihn um ſeinen Segen bitten und die Tochter heimführen.

Giuſeppe ſchauderte bei der rohen Entſchloſſenheit dieſer raſenden Menſchen. Er ſah ein, daß dieſen verwilderten Geſellen mit Vernunft nicht beizukommen ſei. Eine unſagliche Angſt und Unruhe überfiel ihn. Er ſaß ſtumm in einer Ecke. Endlich erhob er ſich wieder, um noch einmal Aufmerkſamkeit zu gewinnen. Ziehe mit uns, ſagt ihr. Gut! Ihr habt das ſchon früher gewollt, habt mir eingeſtanden, daß ich euch zu euern Unternehmungen viel werth wäre. Wohlan denn, ich bin euer, unter einer Bedingung. Bei Gott, ich will euch dankenswerthe Dienſte leiſten! Ihr ſpracht eben von der Felſenſchlucht bei Saorgio. Wol kenne ich ſie; kennt aber auch ihr die Feſte Saorgio, die dieſen Paß beherrſcht? Hofft ihr etwa, dieſe Feſte über die Leiche des Marcheſe hinweg leichter zu erſtürmen? Die Franzoſen ſollen nach Nizza kommen, ſagt ihr, ſollen nach Piemont vordringen, Turin einnehmen, den König ſtürzen. Glaubt ihr, ſie würden je den Engpaß unter jener Feſte Saorgio zu durchbrechen vermögen? Bei Gott, nein! Eher werden dieſe Gebirge ſelbſt in ihre Untiefen verſinken, als ihr den Engpaß durchſtürmt und Saorgio nehmt. Wohlan, ich will es für euch nehmen, ich will die Franzoſen, wenn ſie erſt doch einmal in Nizza ſind, durch die Windungen des Gebirges, die ich vielleicht allein kenne, ſo führen, daß ſie jener Feſte in den Rücken fallen; ich will ihnen den Weg nach Turin öffnen. Iſt das nicht eine Million werth? Ihr ſollt ſie theilen, dieſe Million; mich ſollt ihr mit fünf Soldi abfinden. Nur ein Handgeld verlange ich voraus — des Marcheſe Leben. Darauf nehmt mich hin, ich bin euer Anführer auf Leben und Tod!

In die tiefe Stille hinein, die entſtanden war, verſetzte Giambattiſta ganz trocken, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte:

Ein Verliebter iſt kein guter Anführer. Wir würden mit dir ſehr angeführt ſein. Du kannſt ja deine eigene Sache nicht gehörig führen, ſonſt ließeſt du den Marcheſe zum Teufel fahren; denn der iſt das einzige Hinderniß deines Glücks. Du biſt mit der Tochter gewiß im Reinen. Hoffſt du nun aber den Alten mit Großmuth zu fangen? O, wie kennſt du die Ariſtokraten ſo ſchlecht! Einen Adelichen kannſt du in lauter Schlechtigkeit einwickeln, das thut ihm gar nichts. Im Gegentheil führen gerade darum viele Barone ein ſo liederliches, niederträchtiges Leben, um die Vortrefflichkeit ihrer Geburt recht anſchaulich zu machen. Du aber darfſt dich mit den würzhafteſten Tugenden und nobelſten Geſinnungen ganz durchbeizen und ſpicken, und du wirſt immer nur ein eingemachter Schulzenſohn bleiben. O Seppe, ſoviel haſt du noch nicht überlegt? Du weißt, wo die Wildſäue lagern, wo die Raubvögel brüten, die Anſchove laicht, aber wo und wie du Schulzenſohn dich mit einer Marcheſentochter einrichten willſt, geſteh's nur, das haſt du noch nicht überlegt. Daran haſt du wol noch gar nicht gedacht.

Bei dieſen Worten trat auch der Irländer heran und ſprach ſich in ſehr aufgetriebenen Redensarten über die große Bedeutung der Revolution und über das beſondere Glück aus, das für Giuſeppe ein allgemeiner Umſturz der Dinge mit ſich bringen werde. Mir ſcheint, ſetzte er hinzu, Ihr, Giuſeppe, ſeid eines der edeln Glieder des geſellſchaftlichen Körpers, Ihr habt die

Anſprüche und die Ahnung einer nahe wechſelnden Zeit. Dieſe Ahnung ſpricht ſich bei Euch als Liebe aus. Euer edles und wahres Gefühl leidet unter dem heilloſen Misverhältniß unſers bürgerlichen Lebens, das jetzt einer Kriſe naht, dem jetzt ein ſchreckliches Wechſelfieber bevorſteht. Soviel kann ich Euch weiſſagen, ohne mich für einen Propheten zu erklären, Ihr, edler Jüngling, werdet wollend oder unwillig das ganze Geſchick, die ganze Entwickelung dieſer Revolution durchzuleben, durchzufechten haben. Bei Gott, ſei deſſen verſichert! Dein beſonderes menſchliches Geſchick kränkelt ja im ſtillen an ebendem großen Misverhältniß, an dem die Staaten, an dem unſer bürgerliches Leben überhaupt daniederliegt. Wohlauf denn und ſei wacker! Und da du wie die Zeit überhaupt erkrankt biſt, ſo nimm auch von der Arznei der Zeit und ſuche mit dieſer Zeit zu geneſen! Knüpfe dein Geſchick an das Schickſal unſerer Revolution! Was kannſt du Größeres und Heilſameres zugleich thun?

Giuſeppe, von dem vorhergegangenen Hohn aufs tiefſte gekränkt, ward von dieſen freundlichen und feierlichen Worten ſeltſam ergriffen und bewegt. Es kam ihm vor, als ob ſein Schickſal zu ihm geſprochen habe, und eine Ahnung betrat ihn, daß dieſer Spruch erfüllt werden ſollte. Aber ſelbſt auch aus jenen Spöttereien, die ihn ſchmerzten, fühlte er eine troſtloſe Wahrheit heraus. Du ſtrebſt nur nach Blanca's Beſitz und haſt noch nicht überlegt, wo und wie du dich mit der Marcheſentochter einrichten willſt; dies mußte er ſich zu ſeiner tiefen Beſchämung eingeſtehen.

Die Dämmerung war hereingebrochen und ſteigerte das Gefühl des Grauens und die Angſt der Stille, mit welcher die Umſtehenden unter verſchiedenartigen Empfindungen auf den innerlich kämpfenden Jüngling ſchauten. Da fiel ganz in der Nähe ein Schuß, und alles fuhr vor Schreck zuſammen. Feinde, Feinde! hieß es, wir ſind verrathen, wir ſind verloren!

Ein Gedränge und Getöſe entſtand. Einer rannte wider den andern; jeder ſuchte hinter dem Rücken des Nächſten Schutz, bis der lange Giambattiſta raſch unter ſie trat und Ruhe gebot. Ordnet euch! rief er, wehrt euch! Euere Flinten, euere Meſſer heraus! Jetzt gilt's! Auf Handgeld für die Freiheit! Giuſeppe, angeſchloſſen! Mitgefangen, mitgehangen!

Auf dieſe gebieteriſchen Worte faßten ſich alle und zeigten ſich entſchloſſen. Man ergriff Wehr und Waffe und ſtellte ſich zuſammen. In dieſem Augenblicke ſtürzten etliche herein und riefen: Glück auf! Kosmo iſt da. Er hat nur ſeine Piſtole abgeſchoſſen, um ſich anzumelden. Es iſt weiter nichts. Guten Abend, ihr liederlichen Geſellen! rief nun auch gleich ein kleiner ſchwarzer Menſch, der in der Tracht eines piemonteſiſchen Bauers eintrat und einigen um den Hals fiel.

Was Neues? hieß es. Was Neues?

Er kommt, der Marcheſe kommt! antwortete Kosmo.

Dieſe Nacht ſchon? fragte man.

Dieſe Nacht iſt er in Tende, morgen zieht er weiter, war Kosmo's Antwort. Hierauf erzählte er von ſeiner Reiſe, prahlte von überſtandenen Gefahren, ſtrich ſeine Klugheit heraus, und alle hingen an ſeinem Munde.

Giuſeppe ſtand noch eine Weile, der Nachrichten lauſchend. Auf einmal war ihm klar geworden, was er zu thun habe. Alle Angſt hatte ihn verlaſſen; er ergriff ruhig ſeine Büchſe, pfiff leiſe ſeinem Hund und ſchlich der Oeffnung der Scheune zu.

Wohin, Freund Giuſeppe? rief ihn der Irländer an, der ihn überhaupt nie aus dem Auge verlor.

Zurück nach Breglio, antwortete kurz der Jüngling. Auf einen Wink des Irländers holte man ihn jedoch ein und brachte ihn zurück. Er will dem Marcheſe entgegen und ihn warnen, hieß es. Laßt ihn nicht fort!

Alle Verſicherungen, Bitten, Verwünſchungen des Jünglings halfen nichts; man lachte ihn aus, und das Urtheil aller entſchied, Giuſeppe müſſe bleiben, bis es mit dem Marcheſe abgethan ſei.

Im bitterſten Unmuth warf er ſich in eine Ecke. Der Zwang, der ihm von ſo rohen Geſellen widerfuhr, empörte ihn aufs tiefſte. Nur ſein natürlicher Stolz hielt ſeiner Wuth ein Gegengewicht. Das Gewehr ward ihm abgenommen und an die Seitenwand des Ausganges zu den übrigen Waffen geſtellt. Der Hund legte ſich mittrotzend und leiſe winſelnd zu ſeinen Füßen.

Indeß Kosmo ſeine Nachrichten von der Stimmung jenſeit des Gebirges auskramte, hatte Giuſeppe Zeit, ſeines Unmuths vergeſſend, dem lebhaften Gedanken an ſeine Flucht nachzuhängen. Die Angſt ſchärfte ſeine Ueberlegung; denn ſchon wurden diejenigen ausgeleſen, die man zur Ausführung der gegen den Marcheſe beſchloſſenen That für die Tüchtigſten hielt, und die nach kurzer Raſt aufbrechen ſollten. Wo und wie ſie dabei zu Werke gehen müßten, wurde mit entſetzlicher Genauigkeit verabredet. Einer erklärte ſogar, daß er ſich Giuſeppe's guter Büchſe bedienen wolle. Die Noth lehrte den Jüngling Ergebung und Verſtellung. Als man ihn daher munter und ſcherzend zum Mitzechen und Abendeſſen einlud, nahm er die Miene der Ergebung an, trank und ermunterte zum Trinken. Wie früher im Sprechen, hielt man jetzt im Zechen kein Maß, und bald ſank hier und dort einer ſchnarchend zu Boden. Auch Giuſeppe legte ſich und ſchnarchte mit den Schnarchenden unter Blinzeln und Lauern. Die Vorſicht der wenigen Beſonnenen war indeß größer als er erwartet hatte. Eine Schildwache wurde ausgeſtellt und angewieſen, den offenen Eingang nach außen und nach innen zu überwachen, und nach einiger Zeit einen der Schlafenden zur Ablöſung aufzuwecken.

Nach und nach ward es ſtill. Draußen ſchrien die Nachtvögel und ſchwirrten zuweilen durch die Oeffnungen über die Schlafenden hin. Ein ſanfter Mondſchein lag vor der Thür der Halle und fiel durch die Spalten in Streiflichtern herein. Mit jedem Augenblick klopfte Giuſeppe's Herz heftiger. In erhöhter Einbildungskraft ſah er lebhaft vor ſich die Schlucht von Saergio und die lauernden Mörder; er ſah den Marcheſe und Blanca herankommen; jetzt fiel der tödtende Schuß aus ſeiner eigenen Büchſe. Er ſeufzte laut auf und erſchrak in demſelben Augenblick vor ſeiner eigenen Stimme. Aber niemand regte ſich unter den Schlafenden. Da faßte er raſch ſeinen Entſchluß, indem er bedachte, daß er über den erſten, ſchläfrigen Wächter mehr Vortheil haben müßte, als über die nachfolgenden muntern und rüſtigen. Er richtete ſich auf und ſah, daß der Wächter, mit der Flinte im Arm, an den Thürpfoſten mit überſchlagenen Beinen gelehnt, nickte. Behend erhob er ſich, winkte ſeinen klugen Hund heran und ſchwankte mit langen, leiſen Schritten über die ausgeſtreckten Beine der Schlafenden. Jetzt ergreift er ſeine Büchſe, ſtürzt wie ein Tiger auf den Wächter und wirft ihn eine Strecke vorwärts zu Boden. Deſſen Flinte geht los, der Hund ſchlägt an, die Schlafenden fahren auf. Aber ſchon hat Giuſeppe das nächſte Buſchwerk erreicht und ſchwingt ſich den Felſenabhang hinauf. Schuß auf Schuß kracht hinter ihm drein; ſein Hund bellt und winſelt.

Neunzehntes Kapitel.

Giuſeppe ſprang nicht wie ein Jäger, ſondern floh wie ein gejagter Hirſch. Seine Kenntniß des Gebirges und vielleicht ein Inſtinct der Angſt leiteten ihn über die ſteinigen Berge und an den jähen Abſtürzen hin. Dabei kamen ihm ſein behender Fuß, ſein geübtes Auge mehr als jemals zu ſtatten; denn hier und dort galt es, einen verwegenen Sprung zu thun, während der Mond ſich immer tiefer hinter Gewölk verlor.

Als er die Landſtraße glücklich erreicht hatte, ruhte er aus und blickte mit vergnügtem Herzen in die Gebirge hinein, einſam in tiefer Stille der Nacht. Zum zweiten mal fühlte er ſich frei. Unerwartet war er erſt durch fremde Bemühung aus der Feſte Montalban geführt worden; jetzt war es ihm geglückt, ſich ſelbſt durch Liſt und Entſchloſſenheit zu befreien; ſo zweifelte er nicht, daß ihn der Himmel zur Rettung des Marcheſe beſtimmt habe. Kühn vorwärts eilend, fühlte er ſich ſtark genug, allen Hinderniſſen zu trotzen. Dieſes Muthes bedurfte er auch nie mehr als jetzt; denn ſeine Entſchloſſenheit auf die Probe zu ſtellen, rüſtete ſich ſchon die nächſte

Stunde, als ob Menſchen und Natur ſich vorgeſetzt hätten, durch Widerſpruch und Widerſtreit ein kühnes Freiheitsgefühl und Selbſtvertrauen in dem Jüngling anzufachen.

In ſeiner aufgeregten und nachdenklichen Stimmung nahm Giuſeppe nicht gleich wahr, wie heftig die Gebirgsluft ſtieß und ſtürmte, wie ächzend die Raubvögel flatterten. Immer gewaltiger wirbelten die Winde. Giuſeppe kam an den Engpaß von Tende. Hier in einem ſchauerlich tiefen, ſechs bis ſieben Stunden langen engen Thal fangen ſich der Weſtwind und der Miſtral, und finden nur am Engpaß von Tende einen Ausgang. Heulend brachen hier die Winde hervor und ſchütteten eine Wolke von Steinchen, Geniſt und Moos über den Wanderer. Alte Baumſtämme krachten; mürbe Felſenſtücke praſſelten in die Tiefe hinab. Manchmal fühlte Giuſeppe ſich gepackt und gehoben, und empfand ſchwebend die Angſt, in jähe Tiefe hinabgeriſſen zu werden. Der Hund heulte und kroch ihm zwiſchen die Füße. Kämpfend und endlich auf dem Boden kriechend, erreichte er eine Felſenſpalte und klammerte ſich mit Fingern und Nägeln an, um den drohenden Sturm vorüberzulaſſen. Den Hund hielt er zwiſchen den Knien feſt.

Indeß er nun ſo angeklammert, den Sturm über ſich ausbrauſen ließ, nahm ſein Herz einen deſto freiern Flug zu Blanca und dem Marcheſe. Aber auch nur ſein kräftiger Körper trotzte, denn ſein ſchwärmendes Herz ſchwamm in Wehmuth. Bald glaubte er Blanca mit thränendem Lächeln aus der Dämmerung niederblicken zu ſehen, geſchmückt mit bräutlichen Bändern, die im Sturmwind flatterten; bald nahm der nächtliche Fels, an dem er ſich feſthielt, die trotzige Miene des Marcheſe an, ſodaß Giuſeppe in ſeltſamer Aufgeregtheit der Gefühle und der Einbildungskraft den Felſen und den Marcheſe miteinander verwechſelte. Gib mir die Braut! flüſterte es in ſeinem Herzen, ich will dich packen und halten, bis du Ja ſagſt. Siehe, Marcheſe, wie ich dich hier feſthalte, lerne ich auch dem Felſen und Sturmwind trotzen, wenn ſie mich einmal hindern wollen, über deinem Leben zu wachen. Die ſeltſamſten Empfindungen durchſtrömten des Jünglings Bruſt, und immer feſter hielt er ſich an dem Geſtein, bis ſein Bewußtſein dunkel und dunkler ſchwand, ſeine Arme zitterten und er ohnmächtig abglitt.

Ein Regenſchauer goß herab. Die Näſſe, ſowie des Hundes Bellen, Anhauch und Lecken machten endlich den Jüngling wach. Er raffte ſich auf und ſchritt, da der Sturm nachgelaſſen hatte, wacker vorwärts, bis er das einſame Wirthshaus von Giandola erreichte. Hier raſtete er und erquickte ſich und ſeinen Hund. Das arme Thier hatte einen Riß im linken Ohr und blutete noch, wahrſcheinlich bei der Flucht von einem der nachgeſendeten Schüſſe getroffen.

Als Giuſeppe nach Tende kam, fand er das Städtchen ſehr ſtill. Es ſah ärmlich aus, ſelbſt die ſpärlichen Rebenpflanzungen auf den Höhen gewährten keinen fröhlichen Anblick. Die Feſtungswerke auf den ſteilen Felſen, um welchen ſich einſt die erſten Anſiedler verſammelt und das Städtchen gegründet hatten, waren bis auf wenige Reſte verfallen. Welcher Zeitenwechſel, dachte

Giuſeppe, hat dieſen Felſenherrſcher ſeiner ſchützenden Krone beraubt? Wollen denn Königskronen feſter ſitzen?

Zagend ſchritt der Jüngling auf das Wirthshaus zu, ängſtlich, ob er den Marcheſe antreffen und wie er er ihn anreden werde. In der Thür rannte Petronella wider ihn und ſchrie freudig erſchrocken auf. Heilige Mutter Gottes! rief ſie, kommen uns ſchon die Vögel von Trappo entgegen? Willkommen, willkommen! Wie oft haben wir von dir geſprochen und dich zu ſehen gewünſcht, Giuſeppe, und nun biſt du wirklich der erſte, der ſich als guter Vorbote zeigt. Wir dachten vor kurzem noch nicht, ſo bald zurückzukehren; aber ich für meine Perſon bin recht zufrieden damit. Das vornehme Weſen und Treiben ſetzt einem doch ſehr zu. Ach Gott, was iſt das für ein Leben in der Reſidenz! Tagelang könnte ich dir erzählen! Und wir armen Mädchen ſind überall am ſchlimmſten daran. Ich ſage dir, Giuſeppe, die vielen gottloſen Aebte und Prälaten bringen einen ganz um ſein bischen Chriſtenthum. Ach! Wenn ich erzählen wollte, Giuſeppe! Und welche ſchöne Geſchenke könnte ich haben! Nun, ich ſage nichts; aber ſeltſame Dinge ſind vorgefallen. Der alte Herr iſt auch in Ungnade bei dem König gekommen, und Blanca . . . ei du mein Gott! davon läßt ſich gar nicht ſprechen, das muß man mit Laub der Vergeſſenheit zudecken, wie man zu ſagen pflegt. Ich muß aber fort, dem Fräulein Fächer und Gebetbuch in die Kirche nachzubringen; doch laß ich mir's nicht nehmen, Giuſeppe, dich erſt anzumelden.

Sie eilte voraus in des Marcheſe Zimmer. Dieſen ſetzte die Ankunft Giuſeppe's in Unruhe. Doch ließ er ihn nach einiger Ueberlegung vor, verbot aber dem Mädchen aufs ſtrengſte, ſeiner Tochter auch nur ein Wörtchen von Giuſeppe zu ſagen. Schnell holte er ein paar Piſtolen herbei und legte ſie neben ſeine Briefſchaften auf den Tiſch. Giuſeppe fand ihn aufgerichtet, mit beiden Händen auf die Lehne des hölzernen Stuhls geſtützt und ihm ſtreng entgegenblickend. Was willſt du, Giuſeppe, was bringt dich hierher? Mit dieſer finſtern Anrede ſchreckte er den Jüngling ab.

Giuſeppe, tief bewegt beim Anblick ſeines alten, bedrohten Wohlthäters, aber von ſolcher harten Anrede zugleich eingeſchüchtert, ſtand keines Wortes mächtig da. So vieles hatte er von dem Jubel der Bewohner in Drappo, von ſeiner eigenen Freude bei Zurückkunft ihres geliebten Herrn ſagen wollen, und nun war alles vergeſſen. Die zierlich geſetzte Anrede war wie eine zerrupfte Blume verdorben. Als ſich endlich der Widerſtreit von Entrüſtung und Ehrerbietung in ſeiner Bruſt ein wenig beruhigte, platzte er mit der unerwarteten und ziemlich ſchroffen Erklärung heraus: Ich komme Ihretwegen, Herr Marcheſe. Hüten Sie ſich; es droht Ihnen eine große Gefahr; in der Schlucht von Saorgio wird Ihnen aufgelauert. Sehen Sie ſich vor!

Der Marcheſe ward ſehr betroffen und verlor ſeine Haltung. Ruhig ſah ihn der Jüngling an. Dieſer Blick ärgerte den alten Herrn; er ſchämte ſich, vor dem jungen Menſchen ſeinen Schreck verrathen zu haben. Dachte ich's doch! verſetzte er nach einer Weile auflachend. Glaubſt du, das käme mir unerwartet? Und was wollen denn dieſe Gauner?

Das Leben des Herrn Marcheſe Malvi, antwortete Giuſeppe ſchnell.

Das verſteht ſich! Weiter nichts? Iſt keiner drunter, der auch meine Tochter will?

Dies Wort fuhr dem Jüngling wie eine glühende Lanze durch die Bruſt. Er ſchoß mit aufzuckenden Fäuſten gegen den Marcheſe; dieſer faßte die Piſtole.

So ſtanden beide eine Weile ſtumm gegeneinander und maßen ſich mit Blicken. Giuſeppe hob zuerſt mit bebender Stimme das Wort an:

Wir wären alſo fertig! Ihr habt meine Botſchaft, Herr Marcheſe, und ich habe meinen Botenlohn. Ich kann alſo gehen.

Wirklich wendete er ſich mit einer kurzen Verneigung gegen die Thür; aber der Marcheſe rief ihn an und verlangte in begütigendem Ton Giuſeppe's Warnung noch einmal zu vernehmen. Er äußerte ſich wegwerfend über jene drohende „Ufer-Raſſe“, wie er mit einem gewöhnlichen Ausdruck die liederlichen Küſtenbewohner nannte. Auf ſeine weitern Fragen nach dem alten Adrian und den Einwohnern von Drappo gab der Jüngling, nicht aus Trotz, ſondern weil ſein Herz von einer flutenden Wehmuth bewegt war, nur kurze, trockene Antworten. Als ihn aber der Marcheſe mit dürren Worten dankte, und ihm dafür die früher begangene Unart gegen Blanca zu vergeben verſprach, fragte Giuſeppe gerührt, ob er nun wieder ins Schloß kommen dürfe? Die Nachbarn verwundern ſich, ſetzte er hinzu, daß ich nicht ins Schloß darf, und das kann ſelbſt für Blanca ein übles Gerede geben.

Gut! verſetzte der Marcheſe nach einigem Bedenken, um meiner Tochter willen ſollſt du bei dem nächſten Feſte zu Drappo öffentlich mit Blanca tanzen dürfen. Dies ſei dir zugleich als Genugthuung für meine Heftigkeit und als Botenlohn bewilligt. Aber ins Schloß darfſt du nicht! Ich habe triftige Gründe dagegen. Und als er den Jüngling erſchüttert ſah, ſetzte er ſtreng hinzu: Was ballſt du wider die Fauſt? Was haſt du vor? Auf der Stelle entferne dich! Aber gleich verläſſeſt du Tende. Unterſtehe dich nicht, eine Minute im Orte zu verweilen; ich werde dir nachſchicken.

Giuſeppe preßte die geballte Fauſt vor das Geſicht und ſtürzte hinaus.

Zwanzigstes Kapitel.

Im bitterſten Unmuth rannte er durch die Gäßchen, keiner Abſicht, keiner Ueberlegung fähig, bis plötzlich die Glocke von der Kirche Madonna del Olivo dumpf und ſchwer auf ihn herabdröhnte. Er blieb ſtehen, und indem er den düſtern Blick erhob, ſtand die Kirche geöffnet. Er beſann ſich auf Blanca und eilte hinein. Die Kirche war noch leer, und ſo fiel dem Jüngling alsbald die einzige Betende, Blanca auf der Kniebank vor einem Mariabild, in die Augen. Ketten und Krücken hingen neben dem Bild an der Wand, Kerzchen brannten auf einem ſchnörkelhaft verzierten eiſernen Armleuchter. Petronella ſchritt aber im Schiff der Kirche leiſe umher, beſah Bilder und Bildſäulen, blieb vor den Grabmälern der Grafen von Tende ſtehen, und bückte ſich nach den ſteifen Rittergeſtalten und gothiſchen Inſchriften auf den Grabſteinen, die den Boden uneben und holperig machten.

Blanca ſchrak zuſammen, als ihren Namen rufend Giuſeppe ſich über die Kniebank warf und die bebenden

Lippen auf ihre gefalteten Hände drückte. Sie wußte ſelbſt nicht, ob Schreck oder Freude ihr den Namen Giuſeppe entriß. Blanca, o meine Blanca! rief Giuſeppe wiederholt.

Was weinſt du? flüſterte ſie. Und indem bei dieſen Worten ſeine Thränen unaufhaltſam floſſen, vermochte er kaum die Worte hervorzubringen: Dein Vater, o dein Vater!

Mein Vater? Was iſt mit meinem Vater?

Aber das heftige Schluchzen hinderte ihn zu antworten. Er glaubte nur einen unendlichen Schmerz auszuweinen und wußte nicht, daß auch die Freude des Wiederſehens ſich mitergoß und das Weinen ſo ſüß machte.

Wiederholt und ängſtlicher fragte Blanca: Was iſt mit meinem Vater?

O, wie iſt er mit mir umgegangen, wie hat er mich mishandelt! rief Giuſeppe ſchmerzlich aus. Sieh, dieſe Fäuſte ſoll ich wider ihn geballt haben, ach! und nur der brennendſte Schmerz krümmte mir die Finger ſo. Mit dem wüthenden Miſtral habe ich dieſe Nacht im Gebirge gekämpft; angeklammert an das Geſtein habe ich mich erhalten. Ich wäre in den grauſenvollen Abgrund geriſſen worden, hätte mir nicht die Angſt um deines Vaters Leben . . . Und wie konnte ich ihm nun ſagen, daß um ſeinetwillen dieſe Finger ſo wund und ſchmerzhaft ſind? Ach, ich hätte ſie nie und nimmer wider ihn geballt! Der Schmerz krümmt ſie mir ſo.

Blanca ſchauderte, als er die wunde innere Hand vorwies. Dann fragte ſie nach der Botſchaft, die er überbracht habe, nach der Gefahr, die ihrem Vater drohe. Wie aber Giuſeppe ihre lebhafte Beſorgniß ſah, war es ihm unmöglich, ſie mit ſeiner gefährlichen Botſchaft niederzuſchlagen. In der Hoffnung, daß durch des Marcheſen Fürſorge die Gefahr ohne die Angſt an ihr vorübergehen werde, ſagte er lächelnd: Ich habe dich erſchreckt, Blanca, aber ohne Urſache; vergib es mir! Es hat nichts auf ſich; ich habe mich unrecht ausgedrückt, und dein Vater will nicht davon geſprochen wiſſen, bis ihr in Drappo angekommen ſeid. Du kannſt denken, daß es nichts Schlimmes iſt, da mir dein Vater zum Botenlohn zugeſagt hat, daß ich bei dem erſten Feſte öffentlich mit dir tanzen dürfe. Ach Blanca! Nun habe ich deinem Vater alles vergeben! Ich habe ihn lieb wie ſonſt. Ich werde mit dir tanzen; ach, Blanca!

Blanca war darüber ſehr betroffen; ſie blickte den Jüngling mit Befremden an und ſchüttelte betrübnißvoll den Kopf. Zweifelſt du an meinen Worten, an der Verſicherung deines Vaters? fragte Giuſeppe.

Sie ſuchte, wie es ſchien, nach einer ſchicklichen Wendung, um ihn, wenn auch nicht mit ihrer Verlobung, doch mit dem Gedanken an eine Trennung bekannt zu machen. Aber um ſchonend zu ſein, ward ſie vielleicht unverſtändlich, indem ſie ſprach: O, begeht doch keine Feſte in dieſer zerrütteten Zeit! Gebt der Neigung, dem Wohlwollen, der Freude einen andern Ausdruck. Die Welt und unſer ganzes Leben ändern ſich jetzt. Krieg wird kommen; bei Hofe erwartet man nichts anderes, und ſieht es nicht kriegeriſch genug aus? Da werden wir uns doch alle, jedes in ſein Haus, an ſeinen Herd zurückziehen müſſen. Dort erwarten uns ernſthafte Gedanken, ſchwere Pflichten heben an. Eine ſchöne Zeit geht zu Ende, da wir manchem lieben Traume nachhangen durften. Auch du wirſt deine ſchönen Wünſche gehabt haben, Giuſeppe? Wer hatte ſie nicht? Der Friede, wie der Frühling, begünſtigt ſo vieles, bringt unzählige Keime hervor, ſetzt die vielfältigſten Hoffnungen an. Selbſt das Unmögliche ſcheint da gutes Wetter zu haben. Aber das meiſte von alledem ſoll abfallen, ſoll nur ein Traum geweſen ſein. Wohlan denn! Da müſſen wir uns zuſammennehmen; wir dürfen nun einmal keine Kinder ſein und weinen, wenn wir aus dem herrlichſten Traum in den alten Werkeltag erwachen. Was zuſammengehört, muß ſich jetzt zuſammenhalten; denn es kommt vor allem darauf an, daß die ſtürmende Zeit überſtanden werde. Was jetzt nicht ſein zähes und derbes Daſein hat, kann ſich nicht erhalten. Alles Zarte, Ungewöhnliche, alles, was nur edeln Herzen, nicht aber dem gemeinen Leben zuſagt, was noch nicht in eigenem Grund und Boden ſteht, kann jetzt unmöglich aufkommen, vollends wenn es den harten Widerſpruch der Welt gegen ſich hat. Ich meine nur, Giuſeppe, du wirſt vielleicht zur Vertheidigung des Vaterlandes aufgerufen, und ich . . . wenn es Krieg wird, denkt mein Vater nicht in Nizza zu bleiben, wir ziehen dann ins Piemonteſiſche. Ich muß meinem Vater oder irgendjemand folgen, der mir Schutz gewähren kann. Du biſt immer noch glücklicher als ich, Giuſeppe; denn du biſt dein eigener Herr, ſelbſt dein Vater bedarf deiner noch nicht, du haſt keine Schweſter, um die du bangen müßteſt. Wie ſchmerzlich würde es dir ſein, jemand zu haben, für den du vielleicht nicht ganz ſorgen, den du nicht unter allen Umſtänden behüten könnteſt. Sind wir Frauen nicht zu beklagen, daß wir nicht unſerer Neigung folgen dürfen, ſondern vor allem fremden Schutz ſuchen müſſen? Aber ich plaudere, und mein Vater wartet! Bedenke dir einmal das alles, Giuſeppe. Mache dich damit bekannt, daß es Zeiten gibt, die das Zarteſte zerſtören, Pflichten, die uns das Leben aufnöthigt, Verbindungen, die ohne Neigung geknüpft werden. Du wirſt mir eine recht ſchweſterliche Freude machen, wenn du dich recht beſonnen und verſtändig zeigſt. Auf Wiederſehen, lieber Giuſeppe. Grüße deinen Vater voraus!

Sie reichte ihm die Hand, die er wiederholt küßte, während er dunkel das ſchreckliche Lebewohl in den Worten fühlte, die Blanca mit niedergeſchlagenen Augen und faſt hörbarem Herzklopfen geſprochen hatte.

Indem ſie mit Petronella durch die Kirchenthür verſchwand, überfiel ihn eine unſagliche Angſt. Die lauernden Mörder ſchwebten ihm vor, die wegwerfende Gleichgültigkeit des Marcheſe gegen die ihm drohende Gefahr fiel ihm ein. Wenn der ſtolze Mann dir mistraute, oder aus Verachtung des rachſüchtigen Geſindels nicht nur ſich, ſondern auch ſeine Tochter in Lebensgefahr brächte! Dieſe Bedenklichkeit ſtieg in ihm auf, und hingeriſſen von dieſer Beſorgniß, eilte er nach und erreichte vor der Kirche das Fräulein. Blanca erſchrak vor ſeiner Haſt, und freilich, ſo ſchonend er vorher geweſen war, ſo ungeſtüm, wiewol aus demſelben Gefühl für Blanca, ſprach er jetzt die Gefahr und ſeine Warnung aus.

Petronella ſchrie und rang die Hände. Ungern erſchrecke ich euch, ſagte Giuſeppe; aber dein Vater ſcheint meine Warnung nicht zu achten; ſorge um deinetwillen, daß er nicht ohne Schutz und Bedeckung weiter ziehe.

Mit unruhigem, forſchendem Blick ſah Blanca den Jüngling an, und indem ſie ihn beiſeiteführte, flüſterte ſie ihm zu: Woher weißt du, daß dieſe Gebirgszügler auf uns lauern? Wie biſt du zu dieſem Geheimniß der Verſchworenen gekommen? Unglücklicher, du gehörſt ihnen an, du haſt meine Bitte vergeſſen, haſt dich verlocken laſſen, Unglücklicher, Verlorener!

Schmerz zuckte um ihre Lippen, Wehmuth füllte ihre Augen. Der Jüngling aber rief den Himmel zum Zeugen, daß er jenen Männern und ihren Planen nicht angehöre, daß er die Gauner nur behorcht habe, um ihre Abſichten zu kennen, daß er mit Lebensgefahr hierhergeeilt ſei, um den Marcheſe zu retten. Nur einen Augenblick habe ich geſchwankt, ſagte er, in dem furchtbarſten Augenblick der Verzweiflung, da ich keinen andern Rettungsweg für deinen Vater vor mir ſah, als mich den Verſchworenen anzuſchließen. Sie verwarfen mein Anerbieten. Das iſt glücklich vorüber; ich bin gerettet, bin frei, und auch du biſt es, und dein Vater iſt es. Sieh, das iſt mir gelungen! Ach! Und auch in jenem ſchrecklichen Augenblick hatte ich deine Warnung nicht vergeſſen. Kann ich das auch? Kann ich dich ſelbſt vergeſſen? Kann ich jemals nur einen Augenblick dir nicht mehr angehören? Kannſt du es mir? Kannſt du es, Blanca?

Ich muß es, ich will es, ja, vergiß mich! rief ſie aus; vergiß deine Thorheit, deinen Wahnſinn! Niemals werde ich dir angehören. Aber Gott und die heilige Mutter behüte dich vor Frevel! So lebe wohl!

Indem kam der Marcheſe über den Platz hergeſchritten. Blanca eilte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen. Giuſeppe entfloh in die engen Gaſſen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Achtzehnter Band.

Die hohe Braut.

Dritte, weſentlich verbeſſerte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1867.

Die hohe Braut.

Ein geſchichtlicher Roman

von

Heinrich Koenig.

Dritte, weſentlich verbeſſerte Auflage.

In drei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1867.

Drittes Buch.

Universitäts-
München
Bibliothek

Erstes Kapitel.

Seit der Freiherr Moritz den Gedanken gefaßt hatte, Brigitta's kleinen Tonino an Kindesſtatt anzunehmen, war ihm der Knabe immer lieber geworden. Er unterhielt eine wohlgefällige Aufmerkſamkeit auf die lebhaften Aeußerungen des Kindes, und berief ſich gern auf die ſchönen Gaben und Vorzüge deſſelben, als bedürfe es einer Rechtfertigung, daß er den Knaben einer ſo räthſelhaften Mutter und eines unbekannten Vaters als eigenes Kind aufnehmen wolle.

In ſolchem Wohlgefallen ihn zu beſtärken, verſtand aber niemand beſſer als Klärchen. Vor dem unglücklichen Säbelhiebe Bonatti's hatte ſie den Knaben täglich eine oder zwei Stunden mit ins Freie genommen und wußte nach jeder Heimkunft von Männern und Frauen zu erzählen, die dem Kinde wohlgefällige Blicke geſchenkt oder nach deſſen Vater gefragt hatten. Da ich ſeinen Vater nicht kenne, ſetzte Klara dann wol lächelnd hinzu, und dem lieben Jungen keinen ſchlimmen Verdacht zuziehen will, nenne ich jedesmal den Herrn Baron als ſeinen Vater. Dann lobt man die ſchönen, ſchwarzen Augen, die dichten Locken, das geſunde kecke Ausſehen Tonino's und wünſcht ihm ein glückliches Gedeihen. Mehrmals erzählte ſie von einem vornehmen Herrn, der ihnen öfter auf dem Corſo begegne, den Kleinen herze und ſtreichele, ihm das Meer und die Berge zeige und gewöhnlich ein Zuckerwerk oder Obſt ſchenke.

Beſonders machte Moritz ſeine Gemahlin auf jede lebhafte Aeußerung des Kindes aufmerkſam. Er mochte noch von jenem Abend her auf ihre erſte freudige Zuſtimmung rechnen, ohne jetzt den ſtillen Schmerz wahrzunehmen, den ſie nach und nach bei der wachſenden Zuneigung ihres Gemahls zu dem Kleinen empfand, ſodaß ſie bald mit lebhafter Aufwallung das Kind von ſich entfernte, bald wieder es mit krampfhafter Selbſtüberwindung an ſich herzte. Mit mehr Gleichmüthigkeit ſchien die alte Baronin der Vorliebe ihres Schwiegerſohns zu folgen, indem ſie unverdroſſen den immer wieder zutäppiſchen Buben zu einem manierlichen Betragen anhielt und morgens wie abends das Ave-Maria mit ihm betete.

Oefter hatte nun der Baron Moritz gegen Brigitta jenen Vorſchlag wegen Adoptirung ihres Kindes zur Sprache gebracht. Sie jedoch, nachdem ſie Vincenzo geſehen zu haben glaubte, ſchien anderer Geſinnung geworden zu ſein. Aber kein Vincenzo wollte ſich zeigen, und wie ſie nun darüber wieder in Anwandlungen ihrer alten Schwermuth fiel, ward ihr auch der Knabe wieder fremder. Nicht zwar, als ob ſie die mütterliche Zuneigung zu dem Kinde verloren hätte; vielmehr ſchien ſich dieſe Zärtlichkeit krankhaft zu ſteigern und durch einen unbeſieglichen Aberglauben eine ſeltſame, abweichende Richtung zu nehmen, ſodaß ſie aus Angſt um das Kind dem Kinde abhold wurde. Dann rief ſie ihn gewöhnlich mit deutſchem Namen Anton oder Tonchen, wie ſie es von den Dienſtboten des Barons gehört hatte, und ſah es gern, wenn ſich jemand mit dem Knaben abgab und ihn aus ihren Augen entfernte.

In einer ſolchen Stunde brachte Moritz ſeinen Wunſch, das Kind als ſein eigenes anſehen zu dürfen, wieder vor und erhielt die feierliche Zuſtimmung der Mutter. Die alte Baronin war der Meinung, daß man ja für das Kind älterlich ſorgen könnte, wenn man ihm auch eben nicht die vollen Kindesrechte einräumte. Nur ſind wir, Herr Sohn, ſetzte ſie hinzu, in unſerm Gewiſſen ſchuldig, das Kind, wie es geboren iſt, auch katholiſch zu erziehen. Dies verſtand ſich von ſelbſt, auch ſchon aus Rückſicht gegen die Mutter des Knaben, und Moritz ſagte es zu. Agneſe, um ihre Meinung befragt, ſchlug die thränenſchweren Augen nieder, zog langſam das Kind an ihre Bruſt und weinte ſtill in die dichten Locken des Fremdlings eine ſchmerzliche Muttertaufe.

Um nun dieſes neue Verhältniß gleich auch rechtlich zu begründen, und dadurch eine flüchtige Neigung und ein ſchwankendes Vertrauen feſtzuknüpfen, ſuchte Moritz des Nachmittags den Licentiaten Bartolo auf, den er ſeit dem Schildkröten-Krawall nicht wieder geſehen hatte. Auch Klärchen ließ ſich nicht abhalten, nachdem ſie zwei Tage im Hauſe geblieben war, heute wieder, mit dem

Arm in der Binde, das Kind auszuführen. Vielleicht war die Eitelkeit, ſich mit einer intereſſanten Wunde zu zeigen, noch größer als die Nachgiebigkeit gegen das ungeduldige Kind.

Moritz fand in einem engen Berggäßchen die düſtere Wohnung des Licentiaten und dieſen ſelbſt in wunderlicher Umgebung. Schon der Vorplatz war durch Treppchen uneben, und ſo ging's auch durch die geöffnete Stubenthür einige Stufen hinab, ſodaß, wer raſch und unvorſichtig eintrat, im eigentlichen Sinne des Worts mit der Thür ins Haus fiel. Actenſtöße waren auf dem Boden, auf den Möbeln und neben dem Bett aufgeſchichtet. Das Bett ſelbſt lag in größter Unordnung. Die geſammten Bücher, größtentheils in Schweinsleder gebunden, waren im Zimmer durcheinander, meiſt auf dem Boden verſtreut, wogegen das Bücherbret von Taſſen, Doſen, Bouteillen, Medicingläſern, Schuhen, Bürſten, Bratenknochen und Obſtſchalen eingenommen war. Staub ſaß überall dick auf, ſodaß ſogar einzelne Geldſtücke auf dem Papier und eine Mundtaſſe, die neben dem Waſchbecken auf einer Kommode ſtand, damit bedeckt waren. Der zerbrochene Spiegel hatte oben und auf beiden Seiten vergoldetes Schnörkelwerk, an welchem ein löcheriges, noch ungebrauchtes Handtuch hing und den Spiegel ſchief zog. Darunter lagen Hoſenträger, eine verwaſchene Weſte und eine Halsbinde, ihrem Anſehen nach in den Ruheſtand verſetzt.

Der Licentiat ſchien ſeit jenem Schildkrötenlärm nicht aus den Kleidern gekommen zu ſein; ſo ganz war er in Schmuck und Schmuz der damalige, als er jetzt dem Baron heiter entgegentrat, ihn höflich empfing und, indem er von dem nächſten Stuhl die Acten auf den Boden warf, ihm einen Sitz und zugleich ein aufqualmendes Staubopfer zum Willkommen darbrachte. Dann hörte er ſchnupfend und mit ſchlauen Blicken des Barons Anliegen an, ſchlug in einigen Büchern nach, die er immer wieder auf den Boden warf, woher er ſie genommen hatte, bis er ohne weitern Beſcheid von der Sache abſprang, um auf ſein Werk von der Freiheit zu kommen. Er wühlte, die beſchriebenen Blätter ſuchend, unter ſämmtlichen Papieren und in Kiſten und Kaſten. Wo in aller Welt iſt denn das Ding hin, brummte er ungeduldig. Es iſt doch nur erſt ein Plan, ein Entwurf und, ſchon iſt alles gegen dieſen Verſuch für die Freiheit verſchworen. Welcher böſe Geiſt hat mir die wenigen Blätter verſchlungen? Endlich beſann er ſich und zog dieſe Blätter aus einem gehefteten Buch, mit dem er ſich eben beſchäftigte, und in welches er ſie als Merkzeichen eingelegt hatte. Sehen Sie es doch an, rief er aus, es iſt ein pfiffiges Buch! Da man nämlich jetzt nicht weniger gegen freie Meinungen, als gegen loſe Waffen zu kämpfen hat, ſo iſt man ſchlau zu Werke gegangen und hat von Rom aus einen gewiſſen Spedalieri gewonnen, dieſes Buch „über die Rechte des Menſchen“ zu ſchreiben. Darin ſollen denn allerlei neue Meinungen zugegeben, die ganze Politik aber unter den Schutz der Religion geſtellt werden, indem man darthut, daß nur durch Religion die Misbräuche im Staat gehoben und die Völker zum Gehorſam gebracht werden könnten. Wiſſen Sie, was das heißt? „Religion, das bin ich!“ heißt es bei dem Papſt. Kennen Sie den Antichriſt der Freiheit und des Liberalismus? Das iſt der Papſt; denn er iſt ja unfehlbar, und der Unfehlbarkeit gegenüber kann keine Freiheit, ſondern nur Zwang beſtehen.

Es traten mehrere Clienten nach und nach herein, und Moritz, ſo ungeduldig er anfangs war, fand doch bald eine angenehme Unterhaltung darin, den wunderlichen Mann in ſeinem Thun und Laſſen zu beobachten. Mit großem Scharfblick fand er bei jeder Rechtsſache den Punkt, auf den es ankam, ſchnell heraus und ging mit kühnen Wendungen ſeinen Gedankengang auf das Ziel los. Nur durfte er ſich nicht in die Einzelheiten einlaſſen; ſonſt verlief er ſich in lauter Nebendinge, indem er nichts von ſeinen drolligen Einfällen, ſeinen freimüthigſten Meinungen und verwegenſten Anſichten aufopfern mochte oder unterdrücken konnte. Wenn er aber mit den tollkühnſten Gedanken ſich ins Unbegrenzte zu verlaufen ſchien, ward er plötzlich durch die Unordnung ſeiner Umgebung und durch die ſeltſamſten Aengſtlichkeiten in ſeinem Thun von allen Seiten behindert. Wollte er eine Feder ſtutzen, ſo fand ſich das Meſſerchen nicht und nirgends; war er eben daran, irgendetwas mit Eifer auf das Papier zu werfen, ſo entdeckte ſich's, daß auf der andern Seite ſchon etwas niedergeſchrieben ſtand, oder daß es eine Quittung war. Oder er wollte in einem Buche die erforderliche Geſetzesſtelle nachſchlagen und verlor ſich, auf den Boden gekauert, in die Leſung ganz fremdartiger Dinge, über die er nun ſeine komiſchen Betrachtungen anſtellte.

Nachdem endlich die Anfragenden abgefertigt waren, und auch der erſeufzte Schreiber ſich eingeſtellt hatte, ließ Bartolo ſich bewegen, mit nach des Barons Wohnung zu gehen. Vorher aber ſuchte er in allen Taſchen, ob er ſeine Doſe, ſein Schnupftuch, ſein Augenglas, ſein Petſchaft, ſeine Börſe und was noch alles bei ſich habe. Was er vermißte, ſuchte er herbei; was er in der Taſche fand, legte er in der Zerſtreuung wieder von ſich, ſodaß immer wieder etwas fehlte. Dabei half ihn der Schreiber noch mehr abhetzen und verwirren, indem derſelbe mit ernſthafter Miene noch dies und das erinnerte, dabei aber ſchalkhaft dem Baron zublinzte. Noch auf der Schwelle wäre der Licentiat beinahe umgekehrt, weil er ſich auf verſchiedenes beſann, was er in dieſer Stunde gern vorgenommen hätte, und nun nicht aufgeben wollte. Auch wurde die Köchin erſt noch herbeigerufen und über mögliche Fälle inſtruirt. Dazu hatte er die Eigenheit, alles, was andere ihm einwendeten oder anriethen, unbedingt und heftig zu verwerfen.

Unterwegs ſagte er zu dem Baron:

Sie werden an mir einen liberalen Mann kennen lernen. Wenn wir uns nur öfter ſehen könnten! So aber nimmt mich meine Schrift über die Freiheit gar zu ſehr ein. Ich muß die Werke der Alten nachſchlagen, die Thaten der Neuern ſtudiren, mich in der Natur umſehen, wo ja in jedem Augenblick Millionen von Weſen unterjocht, Millionen befreit werden. Sehen Sie, da drängen ſich einem ſo viel Gedanken auf, daß kein Fertigwerden iſt. Nun ja, Sie kennen wol aus eigener Erfahrung dies Brauſen in dem Bienenſtock eines Menſchenkopfs, wo die unzähligen geflügelten Gedanken unter ihrer Königin Vernunft bauen und brüten, andere am Flugloch des Mundes als ſummende Worte ausfliegen, oder um den Bienenſtock umher in Schrift und Druck ſich übereinanderklumpen und feſthängen.

Zweites Kapitel.

Nicht ohne Aengſtlichkeit betrat der Baron mit dem Licentiaten das Zimmer, in welchem er Brigitta erwartete. Er machte ſie mit dem Anwalt und mit dem Geſchäft bekannt, das in Betreff Tonino's und zu ihrer Beruhigung vorgenommen werden ſollte. Mit vieler Zartheit ſuchte er die ernſthafte Sache ins Heitere hinüberzuſpielen. Auch der Licentiat, der hierauf, um die Mutter über die Natur des vorliegenden Geſchäfts zu belehren, das Wort nahm, behandelte die Sache leicht; doch gehörten die Fragen nach dem Namen des Kindes, nach dem Vater deſſelben, nach deſſen Gewerbe und Aufenthalt nothwendig zur Sache. Moritz erſchrak, als dieſe Fragen geſchahen; er hatte in der Hitze ſeines Anliegens ſich über die Erforderniſſe des Geſchäfts ſelbſt noch nicht klar gemacht. Schnell wendete er ſich ab und knüpfte mit ſeiner Gemahlin ein leiſes Geſpräch an, um Brigitta ihre Geſtändniſſe zu erleichtern. Doch gab er im Spiegel auf ihre Bewegungen Acht. Sie ſchien in der größten Unruhe zu ſchweben und ſchwankte manchmal mit einem Blick nach der Thür, als ob ſie entfliehen wollte. Aber die klugen Augen des Licentiaten übten eine Art von Zwang auf ihr Gemüth aus. Leiſe und mit bebender Stimme antwortete ſie: Das Kind heißt Antonio Sormano und iſt zu Noli getauft worden, den 27. März 1788. Sein Vater heißt Vincenzo Sormano.

Und wann iſt er geſtorben? fragte der Licentiat.

Iſt er denn geſtorben? ſchrie Brigitta.

Der Licentiat lachte und erwiderte: Je nun, ich dachte, weil Ihr allein über das Kind verfügen wollt.

Nein, er lebt! verſicherte mit Nachdruck Brigitta; er lebt, ich weiß es, daß er lebt.

Iſt mir ſehr lieb, fuhr der Licentiat fort. Und hat alſo ſeine Einwilligung zur Abtretung Tonino's gegeben? Schriftlich, in geſetzlicher Form?

Als ſie es verneinte, fiel jener ein: Muß alſo geſchehen. Wo hält er ſich auf, daß wir an ihn ſchreiben?

Sie wußte es nicht, und Bartolo ſchüttelte befremdet den Kopf, indem er langſam ſchnupfte. Endlich, wie aus einem Traum erwachend, rief er aus: Aha, aha! Ei, liebe Frau, liebe — Perſon, nun verſtehe ich. Warum hinter dem Berge halten? Darauf kommt's ja doch eben an. Ja, ſo iſt's was anders! Der Vater des Kleinen iſt alſo wol der Mutter noch die Trauung ſchuldig geblieben?

Mit einem Schrei ſtürzte Brigitta an die Bruſt Agneſe's, die ſich bereits in Verlegenheit näherte, und verbarg ihr Angeſicht.

Ha, ha, ha! lachte der Licentiat; nun ſchämt ſich das Mütterchen! Ei doch, iſt ja mehr geſchehen, kommt ja täglich vor. Nun iſt mir der Junge erſt recht intereſſant; es kann etwas aus ihm werden, denn die Ausnahmen ſind poetiſcher als die Regel. Friſch von der Leber, Mütterchen! Nun ſind wir gleich im Reinen; die Sache macht ſich nun deſto leichter, denn ich vermuthe ſchon, der Vater hat die Anerkennung und Unterhaltung des Kindes auf einer Rechnung mit der Trauung ſtehen; er iſt das alles ſchuldig geblieben, nicht wahr?

Brigitta richtete ſich empor und ſprach, indem ſie raſch ihre Augen trocknete, mit Würde zum Licentiaten: Halten Sie ein und hüten ſie ſich, Vincenzo zu verleumden! Die Schonung und den Anſtand, welche Sie gegen mich beiſeitegeſetzt haben, erwarte ich gegen Vincenzo Sormano nicht verletzt zu ſehen. O meine gnädige Frau und Beſchützerin, wendete ſie jetzt ſich gegen Agneſe, verurtheilen Sie mich nicht auf das ſchmerzliche Geſtändniß, das mir dieſer kleine Mann dort ſo grauſam entriſſen hat. Nicht Vincenzo Sormano, ſondern das bitterſte Misgeſchick iſt mein Schuldner. Nicht Vincenzo's ehrenfeſtes Herz, nur die Grauſamkeit meiner Familie, die Erbarmungsloſigkeit der Prieſter habe ich zu verklagen. Verſtoßen Sie mich nicht; vertreiben Sie mich jetzt noch nicht; laſſen Sie mir Zeit, bis ich gerechtfertigt von Ihnen ſcheiden kann. Der Augenblick wird kommen, wo ich mich erklären darf; bisher habe ich in betrübnißvoller Erwartung gelebt. Gönnen Sie mir noch ein Weilchen Platz an ihrer Bruſt; aber laſſen Sie jenen Mann nicht weiter fragen! Soll ich meine Leiden und Verzweiflung noch einmal in der Erzählung durchleben?

Die Baronin drückte ſie an ſich, und küßte ſie zum Zeichen unveränderter Freundſchaft, worauf der Licentiat ſich mit Beſcheidenheit näherte und um Verzeihung bat. Ich hatte mich in Ihrer Perſon geirrt, ſagte er. Wären Sie mir doch gleich mit dieſer freien Stirn, mit dieſer edeln Schulter entgegengetreten! Sie ſind von Familie, Sie ſind von Adel, ich verehre das gräfliche Blut, das ohne Zweifel in ihrem vortrefflichen Herzen ſchlägt. Aber freilich kamen Sie mir vorher in ganz anderer Haltung entgegen. Ich beſcheide mich nun; es iſt nicht die Laſt niederer Herkunft, es iſt die Bürde des Unglücks, was Sie ſo ſchwer beugt. Verzeihen Sie mir, hochgeborene Gräfin, und genehmigen Sie meine Hochachtung!

Auch der Baron Moritz ſuchte ſich gegen die Gekränkte zu rechtfertigen, indem er erklärte, daß er und der Licentiat einander misverſtanden hätten. Es galt mir nur um einen förmlichen Act, ſagte er, kraft deſſen ich zur Beruhigung der Mutter ſo lange für das Kind zu ſorgen hätte, bis deſſen Aeltern eine andere Verfügung treffen würden. Ich wollte keine väterlichen Rechte, ſondern nur Pflichten und zugleich die Verbindlichkeit übernehmen, den guten lieben Tonino zu jeder Stunde wiederabzutreten. Es gilt mir ja um nichts weiter, als was unſere oft ſo betrübte Freundin erleichtere und beruhige.

Was iſt das, was wäre das für ein Act? fiel gereizt der Licentiat ein. Das iſt keine Adoption oder Ankindung, das iſt nichts. Das gibt's nicht in der gerichtlichen Welt. Misverſtanden? Ich misverſtehe niemals?

Lächelnd und ſcherzend ſuchte der Baron ihn zu beruhigen, indem er ihn ein- übers anderemal einen liberalen Mann nannte; jener aber behauptete immerfort: Sie haben nicht recht! Sie können gar nicht recht haben! Wobei er jedesmal eine Priſe heftig einzog und zur Hälfte auf ſeine Hemdkrauſe fallen ließ.

Sie wurden von einem Geſchrei auf der Treppe und auf dem Vorplatz unterbrochen. Der Jungfer Angelika Stimme verkündigte ein Unglück, und als Moritz raſch die Thür öffnete, ſank ſie ihm ſelbſt auch in die Arme. Es währte eine Weile, in der ſie wortlos unter heftigſter Bewegung der Arme und des Kopfes die Angſt der Umſtehenden ſteigerte. Endlich begriff man ſoviel, daß Tonino verloren, daß er geraubt ſei. Die Baronin ſuchte Brigitta hinwegzuführen, während der Baron hinabeilte, um von dem zagenden, furchtſamen Klärchen das Genauere zu hören.

Jener vornehme Fremde, der den Knaben ſchon öfter gehätſchelt und beſchenkt hatte, war auch heute wieder über den Corſo gekommen und hatte ſich mit dem Kleinen eingelaſſen. Nachdem er ihn die Treppe hinauf und über die Esplanade geführt hatte, ſetzte er ihn in dem engen Wege, der in den Burgfelſen eingehauen iſt, auf die Bruſtwehr, um dem Kinde die unruhigen Meereswogen zu zeigen, die hier an dem ſchwarzgrauen, ausgehöhlten Felſen ſchäumend anſtürmen und dumpfbrauſend zurückbranden. Zufällig, wie es ſchien, entſtand in der Nähe ein Zank zwiſchen zwei Laſtträgern, und indem die Vorübergehendem dem Streit zuſahen, ſchickte der Fremde Klara mit einer Lire weg, um für Tonino

Zuckerwerk zu holen. Sie, dem Unbekannten wegen ſeiner Vorliebe für das Kind unbedingt gewogen, eilte ohne Argwohn fort; wie ſie aber zurückkam, war kein Fremder und kein Tonino mehr auf dem Platze zu finden. Niemand wollte auch weder den einen, noch den andern geſehen haben. Verzweiflungsvoll eilte ſie nach Hauſe, und wie vernichtet ſtand ſie jetzt, von Moritz heraufgeführt, als Schuldige vor der Familie und unter den Augen der Mutter da.

Es war eine große Stille. Alle blickten gebeugt und in Erwartungsangſt nach Brigitta, die auf dem nächſten Stuhl in Agneſe's Armen hing. Moritz trat hinzu und faßte ihre Hand. Da fuhr ſie zuſammen, und indem ſie verſtört umherblickte, flüſterte ſie: Vincenzo! Sie deutete mit Lebhaftigkeit an, man möge ruhig ſein, Vincenzo habe ſein Kind gefunden. Moritz ließ ſich den Fremden beſchreiben, und bei jedem Merkmal, welches Klärchen mit vieler Lebhaftigkeit gab, nickte Brigitta, daß er es ſei.

Indeß hielt es der Baron für nöthig, bei der Obrigkeit alsbald Anzeige zu thun, und die Behörde zur Mitwirkung aufzufordern. Kaum war er aber mit dem Licentiaten gegen Brigitta's Willen fortgeeilt, als Klärchen ihre Herzensangſt nicht länger ertragen konnte, ſondern der Baronin beiſeite die entſetzliche Vermuthung mittheilte, der Fremde möchte wol den Knaben nicht entführt, ſondern über die Bruſtwehr hinab ins Meer haben fallen laſſen, und in Verzweiflung davon geeilt ſein. Dieſe ſo wahrſcheinliche Vermuthung drängte ſich mit allen ihren Schauern dem lebhaften Herzen der

Baronin auf. Sie ſchwebte in unſaglicher Angſt und Unruhe. Aber nicht genug, daß ſie in dieſem Zuſtande aller Theilnahme, alles Raths entbehrte, mußte ſie noch den Anblick Brigitta's, dieſe Zuverſicht und lächelnde Erwartung einer unglücklichen Mutter, mit ertragen. Im jähen Ausbruch ihres Jammers ſtürzte ſie der armen Frau an die Bruſt, als könnten zwei Herzen, von Angſt und Hoffnung verſchieden erfüllt, ſich ineinander ergießen und ausgleichen.

In der Nähe des Polizeihauſes ſagte der Licentiat: Ich bin anfangs höchſt ungern vom Hauſe weg und mit Ihnen gegangen; nun aber bin ich doch recht zufrieden; denn es ſind mir einige köſtliche Beobachtungen und Gedanken zu meiner Schrift über die Freiheit aufgeſtoßen und ich werde ſolche auch gleich zu Papier bringen. Moritz erſuchte ihn dringend, mit ins Haus zu treten und ſich der Sache mit anzunehmen.

Jener aber verſetzte: Das macht ſich alles von ſelbſt, Herr Baron; laſſen Sie es nur an der baaren Ermunterung der Angeſtellten nicht fehlen. Uebernehmen Sie die Sache nur in Gottes Namen allein, und laſſen Sie mich nach Hauſe eilen. Es iſt doch jetzt die Stunde, wo ich meine Taſſe Chocolade zu nehmen pflege. Jede Stunde hat ja einmal ihre Beſtimmung. Nicht wahr?

Drittes Kapitel.

Eben ſaßen Moritz und Agneſe beiſammen und tauſchten die Zuſage der Polizei und die Vermuthung Klärchens gegeneinander aus, als Giuſeppe unerwartet hereintrat, und die Herzen beider Gatten durch ſein Erſcheinen aufrichtete. Er war auf einem beſchwerlichen Umwege aus dem Gebirge gekommen, ohne auch nur einem der Gebirgsgauner zu begegnen, denen er zu entgehen geſucht. Als er in der Ferne Nizza und die Feſte Montalban erblickte, gedachte er lebhaft ſeiner kurzen Gefangenſchaft und ſchämte ſich, dem Baron für Verwendung und Bemühung bei dem Stadt- und Feſtungscommandanten noch nicht einmal gedankt zu haben. Er eilte nach der Stadt hinab, um, erſt von ſeiner Schuld erleichtert, ein deſto fröhlicherer Vorbote des Marcheſe nach Drappo zu kommen.

Nun wurde er in unerwartete Sorgen der Familie hineingezogen und erſchrak nicht wenig, da er den Zuſammenhang des unglücklichen Ereigniſſes ſchnell begriff. Der Baron hatte den Vorfall bei den Ruinen von Cimiez und jenes ihm unerwartete Erſcheinen Giuſeppe's im

Gebüſch bisher, aus einer gewiſſen Empfindlichkeit über des Jünglings Stillſchweigen, noch nicht zur Sprache gebracht. Jetzt aber hielt er es doch für geeignet, von der Sache zu reden. Er erinnerte daher an jenen Vincenzo, den Brigitta damals geſehen haben wollte, und den ſie jetzt wieder bei dem entſetzlichen Unglück mit ſo unbedingter Zuverſicht genannt hatte. Wir haben jedoch damals niemand in der Höhle gefunden, ſagte Moritz, und wäre es nicht ſchrecklich, wenn auch in dem jetzigen Fall wieder hinter jenem Namen keine wirkliche Perſon ſtäke, und mit dieſem Luft- oder Phantaſiebild unſere einzige Hoffnung dahinſchwände? Sie gab ihn freilich ganz ausdrücklich für den Vater ihres Kindes an; wenn nun aber dieſer Vincenzo für ſie nicht mehr da wäre, und nur ſein Bild noch in ihrer zerſtörten Erinnerung lebte: wäre er dann etwas mehr, als ein Phantaſiebild iſt? Falls aber nun vollends Klärchens Vermuthung zur Wahrheit würde: was könnten uns alle Entdeckungen der Polizei nützen? Es wäre ganz entſetzlich!

Giuſeppe befand ſich in brennender Verlegenheit; doch war das Ereigniß, welches eine Löſung forderte, zu ernſthaft, und die kummervolle Theilnahme des Barons und ſeiner Gemahlin zu ergreifend, als daß er lange hätte Bedenken tragen können, alles zu ſagen, was er von jenem Vorfall und von dem Genueſen wußte, und was er vermuthete. Er geſtand alſo, daß bei Cimiez allerdings ein Genueſe in der Grotte verſteckt geweſen ſei, und auch unmittelbar vor dem Schrei Brigitta's aus dem Gebüſch hervorgelauſcht habe. Er gab zu, daß dieſer Mann, den er ſtets nur nach ſeiner Herkunft den Genueſen habe nennen hören, wirklich Vincenzo heiße, obgleich er es nicht beſtimmt wußte. Es war auch um ſo mehr zu vermuthen, als derſelbe nach allem, was er in der Nacht zu Breglio und ſonſt gegen ihn geäußert hatte, mit Brigitta allerdings in einer gewiſſen Verbindung ſtehen oder geſtanden haben mußte.

Dieſe Entdeckung beruhigte einigermaßen den Baron und ſeine Gemahlin. An das wirkliche Vorhandenſein eines Vincenzo ließen ſich hundert tröſtende Vermuthungen knüpfen. Am wahrſcheinlichſten galt er für einen unglücklichen, verſchmähten Liebhaber. Wenn man vollends aber einer Behauptung Klärchens, welches eine große Aehnlichkeit des Kindes mit dem Unbekannten bemerkt haben wollte, einigen Glauben ſchenkte: ſo gewann dieſer verwegene Fremdling etwas ſehr Intereſſantes. Er erſchien als ein tieffühlender Vater, der in ſchmerzlicher Sehnſucht ſich endlich auf verzweifelte Weiſe ſeines Kindes bemächtigt habe. Eines ſolchen Streichs mußte ihn auch Brigitta ſelbſt für fähig halten, da ſie bei der Nachricht von Tonino's Entkommen gleich den Namen Vincenzo gerufen hatte. Man konnte dieſes für keine Vermuthung, man mußte es für eine Ahnung gelten laſſen. Die Beſorgniß, jener Unbekannte möchte das Kind nicht entwendet, ſondern ins Meer haben fallen laſſen, wurde nun unbedingt aufgegeben. Allen ſchien es nur noch darauf anzukommen, den Genueſen ausfindig zu machen, ſowol um volle Befriedigung zu gewinnen, als auch um das Schickſal des Kindes mit Zuſtimmung der Mutter auf anſtändige und rechtliche Weiſe zu ordnen.

Giuſeppe ſchied mit der Zuſage, den Aufenthalt des Genueſen auszumitteln. Um des Kindes und der deutſchen Familie willen entſchloß er ſich, dieſen Fremdling, den er bisher ſo ſehr vermieden hatte, nunmehr ſelbſt aufzuſuchen. Auf welche Weiſe er in dieſer Angelegenheit zu Werke gehen und den Genueſen gewinnen müſſe, ohne ſich ihm zu verpflichten oder verbindlich zu machen, darüber konnte er nicht gleich mit ſich ſelbſt ins Klare kommen; denn die Gedanken an Blanca und den Marcheſe, an ſeinen Vater und an die Feſtlichkeiten zum Empfang des zurückkehrenden Grundherrn beſtürmten ihn auf dem Wege nach Drappo, und ſetzten ſein Herz in den größten Aufruhr, beſonders wenn er daran dachte, daß er bei dieſen Feſten mit Blanca tanzen dürfe.

Zu Drappo war man in unruhiger Erwartung des Marcheſe, und Giuſeppe ſetzte durch Ankündigung deſſelben alles in Freude und Jubel. Anſtalten im Geſchmack der Einwohner wurden zum Empfang des gnädigen Herrn getroffen, und jeder Vorſchlag, den zu ſolchem Zweck der Jüngling machte, fand unbedingten Beifall und erhöhte die allgemeine Fröhlichkeit. Auch der ehrwürdige Briani blieb mit ſeinen Rathſchlägen und Vorbereitungen nicht zurück. Um der Gemeinde und des Marcheſe willen fühlte er ſich berufen, an die Spitze der Feſtlichkeit zu treten und derſelben durch eine ſchickliche Anrede an den Heimkehrenden die rechte Bedeutung zu geben. Giuſeppe brachte auch eine Tanzluſtbarkeit in Vorſchlag und feuerte ein paar Jünglinge an, die Vorkehrungen zu übernehmen, und den Marcheſe nebſt ſeiner Tochter dazu einzuladen.

Er machte ihnen Hoffnung, Blanca würde ſelbſt mit einem oder dem andern aus der Gemeinde tanzen, und ſo das Feſt verherrlichen.

Doch bei all dieſen frohen Ausſichten blieb ſeine Erwartung nicht ohne Aengſtlichkeit. Wenn er ſich auch die Beſorgniß ausredete, der Marcheſe könnte noch von einer Gefahr betroffen werden, ſo dachte er doch nicht ohne eine tiefe Beſchämung daran, daß er an der Kirche Madonna del Olivo vor ihm entflohen war. Er befürchtete, hierdurch ſowol als durch ſeinen Kirchenbeſuch den vorher ſchon verſtimmten Herrn vollends erzürnt zu haben. Sein Herz ſchlug verzagt, wenn er daran dachte, daß er doch wieder vor den Marcheſe treten müſſe; noch mehr, wenn ihm einfiel, ob er nicht auch durch ſeine Flucht Blanca ſelbſt gekränkt und in Verlegenheit geſetzt habe, zumal ſie in jenem Augenblick in ſo aufgeregter Stimmung geweſen war.

Des andern Tags nach Giuſeppe's Rückkehr ſah man endlich aus der Ferne einen Reiſewagen, mit Reitern umgeben, herankommen. Dieſes Geleits wegen zweifelte man anfangs, ob es der Marcheſe ſei. Doch Giuſeppe, der ſich die Reiterbedeckung bald erklären konnte, gab die Verſicherung, es ſei der Marcheſe wirklich. Während nun alles in Bewegung gerieth, die Menge ſich ordnete und die Glocken zu läuten anfingen, ſchlich Giuſeppe davon, um hinter einer blühenden Hecke hervor die Ankommenden zu beobachten. Der Marcheſe blieb unter dieſer fröhlichen Bewegung, und ſelbſt bei des Pfarrers Anrede, ſehr ernſt und faſt niedergeſchlagen. Blanca dagegen grüßte freundlich umher, und reichte dem alten Pfarrer die Hand aus dem Wagen. Dies erheiterte Giuſeppe ſehr, zumal als ſein Herz ſich überreden wollte, ſie habe, ihn ſelbſt vermiſſend, bei ihrem Gruß unruhig umhergeſchaut, ja ſich vielleicht nur darum aus dem Wagen geneigt, um weiter umherblicken zu können. Dieſem angenehmen Traum nachhängend, ſchlich er ins einſame Feld hinaus.

Cola war ihm nachgegangen und beſtürmte ihn jetzt mit leidenſchaftlichen Grüßen. Der Alte zeigte ſich höchſt vergnügt, Giuſeppe wohlbehalten zu ſehen und den Marcheſe der Gefahr entkommen zu wiſſen. Er und Ihr, Giuſeppe, habt mir mehr Sorge gemacht, als ich mir habe anmerken laſſen, ſagte Cola und fuhr fort: Des andern Morgens, wenige Stunden nach Euerer Flucht, hatte ich mich doch wieder bei den Freunden im Gebirge eingefunden. Ein ſchlimmer Traum ängſtigte mich um Euch, und zu ſpät fiel es mir ein, daß Ihr, bei Euerer Art und Weiſe zu denken und zu thun, in Mishelligkeiten gerathen könntet. So war's denn auch geſchehen, doch waret Ihr glücklich genug entkommen. Man hatte Euch indeß lange verfolgt, freilich nach andern Seiten; denn Euer Schutzengel hatte Euch gerade in der unwegſamſten Richtung entführt; dazu kam der Miſtral und ſchreckte die Verfolger zurück.

Giuſeppe war begierig, zu hören, wie wol der Marcheſe durch das Gebirge gekommen ſei.

Er hätte die Reiter, die, wie ich höre, nach Nizza beſtimmt waren, nicht gebraucht, verſetzte Cola. Die Verſchworenen konnten ſich an den Fingern abzählen, daß Ihr blos, um den Marcheſe zu warnen, entflohen waret. Es fragte ſich nur, ob Ihr dem Sturmwind glücklich entkommen wäret. Da man jedoch im Wirthshauſe zu Giandola Euere Spur fand, ſo gab man es diesmal auf, den „Ariſtokraten“ anzugreifen, und ſuchte nur ſich ſelbſt in Sicherheit zu bringen, indem man nicht zweifelte, Ihr würdet den Sammelplatz der Männer, die Euch doch vielfältig gekränkt hatten, um ſo unbedenklicher verrathen, als Ihr fortwährend Ihrem Treiben und Trachten abgeneigt geblieben waret. In dieſer Beſorgniß wurden ſie noch durch das Ausbleiben des Genueſen beſtärkt, der doch, wie mir wenigſtens ſcheint, an der Spitze des ganzen Unternehmens ſteht.

Der Name erinnerte den Jüngling an ſein Vorhaben hinſichtlich des verlorenen Kindes. Er fragte haſtig nach dem Aufenthaltsorte des Genueſen. Cola ſtutzte und ſpielte den Unwiſſenden. Der ungeduldige Jüngling fiel aber mit den haſtigen Worten ein: Was, Alter? Wollt Ihr mir weismachen, Ihr wäret außer Verbindung mit den Gebirgsleuten und ihrem Unternehmen? Macht mir nur jetzt keine Umſtände in einer Sache, die ſo wichtig für die Zufriedenheit wackerer Leute iſt. Wenn das Berg- und Ufergeſindel ſo ſchlecht von mir denkt, daß es mich für einen Verräther hält, ſo hoffe ich wenigſtens bei Euch eine beſſere Meinung von mir zu finden. Daß Ihr gerade mit Leib und Seele den Umzüglern verſchworen wäret, will ich nicht glauben, ſchon weil dies Euerer ungebundenen Lebensart nicht zuſagt. Daß Ihr aber in ihr Geheimniß eingeweiht ſeid und Euere Leute gar wohl kennt, das leugnet mir nur nicht! Ihr ſeid ganz der Mann, der ſich für eine gute Sache begeiſtert und dennoch über die ſchlechten Werkzeuge derſelben lachen und ſpotten kann. Auch thut Ihr wohl, daß Ihr Euch nicht ganz tief einlaßt; einmal um Euerer Sicherheit willen, und weil Ihr dann auch Euern Leuten beſſer dienen und nützen könnt. Der Müßiggang iſt nun einmal Euer Gewerbe; man faßt gegen Euch keinen Verdacht, wenn Ihr umherſchweift, Ihr erſcheint vielmehr nur thätig in Euerm Beruf. Das iſt alles ganz klug und gut, aber ſagen müßt Ihr mir jetzt, wo der Genueſe anzutreffen iſt.

Da ſprecht Ihr wieder einmal recht klug, Herr Giuſeppe! lächelte der Alte. Wenn ich ſage, daß ich etwas nicht wiſſe, ſo heißt das ebenſo viel, als daß ich es nicht ſagen darf. Und falls mir die Wohnung des Genueſen wirklich bekannt wäre, meint Ihr, ich ſollte etwas Bekanntes für etwas ſo Unbekanntes hingeben, als mir Euer Anliegen an den Mann iſt?

Aha! Liegt's da? verſetzte Giuſeppe. Wißt Ihr was, Alter? Ich will Euch mein Anliegen als Auftrag zu einem Botengange geben, Ihr werdet doch damit beſſer fertig werden als ich.

Laßt erſt hören! antwortete Cola.

Nun erzählte Giuſeppe kurz den Vorfall in der Grotte bei Cimiez, und ſchilderte die Eiferſucht des Genueſen auf den Baron. Dieſen hatte ſich nämlich der Genueſe nicht ſo jung und einnehmend gedacht, als er ihn damals und zwar in ſolcher Vertraulichkeit mit Brigitta fand. Ich habe mir alle Mühe gegeben, verſicherte der Jüngling, den wüthenden Mann über des Barons Geſinnungen und Abſichten zu beruhigen; dennoch habe ich ihn nicht abhalten können, ihm nachzuſtellen, ja, in deſſen Wohnung zu ſchleichen. Ich fürchtete das Schlimmſte für den braven Deutſchen und überlegte ſchon, wie ich ihn am klügſten warnen möchte, ohne mich ſelbſt in Verlegenheit zu bringen, als die Sache wider Erwarten gut ablief. Der Pfarrer Franceſco erhielt nämlich des Abends auf der Treppe die Ohrfeige, die wahrſcheinlich dem Baron zugemeſſen war, deſſen Stimme der Auflauernde in der Dämmerung gehört hatte.

Cola unterdrückte ſein ſchalkiſches Lachen, weil doch der Reiz der Neugierde noch ſtärker als ſeine kleine Schadenfreude war. Giuſeppe erzählte weiter die Entführung des Kindes nach den hauptſächlichſten Umſtänden und behauptete, daß der Genueſe der Entführer ſein müſſe.

Cola ſtimmte dieſer Vermuthung bei. Der alte Mann war ganz ernſthaft und nachdenklich geworden. Ich übernehme die Sache, ſagte er. Es wäre mir ſchon genug, Euch, Herr Giuſeppe, einen Gefallen zu thun, oder dem Herrn Baron zu dienen und dem guten Klärchen das Herz zu erleichtern; aber ich übernehme die Sache nun auch um meiner ſelbſt willen. Seht, lieber Freund, ich geſtehe Euch, daß ich mit dem Genueſen allerdings ein wenig im Verkehr bin, ja ich glaubte feſt, daß ich ihn kennte, ich meine auswendig und inwendig. Nun aber fange ich an, dunkle Stellen an ihm zu finden. Ich habe ihn ſozuſagen im Neulicht geſehen, und im Erſten Viertel; je mehr er aber gegen den Vollmond geht, deſto mehr dunkle Flecken brechen hervor.

Gott geb's nur, daß er im Letzten Viertel gut beſtehe! Es bangt mir um ihn. Der Mann ſpielt ein großes Spiel; ich ſage Euch, er iſt ein merkwürdiger Kauz, und ich laſſe mir manches von ihm gefallen. Soviel wird mir immer klarer: er arbeitet nicht ſowol, um die Revolution und die Franzoſen nach Nizza hereinzubringen, ſondern er will dieſe und jene nur hereinhaben, um etwas anderen willen. Aber hinter dies andere kann ich eben nicht kommen. Er iſt ein ganzer Genueſe, ſtark von Seele, ſchnellen Verſtandes, voll Liebe zur Freiheit, unermüdlich, gebildet mit einem Beigeſchmack von Roheit, nicht weichlich, nicht ſtarrſinnig, aber beharrlich und klug. In dieſer Richtung auf ein großes Ziel, das ich eben nicht kenne, wirft er alles von ſich, reißt ſich von allem los, was ihn hemmt, gibt alles auf, was er nicht brauchen kann. Manchmal zieht ihn wol das Herz dahin, eine Leidenſchaft dorthin; aber gleich iſt er wieder gefaßt und mit Beſonnenheit oben. Nun ſeht, Giuſeppe, dieſem ſeinem großen Vorhaben möchte ich auf die Spur kommen; und nun bietet Ihr mir einige Fäden, an denen ich ein Stück Wegs in das geheimnißvolle Dunkel vordringen kann. Glaubt ja nicht, daß der kleine Tonino ſein Kind ſei, da ſteckt etwas anderes dahinter. So ein Kind ſollte er ſich auf den Hals laden? Dieſe Laſt ertrüge er ja keine Viertelſtunde; und wenn's ſein eigenes Fleiſch und Blut wäre, — er befaßte ſich nicht damit. Aber nun mache ich mich gleich auf den Weg! Seid nur getroſt, Herr Giuſeppe, ich komme hinter die Sache.

Giuſeppe warnte ihn, ja klug zu Werke zu gehen, und durch ſeine Neugierde den andern keinen Nachtheil zu bereiten. Cola jedoch ſtolperte mit Geberden, die eine unnöthige Beſorgniß abwieſen, fort. Der Jüngling ſah ihn noch in der Ferne den Kopf ſchütteln und mit beiden Händen gegen die Luft fechten.

Viertes Kapitel.

Cola war eine hübſche Strecke gelaufen, als er über eine Baumwurzel ſtolperte, und ſich dabei der kleinen Amöna beſann, die wahrſcheinlich mit Angſt und Unruhe auf ihn wartete. Er pflegte nämlich dieſes lahme Kind einer Nachbarin in Nizza von Zeit zu Zeit ins Freie hinauszutragen und an einem Bildſtock oder vor einer Kapelle niederzuſetzen, wo es, der freien Luft genießend, aus Kernen des Paternoſterbaums Roſenkränze ſchnürte und den Vorübergehenden zum Kauf anbot. Heute nun hatte er das gute Kind bei einem Bildſtock am Wege nach Drappo niedergeſetzt und verſprochen, es zu ſeiner Rückkehr wieder nach Hauſe zu tragen. Und nun brach der Abend ſchon herein. Mismuthig, aber entſchloſſen, wendete Cola um und ſchlug den Weg nach jenem Bildſtock ein. Er belud ſich mit der dankbaren Laſt und eilte nach der Stadt hinab. An der Brücke begegnete ihm ein bekannter Mann aus Eza, der noch ſo ſpät nach Hauſe eilte, und durch den er ſich dem Genueſen auf den folgenden Morgen anſagen ließ.

Kaum war die Morgendämmerung angebrochen, als Cola ſchon die ſteile Höhe des waldigen Montalban zwiſchen Nizza und Villafranca hinaufkeuchte, und den Pfad nach der hochhinziehenden Straße einſchlug. Rechts ſchimmerte tief unter ihm das nebelige Meer, links erhob ſich die wilde kahle Bergwüſte. Mit heiterm Herzen ſchlenderte er hin, freute ſich immer wieder der bekannten Gegenſtände und ſah fröhlich hinab, wo am jäh abſchüſſigen Felſen das Meer wogte, oder ein ſeltſam gezacktes Uferſtück in die Flut hinauslief. Er wußte genau, an welcher Stelle zwiſchen dieſen kahlen Bergen ein angebautes Thälchen ſich eröffnete, und wenn hier und dort ein umgehegtes Stückchen Land mit einem Wohnhäuschen von einem Bergabhang herunterlachte, grüßte er hinauf, als ob er es heute zum erſten mal erblickte.

Auf einmal traten die Uferfelſen auseinander, und tief unten am Meer, gleich den Ruinen eines hinabgerollten, von der Flut umrauſchten Bergſchloſſes, lag das Städtchen Eza, ein Haufe alter ſchmuziger Häuſer. Die Sonne ſchien hell hinein, als er den ſteilgewundenen Pfad hinabſtieg, und das Kreuz auf dem Kirchlein der wunderthätigen Mutter Gottes fiel ihm in die Augen. Da beſann er ſich auf das Gelöbniß, das er für Giuſeppe's Befreiung aus der Feſte Montalban dem Muttergottesbilde gethan hatte. Er nahm ſich vor, bei dieſer guten Gelegenheit auch ſeine fromme Schuld abzutragen.

Schon kamen einzelne Männer geſchäftig aus der Wohnung des Genueſen, und begrüßten den Bettler an der ſteilen Treppe, die über einen Felſen hinaufführte.

Indem Cola langſam emporſteigend überlegte, wie er am kürzeſten hinter des Genueſen Geheimniß kommen möchte, vernahm er vom ſchmalen Fenſter herab eine Kindesſtimme. Tonino war es wirklich, wie der Bettler das Kind in der Wohnung des Barons etlichemal flüchtig geſehen hatte. Der lebhafte Knabe reichte nach einigen Gewächſen, die zwiſchen den Felſenplatten wuchſen, ſo ungeſtüm herab, daß er aus dem Fenſter und ins Meer zu ſtürzen drohte. Cola ſchrie das Kind an, um es durch grimmige Geberden abzuſchrecken, und ſobald es auch ſtutzend ſich zurücklehnte, eilte er ins Haus auf die Stube des Genueſen, und hob den Knaben vom Fenſter. Ueberraſcht von der Aehnlichkeit des Kindes mit dem Genueſen, nahm er dieſen nun doch ohne weiteres für den Vater und erfuhr keinen Widerſpruch. Der Genueſe hatte ſich kaum ein wenig von der Bank emporgerichtet, auf welcher er nachdenklich und trübſinnig ausgeſtreckt lag. Hat ſich der Junge wieder aus dem Fenſter gelegt? fragte er mürriſch genug.

Hinausgeſtürzt wäre er um ein Haar! erwiderte Cola; worauf jener kurzhin verſetzte: Gut, daß Ihr da ſeid, Cola. Ihr mögt ihn nur wieder nach Nizza mit zurücknehmen. Ja, das ſollt Ihr! Ich bin ſeiner müde; die Aufſicht und Sorge quält und hemmt mich in allem. Da bin ich an die Bank geſchmiedet, wie nach der Fabel Prometheus an den Felſen, und der Junge iſt der Geier, der mir Tag und Nacht an der Leber zehrt. Das Hausgeſindel iſt auch den ganzen Tag abweſend. Ihr ſollt ihn mitnehmen, Cola. Willſt du wieder heimgehen zur Mutter, Tonino?

Das Kind rief freudig ſein Ja, lachte, warf ſein Spielgeräth weg, und wiſchte die feuchten Händchen an ſeinem ſchmuzigen Kittel ab. Ueber dieſe kindlich unbefangene Luſt erhob ſich der Genueſe ärgerlich und ſchalt: O, ſo lauf hin, du Fratze, lauf hin und ſuche dir einen andern Vater!

Tonino ſah mit großen Augen nach dem Scheltenden auf, und ſchlich mit finſterm Mund hinter eine Stuhllehne, durch deren Einſchnitte er ſcheu hervorblickte.

Ihr ſcheltet das Kind, verſetzte Cola, weil es ſich ſo leicht von Euch losmacht. Glaubt Ihr denn, das junge Weſen fühle nicht lebhaft, daß Ihr ſeiner müde ſeid? Man muß feſt an ſich knüpfen, was man anhänglich haben will.

Und dann iſt man ſelbſt auch gebunden, antwortete der Genueſe. Nein, Cola, nehmt ihn nur immer mit! Meine Geſchäfte, meine Abſichten erlauben mir nicht, den Jungen zu behalten. Ich kann mich nicht zur Kindeswartung hergeben. Der Marcheſe iſt zurück, wie ich höre; es gehen allerlei Händel vor, bedeutende Unternehmungen ſind mir näher gerückt, Nachrichten aus Frankreich eingelaufen; ich muß hinaus, ich muß verrichten und ſchaffen. Geſtern war ein merkwürdiger Tag, heute iſt ein ungeduldiger. Hundert Dinge brennen mich auf die Nägel der Zehen und der Finger; ich kann dem Jungen nicht das Kamiſol auf- und zuknöpfen und, wenn er gefallen iſt, ihm die Händchen und Höschen abputzen. Nehmt ihn mit, bringt ihn fort!

Gern, gern! fiel Cola ein. Ich muß Euch nur ſagen, daß ich eben des Kindes wegen gekommen bin, und ich werde Euch hoffentlich willkommener ſein als die Polizei, die dem Kindesdieb leicht auf die Spur kommen könnte. In Nizza ſitzt das arme Klärchen und härmt ſich über ihren Leichtſinn, das Kind aus den Händchen gelaſſen zu haben. Das arme Mädchen bildet ſich ein, der Junge ſei über das Geländer ins Meer gefallen, und hier in Eza wäre es um ein Haar wirklich geſchehen. Warum habt Ihr denn das Kind entführt, wenn's Euch ſo bald zur Laſt wird? Alles, was Ihr mir da vorgebracht, hättet Ihr Euch vorherſagen können, hättet Euch die Sorge und andern die Angſt erſparen können.

Er ſetzte ſich, da er nur einen finſtern Blick zur Antwort erhielt, auf den Stuhl, hinter welchem er das Kind hervorzog, um es auf den Schos zu nehmen. Willſt du mit mir, Tonino, zur Mutter und zu Klärchen? fragte er, den Kleinen auf dem rechten Knie auf- und abſchaukelnd. Der Junge nickte lachend und ſcheu nach dem Genueſen umblickend. Diesmal bin ich recht irre, fuhr Cola fort; der Junge iſt Euch wie aus dem Geſicht geſchnitten, und doch widerſpricht dieſem Naturgepräge an dem Kinde die Naturſtimme in Euch. Wie kann man eines ſolchen Kindes überhaupt müde werden, geſchweige, wenn es ein eigenes iſt? Und auch die Mutter laßt Ihr ſitzen, die nicht nur etwas ſehr Einnehmendes hat, ſondern auch vornehmer Abkunft zu ſein ſcheint.

Biſt du mit einem Bettelſack voll Vorwürfe und guter Lehren gekommen? ſchalt der Genueſe. Haſt du an Kloſterpforten dieſe ſchimmeligen Mönchsbrocken von Sittenlehre geſammelt? Laß ſie dir ſelbſt wohl bekommen, ich brauche deinen Bettel nicht. Du möchteſt nur gern erfahren, wer dieſe Frau iſt, und wie ich zu dem Kinde gekommen, neugieriger Halunke, um dann über mich und mein Geſchick deine behaglichen Betrachtungen anzuſtellen, wenn du mit einer Bettelſuppe im Leibe dich hinter einer blühenden Hecke in deiner Tagdieberei wälzeſt. Naturſtimme? Naturgepräge? Was weißt du Armſeliger! Fluch denen, die dieſe Naturſtimme in mir erſticken! Auch ich hatte ein Herz, zu lieben, einen Kopf, uns zu ernähren, Arme, um mein Kind zu tragen, eine Bruſt, die zahlreichſte Familie zu herzen und zu ſchützen, Kraft und Luſt für unzählbare Jahre. Wer hat dieſe Reichthümer verworfen, dieſen Adel verſchmäht, mich um meine Glückſeligkeit gebracht? Wer hat Fluch und Verfolgung zwiſchen mich und mein Fleiſch und Blut gewälzt? Ich werde ſie finden, die es gethan haben. Dieſer Haß, den ſie ſelbſt mir in der Bruſt angefacht, der alle Liebe, alle Ruhe, alle vergnügliche Gegenwart in mir und um mich her verzehrt, dieſer Haß ſoll ſie erreichen, die mich verhöhnt und zertreten haben. Und nun kommt ein Tagdieb daher und will mich meiſtern, daß ich nicht mit meinem Söhnlein trällere, nicht mit meiner Gemahlin Arm in Arm ſpaziere und ein Bologneſerhündchen füttere.

Cola ſuchte ihn durch eine ſcherzhafte Wendung zu erheitern, um womöglich noch hinter die genauern Verhältniſſe des finſtern Mannes zu kommen, auf welche dieſer Grimm deſſelben den Bettler nur noch neugieriger machte. Da widerſprecht Ihr Euch nun einmal, lieber Freund, ſagte Cola. Euere Uebelthäter ſind vornehme Leute, auf die Ihr mit Recht zürnt. Warum fangt

Ihr aber mit Euerm Groll an mir an, einem Müßiggänger und Bettler, wie Ihr mich betitelt? Mithin ſeid mir entweder gut und freundlich, oder laßt mich für etwas Vornehmeres gelten, um mit mehr Fug und Recht gegen mich loszufahren! Ich nehme wahrhaftig herzlichen Antheil an Euerm Schickſal. Es iſt Euch übel mitgeſpielt worden, Herr Genueſe; denn das muß wahrlich eine ſchreckliche Zerſtörung ſein, wenn alle natürliche Zuneigung und die ſüße Verbindung mit Frau und Kind zerriſſen wird. Es iſt bei Gott ein entſetzliches Unglück, was Euch ſo unſtät umhertreibt, daß Ihr an nichts Freude findet, und Euch an kein frohes oder liebes Weſen binden mögt. Ich habe mir's ja oft und immer geſagt, daß es Euch in der Geſellſchaft dieſer Ufer-Raſſe um etwas Höheres zu thun ſei, als um den Umgang mit ſolchem Geſindel. Ihr ſeid beſſere Geſellſchaft gewohnt.

Bettler und Blutegel, du! ſchrie wüthend der Genueſe. Immer ſaugſt du dich neugierig wieder an einer andern Stelle feſt. Was gehen dich meine Geheimniſſe an? Ich will deine Theilnahme nicht, elender Burſche! Willſt du mir dein Mitleid ſchenken, eingebildeter Tagdieb? Einen freien Menſchen nennſt du dich, weil du zu nichts taugſt. Weil du, ein unnützer Gauner, umherſchweifſt und nur dich und dein Behagen pflegſt, willſt du dich über andere erheben, ſelbſtſüchtiger Burſche? Wie haſt du einen Begriff davon, daß man ſich von Frau und Kind losreißt, um ſie zu rächen, um ihnen zu helfen? Und du lächelſt noch mir ins Geſicht? Hinaus, du Hund, oder ich trete dich mit den Füßen nieder.

Wirklich ſchritt er in Wuth auf Cola los, der weniger aus Furcht, als um Aufſehen und Unglück zu verhüten, ſich raſch entfernte, auf der ſteilen Freitreppe ſich niederſetzte und, ſobald ſein Blut ſich ein wenig gelegt hatte, nach dem Kirchlein ſchlenderte, um ſein Gelübde eines Wachslichts und dreier Roſenkränze zu erfüllen.

Bei dieſem Zank ſchrie das Kind heftig und weinte noch fort, während der Genueſe in der Stube lebhaft auf- und niederſchritt. Er blickte zuweilen nach dem Jungen hin, öffnete den Mund zum Sprechen, ſchien aber immer nicht den rechten Ton treffen zu können. Endlich ſetzte er ſich und rief mit ſanfter, wohlwollender Stimme: Komme zu mir, Tonino! Das Kind kam voll Angſt, indem es beide Händchen dahin hielt, wohin es geſchlagen zu werden fürchtete. Der Genueſe nahm es auf den Schos, umſchloß es mit beiden Armen feſt an ſeiner Bruſt, ſtumm, mit bebenden Lippen und glänzenden Augen auf die kindliche Stirn niederblickend. Du ſollſt wieder zur Mutter gehen, Tonino; nicht wahr, du willſt gern zur Mutter? ſagte er. Das Kind ſchüttelte ein wenig den Kopf. Fürchte dich nicht, mein Kind, fuhr jener fort, ſage du nur immerhin Ja; ich will dich ſelbſt hinbringen. Biſt du auch mein guter Junge und haſt mich lieb? Der Knabe reichte mit beiden Händen nach des Vaters Wange, und ſtreckte ſich mit zugeſpitztem Mund an ihm empor.

Schmerz zuckte um des harten Mannes zuſammengepreßte Lippen, die Naſe furchte ſich über den weitgeöffneten Nüſtern, die Augenwimpern drückten ſich nieder, als wollten ſie ausbrechende Thränen zerdrücken.

Tonino erſchrak über dieſes Geſicht voll Grimm und fing leiſe zu weinen an. Da ſtellte er das Kind auf den Boden und ſagte, indem er ſich über die Stirn fuhr: Weine nicht, mein lieber Junge! Komm, hilf mir die Kleider ſuchen, wir wollen zur Mutter. Jetzt küſſe mich! So, mein Herz! Gib dein Händchen, dies da! Vergiß mich nicht, Tonino, bis ich wieder zu dir komme. Dann hole ich dich und werde dir deinen vornehmen Großvater zeigen, und dir deines Herrn Onkels Degenquaſte ſchenken.

Wie ein Blitz fuhr er herum, drehte die geballte Fauſt in die Höhe und hob den rechten Fuß auf, als ob er jemand erdolchen oder niedertreten wollte. Ein Heulton tiefſter Wuth erſtickte zwiſchen den knirſchenden Zähnen; dann kleidete er ſich um und an.

Fünftes Kapitel.

In der Bucht von Eza lagen einige Fahrzeuge genueſiſcher Korallenfiſcher, mit denen, als ſeinen Landsleuten, der Genueſe Verbindung unterhielt, um auf Anfragen der königlichen Beamten und Behörden ſich wegen ſeines Aufenthalts auf nizzardiſchem Gebiet rechtfertigen zu können. Gegen Mittag beſtieg er dieſer Fahrzeuge eins, und fuhr mit dem vergnügten Knaben an der Küſte gen Villafranca hin. Das Geſtade erhob ſich jäh und kahl an der nordöſtlichen Seite. Hier und da nur wuchſen zwiſchen den Felſenbrüchen mächtige indianiſche Feigenbäume, deren ungeheuere Stämme in zahlloſen Windungen wie Schlangen um die hervorragenden Felſenecken krochen.

Das Kind war in größter Aufregung. Es ermüdete nicht, alles und jedes anzudeuten und aufzujauchzen, was ihm auf dem Meer und dem Geſtade merkwürdig vorkam. Stumm und mit feſtzuſammengeklemmten Lippen ſaß der Genueſe und hielt den Knaben zwiſchen den Knien, nickte dem kleinen Frager zu, oder blickte mit winkendem Auge, wohin er des Kindes Aufmerkſamkeit lenken wollte.

Bald landeten ſie an der reizenden Inſel Beaulieu, um die Katakomben zu betreten, Felshöhlen, die tief ins Gebirge hineingehen. Einer der Schiffer, der den Knaben führte, erzählte ihm, über des Kindes Verſtändniß hinaus, von den wilden Sarazenen, die einſt gar oft dieſe Gegend überfallen hätten, um die Chriſten und deren Schätze zu rauben und wegzuführen. Damals hätten dieſe tiefen Höhlen den Bewohnern der Küſte gedient, um ſich mit Hab und Gut darin zu verbergen.

Als man das Boot wieder beſtiegen hatte und bald an der weit ins Meer herauslaufenden Landſpitze hinſteuerte, auf welcher der anſehnliche Leuchtthurm ſteht, nahm der Genueſe den Knaben auf den Arm, um ihm die ſchroffen, ſchwarzen Felſen zu zeigen, in deren Höhlen die anprallenden Wogen des Meeres ſchauerlich donnern. Mit kühnen Augen und in die Händchen klatſchend, ſah der Kleine darein, und dieſe Furchtloſigkeit ſchien den Vater mehr als alles zu freuen.

An der Einfahrt in den Hafen von Villafranca gab es wieder ein Feſt für Tonino. Die Kriegsſchiffe, die der König Victor Amadeus hier ſammelte, die Barken, die für die Feſte Montalban Proviant herbeiführten, machten dieſen anſehnlichen Hafen, den zweiten bedeutendern von Nizza, ſehr lebendig. Zwiſchen den Maſten und Wimpeln hindurch ſah man das Städtchen, das in ſeinen zwei bis drei Gaſſen längs dem Meerbuſen hin liegt. Die Thürme und Baſteien, die hübſchen Häuſer am Molo glänzten in der Sonne und im magiſchen Widerſchein des Meeres. Ueber der Stadt hängt das hohe, ſteile Gebirge mit ſeinen nebeligen Wolken, hier und da mit magern Oelbäumen bewachſen; zwiſchen Stauden und Sträuchern klettern weidende Schafe und Ziegen, klettern einzelne Hirten und Bettler, die das Geſtrüpp und Reiſig des Berges zu ärmlichem Brande zuſammenhacken. Hier der Leuchtthurm und dort die Feſte Montalban ſehen hoch und mächtig herab, als Warner und Beſchützer einer friedlichen Zuflucht dieſes vielbeſchifften Meeres.

Ueber dieſem reichen, lebensvollen Anblick hatte Tonino Mutter und Klärchen vergeſſen. Man landete, beſtieg das Ufer und betrat der Häuſer eins, aus denen man den Hafen überſchaut. Der Genueſe wurde mit Ehrerbietung empfangen, und ſo ärmlich die Wohnung ausſah, ſo wenig fehlte es an Leckerbiſſen, mit denen man die Ankommenden bewirthete. Der Genueſe genoß indeß nichts, ſondern während Tonino ſich am Fenſter das Angebotene ſchmecken ließ, beſprach jener ſich mit dem Sohne des Hauſes wegen einer Ueberfahrt nach Nizza. Er wies ihn umſtändlich an, und gab ihm einige Worte ſchriftlich zur Beglaubigung mit. Indem hierauf der junge Menſch mit ſchlauer Miene und lebhafter Zuſage ſchied, fragte noch der Genueſe, wie lange der Schiffer fahren würde. Ein halbes Stündchen hin und und eins zurück, war die Antwort.

Sobald das Boot abgeſtoßen hatte, trieb der Genueſe unruhig den Vater und die Tochter des Hauſes fort, indem er ihnen gebot, den Knaben mit hinaus zu den Arbeiten der Korallenfiſcherei zu nehmen. Gehe mit ihnen, Tonino, ſagte er; du ſollſt was Schönes ſehen. Zeigt ihm, ihr guten Leute, das große Netz Salabre mit dem Bleigewicht, erklärte ihm, wie ſich das Garn in die Korallenäſte verwickelt und ſie abreißt. Laßt ihn ein hübſches Korallenſtück geben, aber bevor die Vesper läutet, kehrt ihr nicht zurück; ich hüte das Haus. Und dann, Tonino . . .

Er winkte raſch alle hinaus, und nahm ſeine Stellung am Fenſter. Welche unruhige Erwartung ſpann jetzt den langen, langen Faden dieſer einen Stunde aus, und wand ihn langſam um das Herz des Genueſen auf, während er ſelbſt regungslos am Fenſter ſtand und in die Unruhe des Hafens hinabſah! Dieſe Bewegung und Thätigkeit auf dem ewig unruhigen Element des Meeres zählte dem harrenden Mann die Summe der einen Stunde zu ſeiner Qual und Pein in lauter Secundenhellern vor.

Endlich glitt das rückkehrende Boot in den Hafen ſchwankend zwiſchen den Schiffen hindurch und ſchoß gegen das Haus zu. Hinter Brigitta ſtieg auch Klärchen und ein Diener des Barons aus, beide der eingeladenen Frau zur Begleitung mitgegeben. Der Sohn des Hauſes hielt aber beide an der Treppe zurück, als ſie Brigitta folgen wollten.

Stumm hing dieſe nun am Halſe Vincenzo's, ſtumm hielt er ſie umfaßt. Mund auf Mund bedurfte keiner Worte. Und doch, welch neues Glück, als nun auch dieſe nachfolgten, mit trunkenen Blicken ſich taumelnde Laute vereinigten, und das Wiederſehen ſich im Wiederhören verdoppelte: da hatte das Gefühl der langen Trennung ſeine Klagen, ſein Verlangen in Seligkeit verwandelt.

Für die unglückliche Brigitta gab es in dieſem Augenblick keine Vergangenheit; aber in Vincenzo's Herzen erwachte die Erinnerung. Im tiefſten Schmerz eines innern Vorwurfs rief er aus: O meine Porzia! Wie lange, nicht wahr, wie lange hatte ich dich vergeſſen! Doch nein, nein! Vergeſſen nicht, nur verlaſſen. O ich Nichtswürdiger!

Nicht doch, o mein Vincenzo! rief ſie dagegen. Ich habe dich ja, ich halte dich ja! Fühlſt du es denn nicht und denkſt nur der Zeit, da du mich nicht hatteſt? O laß mich ſchwer, ſchwer an deinem Halſe werden und fühle, daß wir uns haben!

Wie iſt es dir ergangen, o meine Porzia, in dieſer unglücklichen Zeit? O ich Elender! Wie, meine Porzia, iſt es dir ergangen?

Gut, mein Vincenzo, recht gut! Morgens und den Tag über dachte ich an dich, da hatte ich Sonnenſchein; nachts träumte ich von dir, da hatte ich Mondlicht. O, ich habe ſchöne Tage, heitere Nächte habe ich gehabt.

Heitere Nächte, Porzia? Und du zählſt mir nicht deine Thränen vor, o meine Porzia?

Thauige Nächte ſind ſüß, o mein Vincenzo! Von Thau hat meine Liebe gelebt, meine Hoffnungen ſind von Thränen gewachſen.

O du haſt darben müſſen, meine Porzia! Wovon haſt du gelebt? Wie haſt du dich fortgebracht? Ich weiß es. O ich Verfluchter! Ja, ich weiß es; aber quäle mich nicht mit deiner Vergeſſenheit, o mein Herz Porzia; erquicke mich mit deinen Vorwürfen. Wovon haſt du gelebt?

Umherziehend habe ich geſpielt und geſungen, Vincenzo, wie du ja weißt. Das war mir ſehr ſchmerzlich; denn es war für kalte Ohren, und höhniſche Augen ſahen mir zu. Ich habe Geld dafür angenommen; das war mir noch ſchmerzlicher, denn ich dachte dabei: O, was wird dein ſtolzer Vincenzo leiden, da er jetzt auch fremdes Geld ſuchen und annehmen muß. O, mein unglücklicher Vincenzo!

Sie warf ſich wiederholt an ſeinen Hals, und indem ihr Blick in den ſeinigen unterging, fragte ſie: Sprich, mein Vincenzo, wie iſt es dir ergangen?

Er zog ſie zum Sitze nieder und erzählte:

Unſere letzten glücklichen Stunden verlebten wir, wie du weißt, zu Coni, in den ſchönen Umgebungen dieſer Stadt. Erinnerſt du dich, theuerſte Porzia, wie wir am letzten Morgen, ehe ich von dir ſchied, im Schatten der ſchönen Ulmenallee nach der Madonna degli Angioli wandelten? Mit verſchlungenen Armen beteten wir da neben den Lampen und Wachslichtern, die hier Tag und Nacht am Grabe des ſeligen Angiolo de Chivas brennen. Hierauf ſtanden wir ſtillweinend an der Stelle, wo der Geſſo und die Stura zuſammenfließen. Wir umarmten uns, gelobten einander ewige Liebe und Treue. Thränen miſchten ſich mit Thränen; wir ſchwuren, ewig und ewig ſo eins zu bleiben, wie der Geſſo und die Stura zuſammengekommen wären. Ich ſchied, o mit welchen Schmerzen! Du bliebſt mit Tonino, hobſt, ſo oft ich zurückſah, das Kind ſchwebend empor. War es nicht die lebendige Schleife, die unſere Erinnerung, unſere Hoffnung zuſammenhielt? Ach! Du weißt ja das alles, Porzia; nur erzähle ich es ſo gern, und ich erzähle es das erſte mal. O, welche ſchönen Tage ſind ſeitdem verfloſſen, die für uns nicht zählen! Es war im Juni vorigen Jahres. Weißt du noch? Als wir die Stadt verließen, war eben die Nachricht von der Flucht des Königs von Frankreich nach Coni gekommen und ſetzte die Einwohner in Jubel. Höre weiter, meine Porzia! Ich traf deinen Vater nicht in Turin; zum erſten mal nach unſerer Flucht von Aoſta war er wieder auf ſeine Güter in Verrez gezogen. Ich eilte dahin. O, mit welchen Gefühlen betrat ich das Thal von Ajas, begrüßte ich den Bergſtrom Avançon! Alle die Erinnerungen unſerer erſten, verbotenen, heimlichen Liebe blüheten mir entgegen. Ach, geliebte Porzia! Bald aber wechſelten andere unglückliche Erinnerungen. Ich beſtieg die Anhöhe, von welcher der Fluß ſeine milchweißen Wellen in Abſätzen herabſtürzt. Mußte ich da nicht unſerer Flucht durch Savoyen und Frankreich gedenken? Eine Bangigkeit befiel mich. Betrübend, als eine böſe Vorbedeutung, klang mir aus dem Munde jedes Wanderers der Schimpfname dieſer mühſeligen Bergkette. Carogna, Carogna! hörte ich fort und fort ſeufzen. Laß mich kurz ſein, o mein Herz Porzia! Dein Vater war im Schloß; er ſtand eben auf der Treppe, als ich um den Garten hervorkam, aber mit Verwünſchungen ſtürzte er ins Haus, wie er mich erblickte. Ich ließ mich nicht abſchrecken, ich eilte nach, ich rief deinen Namen, ich las laut den Taufſchein ſeines Enkels ab. Ich lag vor der verſchloſſenen Thür ſeines Cabinets, und flehte um nichts als ſeine Einwilligung zu unſerm Bunde.

Daß er nur aufhöre, uns zu verfolgen, die ſegnende Hand des Prieſters zu feſſeln, nur darum flehete ich. Da ſtürzte dein Bruder herein.

Er hielt inne. Die Krämpfe tiefſter Wuth zuckten über ſein Geſicht. Porzia, die kein Auge von ſeinem Munde verwendet hatte, umfaßte ihn angſtvoll; ſie wagte nicht, nach ſeinem Schmerz zu fragen. Endlich fuhr er dumpf und bitter fort: Bin da eine Zeit lang eingeſteckt geweſen im kalten Verließ des Schloſſes, bin auch regelmäßig durchgepeitſcht und in anſtändigen Zwiſchenräumen von dem Geſinde in Fußblöcke geſteckt worden. Das wäre nun alles ganz werkeltägige Bewirthung geweſen, hätte dein Bruder mir nicht die Ehre angethan, jedesmal anweſend zu ſein und mich zu verhöhnen. Das gab erſt die Feſttagswürze dazu.

Er lachte ingrimmig auf, immer lauter, mit dem Geſicht gegen die Decke des Zimmers gewendet.

Indeß hing Porzia an ſeinem Halſe und ſtieß bei jedem Leiden, das er in dumpfer Wuth nannte, einen wimmernden Schmerzenston aus. Eine lange Pauſe entſtand, während welcher es auf des Genueſen dunkelm Angeſicht wetterfühlend blitzte und Porzia's Augen ſtill regneten.

Laß das vorüber ſein, Porzia, ſagte der Genueſe endlich, indem er ihre Wangen trocknete. Ich ſollte deinen Aufenthalt angeben, das hieß, ich ſollte dich verlieren. Sie hätten dich mir auf immer entriſſen. War es nicht genug, daß ich in ſteter Angſt lebte, ſie möchten meinen Herweg auskundſchaften und deinen Aufenthalt ausſpähen, ohne daß ich ihn genannt hätte?

Sie haben es gethan! rief Porzia. Ich ſah eines Morgens einen Reitknecht meines Vaters in Coni. Er ſtand, als die Meſſe aus war, an der Thür der Kirche St.-Sebaſtian, und ſah ſpähend in das Gewühl der Menge. Eine Ahnung trieb mich zurück; ich verbarg mich mehrere Stunden hinter einem Beichtſtuhl. Lange, lange hatte ich deiner Rückkehr gewartet. Zu meinem Kummer geſellte ſich die Noth. Auch ward es mir täglich ſchwerer, in Coni unbeachtet zu bleiben. Man ſendete nach mir aus den Paläſten Rubati und Tornaforti. Nun kam noch der Bediente meines Vaters und bedeutete mir nichts Gutes. Ich floh in folgender Nacht, und zwar in der Richtung nach Nizza. Hierher wollten wir ja nach deiner glücklichen Rückkunft ziehen. Hier wollteſt du dich einem Geſchäft widmen. Aber ich blieb unterwegs im Gebirge, theils erſchöpft von den angſtvollen Wanderungen, theils um des Kindes willen, das an einem Fieber litt. In dem ſchauerlichen Orte Breglio kehrte ich ein.

Ich weiß es, fiel er ein. Dort habe ich dich aufgeſucht, theuere Porzia. Zufällige Geſpräche von einer räthſelhaften Harfenſpielerin, die mit einem ſchönen Knaben ſpielend und ſingend umherziehe, brachten mich auf deine Spuren bis nach Breglio. Du warſt aber ſchon wieder fort, als ich dort nach dir fragte.

So tief zwiſchen den hohen Bergen verſteckt zu ſein, that meinem ſcheuen, furchtſamen Herzen wohl, erzählte ſie weiter. Doch die Sehnſucht nach dir, die Zuverſicht, dir in Nizza zu begegnen, trieb mich bald wieder nach dieſer Stadt. Und nun biſt du ja da, nun habe ich dich ja wieder.

Mit dieſen Worten warf ſie ſich wiederholt, weinend und lachend, an ſeine Bruſt.

Der Genueſe befand ſich in einer peinigenden Verlegenheit. Alle Wünſche ſeiner Geliebten ſchienen durch ſeine Gegenwart erfüllt zu ſein, alle ihre Gedanken und Gefühle brannten in der Freude des Wiederſehens zuſammen. Er aber fühlte ſich dieſer liebevollen Genügſamkeit, ja Beſchränktheit gegenüber ſo zerriſſen und getheilt in ſeinen Abſichten und Beſtrebungen. Augenblicklich zwar empfand er mit dem geliebten Weibe das Glück inniger Angehörigkeit und das Verlangen, dieſes ruhigen Friedens am eigenen Herd froh zu werden. Dem aber ſtand das große politiſche Unternehmen entgegen, dem er ſich gewidmet hatte, und von deſſen Gelingen ſeine Exiſtenz und ſein häusliches Fortkommen abhing. Nur eins trat ihm dabei entſchieden vor die Seele: er mußte alsbald für Porzia und den Knaben ſorgen. Daß ſie noch länger unter dem gaſtlichen Dach eines fremden Barons ungekannt verweilen ſollten, widerſprach ſeinem Stolz und beunruhigte ſein eiferſüchtiges Herz. Wie ruhig und geſichert konnte Porzia mit ihm und in ſeiner jeweiligen Abweſenheit das anmuthige Verſteck in Eza beziehen und ſich dort einrichten.

Doch aufgeſchreckt von dieſem Vorſchlag richtete ſie ſich aus dem Arme empor, mit welchem er ſie umfaßt an ſeiner Seite hielt. Auf ſein wiederholtes, eindringliches Fragen bekannte ſie ihm endlich erröthend und erblaſſend, daß ſie auf ihrer trübſeligen Wanderung, in ihrer Bettelnoth, vor mehr als einem Altar das Gelöbniß abgelegt habe, ihm ſo lange nicht mehr wie in frühern Tagen anzugehören, bis ſie durch Prieſters Hand verbunden und geſegnet ſeien. Aber nun biſt du ohne des Vaters Einwilligung zurückgekehrt, ſetzte ſie hinzu, welcher Prieſter wird uns am Altar vereinigen wollen oder dürfen?

Vincenzo betheuerte, daß ſie nächſtens auch kirchlich würden verbunden werden. Er berief ſich auf die Bande der Natur, auf die hundert heiligen Schwüre, mit denen ſie bisher und für ewig vereinigt geweſen wären, und denen auch die Prieſter ihre Weihe nicht länger verſagen würden, ſobald nur die große Umgeſtaltung des bürgerlichen Lebens durchgeführt ſei. Er rühmte ſich eines reichlichen Erwerbes und Einkommens, wobei er zugleich, mit einer ängſtlichen Vorſicht im Ausdruck, darauf hinwies, welche noch ſchönere Hoffnungen er auf Frankreich und auf den nahen Umſchwung der Verhältniſſe in Piemont ſetze.

Aber auch das wenigſte, was er von dieſer Seite vorbrachte, war ſchon zu viel für Porzia's ſtillen Wahnſinn. Denn ſo muß wol die ſeltſame Einbildung genannt werden, die ſich immer mehr in ihr verfinſterte. Dieſe Umwälzung aller Verhältniſſe in Frankreich war für ſie nur der Anfang eines Welteinſturzes; ſie ſelbſt kam ſich nur als der erſte frevelhaft ausgebrochene Stein vor, der den allgemeinen Ruin nach ſich zöge. Seit einigen Jahren ſah ſie alle Menſchen in Staunen und angſtvolle Erwartung verſetzt, den Adel bekümmert und entrüſtet, die Geiſtlichkeit geſchäftig, zu verdammen und Unheil zu verkündigen. Nur unnützes und nichtsnutziges Geſindel wagte ſich zu freuen, und gerade dieſer Jubel, der in aller Augen Verworfenen, erregte die übelſte Vorbedeutung und vermehrte die Beſorgniß. Sie ſchienen wie ſturmverkündende Möven zu flattern.

Unter dieſer allgemeinen Unruhe des Lebens wurde ihr Gewiſſen immer lauter, und ſo verwebten ſich die Ereigniſſe der Welt und die Vorwürfe ihres Herzens ineinander zu einem unauflösbaren Wahngebilde. Der Genueſe erſchrak über den Fortſchritt, den dieſe trübſelige Einbildung inzwiſchen gemacht hatte. Er erinnerte ſich noch genau der erſten Veranlaſſung dieſer ſeltſamen Vorſtellungsweiſe. Nachdem er nämlich ſeine Geliebte aus dem Kloſter der Auguſtinerinnen in Aoſta entführt hatte, waren ſie durch Savoyen nach Südfrankreich entflohen, und lebten, ſolange ſein nicht unbeträchtliches Vermögen zureichte, ſorgenlos und im Taumel ihrer leidenſchaftlichen Liebe. Da brach die Revolution aus. Die Wohnung der Fabrikanten Reveillon in der pariſer Vorſtadt St.-Antoine war geſtürmt und geplündert worden, das Volk hatte ſich gegen die Truppen geſchlagen, und auf beiden Seiten waren Todte geblieben. Die Nachricht ſetzte Marſeille, wo ſich eben unſere Liebenden aufhielten, in Aufregung und Erwartung. Wer das Ungemeſſenſte wünſchte, gab ſich auch den unbeſcheidenſten Hoffnungen hin. Während der Pöbel mit dem Namen Reveillon wortſpielte, predigten die Mönche und verkündigten Unheil und Verdammniß. In einer ſolchen Bußpredigt, da ein Kapuziner in der Kirche La Major Zeter über das neue Babylon ſchrie, ward Brigitta's ängſtliches Herz tief erſchüttert. Der Prediger, der alles Uebel unſers Lebens von dem giftigen Apfel der reizenden Eva herleitete, mochte wol, nach Art der Bettelmönche, in manchen Ausdrücken auf eine vornehme Perſon der Stadt anſpielen; Brigitta jedoch bezog alles auf ſich, und hing von dieſer Stunde ihrer trüben Vorſtellung nach, die nun der Genueſe mit einmal zu einem feſten Wahn ausgebildet finden mußte.

Er ſchwieg in betrübter Ueberlegung. Dann ſagte er, indem er ſie ſanft an ſein Herz zog:

Beruhige dich, theuerſte Porzia! Gib nicht ewig dieſen troſtloſen Vorſtellungen nach, dieſen Bildern des Wahns. Folge mir nur muthigen Herzens! Wir werden uns verſtändigen. Vertraue mir, daß ich für dein Wohl ſorgen werde, — für deine äußere Ruhe und deinen innern Frieden. Ich bereite, wenn du es nicht anders willſt, für dich allein mit Tonino eine Zuflucht in Eza, bis ich einen Prieſter für dich, ein ſtatthaftes Geſchäft für mich, und eine Hütte für uns beide gefunden habe.

Während hierauf Porzia mit heiterm Blick und Lächeln zu ihm aufſah, läutete das Glöckchen zum Ave-Maria. Jauchzend begrüßten ſich auf der Haustreppe Klärchen und Tonino, der eben von den Korallenfiſchern zurückgebracht wurde. Der Genueſe rief hinaus, und bald füllte ſich das Stübchen mit den verſchiedenſten Menſchen, die ſich in das ſüße Vesperbrot des Wiederſehens und Wiederfindens theilten.

Gedankenvoll ſtand am Fenſter der Genueſe und ſtarrte auf das bewegungsvolle Meer hinaus, über welches ſich ſchon der wachſende Schatten des Montalban ſtreckte. Er ſchien mit ſich ſelbſt im Kampfe zu ſein.

Jetzt trat er zu Porzia mit den leiſen Worten: Du mußt doch erſt auf etliche Tage zurückkehren, mein Herz; denn meine Wohnung iſt für euch beide noch nicht eingerichtet. Nimm indeß Tonino mit dir. Halte dich bereit, ich werde dich abholen.

Er ſtellte ihr eine ſchwere Börſe zu, und gebot dem Schiffer, die Geſellſchaft nach Nizza zurückzubringen.

Als ſich Brigitta noch einmal nach ihm umſah, war er verſchwunden.

Sechſtes Kapitel.

Der zweite Sonntag nach des Marcheſen Wiederkehr rückte ſchon heran, und noch immer wollte das Feſt zur Feier dieſer Rückkehr nicht zu Stande kommen. Giuſeppe, voll Ungeduld, trieb die Tanzunternehmer einen Tag um den andern in das Schloß; aber ſie kamen jedesmal ohne beſtimmte Zuſage zurück. Sie klagten, der gnädige Herr zeige ihnen nicht mehr die alte Freundlichkeit, und ſei ſehr kurz und mürriſch. Heute hatte er ſogar gefragt, ob ſie aus eigenem Eifer ſo oft einladeten, oder ob ſie nicht auch von Giuſeppe angefeuert würden. Sie hatten das letztere gutmüthig eingeſtanden, und der Marcheſe war kopfſchüttelnd und murrend weggegangen. Giuſeppe erröthete, als ſie dies unbefangen erzählten. Nun zweifelte er nicht mehr, den Marcheſe gereue die ihm gemachte Zuſage, mit Blanca zu tanzen. Giuſeppe ſchalt ihn daher in ſeinem Herzen einen wortbrüchigen Edelmann, und glaubte das größte Recht zu haben, ihn zu haſſen.

Aber er hielt dieſen Groll geheim und that ganz unbefangen, ſelbſt als er den ehrwürdigen Briani aus der Pfarrwohnung den ſteilen Pfad und die eingehauenen Treppchen hinauf zum Schloß führte. Briani war zu Mittag eingeladen, und fand außer der Familie nur noch einen alten Präſidenten aus Nizza, der, uneingeladen und dem Marcheſe nicht ſehr willkommen, ſich eingeſtellt hatte.

Das Geſpräch während des Mittagsmahls hielt ſich faſt ununterbrochen an Turin und den Hof, da der Präſident nicht müde ward, nach allen Bekannten und Verhältniſſen zu fragen, und ſeine große Einſicht in die Kleinigkeiten des Hofes an den Tag zu legen. Dabei glänzten ſeine Augen, und die welken Backen blähten ſich auf, als ob er wieder einmal jene paradieſiſche Luft athme. Dergleichen zu beobachten, war für Briani ein rechter Spaß, und da es ſeit kurzem ohnehin mit ſeiner Geſundheit beſſer ging, war er heute höchſt munter und ſogar in ſeiner Weiſe ſchalkhaft. Er legte mit der ernſthafteſten Miene ein großes Gewicht auf die Unbedeutendheiten des Hofes, und richtete, als ob er ſich belehren wollte, die wunderlichſten Fragen an Blanca. Sie verſtand ihn, wie er damit nur die innern Erbärmlichkeiten des vornehmen Lebens hervorheben wollte. Briani wußte dem Zuſchnitt der Kleider, dem beliebten Puder und der Schminke geiſtige Bezüge unterzuſchieben, die oft drollig, meiſt bitter, immer treffend ausfielen.

Bei Blanca fand er für all dergleichen Anſpielungen Beifall und Zuſtimmung, ohne daß dadurch das Fräulein fröhlicher geworden wäre. Vielmehr nahm ihre Niedergeſchlagenheit in dem Maße zu, als Briani's Munterkeit ſtieg. Ein Mann, wie der Präſident, hütete ſich natürlich ſehr, bei aller Neugier für Hofangelegenheiten, auch nur mit einem Seitenblick der Vorfälle zu gedenken, die den Marcheſe betrafen und für dieſen kränkend ſein mußten. Deſto angenehmer glaubte er ſich bei Blanca zu machen, wenn er auf ſeine gezierte Weiſe der Bewerbungen des Grafen Rivoli gedachte. Er pries den jungen Herrn mit übertriebenem Lob, wobei er ſich zugleich auf die langjährige Freundſchaft des alten Grafen etwas zugute that.

Briani war von dieſer Neuigkeit überraſcht, und hätte ſich Blanca nur einigermaßen glücklich oder zufrieden als Verlobte gefühlt, nichts hätte ihr wohlthuender ſein müſſen als dieſe herzliche Theilnahme, dieſe kindliche Freude, dieſer warme Segensſpruch eines ehrwürdigen Greiſes, an dem ſie mit aller Ehrerbietung und Liebe hing. Sie lehnte jedoch, zum Misvergnügen ihres Vaters, ſeine Glückwünſche ab, indem ſie erklärte, daß man zu glücklichen Verbindungen frohere Zeitläufte abwarten müſſe.

Wie du auch gegen Freunde des Hauſes ſo zurückhaltend ſein magſt, Blanca! fiel der Marcheſe ein, und ſetzte hart und entſchieden hinzu: Sie können ihr Beichtkind, Herr Pfarrer, immerhin als Verlobte anſehen. Gerade der jetzigen Zeit, die auf Zerſtörung ausgeht, muß man mit feſten Verbindungen, mit Entſchloſſenheit und edelm Selbſtbewußtſein begegnen.

Der Herr Graf iſt Militär? fragte, um eine andere Wendung des Geſprächs herbeizuführen, der Präſident, und der Marcheſe antwortete mit edler Offenheit: Geweſen, Herr Präſident. Er war erſt kürzlich zum

Gardelieutenant befördert worden, als ich mir unglücklicherweiſe das Misfallen Seiner Majeſtät zuzog, und Rivoli aus gleicher Veranlaſſung auf ſeine Güter nach Verrez verbannt wurde, wo er ſich zur Zeit aufhält.

Der Präſident war in ſichtbarer Verlegenheit, indem er wiederholt betheuerte, daß er ſeine Frage durchaus ohne Abſicht gethan, und bei Gott einen ſo ſchmerzlichen Gegenſtand nicht habe berühren wollen.

Er und der Marcheſe traten hierauf in leiſem Geſpräch an ein Fenſter, und Blanca ergriff die Gelegenheit, mit dem ehrwürdigen Briani in den Garten zu wandeln. Kaum waren ſie hier unter breitſchattende Kaſtanienbäume und hinter eine hohe Hecke gelangt, als Blanca, ihres Gefühls nicht mehr mächtig, ſich mit ſchmerzlichem Ausruf an Briani's Bruſt warf. Der Geiſtliche, überraſcht und betroffen, ſuchte ſie aufzurichten, und ſprach ihr mit der Theilnahme zu, die aus dem tiefſten Herzen kam und ſich in ſeiner ſanften Stimme ſo wohlthuend übertrug. Aber ein ſo leidenſchaftlicher Sturm, wie ſich jetzt in Blanca's Herzen erhoben hatte, war nicht alſogleich beſchworen. Anfangs glaubte Briani, es ſei ein Ueberwallen ihres bräutlichen Herzens; wie mußte er jedoch erſtaunen, als die heftigſte Bewegung endlich zu Worte kam. Giuſeppe iſt verloren! rief ſie aus. O, mein frommer Lehrer, retten Sie ihn, wenn es noch geſchehen kann!

Briani erkundigte ſich um das Nähere und vernahm nun, auf einer Bank ſitzend, die ungeordnete, haſtige Mittheilung des Fräuleins. Daraus ging hervor, daß der Marcheſe, nur zum Schein in des Königs Ungnade, vielmehr mit der Unterſuchung des Vorfalls in Scarena beauftragt war. Man ſah in Turin jenen zufälligen Tumult als übereilten Ausbruch einer verſteckten und verzweigten Verſchwörung an, und hoffte durch Entdeckung der Thäter hinter dieſe drohende Verbindung zu kommen. Die Aeußerungen des franzöſiſchen Conſuls bei Gelegenheit des Schildkrötenauflaufs beſtärkten die Regierung in dieſem Vermuthen. Nun war der Marcheſe mehrmals nach Scarena und zum Baron Vernazza geritten, und der Thatbeſtand jenes Vorfalls lag protokollariſch vor; nur die Perſon des Urhebers jenes Tumults, der Erwürger des Hundes Cäſar, war unbekannt. Aus der genauen Beſchreibung deſſelben durch den Baron, den Richter und Pfarrer, hatte der Marcheſe ſchon lebhaften Verdacht gegen Giuſeppe geſchöpft. Um des alten Adrian willen hätte er jedoch gern eine nähere Nachforſchung fallen laſſen. Da war ihm aber unglücklicherweiſe, als er vor einigen Tagen in der Abenddämmerung von Nizza heraufritt, an einſamer Stelle des Wegs ein Unbekannter entgegengetreten, hatte ihm Giuſeppe ausdrücklich als den Urheber des Aufruhrs in Scarena bezeichnet, und unter Drohungen begehrt, der Marcheſe ſolle, um des Jünglings willen, die Unterſuchung fallen laſſen und die bereits eingezogenen Männer wieder auf freien Fuß ſtellen. Gern hätte der ſtolze Mann dieſen verwegenen Geſellen gleich ſelbſt noch mit Hülfe ſeines Reitknechts ergriffen, wäre derſelbe nicht in der Ueberlegenheit einer geſpannten Doppelbüchſe dageſtanden und dann ruhig davongegangen. Nun iſt mein Vater in größter Verlegenheit, ſetzte Blanca hinzu; aber er wird gewiß eher gegen Giuſeppe, als gegen ſeine Ehre handeln. Er hat Sie, mein edler Lehrer, einladen laſſen, um ſich mit Ihnen zu beſprechen; rathen Sie, helfen Sie dem armen Giuſeppe!

Betrübt und bedenklich lehnte ſich der Greis auf ſeinen Stab. Endlich wendete er ſich dem Fräulein lebhaft zu, faßte ihre Hand und blickte ihr forſchend und feierlich in die dunkelbraunen Augen, indem er leiſe ſprach: Blanca, das war alſo deine Betrübniß, das der Ausbruch deines Herzens? O, meine Tochter, ſo viel Theilnahme haſt du für Giuſeppe?

Sie drückte ihr glühendes Geſicht an ſeine welke Hand.

So viel Angſt, ſo viel Leid, ſolch ein Meer von Bekümmerniß hat noch in deinem Herzen Raum? Und der junge Riveli? Denkſt du dich ihm zu verloben, zu vermählen?

Sie nickte mit einem Seufzer.

Haſt du noch ein Herz für ihn? Geſtehe mir, du liebſt ihn nicht.

Sie ſah den bekümmerten Greis mit ſchmerzlichem Blick an und ſchüttelte ganz leiſe ihr Haupt.

O mein Gott! rief Briani aus. Wer hat denn ſolches Unglück geſtiftet? Iſt das eine Herbſternte für mich? Eine Herzensfrucht meiner liebſten Schülerin? Alſo liebſt du wol . . . Nein! Ich wollte das nicht fragen. Iſt der junge Graf ein unwürdiger Mann?

Blanca verneinte es; ſie ſprach ſich lebhaft über ſeine Verdienſte aus.

Das ſagſt du ſelbſt? Aber du liebſt . . . Nun ja, ich muß es doch ſagen: Du liebſt Giuſeppe?

Nein, nein! rief ſie heftig aus, indem ſie ihr Angeſicht an Briani's Schulter drückte.

Nein? verſetzte er; das heißt: du ſollteſt nicht, du dürfteſt nicht! Aber was iſt damit geholfen, daß du es ſelbſt fühlſt, und daß du Nein ſagſt? O lieber Gott! Ich bin gerade heute ſo fröhlich heraufgekommen, und war ſo aufgeräumten Herzens. Was kann ich nun thun? Hier iſt ein unheilvolles Wirrniß angerichtet. Sprich, iſt denn gar nichts mehr zurückzunehmen? Kann ich denn mit all meiner Prieſterweihe nicht mehr löſen, was gebunden iſt? Der junge Graf iſt verbannt? Sagte dein Vater nicht ſo?

Das iſt er! antwortete ſie. Aber wie der König meinen Vater zum Schein, nur um des Grafen Artois willen, mit Ungnade beſtraft hat, ſo iſt aus gleicher Rückſicht auch der junge Rivoli nur zum Schein verbannt, und hat ſich dem Hofzwang fügen müſſen. Gewiß wird ihm dafür bei der erſten Gelegenheit eine neue Gunſt bewieſen.

Nun ja! Verbannt oder nicht verbannt: ich kann hier nicht helfen, ich kann euch beiden nicht zugleich helfen. Wo muß ich alſo zuerſt zugreifen? Nun ja, bei Giuſeppe. Es iſt nicht anders, Giuſeppe muß fort von hier. Wohin? Ich weiß es noch nicht; der Himmel mag es mir eingeben. Er muß fort! Das iſt das Dringendſte. Für dich, meine Tochter, weiß ich keinen Rath; ich empfehle dich der heiligen Fürſicht, der heiligen Fügung des himmliſchen Vaters!

Briani blickte ihr ſchmerzlich in die ſchönen Augen. Sie erwiderte lächelnd und lebhaft: Ja, Giuſeppe muß fort! Das iſt es! Ich bin nun ſehr getröſtet. Was mir zugemeſſen iſt, will ich gern übernehmen und tragen. Ich habe Euch gebeichtet, mein frommer Lehrer, und fühle mich ſehr erleichtert. Aber dort kommt mein Vater!

Man ſah der Haſt des alten Herrn an, daß ihn der Präſident gelangweilt und ungeduldig gemacht hatte. Mit dieſer Stimmung ging er auch gleich auf den Gegenſtand über, den Briani nun ſchon aus Llanca's Mittheilung kannte. Er erklärte ſich ſehr heftig über Giuſeppe, und berief ſich nicht ohne Leidenſchaftlichkeit auf die ſchlimme Erwartung, die er ſeit einiger Zeit von dem ungerathenen Menſchen gehegt habe. Den Vater Adrian beklagte er ſehr, gab aber dem ehrwürdigen Geiſtlichen ziemlich deutlich zu verſtehen, daß er, als Pfarrer und Lehrer, den ausgelaſſenen Menſchen immer in Schutz genommen, ihm zu viel Freiheit gegönnt und ſo manche Unart als Merkmal guter Anlagen habe hingehen laſſen. So viel verwegene Streiche ſeien dem kecken Burſchen nachgeſehen worden, als ob man den Sohn eines Freiherrn, den Erben einer thatenreichen Abkommenſchaft vor ſich gehabt habe.

Doch auf Briani machte in dieſem Augenblick alle Heftigkeit des Marcheſe wenig Eindruck. Zu klein und weit lagen alle dieſe Vorwürfe und Vorurtheile unter dem gleichſam prophetiſchen Auge des Greiſes, der mit tiefer Betrübniß das Mißgeſchick des Fräuleins, und ſelbſt des Marcheſe kummervolle Zukunft überſah oder doch ahnte. In dieſem großen Ueberblick blieb er ganz ruhig und ſprach mit Würde. Ja, es war wirklich kein anderer als Giuſeppe, der in Scarena den rohen Baron zurechtwies, ſagte er. Giuſeppe ſelbſt hat mir jüngſt mit ſeiner natürlichen Offenheit den Vorfall erzählt. Sie, Herr Marcheſe, kennen die Sache nach den Ausſagen der Beleidigten; hören Sie nun auch, ehe Sie richten, den andern Theil.

Briani erzählte hierauf die Veranlaſſung jener Zerſtörung des Zollhauſes in Scarena, rechtfertigte Giuſeppe's Betragen und hob deſſen Schuldloſigkeit hervor. Er überzeugte den Marcheſe, daß Giuſeppe ganz zufällig, ohne Verbindung mit Rebellen, zu dem Aufruhr gekommen war, und aus rein menſchlichem Antrieb gehandelt hatte. Der Marcheſe kannte nun die Roheit des Barons Bernazza und die Albernheit des Richters Strozzi hinreichend, um nach Briani's Mittheilung das Betragen Giuſeppe's, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch zu entſchuldigen. Allein er wußte auch, wie wenig bei dem Mistrauen des Königs und bei der Erbitterung des Adels für den Jüngling zu hoffen blieb, und wie ſtreng man jedes unzufriedene Wort, jede ſich auflehnende Bewegung ſtrafen und unterdrücken werde. Er durfte überdies der ihm vom König übertragenen Unterſuchung nichts vergeben; ja er war, wenn er ſelbſt läſſiger hätte ſein wollen, durch die Mitwiſſenſchaft des zerſtreuten Geſindels ſelbſt bedroht, da ihm ſogar einer dieſer Gauner Giuſeppe als Urheber des Tumults bezeichnet hatte. Höchſt erwünſcht, und als einziges Auskunftsmittel, kam ihm daher der Vorſchlag des Geiſtlichen, den Jüngling auf einige Zeit zu entfernen. Der Marcheſe ſagte ſeine Unterſtützung zu dieſem Vorhaben zu, da er freilich im ſtillen auch von dieſer Entfernung des Jünglings für ſich und um Blanca's willen das Beſte hoffte.

Blanca, ſobald ſie dieſe Angelegenheit auf gutem Wege ſah, hatte ſich, um vieles beruhigter, nach dem Schloß zurückbegeben, und beide Männer, indem ſie ebenfalls zurückwandelten, unterhielten ſich noch über allgemeine Anliegen der Zeit und des Vaterlandes. Der Marcheſe ſprach ſich noch lebhafter als früherhin für Ruhe und Ordnung in der Grafſchaft aus, und äußerte ſich über die mit dem Grafen Pinto, dem oberſten Befehlshaber der Armee von Nizza, verabredeten Maßregeln. Ich halte dafür, ſagte er, daß nur eins nothwendig und dringend iſt, nämlich die Verbindung und Betriebſamkeit des Pöbels oder vielmehr nur des Geſindels zu vernichten. Die Ufer-Raſſe iſt es, die unſer ruhiges und glückliches Nizza in Gärung bringt und den Franzoſen Spielraum verſchafft. Wundert Euch daher nicht, Freund Briani, wenn Ihr auf Euern Spaziergängen bei jedem Schritt und Tritt auf Streifwachen ſtoßt. Kein Gebüſch, keine der vielen unterirdiſchen Höhlen in unſerer Gegend darf mir unbewacht bleiben; keine Felſenſpalte ſollen ſie in der Kürze mehr auffinden können, wo ſie zu ihrer Verſchwörung ſich zuſammenfinden. Glaubt mir, Freund, die Nizzarden ſind friedlich und königlich geſinnt; nur das Geſindel, das nichts zu verlieren hat, iſt für einen Umſturz geſtimmt und thätig, weil es für ſich dabei zu gewinnen hofft.

Der Marcheſe nahm ganz freundlich die Zuſtimmung des Pfarrers auf, ſchien aber die weitere Auseinanderſetzung deſſelben nicht zu erwarten. Allerdings machen dieſe Eigenthumsloſen zuerſt die Unruhe und regen den Umſturz des Beſtehenden an, war Briani's Meinung. Wenn aber dieſe Ledigen und Ungebundenen ſo gefährlich ſind, woher entſtehen ſie denn ſelbſt und nehmen ihr zerſtörendes Gift? Ich dächte, die Bevorrechteten im Lande ſchaffen zuerſt das loſe Geſindel, das dann ſpäter Unruhe ſchafft. Natürlich, wo ſo viele ſind, die mehr Recht als andere haben, müſſen am Ende noch mehrere übrigbleiben, die weniger, und die gar nichts behalten. Ueberfluß auf einer Seite gibt Mangel auf der andern. Sehen Sie, Herr Marcheſe, ſo kommen die Loſen und Ungebundenen hervor, die durch kein Recht eingenietet, durch keinen Beſitz eingefugt, durch kein Erwerbmittel eingefädelt im Staate ſind. Müſſen nun die, welche von allem los ſind, zuletzt nicht auch geſetzlos werden? So ruft Vorrecht endlich Nothrecht hervor. Und wie einer im hitzigen Fieber, von Inſtinct getrieben, nach dem verbotenen Waſſer greift und geneſet: ſo ſtürmen die Loſen im Staat, die Heilloſen gegen die Bevorrechteten, indem ſie mit Gewalt nach Eigenthum, Beſitz und Recht, mithin gerade nach dem greifen, wodurch ſie eben gebunden würden und ihren loſen Zuſtand heilten. Es iſt gar nicht zu leugnen, daß dieſe Loſen im einzelnen und am einzelnen das größte Unrecht begehen; im höhern Sinn aber verlangen ſie das Vernünftigſte von der Welt, nämlich zum bürgerlichen Beſtehen rechtlich und äußerlich gebunden zu ſein, wie ihre Mitmenſchen, um alsdann, wie dieſe, für ihre höhern Gedanken, Gefühle und Beſtrebungen einen freien Spielraum zu gewinnen. Die lebloſen Dinge, wie Land und Meer, wie die

Metalle, die aus der Erde gegraben werden, und wie die Früchte, die aus ihr wachſen, müſſen höchſt loſe und unendlich theilbar gemacht werden. Jeder Menſch dagegen ſollte einen feſten Boden am Gewerbe und Erwerbe finden, um, wie ein Baum eingepflanzt und angewurzelt, ſein tiefſtes Innere in Blüten und Früchten frei herauszutreiben. Darum bin ich auch überzeugt, daß am Ende, falls nicht die Regierungen weiſe werden und bei zeiten einlenken, die Beſitz- und Erwerbloſen in ihrem aufrühreriſchen Treiben den Sieg davontragen, weil ſie, wenn auch bürgerlich höchſt ſtrafbar, doch im Grunde das Werk der Vorſehung vollführen.

Der Marcheſe war höchſt ungehalten über dieſe Betrachtung. Die Hirten des Volks, ſagte er, ſind jüngſt angewieſen worden, gegen die verführeriſchen Grundſätze zu predigen, die ſich jetzt ſeuchenartig verbreiten. Da es ſich mit Euerer Geſundheit ſeit kurzem gebeſſert hat, wollte ich auch Euch angehen, nachdrückliche Worte von der Kanzel an unſere Gemeinde zu richten, und erſtaune nun über Euere Grundſätze. Nehmt mir nicht übel, hochwürdiger Herr, aber das Sprichwort paßt wol hierher, daß wir in Drappo den Bock zum Gärtner haben.

Euere Gnaden thun mir unrecht, erwiderte Briani; wo ich nur weiß und kann, rede ich und ermahne zu Gehorſam, zu Ehrfurcht gegen die Obrigkeit. Aber für die Vorrechte des Adels, für die Anmaßungen unſerer hohen Geiſtlichkeit zu ſchreien, iſt meine Bruſt doch zu ſchwach. Ich höre, daß es die guten Väter Kapuziner und die eifrigen Dominicaner hierin nicht an ſich fehlen laſſen. Freilich gehöre auch ich zu den Hirten des Volks, wie Euere Gnaden einſt zu den Kämpfern für das Vaterland gehört haben. So wollen wir denn das Unſerige thun, Herr Marcheſe; Pfaffen und Soldaten dienen den Anſprüchen der Bevorrechteten, Prieſter und Krieger aber ſind im Einverſtändniß mit den Intereſſen der Menſchheit.

Dergeſtalt bildete ſich Rede und Gegenrede immer heftiger heraus, bitter und abweiſend bei dem Marcheſe, warm und bekräftigend bei dem Geiſtlichen. Dieſe Revolution, ſagte Briani unter anderm, hat eine große und ewige Bedeutung. Adel und Höfe ſehen freilich in ihr nur eine Verſchwörung des Pöbels gegen ihre unverletzbaren Rechte. So weit, Herr Marcheſe, reicht keine Verſchwörung, als der Jubel über die Bewegungen in Frankreich ſich verbreitet. Ja, heilig iſt der wirkliche Beſitz, heilig die augenblickliche Ordnung; heiliger aber dennoch die Idee des Beſitzes, das Recht, heiliger die Idee der Ordnung, die Vernunft. Dieſe ſind ewig, jene ſind geworden, und was geworden iſt, vergeht. Verrucht ſind die Hände, die da zerſtören; aber ausbleiben werden die Hände nicht, die zerſtören. Auch die Weltgeſchichte hat, wie die Natur, ihre Geheimniſſe der Entwickelung, und ſo geſchieht Unrecht um des Rechts willen. Wehe, durch wen Aergerniß kommt! ruft der Heiland; aber er ſetzt auch gleich hinzu: Es iſt nöthig, daß Aergerniß komme; denn die Einrichtungen, Stiftungen und Anordnungen der Menſchen im Staat ſind zwar bei ihrem Entſtehen wahr, angemeſſen, ja nothwendig; ſie arten aber aus, und zwar, wie alles Irdiſche, durch Selbſtſucht, indem ſie auf ihrer äußern Fortdauer auch dann noch beſtehen, wann ihre innere Bedeutung längſt aufgehört hat. Da bleibt denn für ſolche Zuſtände eine gewaltſame Zerſtörung ebenſo wenig aus, als für einen abgedorrten Baum die Axt. Umwälzungen kommen und wühlen den tiefſten Grund der Menſchheit auf, damit neue Geſtalten, neue Kräfte des Lebens Spielraum gewinnen. So iſt es zum Beiſpiel mit dem Adel, wie Euer Gnaden wiſſen, früher ganz anders geweſen als jetzt. Darauf beruht die Bedeutung des Adels, daß es jederzeit einzelne Menſchen gegeben hat, die durch körperliche und geiſtige Vorzüge ausgezeichnet vor ihren Mitmenſchen geweſen ſind. Aber ſolche Eigenſchaften vererben ſich nicht. Daher macht nur die Natur, nicht die Familie adelich. Und dennoch wollen diejenigen, die ſich nur auf die Vorzüge ihrer Urväter vor ſechs- oder ſiebenhundert Jahren berufen können, mehr gelten als diejenigen, die ſich auf ſich ſelbſt berufen dürfen. Sehen Euer Gnaden, auf dieſe ſchwache Anſicht gründet ſich meine Vorliebe für Giuſeppe, die Sie mir ſo oft vorwerfen. Von Körper, Kopf und Charakter iſt er adelich geboren.

Der Marcheſe ließ ihn nicht fortfahren. Er war höchſt entrüſtet, und würde in heftige Worte ausgebrochen ſein, wenn er nicht im Gefühl ſeiner Würde an ſich gehalten hätte. Ich bin Euch viel Belehrung ſchuldig, Herr Pfarrer, ſagte er mit Bitterkeit; Ihr ſeid auf gutem Wege, und werdet ſoviel vortreffliche Worte nicht beſſer beſchließen können, als daß Ihr für Euern Günſtling Giuſeppe förmlich um meine Tochter werbt.

Briani verfiel in wehmüthige Stimmung. Ihre Tochter, erwiderte er ſanft, iſt ja, wie ich höre, verſprochen, und wird eheſtens verlobt. Der Himmel ſegne ſie mit dem Maß, mit welchem ich ſie liebe! Adelich und wacker iſt ohne Zweifel der Mann, den der Herr Marcheſe für ſie erwählt hat. Den Vater bitte ich aber, und beſchwöre ihn bei dem wahren innigen und dauernden Glück ſeines einzigen Kindes, darauf zu achten, daß Blanca den Mann auch liebe. Männer können vielleicht in der Ehrſucht, in großen Geſchäften, in verwickelten Studien, ja in rauſchenden Vergnügungen ihre Zufriedenheit finden, eine edle Frau aber nur in der Liebe. Nun ja, bei der Entfernung des Bräutigams werden Sie ja des Fräuleins Neigung am beſten prüfen können. Laſſen Sie mich Ihnen das Bild Ihrer würdigen Gemahlin ins Gedächtniß zurückrufen. Die wehmüthigen Gefühle, die da ihr Herz umfächeln werden, ſehen Sie ſolche für einen Zuruf von drüben an, für Engel, die Ihnen die Selige als Fürſprecher für ihres Kindes Glück zuſendet. Verachten Sie meinen Rath nicht um der albernen Meinungen willen, die ich eben geäußert. Ich verſtehe dergleichen nicht beſſer! Lächeln Sie über die Faſeleien eines grauköpfigen Einſiedlers! Es geht nun einmal im Leben anders als in meinen Gedanken zu. Alſo reichen Sie mir Ihre Hand! Die Sonne ſinkt ſchon, und wir wollen ſie ja nicht über unſern Groll untergehen laſſen. Ihre Hand, Herr Marcheſe!

Der Marcheſe reichte ihm die Hand und zog den Pfarrer zugleich mit vorwärts, einem Bedienten entgegen, der vom Schloß herbeiſtürzte. Der junge Graf Rivoli und ein Prälat, deſſen Namen der Bediente vergeſſen hatte, waren eben angekommen und baten um Herberge.

Briani erſchrak. Der Marcheſe, aufs angenehmſte überraſcht, lud ihn ein, mitzukommen, und den Bräutigam gleich ſelbſt kennen zu lernen. Unentſchloſſen und unruhig folgte Briani. Das iſt mir ja ein gutes Zeichen, daß der junge Graf jetzt ſchon kommt, Artois muß von Turin weg ſein, ſagte ganz vergnügt der Marcheſe, und Briani flüſterte nur für ſich hin: Gott walte!

Siebentes Kapitel.

Antonio Briani nahm nach angebrochener Dämmerung mit ſchwerem Herzen Abſchied aus dem Schloſſe. Der Vorhof war noch ſehr belebt, von neugierigen Einwohnern des Ortes Drappo, die ſich von den angekommenen Bräutigam angelegentlich unterhielten, und ihn gern geſehen hätten; denn die Tagelöhner im Hauſe und Garten hatten das Verhältniß bald genug ausgeforſcht und verplaudert. Einige Mädchen flüſterten mit ſchadenfrohem Lächeln von Giuſeppe Adrian, und erzählten einander, wie er bei der Ankunft des ſchönen Offiziers verblüfft geweſen, und nach näherer Auskunft bleich davongerannt ſei.

Als der ehrwürdige Pfarrer aus dem Schloſſe trat, beeiferten ſich viele, ihn die ſteilen Treppen nach dem Pfarrhauſe hinabzuführen, um womöglich auch etwas über den angekommenen Fremdling zu vernehmen.

Briani war indeß nicht in der Stimmung, mit ſeinen harmloſen Pfarrkindern, wie er ſonſt wol that, zu plaudern; er wies ſogar ſeine neugierige Schweſter mit kurzen Antworten ab, und ſchloß ſich gegen ſeine Gewohnheit im Zimmer ein. In einer langen Betrachtung über Blanca's Zukunft wollte ſein Herz ſich nicht erheitern, und über den jungen Ankömmling konnte er nicht mit ſich ſelbſt einig werden. Ein günſtiges Aeußere, ein gemeſſenes Betragen nahmen für ihn ein; allein manche Vorurtheile und Geſinnungen, die der junge Graf einigemal ſchroff und ſcharf ausſprach, hatten noch mehr Zurückſtoßendes. Der Greis glaubte ihm viel Hochmuth anzufühlen, und fürchtete doch auch wieder, ihm aus Vorliebe zu Blanca vielleicht unrecht zu thun.

Wendete ſich der bekümmerte Alte von dieſer dunkeln Seite ab, ſo trat ihm Giuſeppe's Angelegenheit nicht weniger bekümmernd entgegen. Kein Wunder, daß der reizbare Mann unter ſolchem Sinnen und Sorgen eine höchſt unruhige Nacht ſchlaflos zubrachte, und erſchöpft, in fieberhaftem Zuſtande, den Morgen anbrechen ſah. Er ſchickte nach dem alten Adrian, um ihn mit der Lage ſeines Sohnes bekannt zu machen.

Den harten, heftigen Mann zur Faſſung und Nachgiebigkeit zu bringen, hielt ſchwer. Der Schulze von Drappo war für den König und die öffentliche Ordnung ſo jähhitzig eingenommen, daß er am eigenen Sohne ein Beiſpiel von Treue und Unterthänigkeit geben, und ihn der ganzen Strenge des Geſetzes überlaſſen wollte. Mit einer raſchen Wendung forderte aber der Pfarrer dieſes Beiſpiel der Folgſamkeit zuerſt von dem Vater ſelbſt, indem er die ſtille Entfernung des Sohns für des Marcheſen Anordnung erklärte. Unbedingter Gehorſam gegen Obrigkeit und Grundherrſchaft ging dem Schulzen über alles, und ſo gab er nach.

Vernehmt nun, wohin wir Euern Sohn ſchicken wollen, um mit ſeiner Sicherheit zugleich ſeine Ausbildung auch nach Euerm Sinn, Meiſter Adrian, zu verbinden, ſprach der Pfarrer. Wißt Ihr von der Colonie St.-Leucio? Nicht? Nun ſo hört!

Das Verlangen nach Veränderung und Verbeſſerung des bürgerlichen Zuſtandes war ſchon vor dieſen franzöſiſchen Unruhen und Unordnungen hier und da, beſonders auch in unſern italieniſchen Staaten, ſehr lebhaft geworden. Natürlich! Die Völker wachſen und werden ſtark; ihre Staatsanzüge tragen ſich ab, gehen im Wetter der Zeit ein, zerreißen und werden geflickt; ſodaß die alten Staatseinrichtungen endlich ein mündiges und gebildetes Volk kaum noch bedecken, durchaus aber nicht ſchmücken und ehren. Indem es nun aber, zumal in größern Reichen, ſehr ſchwer iſt, ganz neue Anſtalten und Einrichtungen zu treffen, ſo hat es der König von Neapel damit erſt im kleinen verſucht, und die Colonie St.-Leucio nicht weit von Caſerta geſtiftet. Sie gedieh zuerſt landwirthſchaftlich, und als ſie zunahm, eilte er, ihr auch beſondere Geſetze zu geben, und ſie zu einem kleinen eigenthümlichen Staat, unabhängig von den Geſetzen und Einrichtungen des Königreichs, auszubilden. Die Familienhäupter und Aelteſten der Colonie bilden die Obrigkeit, und leiten die Vorfälle des Lebens und Verkehrs, beſonders auch die Ehe, nach eigenen Vorſchriften und Gebräuchen, die mit den Lehren des weiſen Geſetzeskundigen Filangieri im Einklang ſtehen. An dieſer herrlich gedeihenden Anſtalt überzeugten einſichtvolle Männer den König Ferdinand von dem Segen zweckmaßiger Neuerungen. Seht, Nachbar Adrian, ſo hätten allerwärts die Veränderungen und Umbildungen der Welt von den Königen ausgehen ſollen, und es wäre nun in Frankreich nicht zu Greueln und Schreckniſſen gekommen. Ja, die Beherrſcher der Welt haben es zu verantworten, wenn Gewalt endlich nimmt, was Gnade zur rechten Zeit nicht geben wollte. Die Regierenden können umbilden, die Völker aber nur umſtürzen. Doch das gehört nicht zur Sache! Nun meine ich, Meiſter Adrian, wir ſchickten Euern Sohn nach jener Colonie. Ich habe einen alten Freund dort, dem wir ihn übergeben können. Dort mag Giuſeppe ſich mit wohlgeordnetem Feldbau und mit den ſchönen Einrichtungen des häuslichen und bürgerlichen Lebens zugleich bekannt machen. Er iſt nun einmal, wie es auch bei ſeiner Jugend nicht anders erwartet werden kann, von den herrſchenden Meinungen der Zeit angeſteckt, und ſo mag er denn dort das Neue, auf geſetzlichem Wege ins Leben eingeführt, kennen lernen. Dadurch wird er Einſicht und Beſonnenheit gewinnen, und demnächſt ein uns allen erfreuliches, neues Leben auf ſeinem väterlichen Grund und Boden anbauen.

Briani fügte noch manches hinzu, was den Anſichten und Lieblingswünſchen des Vaters Adrian näher lag. So war der zähe Mann beinahe ſchon gewonnen, als Blanca noch hinzukam. Auf dem Gange zur Frühmeſſe ſprach ſie bei dem Pfarrer ein, wahrſcheinlich um etwas Näheres über Giuſeppe's Entfernung zu hören. Sie ſtimmte dem Vorſchlag Briani's lebhaft bei, und ſo gab denn endlich der alte Adrian ſeine Einwilligung.

Briani nahm es über ſich, gleich nach der Meſſe mit Giuſeppe zu reden. Allein der Vater erklärte, das werde ſo ſchnell nicht gehen; der Junge ſei die Nacht wieder nicht zu Hauſe geweſen. Dies war bei Giuſeppe nichts Ungewöhnliches; dennoch erſchrak Blanca, und ſah nichts Gutes darin. Wer ihr begegnet war, hatte ſie beglückwünſcht. Giuſeppe konnte nicht ununterrichtet über den Grafen Rivoli ſein. Sie fürchtete, er möchte aus Eiferſucht etwas Verzweifeltes unternehmen. Ihre Angſt zu verbergen, eilte ſie zur Kirche.

Sie hatte ſich in ihrer Beſorgniß nicht geirrt. In derſelben Stunde trieb Giuſeppe ſich gerade am wildeſten in den Bergen umher. Denn jagdgerüſtet, wie er mit ſeinem Hunde am Schloſſe vorüberkam, war er im Augenblick, als ihm Blanca's Bräutigam genannt wurde, wie von einem Wahnſinn erfaßt, fortgeeilt. Faſt beſinnungslos trieb er ſich bis an den Morgen umher, und als er einigermaßen zur Ueberlegung kam, ſchien die Leidenſchaft nur deſto zügelloſer auszubrechen. Wie ein toller Menſch ſtürzte er zwiſchen die Berge hinein, ſprang von Fels zu Fels, ſchwang ſich am Rand jäher Abſtürze im Kreiſel um, als ob er ſich nur an den Athemzügen des Grauſens erquicken könnte. Wo ſich ein Echo hören ließ, forderte er es mit Hohngelächter heraus, und ſuchte es mit immer ſteigendem Zorngebrüll vergebens zu betäuben.

Mit geſpannter Büchſe ſtürzte er heulend in die widerhallenden Thäler. Wo ſich ein einſames Thier erhob, ein Adler aus dem Geklüfte ſtieg, ſchoß er blutdürſtig drein, ohne ſich nach dem Getroffenen umzuſehen.

Seine entzündete Phantaſie malte ihm einen Todfeind in hundert wechſelnden Geſtalten vor, ja er ſchlug in fieberhaftem Wahn auf ſeinen ermüdeten Hund an, der ängſtlich gegen die drohende Mündung bellte.

Nun an Kräften erſchöpft, zerſtört im Gemüth, kam er bei Cimiez hervor, und ſchlich wankend zwiſchen fröhlich-wogendem Kornfeld und blühendem Felſengeſtrüppe nach den überhangenden Ruinen der alten Waſſerleitung, wo er ſich auf einem ſchattigen Plätzchen niederwarf.

In der Nähe dieſes Zufluchtsorts ſaßen, von dem jüngſten Zwiſt ausgeſöhnt, der Genueſe und Cola im buſchigen Verſteck. Die Anſtalten des Marcheſe gegen die Umzügler nöthigten die Verſchworenen, auf ihrer Hut zu ſein. Wegen der allerwärts ſtreifenden und lauernden Wachtpoſten durften ſie ſich nicht mehr ſo unbefangen in den ſonſt ſo günſtigen Schlupfwinkeln des Gebirges verſammeln.

Der Genueſe war mit dieſen Vorkehrungen und Hinderniſſen im ſtillen nicht ſo unzufrieden, als er ſich bei den Verſchworenen zu äußern pflegte. Je unbeſorgter und zahlreicher dieſe letztern ſich zuſammenfinden konnten, deſto mehr kam Eigennutz und Uneinigkeit unter ihnen auf. Jetzt aber getrennt und bedroht, zeigten ſie ſich nur um ſo eifriger und einträchtiger. Und da die Hauptunternehmungen doch verabredet und unter die Verſchworenen vertheilt waren, ſchien es dem Genueſen ganz erwünſcht, daß die heimliche, lauernde Verbrüderung in einer gewiſſen Spannung erhalten wurde. Er bediente ſich des Bettlers zu den geheimen Botengängen an die einflußreichern Mitglieder der Verſchwörung, indem er ſie durch wahre und erdichtete Nachrichten fortwährend in loderndem Eifer erhielt. Er hatte gleich nach dem Abſchied von Brigitta ſeine Wohnung in Eza aufgegeben, um eine paſſendere für ſie und für ſeine Abſichten zu ſuchen, und pflegte ſeitdem den Bettler an wechſelnden Plätzen zu ſprechen und mit ſeinen Aufträgen zu verſchicken.

Als ſie nun eben Giuſeppe nach den Ruinen der Waſſerleitung ſchleichen ſahen, erzählte Cola dem Genueſen von der Ankunft eines Bräutigams des Fräuleins Blanca, eines Grafen, deſſen Namen er vergeſſen hatte. Der Bettler nahm an dem Misgeſchick des Jünglings Antheil, und war daher unzufrieden über das Wohlgefallen, das der Genueſe äußerte. Das iſt eine herrliche Dazwiſchenkunft! rief dieſer aus. Hätte ich das doch ein paar Tage früher gewußt, ich hätte mir eine wenig fruchtbare Liſt ſparen können.

Der Bettler ſah ihn fragend an, und jener erzählte, wie er in der Dämmerung dem Marcheſen aufgelauert, und ihm Giuſeppe als den Urheber des Aufſtandes in Scarena bezeichnet habe. Misbilligend ſchüttelte Cola den Kopf, und Vincenzo fuhr fort: Was willſt du? Wir müſſen den Burſchen haben, und wie können wir ihn anders kriegen, als indem wir ihn auf irgendeine Weiſe in Noth verſetzen, um ihn aus ſeiner Unentſchloſſenheit zu treiben. Mein Mittel ſcheint aber beim Marcheſe wenig gefruchtet zu haben. Vielleicht glaubt er mir nicht, oder will mir nicht glauben. Immerhin! Dafür iſt nun ein Bräutigam angekommen, und der wird wirken. Giuſeppe iſt unſer, oder ich will nicht geſund von hier weggehen!

Er entließ haſtig aufſtehend den Bettler und ſchlüpfte hinweg, Giuſeppe aufzuſuchen.

Vincenzo erſchrak, als er den Jüngling in dem Verſteck liegen ſah. Kaum erkannte er ihn wieder, ſo entſtellt war ſein Geſicht, ſo verzerrt, wie von Wahnſinn, zuckten die ſonſt edeln Züge.

Mein Gott! Wie finde ich Euch da, Giuſeppe? ſagte er, nicht ohne wirkliche Theilnahme. Ein Strom von Thränen brach unaufhaltſam aus des Jünglings Augen. Mit einer zarten Annäherung ſetzte Vincenzo ſich raſch in das Geheimniß. Er tadelte heftig den Marcheſe und deſſen Adelſucht; er beklagte Blanca und ihre troſtloſe Lage.

Mit gebrochener Stimme, und das Geſicht abwendend, ſuchte Giuſeppe das Mitleid gerade dieſes Mannes abzuweiſen. Gern hätte er ihm erklärt, daß ſei gar nicht die Urſache ſeines Kummers. Er ſchämte ſich ſeines Zuſtandes, und war doch nicht ſtark genug, ſein Unglück zu leugnen.

Der ſchlaue Genueſe verſtand dieſe tiefe Seelenbewegung, und ſchlug raſch die Saite des Troſtes an. Ich weiß gewiß, ſagte er, daß bei der jetzigen Unruhe und Kriegserwartung die Vermählung Blanca's noch aufgeſchoben bleibt. Blanca ſelbſt, wie ich höre, ſetzt alles in Bewegung, die Verbindung zu verhindern. Man muß darauf denken, ihren Bemühungen zu Hülfe zu kommen. Gelänge es uns nur, die verwünſchte Heirath aufzuhalten, bis die Franzoſen hereinbrechen, dann wäre Euch geholfen. Eine Republik wird Euer Misgeſchick aus dem Fundament heilen. Der erſte

Freiheitsbaum, in Trappo errichtet, iſt der Altar für Euere Trauung mit der Bürgerin Malvi. Da Euch dermalen zu Euerm Glück nichts im Wege ſteht als des Marcheſen Stammbaum, ſo iſt es recht gut, daß es auch noch andere Bäume in der Welt gibt, wie zum Beiſpiel Freiheitsbäume.

Man erzählt von Zaubertränken, die das verlöſchende Leben eines ſchwer getroffenen Kämpfers plötzlich mit friſchlodernder Flamme anfachen. So wirkten dieſe Worte auf den Jüngling. Seine Lebensgeiſter kehrten zurück, ſeine Augen leuchteten wieder von einem Strahl der Hoffnung, und eine unſichtbare Hand ſchien über ſein Angeſicht zu fahren und die entſtellten Züge zu ordnen. Wie unbeſtimmt und ungewiß auch dieſe Hoffnung war, die ihn wiederbelebte: er konnte doch wieder hoffen, ſeine Seele athmete doch wieder das Wehen der Zukunft.

Es iſt gut, lieber Freund, ſagte der Genueſe, daß wir uns zuſammenhalten: ich zehre jetzt von derſelben Hoffnung wie Ihr. Wir haben beide von der reichen Zukunft ein Kapital aufgenommen, um unſere Gegenwart zu friſten. Wir beide ſind Genoſſen gleichen Geſchicks. Ihr habt Euch früher ſehr angelegentlich um Brigitta erkundigt; jetzt wird freilich Euere Neugierde nicht mehr ſo groß ſein, aber hört mich dennoch an, die Sache iſt Euch von einer andern Seite deſto intereſſanter. Dieſe Brigitta iſt gräflicher Abkunft, und ich bin ein Bürgerlicher wie Ihr. Sie iſt meine Gemahlin, oder wenn ich recht offenherzig gegen Euch ſein will, meine Verlobte; denn da ihr Vater und Bruder, denen Gott gnädig ſei, bisjetzt noch ihre Einwilligung verſagten, ſo haben wir keinen Prieſter gefunden, der uns getraut hätte. Brigitta, oder wie ſie außer dem Kloſter heißt, Porzia, iſt zu gewiſſensängſtlich, einen Prieſter zu täuſchen oder einen Bettelmönch zu beſtechen. Eigentlich habe ich mir ſelbſt keine Mühe geben mögen, einen ſolchen aufzutreiben. Ich bin durch Liebe und Vaterſchaft mit ihr verbunden, das iſt mir vorerſt genug. Ich mag die Bettelwege nicht gehen; ich will uns ſchon eine öffentliche Trauung, meinem Kinde eine laute Anerkennung verſchaffen. Nicht wahr, Freund Giuſeppe, das iſt ſo in Euerm Stil gedacht? Hört mich an! Ich bin nun einmal im Zuge; denn nicht immer habe ich den guten Humor, in ſo kitzlichen Dingen offenherzig zu ſein. Da Ihr mir aber bisher ſo wenig Zutrauen geſchenkt habt, ſo will ich Euch dafür mit meinem vollen Vertrauen beſchämen und an mich binden.

Er erzählte nun gedrängt, und mit leidenſchaftlich wechſelnder Stimmung, ſeine erſte Bekanntſchaft mit Porzia, und ſeine Entführung derſelben aus dem Kloſter der Auguſtinerinnen zu Aoſta, ſeinen Aufenthalt im ſüdlichen Frankreich, und ſeine Flucht nach Genua, wo er ſein letztes Vermögen eingezogen hatte. Um Porzia in ihrer ſeltſamen Seelenſtimmung zu beruhigen, und ſeinem eigenen Stolz Genüge zu thun, war er von Coni aus zu Porzia's Vater gereiſt, um ihn zu verſöhnen und ſeine Einwilligung zur Vermählung zu erbitten. Er überging mit Stillſchweigen, daß ihn auch Noth und Geldverlegenheit zu dieſem gewagten Schritt getrieben hatten. Dann erzählte er ſeine erlittene Mishandlung, und ſetzte hinzu:

Was blieb mir übrig, als ich nun vermögenlos, entehrt, elend mit der ungeheuern Laſt meines Rachegefühls zurückwanderte? Ich bin freilich nicht ohne Kenntniſſe und ohne ſolche Geſchicklichkeiten, mit denen ich uns recht anſtändig hätte ernähren können. Aber eben dieſe meine gerechte Rache füllte mein ganzes Herz aus, feſſelte meine Gedanken, mein Träumen, und ſchnürte mir alle Kräfte zuſammen. Was blieb mir übrig? Die Religion ſagt Ihr vielleicht? Ja, Freund, Ihr habt's wahrhaftig errathen! Haltet Euch nur an ſie in aller Noth, nur an die Religion! Er lachte mit Hohn auf, und fuhr ſchnell wieder fort:

Es iſt mein Ernſt, frommer Junge! Ihr ſollt gleich hören, wie die Andacht uns in der größten Noth auf gute Gedanken bringt und uns Rettungsengel ſchickt.

Als ich nämlich nach ſo ſchmählicher Behandlung meiner Haft in Verrez unter nachmaliger öffentlicher Beſchimpfung entlaſſen, mit dem bitterſten Groll zurückwanderte, kam ich wieder nach Turin, an einem Tage, da die ganze Stadt in Bewegung war. Die große Proceſſion der Barmherzigen Brüder, die ſonſt nur auf Charfreitag ſtattfindet, wurde jetzt im October begangen. In den Kirchen und an den Straßenecken ließen ſich Mönche mit ihren Verwünſchungen gegen das neueſte ſchauderhafte Unheil der Franzöſiſchen Revolution hören. Die Nachricht von der am 12. October in Paris verkündigten Freiheit jeder Art des Gottesdienſtes war nach Turin gekommen, und da der Hof und die Geiſtlichkeit nicht nur in Savoyen, ſondern in der Hauptſtadt ſelbſt eine lebhafte Theilnahme an den pariſer Ereigniſſen bemerkt zu haben glaubten, ſo verſuchte man durch eine ungewöhnliche Feierlichkeit die Einwohnerſchaft von Turin bei ihrer Religiöſität zu faſſen und zu erſchüttern. Aber inmitten der andächtigen Verſammlung wurden verwegene, höhnende Stimmen laut, und indem ich finſter umherlauſchte, hörte ich mehrmals den Namen des franzöſiſchen Geſandten nennen. Da geſtalteten ſich plötzlich die gärenden Rachegefühle zu einem großen Gedanken der Rache. Ich begab mich zu dem franzöſiſchen Geſandten, wußte deſſen Vertrauen zu gewinnen, indem ich ihm meine Geſchichte erzählte, meine Lage eröffnete, und brachte es dahin, daß ich als franzöſiſcher Ausſendling für geheime Aufträge angenommen wurde. Nachdem ich in einigen kleinen Sendungen mich bewährt hatte, begab ich mich, mit Geld und Anweiſungen verſehen, nach der Grafſchaft Nizza.

Jetzt dachte ich wieder an meine verlaſſene Geliebte, die ich jedoch zu Coni nicht mehr auffand. Im Eifer für meine wichtigen Aufträge, während ich in Nizza und der Umgegend ſo manche Verbindung zu knüpfen, ſo manche geheime Weiſung auszuführen hatte, vergaß ich wieder monatelang meine Herzensangelegenheiten, bis ich einſt zufällig bei einer Verſammlung im Gebirge von dem Aufenthalt einer Harfnerin in Breglio hörte, die ich gleich für meine Geliebte erkennen mußte. Voll Unruhe eilte ich, ſobald ich abkommen konnte, dahin. Aber ſie war ſchon wieder fortgezogen, und ich fand nur Euch, Giuſeppe, in dem Gemach, das ſie verlaſſen hatte.

Nunmehr durch Euere Mittheilungen von ihrem Aufenthalt unterrichtet, war ich zufrieden, ſie vorerſt in anſtändiger Unterkunft zu wiſſen. Meine Lebensart, wie meine Gemüthsſtimmung, war nämlich inzwiſchen ſo ungebunden geworden, daß ich mich nicht entſchließen konnte, mich mit ihr irgendwo häuslich niederzulaſſen, was freilich auch bei der Unruhe meiner Geſchäfte und der Unſicherheit meiner Perſon nicht wohl thunlich oder räthlich war.

Seht, Freund Giuſeppe, ſo hat mich in der That Religion oder Andacht zuerſt auf die Revolution hingewieſen, und ich wandele als ein frommer Chriſt auf dieſem Weg meinem Glück entgegen. Schlagt Euch zu mir! Gebt Euere Hand! Gleiche Liebe, gleiches Misgeſchick, gleiche Hoffnung verbinden uns mit einem dreidrähtigen Faden. Den Bruderkuß her, wir ſind eines Schickſals Söhne! Aber wir wollen uns auch an einem Altar und von demſelben Prieſter trauen laſſen.

Eine leiſe Stimme in Giuſeppe's Herzen warnte ihn, als er den Genueſen umarmte; aber er überhörte dieſe Stimme. Er war wie trunken von ſo viel Gedanken und Empfindungen, die ſich untereinander verwirrten, ſodaß er nicht wußte, waren es die ſeinigen oder die des Genueſen. Die Lebensumſtände dieſes Mannes hatten ſeine ganze Theilnahme erweckt. Er fühlte ſich mit einem mal zu dem Fremdling hingezogen, dem er bisher ſo abgeneigt geweſen war. Er bewunderte die Entſchloſſenheit und Ausdauer, den Muth und weiten Blick des Mannes; die Zuverſicht, die er an ihm wahrnahm, ging ſchnell auf ihn ſelbſt über. Die Erzählung ähnlicher Neigung und ähnlicher Lebenslage beſtärkte ihn in ſeiner Leidenſchaft, und nichts Gefährlicheres hätte ihm in dieſer Stunde der Liebesverzweiflung begegnen können, als die Verwegenheit eines ſolchen Gefährten ſeines Misgeſchicks.

Der Genueſe lud Giuſeppe ein, nach Nizza zu gehen, wo er ihn den Abend in eine kleine Verſammlung der Freunde mitnehmen wolle. Dazu fühlte ſich aber der Jüngling nicht geneigt, und lehnte es für diesmal ab. Uebereile mich nicht, Vincenzo! ſagte er. Laß mich nun gewähren und erſt einig mit mir ſelbſt werden. Ich kann mich nicht ſo fortreißen laſſen, ich muß auf meinen freien Beinen gehen.

Hierauf erklärte der Genueſe, daß er noch dieſen Abend nach Vence abgehe, wo er mit einem Adjutanten des franzöſiſchen Generals Anſelmo eine Zuſammenkunft habe. Bis zum Sonntag wollte er wieder zurück ſein und den Jüngling hier an derſelben Stelle treffen. Ich hoffe zu Vence nähere Nachrichten über die Unternehmungen der Franzoſen zu erhalten, ſagte er. Erkundige dich indeß genau nach der Perſon des fatalen Bräutigams, Giuſeppe. Cola hatte den Namen deſſelben vergeſſen. Du haſt Bekannte im Schloſſe, forſche nach der Familie, den Verhältniſſen, dem Charakter des ariſtokratiſchen Buben, kurz nach allem, was uns dienen kann, um in der Sache mit Klugheit zu handeln und der verwünſchten Heirath Hinderniſſe in den Weg zu wälzen.

Beide umarmten ſich wiederholt und ſchieden aufs wärmſte voneinander.

Achtes Kapitel.

Als Giuſeppe nach Drappo kam, fand er die jungen Leute in lebhafter Bewegung. Den nächſten Sonntag ſollte der lange gewünſchte Tanz endlich ſtattfinden. Der Marcheſe hatte nun ſelbſt nach den Burſchen geſchickt und das Feſt gewünſcht. Alles pries den gnädigen Herrn, wie vergnügt und herablaſſend er geweſen ſei. Um des jungen Grafen willen ſoll es beſonders feſtlich zugehen, hieß es; Braut und Bräutigam wollen ſelbſt auf den Platz kommen und ein Tänzchen mitmachen. Mehrere wiederholten, mit ſchadenfrohen Blicken auf Giuſeppe, die Worte „Bräutigam und Braut“; andere warfen aus gleicher Neckerei die Frage auf, ob der Graf und die junge Marcheſina wirklich ſchon verſprochen ſeien. Man überbot ſich im Lobe des Grafen, ſeiner Schönheit, ſeines hohen Standes.

Giuſeppe hielt ſich ruhig und kalt. Er war nun, nach den heftigſten Kämpfen und auf jenen Zuſpruch des Genueſen, ſoweit Herr ſeiner Gefühle geworden, daß er die gleichgültigſte, zufriedenſte Miene bewahren konnte. Sein Vater empfing ihn gelaſſen, ſetzte einigemal zu einer ernſthaften Erklärung mit bedeutſamen Worten an, und hieß ihn zuletzt ärgerlich zum Pfarrer Briani gehen. Statt aber dahin zu gehen umſchlich er das Schloß, und forſchte, ſo gefaßt er es vermochte, bei dem aus- und eingehenden Geſinde nach dem angekommenen Grafen. Man erzählte mit lebhaften Geberden und großen Augen, wie reich und prächtig der Herr Graf Rivoli ſei, wie vornehm er ſich betrage, wie viel er beim König gelte, und hunderterlei mehr. Er wird ſeinen Weg machen, hieß es. Er wird emporkommen, und Blanca gewinnt das ſchönſte Glück; es iſt das glänzendſte Paar im Königreich. Wenn er nach Blanca's Benehmen gegen den jungen Grafen fragte, hieß es: O ſie lieben ſich wie die Turteltauben, er umgirrt ſie allerwärts, und ſie lächelt in ihren weißen Taubenſchos hinein. Dann knüpfte Giuſeppe ſein Weſtchen bis beinahe an den blauen Gürtel auf, und nickte mit einem tiefen Athemzug ſeine Zuſtimmung. Ihr ſolltet ſehen, Giuſeppe, wie betrübt unſere Marcheſina daſitzt und träumt, ſo oft der Herr Graf nach Nizza geritten iſt, hieß es dann weiter. Ja, man hat ſie ſchon weinen ſehen; ſowie er aber wieder in den Hof geſprengt kommt, wiſcht ſie ihr blaſſes Geſicht ab, und lächelt ſich wieder rothe Wangen an. O, ſie werden erſtaunlich glücklich ſein. Der Himmel ſegne ſie mit ſchönen Kindern! Dann knüpfte Giuſeppe das Weſtchen wieder zu, und ſchüttelte den Kopf.

Spät kam Briani aus dem Schloſſe. Der Marcheſe hatte ihn rufen laſſen, um abermals Giuſeppe's wegen mit ihm zu reden. So guter Dinge der alte Herr ſeit

Rivoli's Ankunft war, lag ihm doch Giuſeppe immer in den Gedanken. Nichts ſchien ihm zu ſeiner vollen Zufriedenheit zu fehlen, als daß der Jüngling fort wäre.

Giuſeppe führte den Greis die Treppchen hinab nach dem Pfarrhauſe. Briani, im ſtillen über des Jünglings gemeſſenes Betragen verwundert, brachte das Geſpräch auf Blanca und Rivoli's Bewerbung um ihre Hand. Giuſeppe ſcherzte darüber. Bald aber merkte der Greis die erzwungene Stimmung ſeines Schülers, und vermied dieſe ſchmerzende Stelle härter zu berühren. Es lag ihm alles daran, ihn nur erſt zu entfernen, in der Hoffnung, die Leidenſchaft eines jungen Burſchen werde unter fremdem Himmelsſtrich und aus Mangel an Nahrung ihre Gewalt verlieren.

So ſtandhaft aber der Jüngling ſich zu halten dachte, ſo ſehr ſetzte ihn doch die Nachricht, daß er dem Marcheſe als Urheber des Aufruhrs in Scarena bezeichnet ſei, außer Faſſung, und noch mehr ergriff ihn Briani's Mahnung, daß er ſich einige Zeit aus Trappo und dem Königreich entfernen müſſe.

Wochenlang war er ſonſt auf der Jagd umhergeſchweift, hatte ſich gewöhnt, in ärmlichen Hütten, ja, unter freiem Himmel zu raſten, zu übernachten; Entbehren hatte ſtets nur ſeinen Frohſinn erhöht; dennoch ſtand er jetzt bei dem Gedanken, ſeine Heimat, ſein Vaterland zu verlaſſen, ganz erſchüttert da. Schnell verband ſich mit dieſer Wehmuth der verſteckte Groll, den er hegte, und regte ſein Gemüth zu heftigem Widerſpruch, zu leidenſchaftlicher Widerſetzlichkeit, zu ungebührlichem Trotz auf. Er erklärte dem Pfarrer, daß er Trappo nicht verlaſſen werde. Der Marcheſe möge zuſehen, ob er ihm die unvorhergeſehenen Folgen einer gerechten Entrüſtung aufbürden, ob er ihn um jener Unruhen willen, die er in Scarena veranlaßt, aber nicht verſchuldet habe, der Freiheit berauben dürfe. Und wenn der gnädige Herr ſich denn aller Gerechtigkeit, alles Edelſinnes begeben wird, rief er, ſo will ich lieber im Kerker meinem Unglück trotzen, als fern von meiner Heimat mich in Sehnſucht abzehren. Aber ſein Herz prüfen mag der Marcheſe, ob er aus reinem Eifer für den König, oder aus elender Angſt um ſeine Tochter, mich verderben will.

In ſolchen und andern heftigen Worten und Wendungen brauſte des Jünglings Herz auf.

Nachdem ihn Briani eine Weile mit Wehmuth angeſehen, ſagte er gelaſſen:

Das fehlte mir noch, Giuſeppe, dieſer Trotz, dieſe Ungeberde mußte noch kommen. Meine ganze Bruſt, die kaum ein wenig geneſen wollte, iſt wieder zerwühlt und wund von dieſen betrübten Geſchichten, und nun ſtürmſt du noch rauh und eiskalt darüber hin. Ich muß an mich halten, um nicht aus dem tiefſten Herzen zu reden; denn mein Bluthuſten ſoll dich ja nicht des Beſſern belehren, wenn es meine ruhigen Bitten nicht mehr vermögen. Ich will kurz ſein, Giuſeppe, mein Herz ſoll wenigſtens einige Rückſicht auf ſeine Nachbarin, die Lunge, nehmen, wenn du auch auf deinen alten Lehrer keine nimmſt. Es kann mir nicht gefallen, mein Sohn, daß du lieber eingekerkert trotzen willſt, als frei in einem andern Theil unſers leider zerriſſenen Vaterlandes lernen, was dich einſt beglücken könnte, — das

Feld zu bauen und zu ſehen, wie man auf ſegenvollem Erdboden erſt ein friedliches Hausweſen und dann einen glücklichen Staat begründet und einrichtet. Wie hoch du auch hinauswolleſt, Giuſeppe, immer mußt du doch von der Erde anheben, aus der auch ſelbſt die Königin Palme ihre Krone zieht. Du kannſt mir nicht vorwerfen, daß ich dir jemals ſchroff entgegen geweſen wäre. Lange genug habe ich deinem ungebundenen, oft ungeberdigen Treiben nachgeſehen; aber nun halte ich es an der Ordnung, daß du dich auch begründeſt. Wenn die Zeit ſtürmt, die großen Verhältniſſe des Lebens wankend werden, dann muß der Menſch deſto feſter ſtehen, um halten und aufhalten zu helfen. Doch hinweg mit derlei Betrachtungen, zu denen dein Herz doch nicht ruhig genug ſchlägt. Zu etwas anderm! Ich, mein Sohn, halte dich für ſchuldlos an den ſcarenaer Unruhen; die Regierungen und Obrigkeiten aber ſind in ſo unruhigen Zeiten immer gereizt, argwöhniſch, ſchreckhaft und ſtrafſüchtig. Dieſer Stimmung der Gewalthaber zu trotzen, iſt unklug; unverdiente Leiden aufzuſuchen, iſt Thorheit. Indeß hat der Menſch die Freiheit, für ſich ſelbſt unklug und thöricht zu ſein, und du magſt vielleicht auf keine menſchliche Freiheit Verzicht leiſten. Gut! Dann bedenke aber deine Pflichten gegen andere. Ueberlege, was du deinem Vater ſchuldig biſt, und ob du ſelbſt den Marcheſe, deinen Wohlthäter, nöthigen darfſt, wider Willen und Wohlwollen dich in Gefahr zu bringen; denn ſeine Schuldigkeit muß er thun. Aber noch eins, ſo ungern ich es berühre! Geſetzt, es gelte um alles dieſes nicht, um deine Sicherheit, um deines Vaters Sorgen, um des

Marcheſe Verlegenheit nicht, ſo müßteſt du fort — um Blanca's willen. Ja, ſtutze nur! Dem Fräulein droht eine unglückliche Verbindung, eine Ehe, die ſie nur als gehorſame Tochter eingehen wird, wenn der Vater ſie drängt. Der Vater wird aber drängen, ſolange er dich im Auge hat. Biſt du jedoch fern, ſo wird er vielleicht der Unruhe der Zeit, den ſtummen Wünſchen einer betrübten Tochter Rückſicht ſchenken, wird ihren Einwendungen gegen Rivoli gerecht werden. Ich ſehe dich gerührt, mein Sohn; aber ſchweige nur, laß mich nicht wiſſen, was du träumſt, was du wünſcheſt. Halte das alles in feſter Knoſpe, es iſt rauhes Wetter draußen. Gehe jetzt hin! Ich werde noch einige Tage Aufſchub deines Entſchluſſes von dem Marcheſen erhalten. Gehe mit deinem Herzen zu Rathe, es wird dich leiten. Nur gib nicht ungeſtümen Wünſchen Gehör, laß Trotz und Rachſucht nicht bei dir einkehren, ſondern ſammle dich in frommer Stimmung, — wenn du kannſt, in einem Gebet. Und wird es dann ſo ein Stündchen lang himmelblau über deinem Herzen, dann werden die Quellen deiner reinen Geſinnung fließen. Ich weiß, daß es dir niemals an Muth fehlt, das zu thun, was uns alle zufrieden ſtellt und deiner Seele zugute kommt. Alſo gehe mit Gott, und komme in einer guten Stunde mit guten Vorſätzen wieder zu mir, mein Sohn!

Neuntes Kapitel.

Der Sonntag kam. Mit der heitern Frühe erwachte Giuſeppe, noch immer unentſchloſſen, in die Fremde zu wandern, und um den Ausgang dieſes feſtlichen Tags noch überdies bänglich geſtimmt. Schon war das Dorf lebendig, und viele Hände beſchäftigt, die Kaſtanienbäume, in deren dichtem Schatten getanzt werden ſollte, mit friſchen Blumenkränzen zu ſchmücken und mit Blumengewinden zu umziehen.

Giuſeppe mied den Tanzplatz und ſchlich ins einſame Feld. Die feierliche Stille rührte mit wunderſamen Ahnungen an ſein Herz. Im Sonnenglanze lag die herrliche Landſchaft umher. Die Halme des Kornfeldes nickten nachbarlich mit träumenden Aehren einander zu; leiſe Lüftchen fuhren wie loſe Knaben durch die Blüten des Pomeranzenwäldchens, und gleich furchtſamen Mädchen ſtoben die zarten weißen Blättchen auseinander. Von Strauch zu Strauch, von Blume zu Blume flatterten zahlloſe Schmetterlinge. Die Bienen ſummten in andächtiger Geſchäftigkeit; die Wellen des Baches ſchillerten über den bunten Kieſelſteinchen in ihrem kühlen Bette.

Alles war voll Leben und Bewegung, ohne die heilige Sonntagsſtille zu unterbrechen, bis die Glocken von Kirchen und Klöſtern nah und fern läuteten. Da war es, als wenn aus unendlicher Tiefe der Ewigkeit friſche Quellen ſprudelten und an das heiße Herz der Menſchen ſprühten. Bald zogen geſchmückte Landleute von den Höhen herab oder aus den Thälern herauf nach Drappo, um dem Gottesdienſt und dem Tanzfeſte beizuwohnen.

Giuſeppe wurde mismuthig und unruhig. Alles um ihn her war einig mit ſich ſelbſt. Blumen und Schmetterlinge freueten ſich der Sonne, die Quellen hatten ihren gewählten Lauf, die Glocken fanden gläubige Herzen, die Menſchen eilten einem feſtlichen Tage entgegen. Nur er war uneinig mit ſich und konnte ſich nicht entſchließen, ob er in Drappo bleiben oder nach St.-Leucio ziehen ſollte. Unter ihm lag das heimatliche Dorf, unzählige Erinnerungen ſuchten ihn feſtzuhalten. Dieſe Glocken waren Stimmen aus ſeiner Kindheit, dieſe Bäche Geſpielen ſeiner Knabenzeit; hier lebte Blanca, und ſeine Träume und Wünſche hatten ſich an dieſe Hügel, zwiſchen dieſen Kirchen und Schloßthürmen angeſponnen. Er konnte Drappo nicht verlaſſen. Aber was war ihm mit dieſen ſchmeichelnden Erinnerungen geholfen? Blanca's Beſitz lag nicht hinter ihm, ſondern vor ihm. Um ihretwillen ſollte er hinwegziehen, ſich in St.-Leucio zu einer würdigen Zukunft vorbereiten. Blanca's Ruhe und Glück hing von ſeiner Entfernung ab, er durfte nicht in Drappo bleiben.

Bald aber fiel ihm wieder ein: für Blanca's Glück zu handeln, ſei doch beſſer und rühmlicher als um ihretwillen zu weichen und ihrer widerwärtigen Verbindung Platz zu machen. Der Genueſe hatte ihm ſeinen Beiſtand zugeſagt. Ein Umſturz der Staats- und Lebensverhältniſſe rückte unvermerkt, aber unausbleiblich heran; der Sturmwind ſollte die Stammbäume ſchütteln und entwurzeln, und der ſchmachtende Jüngling durfte nicht bleiben, und die erſte abfallende Frucht ergreifen? Heute wollte der Genueſe zurückkehren, und ihm die beſtimmteſten Nachrichten mitbringen, aber auch Briani wollte noch heute ſeines Schülers feſten Entſchluß vernehmen. Langſam erhob ſich die Sonne, aber vor ihrem Untergang mußte das Los über ſeine nächſte, wie über ſeine fernſte Zukunft geworfen ſein, nein, er mußte es ſelbſt aus ſeinem eigenen Herzen gezogen haben. Angſt und Unruhe, wie finſtere Weſen, ergriffen ihn.

Zum zweiten mal läuteten die Glocken. Er konnte keinen Entſchluß faſſen. Sollte er nach Cimiez gehen und den Genueſen erwarten? Es war keine Stunde dazu beſtimmt worden. Sollte er nicht lieber dem Feſte unter den Kaſtanien beiwohnen, und von Blanca den ihm zugeſagten Tanz fordern? Giuſeppe fühlte wol, daß ſeit jener Zuſage nicht nur der Marcheſe, ſondern auch die Umſtände ſich geändert hatten; aber ſein Verlangen nach Blanca war nicht kühler geworden; was kümmerte ihn der Marcheſe, was gingen ihn die Umſtände an? Eben, weil er Drappo verlaſſen ſollte, glaubte er ſie noch einmal ſehen zu müſſen. Ich ſcheide, Blanca! wollte er ihr zuflüſtern. Lebe wohl, meine Blanca! Vergiß Giuſeppe nicht! Um deinetwillen geht er ſchmerzlich fort, er weicht, ohne dich aufzugeben; er flieht, um dich zu gewinnen. Lebe wohl, meine Blanca, vergiß Giuſeppe nicht!

Er war entſchloſſen. Er wollte den Tanz fordern, und dann aus Drappo ſcheiden. Blanca iſt gefühlvoll und edel, dachte er; ſie weiß, daß ich um ihretwillen ſcheide. Mein Schmerz, mein Heimweh iſt eine große Schuld für ſie, die nur mit Liebe abgetragen, mit Andenken verzinſt werden kann. Meine Wanderſchaft iſt ein ſicherer Umweg zu ihrem Herzen. Was hat nicht auch der kühne Genueſe gelitten und entbehrt? Aber was hat er auch nicht gethan und gewagt? Damals, als er eine junge Gräfin liebte und ihr Herz gewann, war noch die Welt ruhig, und alle Gewalt des Adels und des Vorurtheils ſtand ihm entgegen; er mußte überwinden oder unterliegen. Doch keine Macht, keine Gefahr ſchreckten ihn ab. Und jetzt, da ſich alle Verhältniſſe umkehren, die ſiegende Zeit auf meine Seite tritt, und es mit meiner Liebe hält, jetzt will ich fliehen, und der Geliebten überlaſſen, ſich für mich durchzukämpfen oder durchzuſtehlen? Wird mir der günſtige Augenblick etwa nachlaufen und flehen, daß ich doch ja zurückkommen und eine harrende Marcheſentochter in Empfang nehmen möchte? Der muthige Vincenzo bietet mir ſelbſt ſeine Rache zum Werkzeug meines Glücks an. Wie, und ich ſoll jetzt, wo es *gilt*, vom Platze weichen? Muß ich nicht durchaus bleiben und handeln? Ja, wage es nur dieſer Graf Rivoli, meine Blanca heimzuführen! Wehe dir, Marcheſe, wenn du deine Tochter zu dieſer Heirath nöthigen wollteſt! Nein, ich gehe nicht nach St.-Leucio! Soll ich geſchehen laſſen, was in meiner

Abweſenheit ſich zutragen könnte? Soll ich nicht wachen und wehren? Wem liegt daran, daß ich gehe? Dem Marcheſen? Ja, ich glaub's wol! Warum heißt er mich nicht lieber bleiben, und dem ariſtokratiſchen Buben die Kerze zu Blanca's Brautgemach vortragen? Ha, Graf und Genueſe!

Eine Wuth überfiel den Jüngling bei dieſer Vorſtellung. Es läutete zum dritten mal, und er eilte fort, um die Meſſe nicht zu verſäumen. Die Kirche war ſchon angefüllt; denn ſo feierlich war ſeit langer Zeit in Drappo keine Meſſe gehalten worden. Der mit dem Grafen angekommene Abt von Caluſo las ſolche, und Muſiker aus Nizza ſpielten und ſangen.

Giuſeppe konnte nur wenige Schritte in der Kirche vordringen. Die Muſik, die ſchönen Männerſtimmen, machten den tiefſten Eindruck auf ihn. Schon beim Gloria durchbebte ihn der Strahl der Trompete, und die ſüße Melodie des Da pacem, von Saitenſpiel und Flöte getragen, flößte ihm Wehmuth ein. Ein wortloſes Gebet ſtieg aus ſeiner erweiterten Bruſt; andächtige Schauer durchrieſelten ihn, Gefühle des Friedens und Wohlwollens durchwärmten ſein Herz, und Vorſätze des Gehorſams, der Geduld und Ergebung ſprudelten in ſeiner Bruſt wie heiße Quellen auf. Als eine zarte Stimme zuletzt das Agnus dei, qui tollit peccata mundi ſang, ſtrömten Thränen von ſeinen Wangen, er vergab allen Feinden, und ihm ſelbſt ſchien aller Groll vergeben zu ſein.

Ein Kapuzinermönch hatte die Predigt. Wenn etwas geeignet war, die feierlichen Eindrücke der Muſik und des Geſanges zu zerſtören, ſo waren es die Lehren, Ermahnungen, Warnungen und Verwünſchungen dieſes gemeinen, heftigen Schreiers. Der Erzbiſchof hatte, im Einverſtändniß mit der königlichen Regierung, Predigten gegen die Grundſätze und Thaten der Franzöſiſchen Revolution angeordnet, und niemand verſtand ſich beſſer als die Bettelmönche darauf, zu fluchen ſtatt zu belehren, neugierig zu machen ſtatt zu warnen, und lächerlich zu werden ſtatt abzuſchrecken.

Giuſeppe entgingen die bedeutſamen Blicke und Winke nicht, die zwiſchen den Zuhörern gewechſelt wurden. Zu ſeinem Erſtaunen ward er inne, wie weit ſchon unter den friedlichen Nizzarden der Wunſch nach Veränderung ihrer Lage, vielleicht gar im Einverſtändniß mit den Verſchworenen, verbreitet ſei. Er allein, ſo ſchien es ihm, war zurückgeblieben, und es fiel ihm ein, daß er nun auch zur Strafe dafür, bei ſo naher Veränderung der Dinge, zu kurz kommen dürfte.

Indem er nun ſo, nach den Mienen der Zuhörer ſpähend, ſich durch die Menge drängte, fiel ſein Blick auf den Familienſtuhl des Marcheſe Malvi und auf Blanca, die neben dem Grafen Rivoli ſaß. Ein Schreck, wie ein Blitzſtrahl, traf ihn, und entzündete eine flammende Eiferſucht in ſeinem Herzen. Regungslos ſtand er da, hörte nichts mehr umher, und ſah nichts als Blanca und Rivoli. Die Predigt ging zu Ende, und der Strom der Menge zog und drückte den gedankenloſen Jüngling mit hinaus.

Er konnte ſich nicht entſchließen, zum Pfarrer zu gehen, wozu er doch unter der Meſſe geſtimmt geweſen war. In der Mittagshitze eilte er nach der Waſſerleitung bei Cimiez, den Wunſch im Herzen, der Genueſe möchte ihn überzeugen, daß er in Drappo bleiben müſſe.

Der Genueſe war nicht dort. Unruhig wandelte der Jüngling unter den Bäumen hin und her, ſah ſich da und dort hinaus um, und erregte die Aufmerkſamkeit einzelner Streifpoſten, die heute, wahrſcheinlich des Zuſammenfluſſes der Menſchen wegen, zahlreicher ausgeſchickt waren. Wie er endlich das Nachmittagsglöckchen aus Drappo hörte, konnte er ſeiner Ungeduld nicht mehr widerſtehen, er eilte dahin zurück. Ein bekanntes Pfeifchen pfiff weit hinter ihm, aber in ſo gedankenvoller Ungeduld achtete er nicht darauf, und kam erhitzt und entſtellt unter den Bäumen an.

Die Muſik ſtimmte und lockte ſchon. Einwohner und Gäſte ſtanden und ſaßen erwartungsvoll im Schatten der Bäume. Die Tiſche waren reichlich mit Feigen und getrockneten Trauben, mit gekochten Kaſtanien und Wein beſetzt. Schleifen und Sträuße ſchmückten die knappen Corſets der Tänzerinnen, ihre Haare glänzten, mit bunten Bändern kronenartig aufgewunden. Auch die Tänzer trugen Bänder und Blumen an ſich. In den kleinen Weſtchen, bunten Gürteln, kurzen Röcken, knappen Beinkleidern und braunen Strümpfen ſtanden ſie da, wiegten ſich trällernd, und wählten mit feurigen Blicken unter den Tänzerinnen.

Zwiſchen dieſen bunten Gruppen, und wunderbar abſtechend gegen die tanzluſtige Jugend, ſaß von einem Urenkel herbeigeführt, Baſilio, ein neunzigjähriger Greis.

Er erzählte von den Unglücksfällen, die von Zeit zu Zeit nah und fern eingetroffen waren, nannte die Reihenfolge der Pfarrer in den nachbarlichen Ortſchaften und wußte, wie oft die umherliegenden Grundſtücke in der frühern Zeit ihre Beſitzer gewechſelt hatten. Man hörte ihm mit behaglicher Theilnahme zu, indem es vielen wohl zu thun ſchien, manchen aber auch lächerlich vorkam, aus den unruhigen Bewegungen und Aengſten der Gegenwart in eine geſetzlich abgelaufene Vergangenheit zurückzublicken.

Solltet ihr glauben, Nachbarn, daß dieſe mancherlei Grundſtücke mit dem Wechſel ihrer Beſitzer immer ſchwerer werden? fragte lächelnd der Greis.

Wie meint Ihr das, guter Baſilio? erwiderte man die Frage. Schwerer werden? Kann man denn dieſe Grundbeſitzungen auch wiegen? Man ſollte vielmehr glauben, leichter müßten ſie werden, da jahraus jahrein die Lebſucht ſo vieler Familien aus dem Boden gezogen wird. Der Greis erklärte nun behaglich: Müßt ihr denn nicht mit jedem neuen Erwerb eines ſolchen Feldſtücks dem Lehnsherrn eine Lehnsgebühr bezahlen, und wird das Grundſtück dadurch nicht koſtbarer und alſo ſchwerer? Wie oft ein ſolcher Beſitz vorwärts gerollt wird, fällt er immer wieder nach dem hohen Lehnsherrn zurück. Es iſt einmal nicht anders zu machen; aber es geht den Grundſtücken wie den Menſchen, die auch mit dem Alter immer ſchwerfälliger werden. Erſt, wenn ihr ein wüſtes Grundſtück anrodet, werden euch allerlei Freiheiten bewilligt, da läßt ſich dies oder jenes mit dem Grundſtück anfangen, wie auch ihr in euerer Jugend ausgelaſſen ſein dürft. Wie bin ich einſt ſo ungebunden umhergeſchweift! Und was habe ich unter dieſen Bäumen ſo wild geſprungen und getanzt! Das Leben iſt ein Band, an dem wir laufen und flattern; aber es geht in der Witterung der Zeit immer mehr ein, und wird endlich ſo kurz, daß es uns ins Grab hinunterzieht. Solange nun das Lebensband weiter reicht, als wir in unſerer Umgebung ſchwärmen können, fühlen wir uns wohl und oft übermüthig. Zerrt aber erſt das Band ein wenig, wenn wir den frühern Flug verſuchen wollen, dann tritt der Ernſt des Lebens ein und nimmt, je kürzer das Band wird, in Beſorgniß und Angſt zu; man fürchtet zuletzt jede Bewegung loſer Jugend, ſie möchte einen umrennen. Und ſo geht's nicht nur den einzelnen Menſchen, ſondern auch den Verbindungen vieler Menſchen, die eine Körperſchaft ausmachen. Je länger ſolche Körperſchaften beſtehen, deſto eiferſüchtiger und beſorgter werden ſie für ihre Rechte, und zürnen gegen jede Veränderung. Und doch ſollte man eigentlich den Veränderungen mehr Recht als dem Stillſtand einräumen, weil in jenen mehr Leben als in dieſem iſt. Je nun! Man braucht nicht beſorgt zu ſein; gerade weil mehr Leben in den Veränderungen iſt, nehmen ſie ſich auch mehr Recht, wenn man's ihnen nicht gibt. Das hat gute Wege! Aber tanzt doch, Kinder, tanzt doch! Kühlt euere Unruhe nicht an meinen ſteifen Beinen ab; ich ärgere mich auch nicht an euern loſen Sprüngen. Ich bin nicht ſo unbillig wie die andern alten Käuze. Tanzt nur, tanzt! Man erklärte ihm, daß blos auf den gnädigen Herrn gewartet werde. Aber in demſelben

Augenblick ſah man auch ſchon den Marcheſe mit ſeinen Angehörigen vom Schloß herabkommen.

Eine fröhliche Bewegung entſtand. Die Muſik ſpielte nun friſch darauf los. Man zog jubelnd den gnädigen Herrſchaften entgegen. Graf Rivoli, in glänzender Uniform, führte Blanca. Er blickte mit vornehmem Lächeln auf die Umſtehenden, ohne jedoch bei ihren Grüßen zu danken. Deſto artiger betrug er ſich gegen Blanca; er hatte ihr viel zu ſagen, und küßte ihr zuweilen die Hand, die er unter ſeinem Arm hielt. Blanca war in ungleicher Bewegung, bald ſchlug ſie die Augen nieder, bald dankte ſie freundlich zur Seite, bald warf ſie ängſtlich verſtohlene Blicke unter die Menge.

Während die Muſik ſpielte und die jungen Leute ſich paarweiſe zuſammenhielten, ſprach der Marcheſe mit einzelnen Männern und mit dem Greiſe Baſilio; der Abt von Caluſo aber beguckte durch ſein Glas die hübſchen Dirnen in der Nähe, und kaute an ſeinen ſchwellenden Lippen. Als hierauf der Marcheſe den jungen Grafen zum Tanzen ermunterte, nahm Rivoli ſeinen Degen lächelnd ab, und übergab ihn einem Bedienten. Blanca machte aber eine verlegen ablehnende Bewegung bei ſeiner Aufforderung. Nun wendete ſich der Marcheſe auch an ſie mit dem Bedeuten, daß die jungen Leute nur auf ihren Vortanz warteten, und ſie ſich ermunternd gegen die Geſellſchaft betragen möchte.

Während ſie noch unentſchlüſſig umherſah, trat Giuſeppe aus der Menge heran, und ſtellte ſich mit kühner Haltung und trotzendem Blick vor ſie hin. Erhitzt, in verworrenem Anzug, ſprachlos und mit entſtellten Zügen ſtand er da, und nur ſeine Geberde verrieth, daß er ſie zum Tanz hinwegnehmen wolle.

Der Graf legte ihm raſch den Arm vor, indem er, gegen Blanca gewendet, fragte: Was will der wahnſinnige Menſch? Wer iſt der Verwegene?

Ehe die Blaſſe, Bebende antworten konnte, fuhr der Marcheſe den Jüngling an: Was willſt du, Giuſeppe? Treibſt du dich noch hier umher?

Wie Euer Gnaden ſehen, bin ich noch da, erwiderte mit etwas barſchem Ton der Jüngling; der Herr Marcheſe würden es auch übel genommen haben, wenn ich den mir zugeſagten Tanz mit Fräulein Blanca ſo leicht hätte vergeſſen wollen.

Pah, Giuſeppe! verſetzte Malvi; das Verſprechen geſchah vor meinen Unterſuchungen in Scarena.

Rechten Sie, mein gnädiger Papa, mit dieſem Menſchen? fragte verächtlich der Graf. Der gute Junge hat erhitzte Augen, und kann ſeine Gretel nicht herausfinden. Gehe, guter Junge, du biſt hier irregegangen.

Freilich bin ich das! antwortete haſtig der Jüngling; denn ich bin an Blanca's Seite unverhofft auf einen Laffen geſtoßen.

Mit Wuthgeberde fuhr der Graf gegen den Jüngling auf. Blanca rief: Giuſeppe! mit einem Ton, der wie Bitte und Warnung zugleich klang. Der Marcheſe ließ ſich zürnend hören und ſprach von Gefängniß und Zuchthaus. Die Umſtehenden drängten ſich mit halblauten Aeußerungen zu, und alles gerieth in gärende Bewegung.

Während nun der Graf mit höhnenden Schimpfworten ſich nach der Dienerſchaft umſah, Giuſeppe feſtzunehmen, erwiderte dieſer mit Ingrimm, aber nicht ohne ſtolze Haltung: Bemühen Sie ſich nicht, Herr Graf! Wir alle ſind bereits von dem Hochmuth des Adels überzeugt, und wünſchen ihm ein glückliches Beſtehen. Ich habe heute ein großes Recht, hier zu tanzen; da es aber dem edeln Fräulein nunmehr kein Vergnügen machen kann, ſo mag der Herr Marcheſe ſein Wort immer zurücknehmen. Den Tanz gebe ich auf, Herr Graf; aber ich rathe Ihnen, geben Sie das Fräulein auch auf. Meinen Tanz gegen Ihre Perſon, Herr Graf! Blanca's Trauring bringt Ihnen den Tod. Denken Sie an mich!

Bei dieſen Worten ſank Blanca mit einem dumpfen Schrei ohnmächtig in ihres Vaters Arme. Eine große Bewegung entſtand unter der Menge. Wache, Wache! ſchrie der Graf, und winkte einer herankommenden Streifwache.

Bleich und bewegungslos ſah Giuſeppe auf Blanca nieder, ohne helfen, ohne fliehen zu können. Da brach mit halbverhülltem Geſicht der Genueſe durch die Menſchenhaufen, und riß Giuſeppe mit ſich fort. Man wollte ihn aufhalten, aber mit einem raſch gezückten Dolche machte er ſich Raum, und verſchwand mit Giuſeppe im nahen Gebüſch.

Hier blieb er keuchend ſtehen, und indem er den zerſtreuten Jüngling leidenſchaftlich packte und ſchüttelte, ſchrie er ihm die gepreßten Worte zu: Giuſeppe! Rivoli! Rache! Es iſt Rivoli, — dein Feind! Porzia's Bruder, — mein Feind! Unſer Todfeind! Giuſeppe! Ha! Rivoli und Rache! Ein Feind, eine Rache, uns beiden, Giuſeppe! Fluch, Tod über Rivoli!

Giuſeppe ſtarrte ihn an; er konnte nicht antworten. So ſtanden beide dicht voreinander da, Hand in Hand, Auge in Auge, und tauſchten einen lautloſen Schwur der Rache gegeneinander aus. Sie umarmten ſich wiederholt; ächzend preßte jeder ſeine ſtürmende, ſchmerzvolle Bruſt an die Bruſt des andern.

Alles dies in wenigen Augenblicken; denn Bewaffnete drangen ihnen auf der Ferſe nach, ſchreiend und ſchießend. Laß uns fliehen! rief Vincenzo; rette dich! Räche dich!

Sie flohen.

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

Jungfer Angelika, ſehr geſchäftig, eine kleine Geſellſchaft von Verwandten, Freundinnen und Nachbarinnen in ihrer Wohnung mit Kuchen, Wein und Früchten zu bewirthen, lief ab und zu, nöthigte ihre Gäſte, und plauderte dabei in die Quere und ins Blaue hinein. Unerſchöpflich aber war ſie im Lobe Klärchens und des jungen Bonatti, die als ein ſchönes Paar auf dem Ehrenplatze hinter dem Tiſche, Hand in Hand ſaßen, aus einem Glaſe tranken, und dabei die Schultern und die glührothen Wangen aneianderlehnten, oder ſich mit verliebten Blicken anlächelten. Neckereien und Anſpielungen ſetzten beſonders Klärchen in Verlegenheit; Geſundheiten wurden ausgebracht und von Bonatti tapfer erwidert.

Gelegentlich kam auf Giuſeppe die Rede. Man blieb nicht bei mitleidigem Achſelzucken oder beklagenden Worten, ſondern ſprach ſich mit heftigem Tadel und unbedingter Verdammniß aus. Einen Verräther, einen Verworfenen nannte man ihn, und das waren die härteſten Beſchuldigungen noch nicht; denn man hielt den unbekannten Genueſen nicht blos für einen Verführer, ſondern für den leibhaftigen böſen Feind, dem ſich der wilde Jäger Giuſeppe auf ſeinen Streifereien verſchrieben gehabt, und der ihn nun lebendigen Leibes geholt hatte. Man berief ſich auf die Beſchreibung vieler glaubwürdiger Leute, die dem Feſte zu Drappo beigewohnt hatten. Plötzlich war der vermummte Fremdling mit glührothen Augen, man wußte nicht, ob aus der Erde oder aus der Luft, zwiſchen die erſtaunte Menge gefahren, hatte mit einer ziſchenden Schlange in der Fauſt die Umſtehenden geſchreckt und betäubt, und den entſtellten, halbentſeelten Jüngling mit ſich fortgeriſſen. Die ganze Woche lang war an dem nächſten Gebüſch der Abdruck eines Menſchenfußes und eines Pferdehufs nebeneinander in dem lockern Boden geſehen worden. Hier mußte der Böſe mit dem unſeligen Jüngling in die Tiefe verſchwunden ſein. Und was über den Vorfall gar keinen Zweifel übrigließ, es war Sonntags darauf in den Kirchen der ganzen Umgegend über das Ereigniß gepredigt worden.

Bei ſo ſchauderhaften Erzählungen bebte Klara und ward bleich. Langſam zog ſie ihre Finger aus Bonatti's Hand, und verſank in Nachdenken, als ob ſie die edeln Züge des ehemaligen Geliebten in durchſtürmter Erinnerung aufleſen und noch einmal verknüpfen wolle. Dann winkte wol zurückgelehnt Bonatti den plaudernden Frauen zu, daß ſie doch ſtill ſein und das liebe Klärchen nicht ſo betrüben möchten.

Schwiegen nun auch die andern, ſo blieb doch Jungfer Angelika des Sprichworts eingedenk, daß man das Eiſen ſchmieden müſſe, wann es eben glühe; und ſo hämmerte ſie immer noch darauf los. Er war ſchon von Kindesbeinen an nichts nütze, der Wildfang Giuſeppe, wiederholte ſie. Er hatte es beſtändig auf Klä[illegible]s Unſchuld abgeſehen. Was hat er Euch damals geſagt, Herr Bonatti? *Bruderrecht* habe er nur gegen Klärchen üben wollen? Ei, der Schurke! Du wärſt ihm alſo zur Braut noch gar nicht einmal gut genug geweſen, Klärchen! Verſtehſt du die gottloſen Finten, mein Kind? Nein, ſage ich Euch, liebwerther Herr Feldwebel Bonatti; ordentlich angethan hatte er es dem armen Ding da, und übte eine *Zaubergewalt* auf Klärchens Herz aus. Sehr begreiflich! Nun liegt es ja klar am Tage, woher er die Künſte hatte. Aber es iſt ihm doch nicht gelungen; nein, wo meine Zunge betet, hat der böſe Feind keine Macht, und ſo iſt Klärchen erhalten und bewahrt worden. Aber in welches Unglück hat er nun das arme gnädige Fräulein geſtürzt? Wißt ihr's ſchon? Sie ſoll in den letzten Zügen liegen. Man hatte ſie doch für todt vom Platze weggetragen, und als ſie wieder zu ſich kam, war ſie in fürchterlichen Fiebern, und ſchwebt nun lange zwiſchen Leben und Tod. Sehet, das iſt alles der ſchöne Giuſeppe! Sobald er aber fort war, ſind meinem Klärchen die Augen aufgegangen; ihre Ohren haben meine guten Lehren und Winke aufgenommen, und ihr Herz hat ſich Euch ein für allemal zugewendet, Herr Bonatti.

So weit war es alſo in wenig Tagen nach Giuſeppe's Flucht gekommen. Freilich hatte es der junge Unteroffizier ſchon vorher an Bewerbungen nicht fehlen laſſen. Wie er bei Vermehrung der Beſatzung von Nizza als ein pünktlicher und hübſcher Mann durch Gunſt ſeiner Obern raſch zum Gefreiten, Corporal und Feldwebel aufſtieg, wuchs ſein Muth und ſeine Zuverſicht. Dennoch würde er ſich noch lange vergebens um Klärchens Gunſt beworben haben, wäre ihm nicht des Mädchens Eiferſucht zu ſtatten gekommen; denn als auf Veranſtalten des Genueſen, durch die vielen Mitverſchworenen, das Gerücht von Giuſeppe's Leidenſchaft für Blanca Malvi ſich mehr und mehr ausbreitete; als der Vorfall auf dem Tanzplatze ihr keinen Zweifel übrigließ und des Jünglings Flucht die Staubwolken des Verdachts und der übelſten Nachreden hinter ihm aufregte: da entbrannte eine heftige Eiferſucht in Klara's Bruſt, und ihr natürlicher Trotz ſelbſt räumte geſchäftig den Zugang zu ihrem Herzen für den treubeharrlichen Bewerber Bonatti auf. Die Muhme Angelika ließ es an Zuſpruch ebenſo wenig als an Schmähreden auf Giuſeppe fehlen. Die hundert Höflichkeiten, die ihr der hübſche Soldat erwies, wie die mancherlei Vortheile, die er ihr zuwendete, hatten ſie ganz und gar für ihn eingenommen. So nun innerlich gekränkt, äußerlich beſtürmt, ergab ſich Klärchen den Bewerbungen des Soldaten. Ein feierliches Verlöbniß fand ſtatt, bei welchem ſich Bonatti ſehr glücklich, Klärchen ſehr geſchmeichelt fühlte.

Nun ſtand aber ein Feldzug unvermeidlich bevor. Der König Victor Amadeus brannte vor Begierde, die Franzoſen zu ſchlagen und die Peſt der Freiheitsideen mit Pulverdampf zu erſticken. Unter dieſen Umſtänden konnte man an eine Heirath nicht denken; denn wenn auch Angelika die beſte Zuverſicht zu Bonatti's Glück und Wohlbehalten hegte, ſo würde dieſer doch jetzt die höhere Einwilligung zu ſeiner Heirath ebenſo wenig als einen Abſchied erhalten haben. Es blieb alſo die Vermählung bis zur Beendigung des Feldzugs ausgeſetzt. Niemand zweifelte daran, daß der Kampf nur kurz, der Sieg leicht ſein werde. Man ſchmückte die Zukunft mit den heiterſten Hoffnungen aus. Das verlobte Paar ſah auf dem ſchwarzen Gewitterhimmel nur den ſchönen, farbenprächtigen Bogen des Friedens. Die Pracht der Siegesfeier ſollte die Hochzeit des hoffenden Paares verherrlichen, die Hochzeit gerade die ſüßeſte Frucht des Sieges werden. Wir wollen ſchon dieſe Freiheit aus dem Felde ſchlagen, ſagte Bonatti, und uns beide dann auf ewig binden und feſſeln.

Während dergeſtalt in den erſten ſchönen Tagen ihres Brautſtandes das verlobte Paar traulich in der Gegenwart, träumend in der Zukunft lebte, und alle Welt umher vergaß oder nach ſeinen Wünſchen geſtaltete, verbreiteten ſich in Nizza ängſtliche Gerüchte über Bewegungen der Franzoſen in der Dauphiné. Wirklich wurden die piementeſiſchen Truppen aus der Umgegend herbeigezogen und die Feſte Montalban verſtärkt Die Compagnie des Feldwebels Bonatti rückte ebenfalls auf die Feſtung, und das Pärchen erfuhr die erſte Störung in ſeinem Vergnügen und Umgang. Der Soldat raffte ſeine Sachen zuſammen, das Bräutchen half ihm packen; zögernd zog Bonatti die Riemen des Torniſters an, ſeufzend drückte Klärchen die Schnallenzungen ein. Klärchen weinte, Matteo drehte am Schnurrbart. Nun hing der Torniſter auf ſeinem Rücken, Klärchen an ſeinem

Halſe. Die Trommel wirbelte, er ſchied mit ſchwerem Herzen, ſie blickte mit naſſen Augen nach.

Auf den Straßen war ein großes Zuſammenlaufen des Volks. Neugier ſetzte die Jugend, eine ängſtliche Unruhe das Alter in Bewegung. Bürger, die ſonſt aus Fleiß oder aus Trägheit ſelten auf die öffentlichen Plätze kamen, erſchraken über die Volksmenge, und zweifelten nicht, daß ein entſetzliches Unglück los ſei. Wen die Ungewißheit über die nächſte Zukunft bisher noch nicht beſorglich gemacht hatte, der ward es jetzt durch die verſchiedenartigſten Gerüchte, die ihm hier im Volksgewühl aufſtießen. Je mehr dieſe Nachrichten über die Vorgänge in Frankreich, über die Annäherung der franzöſiſchen Armee, über Unruhen in Turin einander widerſprachen, deſto mehr ängſtigten ſie, indem die quälende Ungewißheit dadurch nur geſteigert ward. Alle Hoffnungen und Beſorgniſſe, die bisjetzt noch auf dem tiefſten Grund der Gemüther feſtgelegen hatten, wurden von dieſen wirbelnden Volkswogen aufgewühlt. Träume unruhiger Phantaſie nahmen unter unruhigen Menſchenhaufen die Geſtalt wirklicher Ereigniſſe an; denn was einer kaum noch als Vermuthung ausgegeben hatte, erhielt er von zehn andern als ebenſo vielfach beſtätigte Wirklichkeit zurück. Geld und Gerüchte, je mehr ſie *umlaufen*, deſto mehr wird bekanntlich damit ausgerichtet.

Dies Treiben, dieſe lügenſchäumende Brandung auf den Straßen und Plätzen, auf dem Corſo und der Esplanade, ward mit einmal durch einen Aufzug unterbrochen, der durch Neuheit die Erwartung ſpannte. Mit Trommeln und Pfeifen kündigten ſich etliche bürgerliche

Beamte an, die von einem Soldatengeleit umgeben waren. In ihrer großen Amtstracht durchzogen ſie die Stadt, und machten von Zeit zu Zeit halt. Nach einem dumpfen Wirbel der Trommeln verkündigte dann einer der Beamten eine königliche Verordnung, in welcher die Bürger von Nizza und die Bewohner der Grafſchaft aufgefordert wurden, während der Vorkehrungen zum Krieg und zum Angriff gegen die Franzoſen ſich ruhig zu verhalten, und ihren Obrigkeiten folgſam zu ſein. Es ward unterſagt, über die Maßregeln der Regierung zu urtheilen, über die Vorfälle in Frankreich zu ſprechen, und von dem König und ſeinen Miniſtern übel zu denken. Jedweder ſollte ſeinen Geſchäften obliegen, und in die Weisheit und Macht der Regierung ein feſtes Vertrauen ſetzen. Seine Majeſtät der König, hieß es, erwarte von ſeinen treuen Nizzarden, daß ſie keinerlei Zuflüſterungen zu Gunſten einer rebelliſchen und gottvergeſſenen Nation Gehör ſchenken, einander ſelbſt aber auch durch keine übertriebene Aengſtlichkeit irremachen würden. In Savoyen und Piemont herrſche der größte Eifer für den angeſtammten Monarchen, und Nizza werde hierin nicht nachſtehen wollen. Maßen es aber in jetziger Zeit doppelte Pflicht eines treuen Unterthanen ſei, den Geſetzen und königlichen Verordnungen ſtreng gemäß zu leben, ſo ſollten hinwiederum auch alle Strafen, die auf Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung geſetzt ſeien, vorkommendenfalls verdoppelt und verdreifacht werden. Namentlich ſollte kein Bürger, Unterthan oder auch Fremder, der mit Waffen in der Hand gegen König und Reich betreten würde, Gnade finden, ſondern ohne

Anſehen der Perſon, des Herkommens und der Geburt, des Alters oder Geſchlechts mit dem Tode beſtraft werden.

Hierauf wirbelten wieder die Trommeln und der Marſch zog weiter.

Dieſe Bekanntmachung war nicht geeignet, zu beruhigen; vielmehr fand man in derſelben nur eine Beſtätigung von Erwartungen und Befürchtniſſen. Man ſah einander mit Kopfſchütteln an. Die Aeußerungen der Zuhörer fielen zwar verſchieden aus, doch waren diejenigen Bürger eben nicht am meiſten beruhigt, die gerade am ſtillſten nach Hauſe ſchlichen.

Zweites Kapitel.

Während dies auf der Straße vorging, ſtand der Pfarrer Francesco im hintern Zimmer der Baronin-Mutter vor dem Lehnſtuhl, in welchem ſie ruhete. Die ſchwüle Witterung begünſtigte ihre Nerven nicht; ſie fühlte ſich ſeit einiger Zeit ſehr angegriffen, und konnte nicht ausgehen. Deſto freundlicher nahm ſie es auf, wenn der Geiſtliche ſie beſuchte, ihr ein erbauliches Buch vorlas, und ſie von kirchlichen Gebräuchen unterhielt. Sie theilte ihm dann ihre Zweifel, ihre Aengſtlichkeiten mit, und erbat ſich Rath und Troſt. Und obgleich ſeine Anſichten und Rathſchläge ihr meiſt gar wenig zuſagten, ſo hielt ſie doch die größten Stücke auf den jungen Mann, und ſprach ſich gegen jedweden mit viel Lob über ihn aus.

Von ſolcher Unterhaltung war ſie heute beſonders erſchöpft. Da der Abend herannahte und die kühlere Meeresluft ſich erhob, öffnete auf ihre Bitte Francesco die Fenſter, und ſchickte ſich an, Abſchied zu nehmen. Sie rückte mit dem Lehnſtuhl an ihr Pult und ſprach, indem ſie es öffnete, in ihrer ſanften, verbindlichen Weiſe: Verweilen Sie noch einen Augenblick, hochwürdiger Freund!

Sie haben mir dieſen Nachmittag wieder ganz geſchenkt, und ich weiß nicht, wie ich Ihnen für ſo viel Liebe danken ſoll. So gern ich Ihnen auch eine Freude machen möchte, ich finde nicht, wie ich Ihnen beikommen könnte, da Sie immer nur für andere leben. Wohlthätigkeit iſt denn am Ende das einzige Vergnügen, das Sie ſich gönnen. Da ich Ihnen nun für ſo viel Zeit und Geduld, als Sie mir ſchenken, keine Belohnung bieten kann, ſo erlauben Sie mir, Ihnen mindeſtens dieſe kleine Summe zu wohlthätigen Zwecken anzuvertrauen.

Sie überreichte ihm eine Rolle Geldes, die er mit raſcher Hand und wegwerfender Miene annahm, indem er verſetzte:

Ich darf ſolche Gaben nicht abweiſen, nicht allein, weil ſie den Armen beſtimmt ſind, ſondern weil ich ſie auch für den Einſtand anſehe, mit welchem Sie, meine Gnädige, ſich das Bürgerrecht in unſerer alleinſeligmachenden Kirche erkaufen. Aber Sie könnten mir perſönlich kein Vergnügen machen, ſagen Sie? Ei, wiſſen Sie nicht, welches meine höchſte Wonne ſein würde? Sie, meine Verehrteſte, im Schoſe unſerer heiligen Kirche für Zeit und Ewigkeit geborgen zu wiſſen. Ihr öffentliches Glaubensbekenntniß wäre die höchſte Freude, die mir hienieden zutheil werden könnte.

Sie wiſſen, lieber Francesco, erwiderte ſie, wie ſehr mein körperlicher Zuſtand mich gehindert hat, eine ſo ergreifende Handlung vorzunehmen. Auch ſind die Hinderniſſe mit meinen Angehörigen noch nicht alle beſeitigt. Hören Sie aber, lieber Freund, wie ſehr mich im Innerſten dieſe heilige Angelegenheit beſchäftigt! Beinahe hätte ich es Ihnen zu erzählen vergeſſen. Mein Gedächtniß iſt zuweilen ſehr angegriffen. Vorige Nacht hat mir nämlich geträumt, ich hätte wirklich vor einer zahlreichen Verſammlung in der Jeſuitenkirche das Glaubensbekenntniß abgelegt. Ich kann Ihnen gar nicht beſchreiben, welch ein lebhafter Traum es war! Ich ſah Kopf an Kopf aufs deutlichſte, alle die Blicke des Erſtaunens und der Andacht, die auf mich gerichtet waren, darunter ſo viele Geſichter längſt vergeſſener Jugendbekannten. Die fromme Handlung geſchah vor dem ſchönen Gemälde der Communion des heiligen Benedict, wiſſen Sie, wo wir uns zuerſt kennen gelernt. Und was nun das Wunderbarſte war, ſo erhob ſich — nicht einmal im Traum läßt ſich ein ſo kühner Gedanke rechtfertigen — erhob ſich mit einmal der ſterbende Greis auf dem Bildniß leib- und lebhaftig, und reichte mir das heilige Brot, das er eben ſelbſt empfangen wollte. Er that es mit der verbindlichſten Artigkeit und mit einer gewiſſen galanten Manier, die mich an dem alten Heiligen ſehr befremdete. Mit einmal hatte aber ſein ehrwürdiges Haupt den frommen Ausdruck wieder, der auf dem Gemälde ſo hinreißend anſpricht, und die hohe Zuverſicht und Hoffnung ſeines heiligen Angeſichts gingen auf mich über, und ich zerfloß in Thränen. Die ganze Gemeinde weinte mit.

Francesco legte viel Bedeutung in dieſen Traum. Er war geneigt, ihn für eine Erſcheinung zu erklären. In jedem Fall ſchien ihm der Traum die Gnade des Himmels zu verbürgen, aber auch einen ernſten Ruf des Himmels anzudeuten.

Als die Baronin ſich erholt hatte, fuhr ſie fort: Um Ihnen nun den Traum auszuerzählen, ſo verſchrieb ich denn am Schluſſe der Feierlichkeit der Kirche Sta.-Reparata ein anſehnliches Vermächtniß. In dieſem Augenblick bemerkte ich nun auch Sie, lieber Francesco. Sie ſahen ſehr vergnügt aus, lächelten behaglich und rieben ſich, wie Sie zuweilen thun, mit der linken Hand zwiſchen Daumen und Zeigefinger das Kinn. Darauf traten Sie zu mir, dankten mit vielen Bücklingen, und küßten mir die Hand. Sollte man denken, daß es möglich wäre! Ich habe nie in meinem Leben ſo lebhaft geträumt, ſo lebhaft, daß ich es doch wirklich eine Erſcheinung nennen möchte.

Ich werde wol im Namen der Kirche gedankt haben, verſetzte in einiger Verlegenheit der Pfarrer; denn ob ich gleich an jener Kirche ſtehe, ſo habe ich doch perſönlich nicht den mindeſten Vortheil von dem Vermächtniß zu erwarten, das Sie der Sta.-Reparata zuwenden wollen.

Bei dieſem Wink ließ es Francesco bewenden. Ueberhaupt betrug er ſich ſeit einiger Zeit vorſichtiger und beſcheidener. Wenn es ihm auch bei ſeinem Naturell Mühe koſtete, immer an ſich zu halten, ſo folgte er hierin doch dem Rath eines geiſtlichen Vorgeſetzten, der die Baronin kennen gelernt hatte, und der viel über ihn vermochte. Man ſchien es jetzt darauf anzulegen, die Matrone, während man ſie zu keinem entſchiedenen Schritt drängte, allmählich an eine ſtrengkatholiſche Kirchenzucht zu gewöhnen, und gewiſſermaßen in eine Katholikin zu verwandeln, ehe ſie den Namen einer ſolchen trüge. Indem man ſie dadurch gänzlich beherrſchte, hoffte man auch, ihre Tochter und den Schwiegerſohn durch die Sache ſelbſt nach und nach für den Namen, und auf ein öffentliches Bekenntniß vorzubereiten.

Als nun Francesco ſich empfahl, hielt ihn die Baronin mit einem Wink noch einmal zurück. Ich hatte Sie noch etwas zu fragen, ſagte ſie. Mein Gedächtniß nimmt gar außerordentlich ab. Warten Sie, ich glaube, daß ich es mir notirt habe. Ja, richtig! Ich bedarf Ihres Rathes. Mein Arzt will, daß ich mehr Gebratenes eſſe und täglich etwas Madeirawein nehme. Finden Sie nichts dabei zu erinnern, mein guter Gewiſſensrath?

Francesco fragte, ob ſie die Vorſchrift bereits befolgt habe.

Seit einigen Tagen, ja wohl! war ihre Antwort. Zu ſpät iſt mir eingefallen, auch Ihren Rath darüber zu hören.

Allerdings ſollten Sie dergleichen nie ohne mich thun, erwiderte mit einiger Empfindlichkeit der Pfarrer Francesco. Der Unglaube der Aerzte iſt bekannt. Dieſelben ſind eigentlich die Emiſſare des Satans, indem ſie den loſen Pöbel der körperlichen und ſinnlichen Kräfte gegen die von Gottes Gnaden regierende Seele aufreizen und empören. In der Welt hängt alles aufs innigſte zuſammen durch die Vorſehung Gottes; Empörung in unſerm Körper und Empörung im Staat gehen nach gleichen Geſetzen vor ſich. Jeder von uns hat Pöbel und Geſindel in ſeinem Fleiſch und Blut. Die Aerzte ſind Demagogen des Fleiſches; daher folgen Sie dem Arzt künftig nicht ohne mein Vorwiſſen, ich muß verſtehen, was Ihrer Seele frommt. Und nun ſetzen Sie heute und morgen mit allen Fleiſchſpeiſen und mit dem Wein aus, wegen des Apoſteltags, den wir übermorgen begehen. Auch verrichten Sie zur Abbuße des eigenmächtig Genoſſenen heute und morgen die vorgeſchriebenen Stundengebete knieend.

Das wird mir freilich in meinem jetzigen Zuſtande ein wenig ſchwer fallen, wendete die Baronin ein.

Das ſoll es! war Francesco's Antwort. Hätte es ſonſt einen Werth? Ja, wenn Sie ein Kind des Hauſes wären, könnte ich ſchon eher auf Ihre Erleichterung denken; ſo ſtehen Sie aber noch als ein Fremdling außerhalb unſerer heiligen Kirche, und müſſen die Gnade der Aufnahme dem erzürnten Himmel abringen. Muth, meine theuerſte Freundin! Bedenken Sie die ſchönen Worte, die einſt der heilige Vater Innocenz der Dritte an die Gräfin von Flandern ſchrieb: „Was du dem Körper entziehſt, gewinnt die Seele!“

Mit dieſen Worten ſchied Francesco, und die Baronin, indem ſie vergnügt die Hände in ihrem Schos faltete, flüſterte mit lächelndem Aufblick: O, was iſt alle Entbehrung gegen die Wonne, beruhigt über ſeine Zweifel zu ſein!

Drittes Kapitel.

Die Nacht war eingebrochen. Die Fenſtervorhänge wehten von abendlichem Seewind. Draußen zirpten unaufhörlich die Heimchen, vom Ufer herauf ſangen die Fiſcher. Dieſen wehmüthigen Tönen lauſchte Agneſe, die in ihrem traulichen Zimmer auf dem kleinen Sofa ſaß und ihr Haupt auf das weiche Kiſſen ſenkte. In nachläſſigen Locken hing das braune Haar, locker aufgeſteckt, über den bloßen Nacken. Sie hatte nur ein knappes, weißes Nachtkleid an. Ihre kleine zarte Hand lag auf dem Tiſche, und zwiſchen den Fingern hing noch die Schreibfeder. Ihr Buſen war bewegt, ihre Augen badeten in einer Flut, die bis an die zarten langen Wimpern ſtieg, und jeden Augenblick überſtrömen wollte. Außer den Mücken, die um die Wachslichter des dreiarmigen ſilbernen Leuchters tanzten, regte ſich nichts umher.

Als endlich auch der ferne Geſang der Fiſcher verſtummte, richtete ſie ſich ein wenig empor, und ihr Blick fiel auf das zuletzt beſchriebene Blatt. Noch einmal überlas ſie es flüſternd und etlichemal die aufſteigenden Thränen zurückdrängend.

„Ich füge noch dies Blättchen zu dem längern Schreiben, das ſeit manchen Tagen ſchon auf den Beiſchluß der Briefe meines Mannes wartet. O Mathilde, meine ſchweſterliche Freundin! Seit manchen Tagen, ſage ich, aber welchen Tagen! Tagen einer qualvollen Einſamkeit und unſaglichen Leides. Denn ach! Wie ließe ſich das ſchreiben? Ueber dieſes Blatt hinbeugen möchte ich mich, und dieſes Meer von Harm aus meinem Herzen ausweinen, und mit zerfließen. Ja, wenn ich bei Dir wäre, mich an Deine Bruſt würfe und ſagte: Mein Moritz hat mich verlaſſen! Dann würdeſt Du mich verſtehen. Wenn ich in Deinen Armen zitterte, würde mein namenloſes Leid in Dich hineinbeben, und ich brauchte keine Worte. Aber Du biſt ſo weit, ſo weit von mir, und Worte finde ich auch nicht, als die ſchrecklichen: Moritz hat mich verlaſſen! Und die doch wieder gar nichts von alledem ſagen, was mir dieſes Herz zerdrückt, was mir dieſe Kehle zuſchnürt. Moritz . . . Weißt Du denn, Mathilde, wen ich meine? Der Mann, den Du und ihr alle Moritz nanntet, den aber ich allein meinen Moritz nannte. Und da ich ihn nicht mehr mein nennen kann, werdet ihr ihn nicht mehr erkennen, wenn ich ihn nur kurzweg Moritz nenne. Ich wollte, ihr kenntet ihn auch nicht, euch zum Troſt, und doch verſtändet ihr dann auch wieder meinen Jammer nicht. Moritz, was heißt Moritz? Moritz und nichts, das iſt alles einerlei; nur das mein an Moritz enthielt alles. Und nun iſt alles dahin! Ach, darin liegt ja mein Unglück nicht, daß ich hier einſam ſitze. Daß mir alle die Menſchengeſichter, die Hügel und Berge, die Wogen und

Segel fremd ſind, daß meine Mutter ſich einer andern Religion zuwendet, daß Alpen und unermeßliche Strecken Landes zwiſchen euch und mir liegen, all das verſtand ich, das beſiegte oder beſaß ich, ſolange noch Moritz mein hieß. Todt ſein, für die Welt verloren gehen, iſt nichts; aber leben und die Welt verloren haben, das iſt Einſamkeit! O komm, meine Mathilde, nimm mich an Dein Herz! Laß mich verſuchen, ob ich mitten in meiner Verlaſſenheit durch den Qualruf: Ich bin allein! an Dir noch ein zweites Weſen erwecken kann, das mir zurufe: Ja, Du biſt allein, gute Agneſe, Du biſt allein! Dann bin ich es vielleicht weniger.

„Table meine Verzagtheit nicht, Mathilde; ich will ruhig ſein, ich will Dir erzählen, wie es gegangen iſt; ich will verſuchen, mich und mein Misgeſchick mit Worten auseinanderzurücken. Ob es mich dann verlaſſen wird?

„Du haſt Dich für die unglückliche Brigitta nach dem, was ich Dir von Zeit zu Zeit mitgetheilt habe, intereſſirt, und meines Mannes Theilnahme an der räthſelhaften Frau wollte Dir gleich nicht gefallen. Meine letzten Nachrichten reichten bis zu dem Abend, an welchem Brigitta von der in Villafranca ſtattgefundenen Zuſammenkunft mit Vincenzo zurückkehrte, und ihren Knaben wirklich mit zurückbrachte. Wie freuete ich mich des geretteten Kindes! Ach, ich habe mich ja mit Schmerzen daran gewöhnt, es für mein Kind, für Moritz' Kind anzuſehen. Mathilde! Es iſt mir heute recht klar geworden: Moritz hat ſich nicht zuerſt für dieſe unglückliche Frau intereſſirt; nein, der Knabe hat ihm gefallen, ſolch ein Kind hat er ſich gewünſcht, und dann erſt hat er für die Mutter eines ſolchen Kindes dieſe unglückliche Theilnahme gefaßt. Wer kennt denn auch alle Selbſttäuſchungen des menſchlichen Herzens? Da er einmal das Kind für das ſeinige nahm, konnte ihm wol Brigitta noch fremd bleiben? Glaube nicht, Mathilde, daß ich mich mit einem ſolchen Gedanken blos zu tröſten ſuchte; iſt denn, genau beſehen, ein Troſt für mich darin? Ich klage, daß Moritz aufgehört habe, mein zu ſein; konnte er mich denn aber jemals recht vollſtändig ſein nennen ohne ein lebendes Band, das mich und ihn verknüpfte, und das uns der Himmel verſagt hat? Vermählt ſind wir wol, aber ungebunden, nicht vereinigt; denn das fehlt ja zwiſchen uns, worin er und ich eins wären.

„Anfangs war nun die unglückliche Frau ſehr aufgeräumt, und zeigte ſich in dieſer Heiterkeit ſehr liebenswürdig. Da ſie ſtündlich von Vincenzo abgeholt zu werden erwartete, eilte ſie, mir die Geſchichte ihrer Liebe und ihrer Leiden zu erzählen. Ich werde Dir ſolche ein anderes mal mittheilen. Dies neue Vertrauen zwiſchen Brigitta und mir gab eine recht glückliche Stimmung. Aber Vincenzo kam nicht, ſie abzuholen, und ſo fing ſie wieder an, unruhig und nachdenklich zu werden. Sie wünſchte endlich in Villafranca ſich nach ihm zu erkundigen, und wir begleiteten ſie dahin. Hier aber in der ſchmuzigen Stube, wo ſie mit Vincenzo die Zuſammenkunft gehabt hatte, gerieth ſie in einen beängſtigenden Zuſtand. Freilich wußten die Hausgenoſſen keine Nachricht von Vincenzo zu geben; allein dies konnte es wol nicht ſein, denn eine ſo tiefe Erſchütterung, als Brigitta kundthat, mußte von irgendeiner andern Erinnerung herrühren. Sie warf ſich weinend an meine Bruſt, nannte ſich eine Sünderin, und ſprach in unverſtändlichen Ausdrücken von Eiden und Gelübden, die ſie gebrochen habe, und von Strafgerichten Gottes, die über ſie kommen würden. Moritz ſtand nicht ab, bis wir uns entſchloſſen, nach Eza zu fahren, und Vincenzo in ſeiner Wohnung aufzuſuchen. Die Wohnung fanden wir nach vielem Nachfragen, ihn ſelbſt aber nicht mehr; er war weggezogen, ohne zu hinterlaſſen, wohin er ſich begeben hatte. Seitdem verſtummte die arme Verlaſſene immer mehr. Nicht durch Wohlwollen, nicht durch Ernſt konnten wir ſie aufrichten. Daß uns allen ein ſolcher Zuſtand nahe ging, kannſt Du Dir denken, Mathilde; aber Moritz' Theilnahme ging doch über das Maß hinaus, und mußte uns nicht allein betrüben, ſondern auch um ſeiner Geſundheit willen beängſtigen. Er ſchien nur für das Unglück der beklagenswerthen Frau Sinn und Daſein zu haben. Er ſah meine Betrübniß nicht, er überhörte meine Winke. Die lauſchenden Blicke des Geſindes drückten mich zu Boden. Laß mich über dieſe unſeligen Tage hinausgehen, Mathilde! Die arme Frau erwachte endlich aus ihrem Hinbrüten zu einer Art von wahnſinniger Unruhe, in der ſie anfangs im Hauſe, dann in der Nachbarſchaft, endlich auch in der Stadt und Umgegend umherirrte. Wir ließen ihr dann gewöhnlich einen Diener nachgehen, der ſie auch manchmal wieder nach Hauſe überredete. Als er ſie aber vor einigen Tagen im Gewühl einer engen Gaſſe aus dem Auge verloren hatte, ſie ſelbſt auch des Abends nicht zurückkehrte, da gerieth Moritz außer ſich. Nach einer höchſt unruhigen Nacht verließ er in der Frühe ſtillſchweigend das Haus, und ich habe ihn ſeitdem nicht wiedergeſehen. O meine Mathilde! Der Mutter ſage ich, er ſei verreiſt, gegen das Geſinde zeige ich mich munter; aber alles ſieht mich mit Augen an, die meiner Heiterkeit keinen Glauben ſchenken. Wie lange ſoll ich das ertragen? Wie ſoll es endigen?“

Immer ſtockender, zagender las ſie den Brief; die letzten Zeilen überlief ſie mit den Augen. Sie erhob ſich raſch, und blickte eine Weile wie befremdet auf das Papier. Eine Hochröthe brach aus ihren Wangen hervor, ſie drückte die kleine weiße Hand an ihre Augen. Jetzt faltete ſie langſam das Blatt und zerriß es ruhig in kleine Stückchen. Wie? Von Nizza bis nach Sachſen ſoll ich dies Blatt ſenden? In wie viel Hände könnte nicht zufällig dieſe Anklage gegen Moritz kommen? Nein, nein! ſagte ſie feſt, und ſchüttelte langſam ihr lockiges Haupt. Ihr Auge blickte groß und hell umher, wie der Mond, wenn ſich das Gewölk verzogen hat. Der Schweſter klage ich, ja einer Welt voll unbekannter Leſer, ehe ich Moritz geklagt? Hinter ihm her, und ehe ich ſeine Rechtfertigung gehört, will ich meinen Moritz . . . meinen . . .?

Es klopfte leiſe, und da ſie es überhörte, ſtärker an die Thür, und ſie fuhr zuſammen. Wer klopft? fragte ſie, an die Thür tretend. Es war das Kammermädchen, und ſie öffnete. Der gnädige Herr iſt ſchon über eine Stunde zurück, ſagte das Mädchen, und wartet drüben. Ich ſoll fragen, ob er herüberkommen dürfe?

München

Agneſe nickte lebhaft; denn die Sprache verſagte ihr. So unbeweglich blieb ſie auch ſtehen, bis Moritz im leichten Hauskleid hereintrat. Darf ich doch kommen? fragte er kleinlaut. Sie breitete ihre Arme aus, er ſtürzte kniend vor ihr hin, und umfaßte gerührt aufblickend ihre Knie. Ich habe unrecht gethan, ſagte er mit Lebhaftigkeit und Gefühl; ich habe dich ſo in Ungewißheit gelaſſen, ich habe mich überhaupt ſo einnehmen und hinreißen laſſen. Ich bin wol in der Zerſtreuung ohne allen Abſchied weggegangen, nicht wahr? Es iſt wahrlich ganz unverzeihlich. Es war mir freilich ſehr bange um die arme Frau; aber ich will mich gar nicht entſchuldigen, nein, ich bin gar nicht zu entſchuldigen. Ich bildete mir freilich ein, die unglückliche Frau könnte ſich ein Leids anthun, ſie würde ins Waſſer ſpringen oder fallen, und Selbſtmord . . . es wäre doch entſetzlich! Und ſo bin ich, ihr zu begegnen, allerwärts umhergelaufen. Aber, denke dir, ich habe ſie auch gar nicht aufgefunden; der Himmel weiß auch . . .

Du haſt dich ſelbſt gefunden, Moritz! fiel Agneſe ein.

Ja, gottlob! mich ſelbſt! Aber auch dich, meine Agneſe, auch dich wieder! rief er aus. Habe ich wirklich . . .

Deine Agneſe, Moritz, deine? Sie ſank über des Knienden Schulter; ihr langes Haar löſte ſich und umflocht ihn. Sie weinte laut. Moritz erhob ſich, und trug ſie auf das Sofa. Sie hielten ſich umarmt, ſie ließen einander nur los, um die Wonne der Umarmung zu wiederholen. Verzeihung? fragte und flehete er. Mein, mein Moritz, rief ſie lachend und weinend zugleich. Er küßte ihre Händchen wiederholt; ſie umſchlang ihn, und rief mit Erinnerung an ihr zerriſſenes Schreiben immer: Mein, mein Moritz! Ein Regenbogen des Lächelns zog über ihre bethränten Wangen. Er küßte die feuchten Wangen, er küßte ihre Augen, ihren Mund, das ſchöne Grübchen am Halſe. Sie ſtrich ihm die Locken von der Stirn und lächelte ihn an.

Ich will bei dir bleiben, flüſterte er zögernd und bittend, ſie raffte erröthend die Fülle ihrer Locken vor die Augen, ſie zu trocknen.

Viertes Kapitel.

Der ſonnige Morgen fiel in das Schlafgemach der Baronin Agneſe, und lachte das einander anlächelnde Paar an. Die Verſöhnung war geſchehen, der Bund auf das anmuthigſte erneut worden, und ſo hatte nun auch die wechſelſeitige Verſtändigung, die vor einer Verſöhnung meiſt etwas verdroſſen ausſieht, jetzt den holden Blick, den zarten Ton verjüngter Liebe. Moritz gab zu, daß er zuletzt eigentlich kein freier Mann mehr geweſen ſei, vielmehr haſtig und befangen darauflosgelebt habe. Wir ſehen, lieber Moritz, erwiderte Agneſe, daß auch die edelſten Gefühle des Mitleids, des Wohlwollens, beherrſcht ſein wollen, oder ſie wachſen uns über den Kopf und arten aus.

Sei auch billig, Liebchen, verſetzte lächelnd der Baron, ich habe mich in deinen ſüßen Feſſeln ſo lange Zeit wohl befunden, daß ich den Zuſtand eines ganz freien Mannes zuletzt ganz verlernte. Und dann bin ich doch erſt in die fremden Stricke gefallen, als du mich haſt fahren laſſen. Denn geſtehe nur, Herzchen, einer gewiſſen Ungebundenheit biſt du nicht abhold, ich meine deine liebenswürdige Schwärmerei für alles Große und Schöne, für Natur und Kunſt, jenen Enthuſiasmus, der dich ſo leicht hinreißt; worüber du dann die Perſon deines Mannes leicht ein wenig vergiſſeſt. Siehe, ſo kommt man endlich auseinander, — eins allerwärts hinausſchwärmend, das andere nach Einem hingezogen.

Du haſt ganz recht, Moritz, ſagte ſie, und küßte ihn; ja, wohl iſt mir der Katechismus über die Ehe ein wenig ins Vergeſſen gekommen. Die Perſon ſoll uns freilich das Höchſte ſein; darum will ich auch künftighin das Schöne und Gute mehr an dir ſelbſt ſuchen, Moritz.

Oder an mir ausbilden, wo mir's noch fehlt, Spötterin, fiel der Baron ein, dafür will ich dann auch nur deine Herzensfarbe tragen, Agneſe, — Changeant, nicht wahr, oder — Schillerfarbe?

So ſcherzend und lachend, vergnügt und innig, ſagten ſie das Beſte einander zu. Ihm geriethen hundert Artigkeiten und Schmeicheleien, die ſie mit dem holdſeligſten Lächeln aufnahm, während eine ſüße Angſt und Ahnung ihr Herz bewegte. Sie entfernte ſich, um ihre Mutter aufzuſuchen.

Cola, der Bettler, ward dem Baron angemeldet und trat ein, über die Schultern mit einem langen, grünen, blütendurchwirkten Gewinde behangen, deſſen Enden er in der linken Hand ſchwebend trug.

Was iſt das, Cola? fragte Moritz; willſt du ein liebendes Paar zuſammenbinden? Dann kommſt du wie gerufen zu uns.

Nein, antwortete Cola mit ſchalkhafter Betrübniß; ein Miſſethäter kommt gefeſſelt herein. Aber die Kette, die er trägt, iſt friſcher als ſeine Schuld.

Was iſt das? fragte lächelnd der Freiherr.

Mein Verſprechen, Herr Baron, iſt längſt, ſogar im Gedächtniß Euerer Gnaden, verwelkt; dies Gewinde aus der Grotte St.-Andreas iſt aber ganz friſch.

Aha! rief Moritz überraſcht aus. Es iſt lange her, daß ich das beſtellte, Cola.

Das iſt eben meine Miſſethat, verſetzte der Bettler. Ich wäre wirklich ein ſchlechter Seiler geworden, da ich ſo langſam ſpinne. Im Worthalten pflege ich manchmal recht zu ſeilern, Herr Baron.

Auch kommſt du nach dem Feſte, Cola. Die ich mit dem Gewinde erfreuen wollte, iſt nun fort, die arme Brigitta.

So bringt es ihr auch keinen Schaden, Herr Baron. Freilich wäre dieſes grüne Band ſo ſchwer nicht, als die ſchwarze Kette des Trübſinns iſt, unter der ſie umherwandelt. Ich habe ſie geſehen, und ſie iſt mir etwas verwirrt vorgekommen. Hängen wir dies Gewinde in ihrer Stube auf, und beten wir, daß Gott ſie vor der Tollhauskette bewahren möge.

Der Freiherr erſchrak und erkundigte ſich mit lebhafter ängſtlicher Theilnahme. Cola erzählte, wo und wie er Brigitta in der Umgegend angetroffen. Sie wandelt tiefſinnig umher, ſagte er, und fragt allerwärts nach Vincenzo Sormano, den ſie mit zärtlichen Worten beſchreibt. Lieber Himmel! Wenn ſie ſo lange umherlaufen will, bis ſie den erfragt! Ich habe ſie überreden wollen, mit mir hierherzukommen und ihren Vincenzo zu erwarten; ſie läßt ſich aber nicht bewegen; ich weiß nicht einmal, ob ſie mich verſtanden hat. Ich fürchte nur, ſie nimmt in ihrer Gedankenloſigkeit noch ein Unglück an einem Bergabſturz, am Meeresufer, oder wohin ſie geräth.

Moritz war in Unruhe und Bekümmerniß. Er trug dem Bettler auf, der Unglücklichen nachzugehen und ſie auf irgendeine Weiſe zurückzubringen, damit man für ſie ſorgen könne.

Wir wollen ſchon für ſie ſorgen, erwiderte Cola. Ich weiß ſchon, wo ſie heute iſt und nicht weggehen wird, weil ich ihr verſprochen habe, ihren Vincenzo aufzuſuchen. Ich habe mir ſo ein Plänchen ausgedacht; die Frau muß auf eine heilſame Weiſe erſchüttert und auf andere Gedanken gebracht werden. Zugleich denke ich für unſern Giuſeppe bei dieſer Gelegenheit etwas zu thun, oder vielmehr zu wirken.

Moritz fragte lebhaft nach dem Jüngling.

Seinethalben komme ich eigentlich zu Euern Gnaden, antwortete Cola. Ein würdiger Mann, der Pfarrer Briani, Giuſeppe's alter Lehrer, ſendet mich nämlich zu Ihnen, ob Sie ihn nicht beſuchen möchten. Er wäre unwohl und nicht im Stande, ſelbſt zu Ihnen zu kommen. Es gelte um Giuſeppe's Glück, ſoll ich Ihnen nur melden.

Moritz war auf der Stelle bereit. Er beeilte ſeinen Anzug, nahm Abſchied bei ſeiner Gemahlin, und folgte dem vorausſchreitenden Bettler nach Drappo.

Vor dem Dorfe wurden ſie Zeugen eines ſeltſamen Auftritts. Ein derber, etwas finſter ausſehender Mann trieb ihnen eine kleine Heerde von Schweinen entgegen, indem er, die Thiere zuſammenhaltend, mit ſeiner Peitſche viel und fröhlich in die Luft knallte. Ihm nach eilte eine junge Frau mit einem Kind auf dem linken Arme, und ein zweites mit der rechten Hand nachziehend, manchmal ein Streckchen nachſchleifend. Haltet meinen Mann, haltet ihn auf! ſchrie ſie unſern beiden Freunden entgegen, als dieſe ſchon an ihm vorüber waren. Der Mann aber rief ihr zu: Sei doch keine Närrin, Anna, und kehre nach Hauſe; ich komme ja bald zurück. Nehmt ſie doch mit nach dem Dorfe, ihr Herren, ſagte er zu Moritz und Cola, und ließ ſich weiter nicht aufhalten.

Als ſie vor der hübſchen Frau ſtanden, fragte Moritz, was es denn eigentlich ſei. Jetzt kamen noch drei ältere Kinder ſchreiend nachgelaufen. Er liebt mich nicht mehr! klagte die Frau, und warf ſich auf einem raſigen Plätzchen nieder. Es iſt meinem Andrea etwas angethan, oder er liebt mich nicht mehr. Es iſt über zwei Monate her, daß ich keinen Schlag mehr von ihm gekriegt habe, und das iſt nicht rechtſchaffen von einem ordentlichen Ehemann gehandelt. Es iſt ihm nichts mehr an mir gelegen, ſonſt ſchonte er ſeinen Peitſchenſtock nicht. Keine Woche verging ſonſt, und ich hatte drei- bis viermal meine Schläge. Dann verſöhnten wir uns am Abend, und nun ſah ich erſt, wie lieb mich mein Andrea hatte. Nun aber hat er für nichts mehr Sinn als für ſeinen Viehhandel. Es iſt wahr, wir leben jetzt wohlhäbiger; bei dieſen Kriegsläuften hebt ſich der Handel, und es fehlt uns nicht an Geld. Aber dieweil der Handel geht, ſtockt die Liebe. Ach! Ich bin eine geſchlagene Frau, ſeit mein Mann immer guter Dinge iſt. Was ich auch thun oder reden mag, er wird nicht mehr böſe, er droht nicht mehr mit der Fauſt, und greift zuletzt nicht mehr nach der Peitſche, und ich gehe leer aus.

Cola ſcherzte und neckte die betrübte Frau. Das iſt ein Unglück, ſagte er, das ſind häusliche Mishelligkeiten. Euer Mann geht jetzt andern nach, wie Ihr ſeht. Aber Ihr müßt Euch tröſten, der Fall kommt öfter vor. Moritz misbilligte dieſe Scherze, und ſprach der Frau mit begütigenden Worten zu. Ihr habt da fünf ſo wackere Kinder, ſagte er, ſie gleichen Euch wunderbar an Mund und Augen; habt Ihr nicht alle Urſache zufrieden zu ſein?

Das ſind eben lauter Kinder der Verſöhnung, aus meiner glücklichen Zeit, erwiderte ſie vergnügt. Sind ſie nicht gut angeſchlagen, lieber Herr?

Cola hätte ſich noch gern ſchalkhaft unterhalten; Moritz aber liebkoſte und beſchenkte die hübſchen Buben, und eilte weiter. Bis ſie jedoch an das Pfarrhaus gelangten, hatte der drollige Alte noch hundert wunderliche Bemerkungen über eheliche Verſöhnung vorgebracht, die Moritz mitunter in eine recht peinigende Verlegenheit ſetzten.

Briani empfing den Freiherrn mit ſeinem leidend heitern Geſicht. Nach wenigen Worten ſtellte ſich zwiſchen beiden Männern ein wechſelſeitiges Vertrauen ein. Zwei Menſchen, ſagte der Greis, liegen mir ſchwer am Herzen. Bisher habe ich ſie allein getragen, ſie werden mir aber mit ihrem zunehmenden Unglück immer ſchwerer. Sie, Herr Baron, müſſen mir einen abnehmen, Giuſeppe. Sie kennen ihn, und waren ihm ſtets günſtig, wie mir der arme Junge öfter erzählt hat. Er iſt Ihnen ſehr zugethan und ergeben. Sie wiſſen, in welche bedenkliche Lage er unverſchuldet gerathen iſt?

Ich kenne die Geſchichte nicht im Zuſammenhang, und vielleicht nicht zu Gunſten Giuſeppe's, verſetzte Moritz. Früher hat er nur im allgemeinen von der Franzöſiſchen Revolution und von den Unruhen unter den hieſigen Einwohnern mit mir geſprochen. In den letzten Tagen, ehe er verſchwand, habe ich ihn kaum geſehen, und weiß alſo nicht, was eine ſo raſche Wendung, ſo jähe Vorfälle herbeigeführt hat. Eine Neigung des Jünglings für Blanca habe ich, oder wenn ich recht ſagen ſoll, hat meine Frau aus dem lebhaften Intereſſe vermuthet, mit welchem er öfter von der Marcheſentochter ſprach. Aber für ſo ernſthaft hätten wir die Sache nicht gehalten.

Nun erfuhr der Freiherr die Geſchichte kürzlich, aber im Zuſammenhang aus Briani's Munde.

Was den Greis am meiſten bekümmerte, war die Beſorgniß, Giuſeppe möchte ſich aus Eiferſucht, Liebe oder Heimweh nach Drappo wagen und hier ergriffen werden. Dennoch iſt dieſes nur ein Bangen um ſein Leben, ſeufzte der ehrwürdige Greis; wie leicht kann aber in einer Verbindung mit Gaunern ſein beſſeres Selbſt, ſeine Seele verderben? Wohin anders kann er entwichen ſein, als nach Frankreich? In welche Strudel wird er dort geriſſen werden? Welcher Laſter und Vermeſſenheiten wird er dort Zeuge ſein, oder gar Zögling werden? Im Vertrauen, Herr Baron! Ich bin keineswegs ein Feind der Franzöſiſchen Revolution. Ich ſehe ſie vielmehr als den Anfang zu einer glücklichen Umgeſtaltung der Welt an. Die Gärung aber iſt trübe, der

Uebergang zu der Zukunft iſt ein Unglück. Den abgegorenen Wein der neuen Freiheit hätte ich dereinſt meinem lieben Jungen gegönnt; er hätte ſich als Bräutigam darin berauſchen, als Vater daran erquicken können! Wird er aber bedächtig die Gärung abwarten und nicht ungeſtüm ihr Gift trinken?

Moritz unterſtützte dieſe Beſorgniſſe und brachte noch andere Bedenklichkeiten hinzu. Man überlegte, man berieth ſich hin und her, und kam endlich darin überein, daß man Cola, den Bettler, ausrüſten und dem Jüngling nachſenden wollte. Der Baron erbot ſich, die Koſten zu übernehmen. Briani umarmte ihn gerührt. Das iſt Balſam für meine Bruſt! rief er aus.

Da man es unter den Umſtänden bedenklich fand, dem Bettler Briefe mitzugeben, ſo entſchloß man ſich, ihn mündlich ſehr genau anzuweiſen und ihm den einfachen Auftrag einzuſchärfen. Der Jüngling ſollte bewogen werden, nach der Colonie St.-Leucio zu reiſen, und daſelbſt verborgen und geborgen den Ausgang der Sachen abzuwarten. Ein Reiſeweg wurde ihm vorgeſchlagen, Reiſegeld ſollte ihm angewieſen werden.

Cola ward aus der Küche herbeigerufen und mit ſeiner Sendung bekannt gemacht. Er ſchüttelte aber den Kopf und zeigte ſich entſchieden abgeneigt, die Botſchaft zu übernehmen. Freilich hat keiner eine beſſere Naſe für Giuſeppe's Wege, ſagte er, als ich; ich habe die ganz aparte Spur ſeines Herzens, und würde ihm ſicherlich auf die Fährte kommen, aber ich habe meinen angewieſenen Beruf; ich habe meine Plätzchen und meine Wege, die ich regelmäßig beſuchen und begehen muß. Wie kann ich mich von dieſer Beſtimmung trennen? Wollt ihr einen Kometen aus ſeiner Bahn reißen?

Im Gegentheil! Du ſollſt vielmehr ein Komet werden, verſetzte Moritz; du ſollſt nämlich einmal endlich ausſchweifen und eine Bahn betreten, die nicht zu berechnen iſt.

Ja wohl, ſchäme dich ſolcher abgemeſſenen Lebensart, da jeder Bauernbube, jedes Milchweib deine Umlaufszeit kennt, ſagte Briani. Fragt man nach Cola, ſo heißt es: Iſt nicht heute Mittwoch Vormittag? Da trefft Ihr ihn hinter der alten Mauer, rechts bei Cimiez, juſt da, wo der alte Lerchenbaum ſteht. Oder es heißt: Freitag abends geht Ihr nicht fehl, wenn Ihr ihn im Quartier von Piol, bei dem Hauſe Ceſoli aufſucht, juſt dort, wo man die alten heidniſchen Scherben ausgegraben hat. Iſt das ein Leben für den erſten Freiherrn der Grafſchaft Nizza, in dem alten Gleis zu laufen wie ein Nagelſchmiedshund in ſeinem Rad?

Cola lachte laut auf. Er ſchien für dieſen Sporn des Ehrgeizes nicht ſehr empfindlich zu ſein. Einem jeden neuen Ueberredungsgrunde des Pfarrers ſetzte der Bettler irgendein Plätzchen ſeiner Wanderung entgegen, und weckte mehr und mehr alle ſchlummernden Erinnerungen, die ſein Herz beſtürmten und beſtrickten. Er brach endlich in heftiges Weinen aus. Um ſo weniger ließ der alte Briani nach, ſondern ſetzte ihm mit einer Schilderung der Noth und der Gefahren zu, denen Giuſeppe unterliegen müſſe. Er zeigte dem gerührten Alten, welche brave Handlung er an einem wackern Jüngling thun könne, und um wie viel theuerer ihm alsdann nach ſeiner Rückkehr die lieben Plätzchen ſeiner Wanderung ſein würden.

Da ſchlug denn Cola zuletzt ſeine Hand in die Briani's, trocknete ſich die Augen, und ſagte unter Lachen und Aerger zu dem Baron:

Es ſoll Sie Ihr ſchönes Geld koſten, Herr Baron! Ich werde mir's wohl ſein laſſen, es ſoll was draufgehen. Glauben Sie etwa, weil ich zu Fuß reiſe? Meine Beine ſollen Ihnen ſo theuer zu ſtehen kommen, als ob ich mit zwei Andaluſiern führe.

Man lachte und belobte ihn. Das Nähere wurde verabredet, und der Tag der Abreiſe beſtimmt. Indem Cola ſich empfahl, fragte er den Baron, wo er ihn des Nachmittags abholen ſolle, um die ſchöne Blanca zu ſehen, die heute ſich zum erſten mal nach ihrer ſchweren Krankheit als Wiedergeneſene und als Braut zugleich vor dem Schloß zeigen, und die Glückwünſche der Einwohner von Trappo empfangen werde.

Der Herr Baron nimmt heute Mittag bei mir fürlieb, ſagte Briani, das wird mich noch vollends vergnügt machen.

Moritz nahm die Einladung an, und verſprach nach Tiſche auf Cola zu warten. Dann brachte er im vertraulichen Geſpräch mit Briani die Rede auf dieſe Brautſchaft. Er ſagte:

Giuſeppe's Neigung zur Marcheſentochter, ſo begreiflich ſie auch iſt, kann doch immer nur für eine jugendliche Thorheit erklärt werden. Dennoch gründet ſie ſich, wie es ſcheint, auf Blanca's Gegenneigung. Ich will auch gar keinen Vorwurf daranknüpfen. Ich liebe eine gewiſſe Schwärmerei in gewiſſen Jahren, und habe gefunden, daß ein gutes, kräftiges Naturell ſich wenigſtens einmal im Leben über die bürgerlichen Beſchränkungen hinausſtreckt. Wie ſoll ich mir nun erklären, daß ſich dennoch das Fräulein mit dem jungen Grafen Rivoli, und zwar ſo ſchnell verſprochen hat? Iſt es der gewöhnliche Flatterſinn junger Mädchen? Ich hatte mir eine beſſere Vorſtellung von der ſchönen Unbekannten gemacht.

Halten Sie feſt an dieſer beſſern Vorſtellung! erwiderte Briani. Sie ſollen meine Schülerin näher kennen lernen durch mich oder auch bei mir; denn ſie beſucht mich oft, wenn ſie wieder wohl iſt. Einer wirklichen Liebe zu Giuſeppe iſt ſie mir nicht eingeſtändig geweſen, weil entweder dieſe Neigung noch zu tief in der Knoſpe liegt, oder weil ſie ſolche niederzukämpfen ſucht. Die Geſinnungen ihres Vaters haben freilich großen Einfluß auf ihr Herz, und der Marcheſe iſt überhaupt ſehr adelich in ſeinen Anſichten und im beſondern dem jungen Grafen ſehr gewogen. Indeß hat ſie lange den Bewerbungen Rivoli's widerſtanden, und ich weiß nicht, was alles bei ihrem Wiedergeneſen zu Gunſten des jungen Herrn auf ihr Herz gewirkt haben mag; denn es iſt heute wirklich Verlobung im Schloß. Im allgemeinen weiß man ja, wie viel Recht und Einfluß man ſolchen Menſchen einräumt, die uns in Krankheit oder Gefahren mit Angſt und Sorge beigeſtanden haben. Wiedergeneſende ſind dann auch ohnehin noch gewöhnt, behandelt zu werden, ſtatt zu handeln. Aber laſſen Sie auch meine wackere Blanca von allem dieſem eine Ausnahme machen, wer weiß denn, wie ſie Giuſeppe's

Betragen und ſeine Flucht anſieht und anſehen muß? Von Leidenſchaft entſtellt, wie er jenen Sonntag unter den Bäumen herangetreten ſein ſoll; mit Gaunern, mit Empörern in Verbindung, wofür ſie ihn halten muß, welchen Anſpruch kann er noch an ihr Herz machen? Und wenn das Dorf und die ganze Umgegend von ihr und Giuſeppe, von Giuſeppe und ihr ſprechen, — iſt ſie es nicht ſich ſelbſt, ihrem Vater, ihrer Familie ſchuldig, durch einen entſchiedenen Schritt der Welt zu zeigen, daß ſie keine Verbindung mit einem ungerathenen Sohn, mit einem Landſtreicher, mit einem Staatsverbrecher habe?

Briani hielt eine Weile inne, dann ſetzte er mit tiefem Schmerz hinzu: Beklagen Sie mich, Herr Baron! Das ſind die beiden Unglücklichen, die mir ſo viele ſchlafloſe Nächte machen. Indem ich Blanca vertheidige, muß ich Giuſeppe in Schatten ſtellen; rede ich dieſem zugute, ſo ſcheint meine Blanca unrecht zu behalten. Ach! ich darf ſie ſchon beide ſchelten, denn ſie zehren ja beide an meinem Herzen.

Heftiger überfiel den ehrwürdigen Greis wieder der alte Stickhuſten. Moritz, den dies unangenehm berührte, ergriff ein Buch vom Tiſche, winkte dem Alten, ſich ruhig zu halten, und entfernte ſich in das Gärtchen am Hauſe.

Fünftes Kapitel.

Unterdeſſen hatte in der Kapelle des Schloſſes der Abt von Caluſo die Meſſe geleſen, und begab ſich in den Garten, wohin der Marcheſe mit Blanca und Rivoli ſchon vorausgegangen war, um das Frühſtück einzunehmen. Unter den Platanen ſaß man vor der Sonne geſchützt, und athmete die würzige Luft ein.

Blanca lächelte über die heitern Hügel hin; ſie empfand doppelt lebhaft jeden zuſtrömenden Eindruck der ſommerigen Natur, und freuete ſich des erneuten Daſeins als eines unſchätzbaren Gewinſtes. Ihr Auge ermüdete nicht, unter den unzähligen Gegenſtänden der weitern Umgebung umherzuſchwärmen. An jedem einzelnen lebendigen Weſen wollte ſie ihr verjüngtes Leben einzeln fühlen und prüfen. Der Marcheſe und der junge Graf hingen mit begleitenden Augen an den Blicken der Geliebten, an jedem frohen Aufathmen ihrer bewegten Bruſt.

In einem engern und heimlichen Kreiſe bewegte ſich das Wohlbehagen des Abtes von Caluſo; ſeine Aufmerkſamkeit war auf die zierliche Petronella gerichtet, die den

Tiſch bediente, und nicht gleichgültig bei den verſtohlenen Blicken und Winken des wohligen Abtes zu bleiben ſchien. Bald kam die Unterhaltung auf die Lage des Landes und die Bedrohniſſe der Zeit. Unter uns dürfen wir ſchon davon reden, bemerkte der Marcheſe. Mir ſcheint, wir haben einen großen Verluſt erlitten, ehe wir noch mit den Franzoſen handgemein geworden ſind. Die wechſelnde Stimmung der Zeit und des Volks iſt oft mehr zu fürchten als das Wechſelgeſchick einer Schlacht. Welche weitauslaufende Entwürfe hatte nicht unſer erhabener König Victor gefaßt, die Franzoſen anzugreifen und von ſeinen Staaten aus das aufrühreriſche Land zu zügeln, den gefangenen König zu befreien und Europa zu beruhigen. Aber die Siege der Franzoſen in der Champagne bringen uns auf einmal um alle unſere kühnen Hoffnungen, die Stimmung in Savoyen untergräbt unſer Vertrauen. Victor, der eben noch den angreifenden Theil machen wollte, wird wünſchen müſſen, nicht angegriffen zu werden. Seine Lage iſt im allgemeinen viel mislicher als die der revolutionären Feinde. Dieſe ſtehen in der Dauphiné gegen uns, unſere Macht in Savoyen gegen ſie. Savoyen aber neigt ſich im ſtillen den ſiegreichen Franzoſen zu, die Dauphiné aber nicht ebenſo uns. So ſind die Franzoſen begünſtigt, wenn ſie Savoyen angreifen, und ſicher, wenn ſie ſich in die Dauphiné zurückziehen; wir dagegen ſind gehaßt, wenn wir in die Dauphiné einrückten, und nicht geliebt, wenn wir in unſere eigene Provinz Savoyen einen Rückzug nehmen müßten. Wie tapfer ſich die Armee von Nizza halten werde, weiß der Himmel; was ich ſo beobachten kann, Herr Graf, ſchlägt meine Hoffnungen nieder.

Dieſer Betrachtung entgegen ſprach der junge Rivoli die kühnſten Erwartungen aus, ja er wollte ſich als Offizier durch das Mistrauen des Marcheſe für gekränkt halten. Wir werden ſtehen wie Männer und ſiegen wie Helden, Herr Marcheſe, ſagte er mit kühner Fechterhaltung und muthigem Blick auf die blaſſe, lächelnde Blanca. Auf morgen würde ich mir die Schlacht wünſchen, wenn nicht der Lärm derſelben unſere zärtliche Blanca beunruhigen müßte.

Möchte Ihr perſönlicher Muth, mein Herr Sohn, allen Soldaten Piemonts gemein ſein! verſetzte Malvi. Bald werden wir ſolchen Muth nöthig haben. Der General Anſelmo ſcheint ſchon Miene nach dem Var und der Grafſchaft zu machen. Im Vertrauen auf Ihren muthigen Widerſtand, Herr Graf, will ich alſo keine Anſtalten zur Flucht treffen.

Ja keinen Spott, Herr Vater, erwiderte der Graf. Bei Gott, Sie würden mich aufs tiefſte kränken, wollten Sie im mindeſten Vorkehrungen zu Ihrer Entfernung aus Drappo treffen, ſolange ich zur Vertheidigung in der Grafſchaft, ja ſogar in Ihrem Schloß liege.

Tauſend Dank, lieber Guido! ſagte der Marcheſe; zum Glück ſtimmt nun auch meine Ueberlegung und Klugheit mit Ihren guten Zuſagen überein; denn ſelbſt im unglücklichſten Fall hier zu bleiben, wird das Gerathenſte ſein. Verließe ich meine Beſitzungen, ſo hätten die Franzoſen Fug, ſie an ſich zu ziehen, ohne daß ich mich beſchweren könnte. Und ſollte ich dieſes ſchöne

Gut dennoch verlieren, ſo will ich wenigſtens nur offener Gewalt weichen, und meinem Recht nichts vergeben. Meine Nachbarn denken zwar nicht ſo, ſie treffen Anſtalten oder faſſen wenigſtens den Vorſatz, ſich bei Annäherung der Franzoſen nach Turin zurückzuziehen, indem ſie ihre ſelbſtſüchtige Bangigkeit mit der adelichen Phraſe bemänteln: Sie wollten hineilen, um ſchützend die Majeſtät des Königs zu umringen. Ich denke aber, die Perſon des Königs iſt noch ſicher genug in Turin, und nur des Königs Sache iſt nicht allerwärts gut vertheidigt. Wenn jedweder, königlich geſinnt, an ſeinem Platze ſtandhält, dann iſt König und Vaterland geborgen.

Solche Geſinnungen ſeiner Majeſtät anzurühmen, werde ich die erſte Audienz benutzen, Herr Marcheſe! verſicherte der Abt von Caluſo, und ſetzte hinzu: Damit hoffe ich den ſchönſten Dank für Ihre Gaſtfreundſchaft abzutragen.

Der Marcheſe lächelte und fragte, ob denn ſein großmüthiger Gaſt alſo wirklich ſchon an die Abreiſe denke, die Franzoſen ſeien ja noch fern.

Ja vorerſt . . . ich muß doch daran denken . . . nach Umſtänden, ja, nach Umſtänden, antwortete der Abt verlegen.

Sagen Sie dann Seiner Majeſtät auch, wie glücklich ich durch den Entſchluß und die Liebe meiner zärtlichen Tochter geworden bin, ſprach der Marcheſe. Allen Ereigniſſen der Zeit gehe ich nun gefaßter entgegen, da ich weiß, in welchen Schutz mein liebes Kind für alle Zukunft gegeben iſt. Ja, deine Geneſung hat mir dich und einen lieben Sohn, ein doppeltes Leben geſchenkt, meine Tochter.

Indem ſich dieſe drei zärtlich umſchlangen, fragte Rivoli mit einiger Aengſtlichkeit, ob es nicht gut ſei, wenn Blanca's Geſundheit ſich ſo raſch herſtelle, ihre Verbindung recht bald, und noch vor Ausbruch der Feindſeligkeiten mit Frankreich zu vollziehen.

Der Marcheſe ſchien es ſeinerſeits lebhaft zu wünſchen, und blickte fragend und ermunternd ſeine Tochter an. Blanca lehnte aber dieſen Wunſch entſchieden ab. Es fehlte ihr auch nicht an einem Vorwand, auf den ſie ſich, da er etwas geſucht ſchien, wol vorher ſchon beſonnen haben mußte. Es iſt doch eine gar ſchöne Zeit, mein Guido, ſagte ſie, in welcher meine Brautſchaft und dein erſtes Heldenthum zuſammenblühen. Es ſind jene ſchönen Frühlingstage, da die weiße und die rothe Roſe nebeneinanderſtehen. Kürze dieſe liebliche Zeit nicht ab, weil gerade ein Gewitter im Weſten aufſteigt. Mit unſerer Verbindung geht die gemeine Sorge an. Sei, ſolange es uns vergönnt wird, ein bräutlicher Held, laß mich deine heldenmüthige Braut ſein.

Weder der Bräutigam noch der Vater waren mit dieſer verblümten Erklärung zufrieden, doch beruhigten ſie ſich mit der ſtillen Hoffnung, durch wiederholten Angriff obzuſiegen, und mit verſtändigen Vorſtellungen jene kränkliche, unhaltbare Phantaſie zu vertreiben.

Zu Mittag ſtellten ſich Gäſte aus Nizza und der Nachbarſchaft ein. Das Schloß ward lebhaft, doch ging es ſteif und bedächtig zu. Die Zeit war ſo empfindlich, daß man in gemiſchter Geſellſchaft faſt keinen Gegenſtand hart zu berühren wagte, um ja keine ſchmerzhafte Stelle zu treffen. Unter dieſen Bedächtigen nahm ſich der Licentiat Bartolo ſeltſam genug aus, der heute als Rechtsconſulent des Marcheſe wegen des Verlobungsinſtruments eingeladen war. Seine verwegenen, kühn ausgeſprochenen Meinungen ſetzten die Geſellſchaft unaufhörlich in Verlegenheit, und brachten ihn ſelbſt in gänzliche Misachtung bei dem anweſenden Adel. Dieſe Misachtung glaubten ſie ihm nicht feiner ausdrücken zu können, als daß ſie ihn von Zeit zu Zeit eine ehrliche Haut oder einen derben Mann nannten, womit ſie ihn zurechtzuweiſen dachten, ſowol für ſeine Unverſchämtheit, alles beſſer wiſſen zu wollen, als für ſeine Grobheit, jedes Ding beim rechten Namen zu nennen. Bartolo war manierlich genug, keinen offenen Widerpart zu halten, aber nicht zart genug, ſeinen Spott über die Unwiſſenheit und die Vorurtheile des Adels zu unterdrücken oder nur zu bemänteln. Der Schalk Bartolo ruhte auch nicht, bis er über das Kapitel der Franzöſiſchen Revolution alle die anweſenden Männer in den Harniſch gebracht hatte.

Ha, dieſe Jakobiner! hieß es; die Welt wollen ſie verbeſſern? Herrlicher Anfang, daß ſie Eigenthum und Leben anderer antaſten. Ha! iſt es zu leugnen, daß ſie in Paris zerfleiſchte Köpfe im Triumph umhertragen?

Ja wohl, die Unmenſchen! rief Bartolo; und nur, um es recht kannibaliſch anſchaulich zu machen, — der Adel habe den Kopf verloren.

Freiheit und ewig Freiheit! ſchreit der Pöbel, bemerkte ein anderer. Angeborene Freiheit iſt wahrlich nichts anderes als die allen Menſchen gemeinſame Herrſchſucht. Soll der Staat durch Zügelloſigkeit zu Grunde gehen? Iſt es nicht beſſer, daß man die Herrſchaft einem einzigen übertragen hat, der für uns alle herrſcht und Ordnung erhält? Man muß daher die Volksherrſchaft von Grund aus zerſtören und den Pöbel einer ſtrengen Obergewalt unterwerfen.

Ich bin erſtaunt, ſo jakobiniſche Anſichten unter unſerm Adel verbreitet zu finden! ſagte der Licentiat. Was ſagen Sie? Die allgemeine Herrſchſucht ſei auf einen einzigen übertragen worden? Geben Sie das zu? Ei, darum eben wollen ja die Jakobiner in Paris den guten König hingerichtet wiſſen, weil ſie behaupten, das ganze Uebel des Staats habe ſich in dem Monarchen zuſammengezogen, Ludwig ſei ein Geſchwür der Herrſchſucht. Ja, dann darf ich armer Juriſt nicht mehr von Königsmord ſprechen, ich muß es eine Operation am Staatskörper nennen.

Auf dieſe und ähnliche Weiſe neckte und reizte Bartolo die ergrimmten Adelichen. Man konnte nicht gegen ihn aufkommen, da er durch ſeine Vorbereitungen zur Schrift über die Freiheit gerüſtet genug war, auf dieſem Felde mit Vortheil zu ſtreiten.

Als man ihm vorwarf, daß er einer Volksherrſchaft gewogen ſei, erwiderte er:

Durchaus nicht, meine Gnädigen, ich bin meinem ganzen Naturell nach adelich geſtimmt; denn ich liebe ein ruhiges, behagliches Leben. Volksherrſchaft würde immer friſch, unruhig, vollkräftig ſein, wie die Naturkraft ſich alle Jahre verjüngt. Die erbliche Herrſchaft dagegen iſt dem Genuß viel günſtiger, und zehrt oft in der Gegenwart ſchon alle Kräfte und allen Muth der Zukunft auf. Haben wir nicht Beiſpiele, daß verſchuldete Lehnsgüter die Abkömmlinge der ſtolzeſten Barone zahm und unterwürfig machen? Dafür darf man freilich auch nicht übel nehmen, daß die Zukunft nach und nach faul und abſtändig wird.

Die Rede kam auf die Vorrechte und Vorzüge der Geburt, wobei man ſich ereiferte, daß ſolche von der revolutionären Zeit nicht mehr ſollten anerkannt werden. Daran thut man ſehr unrecht, ſagte der Licentiat. Eigentlich gibt es nur Vorrechte der Geburt und Vorzüge der Bildung. Körperliche und geiſtige Kräfte, Schönheit und Talent, wem haben wir ſie zu verdanken als der Geburt? Man thut aber der neueſten Zeit ganz unrecht, wenn man ſie beſchuldigt, ſie wolle die Vorzüge der Geburt nicht anerkennen. Im Gegentheil will ſie gar keine andern als dieſe Vorzüge anerkannt wiſſen. Sie will allerdings jene Vorrechte der Geburt, nur nicht die Geburt als ein Vorrecht gelten laſſen. Nächſt der Geburt aber gibt die Erziehung beſondere Vorzüge, die ſchon mehr etwas Erbliches an ſich tragen; denn es iſt wol nicht zu beſtreiten, daß Kenntniſſe, Geſchicklichkeiten, Lebensart, ja ſelbſt Geſinnungen mitgetheilt und überliefert werden können. Wie würden ſonſt die oft ſo wunderlichen Vorurtheile mancher Stände und Familien forterben? Ich möchte daher einen doppelten Adel anerkannt wiſſen: den Geburtsadel der Talente und Gaben, und den Erbadel der Erziehung. Dieſer ſetzt jenen voraus; denn wo die Natur nichts gethan hat, bleibt der Erziehung wenig auszubilden übrig. Beide Adelshälften müßten einander ergänzen, was denn oft durch eine Heirath geſchehen könnte. Vom Manne verlange ich mehr die Vorzüge der Geburt, Talente und Kräfte; von der Frau mehr die ſchönen und zarten Gaben der Bildung. Wie herrlich und trefflich würde ſich dann oft eine Verbindung ausnehmen, die man bisher nur eine Misheirath zu nennen beliebt hat, die Verbindung eines talentvollen Bürgerſohns mit einem adelich erzogenen Fräulein. Doch, meine Herrſchaften, das iſt keine neue Idee, und auch auf andere Weiſe kommen ſolche Adelserfriſchungen öfter vor.

Der Marcheſe Malvi ward unruhig, und da er ſeine Tochter dem Licentiaten aufmerkſam zuhören ſah, hob er die Tafel auf und leitete die feierliche Handlung der Verlobung ein. Herren und Frauen, ſobald ſie den Groll über die letzte Aeußerung des Licentiaten verwunden hatten, beſannen ſich auf ausgeſuchte Glückwünſche.

Sechstes Kapitel.

Im Hofe des Schloſſes, auf dem von Blumenbeeten und Lauben umgebenen Platze, war alt und jung aus dem Orte Drappo verſammelt, um das Brautpaar zu erwarten, das die Glückwünſche der Gemeinde anzunehmen geruht hatte. Blumenkränze und ſolche Geſchenke von Werth, welche Dienſtpflichtige ihren Grundherren bei beſtimmten Gelegenheiten zu leiſten hatten, ſollten unter herkömmlichen Sprüchen überreicht werden. Der junge Graf Rivoli hatte ausdrücklich dieſe Feierlichkeit verlangt, weil er es für angemeſſen hielt, in der jetzigen Zeit mehr als je auf all den hergebrachten Leiſtungen zu beſtehen, die eine Unterwürfigkeit des Volks recht feierlich ausdrückten und einprägten. Der Marcheſe aber ſah alles gern, was die ſo ſehnlich gewünſchte und nach betrübenden Vorfällen endlich zu Stande gekommene Verbindung recht öffentlich und unverbrüchlich machte.

Alles war feſttäglich geſchmückt und ſah mit Herzklopfen dem Augenblick entgegen, in welchem das hohe Paar aus dem Schloß treten ſollte. Die verſchiedenen Gaben wurden einſtweilen auf die weiß angeſtrichenen

Bänke niedergelegt, ohne daß die zum Ueberreichen derſelben erwählten Jünglinge und Mädchen ſich weit davon zu entfernen gewagt hätten. Wer einen Spruch zu ſagen hatte, hielt ſich meiſt abſeits und wiederholte für ſich unaufhörlich und in ſichtbarer Angſt die gereimten Worte. Längeres Harren ſpannte doch endlich die Erwartung ab, man ließ ſich nach und nach gehen, plauderte und lachte.

Später Eintreffende erzählten, daß die wunderliche Harfenſpielerin wieder am Felſenbrünnlein ſitze und träume. Sie ſcheint heute viel ruhiger und bei gutem Verſtande zu ſein, behauptete ein älterer Mann. Man ließ ſich nun wieder über die Unbekannte in Vermuthungen und Verwunderung aus. Sie treibt ſich ſeit kurzem in der Gegend umher, äußerte man, und obgleich ſie nicht ſo tolle Streiche macht wie der närriſche Lippo von Villafranca, ſo ſcheint ſie doch auch nicht hell im Kopfe zu ſein. Helfen kann man ihr gar nicht, denn man kriegt niemals von ihr heraus, wo es ihr eigentlich fehlt.

Der Schulmeiſter von Drappo nahm das Wort: Was ich davon halte? Antwort: Ich vermuthe, daß hier eine unglückliche Liebe im Spiel ſei. Warum? Ich antworte: Weil dies die gewöhnlichſte Narrheit bei Frauensperſonen iſt. Wir Männer ſchnappen mit dem Kopfe über, aus Hochmuth und dergleichen, die Weibsleute mit dem Herzen. Aber weiter, Meiſter Chriſtoph! So habe ich denn auch von ihrem Kinde reden hören. Holla, dachte ich, meine lieben Zuhörer, holla, ein Kind! Was iſt ein Kind? Antwort: Ein Kind iſt gleichſam eine

Schleife an einem Bande, an einem Bunde, — Liebesbund, Ehebund und ſo weiter. Und wie vielerlei Kinder gibt es? Ich antworte: Zweierlei, nämlich Kinder ohne Liebe, und Liebe ohne Kinder.

Liebe ohne Kinder? Ei, das ſind ja gar keine Kinder, Herr Schulmeiſter, fiel eine junge Dirne ein.

Was, du Naſeweis! erwiderte er. Willſt du den Schulmeiſter belehren? Schweig! Wo ſteht mir denn nun das Concept? Ja ſo, Meiſter Chriſtoph! Alſo hört! Liebe ohne Kinder iſt nicht ſo ſchlimm, als Kinder ohne Liebe; denn der Fall tritt ein, daß ſich alte Liebe erfriſcht. Und bläſt man nun, um wie unſer Herr Chriſtus in Gleichniſſen zu reden, die Aſche von den Kohlen, huh, da gibt's eine neue Glut, und eine Verſöhnung hat ſchon oft Wunder gethan. Aber Kinder ohne Liebe, worauf deuten ſie? Antwort: Auf ein zerriſſenes Band. Die Schleife bleibt dann gewöhnlich an der Mutter hängen, und der Vater flattert fort, kahl oder höchſtens mit einem Stümpfchen Band, das ſo nach und nach abgefädelt wird. Ob dies nun auch bei obbeſagter Harfeniſtin der Fall iſt? Ich antworte . . .

Laßt doch jetzt die Kinderlehre aus ſein, Herr Schulmeiſter, verſetzte wieder jene lebhafte Dirne.

Du . . . erwiderte der Schulmeiſter; höre, ſage doch einen ſchönen Gruß zu Hauſe an deinen Vater, von wegen der letzten Palmſonntagseier, die noch zurückſtehen; auch iſt das Schulgeld vom letzten Quartal für deinen kleinen Bruder fällig. Haſt du's verſtanden?

Man lachte den Schulmeiſter und die Dirne aus, und ſprach von dem herrlichen Geſang der Unbekannten.

Wenn etwas mit ihr anzufangen wäre, bemerkte der alte Giacomo aus dem Schloſſe, ſo ſollte man ſie hierherbringen und ſingen laſſen, wenn die Herrſchaften herunterkommen. Unſer gnädiges Fräulein liebt gewaltig die Muſik, und der hochgeborene Herr Graf iſt ſelbſt muſikaliſch und thut der Geige manchmal Gewalt an.

Seht, da kommt Cola und bringt ſie wahrhaftig mit, Ihr habt einerlei Gedanken gehabt, Giacomo! Ihr habt eine arme Seele erlöſt! riefen etliche aus.

Wirklich führte Cola jetzt Brigitta in den Hof herein. Er ſelbſt trug ihre Harfe. Alles trat ſtumm auseinander, und ſah die unglückliche Frau mit ſcheuen Augen an. Es war, als ob eine ſchwarze Wolke heraufzöge, ſo verſchwand auf einmal aller Sonnenſchein der Fröhlichkeit, und eine Ahnung von Unglück ergriff alle Herzen.

Die hochedle Dame da will die Herrſchaften mit einem ſchönen Lied überraſchen, ſprach Cola; ſie will dem Brautpaar ein Hochzeitlied zum Geſchenk bringen.

Alles ſchwieg. Brigitta ſah den Bettler mit unruhiger Aufmerkſamkeit an. Er fuhr mit geheimnißvoller Miene fort: Es ſind Angehörige der edeln Frau unter den Gäſten droben. Kennt ihr, liebe Nachbarn, nicht einen gewiſſen Vincenzo Sormano? Iſt er wol im Schloſſe?

Ein ſchöner, großer Mann mit ſchwarzen, muthigen Augen, fiel Brigitta haſtig ein. Iſt er droben?

Ich meine, einen ſolchen geſehen zu haben, verſetzte ein junger Burſche.

Was, geſehen? Ich habe ihm die Schuhe abgeſtäubt auf dem Vorplatze, verſicherte Giacomo.

Seht Ihr, ſeht Ihr, Gnädige, ich wußte es ja wohl. Nun, ſo ſeid denn ſo gut und kommt her! Setzt Euch in die Laube, ſtimmt Euere Harfe, und haltet Euch ganz ruhig, bis ich Euch ein Zeichen gebe, wenn die Herrſchaften da ſind.

Cola brachte ſie mit dieſen Worten in die Laube, und empfahl mit bedeutſamen Winken den Umſtehenden, ſich entfernt zu halten, und die Unbekannte ruhig zu laſſen. Dann eilte er nach dem Dorfe, um verabredetermaßen den Freiherrn Moritz zum feſtlichen Vorgang abzuholen.

Moritz, der ſchon herankam, miſchte ſich unter die Anweſenden, und unterhielt ſich mit ältern Männern der Gemeinde. Er ſprach von der Liebenswürdigkeit der Braut, die er auch einmal zu ſehen gekommen ſei, und von ihrer ſchweren Krankheit.

Ja, hieß es, ſie hat lange in Todesgefahr geſchwebt und den Herrn Marcheſe, ſowie den jungen Graf in großer Angſt und Sorge gehalten. Dieſe beiden waren freilich die nächſten Angehörigen, aber wir alle waren nicht weniger bekümmert. Wenn wir nur etwas für ſie hätten thun können! Wir haben gar oft ebenſo wenig geſchlafen, als diejenigen, die abwechſelnd bei ihr wachten, wie der Herr Marcheſe, der junge Herr Graf mit einer Wartfrau, der Herr Abt von Caluſo mit Petronella, und wer noch ſonſt zugelaſſen wurde; denn für uns gemeine Leute ſchickte es ſich nicht, ſo gern wir's gethan hätten; wir konnten blos nicht ſchlafen, ohne daß wir juſt wachen durften.

Unvermuthet kam aus einer Seitenthür des Schloſſes der Licentiat Bartolo, und ſah auch den Baron gleich aus dem Haufen der Landleute heraus. Lachend zog er ihn beiſeite mit den Worten:

Ich habe mich weggeſtohlen, es war nicht mehr zum Aushalten. Das Mittageſſen war ſo übel nicht, aber die Unterhaltung ganz ungeſalzen. Nein, ſolch adeliches Gerede will ich den Juden zu ihren ungeſäuerten Oſterkuchen gönnen. Ich bin als Conſulent des Marcheſe zum Verlobungsgeſchäft gezogen worden und, mit Reſpect zu ſagen, wie eine Sau ins Judenhaus gerathen; aber es war mir doch intereſſant, den Bräutigam kennen zu lernen, obſchon ich wenig Intereſſantes an ihm gefunden habe. Indeß iſt der junge Mann hiſtoriſch. Kennen Sie ſchon den berüchtigten Vorfall im Schloſſe Valentin zu Turin?

Moritz verneinte, und Bartolo fuhr, lebhaft auf- und niederſchreitend, fort:

O, das iſt eine ganz verfluchte Geſchichte. Es iſt nur ein Hofgeheimniß, aber ich bin dennoch nicht recht dahintergekommen. Der Marcheſe und der Graf ſchweigen darüber aus begreiflichen Gründen, und ein guter Freund im Schloſſe drinnen konnte mir nur das Allgemeinſte ſagen, was er in Turin gehört hatte. Sie kennen ja den Betbruder Artois? Nun dieſer Bruder Liederlich hatte, als der Marcheſe und Blanca in Turin waren, Geſchmack am Fräulein gefunden. Dieſer Geſchmack, unbefriedigt, wie ſich von ſelbſt verſteht, war zu einem Heißhunger geworden. Im Einverſtändniß mit einer Muhme des Fräuleins, einer Gräfin Bens de Cavour, war ein Feſt im Schloſſe Valentin angeordnet worden. Da war denn alles gepaart, im Comparativ berauſcht und im Superlativ ausgelaſſen. Der Prinz findet, als die Dämmerung hereingebrochen iſt, das müde Fräulein, von der gräflichen Muhme wahrſcheinlich zu traulichem Ausruhen eingeladen, in einem entfernten Zimmer in den Armen der Muhme. Der Prinz, verwöhnt und verwegen, will im ſummariſchen Proceß verfahren, es lief aber wider Verhoffen ab.

Rivoli nämlich, als junger eiferſüchtiger Bewerber, mochte bereits Verdacht geſchöpft und die betheiligten Perſonen im Auge behalten haben, genug, auf den erſten Schreckensruf der Geliebten ſtürzt er ins Zimmer, und entzieht ſie der Beleidigung des Prinzen. Was nun aber zwiſchen dieſem und dem jungen Grafen vorgefallen, hat mein Freund noch nicht herausgebracht. Indeß muß Rivoli ſich doch wacker und ehrenvoll benommen haben, denn er wurde zu formeller Satisfaction für den Prinzen vom Hofe verbannt. Dies geſchah auch dem Marcheſe, der noch denſelben Abend, entrüſtet über die Mishandlung ſeiner Tochter, den Prinzen mit den bitterſten Vorwürfen abgefertigt haben ſoll. Der König war ſehr unzufrieden über dieſe Geſchichte, wie überhaupt mit der Aufführung ſeines Schwiegerſohns, und rieth ihm, nach Koblenz zu gehen, was der Prinz denn auch bald darauf gethan hat. Sehen Sie, Herr Baron, fuhr Bartolo fort, aus dieſer faulen und ſchlechten Geſchichte iſt nun der heutige Feſttag wie eine würzhafte Melone in Modererde erwachſen; denn einmal hat jener Schreckensvorfall den erſten Grund zu der jüngſten Krankheit des Fräuleins gelegt, dann aber auch die Bewerbungen des hochmüthigen Gräfleins um Blanca's Hand begünſtigt.

Mein Gott, die Dankbarkeit iſt ja eine uralte Brüthenne des Küchleins Liebe. Ich gönne dem gräflichen Hochmuthspinſel die liebenswürdige Braut nicht, obſchon ich ihm einige gute Einfälle zu meinem Werkchen über die Freiheit zu verdanken habe.

Eben traten Braut und Bräutigam aus dem Schloſſe; die ganze Geſellſchaft folgte ihnen nach. Moritz und Bartolo traten hinter eine Jasminhecke, um nicht in die Augen zu fallen. Ein wiederholtes Lebehoch begrüßte das herannahende Paar, worauf die Mädchen und Jünglinge vortraten, ihre Sprüche herauslispelten und ſtotterten, und die Brautgeſchenke überreichten.

Beim Anblick ihrer ehemaligen Geſpielen, als Wiedergeneſene noch reizbar, ahnungsvoll als Braut, wurde Blanca von ihren Empfindungen überwältigt. Sie fiel, den Geſchmack ihres Bräutigams vergeſſend, den Mädchen um den Hals, und weinte laut und heftig. Beſorgt und ungehalten eilte Rivoli hinzu, bat, daß ſie ſich ſchonen möchte, konnte aber auch den leiſen Vorwurf nicht unterdrücken, daß ſie öffentlich die Bauerdirnen umarme. Eine große Stille war darüber entſtanden, und Cola benutzte den Augenblick, um der Sängerin in der Laube ein Zeichen zu geben.

Das Säuſeln des Inſtruments überraſchte auch die, welchen die Anweſenheit der Sängerin bekannt war; die zarte und volle Stimme aber, die nun erklang, ſetzte beſonders die Geſellſchaft des Marcheſe in Verwunderung. Niemand aber wagte an die Laube zu treten, ſondern einer ſah den andern für den Urheber dieſer angenehmen Ueberraſchung an.

Während des Uebergangsſpiels zur zweiten Strophe trat Blanca an ihren Bräutigam heran, und indem ſie zu ihm auflächelte, ſagte ſie: O wie ſchön haſt du das gemacht, mein Guido! Ich danke dir, mein Lieber. Iſt es nicht, als ob eine Nachtigall aus jener Laube ſchmetterte? Ja, die Nachtigall fehlte noch in der Zeit unſerer Roſen. Aber mein Gott, du biſt unruhig, Guido? Was iſt denn?

Ohne zu antworten, war er bald gegen die Laube gerichtet, bald ſah er heftig und mistrauiſch die Umſtehenden an. Es war ſo ſtill, daß man einige gerührte Perſonen aufathmen hörte.

In dieſem Augenblick brach Stimme und Harfe in jähem Miston ab, und Brigitta ſtürzte mit dem Ausruf hervor: Wo iſt er aber? Kennſt du meine Stimme nicht mehr, Vincenzo?

Sie ſuchte mit wildem Blick unter den Anweſenden.

Wer iſt die Perſon? Woher kommt ſie? fragte der Marcheſe.

Cola, der ſich in die Nähe geſchlichen hatte, antwortete raſch und laut: Es iſt eine arme Frau, die ſo im Lande umherzieht und für Geld ſpielt, eine gar Unglückliche.

Eben ſtand ſie vor dem Bräutigam, der leichenbleich ausſah. Wie athemlos ſtarrte ſie ihn eine Weile an. Ihre Gedanken, vorher ungeſtüm auf Vincenzo gerichtet, ſchienen bei dieſem unerwarteten Anblick des Bruders anzuprallen, zu wirbeln, überzuſchlagen. Guido! rief ſie endlich dreimal ſchreiend, aber mit wechſelndem Ton des Erkennens, der Freude, des Schrecks aus. O mein

Bruder, Bruder, Bruder! Im Ton dieſer Worte lag eine Welt voll Vorwurf, Klage und Jammer. Sie ſank, ſeine Knie zu umfaſſen, vor ihm nieder.

O mein Gott, die Gräfin Porzia! In der That! rief halblaut der Abt von Caluſo, und die Geſellſchaft des Marcheſe gerieth in Bewegung und Verlegenheit, da man zwar nicht die Sängerin, wohl aber die anſtößige Geſchichte der Gräfin Porzia kannte.

Rivoli entwand ſich den Armen der Niederſinkenden. Wer hat mir dies gethan? fragte er mit Wuth umherblickend. Gegen Brigitta aber zürnte er: Unverſchämte! Ich kenne dich nicht! Was haſt du mit dem Grafen Rivoli! Bettlerin! Hebe dich weg von hier. Eile, daß du fort von hier kommſt!

Der Marcheſe hatte bereits ſeine wankende Tochter umfaßt, und führte ſie nach dem Schloſſe. Rivoli eilte nach, und mehrere aus der Geſellſchaft folgten ihm; andere entfernten ſich verſtohlen; die Bauern ſtanden re[illegible]ngslos. Endlich erhob ſich Brigitta, verzagt und v[illegible]rt. Sie faltete langſam, wie zum Beten, ihre [illegible] vor der Bruſt und ſeufzte, indem ſie ſich furcht[illegible]ückwärts bewegte: O Gott, ſei mir gnädig! Auch [illegible] Bruder? Heilige Maria! War's denn nicht Guido? [illegible]o bin ich verworfen! Tief, tief, o ſo tief! Reicht [illegible] Hand nicht ſo weit herab, mein Bruder, mich zu faſſen? Tritt nach mir, Guido! Iſt denn keine Berührung mehr unter uns? Hat die Natur ſchon aufgehört? Hütet euch, ihr guten Leute; haltet euch, haltet euch feſt! Es wankt die Welt! Jetzt bricht ſie ein! O, wer hält mich? Vincenzo, hilf! Vincenzo Sormano!

Ihr Haar war aufgegangen; ſie rannte wankend wie eine Wahnſinnige aus dem Schloßhofe fort. Mit raſchen Schritten folgte ihr Moritz, dieſem der Licentiat und Cola. Laufend erreichten ſie die Unglückliche, und brachten ſie mit Mühe zur Beſinnung. Als ſie Moritz erkannte, bedeckte ſie mit beiden Händen ihr Angeſicht und ſank weinend in die Knie. War's denn Guido, mein Bruder? rief ſie in einem Augenblick klarer Erinnerung. O, welche Schmach!

Ich werde mich Ihrer annehmen, Gräfin! ſprach Moritz feſt und feierlich. Jetzt aber faſſen Sie ſich und gehen mit uns.

So ließ ſie ſich bewegen und ging mit Cola nach Nizza voraus. Moritz und der Licentiat folgten eine Strecke hinter ihnen nach.

Siebentes Kapitel.

Bald nachdem die unglückliche Frau, in ihr früheres Stübchen wieder eingekehrt, von Agneſe liebevoll gepflegt ward, umſchlichen ſich beide Gatten mit der Miene ganz beſonderer Anliegen auf dem Herzen. Die beiderſeitigen Mittheilungen ſchienen aber ſehr verſchieden auf die Gemüthsſtimmung zu wirken, ſodaß die Miene des einen zur Stimmung des andern nicht paßte, und alſo beiden die Annäherung und Mittheilung erſchwert war.

Agneſe, wiewol ſeit dieſen Tagen öftern Anwandlungen leichten Unwohlſeins unterworfen, ſah heiter, vergnügt, ja zuweilen ſchalkhaft aus, und ſchien nur an dem unruhigen, gedankenvollen Weſen ihres Moritz Anſtoß zu nehmen. Dieſem dagegen wollte eben die fröhliche Miene Agneſe's kein rechtes Vertrauen abgewinnen. Er erſchrak, wenn ſie kam, und ſie ſchien doch jetzt öfter als früher ſich ihm zu nähern. Er wollte ſie aufhalten, wenn ſie ſich entfernte, und ſie ging immer in der Hoffnung, ihn nach einem Viertelſtündchen aufgeräumter anzutreffen. Einigemal rückten ſie einander näher, aber jedesmal wurden ſie von dem Licentiaten Bartolo unterbrochen, der mit dem Baron heimlich zu ſprechen kam.

Doch hatte Agneſe hundert kleine Vorwände, immer wieder zu kommen. Diesmal berichtete ſie über Brigitta, indem ſie beklagte, die unglückliche Frau ſei fortwährend ſtumm und ſtill, und rühre kaum die unentbehrlichſte Speiſe an. Heute habe ſie endlich zum erſten mal in die Saiten der Harfe gegriffen. Aber ich konnte es nicht anhören, ſetzte ſie hinzu, es war kein Zuſammenhang im Spiel; nur einzelne Accorde, die keine Verwandtſchaft zueinander hatten, heftig und haſtig gegriffen, beunruhigten das Ohr und zerriſſen mit öftern Misklängen das Herz. Es kam mir vor, wie denn die Phantaſie oft ſeltſame Vorſtellungen hat, als ob in ſtiller Nacht Gefangene haſtig an ihren Ketten riſſen und feilten, um die Flucht zu ergreifen.

Wir müſſen wohl Acht auf ſie haben, erwiderte Moritz, damit wir ſie vor gefährlichen Unternehmungen behüten. Sollte ſie noch tiefſinniger werden, ſo müſſen wir auf eine andere Unterkunft für ſie bedacht ſein. Bleibe du indeß von ihr weg, Agneſe! Wozu dieſe niederſchlagenden Empfindungen, die ſie dir immer erregt?

Freilich, bei meiner jetzigen Reizbarkeit. Sie hielt hocherröthend inne.

Abermal kam der Licentiat, und Agneſe entfernte ſich auf einen bittenden Blick des Gemahls, aber beinahe ärgerlich über dieſe wiederholte Störung.

Angenommen, Herr Baron! flüſterte mit bedeutender Miene Bartolo, und Moritz athmete auf. Alſo morgen früh! Und wo? fragte er.

Der Graf Rivoli hat die Cascaden oberhalb dem Schloß St.-Andreas beſtimmt. Der Ort wäre einſam, meinte er, und die Gewitterregen hätten die Paillonſtürze etwas rauſchend gemacht. Dies Geräuſch würde die Gedanken ein wenig betäuben und die Schüſſe verſchlucken.

Alſo auf Piſtolen? fragte Moritz, und Bartolo bejahte. In Gottes Namen! ſagte der Baron ganz heiter.

Der Licentiat verwunderte ſich, den Baron jetzt munterer als vorher zu ſehen. Es iſt entſchieden, erwiderte Moritz, und das erleichtert mich. Nun die Sache nicht mehr zu ändern iſt, erſcheint ſie mir viel rechtmäßiger. Mein Gefühl war nicht zweifelhaft, aber die zögernde Ueberlegung des Grafen rückte mir die Rückſichten auf die Lage der Meinigen in dieſem fremden Lande näher. Nun iſt die Herausforderung angenommen, und mir bleibt nur die eine Rückſicht, die der Ehre. Für die Meinigen werde ich das Mögliche thun.

Der Graf Rivoli ſchien nicht gleich den Grund zu einem Zweikampfe zu finden, nicht das Recht des Herrn Barons zu begreifen, ſagte Bartolo mit einer Miene, die ſeine eigenen Zweifel und Verwunderung verrieth.

Nicht zu finden, nicht zu begreifen? fuhr Moritz auf. O nein! Ein ſolches Herz fühlt es freilich nicht. Was? Hat euer piemonteſiſches Geſetzbuch eine Klage für ſolches Unrecht, für ſolche Mishandlung? In welchem Kapitel findet eine Verlaſſene, Umirrende Schutz gegen die Verfolgung einer mächtigen Familie, gegen den frevelnden Uebermuth eines adelichen Bruders? Welche Strafen ſind denn auf Entäußerung der Menſchlichkeit, auf Ablegung aller heiligen Sitte, auf Entwürdigung des Unglücks geſetzt? Sagt mir das, und dann will ich vor Gericht klagen, ſtatt unter freiem Himmel zu richten. Oder hat der Graf ſonſt Anſtand genommen? Hat er gezweifelt, ob ich von Adel ſei? Freilich, wenn er mich nach dem Maßſtab ſeines adelichen Handelns meſſen will! Nicht begreifen!

Nur ruhig, liebwertheſter Herr Baron! ſagte Bartolo, und ſehen Sie mich nicht ſo beißend an, als ob Sie, gegen Rivoli eifernd, mir ſelbſt verblümterweiſe den Leviten leſen wollten. Ich ehre die Deutſchen und halte ſie hoch, wie Euer Hochwohlgeboren längſt wiſſen, und was Sie eben zu thun entſchloſſen ſind, iſt ja wahrhaftig deutſch von der feinſten Sorte. Die Deutſchen, ich weiß es aus meinen alten genealogiſchen Studien, haben uraltadelich Blut noch aus jenen frommen Zeiten her, da es verzauberte Prinzeſſinnen und entſetzliche Lindwürmer gab. Und aus jener uralten Zeit her liegen in dieſem altadelichen Blute noch uralte Vorurtheile, — Verzeihung! Vorzüge, Vorzüge hatte ich die Intention zu ſagen. Nun, und wenn ich ſelbſt Vorurtheile geſagt hätte, ſo müßten wir Unadeliche in ſolchen nur eine kleine Begünſtigung, oder beſſer geſagt, eine Art von Schadloshaltung, von Compenſation erblicken; indem die Weltgeſchichte an ſolchen Vorurtheilen einige Feſſeln auch den Freiherren zugedacht hätte, denen ſie in andern Stücken ganz annehmliche Erleichterungen und Vorrechte zugewendet hat. Ja, Herr Baron, es iſt mir von abſonderlicher Bedeutung, was Sie morgen thun wollen, und wird mir Stoff zu einem ganz eigenen Kapitel in meinem Werk über die Freiheit geben.

Gehen Sie mir zum Teufel! rief Moritz entrüſtet aus. Sie Sklave Ihrer unnützen Feder! Packen Sie ſich jetzt mit Gott nach Hauſe und notiren Sie Ihre Bemerkungen, aber morgen früh erſcheinen Sie mir zur rechten Zeit als Secundant!

Auf dieſe Worte empfahl ſich Bartolo lachend, und Moritz ſank in ſein unruhiges Nachdenken zurück. Er erwog die Wechſelfälle des Zweikampfes, daß er entweder ſelbſt bleiben oder den Grafen tödten würde. Wie ſollte er, auf erſtern Fall, für ſeine Familie ſorgen, wie, im andern, ſie und ſich vor den Verfolgungen des Geſetzes und der Behörde ſichern? Er mußte für den Fall des Siegens Anſtalten zur Flucht auf franzöſiſches oder genueſiſches Gebiet treffen, für den Fall des Unterliegens aber Rückſprache mit ſeiner Gemahlin nehmen. Er glaubte überzeugt zu ſein, daß ſie ſeinen Ehrenkampf billigen werde; er traute ihr Muth und Faſſung für den unglücklichſten Ausgang zu. Sie hatte ſich ja bei ſeiner Erzählung der Mishandlung, die Brigitta widerfahren war, in einer Weiſe ausgeſprochen, die ein ſolches Vertrauen rechtfertigte. Ihr empörtes Mitgefühl hatte ihn ſogar für die Herausforderung erſt recht entſchieden und beſtärkt.

Indem Agneſe nun wie gerufen wieder zu ihm hereintrat, ging er ihr mit heiterer Faſſung entgegen, und ſuchte das Geſpräch einzulenken. Dieſen günſtigen Augenblick wollte Agneſe nicht vorüberlaſſen, um endlich ihre ſtille Herzensangelegenheit vorzubringen. Verlegen jedoch, wie ſie um die rechten Worte war, das Heimlichſte mitzutheilen, achtete ſie nicht auf die taſtenden

Worte des Gemahls, der, wie ſie ſelbſt, mit ſeinem Anliegen halb errathen ſein wollte. Sie lehnte ſich auf ſeine Schulter, ſie drängte ſich auf ſeinen Schos; ihr Herz klopfte, ſie hielt ihm mit den Händchen die Augen zu, und brachte mehrmals die heißen Lippen an ſein Ohr, um hineinzuflüſtern, zog aber jedesmal wieder kichernd zurück und ſchämte ſich dann auch wieder ihres kindiſchen Betragens.

Aber, wer kann ſagen, wie zuletzt Moritz das Unerwartetſte erfuhr? Es waren nicht eigentlich Worte; Blicke waren es, glühende Wangen, lächelnde, bebende Lippen, eine plötzliche Ahnung, die zuſammen ihm verkündeten, daß er endlich allen Anzeichen nach — Vater ſei.

Das wunderſame Errathen durchzuckte ihn mit einem neuen Wonneſchauer. Es gibt im Leben ſolche Minuten einer ungetrübten Allgenüge, in welchen, möchte man ſagen, dem Menſchen ein Tropfen Seligkeit zu ſchlürfen gereicht wird, daß er in einem einzigen Augenblick den Umfang der Ewigkeit fühlt. Fragend erwacht er dann aus ſeiner Verzückung und — Frage auf Frage ſtürmte nun auch von Moritz' Lippe. Den unendlichen Werth eines hohen Gefühls wünſchte er zu zählen und auszuprägen. Mit welcher Luſt antwortete ihm Agneſe auf ſeine Fragen! Wie leicht ward es ihr, das wieder und wieder auszuſprechen, wozu ſie ungefragt keine Worte hatte finden können! Auch der Arzt, ſagte ſie zuletzt, dem es meine Mutter ausgeplaudert, beſtätigt unſere Hoffnung; er läßt mich warnen, ja vor allen heftigen Bewegungen des Körpers und des Gemüths auf meiner Hut zu ſein.

„Dann erſchrick nicht, wenn morgen früh deines Mannes Leiche ins Haus gebracht wird!“ Dieſer Gedanke durchblitzte die Seele des Barons, und er fiel jäh aus dem Himmel ſeines Glücks herab. Geſchäftig malte ihm die Phantaſie die vielfältige Noth und Rathloſigkeit ſeiner Gemahlin und Mutter vor. Durfte er nun noch mit ſeiner innig heitern Agneſe ſein Vorhaben beſprechen? Er konnte es nicht. Sollte er ſeine Ausforderung zurücknehmen? Dieſer Gedanke empörte ſein Ehrgefühl. Bald war er geneigt zu glauben, die Sache würde unbeſchadet der Ehre einen glücklichen Ausgang nehmen, und er wollte darum ſeine Gemahlin auch keinen Augenblick beunruhigen. Dann aber dachte er wieder der erſten unglücklichen Ahnung, die ihn durchblitzt hatte, und eine unſagliche Blutgier regte ſich in ſeinem Innerſten. Er wollte ſeinem Gegner auflauern, ihn erlegen, ſich retten, wie er nur könnte. Doch ebenſo ſchnell trat ein edler Zorn dieſe giftige Aufwallung nieder. Solche Gedanken und noch hundert andere Empfindungen ſtürmten mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit in ſeiner Seele und ſchienen nur der Verzweiflung Platz machen zu wollen. Er ſtürzte fort, aus dem Zimmer, aus dem Hauſe, aus der Stadt.

Lächelnd ſah ihm Agneſe nach; ſie hielt es für ein Ueberwallen der Vaterfreude. Flattere nur hin, trunkener Vogel! dachte ſie, ich halte dich wol an einem ſüßen Bande feſt! Sie erwog, wie viel ſie nunmehr ihrem Moritz werther ſein müſſe; ſie träumte von ungetrübten Tagen der Zukunft, von einem herrlichen Gebäude des Glücks.

Indeß eilte, die Hitze des Tags nicht achtend, Moritz geradeswegs nach Drappo. Ein dunkles Verlangen trieb oder führte ihn vielmehr nach der Wohnung des Pfarrers Briani. Er hatte gleich bei ſeinem erſten Beſuch ein ungewöhnliches Vertrauen zu dem edeln Greis gefaßt. Nun fand er ihn wieder in derſelben friedlichen Stube heiter auf dem Polſterſitz. Er warf ſich an die kranke Bruſt des Geiſtlichen, und ſein verzweiflungsvolles Gefühl ward laut, wie eine trübrollende Woge brauſt, indem ſie ſich bricht. Mit wenigen, aber höchſt lebendigen Worten zog er den verwunderten Greis in ſeinen verworrenen, troſtloſen Zuſtand herüber.

Briani, von der heftigen Bewegung und noch mehr von dem Vorhaben des Freiherrn überraſcht, ſchien doch eben nicht darüber betroffen zu ſein; wenigſtens lag in der lebhaften Misbilligung, die er über Rivoli's hochmüthiges Betragen ausſprach, eine gewiſſe Hochachtung gegen die Geſinnung des Barons. Als Geiſtlicher mußte er jedoch den Zweikampf unbedingt verwerfen. Moritz wies den religiöſen Geſichtspunkt ebenſo entſchieden zurück, indem er ſagte: Nennen Sie mein Vorhaben Sünde, nennen Sie es Thorheit; aber bedenken Sie, daß gefordert, und daß die Forderung angenommen iſt. Legen Sie vor einem Fremdling, wie ich bin, den Geiſtlichen auf einige Augenblicke ab, und rathen Sie als Freund.

So bedenken Sie die nähern Pflichten gegen Ihre Gemahlin, gegen die neue Hoffnung Ihres Stammes, ſagte Briani.

Nähere wohl, aber höhere gewiß nicht, als die Pflichten der Ehre, antwortete Moritz. Eben um dieſes

Stammes willen muß ich nun auch ſelbſt den Schatten des Schimpflichen von mir abwehren. Und wenn ich ihn auch niemals ſehen werde, dieſen lange erſehnten Sprößling, das Erbe der Ehre ſoll ihm unverkümmert überkommen. Hierin verlange ich Ihren Rath nicht, ehrwürdiger Freund; ich kann nicht anders, als ich morgen früh muß und will. Nur darin helfen Sie mir, wie ich meine Gemahlin behüte, wie ich für ſie ſorge, hier, wo ich keinen Freund habe.

O mein Gott, was iſt das für eine Ehre, die Ihnen die Hände bindet mitten unter Ihren ſüßeſten Pflichten, Ihnen die Kehle zuſchnürt vor Ihren ſchönſten Hoffnungen! rief Briani. O, wie betrübt mich dieſe Noth eines edeln Mannes! Wenn ich die Maſſe der Menſchen anſehe, die ihr ganzes Leben hindurch ringen und rennen, ſcharren und ſchanzen müſſen, nur um elend zu wohnen, ſich ärmlich zu kleiden und nothdürftig zu eſſen, deren Geiſt nie frei wird aus dem Frohndienſt für die armſeligſten Bedürfniſſe des Körpers, ſo beklage ich das Los der Menſchheit hienieden. Wenn ich dann wieder die Reichen und Vornehmen betrachte, für deren Bedürfniſſe überflüſſig geſorgt iſt, und die nun mit ihrer freien Seele nur auf neue Bedürfniſſe hinarbeiten, um verächtlichen Gelüſten fort und fort dienſtbar zu ſein, ſo beklage oder belache ich die Thorheit unſers Geſchlechts. Aber was ſoll ich ſagen, wenn ich auch die Edelſten nicht frei werden ſehe von Wahn und Vorurtheil? Ein Band um das andere löſen oder brechen wir, um ebenſo viel neue Feſſeln wieder anzulegen, und das heißt — leben. Iſt denn das Leben wirklich nur ein Tanz aus fallenden in fangende Ketten? Doch mit Betrachtung wird uns nicht geholfen; handeln, handeln ſoll ich. Je nun, ich könnte nach dem Schloß gehen und den Graf zur Erkenntniß ſeiner Schmach bringen. Hätten Sie keine Genugthuung an ſolcher Reue und Beſchämung?

Nein, beſter Mann! verſetzte Moritz; ſeine Reue, ſeine Scham geben mir ja meine Herausforderung nicht zurück. Ich ſelbſt kann Sie nicht zum Grafen ſchicken, ſonſt bettelte ich ja um mein Leben, nachdem ich das ſeinige verlangt habe. Nein, fallen oder tödten, eins von beiden kann ich nur. Was bleibt mir aber in dem einen, was in dem andern Fall zu thun? Oder was rathen Sie nur für den erſten Fall, denn Rivoli wird nicht bleiben, ich werde fallen.

Moritz ſagte dies mit einer Zuverſicht, daß Briani erſchrak und erblaßte.

Ja, mein Freund, fuhr Moritz fort. Ich könnte mich deshalb auf meine Ahnung berufen; aber Sie werden ſagen, Ahnungen ſeien oft nur verſteckte Aengſtlichkeiten. Gut! So erkennen Sie alſo den großen Wink des Verhängniſſes, das in meiner ſeltſamen Lage ſich zu erkennen gibt. Seit Jahren iſt es mein heißeſter Wunſch, Nachkommenſchaft zu haben. Ich hoffe vergebens, und mein ſonſt ſo ſchönes Glück iſt getrübt. Endlich lächelt unter dem Ruf zur Todesgefahr mich die Hoffnung an. Sehen Sie nicht deutlich den Fingerzeig des Verhängniſſes, das für einen Sohn ſorgt, weil es den Vater dem Tode geweiht hat? Natur und Schickſal haben eine wunderbare Fürſorge und Haushaltung. Wie die bildende Kraft im menſchlichen Körper, wenn ein Gebein unheilbar erkrankt, oft neben dem abſterbenden ein neues treibt, ſo wächſt im Verborgenen ein Erbe meines Namens von der Stunde an, in welcher meine Beſtimmung mich in das Todesnetz zieht.

Um des Himmels willen, rief Briani, geben Sie ſich ſolchen Träumen nicht hin, die mit keiner vernünftigen Zurede zu widerlegen ſind.

O, ich bin ſo ſicher in dieſem Gefühl, betheuerte Moritz, daß, wäre ich meinem eigenen Herzen nicht ſchuldig, für meine Agneſe zu ſorgen, ich ſie unbedenklich der Zukunft überlaſſen könnte; denn es iſt eine höhere Beſtimmung mit ihr und mit ihrer Hoffnung. In dieſer Beruhigung werde ich dem entgegengehen, was mir bevorſteht.

Nein, nun muß ich Ihnen noch einen Vorſchlag thun, ſagte Briani. Sie ſind durchaus nicht in der freien Gemüthsfaſſung, um in den Kampf zu gehen. Verſchieben Sie die Sache um ein Kurzes! Sorgen Sie mit Muße für die Ihrigen, und warten Sie für ſich ſelbſt jene Ruhe ab, ohne welche Sie keinen ganz freien Entſchluß faſſen, wenigſtens eines gefährlichen Augenblicks nicht Herr werden können. Gewiß iſt auch der Graf, als Bräutigam, zur Verſöhnung geneigt. Reden Sie morgen früh auf dem Platze ſelbſt mit ihm, der Augenblick der Gefahr wird den übermüthigen Jüngling gefällig machen.

Moritz war nahe daran, ganz entrüſtet über dieſen Vorſchlag zu werden, und den wohlmeinenden Greis zu verlaſſen, der freilich in die Anſicht und Stimmung des Freiherrn nicht recht eingehen konnte. So aufgeregt und haſtig aber auch der Baron Moritz war, verlor doch Briani die Geduld nicht, ſondern zeigte ſeine ſchöne Menſchenfreundlichkeit in dem Vorſchlag, den er endlich dem Baron that, als er ſah, daß dieſer von ſeinem Vorhaben durchaus nicht abzubringen war. Suchen Sie unter einem guten Vorwand Ihre Gemahlin hierherzubringen, ſagte er, und laſſen Sie ſolche während Ihres bedenklichen Ganges bei mir; richten Sie es aber ein, daß ich ſchnell von dem Ausgang des Kampfes unterrichtet werde. Ich hoffe noch das Beſte, und geht es gut aus, ſo ſchweigen wir ganz von dem Vorfall. Iſt aber ein Unglück beſtimmt, ſo werde ich auf den erſten Wink davon die gute Frau darauf vorbereiten und damit bekannt machen, werde ſie aufrichten und halten, für ihr Bleiben oder Fortkommen ſorgen, kurz thun, was die Umſtände verlangen, und was ich noch bis zu meinem letzten Athemzug zu thun vermag.

Gerührt umarmte Moritz den ehrwürdigen Greis. Man beſprach das Nähere und Einzelne, und mit heiterer Stirn und muthiger Faſſung kehrte der Baron nach Nizza zurück.

Achtes Kapitel.

Auch der junge Graf Rivoli hatte die letzten Tage in peinigenden Empfindungen zugebracht. Er konnte die Beſchämung, die ihm vor dem Adel und den Bauern geſchehen war, nicht verwinden, und da er das Ereigniß nicht für zufällig hielt, ſann er rachſüchtig dem Urheber dieſer Beleidigung nach. Nun mußte er zu ſeinem Erſtaunen noch an ſeiner Braut und an dem Marcheſe Kälte und Misbilligung erfahren. Er ſuchte ſich zu rechtfertigen und ſeine Empfindungen, ſeine Entrüſtung über eine ſo misrathene Schweſter geltend zu machen, wobei er ſich in manchem Betracht hart und heftig ausließ. Der Marcheſe, um ſeinen Schwiegerſohn vor neuer Unliebenswürdigkeit zu bewahren und ſeine Tochter in aufkeimender Abneigung nicht zu beſtärken, gab nach und ſuchte den Vorfall in ſeinem Intereſſe zu verwerthen. Er tadelte die unglückliche Gräfin Porzia nur deſto ſtrenger, lenkte die Aufmerkſamkeit auf die unſeligen Folgen einer ſo leichtfertigen Zuneigung und Verirrung, und drückte ſich darüber ſowol als über die Schuld und Nichtswürdigkeit ihres Verführers ſo anzüglich aus, daß

Blanca die bitterſten Anſpielungen auf Giuſeppe und ſich darin finden mußte. Einſt hatte ſie den Jüngling gegen Argwohn und Beſchuldigung ihres Vaters mit Muth und Nachdruck vertheidigt, jetzte konnte ſie es nicht mehr. Sie wußte ihn gegen ſeine Flucht und Verbindungen nicht zu rechtfertigen; kaum wagte ſie es, ihn im ſtillen zu beklagen, und wenn ſie daran dachte, daß ſie einſt gut für ihn geſagt hatte, empfand ſie eine ſo tiefe und heiße Beſchämung, wie man nur über verſchmähte Liebe empfinden mag. Sie war froh, daß man ſich jener Verſicherung nicht mehr erinnerte. Sie verglich ihn mit dem Verführer der Gräfin Porzia und bebte vor dem unglücklichen Los derſelben zurück. In manchen Augenblicken kam ihr die fromme Anwandelung, als ob ſie einem ähnlichen Misgeſchick nur durch Gnade des Himmels entgangen ſei. Bei ſolchem Kleinmuth fiel ihr auch wieder die Drohung ein, die Giuſeppe an jenem Sonntag, als er ſie zum Tanz aufforderte, gegen den Grafen ausgeſtoßen hatte. Dieſe ängſtlichen Betrachtungen und beſchämenden Erinnerungen mäßigten den Unwillen, den ſie über das Benehmen ihres Bräutigams gegen ſeine Schweſter empfand, und hielten ſie vor einem förmlichen Bruche zurück. Sie ſuchte ſich zu überzeugen, daß die Schweſter wirklich ſo unwürdig ſei, als der Graf ſie ſchilderte, und verſetzte ſich in die Lage eines Mannes von lebhaftem Ehrgefühl, dem vor ſo viel Zuſchauern ein ſo beſchämender Auftritt bereitet wird.

Aus ſolchen Kämpfen widerſtreitender Gefühle wendete ſie ſich wieder ihrem Bräutigam zu. Sie redete ſich lebhaft ein, daß ſie ja für immer durch eine heilige Zuſage an ihn gebunden ſei; die Zeit der Wahl und der Willkür, ihre ſchöne Mädchenfreiheit, wäre vorüber; übernommene Pflichten hätten ein unverbrüchliches Band geknüpft, und dieſe Pflichten forderten vor allem, daß ſie die Eigenheiten, die Mängel und Verirrungen ihres künftigen Gemahls zu ertragen, zu entſchuldigen und womöglich zu verbeſſern trachte und lerne.

Rivoli war aber nicht ſo gefühllos, daß er die Härte gar nicht erkannt hätte, mit welcher er gegen ſeine Schweſter verfahren war. Nur legte er ſolche nicht ſeinem Herzen, ſondern den Umſtänden zur Laſt, und beklagte die Rückſichten, die er ſeiner Abkunft und ſeinem Stande ſchuldig geweſen ſei. Als es nun zwiſchen ihm und Blanca zur wechſelſeitigen Erörterung und Verſtändigung kam, beſtand das Fräulein darauf, daß man ſich der Unglücklichen annehmen müſſe, um ſie nicht ſchmählich ſinken oder auf ſchreckliche Weiſe untergehen zu laſſen. Rivoli verſtand ſich unter gewiſſen Bedingungen dazu, ſie in das Schloß aufzunehmen. Sie ſollte verborgen gehalten und, falls ſie mit ihrem Verführer getraut ſei, zu einer Scheidung bewogen werden. Mit letzterm war Blanca nicht einverſtanden und blieb, da Rivoli nicht davon abging, wenigſtens dabei ſtehen, daß die Unglückliche auf keine Weiſe geängſtigt oder gezwungen werden dürfe. Der Graf gab endlich ungern zu, daß die Schweſter unter den Schutz ſeiner Braut geſtellt werde.

Der Marcheſe hatte von den Landleuten und dem Geſinde erfahren, daß Bartolo und ein Fremder der unglücklichen Harfnerin nachgegangen waren und ſich ihrer angenommen hatten. Man erkundigte ſich nun bei dem Licentiaten nach dieſem Fremdling, und eben wollte Rivoli nach Nizza reiten, um den deutſchen Freiherrn ſelbſt aufzuſuchen und ſich mit ihm zu benehmen, als er deſſen Herausforderung erhielt.

Beſchämung und Trotz wechſelten in ſeinem Gemüth und ſetzten ihn in peinigende Unruhe. Nach manchem Bedenken hatte er die Herausforderung angenommen, und ſo unangenehm ſie ihm in ſeiner jetzigen Lage kam, war er doch zu ſtolz, einen Weg der Verſöhnung aufzuſuchen. Vielmehr gewann ein Gefühl der Rache die Oberhand. Er dachte nicht daran, einige Worte der Erklärung, der Reue oder des Abſchieds auf den Fall eines unglücklichen Ausganges für ſeine Braut niederzuſchreiben; auch zweifelte er keinen Augenblick daran, daß er bei der guten Uebung, die er mit der Piſtole erworben hatte, den unſinnigen deutſchen Baron gehörig züchtigen werde. In dieſer Stimmung ritt er mit einem jungen Offizier als Secundanten in der Frühe nach dem bezeichneten Orte des Zweikampfes.

Er war dem Freiherrn zuvorgekommen, ohne daß Moritz weniger eifrig geweſen wäre. Aber Agneſe übereilte ſich nicht mit ihrem Anzug, da ſie nicht begriff, warum man den guten Pfarrer ſchon ſo früh überfallen ſollte. Sie ging daher mit aller Behaglichkeit zu Werke. Moritz aber trieb ſie immer mit der Verſicherung an, daß ſie ſchon ſo früh erwartet würden. Er hatte ſie im Namen Briani's eingeladen, und ſie war im übrigen ſehr vergnügt, den ländlichen Beſuch und die Bekanntſchaft des ehrwürdigen Greiſes zu machen, von welchem

Moritz ihr ſchon nach ſeinem erſten Beſuch mit ſoviel Wärme geſprochen hatte.

Eben als ſie ihre Zimmer verließen, meldete man ihnen, daß Brigitta abermals und ſchon ſeit Tagesanbruch vermißt werde. Man hatte nicht bemerkt, wie ſie aus dem Hauſe entkommen war. Dies Räthſel und dieſe Bekümmerniß verurſachte einen nochmaligen Aufenthalt. Indeß nahm der ungeduldige Baron die Sache diesmal kurz und leicht, ſodaß auch ſeine Gemahlin ſich bald darein ergab, zumal ſie dieſen Morgen beſonders heiter geſtimmt war. Es konnte die natürliche Wirkung ihres Zuſtandes ſein, daß ſie jetzt abwechſelnd zu ſüßer Schwärmerei und bald wieder zu einer anmuthigen Ausgelaſſenheit neigte.

An der Pfarrwohnung zu Drappo fand ſich abgeredetermaßen der Licentiat Bartolo wie zufällig ein, und riß in ſeiner diesmal etwas erheuchelten Laune den Baron zu einem angeblichen Naturwunder mit ſich fort.

Heiter und ſcherzend betrat an Briani's zitternder Hand die Baronin das Pfarrhaus. Bleich und bebend ſtand unfern der Baron, und blickte ihr nach. Als ſie in das Haus verſchwand, rief er noch einmal ſchmerzlich ihren Namen aus, und ritt dann, ſtumm und zag wie ein ſchuldbewußtes Kind, neben dem Licentiaten, dem heute auch die Scherzhaftigkeit ausgegangen zu ſein ſchien. Bald aber nahm er ſich zuſammen, als man zwei Reiter nicht weit vom Schloſſe St.-Andreas halten ſah.

Es iſt der Graf, bemerkte Bartolo, nebſt einem mir unbekannten Offizier.

Sie haben uns eingeladen, Herr Baron, und laſſen Ihre Gäſte auf ſich warten! bemerkte mit ſpöttiſchem Lächeln eben dieſer Offizier, als Moritz mit höflichem Gruß herantrat.

Moritz bat um Verzeihung; Bartolo aber, der gern eine muthige Laune zeigen wollte, die ihm fehlte, erwiderte: Sie werden etwas ängſtlich geſchlafen haben, meine Herren, und iſt man früh wach, ſo hat man früh Hunger. Doch wir haben einige gute Biſſen bei uns.

Ich bin hier fremd, fiel Moritz raſch ein; welches iſt die Stelle, Herr Graf, die Sie gewählt haben?

Finſter und mit hochmüthigem Blick erwiderte Rivoli: Es iſt weiter oben, aber es ſind unerwartet Leute in der Nähe und an der Grotte.

Ich vermuthe, es geht da etwas Außerordentliches vor, ſcherzte der Offizier, der den Baron immer über die Schultern anſah. Der Strom iſt von Gewitterregen angeſchwollen, und die Leute ſcheinen einen Glücksfang zu thun. Wir ſahen ſie ſchon früh auf heftiges Winken eines Mönchs von weitem herbeieilen.

Wo reiten wir nunmehr hin? fragte Moritz.

Herr Wirth . . . lachte der Offizier mit hinwerfendem Achſelzucken.

Sie ſind luſtig geſtimmt, Herr Lieutenant, verſetzte Moritz mit Ernſt. Sie haben freilich heute die leichtere Partie, die Piſtolen nämlich zu laden.

Es thut mir leid, fiel der junge Offizier ein, daß mir mein Freund Rivoli das Vergnügen nicht übriglaſſen wird, mir auch eine Piſtole laden zu laſſen — für allenfalls . . .

Mit verächtlichem Blick auf den Sprecher wendete ſich Moritz an den Grafen mit den Worten:

Nach dem, was eben der Herr Lieutenant Zartempfundenes vorgebracht hat, kann ich Ihnen, Herr Graf, den Vorſchlag nicht mehr machen, der mir eben einfiel. Da wir nämlich unglücklicherweiſe geſtört ſind, ſo wollte ich Ihnen überlaſſen, einen beliebigen Aufſchub unſers Handels in Vorſchlag zu bringen. Da Sie aber nach der Aeußerung dieſes Herrn heute Ihres Glücks ſo gewiß ſind, ſo bin ich weit entfernt, einen Aufſchub zu verlangen, der Sie vielleicht um die Gunſt des Augenblicks brächte. Wählen Sie daher einen andern Platz, wenn nicht etwa die Glücksweiſſagung des Herrn Lieutenants gerade nur an die Andreasgrotte gebannt iſt.

Ich finde jenen Platz für den beſten in der Nähe, verſetzte Graf Rivoli. Reiten wir langſam vorwärts, und das Geſindel wird ſich vielleicht bei unſerm Anblick entfernen. Oder, wenn ich nicht irre, kommen ſie ſchon des Wegs.

Ja wohl, und einige bringen etwas auf der Schulter fort, ſagte der Lieutenant. Ein gutes Zeichen für uns, daß hier umher doch noch irgendetwas zu holen iſt.

Aber keinen Aufſchub, Herr Baron! fuhr Rivoli fort. Ich würde mir nicht verzeihen, einem edeln Ritter auch nur um einen einzigen Tag den Dank der fahrenden Dame zu verzögern, deren Sache zu verfechten er ſich berufen fühlt.

Herr Graf, antwortete Moritz, ich hoffe, den Dank der Familie Rivoli zu erwerben, da ich mich der Sache einer unglücklichen Tochter des Hauſes widme.

O, auf dieſen Dank rechnen Sie nicht, Herr Baron, erwiderte mit verhaltenem Groll der Graf. Vielmehr fühle ich mich im Auftrag eben dieſer Familie gegen einen unberufenen Mann, der ſich in ihre Familienangelegenheiten miſcht.

So, Herr Graf? wendete Moritz ein. Dann freue ich mich, die Familie Rivoli von ſo vortheilhafter Seite kennen zu lernen. Ohne Zweifel wird ſie zur Vertheidigung ſo edler Geſinnungen ihren würdigſten Sprößling geſendet haben. Wohlan, Herr Graf, führen Sie die Angelegenheit der Familie Rivoli, und überlaſſen mir die Sache der Menſchheit, das Recht einer verſtoßenen, hülfloſen, umherirrenden Frau, die zufällig mein Gaſt geworden iſt. Stellen wir es dem Himmel anheim, für welche Sache er ſich erklären will. Verfechten Sie Ihre eigene Mishandlung, ich ſtelle mich für das entweihte Unglück. Reiten wir!

Der Menſchenhaufe war nun herangekommen. Man hörte heulende, klagende und betende Stimmen. Endlich ſtürzten einige Männer hervor und ſchrien: Ei, Herr Licentiat, es iſt ein Glück, daß wir Euch hier antreffen; entſcheidet doch, wohin wir die Leiche bringen müſſen, in welchem Kirchſpiel ſie begraben werden muß, und ob man ihr ein geweihtes Begräbniß verſagen darf?

Was iſt denn geſchehen? fragte Bartolo.

Nichts weiter, war die Antwort, als daß die närriſche Harfenſpielerin ſich erſäuft hat oder ertrunken iſt, eins von beiden; aber darum gilt's eben, welches von beiden. Ja, ſeht nur, ſie iſt es; freilich ein wenig entſtellt und beſchmutzt ſieht ſie aus, denn wir haben ſie mit vieler Mühe aus der Grotte gezogen. Seht, da liegt ſie nun! Hier Pater Euſtachio hat ſie von weitem nach dem Waſſer eilen ſehen und will ſie nicht ehrlich begraben laſſen. Wir fanden ſie in die langen grünen Gewinde verſchlungen, und das ſprudelnde Waſſer ſpielte mit ihr. Kann ſie denn nicht nach einem grünen Gewinde gereicht haben und alſo blos hineingefallen ſein? Dann iſt ſie keine Selbſtmörderin.

Während alle durcheinanderſtritten und der Mönch vergebens Stillſchweigen für ſich gebot, hielt Graf Rivoli wie verſteinert zu Pferde. Moritz war abgeſtiegen und kniete vor der Leiche, indem er mit ſeinem Tuche das entſtellte Angeſicht reinigte. Er konnte ſeine Thränen nicht zurückhalten. Eine große Stille entſtand beim Anblick des weinenden Fremdlings. Der Licentiat führte den Mönch beiſeite und winkte den Umſtehenden zu, ihm zu folgen. Er that es aus einer zarten Klugheit, indem er durch eifrige Fragen nach dem Unglücksfall die Aufmerkſamkeit der Leute von der Beſtürzung des Grafen und der Trauer des Barons ablenkte, und beiden Raum zur Ueberlegung gab.

Nach einer Weile erhob ſich Moritz und trat zum Grafen mit den Worten hin: Herr Graf, ich will nicht der Nachrichter des Himmels ſein. Ich denke, Sie fühlen das Verhängniß dieſer Stunde in ſeiner tiefen Bedeutung, und dann wäre es grauſam, noch weitere Genugthuung von Ihnen zu fordern. Oder Sie fühlen es nicht, dann ſchlage ich mich mit keinem Rivoli. Steigen Sie ab und laſſen Sie uns über das Begräbniß berathen! Wenn Sie die beklagenswerthe Todte nicht für Ihre Schweſter anerkennen, ſo erhält ſie kein ehrliches Begräbniß, keine geweihte Ruheſtätte. Laſſen Sie uns wenigſtens mit dem Mönch reden und ihn begütigen! Ich bitte, ſteigen Sie ab! Ihre Hand!

Der Graf ſtieg ab und reichte dem Baron die Hand.

Neuntes Kapitel.

Der Club in Nizza war wieder verſammelt. Noch vorſichtiger als früher ſchlich man dahin, noch wachſamer ſtand der Pförtner im dunkeln Winkel und in der Nähe der Schelle, wo er den Herannahenden das Loſungswort abnahm. Die Eintretenden mußten diesmal durch das ganz finſtere Höfchen tappen, denn es brannten keine Lichter im Zimmer des Hinterbaues. Nur einen Dämmerſchein konnte man in der Tiefe der zweiten Stube wahrnehmen. Der ſchwarze Giovanni von Breglio war nämlich mit ſeiner Zauberlaterne in der Stadt angekommen und von einigen Vertrauten, die gut für ihn ſagten, mit in den Club gebracht worden.

Hier, im Kreiſe verſchworener Männer, konnte Giovanni manches zeigen, was er, bei der Wachſamkeit der Polizei, nicht in den Straßen und vor jedermann durfte ſehen laſſen. Er beſchwor die Geſtalten der Revolutionsmänner und ließ ſie an dunkler Wand erſcheinen. Die zahlreich verſammelten Clubiſten beſchauten mit grauſenhafter Neubegierde dieſe Schattenbilder. Die ſonſt ſo lebhaften Geſichtszüge dieſer unruhigen, leidenſchaftlichen Geſellen erſtarrten und nahmen etwas Geiſterhaftes an, als ob ſie von dem Spuk ergriffen wären, der ihre Phantaſie in Bewegung ſetzte. In dieſe athemloſe Stille hinein lispelte Giovanni wie mit geiſterartiger Stimme kurze Reden, in denen jene Geſtalten ihre Geſinnungen ausdrückten oder ihre Thaten verkündigten. Giovanni war nicht ohne Talent und hatte in dieſer Darſtellungsart eine gewiſſe Fertigkeit erlangt, ſodaß er mit lebhaftem Eindruck auf die Zuſchauer den Ton der Stimme, ja die Ausſprache ſelbſt wechſelte, und der Erſcheinung Leben und Wahrheit verlieh, dem Schatten gleichſam eine Seele gab. Da er in Paris dieſe Männer ſelbſt geſehen und gehört haben wollte, ſo überredete ſich der Zuſchauer leicht, daß er in allen Stücken ein treues Abbild derſelben vor ſich habe.

Zur rechten Zeit und ehe die natürliche Ermüdung dem künſtlichen Zauber die Macht benahm, wußte Giovanni der Vorſtellung ein Ende zu machen. Die Verſammlung ging darauf, ſobald die Lichter wieder angeſteckt waren, zu den lebhafteſten Aeußerungen über. Sie umdrängten den reiſenden Landsmann mit hundert Fragen. Er mußte, was er ſelbſt geſehen hatte, erzählen, und bewies auch hierin eine gute Gabe. Er hatte dieſe Volksredner und Anführer des Pöbels in Clubs und auf öffentlichen Plätzen nicht ohne Vortheil gehört und ſich eine hübſche Sammlung feuriger Redensarten und prunkender Gemeinſprüche angeeignet, mit denen er jetzt zu ſeinem Nutzen die Zuhörer bereicherte und entflammte.

Man fragte ihn, warum er nicht in jener merkwürdigen Stadt geblieben ſei und das Ende ſo erſtaunlicher Begebenheiten abgewartet habe. Worauf er erwiderte:

Da hätte ich ſchlechte Geſchäfte gemacht, meine hochedeln Freunde und Gönner. Dort wollte zuletzt niemand mehr meine Zauberſtückchen beſuchen und beſehen; man fand ja auf allen Straßen mehr, als ich zu leiſten im Stande war. Dort geht es jetzt ſo bunt zu, daß eine wahre Feſttagszauberei hinter dem zurückbleibt, was auf dem gewöhnlichſten Werktag wirklich geſchieht. Es iſt nicht menſchenmöglich, ſo viel Neues und Erſtaunliches herbeizuzaubern, als die gemeinſten Taglöhner und Fiſchweiber nur ſo aus dem Aermel ſchütteln. Ich habe mir zu meiner Zauberlaterne auch einen Guckkaſten angeſchafft, um bei Tag und Nacht, bei Sonnen- und Lampenſchein, in dieſer theuern Zeit etwas zu verdienen. Morgen werde ich mit dieſem Guckkaſten auf die Esplanade kommen. Aber auch damit wollte es nicht recht ziehen. Natürlich! Die ganze Welt iſt ja zu einem Guckkaſten geworden. Die Leute thun ihre Augen nach allen Richtungen aufſperren, und kein Halunke will mehr durch meine Gläſer gucken. So will ich denn nach Hauſe und zuſehen, was die Meinigen machen. Meine Herzensalte und mein Renatchen werden ſich freuen, wenn ſie mich mit der Laterne wieder zurückkommen ſehen. Teufel noch einmal! Ich habe in Paris einen gefährlichen Umgang gehabt!

Er ſchwieg lächelnd, bis etliche ſehr neugierig fragten: Nun, mit wem ſeid Ihr denn umgegangen? Dann antwortete er: Je nun, mit einer Laterne. In Paris geht man jetzigerzeit den Laternen aus dem Wege. Ich hab's kühn gewagt, mit einer ſolchen umzugehen; wie leicht hätte mich das luſtige Völkchen an meiner eigenen Laterne aufknüpfen können! Und kein Hahn hätte danach gekräht; denn wo ſoviel Freiheit zu Hauſe iſt, da thut ſich kein Menſch geniren.

Ein lauter Jubel entſtand, Geſundheiten wurden getrunken, Verwünſchungen ausgebracht. Der ſchwarze Giovanni, der es endlich müde war, von ſeiner Reiſe zu erzählen, forſchte nach dem Zuſtande von Nizza und ſeiner Gebirgsheimat. Kann man denn doch ſicher reiſen mit Leib und Leben, Hab und Gut? Ich bin da über Drappo hereingekommen, als man eben die Leiche einer armen Harfnerin herbeibrachte, und habe mir ſagen laſſen, ſie ſei beraubt und in den Fluß geſtürzt worden. Geht es jetzt ſo arg zu, daß ſelbſt eine wandernde Harfenſpielerin mit ihrem Bettel des Lebens nicht mehr ſicher iſt? Muß man ſich vorſehen?

Mehrere, die von der Sache wußten, redeten dem Manne dieſes falſche Gerücht aus und erzählten ein langes und ein breites von der beklagenswerthen Harfenſpielerin und ihrem betrübten Ende. Sie hatte auf Warnung eines Mönchs in keine geweihte Erde ſollen begraben werden, bis der Graf Rivoli ſie für ſeine Schweſter erklärte, worauf ſie nun in dem Familienbegräbniß des Marcheſe Malvi ein Plätzchen erhalten hat. Wie denn bei ſolchen Gelegenheiten Wahres und Entſtelltes durcheinanderläuft, ſo wurde nun vieles von der Betrübniß des Marcheſe und ſeiner Tochter, der

Braut des Grafen, erzählt und weitläufig eines deutſchen Barons gedacht, der Rivoli's Schweſter entführt und mit der Familie in langem Haß gelebt habe, jetzt aber durch das Unglück mit den Rivolis ausgeſöhnt ſei und täglich mit ſeiner Frau und einem wunderhübſchen Knaben im Schloſſe des Marcheſe verkehre.

Die Geſchichte war für den reiſenden Giovanni von großem Intereſſe, und er fragte nach allen Umſtänden.

Plötzlich aber ward die Unterhaltung durch Gertil, den Haarkräusler, unterbrochen, der in großer Haſt und Heftigkeit hereinſtürzte. Er war in ſeidenen Strümpfen, friſirt und gepudert; aus den Aermeln ſtachen löcherige Handkrauſen hervor; der weißgraue Rock war über den Taſchen vergriffen und ſchmuzig, und die rechte Taſche bauſchte ſehr von dem Puderbeutel mit Kamm und Quaſte.

Das Vaterland iſt in Gefahr! rief er beim Eintritt ſo grell, daß alles erſchrocken auffuhr. Indem er bald den rechten, bald den linken Fuß vorſetzte und mit abwechſelnden Händen, an denen ſich die gekrümmten Zeigefinger mit den Daumen berührten, in der Luft umherfuhr, ſprach er mit gezierten Ausdruck weiter:

Sehen wir uns vor, meine Herren! Wir verſammeln uns hier der edeln Freiheit wegen, kaufen wir aber ja die Katze nicht im Sack, meine Freunde! Ich habe einen großen Blick in die Zukunft gethan. Wir erwarten ſtündlich die Franzoſen, und mit ihren Fahnen ſoll die Freiheit hereinwallen. Aber welche Freiheit, meine Herren? Wie ſoll die Freiheit für die Grafſchaft Nizza ekelbirt ſein? Meine Herren, es iſt mir unter den

Fuß gegeben worden, das heißt, ich weiß von guter Hand, daß in Frankreich alle Friſuren und Perrüken aufgehoben und verbannt ſind, und daß die Zierde unſers Geſchlechts, der edle Puder, ſich aus dem Staube gemacht hat. O mein Gott, iſt das nicht das Nulprasulbra (non plus ultra) aller Barbarei? Meine Herren, das iſt eine große Wahrheit: die Freiheit muß ihre Grenzen haben, ihre Schranken haben. Meine Herren, keine unfriſirte Freiheit, wenn ich bitten darf! Sehen wir uns mit den Franzoſen vor! Machen wir unſere Bedingungen, ehe ſie nur den Saum der Grafſchaft Nizza berühren dürfen. Keine unfriſirte Freiheit und keine Ohnehoſen ins Land! Wie wollen wir beſtehen? Sind keine Schneidermeiſter da? Friſeurs und Schneidermeiſter ſind rubinirt, wenn dieſe undocente Freiheit unſer Land betritt. Sie iſt unſer Rubin. Und von dem Spandaal für die Damens will noch nicht einmal reden. Sehe ſich jeder vor und mache ſeine Bedingungen, ſolange es noch an der Zeit iſt!

Dieſe Motion des beweglichen Gertil wurde ſehr ungünſtig aufgenommen. Was Grenzen und Schranken! rief der Schwertfeger, der ſeit dem Tode ſeiner Frau nie im Club fehlte; nein, wir wollen mit Haut und Haaren frei ſein. Die Haare ſollen künftig ebenſo gut unſer Glück mitgenießen, als wir bisher ihr Misgeſchick mit ertragen haben. Lange genug haben auch wir uns krümmen müſſen, und ſind geſchoren und gebürſtet worden auf alle erdenklichſte Art und Weiſe. Eine allgemeine Freiheit ſoll verkündigt werden.

Dann ſind die Haarkünſtler rubinirt! rief Gertil ganz außer ſich. Aber überlegt es wohl! Gehen wir zu Grunde, ſo ziehen wir das Vaterland nach. Wir ſind unzählig, wir Friſeure, und ſind Männer, und werden uns nicht ohne ſchreckliche Entrüſtung zu Grunde richten laſſen.

Gegen dieſe Drohung erhob ſich wieder der Schwertfeger. In dem heftigen Wortwechſel fielen Beſchuldigungen herüber und hinüber, bis beide in der Hitze ihres Hahnenkampfes ſich an den Köpfen packten. Sie zerrten ſich hin und her, ſtellten einander Beine und ſtürzten zu Boden. Sie wälzten und knufften einander, ſo gut ſie konnten, und bis man ſie mit Gewalt auseinanderbrachte. Gertil mochte wol die meiſten Püffe erhalten haben, wenigſtens ſah er mit Verbiſſenheit in zerrauſter Friſur und eingepudertem Geſicht entſtellter aus. Der Schwertfeger hatte ebenfalls noch einen Vorrath von Ingrimm bei ſich, den er, von Thätlichkeiten zurückgehalten, in heftigen Worten von ſich gab.

Da man dem ſtillen Groll des beſchämten und verletzten Gertil nicht traute und Verrath befürchtete, ſuchte man eine Verſöhnung zu ſtiften. Man rief den ſchwarzen Giovanni zum Friedensſtifter auf, allein der hatte ſich bereits mit ſeiner Laterne fortgemacht. Man äußerte ſich nun misbilligend gegen die Heftigkeit des Schwertfegers und belobte Gertil's Vorſicht und Scharfblick. Zugegeben, hieß es, daß mancher wackere Bürger bei der großen Veränderung Verluſt erleiden wird, ſo hat derſelbe dagegen auch Anſpruch auf eine größere Portion der neuen Vortheile. Die Köpfe der Vornehmen waren bisher euer Grund und Boden, den ihr Friſeure bebaut, mit der Friſirzange gepflügt, mit Puder gedüngt habt: nun müßt ihr durch liegende Gründe derſelben Vornehmen und Adelichen entſchädigt werden; denn wenn der Adel den Kopf verliert, ſo habt ihr freilich nichts zu friſiren.

Nun waren ſie wieder auf dem weiten Feld ihrer Hoffnungen und Wünſche, wo jeder ſich das Beſte verſprach und daher gutmüthig geſtimmt war. Man brachte die beiden Feindſeligen dahin, daß ſie ſich verſöhnten. Man warnte vor Verrath und bedrohte jeden Verräther mit offener und heimlicher Rache. Der Schwertfeger verſprach, dem Haarkräusler zur Entſchädigung für die ihm zugefügte Verletzung einen neuen Freiheitsdolch zum Geſchenk zu machen. Ja, meine Freunde, ſagte er, ich habe eine herrliche Speculation unternommen. Ich habe Dolche und Meſſer mit dem Zeichen des Freiheitsbaums auf einer und mit dem Wort Freiheit auf der andern Seite der Klingen geſchmiedet. Wer es mit der Freiheit meint, kann ein Freiheitsmeſſer gar nicht entbehren. Ich ſehe ſchon, wie die Patrioten nach meiner Werkſtätte wallfahrten und kaufen. Sie wiſſen doch, meine Herren, daß ich dermalen an der ſcharfen Ecke unweit der Jeſuitenkirche wohne?

Indem ward aufs heftigſte an der Schelle geriſſen. Alle verſtummten auf einen Augenblick, dann trat eine angſtvolle Unruhe ein.

Verrath! Wir ſind verloren! Löſcht die Lichter aus! Fort nach dem Schlupfwinkel! Wo iſt der geheime Ausgang? Das Haus iſt umſtellt! Dies und anderes ſchrie man durcheinander. Einer ſuchte dem andern zuvorzukommen, ſtieß oder zog ihn zurück, und keiner konnte vor Angſt im Dunkel die Stubenthür finden. Man rannte wider die Wände und Möbel, und zu dem Angſtgeſchrei kamen noch Schmerzenstöne. Der Aufruhr war kläglich. Bald darauf hörte man Stimmen von außen und verſtummte. Cola war es und eine zweite kräftige Stimme. Wie man nunmehr den jubelnden Alten an der Ausſprache erkannte, glomm ein beſchämter, kleinlauter Willkommen an und entflammte ſich nach und nach. Es wurde Licht geſchlagen, und Cola, der jetzt das Misverſtändniß, das er leichtfertig und unbedacht angeſtellt hatte, begriff, bat lachend um Verzeihung. Er habe nur in der Freude ſeines Herzens die Ankunft ſeines lieben Giuſeppe voraus ankündigen wollen und die ſchreckhafte Bedeutung des lauten Schellens ganz vergeſſen gehabt.

Wie ſich ein jeder geborgen ſah, lachte man des Schrecks. Einer ſuchte den andern zu necken, um ſelbſt für muthig zu gelten. Gertil hatte ſich, während man Licht anzündete, im Dunkeln fortgemacht, und als man den Schwertfeger bei Namen rief, hörte man in der Nähe ſeine dumpfe, ächzende Stimme. In einer Ecke des Gemachs entdeckte man das losgeriſſene Bret einer alten, übertünchten Dielenwand, durch deren Oeffnung der Vermißte gekrochen und unglücklicherweiſe in eine Art von Keller gefallen war. Er ſeufzte ſehr. Man riß die übrigen Breter los und half ihm herauf. So kläglich er ſich anſtellte, entging er doch den bitterſten Neckereien nicht. Die Angſt, die ein jeder erſt ſelbſt empfunden hatte, wälzte er nun dem einen auf, mit deſſen Schreck es gerade am übelſten und kläglichſten abgelaufen war.

Aha! Da unten habt Ihr Euere Niederlage für die neuen Freiheitsdolche? hieß es. Der Meiſter will erſtaunlich hoch hinaus mit ſeinem Muth, weil er ein ſo tiefes Fundament nimmt! meinte ein anderer, und die Neckereien wollten kein Ende finden.

Zehntes Kapitel.

Indeß ſtand Giuſeppe in einem weiten Schifferanzug und künſtlichen Bart ganz unkenntlich da, und ſah vergebens nach Bekannten umher, die er hier anzutreffen gehofft hatte. Unzufriedenheit und Verachtung drückten ſich ſehr lebhaft in dem Blick aus, mit welchem er die Verſammlung maß. Alſo dieſe da ſind die edeln Helden, denen das alte Nizza zu enge wird, und die ſich nun in der neuen Freiheit einmal behaglich wiegen und wälzen wollen? Meine Herren, redete er ſie an, ich wünſche den Franzoſen Glück zu ſolchen kühnen Männern. Und damit euer Muth nicht die Geduld verliere, ſollt ihr noch in dieſer Nacht ein kühnes Stückchen verſuchen, hört mich an! Die Franzoſen ſtehen noch eine kleine Strecke vor der Stadt und werden in wenig Stunden eingedrungen ſein. So wollen wir ihnen denn zum Willkommen die Feſte Montalban gleich auf morgen zum Frühſtück vorſetzen. Ich trete an euere Spitze, ordnet euch! Wir müſſen auf der Stelle die Feſte überrumpeln und nehmen. Es wird ein Leichtes ſein, die unachtſamen Wachtpoſten niederzuſtoßen, und die geladenen Kanonen werden uns nicht fortlaufen. Ich bin ſtolz, euer Anführer zu ſein, und werde euch ein Beiſpiel geben, wie man für die Freiheit ſein Leben und alles hingibt.

Eine blaſſe Stille entſtand; einer drückte ſich hinter den andern, mehrere ſahen ſich mit ängſtlichen Blicken nach der Thür um.

Ich ſehe ſchon, fuhr Giuſeppe fort, wie ſehr ihr brennt, nach Hauſe zu eilen und euere Waffen herbeizuholen.

Er öffnete raſch die Thür mit den Worten: So eilet denn und bleibt nicht zu lange aus.

Wie die Fluten, wenn eine Schleuße geöffnet wird, ſtürzte die Geſellſchaft fort. Dem letzten gab Giuſeppe einen Fußtritt und ſendete ihm eine Verwünſchung nach. Cola brach in herzliches Lachen aus. Er und Giuſeppe verließen nun ebenfalls das Zimmer und betraten den Corſo, wo ſie unter den nächtlichen Ulmen in vertrautem Geſpräch ſich niederſetzten. Unruhig und voll Ungeduld fragte der Jüngling: Wie ſieht es hier und in Drappo aus? Was macht Blanca, meine Braut? Werde zu einem Wolkenbruch von Neuigkeiten, Alter, und tröpfele nicht ſo eins ums andere auf einen lechzenden Boden nieder. Sprich! Cola, ſprich!

Ich wünſche Glück zur Braut! verſetzte Cola. Ein Wolkenbruch von Neuigkeiten? Bin ich doch ſelbſt wie aus den Wolken gefallen, daß dieſe Euere Heirathsangelegenheit ſo hübſch in der Ordnung iſt. Seht von Euerer Braut iſt noch nirgends ein Wörtchen bekannt, Ihr wißt alſo ſchon das Allerneueſte, was ſoll ich noch erzählen?

Auf ſolche Weiſe ſchraubte Cola des Jünglings Ungeduld noch höher. Glaubt Ihr, ſagte er, ich ſei in meiner alltäglichen Weiſe auf meinen Freigütern umhergereiſt? Was weiß ich von Neuigkeiten! Ich komme zwar nicht geradezu, aber doch auf krummen Wegen, nicht weniger als Ihr, Giuſeppe, aus dem franzöſiſchen Lager.

Giuſeppe war über dieſe Nachricht verwundert. Cola theilte ihm den Auftrag Briani's und des Barons Moritz mit, und erzählte ihm kurz und im allgemeinen ſeine Reiſe in das franzöſiſche Lager. Cola hatte Giuſeppe im Lager nicht mehr angetroffen und war ihm in der Richtung gefolgt, die der Genueſe dem Alten angedeutet hatte. Der Genueſe ſelbſt war ebenfalls im Begriff geweſen, das Lager zu verlaſſen und in das Nizzardiſche zu reiſen. Zu Paſſepreſte, unter der Allee von Cedratbäumen, hatte Cola den Jüngling endlich, jedoch in Geſellſchaft fremder Männer, flüchtig geſehen und war ihm nach Nizza vorausgeeilt. Der Genueſe hatte ihm angedeutet, bei welchem Vertrauten er einkehren werde. Im Hauſe deſſelben erwartete Cola den verkleideten Jüngling und ſchleppte ihn, nachdem Giuſeppe ſeine Geſchäfte mit einigen Verſchworenen abgemacht hatte, in den Club, wo ſie noch etliche der Vertrauten zu finden hofften.

Giuſeppe wandelte eine lebhafte Sehnſucht an, den alten Briani und den Baron zu ſehen und ihnen für ihre Liebe und Bekümmerniß zu danken. Er verlangte, ſo ſpät es war, den Baron noch zu beſuchen. Cola widerrieth ihm das. Irgendein Zufall könnte Euere Spuren verrathen, ſagte er; bleibt, ſolange Ihr verfolgt werdet, von dem Baron weg, ſetzt den guten Mann in keine Verlegenheit oder gar in Gefahr.

Giuſeppe wollte wenigſtens das Haus ſehen, wenigſtens an die Schwelle ſchleichen, die er einſt ſo gern und mit ſo ſchönen Träumen betreten hatte.

So wandelten denn beide durch die nächtlichen Gaſſen. Giuſeppe that vor der Wohnung des Barons ſeinem Herzen Genüge, und Cola, um ihn von dem Hauſe wegzubringen, ſagte endlich: Eine Neuigkeit wird Euch doch in Erſtaunen ſetzen. Ich darf Euch nur den Namen Brigitta nennen, und Ihr werdet Euch nicht wenig verwundern, was aus der guten Frau geworden iſt.

Er überredete den neugierigen Freund, die wenigen Stunden der Nacht in ſeiner dürftigen Wohnung, wenn auch nicht auf das bequemſte, doch am ſicherſten zuzubringen. Giuſeppe folgte. Cola bereitete ein kaltes Abendeſſen, von welchem aber der Jüngling nur wenig genoß. Nun erzählte der Alte, was zu Drappo zwiſchen Brigitta und Rivoli vorgefallen war. Aus Schonung und Vorſicht verſchwieg er jedoch den Anlaß zu jenem Feſt. Er wollte den Jüngling, den er ohnehin in ſo leidenſchaftlicher Bewegung ſah, durch die Nachricht von Blanca's Verlobung nicht kränken oder gar in Verzweiflung bringen.

Giuſeppe war ſo empört über den Grafen, daß er ſich kaum zu faſſen vermochte. Cola fuhr etwas kleinlaut fort: Eigentlich bin ich, wiewol blos um

Euertwegen, Giuſeppe, der Urheber jenes unangenehmen Vorfalls geweſen. Ich hatte die arme, umirrende Frau mit dem Verſprechen, ſie zu Vincenzo zu führen, gewonnen und in das Schloß gebracht. Meine Abſicht war, die Bewerbung des Grafen bei Blanca durch die Dazwiſchenkunft der unglücklichen, von dem Bruder ſo verfolgten Schweſter zu ſtören, wenn nicht gänzlich abzubrechen. Ich rechnete darauf, daß der hochmüthige Graf durch das unerwartete Erſcheinen einer bettelnden Schweſter beſchämt, und das edle Fräulein über das Betragen ihres Bräutigams entrüſtet werden ſollte. Führte das nun auch zu keinem Bruch, dachte ich, ſo müßte doch vor allem für die unglückliche Frau geſorgt werden, und an eine Verlobung oder Vermählung wäre vorerſt nicht zu denken. Ihr ſeht, Giuſeppe, ich hatte die beſte Abſicht, wenigſtens Zeit für Euch zu gewinnen. Aber — der Menſch denkt und Gott lenkt. Und ſo iſt denn auch nach meiner Abreiſe das Schrecklichſte geſchehen, was ich nicht vorausſehen konnte, und was ich mir nun ſehr zu Herzen ziehe.

Cola erzählte darauf die Zuſammenkunft des Barons Moritz mit dem Grafen Rivoli zu einem Zweikampf und das unglückliche Ende Brigitta's.

Giuſeppe war tief erſchüttert, er verſank in Nachdenken und Betrübniß. Bei dem Namen des Genueſen erſchrak er und rief aus: Wie um des Himmels willen verbergen wir dieſe Geſchichte vor Vincenzo? Wehe dem Grafen, wenn Vincenzo dieſe Dinge erfährt! Rivoli iſt verloren. Dieſe Mishandlung, dieſes Schickſal der armen, unglücklichen Brigitta iſt entſetzlich. Das Herz thut mir weh, Cola! Wie war mir doch ſo leicht und luſtig zu Muthe, als ich nur das Raubthier im Gebirge wüthen, nur das Raubthier unter ſeines Feindes Klauen fallen ſah! Und auch dies Leben und Treiben, wie ich es im Kriegslager fand und beobachtete, hat mich ganz mismuthig gemacht. Das ſind Menſchen, innerlich ohne Glauben, ohne Andacht, ohne Ehrfurcht, und nur äußerlich durch Commando zuſammengehalten. Sie ſind mir mehrmals vorgekommen, Cola, wie kluppertweiſe zuſammengebundene Vögel. Nicht überein gekleidet und gerüſtet, innerlich und äußerlich bedürftig, voll Begierden, unbeſtändig und keinem Beſtand geneigt, nichts Beſtehendes achtend, wirbelt dies zerſtäubte Volk mit wirbelnder Trommel in die Welt hinein. Wie leere Säcke, von luftiger Ruhmſucht aufgeblaſen, werden ſie in die ſchönen Länder geſchleppt, um mit Hab und Gut angefüllt zu werden. Ich bin auch ungebunden geweſen, Cola, und gern in den Bergen umhergeſchweift; wenn ich aber an Blanca Malvi dachte, oder mein Vater mir einfiel, oder die Glocken aus Gebirge und Thal einen hehren Tag hereinſangen: dann eilte ich nach Hauſe, betete, gehorchte und diente. Nun kann ich das nicht mehr thun. Ich darf mich nicht am Schloß, nicht in der Kirche, nicht vor meinem väterlichen Hauſe ſehen laſſen, muß in dieſem falſchen Anzug die heimatlichen Pfade ſchleichen. Doch davon wollte ich eben nicht reden. Wovon ſprach ich doch? Ja, von der unglücklichen Brigitta. Hüte dich, Cola, daß Vincenzo nichts erfahre! Auch ich kann für mein Leben, vielleicht für mein Glück leider nur noch auf den Sieg der Franzoſen in Nizza rechnen. Vincenzo würde am Ende gar unſer großes Unternehmen aus Ungeduld der Rache fallen laſſen und nur ſeinen perſönlichen Feind Rivoli verfolgen. Mich kümmert zwar Rivoli's Leben nicht, ich bin ſein Schutzengel nicht; o, es wandelt mich zuweilen vielmehr eine Wuth an, ihm das Leben zu entreißen, das alle meine Hoffnungen, all mein Daſein verſchlingen will. Ich danke dann Gott, der zwiſchen meine Fauſt und Rivoli's Seele Meilen Wegs gelegt hat und die kühl herabſtürzenden Wellen der Zeit auf mein Herz fallen läßt. Nein, nicht um Rivoli bangt mir bei Vincenzo's Rache; aber wenn ich an Blanca denke, die, wie du mir ſagſt, ſo krank war, die zart fühlt, und ſie ſoll dieſen Schreck, dieſen Schmerz über den blutigen Fall ihres Gaſtes Rivoli erleben! Laß uns vorſichtig ſein, Cola! Warne unſere Freunde, daß ſie gegen den Genueſen von jenen Geſchichten ſchweigen. Er kommt ins Gebirge, er wird jetzt ſchon auf nähern Wegen dort ſein.

Giuſeppe's Herz war aufs tiefſte bewegt. Er konnte dieſes Leids über Brigitta's Ende, dieſer Wehmuth über ſeine eigene heimatloſe Lage, dieſer Bangigkeit um Rivoli oder vielmehr um Blanca, ſich nicht entſchlagen, und kehrte, als Cola's Lampe erloſchen war, nur noch mit innigerm Gefühl, mit noch lebhafterer Phantaſie zu denſelben Gegenſtänden ſeiner Betrachtung zurück. Endlich dämmerte der Morgen durch die kleinen trüben Fenſterſcheiben, und Giuſeppe ward unruhig. Er brach auf und bat Cola, mit ihm ins Gebirge zu reiſen. Du kannſt ja doch nicht zu Briani oder dem Baron zurückkehren und melden, daß du mich gewonnen und gerettet hätteſt. Nein, nach der Colonie St.-Leucio kann ich nicht gehen; ich kann nicht warten, ich muß handeln. Der Wurf iſt geſchehen, und ich muß zuſehen, ob er das Ziel treffe.

Cola war bereit, den Jüngling zu begleiten. Die alten Wege und Plätzchen lockten ihn; die Neugierde, zu wiſſen, was im Gebirge vorgehen ſolle, trieb ihn an. Als er vor dem Piemonteſer Thor nach Giuſeppe's Geſchichten und Aufträgen in Nizza ſich erkundigte, antwortete der Jüngling:

Ich habe übernommen, gewiſſe Wege und Richtungen des Gebirges genauer zu erforſchen und beſonders auch einen Umweg nach der Feſte Saorgio auszukundſchaften. An dieſer unüberwindlichen Feſte iſt den Franzoſen alles gelegen. Nizza und das Uferland, ſelbſt die Feſte Montalban wegzunehmen, iſt eine Kleinigkeit; aber Saorgio iſt der Schlüſſel zu Piemont und wird ſchwer zu gewinnen ſein. Ja, Cola, bald werden wir hereinbrechen wie ein Gebirgswetter mit Sturm und Hagel, werden wie ein Bergſtrom verwüſtend niederrauſchen. Jetzt fühle ich mich wieder als ein Jäger, Cola. Erſt bin ich im Gebirge meinen Träumen nachgegangen, im Gebirge muß ich nun auch mein wirkliches Glück erjagen. Blanca ſoll meine Beute werden. Welch einen herrlichen Herbſt ſoll es geben! Wir wollen alle Pomeranzen des Glücks brechen, alle Pomeranzenbäume des Adels wollen wir leeren. Ich ſelbſt will genügſam ſein, Cola, nur die einzige, die letzte Blüte an Malvi's Stammbaum will ich mir abbrechen. Der Stamm trägt nicht mehr, er ſoll geſtutzt, er ſoll der erſte

Freiheitsbaum in meinem Geburtsort Drappo werden. Was ſagſt du, Cola, zu meiner Pomeranzenblüte Blanca? Iſt ſie nicht Blüte und Frucht zugleich, Silberblüte und Goldfrucht, Unſchuld und Freude in einem? Was ſagſt du, Cola? Was ſagſt du? O meine weiße Pomeranzenblüte!

Elftes Kapitel.

Cola ſchleppte ſich neben und hinter dem rüſtigen Giuſeppe manche Strecke über ſteile Höhen und durch kahle Schluchten des Gebirges fort. Hier treiben vom Juni bis October des Jahres die Hirten aus der Umgegend und ſelbſt aus der Landſchaft von Arles ihre Heerden, und weiden die würzhaften Kräuter der Berge ab. Bei dieſen Hirten raſteten unſere beiden Wanderer, oder kehrten auch in den Dörfern ein, die ein barfüßiges, genügſames, gaſtfreundliches Völkchen bewohnt, dem keine Uhren ſchlagen, ſondern das ſeine gleichgültigen Stunden an der Sonne abzählt. Mit unſaglicher Geduld und Ausdauer bearbeiteten ſie den harten Boden, ſeelenvergnügt, wenn ſie, geſättigt von Käſe und trockenem Fiſch, des Abends ſich um einen behaglichen Nachbar lagern, der einſt mit einer Orgel oder Leier in der Welt gereiſt iſt, und nun im Gefühl errungenen Vermögens von ſeinen Abenteuern erzählt. Zu ihm kommen ſie rathesbedürftig, zu ihm, als dem Orakel der Gegend, und, während ſie mit Staunen an ſeinem Munde hängen, unterhält er in den ruhigen Herzen dieſer entlegenen

Einſamkeit ein Flämmchen der Sehnſucht und des Verlangens nach der herrlichen Welt, die jenſeit ihrer ruhigen Berge wogt.

So hatten ſie heute die heißeſten Stunden an einer Thalquelle unter dem Schatten dreier Kaſtanienbäume zugebracht, aus mitgeſchleppten Vorräthen die lüſternen Hirten bewirthet und deren Geſang vernommen. Nun brachen ſie auf, um vor Nacht La Rocabieliera zu erreichen. Indem ſie an der ſchattigen Seite des Berges hinſchlenderten und ſich recht erquickt und aufgeräumt über die Anmuth dieſer Thäler und Hügel unterhielten, ſagte Cola:

Was wird wol die Freiheit für Augen machen, wenn ſie in dies Gebiet heraufdringt? Wahrlich, dieſe Menſchen haben ſo wenig Bedürfniſſe, ſo ruhige Begierden und dabei einen ſolchen Ueberfluß von Zufriedenheit, daß ſie für die Freiheit noch gar nicht reif, mithin — ſehr zu bedauern ſind. Ich weiß nicht, wofür die vielen Sprecher unter unſern Freunden die Freiheit nicht alles ſchon erklärt und ausgegeben haben. Manche behaupten, ſie ſtamme von oben, ſei eine Himmelstochter und ſchwebe als hohe Völkerbraut hernieder. Ich laſſe das hingeſtellt ſein, ich bin ein alter Kerl und habe das Freien aufgegeben. Was ſich aber zum Adel rechnet, will behaupten, die Freiheit ſei unehrlicher Herkunft; ihr Vater ſei der ſchmuzige Meiſter Aufruhr und ihre Mutter ſei eine Landſtreicherin. Ich weiß es nicht, ich habe ihren Taufſchein und ihren Paß nicht geſehen. Aber ſo viel kann ich doch von der Freiheit behaupten: ſie iſt eine Perſon voll guter Eigenſchaften und edler Anlagen. Und, denkt an Cola, ſie wird mit ſoviel Neigungen und Geſchicklichkeit als ſie beſitzt, wenn ſie einſt dieſe Seealpen betritt, nichts Beſſeres thun können, als einen Hauſir- und Tauſchhandel anzufangen. Den Ueberfluß der gebildeten Welt an unnützen Dingen wird ſie heraufſchleppen und dafür die Zufriedenheit dieſer Gebirgsbewohner eintauſchen, einen Artikel, der drunten ganz vergriffen und ausgegangen iſt. Wenn dieſe barfüßigen Ziegenhirten dann erſt hübſche Stiefel anhaben, ſich pudern und pomadiren, mit Halsketten und Quaſten prunken, dann mögen ſie anfangen von Freiheit zu träumen. Erſt werden ſie ſich über den übeln Geruch ihrer Ziegenböcke beſchweren, dann ſich über die ſchlechte Aufführung ihrer geiſtlichen Hirten aufhalten, bald die elenden Zeiten anklagen, und daß man ſich nicht einmal ſilberne Schäferſchüppen und ſeidene Peitſchenſchnüre anſchaffen könne; ſie werden eine Zeit lang brummen und endlich dreinſchlagen und ſchreien: Freiheit! Freiheit! Braves Volk! wird man dann ausrufen; man muß ihnen beiſtehen, man darf dieſe Edeln nicht zu Grunde gehen laſſen.

Wenn der Alte in dieſer Art plauderte, lachte Giuſeppe über manches, ſchalt über vieles und überhörte das meiſte, während er auf die Wege und Windungen des Gebirges die ſchärfſte Aufmerkſamkeit richtete, manche rohe Zeichnung auf das Papier warf, oder dieſe und jene Bemerkung in ſein Taſchenbuch eintrug.

Erſchöpft von ſolchem Umherſchweifen, entſchloß ſich Cola nach einigen Tagen, voraus nach Breglio zu gehen und Giuſeppe dort zu erwarten. Tag und Stunde war verabredet, da der Jüngling mit dem Genueſen in dieſem Orte zuſammentreffen wollte.

Als Cola dahin kam und das alte gaſtfreundliche Haus aufſuchte, war in der Familie eine große Veränderung vorgegangen. Der kränkliche Mann war geſtorben und die Witwe hatte, um zu ihren Aeltern nach La Penne zurückzukehren, ihre Beſitzungen an den Nachbar verkauft, der eben mit ſeiner magiſchen Laterne und einer hübſchen Summe Geldes heimgekehrt war. Cola konnte ſeiner alten Wohlthäterin nur noch Lebewohl ſagen, denn ſie beſtieg eben den Karren, auf welchem ſie mit ihren beiden Kindern und einigen theuern Habſeligkeiten weinend von ihren Nachbarn ſchied. Er fand aber in dem alten Hauſe die alte gaſtfreundliche Aufnahme wieder. Jene freundliche Frau, die Giuſeppe damals ſo ungern hatte ziehen laſſen, war jetzt im Stande, Gäſte aufzunehmen. Mein Mann iſt mit unſerer Tochter nach Tende, ſagte ſie, um einige Einkäufe zu machen, da wir in dem großen Hauſe manches nöthig haben, was wir drüben in der Hütte nicht hätten brauchen können.

Giuſeppe, als er ſpäter nach Breglio kam, war nicht wenig überraſcht, dieſe alte Wirthin in beſſern Umſtänden anzutreffen. Sie erkannte ihn nicht gleich wieder, erinnerte ſich ſeiner jedoch und war ſehr erfreut, ihn nunmehr aufnehmen und bewirthen zu können. Sie bereitete auch gleich einige Gerichte, wobei ſie bald an den Herd eilte, bald plaudernd zurückkam. Mein Mann wird ſich freuen, ſagte ſie; der liebe Gott hat ſeinen Guckkaſten geſegnet. Wie lange hat er mit dem Kaſten auf dem Rücken umherlaufen müſſen, um etwas vor ſich zu bringen! Es iſt aber auch gut, daß er nicht leer zurückgekommen iſt; denn wären wir noch ſo eng wie früher gebunden, wir hätten nicht einmal Zeit und Luſt, meinen Alten anzuhören, wenn er uns erzählt. Und er erzählt doch ſo gern. Aber wie's auch draußen in der Welt zugeht! Ich kann's nicht gehörig von mir geben, aber Ihr müßt meinen Mann ſelbſt hören.

Als ſie wieder von dem Herdfeuer kam, erzählte ſie von ihrer Tochter. Die werdet Ihr nicht wiedererkennen, werther Herr! ſagte ſie zu Giuſeppe. Die ſieht jetzt aus wie eine Roſe und läuft nicht mehr über die Dächer wie eine Katze. Dank ſei der heiligen Mutter Gottes von Soſpello! Nun iſt ſie völlig hergeſtellt. Unberufen!

Der Plauderin zu entgehen, da der Genueſe noch immer auf ſich warten ließ, beſtieg Giuſeppe mit Cola einen der Berge, auf deſſen Höhe ſie im Schatten einiger Nußbäume den heitern Abend genoſſen. Eine erfriſchte Luft ſäuſelte zwiſchen den Bergen herein; auf den terraſſenartigen Feldern arbeiteten die Bauern. Tief unten lag der Ort mit ſeinen verworrenen Häuſern und Hütten. Man ſah die Kinder vor den Thüren ſpielen und alte Mütterchen zum Ave-Maria nach der Kirche ſchleichen. Wie das Abendglöckchen läutete, krochen die Schatten des engen Thals langſam an den Bergen empor und löſchten zuletzt die Sonnenflamme der Gipfel aus. Die Roya brauſte lauter, je tiefer die Nacht hereinbrach.

Giuſeppe ward von dieſen friedlichen Vorgängen des Natur- und Menſchenlebens zu wehmüthiger Betrachtung geſtimmt. Ich bin doch früher auch in dieſen Bergen geweſen, Cola, ſagte er; aber niemals habe ich empfunden wie jetzt, daß ich mich ſo ganz darein vergraben und verſtecken möchte. Wie glücklich wären wir, wenn wir da unten in einem ſtillen Häuschen wohnten, oder in der reizenden Umgebung von Villar angeſiedelt wären! Da gingen unſere Sorgen nicht weiter, als unſer Weizenfeld reichte, unſere Begierden ſtiegen nicht über die kauernden Feigenbäume hinaus. All unſere Haſt und Unruhe ſenkte ſich in den Abgrund eines erquickenden Schlafs, und aus der Ferne vernähmen wir nichts, als was uns die herbeirieſelnden Bäche plauderten.

Richtig! fiel Cola ein, und unſers Nachbars braune Lieſe oder Grete könnte uns die zärtlichen Arme ebenſo voll machen, als eine Marcheſentochter. Wenigſtens gehört Blanca Malvi bei weitem nicht zu den wohlbeleibteſten ihres Geſchlechts.

Dieſer Scherz Cola's verſtimmte den Jüngling, der ſchon recht in den Zug kam, ſeiner unbeſtimmten Unruhe durch Schwärmerei Luft zu machen. Er ſchwieg und hing ſeiner gereizten Empfindung nach. Cola, der ihn von der Seite lächelnd anblinzte, fuhr hierauf fort: Ich mache mir ſo viel nicht aus dem Glück des wogenden Weizenfeldes und aus dem Paradies der Feigenbäume, geſchweige daß ich mich immer und ewig mit einem einfältigen Bach unterhalten möchte. Ich habe darin wahrſcheinlich unrecht; wenigſtens ſollte ich den Feigenbaum höher achten, der ja doch der erſte Lieferant unſerer Mutter Eva war und ſie bekanntlich mit ihrem Bedarf an Schürzchen verſah. Dafür will ich denn zugeben, daß viele Menſchen bei jener Herrlichkeit recht glücklich ſein können. Iſt es alsdann aber wol der Weizenacker, der Feigenbaum, der Bach, der ſie glücklich macht, oder iſt es nicht vielmehr das Herz, das eben nichts Höheres kennt und wünſcht? Flattert aber einmal unſere Seele an einem längern Bande, dann fliegt ſie auch ohne weiteres über jenes Paradies hinaus. Vergebens werdet Ihr Euerer Sehnſucht ein Feigenblatt zu ihrem Schmuck anbieten, wenn ſie erſt in den Städten der Menſchenkinder die bunten ſeidenen Lappen geſehen hat. Nein, rückwärts zu wandeln iſt unſerer Natur und Statur zuwider. Wenn unſerer Seele die Flügel wachſen, fühlen wir ein Jucken und Stechen der Kielchen, das iſt die Sehnſucht. Dann wollen die Menſchen ſo viel Raum für ihre Kräfte, als ſie Sehnſucht haben, das heißt wol, ſie wollen Freiheit. Laßt ſie dann nur in Gottes Namen fliegen, oder Ihr könnt nicht mehr mit ihnen fertig werden.

Da Giuſeppe wieder in Nachdenken verſank, brachte Cola das Geſpräch abſichtlich auf die verſchiedenen Gegenſtände, welche des Jünglings Herz zu beunruhigen und ſein Gemüth einzunehmen ſchienen, überzeugt, daß Giuſeppe nicht eher zum Handeln aufgelegt ſein würde, bis er die ſtürmiſchen Erinnerungen ſeiner Seele recht abgemüdet und zur Ruhe gebracht hätte. Er fragte daher auch nach jenem Vorfall mit Rivoli auf dem Tanzplatze, und wie Giuſeppe wol bei ſo unerwarteter Flucht zu Muthe geweſen ſei.

Giuſeppe erinnerte ſich nur verworren der Einzelheiten jenes Begebniſſes. Die Leidenſchaft der Eiferſucht hatte ihn damals in eine vorübergehende Geiſtesverwirrung verſetzt, und erſt, als er ſich verfolgt ſah, kehrte ſeine Beſonnenheit zurück. In welcher peinigenden Empfindung, ſagte er, verließ ich damals die heimatlichen Hügel und ſtahl mich durch das Gebirge, das ich ſonſt wie ein Herrſcher durchzogen hatte. Erſt jenſeit des Var auf franzöſiſchem Boden durften wir uns für ſicher halten; aber ich war weit entfernt, nunmehr auch froh zu werden. Das befremdende Gefühl, ein Flüchtling und Verfolgter zu ſein, verurſachte mir eine unſagliche Angſt, und ein Blick auf meine unſichere, unbeſtimmte Zukunft konnte mich unmöglich erquicken. So langten wir zu Graſſe an. Doch auch hier, wo jeder heitere Menſch in der herrlichen Gegend die lieblichen Gerüche der Roſe, des Jasmin, der Orangenblüte an reinen Quellen, unter friſchen Schatten, beim Anblick lachender Wieſen athmet, brachte ich meinen Tag nur in zuckenden Empfindungen, meine Nacht nur in ängſtlichen Träumen zu. Es war mir vielleicht nicht beſſer und erquicklicher zu Muthe, als es einem Miſſethäter ſein mag.

In Graſſe nahmen wir eine zweckmäßige Umkleidung vor, empfingen Gelder und Briefe, und eilten nach dem franzöſiſchen Lager von Ceſſieux, wo der General Montesquiou mit funfzehntauſend Streitern ſtand. Unter dieſem Lärm des Lagers gewann ich auch meinen alten Muth wieder. Wie ſollte ich verzagen, wo ſo viele Tauſende im Uebermuth der Ruhmſucht frohlockten? Das Bewußtſein arbeitete ſich hervor, daß ich doch kein Verbrechen begangen hatte, und daß keine Gewalt der

Welt mich dahin bringen würde, eins zu begehen. Ich ſchloß mich munter an die lebensluſtigen, aufgeregten Menſchen an, die los und locker in Schwindel und Hoffnung lebten. Indem ich ſo mit friſchem Muth umherblickte, fehlte es mir nicht an Luſt und Gelegenheiten, mancherlei zu lernen. Ich übte mich in den Waffen und im Waffendienſt. Die verſchiedenen Mundarten beſchäftigten mich; aber auch was geſprochen wurde, beſonders im Kreiſe höherer Offiziere, war für mich bedeutend und belehrend. Ueber Frankreichs und Piemonts Lage wurde mir manches klar. Und indem ich die große Welt anders anſah, fühlte ich mich auch in meiner beſondern Lage zufriedener. Eins nur, der Gedanke, von Blanca verkannt zu werden, ſuchte mich oft in meinen beſten Stunden mit Angſt und Kummer heim. Sie hatte bei meinen Feinden, will ich ſagen, bei ihrem und meinem Vater, gut für mich geſagt: welcher Beſchämung hatte ich ſie nun ausgeſetzt? Und mußte ſie nicht ſelbſt das Schlimmſte von mir denken und erwarten? Ich fürchtete nicht, daß ſie darum der Bewerbung Rivoli's eher Gehör ſchenken würde; aber was blieb mir ſelbſt zu hoffen, was zu wagen übrig, wenn ich ihr Vertrauen, ihre gute Meinung verloren hatte?

Je weiter ich jetzt von Trappo entfernt war, deſto leichter bildete ich mir ein, daß ich unerkannt mich ihr nähern könnte. Ich hatte keinen andern Wunſch, was ſage ich, keine andere Qual, als dieſes Verlangen nach ihrer Nähe. Nur ein paar Zeilen wollte ich ihr zuſtellen; wenn es möglich wäre, ein paar Worte zuflüſtern.

Sie ſollte mich nur nicht verurtheilen, mir nicht ihr Vertrauen entziehen und ruhig dem Ausgang der Dinge entgegenſehen. In ſolcher Stimmung war ich froh, endlich einen Auftrag in unſer Gebirge zu erhalten. Ich verließ einſtweilen die Compagnie Scharfſchützen, zu deren Führer ich ſeit den letzten Wochen ernannt worden war, und die beſonders in den Bergen gute Dienſte leiſten ſollte. Ich eilte voll Ungeduld, und die ſchönſten Erwartungen begleiteten mich. Doch je mehr ich mich der Heimat näherte, deſto mehr kam ich von meinen guten Erwartungen und ſchönen Träumen zurück. Bei den bekannten Gegenden erwachte auch mein alter Kummer wieder. Konnte mir da wohl zu Muthe ſein, wo ich auf meiner Hut ſein mußte? Ach, jetzt bin ich weiter von Blanca entfernt, als ich im Geräuſch des Lagers von Ceſſieux war. Du, Cola, weißt auch du mir keinen Rath?

Ei nun, ſagte Cola, wenn's um weiter nichts gilt, als um Erhaltung des Vertrauens, ſo wäre ich wol noch pfiffig genug, ein Briefchen oder auch ein paar mündliche Worte mit frommer Miene an Blanca Malvi zu beſtellen. Ja, ich würde ihr noch den Schreck erſparen, den ſie gewiß bei Euerm Anblick hätte. Aber im übrigen, was für kurzſichtige Geſinnungen habt Ihr noch, Seppe? Nur um Reifwerden der Liebe iſt es Euch zu thun? Wie wollt Ihr ſie denn aber brechen, dieſe Liebe Blanca's, wenn ſie reif wäre? Heirathen, das iſt der Punkt, um den es gilt. Wie ſollte es denn aber dazu kommen? Ei, mir wär's Angſt, ihre Liebe möchte zu früh reif werden. Eine reife Frucht fällt, wie Ihr wißt, und wer eben unterm Baum ſteht, erhaſcht ſie oder hebt ſie auf, es mag nun der junge Rivoli oder ein alter Baron ſein. Die Fallzeit der reifen Liebe iſt bedenklich, edler Junge.

Haſtig und heftig fiel Giuſeppe ein: Freilich muß es in der Kürze mit dem Zuſtande unſers Landes anders werden! Und unter einer andern Regierung werden ſich andere Meinungen, andere Anſprüche geltend machen. In Frankreich führen ſie anderes Maß und Gewicht ein, ſo will auch ich nach anderm Maß gemeſſen, mit andern Gewichten gewogen werden, als bisher in unſerer Feudalmonarchie gegolten haben. Nizza muß in franzöſiſche Hände kommen, und wird es auch, ohne daß ich dabei das mindeſte Unrecht thue. Es würde geſchehen, auch wenn kein Giuſeppe in der Welt nach einer Marcheſentochter angelte. Nicht um meinetwillen wird Victor's Herrſchaft geſtürzt, nein, ich benutze nur das Wetter der Zeit, um meinen Weizen auszuſäen, mein Glück anzupflanzen, ein edles Reis auf den wilden Stamm der Familie Adrian zu pfropfen. Die Franzoſen nehmen die Grafſchaft Nizza weg, nicht um mir eine Marcheſentochter zu verſchaffen, ſondern um mit dieſem Uferlande, mit dieſem ſchöngeſtickten Bande Frankreich und Italien aneinanderzuknüpfen. Ich brauche keine Hand anzulegen, und will bei Gott wenigſtens keinen Frevel begehen. Nur ſo viel werde ich thun, als die Zeit von ihren jungen Söhnen fordert, wenn ſie Theil an Gunſt und Glück dieſer Zeit verlangen.

In dieſer Weiſe erklärte ſich Giuſeppe mit Lebhaftigkeit, und wiederholte ſich mit ungewöhnlicher Beredſamkeit.

In ſeinen Anſichten und Ausdrücken zeigte ſich bereits der Einfluß der neuen Meinungen und des Lagers von Ceſſieux, ſo wenig auch der Jüngling Wohlgefallen an der Aufgeregtheit der Franzoſen gefunden haben wollte. Dabei war etwas Trübgärendes in ſeinem Gemüth nicht zu verkennen, wie es ja bei allen Umwandlungen im Natur- und Geiſtesleben nicht anders vorkommt. Er wünſchte einen Umſturz der Regierung, weil er ohne ſolchen für ſeine Liebe, ja nicht einmal für ſeine Rückkehr, die geringſte Hoffnung hatte. Dennoch regte ſich die alte Ehrfurcht vor der alten Herrſchaft ſeines Vaterlandes, und er täuſchte ſich dann mit dem ſchwankenden Vorſatz, wenigſtens ſelbſt keine Hand anzulegen, während er eben doch im Auftrage des Feindes das Gebirge durchzog.

Die Dämmerung war hereingebrochen, und beide ſtiegen zwiſchen hängenden Gärtchen und Aeckern den ſchmalen, mit Steinen ausgelegten Pfad nach dem Orte hinab. Des andern Tags trafen bei zeiten der Hauswirth und ſeine Tochter Renate mit den Sachen ein, die ſie zu Tende angeſchafft hatten. Das Mädchen war außer ſich vor Freude, Giuſeppe wiederzuerkennen. Die bleiche Farbe ihres Geſichts hatte ſich verloren, ein ſchönes Braunroth erhöhte die regelmäßigen Züge, und eine angenehme Körperfülle machte ſie reizend. Dabei betrug ſie ſich unbefangen und mit aller Anmuth natürlicher Offenherzigkeit.

Vater Giovanni, gewöhnlich der ſchwarze Giovanni genannt, bot dem Jüngling die Hand und hieß ihn wiederholt willkommen. Luſtige Gutmüthigkeit ſchien der

Grundcharakter des Mannes zu ſein. Nun hatte er aber im Gefühl ſeines durch Reiſen errungenen kleinen Vermögens noch eine gewiſſe ſtolze Behaglichkeit angenommen, die ihm nicht übel ſtand. Er kam bei dem geringſten Anlaß auf ſeine Erlebniſſe und Begebniſſe zu ſprechen, und that ſich beſonders auf die Vorfälle in Frankreich etwas zugute, deren Zeuge er zufällig geweſen war. Er pries die Franzoſen, ihren Muth, ihr lebhaftes Weſen; wünſchte aber nicht, daß ſie herüber in ſeine Heimat kommen möchten. Sonſt war mir alles nicht recht, was ich um mich her ſah, bemerkte er. Ich konnte es nicht ändern und habe mich unruhig genug herumgetrieben, um wenigſtens meine eigene Lage zu verbeſſern. Da iſt denn auch da und dort etwas an mir hängen geblieben, was ich nunmehr zu einem hübſchen Hauſe, zu einem Gärtchen und einigen Aeckern zuſammengeſchmolzen habe. Ich kann jetzt keine Störung brauchen, und es iſt mir in allen Stücken ganz recht zwiſchen dieſen Bergen. Und ſo mag's nun auch bleiben. Es iſt ein gewaltiger Unterſchied, ob einer etwas ſucht oder etwas hat.

Nach einem ganz leidlichen Mittagseſſen beſtand Renate darauf, Giuſeppe in ihr Berggärtchen zu führen. Es hatten ſich mehrere Burſche eingefunden, die ſchöne Nachbarin bei ihrer Rückkehr zu begrüßen. Sie behandelte aber alle ſehr kurz und kalt, und zog Giuſeppe mit ſich fort. Der Vater verſprach bald nachzukommen.

Sie unterhielt ihren Gaſt von den Ernten, die bereits gewonnen waren, und zeigte ihm, was nächſtens oder ſpäter eingethan werden ſollte. Du könnteſt den ganzen Winter bei uns bleiben, ſagte ſie; wir haben jetzt mehr Vorräthe, als wir verzehren können. Ich würde auch gar keine Langeweile haben, wenn du da wäreſt. Wie meinſt du, Giuſeppe? fragte ſie. Könnte dir's in Breglio nicht gefallen? Verſuche es einmal, ich will dich ſo pflegen und verwöhnen, daß du es nirgendwo anders mehr aushalten kannſt. Wenn du auch morgen oder übermorgen oder die andere Woche ſchon wieder fortgehſt, wirſt du gewiß bald wieder zurückkehren.

Vater Giovanni kam und brachte den Genueſen mit. Auch Cola ſchlenderte herbei, um ſeinen beiden Freunden Raum zu ihren Verhandlungen zu geben, während er ſich mit dem muntern Wirth in ſeiner muntern Weiſe unterhielt.

Giuſeppe und der Genueſe wandelten abſeits. Dem Jüngling fiel alsbald das Misgeſchick Brigitta's ein. Er ſah und hörte mit Aengſtlichkeit auf den Genueſen. Dieſer aber hatte noch nichts davon vernommen; denn er war in der aufgeräumteſten Stimmung. Beide unterhielten ſich ſehr angelegentlich über das, was ſie in dieſen Tagen vollbracht hatten, Giuſeppe im Gebirge, jener bei den Verſchworenen. Beide waren zufrieden mit dem, was ſie in den Bergen und mit den Menſchen durchzuſetzen hofften. Es war auch die höchſte Zeit, bemerkte Vincenzo; ehe man es ſich verſieht, wird der Sturm losbrechen. Eben als ich das Lager verlaſſen wollte, lief Befehl aus Paris an den General Montesquiou ein, aufzubrechen und gegen die Grenzen Savoyens vorzurücken. Schon traf der General Anſtalten, ſich bei den Abreſten aufzuſtellen. Dem General Anſelmo hat Montesquiou den Befehl zugeſchickt, ſich dem Var zu nähern, weil der Angriff zu gleicher Zeit auf Savoyen und auf Nizza geſchehen ſoll. Wir beide ſind dem General Anſelmo zugewieſen und dürfen uns nicht verſpäten.

Die Empfindungen beider Freunde über dieſe Bewegungen waren ſehr verſchieden. Der Genueſe triumphirte, Giuſeppe ward kleinlaut. Jener ſchien von den anbrauſenden Wogen der Zeit gehoben, dieſer überflutet zu werden.

Zwölftes Kapitel.

Gegen Abend ſaß Vater Giovanni mit ſeiner Familie und ſeinen Gäſten unter dem Maulbeerbaum vor der Hausthür. Die nächſten Nachbarn, die ſich ſeit Giovanni's Rückkunft gewöhnt hatten, ihm abends zuzuhören, ließen ſich heute auch durch die Fremden nicht abhalten, heranzukommen. Der Hausvater erzählte merkwürdige Begegniſſe, die er gehabt, und Cola gab ſeine ſcherzhaften Bemerkungen dazu. Auch der Genueſe war aufgeräumt, und Renate machte ſich viel um Giuſeppe zu thun. Da kam von der Höhe herab ein Mönch, den die Hausfrau von weitem ſchon für Pater Euſtachio erkannte und den Verſammelten mit Vergnügen ankündigte. Er war es wirklich und bewegte ſich dem Hauſe zu.

Die Frau empfing ihn mit lebhafter Geſprächigkeit. Seht, hier iſt mein Mann ganz unvermuthet und in guter Geſundheit zurückgekehrt, ſagte ſie. Setzt Euch zu uns, frommer Pater, und ſeht, wie uns der Maulbeerbaum zu Geſicht ſteht, der jetzt unſere eigene Schwelle beſchattet. Der Mönch brachte ſeinen Glückwunſch zur geſunden Wiederkehr und zum guten Fang, den Meiſter

Giovanni in der Welt draußen gethan habe. Er empfahl ſein armes Kloſter, indem er hinzuſetzte: Ich halte es auch für ein gutes Werk, Vater Giovanni, wenn man, wie Ihr gethan, dem böſen Feind dieſer Erde durch allerlei Künſte etwas von ſeinem gottloſen Ueberfluß abjagt oder abliſtet, um es zu guten Werken anzuwenden.

Giovanni machte ein misvergnügtes Geſicht und erwiderte: Ja, wir wollen das Bischen, was ich ehrlich errungen habe, mit herzlichen Wünſchen für Euer Kloſter genießen. Ich bin auch wie ein Mönch aufs Terminiren ausgegangen und will nun zuſehen, ob mir's auch ſo ſchmecken und gut bekommen wird, wie es Euch, frommer Vater, bekommt. Ihr ſeht ſehr wohl und wacker aus, Pater Euſtachio!

Du kannſt dich bei dieſer Gelegenheit auch gleich bedanken, lieber Mann, für das geweihte Tränkchen, das uns der gute Pater für Renate gegeben hat, und das ihr ſo wunderbarlich bekommen iſt, ſagte die Frau; worauf Giovanni erwiderte: Ich habe immer großes Vertrauen auf die geweihten Tränkchen der frommen Franciscaner gehabt, aber in Frankreich habe ich doch auch viel von Sympathie und dergleichen Dingen gehört. Hat's nun diesmal der Herr Pater gethan und mein Mädchen von ſeinem Uebel befreit, ſo mag meine Frau ſich bei ihm mit einem Geſchenk fürs Kloſter bedanken.

Brav, Meiſter Giovanni! fiel Cola ſchelmiſch ein. Aber laßt Euch dafür auch ein Tränkchen geben, etwas für Sympathie, ein geweihtes Amulet oder dergleichen. Hat der fromme Pater das Töchterchen von einem Uebel befreit, ſo hat er gewiß auch ein Mittelchen für einen

Freier um Renate. Da iſt ja gleich Giuſeppe, der gewiß lieber freit, als ein franzöſiſcher Befreier wird. Was meint Ihr, Giuſeppe?

Renate lachte und lief fort. Giuſeppe rief ihr nach: Seht ihr's, ſie will mich gar nicht. Da blieb ſie ſtehen und fragte: Was haſt du geſagt, Giuſeppe? Er antwortete: Ich ſage, das müßten wir unter uns abmachen. Sie nickte lächelnd, und indem ſie ſich wieder an ſeine Seite ſtahl, fragte ſie: Soll es diesmal ausgemacht werden, oder wenn du wieder kommſt? Giuſeppe überhörte das.

Nach einem ſtillen Weilchen verſetzte der Mönch: Ihr habt da einen ſinnreichen Scherz vorgebracht, Alter. Es iſt ſonderbar, daß Freien und Befreien ſo nahe verwandt ſind.

Verwandt? fiel der Genueſe ein. Doch nur dem Worte nach; denn eigentlich ſind ſie einander feind.

Doch nicht, erklärte Cola; ſie arbeiten einander vielmehr in die Hände; denn die Freiheit täuſcht die Männer und das Freien die Mädchen. Die einen wie die andern — gerade wenn ſie recht frei zu werden hoffen, werden ſie am feſteſten gebunden.

Ein anderes Geſpräch, ihr Herren! rief Giovanni aus. Nichts von der Freiheit. Die Freiheit iſt eine pariſer Dirne, die wir nicht freien wollen. Sie ſchleicht abends um die Laternenpfähle herum, und wer wird dieſe Perſon ins Haus haben wollen? Sie ſoll auch kein Nachbarrecht oder Beiſaſſenrecht in Breglio erhalten, ſolange ich mitzuſprechen habe. Nichts davon! Aber Herr Pater, wißt Ihr auch, daß ich Euch ſchon irgendwo geſehen habe?

Daß ich nicht wüßte, verſetzte Euſtachio. Ich bin noch nicht lange in meinem jetzigen Kloſter, und früher ſtand ich . . .

Nein, ganz vor kurzem! fiel Giovanni ein; zu Drappo habe ich Euch geſehen; ich irre mich nicht, Ihr habt die Leiche der ertrunkenen Harfenſpielerin begleitet.

Giuſeppe ſprang auf, um den Genueſen beiſeitezuführen. Dieſer aber war ſchon ſtutzig geworden, und ſchöpfte bei des Jünglings ſchlecht verhehlter Unruhe noch mehr Verdacht. Er ſtand unbeweglich und hielt mit krankhaft geſpanntem Arm Giuſeppe feſt. Auch Renate und ihre Mutter wurden aufmerkſam, als ſie das Wort Harfenſpielerin hörten.

Inzwiſchen hatte der Mönch ſehr lebhaft bejaht, daß er es geweſen ſei. Vergnügt darüber, daß er nunmehr allein ſprechen konnte, fuhr er behaglich fort:

O, das iſt eine erſtaunlich merkwürdige Hiſtorie und Begebenheit! War ich da in Angelegenheiten unſers Kloſters auf einer kleinen Reiſe begriffen und wollte jenes Morgens ganz in der Frühe nach unſerm Kloſter in Cimiez wandeln. Da fiel mir eine Frauensperſon in die Augen, die erſt ſtillſtehend ſich mit einem Blättergewinde über Hals und Bruſt umwickelte, und dann nach der St.-Andreasgrotte fortſtürzte. Ich dachte eben nichts Schlimmes, doch kam mir ihr Anzug und Betragen etwas ſeltſam vor, ſodaß ich etlichemal nach ihr umblickte. Da ſchaue ich denn auf einmal, daß ſie an der Grotte unruhig umhertrippelt, ſich bückt und hinabreicht. Ich ſtürze nach, rufe ihr im Namen Jeſu zu, aber da ſpringt ſie ſchon hinab. Ich komme hin, und ſiehe, da hängt ſie in den herabhängenden Gewinden, wie gleichſam eine Mücke in einem Spinnengewebe. Was thue ich? Nichts anderes, als was mir mein heiliges Amt auferlegt. Ich rufe ihr im Namen Jeſu Maria zu, daß ſie ihre letzten Gedanken auf Gott richten möge. Ich frage ſie, ob ſie nicht eine ernſtliche Reue und Leid verſpüre und den feſten Vorſatz habe, ſolche unſelige Handlung vorkommendenfalls nicht mehr zu begehen. Wer mir aber nicht antwortet, iſt die unglückliche Frauensperſon in der Grotte. So war ſie denn in Verſtocktheit hingeſchieden. Ich ſchaute nun umher, ſchrie und winkte einige Leute herbei, die den Leichnam mit Mühe hervorzogen. Wir ſchafften ihn fort und ſtießen bald auf einige adeliche Herren, unter denen ein Deutſcher die Todte, ungeachtet ihrer Entſtellung, gleich erkannte und bejammerte. Ich konnte nicht hören, was dieſe vornehmen Herren untereinander verhandelten; genug, es kam endlich heraus, daß die Abgeſtorbene des einen Herrn Schweſter war. Sie überzeugten mich auch, daß die Unglückliche nicht als Selbſtmörderin zu betrachten, ſondern als kranke, ſozuſagen unkluge Perſon ins Waſſer gefallen ſei; darum ich denn im Punkt eines ehrlichen Begräbniſſes nachgab. Dies um ſo mehr, da der deutſche Baron, der ein gar frommer, eifriger Katholik ſein mag, eine namhafte Summe für heilige Seelenmeſſen ausſetzte. Als Selbſtmörderin hätte ſie in keine geweihte Erde kommen dürfen, weil es unſere heilige Religion verbietet. Nun aber liegt ſie ruhig und vergnügt in dem Erbbegräbniß des Herrn Marcheſe Malvi.

Stumm und bebend hatte der Genueſe zugehört.

Manchmal zuckten ſeine Arme, um den Mönch zu packen. Aber Giuſeppe hielt ihn, während die Anweſenden nur den erzählenden Mönch im Auge hatten, zurück. Er wollte ihn wegführen und hoffte, ihn noch über den traurigen Vorfall, als über ein bloßes Unglück, zu tröſten. Doch ſtand Vincenzo wie angewurzelt und wich nicht von der Stelle.

Inzwiſchen hatte ſich Renate und ihre Mutter näher erkundigt, und da ſie nach allem nicht mehr zweifeln konnten, daß es ihre ehemalige Nachbarin Brigitta geweſen ſei, beklagten ſie die Unglückliche ſehr lebhaft. Alle Umſtehenden kannten ſie und erinnerten einander an ihren ſchönen Geſang, an ihren hübſchen Knaben und an ihre Trauer und Leidmüthigkeit.

Sie iſt zwar eine vornehme Gräfin geweſen, fuhr der Mönch fort, ſoll aber doch, wie ich mich weiter erkundigt, früher einen gewiſſermaßen ſchlimmen Lebenswandel geführt haben, weshalb auch ihr Herr Bruder ſie verſtoßen hatte. Aber denke man ſich auch die Beſchämung des jungen gnädigen Herrn, die ihm Sonntags vorher zugeſtoßen war. Kommt da dieſe herumwandelnde Harfenſpielerin in das Schloß des Marcheſe, um vor den Herrſchaften und einer Menge Landleute zu ſpielen, erkennt gleich ihren gräflichen Herrn Bruder und bekennt ſich laut als ſeine Schweſter. Aber er ſoll ſie auch ſchön angelaſſen haben! Ei, der gnädige Herr Graf war es ſich ſchuldig, ſie nicht anzuerkennen, ſie wegzuſtoßen. Er iſt Offizier, und Soldatenehre iſt etwas ganz Apartes.

Was hat er, Mönch? Von ſich geſtoßen? Was hat er? Der Graf Rivoli? Seine Schweſter? ſchrie bleich und zitternd der Genueſe. Giuſeppe faßte ihn feſter in ſeinen Arm. Der Mönch war verdutzt und ſagte: Ei, mein Herr, bedenkt nur auch die Umſtände! Bei einem ſolchen Feſt, als der Fall ſich begab, bei einer ſolchen Menge gemeiner Leute! Es war eben Verlobung des jungen Herrn Grafen mit der gnädigen Marcheſina, der ſchönen Tochter des Marcheſe.

Verlobung, ſagt Ihr? fiel nun Giuſeppe ein, indem er erſchrocken des Genueſen Arm fahren ließ; Verlobung, Mönch?

Allerdings! verſetzte der Pater.

Mit Blanca Malvi? Verlobung? fragte der Jüngling wiederholt.

Kennt Ihr ſie? erwiderte Euſtachio; ich weiß nicht, ob ſie Blanca heißt. Aber ſie iſt ſein einziges Kind, ſoviel weiß ich. Er thut eine gute Heirath, der edle Herr Graf, und jenes Sonntags wurden eben von den Einwohnern in Drappo dem jungen Paar die herkömmlichen Lehnsgeſchenke überreicht.

Wie der Mönch ſchwieg, richteten alle ihre Blicke voll Erſtaunen und Erwartung auf die beiden Fremdlinge, die mit unbeſchreiblichem Ausdruck einer tiefen Gemüthserſchütterung daſtanden. Dieſe zuckenden Mienen, dieſe verworrenen Blicke, dieſe geballten Fäuſte ließen es ungewiß, ob ihre Seele mit einem betäubenden Schmerz oder mit einem furchtbaren Vorſatz ringe. Renate faßte in Angſt Giuſeppe am Arm. Er empfand es nicht. Endlich rief mit erſtickter Stimme der Genueſe den Namen Rivoli aus. Rührung und Rache zugleich lag im Ton und Ausdruck ſeiner Stimme, als ob er ſagen wollte: Er hat uns vernichtet, vernichten wir ihn.

So ſtürzten beide fort.

Giuſeppe, Giuſeppe! rief Renate nach. Ach, Mutter, Giuſeppe wird niemals wiederkommen.

Sie ſank fortwankend über die Schwelle des Hauſes.

Das ſind entſetzliche Menſchen! rief der Mönch aus und ſchlug ein Kreuz; der böſe Geiſt ſpricht aus ihren Augen und Mienen.

Verwundert erhob ſich Giovanni, und als er ſich fragend nach Cola umſah, war auch dieſer verſchwunden.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Eines Nachmittags ging Klärchen von Hauſe fort, um in einem Körbchen auserleſene Früchte, mit einem Blumenſtrauß bedeckt, ihrem Bräutigam nach der Feſte Montalban zu bringen. Sie that es heute wider den Willen ihrer Muhme Angelika, die von Sorgen und Angſt abgehetzt wurde; denn ſie hatte Offiziere und Soldaten auf unbeſtimmte Zeit im Hauſe und fürchtete Brand und Plünderung in jedem nächſten Augenblick. Alle Streitkräfte in der Grafſchaft waren nämlich zuſammengezogen worden und lehnten ſich an die Feſte Montalban. Ein Schlag ſchien ſich vorzubereiten, eine Schlacht ſich wie ein ſchwarzes Wetter mit fern zuckenden Blitzen über Nizza zuſammenzuziehen, und eine Gewitterſchwüle drückte die Einwohnerſchaft.

Dennoch ließ Klärchen ſich nicht abhalten, ihren Bräutigam Bonatti wieder einmal zu beſuchen und ihm Erfriſchungen zu bringen. Bonatti pflegte der beſuchenden Braut ſo weit entgegenzukommen, als er ſich von den Feſtungswerken entfernen durfte. Dann ſetzten ſich beide an einer ſchönen Stelle des Berges nieder, wo

Myrten und Thymian, Rosmarin und Reſeda nebſt andern wohlriechenden Kräutern häufig zwiſchen Felſen wuchſen, und verplauderten die vergönnte Zeit mit ihren Hoffnungen.

In der Straße begegnete ihr Petronella, die von Drappo kam, um Klärchen zu beſuchen. Da das Bräutchen keine Miene machte, ihretwillen umzukehren, ſchloß Petronella ſich an und ging eine Strecke Wegs mit. Beide hatten ſich bei Gelegenheit, als der Baron Moritz mit den Seinigen nach Drappo übergezogen war, kennen gelernt, und ſich ſchon einigemal über Giuſeppe unterhalten. Heute ſuchte die liſtige Petronella Klärchen treuherzig zu machen, indem ſie viel von der deutſchen Baronin erzählte, und wie viel Klärchen bei derſelben gelte. Unſer Herr Marcheſe, plauderte ſie, iſt den Fremdlingen ſehr gewogen; er hat ihnen die ſchönſten Zimmer im Schloß eingeräumt. Auch unſere junge Marcheſina iſt ſeitdem viel munterer geworden und ſehr vergnügt über den Umgang mit der Frau Baronin Agneſe. Beide wandeln oft Arm in Arm zuſammen. Freilich iſt jetzt ihr Bräutigam, mit dem ſie ſonſt ſo ging, nach Nizza verlegt worden, und kann nur ſelten zu uns heraufreiten. Der Herr Marcheſe und der Baron diſputiren ſich oft, und wenn noch der alte Pfarrer Briani dazu kommt, ſo möchte man gleich ſchimmelig werden über die wunderlichen Geſpräche, die ſie führen, und die kein vernünftiger Chriſt verſtehen kann. Der Herr Abt von Caluſo macht ſich dann auch jedesmal abſeits.

Dieſe freundliche Bekanntſchaft beider Familien, über welche ſich die Mädchen in ihrer Art unterhielten, war die glückliche Folge des unterbrochenen Zweikampfes. Es läßt ſich nämlich denken, daß jener Auftritt zwiſchen Rivoli und ſeiner Schweſter, der Sängerin Brigitta, den lebhafteſten Eindruck auf Blanca's Herz machen mußte. Ihre Nerven, von der Krankheit noch ſo reizbar, bebten lange von dieſer Erſchütterung nach; ſie konnte ſich bei Tag und Nacht der traurigſten Gedanken nicht erwehren. Daß darunter ihre Zuneigung gegen Rivoli leiden mußte, war natürlich, wiewol ſie dieſe Zuneigung bereits als eine Pflicht anzuſehen ſich gewöhnt hatte. An dem Morgen des Zweikampfes, als ſie hörte, Rivoli ſei früh ausgeritten, ward ſie von einer Angſt ergriffen, von der ſie ſich keine Rechenſchaft geben und doch nicht losmachen konnte. Sie beſuchte ihren alten Lehrer und Freund Briani, bei welchem ſie Troſt und Erheiterung zu finden gewohnt war. Hier traf ſie die Baronin Agneſe, die mit der fröhlichſten Laune den ehrwürdigen Greis in Verlegenheit ſetzte, indem er nicht wußte, wie er nur die ſo harmloſe Frau jetzt auf ein wahrſcheinliches Unglück vorbereiten ſollte. Blanca fand ſich von der guten Laune und von dem ganzen Weſen Agneſe's ungemein angezogen. Und da die Baronin durch Giuſeppe's Theilnahme früher ſchon ſo begierig auf die Marcheſentochter geworden war, ſo bildete zwiſchen beiden ſich ſchnell ein wechſelſeitiges Intereſſe Aber auf die unerwartetſte Weiſe ſollten ſie noch durch das zweifarbige Band einer gemeinſchaftlichen Freude und einer gemeinſamen Trauer innigſt verbunden werden; denn bald ſtürzte Baron Moritz in das Zimmer. Der Schmerz über Brigitta's unglückliches Ende wich auf einige

Augenblicke dem Taumel eines glücklichen und ſo hoffnungsvollen Wiederſehens ſeiner Gemahlin. Er bekannte dieſes ſein Glück, er erzählte dann Brigitta's Tod. Beide Frauen, in den Zuſtänden der Wiedergeneſung und der Hoffnung gleich zärtlich geſtimmt, waren tief erſchüttert. Doch hing ja für beide an dieſer doppelten Trauer auch ein doppeltes Glück, da ihnen Gemahl und Bräutigam in der gefahrvollſten Stunde wiedergeſchenkt waren.

Als hierauf Blanca bei der Rückkehr in das Schloß ihren Bräutigam durch ſeiner Schweſter Tod ſehr niedergeſchlagen fand und er, vor ihr hingeworfen, ſein Unrecht, ſeine Schuld bekannte, ging ihr Herz zu deſto lebhafterer Theilnahme für ihn über. Mitleid und Verzeihung wirkten und warben mächtig für des Grafen Glück, und Blanca fühlte zum erſten mal etwas, was ſie für Zuneigung nehmen mochte. Und wie das Gefühl, geliebt zu werden, Wohlwollen und Anerkennung gegen andere hervorruft, ſo ſprach hinwieder Rivoli ſeine Hochachtung gegen den Baron Moritz auf das lebhafteſte auch gegen den Marcheſe aus. Dieſer, von dem ſchwärmeriſchen, ritterlichen Benehmen des deutſchen Freiherrn überraſcht, gönnte dem Grafen im ſtillen die Zurechtweiſung, die er hatte erfahren müſſen. Dazu kam noch, daß auch ſeine Tochter zu Gunſten Agneſe's ſprach. Schon der Zufall an ſich war intereſſant genug, daß nämlich Gemahlin und Braut in derſelben Stunde Freundinnen geworden waren, in welcher Bräutigam und Gatte mit feindſeliger Waffe einander gegenüberſtanden. Der Marcheſe aber fand noch mehr; denn welch guten Eindruck die Baronin auf ſeine Tochter gemacht hatte, wie viel heiterer und vertraulicher überhaupt durch jenen unglücklichen Vorgang das Verhältniß ſeiner Tochter zu ihrem Bräutigam geworden war, konnte ihm nicht unbemerkt bleiben. Er fühlte ſich der fremden Familie verpflichtet, ehe er ſie kannte, und ſuchte ſich derſelben zu nähern. Dies geſchah bei der feierlichen Beiſetzung der Leiche Brigitta's. Hier erneuerte und erweiterte ſich die wechſelſeitige Freundlichkeit. Man ſah ſich öfter und mit zunehmender Befriedigung.

Als bald darauf der Dienſt den Grafen Rivoli nach Nizza rief und da zu wohnen nöthigte, als die wechſelſeitigen Beſuche beider Familien durch die mancherlei militäriſchen Bewegungen geſtört wurden, ſchlug der Marcheſe dem Baron vor, mit ſeiner Gemahlin und Schwiegermutter auf einige Zeit in das Schloß zu ziehen. Dem Baron kam dieſe Einladung ſehr angenehm; denn wenn es überhaupt ein Troſt war, in dieſer beängſtigenden Zeit, bei den nahen Unruhen, ſich unter edeln Bekannten geſellſchaftlich aneinanderzuhalten und zu ermuntern, ſo lag ihm beſonders noch wegen ſeiner Gemahlin viel daran, von der drohenden und bedrohten Feſte Montalban entfernt und unter heitern Menſchen den bedenklichen Sturm abzuwarten. Er ſah ſich dadurch zugleich im Stande, ſeiner Hauswirthin, die um Raum für die gehäufte Einquartierung verlegen war, durch Abtretung einiger Zimmer behülflich zu ſein. Und ſo war ſeit kurzem die deutſche Familie nach Drappo übergezogen.

Sobald Petronella durch ihre Erzählung und Geſchwätzigkeit Klärchen zerſtreut und ermuntert hatte, wußte ſie geſchickt genug auf Giuſeppe überzugehen. Beide Mädchen beklagten um die Wette das Unglück des guten Jungen; aber während Klärchen ſich mit betrübter Erinnerung der Vergangenheit zukehrte, blickte das liſtige Kammermädchen der Zukunft des Jünglings entgegen, und ſprach von dem ſchrecklichen Los, das ihm bevorſtände. Es koſtet ihm den Kopf mit Schimpf und Schande, wenn er ergriffen wird, ſagte ſie; das weiß ich aus des Marcheſe eigenem Mund.

Klara ward ſehr unruhig. Sie blieb ſtehen, wie erſchreckt von dem Lärm der Soldaten, die man auf der Feſte und auf den verſchiedenen Wachtpoſten einander zurufen hörte. Auf einmal wendete ſie ſich raſch um, ſchlug den Rückweg ein und öffnete nun auch gegen Petronella das Körbchen mit den Früchten, als ob die ausgeſuchte Gabe nicht mehr für ihren Bräutigam, ſondern für den nächſten beſten beſtimmt ſei. Petronella griff mit lebhafter Lüſternheit zu und koſtete, während Klärchen mehr und mehr in Nachdenken verfiel.

Ich kenne den guten Giuſeppe ſeit Jahren, fuhr Petronella fort. Er war immer ſehr unachtſam gegen mich, aber gram konnte ich ihm doch nie darüber werden! Ja, es beunruhigt mich recht, ſeit ich ihn auf ſo gefährlichen Wegen weiß. Ach, könnte er jetzt zurückkehren und ſein eigenes Häuschen und Herdchen haben, wie froh ſollte er ſein! Freilich, wenn ſich die rechte Perſon entſchließen könnte, etwas für ihn zu thun; ganz aufgeben darf man ihn noch nicht. Ich wenigſtens nicht, da ich mehr weiß, als andere denken mögen. Glaubſt du, Klärchen, daß ich Giuſeppe aufhelfen, daß ich ihn und ſein Leben retten könnte, wenn er wollte und wenn ich wollte?

Und du wollteſt nicht? fragte Klärchen mit Haſt und Heftigkeit.

Je nun, ich möchte ſo unchriſtlich freilich nicht ſein. Giuſeppe hat einen Freund, den er gar nicht kennt, o, und einen mächtigen Freund. Rathe einmal, Klärchen, den Abt von Caluſo. Ja, den! O, das iſt ein guter und gewaltiger Herr!

Sie erröthete und ſchwieg eine Weile, als ob nach Worten ſuchend. Ich ſchäme mich, ſagte ſie endlich; böſe Menſchen könnten das Schlimmſte denken. Aber ich kann getroſt in meinen Buſen greifen, und wenn man ein chriſtliches Werk thun will, muß man auch Verleumdung ertragen können. Ja wiſſe, Klärchen, der Herr Abt will Giuſeppe retten, ei, der Herr Abt vermag alles bei unſerm König. Retten, ſage ich dir, will ihn der Herr Abt, wenn ich mich entſchließen wollte, ihn zu heirathen.

Darf denn ein Abt heirathen? fragte Klärchen. Petronella lachte laut auf und erwiderte: Ei, Närrin, wie verſtehſt du mich falſch. Ja, wenn der Herr Abt heirathen dürfte! Nein, liebes Klärchen, ich rede ja von Giuſeppe, wenn ich Giuſeppe heirathen wollte, ſage ich.

Klärchen erſchrak und erblaßte; das Körbchen zitterte zwiſchen ihren Fingern. Was geht denn Giuſeppe den Abt an? fragte ſie endlich mit bebender Stimme.

Petronella war erſt betroffen und verlegen, dann verſetzte ſie etwas ärgerlich: Was weiß ich! der Herr Abt iſt ein ſonderbarer Mann voll wunderlicher Launen.

Was frage ich danach, wenn der geiſtliche Herr ein gutes Werk thun will? Und warum willſt du denn grübeln und fragen, wenn jemand eines Menſchen Leben retten will? Du biſt ſehr gleichgültig gegen den armen Giuſeppe! Nicht jedermann iſt ſo.

Als Klärchen hierauf ſchwieg, forſchte Petronella nach dem Aufenthalt Giuſeppe's. Einige Nachbarn in Drappo hätten nämlich die Behauptung ausgeſprochen, er wäre gewiß nicht weit entfernt und könnte wol bei keinem ſeiner Bekannten und frühern Gönner ſicherer ſein als bei dem deutſchen Baron, der als Fremdling nicht viel Eifer und Aengſtlichkeit für die piemonteſiſche Regierung haben werde. Petronella ſchien zu glauben, ſeit der Baron nach Drappo übergezogen ſei, und Giuſeppe wahrſcheinlich einen andern Zufluchtsort anfgeſucht habe, würde Klärchen von dem Jüngling etwas Näheres wiſſen und ihm den Weg ſeiner Rettung vorſchlagen können.

Klara war in der mismuthigſten Stimmung. Ein Gemiſch von Unruhe, Reue, Wehmuth und Eiferſucht gärte in ihrem Herzen. Bald fertigte ſie Petronella mit ſchnödem Weſen ab, bald that ſie ſich ihr wieder mit neugierigen Fragen zu. Die Angelegenheit, die Petronella daraus machte, dem Jüngling zu helfen, ſprach wieder ſehr laut zum Herzen des trotzigen Mädchens. Ihn zu retten, kam ihr ſo groß und ſchön vor. Es fiel ihr wieder lebhaft ein, was Giuſeppe für ſie gewagt hatte, als er ſie einſt aus dem reißenden Strome zog. Sie machte ſich Vorwürfe, ihn nach ſeiner Flucht ſo leichtfertig aufgegeben zu haben. Und all dieſer Unmuth fiel nun auf Petronella, die das edle Wagniß ſeiner

Rettung für ſich unternehmen, den glücklichen Wurf für ſich thun wollte.

Unter dieſer Betrachtung faßte Klärchen einen zunehmenden Groll gegen Petronella, die mit Ungeſtüm eine Sache betrieb, welche ſie doch erſt mit ſoviel Bedenklichkeit eingeleitet hatte.

Aber am Ende aller bittern Empfindungen Klärchens, aller verlegenen Hoffnungen Petronella's ſtand nur ſoviel feſt, daß Klärchen ſo wenig als Petronella ſelbſt wußte, wo Giuſeppe zu finden, und wie ihm mit rettenden Vorſchlägen beizukommen ſei. Klärchen verſicherte, daß der unglückliche Jüngling ſeit ſeiner Flucht ihr Haus nicht betreten und ſich ganz gewiß nicht bei dem Baron aufgehalten habe. Nach manchen mädchenhaften Entwürfen, Vermuthungen und Verabredungen zu des Jünglings Gunſten ſchieden beide mit ſehr verſchiedenen Empfindungen voneinander.

Zweites Kapitel.

Eines Nachmittags ſaß der Marcheſe mit ſeiner Geſellſchaft im Garten. Wie gewöhnlich waren die Ereigniſſe des Tags und die neuen Ideen der Zeit Gegenſtand des Geſprächs. Die Baronin Agneſe neckte ihren Gemahl mit ſeiner unermüdlichen Politik. Sie widerſprach ihm jetzt öfter als ſonſt, ſogar wenn ſie ihm heimlich nicht unrecht geben konnte; denn Moritz' Geſinnungen und Anſichten neigten ſich mehr oder weniger der Franzöſiſchen Revolution zu, ſodaß er mit dem Marcheſe faſt jedesmal in Widerſpruch gerieth. Da wurde denn Agneſe gar wohl inne, daß Malvi oft im Innerſten verletzt war, wenn ihn Moritz vielleicht am gewiſſeſten überzeugt und zum Schweigen gebracht zu haben glaubte. Die gutmüthig kluge Frau ſchlug ſich alsdann auf des Marcheſen Seite, ſtand ihm mit geſchickten Ausflüchten und Einwendungen bei und milderte ſeine Niederlage, indem ſie ſolche mitlitt oder in Scherz verwandelte. Moritz begriff oft ſeine ganz veränderte Gemahlin nicht, zog ſich aber doch ſchonend zurück, weil er glaubte, der Widerſpruch komme aus ihrem jetzigen

Zuſtande, und er dürfe ſie nicht noch mehr reizen. Blanca verſtand aber die Freundin beſſer und ſuchte auf alle Weiſe das Geſpräch von den politiſchen Materien entfernt zu halten, die der Marcheſe dennoch ſtets von neuem hervorſuchte. Es ging ihm, wie man oft ein höchſt widerwärtiges Geſicht immer wieder anzuſehen nicht unterlaſſen kann.

Als heute Agneſe die Bemerkung machte, daß man in früherer Zeit nicht ſo viel politiſirt, ſondern über heitere Gegenſtände des Lebens, über Kunſt und Wiſſenſchaft, Theater und Moden, oder auch über Weine und Weiber geſprochen habe, verſetzte Moritz:

Ja, Liebe, das war die Zeit, wo man nichts zu *thun* hatte und daher allerlei *trieb*. Man malte und muſicirte, man ſpielte und ſpeiſte; es galt nur darum, die Zeit zu vertreiben. Jetzt aber geht die Zeit darauf hinaus, *uns* zu vertreiben, um nämlich etwas Neues auf die Bahn zu bringen. Darum ſchreit und lärmt nun alles ſo, weil der eine nicht aus ſeiner Behaglichkeit heraus will und der andere in die ſeinige nicht ſchnell genug hineinkommen kann. Alles drängt und lärmt jetzt, das unterſte will herauf, das oberſte aber nicht hinab. Wundere dich nicht, meine Liebe, ſondern bedenke, daß wir es jetzt nicht mehr mit der Zeit als einer muntern Geſpielin zu thun haben, ſondern daß uns das Schickſal der Welt mit ſeinem Ernſt entgegentritt, und wir aufſtehen und ihm ins Auge blicken müſſen. Es liegt einmal in unſerer männlichen Natur, Herr Marcheſe, fuhr er fort, und uns als Adelichen und Rittern ziemt es zumal, dem Feinde, der uns bedroht, entgegenzutreten und mit feſtem Blick ſeine Stärke und Schwäche auszuſpähen, wie Kämpen, die mit gezogenen Schwertern ihre geharniſchten Gegner ins Auge faſſen. Ich habe daher wieder einige Blätter aus unſers wunderlichen Licentiaten Werke über die Freiheit mitgebracht. Sie enthalten eine Anſicht über die Bedeutung und das Entſtehen der Franzöſiſchen Revolution. Der Ausdruck iſt freilich etwas bildlich und gewiſſermaßen märchenhaft, dadurch nehmen ſich aber die Gedanken deſto eigenthümlicher aus; denn es iſt im übrigen ſpaßhaft zu bemerken, wie der Verfaſſer zu einer Schrift über Freiheit ſo viel fremde freie Gedanken einfängt und in den Zuſchnitt ſeiner beſondern Ausdrucksweiſe einzwängt. Er baut ſein Freigut gewiſſermaßen mit Sklaven an. Ich denke, wir leſen gerade jetzt am paſſendſten etwas über die Franzöſiſche Revolution. Dieſe ſcheint nun doch den Fuß aufgehoben zu haben, um über den Var hereinzuſchreiten, und es iſt alſo wol gerade der rechte Augenblick, daß wir als gute Thorwächter nach ihrer Herkunft und nach ihrem Handwerk fragen.

Ich hoffte ſchon, fiel Blanca ein, wir würden bald an das Leſen Ihrer Novelle gehen, die Sie uns ins Italieniſche zu überſetzen verſprochen haben.

Ich bin auch fertig mit der Ueberſetzung, ſo gut ich ſie leiſten kann, erwiderte der Baron. Dieſe Novelle führt uns aber in eine frühe, mittelalterliche Zeit zurück, und wir werden ſie mithin am beſten vornehmen, wenn uns die Gegenwart erſt ein wenig zuwider geworden iſt. Jetzt nimmt uns der Augenblick mit ſeinen großen Vorgängen noch zu ſehr ein, und dies mit Fug und Recht.

Darum wollen wir heute einige Sätze über die Revolution leſen. Aber nur Geduld! Die Stunden werden nicht ausbleiben, wo uns dieſe gärende Zeit mit ihren anfangs ungeſunden Entwickelungen recht anwidern wird, wo wir uns dann weit, weit hinweg wünſchen werden. Das liegt nun einmal in der Natur der Gärungen, und es wäre thöricht, wenn man gleich den geläuterten und beruhigten Wein der Zeit ſchlürfen wollte. Alsdann, ſchöne Blanca, werde ich meine Arbeit hervorholen und Sie in das Alterthum zurückführen, um Ihnen in einer heitern Novelle etwas von einer längſt abgegärten und durchſichtigen Zeit einzuſchenken, ſei es auch, daß die Tropfen, in meinem Novellenpokal abgeſtanden, viel von dem koſtbaren Geſchmack jener heitern Zeit verloren haben ſollten.

Wenn wir uns um dieſen ſchattigen Tiſch ſetzen, bemerkte der Marcheſe, ſo können wir ganz behaglich anhören, was der wunderliche Bartolo über das Entſtehen der Franzöſiſchen Revolution faſelt. Es wird freilich nicht weniger wunderlich und ſeltſam ſein, als er ſelbſt iſt. Darum bin ich begierig darauf. Aber ich kenne des Mannes Geſinnungen und falſche Anſichten ſchon, er wird mich nicht überzeugen, und daher ſoll mir ſeine Meinung deſto willkommener ſein.

Der Baron las:

„Das Mittelalter war ein Hochgebirge, in welchem die Menſchen wie Adler horſteten, weit umher in die Felſenſchluchten hinab und zwiſchen Wolkenſchluchten hinaufblickend. Das Leben war einfach, aber groß in allen Richtungen. Sie bauten ihre Adlerneſter auf die

Felſenzacken, und zogen ihre Brut flügge zu kühnen Thaten und zum Flug gen Himmel. Jenen Thaten widmete ſich der Adel, dieſen Flug leitete die Prieſterſchaft. Die andern Menſchen dienten und gehorchten. Von dieſem Hochgebirge blickten die Völker rückwärts, woher ſie gekommen waren, und erzählten ſich die Geſchichte in Fabeln und großartigen Bildern. Wenn ſie die Adlerflügel ſchlugen, waren es erhabene Gedanken; wenn ſie den Blick erhoben, ſahen ſie in die überirdiſche Welt.

„Aber es blieb nicht lange ſo. Der Adel drückte die dienſtbaren Leute, die hohe Geiſtlichkeit miſchte ſich in die weltlichen Händel. Da blickten die dienſtbaren Leute und die niedern Geiſtlichen, arm und neidiſch, horchend und ſchadenfroh, auf den Adel, der nicht adelich that, und auf die Prälatenſchaft, die nicht geiſtlich lebte. Sie fütterten mit Würmchen und Ameiſeneiern die Spottvögel groß, die jetzt zwiſchen den Adlern und den Paradiesvögeln flatterten und zwitſcherten, wenn ſich dieſe auf den Felſenriffen um Fang und Fraß hackten und biſſen.

„Hochmüthig und begehrlich durch dieſe Kämpfer geworden, ſtellte ſich der weltliche und geiſtliche Adel gegen die Könige und ſetzte ihnen mit heftigen Anſprüchen zu, beſchränkte ſie immer mehr und ſuchte ſich unabhängig von ihnen zu machen. Da ſetzten die Könige ihre dienſtbaren Leute frei, um an ihnen einen Beiſtand zu haben. Dieſe Freigelaſſenen zogen ſich an die Bäche und in die Thäler hinab, ſchmiedeten und webten, bildeten und handelten, forſchten und wagten. Sie hielten ſich in

Städten zuſammen, zahlten dem König, wenn er darum bat, Beete oder Bittſteuern und ſtanden ihm bei.

„Wie aber dieſe geſchäftigen Leute die Erde aufwühlten, kamen freundliche Kobolde hervor; wie ſie die Metalle und Edelſteine hämmerten und feilten, wachten eingebannte Geiſter auf, belehrten die Leute und theilten ihnen wunderbare Kräfte mit. Habt Dank, ſagten die Geiſter zu den bürgerlichen Leuten, daß ihr endlich gekommen ſeid und uns befreit. In all den irdiſchen Körpern liegen Geiſter der Freiheit, die gern erlöſt und euch dafür dienſtbar ſein wollen, denn die Ruhe iſt unſer Tod.

„Nun wurden die Bürger reich und ſtolz; ſie machten koſtbare Sachen und lernten erſtaunliche Dinge kennen und vollbringen. Dem Adel ſtellten ſich die Bürger, der Geiſtlichkeit die Gelehrten gegenüber. Die Bürger brachten Moden in das einförmige Leben, die Gelehrten aber Meinungen in das ſtille Glaubensgebiet. Nun gebt Acht, ſagten die befreiten Geiſter zu den Bürgern, welche Zaubergeſchenke wir euch verliehen haben. Wir werden uns dankbar erweiſen und euch nach und nach die Krone der Gewalt zuwenden. Bald ſollt ihr die Herrſchenden dienſtbar und verächtlich, die Geiſtlichen lieblos und verlacht ſehen. Dann iſt euere Zeit gekommen.

„Und ſo geſchah es. Adel und Geiſtlichkeit verkoſteten dieſe neuen Früchte der Thäler und Tiefen. Die Moden ſchmeckten den Königen und Fürſten, die Meinungen jedoch machten die Geiſtlichkeit gallig. So entſtanden auf der einen Seite Luſtbarkeiten, Hoffeſte, Prunk, Spiel und Liederlichkeit; auf der andern brachen Kämpfe aller

Art aus, die mit Feuer und Schwert geführt wurden. Dort ſah man die alten, feſten Güter des grundherrlichen Beſitzes von den beweglichen Gütern der bürgerlichen Thätigkeit wie einen Felſen von Wogen beſtürmt; hier wurden die feſten Sätze der Glaubensherrlichkeit von den beweglichen Gedanken der Forſchung beſtritten.

„Die Gedanken wirken viel raſcher, unaufhaltſamer als die Güter; die geiſtigen Intereſſen ſind viel lebendiger als die materiellen; daher auch um Jahrhunderte früher die Reformation ausbrach, wie ja im Frühling auch die Blüten meiſt vor den Blättern hervorkommen. Aber die Blätter bleiben darum nicht aus, und ſo entſteht jetzt endlich für die materiellen Intereſſen des Staats eine Revolution. Darin alſo liegt die Bedeutung der Revolution, daß ſich das bewegliche Leben nicht von dem trägen Herkommen, von dem aufgeblaſenen Daſein aufhalten, das natürliche Recht aller nicht von erworbenen Vorrechten einiger hemmen läßt. Wie aus dem verſchloſſenen Felſen unter Sonnen- und Regeneinwirkung eine vielfältige Vegetation hervorbricht, ſo hat die vom Adel beſtürmte Königsgewalt ſelbſt die vielfältige Bürgerſchaft hervorgetrieben, die nun jede Adelsmacht brechen wird.

„Mußte nun die Reformation, die ältere Tochter der neuen Zeit, nothwendig in Deutſchland, unter einer für geiſtige und religiöſe Intereſſen beſonders glühenden Nation, geboren werden, ſo konnte die Revolution, die zweite Tochter, nur in Frankreich zur Welt kommen. Dieſe leichte, lebensluſtige, lebenskluge Nation der Franken iſt am eheſten dem Sittenverderbniß ausgeſetzt.

In Frankreich nahm das Sittenverderbniß früh überhand. Die Verſchwendungen des Hofes, die Anmaßlichkeit des Adels, die Liederlichkeit der Geiſtlichen wurden daſelbſt aufs äußerſte getrieben. Die Könige, durch Ränke und Cabalen des Adels gefeſſelt und verſklavt, machten den Thron verächtlich. Die Prieſter ſetzten durch ihr weltliches Treiben die auf Himmliſches gerichtete Religion mit ihr ſelbſt in Widerſpruch. Ein ſolches Volk nun, klug und geiſtreich, um ſolche Widerſprüche lebhaft aufzufaſſen, wenig religiös, um das Beſtehende für heilig zu halten, ſpottet erſt und greift dann, wenn der Druck unerträglich wird, raſch zum Widerſtande. Dazu kommt, daß zu gleicher Zeit die franzöſiſche Nation in Bearbeitung der materiellen Güter und in Vervielfältigung der Genüſſe erſtaunlich vorgerückt und in gleichem Grad für ein freithätiges und behagliches Leben empfänglich iſt. Was ſoll nun ein ſolches Volk abhalten, ein verächtlich gewordenes Königthum, einen übermüthigen, drückenden Adel und eine ungebildete, ſchlemmende Prieſterſchaft zu verſchmähen, zu verwerfen, zu vertreiben?

„Daß man nun hierin zu weit geht, liegt in der Natur der Sache. Der ſchwingende Pendel fährt erſt nach den entgegengeſetzten Seiten und wird nur langſam in der Mitte ruhig. Erſt war die Uebermacht des einen, des Königs, in den Bluthochzeiten des ſechzehnten Jahrhunderts geübt worden, nun macht ſich auch der Uebermuth der einzelnen in blutigen Scenen geltend, wie ſolche jetzt Paris mit Schreck und Entſetzen füllen.“

Drittes Kapitel.

Als der Baron ſchwieg, ſaß die Geſellſchaft noch eine Weile ſtumm. Die vorgeleſenen Gedanken beſchäftigten noch ein jedes, wie die Klänge einer ſchweigenden Glocke in unſerm Ohre nachſummen. Der Marcheſe ſchien ſehr beunruhigt, er gab keinen Beifall, er ſprach keinen Tadel aus. Auf einen andern Standpunkt geführt, ſah er die bekannten Gegenſtände mit Befremden an und ſchien ärgerlich, daß ihm ein längſt Verworfenes nun in anderer Beleuchtung noch zweifelhaft und bedenklich vorkommen wollte. Die Frauen zögerten, vor dem Marcheſe ihr Urtheil auszuſprechen, und Moritz ſah eins um das andere an, verwundert und empfindlich, daß nicht wenigſtens ſein ſorgfältiges Vorleſen belobt ward, wenn man auch mit dem Geleſenen nicht einverſtanden wäre.

Da wurde die Geſellſchaft durch ferne, dumpfe Kanonenſchüſſe erſchreckt. Man erhob ſich und eilte nach dem Schloß, um auf dem Altan einen weitern Geſichtskreis zu gewinnen. Das Hausgeſinde ſtürzte herbei und rannte hin und wieder. Einer ängſtigte den andern mit den wunderlichſten Vermuthungen. Viele behaupteten, es habe in den Bergen geſchoſſen, andere betheuerten, von der Feſte Montalban. Endlich kamen Leute von den Bergen herab und erzählten, daß eine feindliche Flotte zwiſchen Nizza und Villafranca kreuze.

Aus ſolcher Ungewißheit riß gegen Abend ein Eilbote des Grafen Rivoli die Geſellſchaft. Der Graf meldete mit wenigen Zeilen, daß eine Flotte von elf der größten Schiffe nebſt kleinern Fahrzeugen, von Toulon ausgelaufen, in den Gewäſſern von Villafranca bis an den Golf von Juan kreuze. Der Graf Pinto habe Nachricht, daß der Contreadmiral Truguet die Flotte befehlige. In einer längern Nachſchrift bemerkte Rivoli: „Wäre mein Beruf, zum Schutze des Vaterlandes unter den Waffen bereit zu ſtehen, nicht ſo erhaben, daß er mich aufrichtete, ich würde jetzt troſtlos ſein, meine verehrte Braut, meine theuerſte Blanca, wer weiß auf wie lange, nicht zu ſehen. Ich darf meinen Platz nicht mehr verlaſſen, der nun auch dadurch noch zu einem Ehrenplatz für mich geworden iſt, daß ich zum unmittelbaren Dienſt und Gefolge unſers großen Befehlshabers, des Herrn Grafen Pinto, gezogen worden bin. Sollten Sie nun doch, mein verehrter Vater, für gut finden, Blanca von Drappo zu entfernen, ſo wäre jetzt noch Zeit, ſie unter dem Schutze des Abtes von Caluſo nach Turin zu ſenden. Ich ſelbſt bin darüber in Ungewißheit, wozu ich rathen ſoll. Es iſt eine grauſame Wahl, ob ich meine Blanca lieber weit von mir, aber ruhig, oder beunruhigt durch den Kriegslärm, aber doch meiner baldigen Umarmung nahe, wiſſen möchte. Indeß verzichte ich gern auf mein eigenes Glück, wenn ich nur ſie in der Ferne beruhigt weiß. So ziehe ſie denn hin, hoffentlich nur auf kurze Friſt; denn ſicherlich werden wir bald genug den Feind geworfen haben und unſere ſchöne Grafſchaft einem heitern Frieden zurückgeben.“

Kaum war dieſer Brief geleſen und flüchtig beſprochen, ſo kam ein zweites Billet, in welchem Rivoli vorſchlug, Blanca möge nicht nach Turin, ſondern lieber auf ein Gut ſeines Vaters in der Nähe der Reſidenz ziehen, da nach einem Briefe, den er eben erhalten habe, ſein Vater noch bis in den Spätherbſt auf dem Lande zu bleiben gedenke. Die Beweggründe, mit denen er ſeinen Vorſchlag unterſtützte, konnten eine gewiſſe Eiferſucht oder vielmehr Furcht des Grafen vor etwaigen Bewerbern nicht verbergen, die ſich in der Reſidenz um Blanca bemühen möchten.

Die Unruhe, welche jetzt mit einmal Nizza und die Umgegend heimgeſucht hatte, kehrte natürlich auch im Schloß des Marcheſe ein. Malvi zweifelte nicht, daß dieſe Flotte nur der Vorbote eines nahen Angriffs zu Lande ſei. Er wußte es ſehr begreiflich zu machen, daß der Admiral, der immerhin etliche tauſend Mann auf ſeinen Schiffen haben konnte, damit umgehen dürfte, an ſchicklicher Stelle, vielleicht unter Monaco, zu landen, um der Armee von Nizza, ſobald ſolche von der Seite des Var angegriffen würde, in den Rücken zu fallen und ſie alſo zwiſchen zwei Feuer zu bringen. Auch konnte es, wie der Marcheſe befürchtete, die Abſicht des Feindes ſein, die ausgeſchifften Truppen in das Gebirge vorzuſchieben, um der Armee von Nizza den Rückzug und die feſten Stellungen in den Bergen abzuſchneiden. Man wußte, daß im Vertrauen auf die Truppen in der Grafſchaft Nizza die Feſte Saorgio nicht ſtark beſetzt war. So konnte ein einziger, glücklich ausgeführter Streich des Feindes die wichtigſten Folgen für den König Victor nach ſich ziehen. Der Marcheſe verſäumte nicht, den Grafen von dieſen Vermuthungen in Kenntniß zu ſetzen. Er gab dadurch dem jungen Manne zugleich Gelegenheit, ſich durch ſolche Umſicht bei ſeinem Feldherrn zu empfehlen.

Die Karte von Nizza kam nun nicht mehr von dem Pfeilertiſchchen im Eckzimmer, wo ſie bequem nach der Himmelsgegend aufgelegt werden konnte. Ruhig blieb freilich niemand, ſchon um der Erwartung willen, wenn auch eben nicht aus Furcht. Vielmehr zeigte jedermann, ſelbſt die Baronin Agneſe, den heiterſten Muth. Blanca hatte es unbedingt, und über das Mistrauen ihres Bräutigams etwas empfindlich, abgelehnt, ſich von Drappo zu entfernen. Sie warf ſich ihrer Freundin an die Bruſt und rief aus: Wir wollen jetzt unſern Heldenmuth zeigen, Agneſe! Ein Blick auf den Abt von Caluſo verrieth wirklich, daß ihre Schalkhaftigkeit noch keiner Angſt gewichen war.

Denn in der That betrug ſich der Abt unmännlich genug. Er ging gedankenvoll und grämlich umher, ſprach wenig, und was ein noch ſchlimmeres Zeichen war, aß auch nicht viel. Der Marcheſe rieth ihm wiederholt, jetzt, da es noch Zeit ſei, ſich nach Turin zurückzuziehen, wenn das zu ſeiner Zufriedenheit gereichen könnte. Auch hatte Caluſo ſchon etlichemal packen laſſen, und man begriff nicht, warum er immer wieder blieb, und was ihn bei aller Sehnſucht, hinwegzukommen, doch in ſolcher Angſt zurückhielt und feſſelte. Er betrug ſich manchmal wie ein Kind, indem er auch überhaupt täglich ſcheuer und ſchüchterner ward, und bei jedem zufälligen Lächeln der Frauen in eine unbegreifliche Verlegenheit gerieth.

Im übrigen fühlten jetzt beide verbundenen Familien lebhaft und geſtanden ſich auch gern, wie viel ſie durch ihre Bekanntſchaft für dieſe ängſtliche Zeit aneinander gewonnen hatten. Wenn auch die Frauen in religiöſen, die Männer in politiſchen Angelegenheiten nicht immer übereinſtimmten, ſo arbeitete doch ihr freundlicher und ſtets wohlwollender Widerſpruch immer mehr auf eine Ausgleichung hinaus. In edler Empfindung, in artigem, menſchenfreundlichem Betragen waren ſie immer einig.

Wenn Moritz und der Marcheſe ausgingen, um die Bewegung der Schiffe oder der Truppen zu beobachten, dann machten die Frauen zuweilen dem alten Briani einen Beſuch oder ladeten ihn zu ſich ein. Der Greis ſchien durch die Erwartungen der Zeit ermuntert, ja verjüngt. Er ſprach mit der fröhlichſten Zuverſicht ſeine beſten Hoffnungen aus. Hatten nun die Frauen bisher doch manchmal nicht ohne Beſorgniß in die Zukunft geblickt, ſo trugen ſie nunmehr nach und nach das gute Vertrauen, das ſie für den Greis hegten, auch auf die Erwartungen über, die er ausſprach. Die Baronin Agneſe ſchien jedoch geneigter dazu als Blanca zu ſein, die zuweilen von einer unerklärlichen Angſt, wenigſtens auf Augenblicke, heimgeſucht wurde. Agneſe ſchob alle

Schuld dieſer Anwandlungen auf die grillenhaften Briefchen, die der Graf Rivoli täglich von Nizza heraufſandte, und die Blanca gar manchmal auch unbeantwortet ließ.

Der Abt von Caluſo, der bei den erwähnten Ausflügen der Geſellſchaft unter dem Vorwand, ſein Brevier zu beten, ſtets zurück und allein blieb, ſchien endlich doch einen Entſchluß gefaßt zu haben. Er traf ganz im ſtillen Vorkehrungen zu ſeiner Abreiſe. Aus der Scheu und Behutſamkeit, mit denen er dabei unbegreiflicherweiſe zu Werke ging, hätte man jedoch eher auf eine Flucht als auf eine Abreiſe ſchließen ſollen. Er ließ von ſeinen Abſichten ſogar ſeinen vertrauten Kammerdiener nichts merken, ſondern packte eines Abends und während der Nacht ſeine Sachen ſelbſt ein, unbekümmert, ob ſie gut oder ſchlecht gepackt würden, und was daran verdorben gehen möchte. Seinen Wagen hatte er bereits unter dem Vorwand, daß ſolcher ausgebeſſert werden müſſe, nach Nizza bringen laſſen.

Als der Abt des Nachmittags wieder allein war, rief er Petronella herbei und gab ihr unter ängſtlichen Schmeichelworten einen Auftrag nach einem nicht ſehr fern entlegenen Meierhofe. Das Mädchen zeigte ſich eben nicht ſehr bereitwillig; es betrug ſich etwas gebieteriſch im Zimmer und ſetzte den nachgiebigen Abt mit ſchnöden Worten in bittere Verlegenheit. Er litt unſägliche Angſt, Petronella möchte in das anſtoßende Zimmer dringen, in welchem der gepackte Koffer und die zugebundenen Schachteln ſtanden. Als ſie endlich doch den Auftrag angenommen und das Schloß verlaſſen hatte, ließ Caluſo mehrere Tagelöhner heraufkommen und ſein ſämmtliches Gepäck ſchnell durch eine Hinterthür fort nach Nizza bringen. Die Leute wurden mit anſehnlichen Trinkgeldern zur Eile und Verſchwiegenheit ermuntert.

Petronella war inzwiſchen kaum vor das Schloß hinausgekommen, und ſchlenderte trübſinnig zwiſchen altem Mauerwerk hin, als ihr ein Matroſe den Weg vertrat. Sie erſchrak, ſah den Mann furchtſam an, erkannte aber erſt, als er ihren Namen nannte, Giuſeppe in dem ungewohnten Anzug. Sein Geſicht war freilich durch gemalte Schrammen entſtellt. Er führte ſie ſchnell aus dem Wege und erkundigte ſich angelegentlich nach dem Grafen Rivoli und nach deſſen Vermählung mit Blanca. Als er vernommen, daß Rivoli ſeit Wochen nicht mehr im Schloß wohne und von Vermählung keine Rede ſei, that er mancherlei Fragen, deren Zweck Petronella nicht begriff, aber auch hingeſtellt ſein ließ, da ſie auf etwas ganz anderes ſann. Mit großer Beſorgniß fragte Giuſeppe unter andern auch, ob nicht ein Fremdling in einer oder der andern Tracht im Schloß oder um daſſelbe bemerkt worden ſei. In der Beſchreibung, die er von dem Fremdling gab, hätte man den Genueſen vermuthen ſollen. Wirklich galt auch des Jünglings Nachforſchen dieſem verwegenen Manne. Wir erinnern uns, daß er nach jener Erzählung des Mönchs vor Giovanni's Hausthür zu Breglio in leidenſchaftlicher Haſt den Ort verließ. Von Cola erfuhr er die nähern Umſtände des Vorfalls im Schloßhofe zu Drappo, die hierauf erfolgte Herausforderung des Freiherrn Moritz und Brigitta's unglückliches Ende. Seitdem hing er nur ſeiner neuentflammten Rachbegierde nach. Zuerſt begab er ſich zwar mit Giuſeppe in das franzöſiſche Lager am Var; ſobald er aber Bericht über ſeine Verrichtungen abgeſtattet hatte, widmete er ſich ganz ſeinen Abſichten auf den Grafen Rivoli. Er übernahm zuerſt Aufträge nach Nizza und in die Umgegend, und ſcheute die Gefahr nicht, der er ſich auch in wechſelnden Verkleidungen doch immer ausſetzte. Vergebens ſuchte ihn Giuſeppe zurückzuhalten und auf die Zukunft zu vertröſten. Die Beſorgniß um das Leben des Grafen beunruhigte den Jüngling um Blanca's willen oft noch mehr, als der Gedanke an die Verlobung ſeiner Geliebten und an die Möglichkeit ihrer Vermählung. Bald aber quälte ihn doch auch die Furcht, Blanca zu verlieren, ſo ſehr, daß er ſich entſchloß, nach Drappo zu ſchleichen und der Geliebten auf irgendeinem Wege ein Briefchen in die Hände zu ſpielen, worin er ſie um Verſchiebung ihrer Vermählung beſchwor, bis er ſich rechtfertigen und ihr Vertrauen wieder verdienen werde. Er fühlte nicht, welcher Thorheit eine unruhige Liebe fähig iſt.

Giuſeppe war ſehr erfreut, daß ihm Petronella ſo glücklicherweiſe aufſtieß. Sobald er die nächſten Fragen gethan hatte, ſuchte er ſein Briefchen hervor und überlegte, ob er ſich auf des Mädchens Ehrlichkeit und verſchwiegenen Mund verlaſſen, und ob er das Fräulein auch wol vor deſſen Kammerjungfer in Verlegenheit ſetzen dürfe. Schon ward er zweifelhaft, als ihm einfiel, daß er am Ende vielleicht keine beſſere Hand für ſeinen dringenden Auftrag finden werde. Er entſchloß ſich alſo, das Mädchen zuerſt freundlich zu ſtimmen, zu beſchenken und dann das Brieſchen dem guten Glück anzuvertrauen. Mit munterer Zuthulichkeit und Liebkoſung ſagte er daher:

Es hätte mir in der That nichts Angenehmeres begegnen können, als daß gerade du mir ſo zufällig aufgeſtoßen biſt, Petronella, mein ſchönes Kind. Bei keinem andern aus dem Schloß hätte ich ſo gute Nachrichten einziehen können, als bei dir. Nun bin ich viel ruhiger, beſonders um Fräulein Blanca's willen, die der Himmel vor Schreck und Kummer bewahren möge. Einen kleinen Auftrag wirſt auch du mir am beſten beſtellen können, Liebchen. Aber du ſiehſt nicht wohl aus, Petronella, was haſt du, wo fehlt es dir?

Sie erröthete und ſchlug die Augen nieder. Endlich ſagte ſie etwas ſtockend und kleinlaut:

Es iſt doch merkwürdig, daß juſt wir beide uns überall ſo unerwartet begegnen, heute wieder wie damals zu Tende in der Wirthshausthür, weißt du noch, Giuſeppe? Es iſt mir freilich manches geweiſſagt worden, was dich und mich anbelangt, Giuſeppe; aber — ich habe mich auch ſehr um dich bekümmert und nach allen Winden Erkundigung deinethalben eingezogen. O, du kannſt es nicht verantworten, was du an uns allen gethan haſt; aber niemand empfindet das mehr als ich. O, ich möchte weinen, daß du dermal ſo heimlich und entſtellt umherſchweifen mußt, wo noch vor nicht gar langer Zeit niemand ſo kühn auftrat wie du. Ach, das iſt ſehr traurig, und auch du kannſt gewiß nicht froh dabei ſein.

Wir wollen ſchon noch auftreten! verſetzte kurzweg der Jüngling.

Nimmermehr, Giuſeppe! rief Petronella aus. Wer ſoll ſich deiner annehmen? Wer könnte es dahin bringen, daß du je wieder in Drappo aufträteſt? Nein, nein! Selbſt deinem Vater darfſt du nie wieder vor das Angeſicht kommen. Du haſt dich um Freunde, Gönner und Verwandte gebracht. Nur noch einen Freund haſt du, Seppe, aber der vermag auch mehr als Hunderte. Und noch eine Seele iſt unter der Sonne, die etwas für dich zu thun bereit iſt, was auch die Welt dazu ſagen mag. Aber ſei doch nicht ſo ungeduldig und höre mich um deiner ſelbſt willen an! Der Abt von Caluſo iſt noch im Schloß und will dir wohl. Er hat mächtige Verbindungen am Hofe und will dir des Königs Verzeihung und Erlaubniß, in Drappo zu wohnen, auswirken. Der Herr Abt von Caluſo iſt ein gar rechtſchaffener Mann, und da hat er nun vorgeſchlagen, ich möchte mich für dich verpfänden. Wie iſt das nur möglich, hochwürdige Gnaden, habe ich ihm geantwortet, da ich ein armes Mädchen bin und keine Ausſteuer habe. Für die Ausſteuer laß mich ſorgen, hat er mir darauf erklärt, meine Nichte ſoll keine beſſere haben, als ich dir geben will.

Sie ſchwieg und ſchlug erwartungsvoll die Augen nieder. Giuſeppe's Blicke ruhten durchdringend auf ihr; Entrüſtung, Verachtung, Spott wechſelten in ſeinen lebhaften Zügen und machten endlich einem gutmüthigen Lächeln Platz. Ich ſehe dir wohl an, ſagte er, daß du dich in der That ſehr gegrämt haſt, du ſiehſt ſehr bleich aus, du dauerſt mich. Ich begreife deine verzweiflungsvolle Lage. Es iſt natürlich, daß ein Mädchen zu heirathen ſucht, wenn es — eine ſolche Ausſteuer hat.

Aber ſei getroſt, Petronellchen! Es wird bald gut heirathen in Nizza werden, die Franzoſen kommen und wenden alles um und um; dann dürfen auch die Aebte heirathen, und du hältſt dich an deinen gar rechtſchaffenen Abt von Caluſo. Auch ich habe ſo mein Plänchen. Gewiß, Petronella, es wird uns noch gut gehen. Laß uns immer — guter Hoffnung ſein!

Er lachte laut und ſchelmiſch auf und eilte davon. Als ihm das Briefchen einfiel, zerriß er es in bitterm Unmuth. Weiß ich doch, daß Blanca nicht an Vermählung denkt, flüſterte er vor ſich hin; und Rivoli? Ei, der mag ſeine Schanze ſelbſt wahren!

Viertes Kapitel.

Einige Tage darauf, an einem trüben ſtürmiſchen Septembermorgen, wollte der Küſter von Drappo den Tag einläuten und vernahm aus dem Gebirge her Kanonendonner. Er lärmte die nächſten Nachbarn aus ihren Hütten und keuchte dann nach dem Schloß hinauf, um ſich bei dem Marcheſe Rath zu holen. Hier war man bereits munter und in Ueberlegung begriffen. Der Marcheſe ſendete Boten aus und beſtieg mit dem Freiherrn Moritz und etlichen Männern die nächſten Felſenhöhen. Man ſah Scharen von Bewaffneten aus dem Gebirge hervorbrechen und nach Nizza hinabeilen. Bald brummte auch das Geſchütz von der Feſte Montalban. Nicht lange, ſo hörte man Gewehrfeuer. Immer mehr ängſtliche Zuſchauer ſchlichen neugierig herbei, aber Rauch verhüllte das Thal, und bald auch ſtürzte Regen, vom Sturmwind herbeigetrieben, dicht und heftig nieder.

Malvi und Moritz waren in das Schloß zurückgekehrt und ſuchten ſich und den beängſtigten Frauen die unerwartete Erſcheinung begreiflich zu machen. Wie iſt es nur möglich, fragte der Baron, daß Franzoſen aus dem Gebirge hervorbrechen, während wir glauben, daß ſie den Var noch nicht überſchritten haben? Und was beabſichtigt der unbedeutende Haufe von dieſer Seite?

Das Unvermuthete zu thun, bringt oft ſeinen ſichern Gewinn, erwiderte der Marcheſe. Sie werden ſich gute Führer verſchafft haben, und wie man weiß, laſſen ſich die Franzoſen durch Mühſeligkeit nicht leicht abſchrecken. Gewiß wollen ſie auf dieſem Wege einen wohlüberlegten Streich ausführen. Nizza liegt jetzt von Truppen faſt ganz entblößt, unſere Kernſoldaten ſind, wie wir wiſſen, gegen den Var aufgebrochen, wo General Anſelmo den Uebergang droht. Wirklich kommt es mir nicht ganz unerwartet, Herr Baron. Habe ich es nicht gleich geſagt, daß dieſe Flotte uns Mannſchaft an das Ufer werfen will? Erſt hat der feindliche General unſere Streitkräfte nach dem Var hingelockt, und benutzt nun dieſen günſtigen Augenblick. Dieſe hervorgebrochene Schar ſoll vermuthlich das Zeichen zum Landen geben und ſich dann mit den ausgeſchifften Truppen vereinigen, um die Feſte Montalban zu nehmen. Sehen Sie nun, wie gut es iſt, daß ich unſern Guido aufmerkſam gemacht habe? Auf ſeinen Rath iſt die ſardiniſche Reiterei mit einigem Geſchütz über Villafranca am Ufer hinauf entboten worden, um das Ausſchiffen zu hindern. Sollten die Franzoſen vielleicht gar dieſe Vorkehrung noch nicht gewußt haben? Ha! Dann wären ſie zu ihrem Schaden zu voreilig geweſen. Ich hoffe doch, die Beſatzung der Stadt wird noch ſtark genug ſein, dieſen Ueberfall abzuwehren oder doch kurze Zeit aufzuhalten, bis Hülfe vom Var herbeikommt.

O mein Gott! rief Blanca erbleichend aus; Guido iſt in Nizza zurückgeblieben. In dieſem Augenblick ſchwebt er in Kampf und Gefahr, iſt in dieſem Augenblick vielleicht . . .

Sie ſchwieg und ſank Agneſe an die Bruſt.

Soviel wir doch recht gut bemerken konnten, waren ſie ſehr ſchwach, die vom Gebirge herunterkamen, bemerkte Moritz. Sie werden leicht zurückgeworfen werden oder ſich gewiß ohne weiteres zurückziehen, ſobald ſie ihre Unbeſonnenheit bemerken.

Eine Stille war eingetreten, und man hörte häufiges Gewehr- und Kanonenfeuer. Blanca zuckte jedesmal ſchreckhaft zuſammen.

Und doch bangte ſie nur der allgemeinen Gefahr wegen, der ihr Bräutigam ausgeſetzt wäre, und wußte nicht, daß eigentlich ihm perſönlich der Ueberfall des Feindes galt. Die Rachbegierde ließ nämlich dem Genueſen Sormano keine Ruhe mehr, und da er bisher vergebens geſucht hatte, an ſeinen Todfeind Rivoli zu kommen, ſann er endlich auf ein größeres Unternehmen. Es war ihm durch verſchmitzte Leute ſeiner Verbindung gelungen, einige piemonteſiſche Kanoniere auf der Feſte Montalban durch Beſtechung und Verſprechungen zu gewinnen. Zugleich verabredete er mit dem Admiral der Flotte die Landung einiger Truppen, und erhielt von dem franzöſiſchen General Anſelmo eine kleine Schar, die, bei Nacht an einer unbewachten Stelle des Var übergeſetzt und durch verſteckte Gebirgswege geführt, ſich unerwartet auf die Stadt Nizza warf.

Das Unternehmen war zwar in manchem Betracht unbeſonnen und unreif, allein das unruhige Herz des Genueſen fand nur in Rache oder in etwas Abenteuerlichem ſeine Befriedigung. Und wenn er bei dieſer Gelegenheit die Franzoſen über die Lage der Sachen täuſchte, ſo geſchah es nur, weil er ſelbſt durch ſeine Leidenſchaft darüber verblendet war.

Indeß wurde der Kampf am hohen Ufer des Paglione hitzig geführt. Die als Beſatzung zurückgebliebenen Piemonteſen wehrten ſich rechtſchaffen. Die Ufer, von den Regengüſſen ſchlüpfrig, erſchwerten den Angriff der Franzoſen. Auch ſchwoll der Bergſtrom raſch an und riß manchen der anſtürmenden Kämpfer mit ſich fort.

Zweimal waren die Franzoſen zurückgeworfen, und ein dritter Angriff auf die Stadt war beſchloſſen worden.

Wenn auch dieſer Angriff mislingt, ſo können wir mit Schimpf und Schande abziehen, und haben obendrein unſern Verluſt umſonſt, ſagte Giuſeppe zu dem Genueſen. Deiner Ungeduld haben wir es beizumeſſen, deine perſönliche Rachſucht gegen Rivoli bringt nun unſere gute Sache ins Verderben. Warum haben wir nicht erſt die Landung der Flotte abgewartet?

Die Flotte ſollte aber gelandet ſein, ſie ſollte ausgeſchifft haben! Das war ja doch alles abgeredet! erwiderte der Genueſe.

Ich habe dir ja geſagt, dir und dem Oberſten Fresnel, daß die Reiterei und eine Batterie die Landungsplätze bewacht, verſetzte Giuſeppe heftig. Nun kommt noch der Sturm, der die Flotte auf die hohe See nöthigen wird, und am Ende kriegen wir noch die rückkehrende Reiterei auf den Hals. Unglückliches Unternehmen!

Du maulſt und maulſt, rief wild der Genueſe, ſtatt aß du den Kanonen auf Montalban das Maul ſtopfen ollteſt. Die ſchaden uns gerade am meiſten und werfen nſere Leute immer zurück. An ihnen ſcheitert meine Berechnung, denn es war ja, als ob du ſie ſchon in er Taſche hätteſt, Großſprecher du. Warum ſuchſt du enn nun nicht den verborgenen Zugang zur Feſte, den u ausgekundſchaftet haſt? Verlaſſe ſich noch einer auf Scharfſchützen! Und nun willſt du mir noch Vorwürfe machen? Du und kein anderer hat den Tag verdorben. Wüßte ich wenigſtens nur den Schurken Rivoli zu finden, amit ich doch für meine Perſon nicht leer ausginge. Du haſt ja auch behauptet, daß er mit der Beſatzung er Stadt zurückgeblieben ſei. Warum zeigt ſich denn ur der feige Hund nicht? Oder gehört vielleicht dieſe eine Nachricht auch zu den genommenen Feſtungskanonen?

Den Jüngling empörten dieſe Vorwürfe des Genueſen, och hatte er ſich bereits an Dienſtordnung gewöhnt nd wußte ſich zu faſſen. Es wird Euch nicht gelingen, Herr Sormano, ſagte er mit Stolz, durch ungerechte Vorwürfe Euere begangene Uebereilung von Euch abzuwälzen. Ihr ſelbſt habt die Beſtechung der nordöſtlichen Feſtungsbatterie geleitet und das Zeichen verabredet, das ns zum Angriff gegeben werden ſoll. Ihr wißt, daß ch nur auf dieſes Zeichen warte. Da Ihr aber einmal die Loſung der Uebereilung für heute gegeben habt, o will ich auch ohne dies Zeichen alsbald angreifen. Mislingt es auch, wie Euer unüberlegter Angriff, ſo eid wenigſtens verſichert, daß ich Euch die Schuld nicht uſchieben werde.

Er eilte zurück und verſammelte ſeine Compagnie Scharfſchützen. Mit kurzen muthigen Worten feuerte er die Schar an und drang auf einen Umweg über den Montalban vor. Zugleich ward das Zeichen zum allgemeinen Angriff gegeben, und mit gereizter Heftigkeit ſtürmten die Franzoſen gegen die Stadt. Die Piemonteſen widerſtanden immer ſchwächer dieſem muthigen Angriff. Sie wankten und wichen ſchon gegen das Thor zurück. Als bald auch das Geſchütz auf der Feſte Montalban ſchwieg und man die franzöſiſche Fahne hoch oben wehen ſah, ſchien der Sieg der Franzoſen entſchieden zu ſein.

Noch einmal warfen ſich friſche Truppen, vom Grafen Rivoli angeführt, aus dem Piemonteſiſchen Thor auf die Franzoſen. Rivoli ſelbſt focht in den vorderſten Reihen. Ein wüthendes Handgemenge entſteht. Rivoli und der Genueſe, beide zu Pferde, treffen ſich. Mit Ungeſtüm dringt der Genueſe ein, mit Ruhe und Gewandtheit vertheidigt ſich Rivoli. Ihr beiderſeitiger Haß verwandelt den Parteiſtreit in einen Zweikampf. Der Bajonnetſtich eines Franzoſen verwundet Rivoli's Pferd, er ſtürzt; das ſterbende Thier wälzt ſich dem unglücklichen Reiter über die Beine.

Carogna, Carogna! ſchrie der Genueſe, indem er ſein Pferd um den unglücklichen Grafen tanzen ließ. Da liegt Berez, wo Sie mir einſt die Fußblöcke haben geben laſſen. Wie hoch gehen jetzt Ihre Sprünge, Herr Graf? Wie viel Peitſchenhiebe bin ich Ihnen ſchuldig, edles Blut? Ich bin zahlungsfähig geworden, liebreicher Schwager. Euere Gnaden haben ſich meiner geliebten

Porzia brüderlich angenommen! Kommen Sie doch! Ihr kleiner Neffe ſoll Ihnen dafür die Hand küſſen. Graf und Schurke!

Wuth erſtickte ſeine Worte. Aber indem der leidenſchaftliche Mann, überraſcht von dem günſtigen Zufall, der ihm ſeinen verſchwägerten Todfeind in die Hände gab, zu ſeinem ſchadenfrohen Racheſtreich ſo weit ausholte, ſchlug es übel für ihn ſelbſt aus. Die ſardiniſche Reiterei, auf den Kanonendonner der Feſtung unerwartet zurückgekehrt, brach über den Montbonon herein und griff die vorſtürmenden Franzoſen im Rücken an. Einige Huſaren flogen herbei, dem geſtürzten Grafen zu Hülfe, und nahmen den Genueſen gefangen.

Dem lebhaften Reiterangriff im Rücken und dem ermuthigten Ausfall aus der Stadt widerſtanden die Franzoſen nicht lange. Sie geriethen in Unordnung und nahmen die Flucht. Viele ertranken in dem angeſchwollenen Paglione.

Nach dieſer unglücklichen Wendung, die der verwegene Angriff des Genueſen auf Nizza genommen, konnte ſich Giuſeppe mit ſeiner kleinen Schar nicht lange auf der Feſte halten. Die beſtochene Bemannung der einen Batterie hatte zwar verabredetermaßen ſeitabwärts gefeuert, und ſo waren die muthigen Scharfſchützen ohne großen Verluſt in die Feſte eingedrungen; da jedoch keine Nachhülfe kam und das Unternehmen auf die Stadt mislang, ſahen ſie ſich in ihrem Wagniß, wie in einer Falle, gefangen. Sie wurden mit denjenigen, die man im Gefecht vor dem Piemonteſiſchen Thor zu Gefangenen gemacht hatte, auf der Feſte untergebracht, und das

Verhängniß, das Giuſeppe mit dem Genueſen in eine ſo unſelige Verbindung gebracht hatte, fügte es, daß nun auch beide Kriegsgefangene in einem gemeinſamen Behältniß des feſten Thurms eingeſperrt wurden, um als Hoch- und Landesverräther vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden.

Fünftes Kapitel.

Der junge Graf Rivoli hatte von ſeinem Sturze, außer einer Quetſchung an der linken Hüfte, keinen Schaden genommen, war indeß doch nicht im Stande, ſogleich wieder Dienſte, beſonders zu Pferde, zu thun, und wartete daher im Schloß des Marcheſe ſeine Herſtellung ab. Hier fand er natürlich die ſorgſamſte Pflege, und was ihm noch wohler that, den Genuß liebreichen und freundſchaftlichen Umgangs, wie er ihn bisher in Nizza ſo ungern entbehrt hatte. Selbſt Tonino, der anmuthige Knabe, beeiferte ſich, dem kranken Onkel, wie er den Grafen nennen durfte, zu dienen, und ihn mit hundert Fragen und kindlichen Anliegen, mit denen er ihn erheitern wollte, zu quälen; denn in einer Hinſicht war es wirklich eine Qual für den Grafen. Rivoli hatte nämlich nach ſeiner Schweſter traurigem Tode, in jenen erſten reuevollen Stunden der Zerknirſchung, ſich des Knaben zwar angenommen, ließ ſich von ihm Oheim nennen, und freuete ſich, zumal wenn niemand Fremdes anweſend war, der Schönheit und Anmuth deſſelben. Jetzt aber, bei der lebhaften Erinnerung an Vincenzo's

Rache, bei dem friſchen Haß gegen den feindſeligen Mann und natürlichen Schwager, überkam ihn oft ein Widerwille gegen das Kind, beſonders wenn es von dem Treffen erzählt haben wollte und nach dem ſtarken Feinde fragte, der den Onkel zu Boden geworfen habe. Rivoli hielt nämlich fortwährend über die Perſon dieſes Feindes ein Stillſchweigen und ließ jedermann auf der Vermuthung, daß es ein feindlicher Offizier geweſen ſei. Der Graf that es nicht etwa zur Beruhigung ſeiner Braut, ſondern weil er überhaupt nicht gern von Vincenzo Sormano ſprach, theils aus Stolz, theils weil er ſich jetzt der Mishandlungen ſchämte, die er ſich einſt gegen denſelben erlaubt hatte. Um ſo empfindlicher waren ihm daher ſolche Fragen Tonino's. Er mußte es nun büßen, daß beſonders die Frauen im Hauſe den drolligen Jungen zu einem unermüdlichen Frager verwöhnt hatten.

Von Giuſeppe war ſeit lange, außer im ſtillen zwiſchen Blanca und der Baronin Agneſe, keine Rede mehr geweſen. Nun kam auf das unerwartetſte die Nachricht von ſeiner Verbindung mit den Franzoſen und zugleich von ſeiner Gefangenſchaft auf der Feſte Montalban. Und zwar erhielt der Graf ſchriftlich die Nachricht zu gleicher Zeit, als der alte Adrian dieſe Trauerbotſchaft mündlich in das Schloß überbrachte. Der Vater war in der unruhigſten Gemüthsſtimmung. Seine natürliche Härte und Heftigkeit waren um ſo erſchütternder, weil er darunter ſeinen wahren Schmerz, ſeine väterliche Angſt nicht verbergen konnte. Selbſt ſein gewöhnlicher Ausdruck: Verlorener Sohn, hatte jetzt eine ſchrecklich wahre Bedeutung erhalten. Er drohte, dem Jungen das Grauſamſte anzuthun, wenn er deſſelben habhaft werden würde, und mußte doch gleich ſelbſt die Größe des Unglücks gerade darin erkennen, daß der bedrohte Sohn gar nicht mehr zu erreichen, daß er eben aller väterlichen Zucht wie aller väterlichen Hülfe entrückt war. Was hilft es mir, rief er mit krankhaftem Lächeln aus, wenn ich ihn auch noch enterbte und verſtieße, er iſt als Adrian gefangen worden und wird als Adrian gehenkt werden. Oder, glaube ich, erſchoſſen, nach Kriegsrecht, eine Kugel vor den Kopf. O, der Galgenvogel pfeift mir mein Todtenlied! Wenn auch alle meine Pomeranzenbäume auf einmal blühten, ja, wenn alle Pomeranzenbäume der Grafſchaft Nizza um mein Haus wie ein dichter Wald ſtänden, der Galgengeruch würde durch all ihren Duft dringen und mich tödten. Ja doch, ja, es hat mir immer gebangt, daß mir der Junge zu hoch hinauswollte, nun ſitzt er hoch genug, daß ihn mein Auge nicht erkennen kann, und wird bald, bald ſo hoch zu hängen kommen, daß ihn mein Auge nicht mehr erkennen mag. Oder nein, ich vergeſſe es immer, daß er erſchoſſen wird. Eine Ehrenkugel! O, welche Ehre erleben die Adriane! Wir zählen drei heilige Mönche unter unſern Ahnen, verzeihen Sie, ich wollte ſagen, unter unſern Vorfahren, Herr Marcheſe. O, ſorgen Sie, um des Himmels willen, Sie vermögen doch mehr als ich, ſorgen Sie, daß dieſem Hochverräther, dieſem Landesverräther, dieſem Vatermörder, die Beichte und heilige Communion verweigert werden, damit unſere Verwandten droben nicht in Verlegenheit kommen, falls der Junge ſich etwa noch durch Reue und Leid in den Himmel einſchleichen könnte.

Bei dieſem Auftritt war glücklicherweiſe Blanca nicht anweſend. Sie war in die Meſſe gegangen und verſpätete ſich in heiterm Plaudern mit dem Pfarrer Briani. Die Baronin Agneſe, von des Vaters Schmerz erſchüttert und um Blanca lebhaft bekümmert, ſtahl ſich aus dem Zimmer und erwartete vor dem Schloß die heimkehrende Blanca. Endlich kam ſie an, ſo heiter und Briani's Scherzen nachlächelnd. Aber wie verſchwand dieſe fröhliche Stimmung bei dem bedenklichen Winken der Baronin. Sie folgte ihr auf das entlegene Zimmer, voll Unruhe bei ſolchen unglückweiſſagenden Mienen der Freundin.

Die Baronin umarmte Blanca tiefbewegt und weder ihrer eigenen Angſt, noch des Kummers mächtig, den ſie auf das ſtillliebende Fräulein übertragen ſollte. Und welch ein Schreck war es immer noch für Blanca, nachdem ſie ſich auch auf das entſetzlichſte ſchon gefaßt gemacht hatte, das zu erfahren, was ihr die Freundin, wenn auch noch ſo zögernd, mittheilen mußte.

Er iſt verloren! rief Blanca ſchmerzlich aus. Er war es längſt; aber ſo zu enden, hingerichtet als Verräther! O, mein Gott! Mit den Waffen gegen den König und das Vaterland ergriffen?

Unter dem heftigſten Kummer, dem Blanca ſich an mitempfindender Bruſt hingab, gewann die Baronin einige Faſſung. Sie ſuchte nach einem Tropfen von Troſt, um die gebeugte Freundin zu erquicken, und vertheidigte mit dem liebenswürdigſten Eifer den unglücklichen

Jüngling. Unſer Herz kann ihn nicht verdammen! ſagte ſie unter anderm. Hat er etwas gethan, was ihn als Mann oder Menſchen verächtlich machte? Er würde ein Held heißen, wenn ſein Unternehmen gelungen wäre; nun es übel ausgefallen, wird er ein Verbrecher genannt. Dürfen wir über politiſche Meinungen, über politiſche Irrthümer ſo ſtreng richten? Iſt nicht der Staat viel öfter ein Verbrecher an unſern allermenſchlichſten Rechten und Gefühlen? Ach, wo die Gewalt das Recht macht, da wird ein Verbrechen nur zum Unglück, das unſere Theilnahme fordert. Nein, nein! Bei Gott, ich bin nicht fähig, ein politiſches Vergehen, wie es Giuſeppe begangen hat, als eine Schuld, als eine Schande zu begreifen. Ich will es nicht vertheidigen, daß man ſich gegen den Staat empören, daß man ſein Vaterland bekriegen dürfe; aber Giuſeppe iſt ein Irrender, ein Verführter. Und ſollen wir ihn als einen Verbrecher beklagen müſſen, ſo empört ſich um ſo mehr unſer Herz gegen den Staat, an deſſen Gebrechen gerade die edelſten Geiſter zu Verbrechern werden.

Ich bin die Verbrecherin! rief Blanca heftig aus; um meinetwillen iſt Giuſeppe . . .

Die Worte erſtickten in ihrem Schluchzen.

Ja, ach ja! ſtimmte die Baronin bei; das Allermenſchlichſte hat ihn verblendet. Ein Vergehen gegen den Staat um eines Unrechts willen, das der Staat durch ſeine veralteten Einrichtungen an ihm begangen hat. Warum wollen denn Grafen und Marcheſen ihrer ererbten Wappen wegen beſſer ſein, als andere Menſchen um ihres Herzens willen ſein dürfen?

Aber er iſt und bleibt verloren! ſeufzte Blanca.

Agneſe fühlte wol, daß eben dies der ſchmerzlichſte Punkt war, und daß man mit allen Entſchuldigungen den Jüngling nicht retten würde. Sie ſann auf Rath. Sollte nicht die Fürſprache deines Bräutigams oder des alten Grafen Rivoli bei dem König Gnade für den unglücklichen Jüngling erwirken können? ſagte ſie. Ja, dein Vater hat ſelbſt manche Verbindung in Turin. Laß uns alles verſuchen! Wir wollen alles in Bewegung ſetzen. Richten können wir Giuſeppe nicht, aber retten dürfen wir ihn, ihn zu retten verſuchen.

Blanca verneinte mit bedenklicher Miene. Allerdings gilt mein Vater und der alte Graf viel bei unſerm König, ſagte ſie; aber auch mein Guido ſelbſt ſteht in Gunſt bei dem Monarchen. Du weißt, was zwiſchen ihm und dem Grafen Artois vorgefallen iſt. Aus Hofrückſichten mußte der König damals meinen Guido aus der Reſidenz verbannen. Sobald aber Artois Turin verlaſſen hatte, iſt der König ſehr gnädig gegen Guido geweſen, hat ſogar von gelegentlicher Genugthuung und Entſchädigung geſprochen. Gewiß würde der gütige Monarch auf eine Fürbitte meines Guido Rückſicht nehmen; aber was könnte den Grafen für Giuſeppe ſtimmen? Ach, er kennt Giuſeppe's leidenſchaftliche Neigung für mich. Giuſeppe hat ihn ſogar öffentlich beleidigt, unverzeihliche Drohungen gegen ihn ausgeſtoßen. Und wie könnte ich auch meinen Bräutigam um ein Fürwort, um eine Verwendung für Giuſeppe angehen — ich?

O, meine Blanca! rief die Baronin tadelnd aus. Haſt du keine beſſere Meinung von deinem Bräutigam?

Wäre er nicht edler, als daß er bei dem Unglück Giuſeppe's an deſſen Uebermuth dächte und ſich einer leidenſchaftlichen Drohung erinnerte, die in ſich ſelbſt zuſammenfällt? Kann er den tollkühnen Jüngling auf edlere Weiſe beſchämen, als durch eine ſolche Verwendung für ſein Leben?

Bedenke aber nur die unglücklichen Umſtände, ſeufzte Blanca. Iſt nicht das ganze Verbrechen, das nun dem beklagenswerthen jungen Adrian zur Laſt fällt, gewiſſermaßen perſönlich gegen den Grafen gerichtet geweſen? Hat ſich der verblendete Giuſeppe nicht blos darum mit den Franzoſen verbunden, um durch den Umſturz unſerer Regierung und des Adels der Braut des Grafen Rivoli ebenbürtig zu werden? Der erſte Verſuch der Franzoſen auf unſer Nizza iſt mislungen. Wie mein Guido ſelbſt erzählt hat, war es das thörichte Unternehmen eines ehrgeizigen, ruhmſüchtigen Wagehalſes, der ſich einen Namen zu machen ſuchte und dafür nun auch auf Montalban ſitzen ſoll. Wird aber ein Einfall des eigentlichen franzöſiſchen Heeres, das am Var ſteht, ebenſo mislingen? Und für dieſen leicht möglichen Fall, daß nämlich die Grafſchaft in franzöſiſche Hände käme, und uns das Schickſal des franzöſiſchen Adels bevorſtände, ſoll Guido einſtweilen dem Jüngling die Freiheit auswirken, damit dieſer alsdann beim Sieg und Einzug der Franzoſen ſeinen Antheil, ſeine Beute nachfordern könne? Wird der Graf dem Jüngling Edelſinn genug zutrauen, daß er aus Dankbarkeit von ſeiner Leidenſchaft abſtehe? Oder wird er Giuſeppe nicht viel eher für ſeinen unverbeſſerlichen Todfeind anſehen?

Freilich, freilich! erwiderte die Baronin, man ſoll auch nicht zu viel von dem Grafen verlangen. Zu den zutraulichen und vertrauenden Naturen gehört er einmal nicht. Er iſt mir manchmal gegen dich ſogar, gegen ein ſo edles offenes Weſen, zurückhaltend vorgekommen; wie ſoll er bei ſeinen Standesvorurtheilen Zutrauen zu einem bürgerlichen Jüngling, zumal unter Umſtänden faſſen, die bedenklich genug ſind? Männer, wie der Graf, neigen eher zu nachtragendem Mistrauen. Wenn er auch nicht an deinem edeln Herzen zweifelt, wird er doch immer um deine Hand bangen, ſolange ſie noch frei iſt. Ach ja, ich begreife es leider: ſolange er dich noch nicht beſitzt, wird ihm die ſtete Furcht bleiben, dich zu verlieren.

Mich noch nicht beſitzt, ſagſt du? Mit dieſen Worten fiel Blanca in ein unruhiges Nachſinnen, währenddeſſen ihre Wangen, ihre Blicke ſich wie von der innern Flamme eines auflodernden Entſchluſſes belebten. Endlich rief ſie, die Freundin umarmend, aus: Nun weiß ich, nun iſt geholfen! Gott ſei Dank! Du haſt gut gerathen, du biſt doch eine wahre Freundin; o, meine Agneſe! Dank für deinen Wink!

O ſprich, was iſt denn? Was meinſt du denn? fragte ebenſo ungeſtüm die Baronin.

Du weißt es nicht? Iſt es nicht dein Wink geweſen? erwiderte Blanca. Oder ſoll ich denken, daß es mir der Himmel eingegeben? O, dann frage nicht, Agneſe! Laß mich handeln, laß mich dem Himmel gehorchen, ſo ſchnell ich kann. Doch nicht ganz ohne deinen Beiſtand; ich bedarf deiner freundſchaftlichen, deiner ſchweſterlichen

Mitwirkung. Ich kann wol geben, aber nicht fordern; ich kann opfern, aber nicht bitten. Gib Acht! Ich werde meinen Vater und den Grafen überraſchen und erfreuen. Wenn ſie nun recht vergnügt, recht fröhlich und luſtig ſind, dann ſprich du ſie um ihre Verwendung für Giuſeppe beim König an. Ich werde dir einen Wink geben, wann du reden ſollſt; aber dann fordere nur kühn! Bei Gott und der heiligen Mutter! Du kannſt ſchon etwas verlangen, ich gebe viel, ach, ich gebe alles und will dafür wenigſtens andere froh ſehen. Fordere, fordere nur und beſtehe darauf!

Um Gottes willen, ſprich! rief Agneſe aus; dieſe Blicke, dieſe bebende Entſchloſſenheit ängſtigen mich.

Laß gehen, laß gehen, o, meine Agneſe! erwiderte, in heftiges Weinen ausbrechend, das Fräulein. Frage mich jetzt nicht! Es iſt ein Betrug! Du edle Frau, du glückliche Frau würdeſt es einen Betrug nennen. Aber Giuſeppe! Und dieſer fürchterliche Zwang, dieſe entſetzliche Noth! Laß mich keine Zeit verlieren! Der Proceß um einen Hochverräther geht ſchnell und führt zu einem verzweiflungsvollen Ende. Laß mich handeln, aber vergib mir im voraus, was ich thue.

Sie umarmte und küßte die Baronin; dann tupfte ſie heftig ihre Augen mit dem Tuch, wuſch ihre Wangen mit kaltem Waſſer und verließ in großer Aufregung das Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Der alte Adrian hatte eben ſehr niedergeſchlagen den Marcheſe verlaſſen, dem er in das Cabinet gefolgt war. Im Vorzimmer begegnete er dem Fräulein. O, mein gnädiges Fräulein! rief er aus und faßte, gegen ſeine ſonſt ehrerbietige Scheu, Blanca's Hand. Er zitterte, ſein Mund zuckte, ſein hartes Herz brach. Ich habe es dem Herrn Marcheſe nahe gelegt, ſagte er, ob für meinen armen Giuſeppe nichts geſchehen könne. Ich habe den gnädigen Herrn freilich nicht mit Bitten und Flehen beſtürmen wollen. Aber er hat mich gewiß verſtanden und hat mir keinen Troſt gegeben. Euer Sohn hat es verdient! ſagt der Marcheſe. Ach, das iſt wahr; wenn aber doch dem Taugenichts noch zu helfen wäre, Fräulein . . .?

Blanca flüſterte ihm zu: Geht nach Hauſe, Vater Adrian. Ich thue jetzt einen Gang für Euern Sohn. Ihr und niemand in der Welt kann mehr thun, als ich jetzt verſuche. Seid ruhig und laßt uns hoffen!

Nun, ſo will ich auch ſtill ſein! erwiderte er, ſtürzte kniend nieder und küßte des Fräuleins Hand mit Ungeſtüm.

Er wollte noch etwas ſagen, allein die ſtöhnende Bruſt brachte keine Worte hervor.

Blanca drückte ihm die Hand und ging nach dem Cabinet. Sie trat mit erkämpfter Ruhe ein; der Marcheſe ſah ſie betroffen an. Ich habe ein Anliegen, lieber Vater, ſagte ſie. Unſer Guido iſt einer großen Gefahr entgangen und wird in wenigen Tagen auch von den unbedeutenden Folgen ſeines Sturzes völlig hergeſtellt ſein. So hat ihn uns der Himmel zu einem deſto theuerern Geſchenk gemacht und gezeigt, daß wir ihn nicht verlieren ſollen. Aber auch ſehr rühmlich hat ſich Guido als Soldat benommen, und wenn er einen Lorberkranz verdient, ſo möchte ich nicht ungeſchmückt neben ihm ſtehen. Wie meinſt du, Vater, wenn ich jetzt das Myrtenkränzchen nähme?

Sie wollte weiter reden, ſank aber zitternd und erblaſſend in des Vaters Arme.

O, meine Tochter, o, meine liebe Blanca! rief zwiſchen Freude und Zweifel der Marcheſe aus. Verſtehe ich recht? Du willſt, du ſprichſt von deiner Vermählung? Du biſt endlich bereit, mich zu beglücken, unſern Guido zu beſeligen? O, meine Tochter, meinſt du es denn ſo? Darf ich es denn ſo verſtehen?

Sie nickte, und preßte ſich feſter an ſeine Bruſt. Der Marcheſe verſicherte ſich durch wiederholte Fragen der wahren Abſicht ſeiner Tochter und überließ ſich dann, als er nicht mehr zweifeln durfte, der lebhafteſten Freude. Er lobte und liebkoſte die lächelnde Braut, und faßte ſie dann an der Hand, um ſie zum Grafen zu führen. Erſt erſchrak ſie und wollte Einwendungen machen, doch raſch entſchloſſen folgte ſie endlich unter Herzklopfen.

Rivoli war nicht weniger als der Marcheſe überraſcht, aber auch nicht weniger entzückt. Der Marcheſe wiederholte die ſchmeichelhafte Verſicherung, daß Guido's Heldenmuth das ſpröde Herz der Tochter ſo ſchnell beſiegt habe.

Blanca war nun, nachdem ihre Erklärung ausgeſprochen war, gefaßter. Sie hörte mit heiterer Miene zu, als Vater und Bräutigam die Vermählung beſprachen. Dieſe ſollte in Drappo vollzogen werden. Bei der Unſicherheit der augenblicklichen Waffenruhe wollte man auf der Stelle einen Eilboten nach Turin abfertigen, um die Erlaubniß Sr. Majeſtät des Königs zur Verehelichung des Grafen einzuholen. Rivoli zog ſich zurück, um an den König zu ſchreiben, und zugleich auch ſeines Vaters Zuſtimmung und Segen zu erbitten. Blanca hatte ſich erſchöpft auf ihre Zimmer geflüchtet; der Marcheſe ging nach ſeinem Cabinet, um die Feier der Hochzeit und die Ausſtattung ſeiner Tochter in Ueberlegung zu nehmen.

In dieſer vergnügten Stimmung fiel dem Marcheſe der unglückliche Giuſeppe wieder ein. Er kam in Verlegenheit, ſeiner Tochter eine Mittheilung über die Schuld und das Misgeſchick deſſelben zu machen. Bald fürchtete er, eine zu lebhafte Theilnahme möchte ſie in ihrem guten Vorhaben ſtören; bald fühlte er doch, daß man ihr die unglückliche Neuigkeit nicht verheimlichen dürfe, ohne ihr für den Fall, daß ſie ſolche erfahren würde, eine Kränkung durch unwürdiges Mistrauen zu bereiten. Er wendete die Sache nach allen Seiten und ſuchte jetzt unentſchloſſen die Baronin auf, um ſich ihre Meinung und Mitwirkung auszubitten. Vergnügt theilte er ihr zuerſt den Entſchluß ſeiner Tochter mit, ſich in der Kürze zu vermählen.

Agneſe hatte von der leidenſchaftlichen Stimmung der Freundin etwas Ungewöhnliches erwartet. Dennoch erſchrak ſie über dieſen Entſchluß, nicht ſowol wegen des raſchen Schrittes, den Blanca zu ihrer Vermählung gethan, als wegen ihres Beweggrundes, der nun dieſe Vermählung ſelbſt zu einem Opfer machte.

Doch der Marcheſe ließ mit ſeinem Anliegen der Baronin nicht lange Zeit zum wehmüthigen Nachſinnen. Als ſie ihm aber erklärte, daß Blanca Giuſeppe's Misgeſchick bereits kenne und ſchon vor ihrem Entſchluß gewußt habe, fühlte er ſich erleichtert und erheitert. Er rechnete nunmehr ſeiner Tochter den gefaßten Entſchluß noch viel höher an, als einen Sieg ihres adelichen Herzens über ihre alte thörichte Neigung, als eine Entrüſtung über die verbrecheriſche Verbindung und Abſicht des Jünglings.

In dieſer günſtigen Befangenheit fand die Verwendung der edeln Frau für Giuſeppe mehr Gehör bei ihm, als Vater Adrian mit ſeiner ſprechenden Angſt gefunden hatte. Agneſe forderte ihn auf, etwas Entſchiedenes und Nachdrückliches für Blanca's Milchbruder zu thun. Sie machte ihn darauf aufmerkſam, welche Rückſichten er ſich ſelbſt und ſeiner Tochter ſchuldig ſei, da Giuſeppe früher der Familie ſo nahe geſtanden; ſie machte den Schmerz und Kummer des alten Vater Adrian geltend.

Der Marcheſe verſprach, für Giuſeppe alles Erdenkliche zu thun. Er begab ſich mit der Baronin zum Grafen Rivoli, und auch dieſer war im Gefühl ſeines Glücks verſöhnlich und zu einer nachdrücklichen Verwendung für den bedrohten Jüngling geſtimmt. Beide, der Graf und der Marcheſe, faßten den Entſchluß, mit eigenhändigen Vorſtellungen zu Giuſeppe's Gunſten ſich an des Königs Majeſtät zu wenden, zugleich aber auch einflußreiche Männer aus der Umgebung des Königs brieflich um ihre Mitwirkung anzugehen. Sie zweifelten nicht an einigem Erfolg ihrer Bemühungen. Seine Majeſtät wird uns noch von dem Grafen Artois her in huldreichem Andenken haben, ſagte Rivoli. Der König hat uns wegen jenes Verdruſſes viel Gütiges geſagt und ſich ſogar unſern Schuldner genannt. Jetzt hat er eine Gelegenheit, uns beiden zugleich etwas zu gewähren, was ihm gewiß um ſo leichter fallen wird, als ihn der erfochtene Sieg ſehr vergnügt geſtimmt haben muß.

Man beſchloß, den Eilboten mit dem Geſuch um des Königs Erlaubniß zur Verehelichung erſt morgen abgehen zu laſſen, und demſelben auch die übrigen Bittſchriften und Briefe gleich mitzugeben. Die Baronin eilte mit dieſen Zuſagen und Hoffnungen zu Blanca.

Siebentes Kapitel.

Folgenden Sonntag ward ein anbefohlenes Dankfeſt für den errungenen großen Sieg auch in Drappo gefeiert. Des Nachmittags verſammelte ſich das Volk wieder unter den Bäumen um die mit Obſt und Wein beſetzten Tiſche. Muſik und Tanz lockten die Jugend zu fröhlichem Taumel, während das geſetzte Alter ſich in ernſter, halblauter Unterhaltung zurückzog.

Auch Baſilio, der neunzigjährige Greis, ſaß wieder, von ſeinem Urenkel herbeigeführt, unter einem Baum und erzählte, wie er gewöhnlich that, von den Unglücksfällen, die von Zeit zu Zeit nah und fern eingetroffen waren, nannte die Reihenfolge der Pfarrer in den nachbarlichen Ortſchaften, und wußte, wie oft die umherliegenden Grundſtücke ihre Beſitzer gewechſelt hatten. Solltet ihr glauben, Nachbarn, daß dieſe mancherlei Grundſtücke mit dem Wechſel ihrer Beſitzer immer ſchwerer werden? fragte er lächelnd.

Ein mürriſcher Nachbar, der vorher in der Erzählung ſeiner Leiſtungen bei den jüngſten kriegeriſchen

Vorfällen unterbrochen worden war, gab die kurze Antwort: Ach, wie oft habt Ihr uns das ſchon explicirt!

Ei, wann hätte ich denn das explicirt? fragte der Greis. Das müßte vor vielen Jahren geſchehen ſein.

Ei doch, bei jeder Gelegenheit thut Ihr's! rief der andere. Ihr kommt dann auch auf das Lebensband zu reden, das immer kürzer wird. Nicht wahr? Es geht Euch aber mit Euerm Gedächtniß auch nicht beſſer: jedes Jahr vergeßt Ihr einen Namen und habt einen Pfarrer weniger zu nennen. Ihr geht damit immer rückwärts.

So? Ja, Gott weiß es, wie das iſt! lächelte der Greis. Das Gedächtniß kommt mir wie ein vollgeſteckter Beutel vor: das Unterſte, was man zuerſt hineingethan hat, bleibt auch am längſten drin. Alſo, Ihr wollt gern hören, wie's zugeht, daß die Güter immer ſchwerer werden?

Der mürriſche Nachbar wurde ungeduldig, ſodaß ihn ſein Schwager wegführte. Der alte Narr, brummte jener, kann gar nicht mehr aus den Erinnerungen ſeiner uralten Kindheit herauskommen; er iſt ganz und gar in dieſe frühe Zeit hineingebannt. Was geht uns die alte Vergangenheit an? Die nächſte Zukunft macht uns genug zu denken. Vorwärts müſſen wir, nicht rückwärts.

Aber es war doch unrecht, Schwager, verſetzte der andere, daß Ihr den grauen, guten Baſilio kränktet. Die kommende Zeit ſoll alles Unrecht ausgleichen, wie man hofft; wenn ſie aber damit beginnt, daß ſie uns die gute Laune, die Geduld und Billigkeit raubt, dann iſt doch Baſilio noch glücklicher, da ihn eine ſüße

Vergangenheit ſo feſt an ihrer Mutterbruſt hält; indeß die kommende Zeit, ehe ſie noch da iſt und ein Recht hat, uns ſchon tyranniſirt und verſtimmt.

Es war nun, ſeit die kriegeriſchen Bewegungen in Nizza ſtattfanden, der Behörde nicht mehr möglich, die aus Frankreich und der Fremde überhaupt eindringenden Neuigkeiten abzuhalten. Doch entwickelte nun auch die Revolution in Frankreich bereits ſo zahlreiche Greuel, daß man die franzöſiſchen Neuigkeiten als Abſchreckmittel von Obrigkeits wegen ſogar verbreitete. Daher ſprachen heute auch die ältern Leute ziemlich unbefangen von den Ereigniſſen in Frankreich. Man beklagte ſehr den guten König und ſeine liebenswürdige Familie, die im Tempel gefangen und eingeſperrt ſaßen.

Auch Lafayette iſt angeklagt worden und aus Frankreich entflohen. Das niederträchtige Volk fängt ſchon an, undankbar zu werden, hieß es. Einige anweſende Mönche eiferten ſehr. Seht ihr nun, was wir euch längſt geweiſſagt haben, in Erfüllung gehen! riefen ſie aus. Welche Unruhen wüthen in der Hauptſtadt! Erſt ſind die Bildſäulen der Könige, der Söhne des heiligen Ludwig, von den Spöttern und Ungläubigen in Paris umgeworfen worden, dann haben die Gottvergeſſenen den lebenden frommen König geſtürzt, und nun raſen ſie ſchon gegen ſich ſelbſt, indem das Ungeheuer, Freiheit genannt, den blutgefärbten Rachen der Guillotine ſchon gegen ſeinen Liebling aufreißt. Ja, das iſt die Art und Natur der Molche und Misgeburten, daß ſie ihre eigenen Väter verzehren. Nun erntet dieſer gottloſe Lafayette ſeinen Lohn.

Aber noch heftiger loderte dieſer mönchiſche Eifer empor, als etliche aus der Dienerſchaft des Marcheſe auf den Platz kamen und friſche Nachrichten auskramten. Wißt ihr ſchon das Neueſte? riefen ſie von weitem und ſetzten die Menge in Bewegung. Eben hat der Herr Marcheſe Briefe erhalten. Es iſt ſchauderhaft, was uns der gnädige Herr mitgetheilt und weiter zu erzählen erlaubt hat. In dem Carmeliterkloſter und der St.-Firminskirche zu Paris waren doch mehrere hundert Prieſter, die den Revolutionseid nicht ſchwören wollten, eingeſperrt. Nun ſind am 2. dieſes Monats dreihundert und in die ſechzig dieſer Prieſter niedergemetzelt worden. Und jetzt geht das Metzeln alle Tage fort. Das nennen ſie nun: Geſeptembert, wie wir gevespert ſagen. Was denkt ihr davon, Nizzarden? Sind das nicht Greuel, daß einem hundert Meilen Wegs davon die Haare zu Berge ſtehen?

Die Zuhörer verſtummten ſtaunend. Einer der Mönche arbeitete ſich jetzt keuchend auf eine Bank und gebot, daß die Tanzmuſik aufhören ſolle. Darauf hielt er eine heftige Rede an die Verſammelten und forderte männiglich auf, ſich zu einem Kreuzzug gegen die babyloniſche Hure, wie er Paris nannte, zuſammen zu thun.

Als er ſich von der Bank heruntergelaſſen hatte und die Stirn wiſchte, ſagte Cola, der eben reiſerüſtig herbeigekommen war, zu den Umſtehenden: Was der Herr Pater kräftig geſprochen hat! O, daß er nicht mitten in Paris iſt! Der ſollte ſie zuſammendonnern! Wäre nur der Herr Abt von Caluſo noch im Schloß, um ſich einmal mit dem Herrn Pater zu meſſen.

War denn der Herr Abt ein ſo großer Redner? fragte man.

Ich habe ihn niemals gehört, antwortete der Schalk; aber er ſoll einen gar angenehmen Zuſpruch gehabt haben. Wo iſt denn euere Jungfer Petronella hin? fragte er den nächſtſtehenden Bedienten des Marcheſe.

Der Himmel weiß es! antwortete dieſer. Sie iſt heimlich entlaufen. Wir haben gleich alles im Schloß durchſucht, mitgenommen hat ſie doch nichts.

Nichts mitgenommen? erwiderte Cola. Ich will keinem ehrlichen Mädchen wünſchen, was ſie mitgenommen hat. Sie begegnete mir am Abend vor der Schlacht bei Nizza an dem dortigen Poſtamt. Sie ſuchte den Herrn Abt von Caluſo in der Stadt und ſchien in Verzweiflung zu ſein. Ich dachte, es wäre ein Unglück im Schloß geſchehen, aber ſie geſtand mir nicht, was eigentlich los war. Der Herr Abt iſt, wie ich hernach hörte, ſehr eilig abgereiſt und muß wol etwas vergeſſen haben. Es war immer ein treues Gemüth, das Petronellchen; vermuthlich hat der fromme Herr etwas von ſeiner unſaubern Wäſche vergeſſen, und ſie hat ſie ihm nachbringen wollen.

Von dem Herrn Abt haben wir einige Nachricht, lächelte der Bediente. Er iſt in jener Nacht heimlich von Nizza zurückgereiſt und im Gebirge den Franzoſen in die Hände gefallen. Sie ſcheinen ihn beraubt zu haben, wenigſtens hat ein Bauer aus jener Gegend während des Treffens den ſchweren Koffer des Abtes in unſer Schloß abgeliefert. Man hatte den Bauer unterwegs aufgegriffen, und ein junger hübſcher Mann, der die nizzardiſche Mundart geſprochen, hatte ihm den Koffer mit dem Befehl übergeben, ſolchen auf der Stelle an Jungfer Petronella im Schloß unſers Herrn Marcheſe mit dem Gruß abzuliefern, es ſei die Ausſteuer des Herrn Abtes für Petronella.

Ha, das könnte Giuſeppe geweſen ſein! rief Cola. O, der arme Schelm! O, wer nimmt ſich ſeiner jetzt an? Ihr könnt alle ſo ruhig den wackern Giuſeppe zu Grunde gehen ſehen, und keinem fällt es ein, etwas für ihn zu thun? Ihr kennt ihn, ihr habt ihn einſt liebgehabt, er iſt euers braven Nachbars und Schulzen Sohn. Warum geht ihr nicht in Gemeinſchaft zum Herrn Marcheſe, und bewegt den gnädigen Herrn, etwas für den armen Jüngling bei unſerm König zu thun? Der Herr Marcheſe liebt den Jüngling und vermag etwas in Turin. Ha, rührt euch, gute Nachbarn, rührt euch!

Einige der Umſtehenden wollten ſprechen, aber die anweſenden Bedienten aus dem Schloß fielen ein und erzählten, was alles ſchon von dem Herrn Marcheſe und dem jungen Herrn Grafen zu Giuſeppe's Gunſten eingeleitet ſei, und wie ſie geradezu und durch Freunde den König um Gnade angegangen hätten.

Seht ihr, ſeht ihr! rief Cola vergnügt den Nachbarn zu. Der Herr Marcheſe beſchämt euch mit zuvorkommender Gnade! Ha, der edle Herr Marcheſe! Er ſoll hoch leben!

Während durch dies Lebehoch eine lärmende, frohe Bewegung entſtand, zog Cola einen Vertrauten beiſeite. Es iſt gewiß keine Gnade für Giuſeppe zu erwarten, ſagte er. Der König macht in der jetzigen verſtimmten

Zeit von der angedrohten Todesſtrafe ſchwerlich eine Ausnahme bei dem, der ſie zuerſt verwirkt hat. Vielmehr wird an ihm ein Exempel ſtatuirt, und der arme Junge, der nur mit Widerwillen an der Verſchwörung Antheil nahm, kann leicht ihr erſtes Opfer werden. Indeß hoffe ich vom Aufſchub mehr, als von der königlichen Gnade. Gewinnen wir Zeit, ſo werden ſchon Leute kommen, die ihn frei machen, den guten Giuſeppe.

Wahrhaftig? Bricht's los? fragte jener begierig.

Ich komme aus dem Lager der Franzoſen, ſagte Cola. Man erwartet den letzten Befehl zum Uebergang über den Var und hofft die Piemonteſen mit leichter Mühe zu werfen.

Gott geb's! flüſterte jener. Der letzte Unglücksfall hat unſere Freunde ein wenig muthlos gemacht. Ihr waret auch gleich auf und davon, Cola!

Nicht aus Furcht! verſetzte der Bettler. O nein! Glaubt das ja nicht! Ich hatte Aufträge für das Lager. Wäre ich ſonſt hier, wenn ich Furcht hätte?

Seid Ihr nicht eben wieder reiſefertig? lachte jener.

Freilich! Komme ich denn nicht eben von der Reiſe? erwiderte Cola verlegen. Aber ſtill! Die Herrſchaften vom Schloß wandeln daher.

Im Geleite des Barons Moritz ſah man Fräulein Blanca und die Baronin Agneſe herankommen. Ein ſchönes Frauenzimmerpaar! flüſterte Cola den Nachbarn zu. Iſt nicht das Fräulein wie eine Pomeranzenblüte die Baronin wie eine wachſende Pomeranze anzuſehen, beide an einem und demſelben Zweiglein hängend? Gott gebe dem wackern Herrn Baron einen Knaben! Seine

Gemahlin geht in der erſten Hoffnung und wird das gute Klima von Nizza loben.

Indem beim Herantreten der Herrſchaften die Tanzenden ehrerbietig innehielten und die Muſik ſchwieg, fiel ein unerwarteter Auftritt vor. Klärchen kam an Bonatti's Arm herbei. Sie ſah bleich und mager aus und zog unruhig umherblickend den zögernden Grenadier mit ſich fort. Endlich riß ſie ſich von ſeinem Arm los und warf ſich vor Blanca kniend nieder, indem ſie ihre Hand erfaßte und in großer Beklemmung ausrief: O, helfen Sie, gnädige Marcheſina! Retten Sie den armen Giuſeppe! Gärt es denn nicht in Ihrem Blut? Ich weiß, er iſt Ihr Milchbruder. Fühlt es Ihr Blut nicht mit, daß ſeins in Gefahr iſt, vergoſſen zu werden? Ich ſelbſt kann des Nachts nicht mehr ſchlafen und bei Tage nicht mehr raſten, und bin doch dem armen Freunde nicht durch heißes Blut wie Sie, ſondern nur durch das kalte Waſſer verwandt, aus dem er mich einſt gezogen hat. O, ſehen Sie, Fräulein, hier auf derſelben Stelle hatte ich damals getanzt; es war auf des Herrn Marcheſe letztem Namensfeſt, verwichenen März. Ja, von dieſen luſtigen Dirnen hier hat damals manche mitgetanzt. O, ich bin ſehr alt ſeitdem geworden! Und wir gingen nach Hauſe; der Paglione war von Gewitterregen angeſchwollen. Ich fiel in den reißenden Strom hinab, aber Giuſeppe ſprang nach und riß mich heraus. Sein Leben ſtand auf dem Spiel und dennoch . . . Ach, nun ſteht ſein Leben wieder auf dem Spiel! Kann ich ihn herausreißen, kann ich ihm vergelten? Droben ſitzt er auf Montalban und ſieht der Stunde entgegen, wann er erſchoſſen wird.

Klärchen, Klärchen! Willſt du nicht ſo wilde Dinge reden! fiel die Baronin lebhaft ein. Du erſchreckſt uns alle. Beruhige dich! Es iſt alles geſchehen, was Giuſeppe retten kann.

Sie unterſtützte Blanca, die erblaſſend bebte, und ſuchte ſie aus dem neugierigen Gedränge ohne Aufſehen wegzuführen. Klärchen ſchloß ſich ihnen an und fuhr lebhaft fort: Iſt es wahr? Iſt das alles gethan? Und wird Giuſeppe gewiß und gewiß nicht erſchoſſen werden? Thun Sie, was Sie vermögen, edle Marcheſina! Ich bin auch Braut, ſchöne Marcheſina. Sehen Sie da Matteo Bonatti, Unteroffizier Seiner Majeſtät des Königs. Ich weiß, was eine Braut thun darf. Ich werde meinem Bonatti ſo lange nicht meine Hand geben, als Giuſeppe nicht auf freiem Fuß iſt. Mein Bonatti könnte ihn entwiſchen laſſen. Sie müſſen nur wiſſen, Bonatti gehört zur Beſatzung der Feſte und hat abwechſelnd die Wache vor dem Gefängniß, als commandirender Unteroffizier; aber um der Ehre willen muß er den Gefangenen feſthalten und pflichtmäßig bewachen. Doch die Mädchen haben ſtatt der Ehre die Liebe, und wir müſſen nach unſerer Liebe handeln. Sie haben Giuſeppe lange das Schlimmſte nachgeſagt, die Muhme und manche Nachbarin; er ſollte einen Bund mit dem Böſen eingegangen ſein, ſagten ſie mir; aber ſeitdem er auf Montalban feſtſitzt, glaube ich es nicht mehr. Er würde ſich längſt befreit haben, wenn er ſich auf böſe Künſte verſtände. Nein, wir wollen einen Bund eingehen: alle Herzen, die ihn lieben, ſollen ſich für ihn verwenden. Magſt du es nur immer hören, Bonatti, daß ich ihn liebhabe. Verlangſt du es denn beſſer als der reiche und hohe Graf, der dieſes edeln Fräuleins Bräutigam iſt? Ja, unſere edle Marcheſina hat ihn auch lieb, den armen Giuſeppe. Ich muß etwas für ihn thun. Wenn ſich die ganze Welt erſt beſinnt, ehe ſie etwas wagt, ich werde mich nicht beſinnen. Und wenn Giuſeppe frei iſt, dann ſollſt du meine Hand haben, Matteo, nicht eher, keine Stunde früher, und auf immer und ewig will ich dann an dich gebunden ſein.

Sie waren nun an das Schloß gekommen, und Blanca lud das Mädchen und den jungen Soldaten ein, mit ins Haus zu treten. Klärchen folgte, ſobald ſie hörte, der Marcheſe und der Graf ſeien nach Nizza geritten. Auch Bonatti trat verlegen ein. Nun erkundigte ſich die Baronin nach ihrer alten Wohnung und nach manchen häuslichen und nachbarlichen Umſtänden, um das aufgeregte Klärchen auf andere Gedanken zu bringen. Doch immer kam ſie wieder auf die große Angelegenheit ihres Herzens zurück, und war ſo unruhig, daß ſie kaum einige Augenblicke ſitzen oder auf einer Stelle verweilen konnte. So oft ſich etwas regte, blickte ſie ſich erſchrocken um.

Giuſeppe iſt ſehr gefaßt, ſagte ſie, und ſcheint noch an guter Hoffnung feſtzuhalten. Bonatti ſpricht ihn zuweilen. Gedankenvoll ſoll er doch manchmal daſitzen, nicht wahr, Bonatti? Aber er geſteht nicht, was er alsdann denkt. O, ich denke oft eine lange Nacht darüber nach, worüber Giuſeppe wol nachdenken möchte. Gewiß aber denkt er auch an mich und an Sie, Fräulein, und denkt, ob auch wir an ihn denken und etwas für ihn unternehmen. Ja, er hat auch ſchon nach mir und nach Ihnen gefragt; verzeihen Sie, ich ſage: nach Ihnen und nach mir. Wahrlich, wahrlich, auf uns rechnet er! Da ich aber nicht wußte, was ich für ihn thun könnte, bin ich heraufgelaufen, um Ihre Mithülfe anzurufen. Bonatti hat heute einmal Urlaub, mich zu begleiten. Alſo, meine gnädige Marcheſina, es iſt alles im Werke, ihm zu helfen? Tauſend Dank, tauſend Dank! O, wie glücklich ſind Sie, daß Sie ihm helfen können! Wie gut iſt es doch, Bonatti, daß wir heraufgegangen ſind! Aber nicht wahr, du mußt nun wieder nach Hauſe? Ihr werdet verleſen, und du mußt die Namen deiner Compagnie ableſen? So laß uns gehen! Soll Matteo den Gefangenen von Ihnen grüßen, edle Marcheſina?

Die Baronin fiel, da Blanca ſchwieg, mit den Worten ein: Grüßt ihn, guter Matteo. Tröſtet ihn und verſichert ihn, ſeine Freunde hätten ſich für ihn verwendet, er möge guten Muth faſſen.

O, ich danke tauſendmal! rief Klärchen aus. Leben Sie wohl, es wird ihm nicht fehlen. Denken Sie bisweilen an Giuſeppe. Laß uns eilen, Matteo! Wenn etwas vorfiele, was Giuſeppe anginge, ſo wären wir nicht einmal in der Nähe. Eile dich! Eile dich! Wir haben ja geruht!

Sie ſtürzte fort. Ihre Haſt war rührend, ſo rührend, daß ſelbſt die Verlegenheit Bonatti's und die ſteife Haltung, die er neben der Braut beibehielt, unbelächelt blieben.

Achtes Kapitel.

Bewegungen der franzöſiſchen Truppen am Var, die einen Uebergang über dieſen Grenzfluß befürchten ließen, ſetzten die Armee von Nizza neuerdings in Unruhe und Spannung. Daher erhielt auch Graf Rivoli Befehl, ſich wieder auf ſeinen Poſten zu ſtellen. Gern hätte er erſt ſeine Vermählung in Drappo vollzogen, allein die königliche Einwilligung dazu war noch nicht angelangt. Er fand ſich daher in Nizza wieder ein, wußte es aber durch ſeine große Thätigkeit möglich zu machen, daß er täglich des Nachmittags nach Drappo ritt, um ein Stündchen bei ſeiner Braut zu verweilen. Vor einbrechender Nacht und dem Thorſchluß in Nizza kehrte er jedesmal wieder zurück.

Dies war alſo keine Zeit, um aus einer Vermählung ein Feſt zu machen. In Friedenstagen nimmt man es nicht übel, wenn Feſte und Luſtbarkeiten etwas laut werden und ſich hervorthun; aber der Krieg iſt ein Egoiſt, der zu ſeiner Zeit allein pochen und lärmen will, der zugleich auch alle Genüſſe gewaltthätig und im Sturm hinnimmt. Eine ſtille Hochzeitfeier ſchien indeß nicht allein der Zeit und den Umſtänden angemeſſen, ſondern entſprach auch der Stimmung und den Wünſchen Blanca's. Gern hätte der Marcheſe einen ſo wichtigen Tag, wie den der Vermählung ſeines einzigen Kindes, mit allem Prunk gefeiert und den nahen und fernen Adel dazu verſammelt. Indeß hatte er ſeine guten Gründe, die Vermählung ſelbſt nicht bis auf eine dazu günſtigere Zeit zu verſchieben. Ueberdies betrieb der Graf die Vermählung auf das lebhafteſte. Neigung und Eigennutz machten den mistrauiſchen Rivoli eiferſüchtig auf die Zukunft, die ihn gar leicht um eine ſo günſtige Partie bringen oder wenigſtens neue Hinderniſſe aufwerfen konnte. Aber auch Blanca ſah der Vermählung mit einer gewiſſen Ungeduld entgegen. Seitdem ſie ihre Einwilligung erklärt hatte, lebte ſie in einer ſonderbaren Angſt und Unruhe, die ſie nicht los werden konnte, über welche ſie aber auch keine Erklärung oder keine Rechenſchaft in ſich ſelbſt ſuchen mochte, aus Furcht vielleicht, eine verſteckte Reue zu finden. Was das Fräulein ſich nicht klar machen wollte, ſah die Baronin Agneſe deutlich genug ein, ohne jedoch helfen zu können. Hier fand ſie, was man ſo oft im Leben antrifft, einen qualvollen Zuſtand, den man zwar möglicherweiſe heben könnte, aber aus moraliſchen Gründen nicht abändern darf oder will. In ſolchen bittern Kämpfen zwiſchen Neigung und Geſinnung ſehnt ſich am Ende das Herz nach der Wohlthat des Unabänderlichen, und ſelbſt ein Unglück, wenn es uns nur aus den ſchaukelnden Wählen und Wünſchen reißt, verſpricht uns wenigſtens Beruhigung, indem es uns in der Ergebung befeſtigt.

Aus einer gewiſſen Ungeduld zögerte der Graf Rivoli jederzeit bei ſeiner Ankunft, wie bei ſeinem Wegreiten, vor dem Schloß. Es war ihm jedesmal, als müſſe der Eilbote gerade jetzt von Turin zurückkommen und ihm das Erfreulichſte überbringen. Als er eines Nachmittags wieder von Nizza heraufgekommen war, traf er bei den Damen den Pfarrer Briani an. Man brachte gemeinſchaftlich einige ziemlich heitere Stunden zu. Da der Abend dunkel zu werden drohte und Briani ſich empfahl, nahm auch der Graf Abſchied und begleitete in Geſellſchaft des Marcheſe den ehrwürdigen Greis nach ſeiner Wohnung. Der Reitknecht führte das Pferd nach. Im Dorfe begegnete ihnen der gerade heute ganz vergeſſene Eilbote, und lieferte ein ſtarkes Briefpäckchen ab. Man trat in die Pfarrwohnung, um vor der Rückkehr in das Schloß und zu den Frauen die Papiere anzuſehen und den Inhalt derſelben zu prüfen. Die königliche Erlaubniß zur Heirath lag unter einigen ſchmeichelhaften Worten des Monarchen an den Grafen ausgefertigt an. Ein kurzes Handſchreiben des Königs an den Marcheſe drückte einen huldreichen Glückwunſch, zugleich aber auch das Bedauern aus, daß der Fürbitte für den Landesverräther Giuſeppe nicht willfahrt werden könne. Andere Briefe der zur Fürſprache angegangenen Freunde beklagten, daß all ihre Bemühungen, den Monarchen zu Gunſten des Jünglings zu ſtimmen, vergeblich geweſen wären. Der König beſtehe darauf, daß unter den jetzigen Zeitumſtänden die Strenge des Geſetzes geltend gemacht werde; Nachſicht wäre einem Verbrechen und Gnade einer Thorheit gleich zu achten, nur Schreck

und Furcht könnten noch eine allgemeine Empörung ab-
alten und den Thron bewahren. Das Todesurtheil
es Kriegsgerichts über Giuſeppe ſowol als über mehrere
er andern Gefangenen ſei daher vom König ſofort be-
tätigt und bereits zu ſtracklichem Vollzug an den Grafen
Vinto abgeſchickt worden. Der alte Graf Rivoli ſchrieb
ehr zärtlich an ſeine neue Schwiegertochter mit einigen
erzlichen Zeilen an ſeinen alten Freund, den Marcheſe.
Umſtändlicher ſchrieb er an ſeinen Sohn, mit deſſen
Kriegs- und Liebesglück er ſehr zufrieden war. Am
Schluß dankte er dem Himmel, daß ſein väterlicher
Fluch den Verführer ſeiner Tochter in dem Todesurtheil
des Königs über den Genueſen endlich erreicht habe.
Der junge Rivoli unterdrückte dieſe Stelle, weil er über
Vincenzo Sormano aus Stolz und Haß nie ſprechen
mochte. Mehrere Briefe, an Blanca von verſchiedenen
Freundinnen gerichtet, lagen ebenfalls bei.

So war alſo Freude und Betrübniß ausgepackt, und
die Männer ſaßen ſtumm und nachdenklich da. Doch
der Marcheſe und der Graf fanden noch etwas, woran
ſie ſich erholen und erheitern konnten: die Worte könig-
licher Huld und von allerhöchſter Hand geſchrieben. Man
as ſie wiederholt, man wog ſie ab und berechnete ihren
Werth. Nur Briani blieb unter unſaglichem Schmerz
über ſeines Lieblings ſchmachvolles Ende troſtlos. Er ſaß
mit gefalteten Händen und eingeſunkener Bruſt, ächzte von
Zeit zu Zeit, und blickte klagenden Auges aufwärts; ſeine
chmerzhaften Lippen zuckten, bebten oder beteten lautlos.

Der Marcheſe und der Graf waren darüber einig,
daß man von der Nachricht über Giuſeppe gegen Blanca

nichts äußern dürfe, falls nicht in den Briefen an ſie Andeutungen enthalten wären. Es war aber nicht zu erwarten, daß junge Damen der Reſidenz ſich für Kriegsgefangene und einen unbekannten Jüngling intereſſiren würden. Der Vater bangte im ſtillen vor einer Störung oder einem Verzug der Vermählung; der Graf aber fürchtete ſelbſt, Blanca möchte ihre Abſicht ändern. Eine tiefe, wenn auch ſtumme Theilnahme an Giuſeppe war ihm in den letzten Tagen nicht entgangen. Er indeß und der Marcheſe verbargen voreinander ihre Beſorgniſſe, und ſchützten nur eine zärtliche Sorgfalt für Blanca's Geſundheit vor, die durch Giuſeppe's Unglück zu ſehr erſchüttert werden könnte.

Briani ſtimmte nicht bei, er misbilligte ſelbſt dies Verheimlichen als ein Unrecht, das man an Blanca begehen würde. Sie ſoll ſelbſtändig ins Leben hinaustreten, ſagte er; es iſt alſo das wenigſte, daß man ſie als mündig für Glück und Unglück gelten laſſe.

Im Gegentheil, ſagte Rivoli, es iſt eine Wohlthat für ſie, wenn wir ihr die qualvolle Kenntniß, das ſchmerzliche Mitgefühl eines unabänderlichen Geſchicks vorenthalten, verbergen.

Wenigſtens bis das beklagenswerthe Unglück vorüber iſt und dadurch ſeinen giftigen Stachel verloren hat, bemerkte der Marcheſe. Bis dahin iſt meine Tochter in einen andern Lebenskreis eingetreten; andere Pflichten, andere Freuden ſind ihr zugemeſſen und überheben ſie einer Theilnahme, die jetzt für ihr Herz, ja für ihre Geſundheit zu lebhaft ſein würde. Das Unglück, das wir ihr verbergen, bleibt bis dahin kein eigentliches

Unglück mehr, ſondern nur die Nachricht von einem Unglück, das einſt war.

Unſere liebe Tochter, Herr Marcheſe, ſagte Briani, hat vor allem ein Recht auf Vertrauen und auf die Achtung der Offenherzigkeit. Sie ſollte gerade jetzt, da ſie in einen andern, höhern Lebenskreis eintritt und ſelbſtändig wird, nicht mehr ſo bevormundet werden. Geſtehen Sie nur, Sie befürchten, daß dieſe traurige Theilnahme an dem Schickſale eines Menſchen, der Blanca, der uns alle ſo nahe anging, unſer liebes Fräulein verſtimmen und vorerſt noch von einer Vermählung abhalten würde. Aber darum bin ich — nein, ich wollte ſagen, gerade darum wird ein ſolches Verſchweigen zu, verzeihen Sie mir das Wort, zu einem Betrug. Blanca wird hinterliſtig in ein ewig unauflösbares Band verſchlungen, ſie wird gefeſſelt, ſie wird . . . Ja, Herr Graf, wollen Sie eine freiliebende Gemahlin oder eine Sklavin?

So nennen Sie alſo die Ehe eine Sklaverei, hochwürdiger Herr? fiel Rivoli ein, Sie, die das heilige Sakrament verwalten?

Eine jede Verbindung, antwortete Briani, iſt eine Sklaverei, die der Menſch nicht mit Bewußtſein aller Umſtände aus freiem Willen eingeht, ſondern zu der er gezwungen wird. Und Täuſchung iſt auch ein Zwang. Keine Einſegnung kann die heilige Weihe der Freiheit erſetzen. Thiere knebelt man, der Menſch aber bindet ſich ſelbſt. Ich muß daher auf das feierlichſte . . .

Erlauben Sie mir, Herr Pfarrer! unterbrach ihn der Marcheſe. Das Unglück des armen Burſchen, der leider in meinem Hauſe aufgewachſen iſt, ſteht nicht zu ändern, weder zu unſerer, noch zu Blanca's Zufriedenheit. Sollen nun wir, um in Ihrem Bilde zu reden, uns von dem Eigenſinn eines unabänderlichen Verhängniſſes in unſern ſchönſten Hoffnungen, auf dem freien, heitern Wege unſers Berufs täuſchen, feſſeln, verſklaven laſſen? Iſt es des Menſchen, iſt es beſonders eines Adelichen würdiger, den Unglücksfällen des Lebens zu gebieten oder zu gehorchen? Wir nehmen alle den traurigſten Antheil an dem jungen Adrian, Blanca jedoch, ihrer zarten Conſtitution, ihres reizbaren Herzens wegen, gewiß den tiefſten Antheil. Daher möchte ich die von uns beabſichtigte ſchleunige Vermählung meiner Tochter nicht mit ihrem harten Ausdruck, Herr Pfarrer, einen Betrug nennen, ſondern für eine Arznei erklären, die unſer Kind vor dem zerſtörenden Einfluß einer unglücklichen Sympathie bewahren kann. Inzwiſchen wird mein lieber Sohn hier an Blanca's Seite und ihrem Herzen ſo nahe treten, daß ihre Theilnahme für Giuſeppe hoffentlich ganz aufhört. Gewiß wird meine liebevolle verſtändige Tochter die zarte Fürſorge unſerer jetzigen Verheimlichung demnächſt erkennen und uns dankbar für dieſe wohlthätige Täuſchung ſein.

O mein Himmel! ſeufzte Briani. Ich werde Ihnen das Unrecht, das in Ihrem Verfahren liegt, leider nicht ſo ſehr geltend machen können, als der Wunſch nach Blanca's Vermählung ſich ſchon bei Ihnen eingeſchmeichelt und feſtgeſetzt hat. Ich muß mich ſchon darein ergeben. Hart ſucht mich das Unglück heim, hart. Sohn und Tochter verliere ich an demſelben Tage; denn Sie ſcheinen nun einmal Giuſeppe's Todestag mit Ihrer Tochter Hochzeit feiern zu wollen. Wohlan denn, Herr Graf, ſuchen Sie doch auch dieſe Kränkung, wenn Sie demnächſt an Blanca's Seite ſtehen, von dem zärtlichen Herzen unſerer lieben Tochter abzuwenden, ſuchen Sie ihr auch dieſe Schmach als eine Wohlthat zu erklären! Alſo Tod und Vermählung werden ſich vielleicht in derſelben Stunde die Hand reichen? Lenke der Himmel es beſſer, als es meinem Herzen zuſagt. Doch vergeben Sie meinem Schmerz, Herr Marcheſe, vergeben Sie, Herr Graf, daß ich jetzt nicht im Stande bin, Sie angenehmer zu unterhalten.

Wir beklagen ſehr das Unglück Giuſeppe's, ſagte der Marcheſe, indem er ſich erhob. Daß wir das Unſerige gethan haben, es abzuwenden, davon werden Sie überzeugt ſein, Herr Pfarrer. Uebrigens wollen wir Ihre Anſicht und Empfindung noch einmal in Erwägung ziehen und überlegen, was ſich am heilſamſten thun laſſe. Wehren Sie übrigens Ihrem Schmerze, und ſuchen Sie zur Entſchädigung für Giuſeppe am Glück meiner Tochter deſto lebhaftern Antheil zu nehmen. Laſſen Sie ſich morgen heiterer nnd jedenfalls recht wohl antreffen.

Der Marcheſe und Graf Rivoli empfahlen ſich freundlich. Briani, der ſie geleitete, ließ noch nicht ab, beide zu warnen. Bedenken Sie noch eins, ſagte er auf der Haustreppe; es iſt nicht blos unrecht, es iſt auch gefährlich, von der offenen Wahrheit abzuweichen. In der Natur finden wir die Dinge durch das Band der Nothwendigkeit zuſammengehalten. In dieſem Bande verſchlungen leben ſie und erhalten ſich. Der Menſch, obſchon er nun einmal frei ſein ſollte, konnte darum doch nicht los und ledig bleiben, er wurde in die höhere Ordnung der Wahrheit eingeſetzt, die für freie Geiſter das iſt, was Nothwendigkeit für die Naturdinge. Aus dieſem Bande losgeriſſen, fällt er ſelbſt loſen, unberechenbaren Gewalten anheim. Daher jene häufigen unglücklichen Zufälle, die oft eine Lüge und, was eins mit derſelben iſt, eine Täuſchung nach ſich zieht. Gehen Sie daher, Herr Marcheſe, auch ſchon aus höherer Klugheit oder aus Weisheit offen und redlich gegen Blanca zu Werke. Ja, meine gnädigen Herren, die Nothwendigkeit iſt der Trauring der Natur, Wahrheit aber der Geiſterring, in welchem wir Menſchen als Edelſteine, mehr oder weniger edel, mehr oder weniger geſchliffen, urſprünglich eingeſetzt ſind, der Ring, den die Gottheit am Finger trägt. Ausgebrochen aus dieſem Ring, fallen wir aus der Hand Gottes in die Gewalt ſchlimmer Geiſter oder Verhängniſſe. Mich quält jedweder Betrug darum ſo ſehr, weil er eine Menſchenſeele vom Finger Gottes abreißt und in das Kehricht der Weltordnung fallen läßt. Nun haben Sie Gute Nacht, meine edeln Herren! Gott walte über uns allen und ſchirme uns vor ſchlimmen Begegniſſen!

Neuntes Kapitel.

Die Briefe von Verwandten und Freundinnen an Blanca Malvi enthielten, wie erwartet, nichts von Giuſeppe; deſto umſtändlicher war der königlichen Huld und Gnade gedacht. Blanca wünſchte im ſtillen, ein Theil dieſer Gnade möchte auf den armen Gefangenen fallen. Lange war ſie verwundert und unruhig darüber, daß in keinem Briefe von dem Entſchluß des Königs auf die vielfältige Verwendung für Giuſeppe die Rede ſein ſollte. Nun ſprachen aber auch der Vater und der Bräutigam niemals über dieſe Angelegenheit. Sie ſcheute ſich zu fragen, und ſteckte ſich hinter ihre Freundin Agneſe. Die Baronin ging auf ſchickliche Weiſe den Marcheſe und den Grafen beſonders an, ward aber auf ihre Erkundigungen immer mit einer bedeutſamen Miene hingehalten. Blanca ſuchte aus den Mienen der Männer Giuſeppe's Schickſal zu entziffern; ſie beſprach ſich mit der Baronin über dieſes räthſelhafte Schweigen. Die Baronin rieth dem Fräulein, den Vater geradezu nach des Königs Beſchluß auf die Fürſprache für den Jüngling zu fragen.

Du bringſt das Opfer der Vermählung, ſagte ſie, warum ſcheuſt du dich, von der Angelegenheit, um welche du es bringſt, beherzt zu reden?

O mein Gott! ſeufzte Blanca. Eben weil ich das Opfer bringe, kann ich nicht fragen und fordern.

Blanca ſann und überlegte, Vater und Bräutigam lächelten nur. Da kam ſie endlich auf den wunderlichen Gedanken, es ſei auf eine Ueberraſchung abgeſehen. Giuſeppe ſei begnadigt und werde zu ihrer Vermählung unerwartet erſcheinen. Ihr Herz faßte auch nicht den leiſeſten Zweifel bei dieſem Einfall, nur wußte ſie nicht, aus welchem Grunde er gerade am Vermählungstage erſcheinen ſollte. Wollte man ihn dadurch für ſeine vermeſſene Neigung demüthigen? War es etwa darauf abgeſehen, daß er ſich vor dem Grafen, den er einſt öffentlich beleidigt hatte, nunmehr für empfangene Großmuth bedanken ſollte? War es vielleicht eine kleine Schadenfreude ihres Bräutigams, ihr in der entſcheidenden Stunde den verlorenen Jugendgenoſſen als reuemüthigen Verbrecher vorzuführen? Sie erröthete, als ihr dieſer Gedanke kam, und misbilligte lebhaft ſolchen Argwohn. Dennoch beſchlich Angſt und Unmuth ihr Herz, bis ihr einfiel, daß der Erſcheinende dann doch gerettet ſei. Sie wollte ihn gern verlieren, wenn er ſelbſt nur nicht verloren wäre. Und hatte ſie ihn denn nicht bereits um Rivoli's willen wirklich aufgegeben? Sie nahm ſich vor, in der Stunde, da ſie dem Grafen auf ewig angehöre, deſto freier und freundlicher dem armen Freunde Lebewohl zu ſagen. Sie ſuchte nach den Worten und Wendungen, mit denen ſie es thun wollte, und während die Worte ſich nicht finden ließen, ſtellten ſich wenigſtens die Schauer und die Thränen des Lebewohls ein.

Auf dieſe Weiſe bildete ſich raſch ein Einfall zu einer wahnſinnartigen Ueberzeugung aus, ſodaß ſie zu ihrer Freundin, als dieſe in betrübter Ungewißheit nachdenklich daſaß, mit Zuverſicht äußerte:

Bekümmerſt du dich immer noch um Giuſeppe, beſte Agneſe? Sei immerhin ruhig! Meinem Herzen iſt eine Weiſſagung geſchehen: Giuſeppe wird zu meiner Vermählung erſcheinen! Sei aber nur ſtill davon und verderbe Ihnen die Freude der Ueberraſchung nicht. Immer hat Giuſeppe zu meines Vaters Namensfeſten etwas Unerwartetes herbeigebracht, wie das letzte mal den ſeltenen Eber. Nun iſt die Reihe an meinem Vater, ihn ſelbſt als unerwartetſte Seltenheit zu meinem Feſte herbeizuführen.

Die Trauung wurde auf den nächſten Sonntag angeſetzt. Eine Furcht nur ängſtigte noch den Marcheſe und den Grafen, die öffentliche Hinrichtung Giuſeppe's. Ein Volkslärm war unvermeidlich, und wie konnte man das Fräulein von jeder Nachricht, von jeder zufälligen Mittheilung über ſolchen öffentlichen Vorgang abſchließen? Man hatte zwar alle Vorſicht getroffen und das Hausgeſinde aufs ſtrengſte zur Verſchwiegenheit gewiſſer Neuigkeiten angewieſen; durfte man jedoch glauben, daß man alle Zufälle in der Gewalt habe, um ruhig zu ſein?

Nach ängſtlichem Ueberlegen traf man folgende Auskunft. Die Vermählung ſollte Sonntag abends im Schloß ſtattfinden, und in der Frühe des andern Tags der Graf mit Urlaub ſeines Vorgeſetzten die junge Frau ſchnell nach dem Landſitz des alten Grafen Rivoli bringen. Die Schicklichkeit ſchien dieſen Beſuch zu fordern, auch war eine ſolche Reiſe wegen der nahen kriegeriſchen Vorfälle ſehr räthlich. Auf jenem Landſitz hoffte man überdies alle zudringlichen Nachrichten eher abhalten zu können, bis man Blanca ſelbſt von Giuſeppe's Schickſal auf die angemeſſenſte Weiſe in Kenntniß ſetzen dürfte, wozu jener Aufenthalt ſowol als das Anſehen des alten Grafen ganz gemacht ſchien.

Dieſer Vorſchlag fand zum größten Vergnügen der Männer Blanca's Beifall und Zuſtimmung. Sie ſah dieſe ſchnelle Abreiſe als die beſte Gelegenheit an, ſich nach dem betrübten Wiederſehen und Lebewohl Giuſeppe's zurückzuziehen und Zeit zur Faſſung und Erholung für ſich und ihn zu gewinnen. Scheiden, wenn man ſich getrennt habe, ſchien eine rechte Wohlthat zu ſein. Nun kam auch noch die Baronin Agneſe dem Wunſch der Freundin, ſie zu begleiten, heiter entgegen. Moritz fand ſogar die Bewegung und die Eindrücke dieſer angenehmen Reiſe in einem gebirgigen Lande für den Zuſtand ſeiner hoffnungsvollen Gemahlin ſehr zuträglich. Die alte Baronin war dermal körperlich ſehr wohl, und mit ihrer zunehmenden Gedächtnißſchwäche verſprach Moritz Geduld und Nachſicht zu haben. Sogar dem Pfarrer Francesco wollte er freundlich begegnen. Du weißt, liebſte Agneſe, ſagte er lächelnd, daß ich auch den Schnupftaback nicht leiden kann; warum ſoll ich aber die Naſe haſſen, die ihn nicht entbehren mag? Gern will ich um des edeln Briani willen dieſem Francesco ſeine ſchleichende Exiſtenz verzeihen.

So ſchien alles zufrieden geſtellt, und dieſem ängſtlich erwarteten Vermählungstage ſah man, wenn auch gerade nicht heiter, doch mit Verlangen entgegen. Am vergnügteſten war der Marcheſe. Er umarmte alles, was ihm begegnete, am liebſten aber die Baronin Agneſe. O, mein ſchönes Frauchen, ſagte er dann ſchalkhaft, könnte ich nur erſt meine Tochter ſo umarmen, wie ich Sie jetzt umarme; ich meine ſo im Erſten Viertel meiner Großvaterſchaft, und dann täglich zunehmend über den Vollmond hinaus — dem Neulicht entgegenſehen.

O, Sie Mondſüchtiger! verſetzte die Baronin erröthend und entſchlüpfte.

Zehntes Kapitel.

Der Sonntag kam, unter deſſen Abendröthe Blanca und Rivoli eingeſegnet werden ſollten. Den feſtlichen Tag, den Einklang der Erwartungen ſtörte und verſtimmte zuerſt der Pfarrer Briani. Seit dem Wortwechſel mit Malvi und dem Grafen hatte ſich der Greis im Schloß nicht ſehen laſſen. Mit Abſicht ließ der Marcheſe mehrere Tage vorübergehen, in welchen er auch ſeine Tochter von der Meſſe und dem Pfarrhauſe abzuhalten wußte. Samstag abends ging er endlich ſelbſt und lud den Pfarrer ein, folgenden Abend die Trauung zu verrichten.

Briani lehnte es ohne Umſchweife und ohne beſondere Gründe ab. Dieſe entſchiedene Weigerung brachte den Marcheſe auf; er ſagte dem Pfarrer harte Worte, die der Greis mit Ruhe und Stillſchweigen aufnahm. Ich könnte Euch nöthigen, Euer Amt zu verrichten, erklärte Malvi unter anderm, wenn es unſer zufriedenes Feſt nicht ſtörte, einen eigenſinnigen Mann bei uns zu ſehen. Aber dieſer Eigenſinn wird dem Glück meiner Tochter keinen Abbruch thun.

Für Blanca's Glück werde ich ſelbſt am heißeſten beten, erwiderte Briani. Aber mein Herz, ſo voll Bangigkeit und Zweifel, iſt keine würdige Schale, um den Segen des Himmels über dieſes Paar auszugießen; meine zitternden Hände können kein feſtes Band knüpfen. Wählen Sie, Herr Marcheſe, einen zweifelloſen, einen fröhlichen Prieſter, der mit zuverſichtlicher Hand in das Dunkel greiſe und das Lebenslos meiner lieben, theuern Blanca ziehe, wenn es doch nicht anders ſein kann.

Dieſe Worte befriedigten den Marcheſe nicht. Dem ſtolzen Manne war es höchſt empfindlich, mit einer abſchlägigen Antwort zu gehen, weshalb er ſich wenigſtens in einigen heftigen Worten zu erheben ſuchte, um als Sieger den Platz zu verlaſſen. Dem Bräutigam war dieſe Ungefälligkeit des alten Geiſtlichen nur der Störung wegen unangenehm, die er dadurch in die entworfene Anordnung des Feſtes gebracht ſah. Er fand nur den Starrſinn eines rechthaberiſchen Mannes darin. Blanca jedoch empfand dieſe Weigerung viel tiefer, bald als einen Vorwurf, bald als ſchlimme Vorbedeutung. Die ſegnende Hand ihres geliebten Lehrers ſollte ja eine ungewiſſe Zukunft in Glück, ein zweifelloſes Bewußtſein in Beruhigung umwandeln. Und nun zog ſich auf einmal dieſe Hand zurück, und Blanca ſah nichts als Bedrohniſſe, die ſich über dieſer Stunde der Vermählung, wie ſchweres Wettergewölk, entladen wollten. So raſch wechſelten in ihrem unſichern Herzen Angſt und Hoffnung, Hoffnung und Angſt!

Sie ſchlich wider den Willen ihres zürnenden Vaters nach dem Pfarrhauſe. Briani hatte ſich aber eingeſchloſſen und der Schweſter erklärt, er würde auf keinen Zuruf öffnen. Wirklich rief Blanca vergebens ſeinen Namen und nannte vergebens den ihrigen. Sie mußte niedergeſchlagen, faſt verzweiflungsvoll wieder nach Hauſe wandeln.

Inzwiſchen hatte der Marcheſe nach Nizza geſchickt und die Anordnung treffen laſſen, daß die Vermählung in der Jeſuitenkirche daſelbſt vorgenommen werde. Bei einbrechender Dämmerung wollte man zur Stadt fahren und nach der Trauung wieder zurückkehren. Da es durch den Eigenſinn eines alten Mannes ſo gekommen iſt, ſagte der Marcheſe, ſo wollen wir dieſen freudigen Tag auch deſto feierlicher begehen. Ich habe dieſe einfache Stille gleich anfangs nicht für ganz angemeſſen gefunden. Und müſſen wir die Ceremonie doch einmal außer dem Hauſe, mithin mehr oder weniger öffentlich begehen, ſo wollen wir auch noch einige Gäſte zum Abendeſſen einladen und vergnügter Dinge ſein.

Des Marcheſe Abſicht war, durch lebhafte Vorkehrungen zu dieſer unbeabſichtigten Einladung die Niedergeſchlagenheit Blanca's und der Baronin Agneſe zu zerſtreuen. Die Einladungen ergingen, die Zubereitungen wurden getroffen, und ſo lief der Tag nicht ohne Spannung und Bewegung ab. Blanca gerieth zuletzt unter dem Anziehen ihres bräutlichen Schmucks auf den tröſtlichen Einfall, die ganze Sache möchte wol mit dem Pfarrer Briani verabredet ſein; dieſer wäre wol gar nicht zu Hauſe geweſen, ſondern nach Nizza gegangen, um Giuſeppe auf der Feſte abzuholen und ihm ein angemeſſenes Benehmen bei dem Wiederſehen im Schloß einzuſchärfen. Wenn ihn Briani nur nicht von Montalban in die Kirche herabbringt, dachte ſie im ſtillen, und ich ihn unter der Trauung zufällig in meiner Nähe erblicken muß.

Blaß und in jenem Nachſinnen, das man öfter ein Vorfühlen nennen dürfte, ſtand in bräutlichem Schmuck Blanca bei Sonnenuntergang am Fenſter. Die echten Perlen ſchimmerten matt wie die bräutliche Stirn, das Myrtenkränzchen hing locker im dunkeln Haar. In Erwartung des vorfahrenden Wagens ſtand ſie an den Fenſterflügel gelehnt und blickte in die Gegend hinaus. Ein trübes Gewölk hing über dem fernen Gebirge, und die untergehende Sonne warf einen grellen Purpur auf dieſen ſchwarzen Hintergrund. Die Hügel lagen hell im Widerſchein, die zahlloſen Bäume und Stauden waren mit flimmerndem, vielfältig gebrochenem Licht umſäumt; aber kein Blatt regte ſich am Orangenbaum, die ſchlanke Cypreſſe ſtand wie in Trauer träumend, und ſelbſt die höchſte Pappel zagte zu flüſtern. Ebenſo regungslos ſtand Blanca und dachte nichts bei dem Anblick einer mitſchweigenden Natur, die doch in bewußtloſem Einverſtändniß mit einer betrübten Menſchenbraut zu ſein ſchien.

Agneſe beobachtete mit beklommenem Herzen die trübſinnige Braut aus der Ferne. Die Thränen ſchoſſen ihr mit ſolcher Gewalt in die heitern blauen Augen, daß ſie denſelben nicht wehren konnte und ſich ſcheute, zu der Freundin zu treten, um ſie aufzurichten. Da kam Graf Rivoli ganz heiter und im Schmuck ſeiner knappen Uniform herbei. Seine muntern Augen ſuchten die Braut, und er umarmte ſie mit ſtürmiſcher Zärtlichkeit.

O, meine Blanca! ſagte er. Wie blaß, aber wie ſchön ſiehſt du in dieſer Bläſſe aus, die deinem Namen entſpricht! Dieſe Bläſſe iſt die wahre Schönheit dieſer Stunde. Alles Blut drängt ſich nach dem Herzen zurück, um da die Weihe der Liebe mitzuempfangen. Dann iſt auch jeder Blutstropfen mein, wie es bisher nur die unkörperlichen Empfindungen deines Herzens waren. Dies Mein, welch ein Glück umfaßt es! Die Seele gehört auch der Freundſchaft an, aber Seele und Leib zuſammen machen das Mein und Dein der Liebe aus. Ach, alle meine Sinne werden den Reichthum des Beſitzes nicht umfaſſen, in welchem mich die nächſte königliche Stunde einſetzt. In meinen Armen, o, meine Blanca, wird all das jetzt zurückgetretene Blut wieder in deine Wangen kommen, munter und neugierig, ſich nun auch mitzufreuen, wie es erſt mitgeweiht worden iſt. Wie geſchmückte Mädchen aus der Kapelle auf den Tanzplatz eilen, ſo werden die heißen Blutstropfen aus dem Herzen auf die Wangen kommen.

Blanca konnte nicht antworten, ſie ſuchte ſich der ungeſtümen Liebkoſung zu entziehen, die ihr Angſt und Widerwillen erregte. Ein ſehnſuchtvolles Verlangen machte die Sprache des Bräutigams poetiſch; aber dieſe Poeſie ward der heimlich betrübten Braut zur Folter.

Warum bebſt du, meine Blanca? Und willſt dich losreißen? ſeufzte Rivoli. O, betrübe mich nicht, zeige dich jetzt nicht mehr abwehrend, widerſtrebend, wie du bisher ſchon zu viel geweſen biſt. Es muß auch eine Stunde der Hingebung kommen. Welch ein unausſprechlicher Wechſel geht nicht in dieſer, dieſer ängſtlichen

Stunde vor? Eine Unendlichkeit, eine Ewigkeit tauſche ich ein. Warum erſchrickſt du, warum blickſt du mich ſo entſetzt an? Iſt es denn nicht wahr? Solange wir äußerlich noch frei ſind, iſt unſere innerſte Zuneigung gebunden, alles Verlangen, alle Forderungen des Herzens ſind gefeſſelt; ſobald aber der heilige Bund für dieſe Erde äußerlich geſchloſſen iſt, wird dagegen das Herz mit ſeiner unendlichen Sehnſucht frei, und die ſinnlichſten Triebe gewinnen ein ewiges Recht. Darin liegt die Hingebung der Liebe. O, meine Blanca!

Sie entwand ſich ſeinen Armen. Er ergriff ihre Hand und hielt ſie feſt. Er ſpielte mit ihren Fingern und küßte den goldenen Trauring, neckiſch hielt er den ſeinigen hin. Welche Freuden und Hoffnungen knüpfen ſich an den nahen Austauſch dieſer Ringe? ſagte er. Noch ſind ſie loſe und unruhig; jeder will von ſeinem Finger an den des andern hüpfen, dann erſt werden ſie feſt und ruhig ſitzen. Wie ſchön dir dieſe Perlen ſtehen, mein Herz! Biſt du nicht ſelbſt wie eine köſtliche Perle? Ich bin ein Perlenfiſcher und hole dich aus dem tiefen Meere des Glücks herauf.

Ach! Ach, der greuliche Hai! ſchrie Blanca entſetzt auf.

Blanca, Blanca! Was iſt, was haſt du? Wie bebſt du denn? Wie vergehen deine Augen? Wo iſt deine Seele? O, meine Blanca, erwache doch!

Mit dieſen Worten ſuchte Rivoli die Halbohnmächtige zu ſich ſelbſt zu bringen. Sie beſann ſich, und wie ſie ihn erkannte, umarmte ſie ihn heftig und hielt mit ungeſtümer Kraft feſt. Sie fuhr ihm mit der Linken zärtlich über die Wange und lächelte ihn mit wunderlicher

Freude an. Rivoli fragte beſorgt nach ihrem Zuſtande, nach dieſer plötzlichen Anwandlung, nach dieſem raſchen Wechſel ihrer Empfindungen.

Nichts als ein wunderliches Phantaſiebild, von deiner loſen Poeſie hervorgerufen, erwiderte ſie. Du ſprachſt doch von Meer und Perlenfiſchern, und wie ich dir ſo in träumeriſcher Empfindung zuhöre, ſehe ich dich plötzlich wie im Meer ſchwebend, und bemerke einen entſetzlichen Haifiſch, der mit offenem Rachen auf dich losſchwimmt. Gottlob, ich habe nur geträumt!

Iſt das alles, meine Blanca? Du ſcheinſt fieberkrank. Verſchweigſt du mir auch nichts? Deine Auge irrt noch, deine Bruſt athmet noch ſchwer.

Der Marcheſe trat, die Baronin Agneſe am Arme führend, herein. Kinder, kommt in Gottes Namen! rief er ganz munter. Die Wagen ſind vorgefahren, die Dämmerung bricht herein. Nun, liebe Tochter?

Sie umarmte den Vater und führte ihn raſch voraus, indem ſie ihm mit ängſtlicher Stimme zuflüſterte: Eine Bitte, lieber Vater! Sie ſind gut, Sie lieben mich, aber ich muß Sie um eine Freude bringen.

Betroffen trat der Marcheſe zurück und blickte ſeine Tochter ängſtlich an, in Furcht, ſie wolle um Aufſchub ihrer Vermählung bitten. Blanca fuhr fort: Sie haben mir eine Ueberraſchung zugedacht, beſter Vater, aber um des Himmels willen, laſſen Sie Giuſeppe nicht erſcheinen! Ich darf ihn nicht ſehen, er darf uns nicht nahe kommen. Ein Traum hat mich gewarnt. Wollen Sie mir noch dieſe Bitte gewähren? Halten Sie Giuſeppe zurück!

Ich verſtehe dich nicht, meine Tochter, verſetzte nicht ohne Verlegenheit der Marcheſe. Wer ſagt dir denn, ich wolle Giuſeppe . . . Was meinſt du denn?

Sie erinnern ſich gewiß der Drohung, die der unglückliche Menſch an jenem Sonntag unter den Bäumen gegen meinen Guido ausſprach, mein Trauring ſei Rivoli's Tod. Dieſe Drohung fiel mir eben mit unbegreiflicher Beängſtigung ein, und ein Schreckbild ſtand wie eine lebendige Anſchauung vor meiner Seele. Nicht wahr, beſter Vater, wir ſehen Giuſeppe nicht? Heute nicht? Es hat Zeit, bis ich wieder zurückkomme. Nicht wahr, beſter Vater?

Gewiß, gewiß, meine Blanca! antwortete vergnügt und verlegen zugleich der Marcheſe. Ich begreife dich zwar jetzt nicht, aber darüber darfſt du ruhig ſein, wir werden Giuſeppe nicht ſehen. Komm und laß dich in den Wagen heben. Sei vernünftig, Kind! Erheitere dich und betrübe uns alle nicht!

Blanca ſchwebte ſehr ermuntert in den Wagen. Auch die übrigen ſtiegen ein, und ſo ging es raſch gen Nizza hinab zur Trauung.

Elftes Kapitel.

An demſelben Abend, etwas früher als dies im Schloß zu Drappo vorging, war Klara nach der Feſte Montalban geeilt. Ihr Anzug und ihr ganzer Anblick verrieth einen verzweifelnden Gemüthszuſtand. Zwiſchen den Baſtionen lagerten im Freien einzelne Haufen Soldaten und kochten Bohnen und Eier mit friſchen Myrten ab, die zwiſchen den Felſen wuchſen. Sie lachten dem haſtigen Mädchen ihre loſen Scherze nach, und die Wachtpoſten riefen es an. Athemlos fragte Klärchen nach Matteo Bonatti. Ein Soldat rief ihn aus der Wachtſtube herbei. Bonatti erſchrak, ſein Klärchen in dieſem Zuſtande zu finden. Sie zog ihn ungeſtüm beiſeite und flüſterte ihm, ſcheu umherblickend, zu: Warum kommſt du nicht mehr hinab? Giuſeppe iſt verloren, ich weiß es doch! Warum gibſt du mir keine Nachricht? Giuſeppe wird erſchoſſen! Nicht wahr, ich ſollte es nicht wiſſen? Ich weiß es!

Zögernd und niedergeſchlagen geſtand es Bonatti ein. Vor ein paar Stunden iſt ihnen das Todesurtheil vorgeleſen worden und morgen früh . . . Woher weißt du es aber, Klärchen? Man hat es, ich weiß es nicht, aus welchen Rückſichten, heute noch nicht wollen bekannt werden laſſen. Ich habe es dir nicht ſagen dürfen.

Ich komme, wir müſſen ihn retten; du mußt ihn retten, Matteo! flüſterte ſie in höchſter Aufregung.

Nein, nein! verſetzte mit Schreck der Unteroffizier. Sei vernünftig, Herzchen! Ergib dich in Gottes Fügung, wir können nichts ändern. Das Urtheil ſteht, die Execution folgt.

Nichts ändern? rief Klara? Noch eine ganze lange Nacht, noch hunderttauſend Athemzüge, und wir könnten ſein Leben nicht retten? Sage das nicht, Matteo!

O mein Gott, Klärchen! Was darf ich denn thun? Ueberlege es nur einmal rechtſchaffen. Was? Ich habe zumal die Wache heute. Willſt du mich zum ſchlechten Kerl machen? Was darf ich denn thun? Und ich kann ja nicht einmal, wenn ich auch dürfte. Wie ſoll ich denn die Gefängnißriegel brechen? Freilich iſt er und ſein Gefährte Sormano, ſeit ihnen das Urtheil verleſen iſt, ohne Ketten; aber deſto feſter ſind die eiſernen Thüren und Riegel verwahrt. Ich habe keine Schlüſſel, ich bin kein Profoß.

Klärchen beſann ſich. Ich darf ihn doch ſehen? ſagte ſie dann. Ich muß zu ihm. Gehe zum Profoß oder zum Kerkermeiſter. Giuſeppe's Schweſter will ihm Lebewohl ſagen. Ich bin ſeine Schweſter. Gehe und ſage nur ſo. Lügen darfſt du, es iſt eine ſchlechte Zeit und keiner Ehrlichkeit werth; aber du verlügſt dich auch nicht gar weit von der Wahrheit. Ich bin wirklich ſeine Schweſter, ſeine Paillon-Schweſter. Er hat mich aus dem Waſſer gezogen wie ein Bruder, und ich will das Meinige thun. Gehe, Bonatti, lauf, lauf! Siehe dies ſchöne Geld hier im Beutelchen! Meine Pathengeſchenke. Dafür kann der Gefangenwärter ſchon ein Auge zudrücken. Und er wird es auch. Ja, er wird es. Gib es ihm! Da, da, das Beutelchen, nimm es mit!

O, um Gottes willen, werde mir nicht böſe, Klärchen! Aber das geht nicht! Das macht ja heilloſes Aufſehen! Das geht ja gegen Dienſt und Ehre! Man kennt dich und mich genug, wie kann ich denn etwas anderes ſagen, als wahr iſt? Was ſoll man denken, was wir mit dem Gefangenen vorhätten? Gehe doch, thue dir es doch ſelbſt nicht zu Leide, Klara, daß du ihn ſehen willſt. Es iſt ja dir eine Qual und ihm kein Troſt. Sei doch ſo gut, Herzens-Klärchen! Komm, ich begleite dich eine Strecke zurück.

Klärchen aber ſtand nicht ab. Sie begriff keine Vorſtellung, keine Bitte, kein Zureden, kein Drohniß. Sie wollte Giuſeppe ſehen, nur dies begriff ſie, nur dies empfand ſie. Der Unteroffizier war in peinigender Verlegenheit, er konnte nicht willfahren, er wußte keinen Rath und vermochte doch auch nicht, ſeine geliebte Braut entſchieden und nachdrücklich abzuweiſen.

Seine Verlegenheit reizte Klärchens Starrſinn, und dieſer Starrſinn vermehrte wieder ſeine Verlegenheit. Endlich fand er noch eine Auskunft oder vielmehr eine Ausflucht. Zwei Mönche werden kommen, flüſterte er Klärchen zu, um Giuſeppe und dem Genueſen die Beichte abzunehmen und ihnen den letzten Troſt zu ſpenden. Dieſe Geiſtlichen können eher etwas thun, als wir Soldaten.

Wir müſſen pünktlich ſein in der Feſtung wie im Felde, ſo feſt wie die Feſtung ſelbſt. Die Prieſter aber dürfen ſchon eher Barmherzigkeit üben, das iſt ihr Dienſt. Auch wird ihnen der Kerkermeiſter eher nachgeben als mir. Prieſtern traut man mehr, ſie können alſo ſchon eher einen krummen Gang thun. Gehe, Herzchen, folge mir einmal und ſetze dich dort am Wege auf ein Plätzchen hin, warte die Patres ab und ſprich mit den guten Vätern. Sie kennen dich nicht und nehmen dich wol für die Schweſter. Es ſind Kapuziner, gib ihnen dein Geld für Seelenmeſſen. Ich ſelbſt muß aber beiſeitegehen und will auch die Soldaten in die Wachtſtube ziehen, mehr darf ich nicht thun. Nicht wahr, das begreifſt du, Klärchen? Aber gehe jetzt, ehe ſie kommen. O, es wird gewiß gut ausfallen, du biſt ja ein ſchlaues Thierchen.

Klärchen nickte nach einigem Beſinnen beifällig und ſuchte das ſtille Plätzchen auf, das ihr Bonatti andeutete. Das letzte Abendroth ſpielte auf ihrem unruhigen Angeſicht, als ſie daſaß und unverwandt den Weg hinabblickte, den die Mönche heraufkommen ſollten.

Zwölftes Kapitel.

Während dies unter den Feſtungsmauern vorging, ſaß Giuſeppe und ſaugte mit ſchwermüthigen Augen das ſchwindende Abendroth von den kleinen Scheiben und dicken Stäben ſeines Kerkerfenſters. Das letzte Abendroth deines Lebens! dachte er. Und ſchon war es verſchwunden. Der Jüngling ſuchte noch mit begierigen Augen, wie ein Durſtiger an der Schale ſaugt, die mit wenigen Tropfen ſeine heiße Begierde nicht befriedigte. In der Erinnerung ſeines wehmüthigen Herzens gingen hundert liebliche Abendrothe glücklicher Vergangenheit auf. Wie oft war er als Kind, wenn der Abend glühte, vom Schloß des Marcheſe nach ſeines Vaters Wohnung heimgeholt worden, und hätte ſo gern noch mit Blanca geſpielt; wie oft war er unter ſolcher Abendröthe mit ſeiner Jagdbeute vom Gebirge herabgeſtiegen, und ſein Herz hatte ſich noch unbefriedigt nach unerreichter Liebe geſehnt. Auch jener Abend trat ihm lebhaft vor die Seele, wo er von ſeinem Stubenfenſter aus nach dem Schloß hinüberſah und den Rubin, der für ſeine Sehnſucht paßte, zu gewinnen hoffte.

Er hörte von Nizza herauf die Abendglocken, und ihm war zu Muthe, als ob alle längſt vergeſſenen Abende ſeines Lebens davon erwachten. Er ſah ſeinen Vater aus dem Felde heimkehren, den Pfarrer Briani vom Abendgebet kommen, Blanca Malvi aus dem Garten die Schloßtreppe hinaufſteigen. Das Herz that ihm unausſprechlich weh.

Eben ſchrak der Genueſe aus einem matten Schlummer auf und brummte lächelnd vor ſich hin: Der wunderliche Kerl von Schwertfeger ſpukt in meiner Phantaſie. Eben zeigte er mir einen ſeiner neuen Freiheitsdolche, und ich ſah ganz deutlich auf der einen Seite den Freiheitsbaum, auf der andern das Wort „Freiheit“ in die Klinge eingeſchlagen. Eine gute Vorbedeutung, Seppe. Meinſt du nicht auch?

Er rüttelte Giuſeppe munter, da ihm der Jüngling keine Antwort gab, und erzählte noch einmal ſeinen Traum.

Dein Traum hält dich zum beſten, verſetzte Giuſeppe. Du könnteſt ebenſo gut von dem erſten Freiheitsbaum in Drappo träumen, an welchem ein und derſelbe Prieſter uns beide trauen ſollte. Unglücklicher Prophet du! Ja, morgen früh traut uns der Tod, aber uns beide mit einer und derſelben Braut, Vincenzo, mit der Schande. O, mein Vater! Was wird mein Vater jetzt von mir denken? Was wird er thun? O, wie wird er mir fluchen!

Der Tod traut uns, ſagſt du, Giuſeppe? Wenn er das thut, ſo iſt er ein Narr. Er ſoll uns nicht eher trauen, bis er uns hat. Ich für meinen Theil habe noch keine Luſt, dem Tode zu trauen.

Es war ſtill, die gewölbte Stube dunkelte immer mehr. Giuſeppe hing dem Gedanken an ſeinen Vater nach. In lebhafter Aufregung der Einbildungskraft ſah er ihn vor ſich, ſprach mit ihm, warf ſich vor dem Zürnenden nieder und flehte zum Abſchied für die Ewigkeit um ſeinen Segen. Was der unglückliche Jüngling in den langen, angſtvollen Stunden ſeiner Haft zu ſeiner eigenen Entſchuldigung empfunden und durchdacht hatte, ſprach er noch einmal in Gedanken gegen ſeinen Vater aus. Er erklärte ihm, wie er aus Eiferſucht und Unruhe in Unbeſonnenheit und Leidenſchaft, in unbegreiflicher Bethörung ſoweit gekommen ſei, um nun mit Schande zu enden, das väterliche Haupt mit Gram zu bedecken und auf das Dach ſeiner Geburt die Schmach der Welt zu ziehen. In Gedanken redete er den Pfarrer Briani um ein Fürwort an. Er ſah den edeln Greis ihm entgegentreten und die Arme öffnen. O, mein Sohn, hörte er ihn ſagen, alſo mußteſt du ein erſtes Opfer der Freiheit werden? Ich habe doch ſo viel gebetet, daß du eine Krone der Freiheit gewinnen möchteſt. Aber ſei muthig, mein Sohn; dein alter Lehrer richtet ſich nach deiner Geſinnung und bringt den Irrthum an deinem Verbrechen in Abzug. Das launige Glück herrſcht nun einmal in den Wechſelfällen des Lebens, es zertritt den Schuldloſen und hebt den Verdienſtloſen empor. Der Herr ſei mit deiner Seele, der Friede mit deinem Staube.

Der Jüngling faltete die Hände und ſank knieend vom Stuhl, betend und reuig.

Giuſeppe, Giuſeppe! rief der Genueſe. Mit wem murmelſt du denn? Ich wollte, lieber Junge, wir wären, wo deine Gedanken ſind, oder könnten ſo frei wie dieſe durch die vier Wände da ſpazieren. Jetzt einmal munter und hilf mir, gute Gedanken auf die Beine bringen. Es iſt wahrlich Zeit, eine vernünftige Ueberlegung anzuſtellen, wie wir entkommen möchten. Umſonſt habe ich auf allerlei günſtige Fälle geharrt, zuletzt nur darauf gewartet, daß uns Hände und Füße frei wären. Jetzt ſind ſie es. Was iſt zu thun? Der Satan hat auch dies Fenſterloch juſt nach der Seite hinausgebaut! Könnten wir nur ſehen, ob Laternen draußen auf dem Platze brennen, und ob Soldaten ſich da aufhalten. Der Kerl von Wärter wagt ſich immer allein herein, ſo elend er auch von Natur iſt. Mit zwei Fingern wollte ich ihm die Kehle zudrücken und ihn kalt auf unſer Lager legen, wenn wir dann nur draußen gut fort könnten. Man kennt uns nur gleich am Anzug. Die verfluchten weiß und ſchwarzen Aermel und Hoſenbeine! Was meinſt du? Gib einmal deine Schlauheit von dir!

Giuſeppe entrüſtete ſich über den mörderiſchen Vorſchlag Vincenzo's. Dieſer aber lachte ihn aus. Was geht es dich an? ſagte er. Ich thät's auf meine eigene Hand und nähme dich aus alter Freundſchaft mit. Je nun, es gälte einen Verſuch! Ich könnte des Gefangenwärters Anzug nehmen und den Schurken vorſtellen. Mit den raſſelnden Schlüſſeln würde ich die Aufmerkſamkeit der Schildwachen zerſtreuen. Dich hielte ich als Gefangenen am Kragen feſt, als ob ich dich nämlich in einen andern Gewahrſam brächte. Durch Umwege kämen wir vielleicht glücklich durch. Nun ja, oder wir würden ergriffen, was wäre es denn für ein Unglück?

Todtgeſchoſſen werden wir doch, und mehr als einmal dennoch nicht, wenn wir auch alle Profoſſe der Welt erwürgt hätten. Wahrhaftig, das Projectchen iſt nicht ſo übel.

Iſt das deine Vorbereitung zur Beichte, wenn die beiden Mönche kommen, Vincenzo? erwiderte Giuſeppe. Vergebens ſinnſt du nach, dein Leben zu gewinnen, und verlierſt deine Seele darüber.

Oho, mein frommer Junge! antwortete Vincenzo. Ich werde nicht eher eine rechtſchaffene Beichte ablegen, bis ich den verfluchten Grafen Rivoli auf dem Gewiſſen habe. Dieſe Mönche haben fette, wulſtige Ohren; da ſchlagen ſo kleine Sünden gar nicht durch, ebenſo wenig, als Schrote durch eine Elefantenhaut dringen. Da muß man mit Todſünden wie mit Kanonenkugeln einfeuern. Es fehlt mir übrigens zur Beichte keineswegs an Reue und Leid, Herzchen; nein, es ſchmerzt mich ganz aufrichtig, daß ich den Herrn Grafen nicht früher heimgeſucht habe. Weil ich aber auch ebenſo viel feſten Vorſatz habe, es noch bei erſter Gelegenheit nachzuholen, ſo kann ich unmöglich ſchon ſelbſt mein Leben verlieren. Das iſt doch klar wie der Tag. Setzeſt du dein Leben nicht auf dieſe Logik? O gewiß! Das iſt mir das ſicherſte Vorgefühl, daß wir noch einmal davonkommen, Giuſeppe, weil Rivoli noch lebt. Mit deſſen altadelichem Blut denke ich einſt noch meine rachſüchtig bleiche Seele für die Ewigkeit erſt gehörig aufzuſchminken, damit ſie dem glatzköpfigen Himmelspförtner Petrus vortheilhaft in die rothgeweinten Augen falle. Aber da ſitze und ſchwatze ich, und die Augenblicke gehen hin, wo dieſes gräfliche Blut noch einen gewiſſen Werth hat. Eine einzige Nacht vielleicht, und die Franzoſen dringen ein, Nizza fällt, und alle die Schufte von Grafen und Marcheſen haben kein adelich Blut mehr. Dann wird mein Gewiſſen erſt in Ungewißheit kommen, ob ein guter Patriot — Bürgerblut vergießen darf. Ja, Seppe, dann wird eine Colliſion der Pflichten eintreten. Oder nein, es ſchlägt vielmehr in die moraliſche Klugheit ein, ob ich nämlich mehr Satisfaction dabei haben werde, den Schurken Rivoli kalt zu legen oder ihn lieber laufen und fühlen zu laſſen, daß es keinen Adel mehr in Nizza gibt. Nur muß ich dabei ſein, wenn, um die Länge ſeines Grafenſchweifs abgeſtutzt, der Hund ſo kahl umherlaufen muß.

Giuſeppe hatte dieſen frevelnden Reden nicht zugehört. Aus ſeinem Nachſinnen erwachend, fragte er den Genueſen lebhaft: Glaubſt du, Vincenzo, daß noch jemand zu mir gelaſſen würde, wenn ich darum bäte? Meinen Vater zwar getraue ich mich nicht zu ſehen, oder doch, wenn er mich noch ſegnen möchte! Jedenfalls aber wünſchte ich den alten Briani noch einmal zu ſehen, ihm Lebewohl zu ſagen, ihm mein Lebewohl aufzutragen. Wie meinſt du, Vincenzo? Wird wol noch jemand zu einem gelaſſen?

Laß mich! antwortete ungeduldig der Genueſe. Ich weiß in dieſem Punkt nicht mehr als du. Ich bin auch eine Ratte, die zum erſten mal in der Falle ſteckt. Ich weiß nicht, wer noch hereingelaſſen werden kann.

Er ſtand auf und hob ſich an dem hohen Fenſterchen hinauf, um nach dem Himmel zu blicken. Es wird trübe genug draußen, ſagte er halb vor ſich hin. Das wäre eine Nacht zum Uebergang über den Var. Ha, Giuſeppe, wenn die Franzoſen über den Var gingen, die ſchuftigen Piemonteſen würfen, und Schreck vor ſich her verbreitend vorrückten! Das könnte uns zu ſtatten kommen! Man würde keine Zeit haben, uns des abſchreckenden Beiſpiels wegen zu öffentlichem Nutz und Frommen mit Kugeln zu bedienen. Man würde die Kugeln ſonſthin zu verſchießen haben. Wir würden hier ruhig ſitzen, vielleicht ein paar Tage Hunger und Durſt leiden, draußen aber die Batterien brummen hören. Zuletzt würden ſie ſchweigen, Ça ira, ça ira! von fern heraufſchallen und endlich ein Vive la republique! unter unſerm Fenſter ertönen, Trommeln wirbeln, Trompeten ſchmettern, und wir, Giuſeppe? Es lebe die Freiheit! würden wir rufen, und die eiſerne, piemonteſiſchgeſinnte Kerkerthür würde bei dieſem Rufe brechen.

Quäle mich nicht mit deinen eiteln Erwartungen, Vincenzo! Scheuche mir mit deinem gellenden Freiheitsruf nicht die ſanften Erinnerungen hinweg, die mir die letzten Stunden meines Daſeins verſöhnen wollen. Dieſe Erinnerungen führen mich in eine glückliche Knabenzeit zurück, aus der ich wie aus Wiegenträumen gefallen bin und auf dieſem Kerkerboden erwache. Das war eine ſchuldloſe, unbewölkte Zeit. Damals ſtand ich wie eine Staude voll glänzender Hoffnungsknoſpen, ich flog wie ein Vogel in freiem Luftgebiet der Wünſche. Auf der wirklichen Erde iſt alles eingehegt und abgeſteckt, alles hindert und haßt ſich. Frei wie ein König ſchwärmte ich in den Bergen; ich herrſchte, weil ich nicht begehrte.

Was ich damals that und unternahm, galt für andere, und es gelang mir. Der reißende Bergſtrom verſchlang mich nicht, als ich Klärchen herausholte. Ach, Klärchen, was wirſt du von mir denken?

Du ſprichſt ja kein Wort von der ſchönen Marcheſina Blanca! lächelte der Genueſe.

Schweig, nenne ihren Namen nicht, Elender, Verbrecher! fiel Giuſeppe heftig ein. Ich wage dieſen Namen nicht auszuſprechen, und dein Mund iſt wahrlich nicht beſſer als der meinige. Was hat ſie mit uns Nichtswürdigen zu thun, daß wir von ihr in dieſem verhaßten Raume ſprächen? Ach, dieſer Name, der wie ein ſtiller, wehmüthiger Vollmond aus einer Ferne über meiner letzten Nacht leuchtet. O Blanca! Vergib, daß ich an dieſem unſeligen Orte dich nenne und anrufe! Blanca! Dieſer Name, der deine eigene Reinheit bedeutet, ſoll mit all meinen reinen Erinnerungen, wie ein Ablaß meiner Verirrungen, wie ein Pfand der Seligkeit mit mir hinübergehen. Ich habe deine Warnung und deinen Glauben an mich verſcherzt, dennoch — was wirſt du nicht um mich leiden! Welch ein Tag wird es für dein liebreiches Herz ſein, der heutige, ach, und der morgende und . . . Wäre ich deinen Warnungen, deinen Bitten gefolgt, jetzt ſtände es anders um mich. Und wer weiß, was noch eine freundliche Zukunft gefügt hätte. O, ich habe wie ein Thor gehandelt! Wie konnte ich nur bei der edeln Liebe, die ſie für mich hegt, ſo ſelbſtſüchtig werden, mit ſolchem Wahnſinn mich in den Schlingen der Leidenſchaft verfangen. Ja, ich bin ein Verbrecher; dennoch, wenn ich für *ſie* gethan hätte, was ich wirklich begangen habe, wenn ihr Schickſal an meinen Frevel geknüpft geweſen wäre, gewiß wäre mein Wagniß nicht fehlgeſchlagen. So habe ich aber nur mich im Auge gehabt, um meinetwillen ſollte ſich die Welt ändern, und — morgen hat's ein Ende. Freiheit, Freiheit! krächzt der Eigennutz und die elende Selbſtſucht. Ja doch, Freiheit! Nur die Liebe macht frei.

Horch! unterbrach ihn der Genueſe. Die Schlüſſel raſſeln draußen, es wird aufgemacht. Jetzt gilt's! Nimm dich zuſammen, Giuſeppe. Ich erwürge den Kerl, und wir ſchlüpfen aus der Falle.

Vincenzo! Bei Gott, ich ſtehe dem armen Menſchen bei, wenn du dich an ihm vergreifſt.

Du wirſt kein Narr ſein, Seppe. Ich laß es darauf ankommen. Zurück, ich ſtelle dem Tode meinen Erſatzmann und gehe frei aus. Thue du, was dir gefällt. Aber zurück da!

Er drängte Giuſeppe zurück und ſtellte ſich mit geſpreizten Beinen und über den Rücken geballten Fäuſten der Thür gegenüber. Die Riegel klirrten und die Thür ging auf. Zwei Franciscaner traten ein, einer von dem andern an der Hand geführt. Der kleine hatte die Kapuze übergezogen. Gelobt ſei Jeſus Chriſt! ſprach der ältere beim Eintreten und erhielt keine Antwort. Der Gefangenwärter ſteckte nun den Kopf herein mit den Worten: Macht es kurz, Pater Borgias. Kurze Beichte, lange Ewigkeit. Ihr habt's da mit Gotteslaſterern an König und Vaterland zu thun, für die's keine Gnade gibt. Brüht nicht lange an den armen Sündern, der Teufel mag ein paar Borſten mitkriegen! Wenn Ihr fertig ſeid, klopft nur, Pater Borgias!

Hiermit ſchlug er die Thür zu und legte die Riegel ein. Kaum war dies geſchehen, ſo ſtürzte der junge Mönch auf Giuſeppe und ſank an deſſen Bruſt. O mein Giuſeppe! ſeufzte Klärchens Stimme. O, mein unglücklicher Bruder! O, welch ein Jammer!

Du, Klärchen! Wie kommſt du, was wagſt du, o, meine Klara? rief Giuſeppe. O, Dank für dein betrübtes Lebewohl! Ja ſieh, Klärchen, ſo geht nun Giuſeppe hin.

Nicht ſo laut, liebe Tochter! Ruhig, ruhig, Herr Giuſeppe! bat der Mönch. Bringt mich nicht in Verdruß für meine Nachſicht! Euere Schweſter flehte ſo inſtändig, Euch noch einmal zu ſehen, unglücklicher Jüngling. Es rührte unſere Herzen, und der kleine Bruder Serapion borgte ihr ſeine Kutte. Er wartet unten auf unſere Rückkehr. Aber nicht wahr, liebe Tochter, wie ich dir gleich geſagt, iſt nun der Schmerz des Wiederſehens größer als die Freude. Faſſet Euch! Und falls Ihr noch etwas an dieſe Welt zu beſtellen habt, ſo tragt es Euerer Schweſter in Kürze auf, dieweil ich zuerſt dem armen Sünder dort die Beichte abnehme. Euerer Seele wird es drüben zugute kommen, wenn Ihr unſer armes Kloſter bedenken wollt. Ihr ſeid zwar Euer eigener Herr noch nicht, aber ich will ſchon mit Euern Aeltern oder Angehörigen reden wegen deſſen, was Ihr für uns beſtimmt.

Sobald der Mönch ſich gegen den Genueſen wendete, zog Klärchen raſch die Kutte über den Kopf. Pater Borgias nahm es wahr und ſprang abwehrend dazu, erſchrocken, was das Mädchen beabſichtige.

Nimm, Giuſeppe! Rette dich, fliehe, ſchnell, rette dich! bat Klärchen mit lebhafter Eindringlichkeit.

Giuſeppe ſtand überraſcht und unentſchloſſen; Klärchen drängte immer mehr, der Mönch wehrte und warnte. Indem ſo Klärchen und der Pater ſich um die Kutte ſtritten, riß unerwartet der Genueſe den Mönch rücklings zu Boden und drückte ihm auch gleich, den erſten Hülfeſchrei erſtickend, die Hand mit Kraft auf den Mund. Ebenſo behend hob er das dicke blaue Schnupftuch, das aus dem Aermel des Mönchs gefallen war, auf und drehte es ihm als Knebel in den Mund. Deine Kutte her, armer Sünder du! gebot er. Rühre dich nicht, ſonſt biſt du mit einem einzigen Fauſtſchlag des Todes.

In Angſt, zu erſticken, hielt Borgias ſtill und ließ ſich die Kutte ausziehen. Darauf band der Genueſe mit Klärchens Tuch dem Mönche die Hände feſt auf dem Rücken zuſammen. Schnell, Giuſeppe! rief er jetzt. Die Kutte über! Ein andermal bedanken wir uns bei Klärchen!

Das Mädchen, mit aufgelöſtem Haar, mit entblößter Schulter, half beim Ankleiden, zitternd zugleich und lachend vor Angſt. Der Mönch rührte ſich nicht, ſondern ächzte mit dunkelrothem Kopf.

Wie beide Gefangene eingekuttet waren, klopfte der Genueſe an die Thür. Klärchen kauerte ſich, um unſichtbar zu ſein, in die Ecke. Eine Todtenſtille der Erwartung herrſchte, als die Schlüſſel raſſelten und die Riegel knarrten. Der Genueſe ergriff die Laterne des Mönchs und winkte Giuſeppe hinter ſich an die Thür.

Im Augenblick, als der Kerkermeiſter eintrat, ſtöhnte der Mönch laut auf und ſchlug mit beiden Beinen auf den Boden, um vermuthlich den Eintretenden aufmerkſam zu machen. Was iſt hier? Hülfe! ſchrie der Kerkermeiſter, erhielt aber in demſelben Augenblick vom Genueſen einen ſolchen Fauſtſchlag auf die Schläfe, daß er für todt zu Boden taumelte.

Die falſchen Mönche eilten hinaus. Der Genueſe vergaß nicht, die Riegel hinter ſich einzulegen und auch die zweite Thür zuzuſchlagen. Dann flüſterte er Giuſeppe zu: Halte dich neben mir! Schreite feſt und mit Würde! Ziehe die Kapuze über!

So wandelten ſie unangefochten an den Wachtpoſten vorbei, gingen über den erleuchteten Waffenplatz, ſchritten durch das Thor, eilten an den Baſtionen hin und ſetzten ſich, je weiter ſie an den Außenwerken vorüberkamen, mehr und mehr in Lauf. Der harrende Pater Serapion trat ihnen am unterſten Gemäuer in den Weg, um ſeine Kutte wieder zu empfangen; wie er indeß die fremden Geſichter und des Genueſen Drohgeberde ſah, wich er verblüfft zurück.

Die Flüchtlinge überlegten jetzt, immer vorwärts eilend, was zu thun ſei. Der Genueſe hielt dafür, daß die Kutten ihnen auf weiterer Flucht ein Hinderniß und, da man ſie verfolgen würde, ſelbſt zum Verrath werden könnten. Die Kutten abzuwerfen, war aber noch bedenklicher, da ſie in ihrem Kerkeranzug als Entſprungene gleich erkannt würden.

Giuſeppe hatte keine Meinung, keine Ueberlegung; ſein Herz ſchlug ungeſtüm, alle ſeine Empfindungen waren in Aufruhr. Als Flüchtling und in der Kutte kam er ſich ſelbſt als ein fremdes Weſen vor. Stillſchweigend folgte er dem Genueſen, der ziemlich kalt und gleichgültig überlegte. Vor allem Waffen und andere Kleider! flüſterte er, und beide wendeten ſich daher der Stadt zu. Man ließ ſie als Mönche ungehindert ein. Die Straßen waren ſehr belebt, und Giuſeppe erſchrak, ſo oft jemand mit: Gelobt ſei Jeſus Chriſt! vorüberging. Die Kutte erdrückt mich! war ſein erſtes Wort. Was ſoll's werden? Vor allem eine Waffe! erwiderte Vincenzo. Ich bin ſo unbeholfen.

Wir haben kein Geld, antwortete Giuſeppe. Und wie kommen wir wieder zur Stadt hinaus?

Haben wir keine Freunde hier? verſetzte der Genueſe. Nur vorwärts, ehe die Kanone unſere Flucht verkündet.

Sie eilten durch eine Seitengaſſe und wendeten um eine Ecke. Hier herein! rief jetzt der Genueſe und öffnete eine Hausthür.

Dreizehntes Kapitel.

Ein taubes Weibsbild wies mit tiefen Knickſen nach einer erleuchteten Stube. Pingone, der bekannte patriotiſche Schwertfeger, kam ihnen entgegen und empfing die Beſuchenden mit tiefen Bücklingen. Aber ſchon gebot Vincenzo: Kleider her! Waffen her! Ehe noch der verwunderte Mann zur Beſinnung kam, ſchleuderte der Genueſe die Kutte beiſeite. Der Wirth, der nun auch Giuſeppe erkannte, verriegelte ſchnell die Hausthür und ſchickte die alte Haushälterin auf ihre Kammer. Dann bewillkommnete er die Gäſte unter dem wunderlichſten, aus Angſt und Freude gemiſchten Erſtaunen. Seid ihr denn um Gottes willen frei? O, meine Freunde und Mitbürger! rief er aus. Ich habe euch ſchon für verloren beweint.

Waffen, Waffen, keine Worte! rief der Genueſe.

Ha! Von meinen Freiheitsdolchen? fragte mit wichtigen Augen Pingone.

Nur her mit allem, was ſticht und ſchneidet! Und Kleider her! Und alles ſchnell! Mit dieſen Worten, und während der Schwertfeger die Dolche aus einem Verſteck herbeiholte, öffnete Vincenzo eine Kleiderkiſte und zog, was er oder Giuſeppe brauchen konnte, hervor. Man kleidete ſich um, ſo gut es gehen wollte. Dann ergriff Vincenzo einen Korkſtöpſel, brannte ihn am Licht an und zog mit geſchickter Hand Giuſeppe und ſich ſelbſt Striche und Falten ins Geſicht, ſodaß beide bald ganz unkenntlich ausſahen.

Der Schwertfeger übergab jedem einen neuen Dolch. Als der Genueſe den ſeinigen prüfend faßte, ſagte er: Der Stiel iſt zu glatt, er ſitzt nicht feſt in der Fauſt. Ihr müßt gewundene, gefurchte Stiele machen. Schneidet mir nur gleich einige Kreuze in beiden Seiten des Stiels ein. Geſchwind!

Der Schwertfeger that es mit einer Feile, während der Genueſe ſeinen Anzug vollendete.

Nun brachen ſie auf, um entweder noch aus der Stadt zu kommen oder bei einem Vertrauten Sicherheit zu finden. An der Hausthür bemerkte der Schwertfeger: Durch das Piemonteſiſche Thor könnt ihr wol noch hinauskommen. Es wird heute Abend offen gehalten, bis die Herrſchaften von Drappo aus der Stadt zurückkehren.

Der Marcheſe in der Stadt? fragte Giuſeppe.

Ja wohl! antwortete Pingone. Seht Ihr nicht die Leute nach der Jeſuitenkirche laufen? Die junge Marcheſina wird eben getraut.

Ein Schrei entfuhr Giuſeppe. Was? Was? fragte wild Vincenzo. Des Marcheſe Tochter mit dem Grafen Rivoli?

Richtig, richtig! Was iſt denn Erſtaunliches dabei? erwiderte der Schwertfeger. Das Ariſtokratenvolk ſucht ſich jetzt noch recht zu vermehren. Aber ich hoffe, das Weibchen wird dereinſt bürgerlich Kindbett halten.

Der Sprechende bemerkte nicht des Jünglings zuckende Lippen und rollende Augen, nicht Vincenzo's finſteres Nachſinnen. Aber wie er ſich umſah, eilten beide ſchon ohne Abſchiedswort über die Straße der Kirche zu.

Viele Menſchen ſtanden harrend oder wandelten auf dem Platze hin und her.

Um die Wagen, die zur Seite des offenen Kirchenthors ſtanden, erkannte Giuſeppe des Marcheſe Livree.

Heute, heute! am Vorabend meiner Hinrichtung? rief der Jüngling ſchmerzlich aus. Ich glaube es nicht, und doch iſt's keine Lüge!

Iſt etwa der Tag nicht gut gewählt? wendete der Genueſe bitter ein. Zwiſchen die Verurtheilung und die Hinrichtung eines alten Liebhabers fällt eine gar betrübte Nacht für ein liebreiches Herz. Bedarf das gute Fräulein keinen Troſt? Freueſt du dich nicht, daß der Graf durch deine Verurtheilung ſo glücklich geworden iſt?

Sie kommen, ſie kommen! hieß es jetzt, und die Menge gerieth in Bewegung. Alles drängte ſich dem Kirchenthor zu, durch welches man bei Kerzen und Fackelſchein eine Volkswoge vom Altar herſchwanken ſah. Die Kutſcher knallten mit den Peitſchen, die Pferde ſtampften und nickten mit den ſtolzen Quaſten auf den Köpfen.

Nun iſt ſie die Seine auf ewig! bemerkte mit kaltem Ton der Genueſe. Fahre hin, du Revolution von Nizza! Was bleibt noch zu gewinnen übrig? Glücklicherweiſe haſt du dein Leben gerettet, um wenigſtens doch einen andern glücklich zu wiſſen.

Giuſeppe warf ſich an Vincenzo's Bruſt, ächzend und zitternd, keines Wortes mächtig. Vincenzo flüſterte ihm ins Ohr: Was wollen wir? Was willſt du? Deine Braut dem Schurken überlaſſen? Soll er ſchwelgen in dieſer Nacht, wo wir im unwegſamen Gebirge flüchtig gehen? Entſchließe dich! Rette deine Braut vor der Entweihung des Schurken! Knicke ihm deine weiße Roſe unter der lüſternen Naſe weg!

Er riß den Jüngling gegen die Kirche fort. Sie drängten ſich die Treppe hinauf, indem ſie ſich gegen das Gewog anſtemmten. Hier auf dieſer Seite geht die Braut, flüſterte Vincenzo dem Jüngling ins Ohr. Wie ſie dem ſchönen Gemahl zulächelt! Hier ſtehe! Wo iſt dein Dolch? Gib her! Nimm meinen, der ſitzt feſter in der Hand.

Sie tauſchten im Nu ihre Dolche, und Vincenzo drängte ſich von Giuſeppe weg, ſodaß er auf die Seite zu ſtehen kam, wo Rivoli vorüberwandeln mußte.

Eben kam das Paar langſam, von dem drängenden Volk behindert. Blanca, vom Grafen geführt, ſah blaß und betrübt auf das weiße Tuch nieder, das ſie in der andern Hand hielt. Hinter dem Paar ging der Marcheſe im Geſpräch mit einem General. Einige andere piemonteſiſche Offiziere, Adjutanten des Generals, unterhielten ſich mit dem Freiherrn Moritz und mit Agneſe. Bewundernde, preiſende, glückwünſchende Stimmen wurden unter dem lebhaften Pöbel laut.

Giuſeppe's dumpfe, verworrene Gefühle loderten beim Anblick des hochmüthig lächelnden Grafen Rivoli in flammende Eiferſucht auf. Ein Blitz aus Vincenzo's

Augen durchzuckte ihn; er drängte ſich gegen Blanca vor, zog den krampfhaft gefaßten Dolch langſam an ſeiner Hüfte empor, bog ſich vor und . . .

Ein Kanonenſchuß fiel von der Feſte Montalban, und ein zweiter folgte. Was iſt das? hieß es, und alles kam in Bewegung. Gefangene ſind entwichen! ſagte laut der General und rief dem Hauptmann Rivoli.

Jeſus! ſchrie Graf Rivoli und ſank zwiſchen dem ausweichenden Volk zu Boden. Blanca ſtarrte nach dem Gefallenen und wankte in die Arme ihres Vaters; Agneſe ſprang ihr bei. Moritz hob den Grafen auf, ein Dolch hing in deſſen linker Seite. Schmerzlich blickte der Baron nach der ohnmächtigen Braut hin.

Der Bräutigam iſt ermordet! Hülfe, Hülfe! Greift den Mörder! rief es nach allen Seiten auf den Platz hinaus. Die Franzoſen ſind über den Var! Der Feind iſt da! ſcholl es vom Platze herein. Die Menge ſtob nach allen Seiten auseinander, wild wirbelten die Trommeln durch die Gaſſen. Schuß auf Schuß fiel von der Feſte Montalban.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Neunzehnter Band.

Die hohe Braut.

Dritte, weſentlich verbeſſerte Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1867.

Die hohe Braut.

Ein geſchichtlicher Roman

von

Heinrich Koenig.

Dritte, weſentlich verbeſſerte Auflage.

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1867.

Universitäts-
München
Bibliothek

Sechstes Buch.

Erſtes Kapitel.

Das enge Felſenthal von Maurienne in Savoyen war voll Unglück und Unruhe. Flucht und Furcht füllten es wie mit Trümmern einer zerſtörten Welt aus; denn als ſolche erſchienen die königlich Geſinnuten von Savoyen und vorzüglich die zahlreichen franzöſiſchen Ausgewanderten, die jetzt von Chambery durch das lange, ſchwarze Gebirgsthal über den Mont-Cenis nach Turin flüchteten.

Heftige Regengüſſe fielen nieder. Links und rechts von den himmelhohen dunkeln Schieferbergen ſtürzten wilde Bäche und donnernde Waſſerfälle. Angeſchwollen brauſte der Bergſtrom Ark durch enge Klüfte und ſtürzte ſchäumend in tiefe Abgründe. Das Thal entlang wälzte er ſein trübes, ungeſtümes Waſſer, überſchritt die Ufer, zerwühlte und verſumpfte die Wege oder überdeckte ſie mit Kies und Felſenſtücken.

Ueber dies unwegſame Thal herein hängen drohende Felſen, verengen den Anblick des Himmels und drängen ſich hier und da zuſammen, als wollten ſie den Weg ſperren. Wo dieſe kahlen, traurigen Berge wieder auseinandertreten, zeigen ſich die hintern Schneeberge, die den Reiſenden mit neuen Mühſeligkeiten und Gefahren bedrohen.

Dies trübſelige Thal ward jetzt von Flüchtlingen durchzogen, die mit allen Mühen und Sorgen zu kämpfen hatten. Männer und Frauen, Greiſe und Kinder, Menſchen aus allen Ständen und in allen Trachten arbeiteten ſich zu Fuß, auf Karren und Wagen, auf Maulthieren und Pferden fort. In und um Chambery hatten ſie lange mit beſter Zuverſicht, mit prunkenden Hoffnungen auf Rückkehr in ihr Vaterland gewartet und flohen jetzt ohne Vorſorge und Vorſicht in ein fremdes Gebirge hinein, theils vorher ſchon arm und elend, theils aus Angſt und Eile ohne ihre Habſeligkeit, und auf mühſeligen Wegen erkrankend. Den meiſten fehlte es zum Fortkommen an Zugvieh und Wagen, andern fiel unterwegs das angeſtrengte Thier oder brach auf unwegſamem Boden das Fuhrwerk und hemmte im engen Wege das Fortkommen auch derer, die noch beſſer verſehen waren. Jammer und Ungeduld, Zorn und Klage, Hülferuf und Verwünſchungen vermehrten das Wirrſal, welches Flucht und Angſt vor dem Feinde ſchon angerichtet hatten. Man eilte in dieſer vielfachen Noth nach den nächſten Weilern oder Dörfern, allein, welchen Beiſtand, welche Unterſtützung hätte man in dieſen elenden Hütten eines armen Volks finden können?

Die erſte Angſt beim Einbruch der Franzoſen hatte die meiſten Flüchtlinge kaum zur Beſinnung und Ueberlegung kommen laſſen. Um ihr Leben zu retten, vergaßen ſie oft alle Mittel, es fortzubringen. Nach und nach, wie man tiefer in das Gebirge kam, bildete ſich aus wechſelſeitigen Klagen und Mittheilungen eine zuſammenhängende Geſchichte des Unglücks. Die ſavoyiſchen Soldaten, die nach ihren Höfen und Hütten heimkehrten, ergänzten durch ihre Ausſagen die Erzählung von den unglücklichen Ereigniſſen.

Der langſam vorbereitete Schlag war plötzlich geſchehen. Der franzöſiſche General Montesquiou hatte die Abreſten verlaſſen und ſich mit ſeiner Armee vor der Feſte Barraux aufgeſtellt, entſchloſſen, von hier aus den Krieg mit Piemont zu eröffnen. In dunkler Nacht, während eines fürchterlichen Sturmwetters, war eine ſtarke Abtheilung der franzöſiſchen Armee auf Sanparelliano vorgerückt. Die Piemonteſen, in der Dunkelheit überraſcht, hatten die Flucht ergriffen. Ihre Anführer verließen beſinnungslos die Schlöſſer delle Marcie, Bellosguardo, Aspromonte und Madonna di Mians. So waren in ſchnöder, ſchimpflicher Angſt die Engpäſſe Savoyens den Franzoſen in die Hände gefallen. Unermüdet verfolgte Montesquiou ſeinen Sieg, oder beſſer zu ſagen, ſein Glück. Er ſpottete der piemonteſiſchen Armee, deren eine Hälfte ſich nach Anneci, die andere nach Montmeliano zurückzog. Montesquiou ging auf die Hauptſtadt Chambery los, die man in der Angſt ſo ganz und gar aufgegeben hatte, daß der franzöſiſche Feldherr, eine Liſt vermuthend, nicht einmal auf der Stelle einzuziehen wagte.

In der That aber hatte beim Anzuge der Franzoſen alles die Flucht ergriffen. Es war Ende September, und die Greuel, mit denen dieſer Monat in Paris begonnen hatte, konnten ſich in Feindes Land und an dem ausgewanderten Adel mit doppelter Wuth erneuen. So lebhaft war die Angſt, daß die Flüchtlinge noch tief im Gebirge den Feind ſtets an der Ferſe zu haben glaubten. Erſt ſpäter erfuhr man, daß die Franzoſen ſich begnügt hatten, Chambery einzunehmen und den Paß von Montmelian zu beſetzen, durch welchen die Flüchtigen noch glücklich gekommen waren. Man vernahm, Montesquiou erwarte vor jedem weitern Schritte Nachrichten über die Vorgänge in Nizza, weil es die Abſicht ſei, Piemont von zwei Seiten zugleich, durch die Seealpen und durch die Savoyiſchen Alpen, anzugreifen und auf Turin vorzurücken.

Vor dem Dorfe Lachambre hielt ein zahlreicher Haufe jener Flüchtlinge. Nach ſtürmiſchen Regengüſſen brach die Sonne plötzlich hervor und ſchien auf den Dammweg, der am Bergſtrom Ark hin durch das Dorf führte. Man raſtete und ſah ſich nach den mannichfaltigen Bedürfniſſen um. Kinder und Kranke wurden von den Karren gehoben, das naſſe Stroh aufgeſchüttelt und gelüſtet, ein Rad, eine Deichſel ausgebeſſert, dort ein neuer Reif unter das übergeſpannte Tuch eingeſetzt, oder das zerriſſene Tuch ſelbſt geflickt. Andere gingen nach Zwieback, Käſe oder Milch aus. Alles trieb und drängte ſich durcheinander. Aus Müdigkeit oder Mangel an Fuhrwerk waren viele von geſtern und vorgeſtern im Orte zurückgeblieben, und fanden unter den Neuankommenden alte Bekannte und Freunde. Dann entſtanden die mannichfaltigſten Scenen des Wiederſehens. Die Empfindungen, von welcher Art ſie auch ſein mochten, waren ohnehin lebhafter, und wenn die drangvollen Umſtände, die unfreundlichen Umgebungen manchen zur Verzweiflung niederdrücken wollten, ſo fühlten ſich andere dagegen in einem erhöhten Schwung der Laune oder des Muthes. Sobald nur der nächſten drückendſten Noth abgeholfen war, überließ man ſich der lebhafteſten Unterhaltung; denn Geſpräch und Mittheilung über ſo unerwartete Schickſale ſchien allen das erſte Herzensbedürfniß zu ſein. Auf die Erzählung jüngſter Erlebniſſe folgten dann Klagen und Verwünſchungen über die augenblickliche Lage, oder auch Scherze über dieſen Zuſtand. Man ſprach von früherm Glück, von den ſchönen Erwartungen, die man gehegt, von den guten Anſprüchen, die man nie aufgeben könne. Man fragte nach dieſer und jener Perſon, erinnerte ſich alter Feſte und Vorfälle zu Verſailles und Trianon. Andere machten ſich über die hohe Geſellſchaft in Chambery luſtig. Mancher erzählte von den Verbindungen, die er mit den ſchönen und anmuthigen Frauen dieſer Stadt gehabt habe. Viele rühmten den Lieblingsſpaziergang Verney und deſſen herrliche Lindenbäume. Nun erging man ſich wieder in Erwartungen von Turin und von dem Glück, das man dort machen wollte. Wer die neueſten Nachrichten aus Paris hatte, theilte ſie mit und gab ſich ein wichtiges Anſehen dabei. Man beklagte das harte Schickſal der königlichen Familie, und ſelbſt Thränen über das Misgeſchick derſelben wurden vergoſſen. Zarte Gefühle, edle Geſinnungen der Theilnahme ließen auf Augenblicke das eigene Elend vergeſſen. Männer und Frauen, einſt an ein üppiges, genußreiches Leben gewöhnt, oft übermüthig und hochfahrend, eiferten jetzt in wechſelſeitiger Dienſtleiſtung und Aufopferung. Aber auch Leichtſinn und Eitelkeit verließen ſelbſt unter Noth und Elend dies heimatloſe Völkchen nicht. Mit der größten Sorgfalt kräuſelte und puderte man das Haar, während man die Spuren der mühſeligen und ſchmuzigen Wege an Schuh und Strümpfen trug. Oft nur nothdürftig gekleidet, gegen Regen und rauhe Gebirgswinde nicht geſchützt, pflegte man mit großer Aufmerkſamkeit die Hemdkrauſe, und hing das Ordenskreuz auf die Bruſt. Man vergaß die Glanzhandſchuhe nicht, ſchritt ſo zierlich und lächelte ſo vornehm, als wandelte man eben auf dem gebohnten Eſtrich der königlichen Säle, nicht aber in den rauhen Savoyiſchen Alpen einher.

Neben dieſen ſo mannichfach äußerlich und innerlich bewegten Flüchtlingen nahmen ſich die einheimiſchen Bergbewohner ſeltſam aus. In ihren groben Wamſen und mit rohen Geſichtszügen ſtanden ſie treuherzig und neugierig umher. Die Gewinnſucht dieſer armen Savoyarden und die Klagen der Fremdlinge über Noth und erlittene Verluſte begegneten ſich rührend und ſpaßhaft zugleich. Kränkender für die Flüchtlinge war jedoch die Freude der Einwohner über die Fortſchritte der Franzoſen. Mit Ungeduld ſah man in Savoyen den ſiegreichen Nachbarn als Befreiern entgegen. Die Ausgewanderten ſchalten das treuherzige Volk, das ſich ſeinen Empfindungen überließ; ſie prophezeiten dem Lande alles Unheil. Wüßtet ihr nur, antworteten die Bergbewohner, wie ſehr wir bisher bedrückt geweſen ſind. Für Savoyen geſchah nichts, das hochmüthige Piemont genoß allein alle Gunſt der Regierung und der Geſetze. Ja, wir durften uns nicht einmal ſelbſt helfen, wo wir auch noch gekonnt hätten. Wir durften keine Fabriken, überhaupt keine Geſchäfte unternehmen, die in Piemont betrieben werden, damit dieſe Provinz allen Vortheil allein hätte. Die hohe Schule zu Chambery ward aufgehoben, damit jene zu Turin keinen Eintrag litte. In Steuern und Kriegsdienſten aber wurde uns dennoch nichts nachgelaſſen oder nachgeſehen. Dem harten Gebirge müſſen wir unſere Nothdurft abringen, und der König fordert Steuern von uns, als ob wir paradieſiſchen Boden hätten. Dies und vieles wird jetzt anders werden. Sollen wir Frankreich nicht preiſen? Die Noth hat uns längſt nach dieſem Lande getrieben. Unſere kleinen Jungen haben in Paris euere Kamine gefegt, euere Schuhe geputzt und in Hitze und Regen an den Straßenecken auf euere kleinen Beſtellungen gewartet. Die Murmelthiere des Mont-Cenis haben in Frankreich Steuern für den König von Piemont gebettelt und ihm lange genug die Savoyarden treu und anhänglich erhalten helfen. Nun kommt Frankreich zu uns. Sollen wir uns nicht freuen? Sollen wir nicht erleichtert, ſollen wir nicht frei ſein wollen? Die Franzoſen mögen hoch leben! Sie werden uns leben laſſen.

Wenn dann auf dieſe und andere Klagen der armen Savoyarden die Ausgewanderten nichts zu erwidern wußten, ſo warfen ſie ſich mit ihrem Unmuth auf die Urheber ihres Unglücks, oder die ſie dafür hielten. Am meiſten waren ſie gegen den Ritter von Colegno erbittert, der als Commandant von Chambery ſich ſtets hart und grauſam gegen die franzöſiſchen Ausgewanderten benommen hatte. Der Chevalier La Rogue ſprang auf:

Was Colegno! ſchrie er. Ein Schurke iſt er freilich; aber er war nur Commandant von Chambery, und wir verließen die Stadt, ehe er ſie übergeben hatte. Wiſſen wir, ob er ſich nicht wenigſtens tapfer gehalten hat? Aber Perrone iſt Generalgouverneur von Savoyen. Und wie hat er das Land vertheidigt und verwaltet? Feig und einfältig, wie er immer war, hat er alles Anſehen, alles Vertrauen eingebüßt. Nur an ſeiner jungen Frau, dem verliebten Kinde, iſt ihm gelegen. Nur den Wünſchen und Winken dieſer Aeffin iſt er gewärtig. Oder hat es ihm etwa, wie man behauptet, in ſeinem Amte an Männern und an Rath gefehlt? Ein Schurke, wer dies ſagt! Ich ſelbſt, meine Herren, auf meine Ehre, ich habe ihm meine Rathſchläge ertheilt, ihn mit Muth angeſpornt! Ha, und welche vortrefflichen Winke habe ich ihm wiederholt gegeben! Nichts da! Perrone allein hat ſeinem König die Provinz Savoyen verloren. Ich werde ihn herausfordern, wo ich ihn zuerſt betrete, ich werde ihn vernichten, wo ich ihn erreiche. Sehen Sie dort meinen armen Vater, der an dem Felſen bei Aiguebelle geſtürzt iſt und ſich das ehrwürdige Haupt verletzt hat? Er war in ſo manchem Parlament ein Licht, nun wird es erlöſchen, dies Licht! Mein Vater wird den nächſten Weiler nicht lebend erreichen. Mit dieſem edeln Leben bezahle ich unſere Flucht, die jener Verräther Perrone allein verſchuldet hat. Der König Victor ſoll alles erfahren.

Seien Sie nicht ungerecht, Chevalier! fiel die Frau von Thevales ein. Was vermochte der Gouverneur? Nein, rechten Sie mit dem Ritter von Lazary; dieſer hat die Armee befehligt, die Armee mußte das Land halten. Aber, mein Gott, wie konnte dieſer rohe Mann, dieſer Barbar dem Angriff von Franzoſen widerſtehen? Sie waren dabei, Herr von Eſpinay; geben Sie mir Zeugniß von der Unart dieſes Ritters von Lazary, ha, dieſes unritterlichen Ritters! Sie erinnern ſich, wie wir ihm Sonntags vor ſeiner Abreiſe zur Armee auf dem Platze de Lans, dicht an der ſchönen Fontaine begegneten. Wir lebten doch damals auf einer wahren Folter von Angſt und Erwartung. Ich trat ihm entgegen, ich kann mir es noch nicht verzeihen, daß ich ihn nicht zu mir heranrief; aber ich war ihm artig und fragte, was wir unter den jetzigen Umſtänden zu fürchten hätten, ob ich ruhig bleiben oder welcher Gefahr ich mich bloßſtellen könnte? Ich hoffe, Herr von Eſpinay, daß Sie die rohe, beſchämende Antwort, die er mir gab, werden vergeſſen haben. Ich werde ſie ihm ewig gedenken! Und nun frage ich Sie, meine Herren, ob dieſer Menſch nicht an all unſerm Unglück ſchuld iſt? Wir haben uns auf ihn verlaſſen und ſind Thoren geweſen. Da reiſen wir nun in dieſem furchtbaren Gebirge unter dieſen Schreckniſſen und Gefahren, und alle meine Habſeligkeiten, die ſüßen Nothwendigkeiten der vierundzwanzig Stunden eines jeden Tags, liegen noch in Chambery, in meiner verlaſſenen Wohnung auf dem belebten Platze St.-Leger. O, mein Gott! Und es ſoll auch Bären in dieſen Gebirgen geben? Sind wir denn nach — nach Dings geworfen worden, wie heißt denn das wilde Land am Eismeer?

Odeſſa? Meinen Sie Odeſſa, meine Gnädige? fragte Eſpinay.

Sie wurden durch einen Diener unterbrochen, der in bleicher Haſt herbeiſtürzte und den Chevalier La Rogue zum Lager ſeines Vaters abrief. Der alte Parlamentsrath war aus ſeiner Betäubung endlich erwacht, hatte ſich lallend nach ſeinem Sohne umgeſehen und bei deſſen Anblick den letzten Athemzug ausgeſtoßen. Der Sohn überließ ſich dem lebhafteſten Ausbruch des Schmerzes, während der Abbé Cire das Begräbniß des armen, nun ausruhenden Flüchtlings anordnete.

Zweites Kapitel.

Unter den ankommenden und umfragenden Fremdlingen hatte ſich ſchon ſeit einigen Stunden theilnehmend und behülflich ein junger Mann umhergetrieben, der ſein bischen Franzöſiſch in einer etwas italieniſchen Mundart vorbrachte. Dieſer verließ jetzt mit ſichtbarer Rührung das Lager des Verſtorbenen und den Kreis der trauernden Angehörigen. Er ſetzte ſich auf einem Felſenſtück unter dem nächſten Nußbaum nieder. In ſeinem Regenmantel eingehüllt, überließ er ſich wehmüthigem Nachdenken. Von Zeit zu Zeit ſchweifte ſein ſchönes, klares Auge über die nahen und fernern Höhen und Berge hin. Die Regenwolken verzogen ſich immer mehr, und die Sonne blickte auf das erfriſchte Grün der Bergabhänge und Matten. Die ſeltſamen Berggeſtalten waren nicht alle kahl und öde, man ſah hier und da Kaſtaniengruppen oder auch Tannenwaldung. Hoch über den Strohhütten des Dorfs kletterten die unermüdlichen Savoyarden an den Bergabhängen mühſam auf und nieder, um die herbeigetragene Erde auf den kahlen Felſen mit kleinen Terraſſenmäuerchen zu befeſtigen oder hölzerne Rinnen zu legen, die von den Höhen der Berge, aus gegrabenen Waſſerbehältern, das Regenwaſſer herab nach den Anpflanzungen leiteten. Beim Anblick dieſer ringenden, unverdroſſenen Arbeitſamkeit erheiterte ſich der Blick des Fremdlings, und ſeine Lippen bebten wie von leiſe geflüſterten Worten.

Inzwiſchen war aus dem Dorfe ein Cretin herbeigewatſchelt und hatte ſich unweit der Leiche des Parlamentsraths und in die Nähe eines kleinen Zeltes niedergeſetzt. Dieſes Zelt ſtand flüchtig für die junge Gemahlin des Vicomte von Andelot errichtet, die ihrer erſten Niederkunft nahe war. Der junge Gemahl rannte in ängſtlicher Verwirrung im Dorfe nach einer Wohnung und einer Hebamme umher. Nun hatten ſich die Wandernden zwar ſchon an den Anblick der vielen Cretins und Kröpfigen dieſer Gegend gewöhnt, dennoch fiel dieſe beſonders häßliche Misgeburt unangenehm auf. Die geſchwollenen Knöchel an Armen und Beinen, der dicke Leib, die vorhängende Zunge, die kleinen rothen, wimper- und brauenloſen Augen, das graumehlichte Geſichtsfleiſch, die mit Mehlſchwämmchen beſetzten Ohren und Augen, der ganze Ausdruck des Blödſinns gaben ein ſcheußliches Bild menſchlichen Daſeins. Doch der Abſcheu ſelbſt, der wie andere Empfindungen ſeine Nahrung ſucht, trieb nach und nach viele der umſtehenden Männer herbei, und bald fand man ſich ſogar zu Witz und Spott über den Unglücklichen aufgelegt, deſſen blödſinniges Lächeln die Spötter bald zu ermuntern, bald zu beſchämen ſchien.

Der Pfarrer des Orts, ein ſtattlicher Greis, hatte das Begräbniß des verſtorbenen Parlamentsraths mit den Angehörigen deſſelben beſprochen, und kam an dem Haufen vorüber, der den Cretin umſtand. Ja, meine Herren, redete er die Grüßenden an, betrachten Sie noch einmal mit Aufmerkſamkeit dieſes Menſchenkind; vielleicht iſt es das letzte ſeiner Art, dem Sie auf Ihrer Reiſe begegnen. Wie Sie jetzt höher in das Gebirge gelangen, verſchwinden dieſe Cretins ganz.

Gottlob! erwiderte der Franzoſen einer, wenn uns dieſer Anblick nicht mehr begegnet. Und auch die Kröpfigen werde ich nicht vermiſſen. Man hat uns mancherlei Vermuthungen darüber mitgetheilt, wodurch in dieſem Gebirge die vielen Cretins und Kröpfigen entſtehen möchten. Ich glaube aber, daß weder der Luft, noch dem Waſſer die Schuld beizumeſſen iſt. Die Natur ſcheint vielmehr unter dieſem Himmelsſtrich ſo ſehr in die Felſenbildung vernarrt zu ſein, daß ſie auch an der Menſchengeſtalt ihr Spiel treibt. Daher dieſe Kröpfe, dieſe Knochengeſchwülſte, dieſe dicken Bäuche und Fleiſchklumpengeſtalten. Aber es iſt eine betrübende Erſcheinung; denn wir ſehen gleich auch den freien Menſchengeiſt tiefer verhüllt in dieſen niedern Bildungen, in denen er ſich nicht rühren und regen kann.

Wie man das anſieht! erwiderte der Pfarrer. Der Glaube, der hierzulande verbreitet iſt, nimmt ſich doch beſſer aus und iſt dem Chriſtenthum gemäßer. Hiernach ſind dieſe Menſchenkinder ſo verlaſſen nicht wie ſie ausſehen. Wir müſſen ſie als Auserwählte Gottes betrachten. Iſt denn das eigentlich ein Unglück, was Sie, mein Herr, Mangel an Geiſt nennen? Iſt es nicht vielmehr eine himmliſche Ruhe der Seele? Sind nicht die ſogenannten

Geiſtreichen gerade die Unruhigen, die Unſeligen? Dieſer Witz, der Schildknappe des Geiſtes, geſchäftig, die entfernteſten Aehnlichkeiten der Außendinge zuſammenzuſchleppen und ſeine Hanswurſtſprünge zu machen; dann ſein Gebieter, der Geiſt, der ewig auf Abenteuer auszieht, und ſich an dieſen unzähligen und unergründlichen Erſcheinungen des wandelbaren Lebens abmüht, um ihre Wurzeln und Beziehungen zu entdecken, die Bedeutung und Verwandtſchaft der Dinge zu ergründen, und den geheimnißvollen Kern des Ewigen aus ſeinen vergänglichen Hülſen auszuklauben; o, wie entfernt ſind dieſe Arbeiter und Frohndner des geiſtigen Lebens von dem ſeligen Frieden des Gemüths und von der wahren chriſtlichen Freiheit, die in frommem Glauben, in ruhiger Hingebung für andere handelt und ſich ſelbſt opfert! Aber auch dieſer ſogar iſt unſerm Cöleſtin erſpart, wie viel mehr jenes Drängen und Treiben, jenes Trachten und Haſchen derer, die Geiſt haben? Dieſer Cöleſtin iſt auf unſerer Erde wie ein lächelnder, müheloſer Gaſt, der durch ſein bloßes Daſein, durch ſein bloßes Irdiſchathmen den Himmel gewinnt. Er iſt für das Jenſeits, was die Bevorrechteten im Staate ſind, die ſtatt des Erwerbs den Beſitz, und ſelbſt den Beſitz nur als Genuß haben. Ja, dieſe Cretins ſind es, von denen der Heiland ſagt: „Selig ſind die Armen an Geiſt, denn ihnen iſt das Himmelreich!"

Man lächelte, aber der Pfarrer that nicht als bemerke er es, und nahm ſeine Rache dadurch, daß er auf die Unruhe dieſer Ausgewanderten im Gegenſatz zu dieſem glücklichen Cöleſtin hinwies.

Was der friedliche Heilige nur von uns wandernden Sündern denken mag? fragte einer der Umſtehenden. Doch es gehört ja zu ſeinem Glück, daß er gar nicht einmal zu denken braucht.

Worauf der Pfarrer dem Liegenden näher trat und ſehr laut fragte: Was hältſt du denn von den Herrſchaften da? Warum ſind ſie denn wol hierher gekommen, guter Cöleſtin?

Ebbes ſchenke! lallte Cöleſtin und reichte grinſend die knollige Hand hin, während er ſich mit der andern kratzte.

Einige lachten laut auf, andere gingen beſchämt davon. Cöleſtin gerieth darüber in die heftigſte Bosheit; er griff in den Koth, um nach den Nächſten zu werfen.

Auch der Pfarrer begab ſich lächelnd hinweg. Ihm folgte jener junge Mann im Regenmantel nach einer einſamen Stelle. Hier redete er den Greis mit einer gewiſſen innern Bewegung und Haſt an. O, mein ehrwürdiger Vater! rief er aus. Habt einige Augenblicke Geduld mit mir. Der Himmel ſendet Euch auf meinen zweifelvollen Pfad heraus. Ich muß mich Euch entdecken, ich muß aus dieſer Ungewißheit kommen, die ſchwerer als dieſes Gebirge da auf meiner Seele laſtet. Seit mehrern Tagen wandle ich hier die Maurienne auf und ab. Dieſe Flut des Unglücks, dieſe Trümmer eines flüchtigen Volkes hielten mich auf und treiben mich hin und wieder. Ich hätte nach Chambery zu gehen, und doch ruft es mich auch wieder nach dem Mont-Cenis hinauf. Ich hatte einen Beruf, aber ich bin irregegangen und irregeworden. Eine ſchmerzliche Reue droht meine kühnſte Begeiſterung zu überſchleichen. Ach, ſoviel iſt mir in dieſen Tagen klar geworden: Wenn uns das Schickſal der Welt in die Augen blickt, dann erlahmt unſer kindiſches Herz, vor dem Walten der Vorſehung bricht unſer Wille, der auf eigenes Glück gerichtet war.

Die Betrachtung iſt wahr! erwiderte der Pfarrer. Was iſt denn aber die Sache? Sprecht einfach und offen; ich bin ein ehrlicher Mann! Sagt, worauf es Euch ankommt, Fremdling.

Nun ja, ich muß wol aufrichtig ſein, ich will ja Rath und Hülfe, fuhr der Fremde fort. Die Savoyarden freuen ſich über Frankreichs Glück, man ſpricht ſchon davon, den Siegern feierlich entgegenzuwallfahrten. Auch Ihr vielleicht, ehrwürdiger Vater, faßt neue Hoffnungen für die armen Bewohner Euerer Pfarrei. Warum ſoll ich mich denn ſcheuen, vor Euch zu bekennen, daß auch ich, wie ſo viele Jugend in Italien, meine ſchönſten und theuerſten Hoffnungen auf den Sieg der Franzoſen, auf den Sturz des Adels in unſerm Königreich gebaut hatte. Doch wie ſchwand all mein Uebermuth dahin, als ich Nizza fallen ſah!

Was ſagt Ihr? Iſt Nizza wirklich genommen? Von den Franzoſen genommen? fragte lebhaft der Prieſter.

Es iſt ganz gewiß! fuhr jener fort. Ich habe die Piemonteſen fliehen ſehen. Ich kam eben durch Nizza. O, es war eine entſetzliche Nacht! Es war mir zu Muthe, als bräche das Weltgericht herein; denn eine ſchreckliche That war eben auch in der Stadt begangen worden, ein Mord im Heiligthum Gottes. O, mein ehrwürdiger Vater!

Er warf ſich an des Greiſes Bruſt. Der Prieſter trat mit den Worten zurück: Das alſo treibt Euch an meine Bruſt? Ein junger Mörder? O!

Ich ein Mörder? rief der Jüngling. O nein, bei der heiligen Jungfrau, nein! Ich ſage nur, daß Nizza von einer ſolchen entſetzlichen That ſchauderte, als die Franzoſen hereinbrachen. Sie nahmen Nizza und Villafranca. Hier fanden ſie hundert ſchwere Kanonen, eine Fregatte, eine Corvette und wohlgefüllte Magazine. Auch die Feſte Montalban ergab ſich auf Bedingungen. Nein, mein Vater, ich bin kein Mörder. Aber ich war ergriffen von den ſchauderhaften Vorzeichen jenes Verhängniſſes, ich war erſchüttert von dieſen unglücklichen Ereigniſſen. Mein Vaterland ging mir doch nahe, als es ſeinem Schickſal unterlag. Ich hatte den Muth nicht, meine alten Hoffnungen geltend zu machen, die ich an den erſten Freiheitsbaum geknüpft hatte. Manche Rückſichten, die eben nicht zu meinem Anliegen gehören, bewogen mich, Nizza zu verlaſſen und einen Auftrag des Generals Anſelme an den General Montesquiou zu übernehmen. Meine Sendung führte mich über Grenoble. Schon hatte ich die Orte Crolles und Lumbin hinter mir. Inmitten des Gebirgsabhangs läuft die Straße hin; hier und da wirft man einen Blick in das reiche Graiſivaudenthal. Die Iſere durchſtrömt in vielen Windungen das Thal, oft verwüſtend, um zu befruchten.

Richtig, richtig, wie eine Revolution! fiel der Pfarrer ein. Machen es die Völkerſtröme nicht ebenſo?

Im Dorfe Laterraſſe, beim Anblick des ſchönen Waſſerfalls, ſcheuten die Pferde und warfen um. Der

Poſtillon nahm Schaden. Er muß mir, da ich ungeduldig war, fortzukommen, bei den zuſammenlaufenden Menſchen einen ſchlimmen Verdacht erregt haben. Das Volk fing an zu gären; ich verſtand oder misverſtand vielleicht die Leute, daß ſie ſich meiner Perſon bemächtigen wollten. Eine Angſt um meine Briefſchaften ſetzte mir zu, ich entwich in der Dämmerung und wendete mich nach dem Gebirge. Regengüſſe überfielen mich, ich fand mich nicht zurecht und kam nach mühſeligen Wegen endlich bei Aiguebelle mit ſeinen bemalten Häuſern aus dem Gebirge. Die Flucht der Königlichen war ſchon in vollem Gange. Neue Scenen des Jammers und der Zerſtörung erſchütterten mich. Alſo woher ich kam, wohin ich ging, überall ſchien die alte Welt einzubrechen, eingebrochen zu ſein. Und auch ich hatte mich dieſem zerſtörenden Geiſte verſchrieben, ich hatte ihm gedient, ich wollte mich ihm vollends widmen. Da ergriffen mich eiskalte Zweifel, all mein Muth ſank, alle meine Hoffnungen ſchwanden. Ich fühlte mich gedemüthigt vor dieſen Auswandernden und Flüchtlingen. Es bedünkte mich, daß ich all ihr Unglück tragen und verbüßen müßte. Ich zog mit ihnen als ein verzweifelnder Schuldner; ich half, ich diente dem Elendeſten, wo ich nur konnte. Aber vermag ich tropfenweiſe dies Meer des Unglücks auszuſchöpfen? Als ich nun vorhin in ſolcher Betrübniß, unter jenem Baum ſitzend, den armen Savoyarden zuſah, wie ſie dort ſo unverdroſſen den harten Felſen anbauen, während unter ihren Füßen die Sündflut einer üppigen Welt hinrauſcht, da fragte ich mich: Was willſt du thun? Willſt du dich aufgeben?

kannſt du nirgends mehr herſtellen oder ſchaffen? Da kamt Ihr, Mann Gottes, des Weges her, und in meinem Herzen rief es: An den wende dich, der wird dir ſagen, was du thun ſollſt. Und was ſoll ich thun, ehrwürdiger Vater? Sagt es mir an! Euch ſendet mir der Himmel, da ich mit mir ſelbſt uneins geworden bin.

Mit vergnügtem Lächeln hörte ihm der Greis zu. Er that noch manche Frage, die der Fremde raſch und offenherzig beantwortete. Der Geiſtliche ſchien die Rathloſigkeit eines jungen Herzens zu begreifen, das eine Partei aus Leidenſchaft ergriffen hatte, und nun, als die Leidenſchaft vor unerwarteten Schickſalen verſtummt, den Glauben und die Faſſung verliert. Auch ich bin jetzt Tag für Tag auf der Wanderung, mein Sohn, ſagte er, um dieſe große Flucht der Heimatloſen anzuſtaunen. Aber ich zähle nicht die vom Sturm des Schickſals zerſtreuten Trümmer; ich zähle die Edelſteine, die bei dieſem Bruch zum Vorſchein kommen. Wie einſt Iſrael auf ſeinem langen Zug durch die Wüſte gebeſſert werden mußte: ſo ſoll jetzt dies verdorbene Volk der Franken in Flucht und Unglück jene Tugenden wieder lernen, die es in den üppigen Tagen des Genuſſes und der Eitelkeit verloren hatte. Sieh nur hin, oder du haſt es ja ſchon geſehen, es iſt kein Geſindel, das ſich hier durch die Maurienne hintreibt. Die erſten Männer Frankreichs ſind darunter: Magiſtrate, die jetzt den Pfad der Verbannung gehen; Frauen edler Stammhäuſer, die ihre hoffnungs- und heimatloſen Sprößlinge in rauchigen Hütten zur Welt bringen; Jungfrauen, einſt für Fürſten beſtimmt, betteln für ihre ermüdeten Aeltern den ſchwarzen

Zwieback Savoyens; Feldherren und Höflinge, wie ſonnten ſie ſich einſt im Ruhm und königlicher Huld, und jetzt haben ſie keinen Mantel, ſich vor den Herbſtwinden unſerer Alpen zu ſchützen. Ach, und ſchon dies Staunen, dieſe Neugier eines armen Volks, das an den öden Wegen ſeines unwirthlichen Thales die Pilgerfahrt des büßenden Glücks und eines zerknirſchten Uebermuths begafft, wie drückend muß es für Frankreichs Adel ſein! Aber ſieh auch, mein Sohn, nicht alle, die hier vorüberziehen, ſind aus Frankreich verbannt; viele folgen freiwillig ihren Gatten, Aeltern, Geſchwiſtern und Gebietern. Und mit welcher Liebe, Demuth, Hingebung, Anhänglichkeit und Dankbarkeit wandern ſie mit nach fremden Ländern, an fremden Herd, und ziehen ein treues Lieben und Dienen dem ſüßen, heimatlichen Himmel vor! Darum preiſe ich den Ewigen, der die harten Felſen ſpaltet und die Edelſteine herausbricht, der die faulende Muſchel öffnet und ihre Perle rettet, der die Könige und Großen der Erde ſtürzt und züchtigt, um die Diamanten des Muthes, die Perlen der Liebe für ihre Völker zu gewinnen. Verzweifle daher nicht, mein Sohn, an den großen Schickſalen, die dich ängſtigen. Denke aber auch nicht, daß ich dich aufmuntern wolle, deinen Arm der Sache des Weltgerichts zu widmen. Nein, der Himmel weiß ſeine Wege zu finden, er weiß ſeine Mittel zu wählen und, wenn es nöthig iſt, zu ſchaffen. Der Menſch lebt auf Erdſtäubchen und baut ſie an, und ſoll ſeinen Troſt im Erhalten, ſeine Luſt am Beſtehenden finden. Das Recht iſt ſeine Meßruthe und reicht von Augenblick zu Augenblick. Das Recht iſt ſein Fuß, mit dem er den Boden faßt und mißt. Er darf ſich nicht erdreiſten, zu ſagen: Jetzt iſt die Stunde zum Zerſtören da! Es wird ſchon zerſtört werden, wenn der Wagen der Vorſehung über euere Ameiſenhaufen hinfährt. Der Welteroberer, der Weltzerſtörer wird zur rechten Zeit auftreten. Welcher Menſch aber darf die Vorſehung fragen: Rufſt du mich, Herr? Soll ich mich gürten und dreinſchlagen? Und nun höre, was du zu thun haſt, mein Sohn, weil du es denn wiſſen willſt. Blicke vor dich auf die Erde als auf dein Nächſtes hin. Freilich iſt der Sturm des Himmels aus ſeiner unbekannten Stätte losgebrochen; aber laß den Sturm nicht die Glut der Leidenſchaft, ſondern die Flamme der Liebe in dir anfachen. Forſche nicht, ob der Sturm etwa zerſtören wolle, ſondern miß deinen Weg mit der kleinen Meßruthe des Rechts und der Pflicht aus. Gehe hin, greife zu den Waffen, vertheidige dein Vaterland gegen den Einbruch des Feindes, ſtelle dich unter die Fahnen deines Königs; thue und ſtrenge dich an, als wäre es deine Sache, eine ganze Welt aufrecht zu halten, und verherrliche ſo durch deinen pflichtmäßigen Widerſtand die Vorſehung, die unſer Reich und auch unſer Recht wandeln wird.

Ergriffen von dieſen feierlich geſprochenen Worten, kniete der junge Mann nieder und rief: Ich höre die Stimme Briani's, meines unvergeßlichen Lehrers. Er ruft mir in meine Verlaſſenheit nach. Segne mich, Greis und Vater! Ich fühle, du haſt mir das Rechte genannt. Drüben auf der andern Seite war mir nie wohl zu Muthe.

Der Greis ſegnete ihn mit zitternden Händen, die er auf dem lockigen Haupt des Jünglings ruhen ließ.

Als der junge Fremdling wieder aufſtand, ſagte er: Ja, ich bin zur rechten Zeit in dieſes Thal verſchlagen worden. Und da ich meinen wahren Namen geheimhalten muß, ſo will ich mich denn nach dieſem Thale und nach dieſer Stunde Benvenuto Morienna nennen.

Drittes Kapitel.

Benvenuto wäre gern auf der Stelle nach Turin aufgebrochen, allein der alte Geiſtliche nahm ihn mit nach Hauſe, um ihm noch einige Regeln der Klugheit, der Vorſicht und eines empfehlenden Betragens mit auf den Weg zu geben, und ihn, wenigſtens über die bevorſtehende Nacht, gaſtfreundlich zu bewirthen. Als er am andern Tage aus dem Pfarrhauſe ſchied und durch das Gedränge neu anlangender Flüchtlinge vor das Dorf gelangte, bemerkte er einen hübſchen Knaben, der, weniger ſchmuzig als die Kinder dieſer Gegend, ihn anlächelte, indem er ſich ein Stück Hafermehlzwieback, in Waſſer getunkt, ſchmecken ließ. Ein Wanderſtäbchen, ein Ränzchen auf dem Rücken, bezeichneten den kleinen Wanderer, deſſen treuherzige Augen ſo lebhaft umhergingen, als ob ſie ein Glück ſuchten.

Wo kommſt du her, Kleiner? fragte Benvenuto.

Von Termignon herab, Herr! war die Antwort.

Und wohin willſt du?

Nach Frankreich, Herr! Ich will etwas verdienen.

Haſt du keine Aeltern mehr?

O ja, Herr! Aber ich bin überflüſſig in der Hütte. Die Mutter hechelt Flachs, der Vater macht Holzſchuhe, zwei Brüder ſind mit Murmelthieren nach Deutſchland, die Schweſter hütet die Ziegen, und ich gehe nach Paris.

Was gibt es denn in Paris?

Rauch, Herr, und Rauchfänge; Schmuz, Herr, und ſchmuzige Schuhe; das iſt alles für mich.

Wie heißt du, muthiger Burſche?

Benoit heiße ich, Herr!

Der Knabe gefiel ihm und erregte zugleich ſein Mitleid. Selbſt auf der Wanderſchaft begriffen, nahm er den lebhafteſten Antheil an dem kleinen Wanderer. Es brauchte nicht viel Ueberredens, den Knaben zu gewinnen, der auf etwas ſo Ungewiſſes ausging, und lieber gleich eine Unterkunft annahm, als daß er ſich bis nach Paris durchgebettelt hätte. Der junge Mann hoffte, wenn er den Kleinen ſpäter auch nicht behalten könnte, ihn doch jedenfalls ebenſo gut in Turin unterzubringen oder anzuweiſen, als derſelbe ſich ſelbſt in Paris forthelfen könnte. So ſchritten ſie denn, Benvenuto und der kleine Benoit, friſch darauf los. Laß uns ſehen, Benoit, ſagte der Fremdling, ob wir unſer Glück im Schmuz der alten, oder im flatternden Rauch der neuen Welt finden werden. Benoit verſtand ihn nicht, aber er lachte leichten Herzens.

Die Gegend wurde bald erfreulicher durch den lebhaften Wechſel grüner Matten und hoher Schneefelder. Die Bewohner waren beſſer gewachſen und reinlicher gekleidet, Cretins und Kröpfige verſchwanden immer mehr. Immer emporſteigend, erreichten die Wanderer bald eine

Höhe, wo nur noch die Bergfichte zwiſchen verkrüppeltem Strauchwerk fortkommt. Sie gelangten durch den Fichtenwald von Bramant, auf ſchmalen, ſteilgewundenen Pfaden, bei jedem Schritt von überhängenden Felswänden bedroht. Sie erfreuten ſich am Anblick der beiden herrlichen Waſſerfälle jenſeit Verney.

Benoit bat um Erlaubniß, ſeine Aeltern auf einen Augenblick zu beſuchen, um ihnen zu ſagen, wohin er nun gehe, und wie glücklich er ſchon geweſen ſei. Der Flecken Termignon war in der Nähe, der Knabe eilte hinunter, während Benvenuto einen ſteilen Berg auf ſchmalen Windungen erſtieg, von welchem man jäh hinab auf die Dächer des Orts ſchaute. Dieſer ſeltſame Anblick wurde noch maleriſcher durch den Berg La Vanoiſe mit ſeinem tief herabhängenden Gletſcher, unter welchem grüne Felder und Wieſenteppiche das Dorf umziehen. Das Schneehuhn, das weiße Rebhuhn, der große und kleine Adler beleben dieſe Berge und Höhen. Das Murmelthier hat hier ſeine Heimat.

Mit lachenden Thränen in den Augen kehrte an ſeines Vaters Hand der kleine Benoit zurück. Der Alte wollte den lieben Herrn ſeines Knaben ſehen und grüßen. Er ließ ſich nicht abhalten, bis Lans le Bourg mitzugehen, um ſelbſt für gute Ueberfahrt über den Cenis zu ſorgen.

In Lans le Bourg war ein großes Gedränge von Flüchtlingen. Die verſchiedenen Fuhrwerke wurden auseinandergelegt, um nebſt dem Gepäck der Reiſenden auf Mauleſeln über den Mont-Cenis gebracht zu werden. Bei dem Zudrang der Reiſenden fehlte es an Eſeln ür das Gepäck und an Sänften für die überfahrenden Perſonen; auch beeiferten ſich die gewinnſüchtigen Einwohner nicht ſehr, da die Flüchtlinge oft ohne Mittel waren, die mühſeligen Dienſte, die hier verlangt werden, zu belohnen. Wer nun gute und richtige Bezahlung bot, wurde raſch fortgeſchafft, die Dürftigern mußten warten. Dadurch entſtand viel Unzufriedenheit und Lärm und wurde durch die neuen Ankömmlinge vermehrt. Man war unzufrieden, daß die Eſel und Sänften von dem letzten Transport nicht zurückkommen wollten, während Wind und Wetter einen bedenklichen Charakter annahmen.

Unter dieſem Gedränge, dieſen Klagen, dieſem Betteln und Fluchen kam ein gutbeſpanntes Fuhrwerk an. In Erwartung beſſerer Bezahlung eilten die wenigen Savoyarden, die eben dienſtfertig anweſend waren, herbei und boten ſich an, nachdem ſie bisher unter dem Vorwand, ihre Thiere ausruhen zu laſſen, von Stunde zu Stunde gezögert hatten.

Ein freundlicher Mann ſtieg mit ſeiner jungen, reizenden Gemahlin aus. Kutſcher und Kammerdiener waren ſehr geſchäftig, den Wagen auszuräumen. Kaum erblickten die Umſtehenden den vornehmen Ankömmling, ſo beeiferten ſich die Gebirgsleute, Hand an Wagen und Gepäck zu legen und noch mehr Eſel herbeizuführen. Ein Murren entſtand unter den ungeduldig harrenden Reiſenden. Einer derſelben ſtürzte wüthend hervor und ſchlug mit ſeinem Bergſtock auf zwei Savoyarden los, indem er ſchrie:

Schurken, warum ſeid ihr von meinem Gepäck weggelaufen? Dieſe beiden Eſel und dieſe Sänfte habe ich gemiethet. Den Augenblick aufgeladen, den Augenblick angeſpannt!

Es war der Chevalier La Rogue, der ſo ſchrie und ſchlug, und ſich durch die Ehrfurcht, die man dem eben angekommenen Herrn und deſſen Gemahlin erzeigte, nicht irremachen ließ.

Der Herr Generalgouverneur Perronne befiehlt über unſere Dienſte, verſetzten ſehr unterwürfig die Savoyarden. Geduldet Euch, Herr! Der Herr Generalgouverneur hat Vorrecht. Geduld! Es werden gleich Leute zurückkommen, Leute und Eſel, Leute und Sänften.

Was geht mich euer Generalgouverneur an! ſchrie der Chevalier fort. Ich bin hier ſo gut als jeder Generalgouverneur, und noch beſſer als einer, der ſeinem Monarchen eine Provinz verſpielt hat, wie dieſer Perronne. Der Herr Generalgouverneur hat Zeit genug, vor einem Kriegsgericht zu ſtehen.

Herr Chevalier, was wagen Sie? trat jetzt der Generalgouverneur Perronne hervor. Sie unterſtehen ſich, mich gefliſſentlich zu beleidigen? Hier öffentlich, im Beiſein dieſer guten Savoyarden, meiner Untergebenen, wagen Sie es, meine Amtsehre, meinen guten Namen anzutaſten? Schämen Sie ſich, Chevalier! Hier, von dieſem hohen Mont-Cenis hinab, wollen Sie Verleumdungen über mich in die Welt hinauspredigen? O, Chevalier, o! Wären Sie kein unglücklicher Flüchtling, der mein Mitleid verdient, und der nur in ſeinem Mismuth vergeſſen kann, was er mir und meiner Perſon ſchuldig iſt, wahrlich, Chevalier, ich würde Sie züchtigen.

Züchtigen? Herr Graf, züchtigen? ſchrie der Chevalier. Was wagen Sie mir zu ſagen? Sie ſollen mir Genugthuung geben, hier auf der hohen Schwelle Ihrer Provinz, die Sie feige verlaſſen wollen, der Sie in Angſt und Eile den Rücken kehren. Genugthuung, ja, die ſollen Sie mir . . .

Perronne blickte verwundert umher und ſprach dann zu den Umſtehenden: Ihr lieben Leute, ihr braven Savoyarden, der Schwätzer weiß nicht, von was ihm der Mund aufgeht; glaubt ihm ja nicht. Ich verlaſſe euch nicht! Es iſt für euch geſorgt, ich habe meine Anſtalten getroffen. Aber Seine Majeſtät, unſer huldreicher König, hat mich nach Turin berufen, wahrſcheinlich um euers Wohls willen. Habt gutes Vertrauen, Leute, ſeid wohlgemuth! Und zu La Rogue gewendet, fuhr er fort: Nehmen Sie dieſen Eſel, Chevalier, und dieſe Sänfte zu Ihrem Gebrauch. Ich ſehe, das Unglück hat Sie noch nicht beſonnen gemacht.

Wiſſen Sie, Herr Generalgouverneur, erwiderte der Chevalier, daß ich meinen Vater auf der Flucht verloren habe? Drunten in dem Neſt Lachambre ruhen die ehrwürdigen Reſte eines Mannes, der es verdiente, in der Kirche Notre-Dame begraben zu ſein. Nun bin ich auf der Reiſe nach Turin, als Ihr Ankläger aufzutreten. Aber Sie haben vom Züchtigen geſprochen, und das kann kein La Rogue ſich gefallen laſſen. Ich erſuche Sie, Herr Graf, mit mir hinter jene Mauer zu treten und ſich dort näher zu erklären.

Perronne lachte ſeiner Gemahlin zu: Iſt nicht der Chevalier noch der alte, liebes Kind? ſagte er. Er iſt bei weitem nicht ſo grimmig, als er ſich anſtellt. Ich muß ihm nur den Gefallen thun, mit ihm hinter die Mauer zu treten, damit er ſich mit Ehren aus der Verlegenheit ziehe. Laß dich einſtweilen voraustragen, Herzchen, damit wir keine Zeit verlieren. Auf, Leute, auf! rief er jetzt den Savoyarden zu; immer voraus mit den Sachen! Rührt euch! Eine Sänfte für meine Gemahlin! Wir müſſen jeden Augenblick benutzen, liebe Blanca! Ehe du an das Haus la Ramaſſe kommſt, bin ich wieder bei dir.

Die junge Gräfin machte bedenkliche Miene, ſich von den beiden roh ausſehenden Savoyarden tragen zu laſſen. Die Leute verſtehen es aber beſſer, erklärte Perronne; ſonſt könnten dich auch unſer Henri und Paolo tragen. Willſt du etwa das, mein Liebchen? Sollen die dich tragen, he?

Sie drückte mit ſchnöde zurückgeworfenem Köpfchen ein ſtummes Meinetwegen aus. Du haſt recht, Blanca, rief nun der Graf, bergauf können ſie es leiſten, und ich bin bald wieder bei dir. Henri, Paolo, faßt die Sänfte an, tragt die Frau Gräfin! Aber vorſichtig, ſonſt ſoll euch Schurken das Wetter holen. Sanft und vorſichtig! Hört ihr?

Indem der Kutſcher Paolo und der Kammerdiener Henri die Sänfte erhoben, in welche ſich die ſchöne Frau geſetzt hatte, winkte Perronne und ſchritt dem Chevalier voran. Der Secretär des Gouverneurs und ein junger Mann von des Chevaliers Reiſegeſellſchaft folgte jenen beiden als Zeugen des Wortwechſels oder als Beiſtände des Zweikampfes.

Benvenuto's Aufmerkſamkeit und Blicke folgten den Streitenden nicht, ſondern der jungen Gräfin, die jetzt von Paolo, dem Kutſcher, und Henri, dem Kammerdiener, mit Anſtrengung fortgetragen wurde. Er wußte im Augenblick nicht, ob ihn ihr Name Blanca, ihre Schönheit oder die freundlichen Blicke ſo anzogen, die ſie ihm einigemal zugewendet hatte. Auch jetzt, indem ſich die Sänfte fortbewegte, blickte ſie noch einmal zurück und lächelte. Er nahm kurzen Abſchied von dem alten Savoyarden aus Termignon, der ſeinem kleinen Benoit noch gute Lehren gab, ſein Ave-Maria nicht zu vergeſſen und ſeinem edeln Herrn eifrig zu dienen. Eilt euch, ſagte er, daß ihr die Scheuer La Ramaſſe erreicht! Ihr kommt dort oben an einer gefährlichen Stelle vorüber, und es erhebt ſich ein bedenklicher Wind. Gib Acht, Benoit, halte die Augen offen!

Benoit eilte ſeinem Herrn nach, der wacker zuſchritt und, wenn er die Sänfte überholt hatte, ſtehen blieb, um im Vorübertragen derſelben die ſchöne Gräfin anzublicken, die ihm freundlich zunickte. Noch waren die Leute mit dem Gepäck zurück und ſchienen ſich nicht zu eilen. Benvenuto ward jetzt gewahr, daß der Kammerdiener Henri keuchend kaum mehr fortkommen konnte, während der Kutſcher Paolo, ſchadenfroh über den Aechzenden lächelnd, deſto rüſtiger darauflosſchritt. Benvenuto trat an die Sänfte und fragte mit einer erröthenden Verlegenheit, ob es die gnädige Gräfin erlaube, daß er den müden Kammerdiener ein wenig ablöſe. Sie wollen mich tragen? erwiderte die ſchöne Frau und lachte wie ein Kind. Mit Vergnügen trat nun der

Kammerdiener aus, und Benvenuto machte nun dem Kutſcher zu ſchaffen.

Noch waren ſie aber nicht weit an der Wendung des Wegs hingekommen, ſo ſchrie Benoit von weitem: Herr, Herr, zurück! Eine Lavine! Zurück, zurück! Heilige Marie! Hülfe! Hülfe!

In dieſem Augenblick erſcholl auch ein verworrenes Hülfegeſchrei der Zurückgebliebenen.

Raſch hatte Benvenuto niedergeſetzt und die Gräfin aus der Sänfte gezogen, die ſich ſchreiend an den jungen Mann anklammerte. Henri war ſchon weit zurückgeſprungen. Mit ſcharfem Blick nach der Höhe des Schneebergs, hob der Jüngling die Gräfin ſchwebend auf und rannte — nicht zurück, ſondern aus allen Kräften bergan. Der Kutſcher, ſteif und von Schreck verwirrt, lief erſt mit voran, wendete ſich dann aber bergab, wo der Savoyardenknabe ſchrie und Henri ſchon angekommen war.

Jetzt donnerte die Schneedecke nieder, wälzte ſich in den jenſeitigen Abgrund und ließ auf dem Wege eine unüberſehbare Schneewand zurück. Benvenuto ſtellte ſeine ſchöne Laſt nieder und verathmete ſeine Anſtrengung.

Wir ſind glücklich durch! rief die Gräfin, in die Hände klatſchend. Ach, das iſt recht lieb! Danke, danke tauſendmal, wackerer — Name?

Benvenuto! antwortete der Wanderer.

Benvenuto, wirklich? Ach, wie paſſend! Ja wohl, ben Benuto! Wie müde, guter Benvenuto! Nicht wahr? Bin ich ſo ſchwer? Bergauf, nicht wahr? Und in der Haſt! Was thue ich zu Dank, guter Benvenuto? Nun?

Sie reichte ihm die Hand, die er küßte.

Heiße Lippen, Benvenuto! Ach, wenn wir unter dieſem Schnee lägen! Hu!

Was iſt nun zu thun, gnädige Gräfin? fragte er.

Je nun, antwortete ſie, den Jüngling freundlich anſehend, wir ſind abgeſchnitten, müſſen vorwärts. Du mußt mich jetzt . . . Was ſage ich? Ich bin auch ganz zerſtreut. Warte, ich muß mich doch zuſammennehmen. Benvenuto, bringen Sie mich jetzt nach dem Hospitium und kehren dann zurück, meinem Gemahl entgegen. Er wird ſehr beſorgt ſein. Vielleicht, daß uns Leute begegnen, und dann muß man von dieſer Seite den Schnee aufräumen laſſen, von Lans le Bourg aus wird es raſch geſchehen.

Iſt dort das Hospitium? fragte Benvenuto im Weitergehen.

Das iſt La Ramaſſe, antwortete ſie, ein einziges Haus. Ich bin ſchon etlichemal über den Cenis gekommen und kenne das alles. Wenn wir ganz oben ſind, kommen wir nach Tavernettes, mehrern Häuſern und Gaſtwirthſchaften. Von dort ſollen die Leute gleich mit Schaufeln herablaufen. Befehlen Sie ihnen das. Ein Viertelſtündchen weiter iſt das Hospitium. Dort will ich warten, bis Sie meinen Mann bringen.

Die Gräfin ſchritt mit vieler Anſtrengung den mühſeligen Weg und zeigte ſich bald müde. Sie forderte des jungen Mannes Arm und machte ſich ziemlich ſchwer.

In Tavernettes trafen ſie wirklich die rückkehrenden Savoyarden mit ihren Eſeln und Sänften. Auf die Nachricht von dem unglücklichen Schneeſturze eilten ſie hinab, um aufräumen zu helfen. Benvenuto rieth der Gräfin, eine Sänfte bis an das Hoſpitium zu nehmen, da ſie bereits ſehr ermüdet ſei. Sie ſchien unentſchloſſen. Wohin reiſen Sie demnächſt? fragte ſie.

Nach Turin, erwiderte der Jüngling.

Nach Turin? rief ſie zufrieden aus. Nun ja, eine Sänfte! Auf Wiederſehen, Benvenuto! Tröſten Sie meinen Mann!

Als Benvenuto mit den Leuten an die Schneeſperre kam, war man auf der andern Seite ſchon mit Aufräumen beſchäftigt. Man hörte hüben nur die dumpfen Stimmen, ohne daß man ſich ſchon erblicken konnte. Als man denen drüben zurief, erhoben ſich lebhafte Fragen. Der Graf Perronne überſchrie alle, indem er nach ſeiner Gemahlin und dem Kutſcher Paolo fragte. Nun rief auch der Knabe Benoit nach ſeinem Herrn Benvenuto Morienna.

Benvenuto antwortete ſelbſt raſch und laut: Die Frau Gräfin iſt geborgen; aber von Paolo wiſſen wir nichts.

Aha, mein lieber Herr! Aha! jubelte Benoit, Madonna ſei geprieſen! Aha, mein Herr Benvenuto! Er jubelte und jauchzte.

Wieder und wieder verlangte der Generalgouverneur Verſicherung über das Leben und Wohlbefinden ſeiner Gemahlin. Es war nunmehr außer Zweifel, daß Paolo verſchüttet und in den Abgrund geriſſen worden ſei. O, mein ehrlicher Paolo! klagte der Graf; der gutmüthige Menſch hat ſeiner Gebieterin beiſtehen wollen. Der Schurke Henri iſt da und dankt ſeinen treuen anhänglichen Beinen, daß er lebt. Nicht wahr, Halunke, die

Frau Gräfin haſt du laufend unſerm lieben Herrgott empfohlen? O, du niederträchtige Seele!

Sobald der Schnee unter den Schaufeln der Savoyarden ſank, daß man ſich beiderſeits erblicken konnte, arbeitete Perronne ſich durch, um den Jüngling zu umarmen und ihm zu danken. Dann fragte er: Wie iſt das nur geſchehen, Leute? Das iſt ja ein höchſt merkwürdiger Fall!

Ja, hieß es, dergleichen iſt wirklich ſelten hier umher.

O, das iſt eine Suoggi-Lavine geweſen! ſagte ſehr unbefangen der kleine Benoit. Der Schnee iſt durchregnet, löſt ſich nicht, ſondern rutſcht langſam über den ſchlüpfrigen Berghang.

Wie gut war es, daß Sie nicht bergab gelaufen ſind! ſagte Perronne zu Benvenuto.

Ich blickte auf, erwiderte der Jüngling, und ſah, daß der Schnee ſich an einem Felſenkamme ſtauete und, ſich anhäufend, ein Uebergewicht nach jener Seite abwärts gewann. Ich lief mithin aufwärts.

Guter Blick, raſcher Blick! belobte Perronne. Dann eilte er fort. Eine Sänfte zu nehmen, war er zu ungeduldig. Er ſchalt auf die Langſamkeit der Sänftenträger, und je heftiger er ſchritt und ſich anſtrengte, deſto raſcher glaubte er vorwärts zu kommen. So ermüdete und erſchöpfte er ſich dergeſtalt, daß er, am Hospitium angekommen, beim Wiederſehen ſeiner Gemahlin zu Boden ſank. Lachend und weinend umarmte er ſie. Mit Lebhaftigkeit und Uebertreibung ſchilderte ſie die Gefahr, der ſie mit Benvenuto's Hülfe entkommen ſei.

Der Graf ſchlug die Hände zuſammen und verſicherte ſich durch wiederholte Umarmung ſeines geretteten Kleinods. Zu Benvenuto aber ſagte er: Sie bleiben doch da? Verſchwinden Sie um Gottes Chriſti willen nicht! Denn ſo groß und unverdient die Auszeichnung auch wäre, wenn uns der Himmel in dieſer entſetzlichen Gefahr einen ſeiner Boten in Menſchengeſtalt herabgeſchickt hätte, ſo wäre doch der Graf Perronne in größter Verlegenheit, nicht vergelten zu können, und auch die Gräfin zieht es vor, einem hübſchen, leibhaften jungen Mann verbunden zu ſein, als einem Himmelsboten. Nicht wahr, mein Engel?

Die Gräfin nickte ſchalkhaft.

Obſchon es noch früh am Tage war, beſchloß doch Perronne, um von ſolcher Leibes- und Seelenermüdung auszuruhen, dieſe Nacht im Hoſpitium zu bleiben. Der Procurator der Anſtalt, Don Dominique, pries ſich glücklich, den Herrn Generalgouverneur zu beherbergen. Er wendete die beſte Bewirthung auf; aber niemand ließ ſich beſſer, als der kleine Benoit, die vortrefflichen Forellen ſchmecken, die in dem nahen Cenisſee gefangen werden.

Ueber Tafel drückte Benvenuto ſeine Freude aus, daß der Herr Graf in dem Zweikampfe mit dem Chevalier, wie es das Anſehen habe, glücklich geweſen ſei.

Perronne lachte mit den Worten: O, er iſt ſo böſe nicht, der Chevalier. Weiter äußerte er aber nichts, ſondern ging auf anderes über. Beim Schlafengehen nahm daher Benvenuto Gelegenheit, dem Secretär des Grafen die Vermuthung mitzutheilen, der Chevalier möge wol Schaden genommen haben, da der Graf nicht gern davon zu ſprechen ſchiene. Nichts weniger als dies, erwiderte der Secretär. Nein, als der Chevalier erfuhr, daß mein gnädiger Graf beim König noch in hoher Gunſt ſtände, lenkte er ein und erbat ſich meines Herrn Fürſprache und Empfehlung beim Monarchen. Es ſcheint, der Chevalier hielt den Herrn Gouverneur für beungnadigt, und wollte ſich zu ſeiner Empfehlung durch ein Duellchen bemerklich machen.

Es kam alſo gar nicht zum Schlagen? fragte Benvenuto.

Nein! erwiderte jener; der Chevalier weiß ſeine Wege zu wählen. Nach kurzer Erläuterung ſchieden mein Herr und er als gute Freunde, ich will ſagen, in allem Guten.

Des andern Tags begleitete Benvenuto den Grafen. Dieſer erkundigte ſich nach der Herkunft und dem Vorhaben Benvenuto's. Ich bin aus dem genueſiſchen Seeſtädtchen Albenga gebürtig, erzählte er, kam aber mit einer Geſellſchaft von Korallenfiſchern oft ins Nizzardiſche, wo ich daher ſehr bekannt bin. Hier hatte ich das Unglück, eines Tags mit der Ufer-Raſſe von Eza und Villafranca in Verkehr zu kommen, die mich, da ich im Gebirge gut zu Hauſe war, für die franzöſiſche Sache zu gewinnen ſuchten. Ich ließ mich eine Zeit lang täuſchen; es wurde mir aber immer banger bei den Grundſätzen und Unternehmungen der Verſchworenen. Und da ich nun meinen Irrthum von Herzen bereue, habe ich mich entſchloſſen, alles wieder dadurch gut zu machen, daß ich dem König Victor Amadeus nun als Freiwilliger meine Dienſte widme. Ich wollte nach Chambery, da hier aber die Franzoſen bereits geſiegt haben, denke ich nach Turin zu gehen und mich dort unter die Vertheidiger des Vaterlandes zu ſtellen. Lieber wäre es mir auch, in den Seealpen, als in den ſavoyiſchen Gebirgen zu kämpfen. Dort bin ich ſehr bekannt, und könnte den Heerführern wichtigere Dienſte leiſten, als wenn ich in dieſen mir unbekannten Bergen blos ein Gewehr trüge und losdrückte. Zugleich möchte ich aber auch meinen Irrthum am liebſten dort abbüßen, wo ich ihn, der Erinnerung wegen, am lebhafteſten bereue.

Brav, brav! belebte Perronne. Sehen Sie, Gräfin, das iſt wieder einmal ein Mann von Muth und edler Geſinnung. Solche brauchen wir jetzt. Brav, wackerer Benvenuto Morienna! Aber — Morienna? Ich dachte, Ihr wäret aus der Maurienne, der Name deutet auf Euere Herkunft?

Mein Großvater, glaube ich, iſt aus der Maurienne gebürtig geweſen und ſeiner Geliebten wegen nach Albenga übergezogen, antwortete mit verlegenem Erröthen Benvenuto.

Alſo ſind wir von dorther doch Landsleute? Schön, ſchön! verſetzte Perronne. Es iſt mir lieb, daß ich alſo etwas für Euch thun kann, Benvenuto. Ich denke, wir können Euch gut verwenden. Bei unſerm Monarchen vermag ich ſchon etwas. An Bildung fehlt es Euch auch nicht, o, ich höre das ſchon! Gott gebe, daß der König viel ſolche wackere Leute finde! Er hat immer großes Vertrauen auf den Adel gehabt; die Adelichen haben ihn im Stich gelaſſen, er muß ſich nach beſſern Leuten umſehen. Ach, Tugend und Talent, ich habe immer auf Tugend und Talent geſehen!

Bald gab es Gelegenheit, daß Benvenuto Proben ſeiner Stärke und Gewandtheit unter des Grafen Augen ablegen konnte. Der Weg führt vom Wirthshaus La grand Croix jäh zwiſchen Felſen ins Piemonteſiſche hinab. Benvenuto blieb nicht hinter den tollkühnen Laſtträgern zurück, die von Fels zu Fels über Abgründe ſpringen, während das vorſichtige Saumthier prüfend und wählend die Füße ſetzt. Dieſe Behutſamkeit des Thieres ängſtigte die Gräfin, die es ritt; ſie zog es an manchen jähen Stellen vor, ſich von dem muthigen Benvenuto über Felſenſpalten wegheben zu laſſen, und glaubte, in des jungen Mannes Armen ſchwebend, nicht ſoviel Angſt und Grauſen zu empfinden.

Endlich kamen ſie glücklich nach Novalaiſe, wo die Wagen wieder zuſammengefügt, das Gepäck wieder aufgeladen wurde. Die Savoyarden ſcheiden hier nach erhaltener Belohnung und kehren mit ihren Eſeln und Sänften nach Lans le Bourg zurück. Auch Benvenuto mit ſeinem kleinen Savoyarden nahm Abſchied von dem Grafen und der Gräfin auf Wiederſehen in Turin. Der Graf hatte Eile, der junge Wanderer aber zog es vor, dieſe ihm neue Gegend mit Luſt und Behagen zu durchreiſen.

Noch einmal blickte die Gräfin zurück und rief: Wir wohnen in der Straße der großen Dora, vom Thor von Suſa aus rechts, Perronne-Palaſt. Adieu!

Träumend blickte der Jüngling dem hinrollenden Wagen nach, indeß der kleine Benoit mit frommen Augen und gefalteten Händen zur Spitze des hohen Roche-Melon emporſah, von deſſen Gipfel die Kapelle Notre-Dame des Neiges im Sonnenſchein herabglänzte.

Bald weckte den Jüngling aus ſeinem Nachträumen der Lärm zahlreicher Maulthiertreiber, die zwiſchen Chambery und Suſa dem Waarentauſch und Handel dienen. Neues Grün, neue Stauden und Bäume umgaben ihn, ſanftere Lüfte wehten ihn aus der Ebene von Piemont an, andere Sprachen, andere Menſchen begegneten ihm, und friſche Hoffnungen, eine neue Zukunft, lachten ihm entgegen.

Viertes Kapitel.

Unter Waffenlärm und Unruhen, unter Kriegsvorkehrungen und Aengſten war der Herbſt vergangen. Die Piemonteſen hatten ſich ins Gebirge zurückgezogen und ſuchten von feſten Stellungen aus die Franzoſen zu überfallen und, wenn es möglich wäre, wieder zu vertreiben. Dieſe dagegen drangen mit neuem Zuwachs in die Berge, unaufhörlich bemüht, die guten Lagerungen des Feindes zu erobern und die Feſte Saorgio zu gewinnen, die alle Unternehmungen wider Piemont aufhielt und zu vereiteln drohte. Seit einigen Tagen war es endlich ruhiger um Nizza geworden. Die Franzoſen hatten manchen Vortheil errungen und waren über Scarena hinaus ins Gebirge vorgerückt. Nur in Nizza war eine angemeſſene Beſatzung, und hier und da in der Umgebung ein feſter Poſten, oder auf einem und dem andern Berge eine ſtarke Schwadron zurückgeblieben.

In der Woche vor Chriſttag war, wie es in Nizza zur Winterzeit faſt immer der Fall iſt, das angenehmſte und günſtigſte Wetter. Der Raſen war noch grün, die Bäume prangten mit Blüten und Früchten, die

Schmetterlinge flatterten umher, das Meer lag ruhig, und ein dunkelblauer Himmel ſchimmerte herab. Die Frauen im Schloß zu Drappo, Agneſe und Blanca, die jungfräuliche Witwe, Gräfin Riveli, ſehnten ſich ins Freie, und Moritz begleitete ſie hinaus. Blanca in ihrem Traueranzuge und Agneſe in ihrem Hoffnungszuſtande führten ſich aneinander. Da die Baronin nur mit großer Beſchwerde bergan ging, ſo zog man um ihretwillen den Thälern nach, die ſich aus der Ebene in den Schoos der Berge ſanft hineinwinden. Die zahlloſen Terraſſen der Bergabhänge, die mannichfaltig ſich durchkreuzenden Wege und Pfade beſchäftigen das Auge in dieſen anmuthigen Thälern. Agneſe fühlte ſich fortwährend wohl und heiter, ihre ſchöne Hoffnungszeit war durch ein kaum unterbrochenes Wohlſein begünſtigt. Aber auch Blanca zeigte ſich jetzt heiterer, als man ſie ſeither geſehen hatte. Ihr Ausſehen beſſerte ſich ſeit kurzem, und die Ruhe, die ihr Herz nach ſo harten Stürmen gewonnen hatte, verbreitete eine wohlgefällige Anmuth über ihr Weſen. Die Baronin war darüber ſehr erfreut. Sie wagte es heute zum erſten mal, die Freundin auf dieſes heitere Ausſehen aufmerkſam zu machen, was ſie bisher, aus Schonung und um ſchmerzliche Erinnerungen nicht anzuregen, unterlaſſen hatte.

Darf ich mich denn freuen, Agneſe, daß eine ruhige Zeit herankommt, daß dieſe Schmerzen meiner Seele abzuwelken anfangen? fragte Blanca. Es muß ja ſo ſein, wenn wir nicht zu Grunde gehen ſollen. Ich danke dem Himmel, daß mein Herz wieder heiterer wird. Dieſe bittern Gefühle, dieſe ungeſtümen Erinnerungen löſen ſich nach und nach von dem Andenken meines Guido ab. Dies Andenken verklärt ſich dadurch und wird ſeines ſo früh verklärten Geiſtes würdiger. Sagen Sie mir, lieber Baron, wie es möglich iſt, was ich an mir ſelbſt erfahren habe! Mitten in den furchtbaren, unbeſchreiblichen Leiden, die ich in jener Unglücksnacht empfand, in der wir mit der Leiche meines Gemahls aus der Kirche zurückkehrten, fühlte und dachte ich doch lebhaft, daß nun bald ruhige, friedliche Tage kommen müßten. Ich ſchäme mich, es zu geſtehen, daß ich mich nach jenen Tagen ſogar ſehnte. Aber ich darf behaupten, daß ich dennoch jene Schmerzen in ihrem ganzen Maße empfunden und getragen habe.

Gewiß iſt es ſo! antwortete Moritz. Leiden und Leidenſchaften gehören nicht zu unſerm eigentlichen, unſterblichen Weſen. Sie ſind Feinde, edle oder unedle, die uns bewältigen, um die uns inwohnende Kraft der Freiheit zu wecken und zu üben. In den Augenblicken, wo wir ihnen unterliegen, fühlen und hoffen wir, wie unter der Fauſt eines übermächtigen Rieſen, daß ſie uns auch wieder loslaſſen, und daß wir wieder frei werden.

Es mag ſo ſein, erwiderte die Gräfin. Vielleicht aber auch, daß unſere Leiden um Abgeſtorbene, aus Sympathie entſprungen, in dem Grade ſchwinden, als die Seligkeit des Hingeſchiedenen nach den Läuterungen, die er drüben zu beſtehen hat, größer und glänzender wird; denn die Sympathie dauert gewiß doch durch alle Ewigkeit fort, und für Freuden nicht weniger empfänglich als für Leiden.

Wenigſtens ſtimme ich mit deiner frühern Aeußerung überein, Liebſte, daß ein leidloſes Angedenken würdiger des ſeligen Geiſtes ſei, dem es gewidmet iſt, ſagte die Baronin.

Blanca lächelte mit den Worten: Dabei bleibſt du freilich deinen Anſichten treu; denn meine liebe Proteſtantin glaubt an kein Fegefeuer, mithin auch nicht an die Meinung, daß mit der Schuld eines Hingeſchiedenen zugleich auch das Mitleid oder die Mitleidenheit der Zurückgebliebenen verzehrt werde.

Es iſt gut, daß wir endlich auf dieſe Gegenſtände zu reden gekommen ſind, ſagte Moritz. Es iſt immer etwas Wunderliches um die Schicklichkeit, daß man gegen Unglückliche ihrer Leiden nicht gedenken ſoll. Aus Rückſicht gegen den Herrn Marcheſe habe ich bisher mit großer Mühe an mich gehalten, nicht öfter von dem unglücklichen Ereigniſſe zu reden, welches Sie in dieſe innere und äußerliche Trauer verſetzt hat. Unangefochten nehmen die ſchmerzlichen Erlebniſſe gern dauernden Beſitz in unſerm Herzen. Auch verſchließen die Leiden unſers Lebens einen moraliſchen Gehalt, einen heilſamen Kern, den man erſt aus der harten Schale gewinnt, wenn ſie zerbrochen iſt.

So kam man nach und nach auf die Einzelheiten jenes traurigen Vermählungsabends zu reden. Die junge Gräfin war geneigt, an Ahnungen zu glauben, weil ſie vor der Abfahrt nach der Kirche eine ſo unſagliche Angſt empfunden habe. Dagegen erinnerte Agneſe, daß der Graf, dem doch perſönlich der nahe Unfall bevorgeſtanden, nie munterer und ausgelaſſener geweſen ſei als vor dieſer Abfahrt.

Das ſchlug aber um, erwiderte Blanca. Denn wie ich einmal mein Jawort vor dem Prieſter leiſe und angſtvoll ausgeſprochen hatte, war meine Bruſt mit einemmal wie aufgeräumt von Angſt und Ahnung. Den Grafen aber befiel, beſonders im Herausgehen aus der Kirche, in dem Menſchengedränge eine Unruhe; er blickte mich mehrmals nicht mit dem Lächeln einer nunmehr eingeweihten und befeſtigten Zufriedenheit, ſondern wie mit der Wehmuth eines Scheidenden an.

Und wie es denn zu gehen pflegt, ſo erzählte jedes, was es in jenen Augenblicken gethan, gedacht, bemerkt und empfunden hatte. Der entſetzlichen Unruhe in der Stadt wurde ebenfalls gedacht, und wie man bei der Angſt vor den anrückenden Franzoſen mit Mühe noch durch das Thor gelaſſen worden ſei.

Es war eine ſchreckliche Stunde! ſagte Blanca. Dieſer Lärm, dieſe Unruhe, dieſe Angſt und Unordnung, die auf einmal bei unſerm Austritt aus der Kirche die ſonſt ſo ruhige Stadt umzukehren ſchienen, kamen mir, als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, wie ein Widerhall der entſetzlichen That vor, die eben an meiner Seite, an meinem Herzen, begangen worden war. Ein Strafgericht Gottes, dachte ich, breche auf der Stelle herein, und dieſer Act einer ſo ſchnell und furchtbar waltenden Gerechtigkeit gab mir eine wunderbare Beruhigung oder, beſſer geſagt, Faſſung. Wie täuſchte ich mich! Jeder rannte nur nach Haus und Herd; nur die eigennützige Furcht und Sorge der Einwohner brachte jenes Ungeſtüm hervor; es war nur ein tobendes Geſchrei der Selbſtſucht, was ich für Theilnahme an meinem Geſchick, für des Himmels Richteramt genommen hatte. Kaum war jemand zu bewegen, uns die theuere Leiche fortbringen zu helfen, während Sie, Moritz, und unſere Diener nach Aerzten und Wundärzten rannten; kaum wollte man uns noch das Thor öffnen. Nun fiel mein Schmerz doppelt wieder auf mich zurück. Ich begriff nicht, wie alles noch ſo am Leben hängen könnte, im Augenblick, da der furchtbarſte Mord geſchehen war, da der Tod an heiliger Schwelle all den Neugierigen ins Auge geblickt hatte. Jetzt freilich faſſe ich es wol, wie das allgemeine Leben, einem Strome gleich, unverſiegbar fortrauſcht. Das Abſterbende ſinkt in die tiefen Fluten dieſes Lebens; über ihm ziehen Trauer und Angedenken wenige Augenblicke lang ihre zitternden, immer ſchwächern Kreiſe. Auch dieſe glätten ſich zuletzt aus, und bald ſpiegelt die ebene Stelle des Stroms wieder den Himmel ab.

So denkt dein Vater nicht, bemerkte die Baronin. In ihm verfinſtert ſich das Andenken jener That immer mehr und mehr.

Ja, es iſt traurig, wie ſehr der ſonſt edle und duldſame Mann ſeit Rivoli's Tode verwandelt iſt, klagte Blanca. So hart und heftig, ſo verſchloſſen und verfolgungsſüchtig! Wie ſtreng iſt er gegen den unglücklichen Vater Adrian und vollends gegen den ehrwürdigen Briani. Konnte denn der Greis ahnen, daß ſeine Weigerung, uns zu trauen, ein ſolches Unglück herbeiführen würde? Und müßte ſich mein Vater gerechterweiſe nicht ebenſo hart darüber tadeln, daß er nicht lieber einen andern Prieſter ins Schloß habe kommen laſſen, ſtatt daß wir nach Nizza fuhren?

Und doch, liebſte Blanca, wirſt du mir verzeihen, daß ich endlich etwas zur Sprache bringe, was ich ſo lange mit Kummer zurückgehalten habe? Darf ich dir wol einen Namen nennen, der jetzt in euerm Hauſe . . .

Blanca faßte ahnend und verwirrt die Hand der Freundin, mit einer Bewegung, mit einer Miene, die wie abwehrend, aber auch wie erwartend ausſah.

Ich glaube nicht, ich kann nicht glauben, daß Giuſeppe der Mörder des Grafen iſt, erklärte die Baronin.

Blanca warf ſich, ihr Angeſicht verbergend, an der Freundin Bruſt.

Vergib mir, Beſte, fuhr die Baronin fort. Es muß einmal zur Sprache kommen. Die Ungerechtigkeit, die dein Vater um ſeines Verdachts willen begeht, hat mich ganz niedergeſchlagen. Wir können die Sache nicht ſo beruhen laſſen, wie ſie jetzt liegt. Wir müſſen über Giuſeppe's Schuld oder Schuldloſigkeit eine Ueberzeugung gewinnen, die uns deinem Vater gegenüber eine ſichere Haltung gibt.

Wie das, meine liebe Freundin? fragte Blanca, und der Baron fiel ein: Der Herr Marcheſe iſt von Natur großmüthig. Seine dermalige Härte entſpringt gewiß nur daraus, daß er von Giuſeppe's Verbrechen ſelbſt nicht feſt überzeugt iſt. Er hat einmal die Vermuthung gegen den Jüngling gefaßt und ſucht durch Haß und Härte dieſe Vermuthung gewiſſermaßen zu rechtfertigen, ſeinen Verdacht zu einer Ueberzeugung zu befeſtigen. Ich glaube, daß der Herr Marcheſe, wenn Giuſeppe offenkundig der Mörder wäre, ſich edelmüthiger gegen den ſchuldloſen, bedauernswerthen Vater benehmen würde.

Gewiß, fiel die Baronin ein. Wir ſind es daher deinem Vater ſelbſt ſchuldig, beſte Blanca, über den Mörder des Grafen mehr Gewißheit, oder wenigſtens doch beſſere Vermuthungen zu erlangen, als wir jetzt haben. Ich meinerſeits kenne des Jünglings Herz und Geſinnung, und halte es nicht für möglich, daß ein Menſch ſich in ſo kurzer Zwiſchenzeit von Grund aus verändere, daß er in ſolchem Grade verwildere. Ja, wenn die unſelige That raſch, in leidenſchaftlicher Aufwallung des Augenblicks, geſchehen wäre! Aber vorſätzlich auflauernd, und in der Stunde eigener Lebensrettung und Freiheit einen Mordſtreich — nein, nein, das konnte Giuſeppe nicht!

Mit der freudigſten, herzlichſten Aufwallung umarmte und küßte Blanca die beredte Freundin, faßte ſich dann und erwiderte mit einer würdevollen Ruhe: Wie könnten wir denn aber der Sache auf den Grund kommen? Mein Vater hat, wie du weißt, die Gerichte angerufen und ihnen den in den Kleidern des Grafen hängen gebliebenen Dolch des Mörders ausgeliefert. Leider lähmen aber dieſe Kriegsunruhen auch die öffentliche Gerechtigkeit; denn unſere Richter ſtehen jetzt unter dem Einfluſſe der Franzoſen, und dieſe haben keinen Eifer, ihre Anhänger zu verfolgen. Für dieſe Republikaner hat der an Rivoli begangene Mord nur eine politiſche Bedeutung. Ich bin überzeugt, dieſer Umſtand hat auch viel zu dem finſtern Weſen meines Vaters und zu ſeinem Franzoſenhaß beigetragen. Auf dem Wege der gerichtlichen Unterſuchung werden wir alſo nichts ausrichten, und welch andern Weg könnten wir einſchlagen, um hinter den wahren Mörder zu kommen?

Ich meine, die Unterſuchung, wer der Mörder ſei, möchte immerhin liegen bleiben, könnten wir nur ausmachen, daß es Giuſeppe nicht iſt, bemerkte Moritz. Mag der Himmel die Beſtrafung des unentdeckten Mörders übernehmen! Wir wollen vergeben und vergeſſen, wenn wir nur einen theuern Menſchen in unſerm Herzen rechtfertigen.

Nahe Stimmen unterbrachen ihr Geſpräch, und indem der Pfad um eine Feldkapelle bog, die der heiligen Mutter Gottes vom Roſenkranz geweiht war, ſahen ſie einen Mann neben einem Kinde vor dem Eingang ſitzen, den Arm auf die Schwelle geſtützt. Er wendete ſich um, es war Cola. Raſch und grüßend ſprang er auf.

Sieht man Euch endlich wieder einmal? ſagte der Baron.

Schlechte Zeit! verſetzte der Bettler. Ein ehrlicher Mann mag ſich gar nicht ſehen laſſen, man ſchämt ſich jetzt, vorhanden zu ſein.

Wie iſt das möglich? lachte Moritz. Sind wir nicht gut republikaniſch? Haben wir nicht allerwärts Freiheitsbäume?

Das heißt, Bäume mit geſtutzten Wipfeln und abgehackten Aeſten, und oben drauf ſitzt eine Schlafmütze, daß wir uns zurufen mögen: Gute Nacht! Sie haben doch austrommeln hören, daß hinfort das Betteln und Landſtreichen verboten iſt? Ich darf mich nicht mehr auf meinen alten Wegen und Wanderungen blicken laſſen, oder ich werde eingeſperrt. Sehen Sie, das iſt meine Portion von der neuen Freiheitsmahlzeit! Bisher lebte ich als Junggeſelle und hatte mein Auskommen, jetzt habe ich nur das Einſtecken und gleich auch zwei Tagediebe im Hauſe.

So? Wen denn? fragte Moritz.

Ei, meine beiden Beine, antwortete Cola. Was thue ich jetzt mit Beinen? Freiheit, o du Freiheit! Du biſt mir in die Beine geſchlagen!

Da hört man den Ariſtokraten! ſcherzte Moritz. Dem erſten Freiherrn der Grafſchaft Nizza iſt ſein weitläufiges Freigut geſchmälert worden, und nun ſchimpft er und wallfahrtet nach den Kapellen. Seht, die Freiheit macht fromm!

Man muß ſich in die Zeit ſchicken, erwiderte Cola. Dem lahmen Kinde da kommt es jetzt zugute, daß ich nicht mehr ſo herumſtreichen darf. Ich trage es jetzt viel an die heiligen Plätze, deshalb kann man mich doch nicht für einen Landſtreicher nehmen, ich bin ja nur an das gute Weſen da gebunden.

Es war die kleine Amöne, und die Frauen ſahen mit Wohlgefallen auf den ungewöhnlich ſchönen Kopf. Stirn und Augen des Mädchens waren bezaubernd. Es ſaß, etwa elfjährig, neben einem Körbchen, aus welchem es die mit fünf Einſchitten bezeichneten Kerne des Paternoſterbaums zu Roſenkränzen aneinanderſchnürte. In einem zweiten Körbchen lagen die fertigen Roſenkränze. Beide Frauen ſuchten ſich einige dieſer Betſchnüre aus, um das Mädchen auf gute Weiſe zu beſchenken.

Moritz erkundigte ſich nach dem Herkommen des Kindes.

Der Bettler antwortete: Sie haben doch, meine Herrſchaften, gewiß ſchon auf guten Gemälden Wolken von Engelsköpfchen geſehen? Glauben Sie nicht, daß es in der Wirklichkeit ſolches Gewölk gibt? Gewiß! Ich zweifle nicht daran; wir ſehen nur in unſerm tiefen Abſtande die einzelnen Köpfchen nicht, ſondern blos die Wolken im ganzen. Erfahren Sie nun von mir, daß unſer Amönchen ſolch ein Engelsköpfchen geweſen iſt. Ein böſer Luftgeiſt aber hat, wer weiß aus welcher Liſt und Tücke, dem himmliſchen Köpfchen ſo etwas von Leib und Gliedern angehängt, und ſo iſt's herabgezogen worden. O, mein herabgefallenes Engelchen du! wendete er ſich gegen das Kind, dir iſt es auch nicht behaglich hier unten; darum knüpfſt du dir eine Strickleiter, um dich wieder hinaufzuarbeiten. Die frommen Menſchen aber kaufen dir die einzelnen Schnüre deiner Strickleiter unter den Händen wieder als Roſenkränze ab, nur aus Liebe, um dich deſto länger bei uns zu behalten.

Gehe, wunderlicher Cola, mit deinen ſeltſamen Träumen! ſagte das Mädchen. Mit dem Arm, auf dem du mich trägſt, Vater Cola, thuſt du mir viel mehr Gutes als mit dem Munde, wenn du ſo von mir ſprichſt.

Warum denn das? fragte Agneſe.

Ei, weil es ja die Engel übel nehmen müſſen, daß er mich zu ihnen zählt. Sie werden mir zwar, wenn ich einmal hinaufkomme, keine böſen Geſichter darüber machen, aber Cola wird es nicht verantworten können. Seht, liebe Signora, dafür eben ſind an meinen Roſenkränzen unter dem zinnernen Kreuzchen am Schluſſe noch drei dicke Ave-Maria-Körner angereiht. Die ſeht Ihr an andern Roſenkränzen nicht. An dieſen beten die Käufer meiner Roſenkränze alles wieder ab, was Cola zu viel plaudert. Ich kann ihm auch nichts Beſſeres erweiſen dafür, daß er mich ſo überall hinträgt und für mich ſorgt. Meine Mutter iſt immer krank, oder iſt ſie einmal ein paar Stunden geſund, dann kniet ſie in der Sta.-Reparata vor dem heiligen Franciscus mit dem betenden Himmelsblick. Dieſer Heilige hat mich der Mutter auch beſchert, wie ſie mir ſagt. Alle die Ave-Marias, die nun an meinen Roſenkränzen mehr gebetet werden, kommen dem guten Cola zugute.

Das mußt du auch den Käufern hübſch ſagen, bemerkte die Baronin; wir zum Beiſpiel hätten nichts davon gewußt.

Das iſt auch nicht nöthig, verſetzte Amöne. Wenn ich es nur ein für allemal bei dem lieben Gott ſo beſtellt habe. Der wird ſich's ſchon merken und dem Cola zurechnen.

Eben kam ein jüngerer Knabe aus dem Gebüſch, das ſich hinter der Kapelle den Hügel hinaufzog. Mit kecker Verwunderung blickte er die Fremden an. Amöne nannte ihn Bruder und ſchalt ihn, daß er den armen Vögeln wieder ſo nachſtelle. Sie vertheidigte auf ſehr naive Weiſe die armen flatternden Geſchöpfe, denen er Schlingen knüpfe. Ich freue mich ſo, ſagte ſie, wenn ich ein Vögelchen flattern ſehe, frei und fröhlich, und daß nicht alle Geſchöpfe ſo zu liegen brauchen wie ich. Und nun fängt der Böſewicht die Thierchen, die Gott zum freien Fliegen in der Luft geſchaffen hat, mit tückiſchen Schlingen und ſperrt ſie in Käfige ein.

Du machſt ja auch Roſenkränze? ſagte der Knabe trotzig.

Was ſagſt du? Iſt das etwa nichts Gutes? fragte Amöne. Aber ohne zu antworten, jagte der unruhige Knabe einem großen, bunten Schmetterling nach und verlief ſich hinter die Hügel.

Cola lachte. Was ſo ein Kind, in der Verlegenheit, zu antworten, oft etwas recht Paſſendes ſagt! bemerkte er. Du machſt ja auch Roſenkränze, warf er dir vor, Amönchen. Der pfiffige Junge! Du ſtellſt ja auch Schlingen, will er ſagen, für die flügge Brut der Andacht, die Gebete, die mit ihren natürlichen Schwingen aus dem Herzen gegen den Himmel flattern ſollen. Iſt es nicht ſo, Herr Baron? Ich will ſagen, Bürger. Die verfluchte republikaniſche Sprache!

Der Baron lachte und winkte den Alten beiſeite. Er eröffnete ihm das Anliegen der Frauen und die Frage nach dem Mörder des Grafen. Wie haſt du Giuſeppe gefunden, Alter? Du haſt ihn ſicherlich geſehen, geſprochen? fragte der Baron. Ich meine nach der That.

Cola war nicht ohne Verlegenheit. Er behauptete, den Jüngling nicht geſehen, nicht geſprochen zu haben. Giuſeppe ſoll ſich zwar mehrere Tage nach der Einnahme von Nizza in dieſer Stadt aufgehalten haben, bemerkte der Alte; allein ich ſelbſt war damals in Geſchäften abweſend. Während Giuſeppe's Gefangenſchaft, und bis die Piemonteſen ſich ganz zurückgezogen hatten, bin ich von Nizza weggeweſen. Ueber Giuſeppe habe ich weiter nichts vernommen, als daß er mit Briefen des Generals Anſelmo nach Savoyen abgeſchickt worden, aber bei der Armee dort ſelbſt nicht angekommen iſt. Was mit ihm geſchehen, habe ich nirgends erfahren können.

Der Baron erkundigte ſich, ob man den andern Gefangenen, der mit Giuſeppe entflohen ſei, nicht näher kenne? Von ihm müſſe man doch erfahren können, wohin ſich der Jüngling unmittelbar nach der Flucht gewendet habe, und wie lange beide Entflohenen beiſammengeblieben ſeien. Es könnte doch ſein, äußerte Moritz, daß beide Flüchtlinge eher im Gebirge als in der Stadt ihr Heil geſucht hätten und erſt auf den Sieg der Franzoſen nach Nizza zurückgekehrt wären.

Da ich, wie geſagt, abweſend war, erwiderte Cola, ſo habe ich auch den mitentflohenen Genueſen nicht geſprochen. Ja, ich weiß nicht einmal, was aus dieſem verwegenen Mann geworden iſt. Wenige Bekannte haben ihn damals in Nizza geſehen, aber ganz verwandelt, zerſtreut, menſchenſcheu, heftig und verſchloſſen. Einer meiner Freunde behauptet, daß er und Giuſeppe ſeit ihrer Flucht ganz uneins geworden und in heftiger Feindſchaft voneinandergeſchieden ſeien. Soviel iſt gewiß, daß beide faſt zu gleicher Zeit Nizza verlaſſen haben. Auch von dem Genueſen iſt mir weiter nichts zu Ohren gekommen, als daß er ſich mit einem geheimen Auftrag ins Piemonteſiſche begeben habe.

Genueſe? fragte, ſich beſinnend, der Baron. Iſt denn dies derſelbe, von dem ich früher als dem Gemahl der unglücklichen Brigitta gehört habe?

Der Alte war über dieſe Unwiſſenheit des Freiherrn verwundert. Allein der Graf Rivoli hatte wirklich über die Perſon ſeines gefangenen Feindes gänzlich geſchwiegen, und in Nizza, wo der Genueſe nicht fremd war, kannte man deſſen Verhältniß zum Grafen Rivoli nicht. So war es gekommen, daß man im Schloß des Marcheſe von Vincenzo Sormano ebenſo wenig als von den übrigen Gefangenen auf der Feſte Montalban etwas Näheres wußte. Hier, wie in der Umgegend, galt alle

Theilnahme, wohlwollende wie ſchadenfrohe, nur Giuſeppe, dem Schulzenſohn aus Drappo. Was aber den Freiherrn Moritz noch lebhafter intereſſirte, waren die Mittheilungen Cola's über des Genueſen Feindſchaft und Rachſucht gegen den nun ſeligen Grafen Rivoli. Cola erzählte ihm kürzlich von den Verfolgungen der gräflichen Familie gegen den Genueſen, von deſſen Bemühungen, die Familie Rivoli mit ſich zu verſöhnen, von den Mishandlungen, die er bei dieſer Gelegenheit von dem jungen Grafen erfahren, und von der großartigen Rachſucht, die dieſer verwegene Mann gefaßt und verfolgt hatte.

Nun aber zweifelte Moritz keinen Augenblick mehr, daß der Genueſe den Mord an Rivoli begangen habe. Cola ſtimmte dieſer Meinung bei, und da er hörte, daß man den Dolch, mit welchem Rivoli ermordet worden war, gefunden habe, ſagte er ſehr aufgeregt: Ich kenne dieſe Freiheitsdolche, ſeit dem Einzug der Franzoſen werden ſie öffentlich verkauft. Ich kenne auch den Schwertfeger, der ſie verfertigt, und werde ihn ein wenig ängſtigen, um herauszukriegen, an wen er etwa ſchon vor dem Einbruch der Franzoſen ins Nizzardiſche einen ſolchen Dolch ausgegeben habe; denn damals unter der piemonteſiſchen Regierung konnte er dergleichen Meſſer nicht verkaufen. Und doch begreife ich dann wieder nicht, wie ein ſolcher Dolch in des Genueſen oder in Giuſeppe's Hände gekommen ſein ſollte; denn bei ihrer Gefangennehmung wäre er ihnen abgenommen worden, und während ihrer Haft wurde niemand zu ihnen gelaſſen. Nur Klärchen könnte ihrem geretteten Freunde eine Waffe zugeſteckt haben.

Aber das verhüte der Himmel! rief der Baron ängſtlich aus.

Wir müſſen Klärchen vernehmen, meinte Cola. Der Baron gab ihm recht, behielt ſich aber vor, dies ſelbſt zu thun, und bat Cola, das Mädchen zu dem Pfarrer Briani zu beſtellen. Sie hat ſich ſchon etlichemal im Schloß bei meiner Gemahlin anmelden laſſen, ſagte er, allein aus Rückſicht auf des Marcheſe Geſinnung haben wir ſie immer abweiſen laſſen.

Moritz beſchenkte den Alten und ſchärfte ihm die Nachforſchung wegen des Dolchs dringend ein. Er wollte zu den Frauen zurückkehren, die inzwiſchen mit der lahmen Amöne plauderten, allein Cola hielt ihn noch zurück. Ich muß noch einmal auf das kommen, ſagte er, was ich vorhin habe fallen laſſen. Erzählen Sie immerhin, Herr Baron, was ich Ihnen von dem Genueſen mitgetheilt habe, ihren gnädigen Damen, vielleicht liegt darin für ſie eine Beruhigung wegen Giuſeppe. Und wahr iſt es bis aufs Härchen. Die gute Frau Gräfin, wie ſie nun einmal, halb mit Unrecht, heißt, hat den Jungen doch immer liebgehabt. Und wäre das nun nicht ein doppelter Schmerz, ein zehrendes Leid, Frau Gräfin zu heißen und weder eheliche Erinnerungen, noch bräutliche Hoffnungen zu haben?

Der Baron verbot dem Alten ſolche loſe Reden.

O, mein Herr Baron, erwiderte dieſer mit Rührung; ich beklage euch vornehmen Leute, daß ihr um der ſogenannten Schicklichkeit willen die natürlichen und wahren Gefühle tadelt, die ihr habt, ohne es euch einzugeſtehen. Durch euere Anſtandsknickerei macht ihr die Natur nicht ärmer. Aber ich ſchweige. Erzählen Sie alſo alles Tröſtliche der jungen Frau Gräfin; nur darüber ſchweigen Sie, daß Giuſeppe und der Genueſe, nachdem ſie die Verzweiflung des Kerkers und die angſtvolle Freude der Rettung und Flucht miteinandergetragen haben, zuletzt auf freiem Fuß in Feindſchaft gerathen ſind. Der Genueſe iſt ein entſetzlicher Menſch, und Giuſeppe — iſt mit ſeinen Briefſchaften am Orte ſeiner Beſtimmung nicht angekommen.

Nun? Du glaubſt doch nicht etwa, daß ihn der Genueſe verfolgt, daß er ihn ermordet haben könnte? fragte in großer Unruhe der Baron.

Es iſt blos ein Gedanke von mir, verſetzte Cola, den ich verwerfe, und der mich doch manche Stunde wie ein quälendes Geſpenſt ängſtigt. Könnte, fragen Sie? Dies Können hat zwei Seiten: daß der Genueſe, wenn ihn ſeine Leidenſchaft treibt, zu einer ſolchen That ſich entſchließen kann, iſt kein Zweifel, ſoweit ich den verwegenen Mann kenne; ob er die That aber auch vollbringen kann, da Giuſeppe ſtärker und gewandter iſt, bleibt eine andere Frage. Aber freilich, wie der Graf Rivoli, unvermuthet, unvorbereitet, kann auch der Stärkſte, der Gewandteſte fallen. Hoffen wir, was jeder zu hoffen vermag.

Der Baron kehrte in Unruhe und Nachdenken zu den harrenden Frauen zurück und machte ihnen auf dem Rückwege nach Drappo ſeine überraſchenden Mittheilungen zu Giuſeppe's Gunſten.

Fünftes Kapitel.

Als Cola des Abends nach eingebrochener Dämmerung auf wiederholtes Klopfen in die verſchloſſene Wohnung Pingone's, des Schwertfegers, eingelaſſen wurde, fand er eine kleine Geſellſchaft theils alter Bekannter aus dem Club, theils ſolcher Nachbarn, die ehemals nicht zu jener geheimen Geſellſchaft gehört hatten. Der Alte wurde mit vertrauter Freundlichkeit empfangen. Ein wackerer Mann, hieß es, der eben recht kommt und der gewiß auch unzufrieden iſt. Nicht wahr, das Umherlaufen iſt Euch nun auch gelegt? Ha, Cola, wie ſind wir ſchändlich betrogen worden! Wie hat man uns mit dieſer republikaniſchen Freiheit hinter das Licht geführt! Nun haben wir ja unſere Befreier ſchon lange genug im Lande; geht es uns beſſer? Haben wir denn die Glückſeligkeit in der Taſche? Sprecht, Cola! Wo ſind denn die Güter und Gefälle, die man Euch aus den Beſitzungen des Adels zugetheilt hat? Wo iſt denn Euere Portion Republik? Die adelichen Gauner, die geblieben ſind, laſſen es ſich nach wie vor wohl ſein; die Güter derer aber, die ſich fortgemacht haben, ſind für die franzöſiſche Republik eingezogen worden. Haben wir, habt Ihr etwas davon abgekriegt, Cola?

Habe ich denn etwas erwartet, habe ich etwas verdient? fragte der Alte ernſthaft. Ich habe mich ja den Franzoſen nicht verkauft gehabt wie manche von euch. Meint ihr, weil ihr mich hier und dort einmal in euerm Club geſehen, wäre ich Verſchworener geweſen?

Was? fragte Pingone, der Schwertfeger, hätteſt du etwa keinen Antheil an unſern Berathungen gehabt?

Zum beſten habe ich euch gehabt! erwiderte Cola. Sage mir doch einer, welchen Auftrag ich etwa gegen König und Vaterland übernommen und ausgeführt hätte? Wo ich gebraucht worden wäre?

Ha, der Fuchs! riefen etliche. Da er nichts erwiſcht hat, wie wir alle, ſtellt er ſich an, als ob er nichts verlangt habe. Er iſt ſchlau! Es iſt recht geſcheit, jetzt für keinen Verſchworenen zu gelten, für keinen Einfaltspinſel zu gelten.

Nein! fielen andere an, traut ihm nicht! Hütet euch vor ihm! Er verleugnet jetzt, wie Petrus ſeinen Herrn — den Franzoſen!

Vor mir braucht ihr euch nicht zu hüten, ſagte Cola. Wer mich für einen Verräther erklären will, der komme auf einen Augenblick mit vor die Thür hinaus, daß ich ihm eine Ohrfeige gebe, ohne die Geſellſchaft zu beleidigen. Hütet euch aber vor euerer eigenen Unzufriedenheit. Dieſe iſt euere Verrätherin; denn, wenn ihr erſt mit aller Sorgfalt und Angſt euere Verſchwörung geheimgehalten habt, ſo wird man euch nun an euerm Murren und Mismuth erkennen.

Wer wird uns erkennen? fragte Gertil, der Friſeur. Die Franzoſen, die Republikaner? Die dürfen uns hören, die ſollen unſere gerechten Beſchwerden und Speditionen hören und ſich in ihr Herz hinein ſchämen, ſolchen Wortbruch und Felonie an uns eximirt zu haben.

Gut, die dürfen euch hören und kennen, ſagte Cola, aber wie ſieht es mit den Piemonteſen aus? Glaubt ihr, alles wäre vorüber? Haben die Piemonteſen nicht noch die feſten Plätze im Gebirge? Halten ſie ſich jetzt nicht ſo wacker, als ſie erſt ſchändlich geflohen ſind? Und wenn nun König Victor's Hülfsvölker aus Deutſchland ankommen, die öſterreichiſchen Kroaten und Panduren, die ſchon unterwegs ſind, können dann die Franzoſen nicht wieder zurückgeſchlagen werden? Und wenn die Piemonteſen nur auf ſechs Stunden wieder in Nizza einrücken, ſo haben ſie Zeit genug, mehr alte Verſchworene erſchießen zu laſſen, als Ihr, Schwertfeger Pingone, Dolche ſchleifen, und Ihr, Friſeur Gertil, Köpfe friſiren könnt.

Eine große Stille entſtand, und die Geſichter der Anweſenden wurden ſehr blaß und lang. Endlich rief Pingone: Beim Himmel, der alte Fuchs hat recht! Vorſichtig, meine Freunde! Wir halten die Hand aufs Herz und lächeln. Ich bin meinem beſten Freunde nichts geſtändig.

Gertil trat feierlich hervor und ſprach: Cola, du biſt ein Kopf, du biſt ein großer Kopf, der es verdiente, von Gertil friſirt zu werden. Du haſt Blick! Empfange meine Bewunderung! Geſtehen wir, meine Herren, daran haben wir alle noch nicht gedacht.

Cola ſetzte ſich breit und behaglich in einen alten Seſſel und fuhr fort: Das war euch noch neu? O, ihr edeln Republikaner! Oder vielmehr, mit Verlaub, ihr republikaniſchen Eſel! Wer von euch hat mich in der Zeit zwiſchen dem erſten unglücklichen Einfall der Franzoſen und bis zu ihrem glücklichen Einzug hier in Nizza geſehen? Ich will meine geſunden Beine verlieren, wenn mich einer von euch geſehen hat. Damals, ich rede nämlich von dem erſten Angriff der Franzoſen, hatte man doch die Gefangenen gemacht, Giuſeppe, den Genueſen, den Lümmel Giambattiſta und — nicht wahr, auch den jungen Dino? Ja, eben dieſem Taugenichts iſt nicht zu trauen, der hätte in ſeiner Feigheit euch alle verrathen. Und habt ihr nicht daran gedacht, daß man dieſe Gefangenen auf die Namen der vielen unbekannten Verſchworenen in Nizza fragen und foltern würde? Ich habe daran gedacht, ich habe mich gleich nach der Gefangennehmung jener Freunde auf die Beine gemacht und bin ſeitdem fortwährend unſtet geweſen. Und das blos, weil ich mit dem Genueſen und Giuſeppe einige Bekanntſchaft gepflogen habe, und ohne ganz und gar, wie mancher von euch, ein Verſchworener zu ſein. Jetzt bin ich wieder hier; wer weiß aber, wie bald ich mich wieder auf die Sohlen machen muß.

Recht, Cola, recht! ſchrie der Schwertfeger. Es iſt noch immer gefährlich, ſolche Bekanntſchaft gehabt zu haben. Man darf ſich dieſer Leute nicht rühmen, weil Piemont wieder emporkommen kann. Solche Leute ſind Roſt, meine Freunde, der uns edle patriotiſche Klingen leicht ins Stocken bringen könnte. O, meine Nachbarn, die Feſte Montalban iſt eine verfluchte Scheide für ſolche Klingen!

Abermals war eine verlegene Stille entſtanden. Gertil ſchritt, mit dem Finger an der Naſe, einigemal hin und her, dann erklärte er ſich mit folgenden Worten: Meine hochgeſchätzten Nachbarn und Freunde, wir danken dem ſchlauen Cola eine rechtſchaffene, wohlconditionirte Warnung; aber für das übrige laßt mich ſorgen. Ich habe Complexionen mit den erſten Männern in Nizza. Ich friſire auch noch trotz der Republik; wir erkennen die neue Ordnung der Dinge, einen puderloſen Zuſtand der alten guten Grafſchaft, noch nicht an; unſere Friſirzangen ſind noch nicht emigrirt. Im Gegentheil! Unſer Adel, unſere vornehme Welt rächt ſich an der ſiegreichen Republik durch echt royaliſtiſche Friſuren. Noch iſt der Puder oben an. Mag in den Köpfen die Welt ſich verändern wie ſie will, ſolange nur auf den Köpfen keine Revolution vorgeht. Ha, meine Herren, wir Friſeurs und die Doppelmaden wollen ſchon die unordentlichen Köpfe zurechtſtellen. Im Vertrauen! Die neue geſchmackvolle Friſur à la Bourbon, die jetzt im Schwunge iſt, dies Nulprasulpra von Haarkunſt, iſt von meiner Erfindung, auf Ehre, von meiner Invitation. Sie iſt ein Erkennungszeichen aller derer, die es insgeheim mit dem echten Royalismus und mit dem echten Puder meinen. Seht ihr, ſo macht man in der Weltgeſchichte ſeinen Gewinſt! So machen ſich in der neuen Freiheit die alten Leute unentbehrlich. Mein Friſirkamm hat eine wahre politiſche Bedeutung gewonnen. Er drückt in der Wagſchale von Europa! Alle politiſchen Köpfe behaupten mit mir, daß die Reſtauration der Bourbonen und unſers Königs Victor an den Haaren beginnen wird.

Nun ja, jeder hat ſo ſeinen Geſchmack! fiel der Schwertfeger ungeduldig ein. Ich ziehe die neue Reſtauration am Corſo vor, wo man jetzt die köſtliche Kriechente oder die herrlichen, mit Mais gefütterten Kapaunen findet; aber was wolltet Ihr ſonſt ſagen, Meiſter Gertil! Ihr habt Euch ein wenig in die Friſur à la Bourbon verwickelt. Ihr ſpracht erſt von Euern Complexionen mit den erſten Männern von Nizza. Nun, was wolltet Ihr denn damit?

Ah ſo! erwiderte Gertil. Ich wollte nun ſagen, daß ich auch den Herrn Criminalpräſidenten Foncenex friſire. Da denke ich gleich morgen früh zu erfahren, wie es mit den Ausſagen der Gefangenen über die Verſchwörung in unſerer Stadt ausſieht. Falls jene Verworfenen wirklich Verräther an uns geworden ſein ſollten, ſo werde ich hören, was der Herr Präſident meint; aber ich werde mich und werde meine Freunde rechtfertigen. Ich werde meine Verdienſte um die Sache des Königs geltend machen, und dieſe Verdienſte allen meinen Freunden zugute kommen laſſen. Alle meine Kunden ſollen ruhig ſchlafen. Ich bin der Mann, der eine vollſtändige Verſchwörung mit einer einzigen Friſur à la Bourbon zudecken kann.

Während ſich die meiſten Anweſenden um Gertil drängten und ſeine Hand und Freundſchaft in Anſpruch nahmen, führte Cola den Schwertfeger beiſeite, um ihn auszuforſchen. Wie geht es denn mit Euern Freiheitsdolchen, mein Freund? fragte er.

Warum? erwiderte jener stutzend. Warum fragt Ihr das? Glaubt Ihr, daß ſolche mir Verdruß oder Gefahr bringen könnten?

Nicht doch! Nein! Ich meine nur, wie der Verkauf geht?

O, der Artikel zieht noch ganz gut! verſetzte Pingone. Fürchte auch keinen Verdruß davon, falls die Piemonteſen zurückkehren ſollten, wie Ihr glaubt; denn er iſt zu einem ganz patriotiſchen Dolche geworden. Verwundert Euch nicht, Cola! Alle Unzufriedenen kaufen ſolche Dolche. Ihr wißt, welche Verbindungen in der Stadt, und welche Banden im Gebirge gegen die Franzoſen agiren. Die Nizzarden ſind echt königlich geſinnt. Und alles kauft den Freiheitsdolch, um gerade mit dieſem Dolche die Täuſchungen der Freiheit zu rächen und die Freiheitsſchwindler zu verfolgen.

Der Alte lachte und rief: Wer hätte das gedacht! So glücklich iſt alſo Euere Speculation auf den Freiheitsbaum ausgeſchlagen?

O, es war ein herrlicher Gedanke! rief Pingone. Dieſer Freiheitsdolch, eine göttliche Idee! Ich habe mich ganz gut bekommen. Ich behaupte, ein guter Gedanke iſt wie ein guter Advocat und muß beiden Parteien zugleich dienen können.

Cola ſtimmte ihm bei, um ihn treuherzig zu machen, und lenkte dann auf den eigentlichen Gegenſtand ſeines Beſuchs. Der Graf Rivoli iſt in Euerer nachbarlichen Kirche mit einem ſolchen Dolche ermordet worden. Es iſt ein ſehr verrätheriſcher Umſtand, Bürger Pingone, äußerte Cola.

Wißt Ihr's auch, wißt Ihr's auch? erwiderte jener. Verrätheriſch, ſagt Ihr, Cola? O, ich habe hundert ſolche Dolche verkauft.

Ja, nachher, guter Freund! Aber gewiß nicht, ehe die Franzoſen Herren unſerer Stadt waren. Sagt mir im Vertrauen: Habt Ihr Giuſeppe einen ſolchen Dolch verkauft oder verehrt, he?

Giuſeppe? Wie kommt Ihr darauf? verſetzte mit einiger Unruhe der Schwertfeger. Habe ich mit Giuſeppe in Verkehr geſtanden? Weder mit ihm noch mit dem Genueſen. Das ſoll mir niemand nachſagen, daß ich mit dieſen beiden Verkehr gehabt. Es iſt auch gefährlich unter Umſtänden. Und dann ſaßen ja beide auf Montalban, und Gefangenen läßt man keine Dolche.

Soviel iſt aber gewiß, der Mörder hat einen von Euern Dolchen gehabt und . . .

Ich weiß es wohl, es iſt eine verfluchte Geſchichte. Die Franzoſen haben zwar die Unterſuchung liegen laſſen; aber Euere Piemonteſen, Cola, kommen mir gar nicht mehr aus dem Sinn. Wenn Sie zurückkehren ſollten, kann ich immer noch mit einer Unterſuchung geſchoren werden.

Ihr müßt aber doch wiſſen, Pingone, an wen Ihr vor dem Einzug der Franzoſen ſolche Dolche abgegeben habt; denn da Ihr damals noch nicht öffentlich verkaufen durftet, ſondern gewiß nur an gute Bekannte und vertraute Leute einen oder den andern Dolch heimlich abgelaſſen habt, ſo beſinnt Ihr Euch wol noch, ob ein Bekannter Giuſeppe's darunter war. Nicht wahr, Bürger Pingone?

Ich kenne aber die Bekannten Giuſeppe's nicht, verſetzte ungeduldig der Schwertfeger. Auch muß ich Euch ſagen, daß ich früher ſchon mehr ſolche Dolche verkauft habe als Ihr denkt. Wir haben uns manchmal im Club getroffen, Cola; Ihr wißt, dort haben ſich mancherlei Leute von den Uferbewohnern eingefunden. Wenn nun ein ſolches Geſicht in meinen Laden kam und nach Waffen fragte, habe ich manchmal einen oder den andern meiner Dolche im Vertrauen hergegeben. Ich wußte ja, daß dieſe Burſche revolutionäres Geld hatten; warum ſollte ich ihnen keine Freiheitsdolche geben? Auch fand meine Idee überall Beifall. Nun beſinnt Euch einmal, wer die Leute alle waren? Der Graf hat wol auch ſeine Feinde gehabt. Einmal war er hier in meinem Hauſe und ließ eine Kleinigkeit an ſeinem Degen machen. Wie er dann wegging, ſchimpfte ein anweſender Käufer ſehr heftig auf ihn, ſtieß läſterliche Redensarten über ihn aus und machte bedrohliche Geſten hinter ihm her.

Mit dieſen ſehr unbeſtimmten, ſehr unzuverläſſigen Nachrichten aus dem Munde des furchtſamen Schwertfegers mußte ſich Cola begnügen. Er ſetzte zwar wiederholt ſeine verfänglichen Fragen an, aber alle Antworten des beängſtigten Schwertfegers liefen immer wieder auf das hinaus, was er bereits ausgeſagt hatte.

Sechſtes Kapitel.

Cola kam des folgenden Tags mit dieſer Ausbeute in die Verſammlung, welche bei dem Pfarrer Briani ſtattfand. Er blieb beſcheiden an der Thür ſtehen, um nicht zu ſtören, denn Klärchen war ſchon da und im beſten Erzählen begriffen. Das Mädchen hatte ſich ſehr verändert, es war, ſozuſagen, in ungünſtiger Witterung gereift. Sein Ausſehen ſchien früher etwas hinter ſeinem Alter zurückgeblieben zu ſein, jetzt war es merklich vorgeeilt. Seine Haltung und ſein Betragen hatten etwas Altkluges angenommen. Cola hatte ſchon, als er das Mädchen nach Trappe einlud, ſeine Bemerkungen darüber gemacht; jetzt richtete er aus ſeinem Winkel einige Aufmerkſamkeit auf das Benehmen der Gräfin Blanca gegen Klärchen. Sie hatte eine gewiſſe anſtändige Kälte gegen das Mädchen angenommen, während manchmal ein verſtohlener Blick nach der Erzählerin eine heimliche Theilnahme verrieth. Klärchen richtete ihre Erzählung meiſt gegen ſie, und oft begegneten ſich mit einem kleinen Schreck ihre wechſelſeitigen Blicke.

Vor Cola's Ankunft hatte Klara ſchon erzählt, wie ſie von einem Kameraden Bonatti's, bei zufälligem Begegnen, Giuſeppe's Todesurtheil vernommen und nach der Feſtung hinaufgeeilt war, wie ſich der Mönch hatte überreden und mit Geld gewinnen laſſen, und wie beide Gefangenen endlich aus dem Kerker glücklich entſchlüpft waren. Sie fuhr dann fort:

Der Kerkermeiſter lag für todt da. Den Mönch befreite ich ſchnell von ſeinem Knebel- und Armbande; es war doch immer ein Prieſter, der ſich auch für mich in meiner Angſt um den Entflohenen wohlwollend gezeigt hatte. Sobald er ſich aber erleichtert fühlte, ſtürzte der fromme Pater in Wuth nach der Thür, und da ſie verriegelt war, lärmte er aus Leibeskräften. Dabei ſtieß er Verwünſchungen gegen die undankbaren Verbrecher aus, die man auf dem Fuße verfolgen müſſe. In neuer Beſorgniß zog ich ihn immer von der Thür zurück, um Giuſeppe Zeit zu verſchaffen. Der Mönch ſchlug nach mir, allein es war ſo dunkel, daß er mich nicht recht ſehen und packen konnte, und wenn ich ihn wieder an der Thür merkte, zog ich ihn immer wieder zurück.

Von dem Lärmen und Schreien des Paters mag man endlich doch außen etwas vernommen haben, oder war auch die Frau des Kerkermeiſters über das Ausbleiben ihres Mannes unruhig geworden, genug, ſie kam endlich mit Licht und Wache. Sie gerieth über ihres Mannes Zuſtand, und der Offizier über die Flucht der Gefangenen außer ſich. Der Kerkermeiſter wurde weggetragen, nachdem der Offizier ſchon vorausgeeilt war, um die Kanone zu löſen und die Flucht zu ſignaliſiren.

Der Mönch und ich blieben aber gefangen, doch wurde er noch in der Nacht in ein anderes Behältniß abgeholt.

Nun ſaß ich mehrere Tage in Angſt und Ungewißheit. Die Feſtung wurde beſtürmt, und mein Bräutigam war im Gefecht. Zu mir kam niemand als die Frau des Kerkermeiſters, um mir nothdürftige Koſt zu bringen. Hätte ſie nicht immer wieder die Gelegenheit geſucht, mich auszuſchelten, wer weiß, ob ſie gekommen wäre! Ihr Mann hatte ſich wieder erholt und mag vielleicht nur aus Furcht vor dem anſtürmenden Feinde länger als nöthig war, das Bett gehütet haben.

Endlich ergab ſich die Feſtung. Die Beſatzung erhielt freien Abzug. Ich wurde nun mit dem Mönch einigemal ins Verhör genommen und bekannte offenherzig, was ich gethan hatte. Da ich nun in den Augen der Franzoſen, die jetzt Nizza und die Feſtung innehatten, keine Verbrecherin war, wurde ich auf freien Fuß geſtellt und noch obendrein belobt.

Als Klärchen geendigt hatte, trat Cola mit der Frage hervor, ob ſie den Entflohenen auch Waffen zugeſtellt habe. Sie verneinte es, worauf Cola ſeine Verhandlung mit dem Schwertfeger vortrug.

Nach allen Umſtänden war nicht begreiflich zu machen, wie Giuſeppe des Mordes an dem Grafen Rivoli verdächtigt werden könnte. Er war ohne Waffe aus dem Kerker entflohen. Der Schwertfeger wollte nichts von ihm wiſſen, und ſo blieb nur noch der Zufall anzunehmen übrig, daß er von einem Bekannten den Dolch erhalten haben mußte, wenn ſein Arm den unſeligen Streich geführt haben ſollte.

Dagegen machte Moritz geltend, daß die That faſt in dem Augenblick der Flucht geſchehen ſei, und daß Giuſeppe in jener Stunde doch wol vor allem auf ſeine Sicherheit bedacht geweſen wäre.

Sollte er und Sermano überhaupt in die Stadt geflohen ſein, meinte Agneſe, da das Gebirge mehr Sicherheit verſprach und die Nacht eine Flucht dahin begünſtigte? Und wie wäre es zu begreifen, daß er gerade zur Vermählungsfeier geeilt wäre? Die Trauung iſt ſo ſchnell und heimlich betrieben worden. Wie ſoll Giuſeppe davon gewußt haben?

Klärchen betheuerte, daß ſie ſelbſt nichts davon gewußt und mithin Giuſeppen nichts geſagt habe. Nur ein Stündchen vor der Trauung ſei durch den Kirchner die Nachricht von dieſer Feier in der Nachbarſchaft der Jeſuitenkirche verbreitet worden.

Und in welchem Anzuge ſollten ſich die Flüchtlinge, oder einer derſelben, in die Kirche gedrängt haben? wendete der Baron ein. In der Kutte? Niemand hat einen Mönch wahrgenommen, doch würden ſie in dieſem Gewand nicht unbemerkt geblieben ſein. Oder in ihrem Kerkeranzug, falls ſie etwa die Kutten abgeworfen hätten? Dann wären ſie in den halb ſchwarz, halb weißen Lumpen einem allgemeinen Aufſehen gar nicht entgangen und hätten ſich der größten Gefahr ausgeſetzt.

Nachdem man in lebhafter Wechſelrede alle Fälle und Vermuthungen erſchöpft hatte, erklärte der Pfarrer Briani: Ihr guten und wohlmeinenden Freunde baut immer nur auf die äußern Umſtände. Zwar iſt es mir nun lieb, daß auch dieſe alle für meinen Giuſeppe günſtig ſprechen; allein, wenn ſie auch alle wider ihn wären, ſo würde mich das doch nicht irremachen, indem ich auf den innern Umſtand in der Sache baue. Wäre es denn möglich, daß Giuſeppe, wie wir ihn alle kennen, im erſten Augenblick des geretteten Lebens, beim erſten freudigen Athemzug unerwarteter Freiheit einen Mord begangen hätte? Eben war ihm die Wohlthat zärtlicher Dankbarkeit und liebreicher Aufopferung zugute gekommen, und ſein Herz hätte noch Raum für Haß, Tücke und Verbrechen gehabt? Konnte er wol überhaupt nach ſolchen Aengſten des Kerkers und nach den Vorboten des Todes noch haſſen? Und in welchem unnatürlichen Maß hätte er haſſen müſſen, um ſo boshaft zu handeln und ſo unbeſonnen zu Werke zu gehen? Das Leben war ihm ja nur erſt geboten, noch nicht völlig geſchenkt; die Verfolgung war ihm noch an der Ferſe, in Nacht und Ferne mußte er ſein Heil gewinnen, und er hätte ſtatt deſſen einen Dolch und einen Feind aufgeſucht?

Blanca wendete mit einiger Aengſtlichkeit das Beiſpiel des mitgefangenen Sormano ein, der ja ebenfalls im Augenblick der Flucht den Mönch geknebelt, den Kerkermeiſter zu Boden geſchlagen habe.

Sie werden das nicht einen unnöthigen Haß nennen wollen, erwiderte Briani. Es war eben eine Art von Nothwehr, vielleicht die einzige Möglichkeit, die angebotene Flucht auszuführen. Der Mönch und der Kerkermeiſter traten einem entſchloſſenen Manne als Todfeinde in den Weg. Anders war aber der Fall bei Giuſeppe.

Klärchen ſchilderte dagegen die ſanftmüthige Faſſung Giuſeppe's, die Unbeholfenheit, in welcher er von dem

Genueſen geleitet worden ſei. Sie rief alle Heiligen zu Zeugen auf, daß Giuſeppe gewiß nicht den Mord an Rivoli begangen habe.

Doch mußte man wenigſtens die äußern Umſtände jenes unglücklichen Abends, die für Giuſeppe's Schuldloſigkeit ſprachen, auch für den Genueſen gelten laſſen. Konnte man ihn auch von Haß gegen Rivoli und von verwegener Ruchloſigkeit nicht freiſprechen, ſo war er doch im übrigen ebenfalls ohne Waffen entflohen und überhaupt in ganz gleicher Lage mit Giuſeppe geweſen. Auch Briani gab dies zu. Es blieb demnach nichts übrig, als die Bemerkung des Schwertfegers feſtzuhalten, der Graf habe wol auch ſeine Feinde gehabt. Eine Stille trat ein, in welcher man über das hochfahrende, vorurtheilsvolle Weſen Rivoli's ſtumme Bemerkungen machte, die man aus Schonung gegen Blanca nicht laut werden ließ. Die Gräfin verſtand dieſes Stillſchweigen. Ihr ſelbſt fiel in dieſen Augenblicken wieder ein, wie hart und ungerecht der ſelige Graf ſeine eigene Schweſter einſt vor ſo vielen Menſchen mishandelt hatte. Der Gedanke drängte ſich ihr auf, ob nicht vielleicht eine unbegreiflich waltende Vergeltung den Grafen für jene unnatürliche That durch unbekannte Hand erreicht habe. Sie ſuchte dieſen ſchmerzlichen Gedanken niederzukämpfen, das Bild ihres verſtorbenen Gemahls zu verſöhnen. Es gelang ihr nicht, und ſie erhob ſich in großer Unruhe von ihrem Sitze.

Faſſen wir doch erſt einen Beſchluß! mahnte der Greis Briani. Man blickte einander verlegen an. Endlich ſprach Blanca:

Wohlan denn! So wollen wir Giuſeppe durch förmlichen Spruch für ſchuldlos erklären. Dieſe dunkeln Gewänder, die mich umgeben, waren ſeine Ankläger, mein Herz mag nun ſein Richter ſein. Mit Freude will ich um Euertwillen, Vater Briani, und für den gebeugten Vater Adrian Giuſeppe freiſprechen von jener That, und zum Zeichen deſſen ſeine Befreierin, ſein Klärchen, umarmen.

O, meine gnädige Gräfin! rief Klärchen gerührt aus. Wie glücklich bin ich, daß Sie mich nicht mehr haſſen.

Gehaßt habe ich dich nicht, erwiderte Blanca, nur beklagt als die ſchuldloſe Veranlaſſerin des Unglücks. Vergebe nun der Himmel dem unbekannten Verbrecher! Leite er aber auch Giuſeppe's Schritte zu deſſen Zufriedenheit und Glück, und möchte der Flüchtling einſt zurückkehren, ſeiner Befreierin zu danken!

Es ſoll mich freuen, wenn er einmal wiederkehrt und die Verzeihung der gnädigen Gräfin erlangt, verſetzte mit Ruhe das Mädchen. Im übrigen ſind wir nun quitt, Giuſeppe und ich. Eine alte Schuld habe ich nun bezahlt, und das Herz iſt mir nun leichter. Meinem Bonatti wird es auch zugute kommen, daß ich ihm einſt am Altar kein verpfändetes Herz übergebe. Ja, ja, meine gnädige Gräfin! Ich ſehe jetzt die Sachen ganz anders an. Wüßte mein Bonatti nur, wie viel mehr und anders ich ihn jetzt liebe! Seit ich in den Paglione gefallen war, hatte ich ein Fieber und bin es erſt im Kerker los geworden. Es geht doch nichts über die Freiheit!

Man lachte mit dem vergnügten Klärchen und fragte nach Bonatti's Schickſal.

Nachdem er mich an die Mönche gewieſen hatte, habe ich ihn nicht mehr geſehen, antwortete Klara. Im Kerker konnte und durfte er mich nicht beſuchen, dann iſt er mit der Beſatzung der Feſtung, ich weiß nicht wohin, abgezogen. Doch hat er mich durch einen verwundet zurückgebliebenen Kanonier vielmal grüßen und beſchwören laſſen, ihm treu zu bleiben. O, mein geliebter Bonatti, ewig, ewig! Gott erhalte ihn nur froh und geſund!

Es war ſpät, und man trennte ſich. Moritz verſprach, an einem der erſten Tage wiederzukommen, um mit Briani zu überlegen, was nun zur Verſöhnung des Marcheſe zu verſuchen ſein möchte.

Siebentes Kapitel.

Am Vorabend des heiligen Valentin waren die Beichtſtühle in der Auguſtinerkirche zu Alba von Bürgersleuten ſehr umſtanden und umkniet. Die Vesper wurde geſungen, und gegen das Ende derſelben drängten ſich die Menſchen nach der Marmorbank, die im Halbkreiſe den Niſchenaltar des heiligen Valentinus umgab. Bald trat ein Prieſter, im Chorhemd und mit der Stola, hinter die Bank und enthüllte eine ſilberne Kapſel mit den Reliquien des heiligen Valentin. Von einem zum andern der andächtig Knienden wandelnd, legte er jedem die Kapſel auf die Stirn, betend und bekreuzend, und bot dann die Glasſeite derſelben zum Kuß. An den Platz des Aufſtehenden drängten ſich andere zum Knien und warteten des rückwandelnden Prieſters.

In dieſem Jahre war der Zudrang ſtärker als ſeit lange; denn es waren in den jüngſten Tagen, bei ſehr ſchlaffer Winterluft, wiederholte epileptiſche Zufälle in der Stadt, ſelbſt an öffentlichen Orten, vorgekommen und hatten die Andacht zum heiligen Valentin, dem Schutzpatron gegen fallende Krankheiten, angefeuert.

Eine heitere Februarſonne ſchimmerte untergehend an den hohen Fenſtern der Kirche, die Sperlinge zwitſcherten lebhaft um den Fenſterſims und auf dem hohen Maulbeerbaum, der mit jungem Laub im Kloſtergarten ſtand.

In einer Kapelle zur Seite des Hochaltars wandelten indeß zwei Männer in Mänteln und leiſem Geſpräch auf und nieder. Sie traten zuweilen heraus und blickten ungeduldig nach den Beichtſtühlen in der Kirche und nach der Treppe zum Chor; aber die Dämmerung war unter den Bogengängen ſchon ſehr vorgerückt, ehe der erwartete Pater ankam und den Harrenden einen Guten Abend bot. Der kleinere von beiden trat mit den Worten vor: Pater Lector Gherardo, hier bringe ich Euch den verſprochenen Freund, Herrn Vincenzo Sormano von Genua!

Der Lector, wiewol bedeutend älter, grüßte auf eine ſehr ehrerbietige Weiſe den Genueſen und drückte in gemeſſenen Worten ſeine Zufriedenheit über dieſe lange erſehnte Bekanntſchaft aus. Ihr ſeid mir, Herr Vincenzo, längſt ein ſehr merkwürdiger Mann geweſen, ſagte er; früher ſchon durch das, was mir da Herr Bonafous bei gelegentlichen Beſuchen in hieſiger Stadt von Euch eröffnet und mitgetheilt hat, ſodann aber noch mehr durch Euere rühmliche Wirkſamkeit und preisliches Bemühen drüben in Nizza. Und nun habe ich mich auch in Euerm Aeußern nicht geirrt, ja, ſo habe ich mir Euch doch immer gedacht! Dieſe hohe Geſtalt, dieſer kühne Blick verkündigen gleich den edeln Republikaner, den unermüdlichen, uneigennützigen Volksfreund. Selbſt dieſe Unruhe Euers Auges, die mir an einem Kloſtermanne nicht gefallen würde, iſt an Euch von Bedeutung und ein Abbild unſerer bewegten, ſuchenden und oft geſchreckten Zeit.

Forſcht nicht ſo in mir, Pater Gherardo, erwiderte halb ſich abwendend der Genueſe; Ihr ſeht mich für zu bedeutend an. Ich bin gekommen, mehr von Euch zu hören. Mein Freund Bonafous ſagt mir, daß Ihr auf ausgezeichnete Weiſe für die gute Sache glüht. Da getröſte ich mich denn Euers guten Raths und Beiſtandes. Ich bin hier, um zu ſehen, was ſich im Piemonteſiſchen für eine Republik thun laſſe. Nizza und Savoyen haben ihr Glückslos gezogen, was können wir denn hierzulande Heilſames vollbringen? Ich bin hier ſehr fremd und denke daher ohne Euern Wink und Rath nichts zu thun, Pater Lector.

Schwacher Rath zu einer großen That! lächelte der Pater. Was ich im ſtillen beitragen kann, werde ich mich in meinem Gewiſſen für verbunden halten zu thun.

Es verſteht ſich, wendete der Genueſe ein, daß auch der ehrwürdige Pater ſeine Wünſche und Bedürfniſſe hat und jede Leiſtung ihres Lohnes werth iſt.

Nein, nein, mein Herr! betheuerte Gherardo, verkennt mich nicht, edler Mann! Kann ich Euch auch nicht in kühnem Handeln nacheifern, in der Uneigennützigkeit werde ich es doch gewiß. Ja, das iſt meine feſte Ueberzeugung: Tugend iſt die Grundlage der Republik. Wie Ihr ſeht, bin ich über die Jahre des Ehrgeizes hinaus, und meine nüchterne Einſamkeit hat keine großen Bedürfniſſe. Selbſt meine Bücher ſollen ſich nicht vermehren, das Leben wird meine Bibliothek ergänzen.

Viele Jahre habe ich mich anhaltend mit meinen lieben Alten, mit den claſſiſchen Griechen und Römern, befaßt und ihre unwandelbare Weisheit in den wechſelnden Ausgaben und Leſearten immer wieder aufgefunden. Nun werden die Thaten der Neuern dieſe alte Weisheit ausſpinnen und ein herrliches Gewebe der Zukunft hervorbringen. Die überwinterten Puppen alter Worte werden, ſozuſagen, auf dem Maulbeerbaum des Lebens lebendig werden. Darauf wird die ganze Aufmerkſamkeit meines nur leider noch zu kurzen Lebens gerichtet ſein. Ich rede ungern von meiner Wenigkeit, großmüthiger Mann; aber ſollen wir zuſammen handeln, müſſen wir uns immer auch ein wenig näher kennen. Seht, ſo geſtehe ich Euch denn ein, daß ich doch nicht thörichterweiſe mich von allem Eigennutz freiſprechen darf. Der Menſch ſchmeichelt ſich viel zu oft, ohne Selbſtſucht zu ſein, und iſt doch in den heiligſten Angelegenheiten oft am ſelbſtſüchtigſten. Wir mögen nun die Welt auf uns, oder uns auf die Welt beziehen, unſer Selbſt iſt immer dabei im Spiel. Nun in des Himmels Namen! So vernehmt denn, warum mich die jetzige Zeit ſo ſehr intereſſirt; weil ſie nämlich das zu erfüllen ſich anläßt, was mir vieljährige Forſchungen als wahr und heilſam gezeigt haben. In meinen jüngern Jahren iſt mir das Hof- und Staatsleben nicht ganz fremd geblieben; immer jedoch hat es mich bekümmert und betrübt, daß man es mit den ſchönen Lehren des Alterthums ſo hingeſtellt ſein ließ, die uns doch ſchon beim Leſen ſo beglücken, und mithin im Leben vollends befriedigen müßten; aber dieſe herrliche Weltweisheit blieb verſchloſſen, und unſere

Staatsmänner mühten ſich ab, wie ſie ja in allen Stücken das gerade Gegentheil jener Weisheit ausführen und bewerkſtelligen möchten. Wie oft habe ich Plato's Republik geleſen; aber zeige mir einer, wo man je Anſtalt getroffen habe, etwas dergleichen ins Leben zu rufen? Da erklärte ich mir denn zuletzt dieſen Widerſpruch alſo: Wir haben lauter Monarchien in der neuern Welt, ſagte ich zu mir, die Weisheit des Alterthums iſt aber nur Republiken angemeſſen. Alſo muß denn die Glückſeligkeit Europas an dem Eigennutz und der Selbſtſucht einzelner gekrönter Häupter zu Grunde gehen! Wo ein neuer Fürſt den Thron beſtieg, blickte ich im Geiſt hin, voll unruhigen Erwartens, ob nicht endlich einer edelmüthig genug wäre, zum Glück ſeines Volks wieder herabzuſteigen und etwas Platoniſches hervorzurufen. Aber nie und nirgends ſah ich dergleichen geſchehen. Ich zog mich darob immer tiefer in die Einſamkeit zurück und bat täglich dreimal meinen Plato um Verzeihung, daß er ſo lange Geduld mit der Thorheit und Kinderei des chriſtlichen Zeitalters tragen müſſe. Ich hielt mich zuletzt immer feſter an die Ueberzeugung, daß die ſo ſchön eingekleidete Weisheit nur für die keuſch Beſchauenden, die nackte Thorheit aber für die im Weltgeräuſch Handelnden da ſei. Mittlerweile wuchſen mir die Jahrzehnte über den Rücken und über die Tonſur. Ergeben in den Zwieſpalt der Welt, las ich und bildete Schüler in meinem Sinn und die ſo fühlten und forderten wie ich. Jeder Schüler ward ein Echo meiner Klagen. Und ſiehe da, alſo weckten wir gemeinſam klagend endlich doch das ſchlummernde Schickſal der Welt auf. Plötzlich regt ſich die Zeit; auf einmal wird das Leben wacker. In Frankreich gärt es; es geht freilich wild und blutig her, aber ein tauſendjähriger Eigennutz der Gewalt iſt auch ein gar ſchrecklicher Rieſe. Wir weinen, daß ſein Haupt ſo viel Bluts koſtet, und freuen uns, daß eine junge Republik geboren wird. Seht, nun iſt die Möglichkeit gegeben, daß platoniſche Gedanken die Welt beglücken. Seitdem ſteht die Prachtausgabe meines Philoſophen vor dem Fenſter meines Kloſterſtübchens, und dreimal des Tags rufe ich: Plato, Sohn Ariſton's, ſieh dich um! Freue dich, göttlicher Mann, die Welt fängt an, klug zu werden. Strecke deinen Hals, akademiſcher Schwan, zeige die reine Bruſt deiner Weisheit und das weiche Gefieder deiner Lehren! Könnt Ihr mich nun noch für uneigennützig erkennen, edler Sermano? Ich freue mich beim Gedeihen Euerer Revolution darüber, daß die Ergebniſſe meines Forſchens ſich doch nicht als einen Irrthum ausweiſen werden; ich ſehe den Umſturz des Altherkömmlichen nur als die Probe an, welche die Welt über das Rechnungsexempel meiner Gedanken machen wird. Euere Thaten, edler Mann, und alle die Mühen und Arbeiten ſo vieler Wackern gehen nur darauf hinaus, meine Ueberzeugungen und Erwartungen zu rechtfertigen. Bin ich uneigennützig zu nennen?

Lächelnd verſetzte der Genueſe: Mich freut es, daß Ihr doch nicht voreilig am Fortſchritt der Welt verzweifelt ſeid. Euer Eigennutz iſt übrigens ſo platoniſch wie Euere Erwartungen, und wer dürfte ihn verwerfen? Ihr habt da übrigens mehr, als Ihr glaubt, zum Fortſchritt der Zeit beigetragen, indem Ihr eine Anzahl

Schüler gebildet habt, die, jetzt im Lande zerſtreut, wie lebendige Funken in den alten Zunder der Monarchie gefallen ſind. Dieſe Schüler ſollen uns von großem Nutzen ſein. Ich muß vor allem Euere Aufrichtigkeit, guter Pater, mit gleicher Redlichkeit erwidern. Nizza, wißt Ihr, iſt durch meine Bemühungen frei und beglückt. Dies große Werk genügte mir aber noch nicht. Ich hätte mich in Ruhe ſetzen können, Geld und Güter ſtanden mir zu Gebote, aber ſie lockten mich nicht. Es trieb mich hinweg, wo nichts mehr zu thun war. Ich muß immer ein tüchtiges Penſum, einen rechtſchaffenen Beruf vor mir haben, ſonſt iſt mir nicht wohl; mein Herz kann nicht frei und friſch ſchlagen, außer in Drang und Sturm. Nun iſt Euch auch bekannt, daß die feſten Plätze im Gebirge den feigen piemonteſiſchen Soldaten noch zu ſtatten kommen. Dort angelehnt, halten ſie die Franzoſen auf, in das Herz von Piemont einzudringen und auch die dieſſeitigen Provinzen zu befreien und zu beglücken. Unſere Aufgabe iſt es nun, hier, in den Gegenden dieſſeit der hohen Alpen, das Verlangen des Volks nach Freiheit anzufachen. Wenn es uns gelingt, wenn wir die Einwohnerſchaft von Alba und der Umgegend bis hinüber nach Pollenza, Cherasco, Foſſano, Sevigliano, Racconigi, Carmagnola und ſo fort, in Bewegung bringen, dann werden ſich die piemonteſiſchen Truppen im Gebirge nicht halten können. Jenſeits drängen die Franzoſen, dieſſeits iſt das eigene Land wider ſie; von dort iſt die Zufuhr der See, von hier die Verbindung mit Turin abgeſchnitten. Aber bis wir dies ſchwerfällige Volk in Bewegung bringen werden!

Man iſt in hieſiger Gegend noch ſehr verzagt und noch ſehr unklar über den Wechſel der Zeit und über das wahre Glück der Nation. Darum wäre uns die Geiſtlichkeit von ſo großem Nutzen, wenn wir ſie auf unſerer Seite hätten, und darum könnt Ihr, vortrefflicher Pater, jetzt alles für unſere und die platoniſche Sache durch Euere Schüler wirken.

Der Pater Lector erwiderte: Ich werde Euch auf einer Liſte alle die Geiſtlichen namhaft machen, die, in der Gegend umher zerſtreut, entweder gleiche Geſinnungen mit mir theilen, oder früherhin ähnlichen Hoffnungen und Wünſchen zugeſtimmt haben. Auf der hohen Schule zu Pavia hatten wir eine zahlreiche geheime Verbindung, und eine ähnliche Verbrüderung beſtand auf der Hochſchule zu Piſtoja. Nicht, daß wir ſchon damals an eine Umgeſtaltung der Welt gedacht hätten, wir begnügten uns in jener ungünſtigen Zeit, vorerſt nur eine Schule für die neuen Anſichten und Grundſätze der Freiheit in Kirche und Staat auszubilden und auszubreiten, bis die Zeit herankommen würde, unſerm unglücklichen Vaterlande aufzuhelfen.

Ha, Italien! fiel Bonafous ein. Bald wird es ſein drückendes Joch abwerfen, mit neuem Leben und Glanz ſich erheben. Warum ſollen wir Knechte der Fremden ſein? In welcher Wiſſenſchaft und Kunſt wären wir denn hinter irgendeiner Nation zurück? Warum ſollen wir an Macht hinter Frankreich und Deutſchland ſtehen, da wir es nicht in der Bildung? Es muß jetzt, oder wird nie eine Reſtauration Alt-Italiens geſchehen. Aber niemals werden unſere faulen und feigen Regierungen etwas Großes unternehmen, wenn nicht das Volk zugreift. Mögen ſie es immer Umwälzung, Empörung nennen, mit ihrem Schreien ſollen ſie uns nicht ſchrecken. Die rauhe Schale der Revolution birgt einen heilſamen Kern der Freiheit, die Uebel der Umwälzung werden vorübergehen, das Heil derſelben wird fortwähren und alle Verluſte vergüten.

Die Augen des Lectors glänzten, ſeine Stirn verklärte ſich, ſein Mund lächelte beifällig. Er ſtimmte beſonders darin bei, daß die Völker ſich verbinden müßten, um Freiheit zu erringen, weil die herrſchende Kaſte des Adels, des weltlichen und geiſtlichen, noch lange nicht, oder niemals, die Vortheile freiwillig aufgeben würde, die ſie in der bürgerlichen und religiöſen Unterdrückung fände. Er berief ſich auf die erſte, einfache, brüderliche Einrichtung der Kirche. Damals habe ſich noch echte Liebe und Andacht unter den Menſchen gefunden, bei der damaligen bürgerlichen Gleichheit aller untereinander ſei das Regiment der Fürſten und der Biſchöfe nur ein nothwendiger Dienſt für das allgemeine Wohl geweſen. Seit Jahrhunderten habe ſich indeß aus jener liebevollen Gleichheit die Selbſtſucht der Gewalt immer höher gehoben und eine Uebereinanderordnung der Mächtigen geſchaffen. Auf den höchſten Gipfel habe man alsdann hier einen Thron und dort einen Heiligen Stuhl geſtellt und ſich „von Gottes Gnaden" betitelt, ſtatt daß man ſich von „Volks Gedulden" ſchreiben ſollte. Seitdem wären auch der Papſt und die Könige einig und arbeiteten einander in die Hände, die doch früher in Wuth und Willkür zum Glück der Völker einander beſchränkt hätten.

Man konnte an der Wärme, mit welcher der Lector ſprach, gar wohl bemerken, daß er auf einem Lieblingsthema war. Auch würde er ſo bald nicht fertig geworden ſein, wäre nicht der Kirchner, der ſchon ſeit einer Viertelſtunde in ehrerbietiger Entfernung die Kirche zu verſchließen harrte, mit ſeinen Schlüſſeln immer lauter und ungeduldiger geworden. Bonafous und der Genueſe drangen alſo auf den Abſchied. Pater Gherardo begleitete ſie zur Thüre. Der Genueſe pries des Paters Einſicht und Eifer und brachte dann noch einige Bitten vor. Man wollte nämlich offene Briefe an die Geiſtlichkeit Piemonts und an die Soldaten der piemonteſiſchen Armee verbreiten, wovon man ſich eine gute Wirkung verſprach. Ebenſo zweckmäßig hatte man es gefunden, eine Adreſſe im Namen der Einwohner Piemonts an die Franzoſen zu richten und ihren Beiſtand anzurufen. Wie viel auf eine kluge und nachdrückliche Abfaſſung dieſer Schreiben ankam, lag am Tage, und der Genueſe wußte die Talente und die Kenntniſſe des Lectors ſo fein zu rühmen, daß der gute Pater dieſe Schreiben zu entwerfen verſprach. Man ſchied mit der Verabredung auf baldiges Wiederſehen.

Die Straßen der Stadt waren bei heiterm Frühlingswetter und Mondſchein ſehr belebt, ſodaß die beiden Freunde durch Umwege unbemerkt nach der Wohnung des Advocaten Mandelli zu gelangen ſuchten. Unterwegs ſpotteten ſie über den Pedanten Gherardo. Wir müſſen wahrhaftig den Plato leſen, ſagte der Genueſe, damit wir doch klar über das werden, was wir eigentlich wollen, oder was die Zeit mit uns will.

Ich habe mich über Euere Geduld und Freundlichkeit gewundert, verſetzte Bonaſous. Ich will nur geſtehen, ich habe mit gutem Vorbedacht ſo lange gezögert, Euch dem gelehrten Herrn zuzuführen, der ſo ſehr nach Euch verlangte. Aber ich fürchtete, Euere jetzt oft ſo wunderliche Laune könnte den ſtillen Geiſtlichen verſchnupfen und den Gewinn, den ich mit ſo vieler Mühe an ihm gemacht habe, wieder verderben. Leugnet mir's nur nicht, Ihr ſeid der alte gar nicht mehr, wie ich Euch ſonſt in Nizza kannte. Welcher jähe, ungeſtüme Geiſt iſt nur in Euch gefahren, Vincenzo.

Schweigt davon, jetzt und immer! antwortete heftig der Genueſe, und Bonaſous ſah mit Kopfſchütteln den aufbrauſenden Mann von der Seite an.

Achtes Kapitel.

Bei dem Advocaten Mandelli, in einem hintern Saal mit wohlverwahrten Fenſtern, war eine zahlreiche Verſammlung älterer und jüngerer Männer. Man erwartete heute Ranza zurück, einen Freund, den man nach Turin geſendet hatte, um dort in den höhern Kreiſen Verbindungen anzuknüpfen und die geheimen Entwürfe des Cabinets auszukundſchaften. Da Ranza immer noch ausblieb, ſetzte man ſich zu einem kleinen Mahl, bei welchem man dem Erwarteten einen Platz offen ließ. Es wurde brav getrunken und lebhaft geſprochen.

An den Geſprächen und Manieren der Verſammelten gab ſich indeß beim erſten Blick eine ganz andere Verbindung zu erkennen, als der Genueſe im Nizzardiſchen früher geleitet hatte. Es war keine brot- und bildungsloſe Gaunerſchaft, ſondern eine Verbrüderung angeſehener und vermögender Männer. Durch fleißiges Leſen und Beſprechen waren ſie klar über die Ideen der Zeit und machten, durch das Geheimniß dieſer verbotenen Beſchäftigung verbunden, ſeit manchem Jahre eine heimliche politiſche Sekte aus. Gerade die edelſten und uneigennützigſten Gemüther ſchloſſen ſich ihnen an. Lange hatten ſie ſich im ſtillen an Meinungen erfreut, mit Wünſchen zufrieden gegeben; nun konnten ſie bei den Bewegungen in Frankreich die ungeduldigſten Hoffnungen nicht zurückhalten. Alle waren für eine Republik, eine Krone ſchien ihnen nicht weit genug für die vielen Bedürfniſſe eines Volks, noch für die mannichfachen Beſtrebungen aller edeln, gleichberechtigten Männer eines größern Landes zu ſein.

Wie der Wein den Geiſt dieſer lebhaften Geſellen noch mehr in Schwung ſetzte, wurden alle ſolche Gedanken und Anſichten laut und lebhaft durchgeſprochen. Der Genueſe nahm indeß wenig Antheil an dieſen Reden. Er war nicht intereſſelos, aber verſtimmt. Wein und fröhliche Geſellſchaft wirkten nicht mehr günſtig auf ihn, und wie endlich gar der Maler Cerrato die heftige Unterredung mit Geſang und Guitarrenſpiel unterbrach, zog ſich der trübſinnige Mann noch tiefer in den Erker des Saals zurück.

Sagt uns doch, Vincenzo, rief bei einer Pauſe Bonafous, was iſt denn zuletzt aus dem jungen Mann geworden, den ich mehrmals in Nizza bei Euch fand, wißt Ihr, der die Liebſchaft mit der Marcheſentochter hatte?

Ja wohl, Euerm Kerker- und Fluchtgenoſſen! ſetzte Mandelli hinzu.

Ich weiß nicht, wo er hingekommen, antwortete kurz und ſchwermüthig der Genueſe. Er war ein guter Kerl, ich habe ihn zu Grunde gerichtet, er thut mir leid.

Was habt Ihr? fragte verwundert Bonafous. Ihr misverſteht uns!

Nein, fuhr der Genueſe fort, ihr misverſteht mich. Ich hatte mich in dem jungen Menſchen geirrt, ja, er hat ſich ſchon in ſich ſelbſt geirrt. So muthig, ſo kühn und frei, wie ich ihn zuletzt fand, verſprach ich mir Wunder von ihm; aber er iſt irre an unſerer Sache geworden, die ihm nicht rechtmäßig erſchien. Es gibt ſolche Menſchen; der Wille iſt nicht Herr und Herrſcher in ihnen, der ſein eigenes Recht und Geſetz gibt, ſondern er iſt nur ein edler, eifriger Diener eines Rechts, das er über ſich anerkennt. So war es mit Giuſeppe! Er dauert mich! Er wäre gut am rechten Platze geweſen. Ich kann aber nichts mehr für ihn thun.

Der Maler Cerrato verſetzte: Dann hat er auch wol nicht den Grafen Rivoli weggeputzt, wie die Meinung geht? Er ſcheint denn doch zu gut und rechtſchaffen für einen Meuchelmörder zu ſein, Vincenzo?

Kaum war dies wohlgemeinte Wort geſprochen, ſo hielt auch ſchon der Genueſe, wie im Tigerſprung, den erſchrockenen Jüngling an der Bruſt gefaßt, bleich, mit bebenden Lippen, ſprachlos. Man ſprang zwiſchen beide, denn Cerrato ächzte ſehr. Ein Tumult entſtand, Gläſer und Flaſchen fielen von dem erſchütterten Tiſche. Man ſuchte den Genueſen zu beruhigen und zum Verſtändniß zu bringen, da man gar nicht begriff, wie er um Giuſeppe's willen ſo beleidigt ſein könne. Ihr geſteht ja ſelbſt, hieß es, daß Ihr kein ſo inniger Freund mehr von jenem Jüngling ſeid, und wenn auch, iſt denn nicht das Beſte von ihm geſagt werden?

Ehe man jedoch von dem ſprachloſen Genueſen eine Erklärung herausbrachte, trat der erwartete Ranza herein und gab der Aufmerkſamkeit und der Neugierde eine andere Richtung. Er theilte Briefe an etliche der Anweſenden aus und ſetzte ſich an ſeinen Platz, um einen flüchtigen Bericht zu erſtatten. Man ſchob ihm Erfriſchungen zu, er aber verſetzte in ſeiner trockenen Weiſe: Nein, was denkt ihr von mir? Wofür haltet ihr mich? Ich will euch nicht warten laſſen; ſo geſättigt ihr ſeid, nagt ihr doch am Hungertuch für meinen Bericht.

Ranza legte einen genauen Plan über die Stellung vor, welche bei Eröffnung des nahen Feldzugs die verbündete öſterreichiſch-piemonteſiſche Armee einnehmen ſollte. Der General Devins hatte den Oberbefehl. Die Armee lehnte ſich in den vortheilhafteſten Stellungen an das Gebirge von Raus, an die Gipfel der Sorgenti und in der Mitte an die Feſte Saorgio. Die eigentlichen Piemonteſen hielten die Höhen der Alpen, die Oeſterreicher nahmen die Niederungen ein, um beſonders auch das Volk im Zaum zu halten.

Alſo traut man ſchon dem Volk nicht mehr? rief Bonafous aus. Das Gewiſſen ſchlägt ſie, ihr Schickſal ahnt ihnen.

Der König iſt ſehr mistrauiſch, erzählte Ranza. Denkt euch nur, alle Geſellſchaften, ſogar die adelichen Caſinos, ſind auf königlichen Befehl geſchloſſen worden, um Verſchwörungen vorzubeugen. Iſt das nicht ein gutes Mittel? Könnte man ein beſſeres ergreifen, um Verſchwörungen zum Bedürfniß zu machen? Dies Mistrauen iſt es aber nicht allein, was den Adel empört. Vielmehr iſt der König gegen den Adel, den er ſonſt ſo ausſchließend begünſtigte, ſehr hart und ungehalten, und wendet ſich den Bürgerlichen zu. Der Generalgouverneur Perronne hat bei ſeiner Ankunft aus Savoyen den Monarchen überzeugt, daß nur die adelichen Offiziere an der ſchmählichen Flucht des Heeres ſchuld wären. Nun iſt noch dazu gekommen, daß der Einbruch der Franzoſen in Savoyen und Nizza ſo großen Schreck und eine ſolche unruhige Angſt in Turin verbreitet hat, daß die reichſten adelichen Familien Anſtalt trafen, mit ihren Habſeligkeiten in fremde Länder zu flüchten. Dieſe Schmach und feige Treuloſigkeit hat den König empört. Eben als ich in Turin abreiſte wurde ein königliches Geſetz bekannt gemacht, das ſolche Auswanderungen bei Strafe der Confiscation aller Güter der Auswandernden verbietet. Dieſe Confiscation ſoll auch in der That, wie ich unterwegs erzählen hörte, an einigen angeſehenen Familien, die dennoch Turin verlaſſen haben, ohne weiteres vollzogen worden ſein.

Das iſt ja herrlich! rief Bonafous. Kann uns Seine Majeſtät beſſer in die Hände arbeiten? Die beraubten Adelichen werden ſich unbedenklich an unſere Verſchwörung anſchließen, ſchon aus Rache, und weil ſie nur durch eine Umwälzung wieder in den Beſitz ihrer Güter kommen können. Die andern, die nicht fort dürfen, werden ſich aus Furcht heimlich mit den Franzoſen verbinden, um bei dem Sieg derſelben als gute Freunde behandelt zu werden, da ſie doch in ihren Gedanken die Sache ihres Königs ſchon aufgeben.

Ihr habt recht, verſetzte der Advocat Mandelli. Wir können nun nichts Beſſeres thun, als uns den ausgewanderten und den zurückgebliebenen Adelichen nähern und, verſteht ſich, mit Klugheit und Vorſicht, ſie zu gewinnen ſuchen. Bürger und Bauer hängt doch einmal noch ſehr an dieſer Kaſte und auch noch von ihr ab; unſer Anhang wird ſich reißend vermehren, wenn wir einige angeſehene Geiſtliche und Adeliche auf unſerer Seite haben.

So einleuchtend den meiſten dieſe Meinung erſchien, fand ſie doch bei andern lebhaften Widerſpruch. Dieſe fürchteten, der König möchte durch Verſchmähung des Adels zu populär werden und bei dem Volk deſto mehr Unterſtützung finden. Einige hielten es auch aus andern Rückſichten für bedenklich, mit dem Adel anzuknüpfen. Uns gilt es um eine Republik, hieß es, dieſe iſt aber kein Element für den Adel, der ſich nur in der Hofluſt wohl befindet und niemals auf das Privileg verzichten wird, von beſſerm Stoff zu ſein als wir andern.

Bei dieſem Gegenſtande wurde auch der Genueſe wieder geſprächig und ſtieß den bitterſten Haß gegen den Adel aus. Er auch machte aufmerkſam darauf, daß man gerade in den Gütern des Adels die Mittel finden müſſe, nicht nur die Verſchworenen zu belohnen, ſondern auch das gedrückte Volk zu locken.

Bonaſous lächelte dem heftigen Mann zu. Er allein unter den Anweſenden kannte des Genueſen frühere Lebensumſtände und wußte, als Vertrauter deſſelben, mit welchem Vorhaben der kühne Mann ſich eben trug. Der Genueſe ging nämlich mit nichts Geringerm um, als nunmehr, nach dem Tode ſeiner Geliebten, der Gräfin Porzia Rivoli, und ihres Bruders, des Grafen Rivoli, das ganze Beſitzthum des alten Grafen für den kleinen Tonino in Anſpruch zu nehmen und auf einem oder dem andern Wege zu erlangen.

Ueber dieſe verſchiedenen Anſichten entſpann ſich lebhafter Streit, der die aufgeregten Geſellen bis weit über Mitternacht beiſammenhielt, und doch trennte man ſich, ohne ihn ganz geſchlichtet zu haben. Man ging aus Vorſicht einzeln und in größter Stille auseinander. Wie die meiſten ſchon aus dem Hauſe waren, näherte ſich der Genueſe dem immer noch verſtimmten Maler Cerrato und bat ihn um Verzeihung für ſeine beleidigende Heftigkeit. Er erklärte ihm, daß er das Wort Meuchelmörder misverſtanden habe, und drang ſehr darauf, daß ihm Cerrato vergeben möge. Cerrato ließ ſich bewegen, und beide ſöhnten ſich zur Zufriedenheit ihres Wirths, des Advocaten Mandelli, aus.

Neuntes Kapitel.

Seit Monaten befand ſich die Baronin-Mutter ziemlich rüſtig. Der milde Winter that ihr ſehr wohl, ſie konnte faſt täglich ausgehen und verſäumte dann keinen Morgen, mit dem muntern Knaben Tonino in der Dorfkirche die Meſſe zu hören. Ebenſo pünktlich beobachtete ſie die katholiſchen Feſttage. Agneſe hatte ſich nach und nach an dieſe Schwäche gewöhnt, ſie und Moritz lächelten dazu. Deſto mehr Geduld mußten ſie mit dem auffallend ſchwachen Gedächtniß der guten Matrone haben, das manche höchſt unerwartete Verwechſelung, manches lächerliche Misverſtändniß herbeiführte.

Als die alte Baronin heute, es war am Tage vor des Marcheſe Geburtsfeſt, aus der Nachmittagsbetſtunde kam, hatte ſich, wie gewöhnlich, ein Häuflein alter, gebrechlicher Leute um die Kirchentreppe verſammelt, um die wohlthätige Frau anzubetteln. Die Baronin beſchenkte die einzelnen. Dieſe prieſen laut und lebhaft die Milde der gnädigen Signora und ſagten ihr einen hohen Stuhl im Himmel zu. O, welche edle Frau! riefen ſie aus. Welche fromme, echte Katholikin! Gottes Segen über ſie!

Am Fuß der Treppe warf ſich ein krückenhaftes Mütterchen der Baronin zu Füßen, küßte ihr den Saum des weißen Kleides und ſchwor nach empfangenem Geſchenk, ganz Italien beſitze keine beſſere Katholikin, als die deutſche Matrone ſei. Wie ſie nach dem Schloß kam, wartete auf ſie ſchon der Pfarrer Francesco. Er war, ſeit die Familie in Drappo wohnte, ſelten gekommen; denn mehrmals begegnete er dem alten Briani, deſſen forſchender Blick ihn zu verdrießen ſchien. Zuweilen konnte er auch wegen großer Geſellſchaft nicht vorgelaſſen werden. Etlichemal ließ ihn Moritz hinter dem Rücken ſeiner Schwiegermutter abweiſen; dazu kamen die Kriegsbewegungen und die Familienangelegenheiten im Schloß, die den Pfarrer abhielten. Nun hatte er aber, ſeit Briani das Schloß mied, zuweilen wieder zugeſprochen, und ließ ſich heute nicht abſchrecken, eine ganze Stunde auf die Baronin zu warten; denn er war mit dem Vorſatz heraufgekommen, gegen ſeine Gönnerin auf einer beſtimmten Erklärung wegen Ablegung ihres Glaubensbekenntniſſes zu beſtehen. Ein ganzes Jahr war nun beinahe unter guten Vorſätzen der Baronin hingegangen. Erneuerte Kriegsunruhen konnten leicht wieder dazwiſchenkommen, oder die Familie verließ am Ende ſogar Nizza. Die Baronin war körperlich wohl und Briani dermalen ohne Einfluß. Heute mußte es entſchieden werden.

Erſt ſprach Francesco von ſeiner Haushaltung, beklagte die Einſchränkungen, die er bei der jetzt ſo theuern Zeit machen müſſe, und verwünſchte die Franzoſen, die auch ſogar die Pfarrwohnungen nicht von Einquartierung frei laſſen wollten. Er ging dann auf einige neue

Anſchaffungen über, die ſeine Kirche, Sta.-Reparata, nothwendig zu dem nächſten Oſterfeſt machen müſſe, in ſo klemmen Vermögensumſtänden auch der Kirchenkaſten ſei. Und nun lenkte er auf die beabſichtigte Angelegenheit ein.

Die Baronin verſtand ihn nicht gleich, und Francesco wiederholte daher deutlicher ſeinen Wunſch, die gnädige Baronin möchte endlich doch ihr ſo lange verſchobenes frommes Vorhaben ausführen und mit einem öffentlichen Bekenntniß ihrer Erleuchtung und Ueberzeugung zur Alleinſeligmachenden Kirche übertreten.

Ohne auf den lebhaften Ausdruck der Verwunderung im Angeſicht der Baronin zu achten, fuhr er fort, die Gunſt des jetzigen Augenblicks zu entwickeln, da die gnädige Frau wohl und heiter ſei, Tochter und Schwiegerſohn aber durch Rückſichten auf den Marcheſe abgehalten würden, dieſen heilbringenden Schritt zu hindern, ja, nur übel anzuſehen. Er behauptete, der Herr Marcheſe und Fräulein Blanca wüßten längſt von dem Vorhaben der Frau Baronin und ſähen mit Verlangen der Ausführung deſſelben entgegen. Vergeben Sie meinem Eifer, ſetzte er hinzu, aber durch mein Gewiſſen und durch einen beſondern Antrieb des Himmels fühle ich mich beſtimmt, heute nicht ohne Ihre letzte, entſcheidende Erklärung von hinnen zu gehen. Bei fortgeſetzter Lauheit und Herzensverhärtung müßte ich mit Schmerz die Sorge für Ihr Seelenheil aufgeben und mich in meine Betrübniß zurückziehen.

Um des Himmels willen, guter Francesco, was ſoll ich von Ihnen denken? fiel endlich die erſtaunte Frau ein. Einer Argliſt ſind Sie nicht fähig, Sie müſſen unwohl ſein. Haben Sie Fieber?

Der Pfarrer war betroffen und erbat ſich nähere Erklärung. Dies vermehrte nur die Verwunderung und Beſorgniß der alten Dame. Francesco nahm dieſe Aengſtlichkeit um ſein Wohlſein für einen ihm unverſtändlichen Spott und ward empfindlich und herb. Dies beleidigte wieder die Baronin. Sie verwies ihm die Unſchicklichkeit ſeines Tones und Benehmens und ſetzte endlich erklärend hinzu: Habe ich denn nicht längſt gethan, was Sie von mir fordern? Bin ich nicht längſt Katholikin? Oder wollen Sie mich vielleicht mit Ihrer Ermahnung verblümterweiſe tadeln, daß ich nicht eifrig genug in Erfüllung der Kirchengebote ſei?

Sie wären Katholikin? fragte nun, an ſeinem Theil erſtaunt, Francesco. Seit wann denn, meine Gnädige? Oder hätten Sie ſich in der That von einem gewiſſenloſen Prieſter hinter meinem Rücken in unſere heilige Kirche einführen laſſen? Ha, dieſer Heuchler Briani . . .

Nun gehen Sie aber doch nach Hauſe und laſſen ſich einen Arzt holen! verſetzte halb ärgerlich, halb ängſtlich die Matrone. Wirklich, Ihre Augen zeigen Fieber. Ich werde Ihnen jemand mitgeben, zur Begleitung.

Keinen Spott! Nur keinen Spott! eiferte Francesco. Er ziemt Ihnen nicht gegen einen Prieſter des Herrn! Haben Sie nichts Beſſeres als dieſe höhnende Beſorgniß um meine Geſundheit, womit Sie gegen meine uneigennützige Bemühung um Ihr ewiges Wohl ſich rechtfertigten? Ich bin wohl, Sie aber haben ſehr unwohl gethan!

Ich habe Ihrer Art, ſich auszudrücken, ſchon viel nachgeſehen, Herr Pfarrer, erwiderte ſie vornehm; es mag Ihnen auch das eben gebrauchte Wort Rechtfertigen noch einmal hingehen. Aber eine chriſtlichere und menſchenfreundlichere Erklärung kann ich Ihnen in der That nicht geben, als daß ich Sie für krank halte. Aus eigennütziger Abſicht werden Sie gewiß kein öffentliches Glaubensbekenntniß zum zweiten mal verlangen.

Ich, zum zweiten mal? Ich? fragte Francesco.

Nun denn, bei Chriſti Geduld! rief die Baronin aus. Habe ich denn nicht in Ihre eigene Hand das Bekenntniß abgelegt? In der Jeſuitenkirche, vor dem ſchönen Bilde der Communion des heiligen Benedict? Haben Sie nicht ſelbſt darauf beſtanden, daß die Handlung vor jenem Bild geſchehe, weil Sie eine Erſcheinung oder einen Traum gehabt hätten, der darauf hindeute? Wie ſehen Sie mich denn ſo befremdet an? Wäre Ihnen denn in der That ganz und gar vergeſſen, ohne daß Sie krank wären, vor welcher zahlreichen Verſammlung von Menſchen ich damals geſtanden und gekniet habe? Kopf an Kopf ſehe ich noch alle die Blicke des Erſtaunens und der Andacht, die auf mich gerichtet waren. Und habe ich Ihnen denn nicht am Schluß der Handlung ein anſehnliches Geſchenk für Ihre Sta.-Reparata übergeben? Herr Pfarrer, Herr Pfarrer!

Der Pfarrer brach in ein Gelächter aus. Sie erhob ſich und ſah ihn höchſt beleidigt an.

Sie haben ja geträumt! Das iſt ja Ihr Traum, gnädige Frau! rief der Pfarrer lachend und heftig. Ich beklage Ihr Gedächtniß! Erinnern Sie ſich doch! Sie haben mir ja ſchon im vorigen Frühſommer zu Nizza erzählt, daß Sie ſolchen lebhaften Traum gehabt hätten.

Sie häufen Beleidigung auf Beleidigung! verſetzte ſehr ernſthaft die Baronin. Höchſt unſchicklich betragen Sie ſich gegen mich. Danken Sie es der Rückſicht, die ich als gute Katholikin gegen Ihr Gewand habe, daß ich Ihnen nichts Schlimmeres ſage. Ich bin keine Träumerin, Herr Pfarrer. Ich kann mich meines Glaubens wegen, meines andächtigen Wandels wegen auf das Zeugniß der ganzen Gemeinde in Drappo berufen. Eine Träumerin! Gehen Sie jetzt und lernen Sie mehr Lebensart gegen Frauen meiner Abkunft und Geſinnung. Wiſſen Sie das? Sie ſcheinen ſich auch von dem Freiheitsſchwindel dieſer verkehrten Zeit hinreißen zu laſſen. Sie ſind ein Republikaner, ein Jakobiner! Ich werde mir aber meine Geburt und meinen Stand in nichts kränken laſſen. Gehen Sie! Und der Herr ſei mit Ihnen! Mit Freiheitsſchwindlern will ich nichts zu ſchaffen haben.

Während noch der Pfarrer, ergrimmt und doch betroffen, rechthabend und doch geſcholten, daſtand und in ſeiner Unbeholfenheit auf eine Widerlegung und Ueberführung der Baronin ſann, ſtürzte ein Kammermädchen herein, die gnädige Frau eiligſt zur Frau Baronin-Tochter abzurufen. Mit einem Seitenblick auf den Pfarrer flüſterte ihr das Mädchen zu: Die gnädige Frau will niederkommen; die Hebamme iſt ſchon da, und der Herr Baron hat um einen Arzt nach Nizza geſchickt.

Ich komme, ich komme! rief die Baronin, und gegen Francesco gewendet ſagte ſie:

Leben Sie wohl, Herr Pfarrer! Ich habe einen Enkel, wir haben Nachkommenſchaft. Ich kann nichts mehr für die Sta.-Reparata thun. Gott vergebe Ihnen, was Sie an mir gethan haben. Ich entlaſſe Sie ohne Groll! Wenden Sie ſich nur von den Jakobinern ab! Trauen Sie dem vorübergehenden Glück der Franzoſen nicht. Gott behüte Sie! Ich werde für Ihre Erleuchtung beten. Adieu!

Sie eilte dem Kammermädchen nach, und Francesco verließ, ſeines Aergers, ſeines Ingrimms kaum mächtig, das Schloß.

Zehntes Kapitel.

Der Marcheſe war ausgeritten und kam erſt gegen Mitternacht mit einem Fremden wieder. Er war jetzt öfter auf eine geheimnißvolle Weiſe abweſend, kehrte aber gewöhnlich heiterer zurück, als er ſich zu Hauſe zeigte.

Am andern Morgen, ſeinem Namensfeſte, waren wieder, wie gewöhnlich, Adrian und Briani mit der Gemeinde und Mönche aus verſchiedenen Klöſtern im Vorſaal, um ihre Glückwünſche abzuſtatten.

Muſik war diesmal nicht da. Nach langem Harren trat Blanca, Gräfin Rivoli, heraus, um ihren Vater zu entſchuldigen und den Anweſenden für ihre Aufmerkſamkeit zu danken. Sie hatte für heute ihren Traueranzug abgelegt und betrug ſich ſehr heiter, beſonders auch gegen den alten Adrian und den Pfarrer Briani.

Der Schulze war ſehr gealtert, und ſeine Härte ſchien, wenigſtens äußerlichem Benehmen nach, gebrochen zu ſein.

Die Erinnerung an die vorjährige Feier dieſes Tags war allen ſo lebhaft und durfte doch nicht zur Sprache kommen. Man blickte ſich wechſelſeitig mit Theilnahme an, und dieſe Blicke des Wohlwollens nahmen ſich die Freiheit, das auszudrücken, was dem Munde verſagt war. Nur der alte Adrian ſchien, nachdem ſich die Gemeinde entfernt hatte, mit der Verſuchung zu kämpfen, ſeinen Schmerz gegen Blanca laut werden zu laſſen. Aber Briani, der es merkte und fürchtete, kam ihm zuvor und lenkte auf einen andern Gegenſtand ein. Ihr habt noch ein unangenehmes Geſchäft, Freund Adrian, ſagte er, und das zum heutigen Feſttage auch nicht recht paſſen will. Aber freilich, Gewalt iſt ſtärker als Luſt und Schicklichkeit.

Was iſt denn? fragte Blanca.

Die junge Mannſchaft, die unſer Dorf ſtellen muß, ſoll heute ausgenommen werden. Die Franzoſen wollen ſie nothdürftig eingeübt und ins Lager abgeſchickt haben. Die Gemeinde iſt ſehr unzufrieden darüber.

Was will die Gemeinde? fragte Adrian rauh.

Ei nun, ihre Söhne behalten! lächelte Briani.

Müſſen ſie Söhne haben? verſetzte bitter der Schulze. Andere Väter haben auch keine.

Blanca erſchrak.

Sie können ja zu den Piemonteſen überlaufen, flüſterte Adrian, wenn ſie unſerm König lieber dienen wollen als dieſen Republikanern. Einem Herrn müſſen ſie doch dienen. Oder haben ſie ſich gänzliche Freiheit geträumt? Die Narren!

Blanca lenkte ein und erzählte, welch erfreuliches Angebinde der Herr Baron zum Feſte ihres Vaters gebracht habe. Ein Söhnchen iſt ihm dieſe Nacht geboren worden, ſagte ſie, ein ſchöner, geſunder Junge. Der Vater wird ihn aus der Taufe heben, Anton Alexander wird er heißen.

Briani freute ſich ſehr und ging, dem Baron Glück zu wünſchen.

Adrian ſeufzte: O, welch ein Feſt, wenn ſie geboren werden, die Söhne; aber wenn ſie verloren gehen . . .

Zum Mittagsmahl fanden ſich die drei Männer, der Marcheſe, Moritz und der mit dem Marcheſe in der Nacht angekommene Fremde, ein Baron Rivautella, allein zuſammen. Blanca leiſtete der Wöchnerin Agneſe Geſellſchaft.

Rivautella kam von Turin auf einem Umwege durch das Genueſiſche. Er erzählte von der Stimmung in der Hauptſtadt. Es herrſche dort eine erſtaunliche Thätigkeit, man mache die Compagnien vollzählig, ordne die Milizen, vermehre die Schuldſcheine und präge Geld. Die Feſtungen an den Alpenpäſſen würden verproviantirt, die höchſten Punkte des Mont-Cenis noch mehr befeſtigt, kurz alles auf den nahen Frühlingsfeldzug vorbereitet.

Und die Stimmung des Volks? fragte Moritz.

Der König iſt ſehr geliebt, antwortete der Baron; man wünſcht ſein Wohl und ſieht ein, daß man alles thun müſſe, ihn zu unterſtützen. Eine Erſcheinung nur iſt neu in Turin: man führt ziemlich freie Reden, ſeit die zahlloſen Flüchtlinge Mitleid und Schreck verbreitet haben. Beſonders läßt man ſich hart gegen den Adel aus. Die ſchmähliche Flucht unſerer Truppen in Savoyen und Nizza wird den feigen Anführern zugerechnet; man tadelt es bitter, daß ſeither blos Adeliche zu Offizieren befördert worden ſind. Will man immer noch fortfahren, die Nation zu trennen, auf eine Seite die wenigen mit Vorrechten, auf die andere die vielen mit

Laſten zu ſtellen? Dies iſt jetzt allgemeines Geſchrei. Nur durch Zuſammenwirken aller iſt das Vaterland zu retten, heißt es. Der König wird ſiegen, ſobald er allen ein gemeinſchaftlicher Vater iſt. Oeffnet den Bürgern eine gleiche Laufbahn des Heldenmuths mit den Adelichen! Nur ein edler Wetteifer wird den ſiegreichen Feind ſchlagen.

Der Baron Moritz ſchenkte dieſen Anſichten Beifall. Er glaubte, daß man den Bürger, wenn ſolcher auch noch nicht ehrgeizig genug zum Wetteifer mit dem Adel wäre, um ſo mehr durch den Vortheil an das Vaterland und die Regierung binden und zu Kampf und Opfer anfeuern müſſe. Moritz ſprach ſich daher entſchieden dafür aus, daß man den Bürgern jetzt gewiſſe Vortheile und Bewilligungen einräumen müſſe

Dafür iſt man immer noch weniger geſtimmt, bemerkte Rivautella, als dafür, daß man den Adel durch Aufnahme ſehr ausgezeichneter Köpfe bürgerlichen Herkommens erweitern und erfriſchen müſſe. Indem man dieſe Bürgerlichen adelt, mäßigt man den Widerſpruch, der zwiſchen Adel und Bürgern bei der Theilnahme an gleichen Rechten unvermeidlich iſt. Zugleich gewährt man durch dieſes Mittel dem Adel die Genugthuung, daß alles Ausgezeichnete nur innerhalb der Adelsregion zu finden ſei, und ſchmeichelt dennoch den ehrgeizig aufſtrebenden Bürgern, von denen man größere Anſtrengungen für den König verlangt.

Noth adelt nicht! fiel der Marcheſe kurz und hart ein.

Verzeihen Sie, Herr Marcheſe, erwiderte der Baron Moritz lächelnd. Dieſer Ausſpruch iſt zu körnig, um nicht zweideutig zu ſein. Möglich, daß ein Monarch in der Noth ungern den Adel ertheilt; daß aber die Noth adeliche Handlungen in einem Volk hervorrufen könne, lehrt die Erfahrung aller Zeiten.

Erfahrung! lachte der Marcheſe. Die jüngſte Erfahrung hat gezeigt, daß Noth und Leidenſchaft — Meuchelmörder macht. Darüber bin ich nun für immer im Reinen. Man hat vorher an manchem Wildfang adeliche Anlagen bemerkt. Kein Wort mehr darüber! Ich bitte darum.

Dieſe Härte und Heftigkeit empörte den Baron um ſo mehr, als ſich der Groll des Marcheſe gegen Giuſeppe immer wieder hervorthat, nachdem doch er und Gräfin Blanca ſeit ihrer Verabredung bei dem Pfarrer Briani alles angewendet hatten, den erbitterten Mann von des Jünglings Schuldloſigkeit zu überzeugen und verſöhnlich zu ſtimmen. Moritz ſprach ſich in ſeiner Unzufriedenheit noch einmal ſehr entſchieden für Giuſeppe aus. In der Wärme entfuhr ihm manches harte Wort gegen den Marcheſe, das dieſer heftig erwiderte. In wenig Augenblicken waren ſie ſo aneinandergerathen, daß Moritz von ſeinem Sitz aufſprang und den Tiſch verlaſſen wollte.

Ein Bedienter ſtürzte ihm entgegen, und dieſem folgte, ohne die Anmeldung abzuwarten, ein Fremder athemlos und verſtört auf dem Fuße nach. Der Marcheſe ging erſchrocken auf dieſen unordentlich gekleideten Mann zu; einige Worte wurden flüſternd gewechſelt, und beide eilten hinaus. Nach wenig Augenblicken, während welcher Moritz und Rivautella einander mit ſtummem Befremden angeſehen hatten, kehrte der Marcheſe merklich befangen und zerſtreut zurück. Ein verlegenes Stillſchweigen dauerte fort, bis man es ſehr vernehmlich an das Schloßthor klopfen hörte. Der Marcheſe gerieth in Unruhe und ſah ſeine beiden Gäſte mit ängſtlichen Blicken an.

Ein Bedienter meldete, das Schloß ſei umſtellt und ein franzöſiſcher Offizier verlange Einlaß. Der Marcheſe befahl zu öffnen. Rivautella und der Baron Moritz ſchienen ungewiß, ob ſie ſich entfernen oder zum Beiſtand des Marcheſe bleiben ſollten. Malvi bat ſie, zu bleiben.

Der Offizier trat ein. Wir verfolgen einen Flüchtling, ſagte er, deſſen Spuren ſich um dieſes Schloß verlieren. Haben ihn vielleicht Ihre Leute aufgenommen, Bürger Malvi?

Hier der Bürger Rivautella iſt bei mir zu Beſuch, antwortete Malvi, wird ſich aber ausweiſen können, daß er von Port Maurice kommt.

Der Offizier maß mit ſcharfem Auge den etwas erblaßten Rivautella und erklärte dann: Der Beſchreibung nach, die wir von dem Flüchtling haben, iſt es dieſer Bürger nicht, den wir ſuchen. Es mag eher derjenige ſein, der dieſe Nacht mit dem Bürger Malvi angekommen iſt.

Der Marcheſe war betroffen und verſetzte dann: Es gereicht mir zur Ehre, daß ich auch nachts unter ſo guter Obhut bin.

Ich laſſe es hingeſtellt ſein, erwiderte der Franzoſe, ob es Euch zur Ehre gereicht, Bürger; aber ich werde nunmehr das Haus durchſuchen müſſen.

Der Marcheſe ſagte hierauf ſehr empfindlich: Das war unter der frühern Regierung nicht üblich; wenn es aber zu den neuen Freiheiten gehört, daß man nicht mehr Herr in ſeinem Hauſe iſt . . .

Es war früher noch manches nicht üblich, erklärte der Offizier mit ſcharfem Auge auf den Marcheſe. Sonſt hatten die adelichen Grundbeſitzer nur ihre Heerden im Gebirge, jetzt unterhalten ſie dort Räuber- und Gaunerbanden, um uns im kleinen Kriege zu beunruhigen und Schaden zu thun. Herr im Hauſe zu ſein, iſt freilich eine alte Freiheit, aber nichtsnutzigen Geſellen Zuflucht im Hauſe zu geben, nimmt man ſich jetzt als neue Freiheit heraus. Erlaubt mir, Bürger Malvi, durch eine Hausſuchung den Verdacht von Euch zu wälzen, daß Euere Leute mit ſolchen Räuberbanden in Verbindung ſtehen.

Der Marcheſe wies, ſo unwillig er war, einen Bedienten an, den Offizier zu begleiten und ihm die Thüren zu öffnen. Gegen Moritz war er in ſichtbarer Verlegenheit. Nun, Bürger Rivautella, ſagte er in erzwungener Scherzhaftigkeit, erzählt uns doch noch von Turin. Was iſt denn das für eine Geſchichte von dem Abenteuer, welches die Frau Gräfin Perronne auf dem Mont-Cenis gehabt hat? Man hat mir das Wunderſamſte darüber geſchrieben.

Himmel! erwiderte Rivautella. Wer kann alle die verſchiedenen Erzählungen dieſes angeblichen Wunders merken und melden? Turin und der Hof waren voll von dieſer Geſchichte, die ſogar auf mehrere Tage das Geſpräch über unſer Unglück in Savoyen und Nizza verdrängen konnte. Es gehört wirklich eine ſo hübſche kindiſche Frau, ein ſo angenehmer junger Menſch und ein ſolcher einflußreicher alter Geck dazu, um aus einem ganz einfachen Vorfall eine Wundergeſchichte zu machen. Ganz Turin war auf die Ankunft des jungen Helden geſpannt. Sobald er mit ſeinem Savoyardenjungen angekommen war, fand ein großes Feſt im Palaſt Perronne ſtatt. Ich war glücklicherweiſe auch eingeladen. Nun ja, es iſt ein ganz hübſcher junger Mann, einfachen, edeln Weſens und durch eine gewiſſe Schwermuth und Schwärmerei noch intereſſanter. Die Frauen hatten im voraus etwas von der Verliebtheit der jungen Gräfin Perronne gewittert und erwarteten ſchadenfroh den jungen Menſchen. Aber der böſe Feind hatte ſein Spiel, und ſtatt zu ſpotten, verliebten ſie ſich alle. Wie es denn zu geſchehen pflegt, alle Damen heuchelten die lebhafteſte Theilnahme gegen die gerettete Gräfin, man gab ihr Feſte und — konnte natürlich den ſchönen Helden des glücklichen Misgeſchicks nicht weglaſſen. Der bürgerliche Menſch wußte ſich zu benehmen, das erregte Verwunderung; er wurde dem König und den Prinzen vorgeſtellt und gefiel; er war gekommen, für den König zu kämpfen, das hatte etwas Romantiſches. Einen jungen Mann von ſolcher Art, und von welchem ganz Turin erfüllt geweſen war, durfte man nicht mit einem Gewehr in die nächſte, beſte Compagnie ſtecken; man konnte aber auch, ſelbſt abgeſehen von ſeinem bürgerlichen Stande, ſeinen unbekannten Fähigkeiten keinen höhern Poſten anvertrauen. Indeß hätte der junge Menſch nicht glücklicher ankommen können, als in einer Zeit, in welcher des

Königs leidenſchaftliche Vorliebe für den Adel in ebenſo leidenſchaftliches Mistrauen umgeſchlagen war. Man übergab den jungen Mann dem Prinzen, Herzog von Aoſta, und dem General Dellera, die nach Saorgio und zur Seealpen-Armee beſtimmt waren. Dort wird er jetzt ſein und, wenn wirklich etwas an ihm iſt, ſein Glück machen. Ob ihn die Frau Gräfin Perronne nicht lieber ſelbſt zu ihrem Adjutanten behalten und commandirt hätte, weiß ich nicht.

Der Marcheſe hatte nur ſehr zerſtreut und im Hin- und Herwandeln nach der Thür horchend zugehört. Moritz aber fragte mit lebhafter Neugierde, wie der junge Mann heiße? Benvenuto Morienna, erwiderte Rivautella; indeß leugnet er nicht, daß es ein angenommener Name ſei. Er gewinnt damit ein geheimnißvolles Intereſſe.

Und wo iſt er her?

Er behauptet zuweilen, aus dem Genueſiſchen zu ſein.

Genueſe? fragte betroffen der Baron. Aber ein junger Mann, ſagten Sie?

In dieſem Augenblick trat der Offizier wieder herein.

Der Schurke iſt gut verſteckt, Bürger Malvi! ſagte er.

Der Marcheſe beſchwerte ſich über dieſen Verdacht. Der Offizier aber erwiderte mit Nachdruck: Sorgen Sie, Bürger Malvi, daß es bei dem bloßen Verdacht bleibe. Die Gaunerbanden im Gebirge können uns nicht ſchaden, wohl aber denen, die in thörichter Anhänglichkeit an Piemont uns mit ſolchen ohnmächtigen Mitteln bekämpfen wollen; Thoren, die nicht unſern Sieg aufhalten, ſondern nur dem Lande das Glück der Freiheit verderben.

Als der Franzoſe ſich höflich entfernt hatte, fragte der Marcheſe in einiger Verlegenheit: Nun, was denken Sie davon, meine Herren?

Moritz konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: Ich dachte eben Ihrer Behauptung nach, Herr Marcheſe, daß Roth nicht adele.

Sie ſind ſehr bitter, Herr Baron! erwiderte Malvi. Aber die Sache meines Königs adelt. Ein anderes mal das Nähere, ſobald es an das Licht treten darf. Es gibt Geheimniſſe, die ihr geheiligtes Dunkel als Schatten auf die Naheſtehenden werfen. Ich muß es ertragen, wenn ich verkannt werde. Dies iſt das geringſte Opfer, das ich meinem König bringe. Genug davon! Wir haben uns vorhin ein wenig erhitzt, mein lieber Freund, das iſt nicht gevatterſchaftlich. Sie ſollen ſich nicht über mich beſchweren, ich werde morgendes Tags einen klugen Rechtskundigen beauftragen, in der Sache Giuſeppe's Privatnachforſchungen zu halten, und wenn deſſen Ermittelungen mit Ihrer Ueberzeugung zuſammentreffen, dann — und dann will ich ſehen, was ich über mein Herz vermag. Gehen wir jetzt zu den Frauen, Herr Baron, ob der Flegel von Republikaner ſie etwa beunruhigt oder erſchreckt hat.

Elftes Kapitel.

Der Marcheſe hielt Wort. Er nahm Rückſprache mit dem Licentiaten Bartolo, durch welchen er früher ſchon die gerichtliche Unterſuchung des am Grafen Rivoli begangenen Mordes hatte anhängig machen und betreiben laſſen. Bartolo kannte die Umſtände des Verbrechens und übernahm den Auftrag, auf außergerichtlichem Wege den Merkmalen nachzugehen, die den Verdacht gegen Giuſeppe entweder unterſtützen oder vernichten könnten. Der Marcheſe wußte den wunderlichen Licentiaten bei der Eitelkeit zu faſſen und den Ehrgeiz der Schlauheit in ihm zu wecken.

Es war Abenddämmerung, als Bartolo nach der Wohnung des Schwertfegers Pingone wandelte. Am Hauſe angekommen, ſtürzte er haſtig hinein und ſetzte ſich mit erkünſtelter Athemloſigkeit und Beſorgniß in eine Ecke. Pingone, angekleidet, um eben auszugehen, fragte verwundert nach dem Anliegen des Licentiaten. Ich hätte Euch faſt nicht gekannt, ſagte er, ſo ſauber ſeht Ihr aus, Herr Bartolo.

Laßt mich ausſchnauſen! erwiderte dieſer. Ihr müßt mir aus einer anſehnlichen Verlegenheit helfen, wackerer Meiſter und Bürger.

Ich Euch? fragte Pingone. Helft Ihr mir zu meiner Forderung an das Regiment von Acqui. Ja, ja doch, die wird auch verloren ſein. Lauter Glück der Freiheit!

Euere Sache ſteht gut, verſetzte Bartolo. Ich hoffe wenigſtens eine Abſchlagszahlung in der Kürze herauszuarbeiten. Der König rechnet noch auf ſeine Nizzarden und wird daher auch alte Forderungen derſelben bezahlen. Faßt Euch nur in Geduld, denkt aber auch an meine alten Deſerviten. Ihr ſeid im Bezahlen ſaumſelig, Meiſter, — wie ein König.

Ich werde bei erſter Gelegenheit daran denken, Herr Licentiat, erwiderte Pingone lächelnd; faßt Euch nur auch in Geduld und ſagt mir, womit ich Euch dermalen dienen kann. Ich bin eben im Ausgehen begriffen und will mich, im Vertrauen, nach dem Club begeben. Es geht heute Wichtiges vor. Aber, nicht wahr, Ihr ſeid ein Franzoſenfreund?

Der Licentiat erzählte nun, daß er mit einigen Franzoſen Händel gehabt habe und nur mit Noth ihren gezogenen Klingen entſprungen ſei. Er traue nun nicht öffentlich nach Hauſe zu gehen, weil ſie ihm auflauern oder zufällig begegnen könnten. Wollt Ihr mich los ſein, Meiſter, ſo ſchafft mir einen Mantel, einen Domino, eine Kutte oder etwas dergleichen.

Kutte? fiel Pingone raſch ein, die habe ich zufällig im Hauſe. Doch nein, nein! Ich werde meinen Regenmantel holen.

Gebt die Kutte her, die iſt mir lieber! Sie macht ſich beſſer, und dunkel iſt es auch ſchon draußen.

Nein, nein! Ich weiß eben nicht, wo ſie iſt. Ich habe keine Zeit, und der Mantel iſt auch gut.

Bartolo beſtand auf der Kutte, ſprach einiges von Pingone's Forderung an den König, von ſeiner eigenen Deſervitenrechnung, und machte den Schwertfeger ſo verwirrt und ungeduldig, daß derſelbe zuletzt die Kutte wirklich herbeiholte.

Der Licentiat betrachtete ſie mit großer Verwunderung, führte den Schwertfeger näher zur Lampe und flüſterte ihm mit wichtiger Miene zu:

Meiſter, um Gottes willen! Das iſt ja die Kutte des Pater Borgias. Wie iſt denn der unglückliche Habit aus der Feſte Montalban in Euere Hände gekommen? Steht Ihr mit dem Mörder des Grafen Rivoli im Verkehr? Um Gottes Chriſti willen! In eine ſchöne Geſchichte könnt Ihr kommen, wenn Ihr Euch nicht bei zeiten einem geſcheiten Mann anvertraut.

Pingone war in großer Beſtürzung. Er wollte leugnen, aber Bartolo brachte ihn mit lebhaftem Blick und lächelndem Mund in Verwirrung und ſetzte ihn durch umſpringende Fragen mit ſich ſelbſt in Widerſpruch. Er vermehrte des Mannes Angſt durch dunkle, unbeſtimmte Drohungen, und machte ihn auf ſolche Weiſe müde zu leugnen und mürbe zu geſtehen. Dann redete er ihm als Freund zu und verſprach ihm Rath und Beiſtand.

Pingone verwünſchte mit weinerlichem Ton den Abend, der ihm die beiden Entſprungenen ins Haus gebracht habe.

Dann erzählte er den Beſuch Giuſeppe's und des Genueſen haarklein, von ihrem erſten Eintritt bis zu ihrer ſchnellen Flucht an der Thüre.

Einer von beiden hat den Grafen gemordet, flüſterte ausforſchend der Licentiat. Wen von beiden habt Ihr im Verdacht, Freund?

Giuſeppe hat es gethan, bei meiner Seele! erwiderte der Schwertfeger.

Gut getroffen, Pingone! Meine Gründe könnt Ihr nicht wiſſen, worauf aber ſtützt denn Ihr Euere gleichlautende Meinung? Ihr ſchweigt? Faßt doch Vertrauen zu mir, wir reden ja beide als Freunde. Nicht wahr, die beiden Entflohenen waren ſpäter wieder bei Euch? Hat Giuſeppe mit ſeiner That geprahlt?

Nein, nein! Nicht beide! Mit dem Mörder Giuſeppe habe ich keinen Verkehr. Nur der Genueſe war bei mir.

Und der hat alſo Giuſeppe beſchuldigt?

Das hat er nicht, nein! Nicht geradezu. Aber er hat mir den einen Dolch wiedergebracht. Er war ſehr finſter und wüſt, kaufte ſich einige gute Waffenſtücke und warf mir den Dolch wieder hin, indem er ſagte: Der Teufel hat's Euch eingeblaſen, dieſe Schurkenmeſſer zu machen. Hätte er Euch doch auch das Genick gebrochen, ehe Ihr uns dieſe ſpitzbübiſchen Meſſer gegeben hättet. Seht Ihr, Herr Licentiat, wie böſe er auf den Mörder Giuſeppe zu ſprechen war.

Nichts weiter? fragte Bartolo. Das könnte auch die Sprache ſeines eigenen böſen Gewiſſens geweſen ſein; denn aus Mitleid für den Grafen, ſeinen Todfeind, ſprach er wol nicht ſo.

Meint Ihr? erwiderte Pingone. Was ſagt Ihr aber dazu, Freund Bartolo, der zurückgebrachte Dolch war der ſeinige, des Genueſen Dolch?

Der ſeinige? Wie wißt Ihr das? Des Mörders Dolch blieb im Kleid des Grafen hängen und wurde aufgehoben; aber iſt denn nicht ein Dolch wie der andere gemacht?

Nicht doch, Freund Bartolo! Der gefundene, Ihr kennt ihn wol, hat gewiß einen glatten Griff. Der vom Genueſen zurückgebrachte hat aber die Kerbeinſchnitte, die Andreaskreuze, die ich ſelbſt vorher in den Griff gefeilt habe, weil ihm der Griff zu glatt war.

Er holte den Dolch herbei und fuhr fort: Seht Ihr da die Einſchnitte? Ich kenne ſie genau, ich habe ſie gemacht.

Und Giuſeppe behielt ſeinen glatten Dolch? fragte Bartolo.

Ich habe mit meinen Augen geſehen, wie er ihn ohne weiteres in ſeinem Wams verbarg. Der Böſewicht war ganz zerſtreut und unruhig; ihm war die erſte beſte Waffe recht, nur um fortzukommen und um die Schandthat zu verüben. Dieſer Dolch des Genueſen iſt gar nicht gebraucht, wie Ihr ſeht; betrachtet die Klinge, den Stiel, was Ihr wollt!

Der Schwertfeger ſuchte durch fortgeſetzte Ausfälle gegen Giuſeppe ſeine eigene gute Geſinnung geltend zu zu machen. Er rüſtete ſich dabei zu ſeinem Ausgange und verbarg auf Bartolo's Geheiß die Kutte wieder. Indeß ſprach der Licentiat nachdenklich vor ſich hin: Verwünſchte Kniffe, zu denen man ſich hergibt! Was habe ich nun von meiner einfältigen Schlauheit? Mit meinem Aufwande von Verſtand habe ich eine Wahrheit gefunden, die mich betrübt. Ich habe ſoviel Gutes von dem Jüngling gehört, und dachte gewiß, dem genueſiſchen Gauner auf die Spur zu kommen. Aber die Wahrheit geht über alles und das Recht iſt mein Handwerk.

Bartolo begleitete den Schwertfeger auf die Esplanade. Der Mond war indeß aufgegangen, und viele Menſchen wandelten noch, den lieblichen Frühlingsabend zu genießen, auf der Esplanade und auf dem Corſo hin und wieder.

Es wundert mich, ſagte der Schwertfeger, daß die verfluchten Franzoſen dieſen beiden Spaziergängen noch keine neuen Namen gegeben haben. Unſere beiden Plätze in der Stadt ſind, wie Ihr wißt, umgetauft, in Platz der Republik und Platz der Gleichheit. Das mag noch hingehen, es ſind doch ernſthafte Namen. Aber welchen Spott haben ſie mit den neuen Namen unſerer Gaſſen ausgeübt? Die Gaſſe, in der man am hohen Mittag ſeine eigenen Schuhſchnallen nicht ſehen kann, ſoll jetzt Lichtſtraße genannt werden. Das ſchmuzige Gäßchen, wo alles Bettelvolk aufeinanderwohnt, heißt nun die Glücksgaſſe, und wie kann man die nun ſogenannte Aethergaſſe gehen, ohne die Naſe zuhalten zu müſſen. Solcher Spott iſt abſcheulich, iſt beleidigend, wir haben ihn nicht um dieſe undankbaren Republikaner verdient. Aber ich ſchwöre . . . Hören Sie, Freund Bartolo! Heute Abend werden im Club wichtige Dinge beſchloſſen. Ich habe einige ſelbſtändige Anträge auf dem Herzen, die bei Gott Aufſehen machen ſollen, wenn ich ſie von mir gebe. Es muß etwas geſchehen! Conto-Revolution, das iſt ein Wort! O, Nizza wird ſeinen Conto machen.

Bartolo lachte und eiferte den hitzigen Patrioten mit ſeinem Spott noch mehr an. Sorgt nur, lieber Meiſter, ſagte er, daß alles richtig von Euch abgeht, was Euch auf — oder unter dem Herzen liegt, daß nichts zurückbleibe, was ſonſt kalten Brand geben könnte. Nur heraus mit allem, wo es immer nur herauswill!

Plötzlich bemerkten ſie, daß die umherwandelnden Menſchen von der Esplanade weg und die ſteinernen Treppen hinauf über den Corſo eilten. Sie gingen nach und ſahen auch gleich durch das junge Laub der Ulmen Fackeln ſchimmern. Wie ſie näher an die jenſeitigen Häuſer kamen, waren Truppen aufgeſtellt. Sie fragten nach der Bedeutung des Vorgangs. Der Club wird aufgehoben, hieß es. Die Franzoſen ſind hinter die feindſeligen Geſinnungen und Unternehmungen der Clubiſten gekommen. O, dieſen Republikanern bleibt nichts verborgen! Heute iſt juſt große Verſammlung, und ſie werden das ganze Neſt ausheben.

Wirklich kamen jetzt die ergriffenen Bürger, blaß und ängſtlich, aus dem Gäßchen herbeigetrieben. Fußgänger und Reiter umringten ſie. Die umherſtehenden Weiber nannten einander die Gefangenen bei Namen. Die zuſchauenden Männer aber ſchwiegen dumpf. Scheue Wuth zuckte im Widerſchein der Fackeln auf ihren bleichen Geſichtern. Sie drückten einander verſtohlen und krampfhaft die Hände und ſchoſſen giftige Blicke auf die Franzoſen.

Erſt als der Zug ſich nach dem Gefängniß in Bewegung ſetzte, ſah der beobachtende Bartolo ſich nach dem Schwertfeger um, und wollte ihm Glück wünſchen, ſich verſpätet zu haben. Aber kein Schwertfeger war mehr zu erblicken. Wie er das erſte Wort von Aufhebung des Clubs gehört hatte, war er davongerannt. Er hatte ſeine Wohnung verriegelt und ſich ins Bett geworfen. Hier fand er aber die gewünſchte Ruhe nicht; denn unglücklicherweiſe ſchlug ihm die Angſt in den Unterleib und trieb alle die ſelbſtändigen Anträge, die er für den Club bei ſich hatte, in einer falſchen Geburt auf verkehrtem Wege von ihm aus.

Bartolo eilte nicht ſehr, dem Marcheſe Bericht über ſeine Nachforſchungen abzuſtatten. Endlich mußte er es doch thun. Malvi ſah ſich nun in ſeiner Meinung über den Mörder beſtätigt und ſprach ſich aufs härteſte aus, warf aber dazwiſchen auch misbilligende Blicke auf Bartolo's neumodiſchen Anzug. Der Licentiat ſetzte freilich in ſeine eigene Klugheit keinen Zweifel, und wagte daher nicht, den Fürſprecher für den Jüngling zu machen, ihn zu entſchuldigen und zu beſchönigen. Doch wies er auch, unzufrieden mit ſich ſelbſt, des Marcheſe Lobſprüche über ſein geſcheites Benehmen gegen den Schwertfeger von ſich ab. Als er ſich empfahl, ſchickte ihn der Marcheſe zum Baron Moritz, um dieſem ſelbſt das Ergebniß ſeiner Nachforſchungen hinſichtlich Giuſeppe's mitzutheilen. Ungern übernahm Bartolo dieſen Auftrag.

Er fand bei dem Baron eine ſehr heitere Aufnahme. Beide hatten ſich lange nicht geſehen, und Moritz war daher ſehr überraſcht. Mein Gott, ſagte er, wie haben

Sie ſich verändert! Sie ſind ja die lebendige Republik! Lange Beinkleider, Bänderſchuhe, glattes ungepudertes Haar und . . .

Den alten Unrath unter der Naſe aufgeräumt! Nicht wahr, wollen Sie ſagen? Ja wohl, republikaniſch! Seit der Nacht vom 2. Auguſt 1789, als bekanntlich alle Privilegien, Zehnten, Dienſte und wie die alte ariſtokratiſche Unſauberkeit noch alles hieß, von der Nationalverſammlung aufgehoben und vertilgt wurden, iſt nichts Herkuliſcheres vorgenommen worden als hier unter meiner Naſe. Aber Sie ſind ein Philoſoph, verehrter Freund, und geben mir zu, daß nichts ohne zureichenden Grund geſchieht.

Ohne Zweifel! verſetzte Moritz. Und gewiß iſt es auch ein franzöſiſcher Grund?

Bartolo lachte über die maßen. Was Sie ſchlau ſind! rief er aus. Oder haben Sie ſchon etwas gehört?

Wovon denn?

Wovon? Alſo nichts? Nun, die ganze Stadt ſpricht ja darüber. Der zureichende Grund iſt meine Braut, eine allerliebſte Franzöſin. Franzöſiſcher Grund, republikaniſcher Grund!

Er lachte und rieb ſich mit dem Zeigefinger unter der Naſe.

Wünſche Glück von Herzen! rief Moritz und drückte dem Licentiaten die Hand.

Junge Witwe eines Kriegscommiſſars! warf Bartolo abgebrochen hin. Beide bei mir einquartiert, er kam ſiech ins Haus, ſtarb ſchon im October vorigen Jahres. Hübſche Hinterlaſſenſchaft, artiges Frauchen, zum Küſſen!

Aber zum Küſſen, lieber Freund, muß man, Sie verſtehen mich, muß man ſauber um den Mund ſein.

Sie Glücklicher! ſagte Moritz. Wir andern verlieren dabei.

Sie? Wie das? fragte Bartolo.

Ihr Werk über die Freiheit wird nun liegen bleiben. Schade! Ich hoffte, es bald gedruckt zu ſehen.

Es hat ſchon ſeinen Verleger! lachte der Licentiat.

Ei, das iſt ja brav! rief Moritz. In Nizza, in Turin, Mailand? Doch nein, dort paſſirt es die Cenſur nicht. In Paris? Nicht wahr, wenn man fragen darf?

Bei mir ſelbſt, Herr Baron! antwortete Bartolo.

Ich verſtehe Sie nicht. Fangen Sie Buchhandel an? erwiderte Moritz.

O, nicht ganz ſo! lachte der Licentiat. Ich ſage, ich habe die Handſchrift — verlegt, aus Vorſicht gegen die Republikaner. Und was hat ſich bei mir nicht alles verändert! Alle Bücher ſind vom Boden verſchwunden und ſtehen wohlgeordnet auf dem Bret. Meine liebe Joſephine hat ſie nach dem Format zuſammengeſtellt. Ich kann keins mehr herausfinden, die Acten liegen in Fächern. O, ich verzweifle, wenn ich einen jüngſten Beſcheid aufſuchen muß. Der Boden iſt gewaſchen, aufgerieben. Ich dachte früher, ſo etwas würde mich ſelbſt aufreiben. Aber es geht doch jetzt! Und alles durch die Hexe von Franzöſin! Sie hat es von ihrem ſeligen Manne. O, die Kriegscommiſſare verſtehen ſich auf das Aufräumen.

Nun ſehe ich doch endlich einen mit der Republik zufriedenen Mann! verſetzte Moritz. Ich gratulire!

Für Sie iſt alſo der Tag der Freiheit angekommen. Ich freue mich, daß Ihr Erlöſer, Ihr Befreier, in ſo anmuthiger Geſtalt erſchienen iſt, als die einer liebenswürdigen Franzöſin.

Das iſt wahr! betheuerte Bartolo. Ich kann Sie verſichern, Freund, ich bin nicht mehr Herr im Hauſe. Wie wird das herrlich werden, wenn wir erſt getraut ſind! Doch die ſchickliche Zeit der Trauer muß erſt vorüber. Sie müſſen gelegentlich meine Joſephine kennen lernen. Bis dahin auf Wiederſehen!

An der Thür wendete er ſich um und ſagte in ganz herabgeſtimmtem Tone: Ich bin eigentlich im Auftrag des Herrn Marcheſe zu Ihnen gekommen, aber nach dem köſtlichen Geſpräch, das wir gehabt haben, ſchmeckt der ſauere Wein nicht mehr, den ich einſchenken ſollte. Fragen Sie gelegentlich bei dem alten Herrn ſelbſt nach. Er hat eine verwünſchte Zufriedenheit gewonnen. O, ich wollte — ich wollte, er verdankte ſie mir nicht!

Er wendete ſich ſtumpf um und eilte fort.

Univ. Bibl.
München

Siebentes Buch.

Erstes Kapitel.

In Breglio, vor dem Hauſe des ſchwarzen Giovanni, hielten einige Maulthiere, eins derſelben mit Gepäck ſchwer beladen. Es war morgens im Anfang Juni, und ſehr heißes Wetter. Bauerweiber und Burſchen aus dem Orte und piemonteſiſche Soldaten aus dem nahen Lager ſtanden umher. Nach einer Weile kam Vater Giovanni mit Renate, ſeiner Tochter, beide reiſefertig, aus dem Hauſe. Nun drängten ſich die Umſtehenden näher hinzu. Die Mädchen und Weiber küßten Renate, die Burſchen ſchüttelten ihr die Hand; die Mutter weinte, und ihre Thränen ſteckten noch andere Augen an. Die Soldaten beklagten gegeneinander die Abreiſe des ſchönen Mädchens. Da hätte einer ſein Glück machen können, hieß es, und nun macht ſie ſich auf und davon. Gehe hin, ſagte ein anderer, und ſchlage ihr vor, ſie möchte mit in unſer Zelt kommen, ſtatt daß ſie ſich in eine Zelle verkriechen will. Huſſah, das wäre eine Zeltſchweſter! — Schade, meinte ein dritter, daß ſolch ein leckeres Waldſchnepfchen mit einer Paternoſterbrühe für den Himmel angerichtet wird, es wäre ein guter Biſſen für das Vaterland geweſen, und unterm Vaterland verſtehe ich mich.

Jetzt brachte ein ſchlankes, blühend ausſehendes Mädchen noch ein Bündelchen aus dem Hauſe nach und nahm Abſchied von Renate. Es war Petronella von Drappo. Sie küßte die Scheidende zärtlich und flüſterte ihr zu: Vergiß nicht, Schweſterchen, und laß mich bald hören, ob ich dir nachfolgen kann. Dort iſt man vor aller Gefahr und Treuloſigkeit behütet. Das Kloſter iſt die Schwelle des Himmels, auf der man ſpielt, bis man hineingerufen wird.

Renate beſtieg gefaßt und lächelnd ihr Maulthier, Giovanni ritt an ſie heran, die Mutter heulte und ward von Petronella in das Haus zurückgeführt. Jetzt ritt Vater und Tochter fort, viele geläuteten ſie, andere verliefen ſich jedoch ins Dorf, und jetzt ſah Renate zum letzten mal nach dem Maulbeerbaum an ihrem Hauſe zurück.

Den Tag über ging es deſto ſtiller um das Haus zu, bis nachmittags zwei Offiziere mit einem kleinen Gefolge vom Gebirge herab in das Dorf ritten und, wie zufällig, vor Giovanni's Wohnung halt machten. Der eine, ſchlank und mager, mit etwas eingedrückter Bruſt und geöffnetem Mund, ſchritt voraus in die Wohnung. Er ward mit Ehrfurcht behandelt. Ihm folgte Benvenuto Morienna, in Uniform und Bart ſehr vortheilhaft ausſehend. Er hatte etwas Gemeſſenes angenommen; ſein offenes, fröhliches Geſicht zeigte mehr Ernſt und Nachſinnen, ſeine Stimme war tiefer und ſanfter geworden.

Er erklärte der ängſtlichen Hausfrau, daß man nichts aus dem Hauſe verlange, ſondern nur die mitgebrachten Erfriſchungen unter Obdach genießen wolle. Auch Petronella ſchlich herbei und betrachtete neugierig die Gäſte. Ihr Blick kehrte oft mit Befremden auf Benvenuto zurück.

Iſt das die intereſſante Tochter? fragte in franzöſiſcher Mundart der andere Offizier. Recht hübſch iſt ſie.

Nein, mein Prinz! erklärte Benvenuto. Wenn Euere Hoheit erlauben, ſo unterhalte ich mich ein wenig mit der Alten.

Wähend der Prinz ſich mit einigen Biſſen und Gläſern bedienen ließ, und dazwiſchen in ſeiner Brieftaſche blätterte und anmerkte, fragte Benvenuto die Hausfrau nach ihrer Familie.

Heute in der Frühe hätten der gnädige Herr noch alles, Vater und Tochter, bei uns angetroffen, erzählte mit Rührung die Bäuerin. Hernach iſt aber mein Mann fort und bringt meine Tochter Renate nach Coni in das Kloſter der heiligen Klara. Wir haben viel Schickſal mit dem Mädchen. Erſt hat ſie ſchlimme Anfechtungen böſer Menſchen durch Krankheit überſtanden, nun iſt ſie von himmliſcher Schwermuth heimgeſucht worden. Ich laſſe mir es nicht ausreden, das geweihte Tränkchen, das ihr von einem frommen Mönch gegeben worden iſt, hat ihr die Krankheit aus dem Leibe in die Seele getrieben. Sie hat nicht geruht, bis wir ſie ins Kloſter gethan haben. Mein Mann iſt gar nicht wohl zufrieden damit. Man muß es ihm nachſehen, lieber gnädiger Herr, denn er iſt viel gereiſt, und vom Reiſen gehen

Schuhſohlen und Frömmigkeit darauf. Er hofft auch noch, es ſoll unſere Tochter reuen, ehe ſie Confeß thut. Er will daher auch nicht gleich zurückkehren, ſondern zuſehen, ob ſie es im Kloſter gewöhnen kann. Und dann wird er ſie auch während des Probejahrs öfter beſuchen und ihr allerlei Proben von Hauſe mitbringen, um ihr womöglich Heimweh zu machen. Je nun, der Himmel wird es fügen und wird auch ihr Herz proben, und da wird es ſich zeigen, wer ſtärker iſt. Ich habe zwar den ganzen Tag geweint und könnte gleich wieder weinen, wenn es vor Euerer Gnaden ſchicklich wäre, aber demnächſt iſt auch viel Freude bei meinem Weinen.

Hat denn Euere Tochter keine Freier gehabt, die ihr die Welt ans Herz gerückt hätten? fragte Benvenuto.

Freier? rief die Frau. Freier wie Kieſelſteine am Bach. Aber ſie wollte keinen, und den ſie wollte, vor dem hat ſie der gnädige Himmel bewahrt. Er war ein gottloſer Menſch, und dennoch kannten wir ihn nicht recht und wußten nicht, wer er war. Als ſie noch kränkelte und nachtwandelte, hat er ſie in ſeinem Mantel gefaßt. Das gute Kind glaubte davon geneſen zu ſein, aber ihr Herz iſt ſeitdem erkrankt.

Benvenuto brach ab und fragte, ob das andere Mädchen auch eine Tochter ſei. Petronella eilte hinaus, als die Frage auf ſie kam.

Ach nein! erwiderte die Hausfrau. Doch nehmen wir ſie, wenn Renate im Kloſter bleibt, vielleicht als Pflegetochter an. Mein Mann kann ihr luſtiges Temperament gar wohl leiden. Es iſt ein gar ehrliches und ſittſames Mädchen. Der Himmel hat ſie uns zugeführt durch die Hand eines terminirenden Mönchs, der ſie im Gebirge droben an einem Bach liegend gefunden hat. Es war im vorigen Herbſt, kurz nach der Schlacht von Nizza, von der man bei uns ſoviel erzählte. Petronella, ſo heißt ſie, kam dazumal von Nizza und wollte zu Fuß nach Turin wandern, wo ſie einen geiſtlichen Oheim hat, einen gar frommen Abt. Unterwegs ermüdet ſie, geht vom Wege ab, um verborgen auszuruhen, will einen Felſen hinabſteigen, und ſtürzt. So liegt ſie ohnmächtig lange da, bis ſie erwacht und nun ſo ſchwach iſt, daß ſie ſich kaum nach dem nahen Bach ſchleppen kann, um zu trinken und ſich mit kaltem Waſſer zu waſchen und zu erfriſchen. Als ſie nun nach Hülfe ächzt, findet ſie der gute Pater und ruft etliche Menſchen herbei, die auf einer Bahre das kranke Mädchen hierherab ins Dorf bringen. Und da wir nun hier nahe am Eingang wohnen und uns der Himmel mit einigem Gut geſegnet hat, ſo iſt die Kranke uns übergeben worden. Einige Wochen hat ſie ſehr bedenklich gelegen, iſt dann aber aufgeſtanden und bald wieder zu Kräften und gutem Ausſehen gekommen. Nun beſitzt ſie viel Gefälligkeit und mancherlei Geſchicklichkeit, darum haben wir ſie bisher immer noch bei uns behalten zur Geſpielin für unſere Tochter, die ſtets ihren traurigen Gedanken nachhing.

Da die gute Frau, wenn ſie einmal ins Erzählen gerathen war, nichts auf dem Herzen behalten konnte und ſich durch die Aufmerkſamkeit des vornehmen Fremdlings geſchmeichelt fühlte, rückte ſie näher an ihn heran und flüſterte ihm, als etwas Geheimes, zu:

Sehen Euere Gnaden, es hat ſich da noch ein abſonderliches Unglück mit beiden Mädchen ans Licht geſtellt, wodurch ſie Freundinnen geworden ſind. Dieſe Petronella könnte es dermalen ſehr gut haben, in Fülle und Herrlichkeit leben, wenn ſie gewollt hätte wie ein anderer gewollt hat, der junge Graf im Schloß zu Drappo nämlich. Aber nein, dazu iſt die gute Petronella zu züchtig, ſie hat ihm immer widerſtanden und hat endlich das Schloß verlaſſen. Meint Ihr, nun hätte ſie Ruhe gehabt? Ei nein! Als Matroſe verkleidet, hat er ihr nachgeſtellt, ſo oft ſie nur einen Fuß aus dem Schloß geſetzt hat. Und da iſt ſie endlich heimlich zu Fuß gen Turin aufgebrochen. Wie ſie uns nun das alles erzählt und den jungen Herrn Grafen bei Namen Giuſeppe genannt hat, da iſt es herausgekommen, daß es derſelbe iſt, den meine Tochter hier kennen gelernt hat, ein wilder Jäger und Verführer, und der ſich jetzt den Franzoſen verkauft hat und von ſeinem gnädigen Vater enterbt worden iſt.

Benvenuto wendete ſich unzufrieden von der geſprächigen Frau ab. Einige Augenblicke ſtand er trübſinnig am Fenſter und kehrte ſich dann dem Prinzen zu.

Sehen Sie, Benvenuto, ſagte dieſer, hier habe ich die Stellung der Franzoſen angedeutet, wie wir uns ſolche ausgemittelt haben. Hier, von der Roya bis an die Quellen der Nembia, ziehen ſie ſich hin und drängen gegen die Höhen herauf, die wir beſetzt halten. Durch unſere Ausflüge aus der Feſte Saorgio in die Gebirge kenne ich jetzt genau die Feſtigkeit unſerer Stellungen, und muß es daher eine lächerliche Vermeſſenheit dieſes republikaniſchen Geſindels nennen, daß ſie hier durchbringen wollen. Sie ſollen nur herankriechen, über die Gräben ſetzen und die feſten Schanzen nehmen, die hier angelegt ſind! Ja, Königshäupter können ſie nehmen, die nur durch heilige Schauer der Ehrfurcht beſchützt ſind. Ueber dieſe ſetzt ſich die ungläubige Nation hinaus. Aber unſere feſten Lager hier auf dem Peruzzo, noch mehr hier auf den Höhen von Raus, und da die Zwiſchenlager von Liniere, Molinetto und auf dem Berge Fagaſſo, bei Gott, die ſollen ſie ſtehen laſſen! Ja, ja, ich denke wol, die Kanonen des Oberſten Zin werden dieſe hungerigen, blutgierigen Raben füttern und ſättigen. Ha, ha! Auf welchem der verſchiedenen Angriffspoſten glauben Sie, Benvenuto, daß ich am ehrenvollſten meinen Platz nehme?

Ich rathe Euerer Hoheit zu den Höhen von Raus, antwortete Benvenuto.

Ha, weil die am beſten geſchützt ſind? Nicht wahr? fragte der andere auffahrend.

Vergebung, mein Prinz, weil hier der Feind die blutigſte Aufgabe zu löſen hat. Erwarten wir immerhin den Angriff eines kühnen, eines tollkühnen Volks, dem bei dem hohen Aufſchwung, den es genommen hat, keine Berge zu ſteil ſein werden.

Das gefällt mir nicht von Ihnen, Benvenuto! Warum hängen Sie ſo dieſen Königsmördern an und nehmen ihre Partei?

Verzeihen Euere Hoheit! Ich nehme ihre Partei nicht, ich bemeſſe nur, ſoviel ich mit meiner Unkenntniß vermag, die Kräfte des Feindes. In den letzten Zeiten vor dem Ausbruch dieſer Revolution, mein Prinz, hat man nur die Kanonen, die Bajonnete, die Pferde und Packwagen eines Feindes gezählt, um ſeine Stärke zu meſſen. Allerdings ſind das die materiellen Mittel des Siegs und des Fortkommens. Nach allem aber, was dieſe Republikaner in der Champagne und ſonſt vollbracht haben, müſſen wir noch andere Kräfte mit in Anſchlag bringen. Wir ſehen, daß ein bloßes Kriegsmaterial nicht alles thut, und daß die Kraft der Begeiſterung, der Aufſchwung, den große Ideen geben, nicht zu berechnen ſind. Mögen wir nun dieſe Begeiſterung, dieſe Schwärmerei bewundern oder verdammen, genug, ſie iſt da und will bekämpft ſein. Wenn der Oberſt Zin den Bogen berechnet, in welchem ſeine mit Tod gefüllten Bomben Verderben in die feindlichen Reihen hinübertragen, ſo laſſen Sie uns auch den Flug berechnen, den der Freiheitsſchwindel unſerer Feinde über alle Hinderniſſe und Gefahren hinaus nimmt.

Das verſtehen Sie nicht, Benvenuto! fiel der Prinz unzufrieden ein. Das ſind Sachen des höhern Staatscalculs. Es iſt auch nicht zu verlangen, daß einer ſich auf die Höhen der Gebirge und auf die Höhen der Diplomatie zugleich verſtehen ſoll. Aber das Gebirge haben Sie kennen gelernt. Ich bin erſtaunt geweſen, Benvenuto, und verdanke unſerer Reiſe viel. Nun überſehe ich alles und weiß, wo wir unſere Leute am raſcheſten und vortheilhafteſten in die Ebene hinabſchieben, die Franzoſen werfen, uns mit den ſpaniſchen und engliſchen Landungstruppen vereinigen und die Grafſchaft Nizza von dem republikaniſchen Geſindel ſäubern können.

Das will ich nun alles raſch vollbringen. Das gibt zu ſiegen, Benvenuto!

Mein gnädigſter Herzog von Aoſta, verſetzte Benvenuto, die herrlichſten Entwürfe ſind gemacht, und die Liebe Seiner Majeſtät des Königs zu ſeinem Volk entflammt alle piemonteſiſchen Herzen. Eine ſolche Begeiſterung geſellt ſich auch unſern Kanonen und Bajonneten zu, die Begeiſterung für König und Vaterland. Und ſo iſt auch unſere Waffenmacht vervollſtändigt, unſer Kriegsmaterial beſeelt.

Brav, brav, Benvenuto! Das haben Sie ganz richtig bemerkt! Darin haben Sie nun wieder recht!

Als der Prinz ſich erhob, um gen Saorgio aufzubrechen, und Benvenuto ſich mit ihm allein ſah, ſprach er: Noch ein Wort, mein gnädiger Herzog, auf dieſer Stelle, ein Bekenntniß, das mir in dieſen Umgebungen und durch manche Erinnerungen nahegerückt wird.

Was iſt es? fragte der Herzog von Aoſta mit Verwunderung.

Das Vertrauen, das mir Euere Hoheit ſchenken, gebietet mir, offenherzig zu ſein, damit ich nicht einſt unredlich erſcheine. Wie leicht könnte auch ein unerwarteter Augenblick ein Verhältniß an den Tag bringen, über welches ich vielleicht ſchon zu lange gegen Euere Hoheit Stillſchweigen gehalten habe. Wenn mein Prinz ſich ſchon öfter über meine genaue Kenntniß dieſes Gebirges gewundert hat, ſo muß ich nur geſtehen, daß dieſe wilde Gegend nicht blos die Heimat jugendlich fröhlichen Treibens, ſondern auch der Boden einer ſpätern Schuld geweſen iſt. Ich habe früherhin dieſe Gebirgswege und

Thalläufte für die Franzoſen aufgenommen und Zeichnungen darüber entworfen, die mir zwar verloren gegangen ſind, dennoch aber auf unſerer jetzigen Wanderung mein Gedächtniß geleitet haben. Ich hatte mich damals der Sache der Franzoſen gewidmet. Die Verſchworenen, die in Nizza den Franzoſen Vorſchub leiſteten, verſammelten ſich zu ihren Berathungen im Gebirge. Ich habe ihre Vereine beſucht, ihrem Treiben eine Zeit lang angehört. Dies jedoch nur ſo lange, bis ich, unbefriedigt in meiner Abſicht, dieſe Beſtrebungen als einen Irrthum, wenigſtens für mich, erkannte, einen Irrthum, den ich nun durch jede Anſtrengung abzubüßen ſuche, die Euere Hoheit mir auferlegen werden. Ich ſchäme mich, ſo wankelmüthig, ſo zweideutig zu erſcheinen, und wer nicht meine damalige leidenſchaftlich trübe, beſinnungsloſe Haſt gekannt hat, wird ſchwer begreifen, daß mein jetziger Eifer für König und Vaterland ganz redlich gemeint und meinem Herzen ein ſolches Bedürfniß ſei, wie er es doch in der That iſt. Ganz im allgemeinen habe ich zwar dies Bekenntniß ſchon Seiner Majeſtät dem König abgelegt und Verzeihung erhalten; aber ich bin es nun auch meinem Prinzen und Herzog ſchuldig, in deſſen näherm Dienſt ich nun ſtehe, und deſſen perſönliches Vertrauen ich verdienen muß. Richten Sie mich daher, mein Prinz!

Der Herzog von Aoſta verließ in Verſtimmung und Nachdenken die Stube und beſtieg ſein Maulthier. Benvenuto folgte und ritt in ſtummer Erwartung zur Seite.

Wie war es möglich, daß Sie ſich an die Franzoſen verkaufen konnten? fragte der Prinz unwillig.

Verkaufen? Nicht alſo, mein Prinz! Ich hatte mich nicht verkauft, antwortete Benvenuto. Ich liebte über mein Herkommen hinaus, und ergriff mit Leidenſchaft einen Umſturz alles Herkommens, um zu meiner Liebe zu gelangen. Erlaſſen Sie mir, mein Prinz, den Namen meiner Angebeteten zu nennen. Ich hatte einen Weg zu ihr eingeſchlagen, der nicht zu ihrem Glück, ſondern nur zu meinem Wahn führte. Ich habe ihr unſagliche Leiden verurſacht und will wenigſtens ihren untadelhaften Namen nicht entweihen.

Das iſt freilich etwas anderes! verſetzte der Prinz. Hätten Sie ſich aus Eigennutz der franzöſiſchen Sache gewidmet, ich hätte es Ihnen nicht verziehen; aber ein Vergehen, ein Irrthum aus Liebe, ſoll an mir keinen zu ſtrengen Beichtvater finden. Ich will nachſehen, was vorüber iſt.

Als Benvenuto ſeinen Dank ausſprach, fragte der Prinz weiter: Welches Bekenntniß wollen Sie nun aber damit an den Tag legen, daß Sie ſich jetzt von dem Umſturz des Herkommens ab- und dem Kampfe für das Beſtehende zuwenden?

Dieſe Frage, mein Prinz, berührt nicht mehr meine Schuld, ſondern meinen Glauben. Aber auch hierin muß ich aufrichtig ſein. Ich will keine Wuth, keinen Grimm gegen die Revolution in Frankreich erheucheln, um Euerer Hoheit zu gefallen, die jenem Ereigniß zu zürnen guten Grund haben werden. Was den Umſturz in Frankreich herbeigeführt hat, liegt über meiner Einſicht hinaus. Indem ich aber, wie Sie, mein Prinz, ſagen, für das Beſtehende kämpfe, will ich keineswegs eine unverbrüchliche Heiligkeit alles Herkommens bekennen, ſondern nur Buße will ich thun, weil ich nicht aus uneigennütziger Ueberzeugung, ſondern aus leidenſchaftlicher Selbſtſucht gegen das noch Geltende und inſofern Ehrwürdige angekämpft habe. Ohne einen Beruf in mir zu fühlen, alle Thorheiten des Staats oder des Herkommens zu verbeſſern, bin ich nur auf das losgeſtürmt, was ich mein Glück oder das Recht meiner Sehnſucht nannte. Frei wollte ich ſein und bin in die furchtbarſte Verſchlingung gerathen, aus der ich mich nun durch redlichen Kampf loszumachen ſuche.

Alſo mit der eigentlichen Sache, für welche Sie jetzt ſtreiten, halten Sie es denn doch nicht? fragte der Prinz empfindlich.

Gewiß meine ich es mit der Sache, ſonſt wäre ja das ein neuer Irrthum. Ich würde dann ohne Ueberzeugung für die Sache meines Vaterlandes ſtreiten, wie ich mich früher an die Sache des Umſturzes ohne Ueberzeugung anſchloß, beides nur um meinetwillen, erſt für mein Glück, dann zu meiner Rechtfertigung. Nein, mein Prinz, ich glaube, mit Unrecht greifen die Franzoſen unſer Land an. Oder mit welchem Fug und Recht wollen ſie Nizza und Savoyen an ſich reißen? Gibt ihre Revolution ihnen einen Anſpruch auf die Nachbarländer, ihre Unruhe einen Beruf, uns zu beunruhigen? Wer gibt ihnen ein Recht, Piemont mit Waffen zu fragen, ob es etwa ſo unglücklich iſt wie Frankreich war? Oder, wenn ſie ſich für glücklicher halten als uns, haben ſie die Pflicht, unſer Glück zu machen? Gewiß nicht, mein Prinz! Ich glaube es nicht, und ſtehe daher mit gutem Gewiſſen, mit felſenfeſter Ueberzeugung unter den Fahnen meines Königs und Vaterlandes.

Das meine ich nicht! fiel der Prinz ein. Würden Sie aber auch dieſelben Fahnen über die franzöſiſche Grenze tragen und dieſe Misgeburt der Revolution bekämpfen helfen?

Ich bin in dieſem Punkt nicht einig mit mir und über das Recht, antwortete Benvenuto. Es ſcheint mir, wenn wir ein Recht auf unſere Länder und Ruhe haben, ſo haben die Franzoſen ein Recht auf ihre Revolution. Sie mögen dieſe Entwickelung durchmachen.

Was, fuhr der Herzog auf, Sie können Revolutionen vertheidigen?

Ich vertheidige ſie nicht! Vergebung, mein Prinz! Ich erkenne nur an, daß ſie da ſind, ſo gut wie feuerſpeiende Berge. Geſchichtskundige behaupten, daß aus Revolutionen ſtets neue, höhere und herrliche Entwickelungen des menſchlichen Geſchlechts, ja, daß eben die herrlichſten Bildungen nur aus Revolutionen hervorgegangen ſeien. Demnach ſcheinen Revolutionen ſogar nothwendig zu ſein; ſie ſcheinen, jede für ſich eine Unordnung genannt, gerade zur höhern Ordnung zu gehören. Ich unterfange mich nicht, die Mittel und Wege der Vorſehung tadeln und misbilligen zu wollen. Die große Frage jedoch, wie Revolutionen mit Recht kommen und doch nur aus Unrecht hervorgehen können, gehört in das Miniſterium der Weltregierung. Ich kenne dieſe himmliſche Diplomatie, den Calcul der Weltordnung, nicht, und beſchränke mich, mein Prinz, nur in dieſem Gebirge hier ein wenig bekannt zu ſein.

Der Herzog von Aoſta war ſehr verſtimmt; er ſchwieg und gab ſeinem Begleiter alle Zeichen der Unzufriedenheit.

Als ſie auf die Landſtraße lenkten, hörten ſie von weitem einen Eilboten heranſprengen. Der Prinz wartete und rief ihn an. Die Briefe des Reitenden waren vom General Colli im Lager an den General Dellera in der Feſte Saorgio. Mündlich aber berichtete der Eilbote, daß die Franzoſen, von Scarena aufgebrochen, gegen die Höhen von Soſpello anſtürmten und bereits einige Vorpoſten aufgehoben hätten. Das Lager von Soſpello ſei in der größten Bewegung und erwarte ſtündlich einen Angriff des Feindes.

Der Prinz war raſch entſchloſſen, ſich auf der Stelle nach dem Lager zu begeben, um die Truppen anzufeuern. Er gab einen ſeiner Leute dem Eilboten mit, um es dem General Dellera zu melden und nöthiges Gepäck in das Lager zu beſorgen. Dann ritt er raſcher hinab gen Soſpello.

Zweites Kapitel.

Als die Nacht in dem tiefgelegenen Orte Breglio ſchon eingebrochen war, entſtand hier noch einmal Unruhe, und zwar zufällig wieder vor Giovanni's Hauſe. Bewaffnete rohen Ausſehens brachten einen gutgekleideten Mann als Gefangenen herbei. Claudio war es, der junge Geiſtliche, der einſt im Club zu Nizza vom Stuhl herab über die Franzöſiſche Revolution geſprochen hatte. Später war er zuweilen unter dem Vorwand, Pflanzen und Steine zu ſammeln, nach der einſamen Wildſcheuer in die Verſammlung der Verſchworenen geſchlichen. Wegen ſeines vielen Redens gegen den Cölibat hatte ihn beſonders manchmal der Genueſe zum beſten gehabt.

Niccolo mit dem einen Ohr, von jener Gebirgsſcheuer als einer der Verſchworenen noch bekannt, führte die Bewaffneten an. Sie waren eben unterwegs, um den Gefangenen nach der Feſte Saorgio zu bringen, und mußten in Breglio übernachten. Da kein Gefängniß im Orte war, rieth Niccolo, den Gefangenen über Nacht in Giovanni's Hauſe einzuthun, weil dies hoch und feſt gebaut wäre, auch einen geſchloſſenen Hof hätte, ſodaß man den Eingeſperrten leichter verwahren könnte. Im Ernſt aber hofften die Gauner in Giovanni's Hauſe einen beſſern Imbiß zu finden.

Petronella, auf Anklopfen mit Licht herbeigeeilt, erſchrak ſehr beim Anblick der Bewaffneten. Angenehmer fiel ihr der Gefangene in die Augen, der eine gute Miene hatte. Während die Männer ihr Anliegen vortrugen, blinzte der Gefangene dem Mädchen verſtohlen zu. Die Hausfrau wagte nicht, dem Anſinnen der rohen Schar zu widerſprechen, und ſo ward der Gefangene in die ſchon bekannte obere Kammer gebracht. Petronella eilte mit dem Licht voraus und ſchloß den Laden, durch welchen einſt die ſchöne Nachtwandlerin eingeſtiegen war. Hier oben kann der Gefangene nicht entwiſchen, ſagte ſie liſtig, wenn ihr nur vor der Kammer gute Wache haltet. Ich werde euch hier an der Thür eine Streu machen und einige Biſſen zum Abendbrot bringen.

So geſchah es auch. Sobald die Wächter über das Eſſen herfielen, bat Petronella um die Erlaubniß, auch dem Gefangenen einige Brocken in die Kammer zu reichen. Niccolo rief ihr nach: Hüte dich, mein Herzchen! Der iſt ein alter Feind eheloſen Standes. Nimm dich in Acht!

Der Gefangene kam ihr mit verliebten Augen und blödem Weſen entgegen. Bei Euerm Anblick, ſchöne Jungfrau, habe ich ein wunderbares Zutrauen gefaßt, ſagte er. Warum habt Ihr mich aber ſo hoch heraufgebracht? Drunten hätte ich vielleicht durch Euere Gunſt entſchlüpfen können. Ich war lange zum eheloſen Stande verurtheilt und kenne die beglückende Liebe noch nicht; dennoch weiß ich, daß Mädchenherzen dem Mitleid offen ſind. Und ich bin kein Verbrecher, der Euern Beiſtand nicht verdiente, ich werde ohne alle Schuld fortgeſchleppt, und gehe vielleicht einem blutigen Tode entgegen. O, erbarmt Euch meiner! Seid ſo mitleidig als Ihr ſchön ſeid! In einem ſchönen Körper ſoll ja ſtets eine ſchöne Seele wohnen.

Raſch und mit bedeutſamen Winken öffnete Petronella den Laden und deutete ihm flüſternd an, wie er mit einigem Muth über das Giebeldach des niedern Seitenbaues kletternd entfliehen könne. Sie erbot ſich, ihm drüben in der Hütte den Schalter zu öffnen und ihn von dort in Sicherheit zu bringen.

Der junge Mann nickte freundlich zu und faßte mit blöden, zitternden Fingern Petronella's Hand, um dem Mädchen zu danken. Sie winkte ihm, vorſichtig zu ſein, und verließ die Kammer mit finſterer Miene gegen die Wächter.

Der Gefangene blieb in der ſüßeſten Unruhe zurück. Seine nahe Flucht, und mehr noch Petronella's Bild, beſchäftigten ihn. Seine Vorſtellungen durchkreuzten ſich lebhaft, er machte mancherlei Entwürfe für den Fall eines glücklichen Entkommens. Die rettende Hand für ſein ganzes Leben feſtzuhalten, war ſein Hauptgedanke, der wie ein flimmernder Stern leuchtete. Bald glaubte er an der Zuneigung der ſchönen Jungfrau nicht mehr zweifeln zu dürfen, bald ſchien ihm das Glück zu überſchwenglich, daß er Freiheit und Liebe zugleich von ſo ſchöner Hand empfangen ſollte. Ach, ſeufzte er endlich, ein ländlich, fromm erzogenes Mädchen, wird es einen abtrünnigen Prieſter zu lieben und zu heirathen ſich entſchließen? Wird es ſich, wenn du werben willſt, nicht vor dir bekreuzigen wie vor dem Verſucher? Ja, mit ſolch entſetzlichem Fluch ſind die Feſſeln des Cölibats geknüpft! Indem wir ſie brechen wollen, umſtrickt uns noch ſchmerzlicher die Verachtung gerade derer, die uns allein beglücken können. Wie innig froh würde mich die Liebe dieſes edeln Mädchens machen, und am Ende ſoll ich ſtatt der Liebe ihre Verachtung finden? Vielleicht verwünſcht ſie noch den Dank, den ich ihr ſchuldig werde. Und doch kann ich ihr meine Zuneigung nicht verſchweigen, weil ſie mich ſonſt für undankbar halten könnte. Aber noch weniger darf ich ihr verheimlichen, weß Standes ich geweſen bin, ſonſt wäre ja mein Betrug noch ſchlimmer als mein Undank. Ach, vielleicht bereue ich es noch, die Freiheit aus ihrer Hand angenommen zu haben, wenn ich dafür ein Sklave unglücklicher Liebe werden müßte.

Mit ſolchen Hirngeſpinſten quälte ſich der gefangene junge Mann, der freilich nicht ahnen konnte, daß ein Abt ihm bereits den Weg zum Herzen ſeiner Retterin geebnet hatte.

Als nun der Morgen graute und die Wächter in die Kammer traten, ſtand der Fenſterladen offen und der Gefangene war fort. Sie machten Lärm, und Petronella kam herbei. Sie ſtellte ſich höchſt erſtaunt über die Möglichkeit der Flucht.

Man durchſuchte alle Ecken im Hofe, man drang in die nachbarliche Hütte. Hier fand man den Schalter von inwendig verriegelt, ſodaß der Flüchtling unmöglich hätte hineinſteigen können. Die Wächter fluchten und wütheten. Sie durchſuchten die nachbarlichen Häuſer, und da ſich nirgends eine Spur des Entwichenen zeigte, bedrohten ſie Petronella. Dieſe aber trat ihnen ſehr keck mit Scheltworten entgegen und öffnete ihnen mit Vorwürfen die Hausthür. Sie überlegten hin und her und eilten zuletzt nach den Bergen, um womöglich im Freien etwas von dem Flüchtling wahrzunehmen. Von dort kamen ſie nicht wieder zurück.

Drittes Kapitel.

Als der Herzog von Aoſta mit Benvenuto im Lager der Piemonteſen anlangte, fanden ſie alles in Aufbruch und Bewegung. Der General Brunet führte jetzt den Befehl über die franzöſiſche Seealpenarmee; denn aus Mistrauen und Eiferſucht wechſelte der Nationalconvent öfter die Befehlshaber der großen Heere. Brunet ſah ein, welchen Vortheil die Piemonteſen auf ihren hohen Gebirgsposten über die Niederungen hatten, wie leicht ſie herabſtürmen und Verſtärkung aus den ſpaniſchen und engliſchen Flotten an ſich ziehen konnten. Um den Feind aus dieſer günſtigen Stellung zu verdrängen, war er von Scarena gegen das Gebirge vorgerückt. Er ſah ſich genöthigt, ſeine Leute in verſchiedene Angriffshaufen zu theilen. Den rechten Flügel hatte er dem General Dumorbion gegen das Lager auf dem Peruzzo übergeben, den linken gegen die Höhe von Raus führte der General Serrurier, und gegen die Zwiſchenlager auf den rauhen ſteilen Bergſpitzen zog der General Mioskoski.

Mit erſtaunlicher Tapferkeit, ja mit Wuth griffen die Franzoſen an, weder von den Schwierigkeiten des

Landes, noch von der Hitze der Jahreszeit oder den feindlichen Kugeln geſchreckt. Mit Ungeſtüm drangen ſie bis an die Gräben vor, hinter welchen der Feind auf ſeinen Höhen verſchanzt war, und erſtürmten die ſteilen Felſenwände, von denen herab die Geſchütze der Italiener, wie wüthende Drachen, Feuer und Tod ſpien. Gefahr ſteigerte die Kühnheit der Republikaner, der Tod ihrer Brüder entflammte nur die Wuth der noch Kämpfenden. So nahmen ſie eine Stellung nach der andern weg und drängten die Piemonteſen in die Gebirge zurück.

Mit all ſeinem Franzoſenhaß vermochte der königliche Prinz die vordringenden Republikaner nicht aufzuhalten, mit allem prinzlichen Unmuth die weichenden Piemonteſen nicht zu bannen. Durch Tadel und Heftigkeit fiel er dem befehlenden General Colli zur Laſt. Mehr Anſehen wußte ſich der General Dellera zu geben. Sobald er aus der Feſte Saorgio herbeigeeilt war, ſandte er den Prinzen nach den Höhen von Raus, die der Feind noch nicht angegriffen hatte. Er gab ihm eine Bedeckung von Schützen unter Benvenuto's Commando mit. Benvenuto ſchlug die geradeſte Richtung ein. So oft aber der Prinz eine Feldwache nahe oder fern erblickte, eilte er dahin, bald um Erkundigung nach den Franzoſen einzuziehen, bald um die Leute zu ermuntern. Oft fiel es ihm ſogar ein, mit den Schützen etwas gegen die Franzoſen zu unternehmen, die ſich auf Streifwachen hatten erblicken laſſen. So kamen ſie von dem Wege ab, und Benvenuto, der ſich auf ſeine Kenntniß des Gebirges verließ, ſchritt hier und da in gerader

Richtung durch, um ſich auf kürzerm Wege wieder zurechtzufinden.

So waren ſie doch endlich den Höhen von Raus nahe gekommen, als ſie plötzlich auf die Vorpoſten des Generals Serrurier ſtießen. Durch eine gute Wendung Benvenuto's gewannen ſie jedoch ſchnell genug die nächſten Höhen, die für die Feinde nur durch einen Umweg zugänglich waren. Indeß konnte man nicht eilig und vorſichtig genug weiter ziehen, da man nicht wußte, wie nahe der Feind auf einer Seite ſchon vorgerückt ſei, auf der man ihn noch gar nicht vermuthet hatte. Der nächſte und ſicherſte Weg ging nordöſtlich ſteil aufwärts; wie man ihn aber einſchlagen wollte, ſah man ſich oben durch eine vorgedrungene feindliche Streifwache abgeſchnitten. Benvenuto hätte nun für ſeine Perſon kein Bedenken getragen, gegen eine ſchwächere Schar den Durchgang zu erzwingen. Indeß war ihm das Leben des Prinzen anvertraut, weshalb er ſich, ſoviel es thunlich war, außer der Schußweite des Feindes halten mußte. Er vertheilte ſeine Schützen mit vieler Klugheit, um die Franzoſen von zwei Seiten aufzuhalten, und eilte mit dem Prinzen und deſſen Gefolge in einer unwegſamen Richtung weiter. Lebhaft umherſpähend, um ſich einer gefahrloſen Richtung zwiſchen dieſen verworrenen Felſen zu verſichern, erregte er die Angſt und ſogar den Verdacht der fürſtlichen Umgebung; denn der Prinz ſelbſt war in einer gedankenloſen Unruhe befangen. Rückwärts und zur Seite hörte man lebhaftes Gewehrfeuer, das beſonders von der Seite her näher zu kommen ſchien. Benvenuto's Beſorgniß wuchs mit jedem Augenblick.

Endlich mußte man ſich zwiſchen einer Felſenwand und einem Abgrund durcharbeiten. Hier erblickte man links zwiſchen den Felſen hinab im Thale eine ſtarke feindliche Feldwache, rechts hinauf aber eine enge Schlucht, durch jähe Steinwände geſchlungen. Gottlob, wir ſind geborgen! rief Benvenuto.

Geborgen? fragte verwirrt umherblickend der Prinz. Wo ſind wir denn alſo?

In dieſem Augenblick pfiffen feindliche Kugeln aus dem Thale herauf. Verloren ſind wir! ſchrie ein alter Kammerdiener des Prinzen. Dahin alſo ſind wir geführt? Verrathen, in die Hände der Franzoſen geſpielt! Nicht umſonſt ſind die Schützen zurückgelaſſen worden. Sehen Sie, gnädigſter Prinz, hier den Judas an unſerer Spitze. Herr und Heiland, es iſt ſchmählich! O, mein Prinz, retten Sie uns!

Still da, einfältiger Menſch! gebot Benvenuto. Schnell, folgen Sie mir, mein Prinz!

Dieſer aber, ungewiß umherblickend, geängſtigt durch mistrauiſche Winke ſeiner Begleiter, zog ein Piſtol und ſchlug auf Benvenuto mit den Worten an: Ja, Verräther, du biſt noch mit den Franzoſen im Einverſtändniß! Was haſt du vor? Ich werde dir nicht folgen.

Benvenuto machte eine abwehrende Bewegung; das Piſtol, abſichtlich oder unverſehens abgedrückt, brannte los, und der Jüngling taumelte zu Boden. Das Blut drang aus dem linken Aermel.

Ein Murren entſtand unter den wenigen Soldaten, die im Gefolge waren; die nächſten, die von Strecke zu Strecke langſam nachzogen, eilten herbei. Drohende

Blicke ſetzten den Prinzen und ſeine Begleitung in Verlegenheit.

Inzwiſchen war ein Diener des Prinzen, zugleich deſſen Barbier, dem Jüngling beigeſprungen, hatte den linken Aermel aufgeſchnitten und traf Vorkehrung, das Blut zu ſtillen.

Benvenuto winkte die umſtehenden Soldaten herbei. Eile du zurück, gebot er einem Unteroffizier, und ziehe unſere Leute heran. Geſchwind! Ihr andern beſetzt den Eingang jener Schlucht! Sie, mein Prinz, eilen Sie, retten Sie ſich durch dieſen Hohlweg. Er hat oben einen Ausgang. Vertrauen Sie mir nur noch dies eine mal. Ich kenne den Platz! Hier habe ich einſt einen Eber erlegt. Eilen Sie!

Und Sie? fragte der Herzog verlegen.

Laſſen Sie mich da! verſetzte Benvenuto. Ich vertheidige den Eingang jenes Hohlweges, bis Sie weit genug voraus ſind. Dann ziehen wir uns nach.

Der Prinz wollte ihn durch ſeine Diener mit ſich führen oder tragen laſſen, aber Benvenuto wich nicht. Eilen Sie, beim Himmel, nach der Schlucht! ſagte er. Sie ſtehen hier den feindlichen Kugeln bloß.

Das Gefolge nöthigte den Prinzen nach dem Hohlwege.

Benvenuto ließ nun auf die Franzoſen feuern, die ſich mit Anſtrengung aus dem Thale heraufarbeiteten. Seine Schützen ſammelten ſich nach und nach um ihn her. Man nahm den Rückzug durch die Schlucht, Benvenuto, von einem Soldaten unterſtützt, an der Spitze. Die Schlucht war kaum zwei Mann breit, dennoch drangen die verfolgenden Franzoſen ſehr lebhaft nach, und indem die ungeſtümen Hintermänner raſch und entſchloſſen über die verwundeten Vordermänner wegſprangen, näherte ſich die heranrollende Woge des Feindes immer mehr dem Häuflein von Schützen, die langſam fortrückten, um ihrem Prinzen Raum zur Flucht zu gönnen. Wahrſcheinlich wäre auch die ganze Schar aufgerieben oder als Verwundete gefangen genommen worden, wäre nicht unerwartet auf der Höhe der Schlucht ein piemonteſiſches Bataillon herangezogen, und hätte durch nachdrückliches Feuern von oben die Franzoſen zurückgetrieben.

Am Ausgang des ziemlich langen und vielfach verſchlungenen Felſenweges war die Vorhut der Piemonteſen von den Höhen von Raus gelagert.

Hier hatte der Prinz indeß perſönlich für einen erfahrenen Chirurg geſorgt, mit welchem er dem verwundeten Benvenuto entgegeneilte. Die Wunde ward ſchnell unterſucht und die Kugel aus der linken Schulter genommen. Es war keine tiefe Verletzung.

Als nach angelegtem Verband der Wundarzt ſich entfernt hatte, bat der Prinz Aoſta Benvenuto um Verzeihung.

Dieſer erwiderte mit gehaltenem Ton: Meine Faſſung wird Euere Hoheit wol überzeugt haben, daß Ihre Begegnung mich nicht ſehr überraſcht hat. Mein offenes Geſtändniß war keine Unklugheit und nicht unbedacht, ich war es meinem ehrlichen Gewiſſen ſchuldig. Aber ſoviel habe ich ſchon außerhalb dieſer Berge gelernt, daß fürſtliche Perſonen von ihren Schmeichlern nicht gelehrt werden, aufrichtige Herzen zu erkennen und männlichen Freimuth zu ertragen.

Ich wünſche, antwortete der Prinz, daß Sie recht bald von Ihrer Wunde und von Ihrer Laune geneſen möchten.

Er eilte nach dem Lager von Raus, und Benvenuto folgte langſam nach. Hier ſah man dem entſcheidenden Sturm des anrückenden Feindes entgegen.

Viertes Kapitel.

Inzwiſchen waren die ſiegreichen Franzoſen bis in die Gegend von Breglio vorgerückt. Nun konnte der junge Claudio, den Petronella befreit hatte, aus ſeinem Verſteck hervortreten. Aengſtlich, aber glücklich über den Giebel hingerutſcht, war er von der freundlichen Retterin an der Bodenöffnung der nachbarlichen Hütte empfangen und in Giovanni's Hauſe verſteckt worden, wo man ihn gerade am wenigſten vermuthete.

Die geheimnißvolle Lage, in welcher er hier, nur von Petronella und der gutmüthigen Hausfrau beſucht, manchen Tag zubrachte, begünſtigte ſehr die ſtille Zuneigung und ein annäherndes Vertrauen. Mit der blöden Schwärmerei der erſten Liebe warb der junge Mann um Petronella's Zuneigung, und maß ſeinem Glück und ſeiner Kühnheit bei, was ſie ihm halben Wegs entgegenbrachte; denn leichtfertig wie Petronella war, und unruhig auf ihr Unterkommen bedacht, hatte ſie vorher Renate's Neigung zum Kloſter begünſtigt, um dann als Giovanni's Pflegetochter vielleicht eher eine gute Heirath im Orte zu thun. Beim Anblick Claudio's faßte ſie andere Gedanken. Sie entwarf das Plänchen, auf irgendeine Weiſe ſich in den Beſitz der Zauberlaterne zu ſetzen, mit welcher Giovanni ſein Glück gemacht hatte. Und ſo wollte ſie an der Seite ihres jungen Mannes hinausziehen und ihr Glück verſuchen. Doch wie ſie den Geliebten nach und nach in ſeiner redlichen Denkungsart erkannte, empfand ſie doch einige Beſchämung und ließ beſſere Gedanken und Vorſätze in ihrem Herzen aufkommen. Den Muth gewann ſie zwar nicht, aufrichtig gegen den Bewerber über ihre Vergangenheit zu ſein, doch ſeiner würdig ſich zu betragen und in der Zukunft ehrlich gegen ihn zu leben, nahm ſie ſich vor. Durch aufmerkſame Liebe und ſtrenge Treue dachte ſie die frühere Flatterhaftigkeit gut zu machen und ihre ſittlichen Einbußen zu erſetzen.

Claudio vernahm über Petronella's Herkunft aus dem Munde der ehrlichen Hausfrau, was dieſe bereits auch ihrem Gaſt Benvenuto im Vertrauen mitgetheilt hatte. Obſchon ihm der geiſtliche Oheim Petronella's, der Abt in Turin, beängſtigend aufs Herz fiel, nahm er ſich doch zuſammen, der Geliebten offen zu bekennen, daß er den geiſtlichen Stand verlaſſen habe, um in ſtiller Häuslichkeit glücklich zu werden. Sie hörte ihm nicht ohne Verlegenheit ihres Erlebniſſes zu, als er gegen die Unnatur des eheloſen Standes der Geiſtlichen ſprach; ihre Befangenheit erſchien ihm als Zweifel und Bedenklichkeit, ſodaß er immer neue Gründe hervorſuchte, um ſich in ſeiner Abtrünnigkeit zu rechtfertigen.

Ach ja, das iſt alles wahr! erwiderte zuletzt Petronella kleinlaut. Mein Oheim, der Abt, dachte nicht anders

Ich habe ihn einſt ſagen hören, der Cölibat ſei ein heilloſes Unrecht, ein misgeborener Sohn, der ſeine Mutter ins Geſicht ſchlage, nämlich die Natur, und dieſe ſei doch die erſtgeborene Tochter Gottes.

Wie war Claudio über dieſe Beiſtimmung entzückt, und fand ſich ſelbſt in ſeinem Vorhaben beſtärkt. Deſto kühner bewarb er ſich jetzt um Petronella's Hand, und erhielt ſie. Er rief die Hausfrau zur Zeugin herbei. Dann erklärte er der Verlobten, daß er franzöſiſcher Kriegscommiſſar ſei und bald einen guten Poſten in der bürgerlichen Verwaltung zu erhalten hoffe.

Unter den einrückenden Franzoſen fand Claudio manche Bekannte, denen er ſein Glück mit Lebhaftigkeit erzählte. Er rühmte die vortrefflichen Eigenſchaften ſeiner Braut. Und welche Aufklärung beſitzt ſie! rief er aus. Denkt euch, ſie nimmt keinen Anſtoß am Cölibat; ſie ſetzt ſich über Pfaffenthum und Prieſterſchaft hinaus. Es iſt zum Bewundern! Wo findet ihr dergleichen anderswo? Seht ihr, wie reif wir in Piemont für die Freiheit ſind?

Die Kameraden wünſchten ihm Glück. Er mußte ihnen ſeine Befreiung und Petronella's Bekanntſchaft erzählen.

Ihr wißt doch, ſagte Claudio, daß ich ein Pflanzenfreund bin. Anfangs konnte ich nur unter dem Vorwand, Pflanzen zu ſammeln, das Pfarrhaus verlaſſen und die heimlichen Verſammlungen der Patrioten beſuchen. Da ich mich nun doch ſchämte, meine Obern zu hintergehen, ſuchte ich die Pflanzen in allem Ernſt liebzugewinnen, um in meinen Ausflügen redlich zu handeln und ſie nicht blos zu Ausflüchten zu machen. Und warum ſollte ich auch die Pflanzen nicht liebgewinnen? Aus ihrem ſinnigen, naturgetreuen Leben iſt ja der Cölibat verbannt, wenn auch manche Gattungen derſelben ihr Liebeswerk und ihre Fortpflanzung auf noch verborgene Weiſe heimlich treiben. Dieſe Kryptogamen verglich ich gern mit der geheimen Pfaffen- und Prälatenliederlichkeit. Wie mancher ehrliche Kerl iſt hernach mit ſolch einem Kryptogamen-Liebchen hinter das Licht geführt worden! Doch, das gehört nicht hierher; kratze ſich, wen es juckt! So hatte ich mich denn auch jüngſt wieder einmal aus alter Pflanzenliebe von unſerm Lager hinweg ins Gebirge verlaufen, und fiel einer umherſtreifenden Bande in die Hände, wie ſie uns jetzt in den unwegſamen Bergen den kleinen Krieg machen. Zum Unglück, oder nun auch zum Glück, waren von der Ufer-Raſſe Leute darunter, die ſich erſt von den Franzoſen gegen Nizza brauchen ließen und nun ihren Vortheil darin ſuchen, gegen die Franzoſen zu dienen. Loſes, ungebundenes, nichtsnutziges Volk! Ich ſage, die kannten mich von früher, wo ſie oft mit großer Rührung meinen Reden zugehört hatten. O, die Kerle ſahen nun die wunderlichen Pflanzennamen auf Zettelchen gekritzelt und hielten mich für einen franzöſiſchen Spion! Ha, da war ein Fang zu thun! Fort, nach dem piemonteſiſchen Lager! Ich komme ins piemonteſiſche Lager. Verſtändige Männer wiſſen hier nun gleich, was ſie aus meinen Zettelchen machen ſollen; aber nun bringen die Spitzbuben meine vormalige Prieſterſchaft ans Licht. Jetzt kriegt die Sache ein ernſthafteres Anſehen. Ich ſoll nach Saorgio und von da nach Turin gebracht werden. Der Erzbiſchof ſoll richten. Nun, man weiß, wie die Großpfaffen von Freiheit und Liebe denken. Freiheiten nehmen ſie ſich heraus, ja, für ſich ſelbſt; aber die Feſſeln der Schmach und des Betrugs zu brechen? Nimmermehr laſſen ſie das geſchehen. Doch die Liebe iſt eine dankbare Gottheit. Um ihretwillen habe ich die Sache der Freiheit ergriffen, ſie hat mich nun der Freiheit zurückgegeben und das liebenswürdigſte Mädchenherz als Zulage beigefügt. Und welches Mädchen? Das ſich über den Cölibat hinausgeſetzt hat, das einen geſalbten Prieſter nicht verſchmäht.

Bald darauf nahm Claudio Abſchied von ſeiner Braut, um auf ſeinen Poſten zurückzukehren und Anſtalten zu ſeiner Trauung zu treffen.

Fünftes Kapitel.

Im Lager, auf den Höhen von Raus, ging es laut und lebhaft zu. Der heiße Sommertag war hinab, und die Nacht thaute kalt auf dem Hochgebirge. Die Feuer brannten luſtig und thaten wohl, Fleiſch und Hülſenfrüchte kochten, aber auch die Herzen wurden in Traulichkeit und Scherz warm und weich. Vor dem Zelt des Herzogs von Aoſta brannten Pechkränze und ſpielte die Muſik. Die Offiziere neuangekommener Bataillone warteten auf und wurden von dem Prinzen bewirthet. Glückwünſche zu ſeiner Rettung wurden gebracht. Der Prinz nahm ſie gnädig auf.

Mehrere Oberſten, die bei dem Herzog galten, zuckten über Benvenuto die Schulter und ſuchten ihn zu verdächtigen. Ich will ihm nicht unrecht thun, aber man muß ein wachſames Auge auf ihn haben, erwiderte der Prinz. Er iſt ein guter Kopf, aber freilich hat er keine Welt. Woher ſoll er ſie auch haben?

Viele Klagen wurden laut, daß gerade einem Unadelichen die ganz unverdiente Gnade geworden ſei, in unmittelbarem Dienſt der hohen Perſon des Herzogs zu ſtehen. Alle Offiziere von Ehre wären muthlos geworden, hieß es, und man könne leicht begreifen, daß bei ſolcher Stimmung die Franzoſen ſo raſch hätten vordringen können.

Ich denke nicht, daß unter Ihnen ſolche Muthloſe ſind, verſetzte der Herzog. Vielmehr verſehe ich mich zu Ihrer guten Geſinnung, daß Sie ſich zuſammennehmen und das Doppelte leiſten werden. Sie haben nicht nur Ihre eigene Pflicht, ſondern auch die Ehre derjenigen zu retten, die ſich unter den jetzigen Umſtänden nicht ſehr adelich betragen. Es wird Ihnen bekannt ſein, wie viele unſerer erſten Familien den König und das Reich verlaſſen, um ſich und ihre Schätze in das Ausland zu retten. Ja, was noch ſchlimmer iſt, ſo ſind viele Adeliche gegen die königliche Sache verſchworen. Die Herren werden von den Unruhen in der Gegend von Alba gehört haben. Dies ſchändliche Treiben wird mit jeder Stunde bedenklicher. Jener Bonafous iſt ein piemonteſiſcher Ausgewanderter. Er will eine Republik gründen, wie er offen bekannt macht. Selbſt in unſerm Lager ſind von den gedruckten Briefen an das piemonteſiſche Heer gefunden worden. Die Empörer greifen immer weiter um ſich, ſequeſtriren und confisciren beſonders Lehen und königliche Güter. Sie wollen bürgerliche Gleichheit und Vernichtung des Lehnweſens. Es iſt, um raſend über dieſe Verwegenheit zu werden! Und doch kann ſie von ernſtlichen Folgen ſein; denn dieſe tollen Menſchen gehen darauf hinaus, ſich mit der franzöſiſchen Armee zu vereinigen. Laſſen Sie uns nur morgen noch dieſe Schlacht verlieren, laſſen Sie die

Franzoſen noch dies Bollwerk Naus mit Saorgio erſtürmen, und ganz Piemont iſt verloren. Aber Gott bewahre! Wofür ſind wir da, meine Herren? Ich rede nur davon, wie ſich ein Theil des Adels benimmt. Wollen Sie es dann Seiner Majeſtät, dem König, übel auslegen, wenn er, mistrauiſch gegen den Adel, ſich den Bürgerlichen in die Arme wirft? Ich habe über dieſen Gegenſtand einen großen Gedanken gehabt, meine Herren. Dies Ungeheuer der Franzöſiſchen Revolution hat erſt den einheimiſchen Adel ſeines Geburtslandes mit blutigem Rachen verzehrt, davon iſt der Athem dieſes Molchs ſo giftig geworden, daß er, über die Nachbarländer hingehaucht, die adeliche Geſinnung auch in denen verzehrt, vergiftet, die das Unthier nicht perſönlich erreichen kann, die aber nun, wenn auch körperlich wohlbehalten, doch im Punkte ihres Adels als faule Leichen zerfallen. Was ſagen Sie?

Nur ein Oberſt raunte, ſtatt mit den übrigen in laute Bewunderung auszubrechen, ſeinem Nachbar ins Ohr: Denſelben Gedanken habe ich aus dem Munde des Generals Dellera gehört. Ja, der iſt auch der Mann für derlei Gedanken!

Nun ſehen Sie, fuhr der Prinz fort, darum iſt mir dieſer Benvenuto perſönlich empfohlen. Der König will ihm wohl. Ich traue ſeiner Geſinnung nicht, er ſcheint mir revolutionäre Grundſätze zu hegen; er handelt aber wacker, das iſt nicht anders zu ſagen, und Dellera iſt ganz vernarrt in ihn. Freilich hat der General auch früher ſchon einen tadelnswerthen Hang für Bürger und Pöbel gehabt. Seine Liebſchaft oder heimliche Verbindung mit der Seidenweberstochter iſt uns allen ja bekannt genug.

Ehe noch der Herzog die Offiziere entließ, war Benvenuto zum General Dellera gerufen worden. Er traf dieſen Gönner allein und ſehr ſchwermüthig auf dem Feldbett ruhend. Ich wäre ungerufen gekommen, ſagte Benvenuto, um meines Herrn Generals Befehle zu empfangen; ich wußte nur nicht, daß der Kriegsrath ſchon beendigt ſei.

Schon? erwiderte Dellera. Hat lange genug gedauert. In Gottes Namen ſind die Loſe zum morgenden Glücksſpiel gemiſcht. Ich bin müde. Habe doch noch ein wichtig Anliegen abzuthun. Muß mir im voraus einen Gewinn aus dieſer bedenklichen Lotterie ziehen. Machen Sie ſich fertig! Müſſen morgen gleich nach entſchiedener Schlacht mit den Nachrichten an den König abgehen. Ja, Sie! Habe Sie beſonders dazu auserſehen. Sind ja doch über den Zuſtand und die Lage der Dinge genau unterrichtet, und können dem Kriegsminiſterium Rede und Antwort geben. So oder ſo, der Augenblick iſt wichtig. Werden wol auch gern gehen? Die niedliche Gräfin Perronne . . . Nun, roth brauchen Sie nicht zu werden, Benvenuto.

Raſch wieder zu ſeiner Schwermuth zurückkehrend, erhob ſich der General und holte ein Päckchen herbei — Andenken und Pfänder von einer theuern Perſon, wie er ſich ausdrückte. In dieſem verſiegelten Zettelchen ſteht der Name dieſer Perſon, ſagte er, nebſt Straße und Hausnummer ihrer Wohnung in Turin. Den Vornamen werden Sie einſtweilen morgen früh als das Loſungswort des Tags hören. Falle ich, ſo erbrechen Sie das Zettelchen, beſtellen das Päckchen und mein mündlich Lebewohl. Dürfen auch meine kleine Amande für mich küſſen.

Er wendete ſich ab und drehte an ſeinem Schnurrbart. Es war eine Weile ſtill im Zelt. Von außen hörte man das Getöſe des Lagers.

Denke ſonſt nicht an mein Ende, fuhr endlich der General fort. Morgen aber müſſen wir obſiegen, oder ich verlaſſe den Platz nicht lebend. Es hängt zu viel von unſerer jetzigen Stellung ab. Wir müſſen um alles die Richtung nach dem Var offen behalten. Dieſer Grenzfluß iſt der Mittelpunkt zwiſchen den beiden franzöſiſchen Armeen von Savoyen und von Nizza. Werde mich, wenn es morgen glückt, demnächſt durch die Päſſe Biletto auf Bolena und den Var hinabwerfen und jene Armeen trennen. So will ich die Franzoſen ſchon zum Rückzug aus der Grafſchaft nöthigen.

Benvenuto ſchob an der Binde, in der er den Arm trug, und Dellera fragte nach der Wunde. Wie er hörte, daß die Heilung gut vorwärts gehe, ſagte er: Sind ein Glückskind, Benvenuto! Haben Ihren Schuß voraus und zwar von eines Prinzen Hand. Wir alle, und der Prinz ſelbſt, können nur ſo ſchlechte Republikanerkugeln erhalten. Sie ſind noch allein legitim geſchoſſen. Werden noch hoch ſteigen, Freund, haben ja gewiſſermaßen einen Ritterſchlag, nicht mit dem Schwert, ſondern mit der Piſtole, erhalten. Glauben Sie mir! Es iſt mir manchmal ganz prophetiſch zu Muthe, beſonders wenn ich die regierenden Herren und die hoffnungsvollen Prinzen in Europa betrachte. Habe ſo ein Geſchock kennen gelernt, italieniſche und deutſche. Waren ſich immer ſehr gleich, die hohen Herren, werden aber jetzt eine Aehnlichkeit mehr gewinnen, nämlich die Liebe zu der neuen Freiheit der Völker! Wer hat aber den Appetit nach Freiheit geweckt als ſie? Haben ſich immer ſo viel Freiheiten herausgenommen, daß endlich das Volk auch einmal hat verkoſten wollen. Wenn ich Miniſter wäre, was ich gethan hätte? Ein Freund von mir, der jüngſt aus England gekommen iſt, hat mir erzählt, daß ein dortiger Arzt, ich weiß nicht, heißt er Jenner oder April, die Menſchenblattern verhütet, indem er Kuhpocken einimpft. Jene Freiheiten des hohen Adels und der Fürſten ſind wirklich ſolche giftige Blattern, die an den nährenden Eutern der Nation entſtehen. Würde man den kindlich vertrauenden Völkern etwas von jenen Freiheiten zur rechten Zeit eingeimpft haben, ſo würde es nicht zu dieſer Revolution gekommen ſein, die nach und nach ganz Europa zu Grunde richten oder blatternarbig machen wird. Wundern ſich, Benvenuto, daß ich wieder ſolche Reden führe? Es iſt blos der Nachklang meiner Empfindungen, die ich ſeit einer angenehmen Unterhaltung mit der Hoheit des Herzogs gehabt habe.

Dieſe Reden ſind mir wahrhaft erquicklich, erwiderte Benvenuto. Wenn ich bei einem Manne, wie General Dellera, ſolche Meinungen finde, und nachher ihn doch wieder wackerer, als es irgendeiner vermag, für ſeinen König handeln und kämpfen ſehe, ſo werde ich ſelbſt nach und nach einiger mit mir ſelbſt.

Unſere Sache, Benvenuto, iſt die ſchlimmſte nicht! verſetzte der General. Unſer König und die Lage unſers

Vaterlandes gönnen uns noch einen ehrenvollen Kampf ſelbſt gegen die Vorfechter der Volksfreiheit. Unſer Beruf iſt es, für das beſtehende Recht zu kämpfen. Das hindert mich aber in meiner Ueberzeugung nicht, daß die Franzöſiſche Revolution gewiß früh oder ſpät den Männern von Gottes Gnaden eine ſchlimme Diverſion machen wird. Wiſſen Sie denn, wie dieſe Revolution gekommen iſt? Von nichts als dem beliebten Incognito der regierenden Herren. Die Fürſten hatten in letzter Zeit eine ſolche Vorliebe für das Incognito gewonnen, daß zuletzt in der That nichts mehr von Fürſtlichkeit an ihnen zu ſehen war. Da glaubte denn die Revolution, nun dürfe ſie ungeſcheut hervortreten. Einen Fürſten habe ich kennen gelernt, deſſen Fürſtlichkeit nicht incognito war, und der nicht von Gottes Gnaden, ſondern von Gottes Gerechtigkeit regierte. Ich meine den Herzog Hercules von Eſte, den letzten Sprößling dieſes fürſtlich berühmten Hauſes. In Modena regierend, war er allem Feudalweſen abgeneigt, und nannte es eine ſchrecklichere Geiſel der menſchlichen Geſellſchaft als Krieg und Peſt. Nie hat er den Uebermuth des Adels in ſeinem Lande geduldet. Dafür blühten die Wiſſenſchaften, und ſelbſt der Antichriſt in Rom durfte ihm kein Unkraut in dieſen Weizen ſäen. Sie werden meinen, Benvenuto, daß alſo hiernach ein wahrer Fürſt nichts anderes wolle, als was die Revolution auch ſucht? Ich ſage Ihnen aber noch mehr. Aus dieſes Herzogs Munde habe ich bereits vor ſechs Jahren, ehe ſich noch in Paris die geringſte Unruhe regte, in einer öffentlichen Rede mit der größten Beſtimmtheit die Umwälzung

Frankreichs und den Sturz Europas vorausſagen hören. Dies Vorgefühl der Revolution in einer echten Fürſtenbruſt iſt erhaben, während unſere Regenten die wirklich erſchienene Revolution nicht begreifen, ja ſogar vertilgen wollen. O, ihr Männlein!

Auch iſt es merkwürdig, meinte Benvenuto, daß jener fürſtliche Verkündiger der Revolution, der Mutter von Republiken, ſeines fürſtlichen Stammes letzter Sprößling war.

Freilich will die Revolution nur eine Mutter von Republiken werden, lächelte der General. Republiken ſind aber nur Töchter. Wer weiß indeß, welchen Spaß ſich wieder einmal die kommende Weltgeſchichte machen wird. Vielleicht begegnen ſich die Legitimität und die Revolution in ihren ausartenden Geburten, und die Revolution bringt unerwartet einen Sohn, einen rechten Fürſten, einen rechten Gewaltmann hervor, wozu jene Legitimität zu altersſchwach geworden iſt.

Herrlich, herrlich! lachte Benvenuto. Es wäre ſchon der Mühe werth, wieder einmal einen richtigen Mann zu ſehen, der, aus einem neuen Stamm entſprungen, das volle Gewicht eines Kaiſers oder Königs hätte und es auch verſtände, ſein Schrot und Korn auszuprägen und in Curs zu ſetzen.

Wahrſcheinlich würde er dann etwas legitimes Metall beim Ausprägen zuſetzen, lachte der General. Ich meine, er würde eine Fürſtentochter heirathen; denn das iſt einmal eine altadeliche Finte, daß man eine neuaufkommende Gewalt, wenn man ihr nicht widerſtehen kann, in das echtadeliche Blut zu verſchmelzen ſucht. Man adelt wackere

Bürgerliche, wenn man ſie nicht mehr verwerfen kann, um immer noch den Schein zu wahren, daß alles Ausgezeichnete im Bereich des Adels liege. Aber Scherz beiſeite! Man kann heutigentags nichts ſo Spaßhaftes erdenken, als uns auf dem nächſten Gemeinplatz begegnen kann. In jedem franzöſiſchen Huſarenrittmeiſter oder Kanonierlieutenant ſtoßen wir vielleicht auf einen Mann, der einmal eine Kaiserstochter zu freien ſich die Freiheit nehmen dürfte.

Nun dann ſoll mir auch eine Marcheſentochter nicht zu hoch zur Braut ſein! fuhr Benvenuto haſtig heraus, und erröthete, als er es ausgeſprochen hatte.

Der General entließ ihn in beſter Laune. Benvenuto wandelte durch das Lager und ſah dem Treiben der Soldaten zu, wie ſie hier kochten, dort zechten, hier ſich auf den morgenden Tag die Haare flechten und banden, dort auf einer Trommel würfelten. Hier riſſen ſich einige um das augenblickliche Glück einer Marketenderin, dort ſtierten andere auf die Karten einer alten Wäſcherin, um aus dem Fallen ſchmuzig-vergriffener Blätter ihr nahes oder fernes Schickſal zu erſpähen.

Gedankenvoll über ſeine Zukunft kehrte Benvenuto nach ſeinem Zelt zurück.

Das Loſungswort „Victoria“ war beim Anbruch des frühen Tags vor dem Zelt des Generals Tellera gegeben worden.

Noch flüſterte das bedeutungsvolle, doppelſinnige Wort durch die fernern Stellungen der Piemonteſen, als die Franzoſen ſchon raſch und lebhaft vorrückten und mit Muth und Ungeſtüm angriffen. Das Regiment aus der Provinz Acqui vertheidigte tapfer und hartnäckig die Laufgräben von Raus; von der Höhe brüllte das Geſchütz. Die angreifenden Franzoſen ſtürzten ſcharenweiſe und kollerten die ſteilen Felſen hinab; aber immer rückten friſche Truppen vor. Umſonſt, ſie mußten ſich endlich zurückziehen.

Benvenuto, der ſich in der Nähe des Prinzen und des Generals Dellera aufhielt, bemerkte wiederholt, daß ihn Giovenale, ein Kammerdiener des Prinzen, ſcharf beobachtete. Er konnte dieſen Menſchen mit den ſcheuen, lauernden Augen und dem kriechenden, unterwürfigen Weſen ohnehin nicht leiden, und hatte nun noch überdies gehört, daß derſelbe allem Vermuthen nach im Sold des Königs ſtehe, um über den Prinz und deſſen Umgebung insgeheim zu berichten. Dies verſtimmte den jungen Mann ſehr; er ſuchte ſich dem Lauernden auf alle Weiſe zu entziehen.

Neuer Lärm entſtand. Mit zwölftauſend Mann friſcher Truppen rückten wiederholt die Franzoſen zum Angriff des feſten piemonteſiſchen Lagers vor. Ein furchtbarer Kampf entſpann ſich. Die hohen Gebirgshäupter umher ſchienen von dem Getöſe aufzuwachen und brüllten aus ihren Klüften in das Schlachtungeſtüm hinein. Die Generale Colli und Dellera feuerten unermüdlich an; allein, wo ſie ſich nicht zeigten, ſtutzten die Piemonteſen über die Wuth des ankämpfenden Feindes und fingen an zu weichen. Kaum aber noch zu halten waren ſie, als General Dellera verwundet aus dem Getümmel weggebracht werden mußte. Der Prinz zeigte ſich ſo geſchäftig, als es bei ſeiner ängſtlichen Verworrenheit und Haſt möglich war. Bei Dellera's Fall fühlte Benvenuto lebhaft, wie viel in den nächſten Minuten auf dem Spiel ſtand. Nach einem Vortheil umherſpähend, nahm er einen jähen Felſenvorſprung wahr und faßte einen glücklichen Gedanken. Zum Prinz eilend, ſagte er: Befehlen Sie dem Oberſten Zin, von jener Felſenhöhe in die Flanke des anſtürmenden Feindes zu feuern.

Der Prinz ſtarrte den Jüngling an. Benvenuto beſchwor ihn, Vertrauen zu ſeinem Rath zu faſſen. Es war aber diesmal in der That kein Mistrauen, ſondern eine Beſinnungsloſigkeit des Herzogs geweſen, in welcher er den guten Einfall Benvenuto's nicht auf der Stelle faſſen konnte; denn ſobald ſich ſeine Ueberlegung einigermaßen ſammelte, ward auf ſeinen Antrieb Geſchütz auf jenen Felſen gebracht und mit Nachdruck in des Feindes Flanke gefeuert. Eine Unordnung entſtand unter den Franzoſen, die Piemonteſen rückten noch einmal muthig vor, und bald war der Tag für ſie gewonnen. Sie verfolgten ihren Vortheil, bis die raſch einbrechende Nacht als Schiedsrichterin zwiſchen den Sieg und die Flucht eintrat.

Um Mitternacht ſtand Benvenuto reiſefertig am Lager des Generals Dellera. Die Aerzte waren um denſelben beſchäftigt; zwei Wunden wurden bedenklich gefunden.

Der junge Mann ſah ſeinen Gönner mit ſchmerzlich fragendem Blick an und bat um deſſen Befehle. Nimm das Päckchen mit, guter Benvenuto, flüſterte Dellera. Eile aber nicht, es zu übergeben, bis Nachrichten über mich kommen. Gehe, Siegesbote! Victoria!

Benvenuto ſtürzte weinend fort. Vor dem Zelt trat ihm Giovenale mit Lächeln und Bücklingen entgegen. Hier iſt noch ein Schreiben an den König vergeſſen worden, ſagte er. Entſchuldigen! Wenn Sie es noch gütigſt mitnehmen wollten. Von höchſter Wichtigkeit!

Der Brief war an den König überſchrieben, und Benvenuto ſteckte ihn, mit verächtlichem Blick auf den Kammerdiener, ein.

Sechstes Kapitel.

Der Verkehr zwiſchen dem Marcheſe Malvi und den Banden im Gebirge dauerte noch lebhaft fort, nur ward er mit größerer Vorſicht und Behutſamkeit geführt. Unter den verſchiedenſten Geſtalten und Vermummungen kamen die Boten in das Schloß, als Tagelöhner, als Mönche, als Fiſchhändler, als Hauſirer und dergleichen. Der Baron Moritz ward in ſeiner Argloſigkeit von dieſem Verkehr wenig gewahr, dennoch hatte er, ſeit jener Hausunterſuchung des franzöſiſchen Offiziers, gegen die politiſche Betriebſamkeit des Marcheſe einen Argwohn gefaßt. Manchmal, wenn Malvi ſich in ſeiner Bitterkeit gegen das revolutionäre Treiben und die Schlechtigkeit des Pöbels ausließ, ſpielte Moritz mit leiſem Spott auf die geheimen Verbindungen der Ariſtokraten an. Mit Fug und Recht, ſagte er dann wol, verachtet der Adel ſolch feiles Geſindel, das zu nichts Ehrlichem zu brauchen iſt. Dem Adel ziemt es, frei und offen zu reden und zu handeln. Ich wenigſtens möchte mit Gaunern nichts zu thun haben oder gar in Geheimniß mit ihnen ſtehen.

Um ſolche Bitterkeiten nicht mehr zu hören, unterdrückte der Marcheſe auch ſeinerſeits alle gehäſſigen Bemerkungen. So bildete ſich nach und nach eine glatte, wiewol intereſſeloſe Unterhaltung im Schloß. Auch Giuſeppe's ward von dem Marcheſe nicht mehr gedacht, ſeitdem er zu ſeiner Unzufriedenheit bemerkt hatte, daß er mit den Entdeckungen des Licentiaten weder bei dem Freiherrn Moritz, noch bei der Baronin Agneſe, ja nicht einmal bei ſeiner eigenen Tochter Eingang und Zuſtimmung fand. Er ſelbſt aber beſtärkte ſich nur deſto mehr in ſeinem Haß und leidenſchaftlichen Glauben.

Zu ſeiner großen Unzufriedenheit mußte Malvi erfahren, daß ſeine Tochter, ſeitdem ſie einen andern Namen angenommen hatte, auch in Meinung und Geſinnung ſelbſtändiger auftrat und ſich von ihres Vaters Denkungsweiſe nicht mehr ſo ſehr wie früher beſtimmen ließ. Dem ſtolzen Manne war dies um ſo empfindlicher, als die Tochter fortwährend unter ſeinem Schutze ſtand und mithin nicht etwa durch Verpflanzung in eine fremde Familie, ſondern ſelbſt noch auf den Wurzeln des väterlichen Stammes dem Vater fremd wurde. Dann dachte er manchmal doch an die Heirath, die er mit ſoviel Erwartung und Ungeduld geſtiftet und betrieben hatte. Er grübelte darüber nach, ob ihn ſeine Tochter nicht gar für den Urheber ihrer Trauer und ſchmerzlichen Erfahrungen anſehen möchte. Er fand und fühlte in ihrer Selbſtändigkeit einen ſtillen und drückenden Vorwurf.

Indem er ſich alſo nach und nach an Mistrauen gegen ſein eigenes Kind gewöhnte, faßte er nur eine deſto lebhaftere Schwärmerei für die Sache ſeines Königs und des Adels. Er hatte ſich mit der Partei des Hofes in Verbindung geſetzt und durch ſeine Anhänglichkeit und ſeinen thätigen Eifer des Königs Vertrauen in noch höherm Grade gewonnen. Er ward in das Einverſtändniß gezogen, das von der Hofpartei in Turin mit den königlich Geſinnten in Lyon und der Provence angeknüpft und auf gemeinſchaftliche Unternehmungen zu Wiederherſtellung des Königthums in Frankreich gerichtet war. Man ſuchte Magiſtratsperſonen und Armeeführer der Republikaner zu gewinnen und abſpenſtig zu machen; man bereitete die Mittel, ganz Südfrankreich gegen die republikaniſche Regierung in Aufruhr zu ſetzen. Zu dem Ende gingen vertraute Männer, auf deren Treue und Geſchicklichkeit man ſich verlaſſen konnte, zwiſchen Turin und Lyon fleißig hin und her. Mehrmals kamen ſolche auf Umwegen über Nizza, um mit dem Marcheſe umſtändlich zu berathen. Dieſe geheime Thätigkeit regte den eifernden Mann mächtig auf, er fühlte ſich durch jene große Verbindung in ſeiner auf daſſelbe Ziel gerichteten Betriebſamkeit mit den Gebirgsbanden nur deſto mehr beſtärkt. Als die Fäden jenes Einverſtändniſſes zwiſchen Turin und Südfrankreich weithin genug angeknüpft und die Verhandlungen ihrem Abſchluß nahe waren, hatte ſich ein Herr Precy als Abgeordneter von Lyon nach Turin begeben. Man wollte ſich mündlich vollends verſtändigen. Auch der Marcheſe ward nach der Reſidenz eingeladen, da der König viel auf die Einſicht und den Eifer dieſes alten Vertrauten hielt.

Unerwartet trat daher eines Mittags der Marcheſe mit der Nachricht auf, daß er nach Turin zu reiſen habe.

Ueber den Gegenſtand ſeiner Einberufung ging er ſtillſchweigend hinaus, verbreitete ſich aber deſto mehr über den Weg, den er durch das Genueſiſche nehmen wollte, und über die Vorſichtsmaßregeln zur Verheimlichung ſeiner Reiſe. Er ſchien nicht zu wünſchen, daß die Tochter mitreiſen möchte, auch blieb ſie mit Vergnügen zurück. Um ihretwillen und um dem Marcheſe für ſo viele Freundlichkeit gefällig zu begegnen, verſprach der Freiherr Moritz, ſeinen Aufenthalt in Drappo bis zur Rückkehr des Marcheſe zu verlängern; denn er trug ſich bereits mit dem Entwurf zu ſeiner Heimkehr durch Oberitalien und Tirol.

Wie nun alles nach des Marcheſe Wunſch ging, ward er auch heiterer und geſprächiger, als er ſich ſeit einiger Zeit gezeigt hatte. Kinder, ſagte er ganz aufgeräumt, ich habe noch manches mitzutheilen, und darunter auch etwas ganz Vergnügliches. Ein guter Bekannter in Turin iſt geſtorben und hat mich durch ein Teſtament in Verlegenheit geſetzt.

Ich errathe ſchon! rief Moritz aus. Er hat Sie zum Univerſalerben eingeſetzt, und Sie wiſſen nicht, ob er mehr Schätze oder mehr Schulden hinterlaſſen hat. Dann rathe ich Ihnen ja, die Erbſchaft nur mit der Wohlthat des Geſetzes und Inventars anzutreten, wie es die Juriſten nennen.

Das iſt es nicht! lachte der Marcheſe.

Man rieth dies und das.

Alles nicht! rief Malvi. So muß ich es euch denn nur rund herausſagen. Der Verſtorbene iſt der Abt von Caluſo und hat unſere Petronella mit einem ganz hübſchen Legat bedacht. Die Teſtamentsvollſtrecker haben an mich geſchrieben wegen des Aufenthalts dieſes Dienſtmädchens. Nun iſt aber die leichfertige Perſon verſchwunden, niemand weiß, wohin. Ich würde nunmehr auch kein Bedenken tragen, ihr den noch bei uns verwahrten Koffer unſers dankbaren Gaſtes auszuhändigen.

Moritz lachte kopfſchüttelnd. Die Frauen lenkten in zarter Verlegenheit das Geſpräch ab. Doch fragte der Baron noch, woran der Abt geſtorben ſei.

Er ſoll ſeit ſeiner Rückkehr nach Turin und dem Schreck, den er im Gebirge bei dem Ueberfall der Franzoſen genommen hat, gekränkelt haben, ſagte der Marcheſe. Träge und genußſüchtig war er immer. Er keuchte ja, wenn er den geringſten Hügel erſteigen ſollte. So iſt es denn zu einer Bruſtwaſſerſucht gekommen, die kurzen Proceß mit ihm gemacht hat.

Der Marcheſe reiſte ab. Die Botſchaft vom Sieg der Königlichen auf den Höhen von Raus kam ihm als gute Vorbedeutung entgegen.

Siebentes Kapitel.

In und um Nizza ward es jetzt wieder unruhiger. Viele verwundete und verſtümmelte Franzoſen wurden zur Stadt gebracht, einige Kapellen und öffentliche Gebäude zu Lazarethen und Invalidenhäuſern eingerichtet. Aber auch viele gefangene Piemonteſen rückten ein und wurden in einzelnen Haufen über den Var nach franzöſiſchen Plätzen abgeführt, um ihnen das Entfliehen zu erſchweren. Zu allem dieſem kam bald auch der Einmarſch neuzuziehender Verſtärkungsmannſchaft aus Frankreich. Ueber dieſe Bewegungen ſowol als der heißen Jahreszeit halber hielten ſich die Freunde im Schloß zu Drappo ſehr zurückgezogen. Man beſchäftigte ſich auf die vergnügteſte Weiſe in den Gemächern, und zu günſtiger Tageszeit im Garten. Es iſt zuweilen ganz angenehm, ſagte die Baronin zu Blanca, wenn uns die Männer auf kurze Zeit verlaſſen; man hat dann eine allerliebſte Unabhängigkeit, iſt von der täglichen ſteifen Ordnung losgebunden und läßt auch einmal ein Lieblingsgericht kochen.

Mit Schalkslächeln auf den Baron gab Blanca der Freundin Beifall.

Dieſe Zwiſchenzeit iſt für die Männer kein Verluſt, verſetzte Moritz, ſie gewinnen leicht bei ihrer Rückkunſt deſto mehr Gewalt. Wenn Frauen und Dienſtboten der milden Herrſchaft eines Hausvaters einmal müde ſind, muß man ſie nur eine Zeit lang ſolcher republikaniſchen Freiheit überlaſſen. Dann entſteht eine ſolche ungeordnete Wirthſchaft, ein ſo loſer und lockerer Zuſtand, eine ſolche Geſetzloſigkeit und Verwirrung, daß am Ende alles ſeelenfroh iſt, wenn der Mann wieder zurückkehrt und Ordnung ins Haus bringt. Ja, wenn er auch ein wenig verſtimmt und despotiſch zurückkommt, läßt man es ſich gern gefallen, nur um die verkannte Wohlthat der Ordnung wieder zu fühlen. Frauen ſind nicht mündig für eine Republik.

Die Kinder gaben dann auch manche Unterhaltung. Der Säugling gedieh ganz erfreulich an der Mutter Bruſt, und Agneſe's blühendes Ausſehen lieferte den Beweis, daß die Liebe im Geben empfängt. Tonino machte ſich den beiden Frauen ſehr angenehm, indem er gegen ſeine gewöhnliche Ausgelaſſenheit mit dem Kinde doch ſtets bedächtig umging und gar ſinnig ſpielte. Auch die alte Baronin führte eine gute Aufſicht über den Enkel, und dieſer heranwachſende Menſch mit ſeinen Bedürfniſſen zog die frömmelnde Matrone mehr und mehr wieder von den Ceremonien ihrer Andacht ab.

Vertrocknete dann und welkte die Unterhaltung ein wenig, ſo öffnete man die Schleuſe eines guten Buchs, und Blanca fand immer mehr Geſchmack an dieſer Beſchäftigung der deutſchen Freundin. Moritz las öfter vor.

Eines Nachmittags erinnerte ihn Blanca, da eben von der gärenden Zeit die Rede war, an ſeine Novelle, die Sklavenwäſche. Ihre Erwartungen, lieber Baron, ſagte ſie, ſind leider, zum Theil auf unerwartete Weiſe, eingetroffen. Die Gegenwart widert uns längſt an; jetzt wird es uns wohlthun, in eine ferne Zeit zurückzublicken und uns ihrer Ruhe und Durchſichtigkeit zu freuen.

Moritz verſprach, die Handſchrift ſeiner Novelle in den erſten Tagen hervorzuſuchen und vorzuleſen. Er wollte nur erſt noch einige deutſche Angelegenheiten durch Briefe in die Heimat und einige Geſchäfte in Nizza durch einen Spaziergang dahin erledigen, um ſich auf die Rückkehr des Marcheſe reiſefertig zu machen.

In Nizza fand er nämlich noch einiges mit ſeiner alten Hauswirthin ins Reine zu bringen. Er hatte ſie lange nicht geſehen und traf ſie auffallend verändert. Sie kränkelte, war ſehr abgemagert und huſtete beſtändig. Die Koſten der Einquartierung und mancher Verdruß hatten ihr ſehr zugeſetzt. Wegen ihres Huſtens tröſtete ſie ſich aber mit der guten Luft von Nizza. Soviel Hunderte kommen aus allen Ländern hierher, ſagte ſie, um von Bruſtleiden zu geneſen, und eine alte Einwohnerin ſollte nicht denſelben guten Nutzen haben? Auch werde ich künftig erleichtert ſein, da mein Klärchen die Haushaltung übernimmt und ſich verheirathet.

Der Baron hatte kaum nach dem Manne gefragt, den Klärchen heirathen würde, als das Bräutchen ſelbſt an Bonatti's Seite in die Stube trat, ganz munter und geſchäftig. Bonatti hinkte. Moritz beglückwünſchte nun das Paar. Wir danken von Herzen! erwiderte Klara.

Vermelden Sie doch der Frau Baronin unſern Reſpect. Wir werden noch geziemende Aufwartung machen. Gott hat alles aufs beſte gelenkt und meinem Matteo einen unbedeutenden Bajonnetſtich in die Wade beſchert, worüber er, da er nicht laufen konnte, den Franzoſen in die Hände gefallen iſt. Nun ſollte er nach Frankreich in Gefangenſchaft gebracht werden. Da hätte er lange genug auf den Frieden oder auf eine Auswechſelung warten können. Ich habe mich aber geregt, habe mich als Braut gemeldet und bin von Pontius zu Pilatus gelaufen, um ihn frei zu kriegen. Unter der Bedingung, daß wir uns binnen vierzehn Tagen verheiratheten, haben ſie ihn endlich freigelaſſen. Und nun laufen wir abermals zu geiſtlicher und weltlicher Obrigkeit, um die Sache in Ordnung zu bringen. Die Wade meines Matteo hat einen ſchmerzhaften Brautſtand. Demnächſt werden wir einen kleinen Handel anlegen mit allerlei, was man in jetzigen Kriegsläuften braucht und verlangt. Mein Matteo hat darin Kenntniß. Man muß ſich in die Zeit ſchicken und der eilfertigen Gelegenheit ſo viel abzupfen als möglich iſt.

Als die Muhme Angelika hierauf ihre klugen Sprüche und erbaulichen Ermahnungen abzuhuſten anfing, empfahl ſich der Baron.

In einer der engen Gaſſen hatte er ſich mühevoll durch das Gedränge gewunden, als er ſeinen Namen rufen hörte. Cola ſprang hinter ihm drein und führte ihn nach der Treppe einer Kapelle, um welche viel Geſtröh lag. Wie kommen wir denn hier zuſammen? fragte Moritz.

Hier iſt die Schwelle meines Berufs, antwortete der Alte.

Alſo immer an einem Bethauſe treffe ich Euch an, wenn ich Euch eine Weile nicht geſehen habe? ſcherzte Moritz.

Ja, diesmal aber in einem andern Sinne, erwiderte Cola. Ich bin jetzt durchaus anders daran, konnte aber bisher mein wichtiges Amt nicht verlaſſen, um Sie zu beſuchen und Ihnen Nachricht von der mit mir vorgegangenen Veränderung zu geben. Euere Gnaden wiſſen, wie ſehr ich ſonſt allen feſten Geſchäften abgeneigt war, und nun habe ich gar ein Amt übernommen. Iſt es nicht erſtaunlich? Aber dahin bringt uns die Zeit. Auch ſind alte Freunde und Gönner für mich thätig geweſen, und ich durfte ihr Wohlwollen nicht abweiſen. Sehen Sie, es iſt hier ein Spital angelegt, oder vielmehr ein Invalidenhaus. Unter mir ſtehen die an den Beinen Verſtümmelten. Doch ſtehen kann man eigentlich nicht ſagen, ſie liegen unter meiner Aufſicht. Ja wohl, manche haben in die Freiheitsſuppe der Republik ihre beiden Beine eingebrockt. Ich für meine Perſon ſtehe mich nicht übel dabei. Aber, iſt der liebe Gott nicht ein Spaßvogel? Da muß ich nun, nachdem ich mein größtes Glück im Umherlaufen geſucht habe, denen vorſtehen, die gar nicht laufen können.

Der Baron lächelte, und der Alte ließ ſich über die Vortheile ſeines Dienſtes aus. Zum Schluß ſagte er: Kein Aemtchen ohne Nebenvortheilchen. Ich habe in meinem Dienſt die allerbeſte Gelegenheit, in der Welt umherzukommen; denn meine Pfleglinge erzählen einander und mir ſoviel ich hören will. Nun ſind aber die

Burſchen aus allen Ecken und Enden Frankreichs, und ich reiſe, indem ich ihren lebhaften Erzählungen folge, weiter umher, als ich jemals hoffen konnte, auf meinen eigenen Beinen zu kommen.

Neue Verwundete wurden herbeigebracht, und Cola mußte zugreifen, um ihnen ihre Lagerplätze anzuweiſen. Er empfahl ſich dem Baron und ſagte: Wieder neue Weltgegenden kommen an. Ich muß ſie einthun. Wo werden mich dieſe Lahmen wieder hinführen?

O, Ihr ſeid ein gemachter Mann, Cola, ſagte lächelnd der Baron. Nachdem Ihr lange genug luſtigem Erwerb nachgelaufen ſeid, habt Ihr Euch, was man ſagt, behaglich geſetzt, und nun ſucht Euch die Welt auf. Das verdankt Ihr doch alles der neuen Freiheit!

Achtes Kapitel.

Der Freiherr Moritz fand bei ſeiner Rückkehr einen Fremden im Schloß, der mit geheimnißvoller Miene nach dem Marcheſe fragte und zu ſeinem Misvergnügen ihn nicht mehr antraf. Er verſchwieg ſeinen Namen und ſein Anliegen, ließ ſich aber doch über die Einzelheiten der Schlacht im Gebirge und über die Vortheile der Piemonteſen mit vielem Wohlgefallen aus. Den Prinzen rühmte er als den Mann, der durch eine kühne Wendung des Geſchützes gegen die Flanke des Feindes den Tag entſchieden habe. Auch auf Benvenuto kam er zu reden und äußerte ſich nicht ungünſtig über ihn. Er rühmte den ausgezeichneten jungen Mann beſonders wegen der Rettung des Prinzen, brachte aber auch noch einzelne Handlungen und Aeußerungen deſſelben vor, die den Charakter und Geiſt des unbekannten Jünglings in das günſtigſte Vorurtheil ſtellten. Benvenuto's Glück muß ſich jetzt entſcheiden, ſagte der Fremde. Er iſt mit der Siegesbotſchaft nach Turin geeilt. Offenbar hat ihm ſein Gönner, der General Dellera, dieſe Gunſt und gute Gelegenheit mit Abſicht zugewendet. Der ſchlaue

Mann ſchickt ſeinen Liebling dem König mit einer Botſchaft entgegen, die den Monarchen in die lebhafteſte Aufwallung der Huld und Gnade verſetzen muß. Dazu kommt noch, daß der Ueberbringer ſolcher Siegesnachrichten zugleich der Erretter des Prinzen iſt, und daß er von jener That her den Arm noch in der Binde trägt.

Die Frauen lachten über dieſe letzte Aeußerung. Lachen Sie nicht! fuhr der Fremde fort. Ich will nur damit ſagen, daß der Monarch, zugleich von Mitleid, Dankbarkeit und Freude beſtürmt, ſich gewiß ſo huldreich bezeigen wird, daß der ohnehin ſchon von ihm begünſtigte Benvenuto in der königlichen Gnade auf einmal Schmerzensgeld für die Wunde, Ehrenpreis für die Prinzenrettung, und Botenlohn für die Siegesnachricht finden kann.

In dem lebhaften Antheil, den die Frauen an dem unbekannten Benvenuto nahmen, hätten ſie gar gern etwas von deſſen Herkommen gehört. Der Fremde aber erklärte ſich außer Stande, ihr Verlangen zu befriedigen.

Was Sie uns von dem merkwürdigen jungen Manne erzählen, verſetzte Moritz, beſtätigt mich immer mehr in einem Gedanken oder in einem Einfall, den ich bisher noch nicht mittheilen mochte. Sollte nicht etwa dieſer Benvenuto der natürliche Sohn irgendeines Mannes von Einfluß ſein? Man ſcheint ihn begünſtigen zu wollen, und ihn abſichtlich ſo zu ſtellen und vorzuſchieben, daß ihm die königliche Huld als ein Verdienſt zutheil zu werden ſcheine. Der Monarch mag dabei im Einverſtändniß ſein. Wie iſt es mit Perronne, dem Generalgouverneur, der den Jüngling mit aus Savoyen gebracht hat? Wer weiß auch, wie es ſich mit der Lavine verhält! Perronne ſoll erſt in ſeinen ſpätern Jahren geheirathet haben, und iſt mithin wol alt genug, der Vater des jungen Mannes zu ſein. Fragt ſich, ob der Savoyardenjunge, den Benvenuto damals mit ſich geführt hat, nicht ein eheliches Brüderchen iſt. Der Gouverneur wird ſeine Geliebte ſchon auf irgendeine Weiſe untergebracht und verheirathet haben.

Oder Dellera! verſetzte der Fremde. Ihr Gedanke leuchtet mir ein. Und Dellera hat in der That eine bürgerliche Geliebte, mit welcher er auch, wie andere behaupten, heimlich getraut ſein ſoll.

Der Baron that ſich etwas auf ſeine Vermuthung zugute. Den Frauen gefiel aber der Gedanke nicht, und ſie widerſprachen deſto entſchiedener, je wahrſcheinlicher der Baron ſeine Muthmaßung zu machen ſuchte. Ich bin auf die erſten Nachrichten meines Vaters ſehr begierig, ſagte, als der Fremde ſich empfohlen hatte, die Gräfin Blanca. Er hat ſich für dieſen Jüngling bereits intereſſirt, weil er in ſeiner nicht ſehr heitern Stimmung des Königs Abneigung gegen den Adel nicht begreift. Mit ſehr günſtigen Augen wird daher mein Vater dieſen Benvenuto nicht anſehen; denn gewiß findet er ihn bei Hofe oder in Geſellſchaften. Es iſt ein recht glücklicher Zufall, daß der junge Held des Tags aus dem Lager nach Turin gekommen iſt, wodurch wir ihn aus größerer Ferne doch näher kennen lernen; denn ſieht ihn mein Vater mit Ungunſt an, ſo haben wir wenigſtens den Vortheil, auch die Mängel dieſes Unbekannten zu erfahren. Ich ſage: den Vortheil, weil uns der intereſſante Menſch in ſeinem Helldunkel gefährlich zu werden anfängt; nicht wahr, liebe Agneſe?

Ich ſuche hinter meinem Moritz Schutz vor ſolchen Gefahren, ſcherzte die Baronin. Aber für junge Witwen wäre es freilich bedenklich, unter den jetzigen Umſtänden nach Turin zu kommen.

Sie wurden von Beſuch unterbrochen. Zwei junge Ehepaare ließen ſich kurz hintereinander anmelden, Klärchen mit Bonatti, und Petronella mit dem Kriegscommiſſar Claudio. Dieſer ſtand dermalen in der Nähe von Nizza. Die junge Gräfin und mit ihr auch die Baronin Agneſe wollten anfangs Petronella eine gewiſſe Verſchmähung fühlen laſſen, allein die edle Haltung, das gute Benehmen Claudio's nöthigte ihnen eine gewiſſe Höflichkeit auch gegen ſeine Frau ab, die er ſelbſt mit Aufmerkſamkeit behandelte. Ich bin mit großem Verlangen hierhergekommen, ſagte unter anderm Claudio, Ihnen, Frau Gräfin, meine Dankbarkeit auszudrücken für die zarte Bildung, die meine Petronella in Ihrem Hauſe, und gewiß nur durch Ihr edles Beiſpiel, gewonnen hat. Ich fühle mich ungemein glücklich. Es iſt gewiß ein rühmliches Zeugniß für eine Herrſchaft, wenn im Dienſt derſelben ein Mädchen ſoviel gutes Betragen und ſoviel Aufklärung annehmen konnte. So frei von albernen Vorurtheilen, wie meine liebe Petronella . . .

Petronella, die ihren Mann mit großer Aengſtlichkeit bewachte, fiel ihm ins Wort und verbat ſich auf heitere Weiſe ſein beſchämendes Lob. Eine Pauſe der Verlegenheit trat ein, in welcher die beiden Edelfrauen einander mit Befremden anſahen, und die beiden jungen

Weibchen ſich mit fremdthuenden Augen maßen. Moritz ſuchte die Verlegenheit zu heben, indem er auf gute Weiſe Petronella beiſeitenahm und mit dem Vermächtniß des Abtes von Caluſo bekannt machte. Sie erröthete. In ihren Augen las Moritz den Kampf der jungen Frau, ob ſie das werthvolle Legat annehmen oder, um ihres Mannes willen, abweiſen ſollte. Moritz erbot ſich, das Geſchäft durch den Marcheſe ins Reine bringen zu laſſen, und ihr demnächſt das zu ihrer Ausſteuer ſehr willkommene Gut auf einem Wege zuzuwenden, den ſie ſelbſt beſtimmen möchte. Sie nahm dieſe Gefälligkeit mit freundlichem Dank an.

Als der Beſuch wieder fort und Moritz, den Pfarrer Briani zu ſprechen, weggegangen war, entſpann ſich ein lebhaftes Geſpräch zwiſchen Blanca und Agneſe über die meiſt ſo ſeltſamen Ehen, die in der Welt zu Stande kämen, und wie wunderlich ſich oft die Elemente des Glücks und der Zufriedenheit miſchten. Man berief ſich auf die beiden eben weggegangenen Paare, die wenigſtens dermalen noch ſo glücklich wären, und es doch nur durch eine große Verwirrung ihrer Begriffe und Gefühle bleiben könnten. In den niedern Regionen des Menſchenlebens, meinte Blanca, werden doch alle Verbindungen, mithin auch die Ehen, viel leichter eingegangen als in den höhern Kreiſen.

Ich gebe dir recht, erwiderte Agneſe, wenn wir die höhern oder niedern Kreiſe des Menſchenlebens nach dem Stufenunterſchied nicht ſowol der Stände, als vielmehr der Bildung, beſonders der moraliſchen Bildung, bemeſſen; denn leichtfertige Ehen treffen wir auch unter den höhern

Ständen zahlreich genug an. Es ſcheint mir, daß es der Natur vor allem auf Verbindungen ankommt. Das Einzelne, Getrennte vermag ja nichts in der Welt. Beſonders ſind aber die Menſchen zur Vereinigung und nicht zur Vereinzelung geſchaffen; denn die ganze überſinnliche Welt, die höhere Schöpfung, die Allmacht des Geiſtes und der Liebe, ſind durchaus an die Vereinigung der Menſchen geknüpft, durch dieſe Vereinigung bedingt. Das Gemeine und Niedrige, mit der ſinnlichen, ſchaffensluſtigen Natur verwandt, hat ebenſo wie die niedern Thiere eine viel regere und zugleich zähere Lebenskraft. In ihm finden ſich überall Berührungspunkte. Es liegen in ihm die loſen, lockenden Elemente, die ſich leicht und locker aneinanderhängen. Sinnlichkeit und Habſucht ſtiften die meiſten Ehen. Je gemeiner und allgemeiner ein Lebensbedürfniß iſt, deſto näher findet ſich eine Befriedigung deſſelben. Aber wie viel Noth und Kampf haben edle Menſchen zu beſtehen, bis ſie gerade ſo oder ſo geartet, gebildet, geſinnt, wie ſie es zu ihrem wechſelſeitigen Glück bedürfen, einander nur erſt finden, und wenn ſie ſich gefunden haben, bis ſie über alle Hinderniſſe ihrer Vereinigung obſiegen; denn das Gemeine, das ſich ſelbſt mit ſeinesgleichen ſo leicht zuſammenfindet und fädelt, tritt doch wieder dem Edeln dann überall hemmend in den Weg.

Sollten wir nicht annehmen können, wendete Blanca ein, daß ſich das Edle dann aber auch in dem Grade feſter vereinige, als ihm die Vereinigung ſchwieriger wird, im Gegentheil des Gemeinen, das ſo leicht ſich löſt, als es ſich locker verbindet?

Unbedenklich dürfen wir das annehmen, erwiderte Agneſe, und nicht nur dies, ſondern du wirſt mir auch zugeben können, daß gerade nach der Feſtigkeit der Verbindung ſich ihr Segen richtet. Keine Vereinigung der Menſchen iſt ohne eigenthümliche Gunſt und Vortheile. Schon Handelsverbindungen geben Gewinſte, die dem Bemühen des einzelnen unerreichbar ſind. Aber das höhere, überſinnliche, dem Ewigen verwandtere Leben geht nur aus den innigſten, unverbrüchlichſten Bündniſſen der Freundſchaft und der Liebe, noch mehr aber aus der Vereinigung dieſer beiden, aus der Ehe hervor. Iſt irgendein Erdenglück der jenſeitigen Seligkeit verwandt, ſo iſt es die Wonne einer liebevollen Ehe. Dieſem Glück allein iſt denn auch unter allen irdiſchen Gütern die hohe Gunſt gewährt worden, über dem Neid zu ſtehen. Und ſo iſt die Vermählung zweier Liebenden das Sinnbild wahrer Freiheit, die ſich äußerlich ſelbſt bindet, um eine innere, gebundene Welt zu befreien und zu entfalten. Dies freilich nur da, wo Bildung den Geiſt, Edles das Herz für einander findet und gewinnt. Wo aber Sinnlichkeit und Reiz, Habſucht und Reichthum, Noth und Unterkunft, Ehrgeiz und Rang einander leicht antreffen und faſſen, da entwickelt ſich kein höheres Leben; die Ehe iſt dann oft nur der feſte Punkt, von welchem aus die widerſtrebenden Gemüther auseinandergehen.

Das trauliche Geſpräch beider liebreichen Freundinnen, immer inniger, einträchtiger, ſtieg wie eine lebendige Flut und ſpielte die tiefſten Empfindungen aus dem Grunde der Herzen herauf.

Du haſt wahr geſprochen, Agneſe, flüſterte die Gräfin Blanca. Ja, bis ſich aber dieſe Seelen finden, die ſich nicht an dem, was allen Menſchen gemein iſt berühren, ſondern gerade das Beſonderſte, ihnen allein Eigenthümliche, miteinander gemein haben? Oft ſind ſie durch Meer und Gebirge, oft durch die Zeiten, oft durch die bürgerlichen Stände getrennt. Du haſt mir, theuerſte Freundin, ein altes Gefühl jetzt erſt recht klar gemacht. Einſt glaubte ich, dasjenige nahe zu haben, was mein Herz wünſchte. Das Bedürfniß, es zu beſitzen, hatte ich damals nicht, denn meine Zufriedenheit war noch nicht an Sehnſucht erkrankt. Doch du verſtehſt mich nicht. Siehe, liebſte Agneſe, es gibt in unſerm Herzen Schwächen, die noch zu leicht und geſtaltlos für das Ohr eines frommen Beichtvaters ſind, aber nicht für das Ohr der Freundin. Lege einmal deine Hand hier an mein Herz! Darf ich das herauslaſſen, was hier ſo klopft, ohne daß du dich davor fürchteſt? Da du nickſt, magſt du auch die Sünde mit mir theilen, die in meinem Bekenntniß liegt. Ja, wiſſe nur! Meine Vermählung mit Riveli hat es mir erſt recht klar gemacht, erſt am Altar der Jeſuitenkirche habe ich es mit aller angſtvollen Lebhaftigkeit empfunden, daß ich Giuſeppe einſt geliebt habe. Ich ſage: geliebt habe, denn daß ich ihn noch liebte, wie dürfte ich das ſagen, nachdem du mir ſo deutlich gemacht haſt, was Edle aneinander ſuchen? Ich weiß nicht, was aus dem Jugendfreund geworden, wie er geworden. Wie in einem Nebel zerronnen iſt ſein Bild. Denke nicht, Agneſe, daß ich etwa noch zweifelte, ob er ein Verbrecher ſei! Was er nicht iſt, weiß ich wohl.

Könnte ich ihn denn aber um deſſentwillen lieben, was er nicht iſt? Was iſt er aber geworden? In welche Richtung des Geiſtes und des Herzens hat ihn der Sturm des letzten Herbſtes verſchlagen? Was hat die Kerkerſchmach, was die Todesangſt unter ihrem ſchwarzen Gefieder in ſeinem Herzen ausgebrütet? Unglück und Verbannung, haben ſie ſein Herz geläutert oder verwildert? Hat ſich ſein Geiſt erweitert oder verdüſtert? Iſt ſein freies, edles Weſen ausgebildet, oder iſt es gebrochen?

Agneſe umarmte die Freundin. Daß ich dir dieſe Fragen nicht im beſondern zu beantworten vermag, wirſt du mir wol nachſehen, ſagte ſie. Kannſt du mir aber auch vergeben, wenn ich im allgemeinen mehr bange als hoffe, daß dieſe Fragen jemals zu deiner Zufriedenheit dürften beantwortet werden? Welch gutes Naturell gehört nicht ſchon dazu, wenn es unter den Umſtänden, die du angedeutet haſt, unter Verfolgung, Angſt, Flucht, Verbannung, nicht zu Grunde geht, oder wenigſtens ausartet? Aber welches Glück iſt nicht erforderlich, wenn ein Jüngling in ſolcher Lage ſich ſogar ausbilden und vollenden ſoll? Wenn aber unſerm Giuſeppe dieſe Gunſt der Vorſehung nicht zutheil wird, und ſein Misgeſchick ihn vielleicht irreleitet, oder doch in der Bildung aufhält, auf welchem Wege dürfte er dann jemals deiner würdig werden, da gerade an deinem Herzen Glück wie Unglück nur bilden und veredeln konnten?

Bilden? ſeufzte Blanca. Nennſt du es ſo, wenn das Misgeſchick aus dem jugendlichen Auge die frohe

Trunkenheit, den ſchönen Zauber nimmt, der das widerwärtige Leben ebnet, alles Geliebte hegt und trägt, das Gebrechliche überkleidet, das Mangelhafte ergänzt, das Oede belebt? Ausſaugt das Unglück unſer Herz, und das einſt überſtrömte geht jetzt durſtig, wo es ſchöpfe. Das Herz, das einſt ſeine Luſt im Geben fand, iſt nun auch bedürftig geworden. So würde ich dem Jugendfreund nicht mit den frühern Augen, nicht ganz mit dem alten Herzen begegnen.

Und hoffſt du, daß er ſelbſt nur reicher an Bildung, Geiſt und Herzen geworden ſei? fragte Agneſe mit bedenklichem Ton.

Wenn nicht reicher, vielleicht doch verändert, auch in ſeiner Geſinnung zu ſeiner und meiner Zufriedenheit verändert, erwiderte Blanca. Und dennoch . . . ſagte ich Zufriedenheit? Wie kann man denn nur . . .

Sie verſank in ſtummes Nachdenken. Agneſe's Augen ruhten auf dem ſchwermüthigen Angeſicht der Freundin. Die Ave-Maria-Glocke tönte von der Kirche zu Trappo herüber. Blanca ſchlug ein Kreuz und ſprach in Gedanken laut den Anfang des Ave-Maria. Am Ton ihrer eigenen Stimme beſann ſie ſich aber und hielt ein. Indem ſie Agneſe lächelnd anblickte, ſagte ſie: Auf einmal war ich wieder in meiner Kinderzeit, Agneſe!

Seltſam! lächelte Agneſe mit. Was uns doch ſo eine alte Gewohnheit oft wieder überſchleicht und von hinten die Augen zuhält, wie eben jetzt deine kindliche Gewöhnung, beim erſten Glockenton das Ave-Maria anzuſtimmen.

Nein, Liebſte, ſo nicht! verſetzte Blanca, ich war nur eben ein Kind geworden, und mußte mithin auch wieder beten wie als Kind.

Beide Freundinnen umarmten ſich und wandelten in den Garten hinab, — Blanca im austönenden Nachgefühl ihrer glücklichen Kindheit.

Ihrem Geſtändniſſe nach war ſie in jener angſtvollen Stunde der Vermählung aufs lebhafteſte ihrer Liebe zu Giuſeppe inne geworden, die in jenen glücklichen Tagen erwuchs, und kam doch jetzt zu keinem Nachdenken darüber, was jenen Frieden zuerſt geſtört hatte und dem Gelieben, außer innerer Bildung, die zwei Edle verknüpft, auch an geſellſchaftlicher Stellung noch fehlen könnte.

Sie ahnte nicht, was zur Ausgleichung auch dieſer äußern Verhältniſſe ein günſtiges Geſchick in Turin eben vorbereitete.

Neuntes Kapitel.

In Turin drängte ſich Feſt auf Feſt zur Feier des erfochtenen Siegs, der ſich in den freudetrunkenen Augen des Hofes immer mehr vergrößerte. Ein großes Tedeum in der Heiligen-Geiſt-Kirche eröffnete eine Reihenfolge von Feierlichkeiten. Dankwallfahrten gingen von Kirche zu Kirche. Die Prieſter aller Orden waren ſo geſchäftig, als ob ſie ſelbſt den Sieg erfochten oder die Vortheile deſſelben zu theilen hätten. Dann gab der Hof ein großes Feſt, bei welchem der König Gelegenheit zu Beförderungen und Gnadenverleihungen nahm. Dem Hofe folgte der Adel und die Großbeamtenſchaft des Reichs. Man ſah den Monarchen im höchſten Entzücken über den Sieg, und niemand wollte daher in Freudenbezeigungen zurückbleiben. Jeder ſuchte mitfreudig die Gunſt der königlichen Freude auf ſich zu ziehen. Adel und Bürgerſchaft überließen ſich einem Jubel, als ob Piemont den Drachen der Revolution erlegt und ganz Europa errettet hätte.

Der König Victor hatte unterdeß noch andere Urſachen, zufrieden zu ſein. Von England waren große

Summen Unterſtützungsgelder angekommen, auch rückten bedeutende Kriegsheere der verbündeten Mächte nach den mittäglichen Provinzen Frankreichs. Nun nahm der König wieder ſeine alten Eroberungsentwürfe auf. Er träumte und ſprach unaufhörlich davon, die Dauphiné und die Provence an ſich zu reißen. Dies hoffte er um ſo leichter auszuführen, als durch die Unruhen der Revolution der Handel in den ſüdfranzöſiſchen Provinzen unterbrochen und die Unzufriedenheit in Marſeille und Lyon aufs höchſte geſtiegen war. In dieſen Städten und Provinzen dachten die verbündeten Mächte und der Hof von Turin für ihre gegen die Revolution gerichteten Waffen das rechte Feld zu finden, weil handeltreibenden Ländern nichts ſo noththut als Sicherheit und Ordnung. Der König ſprach gern davon, daß er in Perſon nach Nizza gehen und ſich an die Spitze ſeines Heeres ſtellen werde. Und wie unter dieſem Siegeslärm ſo manches alte Project im Kopfe König Victor's aufwachte, ſo beſtärkte er ſich auch jetzt noch mehr in ſeiner vorgefaßten Meinung, daß der Verluſt von Savoyen und Nizza nur durch die Feigheit der adelichen Offiziere herbeigeführt worden ſei.

In dieſem leidenſchaftlichen Vorurtheil ſah der Monarch die Leiſtungen Benvenuto's mit der höchſten Zufriedenheit an, und hob ſie gegen jedermann als muſterhaft heraus. Er ernannte den Jüngling zum Hauptmann im Gefolge für den Zug nach Nizza, auch ſchenkte er ihm eine glänzende Ausrüſtung. Eben aus Abneigung gegen den Adel fiel es dem König anfangs nicht ein, ſeinen Günſtling mit dem Rang des Hauptmanns auch zu adeln. Allein der Cardinal Coſta, Erzbiſchof von Turin, der als Mann von Geiſt und Gelehrſamkeit bei dem König in Achtung ſtand, machte den Monarchen auf die üble Stimmung aufmerkſam, die eine ſolche Beförderung bei dem Adel erwecken müſſe, da bisjetzt kein unadelicher Offizier im Heer diene. Er misrieth zwar die Beförderung ausgezeichneter Bürgerlicher nicht, ſchlug aber vor, ſie bei einem gewiſſen Dienſtrang auch zu adeln, um den Adel als Adel nicht herabzuſetzen, ſondern den Adelswerthen zu erhöhen und die verdienſtloſen Adelichen zu beſchämen. Er machte den König aufmerkſam, daß die beförderten Bürgerlichen, wenn ſie mit den Adelichen nicht verſchmolzen würden, einer ſteten Neckerei und Verfolgung des Adels ausgeſetzt wären, ſodaß denſelben die Beförderung zur Strafe gereichen müßte. Was zu einer Aufmunterung der Verdienſte dienen ſollte, würde zu einem Abſchreckmittel für die Bürgerlichen werden, die, mit ungemeiner Anſtrengung emporgekommen, ſich nun Tag und Nacht gegen eine bösgeſinnte Verbrüderung zu wahren hätten. Ein wechſelſeitiger Haß des Adels gegen aufſtrebende Bürger, und der Bürger gegen übermüthigen Adel, würde alle innere Ruhe ſtören, alle Kraft nach außen lähmen und am Ende den Thron ſelbſt gefährden.

Dem König leuchteten die verſtändigen Vorſtellungen des Cardinals ein. Er ertheilte bei einer feierlichen Gelegenheit am Hofe dem jungen Benvenuto zu deſſen militäriſchem Rang auch die Auszeichnung des Adels.

Benvenuto ward öfter zu den Berathungen des Kriegsminiſteriums gezogen, um Aufſchluß über den

Zuſtand der Truppen im Gebirge und über die Beſchaffenheit des Kriegsſchauplatzes zu geben. Hier fand er Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe und Einſichten in vortheilhaftes Licht zu ſtellen. Selten ließ man ihm zwar laut und öffentlich Gerechtigkeit widerfahren, insgeheim aber befolgte man doch meiſt ſeine Winke und Vorſchläge für die Plane, die man zur Fortſetzung des Feldzugs entwarf. Mehr als an dieſer verſteckten Anerkennung war ihm an ſeiner eigenen innern und äußern Bildung gelegen, wozu ihm ein leichtes Faſſungsvermögen und ein natürlicher Takt zu Hülfe kamen. Der Monarch zeigte ſich ohne Rückhalt gnädig gegen ihn. Einſt unterhielt er ſich mit ihm über die Einzelheiten des Treffens von Raus. Alſo „Victoria“ war das Loſungswort des Tags? fragte der König lächelnd.

Ja, Euere Majeſtät! antwortete Benvenuto. Ein vieldeutiges Wort ſollte uns alle anregen; denn dieſes Wort bedeutet nicht nur Sieg, den wir an jenem Tage um jeden Preis gewinnen mußten, ſondern Victoria iſt auch ein Frauenname. Wir dachten, da unſer huldreicher König Victor doch ein Witwer ſei, ſo könnten ſeine muthigen Freiwerber mitten im Feuer und Blut keine würdigere hohe Braut für ihn gewinnen, als die herrlichſte Victoria.

Der König lachte beifällig, indem er ſagte:

Ich werde mich als liebenswürdiger Bräutigam und Gemahl betragen, um niemals eine Scheidung von meiner theuern Victoria, wol aber eine gute Nachkommenſchaft zu erleben. Alſo mein Sohn, der Herzog, hat den guten Gedanken gehabt, dem Feinde in die Flanke feuern zu laſſen? Es war ein glücklicher Gedanke. Der Herzog wird darum ſehr bewundert.

Der Erfolg war ſehr glücklich! antwortete Benvenuto verlegen, während ihn der König ſcharf anſah.

Kennen Sie Giovenale, den Kammerdiener meines Sohnes, genauer? fragte Victor.

Nur von Anſehen, erwiderte Benvenuto. Er iſt mir dann und wann begegnet, doch haben wir noch kein Wort gewechſelt.

Sie haben mir aber einen Brief von ihm gebracht, bemerkte der König.

Ob von ihm, wußte ich nicht, verſetzte Benvenuto; ich habe ihm das Schreiben, als an Euere Majeſtät lautend, mit ſtummer Ehrerbietung zur Beſorgung abgenommen.

Der König war ein wenig befangen; dann ſagte er: Er iſt ein ehrlicher Mann, der Giovenale; ja, ehrlich, läßt auch jedem ſeine Ehre, und ſieht alles richtig an, alles richtig. Er hat in der Nähe geſtanden, als jener gute Gedanke zuerſt ausgeſprochen wurde, ganz nahe. Ein aufrichtiger Kerl, der Giovenale! Sie ſind ein wackerer Mann, Benvenuto. Sie meinen es treulich mit dem Herzog von Aoſta. Ich freue mich, wenn mein Sohn reſpectirt wird, ja, reſpectirt und in guter Meinung ſteht. Leben Sie wohl, braver Hauptmann!

Victor's Worte und noch mehr ſein bedeutſames Lächeln ließen dem nachdenklichen Benvenuto keinen Zweifel übrig, daß jener Kammerdiener dem König den Vorfall des Treffens, und mithin auch jene Anordnung der Feuerſchlünde, insgeheim und der Wahrheit gemäß berichtet hatte. Er freute ſich, daß ſein Verdienſt, wenn auch nicht aller Welt, doch wenigſtens ſeinem König bekannt war, und er nun auch noch eine verſchwiegene Gunſt des Monarchen beſaß. Er verdankte dies, nicht ohne einige Beſchämung, gerade jenem geheimen Berichterſtatter, dem er in ſeinem Herzen ſo abhold geweſen war.

Zehntes Kapitel.

Nach den erſten zerſtreuten und arbeitvollen Tagen fiel unſerm Benvenuto das mitgebrachte Päckchen des Generals Dellera für deſſen Gattin ein. Es war inzwiſchen Nachricht aus dem Lager eingelaufen, daß der General bei harten Leiden doch außer Gefahr ſei, das Leben zu verlieren. Ja, die Aerzte hofften, auch noch das Bein zu retten. Für den Fall ſeiner Herſtellung hatte nun Dellera das Päckchen nicht mitgegeben, indeß überlegte Benvenuto, welchen Zufällen der theuere Inhalt deſſelben während längerer Verwahrung ausgeſetzt ſei. Er hatte keine Hoffnung, das anvertraute Päckchen in der Kürze ſelbſt zurückzubringen, da er erſt im Gefolge des Königs nach dem Lager zurückkehren ſollte. Es mit der Feldpoſt in Unſicherheit und Gefahr abzuſenden, konnte er ſich nicht entſchließen. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als die theuern Pfänder in die Hände der Perſon niederzulegen, von welcher ſie herrührten. Da er die Uebergabe derſelben mit den beſten Nachrichten über den General begleiten konnte, fand er kein Bedenken, dieſen Schritt zu thun, wozu ihn vielleicht auch eine geheime Neugierde antreiben mochte. Alſo öffnete er das verſiegelte Zettelchen und ſuchte nach deſſen Ausweis Frau Victoria Anſeldi in der Poſtraße nach der bemerkten Hausnummer auf.

Eine zarte blaſſe Frau blickte ihm von einem Polſterſitz mit großen, aber träumeriſchen Augen entgegen. Sie empfing ihn weniger auf vornehme, als auf zuvorkommende Weiſe. Gewiß ſind Sie ein Freund meines Mannes? fragte ſie.

Das bin ich allerdings! antwortete Benvenuto. Woraus entnehmen Sie das aber, da ich mich noch nicht einmal genannt habe?

Sie deutete ihm mit einfacher Höflichkeit einen Sitz an und antwortete mit einnehmendem Lächeln: Sie ſind mir willkommen! Woher ich Sie kenne? Ich kenne Sie eben nicht, ſonſt hätte ich jene Frage unterlaſſen. An einem Fremden gilt es mir vor allem nur, ob er ein Freund Dellera's iſt oder nicht. Darauf ſehe oder horche ich ihn an, und habe auch ſchon ein gewiſſes Vorgefühl dafür. Aber wiſſen Sie denn als Freund meines Mannes, daß er verwundet iſt?

Sie haben Briefe, gnädige Frau?

Ja, davon aber ſteht noch nichts darin. Dellera hat ſie auch nicht eigenhändig geſchrieben. Die Verſtauchung ſeiner rechten Hand hindere ihn, ſelbſt zu ſchreiben, meldet mir die fremde Handſchrift. Es iſt aber doch anders. Hier an ſeiner rechten Hüfte iſt er verwundet, und ich fühle, daß es arg iſt. Am Abend des 12. Juni empfand ich zum erſten mal hier einen brennenden Schmerz, und auch jetzt, da das Stechen nachgelaſſen hat, iſt doch die Stelle noch ſehr roth entflammt. Hier muß mein Freund verwundet ſein. Niemand ſagt es mir und geſteht mir es ein. Ich habe auch nur wenig Bekannte. Doch ſoviel habe ich erfahren, daß die vielen Feſte wegen unſers Siegs am 12. Juni begangen werden. Iſt mir das nicht Beſtätigung genug?

Benvenuto erſtaunte und begriff die Erſcheinung nicht. Er beſtätigte aber die Vermuthung der Frau und theilte ihr zugleich die beruhigendſten Nachrichten mit.

Ich glaube Ihnen, antwortete ſie; würde ſonſt mein Herz ſo unbeſorgt ſein? Denn mit meinem Herzen bin ich doch ſtets bei ihm, ſo viele Meilen er auch fern iſt. Ich lebe und leide mit ihm. Aber nun ſagen Sie mir auch, wer Sie ſind?

Benvenuto erklärte ſich und übergab das Päckchen.

Lächelnd empfing ſie es und ſprach: Es iſt ſchon recht ſo! Ich hoffe es ihm bald wieder einzuhändigen; dann wird ihm zu Muthe ſein, als bekäme er alle die vorher einzeln empfangenen Kleinigkeiten nun zuſammen zum erſten mal.

Da ſie jetzt Benvenuto als Günſtling ihres Mannes kannte, führte ſie ihn in die übrigen Zimmer, um ihm zu zeigen, wo und wie Dellera während ſeiner Anweſenheit in Turin zu ſein und zu leben pflege, wo er arbeite, wo er leſe, wo er frühſtücke, wo er ſeine Füße auf einem Stuhl ausſtrecke, wo er mit der kleinen Amande ſpiele und dergleichen. Alles umher ſchien nur durch den Bezug, den es zu ihrem Freund und Gatten hatte, in ihren Augen zu gelten. Sie rief zuletzt auch die kleine

Amande aus einer Stube von dem Unterricht im Katechismus ab, und ſtellte ſie dem Hauptmann mit den Worten vor: Sehen Sie, das iſt Dellera's Kind!

Es war ein lebendiges Mädchen, voll Feuer und Unruhe, oder, wie ſich die Mutter ausdrückte, voll gottloſer Ausgelaſſenheit.

Benvenuto fand viel Aehnlichkeit um Auge und Mund des Kindes mit deſſen Vater, ſeinem Gönner. Er nahm es auf ſeine Knie und liebkoſte es. Wie gern ſchenkte ich dir etwas und habe nun gar nichts zu mir geſteckt, ſagte er. Willſt du dieſe Steinchen? Willſt du damit ſpielen?

Er nahm aus der Taſche eine Hand voll ſchöner bunter Steinchen, die er auf einem träumeriſchen Abendſpaziergang am Ufer der Dora aufgeleſen hatte.

Das Kind nahm ſie freundlich an und gab ſeinen Kuß. Er erzählte nun der Mutter von dem Treffen am 12. Juni, und daß ihr Name die Loſung des Tags geweſen ſei. Victoria, ſagte er, hat uns den Sieg gebracht.

Der Himmel hat etwas für mich gethan, antwortete ſie. Mein Freund hat gar viel um meinetwillen verloren oder eigentlich hingegeben, fahren laſſen. Ich bin ihm viel ſchuldig. Ja, wenn ich ihm den Sieg hätte bringen können! Er iſt ein braver Soldat. Etwas anderes als Sieg würde er nicht von mir annehmen, wenn ich damit meine ewige Schuld abtragen wollte.

Sie deutete, wiewol ſehr im allgemeinen, einiges aus der Leidensgeſchichte von ihrer und ihres Gatten wechſelſeitigen Liebe an. Wir konnten uns am Ende nur verbinden, ſagte ſie, indem Dellera auf ſo manches Verzicht leiſtete, was zu ſeinem hohen Stand und Herkommen gehörte, und für ihn gewiß auch von großem Werthe war. So hat er mich um einen viel zu hohen Preis erworben. Ich möchte ihm dafür gern auf immer dienſtbar ſein, allein er will durchaus, daß ich auch als ſeine Gattin mich erheben und geltend machen ſoll. Dazu fehlt es mir aber an Muth und Geſchicklichkeit, und das allein iſt es, was meinem Manne an mir nicht recht iſt. Nehmen Sie daran ein Beiſpiel, Herr Hauptmann, und heirathen Sie ja, ſoviel Sie können, aufwärts. Der Mann ſtrebt doch einmal von Natur empor und hat eine glücklichere Neigung für das, was ihm aufhilft, als was ihn aufhält. So bin ich auch, wenngleich unverdienterweiſe, glücklicher als Dellera, ich habe weiter nichts als ihn zu lieben, und beſitze ſomit genug und alles; er hat aber noch anderes vor ſich, als mich zu lieben, und wobei er mich ſo, wie ich einmal bin, nicht brauchen kann.

In ſolcher Weiſe plauderte die wunderliche Frau fort, und als Benvenuto, um ſie aus ihrem engen Gedankenkreiſe zu ziehen, das Geſpräch auf das Kriegs- und Hofleben lenkte, fragte ſie doch immer wieder, wie es wol dieſer oder jener Mann mit ihrem Dellera meine und halte? Nur aus dieſem Geſichtspunkt faßte ſie auch das öffentliche Leben und die Menſchen auf.

Von hier wendete ſich Benvenuto nach dem Palaſt Perronne's. Er that es, mit einigem Widerwillen, nur aus Rückſichten der Dankbarkeit und Schicklichkeit. Das Wohlwollen des Grafen freute ihn zwar, aber die

Wunderlichkeiten der Gräfin machten ihm Misbehagen. Er war zu ernſt von Sinn und zu unbeholfen in Manieren für die Kindereien der ſchönen Frau in einer ſo ſchweren Zeit.

Schon beim Eintritt in den Palaſt kam ihm Benoit mit verweinten Augen entgegen und klagte über ſeine Gebieterin. Sie necke und ſchelte ihn ſo oft, und gerade darüber, daß er ihr alles ſo gut und recht mache.

Nun, dann mache ihr manchmal etwas quer, Benoit! ſagte Benvenuto.

Quer? fragte mit großen Augen der Knabe. Das wäre ja doch nicht recht!

Benvenuto ſprach ihm Muth zu und machte ihm Hoffnung, daß er ihn auf ſchickliche Weiſe wieder in ſeinen Dienſt zurücknehmen werde.

Die Gräfin kam dem eintretenden Freunde mit der vergnügteſten Miene entgegen; ſie reichte ihm die Hand und blickte mit dürſtenden Augen in ſeine flammenden.

Nun, Hauptmann, ſagte ſie, da ſetzen Sie ſich ganz dicht an mich heran, wir ſind jetzt von gleichem Gepräge, und niemand darf mir vorwerfen, daß ich mich mit Ihnen zu bürgerlich mache. Wer darf es mir übel nehmen, wenn ich mit Ihnen, als mit einem adelichen Manne, vertraulich ſein will? Wer?

Außer dem Herrn Grafen Perronne niemand, meine Gnädige, antwortete Benvenuto.

Sie ſah ihn mit einer gewiſſen Empfindlichkeit an, faßte ſich aber und verſetzte: Ei, was denken Sie denn? Wie legen Sie meine Worte aus? Glauben Sie wol gar, ich wollte vertraulich mit Ihnen hinter meines

Mannes Rücken ſein? Sie ſind ſehr eingebildet, Herr Hauptmann!

Und muß ich es denn nicht werden? fragte lächelnd Benvenuto. Wenn einen die Zofe anlächelt, bildet man ſich gleich ein, bei der Gebieterin etwas zu gelten, und ich komme ja doch alſo von der Glücksgöttin zur ſchönen Gräfin Perronne.

Das war nun wieder artig! verſetzte ſie. Da! Sie dürfen dafür meine Hand küſſen. Aber, daß Sie ſich auch begnügen, und nicht etwa die Hand nur für die freundliche Zofe . . . Nein, es iſt nicht zum Ausſtehen! Rücken Sie gleich von mir weg! Sie bringen mich immer dahin, etwas Albernes zu ſagen.

Benvenuto ſtand auf und verneigte ſich mit Ehrerbietung. Sie wollen gewiß zu meinem Manne? wendete ſie raſch ein. Er wird dann herüberkommen. Warten Sie ihn ab! Miſchen Sie ſich nicht in ſeine Geſchäfte; es gehen heute wichtige Dinge bei Hofe vor, und Sie ſind heute eben nicht geſchickt, Hauptmann!

Benvenuto fragte nach den wichtigen Angelegenheiten des Hofes, die heute vorkämen.

Abſcheulich! rief ſie aus. Sie legen es auch ganz darauf an, mich zu beleidigen. Ich bin froh, wenn ich Sie einmal ſehe. Sie zeigen ſchon durch Ihr ſeltenes Kommen, wie gleichgültig Ihnen eine Freundin iſt, die Ihnen Beweiſe genug des Wohlwollens gibt. Und nun wollen Sie auch geſchwind noch die albernen Hofgeſchäfte zwiſchen ſich und meine kleine Perſon einſchieben. Sie wollen ſo eine Schneemauer wie vor La Ramaſſe zwiſchen meinem Herzen und Ihrem Verſtande aufrichten.

Es iſt wahr, ich verdanke Ihnen mein Leben; aber, anſtatt nun etwas von dieſem Leben zu verlangen, geben Sie ganz wegwerfend mit mir um. Sie rütteln und reißen an mir wie an einem locker eingepflanzten Mandelbäumchen, und ſowie Sie den Widerſtand nur eines Würzelchens empfinden, treten Sie gleich wieder mit beiden Füßen die Erde um mich her feſt. Man weiß gar nicht, wie man mit Ihnen daran iſt.

Vergebung, gnädige Gräfin! erwiderte Benvenuto. Ich bewege mich noch ein wenig ungeſchickt und unbeholfen auf dem glatten Boden heiterer Scherzhaftigkeit. Es ſteht noch zu viel ernſthafte Erinnerung geſpenſtiſch hinter mir und tippt mich an. Meſſen Sie aber ja meine Ungeſchicklichkeit keinem Mangel an Dankbarkeit und Ehrerbietung gegen Sie bei. O, ich fühle ganz die Fülle Ihres Wohlwollens! Ihr Haus iſt die Ehrenpforte meines Lebens, vielleicht die Glückspforte meiner Zukunft. Oder zweifeln Sie etwa, ob ich jemals die Hochachtung gegen den Mann vergeſſen könnte, dem Sie angehören?

Schwätzer, Wortverdreher! rief ſie in unruhiger Verlegenheit aus. Ich weiß nicht, was Sie denken wollen. Ich meinte, Sie ſollten ſich ſo betragen, als ob Sie — mein Bruder wären. Ich habe ſo manches zu vertrauen, zu klagen. Jugend, Jugend thut mir noth! Meines Mannes Jahre, ich will ſagen, meines Mannes Geſchäfte . . . Nun, was ſehen Sie mich nur ſo an? Beliebt Ihnen zu glauben, ich wollte ſagen . . . Blicken Sie weg! Ihr Auge flößt mir Thorheit ein.

Sie ſchwang die Schelle und rief dem Bedienten entgegen: Der Herr Graf möchte herüberkommen. Ich liebe meinen Mann, Benvenuto, wiſſen Sie das! fuhr ſie fort. Er wird auch gleich kommen. Er iſt vergnügter als Sie, wenn er bei mir ſein darf. O, wir ſind recht glücklich! Denken Sie denn ſchlimm von mir, Benvenuto? Ich bin nun einmal eine Närrin.

Sie wendete ſich ab und rieb an ihren Augen, dann raſch zurückkehrend, flüſterte ſie haſtig: Benvenuto, — Herr Hauptmann, ſage ich, haben Sie ſchon geliebt? Haben Sie Verbindung? Sie gehören jetzt zur Geſellſchaft, man nimmt Ihre Talente für die fehlenden Ahnen. Das iſt neu in Turin; aber Ihr Glück, Ihre Liebenswürdigkeit vermittelt dieſen Tauſch, verſöhnt dieſen Zwieſpalt. Sie werden geſucht werden, wie Sie geſchätzt ſind. Aber hüten Sie ſich, mir zur Liebe, vor Bewerbung! Seien Sie vorſichtig, will ich ſagen! Aufrichtig! Haben Sie geliebt? Haben Sie Abſichten?

Es gehört zu meinen ſchwermüthigen Bekenntniſſen, daß ich einſt geliebt habe, oder — daß ich liebe, erwiderte er. Ich liebte über meinen Stand hinaus; ein glückliches Geſchick hat mich nun gehoben, aber ach, jetzt liebe ich über meinen Werth hinaus.

Benvenuto! fuhr die Gräfin auf. In Turin? Hier in Turin?

Perronne trat herein, angekleidet, um nach Hofe zu gehen. Er empfing den jungen Mann mit der alten Gutmüthigkeit, aber zugleich mit neuer Höflichkeit. Er ſagte ihm einiges Freundliche über die günſtigen Urtheile, die man in der Societät über ihn fälle, er wünſchte ihm Glück zu der ehrenvollen Bahn, in die er nun geſtellt ſei.

Was Sie mir ſagen, Herr Graf, iſt mir von ſehr hohem Werth! verſetzte Benvenuto. Es liegt mir alles daran, Ihrer Empfehlung, Ihrer Fürſprache keine Schande zu machen. Ich muß viel leiſten, bedeutende Thaten müſſen einen Erwerb bilden, aus welchem ich das Kapital des Vertrauens, das ich bei Ihnen entlehnt habe, verzinſe und noch für meine Haushaltung etwas übrigbehalte.

Schön geſagt! erwiderte Perronne; aber ich ſehe das Verhältniß anders an. Sie haben gleich anfangs hoch angefangen, der Mont-Cenis war der Fußſchemel Ihrer Verdienſte, Sie müſſen nun immer höher hinauf, und wir werden Freunde werden.

Dies würde mein Stolz ſein! verſetzte Benvenuto. Im übrigen, wie es der Himmel ſendet, Herr Graf. Ich habe auch noch manches abzubüßen, und die Tage der Buße und einer ausgleichenden Gerechtigkeit, fürchte ich, werden nicht ausbleiben. Ich bin mir keines Verbrechens bewußt, aber nicht zum erſten mal büßt der Zeuge für den Thäter. Schon in der Nähe einer großen Unthat geſtanden zu haben, iſt oft eine Schuld in den Augen des Verhängniſſes.

Ja, ja, die Hypochondrie der vornehmen Welt wird Ihnen nicht ausbleiben! lachte Perronne. Aber, ſind Sie nicht nach Hofe geladen?

Nicht beſonders! antwortete Benvenuto. Doch führt mich heute noch der Dienſt zum Monarchen.

Nein, verſetzte Perronne, es iſt großer Rath, es ſoll eine wichtige Entſcheidung gefaßt werden, man hat uns

Friedensvorſchläge gethan. Auch außerordentliche Mitglieder ſind zu dieſer außerordentlichen Ueberlegung eingeladen worden. Selbſt von Nizza her iſt der Marcheſe Malvi angekommen.

Benvenuto erſchrak ſichtlich. Malvi, von Drappo und — allein? rief er in großer Verwirrung aus. Sein Herz klopfte, er athmete ſeufzend.

Kennen Sie den Marcheſe? fragte Perronne.

Ha, mein Gott! fiel die Gräfin ein. Hat er Töchter, der Marcheſe?

Eine Tochter, mein Engel! antwortete der Graf.

Ha, die liebt er — Benvenuto. Ja doch, ja! O, gehen Sie, Hauptmann, gehen Sie ſchnell hin! Gehen Sie doch gleich!

Sie entfernte ſich in das Cabinet.

In der That, Sie ſind ſehr bewegt und unruhig, bemerkte der Graf lächelnd. Nun, dann thun Sie ja, wie meine Gemahlin rathet; gehen Sie, den Marcheſe zu beſuchen, ehe er nach Hofe fährt. Jetzt treffen Sie ihn noch. Leben Sie wohl! Freundliches Glück!

Elftes Kapitel.

Der alte Graf Rivoli war, um den Marcheſe in ſeiner Wohnung zu empfangen, von ſeinem Landgut zur Stadt gekommen. Er fuhr mit dem alten Freunde nach dem königlichen Palaſt, um ſich ſelbſt auch dem König vorzuſtellen.

Der Monarch empfing ſie ſehr gnädig. Auf heitere, herablaſſende Weiſe erinnerte er ſie an frühere gute Tage. Graf Rivoli war indeß durch des Marcheſe Mittheilungen zu ſehr aufgeregt, um nicht, was der König gern umgangen hätte, abermals ſeines Sohnes zu gedenken. Indem er nämlich dem Monarchen Glück zu dem Siege über die Franzoſen wünſchte, beklagte er, daß ſein Sohn um den Ruhm dieſes ſiegreichen Tags gekommen ſei. Der König gedachte mit Lob des zu früh verlorenen jungen Helden.

O, mein gnädigſter König, ſagte der Graf, wie bin ich um den Stolz meines Alters, um die Hoffnung meines Stammes gekommen.

Victor ſprach ſich theilnehmend aus. Er bedauerte den Grafen, er ſagte dem Marcheſe einige huldreiche Worte über das Unglück ſeiner Tochter.

Der Herr Marcheſe iſt nun über die Perſon des Mörders in voller Gewißheit, bemerkte der Graf Rivoli.

In der That? verſetzte der König. Sie erinnern mich dadurch aber nur ſchmerzlich an mein verlorenes Nizza. Die Grafſchaft iſt meiner richterlichen Gewalt entzogen, ſonſt ſollten Sie auf der Stelle volle Gerechtigkeit haben, lieber Graf, ja, das ſtrengſte Recht! Es iſt wenig genug, und iſt ein trauriger Erſatz, für einen ermordeten Sohn die Hinrichtung des Mörders zu erhalten. Nicht wahr, Graf? Und dennoch liegt etwas Verſöhnendes, etwas Beruhigendes darin. Aber ein König iſt es ja ſchon dem Recht an ſich ſchuldig, zu richten, auch blutig zu richten. Ich weiß das wohl; aber Nizza ſteht jetzt nicht unter meinem Geſetz, das heißt, unter meinem Arm. Doch Geduld! Ich habe Nizza noch nicht aufgegeben. Ich ſelbſt werde es wieder erobern, ja, ich, mit bewaffneter Hand. Verlaſſen Sie ſich darauf!

Von dieſer neuen Hoffnung zehrt noch das unglückliche Nizza, ſagte der Marcheſe. Wir alle ſehen dem ruhmvollen Tage der Wiederkehr Piemonts entgegen. Ich ſelbſt, mein gnädigſter König, lebe traurige Tage der Verbannung auf meinem ſonſt ſo heitern Landſitz zu Drappo. Wie auf einem öden, von der Sonne nicht erreichten Eilande des Eismeeres, lebe ich dort außer dem Bereich eines huldreichen Monarchen. Ohne die Hoffnung der Wiederkunft meines Königs würde ich jenen verödeten Sitz bereits verlaſſen und mich hierher, in den wohlthuenden Sonnenſchein der Majeſtät, gerettet haben. Ich will in keiner Republik leben, ich will nicht darin begraben ſein.

Benvenuto ward angemeldet.

Wiederkommen, in einer Stunde! rief der König. Doch nein! Warte noch! Er ſoll doch kommen. Sie kennen den wackern jungen Mann noch nicht, Marcheſe?

Ich habe Rühmliches von ihm gehört, antwortete Malvi; und nach der Huld Euerer Majeſtät gegen denſelben zu urtheilen, muß er Erſtaunliches geleiſtet haben.

Benvenuto trat ein. Der Marcheſe ſah ihm entgegen, befremdet, betroffen, erſchüttert.

Sehen Sie, lieber Marcheſe, meinen braven Hauptmann Morienna! So jung er iſt, von den größten Verdienſten!

Benvenuto, hingeriſſen von einer auflodernden Empfindung, die Anweſenheit des Königs vergeſſend, eilte auf den betroffen daſtehenden Marcheſe und rief aus: O, mein Wohlthäter! O, mein gnädiger Marcheſe!

Ha, ha! ſchrie, über Benvenuto's Stimme entſetzt, der Marcheſe und fuhr zurück. Biſt du es wirklich?

Wie? Alte Freunde? fragte verwundert der König. Ich habe Sie überraſcht, Marcheſe, ohne es zu wollen. Sie ſind ſehr beunruhigt?

Der Marcheſe zitterte. Er konnte die ungeſtümen Bewegungen ſeines Herzens nicht verbergen. Er ſuchte Faſſung zu gewinnen, that endlich einen lebhaften Schritt gegen den König und ſprach mit feierlicher, zitternder Stimme: Gerechtigkeit, Euere Majeſtät! Dieſer iſt der Mörder meines Schwiegerſohnes. Gerechtigkeit für mich und den Grafen Rivoli! Gerechtigkeit für meine Tochter!

Der alte Graf wankte und ſah erſtarrt auf Benvenuto hin.

Ja, mein alter Freund! wiederholte Malvi in großer Aufgeregtheit, hier ſiehſt du den Schulzenſohn von Drappo, den Zerſtörer deines Stammes, den Verwüſter unſers gemeinſchaftlichen Glücks. Und jene Hand, die den Meucheldolch gezückt, führt jetzt unſers Königs Degen. O, der Frevler!

Der König ſah abwechſelnd die beiden Alten und Benvenuto mit Erſtaunen an. Benvenuto ſtand gerührt, aber ruhig, da.

Verantworten Sie ſich, Benvenuto! gebot endlich der König.

Ja, Euere Majeſtät! nahm Benvenuto das Wort. Ich bin Giuſeppe, der Schulzenſohn von Drappo, aber des Grafen Rivoli Mörder bin ich nicht.

Er iſt es! Ich behaupte es! fiel heftig der Marcheſe ein. Vergebung, Euere Majeſtät! fuhr er dann an ſich haltend fort. Was dieſer junge Mann auch Verdienſtliches geleiſtet haben mag, ich ſchmeichle mir, mein gnädigſter König, daß des Marcheſe Wort noch etwas vor dem Thron der Gerechtigkeit Euerer Majeſtät gelte und mehr Glauben in Piemont verdiene, als das Leugnen eines beſchuldigten Menſchen, deſſen Herkunft erſt nach ſeinem unverdienten Glück an den Tag kommt. Indeß wage ich nicht, Euere Majeſtät in dieſem Augenblick und auf dieſer Stelle mit den Beweiſen meiner Anklage zu behelligen. Ich bitte nur, daß dieſer Giuſeppe ſofort feſtgenommen und feſtgehalten werde. Ohnehin war das Todesurtheil ſchon über ihn ausgeſprochen. Wie wenig er Gnade verdient, hat er ja ſelbſt gezeigt, da er in der erſten Stunde ſeiner Flucht aus dem Kerker noch einen Mord zu ſeinem frühern Landesverrath begangen hat.

Dies und noch mehr! fiel Graf Rivoli ein. Denn hat er nicht durch ſchmählichen Betrug an Euerer Majeſtät den Degen der Ehre und den Adel des Verdienſtes erſchlichen?

Mit Verdruß und Betrübniß ſetzte ſich der König in einen Armſtuhl. Nach einer Pauſe gebot er: Legen Sie den Degen ab, Benvenuto!

Benvenuto legte mit ruhigem Anſtand den Degen von ſich. O, mein gnädigſter König! ſagte er, gegen den Monarchen vortretend. Der Herr Marcheſe, einſt mein Wohlthäter, iſt ein Ehrenmann, und ſpricht ſeine Beſchuldigung aus Ueberzeugung aus. So unrichtig ſie iſt, ſchlägt ſie mich ſehr nieder; ich ſehe nun, in welcher ſchmachvollen Meinung ich daheim ſtehe bei meinem unglücklichen Vater, bei meinem frommen Lehrer Briani, bei — ach, bei eben den Menſchen, die das Glück meines Herzens machen ſollten. Durch die Huld Euerer Majeſtät bin ich ſo hoch emporgekommen. Was hilft es mir nun, da ein viel tieferer Abgrund der Schmach mich von allen meinen ſüßen Hoffnungen trennt? Werden jene edeln Menſchen auch ganz wieder von dem giftigen Verdacht geneſen, wenn ich mich gegen die Beſchuldigung rechtfertige? Werde ich es vergeſſen können, daß die nächſten und liebſten Menſchen mich nur eine Stunde lang ſolcher Schandthat fähig hielten? Euere Majeſtät haben mir den jugendlichen Irrthum und mein Vergehen gegen das Vaterland huldreichſt verziehen. Euere Majeſtät wiſſen, daß ich kein Heuchler bin, daß ich Sie nicht hintergangen, daß ich die Gunſt meines Königs nicht erſchlichen habe. Ebenſo wenig bin ich des Grafen Rivoli Mörder. Ich werde die Beſchuldigung des Herrn Marcheſe widerlegen, ich bitte nunmehr um Unterſuchung und gehe mit Ruhe in mein Gefängniß. Eins nur flehe ich im voraus: Euere Majeſtät wolle auch keinen Augenblick einem Zweifel an meiner Unſchuld Raum geben! Meinen Degen habe ich abgelegt, aber das Vertrauen will ich behalten, daß mein gnädigſter König mich vor dem richterlichen Erkenntniß über meine Schuld in ſeinem Herzen nicht verdammen werde.

Zwölftes Kapitel.

Dora-Steinchen.

7. Auguſt 1793.

Woher bringſt du die bunten Steinchen, Dora, mit denen deine unruhigen Wellen ſpielen? Zerbröckeltes Geſels aus den Tiefen des Gebirges wälzeſt du fort, glätteſt und ſpülſt es glänzend an das Ufer. Ich wandle am Ufer als Müßiggänger und Träumer, leſe die zierlichſten Steinchen auf und hänge meinen Erinnerungen nach.

Auch dieſe Erinnerungen führen wie Wellen manche abgeriſſene Gedanken aus meiner Vergangenheit herauf, manchen glänzenden Traum, manche abgeglättete, abgewaſchene Hoffnung. Wie fällt mir gerade jener Vergleich ein, den mir einſt der Lector des Franciscanerkloſters bei Cimiez mittheilte? Der ſtolze Mann, der mich ſo hart angeklagt und mir dieſe thatenloſen Tage bereitet hat, vergleicht den Adel mit dem Fels, das Volk mit der Flut. Aber, was hat dir deine Tochter geantwortet, Marcheſe? Nur wenn der Fels ſich bricht und mit der Flut vermiſcht, kommen die vielfältigen, ſchönen und fruchtbringenden Bildungen der Pflanzenwelt hervor.

Wie hat mich jener Gedanke ergriffen und erweckt! Seitdem *denke* ich, da ich ſonſt nur *träumte*. Du, meine Blanca, haſt mich denken, du haſt mich aber auch hoffen gelehrt. Wie, iſt jetzt die Zeit gekommen, da die hohen Felſen brechen?

13. October 1793.

Ein Jahr iſt vorüber, daß ich durch die Maurienne wanderte. Die Wogen des Unglücks trugen mich damals und ſetzten mich an einem glänzenden Ufer ab. Jene franzöſiſchen Ausgewanderten haben das Unglück nach Piemont gebracht und unſer jüngſt ſo ſiegreiches Heer damit angeſteckt.

Das Glück ſchien uns eine Zeit lang günſtig zu ſein. Die Piemonteſen waren über den befeſtigten Mont-Cenis hinabgeſtiegen und hatten die feindlichen Franzoſen zurückgetrieben. Jene Gegenden, die ich einſt durchwanderte, waren jetzt der Schauplatz wiederholter Kämpfe geworden. Bis nach Aigue-Belle, wo ich früher in die Maurienne getreten war, hatten die Königlichen den Feind zurückgeſchlagen. Aber nun eilt General Kellermann herbei, drängt unſere Truppen das Thal entlang und bricht von der Seite von Termignon über ſie herein. Armer Benoit! Dein Heimatsdorf iſt von Franzoſen beſetzt, die Unſern ſind hinter die Verſchanzungen des Mont-Cenis zurückgedrängt.

27. November 1793.

Mein Freund, der Profeſſor, ſprach jüngſt über die dreifache Richtung und Meſſung des **Raums**, in die

Höhe, in die Breite und in die Länge. Mir fällt ein, ob nicht die Freiheit dieſelben Richtungen habe? Nach oben ſtrebt ſie ins Ueberſinnliche, und ſo fordert der Menſch Freiheit der Meinung und des Gewiſſens. Hierdurch begründet ſich unſer Verhältniß zu Gott; hier liegt das Gebiet der Religion. Andacht ſtrebt und mißt in die Höhe des Unendlichen, Glaube in die Tiefe unſers das Ewige faſſenden Herzens. Aber auch hier iſt, wie im Raum, die Höhe und die Tiefe eine und dieſelbe Richtung.

In der Breite unſers Lebens nehmen alle vernünftigen Weſen nebeneinander Raum. Jeder iſt eine Perſon und will ſich ſelbſtändig regen, will ungehindert die Blume ſeiner Handlungen mit dem eigenthümlichen Duft ſeiner Geſinnung entfalten. Er will nicht unter den andern, ſoll nicht über den andern ſtehen. Hier treten hundert und hundert Wechſelbeziehungen ein. Es gilt um das Verhältniß des Menſchen zum Menſchen, um das Gebiet des Rechts. Die Freiheit fordert vor allem Gleichheit aller vor dem Geſetz, gleiche Portion des Lebensbrotes — des Rechts.

Aber die Entwickelungen des Lebens ziehen ſich an einem langen Faden hin, und überall ſind wir an die Natur gewieſen; kein Schritt, kein Athemzug, und wir ſind in ihrem Gebiet. Ihre Geſetze herrſchen ſelbſt in unſerm Blut; unſer Herz ſchlägt ohne unſer Geheiß und auch wider unſern Willen. Ich ſehe Pflanzen, die, im Boden wurzelnd, ſtatt ſich aufzurichten, am Boden hinkriechen. Und ſiehe da, gleich treibt der Stengel auch neue, unordentliche Würzelchen, die nun wieder die Erde ſuchen. Alſo der ſinnliche Menſch, der, ſtatt aufgerichtet zum Himmel zu ſtreben, mit wuchernden Trieben und Leidenſchaften immer aufs neue der Natur verfällt. Unglücklicher, du ſollſt ſie ja beherrſchen, die Natur, und feſſelſt dich mit immer neuen Sklavenketten nicht blos an den Füßen, mit denen du freilich nicht von ihrem Boden kommen kannſt, ſondern auch an den Armen, mit denen du frei handeln ſollteſt.

In dieſer Richtung der Freiheit, nach der Länge nämlich, liegt der Kampf des Menſchen um ſeine Herrſchaft über die Natur. Sittlichkeit und Sitte gehören in dies Gebiet der Freiheit.

December 1793.

Alſo auch in Nizza ſind wir geſchlagen? Unglückliches Piemont! Wie lächelte den Unſern das Glück! Sie vertrieben die Franzoſen aus allen höhern Stellungen, ſchon hofften ſie bis an den Var und an das Meer vorzudringen. Mit freudiger Angſt athmete Nizza ſeinem alten König entgegen. Aber auf der Brücke von Giletta werden die Piemonteſen zurückgeworfen, und zu dieſem empfindlichen Schlag kommen die traurigſten Nachrichten aus Savoyen. Mit doppelſeitigem Verluſt endigt ſich dieſer Feldzug von 1793.

22. Januar 1794.

Auch unſer Misgeſchick gereicht mir zum perſönlichen Vortheil. Könnte ich mich nur auch recht an mir ſelbſt freuen, und drückte mich nicht des Vaterlandes Unglück viel tiefer nieder, als unverdiente Gunſt mich zu erheben vermag! Heute nämlich, als ich zufällig vor dem Thor von Suſa auf des Königs Jagdgefolge ſtieß, hielt der Monarch freundlich ſtill und ſagte mit lächelnder Betrübniß, daß es alle hörten: Seit dein Degen ruht, Giuſeppe, iſt das Glück von Piemont gewichen. Ich ward roth, die adelichen Herren aber wurden bleich. Der König blickte mich ſo zärtlich als kummervoll an. Unglücklicher Victor! Deine Gunſt zu mir wächſt unter deinem Mismuth zu einer ſchwärmeriſchen Vorliebe, die ich nicht verdienen kann, und die mich betrübt, um deiner Betrübniß willen.

11. Februar 1794.

Wie ging ich doch in früherer Zeit an den wechſelnden Erſcheinungen der Natur und des Menſchenlebens hin, ohne ihren tiefen oder luſtigen Sinn zu begreifen! So fällt mir heute ganz ohne Veranlaſſung ein altes Begegniß ein. Ich kam von der Jagd aus dem Gebirge, im Geleit einiger Barone aus der Nachbarſchaft. Die Unruhen in Frankreich kümmerten mich damals noch nicht, und ich hörte gleichgültig zu, wie die adelichen Herren ſich darüber ereiferten, ob Könige ihren Völkern neue Verfaſſungen geben müßten oder nicht. Die meiſten waren darüber einig, das unruhige Volk wiſſe nie und nimmer, was es wolle, und müſſe für frevelhaftes Gelüſt gezüchtigt werden. Ich denke bei mir, die Herren hätten recht, und ſchlendere ſo ſtillſchweigend fort. Stoße ich bald auf einen Haufen Landleute, die einen liegenden Menſchen umſtehen. Dieſer ſchlägt mit Fäuſten ſeine kräftigen Beine, die, halb nackt und roth von den Fauſthieben, durch die zerriſſenen Beinkleider hervorblicken. Auch die Bruſt iſt durch die zerfetzte Weſte nicht bedeckt und von der Sonne verbrannt. Die Aermel ſind unten zu kurz und oben aufgeſprengt. Und wo er nun das Nackte an ſich bemerkt, ſchlägt er immer darauf los, ſchreiend: Was wollt ihr, Lümmel von Beinen? Das alte gute Linnen zerreißen, das ſo ſorgfältig gewebt und gefärbt worden iſt? Was, ihr vorlauten Arme, wollt ihr länger ſein als die Aermel, die euch einſt ſo genau angemeſſen worden ſind? Ich frage die Umſtehenden, was das bedeute? Ei, Herr, ruft man lachend, es iſt ja der Narr von Eza, der ſeine eigenen Beine ſchlägt.

9. März 1794.

Heute vor zwei Jahren brachte ich den Eber zum Namensfeſte deines Vaters, o, meine Blanca! Jener verwegene Kuß erwacht heute wieder auf meiner Lippe. Welcher Taumel hatte mich damals ergriffen! Ich wollte dich beſitzen und glaubte dich zu erreichen, wie man einen ſchönen Vogel erreicht, wenn man ihn mit einem Schuß von dem blühenden Zweig des Baumes herunterholt, auf dem er ſich fröhlich ſchaukelt. Heute zur Feier des Tags habe ich den mühevollen Weg zur Superga erſtiegen. Du kennſt ja die Kloſterkirche vor der Stadt und hoch herab die Stadt überherrſchend? Unten am Berge fällt die Dora in den Po. Wehmüthig ſehe ich von oben dieſer glücklichen Vermählung zu. Ich knie nieder und flehe deine fern ahnende Seele um Verzeihung alles deſſen an, was ich dir Schmerzliches zugefügt habe, in der Thorheit, glücklich zu werden. Denkſt du heute an mich? Zürne mir nicht, Blanca! Alles gute Geſchick und alle Gunſt der Mächtigen bringen mich doch nicht dahin, dich zu verdienen. Dennoch, je höher ich geſtellt werde, deſto weiter umher ſpähe ich nur nach Drappo, nur nach dem Schloß des Marcheſe Malvi umher. Ich werfe einen Blick von dieſer hohen Superga in die Weite. Links ſehe ich bis zur Kette des Monte-Viſo, woher der Po durch die Ebene von Piemont ſtrömt. Dort ruht mein Auge auf der Spitze des Roche-Melon und des Mont-Cenis, wo herab ich einſt reumüthig gen Turin pilgerte. Von dorther kommt die Dora. An ihrem ſchimmernden Bande hinlaufend, findet mein Blick den Monte-Roſa und den Großen Bernhard, und verliert ſich über die unermeßliche Ebene voll herrlicher Städte. In meinem Herzen ruft es: Nimm alle dieſe Herrlichkeit und vergiß Blanca! Ich aber antworte: Alle dieſe Herrlichkeiten will ich entbehren, wenn Blanca mich nicht vergißt!

Ende April 1794.

Der Menſch mag frei ſein, wie man lehrt, und wie es der Menſch ſelbſt am lebhafteſten fühlt; aber wie die Luft unſern Körper umgibt und an ihm zehrt, ſo umflutet die Nothwendigkeit unſern Geiſt und benagt ihn. Unſere Handlungen, ja unſere Worte werden von dem Verhängniß ergriffen und wider unſern Willen verbraucht. Vergebens habe ich mich von den Verſchworenen abgewendet, denen ich einſt einen Umweg zur Feſte Saorgio zeigen ſollte, ſie haben mich und meine Dienſte verloren; meinen Plan aber hat der Feind, der Himmel weiß, auf welchem Wege, aufgefaßt und nun ausgeführt.

Ohne Achtung für das neutrale Gebiet von Genua ſind die Republikaner, ſo zerlumpt als ſtolz, von Vintimiglia aus nach Dolceaqua vorgedrungen. Durch eine

Seitenbewegung haben ſie die Höhen von Raus, von denen wir ſie vor noch nicht einem Jahre ſiegreich verjagt haben, genommen, die feſte Brücke von Reva erſtürmt und Orema erobert. Kühne Männer, die franzöſiſchen Krieger! Nicht nur haben ſie die Piemonteſen und Oeſterreicher beſiegt, auch Schnee, Eis, Felſen und Abgründe haben ſie überwunden, um in das Herz von Piemont einzudringen. Was iſt die ruhende Gewalt befeſtigter Felſenhöhen gegen die ſtürmende Gewalt eines begeiſterten Feindes? Dieſe letztere Gewalt iſt dem alten Piemont und Oeſterreich neu, und ſchon die Ueberraſchung trägt den halben Sieg davon. Die Höhen von Ardente ſind erſtürmt, und die unbeſieglich genannte Feſte Saorgio iſt auf dem Wege von Briga umgangen worden. Unſer General Colli hat ſich bei dieſem Sturm zurückgezogen und den Ritter von St.-Amour als Commandanten von Saorgio zurückgelaſſen. Unbegreiflich! Der Ritter übergibt die Feſte, die ſich ſo lange hätte halten können. Nun iſt er hierher nach Turin gebracht worden, und wird vor einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt werden. Streng, aber verdient!

Bald ſind dann auch die Höhen von Tende weggenommen, und nun alle Mittel des Alpenkriegs in den Händen der Republikaner.

O, mein Gott! Auch vom Cenis kommen gleiche Unglücksbotſchaften. Auch jene höchſten Stellungen ſind in den Händen der Franzoſen. Dort und hier drohen ſie in unſer ebenes Land herab; ſie jubeln von zwei Gebirgen hernieder. Was werden ſie dir laſſen, armer König Victor? Und ich wandle hier am ſtillen Ufer der

Dora, ſammle Kieſelſteine, und darf nicht für dein Recht und um dein Reich mitkämpfen, Victor? Gott vergebe dir es, Marcheſe, wie du mit Frevleranklage mich niedergeſchlagen und gleichſam vergraben haſt!

Mai 1794.

Die Hitze war groß. Ich bin viel umhergelaufen und ſehne mich recht nach Ruhe. Der Tag begünſtigt die Sache der Freiheit, er bindet alle Begierden, alle Gedanken, alle Kräfte los, und alle ſtreben, ſich frei und ſelbſtändig zu machen. Sie ſtürmen ihre Bahn fort; denn jedes Gefühl, jeder Gedanke, jede That glaubt auch ſo viel zu vermögen, als ſie verlangt. Aber, da ſchleicht langſam der Schlaf herbei, bindet und feſſelt die Begierden, die Gedanken, die Kräfte. Dennoch ſtürmen alle dieſe Freiheitsluſtigen nicht der Ruhe entgegen; ſie laſſen ſich nur zur Ruhe bringen, um mit erneuter Kraft der Freiheit wieder nachzujagen. Und ſo kommt am Ende der Tag doch weiter als die Nacht.

Juni 1794.

Wenn im Freien die Traube blüht, gärt, wie man mir verſichert, der in Fäſſern eingeſperrte Wein früherer Jahre. Merkwürdige Sympathie! Ebenſo fällt es mir auf, wenn ich, während die zurückgelegte Zeit in dem großen Faß Frankreich brauſt und überſchäumt, hier und dort, wo ich es am wenigſten erwarte, in einzelnen Gemüthern die Idee der Freiheit blühend und duftend finde, oft ganz im Verborgenen. So lerne ich manchen Geiſtlichen und Weltlichen kennen, die mir das Vertrauen ſchenken, mir ihre geheime Zuſtimmung zu den

Zeitbewegungen zu bekennen. Manche Anſichten geben mir zu denken. Ein Geiſtlicher machte mich auf die Herkunft der Freiheit aufmerkſam. Lehnsgewalt und Prieſtermacht kommen von oben, ſagte er, nicht allein von höhern Ständen, ſondern auch aus angeblicher Vollmacht des Himmels. Beide Gewalten feſſeln und feſtigen das Leben, beſchränken und beſchneiden das Recht aller. Muß daher nicht die Freiheit von unten kommen und zuerſt als ein Losreißen auftreten? Warum wirft man der Freiheit ihre niedere Herkunft vor? Von einem göttlichen Manne hieß es auch einſt: Was kann Gutes aus Nazareth kommen? Ei, die wunderbarſte und herrlichſte Weltumgeſtaltung iſt eben aus Nazareth gekommen.

Juli 1794.

Nach Verluſt der Hälfte ſeiner Staaten trifft der König alle Vorkehrungen, um dem Untergang zu entgehen. Er thut wohl, auf ſein Volk zu bauen. Alle waffenfähige Mannſchaft, ohne Unterſchied des Standes und Herkommens, greift zur Wehr und verſieht ſich mit Munition und Proviant, um auf das erſte Zeichen der Sturmglocke aufzubrechen. Bei dieſer Volksbewaffnung iſt mir endlich vergönnt, eine Schwadron zu führen; das Vaterland zu retten, gilt eben für kein adelich Werk. Hier kränkt mich niemand, und keiner beneidet meinen Degen. Gern möchte man, da man von dieſem Landſturm nichts Großes erwartet, die Regimenter verſtärken; aber, da Nizza und Savoyen verloren ſind, woher die Mannſchaft nehmen?

September 1794.

Man wirft dem Adel Selbſtſucht vor, und wirklich gehen die Verbindungen der Ariſtokraten nur darauf hinaus, den Eigennutz und Vortheil ihrer einzelnen Familien auf Koſten der wahren, gerechten und allgemeinen Intereſſen des Staats aufrecht zu halten. Wie ſinkt doch alles Hohe nach und nach ins Gemeine herab! Ja, wohl übt die Erdenſchwere eine große Gewalt auf das himmelanſtrebende Geiſtige. Der Adel ging doch urſprünglich von der edelſten Selbſtſucht aus, die Perſönlichkeit nämlich an der Natur auszubilden. Daher war Grundbeſitz die Grundlage des Adels. Auf dieſem Feld des Grundbeſitzes führte der Adel den Kampf der Geſchichte. Damals trug der Adel nicht die Waffen allein, ſondern auch die Koſten des Kriegs. Damals war es adelich, andere zu ſchützen; jetzt iſt es adelich — von andern zu leben. Damals galt es für ein edles Vorrecht, die ausgebildete Perſönlichkeit für das allgemeine Wohl, wenn es nöthig ward, zu opfern; jetzt gilt es — das allgemeine Wohl für ungebildete Perſonen zu opfern. Damals war der Adeliche frei durch Hingeben, jetzt beſtehen die Adelsfreiheiten darin — nichts zu geben.

December 1794.

Mein Freund im Kloſter, der Schüchterne, Unterwürfige, der nur im ſtillen ſich mit kühnen Gedanken empört, hat mich auf etwas Bedeutendes aufmerkſam gemacht. Im frühen Alterthum, beſonders in Aegypten und in Aſien, war auch der Feldbau, die Sternkunde, die Rechtswiſſenſchaft, die Heilkunde und die Feldmeſſung nicht blos in den Händen der Prieſter, ſondern machten auch wirklich Theile der Religion aus. Was der kindiſche Menſch verehren, der rohe fürchten ſollte, mußte ihm als von Gott gegeben und geboten erſcheinen. Jene Wiſſenſchaften haben ſich nach und nach aus dem Kirchenverband losgemacht, ſind frei und ſelbſtändig geworden. Nur was wir heutigentags Religion nennen, iſt noch nicht ſelbſtändig, ſondern wird von Prieſtern mit einem Band an den Himmel geknüpft, an einem Band vom Himmel herabgeſenkt. Dies Prieſterband heißt Offenbarung. Daß man die Religion aber nicht mehr als von außen gegeben, geoffenbart, ergreife, ſondern aus unſerm eigenen Innern ſchöpfe, dazu ſcheint nur der einzelne Menſch, noch nicht aber das Volk reif zu ſein.

So weit mein Freund. Ich glaube, auch für mich iſt dieſer, die Offenbarung berührende Gedanke noch etwas zu kühn. Der freie Weltmann ſchwindelt leicht ein wenig in der Höhe, in der ſich der einſame Mönch wohlfühlt. Wer nur in Gedanken frei ſein kann, wird auch leicht ungebunden in dieſem Gebiet.

9. Februar 1795.

Ein ſeltſames Widerſpiel will mein Kloſtermann in der Welt bemerkt haben. Erſt haben die Prieſter, wie er meint, lange genug die Religion als einen Induſtriezweig betrieben, und thun es noch. Ihnen entgegen ſcheint die Induſtrie freier Völker zur Religion zu führen. Die Induſtrie geht nämlich in ihrer höchſten Bedeutung darauf hinaus, die Naturkräfte für das ſinnliche Leben unſers Geſchlechts dienſtbar und geſchäftig zu machen, und die Menſchenkräfte in das geiſtige Gebiet zu treiben.

In dem Maß, als dies geſchieht und die Natur für uns arbeitet, machen die nach und nach frei werdenden Einzelmenſchen, Familien, Stände und Völker — Feierabend von ihrem Tagelohn. Dann beginnt der große Sonntag unſers Lebens, da die Mühle mahlt und walkt, die Maſchine ſpinnt und webt, der Menſch aber feiert und forſcht, beſchaut und betet. Dann iſt nicht der allein adelich, den ein großer Grundbeſitz der Arbeit überhebt, ſondern die arbeitende Natur überhebt das ganze Geſchlecht der Menſchen aller ſeiner Mühen und Frohnden; die Menſchheit wird adelich.

17. Auguſt 1795.

Auf die wichtige Nachricht, daß Spanien, unſer Verbündeter, Friede mit der Republik Frankreich geſchloſſen habe, iſt in dieſen letzten Tagen auch bei unſerm König großer Rath geweſen, und vieles für, vieles wider einen Friedensabſchluß vorgebracht worden. Das Wider hat endlich die Oberhand behalten, und die Fortſetzung des Kriegs iſt beſchloſſen.

April 1796.

Welche jammervollen Tage ſind über Italien hereingebrochen! Freiheit, Freiheit! ſchreien dieſe Brudervölker; aber die himmliſche Schale der Freiheit, zum Nippen gereicht, iſt dem Entfeſſelten zum Rauſch und Wahnſinn geworden. Unter dem Namen Freiheit wüthet die Tyrannei. Man gibt Verſprechungen, um zu rauben. Die Armen werden aufgewiegelt, um die Reichen zu plündern. Man benutzt die für Freiheit Begeiſterten, um ſie dann zu verſchmähen; hetzt ſie gegen die Fürſten, um dann durch Verfolgung derſelben der Fürſten Gunſt zu gewinnen. Freiheit iſt die Fahne der Eigenmacht und des Eigennutzes. Dieſe hohe Braut der Völker wird vom Pöbel geſchändet und dann von den Ariſtokraten ausgehöhnt.

Und mitten aus dieſer Verwirrung und Zügelloſigkeit, aus dieſem Misverſtand und Hohn, aus dieſem Abſchaum aller Gärung und Auflöſung taucht eine jugendliche Geſtalt auf, von jener Sündflut getragen, und vielleicht ſie abzuleiten berufen. Verſchloſſen und einſam, hat er ſeinesgleichen nicht; zum Befehlen geboren, verſteht er es, den Jüngſten die Alten unterzuordnen. Das Kriegsheer, dieſe überflutende Republik, dieſe, alle Grenzen überbrauſende, überſchäumende Woge kochender Revolution, die mit ihrer heißen Begeiſterung anſtürmt und verwüſtet, ſchon nimmt ſie unter ihrem Heldenführer Gehorſam, Fügung und Einheit an. Mitten in jener Sündflut bildet ſich alſo ein feſter Kern der Macht, an welchem die Wellen der Revolution brechen, die Elemente des aufgelöſten Herrſcherthums zu einer neuen Geſtalt anſchießen und gerinnen werden.

Wird aber der große, feſte Geiſt, wird die glühende Herrſchergewalt des außerordentlichen Jünglings nur die Ungebundenheit feſſeln oder auch die Freiheit unterdrücken? Unheil zu heben, ſcheint er gewaltig genug, wird er auch Heil zu bringen, groß genug ſein? Und ſein deutungsvoller Name, lautet er vielverſprechend oder argtäuſchend, Bonaparte?

Schon hat er, an Scherer's Stelle zum Oberfeldherrn der italieniſchen Armee ernannt, die Oeſterreicher und Piemonteſen getrennt, hierauf ſich gegen Piemont gewendet, entſcheidende Gefechte, beſonders das bei Mondovi, gewonnen und nun, gegen Cherasko vordringend, unſern General Colli nach Carignan zurückgedrängt.

In dieſem Augenblick iſt der Große Rath um unſern unglücklichen König verſammelt. Wohin wird der Beſchluß fallen? Wird Victor ſich dem Sieger unterwerfen oder ihm unterliegen wollen?

Dreizehntes Kapitel.

Eines ſchönen Nachmittags, um die Mitte Monats Mai, einige Wochen nach dem letzten Tagebuchseintrage, fuhr ein bepackter Wagen in Turin am Palaſt der Gräfin Bens de Cavour an. Der Marcheſe Malvi und ſeine Tochter Blanca ſtiegen aus, und ein ſchöner ſchlanker Knabe folgte ihnen. Malvi, blaß und düſter ausſehend, führte ſeine Tochter; hinter ihnen packte die Dienerſchaft des Hauſes den Wagen aus.

Die Gräfin Bens de Cavour empfing ihre Gäſte mit ernſter Freundlichkeit. Sie ging in ſehr verhüllenden dunkelfarbenen Gewändern, und hatte kein Roth und kein Weiß mehr aufgelegt. Blanca hätte ſie an jedem fremden Orte nur ſehr ſchwer wiedererkannt, ſo gealtert kam ihr die Muhme vor.

Willkommen, ſehr willkommen nach langer, betrübter Zeit! ſagte die Gräfin, beſonders gegen Blanca gekehrt. Ich freue mich ſehr und danke zugleich dem Himmel, der euch in ſeinen Gnadenſchutz genommen und unterwegs behütet hat. Du ſiehſt gut aus, Blanca. Ei, ei, wie das reizend iſt! Nun, danke du Gott, und behüte dich der Herr vor Eitelkeit!

Das Zimmer der Gräfin war gegen vormals ſehr einfach ausgeſtattet. Ein großes, ſilbernes Crucifix über einem Betſtuhl fiel der neugierigen Blanca gleich in die Augen. Gebetbücher lagen auf dem Betſtuhl und dem Spiegeltiſch; an den Wänden waren Schildereien aus der Bibel angebracht; über dem Sofa hing ein großes Gemälde des heiligen Auguſtin.

Ich habe kaum Ihren Brief, Herr Bruder, ſagte ſie zu dem Marcheſe, und ſchon kommen Sie ſelbſt an. Entſchuldigen Sie, wenn in Ihren Zimmern noch eine oder die andere Bequemlichkeit fehlen ſollte. Sie ſehen aber misvergnügt aus, Herr Marcheſe?

Verzeihung! antwortete Malvi. Es gilt der unangenehmen Sendung, von der ich komme. Wir haben Frieden!

Frieden? Iſt denn das ſo ſchlimm? erwiderte die Gräfin. Wir halten ja täglich Abendbetſtunden um den lieben Frieden. Gott iſt ein Gott des Friedens, nicht des blutigen Kriegs. Menſchenblut, wer kann es verantworten?

Gott iſt ein Gott der Gerechtigkeit, fiel der Marcheſe finſter und heftig ein, und uns wird Savoyen und Nizza entriſſen. Wir müſſen es an die Republik Frankreich abtreten, müſſen unſere ſchönen Feſtungen Cunea, Ceva und Tortona, auch Icilia, Suſa, Brunetta, Caſteldelfino und Aleſſandria räumen, Suſa oder Brunetta auf eigene Koſten ſchleifen laſſen; wir dürfen den Feinden Frankreichs keinen Durchgang durch Piemont geſtatten, müſſen alle wegen ihrer politiſchen Meinung Verhafteten in Freiheit ſetzen, ihnen die confiſcirten Güter herausgeben, ja, wenn es ihnen beliebt, ſie noch in unſern Staaten wohnen laſſen; der republikaniſchen Armee, die einen Theil unſers Gebiets beſetzt hält, müſſen wir Lebensmittel und Fütterung liefern. Dies iſt unſer Friede, dieſe meine Hand da hat ihn mit unterzeichnen müſſen. Wäre ſie mir eher abgehackt worden! Allerdings vollzog ich nur Seiner Majeſtät gnädigſten Auftrag, aber meine Zukunft iſt dennoch vergiftet. Ich habe Drappo und meine ſchöne Beſitzung verlaſſen; kann ich unter republikaniſchem Himmel leben? Ich werde nicht mehr froh werden!

Iſt Graf Revello mit Ihnen zurückgekommen? fragte die Gräfin Bens.

Iſt Revello noch nicht angelangt? erwiderte Malvi. Er konnte doch vor mir eintreffen.

Die Gräfin wußte nichts davon.

Dann muß ich gleich nach Hofe, erklärte der Marcheſe, und meine Unglücksbotſchaft zuerſt abkrächzen. Graf Revello kommt geradeswegs von Paris. Ich bin dort früher abgereiſt, um über Drappo zu gehen und meine Tochter abzuholen. Meine Leute und Sachen werden ſpäter anlangen. Denken Sie ſich, nach ſolcher Rückkehr aus Paris, unſern Abſchied von Haus und Hof! O, mein Gott!

Er verließ mit den lebhafteſten Geberden des Unmuths das Zimmer, um ſich umzukleiden und nach Hofe zu fahren.

Dein Vater iſt unglücklich geſtimmt, ſagte die Gräfin Bens zu Blanca. Der König hat die Friedensbedingniſſe genehmigt; dein Vater hat ja keine Ungnade zu befürchten. Warum denn nur dieſe ſündhafte Unzufriedenheit gegen Fügungen des Himmels?

Laſſen Sie uns ſeinen Eifer für die Sache des Königs und Vaterlandes nicht verkennen oder gar ſchelten! erwiderte Blanca. Mein Vater fühlt zu lebhaft die Schmach, die ſein König erleidet, die Knechtſchaft, in welche unter einem fremden, übermüthigen Volk das alte, ſelbſtändige Piemont geſunken iſt. Soll ihn nicht ſchon die eine, von meinem Vater verſchwiegene Friedensbedingung empören, daß Piemont nämlich den Eilboten der franzöſiſchen Armee in Italien den Durchgang über den Mont-Cenis nach Paris geſtatten muß? So gehen, wie mein Vater ſagt, alle Siegesboten dieſes furchtbaren Bonaparte über König Victor's Rücken hin, und verkünden der Welt unſere Schmach und Dienſtbarkeit.

Ach, dein Vater hat auch oft ſeine grillenhaften Anſichten, wendete die Gräfin ein. Freilich bezahlen wir, wie ich eben höre, dieſen Frieden ſehr theuer; iſt aber darum ſchon alles verloren? Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen! ſagt — ich erinnere mich nicht, welcher Apoſtel. Ach, was iſt denn alles irdiſche Gut? Solange wir noch beten und büßen können, iſt uns der Weg zum Himmel offen. Mögen die Reiterboten Bonaparte's immerhin über den Cenis gehen, wir dürfen nicht murren, ohne gegen den Herrn zu ſein, der es alſo gefügt hat. Dein Vater ſieht die Dinge mit oft ſonderbaren Launen an. Er wird den König abermals beleidigen, gib nur Acht!

Abermals? fragte Blanca betroffen.

Je nun, ich meine wie damals, da er den Liebling des Königs, dem König ins Angeſicht, als den Mörder Rivoli's anklagte. Ah, ſchön, daß wir darauf kommen! Eben dieſer liebenswürdige junge Mann hat ſich alſo als dein Milchbruder und Verehrer ausgewieſen? Je nun, da wirſt du auch gleich roth! Wie kannſt du nur noch roth werden? Freilich, die Jungfrau ſteckt noch in der Witwe.

Blanca blieb in der That nicht unbefangen; da jedoch die Gräfin Bens ſich heiter und wohlwollend über den Freund äußerte, fragte Blanca, wie es jetzt um Giuſeppe ſtehe.

Die Gräfin beklagte, nichts Näheres über ihn zu wiſſen. Ich habe ihn früher ſehr wohl gekannt, ſagte ſie, er gehörte damals zur Societät. Gleich nach jenem Vorfall aber, da er auf deines Vaters Anklage feſtgenommen wurde, brach meine langwierige Krankheit aus. Ach, was habe ich gelitten, liebe Nichte! Dann erleuchtete mich der Herr, und ich lebe ſeitdem ſehr zurückgezogen. Doch wundere ich mich nun ſelbſt, daß mir niemals wieder etwas über den Gefangenen zu Ohren gekommen iſt. Es gehört freilich jetzt zum Ton, jenen bürgerlichen Günſtling nicht zu kennen, nicht gekannt zu haben. Nun, wir wollen ſchon Nachrichten einziehen und dein beſorgtes Herz befriedigen.

Gefangen iſt er längſt nicht mehr, erwiderte Blanca. Er hat an unſern alten Pfarrer Briani geſchrieben und durch dieſen auch Nachrichten an ſeinen Vater gelangen laſſen. Daher weiß ich, daß Giuſeppe die von meinem Vater gegen ihn gerichtete Anklage gänzlich entkräftet hat, ſodaß er auf freien Fuß geſetzt worden iſt. Gerichtlich konnte er jedoch nicht für ſchuldlos erklärt werden, ſolange nicht der Genueſe Sormano des Mordes überwieſen war. Unter dieſen Umſtänden durfte ihm aber der König aus Rückſicht für den Adel den Degen nicht zurückgeben. Während er nun auf freiem Fuß und durch des Königs fortwährende Gunſt in angenehmen Umſtänden lebte, hat er, wie er an Briani ſchreibt, nach Rath und Anleitung weniger wohlwollender Freunde ſeine Muße auf innere Ausbildung verwendet. Er ſcheint auch ſehr fleißig geweſen zu ſein und viel gewonnen zu haben. Wenigſtens deutet eine Sammlung einzelner Blätter darauf hin, die er an Briani geſchickt hat. Aus dieſer Handſchrift geht viel Geſchichtskenntniß, viel Naturbetrachtung und tieferes Nachdenken hervor. Aber auch zarte Geſinnung und edler Charakter ſprechen ſich auf das liebenswürdigſte aus. Er hat ſeine Notizen — „Dora-Steinchen“ überſchrieben, weil ihn vermuthlich dieſe kurzen und mannichfaltigen Betrachtungen an jene bunten Steinchen erinnert haben, die man draußen am Ufer der Dora aufleſen kann, oder weil er die Betrachtungen ſelbſt dort aufgeleſen hat.

Ei, du weißt ja mehr als genug von dem lieben Freund, und fragſt erſt, was aus ihm geworden ſei? bemerkte die Gräfin ſchalkhaft lächelnd.

Inzwiſchen war Tonino, der mitgekommene ſchlanke Knabe, ungeduldig, die Stadt zu ſehen, mit einem Bedienten fortgeeilt, und die Gräfin plauderte bei den aufgetragenen Erfriſchungen über Gegenſtände, denen Blanca wenig Intereſſe ſchenkte. Wie verändert auch dieſe

Weltfrau in vielen Stücken war, ſo regte ſich doch die alte Weltluſt oft genug in ihrem Herzen. Hämiſche Bemerkungen und lüſterne Anſpielungen entſchlüpften ihr zuweilen noch. Schnell aber, ſobald ſie es inne ward, knüpfte ſie einen frommen Seufzer oder einen oft falſch angewendeten Bibelſpruch daran, wie ſie ihre eigene entweihte Bruſt mit Kreuzen und Amuleten behängt hatte.

Die große Glocke an der Kirche des heiligen Franz von Paula unterbrach das Geſpräch. Wie wäre es, liebe Blanca, ſagte die Gräfin, wenn wir noch einen kleinen Ausgang machten? Du biſt nicht müde, ihr habt heute nur einige Meilen Wegs gemacht. Wenn du dich ein wenig umkleideteſt, könnten wir noch die Abendandacht beſuchen, die in einer Stunde anfängt. Ich für meine Perſon verſäume ungern dieſe Betſtunde, die, ſeit unſerm Kriegsunglück angeordnet, alle Abende abwechſelnd in den verſchiedenen Kirchen gehalten wird. Da der Hof hingeht, ſo gehört dieſe Betſtunde auch zum guten Ton, es iſt der einzige Ton, den ich noch mitmache.

Blanca nahm Bedenken, ſich vor abgeſtatteten Beſuchen öffentlich zu zeigen. Die Gräfin aber redete ihr alle Einwendungen aus. Ich habe einen ſtillen Platz in der Kirche, ſagte ſie, wir gehen zu Fuß hin, du nimmſt den Schleier vor, und am Schluß der Andacht iſt ſchon tiefe Dämmerung. Ueberhaupt aber macht ja der Kirchenbeſuch, und beſonders dieſe feierliche Andacht, eine Ausnahme von den weltlichen Rückſichten der Geſellſchaft.

Zuletzt fügte ſich Blanca in den Wunſch der Gräfin, obſchon ſie einſah, daß dieſer Eifer weniger aus einem

Herzensbedürfniß, als vielmehr aus einer neuen Art von Eitelkeit herrührte. Unter dem Umkleiden machte Blanca ihre ſtillen Bemerkungen über die Muhme. Sie hatte zwar vorher ſchon von der veränderten Lebensart der Gräfin gewußt, ja, nur in Vorausſetzung derſelben ſich entſchloſſen, bei einer Verwandten einzukehren, durch deren Leichtfertigkeit ihr einſt ſoviel Verdruß und Kränkung zubereitet worden. Allein dieſe Sorte von Sinnesänderung hatte Blanca doch nicht erwartet, vielmehr auf etwas Beſſeres ſich gefaßt gehalten. Und wenn ſie ſich nun fragte, worin denn eigentlich die mit der Muhme vorgegangene Veränderung beſtehe, kam es ihr vor, als ob die Gräfin bei weitem weniger für ihr Herz gewonnen, als an ihren körperlichen Reizen verloren habe.

Vierzehntes Kapitel.

Die Abendbetſtunde war ſehr beſucht. In Erwartung des Hofes drängte ſich der Adel um den königlichen Betſtuhl, bis die Nachricht einlief, Graf Revello ſei eben von Paris eingetroffen, und der König verhindert, zur Kirche zu fahren; da ward es nach und nach leer in den Adelsbänken.

Nach dem Schlußſegen der Betſtunde drängte ſich die Menge an den Kirchthüren. Wie eben Blanca ſich am Ausgang gegen das marmorne Weihwaſſerbecken kehrte, trat ihr ein Mann in ſchöner kräftiger Geſtalt entgegen und reichte ihr nach höflicher Sitte das Weihwaſſer. Sie nahm es mit artiger Verneigung an, die benetzten Finger berührten ſich, ſtumm und ſtaunend ſahen Blanca und Giuſeppe einander an.

Doch drängte die wogende Menge das in Ueberraſchung verſunkene Paar vorwärts. Vor der Thür grüßte die Gräfin Bens den jungen Mann ſehr freundlich und ſprach ihn um ſeine Begleitung an. Unterwegs war die Unterhaltung ſehr karg; die beobachtende Gräfin trug die Koſten des Geſprächs faſt ganz allein. An der

Hausthür nahm ſie Giuſeppe's Arm und ſtieg, zwiſchen dem verwirrten Paar hinüber- und herüberlächelnd, die Treppe hinauf nach ihrem erleuchteten Wohnzimmer. Hier bat ſie um Entſchuldigung und entfernte ſich mit ſchalkhafter Miene, vergnügt, wie es ſchien, wieder einmal Liebesgelegenheit zu machen.

So ſeltſam, durch Weihwaſſer und eine alte Kokette, zuſammengebracht, ſtanden Blanca und Giuſeppe einander gegenüber, ſie lächelnd, er tief bewegt.

Blanca, Blanca! ſeufzte er ſchüchtern und erwartungsvoll. Er wollte mehr ſagen, doch immer brachte er nur den Namen Blanca hervor.

O, wie freue ich mich, Herr Hauptmann! ſagte ſie. Es iſt ſehr lange her . . .

Freuen ſich? O, gütige Blanca! Lange her . . . Ach ja! Lange! Und welche Tage habe ich Ihnen zubereitet, welche Schmerzen und Schreckniſſe! Aber Sie freuen ſich und erkennen mich noch?

Er ſtürzte auf das Knie und küßte gerührt ihre Hand.

Ja, ich freue mich, Giuſeppe, Sie ſo wiederzufinden. Stehen Sie auf, Sie dürfen ſchon ſtrack ſtehen, wie Sie ſich wacker gehalten haben.

Loben Sie mich? Blanca Malvi lobt mich! Du haſt einſt gut für mich geſagt, Blanca Malvi! O laß mich, laſſen Sie mich hier liegen, im Thau der Erinnerung, im Sonnenſchein Ihres Lächelns. Ach, da geht mein Herz auf wie eine überwinterte Knospe! Nein, Blanca, ich bin nicht völlig zu Grunde gegangen, dein Andenken, Schweſter, war mein Schutzengel. Dein ſüßer Name hat über mich gewacht. Ich habe mich gerettet;

was hat es aber Sie gekoſtet? O Blanca, welche Dolche ſind an Ihrem Herzen hingeſtreift, welche Dolche haben Ihr Herz durchzuckt?

Still, ſtill davon, Giuſeppe! Die Vergangenheit iſt hinab wie ein Regenſturm. Du biſt grün und groß davon geworden, Giuſeppe. Ich lebe ja noch, und du biſt beſſer geworden. Hat es die Vorſehung nicht ſehr gnädig mit uns gemeint?

O, unendlich gut mit mir! Sie hat mich hierher zu Blanca's Füßen geführt und mich mit Verzeihung anlächeln laſſen. Da ſtehe ich nun wieder einmal vor Ihnen, wie ich einſt als Knabe vor Blanca Malvi geſtanden — ach, ſo oft geſtanden, wenn ich ihr ein Spielzeug zerbrochen, eine Blume zerknickt, ach, und welche Unarten alle begangen hatte. Ich erhielt immer Verzeihung. Und ich glaubte immer ein anderer Menſch geworden zu ſein, wenn ich Verzeihung erhalten hatte. Ich war ſo ſtolz. Ich bin es wieder. Du vergibſt mir und lobſt mich noch, Blanca; nun iſt all mein Thun und Trachten, womit ich nur dich verſöhnen wollte, mir als Verdienſt und Werth zurückgegeben. Gut! So will ich denn ſtolz durch Ihre Güte ſein, Blanca. Aber auch das letzte mal ſei es, daß ich mich durch Ihre Verzeihung aufrichte. Ich kenne noch ein anderes Ziel meines Strebens, Ihnen zu dienen, Ihren Beifall zu finden, Ihrer Zufriedenheit froh zu werden. Um dieſes ſoll es mir fortan gelten. Es iſt nun einmal nicht zu ändern, Schweſter, ich muß entweder durch dich oder für dich leben. Jenes macht den Inhalt meiner wehmüthigen Erinnerungen aus, ſei denn das andere der Gegenſtand meines künftigen Träumens und Trachtens! Ich bin ſo weit umgegangen, ſo ſchmählich irregelaufen, um frei zu werden; welch ein Thor bin ich geweſen! Von Blanca Malvi loszukommen, war ja doch mein Wille nie. Wie kurzen Weg würde ich gehabt haben, dein Wohlgefallen zu erringen und ſo ſchon längſt dein beſſeres Selbſt zu beſitzen!

Er küßte ihre Hand, ſie drückte ſanft die ſeinige, indem ſie ihm einen Sitz an ihrer Seite anbot. Erzählen Sie mir, Giuſeppe, ſagte ſie, wie Sie jetzt leben. Manches weiß ich durch unſern väterlichen Briani, der ſeit Ihren Nachrichten ſich verjüngt.

O, nicht doch von mir zuerſt! erwiderte er. Von Briani laſſen Sie uns reden, von meinem Vater erzählen Sie mir!

Sie that es kurz und erfreute ihn mit den angenehmſten Nachrichten.

Und der Baron Moritz mit ſeiner Familie? fragte Giuſeppe weiter.

Iſt längſt mit den Seinigen nach Deutſchland zurückgekehrt, und zwar auf Ihren Anlaß, Giuſeppe. Als wir nämlich aus meines Vaters Briefen erfuhren, jener geheimnißvolle Benvenuto, für den wir uns alle ſo ſehr intereſſirt hatten, ſei niemand anders als unſer alter Freund Giuſeppe, dabei aber auch vernahmen, welche Anklage mein Vater wider Sie erhoben hatte, war Moritz höchſt empört. Früher ſchon hatte er ſich Ihrer lebhaft angenommen und Ihre Sache in Zorn und Güte vertheidigt. Er wollte nun mit meinem Vater nicht zuſammentreffen, was auch mir lieb war, ſo ſchmerzlich mir die Trennung von Agneſe fiel. Er ging mit den Seinen einen Tag vor meines Vaters Ankunft zu Schiff nach Genua ab. Seitdem ſtehen wir brieflich in gutem Verkehr. Wir führen kurze Tagsregiſter und theilen ſie uns von Zeit zu Zeit mit. Die Familie lebt jetzt ſehr vergnügt in Sachſen, fern von den Unruhen unſerer Gegend. Zu dem wackern, bei uns geborenen Knaben hat ſich noch ein liebliches Sachſenmädchen eingefunden. Die Aeltern erfreuen ſich an dem Pärchen. Seitdem nun Sie, Giuſeppe, durch Briani von ſich haben hören laſſen, wird in unſern Briefen . . . Was wollte ich denn ſagen? Ei nun, ſammeln Sie noch fleißig Dora-Steinchen?

Kaum aber war dieſe Frage aus Befangenheit gethan, ſo gerieth Blanca in noch größere Verlegenheit, denn es fiel ihr ein, welche ſchwärmeriſche Neigung und Erinnerung ihr ſelbſt Giuſeppe in manchen Stellen ſeiner niedergeſchriebenen Betrachtungen gewidmet hatte. Nun ja doch, bemerkte ſie endlich, hoch erröthet, ich habe es nun einmal verrathen, daß mir unſer alter Freund Briani Ihre Handſchrift mitgetheilt hat. Der gute Mann fand in Ihren Bemerkungen und Betrachtungen mit ſolchem Vergnügen die Beweiſe Ihrer fortgeſchrittenen Geiſtes- und Herzensbildung, daß er ſeine Freude nicht unterdrücken konnte.

Und welchen Antheil haben Sie genommen, Blanca? fragte in ängſtlicher Erwartung Giuſeppe.

Nun ja, warum ſollte ich Ihnen nicht bekennen, daß Sie mich zweimal überraſcht haben, Giuſeppe. Erſtens durch Ihre wackere Handlungsweiſe und Ihr wohlerworbenes Glück, als nämlich jener räthſelhaft anziehende Benvenuto aus ſeinem zauberhaften Fernlicht ſich plötzlich in meinen alten Geſpielen Giuſeppe verwandelte. Mit Ihrer Handlungsweiſe war ich wohl zufrieden. Wie wird es aber nach ſolchem Wechſel von Unglück und Glück in ſeinem Kopf und Herzen ausſehen? dachte ich oft, ich will ſagen, bemerkte zuweilen Briani. Da kamen auf einmal Ihre Dora-Steinchen mit dem Brief an den alten Lehrer. Briani war entzückt über die Ausbeute, die Sie aus Ihrer Muße gezogen hatten. Und ich — mußte ich nicht zum zweiten mal überraſcht ſein? Aber ich war doch nicht ſo ganz zufrieden mit Ihnen. Sie haben ſoviel Ketzeriſches über Religionsfreiheit niedergeſchrieben. Und wenn es auch nur die Meinungen anderer ſind, ſo könnte doch manches in Ihrem Herzen haften geblieben ſein. Bedenken Sie aber einmal, Giuſeppe, wenn die Schwerkraft der Erde unſern Körper nicht feſthielte, wohin ſollten wir kommen? Wie könnten wir uns bewegen, wie handeln ohne dieſen Stützpunkt? Und nun die Seele, wenn ſie nicht in der Religion einen feſten Halt hat, was ſoll aus ihr werden? Wodurch ſollte denn auch nur Freundſchaft und Liebe beſtehen, wenn das Herz ſich aus jenem heiligen Schwerpunkt des Glaubens und mithin der Treue losriſſe, Giuſeppe? Und Sie wollen frei von Religion ſein, lieber Bruder Giuſeppe? Ihre Seele will ſich von dem ewigen Zug freimachen, der die geſchaffenen Geiſter mit dem Urgeiſt verbindet?

Um des Himmels willen wünſchte ich ſo nicht misverſtanden zu ſein! erwiderte er. Kein körperliches Weſen wird ſich freilich der Schwere unſerer Erde entziehen können, kein edles Herz wird aber auch aus dem ewigen Zug zum Ueberſinnlichen, aus der Religion, treten wollen. Dies verſtehe ich ja nicht unter religiöſer Freiheit. Aber Sie geben mir zu, daß unſer Körper, um bei Ihrem Vergleich zu bleiben, nur durch die unſichtbare Schwerkraft der Erde, nicht aber auch noch durch äußere Ketten und Bande gehalten werden ſoll. Von jener unſichtbaren Kraft getragen, wird er ſich aber doch immer frei und eigenthümlich bewegen können. Ja, er ſoll es, darin eben beſteht ſeine körperltche Mündigkeit und Beſtimmung. Auch die Religion iſt eine unſichtbare Schwerkraft für die Seele; bedenken Sie aber, ob nicht unter Umſtänden die kirchlichen Anſtalten und Gebräuche zu äußerlichen Ketten und Banden werden können, und ob daher nicht die Frage erhoben werden müſſe, was und wie viel von ſolchen Aeußerlichkeiten für den Geſunden, den geiſtig Mündigen, nöthig oder entbehrlich ſei. Kinder gehen freilich in Gängelbändern, Greiſe an Krücken, daher will ich auch kirchliche Anſtalten nicht unbedingt verwerfen.

Nun ja, Sie ſelbſt ſind mir zuerſt in der Kirche begegnet, lächelte Blanca, ich will Sie daher noch nicht ganz aufgeben.

Und haben Sie ſich nicht verwundert, bei ſolchen religiöſen Meinungen, wie meine niedergeſchriebenen, mich noch in der Kirche zu finden? Aber Sie wiſſen ja, Blanca, daß man Badewaſſer gerade nicht zu trinken braucht.

Was heißt das? fragte ſie.

Dieſe lebendig bewegten, ſchlagenden Wellen einer andächtigen Verſammlung erwecken und ſtärken immer die religiöſen Gefühle, wenn man auch nicht gerade an alle kirchlichen Gebräuche und Lehren glauben kann. Man badet gleichſam in dieſer Flut und ſucht dann zum Trinken eine ungetrübtere, mehr zuſagende Quelle.

Blanca war damit nicht einverſtanden. Sie ereiferte ſich, ihn eines andern zu überzeugen, und verrieth in der Wärme, mit der ſie dabei zu Werke ging, eine Theilnahme und Beſorgniß, die Giuſeppe unausſprechlich wohlthat.

Wie ein Traum, der im Nu eine Fülle von Zufriedenheit bietet, war die Stunde vergangen. Er ſchied mit der Einladung der Gräfin Bens, bald und öfter wiederzukommen.

Fünfzehntes Kapitel.

Als er den Palaſt verlaſſen hatte, ſchlenderte er noch über den Karlsplatz und am Roſinen-Hospitium vorüber, durch manche Straße, der doppelten Ueberraſchung nachträumend, die ihm Blanca eingeſtanden hatte. Einer dritten Ueberraſchung war freilich nicht gedacht worden, aber Blanca trug ihre desfallſige Bemerkung noch am Abend in das Tagebuch für ihre Freundin Agneſe ein.

„Er iſt größer und männlicher geworden", ſchrieb ſie, „voll Ernſt und edler Haltung. Auch nach den Proben ſeiner Handlungsweiſe und ſeiner Bildung hätte ich ſolches Ausſehen eben nicht erwartet, wiewol ich, wenn ich ihn vor jenen Proben geſehen hätte, auf ſolche Bildung und Handlungsweiſe gefaßt geweſen wäre."

Auf ſeinem träumeriſchen Wandel achtete Giuſeppe eines plötzlich vor dem Gefängnißthurm ausbrechenden Lärms nicht, bis er von einzelnen Reitern, die durch die Straße ſprengten, angehalten und ſcharf beſehen ward. Die Menſchen eilten über die Straßen, und bald ſetzten ſich auch Scharwachen in Bewegung. Allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, beſchleunigte Giuſeppe ſeine Schritte nach ſeiner Wohnung. Neugierig über den Lärm ſah die Nachbarſchaft aus den obern Fenſtern. Wie er ſeine Hausthür geöffnet hatte und eingetreten war, ſprang ein Mann hinter ihm herein, ſchlug und riegelte die Thür zu. Retten Sie mich! flüſterte er. Ich werde verfolgt. Verbergen Sie einen unglücklichen Menſchen nur bis nach Mitternacht!

Die Stimme fiel Giuſeppe auf, er öffnete das Zimmer und zündete Licht. Wie dies kaum bläulich aufdämmerte, rief der Gaſt: Giuſeppe, um Gottes willen! Welcher Zufall, welches Glück!

Giuſeppe blickte, nicht weniger überraſcht, den Genueſen Sormano an.

Du lebſt in Turin? fragte umherblickend Vincenzo. Wie ſtattlich ſiehſt du aus! Glücklicher Menſch! Nun bin ich geborgen! In meinem verwünſchten Kerker habe ich immer an dich gedacht, ehrlicher Kauz. Es wurmte mich doch da im Gewiſſen oder in der Leber, wo es ſitzen mag, ich hätte dich zartes Herz zu Grunde gerichtet, und das würde ſich nun an mir rächen. Deine Heftigkeit und verzweiflungsvolle Stimmung nach Riovli's Fall durch meinen Dolch kam mir wieder in den Sinn. Wir ſind damals ein wenig hart aneinandergekommen; nun, das iſt jetzt alles vorbei! Da ſteht ja der Glücksmenſch vor mir hübſch und ſtattlich. Ich glaubte ihn ruinirt zu haben und finde im Gegentheil Schutz und Zuflucht bei ihm. Teufel noch einmal, wie rüttelt und wirft nicht der alte, hypochondriſche Herrgott uns

Menſchenwürfel durcheinander. Dazu hat er uns gemacht, ſich ſelbſt die Grillen zu vertreiben, zu nichts Beſſerm. Aber erzähle mir lieber von deinem Glück, Beppo!

Sormano warf ſich ganz behaglich in die Kiſſen des Polſterbettes. Du ſitzeſt wahrhaftig beſſer, ſetzte er hinzu, als ich ſeit Jahren geſeſſen habe, und ich ſitze jetzt beſſer, als ich mir es vor der Stadt träumen ließ. Teufel, was iſt das möblirt umher! Wie glänzen die ſeidenen Tapeten und Vorhänge! Sprich, iſt denn auch Küche und Keller dabei?

Wie unglücklich müſſen Sie immer noch ſein, Sormano, erwiderte Giuſeppe, da Sie noch nichts von Ihrer verzweifelten Laune abgelegt haben.

Er rief nach Benoit, allein niemand antwortete. Der Junge iſt verliebt, und läuft mir immer aus dem Hauſe, bemerkte Giuſeppe. Doch diesmal iſt es gut, daß er nicht da iſt.

Er holte Wein und kalte Küche herbei, die er ſeinem Gaſt vorſetzte. Woher kommen Sie jetzt? fragte er dann. Wo haben Sie ſich in dieſen Jahren umhergetrieben? Wer verfolgt Sie?

Alſo aus dem Sie-Ton, aus Sie-dur ſoll geſpielt werden? Nun ja, der Wein iſt vornehm und die Biſſen ſind auch keine Canaillen. Aber das brave Herz, das mich aufnimmt und mir die Biſſen reicht, iſt noch das alte Duzherz. Doch was fällt mir ein? Du lebſt in Turin? Biſt du etwa vermählt? Hat dich der Marcheſe glücklich gemacht?

Still davon! Erzählen Sie! wendete Giuſeppe ein. Sprechen Sie von ſich!

Nun, was ſoll ich Euch erzählen? hob Sormano an. Ich weiß nicht, was der Herr jetzt für ein Glaubensbekenntniß hat; ſehr republikaniſch ſieht es in ſeiner Wohnung nicht aus. Dennoch will ich aufrichtig ſein. Meint Ihr es redlich mit meinem Magen, ſo will ich es Euern Ohren vergelten. Habt Ihr von Bonafous gehört, Giuſeppe? Von den Unruhen in Alba und weiter umher?

Alſo dabei waren Sie thätig? fragte Giuſeppe.

Thätig? erwiderte jener mit einer gewiſſen Empfindlichkeit. Ich war der Mann, der Macher! Thätig? Wann bin ich auch jemals thätig? Ich bin immer der Schöpfer, der Urheber. Freilich hieß die Sache nach Bonafous, wie Amerika ebenfalls nicht nach Columbus genannt wird. Gut! Dafür ſitzt nun auch Bonafous feſt, und mir ſchmeckt es noch. Viel Spectakel haben wir gemacht, nicht wahr? Aber herausgekommen iſt doch nicht viel dabei. Die Birne der Ariſtokratie iſt noch nicht reif, um ſie abzuſchütteln. Ich war mehrmals flüchtig in allerlei Geſtalten, dort und da. Habe dann auch auf den Gütern meines Herrn Schwiegervaters einen Beſuch gemacht, um ein Inventar über meines Sohnes Erbſchaft, über Tonino's künftigen Beſitz, aufzuſtellen. Ich wollte dem alten Grafen die Bauern ein wenig aufhetzen. Aber das ſind elende Hundsfötter, denen die Andacht zum Adel im wäſſerigen Blut ſteckt und durch kein ſchweißtreibendes Mittel abzuführen iſt. Kurz, ich bin endlich nicht weit von Alba ergriffen und eingeſteckt worden. Ich habe mir einen andern Namen gegeben und bin auf allerlei verhört worden. Da ſie aber nichts aus mir herauskriegen und mir wegen des falſchen Namens nicht auf die Spur kommen konnten, haben ſie mich mit einigen Verbrechern aufgeladen, um mich hierher nach Turin zu bringen, wo es gute Fragemeiſter, ſo recht geſchickte Seelenkneiper geben ſoll. Unterwegs in Racconigi machen wir ein Stündchen Raſt. Ein Geiſtlicher bemerkt mich, ein heimlicher Anhänger von uns. Er erbittet ſich die Erlaubniß, uns arme Sünder mit Speiſe und Trank erquicken zu dürfen, und reicht mir ſelbſt mit bedeutendem Wink ein kleines Brot. Ich beiße ſehr vorſichtig und verſtohlen, und beiße auf eine kleine, vortreffliche Feile. Reſpect, denke ich, die hat noch beſſere Zähnchen als du. Wirklich hat ſie auch nach und nach, und zwar wie ein Mäuschen bei Nacht, zweimal die ſchwere Kette durchgebiſſen, die mir höchſt zudringlich vom linken Arm nach dem rechten Bein hing. Vorhin kommen wir nun nach eingebrochener Nacht in der Stadt am Gefängnißhauſe an. Die Reiter ſitzen ab, ſchwatzen mit liederlichen Weibsbildern; ich ſteige vom Wagen, um wie aus Nothdurft in einen Winkel zu treten, breche die durchfeilte Kette entzwei, ſchlage ſie dem Soldaten, der mir als Wächter nachgegangen, um den Kopf, und ſpringe unter das Volk. Bis die Huſaren wieder aufſitzen, bin ich um einige Contraden gerannt. Ich drücke mich in die Winkel und an den Häuſern hin, ſpringe in die erſte offene Thür, die ich treffe, und ſitze auch gleich bei Wein und Braten! Deo gratias! Das alte Glück ſoll leben!

Er trank ein volles Glas aus. Es ſchlug an die Hausthür; er ſetzte horchend das Glas ſanft nieder.

Es klopfte abermals; er ſprang auf. Es klopfte wieder; Giuſeppe erhob ſich.

Kann ich durch ein Fenſter? fragte Vincenzo.

Giuſeppe öffnete das Cabinet. Hier halten Sie ſich ruhig! ſagte er. Riegeln Sie zu und warten ab, wem der Beſuch gilt. Wird die Sache für Sie bedenklich, ſo finden Sie eine Tapetenthür, die auf einen ſchmalen Gang und ein Höfchen führt, aus dem Sie die Mauer in einem Hauswinkel überſteigen können. Wahren Sie Ihr Beſtes!

Da es inzwiſchen immer heftiger klopfte, öffnete Giuſeppe das Haus. Soldaten ſtanden davor und ein Offizier trat ein, um den Verbrecher zu ergreifen, der nach Ausſage der Nachbarn in das Haus geſchlüpft ſei.

Ohne das letztere in Abrede zu ſtellen, vertheidigte Benvenuto immer nur ſein Stubenrecht und widerſprach den Anforderungen des Offiziers nur, um dem Genueſen Zeit zur Flucht zu gönnen.

Ich wundere mich, ſagte der Offizier mit hochmüthigem Ton gegen Giuſeppe, wie Sie Anſtand nehmen können, einen Hochverräther auszuliefern. Nach den Beſchuldigungen, die man früher gegen Sie erhoben hat, ſollten Sie eher allen Schein vermeiden, daß ſie ſolchen Menſchen hold wären. Und wenn man Sie auch nicht beſchuldigen will, daß Sie den Verbrecher kennen, müſſen dennoch Männer von Ehre irre an Ihnen werden, Herr Benvenuto Morienna.

Können Sie wol auch irre an mir werden, Herr Lieutenant? fragte Giuſeppe lächelnd.

Indem hierauf der Offizier, ungewiß, ob er das Wort für eine Beleidigung nehmen ſolle, zurücktrat, riß der Genueſe die Thür des Cabinets auf. Benvenuto Morienna? rief er aus. Alſo Sie ſind dieſer Benvenuto Morienna, der einſt wie ein Tagsgeſtirn in Piemont glänzte? Seitdem hörte ich nichts mehr von dem Namen, und hielt jenen Unbekannten für eine Eintagsfliege, die längſt vergeſſen ſei. O Sie, Benvenuto Morienna? Sie haben einen armen, verfolgten Menſchen erquickt und nicht vertrieben? Gib mir noch die Hand! Du biſt der ehrlichſte Kerl in Piemont! Ich beklage nur, daß du einem Fürſten dienſt. Richte mich auch die Freiheit zu Grunde, du mußt doch als Sklave ſterben! Ich beklage dich!

Du biſt ja ein großmüthiger Flüchtling, erwiderte Giuſeppe, du lieferſt dich ſelbſt aus?

Oho, nicht ſo ſchlimm, als du denkſt! antwortete Vincenzo. Die Thür drinnen iſt verſchloſſen, und, da ich nicht fort konnte, war es mir ſchon der Mühe werth, dich als Benvenuto zu begrüßen.

Verſchloſſen? rief Giuſeppe aus. Das hat der verwünſchte Bediente gethan, der aus dem Hauſe gegangen iſt. Das iſt mir ſehr unangenehm. Ich hätte eine Bitte gehabt, aber nun iſt es gut. Du könnteſt glauben, ich hätte gewußt, daß die Thür verſchloſſen war.

Gewußt, Giuſeppe? verſetzte nicht ohne Rührung der Genueſe. Was denkſt du von mir? Lehre mich, einen ehrlichen Burſchen verkennen! Wann habe ich einen edeln Kerl jemals beargwohnt? O Giuſeppe, das kränkt mich! Sie haben eine Bitte an mich, Herr Benvenuto, Herr Giuſeppe, ſage ich. Sprechen Sie, thun Sie mir den Gefallen! Es macht mich ſtolz, daß ein

Mann wie Sie eine Bitte an mich hat, indem ich nach dem Galgen gehe.

Nach einer ängſtlichen Stille verſetzte Giuſeppe laut, dem Offizier zu Gehör und dem Genueſen als guten Wink: Ich weiß nicht, Herr, wie Sie heißen, noch was Sie verbrochen haben, noch weſſen man Sie beſchuldigt. Wir ſind uns früher im Gebirge begegnet und haben uns Gruß und Höflichkeit erwieſen. Das genügte mir, Ihnen Zuflucht bei mir zu geben. Nun gehen Sie aber Ihrem Schickſal entgegen. Wenn demnächſt Ihr Urtheil geſprochen iſt, und Sie ſollten nichts mehr zu hoffen und zu gewinnen haben, ſo beſinnen Sie ſich doch gefälligſt, ob Sie nicht vielleicht durch Zufall etwas von dem wahren Mörder — von jenem Mann, will ich ſagen, gehört haben, der den Grafen Rivoli in der Jeſuitenkirche zu Nizza erſtochen hat. Ich bin dieſer That beſchuldigt worden, und, obgleich nicht überwieſen, ſehe ich mich doch, ſolange der Mörder, ich meine, jener kühne Mann, nicht bekannt iſt, außer aller ehrenvollen Thätigkeit und von meinen liebſten Wünſchen und Hoffnungen, von dem Glück meines Lebens getrennt.

Giuſeppe, Giuſeppe! rief Vincenzo mit Rührung aus. Was machen Sie mit mir? Und Sie wollten mich entſpringen laſſen? Ich ſchäme mich vor Ihnen, Giuſeppe! Es iſt wahr, ich bin doch ein gemeiner Kerl geweſen. Reiche mir die Hand! Bin ich nicht Menſch wie du? Nun, bei Gott, ſo will ich nicht allein des Teufels ſein. Nun ja, ich kann auch noch etwas thun! Rivoli's Mörder? Ja, ich kenne jenen Mann, Giuſeppe, der den Grafen Rivoli ... Sein Name wird mir einfallen, ſobald man mich darum fragt, lieber Junge. Herr Offizier, melden Sie doch, daß ich den Mann kenne, der den Grafen Rivoli zu Nizza mit einem glatten Dolch im Gedränge erreicht und verletzt hat. Ich weiß auch, wo er zu treffen iſt! Man ſoll mich nur darum fragen. Ich würde gleich meinen wahren Namen nennen, Herr Benvenuto Giuſeppe, wenn ich nicht fürchtete, Sie möchten ſich nicht überraſcht genug zeigen. Aber auch ich habe eine Bitte, und ſo tauſchen wir am Scheideweg. Mein Sohn Tonino! Sorgen Sie doch, daß er etwas von den Gütern des alten Rivoli erhalte, ein Enkelsvermächtniß. Mache, Giuſeppe, daß es ihm wohl gehe. Ich möchte das Kind gern noch einmal küſſen, aber es ſoll darum doch ſeinen Vater nicht im Kerker ſehen. Dieſe Erinnerung könnte ihn blöde und feig machen aus Scham. Sorge du für mein Bübchen! Und nun Gute Nacht, Junge! Gute Nacht und Gott ſei mir gnädig!

Sechzehntes Kapitel.

Blanca, Gräfin Rivoli, war nun in der hohen Geſellſchaft der Hauptſtadt mit Auszeichnung aufgenommen. Sie gefiel den Frauen und ſah ſich von Männern umbuhlt; denn noch hatte das Unglück des Landes, die Betrübniß des Königs, den leichtfertigen Adel nicht ernſthaft gemacht. Mancher abgelebte Geck fühlte ſich von ſo viel Anmuth und Reiz einer jungfräulichen Witwe zu Liebeshuldigungen angeregt, mancher eingebildete Stutzer zu einer ernſten Bewerbung um die reiche Erbin angelockt. In vielen Familien erinnerte man ſich noch des ländlich-launigen Benehmens, durch welches Blanca bei ihrem frühern Aufenthalt in Turin aufgefallen war. Jetzt fand man ſie durchaus liebenswürdig und voll guter Haltung. Blanca ſelbſt aber faßte eben nicht mehr Wohlgefallen an dem jetzigen Verkehr, als ſie damals in der hohen Geſellſchaft genommen hatte; nur ſetzte ſie den Nichtigkeiten des geſelligen Umgangs nicht mehr die frühere, ungeduldige Laune, ſondern eine lächelnde Betrachtung entgegen. Das Verhalten ihrer Muhme, der Gräfin Bens, hatte ſich dagegen ſehr verändert. Statt über unmanierliches Benehmen getadelt zu werden, fand Blanca, wenn ſie über das Umgangsleben in Turin ſcherzte, die lebhafte Zuſtimmung der Gräfin, die ſich dann gern glücklich pries, die Sündhaftigkeiten der Welt um himmliſche Güter hingegeben zu haben. Und doch ſchien jener glückliche Tauſch, auf welchen die Gräfin ſich nicht wenig zugute that, eigentlich nur darin zu beſtehen, daß ſie ſtatt der frühern Schminke jetzt einen erbaulichen Spruch auflegte; denn eigentlich richtete ſie aus ihrer Einſamkeit noch immer eine lebhafte Theilnahme auf alle Vorgänge des Hofes, und zwar mit ſichtbarem Wohlgefallen. Sobald aber auf reizende Frauen oder galante Männer das Wort kam, fiel ihr jedesmal der ſalomoniſche Spruch ein: „Alles iſt eitel unter der Sonne.“ Ihre Spiegel waren verhängt, nicht aber das Bildniß des heiligen Auguſtin. Von dieſem Kirchenvater erzählte ſie gern, daß er in ſeiner Jugend leichtfertig genug gelebt, und es doch zur Heiligkeit gebracht habe.

Faſt jedesmal, wenn Blanca aus einer Abendgeſellſchaft zurückgekehrt, in ihrem ſtillen Zimmer ſaß, holte ſie vor Schlafengehen die von Drappo mitgebrachte Handſchrift Giuſeppe's hervor, aus welcher wir oben einige Bruchſtücke mitgetheilt haben. Dies nichtige Geplauder der Geſellſchaft, pflegte ſie zu ſich ſelbſt zu ſagen, dieſe gedankenloſe Unterhaltung regt doch auch kaum den Geiſt oder das Herz an. Kaum kräuſelt ſich ein wenig der tiefe Strom der Empfindung. Ich muß einige Dora-Steinchen hineinwerfen, damit es noch ein wenig Bewegung gebe, Kreiſe, die ſich ins Unabſehbare verlieren.

Heute hatte ſie, weil es der Tag war, an welchem ſeit ihrer Ankunft Giuſeppe die Gräfin Bens zu beſuchen pflegte, eine Einladung ausgeſchlagen. Sie glaubte Herzklopfen zu haben und athmete wirklich etwas ſchwer.

Giuſeppe war indeß zum König vorbeſchieden worden, und ließ daher bei der Gräfin Bens um Erlaubniß bitten, auch ſpäter noch kommen zu dürfen. Im königlichen Palaſt traf er den engern Kreis von Männern, die der Monarch jetzt öfter um ſich verſammelte. Der Marcheſe gehörte zu denſelben. Heute war auch der alte Graf Rivoli ausnahmsweiſe eingeladen. Der Marcheſe zeigte ſich gegen Giuſeppe noch immer nicht ganz unbefangen und aufgeräumt; doch ſchien den alten Mann mehr nur die Erinnerung an ſeinen frühern Haß, als dieſer Haß ſelbſt zu drücken. Auch war er über die Zeit und das Unglück des Landes verſtimmt und darum wenig zugänglich.

Der König ſah ſehr niedergeſchlagen und von einer ſchlafloſen Nacht erſchöpft aus. Von mehrern Höfen waren misbilligende Erklärungen über den mit Frankreich abgeſchloſſenen Frieden eingelaufen, die den Monarchen drückten und kränkten. Bei Giuſeppe's Eintritt erheiterten ſich Victor's Mienen und Blicke. Die Anweſenden ſahen den jungen Mann mit Befremden an; der König aber fuhr in ſeiner vertraulichen Aeußerung fort. Beſchuldigen können mich jetzt dieſe Monarchen, ſagte er; allein haben ſie mir zur rechten Zeit beigeſtanden? Und wäre ich durch fortgeſetzten Kampf gänzlich zu Grunde gegangen, hätten ſie mich wol wieder zum Leben erwecken können, zur Regentſchaft erwecken?

Wen ſchmerzt es mehr als mich, meine beiden Arme Nizza und Savoyen verloren zu haben? Ja, beide Arme, ſage ich, abgehauen. Aber ein Herz habe ich noch für meine Freunde! Dieſer General Bonaparte iſt ein erſtaunlicher Mann. Wie ſagten Sie, daß er ausſieht, Graf Revello? Wie fanden Sie ihn? Im grünen, einfachen Rock? Breitſchulterig, nicht wahr, ſo ſteht er da mit verſchränkten Armen, den einen Fuß vorgeſetzt? Ja, das iſt wieder ſo ein alter Fritz. Mit Unterſchied, wohlverſtanden, daß dieſer alte Fritz ein wirklicher König aus fürſtlichem Stamm war; auch iſt Bonaparte nicht alt. Sie verſtehen mich!

Sein Blick ſchießt Lanzen ins Herz, ſagte Revello. Kein Rückhalt, keine Heimlichkeit iſt in dieſem Verſteck ſicher; und ſein Kinn wirft ſich ſo majeſtätiſch empor, daß man ſeinen eigenen Stolz nicht aufrecht halten kann.

Erſtaunlich! rief der König aus. O, dieſer Mann wird noch Dinge thun! Wenn er nur in meine Dienſte treten wollte! Schade, daß er einer Republik dient! Bei einem König könnte er ſich Ruhm und Ehre holen. Nun hören Sie, meine Freunde! Der Marcheſe von San-Marſano, den ich dem General Bonaparte zum Geleit geſchickt habe, berichtet mir, wie ſehr dieſer Mann unſer Freund ſei. Auch mein Sohn, der Herzog von Aoſta, hat ihm bei ihrer Zuſammenkunft ſehr gefallen; er freut ſich über die artigen Briefe, die ihm mein Sohn ſchreibt. Freut ſich, ſage ich Ihnen. Im Vertrauen! Bonaparte hat mir die Verſicherung geben laſſen, unſer Unglück ſolle mir noch zu beſonderer Größe ausſchlagen. Es ſei keineswegs auf Piemonts Dienſtbarkeit und Unterjochung abgeſehen. Frankreichs Sicherheit habe nur vorerſt erheiſcht, was geſchehen ſei; wir aber würden entſchädigt werden. Ferner hat er uns die Verſicherung gegeben, er würde ſelbſt die Freiheitsmänner nicht dulden; ſeine ernſtliche Abſicht ſei es, dieſe Unruhen zu dämpfen, dieſer ausſchweifenden Freiheit einen Zaum anzulegen. Wiſſen Sie was, meine Herren? Im engſten Vertrauen! Dieſer Bonaparte hebt ſich zwar durch die Revolution, aber er ſcheint kein Freund derſelben zu ſein. Geben Sie Acht! Das iſt der Mann, der den Bourbonen wieder aufhelfen kann. Sehen Sie, wo ich hinauswill? Piemonts Unglück wird die dunkle Pforte der glänzenden Herſtellung des Monarchenthums in Frankreich ſein. Dieſe Höfe, die mir jetzt Vorwürfe machen, ſollen überraſcht werden durch unſere Politik. Piemont ſcheint jetzt durch Bonaparte's Sieg herabgeſunken zu ſein, ich ſage, ſcheint: aber Piemont wird durch Bonaparte's Freundſchaft Frankreichs und Europas Gläubiger werden. Europa wird unſere Schuldnerin werden.

Der Cardinal Coſta nahm das Wort: Ich habe ſchon früher die Gnade gehabt, Euerer Majeſtät bemerklich zu machen, daß der einzelne Menſch, wenn er in Ausgelaſſenheit und Ausſchweifung ſich nicht faſſen und nach ſeinem Gewiſſen ſelbſt beherrſchen kann, einem äußern Zwang verfällt. Anders nicht geht es einem Volk in ſeiner Zügelloſigkeit; weiß es ſich nicht zu faſſen, ſo verfällt es dem Despotismus. „Wer Sünde thut, der wird der Sünde Knecht“, wie es bei Johannes, Kap. 8, Vers 34, heißt. Damals behauptete ich weiter, der erſtgeborene Sohn der Freiheit werde ein Muttermörder ſein, wenn auch nicht um der Mutter — doch um der Hebamme willen, um der Empörung willen, von der jene jungfräuliche Mutter entbunden worden. Darum glaube ich mit Euerer Majeſtät, daß Bonaparte die Freiheit Frankreichs unterdrücken wird.

Gut geſagt, Herr Cardinal, erwiderte Victor. Euere Eminenz hat einen bekannten guten Blick. Aber nun müſſen wir auch an Bonaparte's Freundſchaft feſthalten. Der General hat Mangel an Pferden, wie mir San-Marſano meldet. Wir wollen ihm deren anbieten. Es fehlt ihm an Barken über den Po, ich habe Befehl gegeben, ihm ſolche zu liefern. Und nun noch eine Kleinigkeit! Der gefangene Bonafous hat den Tod verdient. Mein Sohn, der Generaliſſimus, glaubt aber, Bonaparte wünſche den Mann auf freiem Fuß zu wiſſen; ich denke ihn alſo zu begnadigen.

Als der König einige misbilligende Mienen bemerkte, rief er laut: Der Bonafous kann uns ja nichts mehr ſchaden! Ich ſage Ihnen ja, Bonoparte duldet die Freiheitsmänner nicht mehr. Auch wiſſen wir nun, daß Bonafous nicht die Hauptſchuld an jenen Unruhen hat, ſondern nur das Werkzeug des Genueſen Sormano geweſen iſt.

Der alte Rivoli machte bei dieſem Namen eine Bewegung des Unmuths, die der König bemerkte. Vernehmen Sie nun, ſagte er, daß dieſer Sormano eingebracht iſt und Aufſchluß über die ganze Verſchwörung gegeben hat. Hören Sie ſeine Geſtändniſſe!

Auf des Königs Wink trug hierauf der Juſtizminiſter einen Bericht über die gegen den Genueſen Vincenzo

Sormano gepflogene Unterſuchung und über deſſen Eingeſtändniſſe vor. Er fand die lebhafteſte Aufmerkſamkeit. Eine große Bewegung entſtand, als auch das Bekenntniß des an dem jungen Rivoli begangenen Mordes vorkam. Der alte Graf war tief erſchüttert, der Marcheſe ſehr verlegen.

Die lebhafte Unterhaltung der Verſammelten über den merkwürdigen Mann unterbrach der König mit den Worten: Auf dieſen Bericht des Juſtizminiſters habe ich das Todesurtheil über Vincenzo Sormano unterzeichnet und werde es vollziehen laſſen. Indeß beträgt ſich der Mann ſehr reumüthig, und mag überdies auch um Ihretwillen, Graf Rivoli, Rückſicht finden, da er doch ein Söhnchen hinterläßt, deſſen unglückliche Mutter eine Rivoli geweſen iſt. Daher ſoll die Hinrichtung des in manchem Betracht beklagenswerthen Mannes nicht öffentlich, ſondern im Gefängnißthurm geſchehen.

Währenddeſſen hatte ſich Giuſeppe ganz ruhig verhalten, auch als ihn der König zu wiederholten malen bedeutſam und freundlich anblickte. Jetzt machte der Monarch darauf aufmerkſam, daß nun auch der Hauptmann Benvenuto völlig gerechtfertigt ſei. Wir müſſen ihm Genugthuung geben, ſagte er, zu Rivoli und dem Marcheſe gewendet, und fuhr gegen Giuſeppe fort: Sie, Herr Hauptmann, ſind um die ganze Laufbahn unſers mehrjährigen Kriegs gekommen. Wer weiß, was Sie geleiſtet hätten! Man kann nicht berechnen, welche glückliche Wendung oft ein einziger guter Gedanke geben kann. Auf Raus, zum Beiſpiel, haben es die ſchnell in des Feindes Flanke gerichteten Kanonen entſchieden. Aber wenn Sie auch unſer Unglück nicht abgewendet hätten, Ihnen ſelbſt wäre doch ſicherlich Ruhm und Rang zutheil geworden. Zu einiger Entſchädigung dafür befördern wir Sie hiermit zum Major und tragen den Ihnen verliehenen Adel auf Ihren wahren Familiennamen Adrian über. Im weitern ſoll Ihnen auch die Nachſicht verziehen ſein, die Sie mit dem zu Ihnen geflüchteten Sormano gehabt haben. Doch billige ich ſolche falſche Großmuth nicht. Ja, ich ſage, falſche Großmuth!

Indem Giuſeppe ſeinen Dank ausdrückte und die unverdiente Huld des Königs pries, unterbrach ihn der Monarch mit der ſcherzhaften Wendung: Mit dem Herrn Marcheſe, Ihrem Ankläger, finden Sie ſich in Güte ab. Sehen Sie zu, daß Sie irgendein Entſchädigungsmittel bei ihm finden. Sie, Herr Marcheſe, werden hoffentlich zu einem billigen Vergleich die Hand bieten.

Wir werden uns ausgleichen, Euere Majeſtät, antwortete Giuſeppe. Der Herr Marcheſe hat auch noch manches gut, und, wer weiß, ob nicht mir am Ende herauszuzahlen bleibt.

Seit einiger Zeit habe ich viel Ungeſchick und viel Unglück, verſetzte ſchwermüthig der Marcheſe. Ich biete dem Herrn Major von Adrian die Hand und werde mich billig finden laſſen.

Die Verſammlung ging auseinander, als es ſchon ſpät war. Der Marcheſe begleitete den Grafen Rivoli in deſſen Wagen. Giuſeppe fuhr noch bei der Gräfin Bens de Cavour vor.

Geſchwind erzählen Sie, was ſo wichtiges bei dem König vorgegangen iſt, daß Sie ſo ſpät kommen, Herr

Hauptmann? fragte ſehr neugierig die Gräfin, und auch Blanca ſah ihm mit lächelnder Erwartung entgegen.

Ich könnte mir nicht verzeihen, noch ſo ſpät zu kommen, antwortete Giuſeppe, wenn ich nicht einen Auftrag des Königs hätte.

Des Königs? fragte die Gräfin Bens.

Das heißt, gewiſſermaßen einen Auftrag. Ich ſoll nämlich den Hauptmann Morienna entſchuldigen, daß er nicht mehr zur Frau Gräfin kommen darf. Dafür hat der Major Adrian Befehl, ſoviel in ſeinen Kräften ſteht, ihn zu erſetzen.

Beide Frauen waren überraſcht; Blanca erröthete, die Gräfin errieth.

Ja, wie ich vermuthet, hat der Genueſe Sormano bekannt, fuhr Giuſeppe ſehr aufgeregt fort. Seine Majeſtät hat mich vor den verſammelten Miniſtern und Geheimräthen gerechtfertigt und dann ſo ehrenvoll befördert!

Die Gräfin umarmte ihn; Blanca wünſchte ihm nicht ohne Befangenheit Glück.

Ja, wünſchen Sie mir Glück, dies eben fehlt mir noch! fuhr Giuſeppe in großer Spannung fort. Was mir zutheil geworden, heißt wol in der Welt Glück, ich nenne es nicht ſo. Gunſt, Gnade, Huld — nennen Sie es, wie Sie wollen, was uns ein König geben kann; Glück muß aus andern Händen kommen. Kann ich denn in dieſem Augenblick ſagen, daß ich glücklich ſei? Aber wahr iſt es, Gunſt macht ſehr durſtig nach dem, was ich Glück nenne. O, ich dürſte ſehr! Gunſt der Fürſten ſoll auch übermüthig machen. Leider wahr!

Ich bin ſehr übermüthig. Ein großer Gewinſt macht den Spieler verwegen. Wohlan denn! Glück auf! Bank geſprengt!

Er trat zu Blanca und fuhr mit bebender Stimme fort: Sie wünſchen mir Glück, o meine Blanca? Sie können es geben. In Ihrer Hand allein liegt mein Glück. Reichen Sie oder weigern Sie die Hand, das allein entſcheidet über meines Lebens, über meiner Zukunft Glück.

In flehender Stellung ſtand er da. Blanca bebte; man hörte faſt ihr Herz klopfen. Nun ſchlug ſie die feuchtglänzenden Augen auf und reichte ihre Hand hin.

Nieder ſtürzte Giuſeppe, die Hand zu küſſen; auf ſprang er, die Geliebte zu umarmen. Mund auf Mund wollte die Ewigkeit der Liebe erſchöpfen.

Faßt euch, Kinder, faßt euch! mahnte die Gräfin Bens, der Marcheſe fährt an. Bedenkt doch, daß alles eitel iſt unter der Sonne. Und das iſt der Ausſpruch eines Königs.

Der Marcheſe trat ein und blieb betroffen über das Paar und mit befremdetem Blick auf die Gräfin ſtehen.

Giuſeppe trat ihm entgegen. Herr Marcheſe, ſagte er, Sie wollen ſich billig finden laſſen, Sie ſehen, was ich auf Ihr Wort hin gewagt habe. Wir lieben uns und ſind einig über unſer Glück.

Ja, nur das fehlte noch! erwiderte Malvi in ſeinem jetzigen ſchwermüthigen Ton. Doch misverſtehen Sie mich nicht, Herr Major von Adrian, es iſt nicht das Schlimmſte, was diesmal zuletzt kommt; nachdem ich den Frieden mit der Republik abgeſchloſſen, brauche ich einigen Troſt. Sie wiſſen, wie ich früher dachte; aber ich bin nicht mehr ganz der Frühere. Die Zeit nagt uns an, und wenn wir von Erz wären. Meine Tochter iſt ihre eigene Herrin; ich weiß, was es nützt, ihr zu widerſprechen; aber auch ohnedies will ich Ihnen nicht entgegen ſein, Herr Major. Es ſei fern von mir, nicht anerkennen zu wollen, was Seine Majeſtät Ihnen verliehen hat. Ich glaube nun auch das Lächeln des Königs zu verſtehen, als er von einem Entſchädigungsmittel ſprach. Dies Lächeln hat Sie kühn gemacht, Herr von Adrian. Umarmen Sie mich denn!

Giuſeppe und Blanca umarmten ihn. Er küßte beide und ward weichmüthiger.

In dem einen Punkt gebe ich gern dieſer rebelliſchen Zeit nach, ſagte er. Sie, Herr Major von Adrian, und Ihre Nachkommen verdienen, was Ihre Vorfahren nicht gehabt haben. Wenn dieſe loſe Zeit nach nichts weiterm trachtete, als daß Edles auch adelich ſein möchte, ſo hätte ich nichts dawider. Die Natur wird immer Talente verleihen, die, ebenſo gut als Lehnsgüter, einen abgeſonderten Beſitz, einen eigenthümlichen Grund und Boden ausmachen. Es wird immer Thaten und Tugenden geben, die ihre Bahn hoch über dem Sumpfboden einer allgemeinen Gleichheit der Menſchen nehmen; es werden ſich immer Charaktere hervorthun, die nicht für ſich ſelbſt, ſondern für das allgemeine Wohl da ſind und ſchaffen. Was ſchreit man alſo gegen den Adel? Es wird immer Adel geben.

Blanca umarmte ihn zärtlich.

Immer heiterer fuhr der Marcheſe fort:

Nun iſt es mir doch lieb, daß ich mein Drappo nicht zu veräußern brauche. Ihr beide könnt es nun beziehen; ihr werdet euch eher mit einer Republik vertragen, als ich.

Für Giuſeppe war nichts erwünſchter, als daß er ſeinen Wohnſitz in Drappo nehmen könnte. Wo er von ſeinem Glück geträumt hatte, ſollte er es nun genießen. Noch einen Vorſchlag brachte der Marcheſe vor. Sein Stamm war im Ausſterben, ſein letztes weißes Röschen Blanca wurde auf einen geſunden wilden Stamm gepflanzt. Es ſchmerzte den alten Mann, daß ſein Name erlöſchen ſollte. Daher ſchlug er vor, Giuſeppe möchte zu ſeinem Familiennamen noch den Familiennamen des Marcheſe fügen und ſich mit ſeinen Nachkommen Adria-Malvi nennen.

Giuſeppe willigte unter der Bedingung ein, daß er dieſen Namen in Nizza als einfacher Bürger ohne adeliche Auszeichnung führen dürfe. Ich werde die Grundſtücke meines Vaters zu den Beſitzungen des Schloſſes Drappo fügen, ſagte er, und in ländlicher Beſchäftigung leben. Meine Blanca fühlt darin wie ich. Für uns kommt eine neue Zukunft, und wir bauen ſie an, wie man im Frühling ausſtellt. Der Adel, den Sie ſelbſt beſchrieben haben, bedarf auch keiner äußern Auszeichnung. Es iſt der Adel, an dem jeder begabte Mann Antheil hat, den man bei der Geburt mitbringt, aber nicht durch die Geburt erhält. Er hat keine Vorrechte, als das Privileg, mehr zu leiſten als andere, und das zu thun, was ſo viele nicht vermögen. Wie wird ſich mein Vater freuen, wie werden wir den alten Briani finden?

Er und Blanca plauderten noch eine Weile über ihre Zukunft. Als der Marcheſe aufbrach, erklärte Giuſeppe: Nun habe ich für morgen noch zwei wichtige Gänge; erſtens zum Grafen Rivoli, um zu ſehen, was ich für Tonino, ſeinen Enkel, auswirken könne.

Dahin begleite ich Sie, fiel der Marcheſe ein. Ich habe ſchon mit dem Grafen geſprochen und ihn ſehr weichherzig gefunden. Er wird hoffentlich für Tonino thun, was nach den Rechten geſchehen kann.

Deſto beſſer, ſonſt nehmen wir das Kind an, Blanca! ſagte Giuſeppe.

Blanca gab ihre Zuſtimmung.

Dann zu dem Genueſen Sormano, fuhr Giuſeppe fort; um ſein väterlich Herz zu beruhigen, das Unſterbliche in dieſem verirrten Geiſt anzuregen, und ihm Lebewohl in die Ewigkeit zu ſagen. Nun Gute Nacht, Blanca, mein Herz! Ob wir wol ſobald einſchlafen werden? Morgen früh komme ich und frage.

Sie umarmte ihn mit den Worten: Ich ſtehe ſchon früh auf, Giuſeppe!

Giuſeppe hielt Wort. Als er, mit Blanca Malvi vermählt, nach Drappo zurückkam, legte er die erhaltene Auszeichnung des Adels ab. Ich weiß ſchon, wie es gemeint war, lächelte er; ſie wollten mich nicht ehren, ſondern mich nur anfaſſen können, ohne ſich etwas zu vergeben. Fort damit! Ich wollte kein Adelicher ſein, wie ich kein Revolutionär ſein wollte, und bin, wunderſamerweiſe, zu beidem gekommen. Ich habe mich hinauf bemüht, um dich herabzuholen. Nun ſind wir wackere Bürgersleute von Drappo, mit perſönlichem Werth für die neue Zeit geboren. Man ſagte mir in Turin, dieſer Bonaparte, den ich bewundere, würde gewiß die Revolution bändigen, der er ſein Glück verdankt, würde ſich eine Krone aufſetzen und irgendeine Königstochter heirathen. Mag er es thun, er wird damit immer nur zeigen, daß er ſchwächer iſt als das alte Herkommen, das die Glückskinder mit Zugeſtändniſſen lockt, denen der zurücknehmende Schalk im Nacken ſitzt. Ich bin auf nichts ausgegangen, als auf deine Liebe und auf meine Zufriedenheit. Und — war ich kein glücklicher Jäger, als ich eine Wildſau nach einer Marcheſina warf, wie mich das Ufergeſindel oft geneckt hat?

Blanca umfaßte ihn lachend. So recht, meine ſüße Blanca! rief der ſtattliche Mann. Deine Bruſt voll Liebe, meine voll ſtolzen Friedens, laß ſie uns für ewig aneinanderdrücken!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geſammelte Schriften

von

Heinrich Koenig.

Zwanzigſter Band.

Eine pyrmonter Nachcur.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1869.

Eine pyrmonter Nachcur.

Roman

von

Heinrich Koenig.

> So von außen wie von innen
> Iſt gar manches zu gewinnen.
> Goethe.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1869.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Seinen wohlwollenden Leſern

bringt der Verfaſſer kurz nach ſeinem zum dritten mal aufgelegten erſten Roman — „Die hohe Braut“ — mit dieſem neuen, dem 20. Bande ſeiner „Geſammelten Schriften“ den jüngſten, zugleich als ſeinen letzten Roman freundlich entgegen.

Eine ſchöne Reihe von 36 Jahren liegt zwiſchen beiden Büchern, und ein ſo langjähriges Wohlwollen läßt den Verfaſſer einige Theilnahme für die Empfindung hoffen, mit welcher er Abſchied nimmt.

Nahe der Schwelle ſeines 80. Jahres erkennt er es für ein Glück, daß es ihm vergönnt geweſen, ein — ob auch nur beſchaulicher, wenig beachteter Mitgenoß einer ſo großen Zeit und ihrer wunderbaren Wandlungen nach allen Seiten und Tiefen des Lebens geweſen zu ſein.

Und merkwürdig — wenigſtens für ihn ſelbſt — verknüpfen ſich ſeine jüngſten Erlebniſſe und ſeine früheſten Erinnerungen mit den Verhängniſſen und Entwickelungen derſelben deutſchen Großmacht, der er jetzt in ſeinem dienſtlichen Ruheſtand unterthan iſt.

Mir gedenkt nämlich noch aus den erſten 1790er

Jahren der an und über dem Rhein verwundeten Preußen, die in ein eigenes Lazareth nach Fulda gebracht wurden; und ſeit dem Spätſommer 1866 ſahen wir ſolche ſiegend Verwundete zu ihrer Herſtellung nach den wiesbadener Quellen kommen, — Offiziere und Mannſchaft.

Dort in Fulda vollzog ſich zehn Jahre ſpäter infolge der Säculariſation die erſte politiſche Wandlung meines kleinen Vaterlandes unter preußiſchen Waffen, als es darum galt, gegen das Non possumus des regierenden Fürſt-Biſchofs Schwert und Fürſtenhut zu Gunſten des Prinzen von Oranien vom Krummſtabe mit Inful zu löſen. Und hier in Wiesbaden erlebte ich den Einzug der preußiſchen Regimenter, als das ganze oraniſche Naſſau dem ſiegreichen Staate angeknüpft wurde. — Die Bedeutung jener Scheidung unzuſammengehöriger Gewalten begriff der Knabe nicht, und der Greis wird eine Vereinigung der getrennten deutſchen Staaten nicht mehr erleben.

Denn gar vielerlei ſperrt ſich noch dagegen, und nicht Geringes fehlt zur Bildung einer deutſchen Einheit ſelbſt noch auf ſeiten der Macht, die ſo große Verheißung für ſich hat. Es ſind aber nicht widerwillige oder abgeneigte Gegner, es ſind gerade die hoffenden, erwartungsvollen Freunde Preußens, die ſich in der Frage zuſammenfinden: Dieſes Preußen, das nun ſo mächtig der Welt gegenüberſteht, wird es denn nicht endlich den Muth faſſen, auch groß in den Augen einer edeln, gebildeten Nation zu erſcheinen? Groß im Innern durch geſetzliche Anerkennung freier Bewegung im Staats- und Kirchenleben wie im Bereiche der Wiſſenſchaft mit unabhängiger Schule?

Gerade dieſe Schule iſt eine bekümmerte Angelegenheit des Tages geworden, — eine sollicitudo omnium gegen die Geſpenſter des Unfriedens und Aberglaubens, die einſt auf das: Hilf Samiel! jener römiſchen Worte aus ihren Gräbern erſtanden. Aber, wo blieben denn die Schaffner des Innern, als König Wilhelm, ſeinem ſiegreichen Waffengange weit voraus, die Fahne zu moraliſchen Eroberungen erhob, mit welchen auch die für deutſche Einheit begeiſterten Herzen wären gewonnen worden, die jetzt beim Anblicke bloßer Macht in den alten Particularismus ihrer politiſchen Meinungen oder dynaſtiſcher Beſtrebungen zerfallen und ſich vor preußiſcher Büreaukratie, dieſem Nebenhang der Macht, und vor der berlinerblauen Orthodoxie ſegnen? Jedenfalls iſt von Staaten wie von Einzelnen zu ſagen:

So wie von außen Macht, iſt nur von innen
Die wahre Größe zu gewinnen!

Nun ja doch, mit dieſer Paraphraſe des Goethe'ſchen Motto ſeines kleinen Buches mag der vereinſamte alte Mann ſich auf ſeine Schriften zurückziehen.

Man hat mir als Schriftſteller ein erfreuliches Zugeſtändniß gemacht. In Rudolf Gottſchall's „Deutſcher Nationalliteratur" heißt es:

„Koenig wählt mit Vorliebe ſeine Stoffe aus jenen Epochen, welche die Wetterſcheide der Jahrhunderte bilden, wo eine neue Zeit unter Stürmen geboren wird, alte vermodernde Zuſtände und neu ſich bildende im Kampfe liegen und in eine ſchwüle ahnungsvolle Atmoſphäre die gärenden Gemüther, die geiſtig beleuchteten Gruppen und die Schickſale der Menſchen untertauchen. Die Begebenheit gewinnt eine höhere Bedeutung, indem alles Einzelne vom Aether des allgemeinen Lebens ergriffen, berauſcht, vergeiſtigt wird. . . . Die Romane Koenig's haben daher einen echt deutſchen Charakter" u. ſ. w.

Wenn nun wirklich auch, dem Verfaſſer nicht unbewußt, von den Stürmen, die zumal in den 30er Jahren, um die Zeit ſeines erſten Romans, in Deutſchland heftig genug gingen, die Zweige ſeiner Bücher mit bewegt wurden: ſo iſt es doch etwas Leichteres, was in der vorliegenden Familien- und Herzensgeſchichte von kleinlichem Reſidenzleben kurz vor 1866 in den Blättern des Buches — flüſtert. Mögen es meine Wohlwollenden mir darum nachſehen, wenn ich dieſem ſchmächtigen Wipfel meiner „Geſammelten Schriften" ein ſchwarzweißes Schleifchen eingeknüpft habe, — in den Farben alſo, an welche doch die Erwartungen Deutſchlands gewieſen ſind, und die noch ihre eigene Bedeutung behalten für den Fall, daß hinter dem Abſchluſſe meiner Schriften her ein ſtiller Abend das Leben des Autors abſchließen wird.

Wiesbaden, im Januar 1869.

Dr. **Heinrich Koenig.**

Inhalt.

Seite
Die Cur 1
Die Nachcur 99

Die Cur.

Erſtes Kapitel.

„Martin Mertens Söhne“ — galt für eine alte, ſehr angeſehene Firma in der großen Handelsſtadt am Main. Sie wies zugleich auf eine zahlreichere Familie ihrer Begründers, als die des dermaligen Inhabers war. Dieſer hatte nur einen und zwar kränklichen, wenig verſprechenden Sohn und eine Tochter, die ſich mit gutem Ausſehen ganz hübſch entwickelt hatte. Die Mutter war auch oft leidend, und es ſchien, daß hohes Alter nicht zu den Artikeln gehörte, in denen das Haus bisher gute Geſchäfte gemacht hatte.

Die Betrübniß, mit welcher Vater Mertens ſich von ſolcher Betrachtung in ſeine Handelsbücher vertiefte, begleitete ihn doch immer wieder zu ſeiner Familie, wo er kein rechtes Verſtändniß, ja kaum eine oberflächliche Theilnahme für ſein Bemühen und am Gelingen deſſelben fand. Und doch waren ihm, dem rechtſchaffenen, aber eng abgeſchloſſenen Kaufmann, ſolche Mittheilungen ein Bedürfniß in den Stündchen, wo er deſſen, was er mit ſo vielem Verſtand zu Wege brachte, auch gemüthlich froh werden wollte.

Um dieſe Zeit wußte ſich ein junger Mann auf dem Comptoir bei verſchiedenen Gelegenheiten mehr und mehr in das Vertrauen des Herrn Mertens zu ſetzen. Der junge Elzheim, aus guter, aber zurückgekommener bürgerlicher Familie, verband mit einem feinen, einnehmenden Aeußern einen lebhaften Eifer und vielfache Brauchbarkeit im Geſchäft. Er beſaß hübſche Sprach- und Sachkenntniſſe und verrieth einen Blick für verſprechende Unternehmungen. Herr Mertens beſprach ſich gern mit ihm und führte ihn ausnahmsweiſe ſeiner Familie zu, wo er ſich die Gewogenheit der Frau Mertens und die Zuneigung der Tochter bald zu erwerben wußte.

Schon manchmal hatte Herr Mertens bei ſich gedacht: wie gern er doch einen ſolchen Sohn hätte! Dennoch überraſchte es ihn nicht wenig, als der junge Mann ihm eines Sonnabends auf ſeine Einladung zum morgenden Mittagstiſch eine Erklärung gab, die ihn zuerſt auf den Gedanken brachte, einen ſo begabten Schwiegerſohn oder auch — den jungen Buchhalter ſelbſt zum Schwiegerſohn zu haben.

Dieſe Erklärung gegen den Principal war gewiß mit dem guten Blick des jungen Mannes für Geſchäfte, mithin durchaus nicht unüberlegt abgefaßt. Es war ihm nämlich nicht entgangen, daß die Mutter Mertens mit ihrem Wohlwollen gegen ihn in dem Grade nachließ, als die Tochter mit Zuneigung für ihn hervortrat. Frau Mertens beſaß den Hochmuth ihres reichen väterlichen Hauſes und hatte es bereits auf einen der jungen Herren abgeſehen, die als Bewerber um ihre Tochter das Haus fleißig beſuchten. Der junge Elzheim hielt es daher an der Zeit, einen vordringenden Schritt zu thun, und verſuchte es mit gutem Takt, ſeine untergeordnete Stellung im Hauſe mit ſeinem Werth für das Geſchäft auszugleichen.

Ehe ich Ihre freundliche Einladung für diesmal annehme, Herr Mertens, ſagte er, muß ich Ihnen offenherzig bekennen, daß ich mich mit dem Gedanken trage, Ihr Geſchäft zu verlaſſen. Ich finde nämlich keinen andern ſchicklichen Weg, mich aus Ihrer verehrten Familie zurückzuziehen, wo ich unverſehens eine mir leidige Störung angerichtet habe.

Herr Mertens, höchſt betroffen, blieb mit unruhiger Erwartung vor ihm ſtehen. — Die jungen Freunde Ihres Hauſes, fuhr Elzheim fort, haben mich wiederholt den Uebermuth eines ungebildeten Familiendünkels empfinden laſſen, ſodaß ich mir nicht verſagen konnte, ſie gehörig abzufertigen. Fräulein Mertens hat dabei — gewiß aus Gefühl des unſchicklichen Betragens der jungen Herren — meine Partei genommen. Seitdem aber ſcheinen dieſe mich für einen Mitbewerber um den Beifall des Fräuleins zu halten, und ich fürchte, ſie könnten in ihrer gedankenloſen Eiferſucht dieſe Parteinahme mir als perſönliche Gunſt in Rechnung bringen. Es nimmt ſich ſchon meiner geſchäftlichen Stellung bei Ihnen nicht angemeſſen aus, Anlaß zu geben, daß die jungen Herren ſich in den Augen Ihrer Fräulein Tochter ſo unliebenswürdig zeigen; daß aber das Fräulein mit in das Misverſtändniß und in die Unbedachtſamkeit derſelben gezogen werden ſollte, — nein, das laſſe ich mir nicht zu Schuld kommen, — nein, Herr Mertens, lieber ziehe ich mich aus dieſem Kampfe zurück.

Die Befangenheit des jungen Mannes brachte Herrn Mertens auf andere Gedanken. — Aber, lieber Elzheim, ſagte er mit forſchendem Blick, Sie ſind ja doch im Vortheil, wie es ſcheint, fürchten Sie ſich etwa, Sieger zu bleiben?

Das nicht, Herr Mertens, erwiderte Elzheim, ſondern ich fühle mich nur nicht zum Kampfe berechtigt, ſeitdem es mir klar iſt, um was es den ſtreitſüchtigen jungen Herren gilt, — um den Ehrenpreis nämlich, der in der Hand der Tochter des Hauſes liegt. Als Sie mich ſo freundlich in Ihre Familie einführten, haben Sie an meine Mitbewerbung nicht gedacht. Ich ſelbſt, Herr Mertens, halte mich keinem dieſer hochmüthigen Bewerber gegenüber für geringer, und wenn Sie nun meinen, daß ich mich nicht fürchten ſoll, — etwa Sieger zu bleiben: ſo müßte ich doch erſt als Mitkämpfer auftreten dürfen?

Eine verfängliche Frage für Herrn Mertens, der nun die Befangenheit und die Abſicht des jungen Mannes begriff. Nach einiger Ueberlegung ſagte er freundlich:

Kommen Sie zu Tiſche, lieber Elzheim! Es iſt morgen Sonntag und ich ſelbſt bin vor und nach der Suppe anweſend: ſo wird der Burgfriede nicht geſtört werden.

Mit dieſem lächelnden Beſcheide verließ der junge Elzheim ganz vergnügt das Haus. Es hatte ihm nur um dieſen erſten Wurf gegolten, und er fühlte, daß er über das Haupthinderniß hinaus zum Ziele getroffen habe.

Herr Mertens fand nämlich bei vertrauter Rückſprache mit ſeiner Tochter, daß ſie mit dem jungen Manne ſchon einverſtanden war. — Sieh, ſieh! brummte er vor ſich hin, ſo ſcrupulös nahm es der Burſche mit ſeinem Recht der Mitbewerbung, während er den Preis ſchon eingeſteckt hatte? Pfiffikus! Guter Geſchäftsmann!

Dieſe vorgefaßte Meinung von der Tüchtigkeit, ja von der Unentbehrlichkeit des jungen Mannes im Geſchäft gab wirklich den Ausſchlag und brachte den alten Herrn, der durch abermalige Erkrankung ſeines Sohnes ſehr gedrückt war, raſcher, als es ſonſt vielleicht, zumal beim Widerſpruch der Frau, zu erwarten geweſen, zum Entſchluß, Herrn Elzheim als Schwiegerſohn und Compagnon ins Haus aufzunehmen.

Im Lauf der Jahre ſchlug denn auch die Heirath glücklicher für das Geſchäft als für den jungen Ehemann aus. Jenes gewann einen neuen Aufſchwung und erweiterte ſich durch wohlberechnete Unternehmungen, während die dem jungen Elzheim vielbeneidete Verbindung jene innere Befriedigung nicht gewährte, die vielleicht auch das Hauptaugenmerk des „Pfiffikus“ nicht geweſen war.

Zuerſt hatte er zu erfahren, daß der leidenſchaftliche Eigenwille der Tochter, die ihn gegen den Widerſpruch der Mutter zum Manne durchgeſetzt hatte, mit ihr in die Ehe überkommen war und ſich täglich gegen ihn erhob.

Später machten ihm auch die Kinder Sorgen. Der erſtgeborene Sohn, Gottfried, erinnerte zwar äußerlich an den Vater, hatte aber in ſeinem Naturell mehr von der leidenſchaftlichen, begehrlichen Mutter. Ein Paar nachgeborene Geſchwiſter ſtarben früh an jener angeborenen Kränklichkeit, die ſich ſpäter auch in der Mutter entwickelte und ihren ſchnellen Tod herbeiführte, als eben ihr Gottfried mit 15 Jahren zu Lyon in der Lehre ſtand. Er wurde nachher zurückberufen, um ins väterliche oder vielmehr großväterliche Geſchäft zu treten.

Nach Ablauf des Trauerjahrs verſuchte der Witwer Elzheim in zweiter Ehe das in der erſten entbehrte Glück. Er fand es auch in der Verbindung mit der ſchönen und gebildeten Tochter eines zurückgekommenen Hauſes. Ein zweiter Sohn wurde ihm geſchenkt, — Albert, der, die innern und äußern Vorzüge der Aeltern in ſich vereinigend, als ein Abbild ihrer Seeleneintracht heranwuchs.

Während der glücklichen Knabenjahre Albert's fand der Vater ſich bewogen, auf eine Verheirathung des ältern Sohnes zu dringen. Gottfried ſollte ſich damit dem lockern Verkehr beſonders mit Schauſpielerinnen und Sängerinnen entwöhnen.

Es war nicht gerade jene rohe, gemeine Leichtfertigkeit, der es an Wohlwollen des Herzens, an Anmuth der Phantaſie fehlt: allein das Ideale, das Gottfried nie ganz entbehren mochte, verlockte ihn oft auf irre, bethörende Wege. So ſuchte er eine Zeit lang dieſes höhere Bedürfniß, aus Mangel an anderm geiſtigen Intereſſe, im Genuß des Theaters zu befriedigen, indem er ſich dabei dem vertraulichen Umgang mit ſolchen Perſonen hingab, die ihm, ſeinen Beſuchen voraus, im Nimbus der Bühne vorſchwebten. Eine gehobene Stimmung begleitete ihn dann zur Geliebten, um ihn dort über die Verwandlung zu täuſchen, die mit ihrer Perſon und mit ſeinen Empfindungen vorging.

In jener Zeit nun, da er ſich verheirathen ſollte, ſchwärmte er für eine liebenswürdige Anfängerin in der Oper. Zwiſchen Neigung und Gehorſam im Gedränge, kam er auf die Auskunft, das reizende Mädchen, das unter Obhut einer klugen Tante all ſeinen Verlockungen widerſtand, durch ſeine völlige Hingebung zu gewinnen. Da nun auch Amöne Einbeck noch in unverſehrtem Rufe ſtand, willigte der Vater unter der Bedingung in die Heirath, daß der Sohn mit der jungen Frau nach Liverpool überſiedele, wo ſich der Firma eben Antheil an einer Geſellſchaftshandlung anbot.

Die Verlobung geſchah im ſtillen, und Gottfried Elzheim ging hinüber, die nöthigen Geſchäfts- und häuslichen Einrichtungen zu treffen. Dieſe verzögerten ſich und der Briefwechſel der Verlobten erſchöpfte ſehr bald den Inhalt ihrer Herzen und erſchlaffte durch ſeine Dauer. Als endlich Elzheim zurückkehrte, die Verlobte als Frau abzuholen, war ſie mit einem jungen Sängerpaar auf einer Kunſtreiſe begriffen. Die Tante ſuchte ihre Verlegenheit hinter der Miene des Verdruſſes und unter lebhaften Scheltworten über die Nichte zu verbergen. Dann brachte ſie auch wieder Entſchuldigungen vor, — Amöne könne ſich eben noch nicht entſchließen, jetzt ſchon ihren Beruf und zunehmenden Ruf zu verlaſſen; auch wolle es ihr mit der engliſchen Sprache neben ihren Kunſtſtudien nicht recht gelingen. Lieber bringe ſie den Vortheil einer guten Heirath der Kunſt zum Opfer, der ſie doch einmal ſich und ihr Leben „geweiht“ habe.

Wer weiß, wie weit das verlegene Weib ſich noch mit Redensarten verſtiegen hätte, wäre ihr Zuhörer nicht aus ſeinem beharrlichen Schweigen plötzlich in lautes Lachen ausgebrochen.

Bemühen Sie ſich nicht, beſtes Tantchen, ſagte er, und erneuern Ihr Misfallen an Amöne nicht immer wieder durch Redensarten aus den Rollen der fahrenden Sängerin, die vielleicht mit einem italieniſchen Namen zurückkommt, zum Erſatz für einen deutſchen Mann. Ich habe an ihrem generöſen Gemüth nie gezweifelt. Gewiß hat ſie den Verluſt, den ich für meine Perſon an einem ſo zarten, edeln Herzen erleide, nicht ſo hoch angeſchlagen als den „Vortheil" einer guten Partie, wie Sie es nennen, Tantchen, den Amöne aufgibt. Darin hat ſie auch ganz recht. Schreiben Sie ihr das, und ich würde mich zu faſſen ſuchen, um aus dem Schiffbruch meines Glücks ohne geborſtenes Herz zu kommen.

So kehrte er unvermählt nach England zurück, wo er denn bald genug neue Verbindungen in ſeinem alten Geſchmack knüpfte. — —

Stille Jahre gingen vorüber, in denen der jüngere Bruder, Albert Elzheim, ſich im Geſchäft tüchtig und für das Leben vielſeitig und anmuthig heranbildete.

Da ſtarb der Großvater Martin Mertens, und Gottfried Elzheim, der durch ſein mütterliches Vermögen den nächſten Antheil am Geſchäft hatte, verlangte aus England zurückzukehren. Albert löſte ihn ab und reiſte hinüber.

Dieſer Tauſch beider Brüder ſchlug nicht zur Zufriedenheit des Vaters aus. Er fing an zu kränkeln und mußte in ſeiner Thätigkeit nachlaſſen, während er mit der Geſchäftsführung des ältern Sohnes wenig zufrieden und von deſſen lockerer Lebensweiſe noch weniger erfreut war. Er wünſchte mit jedem Tage mehr ſeinen Albert an dem Pult zu ſehen, das er baldmöglich zu verlaſſen genöthigt ſein würde. So ergriff er die erſte Gelegenheit, ſich des Geſchäftsantheils in Liverpool zu entledigen und Albert zurückzurufen.

Dieſem, ſo ungern er erſt nach England gegangen war, kam nun doch die Aenderung höchſt unerwünſcht. Er hatte die Zuneigung der Tochter eines reichen Hauſes, das Herz eines ſchönen, liebenswürdigen Mädchens gewonnen, fand ſich dabei aber nur von der Mutter insgeheim begünſtigt, während der Vater es mit einem alten Freunde hielt, deſſen Sohn ſich ebenwol um Eliza eifrigſt bewarb. So ungern er aber den Kampfplatz verließ, — er mußte ſich fügen, den Abſchluß des Geſchäfts beeilen und mit den beſten Zuſagen der Geliebten die Heimfahrt antreten.

Gottfried, der ältere Bruder, kam ihm bis Hamburg entgegen. Vom Arzt nach Pyrmont gewieſen, um ſeiner angegriffenen Geſundheit mit Salz und Eiſen aufzuhelfen, nahm er Albert mit dahin; der Vater war für das Geſchäft eben wohl genug, um ſeinem Albert auch einige Erholung, — ſozuſagen eine weiche Zwiſchenlage drückender Geſchäfte zu gönnen.

Von Hameln herübergefahren, nahmen ſie am Brunnenplatze im Hemmerich'ſchen Hauſe beſtellte Wohnung, und ſtießen noch zufällig am Abend in der großen Allee auf einen alten Bekannten, durch den ſie bald zu neuen

Bekanntſchaften gelangten. Es war ein ſtattlicher Mann in den Dreißigen, heitern, geiſtreichen Ausſehens, einfach und artig in ſeinem Benehmen. Er war früher zuweilen ins Elzheim'ſche Haus gekommen, eingeführt von ſeinem Bruder, der dort am Gymnaſium als Lehrer ſtand. Die Brüder begrüßten ihn als Dr. Lüdemann und erfuhren nun von ihm ſelbſt, daß er jüngſt Oberſtudienrath in der herzoglichen Reſidenz geworden ſei. Durch ihn wurden ſie denn auch ſofort in den anziehendſten Geſellſchaftskreis eingeführt, der ſich um die Generalin von Saliſch und ihre ſchöne Nichte Antonie von Sachtleben bewegte.

Die Generalin war eine Frau von Welt, die ſich aber mit ihren feinen, ariſtokratiſchen Formen gegen bürgerliche Bildung durchaus nicht abſchloß, und beſonders auch bürgerliche Wohlhabenheit und bürgerliches Wohlbehagen zu ſchätzen wußte. Von Hauſe hatte ſie allerdings ſo gemeſſene Begriffe von adeliger Standesehre mitgebracht, als Antoniens Vater, der vermögenloſe Hofmarſchall, bis an ſein ſtilles Ende feſtgehalten und ſeiner ſchönen Tochter vorgeſpiegelt hatte. Allein alle die Sorgen und ſo manche Demüthigung, die ihr in den Jahren ihrer Ehe mit einem verſchuldeten und oft zurückgeſetzten Offizier begegnet waren, hatten ſie auf andere Betrachtungen geführt und ihren Lebensblick erweitert. Ihre eingeſchränkte Lage hatte bürgerliche Oekonomie, bürgerliche Einrichtungen und Beſchäftigung bei ihr in Gunſt geſetzt, ſodaß ſie jetzt, in verbeſſerter Lage, ſich darin gefiel, die umſichtige Wirthſchafterin zu machen.

Ihr Mann war nämlich durch die unberechenbare Gunſt des Herzogs zum General und erſten Reſidenzcommandanten befördert worden, und es machte dem glücklichen Ehepaar — „Spaß", wie ſie es nannten, die mancherlei mit dieſem Ruhepoſten verbundenen Annehmlichkeiten, — einen großen Obſt- und Gemüſegarten ſowie die verſchiedenen Stallungen eines weiten Hofraums auch durch Zucht von Feder- und Borſtenvieh nutzbar zu machen.

In dieſen behaglichen Verhältniſſen, nachdem auch die letzten übelriechenden Schuldpoſten abgelöſt und die Lücken der häuslichen Einrichtung, außerhalb des vorher nur hübſch möblirten Beſuchzimmers, anſtändig ausgefüllt waren, hatte die Generalin ſich den Beſuch eines Bades erlaubt. Sie bedurfte der Erholung von einer ſchweren Frühjahrskrankheit und hatte ihre Nichte mitgenommen, nicht blos zu ihrer Geſellſchaft und zur Erſparung einer Kammerjungfer, ſondern auch um derſelben für ihre angeſtrengte Krankenpflege eine Freude zu machen.

Dieſe Nichte, die verwaiſte Tochter einer ältern Schweſter, war der kinderloſen Generalin doch auch ein Gegenſtand mütterlicher Sorge. Ihr Mann, der General, litt ſeit einiger Zeit an mancherlei Gebrechen. Wie leicht konnte er da durch das geringſte Verſehen im Dienſt bei ſeinem beſchränkten, launenhaften und nichts weniger als wohlwollenden Fürſten wieder in Ungnade fallen. Die Generalin täuſchte ſich nicht über die Unſicherheit der dienſtlichen Stellung, deren Vortheile ihr jetzt ſo wohlthaten. Was konnte ſie aber im Falle der Penſionirung ihres Mannes für die ſo ſchön begabte

Antonie thun? Vergebens hatte ſie dieſelbe in einem der adeligen Damenſtifte unterzubringen verſucht; ſie aber noch lieber verheirathet zu ſehen, blieb der ſorglichen Tante ebenſo wenig Hoffnung, wenn ſie bedachte, was die jungen Herren der Reſidenz mit in Anſchlag bringen mußten, wenn ſie bei magern Civil- oder Militärgehalten ans Heirathen dachten. Zum Ueberfluß war Antonie vom Vater her auch noch wählig. So hatte ſie vor einiger Zeit einen Bewerber, einen höhern Beamten mit artigem Privatvermögen, ausgeſchlagen; ob in Betracht ſeiner vorgerückten Jahre oder ſeiner bürgerlichen Herkunft, blieb der Generalin zweifelhaft. Die Sache war nicht ohne häuslichen Verdruß und ärgerliches Stadtgerede ausgegangen, ſodaß die Generalin ſich ein für allemal vorgenommen hatte, das Kapitel des Heirathens gegen die Nichte künftighin unberührt zu laſſen.

Aus dem Sinn und ſelbſt aus dem Auge verlor ſie es freilich nicht, und auch jetzt nahm die Badegeſellſchaft gar nicht anders an, als daß ſie die ſchöne Nichte mit Abſicht auf eine gute Partie nach Pyrmont mitgebracht habe. Um ſo weniger blieben die Brüder Elzheim unbeobachtet, als ſie ſich den beiden Damen mehr und mehr anſchloſſen. Daß Albert ſich dabei gewöhnlich an die Generalin, der ältere Gottfried aber faſt ausſchließend an das reizende Fräulein hielt, war das erſte, was zumal den Frauen auffiel. Beide Brüder waren als unverheirathet durch den Studienrath bekannt, und man hätte viel eher die umgekehrte Wahlverwandtſchaft beider Paare für den Umgang erwartet. Daß aber ein ſolches Eintagsräthſel für müßige Badegäſte die nachhaltigſten

Folgen des Misverſtandes gerade für den engern Kreis haben ſollte, den es betraf, hätte niemand vorausſehen können.

Dieſes Misverſtändniß erwuchs unbemerkt daraus, daß Albert's Herzensgeheimniß, wie es die Lage der Liebenden mit ſich brachte, ſich in ſtrenger Verſchwiegenheit beider Brüder hielt. Selbſt ihr vertrauter Lüdemann hatte keine Ahnung davon, daß Albert ſich für verlobt anſah, und darum ohne eigenes Intereſſe, aber auch aus Zartgefühl für das Fräulein, ſich abſichtlich mehr zurückhielt, ohne es gerade an der Aufmerkſamkeit und Theilnahme fehlen zu laſſen, die man der ſo liebenswürdigen Antonie nicht verſagen konnte. Daß dagegen der ältere Bruder dem anmuthigen Fräulein ſo befliſſen huldigte, ſah Lüdemann, im Einverſtändniß mit Albert ſelbſt, blos für einen Rückfall deſſelben in die frühere Verehrung und — Vermeſſenheit gegen das ſchöne Geſchlecht an. Um ſo mehr nahm ihn die vergnügte Unbefangenheit wunder, womit Antonie ſich die Huldigung gefallen ließ. Sie wußte freilich ſo wenig von Gottfried's als von Albert's frühern Herzensverhältniſſen, und für gewöhnliche Mädchenkoketterie hielt ſich doch das adelige Fräulein zu vornehm und gemeſſen. Was war es alſo?

Endlich glaubte Lüdemann in ſeiner Schul- und Lebensweisheit die rechte Erklärung gefunden zu haben. Die erſten Empfindungen eines liebenden Mädchenherzens, dachte er, bilden nicht immer ein verſchwiegenes inneres Glück, einen heimlich gehüteten Schatz: ſie brechen wol auch wie ſprudelnde Frühlingsquellen, wie Primeln auf grünendem Anger hervor. Der Jubel des Herzens befriedigt ſich nur darin — laut zu werden und ſein Echo zu finden. Aber dieſe Empfindungen ſind doch wieder zu jungfräulich, um ſich gegen den zu richten, dem ſie gelten, wenn es ihnen auch lieb iſt, einen zu finden, an dem ſie ſich auslaſſen, — vielleicht abſpiegeln. — — Lieber, guter Gottfried, dachte Lüdemann, greife nicht nach einem Glück, das blos an dir widerſcheint! — — Was ſich nur Albert dabei denkt? Wer von euch Brüdern Elzheim wird wol zuerſt zur rechten Erkenntniß kommen? Und was wird dieſelbe der alten Firma eintragen? Eine deutſche oder engliſche Frau?

Dieſe heimliche Entdeckung, auf die der Schulmann ſich etwas zugute that, war inzwiſchen ſchon von einer Weltdame in Beſitz genommen. Die Generalin hatte zu dem bisherigen Benehmen ihrer Nichte keineswegs aus blos geſelliger Freundlichkeit oder aus Vergnügen an den guten Einfällen Antoniens ſo vergnügt gelächelt. Mit ihrem guten Verſtändniß des Mädchenherzens hatte ſie bald bemerkt, daß Albert ihrer Nichte nicht gleichgültig war. Sie glaubte auch nicht darin ſich zu täuſchen, weil es ihr etwa erwünſcht wäre; nein, ſo viel Selbſtvergeſſenheit und fröhliche Hingebung, ſo lebhafte Aeußerungen von Geiſt und Gemüth waren ihr ganz neu an der ſonſt ſo ſchweigſamen und gemeſſenen Antonie und ließen einen tiefen Eindruck, eine innere Umwandlung nicht bezweifeln.

Dennoch faßte ſie nicht ohne eine eigenthümliche Aengſtlichkeit den Gedanken an eine Heirath. Albert's Haltung gegen ihre Nichte machte ſie nämlich bedenklich und ſetzte ſie ſelbſt in Verlegenheit für ihr Benehmen.

Seine Zurückhaltung erſchien ihr nicht unbedacht. Denn in Aufmerkſamkeit für eine ſo hübſche und liebenswürdige Erſcheinung that er weniger, als der ſolideſte junge Mann, auch ohne ernſte Abſichten, ſich zumal in dem freiern Badeleben erlaubt hätte. Und doch ſchien er nicht ganz unempfänglich für ſoviel Liebreiz und Bildung. Denn in — ſozuſagen — unbewachten Augenblicken verrieth ſeine Unbefangenheit, ſein intereſſirtes Lächeln und eindringliches Auge in der Unterhaltung mit Antonien, daß ſein Herz auf irgendeine Weiſe im Spiel war.

Und die Generalin hatte das Richtige beobachtet: ſie täuſchte ſich nur in der Beziehung deſſelben auf die Nichte. Es gab nämlich Augenblicke, in denen Albert durch Antoniens Jugend und Fröhlichkeit, durch ihre Geſtalt und einen eigenen Zug des lächelnden Mundes lebhaft an ſeine Eliza erinnert wurde und ſich in dieſe Erinnerung verſenkte.

Was nun aber dennoch den jungen Mann bedenklich machen und zwiſchen ſeinem gänzlichen Zurückzug oder einer Annäherung unentſchlüſſig halten möchte, blieb der Generalin räthſelhaft. Ihr Intereſſe für Antonie täuſchte ſie ganz, wie es ſchien, über den richtigen Ton eines abſichtslos geſelligen Verkehrs, beſonders an Badeorten. Sie erinnerte ſich nur, daß Albert ihrer vertraulichen Freundlichkeit ſtets mit einer gewiſſen Förmlichkeit begegnete. Sie kam auf den Gedanken, ob er nicht etwa an ihrem Stand und an Antoniens adeliger Abkunft Anſtoß nehme und ſein bürgerlicher Stolz ſich für eine Bewerbung gegen ariſtokratiſche Vorbehalte ſträube.

So wenig war die Generalin mit all ihren bürgerlichen Erfahrungen bisjetzt noch über ihr Standesgefühl hinausgekommen!

Bei näherer Ueberlegung fand ſie ſich vielmehr in ihrer Vermuthung durch einen Umſtand beſtärkt. Bei wiederholter Gelegenheit hatte ſich nämlich der ältere Bruder über Albert's Geſchäftstüchtigkeit, Geiſtes- und Herzensbildung rühmend ausgeſprochen und beſonders das Intereſſe deſſelben für Kunſt und feines geſelliges Leben hervorgehoben. Offenbar, wie es der Generalin ſchien, war des ältern Bruders Zuthätigkeit und Bemühen um ihre Nichte darauf abgeſehen, Antonien für den Bruder einzunehmen, dieſen in einer gewiſſen Ebenbürtigkeit geltend zu machen und ihm bei ſeiner etwaigen Aengſtlichkeit den Zugang zu ihrem Herzen zu ebnen. Der junge Mann wollte nur erſt ſeiner Sache gewiß ſein.

Die Generalin kam nur höchſt ſelten dazu, die Feinheit ihrer Welt- und Menſchenkenntniß zu bezweifeln. Nur darüber blieb ſie noch ungewiß, was ſie in dieſer Lage zu thun habe oder mit Klugheit thun könne, um zwei ſo liebenswürdige und wie füreinander geſchaffene Menſchenkinder über ſich und ihr Glück klar zu machen. Die Herzensangelegenheit ihrer eigenen Entwickelung zu überlaſſen, dazu war die für den Badeaufenthalt gemeſſene Zeit zu kurz, und doch mußte ſie, wie ſie ihre Nichte kannte und wie ſie den jüngern Elzheim nicht kannte, leiſe und mit Vorſicht zu Werke gehen. Es gab unruhige Stunden für die vorſorgliche Tante. Dennoch war ſie vielleicht nicht ſo ſehr und nicht ſo unklar mit der Sache beſchäftigt, als der ältere Elzheim es mit ſich ſelbſt war.

Er ſchien ſich ein Räthſel geworden. Sein erſtes

Intereſſe für das reizende Fräulein entſprang allerdings aus der Richtung und den Erinnerungen ſeiner leichtfertigen Vergangenheit. Doch im Verkehr mit der Nichte und Tante, unter Anſchauungen und Vorausſetzungen aus einem ganz andern Lebenskreiſe, erweiterte ſich ſeine Theilnahme und Aufmerkſamkeit. Er bemühte ſich, in die Gedanken und Geſichtspunkte der Generalin einzugehen und durch Verſtändniß und Anerkennung derſelben ihr und Antonien zu gefallen. Auch mochte ihn ſeine jetzige kränkliche Empfindlichkeit empfänglicher für Betrachtungen ſtimmen, die den Frauen zuſagten, ſodaß ihn, der ſo manches im Leben verſucht hatte, eine ganz neue Art von Neigung des Herzens anzuwandeln ſchien. Der Traum von häuslichem Glück, von innerer Befriedigung erwachte noch einmal lebhafter, als es wol früher zuweilen geſchehen ſein mochte. Indem er dabei aber Antonien ins Auge faßte, überkam ihn doch ein eigenthümliches Verzagen. Er empfand, daß es ihm an etwas fehle, — an einem Element, geeignet, zwei ſo getrennte Lebenslagen zu verknüpfen, zu verſchmelzen. Was er alles unter „Lebenslagen“ in Bezug auf ſich und das Fräulein verſtand, machte er ſich nicht klar. Er ſcheute auch, ſich wenigſtens mit dem Bruder durch Beſprechung klar zu machen, ſondern kehrte nur nachdenklich immer wieder zu ſeiner Betrachtung zurück, ohne daß er über das ihm fehlende Etwas mit ſich ins Reine kam.

Zweites Kapitel.

Die Generalin hatte ihren frühern Vorſatz, das Kapitel der Verheirathung ihrer Nichte gegen dieſelbe unberührt zu laſſen, bisjetzt aufrecht gehalten. Sie wußte aus Erfahrung, daß bei geſellſchaftlichen Widerſprüchen im Leben, wie der Gegenſatz von Adel und Bürgerthum, nur eine entſchiedene Neigung des Herzens oder eine höhere Auffaſſung des Weltverſtandes vermitteln und ausgleichen könne. Für eine ſolche Auffaſſung war Antonie bisjetzt noch wenig empfänglich geweſen; deſtomehr ließ ſich von ihrer Herzensſtimmung erwarten, die der Generalin unzweifelhaft ſchien. Dennoch hielt die vorſichtige Tante, ſo lebhaft ihr Wunſch auch war, mit jeder Anſpielung oder Bemerkung an ſich und nahm nur eines Abends beim Thee Anlaß zu einer allgemeinen Betrachtung, die ihr geeignet ſchien, eine Herzensneigung, wie ſie ſolche bei Antonien vorausſetzte, in Uebereinſtimmung mit dem Weltverſtande zu zeigen.

Wir ſehen an unſern neuen Bekannten, ſagte ſie, welche Wandlungen im bürgerlichen Leben vor ſich gehen, indem Männer von großem Vermögen ſich zugleich durch

Bildung und vornehmes Betragen hervorthun. Du erinnerſt dich, was neulich ſelbſt Baron Bielke, der vollwichtige Mecklenburger, bemerkte, daß nämlich die Mächte des Lebens mehr und mehr, wenn auch den Frommen zum Aergerniß, ſich mit dem gottloſen Mammon verbinden. Immerhin fällt es jetzt einem großen Theil unſers Adels ſchwerer, ſich an dem Aufwand und den Genüſſen des Lebens zu betheiligen, als es dem bürgerlichen Reichthum wird, es an bewußter Haltung und echter Bildung unſern Beſten gleichzuthun. Du weißt, liebe Antonie, wie weit entfernt ich bin, Reichthum für ein Glück an ſich, für ein unbedingtes Gut zu halten: doch richtig verwendet, fördert er unſere innern ſchöpferiſchen Vermögen und Neigungen zum Wohl der Welt. Wenn man die Mittel hat, drängt uns das Herz, ſo es nicht gänzlich verwahrloſt oder verderbt iſt, zum Wohlwollen und Wohlthun, — Tugenden, die auch das edelſte Gemüth in bekümmerter Lage verlernt oder der eigenen Noth zum Opfer bringen muß. Selbſt in einer nicht glücklichen Ehe — und wer kann eine glückliche vorausberechnen? — welche Macht behält eine vermögende Frau in Händen, ſich einigen Erſatz des Liebesglücks zu ſchaffen? Schon die breitere behagliche Exiſtenz, in der man bei größerm Beſitz zuſammenlebt, verhütet Reibungen und Verſtimmungen, durch die auch gute Menſchen nicht ſelten einander misverſtehen und ſich entfremden. Glaube mir, Antonie, auch unter Stiftsdamenſtammbäumen, obgleich ſie ſechzehnäſtig ſein müſſen, lebt es ſich nicht immer erquicklich und befriedigend. Du würdeſt das zu erfahren gehabt haben!

Antonie erwiderte nichts; die Generalin war aber ſchon mit der theilnehmenden, zuſtimmenden Miene und dem nachträumenden Schweigen ihrer Zuhörerin zufrieden. Sie wußte aus manchen Lebensbegegniſſen, welche Macht die Perſönlichkeit eines Menſchen gerade auf heimlichen Wegen über unſere Vorſtellungen und Vorurtheile gewinnt.

Und ſo war's auch, wie ſie dachte, bei Antonien: der ganze Handelsſtand trat für die Hofmarſchallstochter in ein anderes Licht durch einen Mann wie Albert Elheim, der dieſem Stand angehörte. In ſeiner Erſcheinung, in ſeinem Betragen wie in ſeiner Ausdrucksweiſe und ſeiner Denkungsart war nichts, was ihren Begriffen von einem vornehmen Mann Anſtoß gegeben hätte.

Während ſo Tante und Nichte innerlich in ihren verſchwiegenen Anliegen ſich näher kamen, blieb die Generalin doch, wenn ſie nach Hauſe und an ihren reſidenzlichen Lebenskreis dachte, nicht ſo unbefangen: ſie fand ſich in einer eigenen Verlegenheit mit ſich ſelbſt. Die Anſichten ihres Mannes beunruhigten ſie nicht; er hätte zu einer gewiſſen Zeit jedes Bürgermädchen mit Geld genommen: was aber der Herzog zu einer ſolchen Heirath einer von Sachtleben ſagen werde und welchen Einfluß dies auf die Stellung des Generals, auf die Stimmung der höhern Geſellſchaft haben könnte, blieb bedenklich und unberechenbar. Und wenn ſie zuletzt zu ihrer Beruhigung ſich erinnerte, daß ja all ihre Beſorgniß nur noch auf heimlichen Wünſchen beruhe, ſo gab es ihr doch auch wieder keinen Troſt, zu denken, daß dieſe Wünſche unerfüllt bleiben ſollten.

Unter dieſer heimlichen Gemüthspreſſe athmete die Generalin auf, als ihr eines Morgens am Brunnen der Baron Bielke begegnete, jener vollwichtige Mecklenburger, auf den ſie ſich ſchon gegen Antonien berufen hatte. Er war von einem nach beendigter Brunnencur unternommenen Ausflug in die Gegend eben zurückgekehrt, — ein hochgewachſener Fünfziger, mit geſpalten vortretendem Kinn und ſtark gebogener Naſe, zwiſchen beiden die ſchmalſten Lippen hart aufeinandergepreßt. Mit einem Schatz von Kenntniſſen, Lebenserfahrungen und ſo viel feinen geſellſchaftlichen Formen, als ein entſchiedener auf ſich ſelbſt ruhender Charakter verträgt, hatte er ſich auf die durch den Tod des ältern Bruders ihm zugefallenen Beſitzungen zurückgezogen.

Die Generalin ſchätzte ihn um ſeines Charakters willen ſehr, und hegte alles Vertrauen zu den unbefangenen Anſichten und Urtheilen gerade eines ſo ausgeſprochenen Ariſtokraten über die Wechſelbeziehungen der verſchiedenen geſellſchaftlichen Lebenskreiſe. — Alſo auch den Schellenberg haben Sie beſtiegen, zu dem Sie uns ſo oft ermuntert haben? fragte ſie. Und fanden ſich belohnt, lieber Baron?

Je nun, antwortete er, manchem möchte der Gewinn vielleicht zu gering für die Auslagen erſcheinen. Der Weg bis zum Gipfel iſt nicht unbeſchwerlich für weniger geübte Fußgänger, wenngleich die Höhe kaum tauſend Fuß über Meer beträgt. Da hat man denn eine ganz artige Ausſicht, und den Botaniker mag manche ſeltene Pflanze anziehen. Mich intereſſirte die alte Burg, die weit zurück in die deutſche Geſchichte weiſt. Was mir aber für gewiſſer gilt, als daß ſchon die berühmte Thusnelda, die Gemahlin Hermann's des Cheruskerfürſten, droben einen Wohnſitz gehabt habe, iſt jedenfalls die Ueberlieferung, daß die herrliche Königin Luiſe von Preußen während ihrer hieſigen Cur dort einen Lieblingsaufenthalt hatte. Ich ruhte mich an der majeſtätiſchen Buche aus, die den Namenszug der unglücklichen Fürſtin mit einer Krone eingeſchnitten zeigt, und dachte darüber nach, ob die hochherzige Frau, als ſie gerade im Sommer 1806 hier war, ein Vorgefühl des Verhängniſſes gehabt habe, das damals ſich über Preußen zuſammenzog.

Im Laufe des Geſpräches fragte er nach Antonien mit dem lächelnden Zuſatz, ob ſich noch kein Bewerber gefunden?

Sie trauen mir alſo mütterliche Berechnung bei unſerer Badereiſe zu? erwiderte ſie. Nun ja, muß ich nicht mütterlich genug darauf denken, Antoniens Zukunft geſichert zu ſehen? Leider, beſter Baron! Vermögen haben die Aeltern ihr nicht hinterlaſſen; mein Mann hat ſie lieb und erwies ſich generös, ſodaß wir für ihre Ausbildung etwas thun konnten. Unſere Mittel beſtehen aber nur im Dienſteinkommen des Generals, und unſer Herzog — Sie kennen ihn ja, — ſogar aus dem Kladderadatſch. Offen geſtanden, — es beunruhigt mich gar manchen Tag, ein Mädchen von ſolcher Liebenswürdigkeit und Bildung abhängig von einer abhängigen Tante zu wiſſen. Aber — die Sache hat noch eine ernſtere Seite für mich. Meine Nichte iſt von Standesüberlieferungen beengt; ich fürchte, ſie würde ſich ſchwer für einen Bürgerlichen entſcheiden, ſelbſt wenn er von Perſon und ſeinen Umſtänden nach höchſt annehmbar erſchiene. Ich ſelbſt, offen geſtanden, denke etwas leichtfertiger darüber. Sagen Sie mir ehrlich, lieber Freund, dürfte ich ihr in einem ſolchen Fall zurathen? Was wäre hier Pflicht und wie vertrüge ſolche ſich mit der Vorſicht und Klugheit? Oder müßte ich es mit dem ſogenannten Stande ſo genau nehmen, ſelbſt wo die ganze Stellung im Leben in Frage iſt?

Beſte Generalin, entgegnete der Baron leiſe, ich will an Aufrichtigkeit nicht zurückbleiben. Sehen Sie, der Adel, der nicht auf ſeinem Grundbeſitz, auf haltbarem Vermögen ruht, iſt mir kein rechter Adel: er ſchwebt in der Luft. Ein Adel, der ſeine Söhne auf Staatsdienſtgehalte ſetzt, wo ſie ſich keinen allergnädigſten Launen entziehen können, — warum ſollte er ſeine leicht abgefundenen Töchter nicht an reiche Bankiers, Kaufleute, Fabrikanten zur Ehe geben, an Männer, die es gar oft mit Bildung und Equipage Ihren Landjunkern zuvorthun? Ich habe in Frankfurt bei einem jüdiſchen Bankier ein adeliges Fräulein als Gouvernante ſeiner Kinder gefunden, und der Jude that ſich etwas zugute damit. Nein, Frau Generalin, ich erhebe nicht das geringſte Bedenken über den von Ihnen unterſtellten Fall, wenigſtens nicht bei Ihnen. Sie ſind eine Frau von Verſtand und Herz, klug und — gütig: ich würde niemals unbedingt verwerfen, was ich Sie auch thun ſähe.

Die Generalin ſchien von dieſer Anerkennung ſehr befriedigt, unbeirrt von dem feinen, etwas anzüglichen Lächeln des Barons. So leicht ſie ſich, wenn es ihr eigenes Auskommen oder die Verſorgung ihrer Nichte betraf, mit ihren Standesbegriffen abfinden konnte, ſo wenig gleichgültig war es ihr doch, was zu ihrem Thun und Laſſen ihre Standesgenoſſen ſagen möchten.

Die Curallee leerte ſich bereits und die Generalin ſah ſich auch vergebens nach Antonien um. Sie nahm daher die Richtung nach ihrer Wohnung. Der Baron begleitete ſie nach der ganz nahen Altenau, ohne jedoch ihre Einladung ins Haus anzunehmen. Er pries nur den anmuthigen Aufenthalt, wo man in einſamer Stille den Strom des Badelebens rauſchen höre, ohne ihn zu ſehen.

Die Altenau iſt nämlich ein traulicher Viereckplatz, auf der Südſeite der Häuſer mit ſchlanken Bäumen beſetzt. Die artigen Wohnungen, mit Altanen, Veranden, Sitzen und Tiſchen vor den Thüren, mit Orangerie, Blumentöpfen und aufgezogenen Rankengewächſen geſchmückt, bieten den Badegäſten einen idylliſchen Aufenthalt, von der Brunnenallee nur durch die niedern Häuſer getrennt, die auf der Vorderſeite ihre Kramläden öffnen. Die Mitte des Platzes bildet eine Raſenfläche mit einem ſanften Gipfel, den eine koloſſale mit Sitzen umgebene Urne ſchmückt.

Auf dem Zimmer traf die Generalin den Studienrath, der Antonien begleitet hatte, um einige mit der Gelegenheit eines Geſchäftspackets an ihn gelangte Briefe abzugeben.

Antonie erbrach jetzt raſch den einen, indem ſie ſagte: Vom Onkel iſt nichts dabei!

Er wird zu deinem Geburtstag ſchreiben, erwiderte die Generalin. Mein Mann iſt kein fleißiger Correſpondent; Sie kennen ihn ja, lieber Freund.

Alſo haben wir des gnädigen Fräuleins Geburtstag hier zu feiern? bemerkte Lüdemann.

Ja, mein Freund, antwortete die Generalin, da es doch einmal verrathen iſt, — den 7. Juli. Und nun eine Bitte! Schlagen Sie mir eine kleine artige Landpartie vor, zu der ich unſere paar Freunde einladen möchte. Sie kennen ja die Umgegend. Ich ſetze nur gutes Wetter voraus.

Lüdemann, indem er ſich verneigte, erwiderte lächelnd:

Beſſeres Wetter, als eben wieder einmal zu Hauſe auf der Friedrichshöhe herrſchen ſoll. Die Wolken, ſchreibt man mir, ziehen ſich abendlich von dort bis ins Theater herab, wo in der Proſceniumsloge die Gardinen faſt mehr geſchloſſen als geöffnet werden.

Die Generalin lächelte. Sie war, beſonders auch um ihres ängſtlichen Mannes willen, ſehr vorſichtig gegen unliebſame Aeußerungen über den Hof, namentlich über das Verhältniß des Herzogs zur Baronin Heimendal, ſeiner Gemahlin zur Linken. Dieſe war in der Reſidenz und im Lande wenig beliebt. Man kannte ſie von Seite ihrer Geldliebe und wußte, daß ſie nach jeder leidenſchaftlichen Scene mit dem Fürſten ſich nur durch ein reiches Geldgeſchenk verſöhnen ließ. Man nannte es ſcherzweiſe — Contribution zur Heimendal'ſchen Kriegskaſſe.

Lüdemann, obgleich in der Regel ſeiner dienſtlichen Stellung wegen ſehr behutſam, nahm doch das ſchweigſame Lächeln der Generalin zu ſeiner vertraulichen

Mittheilung ein wenig empfindlich und dachte einen Trumpf einzuſetzen, indem er fortfuhr:

Ich erkläre mir den Gardinenſchluß der fürſtlichen Loge — äſthetiſch. Die Frau Baronin findet es unpaſſend, das ernſte Spiel auf der Bühne durch das allzu bekannte Stückchen „Der häusliche Zwiſt“ in der Loge zu ſtören, zumal ihr Mitſpieler in ſeiner Rolle ein wenig ſtark zu agiren pflegt, ganz gegen die Bibel, wonach die „Linke“ nie erfahren ſoll, was die Rechte ſpendet.

Die Generalin, mit der Miene zerſtreuten Ueberhörens, erbrach nun ihren Brief und Lüdemann erhob ſich lachend zum Gehen. Sie entließ ihn freundlich mit drohendem Finger lächelnd.

Was die Generalin ſo bewegte, lag eigentlich doch weniger in ihrer gewohnten Vorſicht als in einem ängſtlichen Gedanken an ihren Gemahl. Jede Nachricht von ungnädiger Stimmung des Herzogs erſchreckte ſie; denn die ſo unerwartete Gunſt deſſelben gegen den General gehörte zu jenen Ueberraſchungen, denen man ebendarum keinen rechten Beſtand zutraut.

Die Unruhe der Generalin ward aber aus dem empfangenen Brief wenig befriedigt. Die Freundin hatte zwar den General zuletzt noch recht wohl und heiter ausſehend gefunden; ſie ging aber über den Vorfall oder die Misſtimmung bei Hofe mit leiſer Feder hinweg und war deſto ausführlicher in Beſtellung einer Wohnung, da ſie vom Geheimrath Knapp auch nach Pyrmont gewieſen ſei.

Antoniens Brief beſchränkte ſich vollends auf Mädchenangelegenheiten, — auf Putzſachen, Landpartien und

Offiziersbegebenheiten. Intereſſant für die Generalin war die Nachricht, daß der alte penſionirte Diplomat von Hermshauſen bedenklich erkrankt ſei und ſein Teſtament gemacht habe. Die ſchöne Bella, geborene Bußler, komme jetzt in gewohntem Putz und Schmuck wenig zum Vorſchein und man ſei ſehr begierig, welchen Geſchmack und Aufwand ſie in der Trauer machen werde.

Die Generalin tadelte ſolche kindiſche, ja leichtfertige Aeußerungen. Und warum der liebenswürdigen Frau immer die „geborene Bußler", — ihre bürgerliche Herkunft, vorrücken? rief ſie aus. Sie iſt eine ſchöne und gebildete Perſon; warum ſoll ſie neben einem alten und ſo reichen Mann nicht ihre Freude daran haben, ſich zu ſchmücken, da ſie es mit Anſtand und Geſchmack thut und jedem Aufwand Ehre macht? Wenn ſie den alten Herrn beerbt, woran ich bei ſeiner Geſinnung und ſeinen Familienverhältniſſen nicht zweifle, ſo wird die ſchöne Bella eine ſehr begehrte Partie ſein, und keiner unſerer hochmüthigen Gardeoffiziere wird bei der ſchönen Witwe von Hermshauſen an die geborene Bußler denken.

Drittes Kapitel.

Der Studienrath erinnerte ſich des Auftrags der Generalin erſt wieder, als ihm Albert auf einem Spaziergang bemerkte, daß er übermorgen abzureiſen denke.

Uebermorgen? erwiderte Lüdemann. Wird nicht gehen, mein Freund! Sie werden nun noch bis zum 7. bleiben müſſen, um den Geburtstag unſers liebenswürdigen Fräuleins mitzufeiern, wozu die Generalin einladet.

Es kam Albert ſehr ungelegen; doch beſann er ſich, daß es einen guten Anlaß gäbe, der Generalin für manche Freundlichkeit durch ein artiges Geburtstagsandenken für die Nichte eine ſchickliche Aufmerkſamkeit zu erweiſen. — Ich überlege nur, ſagte er, ob ich nicht doch abreiſen und das Geſchenk in den Händen meines Bruders zurücklaſſen könnte?

Wo denken Sie hin? fiel Lüdemann ein. Das bloße Geſchenk würde wie eine Abfindung ausſehen, da es doch nur als eine Illuſtration zu Ihrem perſönlichen Glückwunſch erſcheinen kann.

Sie haben recht! verſetzte Albert lächelnd. Die

Dringlichkeit meiner Heimkehr verwirrt mich ein wenig. Meine Schweſter ſchreibt ſehr preſſant, und — offen geſtanden! — ich ſehne mich auch fort von hier. — Sagen Sie mir nun auch noch Ihre Meinung zu dem Geſchenk ſelbſt. Ich habe ein engliſches Neceſſaire mitgebracht, ein geſchmackvolles Nähtiſchbeſteck. Die alltägliche Brauchbarkeit der Sache für junge Damen wird es wol weniger koſtbar, als es iſt, und unter den Umſtänden nicht etwa als zudringlich erſcheinen laſſen. Was meinen Sie, mein gelehrter Freund?

Lächelnd antwortete Lüdemann:

Scherchen und Nadeln ſind freilich ominös, anzüglich.

Inwiefern? Wie meinen Sie das?

Wie ich mit Ihnen im Punkt Ihres Herzens dran bin, weiß ich nun, lächelte der Schulmann; es iſt mir aber vorgekommen, als ob Sie ſelbſt unſerer liebenswürdigen Antonie nicht eben ſo gleichgültig wären. Nun wiſſen Sie ja oder können ſich leicht denken, welche Stimmungen gerade der Geburtstag, wenn es zumal der 27. oder 28. Geburtstag iſt, in einem erregten und verlangenden Mädchenherzen mit ſich bringt: heimliche Wünſche wagen ſich da hervor, leiſe Bekenntniſſe werden erwartet. Es liegt einem geliebten Mann ſo nahe, den Tag zu preiſen, der ein ſo herrliches Glück der Familie, ja der Welt geſchenkt hat, und dabei läßt ſich ein wenig mit der Hand zucken, als ob man ſich eines ſolchen Glückes verſichern möchte und ſo weiter. Nun ſagen Sie ſich ſelbſt, ob nicht kleine und größere Scherchen in koſtbarem Beſteck, die ein andermal nichts bedeuten, gerade an ſolchem Tag, bei ſolcher Erwartung, den erſchrecklichen Sinn des Abſchneidens annehmen und die Nadel Stiche im Herzen zurücklaſſen?

Aber beſter Lüdemann, wendete Albert etwas ungeduldig ein, wie kommen Sie nur auf die Vorausſetzung bei dem Fräulein, auf welcher Ihre ſeelenkundige Warnung beruht? Mein Verhalten gegen daſſelbe kann Sie doch nicht auf den Gedanken einer Zuneigung von meiner Seite oder einer Bewerbung gebracht haben. Und was Antonien betrifft, ſtand denn nicht mein Bruder zwiſchen ihr und mir und entzog mir alle Strahlen ihrer Freundlichkeit?

Lüdemann lachte. — Ja, lieber Elzheim, ſagte er, Sie ſtanden zuweilen in einer partiellen Sonnenfinſterniß; auf der andern Seite aber hat Bruder Gottfried Ihre Strahlen auf das Herz des Fräuleins in einem Brennpunkt geſammelt. — Sie verſtehen mich nicht? Ich will ſagen, Ihr Bruder hat ſich gegen Antonien gern und bei jeder Gelegenheit über Ihre Vorzüge ausgelaſſen, Ihre große Geſchäftsthätigkeit, Ihre mannichfachen Kenntniſſe, Ihr wiſſenſchaftliches Intereſſe, Ihr gutes Kunſturtheil und Ihre geſelligen Gaben gerühmt. Die Art, wie Antonie dieſe brüderliche Anerkennung aufnahm, hat mich eben auf meine ausgeſprochene Vorausſetzung einer Zuneigung für Sie gebracht; eine der Generalin entſchlüpfte Aeußerung iſt mir dabei noch beſonders aufgefallen. — Wie? dachte ich, könnte man dieſes brüderliche Wohlwollen nicht auch misverſtehen und für eine abſichtsvolle Vorbereitung, Bewerbung zu Gunſten des jüngern Bruders anſehen? Wenn man nun den guten Gottfried für einen Freiersmann nähme?

Albert, zuerſt einen Augenblick betroffen, verſetzte dann mit großer Ruhe:

Gottfried, ſage ich Ihnen im Vertrauen, kennt die Lage, die Stimmung meines Herzens zu genau, um ſolche Abſicht auch nur einen Augenblick zu faſſen. Im Gegentheil glaube ich, daß ihm gerade dieſe Kenntniß meiner Geſinnung eine gewiſſe Sicherheit, Unbedenklichkeit, in ſeinem doch etwas auffälligen Verkehr mit dem Fräulein gibt. Sollte ſich aber die kluge Generalin im Bruder ſo ſehr irren, ſein Benehmen ſo ſehr misverſtehen? Oder, mein Freund, — iſt das Irren nicht etwa auf Ihrer Seite, — ich meine über jene Aeußerung der Generalin?

Möglich! rief Lüdemann leicht hin. Und hätte ich mich doch nicht geirrt, ſo kann es Ihnen ja höchſt gleichgültig ſein, mit welchen Ziffern eine vorſorgliche Tante rechnet.

Ja, laſſen wir die Sache hingeſtellt ſein! rief Albert. Sie ſoll uns den herrlichen Abend nicht verkümmern.

Sie waren zu Ende der langen prächtigen Kaſtanienallee des Parkes bis zum runden Schilfweiher gelangt, wo man von den umherführenden Sandwegen über das begrenzende Buſchwerk hinaus nach den von der Abendſonne beſchienenen, theils angebauten, theils bewaldeten Höhen, und links hinab nach dem Dorf Holzhauſen blickt. Queralleen ziehen rechts und links, Platanen und Blutbuchen heben ſich aus den Seitenanlagen. Eine rieſige Linde ladet zum Ruhen auf den ſchattigen Bänken ein, vom Wohlgeruch der Blüten umwittert. Die Freunde nahmen wirklich Platz mit dem Blick auf den Weiher, der mit weißen Nymphäen auf großen, tellerförmigen Blättern durchſetzt war.

Nach einer Weile ſtiller Betrachtung ſprach Lüdemann mit ſeiner tiefen, klangvollen Stimme:

Es ruht die Welt im Schweigen
Ihr Toſen iſt vorbei,
Stumm ihrer Freude Reigen
Und ſtumm ihr Schmerzensſchrei.
Hat Roſen ſie geſchenket,
Hat Dornen ſie gebracht, —
Wirf ab, Herz, was dich kränket
Und was dir bange macht.

Als er bei dieſen letzten Verſen mit theilnehmender Miene die Hand auf Albert's Schulter legte, ſah ihn dieſer lächelnd an, indem er ſprach:

Sie wollen mir mit den Worten eines verbannten Dichters meine Sorge verbannen? Nein, mein Freund, hier iſt nichts, was mich kränkte oder mir bange machte. Das liegt alles hinter mir, abgethan, was Sie meinen. Ich dachte an meine Schweſter, deren jüngſter Brief mich drängt, nach Hauſe zu kommen, wo unſer Vater krank daniederliegt, und ich freue mich auch ſehr auf ihr Wiederſehen. Sie kennen ſie nicht?

Nein, antwortete Lüdemann. Sie war noch in einem Inſtitut, als ich das letzte mal Ihr väterliches Haus beſuchte.

Ich darf ehrlich das Beſte von ihr ſagen, fuhr Albert fort. Eine innige Seele, voll Enthuſiasmus für alles Hohe und Schöne und dabei doch weltverſtändig und von häuslichem Sinn.

Ich freue mich für Sie, und doch thut mir's auch leid, lächelte Lüdemann. Sie werden ſich durch die Schweſter nach allen Seiten befriedigt finden und ſich daher nach keiner Frau umthun. Schade!

Seien Sie unbeſorgt, mein Freund, wendete Albert ein. Zwiſchen die Schweſter und mich wird bald ein Dritter eintreten, — ein tüchtiger junger Buchhalter unſers Geſchäfts, der das frühere Familienerlebniß unſers Vaters wiederholen wird. — — Aber, wenn Sie ſich doch für den Eheſtand intereſſiren, warum ſind Sie denn ſelbſt noch unverheirathet?

Ei nun, erwiderte Lüdemann, erſtlich war ich ſo früh nicht mit meiner Lebensſtellung fertig, wie Sie es ſind, und dann habe ich an meiner vortrefflichen Mutter die Befriedigung, die ich für Sie von der Schweſter fürchtete. Glauben Sie aber nicht, daß die Mutter mich vom Heirathen abhalte: im Gegentheil, ſie liegt mir alle Tage an, ihr eine Schwiegertochter ins Haus zu führen. Ich habe nur noch keine gefunden, die eine ſo ſtarke Anziehungskraft auf mich übte, als es die Mutter thut. Nun verſtehe ich mich vielleicht auch nicht auf das bibliſche: „Suchet, ſo werdet ihr finden!“ obgleich die rechte Frau eigentlich gar nicht geſucht, ſondern nur gefunden werden kann. Aber ſelbſt auch für öffentliche Zwecke bin ich mit dem eifrigſten Suchen nicht immer glücklich geweſen. So liegt mir jetzt viel daran, für eine Selecta der höhern Mädchenſchule in unſerer Reſidenz eine geeignete Perſon zu finden, — für eine Selecta freilich in meinem Sinn. Unſern Bildungsanſtalten fehlt immer mehr eine Klaſſe für jene Töchter, wenigſtens der beſſern Stände, die aus der Schule ins Leben übergehen. Dieſe kleine Lebensſtrecke wird meiſt an der Hand der Mütter mit einer beklagenswerthen Haſt durcheilt. Ohne Ahnung der innern Tiefe unſers Daſeins, ohne richtige Begriffe vom Ernſt und der Beſtimmung unſers Lebens, ohne genaue Kenntniß ehelicher Verhältniſſe und der Pflichten im Haus und in der Geſellſchaft, überhaupt alles deſſen, worauf es für das Glück des Lebens ankommt, werden dieſe vergnügt hüpfenden Mädchen an der Hand ihrer unklugen Mütter von der Puppe der Kinderſtube als Puppen in den Salon geführt und zur Bewerbung für die Ehe ausgeſtellt, zu der gerade die gründlichſte Vorbereitung gehört, während ſie in der Regel auf ein Gerathewohl geſtellt wird. Wahrlich, unſern ſo vortrefflich eingerichteten Schulen fehlt doch die eine, — die Schule für unfertige Mütter. Dieſe wünſchte ich nun durch eine Selecta zu erſetzen, in der es aber freilich auch auf eine Geheimlehre abgeſehen wäre, zu der doch auch wieder eine beſondere Weihe erfordert wird. So viel iſt gewiß: keine Schülerin ſollte ohne Opfermuth und Dienſtwilligkeit in das geſellſchaftliche Leben übergehen. Denn welches Frauenherz kann, auch in glänzenden äußern Verhältniſſen, vorauswiſſen, wieviel Fügſamkeit, Entbehrung, Widerwille oder Verſagung ihm auferlegt wird, um unter dem Wechſel der Dinge und den Wunderlichkeiten der Menſchen — wenn nicht befriedigt, doch nicht ohne Zufriedenheit der Seele fortzukommen. Wie ſchwer ſind nicht ſelten gerade in der Ehe, dieſem Zielpunkt der Mütter und der Töchter, die ſinnlichen und die ſeeliſchen Diſſonanzen zu löſen;

ſodaß dem einzelnen Herzen oft nur die Zuflucht zu einer höhern Tonart übrigbleibt.

Auch ich, erwiderte Albert, mit weniger Lebensbeobachtung als Sie, habe doch vielfach wahrgenommen, daß, je breiter ſich unſer modernes Leben macht, deſto weniger Verſtändniß des Lebens verrathen die Lebenden.

Sie haben recht, fiel Lüdemann ein, eben weil es ſich nur breit macht, ohne ſich zu vertiefen. So beſteht auch, was man gewöhnlich Bildung nennt, meiſt in bloßen Aeußerlichkeiten, — in Schul- und Sprachkenntniſſen, etwas Muſik, geſelligen Manieren und Geſchmack für Toilette; wobei immerhin allerlei Vorurtheile, unbegründete Meinungen, falſche Maßſtäbe für Glück und Schicklichkeit, Mangel an Verſtandes- und Herzensbildung recht gut beſtehen können. Zu Shakſpeare's Zeiten war es einmal Mode der Vornehmen, das Unterfutter zur Kleidung koſtbarer als den Ueberzug zu nehmen: in geiſtig-ſittlicher Beziehung fehlt unſerer Lebensweisheit etwas oder auch viel von jenem Geſchmack.

Bei alledem, lieber Lüdemann, lächelte Albert, verſchmähen Sie meinen Rath nicht, und warten Sie mit dem Heirathen nicht, bis Sie die rechte Perſon für Ihre Selecta gefunden haben.

Lüdemann lachte hellauf. Oder, wenn ich ſie finde, ſagte er, behalte ich ſie für mich. Ich glaube auch, eine Selecta im perſönlichen Sinn — eine Auserwählte, findet ſich leichter für einen rechtſchaffenen Mann als für eine Stadtſchule. Wenn ich nur über die wunderliche Aengſtlichkeit vor einem ſogenannten Korb hinauskönnte!

Sie? lachte Albert. Nein, bei Ihrer Perſönlichkeit und Lebensſtellung iſt das keine wunderliche — nehmen Sie mir nicht übel! — es iſt eine thörichte Aengſtlichkeit.

Immerhin! erwiderte Lüdemann, aber ich kann nicht darüber hinaus. Schon als junger Burſche, wo ich mir ſonſt doch manches herausnahm, habe ich auf Bällen manchen lieben Walzer verſäumt, weil mir ein: Ich bin ſchon engagirt! höchſt empfindlich war. Und jetzt denke ich immer daran, was ich wol für ein Geſicht zu einem Korb machen würde.

Eine plötzliche Dämmerung brach herein, als über die Bäume ein ſchwarzes Wettergewölk aufſtieg. Beide erhoben ſich und wandelten ſcherzend und lachend unter den nächtlichen Kaſtanien hin.

Sie waren in den letzten Tagen öfter zuſammen gegangen, meiſt in ernſter Unterhaltung, in welcher Albert über Fragen der Zeit oder der Literatur die Anſichten des Schulmanns verſuchte, und dieſer hinwieder eine höhere Meinung von Albert's Bildung faßte.

Auf dem Brunnenplatz ſchieden ſie mit Händedruck unter den erſten dicken Tropfen des Gewölks, wobei Albert lachend den Vers zurückgab:

Wirf ab, Freund, was dich kränket,
Und was dir bange macht!

Und, ſetzte er hinzu, ſchreiben Sie mir ja, ſobald Sie den groben deutſchen „Korb“ ins Franzöſiſche Corbeille überſetzt haben, und mithin eines „Brautſchmuckes“ vergnügt ſind!

Viertes Kapitel.

Auf ein in der Ferne ausgebrochenes nächtliches Gewitter war ein heiterer Morgen aufgegangen.

In dieſen Frühſtunden iſt es reizend um den pyrmonter Brunnen. Man athmet die friſche Luft von den nahen waldigen Höhen und blickt von dem ſonnigen Platz weit hinab in die ſchattige Dämmerung der Allee, die merklich abſchüſſig das Treiben der auf- und abwogenden Menſchen in ihren Morgenanzügen überſchauen läßt.

Nur einzelne Sonnenblicke gaukeln dort durch die verſchlungenen Aeſte der rieſigen Lindenbäume auf dem glatten Boden, der, aus eiſenhaltigem Thon geſchlagen, von Regengüſſen ſchnell abtrocknet und den Wandelnden eine ſtaubloſe Tenne bietet.

Zu beiden Seiten der Nebenalleen öffnen ſich die Kaufläden und Buden. An der hohen Bühnenwand der Muſiker, die eben den Choral anheben, neben der Theatertreppe und in der Umgebung der Trinkhalle breitet ſich auf Tiſchen und Tiſchchen das friſche Backwerk aus. Die Frauen beeifern ſich, nach Bedarf und Geſchmack ihre Auswahl in die mitgebrachten Handkörbchen zu machen.

Dazwiſchen wogt im breiten Mittelſchiff der dreifachen Allee die bunte Menge, einzeln und geſellig, träumeriſch oder plaudernd, lachend oder verdüſtert, hinab bis zur Springquelle und wieder hinauf bis zur Halle, — gerade tauſend Schritte, an denen die Bedächtigen die Zeit von einem zum andern der vorgeſchriebenen Becher meſſen. Da reicht ihnen denn eins der Schenkmädchen aus dem Tulpenbeete der Gläſer aller Farben und Zeichnungen jedem das ſeine, um es über die Schranke des tiefern Brunnens mit perlendem Strahl füllen zu laſſen.

Lüdemann miſchte das ſeine halb mit Salzbrunnen und ſah ſich umherwandelnd nach der Generalin um, ihr ſeine Vorſchläge wegen der Geburtstagspartie zu machen.

Es verrieth ſich aber bald, daß ſie inzwiſchen anderer Meinung geworden war. Sie mochte dem Schulmann nicht geſtehen, daß ſie durch weitere Nachrichten aus der Reſidenz ſich eigentlich in zu lebhafte Unruhe für ein heiteres Feſt geſetzt fand, und gab zur Ausrede die vertrauliche Mittheilung, daß ſie an jenem Tage von einem Beſuch ihres Mannes überraſcht zu werden denke. Ihm müſſe ſie ſich denn den Tag über widmen, da er als Stadtcommandant gewiß kaum auf 48 Stunden Urlaub vom Herzog erhalten werde. — — Aber ich habe mir einen Erſatz dafür ausgedacht, ſagte ſie: wir wollen den Vorabend des Geburtstags feiern, — ganz einfach — ländlich.

Die Vigilien, nach katholiſcher Kirchenſprache, Frau Generalin!

Ja, erwiderte ſie, und ich habe mir für eine kleine vertraute Geſellſchaft das ſtille Friedensthal dazu auserſehen, als traulichen Platz, zum Gehen oder Fahren nahe und bequem. Meinen Sie nicht, lieber Freund?

Gewiß! Ich ſtimme ganz bei, antwortete er. Schon der Name Friedensthal bietet etwas Anziehendes.

Die Generalin ſah ihn mistrauiſch an, wie er es meine. Denn in der That hatte bei der ängſtlichen Unruhe, in der ſie lebte, der Name jener Quäkercolonie etwas Verheißendes für ihr verſchwiegenes Herz gehabt.

Wir machen unſern Ausflug kurz nach Tiſche, ſagte ſie, und laſſen unſere Einrichtung auf den Himmel jenes Nachmittags ankommen.

Ihr Gedanke, Frau Generalin, gefällt mir immer mehr, bemerkte Lüdemann mit Empfindung. Ein ſo traulicher, friedlicher Abend gibt die rechte Folie für eine heitere Morgenüberraſchung.

Er empfahl ſich mit einer Begrüßung Antoniens, die eben herantrat.

Der verabredete Nachmittag kam. Die Generalin hatte zu zwei ältern Frauen mit zwei Töchtern, Freundinnen Antoniens, nur die beiden Elzheim und den Studienrath eingeladen. Die Luft war ſchwül und der mit Federwölkchen durchſetzte Himmel ließ eins der jetzt faſt täglichen Gewitter befürchten. Die Herren hatten daher zum Fahren hin und zurück gerathen und für zwei Wagen geſorgt. Dieſe hielten vor dem Hemmerich'ſchen Haus am Brunnenplatz, und als ſie bei Ankunft der Damen vorfuhren, übernahm die Generalin das Commando und ordnete es ſo an, daß im breitern Wagen die drei jungen Freundinnen ſich mit Albert Elzheim und dem Studienrath einrichteten, und im andern der ältere Bruder ſich zur Generalin und den beiden Damen ſetzte.

Aus dem Ort und durch die Pappelallee, die nach Lowenſen (Laubenhauſen) führt, lenkten die Wagen in ein heimliches Thal, zwiſchen dem Königs- und dem Grawingsberg eng unter den waldigen Höhen hinziehend. Man hielt vor dem kleinen Ort an einem freigelegenen Wirthshaus, wo die Generalin ihre Beſtellungen bereits gemacht hatte, und betrat den mit terraſſirten Anlagen, ſchattigen Lauben und freundlichen Plätzen eingerichteten Garten.

Bis der Kaffee kam, war eine etwas ernſte Stimmung eingetreten. — Wie viel friſcher fächelt hier die Luft, bemerkte der Schulmann, wie wirklich friedlich ruht es ſich im Schatten des Königsbergs, wie vielleicht nie im Glanz eines Königsthrons!

Die Generalin, die heute von Politik nichts hören wollte, brachte den alten Ruhm Pyrmonts zur Sprache und fand eben wieder an Lüdemann einen kundigen Beiſtand. Das Bad hat ſeine glänzende Periode gehabt, berichtete er. Die glänzendſte fällt wol in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Man ſchrieb der Quelle damals wunderthätige Heilkräfte zu. Im Sommer 1556 ſtrömten aus allen Ländern Europas, von Norwegen bis nach Sicilien, Kranke und Gebrechliche aller Art und jedes Standes, beſonders auch des fürſtlichen, herbei. Schon mit dem April hob jener Zulauf an und nahm ſo raſch zu, daß innerhalb vier Wochen über zehntauſend Menſchen zuſammenkamen. Den Hülfsbedürftigen hatten ſich Neubegierige zugemiſcht. Alle dieſe Menſchen aufzunehmen fehlte es an Räumlichkeiten. Die umliegenden Ortſchaften waren überfüllt, und es mußten in den nächſten Waldungen oder unter freiem Himmel Zelte aufgeſchlagen, ſowie Fleiſch-, Brot- und Bierbuden veranſtaltet werden. Nun entſtand aber auch Mangel an Lebensmitteln, ſodaß Vorſchriften für Einrichtung und Ordnung nöthig und an einer Linde angeſchlagen wurden. Dabei erging auch ein Verbot göttlicher Verehrung der Quelle, wobei man doch dem Brunnen die Bezeichnung des „heiligen Brunnens“ laſſen mußte. Wunder that das Waſſer freilich nicht; vielmehr blieben unter ſo vielerlei Kranken gar manche hülfslos, und es fehlte nicht an ſolchen, die unter den Umſtänden erſt recht erkrankten oder auch ihren Tod fanden. Dadurch ſchlug der übertriebene Ruhm, wie's in der Welt eben geht, in übeln Ruf um. Natürlich behaupteten aber die wirklichen Heilkräfte der Quelle ſich immer wieder aufs neue, und der Beſuch, beſonders fürſtlicher Perſonen, verlieh dem Brunnen friſche Strahlenkränze; wie denn im Jahre 1681 an vierzig königliche und fürſtliche Perſonen hier zuſammenkamen.

Unter dieſer Erzählung waren von einem nachbarlichen Tiſchchen zwei unſerer Geſellſchaft bekannte Männer zuhörend herangetreten, — ein Conſiſtorialrath aus Bückeburg und deſſen Arzt aus dem Ort. Jener als ziemlich pietiſtiſch, dieſer als Spötter von manchen gemieden, waren beide doch dicke Freunde für ſich, die ſich auch aneinander reibend zuſammen vertrugen. Mit anzüglichem Lächeln fiel jetzt der Conſiſtorialrath ein:

Ei ja doch! Solche Strahlenkränze verſtehen beſonders die Aerzte zu flechten. Nach ihren wechſelnden Anſichten über die Natur der Krankheiten, hinter die ſie nicht kommen können, bringen ſie den Gebrauch und das Anſehen der verſchiedenen und zerſtreuten Heilquellen in den Ruf. So ſcheint gegen Ende des vorigen und Anfang des laufenden Jahrhunderts die Lehre Brown's, die ſogenannte Erregungstheorie, den Beſuch Pyrmonts ſehr begünſtigt zu haben. Und mit dieſer Erregung waren die hieſigen Quackſalber gar wohl zufrieden, — ſie hatten ſie gemacht.

Die Damen lächelten und eine derſelben rief aus:

Ach ja, das war die Zeit, wo ſo viele artige Romane und Herzensgeſchichten hier geſpielt haben!

Gewiß, meine Gnädige! verſetzte der Arzt, — Liebesgeſchichten innerlich und äußerlich, wie eben auch ein guter Brunnen gebraucht wird. Der geiſtliche Herr da könnte Ihnen aber noch Wunderſameres erzählen, wie nämlich gerade um jene Zeit, — ſo um 1792 — der kleine Ort „Friedensthal" von Quäkern gegründet wurde. Eine kleine, fromme Gemeinde, in ein heimliches Thälchen zurückgezogen, verſammelt Männer und Frauen, die beiderſeits hier hinterm Berge nach der Eingebung des Geiſtes predigen und beten. Wir ſehen doch, daß nicht blos die ärztlichen — ſondern auch die geiſtlichen Anſichten wechſeln: denn heute wird nach ganz andern Ein=

gebungen als des Geiſtes gepredigt und gebetet; die geiſtlichen Herren führen heute das laute Wort und das fröhliche Herz zieht ſich hinter den Berg zurück, um nicht abgekanzelt zu werden. Man hört auch nicht, daß irgendwo ein Friedensthal gegründet würde.

Die Generalin, um die Anzüglichkeiten nicht weiter greifen zu laſſen, nahm das Wort:

Heute kann man wenigſtens nicht mehr behaupten, daß Pyrmont einſeitig ein Verſammlungspunkt für den hohen Adel ſei: wir finden die Geſellſchaft auf das angenehmſte gemiſcht und ausgeglichen.

Im Augenblick ſtieg ihr ein Gedanke wieder auf, den ſie ſich kürzlich für eine ſchickliche Gelegenheit zurechtgelegt hatte. Dieſe Gelegenheit bot ſich ihr jetzt an, und ſie eilte, nicht ohne einiges Herzklopfen, ihn vorzubringen, wobei ſie in ihrer Befangenheit ſich mehr dem ältern Elzheim zuwendete, vielleicht nur, um nicht merken zu laſſen, daß ſie den jüngern dabei im Sinn hatte.

Ich erlaube mir hier eine Wahrnehmung auszuſprechen, ſagte ſie, die wol ſchon mancher von uns gemacht haben wird. Offenbar bilden ſich in unſerer Zeit neue Wahlverwandtſchaften zwiſchen den Beſtandtheilen der Geſellſchaft, beſonders auch zwiſchen Adel und Bürgerthum. Wir ſind wol einverſtanden, daß mit dem aus großen Handels- und Gewerbsunternehmungen gewinnbaren Geld eine neue Macht in die Hände des Bürgerthums gelegt wird. Oder, möchte ich lieber ſagen, — ein großes Gewicht. Denn Macht heißt mir nur ein Vermögen, das in freiherrſchender Hand liegt, um Großes oder Bedeutendes, ich möchte ſagen, von innen heraus dauernd und fruchtbar zu ſchaffen. Als Gewicht zieht es aber die Beſitzer gar leicht in Geſinnung und Beſtreben tief herab. Sehen wir nicht täglich, in welch kindiſcher Ueppigkeit, übertriebenen Genüſſen und kränklichen Launen die Macht des Geldes vergeudet wird?

Und oft mehr Unſegen als Glück ſchafft! fiel der Conſiſtorialrath ein. Gold und Silber ruhen in tiefer Erde und ſollten, gleichwie das Weizenkorn Nahrung ſproſſend aus dunkelm Boden treibt, durch die mitſchaffende Hand des Menſchen einen ſegenreichen Halm chriſtlicher Liebe in unſerm geſellſchaftlichen Leben erheben. Sie heißen „edle Metalle", weil ſie nicht ſo leicht wie die unedeln roſten; dafür aber ſetzen ſie durch wunderbare Fügung leicht in der Seele ihrer Beſitzer ein giftiges Oxyd an.

Vortrefflich, Herr Conſiſtorialrath, erwiderte mit Lächeln die Generalin. Sie machen mir klar, was ich dunkel fühlte. Und ſehen Sie, wenn ich es durchaus nicht misbillige, daß Männer aus adeligen Familien auch in Deutſchland anfangen, ſich großen, gewerblichen Unternehmungen zuzuwenden, um an den einträglichen Dividenden theilzunehmen., ſo erblicke ich nur einen rückwirkenden Erſatz darin, wenn dann und wann ein in ſolchen Geſchäften reichgewordener Bürger ſich hinwieder den höhern Lebenskreiſen nähert, um ſeinen Reichthum zu wirklicher Macht in öffentlichen Angelegenheiten zu ſteigern, indem er dabei Schönes und Edles fördert und in geſchmackvoller Einrichtung, in feiner, gebildeter Geſelligkeit zeigt, was der rechte Mann zugleich an ſich ſelbſt iſt und wie unſer Leben nicht blos aus Arbeitstagen, ſondern auch aus Feſttagen beſteht. Sehen Sie, Herr Elzheim, das verſtehe ich unter Sichadelnlaſſen, wenn man ohnehin ſchon ein Gentlemen iſt.

Gegen Ende der Verhandlung war eine große Stille entſtanden, die aber nicht gerade auffiel. Denn wenn auch Albert und Lüdemann dem geſpannten Ton der Generalin etwas Abſichtliches anzufühlen meinten, ſo waren die andern doch mehr mit dem Kaffee und Kuchen beſchäftigt, der unter dem Geſpräch aufgetragen und von Antonien umher angeboten wurde. Nur der ältere Elzheim konnte befremden und befremdete den Bruder wenigſtens dadurch, daß er gegen ſeine Gewohnheit ſchweigſam und unaufmerkſam daſaß und nachdenklich oder zerſtreut den Blick um die waldigen Höhen ſchweifen ließ, wie einer, der den räthſelhaften Gegenſtand ſeiner Gedanken und Empfindungen außer ſich in der Ferne ſucht. Vielleicht galt es dem Mittel einer Ausgleichung ſeines Herzens mit ſeiner Lebenslage, das ihm bisher noch gefehlt hatte und dem er nun auf die Spur kam.

Wir übergehen die weitere Unterhaltung. Sie blieb unbedeutend; denn die Generalin, die dem Wetter nicht traute, beeilte ihre Bewirthung und nahm in ihrer Herzenserleichterung die Aufmerkſamkeit der Gäſte mit Erfriſchungen und einigen Leckerbiſſen in Anſpruch.

Inzwiſchen überzog ſich der Himmel mehr und mehr grau in grau, und die hohen Waldbäume ſchüttelten immer bedenklicher ihre Häupter. Man entſchloß ſich zum Aufbruch.

Lüdemann gab den Kutſchern einen Wink, ſchlug aber vor, unter ſo erquickender Waldluft den anmuthigen

Pfad um den Königsberg zu Fuß zu nehmen und die Wagen auf dem Fahrweg in der Nähe zu halten. Alſo ſetzte man ſich in Bewegung und der Conſiſtorialrath mit dem Arzt ſchloſſen ſich an. Man wandelte den ſanften Steig, der auf öſtlicher Seite des Berges ſich durch junge, wechſelnde Waldung auf und nieder, bald in die Tiefe, bald nach dem Rande des Gehölzes wand.

Unterwegs, wo man nur paarweiſe gehen konnte, ſchloß der geiſtliche Herr ſich an den ältern Elzheim, der noch immer ſeinen Gedanken nachhing. Er rühmte mit einer gewiſſen Salbung die vortreffliche Frau Generalin und das höchſt liebenswürdige Fräulein.

Ich denke mir, ſagte er, daß die geiſtreiche Frau nach ihrem ſchönen Gedanken über den Austauſch zwiſchen Adel und Bürgerthum auch ihre Nichte in liberalem Sinn wird erzogen haben. Aber ſehen Sie, es geht den Familien ſehr oft wie den fürſtlichen Dynaſtien. Zu Zeiten kommen ſie auf Rathſchläge der Weisheit, ohne daß ſie damit gegen die Schläge des Misgeſchicks geborgen wären. Gerade ſo vorzügliche Mädchen wie Fräulein von Sachtleben, wenn ſie vermögenlos ſind, haben zwiſchen ihrer bürgerlichen Bedürftigkeit und ihren adeligen Anſprüchen eine gar verlaſſene Stellung. Es fehlt an Bewerbern von beiden Seiten; es müßte denn gerade eine oder die andere einem Bewerber begegnen, der nach der Idee unſerer Generalin auf dem Uebergang zum Erwerb oder zur vornehmen Stellung — zum Nähr- oder zum Ehrenſtand begriffen wäre. Wie zufällig iſt das aber! — Doch ich ſehe, man wartet unſerer!

Die Vorausgeſchrittenen ſtanden im Freien, wo man durch eine Reihe herrlicher Eichſtämme wie zwiſchen Säulen den ſchönen Anblick ins Emmerthal, unter dem langen Mühlbergzuge hin, von hoch hinab nach dem Ort Lügde und dem Hintergrund des Teutoburgerwaldes hat. Von dort aber zog eben ſchwer und ſchwarz das Wetter mit ſeiner Wolkenlaſt herüber. Die Damen trieben ängſtlich nach den Wagen. Der Arzt ſuchte ſie zu beruhigen, indem er auf den Zug des Windes verwies, der den Wolken entgegentrieb.

Verlaſſen Sie ſich nicht auf die Diagnoſe eines Doctors, rief der Conſiſtorialrath lächelnd. Der Wind geht ſehr oft gegen ein Wetter, bis er dann plötzlich umſchlägt und es deſto raſcher herbeiführt.

Ja, ja! erwiderte der Arzt, die geiſtlichen Herren verſtehen ſich freilich beſſer auf den Wind als wir Naturforſcher. Begreiflich! Sie müſſen ja von Amts wegen am beſten wiſſen, wie ſie den Mantel zu hängen haben.

Im Augenblicke brach durch einen tiefen Riß des Gewölkes noch einmal die untergehende Sonne hervor und warf grell ein feuerrothes Licht über die bedrohte Landſchaft. Es donnerte von fern. Man eilte den Wagen zu, die heranfuhren. Dem Conſiſtorialrath bot man noch einen Platz im Wagen, während der Arzt nach dem nahen Wirthshauſe ging.

Die Wagen, eingerafft in den Staub, den die Windsbraut den Fahrweg und die entferntere Chauſſee entlang fortwirbelte, eilten über Oestorf in die Stadt. Am Hotel Waldeck ſtieg der geiſtliche Herr, auf dem Brunnenplatz die übrige Geſellſchaft aus, und liefen unter kurzem Abſchied den nahen Quartieren zu. Eben fielen die erſten großen Tropfen; es blitzte heftig, der Donner rollte ſchwer, der Sturm brauſte in den hohen Bäumen der Allee.

Fünftes Kapitel.

Die Brüder Elzheim hatten einige ineinanderführende Zimmer inne und zogen ſich vor allem zurück, um ſich ins Bequeme umzukleiden.

Inzwiſchen brach das Wetter in vollem Ungeſtüm aus. Es blitzte unaufhörlich, der Donner rollte fort und fort und wechſelte nur mit härtern Schlägen, die einen Einſturz des Himmels drohten. Regen und Schloſſen rauſchten nieder und überſtürzten die Dachrinnen; Waſſerbäche ſtrömten der abſchüſſigen Allee zu, und in den Gängen des Hauſes heulte der Sturmwind. Ein ſo ungeſtümes Wetter pflegt ſonſt raſcher vorüberzugehen; diesmal aber konnte es kein Ende finden, und als endlich auch der Donner ferner murrte und ſich hinter den Blitzen verſpätete, goß doch von Zeit zu Zeit ein neuer Platzregen herab.

Sobald die Brüder ſich wieder zuſammenfanden, fragte Albert mit herzlichem Ton:

Was hatteſt du nur beim Kaffee, lieber Gottfried? Du warſt gegen deine ſonſtige Art ſchweigſam, theilnahmlos, zerſtreut. War dir etwas unterwegs verdrießlich geweſen?

Nein, Albert, antwortete er ablehnend, gar nicht! Ich will auch nicht ſagen, daß die Gewitterluft mich gedrückt habe, was ſie ſonſt wol thut. Nein, — es iſt — etwas, was zur Mittheilung eben noch reif in meinem Innern werden will. Ich ſpreche noch heute mit dir darüber. Doch, meine ich, — auch du warſt in einer ungewohnten Stimmung. Wenigſtens bemerkte ich zufällig, daß Lüdemann dich ſcharf anſah und dir lächelnd zunickte, als ob er dich ermuntern wollte. — — Aber ſieh, dort liegen Briefe der Abendpoſt!

Es war ein Geſchäftsbrief an den ältern Elzheim und ein zierliches Schreiben der Schweſter an Albert. Albert öffnete und durchlief es; aber des Bruders Bemerkung nahm ihn ganz ein, er las zerſtreut. Erſt jetzt ward ihm klar, daß Lüdemann's ſchalkhafter Blick ſich auf die ſo geſpannt vorgebrachte Auseinanderſetzung der Generalin bezog, als ob ſolche für ihn gemünzt ſei. — Das war ihm verdrießlich, ja es beunruhigte ihn, und eine innere Stimme mahnte ihn, vor allem der Geburtstagsgratulation aus dem Wege zu gehen.

So hatte er außer dem Räthſel des Bruders noch ein Geheimniß des eigenen Herzens.

Beide Brüder, mit aller Liebe und von Herzen durchaus nicht ſtiefbrüderlich, begegneten einander doch mehr mit rückſichtsvollem Anſtand als mit zudringlicher Vertraulichkeit. Der Unterſchied der Jahre und der Gemüthsrichtung, der Ton im väterlichen Hauſe und die öftere äußerliche Trennung beider brachte es ſo mit ſich.

Daher auch kam es, daß ſie bei unbedingter Offenheit im Geſchäft doch ihre perſönlichen Angelegenheiten mit einer gewiſſen Rückhaltung betrieben, die aber durchaus nichts Verſtecktes oder Mistrauiſches hatte. Wichtigeres beſprachen ſie wol miteinander, wußten aber voraus, daß ſie nur bis zu einer gewiſſen Linie mitſammen gingen und darüber hinaus mit wohlwollender Nachſicht jeder auf ſeinem Wege blieb.

Beide waren von ihren Gedanken ſo eingenommen, daß ſie nebeneinander zu träumen ſchienen, noch ehe ſie ſchlafen gegangen. Und ſie ſchliefen auch unruhig. Albert hörte den Bruder mehrmal das Bett verlaſſen und das Fenſter öffnen. Gegen Morgen endlich eingeſchlummert, ſchrak er auf und erblickte Gottfried an ſeinem Bette ſtehen. — Vergib, lieber Albert, ſagte er, daß ich dich ohne Abſicht weckte. Es hat fünf geſchlagen und es fragt ſich, ob wir den Morgen zum Brunnen gehen. Ich wenigſtens möchte mir das Waſſer heraufholen laſſen. Es ſieht überallhin ſehr naß aus und die Allee, weißt du, iſt dann ſchlüpfrig. Vor allem aber möchte ich mich vertraulich mit dir berathen.

Schön, lieber Gottfried! Erlaube mir nur, daß ich aufſtehe.

Gottfried entfernte ſich und ſchickte ſeinen Diener nach dem Brunnen. Albert, während er in den Morgenanzug ſchlüpfte, ſpannte ſeine Erwartung auf des Bruders Geheimniß. Er fand ihn etwas feierlich geſtimmt und nahm ſich vor, auf alles gefaßt zu ſein.

Das war eine ſtürmiſche Nacht, Gottfried! ſagte er und reichte ihm zum Morgengruß die Hand. Das nachgrollende Wetter hat dich auch beunruhigt: ich habe dich mehrmal aufſtehen hören.

Haſt du? erwiderte Gottfried zerſtreut oder um Worte verlegen. Hätte ich das vermuthet, — ich wäre —.

Warſt du doch nicht unwohl?

Bewahre! Ich habe mich lange nicht ſo wohl, ſo jugendfriſch gefühlt. Auch war es weniger das Wetter, dies begleitete nur, ſoll ich ſagen, — die ſtürmiſch-bewegte Melodie meiner Seele.

Du wirſt ja gar poetiſch, Gottfried! lächelte Albert.

Nun ja, erwiderte mitlächelnd der Bruder, — der Gegenſtand bringt es mit ſich. Doch will ich gar nicht durch die Blume, ſondern ehrlich und offen mit dir reden Und — mich auch kurz faſſen, auf geradem Wege. — Höre denn! — — Ich habe die Abſicht gefaßt, heißt das — vorher wohl überlegt —. Doch noch eins muß ich erſt erinnern: Du haſt doch nicht vergeſſen, daß heute Antoniens Geburtstag iſt? Mein Angebinde wird in der Frühe von der Putzhändlerin ins Haus beſorgt, — ein Sommermantel mit einem paſſenden Hut, wie Antonie, — ich habe ſie gelegentlich belauſcht — ſich gegen die Tante gewünſcht hatte, die ihr aber mit einer welken Börſe antwortete. Willſt du nun dein Etui, dein allerliebſtes Beſteck, nicht auch voraus für den Beſchertiſch hinſchicken? Oder willſt es ſelbſt überbringen?

Ich überlege es noch, Gottfried! Laß uns nur vor allem auf die Hauptſache kommen!

Nach einem zögernden Augenblick erwiderte Gottfried feſt und entſchieden:

Alſo kurz, lieber Bruder, ich bin entſchloſſen, mich noch einmal zu verloben und zu heirathen.

Er ſank tief aufathmend Albert in die Arme.

Dieſer, von der wol nicht ganz unvermutheten, aber ſo jäh ausgeſprochenen Mittheilung nicht wenig betroffen, wußte nicht gleich, wie er ſie aufnehmen ſollte. Doch faßte er ſich und verſetzte mit unbefangenem Ton:

Du ſagſt mir nicht mit wem, lieber Gottfried, worauf es doch ankommt. Wenn aber der überſchickte Mantel dein Vorbote iſt: ſo verhüllt er mir nicht, ſondern verräth mir wol den Gegenſtand deiner —

Gottfried ließ ihm keine Zeit zur Wahl des bezeichnenden Wortes — Liebe, oder Bewerbung oder — Thorheit. Von dem muntern Ton des Bruders erheitert fiel er ein:

Du haſt's errathen, Albert, ſagte er, — Antonie von Sachtleben iſt es.

Nun freilich folgte dem erſten Eindruck eine leidmüthige Empfindung Albert's. — Welch ein Irrthum des Bruders, dachte er, der ſo wenig ſein eigenes Herz als die Erwartungen jenes Mädchenherzens kennt, ſo wenig beſorgt um das ſcheint, was ihm von Beſchämung, jedenfalls von Verdruß bevorſteht! Ein kahler Abweis iſt das wenigſte, was er zu erwarten hat.

Einen Augenblick empfand Albert wol, daß durch dieſe Bewerbung des Bruders ſein eigenes misverſtandenes Verhältniß zu Antonien ins Klare geſetzt würde: allein was galt ihm dieſe eigene Erleichterung neben dem Wagniß des Bruders? — Mit weichem, wohlwollendem Ton fragte er, ob Antonie und die Generalin ſchon eine

Vermuthung ſeiner Abſicht hätten oder auf ſeine Bewerbung gefaßt wären, worauf Gottfried antwortete:

Mein ganzes Benehmen gegen Antonie, meine Vertraulichkeit gegen die Generalin ſind ja gar nicht anders als aus meinem Vorhaben zu nehmen. Und man hat es auch ſo verſtanden, wie ich aus dem Entgegenkommen beider mich überzeugt halten darf. In ſolchen Herzensverhältniſſen, weißt du, habe ich Blick und Erfahrung. Indeß darfſt du ja nicht etwa glauben, daß ſolche Freundlichkeit mich auf einen übereilten Heirathsgedanken gebracht habe. Auch ſpielt mein Herz durchaus nicht in jener leichtfertigen Stimmung, die ich einſt für die kleine Sängerin Amöne Einbeck hatte, wenn du dich erinnerſt. Dagegen bekenne ich dir ehrlich, daß mich im Bildungskreiſe dieſer Frauen eine rechte Sehnſucht — ſoll ich ſagen — Heimweh nach häuslichem Glück angewandelt hat. Dennoch war ich noch lange nicht entſchloſſen. Ich fühlte wohl, daß mir, wenn ich dabei doch an Antonien dachte, etwas fehle, was unſere ſoweit auseinanderliegenden Lebensverhältniſſe ausgleichen könnte. Da iſt mir nun geſtern in Friedensthal, — ei, ſieh doch, eben fällt mir erſt der bezügliche Name auf! — iſt mir, ſage ich, die Einſicht gekommen, — wenn es in jener Quäkeratmoſphäre nicht etwa eine Erleuchtung war. Du erinnerſt dich, Albert, der intereſſanten Auseinanderſetzung der Generalin über den Wechſelverkehr der Stände, wie ihn die Neuzeit herbeigeführt habe, wonach Söhne des alten Adels zu den großen Handelsgeſchäften übergingen, wogegen Gentlemen, die der Geſchäfte müde wären, unter dem Adel eine würdige Stellung in der Geſellſchaft einnehmen könnten. Ich hätte nur an engliſche Verhältniſſe denken dürfen, und der Gedanke hätte mich nicht ſo überraſcht, wie er es that. Er war aber als ein Loſungswort für mich hingeworfen. Die mir fehlende, langgeſuchte Ausgleichung unſerer beiderſeitigen Lebenslage war ja plötzlich gefunden. Was mich dabei aber ganz beſtürzt machte, war die Frage, ob und wie ich dies Lebens- und Loſungswort ergreifen ſollte. Und ſiehſt du, Bruder, eben darin lag mein innerer Kampf und die geſtrige Stimmung, die dir an mir aufgefallen iſt. Die mancherlei Irrungen meiner frühern Jahre ſind dir nicht unbekannt, lieber Albert, und nun winkt mir dennoch auf der Höhe meines Lebens ein — vielleicht unverdientes Glück, und führt mich zugleich auf einen Platz der Ehre. Leidige Erinnerungen und die einzige würdige Hoffnnng meiner vorrückenden Jahre — wie glücklich gleichen ſie ſich aus! Noch eins, lieber Bruder, kommt dazu. Jene Verirrungen haben mir einen frühen Verdruß an Geſchäften, eine Ermüdung hinterlaſſen; wobei ich zugleich beim Abſchluß unſers engliſchen Geſchäfts und bei unſern Nachverhandlungen unterwegs noch recht eingeſehen habe, wieviel tüchtiger du biſt und wie entbehrlich in den Geſchäften ich ſelber bin. Und wenn ich mich daher zurückziehen möchte: könnte ich denn einen dem Verdienſt und dem Vermögen unſers Hauſes angemeſſenern Ruheplatz einnehmen als durch meine Verbindung mit Antonien? Du ſiehſt, ich bin aufrichtig und ernſt mit mir zu Rathe gegangen. Was ſagſt du nun dazu? Nur ſo recht aufrichtig, beſter Albert! Ich möchte wenigſtens wiſſen, wie du davon denkſt.

Albert verzweifelte gleich vornherein, den Bruder von einer Selbſtbethörung zurückzubringen, die nach ſeinen letzten Worten ſo feſt bei ihm ſtand, die in ſo hohem Sinn gefaßt und nicht ohne die zarteſte Rückſicht zu behandeln war. Der erwartungsvolle Blick Gottfried's hatte für ihn etwas Drängendes und ſo hob er ſeine Aeußerung ein wenig übereilt mit den Worten an:

Du haſt über Nacht dich als Philoſoph zurechtzufinden geſucht, lieber Bruder, und biſt auf den Weg zum Baron gerathen.

Albert! rief jener entrüſtet — — — alles in der Welt, nur keinen Spott, heute und hier! — — Doch nein, du biſt gut: laß deinen Verſtand durch dein Herz reden, Bruder! Du meinſt es anders!

Im Augenblick ließ der Hauswirth um ein kurzes, dringendes Gehör anfragen. Er bedurfte eines kleinen Vorſchuſſes zur Deckung eines Wechſels, der ihm eben auf Sicht präſentirt war. Albert zog ſich zurück; es kam ihm erwünſcht, einige Augenblicke der Ueberlegung zu gewinnen.

Nicht ohne lebhafte Beſorgniß erkannte er die beſtrickende Verlockung, vor welcher der Bruder angekommen war. Ein mit dem Alter zunehmender Familienſtolz, wie die Mutter ſolchen gehabt hatte, ein gewiſſer Hochmuth, den Gottfried aus England mitgebracht, fanden bei den Andeutungen der weltklugen Generalin gerade dadurch ihre Rechnung, daß die noch nicht überwundene Sinnlichkeit ſeiner frühern Jahre ſich dahinter verſteckte, ſodaß die Ehe mit einem ſo reizenden und dabei vornehmen Fräulein eine doppelte Lebensbefriedigung verſprach.

So lebhafte und verwickelte Empfindungen ließen ihm keinen Zweifel darüber, daß die Gunſt und Geſinnung der Generalin und Antoniens ihm perſönlich gelte. Eine Selbſttäuſchung in Bezug auf den Bruder kam dazu. Daß ihm dieſer kein Mitbewerber ſei, wußte er, bedachte aber nicht, daß Albert's Herzensgeheimniß nur ihm, keineswegs aber auch den beiden Damen bekannt war.

Ueber alles dieſes aber — über Irrthum und Täuſchung machte ſich für Albert's brüderliches Herz Eins geltend. Dieſes innige Verlangen Gottfried's nach häuslichem Glück hatte etwas Rührendes; indem es, recht und rein an ſich, nun doch ſo ſpät hinter den Jahren herkam, die es noch begünſtigt hätten, ſelbſt in dem Umfang, in welchem es Gottfried auch jetzt noch zu erreichen dachte, wo er es halb und halb verwirkt hatte. Wie ſelten ſtimmen überhaupt die Bewegungen der Welt zu den Bedürfniſſen des menſchlichen Herzens! dachte Albert. Und wie oft kommen, auch bei edeln Naturen, Erkenntniſſe und Gefühle der Seele erſt dann hervor, wenn der Sommer vorüber iſt, worin ſie ihre Zeit und Zeitigung gefunden hätten!

Albert hörte, wie der Hauswirth ſich dankend empfahl und eilte hinüber, dem Bruder die Hand zu reichen. — Verzeihe, lieber Gottfried, meinen Scherz! ſagte er. Aber du haſt recht; es iſt eine ernſte Sache. Ich verſtehe nun, was du mit einer Ausgleichung euerer Lebenslagen meinſt. Es ſind zuerſt die Standesverhältniſſe, und dazu willſt du dich aus dem Geſchäft zurückziehen und dich in die höhere Geſellſchaft aufnehmen laſſen. — Gut! Ich ſelbſt denke anders darüber; allein ich habe auch andere Lebensziele vor Augen. Deine Sehnſucht nach häuslichem Glück rührt mich und hat alle Berechtigung: nur, lieber Bruder, — kommt ſie nicht ein wenig ſpät für deine Jahre?

Lieber Albert, fiel der andere lebhaft ein, gerade dieſe Jahre! Erkennſt du denn nicht, daß ich auf meinem verirrten Lebensweg eben erſt ſo alt werden mußte, um zu der Anſchauung zu kommen, die ich dir auseinandergeſetzt habe? Dieſe Jahre ſind gerade die beſten Zeugen meiner ernſten Geſinnung, während meine frühern Empfindungen mehr auf einer Selbſttäuſchung beruhten.

Ganz recht, Gottfried! Deine Jahre für deine Perſon: ich meine aber vielmehr den Abſtand deiner Jahre von denen des Fräuleins. Das iſt die zweite euerer getrennten Lebenslagen, die ausgeglichen ſein will, nicht wahr?

Glaubſt du denn, lieber Albert, ich hätte das nicht bedacht? Aber du weißt ja doch, daß es die Jahre nicht thun, ſondern das Herz. Dieſes macht alt oder hält jung. Antonie iſt ſehr ernſt von Gemüth, gemeſſenen Sinns, empfänglich für den Werth alles Erlebten: ſo iſt ihr Herz ihren Jahren voraus und kommt dem meinen näher, das an Liebe und Einſicht etwas zurückgeblieben iſt. Ich habe gezögert und werde eingeholt. So iſt es! Und zu dieſer innern Ausgleichung kommt auch noch eine äußere: bringe ich Antonien keine unverſehrte Jugend zu, ſo beſitze ich dafür die Mittel, ihr ſelbſt ein frohes Alter zu bereiten. Was hat das liebenswürdige Geſchöpf in der Zukunft zu erwarten? Ich ſagte eben, ſie habe Sinn für das Erlebte; ich ſetze hinzu: auch Verſtand für das ihr Bevorſtehende. Du ſiehſt mithin, daß auch für dieſe getrennte Lebenslage ein doppeltes Ausgleichungsmittel gefunden iſt!

So viel Klügelei, die Albert dem Bruder kaum zugetraut hätte, überzeugte ihn leider, mit welchem Ernſt und Eifer derſelbe ſein Vorhaben gefaßt hatte, wie unlöslich er darin ſaß und es durchzuführen gedachte. Er verſuchte noch eins, indem er bei dem Gedanken an ſich ſelbſt mit einiger Befangenheit ſagte:

Und haſt du an keinen Nebenbuhler gedacht, Gottfried? Sollte ein ſo liebenswürdiges Mädchen ohne alle Bewerbung geblieben ſein oder keine Herzensneigung haben, wenn's auch noch zu keiner Verlobung gekommen wäre?

Mit geheimnißvollem Lächeln erwiderte der Bruder:

Die Generalin hat mir vertraut, Antonie habe in jüngſter Zeit einige ſehr annehmbare Bewerbungen abgewieſen, ſich aber von jenen Verdrießlichkeiten, ſeit ihrem Aufenthalt in Pyrmont, auffallend erheitert; ſie entfalte ein inneres Weſen, das faſt ein Räthſel für eine Tante ſei. — — Was meinſt du zu ſolcher Vertraulichkeit, Albert? Ich nehme ſie, unter uns geſagt, für einen Wink.

Nun aber gab es Albert auf, den Bruder aus dem Zauberkreiſe ſo ſchmeichelhafter Selbſtbethörung zu befreien. Er überlegte nur, wie er ihn über eine ſo niederſchlagende Enttäuſchung, als ihm von Antonien ohne Zweifel bevorſtand, am ſchonendſten hinüberbrächte; wobei er zugleich für ſich ſelbſt den Entſchluß faßte, eine ſolche Widerwärtigkeit hier am Platz nicht mit zu erleben. — — Ich bedenke eben, ſagte er, wie du nun die Sache angreifen willſt. Du haſt wol die Abſicht, dich heute bei der Gratulation gegen Antonien zu erklären?

Gottfried gab das zu und Albert fuhr fort:

In einem Betracht iſt der Geburtstag für eine ſolche Bewerbung allerdings ſehr geeignet: dem Bewerber kommt eine artige Einleitung halb entgegen, und das Herz eines Mädchens iſt in Antoniens Alter von 27 oder 28 Jahren für Erwartungen beglückenden Inhalts lebhafter geſtimmt; der Tag liegt wie eine geſchmückte Lebensſchwelle da, über die es in eine neue Welt hinüberhüpfen möchte. Auf der andern Seite iſt aber der Tag auch wieder ſtörend. Du gehſt alſo gegen Mittag hin und triffſt glückwünſchende Bekannte; Briefe ſind eingelaufen, vielleicht auch Briefe verſtimmenden Inhalts, Geſchenke liegen ausgebreitet und ſtören die innere Sammlung. Und wenn das alles nicht wäre: ſo bleibt zu berückſichtigen, daß Frauen dieſes Standes an Formalitäten gewöhnt ſind und ſolche erwarten. Du darfſt nicht, wie man zu ſagen pflegt, mit der Thür ins Haus fallen. Um jedoch auch die Gunſt des Tages nicht zu verlieren, möchte ich dir folgenden Vorſchlag machen. Du mußt doch deinen Antrag zugleich mit der Abſicht deiner Standesveränderung begleiten. Das nimmt ſich, wie mir ſcheint, in deinem eigenen Munde weniger gut aus als in einem fremden. Wie wär's, wenn du einen Abgeordneten vorausſchickteſt zur Auseinanderſetzung und Verhandlung deiner Angelegenheit? Wir haben ja einen vertrauten, weltgewandten Freund an Lüdemann. Er ſteht im Verkehr mit der Generalin und kennt die Vorurtheile, die Verhältniſſe der Reſidenz. Er machte dann einen Frühbeſuch, brächte deine Abſichten vor und fragte an, in welcher Stunde du zum Glückwünſchen und — zum Glückempfangen kommen dürfteſt. Gegen deinen Abgeſandten würde die Generalin ſich unbefangener ausſprechen und vielleicht noch manches zu erinnern haben, worauf du dich erſt vorbereiten könnteſt. So gingſt du jedenfalls leichtern Herzens, auf geebnetem Weg hin, auf welchem ſonſt einem Freier die Beine ein wenig ſchwer werden; du kämſt erwartet und ſparteſt den Aufputz oder Anlauf einer Herzenserklärung. Was meinſt du, lieber Gottfried?

Gottfried warf ſich dem Bruder in die Arme. — O du lieber, kluger, herrlicher Albert! rief er. Ja du haſt recht, ſo recht, daß es mir ordentlich iſt, als hätteſt du alles das mir aus der Seele genommen. Nun weiß ich auch, was mich noch drückte! So geht's uns andern: es muß uns immer erſt von außen verkündigt werden, was unverſtanden in uns liegt.

Ja wohl, lieber Bruder, lächelte Albert, ſo kommen eben alle Offenbarungen zu Stande. — —

Sie waren Arm in Arm ans Fenſter getreten und erblickten vor der Trinkhalle Lüdemann, der, ſein gemiſchtes Glas in der Hand, heraufblickte und eine Geberde der Verwunderung machte, daß ſie noch nicht unten wären.

Sieh, ſieh unſern Benvenuto! ſagte Albert, öffnete das Fenſter und winkte ihm, heraufzukommen. Er wird ſich deines Entſchluſſes nicht wenig wundern. Wenn es dir recht iſt, will ich ihn beſcheiden und beauftragen.

Gottfried ſtimmte zu und ſo zog Albert ſich auf ſein beſonderes Zimmer zurück. Hier traf er den Diener, mit Aufräumen beſchäftigt, hieß ihn den Koffer packen und Extrapoſt für ihn auf neun Uhr nach Paderborn beſtellen.

Es läßt ſich denken, wie überraſcht von Albert's Mittheilung der Schulmann war, zumal er ſeine Meinung von den eigentlichen Augenmerken der Generalin für ſich noch nicht aufgegeben hatte. Er ſah ſich daher auch durch Albert's Auftrag nur zum Vermittler einer niederſchlagenden Enttäuſchung des ältern Bruders berufen, und verſtand ſich ſehr ungern und nur Alberten zulieb zur Uebernahme deſſelben.

Ich möchte Ihnen dafür wenigſtens eine freundliche Aufnahme, une joyeuse entrée bereiten, ſagte Albert, wenn Sie ſo gut wären, dieſes Ihnen ſchon bekannte Beſteck mitzunehmen. Sagen Sie dem Fräulein meinen innigen Glückwunſch und wie ſehr ich bedaure, ihn wegen unverſchieblicher Abreiſe zu meinem ſchwererkrankten Vater nicht ſelbſt darbringen zu können. Ich muthe Ihnen keine Unwahrheit zu, beſter Lüdemann. Leſen Sie nur ſelbſt den Brief meiner Schweſter, beſonders die Nachſchrift, die ich geſtern Abend aus Zerſtreuung unbeachtet ließ, wie ich denn weibliche Briefnachrichten überhaupt als Gewohnheitsanhängſel betrachte, die meiſt nur noch einige Lappalien nachbringen.

Ob unter den Umſtänden Ihrer Abreiſe das Beſteck eine ſo günſtige Aufnahme findet, — das iſt die Frage, bemerkte Lüdemann. Ihr Andenken hat freilich jetzt eine andere Bedeutung: was die feinen Scherchen von Ihnen abſchneiden, können die engliſchen Nadeln für den Bruder wieder zuſammenheften; es ſind ja wol welche — mit vergoldeten Oehren darunter?

Nun ja, fädeln Sie nur geſchickt ein! lächelte Albert.

Gottfried iſt Ihnen wol mit ſeinem Geſchenk zuvorgekommen, ſagte Lüdemann, indem er nach ſeinem Hut griff. Antonie kam eben zum Brunnen in einem eleganten Morgenmäntelchen und einigen Schmuckſachen. Sie ſchien ſehr vergnügt, beſonders über die räthſelnden Blicke der verwunderten Freundinnen.

Sie werden vor meiner Abfahrt nicht zurück ſein, nahm Albert das Wort, indem er den Freund zur Thür begleitete. So wünſche ich es auch. Schreiben Sie mir aber ja recht bald über den Ausgang Ihrer Miſſion. Gottfried wird, wie's auch fällt, — aus Freud' oder Leid — nicht ſobald zum Briefſchreiben geſtimmt ſein. — — Und nun leben Sie wohl, mein lieber Freund. Das Andenken an Sie iſt mir doch das Liebſte, was ich von Pyrmont mitnehme. Geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen etwas recht Liebes zu erweiſen. Ich hoffe Sie recht bald und beglückt wiederzuſehen! Leben Sie wohl!

Er umarmte ihn ſehr bewegt. Lüdemann, der dies bemerkte, wendete es zu einem Scherz. — Ich werde mir Ihnen zu Lieb alle Mühe geben, ſagte er, und auf jedem Wochenmarkt mich an den Korbwaaren hin- und hertreiben, wie man ein ſcheues Pferd angewöhnt, ſeine Apprehenſion abzulegen.

Albert nahm ſich zuſammen und kehrte zum Bruder zurück, mit dem beim Frühſtück noch manches Geſchäftliche zu beſprechen war. Er bemerkte ihm dabei, daß er von Lüdemann die ſchnellſte Nachricht über Antoniens Feſttag erwarte, daß er ſelbſt aber zu Hauſe Gottfried's Geheimniß bewahren werde, bis er von ihm das Genauere vernehme. Indem er ſchließlich den Bruder hinſichtlich der etwaigen Verhandlungen über deſſen häusliche Einrichtung gegenüber der weltklugen Generalin an das Familienſtatut erinnerte, nach welchem beim Ausſcheiden des Bruders aus dem Geſchäft deſſen Sondervermögen in demſelben zurückblieb, erröthete er flüchtig, indem er es als eine Unredlichkeit empfand, daß er dem Bruder zu gefallen einen Fall vorausſetzte, an den er ſelber ernſtlich nicht glaubte.

Sechstes Kapitel.

Auch die Generalin und ihre Nichte hatten eine geſtörte Nacht gehabt, — Antonie vielleicht mehr von Träumen und Wünſchen des Herzens am Schluß ihres 28. Jahres, während die Tante von den ſchweren Wetterſchlägen und heftigen Regenſchauern von außen beunruhigt ward. Sie war, wie manche Menſchen, nur vom Donner ſchreckhaft, ob ſie ſchon wußte, daß die Gefahr im Blitze liegt.

Mit dem Abzuge des Donnerns kam ſie auf mehr erheiternde Gedanken. Sie gedachte ihres Mannes, der durch ſeinen gewohnheitlichen Zuſpruch bei ihren Aengſten ſie zuweilen etwas ärgerlich machte. Er pflegte dann nämlich an die großen Schlachten zu erinnern, in denen der Erdboden unter dem entſetzlichen Donner unaufhörlichen Geſchützes ordentlich bebe, und ſie hatte ihn das letzte mal ſehr beleidigt, als ſie ihm erwiderte:

Du haſt gut prahſen, Richard; ich ſtehe hier unter einem wirklichen Gewitter und würde dir ganz wohlgemuth erzählen, wenn ich blos davon geleſen hätte, wie du von den großen Schlachten.

Und wie denn eine Erinnerung die andere mitbringt, ſo hatte ſie ihm vorigen Sommer einmal geſagt:

Deine Schlachten, weißt du ja, lieber Richard — Löwenherz, fallen immer in die Winterzeit, — in den Januar oder Februar. Und auf ſeine Frage: Wie ſo denn, Bertha? hatte ſie geantwortet: Nun, du weißt ja doch, daß wir jetzt in der Commandantur die ſchöne Gelegenheit haben, gleich andern ökonomiſchen Familien der Reſidenz jährlich ein paar Schweinchen ins Haus zu ſchlachten, wozu du als Oberbefehlshaber am Vorabend gern ſelber die Wurſtfäden knüpfeſt, — die Fäden des Verhängniſſes in den Schornſtein.

Unter ſolcher Abwechslung von Aengſten und ermunternden Erinnerungen war ſie ſobald nicht eingeſchlummert und glaubte bei frühem Erwachen Antonien im Nebencabinet flüſtern und kichern zu hören. — Träumt das Mädchen ſo lebhaft? dachte ſie. — — Doch nein, das iſt ihre wache Stimme. — — Aha! ſie übt ſich in Rede und Antwort für Albert Elzheim. Nun ja, da muß ſie doch wol eine Erklärung, eine Generalprobe erwarten, weil ſie ſo eifrig ſich ihre Rolle überhört. — Mir ganz recht, mein Kind, und auch ſehr wahrſcheinlich: der jüngere Elzheim ſprach mit einem gewiſſen bedeutſamen Nachdruck von ſeiner nahen Abreiſe und wir ſelbſt bleiben nur dieſe Woche noch. — — Heute gibt ſich vielleicht ein Anlaß. Ich habe früher dem Mädchen freilich zu viel vorgepredigt und oft zur Unzeit: ſonſt wär's unbegreiflich, daß ſie mit übervollem Herzen gegen mich ſo zurückhält. — — — Vermuthlich wiederholt ſie ſich eben, was er ihr geſtern geſagt und was ſie geantwortet hat, und zieht eine Bilanz zwiſchen dem, was ſie eingenommen und ausgegeben. Man zupft dann und ſchüttelt an der Erinnerung wie an einer ſeidenen Börſe, ob nicht noch etwas herausfallen will. Die nachzählende Erinnerung findet ſich dann wol einmal reicher, oft aber auch ärmer, als die vorausgegangene Empfindung eingenommen zu haben glaubte. Liebes Kind, deiner Herzensbörſe fehlt eben noch der Ring, der das Empfangene feſthält. — — — Ach der glücklichen Zeit, da man an den Worten, an den Seufzern eines geliebten Mannes wieder und wieder zupft und mehr herausbringt als leider! oft urſprünglich darin war. Wäre doch die Hausfrau, beſonders eines Militärs, mit ihrer Börſe ſo glücklich, Goldſtücke herauszuſchütteln, wo ſie Beſoldungsthälerchen eingeſteckt hat, die nicht gleichen Schritt mit den Monatstagen halten, — am wenigſten Paradeſchritt! — — — Aber, mein Gott, da ſchlägt's ſchon halb ſechs und ich komme über die Träumerei des Mädchens nicht zum Aufſtehen. — — Nicht einmal die Strümpfe und nichts hat ſie mir zurechtgelegt. Wahrlich, ihre Unachtſamkeit geht zu weit, und ich leide ſchon die Tage her unter dieſem Wechſel hinbrütenden Lächelns mit ungeſchickter Haſt. Oder will ſie mich ſchon daran gewöhnen, daß ſie mich bald nicht mehr werde zu bedienen haben? In Gottes Namen! Mir geſchehe nach deinem Wunſch, glückliche Antonie!

Nun aber rief ſie etwas ungeduldig, doch mit Laune:

Herr Albert Elzheim, ſchicken Sie mir doch die Träumerin herüber! Das dumme Mädchen vergißt ganz die überflüſſige Tante.

Ein Aufſchrei im Cabinet und Antonie flog herüber und warf ſich über das Bett, indem ſie hocherröthet zwiſchen Lachen und Weinen ausrief:

Verzeihung, Herzenstante! Ich ſah vorhin, daß Sie ſo ruhig ſchliefen —.

Das Vorhin wird wol eine gute Weile her ſein, verſetzte die Generalin. Ich habe ſeitdem gar vieles bedacht, wozu wir heute vielleicht ein gutes Stündchen finden. Denn auf meines Mannes Beſuch rechne ich nicht. Nun laß nur gut ſein! Ich weiß ſchon, an wen du bei deinen Küſſen denkſt. Uebrigens freut es mich, daß du ſchon auf den Namen Albert hörſt. Wie iſt es denn damit?

Ach liebe, beſte Tante, — Sie glauben alſo auch —? flüſterte Antonie, indem ſie der Tante in die Kleider half.

Ich glaube und ich hoffe, erwiderte jene; es fragt ſich nur, ob du zu den beiden Cardinaltugenden auch die dritte haſt, — die Liebe?

Ach Tante —!

Antonie barg mit dieſem Seufzer ihr heißes Angeſicht am Halſe der Generalin.

Ich fühle, du weinſt! rief dieſe, richtete den Kopf der Nichte empor und fuhr fort:

Nun ja, es iſt richtig: das Geſicht ein Roſenbeet mit Thautropfen! In des Himmels Namen wollen wir denn das Sinnbild der Mädchenliebe für legitim anerkennen. Ich habe dich vorhin flüſtern hören: haſt du einſtweilen Frage und Antwort vorgeübt? Oder die weißen Blättchen der Johannisblume abgezählt?

O Tante! Seien Sie gnädig! Sie ſind heute ſo ſpöttiſch und mir iſt ſo herzensbange!

Freut mich, Kind! Denn wenn auch Bangemachen bei einer Generalin nicht gilt, bange ſein laſſ' ich dir ſchon hingehen. Es wird dir noch banger werden. Aber hör', Antonie! Ich habe dich bisher gewähren laſſen, ohne mich in dein Herz einzudrängen, in der Erwartung, dein früheres Vertrauen zu deiner, — ich darf ſagen Mutter werde von ſelbſt wiederkehren. Ich hatte es gelegentlich früherer Bewerbungen um deine Hand durch dir misfällige Anſichten über Standesvorurtheile bei dir verſchüttet.

Verzeihen Sie, Tante, erwiderte Antonie unter ihrem eigenen Ankleiden. Oder laſſen Sie mich fortan aus der Ueberfülle meines Herzens zur Anerkennung der — Mutter du ſagen. Nein, es war bisjetzt noch kein Anlaß, dir mein Vertrauen zu bethätigen. Ich war über Elzheim's Benehmen gegen mich zu wenig im Klaren und hielt mich dabei für alt genug, mich ſelbſt erſt hinſichtlich meiner Denkungsart über eins und das andere zu verſtändigen. Deine leiſen Winke haben mich dabei geleitet. Dieſes Vertrauen habe ich dir nur nicht ausgeſprochen. Heute kann ich dir nun ſagen, daß ſich mir der Begriff von Stand und der Begriff von Liebe geſchieden haben. Ich fühle, was unſerm Herzen ein liebender Mann ohne das, was wir Stand nennen, ſein kann. Mit dieſer Empfindung bin ich in der aufgeregten Nacht mit mir in Ueberlegung gegangen. Heute ſchließ' ich mein 28. Jahr ab und nur eine kurze Strecke Jugend liegt noch vor mir bis zum 30. — Auf der Schwelle zu dieſem aber ſchließe ich mit aller Hoffnung, mit aller Erwartung ab. Um ſo lebhafter aber empfand ich, was du mir oft geſagt, — wie ſchwer es für mich wäre, allein und ohne Beruf zu leben. Das Ideal meiner letzten Jahre war ein Mann von Stand, den ich lieben könnte. Bei denen, die ſich um mich bewarben, fehlte beides: ihnen ſelbſt der Stand nach meinen angewohnten Begriffen und mir die Liebe für ſie. Und auch jetzt noch, wo ich mich darauf gefaßt halte, einen Abzug an meinem Ideal zu erleiden, muß mir wenigſtens die eine Hälfte bleiben: Liebe ohne Stand oder Stand ohne Liebe. Jenes nenne ich glücklich ſein und gebe alles dafür hin; ſoll ich aber das nicht, ſo will ich wenigſtens Ehre und Macht finden, auf die ich mein gebeugtes Herz ſtütze, und mit denen ich wirken und erfreuen kann. Ach, ein trauriger Erſatz! — —

Sie umarmte die Tante, indem ſie leiſer und wehmüthig lächelnd hinzuſetzte:

Ich täuſche mich nicht, liebe Mutter, und glaube, daß dieſe Reſignation mir nur dadurch ſo leicht geworden iſt, weil ich jetzt heimlich hoffe, jene Hälfte, die das Glück mit einſchließt, ſei mir beſchieden. Dafür will ich heute beten.

Amen, mein Kind! rief die Generalin. Und horch! der Choral, der eben in der Allee anhebt, begleite das Gebet deiner Hoffnung! Nun geh über ein halb Stündchen zum Brunnen und bei deiner Rückkehr empfängſt du meine Glückwünſche mit den kleinen Geſchenken, die dich erwarten.

Im Augenblick ließ ſich etwas zu Boden Fallendes im vordern Zimmer hören und die Generalin öffnete die angelehnte Thür. Es kam von der Hauswirthin, die mit heimlichem Eifer Elzheim's Geburtstagsgeſchenke auf dem Tiſch ausbreitete. — — Was machen Sie denn, Frau Helbig? fragte die Generalin.

Dieſe Sachen, meldete die freundliche Frau, ſeien geſtern Abend von einer Putzmachermamſell überbracht worden, um ſie heute in der Frühe auf den Tiſch zu legen.

Tante und Nichte ſahen einander mit vergnügtem Lächeln des Einverſtändniſſes über das Geſchenk an, und die Generalin verſetzte:

Es iſt heute meiner Nichte Geburtstag, Frau Helbig, und wir werden nun zu rathen haben, Antonie, von wem die Artigkeiten kommen. Haben Sie Dank, liebe Frau Helbig, für Ihre freundliche Bemühung!

Antonie, höchſt vergnügt, hatte das Mäntelchen und einige Kleinigkeiten angelegt, gefiel ſich damit vor dem Spiegel und ſagte dann halb fragend: Ich gehe, liebe Tante, um die artigen Sachen gleich einzuweihen.

Antonie! was ſollen die Freundinnen denken? warnte die Generalin.

Was ſie wollen, Tante! erwiderte ſie. Die Sachen ſind ja nicht geſchickt worden, um ſie vor der Leute Gedanken zu verſtecken! „Gedanken ſind frei“, — weißt du, Tantchen!

Sie machte eine zierliche Verneigung und eilte lachend fort.

Lächelnd nachdenkend über ſo jugendliche Unbedachtſamkeit vollendete die Generalin ihren Anzug und brachte dann ihre Sächelchen hervor, die ſie auf dem Tiſch ausbreitete. Kaum war ſie damit fertig, als der Briefbote eintrat und ein Päckchen nebſt Briefen ablieferte. Einer der Briefe war an ſie ſelbſt, und ſie erkannte die Hand ihres Mannes — wie es ſchien, in eiligen Zügen der Adreſſe. Sie ward betroffen; ihre ſeit geſtern in heiterer Stimmung vergeſſene Aengſtlichkeit kehrte plötzlich mit herzklopfendem Bangen zurück, — ſie mußte ſich auf das Sofa niederlaſſen.

Es ſind nicht immer wirkliche Vorgefühle, was man gern ſo nennt. Die unſichere Lebenslage, in der man ſich befindet, begünſtigt oft Beſorgniſſe, die vielmehr aus Nachgefühlen von Erlebniſſen entſtehen, und wenn ſie einmal eintreffen, den Namen einer Ahnung, eines Vorausblicks der Seele annehmen.

Dieſer Morgenbrief an die Generalin knüpfte freilich einen erſten Faden, dem bald aus Lüdemann's und Gottfried Elzheim's Händen zwei andere zu einem wunderſamen Verhängniß folgten.

Die Verwickelung und Löſung dieſer Lebensfrage, in der ſich äußere Ereigniſſe und die Geſinnung der betreffenden Perſonen innig verknüpften, vernehmen wir am beſten aus Lüdemann's Bericht an Albert Elzheim. Der Ton dieſes Schreibens, hinter einer entſchiedenen Thatſache her, kann ſich ſchon zu Gunſten des Leſers heiterer faſſen, als es der erzählenden Darſtellung jener bänglichen Momente zuſtände. Zugleich aber wirft der ruhige Blick des Schulmanns einiges Licht in die räthſelhaften Seelenbewegungen, die dem Erzähler nur zweifelhafte Vermuthungen erlaubten.

Albert hatte zu Hauſe den kranken Vater in beruhigender Beſſerung gefunden und durch ſein gutes Ausſehen recht erfreut. Von Gottfried berichtete er nur die gute Wirkung, die der Gebrauch des Bades und der Umgang mit gebildeten Männern und Frauen auf deſſen Geſundheit und heitere Stimmung übten. Schweſter Thereſe, fröhlich wie eine hoffende Braut, gab ſich ungemein lieb in ihrer natürlichen Anmuth, und erſchöpfte ſich in Sorgfalt und Zärtlichkeiten.

Es waren zwei liebreiche Naturen, Bruder und Schweſter, die ſich in die Hinterlaſſenſchaft des mütterlichen Herzens ſo ſchön getheilt hatten.

Albert fiel es ſchwer, mit dem Vorhaben des Bruders, woran ſich ja doch eine Beſchleunigung der Heirath Thereſens knüpfte, gegen ſie zurückzuhalten. Indem er aber den Fall einer abſchlägigen Antwort Antoniens bei ſeiner Verhandlung mit Bruder Gottfried nicht vorzubringen gewagt hatte, war auch die Frage unterblieben, ob derſelbe dann wieder ins Geſchäft zurücktreten oder ſich dennoch trennen würde. Albert ſchwieg alſo in Erwartung der Nachrichten Lüdemann's, die erſt am dritten Tage einliefen.

Nach einer Entſchuldigung der Verſpätung und ſcherzhaft ſpannender Einleitung erzählte der Schreiber wie folgt:

„Ich ging alſo ziemlich früh zur Generalin. Si kam mir vom Sofa ſich erhebend ernſt, ja niedergeſchlagen entgegen, reichte mir die Hand und ſprach mit bewegter Stimme:

«Ich danke Ihnen, lieber Lüdemann, für Ihre Theilnahme an unſerm —.»

„Sie wendete ſich, ihr Taſchentuch aufzunehmen. Antonie reichte es ihr, auch ſie ſehr ernſthaft ausſehend, doch in einer ruhigern Faſſung!

«Sie ſehen mich befremdend an, Herr Studienrath? Oder wüßten Sie noch nicht, daß jene ungnädige Stimmung auf der Friedrichshöhe, — Sie erinnern ſich! — jetzt auch noch — den General getroffen hat? Ja, mein Mann iſt penſionirt und wünſcht uns eilig zurück, weil darauf gedrungen wird, uns in einer Privatwohnung einzurichten. Gott, welches Geburtstagsgeſchenk für meine gute Antonie!»

„Ich war in der That ſelbſt betroffen, ob ich gleich in demſelben Augenblick empfand, wie ſehr das betrübte Ereigniß vielleicht Ihres Bruders Angelegenheit erleichterte. Ich ſprach ihr mein ehrliches Bedauern aus und ſuchte ſie über ein ſo unverſchuldetes und bei uns leider ſo wenig ungewöhnliches Misgeſchick zu beruhigen. — «Nein, ſagte ich, ich wußte noch nichts davon und komme ſo früh mit einem ganz andern Anliegen, das Sie auf freundlichere Gedanken bringen wird. Vor allem aber habe ich Ihnen, mein gnädiges Fräulein, ein Geburtstagsandenken mit den wärmſten Glückwünſchen zu überliefern.»

„Ich holte Ihr Beſteck aus dem Hute, in den ich es beim Ablegen hatte gleiten laſſen, und bemerkte weiter: «Von Herrn Albert Elzheim, der es lebhaft beklagt, daß er, zu ſeinem ſchwererkrankten Vater berufen, in der Frühe abreiſen mußte. Er iſt bereits unterwegs mit Extrapoſt über Paderborn zur Eiſenbahn.»

„Der beſtürzende Eindruck dieſer Mittheilung auf beide war ſo unverkennbar, daß ich ſchonenderweiſe die Miene annehmen mußte, als bemerke ich ihn gar nicht. Antonie, ohne das Beſteck nur zu öffnen, ging erblaßt nach dem Nebenzimmer. Der Generalin gelang es ſchon eher, ſich ſo weit zuſammenzunehmen, daß ſie es öffnete und ein höfliches Wohlgefallen laut werden ließ. Ihrer Verlegenheit über Antoniens Benehmen kam ich dadurch zuvor, daß ich im Ton geheimnißvoller Geſchäftigkeit ſagte:

«Erlauben Sie mir, gnädige Frau, daß ich Ihnen, ehe Fräulein Antonie zurückkehrt, vertraulich meinen Auftrag ausſpreche. Ich komme als Abgeordneter des ältern Herrn Elzheim, um für ihn um Antoniens Hand zu werben. Ich muß gleich hinzuſetzen, daß er ſich aus den Handelsgeſchäften zurückzieht, bei unſerm Herzog ſich um ſeine Standeserhöhung bemühen und nach deren Bewilligung ein angemeſſenes Haus einrichten will, in welchem das Glück und Behagen ſeiner Gemahlin in würdiger Umgebung die Aufgabe ſeines Lebens ſein ſoll.» — —

„Denken Sie ſich, wertheſter Freund, wie ſolche drei hintereinander herſtürzende Nachrichten der einen Morgenſtunde verwirrend auch auf das Gemüth einer Frau von Welt, oder vielleicht gerade einer Frau von Welt, wirken mußten! — Sie ſaß, die Hände gefaltet, die ſonſt ſo lachenden Augen zu Boden geſenkt, wie auf einer

Schaukel. Ich ſcheute mich, ſie anzuſehen und mochte doch gern aus ihren bewegten Zügen leſen. Mir ſchien ihre Beſtürzung in eine innere Unruhe überzugehen, in welcher ich einen Kampf ihrer eigenen Hoffnung und Wünſche mit den ihr bekannten Anſichten und Empfindungen Antoniens zu erkennen glaubte. Die Penſionirung des Generals in der einen Wagſchale, die gute Verheirathung der Nichte in der andern ſchwebten wie Verluſt und Gewinn im Gleichgewicht. Aber das war nur ihre Sache, bei der ſie ſich nicht täuſchen konnte, daß die Entſcheidung darüber in Antoniens Herzen lag und daß dieſes Herz durch Lüdemann's Antrag in ein viel heftigeres Schwanken gerathen mußte zwiſchen einem geliebten Manne, den ſie aufgeben ſollte, und dem ältern Bruder, der ihr ſeine Hand bot, und als bloßen Erſatz eines ſchmerzlichen Verluſtes bedeutend an ſeinem eigenen Werth einbüßte.

„Dies und wer weiß was weiter noch beſtürmte ihre Ueberlegung, in der ſie endlich das Wort nahm:

„« Ich rechne darauf, Herr Studienrath, daß ich gegen Sie, als ältern Freund, in dieſer bedenklichen Sache ganz offenherzig ſein darf, auch wo ich Ihrem Freunde nicht, wie ich wünſchte, entgegenkommen kann. Und ſo muß ich Ihnen ſagen, daß meine Nichte wol auf nichts weniger als auf eine Bewerbung von Herrn Elzheim gefaßt iſt. » —

„Sie nannte ihn nicht den ältern Herrn Elzheim, um den heimlichen Gedanken an eine Abſicht auf den jüngern Bruder nicht aufkommen zu laſſen. Dieſe ſehr begreifliche Zurückhaltung erſchwerte freilich « ein unbefangenes »

Verſtändniß, indem etwas zu überwinden blieb, was nicht genannt werden konnte. —

„«Sehen Sie», fuhr ſie fort, «dieſe heitere Hingebung meiner Nichte im Verkehr mit Ihrem Freunde, die ihn vielleicht für Antonien ſo eingenommen hat, läßt uns beiden wenigſtens keinen Zweifel darüber, daß gerade bei ſolcher Unbefangenheit ihr Herz frei von perſönlicher Zuneigung war. Ich will damit nicht ſagen, daß darin auch ſchon eine unbedingte Ablehnung ſeiner Bewerbung liege: denn Antonie und ich verkennen die ſchönen Vorzüge des Herrn Elzheim durchaus nicht. Dazu kommt, was die Denkungsart meiner Nichte betrifft, daß ſie gerade dieſen Morgen, bei einer Geburtstagsbetrachtung, über Ehe und eheliche Verhältniſſe, über ſich und ihre Zukunft ſo ernſt und ihrer Lebenslage ſo angemeſſen ſich ausgeſprochen hat, daß ich einiges Vertrauen für ihre günſtige Entſchließung faſſen möchte. Nur gerade dieſer ungünſtige Augenblick, lieber Lüdemann! Antonie wird doch wie das Kind im Hauſe von unſerm Unglück mitbetroffen. Mit ungemeiner Faſſung, wie es ſchien, hat ſie mich erſt aufzurichten geſucht, dann aber, — Sie haben es ja geſehen, wie zuſammengebrochen nach ſolcher Anſtrengung ſie plötzlich das Zimmer verließ.» —

„Die kluge Generalin legte einigen Nachdruck auf ihre ſo glücklich gefundene Beſchönigung der von meiner erſten Nachricht ſo betroffenen Nichte. Ich fiel ihr daher ohne weiteres mit der Bemerkung in die Rede, daß dieſes betrübende Erlebniß vielleicht von einigem Einfluß auf Antoniens Entſchließung wäre!

„«Ich verſtehe Sie ſchon», erwiderte ſie raſch, «und ja wohl würde ich ſelbſt durch eine ſo günſtige Heirath in meiner mütterlichen Sorge um Antoniens Zukunft ſehr erleichtert. Allein die Töchter, wiſſen Sie ja, bangen immer an einem Ideal von Liebe.»

„Wohl! bemerkte ich; aber die Liebe, wiſſen Sie ja auch, meine Gnädige, erſcheint wie ihr Geſtirn, abwechſelnd als Morgen- und als Abendſtern. Man geht von Liebe oder auf Liebe aus; und die hinter einer Verlobung herkommende Liebe iſt nicht ſelten viel zuverläſſiger als die ihr voraushüpfende. Sie hat jedenfalls mehr Gewähr unbeſtochener Ueberlegung.

„«Gut! lieber Freund», gab ſie lächelnd zur Antwort; «ich gehe hinüber, mache Antonien mit der Angelegenheit bekannt und lege ſie ihr ans Herz. Gedulden Sie ſich ein wenig, bis ich Sie etwa zum Beiſtand nöthig habe.» —

„Die Eröffnung der Generalin im Nebenzimmer fiel aus leiſem Reden ſehr bald in lebhaftes Verhandeln, das zwar auch mit gedämpfter Stimme geführt, zuweilen aber etwas laut wurde, ſodaß mir einzelne Worte zu Gehör kamen. Ich war indeß gerade nicht neugierig; es lag mir nichts daran, meine Sache durchzuſetzen: ich wollte mir keinen Kuppelpelz verdienen, — ich wartete nur auf einen Beſchluß, der ſo oder ſo mich perſönlich nicht anfocht. — Plötzlich öffnete ſich die Thür und beide traten herein!

„Ohne etwas Verbindliches über den Antrag ſelbſt zu ſagen, erklärte die Generalin, ihre Nichte habe Ein großes Bedenken, — die plötzliche Abreiſe des jüngern Herrn Elzheim!

„Der junge Herr Elzheim, ja, ja, dachte ich, da liegt allerdings der Haſe im Pfeffer! —

„« Antonie vermuthet nämlich », fuhr ſie fort, daß derſelbe den Entſchluß des ältern Bruders nicht billige; ſie könne ſich, auch abgeſehen von allem andern, nicht entſchließen, in eine entzweite Familie einzutreten. »

„Aha! dachte ich, — nicht eher einzutreten, bis ſie wieder einig ſind — zu Gunſten des geliebten Albert. —

„Nun aber mußte ich Sie herausbeißen, Sie, lieber Freund, und wirklich beißen, denn ich wußte, wem es weh that! —

„« Verzeihung! ſagte ich, das iſt eigentlich doch der Fall nicht. Ich habe den dringenden Brief der Schweſter Albert's geleſen und von Albert ſelbſt, nach des Bruders Wunſch, meinen Auftrag erhalten. Albert hatte ihm nur abgerathen, ſein Anliegen dieſen Morgen ſelber und mit Gelegenheit ſeines Glückwunſches anzubringen. Albert fand es unpaſſend, die Damen mit einer ſo ernſten Sache zu überraſchen, und hielt es für ſchicklich, durch einen Dritten um das gnädige Fräulein in aller Form zu werben. Man erwählte mich zu dieſem Vertrauten. — »

„Was nun? fragte ich mich ſelbſt. Ueber Ihre Geſinnung gegen Antonie, mein Freund, blieb nun kein Zweifel übrig. — Sie war auf das Sofa geſunken; die Generalin, in Erwartung ihrer Antwort, ging nachdenklich auf und nieder. Ich ſaß in dieſer Stille wie auf Kohlen und dachte nur nach, wie ich beiden die ablehnende Antwort erleichtern könnte. — — —

„«Daß auch alles ſich in dieſem verhängnißvollen Morgen zuſammendrängte!» hob ich an. «Der Feſttag ſchien Herrn Elzheim ſo geeignet für die Wünſche ſeines Herzens, und — nun wollen Sie, Frau Generalin, ſchon morgen abreiſen. Sonſt ließe ſich die Sache etwa verzögerlich in Ueberlegung nehmen. Kommt Zeit, kommt Rath, ſagt man ja. Oft wechſelt ein Nu — wenn nicht die Welt, doch den Punkt, an dem wir ſie faſſen. Wie hätte unſer gnädiges Fräulein z. B. eine ſo unzuvermuthende Wendung erwartet, als es dieſen Morgen ſo vergnügt am Brunnen wandelte und lächelnd in dem eleganten Mäntelchen uns ein anmuthiges Geburtstagsräthſel aufgab! —»

„Wahrlich, mein theuerer Freund, es war unüberlegt, ein bloßer Einfall, was ſich nun wie ein: Hilf Samiel! ausnahm. Hören Sie nur weiter! —

„Antonie ſtand ſo heftig auf, daß ich erſchrak. Ihr Ausſehen verrieth die höchſte Aufregung. Und ſo faßte ſie auch die betroffene Generalin an der Hand und nahm ſie mit ſich ins Nebenzimmer.

„Es währte eine Weile, in der ich nur Antoniens erregtes Reden, zwiſchen kurzen, leiſern Einwendungen der Tante, unverſtändlich vernahm. Nur zuletzt, ſchon dicht an der Thür geſprochen, unterſchied ich die exaltirten Worte: «So geh nur, liebe Mutter: es thut's nicht anders! Es gibt auch geſellſchaftliche, wie unerbittliche, moraliſche Nothwendigkeiten, — mögen ſie ausſchlagen, wie es Gott walte! Geh, beſte Mutter, und ſage nur mein Ja! Geh, um Gottes willen!»

„Ueber einige Minuten, in welchen die Generalin vermuthlich die paſſende Flagge in ihren Mienen aufzog, trat ſie herein, heiter ausſehend, und reichte mir die Hand mit den Worten:

„«Nun kommen wir zum guten Ziele, mein lieber Studienrath! Gut meine ich zumal bezüglich meiner Wünſche und Ihrer freundſchaftlichen Bemühung. Antonie hat den rechten Geſichtspunkt für eine ſo ehrenwerthe Bewerbung auch in ihrer leidmüthigen Stimmung doch erkannt. Wir beide, Sie und ich, begreifen, wie überwältigend in ſolcher Stunde der Antrag für Antonie ſein mußte. Auch Herr von Elzheim wird das einſehen. Sagen wir ihm aber nicht mehr davon, als Antonie zugut kommt. Nicht wahr?»

„Sie ſehen, mein geehrter Freund, daß unſer glücklicher Gottfried bereits geadelt aus dem geheimen Cabinet kam.

„Wir wollten uns eben ſetzen, als eine junge Freundin Antoniens zur Gratulation eintrat. Die Generalin empfing ſie, rief dann ins Nebenzimmer ihren Namen und ſagte: «Sie werden Antonien ſehr niedergeſchlagen finden, liebe Eliſe! Wir haben eine bekümmerte Nachricht von Hauſe erhalten. Gehen Sie hinüber!»

„Sie öffnete ihr die Seitenthür mit dem Zuruf: «Sage nur Eliſen, daß wir morgen reiſen, gute Antonie!» — Und zu mir gewandt:

„«Wir werden nun nicht ungeſtört mehr bleiben, lieber Lüdemann. Sagen Sie alſo Herrn von Elzheim, wir wollten unter den Umſtänden Antoniens Zuſage heute noch geheim halten. Und verfahren wir nun ſo: Herr von Elzheim macht gegen Mittag ſeinen Gratulationsbeſuch. Antonie wird ihm die Hand reichen, auf die er ſich verneigt. Bei dieſem ſymboliſchen Einverſtändniß laſſen wir es für den Morgen. Und Sie kommen dann dieſen Abend zum Thee mit dem Freunde, wo wir vertraulich die weitern Schritte und die künftige Einrichtung des Paares beſprechen. Wir reiſen ſodann morgen und Herr von Elzheim folgt uns nach — mit Ihnen, da Ihre Cur ja in ein paar Tagen auch zu Ende geht. Alſo Adieu, lieber Lüdemann! Auf Wiederſehen!»

„So empfahl ich mich denn mit meiner frohen Botſchaft für Gottfried und mit einem Räthſel für mich. — Was hatte nur Antonie ſo plötzlich zu ihrem Jawort bewogen, nachdem aus dem Sturm ihres Herzens ſchon ein unverkennbares Nein auftauchen wollte? «Eine geſellſchaftliche Nothwendigkeit, eine unerbittliche?» — Was war damit gemeint? — Da kam mir plötzlich mein obenerwähntes «Hilf Samiel!» in Erinnerung, — heißt das, ich erkannte es als ein wahres Hilf, Samiel! Ja, ja, das war's: ich hatte Antonie an das Mäntelchen ihres Brunnengangs erinnert und ſie damit in ihr eigenes Netz getrieben. Wahrlich, mein Freund, mit Ueberlegung, mit Vorbedacht hatte ich es nicht. Wahrſcheinlich war auch ſie ebenſo unbedacht in einer Anwandlung von Märcheneitelkeit oder Herzenshoffnung in dem Mäntelchen an den Brunnen geeilt. Dort war ihr das anzügliche Lächeln ihrer bewundernden Bekannten nicht unbemerkt geblieben und ſie hatte es ſich, wie vielleicht ſchon manche frühere Anſpielung auf Albert Elzheim, ſtillſchweigend gefallen laſſen. Nun trafen ſie plötzlich die Folgen ihrer Uebereilung. Dieſer Albert, der vermeintliche Spender, war ohne weiteres abgereiſt, und wies Antonie nun den ältern Bruder ab: wer ſollte das veröffentlichte Mäntelchen decken? Das Mäntelchen war ſelbſt eines Mantels bedürftig geworden. Es war nicht vom Stoff, aus welchem der Mantel der chriſtlichen Liebe gemacht iſt, der die kleinen Schwächen und Bethörungen des Herzens verhüllt: es war ein rechter Samielsmantel, der im ſchlimmſten Augenblicke das Verheimlichte, Verſchämteſte aufdeckt und feuerroth beleuchtet.

„Damit will ich nun gerade nicht geſagt haben, mein lieber Freund, daß Antonie Ihren Bruder nur zum Deckmantel des Mäntelchens nehmen möchte, obſchon man weiß, zu was allem Leute von Antoniens Stand um des Anſtands willen ſich entſchließen. Nein, aber das Mäntelchen machte ſich jedenfalls als Vermittler eines gekränkten Herzens mit den Vortheilen einer guten Vernunftheirath im rechten Augenblicke geltend. Gottfried, allerdings kein Jüngling mehr, erſchien Antonien immer doch als ſtattlicher Weltmann, der ihr wenigſtens nicht zuwider war, mit dem ſie ſich bisher ſo vergnügt unterhalten hatte, und der ſogar, ſchwärmeriſch oder ritterlich genug, die Leiter einer Standeserhöhung zu ihr anſetzte. Die Erwägung, — wie unabhängig ſie ſich ſelbſt, wie erleichtert die bedrückte Tante ſich durch eine ſolche Verbindung fände, war ihrem Entſchluß gewiß vorausgegangen. Die bequemſten Verhältniſſe des Hauſes und der Geſelligkeit kamen ihr entgegen, wenn ſie aus dem titulargnädigen Fräulein eine gnädige Frau wurde mit den Mitteln, in der That gnädig zu ſein, wann und wie ſie wollte. Dies war der richtige Geſichtspunkt, den ja Antonie, nach der Verſicherung der Generalin, ſchon gefunden hatte, als ſie ihr Jawort zuſagte. Und was ſie in der erſten ſtolzen Aufwallung eines ſich ergebenden ſtandesmäßigen Herzens — als ſociale Nothwendigkeit bezeichnet hatte, war viel mehr die richtige Erkenntniß einer verborgenen Wahrheit. Denn Gottfried, den die verlegene Antonie für das Morgenmäntelchen nur verantwortlich zu machen trachtete, war ja doch der ehrliche Spender des ſo verhängnißvollen Putzes. — Mit ſo ſchweren Opfern wird oft eine verborgene Wahrheit erkannt!

„Ergeben wir uns alſo in die wunderſamen Fügungen! Und da mein langer Brief vorerſt Beruhigung und heitere Erwartungen für Sie enthält: ſo ſchließe ich für heute mit dem Vorbehalt meiner weitern Nachrichten über die Beſchlüſſe unſers Theecongreſſes. Nur das laſſen Sie mich noch bemerken, daß mir ſelbſt von dem anfangs etwas unliebſamen Auftrag doch ein recht lieber Gewinn geworden iſt durch die Erfahrung, daß einer unter den bedenklichſten Umſtänden auch einmal — keinen Korb bekommt — —.“

„N. S.

„Eine männliche Nachſchrift überſehen Sie, lieber Freund, wol nicht ſo leicht wie die weiblichen. Sie betrifft eine freundſchaftliche Warnung. — Antoniens erſte Liebe hat eine leidige Zerſetzung erfahren, und das Odium des Widerwärtigen davon dürfte leicht auf Sie fallen. Führt die Ehe mit Gottfried zur Zufriedenheit der gnädigen Frau, ſo wird dieſe mit moraliſchem Stolz,

— im Gegenfall mit nachtragendem Groll an Albert Elzheim denken. Ich meine — vielleicht! Sie wiſſen ja — ein liebendes Frauenherz bekennt ſich im Unglück nicht gern zu ſeiner Selbſttäuſchung, ſondern hält ſich lieber an die «Treuloſigkeit» eines geliebten Mannes!“

Siebentes Kapitel.

Inzwiſchen hatte Albert ſich mit dem jetzigen Umfange und Gang der Geſchäfte ſeines Hauſes vertrauter gemacht und war ſehr befriedigt. Karl Vogtherr, der Buchhalter, Thereſens Verlobter, hatte während des Vaters Krankheit bedeutend eingegriffen und ſeine Begabung wie ſeine Arbeitskraft bewährt. Nicht weniger als dieſe Erwartung ließ Albert ſich die kaum vermuthete Mitthätigkeit des Oheims gefallen, — jenes früher kränklichen und wenig verſprechenden Sohns des ſeligen Martin Mertens.

Er war von Jugend auf im Hauſe und Geſchäft ſo ab- und zugegangen, hatte ſich in gutmüthiger Anſpruchsloſigkeit beſchäftigen laſſen, in untergeordnetem Kreiſe durch Aufſicht und Ueberwachung, durch treue Beſorgung von mancherlei Aufträgen und nach und nach in einfachen Comptoirarbeiten ſich mehr und mehr brauch- oder verwendbar erwieſen. Während er ſo geſchont und geſchätzt ſeine Schule machte, hob ſich mit den Jahren ſeine Geſundheit, und ſeine Geiſtesthätigkeit befreite ſich von dem Druck, der bisher auf ihr zu laſten geſchienen. Der wiederholte Gebrauch des Seebades und jeweilige kleine

Reiſen vollendeten ſeine Umwandlung zu einem Manne, auf den man im Geſchäft wie in der Geſelligkeit des Hauſes zählen konnte. Eine rührende Dankbarkeit des Gemüths gegen Thereſe, die ſich ſeiner immer mit Liebe angenommen, ging bald auch auf Albert über; indem er mit Vertrauen die Achtung und Güte des Neffen in dem Maß empfand, als ihn Vater Elzheim durch Strenge der Anforderung und kühle Anerkennung ſehr verſchüchtert hatte. Albert fand es nicht blos anſtändig, ihn zu jeder Berathung in Geſchäfts- und Familienangelegenheiten zuzuziehen, es ſchien ihm auch gerecht ſchon hinſichtlich des Vermögens, das der Oheim in der Firma hatte.

Sowie nun Lüdemann's Brief eingelaufen war, nahm Albert vor allem Rückſprache mit dem Vater. Er ſelbſt hatte den unerwarteten, — ſollte er ſagen glücklichen Ausgang der Bewerbung Gottfried's mit ſehr gemiſchter Empfindung aufgenommen und that nun nicht ohne eine zweifelhafte Aengſtlichkeit den Gang zum Vater. Um ſo überraſchter war er von der vergnügten Aufnahme ſeines umſtändlichen Berichts. Daß der Vater Gottfrieden nicht gern im Geſchäft hatte, wußte er, und dieſer Grund der väterlichen Zufriedenheit würde ihm brüderlich wehe gethan haben: allein es war etwas unvermuthet anderes. Der Alte war höchſt vergnügt über die Heirath des Sohnes mit einem adeligen Fräulein unter eigener Standeserhöhung. Unverkennbar war jenes Jugendbeſtreben, ſich emporzuarbeiten, und der herkömmliche und fortwuchernde Familiendünkel, der einſt dem jungen Commis bei ſeiner Abſicht auf Herrn Martin Mertens' Tochter ſo viel zu ſchaffen gemacht hatte, mit den glücklichen

Geſchäften zu eigenem Hochmuth erwachſen. Daß nun ein Sprößling ſeines Namens ſich mit einem alten Stammbaum verzweigte, gab ihm eine erhebende Befriedigung. — — Einen guten Weltblick hat der Gottfried immer gehabt, ſagte er, und ſo ſcheint es mir eine richtige Erkenntniß von ihm, wenn ein Haus ſeine ganze Breite eingenommen hat, daß man in die Höhe baut. Mit Freude ſei ihm nun ſo mancher Verdruß verziehen, den er mir im Innern des Geſchäfts gemacht hat, ſo er nun daſſelbe von außen in Glanz ſetzt. Ich denke, wir ändern demnächſt auch die Firma: Martin Mertens Söhne in „Mertens und Elzheims Söhne“. Gottfried hat die Mittel zu ſeinem Unternehmen, nur müſſen wir dabei halten, daß ſein Vermögen nach der beſtehenden Beſtimmung im Geſchäft bleibe, wenn wir ihm auch einige Vortheile zugeſtehen müßten.

Dieſe Geſchäftsſache vor allem, lieber Vater, erwiderte Albert, ſobald die Angelegenheit zum Austrag kommt. Mit der Veränderung der Firma müſſen wir vorſichtig thun und erſt abwarten, ob das adelige Haus uns oder wir ihm die Wichſe geben.

Mit wehmüthigem Lächeln theilte Albert dieſe Eröffnung des Vaters nur der Schweſter mit, indem er zum Schluß ſagte: Wir wollen dieſe Schwäche des Vaters mit Stillſchweigen bedecken, liebe Thereſe, wie etwa Sem und Japhet in alter Zeit den Mantel auf Vater Noah's Blöße warfen. — — —

Thereſe, deren Vermählung nun in nächſte Ausſicht trat, reichte ihm beiſtimmend vertraulich die Hand. Und doch, in ihrem jubelvollen Herzen, — wem hätte ſie nicht zulächeln mögen, der an Gottfried's Heirath irgendeine Freude fand! In dieſer Stimmung las ſie Lüdemann's Brief und ſagte, als ſie ihn zurückgab:

Dein Profeſſor oder Studienrath ſcheint mir ein geiſtreicher, humoriſtiſch gutmüthiger Schalk, und weißt du, daß ich dieſe Sorte von Männern ſehr gern habe?

Was ſagſt du aber zu ſeiner Nachſchrift? fragte er. Es wäre mir doch ſehr leid, wenn es ſo käme, wie er mir da vorausſagt. Jedenfalls wird mir meine Stellung, meine Haltung gegen die künftige Schwägerin ſchwierig und unſicher. Es drückt mich immer, wenn ich weiß, daß die Perſon, mit der ich in Berührung komme, mir abhold iſt.

Ich würde mich an deinem Platze ganz unbefangen benehmen, antwortete Thereſe; Antoniens Groll, der ſich allerdings unter den Umſtänden denken läßt, würde mich nicht anfechten. Warte ihn ab! Wir kennen beide das Fräulein nicht genug; ich meine aber, in einem weiblichen Herzen, das ſo plötzlich einen wirklich geliebten Mann gegen den Bruder vertauſcht, liege Haß und Liebe ſchwerlich ſehr tief. Das Mäntelchen, wahrlich! hätte mir keinen moraliſchen Zwang auferlegt. Ich hätte es in den Korb verpackt, den ich dem Bewerber gegeben hätte, und gegen die Freundinnen mich vertraulich erklärt.

Aber, beſte Thereſe, wendete er ein, bedenke doch weiter! Wenn nach deiner Vorausſetzung Haß und Liebe bei Antonien nicht tief liegen, ſo kann ich es allerdings mit meinem Antheil des *Haſſes* leicht nehmen, deſtomehr muß uns dann aber der *Liebes*antheil des Bruders bekümmern. Siehſt du, ich kann mir vorſtellen, daß des Bruders von Natur nicht unedles Herz auf allen Irrwegen der Neigung zuletzt, freilich etwas ſpät! vor der Ahnung einer wahren, echten Liebe angelangt iſt. Und nun — was gewinnt er an Antoniens Herzen? Thereſe!

Nach einiger Ueberlegung antwortete ſie:

Ein Herz gewinnt er, lieber Albert, das gerade aus Mangel an Tiefe, wie ich es vorausſetze, leichter einzunehmen iſt. Vor allem wird es einem ſolchen weiblichen Herzen leichter, ſich mit ſeiner ganzen Perſon einem ungeliebten Mann zu widmen. Zweitens iſt es empfänglicher für alles, was es durch leiſtende Liebe von außen gewinnt. Frauen von des gnädigen Fräuleins Herkunft und erwachſen in den Vorurtheilen des Hofes und in den Anſprüchen ihres Standes, pflegen äußeres Anſehen und Aufwand, Glanz und Geltung über alles zu ſchätzen, auch über das, was bei äußerer Einfachheit innerlich durch edle Geſinnung und humanes Wohlwollen wirklich vornehm iſt. Und an allem jenem hat es dem Fräulein bisher gefehlt und bringt der Bruder zu dem Adel, den er empfängt, die Mittel und das Herz, ſie zu verwenden, mit in die Ehe. Die hingebende, leiſtende Liebe, die ſchon durch ſich ſelbſt ſo viel Befriedigung gibt, wird auf dieſem Wege ſehr bald einem erkenntlichen, zum Empfangen bereiten Herzen begegnen, das ihm halben Wegs entgegenkommt. Eine ideale Ehe, lieber Albert, erwarten wir freilich nicht, und glaubſt du, der Bruder bedürfe einer ſolchen zu ſeinem Glück? Und wie viel gewinnt er nicht auch ohne ſolche an Antoniens Perſönlichkeit? Eine ſchöne Frau iſt das wenigſte, aber neu und ungekannt mag ihm ein reines Herz, häusliche Sittlichkeit, ſittliche Grundſätze und Bildung des Gemüths ſein! Und ſo wird ihm hoffentlich wenn nicht das ſo ſeltene große Los einer glücklichen, doch der Gewinn einer zufriedenen Ehe zutheil, mit der ſich die frohe Mehrzahl der Menſchenpaare begnügt. — — Und weißt du, ſetzte ſie mit lächelnder Miene hinzu, wer mir für ſolche Erwartungen von dem gnädigen Fräulein gutſagt? — das verhängnißvolle Mäntelchen!

Thereſe, ich bitte dich!

Oder glaubſt du denn, Antonie ſei ſo übereilt und unüberlegt in dem Mäntelchen zum Brunnen geeilt, weil ſie es für ein Geſchenk von dir genommen? Gerade das würde ſie abgehalten haben. Nein, nur das elegante, modiſche Ding hat ſie ſo bezaubert und hingeriſſen. Wer weiß, wie oft ſie es ſchon durch das Schaufenſter der Putzhandlung betrachtet und ſich gewünſcht hatte. Sieh, ſo iſt das Mäntelchen zuerſt zum Verräther ihrer Neigung und Selbſttäuſchung geworden, und macht es dadurch wieder gut, daß es für den Bruder des Geliebten wirbt. Es verſteht nicht blos zu enthüllen, ſondern auch zu — erfüllen. Du ſiehſt, welchem Zauber ſolche Herzen unterliegen und welche Macht damit in Gottfried's Hand und Herz gelegt iſt.

Sie lachte hell aus ihrem vergnügten Gemüth auf und Albert erwiderte mitlachend:

Ich bin froh, daß du nun mit deinem Karl untergebracht biſt; denn lernte dich Lüdemann kennen, ſo nähme er dich für deine geſuchte Selecta und käme in Zweifel, ob er dich für die Schule oder für ſich ſelbſt behalten ſollte. — — Doch das verſtehſt du nicht und ich muß dir den Spaß erſt ein andermal erzählen. Denn da kommen eben Briefe vom Comptoir, und — richtig! da iſt auch einer von Lüdemann. Ja, ja, wenn man vom Haſen ſpricht —! Nun aber geh und laß mich den Bericht erſt allein leſen.

Der zweite Brief lautete:

„Eben, mein hochgeehrter Freund, komme ich von dem Wagen, an den wir, Ihr Herr Bruder und ich, die Generalin und Antonien zu ihrer Abreiſe begleitet haben. Wir hatten noch in mildbewegter Stimmung ein Frühſtück mit ihnen eingenommen, wozu Ihr Bruder einen artigen Schmuck echter Rubinen im Laden des Kaufmanns Helfſt aus Braunſchweig ausgewählt und ſeiner Zukünftigen mitgebracht hatte. Antonie war heute heiterer und benahm ſich traulich gegen Gottfried, ja, wie ſie beim Anziehen der Pferde ihre Hand aus der ſeinigen zog, fiel ihm ein zunickendes Lächeln ins Herz.

„Ich beſchränke mich heute auf die Beſchlüſſe unſerer geſternabendlichen Conferenz, ohne das ausführliche Protokoll unſerer mündlichen Verhandlung mitzugeben. So vernehmen Sie denn:

„Tante und Nichte fahren alſo nach Hauſe, richten ſich in der Privatwohnung ein, die der General bereits nach dem Maßſtabe ſeiner Penſion genommen hat, und prüfen die Stimmung der Geſellſchaft nach der Tonart des Hofes. Ihr Herr Bruder begleitet mich dann zur Reſidenz und nimmt ſich eine Wohnung zu vorübergehendem Aufenthalt. Ich bringe ihn dort in meine Kreiſe; er gefällt ſich in den ſchönen Umgebungen der

Stadt und unſere Reſidenzler ſind ſehr empfänglich für ſolche Anerkennung. Die Bekanntſchaft der Generalin macht ſich gelegentlich — incognito ſeiner innern Beziehungen zu ihr und Antonien. Da die vorſichtige Frau bei der Ungunſt des Herzogs nicht auf ihren alten Einfluß bei Perſonen des Hofes rechnet, ſo hat ſie mit ihrer Klugheit einen andern, kürzern Weg zum Ziele der Standeserhöhung Ihres Bruders ausgefunden. Die Gemahlin des Herzogs, Baronin von Heimendal, beſitzt nämlich dicht vor dem Thor ein neugebautes elegantes Landhaus mit ſchönem Garten, das ſie jetzt nach ihrem Ueberzug in ein am herzoglichen Palais gelegenes und mit demſelben im Innern verbundenes Haus gern verkaufen möchte. Sie hält es aber hoch im Preis, einheimiſche Käufer fehlen, und reiche Fremde, die unſern Hof und die eben nicht anlockenden Verhältniſſe ſcheuen, laſſen auf ſich warten. Einer meiner Freunde, der bei der Baronin im Vertrauen ſteht, wird es ſchon ihr zu Gefallen gern übernehmen, ihr einen Käufer des Hauſes in Ausſicht zu ſtellen. Herr Elzheim beſieht das Haus; es gefällt ihm, was es auch in jedem Betracht kann, er ſträubt ſich auch nicht gegen den Preis, hat aber das eine ihm wichtige Bedenken, einen ſo anſpruchsvollen Beſitz ohne Beziehungen zur «Guten Geſellſchaft» zu bewohnen. Er muß doch das Haus dem Bau und den Räumlichkeiten entſprechend einrichten, ſoll ſich dann aber in einer Reſidenz mit Hofhalt, wenn auch aus den bürgerlichen Geſchäften zurückgezogen, doch auf untergeordneten Umgang hingewieſen ſehen. Er wünſcht als Privatmann in guten Beziehungen zu leben, Equipage zu halten und ein Haus zu machen.

„Ein Haus mehr in der Reſidenz zu haben entſpricht dem Wohlgefallen des Herzogs, und ein Haus weniger zu beſitzen dem Intereſſe ſeiner Gemahlin. Da fällt denn unſer kluger Unterhändler plötzlich auf den Gedanken, ob nicht etwa Herr Elzheim durch eine Adelsverleihung feſtzuhalten und zum Ankaufe zu beſtimmen wäre. Er wird der Baronin zur Beſprechung zugeführt, bald darauf dem Herzoge vorgeſtellt. Der ſtattliche Mann mit ſeiner Weltmanier, der Gentleman, der ſich vermuthlich auch auf engliſches Wetten und auf engliſche Fuchsjagd verſteht, gefällt, er iſt ein Erwerb für die Reſidenz und für den Adel, der ſich zuweilen auch einen engliſchen Plumpudding, einen Roſinenkloß gefallen läßt. Als bürgerlicher Engländer wäre er hoffähig, wie bekannt; mit dem deutſchen Namen aber muß er erſt geadelt werden. — —

„So ſehen wir's nämlich kommen und die Generalin, die jenes Klima kennt, zweifelt nicht, daß alles ſo aufwachſen und zu Elzheim's Adelsverleihung erblühen müſſe. Nun macht der neue Herr «Baron» Beſuche, auch beim General von Saliſch, und bleibt mit dem Herzen an Antonien von Sachtleben hangen, die er ſchon in Pyrmont verehrt hat. Niemand ahnt, daß dabei der ganze Cauſalnexus, wie wir Gelehrte es nennen, ſich umgekehrt hat: was Grund des Geſchäfts war — die Neigung Gottfried's für Antonien — erſcheint als Folge, die Wurzel als die Blume des Unternehmens. Was bei alledem die Generalin ſich als Rückwirkung auf ihre eigene Stellung verſpricht, überlaſſe ich den eigenen Träumen der klugen Frau.

„Auf dieſe Perſpective der nächſten Zukunft beſchränke ich mich für heute, mein geehrter Freund. Gottfried wird in dieſen Tagen Stimmung und Muße haben, Ihnen in ſeinem Sinn oder aus ſeinem Geſichtspunkt zu ſchreiben. Er hat auch nun, wie er mir ſagt, das Pecuniäre ſeiner Geſchäftsablöſung oder ſeines Ablöſungsgeſchäfts mit Ihnen zu verhandeln. Bis zu ſeiner förmlichen Bewerbung um das Fräulein von Sachtleben wird noch eine Weile hingehen; denn die ganze Angelegenheit kann nur ſacht betrieben werden. Vielleicht ſehe ich Sie dann beim Verlobungsfeſte, — wenn Sie es nicht etwa bedenklich finden, die für den Bruder ſich bildende und läuternde Herzensneigung durch Herzenserinnerungen aus Pyrmont zu ſtören, zu trüben.

„Ich ſelbſt ſchließe mit herzlichen Grüßen. Eine zur Cur angekommene Dame aus unſerer Reſidenz erwartet mich zur Stunde. Schade, mein Freund, daß Sie fort ſind: das wäre vielleicht eine Erſcheinung, von der Sie angezogen würden, eine Primaſchönheit bürgerlicher Herkunft, — Bella Bußler von Geburt, Frau von Hermshauſen als junge Witwe ihres alten, reichen Erblaſſers. Vor ihrer jetzigen Trauer hat ſie durch Geſchmack in Putz und Aufwand unſere Damen angeeifert und oft geärgert, und fortan wird ſie durch ihre Schönheit und ihr Vermögen der Gegenſtand eifrigſter Bewerbung für unſere Männer von Schwert und Feder werden. Soll mich verlangen, nach welcher dieſer Ehrenwaffen ſie demnächſt greifen wird. Der Bakel des Schulmonarchen —

tritt anſpruchslos zurück und von meiner Selecta iſt keine Rede.

„Leben Sie wohl!“

Als Thereſe den ihr zum Leſen mitgetheilten Brief dem Bruder zurückgab, ſagte ſie ſchalkhaften Lächelns:

Siehſt du, Albert! Wie ich dir vorausgeſagt, brachten ſchon die Rubinen dem Bruder gute Mienen. Machen wir uns darum keine Sorge um eine befriedigende Entwickelung ſeiner — in unſern Augen freilich noch bedenklichen Heirath. Ich habe weiter darüber nachgedacht und halte es für kein unbedingtes Glück, für keine zuverläſſige Sicherheit, wenn ein weibliches Herz ſich gegen die wandelbare Außenwelt des Vergänglichen abſchließen und innerlich vertiefen will. Wie viel Gutes und Erfreuliches fließt uns nicht ſelbſt aus dem Wechſel und Unbeſtand der Dinge zu, die uns als eitel doch oft erſt mit dem Begriff und der Empfindung des Dauernden recht vertraut machen, oder über den Umfang des ewigquillenden Lebens belehren. — Was die ſpätere Verlobung unſers Bruders betrifft, mag dein Correſpondent recht haben, daß es für dich zu überlegen ſein dürfte, einer Einladung Gottfried's zu folgen. Der ahnt wol nichts von einem widerſprechenden Verhältniß zu Antonien. Zur Entſchädigung feiern wir recht bald meine Hochzeit. Nicht wahr? Der Vater hat nun gewiß nichts mehr einzuwenden. Und ſo kommt die zappelnde Sache endlich auf ſtehenden Fuß. Sei ſo gut, Herzensbrüderchen!

Sie umarmte ihn und bot ihm den lächelnden Mund zum Kuſſe.

Die Nachcur.

Zwiſchenzeit.

Mancher Badegaſt will die Erfahrung gemacht haben, daß die Nachwirkung gebrauchter Bäder und Brunnen ſich oft erſt im Spätherbſt des Jahres einfinde. Es läßt ſich auch denken, daß ein leidender Organismus die Einwirkungen, die er dort von außen und von innen empfangen, nur allmählich zu ſeiner Herſtellung verwenden kann. Nicht ſelten wird dann der Geneſende ſolcher leiſen Nachwirkung erſt inne, wenn ein Lebensbedürfniß ihn zu einer Anſtrengung nöthigt, zu der es ihm früher an Muth und Kraft gebrach.

Aehnliche Erſcheinungen kommen im Seelenleben der Menſchen vor, und ſo hatte unſere junge heimlich verlobte Freundin Antonie, geborene von Sachtleben, auch erſt in dauernder Ehe eine Nachwirkung der in Pyrmont überſtandenen heftigen Kriſe ihres liebeskranken Herzens zu erfahren.

Ueber zwei Jahre ſind nämlich verfloſſen ſeit jenem Morgen, an welchem die Generalin von Saliſch und ihre Nichte, nach kurzem Frühſtück von Elzheim und Lüdemann an den Wagen begleitet, Pyrmont mit ſchwerem

Herzen verließen. Beide Freunde folgten ihnen wenige Tage ſpäter nach der herzoglichen Reſidenz.

Hier ward nun der mit den Damen verabredete Plan zur Niederlaſſung Elzheim's — nur mit mehr Ernſt und Umſicht, als Lüdemann denſelben in ſeinem zweiten Brief an Albert Elzheim ſcherzhaft angedeutet hatte, in Angriff genommen.

Mit dieſer abzielenden Betriebſamkeit erwachte zuerſt in dem ergebenen Gemüth Antoniens eine lebhaftere Theilnahme an dem, was zu ihrer Zukunft vorbereitet wurde. Und da hier das Intereſſe der Baronin Heimendal, eines ihr läſtigen Hauſes loszuwerden, mit dem Wohlgefallen ihres fürſtlichen Gemahls, ein glänzendes Haus für die Reſidenzgeſellſchaft mehr zu gewinnen, glücklich zuſammenſtimmte: ſo fanden ſich eben wol der Kaufbrief über die ſchöne Beſitzung und der Adelsbrief für den Käufer ohne viel Bedenken zueinander. Damit dehnte ſich dann auch das neue Intereſſe Antoniens von dem Beſitz auf die Perſon ihres Zukünftigen aus.

Ein Umſtand, den Lüdemann als Vermittler einer ſo problematiſchen Ehe gar nicht in Berechnung gezogen, kam gerade der bevorſtehenden Verbindung zugut; denn daß Antonie die Tochter eines Hofmarſchalls und in der Atmoſphäre des Hofadels erwachſen war, erleichterte ihr die Schätzung alles deſſen, was ſie durch ihren Gemahl für das Leben gewann und was ihr Glück oder doch das Wohlbehagen ihrer Zukunft begründete.

Als nun das Gartenhaus, reparirt und höchſt geſchmackvoll eingerichtet, von den angeſehenſten Perſonen und vom Herzog ſelbſt beſichtigt und bewundert wurde, erwarb der neue Baron in Antoniens Augen an ſeinem Geſchmack und Aufwand gewiſſermaßen die ihm fehlenden Ahnen. Dabei entging ihr die Zuvorkommenheit nicht, womit vornehme Frauen, Mütter liebenswürdiger Töchter, dem Herrn von Elzheim begegneten. Sie empfand eine Regung von Eiferſucht, die ihrer wirklichen Liebe zuvorkam und ſie vermitteln half. — Dieſe Empfindungen und ſo manches, was zu Elzheim's Gunſten ſprach, vertiefte ſich um ſo mehr in ihrem Gemüth, als es ſich bis zur förmlichen Bewerbung und Verlobung geheim halten mußte.

Durch dieſe kam denn endlich das ungleichartige, zuerſt etwas ſpröde Paar doch nicht ohne Verdienſt des Bräutigams und nicht ohne Anerkennung deſſelben von Seite der Braut zuſammen. Allein die mit ſo vieler Klugheit eingeleitete Verbindung verſchlug gegen die Erwartung mancher einflußreichen Familien, die mit andern Ziffern auf ein anderes Facit gerechnet haben mochten. Einige hatten vielleicht ihre Abſichten ein wenig durchblicken laſſen und ſahen ſich für überliſtet an, indem ſie nun das anfänglich zurückhaltende Benehmen der Generalin und des neuen Barons als wohlüberlegt und berechnet erkannten. Sie hatten ſich täuſchen laſſen, obgleich ſchon früher von dem räthſelhaften Umgang beider in Pyrmont einiges verlautet hatte. Da fanden ſie es denn gar nicht unintereſſant, der Wurzel einer ſo geheimnißvoll geknüpften Verbindung nachzugraben, und ſo Lüdemann's Scherz, daß die Wurzel ſich unter der Blüte verſtecke, zu Schanden zu machen.

Doch unachtſam und arglos überließen ſich die Neuvermählten den Empfindungen ihres Glücks. Denn Glück konnte man von beiden inſofern ſagen, als Elzheim ſich mit ſeinem Herzenswunſch und Bedürfniß, mit ſeinem Familienſtolz und durch perſönliche Geltung höchſt befriedigt fand, Antonie aber wie aus einem angſtvollen Traum in einem ganz neuen Lebenskreis erwachte. Mit den ſchönen Mitteln ihres Gemahls hatte ſie durch die natürliche Herzensgüte und angewohnte Freigebigkeit deſſelben eine bisher in ihren Augen beneidenswerthe Macht gewonnen. In ihren geſchmackvollen Räumen, ihrem äußern Erſcheinen, ſowie durch Glanz ihrer Geſellſchaften, durch Aufwand bei Feſtlichkeiten konnte ſie vor manchen der angeſehenſten Häuſer der Reſidenz ſich hervorthun und dabei noch gegen ihren Oheim, den penſionirten General und ihre mütterliche Tante dankbar und wohlwollend erweiſen. Wenn ſie dann im Laufe zweier Jahre doch zuweilen der Ungenüge äußern Glücks, an das ſie ſich auch gar bald gewöhnte, mit Leid inne ward, ſo kam ſie im Verkehr mit einigen frommen Damen und deren geiſtlichen Freunden auf Werke chriſtlicher Wohlthätigkeit, die durch neues Intereſſe ihr Herz einige Zeit darüber täuſchten, daß es mit demſelben doch auch mehr bei äußerlicher Beſchäftigung blieb. Der religiöſe Schein, mit welchem es ſich umgab, hatte nicht einmal etwas Verſöhnendes für den heimlichen Groll, den ſie gegen Albert Elzheim empfand. Und wenn ſie damit ſelbſt gegen ihren Mann nicht immer an ſich halten konnte, ſo erneuerte ſie eben nur ihr erſtes gegen ihn begangenes Unrecht. Sie hatte ihm nämlich über ihre frühere Zuneigung für Albert ein freimüthges Bekenntniß zu thun anfangs unterlaſſen, machte ſich aber bei zunehmendem Wohlwollen und Einverſtändniß mit ihm heimliche Vorwürfe. Aber das Verſäumte ward nur immer drückender, und ſie ſuchte endlich — wie unſer Herz ſich über eigenes Unrecht ſo gern täuſcht — eine gewiſſe Rechtfertigung darin, daß ſie mit jedem Tage mehr Urſache fand, ſich über Schwager Albert's Betragen zu beſchweren, ihre Neigung mithin als erloſchen anzuſehen.

Albert hatte nach der Warnung, die er brieflich von Lüdemann erhalten, ſich nicht entſchließen können, der Einladung zur Vermählung Antoniens mit dem Bruder nachzukommen. Er konnte nicht zweifeln, daß Antonie in ihrem Herzen damit einverſtanden ſei und vermied daher auch in der nächſten Zeit jede Zuſammenkunft mit dem Ehepaar in Erwartung, daß ihre Verbindung ſich auch innerlich mehr und mehr befeſtigen werde. Und als ihn bald darauf ein eigenes Verhängniß nach England führte, kam es zu gar keinem perſönlichen Begegniß mit der neuen Schwägerin.

Wir erinnern uns, daß Albert, als er nach aufgelöſtem engliſchen Geſchäft mit dem Bruder nach Pyrmont kam, insgeheim mit der einzigen Tochter eines großen Geſchäftshauſes verlobt, die Mutter derſelben damit einverſtanden, der Vater aber für den Sohn eines Jugendfreundes entſchieden war. Gottfried Elzheim war nun infolge ſeiner Verlobung mit Antonien aus dem väterlichen Geſchäft getreten und für ihn Karl Vogtherr, der Verlobte der Schweſter Elzheim's, als Geſchäftsgenoſſe aufgenommen worden.

Bald darauf erkrankte wiederholt und ſtarb Vater

Elzheim, und kurz nach dieſem Hingange erhielt Albert von ſeiner Eliza die überraſchende Nachricht, ihr Vater willige jetzt in ihre Verbindung, wenn Albert ſich einrichten könnte, in deſſen Geſchäft zu treten, wenigſtens bis der einzige Sohn des Hauſes ſattelfeſter darin wäre. Die plötzliche Einwilligung hatte ſich auf einem echt engliſchen Wege gemacht, indem der Papa über eine beim jüngſten Pferderennen verlorene Wette ſich mit dem alten Freund entzweit hatte und mit Vergebung der Tochter an ihren Geliebten einen Trumpf ſeines Grolles auszuſpielen dachte. Begreiflich, daß der glückliche Albert eilen mußte, ſich der Gunſt des Augenblicks zu verſichern. Er gab die Schweſter ihrem Verlobten zur Ehe und nahm vom Bruder und der Schwägerin nur brieflichen Abſchied.

Frau von Elzheim mußte den Grund ſolcher Eile gelten laſſen; aber der Gegenſtand derſelben, das ihr noch unbekannte Verhältniß Albert's mit einer ſchönen und reichen Engländerin, überraſchte ſie höchſt unangenehm und regte ſie mit innern Widerſprüchen des eigenen Herzens auf. Herr von Elzheim begriff den widerwärtigen Eindruck nicht, den ſie ihm nicht ganz verbergen konnte. Er hatte kein Recht gehabt, ſeiner Frau ein vorehelisches Geheimniß des Bruders ohne deſſen Zuſtimmung zu offenbaren. Antonie fühlte das auch; aber freilich, hätte ſie dieſes Liebesverhältniß Albert's zur rechten Zeit gekannt, ſo wäre ſie nicht in die Verwickelung mit dem Bruder gerathen. Dennoch mußte ſie ſich geſtehen, daß ſie alle Urſache hatte, mit dem Gewinn aus dieſer Verwickelung, mit ihrer wenigſtens äußerlich ſo glücklichen

Lage zufrieden zu ſein, um ſo mehr, als der jüngere Bruder doch ſchon vorher für ſie verloren war. Nach und nach kam ſie in ihrer jetzigen frommen Richtung zur Faſſung, daß ſie in dem ganzen Verlauf jener pyrmonter Kriſe eine höhere Fügung zu erkennen glaubte.

Nun aber hätte ſie ihre frühere Neigung für Albert noch weniger geſtehen mögen; ſie war vielmehr froh, daß ſie es nicht gethan. Dabei blieb ſie fortwährend gegen den Schwager verſtimmt. — Ich ſehe nun doch ein, lieber Elzheim, ſagte ſie zu ihrem Manne, wie zart es von Albert gemeint war, daß er ſich ſo fremd und ſpröde gegen uns benommen: er wollte uns an eine engliſche Lady gewöhnen!

Aber es fügte ſich anders. — — Albert hatte urſprünglich und durch ſeine Vorbildung eine ideale Richtung. In Mitte der Vielthätigkeit ſeines kaufmänniſchen Berufs ließ er doch die Bedürfniſſe des Gemüths nie unbefriedigt neben der Ausbildung des Geiſtes. Die höhern Lebensfragen, — die Räthſel der Wiſſenſchaft, die Schöpfungen der Phantaſie in Kunſt und Dichtung erwarteten ihn ſtets vor der Thür der Geſchäftsſtube, und Schweſter Thereſe war die Prieſterin dieſes Cultus. Drüben aber, im engliſchen Klima, verlor er ſich gänzlich in der Liebenswürdigkeit ſeiner ſchönen Frau, ſelbſt vielleicht bis zum Wohlgefallen an ihren Fehlern. Sie neigte nämlich ſehr entſchieden im Geſchmack der Engländerinnen zu allem Uebertriebenen in Aufwand, Putz und zerſtreuenden Vergnügungen, in letztern ſelbſt ſo weit, daß ſie der Rückſichten nicht achtete, die ihr die ſchönſte Hoffnung ihrer jungen Ehe hätte auferlegen ſollen. So konnte ſie es ſich denn auch nicht verſagen, in dieſem Zuſtande den Ball zu beſuchen, den ein großes Geſchäftshaus zur Verlobung der Tochter, einer Freundin Eliza's, für eine zahlreiche Geſellſchaft gab. Der Bruder der Braut war eben zum Feſt vom Continent herübergekommen und beeiferte ſich, im Tanze mit Albert's reizender Frau zu zeigen, wie echt deutſch ſie beide den Walzer bis zum Hopſer ausführen könnten. Da mit einem mal reißt Eliza ihren Partner mit ſich fort ins nächſte Zimmer, erblickt noch ihren Albert, der mit Schreck ihr entgegeneilt, und ſtürzt aufſchreiend mit einem Bluterguß aus dem Munde vor ihm zu Boden. Albert hebt ſie empor und legt ſie — als Leiche auf den Divan.

Das Entſetzen der Anweſenden, die Verzweiflung der Angehörigen, die Zerrüttung des Gemüths, die den aus allen Himmeln des Glücks gefallenen Albert traf, entziehen ſich unſerer Betrachtung. Albert kam ſehr ſchwer, ſelbſt auf den Antrieb der trauernden Aeltern und der mahnenden Aerzte, zum Entſchluß, den Platz und das Klima ſolchen Erlebniſſes zu verlaſſen. Ein Arzt begleitete ihn über den Kanal zu den Seinen ins väterliche Haus.

Hier fand er zum Glück den Beiſtand der geliebten, ſeelenvollen Schweſter, die ihn mit ihrem herzlichen Zuſpruch endlich auch dazu brachte, in ihrer und eines Jugendfreundes Begleitung eine Fahrt in die Schweiz zu verſuchen. Mehr jedoch als die mächtigen Eindrücke der Alpen bewirkte eine glückliche Eingebung des Schweſterherzens. Sie brachte ihn unvermerkt wieder zu den Intereſſen des Geiſtes und des Herzens zurück, an denen vor der Heirath ſeine tiefer angelegte Seele ſoviel

Befriedigung in Stunden der Sammlung von Geſchäften gefunden, und deren ihn die Hingebung an eine weltvergnügte Frau durch ihre Liebe entwöhnt hatte. Sie war geneigt, den Bruder vielmehr durch ſein Unglück innerlich für gerettet anzuſehen, und nahm dieſes Geſchick gar nicht ſo ſchwer, als die andern es begriffen hatten. — Die Liebe war ihm eine Sirene, ſagte ſie einmal, aber eine chriſtliche, die nicht, wie die altheidniſchen, ihren Verlobten tödtete, ſondern ſelber mit dem Leben büßte.

Von nun an kehrte der Bruder bald auch wieder auf dem Comptoir ein und nahm die Leitung des Geſchäfts in die Hand. Dieſe Stimmung und Thätigkeit bewog eine Geſellſchaft von Eiſenbahnunternehmern, ihn für die diplomatiſche Unterhandlung zur endlichen Ausführung der wichtigen Nordſüdbahn durch die Provinz Buchenau zu gewinnen. An ihm glaubten ſie den richtigen Mann als geſchäfts- und lebensgewandt für eine ſo problematiſche Sache gefunden zu haben.

Mit dieſem flüchtigen Rückblick auf den Verlauf jener pyrmonter Herzenskriſe ſtehen wir vor einem Lebensereigniß, an welchem die glückliche Nachwirkung der Bade- und Brunnencur ſich an Frau von Elzheim verſuchen und bewähren mag.

Erſtes Kapitel.

Wir finden unſern alten pyrmonter Bekannten, jetzigen Herrn von Elzheim, zum erſten mal wieder in dem ſchönen Landhauſe, das er vor ſeiner Heirath von der Baronin Heimendal erworben hatte. Es lag dicht vor dem Friedrichshöher Thor an der Landſtraße, die zwiſchen artigen Gartenwohnungen nach dem Sommerſitze des Herzogs ſanft emporführte.

Hier am offenen Fenſter eines eleganten Hinterzimmers, das auf den ausgedehnten Hausgarten ging, ſaß der alte Freund an einem mit Zeitſchriften belegten Tiſchchen vor einem Glaſe Madera.

Draußen lachte der heiterſte Frühlingsmorgen: eine würzige Luft drang über den kleinen, mit blühenden Gewächſen geſchmückten Balkon herein, die Obſtbäume entfalteten da und dort ihre Knospen und die früheſten Singvögel wurden laut.

Ich weiß nicht, was es iſt, ſagte Herr von Elzheim halb für ſich, halb dem zum Weggehen gewendeten Diener zu Gehör, — aber die Frühjahre wollen nicht mehr ſo reizend kommen wie in meinen jüngern Jahren.

Ja wohl, Herr Baron, bemerkte der Diener. Mir geht's ſo mit den berliner Pfannkuchen, die auch nicht mehr ſo gut gebacken werden, ſeit ſie mir nicht ſchmecken.

Mit einer höhniſchen Geberde verließ er das Zimmer.

Elzheim überhörte die unſchickliche Bemerkung. Eine verdrießliche Gleichgültigkeit lag in ſeinen ſonſt nicht unmännlichen Zügen. Selbſt die Unzufriedenheit mit dem Tage, der ihm ſo lachend in die Augen ſah, ließ er, einmal ausgeſprochen, ohne weiteres hingeſtellt ſein.

Der Kammerdiener kehrte mit dem befohlenen Glaſe Lunel zurück und brachte Zeitungen und Briefe auf einem ſilbernen Teller mit.

Stell's da zum Madera, Joſeph! ſagte Herr von Elzheim, ſah ein um das andere Glas unſchlüſſig an und griff, wie aus alter Geſchäftsgewohnheit, nach den Briefen, von denen er aber nur den einen an ſich nahm, der des Bruders Hand und Petſchaft zeigte. Kaum aber hatte er ihn durchlaufen, als der Arzt eintrat, — ein ſtattlicher Mann, ſorgfältig gekleidet, etwas feierlich im Benehmen, nicht ohne geiſtreichen Geſichtsausdruck.

Sie kommen von meiner Frau, Herr Geheimrath: nicht wahr, es hat nichts zu ſagen? fragte Elzheim, und der Doctor beruhigte ihn mit Berufung auf ihre alten kleinen Anwandlungen.

Elzheim lud ihn zum Sitzen ein, indem er fortfuhr:

Ich freue mich, Sie zu ſehen, lieber Herr Geheimrath, aber im Ernſt, keine Redensart! Ich werde nämlich durch Ihren freundlichen Beſuch inne, daß ich doch für etwas Angenehmes noch empfänglich bin. Wiſſen Sie, ich fühle mich in dieſem Frühjahre recht ſchlaff, ſehr ſtumpf, — innerlich, meine ich, bei großer körperlicher Unruhe. Sagen Sie, ſetzte er lächelnd hinzu, ließen denn dieſe Wallungen, dieſe Schwindel ſich nicht aus dem Blut ins Gemüth verſetzen? Damit wäre mir geholfen: das Blut beruhigt, das Gemüth erregt!

Der Arzt lachte. — Ja wohl, ſagte er, das wäre nicht übel! Wenn wir ſo im Streite zwiſchen dem, was man als Leib und Seele unterſcheidet, ein Compromiß hätten! Wenn wir mit erhebenden Empfindungen eine ſchwindſüchtige Bruſt heilen, mit dem oft ſehr überflüſſigen Scharfſinn eines Mannes ſeiner trägen Verdauung aufhelfen könnten! Nicht übel, Herr Baron! Doch, möchten Sie denn die jugendlichen Schwindel, ich meine die gewöhnlichen Schwärmereien, noch einmal zurück haben? Ich denke doch, Sie hätten ſie gar wohl genoſſen?

Ja, das hab' ich, verſetzte Elzheim; vergeſſen Sie aber nicht, daß ich auch ganz unmenſchlich gearbeitet habe. Meine genfer Schule war ſtreng, meine Lehrzeit in Lyon ſehr hart, meine Geſchäftsführung in Liverpool höchſt angeſtrengt. O man hat keinen Begriff davon, wie drüben gearbeitet wird. Da wo „Zeit Geld iſt", hat man keine Uebergänge der Erholung: im Genuß eben ſucht man ſeine Herſtellung vom Arbeiten, und ich war in beiden gründlich, darf ich ſagen. Ja, mein lieber Geheimrath, Sie wiſſen, es gibt Jahre der Jugend, da man unter der Befriedigung ſeiner Begierden eine Welt der Freuden erſchöpfen zu können glaubt, bis man zuletzt inne wird, daß man ſich nur ſelbſt erſchöpft hat.

Ja doch, lachte der Doctor, man geht auf Wolle aus, wie's im Don Quixote heißt, und kommt geſchoren zurück. Das liegt einmal in unſerer auf alles Maßloſe geſtellten Zeit. Die Menſchen werden des Genießens nicht ſatt, bis ihnen der Genuß ſelbſt zum Ekel wird. Doch, Herr von Elzheim, kommen Sie denn nicht dem Salomoniſchen: „Alles iſt eitel auf der Welt“, zu früh auf die Sprünge? Was wollen Sie mit Ihren 50 Jahren, — oder kaum 50? Da fängt man ja erſt recht zu leben an. Kennen Sie die ſchöne Novelle Goethe's: „Der Mann von fünfzig Jahren“? Die müſſen Sie leſen.

Ich kenne manche Sachen von Goethe durch Vorleſen meiner Schweſter und vom Theater, antwortete er: was iſt es mit dem Manne von 50 Jahren?

Ei, der verliebt ſich noch einmal, unverheirathet, und wird geliebt von einer Nichte, die ihn auch nehmen will. Um jung genug zu erſcheinen, gebraucht er kosmetiſche Mittel und macht ſich in aller Weiſe liebenswürdig.

Ich bin nun aber verheirathet, kenne das Sichverlieben zur Genüge und bin meiner Frau liebenswürdig genug, wendete Elzheim ein: kosmetiſche Mittel kann ich alſo entbehren; aber *Reizmittel* könnte ich ſchon eher brauchen, — nicht um andere zu reizen, ſondern mich ſelbſt für manches andere. Sehen Sie, da ſteht z. B. Lunel und Madera, beide echt, wie Sie wiſſen: ich dachte beide in Eiferſucht zu ſetzen, ſich um mich zu bemühen, aber ſie ſtehen beide noch unberührt.

Nun, dann verſchmähen Sie beide! lachte der Arzt. Fangen Sie mit Abſtinenz, mit Verſagen an. Ihre jetzige Stimmung iſt ein Einfluß des Frühlings, wie dergleichen in Ihren Jahren nicht ungewöhnlich iſt. Hören Sie! Ich will Ihnen eine Cur fürs Frühjahr anordnen und rathe Ihnen dann zu einer Luftveränderung.

Ach ja! rief Herr von Elzheim. — Fangen wir recht bald mit der Cur an, denn eine Luftveränderung ſteht mir ſchon bevor. Mein Bruder kommt nämlich hierher als Bevollmächtigter der Eiſenbahnunternehmer zu Verhandlungen mit unſerer Regierung, und ich trete auf die Dauer dieſes Geſchäfts an ſeine Stelle im Comptoir.

So? fragte der Doctor. Will man's noch 'mal mit der Nordſüdbahn verſuchen? Hofft man unſern gnädigſten Herrn nach den bisher geſcheiterten Vorſchlägen doch noch zu einem Zugeſtändniſſe zu bewegen?

Mit ſchalkhaft vertraulichem Lächeln erwiderte Elzheim:

Man hat ſich endlich zu einem neuen Bewegungsmittel entſchloſſen, — zu einem Motiv, das vielleicht eher zur Locomotive für eine ſo ſchwere allerhöchſte Entſchließung dient. Actien, Herr Geheimrath, Actien ſetzen in Action. — Doch — ganz im Vertrauen, mein Freund!

Dieſe nachhinkende Empfindung ſeiner Uebereilung verwirrte Herrn von Elzheim ein wenig, ſodaß er froh war, als der Arzt den Gegenſtand fallen ließ und nach dem erwarteten Bruder fragte. — Sie haben ja nur den einen, wenn ich nicht irre, ſagte er. Es iſt alſo derſelbe, der mit Ihnen in Pyrmont war? Jünger als Sie? Sehr angenehm, daß wir ihn endlich kennen lernen!

Ich freue mich auch ſehr, erwiderte Elzheim etwas zerſtreut. Sie wiſſen ja, daß er länger abweſend, ich meine in England war, und welcher ſchwere Verluſt ihn dort betroffen hat, meinen edeln herrlichen Albert! Wie hätte er damals in Pyrmont nur die leiſeſte Ahnung von dem Verhängniß ſeiner geliebten Eliza faſſen können!

So hatte er alſo ſchon damals dieſe Bekanntſchaft? fragte der Arzt, worauf Elzheim antwortete:

Nun ja, es iſt jetzt kein Geheimniß mehr, wie es damals unter uns beiden Brüdern war. Das damals noch nicht ausgeſprochene, noch nicht abgeſchloſſene Verhältniß erforderte die zarteſte Verſchwiegenheit, legte aber auch dem Bruder die größte Vorſicht in ſeinem geſellſchaftlichen Benehmen auf. Die Damen unſerer Bekanntſchaft begriffen, wie es ſchien, die Haltung oder Zurückhaltung eines ſo liebenswürdigen jungen Mannes nicht.

Bei der Lebhaftigkeit dieſer Erinnerungen bemerkte Elzheim nicht, wie geſpannt der Doctor ihm zuhörte und ihn mit taſtenden Bemerkungen anregte. Ein anfahrender Wagen unterbrach die Unterhandlung, und der Diener meldete Se. Excellenz den Herrn Finanzminiſter. — Zur Frau Baronin! befahl Elzheim. — Merken Sie, Herr Geheimrath, flüſterte er lächelnd, der Tender zur neuen Locomotive kommt angefahren.

Dann laſſen Sie mich die Excellenz lieber von meinem Standpunkt vorerſt als die Wetterfahne zu Ihrer Luftveränderung anſehen, erwiderte der Arzt lachend; aber wir ſprechen erſt noch darüber.

Unten im Vorgarten begegnete er dem Pfarrer Aßbrand, faßte ihn unterm Arm und führte ihn ohne weiteres mit ſich fort.

Oben iſt der Finanzminiſter, ſagte er, und ich habe Neuigkeiten in der Taſche. Begleiten Sie mich!

Beide waren Freunde und Vertraute eines kleinen adeligen Bundes, der nach oben, nach der Hofſeite, als Treubund zu glänzen ſuchte, nach unten aber, in den Augen des Volks, als Muckerthum übel angeſehen war. Aßbrand machte, ſozuſagen, den Miſſionar des Bundes, der das Schibbolet, das Erkennungszeichen des „Chriſtlichen“ für denſelben aufrecht zu halten ſuchte. Eine Zeit lang hatte man ſich in der höhern Geſellſchaft für die räthſelhafte Verbindung Fräuleins von Sachtleben gerade mit dem ältern Elzheim intereſſirt. Man vermuthete ein Kunſtſtück der Tante Generalin. Nachher, als dieſe von der Reſidenz entfernt lebte und das Elzheim'ſche Haus immer angenehmer wurde, erkaltete dieſes Intereſſe. Der General war nämlich ſeit vorigem Herbſt nach der Provinzialſtadt Buchenau übergeſiedelt, wo es ſich nicht blos billiger, ſondern auch unbefangener leben ließ. In der Reſidenz fühlte er ſich zurückgeſetzt und die Generalin hatte bemerkt, daß ſie beide bei der Ungnade des Herzogs den Verkehr der Hofgeſellſchaft mit Herrn von Elzheim ſtörten. Nur die ſogenannten Mucker beſchäftigten ſich noch im ſtillen mit dem Ehegeheimniſſe der ſchönen, liebenswürdigen Frau; wobei beſonders jene beiden Freunde, vielleicht nur, weil ſie als Seelſorger und Leibarzt Antoniens mehr Gelegenheit hatten, Blicke in das Seelenleben derſelben zu thun, ſich eifriger auf der Spur jenes Geheimniſſes hielten. Jedenfalls war es der Gegenſtand der vertraulichen Mittheilungen des Geheimraths.

Inzwiſchen hatte Herr von Elzheim den Schlafrock mit einem Hausrocke vertauſcht und war nach dem Empfangszimmer ſeiner Gemahlin geeilt. In der Art, wie er ſie und den Miniſter begrüßte, verrieth ſich der feine, vornehme Mann, der ſich ſelbſt etwas vom Ton und der Mundart der Reſidenz angeeignet hatte. Nur wenn er ſich dann und wann in ſeinen hergebrachten Anſchauungen und Meinungen gefiel, erinnerte er, oft mit ſtolzer Abſicht, an ſeine frühere kaufmänniſche Unabhängigkeit, was ihm denn auch die in Hofkreiſen angenommene Bezeichnung des „Parvenu“ erneuerte.

Zu gleicher Unbefangenheit fand er ſich denn auch jetzt aufgelegt, als der Miniſter ihm über den Stand der Eiſenbahnangelegenheit Mittheilung gemacht hatte. Die Aeußerung deſſelben, daß es ihm endlich gelungen ſei, die Genehmigung des Herzogs bis auf einige kleine Bedenklichkeiten durchzuſetzen, reizte ihn.

Wir kennen ſie ja, dieſe Kleinigkeiten, Excellenz! lachte er; wir hoffen ſie aber, der Hauptſache zum Beſten, mit Hülfe der Frau Baronin Heimendal aus dem Wege zu räumen.

Der Miniſter wußte wohl, in welche gute Beziehungen Elzheim durch den Hauskauf mit der fürſtlichen Gemahlin gekommen war und worauf dieſe Aeußerung zielte. Er fürchtete ſeinen Einfluß bei der ihm ſo wichtigen Sache zu verlieren und fiel lebhaft ein:

Nun ja doch, lieber Elzheim, wir beide wiſſen gar wohl, wie nothwendig und ſegenreich das neue Unternehmen fürs Land iſt. Wir ſehen auch ein, daß es manchmal zum guten Zweck nicht anders geht, als indem man dem Fürſten die Vortheile einer Anſtalt dicht unter die Augen rückt und ihn den eigenen Gewinn ſozuſagen an den Fingern berechnen läßt. Aber dies muß mit Takt, aus fürſtlichen Geſichtspunkten —.

Und zugleich — unterbrach ihn Elzheim, von unſerer Seite mit dem Stolze bewirkt werden, daß der Kaufmann heute ſo fürſtlich auftreten muß, als der Fürſt ſich herabläßt, kaufmänniſch zu handeln.

Nun, nun, verſetzte etwas kleinlaut der Miniſter, indem er ſich zum Weggehen erhob, Ihr Herr Bruder wird das bei Hofe mit Klugheit und Delicateſſe angreifen. Machen Sie mich nur gleich mit ihm bekannt. Ich kenne ihn zwar von Perſon und — Savoir faire noch nicht, aber gewiß haben die Unternehmer einen feinen gewandten Unterhändler an ihm gewählt. Er ſoll nur bald kommen.

Er wird es, Excellenz, verſicherte Elzheim, und damit ihn auch die Geſchäfte unſers Hauſes nicht aufhalten, reiſe ich hin und trete auf die Dauer der Verhandlungen dort ein.

Du denkſt zu verreiſen, lieber Elzheim? fragte Antonie betroffen. Und dein Bruder Albert —? Mein Gott, du haſt mir ja noch kein Wörtchen davon geſagt?

Elzheim, ſeines Unbedachts erſchrocken, blickte ſie mit befangenem Lächeln an. — — Es iſt auch das Allerneueſte, liebe Antonie, ſagte er. Eben hat mich der Arzt erſt noch vollends beſtimmt, indem er mir eine Luftveränderung anrieth. Dieſe finde ich ja, wenn ich dorthin reiſe, und kann bei dieſer Gelegenheit auch nach ſo langer Zeit wieder einmal einen Blick in den Stand unſers Vermögens thun.

Dieſes Wort: „Unſer Vermögen“, worin ſich die ganze Liebenswürdigkeit ihres Gemahls ausſprach, machte den beſten Eindruck bei Antonien.

O gewiß, beſter Elzheim, ſagte ſie, wenn es um deine Geſundheit gilt, wollen wir ja nichts verſäumen. Ich bin ganz einverſtanden mit deinem Vorhaben: es überraſchte mich nur ſo! — — Ja, ſetzte ſie lächelnd hinzu, ich laſſe es mir ſelbſt zugut kommen und beſuche während deiner Abweſenheit die lieben Aeltern in Buchenau. Eine Luftveränderung wird auch meiner jetzigen Verſtimmung dienlich ſein. Meinſt du nicht, lieber Elzheim?

Elzheim, der raſch ihren Hintergedanken durchblickte, verſetzte mit merklichem Verdruß:

Jetzt, Antonie, verreiſen? Du haſt überhört, daß Albert hierher kommt, und bedenkſt nicht, wie ſehr es auffallen würde, daß du ihm ausweicheſt.

Ich ihm ausweichen? erwiderte ſie auffahrend und erröthend. Doch indem ſie ſich des anweſenden Miniſters beſann, ſprach ſie mit erzwungener Faſſung:

Ich weiß nicht, wie du zu ſolcher ungerechten Beſchuldigung kommſt, Elzheim. Stehen Sie mir bei, Excellenz! Sie haben vorhin ſelbſt bemerkt, daß Sie den erwarteten Bruder noch nicht kennen: ſagen Sie ſelbſt, iſt es nicht — ich will wenig ſagen — höchſt auffallend, daß er ſich nun über zwei Jahre ſo unaufmerkſam gegen uns benimmt?

Der Miniſter, der inzwiſchen mit der Miene der Unaufmerkſamkeit den Tabak vom Rande ſeiner goldenen Doſe eingeſtrichen und eine Priſe genommen hatte, entgegnete:

Ich kann mir keine Abſicht dabei denken, gnädige Frau. Er unterhält ja doch Correſpondenz?

Nun ja, ſein Betragen mag mir gelten, verſetzte ſie, aber darum dürfteſt du es um ſo weniger übel nehmen, lieber Elzheim, wenn ich mich dann und wann über den Bruder vielleicht etwas lebhaft beklagt habe. Gut, ich werde ihm nicht ausweichen, und wenn du ihm ſeine Unmanier für dich und mich nachſehen willſt, ſo werde ich es an mir nicht fehlen laſſen, ihn ſchicklich zu empfangen.

Ich danke dir, liebe Antonie, ſagte Elzheim. Es iſt wahr, Excellenz, mein Bruder hat bei aller herzlichen Correſpondenz ſich uns perſönlich in etwas auffälliger Weiſe entzogen. Doch war er auch längere Zeit in England und hat ſchweres Unglück erlebt. Und darum, beſte Antonie, wollen wir ihm verzeihen und nicht weiter fragen, ob und welches Misverſtändniß oder Vorurtheil ſein Benehmen mitbeſtimmt habe.

Bedenken Sie auch, meine gnädige Frau, bemerkte lächelnd der Miniſter, zu welchem guten Zwecke Herr Elzheim hierher kommt, und daß Ihnen der kurze Aufſchub Ihres Beſuches bei Herrn und Frau General von Saliſch in Buchenau durch eine Eiſenbahn vergütet wird, auf der Sie ſpätere Beſuche im Flug machen können. Wir wollen ihn daher recht willkommen heißen.

Hiermit empfahl er ſich, wie er meinte mit einer geiſtreichen Wendung, während Antonie ſeine Worte als eine wenig zarte Zurechtweiſung mit Verdruß empfand. Dieſen Verdruß verbeſſerte auch ihres Mannes Humor nicht, als er den Miniſter hinausbegleitete und lachend ſagte:

Sehen Excellenz, wie ſeltſam, daß ein ſo glückliches Paar, wie Sie uns hier kennen, ſich zum erſten mal ein wenig entzweit im Augenblick, wo es nach verſchiedenen Seiten eine Luftveränderung vornehmen will! — —

Er ſelbſt betrat mit dieſem Scherz wenig zufrieden ſein Zimmer. Es verdroß ihn, daß er ſich vor der Excellenz ſo hatte zuſammennehmen müſſen und daß Antonie ſo wenig Herrin ihrer Verſtimmung gegen Albert geweſen war. Solche nachtragende Empfindlichkeit lag ſonſt gar nicht in ihrem Weſen, und es wollte ihn bedünken, Albert müſſe es früher doch in etwas ſtark gegen ſie verſehen haben.

Er ging lebhaft hin und wieder, bis ihm zu ſeiner Zufriedenheit einfiel, daß ihn doch etwas noch reizen und aufregen könne. Was brauche ich den Arzt, lachte er, ich halte mich ans Leben! Nun beſann er ſich auch, daß er die ärgerliche Scene ſelbſt durch Unvorſichtigkeit veranlaßt habe, indem er Antonien zur rechten Zeit mit der Sache hätte bekannt machen ſollen.

Er ſuchte Albert's Briefe zuſammen und durchblickte ſie flüchtig.

München

Zweites Kapitel.

Antonie war inzwiſchen ſehr niedergeſchlagen auf ihrem Zimmer zurückgeblieben. Sie machte ſich Vorwürfe darüber, daß ſie ihren Unwillen über Albert nicht beſſer beherrſcht und eine häusliche Mishelligkeit preisgegeben habe, nachdem es ihr bisher ſo gut gelungen war, alles Räthſelhafte ihrer anfangs befremdlichen und vielbeſprochenen Ehe der Geſellſchaft zu entziehen und es im Schein innigſter Befriedigung aufzulöſen. Es beunruhigte ſie zumal um ihres Gemahls willen, der es nicht verdiente und dem ſie vielmehr eine geheime Schuld ihres Herzens zu bekennen gehabt hätte. Dazu kam die aufgeregte Erinnerung an Albert, den ſie ſeit Pyrmont nicht geſehen und nun empfangen ſollte. Welche Erklärungen über dieſe Vergangenheit ſtanden ihr bevor! Welches Benehmen gegen den Mann ſollte ſie beobachten, der, wie ſeine Zurückhaltung verrieth, das Geheimniß ihres Herzens erkannt hatte.

Offenbar war dieſes Herz noch in ſeinen Erinnerungen befangen, ſonſt hätte ſie wol eingeſehen, daß ein heiteres Ignoriren die beſte Auskunft abgeben würde.

Thränen traten ihr ins Auge, — aus Leid, Unruhe, Beſchämung und Unwillen gemiſchte Thränen. Sie wußte ſich nicht gleich zu faſſen, und der Gedanke, ihr Mann möchte zurückkehren, ſich mit ihr zu erklären, ängſtigte ſie ſo, daß ſie ſchnell ihren Gartenhut und ein Tuch ergriff und in einer Art von Flucht nach der Treppe eilte.

Im Augenblick trat Elzheim, mit Briefen in der Hand, aus dem Zimmer. — Du willſt in den Garten, liebe Antonie, ſagte er freundlich. Ich wollte dich um Verzeihung bitten. Wir haben wol beide gefehlt, ich nehme aber die Veranlaſſung auf meine Rechnung. Ich hätte dich früher mit der Angelegenheit bekannt machen, dich nicht damit überraſchen ſollen: ich fürchtete nur deine alte Verſtimmung gegen Albert. Seine wirkliche Ankunft hat er mir aber auch erſt dieſen Morgen gemeldet. Da nimm die Briefe mit; es iſt auch deiner darin gedacht. Alſo iſt nun alles wieder gut, und du vergibſt mir, nicht wahr?

Bewegt, aber ſtumm umarmte ſie ihn, nahm die Papiere an ſich und ging mit zulächelndem Gruße die Treppe hinab.

Auf der nächſten ſchattigen Gartenbank nahm ſie Platz und entfaltete die Blätter. Das frühere Schreiben enthielt mehr die Geſchichte des Unternehmens, zu dem Albert ſich entſchloſſen, nebſt Andeutung der Mittel und Wege zum endlichen Ziele der fürſtlichen Genehmigung der Eiſenbahn. In dem neueſten Briefe aber, worin er ſeine bevorſtehende Ueberkunft ankündigte, ließ er ſich aufs herzlichſte aus. Er gedachte der verhängnißvollen Wandlungen ſeines Lebens, die nun endlich zur alten brüderlichen Einigung zurückführten. Er ſchloß Antonien mit den innigſten Erinnerungen ein, ohne nur irgend der Entfremdung zu gedenken, in der er ſich gegen ſie gehalten hatte; wodurch dieſelbe allen Schein einer Abſichtlichkeit verlor.

Antonie war von den angedeuteten Erlebniſſen Albert's ſehr ergriffen, von den innigen Worten, mit denen er ihrer ſelbſt gedachte, ſehr bewegt. Dennoch ließ das Geleſene keine befriedigende Stimmung zurück. Was ſie zuerſt für Albert empfunden, und was ſpäter ſie gegen ihn ſo unwillig getragen hatte, wollte ſich ſobald nicht ausgleichen, und eine Ahnung überkam ſie all des Ungewiſſen, wodurch dieſe Miſchung ſich löſen und läutern ſollte.

Inmitten dieſer innerlich kämpfenden Unruhe ließ Pfarrer Aßbrand ſich anmelden. Wahrſcheinlich hatten ihn die Mittheilungen des Arztes zu lebhaft zu eigenem Forſchen angeregt, um ſeinen Beſuch auf einen andern Tag zu verſchieben.

Antoniens erſte Empfindung war, daß er ihr eben recht ungelegen käme. Indem ſie aber nicht gleich einen ſchicklichen Vorwand, ihn abzuweiſen, fand, erhob ſie ſich, ihm entgegenzugehen. Die Begegnung mit ihrem frommen Seelſorger erinnerte ſie an die Uneinigkeit mit ihrem Manne, die ihr jetzt als ein begangenes Unrecht erſchien, ſodaß ſie ihren innern Kampf als einen Gewiſſensſcrupel empfand, und der unerwartete Beſuch für ihre Empfindung eine höhere Bedeutung annahm. Sie nickte dem von weitem grüßenden Geiſtlichen zu und hatte wirklich die lebhafte Anwandlung von dem, was ſie ihm als Gruß entgegenbrachte:

Heute, lieber Herr Pfarrer, kommen Sie nicht eigentlich, ſondern werden mir zugeſendet, ſagte ſie. Ich heiße Sie willkommen!

So wiſſen wir oft nicht, was uns treibt! antwortete er. Ich ging als ein Bedürftiger von Hauſe und erſcheine hier als einer, der etwas bringt? Das nenne ich Glück, gnädige Frau, — wenn es nicht ein höherer Antrieb iſt!

Sie ein Bedürftiger? verſetzte Frau von Elzheim. Ich bin ſehr verlangend. Laſſen Sie uns aber dort den ſchattigen Sitz nehmen.

Sie wendete ſich einem Zelte zu, das von dem Hügel, auf dem es ſtand, einen artigen Ausblick hatte. Und nun, Herr Pfarrer — Ihr Bedürfniß?

Eine gütige Nachſicht und Entſchuldigung, meine gnädige Frau, die ich mir von Ihnen erbitte. Es iſt doch heute unſer Wochenabend bei Ihnen; da bekomme ich nun von Frau von Hermshauſen, obſchon ſie dieſen Umſtand kennt, eine — wie ſie mir ſagen läßt, unabweisbare Einladung. Sie will's bei Ihnen verantworten, daß ich unſerm feſten Abend untreu werde.

Gewiß, Sie müſſen hingehen! fiel Antonie ein. Die Anliegen der ſchönen Bella ſind gewöhnlich von ſo eigener Art, daß ſie ſchnell befriedigt werden müſſen, oder es kommen ihr gleich wieder andere und vielleicht ſolche, für die Sie dann nichts thun können. Die Wünſche der ſchönen Witwe erinnern mich an die Ephemeren, die man des Sommerabends am Waſſer in dem Augenblicke fliegen ſieht, wo ſie eben ſterben.

Vortrefflich, meine Gnädige! verſetzte er; ſie unterbrach ihn aber mit der Frage:

Ich höre ja, unſer guter Studienrath gehört auch zu den Anbetern der Frau Bella?

Anbetern, glaube ich nicht, lächelte der Pfarrer; vielmehr ſcheint mir, ſie ſelbſt bemüht ſich um ſeinen Umgang, in Abſicht, etwas von ſeiner anerkannten Bildung auf ſich fallen zu laſſen. Es iſt ihr doch empfindlich, daß man ſie nur fürs Aeußerliche gelten läßt, für ihre Schönheit, ihren Putz und Aufwand. Der Spottname unſerer eiferſüchtigen Damen, „die Staatspuppe“, verdrießt ſie, ſcheint's, doch ſehr. Und in der That fehlt es ihr nicht an Sinn, Intereſſe und Urtheil auch für höhere Zwecke.

So gehen Sie denn hin, Herr Pfarrer, gab Antonie die etwas gereizte Antwort. Vielleicht helfen Sie ihr auch noch zu religiöſer Erleuchtung. Ich habe ohnehin noch einen Grund, unſern heutigen Abend aufzugeben. Ich ſagte Ihnen noch nicht, daß mein Mann in der Kürze zu verreiſen denkt. Und nun komme ich auf den Gegenſtand, wegen deſſen ich Sie als mir zugeſendet begrüßte. Der Arzt empfiehlt eine Luftveränderung für Elzheim. Dazu gibt ihm nun das große Geſchäft ſeines Bruders Gelegenheit. Die Sache bringt es aber mit ſich, daß zu derſelben Zeit der Bruder hierher kommt. Und nun, fuhr ſie etwas befangen fort, kommt meine Beichte. Es iſt wahr, der Schwager hat eine wichtige Verhandlung mit unſerer Regierung, und es iſt das Schicklichſte von der Welt, daß er in ſeines Bruders Hauſe einkehre. Das aber kam mir eben ungelegen; es ſtörte mich beſonders auch in meinem Vorhaben, die Aeltern zu beſuchen, was mir gerade jetzt ein Bedürfniß iſt. — Dennoch hatte ich unrecht, gegen meinen guten Mann barſch zu thun, und — meinem Widerſpruch oder — wie ich meinte, einer innern Warnung ſoweit nachzugeben. Helfen Sie mir über dieſe Zweifel hinaus, mein Seelenfreund!

Daß Frau von Elzheim gegen ihre ſonſtige Gewohnheit mit einem ſolchen Bekenntniſſe herausging, verräth uns etwas von der religiöſen Richtung, die ſie genommen hatte. Doch war ſie noch in keine völlige Abhängigkeit gefallen; denn bei aller Hingebung an die geiſtliche Führung ihres geiſtlichen Gewiſſensraths behielt ſie doch eine Art von Mistrauen in ſeine Perſon. Aßbrand war nicht fein und geſchickt genug, ſeine Nebenabſichten immer unter ſeinen religiöſen Geſichtspunkten zu verbergen; man fühlte ihm leicht etwas Lauerndes an. So begleitete auch jetzt wieder ſein forſchendes Auge die ſalbungsvollen Worte, mit denen er ſich äußerte:

Zuerſt könnte man wol ſagen, — was eine ſo entſchiedene Schicklichkeit fordere, ſolle man nicht unterlaſſen, vielleicht nur, weil uns dabei ein wenig bangt. Solch Bangen rührt oft nur davon her, daß etwas uns ungelegen kommt, wie es ja hier auch Ihr Fall iſt. Allein Sie ſprechen auch von einer innern Warnung. Solche Mahnungen der Seele gibt es, ſie laſſen ſich nicht ſo wegreden. Wenn nun auch das Schickliche, — oft eine Kleinigkeit — im Rechte des Augenblicks iſt: ſo beziehen ſich ſolche innere Stimmen meiſt weiter in die Zukunft hinaus, vielleicht auf die Perſonen, mit denen man eben in eine bedenkliche Conjunction, — wie man eine Verbindung von Wandelſternen nennt, treten ſoll. Nun kenne ich freilich den zu erwartenden Gaſt nicht, um zu prüfen, inwieweit ſolches hier der Fall ſein könnte.

Antonie ſah mit lächelnder Verlegenheit vor ſich hin, als ſie den Mann bezeichnen ſollte, der ſie beunruhigte. Sie empfand ihre Uebereilung gegen den geiſtlichen Freund, und ihre gewohnte Zurückhaltung trat dem ängſtlichen Bedürfniß der Herzenserleichterung in den Weg. Ausweichend erklärte ſie über eine Weile:

Ich ſchäme mich der Kinderei und daß unſer Herz Schwachheiten der Art unterworfen iſt. Sehe ich doch nun ein, daß ich wahrſcheinlich blos eine mädchenhafte Empfindlichkeit noch immer nicht überwunden habe. Herr Elzheim, der erwartete Schwager, begegnete nicht immer artig oder nur ſchicklich ſeiner neuen Schwägerin. Da Sie ihn hier kennen lernen, ſo ſage ich noch Folgendes im Vertrauen. Ich lernte ihn zuerſt in Pyrmont kennen, als er mit meinem jetzigen Mann dahinkam. Damals betrug Albert, wie er heißt, ſich ſehr rückſichtsvoll und mit zarter Aufmerkſamkeit gegen mich, und wir, Tante und ich, hatten einen gar lieben Umgang mit ihm und dem Bruder, der ſich damals um mich bewarb. — Nachher — — vernachläſſigte er mich offenbar, verließ Pyrmont in auffallender Weiſe und als ich mit meinem Manne auf unſerm Hochzeitausfluge die Handelsſtadt beſuchte, war er verreiſt. All dieſe — wie ſoll ich ſagen? — Unachtſamkeiten empfand ich, etwas verwöhnt, wie

Sie mich kennen, wieder lebhaft, als mein Mann ihn mir zum Beſuch ankündigte. Daher mein jäher Widerſpruch. Ich ſollte ihn als Gaſt — ſogar in Abweſenheit des Hausherrn, empfangen. — Ich nahm das für eine Zumuthung.

Der Pfarrer, dem ihre Befangenheit nicht entging, fand Albert's Benehmen ſehr auffallend und meinte, beide Brüder müßten einander ſehr unähnlich ſein: Herr von Elzheim erſcheine doch überall als ein wahrer Gentleman.

Nein, Herr Pfarrer, darin ſteht Albert nicht zurück, fiel ſie lebhaft ein. Es iſt nur eine äußerliche Unähnlichkeit: er iſt jünger und dabei ein ſehr hübſcher Mann, kein Höfling, aber einnehmend durch einfache Offenheit, bei innerlich doch auch großer Geiſtesbildung und edler Geſinnung.

Dann freilich müſſen wir für ſein Benehmen einen tiefern Grund ſuchen, bemerkte Willbrand mit einem lächelnd eindringenden Blick.

Antonie erröthete. Sie glaubte ſich durchſchaut und erwiderte mit einer gewiſſen abwehrenden Haſt:

O ja, Herr Pfarrer, — ich bin ſpäter auch klar darüber geworden: Albert war unzufrieden damit, daß der Bruder bei unſerer Heirath aus dem Geſchäfte treten wollte. Denn er ſelbſt trug ſich damals ſchon mit dem Gedanken, nach England zurückzukehren, wo ihn die Liebe zu einer ſchönen und reichen Engländerin feſſelte, deren Hand er auch nachmals erhielt. Ich hatte dieſen Umſtand zu ſpät erfahren.

Zu ſpät? fragte er ſo haſtig, daß ſie ſofort inne ward, wie weit ſie in ihrer Verwirrung das Geheimniß ihres Herzens preisgegeben hatte. Als daher Aßbrand weiter ſprach:

Vermuthlich war auch Herr Elzheim damals ſchon mit der jungen Dame verlobt, die er nun ſo bald und auf ſo ſchreckliche Weiſe verloren hat? fiel Antonie ungehalten ein:

Sie ſcheinen ſehr zerſtreut, Herr Pfarrer. Woran denken Sie denn, und kommen ganz von meinem Anliegen ab?

Verzeihung, meine gnädige Frau! erwiderte er. Sie ſelbſt haben mich auf Ihre frühern Kränkungen zurückgeführt und nun freue ich mich erſt recht, daß Sie den chriſtlichen Muth in Ihrem Herzen gefunden haben, mit Selbſtüberwindung und mit dem Opfer Ihres Beſuchs bei den lieben Aeltern den unglücklichen Bruder Ihres Gemahls zu empfangen und aufzurichten. Und welche Liebe beweiſen Sie dadurch zugleich gegen Herrn von Elzheim!

Gut, lieber Aßbrand, da kommen wir nun auf mein Anliegen, erwiderte ſie mit befangenem Lächeln. Gehen Sie einen Augenblick zu ihm und ſagen ihm ein paar Worte über ſeine vorhabende Reiſe, und wie heiter ich Ihnen dieſe Mittheilung gemacht habe.

Und indem ſie ihm die Hand reichte, ſetzte ſie hinzu:

Sehen Sie, wie richtig ich doch Ihren Beſuch für eine Miſſion genommen habe. Nur laſſen wir keine Misverſtändniſſe aufkommen!

Kaum aber hatte er den Rücken gewendet, als ſie ausrief:

Gott, was dieſe Menſchen zudringlich ſein können — dieſe Hochwürdigen!

Mit dieſer Empfindung athmete ſie aus ihrem ängſtlichen Gemüth auf und beſann ſich ihrer weltlichen Häuslichkeit. Ihre Gedanken wendeten ſich der Ueberlegung ihrer Einrichtung für Albert's Empfang zu. Und wie ein guter Gedanke ſich nicht gern allein einfindet, ſo hatte ſie auch jetzt eine glückliche Eingebung, womit ſie ihrem herankommenden Gemahl entgegenging und ihn umarmte.

Vertraulich, Arm in Arm, theilte er ſich ihr nun auch über die Angelegenheit, in welcher Albert erwartet wurde, umſtändlicher mit. Die Unternehmer der Eiſenbahn, ſagte er, haben ſich endlich dazu verſtanden, dem bornirten Eigenwillen des Herzogs auf einem ſtillen Seitenpfade beizukommen. Seine Gemahlin, unſere gute Freundin, Baronin von Heimendal, hat, wie du weißt, ein ſehr mütterliches Herz und nimmt gern theil am Segen des Landes zum Beſten ihrer Kinder. So will man ihr denn eine Portion der neuen Eiſenbahnactien zumuthen, um dem Herzoge begreiflich zu machen, wie luſtig die Buchfinken jener armen Landesprovinz ſchlagen werden, wenn ihnen erſt einmal die Locomotive vorpfeift. Nun aber, beſte Antonie, darfſt du mit deiner Freundlichkeit nicht zu kurz kommen. Dein Beſuch bei den Aeltern verſchiebt ſich nur ein Kurzes. Sobald die Eiſenbahn genehmigt iſt, wird auch Albert dorthin reiſen, wo ſich ein Knotenpunkt der Bahn knüpft, und daher beſondere Ueberlegung mit den Technikern zu nehmen iſt. Du begleiteſt ihn dann und führſt ihn dort ein. Die

Gegend iſt geſund und ſchön, weißt du ja, und im Vorſommer entfaltet das katholiſche Kirchenjahr ſeine Pracht in Feſtlichkeiten, muſikaliſchen Meſſen und Proceſſionen. Das wird dich erheitern, indem es dich mit neuen Anſchauungen anregt.

Du biſt ſehr lieb, beſter Mann! erwiderte ſie. Und gerade hier begegnen wir uns in Vertraulichkeit, — und zwar ich mit einem Vorſchlage, den ich dir eben machen wollte. Ich habe nämlich überlegt, wie ſehr es doch jetzt, beſonders wenn du fort biſt, mich erleichtern würde, eine paſſende Perſon um mich zu haben — zu geſchäftlichen Ausgängen, zu Beſuchen, die mit Albert zu machen oder die zu empfangen ſind. Der Anſtand könnte es ſogar manchmal erfordern, eine Geſellſchafterin um mich zu haben. Da haſt du mich nun mit deinem Vorſchlag an unſere liebe Hedwig Siebrecht erinnert, die ich von Buchenau möchte kommen laſſen.

Ganz prächtig, Antonie! fiel er ein. Ob ſie aber auch wieder abkömmlich iſt —? Wir mußten ſie ja damals ziehen laſſen.

Ja, zu ihrem erkrankten Oheim, erwiderte ſie. Der alte Herr iſt aber wiederhergeſtellt, hat ſeine Pfarrei aufgegeben und wohnt abwechſelnd bei ſeinem Bruder auf dem Lande. Er wird die Nichte wol einige Zeit miſſen können. Freilich müßte ich ihr jetzt eine höhere Stellung geben: die ehemalige Kammerjungfer müßte jetzt als Geſellſchafterin, Vorleſerin oder dergleichen auftreten.

Ei, ja wohl, Antonie, — als Vorleſerin mit ihrem herrlichen Organ. Und ſie macht ja gelegentlich auch einen ganz artigen Vers. Ueberhaupt ein unterrichtetes

Mädchen für das Haus und dabei für die Geſellſchaft auch ſehr gebildet. Ohne ſchön zu ſein, doch eine angenehme Erſcheinung, anmuthig in Manieren.

Sie iſt freilich halb und halb verlobt, wie ſie mir vor einiger Zeit ſchrieb, allein ihr Schulmeiſter mag ſich darein ergeben! Er wartet ohnehin auf eine beſſere Stelle zum Heirathen.

Auf dieſe Bemerkung entgegnete Herr von Elzheim lachend:

Im Gegentheil, er kann froh ſein, eine ſo ſchöne Gelegenheit zu einem belehrenden Briefwechſel zu haben und ſich im deutſchen Stil zu üben.

Mit dieſem Einverſtändniß beide ſehr vergnügt, wandelten ſie Arm in Arm nach dem Hauſe zurück. Die Dienſtboten waren eben in der Küche beiſammen und die Köchin, Suſanne Morſchel, rief plötzlich:

Da ſeht einmal, wie vergnügt unſere Herrſchaft daherkommt!

Herrje! lachte Joſeph, der Bediente. Was iſt denn da vorgegangen? Dieſen Morgen wußte der Alte in ſeiner Schlaffheit nicht, ob er Madera oder Lunel nehmen möchte, und geht nun dahin wie zum Cotillon! Und die Gnädige! Was die nur ſo Angenehmes geträumt haben!

Nun, lachte die Köchin, wofür heißen Sie denn Joſeph? Legen Sie einmal den Traum unſers Pharao aus!

Aha! erwiderte er, Sie meinen, von den ſieben fetten Kühen ſollte ein guter Lendenbraten in Ihre Caſſerolle fallen? Unſere Herrſchaft ißt kein Kuhfleiſch.

Still einmal! flüſterte mit ſchlauer Miene Babette

Klüber, die Haushälterin. Ich mache mir um die gnädige Frau zu thun; ich habe einiges zu fragen: vielleicht hör' ich was.

So 'ne Betſchweſter weiß doch gleich ein Schlangenpfädchen zu finden! ſprach Franz Dubs, der Gärtner, halb laut vor ſich hin. Wie ſie da, die Schürze glatt geſtrichen, den Kopf ein wenig ſchief gehalten, die Hände überkreuzt, mit frommer Miene hinſchleicht!

Die andern räthſelten noch über die Sache, als Babette ganz munter zurückkam und die Hände reibend ausrief:

Nun, ich hab's ſchon. Rathet einmal, was es iſt! — Nun? — Der alte Herr — nun? — thut — So rathet doch!

Thut? fiel Joſeph ein, — thut er einmal etwas?

Nun ja, er thut verreiſen! flüſterte ſie. Die gnädige Frau hieß mich den Koffer herbeiholen und ausſtäuben laſſen. Hören Sie, Joſeph, das geht Sie an!

Ei, das kommt ja plötzlich, murrte Joſeph, und da ſoll ich wol mit auf die Reiſe? Darum ſah der alte Sauertopf ſo vergnügt, ſo alert aus, weil er einmal fort will. Und drückt ſich an die ſo mitvergnügte Frau an, als wollten ſie im Duett ſingen: „Scheiden thut weh!"

Der Gärtner maß den Schwätzer mit verächtlichem Blick, ſetzte ſeinen Gartenhut auf und ſagte:

Es würde Ihnen wohl anſtehen, Herr Joſeph, wenn Sie dann und wann auf die Knöpfe Ihrer Livree ſehen wollten und ſich erinnern, von wem Sie dieſelbe tragen.

Hiermit verließ er die Küche.

Eine betroffene Stille entſtand, bis die muntere Köchin ſagte:

Da haben Sie nun Ihr Gartenſträußchen, Musje Joſeph! Wiſſen Sie was? Tragen Sie's neben den bewußten Knöpfen im Knopfloch!

Sie lachte hellauf, ihrem Witze nach.

Drittes Kapitel.

Die nächſten Tage brachten durch mancherlei Einrichtungen und Vorkehrungen eine gewiſſe Geſchäftigkeit ins Haus, worin Herr von Elzheim ſich gefiel, wenn er dazwiſchen auch manche Stunde in ſeine leichterſchöpfte Stimmung zurückſank. Antonie ſchrieb nach Buchenau an die Tante und an Hedwig Siebrecht, ließ für dieſe ein Zimmer mit Cabinet und für Albert einige Zimmer nach dem Garten einrichten. Elzheim beſchäftigte ſich mit ſeiner Reiſe, mit ſeinen Erwartungen hier und ſeiner Einrichtung dort. Er war ſehr vergnügt darüber, daß er noch ſo manches Angenehme wünſchen und träumen konnte. Selbſt ſein Haus ward ihm wieder lieb durch die Vorſtellung des Eindrucks, den die ſchöne Gartenwohnung und gefällige Einrichtung auf Albert machen würde. Er führte ihn ſchon in Gedanken durch alle Räume.

In ſo regſamer Eintracht, als Herr und Frau von Elzheim jetzt miteinander verkehrten, nahmen ſie auch manche Einladung ins Freie an, zu denen das anmuthige Frühlingswetter Anlaß gab. Am Vorabend einer ſolchen nach einem entfernten Waldſchlößchen verabredeten Partie, während Elzheim im Caſino noch beim L'Hombre ſaß, langte Hedwig an. Die Baronin empfing ſie mit ungewöhnlicher Herzlichkeit. — Es iſt mir gar lieb, ſagte ſie, daß du meiner Einladung ſo bald nachkommſt, liebe Hedwig!

Dies vertrauliche du, das für Hedwig aus ihrer frühern Stellung im perſönlichen Dienſt der Herrin herrührte, wurde zum Empfang mit Rührung erkannt. — Ich habe mich ſo geeilt, erwiderte Hedwig, um an demſelben Tag anzukommen, an welchem ich damals abgereiſt bin.

Wirklich, war das der heutige? fragte Antonie.

Ja, gnädige Frau! Mein hochwürdiger Oheim war zum erſten mal von einem Gichtanfall heimgeſucht worden, wie das Frühjahr ſolche zuweilen mit ſich bringt.

Du biſt doch immer noch die alte Herzliche, bemerkte Frau von Elzheim, die einen ſchönen Sinn in die alltäglichen Dinge legt, oder einen Schatz darin entdeckt, der unſerm Auge unbemerkt bleibt. Gott erhalte dir dieſe unſchätzbare Gnade, mit der du andere erfreuſt!

Sie rechnen mir dieſe kleine Vorliebe meines einſamen Lebens zu hoch an, wendete Hedwig ein. Ja, wenn es ſo was wäre, wie man von Menſchen erzählt, die da und dort Metalle, verborgene Quellen unter der Erde fühlen, und ich könnte ſo das Innere, das Seelenhafte der Dinge und Erſcheinungen ſchauen! Da käme man zu einem Reichthum!

Aber nun komm und mache dir's bequem! mahnte die Baronin.

Sie brachte den lieben Gaſt nach einem recht eleganten Zimmer mit Cabinet, das Hedwig früher nicht inne gehabt, und wo ſie auch ihre Sachen ſchon eingethan fand. — Sieh mich nicht ſo verwundert an, ſagte ſie, ſondern erkenne in der neuen Wohnung deine neue Beſtimmung. Höre nur gleich! Mit dem eigentlichen Hausweſen, wie früher, ſollſt du dich nicht mehr befaſſen. Dafür habe ich jetzt, auf Pfarrer Aßbrand's Empfehlung, eine tüchtige, chriſtliche Perſon. Die wollen wir ruhig nach ihrem jeweiligen Eigenſinn gewähren laſſen. Dagegen tritt nun ein ganz neues Bedürfniß ein. Du weißt von früher, warum ich etwas ungehalten über Albert, meines Mannes Bruder, war. Er kommt nun nächſtens hierher, — zum erſten mal. Du begreifſt, daß ich noch kein rechtes Verhältniß zu ihm habe, und muß zuſehen, wie es ſich machen wird, zumal nach ſeiner Ankunft mein Mann verreiſt. Da wünſche ich denn dich an meiner Seite zu haben, mir beizuſtehen und nach Umſtänden mich zu vertreten. Du haſt dich als meine Geſellſchafterin, Vorleſerin und dergleichen zu betrachten. Allerdings mußt du dich auch äußerlich danach einrichten. Ich weiß nicht, was du da in deinem etwas ſchwerfälligen Koffer unter dem zerriebenen Seehundsfell mitgebracht haſt: zieh aber nur gleich dein Beſtes für alle Tage an und beſpreche dich gleich morgen mit Mademoiſelle Bernard. Sie war geſtern hier und ich habe ſchon alles mit ihr verabredet. Sie braucht nur deine Maße und die Auswahl der Farben nach deinem Geſchmack und Ausſehen.

Und — gnädige Frau, ſoll ich mich denn auch ſo weitfaltig ausbreiten, wie man es hier —? lachte Hedwig leichthin erröthend.

Darin überlaſſe ich dir Ziel und Maß, lächelte Antonie.

Ja, vor allem auch Ziel! erwiderte jene. Sie kennen ja mein Ziel: meinen Bräutigam, den ehrlichen Andreas Peizer, Schulmeiſter. Soll ich meine Atmoſphäre ſo weit ausdehnen, daß mein Trabant aus ſeiner Bahn gedrängt wird und einen andern Umlauf nimmt? Doch nein, ich entkleide mich ja nicht ſeiner Verhältniſſe und kann mich ja vor der Schulſtube wieder ausziehen. Eins nur verliere ich als Ihre Geſellſchafterin dabei: Ihr liebes Du für mich.

Wie richtig du vorausblickſt! ſagte Antonie. Dies jedoch nur im Verkehr mit andern, liebe Hedwig; unter uns behalt' ich das Du bei. Jetzt aber ordne ein wenig deinen Anzug von der Reiſe. Ich höre eben Elzheim vom Caſino anfahren. Er wird ſich freuen, dich zu ſehen.

Beim Abendtiſche kam ſo mancherlei zur Sprache, was in dem theilweiſe veränderten Lebenskreiſe der Familie für Hedwig neu war. Auch an Elzheim ſelbſt, in ſeinem Benehmen und Geſichtsausdrucke fiel ihr manches auf, was es ihr ſchwer machte, den wiederholten Ausruf Antoniens: „Nicht wahr, wie gut mein Mann ausſieht?“ — mit einem ganz ehrlichen Ja zu bekräftigen. Wenn er ſich bei einem Gegenſtande des Geſprächs belebte, traten wol die frühern, urſprünglich heitern und einnehmenden Geſichtszüge immer wieder hervor. Er ermüdete aber leicht und fiel in Theilnahmloſigkeit zurück;

da ſich dann etwas Verdrießliches, Mismuthiges ausdrückte. Die gute Farbe ſeines Geſichts, die doch offenbar mehr an die Farbe der Herbſtblätter als an Sommerblüten erinnerte, mochte Frau von Elzheim über ſeinen Zuſtand täuſchen.

Dieſe ſelbſt, in ihrer vollen Frauenanmuth, hatte doch einen Zug frommer Ergebung und Duldſamkeit angenommen. Hedwig glaubte mehr religiöſes Herzensbedürfniß als religiöſes Erkenntniß an ihr zu bemerken.

Nun kam aber auch Hedwig ſelbſt, ſobald ſie ſich auf ihr Zimmer zurückgezogen, zwiſchen dem Ehepaar in Betrachtung. — Sie hat ſich doch recht ſtattlich entwickelt, bemerkte Frau von Elzheim. Iſt es nicht zu verwundern, daß ein Mädchen von ſo untergeordneter Herkunft mit ſo angenehmer Figur ſo viel Nobles im Benehmen verbindet?

Wir müſſen bedenken, liebe Antonie, antwortete er, daß noble Geſinnung mehr angeboren als anerzogen iſt, und daß eine wachſende geiſtige Bildung etwas von dem Selbſtgefühl annimmt, das man gewöhnlich nur als Mitgift des Familienbewußtſeins und der häuslichen Angewöhnung gelten läßt.

Allerdings, fuhr Antonie fort, iſt ihr der frühe Tod ihres Vaters durch die eingetretene Sorgfalt des mütterlichen Oheims zugut gekommen. Sie ſchildert dieſen als einen Mann von mehr Wiſſenſchaft und Bildung, als katholiſche Geiſtliche ſonſt beſitzen. Daher iſt Hedwig ſelbſt ſo unterrichtet. Was mir aber beſonders auffällt, finde ich darin, daß bei ihrem Mangel an dem, was man gewöhnlich ſchön nennt, die einzelnen ſchönen Gaben der Natur jetzt noch mehr hervortreten, — das ſeelenvolle Auge, das wohlthuende Organ der Sprache, das reizende Lächeln eines ſonſt kräftig geformten Mundes. Es iſt ordentlich, als ob die innern Quellen immer reicher zuſtrömten. Nun ja, ſie iſt mir gerade ſo recht willkommen, und wir müſſen Sie nur auch äußerlich zu ihrer Beſtimmung ein wenig herausputzen. Ich habe ſchon mit Mademoiſelle Bernard Rückſprache genommen und kann es Hedwig überlaſſen, das rechte Maß zu finden. Sie möchte ſich aber nicht über den Horizont ihres verlobten Schulmeiſters zu weit erheben. Sie iſt ein vernünftiges Mädchen.

Andern Morgens, als Hedwig das zur Landpartie ausfahrende Paar an den Wagen begleitet hatte und in Ueberlegung ihres Tages auf ihr Zimmer zurückkehrte, ließ die Dienerſchaft ſich hinter ihr her über ſie aus. — Schön find' ich ſie eben nicht, ſagte Babette, die neue fromme Haushälterin, ſo wenig als ich ſchön bin.

Sie ſah dabei den Gärtner wie zu einer Entſcheidung herausfordernd an. Dieſer verſetzte dann auch mit ſeinem trockenen Humor:

Das wäre alſo eine gewiſſe chriſtliche Gleichheit zwiſchen euch, Jungfrau oder Mademoiſelle Babette. Und freilich kann eine Nelke und eine Kamille recht gut auf einem und demſelben Gartenbeete wachſen.

Da ſoll ich wol die Kamille vorſtellen? rief Babette mit lebhafter Empfindlichkeit.

Wollen Sie ſich denn damit für zurückgeſetzt halten, Babette? fragte er mit ernſter Miene. Oder gefällt Ihnen blos der Name nicht? Aber Camilla iſt ein ſchöner Name. An manchen Orten heißt die Pflanze auch „Hermelchen“, das iſt zärtlich, oder „Kammerblume“, das iſt bedeutſam. Und — wie iſt ſie von der Natur mit beſonderer Heilkraft geſegnet, die Kamille, zumal für ſo ältliche, gebrechliche Burſche, wie ich anfange zu werden. Hätte ich nur zur rechten Zeit in meinem Junggeſellenleben an eine rechtſchaffene Kamille gedacht: ich würde mich wohl dabei finden. Eine Kammer habe ich wol, aber keine Blume darin, und für mein Herz kein lieb Hermelchen.

Ei was, Herr Hofgärtner, Sie wiſſen ja: Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben! entgegnete Babette ſehr freundlich, und manche Bäume werden beſſer im Herbſt verſetzt, andere im Frühjahr. So kommen auch die Erleuchtungen des Herrn oft ſpäter in unſerm Leben.

Sehr wahr, fromme Babette! antwortete er. Und ſo hat man im Alter auch Kamillenthee und Aufſchläge nöthiger als in den tollen Jahren der Gottloſigkeit.

Trauen Sie doch dem Spötter nicht, Babette! fiel die muntere Köchin ein. Er hält's doch mit den Nelken. Sehen Sie ſich nur einmal im Garten nach ſeinen reichlich beſtellten Nelkenbeeten um. Und ſo ſchaut er gewiß auch dem neuen Fräulein gern in die Augen. Und — alles was wahr iſt — ſie hat einen wohlthuenden Blick und eine Stimme wie Balſam. Ja, Herr Dubs, eine Balſamine wäre Ihnen doch lieber als eine Kamille, nicht wahr?

Balſamine? antwortete er. Iſt von der Familie „Im=

patiens“ — „Impatiens valſamina“. Für mich iſt das Fräulein aber eine „Impatiens Noli tangere“, ein Kräutchen „Rührmichnichtan“. Ja, wenn ich noch einmal ein Burſche wär’, wie anno ſo und ſo —!

„Wenn“, Herr Franz! lachte Suſanne. Ja das Wenn iſt immer eine harte Nuß für viele. Und Sie — wie viel Backenzähne haben Sie denn noch?

Und Sie fragen das noch? verſetzte er: hab’ ich Ihnen nicht gelegentlich ſchon mehr als einmal — die Zähne gewieſen? Warum haben Sie ſie nicht gezählt?

Warum? Ei — ich habe mich vor den biſſigen Hundezähnen gefürchtet, die ſo hervorſtehen.

Sie brach in ihr gewohntes Lachen aus und erhielt von Babetten einen Verweis über ihr ſo leichtfertiges Lachen.

Ganz recht! lächelte der Gärtner. Nur einen brühheißen Kamillenaufguß auf dieſen unchriſtlichen Lachkrampf, Mademoiſelle Babette!

Fräulein Siebrecht, die eben in Hut und Shawl die Treppe herabkam, unterbrach dieſe Spaßhaftigkeit. Den linken Handſchuh angezogen, bot ſie mit freundlichem Gruß dem Gärtner die Rechte. — Guten Tag, lieber Herr Dubs! ſagte ſie mit einer gewiſſen Haltung, ihrer jetzigen Stellung angemeſſen. Wie wohl Sie ausſehen! Man freut ſich doch ſehr, alte Bekannte ſo heiter wieder zu finden.

Und indem ſie die Mädchen anblickte, fuhr ſie fort:

Die gnädige Frau hat mich zwar dieſen Morgen Ihnen genannt, aber Sie beide ſind, als neu eingetreten, mir noch unbekannt.

Laſſen Sie mich den Ceremonienmeiſter machen, geehrtes Fräulein, fiel Franz mit artiger Bewegung ein. — — — Hier, Jungfer Babette Glüber, gewiſſermaßen unſere Oberin, Hausmeiſterin, die uns zugleich erbaut, vorleuchtet, chriſtlichen Sinn in unſer Werktagsleben bringt. Dann hier die Jungfer Köchin, Suſanne Morſchel, talentvoll mit gutem Geſchmack für alle Dinge des häuslichen Herdes; beſitzt eine feine Zunge und hat noch alle Backenzähne, lacht gern und würzt unſer chriſtliches Leben mit guten Einfällen zum Mitlachen.

So iſt's recht! verſetzte Hedwig. Freut mich, daß ich Frömmigkeit und Fröhlichkeit im Hauſe ſo gut vertreten ſinde. — — Aber nun können Sie mir wol ſagen, Herr Dubs, ob Mademoiſelle Bernard noch am Wilhelmsplatze wohnt, wie früher.

Er bejahte es mit dem Zuſatze, daß jetzt ein großes Schaufenſter am Haus angebracht ſei; worauf ſie ſich mit ein paar freundlichen Worten empfahl.

Mit dem anmuthigen Schritt einer ſo ſchlank gebauten Geſtalt wendete Hedwig ſich mit allerlei Gedanken dem nahen Thore der Stadt zu. Sie hatte ſich eben in ihrer neuen Rolle gegen das Geſinde verſucht und hoffte, daß es ihr nicht weniger damit gegen Höherſtehende gelingen werde. War es ihrem freundlichen Herzen doch ſchwerer, gegen Untergeordnete herablaſſend zu erſcheinen, als gegen Druck von oben ſich zu ſtrecken. Sie belächelte den Einfall, der ihr kam, als ſie das neue Schaufenſter der Demoiſelle Bernard von weitem erblickte, — ſie ſolle dort zu ihrer muthigen Haltung das äußere Rüſtzeug holen. Doch eine ernſtere Empfindung wandelte ſie an, wenn ſie bedachte, welche Stellung zwiſchen Frau von Elzheim und dem erwarteten Schwager ihr gewiſſermaßen als Zwiſchenlage eines Zuſammenſtoßes zugedacht war. Sie erinnerte ſich des frühern jeweiligen Unwillens der Herrin über Schwager Albert, und ſelbſt die jetzigen freundlichern Aeußerungen derſelben ließen noch immer eine gewiſſe Befangenheit durchfühlen. Der eigentliche Grund dieſer Misſtimmung war ihr bisjetzt noch ein Geheimniß geblieben, ohne ihr ein Räthſel zu werden. Daß ſie nun herausgeputzt in höherer Stellung gegen früher auftreten ſollte, um nöthigenfalls mit mehr Anſehen Partei gegen einen Mann zu nehmen, den ſie noch gar nicht kannte, machte ſie doch ein wenig ängſtlich. Sie eilte raſchern Schrittes dem Hauſe zu, das ſie als ein Zeughaus für einen bewaffneten Frieden betrachten mochte.

Mademoiſelle Bernard kam ihr in elegantem Geſellſchaftsanzuge mit verbindlicher Artigkeit entgegen. Sie ſtand ſchon in den Jahren, in welchen eine Blondine bei ſitzender Lebensweiſe und mäßiger Stoffwechſelbewegung etwas wohlbeleibt zu werden pflegt. In dieſem weichen Incarnat nahm ſich ihre ſtarke Freundlichkeit noch recht angenehm aus; ihre lebhaften Bewegungen hielten ſich in den Grenzen der Anmuth, ſo wie ſie denn auch den ganzen Schwall von Redensarten und Stoffbezeichnungen mit guter Haltung beherrſchte. Hedwig nahm den Sturm ſolcher Verbindlichkeiten mit der lächelnden Gelaſſenheit auf, die dergleichen unerwidert läßt, mit der Miene, ſich deſſen weder zu erwehren, noch es als Gebühr zu empfangen.

Denken Sie, mein Fräulein, ſagte die Putzmacherin, daß ich in Ihr Anliegen, in Ihre Wünſche ſchon eingeweiht bin. Erlauben Sie mir daher, daß ich Ihnen ohne weiteres zur Auswahl nach Geſchmack verſchiedene Stoffe unterbreite. Ich lege gleich die neueſten Modeblätter dazu, — als Vorbilder ſozuſagen, die ſich in den Stoffen verkörpern wollen.

Hedwig lächelte, während jene ein erſtes Päckchen aufſchlug und fortfuhr:

Sehen Sie hier das Neueſte zu Kleidern, — blaue Seide mit ſchwarzen Streifen. Wird unten in Zacken ausgeſchnitten und mit einem ebenwol zackig ausgeſchnittenen Kragen von demſelben Stoff getragen. Ebenſo trägt man zu dieſem ſtahlgrauen Popelinkleide einen Kragen mit zierlichen Stahlknöpfen. — Weiter, ſehen Sie, ſind Kleider aus zweifarbigem Stoffe beliebt. Wie gefällt Ihnen dieſer kornblumenblaue und aluminiumgraue Taffet? Zu eleganter Beſuchstoilette ſehr geſucht. Zur Haustoilette liebt man jetzt reizende Jäckchen von weißem Tuch, ringsherum mit ſchwarz cordonnirter Seide gefüttert. — — — Die Modefarben für Kleider, Hutbänder u. dergl. werden ſich dieſes Jahr großer Varietät erfreuen, — für Kleider beſonders Nuancen in braun, leder- bis mahagonibraun und in Violet der perſiſchen Fliederfarbe, des Stiefmütterchenviolet und des Violet Monſeigneur. — Neben den Paletots, den Casquinen und kurzen Caſaquen tauchen runde, nach hinten etwas verlängerte Kragen auf. Sehen Sie hier!

So ging ſie alle Stücke weiblichen Anzugs durch und vergaß dabei des Schmuckes nicht, den man, ſtatt theuerer Koſtbarkeiten für die Allerreichſten, jetzt mehr in neuen ſeltſamen Dingen ſuche, wozu ſie Flitter- und Glasſachen aufwies.

Die junge Freundin legte unter lächelndem Zuhören eins und das andere für ſich beiſeite, unbeirrt von den Einwendungen gegen die zu große Einfachheit in Hedwig's Auswahl. — Wenn Sie es denn doch ſo wünſchen, ſagte die Bernard endlich, ſo kann ich Ihnen auch Stoffe zeigen, die für einfachen Anzug ausdrücklich beſtimmt ſind.

Sie ſchnürte verſchiedene Päckchen auf, und Hedwig tauſchte einiges aus, wie ſie denn auch in der Zuſammenſtellung der Farben artigerweiſe nachgab.

Nun will ich Ihnen aber auch die Beweggründe meiner Auswahl vertrauen, Mademoiſelle Bernard, lächelte ſie, damit Sie nicht glauben, ich wiſſe Ihren Rath und ſeinen Geſchmack nicht zu würdigen. — Sehen Sie, wenn eine Herrin ſelbſt ſich einfach zu tragen verzieht, ſo darf ihre Begleiterin ſich ſchon etwas mehr putzen: ſie erſcheint gleichſam als die Waffenträgerin ihrer gebietenden Frau. Liebt aber dieſe eine koſtbare Toilette, dann halte ich es für ſchicklich, daß ihre Geſellſchafterin nicht als wetteifernd mit ihr, ſondern zurücktretend erſcheine. Dies iſt nun für mich bei Frau von Elzheim der Fall: ſie kleidet ſich ausgeſucht.

Und höchſt geſchmackvoll, ſetzte die Bernard hinzu, und fuhr fort:

Aber wiſſen Sie, Fräulein, daß Sie da einen ſehr feinen Gedanken ausgeſprochen haben? Mit Ihrer Erlaubniß werde ich ihn im Sinn behalten. Sehen Sie, es kommen einem jahraus und ein gar wunderliche Damen vor. „Standesmäßig“ wollen ſich alle kleiden, heißt das — ſich aufs höchſte putzen. Der Putz richtet ſich nicht mehr nach dem Stand: er macht den Stand. Und wo dann die Börſe durchaus nicht zureicht, kommen ſie in Verlegenheit, ſchämen ſich ordentlich, es zu geſtehen, und — ſehen Sie, da kann man ihnen denn mit einem guten Gedanken zu Hülfe kommen und ihnen das Herz erleichtern, heißt das mit der Börſe ins Gleichgewicht ſetzen.

Beide lachten vergnügt und betraten dann das Nebencabinet, wo die Bernard dem Fräulein die Maße nehmen wollte. Hedwig, etwas befangen vor dem großen Spiegel, fragte munter:

Haben Sie denn jetzt, wie ich mich von früher erinnere, eine ſogenannte „Königin der Mode“?

Gewiß! antwortete die Bernard, — Frau von Hermshauſen, die ſchöne Witwe, die reizende Bella genannt. Daß ihr guter alter Mann ihr auch ein bedeutendes Vermögen hinterlaſſen hat, erwähnen unſere Gardeoffiziere nicht, weil Bella ohnehin auf der Liſte der cautionsfähig heirathbaren Damen obenanſteht. Doch gerade für dieſe Sorte von Anbetern ſoll ſie am wenigſten geſtimmt ſein. Man ſagt, ſie wolle keinen aufgeputzten Mann neben ſich haben. Wirklich geht ſie lieber mit Männern um, die ihr Gelegenheit geben, ſich von Seite ihrer Bildung und Kenntniſſe zu zeigen, womit ſie dem Standeshochmuth unſerer Vornehmen Trumpf bietet. — Es verdrießt ſie nämlich, nach ihrer bürgerlichen Herkunft in den Augen unſers Adels und unſerer unterwürfigen Staatsdienerſchaft nur durch das zu gelten, womit dieſe die Lücken des Beſoldungsetats zu decken ſuchen. Denn die Gehalte bleiben längſt hinter den Bedürfniſſen des ſich ausbreitenden Lebens zurück. Der Luxus, ſagte ſie mir neulich hier, iſt ein Moloch, der unerbittlich die Erſtlinge des Beſoldungsmonats zum Opfer fordert. — — Auch ein Gedanke, ſehen Sie, den ich mir gemerkt habe! —

Hedwig, indem ſie ſich zum Fortgehen rüſtete, verſetzte darauf:

Nehmen wir es darum nicht allzu ſchwer, Mademoiſelle, wenn die Männer bei ihren Bewerbungen mehr auf das ſehen, was das Haus erhält, als was das Herz befriedigt!

Als ſie das Haus verließ, dachte ſie wol an die Beſuche, die ſie noch hatte machen wollen, ſie hatte aber die Stimmung dazu verloren und gab daher lieber dem Bedürfniß oder der Angewöhnung nach, ſich zwiſchen den zerſtreuenden Begegniſſen des Tages immer wieder zu ſammeln und zu Nachempfindungen in ſich einzukehren. Auch hatte ſie ihrem hochwürdigen Oheim ſchnelle Nachricht von ihrer guten Ueberkunft zu geben. Er hatte ſie nicht ohne Beſorgniß — ob um ſie oder um ſich ſelbſt — ziehen laſſen. So ging ſie denn, ihm in dieſer ruhigen Stunde zu ſchreiben.

Der Bericht über die wechſelnden Stationen ihrer Fahrt nahm einen recht heitern Ton an; bei der Erwähnung ihrer neuen Beſtimmung konnte ſie ſich aber einer ernſthaften Betrachtung nicht ganz erwehren. Sie ſchrieb unter anderm:

„Wie lebhaft habe ich bei manchem an Sie gedacht, theuerſter Oheim! Man ſollte meinen, dieſe Menſchen befänden ſich in ihrem Reichthum wie der Fiſch im Waſſer, — «ſo wohlig auf dem Grund». Wenn man darunter aber ein Gefühl von ſeligem Behagen verſteht, ſo iſt das bei weitem der Fall nicht. So viel habe ich in den erſten Stunden erkannt und mich mancher Ihrer ſinnigen Betrachtungen über das menſchliche Leben erinnert. Wenn wir andern uns oft grämen, daß uns zur Ausführung guter Wünſche und beglückender Handlungen die Mittel fehlen: ſo ſehen wir hinwieder, wie jenen, denen dieſe Mittel zufielen, die ſchönen Gedanken und edeln Abſichten verſagt ſind. Das Glück iſt nicht ſelten ein Spötter und läßt ſeine Günſtlinge von ſich ſagen: — es bleibe ihnen nichts zu wünſchen übrig. Ja wohl erſcheinen ihre Nerven oft ſo abgeſtumpft, daß ſie in der That und zu ihrer Qual nicht mehr wiſſen, was ſie wünſchen und wählen ſollen, und ſich viel ärmer fühlen müſſen als der Taglöhner, der für den Abend ſich doch auf ſeine Kinder und Kartoffeln freut. Warum aber der Himmel beides getrennt hat, und dem einen die hohen Abſichten, dem andern die edeln Metalle zutheilt, — wer weiß es? Hängt es nicht mit den tauſend Unausgeglichenheiten im menſchlichen Leben zuſammen? Vielleicht wurzelt es im Urſprunge der Dinge, und nachdem die Gottheit einmal ſich ſelbſt durch eine ſichtbare Welt zur Erſcheinung und zur Erkennbarkeit gebracht hat, ſtammt das geſchaffene Gold aus der Erde, der ſchöpferiſche Gedanke aber aus Gott, und beide, einander ſuchend, finden ſich nur ſelten zuſammen; wie ja wol in der Liebe nur allzu ſelten ein Paar ſich begegnet, das durch innere und äußere Begabung die glücklichſte Verbindung knüpfte und den Goethe'ſchen Spruch erfüllte:

Wie von außen, ſo von innen
Iſt gar manches zu gewinnen,

— ein Bündniß, das im einzelnen vollendet wäre, wie es im Weltall urſprünglich war.

„Wenn man dann immer wieder wahrnimmt, wie der Reichthum der Menſchen ſo vielfach an Nichtigkeiten, Kindereien und Spielereien, ja in ſinn- und ſittenloſen Gelüſten abfließt und ein misvergnügtes, unbefriedigtes Herz, oder nicht ſelten, gleich einem abgelaſſenen Weiher, ekeln Schmuz hinterläßt: ſo bleibt dem Nachdenkenden doch kein Zweifel darüber, was den eigentlichen Kern des Lebens ausmache, — die Hochherzigkeit, der die ſchaffenden Mittel abgehen, ohne daß ſie dadurch beſchämt wird und an ihrem ewigen Werthe verliert, oder der Ueberfluß, der dem Herzloſen durch die Finger rinnt und nicht ſelten der Verwünſchung anheimfällt.

„Es war immer ein Hauptſtück Ihres beſchaulichen Lebens, theuerſter Oheim, Schein und Weſen der Dinge zu erforſchen. Ihnen hab' ich es zu verdanken, daß Sie, als mein Seelenvater, mich von Kindesbeinen auf gewöhnt haben, in den kleinſten Dingen, in den unbeachtetſten Erſcheinungen des Natur- und Menſchenlebens die innere Bedeutung, irgendeine Beziehung zum All der Dinge aufzuſpüren, ihren höhern Sinn zu erkennen. Sie haben mir das Seelenauge aufgeſchloſſen, verborgene Schätze wahrzunehmen, ſolche, die ſich nur einem geweihten Blicke verrathen und nur dem zufallen, der den Zauberſpruch kannte, die Geiſter zu erlöſen, die ſolche hüteten. Ewigen Dank dafür, für dieſes von einem echten Weltprieſter geweihte Amulet, mit welchem ich nun auch hierher gekommen bin.

„Sie haben mich ungern ziehen und der Einladung meiner Wohlthäterin folgen laſſen. Aber beruhigen Sie ſich! Ich weiß nun, was ich hier ſoll, und — zu einem unſchuldigen Lückenbüßer auserſehen, bin ich keinem ſchweren Verhängniß, keiner bedenklichen Prüfung ausgeſetzt, wie Sie zu beſorgen ſchienen. Kleine Kämpfe meines noch unverſuchten Herzens werden mir nicht ſchaden; mädchenhafte Wünſche, die mich in der Mitdarſtellung eines reichen Hauſes vielleicht beſchleichen möchten, muß ich eben beherrſchen lernen. Ich finde jetzt Gelegenheit, mich in Ihren guten Lehren prüfen zu laſſen, und was ich entbehren muß, nicht — wie die Töchter unſerer kindiſchen Mütter, für einen verweigerten Anſpruch, ſondern für eine zweite Confirmation im Verſagen und Ertragen anzuſehen, was wir Frauen auch in weiten Verhältniſſen nicht früh genug einüben können. Vielleicht ſteht mir dabei auch ein höheres Examen für eine höhere Stellung in der Geſellſchaft bevor. Nur, lächeln Sie nicht über dieſen Scherz! Die Schulmeiſtersverlobte denkt dabei nicht über eine — Frau Rectorin hinaus. Und etwas eingeſchrumpfter, als die Mode mich eben aufzubauſchen droht, werden Sie mich zurückerhalten. Denn bei aller Erkenntniß des Weſens der menſchlichen Dinge können doch gerade wir Frauen uns nicht ganz von der Herrſchaft des Scheins emancipiren, indem ja auch das Unterlaſſen, das Vernachläſſigen dem Urtheil des Sittlichen verfällt. Ueberall gibt es einmal Herkömmlichkeiten, die ſich geltend machen, wie z. B. eine katholiſche Mutter ihren eigenen Sohn, ſobald er die Prieſterweihe empſangen, nicht mehr duzt, ſondern in Anerkennung ſeiner geheimnißvollen Würde — «Sie, Herr Sohn» ſagt.

„Dies fällt mir eben glücklicherweiſe ein, um mir, der bloßen Nichte und geiſtlichen Tochter, die Vertraulichkeit zu verbieten, mit der ich ſonſt ſchließen würde: «Seelenväterchen, ich halte Dich hoch und lieb, halte Du dich hübſch geſund und heiter, und hoffentlich bin ich bald wieder bei Dir!»

Hedwig.“

Viertes Kapitel.

Seit der Auswechſelung der beiderſeitigen Verabredungen zwiſchen den Brüdern ſah man in dem von Elzheim'ſchen Hauſe der Ankunft Albert's entgegen. Man nahm daher auch an keiner Landpartie mehr theil, die über Nacht von Haus entfernt hätte. Beide aber, Herr und Frau von Elzheim, fanden es ſchicklich, zum Abſchiede von vertrauten Familien noch einige geſellige Abende zu geben, an denen auch Hedwig in ihrer häuslichen Stellung erſcheinen ſollte. Da man mit einer und der andern Einladung noch beſondere Abſichten verknüpfte, ſo hatte man ſich in Betreff der einzuladenden Gäſte über ſolche zu verſtändigen, die nach Text und Tonart des Abends in Uebereinſtimmung geſetzt werden konnten.

Sehr ungern ging Frau von Elzheim auf die von ihrem Manne gewünſchte Einladung der Frau von Hermshauſen zu einem der erſten Abende ein. — Aber, liebe Antonie, entgegnete er, es gilt mir ja nicht um ihre Perſon, ſondern um unſer Vorhaben, das wir nicht früh genug einleiten können, damit Albert es bei ſeiner Ankunft vorbereitet finde. Sie ſoll doch, wie du weißt, als Vertraute der Baronin Heimendal dieſe linkſeitige Gemahlin des Herzogs zur richtigen Einſicht über die verſchiedenſeitigen Vortheile der neuen Eiſenbahn dadurch bringen, daß ſie ihr den Begriff oder das Ergreifen von Actien anſchaulich macht. Siehſt du, Antonie, dazu iſt uns eben die ſchöne Witwe gut genug. Sie erfährt den Abend vertraulich Albert's Ankunft, und morgen bei einem Beſuch, den ich mir erbitte, weihe ich ſie in das Geheimniß ein. Nun, meinſt du nicht auch?

Darin, lieber Mann, haſt du recht, daß ſie mir zu dergleichen gut genug iſt, erwiderte ſie mit bitterm Lächeln. Ich muß mir dann nur die andern etwas anders wählen. Meinen lieben Pfarrer Aßbrand möchte ich nun nicht dazu bitten.

Aber warum nicht, meine Beſte? lächelte er. Bringe du immerhin die Frömmigkeit mit etwas Weltluſt in einem artigen Miſchtopfe zuſammen, und du wirſt finden, daß es den Wohlgeruch nicht verdirbt. Wir kennen ja beide, den Pfarrer und die ſchöne Witwe, nur auswendig. Und da erinnere ich mich, in England von einem Gelehrten gehört zu haben, daß es zu Shakſpeare's Zeit einmal Mode der Vornehmen war, das Unterfutter zu einem Anzuge koſtbarer als den Stoff des Kleides ſelbſt zu nehmen. Wer weiß denn, wie religiös die geputzte Frau innerlich iſt und wie's bei dem guten Pfarrer mit dem Unterfutter ausſieht?

Antonie erinnerte ſich ihrer Unzufriedenheit mit dem jüngſten Benehmen des Pfarrers im Garten. Um ſo lebhafter erwiderte ſie:

Du wirſt wol dein kränkendes Mistrauen gegen meinen lieben Aßbrand nicht ablegen. Nun wohl! ſo werde ich ſtatt ſeiner Herrn Schulrath Lüdemann bitten.

Den Herrn Studienrath Lüdemann? fragte Hedwig erregt, und Elzheim erwiderte:

Ja, den laſſ' ich mir gefallen. Und er wird es auch Ihnen, Fräulein Hedwig, — ein ſtattlicher, geiſtreicher Mann, einfach in ſeiner Erſcheinung, aber von großer wiſſenſchaftlicher Bildung.

O ich kenne ihn ja dem Ausſehen nach von früher, allein damals hat er mich nicht ſo intereſſirt wie heute, ſagte ſie.

Man wird doch nicht glauben, erinnerte Antonie, daß wir ihn abſichtlich zur reichen Witwe geladen hätten? Lüdemann ſpeculirt gewiß nicht auf eine ſolche Heirath, und die Freundlichkeit der geputzten Frau gegen ihn iſt wol auch nur eine Laune.

Mit Lüdemann magſt du recht haben; die ſchöne Bella ſieht ihn aber vielleicht von ſeinem Unterfutter aus für geputzt an.

Er lachte laut und behaglich hinter ſeinem Einfall her.

Da ſieh einmal, Hedwig, wie vergnügt mein Alter wieder lachen kann! ſagte Antonie. Nun fällt mir aber ein, warum du dich jetzt für Lüdemann intereſſirſt. Haſt du mir nicht geſtern geſagt, dein Verlobter bewerbe ſich um eine Rectorſtelle? Dann verſäume ja den Abend nicht und empfehle ihm die Angelegenheit! Durch ihn gehen alle Schulſachen an den Miniſter und auch beim Herzog ſteht er in Gunſt.

Liebe gnädige Frau! erwiderte Hedwig mit dankbarem Blicke Antoniens Hand ergreifend, würde aber meine günſtige Stellung bei Ihnen nicht wie eine erwartungsvolle Beſtechung ausſehen?

Welche Scrupel für eine Braut! rief Frau von Elzheim. Du wirſt den rechten Ton und Augenblick ſchon finden.

An dem beſtimmten Abende ſaß die ausgewählte Geſellſchaft ſchon in lebhafter Unterhaltung beiſammen, als der Studienrath die Frau von Hermshauſen, mit welcher er im Vorgarten zuſammengetroffen, anzüglich lächelnd, in den Salon einführte. Beide hätten ein paſſendes Paar vorſtellen können, und daß wenigſtens Lüdemann eine ſcherzhafte Anſpielung erwartete, verrieth ſeine empfindliche Miene, als man ſie ohne eine ſolche und vielmehr etwas betroffen begrüßte.

Die ſchöne Witwe erſchien nämlich für manche der Anweſenden unvermuthet. Nicht, daß man Anſtoß an ihrer Perſönlichkeit genommen hätte: man war nur nicht gewohnt, ſie an kleinen Abenden hier zu ſehen, und da ſie mit der Gemahlin des Herzogs auf vertrautem Fuße ſtand, fürchteten dieſe Hof- und Staatsdiener, der Allergnädigſte könnte zufällig erfahren, welchen vergnügten Abend man hier gehabt hätte. Dies war auch ſonſt gewöhnlich der Fall; nur kannte man den wenig wohlwollenden Fürſten dafür, daß er Verdruß an allem nahm, was in den von ihm leicht erreichbaren Familien ſich Erfreuliches begab oder Angenehmes vorfiel. Und da beſaß denn der hohe Herr im Reſſort ſeiner Ungnade eine artige Auswahl von Dämpfern des Uebermuths je mit Auswahl nach der Rangordnung — von Holz, Stahl, Horn oder Elfenbein.

Einige der Herren zogen ſich, ſobald es unauffällig geſchehen konnte, an einen Spieltiſch oder in jenes entferntere Zimmer zurück, wo man ſich nach der Einrichtung des Hauſes zu vertrautem Geſpräch eine Cigarre geſtatten konnte.

Dieſe Lücken zu decken rückten die Frauen enger zuſammen; da man ſich denn auch das Neueſte am Anzuge der ſchönen Witwe bequemer abſehen konnte. Eine derſelben, ſchalkhaft wie ſie von Herzen war, fragte den Studienrath nach Neuigkeiten der Literatur und lachte dabei.

Sie muthwillige Frau! verſetzte er. Ich verſtehe ſchon Ihr Lachen: Sie freuen ſich, daß meine Saiſon nun zu Ende geht, — mit den ſogenannten Bücherkrebſen, gerade wenn die eßbaren Krebſe in den Monaten ohne r angehen. Was von nun an Neues kommt, wiſſen Sie wol, geht weniger in die Buch- als in die Putzläden. Die Literatur macht der Mode das Abſchiedscompliment. Nun ſehen Sie aber, wie großmüthig ich dabei bin: ich habe gleich unſere liebenswürdige Frau von Hermshauſen mitgebracht. Sie iſt jetzt Studienräthin und — ſie beſteht jedes Examen! Oder hat es ſchon oft beſtanden, ſetzte er lachend hinzu.

Ja, verſetzte jene, wir bewundern eben dieſen Ausputz von Guipure und farbigem Bandbeſatze.

Aber gerade dieſe Neuigkeit, oder — ſoll ich ſagen Novelle, iſt doch zwiſchen Putz- und Buchladen her an mich gekommen, erklärte Frau Bella. Meine Schwägerin, Frau von Sewelow, hat ſie mir mitgebracht. Sie iſt vorgeſtern mit ihren beiden kleinen Mädchen zu Beſuch gekommen, — etwas unwohl, Frau von Elzheim, und durfte ſich noch nicht erlauben —.

Die Kinderchen ſind doch wohlauf? fiel Antonie ein.

O prächtig! Geſund, hübſch und artig. Nur ein wenig unruhig find' ich ſie. Die Mutter geſtattet ihnen zu viel Eigenwillen, ſcheint mir. Ich bin nämlich der Meinung, Herr Studienrath, wenn man auch den Kindern in ihrem Thun und Treiben unter ſich alle Freiheit geſtattet, ſo dürfen ſie doch in einer Geſellſchaft — bei Tiſche, bei Thee oder Unterhaltung — ſich nicht ſo hervorthun, daß ſie nach Wohlgefallen ab- und zulaufen, andern in die Rede fallen, mit ihren wechſelnden Anſprüchen die Mutter quälen und was dergleichen mehr iſt. Sie müſſen ſich halten, habe ich meiner Schwägerin geſagt, wie ihr gegenüber auf dem Bilde der Sixtiniſchen Madonna die untergeordneten beiden Engel, die in bequemer Anmuth nach oben blickend der erhabenen Converſation lauſchen, die Finger auf dem Munde.

Ganz recht! erwiderte Lüdemann. Ein in jeder Lebenslage anmuthiges Benehmen iſt das Liebenswürdigſte, was zumal heranwachſenden Mädchen von früh auf angewöhnt werden muß, und wobei ſie zugleich Selbſtbeherrſchung lernen.

Sonſt ſind ſie in ihren kleinen Arbeiten recht geſchickt, fuhr Frau von Hermshauſen fort, beſonders wenn ſie dabei durch Erzählen von Geſchichtchen amuſirt werden.

Amuſirt! rief Lüdemann. O ja, nur amuſirt! Damit ſie bei zeiten die Parole, das große Stichwort der Gegenwart lernen. Nein, meine Gnädige! An ihren Arbeiten ſelbſt, in ernſter Beſchäftigung ſollen Kinder ihre Freude finden.

Sehen Sie, liebe Hedwig, fiel Frau von Elzheim ein, der Herr Studienrath beſtätigt den ähnlichen Gedanken, den Sie in Ihrem kleinen Gedicht ausſprechen.

Hedwig merkte die Abſicht und erröthete in lächelnder Verlegenheit.

Gedicht? fragte Lüdemann.

Ja, meine liebe Hedwig hat eine poetiſche Ader! verſicherte Frau von Elzheim.

Aederchen, Herr Studienrath, aber nicht einmal ein Pulsäderchen, verſetzte Hedwig, — vielleicht eine kleine Vene von poetiſchen Reminiſcenzen.

Gut geſagt! nickte Lüdemann. Das müſſen wir aber dem Gedicht ſelbſt anfühlen; nicht wahr, gnädige Frau?

Allerdings, Herr Schulrath, antwortete ſie, zumal es einen Erziehungszweck hat. Fräulein Siebrecht beſchäftigt ſich nämlich zu Hauſe bei ihrem geiſtlichen Oheim manche Stunde mit jungen Mädchen von guten, aber vermögensloſen Familien, und ſucht eins oder das andere derſelben beim Stricken oder Häkeln dadurch zu ermuntern, daß ſie ein kleines Geſchenk, ſei es auch nur einen belehrenden Spruch, in den Kern des Knauels legt. Der Art iſt das Gedicht, — es iſt ein ſolcher Lebensſpruch.

Recht artig! rief Lüdemann, und nun müſſen wir's auch kennen. Das Werk einer liebenswürdigen Poetin ſoll für uns nicht im Knauel ſtecken bleiben. Nein, Fräulein, wickeln Sie nur ab! Wir bitten!

Hedwig erhob ſich mit freundlicher Bereitwilligkeit, nach ihrem Zimmer zu gehen.

Es iſt ein wenig Eigennutz bei meinem Wunſche, ſagte er leiſer hinter der Abgegangenen her. Ich habe lange kein ſo edles, wohlklingendes Organ gehört.

Laſſen wir ſie darum ſelber leſen, entgegnete Antonie. Es iſt etwas gar Inniges in ihrer Art zu leſen. Ich nenne ſie meine Vorleſerin, was für mich vielleicht zu anſpruchsvoll ausſieht.

Ich habe ihr jetzt meines Arztes Recept zum Vorleſen gegeben, lachte Herr von Elzheim, — Goethe's Novelle: „Der Mann von funfzig Jahren.“

Hedwig kam mit einem Papier zurück, das ſie entfaltet dem Studienrathe darbot. Er lenkte es aber mit dem Wunſche ab, es in ihrem Sinne von ihr ſelber vorgetragen zu hören.

Sie ſetzte ſich und las mit beſcheidener Unbefangenheit:

Das dickſte Knauel iſt zuletzt verſtrickt;
Doch wird ein artig Werk daraus gewonnen.
Das längſte Leben — endlich iſt's verſponnen,
— In edelm Wirken ſei's, das uns beglückt.

Und wie dies Sprüchlein tief ins Knaul gelegt,
So liegt ein Räthſel unbewußt verborgen
In jedem Herzen, das mit Lieb' und Sorgen
Die erſte und die letzte Maſche ſchlägt.

Doch forſche nicht! Die Gegenwart iſt dein:
Laß ruhig ſtets den langen Faden rinnen!
Dein wackres Herz ins Leben einzuſpinnen,
Mußt du am Wirken mehr dich als am Werke freun.

Vortrefflich, — nach Sinn und Ausdruck! rief Lüdemann mit Empfindung und reichte der Leſerin die Hand. Auch die Frauen nickten ihr beifällig zu, doch ehe ſie dazu kamen, ſich auszuſprechen, trat Herr von Elzheim heran und bot der Frau von Hermshauſen den Arm zum Abendtiſche. Der Studienrath führte die Frau vom Hauſe. — Sie haben da ein ſehr ausgezeichnetes Frauenzimmer zu Ihrer Geſellſchafterin, flüſterte er unterwegs ihr zu: dieſe ſeltene Stimme zeigt ſich erſt recht beim Leſen oder erregten Sprechen in ihrer wahren Bedeutung als das Organ einer ungewöhnlichen Innerlichkeit der Seele.

Ich will ſie Ihnen zur Nachbarin geben, erwiderte ſie, und ſetze mich zwiſchen die beiden ältern Herren, die da unten Platz nehmen.

Sie rief Hedwig heran und gab ihr in Bezug auf ihr Vorhaben einen erinnernden Wink.

Die Geſellſchaft war wider Erwarten zahlreich. Frau von Elzheim, in Vorausblick des Eindrucks, den die Anweſenheit der Frau von Hermshauſen auf die Hof- und Staatsdiener machen dürfte, hatte ihre Einladungen über den gewohnten Kreis ſolcher verabredeten Abende erweitert, und ſo fanden ſich die nach und nach Zuſammengekommenen durch ihre Anzahl erleichtert und in der Unterhaltung über Tiſche ſehr belebt. Aber die Unterhaltung vertheilte ſich zugleich, ſodaß auch Lüdemann und Hedwig bald in ein Sondergeſpräch geriethen. Beide kamen einander mit Wohlgefallen und Hedwig noch mit dem heimlichen Anliegen entgegen, etwas zur Beförderung ihres Verlobten zu wagen, wozu ſie nur den rechten Muth und ſchicklichen Anlaß abwartete. Die Sache lag ihrem Herzen zu nahe, um nicht ein wenig gewinnende Freundlichkeit dafür einzuſetzen. Und warum nicht, zumal einem ſo gediegenen Schulmanne gegenüber, den ſie perſönlich verehrte? Wie lebhaft aber der empfängliche Junggeſell ſich dennoch geſchmeichelt und wunderſam angeregt fand, verrieth die lächelnde Unruhe, mit welcher er dem guten Weine des Hauſes — nicht als Gewohnheits-, ſondern als Gelegenheitstrinker und zerſtreuter Träumer nippend und nickend zuſprach. Seine Empfindung und der Wein arbeiteten einander ſozuſagen in die Hände. Seine Blicke ließen dabei keinen Zweifel, daß Hedwig der Gegenſtand ſeiner ſchüchternen Gedanken war.

Hedwig empfand es auch bald und hielt ſich ängſtlich mehr zurück. Eine Stille entſtand zwiſchen beiden, bis ein lautes Lachen mit Gläſerklang am obern Tiſche laut wurde. Betroffen ſah Lüdemann dahin, und da er keine Blicke auf ſich gerichtet fand, wendete er ſich aufathmend und mit verlegenem Lächeln wieder ſeiner Nachbarin zu.

Wiſſen Sie, was ich eben dachte? ſagte er. Ein Trinkſpruch wäre ausgebracht worden, was in unſerer guten Geſellſchaft ein für allemal als unſtatthaft angenommen iſt. Denken Sie auch, wenn ein weingeiſtiger Spruch laut geworden wäre, der möglicherweiſe ein Echo in jenem geheimen Cabinet gefunden hätte, wo die ungnädigen Reſcripte ſo raſche Federn und Fittiche nehmen.

Er ſah wieder den Tiſch entlang und neigte ſich dann Hedwigen mit den leiſen Worten zu:

Ich glaube, es war eine Neckerei gegen den alten Herrn von Barchim, der ſo komiſch ſich geberdet, wenn man ihm irgendein liebenswürdig Mädchen freit.

Und als Hedwig lächelnd ſchwieg, fuhr er zögernd und nicht ohne Befangenheit fort:

Eigentlich iſt es doch unrecht, den ältern Mann mit dem Nachweh ſeines Herzens zu necken. Allerdings, wenn die äußere Erſcheinung hoher Jahre nicht mehr zur Jugendlichkeit des Herzens ſtimmt, fällt ſolcher Widerſpruch ins Lächerliche. Die herbſtröthlichen Blätter bedeuten keine Sommerblüten mehr am Baume des Lebens, und der Sentimentalität des Liebesverlangens verſagen ſich die Nachtigallentöne, die uns die Mitempfindung der Sehnſucht in der Bruſt des geliebten Gegenſtandes erwecken. Allein es ſind oft edle Gemüther, die über höhere Angelegenheiten des Lebens in ihrer Jugend des eigenen Herzens und Herdes vergeſſen. Auch ich, liebe Freundin, habe —. Nun ich — will noch nicht von Alter reden, und wollte nur ſagen, wenn uns plötzlich noch zur rechten Zeit inmitten großer Thätigkeit das eigene Herz an ſeine gerechten Anſprüche erinnert, kann man leicht in bedenkliche Verſuchung gerathen, beſonders wenn man vergißt, daß es Körbe in der Welt gibt.

Er blickte abermals über den Tiſch hin mit einer Unruhe, als ob er doch vielmehr im eigenen Innern nach etwas ſuche. — Sehen Sie mal, Fräulein Hedwig, flüſterte er, ich glaube, man hat jenes Fruchtkörbchen mit Roſinen und Knackmandeln ſchalkhafterweiſe vor den alten Herrn geſetzt, als ob man ſagen wollte: Ei, verſuch's doch einmal, alter Junggeſell, mit einer Glücksmandel — auf ein Vielliebchen, und bring dein Wort an!

Er lachte ſo befangen, als ob er ſich eben ſelbſt zugeſprochen hätte, und fuhr leiſer fort:

Finden Sie es nicht auch ſonderbar, daß man eine abſchlägige Antwort auf einen Heirathsantrag einen „Korb“ nennt? Ich habe als Sprachforſcher und — als Mann darüber nachgedacht und glaube, daß man mit dieſem in einer Häuslichkeit unentbehrlichen und doch ſo handlichen Gegenſtande dem Beſchenkten andeuten will, daß man eben keine Häuslichkeit mit ihm wünſche. Ich geſtehe Ihnen, liebe Freundin, daß ich zuweilen über den Markt gehe und mich an den großen und kleinen Körben freue, — Gemüskörben, Waſchkörben u. dgl., die vermuthlich zu einer Ausſteuer, alſo nicht zum Verſchenken eingekauft werden. Körbe dieſer Gattung fürchte ich denn auch nicht.

Sie, Herr Studienrath? erwiderte auf ſeinen forſchenden Blick Hedwig mit unruhiger Ueberlegung. Was brauchen Sie denn überhaupt einen Korb zu fürchten?

Ich? fiel er lebhaft ein. Glauben Sie wirklich, ich brauchte nicht leicht einen Korb zu fürchten? Aha! Sie meinen, weil ich nicht ans Heirathen dächte? Aber — ſagen Sie das nicht: eben dachte ich wirklich daran! — — Sehen Sie, liebe Hedwig, ſeit Jahren trage ich mich mit dem Bedürfniß einer höhern Töchterſchule, einer „Selecta“, nach Auswahl nicht blos der Belehrungsgegenſtände, ſondern auch der Schülerinnen aus den verſchiedenen Kreiſen der Geſellſchaft und der Bildung für das Leben. Aber ich habe bisjetzt noch keine geeignete Perſon zur Vorſteherin einer ſolchen Anſtalt aufgefunden. Erſt jetzt, bei Erwägung Ihrer ſchönen Begabung, mein Fräulein, iſt mir recht anſchaulich geworden, was auch alles zu einer ſolchen Stellung, einem ſolchen Berufe gehört. — — Und da muß mir nun eben der alte Herr von Barnim ins Auge fallen, — ich möchte ſagen — als eine Warnung, als ein Wink für mein Leben. Auch er hatte einſt ſeine Zukunftsträume, ſeine weitzielenden Beſtrebungen für das Wohl der Geſellſchaft, — Abſichten, die ihn mit hohen Empfindungen über das Bedürfniß des eigenen Herzens hinaustrugen, — vielleicht auch täuſchten. — — Und nun? — wird er belächelt, wenn er ſich nach Frühlingsblüten umſieht und ſeine falben Herbſtblätter ihn an die verlorenen Jahre erinnern. Und — — — da ſteigt mir ſelbſt nun die Verſuchung auf: Sei du klüger noch zur rechten Zeit, du Oberſchulmeiſter, und findeſt du einmal eine Auserwählte für deine Selecta, ſo behalte ſie für dich ſelbſt, — ſoll heißen: bewirb dich um ſie für dein perſönliches Lebensglück!

Er hatte dies mit einer gewiſſen Empfindſamkeit vor ſich hin wie zu ſeinem Weinglaſe geſprochen, aus dem er jedenfalls wenigſtens den Muth genommen, und wendete jetzt das glänzende Auge der Nachbarin zu.

Hedwig, in unverkennbarer Aengſtlichkeit, rückte, das bauſchende Seidenkleid an ſich gerafft, leiſe den Stuhl ein wenig ab und ſagte mit herzklopfendem Lächeln:

Es freut mich, wie Sie von mir denken, Herr Studienrath, daß Sie mich —.

Wahrhaftig, freut Sie? fiel er lebhaft ein.

Daß Sie mich, fuhr ſie fort, für ſo ſchultüchtig halten. Ich bin nämlich mit einem wirklichen Schulmeiſter verlobt.

Verlobt — rief er, und rückte wie erſchrocken mit ſeinem Stuhle zurück. — Sieh, ſieh!

Ja, Herr Studienrath! Mit dem Lehrer Andreas Peitzer in Buchenau.

Ei, ei! Ich gratulire — dem Schulmeiſter! verſetzte er mit Verneigung.

Ich danke ſchön! antwortete ſie, nunmehr aufathmend, mit munterm Lächeln. Er ſchreibt mir, daß er kürzlich um die Rectorſtelle in Hersberg eingekommen ſei. Da Sie mir nun ſo gut ſind, verehrter Herr Studienrath, ſo machen Sie mich zur Frau Rectorin — noch vor unſerer Trauung!

So? lächelte er zerſtreut. Regierende Frau Rectorin? Eine ſehr gute Stelle in Hersberg. — Andreas Peitzer, ſagten Sie? —

Im Augenblick erhob ſich die Geſellſchaft. Die Herren verneigten ſich gegen ihre Nachbarinnen, ſie vom Tiſche zu führen, und als Lüdemann ſich beſann, war die ſeinige verſchwunden. Sie war ſehr bewegt durch das Gedränge der muntern Gäſte nach der nächſten Thür geeilt.

Fünftes Kapitel.

Von Wein und Empfindlichkeit widerſprechend aufgeregt kam der Schulrath — er wußte kaum wie — vor ſeiner Wohnung am Karlsplatze an. Oben ſchimmerte noch Licht durch zwei Fenſter. Die Mutter wartete ſeiner, wie ſie zu thun pflegte, um das trauliche Abendſtündchen mit dem bei ihr gern von ſeinem Tag ausruhenden Sohne auch heute nicht ganz zu entbehren. Sie war eine heitere, lebenskundige Frau, die den Sohn oft wider ſeine Stimmung zu dem antrieb, was ihm diente, ſelbſt wenn ſie die Entbehrung und manchmal ein Opfer davon hatte. Heute allerdings hätte der Sohn ihr dies Abwarten lieber erlaſſen: er fühlte, daß er ſeiner innern Bewegung noch nicht Meiſter war. Eines Räuſchchens hätte er ſich nicht geſchämt: daß aber ſein berauſchtes Herz auf halbem Wege der Bewerbung ſo plötzlich ernüchtert und ohne Zweifel doch erkannt worden war, kränkte ihn tief, ja es erbitterte ihn über ſich ſelbſt und ſogar gegen Hedwig, die ihn wahrſcheinlich geneckt habe.

Vor einer leichtbedeckten Lampe ſaß in gepflegtem häuslichen Anzuge die Matrone, — eine ſtattliche Geſtalt von edler Geſichtsbildung, worin die zufriedenen Jahre ihrer Vergangenheit nur mit leiſen Zügen eingeſchrieben ſtanden. Ein neugebundenes dickes Buch, in welchem ſie blätterte, ſchwarz in Saffian mit Goldſchnitt, ſpreizte ſich mit einzelnen Holzſchnittbildern. Neben ihr lagen in zwei mit rother Schnur zuſammengehaltenen Päckchen ſechs weiße und ſechs roth und ſchwarz gewürfelte Küchenſchürzen.

Als ſie den Sohn eintreten hörte, hob ſie den Lampendeckel und wendete ſich ihm mit freundlichem Abendgruße zu. — Nun, lieber Martin? fragte ſie. Doch — wie ſiehſt du denn aus? dacht' ich mir's doch, daß Herr von Elzheim euch wieder einmal aus ſeinem tiefſten Keller zuſprechen würde.

Ja, beſte Mutter, antwortete er mit angenommener Scherzhaftigkeit, ja wohl — aus der Tiefe hat er gerufen, de profundis clamavit mit dem König David.

Martin, Martin, ja keine Reime! lächelte ſie. Ich kenne ſchon dieſe poetiſche Stimmung. — — Nein, mir ſcheint, es iſt dir noch etwas anderes begegnet. Komm, ſetze dich einmal hierher und leg's vor deinem Schlafengehen hier ab! Gib mir's in Verwahrung!

Er hob einen Stuhl heran, nahm ihn aber nicht ein, ſondern bog ſich ſtehend über die Lehne, indem er mit überlegendem Zögern ſagte:

Ja, Mütterchen, es iſt mir noch etwas begegnet: das Glück iſt mir begegnet.

Sie blickte ihn groß an. Das Glück? erwiderte ſie. Wirklich? So im Vorüberfluge, nicht wahr, und hat dich mit dem linken Flügel ins Geſicht getroffen? So ſiehſt du mir aus!

Doch nicht, beſte Mutter! Nein, ich konnte ihm die Hand reichen, ja ich ſtreckte ſie ſchon nach ihm aus, es feſtzuhalten: aber es legte nicht die ſeinige hinein, ſondern nur — eine Schreibfeder, Kanzleifeder, Stahlfeder zum Unterſchreiben. — — — Ja, zum Unterſchreiben bin ich — Empfehlungsberichte für glückliche Schulmeiſter! Herzenswege zu ebnen — gut genug! Er wendete ſich jäh ins Zimmer, mit den Händen fechtend.

Die Mutter ſah ihm verwundert nach, ſie kannte ihn aber von ſeiten ſeiner Reizbarkeit, um ſich gerade nicht zu ängſtigen. Er war vor dem Spiegel ſtehen geblieben, ſtrich über Stirn und Haare und ſprach halblaut vor ſich hin:

O ich bin auch ſchon viel zu alt! Ich muß ſehr zerſtreut in den Spiegel geſehen haben, dieſen Abend. — — Da legt der alte Geck mit aller Sorgfalt die Halsbinde zurecht und achtet die Fältchen um die Naſe nicht.

Er riß die Binde ab und warf ſie auf den Spiegeltiſch.

Martin! rief jetzt die Mutter ernſt und mahnend.

Hier komm her und erzähle mir ruhig, was es über den ungewohnten Wein hinaus weiter gegeben hat. Komm, — Studienrath!

Er ſetzte ſich und ergriff ihre Hand, indem er etwas weichmüthig ſagte:

Ja, Mutter, es iſt ſo: ich bin zu alt geworden für Anſprüche des Herzens, — für deine mütterlichen Wünſche und — wie ich heute erfahren, — für mein Seelenverlangen.

Wie du heute erfahren, mein Sohn? rief ſie erheitert. O, lieber Martin, ich begrüße deine Jugend — in dieſem Seelenbedürfniß, das du endlich empfunden. Ich verſtehe nun, was du mit dem dir begegneten Glücke meinſt. Allerdings gingen meine Wünſche dicht hinter deinen zunehmenden Jahren her und zupften dich bei mancher liebenswürdigen Begegnung am Rock. Doch dieſe Jahre haben mich weniger bekümmert als das ausbleibende Herzensverlangen. Nur zum Wagen wird man leicht zu alt; zum Finden und Faſſen biſt du es lange noch nicht. Nun aber ſei ehrlich und erzähle!

Nun ja, beſte Mutter, ſprach er nach einiger Ueberlegung, vielleicht haſt du recht und ich bin nicht zu alt, nur zu ſpät bin ich gekommen.

Für die heutige Glücksbegegnung, Martin, nicht wahr? Doch erzähle nur!

Morgen, denk' ich, Mütterchen, erzähl' ich beſſer. Siehſt du — Wein und Verdruß geben einen ſchlechten Accord. Laß ſie mich erſt austräumen dieſe kränkende Melodie, ausbeben dies verſtimmte Herz!

Er ſchlug hart auf ſeine Bruſt und ſtand auf. — — Aber, beſann er ſich, — nicht wahr, du gehſt nicht gern mit einem Räthſel zu Bett, Mutter, — es beunruhigt deine Nacht? Gut! ich will dir's wenigſtens andeuten. — — Siehſt du, ich hatte eine junge Tiſchnachbarin, — du mußt ſie kennen lernen — Geſellſchafterin, Vorleſerin der Frau von Elzheim, ein gar inniges Geſchöpf. Bei Tiſche brachte ſie mich noch nicht auf den Gedanken deiner mütterlichen Wünſche. Sie fällt äußerlich gerade nicht auf, zieht durch ihr Aeußeres nicht beſonders an. Nur durch Proben ſeltener Begabung und ungewöhnlicher Geiſtes- und Herzensbildung erinnerte ſie mich an meine alte Grille von einer Selecta. Erſt unter Tiſche, während der lauten Unterhaltung der Lachendgenießenden kamen wir uns ſo herzenstraulich nahe, ich blickte ihr ſo tief in die lichte, warme Seele, daß ich ſie plötzlich — wie durch eine Erleuchtung — als die Selecta, die Auserwählte für mich ſelbſt, für mein Herz, für mein Haus erkannte. — — So geht's, liebe Mutter, daß unſere Pedantereien, ja unſere ſchulmeiſterlichen Bezeichnungen uns an der Naſe herumführen oder gar verhängnißvoll werden. Und dies war heute der Fall bei mir. — Siehſt du, darüber machte ich mir kein Bedenken, daß ich die endlich gefundene Lehrerin für mich zu gewinnen dachte: aber die ſo lang geſuchte Schulgerechte war — verlobt! Und verlobt mit einem Schulmeiſter. Ich kam zu ſpät! — — So äfft uns das Leben, und ſo werde ich zugleich dafür zurechtgewieſen, daß ich Gefundenes für mich behalten wollte, ich Narr des Glücks!

Es thut mir leid um dich, lieber Martin, nahm die Mutter das Wort; aber, nimm mir nicht übel! deine gereizte bittere Stimmung ſteht dem ſo ernſten Erlebniß nicht wohl an.

Die gilt einem andern Verdruß, die Stimmung, Mutter! fiel er lebhaft ein. Die Schulmeiſterbraut hat nämlich meine Abſicht, meine vertrauliche Bewerbung ganz gewiß verſtanden. Ich ſchließe es aus ihrer Befangenheit und aus der Art, wie ſie meinem letzten Worte mit der haſtigen Erklärung zuvorkam, — ſie ſei verlobt. Ich war betroffen, — du kannſt dir's denken, und nun die vergnügte Naivetät, womit ſie mich bat, ihren Schulmeiſter zum Rector in Hersberg zu befördern. O ja doch!

Lieber Sohn, verſetzte die Mutter, das nimmſt du nicht richtig. Hat ſie deine Gedanken errathen, ſo zeigt ſie dir ja gleich das ſchönſte Vertrauen in die edle Empfindung deines Herzens, indem ſie deine Neigung, dein Wohlwollen in Anſpruch nimmt.

Gut, liebe Mutter! Meine Empfindung gilt ihr: aber ihr Schulmeiſter fällt in mein Amt; ob er zum Rector paßt, iſt was anderes. Ich zweifle ſehr daran. Gute Nacht, liebe Mutter!

Er reichte ihr die Hand und ſie hielt ihn einen Augenblick feſt, indem ſie mit dem Lächeln milden Ernſtes ſprach:

Ueber Nacht wirſt du ruhiger werden und thun, wie ich's von meinem rechtſchaffenen Martin vorausweiß. Du wirſt keinen vorgefaßten Zweifel, keinen Groll, ſondern Prüfung und edles Wohlwollen mit ins Amt nehmen.

Er blieb ſtehen und ſagte mit dem Ausdruck einer beſchämten Entſchuldigung:

Ich ſpiele dir ja eben nur die Diſſonanzen vor, die du mir ſchon aus den Noten im Geſicht abgeleſen haſt. — — — Was iſt denn das für ein funkelneues Buch da?

Eine Bibel zu dieſen Küchenſchürzen für unſere Braut, für Sannchen.

Hat denn die nicht ſchon eine hübſche Ausſteuer von euch bekommen?

Allerdings, lieber Martin! Wie's denn aber nicht ſelten geht, daß man bei guten Geſchenken nicht an das Gewöhnliche denkt, ſo iſt es uns bei unſerm armen Bäschen mit den Küchenſchürzen gegangen. Meine Schweſter hat mich jetzt erſt daran erinnert, und wir haben gleich auch noch eine Bibel beigefügt, die doch in einem Haushalte nicht fehlen darf, um darin auch Geburts- und Sterbetage, Pathenſchaften und ſo Gott will — Silber- und Goldhochzeiten zu verzeichnen. — Gut, daß du mich daran erinnerſt! Ich begleite ſolche Gaben gern mit einem guten Spruche, der ihnen eine Art von Weihe gibt. Ich habe mich vergebens beſonnen. Sei ſo gut und ſchreibe mir ein paar Worte dazu; es hat mir den ganzen Abend nichts Rechtes einfallen wollen. Wir hatten eben beide kein Glück! lächelte ſie.

Er nickte bejahend zu, nahm ſein Licht und wünſchte gute Nacht.

Als er andern Morgens früh erwachte, fand er ſich über das Leid ſeiner getäuſchten Erwartung beruhigt, und nur ein Wölkchen der Empfindlichkeit über ſeine vertrauliche Annäherung gegen Hedwig durchzog noch die Erinnerung an den geſtrigen Abend. — Wie konnte ich, bisher ſo ängſtlich vor einem ſolchen Herzensbekenntniß, mich ſo übereilen! fragte er ſich ſelbſt. — —

Doch vielleicht war die Uebereilung auf Hedwigs Seite! fiel ihm plötzlich ein. Wie, wenn ſie nun, befangen wie ſie doch ausſah, den günſtigen Augenblick meines Entgegenkommens nur allzu haſtig benutzt hätte, ihre Fürſprache für den Verlobten anzubringen? Ueber ihre verſchämte Abſicht hätte ſie die meinige wol gar nicht bemerkt?

In dieſem beruhigenden Gedanken bekräftigte er ſich noch, als er, nicht ohne eine gewiſſe Spannung, das Actenheft über die Beſetzung des Rectorats in Hersberg aus dem Gefach herbeiholte und wirklich unter den ihm aus dem Miniſterium zum Bericht zugegangenen Geſuchen eine Vorſtellung des Oberlehrers Andreas Peitzer um jene erledigte Stelle fand. Freilich lagen auch Bewerbungen von andern vor, die nicht weniger Rückſicht verdienten, oder die wol gar auf Verbeſſerung vertröſtet waren. Doch ehe er zur nähern Prüfung kam, ward er zum Kaffee der Mutter gerufen.

Hier erinnerten ihn die auf ein Seitentiſchchen gelegten Sachen an den der Mutter zugeſagten Weiheſpruch und ein neuer glücklicher Gedanke ſtieg ihm auf. Er wollte Hedwig um einen paſſenden Vers angehen und dieſes Anliegen zum Vorwande ſeiner geſternabendlichen Vertraulichkeit nehmen, wenn dieſe vielleicht doch bemerkt worden wäre.

So vergütete der Morgen mit erheiternden Gedanken die verdrießlichen Erlebniſſe des vorigen Abends.

Im Elzheim'ſchen Hauſe war es eingeführt, daß jedes ſein Frühſtück auf dem Zimmer nahm und man ſich erſt zur Beſuchszeit im Salon zuſammenfand.

Hier war nun heute der erſte Gegenſtand des Geſprächs der Verlauf des geſtrigen Abends, und Frau von Elzheim fragte lebhaft, ob Hedwig ihre — Rectorangelegenheit glücklich angebracht habe. — Der Studienrath war ja lächelnd und vertraulich genug gegen dich geneigt, lächelte ſie, ſein Ohr war dir ja nahe genug?

Ja wohl, gnädige Frau, erwiderte ſie flüchtig erröthend, er war ſehr geſprächig, geiſtreich und — es hört ſich ihm angenehm zu. Ich will nicht ſagen, daß er abſonderlich vertraulich war; aber die Geſellſchaft ſprach ſo laut und durcheinander, daß man zuſammenrücken mußte. Erſt zuletzt fand ich Anlaß, ihm das Geſuch meines guten Andreas zu bezeichnen: da erhob man ſich eben von der Tafel, während der Schulrath ſich die Sache noch zu überlegen ſchien. Ich machte mich fort.

Sie war froh, ihrer Befangenheit dadurch zu entkommen, daß Herr von Elzheim ſo viel von ſeiner liebenswürdigen Nachbarin, der ſchönen Bella, zu berichten hatte. Er gab ſich überhaupt ſeit kurzem angeregter und eingehender als an jenem Morgen, da ihm die Frühlinge viel weniger reizend als in ſeiner Jugend ſchienen. — Die ſchöne Frau intereſſirt ſich ſehr für meines Bruders Ankunft und Angelegenheit, ſagte er. Wie ſie ſich über die Baronin Heimendal äußert, hat mich überraſcht. So unbedingt für ſie eingenommen, wie man glaubt, ſcheint ſie mir nicht, und billigt ganz die Art und Weiſe, wie wir dieſelbe gewinnen wollen. Ueberhaupt iſt ſie mir gediegener von Bildung und Geſinnung vorgekommen, als wofür ſie gilt.

Mit zweifelhaftem Lächeln hörte ihm Antonie zu. So entſchieden vorgebrachten Meinungen, mit denen ſie nicht einverſtanden war, pflegte ſie, ſtatt zu widerſprechen, blos eine lächelnd vornehme Miene entgegenzuhalten, wie ſie es ihrem Vater, dem Hofmarſchall, abgeſehen hatte. Sie rühmte dagegen mit Ironie die Sorgfalt der ſchönen Frau für reichen, wechſelnden Putz, den häuslichen Sinn für überladenen Prunk. Gegen ihr feines Urtheil will ich nichts ſagen, bemerkte ſie, im Gegentheil habe ich jüngſt die artige Wendung bewundert, mit der ſie Verſchiedenes an einer anſpruchsvollen Dame, was auffallend veraltet war, als etwas bezeichnete, was die neueſte Mode mit Unrecht fallen gelaſſen habe. Uebrigens bin ich ihr dankbar für ihre Liebenswürdigkeit von geſtern Abend, wo ſie es verſtand, unſere Gäſte von dem Druck zu befreien, mit dem man ſie zuerſt empfangen hatte. Ich will nicht hoffen, daß ſie ſich als ſchöne Witwe für deinen Bruder intereſſiren wird.

Das Geſpräch wurde von dem Diener unterbrochen, der Zeitungen und Briefe — einen darunter auch an Fräulein Siebrecht — überbrachte. — Von Albert! rief Elzheim, indem er den erſten erbrach. — — Richtig, er kommt morgen, — morgen mit dem Abendzuge.

Antonie war betroffen; doch faßte ſie ſich und erwiderte:

Es iſt mir lieb, daß wir alſo doch die auf heute nach Tiſche verabredete Partie ins Eichwäldchen noch mitmachen können, da wir zu dergleichen nachher ſobald nicht kommen werden. — — Du mußt ſo gut ſein, Hedwig, und heute Nachmittag alles in Stand ſetzen laſſen. — Haſt du Nachrichten von deinem Andreas?

Ja, antwortete ſie. Erlauben Sie mir, den Brief zu leſen.

Sie ſtand auf und ging vergnügt nach ihrem Zimmer.

Der Frau von Elzheim kam der Schulrath, als er nach den erſten Mittheilungen ihres Mannes gemeldet wurde, ſehr erwünſcht, und ſie empfing ihn mit entſprechender Freundlichkeit.

Ich komme auch noch mit einem kleinen Anliegen an unſere liebenswürdige Poetin Hedwig, ſagte er nicht ganz unbefangen nach den erſten Wechſelreden.

Sie wird gleich wieder erſcheinen, erwiderte Frau von Elzheim. Sie lieſt nur einen eben empfangenen Brief ihres Verlobten.

Ja, hören Sie, meine Gnädige, fiel er im Ton des Erſtaunens ein, dieſe Nachricht aus ihrem eigenen Munde hat mich ſehr überraſcht. Hat ſie Ihnen nichts davon geſagt?

Nein! Sie hat mir nur bemerkt, daß ſie einen paſſenden Augenblick gefunden und ſich erlaubt habe, Ihnen das Geſuch um Beförderung ihres Verlobten zu empfehlen.

Iſt mir lieb, daß ſie meine Verwunderung nicht bemerkt hat, fuhr er fort, ſie hätte es leicht — auf ihr eigenes Anliegen wegen Peitzer's Beförderung beziehen können.

Eben trat Hedwig wieder ein und Lüdemann erhob ſich ihr mit einem Glückwunſch entgegen. — Ich war geſtern Abend ſo überraſcht, ſagte er, nicht ſowol von Ihrem Brautſtande, von dem ich noch nichts wußte, denn deſſen kann man ſich ja bei einer jungen liebenswürdigen Dame leicht verſehen, ſondern weil dieſer Umſtand einem Anliegen begegnete, das ich Ihnen eben vertraulich empfehlen wollte und das ſelbſt auch eine Braut betraf. Hören Sie nur, wie ſonderbar!

Er theilte ihr nun mit einer gewiſſen täuſchungsfrohen Behaglichkeit ſein Anliegen wegen eines Spruches zu den Küchenſchürzen mit, und hoffte bei der glücklichen Stimmung ihres Herzens keine Fehlbitte zu thun.

Hedwig; froh, ihm gefällig zu ſein, verneigte ſich und benutzte das Geſpräch, das nun wieder auf die ſchöne Witwe zurückkam, um unvermerkt das Zimmer zu verlaſſen. — — Mein Gott, rief Antonie, wenn auch Sie, Herr Studienrath, von der reizenden Frau ſo eingenommen ſind, — wäre ſie denn nicht eine angenehme Partie für Sie?

O meine gnädige Frau, erwiderte er mit angenommenem Ernſt, ich habe jetzt einmal einen Anlauf genommen zu freien, geben Sie mir nur die Verſicherung, daß auch ich eine angenehme Partie für Frau von Hermshauſen ſei, und ich greife zu!

Und warum nicht? entgegnete ſie. Die Extreme, ſagt man, berühren ſich ja: Sie erſcheinen ſtets in liebenswürdiger Einfachheit, Frau von Hermshauſen gilt für eine Kennerin des Echtſchönen. Und brachten Sie jüngſt bei Gelegenheit nicht ſelbſt den Goethe'ſchen Spruch vor:

Das Einfachſchöne ſoll der Kenner ſchätzen?

Verziertes aber, heißt es dort weiter, ſpricht der Menge zu, fiel Lüdemann ein. Aber wiſſen Sie, Bella iſt nicht verziert, iſt nur geſchmückt.

Hörſt du, lieber Elzheim, lachte ſie, die Sache iſt richtig: er nennt ſie ſchon kurzweg — Bella!

Beide Herren lachten hellauf mit, dann ſprach Lüdemann weiter:

Laſſen Sie mich lieber die Frau von Hermshauſen echt ſchulmeiſterlich durch einen weitern artigen Spruch vertheidigen:

Schmückt die Roſe ſelber ſich,
Schmückt ſie auch den Garten.

Wenigſtens halte ich die ſchöne Witwe eines alten Diplomaten, der ſeinerzeit für einen ſo geiſt= als geldreichen Mann galt, für ſinnig genug, um ihr zuzutrauen, daß ſie weniger aus perſönlicher Eitelkeit als um die höhere Geſellſchaft zu ehren, in die ſie über ihre bürgerliche Abkunft hinaus ſich aufgenommen findet, gern geſchmückt und mit häuslichem Aufwand erſcheint. Es iſt äußerlich, oberflächlich: aber — ſie revanchirt ſich ja gegen eine oberflächliche Geſellſchaft!

Beſter Schulrath, antwortete Antonie, mit Ihrer Vertheidigung reden Sie ſich nur immer tiefer hinein. Sie können mit Ihrer feinen Beobachtung recht haben; Sie verrathen aber dabei ein ſo befliſſenes Studium des weiblichen Herzens, wie es nur vom eigenen Herzen ausgehen kann, um ſo glückliche Entdeckungen zu machen. Laſſen Sie mich daher Ihren ſchönen Roſenſpruch fortſetzen und ſagen:

Schmückt die Roſe erſt den Garten,
Schmückt ſie auch des Mannes Bruſt,
Und — ſie läßt ſich pflücken.

Elzheim lachte klatſchenden Beifall. Ei, liebſte Frau, rief er, der Gegenſtand macht dich ja zur Poetin.

Wir erleben bei Ihnen, Herr von Elzheim, wahre poetiſche Wettſpiele, verſetzte Lüdemann; denn da zeigt uns Fräulein Ziebrecht — ich glaube gar ſchon ihren Spruch.

Wirklich hob die eingetretene Hedwig lächelnd ein Papier empor:

Sie ſehen, Herr Studienrath, wie ſympathiſch Ihre Brautangelegenheit auf eine Braut wirkt, ſagte ſie.

Welche Brautangelegenheit meinen Sie denn, Hedwig, fragte Antonie, wir ſind eben einer zweiten auf die Spur gekommen. Doch die kennen Sie noch nicht. Nun laſſen Sie hören!

Hedwig las leichthin, aber mit zunehmendem Ausdruck:

Wie mannichfach ſind nicht des Weibes Pflichten!
Da gibt's denn auch manch Niedres zu verrichten,
Wobei man ſich — wie gern man nützt,
Doch gern auch vor Unſauberm ſchützt.
Es iſt der Kreis, worin wir dienen,
Und ſo des Lebens Nothdurft ſühnen.
Iſt aber treu das Haus beſtellt,
Sucht unſer Herz die höhere Welt,
Und Wahrheit, Schönheit, eng verbunden,
Enthüllen uns die reinſten Stunden.
So wirſt auch du dir beides gern bereiten,
Worüber einſt zwei Schweſtern ſich entzweiten,
Als Martha in der Küchenſchürze ging,
Maria an des Meiſters Munde hing.
Drum, deine Zukunft bildlich einzuweihn,
Find' heut ich mich mit Schürz' und Bibel ein.

Die Worte, mit denen der Studienrath ſeinen Beifall ausſprach, fielen in eine leichte Rührung, was Hedwig etwas betroffen machte. Sie ſah mit bewegter Miene zu ihm auf, und er, ſeiner ſentimentalen Anwandlung ſich entſchlagend, fuhr in mehr heiterm Tone fort:

Nun darf ich aber Ihren ſinnreichen Lebensſpruch nicht ohne Erkenntlichkeit einſtecken. Morgen früh bring' auch ich etwas für einen Bräutigam zu Papier — einen Bericht zur Beförderung des Oberlehrers Andreas Peitzer auf die Rectorſtelle in Hersberg. Sehen Sie, — mit dieſer Hand da!

Er reichte ihr mit der Geberde des Dankes und der Zuſage die Rechte. In ſeiner Miene lag dabei etwas von Abſchied ſeiner geſtern allzu raſch gefaßten Hoffnung. — Ich bin eben kein Dichter, lächelte er, ſondern blos ein — Ueberſetzer.

Ja, Herr Studienrath, rief ſie bewegt, aber einer, der ſogar den Text verbeſſert und den Titel ändert.

Sie trat ihm dann mit anmuthiger Befangenheit näher, indem ſie leiſe fragte:

Darf ich's ihm vielleicht ſchreiben?

Ja, lächelte er, wenn Sie ein Petſchaft nehmen, das Ihren Brief und ihm zugleich den Mund gut verſiegelt!

Verſteht ſich, Herr Schulrath! betheuerte ſie, und wir haben hier Siegellack im Hauſe, auf dem eingepreßt ſteht: „Superfein.“

Lächelnd, aber mit Thränen im Auge wendete ſie ſich raſch der Thür zu. — —

Nicht wahr, ein liebes Mädchen, Herr Studienrath? unterbrach Frau von Elzheim die augenblickliche Stille.

O eine innige Seele! erwiderte er mit Empfindung. — Sie haben wol meine Rührung wahrgenommen? Ich war es wirklich: nicht ſowol von den recht ſinnreichen

Verſen, ſondern weil mir eben ein wehmüthiger Gedanke kam. — Wird es dieſer ſo ſchön begabten Seele in einem Schulhauſe, an einem Schulmeiſterherd nicht zu enge werden?

Aber, lieber Lüdemann, antwortete ſie, woher ſolche Beſorgniſſe? Sie, die Braut, ihrer Herkunft, und er ſeiner Bildung nach, und beide aus echter Neigung zuſammengekommen —?

Und doch, meine gnädige Frau! ſprach er etwas erregt fort. In Liebe finden ſich wol zwei gute Menſchen zuſammen und ſchließen ihren Bund; es iſt die Lebensperiode eines Zuſammenklangs der Herzen. Jeder tiefern Seele ſchwebt aber, lang unverſtanden, ein Ideal ihrer Weiterentwickelung vor; es ſtammt aus ihrem innerſten Weſen, es iſt ihr innerſtes Weſen, — ihr von Gott mitgebrachtes Atom. Unwiderſtehlich drängt es vorwärts und läßt ſich ſein ewiges Recht nicht nehmen. Und dieſe Lebensideale ſchlummern — verſchieden in ihrer Richtung und ungleich nach der Zeit ihres Erwachens — in der Bruſt zweier Verlobten. Wie kommt da ein allerbeſtes Menſchenpaar doch unvermerkt auseinander und reden mit unverſtandenen Zungen! Und, ſehen Sie, in dieſer Weſenheit liegt die eigentliche Herkunft der Menſchengeiſter, nicht in der Familie, und jener äußere Anzug, den man Bildung nennt, trägt ſich ab oder wird verwachſen. Glücklich die Seele, Heil ihr, die dann noch früh genug zur Beſinnung oder zur Ahnung über ſich ſelbſt kommt, um einen Bund ungeknüpft zu laſſen, von welchem mit aller Wahrheit Schiller ſagt: Der Wahn iſt kurz, die Reu' iſt lang! — — —

Doch, meine gnädige Frau, bitte tauſendmal um Vergebung! Sie ſehen, ein Schulmeiſter fällt auch in der beſten Geſellſchaft immer wieder auf ſein altes Blei!

Er erhob ſich lächelnd und nahm ſeinen Hut.

Im Gegentheil, Herr Schulrath, erwiderte ſie, innerlich bewegt, was Sie ſagen, liegt mir zu hoch.

Sie eilte, während Elzheim den Abgehenden begleitete, in ihr Ankleidezimmer. Das Ausgeſprochene lag ihr nicht zu hoch, vielmehr war ſie ganz niedergedrückt von der Erinnerung an jenen Morgen, an welchem ſie Alberten erwartet hatte und ihr jetziger Mann erſchienen war, und ſie aus einem geſellſchaftlichen Vorurtheil nicht nein ſagen konnte. Ihr Battiſttuch mit beiden Händen an die Bruſt gedrückt, lag ſie in die Sofaecke geſunken, bis ſie, ihres Mannes ſich beſinnend, aufſtand und um ſich her und hinaus über den ſonnigen Garten blickend ausrief:

Aber, — was klag' ich denn heute noch, was bedaur' ich denn? Bin ich nicht Gebieterin über dieſe Herrlichkeit? Bin ich nicht in einen breiten, goldenen Rahmen des Glücks gefaßt?

Lieber Elzheim! rief ſie, in den Salon zurückkehrend, als ihr Mann eben das leer gefundene Zimmer wieder verlaſſen wollte, ihm nach. Nicht wahr, der wunderliche Pedant hat dich auch ermüdet?

Auf ſeine Schulter ſich lehnend bot ſie ihm den Mund zum Kuſſe.

Doch nicht, liebe Antonie! erwiderte er. Geiſtreich und anregend iſt er doch immer. Aber haſt du nicht die Wahrnehmung gemacht, daß unſere Hedwig, wenn ſie nicht mit dem Schulmeiſter ſich übereilt hätte, — jetzt einen Schulrath haben könnte?

Meinſt du, lieber Mann? —

Offenbar, Antonie! Haſt du nicht ſeinen Ton, ſeine Blicke beobachtet?

Nun, das iſt nicht mehr zu ändern, antwortete ſie. Helfen wir ihm zu einem vielleicht paſſendern Erſatz: du könnteſt ihm die reiche Witwe freien!

Bella? lachte er. Meinſt du — als Bella Donna oder als Mirabella? Iſt bedenklich! Doch gut, wollen's überlegen, wenn ich wieder von meiner Reiſe zurück bin.

Er ging. Sie blieb betroffen ſtehen. — „Von ſeiner Reiſe zurück?“ Ach, athmete ſie ſchwer auf, und morgen kommt Albert. O mein Gott!

Sechstes Kapitel.

Nach Tiſche, ſobald Herr und Frau von Elzheim zur verabredeten Landpartie abgefahren und Hedwig mit den Anordnungen zum Empfange des für morgen zu erwartenden Gaſtes fertig war, ging ſie, ihren Brief an den Verlobten ſelbſt zur Poſt zu beſorgen. In ihrer Stimmung fühlte ſie das Bedürfniß, auf einem Umwege ins Freie über die nahe Höhe zurückzukehren, von wo man einen erhebenden Ausblick nach den waldigen Bergen und der Sommerreſidenz des Fürſten hatte.

Auf einem einſamen Gange, wie ſie ſolchen ſich heute auch wünſchte, konnte ſie an einem ſo heitern Tage wenigſtens innerhalb des Stadtgebiets ebenwol rechnen. Es gehörte zum Tone der Reſidenz, daß an ſo reizenden Nachmittagen Frauen und Töchter der zahlreichen Staatsdienerſchaft, ſorgfältig angezogen, nach einem der umherliegenden Dörfer oder wenigſtens nach einem der nähern Felſenkeller und Kaffeegärten auswanderten. Es gab einigen Erſatz für manche andere Entbehrung des geſellſchaftlichen Lebens. Man hielt ein gut möblirtes Zimmer zum Empfange der Sonntagsbeſuche;

die übrige häusliche Einrichtung beſtand etwas dürftig; denn die Beſoldungen waren über fünfundzwanzig Jahre hinter den ſteigenden Preiſen der Dinge zurückgeblieben; allen Anſprüchen des Lebens und des Luxus konnte man nicht zärtlich thun, und ſo hielt man es auch mit dem Mittagstiſche höchſt einfach, — alles, um nur „ſtandesmäßig“, wie man's nannte, öffentlich zu erſcheinen, dann aber auch durch fleißiges Ausgehen gute Zinſen von dieſem Aufwande zu machen, in der Weiſe, wie ein Krämer ſein kleines Kapital durch fleißigen Umſatz zu ſteigern ſucht.

Die Stimmung Hedwig's, die ihr einen einſamen Gang zum Bedürfniß machte und ſie unter den Kaſtanienbäumen der Allee zwiſchen den gebüſchreichen Gärten hinaufbegleitete, blieb ihr ſelbſt räthſelhaft und machte ſie nachdenklich. Mit einer ſchreckhaften Empfindung hatte ſie die Hand und Zuſage des Schulraths angenommen. Eine wunderſame Unruhe, in der ſie auch ihren Brief geſchrieben, war ihr ſeitdem geblieben und löſte ſich erſt jetzt unter dem unbemerkten Einfluß der bewegten Lüfte und Lichter, des luſtigen Schlags zahlreicher Finken und Nachtigallen in Wehmuth auf. Es ward ihr zu Sinn, als läge ein Lebensabſchnitt abgeſchloſſen hinter ihr, und ein neuer, an neuem Wohnorte, wäre anzutreten, der ihr aber widerſtrebe, gegen den eine innere Warnung ſich erhebe. — — — Was will ich denn? fragte ſie ſich ſelbſt. Liebe ich ihn denn nicht, den guten Mann, für den ich dieſen Schritt zu ſeiner Beförderung gethan habe? Für mich iſt es ja nicht geſchehen, und warum iſt mir denn nun, als habe ich mich damit — *abgefunden*?

Sie erſchrak vor dieſem Gedanken, der ihr wie zugeflüſtert war.

Sie beſann ſich, ob ſie vielleicht gar in ſolcher Empfindung ihren Brief geſchrieben und im Ausdruck ſich übereilt habe. Alles war aber in ihrer Erinnerung wie ausgelöſcht.

Sie mußte ſich endlich darein ergeben und ſich in der Beruhigung faſſen, daß ſie ja nicht gefehlt habe, und in ihrem Verhältniſſe wie in ihrem Herzen nichts abgethan, nichts verwandelt ſei.

Mit dieſer Erhebung ermuthigte ſie ſich vollends auf der Höhe, im Ausblick auf den herrlichen Gebirgszug der Wälder, aus deren grünem Schoſe das Sommerſchloß des Herzogs fernher ſchimmerte. Sie wendete ſich dann links durch die Obſtanlage hinab, um nach dem Thore zu kommen, vor welchem das Elzheim'ſche Landhaus lag.

Hier hatte ſie ſich's bequem gemacht und kam mit einem Buche in den Garten, um da noch ein ſonniges Abendſtündchen zuzubringen, als eben eine Droſchke mit Gepäck durch das Einfahrthor lenkte. Ein Mann im Staubmantel erhob ſich, warf die Hülle ab und näherte ſich, die Reiſemütze grüßend abgenommen, mit der Frage, ob er hier zu Herrn von Elzheim recht ſei.

Von der edeln Geſtalt und Haltung des Fremden etwas betroffen, antwortete ſie mit einer bejahenden Verneigung.

Mein Bruder iſt doch nicht etwa ſchon abgereiſt? fragte er weiter.

Ach, Herr Elzheim! rief Hedwig aufathmend, Verzeihung, nein, verreiſt nicht, nur auf einer Landpartie, von der wir ihn gegen Abend zurückerwarten.

Das iſt mir lieb; ich ſchrieb ihm auch, daß es keine Eile mit ſeiner Abreiſe habe und ich ihn gern noch hier träfe.

Sie ſind erwartet, erwiderte ſie, doch Ihrem Briefe nach erſt morgen; ſonſt wäre der heutige Ausflug unterblieben. Bitte, treten Sie ein und ſeien im Namen der Hausfrau von mir recht freundlich bewillkommt!

Angenehm betroffen von dem weichen Wohllaut dieſer Stimme fragte er:

Vielleicht Fräulein Siebrecht?

Sie erröthete bei ihrem Namen und ſah ihn betroffen an.

Ich weiß aus meines Bruders Briefen von Ihnen, ſagte er, und laſſe mir den freundlichen Willkommen auch in Ihrem Namen gefallen.

Er wendete ſich dem Droſchenführer zu, der inzwiſchen abgeladen hatte, und überließ dann die Sachen der von Hedwig herbeigerufenen Dienerſchaft. Das Haus fiel ihm jetzt angenehm ins Auge. Er lobte die ſchönen Verhältniſſe und die bequeme Anfahrt zum Hügel, auf dem es lag. — Gewiß iſt die innere Einrichtung entſprechend, ſagte er; ich kenne meines Bruders Geſchmack und möchte mir ſie gleich einmal beſehen.

Dürfte ich Ihnen nicht vor allem einige Erfriſchung anbieten, Herr Elzheim?

Er dankte und richtete den Wunſch an ſie, unter ihrer Begleitung das Haus zu ſehen.

Lächelnd und im Tone einer Entſchuldigung ſagte ſie:

Herr von Elzheim freut ſich ſo ſehr darauf, Ihnen alles ſelbſt zu zeigen. Ich möchte ihn nicht gern um das Vergnügen bringen helfen, das er ſich von dem erſten Eindruck auf den Bruder verſpricht. Er hat ohnedies ſo wenig, worauf er ſich freut.

Dieſe letzte Bemerkung war ihr in der Zerſtreuung entſchlüpft; ſie erröthete und wollte ſich erklären. Albert Elzheim kam ihr aber mit der Aeußerung entgegen:

Das iſt ſehr zart von Ihnen gedacht, Fräulein Siebrecht. Gehen wir alſo lieber in den Garten! Ich fürchte, meinen Bruder nicht vergnügt zu finden: manche Verſtimmung ſpricht ſich in ſeinen Briefen aus; mir ſcheint es aber mehr körperlich bedingt.

Auch war er in den letzten Tagen viel heiterer und gehobener, als ich ihn anfangs fand, da ich ihn auch ein Jahr lang nicht geſehen hatte, erwidert. ſie.

Und Frau von Elzheim?

Hat mich im Gegentheil durch ihr gutes Ausſehen überraſcht, ſagte Hedwig. Sie kam mir jünger geworden vor, obgleich ſie ſich eben jetzt als leidend beklagt.

Elzheim fiel in ſeiner Unterhaltung, die er auf dies oder jenes lenkte, immer wieder einige Augenblicke in nachdenkliches Schweigen, während er ſein ſchönes dunkles Auge zwiſchen den aufgrünenden Baumgruppen ſchweifen ließ und dann und wann über die prächtige Stirn und das dunkelgelockte Haar ſtrich, als ob er manche Gedanken verſcheuchen möchte, — manche Frage vielleicht unterdrückte, die er gern vorgebracht hätte. Endlich kurz abbrechend ſagte er:

Laſſen Sie uns doch lieber zurückkehren, Fräulein

Siebrecht! Ich habe vielleicht Zeit genug, mich zum Empfange meiner Schwägerin ein wenig umzukleiden.

Es ſchien doch, als ob auch Albert ſeiner Schwägerin nicht ganz unbefangen entgegenſehe, während ſie, was er nicht wußte, in den letzten Tagen über ihren alten Verdruß ziemlich hinausgekommen war und die Faſſung eines ſchicklichen Benehmens gefunden hatte. Charakter und Erziehung hatten ihr dies erleichtert. Sie war von Natur kühl und überlegend, wollte aber nicht immer dafür gelten, ſondern denen beigezählt werden, die durch lebhafte Empfindung und Schwung der Phantaſie für ausgezeichnet oder liebenswürdig gehalten wurden. Begreiflich, daß es ihr bei natürlichen oder künſtlichen Aufwallungen leichter wurde, hinter die Linien der Schicklichkeit oder der Faſſung wieder zurückzukehren.

Hiermit hing der tiefe Ernſt zuſammen, mit welchem ſie, durch Erziehung im *Schicklichen* befeſtigt, nun auch die *ſittlichen* Verhältniſſe des Lebens nahm. Das Geringſte, was manchmal im Leben zwiſchen das Schickliche und das Sittliche in Widerſpruch zu fallen ſcheint, konnte ihr Zweifel erregen, die ſich auf keine überlieferte Hofmarſchallsregel zurückführen ließen. Sie bedurfte eines Gewiſſensraths, den ſie auch an Pfarrer Aßbrand gewonnen hatte, — einem jener Geiſtlichen, die ſich ihren Vertrauenden auch ſelbſt wieder zu bleibendem Bedürfniſſe zu machen verſtehen. Wie aber auch ſolche Gemüther zuweilen doch nach zarten Seiten des Herzens hin einen Vorbehalt haben, ſo hatte auch Antonie hinſichtlich Albert's mit ihrer frühern Empfindung und ſpätern Empfindlichkeit gegen den Pfarrer zurückgehalten und den beeiferten Mann unbedachterweiſe — auf die Lauer geſtellt.

Mit der Beruhigung, jeden Tag auf Albert gefaßt zu ſein, ward Frau von Elzheim doch ein wenig überraſcht, als er ſie bei ihrer Anfahrt in der Dämmerung am Wagen empfing und ſcherzend als Hausherr Mann und Frau als ſeine lieben Gäſte willkommen hieß.

Laute Begrüßungen folgten; unter Lachen und Fragen betrat man das erleuchtete Geſellſchaftszimmer. — Sie ſind ſtärker, ſtattlicher geworden, lieber Schwager, bemerkte — immerhin doch ein wenig aufgeregten Tones — Antonie.

Das heißt — älter, meine Gnädige! entgegnete er. Sie wiſſen ja, wenn man in die zunehmenden Jahre kommt, muß man doch an etwas zunehmen: wenn nicht an Weisheit, doch an Fülle. — Nun, es iſt auch einige Zeit her, daß wir uns in Pyrmont geſehen. Und ich kam damals aus England von etwas raſtloſern Geſchäften, als mir ſeitdem auf deutſchem Boden erwachſen ſind. Sie aber ſehen jünger aus, ernſtlich! und die Zeit droht uns, in der äußern Erſcheinung voneinander zu entfernen, während wir uns doch durch meines Bruders Glück näher gekommen ſind.

Näher? fiel ſie lebhaft ein, — ernſtlich? Ich weiß ſchon, was Sie hier für Geſchäfte vorhaben, lieber Schwager, und wundere mich nicht, daß Sie ein wenig Diplomat geworden ſind. Oder — waren Sie es ſchon in Pyrmont?

Sie erröthete ein wenig, als ſie es ausgeſprochen.

Die Erinnerung an Pyrmont hatte ſie augenblicklich hingeriſſen.

Albert hatte aber dieſe Erinnerung abſichtlich nicht vermieden. Er wollte damit alles, was von dorther zwiſchen Antonien und ihm — ſozuſagen ſtockte, gleich beim erſten Wiederſehen ſchnell zum Abfluß bringen. Es entſprach ſo ſeiner einfach-offenen Weiſe. Auch wußte er aus Erfahrung, wie leicht zurückgehaltene Empfindungen, frohe wie leidige, im Hinterhalte der Phantaſie das Maß der Wahrheit verlieren. Daher war es ihm ganz recht, daß die Schwägerin ihre Empfindlichkeit — vielleicht den letzten Reſt derſelben — gleich ausſtieß. Er dachte nicht daran, eine Rechtfertigung oder entſchuldigende Erklärung ſeines bisherigen Benehmens zu verſuchen: er konnte das eigentliche Warum ſeiner Zurückhaltung doch nicht mittheilen, und wußte auch, daß Frauen nicht immer mit Gründen widerlegt ſein wollen, ſondern zufrieden ſind, bei Reue und Schuldbekenntniß eines Gegners Recht zu behalten.

Ich habe vieles abzubitten, ſagte er, und bin vor allem gekommen, Buße zu thun, Verzeihung zu erflehen.

Nun denn, erwiderte ſie mit heiterer Anſpielung auf die Abſicht ſeiner Ankunft, wenn Sie ſo zu Ihren guten Abſichten ſogar eine Eiſenbahn benutzen, die noch nicht einmal gebaut iſt, ſo muß ich Ihnen wol auch mit dem Kurierzug — Abſolution geben!

Sie reichte ihm die Hand, auf die er ſich artig und mit Empfindung niederbeugte. — —

So war denn unerwartet leicht und raſch alles ausgeglichen. Man ſetzte ſich in beſter Stimmung zu Tiſche.

Herr von Elzheim war zum Verwundern angeregt und freute ſich mit aller Anſtrengung darüber, daß er noch ſo vergnügt ſein konnte.

Luftwechſel ſoll mir noch vollends gutthun, denk' ich, und dir, Antonie, ebenwol, wenn ihr zuſammen nach Buchenau geht, rief er. Wann war ich ſo vergnügt, beſte Antonie? Wie mislaunig haſt du mich ſeither oft geſehen und hinnehmen müſſen! Vergib mir's heute, wo du ja ſo gnädig mit Abſolutionen biſt und wo ſo viel Liebſtes um mich verſammelt ſitzt. Stimmt nun aber auch unſer Geſpräch in die Tonart unſerer Zufriedenheit. „Gnädige Schwägerin!“ — „Lieber Schwager!“ das ſind Mistöne en famille. Nennt euch vor allem bei den Vornamen!

Ja, lieber Gottfried! lächelte ſie, und reichte Alberten die Hand mit den Worten: Ich heiße Antonie, wie Sie ſchon wiſſen!

Und ich Albert! wie Ihnen auch nicht unbekannt iſt, antwortete er lachend.

So fängt alſo unſere neue Freundſchaft gleichſam von vorn, — bei einem doppelten A an, — Albert und Antonie, erinnerte ſie, und Gottfried rief die Hände reibend:

Ja, wahrlich! Liebe Hedwig, machen Sie doch gelegentlich einen Vers darüber! Albert und Antonie, und alles in Harmonie!

Siebentes Kapitel.

Am nächſten Morgen nach eingenommenem Frühſtück führte Herr von Elzheim den Bruder im Hauſe und in den Anbauten umher. Albert, obgleich ſchon beim erſten Anblicke des Hauſes von den ſchönen äußern Verhältniſſen voreingenommen, hatte doch das Innere kaum ſo anſprechend erwartet, als er es nun fand. Die Räumlichkeit war mit ſinniger Oekonomie verwendet. Die leichtgeſchwungene Treppe, die bequem-heitere Anordnung der Gemächer, die ihrer verſchiedenen Beſtimmung entſprechende reiche, aber nirgends von richtigem Geſchmack verlaſſene Ausſtattung machten den beſten Eindruck und gaben eine abſchließende Befriedigung.

Herr von Elzheim hatte ſich nach dem Ankaufe der Beſitzung von einem vielgereiſten Baumeiſter über die baulichen Veränderungen berathen laſſen und bei der Ausſchmückung ſeinen eigenen Geſchmack gefangen gegeben. So hielt ſich das Prunkhafte, zu dem er neigte, beſcheiden zurück, oder verſteckte ſich am rechten Orte hinter einzelnen, aber deſto werthvollern Kunſtgegenſtänden, — Oelgemälden, Bildwerken, Niſchenſchmuck und Deckenverzierungen. Eine gewählte Bücherſammlung, nach Auswahl des Studienraths, ſchimmerte in guten Einbänden aus Schränken mit geſchnitzten Zierathen hervor. Hier und da war lebendiges Grün in die bewohnten Räumlichkeiten gezogen und die immer friſche Fülle der Blumentiſche wies auf den Reichthum des Gartens und des Treibhauſes hin.

Aufrichtig, lieber Bruder, ich bin ſehr überraſcht, ſagte Albert. Ich kam mit dem Vorſatze, dir zulieb mir alles recht gefallen zu laſſen, und bin nun durch die Wirklichkeit beſchämt. Die Siebrecht wollte mir geſtern Abend um deinetwillen das Haus nicht zeigen. — Ihr habt da, beiläufig bemerkt, ein ſehr ſinniges, ſeelenvolles Mädchen um euch; man hört ihr gern zu, ſchon der angenehmen Stimme wegen. Sie wollte dich nicht um die Freude bringen, die du dir vom erſten Eindruck deines Hauſes auf mich verſprächeſt. Nun wahrlich, ich brauche keinen Anlauf zu thun, um dir mein Wohlgefallen am Sitze deines Glückes auszuſprechen. Du wohnſt fürſtlich und zwar, da du ſo vieles daran dir ſelbſt geſchaffen, wie ein Fürſt, der ſagen kann: Tel est notre bon plaisir! — wie ein Fürſt, der ſich befriedigt fühlt.

Dieſe letztere Bemerkung, von einem forſchenden Blicke Albert's begleitet, wurde zuerſt vom Bruder freundlich und lächelnd aufgenommen, über ein Weilchen aber mit der eingehenden Betrachtung erwidert:

Ach, lieber Bruder, man wird nur alles zu bald gewohnt. Sieh, man glaubt zuerſt mit ſeinem Wohlgefallen ſich in einer Paradieſesblume von tauſend Blättern niederzulaſſen, und hat man ſich eingerichtet, behält man nur das Zuſehen, wie ſie alle nacheinander abwelken. Ueberhaupt jagt man all den Dingen nach mit einer Haſt, mit einem Verlangen, — wie wäre es auszuſprechen! — Und hat man ſie erreicht, iſt man erſchöpft, ſie zu genießen, oder ſie zerrinnen vor uns und ekeln uns nicht ſelten an. Das Leben iſt doch mehr oder weniger eine Wüſte. Glücklich, wer dann und wann auf einer kleinen Oaſe von Zufriedenheit ausruhen mag. Im ganzen geht es einem, wie man vom Kamel erzählt, — daß es nach dem in der Ferne ſchimmernden Waſſer lechzt, raſcher trabt, und kommt es hin, iſt es ein Dunſt geweſen, und das arme Thier hat ſich nur noch durſtiger gelaufen. — — Im Gegentheil, lieber Albert, freue ich mich auf unſer düſteres Comptoir mit den braunen Pulten und auf die Fenſter nach der Straße mit den gebogenen Eiſengittern.

Manches wirſt du freilich verändert finden, Gottfried, erwiderte Albert. Das Haus, ſchrieb ich dir ja, hat noch im vorigen Herbſt einen neuen Bewurf und Anſtrich bekommen. Bei dieſer Gelegenheit iſt auch im Innern nach den Erforderniſſen der Zeit manches verſchönert und dabei das altmodiſche Treillis weggenommen worden.

Weggenommen? O! rief der Bruder, das thut mir doch leid. Ich ſteckte in meiner Jugend ſo gern den Kopf unter die gebogenen Stäbe und träumte mir dabei einen Rieſenhelm an. Nur daß ich die Feder nicht auf dem Helme, ſondern hinterm Ohr hatte. Ich konnte durch das Viſir alle die hübſchen Mädchen grüßen, die vorübergingen, und meine Kußhändchen paſſirten durch.

Meine eigene Perſon freilich —. Ich geſtehe dir, Albert, — manche Nacht habe ich die Stäbe verwünſcht, damals, weißt du, wo ich noch keinen Hausſchlüſſel bekam und gern durch ein Fenſter geſchlüpft wäre. — — Bruder, was hat man in jenen Jahren für ein heißes Verlangen, für einen Drang, der uns über die Dächer, durch einen Mauerſpalt treiben möchte. — — Alſo das Treillis iſt fort! Jetzt, nicht wahr, würden mich keine Stäbe mehr hemmen? Ei, ei, wenn man's nur immer abwarten könnte! — — Aber wohin ſind denn jene Jahre der Jugend und des Verlangens? In Rauch aufgegangen, wie zuſammengerollte duftige Havannablätter. — — — Fort damit! Komm, laß uns wieder einmal eine vertrauliche Cigarre rauchen. Du rauchſt doch noch, Albert?

Ja, Gottfried, heute die feinſte Cigarre in dieſer andächtigen Stunde — als ein Rauchopfer träumender Erinnerungen! Sonſt habe ich mir das Rauchen, wenn nicht verſchworen, doch für gewöhnlich abgethan. Es iſt in der That widerwärtig, dieſem Lutſcher in jedem Munde zu begegnen, wohin man ſich wendet. Und wenn man unſere Raucher in den ſittlichen Beziehungen zur Geſellſchaft und zur Familie beobachtet, ſo erſcheint es wahrhaft verhängnißvoll, daß dieſe Gewohnheit der Wilden, die doch noch einen vernünftigen Zweck damit verbinden, die cultivirten Menſchen verwildert, indem die Cigarre zum Fetiſch der civiliſirten Genußſucht und des Egoismus erhoben wird.

Nun, — laß es! erwiderte der Bruder. Wir haben uns ja ſchon eine andere Weihe genommen zu dieſer

Cardinalcigarre, und wir zünden ſie in der Luft de Gartens an. Komm!

Recht, lieber Bruder, lachte Albert, das gehört mit in mein Kapitel, daß wir die Würze des jung Frühlings mit den getrockneten Blättern der Havan verderben. Aber verzeih! Ich will deinen Mism nicht mit entſprechenden Betrachtungen begleiten. E thut mir vielmehr leid, daß ich dich im ganzen ein nig herabgeſtimmt finde. Doch denke ich, es ſoll mit dir nicht wie in Rückert's ſchönem Gedichte gebe

Als ich Abſchied nahm, als ich Abſchied nahm,
War die Welt mir voll ſo ſehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer!

Nein, ſo ſteht's noch nicht bei dir!

Gewiß nicht, Albert! betheuerte er. Ich verſpre mir vielmehr eine rechte Erfriſchung dort, wo ich A ſchied nahm.

Sie wandelten nach dem Garten, zündeten ihre C garren an und Gottfried fuhr fort:

Siehſt du, Albert, es gefällt mir ſchon, daß ich di wie mir auch die Schweſter früher ſchrieb, auf dein alten Vorliebe für das Poetiſche und Beſchauliche wiede finde. Deine ſonſt ſo herrliche Verſtorbene hatte di doch ein wenig zu weit ins High-life des Prunks ſich gezogen. Die Verirrungen der Liebe ſind ſehr ver ſchieden. Ich will die deinige freilich nicht mit den me nigen vergleichen; auch haſt du deine Rückkehr frühe und mit keinen Opfern, vielmehr mit der Erkenntni deſſen gefunden, was deine volle Befriedigung ausma

Schwerlich wird dir daher eine hieſige, vielumhuldigte Witwe gefährlich werden, was geſtern meine Antonie beſorgte, als mich Frau von Hermshauſen, die ſchöne Bella, nach Geſtalt und Geſchmack, ja ſelbſt durch etwas in ihrem Geſichtsausdruck an deine Eliza erinnerte.

Gerade darin, lieber Bruder, verſetzte Albert gleichgültig, wird in meiner Erinnerung keine Zweite mit meiner Unvergeßlichen wetteifern können. Was aber meine alte Vorliebe für das Ideelle neben meinem realen Lebensberufe betrifft, ſo denke ich ſo:

Die materielle Welt erweitert ſich ins Erſtaunliche; die Eiſenbahnen haben ein Vorrecht über unſere einſt ſo ſtillen, gemüthlichen Gärten; unſere Roſenbeete, unſere Gewächshäuſer werden weggenommen, aber gut bezahlt. So ſpeculirt jetzt die Welt auch mit den Gefühlen und Gedanken der Seele auf Reichthum und Genuß. Bewunderung, Enthuſiasmus, Glauben und was unſer Gemüth ſonſt noch als ſein Koſtbarſtes umfaßte, werden expropriirt.

Das iſt mir neu, Bruder, gefällt mir aber, ſagte Gottfried. Du ſollſt auch gleich hören, was ich dabei im Sinne habe. Ich danke dir nämlich für die gute Art, wie du dich leicht und heiter mit meiner Frau geſetzt haſt. Es lag etwas zwiſchen euch; ich hatte nur Bedenken, es brieflich zur Verhandlung zu bringen. Du haſt dich jahrelang befremdend zu uns geſtellt, dich auffallend zurückgehalten. Antonie hat es ſchwer genommen, ja empfindlich, und ich laſſ' es hingeſtellt ſein, ob ſie dir nicht gegrollt hat. Aber ich muß es dir vor meiner Abreiſe ausſprechen, was ich davon hielt. Du liebteſt

Antonien, nicht wahr, als ich mich um ſie bewarb, und ſcheuteſt dich, es mir zu geſtehen, — aus Verlegenheit vielleicht, ſo wankelmüthig oder untreu zu erſcheinen, da du dich mir als verlobt mit deiner geliebten Eliza bekannt hatteſt? Und freilich, gerade dieſes Geheimniß, dieſe Vorausſetzung deiner Verlobung gab mir Antonien gegenüber ſo unbedingte Zuverſicht! ich brachte dich gar nicht in Berechnung als Mitbewerber, und faßte daher gegen dich auch nicht den mindeſten Zweifel. — — Hab' ich's errathen, Albert?

Albert verneinte mit nachdenklichem Kopfſchütteln. — Nein, ſo iſt es nicht, ſagte er. Ich habe Antonien nicht geliebt, und meine Zurückhaltung im Benehmen gegen ſie damals in Pyrmont war vielmehr abſichtlich, um ſie bei ihrer Unkenntniß meines Herzensgeheimniſſes nicht irre an mir zu machen. Dennoch mag ich mich darin manchmal ein wenig vergeſſen haben; wenigſtens machte mich unſer Freund Lüdemann aufmerkſam darauf, daß mein Auge zuweilen während der Unterhaltung Antoniens mit dir ſo innig und mit träumendem Wohlgefallen auf ihren Zügen ruhe, und ſie an meinen Empfindungen für ſie nicht zweifeln könne. Er wußte ja auch nichts von meinem Verhältniſſe zu Eliza, an die mich Antonie allerdings durch einen Zug des Lächelns lebhaft erinnerte. Begreiflicherweiſe konnte ich ihn darum doch nicht in die wahre Bedeutung meines „träumeriſchen Wohlgefallens“ an Antonien einweihen. Nun machte er es ſich zur Angelegenheit, — ich weiß nicht, was er dabei hatte — mich zu überzeugen, daß, wenn auch ich kein Intereſſe für Antonien, doch ſie ein lebhaftes für mich hätte. —

— Ich muß hierüber aufrichtig gegen dich ſein, Gottfried, um ſo mehr, als du mich jetzt einige Zeit in häuslichem Umgange mit ihr zurückläſſeſt. — Lüdemann ſetzte ſich jetzt ins Vertrauen der Generalin, er hinterbrachte mir jede günſtige Aeußerung derſelben über mich, und ſprach die Vermuthung aus, daß man dein brüderliches Lob meiner perſönlichen Vorzüge für eine vermittelnde Bewerbung zu meinen Gunſten anſehe. So wenig nun dies der Fall war, ſo wenig gab ich auf ſeine übrigen Nachweiſungen. Ich nahm alles für rechthaberiſche Geſchäftigkeit eines zur Zeit müßigen Gelehrten. Doch hielt ich mich noch vorſichtiger gegen Nichte und Tante, und ließ die Sache hingeſtellt ſein, bis zu jener Gewitternacht, wo du mich erſt durch dein Benehmen auf der Landpartie der Generalin und dann durch das Bekenntniß deiner Abſicht auf Antonien überraſchteſt. Jetzt beunruhigte mich doch der Gedanke an die Möglichkeit einer heimlichen Zuneigung Antoniens für mich und dies entſchied meine baldige Abreiſe. Ich wollte Antonien zu keinem Zweifel zwiſchen dir und mir, zu keiner abwägenden Prüfung ihres Herzens kommen laſſen. Aber auch dir, lieber Bruder, dachte ich den Fall und die Faſſung zu erleichtern, wenn Antonie deinen Antrag ablehnen ſollte. Darum ſchlug ich dir auch Lüdemann zum Abgeordneten deiner Bewerbung vor, und die Art, wie er, bei allem Vorurtheil für mich, deine Angelegenheit beſorgte, zeigt doch, daß er ein ehrlicher Kerl iſt, nicht wahr?

Er umarmte den Bruder mit wehmüthigem Lächeln, froh und doch ein wenig beſchämt, wie es ihm gelungen war, ſich ſo leichten eiligen Schrittes auf der Linie der Wahrheit gehalten zu haben.

Herr von Elzheim hatte dieſer Mittheilung des Bruders nachdenklich zugehört. Seine zuerſt betroffene Miene ging nach und nach in ein zufriedenes Lächeln über. — — — Sieh doch, hob er an, darauf bin ich gar nicht gekommen, daß Antonie die Liebende geweſen. Du warſt ja verlobt und ich — gedankenlos wie ein Verliebter. Um ſo mehr freut es mich nun, daß du gekommen biſt und dich mit ihr ausgeſöhnt haſt. Hoffentlich wird ſich noch etwas von ihrer alten Gunſt in ihrem Herzen finden. — Sieh mich nicht verwundert an, Albert! Ich will mich dir ganz offen mittheilen. — — — Siehſt du, wir haben doch wenig innerliche Beziehungen füreinander, Antonie, meine ich, und ich. Sie iſt eine koſtbare Seele, ſage ich dir, und verdient das ſchönſte Glück. So viel ich ihr dazu äußerlich ſchaffen kann, laſſe ich mir angelegen ſein: ich umgebe ſie mit allem, was ſie vergeſſen machen ſoll, daß ich ihr durch mich ſelbſt keine innerſte Befriedigung gewähren kann. Meine Herzensgeſchichte kennſt du; ſie iſt einfach in ihrer Vielfältigkeit. Ich habe früh und abwechſelnd geliebt. Du weißt ja, daß man auch jene wechſelnden Neigungen ſo nennt, die uns zuletzt nur verdroſſen machen, ſie fortzuſetzen, und unfähig, edlere Empfindungen zu faſſen. Dennoch blieb mir noch länger eine etwas verkümmerte Sehnſucht nach echter, wahrer Liebe, und ich empfand dieſes Verlangen noch einmal recht lebhaft, als ich mehr und mehr Antonien ſah und kennen lernte. Ich faßte die reizendſten Hoffnungen, las, ſozuſagen, die letzten Sommerblumen meiner Jahre zu einem Bräutigamsſtrauße zuſammen, und wenn ich mich auf jene Vorſpiegelung der Generalin, — du erinnerſt dich! — dazu noch adeln ließ, ſo wer's nicht blos, wie ihr vielleicht geglaubt habt, Hochmuth, Einbildung auf Antoniens alte Familie, ſondern weil ich mich überredete, daß ich für eine höhere Liebe auch ein höherer Menſch werden müſſe.

Albert lachte. Du ſtellteſt dich alſo auf den Schemel oder — Schemen eines „Von", um ein höherer Menſch zu ſein?

Du haſt recht, Bruder, fuhr jener fort, das war allerdings nur etwas Aeußerliches; ich habe mich aber auch innerlich bemüht: ich habe mich zu manchem gezwungen, mir manches auferlegt, wozu ich ſagen konnte — Noblesse oblige; während dieſe Hof- und Garniſonsjunker noch nicht einmal zu der kaufmänniſchen Erkenntniß gekommen ſind, daß Schuldenmachen auch obligirt. — Nach alle dem aber muß ich dir bekennen, Albert, wie ich bei der betrübenden Einſicht angelangt bin, daß es dem Menſchen nicht ſelten ergeht, wie mir's geſtern der Gärtner von einigen Pflanzen bemerkte, die in zu üppigem Boden und bei zu günſtiger Witterung in die Blätter geſchoſſen waren und die Kraft nicht behalten hatten, die eigentliche Blume zu treiben. Siehſt du, ſo iſt mir's hinter meinen Herzensverhältniſſen her mit der Liebe begegnet. Und wenn ich für meine Perſon in das bekannte Wort: „Jedem das Seine", mich ergeben muß, ſo peinigt es mich doch, daß Antonie, die ſich gewiß eben ſo unbefriedigt fühlen wird, es beſſer verdient hätte. Ihr Gewiſſensrath, dieſer Pfarrer Aßbrand, den du wirſt kennen lernen, ſucht ihr die Lücke des Herzens mit Frömmigkeit und Kirchenwerken auszufüllen; eine herzliche Freundſchaft mit dir würde aber ihrem wahren Bedürfniſſe beſſer entſprechen und ihr mehr innere Befriedigung geben. Es würde mich ſehr beruhigen, Albert, wenn ihr beide euch ſo fändet, — im Einverſtändniſſe für alles Schöne, Edle und Förderude in der Welt. Meinſt du nicht?

Beſter Gottfried, rief der Bruder aus, das läßt ſich ja nicht ſo machen und noch weniger verſprechen. Ich komme mit der beſten Meinung von Antonien und hege alles Wohlwollen für ſie. Warten wir es ab, ob ſich ein inniges Vertrauen zwiſchen uns einfindet, und wie weit beſonders Antonie ihre frühere Verſtimmung gegen mich mit meinem unbefangenen Entgegenkommen ausgleichen kann. Daß dich mein dir eben gethanes Bekenntniß nicht irremacht, daß du zugleich gegen Antonien bei aller Vorausſetzung ihres unbefriedigten Herzens doch ein ſo ſchönes Vertrauen aufrecht hältſt, ehrt euch beide.

Kenne ich dich nicht innigſt, beſter Albert? verſetzte der Bruder. Und Antonie, ich wiederhole es dir, iſt eine vortreffliche Seele, — für alles Schöne, Edle und Außerordentliche im Leben ſchwärmend. Manchmal allerdings ſcheint ſie mir dabei ein wenig außer Athem zu kommen; allein das liegt vielleicht blos an mir und du wirſt es wol beſſer verſtehen. Sie mag dir alles Vertrauen und ihr ganzes Herz zuwenden: es wird mich beruhigen, wenn ich ſie dadurch recht befriedigt ſehe. — — — Nur in Einem bin ich eiferſüchtig, Albert. Mache ſie nicht irre in ihrer jetzigen Richtung, in ihrer Freude an den Aeußerlichkeiten des vornehmen Lebens, in denen ſie ſich gefällt und die ich ihr zum Bedürfniß gemacht habe. Vereitle ihr nicht das Wohlgefallen an Putz und Schmuck, an ihrem Behagen, durch Aufwand zu gelten, durch ein brillantes Haus ſich hervorzuthun und anmuthige Geſchenke zu machen. Durch die Mittel dazu bin und bleibe ich ihr doch etwas, ſie wird mich eben ſo ſchätzen und mir zugethan bleiben.

Und lächelnd fuhr er nach einigen Augenblicken fort:

Siehſt du, Albert, das ſind meine Ahnen! Es ſind lebende Ahnen der Gegenwart für die Zukunft, — ſolche, die im Paletot, im leichten Sommerhut alle Tage die gepanzerten und behelmten Ahnen unſerer Junker todtſchlagen würden, wenn ſie nicht ſchon todt wären. Bin ich doch einmal Herr „von“, ſo will ich auch mein Noblesse oblige haben. Und — wie mancher, dem ich die Spielſchuld erließ oder ein Anlehn auf 99 Jahre Rückzahlung vorſchoß, hat mir ſagen müſſen: „Sehr obligirt!“ Herr von Elzheim!

Albert drückte lächelnd und doch innerlich gerührt dem Bruder die Hand.

Achtes Kapitel.

Herr von Elzheim hatte kurz nach Albert's Ankunft abreiſen wollen, auch war alles dazu vorbereitet. Nun hielt ihn aber die glückliche Vertraulichkeit feſt, die ſich zwiſchen ihm, dem Bruder und Antonien eingefunden hatte und die ſein Gemüth beſchäftigte. Dazu kam, daß Albert's Angelegenheit doch einer klugen Einleitung bedurfte, um ihm ein leichteres und heiteres Gelingen zu ſichern. Man hielt es für geeignet, einer Audienz beim Herzoge voraus das Intereſſe und die Verwendung der Gemahlin deſſelben zu gewinnen, was auf vertraulichem Wege bei Frau von Hermshauſen geſchehen konnte, die zuweilen Beſuch von der Baronin empfing. Herr von Elzheim beſprach ſich mit der ſchönen Frau und erhielt die Zuſage eines Winks, ſobald die Baronin die Stunde beſtimmt hätte, in der ſie Herrn Elzheim wie zufällig bei der Freundin finden wollte.

Dieſer Wink erfolgte für den nächſten Nachmittag, und nun entſchloß ſich Albert, am Vormittage dem Finanzminiſter die Aufwartung zu machen, die Sache mit ihm zu verhandeln und eine Audienz beim Herzoge zu verabreden.

Die Sache gehörte freilich vor das Miniſterium des Innern; allein der Vorſtand desſelben hatte ſich dieſe Tage krank melden laſſen, — von einem Anfall jener Ermüdung, in welche die Herren zu verfallen pflegten, ſo oft ſie eine wichtige Staatsangelegenheit beim Fürſten mit aller Anſtrengung nicht durchſetzen konnten und der Einſamkeit zur Ueberlegung bedurften, ob ſie im Stande wären, ihre Entlaſſung zu geben. Gewöhnlich beſſerte es ſich aber wieder mit ihrem Befinden, ehe ſie zu einem Entſchluſſe für ſolches Wagniß kamen.

Außerdem beſaß die Finanzexcellenz das beſondere Vertrauen ihres gnädigſten Herrn, dem die Kaſſen und die Kaſernen für die eigentliche Staatsangelegenheit galten.

Alberten war zu ſeiner Aufwartung bei Herrn von Reckwitz die Elfuhrſtunde beſtimmt und dabei bemerkt, alle Acten, Zeichnungen und Koſtenanſchläge lägen in der Wohnung des Herrn Miniſters bereit.

Als er ſich zu ſeinem Gange ankleidete, ſagte Gottfried:

Die kleine Excellenz empfängt ſonſt früher; geſtern war aber der wöchentliche Spielabend und ſie wird ausſchlafen wollen. Es iſt nämlich eine vertraute Geſellſchaft von Schlemmern, die den Abend fein ſoupiren und die übrige Nacht bei hohem Spiel zubringen. Ich habe mich zur Theilnahme nicht verſtehen mögen. Schon der vertrauliche Name „Beutelſtrupf“, den ſie für ihre Zuſammenkunft gewählt haben, kam mir als eine Warnung vor; denn ſollte damit auch nur geſagt ſein, daß jeder auf ſeine Koſten theilnehme und für das Genoſſene die Börſe ziehen müſſe: ſo gilt doch das auch für die Spielverluſte, die erſt recht den Beutel zu ſtrupfen pflegen. Ich war nie ein Freund von Kartenblättern, weißt du, ſchon aus dem alten Aberglauben, daß Spiel- und Liebesglück nicht gern Hand in Hand gehen. Und wie ich in der Liebe ſtets ein Freund vom Zugreifen war, ſo kam es mir immer lächerlich vor, daß im l'Hombre das höchſte Spiel — „sans prendre“ heißt. Ich ſpiele nicht gern sans prendre, entſchuldigte ich mich ſcherzend.

Albert lehnte den Wagen des Bruders ab und machte ſich zu Fuß auf den Weg, da er zu dieſem Geſchäfte nicht feierlich auffahren und ſich auch gern in der Stadt orientiren mochte.

In der Wohnung des Miniſters, eine Stiege hoch, öffnete ihm auf ſein Schellen ein Diener und kam in einige Verlegenheit, als Albert ſich nannte. — Sie müſſen einen Augenblick verziehen, ſagte er, ihm das Vorzimmer öffnend. Ich habe vergeſſen, daß es ſchon auf elf Uhr geht, und habe Seine Excellenz noch nicht an Ihren erwarteten Beſuch erinnert. Nehmen Sie gefälligſt Platz!

Er eilte ins Seitenzimmer zur Linken.

Albert, ſtatt ſich zu ſetzen, bemerkte ein Gemälde über jener Thür und trat zur Betrachtung deſſelben hinan. In der Haſt ſeines Eifers hatte der Diener nicht feſt eingeklinkt und Albert vernahm die vom Miniſter etwas heftig geflüſterten Worte: Das Pult her! Dort die Schriften! Tintenfaß! Schnell doch! So! Nun laß eintreten!

Raſch ging die Thür auf und eine dünne Stimme rief dem Eintretenden — Guten Morgen! Willkommen, Herr von Elzheim! entgegen.

Albert ſah ſich nach der Stimme um und erblickte den freundlichen Mann mit dem ſpitzen, etwas gerötheten Geſichte aufgerichtet im Bette ſitzend, eine Schreibfeder in der Hand und ein leichtes Schreibpult vor ſich auf die Decke geſetzt. Er legte die Feder nieder, reichte dem Herantretenden die Hand und ſprach weiter:

Was werden Sie denken, lieber Herr von Elzheim, daß ich Sie ſo empfange? Aber ſo kommt's unerwünſcht über uns geplagte Actenhörige! Ihr ſeid Fürſten gegen uns, ihr Inſaſſen des Comptoirthrons. Bitte, bitte!

Er wies dabei auf den Seſſel am Bette, indem er fortfuhr:

Ich bin leidend, ſehr angegriffen, und ein anderer als des Herzogs Finanzminiſter hätte den Arzt um ſich, ſtatt dieſes Alps, der ſeit 5 Uhr auf mir liegt. Ich muß aber allem Unwohlſein eine Fauſt machen, — ſehen Sie, Herr von Elzheim, ſolch eine Fauſt!

Die Hand um die Schreibfeder geballt, hob er ſie unter ſelbſtgefälligem Lachen mit drohend-ſchreibender Bewegung empor.

Albert erblickte auf dem Spiegeltiſchchen einen ſeidenen Geldbeutel, der ſich gegen die Windbeuteleien des Beſitzers etwas verlegen ausnahm. Er war dieſe Nacht ſtark geſtrupft worden, ſchien es.

Wie ſehr iſt Ew. Exc. zu gratuliren, lächelte Albert, wenn Sie die Actenfeder gleich auch als eine ärztliche gebrauchen und ſtatt eines Recepts eine Marſchordre für Ihr Unwohlſein ſchreiben können.

Ja, man muß es eben, erwiderte der Miniſter mit Nachdruck. Freilich, daß man es kann, mein lieber Herr von Elzheim, iſt eine Gnade des Himmels, — es iſt die Energie des Willens. O Sie ſehen mir's nicht an, was mir ſtatt der Knochen und Muskeln, womit die Natur mich etwas kärglich bedacht hat, für eine Energie des Willens verliehen worden. Wer dafür meine Knochen- und Muskelerſparniß erhalten hat, weiß ich nicht; jedenfalls aber könnten Sie ihn am Main beim Ausladen der Schiffe beſſer verwenden als mein gnädigſter Herr im Finanzdepartement.

Mit ſchalkhaftem Ernſt erwiderte Albert:

Ich kann mir denken, wie ſehr eine ſolche Energie im Finanzfache nöthig werden kann. Was aber den unbekannten Lehnträger der Muskeln und Knochen Ew. Exc. betrifft: ſo iſt es ſchade, daß wir ihn eben nicht kennen, um ihm einen guten Platz bei dem neuen Bau der Eiſenbahn anzuweiſen.

Richtiges Apropos! rief der Miniſter. Und ſo ſeien Sie uns denn zu gedeihlicher Unterhandlung willkommen. Alle Vorarbeiten, Pläne, Zeichnungen, Koſtenanſchläge liegen zu Ihrer Einſicht bereit. Sehen Sie dort! Das Project der Uebereinkunft iſt Ihnen mitgetheilt, und die Frage iſt nur noch, welche Erinnerungen Sie und Ihre Auftraggeber zu machen haben.

Allerdings — manche, Ew. Exc., — nach unten, ich meine für das Unternehmen, unerlaßliche, nach oben vielleicht unerwünſchte. Um ſo mehr müſſen wir vor allem, — wie man ſich im gemeinen Leben auszudrücken pflegt — „guten Willen zu machen“ ſuchen. Hierzu bringe ich ſelbſt den beſten Willen mit. Hier übergebe ich Ihnen unſere verbeſſerten Vorſchläge zur Prüfung, und wollte nun vor näherer Beſprechung die Schicklichkeit meiner Präſentation bei Seiner Hoheit zur Ueberreichung meiner Vollmacht mit Ihnen verabreden.

Der Miniſter verſtand wohl, was Albert mit dem „guten Willen machen“ meinte; er hätte aber gern auch das namhafte Gewicht dieſes guten Willens gekannt, ſoweit derſelbe ſich in Zahl und Ziffer ausdrücken ließ. Er taſtete danach, indem er zwiſchen der Würde ſeines Amtes und der oft allzu unumwundenen Offenherzigkeit dieſer Handelsleute durchzukommen ſuchte. — — Glauben Sie ja nicht, mein lieber Herr von Elzheim, ſagte er, daß wir Leute von der Regierung nicht den höhern Geſichtspunkt der Landeswohlfahrt und des Weltverkehrs bei der neuen Eiſenbahn im Auge hätten. Gewiß haben wir das; allein es gibt, wie Sie wiſſen, in engliſcher Bezeichnung high-ways und by-ways — Landſtraßen und Vicinalwege, — irre ich nicht, ſelbſt ins Himmelreich. Es iſt keinem übel zu nehmen, der einen verſteckten Pfad benutzt, um eine ſteile Höhe zu umgehen und kürzer ans Ziel zu kommen. Und am Ende — ſetzte er lächelnd hinzu, finden Sie vielleicht darin, daß auch die Herrſchenden ſpeculiren, eine hohe Anerkennung der kaufmänniſchen Weltſtellung von heute.

Einverſtanden, Excellenz, entgegnete Albert lebhaft, und dieſe Anerkennung ſpricht ſich dann dadurch aus, daß wir Kaufleute den Fürſten gegenüber, die kaufmänniſch thun, nicht fürſtlich genug handeln können, — heißt das, in unſerer ſinnreichen deutſchen Sprache: wenn die

Mächtigen um Geldes willen herablaſſend werden, dürfen ſie den Reichen nicht übel nehmen, hochfahrend zu ſein. Hoch, meine ich hier im Betrag unſerer Bereitwilligkeit. — — Doch, ich darf Sie nicht länger aufhalten, ſonſt machen Sie mir eine Fauſt ohne Feder!

Er erhob ſich. Der Miniſter, indem er ihm zum Abſchiede die Hand reichte, brachte noch mit einiger Befangenheit vor:

Von der Audienz gebe ich Ihnen alſo Nachricht. Hielten Sie es aber nicht für erſprießlich, daß ich im Vertrauen meines gnädigſten Herrn, etwas von der — wie Sie es eben nannten — Bereitwilligkeit der Herren Actionäre merken ließe?

Es wollte mir angemeſſener ſcheinen, Excellenz, antwortete Albert, daß man dem Fürſten nicht in der Richtung ſeiner hohen Pflichten und Gnaden mit einem kaufmänniſchen Gebot begegne. Es iſt doch immer eine Sache, die ſchicklicherweiſe weniger die große Stiege als eine Hintertreppe hinaufgebracht würde. Die Frau Baron Heimendal will mich heute Nachmittag empfangen.

Der Miniſter war, noch ehe er zu ſeiner Doſe griff, etwas verſchnupft, ohne daß Albert den Grund davon durchblicken konnte. Herr von Redwitz galt für einen Mann von rechtlicher Geſinnung, aber ſchwachem Charakter, der mit all ſeiner Energie für das, was der Fürſt wollte, doch dem Strom entgegen nicht frei ſchwimmen konnte, ſondern ſein Portefeuille als Schwimmkiſſen betrachtete und ſich mit hochſtrebenden Redensarten über Waſſer zu halten ſuchte. Indem er nun bei einigen ungeſtümen Anforderungen des Herzogs an die Staatslaſſe, die ihn eben drückten, gern den Vortheil gekannt hätte, der ſeinem gnädigſten Herrn jetzt nebenher bevorſtand, fiel ihm doch eben ein, daß er es durch eine voreilige Hinweiſung darauf mit dem Fürſten verderben könnte. Er billigte die Anſicht Albert's und verſprach ſich ſtillſchweigend von dem ältern Bruder demnächſt eine vertrauliche Mittheilung über das, was die Hintertreppe hinaufgelangen ſollte.

Albert verließ nicht ſehr erbaut die Wohnung des Miniſters. Er hatte ſich urſprünglich mit Abneigung und nur um der guten Sache willen den Auftrag gefallen laſſen, das letzte Hinderniß eines für den großen Verkehr wie für das eigene Wohl der Provinz ſo erſprießlichen Unternehmens durch ein Geldopfer zu heben. Anſtatt nun die traurigen Verhältniſſe, die einen ſolchen Verſuch unvermeidlich machten, wenigſtens zu beklagen, hatte der Miniſter ihnen eine beifällige Bedeutung geliehen. Doch, gehören denn ſolche Excellenzen nicht **mit** zu den „traurigen Verhältniſſen“? dachte Albert. Und wenn denſelben gegenüber wir Handelsleute uns ſtolz fühlen wollten, — wahrlich, wir hätten's doch zu wohlfeil!

Es war noch früh vor Tiſche und er nahm durch ihm unbekannte Gaſſen einen Umweg nach Hauſe. Indem er aber den auf dem Platze gelegenen Gaſthof zum Landgrafen wiedererkannte, erinnerte er ſich ſeiner Einkehr vor zwei Jahren auf ſeiner „Flucht“ aus Pyrmont, und ein Vergleich von damals und jetzt begleitete ihn auf ſeinem Gange.

Welchen Kummer, welche Sorge hatte er ſich damals über eine Heirath gemacht, die der Bruder, wie ihm dünkte ohne Liebe, mit der von fremder Liebe eingenommenen Antonie von Sachtleben ſchließen oder verſuchen wollte! Und nun ſchien ihm Gottfried doch ſo ſchlimm nicht gefahren zu ſein. Er hatte ſich wenigſtens aus einem lockern Leben, aus ungebundenen Gewohnheiten in ein ariſtokratiſches Selbſtgefühl gerettet, mit dem er ſich, bei urſprünglich uneigennütziger Denkungsart, aufrecht und in der Geſellſchaft geltend erhielt. Daß er ſeine Unempfänglichkeit für ein inniges Herzensglück ſelbſt erkannte, regte ihn, im Bewußtſein eigener Schuld, zu dem ſchönen Beſtreben an, ſeiner edeln Gemahlin in aller Weiſe wohlzuthun und ſie äußerlich zu befriedigen.

So erfreulich ihm dies für den Bruder war, ſo nahe ging ihm Antonie, die ſich mit liebebedürftigem Herzen an die öden Aeußerlichkeiten von Prunk und Aufwand gewieſen ſah. Wie lebhaft wünſchte er ihr die Selbſttäuſchung, die ſie doch einmal aus ſeinem frühern Verkehr mit ihm genommen hatte, durch einen mehr innerlich befriedigenden Umgang zu vergüten! Allein wie ſehr war das zu bedenken! Wenn ſeiner vertraulichen Annäherung vielleicht noch alte Erinnerungen und Empfindungen ihres Herzens entgegenkamen, ſo gerieth Antonie, zumal bei ihrer jetzigen etwas pietiſtiſchen Richtung, entweder in Uneinigkeit mit ſich ſelbſt oder in ein neues Misverſtändniß Albert’s, und ihm blieb in einem wie im andern Falle nichts übrig, als ſich wieder zurückzuziehen und Antonien abermals zu verletzen.

Doch, das war ja keine Frage des Augenblicks. Albert entſchlug ſich ſolcher Betrachtung und nahm einen Umweg, ſich die Stadt zu beſehen.

Dieſer obere Theil derſelben galt für ſchön. Er war regelrecht angelegt und die Häuſer, meiſt ſehr ſchmal und in älterm Stil erbaut, wieſen durch ergrauten Anſtrich auf Jahre zurück, in denen die Bewohner über die Bedürfniſſe ihres Reſidenzlebens hinaus für den Ausputz ihrer Häuſer nichts übrigbehalten hatten. Denn von Wohlſtand des Bürgerthums konnte keine Rede ſein. Dem Unternehmungsgeiſt kam keine fördernde, ſondern eine nur hemmende Hand entgegen; dem gebietenden Eigenwillen diente eine gefällige Polizeithätigkeit in jeder Richtung zum Beſſern.

Unter ſolcher Betrachtung fiel der Blick des wandelnden Freundes auf ein anmuthiges kleines Gartenhaus mit einem von luſtigem Rankengewächs durchflochtenen Balkon. Verſchiedene kleine Möbelſtücke wurden eben aus dem Hauſe getragen, denen ein paar Frauen in lebhafter Unterhaltung folgten.

Albert kam auf die Vermuthung einer Vergantung, und da er ſich von geſtern Abend erinnerte, daß Frau von Elzheim die Abſicht hatte, auf Hedwig's Zimmer ein Nähtiſchchen anzuſchaffen: ſo betrat er, um nachzufragen, den Garten. Eben kam um die Ecke des Hauſes, das auf der Rückſeite den Eingang hatte, ein Mann — Lüdemann! rief Albert und eilte dem nicht weniger überraſchten Freunde mit offenen Armen entgegen.

Es war kein Sprung über die Zeit, die ſeit jenen Schreiben Lüdemann's aus Pyrmont verlaufen war: beide hatten ſich ſeitdem zwar nicht geſehen, jedoch bei beſondern Veranlaſſungen Briefe gewechſelt und waren einander recht innig befreundet worden.

Albert entſchuldigte ſich, daß er ihn noch nicht aufgeſucht habe. — Ich hielt es bei der etwas geheimen Sendung, in der ich gekommen, für ſchicklich, vor meiner Aufwartung beim Herzog keine Beſuche zu machen. Nicht wahr, allerliebſt pedantiſch gegen einen lieben Freund?

Von Ihrer Sendung kenne ich durch Ihren Bruder wenigſtens den Hauptgegenſtand, erwiderte Lüdemann. Aber — daß Sie gerade hierher in dies Haus kommen —?

Ich habe eben beim Finanzminiſter meine Audienz beim Herzog verabredet, erklärte Albert, und dachte hier im Hauſe ein Nähtiſchchen zu finden. Iſt denn nicht hier Vergantung?

Einigermaßen ja, lachte Lüdemann vergnügt. Die Beſitzerin erneuert einen Theil ihres Mobiliars. Alſo ein Nähtiſchchen ſuchen Sie? Seltſam von Ihnen! Nicht der Herrin gilt es alſo?

Wer iſt ſie denn? fragte Albert.

Frau von Hermshauſen, antwortete Lüdemann.

Was? rief Albert, Frau von Hermshauſen, — die ſchöne Bella?

Lüdemann, mit einem ängſtlichen Blick nach den Fenſtern, führte den Freund etwas beiſeite, indem er leiſer ſprach:

Ich begreife nicht, lieber Elzheim, wie Sie zu dieſer vertraulichen Kenntniß meiner Freundin kommen?

Beſter Lüdemann, lachte Albert, Sie ſehen ja — wie eiferſüchtig aus?

Nun ja, lächelte Lüdemann, Sie ſind Witwer, ich ein heirathsluſtiger Junggeſell — wir könnten ja wol Nebenbuhler werden!

Mein Gott, Lüdemann, — wenn's zwiſchen uns noch zu Piſtolen käme!

Ohne Spaß, mein Freund, erwiderte Lüdemann. Es ließe ſich ja denken, Ihre Schwägerin hätte die ſchöne und reiche junge Witwe als eine gute Partie für Sie ins Auge gefaßt. Wie? Sie hatte zwar bisher kein ſehr gutes Auge auf dieſelbe. Nun, wie dem auch ſei: jedenfalls will ich Sie einführen. Kommen Sie! — Ich wagte viel, wenn ich Ihr Mitbewerber wäre: Sie haben viel voraus. Bella ſoll, wie mir Ihr Bruder ſagte, ſehr an Ihre verſtorbene Gemahlin erinnern, mit der ſie auch ſonſt viel Aehnliches in ihrem Geſchmack und Intereſſe habe.

Albert hielt einen Augenblick an, indem er leiſe ſagte:

Nennen Sie mich ihr nicht gleich bei Namen. Ich komme nicht zu Beſuch, ich ſuche eben nur ein Nähtiſchchen und möchte die Dame erſt in ihrem unbefangenen Benehmen beobachten, denn ich bekomme noch mit ihr zu thun.

Im vordern Zimmer trat ihnen aus einem zweiten eine Frau entgegen, die Albert in ihrer angenehmen Geſtalt entſchieden, in Geſichtsfarbe und Lächeln etwas an ſeine verſtorbene Eliza erinnerte, dieſer aber voraus den ſeelenvollen Blick und jene geiſtig bewegtern Züge hatte, die den echt engliſchen Geſichtern meiſt abgehen.

Hier, meine verehrte Freundin, ſagte Lüdemann, ein alter Bekannter bewirbt ſich um — ein Nähtiſchchen aus Ihrer — Hand!

Wirklich? lachte ſie. Nun, gottlob! daß dies Stück da nicht als morceau honteux ſtehen bleibt. Sehen Sie hier, — dies fand keine Bewerberin.

Ah! rief Albert, wie erwünſcht! Ganz paſſend zu den übrigen Mobilien im Zimmer der —. Bitte, den Preis?

Sie tippte auf ein Zettelchen an dem Tiſchchen. Albert las, verneigte ſich zuſtimmend und fragte, wann er es dürfe holen laſſen.

Ich ſchicke es Ihnen durch die Leute, die ich zum Fortbringen der verkauften Sachen angenommen habe, erwiderte ſie. Sagen Sie mir nur, wohin es gebracht werden ſoll.

Albert, mit einem lächelnden Seitenblick auf Lüdemann, nannte Frau von Elzheim, und mit verneigender Begrüßung rief ſie vergnügt:

Ah! der erwartete Bruder, — Herr Albert Elzheim!

So? Sie wiſſen ſchon von ihm, fiel Lüdemann ein, — von dem — ſo gefährlichen Manne wiſſen Sie?

Gefährlich? — —

Ja, für unſere Stadt! lachte Lüdemann etwas gezwungen. Wiſſen Sie nicht, was er will?

Er ſucht das Glück in ſeiner Fülle:
Ein edles Herz in ſchöner Hülle!

Iſt das nichts, wenn er unſere Reſidenz einer ſolchen Seltenheit beraubt?

O wie irrig ſind Sie berichtet! verſetzte ſie. Herr

Elzheim kommt in Staatsangelegenheiten und zwar — was ſagen Sie? — zu mir, als Geheimräthin.

Nun freilich, das wußte ich nicht, erwiderte er ſichtbar verlegen, wenn ich auch den Gegenſtand ſeiner Miſſion kenne. Das eine aber thun und das andere nicht laſſen — iſt eine gute Mahnung bei guter Gelegenheit. So wird der Freund ſich meines Raths von früher erinnern, — im Geſchäftseifer ja nicht das eigene Herz zu verſäumen. Daß er als Abgeordneter in einer Eiſenbahnſache kommt, benimmt ihm als liebenswürdigem Witwer gar nichts. Seien Sie ihm auch darin eine Geheimräthin, meine Gnädige!

In ſeiner erzwungenen Scherzhaftigkeit nahm er kaum wahr, mit welchem zufrieden-ſchalkhaften Lächeln ihn die ſchöne Frau betrachtete. Auch Albert lächelte, indem er verſetzte:

Es iſt wahr, er hat mir dieſen Rath vor Jahr und Tag gegeben, gerade als ich ſolchen nicht nöthig hatte; denn für mein Herz war damals geſorgt, was er freilich nicht wußte. Nun aber rathe ich Ihnen, lieber Freund, — fallen Sie mir auf Ihrem jetzigen guten Wege liebreicher Abſichten nicht wieder in Ihre frühere Aengſtlichkeit vor einem — Korbe! — — Ah! darüber fällt mir ein, — haben Sie, gnädige Frau, kein paſſendes Körbchen in der Vergantung, — paſſend, meine ich, auf das Nähtiſchchen?

O es findet ſich wol noch eins, antwortete Sie lächelnd.

Noch eins? Alſo vielleicht das letzte, das Sie zu vergeben haben! rief Albert aus. Wie gnädig, wenn Sie es mir überließen!

So? erwiderte ſie mit unterdrücktem Lachen. Meinen Sie, ich hätte keine Abwehr mehr nöthig?

Lachend verneigte ſie ſich zum Abſchied. Auf Wiederſehen, Herr Elzheim, heute gegen Abend. Adieu, lieber Lüdemann!

Albert faßte den Freund, der etwas verdroſſen ausſah, unterm Arm und erklärte ihm unterwegs ganz unbefangen:

Die Sache iſt nämlich die, mein Freund, daß heute Abend die Baronin Heimendal mich hier bei Ihrer Freundin wie zufällig treffen ſoll, um wegen der Actien zu unterhandeln, die wir der guten Sache der neuen Eiſenbahn opfern wollen. Es iſt ſozuſagen eine Probe der erſten — Locomotive. Denn wie dringend auch das Bedürfniß dieſer Bahn zur Erhaltung einer Hauptprovinz des Landes iſt, die mit gänzlichem Verfall ihres ehemaligen Wohlſtandes bedroht wird: ſo ſchwer iſt ſie in Bewegung zu ſetzen. Ueber ihre Ertragsfähigkeit herrſcht kein Zweifel; dennoch hat man ſich mit Bittgeſuchen aus dem Lande, mit Berichten der Provinzialbehörden, mit verſchiedenen Vorſchlägen von ſeiten einer Geſellſchaft von Unternehmern, ja mit diplomatiſcher Verwendung eines mitintereſſirten Nachbarſtaats bisjetzt ganz vergebens um die Bewilligung des Herzogs zum Bau derſelben bemüht. Die Unternehmer ſo wenig als die Miniſter waren zweifelhaft darüber, woran der Entſchluß des Allergnädigſten hafte: der hohe Herr, ſcheint es, will ſich von der Ertragsfähigkeit der Bahn durch

Cabinetsberechnung überzeugen. Und ſo ergab man ſich denn darein, — kaufmänniſch zu Werke zu gehen, — zu bieten und zu bedingen. Zum Bedingen finden wir uns nämlich durch die Erfahrung genöthigt, die man auf einer andern, das Herzogthum berührenden Bahn gemacht hat, wo die Actionäre ſich der Launen, Anforderungen und Zumuthungen Seiner Hoheit mit keinem Paragraphen der Statuten erwehren konnten. Wir beſtehen jetzt auf bindenden, abwehrenden Paragraphen und müſſen uns das ſchon etwas koſten laſſen, nach der Einſicht: Geld gibt Macht.

Lüdemann, in ſeiner nachdenklichen Stimmung, zeigte wenig Theilnahme für dieſe Mittheilung. Er brachte das Geſpräch auf Frau von Hermshauſen zurück. Vielleicht war ſein Herz noch zu voll von dem Erlebniß im Garten, oder er wollte auch den Eindruck beobachten, den es auf den Freund machen würde, wenn er ihm die außerordentlichen Vorzüge ſeiner Freundin rühme. Lüdemann ſchien doch um die vertrauliche Zuſammenkunft Albert's mit ihr ein wenig beſorgt zu ſein. — Ich hatte ihr früher ſo viel innern Gehalt an Geiſt und Kenntniſſen nicht zugetraut, ſagte er. Sie war zur Erzieherin ausgebildet, als der ſchon ältere liebenswürdige Herr von Hermshauſen ſie zu dieſem Zwecke für ſeine kränkliche Tochter gewann. Er verlor aber dieſes einzige Kind bald nach dem Hingange ſeiner ſehr hochmüthigen Gemahlin. Seine Troſtloſigkeit, die innerliche Verlaſſenheit des weichen Mannes bewog die Erzieherin, ſeiner Bewerbung nachzugeben und ſich ihm zu widmen, was freilich nur unter der Form ehelicher Verbindung geſchehen konnte. Der alte Herr, der an verſchiedenen Höfen gelebt hatte, fand nun Vergnügen und Beſchäftigung daran, ſeine ſchöne Gemahlin geſchmückt und glänzend eingerichtet zu ſehen. Bella fügte ſich ihrem guten Papa; doch als ſchöne junge Frau und im Gefühl ihrer bürgerlichen Herkunft ein Relief gegen den Adel zu haben, mochte ſie nach und nach ſich wol auch ſelbſt in ſolcher Erſcheinung gefallen. Eine Sklavin der Mode war ſie aber nie, und ich habe ſie ſagen hören: „Ich reſpectire die Mode, aber mit der Erlaubniß, ſie für meine Perſon zu — modificiren.“ Und dieſe Herrſchaft dehnt ſie nun noch dahin aus, daß ſie nach abgelegter Trauer ſich unverkennbar einfacher kleidet und einrichtet. An ihre frühere, oft etwas prunkhafte Erſcheinung hält ſich aber fortwährend unſere vornehme Geſellſchaft, die für den innern Gehalt der ſchönen Frau wenig Sinn hat. Für dieſe Damen von Stand, für dieſe „Geborenen“ iſt Bella, möchte ich ſagen — eine Sonne, die ihren tiefen, dunkeln Kern mit einer blendenden Lichthülle umgibt.

Lüdemann hatte ſich bis zu einer Art von Entrüſtung ereifert, ſodaß Albert ihm lachend erwiderte:

Geben Sie Acht, lieber Freund, daß Sie als Referent in Kirchen- und Schulſachen bei unſern „Chriſtlichen“ nicht in den Argwohn kommen, — dem heidniſchen Sonnendienſte verfallen zu ſein!

Lüdemann lachte herzlich und geſchmeichelt. — In den Sabäismus, meinen Sie? rief er und rieb ſich die Hände.

Sabäismus? Aha! erwiderte Albert, nun komme ich auf Ihre Speculation. Im Sabäismus, ſoviel ich weiß, wurden ja hauptſächlich Sonne und Mond angebetet, und nun gehen Sie damit um, Bella zu heirathen, um als Mond in den Kreis der geſellſchaftlichen Verehrung mit aufgenommen zu werden.

Laut lachend betraten beide den Vorgarten des von Elzheim'ſchen Hauſes, als hinter ihnen her zwei Männer das Nähtiſchchen brachten, dem ein reizendes Arbeitskörbchen aufgeſetzt war.

Albert ließ beides in die Veranda ſtellen und fertigte die Träger mit einem Trinkgeld ab; dann ſprach er halb leiſe:

Jetzt, Freund, naht Ihr Augenblick des Glücks: eben iſt der letzte Korb weggegeben, — Ihre Sonne hat die Uebermacht verloren; werfen Sie ſich raſch zum Mond auf!

Dieſer Scherz wandelte die luſtige Stimmung des Schulraths unerwartet in wehmüthigen Ernſt um. Er zog den Freund mit ſich fort nach dem Garten. — Sie berühren da mit leichtem Anſchlag die bebendſte Saite meines Herzens, flüſterte er bewegten Tons. Ich will ganz offen gegen Sie ſein!

Dabei knöpfte er zerſtreut und erregt den Ueberrock auf, was ſich als ſinnbildliche Begleitung ſeines Worts etwas komiſch ausnahm, und ſprach:

Ich kenne Bella ſeit ihrer Witwenſchaft von Pyrmont her, — ich darf wohl ſagen mit abſichtsloſem Wohlgefallen an ihren Reizen und geiſtigen Vorzügen. Erſt ſeit kurzem bin ich bemüht, ihr Herz leiſe an mich heranzubringen. Ich faßte Muth und bald auch einige Hoffnung. Heute früh empfand ich nun ein recht inniges Verlangen, mich gegen ſie auszuſprechen, und ich kam mit dieſem Vorſatze in ihre trauliche Wohnung. Das Verkaufsgeſchäft der Mobilien und die Damenbeſuche ſtörten mich jedoch in meinem Vorhaben, und als ich endlich mit ihr allein war, hielt mich eine innere Unruhe ab, mich zu erklären, und ich eilte ärgerlich über mich ſelber fort. Da — begegnen Sie mir, und — „ſiehſt du“, rief es in meinem Innern, „der da iſt doch mit Leib und Seele ein richtigerer Mann, als du es biſt, für eine ſolche Frau!“ — Verſtehen Sie nun meinen Verdruß, meine eiferſüchtige Empfindlichkeit? Nun ja, Sie haben ſie bemerkt, wenn auch nicht ganz verſtanden; Sie und Bella haben mich belächelt. Nun ja doch, ich komme eben wieder wie ſchon jüngſt einmal — zu ſpät, obgleich Sie nach mir kommen. Doch wahrlich, lieber Elzheim, ich grolle Ihnen nicht, — ich weiß, der Zufall hat Sie in den Garten geführt und Sie wußten nicht einmal, wer da wohnte: allein, ſehen Sie, darin liegt eben das Verhängnißvolle für mich, und nun verſtehe ich auch die innere Unruhe, die mich forttrieb, als Sie in die Nähe des Hauſes kamen, — Ahnung war's, Vorgefühl! Und ich danke nur dem Himmel, daß ich nicht zu meiner Erklärung oder Bewerbung gekommen bin, ehe Sie, mein Freund, in den vertraulichen Unterhandlungen mit Bella Ihr Herz geprüft und vielleicht — — occasione data —.

Er ſchwieg, als ſeine Stimme in Rührung umſchlagen wollte.

Beſter Lüdemann, fiel Albert ein, ich verſtehe Sie ſchon. Alſo — Bekenntniß gegen Bekenntniß! Ihr wunderlicher Aberglaube beſtätigt mir, daß Sie lieben und daß Bella höchſt liebenswürdig ſein muß: mir aber iſt ſie durchaus nicht ſympathiſch. Selbſt einige Aehnlichkeit, die mich an meine verſtorbene Eliza erinnert, würde mich eher von ihr entfernen. Es gibt Erlebniſſe, mein Freund, die ein zu geheiligtes Andenken und dabei zu viel Erkenntniß für unſer Alltagsleben hinterlaſſen, als daß ſie geeignet wären, unſer Herz für ein Weſen einzunehmen, in welchem ſich ſolche widerſpruchsvolle Erinnerung perſonificirt. Meine vortreffliche Schweſter hat das am beſten erkannt. Davon ein andermal! Genug, mein Freund, ich trete Ihnen durchaus nicht in den Weg und — laſſen Sie uns zur alten Kinderei zurückkehren! — das mit dem Nähtiſche gekommene Körbchen gilt mir für einen glücklichen Wink für Sie!

Für mich? Ich verſtehe Sie nicht! verſetzte der Schulrath, und Albert erklärte weiter:

Geht denn das Körbchen nicht als Zugabe zum Nähtiſche an den Käufer über, mithin an mich? Und ich habe es ſelbſt in ſeiner ſinnbildlichen Bedeutung für mich herausgefordert, wenn Sie ſich erinnern, wobei ich es als das letzte im Hauſe vorausſetzte. Nun ſchickt es die liebenswürdige Frau, die Ihre Zuneigung für ſie längſt erkannt und die kleine Eiferſucht des zweifelſüchtigen Freundes belächelt hat, an mich. Heißt das nicht: Unſer guter Lüdemann hat für ſich nun nichts mehr zu fürchten? — Kann die Witwe eines alten Diplomaten ſich deutlicher erklären? Kurz, wir ſind nun im Klaren, und was uns zu entzweien drohte, hat uns einander näher gebracht. Alſo — Soyons amis, Cinna!

Lüdemann, überraſcht, im Jubel ſeines Herzens umarmte den Freund. Er ſann, im Gefühle des Schulmanns, auf einen treffenden Gegenſpruch. Albert aber kam ihm mit einer Einladung zu Tiſche zuvor und führte den Ueberlegenden auch gleich mit ſich fort nach dem Hauſe zurück, indem er lächelnd bemerkte:

Was ſind Sie doch mit Ihrem Lieben und Bewerben ſo vorſichtig, beſter Lüdemann! Verzeihen Sie! Wirklich viel zu ängſtlich für einen Mann von Ihrem perſönlichen Werth. Jeder Blick, jedes Zulächeln der liebenswürdigen Frau verräth Ihnen ja ein ergebenes Herz. Aber ſehen Sie, das hat man von ſeinem Handwerk! Ihr Beruf iſt es, Geiſt und Herz der Jugend zu entwickeln und zu bilden; Sie freuen ſich, wie das wird und wächſt, und bemerken darüber nicht, was Ihnen ſelbſt *Fertiges* aus weiblicher Seele entgegenkommt.

Neuntes Kapitel.

Beide Freunde brachten aus ihrer glücklichen Verſtändigung und Lüdemann noch beſonders als unerwarteter Gaſt eine anregende Heiterkeit mit zu Tiſche. Nur ihr lachender Bericht über die unvermuthete Begegnung im Garten der Frau von Hermshauſen ſtörte einen Augenblick die vergnügte Miene der Wirthin, die ſich ſchon über die bevorſtehende Unterhandlung Albert's mit der ihr ſo wenig zuſagenden Frau heimlich beunruhigte. Sie machte ſich dieſe Empfindung nicht klar; hätte man ihr aber Lüdemann's Abſichten auf die ſchöne Witwe und das Einverſtändniß beider Freunde darüber mittheilen können: ſo würde ſie ſich vielmehr erheitert und ſogar in ihrer frühern Neckerei gegen den Schulrath beſtätigt gefunden haben. Indeß beſann ſie ſich auf das Zufällige und auf die verbindliche Abſicht Albert's bei ſeinem Betreten jenes Gartens, und hatte ihm vielmehr ihren Dank auszuſprechen. — Hedwig wird ſehr überraſcht ſein, ſagte ſie. Sie hatte ein Geſchäft in der Stadt und ich laſſe ihr während wir ſpeiſen das hübſche Nähtiſchchen heimlich auf ihr Zimmer bringen.

Und das allerliebſte Körbchen, gnädige Frau, fiel Lüdemann mit ſchalkhaftem Lächeln ein. Sie glauben nicht, welches Wohlgefallen ich daran habe. Ueberhaupt ſehe ich in den Händen von Bräuten alle Sorten von Körben ſehr gern. Sie bedeuten mir immer einen glücklichen Hausſtand.

Immer? fragte Antonie. Wenn eine Braut mit ihrem Verlobten bricht oder umgekehrt: ſo wird damit freilich kein „Korb“ gegeben, aber um den Korb, der zurückbleibt, ſieht es deſto ſchlimmer aus; er erinnert nur lebhafter und immer wieder an das leidvolle Erlebniß.

In dieſem Betracht, freilich! antwortete Lüdemann. Was aber unſer beſprochenes Körbchen betrifft, ſo werde ich morgen oder übermorgen ein Papier hineinlegen, das eine Gewähr häuslicher Zukunft gibt. Sie verſtehen mich ſchon, gnädige Frau!

Ich denke — ein Beförderungsreſcript für den Bräutigam? lächelte Frau von Elzheim.

Eben trat Hedwig ein und Lüdemann bejahte blos mit zunickender Verneigung. — —

Die Unterhaltung bei Tiſche ging ſehr heiter. Beſonders Lüdemann's Stimmung ſtreifte an Uebermuth, ſodaß er manches zum beſten gab, was ſelbſt die höchſten Perſonen berührte, und was heute nur mit Stillſchweigen belächelt wurde, wie z. B. der eigenthümliche, unliebſame Charakterzug des Herzogs, am bereitwilligſten eine Gunſt zu gewähren, wenn ſich damit ein kleiner Poſſen, ein Schabernack oder auch ein bischen Argliſt ausſpielen ließ.

Man war es am Schulrathe ſchon gewohnt, daß er einen Werth darauf legte, von der höchſten Gunſt, in der er ſtand, nicht als unbedingt eingenommen oder verſchüchtert zu erſcheinen.

Als man ſich nun nach dem Kaffee trennte und beide Frauen das Zimmer verlaſſen hatten, begleitete Albert den Freund, Arm in Arm, bis ans Gartenthor.

Was werden Sie von meinen Metamorphoſen denken, lieber Elzheim, ſagte Lüdemann, mich ehemaligen Zauderer urplötzlich in einen ungeſtümen Heirathscandidaten verwandelt zu finden?

Nun, ich denke, weil Sie eben ſo lang gezaudert haben, müſſen Sie ſich ſputen, das Verſäumte nachzuholen, erwiderte Albert.

Ich will Ihnen nur geſtehen, fuhr jener fort, daß ich mich ſchon ſeit zwei Jahren für Frau von Hermshauſen mehr und mehr intereſſire. Ich ſchrieb Ihnen ja damals aus Pyrmont, daß ſie zum Gebrauche des Bades angekommen ſei, und wie ſehr Sie ſich von der ſchönen Witwe würden angezogen finden. Sehen Sie, ſo brachte ich Sie ſchon damals mit ihr in Beziehung, und ich erkläre mir nun meine Betroffenheit von heute früh, als ich Ihnen unerwartet im Garten begegnete. Es war eine Reminiſcenz meines frühern Wohlwollens, das inzwiſchen aber durch langes Liegen gewiſſermaßen in Fäulniß übergegangen und — Eiferſucht geworden war.

Er lachte etwas verlegen über ſeinen Vergleich und fuhr fort:

Hören Sie aber weiter:

Meinem Intereſſe für Bella fehlte jedoch die rechte

Erkenntniß, bis vor kurzem, in der Unterhaltung mit — einem liebenswürdigen Mädchen und bei — einem Glaſe Wein mir plötzlich, ich möchte ſagen, wunderbarerweiſe die Empfindung, der Begriff, das Verlangen nach häuslichem Glück aufging. So kommt wol die Gnade der Erleuchtung über einen Sünder! Bei jenem liebenswürdigen Geſchöpfe kam ich für eine Bewerbung zu ſpät; ich bin aber nicht mehr jung genug für die Sentimentalität, daß einem nur eine einzige Seele zum Liebesglück vorbeſtimmt ſei. Oder ich erkläre mir's auch ſo: im gelaſſenen Verkehr mit der ſchönen Witwe erwachte und erwuchs nach und nach mein Seelenbedürfniß, mein Herzensverlangen, und da ich damit bei der liebenswürdigen Jugend, wo es laut werden wollte, zu ſpät kam, wendete es ſich deſto entſchloſſener zu ſeinem Urſprunge zurück. Und damit halte ich mich nun an Sie, mein lieber Freund! Sie haben mir ja die ſchönſte Verheißung gegeben, und — ich bin ein gläubiges Gemüth!

Er lachte, drückte Albert die Hand und eilte fort.

Der Freund, indem er mit bedenkendem Lächeln nach dem Hauſe zurückkehrte, begegnete unter der Veranda Hedwigen, die das Mittagsſtündchen, zu welchem Herr und Frau von Elzheim ſich auf ihre Zimmer zurückgezogen hatten, im Garten zu verbringen dachte. Sie erſchrak ordentlich bei ſeinem Anblick, ließ es ſich aber gefallen, als er ſich ihr zur Begleitung anſchloß. — Ich habe ein Anliegen, ſagte er lächelnd, an das mich das Körbchen in Ihrer Hand erinnert.

Mich erinnert es daran, Ihnen zu danken, erwiderte ſie erröthend. Doch entſchuldigen Sie! ich weiß, daß

Sie das Tiſchchen nicht für mich, ſondern für meine gnädige Frau beſorgt haben; da es mir aber doch zugut kommt, ſo darf ich wol auch dankbar ſein. In das Körbchen wollte ich eben einige Frühlingsblumen ſammeln, den lieben Gaſt zu ſchmücken, der bei mir eingekehrt iſt.

Recht artig! antwortete er; ich will Ihnen aber erſt ein kleines Geheimniß hineinlegen, das Sie dann unter die Blumen verſtecken können. Es iſt ein Geheimniß des Schulraths, Ihres Verehrers, Fräulein Siebrecht, dem Sie gewiß wohlwollen. Ich weiß ja ſchon darum. Alſo hören Sie! Meine Schwägerin neckt ihn gern mit der ſchönen Bella, nicht wahr?

Und er läßt ſich gern necken, ſcheint mir, lächelte Hedwig.

Richtig bemerkt! erwiderte er. Und ſehen Sie, da ſtehen wir ſchon an der Pforte des Geheimniſſes! Unſer Freund liebt die ſchöne Witwe, er bewirbt ſich um ihre Hand, und ihr Herz, glaube ich, hat er ſchon. Mit der Liebe ſcheint es alſo zwiſchen beiden in der Ordnung zu ſein; aber die Geſellſchaft, in welcher dieſelbe äußerlich als Ehebund erſcheinen ſoll, fordert auch ihre Rückſichten, und zumal haben die kleinen Reſidenzen eine wunderliche Scala von Rangordnung. Auf dieſer möchte ich nun den Freund um einige Linien ſeines Dienſtverhältniſſes erhöht ſehen gegen Frau von Hermshauſen, deren Mann Geheimer Legationsrath war. — — Sie lächeln? Und wenn Sie erlauben, lache ich mit und ganz laut. — Ich meine das aber nicht um der ſchönen Witwe willen, nein, ich traue ihr ſelbſt einen höhern Sinn zu, ſondern ich bedenke es nur zur Ermunterung unſers in manchen Stücken allzu ängſtlichen, rückſichtsvollen Freundes für ſeine Bewerbung und ſein Auftreten in der Societät, wenn er auch nur fürchtet, man könne ſich über ſeine Heirath verwundern.

Er ſah Hedwigen fragend an und ſie nickte ihm beiſtimmend und nachdenklich zu.

Sehen Sie, fuhr er fort, da bietet ſich mir nun heute eine Gelegenheit zu einer freundſchaftlichen Vermittelung — insgeheim, hinter Lüdemann's Rücken. Sie wiſſen ja, liebe Freundin, wie widerwärtig mir der Auftrag iſt, aus dem ich heute gegen Abend mit der Frau Baronin, der Gemahlin des Herzogs, zu verhandeln habe. Ich möchte gern ſchon um meinetwillen etwas Heiteres und für jemand Erfreuliches damit verbinden. Sie errathen nun wol, was ich meine, — eine Beförderung des Freundes.

Das iſt ſehr lieb von Ihnen gedacht, Herr Elzheim, erwiderte ſie.

Schon gut! ſprach er weiter; allein ich kenne die Perſonen, die hieſigen Verhältniſſe zu wenig, und die Sache iſt zart, ich kann ſie mit niemand beſprechen, ſchon meines Geſchäftes halber nicht. Da hab' ich an Sie gedacht, liebe Hedwig: können Sie mir nach dem, — was Sie ſo von Hof- und Staatsbeamten hören, einen Wink, eine Andeutung geben, oder haben Sie ſelbſt eine Inſpiration?

Sie erröthete, von Albert's Vertrauen wunderſam bewegt, wobei es ihr wie erwünſcht kam, daß er ſie auf eine Ruhebank im Schatten einer Fichtengruppe einlud.

Sie gewann dadurch Zeit, ſich zu faſſen und nach einiger Ueberlegung zu antworten:

Es war jüngſt, kurz vor Ihrer Ankunft, an einem vertraulichen Abende die Rede vom Miniſter des Innern, der eine üble Stellung hätte. Der Herzog liebe ihn nicht, weniger wegen ſeiner Unzulänglichkeit im Amte, als weil ihn die Baronin zu halten ſuche, die ihm ſein jüngſtes Kind aus der Taufe gehoben hat. Man habe dem Fürſten ſchon gerathen, ihm einen tüchtigen Beiſtand für eine beſtimmte Abtheilung der Geſchäfte beizugeben. Glauben Sie, Herr Elzheim, daß ſich daraus für den Herrn Schulrath etwas machen laſſe?

Ei ja wohl, rief Albert, alles! Haben Sie Dank, liebe Hedwig. Die Kirchen- und Schulſachen, die er ſchon beſorgt, und zu denen noch die Medicinalangelegenheiten, das Poſtweſen oder — was weiß ich — ſich noch ſonſt ſchlagen ließen, bildeten eine erkleckliche Arbeitsabtheilung; die Zwiſchenſtellung Lüdemann's für ſein jetziges Amt hörte dann auf, und er träte dafür ins Miniſterium als — Miniſterialrath, Staatsrath oder dergleichen. Iſt das nicht prächtig!

Ach ja, — Staatsrath! lachte Hedwig.

Nun? Was meinen Sie damit? fragte er, und ſie erwiderte mit ſchalkhafter Miene:

Sie haben ja bei Tiſche vom Herrn Schulrathe ſelbſt gehört, daß man bei uns in der obern Region manches leichter durchſetzt, wenn mit dem Zugeſtändniſſe ſich ein perſönlicher Poſſen, eine Neckerei oder auch ein wenig Malice verbinden läßt. Wenn Sie nun doch die Beförderung des Freundes durch die Frau Baronin betreiben:

dürften Sie ihr nicht den eigentlichen Zweck derſelben vertraulich mittheilen? Sie iſt ja eine Freundin der Frau von Hermshauſen, und Sie müßten ihr dann den Titel „Staatsrath“ für ihn vorſchlagen. Wenn Sie ihr dabei andeuten wollten, wie ſpaßhaft es bei Hofe würde aufgenommen werden, daß die Frau, die bisher zum öffentlichen Verdruß ſo viel „Staat“ gemacht habe, nun einen Staatsrath zum Manne bekäme: ſo würde die Baronin die Beförderung des Freundes bei ihrem eigenwilligen Gemahl viel leichter zu Stande bringen, da er gern für witzig gilt.

Das iſt ja aber ganz vortrefflich! rief Albert höchſt vergnügt. Ich kann mir ſchon all die Späßchen denken, in denen ſich unſere gute Geſellſchaft auslaſſen wird. Selbſt den Umſtand, daß Bella ſich jetzt einfacher kleidet, wird man ihr auslegen, als wiſſe ſie ſich nicht mehr zu helfen, und brauche daher — einen Staatsrath. Köſtlich! Wie ſoll ich Ihnen danken, liebe Hedwig, für dieſe prächtige Eingebung! Die Hand darf ich Ihnen wol küſſen.

Und indem er dies that, ſetzte er hinzu:

Der Bräutigam hat ſie ja noch nicht, dieſe beglückende Hand!

In dieſer luſtigen Stimmung nahm Albert nicht wahr, wie erſchüttert von ſeinen letzten Worten, wie erblaßt und in ſich verſunken Hedwig daſaß. In der ſeltſamen Unruhe und Aengſtlichkeit, von der ſie in den letzten Tagen eingenommen war, nahm ſie alles, was um ſie her vorging, bedeutſam oder bezüglich auf ihre Lage, auf ein Geheimniß ihres kämpfenden Herzens.

Da liegt ja nun alles da, wie von einer wohlwollenden Fee zubereitet, ſprach indeß Albert weiter. Ich ſage Ihnen nun noch mit zwei Worten, wie ich zu Werke gehen werde. — — Aber Sie ſind ja ganz betroffen, blaß —? Sind Sie unwohl, liebe Hedwig?

Sie nahm ſich zuſammen, indem ſie lächelnd erwiderte:

Unwohl? Nein, Herr Elzheim, das nicht; aber — es thut mir leid, daß ich dem verehrten Herrn Schulrathe anſtatt Dankes, den ich ihm vielfach ſchuldig bin, einen Poſſen einfädeln helfe, der ihn vielleicht kränkt.

Ei bewahre, Fräulein Hedwig! rief Albert aus. Das müſſen Sie ſo nicht nehmen. Kränkt — durchaus nicht! Da kenne ich ihn beſſer von ſeiner ſchalkhaften Seite. Der heitere Spott, den er über die Eigenheit einer hohen Perſon ausgelaſſen hat, fällt nun mit einer Wohlthat auf ihn zurück, und er iſt ganz der Mann, der nach Umſtänden Spaß und Ernſt zu geben und zu nehmen verſteht. Außer dem aber, daß wir den Freund mit unſerm Spaß auf den Weg ſeines Herzensglücks bringen, haben Sie ja vorhin ſelbſt bemerkt, daß gerade mit dieſem Mittel die Baronin am eheſten Einfluß zum Beſten Lüdemann's bei ihrem launenhaften Gemahle gewänne. Alſo, liebe Freundin, beruhigen wir uns bei dieſem — Staatsſtreiche!

Lachend erhob er ſich und beide wandelten dem Hauſe zu.

Wie wird ſich meine Schwägerin wundern, wenn ſie von Lüdemann's glücklicher Bewerbung hört, ſagte er.

Es wird ſie Ihretwegen ſehr beruhigen, Herr Elzheim, lächelte Hedwig, und er verſetzte:

Ach! ich verſtehe Sie ſchon: die ſchöne Witwe, bei Antonie geglaubt, könnte mir durch einige Aehnlichkeit mit meiner verſtorbenen Eliza gefährlich werden, nicht wahr? Nun ja doch, meine gnädige Schwägerin faßt das anders auf, als es meine Schweſter Thereſe thun würde. — — — Ja, liebe Hedwig, fuhr er bewegt fort, — meine Schweſter müßten Sie kennen lernen. Ich hoffe auch, es wird ſich Gelegenheit dazu geben. Wir holen, denke ich, meinen Bruder ab, wenn ich hier fertig bin. Ja, liebe Hedwig, Sie wären es werth, mit dieſer vortrefflichen Seele im Bunde zu ſein, mit meiner Schweſter.

Hedwig blieb ſtehen und blickte erröthend in ihr leeres Körbchen. — Sehen Sie, Herr Elzheim, ſagte ſie verlegen und nicht ohne Herzklopfen, — da liegt doch Ihr Geheimniß noch unbedeckt. Verzeihen Sie, ich will nun noch einige Blumen ſuchen.

Sie reichte ihm die Hand, verneigte ſich und eilte in den Garten zurück.

Albert ſah ihr wohlgefällig nach, bis ſie im Seitenwege verſchwand.

Zehntes Kapitel.

Wenn die Menſchen gewöhnlich ihre Stunden als flüchtige Momente betrachten, die, ſchnell verblühend, verblätternd der Vergangenheit zueilen, um ebenfalls zu vergehen: ſo fühlen doch ſinnige Gemüther manchem dieſer Augenblicke an, daß er nicht unfruchtbar für die Zukunft abgewelkt ſei, ſondern Wurzeln kommender Begegegniſſe angeſetzt habe.

Solch ein Stündchen war das eben von dem befreundeten Paar durchlebte. Albert nahm eine ermunterte Entſchloſſenheit für die abendliche Unterhandlung mit, die er noch einmal auf ſeinem Zimmer in Ueberlegung zog. An Hedwig dachte er nur mit dem innigſten Wohlgefallen. In ſeinem ſittlichen Gefühl ſah er ſie als fremdgehörig, als ausgeſchloſſen aus dem Kreiſe einer etwaigen Bewerbung, oder auch nur einer artigen Huldigung an, und nur als Vorbild einer Gemahlin, wie er ſolche ſich wünſchen mochte, kehrte ihre Erſcheinung zuweilen ungerufen in ſeine Gedanken zurück.

Anders ſah es um Hedwig's Gemüthsſtimmung aus. Wie Albert muthig ſeinem Vorhaben, ſah ſie mit bänglichem Widerſtreben den nächſten Tagen entgegen. Bei dem Freunde zog eine öffentliche Angelegenheit ſich in geheime Ausfertigung zurück; bei Hedwig drängte eine Wandlung des Herzens als Räthſel ſich zu löſen und zugleich nach außen ſich zu vollziehen.

Schon ſeit jenem Nachmittage, da ſie den Brief an ihren Verlobten mit der Nachricht von ſeiner Beförderung zur Poſt gegeben hatte, fand ſie ſich in den einſamen Stündchen, die ſie ſonſt ſo gern abwartete, von einem bänglichen Räthſel heimgeſucht. Der liebesſtolze Gedanke, daß Peitzer durch ihre Verwendung befördert werde, war ihr damals, wie durch eine höhnende Einflüſterung, in die Empfindung verkehrt worden, ſie habe ſich nun mit dem Verlobten abgefunden. Ein Zweifel an der Innigkeit ihrer Neigung für den Geliebten ließ ſeitdem nicht ab, ſie zu beunruhigen und durch alle Windungen des Grübelns zu führen, bis ſie ſich endlich geſtehen mußte, daß Empfindungen uns allerdings auf irre Wege leiten und ſich ſelbſt in ihrem innerſten Weſen verwandeln könnten. Ihr Herz wehrte ſich gegen die Bedenklichkeit, ob dies auch wol der Fall bei ihrer Empfindung für den Verlobten ſein möchte. Sie ſuchte ſich durch die Erinnerung an den Verlauf ihrer Bekanntſchaft mit ihm in ihrem Vertrauen zu bekräftigen.

Ein freundlicher Verkehr mit Peitzer rührte aus der Zeit, da Hedwig als junge Waiſe in das ländliche Pfarrhaus ihres geiſtlichen Oheims gekommen war und den jungen Mann als Schullehrer und Kirchner am Orte kennen gelernt hatte. Als ſolcher kam er öfter ins Pfarrhaus und ſie ſelbſt bekam als Wirthſchafterin mit ihm zu thun. Der geiſtliche Herr mochte ihn wohl leiden, obgleich er die unterwürfigen Manieren und manche wunderliche Pedanterei deſſelben mit einem Seitenblick auf Hedwig belächelte. Hedwig glaubte jetzt dieſe Blicke zu verſtehen. Der Oheim ſchien mit den Abſichten des Schulmeiſters, die er in der Zuthätigkeit deſſelben gegen ihn und die Nichte zu errathen glaubte, nicht ſehr einverſtanden zu ſein. Er geſtattete ſich ſelbſt zuweilen, den Pedanten ein wenig zu hänſeln. Hedwig erinnerte ſich, daß ihr Herz damals einer ſolchen Behütung vor dem verzagten Andreas nicht bedurft hatte, daß ihr aber durch die Behandlung und gewiß gegen die Berechnung des Oheims nur eine deſto lebhaftere Theilnahme des Mitleids für den unbeholfenen Mann war angeregt worden.

Dieſes ſtille Verhältniß ſollte ſich doch ſpäter weiter entwickeln. Der freiſinnige Pfarrer wurde durch jeſuitiſchen Einfluß beim Landesbiſchof als emeritirt ſeines Amtes entlaſſen, zog zu ſeinem Bruder über, der an demſelben Ort ein Bauerngütchen beſaß, und Hedwig nahm die ihr durch Vermittelung einer adeligen Dame angetragene Stelle bei Frau von Elzheim in der Reſidenz an. Doch kaum nach Jahr und Tag erkrankte der geiſtliche Herr ſehr bedenklich, und Frau von Elzheim entließ die ihr ſehr liebgewordene Dienerin zur Pflege des väterlichen Oheims. — Während dieſer beängſtigenden Krankheit hatte Hedwig an dem alten Freund Schulmeiſter beeiferte Theilnahme und Beiſtand gefunden. Der Kranke, der einſt ſeinen jetzigen Wärter ſo manchmal belächelt hatte, erkannte ihn doch für einen guten, zuverläſſigen Menſchen an und begünſtigte nun, als er an ſeinem Aufkommen zweifelte, die Bewerbung deſſelben um die Hand des ihm ſo theuern Schweſterkindes, das er vor ſeinem Hingange gern verſorgt gewußt hätte, wie er auch auf eine hübſche Ausſtattung ſchon immer bedacht geweſen war.

Dieſe Erinnerungen, wie ſie jetzt lebhaft vor Hedwig's Seele traten, ließen ihr keinen Zweifel darüber, daß ſie bei ihrer damals gegebenen Zuſage die Beruhigung ihres ſo verehrten Oheims und die Angſt, ihn zu verlieren, mehr als das eigene Herz zu Rath gezogen habe. Ein leidmüthiges Dankgefühl gegen den treuen Anhänger und Mitkrankenpfleger hatte die Entſcheidung gegeben. — — Aber gerade dieſes Dankgefühl lag ihr ſeit einiger Zeit wie eine mahnende Erinnerung unverſtanden im Gemüth, und nun ward es ihr plötzlich klar, daß ſie durch die gelungene Beförderung ihres Verlobten ſich doch wirklich einigermaßen abgefunden habe. — — Nur dem Gedanken, daß auch das ganze Verhältniß zugleich damit abgefunden ſei, widerſprach ſie mit Herzklopfen. — Meine Anſicht der Welt hat ſich wol verwandelt, ſagte ſie ſich. Wie ganz anders ſehe ich jetzt in der Ferne von dort und auf dem höhern Standpunkte meines Umgangs mit ganz verſchiedenen Menſchen das Leben und meine eigene Zukunft an, als ſie mir damals in dem trübſeligen Raume zwiſchen einem Krankenzimmer und einer Dorfſchule erſchienen! Ein anderes iſt aber mein gegebenes Wort. Meine Zuſage hat den Bund mit dem vertrauenden Manne geknüpft, und hoffentlich iſt der Treue die Macht verliehen, zu erſetzen, was die

Liebe im Drang des Lebens einbüßt. — — — Doch nein, nein! Das iſt ja nur eine ſchöne Redensart, und dem guten Andreas wäre wenig damit gedient, wenn ich mich auch mit Treue an die Verlobung halten wollte, und *er* ſollte dafür den Inhalt der Liebe entbehren! —

So nachdenklich, Fräulein Siebrecht? ſprach es hinter ihr. Hedwig erſchrak; indem ſie aber die Stimme des Gärtners erkannte, wendete ſie ſich um, hielt ihm das Körbchen entgegen und ſagte ſo heitern Tons, als ſie es eben vermochte:

Sie ertappen da, beſter Herr Dubs! eine Diebin auf böſer Abſicht. Ich gehe auf eine Blumenleſe aus.

Für Ihr eigenes Zimmer, nicht wahr? erwiderte er. Hätte ich es nur gewußt: ich habe den Salon eben mit Topfgewächſen beſorgt.

Nein, lieber Herr Dups, ſo nicht; nur kleine Blumen in das Körbchen, das artige Geſchenk zu ehren.

Gut, dann kommen Sie einmal mit!

Er führte ſie zu einem Beete dreifarbiger Veilchen in üppigſter Blüte. — Sehen Sie da, ſagte er, Viola tricolor. Tricolor iſt freilich von politiſcher Anzüglichkeit, um ſo mehr, als es auch durch ſeinen deutſchen Namen bedenklich wird.

Stiefmütterchen? fragte ſie.

Nein, verſetzte er. *Mütterchen* iſt mir zu zärtlich: ich habe eine *Stiefmutter* gehabt. *Freiſamkraut* iſt der etwas ungewöhnlichere Name. Bleiben wir bei dem franzöſiſchen *Penſée*, Gedankenblümchen. Sie waren ja vorhin, wie mir ſchien, doch ſo in Gedanken vertieft, und ich habe eben die meinigen, die ich Ihnen mittheilen muß. Pflücken wir aber erſt!

Nein, lieber Herr Hofgärtner, lächelte Hedwig, wir wollen dieſe prächtigen Penſées lieber im Freien fortblühen laſſen. Ich finde hernach ſchon dies und das, was in meinem Körbchen verwelken kann. Pflücken Sie mir lieber Ihre verbehaltenen Gedanken!

Nach vorſichtiger Umſchau ſprach er vertraulich leiſe:

Ich habe Ihnen ja ſchon früher angedeutet, daß wir eine Fromme, eine ſogenannte Chriſtliche unter unſern Dienſtboten haben. Sie wiſſen aber wol noch nicht, wie brauchbar unſere Frommen im Leben ſind, und ſo iſt unſere Hausmeiſterin Babette nicht nur Pietiſtin, ſondern läßt ſich auch als Spionin verwenden.

Herr Dubs? rief Hedwig betroffen worauf er gelaſſen fortfuhr:

Hören Sie nur, wie ich's meine! Pfarrer Aßbrand hat ſie ins Haus empfohlen. Ich kenne ihn von früher und traute ihm gleich nicht recht. Er kam mir vor wie ein Gefreiter, der einen Wachtpoſten auf den Platz führt, wo aufgepaßt werden ſoll. Und ſo ſehe ich ihn denn auch nie, und beſonders ſeit kurzem, ins Haus kommen, daß nicht Babette wie zufällig ihm beim Weggehen in den Weg käme und ihn mit frommer Miene ein Stückchen begleitete. Aha, Meldung, denke ich, oder Beſtellung zu empfangen! Heute morgen kam ich an beiden vorüber und kaum hatte ſein ſtechendes Auge mich bemerkt, als er gefliſſentlich laut einen ſalbungsvollen Spruch von ſich gab. Das war, mit Erlaubniß! — dumm, weil er mich für einfältig genug hält, ſolch einen gemeinen Hinwurf zu ſchlucken. Dieſe Beſuche kommen jetzt öfter, ſeit der Herr Elzheim bei uns iſt, und vorhin, als derſelbe Sie in den Garten begleitete, ſah ich durch die Treibhausfenſter, wie ihnen die Betſchweſter katzenbuckelig nachſchlich.

Mir nachſchlich? erſchrak Hedwig.

Ihnen und Herrn Elzheim, antwortete er. Vielleicht hält man Sie für die Vermittlerin zwiſchen Herrn Albert und Frau von Elzheim.

Vermittlerin? Was wäre denn da zu vermitteln, beſter Herr Dubs?

Darüber kann man ſich allerlei Gedanken machen, nachdem die alberne Späherin ſich gegen unſer Geſinde ſo unvorſichtig geäußert hat. Sie gilt gern für beſonders ſchlau oder für eingeweiht in die Angelegenheiten der gnädigen Frau. Aus ſolcher Einbildung iſt ihr geſtern in der Küche die Aeußerung entſchlüpft, unſere Frau Baronin habe vor ein paar Jahren in Pyrmont die beiden Brüder Elzheim kennen gelernt, den jüngern eigentlich lieber gehabt, den ältern aber zur Heirath vorgezogen; dadurch ſei ein Verdruß entſtanden, der ſich jetzt erſt durch die Verſöhnung beider Brüder ausgeglichen hätte. Sehen Sie nun, Fräulein, inſofern etwas Wahres daran wäre, kann Babette es nur von dem Pfarrer haben, dem als ihrem Gewiſſensrathe die Baronin leider! ein unverdientes Vertrauen ſchenkt. Dann freilich wäre die Spionin wahrſcheinlich angeſtellt, die „chriſtlichen“ Folgen der Verſöhnung zu beobachten, beſonders wenn erſt der früher vorgezogene Bruder abgereiſt wäre.

Mein Gott, was ſind das für Menſchen! rief Hedwig erröthend.

Menſchen, Fräulein Siebrecht, wie Mucker. Fromme, Chriſtliche, die den Teufel predigen und als Verſucher ihn bei ſchönen Sünderinnen wirklich aufſpüren. — — Sie ſind eine Katholikin: meinen Sie denn, wir Proteſtanten hätten nicht auch unſere Jeſuiten? Gewiß! wir wollen ſie in der kleinen Reſidenz ſo gut haben, wie ſie nur in Berlin zu haben ſind. Hören Sie nun aber, wozu ich Ihnen alles das mittheile. Sie müſſen mit unſerer gnädigen Frau reden, ſie wenigſtens aufmerkſam machen, ihr einen Wink geben.

Ich? Lieber Herr Dubs —!

Ja, Sie können's am ſchicklichſten, erklärte er. Und — gelten Sie doch einmal für eine Vermittlerin im Sinne dieſer Frommen, ſo ſeien Sie es in der That gegen dieſelben zum Guten! Ueberlegen Sie es, und Sie finden ſchon Mittel und Wege.

Eben wurde er zum Herrn gerufen und eilte mit zunickender Ermunterung fort.

Hedwig blieb nachdenklich ſtehen und wandelte dann niedergeſchlagen mit leerem Körbchen nach dem Hauſe zurück. Der heimliche Friede, der heitere Muth der Seele hatten ſie verlaſſen. Das Glücklichſte, was ſie hier erlebt, — das Vertrauen edler und lieber Menſchen, war ihr in eine Quelle der Beſorgniſſe für andere und des Mistrauens gegen ſich ſelbſt verwandelt. — — Sie dachte an die Baronin, an Albert und an das Verhältniß beider, hinter welchem ſo viel Geheimnißvolles hervorlauſchte, und gerade dieſes Bangen, das ſie dabei empfand, hätte ſie klarer über ſich ſelber machen können. Daß eine leiſe Eiferſucht ſich einmiſche, hätte ſie ſich nicht geſtehen mögen; nein, nur Albert's edles Bild ſollte unberührt vom Anhauch eines Argwohns bleiben. Und mit welcher Empfindung gedachte ſie nun ihres Andreas und überlegte, daß er nach ſeiner Beförderung auf ihre Verbindung dringen werde!

In dieſer Bedrängniß des Herzens, in der Unruhe vor der Zumuthung des Gärtners in Betreff der Baronin nahm ſie ihre Zuflucht zu einer Arbeit, mit der ſie auf ihrem Zimmer ſich heimlich beſchäftigte. Es war die Stickerei zu einem Sofakiſſen, — ein Felſenſtück vorſtellend, aus deſſen mooſigen Spalten eine Fülle bunter Blumen und Ranken ſich ergoß. Ihre Abſicht dabei war, etwas im Hinterhalte zu haben, womit ſie bei irgendeiner ſchicklichen Gelegenheit glückwünſchend hervortreten könnte. Sie hatte die Arbeit ſchon zu Hauſe angefangen und gefördert, wobei ſie vielleicht ihren alten Oheim oder ihren Verlobten im Sinne gehabt hatte. Ihre jetzige Stimmung begünſtigte freilich die Sorgfalt nicht, womit das kleine Kunſtwerk ausgeführt werden ſollte; allein es ſtand ſeiner Vollendung nahe, und es drängte etwas in ihr, als ob ſie mit dem Abſchluſſe des Werkes ſich aus der eigenen Bedrängniß des Herzens retten und einen klaren, befriedigenden Entſchluß für ihre Zukunft gewinnen könnte.

So kam ſie heute etwas ſpäter als gewöhnlich in das Geſellſchaftszimmer. Sie fand Frau von Elzheim in angelegentlicher Beſprechung mit ihrem Gemahl über deſſen nun beſchloſſene Abreiſe. Die Art, wie ſich

Antonie über ſeine Einrichtung, ſeine Geſundheit und alles ausſprach, beruhigte Hedwigen, ſodaß ſie ſich vornahm, vor allem erſt auch die Haltung derſelben gegen Albert zu beobachten, um nicht durch übereilten Hinweis auf niedern Argwohn zu beunruhigen und zu verletzen.

Man erwartete Albert aus ſeiner Conferenz mit der Baronin Heimendal. Er kam ganz heiter, faßte ſich aber mit ſeinem Berichte über ihre Verhandlungen mehr ins Allgemeine, wiewol im beſten Humor, indem er erzählte, wie gut er es gerade dieſen Abend mit ſeiner Angelegenheit getroffen habe.

Unſere liebenswürdige Frau Bella, erzählte er, hatte mir ſchon vertraulich mitgetheilt, daß nach einem heftigen Zwiſte der Baronin mit dem Herzoge, ihrem Gemahl, eine Verſöhnung juſt am heutigen Morgen ſtattgefunden habe. Sie wußte das durch die Kammerfrau der Baronin, die bei ihr wegen unſerer Zuſammenkunft angefragt hatte. Bella meinte, die Frau Baronin habe nun für meine Vorſchläge noch das beſondere Intereſſe, dem Herzoge mit einem Anerbieten entgegenzukommen, das ihn für die Koſten der Verſöhnung ſchadlos halte. Sie ſah mich dabei mit einem ſchalkhaft fragenden Blicke an. Ich ließ ſie aber gleich merken, daß ich ſie verſtand.

Ei ja doch! fiel Herr von Elzheim ein, man weiß ja, daß die gnädige Baronin das Sprichwort kennt: Baar Geld lacht, und daß man aufhört zu ſchmollen, ſobald man mitlacht.

Nun gut! fuhr Albert fort. Wir lachten noch herzlich über etwas, was gar nicht genannt war, und viel leicht *weil* es eben nicht genannt war, als die Baronin angefahren kam, mit vornehmer Haltung eintrat und ich ihr vorgeſtellt wurde. — Ich wußte von Ihnen, liebe Antonie, daß unſere Dame ſeit ihrer Standeserhöhung auch eine entſprechende Miene aufrecht halte. Ich konnte aber, ſobald Frau Bella ſich von unſerm Geſchäfte zurückgezogen hatte, leicht wahrnehmen, welche herabziehende Kraft Dinge von Metallwerth auf alles ausüben, was in der Phantaſie, in der Einbildung oder auf Schau und Schein beruht. Die Baronin wurde ſehr heiter und eingehend; wir verſtanden uns mit halben Worten und ſie ließ ſich ſelbſt auf Humor ein. So, als ich ihr ſcherzend mein Anerbieten als die erſte *Locomotive* der neuen Eiſenbahn erklärte, die ja ins Stocken gekommen ſei, erwiderte ſie lachend: Aha, und ich ſoll die Heizung derſelben übernehmen! — Kurz, wir wurden ſehr leicht über Soll und Haben unſers Geſchäfts einverſtanden, und als ich zuletzt mit einem Privatanliegen kam, das ich als Bedingung des Uebereinkommens, gewiſſermaßen als *meine Proviſion* einknüpfte, ward ſie ganz, was man *fidel* nennt; ſie bezeichnete es als einen Witz, den ſie ſehr gut zu ihrer Feuerung benutzen würde. — — Ihr ſeht mich fragend an? ſchloß Albert ſeine Mittheilung. Aber laßt mir nur ein Weilchen mein Geheimniß! Es wird Sie angenehm überraſchen, liebe Antonie, und deine Billigung finden, Bruder Gottfried.

Albert warf dabei einen bezüglichen Blick auf Hedwig. Sie wußte ja, was gemeint war: der „Staatsrath“ für Freund Lüdemann kam ja aus *ihrem* launigen Einfall. Doch wie ganz anders, als die erſte vertrauliche Mittheilung vor ein paar Stunden im Garten, fiel jetzt die Erinnerung in ihr leidmüthiges Herz! Sie war irre oder doch ungewiß über Albert's Vertrauen gegen ſie geworden. Aber mit der ſchmerzlichen Empfindung, daß ſie ihn und ihre heimlichen Wünſche aufgeben müſſe, erwachte doch eine wunderſame Klarheit in ihrem Innern: ſie hatte ſich dann keinen Wankelmuth, keine Untreue mehr gegen ihren Verlobten vorzuwerfen; ſie hatte nur die echte Liebe kennen gelernt und der Gedanke einer Auflöſung ihrer Verlobung fand jetzt einen weniger ängſtlichen Zugang zu ihrem Herzen.

Elftes Kapitel.

Am nächſten Morgen wurde Albert zur Audienz des Herzogs beſchieden. Der Bruder, der ſich zu ſeiner Abreiſe fertig gemacht hatte, erwartete ihn mit Ungeduld zurück. Albert blieb aber über Erwarten aus. Der Fürſt hatte ihn nämlich, nach längerer Beſprechung, in eine Sitzung des Miniſteriums mitgenommen, wo die Angelegenheit der Eiſenbahn umſtändlich verhandelt wurde. Albert nahm dabei zu ſeiner heimlichen Zufriedenheit wahr, daß ſein der Baronin Heimendal gemachter Vorſchlag bei dem Fürſten Eingang gefunden hatte. Dieſer brachte nämlich den frühern Antrag des Miniſteriums, den er damals nicht genehmigt hatte, nun ſelbſt zur Sprache, das Departement des Innern durch Uebertragung eines oder des andern Zweiges der Geſchäfte an einen Miniſterialrath oder Director zu erleichtern. Nach lebhafter Beſprechung darüber ließ man ſich endlich den Gedanken des Herzogs gefallen, die Kirchen- und Schulſachen unmittelbar unter das Miniſterium zu ſtellen, dieſelben nebſt dem Medicinal- und Poſtenweſen dem Studienrathe Lüdemann zur Bearbeitung zu übertragen und ihn dann zur Unterhandlung in der Eiſenbahnangelegenheit zu bevollmächtigen.

So unpaſſend dieſe Abtheilung in ſolcher Hand den Miniſtern erſchien, ſo fügten ſie ſich doch in Betracht eines ſo tüchtigen und liebenswürdigen Mannes, wie des Studienraths, dem Eigenwillen des Herzogs, wenn auch nicht ohne Vermuthung eines perſönlichen Beweggrundes oder Vorbehalts, wie ſie dergleichen von ihrem gnädigſten Herrn gewohnt waren.

Es iſt mir nun ſehr lieb, ſagte Albert zum Schluſſe ſeiner Mittheilung, daß unſere Angelegenheit in Lüdemann's Hände gegeben iſt. Ich habe gewiſſermaßen aus einer Laune der Freundſchaft ſeine Beförderung bei der Baronin Heimendal in meinen Auftrag verwebt und finde nun, daß ich damit doch auch meiner eigenen Angelegenheit vorgearbeitet habe. Der Herzog wird nämlich ſehr ſchwer auf unſere Bedingniſſe und Vorbehalte eingehen. Er ſoll nun wenigſtens an ſeinem Unterhändler keinen allzu gefälligen Mann finden, der ihn in ſeinem Eigenwillen verſteift und mir dadurch das Geſchäft ſchwieriger macht. Einiges von meiner Forderung kann ich dann auch noch fallen laſſen. Ich werde nun den Freund heute noch beſuchen und ihn über meine und ſeine Ziele orientiren. Er ahnt gar nicht, was noch weiter für ihn angeſponnen iſt und beeilt werden muß.

Es iſt lieb von Ihnen, wendete Frau von Elzheim ein, daß Sie bei ſo guter Gelegenheit Ihres Freundes gedacht haben. Und Sie ſehen ſelbſt, wie oft eine edle Handlung ſich durch eigenen Vortheil lohnt. Sie können aber noch eins für ihn thun, was ihn nicht blos äußerlich fördert.

Und das wäre? fragte er; worauf ſie lächelnd erwiderte:

Sie ſind als freundſchaftlicher Diplomat ſo glücklich und bedeutſam zwiſchen zwei Frauen geſtellt, — ich meine die Baronin und die ſchöne Witwe. O Sie verſtehen mich ſchon!

Liebe Antonie, Sie haben ein Vorgefühl des Kommenden! erwiderte er ſchalkhaften Lachens und eilte fort.

Die Abreiſe des Herrn von Elzheim trat nun in den Vordergrund der häuslichen Beſchäftigung. Es war ein ganz neues Ereigniß im Hauſe, die erſte Trennung unſers Ehepaars, das ſeit der Vermählung jeden Ausflug, jede kleine oder größere Reiſe gemeinſam gemacht hatte. Antonie beſonders bethätigte ſich dabei mit einer gewiſſen Bangigkeit, — ob aus Beſorgniß für den ſcheidenden Gemahl oder für ſich ſelbſt in ihrer Verlaſſenheit. Das letztere mochte einigermaßen der Fall ſein: denn ſie zog Hedwigen, nachdem der Gemahl fort war, inniger an ſich, und es ſchien beiden angenehm zu ſein, daß Albert von ſeinen Angelegenheiten mehr auswärts gehalten wurde. Er ſelbſt war, auch offenbar abſichtlich, weniger mittheilſam über den Gang ſeiner Verhandlungen und brachte dafür eine gemeinſame Leſeſtunde in Vorſchlag, zu der Hedwig durch ihre Stellung und Begabung als die Vorleſerin berufen war. So fanden alle drei an dieſem äußern Intereſſe eine gute Auskunft beſonders für ihre vertraulichen Abende — eine Befriedigung, die freilich deſto empfänglicher für ein inneres Einverſtändniß machte, das durch den Austauſch von Empfindungen, Gedanken und Urtheilen über das Geleſene ſich im ſtillen entwickelte.

Eines Nachmittags, während des Ruheſtündchens und ſtiller Beſchäftigung der Frau von Elzheim an ihrem Schreibtiſche, ſaß Hedwig über ihrer Stickarbeit, als ihr der Studienrath zum Beſuch gemeldet wurde. Etwas befremdet, aber mit dem angenehmen Eindruck ſeiner Perſönlichkeit, ging ſie ihm entgegen. Erſt als er nach freundlicher Begrüßung und zum Sitz eingeladen ein feingefaltetes Papier aus der Bruſttaſche nahm, begriff ſie nicht ohne Befangenheit den Zweck ſeines Beſuchs.

Erſt heute kann ich mein altes Verſprechen erfüllen, ſagte er, und Ihnen etwas Angenehmes in das bewußte Körbchen legen.

Er that es, nahm dann ſeinen Platz und ſprach weiter:

Aber, Fräulein Siebrecht, Sie ſehen ja ganz betroffen aus. Wovor erſchrecken Sie denn? Ahnen Sie nicht, daß es das fürſtliche Reſcript für unſern neuen Rector iſt?

Ich dachte mir's eben! erwiderte ſie aufathmend, erſchrak aber noch mehr über dieſe verrätheriſche Aeußerung des Herzens, und ſtand auf, das Papier an ſich zu nehmen.

Auch Lüdemann ward betroffen und blickte ſie befremdet an.

Ich hätte eine Bitte, Herr Schulrath, ſagte ſie befangen und bedächtig. Wollten Sie nicht lieber die Schrift auf dem Dienſtwege an — ihn gelangen laſſen?

Wenn Ihnen das lieber iſt —! erwiderte er mit bedenklicher Miene. Ich dachte mir, Sie würden den Bräutigam gern mit ſeiner Beſtallung —

Hedwig erſchrak: das Wort abfinden fiel ihr plötzlich ein; Lüdemann aber ſagte: erfreuen wollen. Ich erinnerte mich, wie gern ſie ihm ſchon die erſte Hoffnung zu dem Amte zu melden eilten.

Ach! antwortete ſie, mit Hoffnungen iſt man oft allzu leicht fertig. Aber ich weiß, wie gut Sie es mit mir meinen, Herr Schulrath, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen.

Sie reichte ihm die Hand und ſprach weiter:

Misverſtehen Sie mich aber ja nicht! Sehen Sie, Beutzer iſt ein wenig pedantiſch empfindlich, oder — ſoll ich ſagen — ſchulmeiſterlich ſtolz. Es könnte ihm ſcheinen, als habe er ſeine Beförderung nur meiner und der Verwendung meiner Gönner zu verdanken, wenn ich ihm das Reſcript ſchicke. Auf dem dienſtlichen Wege mag es ihm eher als eine Anerkennung ſeiner Verdienſte vorkommen. Glauben Sie nicht auch, lieber Herr Schulrath?

Allerdings, entgegnete er, wenn Sie ihn dafür kennen, daß er ein ſolches Papier lieber unter Couvert und Siegel der Kanzlei, als unter Adreſſe von liebender Hand empfange, ſo wollen wir ihm die Freude machen.

Er nahm das Reſcript zurück, indem er mit einigem Nachdruck hinzuſetzte:

Jedenfalls haben Sie ſich das ſehr zart ausgedacht, meine liebe Freundin!

Eine ängſtliche Pauſe entſtand, bis Lüdemann mit herzlichem Tone fortfuhr:

Sie ſcheinen ſehr bewegt, beſte Hedwig. Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen eindrängen, laſſen Sie mich Ihnen aber mit Vertrauen vorausgehen! — Sie erinnern ſich des geſellſchaftlichen Abends hier im Hauſe, wo ich die Freude hatte, Ihr Tiſchnachbar zu ſein. Ich lernte Sie eben kennen, es war ein neuer, wunderbarer Eindruck, den ich von Ihnen empfing. Ich fand mich faſt im wörtlichen Sinne des Worts — zu Ihnen hingezogen. Ich neigte mich Ihnen mit einer Empfindung zu, die freilich bei Ihrem haſtigen Wort: Ich bin mit einem Schulmeiſter verlobt, eben ſo plötzlich verſtummte. Ich kam zu ſpät mit meiner Abſicht, — heißt das bei Ihnen; daß mich dabei aber die Empfindung anwandelte, es ſei auch zu ſpät für mein Alter, beſchämte mich tief, ſodaß ich, um mich nur zu faſſen, mir die Einbildung aufnöthigte, Sie hätten mich nicht verſtanden. Und, ſehen Sie, gerade für jene Stunde bin ich Ihnen verſchuldet worden und möchte mich Ihnen dankbar erweiſen. Sie haben mir damals zuerſt eine rechte Empfindung, ein inniges Verlangen nach einem glücklichen Bunde der Herzen erweckt, und ich habe nun, was ich damals nur ſo für mich zu ergreifen meinte, zu verdienen geſucht. Ich bin jetzt zu jenem erwünſchten Glücke wirklich gekommen. Frau von Hermshauſen hat ſich mir geſtern Abend verlobt. Dies im Vertrauen: wir wollen es noch nicht laut werden laſſen!

Hedwig reichte ihm mit gerührtem Blicke die Hand. Sie wollte ihm ihre Theilnahme ausſprechen, aber das Wort verſagte ihr.

Ich verſtehe Sie ſchon, beſte Hedwig! verſetzte er. Sie wünſchen mir — ein unverbrüchliches Glück. Nicht wahr?

Sie zuckte bei dem Nachdruck, den er auf das Wort unverbrüchlich legte, zuſammen und ſtand auf, ihr Taſchentuch zu nehmen.

Wir verſtehen uns, ſagte er, indem er ſich ebenfalls erhob, und ich biete Ihnen gleich das Beſte an, was ich für Ihren jetzigen Zuſtand des Gemüths vermag. Ich will Sie zu meiner Mutter bringen. Sie finden eine ſeelenvolle, vortreffliche Frau, mit geſundem Sinn und Verſtändniß für die wechſelnden Lagen des Lebens. Es ſcheint mir, Sie ſind an einem — Scheidewege des Lebens angekommen, wo Ihnen gerade eine Mutter fehlt.

Erſchüttert, mit einem ächzenden Ton ergriff ſie ſeine Hand, neigte ſich darauf und wendete ſich dann ab, ihr Tuch an die Augen gedrückt.

Ueber ein Weilchen nahm Lüdemann ſeinen Hut und fragte:

Wollen wir jetzt gleich gehen?

Sie nickte, nahm ſich zuſammen und antwortete:

Ich will nur der gnädigen Frau ſagen, daß ich einen Ausgang habe. Ich folge Ihnen gleich.

Dies war ihm eben recht: er eilte voraus, die Mutter zu verſtändigen. — Du ſiehſt, ſagte er nach einem eiligen Bericht, ich führe dir das liebenswürdige Mädchen zu, nicht damit du die kennen lernſt, die ich dir eines bethörten Tages als Tochter zu bringen gedacht hatte, ſondern der ich nun auch ohne dies deinen mütterlichen Beiſtand wünſche. Ich müßte mich nämlich in meiner Divinationsgabe gänzlich irren oder Hedwig bereut ihre Verlobung mit dem Schulmeiſter und kämpft mit einem Bruche des Verhältniſſes. Es iſt mir nur lieb, daß ich dem verunglückenden Bräutigam erſt noch die gute Rectorſtelle zu Wege gebracht habe. Er mag ſie als Abfindung anſehen. Ich möchte nur wiſſen, was die plötzliche Umſtimmung des intereſſanten Mädchens angeregt hat. Als ich ihr Hoffnung auf die Stelle für ihren Verlobten machte, war ſie noch ganz entzückt. Irre an ihm kann ſie inzwiſchen nicht geworden ſein, oder er müßte ſich brieflich unliebenswürdiger als von Perſon ausnehmen, was wol auch ſchon manchem paſſirt iſt, wenn man ihn aus der Ferne betrachtete, und — überſah. Es iſt wahr, liebe Mutter, ein Mädchenherz kann wol manchmal zu ſpät klar über das Weſen der Liebe werden: dies aber doch, wie ich glaube, nicht leicht ohne Einfluß einer Perſönlichkeit, an der ſich dieſes Weſen der Liebenswürdigkeit lebhafter darſtellt. — — Dort ſehe ich Hedwig kommen, ich will ſie dir nur erſt vorſtellen, dann laſſe ich dich mit ihr allein. Ich gehe zu Bella. Albert dringt darauf, daß wir unſere Verlobung veröffentlichen. Es würde, meint er, unſer Geſchäft wegen der Eiſenbahn fördern, und zwar durch die heitere Aufnahme meiner Verbindung beim Herzoge und der Baronin! Ich verſteh's eben nicht recht, ich laſſe mir's aber gern gefallen.

Im Zimmer hin und wieder wandelnd ſah er jetzt

Hedwigen gegen das Haus herankommen und ging ihr entgegen. Er fand ſie verſchüchtert und ängſtlich von Ausſehen. Die wunderbare Erleichterung, die ſie zu Hauſe hinter ſeinem Abgange empfunden, war unterwegs von ihr gewichen; ſie bangte davor, daß ſie nun ſelbſt ausſprechen ſollte, was der Freund mit wohlwollendem Auge von ihrem Seelengeheimniſſe errathen hatte.

Lüdemann ermunterte ſie mit leichtem, heiterm Zuſpruche und ſtellte ſie der Mutter vor, die ſie mit offenen Armen bewillkommte. Unſere heimlichen Wünſche, liebe Hedwig, haben oft allerlei Bedenken dabei, laut zu werden, ſagte er; ſehen Sie aber immerhin meine gute Mutter mit dem Vertrauen einer Tochter an. Ich gehe nun noch ein wenig an die Geſchäfte. Beſonders drückt mich das Beſtallungsreſcript für den neuen Rector zu Hersberg da in der Bruſttaſche. Fort damit auf die Poſt!

Lachend und mit freundlichem Gruße gegen Hedwig verließ er das Zimmer.

Die Mutter, die ſeinen Wink verſtanden hatte, faßte Hedwigs Hand mit dem wohlwollenden Lächeln ihres ſeelenvollen Geſichts, indem ſie ſprach:

Sie ſind ein wenig betroffen, Fräulein Siebrecht? Der böſe Menſch thut gar nicht, als ob das Reſcript Sie etwas anginge. Wir müſſen dem glücklichen Bräutigam ſchon ein wenig Ausgelaſſenheit zugut halten. Mein Sohn findet Sie von irgendetwas ſehr beunruhigt, liebe Hedwig. Sie haben freilich jetzt ein ernſtes Bedenken. Ich kann mir's vorſtellen. Der neue Rector wird auf Einrichtung ſeiner Häuslichkeit dringen und mein Sohn meint, Sie würden ſobald nicht von hier abkommen können, zumal Herr von Elzheim abgereiſt iſt.

Dieſe Auffaſſung oder Auslegung ihres Seelenzuſtandes kam für Hedwig ganz unerwartet. Sie athmete auf, indem ſie lebhaft erwiderte:

Ja wohl, Frau Profeſſorin! Und es iſt nicht blos wegen des abgereiſten Herrn von Elzheim, als vielmehr wegen Albert's, des Bruders, der als unſer Gaſt noch zurückbleibt.

Sie erſchrak und ſetzte erröthend hinzu: Sie wiſſen ja!

Eigentlich freut ſich mein Martin darüber, daß Sie noch bleiben, fuhr die Profeſſorin fort. Er ſieht Sie ſehr ungern von hier ſcheiden; ich habe ihm aber eine Bemerkung gemacht, die ich Ihnen wiederholen will, — wenn Sie es recht lieb aufnehmen wollen.

Ach, wie ein Wort der Mutter! rief Hedwig, indem ſie beide Hände der Matrone ergriff und küßte. Reden Sie, rathen Sie mir! O ich bedarf des Raths. Ich hätte nicht gemeint, daß ich noch ſo unklug wäre.

Ich überlege nur, ſprach die Profeſſorin, ob Sie bei längerm Aufenthalt in hieſigen Verhältniſſen ſich nicht leicht über die Häuslichkeit eines Schulmeiſters oder auch Rectors in einem Landſtädtchen hinausleben könnten? Ich denke dabei nicht ſowol an die äußern Verhältniſſe eines reichen Hauſes, einer nach allen Seiten bequemen Wirthſchaft, als vielmehr an die Atmoſphäre einer höhern, vielſeitigen Lebensbildung, geiſtreichen Verkehrs, edler Beſtrebungen und eines umfaſſendern Weltblicks. Ich kenne zwar Ihren Verlobten nicht und weiß nicht, inwiefern Ihnen die Liebe alles das leichter erſetzt, als man es ſonſt zu vergeſſen pflegt.

Hedwig, nun doch ſo unerwartet zu einer Erklärung gedrängt, ſaß eine Weile in Ueberlegung und erwiderte dann:

Allerdings, liebe — Mutter, berührt Ihre Bemerkung eine bedenkliche Seite meiner jetzigen Stellung. Auch mein guter Oheim hatte einige Beſorgniſſe bei meiner Abreiſe, ſelbſt ohne von meiner neuen Einrichtung etwas zu wiſſen. Ich habe ihn aber von hier aus über dieſe neue Anordnung der Frau Baronin brieflich beruhigt. Es war mir zum Lachen, daß ich dieſen unſchulmeiſterlichen Anzug bei meiner Heimkehr nicht leichten Herzens ſollte wieder ablegen können. Aber freilich, was aus der höhern Atmoſphäre, in der man ſich in ſolchem Anzuge bewegt, unvermerkt unſer Herz beſchleicht —! Unſere mitgebrachten Empfindungen und ehrlichſten Vorſätze ſind gut, ſolange wir uns außerhalb der Einflüſſe halten, die uns bewältigen, wenn wir ihnen einmal hingegeben ſind. Wirklich bekümmert mich auch das nicht, was ſich ſo außen leicht ablegen läßt; aber es ängſtigt mich, ob nicht die Erfahrungen des Herzens, ich meine die ſtillen innern Umwandlungen, mich dem guten Manne entfremden dürften, der ſeine Zukunft und ſeinen ganzen Werth in meine verlobte Hand legen will.

Sie athmete bei der guten Wendung auf, mit der ſie einem ganz aufrichtigen Bekenntniß nicht ohne flüchtiges Erröthen ausgewichen war. Der Profeſſorin entging das nicht. Sie war eine heitere, reſolute Frau, die mit ſchöner Geiſtes- und Herzensbildung einen feinen weiblichen Blick in fremde Seelenzuſtände voraushatte. — Sehen Sie da, mein Kind, ſagte ſie, wie ich es von einem ſo echten Mädchenherzen erwarten durfte! Wir Frauen können am Ende unſere Liebe einem edeln Manne zum Opfer bringen, wenn wir ihm zumuthen dürften, ſich mit einem Opfer, mit einer Abfindung beglückt zu finden.

Im Augenblicke, da ſie den Eindruck dieſes mütterlichen Wortes erwartete, trat ihre Jungfer ein, den Herrn Albert Elzheim anzumelden.

Der Beſuch wäre ihr ein andermal willkommener geweſen; auch ahnte ſie nicht, daß gerade dieſer Beſuch durch wunderſame Fügung ſie auf das Geheimniß führen ſollte, deſſen Bekenntniß Hedwigen ſo ſchwer anzukommen ſchien.

Das fügt ſich ja prächtig! rief Albert bei ſeinem Eintritt. Fräulein Hedwig gehört mit zum Geſchäft, das mich zu Ihnen führt, Frau Profeſſorin. Ich faſſe mich kurz, ehe Lüdemann kommt. Sorgen Sie doch ja, daß er ſich mit der Braut ſo bald wie möglich dem Herzoge vorſtellt. Es wird darauf gewartet. Der Allergnädigſte hält zum neuen Amte einen Titel bereit, einen erſtaunlichen Spaß. Laſſen Sie Frau Bella ſich, wie bisher, recht einfach auch zu dieſem Gange ankleiden und ſo dem fürſtlichen Witze entgegenkommen.

Herr Elzheim! fiel Hedwig ein, und drohte mit dem Finger.

Verzeihung, liebe Hedwig! erwiderte er. Ich habe meine Gründe!

So? Sind Sie, meine Tochter, in Herrn Elzheim's Geheimniſſe eingeweiht?

Weiheprieſterin ſogar! lachte er. Ich bin nur der Kapelldiener. Hören Sie weiter! Der Allergnädigſte wird ſich wundern, daß Frau Geheime Legationsräthin, früher das Muſter geſchmackvollen Frauenſtaats, ſeit einiger Zeit ganz erſchöpft ſcheint. „Bedürfen eines Rathgebers: mache den Verlobten zum Staatsrath — nicht nur für mich, auch für Sie, — bedürfen eines Staatsraths!“ — — Er ſprach dieſe Worte im Tone des Fürſten.

Die Profeſſorin lachte hell auf und applaudirte mit wechſelnden Blicken auf Albert und Hedwig.

Sehen Sie, Hedwig, bemerkte Elzheim, daß nichts Kränkendes für unſern Freund dabei iſt, wie Sie beſorgten.

Sie, Hedwig? fragte die Profeſſorin? So erzählt nun auch gleich, wie ſich das gemacht hat!

Sie wird es Ihnen erzählen, erwiderte er. Ich höre kommen, Lüdemann wahrſcheinlich. Alſo ſtill!

Ja, Sie ſollen mir beichten, Hedwig. Dahinter ſcheint noch manches zu ſtecken, drohte die Profeſſorin.

Es war wirklich Lüdemann, der hereinkam. Er fürchtete, daß Albert die geheime Unterhaltung der Mutter mit Hedwig geſtört habe, und rief etwas barſch:

Sind Sie auch hier wieder als unruhiger Mahner?

Mahner, lieber Martin? fiel die Mutter ein. Eben iſt unſer Freund gekommen: ich hoffe nicht, daß er eine böſe Forderung an dich hat.

Doch liebe Mutter, eine Aufforderung, lachte er. Und ſo hört denn nur, daß ich ſchon Audienz für morzen Mittag zur Vorſtellung meiner Braut habe. Ich komme eben von ihr, ſie überlegt ihren Anzug.

„Das Einfachſchöne ſoll der Kenner ſchätzen“, — declamirte Elzheim.

Nun, ich denke, antwortete er, Sie kennen unſere Bella dafür, daß ſie neben meinem noch ziemlich einfachen Hofkleide ſich nicht herausputzen wird.

Bravo! lachte Albert.

Er läßt ſich denken, daß am andern Tage die Freunde ſich wieder zuſammenfanden, um das vom Hofe rückkehrende Paar zu begrüßen. Der Wagen fuhr an, und beide betraten feierlich das Zimmer. — Empfangen Sie einen Staatsrath, liebe Mutter! ſagte Lüdemann, und die Profeſſorin verneigte ſich mit der ernſten Frage:

Biſt du Staatsrath fürs Land, lieber Martin, oder nur für unſere Frau Bella?

Lüdemann ſah ſeine Braut lächelnd an, indem er ſagte:

Ich glaube, Bella, die wiſſen ſchon alles!

Albert, den Ton des Herzogs nachahmend, trat gegen ſie hervor: „Kleiden ſich ſeit einiger Zeit ſehr einfach, Frau geheime Legationsräthin!

Sie haben gelauſcht, Sie haben hinter einem Fenſtervorhange geſteckt! lachte ſie, und alle brachen in helles Lachen aus.

Weißt du nun aber auch, liebe Bella, wem wir's zu danken haben? ſprach Lüdemann. Und gegen Albert gewendet:

Das haben Sie, mein Freund, bei der Frau Baronin unter die problematiſchen Actien gemiſcht. Laſſen Sie ſich umarmen!

Halt, Herr Staatsrath! wehrte Albert ab. Daß ich bei dem widerwärtigen Handel an eine kleine Entſchädigung, an eine heitere Proviſion für mich gedacht habe, dürfen Sie mir neben Ihren Verdienſten ſo hoch nicht anrechnen. Daß der Ernſt dabei ſo leicht durchgedrungen iſt mittels des Spaßes, haben Sie da unſerer liebenswürdigen Hedwig zu danken! Die umarmen Sie?

Hedwig hielt ihm ihre Hand entgegen. Nein, nein, Herr Staatsrath! rief ſie aus. Den Scherz mit dem „Staatsrath“ haben Sie ſich zu danken. Sie hatten bei Tiſche, erinnern Sie ſich! eine gewiſſe Eigenheit des Herzogs zum beſten gegeben. Ihr Spott hat ſeinen Lohn gefunden. Sie müſſen ſich ſelbſt umarmen.

Lüdemann, immer fröhlicher geſtimmt, wendete ſich mit ausgebreiteten Armen rechts und links, indem er ausrief: Wo find' ich mich denn nur zum Selbſtkuß? Es geht mir wahrhaftig wie jenem Unglücklichen, dem der Zopf immer hinten hing.

Jetzt blieb er vor der Verlobten ſtehen. — Wenn dem ſo iſt, Herzensbella, ſo verdanke ich meine damalige muthwillige Laune deinem Körbchen, das mir Freund Lüdemann ſo glücklich auslegte oder erklärte. Dich muß ich umarmen!

Thu's, beſter Mann! lachte ſie. So trägt mir das verſchenkte Körbchen noch etwas Liebes ein.

Ja, denken Sie, Verehrteſte! rief Albert. Da ängſtigt ſich der Freund jahrelang vor Körben, und iſt nun der alleinige Hahn im Korbe!

Zwiſchen die Lachenden trat jetzt die Profeſſorin hervor und ſprach bewegt:

Vergeßt die Mutter nicht bei eurer Abrechnung! Laßt es mich dankbar anerkennen, daß mein Martin zu ſeinem Glücke ſo liebe, herzliche Freunde gewonnen hat.

Sie ſchüttelte Alberten die Hand und küßte die töchterliche Hedwig.

Und den neuen Staatsrath laßt es in dieſem vertrauten Kreiſe immerhin ausſprechen, flüſterte Lüdemann, daß ich mit meiner Bella doch mehr Staat machen kann als mein gnädigſter Herr mit ſeinem Witze!

Zwölftes Kapitel.

Die ausgeſprochene Empfindung der Profeſſorin hielt ſich von jetzt an lebhaft in ihrem Gemüthe. Sie hegte für Hedwig und Albert Elzheim ihre ſtillen, dankbaren Abſichten, in denen ſie ſich auch mit jedem Tage mehr befeſtigen, wenn auch noch nicht den Muth faſſen konnte, für dieſelben zu handeln. Ein inniger Verkehr war in den Tagen, an welchen die Verlobten ihre Beſuche machten, wie von ſelbſt für die Abende zu Stande gekommen, die abwechſelnd in der Wohnung der Profeſſorin, im ſtillen Gartenhauſe der Frau Bella und auf dem Landſitze der Frau von Elzheim den Kreis der Vertrauten abſchloſſen. Letztere fand jetzt an der neuen Braut ſo viel Wohlgefallen, als ſie früher gegen die ſchöne Witwe eingenommen geweſen war.

Zu wie innig-frohen Stündchen ſetzte man ſich da zuſammen und ließ zuerſt das Paar aus der Geſellſchaft berichten, bis etwa Lüdemann ausrief: Sing uns lieber ein Lied, Bella, oder leſen Sie uns etwas von Goethe, beſte Hedwig! Reinigt unſer Ohr von dieſen Redensarten der Salons, vor denen ſich die Engel des ſinnigen Schweigens hüten.

Eins oder das andere zu geiſtiger Anregung geſchah denn auch bis zum einfachen Abendtiſche, bei welchem man in heiterer Unterhaltung oft bis tief in die Nacht verweilte. Die Herzen wurden frei, und was ſich in denſelben regte, verrieth ſich unter der zärtlichen Unbefangenheit, die von dem verlobten Paare ausging, wie transparent, wie durchſchimmernd, wenigſtens für das klare, kluge Auge der Profeſſorin. Es hatte etwas Erheiterndes für die weltkundige Frau, zu beobachten, wie alle drei, Albert, Hedwig und Antonie, gerade durch die Vorſicht, die ſie ſich in ihrem Benehmen gegeneinander auferlegten, die Empfindungen des Herzens verriethen. Die Neigung des unverheiratheten Paares war ihr nun kein Räthſel mehr, deſto anziehender blieb ihr der Seelenzuſtand der Baronin von Elzheim. Die Herzensgeſchichte derſelben kannte ſie ja durch ihren Sohn. Sie ließ Antonien für eine edeldenkende Frau gelten, die in ihren behaglichen Lebensbeziehungen blos einem frühern Traume nachhing, der durch die Anweſenheit ſeines Gegenſtandes nur lebhafter geworden war. Was damals jungfräuliche Schicklichkeit geboten hatte, — Selbſtbeherrſchung — legte ihr jetzt weibliche Pflicht auf. — — — Ob freilich dieſe pflichtgetreue Geſinnung ohne Anfechtung bleiben würde, wenn der geliebte Freund einmal ſeiner jetzigen ſtillen Neigung folgen dürfte —? fragte ſich die Profeſſorin. Nach ihrer Lebenserfahrung erwartete ſie es kaum; doch dies ſollte ſie nicht abhalten, Hedwigen zur Klarheit über ſich ſelbſt zu verhelfen und ſo die Wege zu öffnen, auf denen zwei ihr ſo liebe Menſchen wie Hedwig und Albert ſich im Glücke der Liebe finden würden.

So mochte eine Woche hingegangen ſein, als Hedwig eines Morgens in einer Stimmung erwachte, die ihr der heiterſte Maitag, als ſie das Fenſter öffnete, vergebens wegzulächeln ſuchte. Sie nahm es für kein Vorzeichen eines unangenehmen Begegniſſes, ſondern erklärte es ſich aus ihrer jetzigen ängſtlichen Lage.

Frau von Elzheim hatte Briefe erhalten und bereits beantwortet. Ihr Gemahl war von einem ſeiner öftern Schwindel befallen worden und verlangte das Recept zu dem Mittel, das ihm früher gute Dienſte geleiſtet und das er mitzunehmen vergeſſen hatte. Sie war ſehr beunruhigt, konnte aber eine Einladung zum Mittagstiſche nicht ablehnen, die eben von der Obergerichtspräſidentin kam. Eine Schweſter derſelben, die Stiftsdame Frau von Oplitz, eine Jugendfreundin Antoniens, war auf ihrer Reiſe nach Pyrmont auf kurze Zeit zu Beſuch gekommen, und es war verabredet, nach Tiſche irgendwohin zum Kaffee zu fahren.

Hedwig nahm daher Urlaub, um zur Frau Profeſſorin zu Gaſt zu gehen und den Nachmittag bei ihr zuzubringen. Dieſer Zwiſchenfall war ihr noch in anderer Hinſicht lieb. Sie erinnerte ſich des herannahenden Geburtstags der Frau von Elzheim und benutzte die freien Morgenſtündchen, um die letzte Hand an ihre Stickerei zu legen und ſolche auf ihrem Ausgange dem

Tapezierer zur Anfertigung des Sofakiſſens zu bringen. Ueber dieſe Angelegenheit war ihre alte Heiterkeit zurückgekehrt und ſie wurde von der mütterlichen Freundin herzlich empfangen.

Zu Tiſche kam der Staatsrath ſehr vergnügt aus dem Miniſterium, begrüßte den unvermutheten lieben Gaſt und bemerkte ſchalkhaft:

Eben habe ich etwas — hoffentlich zu Ihrer Billigung, gethan, liebe Hedwig. Die alte Frau Rectorin zu Hersberg, die bisher noch im Schulbau bleiben durfte, iſt in Verlegenheit um eine Miethwohnung und hat um Verlängerung ihres Aufenthalts gebeten, da ihr die Wohnung von dem neubeſtallten Rector mit Strenge gekündigt ſei. Ich habe ſie beſchieden, ſich mit demſelben in Güte zu benehmen, ſodaß er ſich bis zu ſeiner Verheirathung neben ihr einrichten könnte. Schreiben Sie ihm nun, daß Sie vor der Rückkehr des Herrn von Elzheim von hier nicht abkommen könnten. Er kann bei der Witwe vielleicht ſeinen Tiſch nehmen. Sie gilt für eine ausgezeichnete Hausfrau und die Tochter iſt dabei ein charmantes, unterrichtetes Mädchen. Wenn's damit nur kein Unglück abſetzt! Emma oder Cornelia glaub' ich, heißt ſie, iſt ganz für einen Schulmann zugeſchnitten. Ich habe ſie bei einer Inſpection, heißt das — Schulinſpection, geſehen: ſie hat ein paar braune Augen, die den ſattelfeſteſten Rector in der Grammatik und Etymologie verwirren können, ſodaß er am Ende ſtatt „ich bin verſprochen“ ſagt: Ich habe mich verſprochen.

Lächelnd erwiderte Hedwig:

O Herr Staatsrath, Sie rechnen darauf, mich durch

Verzweiflung um meinen guten Appetit zu bringen? Ich werde Ihnen aber nichts ſparen und mir's jetzt erſt recht ſchmecken laſſen.

Lüdemann lachte hellauf und die Mutter verſetzte bezüglich lächelnd:

Ganz recht, liebe Hedwig, wir ſind gefaßt, Abſchied zu nehmen und zu geben. — —

Unter andern Neuigkeiten berichtete Lüdemann von der plötzlich und gegen den Wunſch ſeiner Gemahlin beſchloſſenen Abreiſe des Herzogs nach Schloß Sophienruhe, wo neue Einrichtungen beabſichtigt waren. Ich habe mir daher einen freien Nachmittag gemacht, ſagte er, und Mütterchen mag beſtimmen, wohin wir bei dieſem herrlichen Wetter unſern lieben Gaſt bringen.

Sie ſaßen noch beim Kaffee, als dem Staatsrathe eine Beſuchskarte zur Anmeldung abgegeben wurde. Er ſchien, als er den Namen las, betroffen, und die Mutter fragte, wer es ſei. Er ſchüttelte lächelnd den Kopf mit flüchtigem Blicke auf Hedwig, ſtand auf und ging nach ſeinem Arbeitszimmer. Ueber ein Weilchen kam er zurück und fragte die Mutter, ob ſie noch eine Taſſe Kaffee übrighabe.

Gewiß, Martin, ſagte ſie, und ließ von Hedwigen ſich eine friſche Taſſe reichen.

Soll ich ſie Ihnen hinüberbringen? fragte Hedwig.

Nein, nein! wendete er ein; wofür iſt das Mädchen da?

Er klingelte und begleitete die kleine Bewirthung.

Ueber ein Weilchen erſchien er nachdenklich wieder und ſprach leiſe etwas feierlich:

Liebe Hedwig, ein Stündchen der Prüfung ſteht Ihnen bevor. — — Rector Beitzer iſt drüben. — — Er iſt gekommen, ſich beim Herzoge für ſeine Beförderung zu bedanken, hat Sie nicht zu Hauſe gefunden und um keine Zeit zu verlieren ſich am Palais zu einer Audienz gemeldet, iſt nicht angenommen werden und macht mir nun ſeine dienſtliche Aufwartung. Ueberlegen Sie, ob Sie ihn hier ſprechen oder zu Hauſe empfangen wollen. Mutterchen kommt dann hinüber und gibt mir einen Wink, ihn zu beſcheiden.

Während er wieder zurückgekehrt ſich mit dem überraſchenden Beſuch über das Geſchäft beſprach, trat die Frau Profeſſorin ein und begrüßte den Rector mit vertraulicher Freundlichkeit. — Ich freue mich recht, Sie endlich perſönlich kennen zu lernen. Sie werden auf Ihrer Fahrt über Hersberg ſich dort wol aufgehalten haben?

Allerdings, verehrte Frau Staats- — ich will ſagen Profeſſorin, antwortete er, um unſere künftige Einrichtung häuslich zu bemeſſen. Meine Amtsvorgängerin wünſcht noch etwas länger in der Wohnung zu bleiben. Solches kann aber nicht geſchehen: für zwei Familien iſt die Wohnung doch zu knapp. Ich hab' ihr das auch erklärt.

Für zwei Familien, ja! verſetzte Lüdemann. Sonſt, dachte ich, ſolange Sie ſich noch nicht einrichten, würde Ihnen die brave Frau von Nutzen ſein, für Ihre Verpflegung ſorgen, als vortreffliche Hausfrau, wofür ſie gilt. Auch die Tochter iſt ſehr wirthſchaftlich erzogen, dabei vom ſeligen Rector ausgezeichnet gebildet, unterrichtet und ſehr hübſch — nicht wahr? Finden Sie nicht auch?

Was werden Sie aber denken, Herr Rector, fiel die Mutter ein, unſere liebe Hedwig iſt eben drüben bei mir.

Meine Hedwig? Was Sie ſagen! rief er vergnügt, und ſtand auf.

Ja, ſie hat auswärts gegeſſen, weil auch ihre gnädige Frau zu Gaſt gebeten war. Nun iſt ſie drüben und wünſcht Sie zu ſprechen. Vielleicht iſt es auch Ihnen hier lieber als dort im Hauſe.

Ja, da haben Sie recht, verehrte Frau Profeſſorin! rief Peitzer jetzt ſo treuherzig als vorher ſteif. Eine Dienſtperſon hat mich dort ganz ſchnöde abgefertigt; ſie hätte mir doch anſehen können — (er ließ dabei mit geöffneten Armen einen Blick an ſeinem ſchwarzen Anzug hinabgleiten). Auch bewege ich mich nicht gerne in dem vornehmen: „Gnädige Frau“ und dergleichen Redensarten.

Gut, lieber Herr Rector! erwiderte ſie lächelnd. Ich hole ſie herüber; denn bei mir iſt noch mehr Geſellſchaft und Sie haben doch wol manches vertraulich —.

Sie ging. Hedwig kam ihr ſehr bewegt entgegen. Die Profeſſorin umarmte ſie mit dem kurzen, entſchloſſenen Zuſpruch: Komm, mein Kind! Faſſe Muth! Es iſt ein guter Menſch, aber der iſt kein Mann, — ich ſage, für den biſt du die rechte Frau nicht! Nur ein Augenblick der Faſſung und Gott ſegne dein Nein!

Sie nahm Hedwigen an der Hand mit ſich hinüber. Dieſe, ins Zimmer getreten, ging dem Verlobten lebhaft mit dem Gruße entgegen: Ach, liebſter Freund, ſeien Sie mir herzlich willkommen!

Peitzer, von dieſer Anrede und noch mehr von Hedwigs Anzuge beſtürzt und verſtummt, ſtreckte ihr wie abwehrend oder wie zur Schonung der koſtbaren Stoffe beide Hände entgegen.

Die Profeſſorin nahm ihres Sohnes Arm und ihn ſelbſt mit ſich fort. Ihr nicht unüberlegter Anſtoß hatte ſeine Wirkung gethan: Hedwig war mit hochgetragenem Entſchluſſe herübergekommen, ſtand nun aber plötzlich verzagt vor der wehmüthigen Unbeholfenheit des Verlobten. Auch er war verſtummt. Sie half ſich damit, daß ſie ihm Lüdemann's Seſſel zuwendete und für ſich einen Stuhl nahm. — Nun, lieber Andreas? ſagte ſie jetzt, und er erwiderte unruhig umherblickend:

Ja freilich, ich bin der Angekommene und von — Dir auch begrüßt worden, und es iſt an mir zu reden: wär' ich nur vor deinem Sie nicht ſo erſchrocken!

Warum denn erſchrocken, Andreas?

Nun denn! Ich hatte den Eindruck, es ſei zwiſchen uns — etwas entzweigegangen. — —

Hedwig hatte noch nicht Athem genug, ihn bei der entgegenkommenden Vorempfindung zu faſſen. — Aber, erwiderte ſie mit betroffenem Lächeln, iſt denn der neue Rector durch den dicken Braunkohlengeruch unſerer Stadt noch nicht zum Reſidenzgefühl gekommen? Wie kannſt du denn im Beiſein des Herrn Staatsraths, wo du vor deinem Vorgeſetzten in Geſchäften, nicht zu Beſuch, ſondern zur Aufwartung ſtehſt, von mir die perſönliche Vertraulichkeit eines Du erwarten?

Es iſt wahr, antwortete er etwas erheitert, ich vergaß bei deiner Ueberraſchung mein höheres Amt, und die wiſſen vielleicht auch nicht, daß wir verlobt ſind.

Gewiß, Andreas, wiſſen ſie das. Ich mußte ja meiner gnädigen Frau und auch dem Herrn Studienrathe, dem ich deine Beförderung — nun du weißt das ja!

Du haſt recht, Hedwig! Doch eben, weil ſie's wiſſen, ſcheint mir manches, was ſie ſagten, anzüglich. Ich hatte ſchon unterwegs einen Verdruß gehabt, — in Hersberg, wo ich einen Tag geblieben war, unſere Einrichtung zu überlegen. Da hatte meine Amtsvorgängerin, die Frau Rectorin Schlehuber und ihre Tochter, mich ſo etwas zudringlich angegangen, ſie noch eine Weile wohnen zu laſſen; ſie hätten gehört, du könnteſt hier noch nicht abkommen. Ich hatte ihnen etwas barſch widerſprochen, was mich hernach reute. Nun verwendeten ſich auch Herr und Frau Staatsrath, — ich will ſagen Profeſſorin, für dieſelben, ſo im Tone, als wäre an unſere Verheirathung vorerſt gar nicht zu denken, und ich ſehe, daß die beiden Schlehubers hier in Gunſt ſtehen. Ich war ein wenig perplex und muß daher auf meinem Rückwege wieder einlenken.

Als Hedwig überlegend ſchwieg, fuhr er fort:

Es war überhaupt ein mislungener Tag. An euerm Landhauſe wies eine Perſon, die etwas kniffig ausſah, mich ganz ſchnöde ab. Ich würde dich den ganzen Tag nicht zu Hauſe finden, warf ſie hin. Dann kam ſie mir doch nachgelaufen und fragte neugierig, wer ich ſei und was ich für ein Anliegen an dich hätte. Da hab' ich ihr geantwortet, du ſeieſt eine Landsmännin von mir und ich hätte nur fragen wollen, ob's hier keine —

Hornaffen zu kaufen gäbe. Ich bedachte hernach lachend, wenn ſie dir's berichten würde, ſollteſt du wol errathen, wer nach dir gefragt hätte, denn du weißt, daß bei uns ein Backwerk ſo genannt wird.

Hedwig erröthete und er ſprach weiter:

Um keine Zeit zu verlieren, eilte ich nun nach dem herzoglichen Palais, mir meine Audienz zu erbitten, um mich für meine Beförderung unterthänigſt zu bedanken. Ich wurde abgewieſen, weil der Herzog verreiſe. Und nun kam ich hierher. Siehſt du, alles das gab mir die Empfindung, es ſei alles Frühere abgebrochen, beſonders als du auch noch ſo geputzt eintrateſt, ſo — wie man ſagt — adjüſtirt; das heißt ja — für ganz andere Dinge zurechtgemacht, angepaßt.

Er ſchwieg und Hedwig nahm ſich zuſammen, indem ſie bewegt und mit leiſe bebender Stimme ſprach:

O mein Freund, der Anzug iſt ja was Aeußerliches und wechſelt je nach den Verhältniſſen, die man auch mit ſeiner Perſon bekleidet. Ich habe dieſe Gewänder, als ſie für mich ſchicklich wurden, anfangs noch mit einem lächelnden Vorbehalte für die künftige Frau Rectorin angenommen, habe mich alſo für nichts anderes zurechtgemacht als für meine neue Stellung. Allerdings ändert ſich zuweilen damit der Luftkreis der Seele, worin ſie ihr urſprüngliches Weſen raſcher entfaltet und zu neuen Einſichten kommt. Oder meinſt du, das wäre mir im alten Anzuge ausgeblieben? Und wenn ich dann ſpäter unſern Irrthum erkannt hätte, — wär's beſſer geweſen, Andreas? Wären wir glücklich geworden? Wahrlich, das hätte noch ganz andere Zweifel, ein Bruch des ſchon heilig Gebundenen hätte ganz andere Kämpfe, unverſöhnliche, gekoſtet, als mir in letzten Tagen —.

Irrthum, fiel er ihr ins Wort, Irrthum nennſt du es, daß wir Liebe und Gelöbniß füreinander gefaßt haben? Wie verſtehe ich denn das?

Irrthum, ja, guter Andreas, Irrthum war es, daß wir die Empfindungen, die wir in vertrauten, oft nächtlichen Stunden des Krankenzimmers eines uns theuern Oheims und Lehrers faßten, mit denen wir einander zuwinkend, zuweinend in die Hände arbeiteten, für Liebe hielten, — für jenes Gefühl höherer Abkunft, ewiger Angehörigkeit, mit der man ebenwol Hand in Hand, voller Vertrauen und Muth, durch Glück und Misgeſchick eines vielleicht langen Erdenwandels ſich gefaßt hält, mit gleichem Auge die Welt, mit gleichem Herzſchlage das Schöne, Wahre und Gute erkennt.

Nach einer Weile der Ueberlegung ſagte er nicht ohne eine verbitterte Empfindlichkeit:

Und dieſes Gefühl haſt du alſo nicht mehr für mich?

Von „nicht mehr“ iſt die Rede nicht, mein Freund: ich hab' es noch nicht gehabt, ich fange erſt an, es zu erkennen, und gewiß wirſt du —.

Im Augenblicke trat die Dienerin mit der Meldung ein, die Frau Profeſſorin laſſe Herrn Rector zu einer Taſſe Thee für den Abend bitten; es ſeien einige Freunde zu Beſuch gekommen.

Peitzer, beſtürzt wie er war, ſah bald Hedwig, bald das Mädchen an, und Hedwig antwortete für ihn:

Warten Sie einen Augenblick nebenan, Liſette: Herr Rector hat mich noch etwas zu fragen.

Ja, nur noch etwas! rief er, als das Mädchen hinaus war, mit keuchender Stimme:

Das iſt alſo ſchon vorgefaßt geweſen und bleibt dabei?

Ja, mein lieber Freund! Der Ort, die Stunde drängt mich nur, es dir ſo kurz und entſchieden auszuſprechen. Ich werde an den Oheim ſchreiben. — ſprich dann mit ihm und du wirſt mich verſtehen! Es thut mir wahrlich leid, daß ich ſo dich kränken mußte: ich hätte es lieber von dir empfangen. Bei Gott, Andreas! Ich vertraue aber der Stunde, da du einſehen wirſt, daß ich nicht für mich mehr als für dein eigenes Wohl handle.

Er ſchwieg. — — — Zum Thee wirſt du wol nicht gern mit hinübergehen wollen? fragte ſie.

Nein! Aber dem Herrn Staatsrath möcht' ich mich noch empfehlen, ſagte er barſch.

So lebe denn wohl, mein ewig werther Freund, ſprach Hedwig ſehr bewegt. Alles Liebe und Gute ſei dir, alles Gedeihen deinem edeln Berufe vom Himmel erfleht!

Sie bot ihm die Hand.

Unſere Hände ſind ja gelöſt! ſagte er zurückhaltend, — du biſt zu anderer Erkenntniß gekommen.

So ſei's denn ſo, Andreas! flüſterte ſie. Gott behüte dich! Grolle mir nicht, ich verdiene deinen Groll nicht. Hüte dich, daß er nicht auf dich zurückfalle! — —

Sie traf einige Damen um die Profeſſorin und dieſe unbefangen heiter; ſie ſelbſt mußte ſich ſehr zuſammennehmen. Der Staatsrath, als er wieder herüberkam, theilte ihr vertraulich mit, daß er dem Rector, der auf ſeiner Durchreiſe durch Hersberg ſeinen Ueberzug dahin vorbereiten wolle, Urlaub dazu gegeben habe. Ich denke mir, Sie haben ſich erklärt, flüſterte er; denn er will dieſen Abend noch abreiſen.

Sie nickte, bat aber, es möge vorerſt noch verſchwiegen bleiben. Dann empfahl ſie ſich, ihre gnädige Frau zu erwarten.

Unterwegs empfand ſie mit leidvoller Unruhe, wie viel Angſt ein Erlebniß wie ihr heutiges noch hinter ſich laſſe. Unbeſtimmte Erwartungen bewegten ihr Gemüth.

An der Einfahrt zum Landhauſe ſtand Dubs, der Gärtner, und ſah ihr entgegen. — Wartet die Baronin auf mich? fragte ſie.

Nein, ſagte er, aber da leſen Sie einmal dieſes Billet!

Es war ein Briefchen, an den Pfarrer Aßbrand adreſſirt mit gelöſter Oblate. Sie betrat den Garten und las:

„Ich begleite den Herzog, mein Freund, und hörte von unſerer liebenswürdigen Baronin, daß ſie einen Beſuch der Ihrigen in Buchenau vorhat. Ob mit oder ohne den Schwager, iſt für uns ſchon ein neues Räthſel. Sagten Sie mir nicht einmal, Sie hätten ſie dazu beſtimmt, ein Tagebuch über ihre innerſten Gedanken und Empfindungen, über die geheimſten Regungen der Seele zu führen? Könnten Sie ſich nun keinen Einblick verſchaffen, — durch unſere fromme Spionin etwa? Oder haben Sie ſelbſt ſchon ſeit der Abweſenheit des Gemahls gute Blicke in ihr Herz und ins Geheimniß des Schwagers gethan? Wenn nicht, ſo verſäumen Sie nichts während dieſer Abweſenheit. Ich habe auch einiges mitzutheilen. Auf Wiederſehen!

Ihr brüderlicher Geheimer."

Woher haben Sie dieſe — Natter? rief Hedwig empört.

Das Billet iſt vom Geheimrath, unſerm Hausarzte, antwortete leiſe der Gärtner, — ich kenne die Handſchrift — und dem Pfarrer Aßbrand aus der Taſche geſchlüpft. Es iſt heute kein Wochentag; unſere gnädige Frau hatte ihn auf ihre Einladung zwar abbeſtellt, er iſt aber doch gekommen. Wenigſtens habe ich ihn vor einer Viertelſtunde aus dem Hauſe hier durch die Thür der Veranda kommen ſehen. Ich begoß dort die Rhododendrenkübel. Er ſah ſich vorſichtig um, ſteckte einige Schriften in die Hintertaſche ſeines Leibrocks, und da mag das giftige Briefchen herausgefallen ſein. Ich bemerkte es erſt, als ich ihm nachging, zu ſehen, ob Sie ihm vielleicht begegneten; da unter der Treppe lag's. — — — Jetzt aber, Fräulein Siebrecht, werden Sie ſich doch wol ein Herz nehmen müſſen, der Frau Baronin —.

O lieber Herr Dubs, ich habe jetzt ein Herz dafür! betheuerte ſie, ich habe mir eins genommen! — Damit ging ſie durch die ſonſt verſchloſſene Verandathür ins Haus, fand oben das Zimmer der Baronin halb offen ſtehend, betrat es verwundert, eilte ins Cabinet und fand am geöffneten Schreibtiſche die Hausmeiſterin Babette unter den Briefſchaften der ausgezogenen Schubkäſtchen wühlend. — — Was haben Sie hier zu ſchaffen, Babette? fragte ſie heftig.

Babette war aufgeſprungen, erblaßt, zitternd. — Ich ſtäube die Möbel ab, lallte ſie.

Hier in den geſchloſſenen Briefkäſtchen? Wer hat Ihnen den Schreibtiſch aufgeſchloſſen? Ich weiß ſchon, nach was Sie wühlen. Verlaſſen Sie das Zimmer! Ich ſchließe zu und erwarte die gnädige Frau.

Ich laſſe mir von Ihnen in meinem Amte nichts befehlen, Mademoiſelle! erkühnte ſich Babette.

Hedwig zog die Schelle. Der Gärtner, der ihr gefolgt war, die Veranda von innen zu ſchließen, eilte herbei. Eben fährt die Frau Baronin an, ſagte er, mit Verwunderung umherblickend. — Jetzt bleiben Sie, Babette, ſprach Hedwig. Sie, Herr Dubs, laſſen uns die gnädige Frau erwarten!

Dubs eilte fort, und gleich trat auch Antonie ein. — Was geht hier vor? Iſt ein Unglück geſchehen? fragte ſie betroffen.

Kein Unglück! Beruhigen ſich die gnädige Frau, antwortete Hedwig mit feierlichem Ernſt; aber machen Sie ſich auf eine Bosheit gefaßt. Ich komme, wie Sie mich da ſehen, nach Hauſe, und treffe hier Babetten in geöffnetem Zimmer vor dem aufgeſchloſſenen Schreibtiſche. Eben hatte der Gärtner dieſes Billet unter der Treppe der Veranda gefunden, von dem aus der Taſche verloren, an den es adreſſirt iſt. Es erklärt alles.

Sie ſank wie erſchöpft in einen Seſſel; Antonie, das Billet öffnend, ließ ſich auf dem Sofa nieder.

Nun kam die fromme Sünderin heulend heran, warf ſich vor der Baronin nieder und flehte, der Herrin Gewand küſſend, um Gnade mit dem Ausrufe: — um Chriſti willen!

Antonie ſchien einen Augenblick unter dem Eindrucke dieſer Zeilen in ſich zu verſinken. Sie beſaß aber viel Selbſtbeherrſchung, richtete ſich mit Stolz auf und winkte Hedwigen, die Kniende zu entfernen.

Gehen Sie, Babette! gebot Hedwig! Sprechen Sie nicht von Chriſtus, — denken Sie an den, der ſeinen Herrn und Meiſter verrathen hat.

Es blieb ihr aber nichts übrig, als die Perſon, die ſich mit erneuertem Aechzen wie halb ohnmächtig geberdete, am Arme nach der Thür zu führen.

Sie verlaſſen noch vor Abend das Haus! rief ihr die Baronin nach. Ihr Beſchützer wird Sie aufnehmen; das Weitere findet ſich.

Und als Hedwig zurückkehrte, warf Antonie ſich ihr mit dem Ausrufe: O meine liebe Hedwig! laut weinend in die Arme.

Dreizehntes Kapitel.

Auf dieſen ſtürmiſchen Tag folgte eine ruhige Woche, die jedoch manches zur innern Reife brachte, was noch nachhaltigere Folgen ungeahnt herbeiführte.

Es war eine richtige Empfindung Hedwigs, daß ſie ihr perſönliches Erlebniß noch an demſelben Abende der ſo niedergebeugten Herrin mittheilte. Dies that die Wirkung eines Gegengewichts, das durch einen ſo muthigen Entſchluß des Herzens den nachbrütenden Kummer Antoniens erleichterte, indem es zugleich einen Theil ihrer Betrachtungen auf die Zukunft des ihr ſo werth gewordenen Mädchens lenkte.

Vorerſt verſtand es ſich von ſelbſt, daß Hedwig bei ihr bliebe, ſolange nicht etwa ein richtigerer Mann ſich fände, der eine ſo reiche innere Begabung zu ſeinem und ihrem Glück in eine angemeſſene häusliche Lage verſetzen möchte. Sie empfand es wieder einmal recht innig, daß ihr eigener Lebensgewinn doch nur in dem goldenen Rahmen beſtehe, worin ſie ihre — „Faſſung“ gefunden hatte.

Inzwiſchen übernahm für die weggeſchickte Hausmeiſterin Hedwig die Führung des Hausweſens. — Nur die kurze Zeit, die wir noch hier ſind, liebe Hedwig! ſagte die Baronin. In Buchenau hoffe ich eine geeignete Perſon zu finden. Dort ſind ſie zwar meiſt katholiſch und man weiß ja, wie ſehr das katholiſche Volk von den Prieſtern gegen die Proteſtanten kirchlich verhetzt wird, ſodaß es zwiſchen Herrſchaft und Dienſtboten leicht zu Misverſtändniſſen und Zwiſten kommen kann. Ich rechne aber auf dich und deine Vermittelung, liebe Hedwig, da du ſelbſt Katholikin biſt.

Ach ja, beſte Frau Baronin, erwiderte Hedwig, dieſer heute wieder ſo verſchärfte Zuſtand iſt ſehr zu beklagen, und es kommt wieder recht zum Vorſchein, was mir mein hochwürdiger Oheim öfter ausgeſprochen hat, daß Eintracht in weltlichen Dingen nähre, die Prieſterſchaften aller Nationen aber von jeher Nahrung und Wachsthum ihrer Macht in der Zwietracht der Gläubigen gefunden haben. — — —

Die Baronin trug ſich nun mit dem lebhafteſten Verlangen nach den Ihrigen in Buchenau, ſodaß es ihr ganz recht war, wenn Albert allein zurückbleiben müßte. Sie ſah vielmehr ein, daß ſie nach dem erlebten Argwohn gemeinſchaftlich mit ihm gar nicht reiſen dürfe. Es gab ihr einen Stich ins Herz, wenn ſie bedachte, welchen Zwang ſie fortan ſich in ihrem frauentlichen Benehmen werde auferlegen müſſen, ſie, die von Kindheit auf in ihrem Betragen an das Wohlanſtändige ſo ängſtlich gewöhnt, doch vor einer argliſtigen Verdächtigung ſo wenig geſchützt geweſen war.

Albert ſelbſt hatte zu ſeiner Mitreiſe nur noch die

Rückkehr des Herzogs abzuwarten, um die bereit liegenden Ausfertigungen über das abgeſchloſſene Geſchäft, höchſt eigenhändig vollzogen, in Empfang zu nehmen und ſich bei Sr. Hoheit zu verabſchieden. — — Jedenfalls wird das vor Ihrem Geburtstage abgethan ſein, liebe Antonie, ſagte er, und wir wollen ihn dort unter ſo lieben Theilnehmenden recht vergnügt feiern. Ich freue mich ſehr, unſere pyrmonter Frau Generalin endlich wieder zu ſehen.

Ja, lieber Schwager, entgegnete ſie, ich kann Ihnen heute nicht ausſprechen, wie ſehr es mich von hier forttreibt und ich mich auf dort freue.

Bei dieſen Worten erinnerte ſich Hedwig ihres Sofakiſſens, das nun mit dieſem Geburtstage eine vorbehaltene Beſtimmung erhielt.

Als Elzheim das Zimmer verlaſſen hatte, eilte Antonie, ein verwahrtes Notizbuch nachzuſchlagen und erklärte auffallend bewegt:

Albert erinnert ſich meines Geburtstags; er iſt aber um einen ganzen Monat irre: er ſcheint den 7. Juni im Sinne zu haben, es iſt aber der 7. Juli, und bis dahin wird ſein hieſiges Geſchäft längſt beendigt und mein Mann zurückgekehrt ſein. Erklären konnte ich es ihm nicht: die Erinnerung an jenen pyrmonter Tag ergriff mich zu lebhaft. An jenem Morgen war Albert ſo plötzlich abgereiſt: und ich gab ſeinem Bruder das Jawort auf ſeine Bewerbung um meine Hand mit Vorbehalt des Herzens für ſpäter. O meine liebe Hedwig! Unterwegs unſerer Reiſe erzähle ich dir den Vorgang und meinen Kampf von damals. Es gibt Erlebniſſe des heimlichen Herzens, die endlich reif in ſich werden und ausfallen wie Samenkerne aus ihren abgewelkten Schoten. Sie laſſen ſich dann nicht mehr zurückhalten und die Welt lieſt ſie auf.

Sie drückte ihr Tuch an die Augen und ſprach gefaßter:

Nun, es iſt ja heute alles ausgeglichen! Es werden auch ſchon drei Jahre. Sieh, da finde ich nun, daß Albert's Geburtstag nur drei Tage ſpäter im Juni als mein vermeintlicher im Juli fällt. Siehſt du hier! Alſo juſt einen Monat vor jenen Tagen, da ich ihm am bitterſten grollte. Dafür wollen wir nun ſeinen Tag recht vergnügt begehen. Auch du mußt dazu mitwirken. Mir iſt, als wäre ich ihm eine Entſchädigung, meinem lieben Gottfried eine Genugthuung für das ſchuldig, was ich durch mein Misbenehmen angerichtet und wofür ich meine verdiente Buße in dieſen letzten Tagen gelitten habe. Wir wollen dort unter unſern Angehörigen recht ſeelenvergnügt ſein. Albert ſoll ſich wundern, wie wir aus lauter Freude ſo — über die Stränge ſchlagen können! Ein Ausdruck, Hedwig, den aus dem Munde unſers ehemaligen Oberſtallmeiſters mein ſeliger Vater ſo manchmal belächeln konnte. — — — —

Der Abreiſetag ſtand denn auf morgen bevor, Koffer und Kiſten zum Nordbahnhofe bereit, und man fragte ſich wohl, wie bald die nun genehmigte Südoſtbahn ſo weit ausgeführt ſein würde, daß man von der benutzbaren Strecke der Nordbahn auf die neuen Schienen ſtatt wie jetzt zum Poſtomnibus oder zum eigenen Reiſewagen übergehen könne.

Den letzten Nachmittag verwendete Frau von Elzheim, noch einige Abſchiedsbeſuche zu machen, und Hedwig brachte ihn bei ihrer mütterlichen Freundin zu. Wie viel hatten beide noch auf die Zeit des Wiederſehens vertraulich zu beſprechen! Die Profeſſorin that in dieſen Stunden bewegter Stimmung Hedwigs noch manchen Blick in das Herz der jungen Freundin und befeſtigte ſich in der verſchwiegenen Abſicht, etwas für das Glück des lieben Mädchens zu wagen.

Unerwartet und höchſt aufgeräumt erſchien im Beſuchsfrack Herr Elzheim. — — Kein Staatsrath da? rief er.

Staatsrath? antwortete die Profeſſorin. Aha! Sie ſind zu einem Staatsbeſuche angezogen und Martin ſoll Sie — muſtern? Nun, ich glaube, Sie ſind ganz comme il faut!

Iſt mir lieb, lachte er; aber der Staatsbeſuch iſt ſchon gemacht, und ich bedarf eigentlich mehr eines — Hofraths. Hören Sie meine Verlegenheit! Ich komme vom Finanzminiſter, morgen oder längſt übermorgen kehrt der Herzog zurück, und ich wollte mich ſofort verabſchieden; da wirft mir die kleine Excellenz einen unerwarteten Aufenthalt in den Weg, indem er mir vertraulich mittheilt, der Herzog dächte mir beim Abſchiede ſeinen Hausorden der „Goldenen Löwenpranke“ zu ertheilen, mit welchem bekanntlich der Familienadel verbunden ſei. — — Um des Himmels willen, rufe ich, Excellenz ſetzen mich in die größte Verlegenheit! — Er verſteht mich nicht, und ich fahre fort: Annehmen kann ich den Orden ein für allemal nicht, und ablehnen darf ich

ich ihn nicht ohne — wenigſtens wüßte ich nicht wie. Wahrlich, aus dieſer Schwulität müſſen Sie mir helfen.

Nicht annehmen? Ich begreife Sie nicht, mein beſter Herr von Elzheim! wendete der Miniſter ein.

Sehen Sie, erklärte ich ihm, ich bin ja doch nur der Abgeordnete einer zahlreichen Genoſſenſchaft. Zuſammen können wir uns in einen Waggon der neuen Eiſenbahn ſetzen, aber den Orden — wer ſoll ihn tragen? Reiheum etwa? Dazu ſind wir Kaufleute, freiſtädtiſch-bürgerlich von Anſchauung. Und nun auch noch der damit verbundene Adel —? Glauben Excellenz ja nicht, daß ich principiell gegen den Adel ſei. Nein, ich darf ſagen, daß ich die Heirath meines Bruders mit allen Zugeſtändniſſen vermittelt habe. Mein ſeliger Vater war auch ſehr zufrieden mit dem Aufſchwunge ſeines Hauſes, dem ja, wie Sie wiſſen, auch mein Bruder noch mit ſeinem Vermögen und — wenn auch nicht mit ſeiner Thätigkeit, doch mit ſeiner Theilnahme angehört. Da habe ich mir nun den Stolz oder wenn Sie wollen die Grille in den Kopf geſetzt, unſer Haus in eine adelige und eine bürgerliche Linie abzuzweigen, und denke mich in dieſer Richtung auch zu verheirathen. Um es kurz zu machen, ich bat ihn alles Ernſtes, mit ſeiner Gewandtheit des Welt- und Hofmanns die Sache zu vermitteln und Sr. Hoheit das Geeignete vor meiner Verabſchiedung beizubringen. — Ei nun, ſetzte er lachend hinzu, ich denke doch, dieſe Miniſter haben Gelegenheit genug gehabt, ſich darin zu üben, wie man einem ſolchen Herrn etwas geſchickt beibringe. Es gibt ja verſchiedene, möchte ich ſagen — mediciniſche Winke. Dem

Kriegsminiſter wird es in einem Pulver am leichteſten werden, dem *Finanzminiſter kommen die Mixturen zu*, und dem Miniſter des Innern bleiben dann die Pillen übrig, die er freilich, wie ich höre, leichter verſchlucken als eingeben kann.

Beide Zuhörerinnen lachten herzlich, — Hedwig mit einer gewiſſen ſtolzen Sympathie, die Profeſſorin nicht ohne heimliche Schalkhaftigkeit, überzeugt, daß Albert nicht die Hälfte davon dem Miniſter wirklich geſagt, ſondern erſt unterwegs ſo viel gute Laune gefunden habe.

Ich ſcherze, ſprach Albert weiter, und habe eigentlich beunruhigende Nachrichten von Hauſe. Die Schweſter ſchreibt mir, daß ſehr zur Unzeit für den Bruder Jugendfreunde aus Neuyork, aus Wien, Paris und Hamburg eingetroffen, die ſich nun täglich zu frohen Gelagen zuſammenfänden, leider mehr, als es dem Bruder zuſage. Er ſchläft ſchlecht, regt ſich auf und findet ſich dann von Schwindelanfällen beängſtigt. Dennoch kann er ſich nicht entſchließen, abzureiſen. Ich werde ihm nun mit Nachdruck ſchreiben. Nichts hält ihn dort im Geſchäft. Er ſoll machen, daß er ſogleich nach Buchenau abreiſe, wohin morgen ſeine Frau geht, und wo allerlei mit ihm berathen werden ſolle.

Sie wurden von Lüdemann unterbrochen, der bei Albert's Anblick lachend ausrief:

Ah! da iſt er ja, der Mann, der mit ſeiner Löwenpranke die kleine Excellenz niedergeſchlagen macht. Eben hat er mir ſeine Noth geklagt; ich habe ihn aber gleich wieder aufgerichtet. Excellenz, habe ich ihm geſagt, damit hat's ja keine Noth. Sie werden dem gnädigſten

Herrn leicht begreiflich machen, daß Herr Elzheim, ſo empfänglich er auch für dieſe ungemeine Gnade, ſo ſtolz er auf die ihm zugedachte Auszeichnung ſei, doch ſich nicht entſchließen könne, ſo perſönlich ausgezeichnet zu ſeinen Auftraggebern zurückzukehren und die neidiſchen Krämer auf den Argwohn zu bringen, er habe ſo manchen Artikel der Uebereinkunft nur nachgegeben, um dadurch einen Orden und den Adel für ſich herauszuſchlagen. Das ganze ſo vortheilhafte Geſchäft komme dann wieder in Frage und die — Actien ins Fallen.

Albert, mit vergnügtem Händereiben eine um die andere der beiden Damen anſchauend, rief lachend aus:

Da betrachten Sie mir nun einmal einen ſo glücklichen Staats- und Hofrath, einen wahren Nothhelfer!

Abſchlagszahlung, lieber Freund, auf meine Beförderung zum Staatsrathe! — — — Doch, nun laßt's ums Himmel willen gut ſein mit dem Geſchäftsgeräuſche um meine Ohren. Holen wir lieber Bella und machen einen Abendgang auf die Felſenkeller.

Für mich ein ander mal! erhob ſich Albert. Ich will noch an den Bruder ſchreiben! — — —

Kaum war er hinaus, als der Briefträger eintrat, an den Staatsrath abgab und bei Hedwigs Anblick auch für ſie einen Brief in ſeiner Ledertaſche vorfand. — — Ei! rief Lüdemann, die ſehen ja nach Schrift und Falz wie ein Pärchen Sympathievögel aus!

Er erbrach, las und ſah mit lächelndem Kopfſchütteln nach ſeiner Mutter und nach Hedwig. Auch dieſe hob erblaßt einen wehmüthigen Blick zur Profeſſorin. Darauf las Lüdemann laut:

Rector Andreas Peitzer,
Fräulein Cornelie Schlehuber,
Verlobte.

Dieſelbe Nachricht legte Hedwig verſtummt auf den Tiſch. — — Sie ſind erſchrocken, liebe Hedwig? fragte Lüdemann mit Theilnahme.

Ja, Herr Staatsrath, das bin ich, antwortete ſie bewegt. Und ſollte ich nicht?

Gewiß, liebe Hedwig, antwortete er, und ich fühle lebhaft mit Ihnen, wie ſehr Sie um Peitzer's Glück bekümmert ſind, das er auf ſolchen Trotz ſetzt. Bedenken Sie nur auch, was Sie mit dieſem Manne durch Aufrechthaltung Ihrer Verlobung gewagt hätten. Vielleicht gewinnt er doch mit ſeinem Trotze mehr, als Sie an ſeiner Liebe hätten. Jedenfalls hat er eine gute Stelle zur Entſchädigung voraus.

O Herr Staatsrath, verſetzte ſie betroffen, welche Schuld fällt aber dabei auf mich?

Laſſen wir das! erwiderte er. Ich habe für Sie gehandelt, und iſt es mir nicht beſſer gelungen, als ich gedacht?

Genug, fiel die Profeſſorin ein, das iſt keine Verhandlung zum Abſchiede! Ich denke, du gehſt allein zu Bella, Martin, und ich begleite Hedwig ſtillen Wegs nach Hauſe.

Vierzehntes Kapitel.

Hier war inzwiſchen Albert nicht zum Briefſchreiben gekommen. Antonie, die ihm vor dem Hauſe begegnete, hatte ihn aufgefordert, ſie in den Garten zu begleiten. — Laſſen Sie mich jetzt Abſchied von Ihnen nehmen, lieber Albert, ſagte ſie bewegt. Wir gehen morgen mit dem früheſten Zug und ich ſchicke dieſen Abend unſern Reiſewagen voraus nach der Station, wo ſich nun bald die Schienen Ihrer neuen Bahn nach Buchenau anknüpfen werden. Ich bin in ſehr leidmüthiger Stimmung und Ihr Lebewohl wird mich eher beruhigen.

Ich begreife gar nicht, beſte Antonie, warum Sie nicht noch ein paar Tage warten, daß ich mitreiſen könnte, erwiderte er. Ich kann mir denken, daß Sie nun ſehr nach Ihren lieben Aeltern verlangen; ich ſelbſt freue mich, die Frau Generalin endlich wiederzuſehen: doch die paar Tage —. Nun ja, für mich gewinne ich Eins dabei: Sie haben bis dahin das Wiederſehen ausgenoſſen, ſodaß ich als Nachkommender dann auch gleich etwas gelte.

Sie lächelte nur, indem ſie ſagte: Die Tante werden Sie ſehr wohl und heiter ausſehend finden. Onkel ſoll ſeine Zurückſetzung, das dortige Leben und — was ich am eheſten vermuthe — ſeine unthätigen Jahre nicht ſo gut tragen.

Ich denke nicht, liebe Antonie, wendete er ein, daß mein Bruder es an behaglichem Auskommen der Ihrigen —.

O nein, beſter Albert, unterbrach ſie ihn lebhaft, dafür kennen Sie doch unſern edeln Gottfried beſſer. Ich kann meinem guten Mann nicht dankbar genug ſein für dies und alles. — — Setzen wir uns hier!

Es war unter einem Schirmdach auf einem kleinen Hügel, von wo man einen Fernblick nach dem Waldgebirge hatte, gegen das die Sonne ſich hinter leichten Wolken neigte.

Nein, beſter Albert, fuhr Antonie fort, gerade dieſes Gefühl meines — offen geſtanden! — unerwarteten Glücks begleitete mich eben durch die ſtillen Gemächer, die ich für längere Zeit verſchließen laſſe, mit wehmüthigen Erinnerungen an eine Vergangenheit, aus der ich mich auch noch über manches mit Ihnen zu verſtändigen hätte. Der Grund meiner Eile, von hier fortzukommen, knüpft ſich ebenwol daran.

Albert ſchwieg, heimlich beunruhigt von dem, was ſie vorbringen könnte, und ſie fuhr mit einer gewiſſen Empfindſamkeit fort:

Ich bin jetzt recht zur Klarheit gekommen, wie heilſam für uns im Leben ein Irrthum über uns ſelbſt werden kann, während ein Irrewerden an andern, denen wir im Innerſten vertrauten, uns auf lange Zeit — wie zu vernichten droht. Ich bin heute ſo beichtensbedürftig geſtimmt, Albert, daß ich Ihnen bekennen muß, was Sie wol ſchon wiſſen, wie ſehr ich Ihnen, ehe Sie letzt ſo ehrlichen Herzens zu uns kamen, jahrelang gegrollt habe, bis ich endlich einſah, daß ich nicht an Ihnen, ſondern nur an mir ſelbſt, an meinem verwöhnten Mädchenherzen mich geirrt hatte. Nicht wahr, ich darf einmal recht offen ſein?

Es intereſſirte ihn, zu hören, wie weit ihr Bekenntniß mit Lüdemann's Vermuthungen übereinſtimme, und ſie fuhr fort:

Sie erinnern ſich Ihrer damaligen — Flucht von Pyrmont. So empfand ich thörichtes Ding Ihre ſtumme Abreiſe, obgleich es nur eine Einbildung war, was ich heimlich bei Ihnen vorausſetzte. Und doch nicht ſo heimlich, daß unſere Bekanntſchaften mein überfließendes Herz nicht wahrgenommen hätten. So kam mein Geburtstag und in der Frühe lagen auf dem Tiſchchen des Wohnzimmers die reichen Geſchenke Ihres Bruders ausgebreitet. Ich hielt ſie für die Ihrigen, und was konnte ich nun anders erwarten als eine Erklärung mit Ihren Glückwünſchen? Ich warf das Mäntelchen um, das mich ſo gut kleidete und ſo glücklich machte. Mir war, als müßte ich Ihrer Erklärung entgegenkommen und eilte zum Brunnen. Mit welchem Neide ſahen mich die Mädchen an, um des Mäntelchens willen und deſſen, was es erwarten ließ. Und ich lächelte dazu. Bei der Tante war indeſſen die Nachricht von der Ungnade des Fürſten für den Oheim angelangt. — — O wie wenig wog mir das gegen meine Erwartungen! — Dieſe erſchienen denn in der Perſon des Schulraths Lüdemann! — — —

Albert Elzheim war abgereiſt und der Bruder warb um meine Hand. — — — Welche unentwirrbare Fügung, Albert! Der Geliebte war fort, und wenn ich den Ungeliebten abwies, ſtand ich in dem Mäntelchen — ganz entblößt von allen Familien-, Geſellſchafts- und Standesvorausſetzungen als Verſchmähte, Bethörte, ich, Antonie von Sachtleben, Tochter des Hofmarſchalls, am Brunnen von Pyrmont, wie Eva unterm Baum der Erkenntniß, entblößt im Bewußtſein ihrer Mädchenübereilung und Selbſtvergeſſenheit! — — — Fühlen Sie, Albert, meine Verzweiflung bis zum Augenblick, daß ich mich ins Mäntelchen raffte und Ihren Bruder die kalte Hand nehmen ließ, die ich nicht verſagen durfte! — — Ich hatte am Brunnen gelächelt zu den Anſpielungen der Freundinnen: dieſes Lächeln konnte nun für geheimnißvoll gelten, für ſchalkhaften Vorbehalt einer Ueberraſchung und — ich war gerettet! — — — Wer aber hatte mich in dieſe Verlegenheit geſetzt, wer mich ſolcher Verzweiflung preisgegeben? Der Entflohene! So empfand ich es damals, Albert, und ſo unglücklich fühlte ich mich, daß nur Haß, verſchwiegener Groll mich aufrichten konnte! O meine Thorheit, mein Unrecht!

Sie lehnte ſich hochathmend an Albert's Seite. — Vergib, lieber Albert, rief ſie dann, ſeine Hand ergreifend, es iſt ja nun vorüber, — ich bin ja endlich mit edlerer Beſchämung zur Erkenntniß über mich ſelbſt und meine Schuld gekommen, und zwar vielleicht unverdient — durch das Wohlwollen, den Edelmuth, die Liebe unſers Gottfried. Du weißt ja, lieber Albert, — laß mir heute das vertrauliche Du! — wie glücklich ich jetzt bin, wie innig wir uns lieben — Gottfried meine ich und ich, — doch ſchließe ich auch den Bruder nicht aus. Nicht wahr, Albert?

Sie reichte ihm die Hand, die er küßte, und Antonie neigte ſich an ſeine Bruſt. — — —

Albert ſaß in höchſt beunruhigter Stimmung. Antoniens Ton und Blick, ihr ganzes Ausſehen verwirrten ihn. Er ſchien es noch nicht erlebt zu haben, welche innige Befriedigung gerade rechtſchaffene, ehrliche Frauen darin finden, durch Zärtlichkeiten gegen ihre einſt Geliebten zu zeigen, wie lieb ſie jetzt ihren Mann haben.

Er benutzte den erſten Augenblick, durch eine lebhafte Frage auszuweichen. Das alſo, meine theuere Antonie, ſagte er, verſtandeſt du unter dem Segen der Erkenntniß eines Irrthums an ſich ſelbſt?

Ja, gab ſie zur Antwort; wäre nur mit der Erkenntniß auch die Schuld der Irrung verſöhnt! Da iſt mir aber in dieſen letzten Tagen das Geheimniß, das ich unter jenem Mäntelchen des Verſuchers begraben dachte, als Geſpenſt im Benehmen eines Mannes begegnet, dem ich das reinſte Vertrauen zugewendet, der mich in jenen höhern Lebenskreis eingeführt hatte, wo alle Gegenſätze unſerer wechſelnden Tage ſich ausgleichen ſollen, — der Religion, — da, wo ich anfänglich die Befriedigung geſucht hatte, die ich nach und nach in der Liebe meines edeln Mannes fand.

Sie erzählte kurzgefaßt und nicht ohne merkliche Befangenheit das jüngſte Erlebniß mit Aßbrand. Albert war empört. — Da ſehen wir, rief er entrüſtet, was dieſe Chriſtlich-Conſervativen unter Religion verſtehen, durch die ſie nur auf jeſuitiſchen Wegen jeſuitiſche Macht über die Menſchen im Staate und in den Familien zu gewinnen ſuchen. Ich begreife nun manches, liebe Antonie, was mir in deiner Umgebung räthſelhaft war, und muß es nun auch billigen, daß du mir vorausreiſen willſt; obgleich ſich mir alles noch in ein neues Räthſel knüpft, wie denn nämlich dieſe meckernden Frommen nur auf die Spuren, auf die Vermuthung deines Geheimniſſes gekommen ſind, und was ſie dabei beabſichtigen.

Laſſen wir das! fiel Antonie ein. Wir gehen ja von hier fort, und ich werde über alles das mich leichter hinausſetzen. Ich freue mich auf die Meinigen und auf dein baldiges Nachkommen. Ich denke nur auf ein recht frohes Feſt, das wir unter lieben Angehörigen feiern wollen. Und — nur eine ganz neue Angelegenheit ſoll zunächſt mein Herz beſchäftigen.

Sie ſah ihn lächelnd, er ſie fragend an, und ſie fuhr fort:

Ich denke mir nämlich, es müßte dir, lieber Albert, bei ſo vielfacher und edler Thätigkeit ein Bedürfniß und der ſchönſte Lohn ſein, dich durch ein liebendes Herz und eine glückliche Häuslichkeit auch innerlich befriedigt zu fühlen. Oder — nein?

Albert, froh dieſer Wendung des Geſprächs, rief lachend, indem er ſich zurückzog:

Aha! du findeſt wol, beſte Antonie, es ſei hohe Zeit, daß ich —?

Ja, Albert, unterbrach ſie ihn, hohe Zeit, um ſo mehr, weil doch nicht auch ſogleich Hochzeit ſein kann!

O ich bin's zufrieden, Antonie! Und — wollteſt du mir darin nicht beiſtehen, für mich werben? Du kennſt mich, willſt mir wohl und weißt auch, was du mir einſt Liebes und Gutes zugedacht hatteſt. Ich will mir's gefallen laſſen.

Nun ja, erwiderte ſie, du weißt nun aber auch, wie leicht man ſich darin irren kann. Indeß geſtehe ich dir, daß ich mich in Gedanken ſchon unter meinen Bekanntſchaften umgeſehen und eine für dich im Sinne hatte. Leider iſt dir ein anderer zuvorgekommen.

Ein Staatsrath, nicht wahr? lächelte er.

Sie nickte lebhaft, und Albert ſprach weiter:

Das beklage ich nun nicht. Vielleicht aber fällt dir eine ein, bei der mir noch kein anderer zuvorgekommen iſt.

Und wenn auch im Augenblicke nicht, antwortete ſie, ſo weiß ich doch, was du bedarfſt, und das iſt, wie ich dir ſagte, meine neue große Angelegenheit, mit der ich auch unſern Gottfried zu erfreuen wünſchte.

So will ich denn, herzlich dankbar, durch dich ein Heirathsgeſuch ausgehen laſſen, erwiderte er, halb ernſt, halb in Scherz: Ein junger Mann, wie's gewöhnlich heißt, dem es an Gelegenheit fehlt, weibliche Bekanntſchaft zu machen, in beſten Jahren, von einnehmendem Ausſehen und ausgiebigem Einnehmen. Auf Schönheit und Vermögen wird nicht geſehen, deſto mehr auf innere Bildung und Herzensinnigkeit. Eine Photographie —

Man hörte herankommende Schritte im Sande, Albert blickte um und erhob ſich grüßend mit dem Schlußworte: — iſt nicht nöthig!

Es war Hedwig. Sie hatte nach vertrauten Geſprächen am Eingang in den Garten der Profeſſorin mit einer Umarmung Lebewohl geſagt und kam nun, mehr gehoben als gerührt herbei, indem ſie ſagte: Gottlob, die Abſchiede ſind genommen!

Albert erklärte aber, während Antonie ſich zur Rückkehr erhob:

Wir haben noch zu nehmen, liebe Hedwig!

Verzeihen Sie, Herr Elzheim, ſagte ſie, wir nehmen gar nicht, ſondern erwarten Sie zum freundlichſten Willkommen, da Sie uns bald nachfolgen. Sehen Sie nur dort das bedeutſame Himmelszeichen!

Sie wies nach der ſchmalſten Mondſichel, wie ſolche in den erſten Tagen des Neulichts der untergehenden Sonne nachſchwebt. — — Sehen Sie, ſprach ſie, den Mond als Edelknaben, wie er ſeiner königlichen Herrin dicht am Saume ihres purpurnen Gewandes folgt, um von ihren Gnaden zu wachſen, von einem Lehen ihres Lichts zuzunehmen und uns mit ſüßträumenden Abenden zu erfreuen. So thun Sie wie der Mond.

Nicht wahr, lieber Albert, lächelte Antonie vergnügt, indem ſie Hedwigen umarmte, immer hat ſie einen Juwel in ihrem Köpfchen!

Das ſagt man der garſtigen Kröte nach, Frau Baronin! rief Hedwig, und eilte erröthend voran.

Und alles weiß ſie, ſprach die Baronin hinter ihr her, ſelbſt Märchen, wie eben dies von der Kröte.

Frau von Elzheim und Hedwig waren fort. Albert hatte nach Hauſe an den Bruder, an die Schweſter und an die Firma zu ſchreiben, und ſobald der Herzog zurückgekehrt war, betrieb er die Erledigung des Geſchäfts und die Abſchiedsbeſuche von Hof und Stadt. Die beſten Zwiſchenſtündchen wurden in heiterſtem Verkehre mit dem verlobten Paare bei der Profeſſorin zugebracht. Die Trauung des Paars war ſchon auf die erſten Tage der zu erwartenden Geſchäftsruhe Lüdemann's verabredet, und da man es dabei auf eine kleine Hochzeitsreiſe in dieſer friſchen, reizenden Jahreszeit abgeſehen hatte, ſo ließ man ſich Albert's Vorſchlag gefallen, die Richtung der künftigen Eiſenbahn zu nehmen, die durch ſchöne Landſchaften und intereſſante Oertlichkeiten führte, und die nicht nur in der frommen Bedeutung gefaßt werden konnte, in welcher vielleicht gerade in jenen Tagen im Weichbilde von Buchenau eine Flurwallfahrt um den Segen des Himmels für die ſprießenden Saaten der Jahresernte ſtattfand, ſondern die auch den Diplomaten der neuen Bahn und den Referenten im Miniſterium geſchäftlich zu leichterm Einverſtändniſſe über problematiſche Punkte der Ausführung zu bringen verſprach.

Wir übergehen die behutſamen Verſuche, die Pfarrer Aßbrand bei Albert Elzheim und beim Staatsrathe als Vermittler machte, um den Vorfall mit Frau von Elzheim, den er ein leidiges Misverſtändniß nannte, zu erklären und auszugleichen. Der geiſtliche Herr ſchob alle Schuld auf den ungeiſtlichen Leibarzt, der die höhern Abſichten des Seelſorgers ſo materialiſtiſch und leichtfertig ausgelegt habe.

Albert, der dem Verſucher gerade nicht über die Linie des Anſtandes hinaus entgegenkam, lehnte deſſen Vorſchläge ab. — Meine gnädige Schwägerin iſt ohnehin auf längere Zeit von hier entfernt, ſagte er. Die religiöſe Geſinnung derſelben hat übrigens, ſoviel ich bemerken konnte, unter dem unerwarteten Erlebniſſe nicht gelitten; ſolche Erfahrungen, wiſſen Sie ja, Herr Pfarrer, wirken nicht blos niederſchlagend auf ein religiöſes Gemüth, ſondern auch chemiſch, möchte ich ſagen, auf Ausſcheidung unlauterer äußerer Zuthaten der Religioſität. Meine Schwägerin ſieht die Verſuchung als eine geiſtige Nachwirkung ihrer pyrmonter Cur an, wie wol auch ſonſt oft nachzuckende Schmerzen die körperliche Heilung zu vollenden pflegen. Sehen Ew. Hochwürden, ſetzte er mit ſchalkhaftem Lächeln hinzu, — ſo weiß der liebe Gott einen guten Seelenarzt oft noch beſſer als Medicin zu verwerthen! — —

Endlich war denn auch zu Albert's Abreiſe gepackt und Beſtellung gemacht. Die Frau Profeſſorin hatte ſich zu ſeinem Lebewohl ein vertrauliches Stündchen ausgebeten, und ſo blieb er denn am letzten Abende bei ihr zurück, als der Staatsrath mit Bella nach innigem Abſchiede auf baldiges Wiederſehen einer Abendeinladung folgte.

Wie er nun mit erwartungsvoller Miene ſeinen Stuhl der liebenswürdigen Frau näher rückte, ſah ſie ihn ein Weilchen lächelnd an. Wer den feinen Seelenblick ihrer ſeitherigen Beobachtung kannte, hätte errathen können, was ſie Wohlwollendes für Albert und Hedwig auf dem Herzen hatte. Sie ſelbſt aber empfand in dieſer Lage nur lebhafter, daß eine zartfühlende Frau mit ihren innern Selbſtgeſprächen viel weiter gehen kann, als die Zunge, ſelbſt auch zu Gunſten der Betheiligten, ſich hervorwagen darf. — — Sie ſcheinen große Geheimniſſe zu erwarten, lieber Herr Elzheim, ſagte ſie im halb ſcherzenden Ton. Ihr Herz ſcheint alſo heimliche Bedürfniſſe zu haben. Ich wollte nur, ich hätte etwas recht Befriedigendes für Ihr Verlangen in Petto! Mir galt es zunächſt um ein recht inniges Lebewohl bei Ihrem Abſchied. Ich mußte es Ihnen einmal ausſprechen, wie dankbar gerührt ich von der wunderſamen Fügung bin, durch die mein Sohn Ihrem Hauſe und beſonders Ihrer Perſon verknüpft iſt. Ich übergehe die Beziehungen meines Martin zu Ihrem ehemaligen Lehrer. Sie wiſſen aber ſchon von damals, wie lange Jahre mein Sohn ein allzu abgeſchloſſenes Gelehrtenleben geführt hat, ſodaß ich als Mutter um ſein eintrocknendes Herz bekümmert zu werden anfing. Sie haben ihm dann die erſte Miſſion in Herzensangelegenheiten gegeben, als Sie ihn zum Freiwerber bei der Generalin von Saliſch und deren Nichte Antonie in Pyrmont erſahen. Der bedenkliche Verſuch gelang ihm: er that Blicke in weibliche Herzen, in Herzeleid und Familienbedürfniſſe, die ihn hinter Ihrer Abreiſe nachdenklich machten. Da traf er durch glückliche Fügung mit unſerer lieben Bella zuſammen, die eben als junge Witwe ſich aus dem Rufe ihrer Putzſucht durch einfache Trauer in ihr reiches Innere zurückzog. Sie fand bei meinem Martin — ich möchte ſagen ein Echo ihres Seelenbedürfniſſes, erweckte ihm ſein eigenes und brachte ihm Vertrauen, leiſe wachſende Zuneigung entgegen. Bella war urſprünglich auch für ein Lehramt gebildet geweſen, ihr jetziger Stand aber überhob ſie dieſem Berufe, während mein guter Martin mit ſeinen Liebesgedanken immer wieder über die fixe Idee einer Selectalehrerin ſtolperte. Da ſchien es denn ordentlich für ihn zurechtgemacht zu ſein, daß er vor einem ſehr einnehmenden Mädchen, das ebenſowol lehren als heirathen konnte, auf den Scheideweg der Wahl zwiſchen einem Schul- und Herzensbedürfniſſe gerathen, und im Augenblicke, da er die werbende Hand nach dem Herzensverlangen hinreichte, den Korb einer Schulmeiſterbraut hinnehmen mußte. Er wird Ihnen das ſelber erzählt haben, und das übrige haben wir ja zuſammen erlebt.

Im Augenblicke fand die kluge Frau eine Wendung, ihn ſelbſt errathen zu laſſen, was ſie nicht als ihre Abſicht verrathen wollte. — Doch Eins noch muß ich erwähnen, ſagte ſie, was ſich auch merkwürdig gefügt hat. Gerade mein Sohn, nachdem er ſich ſchon mit Bella verſtändigt hatte, bemerkte auch den heimlichſten Seelenkampf unſerer lieben Hedwig: er ahnte, daß ſie an ihrer Verlobung oder vielmehr an ihrer Liebe für den Verlobten zweifelhaft geworden war. — Ob klarer über den Verlobten ſelbſt oder über ihre Empfindung für ihn — laſſ' ich hingeſtellt. Martin ſprach ihr ſeine herzliche Theilnahme aus und bot ihr an, ſie mir zuzuführen, da es ihm ſcheine, ſie ſei vielleicht eben einer Mutter bedürftig. Sie nahm es lebhaft an; doch ward ich bald inne, daß ich ihr Geheimniß ſehr zart behandeln mußte. Wir ſprachen mehr im allgemeinen über ſolche Verhältniſſe und ſie faßte Vertrauen, bis eines Tages ihr Verlobter, um ſich für ſeine Beförderung zum Rector zu bedanken, ſich bei meinem Sohne anmeldete, als Hedwig eben bei mir war. Ihre innere Angſt und Aufregung konnte mir nicht entgehen; ich unterhielt mich mit dem ziemlich unbeholfenen Schulmanne auf meines Sohnes Zimmer, eilte dann zurück und redete ihr mit dem entſchiedenen Worte zu: Nein, liebe Tochter, das iſt kein Mann, den Sie glücklich machen können; gehen Sie hinüber und brechen Sie das unſelige Verhältniß! — — Sie ging und brach es ab!

Brach es ab? fragte er lebhaft. Und entſchieden?

Ich denke wol! lächelte die Profeſſorin; denn eine Woche ſpäter hatte der Rector, vermuthlich aus Trotz, ſich mit der hübſchen Tochter ſeines Dienſtvorgängers förmlich verlobt.

Nun ja, das iſt entſchieden genug! lachte er vergnügt auf.

Ich dachte mir's wohl, verſetzte ſie, daß Sie ſich freuen würden, eine ſo edle Seele wieder friedlich in ſich gefaßt zu wiſſen. Ich habe es Ihnen darum auch mitgetheilt; denn Hedwig ſelbſt hält es noch geheim. So beruhigend nun der übereilte Schritt des jungen Mannes für ihren eigenen vorausgethanen iſt, ſo wußte ſie doch, daß gar manches in unſerm Innern Gerechtfertigte von den Menſchen misverſtanden oder misdeutet wird, und es ſchien ihr daher lieber zu ſein, daß der Verlobte ſich vor den Riß ſtelle. Dies iſt ja nun durch ſeine Verlobung geſchehen und die Sache kein Geheimniß mehr.'

Alſo wußte wol auch meine Schwägerin nichts davon? fragte er.

Doch, Herr Elzheim! Ihr hat es Hedwig zuerſt bekannt, wie es wol auch ſchicklich war.

Dies machte ihn nachdenklich. — — Warum hat Antonie nicht an ſie gedacht, als ſie ſich doch mit der wichtigen Angelegenheit meiner Verheirathung beſchäftigte? fragte er ſich. — —

Die Profeſſorin unterbrach dieſe nachſinnende Stimmung, die ſie ſich nach ihrer Abſicht auslegte, um ihm Lebewohl zu ſagen. — — Ich denke, wir ſehen uns bald wieder, ſprach ſie, und Sie ſcheiden mit der Ueberzeugung, eine treue, herzliche und dankbare Freundin an mir zu haben, die an jedem Begegniß Ihres Lebens, an jedem Glück des Herzens den innigſten Antheil nimmt!

Funfzehntes Kapitel.

Albert hatte die freundliche Einladung der Generalin, in Buchenau Wohnung bei ihnen zu nehmen, nicht ablehnen mögen. Er fand die Familie in einem ſtillen Gartenhauſe nächſt dem nördlichen Stadtthore neben der Landſtraße. Es war die Beſitzung eines Kunſtgärtners, der den weitläufigen Garten zum Gemüſebau und etwas Blumenzucht verwendete. Er ſelbſt bewohnte mit ſeiner kleinen Familie ein Nebenhäuschen. Der General hatte das hohe Erdgeſchoß des Hauptgebäudes bezogen, aus dem er bequem im Garten wandeln und ſeine Pfeife rauchen konnte, worin jetzt ſeine Hauptbeſchäftigung beſtand. Der erſte um einige Zimmer eines Anbaues größere Stock war gewöhnlich auch vermiethet, ſtand aber zufällig dieſe Sommermonate leer, indem der ſeitherige Bewohner, ein Hauptmann zweiter Klaſſe, der ſich gelegentlich ſeiner Verheirathung mit einem reichen Bürgermädchen glänzend eingerichtet hatte, aus einer jener liebenswürdigen Schäkereien ſeines oberſten Kriegsherrn nach einer entfernten Garniſon war verſetzt worden. Die Generalin hatte dies benutzt, auf die Dauer ihrer Beſuche einige der obern Zimmer gemiethet und für ihre Nichte Antonie mit Hedwig und im Gartenbau für Herrn Elzheim eingerichtet.

Albert fand den General, den er eben erſt kennen lernte, hinfälliger, als er ſich ihn gedacht, und wie Antonie verſicherte misvergnügter, als ſie den Oheim früher gekannt hatte. Schlachten, ſoviel man wußte, hatte er nie commandirt; allein er hatte auch die Freude an winterlichen Einſchlachtungen ins Haus verloren, wobei er ſich ſonſt gern mitthätig erwieſen. Und doch war dieſe ökonomiſche Einrichtung hier am Orte noch üblicher als in der Reſidenz, indem ſolche ſelbſt in der Curie des Biſchofs eingeführt war, deſſen Leute ſogar ein den chriſtlichen Miſſionen ganz entgegengeſetztes Verfahren verüben und ein und das andere Schweinchen durch künſtliches Brennen in ein Wildſchwein verwandeln, ſozuſagen zu einem Heiden bekehren durften.

Die Generalin hatte ſich friſcher und durch einige Körperfülle den Schein verlängerter Jugend erhalten. Sie brachte es der reinen Bergluft und dem ſorgloſern Aufenthalte in Rechnung, obgleich ſie mit der hieſigen Geſelligkeit wenig zufrieden ſchien. Für ihren Beſuch war es die günſtigſte Jahreszeit. Die etwas magere Vegetation der ſteinig-rauhen Landſchaft ſtand eben im jugendlichſten Grün und in dieſer Feſtperiode des Kirchenjahrs belebte ſich die Stadt durch Wallfahrten und durch das feſtliche Zuſtrömen der ländlichen Bevölkerung umher. Die Generalin veranſtaltete Landpartien nach nähern und entferntern Punkten, die allerdings viele anmuthige und intereſſante Ausſichten darboten und da, wo ſie durch die Berge beſchränkt wurden, ſich zu einem bedeutenden und eigengeſtalteten Höhenzuge erhoben.

Bei einer dieſer Betrachtungen fiel Albert auf die Angelegenheit, die in Zwiſchenſtunden ihn mit Vorarbeiten zu ihrer Ausführung beſchäftigte. — Ja, rief er aus, wenn dieſes ſo anziehende Gebirge auch ein Kohlenlager enthielte, — wie wäre damit unſerer neuen Eiſenbahn geholfen! Und welch ein vortheilhaftes Geſchäft ließe dabei ſich unternehmen!

Hedwig, ihm naheſtehend, bemerkte:

Mit dieſer Kohlenfrage hat ſich ſchon früher mein geiſtlicher Oheim beſchäftigt. Er ſtand viele Jahre auf einer Pfarrei, die dort hinaus am Fuße des Gebirgs liegt, und hat, wie vielmal in der guten Jahreszeit, mit einem Profeſſor der Erdkunde die Thäler und Höhen bereiſt! Wenn es Sie intereſſirt, Herr Elzheim, ſo führe ich Sie zu meinem Oheim; er kann Ihnen vielleicht manches ſagen?

Gewiß, Fräulein Siebrecht! Danke! Vergeſſen wir's nicht! antwortete er.

Und wenn's ein gutes Geſchäft abſetzt, lächelte ſie, ſo rufe ich: Halbpart!

Es gilt! verſetzte er lebhaft, indem er ihr die Hand reichte, — Halbpart! Ich glaube — Sie bringen Glück!

Mit ſcharfem Blick und Ton fiel die Baronin Elzheim ein:

Geben Sie Acht, Hedwig! Sie haben gerade kein Glück in Geſchäften!

Hedwig erſchrak und erröthete; aber ſchnell gefaßt antwortete ſie freundlich:

Doch, gnädige Frau! Ich fühle mich ganz glücklich in Ihrem Dienſte! Was Sie vielleicht meinen, war kein Geſchäft.

Etwas aufgeregt nahm Albert das Wort:

Es iſt doch ganz erſtaunlich, wie mehr und mehr unſere ganze moderne Bildung in allen Richtungen der Induſtrie, der Wiſſenſchaft, ja des Weltgenuſſes von der Steinkohle ausgeht und ſich mit den Kräften der Erdkohlen über die Erde verbreitet! Dieſe Mohrenkinder der Unterwelt ſind zur rechten Zeit aus ihrer Verborgenheit herbeigebracht worden. Eine kurze Strecke und nur ſehr einſeitig haben uns die Schwarzen aus Afrika gefördert. Je mehr wir ſie aber als unſere Brüder oder Stiefbrüder anerkennen und an der Freiheit der Humanität, um die wir ſelber kämpfen, theilnehmen laſſen, um ſo willkommener ſind uns dieſe neuen Sklaven, die keine andern Anſprüche haben, als ihre Dienſtbarkeit in einer neuen geiſtigen Weltordnung darzuthun. Ihre guten Tage liegen weit hinter ihnen und ihrer Umwandlung in jener Urwelt, da ſie als allmächtige Vegetation über die Erde herrſchten, von der Kohlenſäure der Atmoſphäre ſtark wurden und mit der Sonne kämpften, bis der Erdgeiſt ſie bewältigte und tief in ſeinen Schos verſenkte. Nun ihrer Befreiung froh, laſſen ſie ſich die geſammelte Kohlenſäure ihrer alten Heimat abgewinnen und geben die Trophäen der Siegesmacht heraus, die ſie einſt der Sonne abgewonnen haben. Man will in der Nähe neuangehauener Kohlenflächen, wenn man in die Grube horcht, das Gas mit eigenthümlich ſingendem Ton gehört haben; vielleicht iſt es ein leiſes Siegeslied oder eine Dankhymne! — — — —

Nicht nur Hedwig, die auf ſolche Anſchauungsweiſe ſchon eher geſtimmt war, ſondern auch die Generalin und Frau von Elzheim hatten mit freundlicher Aufmerkſamkeit zugehört, was aber mehr dem Sprecher ſelbſt als der Sache galt, von der ſie zu wenig wußten, um den bilderreichen Ausdruck zu verſtehen. Beide hielten überhaupt mit entgegenkommender Artigkeit für den intereſſanten Mann nicht zurück, ja man konnte ſagen, ſie wetteiferten in Beweiſen ihres Wohlgefallens an ſeiner Perſon, worin ſie ſich um ſo leichter gehen ließen, als ſie in ihren Verhältniſſen vorausſetzen durften, daß es nicht falſch, nicht für Bewerbung um den liebenswürdigen jungen Witwer genommen werden könnte. Bei der Generalin war es allerdings mehr der Ausdruck ihres Wohlgefühls im Verkehr mit einem geiſtreichen Manne, mit dem auch der General ſich erheiterte und zuweilen die lange Pfeife ausgehen ließ. Antonie freilich gefiel ſich, in einer ſüßen Selbſttäuſchung zu leben, indem ſie unter jenen ſchützenden Verhältniſſen ihrer Ehe dem Herzen mehr nachzugeben geneigt war. So ſchien jenes Liebesbekenntniß am pyrmonter Brunnen in der Fracturſchrift des Morgenmäntelchens, übereilt radirt, jetzt unter der leiſen Ueberſchrift ihres Eheverlöbniſſes wieder leſerlich hervorzukommen. Schon früher war dieſe Hingebung nicht unbemerkt geblieben, und an einem der vertraulichen Abende bei der Profeſſorin hatte Bella einmal in muthwilliger Laune Goethe's Lied angeſtimmt:

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret ſich der Wein im Faſſe;
Wenn die Roſen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geſchieht. —

Hedwig hatte damals ſchon aus den Mienen der Sängerin den anzüglichen Scherz verſtanden und empfand ihn jetzt zuweilen als leidigen Ernſt, der beide, Alberten und Antonien, mit ſchmerzlichen Verwickelungen bedrohte.

Albert zwar benahm ſich ſehr behutſam gegen Antonie und deſto aufmerkſamer gegen Hedwig. Er hatte ſich jetzt klar darüber gemacht, daß Antonie ein ſo ausgezeichnetes Mädchen zu ſeinen Gunſten nicht in Betracht gezogen hatte. — — Sie ſucht etwas Ausgezeichnetes für mich, ich glaub's, dachte er mit Lächeln. Aber ſie ſucht eben nach ihrer Schätzung der Dinge und der Perſonen. Sie ſucht, was Sie mir mit ſich ſelbſt zugedacht hatte: wie kann ſie auf Hedwig verfallen, der es an Schönheit, an vornehmer Herkunft, an hohen Verbindungen fehlt?

Hedwig hatte den Freund inzwiſchen zu ihrem Oheim geführt, mit dem ſie ſich ſchon brieflich wegen ihres Verlobungsbruches leicht verſtändigt hatte. Albert fand bei wiederholten Beſuchen an dem würdigen Geiſtlichen einen ins Breite unterrichteten, hochdenkenden Greis, noch immer friſchen, lebhaften Geiſtes. Die Mittheilungen desſelben veranlaßten ihn, einen namhaften Geognoſten zur Erforſchung der ihm bezeichneten Gebirgsſtellen auf Kohlen einzuladen.

So kam ſein Geburtstag herbei. Die heimlichen Vorkehrungen der Freundinnen zur Feier deſſelben und die Zubereitung kleiner, mehr ſinniger als glänzender Geſchenke blieben ihm unbemerkt, und ſo war auch die Sendung der Schweſter, des Schwagers und Bruders, die ſchon nach dortigem Geſchmack mit werthvollern Andenken ausfiel, abſichtlich an die Baronin adreſſirt worden. Hedwig hatte mit einigem Herzklopfen auf die wiederholte Erinnerung der Baronin an einen Beitrag gewartet, und bat nun um die Erlaubniß, eine kleine, für den Feſttag der gnädigen Frau beſtimmt geweſene Arbeit verwenden zu dürfen.

Gewiß, antwortete Antonie, wenn die Gabe ſonſt für meinen Schwager paſſend iſt.

Ein Ruhekiſſen auf das Sofa? erklärte Hedwig.

Ganz recht! So was fehlt auch noch, und Sie fügen zugleich ein Sprüchlein in Verſen bei. Albert hat ſchon früher einmal den Wunſch nach einer Probe Ihres artigen Talents ausgeſprochen. Wenn nur die poetiſche Ader nicht etwa mit Ihrer Verlobung zugleich vertrocknet iſt?

Ich fürchte es nicht, gnädige Frau, lächelte Hedwig. Die aufgeräumte Quelle ſoll eher noch reichlicher fließen, hoffe ich. Gott gebe ſeinen Segen. Sie iſt ja mein einziges ſtilles Glück!

Sechzehntes Kapitel.

Ein Spätabendgewitter hatte den vergnügten Familienkreis länger beiſammengehalten. Doch war das Wetter leichter, als man befürchtet, vorübergezogen, hatte eine erfriſchte, wohlriechende Luft hinterlaſſen, und die Frühſonne des neuen Tages blickte von tiefblauem Himmel in Albert's Wohnzimmer, als er erwachend aus dunkelm Schlafgemache durch die offene Zwiſchenthür hinüberblickte. Die Erinnerung an ſeinen Geburtstag war mit ihm erwacht. Er betrat heute mit ſeinem 31. Jahre das ſchöne, volle Mannesalter, und wenn er ſich geſtimmt fühlte, auf dieſer muthigen Lebensſtufe, rück- und vorwärts blickend über das, was er erreicht hatte und was ihm noch fehlte, einen Abſchluß zu machen: ſo durfte er mit beſonderer Zufriedenheit die jüngſten Tage in Anſchlag bringen, in denen er ein ſo vielverſprechendes Werk der Zukunft durchgeſetzt und dabei in vergnügten Stunden des Frohſinns und neuer Freundſchaften einen ſo werthvollen Sondergewinn gemacht hatte. Gerade hierhin ſchien ihm heute beſonders lebhaft die Wünſchelruthe des Herzens zu neigen — nach verbergenen Quellen jenes innern Glücks, das ihm noch fehlte, und das eine gleichgeſtimmte oder zuſtimmende Seele mitbringt und erweckt, mitſchafft und genießt, bis zu jenen geheimnißvollen Ahnungen deſſen, was nach Goethe's Worten

Von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

Einmal hatte er es gefunden geglaubt — in der Liebe und dem Beſitze ſeiner Eliza. Doch die prächtige Engländerin war nur eine bezaubernde *Fee* geweſen, die ihn von ſeinem ſtillen Wege nach Schätzen der Seele zu den ſtrahlenden Tändeleien ihres Highlife verlockt und hier in ſchmerzvoller Enttäuſchung verlaſſen hatte. Er war klarer über ſich, aber auch verzagter in ſeiner Bewerbung geworden.

Unter ſolcher Betrachtung kleidete er ſich an, zum Morgenkaffee gerufen zu werden. Er konnte ſich denken, daß er mit Glückwünſchen empfangen würde. Er betrat das vordere Zimmer und öffnete der erquickenden Morgenluft die Fenſter.

Jetzt wüßte ich es beſſer zu finden, überlegte er weiter, ja — — ich denke, es iſt ſchon gefunden, und mich deſſen zu verſichern ſoll es mir auch an *Muth* ſo wenig als an *Liebe* fehlen. Ich denke das rechte Stündchen — — —

Er hatte ſich gewendet und erblickte auf dem zurückſtehenden Sofa ein Ruhekiſſen in leuchtenden Farben von Frühlings-, Sommer- und Herbſtblumen, die ſich aus den Spalten eines Felsſtücks in anmuthigen Ranken ergoſſen. Ein gerändertes Blatt mit Verſen beſchrieben lag daneben. Er nahm es auf und las es. — Welche Fügung! rief er freudig aus: da kommt mir ja dieſelbe Loſung entgegen, die ich mir eben gegeben! Er las noch einmal laut und mit Ausdruck:

Morgenſtündchen voll Behagen,
Abendröthe ohne Härmen,
Mittagraſt bei ſtillen Fragen,
Mondenſchein zu ſüßem Schwärmen:
Schwelle, weiches Kiſſen, ſchwelle!

Und nur ſtets die reinſte Welle
Spiele aus dem Lebensmeer
Um den Blumenfelſen her!

Aber nie, du Menſchenbraus,
Schäume an der ſel'gen Stelle
Deine dunkeln Schmerzen aus!
Lieb' und Muth für alle Fälle:
Schwelle, weiches Kiſſen, ſchwelle!

Ueberlegend wandelte er nach der Thür und zog die Schelle.

Ein Diener trat ein, ein ehemaliger Unteroffizier des Generals, ein netter, wohlgeſchulter Menſch.

Wie ſieht's unten aus, Chriſtian? fragte Albert.

Noch früh, Herr Elzheim. Nur Fräulein Siebrecht —.

Was lächelſt du?

Verzeihung, Herr Elzheim, antwortete er geheimnißvoll, ſie kam aus dem Salon; — — ich glaube, es wird ein kleines Feſt zubereitet. Sie iſt eben wieder herauf in ihr Zimmer gegangen.

Ich weiß ſchon, Chriſtian! Geh doch zu ihr fragen, ob ſie mich einen Augenblick empfangen könne.

Als Chriſtian mit: Sehr willkommen! zurückkehrte, gab ihm Elzheim ein Geldſtück und aus einem Cigarrenkiſtchen ein Päckchen mit den Worten:

Geh hinab in den Garten und bringe mit einer feinen Cigarre ein kleines Rauchopfer auf das Glück meines Geburtstags! — —

Hedwig empfing ihn etwas erblaßt, nicht ohne herzklopfendes Beben. — — Ich komme, Ihnen vor allem zu danken, liebe Hedwig, ſprach er, ſelbſt etwas bewegt. Die ſchöne Arbeit Ihrer Hand und die Eingebung Ihres Herzens in dem Zauberſpruche — — — Sagen Sie mir, — um des Himmels willen, möcht' ich ſagen, — woher haben Sie dieſe Ahnung gerade deſſen, was ich bedarf, was ich ſuche? Ihre Worte drücken alles aus, was mein Leben vollenden würde, was dieſen Morgen zuerſt mir ſogar wörtlich aus dem Herzen kam.

Sie vermochte nicht zu reden, ſie kämpfte mit Ihrer Rührung, und er fuhr inniger fort:

Und das wünſchen Sie mir, beſte Hedwig, alles das?

Sie nickte lächelnd mit feuchtem Blick.

Und von Herzen, Hedwig?

Aus tiefſter Seele! antwortete ſie mit leiſer, brechender Stimme.

Albert reichte ihr beide Hände und ſie legte die ihrigen zagend hinein.

Und wenn nun eine günſtige Fee, ſprach er weiter, — was ſage ich! — nein, keine Fee — — wenn eine gütige Gottheit die Macht in Ihre Hände gelegt hätte, auch alles das zu gewähren, was Sie wünſchen: — was würden Sie thun? — — Sie haben ja freie Hand, Hedwig, — — was würden Sie thun?

Sie blickte ihn an, die Thränen ſchoſſen ihr in die Augen und mit lächelndem Weinen rief ſie:

Ich würd' es dir ſchenken, Albert! — Und ſank an ſeine Bruſt. —

Und dich mit, — als Pfand? fragte er.

Sie ſah zu ihm auf und bot ſtatt der Worte den bejahenden Mund. — —

Doch wir treten zurück von der heiligen Feier zweier Herzen, die ſich ſo glücklich erkannt und gefunden.

Nach einer Weile flüſterte Hedwig:

Aber, nicht wahr, Albert, wir behalten das noch für uns allein?

Ich hab's auch gedacht, antwortete er, und wollte es nur dich zuerſt ſagen laſſen. Und du meinſt —?

Es ſind unten noch liebe Menſchen, lächelte ſie, die heut doch auch einen Antheil an dir wollen, und — denen es vielleicht keine Freude wäre, daß du dich mir ſchon ganz geſchenkt haſt!

Ja, nickte er zulächelnd, und die mir etwas ſchenken wollen und voraus noch nicht wiſſen dürfen, daß ich ſchon alles, alles habe!

O wir verſtehen uns, Albert! rief ſie und küßte ſeine beiden Hände.

Und wär's nun nicht auch beſſer, wir legten dein Geſchenk zu den übrigen, Hedwig?

Gewiß, Albert! Komm, ich trag's gleich hinunter!

Sie eilten nach der Thür. —

Wir wollen's holen, komm! ſagte er. Sie blieb aber lächelnd ſtehen und erwiderte erröthend:

Das Kiſſen darf nur über dieſe Schwelle kommen, Albert. Geh, hole mir's!

Er nickte, wie ihre Empfindung verſtehend, eilte fort und brachte Kiſſen und Spruch, die er in ihre Arme legte. — — —

Im Salon rückte ſie zwiſchen den ausgebreiteten Geſchenken ein ſchickliches Plätzchen für das ihre zurecht, überblickte noch einmal ihren Spruch, hob dann wie betend die gefalteten Hände empor und ſprach leiſe:

Lieb' und Muth für alle Fälle! — neigte ſich dann kniend, zog das Kiſſen an ihre Lippen und ſprach feierlich lauter:

Dies mein Gelöbniß, heiliger Gott unſers Lebens.

Wir begnügen uns mit dem Geheimniß der beiden Liebenden und folgen ihnen nicht in den engen Familienkreis, um Zeuge der Glückwünſche zu ſein, mit denen Albert empfangen wird. Wir haben auch kein Verlangen mehr, kein Intereſſe, die andern Geſchenke zu betrachten, von denen die Glückwünſche begleitet werden oder das Lob der Verſe zu vernehmen, die ihre glücklichſte Anerkennung vorausgewonnen haben.

Dagegen überraſcht uns in dieſer proteſtantiſchen Familie unter den zu Mittag eingeladenen Gäſten ein intereſſanter Mann, — der katholiſche Biſchof in ſeinem veilchenblauen Talar. Allerdings wurde der General von Zeit zu Zeit in die Curie eingeladen, indem der

Prälat einen Werth darauf legte, durch ſplendide Mittagseſſen das erſte Haus der Stadt zu machen; er ſelbſt aber nahm ſolche Einladungen nur bei den paar höchſten Beamten der Provinzialhauptſtadt an, und machte kurze Beſuche bei etlichen adeligen Damen. Heute hatte er ſich zu dem häuslichen Feſte proprio motu für Frau von Elzheim eingeladen, die er bei einer jener Damen, der katholiſchen Frau von Kulmitz, kennen gelernt hatte, und für die er ſich zu intereſſiren ſchien. Möglich, daß etwas von der pyrmonter Cur Antoniens bis in dieſen Frauenverkehr verduftet war, der mit Familien der Reſidenz in Beziehungen ſtand. Solche Seelenzuſtände einer zugleich perſönlich ſo anziehenden Frau beſchäftigen gern einen geiſtlichen Herrn mit Fragen, die er aus höherer Anſchauung der menſchlichen Verirrungen zu löſen ſich berufen findet, wenn er ſich dazu auch noch aus eigenen Lebenserfahrungen und Beobachtungen für beſonders befähigt weiß.

Er ſelbſt, noch immer ein ſchöner Greis, wie er einſt ein einnehmender geiſtlicher Rath geweſen, beſaß ausgebreitete Kenntniſſe und viel von jener wiſſenſchaftlichen Bildung, die zu ſeiner Zeit noch für keine Knaben- und Alumnenſeminare zugerichtet und überhaupt noch nicht in ſolchem Umfange wie heute von Rom aus verdammt war. Unter weltfrohen Prälaten des geiſtlichen Fürſtenthums erwachſen, hatte er ſich eine freie Weltmanier und unbefangene Wohlredenheit angeeignet, die durch ſein wohlklingendes Organ angenehm ins Ohr und in der heimatlichen Mundart vertraulich ins Herz der Frauen fiel, er mochte vom Seſſel des Zimmers oder von der Kanzel reden. Seine frühere weltprieſterliche Bekümmerniß um Einzelne war erſt mit der Bulle Sollicitudo omnium in jeſuitiſche Stimmung umgeſchlagen, was vielleicht dadurch weniger auffiel, weil zu gleicher Zeit das herannahende Alter den Saiten ſeines Herzens einen elfenbeinernen Dämpfer aufſetzte.

Mit ſolchen Lebenserfahrungen und ſelbſtbeſtandenen Wandlungen bei leichtem Naturell und vortrefflichem Appetit war unſer Oberhirt keiner jener Eiferer von heute, die ſich getrieben fühlen, mit ihrem Hirtenſtab dreinzuſchlagen und der Wiſſenſchaft wie der weltlichen Macht den Krieg zu machen; er liebte es weniger, mit dem Aberglauben ſeiner Kirche die Menge zu ängſtigen, als durch das Myſtiſche derſelben die edlern oder vornehmern Gemüther zu gewinnen. Im Verkehre mit gebildeten Proteſtanten hielt ihn auch ein Gefühl für das geſellſchaftlich Schickliche von übereilten, unliebſamen Aeußerungen ſeiner abweichenden Ueberzeugungen zurück.

Ueber Tiſche führte er nach ſeiner Gewohnheit das Wort und brachte manches vor, was beifällig, beſonders von Frau von Elzheim aufgenommen wurde, die es ihren innerſten Empfindungen ſympathiſch fühlte. Darüber blieb eine Bewegung, ein Wortwechſel im Vorzimmer überhört, bis die Thür aufging und Lüdemann, der Staatsrath, mit ſeiner neuvermählten Bella eintraten. Sie wurden mit Jubel empfangen, Begrüßungen, Glückwünſche von beiden Seiten, Vorſtellungen gegeneinander erfolgten. — — Verzeihung, daß wir ſo mit Gewalt eindringen! bat Frau Bella. — —

Aber wir mußten ja Wort halten: wir hatten uns doch zum Feſt angemeldet! fiel Lüdemann ein. — —

Und ſind bis dieſen Morgen erwartet worden! erklärte die Generalin.

Ja, Frau Generalin, wenn's keine zerbrechlichen Wagenräder gäbe! entgegnete Lüdemann. Hochwürden Excellenz wiſſen ja: Der Menſch denkt, — der Poſtillon lenkt!

Beide Männer kannten ſich ſchon von den Schulenviſitationen her, die den Studienrath früher nach Buchenau geführt hatten.

Inzwiſchen wurden auf Anordnen der Generalin zwei Gedecke ſchicklich eingerückt; doch verbat Frau Bella das Nachholen der bereits vorübergegangenen Schüſſeln. — Sie ſehen, lachte Lüdemann, das neue Ehepaar gibt ſich wie ein neues Geſetz, das keine rückwirkende Kraft hat.

Dieſe lebhafte Bewegung brachte einen neuen Ton in die Unterhaltung. Lüdemann ließ überhaupt einen vorherrſchenden Sprecher nicht gern aufkommen: wozu noch kam, daß ſeine Neuigkeiten aus der Reſidenz augenblicklich mehr Anziehungskraft als die ins Allgemeine gehenden Betrachtungen des geiſtlichen Oberhirten ausübten. Zugleich machte ſich der Familienbeſuch über das Gaſtgebot geltend, und kaum war der Kaffee genommen, als die Eingeladenen nach und nach den Rückzug antraten.

Den General verlangte es, ſeine Pfeife auf dem Zimmer zu rauchen; die Generalin und Antonie bedurften — jene des Ausruhens von ihrer Anſpannung als aufmerkſame Wirthin, dieſe der Einkehr in ſich ſelbſt zum Nachempfinden deſſen, was der geiſtliche Herr durch treffende Lebensbetrachtungen in ihrem Gemüthe angeregt hatte. So blieben denn die zwei liebenden Paare, das heimlich verlobte und das auf der Hochzeitsreiſe begriffene, aneinander gewieſen und zueinander hingezogen. Sie verſtanden ſich raſch zu einem Gange ins Freie, um ſich unbefangener mitzutheilen.

Kaum hatten ſie die nahen ſchattigen Anlagen betreten, als Hedwig mit ſchelmiſchem Lächeln ſich vertraulich in Albert's Arm lehnte. Lüdemann blieb ſtehen, ſah Bella wie verwundert an und wies auf das Paar.

Nun, Martin? erwiderte ſie. Arm in Arm: iſt dir das ein Räthſel? Komm, laß es uns mit innigſten Glückwünſchen löſen!

Sie umarmte Hedwig, Lüdemann den Freund, und die traulichſten Mittheilungen kamen zu Wort und Wechſelrede. — — Iſt es nicht wunderſam, lieber Albert, rief Hedwig, wie da zwei herzliche Paare, — ein vorgeſtern getrautes, ein heute verlobtes, einander gegenüberſtehen, hüben und drüben eines luſtigen Frühlingsbachs? Die da haben eben den glücklichen Sprung gethan und wir nehmen den Anlauf.

Und wir reichen euch die Hände, ſprach Lüdemann, denn ihr ſcheint mir ein wenig verzagt mit euerm Geheimniß vor der Baronin Elzheim. Ich ſehe ſchon, wozu ich im rechten Augenblicke gekommen bin und werde bei dir, mein Freund, den Vermittler machen müſſen, wie damals bei deinem Bruder.

Meinſt du? lachte Albert bitter. Vielleicht würdeſt du ſo willkommen ſein wie damals. Nein, beſter Lüdemann! Wir behalten noch eine Weile unſer Mäntelchen.

Auch würdeſt du mich um meine heimliche Satisfaction bringen. Neulich nämlich verſicherte ſie mir, ihre lebhafteſte Sorge ſei es jetzt, mich glücklich verheirathet zu ſehen. — Ich bat ſie um ihre Vermittelung. Offen geſtanden, ich dachte, ſie würde mir Hedwig nennen; allein ſie betheuerte mir, noch keine Perſon gefunden zu haben, die für mich geeignet ſei. Meine getäuſchte Erwartung wurmt mich noch immer, und ich möchte nun erſt recht lang verlobt ſein, ehe ich es ihr erkläre.

Lüdemann misbilligte mit ſchalkhaftem Eifer dieſen heimlichen Groll. — Schiebe meinethalben dein Bekenntniß noch hinaus, ſagte er, nur thu's aus einem noblern Motiv. Die Sorge eines liebenden Herzens für das Glück eines ehemaligen Geliebten hat etwas ſehr Süßes, wehmüthig Erhebendes. Wie kannſt du erwarten, daß Antonie den geſuchten Gegenſtand ſobald finde und ſo in nächſter Nähe, wie unſere liebe Hedwig, die ſie vielleicht ſelbſt nicht gern verliert und der ſie auch noch den letzten kleinen Liebesantheil an dir zur Ausſtattung mitgeben ſoll. Nicht wahr, liebe Bella, das iſt zu viel verlangt?

Ihr ſeid allzumal Böſewichter, die das Herz einer unglücklichen Frau nicht kennen! ſchalt Bella. Aber ich werde euch einen Strich durch die Rechnung machen. Beruhigen Sie ſich, beſte Hedwig! Ich ſehe Ihnen an, daß etwas Sie bekümmert. Aber, — laſſen Sie mich nur machen! Wir haben ja Landpartien, Waldpartien vor: ich will nichts verrathen; wenn uns dann aber unvermuthet aus einem Walde ein junger Schäfer Damöt mit ſeiner Daphne begegnet, beide mit Eichenlaub bekränzt, und ein alter frommer Waldbruder folgt ihnen und fügt ihre Hände ineinander, — wird das wol verſtanden werden?

Verſtanden? rief Lüdemann mit hohem Ernſte. Gewiß, auch in der höhern Bedeutung deines vortrefflichen Gedankens. Du biſt ja ganz damit in der Richtung unſerer Zeit zum chriſtlichen Mittelalter, liebe Bella, ſogar ſchon vierzehn Tage vor dem Himmelszeichen des Krebſes. Denkt euch, wie erbaulich es für unſere Gläubigen ſein wird, einen Vorausblick in jene Zeit zurückzuthun, da fromme Waldbrüder — Heidenkinder einſegneten! Damöt und Daphne! lachte er, indem er Albert's und Hedwig's Hände ineinanderlegte, — mir bitte ich den frommen Waldbruder aus!

Mit ſo munterer, faſt muthwilliger Laune nahmen unſere Liebespaare den Heimweg. Vor der Gartenwohnung des Generals verabſchiedete ſich das reiſende Paar für morgen. Sie hatten Wohnung im Gaſthofe zum Landgrafen genommen. Albert verſprach noch, ein Abendſtündchen mit ihnen zu ſein und begleitete Hedwigen in den Garten. In ihrer vertraulichen Stimmung nahmen ſie nicht wahr, daß Frau von Elzheim vom Fenſter zurücktrat, als beide ſich dem Hauſe näherten. Albert eilte nach ſeinen Zimmern, Hedwig betrat den Salon, um ihrer Herrin guten Abend zu ſagen.

Die Baronin trat ihr ſtolz entgegen und betrachtete ſie mit unwilligem Blick. — — Ich erkenne Sie ja nicht wieder, Mademoiſelle Siebrecht, ſprach ſie. Von wem haben Sie denn ein ſo kühnes Kokettiren gelernt? Oder galt dieſe Vertraulichkeit gegen meinen Schwager

Albert dem „Halbpart", den Sie ſich jüngſt bei ihm ausbehalten haben, — zur Entſchädigung vielleicht für Ihre aufgegebene frühere Hälfte?

Hedwig, erſchrocken und aufs tiefſte verletzt, konnte nicht ſogleich und nicht ohne Herzklopfen erwidern. Doch bei dem erſten Worte, das ſie vorbrachte, gewann ſie mit dem Gedanken an Albert ein ganz neues Selbſtgefühl und einen freiern Ausdruck.

Ich kann auch nicht ſagen, gnädige Frau, verſetzte ſie, daß ich Sie früher ſo gekannt hätte, wie Sie mir jetzt begegnen. Sie können mich in meiner untergeordneten Stellung hinſichtlich meines Benehmens gegen Herrn Elzheim aufmerkſam machen oder auch tadeln: daß Sie es mir aber ſo ſchlimm auslegen, mir einen ſo unwürdigen Beweggrund, eine ſo gemeine Abſicht zutrauen, habe ich ſehr zu beklagen und ich darf es nicht verſchweigen, daß Sie mich mit ſolcher Ungebühr ſchwer gekränkt haben. Es hat mich innern Kampfes genug gekoſtet, mit Herrn Peitzer zu brechen, denn ich fühlte voraus, daß ein ſolcher Schritt nur von den edelſten Frauenherzen richtig gefaßt und gewürdigt würde. Ihre perſönliche Gereiztheit dabei — verſtehe ich nicht, gnädige Frau: ich bitte um Verzeihung, daß ich ſie veranlaßt habe. Und nun müſſen Sie wiſſen, daß ich ſeit dieſem Morgen Albert's Verlobte bin. Ich durfte es Ihnen nicht ſagen, um der Geburtstagsfeier ihr volles Recht zu laſſen. Ich ſage es Ihnen nun zu meiner Rechtfertigung und denke, Albert wird es ſo nicht übel nehmen. — —

In alledem lag zu viel, was Antoniens Herz traf, ſodaß es ihr ſchwer wurde, Faſſung und Haltung zu gewinnen, wie ſie es von ihrem Stolze verlangte. — Die überraſchende Verlobung Albert's, ihre verletzende Uebereilung gegen die ihr ſonſt ſo achtbare Hedwig, deren Vorwurf ihrer unedeln Auffaſſung des Verlobungsbruchs und über alles ihre eiferſüchtige Selbſtvergeſſenheit, die von Hedwigen als perſönliche Gereiztheit bemerkt worden war, — alles dies ſetzte ihr Gemüth in einen Aufruhr, der ihr, nachdem ſie ſich im Sofa niedergelaſſen hatte, nur die ſehr matte Erwiderung übrigließ:

Alſo verlobt, das hat ſich ja ſchnell gemacht!

Gemacht hat es ſich ſo ſchnell nicht, erklärte Hedwig, es iſt nur ſo unerwartet zu Wort gekommen. Heute in der Frühe hat Albert ſich gegen mich erklärt. Der Geburtstag mochte ihn an ſeine Jahre erinnern, wie ja auch Sie es einmal in meinem Beiſein gethan haben. Gegen mich hat er ſich ſtets mit der Herzlichkeit eines edeln Mannes benommen, der in mir eine Verlobte zu achten hatte. Wer ihm nun geſagt hat, daß ich es nicht mehr ſei: — ich nicht, ich habe es als ein Geheimniß bewahrt, das nur die Frau Profeſſorin und Sie, gnädige Frau, kannten.

Bei dieſer Erinnerung erhob ſich die Baronin. — Empfangen Sie meinen Glückwunſch, ſagte ſie etwas förmlich; von nun an darf ich Sie nur als Gaſt des Hauſes, nicht mehr als meine Geſellſchafterin betrachten.

Es wird ſich vielmehr ſchicken, daß ich alsbald zu meinem Oheim zurückkehre, antwortete Hedwig. Laſſen Sie mich daher mit der Erinnerung an das vielfache Wohlwollen ſcheiden, das Sie mir erwieſen haben. Ich werde es immerhin mit innigſtem Dank bewahren und hoffe, ein Reſt deſſelben wird ſich wieder in Ihrem Herzen ſammeln und zu meinem künftigen Glücke gehören.

Sie verneigte ſich ſichtbar bewegt und verließ mit vornehm edler Haltung den Salon. Frau von Elzheim in ihrer Niedergeſchlagenheit bemerkte es nicht, und Hedwig ſelbſt that es unbewußt, im Selbſtgefühl ohne Zweifel, daß ſie der Liebe Albert's würdig geſprochen und ſich fortan zu benehmen habe.

Siebzehntes Kapitel.

Hedwig ließ das ihr Unentbehrliche alsbald nach der Wohnung ihres geiſtlichen Oheims bringen, wo das ihr früher gehörige Zimmer zu ihrer Wiederaufnahme noch bereit ſtand. Sie vernahm, daß die Baronin ſich zurückgezogen und als unwohl für den Abend entſchuldigt habe. Sie verſetzte ſich lebhaft in den verworrenen Seelenzuſtand Antoniens, für welchen ſie jetzt ein Verſtändniß und die ehrlichſte Theilnahme hatte. Der leidenſchaftliche Vorfall dieſer Stunde that ihr leid, aber er entmuthigte ſie nicht. Sie hatte ihn ſchmerzlich mitempfunden, ohne doch einen Vorwurf gegen die unglückliche Frau zu faſſen, in deren Gemüthe der langverſteckte Zwieſpalt zwiſchen dem einſt geliebten und dem im Drange des Herzens gewählten Bruder ſo plötzlich ausgebrochen war. Vielleicht ließ ſich gerade jetzt erwarten, daß die Erkenntniß zur Ergebung und Beruhigung führen werde.

Mit dieſer Zuverſicht ihres neuen Lebensmuths verließ Hedwig das Haus. Der Weg zum Oheim führte ſie über den nahen Schloßplatz am Gaſthofe zum Landgrafen vorüber. Sie wünſchte hier Alberten zu finden, um ihn mit ihrer gemeinſam veränderten Lage bekannt zu machen und ſeine Meinung zu hören. Sie fand aber nur Herrn und Frau Lüdemann beim Thee und rief ihnen lachend entgegen:

Ich wollte im Vorübergehen nur melden, daß es mit der Waldbruderſchaft aus iſt, Herr Staatsrath.

„Aus iſt, im Vorübergehen“: Was heißt das?

Hedwig erzählte ohne alle Ereiferung, was eben vorgefallen und was nun von dem liebenswürdigen Paare eben ſo unbekümmert aufgenommen wurde, als ſie es berichtete. — — Ich bin alſo doch nicht vergebens gekommen, rief der Staatsrath, und was dem Waldbruder entgeht, findet der Diplomat. Ich werde nun für den jüngern Bruder, wie einſt für den ältern, zu vermitteln haben; freilich mit dem Unterſchiede, daß ich damals unſerer heute ſo unliebenswürdigen Freundin den Gottfried zur Einnahme — und jetzt den Albert in die Ausgabe bringen ſoll.

Martin! warnte Bella. Wie kannſt du ſagen: in die Ausgabe? Albert ſteht ja nur im Herzen der guten Baronin — wie ein Poſten „vor der Linie“. Hier wird er gelöſcht und der gute Gottfried in der Einnahme fortgeführt. Uebrigens laßt es uns lieber mit einer Kriſe der krankhaften Herzensentwickelung vergleichen, und ich hoffe, ſie ſoll zum Beſten für beide Theile gereichen. Beide Brüder zuſammen gaben keinen Einklang in Antoniens Herzen, und es war nur dieſer Misklang, der zuweilen laut wurde, was wir an ihr zu tadeln und zu misbilligen fanden, wie z. B. der heutige Vorfall; denn Antonie iſt ſonſt rechtſchaffen und liebevoll. Sie wird ſich darum auch bald wieder mit Ihnen verſöhnen, liebe Hedwig. Beruhigen Sie ſich!

Dieſe brach nun auf. Ich kann doch Alberten nicht erwarten, ſagte ſie: es wird zu ſpät für den Oheim, dem ich ohnehin zu meiner Entſchuldigung den vorgefallenen Verdruß nicht mittheilen will. Ich werde ihm zu verſtehen geben, daß ich bei ihm Alberten erwarten wolle, den vermuthlich ein Herzensanliegen an meinen väterlichen Oheim zu ihm führen werde.

Sie wünſchte gute Nacht und nahm es an, daß ſie morgen früh zum Kaffee erwartet werde.

Aber auch Unerwartetes findet ſich zuweilen mit dem Morgen ein.

Der General war ein ſchlechter Schläfer und hatte die Gewohnheit, wenn er wachte, auch andere zu wecken; er fühlte ſich in ſeinem Außerdienſtſtande wenigſtens noch als Familiencommandant. So kam es, daß Albert in der Frühe ſchon die Generalin bei Zubereitung des Kaffees fand. Er wies zu ſeiner Entſchuldigung einen Brief vor, indem er ſagte:

Sie erhalten heute unvermutheten Beſuch, Frau Generalin, und es fragt ſich, ob Sie noch bequemen Raum haben oder ich nicht beſſer thue, in den nahen Gaſthof überzuziehen. Der Beſuch, ſo angenehm er Ihnen, den Perſonen nach, ſein wird, könnte Ihnen doch Verlegenheit, Unbequemlichkeit bereiten. Meine Schweſter, Frau Thereſe Vogtherr, kündigt mir durch einen Reitenden den Bruder, unſern lieben Gottfried an, den ſie — hierherbringt.

Die Generalin ſah ihn betroffen an. — Ihre Miene ängſtigt mich, ſagte ſie: was iſt es, lieber Elzheim? Theilen Sie mir alles mit!

Wir, Frau Generalin, wollen uns nicht ängſtigen, antwortete er; wir wiſſen uns ſchon in die Dinge und in die Menſchen zu finden: aber Antonie — ſie iſt ſchon unwohl, wie ich höre, und vielleicht über etwas, wovon man es nicht hätte erwarten ſollen. Und nun kommt dazu, was ſie unmittelbarer angeht. — Jedenfalls werden Sie es ihr geſchickter beibringen können, als ich es verſuchen darf. — Mein Bruder, wiſſen Sie, war ſeither ſchon angegriffen. Es hat ſich verſchlimmert. Er hat einen leiſen Schlaganfall gehabt, der übrigens ſpurlos vorübergegangen iſt. Nur eine auffallende Unruhe iſt zurückgeblieben, in der Gottfried, wie mit einer Art von Heimweh, nach ſeiner Gemahlin hierher verlangt, ſodaß er gegen den Rath der Aerzte, die wenigſtens noch einige Tage Ruhe verlangten, und ſelbſt gegen den Zuſpruch unſerer Schweſter, die ſonſt viel über ihn vermag, ſich nicht hat halten laſſen. Sie bringt ihn alſo ſelbſt, um unterwegs über ihn zu wachen.

Die Generalin ſah die Sache nicht ohne Beſorgniß an. Gerade dieſe Unruhe ſchien ihr bedenklich. Man hat eine abergläubige Aengſtlichkeit um Kranke, die ſo unbedingt fortwollen, ſagte ſie. Er iſt alſo unterwegs?

Ja, in — Dings da, — zwei Poſtſtationen von hier raſten ſie, und von da hat Thereſe mir den Reitenden über Nacht zugeſchickt, um ſeine Ankunft vorzubereiten.

Nach einigem Hin- und Herreden hielt es die Generalin für das Beſte, vor allem dieſe Vorbereitungen zu treffen. — Unſere arme Antonie wird ſich eher beruhigen, meinte ſie, wenn nichts mehr zu thun iſt, als ihn zu erwarten. — Sie verſprach, alsbald eine zweckmäßige Einrichtung der Zimmer zu treffen. Sie müſſen aber bleiben, beſter Elzheim, bat ſie; ich werde Ihres Raths, Ihres Beiſtands bedürfen, denn mit dem General iſt in ſolchen Dingen nicht viel anzufangen. In häuslichen Angelegenheiten war ich immer vom Stab.

Meine Schweſter kann alſo Hedwigs Zimmer beziehen, ſagte Albert. Daß dieſe fort iſt, wird hoffentlich jetzt nicht zur Sprache kommen. Halten wir dieſe Sache zurück. Die Sorge für den Bruder ſchließt jetzt alles aus; vielleicht hilft ſie ſelbſt meiner lieben Schwägerin über die andere Verdrießlichkeit hinaus. Ich weiß nun unſere gemeinſame Angelegenheit in beſten Händen und erwarte nur den Bruder, der wahrſcheinlich zeitig ankommen wird.

Die Generalin, während ſie ihre Anordnungen beeilte, nahm ſich vor, den beängſtigenden Vorfall Antonien doch lieber in mildernden Sinne mitzutheilen und ihr die überraſchende Ankunft ihres Mannes hauptſächlich aus ſeinem lebhaften Verlangen nach ihr zu erklären.

Bei ihrem geſternabendlichen Beſuche der ſo plötzlich Erkrankten hatte dieſe ſich über Hedwig in einer Weiſe ausgeſprochen, die einer ſo erfahrenen Dame keine Täuſchung über den wahren Grund der Verſtimmung ihrer Nichte übrigließ. Indem ſie aber die ganze Verwickelung des Gemüthszuſtandes derſelben nicht durchblickte, blieb ihr der Eindruck, den ihre Mittheilung über die Ankunft ihres Mannes auf Antonien machte, einigermaßen räthſelhaft. Kaum ein paar Augenblicke betroffen, erhob ſie ſich nämlich mit lebhafter Zufriedenheit von ihrem Ruhebette. — — Ach der gute Mann! rief ſie. Wie lieb, daß er kommt! Ja, er iſt auch lang ausgeblieben, und ich ſehe ein, beſte Tante, daß ich ohne ihn doch recht verlaſſen war. Recht gut, daß er noch zur rechten Zeit kommt. Was kümmert mich nun alles andere? Wir wollen ihn recht vergnügt empfangen, Mutterchen. Ich will mich gleich ſorgfältig ankleiden, wie es mein Mann gern hat. Nicht wahr, Frau Generalin?

Sie lachte kindlich und die Tante erwiderte:

Es iſt mir lieb, Antonie, wenn du deine Toilette mehr nach dem Wohlgefallen deines Mannes als nach dem ungehörigen Tadel des Biſchofs einrichteſt. Welche Wunderlichkeit von dem alten Herrn! Hat er ſich den Geſchmack an den ſalopen Anzügen der guten alten Buchenauerinnen verdorben, deren Liebling er einſt war? Unſere proteſtantiſchen Mucker geben ſich doch nur mit den Kleidern der Frauen ab, die zur Andacht ihrer Verſammlungen kommen. Doch traue ich den katholiſchen Jeſuitenfreunden auch nicht über den Weg. — — —

Eins iſt mir lieb, Tantchen, nahm Antonie das Wort, daß — wie du glaubſt — Albert jetzt ſeine Verlobungsangelegenheit beiſeiteſetzt. Ich habe ſo meinen Gedanken, muß mich aber, ehe ich etwas thue, erſt klar machen. Ich will dir nur geſtehen, was mich bei Hedwigs Mittheilung ſo unangenehm berührt hat. Nicht, daß die Geſellſchafterin meine Schwägerin werden ſollte, — nein, wir ſind ja, weißt du, über manches Vorurtheil hinausgekommen und haben es, wie bei meinem

Manne, zu verbeſſern gewußt; ſondern daß eine Schwägerin, wie nun Hedwig doch einmal erſcheint, neben mir mit einem Manne auftreten will, der ſoviel Vorzüge in Gehalt und Geſtalt meinem Gottfried voraushat, — das fand ich zu auffallend für meinen Geſchmack.

Die Generalin lächelte, zweifelhaft, ob dies eine Selbſttäuſchung Antoniens ſei oder ob ſie ſelbſt getäuſcht werden ſolle. Mit feiner Anzüglichkeit erwiderte ſie:

Welche Kinderei, beſte Antonie! Gleicht ſich denn das nicht aus? Wie dein Mann gegen Albert, tritt Hedwig gegen dich zurück. Die Rollen ſind nur vertauſcht und du haſt einen perſönlichen Triumph. Oder ſollte es dich vielleicht betrüben, wenn die Menſchen etwa ſagen möchten: Ja, die beiden in der Ehe Vertheilten da, dieſer Albert und dieſe Antonie — hätten ein herrliches Paar gegeben?

Beſte Mutter, rief die Baronin, und verbarg ihre erröthende Betroffenheit in einer Umarmung, du biſt aber recht — herzlos!

So? erwiderte die Tante. Meinſt du, weil ich dein Herz getroffen habe? Gerade dazu muß ich Herz haben. O, liebes Kind, hätteſt du an deinem Manne ſoviel innern Gehalt, als Albert an Hedwig gewinnt!

Während dieſer Unterredung und der vorausgegangenen Anordnungen der Generalin hatte Albert im Gaſthofe bei den Freunden, neben denen auch Hedwig ſchon beim Frühſtücke ſaß, mit ſeinen bekümmerten Nachrichten ſich eingefunden. Man nahm den innigſten Antheil, vor allen Hedwig, die den Kranken gleich bei ihrer erſten Ankunft in ſeinem Hauſe bedenklich geſtimmt und erſt ſeit Albert's Beſuch gehoben und gebeſſert gefunden haben wollte. — Der Sommer, ein Bad oder Reiſen, dachte ich, werde ihm aufhelfen, ſagte ſie. — Ja, wäre nur dieſe gute Anregung bei ſeiner Rückkehr ins Geſchäft nicht durch den unerwarteten Beſuch ſo vieler Jugendfreunde geſtört und, leider! auf den Ton ſeiner ehemaligen Lebensweiſe übertrieben worden! beklagte Albert. Im Gegenſatze von dem bekannten Sprichworte: Was man in der Jugend in Ueberfülle genießt, darf man ſich im Alter nicht zurückwünſchen oder gar nehmen.

Wie wär's, lieber Albert, wendete Hedwig ein, wenn du zur Ankunft des Bruders den Arzt ins Haus beſtellteſt? Ich würde ihm das Geeignete über den frühern und jetzigen Geſundheitszuſtand deſſelben vertraulich mittheilen und ihn in der Nähe halten, damit gleich das Geeignete geſchehe, falls der Ankommende ſich von der Fahrt erſchöpft oder angegriffen fände. Der Tag hat ſich ſchwül und gewitterig angelaſſen und kann dem Reiſenden nicht dienen.

Alle ſtimmten dem guten Gedanken belobend bei und Albert erhob ſich, indem er ihr die Hand reichte, um dem Winke ſogleich Folge zu geben. — — Leider, mein Herz, ſagte er, müſſen wir uns nun noch eine Weile in unſerm Verlobungs-Incognito halten!

Hätte ich nur keinen ſo ungeſchickten Riß in das Incognito gemacht! lächelte Hedwig.

Thut nichts! antwortete er. Fremde Blicke fallen doch nicht herein, und wir athmen wenigſtens Frühlingsluft durch den Riß.

Immer doch nicht die Würze, die ich als Waldbruder mitgebracht hätte, ſcherzte Lüdemann.

Ich freue mich nur auf deine Schweſter, Albert! erinnerte Hedwig.

Ach ja! Thereſe kommt ja mit! Sie ſei uns willkommen, vielleicht als Schutzgeiſt vor allem Misgeſchick! ſprach Albert, und Frau Bella fügte die Betrachtung bei:

Ja, beruhigen wir uns und faſſen Muth! Manches Unerwartete begegnet uns nicht ohne Bedeutung und bringt gute Folgen mit. Unſere liebe Baronin, die allein von der Verlobung weiß, kommt vielleicht zur Empfindung oder zur vollen Einſicht, daß ihr als höheres Verhängniß oder zur Buße hinter ihrer eiferſüchtigen Selbſtvergeſſenheit her der kranke Gemahl ſogleich in die Pflege gegeben wird.

Bella! rief Lüdemann mit ſchalkhafter Bewunderung, du ſprichſt da ein poſaunenswerthes Wort aus. Tuba mirum spargens sonum, — wie's im Requiem heißt.

Ich bitte dich, beſter Martin, wie kommſt du auf das Requiem? Unberufen! ſchalt die liebenswürdige Frau.

Kurz vor Mittag traf der Wagen mit den Ankommenden ein und fand das Gartenthor geöffnet. Die harrenden Hausleute eilten herbei. Der Diener ſchwang ſich vom Bock, Albert hob zuerſt die Schweſter aus dem Wagen und half dann, unter Beiſtand des Dieners, dem Bruder heraus. Dieſer, ſtark geröthet von Fahrt und

Hitze, grüßte mit Blick und Hand die etwas zurückſtehende Antonie; wie er aber mit einer verwegenen Jugenderinnerung vom Wagentritte zu Boden hüpfte, wandelte ihn ein Schwindel an, er taumelte in die Arme ſeiner Gemahlin, die davon ins Wanken gerieth und von Thereſen und der Generalin erfaßt wurde. Von Bruder und Schweſter geführt betrat er das Haus unter ängſtlicher Stille der Umſtehenden und ward auf einen Wink des Arztes nach ſeinem Zimmer auf ein Ruhebett gebracht, wo man ihm aus den Oberkleidern half. Antonie ließ ſich knieend, ſeine Hand erfaſſend, neben ihm nieder. Wie ſie aber die kalte Bläſſe, das erlöſchende Auge und den ſchwindenden Athem wahrnahm, ſank ſie, von einer Schwäche ergriffen, der Generalin in die Arme und ward in ein Nebenzimmer gebracht. Es blieb aber bei einer bloßen Ohnmacht des Barons, aus der ihn nach minutenlanger Bewußtloſigkeit der Arzt mit ſeinen belebenden Mitteln zu ſich brachte. Die ſtark duftenden Senfumſchläge und das geöffnete chirurgiſche Beſteck kamen nicht zur Anwendung. Er wurde dann ins Bett gehoben und Stille um ihn hergeſtellt. Der Arzt und die Schweſter blieben in der Nähe zu Pflege und Hülfe, wo ſie etwa doch nöthig würden. Die andern beruhigten ſich und ſuchten die Baronin zu ermuthigen.

Hedwig, von ihrem Herzen getrieben, war gekommen und hatte ſich in der Nähe aufgehalten. Sie trat jetzt hervor und bat die Generalin, ihr bei Antonien die Erlaubniß zu erwirken, daß ſie zur Geſellſchaft und Mitſorge für ſie und den Kranken bleiben dürfe. Die Generalin, in ihrem guten Vertrauen, führte ſie ohne weiteres mit dieſem Erbieten zu ihrer Nichte. Antonie, einen Augenblick betroffen und flüchtig erröthend, umarmte ſie, als ob es ihr zu verbergen, mit einem gewiſſen Ungeſtüm des Dankes und hieß ſie willkommen.

Du weißt noch nicht, Antonie, ſagte die Generalin, wie vorſorglich unſere gute Siebrecht für deinen Mann bedacht geweſen iſt. Auf ihren Rath hat man vor ſeiner Ankunft unſern Arzt herangezogen und vorbereitet. Und ſo iſt denn auch, nach dem bekannten Sprichwort, im Beiſein des Doctors nichts Schlimmeres eingetreten.

O ja, ich weiß es, — unſere Hedwig iſt gut. Ich gönne ihr alles Liebe und Glück von Herzen, erwiderte die Baronin, und reichte ihr lächelnd wie zur Verſöhnung die Hand.

Wie nun alles ſo zu guter Erwartung ſich anließ, nahm Albert des Augenblicks wahr, ſeine Verlobte mit der Schweſter vertraulich zuſammenzubringen. — Thereſe ſteht mit unter dem Riſſe unſers Geheimniſſes, ſagte er lächelnd zu Hedwig, und beide Frauen begrüßten und umfaßten ſich auf Schweſterſchaft.

Thereſe Vogtherr war ein reizendes Frauchen von weniger ſchlankem Wuchs als der Bruder. Sie erſchien graziöſer als Hedwig, die in ihrem Weſen mehr holdſelig genannt werden mochte. In Empfindungs- und Anſchauungsweiſe, in Bildung ſtanden beide ſich näher, als ihr äußeres Weſen vermuthen ließ, und ſie hätten im Gebiete des Seelenlebens mehr einen wohlthuenden Accord, als in der Geſellſchaft ein paſſendes Geſpann abgegeben. — Ueber unſere Schwägerin Antonie ſchließen wir unſer Urtheil noch nicht ab, ſagte Thereſe, ſie bewegt ſich noch in Diſſonanzen.

Iſt aber in eine Tonart übergegangen, erwiderte Hedwig, worin ſie, wie mir ſcheint, ihre Misklänge wieder aufzulöſen ſucht.

Achtzehntes Kapitel.

Das überraſchte Wohlwollen der Frau von Elzheim für Hedwig hatte doch alle Empfindlichkeit noch nicht überwunden. Ihr Gemüth war noch von ſeinen Erinnerungen bewegt oder wenigſtens getrübt. Sie ließ ſich daher auch die nächſten Tage noch für unwohl gelten, wie man ſich zuweilen gern leidend verhält, wenn man noch zu wenig entſchloſſen iſt, ſich irgend in etwas mit heiterer Faſſung zu bethätigen. Sie gefiel ſich in der Empfindung, krank ihrem kranken Manne nahe zu ſein, wobei ſie ſich durch wirklich herzliche Hingebung und Beſchäftigung um ihn erleichtert von den heimlichen Vorwürfen empfand, die ſie ſich über ihre Selbſtvergeſſenheit hinſichtlich Albert's und Hedwigs zu machen hatte. Im Wetteifer mit dieſer und Albert's Schweſter zur Unterhaltung und Erheiterung des ruhig Geneſenden überkam ihr Herz für ihn die Empfindung einer innern Angehörigkeit, die ihr ſelbſt neu war und worin eine tiefere Wandlung des Gemüths ungeahnt ſich zu vollziehen ſchien. — Und „der alte Herr", wie er beim Geſinde ſchon hieß, ſolcher Zuträglichkeit dreier Frauenherzen ganz vergnügt, ließ ſich in der gemüthlichen Ruhe feſthalten, die der Arzt zur Herſtellung ſeines geſtörten und erſchöpften Nervenlebens für unerläßlich erklärte.

Daher zogen ſich die übrigen Mitglieder des befreundeten Kreiſes bald von dem weiblichen Amte der Krankenpflege zurück. Albert widmete ſich der Eiſenbahnangelegenheit, um mit Zuziehung der Stadt- und der Staatsbeamten die Richtung der Bahn und die Anlegung des Bahnhofs zu beſtimmen; wobei Lüdemann, als Referent im Miniſterium, ſehr erwünſcht zu einem leichtern Einverſtändniß eben anweſend war. Dazwiſchen wurden Partien ins Gebirge unternommen, wozu ſich ein eleganter Jagdomnibus anbot, der es möglich machte, auch den alten geiſtlichen Oheim Hedwigs als Bergeskundigen bequem mitzunehmen. Abends fand man ſich im Salon der Generalin zuſammen, da ſich denn auch der Kranke, der es ſo eigentlich nicht mehr war, nach ſeinem Behagen einſtellte und an den zuweilen recht ernſten Geſprächen einen empfänglichen Antheil nahm. So brachte man einmal von einer Gebirgsfahrt eine lebhafte Unterhaltung über die Entdeckungen der Naturforſchung mit, und ließ ſich über die Gewinſte aus, die unſere Civiliſation und erweiterte Geiſtesbildung davon hätte. — Ich finde es begreiflich, ſprach der würdige Geiſtliche, daß zuerſt die Civiliſation für die Annehmlichkeiten des Lebens zugreift. Denn es ſind Stoffe, die durch bloße Zerſetzung und ſinnliche Behandlung Neues und Ungemeines darbieten, deſſen freilich die den Menſchen gemeinſame Genußſucht oft zu ausſchließlich ſich bemächtigt. Um dieſer Verwendung wegen dürfen wir aber die

Gewinne ſelbſt nicht verurtheilen, wie es von den Orthodoxen unſerer Confeſſionen geſchieht. — Die Natur bringt uns eigentlich doch die Uroffenbarung des weltenſchaffenden Geiſtes mit der Beſtimmung, die Menſchheit der jüngern Offenbarung, der ſittlichen Ordnung der Welt, entgegenzuführen, durch die und in welcher wir das Ewige, das Göttliche erfaſſen ſollen, das jenen ſinnlichen, zerſetzbaren und daher wandelbaren Dingen zu Grunde liegt und erſcheint. Der bloße Verſtand der Menſchen begnügt ſich aber vielfach mit dieſen wandelbaren Dingen, die doch in der That auch wunderbar genug ſind, und will über dieſelben hinaus kein Göttliches anerkennen. Gegen dieſen zu allen Zeiten einmal laut und vorlaut gewordenen Materialismus mögen denn immerhin unſere Kanzeln eifern. Doch eine höhere Forſchung, die Vermittlerin beider Offenbarungen, von denen die eine von innen nach außen, die andere von außen nach innen führen ſoll, hat uns nicht blos mit den Urphänomenen bekannt gemacht, durch die uns ein Antheil an der ſchaffenden Macht für unſer menſchliches Daſein verliehen iſt, ſondern ſie zieht auch gar manches Correctiv religiöſer Irrthümer, zunächſt auch der chriſtlichen Zeit, ans Licht. Nun iſt es aber aus mit der chriſtlichen Geduld unſerer Glaubenseiferer, die jetzt die Naturforſchung unbedingt verdammen. Die Naturforſchung führt von Gott, von Religion und Sittlichkeit ab, verkündigen ſie warnend und wehrend. Und freilich haben die Prieſterſchaften aller Völker, und ſo denn auch die unſerige, ſchlimme Erfahrungen darüber gemacht. Zunächſt hat die chriſtliche ſelbſt die welterleuchtende Fackel, die unſer hoher Herr und Meiſter erhoben, ſo mit Aberglauben, mit irdiſchen Stoffen und irrigen Lehren verballt, daß die Urwahrheit von der Anbetung des ewigen Geiſtes im Geiſte gerade ins Naturgebiet des Materiellen herabgeſetzt worden iſt.

Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Chriſt nicht mehr hier!

heißt es in Goethe's „Fauſt“. Von der Förderung der Sittlichkeit in höherm Sinne, des Lebrecht durch den Glaubrecht, will ich nicht reden.

Brav, Eure Hochwürden, riefen die Männer, daß Sie ſich ſo freimüthig unter uns fühlen. Und Lüdemann ſagte:

So mögen wol auch unſere Frauen bei ihrer ſoviel getadelten, und allerdings nicht unbedingt, weder nach Geſchmack noch Hausverſtand zu billigenden Putzſucht ein wenig nach den prachtvollen, chaldäiſch, jüdiſch und altrömiſch angefertigten Gewändern und Gefäßen hinſchielen, womit manche Andacht ihre wechſelnde Toilette macht.

Ja, ja, lächelte der geiſtliche Herr, der ein gutes Glas Wein nicht verſchmähte, laſſen wir den Frauen eine Weile ihr Vergnügen. Wir Männer empfingen bekanntlich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts von Königsberg her den „kategoriſchen Imperativ“ für das Sittliche, und er iſt uns in der Bedrängniß der Napoleoniſchen Kriege gar wohl zu ſtatten gekommen. Die Damen wollen nun auch einmal für das geſellſchaftliche Leben ihren kategoriſchen Imperativ und nehmen ihn, artig erwidernd, aus den Händen einer Napoleoniſchen Gemahlin, — die Mode!

Man lachte und die Generalin verſetzte mit anzüglichen Blicken auf ihre Nichte:

Und unſere Beharrlichkeit, ſelbſt gegen biſchöfliche Scheltworte, wundert mich nicht, da ſelbſt die fromme, gläubige Freundin des Heiligen Vaters gegen deſſen Mahnungen an die römiſchen Damen mit ihren tollen Erfindungen fortfährt. Jene hohen Mahnungen wirken nun auch abwärts bis auf unſere Mucker herüber — — —.

Im Augenblicke wurde ein Brief von der Abendpoſt an den Staatsrath überbracht. — Neues aus der Reſidenz? riefen die Freunde, und Lüdemann, nachdem er das Schreiben durchlaufen, verſetzte ziemlich verdrießlich:

Nun ja, eine angenehme Neuigkeit: Pfarrer Aßbrand iſt Conſiſtorialrath geworden.

Was? rief Frau von Elzheim heftig. Doch nicht auf Ihren Vorſchlag, Herr Staatsrath?

Gewiß nicht, antwortete er. Wie ſollte ich dazu kommen, gnädige Frau? Ich höre doch Ihrer Frage an, daß auch Sie von Ihrem Glauben an ihn — geneſen ſind. Ich zweifle nicht, der Leibarzt, der mithelfende Freund, hat ihn durchgeſetzt.

Dieſe Erinnerung und was Lüdemann noch rückſichtslos vorbrachte, traf Antoniens Herz. Sie verſank in bekümmertes Nachdenken.

Der Biſchof hatte verſchiedenemal durch ſeinen Kaplan ſich nach dem Befinden der Frau von Elzheim und ihres erkrankt angekommenen Gemahls erkundigen laſſen, und erſchien nun eines Vormittags ſelbſt, die gnädige Frau zu beſuchen. Er hatte, dem Hauſe zuſchreitend, unſern alten geiſtlichen Herrn, an deſſen Thun und Denken er früher manchen Verdruß genommen und Grund zu deſſen Amtsentſetzung gefunden, im Garten mit dem General wandeln geſehen, und ſoviel Weltmanier er auch angenommen, ſo ſchwer kam er gewöhnlich über ſeine natürliche Zornmüthigkeit hinaus.

Er kam aber auch ſeiner Verehrerin heute ziemlich ungelegen. Es ging gegen Mittag und ſie hatte ein paar befreundete Familien aus der Stadt zu den Ihrigen eingeladen, um die Wiedergeneſung ihres Gemahls mit einem heitern Feſte zu feiern.

Albert wollte nämlich in Geſchäften auf unbeſtimmte Tage verreiſen und Lüdemann ihn mit Bella begleiten. So empfing die Baronin ihren hochwürdigſten Verehrer in dem ausgewählten Anzuge, worin ſie ihre Gäſte erwartete, und es fügte ſich bei ſeiner Verſtimmung weniger verwunderlich, daß er ſich, wie der Puterhahn über rothe Lappen, über den Putz der rückfälligen Sünderin im ſtillen ärgerte.

Hochwürden — Excellenz ſehen mich ja ſo befremdet an? bemerkte die Baronin ein wenig lebhaft.

Ich muß es zugeſtehen, daß Ihr Putz mich überraſcht, antwortete er. Sie hatten mich ſchon gewöhnt, mich als Freund im einfachen Hauskleide zu empfangen. Sollten wir es darin verſehen haben, daß wir uns ſo ſpät verſönlich nach der ſchweren Schickung erkundigen, die Sie betroffen hat?

Antonie unterließ es, ſich auf ihr häusliches Feſt zu berufen; ſie wollte ſich eben nicht rechtfertigen, ſondern erwiderte ganz heiter:

Im Gegentheil, Excellenz, könnte ich, wenn ich mich der Ehre Ihres Beſuchs verſehen hätte, den kleinen Aufwand nur aus der Beſorgniß gemacht haben, Ihnen früher nicht immer Ihren Würden gemäß begegnet zu ſein. Uebrigens leben wir ja jetzt auch in der ſchönen Zeit, wo ſich ſelbſt die Lilien des Feldes — heißt das bei uns der Gärten — ſchmücken.

Sie wollen uns aus der Bibel widerlegen, Frau Baronin, entgegnete er. Die Lilien ſtehen aber zur Ehre Gottes geſchmückt, und ohne die Abſicht dafür, ſich zu ſchmücken, ohne ängſtliche Sorgen darum; die Abſicht iſt es aber, die Befliſſenheit der Frauen für die eiteln Dinge, die das Herz von unſerer höhern Beſtimmung abhalten, wogegen wir eifern.

Ich habe, denk' ich, Ew. Excellenz keinen Anlaß gegeben, zu eifern, als hätte ich die Fragen der Seele, die Anliegen des menſchlichen Herzens und die Bildung des Geiſtes hinter meinen Putztiſch fallen laſſen, oder zu den Négligéſtücken meiner Garderobe gelegt, antwortete ſie nicht ohne Empfindlichkeit.

Wir haben hinſichtlich der weiblichen Putzſucht von einer Richtung der Zeit geſprochen, erklärte er; Sie perſönlich nahmen wir mit Zufriedenheit auf beſſern Wegen wahr. Um ſo mehr —

Wie glücklich ich bin, Ihre Zufriedenheit zu verdienen! fiel ſie ironiſch lächelnd ein; doch der Biſchof fuhr in ſeinem hochwürdigen Tone fort:

Um ſo mehr fiel uns bei unſerm heutigen Eintritte Ihr Rückfall auf, und dieſe Wahrnehmung veranlaßt eine ſo ſeltſame Unterhaltung, die keineswegs in der Abſicht unſers heutigen Beſuchs lag.

Ein Rückfall —? fragte ſie verwundert. So ſpricht man von übeln Gewohnheiten!

Sie erinnern ſich, gnädige Dame, antwortete er, Ihrer Ankunft in unſerer biſchöflichen Reſidenz und unſers erſten Begegnens. Sie ließen mich damals bald eine ernſte, von Zweifeln bewegte Seele erkennen, ein aufrichtiges und der Aufrichtung bedürftiges Herz, das nach einer höhern Löſung aus ſchmerzlichen, widerſpruchsvollen Erfahrungen aufathmete. Und ſo verſtanden wir uns ſchnell; ich wendete Ihnen meine lebhafte Theilnahme, ein inneres Wohlwollen zu, ſodaß ich unbedenklich die Abſicht, mich Ihrer anzunehmen, faßte, Sie —

Zu bekehren? fiel ſie ungeduldig ein.

Ja wohl, Frau Baronin, zu der echt religiöſen Höhe, von der allein, wenn man auf einer falſchen ſchwankend geworden, die geſellſchaftlichen Beziehungen ſich rein überſchauen, die Bethörungen oder Wirrniſſe des Alltagslebens allein ſich zur Verſöhnung löſen laſſen. Vor dieſer Höhe pflegt man ſich vor allem des Tandes, all des Nichtigen, das uns zur innern Sammlung und Erkenntniß im Wege liegt, zu entkleiden. So legte man im Alten Teſtament die Schuhe ab, wo man ſich einem Heiligthum näherte. Wir haben uns in der vornehmen Welt hinreichend bewegt, um uns eine ſchöne Frau im

Putze ruhig gefallen zu laſſen, ſolange wir ſie nur gleich einer geſchmückten Lilie betrachten.

Das thaten alſo Excellenz bei mir nicht mehr? unterbrach ihn Antonie. Sie hatten mich ſchon zur Ablegung alles hinderlichen Tandes bewegt? Nun ja, vielleicht habe ich die Löſung meiner innern Zweifel, meinen Frieden, meine Erkenntniß gefunden, oder — die Uebereilung meiner Bekenntniſſe eingeſehen!

Sichtbar verletzt von Tone erwiderte er mit erwachendem Unwillen:

Und greifen alſo zu den abgelegten Schuhen wieder zurück? Wohl! Wir wünſchen Ihnen von Herzen Glück zu Ihrem Seelenfrieden, wenn uns auch aus frühern Wohlwollen die Umſtände noch allzu bedenklich erſcheinen.

Und welche Umſtände meinen Hochwürden? fragte ſie barſch.

Mit der Miene frommer Betrachtung und beobachtenden Blicken antwortete er:

Irren wir nicht, ſo kehrten Sie ſchon ſeit der Ankunft des Herrn Elzheim, Ihres Schwagers, zu den frühern Gewohnheiten zurück.

Sie erſchrak, hielt ſich aber in aufgeregter Spannung, während er fortfuhr:

Wir begriffen, ja wir entſchuldigten es mit den Schwächen anderer Damen der guten Geſellſchaft, die in den Augen eines ſo vorzüglichen und einnehmenden Mannes nicht gern vernachläſſigt in ihren frühern Aufmerkſamkeiten oder gar abgewichen von ihren frühern Einverſtändniſſen erſcheinen mögen. Denken Sie ſich nun, — doch nein, Sie haben mich ja ſelbſt über mein

Erſtaunen berufen, — als wir Sie heute ſogar in einem Feſtgewande erblickten, wo ich Sie gebeugt von dem drohenden Verluſt Ihres Gemahls erwartete. Ich ſage Verluſt: denn ſolche Anfälle bleiben ja ſtets ſehr bedenklich. Wir erkannten eine höhere Fügung, die einem zerſtreuten Herzen den erkrankten Gatten unerwartet zuführt, um es an höhere Pflichten zu erinnern. Denn die der Herr lieb hat, ſucht er heim. Wie? dachten wir, ſollte unſere ſonſt ſo ſeelenvolle Freundin ſolchen Fingerzeig unerkannt, unbeachtet gelaſſen haben? Es iſt ja doch kein Zufall, an den ein edles Herz ſchmeichelhafte, bethörende Erwartungen — — Nein, nein!

Die Baronin erhob ſich heftig und bewegte ſich mit gefalteten Händen durch das Gemach. War es eine plötzliche Erkenntniß oder eine Beleidigung, was ſie ſo aufbrachte? — — Jetzt blieb ſie vor dem Biſchof ſtehen und ſprach etwas blaß und bebend:

Ja, Hochwürden — Excellenz, den ſchönſten Erwartungen gilt dieſer heitere, feſtliche Anzug. Wir feiern heute in vertrautem Kreiſe das Feſt der Herſtellung meines geliebten Mannes, — kein Verluſt droht meinem Herzen. Im Gegentheil! Der Himmel hat es in der That gefügt, daß wir uns während meiner Pflege inniger erkannt und in Liebe verbunden haben. Zu deſſen Anerkennung verknüpfen wir damit die Verlobung meines Schwagers Albert, dieſes „vorzüglichen, einnehmenden Mannes"! Wenn Sie im Augenblicke mich dennoch ſo erſchüttert ſehen, ſo gilt das Ihren Andeutungen, Ihrer geiſtlichen Erklärungskunſt, die mir ſehr unſtatthaft, ſehr vermeſſen erſcheint. O ich habe Sie verſtanden, Excellenz! — — Doch es iſt keine Zeit dazu: ich erwarte meine Gäſte! Entſchuldigen Sie mich! Ich will nur noch die Ehre haben, Sie bis zur Thür zu begleiten!

Der Biſchof war ſchon raſch aufgeſtanden und ſchritt nach der Thür, indem er den breit aufgekrempten Hut aufſetzte. Die Baronin entließ ihn mit einer ſo vornehmen Verneigung, daß kein Zweifel blieb, wie es gemeint war.

Doch dieſer Stolz, der den verſtorbenen Hofmarſchall von Sachtleben über die bürgerliche Heirath ſeiner Tochter noch im Grabe hätte verſöhnen können, fiel ſchwer ins Gemüth der erſchütterten Frau zurück. Sie lag eine Weile ſtumm und bebend in der Sofaecke, bis ſie von außen Bewegung vernahm. Sie erhob ſich, richtete aufathmend Bruſt und Haupt empor und eilte hinaus.

Hier vor dem Salon ſtieß ſie auf den alten Geiſtlichen, der eben aus dem Garten kam. Sie ſtreckte ihm die Hände entgegen, indem ſie mit gedämpfter Stimme, doch tief bewegt ausrief:

Willkommen, mein theurer alter Freund! Wie freue ich mich, Sie zu ſehen! Ein gutes Zeichen — Sie zuerſt! O wüßten Sie, welchen Blick ich eben in die unſelige Welt gethan! — — Doch nein, nicht in die Welt! Ein jeder von uns hat ſeine kleinen Erlebniſſe, ſeine Verwirrungen, ſeine Irrthümer und Sünden; das iſt ja nicht die Welt. Sie, edler Prieſter, gehören ja auch zur Welt und alle die Erkenntniß, die Vergebung und die Liebe. — Kommen Sie!

Sie reichte ihm den Arm und er führte ſie, die ſo

Bewegte, mit dem lächelnden Anſtand eines alten Weltprieſters in den Saal.

Alles war ſchon anweſend und ſie grüßte umher mit den Worten:

Ich bitte um Verzeihung! Ein unerwarteter Beſuch —.

Setzen wir uns! — — Doch noch eins! Sie ſehen mich etwas aufgeregt und ich bin es. Ich kann die Schüſſel nicht abwarten, die Ihnen unſer trauliches Feſt erklären ſollte. Sie müſſen mir helfen die Wiedergeneſung meines theuern Mannes feiern. — — Ja, lieber Gottfried, trat ſie zu ihm, — wir wollen recht dankbar ſein. Ich bin ſo voll innerer Zufriedenheit, von ſo vielem, was mich verwirrte und drückte, freien Herzens! Mir iſt heute zu Muthe, als feierten wir unſere Silberhochzeit, fünfundzwanzig Jahre innigen Glücks. — Doch ſtill, es bewegt dich noch zu ſehr, Gottfried. Setze dich hierher! — Frau Bella, kommen Sie hier an ſeine Seite! Thereſe hierher! Für Jugend und Schönheit hatte mein guter Mann immer ein empfängliches Herz.

Das hat er aller Welt durch ſeine Wahl erklärt! rief Lüdemann, der ihr zunächſt ſtand, mit artiger Verneigung, und ſie fuhr fort:

Kommen Sie, Herr Staatsrath! Sie ſitzen hier an meiner Seite. — Hochwürden, Herr Pfarrer, bitte, hier zu meiner Rechten! Von Ihnen fürchte ich nicht, daß Sie mich bekehren wollen!

Nein, gnädige Frau! lächelte er, — nicht bekehren und nicht belehren. Nur ein beruhigendes Wort des alten heidniſchen Philoſophen Seneca fällt mir ein: „Es gibt in der Welt", ſagte er, „mehr, was uns ängſtigt, als was uns drückt, und Einbildungen machen uns öfter als die Dinge ſelbſt zu ſchaffen."

Ja, ſo iſt es! rief ſie, — beſonders auch geiſtliche Einbildungen. Aber gerade die will ich jetzt — —. Nein, das wollte ich nicht ſagen, ſondern noch etwas — Erfreuliches verkündigen. — Mein lieber Schwager Albert und meine gute Hedwig Siebrecht gehören einander in Liebe an und wir wollen heute ihre Verlobung feiern. — — Nicht wahr, lieber Mann, ich muß dir doch zu deiner Geneſung etwas Ueberraſchendes bringen?

Er war wirklich auf das angenehmſte überraſcht; für den General aber war es gut, daß er es nicht im Garten vernahm: die Pfeife wäre ihm ausgegangen. — — Aber, bitte, noch keine Gratulationen! wendete die Baronin ſich gegen die Gäſte. Wir haben noch keinen Champagner. Es galt mir nur, beide zuſammenzuſetzen, ohne es misverſtehen zu laſſen.

Sie führte beide zuſammen nach der Mitte der Tafel, rief dann Tante und Oheim General an die Seiten des Paares, wies den übrigen Eingeladenen ihre Plätze an und gab einen Wink, die Speiſen aufzutragen. — —

Wir haben an Albert's Geburtstage die Glückwünſche übergangen und hier übergehen wir die Schüſſeln bis zu den Glückwünſchen beim Feſtweine.

Lüdemann brachte den erſten für den geneſenen alten Freund aus, — warm, ja herzlich, mit zarten Erinnerungen an gute, vergangene Tage.

Elzheim wollte danken, war aber noch zu reizbar geſtimmt; die Worte verſagten ihm, Thränen traten ihm ins Auge, die er hinwegſcherzen wollte, indem er ſprach:

Die paar Tropfen Wein ſteigen mir zu Kopf und kommen gleich wieder aus den Augen. Es iſt kein Weinen, — es iſt Wein!

Er wollte ſodann den Verlobten den Glückwunſch darbringen, konnte ihnen aber nur mit dem Glaſe zuwinken, und beide eilten, ihn zu umarmen. Auch die andern traten hinzu, mit ihnen anzuſtoßen, die Baronin voraus, wobei ſie ihnen zuflüſterte:

Siehſt du nun, liebe Hedwig, warum ich dich zuerſt ſo hart anließ: du drohteſt ja, mich um meine vorhabende Ueberraſchung zu bringen!

Sie erröthete flüchtig; aber die Glücklichen ließen ſich die Erklärung gefallen.

Ueber eine Weile klopfte der General, auf Antrieb ſeiner Gemahlin, an ſein Glas, winkte nach dem geiſtlichen Oheim der Braut und rief — wunderlich zerſtreut und verlegen:

Bataillon! — Nein doch, nein! Bitte um Verzeihung! Meine Freunde, wollt' ich ſagen, erheben wir die gefüllten Gläſer und bringen dem hochwürdigen Oheim unſerer liebenswürdigen Braut ein donnerndes Lebehoch!

Man ſtimmte zu, und ſobald es ein wenig ſtiller ward, fiel die Generalin befangen-ſcherzend ein:

Brav, lieber Richard! Du weißt zwar, daß ich mich beim Donnern immer ängſtige! Du meinſt aber Kanonendonner, und da wollen wir heute alle Geſchütze loslaſſen, die ſo lange nicht im Kriege waren. — —

Etwas ſpäter erhob ſich der Geiſtliche mit Dank- und Glückwünſchen, wobei er zugleich in ſchöner und klarer Rede auf die bedeutende Zukunft hinwies, der die Verlobten entgegenlebten, da durch den wachſenden Reichthum von Entdeckungen und Erkenntniſſen im Gebiete der Natur und des Geiſtes, beider in Eintracht, das menſchliche Daſein in Genuß und Sitte ſich veredeln und verherrlichen werde.

Lüdemann flüſterte ſeiner Nachbarin zur Linken zu:

Sie könnten die Geſundheit des Generals ausbringen, meine Gnädige. Er kehrt doch aus einem ſchweren Feldzuge mit einem Bataillon zurück.

Die Dame bot ihm eine Knackmandel mit den Worten: Mir müſſen Sie nicht viel mehr als ein Vielliebchen zumuthen, Herr Staatsrath!

Der ſonnige Nachmittag ſtrahlte durch die Fenſter. Die Baronin machte den Vorſchlag, den Kaffee im Freien, unter den ſchattenden Kaſtanienbäumen des Gartens zu nehmen. Hier brachte ſie es auf die Vermählung des Paars und wünſchte dieſelbe zur Feier ihres nahen Geburtstags. — Die Zeit iſt kurz anberaumt, ſagte ſie, kann man denn aber zu früh glücklich werden? Das Paar wird mir zuſtimmen. Albert verreiſt zwar morgen in Geſchäften, denkt aber ohnedies ſchon bis zum 7. Juli zurück zu ſein. Ihr Urlaub, Herr Staatsrath, läuft auch nicht früher ab, und Sie nehmen den Rückweg von Ihrem Hochzeitsausfluge über hier zur Hochzeit des Freundes. Ich ſchreibe gleich morgen an Ihre Frau Mutter, und unſere vortreffliche Frau Profeſſorin kommt, ihre Kinder hier abzuholen, auch zum Feſte. Was ich mir bei dieſem 7., drei Jahre zurück, noch beſonders denke, wiſſen unſere Angehörigen und — das entſcheidet für meinen Vorſchlag.

Dieſer fand kein Bedenken, er wurde angenommen.

Der 7. Juli war gekommen. Alles hatte ſich zur Vermählung eingefunden und man ſetzte ſich zu einer Familienberathung zuſammen. Das frühere Feſt hatte Herrn von Elzheim's Geneſung nicht geſtört und die ſeitherigen Ausfahrten ins Freie und Weite ihn belebt und gekräftigt, ſodaß er ſich entſchloß, nach der Hochzeit, ſobald die Frau Profeſſorin ſich in der ſchönen Umgegend ein wenig umgeſehen, mit Lüdemanns nach der Reſidenz zurückzukehren. Beide, Herr und Frau von Elzheim, waren nach ihren Erlebniſſen in der Stimmung, ſich dort von der großen Geſellſchaft mehr zurückzuziehen und in ihrem geräumigen Landhauſe ſo einzurichten, daß ſie Tante und Onkel General bei ſich, nur in getrennter Familie, aufnehmen könnten. Beide Alte litten an einer Art von Heimweh; man verſprach ſich das traulichſte Zuſammenleben.

Da Albert und Hedwig die Abſicht hatten, nach ihrer Vermählung eine kleine Reiſe im nördlichen Deutſchland zu machen, ſo ſchlug man dem geiſtlichen Oheim vor, mit Herrn und Frau von Elzheim nach der Reſidenz zu fahren und dort das reiſende Paar abzuwarten, bei dem er künftig wohnen und ſeine Tage beſchließen wollte. Eine letzte Widerwärtigkeit hatte ihn vollends dazu beſtimmt. Er wünſchte nämlich, ſeine Nichte, ſeiner ſeligen

Schweſter Kind, zu trauen, und unterhandelte dazu mit dem Stadtpfarrer, der als der Seelſorger der Braut ihm die Verrichtung übertragen mußte, der aber nur unter den bekannten Gelöbniſſen der Verlobten, wegen katholiſcher Erziehung der Kinder aus gemiſchter Ehe, ſeine Zuſtimmung ertheilen wollte. Hedwig war aber dazu nicht geneigt.

Als nun am Morgen des 7. alles bereit war, zur Trauung zu fahren, erſchien der würdige Mann in ſeinem vollen weltgeiſtlichen Anzuge dem Paare voraus mit der Erklärung:

Wir fahren blos zur evangeliſchen Kirche: meine liebe Nichte hat ſich entſchloſſen, nur dort getraut zu werden und ſodann in dem Bekenntniſſe zu leben, in welchem ſie die Einſegnung ihres Bundes empfangen hätte.

Das Paar trat ein und wurde mit gebührender Zuſtimmung empfangen. Auch der Geiſtliche nahm kein Bedenken, der proteſtantiſchen Trauung beizuwohnen.

Nach der Kirche empfing man die Glückwünſche der Freunde und Bekannten bei einem guten Frühſtücke, das ſich déjeûner dinatoire nannte, womit zugleich der Geburtstag Antoniens gefeiert wurde. Sie ſelbſt, in Erinnerung an jenen 7. vor drei Jahren, an welchem ſie zum erſten mal die zuckende Hand ſtumm dem gratulirenden Bewerber flüchtig zum Kuſſe überlaſſen hatte, ſaß während der muntern Stunden ſtill bewegt, Hand in Hand, neben ihrem jetzt erſt ihr innigſt angehörigen Gottfried.

Gegen Abend nahm das umgekleidete Paar Abſchied zu ſeiner Reiſe. Als Hedwig den Oheim umarmte, flüſterte ſie:

Ich gehe vergnügter, lieber, herzlicher Oheim, da ich

Sie ſo heiter ausſehend finde, als ob Sie ohne Leid aus der Heimat ſchieden.

Gewiß thue ich das, meine Tochter! erwiderte er. Oder glaubſt du denn, du hätteſt Muth und Liebe für dich und deinen Albert allein behalten und genommen?

Wenige Tage ſpäter fuhren zwei Reiſewagen in der Frühe des ſchönſten Sommermorgens an der Wohnung des Generals vor; — den einen ſollte zu Herrn und Frau von Elzheim der alte Pfarrer, den andern zu Lüdemann und Frau die Profeſſorin Mutter beſteigen. Schweſter Thereſe und ihr Karl waren ſchon tags nach der Trauung geradeswegs heimgereiſt.

Als beim Einſteigen die Generalin der Nichte vergnügt zurief: Machen wir's kurz, liebe Antonie, wir zwei Alte machen ja eure baldigen Nachkommen.

Und Lüdemann aus ſeinem Wagen rief dem zuletzt einſteigenden Geiſtlichen zu:

Eure Hochwürden blicken noch einmal umher: aber — laſſen Sie Scheiden ſich nicht wehe thun!

Gewiß nicht, Herr Staatsrath! erwiderte er. Ich habe Verluſt und Gewinn mit Verſtand und Herzen abgewogen. Manchmal freilich, wenn zumal der zunehmende Mond am Abendhimmel ſteht, werde ich aus der reichern Ferne mich nach den alten Buchen und Bergen zurückträumen, unter denen ich jung war; doch

Et hoc meminisse juvabit!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.